Niederländiſche Sagen.

Niederländiſche Sagen.

Geſammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

In longum tamen aevum
Manserunt hodieque manent
Hor.

Mit einem Kupfer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Herrn

Professor Leopold Ranke

in Berlin.

Daß ich Ihnen, hochverehrter Herr Profeſſor, dieſes Bändchen weihe, iſt nur ein Tribut gerechter Dankbarkeit.

Waren es auch nur wenige Tage, in denen uns Ihre Nähe beglückte, ſo knüpft ſich doch für mich eine Erinnerung an dieſelben, welche mir ewig theuer bleiben wird, — die Bekanntſchaft mit dem deutſcheſten Edeln, dem edelſten Deutſchen, den Belgien beſitzt, und dieſe ward mir durch Sie. Nenne ich Ihnen auch den geweihten Namen nicht, Sie wiſſen, wen ich meine.

Nehmen Sie die kleine Gabe freundlich hin. Sei Ihnen dieſelbe ein bleibend Gedenken an Den, der ſie Ihnen brachte, und die Septembertage des Jahres achtzehnhunderteinundvierzig, in denen er ſo unvergeßliche Stunden mit Ihnen verlebte.

Vorrede.

Warum ſollte denn der freundliche Engel der Sage, der, dem ſchönen Worte der Gebrüder Grimm zufolge, jedem Menſchen von Heimathswegen beigegeben iſt, ihn in die Fremde zu geleiten, gerade ſeine Segnungen ſo reich über uns Hochdeutſche ausgeſchüttet, warum unſere niederdeutſchen Brüder ſo gänzlich vergeſſen haben? Warum ſollten bei uns ſich ſo viele Reliquien erhalten haben von dem Cultus der alten Götter unſerer Väter, und warum ſo wenige in Niederdeutſchland übrig geblieben ſein? — Dieſe Fragen drängten ſich uns beim Leſen der unübertrefflichen Sammlungen deutſcher Sagen und Märchen der Gebrüder Grimm, wie der deutſchen Mythologie Jacob Grimms wiederholt auf; ſie regten in uns den Wunſch an, einmal ſelbſt zu den einſt ſo ſangreichen und jetzt ſo ſchweigſamen Niederlanden zu pilgern, um uns zu überzeugen, ob denn mit dem Sange und der Sage jedes Urwaldandenken ſo ganz dort untergegangen ſei. Die erſten Ergebniſſe unſerer Wanderſchaft waren nicht gar lohnend, aus dem

Volke konnten wir nichts für uns gewinnen; darum ſetzten wir uns in Brüſſel feſt, um dort einſtweilen die reiche Hulthemiana zu durchſuchen *).

Sagenſammlungen waren nicht aufzuſpüren, denn einige Werke unter Aehnliches verſprechendem Titel, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden, verdienten den Namen nicht. Wir gingen alſo zu den Chroniken; ein glücklicher Zufall führte uns aus der langen Reihe derſelben zuerſt die alte Diviſie-Chronyk von Holland, Seeland, Friesland ꝛc. in die Hand. Wir öffneten das Buch auf gut Glück, und die ſchöne Sage von Hengiſt und Horſa, von Grimms nur in ſpärlichen Reſten gegeben, lag in beſter Vollſtändigkeit vor uns; vor und hinter ihr blühte ein Aehrenreichthum, der ſchwerlich noch anderswo anzutreffen wäre. Funde dieſer Art mußten uns wohl zu weiterm, thätigem Suchen ermuntern; rein auf uns ſelbſt hingewieſen, die Grimmſche

---

*) Ferne, ſehr ferne ſei es von uns, den Mangel an Materialien aus den Niederlanden den Gebrüdern Grimm zu Laſt zu legen. Daß ſie redlich ſtrebten, durch Correſpondenzen das zu erhalten, was ihnen die weite Entfernung von ihrem Wohnorte ſelbſt zu nehmen verbot, das leuchtet aus beiden genannten Werken hervor. Aber Correſpondenzen bleiben doch nur Correſpondenzen und „Selbſt iſt ein köſtlich Kraut", ſagt das alte Sprichwort. Daß wir glücklicher waren wie ſie, das macht, weil wir den Quellen näher ſtanden; ſie in unſerer Lage hätten jedenfalls Beſſeres geboten, als wir bieten können.

Sammlung nur als Führerin zur Seite, ſammelten wir während drei Jahren und unſere Collectaneen wuchſen mit jeglichem Tage. Unter andern Sammelreiſen machten wir in dieſer Zeit auch einen Ausflug nach Gent, um dort die edeln Häupter des flämiſchen Bundes zur Theilnahme an unſerm Unternehmen aufzubieten; dieſer Ausflug gab dem Ganzen eine neue Wendung. Junker Blommaert und Stadtarchiviſt van Duyſe, mit denen wir ſchon früher in brieflicher Verbindung ſtanden, begrüßten die Sache aufs freundlichſte und nahmen ſich, beſonders der Letztere, ihrer mit der wärmſten Liebe an. Vater Willems, der noch ſtets rüſtige Vorkämpfer für die Emancipation der Fläminge, wie nicht minder Herr Profeſſor Serrüre, unterſtützten uns mit reichen Notizen. Die beiden Componiſten van Maldeghem, und vor allem Herr Jack van de Velde in Dendermonde, an welche van Duyſe uns empfahl, bewieſen die innigſte Theilnahme und bemühten ſich aufs freundlichſte für uns. Herr Bibliothekar Mertens in Antwerpen, deſſen Bekanntſchaft wir Prof. Serrüre verdankten, erfreute uns mit gewiſſenhaft reinen Beiträgen, welche er in ſeiner Umgebung für uns ſammelte.

Wie reiche Hülfe wir alſo von flämiſcher Seite fanden, ſo wenig wurde uns von franzöſiſcher — eine Bemerkung, die, obgleich viel Bitteres mit ſich führend, uns jedenfalls doch wieder gar wohlthuend war, indem ſie uns einen frohen Beweis von der

Reinheit gab, in welcher der deutſche Geiſt ſich in den flämiſchen Provinzen erhalten hat. Wie naturwidrig der franzöſiſche Einfluß dem Volke in jenen Gegenden iſt, davon gaben uns unſere Sammelausflüge die beſte Kunde. Einem keuſchen **Nolimetangere** gleich, zog ſich der noch mit alter Treue an ſeinen Sagen hängende Landmann meiſt ſcheu zurück, wenn wir ihm etwas von ſeinen Schätzen entlocken wollten. „Gy wilt met ons lachen“ (Ihr wollt uns zum Narren halten), war meiſt die wiewohl mit lächelndem Munde, doch mit einem unendlich wehmüthigen Ausdrucke uns kommende Antwort, und mehr wie einmal mußten wir mit leerer Mappe ein Dorf verlaſſen, ohne trotz aller Ehrlichkeitsverſicherungen auch nur eine Sage aus ihm mitnehmen zu können. In den Städten, welche die Livree von Paris tagtäglich mehr tragen, verſchwinden die Sagen ganz. Brüſſel, das große Brüſſel lieferte uns nur drei. **Betises, enfantillages**, das ſind die Namen, mit denen dünkelſchwangere Franzoſenäffler dort das heiligſte Eigenthum des Volkes taufen.

Wir müſſen geſtehen, dieſes Wiederfinden ſo ächt deutſchen Geiſtes in den flämiſchen Provinzen ſetzte uns in nicht geringes Erſtaunen, denn nach dem, was wir in der Einleitung zum ſechſten Theile der **Horae belgicae** des um die ältere niederdeutſche Literatur ſo verdienten Hoffmann von Fallersleben geleſen, konnten wir nur das Gegentheil erwarten, während das Gegentheil des meiſten von ihm Erzählten uns überall überraſchte. Höchſt ſelten nur wurden wir franzöſiſch angeredet; in Brüſſel ſelbſt, dem Sitze der „Fransquillonnerie“, hörten wir meiſtens Flämiſch; um wie viel mehr in Gent und Mecheln und Löwen. Daß es noch „Archivare und Bibliothekare im Dienſte des Staates gibt, denen das Vlaemſche eine beinahe (wir würden ſagen durchaus) fremde Sprache iſt“, das iſt leider zu wahr. Auch haben die Fläminge ihren Kampf noch lange nicht ausgekämpft. Daß ſie ihn aber glücklich beenden werden, daran iſt kein Zweifel; denn Deutſchland, auf welchem ihr Blick vertrauungsvoll ruht, wird ſie nicht ohne Hülfe laſſen. „Das Gefühl einer innigen Verbindung mit unſern öſtlichen Stammverwandten“, ſchrieb mir unlängſt van de Velde, „iſt für uns Niederdeutſche zu ſelig, als daß wir es nicht mit Liebe pflegen ſollten. Es entkeimt mit unſerer Nationalität, die ſich langſam von dem herben Stoße wieder erholt, den ihr die franzöſiſche Herrſchaft verſetzte. Nun, wo wir unſere Selbſtſtändigkeit wieder errungen haben, heften wir auch unſer Auge mit Ruhe und Vertrauen wieder auf unſere Brüder, von denen wir ſo lange getrennt daſtanden; wir finden nach langem Kampfe in der neu aufblühenden Mutterſprache einen Heilesſtern, der uns zu neuem Bündniſſe mit Deutſchland führen ſoll.“

Thaten aber je ſolche Gefühle Noth, war ein feſtes Zuſammenhalten je zu wünſchen, dann iſt es eben in dieſem Augenblicke, wo ein kräftiges Wort von flämiſcher Seite geſprochen vielleicht zu großen Reſultaten führen könnte. Doch warum wird man in Deutſchland von all dieſem nichts gewahr? dürfte man fragen. Die einfache Antwort wäre: Weil entweder die Correſpondenten deutſcher Blätter von der franzöſiſchen Partei bezahlt ſind, oder — elend genug — nichts von dem Flämiſchen wiſſen, und weil Deutſchland den einzigen kühnen Beſprecher der gegenſeitigen Intereſſen, die „Freie Preſſe“ des Dr. Coremans hat untergehen laſſen. Wie wenig die jetzige deutſche Revue, die „Grenzboten“ Kuranda's dieſem Zwecke nachkommen, das liegt vor. Die Vorrede ausgenommen, war dort höchſtens viermal, vom October vorverfloſſenen Jahres an bis heute, die Rede von den Flämingen. Wir können dieß inzwiſchen dem Redacteur nicht gar ſehr verdenken, indem er mit dem Flämiſchen ſo wenig vertraut iſt, daß er es unlängſt noch als Mutter des Hochdeutſchen erklärte.

Man könnte es uns zum Vorwurfe machen, daß wir uns nicht auf die deutſchen Provinzen in Belgien beſchränkten, daß wir auch die Sagen der Wallonen in unſere Sammlung aufnahmen. — Was uns betrifft, ſo glauben wir nicht, daß man je wird beweiſen können, daß dieſe Provinzen nicht einſt deutſch waren. Den durchaus deutſchen Charakter der Sagen aus dieſen Gegenden ſelbſt zur Seite geſetzt, ſprechen ſchon die vielen Ortsnamen, welche das Andenken deutſcher Gottheiten bewahren, laut genug für unſere Annahme. — Eben ſo wenig durften wir das franzöſiſche Flandern unberückſichtigt laſſen, denn daß Frankreich dieſe Strecken für den Augenblick beſitzt, gibt uns natürlicherweiſe kein Recht, ſie von unſerm Gebiete auszuſchließen. Was thun aber die vier burgundiſchen Sagen in der Sammlung? möchte man mit Recht fragen. Wir hörten und empfingen dieſelben aus dem Theile von Flandern, in dem das ſogenannte „Burgundiſche“ zu Hauſe iſt *). Hat der burgundiſche Hof ſie herübergebracht? Anders wüßten wir uns zum mindeſten das Wiederfinden der Gangulphslegenden, deren ich eine nicht wohl mittheilen konnte, hier nicht zu erklären; ſo ſchien es uns am beſten, ſie nach ältern Quellen zu geben, die auch für 270 und 355 reiner waren. 162 könnte Granvella aus Belgien mitgebracht und Vair nur nach Burgund verlegt haben.

Unter den Quellen, welche wir für unſere Sammlung benutzten, nennen wir zuerſt die ſchon Eingangs erwähnte Diviſie-Chronyk von Holland, Seeland, Frießland ꝛc., welche uns beſonders für die hiſtoriſche Sage die wichtigſten Beiträge bot. Sie konnte dieß mit allem Rechte, denn in ihrem Verfaſſer lebte bei ſeltenen geſchichtlichen Kenntniſſen ein durch-

---

*) S. darüber Willems Belg. Muſeum I, 447—453. II, 427.

aus reger Sinn für die vielen ſeiner Zeitgenoſſen ſchon nicht ernſt genug mehr tönenden Klänge der Sage, und ſo häufte er uns für ſie, wie für die Geſchichte, die koſtbarſten Schätze auf. — Ihr zur Seite ſtellen wir die „Cronycke ende waerachtige Beſchryvinghe van Vrieslant“ des Occa Scharlenſis, welche von Johann Vlitarp vermehrt und verbeſſert durch Andreas Cornelius zuerſt (Leeuwarden 1597, Fol.) herausgegeben wurde. Bisher hat man gegen die Aechtheit dieſer Chronik ſehr angekämpft, jedoch möchten die Gründe, auf welche man ſich dabei ſtützte, nicht gar haltbar ſein, denn ſie laufen am Ende ſtets nur darauf hinaus, daß man das Original, welches dem Andreas Cornelius vorgelegen, nicht mehr beſitzt. Occa erzählt nicht das Mindeſte, was ſich nicht als rein hiſtoriſch oder ächt ſagenhaft herausſtellte, aber eben dieß ächt Sagenhafte iſt es, woran ſeine Gegner Anſtoß nehmen, gegen welches ſie wüthen, nicht bedenkend, daß Occa hierin mit ſo vielen andern Chroniciſten und Hiſtorikern Frießlands, die alle geſchrieben, ehe er aus der Preſſe kam, genau übereinſtimmt.

Von den flandriſchen und brabantiſchen Chroniken ſind es beſonders die beiden „alderexcellenteſten“ und die des Marcus van Vaernewyck, welche ziemlich reich für uns floſſen. Hätten ſie uns aber auch nur die romantiſchen Abentheuer Lyderiks, des erſten Förſters von Flandern, und die Sage von der Frau Schwana geliefert, wir wären mehr als zufrieden geweſen. Das nach ihnen und andern bearbeitete Volksbuch „Julius Cäſar“ glaubten wir reicher, als wir es fanden; es iſt trocken und nüchtern über alle Begriffe. — ein Vorwurf, den wir zugleich der ganzen Volksbibliothek, welche die Geſellſchaft zur Verbreitung guter Bücher herausgibt, machen müſſen. Der Zweck, den die Geſellſchaft im Auge hat, Verbannung des Wuſtes ſchlüpfriger und ſchlechter franzöſiſcher Romane, mit denen der ſchändliche Klubb der belgiſchen Nachdrucker das Land überſchwemmt, iſt ſonder Zweifel ſehr edel und löblich; ſo lange ſie aber fortfährt, die Helden und Heldinnen der Sage ihres poetiſchen Schmuckes zu entkleiden und ihre Legenden „restituées dans les probabilités historiques“ zu bieten, wird ſie dieſen Zweck ſchwerlich erreichen, und ſtellt ſie ihre Preiſe auch noch ſo billig. Und warum gibt ſie die alten Volksbücher nicht in beſſerer Form? Sind dieß etwa keine guten Bücher? Immerhin werden ſie eine friſchere Koſt für das Volk bleiben; immerhin wird ein Eulenſpiegel, ein Reinhard Fuchs ihm hundert Heiligenleben aufwiegen.

Die reichſte (wiewohl für Sagenforſchung bisher noch unbenutzte) Quelle fanden wir in Delrio's „Disquisitiones magicae“; minder ergiebige in Cäſarius von Heiſterbach und dem „Bonum universale de apibus“ des Thomas Cantipratenſis, deſſen ungemein naiven Erzählungen man nur das mönchiſche Gewand abzuſtreifen hat, um die reinſten

Perlen in ihnen zu ſchauen. Gleich Delrio hätte Sprengers **Malleus maleficarum** uns mit manch herrlichem Beitrage erfreut, jedoch hinderte uns das mitunter gar eigenthümliche Reglement der königl. Bibliothek, wie ihn, ſo auch manch andere koſtbare Quelle nach Luſt und Liebe zu benutzen.

Unter den Neuern, welche unſerm Zwecke dienten, nennen wir hauptſächlich die **Archives historiques** des hochverdienten Baron de Reiffenberg, welcher — der erſte in den Niederlanden — in dieſer Zeitſchrift der Sage ein eigenes Capitel widmete. Nächſt ihm boten uns des wackern Archäologen Schayes „**Essais historiques**“ mehre gute Zwergſagen, **Dr.** Bovy's „**Promenades historiques**“ hiſtoriſche und andere Volksſagen. Die „**Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre**“ von Berthoud verdienen kaum den Namen, denn ſie ſind dermaßen mit romantiſchem Flitterputze überladen, daß der Kern mitunter ſchwer zu finden iſt; viele ſelbſt ſchienen uns unächt und wir nahmen Bedenken, ſie unſerer Sammlung einzuverleiben. „**Les chroniques des rues de Bruxelles**“ ſind ein geiſtloſes Gewebe von Erdichtungen und um ſo mehr zu tadeln, als der Verfaſſer ſtets bemüht iſt, ſie uns als ächt aufzudringen. Wie der Name des Verfaſſers der „**Légendes namuroises**“ (Pimpurniaux) eine Myſtification iſt, ſo iſt es doppelt der Titel. Man ſollte ſonſt doch wohl vorausſetzen dürfen, daß der Akademiker, Herr

Borgnet, wiſſe, was eigentlich eine Legende ſei, denn die hier mitgetheilten Legenden ſind nichts mehr und nichts weniger, als Novellchen, Anekdötchen und Aehnliches. Delepierre's „**Chroniques, traditions et légendes de l'ancienne histoire des Flandres**", für deren freundliche Mittheilung wir dem Verfaſſer herzlichſt danken, enthalten, Lyderiks Abentheuer ausgenommen, nur Geſchichte; ſeinen „**Lac d'amour**" hielten wir anfangs für wirkliche Sage, kamen jedoch durch eingezogene Erkundigungen bald zur Gewißheit, daß es nur Erdichtung ſei.

Das Beſte inzwiſchen bot uns neuerdings Dr. Snellaert in dem von ihm herausgegebenen „Kunſt- en Letter-Blad". Wie er, ſo waren ſeine vielen Mitarbeiter ſtets bemüht, in dieſer Zeitſchrift ihren Leſern mit richtigem Geſchmacke gewählte und von allem Umhängſel freie Sagen vorzuführen. Warmer Dank ihnen dafür. Weniger Lob verdient eine Reihe von Sagen, welche die „**Emancipation**" im Jahre 1834 gab; die Leſer des Blattes ſind aber auch nur Franzoſen, und kräftige, kurze deutſche Koſt konnte dieſen natürlich nicht verdaulich ſein.

Von holländiſcher Seite kamen uns van den Berghs „Nederlandſche Volksoverleveringen en Godenleer" erſt da zu Gute, als wir ſchon ſämmtliche von ihm mitgetheilte hiſtoriſche Sagen ihren Quellen ſelbſt entnommen hatten. Dem Titel des Werkes zufolge durften wir mehr erwarten, als wir fanden; denn eigentliche Volksſagen, mit denen uns zu bereichern der Verfaſſer ſo wohl im Stande geweſen wäre, ſind ſo ſpärlich darin geſäet, daß ſie nicht drei bis vier überſteigen. Mit van Weſtendorps Mythologie ging es uns, wie mit Sprengers **Malleus**, und ſo blieb die einzige übrige Druckquelle das durchaus verdienſtliche „Geſchiedkundig Mengelwerk“ des Directors Dr. Hermanns in Herzogenbuſch. Van Lenneps niederländiſche Legenden ſtanden uns nicht zur Hand, doch wir verloren nichts dabei; derſelbe Fall war es mit den Chroniken der Straßen von Antwerpen von Sleecks — einem würdigen Gegenſtücke zu dem angeführten Werke über Brüſſel — die uns zu ſpät zukamen.

Unſtreitig das Meiſte ſchöpften wir aus mündlicher Ueberlieferung, und ſollte unſer Werk in etwa verdienſtlich genannt werden können, ſo wäre es von dieſer Seite. Beſonders erfreute uns in dieſer Hinſicht ein hoher Gönner in Holland fortwährend mit höchſt ſchätzbaren Mittheilungen, welche er theils während ſeines einſtigen Aufenthaltes in Belgien, theils nun in ſeiner Umgebung geſammelt hatte. Herr Schuldirector Dr. Hermanns, deſſen wir oben ſchon erwähnten, ſchloß ſich ihm freundlichſt an. Außer dem, was wir auf unſern Ausflügen ſelbſt dem Munde des Volkes entnahmen, verdanken wir gar Manches dem verdienſtvollen Ordner des deutſchen Staatsarchives, Herrn Dr. Coremanns, deſſen liebenswürdige Gefälligkeit uns viele der wichtigſten Beiträge verſchaffte. Nicht weniger ſtanden unſere Freunde, die Herren DD. Schayes, Piot und Snellaert, Baron J. de Saint-Genois, die Dichter Rens, van Kerkhoven, Vleeſchouwer, A. van de Velde, van Swygenhoven, Lehrer Courtmans, van de Voorde, und nicht minder die als brave Muſenprieſterinnen bekannten und geehrten Frauen van Ackere und Courtmans und Fräulein A. van Swygenhoven uns ſtets mit hülfreicher Hand nahe; ſie trugen uns wahre Schätze zu. Möge ihr Eifer nicht erkalten und recht viele ſich ihnen für die Folge anſchließen. Jede Mittheilung werden wir dankbarlich entgegennehmen und wäre es auch nur die kleinſte Notiz.

Was die Anordnung der Sammlung betrifft, ſo folgen ſich die hiſtoriſchen Sagen, welche meiſtens das erſte Buch füllen, chronologiſch; mit 103 beginnt jedoch eine neue Folge. Frießland ſchickten wir voraus, weil von dort aus die Einwanderer in den Niederlanden ſich verbreiten; Holland folgt und das ſüdlichſt gelegene Belgien ſchließt die Reihe. Wie viel ſich auch gegen dieſe Eintheilung unſeres Gebietes einwenden ließe, wir glauben nicht, daß eine zweckdienlichere zu machen wäre. Durch das zweite Buch läuft ein loſer, häufig abgebrochener, aber eben ſo oft wieder angeknüpfter Faden. Daß in den Anmerkungen kein vollſtändiger Commentar zu den einzelnen Sagen geliefert werden konnte, begreift ſich wohl; viel ausführlicher würden ſie ſein, wären unſere literariſchen Hülfsmittel nicht ſo ſehr beſchränkt geweſen; wer die belgiſchen Bibliotheken kennt, der weiß, daß da deutſche Bücher, und vor allem ſolche, wie wir ſie haben mußten, bei hellem Sonnenſchein mit der Laterne in der Hand zu ſuchen ſind. Das Wenige inzwiſchen, was uns zu Gebote ſtand, haben wir treulich benutzt.

In Bezug auf den Styl erkennen wir gerne, daß derſelbe nicht die mindeſte Ebenmäßigkeit hat. Inzwiſchen glaubten wir uns aufs genaueſte an die Worte unſerer Quellen halten zu müſſen, und darin ſündigten wir hoffentlich nicht. Wir halten es im Gegentheile für Pflicht des Sagenſammlers, die Treue und Wahrheit, welche überhaupt ſein Augenmerk ſtets ſein muß, auch bis auf dieſen Punkt auszudehnen. Darin ſehe man auch den Grund dafür, daß wir hier und da bekanntere Sagen noch einmal nach unſern Quellen bieten, ſo unter andern die von dem Hausgeiſte (228). Es bleibt immerhin von Wichtigkeit für die Forſchung im vaterländiſchen Alterthume, zu wiſſen, ob dieſe oder jene Sage ſich an einem Orte findet oder nicht.

Daß wir mehre Sagen der Grimmſchen Sammlung herübernahmen, iſt uns wohl nicht zu verdenken. Zuerſt gebot es uns ſchon die Vollſtändigkeit, welche wir unſerer Sammlung wünſchten; dann lagen uns auch für viele Sagen reichere Quellen vor, als den verehrten Genannten. Wo dieß nicht war, wo wir aus denſelben Quellen ſchöpfen konnten, da gebot uns die hohe Verehrung, welche wir für das um unſer Alterthum ſo ſehr verdiente Brüderpaar hegen, das bei ihnen gleichfalls Gefundene getreu wiederzugeben, wie ſie es gaben.

Sollte die gegenwärtige Sammlung eine freundliche Aufnahme finden, ſo werden wir ihr bald eine andere von „Deutſchen Sagen" anſchließen.

Gent, am 15. October 1842.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Sagen ſind mündlicher Quelle entnommen, oder werden noch im Volke erzählt.

Erſtes Buch.

Nummer — Seite
1. Friſo, Saxo, Bruno. 3
2. Die heilige Fahne und die ſtählerne Krone. 5
3. Das rothe Kliff. 6
4. Stimme aus dem Brunnen. 8
5. König Gieldehr. 9
6. Auswanderung der Schweizer. 10
7. Walcheren. 12
8. Der überquellende Brunnen. 13
9. Teckelnburg. 14
10. Campen. . . . . —
11. Dithmarſen. 15
12. Hengiſt und Horſa. . . . . —
13. Haß zwiſchen Sachſen und Schwaben. 21
14. Schienburg. . . . . —
15. Radbod. I. 22
16. „ II. 23
17. Von einem Wunder Wolframi und wie König Radbold von Frieſland vom Teufel verführt ward und ſtarb. . . —
18. Von König Karl und den Frieſen. 26
19. Pferd weckt eine Quelle. 28
20. Frauen retten Leeuwarden. 29
*21. Das Wunderkorn von Stavoren. 30
22. Der Frauenſand. 31
23. Der Schwan des Herrn von Arkel. 32
24. Ankunft der Holländer. 35
25. Wie die Giganten und Rieſen von Brittus aus Britannien vertrieben, zuerſt nach Holland kamen. 36

Nummer Seite
26. Haerlem. I. 37
27. „ II. 38
28. Herrn Lems Frau. 39
29. Die erſte Kirche in Dordrecht. 40
30. Sophia van Heusden. 41
31. Des Papſtes Antwort. 44
32. Biſchof Friedrich von Utrecht. 45
33. Der Stein in der Kirche zu Staveren. 46
34. Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen. 48
35. Graf Arnolds Sarg öffnet ſich. —
36. Stimme aus der Luft. 49
37. Biſchof Conrads von Utrecht Tod. 50
38. Frauenliebe. 51
39. Der vergeſſene Beutel. —
40. Die vier Ritter. 52
41. Des Storches Dank. 53
42. Der Marienritter. 54
*43. Der Kinder Kreuzzug. 56
44. Der Hontsdam. —
*45. So viel Kinder als Tag' im Jahr. 57
46. Folkert von Haeſtrecht. 59
47. Pelegrin von Lederdam. 62
48. Wie die Predigerherren zuerſt nach Utrecht kamen. 64
49. Geldern. 66
50. Cäſar und der Hirſch. 67
51. Frau Schwana. 68
52. Löwen. 77
53. Antwerpen. —
54. Aerſchot. 79
55. Der weiße Gott. —
56. Das Teufelsorakel zu Dornik. 80
57. König Brunehaut. —
58. Wald ſonder Gnaden. 81
59. Jupille. 82
60. Michen. —
61. Lohengrin und Elſa. — Lohengrin und Belaye. 83
62. Der Schwanritter. 88
63. Die Sünde des Königs Clovis. 91
*64. Der Tod des heiligen Lambert. 92
65. Loderik de Buck. 94
66. Loderik und Idonea. 99
67. Loderik läßt ſeinen Sohn hängen. 106
68. Karl Martell. 107
69. Woher Karl den Beinamen der Große bekam. 108
70. So viel Biſchöfe als Tag' im Jahr. —
*71. Roß Bayards Fußtritt. 109
*72. Bayardstritt. —
*73. Schloß Bayard. —

Nummer		Seite
*74.	Der Bayardsfelſen bei Dinant.	110
75.	Berthem.	—
76.	Schloß Eggermonde.	111
*77.	Reinoldſtein.	—
78.	Balduin der Eiſenarm.	112
79.	Das Engelandgat zu Gent.	—
80.	Herkenbol.	114
81.	Das Geſchenk des Königs Zwentibold.	117
82.	Das Wappen der Herrlichkeit Raveſchot.	119
83.	Stabatiau.	—
*84.	Gilles de Chin.	121
85.	Der Löwe im Wappen von Flandern und Jülich.	122
86.	Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.	127
87.	Die Wahrſagung.	135
88.	Der Drache auf dem Belfried zu Gent.	136
89.	Das Gräfin-Hoſpital zu Lille.	138
*90.	Frauenabend in Brüſſel.	139
*91.	Die Liebfrauenkirche auf dem Kerſelaerberge.	140
92.	Frau Sophiens Handſchuh.	141
93.	Heinrich das Kind von Brabant.	142
94.	Das Wappen von Jan van Ivetsack.	143
*95.	Hans von Pruckes Straße.	—
96.	Der gute Sir Hemricourt.	146
*97.	Der Sohn als Henker ſeines Vaters.	147
98.	Die Petermanns in Löwen.	149
*99.	Das Adrians-Collegium in Löwen.	150
*100.	Der zitternde Haſelnußbaum.	151
101.	Wie das Schloß von Helchin an die Biſchöfe von Dornik kam.	152
*102.	Herrchen von Maldegem.	153
103.	Urſar ſchlägt die Krone aus.	157
104.	Die Götter verlaſſen die Stadt Belgis.	158
105.	Baro.	160
106.	Bafo.	161
*107.	König Gambrin.	163
108.	Abkunft der Weſtfrieſen.	—
109.	Schwanenthal.	165
110.	König Arthur.	—
111.	Urſprung der Schweizer.	166
*112.	Amalberga.	—
113.	Jan von den Lyden.	168
114.	Schloß Bouillon.	169
115.	Gottfried von Bouillon und der Schwan.	171
116.	Frauenabend in Brüſſel.	172
117.	Der Ritter mit dem Schwan.	173
118.	Der Löwe im Wappen von Flandern.	194
*119.	Der güldene Sporn.	196
120.	Die Hühnerfreſſer von Audenarde.	197

Nummer — Seite
121. Die Krüge Jacoba's von Bayern. 199
122. Das Wappen von Mecheln. . . . . —
123. Philipp von Elſaß. 200
*124. Die Brille im Wappen von Audenaerde. 201
*125. Iſabellenfarbe. . . . . —
126. Spiegeler. 202
127. Schloß Gouvin. . . . . —
*128. Trazegnies. 204
129. Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies. 206
*130. Herr von Falkenberg. 209
*131. Margarethchen von Limburg. 213
*132. Der Freitagmarktkeller zu Werwick. 218
133. Jan von Nivelle. 219
134. Jan von Nivelle. 220
135. Foſtewert. 221
136. Die Mutter des heiligen Ludger. 222
137. Ludger kommt nach Foſetesland. 223
138. Bedaſt verjagt den Teufel. . . . . —
139. Sankt Bedaſt und der Bär. 224
140. Sankt Gislen. 225
141. Johannisäpfel. . . . . —
142. Die Ovie. 226
*143. Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa. 227
*144. Der Fuß des Pferdes des heiligen Servatius. . . . —
145. Die Nonnen zum Hahne in Mecheln. 228
146. Der Fiſch der heiligen Aldegund. 229
*147. Das Kirchfeld zu Poucke. . . . . —
148. Der Mönch von Affligem. 230
149. Sankt Julian, der Schiffer. 231
*150. Genoveva. 237
151. Seliges Mecheln. 246
152. Der wiedergefundene Ring. . . . . —
153. Bruder Peter. 247
*154. Sankt Paul zu Gammerage. 248
*155. Das heilige Kreuz zu Gammerage bei Geeraerdsbergen. 249
156. Das ungetaufte Kind. 251
157. Was die Kindlein ſehen können. 252
*158. Die ſteinernen Brote in der Pharaildiskirche zu Gent. 254
159. Unſchuldiger gehangen. 255
160. Des Meineids Strafe. 256
*161. Die Kapelle des heiligen Grabes zu Brügge. 258
162. Die weiſſagenden Fiſche. 259
*163. Die ſchlafenden Kinder. . . . . —
164. Warum die Maurer zu Mecheln keinen Kalk gebrauchen. 260
*165. Das Chriſtusbild zu Maeſtricht. 261
*166. Die wunderbaren Hoſtien zu Brüſſel. 262
167. Marie zur Eichen in Merfelt. 264

Nummer Seite
168. Unſere liebe Frau zur heiligen Eiche in Aerſchot. . . . 265
*169. Onſe lieve Vrouwe in't Hammeken. 266
*170. Unſere liebe Frau von Hanswyck. 267
*171. Unſere liebe Frau von Lebbeke. . . . . —
*172. Unſere liebe Frau von Scherpenheuvel. 270
173. Bernards Ave. 271
*174. Die Geuſen beſtürmen das Kloſter zu Vilvorde. . . . 272
*175. Todte Frau verwahrt das Haus. 273

Zweites Buch

176. Die drei Soldaten. 277
177. Das Sandthor zu Mecheln. 278
*178. Das alte brüſſeler Thor zu Mecheln. 280
179. Schach dem Teufel. 281
*180. Der Höllenbrunnen bei Dendermonde. 283
*181. Eierkuchen am Charfreitag gegeſſen. 285
*182. Die Teufelsmauern bei Pepinſter. 286
183. Tmeil-a-l'oeil de Lexhy. 287
*184. Der Teufel pflügt. 288
185. Der Teufel verwahrt das Geld. 289
*186. Die Scheune zu Montecouvez. . . . . —
*187. Die Teufelsſcheune zu Gallemaerde. 291
*188. Der Hirte von Ganegem. 293
*189. Der Violinbogen. 295
190. Die ſchlafenden Mönche. 297
191. Der Teufel im Kloſter. 298
*192. Der Teufelsſtein zu Utrecht. . . . . —
*193. Der Teufelsſtein bei Namür. 299
194. Wucherer geſtraft. . . . . —
195. Der Teufel als Schulmeiſter. 300
*196. Zwei Thürme. . . . . —
*197. Die ungetaufte Glocke. . . . . —
*198. Die Hochzeit zu Garten-Saint-Martin. 301
*199. Das Höllenloch zu Gamerok. 303
200. Benthem. 305
201. Leyden. —
*202. Das Rieſenbein zu Hamme bei Dendermonde. 306
203. Der Rieſe Hidde. 307
204. Hünengräber. . . . . —
205. Die Hünenbetten zu Noordsleen und Ooſterholte. . . 308
*206. Der nackte Zwerg. . . . . —
*207. Zwerge zu Löwen. 309
*208. Kaboutermannekens zu Herſelt. 310
*209. Müller und Zwerg. . . . . —
*210. Der Gertruden-Thurm zu Löwen. 311
*211. Die Zwerghöhle zu Remouchamps. . . . . —
212. Witte Juffers und witte Wijven in Frieſland. . . . 312

Nummer . . . Seite
*213. Kludde. 313
*214. Oſchaert. 315
*215. Klackaert mit ſeinen Ketten zu Gertrok. 316
*216. Flerus. 318
217. Seeritter gefangen. 319
218. Der Neckerspeel in Mecheln. . . . . —
219. Meerminne. . . . . —
220. Nixen. 320
*221. Der arme Nix. 321
222. Das Vaterunſer. . . . . —
223. Nommeken. 323
224. Meluſina. 324
225. Der weiße Geiſt. . . . . —
226. Schlacht in der Luft. 325
227. Reiter in der Luft. . . . . —
228. Hausgeiſter. 326
229. Wilibrord verjagt einen Geiſt. . . . . —
230. Kobolde. 327
231. Königin Habundia. . . . . —
232. Spukende Thiere. 328
*233. Das erwürgte Kaninchen zu Gertrok. . . . . —
*234. Die goldene Ziege auf dem Schloſſe Loone. 329
*235. Der unterirdiſche Gang im Schloſſe Beaufort. 332
*236. Der alte Bär. . . . . —
*237. Der umwandelnde Hund zu Lüttich. . . . . —
*238. Der Plagmajor von Nymwegen. 333
*239. Die Nonne mit der Sau. 334
*240. Pieters-Rode. 335
*241. La Bête de Staneux. 336
*242. Wärwölfin. 337
*243. Wärwolf. . . . . —
244. Ins Waſſer geworfen. 338
*245. Der geſtörte Hexentanz. 340
*246. Die weißen Katzen zu Löwen. . . . . —
*247. Baderken van Geeſt. 341
248. Die geſichten Steine. 342
*249. Mahrzeichnen. . . . . —
*250. Mahr zieht aus. 343
*251. Mahr vertrieben. 344
252. Mahr im Schiffe. 345
*253. Mahr. 346
*254. Mahr ertappt. . . . . —
*255. Die Pferdemahr. 347
*256. Wechſelbalg. 348
257. Wunderkind. . . . . —
258. Die wilde Jagd. 349
*259. Des wilden Jägers Geſchenk. 350

Nummer Seite
*260. Der ewige Jäger zu Wynendael. 351
*261. Der Feuermann. 352
*262. Irrwiſche getauft. —
263. Die Belagerung von Antwerpen. 353
264. Der Schüler des Agrippa. —
265. Des Agrippa Tod. 354
*266. Schloß Waerdenberg bei Bommel. 355
*267. Das Bild des Erasmus von Rotterdam. 357
*268. Die Lilie. —
*269. Das Federherz. 358
270. Die beiden Zauberer. 359
*271. Traumſchauen. —
272. Die Bräutigamſchau. 360
273. Knecht, Küfer, Schulmeiſter. 361
274. Krüppel und alt Weib. —
275. Durchſchlupfen. 363
276. Diebshand — Diebsfuß. —
*277. Diebsfinger. 365
*278. Der ſaugende Stein. —
279. Zauberdegen. 366
280. Liebespulver. 367
281. Liebeszauber. —
282. Wettermachen. 368
283. Zauberring. —
284. Zauberſalbe. 369
*285. Die ſchwarze Taube.
286. Milch geſtohlen. 370
*287. Milch geſchlagen. —
288. Korn ſtehlen. 371
*289. Frau fällt vom Baume. 372
290. Frau fällt aus den Wolken. 373
291. Der Schlüſſel. —
292. Zauberweib ertappt. 374
293. Entzauberung. 376
*294. Zauberei gehoben. 377
*295. Schatzgraben. —
296. Der verborgene Schatz. 378
*297. Der Schatz im Schloſſe Beaufort. 379
*298. Die goldene Wiege zu Weſpelaer. 380
*299. Der Schatz des heiligen Macarius. —
300. Glücklicher Fund. —
301. Die wunderbaren Roſen. 381
302. Das Wappen von Weſtzaanden und Crommenye. 382
303. Der Hengſt im Schilde von Aſſendelft. 383
*304. Das unausfüllbare Loch. —
*305. Der See von Zout-Leeuw. —
*306. Das Horn bei Zout-Leeuw. 384

Nummer Seite

*307. Der Kapellenberg 386
*308. Tuindag zu Ypern 387
309. Tempelgang 387
*310. Des Mordes Sühne 388
311. Der Ritter mit der zerbrochenen Rüſtung —
312. Die Frau mit den kalten Küſſen 389
313. Vor Gottes Gericht berufen 391
314. Teufel fährt in des Todten Leib 392
315., 316. Todte kehren wieder 395
*317. Todte finden den Weg wieder 396
*318. Der Todten Dank —
*319. Der Todtengräber 397
320. Die Todtenlade 399
321. Die Ritter von St. Pieters-Leeuw 400
*322. Die zwei Brüder zu Franchimont 401
323. Rache nach dem Tode 402
324. Das ermordete Kind —
325. Enthaupteter beichtet 403
*326. Der todten Wöchnerin Sorge —
327. Der armen Seele Freude 404
328. Die arme Seele im Fegfeuer 405
329. Die ſpukende Frau 406
330. Diebsketten 408
*331. Des Bettlers Groſchen —
332. Der Marsdiep 409
*333. Edelſtein macht unſichtbar
*334. Steine auf den Berg getragen 410
335. Jüngling trägt glühend Eiſen —
336. Kappen an Sonnenſtrahlen aufgehangen 411
337. Gerettete Unſchuld 412
*338. Die drei Schweſtern 414
*339. Peralée —
*340. Die Kapelle auf der Sarthe bei Huy 415
341. Muttergottesbild blutet 416
*342. Onze lieve Vrouwe von Sterreborne 417
*343. Die Muttergottes von Hall bei Brüſſel 418
*344. Maria als Pförtnerin —
*345. Marienbild geht Prozeſſion 420
*346. Die Muylen-Kapelle 421
347. Robert-Mont 422
348. Der Bauern Kirchhof 423
*349. Dieupart 424
*350. Mattheſen 425
*351. Der braune Chriſtus in Löwen 427
*352. Das Chriſtusbild bei Tancrement 428
353. Wunderbare Haare 429

Nummer		Seite
*354.	Die Abtei Sankt Andreas bei Brügge.	429
355.	Wie der Graf Gangulf einen Brunnen in Welſchland kaufte und ihn in der Grafſchaft Burgund fließen ließ.	430
356.	Gommari Schutz.	431
*357.	Sankt Bertulph.	432
358.	Ritter Ridbert.	—
359.	Sankt Gertruden-Minne.	434
*360.	Sankt Martins Fuß.	435
361.	Bonifacii Mörder.	—
362.	Das Brot des heiligen Bonifaz.	436
363.	Brot in Stein verwandelt.	—
364.	Korn im Ueberfluß	437
*365.	Wie man in Flandern zu ſingen weiß.	439
366.	Feuer gehorcht.	—
*367.	Die heilige Geiſtkammer in Brügge.	440
368.	Ein Wunder im Theater.	441
369.	Das durchſtochene Ohr.	—
*370.	Die Katze von Beverlund.	442
371.	Der Ochſe des Abtes Wilhelm.	443
*372.	Des Hirten Uhr.	444
373.	Elſter ſpricht aus des Diebes Bauch.	446
374.	Des Treuloſen Strafe.	447
375.	Die Säule der heiligen Gudula und das Manneken-Pis in Brüſſel.	448
*376.	Manneken-Pis in Brüſſel.	451
*377.	Manneken-Pis.	—
*378.	Manneken-Pis.	452
*379.	Der lange Wapper zu Antwerpen.	—
*380.	Das Malagnepferdchen.	458
*381.	Die wunderliche Orgel.	461
*382.	Die verſchwundene Herberge.	465
*383.	Violiniſt betrogen.	466
*384.	Der Fiedler auf dem Galgenfelde bei Antwerpen.	467
*385.	Ein Ritt auf Kälbern	469
*386.	Fahrt nach Spanien	470
*387.	Haſe ſpricht.	472
*388.	Die kahle Wieſe zu Doel.	—
*389.	Das verwandelte Pferd.	473
*390.	Die Katzen von Ravels.	474
*391.	Die Katzen von Stockhem.	475
*392.	Verkrüppeln.	477
*393.	Hexe verbrannt.	—
394.	Die Katzen auf dem Thurme.	479
*395.	Die ſchlummernde Katze.	—
*396.	Der verſchwundene Schuh.	480
397.	Geſpenſter zu Amſterdam.	—
*398.	Spinnräder tanzen	484

Nummer — Seite
399 Zauberin ſteckt Sankt Jans Thurm in Brand. . . . 485
*400. Kinder bezaubert. 486
*401. Mäuſe machen. . . . . —
*402 Mädchen macht Thiere. 487
*403. Das rothe Tuch. 489
404. Die gepeinigte Hexe. 490
*405. Herumirren. 491
406. Maibutter erzaubert. . . . . —
*407. Das erloſchene Feuer zu Audenaerde 492
*408. Zippeneſſeſtraße zu Audegem. 495
*409 Die verlorene Kette. . . . . —
*410 Herz-As durchſtochen. 497
*411. Korn im Butterbrot. 498
*412. Den Geliebten ſchauen. . . . . —
413. Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wiſſen wollte. 499
*414 Die entzweigeſchlagene Kuh. 500
*415. Das weiße Kanin. . . . . —
*416. Der Haſe zu Etterbrügge. 501
*417. Amme entführt. . . . . —
*418. Der Greis im Walde. 502
*419. Sankt Annen-Baum. 503
*420. Der weiße Mann. . . . . —
*421. Der Geiſt im Eichbaume. 504
*422. Hoeidonck. . . . . —
*423. Das Milchmädchen in Brüſſel. 505
*424. Der umwandelnde Nachtwächter zu Gent. 506
*425. Der umwandelnde Abt. . . . . —
*426. Das weiße Kanin in Luxemburg. 507
*427. Der brennende Wagen. 508
*428. Gränzpfahl verrückt. 509
*429. Die wiederkehrende Geliebte. 510
430. Die Geiſter zu Looz. 512
431. Der Spuk zu St. Gislen. . . . . —
*432. Der umwandelnde Schloßherr. 516
*433. Der kühne Soldat zu Antwerpen. 517
*434. Die Blutkutſche in Antwerpen. 522
*435. Zehen abgeſchnitten. . . . . —
*436. Bockreiter. 523
*437. Der geplagte Jäger. 524
*438. Der brennende Hirte. 525
*439. Der Feuermann. . . . . —
*440. Der glühende Landmeſſer. 526
*441. Die brennende Garbe zu Kieldrecht. . . . . . —
*442. Der Wagen auf dem Korn. 527
*443. Der Höllenwagen zu Overmeere. . . . . —
*444. Donner verrathen. 528

Nummer Seite
*445. Der unſichtbare Profeſſor in Löwen. 529
*446. Der Müller von Kiel. . . . .
*447. Schiffskapitän vom Teufel geholt. 531
*448. Der Teufel von Delft. 532
*449. Teufel am Hünenbett gerufen. 535
450. Schlimmer Sprung. 536
451. Wie der Teufel ein Mädchen zu Antwerpen erwürgte und ſie alsdann in eine ſchwarze Katze verwandelte. . —
452. Mariken von Nymwegen. 539
*453. Teufel will ein Mädchen holen. 550
*454. Der Teufel von Nederbrakel. 551
*455. Die zerbrochene Scheibe in der Predigerherrenkirche zu Antwerpen. 553
*456. Der betrogene Teufel. 554
*457. Sankt Bernhard und der Teufel. 556
*458. Das erſte Bund. . . . . —
*459. Der Freiſchütz. 558
*460. Die Teufelsklaue zu Hamme bei Dendermonde. . . . 560
*461. Der Gorelus zu Antwerpen. . . . . —
*462. Die Glocke von Beſſelaer. 561
*463. Der Höllenpütz zu Dendermonde. . . . . —
*464. Teufel entführt die Glocken. 562
*465. Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen. 563
466. Der Teufelsthurm zu Gent. . . . . —
*467. Der Teufelsgang zu Antwerpen. 564
*468. Die Kartenſpieler zu Wetteren. 565
469. Der Teufel wirft den Schuhlapper zu Boden. . . . —
*470. Teufel verbrennt zwei Kirchthürme. 566
*471. Unſichtbarmachen. 567
472. Teufel bewacht den Weingarten. . . . . —
473. Der dienſtbare Geiſt. 568
*474. Rothmützchens Rache. 570
*475. Holz vermehrt. 572
*476. Das hülfreiche Kaboutermanneken. 573
*477. Kaboutermannekensberg. 574
*478. Kaboutermanneken gekleidet. 575
*479. Die dienſtigen Kaboutermännchen. 576
*480. Kiſdepoek. 577
*481. Zwergſchmieden. . . . . —
*482. Ploutergeiſt. 578
483. Der Geiſt zu Uitern. 579
*484. Der Alf. . . . . —
485. Der Geiſt auf dem Schloſſe Gamont. . . . . . . —
486. Die treue Schlange. 580
*487. Kludde. 581
*488. Lodder. 583

Nummer		Seite
*489.	Lodder.	584
*490.	Der lange Wapper.	586
*491.	Die lange Frau.	591
*492.	Trunkenbold beſtraft.	592
*493.	Oſchaert.	—
*494.	Beſtrafter Fluch.	594
*495.	Oſchaert.	595
*496.	Oſchaert als Eſel.	596
*497.	Oſchaert und der Fiſcher.	—
*498.	Oſchaert ertappt.	597
*499.	Der ſchwarze Hund.	598
*500.	Der ſchwarze Hund zu Molenbecke.	599
501.	Wärwolf ertappt.	—
*502.	Der verſchwundene Wärwolf.	600
*503.	Wärwolf erlöſt.	602
*504.	Mädchen bezaubert.	603
*505.	Der neckende Geiſt.	604
*506.	Die Seelen der Ertrunkenen.	605
*507.	Zevenbergen.	607
*508.	Der Seemerminnen Zang.	609
*509.	Die Meerminne zu Muden.	—
510.	Seemänner.	—
*511.	Die geſperrte Thüre.	610
*512.	Die drei Nixen von Jupille.	611
*513.	Necker fängt einen Mann.	612
*514.	Der ſchlimme Nix.	613
*515.	Mahr in der Muſchel.	614
*516.	Holzhacker belehnt.	615
*517.	Die wilde Jagd in den Ardennen.	616
*518.	Die fahrende Mutter.	—
*519.	Die „barende Vrouwe".	—
*520.	Wanne Thekla.	617
*521.	Irrlichter.	—
*522.	Der Schatz auf dem Schloſſe Gemſen.	618
523.	Rieſe Langbein.	—
524.	Koboldshaus.	619
525.	Rieſe Gordun.	—
*526.	Der Sandhügel bei Hillegersberg.	—
*527.	Hunsberg.	620
528.	Das Mädchen und der Wolf.	—
*529.	Der Mammelocker zu Gent.	621
530.	Heul! Heul!	622
*531.	Die Lügenglocke zu Gent.	623
*532.	Die verlorenen Glocken.	624
*533.	Plauderfelſen.	—
534.	Der ewige Jude.	625
535.	Schlange umwindet das Kind.	—

Nummer — Seite
*536. Die Pferde zu Dünkirchen. 626
*537. Die Herberge „zur Otter" zu Sankt Gillis bei Dendermonde. 627

Nachleſe.

538. Ubbo. 631
539. Frieſland wird von den Franzoſen erobert. 632
540. Gottfried mit dem Barte. 633
541. Das Wappen von Haarlem. 635
542. Tiſchtuch entzweigeſchnitten. 636
*543. Koppel-Maandag. 637
544. Von dem Ritter, der Marien nicht entſagen wollte. . —
*545. Die Tempelritter von Gavegem. 641
*546. Der Tempelhof zu Levendeghem. . . . . —
*547. Die Roedeſtraet zu Veurne. 642
548. Hermanus van der Hagen. 643
*549. Der Wilddieb. 644
*550. Die Reiſe nach Egypten. 645
*551. Die ſchwarzen Hühner. 647
*552. Das weiße Schaf. . . . . —
*553. Die Tänzer zu Herzeele. . . . . —
*554. Luſtiger Tanz. 648
*555. Der lange Mann zu Maſſemem-Weſtrem. 649
*556. Der lange Mann zu Zele. . . . . —
*557. Die verwandelten Hühner. 650
*558. Das Spukthier zu Maſſemem-Weſtrem. 651
*559. Die Umwandler am Kreuz zu Herzeele. 652
*560. Der Kaſteelberg. . . . . —
*561. Zwei Katzen behexen ein Kind. 653
*562. Das nächtliche Feſt. . . . . —
*563. Mahr gefangen. 654
*564. Die ſingende Nixe. 655
*565. Die Meerminne zu Scheuwen. 656
*566. Das Geiſterhaus zu Antwerpen. . . . . —
*567. Sankt Nicolas zu Dixmude. 657
*568. Unſere liebe Frau von Gertruk. . . . . —
*569. Sankt Lievensſträßchen zu Herzeele. 658
*570. Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temſche. 659
571. Sankt Amands Baum. 660
*572. Elben. . . . . —
*573. Keckers. 661
*574. Flabbaert. . . . . —
*575. Glockenläuten. 662
*576. Hellegat. . . . . —
*577. Der Pfaffen Kirchweg. 663
*578. Sankt Martins Sieg. . . . . —

Nummer		Seite
*579.	Warum die Juden kein Schweinefleiſch eſſen.	665
*580.	Der Höllenpütz zu Melden bei Audenaerde.	—
*581.	Geiſtermeſſe.	666
*582.	Das abgeriſſene Leichentuch.	667
*583.	Speiſen in Schlangen verwandelt.	668
*584.	Alruna.	669
*585.	Rothkelchen.	670
Anmerkungen		671

Erſtes Buch.

OTHECA
EGIA
NACENSIS

1.

Friſo, Saxo, Bruno.

Cappidus Stavrienſis.
Occa Scharlenſis. Leeuwerdner Ausgabe von 1597. fol. 3, a. Alvinus van Sneeck.
Pier. Winſemius, Chronique ofte hiſtor. geſchiedeniſſe van Vrieslant. Franeker, 1622. fol. 7.
Cornel. Kempensis de situ, origine etc. Frisiae.
Oudheden en Geſtichten van Vriesland. Leiden, 1723. p. 48.
Smallegange, Nieuwe Cronyk van Zeeland. Middelburg, 1696. p. 77.
Suffridi Petri, de origin. Frisiae l. 3. cap. 6.
Hamconii Frisia, Aventinus etc.

Nachdem Friſo aus fernen Landen mit ſeinen Brüdern Saxo und Bruno und vielen Gefährten zu der nördlichen Küſte Hollands gekommen war, ſchifften ſie ſich auf dem Fluſſe Flevus (het Flie) ein und dies geſchah zur Herbſtzeit, wo die Sueven aus Furcht vor Ueberſchwemmung ſich nach den höher gelegenen Theilen des Landes zurückgezogen hatten. Dort begannen ſie alsbald mit dem Baue eines Tempels, welchen ſie dem Jupiter, der bei ihnen Stavo hieß, weihten und gründeten rings herum eine Stadt, welche ſie nach ihrem Gotte Stavo — Staveren nannten.

Dort nun blieben ſie während dreizehn Jahren zuſammen und vertheidigten ſich kräftig gegen Alle, welche ſie von da verdrängen wollten; und dies verſuchten nicht nur die Sueven, ſondern auch die Dänen, Britten und viele Andere mehr. Ihren Lebensunterhalt zogen ſie theils aus Seeräuberei, theils auch aus dem Landbaue.

Da ſich aber ihre Zahl mit jedem Tage mehrte, ſo fühlten ſie auch ſtets mehr das Bedürfniß, weitere Strecken Landes zu ſuchen. Friſo berathſchlagte ſich darum mit ſeinen Brüdern und ſie kamen darin überein, daß er als der Aeltere bleiben ſolle, ſie wollten mit ihren Gefährten ſich einiger nahe gelegenen Gegenden bemächtigen und dort ihre Wohnſitze aufſchlagen. Demzufolge zog Saxo mit Bruno das Flie hinab und ſie ſchifften auf dem deutſchen Meere fort, bis ſie an die Mündung der Elbe kamen. Dort zogen ſie mit ihren Fahrzeugen den Strom hinauf, überwanden und vertrieben mehre anwohnende Stämme und ſetzten ſich alsdann daſelbſt feſt. Doch wollte Bruno ſeinem Bruder nicht läſtig fallen, denn ſpäter hätten ſie doch wieder ſich trennen müſſen; er wandte ſich alſo zurück zum Meere und lief bald nachher in die Weſer ein, an deren Ufer er eine Stadt baute, die von ihm den Namen Brunſwyk bekam, wie die Gegend, wo Saxo wohnte, von dieſem Saxenland genannt wurde.

Friſo herrſchte achtundſechszig Jahre über Frieſland und hinterließ bei ſeinem Tode ſieben Söhne und eine Tochter.

Dieſer Sache Zeugen ſind neben Mehren Gappidus Stavrienſis, Occa Scharlenſis und Alvinus von Sneek, von denen die beiden Erſten vor mehr denn achthundert Jahren geſchrieben und deren Dritter vor dreihundert und fünfzig Jahren ungefähr viele alten Reime der Frieſen ſammelte und in unſere heutige Sprache überſetzte.

2.

Die heilige Fahne und die ſtählerne Krone.

Suffridi Petri de Frisiorum antiquit. et orig., Col. Agr. 1590.
Smallegange Cronyk van Zeeland. p. 76. u. 77.
Oudheden en Geſtichten van Frieſland. p. 68. u. ſ. w.

Friſo, der Stammvater des frieſiſchen Volkes, hatte aus fernen Landen, von woher er gekommen war, zwei theure Güter mitgebracht, welchen zugleich wunderbare Kräfte beiwohnten. Er hatte dieſe von ſeinem Vater empfangen und dieſer ſie wieder von ſeinem Vater, alſo daß ſie als ein werther Schatz ſich lange von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbt hatten. Dieß waren nämlich eine ſtählerne Krone und eine koſtbare rothe Fahne. Beide wurden in Frieſland lange nachher noch im Tempel der Göttin Tamfana aufbewahrt, bis endlich ein König von Dänemark die erſte, nämlich die ſtählerne Krone, den Frieſen raubte und mit ſich nahm nach ſeinem Lande.

Die Fahne aber bekam er nicht, denn dieſe hatten die Frieſen klüglich tief in die Erde vergraben, und nachdem der Dänenkönig wieder weg war, blieb ſie dort auch liegen viel hundert Jahre lang.

Als nun der heilige Wilibrord nach Frieſenland kam, um den chriſtlichen Glauben dort zu predigen, da ſandte ihm Gott im Traume einen Engel, welcher ihm die Stelle anzeigte, wo die heilige Fahne vergraben lag. Der fromme Biſchof begab ſich mit den Erſten des Volkes dorthin, man grub tief, tief, bis man die Fahne fand, und Sankt Wilibrord ſchenkte ſie dem gewaltigen Magnus Forteman, welcher zu der Zeit Frieſland regierte.

Anno achthundert und neun hatte Kaiſer Karl der Große ein großes Heer verſammelt, mit welchem er gegen die aufrühreriſchen Römer zu Felde zog und Magnus Forteman ſchaarte ſich mit ſeinen Frieſen und der heiligen Fahne freiwillig zu ihm. Als der Kaiſer bis auf eine Tagereiſe Rom nahe gekommen war, ließ er ſein Heer ruhen und ſich erfriſchen. Dieſes vernahmen die Römer nicht ſobald, als ſie aus der Stadt zogen, um den Kaiſer zu überfallen. Die Frieſen, davon hörend, eilten unter Forteman, der die heilige Fahne ſelbſt führte, alsbald heimlich aus dem Lager und den Römern entgegen, welche ſie nach einem blutigen Kampfe gänzlich beſiegten. Den Flüchtlingen ſetzten ſie alſo ſchnell nach, daß ſie mit denſelben in die Stadt drangen, dieſe überwältigten und das geweihte Banner ſiegreich auf der Engelsburg aufpflanzten.

Deß erwarben die tapfern Frieſen großen Dank und viele Freiheiten und Privilegien von Kaiſer Karl, der ſogar ihre Schilde mit Silber und rothem Golde beſchlagen ließ. Was aber weiter aus der heiligen Fahne geworden, darüber ſchweigt die Sage.

3.

Das rothe Clif.

Hamconii Friſia.
Dugs fol. 6b., 3c., 7b.
Van der Bergh Volksoverleveringen. p. 38.

Mittſommer im Jahre unſeres Herrn vier entſprang auf der ſüdweſtlichen Seite des Berges, den man das rothe Clif nennt, bei zehn Schritte von ihm ab, eine feurige Flamme aus der Erde und dauerte drei Tage lang. Und am vierten Tage darnach kam da ein großer Drache herausgeflogen, der ſich ſehr hoch in die Luft erhob zu einem Schrecken für Viele. Und nachdem er faſt eine halbe Stunde ſich alſo hoch in der Luft gezeigt hatte, iſt er wieder nieder gedalt, fliehend in die Erde, aus der er kommen war, und iſt darnach nicht mehr geſehen worden.

7

Unter der Regierung Aſcon's, des Sohnes von Tabbo, zu wiſſen Anno hundert fünf und fünfzig, iſt bei dem Berge vom rothen Clif der feurige Pütz wieder aufgebrochen und brannte ſehr ſchrecklich acht Tage lang, ſo daß es eine große Angſt bei Jedwedem machte, namentlich bei Denjenigen, die zunächſt darum gelegen waren. Da wurde großer Eifer gethan, um zu wiſſen, was das doch ſein möchte, denn man konnte eigentlich nichts davon vernehmen; es that aber keinen Schaden. Und nachdem das acht Tage lang alſo gebrannt und ſehr hoch geflammt hatte, und man nirgend dicht dabei kommen konnte, iſt es von ſelbſt wieder zugegangen. Man vermuthete, darnach ſollte eine große Sterbe und Peſtilenz folgen. Stavo, ihr Abgott, darum gefragt ſeiend, ſprach, daß ſolches nicht zu fürchten wäre, denn da ſollte nach Länge von Zeit eine ſehr kalte Materie nachfolgen, ſo daß ſie durch des Abgottes Antwort wieder beruhigt und getröſtet wurden.

Anno zweihundert und ſiebenzig unter Titus' Regierung, des Bruders von Aldebolt, iſt zum drittenmale der feurige Pütz beim rothen Clif aufgeborſten, doch achtzehn Tritte weſtlicher, und flammte elf Tage ſehr ſchrecklich hoch. Mittlerweile mußte man nach Titus' Gebot und Befehl dem Abgotte Stavo drei Tage lang Brandopfer bringen, um Wiſſenſchaft und Rath darüber zu fragen, weil das ganze umliegende Land hierdurch ſehr geängſtet und erſchrocken war. Nach welcher Opferung er ihnen geboten hat, drei Krüge Salzwaſſers aus der Nordſee zu holen und dieſes durch einen gewaffneten Ritter hineinwerfen zu laſſen, denn der inwendige Brand würde durch kein ander Ding, als durch ſolches, ausgelöſchet werden.

4.

Stimme aus dem Brunnen.

Winſemius, Geſchiedeniſſe van Frieslant. Francker 1622. Fol. 83. b. Soeterboom, Outheden van Zaanlant ꝛc. II. p. 74.

An der Nordſeite des Waldes Creil wohnte ein Mann mit Namen Iglo Tadema, welcher dort herum viel Land und Eigenthum beſaß. Dieſer wollte einen Brunnen graben laſſen, um daraus Waſſer zu ſeinem Behufe zu ſchöpfen, und als er ſchon tief gegraben hatte, verwunderte er ſich ſehr, daß noch kein Waſſer kam. Da ging er nach Hauſe und erzählte ſolches; als er aber zum zweiten- und drittenmale zu dem Loche wiederkehrte, um zu ſehen, ob noch kein Waſſer gekommen ſei, hörte er eine laute Stimme, welche rief: Flieht aus dieſem Lande! Da erſchrak er ſehr und ſchaute in die Tiefe, ob von da aus kein Waſſer zu fürchten ſei. Endlich ſah er, daß langſam Waſſer aus der Erde drang, und befahl ſeinem Sohne, mit einer Leiter hinunter zu ſteigen und ein wenig von dem Waſſer herauf zu holen. Als der Sohn ſolches gethan hatte, ſchmeckten ſie Beide das Waſſer und es war ſo ſalzig, als wenn ſie es der naheliegenden Nordſee entſchöpft hätten. Dieſes verſetzte ſie zur Stunde in Nachdenken und ſie glaubten, die Weisſagung des Gottes Stavo werde erfüllet werden, welche der Gott geſprochen hatte, nämlich, daß das Feuer, welches ehedem dem rothen Clif entſtiegen war, nach Verlauf vieler Zeit in eine kalte Materie verwandelt würde. Sie ſchwiegen aber von der Sache und kündeten ſie Keinem, und als Iglo Tadema ſtarb, verkaufte ſein Sohn die Stelle und zog nach Geeſterland.

5.

König Eſelsohr.

Hamconii Friſia.
Van den Vergh. p. 91.
Vergl. die Chronycke van Holland u. Delft 1585. cap. 37. fol. 29 b.

Vor langer, langer Zeit regierte in Weſtfrießland ein König mit Namen Richard Arundel, der von ſeinen ungemein langen Ohren den Namen König Eſelsohr führte. Er war von ſehr hoher Geſtalt und hatte eine Rieſin zur Frau, die Tochter eines von den Rieſen, welche aus Albion herübergekommen waren. Mit dieſer gewann er einen Sohn, mit Namen Herr Valk, und eine Tochter, welche ſpäter Königin von Frießland wurde.

Dieſer König, der all ſeine Genoſſen an Macht und Reichthum weit übertraf, beſchloß einen Pallaſt zu bauen, dem gleich kleiner mehr zu finden wäre, und gründete ſomit das Schloß Voorburg in Holland, ein wahrhaftes Wunder der Baukunſt, ſo hoch und ſo geräumig, daß es nicht zu ſagen iſt, denn es nahm mehr denn zehn Hufen Landes ein, und war dabei von allen Seiten mit Mauern und Vorſprüngen verſtärkt. Er nannte daſſelbe nach ſich Arundelberg. Ein zweites Schloß baute er zu Noordwyk.

Sein Sohn, Herr Valk, der von ſeinen ſchönen Augen den Namen hatte, gründete das Schloß Valkenburg bei Leyden. Er ſtarb jedoch noch vor ſeinem Vater. Später haben die Normannen Arundelberg und Noordwyk zerſtört.

6.

Auswanderung der Schweizer.

Weſtfrieſenlied.
Etterlin's Chronik p. 18—20.
Grimm No. 508.

Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Frieſen; über daſſelbe kam Hunger und theure Zeit. In dieſer Noth ſammelte ſich die Gemeinde; durch die meiſten Stimmen wurde beſchloſſen, daß jeden Monat das Volk zuſammenkommen und loſen ſollte; wen das Loos träfe, der müſſe bei Lebensſtrafe aus dem Lande ziehen, Hohe und Niedere, Männer, Weiber und Kinder. Dieß geſchah eine Zeit lang; aber es half bald nicht aus und man wußte den Menſchen keine Nahrung mehr zu finden. Da verſammelte ſich nochmals der Rath und verordnete: es ſolle nun alle acht Tage der zehnte Mann loſen, auswandern und nimmer wiederkehren. So geſchah der Ausgang aus dem Land in Mitternacht, über hohe Berge und tiefe Thäler, mit großem Wehklagen aller Verwandten und Freunde; die Mütter führten ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen die Schweden, zuſammen ſechstauſend Männer, groß wie die Rieſen, mit Weib und Kindern, Hab und Gut. Sie ſchwuren, ſich einander nie zu verlaſſen, und erwählten drei Hauptleute über ſich durchs Loos, deren Namen waren Switer (Schweizer) Swen und Haſius. Zwölfhundert Frieſen ſchloſſen ſich ihnen an. Sie wurden reich an fahrendem Gut durch ihren ſieghaften Arm. Als ſie durch Franken zogen und über den Rheinſtrom wollten, ward es Graf Peter von Franken kund und Andern; die machten ſich auf, wollten ihren Zug wehren und ihnen die Straße verlegen. Die Feinde dachten, mit ihrem ſtarken Heer das arme

Volk leicht zu bezwingen, wie man Hunde und Wölfe jagt, um ihnen Gut und Waffen zu nehmen. Aber die Schweizer ſchlugen ſich glücklich durch, machten große Beute und baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo ſie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte ſie Gott in die eine Gegend, die hieß das Brochenburg. Da wuchs gut Fleiſch und auch Milch und viel ſchönes Korn; daſelbſt ſaßen ſie nieder und bauten Schwytz, genannt nach Schwytzer, ihrem erſten Hauptmann. Das Volk mehrte ſich, in dem Thal war nicht Raum genug, ſie hatten manchen ſchweren Tag, eh ihnen das Land Nutzen gab; den Wald ausrotten, war ihr Geigenbogen. Ein Theil der Menge zog ins Land an den ſchwarzen Berg, der jetzt Brauneck heißt. Sie zogen über das Gebirg ins Thal, wo die Elar rinnt, da werkten ſie emſig zu Tag und Nacht und bauten Hütten. Die aber aus der Stadt Häßle in Schweden ſtammten, beſetzten Hasli im Weißland (Oberhaßli) und wohnten daſelbſt unter Haſius, dem dritten Hauptmanne. Der Graf von Habsburg gab ihnen ſeine Erlaubniß dazu. Gott hatte ihnen das Land gegeben, daß ſie drinnen ſein ſollten; aus Schweden waren ſie geboren, trugen Kleider aus grobem Zwilch, nährten ſich von Milch, Käs und Fleiſch und erzogen ihre Kinder damit.

Hirten wußten noch zwiſchen 1777—80 zu erzählen, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, aus Thal in Thal nach Frutigen, Oberſibenthal, Sanen, Aſſlentiſch und Jaue gezogen; jenſeits Jaue wohnen andere Stämme. Die Berge waren aber vor den Thälern bewohnt

7.

Walcheren.

Hugo Floriacensis.
Goudhoeven, Chronycke van Hollant ꝛc. Delft. 1585. fol. 11 a.

Als die Stadt Rom zweihundert und einige zwanzig Jahre geſtanden hatte, regierte in dem belgiſchen Lande in der Grafſchaft Hennegau, da wo nun die Stadt Bergen ſteht, ein Fürſt, der Leo hieß, und als der geſtorben war, kuren die Belgier einen andern, und deſſen Name war Walachryn. Als dieſer zu einem Herzoge und Prinzen angenommen war, vertrieb er zur Stunde Alle aus dem Lande, welche edeln Geſchlechts waren, ausgenommen die Prieſter. Viele der Edeln, welche ſeine Tyrannei nicht vertragen konnten, zogen auch freiwillig weg und verſammelten ſich in Blandin im Lande Flandern, welches nun Gent heißet, und machten dieſe Stadt ſtark und feſt, um dort ſich vor allem Unrecht zu ſchützen. Auch ſtifteten ſie die Stadt Nervien, welche nun Dornik genannt iſt.

Darnach ſtellte Walachryn neue Geſetze und Gebräuche auf und machte Alles zu nichte, was andere Könige und Herrn angeordnet hatten. Er beraubte die Tempel der Götter ihrer Zierrathen und Kleinodien und ſchmückte damit ſeine Weiber; die Zinspfennige und Tribute der Götter zog er gleichfalls ein, und nahm am Ende aus großem Hochmuth und Vermeſſenheit das prieſterliche Amt über ſich und brachte dem Gotte Belus Opfer. Darob ſtrafte ihn der oberſte Prieſter des Tempels und Walachryn wagte es, ihn todtſchlagen zu wollen vor allem Volke. Als das Volk aber das ſah, da ſtand es gegen Walachryn auf und vertrieb ihn mit ſeiner Familie aus der Stadt, ſchlug auch viele ſeiner Diener todt. Binnen drei Tagen darnach kam er mit großer Waffenmacht wieder, die Stadt zu gewinnen, aber die

Bürger gingen ihm alſo kräftig entgegen und in ſo groſſer Anzahl, daß ſie ihn verjagten und vertrieben bis über die See.

Als nun Walachron ſah, daß er gegen das Volk nichts ausrichten könne, iſt er mit all ſeinen Knechten zu Schiffe gegangen und über die See gefahren, bis er an ein Eiland kam, welches noch wild und unbewohnt war und lag unter den Eilanden von Seeland. Daſelbſt feſtigte er ſich, bedeichte die Inſel und machte ſie ſtark mit hohen Wällen gegen das Fluthen des Seewaſſers und nannte ſie nach ſeinem Namen Walachria, welches nun Walcheren iſt.

Lange Zeit beſaß er dieß Eiland mit ſeiner Nachkommenſchaft und von ihm ſtammen ab und ſind entſproſſen die Herzoge von Walcheren.

8.

Der überquellende Brunnen.

Cronyke ende warachtige Beſchryvinghe van Vrieslant .... Eerſt door Ockam Scharlenſem ſeer eenvoudich by een ghetrocken. Ende andermael door Joannem Vitum weder vernieut ende verbetert. Als nu oock van abelooven ten derdemael door Andream Cornelium Stavrienſem ſeer neerſtelick ... ghestiert is. Leuwarden. 1597. fol. fol. 7. v. u. d.

Anno hundert vier und ſechzig wurde ſüdweſtlich von Stavoren ein Püt gegraben, bei eine halbe Stunde Gehens vor der Stadt, aus welchem ein groſſer Ueberfluß von Salzwaſſer oben hinauslief, gerade als ob es ein Springbrunnen geweſen wäre. Dadurch wurden die Einwohner ſehr erſchreckt; ſie fürchteten, ihr ganzes Land ſollte verderben und vergehen, wie es zuvor durch den feurigen Püt (das rothe Clif) geſchehen war, und nachdem ſie Stavo, ihrem Abgotte, geopfert hatten, empfingen ſie eine Antwort, daß es nicht vergehen noch aufhören werde eher, als ſie das Blut eines dreijährigen Kindes in daſſelbe Waſſer ſprengten und mengten. Und daſſelbe war ſo haſtig nicht geſchehen, und die Flut hörte auf, denn es wurde alſo leer in dem Püt, daß man kaum Waſſer darin ſehen konnte, nach welchem der Püt wieder gedämpft und zugeworfen iſt.

Das Land, wo das Waſſer übergefloſſen war, blieb drei Jahre lang dürr, ſo daß keine Früchte darauf wuchſen; darnach begann es wieder Früchte zu tragen.

9.

Teckelnburg.

J. Picardt, korte Beſchryvinge van eenige vergetene en verborgene Antiquiteten der provincien en landen, gelegen tuſſchen de Noord-Zee, de Yſſel, Emſe en Lippe. Tweede Druk. Groningen. 1731. fol. 129 ff.

Das Haus Teckelnburg iſt das älteſte und berühmteſte in ganz Friesland. Seinen Namen findet man verſchieden angegeben, als Teklaburg, Titneburg, Teutenburg und Tekneburg. Einem allgemein verbreiteten, uralten Erbgerüchte zufolge haben es die Hünen gebaut, deren Begräbniſſe, die Hünengräber, auch in dieſer Gegend häufig geſehen werden. Nahe bei demſelben liegt auch der alte Arcke-Stein, das iſt Harcken-, Hercken- oder Herkules-Stein.

10.

Campen.

J. Picardt, p. 132.
Wolf Poetiſanter.

Die Stadt Campen in Friesland iſt von zwei gewaltigen Rieſen geſtiftet, welche in alten Zeiten daſelbſt ihre Wohnung gehabt haben, wie überhaupt viel Rieſen in der Gegend waren. So verſichern Fiſcher von der Inſel Ens, daß rund herum große Steine, gleich denen der Hünengräber, auf einander gethürmt, tief unten im Waſſer liegen.

11.

Dedtmarſen.

J. Picardt, p. 159.

Auf der Stelle, wo nun die Stadt Dedtmarſen ſtehet, erhob ſich ehedem die Burg eines grimmen Heiden, Odinarius genannt. Als dieſer ſtarb, befahl er auf ſeinem Grab eine hohe Pyramide zu bauen, damit alſo ſein Gedächtniß bewahrt würde. Dieſe Pyramide iſt ſpäter umgeworfen und an ihre Stelle ein Kirchlein geſetzet worden. Das gewölbte Grab aber blieb unberührt und findet ſich der Sage zufolge unter der Schwelle der Kirchthüre.

12.

Hengiſt und Horſa.

Wilhelm. malmesb. Savile 1601, p. 8 ff.
Galfridus monemut. ed. 1587 p. 43 lib. 6.
Matth. westmonaster. flores. ed. 1601, p. 82.
Beda, hist. eccles. I. 14. u. 15.
Gottfr. Viterbien. p. 358. 359.
Tetra fol. 8 a.
Winſemius. fol. 42.
Oude Diviſiekronik van Hollant. Delfter Ausg. von 1585 fol. 27 r.
cf. Grimm Deutſche Mythologie. p. 91.

Anno dreihundert und ſechzig im Beginne des Jahres wurde Udolph Haron in der Regierung ſeines Vaters (über die Frieſen) angenommen und befeſtigt. Anno dreihundert ein und ſechszig iſt ihm ein Sohn geboren worden, den er Hengiſt nannte, worüber all ſeine Unterſaſſen ſehr erfreut waren. Anno dreihundert drei und ſechszig iſt ihm ein zweiter Sohn geboren worden, den er Horſus hat nennen laſſen, wodurch die Freude der Unterſaſſen noch gemehret wurde.

Anno dreihundert vier und ſiebenzig ſandte Udolph der Frieſenherzog, ſeine beiden Söhne, die vorgenannten Hengiſt und Horſa, zu Valentinian, dem römiſchen Kaiſer, um Kriegshandel, Ehrbarkeiten und alle ritterlichen Manieren zu lernen, womit er demſelben Kaiſer einen angenehmen Dienſt und Wohlgefallen that.

Anno dreihundert drei und achtzig kamen Herzog Udolph's zwei Söhne wieder nach Frießland, wo ſie blieben bis Anno dreihundert und fünf und achtzig, denn da iſt ein groß Geruf vor den Herzog gekommen, wie daß ſeine Lande zu voll und überflüſſig von Leuten wären; begehrten deshalb, er ſollte die alten Geſetze und Gebräuche ſeiner Vorväter nicht vergeſſen, ſondern nun bei dieſen nothlichen Zeiten wieder erneuen und in Kraft ſtellen, denn es wäre nicht möglich, daß alle Koſt hätten.

Als dieß der Herzog hörte, ließ er auf ihr Geſuch und Begehren in allen Städten, Dörfern und Flecken die ſchönſten, jüngſten und frommſten (tapferſten) des Landes verſammeln, um zu loſen, wem es zu Theil fallen werde, auszuziehen, damit er alſo das Land lichte von der Ueberfülle des Volkes. Und dabei ſparte er nach den alten Bräuchen ſeiner eigenen Kindern nicht, ſo daß auf Hengiſt und Horſa dieß Loos auszuziehen mit gefallen iſt und dieſe wurden als Herrn und Führer über die Andern angeſtellt. Als nun alle Dinge fertig waren und die Schiffe, mit denen ſie fahren ſollten, bereit, ſind ſie Anno dreihundert und fünf und achtzig unter Segel gegangen und mit vorſputigem Winde nach Brittanien (welches man nachmals Engeland hieß) gekommen. Als ſolches dem Könige Vortigern gebotſchaftet wurde, iſt er alsbald zu ihnen gekommen. Da er am Weſen der Zwei ſah, daß ſie den andern allen übergingen, grüßte er ſie und fragte ſie vor allen andern, warum ſie alſo gewappnet mit Macht von Volk zu ſeinem Lande und Königreiche gekommen wären. Da antwortete Hengiſt, welcher der älteſte und der beredteſte war, dem Könige, wer ſie wären und woher ſie kamen, und ſprach alsdann folgendermaßen: „Und wir, die gehorſam ſein wollten unſern Obern nach Einſetzung und Befehl, ſind zu Schiffe gegangen und mit des Gottes Wodan Geleit (denn dieſer wurde in Dockenburg geehrt) alhier in euer Königreich gekommen, um euch oder einem andern Fürſten, dem es gelieben wird, zu Dienſte zu ſein."

Als der König Wodans Namen nennen hörte, fragte er zur Stunde, weſſen Glaubens und welcher Religion ſie wären? und als ihn Hengiſt über alles unterrichtet hatte, ſprach der König wiederum: „Von wegen eures Glaubens, der nur Unglaube iſt, bin ich höchlich betrübt, andernſinns von wegen eurer Ankunft höchlich erfreut, denn ich werde euch nöthig haben gegen meine Feinde, und dienet ihr mir getreulich und helfet mir mein Land beſchirmen, ſo ſoll euer Sold und Lohn groß ſein." Als Hengiſt mit ſeinen Frieſen, Angern oder Niederſachſen dieß hörte, waren ſie zur Stunde bereit und ſchwuren, dem König als Männer von Ehre getreu zu ſein.

Kurze Zeit darnach ſind die Schotten dem Könige ins Land gefallen, aber durch die Frommheit Hengiſts und ſeiner Frieſen und Niederſachſen, die immer die Vorhut bei dem Heere hatten, aus dem Felde geſchlagen worden, und der König ſehend, daß er ihnen alſo große Victorie verdanke, dankte ihnen herzlich und begabte ſie mit reichen Geſchenken, dann ließ er einen Jeden zu dem Seinen ziehen.

Hengiſt aber, der gar klug von Verſtand war, merkte wohl, daß er dadurch Gnade bei dem Könige erworben hatte und ſehend, daß der König nicht ſehr geliebt und geachtet war in dem Lande, bot er ihm an, noch mehr Volk aus Frießland zu verſchreiben. Das behagte dem Könige wohl und er ließ Hengiſt es thun.

Nach dieſem kam Hengiſt einmal wieder zum Könige und ſprach, daß der König ihn noch nicht nach Würden begabet hätte, wie es einem Herzogsſohne von Frießland gebühre, und bat ihn, daß er ihm eine Feſtung geben möge, in welcher er mit ſeinen Rittern und Frieſen geachtet und geehrt leben könnte. Worauf der König ihm kürzlich entgegnete: daß die Geſetze der Vorväter verböten, Fremdlingen einiges Land einzuräumen und zu ſchenken; auch würde er ſich dadurch die Ungunſt der Brittanier, ſeiner Unterthanen, auf den Hals holen; darum bäte er Hengiſt, nicht auf ſothane kleine Giften zu ſchauen, ſondern auf ſein gut Herz.

Da ſprach Hengiſt: „Dann gebet und verleihet mir nur ſoviel Landes, als ich mit einer Ochſenhaut umlegen mag, um daſelbſt mir eine Feſtung zu bauen.“ Das gönnte ihm der König alsbald. Da ſchnitt Hengiſt die Ochſenhaut in kleine lange Riemen, die er um einen ſteinartigen Boden legte, und zimmerte daſelbſt mit großem Eifer eine Stadt, nannte dieſe in frieſiſcher Sprache Cancaſtra, welches nun Lancaſter heißet.

Als dieß nun meiſt alles vollbracht war, iſt noch ein großer Haufe gewappneten Volkes aus Frießland gekommen, welche Hengiſt alle in der neuen Stadt aufnahm. Darunter war auch ſeiner Schweſter Tochter, die überſchöne Ronixa. Darum entbot er den König, die neue Stadt und das angekommene Volk zu ſehen, welches der König zur Stunde that, und hat ihm beides auch ſehr wohl behaget und angeſtanden. Darnach iſt er mit Hengiſt zur Tafel geſaſſen, wo er ſehr ehrlich bedient und traktiret wurde.

Gegen das Ende der Mahlzeit kam die ſchöne Ronira aus der Kammer, ſehr ſchön und köſtlich gezieret; ſie hatte in ihrer Hand einen goldenen Kop oder Schale mit köſtlichem Wein gefüllt, neigte ſich dem König, fiel ihm zu Füßen und ſprach: „Liever King wacht heyl.“ Der König, ſie nicht verſtehend, fragte ſeinen Kämmerling, was ſie ſagte, und dieſer entgegnete: „Sie nennet euch König und begehrt, daß ihrs von ihr wachten wollt; darum ſaget: trinkt heyl“, welches der König that. Da trank ſie und gab es dann dem Könige, ihn küſſend nach Landesweiſe. Als dieß geſchehen war, entbrannte der König ſehr in Liebe zu ihr, ſo daß er ſie von Hengiſt zu einer Hausfrauen begehrte. Dieſer hielt Rath mit ſeinem Bruder und andern Herren und Räthen und ſagte ſie dem Könige zu unter dem Beding, daß der König ihm alsdann die Ecke Landes, welche man Cantuarien hieß, für ſein Volk gebe, welches auch alſo gelobt und geſchehen iſt. Und der König nahm Ronira zu ſeiner Hausfrauen und hatte ſie ſehr lieb. Und davon iſt nachher die Gewohnheit von Küſſen und wacht Heil und trinkt Heil von den Frieſen allda geblieben.

Da dieſes Thun des Königs ſeinen Söhnen, den Prinzen und Herrn ſehr mißbehagte, baten ſie ihn oftmal, er ſolle die Frieſen wieder aus dem Lande ziehen laſſen, worauf ſie ſelten gute Antwort erlangten; ſie warfen darum ſeinen einen Sohn zum König auf, und zogen alſo geſammt gegen die Frieſen, gegen die ſie einen harten Kampf kämpften, in dem Horſa, Hengiſts Bruder, todt und erſchlagen blieb. Und die Frieſen wurden meiſt alle wieder aus Brittanien vertrieben.

Kurz darnach iſt der neuaufgeworfene König mit Gift vergeben worden und der Vater wieder ans Reich gekommen, und hat zur Stunde auf Anliegen von Ronira, ſeiner Königin, Hengiſt wieder entboten, doch heimlich und mit wenig Volk. Nichts deſto weniger kam Hengiſt mit viel Schiffen ſehr ſtark ans Land, welches von dem König und ſeinen Herrn ſehr übel genommen wurde; ſie wollten darum, daß man die Frieſen wieder von der Landesgränze vertreibe. Als Ronira dieß verſtund, ließ ſie es ihrem Ohm zur Stunde wiſſen, der ſtracks Boten an den König ſandte, um ihm anzuſagen, daß er nicht das Land zu ſchädigen gekommen wäre, ſondern allein, um den König zu fragen, ob er nicht einiges Volk zur Beſchirmniß des Landes da zu halten begehrte. Der König möge ihm nun wiſſen laſſen, welches ſein Wille und ſeine Meinung wäre, auch Zeit und Ort anberaumen, wo ſie zuſammen kommen könnten, um deßfalls zu handeln.

Der König dieß hörend, ſetzte den erſten Mai und Ambren feſt, um dann und dort zuſammen zu kommen, und wollte mit ſeinen Herren, Edeln und Baronen daſelbſt ſein, warum Hengiſt ſeinen vornehmſten Edeln befahl, daß ſie am beſtimmten Tage jeder ein gut Schwert bei ſich trügen, und wann er ſpräche: „Nimet eure ſaras“, dann ſollten ſie ihre Schwerter ziehen und jeder einen von des Königs Edeln durchſtechen, der zunächſt bei ihm ſtände, welches am beſtimmten Tage alſo geſchah, ſo daß von den edelſten Rittern und Rathsherren des Königs mehr denn vierhundert und fünfzig durchſtochen wurden.

Darnach rasten die Frieſen in großer Wuth, um den Tod des Horſa zu rächen, und nahmen das meiſte Land wieder ein, welches ſie verloren hatten.

13.

Haß zwiſchen Sachſen und Schwaben.

Gloſſe des Sachſenſpiegels zu Buch 1, 17 und Buch 2, 12.
Grimm No. 415.

Dieweil Hengſt ausgezogen war mit ſeinen Männern nach England, und ihre Weiber daheim gelaſſen hatten, kamen die Schwaben, bezwungen Sachſenland und nahmen der Sachſen Weiber. Da aber die Sachſen wiederkamen und die Schwaben vertrieben, ſo zogen einige Weiber mit den Schwaben fort. Der Weiber Kinder, die dazumal mit den Schwaben zu Land zogen, die hieß man Schwaben. Darum ſind die Weiber auch erblos aus dieſem Geſchlecht und es heißt im Geſetz, daß „die Sachſen behielten das ſchwäbiſch Recht durch der Weiber Haß.“

14.

Ochſenburg.

Pomarius, Sächſ. Chronik. Wittenb. 1589, Fol. S. 15.

Als die Sachſen in England angekommen waren, baten ſie den König, daß er ihnen ein ſolch Fleck Landes gäbe, das ſie mit einer Ochſenhaut beziehen könnten. Da er dieß bewilligte, ſchnitten ſie die Haut in ſchmale Riemen, bezogen damit eine raume Stätte, bauten dahin eine Burg, Namens Oſſenburg.

15.

Radbod.

I.

Melis Stoke. Buch I, V. 149—170.
Het oude goutsche Chronycken van Hollant ꝛc.
Vgl. die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Beka, Ausg. v. Andr. Cornelius S. 46.

Carolus Martellus ſtritt gegen die Ungläubigen und deren Herzog Ridſaert (Radbod) und brachte endlich dieſen Letztern dazu, daß er ein Chriſt werden wollte, und Ridſaert kam nach Utrecht, damit Sankt Wilibrordus ihn taufe. Als er aber den einen Fuß in das Waſſer geſetzt hatte, hielt er den andern noch zurück und fragte den heil. Wilibrord, was wohl beſſer ſein möge, daß er getauft werde oder nicht. Darauf entgegnete der heil. Biſchof: „Wenn du ungetauft ſtirbſt, ſo wirſt du zur Hölle fahren, wo all deine Vorväter ſind; ſobald du aber getauft biſt und du ſtirbſt alsdann, kommſt du ſonder Pein ins Himmelreich.“ Als der Herzog Ridſaert das hörte, ſprach er: „So verſtehe ich wohl, daß keiner meiner Freunde und Verwandten im Himmelreich iſt und nur eine kleine Zahl deiner Chriſten; ich aber will lieber mit meinen Freunden in der Hölle ſitzen, als mit deinen armen Chriſten im Himmelreiche.“

Und mit den Worten zog er ſeinen Fuß nach ſich und ging wieder nach Hauſe. Auf dem Wege aber brach er den Hals, wodurch manch tauſend Frieſen ſich bekehrten.

16.

Radbod.

II.

De Chronyk van Holland van den Klerk uit de laage Landen by der Zee ꝛc. (1384) S. 20.
Die Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585.

Wolframus hatte den König Rathbold durch ſeine feurigen Predigten dahin gebracht, daß er ſich wollte taufen laſſen. Und als er mit einem Fuße im Taufbecken ſtand, fragte er, wo die größte Zahl ſeiner Vorältern ſei, im Himmel oder in der Hölle. Darauf antwortete der Biſchof: „Alle die von deinen Vorältern nicht getauft und nicht im Chriſtenglauben geſtorben ſind, die ſeufzen in den Peinen der Hölle.“ Als Rathbold hörte, daß ſomit der größte Theil ſeiner Vorväter in der Hölle ſei, ſagte er: „Es iſt beſſer, ich folge dem größten Haufen, welches doch meine Freunde und Magen ſind, in die Hölle, als daß ich mit deinem Häuflein Chriſten im Paradieſe ſitze.“ Und alsbald zog er ſeinen Fuß aus dem Waſſer und verſchmähte und verachtete die heilige Taufe.

17.

Von einem Wunder Wolframi und wie König Rathbold von Frießland vom Teufel verführt ward und ſtarb.

Vita Sti. Wulframi.
Die Cronycke von Hollant ꝛc. Delft 1585.
Occo, Ausg. von Andr. Cornelius S. 47 u. a. m.

Als König Rathbold ſich nicht hatte wollen taufen laſſen, da geſchah es, daß man nach Gewohnheit der Frieſen einen Menſchen, der durchs Loos erwählt wurde, den Abgöttern opfern mußte, und es trug ſich zu, daß das Loos auf einen ſchönen Jüngling fiel, der Ovo (Occo) genannt war. Als der heilige Biſchof Wolfram das hörte, bat er den König Rathbold, daß er ihm dieſen Jüngling geben möge. Aber der König antwortete und ſprach: „Siehe, ich werde dieſen Jüngling aufhängen laſſen nach meiner Väter Gewohnheit, denn das Loos iſt auf ihn gefallen, wenn aber dein Gott ihn vom Tode erretten kann, dann will ich ihn dir geben." Und darauf wurde der Jüngling gehangen und der heil. Biſchof ſtand bei dem Galgen und flehte zu Gott, daß er den Armen vor dem Tode bewahren möge, und ſieh, der Baſt brach zur Stunde mit den Banden und der Jüngling fiel unverletzt zur Erde. Wolfram hob ihn dankend auf und taufte ihn und ließ ihn von dem Biſchofe von Ruwaen (Rouen) Regiſlant, zu einem Prieſter weihen.

Als der König das Wunder ſah, begehrte er von dem Heiligen, getauft zu werden, aber Wolfram glaubte nicht, daß der König es gut meine im Herzen und ſtand darum in Zweifel, ob es rathſam ſei, denſelben zu taufen. Er ſchrieb alſo einen Brief an den heil. Willebrordus, um deſſen Meinung darüber zu erfahren und dieſer ſchrieb ihm hinwieder: „Wie ſollte der glauben können, der meinem heiligen Bruder und Mitbiſchof nicht geglaubt und nicht getraut hat; ich habe geſehen, daß er mit einer feurigen Kette gebunden war und dabei verſtanden, daß er für ewig verurtheilt und verdammt iſt." Dieſes ließ Wolfram dem Könige wiſſen, aber Rathbold trieb ſeinen Spott damit und ſprach: „Nein, das kann nicht alſo ſein, wie Willebrordus ſchreibt, denn ich hatte in dieſer Nacht eine Erſcheinung und ein Engel kam zu mir, gekleidet in güldenes Gewand und trug eine goldene Krone auf dem Haupte und der ſprach zu mir: „„O allertapferſter der Männer, König Rathbold, wer hat dich alſo betrogen, daß du von dem Dienſte der Götter ſcheiden willſt? Das wolle doch nimmer thun und halte dich bei dem Glauben, den du von deinen Vorältern gelehrt und empfangen haſt; dann auch wirſt du zu dem goldenen Hauſe und Pallaſte kommen, der dir bald in der Ewigkeit bereitet iſt. Darum ſollſt du morgen zu dir entbieten den Biſchof und Lehrer der Kirche, Wolframum, und ihn fragen, wo die Wohnungen der ewigen Klarheit ſeien, welche er dir verſprochen hat. Kann er dir dieſe nicht zeigen, ſo ſendet von beiden Seiten Geſandte und Boten und ich werde ihr Geleitsmann ſein.“‟ Der Biſchof antwortete aber und ſprach: „O edelmögender König, das iſt der Teufel, der dich in Geſtalt eines guten Engels betrügt.“ Darauf entgegnete der König: „Siehe, ich will ein Chriſt werden und mich taufen laſſen, wenn mein Gott mir dieſe goldenen Palläſte nicht zeigt.“

Und um dem Willen des Königs zu genügen, ſandte der Biſchof einen ſeiner Diakonen mit einem Frieſen, der von Seiten Rathbolds ging. Als dieſe beiden ein Stück Weges vor Medemblick gekommen waren, fanden ſie ihren Geleitsmann bereitſtehend, wie er es dem Könige gelobt hatte, und der ſprach zu ihnen: „Eilet euch ſehr und ich werde euch weiſen und zeigen die herrliche Wohnung, welche dem Könige Rathbold bereitet iſt.“ Und ſie gingen mit einander auf einem breiten und unbekannten Wege, bis ſie auf eine Straße kamen, welche von glatten Marmelſteinen gemacht war, und da ſahen ſie von ferne ein köſtliches Haus von Gold und edeln Steinen gebaut. Und als ſie in das Haus kamen, zeigte ſich ihnen die wunderbare Pracht eines königlichen Thrones von unausſprechlicher Schönheit, und da ſprach ihr Geleitsmann: „Sehet hier die Wohnſtatt, welche dem Könige Rathbold bereitet iſt.“

Der heilige Diakon aber verwunderte ſich über die Maßen und ſagte: „Iſt es, daß dieſe Dinge von Gott ſind, ſo bitte ich den Herrn, daß er ſie ewig alſo bleiben laſſe; ſind ſie aber vom Teufel, ſo bitte ich den allmächtigen Gott, daß er ſie zur Stunde vernichte." Und als der Diakon dieß geſprochen, machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes und ſiehe, ihr Geleitsmann verwandelte ſich in einen häßlichen Teufel und die Pracht des Pallaſtes und der Zierrathen in Staub und Koth und ſie ſtanden inmitten eines Pfuhles, aus welchem ſie mit großer Arbeit und Mühe erſt am dritten Tage ſich herauswanden. In Medemblick aber hörten ſie, daß der König Rathbold plötzlich geſtorben ſei. Und ſie erzählten dem Biſchofe und allen, die es hören wollten, was ſich zugetragen, und der Frieſe ließ ſich taufen.

18.

Von König Karl und den Frieſen.

Beninga, Chronyk van Ooſtfrieſland.
Oude frieſche Wetten. Deel I.
Altfrieſengeſetz, herausgeg. v. Wierdſma I. S. 103—108.
Grimm, Deutſche Sagen. II. 117 ff.
Van der Bergh.

Als König Karl aus Franken und König Radbod aus Dänemark in Frieſenland wider einander ſtießen, beſetzte jeder ſeinen Ort und ſein End im Franekergau mit einem Heerſchild und jedweder ſagte: das Land wäre ſein. Das wollten weiſe Leute ſühnen, aber die Herren wollten es ausfechten. Da ſuchte man die Sühne ſo lange, bis man ſie in die Hand der beiden Könige ſelber legte: „wer von ihnen den andern an Stillſtehen überträfe, der ſollte gewonnen haben." Da brachte man die Herren zuſammen. Da ſtanden ſie ein Etmal (Zeit von Tag und Nacht) in der Runde. Da ließ König Karl ſeinen Handſchuh entfallen. Da hub ihn König Radbod auf und reichte ihn König Karl. Da ſprach Karl: „Haha, das Land iſt meine“ und lachte; darum hieß ſein Ort Hachenſe. „Warum?“ ſprach Radbod. Da ſprach Karl: „Ihr ſeid mein Mann worden.“ Da ſprach Radbod: „O wach“ (o weh), darum hieß ſein Ort Wachenſe. Da fuhr König Radbod aus dem Lande und König wollte ein Ding (Gericht) halten; da vermochte er nicht, denn ſo viel lediges Landes war nicht da, darauf er dingen konnte. Da ſandte er in die ſieben Seelande, und hieß ihnen, daß ſie ihm eine freie Stelle gewönnen, darauf er möchte dingen. Da kauften ſie mit Schatz und mit Schilling Delbemanes. Dahin dingte er und lud die Frieſen, dahin zu ihm zu fahren, und ſich ihr Recht erkören, das ſie halten wollten. Da baten ſie Friſt zu ihrer Vorſprechung. Da gab er ihnen Urlaub. Des andern Tages hieß er ſie, daß ſie vor das Recht führen. Da kamen ſie und erwählten Vorſprecher, zwölf von den ſieben Seelanden. Da hieß er ſie, daß ſie das Recht erkörten. Da begehrten ſie Friſt. Des dritten Tages hieß er ſie wiederkommen. Da zogen ſie Nothſchein (beriefen ſich auf das geſetzliche Hinderniß), des vierten Tags ebenſo, des fünften auch ſo. Dieß ſind die zwei Friſten und die drei Nothſcheine, die die freien Frieſen mit Recht haben ſollen. Des ſechſten Tages hieß er ſie Recht kören. Da ſprachen ſie: ſie könnten nicht. Da ſprach der König: „Nun leg ich euch vor drei Kören, was euch lieber iſt: daß man euch tödte? oder daß ihr alle eigen (leibeigen) werdet? oder daß man euch ein Schiff gebe, ſo feſt und ſo ſtark, daß es eine Ebbe und eine Fluth mag ausſtehen und das ſonder Riem und Ruder und ſonder Tau?“ Da erkoren ſie das Schiff und fuhren aus mit der Ebbe ſo fern weg, daß ſie kein Land mehr ſehen mochten. Da war ihnen leid zu Muth. Da ſprach einer, der aus Wittekinds Geſchlecht war, des erſten

Aſegen (Richters): „Ich habe gehört, daß unſer Herr Gott, da er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er ſelbſt der dreizehnte war, und kam zu jedem bei verſchloſſenen Thüren, tröſtete und lehrete ſie; warum bitten wir nicht, daß er uns einen dreizehnten ſende, der uns Recht lehre, und zu Lande weiſe?“ Da fielen ſie alle auf ihre Knie und beteten inniglich. Da ſie die Betung gethan hatten, ſahen ſie einen dreizehnten am Steuer ſitzen, und eine Achſe auf ſeiner Achſel, da er mit ans Land ſteuerte, gegen Strom und Wind. Da ſie zu Land kamen, da warf er mit der Achſe auf das Land und warf einen Erdwaſen auf. Da entſprang da ein Born, davon heißt die Stelle zu Achſenhof. Und zu Eſchweg kamen ſie zu Land und ſaßen um den Born herum; und was ihnen der dreizehnte lehrte, das nahmen ſie zu Recht an. Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war, ſo gleich war er jedem unter ihnen. Da er ihnen das Recht gewieſen hatte, waren ihrer nur zwölf. Darum ſollen in dem Land allzeit dreizehn Aſegen ſein und ihr Urtheil ſollen ſie fällen zu Achſenhof und zu Eſchwege, und wenn ſie entzwei ſprechen (verſchiedener Meinung ſind), ſo haben die ſieben die ſechſe einzuhalten. So iſt das Landrecht aller Frieſen.

19.

Pferd weckt eine Quelle.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. Col. Agr. 1588, p. 295.

Als die Frieſen an dem Orte, wo Sanct Bonifaz einſt die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringenden Fluthen des Meeres, wollten ſie auch daſelbſt eine Kirche nebſt einem Kloſter für fromme

Diener Gottes bauen, jedoch fanden ſie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle ſüßen Waſſers ſprang, deſſen die Bewohner des Kloſters doch bedurften.

Der Befehlshaber des Landes, Abbo, den König Pipin dahin geſandt, nahm, als er dieß erfuhr, ſogleich einige ſeiner Gefährten zu ſich und ritt an die Bauſtelle und um den Hügel, der ſchon vollendet war, herum, eine Quelle zu ſuchen. Schon hatten ſie lange vergebens ſich bemüht, da ſiehe, ſinkt das Pferd eines ſie geleitenden Knaben mit den Vorderfüßen in die Erde. Schnell ſtürzen die andern zur Hülfe herbei, und kaum waren des Roſſes Füße aus dem Boden herausgezogen, als zu aller Erſtaunen ein Strahl klaren Waſſers nachſchoß, der ſo reichlich quoll, daß er wenige Augenblicke nachher ſchon einen Bach bildete. Alle koſteten und erkannten, daß es ſüßes Waſſer war, und prieſen Gott für das Wunder, welches er gethan.

20.

Frauen retten Leeuwarden.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 31.

Am Tage der heiligen Simon und Juda haben vor langer Zeit einmal Feinde die Stadt Leeuwarden in Weſtfrießland überfallen. Da die Männer gerade ausgezogen waren, griffen die Frauen alsbald zu den Waffen, beſetzten die Mauern und drangen endlich ſo kräftig auf die Feinde ein, daß dieſe von Furcht und Scham ergriffen die Flucht nahmen.

Im ſechzehnten Jahrhundert noch wurde der Tag jährlich mit feſtlicher Feier in Leeuwarden begangen.

21.

Das Wunderkorn von Stavoren.

Mündlich.

Die Stadt Stavoren in Frießland war durch die Blüthe ihres Handels zu alſo großem Reichthume gekommen, daß ihre Bewohner vor lauter Uebermuth nicht wußten, was ſie thaten. Sie ließen ihre Hausflure, Lehnen und Thüren mit purem Golde beſchlagen, um den Holländern zu trotzen, weil dieſe den Aufſchwung der Stadt nur mit ſcheelen Blicken anſahen, und trieben es ſo arg, daß man ſie allgemein nicht anders nannte, als die verwöhnten Kinder von Stavoren. Selbſt eigene Geſetze hatten ſie ſich gemacht und ſogar das Recht von Galgen und Schwert ſich zugelegt.

Zu dieſer Zeit war das Korn in Stavoren einmal ſehr hoch im Preiſe und eine reiche Witwe in der Stadt ließ, um Vortheil daraus zu ziehen, ein Schiff ausrüſten, welches aus Danzig eine ganze Ladung von Korn holen ſollte. Während der Zeit aber, wo das Schiff auf der Reiſe ſich befand, ſanken die Getreidepreiſe plötzlich, und als es zurückkam, ſtanden ſie ſo tief, daß die Witwe ſich genöthigt ſah, das Korn mit Schaden zu verkaufen, wenn ſie Geld daraus löſen wollte. Darüber erzürnte die unfromme Frau höchlich und ſchwur, eher die ganze Ladung zu verlieren; ſie gebot dem Schiffer, alles ins Waſſer zu werfen.

Dieß war nicht ſobald geſchehen, als ſich vor der Stadt und gerade an der Stelle, wo das Korn hineingeſchüttet worden war, eine Sanddüne erhob, welche den Schiffen den Zugang zur Stadt wehrte, ſo daß Stavoren in kurzer Zeit von dem Glanze ſeines Reichthumes in tiefe Armuth verſank. Als Wahrzeichen von der ſündlichen That der Witwe wächſt auf der Düne noch jeglich Jahr eine eigenartige Pflanze, Wunderkorn genannt, welche dem wirklichen Korn in allem ähnlich ſieht, nur iſt ihre Aehre taub und ſonder Frucht.

22.

Der Frauenſand.

Occa Fol. 30v.
Petr. Winſemius, Geſchiedeniſſe van Vriesland. S. 148 u. 149.
v. Soeterboom, Op en Nedergang van Staveren, im 2. Theile ſeiner Oudheden, S. 105—107.
Oudheden en Geſtichten van Vriesland. S. 487.

In Staveren lebte eine reiche und übermüthige Wittib, die aber bei all ihrem Reichthum eines ſehr harten Herzens war. Dieſe befahl einmal einem ihrer Schiffsleute, daß er ein Schiff mit allem Nöthigen ausrüſten und ihr das Koſtbarſte holen ſolle, was nur zu haben wäre. Der Schiffer machte ſich auf den Weg und fuhr nach Danzig, konnte dort aber nichts beſſeres finden, als ſchönen Weizen und gedachte dieſen ſeiner Frau zu bringen. Er lud alſo das Schiff damit voll und kehrte freudigen Herzens nach Hauſe zurück.

Als die Wittib von ſeiner Ankunft hörte, eilte ſie ihm ſogleich entgegen und fragte ihn, was er ihr denn Köſtliches bringe, und der Schiffer neigte ſich vor ihr und ſprach: „Ach, edle Frau, ſo ſchönen Weizen, wie ihn je Menſchenaugen ſahen.“ „Was, Weizen?“ zürnte die Witwe, „und von welcher Seite haſt du ihn eingeladen?“ „Von der Backbordſeite“, entgegnete erſchrocken der Schiffer, und die Witwe rief hohnlachend: „Ei, dann wirf ihn von der Steuerbordſeite ins Meer.“

Kaum hatte der Schiffer das gethan, da umringte eine hohe Sandbank den Hafen von Staveren, ſo daß kein Schiff mehr in denſelben einlaufen konnte, und auf ihr ſchoß der Weizen empor, trieb Blätter und Aehren, trug aber keine Frucht. Die Witwe aber ſtarb in Armuth und Elend und mit ihr trug die ganze Stadt gerechte Strafe für ihren Stolz, denn bald nachher verſank ein Theil von Stavoren in die Tiefe des Meeres.

Die Sandbank heißt zum Gedächtniſſe der gottloſen Witwe noch heute der Frauenſand.

23.

Der Schwan des Herrn von Arkel.

Abr. Kemps, Leven der doorluchtige heeren van Arkel ende Jaar-Beſchryving der Stad Gorinchem. Gorinchem 1656, S. 5.

Das Geſchlecht der Herren von Arkel iſt ſehr alt und eines der berühmteſten in den Niederlanden. Es leitet ſeinen Namen von dem deutſchen Herkules ab, deſſen Tacitus erwähnt, und zählt unter ſeinen Gliedern manchen durch Geſchichte und Sage bedeutenden Namen. Zu dieſen gehört unter andern auch Graf Heimon, der Vater der vier allbekannten Ritter Reinold, Ritſard, Weitſard und Adelard, anders auch die vier Heimonskinder genannt.

Der zweite von dieſen Helden, Ritſard, hinterließ einen Sohn, Johann, der ſomit auch Erbe der Herrlichkeiten Pierlepont, Montagu und Walckenſtein wurde. Dieſer wurde von dem Könige von Frankreich, Dagobert, dem er Hülfe gegen die aufrühreriſchen Frieſen leiſtete, mit Franchijn und dem Lande ob der Leck belehnt, welches ſpäter den Namen: Land von Arkel bekam. Als er jedoch zuerſt dahin kam, fand er daſſelbe nicht nur mit unwegbaren Wäldern bedeckt, ſondern dieſe auch ſo voll von wilden Thieren jeder Art, daß er faſt allen Muth zum Anbaue deſſelben verlor. Doch faßte er bald Herz, ſtellte große Jagden an, ließ das Gebüſch niederbauen, baute Kirchen und Burgen, um welche ſich bald gar viele Dörfler ſchaarten und ſchuf ſich, um mit wenigen Worten alles zu ſagen, aus der rauhen Wüſte einen lieblichen Garten.

Aber ſeine Freude daran dauerte nicht lange, denn bald nachher überfielen die Frieſen, Dänen und Normannen das Land und verheerten und zerſtörten alles, verbrannten die Kirchen und Dörfer und tödteten Herrn Jans Unterthanen. Da dieſer ſah, daß jeder Widerſtand vergeblich ſein würde, nahm er von ſeinen Gütern alles Bewegliche mit ſich und zog mit ſeiner ganzen Familie und Umgebung nach Frankreich und auf ſein Schloß Pierlepont.

Hier ſchenkte ihm ſeine Gemahlin einen Sohn, den er Heyman nannte, und der gleich ihm in Pierlepont ſtarb, jedoch abermals einen Sohn hinterließ, welcher nach dem Großvater Jan getauft wurde.

Dieſer wuchs mit der Zeit zu einem kräftigen und ſtolzen Manne heran und baute ſich in dem Lande von Pierlepont eine ſtarke und feſte Burg. Das ſah aber Branchion, ein Bruder des Herrn von Baar, nur mit großem Mißvergnügen, er verſammelte ſeine Mannen, bewaffnete ſie, erſtürmte die noch unbeſetzte Burg und verwüſtete dieſelbe gänzlich. Den Herrn von Arkel kränkte dieß gar ſehr, er überfiel Branchion und erſchlug ihn.

Da Branchion aber ein Verwandter des Königs war, fürchtete Jan von Arkel Dieſes Rache, und zog auf den Rath ſeiner Freunde mit Elsbeth, ſeiner Frau, ſeinen Kindern und vielem Geſinde von Pierlepont weg und nach dem noch ſtets wüſt liegenden Lande von Arkel zu. Auf der Alm ſchiffte er ſich ein, ohne daß er jedoch das Land gekannt hätte, und fuhr, ſich der Leitung des Himmels befehlend, auf derſelben fort. Doch ſiehe, da kam mit einem Male ein ſchöner Schwan geflogen, der immer das Schiff umkreiste, nun vor demſelben, dann hinter ihm, nun an dieſer, dann an der andern Seite umherſchwirrte, als ob er Herrn Jan hätte begrüßen wollen. Als er ſolches lange getrieben hatte, ſenkte er ſich aufs Waſſer nieder und ſchwamm dem Schiffe vor, ſo daß Herr von Arkel erſtaunt und verwundert, doch voll Vertrauen, daß dieß ein Bote Gottes ſei, dem Steuermann gebot, dem Schwan zu folgen, wohin derſelbe auch ſchwimmen möge, und anzuhalten, wo er anhalten werde.

So fuhr das Schiff die ganze Alm entlang bis nach Almmonde, lief dort in die Maaß ein, aus dieſer in die Linge, bis zu dem Damme von Arkel, den man Berenwaard heißet, und wo ſpäter ein Kloſter gebaut wurde. Dort trat der Schwan ans Land, Herr von Arkel folgte ihm, ſchlug alsbald ſeine Zelte dort auf und ſtellte das verwüſtete Schloß wieder her.

Zum Danke für die wunderbare Führung des Schwanes nahm Jan von Arkel ſpäter deſſen Flügel als Helmzeichen an, wie man heute noch ſchauen kann.

Dieß hat ſich zugetragen gegen das Jahr der Geburt unſers Herrn ſechshundert in die neunzig, denn man lieſt, daß Jan von Arkel um 694 die Kirchen von Arkel, Hoorn und Hageſtein wieder aufbauen ließ, welche 697 von Sankt Swibertus, dem Jünger und Mitgeſellen des heiligen Willibrord, eingeweiht worden ſind.

24.

Abkunft der Holländer.

Oude Diviſie-Chronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 7a.
Vgl. Tac. annal. XIII, 57.
Plin. hist. natur. XXXI, 39.

Die Batavier oder Holländer leiten ihren Urſprung ab von dem Volke, welches die Hermunduren heißet und wohnte hinter dem großen hercyniſchen Walde bei den Schiten und zu Nachbarn hatte die Catten, Ceruſen und andere. Dieſe Batavier hatten Zwietracht unter einander und wurden aus ihrem Lande vertrieben und kamen bis zu den äußerſten Grenzen der wälſchen Küſte, wo zu jener Zeit noch niemand wohnte. Da feſtigten ſie ſich auf dem Eilande des Rheines, welches vor ſich den Fluß Maaß hat, und hinter ſich die See und zu beiden Seiten den Rhein. Die Urſache aber, warum dieſe Batavier aus ihrem Lande ſcheiden mußten, war dieſe: In ihrem Lande war ein Fluß, aus welchem man Salz zu gewinnen pflegte. Weil nun ein jegliches von den umwohnenden Völkern ſich dieſes Salzmachen zueignen wollte, ſo hatten die Batavier und Catten beſtändig Zwiſt mit den Hermunduren und konnten unter einander nie einig werden. Als Battus und ſein Bruder Salandus einſahen, daß ſie keinen Frieden haben würden, räumte er den Ort und kam zu dem Eiland, wie oben geſagt, und nannte es nach ſeinem Namen Batavia. Und ſein Bruder Saland zog zur äußerſten Spitze des Eilandes und nannte dieſelbe nach ſeinem Namen Zalant, welches nun Seeland iſt, und trieb dort ſeine alte Handthierung mit Salzmachen, welches man noch heute in Seeland thut. Auch zimmerte er dort eine Burg, die er zu Ehren ſeines Vaters Mitellus Mittelburg nannte, und welche heute noch Middelburg heißet, und eine ſtarke und wohl bewährte Feſte iſt.

25.

Wie die Giganten und Rieſen von Brittus aus Brittanien vertrieben, zuerſt nach Holland kamen.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Cap. 31, Fol. 19 c.

Als die Trojaner Brittus und Corineus auf das Eiland Albion kamen, fanden ſie dort viele große Giganten und Rieſen, welche, wie ſämmtliche Chroniken melden, aus Aſſyrien dahin gekommen waren und die Inſel nach den weißen blinkenden Bergen Albiona genannt hatten. Brittus aber nannte ſie von der Zeit an nach ſeinem Namen Brittanien.

Die Rieſen und Giganten ſahen bald ein, daß ſie gegen Brittus und ſeine Geſellen, die Trojaner, nichts ausrichten konnten, und alle von Corineus überwunden und beſiegt würden, darum verließen ſie das Eiland, um neue Plätze zu einer Niederlaſſung zu ſuchen. Als ſie zu Schiffe gegangen waren, kamen ſie in das Land der Angelſachſen geſegelt, welches nun Oſtfriesland iſt, und meinten, dieß wilde Land, welches damals noch nicht ſehr bebaut und bewohnt war, einzunehmen und zu bewohnen. Als ſie aber weiter hineindrangen, um ſich bequeme Wohnſtellen zu ſuchen, vernahmen dieß die wilden Niederſachſen und ſammelten ſich in großen Haufen, um dieſe Giganten und Rieſen zu befechten, und ſchlugen eine Menge von ihnen todt. Die andern, die dieß ſahen, zogen wieder ſeewärts und ſegelten nach Weſten, um einen Fluß oder Hafen, wo ſie bleiben könnten, zu ſuchen. Alſo kamen ſie endlich an die Mündung der Maaß, ſtiegen dort ans Land und nahmen den Ort ein und blieben lange dort wohnen in Zelten und Hütten, welche ſie ſich von Reiſern machten. Dann bauten ſie daſelbſt eine Feſtung, um vor feindlichen Ueberfällen ſicher zu ſein, weil es nahe an der See war; und dieſe Feſtung war ſehr groß und ſtark und wurde von ihnen Slavenburg geheißen, da ſie ſelbſt ſich Slaven nannten. Sie ſtand in der Gegend von Vlaerdingen; nun iſt ſie aber längſt von der Maaß weggeſpült und dadurch verſunken. Sie lehnte an der Oſtſeite an einen großen und langen Wald, der ſich von Dornik bis hin zum Rheine erſtreckte und ſpäter von Kaiſer Claudius „Wald ſonder Gnade“ genannt wurde. Und dieß geſchah neunhundert Jahre vor Chriſti Geburt, zur Zeit als der Prophet Samuel Richter war über die Kinder Iſrael.

26.

Haerlem.

I.

Hamconii Frisia.
Hadriani Junii Batavia.
Van der Bergh, Nederlandsche Volksoverleveringen en Godenleer. S. 89.

In alten Zeiten war Holland und Frieſland von Rieſen bewohnt. Unter dieſen hatte einer in Leyden ſeinen Sitz und war ein Burggraf daſelbſt, und deſſen Name war Lem. Der bekam von einer Rieſin einen Sohn, den er gleichfalls Lem nannte, und der darum gewöhnlich Lem der Zweite heißt. Als der Knabe angewachſen und Ritter geworden war, gründete er in der Nähe von Leyden eine Stadt und hieß dieſe nach ſich Haerlem (Heer Lem).

Zu derſelben Zeit war der jetzige Haerlemmerwald dem Bacchus geheiligt, der darin einen ſchönen Tempel hatte. Davon heißt noch jetzt ein Graben in der Nähe von Haerlem Bakeneſſergracht und eine Kirche Bakeneſſerkerk.

27.

Haerlem.

II.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585.

Auf der Stelle, wo jetzt die Stadt Leyden ſteht, hatten die Wilten eine Burg gebaut, die denſelben Namen trug, den jetzt die Stadt führt, und das war um das Jahr unſeres Herrn 400. Einer von den Caſtellanen der Burg hatte mit ſeiner Frau viele Kinder und unter denen auch einen Sohn, genannt Lem oder Willem, und das war ein alſo ſtarker und kluger Mann, daß die Wilten ihn zum Könige erwählten. Von ihm ſtammen auch die Burggrafen von Leyden ab, welches nun die Herren von Waſſenaer ſind. Daher haben die auch noch den Zoll und das Gruytgeld und ſind im Beſitze der Burg. Ehedem wählten ſie ſelbſt auch den Bürgermeiſter, die Schultheißen und Schöffen.

Dieſer Lem aber hatte eine Hausfrau, welches eine Rieſin war, und er wann von dieſer einen Sohn, mit Namen Dibbalt, der ſpäter König von Frießland wurde. Dibbalt nahm gleichfalls eine Rieſin zum Weibe, und dieſe gebar ihm wieder einen Sohn, den er nach ſeinem Vater Lem nannte. Dieſer wurde ein gewaltiger Ritter und baute eine ſtarke Feſtung und Burg und hieß dieſelbe nach ſeinem Namen Heere Lems ſtede. Und das iſt die jetzige Stadt Harlem, die in der langen Zeit groß und ſchön geworden und nun zur Hauptſtadt des kenemer Landes erhoben iſt.

28.

Herrn Lems Frau.

G. Wachtendorp, Oude hollandſche Geſchiedeniſſen ofte corte Kronyck. Amſterdam 1645. I. Fol. 23a.

Als Herr Lem König war, da lebte eine Rieſin, welche Walberech hieß, und die weidete um Harlem herum ihr Vieh. Sie war ſo groß, daß ſie, um von Holland nach England zu kommen, nur einen Schritt that. Als ſie einmal nach Haus gegangen war und ihr Vieh auf der gewohnten Stelle graste, da kam ein Schiff mit Räubern an die Küſte gefahren und landete, wo jetzt Scheveningen ſteht, und die Räuber gingen zur Weide und nahmen all das Vieh und trugen es an Bord und ſegelten ſtille weg. Walberech ſuchte am Morgen vergebens nach ihrer Heerde, bis ſie ans Geſtade kam, und von ferne das Räuberſchiff erſchaute. Da ging ſie durch die See bis ſie zu dem Schiffe kam, faßte dieſes mit einem Finger und warf es mit mächtigem Schwunge bis auf den Grund der See. Und als das geſchehen war und alle, die auf dem Schiffe ſich befanden, ertrunken waren, da aß ſie ihr noch warmes Fleiſch und ſog ihr Blut aus, und dann nahm ſie ihre ganze Heerde unter die Arme und ging wieder ans Land. Die Ochſen trug ſie auf einer Seite, die Pferde auf der andern, und die Schafe liefen alleſammt auf ihrem Kopfe herum.

29.

Die erſte Kirche in Dordrecht.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 11.

Nachdem das ganze Land um Dordrecht zum Chriſtenthume bekehrt war, wohnte in dieſer Stadt ein ehrbares Mägdlein, welche Zuwaert (Sotberis) hieß. Dieſe gründete daſelbſt die erſte Kirche und zwar mit nur drei Pfennigen, welche ſie in ihrem Beutel hatte. So oft ſie dieſelben auch ausgeben mochte, waren wieder drei andere darin, und der Beutel verſagte nie ſeinen Dienſt. Daraus ſchloſſen die Werkleute, welche an der Kirche arbeiteten, daß ſie viel Geld haben müſſe, denn ſonſt könne ſie ja ein ſo köſtliches Gebäude nicht aufrichten laſſen, und darum warteten ſie ihrer einſt und ermordeten ſie, worauf an derſelben Stelle alsbald ein ſchöner Quell ſprang. Als ſie aber nicht mehr wie drei Pfennige bei ihr fanden, reute ſie die grauſame That und war ihnen ſehr leid, und ſie wurden gefangen und ſollten vom Leben zum Tode gebracht werden. Doch da ſprang Zuwaert mit einem Male empor, als wäre ſie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und erlöſte die drei Männer und reiſte mit ihnen gen Rom, wo ſie Beichte und Buße thaten mit großer Erbaulichkeit. Und als der Pabſt von dem Wunder hörte, und den Schnitt ſah, der an des frommen Mägdleins Halſe gleich einem rothen Seidenfaden glänzte, ſchenkte er Zuwaert große Abläſſe für die Kirche von Dordrecht, damit dieſelbe fortgebaut und beendet werde.

Wann Zuwaert geſtorben iſt, weiß man nicht, doch ſchied ſie von hier in Frieden und Seligkeit. Der Quell aber ſpringt noch heute zu einem Gedenkzeichen an das Wunder, welches mit dieſer frommen Magd ſich ereignet.

30.

Sophia van Heusden.

C. R. Hermans im Noord Brabandſche Volks-Almanak voor het Jaar 1841. Eerſte Jaargang. te 's Hertogenboſch. S. 168.

Als die Dänen und Norweger die Seeküſten der Niederlande bereits verwüſtet hatten, drangen ſie tiefer landeinwärts, zerſtörten das Caſtell von Heusden, verheerten alles Land ringsum und vertrieben den Herrn der Gegend, welcher Robert hieß. Dieſer flüchtete nach Brabant und ſtarb dort in hohem Alter im Jahre 837. Seine Gemahlin war Ida, die Tochter des Grafen von Cuyk geweſen, und er hatte mit ihr einen Sohn, mit Namen Balduin, der ſein Nachfolger wurde.

Dieſer floh nun nach England, wo er durch Empfehlung des Grafen von Holland als Knappe in die Dienſte des heiligen Elderik trat, der damals König von England war; bei der Königin und ihrer Tochter Sophia gewann Balduin bald ſehr viel Anſehen und ſein ehrlicher und frommer Wandel machte ihm viele Freunde.

Beſonders aber faßte die Königstochter eine innige Liebe zu ihm, und er entgegnete ſie aus ganzem Herzen, ohne dabei jedoch einen argen Gedanken zu haben. Als aber einſt der König mit ſeiner Gemahlin nicht zu Hauſe waren, verließen beide mit Hülfe eines Kämmerers und eines Knechtes den Pallaſt, begaben ſich auf das Meer und kamen mit günſtigem Winde bald in Zeeland an. Von dort reiſten ſie nach Brabant und zwar zu dem Schloſſe Megen, wo Balduin Verwandte hatte und lange ins Geheim mit Sophia blieb, bis ſie ſpäter in die Grafſchaft Zutphen zogen und auch dort eine Zeitlang wohnten. Während deſſen hatte Balduin mit ſeiner Geliebten zwei Söhne gezeugt, Edmund und Robert.

Elderik aber war gar betrübt über den Verluſt ſeiner Tochter und ſandte Boten nach Frankreich, Brabant, Schottland, Dänemark und Irland, ja ſelbſt in alle Nonnenklöſter hinein, um dieſelbe zu ſuchen; aber nirgend fand man eine Spur von ihr, die, in der Stille lebend, einen gar gottesfürchtigen Wandel führte und allen Armen der Gegend eine Mutter, wie jeglichem Menſchen überhaupt ein Vorbild von Tugend war.

Nach dem Tode ſeines Vaters Robert hatte Balduin, der wieder in Frieden in Heusden herrſchte, das Schloß neu aufgebaut; doch lebte er nicht lange hernach, ſondern ſtarb im Jahre 870. Sophia blieb nach ſeinem Tode mit ihren zwei Kindern daſelbſt wohnen.

Durch Gottes Zulaſſung aber kam ein Kaufmann aus England nach Heusden, und der erkannte ſie auf den erſten Blick. Nachdem er ihr zuvor ſeine Kleinodien gezeigt, redete er ſie in engliſcher Sprache an, worüber ſie ſehr erſchrak und den Mann flehte und bat, ſie nicht zu verrathen; dieſer war aber von dem Könige geſandt, ſie zu ſuchen.

Der Kaufmann nahm Abſchied von ihr, nachdem er noch ihren Willen zu vollziehen verſprochen, eilte nach England und erzählte dem Könige daſelbſt, auf welche Weiſe er Sophia gefunden und daß dieſe zwei Söhne von Balduin habe. Ob dieſer Nachricht war der König ſehr erfreut, und ſandte ſchnell einen Edelmann, der des Niederdeutſchen kundig war, mit dem Kaufmann und einem glänzenden Zuge von Dienern gen Heusden, um ſeine Tochter und deren beide Söhne nach England zu holen; auch ſchickte er Sophien einen Brief mit, worin er ihr Verzeihung zuſagte.

Als dieſe Geſandtſchaft in Heusden anlangte, fand ſie die Königstochter an einem rothen Spinnrade ſitzend und Seide ſpinnend. Sie übergaben ihr alsbald den

Brief des Königs, ihres Vaters, und baten ſie, mit ihren Söhnen ungeſäumt an Hof zu kommen, indem alles Geſchehene vergeſſen ſei. Sophia aber begann bitterlich zu weinen, als ſie den Brief las, und ſie war über die Maßen betrübt, daß ſie ihren lieben Vater alſo beleidigt hatte. Sie empfing die Geſandten in geziemender Weiſe, aber ſie wollte nicht nach ihrem Vaterlande zurückkehren, obgleich der König ihr verſprochen hatte, ſie in Gnaden wieder zu empfangen und auf fürſtliche Weiſe auszuſtatten. Ihre Söhne jedoch übergab ſie den Geſandten und bat dabei in einem Briefe ihren Vater, daß er denſelben freundlich begegnen und ſie wieder nach dem Erbgute ihres Vaters rückſenden wolle. Darauf nahm der ganze Zug Abſchied von Sophia und kehrte nach England zurück, wo die lieblichen Jünglinge alsbald dem Könige zu Füßen fielen und durch den Mund des Dolmetſchers, der ſie begleitete, ihre Mutter bei ihm entſchuldigten, indem dieſelbe ſich unwohl befände, mehr aber noch, weil ſie nicht mehr wage, vor ihrem Herrn Vater zu erſcheinen, und darum ihn nur flehen könne, ihr das Vergangene zu vergeben und ihre Söhne gnädig zu empfangen und mit Liebe zu behandeln.

Als der König dieſe Rede gehört, hieß er die beiden Jünglinge aufſtehen, umarmte ſie und führte ſie an der Hand nach ſeinem königlichen Zimmer, wo er ihnen die köſtlichſten Kleider ſchenkte. Eines Tages erzählten die Geſandten dem Könige, wie ſie Sophia gefunden hatten, als ſie gerade beſchäftigt geweſen, auf einem rothen Rade Seide zu ſpinnen; darauf ließ der alte Herr alsbald ſeine beiden Enkel vor ſich kommen und redete alſo zu ihnen: „Balduin, euer Vater, der bei uns in Dienſten war, hat unſere Tochter, eure Mutter, mit Liſten verführt und ſich mit ihr ohne unſern Willen verheirathet. Unſere Geſandten haben eure Mutter getroffen, wie ſie gerade beſchäftigt war, gleich einer gemeinen Frau auf einem rothen Rade Seide zu ſpinnen, darum ſollt ihr ein rothes Rad in eurem Wappen führen und zwar in einem goldenen Felde und all eure Nachkommen ſollen dieſes Wappen behalten.“ Alſo empfingen Sophias Söhne mit ihren Nachfolgern, den Herren van Heusden, das Wappen, welches ſie bis heute noch haben.

Der König Elderik behielt Edmund, den ältern Sohn am Hofe bei ſich und ſandte nur Robert zurück nach Heusden, nachdem er ihn zuvor noch mit viel Gold und Kleinodien beſchenkt hatte, um Sophien aufs herzlichſte zu bitten, daß ſie recht bald nach England kommen ſolle. Doch die arme Frau wagte es nicht, weil ſie, die Tochter eines ſo großen und mächtigen Königs, ſich ſo ſehr erniedrigt hatte, ihren Diener und Knecht zu ehelichen.

31.

Des Pabſtes Antwort.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 60c.

Nachdem Karl der Kahle Sigeberti, des Prinzen von Aquitanien, Sohn Dirck als Grafen von Holland eingeſetzt hatte, und die Frieſen und Holländer, welche deß gar unzufrieden waren, und lieber unter des Kaiſers Freithum leben wollten, beſiegt und überwunden hatte, da zog er ab aus Holland und ließ Dirck daſelbſt allein. Als dieß die Frieſen merkten, da hielten ſie heimlich mit den Holländern Rath, wie ſie den Grafen Dirck vertreiben möchten, und ſie verſchwuren und verbanden ſich zuſammen, um ſolches ins Werk zu ſetzen.

Graf Dirck bekam deß bald Wiſſen und zog haſtiglich zu König Karl und gab dieſem den Aufſtand ſeiner Unterſaſſen und der Frieſen zu erkennen. Da ſchrieb der König minnigliche Briefe an Pabſt Johannes den Achten, der zu der Zeit in Mainz am Rheine war, und begehrte Rath, was er in dieſer Sache machen ſollte. Als der Pabſt den Brief geleſen hatte, ließ er die Geſandten des Königs zu ſich kommen und nahm den Brief und ſchnitt ihn in lange Riemen, und die Enden der Riemen ſchnitt er oben ab. Des Abends ging der Pabſt mit den Geſandten in einen Hof, wo viele Bäume ſtanden, kleine und große, und nahm ein Schwert und hieb die Wipfel der großen Bäume ab und that insgleiche auch einigen der kleinen. Solches that er zu dreien Malen. Da erſuchten die Geſandten des Königs den Pabſt um Antwort für ihren Herrn, aber ſie empfingen keine Antwort, ſondern ſie ſollten nur dem Könige ſagen, was ſie den Pabſt hätten thun ſehen, welches ſie auch alſo vollbrachten. Der König verſtand alsbald des Pabſtes Meinung, verſammelte viel Volk und zog wieder gen Holland mit dem frommen Prinzen Dirck. Und da ließ er bei Nacht die Reichſten und Mögendſten von Holland aus dem Bette holen und andern Morgens ihnen in Gegenwart des ganzen Volkes das Haupt abſchlagen und deßgleichen that er auch an vielen aus der Gemeinde. Als das Volk ſah, daß des Königs und des Grafen Zorn ſo groß war, fiel es ihnen zu Füßen und flehte um Gnade. Und ſo ward Dirck von neuem eingeſetzt zu einem Grafen von Holland.

32.

Biſchof Friedrich von Utrecht.

Het oude goutsche Chronycken van Hollandt.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 50 d.

Als der ſiebente Biſchof von Utrecht geſtorben war, da kam Kaiſer Ludwig nach Utrecht und ließ einen von ſeinen Freunden, den er ungemein liebte, zum Biſchofe wählen und weihen und gab ihm Stab und Ring und machte ihn zu einem Biſchofe. Da hielt der Kaiſer auch ſtattlich Hof und gab ein köſtlich Mahl, und dann ſprach er zu dem neuen Biſchofe: „Mein lieber Sohn, die Kirche von Utrecht hat dich erwählet und erkannt als ihren Hirten, auf daß du mit der heiligen Lehre bekehreſt das ungläubige Volk von der Inſel Walcheren, welche in deinem Bisthume liegt, und wo die Leute überſchändlich leben, ſo daß man ſagt, nicht nur ſchlafe der Bruder bei der Schweſter, ſondern auch der Sohn bei der Mutter. Darum befehle ich dir, daß du das änderſt und ſie in den Bann thueſt.“ Und als Friedrich der heilige Biſchof das hörte, da ſprach er zu dem Kaiſer und fragte ihn, wenn man einen Fiſch abſchuppen wolle, wo man da wohl anfange. Der Kaiſer verwunderte ſich über dieſe Frage und antwortete: „Ich vermuthe, daß man zuerſt am Haupte beginnen werde.“ Da entgegnete der Biſchof und ſprach: „O edler Kaiſer, ihr habet recht geurtheilt, und da ihr, der ein Fürſt und Haupt des Chriſtenglaubens iſt, eine fleiſchliche Nichte zu einem ehelichen Weibe habet, ſo will ich bei euch zuerſt anfangen, ehe ich zu des Fiſches Schwanze komme. Und ich ſage euch, daß ihr ſie laſſen ſollet und Buße thun, oder ich will Bann und Recht der heiligen Kirche über euch fordern.“ Und er predigte dem Kaiſer dermaßen, daß derſelbe Buße that und ſeine Frau entließ.

33.

Der Stein in der Kirche zu Staveren.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 51.

Der heilige Biſchof Friedrich von Utrecht hatte dem frommen Prieſter Odulf die Kirche von Staveren anvertraut, daß er ſie leiten und vor aller Ketzerei bewahren ſolle. Als Odulf einige Zeit daſelbſt verweilt und ſeines Biſchofes Willen getreulich erfüllt hatte, reiste er wieder nach Utrecht zurück, um in Geſellſchaft der frommen Canonichen dort die ihm noch übrigen Tage ſeines Lebens zuzubringen. Bei ſeinem Abſchiede von Stavoren hielt er aber eine ſehr ſchöne Predigt und ermahnte die Gemeinde, ſtets in der Furcht und Liebe Gottes zu verharren und fuhr dann alſo fort: „Wohl weiß ich, daß nach meiner Entfernung ihr wieder in eure alten ſtinkenden Sünden zurückfallen werdet. Thut ihr das, dann werden die ungläubigen Dänen und Heiden kommen und euch mit Weib und Kind gefangen aus dem Lande führen. Und damit ihr deſſen ein ſicheres Zeichen habet, ſo gebet acht auf den Stein, welcher vor meinem Hauſe liegt und ſehr groß und ſehr ſchwer iſt. Wenn ihr ſehet, daß derſelbe ohne menſchliche Beihülfe von ſelbſt in den Bach (Flve) geworfen wird, dann werden ſich die Dinge erfüllen, welche ich vorher geſagt, und dieſes euer Mißgeſchick ſoll alſo lange dauern, als der Stein dort verſunken liegt. Sehet ihr aber, daß derſelbe ohne Menſchenhand und Hülfe wieder aus dem Waſſer ans Land geworfen wird, dann hat eure Trübſal ein Ende und dann ſchenkt euch die Barmherzigkeit Gottes Ruhe und Frieden und Erlöſung von dem Joche der Heiden.“

Und wie der fromme Prieſter Odulf prophezeiet, alſo iſt es geſchehen, und zu einem Wahrzeichen wird dieſer Stein noch heute aufbewahrt und gezeigt in der Kirche von Stavoren, von wo ihn auch keine Menſchenhand fortbewegen kann.

34.

Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 79b.

Graf Arnold der Dritte hatte während der ganzen Zeit ſeiner Regierung Streit mit den Weſtfrieſen, welche nicht unter ſeiner Herrſchaft ſtehen wollten. Und im fünften Jahre ſeines Grafenthumes brach ein Kampf zu Lande aus in Weſtfrießland bei dem Dorfe Winkel auf einem ebenen Felde, und da waren alle ſtreitbaren Männer von Holland verſammelt, um die Frieſen wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen. Und wie ſie ſo da lagen und der Frieſen warteten, da litten ſie alle großen Durſt, denn da war überall nur Salzwaſſer zu haben. Der Graf, welcher herzlich Mitleiden mit ſeinem Volke hatte, fiel in ſeinem Zelte auf die Kniee und bat inniglich zu Gott, und als er wieder aus ſeinem Zelte kam, wies er ihnen eine Stelle, welche ihm von Gott in ſeinem Gebete geoffenbaret war, und da ſollten ſie graben. Und das thaten ſie und er ſtach ſeine Lanze hinein, und da fanden ſie friſches, ſchönes Waſſer und tranken alle und wurden gelabt. Inzwiſchen kamen die wilden Frieſen mit einer großen Menge Kriegsvolkes und der Graf ging ihnen mit ſeiner ganzen Macht ritterlich zu Gemüth und ſchlug ſie; iſt aber durch Gottes Verhängniß ſelber in der Schlacht geblieben.

35.

Graf Arnolds Sarg öffnet ſich.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 80a.

Als Graf Arnold lange geſtorben und in der Abtei Egmont begraben war, iſt es auf einen weißen Donnerſtag, als viel Volk in der Kirche von Egmont war, geſchehen, daß der Sarg, in welchem der heilige Graf ruhete, bei Abentheuer (von Ungefähr) ſich öffnete, da er durch Alter mürbe und morſch geworden war, und drang aus der Oeffnung ein gar ſüßer Geruch, wie von Myrrhen und Weihrauch, ſo daß alle, die herum ſtanden, glaubten, ſie wären im irdiſchen Paradieſe. Das Loch aber konnte man nicht wieder zuſtopfen, wie oft man es auch verſuchte, und iſt noch offen bis auf den heutigen Tag.

36.

Stimme aus der Luft.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585, Fol. 83a. Beka, Cornelius Kempius, Winſemius und die meiſten andern frieſiſchen und holländiſchen Chroniken.

Graf Dirk der Dritte wollte ſeines Vaters Tod an den Frieſen rächen und zog darum mit großer Heermacht gen Oſtfrieſland. Kaiſer Heinrich hatte ihm den Herzog von Lothringen, Gottfried den Bärtigen und viele andere fromme Helden zu Hülfe geſandt. Als nun von beiden Seiten viel Volkes zuſammen ſtand und zur Schlacht bereit war, da hörte man plötzlich aus der Luft eine gräuliche Stimme, welche rief: „Flieht, flieht, flieht!" und zur Stunde nahmen die Holländer die Flucht und liefen, ein jeder ſeines Weges, ohne ſich umzuſehen. Und Biſchof Adelbold von Utrecht, den Graf Dirk gefangen mit ſich geführt hatte, entkam und ging über zu den Frieſen, welche er nun noch mehr in ihrem Aufruhr unterſtützte.

37.

Biſchof Conrads von Utrecht Tod.

Corn. Kempius.
Oude Vrieſe-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 83d.
Die meiſten andern Chroniken von Friesland und Holland.

Der ehrwürdige Biſchof Conrad wollte zu ſeiner ſeligen Gedächtniß an der Weſtſeite der Stadt Utrecht eine Kirche ſtiften zu Ehren unſerer lieben Frauen. Da war aber der Grund alſo moorig, daß das Fundament mehrer Säulen nicht halten wollte, weil immer Waſſerwellen aus dem Boden drangen. Da war unter den Baumeiſtern einer mit Namen Pleberus, der vermaß ſich, die Grundſteine zu legen und die Säulen feſt zu ſtellen, aber dafür heiſchte er eine allzu große Summe von Pfennigen. Darum gab der Biſchof des Frieſen Sohne köſtliche Geſchenke und milde Gaben, und der vernahm von dem Vater die heimliche Kunſt und legte Ochſenhäute auf die Waſſerwelle und baute darauf die erſte Säule und weiter die andern, bis die Kirche fertig war. Da weihte ſie der Biſchof ein zu unſerer lieben Frauen Ehre. Darum trug der Frieſe großen Haß und Neid dem Biſchofe nach und überlegte und gedachte, wie er ihn vom Leben zum Tode bringe. Und darnach in dem Jahre unſeres Herrn tauſend und neun und neunzig, als der Biſchof einmal Meſſe gethan hatte und in ſeinem Hofe die Tagzeiten betete, kam der Frieſe und zog durch des böſen Feindes Rath und Eingeben ſein Meſſer und erſtach den Biſchof.

38.

Frauenliebe.

Hadrianus Junius.
v. Seeterboom, Oudheden van Zeelant rc. 1, S. 60.

Es geſchah vor langer Zeit, daß auf dem Schloſſe zu Haerlem ein Ritter wohnte, der durch ſeine Grauſamkeiten und Gewaltthaten den Haß des ganzen umwohnenden Volkes auf ſich geladen hatte. Das hatte lange Zeit gedauert, aber auf einmal erhob ſich das Volk und brach los und belagerte das Schloß ſo enge, daß der Ritter keinen Ausweg mehr ſah, zu entkommen, und durch den Mangel an Lebensmitteln endlich genöthigt wurde, ſich den Belagerern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Als er dieſen Entſchluß ſeiner Frau meldete, nahm ſie ſich vor, ihn von dem Tode zu retten; ſie ging zu dem Volke hinaus und bat dieſes um Urlaub, das Schloß verlaſſen zu dürfen mit den köſtlichſten Juwelen, welche ſie in einer Tracht zu tragen vermöge. Als man ihr das zugeſtanden und es mit ſchweren Eiden bekräftigt hatte, ſchloß ſie ihren Mann in eine Kiſte und trug dieſe mit Hülfe ihrer Mädchen aus dem Schloſſe fort, und ließ alles andere, was ſie beſaß, zurück. Das Schloß wurde aber von dem Volke gänzlich zerſtört.

39.

Der vergeſſene Beutel.

v. Seeterboom, Oudheden van Zeelant rc. 1, S. 100.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Graf von Egmont, der mit ſeinem Vornamen Walingier hieß, und der war eines alſo milden Herzens, daß er allezeit ſeinen Geldbeutel in der Hand hielt, wenn er zur Kirche ritt, um nur ſtets den armen Leuten geben zu können. Einmal aber fügte es Gott, daß er den Beutel vergaß und darum nach Hauſe zurückeilte, um denſelben zu holen. Seine Frau aber, ein gar unkeuſch Weib, hatte inzwiſchen einen Edelmann, **Peter van Reneſſe** mit Namen, zu ſich geladen und trieb mit dem ihre Unzucht. Als der fromme Graf nun auf ſeine Kammer trat, um den Beutel zu nehmen, fand er die Beiden zuſammen und durchſtach ſie mit ſeinem Schwerte, worauf er ſie am Eingange eines großen Waldes begraben ließ.

Alſo lohnte Gott des edeln Grafen Mildthätigkeit.

40.

Die vier Ritter.

h. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I. S. 101.

Der böſe Walter von Egmont hatte ſchon manchen ſchlimmen Streich verübt und noch immer ließ ihn der Graf von Holland zufrieden. Als er aber einmal des Letztern Stallungen abgebrannt hatte, da nahm ihn dieſer unverſehens auf **Dircks van Rietwyck** Schloß gefangen und führte ihn nach Heemskerk, wo er ihn in ſichern Gewahrſam bringen ließ.

Als die Kunde davon ſich verbreitete, beſchloſſen vier Brüder aus einem edeln Hauſe von Holland, ihren Herrn zu erlöſen. Sie bewaffneten ſich alſo mit Beilen, Hämmern und Knütteln, zogen vor Heemskerk und machten daſelbſt einen ſo gewaltigen Lärm, daß die Wächter glaubten, ein ganzes feindliches Heer liege vor den Mauern, und ſich auf alle Weiſe zu retten ſuchten. Die vier Ritter aber erkletterten ein Fenſter, drangen in das Schloß, ſchlugen noch fünfzehn Soldaten, welche ſich zur Wehr ſtellen wollten, nieder und erlöſten alſo ihren Grafen, mit dem ſie noch in derſelben Nacht wieder in Egmont anlangten.

Zur Dankbarkeit ſchlug Walter alle vier zu Rittern und nannte Jacob, der zuerſt in die Gefängnißkammer gedrungen war, Herrn Jacob van der Kamer, den zweiten, der zumeiſt mit dem Beile ſich gewehrt, Jan van de Wyl, den dritten, der durch Klopfen und Rumoren am Thore die Wächter geſcheucht, Cornelis Klopper, und den vierten, der ſeine Kodde (Knüttel) gar wacker geſchwungen hatte, Peter Kodde. Die Familien dieſer vier Brüder wurden in der Folge ſehr ausgedehnt, der Aelteſte aus jeder aber hatte noch zu Soeterbooms Zeit das Recht, frei in den egmontiſchen Beſitzungen jagen zu dürfen.

41.

Des Storches Dank.

H. Soeterboom, Outheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 102.

Als Walter der Zweite Herr zu Egmont, und ſein Bruder Lubbertus Abt des Kloſters Egmont war, hat ſichs zugetragen, daß ein Storch, welcher auf der Abtei Dach ſein Neſt gebaut hatte, ein Bein brach und alſo von einem jungen Burſchen gefangen wurde. Dieſer brachte ihn ſeiner Mutter, einer armen Frau, die dem armen Storch das Bein verband und mit ihrem Sohne ihn fütterte, bis er wieder geſund geworden war, wo ſie ihn dann ſeines Weges fliegen ließen.

Gegen den Herbſt verzog der Storch ins warme Land, wie alle Störche zu thun pflegen. Als er aber mit dem Beginne des Frühlings wiederkehrte, flog er zuerſt zu der armen Frau und warf dieſer aus ſeinem Schnabel einen köſtlichen Edelſtein in den Schooß. Das Frauchen war gar erſtaunt darob und wußte nicht, was ſolches bedeuten möchte. Sie nahm darum den Stein und trug dieſen zu dem Herrn Abt, auf deſſen Kloſter der Storch wieder ſein Neſt bezogen hatte. Der Abt war nicht weniger verwundert und ließ alsbald einen kommen, der Kenntniß hatte von Edelſteinen. Der putzte den Stein und fand, daß es ein köſtlicher Karfunkel war, der Nachts einen lichten Schein, gleich dem des Mondes, von ſich warf.

Dieſer Stein wurde auf den Hochaltar der Kirche von Egmont geſetzt und iſt dort noch lange nachher zu ſehen geweſen. Die arme Frau bekam aber vom Kloſter ſo reiche Gaben, daß ſie ein ſorgenfrei Leben führen konnte.

42.

Der Marienritter.

De Chronyck van Holland van den Klerk uit de laage Landen. (1354.) Leyden 1740. S. 102.
Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 101 a.
Soeterboom, De zoet ſtemmende Zwaane van Waterland. S. 2. Outheden van Zaanland ꝛc. 2. Band. Amſterdam 1702.

In dieſen Zeiten (1200) waren zwei berühmte Ritter; von denen hieß der eine Herr Walter Perſijn und war Herrn Jan Perſijns Sohn aus Holland, und der andere Herr Walewin van Leefdael, und der war Herrn Rogiers van Leefdael Sohn aus Brabant. Es geſchah aber, daß dieſe zwei liebe Geſellen zu einem Turnier reiten ſollten, und da beſchloſſen ſie des Abends vorher, ehe ſie dahin ritten, daß ſie am andern Morgen frühezeitig aufſtehen und eine Meſſe hören wollten, und alſo thaten ſie. Als aber die Meſſe aus war, da begann noch eine Meſſe zu Ehren unſerer lieben Frauen, und weil Herr Walter die Muttergottes aus Herzensgrund liebte, ſo wollte er auch die Meſſe noch hören. Aber Herr Walewin, der wolllich Ehren ſehr gierig war, ritt zu dem Turnier, als die erſte Meſſe zu Ende war, und wollte nicht bleiben, und da that er viel Arbeit, um ritterlich Lob zu gewinnen. Als Herr Walter den Segen in der Liebfrauenmeſſe empfangen hatte, ritt er auch zum Turniere, doch als er dahin kam, waren alle Ritter ſchon müde und jeglicher wollte zu ſeiner Herberge reiten. Herr Walewin kam aber Herrn Walter entgegen, nahm ihn freundlich in ſeine Arme und ſprach: „Herzallerliebſter Geſelle, Gott müſſe dich benedeien, denn du haſt allen Ruhm gewonnen unter alſo vielen Rittern.“ Ob dieſer Anſprache neigte Herr Walter das Haupt und lachte, denn er wußte wohl, daß er nicht in dem Turniere geweſen war. Als er aber das Lob ſeines Namens ſonder Ende von den Herolden ausrufen hörte, da verwunderte er ſich und ſprach zu Herrn Walewin: „Ei, lieber Geſelle, ich bin heute nicht im Turniere geweſen, denn ich hörte, nachdem du von mir ſchiedeſt, noch eine Meſſe zu unſerer lieben Frauen Ehre; ſo iſt es denn Maria, welche mir dieß Lob giebt, ohne daß ich es verdient hätte. Darum, allerliebſter Geſelle, wollen wir fürder ablaſſen von weltlicher Ehre und ein geiſtlich Leben beginnen, welches dauern ſoll für immerdar.“

Da ſind die beiden Ritter von den Lüſten der Welt geſchieden und in ein Kloſter gegangen, welches Heynerode hieß, und haben daſelbſt lange Zeit heilig gelebt.

Dieſer Herr Walter lag zu einer Zeit in der Kirche im Gebete und hatte ſeine Hände inniglich zuſammen gefalten. Da kam ein golden Kreuz zwiſchen ſeine Hände, zum Zeichen, daß ſein Gebet von unſerer Frauen erhört war. Dieſes Kreuz brachte Adelheid, des Grafen Wilhelm von Holland Hausfrau, mit großer Feierlichkeit gen Reynsburg ins Kloſter und ſchenkte dazu dem Kloſter ſo viele Butter, als es jährlich bedurfte.

Item, ihr ſollt wiſſen, daß wegen der Wunderbarkeit des Kreuzes von Herrn Walter die Herren von Perſijn es in ihr **Wappen** aufnahmen und von der Zeit an neun rothe Kreuze im Schilde führten.

43.

Der Kinder Kreuzzug.

Mündlich.
Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 94.

Jn dem Jahre zwölfhundert und zehn hat der Teufel mehr denn zwanzigtauſend Kinder in Deutſchland und den Niederlanden beredet, einen Kreuzzug zu machen gegen die heidniſchen Türken, und als er mit dieſen armen Würmlein, die alle ihre Eltern und Verwandten verlaſſen hatten, um dem böſen Satan zu folgen, ans Seegeſtade kam, brachte er ſie in Schiffe, auf welchen, wie er ſagte, ſie nach dem heiligen Lande fahren ſollten. Aber die Schiffer waren Seeräuber, und all die Kinder ſind elendiglich umgekommen. Dieß hat der Teufel aber zur Rache gethan dafür, daß die Chriſten das heilige Land eroberten.

44.

Der Pontsdam.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 97 r.
Vgl. Grimm, Deutſche Sagen. S. 182.

Nachdem Floris III., Graf von Holland, ſich in Walcheren hatte huldigen laſſen und wieder nach Holland zurückgekehrt war, ſandte er die beſten Werkleute des Landes nach Flandern, um dort die Dämme wiederherzuſtellen. Als die Meiſter zu einem dieſer Dämme gekommen waren, fanden ſie unter ſeinen Trümmern einen

Hund, der während ſechs Tagen dort geheult und geſchrieen hatte, und keiner wußte, was dieſes Zeichen bedeuten ſollte. Zuletzt hielten die älteſten unter den Deichmeiſtern Rath mit einander, was zu thun ſei, und ſie kamen zu dem Beſchluſſe, den Hund in die Oeffnung zu werfen, welche ſie bis dahin mit aller Arbeit und Mühe nicht hatten ſtopfen können. Als keiner unter den Werkleuten dieß zu thun übernehmen wollte, trat ein muthiger Holländer zu dem Damme, griff den Hund beim Schwanze und ſchmiß ihn mit kräftigem Schwunge in den bodenloſen Schlund; die andern Arbeiter warfen ſchnell große Erdhaufen und grünen Raſen nach, und in weniger Zeit bemerkten alle zu ihrer Freude, daß ſie Grund hatten, und alſo bauten ſie den Damm fertig.

Aus den Zelten und Hütten, welche die Werkleute dort ſich gebaut hatten, entſtand langſam ein Städtchen, dem Graf Philipp viele Privilegien und Freiheiten gab, und welches man zum Andenken an die wunderbare Geſchichte mit dem Hunde an dem Damme, Hontsdam nannte.

45.

So viel Kinder als Tag' im Jahr.

Haernewek, Die hiſtorie van Belgis. Fol. 132.
Oude Divisie-Cronycke van Holland ꝛc. Delft 1585. Fol. 113.
Meyeri annal. flandr. lib. IX.
Scriver. hist. com. holl. p. 39.
Hadr. Junii Batav. cap. XX.
De Chronyk van Holland van den Klerk ꝛc. S. 109.
Becherer, Thüring. Chronik. S. 294. 295.
Rheiniſcher Antiquarius. S. 870, 885 u. a. m.

Floris, der dreizehnte Graf von Holland, hatte unter andern Kindern eine Tochter, welche Machtelt hieß, und dieſer gab er zum Manne den Grafen Hermann von

Henneberg. Es geſchah aber zu einer Zeit, daß dieſe Gräſin ſah, wie ein armes Frauchen, deren Mann geſtorben war, an der Thüre um ein Stücklein Brot bettelte, und dieſes Frauchen hatte auf jedem Arme ein Kindlein, welche beiden ſie in Einer Niederkunft zur Welt gebracht. Da ſprach die Gräſin ſchmählicherweiſe, es ſei nicht möglich, mehr als Ein Kind von Einem Manne auf einmal zu empfangen, und verachtete die arme Frau. Dieſe ſprach hinwieder: „Durch Gottes Verhängniß kann das ſehr wohl geſchehen.“ Aber die Gräſin glaubte das nicht und beſchimpfte die Arme und trieb ſie von der Thüre. Die Frau war darob ſehr beſtürzt, ſchlug ihre beiden Augen gen Himmel und rief: „O Herr und Gott, der du mächtig biſt über alle Dinge, ich bitte dich demüthig, daß du dieſer Gräſin in Einer Geburt ſo viel Kinder geben wolleſt, als da Tage ſind in einem Jahre.“

Die Gräſin ward nicht lange nachher geſegneten Leibes von ihrem Manne, dem Grafen von Henneberg, und zog niederwärts gen Holland hin. Und als die Zeit kam, daß ſie bald gebären ſollte, da ward ſie alſo dick und ſchwer, daß kein Menſch ſein Lebetage dergleichen geſehen hatte. Weil ſie aber eine Tochter war von Floris, kam ſie zu ihm nach Loesdunen, und als man ſchrieb tauſend zweihundert und ſechs und ſiebenzig, da gebar ſie an dem heiligen Charfreitage in der Faſten dreihundert und fünf und ſechzig Kinder, alle ganz ausgebildet an allen Gliedern. Biſchof Otto von Utrecht, ihr Oheim, kam dazu und hat all dieſe Kinder in Einem Becken getauft, und die Knäblein wurden geheißen Johannes und die Mägdlein Eliſabeth. Kaum aber waren ſie getauft, da ſtarben ſie auch alle zuſammen mit ihrer Mutter, der Gräſin, und wurden alle zugleich im Kloſter begraben, wo man noch heutigen Tages die Geſchichte auf dem Grabſteine leſen kann.

Auch baute man zum Gedenken an den wunderbaren Verfall eine Burg am Ufer der Maaß, welche ſo viele Fenſter hatte, als Machteld Kinder geboren.

46.

Folgert von Haeſtrecht.

Abr. Kemp, Leven der Heeren van Arkel ende Jaar-Beſchryving der Stadt Gorinchem. Gorinchem 1656. 4. S. 41.
C. Wachtendorp, Rymkronyk van Holland. Amſterdam 1645. Fol. 61b.
Dirk Franken, Arkelſe Chronijk.
W. Heda, Hollandſche Kronijk.
Hiſtorie ofte Beſchryving van't utrechtſche Bisdom. Leyden 1719. S. 325.

Folgert, Herr von Lederdam und Haeſtrecht, war ein gar gottloſer und böswilliger Mann. Er hatte mit dem Teufel einen Verbund gemacht und ihm Leib und Seele verſchrieben und dagegen von ihm langes Leben, Schändung all ſeiner Feinde, und Gewährung jedes argen Wunſches zugeſagt bekommen; auch hatte er außerdem die Macht, ſich in jegliches Thier der Welt verwandeln zu können.

Zu einer Zeit hatte Folgert grimmigen Haß auf Herrn Jan van Arkel, zubenamt der Starke, geworfen, ohne daß dieſer ihn jedoch beleidigt gehabt hätte. Nachdem er ihm lange aufgelauert und keine Gelegenheit zur Ausführung ſeiner böſen Anſchläge gefunden hatte, entbot er vier Tage vor Chriſttag den Küſter der arkelſchen Kirche zu ſich und gewann den mit großen Summen. Darnach befahl er ihm, ſobald Jan van Arkel in der heiligen Nacht die Kirche betreten hätte, die Thüren zu ſchließen und ein Zeichen mit der Glocke zu geben, worauf er denn ſeiner Wuth gegen Jan vollen Lauf laſſen wollte.

Die Weihnacht kam, viele aus dem Schloſſe Arkel eilten zur Kirche und unter ihnen auch Herr Jan mit acht bis zehn ſeiner Knappen und deren Knechten, nicht jedoch Frau Bertha, welche ihrer Schwangerſchaft halben mit ihrem Gefolge auf der Burg zurück blieb. Der Küſter ſchloß alsbald zwei Thüren; indem er ſich aber eben nach der Thüre gen Weſten wenden wollte, fühlte Herr Jan Schmerzen im Bauche und verließ haſtig, doch ſtill und unbemerkt mit vier oder fünf Edelknechten die Kirche, ohne daß der Küſter etwas davon gewahrt hätte. Der ſchloß in aller Ruhe auch die letzte Thüre und that drei Schläge an die große Glocke, worauf Folgert mit den Seinen plötzlich die Kirche umzingelte und an allen Ecken anzündete, ſo daß Geiſtliche und Weltliche, Männer, Weiber und Kinder alle jämmerlich verbrannten, ein Knäblein ausgenommen, welches Folgert aus der Taufe gehoben hatte und von ihm aus einem Fenſter gezogen wurde.

Herr Jan hatte an der Weſtſeite der Kirche, in der Peelſtraat, ein ſtarkes ſteinernes Haus, welches wohl umgraben und umwallt war; dahin floh er und ließ die Brücke aufziehen und ſchaute unter ſtrömenden Thränen dem Brande der Kirche zu, aus der das Weherufen und Hülfegeſchrei der Unglücklichen ſchrecklich herklang. Da blieb er bis zum Hochtage, indeß Folgert nach Lederdam zurück zog, und da fanden ihn auch die von Gorinchem, Arkel und andere, wie er mit ſchmerzlich gerungenen Händen die in der Kirche Ermordeten vor dem Kreuzaltar begraben ließ.

Der Küſter wurde alsbald eingezogen und nachdem er ſeinen Antheil an der That eingeſtanden und Folgert als Urheber derſelben angegeben hatte, mit glühenden Zangen gekniffen und alsdann verbrannt. Als Folgert das vernahm, flüchtete er nach Deutſchland, die Teufel verfluchend, welche ihn alſo hatten betrogen werden laſſen. Er blieb aber nicht lange in Deutſchland, ſondern kehrte unlange nachher heimlich zurück und durchſtach, unter Mithülfe einiger Deichmeiſter, bei Nacht und Nebel den Deich von Arkel, wodurch die ganze Gegend unter Waſſer geſetzt wurde und viele Menſchen und Thiere ihr Leben ließen.

Nach Haeſtrecht dann zurückkehrend, verſammelte er am folgenden Himmelfahrtstage ſeine Freunde, um in deren Geſellſchaft ſich der gräulichen Miſſethaten recht zu freuen. Da floß nun der Wein in Strömen, und da fehlte es nicht an gotteslästerlichen Worten und Flüchen. Und zu Ende der Mahlzeit war Folgert trunken von Wein und rief höhniſch ſeine Teufel an und trieb große Sündlichkeiten, und da kam der Teufel plötzlich gefahren und riß ihn mit ſich fort durch die Luft, ſo daß man von ihm nichts mehr hörte noch ſah, ausgenommen drei Tröpflein Blutes, welche auf der Stelle niederfielen, wo er geſtanden hatte.

Seitdem ſpukte er auf ſeinem Schloſſe herum und machte daſelbſt ein gräuliches Getöſe, ſo daß keiner ſich getrauen wollte, dort zu wohnen. Er wurde unter allerlei Thiergeſtalten bald in dieſem, bald in jenem Zimmer geſehen; wenn die Knechte und Mägde mit einem Lichte in den oberen Theil der Burg kamen, dann ſprang er vor ihnen herum und flehte um Gnade; auch fiel er häufig auf die Erde nieder, als wenn ein Geiſt ihm einen harten Schlag verſetzt hätte.

Später wollte ſein Sohn Pelegrin, der auch ein ſehr böſer Menſch war, das Schloß abbrechen, weil kein Menſch ſich daſelbſt aufhalten konnte; doch wich da plötzlich der Spuk und ward nicht mehr gehört noch geſehen.

47.

Pelegrin von Lederdam.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 121.

Gegen das Jahr 1305 lebte ein Herr von Lederdam, der Pelegrin hieß und ein ausnehmend böſer Tyrann war. Dieſer hatte dem Teufel ſeine Seele verſchrieben und ſo lange ſich von ihm Leben und Glück ausbedungen, als er mit ſeinem Pferde nicht über laufendes Waſſer ſetze; wenn dieß geſchähe, dann verſprach er dem Satan eigen und ewig verdammt ſein zu wollen. Damit meinte Herr Pelegrin den Teufel ums Licht zu führen, denn er befahl nun ſeinen Knechten, daß ſie nimmermehr mit Pferden über laufendes Waſſer ſetzen ſollten. Und alſo lebte er ganz nach ſeinem Wunſche in Wolluſt und Uebermuth und befleckte ſeine Seele mit vielen böſen und ſchändlichen Werken. Die heilige Kirche verſchmähte er nicht nur, ſondern er beraubte ſie auch, wo er nur konnte und mochte. Und als er dieſes ſchändliche Leben lange durch die Barmherzigkeit Gottes fortgeſetzt hatte, und, obgleich ſchon alt an Jahren, dennoch ſich nicht beſſerte, ſo geſchah es im Jahre 1305 auf den Tag Mariä Himmelfahrt, daß er mit vielen Gewappneten, die alle in Bosheit ihm gleich waren, auszog in das Stift Utrecht, wo er Häuſer und Dörfer verbrannte und die armen Landleute beraubte und gefangen nahm. Als er aber nach dieſen Schandthaten wieder in Freuden nach Hauſe ziehen wollte, da folgten ihm ſeine Gegner, um ihre Gefangenen zu befreien und den Schaden, den er dem Lande zugefügt hatte, zu rächen. Gedrängt von der Uebermacht, wandte er ſich ſchnell nach Bozichom und ſtieg dort in ein Schiff, um über die Lecke zu fahren; doch hatte er kaum den Fuß in das Fahrzeug geſetzt, als ein gräuliches ſchwarzes Pferd geſprungen und gelaufen kam, welches alſo ſchrecklich ſchrie, daß alle mit Furcht und Schrecken erfüllt wurden. Dieß ſchwang ſich mit Einem Satze in das Schiff und beſchwerte daſſelbe alſo, daß es gleich einem Steine unterſank und Pelegrin mit all ſeinen Geſellen ertrank.

Seit der Zeit wurde es auf dem Schloſſe Leberdam alſo unleidlich, daß kein Menſch mehr wagte, demſelben zu nahen. Stets hörte man daſelbſt eine Menge grimmiger hölliſcher Stimmen, man ſah feurige Flammen, und es war ein ſo fürchterlicher Geſtank, daß man unſinnig und raſend davon wurde und alle Kraft einem aus den Gliedern wich. Nichts deſto weniger wagten es einmal zwei junge Geſellen, an einem Mittage dahin zu gehen, um zu unterſuchen, was dieß ſein möge. Nachdem ſie in dem verfallenen Schloſſe rund herum gegangen waren, kamen ſie zuletzt an einen alten, wüſten Keller. Als der eine ein wenig darin verweilt hatte, wurde er ängſtlich und kam wieder heraus, worauf der andere hinabſtieg, aber bald dermaßen feſtgehalten wurde, als wäre er mit Ketten gebunden. Da ſchrie er nun mit gräßlicher Stimme, doch ſein Mitgeſell konnte ihm nicht helfen und tröſtete ihn damit, daß er zu einem Prieſter gehen und den mit dem heiligen Sacramente herbeſcheiden wolle. Während dieſer aber auf dem Wege war, vernahm der Feſtgebannte mannichfache furchtbare Stimmen, welche Gott ſo ſehr läſterten, daß der arme Geſelle darob faſt raſend wurde. Dieß dauerte alſo lange, bis der Prieſter kam mit vielen Einwohnern von Leberdam; da hörte man nur eine Stimme, welche ſchimpfte und ſpottete und unter andern ſprach: „Hätte der Schöpfer aller Dinge dich nicht beſchirmt, ich hätte dich dem Staube in der Sonne gleich zermalmt.“ Darauf fühlte er ſeine Füße los, aber ehe er aus dem Keller kam, erhielt er ſo viele Schläge und krähete es um ihn ſo gräulich, daß er faſt ohnmächtig zuſammen ſank. Nachdem er in etwa zu ſich gekommen war, erzählte er dem Prieſter und allen Umſtehenden, was er gehört und geſehen hatte, und dankte Gott, daß er ihn beſchützt hatte.

Dieſes Unweſen hat aber auf dem Schloſſe ſo lange gedauert, bis Prieſter und Volk in Proceſſion mit dem heiligen Sacramente dahin gezogen ſind und alles mit Weihewaſſer zu wiederholten Malen beſprengt wurde.

48.

Wie die Predigerherren zuerſt nach Utrecht kamen.

De Chronyk van Holland van den Klerk uit de lage Landen ꝛc. S. 122. Außerdem in den meiſten andern holländiſchen Chroniken. So auch Beka (l.) 79 (d.) 143.

Zu den Zeiten König Wilhelms wohnte ein Meiſter in der Stadt Cöln, mit Namen Albert von Regensburg, und der war ein Biſchof und in dem Orden der Predigerherren, und hatte große Kenntniß von der Nigromantie, noch größere von der Philoſophie und die allergrößte von der Theologie oder Gottesgelehrtheit. Dieſer Meiſter bat den König demüthig, am Chriſttage bei ihm ſein Mittagmahl zu nehmen, und der König nahm das auch an, denn er hoffte bei dem weiſen Meiſter wunderbare Dinge zu ſchauen. Als die Hochmeſſe geendet war, ging der König ins Kloſter und wurde mit ſeinem ganzen Gefolge von Biſchof Albert durch die Säle in den Hof geführt, an deſſen Ende viele Bäume ſtanden. Diejenigen, welche mit dem Könige gekommen waren, flüſterten einander verwundert zu, was der Meiſter wohl vorhaben möge, daß er den König bei alſo kaltem Wetter und Froſt in einen Baumgarten führe, um dort zu eſſen. Auch ſchaute man auf dem Hofe keine Vorrichtungen zu einem Mittagmahle; im Gegentheil, der ganze Boden war hoch mit Schnee bedeckt. Als ſie in den Baumgarten ſelbſt traten, ſahen ſie viele Tiſche im Schnee ſtehen, die alle ſchön gedeckt waren, und rund herum ſtanden Diener, welche alles zum Eſſen bereit hielten. Der König ſetzte ſich nieder und die Uebrigen thaten desgleichen. Als ſie nun ſaßen und der Speiſen warteten, da verſchwand mit einem Male der Schnee und es wurde ſommerheiß; die Sonne ließ ſich in aller Schöne blicken, aus der Erde wuchs grünes Gras, die Bäume begannen zu blühen und Blätter zu treiben und Früchte, die ſo reif wurden, daß man ſie eſſen konnte. Auch der Weinſtock blühte und gab ſüßen Duft und trug reife, ſchöne Trauben. Die Vögel entfalteten ihre Flügel und ſangen fröhliche Weiſen, durch welche alle die Anweſenden höchlich entzückt wurden. Kurz geſagt, der Winter hatte ſich in den Sommer verwandelt, und die Hitze wurde alſo übermäßig ſtark, daß alle, die da ſaßen, ihre Oberkleider ablegten und ſich halb nackt machten, worauf ſie unter den Schatten der Bäume gingen, um daſelbſt der Kühle in etwa zu genießen. Die Diener trugen fortwährend köſtliche Speiſen und Getränke zu, alſo daß die ganze Zahl der Anweſenden geſättigt wurde, worüber ſowohl der König als ſein Gefolge ſich ſehr verwunderten und erfreuten. Zu Ende aber, als alle wohl gegeſſen hatten und die Geräthe vor dem König weggenommen waren, verſchwanden plötzlich die Diener, gleich einem Traume, der Vögel Sang verſtummte, die Früchte auf den Bäumen verloren ſich, die grünende Erde ward welk und dürr, der Schneehaufen kehrte wieder und die vorige Kälte mit ihm, ſo daß alle, die vorher ihre Kleider der großen Hitze wegen ausgezogen hatten, nun vor Froſt bebend nach dem Saale und ans Feuer eilten. Und zuletzt, als der König ſcheiden wollte, bat der Meiſter, Biſchof Albert, den König um Erlaubniß, auf einer durch Schenkung oder Kauf zu erwerbenden Stelle in Utrecht ein Predigerherren-Kloſter bauen zu dürfen, und dieſen Zweck auch durch eine milde Gabe zu unterſtützen, damit der Himmel das heilige deutſche Reich und ihn, den Herrſcher deſſelben, ſegnen und noch lange in Frieden erhalten möge.

Als König Wilhelm ſpäter nach Utrecht kam, gedachte er der Bitte des weiſen Meiſters und kaufte ſelbſt einen Ort an und gab reichliche Beiträge zum Baue eines Kloſters für die Predigerherren daſelbſt.

49.

Geldern.

Vaernewyk, Die hiſtorie van Belgis ꝛc. Fol. 96.
Veldenaer, Fasciculus temporum. Utrecht 1480.
Henrici Aquilii, Gelriae Chronicon, V. Scriverii Bat. illustr. Lugd. Bat. 1609.
Van Spaen, Inleiding tot de hiſtorie van Gelderland.
Van den Bergh, Nederlandſche Volksoverleveringen en Godenleer.

Zu den Zeiten Karls des Kahlen ließ ſich im Lande unterhalb Cöln ein furchtbares Ungethüm ſehen, welches weit und breit in der Gegend großen Jammer anrichtete und Menſchen und Thiere verzehrte, ſo daß viele Leute das Land verließen.

Als die Söhne Ottos, Herrn von Pont, der in der Nähe ſeine Herrſchaften hatte, dieß vernahmen, beſchloß der Aelteſte von ihnen, Lupold, auszuziehen, um das Ungeheuer zu bekämpfen. Er fand es, wie man ihm verſichert hatte, unter einem Miſpelbaume, wo es fortwährend Gelre, Gelre ſchrie. Wie die Chronik meldet, ſprühten ſeine Augen von Feuer und funkelten wie Sterne in der Nacht, aber das vermochte nicht, Herrn Lupold zu erſchrecken, er ging beherzt und kühn auf den Drachen los und bezwang ihn nach kurzem Kampfe.

Zum Danke für dieſe That erwählten ihn die Bewohner der Gegend zu ihrem Herrn, und er baute ſich daſelbſt ein Schloß, welches er nach dem Geſchrei des Drachen Gelre nannte. Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm nach ſeinem Tode ſein Bruder Wichard, der ſich ſpäter mit der Tochter des Grafen Hermann von Zütphen vermählte und Stammherr des berühmten Hauſes Geldern wurde.

50.

Cäſar und der Hirſch.

Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen.

Als Cäſar bei ſeiner Schweſter Germana auf dem Schloſſe Megen war, verfolgte er mit dem Helden Brabon auf der Jagd einſt einen Hirſch. Und als das arme Thier ſah, daß es ſterben mußte, weinte es bittere Thränen, wie die Hirſche zu thun pflegen, wenn ſie den Tod vorausſehen, und alſo ſtürzte es zu den Füßen Cäſars hin. Dieſer war dadurch ſo gerührt, daß er den Hirſch aufhob und ihn nicht tödtete, ſondern ihm ein Halsband machen ließ, von köſtlichem Metalle, worauf folgende Worte in griechiſchen Lettern ſtanden:

„Mine Caesar heeft mi gheuaen
Maer door syn edelheyt liet hi mi gaen.

Dieſer Hirſch hat noch viele Jahrhunderte nach Cäſar gelebt. Als man ihn endlich fing, war das Fleiſch am Halſe dermaßen über das Band gewachſen, daß man keine Spur des letztern ſah bis erſt nach dem Tode des Hirſches, wo man es unverletzt wiederfand.

51.

Frau Schwana.

Jean Le Maire, Illustrations de Gaule. Lyon 1549. S. 300.
Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.

Gegen das Jahr 700 lebte ein König in Tongern, der Gottfried hieß, und der war immer eines heftigen und trüben Gemüthes. Darum hatte das Volk ihm auch den Beinamen Karl gegeben, welches rauh bezeichnet. Dieſer König hatte einen Sohn, deſſen Name Karl Ynach war, aber den verbannte er aus dem Lande Tongern, weil derſelbe einer Jungfrau Ehre verletzt. Darauf zog Karl Ynach gen Rom hin, wo ſein Großvater Cloadic lebte, den die Römer als Geißel mitgenommen, und er ward von dieſem mit vielen Ehren empfangen und wohnte fortan in dem Hauſe eines Senators, Gneus Octavius genannt, damit er daſelbſt die Sitten und Weiſe der Römer kennen lerne. Nicht lange nachher entſpann ſich ein Krieg zwiſchen dem römiſchen Volke und dem Könige Mithridates, und Karl Ynach ging unter die Fahnen des Proconſuls Lucius Julius, der in Arcadien und Achaien den Oberbefehl hatte.

Zu derſelben Zeit ſtritten in Rom Marius und Sulla um die Herrſchaft, und das gab lange und blutige Kämpfe, bis endlich der Letztere die Oberhand behielt. Deßhalb flohen alle die ehemaligen Anhänger des Marius aus Rom, und unter dieſen war auch der Senator Gneus Octavius, der ſich nun gleichfalls nach Arcadien wandte, wo er bei dem Proconſul ſeinen Neffen Karl Ynach fand.

Lucius Julius aber hatte zwei Töchter. Die eine hieß Julia und die war von derſelben Mutter, mit der der Proconſul Julius Cäſar gewonnen, die andere hieß Germana und war aus einer andern Ehe mit einer arcadiſchen Dame. Gneus Octavius, der die Bande der

Gaſtfreundſchaft gerne noch enger geknüpft hätte, erbat ſich Julia von ihrem Vater zur Ehe, und dieſer war deß ſehr zufrieden und die Hochzeit wurde in Prunk und Pomp gefeiert. Unterdeſſen war Sulla in Rom geſtorben und der Senator kehrte mit ſeiner Frau und deren Bruder, dem jungen Julius Cäſar, nach Rom zurück. Da Cloadie auch nun todt war, wollte Karl Ynach nicht mit gehen und blieb bei dem Proconſul Lucius Julius in Arcadien.

Germana war bei ihrer Mutter und dem Proconſul in Arcadien geblieben. Da Karl Ynach aber immer um ſie war und ſie ſah, gefiel ſie ihm dermaßen, daß er in heftiger Liebe für ſie entbrannte, und ſie liebte ihn deßgleichen, ohne daß jedoch jemand dieſes geahnet hätte, denn ſie hielten ihre Neigung gar geheim. Nach einiger Zeit fühlte Germana, daß ſie Mutter ſei, und erſchrak ſehr darob und fürchtete, daß nun alles an Tag kommen würde. Als ſie ihrem Herzgeliebten dieſes mittheilte, eröffnete ihr derſelbe, wie er der Sohn eines mächtigen Königs in Tongern ſei und nun mit ihr zu ſeinem Vater fliehen wolle, um ſich von dem Verzeihung zu erbitten und wieder in deſſen Gnade zu kommen. Das tröſtete Germana ſehr und ſie verſprachen ſich die Ehe, und nachdem Germana all ihre Koſtbarkeiten und Schätze zuſammengepackt hatte, flohen ſie heimlicherweiſe über die See und kamen nach Italien, wo ſie an der Küſte von Venedig ans Land ſtiegen. Aber Germana fürchtete immer noch erkannt zu werden, darum ſtiegen ſie beide ſchnell zu Pferde und zogen durch Milano, das Land der Allobroger (welches nun Savoyen und Bourguignon heißt) und Gallien (welches man nun Frankreich nennt) bis nach Cambrai. Von da eilten ſie weiter und kamen in ein ſchönes Thal, durch welches ein liebliches Bächlein floß, bedeckt von einer Menge von Schwänen. Als dieß die Knechte ſahen, welche die Beiden begleiteten, nahm einer derſelben, der ein Bogenſchütze war, ſeinen Bogen und ſchoß einen Pfeil auf einen von den Schwänen ab. Der Vogel wich dem Schuſſe aber aus, flog erſchreckt empor und flüchtete ſich alsdann in den Schooß der ſchönen Germana, welche dieß als ein gar glückliches Vorzeichen nahm und ſehr erfreut darüber that; denn der Schwan war der Göttin Venus geweiht, von der ſie durch Aeneas, den Sohn des Anchiſes, von Troja abſtammte. Sie fragte Karl Ynach, wie der Vogel in der Sprache des Landes von Tongern hieße, und er antwortete, derſelbe ſei Schwan genannt. Darauf ſprach Germana: „Dann will ich fürder auch nicht mehr Germana, ſondern Schwana heißen.“ Dieſes ſagte ſie, weil ſie fürchtete, unter ihrem wahren Namen erkannt zu werden; und wie ſie wollte, alſo geſchah es. Von der Menge der Schwäne aber hieß der Ort fortan Schwanenthal (val des cygnes), und daher nennt man auch die Stadt, welche heutzutage noch daſelbſt ſteht, Valenciennes. Frau Schwana aber nahm den Vogel mit und nährte ihn und bewahrte ihn ſorgfältig.

Von Schwanenthal zogen Karl Ynach und Schwana, welche nicht mehr Germana heißen wollte, weiter, bis ſie zu dem Schloſſe Froidmont kamen, welches man auch Caudenberg nennet und das bei Brüſſel gelegen war. Dort erhielt Karl Ynach die Nachricht vom Tode ſeines Vaters Gottfried Karl, des Königes von Tongern, und er zog alsbald dahin und wurde mit großer Freude empfangen und von den Unterthanen als Fürſt und wahrer Erbe ſeines Vaters anerkannt. Da regierte er nun in Freude und Ruhe viele Tage und gewann mit Frau Schwana zwei Kinder, einen Sohn, den er Octavius nannte, und eine Tochter, welche er nach ihrer Mutter Schwana hieß.

Einige Zeit nachher geſchah es, daß Arioviſtus, König der Sachſen, einen harten und blutigen Krieg gegen Cäſar und die Römer führte, und zwar wegen des Theiles von Gallien, welchen man damals das Land der Sequani nannte, und der ſpäter die freie Grafſchaft von Burgund wurde. Weil Karl Ynach nun fürchtete, daß Cäſar weiter in Gallien eindringen möchte, verband er ſich gleich vielen andern Herren mit dem Könige Arioviſtus und zog mit dieſem gegen die Römer zu Felde. Aber in der großen Schlacht bei Bezenſon (Beſançon) wurde Arioviſtus beſiegt und Karl Ynach getödtet, und alſo war die arme Frau Schwana eine Witwe und ganz verlaſſen mit ihren zwei kleinen Kindlein. Darüber grämte ſie ſich gar ſehr und zog in Furcht, nun an ihren Bruder verrathen zu werden, weg aus dem Schloſſe und verbarg ſich auf dem Schloß Megen an der Maaß, wo ſie dachte genug geſchützt und ſicher zu ſein. Die Regierung des Landes Tongern übertrug ſie ihrem Verbündeten, dem Könige Ambiorix. Den Schwan nahm ſie aber mit ſich gen Megen und ſetzte ihn dort in den Waſſergraben, der das Schloß umgab, und ihr einziger Zeitverbreib war, dieſen ihren lieben Vogel mit eigner Hand zu nähren und zu pflegen zum Gedächtniſſe an ihren verſtorbenen Mann Karl Ynach und zur Ehre der Göttin Venus und des Blutes von Troja, aus dem ſie entſproſſen war, wie wir das oben ſchon erzählt.

Julius, genannt Cäſar, weil er aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten worden, hatte aber unter ſeinen Rittern einen, mit dem er in demſelben Jahre und in demſelben Lande geboren worden, und der war zugleich ſein erſter Fahnenträger und hieß Salvius Brabon. Als ſeinen Stamm nannte derſelbe das alte Geſchlecht von Francus, Sohn des Hektor von Troja. Sicamber nämlich, Hektors Sohn und Francus Bruder, hatte einen Sohn, deſſen Name Priamus II. war, und der folgte ihm in der Regierung. Dieſer Priamus II. aber war Vater von

Hektor II., der wieder drei Kinder hatte, Trojus, Polydamas und Brabon. Brabon, genannt der Aeltere, hatte zwei Söhne, deren erſtgeborner abermals Priamus hieß und nach ihm regierte; der Jüngere wurde nach dem Vater Brabon genannt. Dieſer verliebte ſich in ein arcadiſches Mädchen und heirathete ſie, und da ſie es wünſchte, zog er mit ihr aus Pannonien nach Arcadien, wo ſeine Nachkommenſchaft bis zur zwanzigſten Generation blieb. Aus dieſem zwanzigſten Geſchlechte war Salvius Brabon geboren, der Ritter und Fahnenträger von Cäſar. Er hatte, vor Jugend auf dem edeln Waffenwerke folgend, ſchon in den Kriegen gegen Mithridates unter Cäſars Vater gedient und war ſtets ein gar wackrer Krieger.

Eines Tages hatte Julius Cäſar ſich ohne viele Begleitung auf das Schloß von Cleve zurückgezogen, um dort in etwa von der ſchweren Arbeit des Krieges auszuruhen. Salvius Brabon, der in Cäſars Gefolge war, vertrieb ſich die Zeit damit, in der Gegend um das Schloß herumzuſtreichen und zu jagen mit ſeinem Degen. Dabei gedachte er der vergangenen Tage und eines Traumes, den er in der verfloſſenen Nacht gehabt, und bat aus gutem Herzen ſeine Götter, ihm endlich Ruhe für den Krieg zu ſchenken, in welchem er ſein Leben bisher zugebracht, als einen ehrenhaften Lohn für die gehabten Mühen.

In dieſen Gedanken kam er an den Rhein, der nicht weit von dem Schloſſe Cleve fließt, und ſah auf der ſpiegelhellen Fluth einen ſchneeweißen Schwan, der ſpielte und mit dem Schnabel in einen kleinen am Ufer liegenden Nachen pickte und biß. Darüber war Salvius Brabon ſo erſtaunt als erfreut und gedachte alsbald ſeines Traumes und meinte, der Schwan müſſe ſicherlich Vorzeichen irgend eines glücklichen Abentheuers ſein; denn dieſer Vogel iſt ſehr edler Natur und auch geliebt von den Göttern. Brabon trat darum in das Schifflein, und der Schwan war gar nicht ſcheu, ſondern ſchien ganz zahm und flog nur ein wenig voraus, als hätte er dem Ritter den Weg zeigen wollen, und dieſer entſchloß ſich, dem Schwan zu folgen, und befahl ſich ſeinen Göttern.

Alſo ſtieß das Schifflein in den Rhein und der Ritter ruderte immer hinter dem Schwane her, der ihn ruhig den Strom hinabführte. Brabon blickte dabei rechts und links und nach allen Seiten, denn er dachte, es müſſe ihm ein Abentheuer aufſtoßen, und ſo fuhr er lange und fern, bis der Schwan das Schloß Megen erkannte, wo ſeine Herrin wohnte, die Königin Germana, genannt Schwana, welche einſam und trübſelig daſelbſt lebte und als eine fremde, arme Witwe ihre zwei Kindlein redlich aufzog. Als der Schwan dieſen ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsort erblickte, ſchlug er freudig mit den Flügeln, hob ſich in die Luft und flog zum Schloßgraben, wo er gewohnt war, ſeine Nahrung aus der Hand der Frau Schwana zu bekommen.

Salvius Brabon, der ſich alſo von dem Schwane verlaſſen ſah, wurde darob gar betrübt, denn bisher hatte er noch kein Abentheuer gefunden, und er ſchwur in ſeinem Herzen, den Schwan zu tödten, wofern er ihn wieder träfe. Darum legte er ſein Schifflein an, ſprang ans Ufer und ging auf dem Lande hin und her, um zu ſchauen, ob er nicht eine Hütte oder ſonſt etwas fände. Da ſah er plötzlich unfern auf dem Schloßgraben von Megen den Schwan ſchwimmen. Alsbald griff er nach dem Bogen, ſpannte denſelben und legte einen Pfeil darauf, womit er den Schwan erſchießen wollte. Zur ſelben Zeit trat eine Frau an ein Fenſter des Schloſſes, um den Schwan zu liebkoſen und mit ihm zu ſpielen. Kaum hatte dieſe den unbekannten Mann erblickt, der im Begriſſe ſtand, ihren Vogel zu tödten, als ſie in großen Schrecken gerieth, und laut in griechiſcher Sprache, welche ihr aus natürlichem Triebe zuerſt in den Mund kam, ausrief: „Ritter, wer du auch ſeieſt, ich beſchwöre dich bei allen Göttern, meinem Schwane nichts zu Leide zu thun.“

Salvius Brabon erſchrak mehr als je, als er ſich in griechiſcher Sprache anreden hörte, und dazu noch von einer Frau und in einem ſo fernen, fremden und öden Lande, und er wußte nicht, ob es Wahrheit oder bloß eine Erſcheinung ſei. Er ſenkte aber die Hand, nahm den Pfeil vom Bogen und frug die Frau in Griechiſch, wer ſie wäre und was ſie in dieſem fremden Lande thue. Frau Schwana, die den Mann auch griechiſch reden hörte, erſchrak gewaltig darob, doch bat ſie ihn freundlich und beſcheidentlich, in das Schloß zu kommen, welches der Ritter auch gerne that, denn er gedachte, durch dieſes Abentheuer den Gegenſtand ſeines nächtlichen Traumes gefunden zu haben.

Als Brabon mit Frau Schwana im Schloſſe war, fragte ſie ihn um vielerlei Dinge und erfuhr dann auch, daß Cäſar auf der Burg von Cleve ſei. Wie ſie aber vernahm, daß der Ritter aus dem Lande Arcadien zu Hauſe wäre, fühlte ſie ſich ſehr getröſtet. Darauf nahm ſie ihm Wort und Eid ab, daß er ihr in ihren Angelegenheiten helfen wolle, gleichwie ein braver Ritter und edler Menſch den Witwen und Waiſen thun muß, und als ihr Salvius Brabon das verſprochen, da erzählte ſie ihm in großer Noth und Trübſal ihr Geſchick und von dem Tode ihres Mannes, des Königs Karl Ynach, und zeigte ihm die beiden Kindlein, welche ſie von dem Geſtorbenen hatte, den Sohn und die Tochter, ſtets bittend, daß er ſich ins Mittel legen wolle, um Frieden und Freundſchaft zwiſchen ihr und ihrem Bruder, ſeinem

Herrn zu ſtiften. Und damit Cäſar ſie durch ein Zeichen erkenne, gab ſie dem Ritter ein Bild des Gottes Jupiter mit, welches durchaus von feinem Golde gemacht und mit köſtlichen Steinen verziert war, und welches Cäſar ihr einſt zum Aufbewahren gegeben hatte.

Alſo zog Brabon, froh ein Abentheuer gefunden zu haben, für welches Cäſar, ſein Meiſter, ihm gewiß Dank wiſſen würde, wieder weg von dem Schloſſe Megen und verſprach Frau Schwana, ihr bald Nachrichten zu bringen.

Alſo kehrte Salvius Brabon nach dem Schloſſe Cleve zurück, wo ſein Herr wohnte, und grüßte denſelben demüthig von ſeiner Schweſter Germana und übergab ihm das Geſchenk des goldenen Bildes. Cäſar erkannte dieſes alsbald wieder und fragte den Ritter, wo er Germana gefunden habe, denn er war ſehr erſtaunt darob. Da erzählte ihm Brabon von dem Leben und den Schickſalen ſeiner Schweſter und erlangte von Julius Cäſar Verzeihung für dieſelbe. Dieſer gewaltige Feldherr war eines gar gütigen und milden Herzens und trug darum großes Mitleiden mit der armen Frau Schwana. Und als er von dem Tode ihres Mannes, des Königs Karl Ynach, hörte, war er ſehr betrübt, obgleich derſelbe ſein Feind geweſen und die Waffen gegen ihn geführt hatte. Deß war der Ritter ſehr froh, und um ſo mehr, als Cäſar verſprach, ihm für ſeine guten Nachrichten alles zu geben, was er ſich nur erbitten würde. Und die brüderliche Liebe trieb ihn alſo und war dermaßen glühend, daß er ohne Zaudern alsbald zu dem Schloſſe Megen und zu ſeiner lieben Schweſter, ſeinem kleinen Vetter und ſeiner Baſe wollte. Salvius Brabon war zufrieden damit und führte ihn dahin.

Man kann ſich leicht denken, mit welcher Freude und welchen Thränen, mit was Liebe und Verehrung der Bruder die Schweſter und der Oheim ſeine Nichte und ſeinen Vetter begrüßte, die alle von ſo hoher Abkunft und von ſo ſeltenen Schickſalen geleitet waren. Doch das können wir nicht beſchreiben und wollen darum nur kurz ſagen, daß Salvius Brabon von dem Verſprechen Cäſars bald Gebrauch machte und die junge Schwana, das ſchöne Mädchen, ſich zu einer ehelichen Hausfrau erbat. Das erlangte er auch ohne Schwierigkeit, und die Hochzeit wurde mit aller Pracht und Herrlichkeit im Tempel der Götter Mars und Pluto zu Löwen gefeiert, wie es heidniſcher Gebrauch war, und Cäſar wohnte ihr ſelbſt bei und gab den Göttern große Geſchenke und ſeiner Nichte als Heirathsgut das ganze Land von dem rutheniſchen Meer, das heißt von Norwegen, bis zu den äußerſten Gränzen der Nervier, den Wald von Soigné mit eingeſchloſſen und auch das Flüßchen Schelde bis zu dem Bächlein, welches Lace heißt; dieß Land erhob er zu einem Herzogthum. Alle Herren huldigten dem Ritter Salvius Brabon, als ihrem Herzoge und Fürſten, und von ihm wurde das Land Brabant genannt. Seinen Vetter Octavius aber machte Cäſar zu einem Könige von Cöln, welches am Rheine liegt und dazumal noch Colonia Agrippina hieß.

Nach dem Namen ſeiner Schweſter Germana nannte er Tongern, wo ihr Mann, der König Karl Ynach, einſt geherrſcht hatte, Germania, und wollte auch haben, daß Octavius den Zunamen Germanicus führte. Seitdem aber ging dieſer Name auf alle Deutſchen über und man nannte ſie Germanen.

52.

Löwen.

Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. 1. Buch.

Auf der Stelle, wo nun Löwen ſteht, hatte Julius Cäſar zwei Tempel für den heidniſchen Abgott Mercurius erbaut. Da dieſer Götze dort eine ſehr große Verehrung und vielen Lobes genoß, ſo nannte Cäſar den Ort Loven.

Nach andern gelobten die Herren und Ritter in dieſen Tempeln dem römiſchen Reiche Treue und Gehorſam.

53.

Antwerpen.

Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Dits die excellente Cronike van Vlaenderen.
Vaernewyk, Die Hiſtorie van Belgis ꝛc.

Brabon kam eines Tages mit mehren Herren und Rittern von Gent, und ſie gelangten an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da ſprach Brabon: „Hier in der Nähe muß gewißlich Waſſer ſein“, und einer der Herren entgegnete, das ſei alſo und es fließe nahebei ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man pflege überzuſetzen, liege ein Rieſe, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand laſſen oder mit dem Rieſen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht und antwortete, daß er lieber mit dem Rieſen fechten wolle. Alſo kamen die Herren alle an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Rieſen ſprach, dann müßten ſie Zoll geben oder ihre rechte Hand da laſſen. Doch Brabon ſagte, er gäbe nimmer Zoll und wollte lieber mit dem Rieſen fechten. Als der Knecht dieſe Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eiſen, worauf der Rieſe, das hörend, ſehr zornig und übermüthig von ſeinem Thurme ſtieg und fragte, wer alſo kühn ſei, gegen ihn fechten zu wollen. Brabon erwiederte: „Ich allein“, und der Rieſe war deß geſtändig und ſie begannen zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Rieſe ſchlug harte Schläge, indem er ein ſtarker Wigant war; doch am Ende ward er überwunden und Brabon ſchlug ihm zuerſt die rechte Hand ab und dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und ſo weit ſie flog, ſo weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münſter, welches dem Mars heilig war, und dieß ſtand, wo jetzt das Michaelskloſter ſteht, und da dankte er dem Gotte Mars für den errungenen Sieg; dann begab er ſich wieder mit den Herren nach Gent. Wir müſſen aber noch anmerken, daß die Straße, wo das Münſter des Mars ſtand, davon ſpäter die Münſterſtraße genannt wurde.

Julius war inzwiſchen in England geweſen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine große Wildniß, welche voll von Räubern war, und dieſe erſchlug er alle; das war aber da, wo jetzt Tourbeut ſteht, und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich darauf kam Brabon zu Julius und erzählte demſelben, wie er den Rieſen an der Stelle, wo das Ried ſtand, erſchlagen habe und alles Uebrige. Darob war Julius ſehr erfreut und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurme, und es behagte ihm dort ſo wohl und gefiel ihm dermaßen, daß er alsbald Werkleute entbot und eine Burg bauen ließ. Dieſe heiligte er nach heidniſch römiſcher Weiſe und gab ihr viele Privilegien und Rechte und machte Brabon daſelbſt zu einem Markgrafen des heiligen römiſchen Reiches. Auch gab er ihm ein Wappen, und zwar eine ſilberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand Handwerpen.

Daher kommt es, daß die Herzoge von Burgund ſich ſtets Markgrafen des heiligen römiſchen Reiches nannten

54.

Aerſchot.

Mündlich.

Als Cäſar von ſeinem Zuge nach Großbrittanien zurückgekehrt war, baute er in der Nähe von Löwen das Schloß Cäſar (château César). Bei dieſer Gelegenheit ging er einmal mit dem Helden **Brabon** auf die Jagd und erlegte einen Adler von ungewöhnlicher Größe. Zum Andenken an dieß Ereigniß gründete er auf der Stelle eine Colonie und nannte dieſelbe **Aerſchot** (Aarſchuß, Adlerſchuß).

55.

Der weiße Gott.

Die ſchoone Hiſtorie van Julius Caeſar. Niederd. Volksbuch. S. 33.

In Gent wurde vor Zeiten der heidniſche Abgott Mercurius in großen Ehren gehalten, bis Sankt Amandus ſeinen Tempel zerſtörte und ſeiner Verehrung ein Ende machte. Das Bild dieſes Abgottes war aber von purem Silber, und darum hieß er bei den Gentern der weiße Gott, woher es auch kommt, daß man noch häufig alte Leute ſchwören hört: by den witten god.

56.

Das Teufelsorakel zu Dornik.

Jean Cousin. Histoire de Tournai. p. 247.

Ehe die Dorniker zum chriſtlichen Glauben bekehrt waren, beſtand in ihrer Stadt ein falſches Orakel, bei dem ſie ſich Raths erholten, wenn ſie irgend etwas unternehmen wollten, ſowohl bei gemeinſamen Angelegenheiten, als bei ſolchen, welche einzelne von ihnen betrafen. Es wohnte daſelbſt nämlich ein böſer Geiſt, welcher Ebron oder Ebroin hieß und den ihn Fragenden Antwort ertheilte, und das war auf dem großen Markte und an der Stelle, wo ſeitdem die Tuchhalle gebaut wurde, und dieſer Teufel hatte die Dorniker alſo in ſeinen Klauen, daß ſie keinem andern als ihm vertrauten. Das hat gedauert, bis Elnuther Biſchof der Stadt wurde, denn dieſer beſchwur ihn und trieb ihn zurück in die Hölle.

57.

König Brunehaut.

Vern II. S. 281.

Vor tauſend und mehr Jahren hat einmal ein König Brunehaut gelebt, und der herrſchte über Belgien und war ein großer Zauberer. Noch tragen viele Heerſtraßen in Belgien ſeinen Namen. Dieſe hat er mit Hülfe ſeiner Geiſter in drei Tagen bauen laſſen.

58.

Wald ſonder Gnaden.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 17 a.

Als Kaiſer Claudius Brittanienland überwältigt hatte und wiederum zu Schiffe gegangen war, um überzufahren, da erhob ſich ein großer Sturm und der warf ihn mit all den Seinen an die Küſte der wilden Slaven, welche in Slavenburg und dort umher wohnten. Der Kaiſer hatte großen Kampf mit ihnen, doch beſiegte er ſie endlich durch Frommheit und Ueberzahl ſeines Kriegsvolkes und behielt Victorie. Dann ging er mit vielen von ſeinem Heere in den großen Wald, der bei Slavenburg lag, um daſelbſt zu jagen, und als er hinein kam, hörte er ein ſo gräuliches Gebrüll von Löwen, Bären, Wölfen, wilden Stieren und Schweinen, daß alle darob erſchraken. Da fragte der Kaiſer, ob da jemand in dem Walde wohnte, und da ſagten die Slaven: „Herr, wir wiſſen es nicht, aber wir wiſſen wohl, daß ihr nicht ungeſchändet dadurch dringen könnet, und nähmet ihr all euer Volk mit euch; ſo viel wilder Thiere giebt es dort.“ Da fragte der Kaiſer nach der Größe des Waldes, und die Slaven ſprachen, er ſei zehn Meilen lang und drei Meilen breit. „Und ob ihr gleich Abentheuer hättet und hindurch dränget, ſo wohnen doch an der andern Seite noch die wilden, grauſen Niederſachſen, das ſind die Frieſen, welche niemandes ſchonen, der in der Welt lebet, und die euch und euer Volk von Stunde an befechten würden.“ Da ſprach Claudius der Kaiſer: „So mag dieſer Wald wohl heißen ein Wald ſonder Gnaden, denn wie es auch gehe, niemand mag ungeſchändet hindurch gelangen; er muß ſeines Leibes in Furcht ſein vor den wilden Thieren oder den wilden Niederſachſen und Slaven“ (welches große Menſchen waren, rauch von

Haaren, ſtark von Körper und ungezähmet, ſo daß ſi[illegible] niemand entſahen in der Welt). Und alſo erhielt dieſer Wald ſeinen Namen Wald ſonder Gnaden und trug ihn noch lange Zeit nachher.

59.

Jupille.

Bovy II. 132.
Vgl. Vopiscus in Numerian. cap. 3.

Als der Kaiſer Diocletian, der mit ſeinem Beinamen Jobius hieß, einſt in Tongern war und noch in untergeordneter Stellung diente, weiſſagte ihm ein Druidenweib, er würde Kaiſer werden, wenn er den Eber getödtet haben würde.

Seit der Zeit war Diocletian der Jagd gar ergeben und baute ſich bald nachher in den Wäldern ein Landhaus, um von dort aus deſto bequemer dem Wilde auflauern zu können. Dieß Landhaus hieß nach ihm **Jobii villa** und ſtand auf der Stelle, wo nun Jupille ſteht, welches letztere auch ſeinen Namen davon bekam.

60.

Richon.

Ernſt, Suppl. à l'histoire de Liége. p. 313.
Bovy S. 133.
Mss.

Im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt lebte ein König in Tongern, der Lotrangus hieß und einen Sohn hatte mit Namen Richar, und wohnte in Jupille.

Eines Tages war Richar auf die Jagd gegangen und verfolgte auf derſelben einen großen Eber. Ermüdet und ermattet legte er ſich nach langem Jagen an einer Quelle nieder und ſetzte, nachdem er ſeinen brennenden Durſt gelöſcht, ſeinen Weg durch den Wald ſo lange fort, bis er an das Ende deſſelben kam. Zu ſeinem großen Erſtaunen fand er daſelbſt eine Stadt und erkannte bald Tongern in ihr. Das wunderte ihn noch mehr, denn um von Jupille nach Tongern zu kommen, kannte man in der Zeit keinen andern Weg, als über Huy oder Trecht (Maſtricht).

Erfreut über ſeine Entdeckung, ging er den Weg zurück, auf dem er gekommen, und machte, um ihn ſtets wieder zu erkennen, Zeichen in die Bäume. Als er wieder nach Jupille kam und ſeinem Vater das Abentheuer mittheilte, war dieſer nicht weniger erſtaunt, und in ſeiner Freude ließ er die Quelle, an der Richar ausgeruht,* zum Andenken an den Verfall ſchmücken mit vielen Bildern und nannte ſie Richarquelle (Richer-fons, Richon).

61.

Lohengrin und Elſa. — Lohengrin und Belaye.

Nach altdeutſchen Berichten.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Herzog von Brabant und Limburg, der eine ſchöne Tochter hatte, welche Elſa hieß. Als dieſer Herzog auf dem Todbette lag, befahl er Elſa an einen ſeiner Lehnsmänner, deſſen Name Friedrich von Telramonde war und den man überall als einen wackern Helden kannte und ehrte, und vorzüglich deßwegen ſchätzte, weil er zu Stockholm in Schweden einen grimmen Drachen beſiegt und dadurch ſchon allein ſich einen herrlichen Namen erworben hatte. Friedrich wurde aber bald ſtolz und übermüthig und wollte Elſa zu einer ehelichen Gemahlin haben, und log ſelbſt, daß ſie ihm ihr Wort gegeben hätte, ihm treu zu ſein und zu bleiben. Doch Elſa ſtrafte ihn Lügen und gab ſeinen Bewerbungen kein Gehör. Da erzürnte Friedrich heftig und wollte nun um ſo mehr ſie zwingen, ihm ihre Hand zu geben, und klagte bei dem Kaiſer Heinrich, genannt der Finkler oder der Vogelfänger, und erlangte von dieſem den Beſchluß, daß Elſa einen Kämpfer zu ſtellen habe, der in ehrlichem Kampfe es mit Friedrich aufnehme, damit alſo Gottes Stimme für ſie oder für Friedrich entſcheiden könne. Elſa aber wollte keinen Kämpfer ſich ſuchen und wandte ſich nur in heißem Gebete an Gott den Herrn, von dem ſie allein Hülfe und Beiſtand erwartete.

Da läuteten eines Tages zu Montſalva bei dem Grale die Glocken, welches ſtets ein Zeichen war, daß irgend jemand ſchneller Hülfe bedürfe, und Lohengrin, der Sohn Parcivals, wurde zum Retter erkoren für den Bedrängten. Als das Pferd aber ſchon für den Ritter bereit ſtand und dieſer den Fuß eben in den Bügel ſetzen wollte, da ſiehe, erſchien ein Schwan auf dem Waſſer, welcher ein Schifflein hinter ſich herzog. Lohengrin ſah dieß als ein Zeichen des Himmels an und befahl darum, ſein Pferd wieder zu Stalle zu führen, indem er dem Schwane in dem Schifflein folgen wolle. Und alſo that er auch und befahl ſich Gott dem Herrn, und nahm, in feſtem Vertrauen auf ihn, ſelbſt keine Speiſe mit. Nachdem der Schwan ihn fünf Tage weit fortgefahren, da ſtach er ſeinen Schnabel in das Waſſer und zog ein Fiſchlein hervor und theilte dieß mit Lohengrin, und alſo fuhren ſie weiter. Aber jetzt müſſen wir zu Elſa, der Tochter des Herzogs von Brabant und Limburg, zurückkehren.

Elſa hatte unterdeſſen ihre Lehensleute zuſammengerufen, denn ein Tag ging nach dem andern hin, ohne daß ihr ein Zeichen von Hülfe geworden wäre. Als dieſe aber alle verſammelt waren, da kam der Schwan mit dem Schifflein die Schelde herauf geſchwommen, und Lohengrin lag in dem Schifflein und ſchlief auf ſeinem Schilde. Als der Schwan auf das Ufer zu ſchwamm, erwachte Lohengrin, ſprang am Lande aus dem Nachen und ward von Elſa mit vieler Freude und Jubel empfangen. Darauf trug man ſeinen Helm und ſeinen Schild und ſein Schwert gleichfalls aus dem Schiffchen, und als dieß geſchehen war, verſchwand der Schwan und ſchwamm den Weg zurück, den er mit Lohengrin gekommen.

Als die erſten Freudebezeugungen vorüber waren, fragte Lohengrin die Herzogin, welches Leid ihr widerfahren ſei, und erfuhr von ihr, wie Friedrich ihr nachſtelle und ſie fälſchlich beim Kaiſer angeklagt habe, und wie nun das Ganze durch ein Gottesgericht entſchieden werden ſolle. Da ſprach Lohengrin, daß er für ſie ſtreiten wolle, und Elſa ließ alsbald all ihre Verwandten und ihre Unterſaſſen zuſammenrufen, und ſie kamen alle nach Saarbrücken und vereinigten ſich dort und zogen von da nach Mainz. Der Kaiſer, welcher zu Frankfurt am Main Hof hielt, kam auch dahin, und es wurde der Tag zum Kampfe beſtimmt und die Schranken errichtet. Nachdem beide Kämpfer die Gerechtigkeit ihrer Sache betheuert hatten, begann der Streit, aber Lohengrin, den der Gral geſandt, behielt den Sieg und Friedrich von Telramonde fiel und geſtand, daß er die Herzogin Elſa fälſchlich angeklagt habe, und zur Strafe dafür wurde er, wie das Sitte und Gebrauch war, mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht. Zum Danke bekam Lohengrin die Hand der ſchönen Elſa von Brabant, und ihre Heirath wurde prächtig gefeiert. Zugleich aber bat Lohengrin ſeine Gemahlin, daß ſie nimmer wagen ſolle, ihn zu fragen, woher er ſtamme und wie er heiße, indem er ſonſt nicht länger bei ihr bleiben dürfe.

Lange Zeit lebte Lohengrin und Elſa in Frieden und Glück, und er war ein weiſer und gerechter Fürſt in dem Lande Brabant und Limburg. Einmal aber geſchah es, daß er auf einem Turniere den Herzog von Cleve gefährlich am Arme verwundete. Darob erzürnte die Herzogin von Cleve und beneidete Elſa und ſprach zu ihr: „Mag immer euer Lohengrin ein mächtiger Held ſein und auch vielleicht ein Chriſt, weiß man doch nicht, woher er ſtammt und wer er iſt, da er alſo abentheuerlich zu euch ans Land geſchwommen kam.“

Dieſe Worte wurmten die ſchöne Elſa tief, und als ſie Nachts mit ihrem Gemahl zu Bette lag und er ſie in ſeinen Armen hielt, weinte ſie gar bitterlich. Das bemerkte Lohengrin und ſprach zu ihr: „Meine liebe Frau, warum weinet ihr?“ Darauf antwortete Elſa und ſprach: „Die Herzogin von Cleve hat mir bitter Leid angethan.“ Und da ſchwieg Lohengrin und fragte nichts weiter. Die zweite Nacht ſprach ſie ſolches abermals, aber Lohengrin ſchwieg wieder und fragte nichts weiter. In der dritten Nacht aber war es der ſchönen Elſa nicht mehr möglich, noch dem Gebote ihres Mannes nachzukommen, und ſie redete alſo zu ihm: „Mein lieber Herr und Gemahl, ich bitte euch, mir zu ſagen, von wannen ihr geboren ſeid und von woher ihr ſtammt, denn mein Herz ſagt mir, daß ihr von ſehr edelm Stamme ſein müſſet.“

Mit Anbruch des Tages aber erhob ſich Lohengrin und entdeckte ihr, von wannen er geboren ſei und von woher er ſtamme und daß Parcival ſein Vater ſei, und daß Gott der Herr ihn von dem Grale zu ihr geſendet habe, und daß er auch nun nicht mehr bei ihr bleiben dürfe. Dann ließ er ſeine beiden Kinder zu ſich kommen und küßte ſie herzlich und gab ihnen ſein Horn und ſein Schwert, und befahl ihnen, daß ſie einen guten Gebrauch davon machen ſollten, und der ſchönen Elſa gab er den Ring, den er einſt von ſeiner Mutter bekommen hatte. Nachdem er das gethan, kam der Schwan mit dem Schifflein wieder, und Lohengrin ſtieg ein und fuhr weg, die Schelde herab. Elſa aber war ohnmächtig niedergeſunken, und als ſie ſich wieder erholte, weinte ſie und war betrübt über den Verluſt ihres lieben Gemahles ihr ganzes Leben lang.

Lohengrin aber kam in das Land Lyzaboria, wo er die ſchöne Belaye heirathete. Dieſe liebte ihn über die Maßen und hütete ſich darum wohl, ihn nach ſeiner Abkunft zu fragen, und ſie war ſtets traurig, wenn er nicht bei ihr war, denn ſie fürchtete ſeine Unbeſtändigkeit. Lohengrin aber mochte nicht immer zu Hauſe ſitzen und zog darum oftmals nach der Jagd. Dann ſprach aber die ſchöne Belaye kein Wort und ſaß da, als wenn das Leben aus ihr geflohen und ein böſer Zauber ihr was angethan hätte.

Da gab eine ihrer Frauen ihr den Rath, daß ſie, um Lohengrin mehr an ſich zu feſſeln, ihm ein Stück Fleiſch aus der Seite ſchneiden und daſſelbe eſſen ſolle. Belaye aber erzürnte darob und ſagte, eher wolle ſie ſich begraben laſſen, als ihrem Gemahl auch nur einen Finger quetſchen, und ſie entzog der Kammerfrau ihre Neigung und all ihr Zutrauen. Darauf ging dieſes falſche Weib und log ihre ſchändlichen Lügen den Freunden der ſchönen Belaye vor, welche alsbald beſchloſſen, Lohengrin das Fleiſch von ſeinen Gliedern zu ſchneiden damit Belaye geneſen möchte. Als der Held nun einmal wieder von der Jagd kam und ermüdet eingeſchlafen war, wollten ſie ihr böſes Werk beginnen. Aber Lohengrin hatte zur ſelben Zeit einen Traum, worin er Tauſende von Schwertern ſah, welche auf ihn gerichtet waren, er ſprang darum erſchreckt aus dem Schlafe auf und ſchaute die argen Menſchen mit ſo grimmen Augen an, daß ſie alle zitterten und bebten, und dann hob er ſeine Hand und ſchlug auf ſie und tödtete mehr denn hundert. Doch da bekamen ſie Muth und halfen einander und brachten Lohengrin eine unheilbare Wunde bei an dem linken Arme. Als ſie dieß aber ſahen, wurden ſie von alſo herrlicher Tapferkeit, wie der Held gezeigt, in ihrem Herzen überwunden und ſie fielen ihm alle zu Füßen.

Als Belaye dieß vernahm, ſtarb ſie vor Schrecken und Leidweſen, und ward mit Lohengrin einbalſamirt und in Einen Sarg gelegt und mit vieler Feierlichkeit begraben. Später hat man ein Kloſter über dieſem Grabe gebaut, und noch zeigt man daſelbſt die Körper der Beiden den Pilgern. Und das iſt geſchehen fünfhundert Jahre nach der Geburt unſers lieben Herrn, und ſeitdem nannte man das Land Lyzaboria nach Lohengrin Lothringen.

62.

Der Schwanritter.

Nach Konrads von Würzburg Gedicht.
Grimm, Deutſche Sagen. II. S. 312.

Herzog Gottfried von Brabant war geſtorben, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen; er hatte aber in einer Urkunde geſtiftet, daß ſein Land der Herzogin und ſeiner Tochter verbleiben ſollte. Hieran kehrte ſich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachſen, wenig, ſondern bemächtigte ſich, aller Klagen der Witwe und Waiſe unerachtet, des Landes, das nach deutſchem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beſchloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam ſie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachſen Herzog gekommen und wollte der Klage zu Antwort ſtehen.

Es ereignete ſich aber, daß der König durch ein Fenſter ſchaute; da erblickte er einen weiſſen Schwan, der ſchwamm den Rhein herdan und zog an einer ſilbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach ſich; in dem Schiff aber ruhte ein ſchlafender Ritter; ſein Schild war ſein Hauptkiſſen und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan ſteuerte gleich einem geſchickten Seemanne und brachte ſein Schiff an das Geſtade. Karl und der ganze Hof verwunderten ſich höchlich ob dieſem ſeltſamen Ereigniß; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdeſſen war der Ritter erwacht und ſtieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn ſelbſt zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da ſprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir ſchon rufen.“ Sogleich ſchwang ſich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann ſchaute den fremden Gaſt neugierig an; Karl ging wieder ins Geſtühl zu ſeinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürſten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer ſchönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte ſich auch der Herzog von Sachſen. Endlich erbot er ſich zum Kampf für ſein Recht und die Herzogin ſolle ihm einen Gegner ſtellen, das ihre zu bewähren. Da erſchrak ſie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den ſich niemand wagen würde; vergebens ließ ſie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der ſich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob ſich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu ſein. Hierauf wurde ſich von beiden Seiten zum Streite gerüſtet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachſen verlor ſein Leben und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Da neigten ſie und die Tochter dem Helden, der ſie erlöſt hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: „daß ſie nie und zu keiner Zeit fragen ſolle, woher er gekommen und welches ſein Geſchlecht ſei?“ denn außerdem müſſe ſie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin zeugten zwei Kinder zuſammen, die waren recht wohl gerathen; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß ſie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that ſie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erſchrak herzlich und ſprach: „Nun haſt du ſelbſt unſer Glück zerbrochen und mich am längſten geſehen.“ Die Herzogin bereute es aber zu ſpät, alle Leute fielen zu ſeinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete ſich und der Schwan kam mit demſelben Schifflein geſchwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abſchied von ſeinem Gemahl und ſegnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr ſeine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog ſie fleißig ihre Kinder auf. Aus dem Samen dieſer Kinder ſtammen viel edle Geſchlechter, die von Geldern ſowohl als Cleve, auch die rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

63.

Die Sünde des Königs Clovis.

Jean Cousin, Histoire de Tovrnay. Dovay 1619. p. 234.

Gegen das Jahr der Geburt unſeres Heilandes fünfhundert hörte der König Clovis viel von der Heiligkeit Eleutherii, des Biſchofes von Dornik, ſprechen und kam zu dieſer Stadt, um ſeinen Predigten beizuwohnen. Nun hatte der König aber nach ſeiner Bekehrung und Taufe eine gar große Sünde begangen, die ihm das Gewiſſen ſehr quälte. Er fand bald an den Predigten des heiligen Biſchofes ſo viel Gefallen, daß er Muth faßte und bei einer Zwieſprache ihm von ſeiner Unruhe ſprechen wollte, aber da kam Eleuther ihm zuvor und redete alſo: „Herr König, ihr habt eine große Sünde auf euch und waget es nicht, ſie jemandem zu beichten, aber ihr müſſet dieſe Scheu überwinden, denn anders giebt es kein Heil für eure Seele.“ Das wunderte den König ſehr, denn er wußte nicht, daß der heilige Geiſt dem Biſchofe alles geoffenbart hatte, und er beichtete demſelben die Sünde und bat ihn, Gott um Verzeihung dafür zu bitten in der Meſſe, welches Eleuther ihm verſprach.

Als der Biſchof aber dieſe Meſſe las, erſchien auf einmal eine große Klarheit in der Kirche und die währte eine halbe Stunde, und ein Engel kam zu Eleuther und ſagte zu ihm, daß Gott ſein Gebet erhört und des Königes Sünde verziehen habe.

Nach dem Ende der Meſſe erzählte Eleuther dem Clovis alles, und dieſer war ſo erfreut darob, daß er große Gaben und Reichthümer dem frommen Biſchofe ſchenkte und alſo ruhigen Herzens die Stadt verließ, welche er ſo gequält betreten hatte.

64.

Der Tod des heiligen Lambert.

Bovy I. 138, 140. Nach einer alten Legende.
Mündliche Erzählungen.

Der heilige Biſchof Lambert wollte nicht in die Verbindung Pipins mit Algaiden einſtimmen, ſtrafte ihn ſtets darüber und ermahnte ihn, ſeine rechtmäßige Gattin Plectrudis wieder zu ſich zu nehmen. Aber alles war vergebens, denn Pipin war zu ſehr von den Reizen der ſchönen Algais umſtrickt.

Dieſe aber ſann auf Rache an dem frommen Biſchofe, ging am 15. September des Jahres 674 nach Bolſee und ſandte von dort aus einen Boten an ihren Bruder Dodon, der zu Avroy in dem Hauſe ihres Vaters wohnte, damit derſelbe alsbald zu ihr komme. Andere Boten ſchickte ſie zu den Herren von Emburg, Sagin, Karl von Ramet, Ebruck und andern, und als dieſe alle bei ihr ſich verſammelt hatten, trug ſie ihnen auf, den heiligen Lambert zu tödten, und verſprach ihnen dafür große Schätze.

Die Mörder kamen mit Anbruche des Tages da zuſammen, wo nun das Kloſter Sankt Lambert ſteht, um dort des Biſchofes zu warten. Als ſie ihn aber nicht kommen ſahen, ſtiegen ſie nieder ins Thal zur Einſiedelei, in der Lambert jeden Morgen die Meſſe las.

Der Diener des heiligen Biſchofes bemerkte die Mörder und kündete ſeinem Herrn ihr Nahen, doch Lambert ſprach ruhig: „Wenn mein letzter Tag gekommen iſt, dann gebe Gott mir Muth, damit ich ſterbe als ein guter und getreuer Martyrer.“ Und mit dieſen Worten zog er ſein Meßgewand an und ging zum Altare.

Da ſtürmte Dodon mit den andern heran zur Siedelei, zerbrachen die Thore und ermordeten Peter und Andolet, die Neffen des Biſchofes. Als ſie ihn ſelbſt nicht fanden, ſtieg einer von ihnen auf das Dach der Kapelle und ſah, wie der Heilige vor dem Altare im Gebete lag. Alsbald griff der Gottloſe zu ſeiner Lanze und ſchleuderte ſie hinunter, des Biſchofes Leib durchbohrend.

Nachdem ſie noch die Kapelle alles Schmuckes beraubt, zogen ſich die Mörder nach Publemont zurück, wo Dodon ſie ihre Beute theilen hieß. Darüber konnten ſie ſich jedoch nicht einigen, begannen zu kämpfen und tödteten alle einander.

Algais harrte inzwiſchen auf dem Thurme von Dugeye der Boten, welche ihr Lamberti Tod verkünden ſollten. Als ſie aber ſo am Fenſter ſaß und in die Ferne ſchaute, kamen durch die Luft plötzlich viele Tropfen Blutes geflogen und fielen auf die Steine der Fenſterbrüſtung nieder. Erſchrocken griff Algais nach einem Tuche, um ſie wegzuwiſchen, aber das war unmöglich; ſie blieben da bis auf den heutigen Tag und werden von den Gläubigen noch in großer Verehrung gehalten.

Dodon, der Bruder der Algais, hatte ſechs Finger an einer Hand, und Gott ſtrafte ſein ganzes Geſchlecht mit dieſer Mißform. Noch jetzt iſt ein Kind in dem Lütticherlande verachtet, wenn es ſechs Finger hat, denn man glaubt, daß es aus dem Stamme Dodons ſei.

65.

Lyderik de Buck.

N. D. en P. A. Chronyke van Vlaenderen. Brügge o. J. Fol. I. S. 4.

M. van Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis of Spiegel der nederlandſche oudheit. Gendt 1574. 4. Fol. 96 verso.

Franzöſiſche Reimchronik. Ms. bibl. tornac. im Auszuge in de Reiffenbergs Ausgabe der Chronik von Ph. Mouskes. I. S. 11.

Die excellente Cronike van Vlaenderen — die alderexcellentſte Cronike van Vlaenderen — Oudegherſt und die meiſten andern.

Ydonea en Liederyk de Buk, eerſten Foreſtier van Vlaenderen blyende treur-ſpel door J. Dremers. Brugge. (1696.)

Liederyk de Buk, eerſte Foreſtier van Vlaanderen, in 8 zangen, door Petr. Ald. Priem. Brugge 1826.

Liederik de Buk. In zwei Geſängen von Ph. Blommaert. S. Nederd. Letteroefeningen. Gent 1834. S. 169. m. einem Kupfer.

Als um das Jahr 583 Chilperik einen blutigen Krieg führte gegen Gontran, König von Burgund, ſeinen Oheim, da verließen viele edeln Fürſten, welche einem alſo unnatürlichen Kampfe zwiſchen zwei ſo nahen Verwandten nicht zuſchauen konnten, ihr Vaterland und zogen mit ihren Familien und ihren Gütern in fremde, unbekannte Länder. Unter dieſen Fürſten befand ſich auch ein edler Herr von der Burg zu Dijon in Hochburgund, deſſen Name Saluwart war, und der führte mit ſich ſeine liebe Frau Ermegarde von Rouſſillon, welche zu der Zeit eben ſchwanger ging. Ihre Meinung und ihr Vornehmen war, nach Brittanien zu reiſen, damit dort Frau Ermegarde in Ruhe ihrer Frucht geneſen könne.

Um dieſe Zeit aber hauſte an der niederländiſchen Seeküſte ein gewaltiger Rieſe, Finard mit Namen, der Sohn Phiniberts, des Sohnes von Flanbert. Dieſer fiel den Prinzen Saluwart in dem Walde von Buck verrätheriſch an und zwang ihn zum Kampfe, und ermordete ihn in demſelben. Als Ermegarde dieſes ſah, flüchtete ſie mit einem Knechte und einer Magd auf unbekannten Wegen, um ein Plätzlein zu ſuchen, wo ſie gebären könnte. Da führte ſie Gott in die Mitte des Waldes, wo ein frommer Einſiedel wohnte, und der hieß Lyderik. Kaum hatte Ermegarde die Klauſe betreten, da fühlte ſie ſchwere Wehen, und bald darauf genaß ſie eines Söhnleins, welches der Eremit Lyderik ſogleich taufte und nach ſeinem Namen benannte.

Nachdem Ermegarde die Tage ihrer Reinigung vollbracht hatte, da wandelte ſie öfters in dem Walde, um ihrer Trübheit Meiſter zu werden. Da wurde ſie einmal erblickt von dem Rieſen Finard, und dieſer ergriff ſie mit ihrer Dienſtmagd und führte ſie mit ſich auf ſein Schloß, welches Liſle le Buck hieß, und da mußte ſie dem Rieſen dienen für ehrlichen Unterhalt. Ihr Söhnlein wurde inzwiſchen mit väterlicher Sorgfalt von Lyderik, dem Einſiedel, aufgezogen, bis er ein Alter von ſieben Jahren erreicht hatte. Da geſchah es nämlich, daß einige Dienſtmannen des Königs von England von Dornik her nach ihrem Vaterlande zogen, und das Kind auf ihrer Reiſe findend, es mit Zuſtimmung des Einſiedlers mit ſich führten an ihres Königs Hof, wo es in Kraft und Schönheit aufblühete. In allen ritterlichen Handthierungen wurde der junge Lyderik gar bald ſehr erfahren und übertraf darin alle Prinzen am Hofe. Dadurch erwarb er ſich des Königs Liebe in hohem Grade, aber noch mehr die Liebe der Königstochter Graciana, welche mit ſo viel Innigkeit an ihm hing, daß ſie von ihm ſchwanger wurde.

Zu dieſer Zeit war Lyderik ſechs und dreißig Jahre alt und hatte ſchon drei und zwanzig Jahre am Hofe des Königs gedient. Als die ſchöne Graciana ihm aber kündete, daß ſie eine Frucht von ihm unter ihrem Herzen trüge, da ergriff ihn große Furcht vor der Rache des Königs und er ſchaffte Rath mit Graciana und bewog ſie, heimlich mit ihm aus England zu flüchten, welches ſie auch zugeſtand. So kam er nun in ſein Vaterland zurück und ſuchte zu allererſt den Einſiedel auf, der ſehr erfreut war, ihn wieder zu ſehen, und ihm erzählte, wie der Rieſe Finard ſeinen Vater erſchlagen habe und ſeine Mutter gefangen halte.

Darob entbrannte Lyderik in großer Gramſchaft und Racheſucht, ſo daß er ſchwur, den Mörder zu tödten und ſeine liebe Mutter zu erretten und aus der Sklaverei zu befreien. Zu dem Ende begab er ſich zu Clotar, dem Könige von Frankreich, und dieſer gab ihm, umgeben von den Edeln des Reiches, Gehör, und Lyderik erzählte ihm alles, wie der Eremit es ihm verkündet hatte. Der König verwunderte ſich höchlich über die Beredtheit, mit welcher Lyderik ihm das alles vortrug, und über den großen Muth, mit welchem der junge Prinz ſich erbot, gegen den gewaltigen Rieſen zu fechten und ſich demſelben zu ſtellen, damit alſo die Wahrheit und Gerechtigkeit der Klage offenbar würde; auch bedankte er ſich über die großen Lobſprüche, welche Lyderik ſeinem Eifer für alles Rechte gemacht hatte. Doch rieth er ihm von dem Kampfe ab, indem Finard der muthigſte und ſtärkſte Mann der Erde wäre, und ſprach dann, daß Lyderik den Kampf verſchieben ſolle für eine andere Zeit, wo er ſtärker und kräftiger geworden wäre. Darauf aber antwortete der Prinz Lyderik, die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſei ſo groß, daß er nicht zweifle, ſie werde ſeine ſchwachen Kräfte unterſtützen, und beſonders gegen einen ſo böswilligen Mörder, deſſen Tapferkeit wohl nur deßhalb ſo berühmt ſei, weil unmenſchliche Grauſamkeit ſie begleite.

Als der König ſah, daß er bei dem muthigen Prinzen nichts mit Ueberredung ausrichten könne, da fand er es gerathen, einen Geſandten zu Finard zu ſchicken, um dieſen von der Klage Lyderiks in Kenntniß zu ſetzen und alſo kein ungerechtes Urtheil ſprechen zu können

Wie der Geſandte zu dem Rieſen kam und ihm gebot, aufs ſchleunigſte ſich gegen die Anſchuldigungen zu vertheidigen, da wußte der Finard gar wohl ſeine Gewiſſensunruhe zu bergen und antwortete, er habe nie Räuberei und Mord getrieben; was Salwarts Tod betreffe, ſo ſei dieſer in ehrlichem Kampfe erfolgt; übrigens ſei er ſtets bereit, ſich gegen den ſogenannten Sohn der Prinzeſſin Ermegarde zu vertheidigen.

Sicherlich hätte der Geſandte nach einer ſolchen Antwort dem Rieſen alles Vertrauen geſchenkt, wäre ihm nicht zufällig Gelegenheit geworden, Ermegarde zu ſprechen. Dieſe ſetzte ihn über alles in genaue Kenntniß und offenbarte ihm Finards ganze Falſchheit. Auch war in der ganzen Burg alsbald ein gar ſonderliches Gemurmel und Geziſche unter den Dienſtleuten zu ſchauen.

Als König Clotar die Wahrheit alſo verſtanden hatte, geſtand er Lyderik den Kampf zu, und Dagobert, des Königs Sohn, reiſte ſogleich mit dem ganzen Hofe nach der Burg von Buck, wo Finard wohnte. Dieſer gedachte, den königlichen Prinzen herrlich zu empfangen und alſo auf ſeine Seite zu bringen, aber er bekam zur Stunde den Befehl, ſich auf den folgenden Tag zum Kampfe zu bereiten. Darauf antwortete Finard, er hoffe, das Ende dieſes Kampfes werde beſſer ſein wie der Anfang, und brachte dazu viel leichte Entſchuldigungen her über ſein Betragen, ſo daß es müheſam war, aus ſeinem Aeußern ſeine innere Bosheit zu erkennen.

Am folgenden Tage kam Lyderik mit einer großen Anzahl von Edelleuten bis zu der Brücke, welche die Endbrücke (le pont de fin) heißt, wo das Gefecht ſtatt haben ſollte. Finard zeigte ſich gleichfalls bald nachher und erſchien ſo, als habe er gar keine Furcht. Endlich erſchien auch Dagobert, des Königs Sohn, und da ſchwiegen alle, welche bis dahin dem einen oder andern der

Kämpen zum Vortheil geſprochen hatten, und der Rieſe begann auf Lyderik anzuſtürmen, als kaum der erſte Schall der Trompete erſchollen war. Bei dieſem Gegeneinanderrennen brachen beider Lanzen, und beide waren genöthigt, ſie wegzuwerfen und ſich mit den Schwertern zu grüßen. Es war ſehr ſchwer, zu urtheilen, wer den Sieg behalten würde, ſo harte Schläge führte Finard und ſo wohl wußte Lyderik denſelben auszuweichen; doch wurden alle bald einig, daß der Rieſe nicht nur ſeines Gleichen, ſondern ſogar ſeinen Meiſter gefunden hätte. Schon waren beide ermüdet durch das lange Streiten, als Lyderik ſich noch einmal des grauſamen Mordes ſeines Vaters und der unrechtfertigen Gefangenſchaft ſeiner Mutter erinnerte und mit ſolcher Gewalt auf ſeinen Gegner eindrang, als ob er eben erſt zu kämpfen begonnen hätte. Dadurch betroffen, wollte Finard rückwärts ſpringen, fiel zur Erde und wurde alſo von Lyderik überwunden und getödtet.

Da war nun große Freude und Prinz Dagobert beglückwünſchte den Sieger mit unausſprechlicher Freude und geleitete ihn ſelber nach der Burg von Buck. Aber Lyderik wollte nicht eher an ſeinen Wunden verbunden ſein, als bis er ſeine Mutter Ermegarde wiedergeſehen hätte, und als ihm dieſe Freude wurde, da ſtand er ſtumm und ohne Worte, bis Ermegarde die Erzählung von ihren Leiden und Trübſalen beendigt hatte. Da erſt kam er wieder zu ſich und tröſtete ſie mit vielen milden Worten. Dann aber befahlen ihm die Heilmeiſter, daß er ſich zur Ruhe begeben ſolle, damit man an die Heilung ſeiner Wunden denken könne.

Weil aber jeder leicht einſehen konnte, daß Lyderik ſo bald nicht geneſen würde, begab ſich der Prinz Dagobert mit dem ganzen Hofe am andern Morgen zu ihm und übertrug ihm im Namen des Königs Clotar alle

Herrlichkeiten, Beſitzungen und Würden, welche ehedem Finards Eigenthum geweſen waren, und zwar nicht nur ihm, ſondern auch all ſeinen Nachkommen, und nannte ihn, zu größerer Belohnung der bewieſenen Tapferkeit, den erſten Förſter oder Oberherrn des Waldes von Flandern. Darauf bat er ihn, gleich nach ſeiner Herſtellung den König zu beſuchen, und zog mit dem ganzen Hofe wieder nach Hauſe zurück.

Als Lyderik aber wieder geſundet war, da trug er redlich Sorge für gute Geſetze und Sitten unter dem Volke in Flandern. Auch machte er dem heidniſchen Weſen in dem Lande ein Ende und baute als ein chriſtlicher Vater, der für das Seelenheil der Seinen Sorge tragen muß, viele Kirchen und Kapellen, unter welchen die beſonderſte war die vom Brughſtock, die er der Mutter Gottes weihte, und die ſtand auf der Stelle, wo nun die weitberühmte Stadt Brügge ſteht und ſpäter die Kirche des heiligen Donatius gebaut wurde.

66.

Lyderik und Idonea.

Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. Antwerpen 1531. Fol. III.

Chronyke van Vlaenderen (von N. D. u. F. R.). Brügge o. J. S. 10.

Msc. bibl. tornac. enthaltend eine franzöſiſche Reimchronik. S. den Auszug aus derſelben bei Reiffenberg, Chronique de Philippe Mouskes. Bruxelles 1836. I, p. 44.

In dem zweiten Jahre der Regierung Lyderiks van Lyletzbuc geſchah es, daß ein Maderant von Burgund, deſſen Neffe Madonus von Poitiers und Zwychaert von Partenay die Tochter des Königs Lothar von Frankreich entführten, deren Name Idonea war, und wollten ſie mit ſich nehmen nach England. Als dieſe Herren aber gekommen waren bis zwiſchen Noble, welches nun Atrecht heißt, und Dornik, da bekamen ſie Streit unter einander und fechteten, und Zwychaert von Partenay ſtach den Madonus todt. Darob erſchrak Jungfrau Idonea ſehr und befahl ihrem Wagenführer, daß er fort fahre und die Herren ſtreiten laſſe, und alſo kamen ſie bis eine Meile vom Schloſſe Lylelezbuc, auf dem Lyderik wohnte. Dieſer hatte aber gerade zu der Zeit im Walde gejagt und einen Hirſch gefangen, und als er mit ſeiner Beute an den Ort kam, wo Idonea mit ihrem Wagen ſtand, dachte er gleich, das müſſe eine edle Frau ſein, und trat zu ihr und fragte ſie, ob ſie ihn nicht auf ſein Schloß geleiten wolle. Das nahm Idonea gerne an, denn ſie war von Herzen betrübt über den Tod des Prinzen von Poitiers; doch befahl ſie dem Wagenführer und ihren beiden Kammerfrauen, daß ſie Lyderik nicht ſagten, wer ſie wäre und woher ſie käme.

Lyderik der edle Baron aber empfing ſie gar ehrlich und herrlich, und ſie übernachtete bei ihm auf dem Schloſſe mit ihrem Gefolge. Im Geſpräche fügte es ſich, daß ſie Lyderik fragte, ob er keine Frau habe, worauf Lyderik entgegnete: „Noch nicht, denn mein Abentheuer zu ehelichen iſt noch nicht gekommen. Jedoch ſaget mir, edle Frau, wer ihr ſeid und von wannen ihr kommet und wohin ihr zu reiſen gedenket.“ Idonea ſprach, ihr Vater ſei ein Edelmann von hoher Geburt. Ein junger Prinz ſei aber gekommen aus fremden Landen und habe ſie mit ſich führen wollen gen England, um dort ſie zu heirathen, und bei Dornik ſei derſelbe erſchlagen worden und ſie geflüchtet und alſo bis zu dieſem Schloſſe gelangt. „Wiſſet“, fuhr ſie dann fort, „daß ich nimmehr zu meines Vaters Hauſe zurückkehren darf und lieber dienen will als eine Magd.“ Da fragte ſie Lyderik nach ihrem Namen und ob ſie eine Chriſtin wäre, und ſie antwortete: „Ja, ich bin ein Chriſtenweib und mein Name iſt Idonea.“ Worauf Lyderik ſie weiter fragte, warum ſie denn nicht mehr zu ihres Vaters Hauſe zurückkehren wolle und lieber eine Dienſtmagd wäre, und ob es ihr recht wäre, bei ihm zu bleiben, nicht als ſeine Magd, ſondern als ſein werthes Lieb, um ſeiner Güter und ſeines Schloſſes zu wachen, und bei Gelegenheit ſeine Frau zu werden und eheliche Kinder von ihm zu zeugen. Idonea ſprach: „Möchte ich ein Jahr bei euch bleiben oder zwei, ich hoffte zu Gott, meine Dienſte ſollten euch wohl behagen.“ So blieb Jungfrau Idonea bei Lyderik, und ihre Kammerfrauen zogen ab, nicht aber gen Paris, denn dahin durften ſie nicht mehr kommen, ſondern ſie ließen ſich von dem Wagenführer nach Partenay ins Land von Poiteau bringen. Ehe ſie aber wegführen, ſprach der Wagenführer zu Lyderik: „Ach, edler Herr und lieber Wirth, ich bitte euch, behandelt dieſe Frau nur wohl und ehrlich, denn ſie iſt eine alſo edle Magd von Geburt, als eine ſein kann zwiſchen hier und Preußens Oſten und Spaniens Weſten.“ Lyderik begehrte jedoch kein ander Weib denn Idonea, und er zeugte mit ihr binnen zwölf Jahren fünfzehn knabliche Kinder und drei Töchter.

Man muß aber wiſſen, daß an feſtlichen Tagen Frau Idonea Kleider trug von theurem Baldekin mit Gold beſäet, Lyderik war ſtets gekleidet in einen Kittel von grauem burkelſchen Tuche. Und weil die Kinder edel waren von mütterlicher Seite, ſo ließ Lyderik ihnen Kleider machen, die an der rechten Seite von rauhem grauen Laken waren, und an der andern Seite von Baldekin mit Gold durchwirkt.

In dem Jahre unſeres Herrn ſechshundert und ſechs und zwanzig ſandte der König Lothar den heiligen Biſchof Amandus von Maeſtricht nach Lothringen und Flandern, damit derſelbe dort das Chriſtenthum predige. Und als Sankt Amandus auf der Schelde kam gen Gent, da warfen ihn die Weiber mit Kuhmiſt und anderm Unrathe. Auch ſtachen ſie ihn oft in die Schelde, um ihn zu ertränken, aber er bekehrte dennoch das ganze Land von Flandern, was über der Schelde liegt, und das war im Jahre 626, als Idonea vierzehn Jahre ſchon bei Lyderik gewohnt hatte.

Einmal aber däuchte dem Könige im Traume, als er lag und ſchlief, daß er fünf Tage lang einen weißen Hirſch jage, der am fünften Tage im Forſte gefangen wurde. Der Jäger, der ihn fing, hatte einen ſchönen Roſenbaum mit fünfzehn lieblich riechenden Blumen und drei ſchönen Knospen.

Als der König erwacht war, erzählte er männiglich von dem Traume, und jeder rieth ihm, auf die Jagd zu gehen. Dieſes geſchah aber zu Soiſſon und war zu Anfang des Sporkelmondes und zu einer Zeit, wo es gerade Morgens etwas geſchneit hatte. Kaum hatte der König die Stadt verlaſſen und war in den Buſch gekommen, als er einen großen Hirſch ſah, der nordwärts lief. König Lothar folgte ihm zu Pferde und ritt ſtets hinter ihm. Am andern Tage verlor der König ſeine Gefährten und am dritten Tage wechſelte er zu Dornik ſein Pferd und nahm einige Leute aus der Stadt mit ſich, und als er faſt drei Meilen geritten war, ſah er den Hirſch abermals, der nun auf Ryſſel zu lief, und der König verfolgte ihn ſtets. Die Geſellſchafter von Dornik hatten den König auch verloren, der aber ritt hinter dem Hirſch, bis er in der Nähe ein Schloß gewahrte. Da ſtieß er laut in ſein Horn, denn er dachte, wenn dort ein Edelmann wohne, ſo müſſe der ihm entgegen kommen. Als Lyderik aber das Horn erſchallen hörte, ſetzte er ſich zu Pferde und hing ſein Horn um, und als er aus dem Schloſſe ritt, ſah er, daß der Hirſch, den der König verfolgt hatte, matt und müde war, und er fing ihn mit ſeinen Hunden und durchſtach ihn mit ſeinem Spieß. Da kam auch König Lothar geritten und ſah den todten Hirſch, und die beiden Jäger grüßten einander. Lyderik fragte aber den König, wer er ſei, und der König ſprach, er wäre ein franzöſiſcher Ritter und hätte fünf Tage lang den Hirſch gejagt und all ſeine Geſellen verloren. Darauf ſprach Lyderik: „O, edler Freund und Herr, kommet mit mir auf mein Schloß, und da ihr alſo lange dieſen Hirſch verfolgt, ſo ruhet bei mir fünf oder ſechs Tage, und wir wollen fröhlich ſein und von des Thieres Fleiſch eſſen und recht genüglich ſein."

Als Frau Idonea aber vernahm, daß ihr Herr Vater im dem Schloſſe ſei, ſo ſtellte ſie ſich krank und legte ſich zu Bette, denn ſie hatte große Furcht. Bei der Tafel ſah der König die fünfzehn Knaben und die drei Töchterlein und fragte, weſſen Kinder das wären, und Lyderik entgegnete: „Das ſind meine Kinder, und Gott hat ſie mir verliehen bei einer fremden Frau. Es ſind ihrer achtzehn, und ich habe ſie gewonnen binnen vierzehn Jahren, denn oft hat ſie mir zwei auf einmal geſchenkt." Darauf fragte der König weiter, warum der Kinder Kleider aus zweierlei Stoffen gemacht ſeien und warum ſie das ſchöne Laken an der linken Seite trügen und das rauhe ſchlechte an der rechten. Lyderik ſprach: „Freund, das kommt daher, weil meine Frau edler iſt, denn ich bin, darum tragen ſie an der linken Seite, wie ihre Mutter, das koſtbare Baldekin, und an der rechten grau burkelſch Laken, wie ich." Der König wurde immer neugieriger, und beſonders, da die Kinder alle ihrer Mutter Züge hatten, und er erzählte: „Es iſt nun fünfzehn Jahre faſt, daß meine Tochter von dem Prinzen von

Poitiers entführt wurde, und ich habe nie erfahren können, was aus ihr geworden iſt, ſehe aber nun, daß dieſe Kinder alle meiner Tochter Züge tragen. Ich bitte euch darum, edler Freund und Wirth, laſſet mich dieſer Kinder Mutter ſehen.“

Lyderik wußte nicht, daß ſein Gaſt der König von Frankreich war und der Vater ſeiner Frau. Er ſprach: „Mein lieber Herr und Freund, ich will mein Weib holen laſſen und dann ſollet ihr ſie ſehen.“

Als aber Frau Idonea nicht kommen wollte, ging er ſelber und er fand ſie ſehr weinend in ihrem Bette. Wie er ihr ſagte, daß ſie zur Tafel kommen ſolle, entgegnete ſie: „Nein, das thue ich um alle Güter der Erde willen nicht, denn wiſſet, mein lieber Gemahl, euer Gaſt iſt der großmächtige König von Frankreich.“

Darob war Lyderik in ſeinem Herzen gar verwundert, denn während fünfzehn Jahren hatte er von ihr nicht vernehmen können, wer ſie oder wer ihr Vater wäre. Bangen Muthes ging er zum Könige zurück und ſprach, daß ſeine Frau ſiech zu Bette läge. Darauf fragte Lothar, von wo ſein Weib gebürtig ſei, und Lyderik entgegnete, das habe er binnen fünfzehn Jahren, während denen ſie bei ihm lebe, nicht erfahren können. Der König fuhr fort und fragte nach ihrem Namen, und als er erfahren, daß ſie Idonea heiße, ſprach er freudig: „Dann iſt es meine Tochter, daran iſt kein Zweifel.“ Und ſich zu Lyderik wendend, ſagte er weiter: „Euch, mein lieber Freund und Wirth, gebe ich ſie denn zu einem geſetzlichen ehelichen Weibe und will euch zum Prinzen machen von allem Lande, welches hier herum liegt, und euch die Miſſethat vergeben, daß ihr bei ihr wart ohne Zuſtimmung von mir und meinen Magen zu haben.“

Der König aber wollte ſie ſehen und eher nicht eſſen noch trinken, und Lyderik führte ihn an ihr Bett, und ſie ſtand alsbald auf und bewillkommte ihren lieben Vater und erzählte ihm, wie ſie zu Lyderik gekommen ſei. Lothar blieb zehn Tage lang in Lylelezbuc und entbot alle benachbarten Städte dahin, als Dornik, Noble, welches nun Atrecht heißt, die von der Ryviere, welche nun Douay iſt, und ſie kamen alle in Lyderiks Caſtell, und in ihrer Gegenwart gab der König ſeinem Gaſte Idonea zu einem geſetzlichen Weibe. Auch wurden Feſte gegeben, und die dauerten fünf Tage lang, und jeglicher, der zu der Hochzeit kam, brachte Geſchenke. Da machte auch Lothar ſeinen Schwiegerſohn zu einem Fürſten von allen Städten von Sommenoble bis zur Nordſee. Dieſe Städte waren: Sommenoble, Vermandoys, Ryelle, Aryen, Seclyn, Ryviere, Lylelezbuc, Blondyn, Brughſtock, Aerlebeke und Guyſen.

Als die Hochzeit geendet war, befahl König Lothar Lyderik vor allen Dingen, daß er die ihm gegebenen Städte und Lande und den Forſt von Flandern in Rechtfertigkeit regieren ſollte und Jedem Recht thäte, ſo dem Armen als dem Reichen, und Lyderik ſchwur es ihm zu und huldigte ihm, als ein Lehensmann, vor allem Volke, welches zur Hochzeit gekommen war. Und am elften Tage nahm der König Urlaub von ſeiner Tochter und zog zurück nach Paris. Die von Dornik bewieſen ihm da große Ehre und Würdigkeit, und zwar darum, weil ſein Vater Chilperik die Liebe-Frauen-Kirche in ihrer Stadt geſtiftet hatte. Lyderik geleitete ihn mit ſieben ſeiner älteſten Söhne.

In Paris aber war große Freude ob des Königs Wiederkehr, denn man glaubte allgemein, er ſei von wilden Thieren zerriſſen worden. Lothar ordnete alsbald ein Turnier zu Ehren Lyderiks an, und dieſer gewann den Preis in demſelben durch ſeine Frommheit, und er wurde nebſt ſeinen Söhnen beſchenkt von allen, die in dem Turniere mitgekämpft hatten. Als dieß geſchehen war, nahm Lyderik Urlaub vom Könige und ritt wieder nach Flandern, wo er in allen Städten prächtig empfangen wurde, als Fürſt und Herr.

67.

Lyderik läßt ſeinen Sohn hängen.

Dits die excellente Cronike van Vlaenderen. Antwerpen 1531. Fol. VI.

Es geſchah eines Sommers um den Tag Sankt Johanns des Täufers, daß Lyderik Beſuch hatte von Dienſtmannen des Königes Lothar und viele von ſeinen vornehmſten Unterthanen entbot, um dieſe ehrlich zu empfangen. Als man da viel tanzte und ſprang, da wünſchten einige Jungfrauen, welche ſehr erhitzt waren, Frucht zu haben, an der ſie ſich laben könnten, Kirſchen oder Pflaumen, oder was ſonſt.

Jegeram, Lyderiks älteſter Sohn, ging zu einer Frau, welche einen Korb mit Früchten feilbot, und kaufte ihr denſelben ab, ohne jedoch ihr Geld zu geben, ſondern er ſprach, man würde ſie ſchon bezahlen, und er brachte die Früchte den Jungfrauen, welche ſich daran ſehr labten.

Die Bezahlung aber wurde vergeſſen, und die arme Frau ſtand am Thore des Schloſſes, bis es dunkel Nacht war, und hatte noch kein Geld, und als ſie endlich nach Haus kam, fand ſie ihre Kinder todt von Hunger, weil ſie kein Geld hatten, um ſich Brot zu kaufen, und ihre Mutter nicht wiederkehrte.

Darob betrübt, kam die Frau am andern Tage wieder und klagte Lyderik, und dieſer ritt alsbald mit

Jogeram nach Dornik und ließ ihn dort an den Galgen hängen.

68.

Karl Martell.

Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Vgl. Oude Diviſie-Cronycke van Holland ꝛc. Delft 1585.
Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1836. Vers 1916 f. S. 79.

Der Herzog von Brabant Carolus Martellus führte allezeit ſchwere Kriege und minderte dadurch ſeinen Schatz, und damit ſeine Ritter leben möchten, gab er ihnen den Zehnten, welcher ſonſt der Geiſtlichkeit zukam. Darum lieſt man in vielen Büchern, daß er von Gott aus der Geſellſchaft der lieben Heiligen und dem ewigen Leben verbannt und verdammt worden ſei, eben weil er die armen Seelen im Fegfeuer dadurch aller Hülfe und alles Beiſtandes beraubte, daß er der Geiſtlichkeit den Zehnten entzog.

Und alſo lieſt man und wird geſagt von dem heiligen Sankt Eucherius, der ein Biſchof war in Orleans: Nachdem Carolus Martellus in der Kirche Sancti Dionyſii ehrlich begraben war und Sankt Eucherius in dieſer ſelben Kirche Meſſe las, ſah er im Geiſte Carolum Martellum ſitzen in der hölliſchen Pein, und ſah auch, wie eine Schlange aus ſeinem Grabe kam. Und hiernach wurde das Grab geöffnet und man fand nichts darin, als eine große Schlange, welches doch ein großer Jammer war für einen alſo tapfern Prinz, der mit ſo großer Frommheit gegen die Ungläubigen geſtritten hatte.

69.

Woher Karl den Beinamen der Große bekam.

Die alderexcellenſte Cronyke van Brabant.
Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1836. Vers 4089 ff. S. 165.

Schon in ſeiner Jugend war Karl gewaltig ſtark und kühn. Alſo tödtete er einſt zu Belſyen, zwiſchen Tongern und Maeſtricht, einen großen und grimmigen Bären in Gegenwart ſeiner Muhme, der heiligen Landrada, welche Abtiſſin in dem Kloſter Belſoen war, und dieſe nannte ihn für dieſe That den großen Carolus Den Namen hat er ſpäterhin immer beibehalten.

70.

So viel Biſchöfe als Tag' im Jahr.

Het oude goutſche Chronycken van Hollandt ꝛc. Herausgeg. von Scriverius. Amſterdam 1663.

Der gute Kaiſer Karl der Große lag zwei Jahre vor ſeinem Tode krank in der Stadt Aachen, und als er ſo krank lag in ſeinem Bette, da wurden alle Siechen geſund, welche dem Bette naheten, und als er todt war, wurde er begraben in unſerer lieben Frauen Kirche, die er ſelber geſtiftet. Zu der Zeit aber, wo er dieſe Kirche gründete, that er ein Gelübde zu Gott dem Herrn, daß er ſie wollte weihen laſſen von alſo vielen Biſchöfen, als Tage ſind im Jahre. Und als er ſchon viele Biſchöfe zuſammen verſchrieben hatte und ſie zählte, da fand er, daß ihrer noch drei zu wenig wären, und nirgend konnte er einen Biſchof mehr bekommen. Das betrübte den guten Kaiſer gar ſehr, und er ging nach Maeſtricht in die Kirche und bat Gott und den heiligen Apoſtel Jacobus, daß ſie ihm noch drei Biſchöfe ſenden möchten, damit die Zahl voll würde, welche er gelobet hatte. Und zur Stunde erhoben ſich dort aus dem Grabe drei todte Biſchöfe und kamen zu dem Kaiſer und gingen mit ihm nach Aachen und weiheten die Kirche, und alſo wurde des guten Karls Gelübde erfüllt. Und als das geſchehen war, da kehrten ſie nach Maeſtricht zurück und legten ſich wieder in ihr Grab.

71.

Roß Bayards Fußtritt.

Mündlich.

Bei Lüttich findet ſich auf einem Felſen eine kahle Stelle mit einem eingedrückten Pferdehufe. Dieſer iſt von dem Roſſe Bayard, welches die vier Haimonskinder vor Zeiten geritten haben.

72.

Bayardstritt.

Itinéraire de l'abbé de Feller. I, 254, Note des Herausgebers.
De Reiffenberg. Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCVI.

Oberhalb des Dorfes Couillet, bei Charleroi, zeigt man noch heute eine Stelle, in die ein großer Pferdehuf eingedrückt iſt. Der kommt vom Roſſe Bayard her.

73.

Schloß Bayard.

Paquot, Mémoires littér. III, 433.
Gramaye, Antiquitates comitatus namurcensis. 4. p. 11.
De Reiffenberg. Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCIV.

Zu Dhuy in der Grafſchaft Namur ſieht man ein altes Schloß, welches das Schloß **Bayard** heißt. Als die vier Haimonskinder aus den Ardennen flüchten mußten, ſind ſie dahin gezogen.

74.

Der Bayardsfelſen bei Dinant.

Collection histor. des principales villes des Pays-Bas. Tournay. 2 Lieferung.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCV.

Der Bayardsfelſen bei Dinant hat viele Schluchten und Abgründe. Aus einem derſelben rettete ſich Roß Bayard in die Wälder, welche Schloß Beaufort umgeben, und blieb da für immer. Davon hat der Felſen ſeinen Namen erhalten.

75.

Berthem.

Grammaye, Lovanium. p. 59. 60.
Paquot.
Molanus, Natales SSorum Belgii. ed. 1595. p. 2.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCV.

Das Dorf Berthem hat zum Wappen das Roß Bayard. Vor langer Zeit zeigte man dort die Krippe des gewaltigen Pferdes, ſo wie auch in dem Walde von Meerdael einen Eindruck ſeines Hufes. Adelard, das älteſte der vier Haimonskinder, ſchenkte die Herrlichkeit Berthem der Abtei von Corvei, wo er der Welt entſagte und eines ſeligen Todes ſtarb.

Vor den Unruhen im ſechzehnten Jahrhundert befand ſich auf dem Hochaltar der Kirche von Berthem ein Gemälde, auf dem die vier Haimonskinder vor einem Kreuze knieend abgebildet ſtanden. Andere ſagen, auf dem Gemälde ſei nur Adelard und das Roß Bayard gemalt geweſen, indem dieſe beiden lange in Berthem gewohnt hätten.

76.

Schloß Eggermonde.

Promenades histor. sur les bords de la Meuse, par Roty. Revue belge. 1835. Dec. p. 367.
Villenfagne. Recherches sur l'hist. de Liége. I. 470. 471.
De Reiffenberg. Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CCIV.

Das Schloß Eggermonde (Aigremont), wohin der Kaiſer Karl der Große mit Elegaſt zu ſtehlen auszog, wurde ehedem von den vier Haimonskindern bewohnt. Andere ſagen, daß Malagis daſelbſt gelebt habe.

77.

Reinoldſtein.

Colson, Souvenirs de voyage. Revue belge. Liége 1837. Avril. p. 383. 384.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. Brux. 1836. II. introd. p. CCIV.

In der Gemeinde Hody (Provinz Lüttich) ſtehet das alte Schloß Reinoldſtein (Renastienne, Reinouts-ſteen). Dahin ſind' vor Zeiten die vier Haimonskinder geflüchtet, als ſie vor König Karl flüchten mußten. Nahe dabei ſteht das Schloß Poulſeur, das hat dem berühmten Zauberer und Ritter Malagis gehört, der ſpäter Pabſt zu Rom wurde.

Auch die Ruinen zu Amblève tragen den Namen „das Schloß der vier Haimonskinder".

78.

Balduin der Eiſenarm.

De Reiffenberg. Archives historiques.

Als Balduin der Erſte von Flandern einmal über die Schelde kam, ſprang der Teufel heraus und wollte ihn faſſen, aber der Graf wehrte ſich ſo wacker gegen den böſen Feind, daß dieſer mit Schande weichen mußte. Von dieſer Begebenheit erhielt Balduin den Namen der Eiſenarm (bras de fer).

79.

Das Engelandgat zu Gent.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis ꝛc. II. Fol. 1[illegible].
Ph. Blommaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1841. S. 1.

Als unter Graf Arnolds Regierung im Jahre 9[illegible] die franzöſiſchen und engliſchen Heere, ihre Könige an der Spitze, die Stadt Gent belagerten und ſie mit vollkommener Vernichtung bedrohten, da wurden eines Tages zwei Schildknappen zu dem Ruwaert in die Stadt geſandt, um von demſelben die Uebergabe von Gent zu fordern. Als ſie an dem Thore angekommen waren, öffneten ihnen die Wächter und führten ſie in das Rathhaus, wo eben die Schöffen, die Hauptleute und die Dekane der Zünfte verſammelt ſaßen. Als ſie ſich nun ihres Auftrages entledigt hatten, da erklärte ihnen der Ruwaert (Statthalter) von Flandern, Dietrich von Beveren, in aller Namen, daß man beſchloſſen hätte, die Stadt gegen jede Gewalt zu vertheidigen, und an keine Uebergabe dächte. Der engliſche Schildknappe antwortete darauf, daß alsdann eine vollkommene Verwüſtung Gents Loos ſein werde, indem der König, ſein Herr und Meiſter, geſchworen und mit einem theuren Eide es gelobet habe, ſo ſich die Stadt nicht übergäbe, ſie von Grund aus zu vertilgen, dergeſtalt, daß man die Stelle nicht finden könnte, wo ſie geſtanden, und alsdann mit eigener Hand das erſte Korn auf dem Freitagmarkte zu ſäen.

Hierauf erwiederte der Ruwaert: „Dann ſage dem Könige, deinem Herrn, daß wir weder ſeine Macht noch ſeine Drohungen fürchten, und daß wir unſererſeits einen gleich theuren Eid geſchworen haben, ihm nie und nimmer unſere Thore zu öffnen.“

Die franzöſiſchen und engliſchen Lager waren nach langer und vergeblicher Belagerung endlich zum Abzuge gezwungen. Da ſandte der König von England einen Ritter an den Ruwaert und ließ dieſen um die Erlaubniß bitten, zur Erfüllung ſeines gethanen Schwures einige Körnchen Samenkorn auf den Freitagmarkt hinwerfen zu dürfen. Der Ruwaert entgegnete, der Stadt ſei ihr Eid ſo heilig, wie dem Könige; wolle dieſer aber durch eine neuzubrechende Oeffnung in der Ringmauer in die Stadt kommen, ſo ſei ihm dieß nicht verwehrt; die Thore von Gent aber würden ihm nie geöffnet werden.

Der König nahm den Vorſchlag an, und man brach ein Loch in die Mauer zwiſchen der Terre- und Poſterne-Poort, und durch dieſes trat er in die Stadt und warf eine Handvoll Korn auf den Freitagmarkt.

Von dieſer Begebenheit behielt die Straße, in welche er zuerſt kam, den Namen das Engelandgat (Engelandloch), und den trägt ſie noch heutigen Tages.

80.

Herkenbal.

Schriftliche Mittheilung des Herrn Dr. Coremans in Brüſſel.
Caesarius l. 9. dialog. cap. 38.
Baptista Campofulgosius, Dicta factaque memorabilia. l. 1. cap. 6
Vgl. Thomas Cantipratenſis Buch II. S. 281.

Im Jahre 1020 verbreitete ſich in Brüſſel an einem Montage Morgens die Sage, daß nächtlicher Weile an der Ehre einer Jungfrau arg gefrevelt worden ſei; aber was jedem unglaublich ſchien und doch durch des Mädchens und einiger Zeugen Ausſage außer Zweifel geſetzt wurde, war, daß des Bürgermeiſters Neffe, ein ſchöner hoffnungsvoller Jüngling, ſich des Verbrechens ſchuldig gemacht hätte. Wahrſcheinlich hatte er von ſeinen Leidenſchaften und von geiſtigen Getränken, für die er einige Vorliebe hatte, berauſcht, die Uebelthat begangen.

Die Einwohner waren über die Beſtrafung des Frevlers ſehr verſchiedener Meinung. Manche ſagten, daß es nöthig ſei, an einem Vornehmen dem Volke ein warnendes Beiſpiel zu geben; andere ſchienen milder geſtimmt und hätten ſich wohl mit der Verbannung des Schuldigen auf einige Zeit begnügt, vielleicht ſogar gegen ſeine gänzliche Begnadigung nichts einzuwenden gehabt. Wieder andere ſagten: „Ei, dem wird nicht viel geſchehen; er iſt des Bürgermeiſters Neffe, und für ſolche Leute giebt es weder Richter noch Strafen.“ Einige jedoch, die den Bürgermeiſter genau zu kennen vorgaben, äußerten: „Der junge Mann iſt verloren. Gott ſei ihm gnädig!“

Herkenbal war ein tugendhafter, edler Herr, ein Altbelgier im vollſten Sinne des Wortes; doch ging ſeine Strenge oft bis zur Grauſamkeit, und ſein Rechtsſinn war unbeugſam. Mitleid und Erbarmen hatte er entweder nie gekannt, oder ſie waren ihm längſt fremd geworden.

Seinen Neffen, einer verſtorbenen Schweſter einzigen Sohn, liebte er mit aller Liebe, deren ein Herkenbal fähig iſt. Er erfreute ſich an dem Anblicke des blühenden mannhaften Jünglings, nannte ihn oft ſeinen Sohn, einen Schatz, den eine geliebte Todte ihm anvertraut habe, den Abendſtern ſeines Lebens.

Wie ein Schwertſtreich von Rieſenhand verſetzt, traf die Kunde von dem Verbrechen ſeines Neffen den Alten. Was er ſelbſt für unmöglich erachtete, geſchah; er wankte zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeiner Liebe, zwiſchen Beſtrafung und Vergebung. Der Schweſter hatte er auf dem Sterbebette verſprochen, Stütze, Vater dem Jünglinge zu ſein, bisher auch dieſes Verſprechen, wie es einem Manne ziemt, treulich gehalten; und nun ſollte er eine ſchwere Strafe über dieſen geliebten Jüngling verhängen. Ihn derſelben entziehen, war menſchlich, aber eine Pflichtverletzung, welche ihn künftig zu andern Verletzungen gleicher Art führen mußte; dazu wollte er ſich nicht verſtehen. Er befahl, den muthmaßlichen Verbrecher feſtzunehmen, und beſtimmte den nächſten Freitag zur Verhandlung.

Was in der Seele dieſes Mannes inzwiſchen vorgegangen ſein mag, läßt ſich nur errathen; doch heißt es, daß ſeine Haare, die trotz ſeines hohen Alters ihre urſprüngliche Farbe bis dahin noch beibehalten hatten, völlig ergrauten. Verwendungen für den unglücklichen Neffen ſchloß er ſein Ohr, und als dieſer ihn um eine Unterredung dringend bitten ließ, hatte er den grauſamen Muth, zu antworten: „Am Freitag werde ich ohnehin mit ihm ſprechen.“

Der Freitag erſchien.

Die Menge, welche ſich um das Rathhaus (nicht das jetzige prachtvolle gothiſche Gebäude, an deſſen Stelle damals nur ein ziemlich unförmlicher Steinhaufe ſtand) verſammelt hatte, war außerordentlich. Die öffentliche Meinung war dem Jünglinge günſtiger, als an den Vortagen, und man ſchien allgemein ein mildes Urtheil, eine väterliche Beſtrafung zu erwarten.

Herkenbal ließ über alle Umſtände des Verbrechens den genaueſten und ausführlichſten Bericht erſtatten, die Zeugen und endlich ſeinen Neffen vernehmen, der ohne Hehl alles bekannte und von dem ihm zuſtehenden Vertheidigungsrechte einen ſehr beſchränkten Gebrauch machte. Er ſuchte ſeine Handlung weder in ein mildes Licht zu ſtellen, noch zu entſchuldigen, und bewies die größte Reue.

Nachdem Herkenbal den Unglücklichen gefragt hatte, ob er nichts mehr vorzubringen wünſche, forderte er die Schöppen auf, ihre Meinung über die Schuld oder Unſchuld des Angeklagten nach Wiſſen und Gewiſſen auszuſprechen. Die Schöppen erklärten den Jüngling zwar für ſchuldig, doch unter mildernden Umſtänden, und empfahlen ihn der Gnade des Richters.

Herkenbal blieb nun einige Augenblicke unbeweglich ſtehen. Er wiſchte ſich eine Thräne vom Auge. Es war die Stimme der Natur, welche zu dem ſtrengen Manne ſprach, doch, wie es ſchien, kein Gehör fand. .... Der Kampf war vorüber, er ſprach über den Neffen das Urtheil dahin aus, daß derſelbe nach den Rechten und Gebräuchen im Lande Brabant durch Henkersbeil vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens wurde laut und der Verurtheilte ſank beſinnungslos in die Arme der Umſtehenden. Herkenbal allein war ruhig, durchſchritt anſcheinend gleichgültig die Volksmaſſen und kehrte nach Hauſe ......

Einige Tage nachher ſpielten Kinder oben auf einem Raſenhügel nahe am Gefängniſſe; ſie pflückten Margarethchen. Plötzlich rief ein Kind: „Aber ich, ich habe ſchöne gefunden, meine ſind blutroth!" — Herkenbal hatte ſeinem Neffen die Gnade angedeihen laſſen, an einem Morgen vor wenigen Zeugen in der Stille hingerichtet zu werden.

81.

Das Geſchenk des Königs Zwentibold.

Handſchriftl. Receſſe aus den Jahren 1533 und 1706. Mitgetheilt von Gerevisse in Willems Belgiſch Muſeum. Jahrg. 1841. S. 425 f.

Es war ein Herr zu Born, der war geboren aus Oberland (Deutſchland) aus Hungarn; König Sanderbout (Zwentibold) war er geheißen, und der lag bei ſeiner Frauen und ſchlief, und Gott ſandte ihm in ſeinen Sinn, daß er ſich mit ihr einte, daß er den armen Leuten eine Gabe geben wollte um Gotteswill, denn er hatte ſie oftmals in große Noth gebracht. Und ſeine Hausfrau geſtand ihm gerne zu, daß er ihnen gebe den Wald, welcher de Graet genannt war, mit der Heiden und Weiden, weil er dieſe Lande mit den Leuten öfters in groß Leid gebracht hatte mit Rauben und Brennen, ſo daß er an ihnen ſeine Seele quitt machen wollte. Und am ſelben Morgen, als er aufgeſtanden war, berichtete er ſeinen Herren, die bei ihm waren, was Gott ihm in ſeinen Sinn geſandt hatte; die halfen die Sache gerne mehren, und er ging mit ihnen zur Kirche. Als die Meſſe aus war, ließ er einen Mann auf ſein Pferd ſitzen. Als die Herren vor dem Eſſen Waſſer genommen hatten, ritt er von der Brücke, und König Sanderbout hatte ihm geſagt, ſo viel Kirchſpieldörfer er binnen der Mahlzeit umreiten könnte, die ſollten ihnen (den armen Leuten) gehören, Buſch, Heide und Weide. So ritt er zuerſt an zu Born, von Born nach Guttekoven, von Guttekoven nach Leimborg (Limburg), von Leimborg auf Sittard, von Sittard auf Munſtergelehn, von Munſtergelehn zu auf Geleen, von auf Geleen bis Beeck, von Beeck bis Eesloo, von Eesloo bis Stein, von Stein kam er an die Heuſerlinden, und da ſtand ein weiß Roß geſattelt, und ſein Pferd war müde, und er ſtand ab von ſeinem Pferde und ſaß auf das weiße Roß und ließ das ſeine auf der Straße ſtehen, und ritt da fort von dannen gen Ormond (Urmond), von Ormond gen Berg, von Berg gen Biecht, von Biecht gen Papenhoven, von Papenhoven gen Buchten, und ritt ſo bis Houtumb, und da fand er ein alt Weib an dem Fallbaume ſtehen und bat ſie, daß ſie ihm den Fallbaum öffne, was ſie nicht thun wollte. Und da ward ihm ein Zeichen gethan, daß die Herren gegeſſen hatten. So ritt er um Houtumb und war noch zu guter Zeit in Born, als König Sanderbout mit ſeinen Herren wiederum Waſſer nahm nach der Mahlzeit. Und da erzählte er den Herren, wo er all geweſen war und wie es mit ihm gegangen war. Da ging König Sanderbout ſitzen und ordnete an die Rechte und Bräuche, welche er und alle zukünftigen Herren von Born wieder haben ſollten, daß ſie Oberherren blieben der vorgenannten Gemeinden um des gemeinen Nutzens willen, daß der Buſch nicht vergänglich würde.

Zum erſten ſprach er zu dem Diener: „Weil das Weib zu Houtumb den Mann nicht durchlaſſen wollte, ſo ſind die Gemeinden von Houtumb zu ewigen Tagen der Heide verluſtig.“

Und alsdann ſetzte er die Rechte ein, welche die Herren von Born und die Gemeinden fortan an dem Buſche haben ſollten.

Auf dem Schloſſe zu Born bewahrt man noch den Thronſeſſel, auf welchem König Sanderbout beim Mittagmahle ſaß, als er die Gractheide zum Geſchenke gab.

82.

Das Wappen der Herrlichkeit Raveſchot.

S. Keelemans im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 63.

Die Herren von Raveſchot führten in ihrem Wappen drei ſchwarze Raben auf goldenem Felde. Ueber den Urſprung dieſes Zeichens meldet die Sage Folgendes:

Arnold der Aeltere, der dritte Graf von Flandern, befand ſich einſt mit mehren Rittern und Feld-Obriſten der Normannen auf dem Felde in der Nähe von Gent, als ſich zwiſchen den fremden Heerführern und einem flammändiſchen Ritter ein Wortwechſel entſpann, wer von ihnen in Handhabung der Waffen am behendeſten ſei. Nachdem beide Theile lange ſchon auf eine vortheilhafte Gelegenheit gewartet hatten, erhob ſich aus einem nahen Felde plötzlich ein Schwarm Raben und flog querfeldein. Zugleich flogen alle Bogen an die Schultern, die Sehnen ſchlugen los und des Flammänders Pfeil ſank mit drei zappelnden Vögeln nieder. Alle Anweſenden jauchzten dem Edelmann Beifall zu, denn ein ſolches Schützenmeiſterſtück kam ihnen unerhört vor. Graf Arnold aber ſchenkte dem Ritter einen Theil des Bodens, worauf er den Meiſterſchuß gethan, und erhob denſelben zu einer Herrlichkeit, der er die drei Raben im goldenen Felde zum Wappen gab.

83.

Stabatiaz.

Melart, Histoire de Huy. p. 81. ed. Gorissen p. 85.
Bovy II, 213.
Handſchriftliche Mittheilungen.

Im Jahre 1113 war Biſchof Obert von Lüttich in eine ſchwere Krankheit gefallen, und als er ſeine Aerzte (physiciens) darüber zu Rathe zog, da erklärten dieſe einſtimmig, daß er binnen Jahr und Tag ſterben müſſe, wenn er nicht alsbald eine Pilgerfahrt nach Huy antreten würde. Der für ſein Leben beſorgte Prälat ließ gleich ein Schiff rüſten und fuhr die Maaß hinauf bis gen Huy. Als dort aber das Schiff landete, da ſtanden die Bürger ſchon mit dreißig Pferden am Ufer, ſpannten die vor das Schiff und zogen es mit dem Biſchofe aus dem Fluſſe und durch die Straßen der Stadt bis auf den großen Platz.

Dieſer wunderliche Empfang hatte aber Obert aufs höchſte erbittert, und als er nach geendigtem Gebete in Huy wieder in Lüttich ankam, da beklagte er ſich gar herb ob deſſelben. Schon hatten die Bürger ſeiner Reſidenz zu den Waffen gegriffen, um den ihrem Biſchofe angethanen Schimpf blutig zu rächen, als die Huyenſer eine Geſandtſchaft zu Obert ſchickten, welche ihm ſagen ſollte, daß ſie jenen Einzug in keiner übeln Abſicht alſo eingerichtet hätten, ſondern nur um dem Biſchofe einen Spaß zu machen. Dieſer verzieh ihnen auch, jedoch unter der Bedingung, daß die Haupttheilnehmer an dem Spaſſe das Schiff von dem großen Platze in Huy, wo es ſtehen geblieben war, auf ihren Schultern bis zu ſeinem Pallaſte in Lüttich trügen, und zwar quer durch die Felder von Hesbaye. Die Huyenſer unterzogen ſich willig der linden Strafe. Die Stellen aber, wo ſie auf ihrer Reiſe mit dem Schiffe ausruhten und dieß meiſt müde und unmuthig hinwarfen, nannte das Volk zum Spotte: Stabatiaz (bateau), das iſt: Steh Schiff!

84.

Gilles de Chin.

Mündlich.
Gislebert, Chronique de Hainaut.
De Boussu, Histoire de Mons.
Archives historiques et littéraires du nord de la France etc. T. I.
Schayes, Essai historique.

In der Gegend des Dorfes Waſmes hauſte um 1133 ein gräulicher Drache, der einen gewaltigen Schaden in der Gegend anrichtete und ſelbſt mehre Menſchen verſchlang. Nachdem ſich viele fruchtlos an das Ungethüm gewagt hatten, tödtete ihn endlich Gilles de Chin unter Anrufung der heiligen Jungfrau mit ſeinen eigenen Händen. Das Haupt dieſes Drachen iſt noch heute in der Bibliothek zu Mons zu ſchauen; auch zeigt man in Waſmes die Höhle, in welcher er ſich gewöhnlich aufhielt.

Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, auf dem der Ritter knieend vor dem Bilde Marias gezeichnet iſt. Es trägt die folgenden Verſe:

Sainte Vierge, en ce jour
Je viens pour t'implorer,
De détruire en ce jour
Un dragon, qui vient nous devorer.

In der jährlichen Prozeſſion zu Waſmes wird eine Fahne umgeführt, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfes mit der Inſchrift:

Attaques, Gilles de Chin, ce dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

Zu Mons iſt alle Jahre am Feſte der heiligen Dreifaltigkeit eine gleiche Prozeſſion zum Danke für den Sieg Gilles de Chin. In derſelben trägt man ein Bild des Drachen von Pappe, zu deſſen Seite mehre Männer, Chin-Chin genannt, reiten. Nach Beendigung des

Umzuges kämpfen dieſelben auf dem Markte mit dem papiernen Unthiere und erlegen es, nachdem es ihnen einige Hiebe mit dem langen Schweife gegeben.

85.

Der Löwe im Wappen von Flandern und Jülich.

Le livre de Baudoyn, conte de Flandre, suivi de fragmens du roman de Trasignyes, publié par MM. C. P. Serrure et A. Voisin. Bruxelles 1836. p. 2—13.

Der Markgraf von Milanen war belagert von den Heiden und Sarazenen und fürchtete ſie ſehr, denn er hatte nur wenig Lebensmittel. Darob wurde er ſehr traurig und ſandte einen Boten nach Frankreich, den König Philipp zu bitten und zu erſuchen, daß er ihm helfe gegen die Heiden. Der Bote kam nach Paris, wo er den König Philipp fand, begleitet von einer großen Zahl Volkes, unter dem drei Herzoge und zehn Grafen waren. Und da grüßte der Bote des Markgrafen von Milanen den König und gab ihm die Briefe des Markgrafen und erzählte ihm von der Zerſtörung von Rom. Und da ſagte ihm der gute König Philipp zu, daß er gehen werde, dem edeln Markgrafen zu helfen und ihm beizuſtehen, um das Geſetz unſeres Herrn Jeſus Chriſtus zu rächen. Und wie nun der gute König Philipp Rath pflog mit ſeinen Fürſten und Herren, wie es gut ſei, dem Markgrafen von Milanen zu helfen, kam vor ihn ein anderer Bote aus dem Lande von Gasconien und meldete ihm, daß Johan der Schlimme, damals König von England, mit großer Zahl Volkes in Gasconien eingefallen ſei und das ganze Land verwüſte und verbrenne, und der König möge ſeinem guten Lande Gasconien beiſtehen, oder anders wäre es verloren. Deß verwunderte ſich der König ſehr und ſprach: „Gott vom

Paradieſe! dann iſt der König von England gar meineidig und bricht unſere Friedenshandlung, welche er eingegangen und beſchworen hat. Bei Gott, wenn ich komme, er ſoll es bereuen. Ich gedenke gerne, den Pabſt zu rächen, welcher getödtet iſt, und gedächte auch gerne, dem Markgrafen von Milanen zu helfen, den die Heiden belagern; aber ich weiß nicht, welches ich thun ſoll." Da ſprach der Graf von Flandern, welcher am Hofe des Königes Philipp war: „Herr, man muß ſich hingeben bis zum Tode für ſein Land, und, mein ſehr lieber Herr, ihr ſeid mein Pathe und ich trage euren Namen, und darum wollet mir in Gnaden ein Geſchenk geben; das iſt, daß ich dem Markgrafen von Milanen helfe die Heiden vertreiben und den heiligen apoſtoliſchen Stuhl zu Rom rächen." „Mein Pathe", ſprach der König, „das wollen wir, und laſſen und geben dir unſere Schätze, und wir wollen nach Gasconien gehn gegen den engliſchen König."

Da nahm der Graf von Flandern Abſchied vom Könige und zog nach Hauſe, und entbot all ſeine Mannen und hieß ſie kommen gen Arram. Und auf ſein Geheiß kamen der Graf Florenz von Holland, Gaultier von Sankt Omer, der Graf von Seeland, der Graf von Boulogne, und der Graf von Valenciennes und der Graf von Novon, der Abt von Sankt Valeri, der Graf von Aumerle, der Graf von Jülich, der Graf von Eu und viel andere hohe Herren, welche ihre Lande zu Lehen hatten von dem Grafen von Flandern, und in fünfzehn Tagen waren ſo viele verſammelt, daß ihrer zwanzigtauſend Bewaffnete waren, worob der Graf von Flandern Gott dankte. Und ſo zogen ſie ab, und auf dem Wege ſtießen noch ſo viele zu ihnen, die alle Verlangen trugen, gegen die Heiden zu ziehen, daß ihrer vierzigtauſend wurden, ehe ſie in den Bergen (der Schweiz) waren, wofür der Graf Gott dankte. Und der Graf und ſein Heer überſchritten die Berge und nahmen ihren Weg durch die Lombardei und gerade auf Milanen zu.

Und in derſelben Zeit war der Markgraf von Milanen ſehr verwundert, daß ſein Bote nicht kam; denn ſie ſtarben vor Hunger zu Milanen und aßen ihre Pferde, und er glaubte, der Bote ſei unterwegs getödtet worden, weil keine Nachricht von Frankreich kam; aber er wollte lieber mit ſeinen Freunden ſterben, als den Chriſtenglauben verläugnen. Und als die Heiden ein Gefecht vor der Stadt hatten, hob der Markgraf ſeinen Helmſturz, um ſich zu kühlen, und ſchaute gerade in die Zelte der Heiden, und die ſchrieen: „Verrathen! Verrathen!“ worüber der Markgraf große Freude hatte. Und er ſprach zu den Seinen, die Hülſe der Franzoſen wäre ohne Zweifel angelangt, und ſprach zu den Seinen: „Kommet ſchnell, daß wir den Franzoſen helfen!“ Und ſie ſtiegen wohl dreitauſend zu Pferde und ſtürzten hinaus und zogen gegen die Heiden, und da war harter Kampf, und der Markgraf wurde von der Hand des Sultans getödtet; aber bald nachher wurden die Heiden beſiegt, und es fiel einer von den Söhnen des Sultans. Und es trug ſich zu, daß während der Nacht die Heiden den Rückzug antraten, und dabei wurde noch ein anderer Sohn des Sultans erſchlagen, und den tödtete der Graf von Jülich. Als der Graf von Flandern dieß gethan hatte, zog er mit ſeinem Heere in Milanen ein, und der Sultan ging zu ſeinem Lager zurück und war ſehr betrübt ob des Todes ſeiner beiden Söhne. Und er ſchwur bei Mahom, daß, wollte der Graf von Flandern ſich ihm ſtellen, er gegen ihn fechten wolle ganz allein. Und am andern Tage waffnete ſich Caquedent auf köſtliche Weiſe und zog bis vor Milanen und that ſo, daß er mit dem Grafen ſprach, und ſagte: „Damit unſere Krieger nicht mehr getödtet werden, will ich mit euch kämpfen, wir beiden allein, und unter der Bedingung, wenn ihr mich überwindet, will ich euch Rom zurückgeben und Conſtanz, und alle Schätze, welche ich dort eroberte, und zurückgeben nach Afrika mit meinem Heere und will nie mehr die Chriſtenheit anfechten; und wenn du von mir beſieget wirſt, dann ſollſt du mir die Stadt Milanen zurückgeben und mit deinem Heere in die Chriſtenheit zurückziehen." Und als der Graf von Flandern das hörte, ſagte er alsbald den Kampf auf die Bedingung zu, denn er hatte gut Vertrauen auf Gott. Und der Sultan hatte große Freude, denn er dachte, ihn gleich zu beſiegen, und zum Zeichen der Gewißheit klopfte er an ſeinen Zahn, denn das iſt die Gewohnheit der Heiden von jenſeits des Meeres.

Der Graf von Flandern und der Sultan waren bald bereit und eilten auf eine Wieſe ganz gewaffnet, und der Sultan trug den Schild mit dem kletternden Löwen, welcher gar edel gemalt war, und der ſtach dem Grafen in die Augen. Und endlich fochten ſie blutig mit einander, ſo daß der Graf den Sultan im Kampfe überwand, und er ſchnitt ihm die Hand und einen Fuß ab und ließ ihn liegen, und nahm ihm den Schild mit dem ſteigenden Löwen. Aber er trug ihn nicht lange, denn die Heiden ſtürzten aus einem Hinterhalte hervor, wo vier Söhne des Sultans und wohl zwanzigtauſend Männer lagen, und ſie umgaben den Grafen ſo, daß er ihnen nicht mehr entgehen konnte. Und da wurde er ſehr verwundet, denn Acquillan, einer von den Söhnen des Sultans, warf ihn nieder und nahm ihm den Schild ſeines Vaters, und der Graf wäre todt geblieben, wenn nicht der Graf von Jülich und die andern Chriſten geweſen wären, die ſich in der Stadt befanden; die ſtürzten heraus und kamen dem Grafen zu Hülfe. Und der Graf von Jülich that ſo herrliche Waffenthat, daß er Acquillan, den Sohn des Sultans, tödtete und ihm den Schild nahm, den er dem Grafen von Flandern geraubt hatte, und der Graf wurde nach Milanen geführt, um ſeine Wunden zu heilen. Und die Chriſten ſetzten den Kampf gegen die Sarazenen fort und ſchlugen ſie in die Flucht, ſo daß die Heiden nicht mehr zurückzukommen wagten und ſich einſchifften, und bei Mahom ſchwuren, die Chriſten ſollten das theuer büßen.

Und in Milanen ſprach der Graf von Flandern zum Grafen von Jülich, daß er ihm den Schild mit dem ſteigenden Löwen zurückgebe, welchen er dem Sultan genommen, und daß er und ſeine Nachkommen ihn ſtets tragen wollten. Aber der Graf von Jülich wollte ihn nicht wiedergeben, ſondern ſagte, daß er ihn erobert, nachdem der von Flandern ihn verloren gehabt. Und nach vielen Worten kamen ſie überein, daß ſie nach ihrer Rückkunft dem Könige von Frankreich die Entſcheidung überlaſſen wollten.

Und da ging der Graf von Flandern nach Rom und erhielt vom Pabſte zum Danke für die bewieſene Ritterlichkeit das Haupt des heiligen Jacobus des Jüngern, und alsdann ritten ſie ſchnell nach Gasconien, um dem Könige von Frankreich zu helfen. Und da hatte der König von Frankreich mit dem Könige von England Frieden gemacht für zwei Jahre, und ſie erzählten ihm alles und ſprachen zu ihm: „Herr, wir ſind unzufrieden unter einander über eine Sache, die wir euch künden wollen.“ Und da meldeten ſie ihm die Geſchichte von dem Schilde. Darauf antwortete ihnen Philipp, der König von Frankreich, ſehr huldvoll: „Bei meiner Ehre, ich werde darin gerecht und billig richten.“ Und der König berief ſeine Räthe und begehrte deren Meinung zu vernehmen, und alsdann ſprach er, daß jedem der beiden Grafen der Schild billiglich gehöre, und er ſagte:

„Ich will den Zwiſt unter euch heben. Ihr ſollet beide den Schild führen, aber der Graf von Flandern ſoll ihn ganz tragen und ohne einige Aenderung, denn er hat ihn zuerſt gewonnen, und der Graf von Jülich ſoll ihn tragen gebordet mit lichtem Azur, und alſo trage ich es euch auf."

Damit waren die beiden Grafen zufrieden und führten alſo den Schild von da an als Wappen.

86.

Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.

Le livre de Baudoyn, conte de Flandre … publié par MM. C. P. Serrure et A. Voisin. Bruxelles 1836. p. 15. (Aus dem 13. Jahrh.)
Chronik der Biſchöfe von Cameruk. Ms. Mitgetheilt in Histoire des fêtes civiles et religieuses, des usages anciens et modernes du département du Nord, par Madame Clément née Hémery. Paris 1834. p. 18.

Als Balduin (IX.) der Graf von Flandern die ſchöne Königstochter Beatrix von Frankreich zu heirathen verſchmähet hatte, da kam der Kaiſer von Conſtantinopel und hielt um ſie an, und erwarb ſie von ihrem Vater. Deß war Balduin gar unzufrieden und nahm Abſchied von dem allermächtigſten und edeln Könige von Frankreich, und kehrte zurück in ſeine Stadt Noyon, und blieb daſelbſt drei Tage. Und am vierten Tage hatte er groß Verlangen, in dem Walde von Noyon zu jagen, und er rief ſeine Jäger und ſein Jagdgeleite und nahm einen ſehr großen Stab in die Hand und Hunde mit ſich. Und als ſie in dem Walde waren, fanden ſie einen Eber von ungeheurer Größe und Stärke, und der war ganz ſchwarz. Als der die Hunde hörte, da flüchtete er, und die Jäger ſetzten ihm hart nach, aber er tödtete vier von den beſten Hunden, die auf der Jagd waren. Darob wurde der Graf höchlich erbittert und ſchwur bei Gott, daß er nimmermehr zurückgehen wolle, wenn er den Eber nicht getödtet hätte. Und der Eber ſprang aus dem Walde und flüchtete in den Forſt von Mormay, und der Graf kam bis über das Waſſer der Seine; denn er war ſchon an Vermandois vorbei, und der Eber eilte, an ein Plätzlein zu kommen, wo er in Ruhe zu ſein gedachte, aber der Graf verfolgte ihn mit ſeinem Stocke. Und ſeine Leute waren ſehr weit hintergeblieben, denn er war ihnen vorgeritten, und ſprang nun vom Pferde und nahm den Stock mit beiden Händen und ſprach: „Eberſchwein, drehe dich nach hier, denn es muß dir gefallen, mit dem Grafen von Flandern kämpfen zu können.“ Alsbald erhob ſich der Eber und ſtürzte auf den Grafen zu, aber der ſchlug ihn ſehr hart mit dem Stocke, ſo daß der Eber zur Erde fiel, und dann tödtete er ihn und ſetzte ſich darauf, und blieb ganz in Nachdenken verſunken und war beſtürzt, daß keiner ſeiner Jäger zu ihm kam. Und als er eine Weile geſeſſen hatte, da ſchaute er rund um ſich her und ſah eine Jungfrau auf ſich zu kommen, welche ganz allein auf einem ſchwarzen Zelter ritt. Und ſogleich erhob ſich der Graf und ging ihr entgegen, und nahm ihr Pferd beim Zügel und ſprach zu ihr: „Frau, bei Gott! Ihr ſeid mir ſehr willkommen.“ Und da grüßte ihn die Jungfrau gar ſänftlich, und der Graf von Flandern fragte ſie: „Warum reitet ihr ſo allein und ohne Genoſſen?“ Und ſie antwortete ihm ſehr anmuthig: „Herr, alſo will es Gott der allmächtige Vater; ich bin die Tochter eines Königs aus Morgenland, der mich gegen meinen Willen verheirathen wollte; aber ich ſchwur und that einen Eid zu Gott, daß ich nimmermehr einen Mann nehmen würde, wäre es nicht der reichſte Graf der Chriſtenheit. Und alſo verließ ich meinen Vater und hatte große Geſellſchaft bei mir, aber nun habe ich keine mehr, denn ich trennte mich von ihnen, weil ich fürchtete, ſie möchten mich zu meinem Vater zurückführen; und ich habe Gott gelobt, daß ich nicht zu ihm gehen werde, bis ich den Grafen von Flandern geſunden habe, den man mir ſo ſehr gelobt hat.“

Und als der Graf die Jungfrau betrachtete, dachte er lange nach über das, was ſie ſagte, und ſie gefiel ihm über die Maßen und er entbrannte in Liebe zu ihr und ſprach: „Schöne Jungfrau, ich bin der Graf von Flandern, den ihr ſuchet; daran möget ihr keinen Zweifel haben; und ich bin der Reichſte unter dem Firmament und habe vierzehn Grafſchaften unter mir. Und weil ihr mich alſo geſucht habet, ſo will ich euch zur Frau nehmen, wenn es euch gefällt.“ Und die Jungfrau, welche große Freude darüber hatte, ſagte es ihm zu, wenn er der wäre, als welchen er ſich nännte. Und der Graf ſprach: „Seiet darüber nicht in Zweifel, daß ich der Graf von Flandern bin.“ Und der Graf war ſehr betrübt, daß ſeine Jäger nicht zu ihm kamen. Und er fragte die Dame, wie ſie heiße, und auch, welches der Name ihres Vaters ſei, und wo er herrſche. Und die Jungfrau antwortete ihm in ſeinem übeln Muthe, daß ihr Taufname Helius wäre. „Aber“, ſprach ſie weiter, „den Namen meines Vaters ſollt ihr nicht erfahren; ſo gebietet es Gott, und ihr müſſet nicht darum fragen, denn es kann anders nicht ſein.“ Und da ſetzte der Graf, welcher von dem böſen Feinde verſucht war, ſein Horn an den Mund und blies laut darein, damit ſeine Leute zu ihm kämen. Und da kam zuerſt der Herr von Valenciennes, Gaultier von Saint-Omer und viele andere. Und Heinrich von Valenciennes fragte ihn, ob er nichts gefangen habe, und der Graf erwiederte: „Ja, ich habe das ſchönſte Eberſchwein von der Welt gefangen, und

Gott hat mir auch dieſes ſchöne Mädchen geſchenkt, welches ihr hier ſehet, und die ich zur Frau nehmen werde, weil ſie deß willig iſt." Darauf betrachtete der Graf von Valenciennes die Jungfrau, welche ſehr ehrlich gekleidet war und auch auf einem Zelter ſaß, der nicht ſchöner ſein konnte. Trotzdem tadelte der Graf den Grafen von Flandern ſehr, daß er die Jungfrau zu einem ehelichen Gemahl annehmen wolle, und er ſprach: „Herr, wo wiſſet ihr, wer ſie iſt; das iſt vielleicht ein jung Mädchen, welche ſich für Geld euch ergeben will. Herr, wenn es euch gefällt, dann haltet ſie ſo lange zu eurem Gebote, als es euch lieb iſt, und laſſet ſie alsdann gehen; denn ein ſo hoher Herr, wie ihr ſeid, muß weiſe handeln. Verflucht ſei euer Stolz, denn es iſt nicht lange gelitten, da habet ihr die ſchöne Königstochter aus Frankreich verſchmäht." Da ſprach der Graf von Flandern zu dem Grafen Heinrich von Valenciennes: „Sprechet weislicher, denn mein Herz will, daß ich dieſe zur Frau habe, und redet nicht weiter, denn ich verbiete es euch." Darüber waren ſeine Mannen ſehr betrübt. Da zog der Graf von Flandern weg und nahm den Kopf des Ebers mit ſich, und ging nach Cameryk und führte die Jungfrau mit ſich und heirathete ſie und hielt gar ehrliche Hochzeit. Alsdann that er ſeinen Willen mit ihr, und ſie wurde bald ſchwanger mit einem Kinde, welches ſie neun Monate trug, und ſie genaß eines Töchterleins, welches in der Taufe Johanna genannt wurde, und darnach hatte ſie noch eine andere Tochter, die wurde Margaretha geheißen. Und in den vierzehn Jahren, wo ſie mit Balduin verheirathet war, legte dieſe Frau große Laſten dem Volke auf und that viel Uebles im Lande, worob der Graf viel getadelt wurde. Und es iſt wahr, ſie ging willig zur Kirche und hörte den Gottesdienſt und empfing auch die Sacramente, aber niemals wartete ſie, bis die Hoſtie in der Meſſe aufgehoben wurde, ſondern dann ging ſie aus der Kirche, und darüber war man im Lande ſehr verwundert und ſprach ſehr zweideutig.

Zu dieſer Zeit war der Kaiſer von Conſtantinopel ſehr in Furcht, weil Acquillan, der Sultan von Sura, Conſtantinopel belagert hatte mit hunderttauſend Sarazenen, und die verwüſteten das Land rund um Conſtantinopel. Und darum entbot der Kaiſer all ſeine Freunde, wo er deren hatte, und verſammelte wohl vierzigtauſend Chriſten. Und eines Tages geſchah es, daß der Kaiſer von Conſtantinopel einen Ausfall machte, und ſich mit den Sarazenen ſchlug, und in dieſer Schlacht wurde der Kaiſer getödtet. Und da kehrte ſein Heer zurück, und ſie trugen den Kaiſer und begruben ihn ſehr ehrenvoll, und alsdann dachten ſie, wie ſie weiter die Stadt gegen die Sarazenen vertheidigen könnten. Und Acquillan, der Sultan, ſchwur, nicht von da zu gehen, bis er Conſtantinopel genommen, und er belagerte es lange, aber immer vertheidigten ſich die Chriſten ſo gut ſie konnten.

In dieſer Zeit war Balduin mit Helius, ſeiner Frau, in dem Lande von Flandern. Da geſchah es, daß im Jahre der Gnade elfhundert acht und achtzig, am Tage der großen Oſtern, der Graf von Flandern und Frau Helius und ihr edles Gefolge zu Wynandable in Flandern waren, wo ſie einen Pallaſt hatten, und dahin waren für das Feſt viele Grafen und Herren von den Lehensträgern des Grafen beſchieden und an den Hof gekommen. Und an dieſem Tage hielt der Graf ſehr prächtig Hof, und als die Stunde des Mahles kam, da ſetzte er ſich mit ſeinen Gäſten zu Tiſche. Und als der Graf ſo zu Tiſche ſaß, da kam vor ihn ein alter Einſiedel, der ſich auf einen Stock ſtützte und wohl hundert Jahre alt war, und der bat den Grafen im Namen Gottes um ein

Mittagmahl. Und der Graf bewilligte es ihm ſehr gnädig und bat einen Knappen, des Einſiedels wohl zu gedenken, und der Knappe hieß ihn ſich an einen Tiſch ſetzen im Saale vor den Grafen, aber allein. Die Frau jedoch war noch nicht gekommen, aber ſie kam bald und ſetzte ſich zur Seite des Grafen, wie das ihre Gewohnheit war. Und als der Einſiedel ſie ſah, hatte er große Furcht und begann ſogleich zu zittern, und kreuzte ſich oft und konnte nicht eſſen noch trinken. Und als die Frau den Einſiedel ſah, gefiel er ihr nicht, denn ſie fürchtete, daß er ihr großes Unglück bringe, und ſie bat den Grafen, daß er ihn gehen hieße, und ſprach: „Herr, er kennet mehr Ränke, als einer von den andern, und ich kann ihn nicht ſehen; darum bitte ich euch, daß ihr ihn gehen laſſet.“

Darauf ſprach der Graf: „Frau, es iſt gut, Almoſen zu geben dem, der darum bittet; wer es aber nimmt und nicht deſſen Noth hat, der iſt närriſch; aber, beim Namen Gottes, es gefällt mir, daß der Einſiedel bedient ſei und ſich heute hier erhole.“ Da betrachtete der Graf den Einſiedel, der ganz gedankenvoll an dem Tiſche ſaß, und nicht aß und nicht trank. Da fragte ihn der Graf: „Lieber Mann, warum eſſet ihr nicht? Verheimlichet mir nicht, wenn ihr anderes begehret, und erbittet es euch, dann ſollt ihr es haben.“ Da erhob ſich der Einſiedel, und ſprach zu dem Grafen und zu allen andern Herren, ſie ſollten ablaſſen zu eſſen und zu trinken, denn ſie wären in großer Gefahr, und alsdann fuhr er fort: „Aber erſchrecket nicht eher, bis es Zeit zum Erſchrecken ſein wird, denn das, was ihr bald ſehen ſollet, wird euch in große Furcht ſetzen. Habet jedoch Vertrauen in Gott, und es kann euch nichts ſchaden.“ Darob verwunderten ſich alle ſehr und ein jeder hielt ſich ſtille, und der Graf und die andern hörten auf zu eſſen und zu trinken. Und dann beſchwor der Einſiedel die Frau bei Gott dem Allmächtigen und ſprach zu ihr: „Teufel, der du im Leibe dieſer Frau ſitzeſt, ich beſchwöre dich bei Gott dem Herrn, der für uns den bittern Tod am Kreuze gelitten hat, der dich vertrieben hat aus ſeinem heiligen Paradieſe mit allen böſen Geiſtern, welche geſündigt hatten durch ihren Stolz, den Lucifer in ſich trug, und bei den heiligen Sacramenten, welche Gott eingeſetzt hat, und bei ſeiner großen Macht, welche ewig dauern wird, daß du aus dieſer Geſellſchaft weicheſt, und wenn du dich entferneſt, vor all dieſen Herren bekennſt, warum der Graf von Flandern von dir verführet worden, damit alle es erkennen, und daß du hingeheſt, woher du gekommen biſt, ohne an irgend etwas zu rühren mit verletzender Hand, was auch immer in dieſem Lande ſein mag, und alſo beſchwöre ich dich bei Gott im Paradieſe."

Als die Frau ſich alſo beſchwören hörte und nichts dagegen machen, auch den Grafen nicht mehr quälen und in Flandern nicht länger weilen konnte, ſondern weichen mußte, da begann ſie zu reden und bekannte es vor allen, daß ſie es nicht mehr verheimlichen könne, und nicht dem Gebete Gottes und der Beſchwörung zu widerſtehen wage, und ſie ſprach: „Ich bin einer der Engel, die Gott aus dem Paradieſe werfen ließ, und darob haben wir alle ſo großen Schmerz, daß keiner es denken kann. Und wir hätten gerne, daß alle an unſerm Seile liefen, damit Gott mit allen andern auch uns vergäbe, und wenn wir alſo Hülfe ſuchen, ſo darf uns keiner darum tadeln. Der Graf hier wußte ſich ſchlecht zu wahren, als er in die Sünde des Stolzes willigte und die Tochter des Königs von Frankreich nicht heirathen wollte. Und da litt es Gott, daß ich in den Körper einer Königsmagd aus Morgenland fuhr, welche geſtorben war, und die ſchönſte war, die man finden konnte. Ich ging ein in ihren Leichnam in der Nacht und erhob ihn, und ſie hatte anders keine Seele, als mich, denn ihre Seele war da, wo ſie ſein mußte. Und der Graf konnte nicht widerſtehen, ſie zu heirathen, und ich ließ ihn ſein Leben ſchlecht benützen während dreizehn Jahren, und habe dem Lande von Flandern viel Uebles zugefügt. Und er hätte es theuer erkauft, wenn er nicht ſtets eingedenk geweſen wäre ſeines Schöpfers und ſich nicht gekreuzt hätte beim Aufſtehen und beim Schlafengehen; und ſeine beiden Töchter habe ich verloren, weil er ſie taufen ließ. Anders ſage ich euch nichts, und ich gehe nun zurück gen Morgenland, dieſen Körper wieder zu ſeinem Grabe zu bringen." Und als ſie das geſagt hatte, verſchwand ſie, ohne jemandem Leides zu thun, nur nahm ſie einen kleinen Fenſterpfeiler aus dem Saale mit. Und darob war der Graf mit allen andern höchlich erſtaunt, und ſie erhoben ſich vom Tiſche, und der Graf neigte ſein Haupt vor dem guten Einſiedel und bat ihn, zu ſagen, was er zu thun habe. Und der Einſiedel rieth ihm, daß er zum Pabſte gehe und Vergebung ſeiner Sünden von dem erbitte, und alsdann nahm er Abſchied.

Der Graf blieb drei Tage in Nachdenken verſunken in ſeinem Pallaſte, und am vierten ging er nach Brügge. Aber als er da war, wurde er ſehr verſpottet und verhöhnt, und man wies auf der Straße mit Fingern auf ihn, und die Kinder ſchrieen: „Kommt und fliehet, denn da iſt der Graf, der den Teufel geheirathet hat." Und alſo erging es ihm auch in Gent und in Arras. Und als er das ſah, da ſchwur er, nach Jeruſalem zu gehen, und beſtellte ſein Land und zog zuerſt nach Rom. Da that ihm der Pabſt große Ehre an und nahm ihn mit ſich in ſeine Kammer, und da beichtete der Graf ihm ſeine Sünden. Darob verwunderte ſich der Pabſt ſehr und gab ihm als Buße auf, nach Conſtantinopel zu geben und der edeln Kaiſerin, der Königstochter aus Frankreich, zu helfen, welche von dem Sultan Acquillan belagert war. Und da vergab ihm der Pabſt all ſeine Sünden, und Balduin reiſte weiter nach Conſtantinopel.

87.

Die Wahrſagung.

De Lancre, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1612. p. 8.

Die Mutter des Grafen Balduin von Flandern, welche eine Spanierin war, ſchickte einen Boten an die Zauberkundigen in Toledo, welche ihre Wiſſenſchaft von den Arabern empfangen hatten, um zu fragen, welchen Ausgang der Krieg nehmen würde, den ihr Sohn gegen Philipp August, den Zweiten dieſes Namens, König von Frankreich, führte. Die Antwort der Meiſter war aber folgende: „Der König wird in der Schlacht unter die Füße der Pferde kommen und ohne Begräbniß bleiben; Balduin, der Graf von Flandern aber im Triumphe in Paris einziehen."

Darob war Balduins Mutter hoch erfreut und deutete ſich die Antwort aufs allervortheilhafteſte für ihren Sohn. Jedoch geſchah gerade das Gegentheil von dem, was ſie gedacht hatte, obgleich die Antwort der Meiſter wahr blieb. Der König wurde zwar vom Pferde geworfen, aber er erhielt Hülfe und gewann die Schlacht, blieb alſo ohne Begräbniß, und führte den gefangenen Balduin im Triumphe mit ſich nach Paris.

88.

Der Drache auf dem Belfried zu Gent.

Prudens van Duyſe im Nederduitſch letterkundig Jaerboekje. 1838. S. 10.

Als die Genter und Brügger unter ihrem Grafen Balduin die Stadt Jeruſalem belagerten, fingen die erſtern eines Tages die Tochter des türkiſchen Königes der Stadt, welche Blanka hieß, und ſchloſſen dieſelbe in einen nahgelegenen Thurm ein. Eben aber hatten ſie die Thüre des Gefängniſſes geriegelt, als ſich ein ungeheurer Drache in der Luft zeigte und vor dem Thurme ſich niederſenkte, ſo daß keiner mehr wagte, demſelben zu nahen.

Der König, betrübt über den Verluſt ſeiner lieben Tochter, bot den Gentern ſchweres Löſegeld für dieſelbe, aber dieſe ſchienen nicht geneigt, darauf einzugehen. Die Brügger hörten davon, und ſandten alsbald einen Boten in die Stadt, um dem Könige zu melden, daß, wolle er ihnen die gebotene Summe geben, ſie ihm ſeine Tochter wieder verſchaffen würden. Der arme Vater zögerte keinen Augenblick, denn Blanka war ſein einziges Kind, und gab dem Boten das Geld, womit dieſer noch am ſelben Abende in dem Lager der Brügger anlangte. Durch Schlafmittel brachten ſie den Drachen in Schlummer, zogen dann mit vereinter Kraft gegen ihn, und erlegten ihn nach kurzem Kampfe. Anſtatt aber das Verſprechen, welches ſie dem Könige gegeben hatten, zu halten, beſtiegen ſie am folgenden Tag ihre Schiffe und ſegelten mit Blanka, dem Gelde und dem getödteten Ungeheuer aus dem heiligen Lande weg, gefolgt von den Racheſchwüren der Genter und den Verwünſchungen des alſo ſchmählich getäuſchten Königes.

Ihre Reiſe war glücklich, bald ſahen ſie den Boden ihres Vaterlandes wieder und ſtiegen jubelnd an Land. Den Ort aber, wo ſie ihre Schiffe anlegten, nannten ſie zur Ehre Blankas Blankenburg. Den Drachen hingen ſie als Siegeszeichen in der Hauptkirche auf.

In den Zeiten der Bilderſtürmerei wurde derſelbe verbrannt, aber die Brügger hatten ihn zu lieb gewonnen, als daß ſie ſein Andenken hätten vergeſſen können. Sie ließen alſo ſein Bild durch einen kunſtfertigen Meiſter in Erz gießen und ſetzten dieſes auf die Spitze des Thurmes der Donatiuskirche. Die Genter ſahen dieß nur mit dem größten Unmuthe. Obgleich ſchon Jahrhunderte verfloſſen waren, ſeit ihre Nachbarn ihnen den hinterliſtigen Streich geſpielt hatten, glühte doch in ihrem Herzen noch die alte Racheluſt, und es bedurfte nur eines Anlaſſes, um dieſelbe in volle Flammen ausbrechen zu laſſen. Dieſer Anlaß fand ſich im ſechzehnten Jahrhundert, und Gent rückte mit geſammter Macht, den muthigen Arteveld an der Spitze, auf Brügge los. Je länger die Belagerung dauerte, deſto mehr wuchs die Hungersnoth in der Stadt. Als man ſah, daß längeres Halten nicht möglich ſei, vereinten ſich die Bürger eines Tages, und zogen in Prozeſſion zu allen Kirchen, um die Hülfe des heiligen Georg, des Drachenſiegers, anzuflehen. Dieſe Gelegenheit benutzten die Genter, ſie erſtürmten das nur ſchwach beſetzte Damthor, erkletterten die von Vertheidigern leeren Wälle und ſahen ſich nach einem blutigen Kampfe im Beſitze der Stadt. Der erſte Blick der Sieger ſtieg zur Kirche des heiligen Donatius. Gerüſte hoben ſich auf Gerüſten, Balken auf Balken, der Drache ſtieg nieder und wurde im Triumphe gen Gent geführt, wo ihn die erfreuten Bürger mit Jubel empfingen und zum Pallaſte des Biſchofes führten. Dieſer ließ alſogleich verkünden, daß der Drache am nächſten

Sonntage feierlich getauft werden ſollte, und alſo geſchah es auch, und nach der Taufe ward er nach allgemeinem Beſchluſſe auf die Spitze des Belfried geſetzt, wo er bis zu unſern Tagen noch ſteht.

Bei feierlichen Gelegenheiten beleuchtet man ihn gegen Abend und läßt ihn ganze Feuerſtröme aus dem weit offenen Rachen ſenden, alles zum größten Verdruſſe der Brügger, die immer noch mit ſcheelen Blicken nach ihrer geliebten Beute ſchauen und den Gentern es immer noch nicht verzeihen können, daß der Drache ihr Eigenthum iſt.

89.

Das Gräfin-Hoſpital zu Lille.

Les imposteurs insignes, par J. B. de Rocoles, historiogr. de France et de Brandebourg. Amsterd. 1683. p. 129.
Le livre de Baudoyn etc. ed. Serrure et Voisin. Brux. 1836. p. XVII u. 57.

Nachdem Graf Balduin durch den Galgen vom Leben zum Tode gebracht worden war, da begann die Gräfin Johanna von Flandern, ſeine leibliche Tochter, langſam zu zweifeln, ob der Mann, den ſie hatte hinrichten laſſen, und der kein anderer war, als Balduin, nicht ihr Vater geweſen ſei. Denn in dem Augenblicke, wo man ihn zum Tode führte, hatte er vor männiglich erklärt, daß ſeine Tochter, die Gräfin, ein Mal trage an einem Theile ihres Körpers, den die Scham zu ſehen verbiete, und welches nur ihm bekannt ſei, ſeiner Frau und der Amme Johannas, anders könne kein Menſch davon Wiſſen haben, da die Amme ſchon ſeit langer Zeit todt ſei. Dieſe Erklärung hatte die Gräfin ſehr in Furcht geſetzt, ihren Vater getödtet zu haben, und deßhalb ließ ſie, zur Sühnung ſeiner Manen, oder vielmehr zur Sühne des Zornes Gottes, welcher ob dieſes Vatermordes höchlich entbrannt ſein mußte, viel Gebete halten für die Ruhe von Balduins Seele, wie das die Sitte jener Zeit war, und ſtiftete auch ein Hoſpital zu Lille, welches ſeitdem das Gräfin-Hoſpital benamt war. Da ſieht man noch heutzutage die Wappen und Zeichen der Urſache, welche die Gründung deſſelben herbeiführte, nämlich einen Galgen, der überall, auf den Mauern, in den Fenſtern, ja ſelbſt auf den Bettgardinen, den Schüſſeln, Tellern, Tiſchtüchern und Servietten eingezeichnet ſteht.

90.

Frauenabend in Brüſſel.

Mündlich.

Am neunzehnten Januar Abends läuten alle Glocken in den Kirchen der Stadt Brüſſel viele Stunden lang, und muß ein jeglicher Hausvater ſeine Frau bewirthen, und die Frau dagegen ihn auf dem Rücken in die Schlafkammer tragen. Dieß geſchieht zum Andenken an die folgende Geſchichte.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren auch die Brüſſeler Bürger mit zum heiligen Grab gezogen, und ſie hielten ſich daſelbſt gar tapfer. Die Frauen aber betrübten ſich unter der Zeit ſehr über das einſame Leben, welches ſie führen mußten; auch mochten ſie wohl Furcht haben, die grimmen Heiden möchten ihre Männer tödten, und alſo ſehnten ſie ſich aus ganzem Herzen nach der Stunde, in welcher die braven Kämpen wieder ihren Einzug in Brüſſel halten würden.

Darüber war ſchon mehr als ein Jahr verſtrichen, und noch immer kam keine Botſchaft aus Paläſtina: als eines Abends plötzlich ein ſtaubbedeckter Reitersmann durch die Straßen jagte und überall und allen zurief: „Sie kommen! ſie kommen!“

Die guten Frauen wußten ſich vor Freude nicht zu faſſen; ſie rannten jubelnd und jauchzend dem Reiter nach, der ſich bald dem Löwener Thore wieder zuwandte, wo man ſchon deutlich die Pauken und Zinken aus weiter Ferne her ſchallen hörte. Ohne aber das Näherkommen ihrer lieben Männer abzuwarten, liefen die Frauen immer weiter auf der Straße fort, welche nach Deutſchland führt, und als ſie endlich das Heer erreicht hatten und die erſten Umarmungen und Küſſe vorüber waren, da faßten ſie eine jede den ihrigen auf die Schulter und eilten, ſo ſchnell ſie konnten, mit ihnen der Stadt zu, von der her die Glocken feierlich läuteten, und wo alle Häuſer hell erleuchtet ſtrahlten.

Zum Danke für dieſe Liebe überließen die Brüſſeler Männer ſeit der Zeit ihren Frauen das Hausrecht, und die Sitte pflanzte ſich fort bis zu unſern Tagen.

91.

Die Liebfrauenkirche auf dem Kerſelaerberge.

Mündlich.
L. d'Hungelaere in J. F. Willems „Belgiſch Muſeum“ 1840, S. 125.

Als Herr Arnold van Pameln mit dem Kreuzheer von Jeruſalem zurückkehrte und durch Aegypten nach dem Ufer des Meeres zog, flehten ihn eines Tages die Bewohner eines kleinen Dorfes am Nile mit Thränen an, ſie von einem ſchrecklichen Drachen zu befreien, der ihre Felder verheere und ihre Kinder verſchlinge. Gerne willigte der fromme Held ein, und er ritt alsbald nach der Höhle, wo das Ungethüm ſeinen Aufenthalt hatte. Da es aber ſeinen Mittagsſchlaf hielt, warf ſich Herr Arnold auf die Kniee nieder, bat die heilige Mutter um ihren Beiſtand und gelobte, im Falle er ſiegen würde, ihr eine Kirche zu erbauen. Darauf begann er rüſtig den Kampf und erlegte den Drachen.

Nach ſeiner Rückkunſt errichtete er die Kirche von Kerſelaer und hing in derſelben den Drachen zu einem ewigen Gedenkzeichen auf.

92.

Frau Sophiens Handſchuh.

Imhofs handſchriftl. Chronik von Heſſen und Thüringen. Fol. 33. Grimm Nr. 560.

Als Sophia mit ihrem dreijährigen Sohne aus Brabant nach Heſſen kam, zog ſie gen Eiſenach und hielt eine Sprache mit Heinrich, Markgraf von Meißen, daß er ihr das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da antwortete der Fürſt: „Gern, allerliebſte Baſe, meine getreue Hand ſoll dir und deinem Sohne unbeſchloſſen ſein.“ Wie er ſo im Reden ſtund, kam ſein Marſchall Helwig von Schlotheim, zog ihn zurück und ſprach: „Herr, was wollt ihr thun? Und wär' es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet, und den andern zu Wartburg, viel eher ſolltet ihr den aus dem Himmel ziehen und zu dem auf Wartburg ſetzen.“ Alſo kehrte ſich der Fürſt wieder zu Sophien und ſprach: „Liebe Baſe, ich muß mich in dieſen Dingen bedenken und Rath meiner Getreuen haben“, ſchied alſo von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Da ward die Landgräfin betrübt, weinte bitterlich und zog den Handſchuh von ihrer Hand und rief: „O du Feind aller Gerechtigkeit, ich meine dich, Teufel! nimm hin den Handſchuh mit den falſchen Rathgebern"; warf ihn in die Luft. Da wurde der Handſchuh weggeführt und nimmermehr geſehen. Auch ſollen dieſe Räthe hernachmals keines guten Todes geſtorben ſein.

93.

Heinrich das Kind von Brabant.

Thüringiſche Volksſage.
Thüring. Chronik in Senkenbergs Sel. III. 330.
Spangenberg, Sächſ. Chronik. Frankfurt 1585. S. 146.
Lange, Thüring. Chronik. Fol. 99. 100.
Winkelmann, Heſſ. Chronik. S. 286. 287.
Rohte's Chronik bei Menken. 1728—1742.
Grimm, Deutſche Sagen. I. S. 348.

Als nach Landgrafen und Königs Heinrich Tode der thüringiſch-heſſiſche Mannsſtamm erloſchen war, entſpann ſich ein langer Zwieſpalt um die Erbſchaft, wodurch zuletzt Thüringen und Heſſen von einander geriſſen wurde. Alle Heſſen und auch viele Thüringer erklärten ſich für Sophien, Tochter der heiligen Eliſabeth und vermählte Herzogin in Brabant, deren unmündigen Sohn, genannt Heinrich das Kind (geb. 1244), ſie für ihren wahren Herrn erkannten. Der Markgraf von Meißen hingegen ſprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, deſſen Schweſterſohn er war, erſtorben wäre, und überfiel Thüringen mit Heereskraft. Damals war allenthalben Krieg und Raub im Lande, und als der Markgraf Eiſenach eroberte, ſoll er, der Volksſage zufolge, einen Mann, der es mit dem heſſiſchen Theil gehalten, von dem Felſen der Wartburg haben herabſchleudern laſſen, dieſer aber in der Luft noch laut ausgerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!"

Sophie zog aus Heſſen vor Eiſenach; da man die Thore verſchloſſen und ſie nicht einlaſſen wollte, nahm ſie eine Axt und hieb in Sankt Jörgen-Thor, daß man das Wahrzeichen zweihundert Jahre hernach noch in dem Eichenholz ſah.

Die Chroniken erzählen, jener Mann ſei ein Bürger aus Eiſenach, Namens Walßzeche, geweſen; und weil er den Meißnern nicht huldigen wollen, zweimal mit der Blide über die Burgmauer in die Stadt geworfen worden, aber unverletzt geblieben. Als er immer ſtandhaft bei ſeiner Ausſage verharrte, wurde er zum dritten Male hinabgeſchleudert und verlor ſein Leben.

94.

Das Wappen von Jan van Avesnes.

Le Roy, La vertu enseignée par les oiseaux. p. 150.
C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 36.

Jan van Avesnes, der Sohn Margarethens, Gräfin von Flandern und Hennegau, ſchimpfte einſt ſeine Mutter in Gegenwart des heiligen Königes Ludwig von Frankreich. Darüber erzürnte dieſer ſo ſehr, daß er Herrn Jan gebot, fürder mit all ſeinen Nachkommen einen Löwen ohne Zunge und ohne Krallen im Wappen zu führen, welches auch alſo geſchehen.

95.

Hans van Pouckes Straße.

Jules de St.-Genois im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 86.

Dieſen Namen trägt noch heute ein breiter, jetzt ungebrauchter Weg, der ehedem von dem Dorfe Poucke gerade aus bis nach Meenen führte. Hier und da ſieht man in dem bebauten Lande noch einige Ueberreſte davon mit Gras und Blumen bepflanzt, doch die angränzenden

Pachter mäkeln jahrjährlich mehr davon ab, und ſo werden bald die letzten Spuren deſſelben vertilgt ſein.

Hier der Urſprung dieſes Weges.

Vor langer Zeit, ungefähr im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, als Flandern ſein Haupt noch unter das franzöſiſche Joch beugen mußte, hatte der König von Frankreich ein großes und glänzendes Turnier in Paris angekündigt. Unter der Menge von dazu geladenen Kämpfern befand ſich auch ein engliſcher Ritter, der all die franzöſiſchen Ritter ſchon niedergeritten hatte, ohne ſelbſt auch nur ein einziges Mal aus dem Sattel gehoben zu werden. Den König ergriff tiefes Mißvergnügen, als er ſeine beſten Streiter vor einem Fremdlinge und dazu noch vor einem Engländer weichen ſah. In ſeinem Unmuthe ſchob er die Fortſetzung des Kampfſpieles für vier Tage auf und ſandte in aller Eile einen Boten zu Hans van Poucke, der auf ſeinem Schloſſe Poucke wohnte, und wie durch ſeine Tapferkeit, ſo auch durch ſeine geſchickte Haltung in ritterlichen Stechſpielen in der ganzen Chriſtenheit bekannt und berühmt war. Der Bote hatte bald das Schloß erreicht und erſuchte Herrn Hans von Seiten des Königs, nach Paris zu kommen und den glücklichen Engländer zu befechten, indem niemand beſſer, als er, dazu im Stande wäre. Dieſe Botſchaft ſchmeichelte Hans van Poucke, ſchnell warf er ſich auf ein Pferd und ritt des Weges gen Paris. Zu Bavichove, einem kleinen Dorfe an der Leye bei Kortryk gelegen, angekommen, wollte er, um Zeit zu gewinnen, ſeinen Weg abkürzen. Darum verließ er die Hauptſtraße, die daſelbſt einen weiten Bogen macht, und ritt gerade aus über Aecker und Wieſen. Der muthige Traber flog wie ein Pfeil von Bavichove auf Cuerne und Biſſagem zu, und war bald wieder auf der Heerſtraße zu Meenen. Ohne Aufenthalt eilte er weiter und trat noch gerade zu rechter Zeit in Paris ein. Es blieb ihm eben noch ſo viel Muße, ſich geziemend für den Kampf zu kleiden und zu waffnen. Dann ritt er in die Schranken und ſetzte dem Engländer nach langen Anſtrengungen ſo hart zu Leibe, daß dieſer niederſtürzte und gezwungen war, laut um Gnade zu bitten.

Groß war des Königs Freude, wie man leicht denken kann. Er dankte unaufhörlich dem tapfern Ueberwinder, der von ſeiner Seite nicht genug wiederholen konnte, daß er ſeinen Sieg nur der Furcht verdanke, zu ſpät zu kommen, und dem Abkürzen des gewohnten Weges; denn eine Viertelſtunde ſpäter wäre er nicht mehr zeitig genug in Paris geweſen, um an dem Gefechte Theil nehmen zu können.

Um dieſen flamändiſchen Ritter auf ritterliche Weiſe zu lohnen, gab der König ihm und ſeinen Nachkommen Urlaub, wenn er oder ſie nach Paris kommen wollten, frei den geraden Weg zu nehmen, den Hans van Poucke zuerſt ſich gebahnt.

Man verſichert, daß in der That ehedem alle Einwohner, nicht allein des Schloſſes, ſondern auch des Dorfes Poucke, dieſen Weg nahmen, wenn ſie nach Kortryk, Meenen oder andere dort herumliegende Orte gehen mußten. Bis zur franzöſiſchen Umwälzung im vorigen Jahrhunderte hatte der Amtmann der Herrlichkeit Poucke das Recht, Hans van Pouckes Weg alle zehn oder zwölf Jahre zu unterſuchen und die oben gemeldete Erlaubniß alſo neu feſtzuſtellen. In dem Caſtell von Poucke ſah man vor vielen Jahren ein altes Gemälde, worauf das Turnier von Paris abgebildet ſtand.

96.

Der gute Sir Hemricourt.

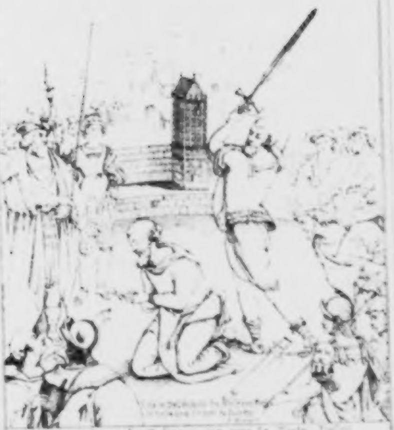
Hemricourt. Miroir des nobles de la Hesbaye, ed. Jalheau. Liège 1791, p. 165.

Der gute Sir Hemricourt lebte um das Jahr unſeres Herrn 1250 und war ein gewaltiger und ſchöner Ritter.

Es iſt bekannt, daß, um den blutigen Krieg zu enden, welcher zwiſchen König Karl von Sicilien, dem Bruder des damals regierenden Königs von Frankreich, und dem Könige von Arragon entbrannt war, die beiden Monarchen dahin übereinkamen, ihren Zwiſt durch ein Gefecht zwiſchen fünfzehn Rittern von jeder Seite entſcheiden zu laſſen. Unter den Kämpfern des Königs von Sicilien war auch der gute Sir Hemricourt.

Der König von Sicilien ſchickte den Rittern, die für ihn kämpfen ſollten, jedem ein kräftig Pferd. Als Sir Hemricourt das ſeine bekam, wollte er zuvor deſſen Stärke erproben, um ſicherer zu ſein über den Ausgang des Kampfes und zu ſehen, ob er ſich ihm bei einer alſo wichtigen Sache anvertrauen könnte. Darum beſtieg er es und ging mit ſeinen Knechten und einigen ſeiner Gefährten an einen ſtillen Ort. Da ſtieg er ab unter einer Linde und ließ das Pferd graſen nach Luſt und Liebe, und dann ſtieg er wieder auf und ließ ſich die Beine feſt an den Gurt des Roſſes ſchnüren und faßte mit ſtarker Hand einen Aſt des Baumes. Als er fühlte, daß er den Aſt recht feſt hielt, ſtach er das Pferd mit den Sporen; aber es konnte nicht von der Stelle kommen und der Aſt wollte nicht brechen, und dieß vermochte ihn, das Pferd dem Könige zurückzuſenden, denn es ſcheine ihm nicht ſtark genug und nicht muthig genug. Der König ſchickte ihm ein anderes, und der gute Sir erprobte es auf dieſelbe Weiſe und arbeitete es alſo ab, daß er

[illegible]



[illegible]

[illegible] pour la [illegible]

[illegible] Grace [illegible] Dieu [illegible] und das Pferd von Schweiß troffen, ohne daß der Aſt weichen wollte. Endlich aber brach das Pferd den Gurt und lief weg und ließ den Sir Hemricourt mit dem Sattel am Baume hängen.

Das gefiel dem guten Sir über die Maßen und er behielt das Pferd. Aber als er mit ſeinen Gefährten auf den Kampfplatz kam, da fanden ſie keinen von den Arragoneſen. Der König von Sicilien ließ bei Erhalten dieſer Nachricht durch einen Boten ſeine fünfzehn Pferde von den Rittern wiederfordern, indem ſie derſelben jetzt nicht mehr bedürften. Wie der Bote aber zu dem guten Sir Hemricourt kam, da erzürnte dieſer und ſprach: „Wie, Junge, der König hat mir die Schindmähre geſandt, damit ich im Kampfe für ihn mein Leben Preis gebe, und er dankt mir alſo, der ich doch nicht ſein Unterthan bin! Bei den Augen Gottes! warte, er ſoll ſie wiederhaben, aber alſo, daß ſich kein ehrlicher Rittersmann mehr auf ſie ſetzen wird.“

Nach dieſen Worten ließ er das Pferd holen, ſchnitt ihm Schwanz und Mähne ab und ſandte es alſo dem Könige zurück.

97.

Der Sohn als Henker ſeines Vaters.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Gent 1574. Fol. 123.
Sanderi Flandria illustrata. I, 149.
Poëmata Ignatii de Dyckere. Col. 1648, p. 143.
Chronyk van Vlaenderen (door N. D. u. P. B.). Brügge. T. XXVI.
Van Duyſe, De gentſche Roderbeul. Gent 1839.
Musée des familles. Paris 1833—1834. 4. p. 30.
Messager des sciences historiques de Belgique. 1838. p. 304.

Um das Jahr 1371 hatten zwei Edelleute in Gent, Vater und Sohn, ſich gegen den Grafen Louis de Maele aufgelehnt, weßhalb ſie von ihm zum Tode verurtheilt wurden. Doch ſtellte er ihnen die Bedingung, daß demjenigen von ihnen, welcher dem andern das Haupt abſchlagen wolle, Gnade und Leben geſchenkt ſei. Anfangs erklärten beide, es ſei ihnen unmöglich, um ſolchen Preis ihr Leben zu erkaufen, doch beredete endlich der Vater den Sohn, in den Vorſchlag einzugehen, und dieſer meldete ſeine Einwilligung dem Grafen. Kaum aber hatte der unnatürliche Henker das Schwert erhoben, da ſank es gebrochen zu ſeinen Füßen und er ſelbſt ſtürzte von einer tödtlichen Wunde getroffen gleichfalls hin.

Zum Gedenken an dieſen Vorfall errichtete man auf der Executionsbrücke ein Denkmal mit den Bildniſſen der beiden Empörer. Auf der Bruſt des Sohnes las man die Inſchrift:

Dits die Wettelicheede der stede von Gendt
Die beeta hem die hier is omtrent.

P. Heelant

Dieſe Bildſäulen ſind jedoch nicht mehr vorhanden. Dagegen hat man noch ein uraltes Gemälde, worauf die Geſchichte abgebildet ſteht. Unter demſelben finden ſich folgende Verſe:

Ao Gandt Le en Fandt Frappe son pere De Teste Deaux
Mais Se Heppe Rompe Si Grace De Dieu. MCCCLXXI

(A Gand l'enfant frappe (a) son père sa tête dessous
Mais son épée rompe etc.)

98.

Die Petermanns in Löwen.

S. de Perival, Louvain tres ancienne et capitale ville de Brabant. Louv. 1667, p. 66.

Herzog Heinrich I. von Lothringen, Graf von Löwen, hatte einſt einen ſchweren Kampf mit den Lüttichern

Nachdem er in ihr Land gefallen war, belagerte er Tongern und eroberte es, zog darauf geraden Weges auf Lüttich zu und wollte dieſes unverſehens überfallen. Aber die Bürger erwarteten ihn feſten Fußes, ihre Waffen in der Hand, und drängten ihn bis Stip zurück. Der Biſchof eilte zu gleicher Zeit, verſtärkt durch die Krieger des Grafen Louis von Loſſe, Herzog Heinrichs von Limburg und Graf Philipps von Namur, heran und ſetzte dem Lothringer ſcharf zu. Dieſer hatte zwar ein viel kleineres, aber dennoch viel entſchloſſeneres Heer, und verlor den Muth ſelbſt da nicht, wo ihn ſeine Gegner von allen Seiten umzingelt hielten. Er ſchaarte die Seinigen in Schlachtordnung, die Löwener voran, und begann den Kampf in der Abſicht, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Das Gefecht war ſehr blutig und der Lothringer büßte manch tapfern Vertheidiger ein.

In der Hitze des Streitens hatte er ſich zu tief in die Reihen der Biſchöflichen gewagt, wo ſein Pferd verwundet unter ihm zuſammenſtürzte. Sonder Zweifel wäre er in die Hände ſeiner Gegner gefallen, hätten nicht die braven Löwener ſeine Gefahr bemerkt und ihn mit Verluſt von zweitauſend Mann, unter denen viele Patrizier waren, gerettet und in Sicherheit gebracht.

Eingedenk dieſes großen Dienſtes, gab Herzog Heinrich ſpäter all denen, welche unter dem Banner des heiligen Petrus für ihn gefochten hatten, unter dem Namen Petermanns große Privilegien und Rechte, welche zu bewahren jeder ſeiner Nachkommen beim Antritte der Regierung mit feierlichem Eide ſchwören mußte.

99.

Das Adrians-Collegium in Löwen.

Mündlich von Piot.

Als Pabſt Adrian der Sechste, welcher ein Belgier von Geburt war, in Löwen ſtudirte, war er ein gar armer Menſch und hatte ſelbſt nicht einmal Geld, um ſich Oel oder ein Kerzlein zu kaufen, bei deſſen Licht er Abends ſeine Schularbeiten hätte machen können. Er ſuchte darum gewöhnlich einen hellerleuchteten Krämerladen auf und ſetzte ſich davor auf die Straße hin und ſchrieb auf ſeinen Knieen. Oder er ging auch in die Kirche der heiligen Margarita und benutzte dort den düſtern Schein des ſtillen Gotteslämpchens. Dabei war er aber immer frohen Muthes und tröſtete ſich, das werde alles noch einmal anders werden, wenn er erſt geiſtlich geworden wäre.

Eines Abends kam er aus der Kirche, und wie er nun ſo durch die Straßen ſchritt, gedachte er, es ſei doch jämmerlich, alſo ſein Thema ſchreiben zu müſſen. Doch wurde er bald wieder munteren Muthes und warf ſein Mützchen hoch in die Luft und ſprach: „Flieg, Mützchen, flieg! Wenn ich einmal Pabſt werde, dann bau ich hier ein Collegium für arme Studenten, und das ſoll gerade ſo hoch werden, als du fliegſt.“

Gewiß dachte der fromme Schüler nicht daran, daß die Tiara wirklich ſein Haupt noch decken ſollte. Als dieß aber geſchehen, da erinnerte er ſich auch bald ſeines Gelübdes und erfüllte es getreulich. Das Collegium, welches er da bauen ließ, beſtehet noch und heißet nach ihm noch heute das Adrians-Collegium.

100.

Der zitternde Haſelnußbaum.

Schriftliche Mittheilung des Herrn Prudenz von Duyſe in Gent.

Maximilian hatte den in Brügge feierlich beſchworenen Friedensvertrag gebrochen, und zahlreiche Gefechte und Neckereien waren die Folge dieſes Schrittes. Die ſchönen Felder wurden von den wilden Horden verwüſtet, die Wohnungen der Landleute von ganz Flandern faſt in Aſche gelegt, alles Nichtmitnehmbare zertrümmert. Dadurch ſtieg der Haß der Bauern gegen die Soldaten tagtäglich mehr und ſie ergriffen jede Gelegenheit, welche ſich ihnen zur Rache bot.

Um dieſe Zeit, und zwar im Jahre 1491, hatte ſich Graf Engelbert von Naſſau, den Maximilian (der damals noch römiſcher König war) als Landvogt über die Gegend eingeſetzt hatte, mit den Gentern in ein Gefecht eingelaſſen, wurde jedoch geſchlagen und bis dicht vor Brügge verfolgt; denn Philipp von Cleve, der Anführer der Genter, war ihm, an Kriegskunde wie an Macht weit überlegen.

Eine von den Abtheilungen der Genter Truppen verfolgte einen Haufen Feinde durch das Maiſträßchen zu Waerſchot, und in ſo großer Eile, daß einer von ihnen, müde ſchon durch die Anſtrengungen des Tages, ihnen nicht beibleiben konnte und einige Schritte hinter ihnen langſam herzog. Eben aber war er bis zu dem Dreiwege in der Mitte des Maiſträßchen gekommen, als vier Männer, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet, auf ihn zuſtürzten und ihm, ehe er noch Zeit zur Vertheidigung gewinnen konnte, ſein Schwert entriſſen. Der Krieger, welcher ſie als Genter erkannte, fragte ſie erſtaunt um die Urſache ihres Anfalles und nannte ſich ihnen als den Sohn des Grafen Philipp von

Cleve; doch die Bauern ſprachen: „Du ſollſt uns nicht entwiſchen, denn deines Vaters Leute berauben uns ſo gut, wie die Feinde.“ Und bei den Worten ſanken ihre Hacken auf des Kriegers Scheitel und — er war nicht mehr.

Bald war die Kunde von dem grauſen Morde verbreitet, und ganze Maſſen Neugieriger umſtanden die blutentſtellte Leiche. Doch blieb dieſelbe nicht lange alſo liegen. Die Frauen brachten weißes Linnen und die Männer eine Bahre mit einem Sarge, und der junge Graf wurde unter lautem Klagen aller Anweſenden an der Stelle begraben, wo er ſeinen Tod gefunden hatte. Auf das Grab pflanzten die guten Flamländer eine ſchöne Linde und hingen daran ein Bildniß der Muttergottes, damit der vorüberziehende Wanderer zu dieſer für die Seelenruhe des Ermordeten beten könne.

Seit dieſem Tage ſieht man in dunkeln Nächten den Geiſt des Grafenſohnes um die Linde ſchweben. Ein ſteter Zeuge aber der furchtbaren That blieb ein Haſelnußbaum an der Ecke eines kleinen Gebüſches. Hinter dieſem Baume hatten ſich die Mörder verſteckt gehalten, und darum zittert er fortwährend bis zur heutigen Stunde, auch wenn kein Lüftchen ſich rühet und kein Blättchen anders ſich regt. Davon bekam die Stelle den Namen: Aen den bevenden Hazelaer.

101.

Wie das Schloß von Helchin an die Biſchöfe von Dornik kam.

Jwein van Vlaenderen im Vlaming. 1840. Nr. 105.

In dem Dorfe Helchin liegt ein altes Schloß der Biſchöfe von Dornik. Dieß gehörte ehedem einem Freiherrn von St. Genois und kam durch den Tod eines Hündleins aus deſſen Beſitze und in den des Biſchofes.

Als der Freiherr nämlich eines Tages in die Kirche kam, die Meſſe zu hören, lief ihm ſein kleines Hündchen nach und erging ſich zwiſchen den Gläubigen und hüpfte am Ende ſelbſt die Altarſtufen hinan und wollte ſich neben dem Pfarrer niederſetzen. Dieſer aber erzürnte höchlich über das unfromme Thier und gab ihm mit dem rechten Fuße einen ſo harten Tritt, daß es todt niederfiel. Der Freiherr, der das Hündlein gar ſehr liebte, gerieth darüber in grimme Wuth, zog ſeine Piſtole aus dem Gurt und ſchoß dieſe auf den Pfarrer los, der davon todt blieb.

Herr von St. Genois wurde darob vor Gericht gezogen und er geſtand den Mord offen ein. Zur Strafe aber mußte er ſein Caſtell von Helchin dem Biſchofe von Dornik überſchreiben und nebſtdem ein Fenſter in der Herrlichkeit Saint-Denys ſtiften, worauf er den Paſtor und das Hündchen malen ließ, und welches noch zu ſchauen iſt. Auf ſeinem Grabſtein iſt die Geſchichte auch ausgehauen; der befindet ſich hinter dem Beichtſtuhle des Pfarrers von Saint-Denys.

102.

Herrchen von Maldeghem.

Altes Volkslied. Der Sage folgend, von dem neunten Verſe an fortgeſetzt von Prudens van Duyſe.

1

Mynheerken van Maldeghem	Herrchen von Maldeghem
ghinck er al uitter jaghen	das ging wohl aus zu jagen
tre mylkens buitten Brugghe,	drei Meilen draußen vor Brügge,
daer ſtonter een linde breed;	da ſtand eine Linde breit;

hy en vont niets ter jachte
als een herderke cleene,
hy moeſt hem teghen comen,
het was hem lief of leet.

es fand nichts zu jagen,
als ein Hirtchen klein,
es mußt ihm gegenkommen,
es war ihm lieb ob leid.

2.

Wel herderken, wel herderken,
ick ſouder u geiren vragen,
wat wonder aventuere
is in dit boſch te zien;
van waer comt deſen horen,
deſen overſchoonen horen?
als ick hem leſt aenſchouwde,
hy behoorde aen mijn.

Wohl Hirtchen, wohl Hirtchen,
ich möcht dich gerne fragen,
was wunder Abentheuer
wohl in dem Buſch zu ſehn;
von wo kommt dir dieß Horn,
dieß überſchöne Horn?
als ich zuletzt es ſchaute,
gehörte es mein.

3.

Mynheerke van Maldeghem,
ghaet hier uit onſen ſtrate,
want deſen ſchoonen horen
en gaet er u niet aen;
blies ick op minen horen,
myn overſchoonen horen,
de XXXVI Keteleirs
al ſouden wezen gram.

Herrchen von Maldeghem,
geht hier aus unſrer Straßen,
denn dieſes ſchöne Horn
es geht euch gar nichts an;
bließ ich auf meinem Horn,
meinem überſchönen Horn,
die ſechs und dreißig Keſſelflicker,
die würden drob gar gram.

4.

Mynheerken van Maldeghem,
en wildet niet gelooven,
hy naem ende ſette hem
aen zynen rooden mont;
die XXXVI Keteleirs
quamen uit 't boſch geſprongen,
gelic de wilde haſen
voor eenen temmen hont.

Herrchen von Maldeghem
wollt das nit glauben,
es nahm und ſetzte es
an ſeinen rothen Mund.
Die ſechs und dreißig Keſſelflicker
kamen aus dem Buſch geſprungen,
gleichwie die wilden Haſen
vor einem zahmen Hund.

5.

Hout op, o Cameraden
van Cappen ende Kerven
en ſlaeter toch mynheerken
van Maldeghem niet doot;

Haltet an, o Kameraden,
mit Kappen und mit Kerben,
und ſchlaget doch das Herrchen
von Maldeghem nicht todt;

ick heb met hem ghereden
door dorpen ende ſteden,
ſeven jaer ghedronken
en ghéten van zyn broot.

ich bin mit ihm geritten
durch Dörfer und durch Städte,
hab ſieben Jahr getrunken
und gegeſſen von ſeinem Brot.

6.

Mynheerken van Maldeghem
die ſchoeter al in zyn taſche
ende gaf dry goude penninghen
aen deſen herder teen; —
„Wy ſyn ons ſeſendertigh
mannen van aventuren,
er es voor d'een of dander
gheen couſen ofte ſchoen.“

Herrchen von Maldeghem
der griff wohl in ſeine Taſche
und gab drei goldne Pfennige
an dieſen Hirten kühn; —
„Wir ſind unſrer ſechs und dreißig
Männer von Abentheuer,
das iſt für den einen ob den andern
keine Strümpfe oder Schuh.“

7.

„Mynheerken van Maldeghem
ghy moet er ons hier beloven,
gheheel vaſte ghaen beloven
al op uwe eerlykheit:
dat ghy het niet en ſult ſeggen,
oft met gheen penne ſchriven,
als dat den boſch van Maldeghem
met roovers is beleit.“

„Herrchen von Maldeghem,
du mußt uns hier geloben,
feſt es uns geloben
wohl auf deine Ehrlichkeit:
daß du es nicht willſt ſagen,
mit keiner Feder es ſchreiben,
daß der Wald von Maldeghem
mit Räubern iſt belegt.“

8.

Mynheerken van Maldeghem
die heft ſtille gheſweghen,
hy en heft het met gheen pennen
gheſchreven ofte geſeit,
maer heft met ſinen voete
tot Brugghe in ſant gheſchreven,
als dat den boſch van Maldeghem
met roovers lag beleit.

Herrchen von Maldeghem
das hat ſtill geſchwiegen,
er hat es mit keiner Feder
geſchrieben ob geſagt,
aber hat es mit ſeinem Fuße
zu Brügge in Sand geſchrieben,
daß der Wald von Maldeghem
mit Räubern wäre belegt.

9.

Mynheerken van Maldeghem
riepe al tot de ſinen:
„Die XXXVI Geteleirs
grypt ſe maer by der keel.

Herrchen von Maldeghem
rief wohl zu den Seinen:
„Die ſechs und dreißig Keſſelflicker,
greift ſie nur bei der Kehl,

ende deet een ieder daer
eenen yſeren halsband vaſte
in d'onderaerdſchen kerker
op 't Maldeghems Caſteel.

und macht an jeden von ihnen
ein eiſern Halsband feſte
im unterirdiſchen Kerker
auf Maldeghems Caſtell.

10.

Ende geeft ſe en broodjen
ende en cruikſke water
in d'onderaerdſchen kerker
ende metſelt d'ingane dicht."
„„Mynheerken van Maldeghem,
ſchenkt ons ghenade en metſelt
in d'onderaerdſchen kerker
den ingane toch niet dicht!““

Und gebt ihnen ein Brötchen
und ein Krüglein Waſſer
in dem unterirdiſchen Kerker
und vermauert den Eingang dicht."
„„Herrchen von Maldeghem,
ſchenk auch Gnad und vermauer
in dem unterirdiſchen Kerker
Den Eingang doch nicht dicht!““

11.

Mynheerken van Maldeghem
en woonde na dien tide
op ſinen ouden caſteele
gheen langhe dagen meer:
den kerker bleef geſloten,
de linden ſtonden te groene,
den eenen ſteene vieler
oppe den anderen neêr.

Herrchen von Maldeghem
wohnte nach der Zeit
auf ſeinem alten Schloſſe
nicht lange Tage mehr:
der Kerker blieb geſchloſſen,
die Linden ſtunden ſo grüne,
der eine Stein der fiele
wohl auf den andern nieder.

12.

In d'onderaerdſchen kerker
ſpookter het nog alle nachten,
men ſieter noch de mueren
met d'yſeren halsbant aen.
O reisgheer comter 's avonds,
maekt ſtille 't cruiſe des heeren
ende ſtapt wat feerder over
de Maldeghemſche baen.

Im unterirdiſchen Kerker
da ſpukt es noch alle Nächte,
man ſiehet noch die Mauern
mit dem eiſernen Halsband dran.
O Wandrer, kommſt am Abend,
mach ſtill das Kreuz des Herrn
und ſchreite ſchneller fort auf
der Maldeghemſchen Straß'.

103.

Urſar ſchlägt die Krone aus.

Vorſterman, Hiſtorie van Belgis. Fol. 38.

Als König Urſar (Bering?) im Felde erſchlagen worden war, da traten die Alten und Weiſen der Stadt Belgis zu ſeinem Sohne und baten ihn, die Krone von Belgis annehmen zu wollen. Aber Urſar, Urſars Sohn, entſchuldigte ſich und ſprach, er könne das nicht, aus zwei Urſachen. Fürs Erſte wäre er noch zu jung an Jahren und zu klein an Verſtand und Weisheit für ſolch eine Würde. Zum Zweiten ſei er einem Blute entſproſſen, auf welchem der Zorn der Götter laſte; darum ſollten ſie ihn nicht mehr damit angehn. Und zum Schluſſe ſprach er alſo: „Da iſt ein Mann unter uns im gemeinen Volke, der iſt gar gut von Leben und tugendſam, und klug von Verſtand und weiſe von Rath, und heißet Andromedas; er iſt aus dem Blute der alten Prieſter entſproſſen und geht allen andern vor in Weisheit und Klugheit. Dieſen wollet ihr wählen, und es ſoll euer Nutz ſein in dieſen betrübten Zeiten.“ Als die Alten ſolches hörten, dünkte es ihnen gut, und ſie wählten den Mann zu einem Könige; er war geheißen Andromadas (!). Und als die Wahl vollbracht war, da ging er in einen Tempel und rief die Götter um Hülfe an, und opferte dem Gotte Mars ſeinen älteſten Sohn, um Sieg zu gewinnen.

104.

Die Götter verlaſſen die Stadt Belgis.

[illegible], Hiſtorie van Belgis. II. Fol. 51.

Im Jahre der Welt 5132 kuren die Belgier Geomer zu einem Könige, und dieſer ſandte auf Anrathen der Stadt 25,000 ſechtkräftiger Mannen an den Rhein, um dort den Uebergang der Saſſen zu verhüten. In dieſen Zeiten gingen die Trierer, Tungrer, Menapier, Rhetier und andere über und folgten den Hercinern. Als der König ſolches vernahm, achtete er es geringe, wenn ſie nur den jährlichen Tribut an Belgis zahlten. Die Fürſten und Herzoge riethen, ſie darzu zu zwingen; aber die Prieſter riethen das Gegentheil, welches dem Könige beſſer behagte. Darum drangen die Herren am Abende der Diana in das Zelt des Königes, der mit der Gemeinde unter dem blauen Himmel in Zelten wohnte, und ſchlugen ihn mit ſeinen Kindern todt, und kuren am andern Tage Taynard zum Könige. Der oberſte Prieſter und die Seinen wahrten in der Nacht den Tempel von Bel (?), und als ſie von dem Vorgefallenen hörten, ſchloſſen ſie die Burg, die Wolfspforte und das Caſtellthor. Da beſocht der neue König das Schloß und ließ es erſteigen, und die Prieſter alle tödten, ausgenommen den Oberprieſter; dieſem wollte die Gemeinde das Leben bewahren, um Antwort von den Göttern empfangen zu können. Da richtete der Oberprieſter Fragen an die Götter über das, was geſchehen ſollte, und Bel antwortete: Alle Götter verfluchten Belgis und es würde untergehen und ſeine Feinde würden des Unterganges ſich freuen. Der eine ſprach: „Die Weisheit von Belgis ſoll in Dunkelheit ſich wandeln und die Freude in Druck.“ Der andere ſprach: „Belgis ſoll werden gleich einem Felde, man wird es ackern, ſeine Thürme werden fallen und ſeine Fundamente entwurzelt werden", und ſo ſprach jeder das Seine. Als die Antwort der Götter dem Könige hinterbracht wurde, rief das Volk: „Schlagt den falſchen Propheten todt!" Da hätten ſie gerne zehn Herzöge gerettet, welche Räther des verſtorbenen Königes waren; aber ſie konnten es nicht. Der Prieſter wurde in acht Stücke geſchnitten und in jeden Tempel eins geſandt, den Göttern zum Trotze, weil ſie die Stadt verlaſſen hatten.

In dieſer Zeit gab es viele innere Streitigkeiten. Die zehn Herzöge verſahen ſich mit Volk in ihren Burgen und befeſtigten ſie; und als der König ſie in einer Nacht angriff, glaubend, ſie wären nicht auf ihrer Hut, da wehrten ſie ſich ſo muthig, daß binnen drei Tagen von beiden Seiten fünfzehntauſend blieben. Der dritte Theil der Stadt ging in Feuer unter. Die Herzöge entkamen jedoch und zogen in die nächſten Städte, wo ein jeglicher ſich als König aufwarf. Als der König dieß vernahm, ſandte er zum Tempel des Mars, um dort ein Orakel zu holen, aber Mars gab keine Antwort. Darob erzürnte der König und ſuchte Mittel, die Stadt und den Tempel mit den Prieſtern zu verbrennen und den Tempelſchatz zu rauben. Das wurden die Prieſter gewahr und begaben ſich mit ihrem Gotte und ihrem Schatze unter den Schutz der Nervier, und bauten daſelbſt einen Tempel, welcher noch Tempel des Mars heißt (Famars? Disburg?), und dieß iſt nun ein Flecken zwiſchen Dornik und Ryſſel. Der König nahm die Stadt und den Tempel von Mars ein, und dieſer wurde verbrannt, aber die Prieſter, welche noch zeitig genug geflüchtet waren, entkamen. Da wollte der König dafür Rache an den Nerviern ſuchen; dieſe verbanden ſich aber mit ihren Nachbarn, um dem Könige Widerſtand zu leiſten.

105.

Bavo.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Fol. 27.

In der Zeit, als Abdon Richter war über die Kinder Iſrael, regierte in Hochphrygien ein König, der hieß Bavo und war ein Schwager von Priam. Er trieb ſtark die Kunſt der Aſtronomie und erkannte durch dieſelbe, daß das Geſchlecht von Troja dem Untergange geweiht war. Darum entſchloß er ſich, dieſem zuvorzukommen und ſein Land zu verlaſſen. Er verſammelte ſeine Schätze, ermahnte die Edlen ſeines Volkes und die Glieder ſeiner Familie, daß ſie mit ihm reiſen und ihre Reichthümer mitnehmen ſollten, und zog weg, und vier mächtige Herzöge geleiteten ihn, ſo daß er ein mächtiges Heer bei ſich hatte. Sie fuhren durch das Mittelmeer, um Spanien herum und kamen nach mehren Abentheuern endlich an die Küſte von England. Da warfen ſie das Loos, ob das Land ihnen bequem ſein möchte, und ſie fanden, daß dieß nicht ſein würde.

England hieß dazumal noch Albion und hatte ſeinen Namen von folgendem Vorfalle. Eine Königin von Aſſyrien, welche Albiona hieß, hatte ein und dreißig Schweſtern, und dieſe waren alle an große Herren verheirathet. Sie verſchwuren ſich mit der Königin, ihre Männer zu tödten und alsdann ſelbſt zu herrſchen; aber das kam aus und ſie wurden mit vielen Herren, welche davon Mitwiſſen haben ſollten, auf Schiffe ſonder Segel und Maſt geführt und der See überlaſſen. Nach vielen Fahrten kamen ſie in England an und nannten dieß nach der Königin Namen. Dort wurden ſie von Mahren befruchtet und gebaren in Folge deſſen Rieſen, welche ſpäter das Land bewohnten.

Bavo verließ alſo England und fuhr weiter, bis er an die Stelle kam, wo die Maaß und der Rhein in die See münden, und dort ſagte das Schickſal ihnen, daß dieß Land für ſie beſtimmt ſei. Sie ſchlugen ihre Zelte daſelbſt auf, und Bavo vertheilte ſie alle unter Herzöge und Fürſten, ſo daß eine jede Truppe ein Oberhaupt hatte, und es waren der Zelte mehr denn zwölfhundert.

Es geſchah aber, daß eines Tages ein weißer Wolf durch die Zelte lief, und einige Jungen verfolgten ihn mit Hunden. Der Wolf lief immer weiter, und ſie liefen ihm nach bis auf einen Berg, wo ein Altar eines Gottes ſtand und rund herum Volk wohnte. Da gingen die Knaben zu ihrem Könige Bavo zurück und kündeten ihm alles, und Bavo ließ zur Stunde alle Schiffe zerbrechen und ging mit dem Volke zu der genannten Stelle, wofür er drei Tage brauchte. Er fand ein fruchtbares Land mit Flüſſen und Bächen, welches der Stadt Trier unterthan war, und errichtete dort ſeine Zelte und wohnte daſelbſt viele Jahre.

106.

Bato.

Gerh. Geldenhaurii noviomag. batavica in annal. rerum belgicar. 1580.
Hadriani Junii Batavia.
Bockenbergi prisci Bataviae reges.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlev. en Godenleer. S. 82.

In dem weſtlichen Germanien an der Eder wohnte in alten Zeiten der Stamm der Katten, von Königen regiert. Einer derſelben hatte einen Sohn, Bato genannt, der in ſteter Zwietracht mit ſeiner Stiefmutter lebte. Da dieſe ihm ſogar nach dem Leben trachtete, fürchtete er, ſie möge ihn durch Gift umbringen, und zog, mit Zuſtimmung ſeines Vaters und geleitet von vielen Edeln und Gemeinen, aus dem Lande weg.

Als er ſchon zwei Monate mit ſeiner Colonie gereiſt war, kam er an die Stelle, wo der Rhein ſich in zwei Arme theilt. Er ſetzte über den Fluß und fertigte alsdann eine Geſandtſchaft an ſeinen Schwiegervater Menapius, den König von Tongern, ab, deſſen Tochter Richeldine er zur Ehe hatte, um mit demſelben zu rathſchlagen, wo ſie ſich am beſten niederlaſſen könnten. Als die Geſandten zu Menapius kamen, empfing dieſer ſie freundlich, geleitete ſie zurück über die Maaß, und nachdem er Bato mit großer Freude in ſeinem Schloſſe Megen empfangen hatte, gab er ihm den Rath, das Land zwiſchen Maaß und Waal einzunehmen. Da begann Bato am Rheine ſich anzubauen, und gründete außerdem noch unfern Megen ein Schloß, welches er nach ſeinem Namen Batenburg nannte. Langſam weiter ſich ausbreitend, beſetzten ſie das Land zwiſchen Waal und Maaß bis an das Geſtade der See, und bauten daſelbſt viele Dörfer und Burgen, welche nach den Namen der Edeln geheißen wurden.

Endlich beſchloß Bato, auch eine bleibende Reſidenz ſich zu gründen, und ließ dazu eine bequeme Stelle ſuchen. Nachdem man das ganze Land ſchon durchzogen hatte, fand man ein verfallenes Schloß auf einem Hügel an der Waal, nicht weit von dem Punkte, wo ſie zuerſt den Rhein überſchritten hatten, und dieſes ſchien allen am günſtigſten gelegen.

Bato ließ bei den Tungerern anfragen, was dieß für ein Schloß geweſen ſei und wer es gegründet habe, und man antwortete ihm, daß Magus, Ditis Sohn, ein mächtiger Walenkönig, der Gründer ſei und es auch nach ſeinem Namen geheißen habe; da aber die Söhne des Königs tiefer ins Land gegen Weſten gezogen ſeien, wäre es ſeit der Zeit unbewohnt und verlaſſen geblieben.

Dem zufolge ließ Bato, dem der Ort ſehr behagte, das Schloß wieder aufbauen und nannte es Neumagen, das iſt heutzutage Nymwegen oder Nymegen (Neomagum).

Nach Bato's Tode kam ſein Sohn Heſus oder Heſſus auf den Thron, und der verſtärkte Neumagen noch mehr und verſchönerte es; von ihm trägt der Heſſenberg ſeinen Namen. Dazumal fing man auch an, um Neumagen Häuſer zu bauen, und die Burg blieb der Sitz der Fürſten und wurde bald mit der umgebauten Stadt zur Hauptſtadt des Landes.

Aus dem Stamme Bato's entſproß ſpäter der edle Civilis.

107.

König Gambrin.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Gent 1574. Fol. XVII.
Mündlich.

König Gambrin, der ſiebente König der Deutſchen, war der erſte, welcher Krone und Scepter trug. Er hat die Belgier gelehrt den Faro brauen.

108.

Abkunft der Weſtfrieſen.

Hamconii Frisia.
Suffridi Petri de Frisiae antiquit. etc.
F. Sjoerds, Jaarboek. Deel I.
Hadriani Junii Batavia. Lugd. Batav. 1588.
H. Soeterboom, Oudheden van Zaanland ꝛc. Deel IV.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 60.

Ubbo, der dritte unter den Fürſten Frieſlands, ſandte um 120 vor Chriſtus ſeinen Schwiegerſohn Friſo, den

Sohn Gruno's, mit einer Colonie von Frieſen und Gröningern nach Nordholland. Dort angekommen, ſetzten ſie ſich beſonders in Waterland feſt, und Friſo baute zur Ehre ſeiner Gattin Frouwa die Stadt Frouwgaſt, welche ſpäter Vroonen geheißen ward, und wo auch Sancta Urſula mit ihren elftauſend Gefährtinnen auf der Reiſe anhielt. Dieſe Coloniſten wurden von den Frieſen Friſiabunen geheißen.

Der nördliche Theil von Nordholland oder Weſtfrießland wurde erſt ſpäter bevölkert. Um 300 nach Chriſtus zog Diederik, Sohn Radbods und Enkel Askons, des erſten Frieſenherzogs, mit vier anderen edeln Frieſen dahin, um ſich allda zu feſtigen. Dieſer baute zur Ehre der Göttin Meda die Stadt Medemblick und verlegte auch dahin den Hauptſitz der Colonie. Der Zweite der Edeln, Gerard (Gerolf?), baute ein Schloß an der Stelle, wo nun Opdijk ſteht. Der Dritte, Roeland (Rollo?), gründete das Dorf Wideneß, wo er auch eine ſtarke Burg baute. Der Vierte, Keno, Sohn von Heico, bewohnte den Ort, wo nunmehr das Dorf Bennebroek ſich erhebt. Der Fünfte endlich hieß Adelbold, und der wohnte in dem Dorfe Winkel.

Als Diederik im Jahre 334 den Titel eines Königes von Weſtfrießland annahm, zog Herzog Haron von Frießland gegen ihn, denn er wollte nicht dulden, daß einer von ſeinen ehemaligen Unterthanen eine höhere Würde bekleide, als er, und Diederik mußte der Uebermacht weichen und wurde bezwungen. Er blieb jedoch im Beſitze des Landes, nur mit dem Beding, daß er die Fürſten von Frießland als Oberherren anerkenne und nimmer wage, Krieg gegen ſie zu führen.

109.

Schwanenthal.

Carnewel, Hiſtorie van Belgis. Fol. 72. Und andere.

Julius (Cäſar) kam auf ſeinen Zügen einſt in ein liebliches Thal, wo ein Bächlein floß, darauf viele Schwäne ſchwammen. Da nannte er die Stelle Schwanenthal, das iſt val des cygnes oder Valenciennes. Darum führt die Stadt noch heute einen Schwan im Schilde.

110.

König Arthur.

Het oude goudtsche Chronijcken van Hollandt u.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 95.

In dem Jahre unſerer Zeitrechnung 442 wurde in England der mächtige König Arthur geboren, und er war ein natürlicher Sohn von König Uther Pendragon und der Herzogin Igerna von Cornwallis. Dieſer Arthur hatte ganz Europa bezwungen; ſelbſt Frießland war ihm unterthänig. Auch kämpfte er gegen die wilden Slaven, jedoch ohne daß er ihrer Meiſter geworden wäre. Er kam endlich jedoch mit ihnen zu einem Vertrage, wobei feſtgeſetzt wurde, daß ſie zu ſeinen Geboten ſtehen ſollten; ſie brauchten ihm aber keinen Tribut zu zahlen. Hierauf verließ er das Land.

Man lieſt von ihm, daß er allein mit ſeinem Schwerte vierhundert und ſiebenzig Mann erſchlug. Ob er geſtorben iſt oder noch lebt, das weiß man nicht; viele glauben aber, daß er in dem Eilande der Seligen wohne und zurückkehren werde, um aufs neue zu herrſchen, wenn England wieder glücklich ſei.

111.

Urſprung der Schweizer.

Hamconii Frisia.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlev. en Godenleer. S. 18.

Nachdem Magnus Forteman und ſeine Frieſen mit der heiligen Fahne unter Kaiſer Karl dem Großen nach Rom gezogen waren und die Stadt erobert hatten, kamen ſie auf dem Rückwege durch Schweizerland und hinterließen daſelbſt eine Colonie. Dieſe nannten ſie in ihrer Sprache Surijck, das iſt Südreich, und ſie hatte ihren Sitz auf der Stelle, wo nunmehr Zürich ſteht, welches auch ſeinen Namen von ihnen herleitet.

Das Land im allgemeinen hießen ſie Haele-wey in ihrer Sprache, das iſt Halbweg, von der Hälfte des Weges nach Rom; daraus entſtand ſpäter der Name Helvetia.

112.

Amalberga.

Flämiſches Volkslied.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes.

Amalberga war eine edle Jungfrau und geboren aus königlichem Stamme. Noch kleines Mädchen baute ſie im Garten ihres Vaters ein Kapellchen, worin ſie Gott lobte und diente. Das mißfiel dem Böſen, und als ſie einſt wieder Blumen und Früchte zum Opfer in das Kapellchen trug, da lähmte er ihr einen Arm; aber die Muttergottes heilte denſelben wieder auf das Gebet von Amalberga's Aeltern.

Der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete ſich bald und drang ſelbſt an den Hof des Königes Pipinus. Dieſer kam mit einem ſtattlichen Zuge zu dem Kloſter, wo die Jungfrau unter Leitung Landrada's lebte, und begehrte ſie als Gemahlin für ſeinen Sohn, den nachmaligen Kaiſer Karl den Großen. Amalberga aber wollte nichts von irdiſcher Liebe wiſſen und ſprach, ſie habe ſich Jeſu geweiht und werde ihm getreu bleiben ihr ganzes Leben lang. Als Karl dieſe Nachricht bekam, eilte er ſelber zu dem Kloſter und erklärte ihr mit rührenden Worten ſeine große Liebe; doch widerſtand ihm die Jungfrau kräftig und gab ihm dieſelbe Antwort, welche ſie ſchon ſeinem Vater gegeben. Darob erzürnte Karl höchlich und wollte ſie mit Gewalt zu ſeinem Willen zwingen; doch Amalberga rief Marien um Hülfe an, und im ſelben Augenblicke ſah Karl von ferne einen Bären kommen, welcher von Bienen verfolgt wurde und grimmig auf ihn zu ſtürzte. Er zog das Schwert, um den Bären zu tödten, und ließ Amalberga, welche in großer Eile flüchtete und ſich ſorglich vor ihm verbarg.

Weiteren Verfolgungen zu entgehen, zog ſie am andern Tage mit ihrem Bruder nach Vilvorde in dem Lande Brabant. Da fand ſie große Hungersnoth und Armuth. Sie wandte ſich in frommem Gebete zu Gott, und alsbald ſprang ein großer Fiſch aus dem Waſſer, den man tödtete und woran ſich viele labten. Von Vilvorde wandte ſie ſich weiter und ging nach Materen wohnen.

Das erfuhr Karl aber bald, und er ritt ihr nach gen Materen hin. Als ſie von ſeiner Ankunft hörte, ſchnitt ſie all ihr ſchön Haar von ihrem Haupte und bedeckte es mit einem ſchwarzen Schleier. Karl erzürnte noch mehr, als er ſie damit ſah, und fragte: „Wer hat es gewagt, meine Braut dem Herrn zu weihen?“ Da ſprach Amalberga: „Das habe ich ſelber gethan.“ Da faßte ſie Karl ſo grimmig mit dem Arme, daß er ihr denſelben entzwei brach, und wollte ſie zwingen, ihm zu

Willen zu ſein. Aber indem er mit ihr rang, ſank der ſchwarze Schleier von ihrem Haupte und er ſah mit Schrecken, wie all ihr langes Haar weggeſchnitten war. Da ließ er ſie und ging weg mit geändertem Herzen. Gott aber heilte ihren gebrochenen Arm wieder und befahl ihr, nach Temſche zu gehen und dort zu bleiben bis zu ihrem Tode.

Dieſem Gebote kam die fromme Jungfrau alsbald nach, und ſie lebte noch lange in Temſche und verrichtete große Wunderzeichen. Alles ſtand ihr zu Gebote, und die Thiere ſelbſt gehorchten ihrem Willen. Die Kirche zu Temſche hat ſie geſtiftet und in ihr liegt ſie begraben, und bis zum heutigen Tage wallfahrtet das Volk dahin und der Ackersmann bittet zu ihr, daß ſein Korn und ſein Weizen ſchön blühe und reife, und die Frauen flehen ſie um Gedeihen für ihren Flachs und reine Weiße für ihren Lein.

113.

Jan van den Tijden.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Fol. 9.

Jan van den Tijden war der Waffenträger von Karl dem Großen und hat ſeinen Namen davon, daß er dreihundert ein und ſechzig Jahre alt war, als er ſtarb. Dieß war nämlich im Jahre unſeres Herrn elfhundert und ein und ſechzig, und er war geboren im Jahre achthundert.

114.

Schloß Bouillon.

Aus handſchriftlichen Quellen.

Herr Gilbert von Ardennen war ein edler und tapferer Ritter. Wenige Zeit nach dem Tode Karls des Großen verirrte er ſich auf der Jagd und kam nach vielem Wandeln endlich an einen ſteilen Felſen, der ſich mit rauher Stirne aus der Mitte eines lieblichen Thales erhob; ſeinen Fuß beſpülte das Bächlein Semoy. Herr Gilbert war müde und legte ſich in das friſche Grün, um in etwa auszuruhen, als plötzlich eine wunderholde Frauenſtimme, welche ein trübes Lied ſang, an ſein Ohr ſchlug. Er erhob ſich, drang durch das von allen Seiten ihm hemmend entgegentretende Gebüſch nach dem Orte, von wo die Stimme zu kommen ſchien, und fand daſelbſt eine Jungfrau von ſeltener Schönheit, die unter Schluchzen und Seufzen mit dem langen blonden Haare ſich die Thränen trocknete, welche reichlich ihren Augen entſtrömten. Als ſie den Ritter erblickte, da hob ſie flehend ihre Hände und ſtreckte ſie gegen ihn aus. Da fragte Herr Gilbert: „Wer ſeid ihr, edle Jungfrau, und wie kommt es, daß ihr dieſe Wüſte bewohnet?“

„Sprechet leiſe“, antwortete ſie. „Ich bin Julia von Bouillon und aus der kleinen Stadt gebürtig, welche am Fuße dieſer Felſen liegt. Der Rieſe, welcher hier wohnt, der Sohn des grauſamen Ferragus, hat meinen Vater und meine Brüder getödtet und mich als ſeine Gefangene mitgeſchleppt. Oft ſchon wollte er mir Gewalt anthun, aber ich bat mit lauter Stimme zu Gott und flehte ihn um Hülfe, und dann vermochte er nichts mehr gegen mich. Alle Tage gegen Mittag überfällt ihn ein ſo tiefer Schlaf, daß nichts in der Welt ihn aufzuwecken vermöchte, und der Schlaf dauert eine ganze Stunde. Dort liegt er eben und ruhet.“

Gilbert blickte auf nach dem Gipfel des Berges und ſah den Rieſen auf dem Felſen ſchlafend, und der Rieſe ſchien ihm zum mindeſten fünfzehn Fuß in der Länge zu haben.

„Kommt, ſchöne Jungfrau“, ſprach da Gilbert und zog ſein Schwert, „ich will euch von dem Ungeheuer erlöſen.“ — „Waget das nicht“, ſprach das Mädchen, „er iſt mit einem Wappenhemde angethan, durch welches kein Schwert dringen kann.“ — „Dann ſtürze ich ihn in den Abgrund in die Semoy“, ſchrie Gilbert. — „Auch das vermöget ihr nicht“, entgegnete ſie, „denn hundert Arme bringen ihn nicht von der Stelle.“ — „Ei, dann fliehet mit mir“, fuhr Gilbert ſchnell fort, aber ſie ſeufzte: „Das kann ich ja nicht; ſehet ihr denn nicht, daß ich an den Felſen gefeſſelt bin? Wenn ihr mich aber retten wollt, dann ſteiget nieder ins Thal und gehet zum Schloſſe meines Vaters; da wird man euch das große Eiſennetz geben, welches mein Großvater den Sarazenen abnahm in den Ebenen von Tours. Damit allein können wir den Rieſen fangen.“

Als ſie noch ſo ſprach, erwachte der Rieſe mit großem Geräuſche, und Gilbert verließ die Jungfrau, das Herz voll Liebe und Sehnſucht. Er ſtieg nieder und ging in das Schloß ihres Vaters, und der Wächter gab ihm das Eiſennetz, und am andern Tage gegen Mittag kehrte er zurück und verbarg ſich in dem Gebüſche, um des Rieſen zu warten. Es dauerte nicht lange, und er kam und ging auf die Seite des Felſens und ſchnitt ſich eine Pfeife. Da rief Julia, ſo hieß die Jungfrau, den Ritter, und er gab das Netz, und ſie breitete es aus auf dem Felſen und bedeckte es mit Moos und Blumen, damit der Rieſe nichts merke. Als nun das Ungeheuer kam und die Blumen ſah, da lächelte er und dachte, die Jungfrau würde ihm nun bald zu Willen ſein. Kaum aber war er eingeſchlafen, als ſie das Netz über ihm zuzog und Gilbert zurief, den Rieſen zu binden. Solches that der Ritter, und die Jungfrau bat alsdann, daß er ſie nun löſen und nach ihres Vaters Hauſe führen möge; doch das wollte Gilbert noch nicht, denn er fürchtete, der Rieſe möge das Netz brechen. Er trat zu ihm hin und verſuchte, ihn in den Abgrund zu werfen; das konnte er aber nicht; der Rieſe erwachte über den Anſtrengungen und heulte fürchterlich, als er ſich gefangen ſah, und wollte aufſpringen und das Netz zerreißen. Das benutzte der Ritter und warf ihn hinunter in die Semoy, wo er in Stücke gebrochen ankam.

Alsdann führte Gilbert die Jungfrau zurück zu ihres Vaters Hauſe, und wenige Wochen nachher verband beide der Segen des Prieſters. An dem Orte, wo ſie einſt gefeſſelt lag, erbaute er das ſchöne Schloß Bouillon. Aus ſeinem Stamme entſproß ſpäter der edle Gottfried, welcher Jeruſalem eroberte.

115.

Gottfried von Bouillon und der Schwan.

Appendices zur Chronik des Phil. Mouſkes, ed. Reiffenberg. II, p. 701. (Extraits du Roman du chevalier au cygne et de Godefroid de Bouillon.)

Als der tapfere Herzog Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheere vor der heiligen Stadt Jeruſalem lag, da ſchaute er eines Tages gen Himmel und erblickte einen fliegenden Schwan, wie es ihm ſchien. Viermal flog derſelbe um Gottfrieds Scheitel, und als er ſo geflogen war, da erhöhte er ſich ein wenig; da flog er gen Jeruſalem hin und zu einem Thurme, wo er ſich niederließ, und das war der Thurm, durch welchen Gottfried bei dem Sturme in die Stadt drang.

116.

Frauenabend in Brüſſel.

(Variante von Nr. 90, S. 139.)

Puteanus, Brux. sept. p. 114.
Mann, Histoire de Bruxelles. I, p. 18.
Colin de Plancy, Guide de Bruxelles, revu par Marchal, p. 7 et 226.
E. Hus, La fête des dames, ou la journée du 19 janvier, fait histor. en un acte etc. Brux. 1818.
Prudens van Duyſe, Vaderlandſche Poezy. Gent 1840, I, S. 72
C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1842, S. 6.

Im Jahre 1096 zog Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen und Markgraf von Antwerpen, mit ſeinen beiden Brüdern Balduin und Euſtachius nach dem heiligen Lande. Melis von Löwen, Godevaert und Heinrich van Aſſche und viele andere Ritter und Herren folgten ihm in dieſem Zuge. Drei Jahre ſtritten ſie, bis ſie Jeruſalem eroberten; alsdann wurde ihr Herr, Gottfried von Bouillon, zum Könige der heiligen Stadt ausgerufen.

Als die frommen Krieger nun ihr Ziel erreicht hatten, da eilten ſie, um wieder nach Hauſe zu kommen. Unter ihnen befanden ſich auch viele Brüſſeler, die jedoch noch lange Zeit in der Gefangenſchaft bei den Ungläubigen ſchmachteten und ſchon todt geglaubt wurden, als am 19. Januar des Jahres elfhundert ſie auf einmal in Brüſſel erſchienen. Wie groß die Freude ihrer Frauen war, das kann man ſich leicht vorſtellen. Auch wurde kein Bier und kein Wein zur Begehung dieſer fröhlichen Feier geſpart, und am Abende hatten die Männer des

Guten ſo viel genoſſen, daß ihre Frauen ſie zu Bette tragen mußten.

Zum Andenken an die glückliche Wiederkehr und den freudigen Empfang der Kreuzritter feierte man das Feſt von da an jedes Jahr, und immer auf dieſelbe Weiſe. Die Frauen ſind an dem Tage Meiſterin, und die Männer müſſen gehorchen. Dafür aber werden die letztern von den erſtern Abends zu Bette getragen, wie dieß im Jahre 1841 auch geſchah.

117.

Der Ritter mit dem Schwan.

Hiſtorie van de wonderlyke Avonturen van den Ridder met de Swaen, genaemt Helias. Gent, van Paemele. Antwerpen, J. Thys.

In dem Königreiche Lillefort, welches in Flandern lag, lebte vor alten Zeiten ein König, der war Pirion geheißen und hatte ein böſes Weib zur Frau, und das hieß Matabruna. Dieſe ſchenkte ihm einen Sohn, den er Oriant nannte, und der wurde nach des Vaters Tode zum Könige von Lillefort gekrönt.

Es geſchah aber zu einer Zeit, daß König Oriant mit ſeinen Herren zur Jagd ritt und daſelbſt einen Hirſch ſah. Dieſen verfolgte er lange; zuletzt kam der Hirſch an einen Bach und ſprang da hinein, und war alſo frei vor dem Könige. Als Oriant dieß ſah, kehrte er um und kam an eine Quelle, wo er von ſeinem Pferde ſtieg und unter einem Baume ſaß, um auszuruhen. Indem er nun da ſaß, kam eine ſchöne und edle Magd mit vier Dienerinnen und einem Ritter und zwei Knechten, und die ſprach zu Oriant, der ſeine Hunde bei ſich hatte: „Herr, warum jaget ihr in meiner Herrlichkeit und wer hat euch Urlaub dazu gegeben? Ich habe wohl geſehen, wie der Hirſch, den ihr verfolgtet, euch entging und ins Waſſer ſprang. Hättet ihr ihn aber auch gefangen, er wäre nicht euer geweſen, und ich will, daß ihr euch von hier entfernet.“

Als Herr Oriant die ſchöne Beatrix ſo weislich ſprechen hörte, gedachte er, ſie zu ſeiner Frau zu nehmen, und ſprach ſanfter Weiſe: „Schöne Jungfrau, ich thäte nicht gerne wider euren Willen; aber ich mag hier wohl jagen, denn ich bin Oriant, König von Lillefort, und alles hier herum iſt mir zu Dienſt verpflichtet.“ Als der Ritter Samari ſolche Rede hörte, ſprang er von ſeinem Pferde, fiel auf die Kniee nieder und grüßte den König und ſprach: „Herr König, vergebet meiner Herrin, was ſie gegen euch gefehlt, denn ſie kannte euch nicht und ſieht nun ihren Fehler wohl ein.“ — „Es iſt ſchon vergeben“, antwortete der König, „aber ſie muß es büßen.“ Und darauf wendete er ſich zu ihr und ſprach: „Schöne Jungfrau, wollet ihr meine Braut ſein, ſo will ich euch krönen als Königin von Lillefort.“ Und als er das beſchworen hatte und mit Eiden befeſtigt, da führte er die ſchöne Beatrix mit ſich nach ſeinem Pallaſt, und daſelbſt wurde die Heirath mit großer Pracht und Freude gefeiert.

Als Matabruna davon gehört hatte, daß Oriant die fremde Jungfrau, die er auf der Jagd angetroffen, zur Frau nehmen wollte, da ging ſie zu ihm hin mit grimmem Muthe. Oriant aber lachte, als er ſie kommen ſah, und ſprach: „Freuet euch, denn ich habe die ſchönſte Frau gefunden, die je auf Erden lebte!“ Matabruna antwortete erzürnt: „Lieber Sohn, ihr macht mir großen Verdruß, daß ihr, der ihr die mächtigſte Frau der Welt zur Ehe haben könntet, ein einfaches Mädchen heirathet.“ Aber Oriant beſtand darauf, und die böſe Mutter ſchien auch zufrieden, wiewohl ſie im Herzen viel Arges gegen Beatrix ſann.

Als Oriant nun ſchon eine Zeitlang ſich der Liebe der ſchönen Beatrix erfreut hatte, wurde dieſe ſchwanger. Zur ſelben Zeit fiel der Feind in das Land Lillefort ein, und der König mußte mit ſeinen Rittern zu Felde ziehen. Er ließ darum ſeine Mutter rufen und befahl der die ſchöne Beatrix an, daß ſie Sorge für dieſelbe trüge, welches ſie auch gelobte, und dann nahm er mit vielen Thränen von ſeinem Gemahel Abſchied.

Kaum aber war der König fort, als Matabruna ſchon begann, ihre böſen Rathſchläge ins Werk zu ſetzen. Sie ließ die Wehmutter rufen und ſich von der ſchwören, nichts zu ſagen von dem, was ſie ihr mittheilen wolle. Und als die Wehmutter ſolches gethan hatte, da ſprach ſie: „Ihr wißt wohl, welch ein Schade dem Lande durch meines Sohnes Heirath erwachſen iſt, darum möchte ich ihn ſeiner Frau abwendig machen, welches ſehr wohl geht, da dieſe jetzt ſchwanger iſt.“ Darauf antwortete die Wehmutter: „Dünkt es euch gut, ſo will ich das Kind tödten.“ — „Das iſt mir nicht genug“, entgegnete Matabruna, „Beatrix iſt ſehr dick, darum wird ſie wohl Zwillinge gebären, und ihr ſollet dieſelben weg thun und ihr zwei junge Hunde dafür zeigen. Ich will alsdann die Kinder einem geben, der ſie fortbringen ſoll, daß man nichts mehr von ihnen hört.“ Deß war die Wehmutter zufrieden und verſprach, alſo zu thun.

Als die Zeit nun erfüllt war, daß Beatrix gebären ſollte, da hielten die argen Weiber zwei junge Hunde bereit. Statt der zwei Kinder, welche ſie erwartet hatten, gebar Beatrix auf einmal ſieben, ſechs Söhne und eine Tochter, und die trugen alle ſilberne Ketten um den Hals zum Beweiſe der Edelheit der Mutter. Das ſtörte Matabruna jedoch nicht; ſie nahm vielmehr, wie ſie früher ſchon abgeſprochen, ſieben junge Hunde und ließ dieſe an die Stelle der Kinder legen, und die Wehmutter ſchrie mit lauter Stimme: „O Königin, was iſt mit euch geſchehen! Ihr habt ſieben junge Hunde geboren!“ Da kam auch Matabruna zugelaufen und that ſehr erſchrocken und ſprach: „Thuet die Thiere weg und begrabet ſie, damit der König in ſeiner Ehre bleibe und daß keiner davon ſpreche.“ Beatrix lag während dem ganz ſchwach da und ohne Sinnen; als ſie aber wieder aufwachte, da trat Matabruna zu ihr und verwies ihr mit harten Worten, daß ſie die ſieben Hunde geboren habe. Und als Beatrix dieſelben ſehen wollte, brachte man ſie ihr, und ſie war aus ganzem Herzen betrübt, weil ſie glaubte, daß nun der König ihr ſeine Liebe entziehen und ſie tödten würde. Die Wehmutter tröſtete ſie mit heuchleriſchen Worten und ſprach, der König ſolle nichts davon wiſſen; doch Beatrix ließ ſich nicht tröſten und meinte ſterben zu müſſen vor Jammer und Leid.

Matabruna rief inzwiſchen ihren Diener zu ſich, welcher Markus hieß, und ſprach: „Freund, ihr ſollt mir einen Dienſt thun, aber ihr müſſet das heimlich halten. Die Königin hat ſechs Söhne und eine Tochter geboren, und die tragen alle ſilberne Ketten um ihren Hals zum Zeichen, daß ſie dereinſt große Diebe und Mörder werden. Darum muß man ſie tödten, damit ſie dem König ſpäter keine Schande bringen, und das ſollet ihr nun thun, denn die Königin meint, ſie habe ſieben junge Hunde geboren.“ Markus verſprach, ihren Willen zu vollziehen, nahm die ſieben Kinder in ſeinen Mantel, ſaß zu Pferde und ritt in den Wald. Dort ſtieg er ab von dem Pferde und legte die Kinder auf den Mantel. Als er aber ſah, wie ſie ſo ſchön waren, durchdrang ihn inniges Mitleiden und er beſchloß, ſie leben zu laſſen, und umarmte und küßte ſie mit vielen Thränen und ritt wieder gen Lillefort, wo er Matabrunen ſagte, er habe die Kinder getödtet, und dieſe war gar froh darüber und beſchloß nun, auch an dem Tod der Frau Beatrix zu wirken.

Als die Kinder nun jämmerlich weinend in dem Walde lagen, da hörte das ein alter Mann, der nahebei wohnte, und als der zu ihnen kam und ſie ſo verlaſſen da liegen ſah, da ſprangen ihm die hellen Thränen aus den Augen, und er wickelte ſie in ſeinen Mantel und nahm ſie mit in ſeine Hütte. Daſelbſt angekommen, wollte er ſie wärmen und ſpeiſen nach ſeiner Macht, aber das war nicht nöthig, denn Gott ſandte eine weiße Geiß in die Hütte, welche ſich mit ihren Zitzen zu den Kindern wandte und ſie daran ſaugen ließ, und das dauerte alſo lange, bis die Kinder groß waren und mit der Geiß in den Buſch liefen. Da machte ihnen Helias Kleider von Blättern und zog ihnen dieſe an, damit ſie ihre Scham bedeckten.

König Oriant hatte inzwiſchen all ſeine Feinde beſiegt und zog nach Hauſe, denn er trug großes Verlangen, zu wiſſen, wie es mit ſeiner lieben Frau ſtände. Als Matabruna hörte, daß er kommen werde, eilte ſie ihm entgegen, und als ſie bei ihm war, da begann ſie zu weinen und ſprach: „Ach lieber Sohn, ich bin gar froh, daß ihr wieder hier ſeid, aber mein Herz iſt voll Druck über eure Frau.“ Darob erſchrak der König zum höchſten und fragte, was ihr denn begegnet, ob Beatrix todt ſei, und anderes, und Matabruna erwiederte: „Nein, ſie iſt nicht todt, aber der Vorfall mit ihr iſt ſo ſchändlich, daß ich es nicht ſagen mag.“ Da drang der König in ſie und wollte es wiſſen, und Matabruna erzählte, daß Beatrix ſieben junger Hunde geneſen wäre, und nahm die Wehmutter zur Zeugin. Das betrübte Oriant über die Maßen, und er ging mit einem Ritter allein in eine Kammer und weinte bitterlich, bis er von all dem Kummer und Leid abgemattet in Schlaf fiel. Und die edle Frau

Beatrix war in einer andern Kammer und nicht minder betrübt; und es kam ein Schildknappe zu ihr und ſagte ihr, wie der König gekommen ſei und Matabruna ihm alles geſagt habe.

Am andern Tage verſammelte König Oriant ſeinen Rath, Geiſtliche und Weltliche, und er ſprach: „Ich habe euch hierhin kommen laſſen, um zu wiſſen, was ich mit meiner Königin thun ſoll“; und alsdann trug er allen die ganze Sache vor. Da erhob ſich ein weiſer Mann und wandte ſich zum Könige mit dieſen Worten: „Herr König! Auf euren Wunſch will ich euch im Namen all dieſer Herren antworten und euch ſagen, was uns gut dünkt. Ihr ſollet die Königin nicht tödten, ſondern ſie bewahren an einem ehrlichen Orte und Gott das Gericht überlaſſen. Der wird die Wahrheit offenbar machen.“ Dieſer Rath tröſtete den König gar ſehr, denn er liebte Beatrix aus ganzem Herzen; und er befolgte ihn auch, obgleich ein böſer Ritter noch aufgeſtanden war und auf die Verbrennung der Königin angetragen hatte. Und Beatrix wurde von zwei Rittern in eine Kammer geführt und daſelbſt ehrlich bedient.

Der alte Mann trug noch immer treue Sorge für die Kinder; vor allem gefiel ihm einer von den Knaben, den er auch nach ſeinem Namen Helias nannte. Es geſchah aber zu einer Zeit, daß ein Jäger Matabruna's, der Savari hieß, in den Wald kam und die Kinder mit ihren ſilbernen Ketten um den Hals fand, als ſie gerade Aepfel zu ihrem Brote aßen. Und der Jäger fand groß Gefallen an den Kindern und folgte ihnen in die Hütte, um zu wiſſen, wer ſie wären. Als der alte Mann den Jäger ſah, fürchtete er, den Kindern möge ein Leides geſchehen, aber der Jäger ſprach, da habe er nicht daran gedacht, und da erzählte ihm der alte Mann, wie er die Kinder gefunden und aufgezogen habe.

Darob war der Jäger höchlich erſtaunt, und als er nach Hauſe kam, erzählte er Matabrunen alles. Dieſe böſe Frau erkannte alsbald, daß das die Kinder Oriants waren, darum befahl ſie dem Jäger und drohte ihm, wenn er die Kinder nicht alsbald tödten werde, dann wolle ſie ihn ſelber tödten. Erſchrocken ſprach der Jäger, er wolle es thun, worauf Matabruna wieder ruhig wurde und nun zu dem ging, der die Kinder in den Wald getragen hatte, und dem ließ ſie beide Augen ausſtechen.

Der Jäger Savari nahm noch ſieben Männer zu ſich und zog mit ihnen aus, um die Kinder zu tödten. Auf dem Wege kamen ſie in ein Dorf, wo eine große Menge Volkes verſammelt war. Da fragte der Jäger, was das zu bedeuten habe, und er bekam die Antwort, es werde eben eine Frau verbrannt, weil ſie ihr Kind ermordet hätte. Das ging Savari zu Herzen und er ſprach zu ſeinen Geſellen: „Sehet da einen Spiegel für uns; dieſe Frau wird verbrannt, weil ſie ein Kind getödtet, und wir ſollen ſieben tödten." Und die andern ſprachen: „Nein, wir wollen ſie nicht tödten, ſondern ihnen nur ihre Ketten abthun und dieſe zu Matabruna bringen, als ein Zeichen des Todes der Kinder." Alsdann gingen ſie in den Wald und kamen an die Hütte, aber da fanden ſie nur ſechs Kinder, denn der alte Mann hatte das ſiebente mit ſich in das Dorf genommen, um Brot zu holen, und die Kinder ſchrieen jämmerlich vor Furcht und Angſt. Da ſprach aber Savari: „Seid ſtille, liebe Kinder, wir wollen euch nichts zu Leide thun", und er nahm ihnen die Ketten von dem Halſe; aber das war kaum geſchehen, als die Kinder in weiße Schwäne verwandelt wurden und in die Luft flogen und wunderbar wehmüthig riefen und ſchrieen. Darob erſchrak Savari mit ſeinen Geſellen dermaßen, daß ſie in Ohnmacht fielen, und als ſie ſich wieder erholten, bebten ſie noch vor

Schrecken und ſprachen: „Laßt uns ſchnell von hier gehen, denn wir haben ſchon zu lange verzogen; die ſechs Ketten wollen wir Matabruna bringen und ſagen, wir hätten die ſiebente verloren.“

Als ſie aber Matabrunen nur ſechs Ketten brachten, wurde dieſe gar zornig und war auch nicht eher zufrieden, als bis ſie ſich erboten, ihr den Werth der ſiebenten zu bezahlen, welches ſie auch thaten. Dann ſandte das arge Weib die Ketten zu einem Goldſchmiede, damit der einen Pokal daraus mache. Als der Goldſchmied eine Kette ins Feuer gelegt hatte, um zu probiren, ob es gut Silber wäre, wurde ſie ſo ſchwer, daß ſie mehr wog, als alle die andern Ketten zuſammen. Darum gab er die übrigen ſeiner Frau in Verwahr und machte aus der einen zwei ſilberne Becher, und brachte einen Matabrunen und hielt den andern für ſich.

Inzwiſchen war der alte Mann mit Helias nach Hauſe gekommen, und ſie hatten die ſechs Kinder geſucht und konnten ſie nicht finden. Am andern Morgen kam Helias an den Weiher, wo ſie als Schwäne ſchwammen, und er verwunderte ſich ſehr, daß die Schwäne auf ihn zukamen, und gab ihnen Brot, und ſie fraßen das und ließen ſich von ihm ſtreicheln. Und alſo that er alle Tage fortan, und kam nicht in den Buſch, ohne an den Weiher zu gehen.

Gott erhörte aber das Gebet der armen Mutter Beatrix und ließ dem alten Manne verkünden, daß die ſechs Knaben und das Mädchen König Oriants Kinder wären, und auch, wie ſechs der Kinder verwandelt worden. Da rief der Mann alsbald Helias zu ſich und erzählte ihm alles, und Helias nahm Urlaub von ihm, und befahl ihm, der Schwäne nur ſorglich zu pflegen; dann ging er zu dem Könige, gekleidet in Blätter, mit bloßen Füßen und barhaupts und einen Stock in der

Hand tragend, um ſeiner lieben Mutter Recht und Unſchuld zu vertheidigen.

Die Feinde der unglückſeligen Beatrix hatten dem Könige inzwiſchen zugeredet, daß er ein Urtheil über ſie fällen und ſie hinrichten laſſen ſolle. Und eines Tages wurde Beatrix aus ihrem Gefängniſſe geholt und vor Oriant geführt, damit ſie ſich in ſeiner Gegenwart vertheidigen könne; denn ein falſcher Ritter hatte auf Matabrunens Anſtiften neue Klagen gegen ſie erhoben. Als Beatrix nun in den Saal kam, da grüßte ſie den König demüthig und fiel auf ihre Kniee und bat ſo flehentlich um Gnade, daß ein jeder, und beſonders der König, tiefes Mitleiden mit ihr trug. Da fragte Oriant den falſchen Ritter, weß er ſie beſchuldige, und der Ritter ſprach, ſie habe ihm Gift geben wollen, um damit den König und Matabruna zu tödten. Da erhob ſich der König und ſprach: „Frau, ihr werdet hier ſchwer beſchuldigt; was ſagt ihr dazu? Sprecht die Wahrheit, und ſeid ihr ſchuldig, ihr ſollt eines ſchandvollen Todes ſterben, wenn niemand euer Recht ſchirmt.“ Beatrix fiel aber auf ihre Kniee nieder und ſprach: „Lieber Herr, ich weiß, daß ich niemand finde, der ſolches thut; jedoch ſchwöre ich euch und all den Herren, daß ich ſolches nie gedacht habe, ſo wahr wie Gott allmächtig iſt; ich überlaſſe dem auch die Rache über meine Feinde.“

Wie nun das Todesurtheil geſprochen werden ſollte, kam eben der junge Helias mit ſeinem Stocke in des Königes Hof, und ein Mann trat ihm entgegen und fragte ihn, was er wolle. „Ich ſuche den falſchen Ritter Markus“, ſprach Helias. „Das bin ich“, antwortete der Mann ſpottend, und Helias erhob ſeinen Stock und ſchlug ihn todt. Da kam ein anderer Diener und wollte ihn faſſen, aber Helias wehrte ſich und rief: „Laſſet mich, denn ich ruhe nicht, bis ich den falſchen Ritter

Markus getödtet, der meine Mutter mit Unrecht beſchuldigt." Als das einer der Knechte hörte, flüſterte er Helias zu, daß Markus eben im Saale ſei und Beatrix um vieles anklage, daß man ſolches aber nicht von der Königin glaube, weil ſie eine gar liebe Frau ſei. Und als Helias den Mann ſo ſprechen hörte, umarmte er ihn, und der Knecht führte ihn in den Saal, wo manch bedrücktes Herz um Beatrix ſeufzte. Und Helias trat in dem Saale vor den König, der ihn alsbald fragte, was er ſuche. „Ich ſuche Markus", ſprach Helias. Da wies man ihm den falſchen Ritter, und er ſprang auf denſelben zu und rief: „Du falſcher Verräther, ich fordere dich zum Kampfe und du ſollſt es mit mir zu thun haben"; und mit den Worten gab er ihm einen ſolchen Schlag mit der Fauſt, daß Markus zur Erde ſtürzte, und Helias hätte ihm den Hals abgeſchnitten, wären nicht die anderen Ritter hinzugeeilt und hätten die beiden getrennt. Und als der König das ſah, ſprach er zu Helias: „Wer macht dich ſo kühn in meiner Gegenwart?" Darauf antwortete der Jüngling: „Herr, ich bin hierhin gekommen, um euch die Wahrheit zu ſagen von allem, was vorgegangen iſt." — „Thue das", antwortete der König, und Helias fuhr fort: „Meine liebe Mutter, nun höret auf, zu jammern und zu weinen, denn ich will euch wieder zu Freuden helfen." Als der König dieſe Worte hörte, war er ſehr erſtaunt; und Helias wandte ſich nun auch zu ihm und ſprach: „Herr, ihr ſollet wiſſen, daß es einzig eure Mutter Matabruna iſt, die meiner Mutter ſo großes Leid angethan." Und alsdann erzählte er dem Könige alles von Anfang bis zu Ende, und erbot ſich auch, als Gefangener am Hofe zu bleiben, bis die Wahrheit davon durch Zeugen bekräftigt ſein würde. Da verwunderte ſich der König noch mehr und fragte Beatrix: „Sagt mir, was denket ihr davon?“ Und Beatrix antwortete: „Herr, davon weiß ich nichts; denn als ich gebar, war ich voll Pein und wußte von nichts. Hat eure Mutter wohl oder übel gethan, das wird ſich finden; ich gebe es in Gottes und dieſes Jünglings Hände, für meine Ehre zu ſtreiten, und bitte euch, ihm zu geben, was er zum Kampfe nöthig hat.“

Darnach wurde die Königin in eine ſchöne Kammer geführt und der König begab ſich zu ſeiner Mutter Matabruna, der er alles erzählte. Sie veränderte ihre Farbe, als ſie das hörte, meinte jedoch ihre Falſchheit noch mit glatten Worten bedecken zu können; aber der König achtete nicht darauf und ging weg und gebot, Markus gefangen zu nehmen. Dann ließ er noch einen ſchönen Harniſch für Helias machen und zog darauf, wie zur Jagd, ging aber heimlich in den Wald zu dem alten Manne, um von dieſem die Wahrheit der Ausſagen des Jünglings zu hören. Der alte Mann erzählte ihm alles auf dieſelbe Weiſe, und der König war ſehr betrübt um des Unrechtes willen, welches er Beatrix angethan hatte.

Als er nun wieder nach Hauſe kam, ſetzte er die Königin auf der Stelle in Freiheit und ließ Matabruna dafür gefangen ſetzen und ſie von vier Dienern bewachen. Dann ließ er Markus vor ſich bringen, damit derſelbe gegen Helias kämpfe; und Markus war gar bangen Muthes, als er in die Schranken ritt; doch wollte er das nicht blicken laſſen und ſchrie Helias mit lauter Stimme zu: „Komm nur her, du thörichter Jüngling; es wird ſich ſchon ausweiſen, was du gegen mich vermagſt.“ Helias antwortete: „O, du falſcher Verräther, ich bin froh, daß ich gegen dich ſtreiten kann, um meine Mutter zu rächen und deren Ehre zu ſchirmen!“ Und damit ritten ſie gegen einander los und Helias ſtieß den falſchen Ritter nebſt ſeinem Pferde zu Boden, worüber derſelbe höchlich erſtaunt war und ſprach: „Ach, Jüngling, willſt du dich alſo zeigen, dann ſollſt du die Kraft meines Armes fühlen.“ Darauf entgegnete Helias: „Kommt nur wacker heran, ich fürchte euch nicht.“ Wie nun Helias ſeine Lanze in etwa ſenkte, meinte Markus, ihn verrätheriſch faſſen zu können und verwundete ihn an einer Stelle, wo er nicht bedeckt war, ſo daß Blut floß. Das ganze Volk erſchrak ob dieſes Stiches, aber Gott verließ Helias nicht. Als der ſein Blut fließen ſah, wurde er vielmehr noch muthiger und rief Markus zu: „O, du falſcher Verräther, war es dir nicht genug, meine Mutter zu verrathen? Willſt du mich auch noch verrathen? Ich will's dir aber lohnen mit Gottes Hülfe!“ Da ritten ſie zum andern Male gegen einander und Helias ſtach ihm den Helm vom Haupte, nahm dann ſein Schwert und ſchlug ihn ſo, daß er kein Glied mehr rühren mochte, und hieb ihm darauf den rechten Arm ab. Als der Verräther ſich alſo überwunden ſah, übergab er ſich in Helias Hände und ſprach: „O, Jüngling, du haſt mich überwunden, ich übergebe mich, ſage mir, wer du biſt.“ Da ſagte Helias: „Ich bin König Oriants und der getreuen Königin Beatrix Sohn und muß euch todt ſehen, ehe ich die Schranken verlaſſe.“ Darauf entgegnete Markus: „Laß mich leben und nimm mich gefangen, damit ich alles bekenne und den Goldſchmied holen laſſe, der die Ketten hat.“ Während er noch ſo ſprach, kamen die Kampfrichter und erkannten Helias den Sieg zu. Der aber befahl ihnen, zur Stunde König Oriant rufen zu laſſen und Beatrix und alle Herren, und als das geſchehen war, da erzählte Markus alles, wie es ſich zugetragen hatte, und als er geendet hatte, da umarmte der König ſeine liebe Frau und bat ſie mit vielen Thränen um Vergebung. Darauf zogen ſie alle nach dem Pallaſte und dankten Gott für den Sieg des

Helias; der falſche Ritter wurde aber mit den Beinen an dem Galgen aufgehängt.

Nachdem dieß geſchehen und noch große Feſte und Turniere gehalten worden waren, ließ der König Matabrunens Goldſchmied zu ſich entbieten, um die Wahrheit zu erfahren über die ſilbernen Ketten. Da brachte der Goldſchmied die fünf Ketten und den Becher, und erzählte dem Könige, wie es ihm mit der einen Kette gegangen; und als er damit geendet hatte, ſprach der König: „Ihr ſprecht als ein getreuer Mann, darum iſt euch alles vergeben.“ Und der König und die Königin nahmen die Ketten und küßten dieſelben und klagten um ihre Kinder, daß ſie in Schwäne verwandelt wären. Da kam Markus, dem Matabruna die Augen hatte ausſtechen laſſen, und Oriant fragte, woher er an die Blindheit gekommen wäre, und Markus ſagte dem Könige von den Kindern, wie er ſie in den Wald getragen hätte. Als Matabruna dieß alles erfuhr, da gab ſie den Knechten, welche ſie bewachen mußten, ſo viel zu trinken, daß ſie in Schlaf fielen, und flüchtete alsdann auf ein feſtes Schloß, wo ſie vor allen ſicher zu ſein gedachte. Die Knechte wurden aber hart geſtraft.

Helias hatte erfahren, daß der König die fünf Ketten habe, und er ging zu ihm und bat um die Ketten und ſchwur, er wolle nicht ruhen noch raſten, bis er ſeine Brüder und ſeine Schweſter wiedergefunden habe. Er hatte aber kaum dieſe Worte geſprochen, als man ihm meldete, daß ſechs ſchöne weiße Schwäne aus dem Walde gekommen ſeien und ſich in den Schloßgraben niedergeſetzt hätten. Und Helias rief dem Könige und der Königin, und ſie gingen an den Schloßgraben; als die Schwäne Helias ſahen, ſchlugen ſie vor Freude mit den Flügeln und er ſtrich ſie über ihre Federn. Da zeigte er ihnen die Ketten, und als ſie dieſe ſahen, drängten ſie ſich alle vor ihn, und er hing fünf von den Schwänen jedem eine ſilberne Kette um den Hals, und zur Stunde wurden ſie in menſchliche Geſtalt verwandelt und liefen zu ihren lieben Eltern, um ſie zu küſſen und zu herzen. Als der letzte Schwan aber ſah, daß keine Kette mehr übrig war, da wurde er ſehr betrübt und wollte ſich vor Leidweſen alle Federn aus den Flügeln ziehen, und Helias weinte mit ihm und ſuchte ihn zu tröſten und der Schwan beugte wie dankend ſeinen Kopf. Da war nun große Freude an dem Hofe, und König Oriant ließ all ſeine Ritter und Herren zuſammenkommen und übertrug ſeinem Sohne Helias das Reich, und ließ ihm auch frei, welche Rache er an Matabruna nehmen wolle. Helias aber beſtürmte das Schloß, wohin ſie geflüchtet war, und nahm ſie gefangen und ließ ſie lebendig verbrennen.

Als Helias das Königreich Lillefort ſchon lange in Ruhe und Frieden regiert hatte, ſah er eines Morgens am Fenſter heraus und erblickte den Schwan, ſeinen Bruder, welcher ein Schifflein zog. Helias erkannte, daß dieß ein Zeichen von Gott war, und ließ ſich ſeinen Harniſch und ſeinen ſilbernen Schild bringen und nahm Urlaub von ſeinen Eltern und Freunden und ſtieg in das Schiff. Darob war der Schwan gar erfreut und ſchlug mit den Flügeln und zog mit dem Schifflein fort, ſo daß ſie in kurzer Zeit ferne von Lillefort waren.

Zu dieſer Zeit hielt Kaiſer Otto der Erſte von Deutſchland eine Reichsverſammlung in der Stadt Nymwegen, und der Graf von Ardennen klagte daſelbſt gegen die Herzogin von Billoen, deren Erbe er unrechtfertig nehmen wollte, und ſprach große Falſchheit von ihr, wie ſie ihren Mann vergiftet hätte und während derſelbe drei Jahre über See geweſen, eine uneheliche Tochter geboren wodurch das Land von Billoen nun an ihn, den Herzog von Ardennen, verfallen ſei. Der Kaiſer ſprach: „Frau, das ſind ſchwere Klagen, und könnet ihr eure Unſchuld nicht beweiſen, ſo müſſet ihr ſterben.“ Und der Herzog von Ardennen fuhr fort und ſagte: „Herr Kaiſer, zum Beweis der Wahrheit werfe ich meinen Handſchuh hin und will mit jedem kämpfen, wer das auch ſei.“ Als der Kaiſer das hörte, befahl er der Herzogin, ſich einen Ritter zu ſuchen, der für ſie kämpfe, und die gute Frau blickte nach allen Seiten um, aber ſie fand niemand.

Da hörte man plötzlich helle Horntöne vom Rheine her klingen, und der Kaiſer lief mit allen, die verſammelt waren, an ein Fenſter und ſahen den Schwan mit dem Schifflein, in welchem Helias gewappnet ſtand, gleichwie einem guten Ritter gebührt. Und der Kaiſer erſtaunte höchlich, als der Schwan wieder mit dem Schifflein fortzog, nachdem Helias ausgeſtiegen war, und ließ den Ritter vor ſich kommen. Auch die Herzogin hatte das alles geſehen und ſie fühlte ſich getröſtet in ihrem Herzen und ſprach zu ihrer Tochter: „Dieſe Nacht träumte mir, ich dinge gegen den Grafen und ich werde verurtheilt, um verbrannt zu werden. Da kam aber ein Schwan und brachte Waſſer, das Feuer zu löſchen, und aus dem Waſſer ſprang ein Fiſch, vor dem jeder bebte; darum glaube ich, daß dieſer Ritter mich erlöſen ſoll.“

Als Helias vor den Kaiſer kam, grüßte er ihn höflich, und der Kaiſer that deßgleichen und fragte ihn alsdann, wer er ſei und woher er käme, und Helias antwortete: „Ich bin ein armer Ritter und ziehe aus auf Abentheuer, und ich will euch treulich dienen, wenn ihr mein bedürft.“ Darauf entgegnete der Kaiſer alſo: „Seid ihr ein Ritter, der Abentheuer ſucht, ſo habt ihr hier eins gefunden und könnet für die Ehre der Herzogin von Billoen ſtreiten, welche ſchweren Fehles beſchuldigt iſt.“ Da wandte Helias ſich um und ſah nach der

Herzogin, und ſie ſchien ihm eine ehrbare Frau; als er aber ihre ſchöne Tochter erblickte, da wurde er von Liebe gegen dieſelbe entzündet. Und er bat den Kaiſer, mit der Herzogin allein ſprechen zu können; das bewilligte der Kaiſer gerne. Helias fragte ſie, ob ſie unſchuldig oder ſchuldig ſei, und die Herzogin antwortete mit feſter Stimme: „Nein, ich bin unſchuldig.“ Da ſprach Helias: „Frau, dann habet ihr einen Kämpfer gefunden, ich will eure Ehre ſchirmen.“

Da trat Helias, der Schwanritter, wieder vor den Kaiſer und ſagte: „Herr Kaiſer, laſſet nun den in die Schranken kommen, der dieſe Frau beſchuldigt, um ihren Tod zu ſehen, denn ich bin bereit, gegen ihn zu fechten.“ Als er ſolches geſprochen hatte, kam der Graf und antwortete: „Freund, was wollet ihr? Ihr zeigt euch gar muthig für eine Sache, die euch nichts angeht.“ Helias aber erwiederte: „Da liegt mein Handſchuh, den ich euch liefere um der Ehre Gottes und dieſer edeln Frau und meiner Ehre willen, und ihr ſollt heute ſehen, was ein Ritter von Abentheuern vermag.“ Da nahm der Graf den Handſchuh, und der Kaiſer fragte, wann ſie kämpfen wollten, und Helias begehrte es noch am ſelben Tage zu thun. Nun wurden die Schranken ſchnelle bereitet und Helias kam in ſeinem Panzer und mit dem ſilbernen Schilde, und der Graf mit nicht minder guten Waffen; der Kaiſer mit ſeinen Herren und die Herzogin mit ihrer Tochter und eine zahlloſe Menge Volkes ſchauten zu. Die beiden edeln Frauen baten in ihrem Herzen zu Gott, daß er ihres Kämpen Waffen ſegnen wolle, und ſie hatten groß Vertrauen, weil ihre Sache gerecht war.

So ritten die beiden Ritter gegen einander, daß ihre Lanzen brachen; da kämpften ſie mit ihren guten Schwerten und Helias ſchlug alſo zu, daß der Graf ſich nicht mehr ſeiner zu erwehren wußte und rief: „O, edler

Schwanritter, machet Friede mit mir, auf daß ich zu meinem Vorhaben komme, und ich gebe euch meine Tochter und das fruchtbare Land von Ardennen.“ Solche Rede entrüſtete Helias und er ſprach: „Meinet ihr, ich ſollte euch in eurem Verrathe nachfolgen? Lieber ließ ich mir Glied für Glied abſchneiden; darum ſprechet nicht mehr davon, denn ich ſchwöre euch, daß ich euch keine Gnade gebe, und euch zum Trotze der Herzogin Tochter eheliche.“ Darob erzürnte der Graf und ſchlug Helias alſo auf den Arm, daß ihm das Schwert entfiel, aber Helias ſprang ſchnell vom Pferde und faßte den Graf und brach ihm den Schild vom Halſe und entriß ihm ſein Schwert. Nun flehte der Graf um Gnade, aber Helias hörte nicht darauf, ſondern nahm ſein Schwert und ſchlug ihm den Hals ab.

Als Helias nun ſeinen Gegner überwunden hatte, trat er vor den Kaiſer, der ihn herrlich empfing, und die Herzogin kam mit ihrer Tochter zu ihm und dankte und ſprach: „Herr, ihr habt mir mein Land zurückgegeben, ich ſchenke es euch hinwiederum und meine Tochter dazu.“ Deß war Helias ſehr zufrieden, und am andern Tage ward die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Als die Feſte vierzehn Tage gedauert hatten, nahm der neue Herzog Urlaub von dem Kaiſer und leiſtete ihm den Lehenseid und verzog mit ſeiner Frau nach Billeen, wo er bald ankam und mit großer Freude empfangen wurde, nachdem er ſich unterwegs noch gegen die Freunde und Magen des Grafen ritterlich vertheidigt hatte. Kurz nachher wurde ſeine Frau ſchwanger, und als ihre Zeit kam, gebar ſie eine Tochter, die er Ida hieß, und die wuchs auf in großer Tugend und wurde ſpäter Mutter des edeln Prinzen Gottfried und deſſelben Brüder Balduin und Euſtachius.

Eines Tages ritt die Herzogin mit ihrem Manne zum Spiele und ſie fragte ihn, aus welchem Lande er wäre und welche Freunde und Magen er hätte. Er wollte ihr aber nicht antworten und gebot ihr, ſolche Frage nicht zu wiederholen, anders müſſe er ſich von ihr trennen. Da ſprach ſie nicht mehr, und beide lebten in großer Eintracht ſechs Jahre lang.

Da begann die Herzogin langſam des Gebotes zu vergeſſen, und als ſie eines Tages mit Helias allein war, ſprach ſie zu ihm: „Herr, ich möchte doch gerne wiſſen, welcher Abkunft Ihr ſeid.“ Helias betrübte ſich ſehr ob der Frage und rief in wehem Muthe: „Ich habe euch geſagt, daß ihr dieſes nimmermehr erfahren würdet und nicht darum fragen ſolltet; nun muß ich euch verlaſſen, und morgen ſchon gehe ich nach Nymwegen und nehme Urlaub vom Kaiſer.“ Da weinte die Herzogin helle Thränen und ſie rief ihre Tochter, damit dieſe mit ihr den Vater bitte, zu bleiben. Aber Helias ſprach, das könne nicht ſein, und verſammelte ſeine Herren und befahl dieſen die beiden Frauen, die Herzogin und ihre Tochter, nebſt dem ganzen Lande von Billoen. Noch ſprach er, als der Schwan ſchon kam und ein großes Geräuſch machte, als ob er Helias riefe. Dieſer nahm nochmals herzlichen Abſchied von allen und ſtieg, von den Thränen der ganzen Einwohnerſchaft gefolgt, in das Schifflein, welches der Schwan alsbald fortzog.

Die Herzogin und ihre Tochter eilten dem Schwanritter aber vor und kamen eher nach Nymwegen, als er. Dort erzählten ſie dem Kaiſer alles und baten ihn um Fürſprache und Beiſtand. Als ſie noch ſprachen, tönte Helias Horn vom Rheine her und bald darauf erſchien er ſelbſt in dem Saale des Kaiſers. Wie ſehr aber dieſer auch bat, daß er doch bei der Herzogin bleiben und ſeine ſchöne Tochter nicht verlaſſen wolle, alles war vergebens. Helias bat nur um Schutz und Schirm für die beiden

Frauen und ſtieg, nachdem der Kaiſer ihm ſolchen verſichert, wieder in ſein Schiff. Der Schwan ſchlug fröhlich mit den Flügeln, als er ihn ſah, und bald waren beide in Lillefort.

König Oriant ſaß gerade mit der Königin und den fünf Kindern an der Tafel, als das Schifflein anlangte. Auf die frohen Horntöne, die Helias erſchallen ließ, ſprangen alle an die Fenſter des Pallaſtes und, als ſie die beiden Brüder ſchauten, hinunter, um dieſelben zu empfangen und zu umarmen und zu küſſen. Die Mutter fragte aber alsbald: „Wo biſt du ſo lange geweſen, mein Sohn?“ und Helias erwiederte: „Mutter, das will ich euch zu einer andern Zeit ſagen.“ Da fragte ſie weiter: „Wo iſt denn der Schwan, mein Sohn?“ und Helias antwortete: „Er iſt im Waſſer geblieben.“ Da ſprach die Mutter: „Mir träumte dieſe Nacht, der Schwan käme wieder zu ſeiner menſchlichen Geſtalt, wenn man ihm die beiden Becher wieſe.“ Solches dünkte allen wohl, und als ſie dem Schwane die Becher zeigten, welche der Goldſchmied aus ſeiner Kette gemacht hatte, da verwandelte er ſich zur Stunde wieder in einen Mann, und er wurde Esmeri genannt, und es war große Freude darob am ganzen Hofe.

Einige Zeit nachher verſammelte Helias all ſeine Freunde und Magen und erzählte ihnen ſeine Abentheuer, und als er damit geendet hatte, ſprach er: „Nun nehme ich Urlaub von euch allen, denn ich verlaſſe die Welt, um für meine Sünden zu büßen und für euch alle zu beten.“ Darob weinte der ganze Hof; keiner wagte jedoch, ein Wort dagegen zu ſprechen. Helias ging aber, einen Stock in der Hand, in eine Einſiedelei, welche ſein Vater geſtiftet hatte, und wurde daſelbſt von den Mönchen mit vieler Freude empfangen. Darnach ließ er ein ſchönes und großes Schloß in den Ardennen bauen, welches dem von Billoen ganz gleich war, und er gab ihm auch denſelben Namen. Dem Kloſter ſchenkte er große Freiheiten und ſetzte dreißig Mönche ein, welche Tag' und Nacht beten mußten, und lebte ſelbſt allen Regeln des Kloſters gemäß.

Die Herzogin von Billoen und ihre Tochter lebten aber noch immer in tiefem Leid und Betrübniß um Helias, denn alle Boten, welche ſie ausgeſandt hatten, um Nachrichten von ihm zu haben, waren zurückgekehrt und keiner hatte ihn gefunden. Da ſandte die Herzogin endlich einen ihrer Diener, der Lucius hieß, nach Jeruſalem, ob er Helias dort vielleicht fände. Lucius machte ſich auf die Reiſe, aber in Jeruſalem fand er keine Spur von Helias; er ging alſo von dort wieder weg, um nach Rom zu wandern. Auf dieſem Zuge jedoch verirrte er ſich mit einem Reiſegefährten und kam in die Ardennen und zu dem Schloſſe, welches Helias hatte bauen laſſen. Da ſprach Lucius: „Siehe, hier ſind wir in meinem Lande, denn dieß Schloß ſieht mir gerade ſo aus, wie das von Billoen." Sie gingen zu einer Herberge in dem Dorfe, welches bei dem Schloſſe lag, und fragten dort, wo ſie wären, und ſie erfuhren alles und auch, daß König Oriant und Beatrix ihre Burg zu Lillefort verlaſſen und Billoen bezogen hätten, um in der Nähe ihres lieben Sohnes Helias zu ſein. Als Lucius ſolches vernahm, war er frohen Muthes und dankte Gott.

Am andern Morgen ging er in das Schloß Billoen, und da kamen ihm der König und die Königin mit ihren Kindern entgegen, und Esmeri erkannte ſeine Kleider und fragte, woher er käme. Lucius antwortete, er ſuche den Schwanritter, deſſen Frau ihn ausgeſandt habe. Darob war Esmeri erfreut und kündete ſolches dem Könige und der Königin, und Lucius mußte ihnen erzählen von der Herzogin, und er ſagte ihnen auch, wie deren Tochter Ida den Grafen von Bonen geheirathet habe. Nun wurde Pucius in das Schloß geführet und daſelbſt herrlich bewirthet. Am andern Tage führete Eſmeri ihn zu Helias, den ſie auf den Knieen im Gebete fanden. Als der Schwanritter Pucius erkannte, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn und fragte, wie es um die Herzogin ſtehe und ſeine Tochter. Pucius erzählte ihm alles und empfing von Helias den Verlobungsring, den er der Herzogin bringen ſollte zu einem Kennzeichen, und daneben große Gaben und Geſchenke für die ſchöne Ida.

Pucius machte ſich alsbald auf den Weg, nachdem er noch zuvor ſich von König Oriant und Beatrix beurlaubt und von dieſen gleichfalls köſtliche Geſchenke für ſeine Herrin empfangen hatte, und kam wenige Zeit nachher in Billoen an, als die Herzogin mit ihrer Tochter und deren Gemahl gerade an der Tafel ſaßen. Er bot der erſten den Ring und dann auch die Gaben und erzählte ihr ſein ganzes Abentheuer. Darob war die Herzogin hoch erfreut und machte ſich mit ihrer Tochter alſogleich auf die Reiſe; der Graf von Bonen aber blieb zu Hauſe mit ſeinen drei Söhnen Gottfried, Balduin und Euſtachius.

Als die beiden Frauen an dem Schloſſe Billoen ankamen, hörten ſie, daß Helias krank zu Bette liege, und ſie waren ſehr betrübt darob. Helias aber ließ ſie an ſein Bette kommen, und ſie weinten alle drei vor Freude, einander ſo unverhofft wiederzuſehen. Wenige Tage hernach wurde Helias kränker und kränker, und am Ende verſchlimmerte es ſich alſo, daß er ſtarb. Das that der Herzogin ſo weh, daß ſie vor Leid auch krank wurde und bald ihrem Manne folgte. Ida wollte aber nicht länger da bleiben, wo ſie ſo ſchwere Verluſte erlitten hatte, und ging zu ihrem Manne zurück und kündete dieſem alles, und das ganze Volk war in großer Trauer während langer Zeit.

118.

Der Löwe im Wappen von Flandern.

Gillis de Weert, Cronycke van Holland, Zeeland ꝛc. Fol. 93.

In dem Jahre unſeres Herrn tauſend einhundert und achtzig zog der Graf Philipp von Flandern mit dem Grafen Floris von Holland, welcher beider Mütter in der heiligen Stadt Jeruſalem begraben lagen, mit großer Volksmacht aus den Niederlanden und über Spanien, Griechenland, Slavonien und Cypern nach dem gelobten Lande. Und als ſie nach Cypern gekommen, vernahmen ſie, daß die Könige von Slavonien und Cypern Heiden waren, und befahlen ihrem ganzen Heere, ſich zu waffnen gegen dieſe Feinde des Chriſtenglaubens. Als König Juwijn von Slavonien das vernahm, ſandte er auf der Stelle eine Geſandtſchaft an die Fürſten und ließ ein Zwiegeſpräch mit ihnen verlangen, und als ihm das gewährt wurde, da ſprach er, er habe längſt gewünſcht, ein Chriſt zu werden, und danke Gott für die Gelegenheit, welche er nun gefunden habe, dieſen ſo heißen Wunſch zu erfüllen; erbot ſich auch, die Fürſten ins heilige Land und bis Accon zu geleiten, wo er ihnen freies Geleite bis zum Berge Sinai verſchaffen wolle, aber in Accon müßten ſie ihre Waffen laſſen. Deß waren die Chriſtenfürſten froh, und der König wurde alsbald getauft und Georg geheißen, indem gerade an dem Tage das Feſt dieſes Heiligen gefeiert wurde.

So zogen nun die Fürſten mit dem Könige von Slavonien fort und ſegelten nach Accon; und der König Ingelram von Accon und König Juwijn oder Georg ſchrieben an den Sultan von Babylonien um frei Geleit für die Chriſtenfürſten bis zu ſechstauſend Mann, um nach Jeruſalem und zu dem Berge Sinai zu gehen, und der Sultan erlaubte das mit der Bedingung, daß ſie als Pilgrimme und ungewaffnet kämen. So thaten ſie auch, und als ſie nach Jeruſalem kamen, da empfing ſie der Patriarch mit großen Ehren und führte ſie an das Grab unſeres Herrn und zu den anderen heiligen Stätten und zu den Gräbern ihrer Mütter, Frau Sibilla und Frau Sophia, und von da reisten ſie nach dem Berge Sinai, um das Grab der heiligen Magd Katharina zu beſuchen.

Als der König von Jeruſalem, welcher Agyla hieß und ein Sarazene war, davon hörte, befahl er einem Baſtardſohne ſeines Bruders, der ſich Nobiliter nannte und König von Abilinen war, mit fünftauſend gewaffneten Sarazenen die Chriſtenfürſten bei der Rückkehr vom Sinai zu überfallen und todt zu ſchlagen. Solches wurden aber die Fürſten gewahr und ſie gingen nicht auf den Jordan zu, ſondern ſie nahmen ihren Weg nach der Stadt Cäſaria, wo der Jordan entſpringt, bei dem Berge Libanon vorbei. Als dieß dem Baſtard hinterbracht wurde, gebot er ſeinem Heere auch, nach dem Libanon zu ziehen, damit es alſo den Chriſten vorkäme und ihnen den Weg abſchneide, denn ſonſt entkämen ſie nach Accon. Auch ließ er ſeinem Ohm ſagen, er ſolle ihm mehr Volk ſenden und Waffen, denn die Chriſten hätten gleichfalls mehr Volk zuſammen, und es wurden ihm alsbald noch zwölftauſend Gewaffnete geſchickt. Aber einen Tag vorher, ehe ſie kamen, hatte der Baſtard ſchon einen Streit gegen die Chriſten begonnen, ungefähr eine Meile von Cäſaria, als ſie nach Accon ziehen wollten. Die Fürſten hatten ihm, als ſie ſeine Meinung erkannten, einen Herold geſendet, um ihm zu melden, daß ſie frei

Geleit hätten von dem Könige von Babylonien, aber der Baſtard achtete nicht darauf, zerriß des Sultans Briefe und Siegel und tödtete den Boten mit eigener Hand. Als die Chriſten ſolches ſchauten, flehten ſie zu Gott um Gnade und Sieg und ſtellten ſich frommlich zur Wehr gegen die Sarazenen, und ſie behielten auch die Oberhand, obwohl ſie ungewaffnet waren, und da wurden bei dreitauſend von den Sarazenen erſchlagen und bei zweihundert von den Edelſten derſelben gefangen genommen. Und Graf Philipp von Flandern ſchlug den Baſtard mit eigener Hand todt und nahm ihm ſein Wappen, welches ein goldener Schild war mit einem ſchwarzen, kletternden Löwen, und er behielt ihn fortan als Wappen und ließ ſein altes Wappen mit den acht Geren von Lazur fahren, und die Grafen von Flandern tragen noch heutzutage dieſen Löwen in ihrem Wappen.

Darnach nahmen die Chriſten die Waffen der Sarazenen und zogen die an und ſetzten ihren Weg nach Accon fort, führten auch die Gefangenen mit ſich, damit dieſelben dort die Wahrheit ſagen könnten. Und nachdem ſie noch manch harten Kampf im gelobten Lande gehabt, machten ſie ſich auf die Rückreiſe und wurden zu Hauſe mit vieler Freude empfangen.

119.

Der güldene Sporn.

Mündlich von einem achtzigjährigen Manne.

Jedermann weiß, wie die braven Flåminge den ſchlimmen Franzoſen in der Sporenſchlacht den Kopf gewaſchen haben. Das war im Jahre 1302 am eilften Julius. Auf dem Schlachtfelde fand man aber eine große Menge von Sporen; von denen habe ich einen gewiß hundertmal in der Kirche zu Kortryk geſehen, und hat mir der alte Küſter erzählt, daß der einmal im Jahre ſich rund herumdrehe, und zwar von ſelber, ohne daß ein Menſch daran rühre.

120.

Die Hühnerfreſſer von Audenaerde.

Handſchriftliche Chronik von P. de Mantere. Im „Belgiſch Muſeum." 1841. S. 441. Mitgetheilt von Dr. van der Meerſch.

„Hühnerfreſſer" iſt ein alter Spottname für die Bewohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Seinen Urſprung verdankt er folgender Begebenheit.

Die Genter hatten ſeit uralter Zeit die Gewohnheit, auf den Märkten der umliegenden Städte, und beſonders von Audenaerde, alle Hühner und anderes Wild durch ihre Kaufleute aufkaufen zu laſſen.

Nun geſchah es, daß auf den 23. Januar 1438 eine große Verſammlung der Abgeordneten aller Städte, Herrlichkeiten u. ſ. w. von ganz Flandern zu Gent gehalten wurde. Als alle vereinigt waren, kam unverſehens auch Graf Philipp der Gute mit einer großen Zahl edler Ritter, um derſelben beizuwohnen.

Die Genter, welche den Grafen recht feſtlich bewirthen wollten, ſandten alsbald ihre Handelsleute nach Audenarde, um auf dem dortigen Markte alle Hühner und Kapaunen zu kaufen, welche ſie nur finden möchten; und daran war ihnen um ſo mehr gelegen, als ſolch Geflügel bei der Strenge der Jahreszeit nicht ſehr häufig war. Die Handelsleute thaten, wie ihnen befohlen worden, und kauften alles, was auf dem Markte war, zu ſehr theuren Preiſen an. Als die Bürger von Audenarde davon hörten, wollten ſie das nicht leiden, wie ſie überhaupt ſeit der Belagerung von Calais nicht recht einig mehr waren, und ſich gegenſeitig allen möglichen Tort anthaten. Sie ſprachen zu den Gentern: „Wir können unſere Hühner ſehr wohl ſelbſt aufeſſen", und anderes noch. Darob erzürnten die Genter und wollten ſich widerſetzen, und alſo entſtand ein Auflauf und man wurde handgemein und kämpfte mit ſolcher Wuth von beiden Seiten, daß ein Genter todt blieb und mehre andere verwundet wurden. Die übrigen flüchteten aus der Stadt und ließen ihre Hühner und Kapaunen im Stiche; über die machte ſich das kleine Volk her, während die andern von Audenaerde ſchrieen: „Schlagt todt! ſchlagt todt! Wir wollen hinfürder unſere Hühner ſelber freſſen." Daraus iſt der Spottname entſtanden: „die audenaerdſchen Hühnerfreſſer".

Als die Genter nun ſonder Hühner nach Hauſe kamen, konnten ſie dem Grafen dieſe Speiſe nicht auftiſchen, und darüber beklagten die Schöffen ſich bitterlich bei ihm und baten ihn um Recht und Gerechtigkeit, nahmen auch alsbald den Junker Walter van der Meere und Bernard van Marke, beide Abgeordnete von Audenaerde, gefangen.

Der Graf zog nicht lange nachher von Gent und ging nach Audenaerde; daſelbſt erzählte man ihm gleichfalls den ganzen Vorfall und gab ihm und ſeinem Gefolge eine prächtige Mahlzeit, wobei es natürlicherweiſe an Hühnern keineswegs mangelte. Darauf ſchrieb der Graf einen Brief an den Magiſtrat von Gent und befahl, die beiden Herren von Audenaerde frei zu geben, welches auch alsbald geſchah.

121.

Die Krüge Jacoba's von Bayern.

De Reiffenberg, Archives historiques.
Derſelbe in den Noten zur Histoire des ducs de Bourgogne par de Barante.

Nachdem die arme Frau Jacoba von allem verlaſſen war, woran ihr Herz gehangen hatte, zog ſie ſich mit ihrem vierten Manne auf das Schloß Teilingen zurück, um daſelbſt ihre letzten Lebenstage in Frieden zu verbringen. Da hatte ſie nun ein ſonderlich Vergnügen, und das beſtand darin. Wenn ſie des Vogelſchießens müde war, dann leerte ſie kleine Krüge voll Getränke in Einem Zuge und warf dieſelben dann über ihren Kopf durch das Fenſter und in den Stadtgraben.

Viele dieſer Krüge hat man in unſern Tagen wiedergefunden, und das Volk nennt ſie noch Jacobakrüge.

122.

Das Wappen von Mecheln.

Chronyke van Mechelen door Remmerus Valerius. Mecheln o. J. 12. S. 28.

Im Jahre 1494 erhob Kaiſer Max die Herrſchaft Mecheln zu einer Grafſchaft, und er gebot bei dieſer Gelegenheit, daß ihr Wappen vermehrt würde mit einem ſchwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, gleichwie ihn die römiſchen Könige im Schilde führen.

Was den andern Theil des Wappens angeht, ſo haben die Mechelner dieſen ſchon lange bevor gehabt und in ſolcher Auge bekommen. Als der Sarazenenkönig Manellius das Königreich Aragon mit großer Macht von Volk verwüſtete, da eilte Walther Berthold, zugenannt der Große, welcher Herr von Mecheln und damals auch

Vormund des Herzogs von Brabant war, dem Könige von Aragon zu Hülfe und führte viele Krieger mit ſich; er ſchlug die Sarazenen auf einen Tag dreimal zurück und ſäuberte das ganze Land von dieſen Ungläubigen. Deß war der König von Aragon höchlich froh und er ſprach zu Walther Berthold: „Heiſchet von mir, was ihr nur immer wollet; wäre es ſelbſt die Hälfte meines Reiches, ſo ſchwöre ich euch, daß ſie euch werden ſoll.“ Da ſprach der Herr von Mecheln hinwieder: „Herr König, ich erſuche euch um nichts anderes, als nur um den dritten Theil eures königlichen Wappens, drei der rothen Stecken, deren ihr neune führet.“ Dieſe neun rothen Stecken hatte der König in ſein Wappen genommen zum Gedächtniß an neun blutige Schlachten, welche er gewonnen hatte über die Sarazenen; darum war ihm auch das Wappen gar lieb und es verdroß ihn, daß der Herr von Mecheln nichts anderes fragte; er ſchwur auch, daß er Walther Berthold lieber die drei ſchönſten Städte des Königreiches gegeben hätte, als die drei Stecken aus dem Wappen; aber das Verſprechen mußte er doch halten. Alsdann geleitete er Herrn Walther Berthold bis an die Grenze des Königreiches und nahm unter herzlichem Danke von ihm Abſchied.

Alſo hat die Stadt Mecheln ihr Wappen bekommen.

123.

Philipp von Elſaß.

Oudegherst, Annales de Flandre, I, p. 125.
C. P. Serrure in Kunſt- en Letter-Blad, 1842. S. 11.

Von dieſem Grafen von Flandern erzählt man das folgende Wunder. Als er kaum drei Tage alt war, hörte man ihn plötzlich mit lauter Stimme rufen: „Räumt mir das Haus!“ (Evacuate mihi domum!)

Was dieſe geheimnißreichen Worte eigentlich zu bedeuten gehabt, hat man nie erfahren können.

124.

Die Brille im Wappen von Audenaerde.

Mündlich.

Kaiſer Karl hatte einmal der Stadt Audenaerde ankündigen laſſen, daß er durchkommen und bei der Gelegenheit die Stadt beſehen wolle. Da machten die Bürger große Zurüſtungen und ſandten auch Leute auf die Thorthürme, um zu ſpähen, wann der Kaiſer komme. Aber die Wächter gaben ſchlecht Acht und der Kaiſer war in der Stadt, ohne daß ſie etwas davon gemerkt oder den Bürgern geſagt hätten. Da fragte Kaiſer Karl den Bürgermeiſter, warum er ihn denn nicht am Thore empfangen habe, wie das ſich gebühre und Art und Weiſe ſei. Da ſprach der Bürgermeiſter: „Gnädiger Herr Kaiſer, ich kann nicht gut ſehen." — „Dem wollen wir abhelfen", antwortete Kaiſer Karl, „ich gebe euch von heute an eine Brille in euer Wappen, und dabei ſollet ihr gedenken, daß ihr künftig ſtets eine Brille auf eure Naſe ſetzet, wenn ihr zuſchauen wollt, wann euer Herr und Kaiſer kommt."

Die Brille ſieht man noch heutzutage im Wappen der Stadt.

125.

Iſabellenfarbe.

Mündlich.

Als das Heer des Erzherzogs Albert, des Gemahles von Iſabellen, der Infantin von Spanien, vor Oſtende lag, und die Stadt ſich nicht übergeben wollte, da ſchwur die letztere, ihr Hemd nicht eher zu wechſeln, bis Oſtende erobert ſei. Die Belagerung aber dauerte drei Jahre, und eben ſo lange trug Iſabella das Hemd; und als ſie es endlich auszog, da hatte es eine ganz eigenthümliche Farbe bekommen. Dieſe Farbe heißt man noch heute Iſabellenfarbe.

126.

Spiegeler.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Fol. XX verso.

Ein alter Mann hat dem Bruder Livinus van der Veſſche erzählt, daß man in den Kriegen, welche die Genter gegen Kaiſer Friedrich den Dritten führten, als dieſer in Evergem, einem Orte bei Gent, lag, häufig in des Kaiſers Heere Leute geſehen habe, die von Natur nur Ein Auge hatten, und dieß befand ſich auf der Stirne. Auch waren ſie ſtärker als andere Menſchen und wurden von den Gentern Spiegelers geheißen. Sie ſind meiſt alle ins Waſſer geſchoſſen worden und hat man oft ſagen hören, es wäre ein Jammer, daß man ſie nicht gefangen und bewahrt hätte um ihrer Wunderlichkeit willen.

127.

Schloß Couvin.

Les délices du pays de Liége. II. p. 295. 296.
De Reiffenberg, Archives historiques. VI. p. 34.

Eine Stunde von Marienburg, vier Stunden von Charlemont, Givet und Philippeville, liegt ein Dorf, das heißet Couvin. Ehemals erhob ſich daſelbſt eine feſte

Stadt mit einem ſtarken Schloſſe. Von dem letzten geht folgende Sage.

Johann, Graf von Renty und Seneghem, der Gemahl Margarethens von Craon, Frau von Thou, war von Karl dem Kühnen zum erſten Grafen von Chimay ernannt und mit der Verwaltung von Luxemburg beauftragt worden; nebſt dem führte er noch den Titel eines Groß-Balliv von Hennegau. Gewöhnlich nannte man ihn den Grafen mit den Stiefelchen, denn er trug meiſt nur kurze Stiefeln, wenn er ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachging; er pflegte auch derſelben mit einem ſolchen Eifer, daß er es nicht ſcheute, ſelbſt auf fremden Boden das Wild zu verfolgen.

Deß letztern waren mehre Bürger von Couvin aber ſehr unzufrieden; ſie lauerten dem Grafen auf, nahmen ihn gefangen und führten ihn mit verbundenen Augen links und rechts herum und endlich auf einen der Thürme ihrer Burg, ohne daß Graf Johann wußte, wo man ihn hingebracht hatte. Auf dieſem Thurme ſaß er ſieben volle Jahre bei ſpärlicher Nahrung, und er würde auf demſelben geſtorben ſein, wäre er nicht auf eine faſt wunderbare Weiſe gerettet worden.

Ein Hirte nämlich, der in der Gegend des Schloſſes ſeine Heerde weidete, vertrieb ſich eines Tages die Zeit damit, mit dem Bogen nach dem engen Luftloche zu ſchießen, welches das einzige Fenſter der Kammer bildete, wo der Graf eingeſperrt war. Nach langem und vergeblichem Mühen haftete der Pfeil in der Maueröffnung und der Hirte kletterte den Felſen hinan, um das Geſchoß wiederzuholen. Kaum hatte er jedoch die Hand darnach ausgeſtreckt, als er ſich feſtgehalten fühlte. Der arme Knabe ſchrie in ſeinem Schrecken aus vollem Halſe, aber der Graf beruhigte ihn bald und fragte ihn, wie das Schloß heiße. Der Hirte nannte den Namen und der

Graf brachte ihn durch viele Verſprechungen bald dahin, daß er ihm ſeinen Vater ſchickte mit einigem Schreibzeuge Der Alte, Jan Baſſelaire genannt, hörte mit Erſtaunen die Erzählung ſeines Sohnes und ging alsbald mit ihm nach dem Mauerloche, wo der Graf einen Brief an ſeine Frau, die ſchon erwähnte Margarethe von Craon, ſchrieb und ihr ſein arges Schickſal mittheilte. Die gute Gräfin hatte ihren Mann längſt im Grabe geglaubt; um deſto freudiger verſammelte ſie nun ihre Vaſallen und zog hin, das Städtchen Couvin zu belagern. Die Einwohner waren aufs höchſte verwundert, eine feindliche Armee vor ihren Thoren zu ſehen, denn ſie wußten nichts von der Gefangenſchaft des Grafen, indem die wenigen Bürger, welche ihn in den Thurm geſchloſſen hatten, dieß aufs ſtrengſte geheim gehalten hatten. Sie ſandten alsbald einen Herold in das Lager der Gräfin, und als ſie dort die Urſache des Ganzen erfuhren, eilten ſie aufs Schloß und ſetzten den Grafen zur Stunde in Freiheit.

Johann war durch das lange elende Kerkerleben ſo entſtellt, daß keiner der Seinen ihn wiedererkannte, und ſeine Kleider fielen verfault und in Fetzen von ſeinem Leibe

Zum Entgelt ließ er am ſelben Tage noch das Schloß niederſchießen und er ſprach: „Du haſt mich gehabt, aber du ſollſt mich nicht mehr haben.“ (Tu m'as couvert [Couvin], mais tu me ne couvriras plus.)

128.

Trazegnies.

Mündlich.

Vor alten Zeiten lebte ein Edelherr, deſſen Namen man nicht mehr kennt; der hatte eine Frau, und die war geſegneten Leibes. Als ſie einſtmals zur Kirche gehen wollte, trat eine Bettlerin zu ihr und bat ſie um ein Almoſen. Sie ſchlug das der armen Frau mit rauhen Worten ab, und dieſe erzürnte darob alſo, daß ſie rief: „So müſſet denn alſo viele Kinder gebären, als jenes Schwein dort Junge hat.“ Der Jungen waren aber dreizehn.

Als die Zeit der Geburt nun da war, da wurde die Edelfrau von dreizehn Knaben entbunden, die alle einander auf ein Haar glichen. Als das geſchehen war, da rief ſie die Wehmutter und ſprach zu der: „Nun gehet und traget zwölf der Knaben in den Wald und tödtet ſie dort; den dreizehnten aber laſſet hier.“ Alſo that die Wehmutter und nahm die zwölf Knaben in ihre Schürze und trug ſie in den Wald. Da begegnete ihr der Edelherr und fragte, was ſie in der Schürze hätte, und die Frau ſank beſtürzt zu ſeinen Füßen und bekannte ihm alles. Da befahl er ihr, ihm zu folgen, und er brachte die Kinder zu einem Bauersmanne, und der zog ſie auf. Die Edelfrau wußte aber nichts davon, denn ihr Mann hatte der Wehmutter das ſtrengſte Schweigen geboten und ihr gedroht, daß er, im Falle ſie dieß bräche, ihr das Leben nähme.

So wuchſen die Kinder nun auf und wurden älter, und der Edelherr ließ den Zwölfen immer dieſelben Kleider machen, welche der Dreizehnte trug. Als ſie nun zehn Jahre zählten, da veranſtaltete die Schloßherrin ein großes Feſt zur Feier des Geburtstages ihres Sohnes und lud dazu viele Freunde von nahe und ferne ein, und ließ dem Knaben neue Kleider machen, die waren ſo reich, wie man es nur wünſchen konnte. Der Edelherr ließ aber alsbald den übrigen Zwölfen ganz gleiche Kleider machen, und als das Feſt im Gange war, da brachte er ſie in den Saal und ſchickte den Dreizehnten zu ihnen, und da hätte kein Menſch in der Welt ein ſo gutes Auge gehabt, daß er ihn unter ſeinen Brüdern herausgefunden hätte. Dann ſprach er zu ſeiner Frau: „Liebe Frau, wo iſt euer Sohn?“ Als nun die Edelfrau umſchauen wollte, ihn zu ſuchen, da erſchrak ſie höchlich, als ſie alle die Kinder ſah, und ſagte, ſie könnte ihn nicht finden. Der Edelherr aber ſprach: „Sehet, Frau, das ſind alles eure Söhne, einer wie der andere, und zwölf davon habet ihr ermorden wollen.“ Und ob dem Worte fiel die Frau ihrem Gemahle zu Füßen und bekannte ihm alles.

Als der König davon hörte, gab er dem Herrn ein Wappen und befahl ihm, daß er und ſeine Familie von da an Treizennés heißen ſollten, welches zu deutſch dreizehn Söhne iſt. Und der Herr fügte dem Wappen als Wahlſpruch ſechs Worte bei, die er ehedem zu der Wehmutter im Walde geſprochen hatte, und die hießen: „Tant que je vivrais, je maintiendrais.“

Dieß alles ſteht noch heutzutage im Schloſſe Trazegnies gemalt, wo es jeder ſehen kann.

129.

Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies.

Histoire veritable de Gil-Lion de Trasegnies, Brux. 1703, 12.
Le roman du très noble chevalier Gillion de Trasignies, traduit en françois d'après l'original italien de l'abbaye de l'Olive. 4. Aus dem 15. Jahrh.
O. L. B. Wolf, Fragmens du roman de Gillion de Trazegnies, wiederholt in Le livre de Baudoin ed. Serrure et Voisin.
Ms. des Schloſſes Trazegnies, ausgezogen von dem Grafen von St. Genois in ſeinen Droits primitifs, p. XCI.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. T. VI. p. 312.

Gillion, Herr von Trazegnies und Silly, heirathete Maria, die Tochter des Grafen von Oſtrebant, welche an dem Hofe des Grafen Balduin von Hennegau erzogen worden war. Balduin, ſeine Gemahlin und viele Baronen und Ritter wohnten dem Feſte bei, nach deſſen Beendigung die jungen Gatten ſich auf ihr Schloß Trazegnies zurückzogen. Gillion, der nicht abwarten konnte, bis er einen Erben hatte, that bald nachher das Gelübde, im Falle ſeine Frau geſegneten Leibes werden ſolle, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Die Dame von Trazegnies ſah ſich in der That bald guter Hoffnung, und Gillion gedachte auch treulich ſeines Gelübdes; aber er hatte zu deſſen Vollendung die Einwilligung des Grafen Guido von Hennegau nöthig, und er fürchtete mit Recht, dieſelbe nicht gar leicht zu erhalten.

Um derſelben deſto ſicherer zu ſein, lud er den Grafen durch folgenden Brief ein, einige Tage auf dem Schloſſe Trazegnies zu verbringen. „Sire", ſchrieb er, „ich bitte euch demüthig, daß es euch gefallen möge, einmal auf das Schloß Trazegnies zu kommen und meine neue Wohnung zu beſchauen." Darauf antwortete ihm der Graf: „Herr von Trazegnies, eure Bitte ſei euch geſtattet, denn es wurde uns geſagt, daß es in der Gegend eures Schloſſes große Wälder mit mächtigen Hirſchen gäbe, welche wir dann nach Luſt und Liebe fangen können."

Der Graf von Hennegau langte bald auf Trazegnies an, geleitet von ſeiner Gemahlin, den Herren von Havrech, Antoing, Enghien, Ligne, Boſſut, Hamaide und vielen andern Rittern. Die vier erſten Tage waren ganz der Jagd geweiht; am fünften aber rückte der Herr von Trazegnies mit ſeiner Bitte heraus; er eröffnete dem Grafen, welches Gelübde er gethan habe, und bat ihn inſtändig um Erlaubniß, daſſelbe erfüllen zu dürfen. Damit war der Graf inzwiſchen nicht ganz einverſtanden, und Gillion konnte erſt nach langem Zureden die gewünſchte Einwilligung ſeines Herrn erlangen. Freudig machte er ſich alsdann auf den Weg und reiſte über Rom nach Neapel, wo er ſich mit einigen Kaufleuten nach Jaffa einſchiffte und dann die Pilgerfahrt auf dem Rücken eines Maulthieres bis Jeruſalem fortſetzte. Nachdem er in feurigem Gebete dem Himmel am Grabe Jeſu gedankt hatte, kehrte er nach Jaffa zurück, wo ein Schiff ihn erwartete; aber auf dem Wege wurde die Truppe, mit welcher er reiſte, von den Sarazenen angefallen; alle ſeine Gefährten blieben und er ſelbſt dankte ſein Leben nur ſeiner kräftigen Gegenwehr; er wurde jedoch gefangen und zu dem Sultane gebracht.

Während ſeiner Abweſenheit war ſeine Frau zweier Kinder geneſen; der eine dieſer Zwillinge wurde Johann, der andere Gerhard in der Taufe genannt. Es waren beide kräftige, ſchöne Jünglinge, und ſie zeichneten ſich vor all ihren Genoſſen in Handhabung der Waffen aus. Sobald ihr Alter es ihnen erlaubte, faßten ſie den Entſchluß, ihrem Vater nachzureiſen, um zu erfahren, was aus ihm geworden wäre, und ob er noch lebe oder nicht.

Herrn Gillion hatte inzwiſchen ein falſcher Ritter gemeldet, ſeine Frau ſei geſtorben, noch ehe ſie ins Kindbett gekommen ſei, und, nicht an der Wahrheit dieſer Nachricht zweifelnd, hatte er die Tochter des Sultans, die ſchöne Graciane, geheirathet, ein Schritt, zu dem ihn Liebe und Dankbarkeit gleich mächtig trieben, denn Graciana hatte ihm von ihrem Vater die völligſte Freiheit verſchafft. Seine Söhne waren nicht glücklicher auf ihrer Reiſe, als er es einſt geweſen; ſie fielen gleichfalls in die Hände der Sarazenen und wurden gefangen vor den Sultan geführt, wo ſie ihre Abentheuer erzählten und bald als Gillions Söhne erkannt, auf die unerwartetſte Weiſe in die Arme ihres Vaters ſanken. Dieſer zauderte nun nicht mehr, nach Hennegau zurückzukehren, und trat einige Tage ſpäter mit Graciane und ſeinen

Söhnen die Reiſe an. Zu Rom wurde die ſchöne Sultanstochter getauft, und dabei entſagte ſie zugleich allen Rechten auf Gillion; dann ſetzten ſie alle ihren Weg nach Hauſe fort.

Mit großer Freude wurden die vier edeln Reiſenden von Frau Marien empfangen, welche, ferne von aller Eiferſucht, in ihres Mannes zweiter Gemahlin ihre herzlichſte Freundin begrüßte. Aber dieſe glückliche Freundſchaft ſollte nicht lange währen; kaum waren zwei Monate verfloſſen, als die ſchöne Graciane ſtarb, und Maria, untröſtlich über dieſen Verluſt, folgte ihr in kurzer Zeit. Der edle Herr von Trazegnies hatte ſich in eine Einöde bei Cambron zurückgezogen und lebte dort dem Dienſte Gottes, bis ein Ruf des Sultans, welcher von Feinden überfallen worden war, die alte Waffenluſt wieder in ihm erweckte und ihn von neuem nach Afrika trieb. Er nahm ſeinen zweiten Sohn Gerhard mit ſich; außerdem folgten ihm die Herren Balduin von Havrech, Karl von Jeumont, Bernhard von Ligne, Gerhard von Chimay, Gillion de Chin, Witaſſe von Berlaimont und viele andere. Er ſollte nicht wiederkehren von dieſem Zuge, der edle Ritter; unter den Mauern von Babylon erhielt er eine tödtliche Wunde und ruht nun, weit von den Frauen, die er ſo ſehr geliebt, in dem Lande Aſien.

Das iſt die Geſchichte von Herrn Gillion von Trazegnies.

130.

Herr von Falkenberg.

Mündlich.

A. van Haſſelt in „L'artiste, journal du progrès, revue des arts et de la littérature. 1835. p. 342.

Auf dem alten Schloſſe Falkenberg in dem Lande Limburg, da geht es um bei Nacht, und eine Stimme ſchreit aus den Ruinen: „Mörder! Mörder!“ und ſie ruft dieß gegen Norden und Süden und Oſten und Weſten. Und vor dem Rufenden her gehen zwei kleine Flämmchen, und die begleiten ihn, wohin er ſich auch wenden mag. Und dieſe Stimme ruft ſchon alſo ſeit ſechs Jahrhunderten, und eben ſo lange irren ſchon die kleinen Flämmchen.

Vor ſechshundert Jahren nämlich ſtand das ſchöne Schloß noch in ſeinem vollſten Glanze da, und es wohnten daſelbſt zwei Brüder aus dem edeln Geſchlechte Falkenberg, und die hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die Tochter des Grafen von Cleve, Alix. Waleram war aber glücklicher in ſeinen Bewerbungen und gewann ſich die Liebe der Jungfrau; ſeine Mutter, wie der Vater Alixens gaben gerne ihre Einwilligung, und bald feierte man die Hochzeit in größtem Pomp und glänzendſter Pracht.

Reginald jedoch ſann auf ſchwarze Rache an ſeinem Bruder, wie an der Braut; und als das Feſtmahl geendet war und man die jungen Gatten zum Brautgemache führte, da eilte er vor und verſteckte ſich hinter dem Bette. Ihren ſüßen Träumen von Liebe und Glück ganz hingegeben, dachten die eben Vereinten nicht an den grimmen Bruder; doch hatten ſie kaum das Brautbett beſtiegen, als Reginald hervorſtürzte und zuerſt in Walerams und darauf auch in Alixens Bruſt ſeinen Dolch ſtieß. Waleram griff mit der Rechten nach der ſchäumend blutenden Wunde, dann nach dem Mörder, deſſen Geſicht er faßte; aber die Kräfte verſagten ihm ſchon, er ſank leblos zurück. Reginald entfloh, nachdem er noch eine Locke von dem Haupte der unglücklichen Braut geſchnitten hatte.

Am andern Tage war große Trauer auf dem Schloß Falkenberg, denn jedermann liebte Waleram wegen ſeines milden und gütigen Herzens, und Alix, deren Seele ſo ſchön war, wie ihr Leib. Keiner zweifelte, daß Reginald der Mörder ſei, und nach allen Seiten hin wurden Knechte ausgeſchickt, ihn zu fangen; aber er war nicht mehr zu finden. .

Zu dieſer Zeit wohnte in einem Walde in der Gegend von Falkenberg ein frommer Einſiedel, der Tag und Nacht im Gebete an dem Altare einer kleinen Kapelle lag, welche ſich neben ſeiner Klauſe erhob. Es war ſchon beinahe Mitternacht, als noch jemand an der Thüre der Kapelle klopfte und im Namen des Himmels Einlaß begehrte. Der Einſiedel erhob ſich von der Betbank und öffnete und erkannte Reginald, der ihm alsbald unter bittern Thränen zu Füßen ſtürzte und ihn bat, ſeine Beichte zu hören. Der Einſiedel hob ihn auf und führte ihn zu einem Stuhle, und Reginald bekannte ihm alles und zeigte ihm als Wahrzeichen eine blutige Hand, die auf ſeinem Geſichte abgemalt war, und die er mit keinem Waſſer hatte abwaſchen können. Als der Mann Gottes alles vernommen hatte, ſprach er ſchaudernd: „Es iſt mir nicht gegeben, von alſo großer Sünde zu entbinden. Verweilet aber mit mir die Nacht hindurch im Gebete, vielleicht gibt Gott mir alsdann zu erkennen, was ihr thun ſollt, um Vergebung bei ihm zu finden.“ Und mit den Worten kniete er am Altare nieder, und Reginald kniete neben ihm und ſie beteten.

Und als der Morgen dämmerte, da erhob ſich der Einſiedel und ſprach: „Solches hat der Himmel mir eingegeben. Ihr ſollt als ein demüthiger und frommer Pilger von hier wallen und immer gegen Norden gehen, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt. Dort wird euch ein Zeichen das Weitere melden.“ Reginald antwortete: „Amen“, begehrte noch des heiligen Mannes Segen und trat zur Gotteslampe, an der er die Locke

Alixens verbrannte, wie es der Einſiedel ihm befohlen. Dann verließ er die Kapelle und wanderte als Pilger weiter und immer weiter und ſtets gegen Norden. Und mit ihm gingen zwei Geſtalten, eine weiße zu ſeiner Rechten und eine ſchwarze zu ſeiner Linken. Und die ſchwarze flüſterte ihm viel von ſeiner Jugend und den Freuden der Welt ins Ohr, während die weiße ihn zur Buße und Fortſetzung ſeines Weges ermahnte und ihm die ewigen Freuden der Seligen vor die Seele ſtellte.

So war er ſchon manchen Tag und manche Woche und manchen Monat gewandert, als er eines Morgens keine Erde mehr unter ſeinen Füßen fand und das weite Weltmeer vor ſich ſah. Zu gleicher Zeit nahte ein Nachen dem Geſtade, und ein Mann, der darinnen ſaß, winkte ihm und ſprach: „Wir erwarten dich.“ Da erkannte Reginald, daß dieſes das Zeichen war, und er ſtieg in den Nachen und die zwei Geſtalten mit ihm, und ſie fuhren zu einem großen Schiffe mit vollen Segeln. Und als ſie auf dem Schiffe waren, verſchwand der Mann, und das Schiff fuhr weg, und er ging mit ſeinen beiden Begleitern in den unteren Raum. Da ſtand eine Tafel und Stühle, und an der Tafel ließen ſich die beiden nieder, und der Schwarze zog ein paar beinerne Würfel hervor und ſie begannen zu ſpielen um die Seele Reginalds.

Sechs Jahrhunderte fährt ſchon das Schiff ohne Steuermann und ohne Ruder, und eben ſo lange ſpielen die beiden ſchon um Reginalds Seele; ſie hören auch nicht auf mit dem Spiele bis zum jüngſten Tage. Schiffer, die auf der Nordſee fahren, begegnen oft dem hölliſchen Fahrzeuge.

131.

Margarethchen von Limburg.

Flämiſches Volkslied.
Auszug aus der Pfälz. Urſchrift Nr. 87 bei Mone, Anzeiger 1835, S. 164 f.

Herzog Otten von Limburg ritt eines Tages auf die Jagd mit vielen Jägern und Hunden, und Margarethchen, ſeine Tochter, folgte ihm, worüber ihre Mutter gar ſehr ſich betrübte, denn es ahnte ihr Schlimmes in ihrem Herzen. In dem Walde angekommen, ſah der Herzog einen ſchönen großen Hirſch und ſprach zu Margarethchen: „Warte hier an dem Bache; den Hirſch müſſen wir fangen, und dann kehren wir zurück.“ Der Herzog verirrte ſich aber mit ſeinen Jägern, und ſie ſuchten die Jungfrau und fanden ſie nicht, worüber ſie großes Leid hatten. Auch Margarethchen war voll Weh und Angſt, denn der Abend nahte bereits und ſie fürchtete in die Hände von Räubern oder in die Zähne wilder Thiere zu fallen. Unter vielen Thränen kletterte ſie auf einen Baum, um auf den Zweigen ſich zu betten. Da kam ein Kaufmann hergegangen, den Freibeuter beraubt hatten, und der weinte bitterlich um Frau und Kind. Als er Margarethchen auf dem Baume ſah, da fühlte er ſich getröſtet, einen Menſchen doch in dem Walde zu finden, dem er ſein Leid klagen könne, und er bat ſie niederzuſteigen und erzählte ihr von ſeinem Mißgeſchicke; Margarethchen that deßgleichen, und beide gelobten ſich, nicht von einander zu ſcheiden, bis einer von ihnen ſein Haus wieder erreicht habe. Alsdann zogen ſie weiter in dem Walde fort und kamen an ein Kapellchen. Darin hauſten Räuber; aber die waren nicht dort, ſondern auf den Raub ausgezogen und hatten eine reichlich mit Speiſen beſetzte Tafel zurückgelaſſen. Das war den beiden Reiſenden ganz willkommen, denn ſie hatten in drei Tagen nichts gegeſſen, und ſie labten und ſtärkten ſich vollauf.

Als ſie kaum fertig damit waren, fuhr ein ſtattlicher Wagen mit ſchönen Pferden beſpannt heran, und viele Diener ſprangen in die Kapelle hinein und riefen freudig: „O, ſo haben wir doch endlich Margarethchen wiedergefunden; kommet, edle Jungfrau, und ſitzet mit dem Manne in euren Wagen.“ Solches thaten beide, denn der Wagen, wie die Pferde und die Diener ſchienen Margarethchen bekannt. Es war aber nichts als ein nichtiger Teufelsſpuk, und der böſe Feind wollte die beiden dadurch in noch größeres Leid bringen. Denn eben ſaßen ſie in dem Wagen, als ſie in tiefen Schlaf ſanken, und ſo führte der Böſe ſie über zweihundert Meilen von dannen, und als ſie endlich erwachten, da fanden ſie ſich ferne von allen Menſchen in einer andern Wildniß wieder. Margarethchen war untröſtlich darob, aber der Kaufmann ſprach ihr Muth zu und hieß ſie auf Gott vertrauen, der werde ihnen ſicherlich helfen. Alsdann wanderten beide getroſt weiter und irrten herum vier Tage lang.

Am vierten Tage ſahen ſie von ferne ein großes und prächtiges Schloß glänzen und ſie zogen mit Freuden darauf zu. Am Thore hörten ſie fröhliche Muſik und ſahen durch die Fenſter, wie man in den Zimmern ſprang und tanzte. Sie klopften an, und der Pförtner öffnete ihnen und fragte, was ſie begehrten. Da ſprach Margarethchen: „Nur ein wenig Eſſen und Trinken.“ Da ſchien der Pförtner ſie zu erkennen, denn er ſprach: „Seid ihr nicht des Herzogs Tochter von Limburg? O, dann kommt doch ſchnell herein, denn euer Vater iſt hier und in großer Sorge um euch.“ Darob war Margarethchen hoch erfreut und ſie eilte ſchnell in den Saal, und da fand ſie ihren Vater, wie ſie meinte, und der rief den Burgherrn und ſprach zu ihm: „Zeiget doch meiner Tochter euer Gold und eure Diamanten.“ Das that der Burgherr und er ſprach dazu: „Dieß alles iſt euer, ſchöne Jungfrau, wenn ihr meine Frau werden wollt.“ Darauf antwortete ſie: „Ach, lieber Junker, wie ſollte dieß werden; ich ſehe, ihr ſeid doch zu reich für mich.“

Als ſie ſolches geſprochen hatte, kam ein Diener und lud ſie ein zur Tafel, wo ihr Vater mit den anderen Herren ſie erwarte, wie er ſagte. Sie und der Kaufmann folgten der Einladung gerne und gingen in den Saal, und als die Gäſte ſie ſchauten, riefen ſie alle: „Aha, ſeid willkommen und ſetzet euch nieder und eſſet und trinket luſtig.“ Da ſprach die Jungfrau: „Laſſet uns zuvor Gott danken für die guten Gaben, welche er uns hier beſcheert hat.“ Der Burgherr erwiederte: „Ei, das iſt nicht nöthig, da nehmt den Becher mit Wein und laſſet ihn umgehen.“ Darauf antwortete der Kaufmann: „Herr, laſſet uns die fromme Sitte beibehalten, wie wir ſie von unſern Altvordern überkommen haben“, und zu gleicher Zeit betete er mit Margarethchen: „Vater unſer, der du biſt im Himmel.“ In demſelben Augenblicke aber verſchwand das Schloß mit den Gäſten, und die Betenden ſahen ein, daß ſie abermals ein Spiel des Satans geweſen waren. Sie hatten aber einen ſo großen Schreck gehabt, daß ſie ohnmächtig auf die Erde fielen. Als ſie ſich wieder erholten, faßten ſie Muth und gingen weiter, bis ſie ans Geſtade der See kamen. Da ſprach der Kaufmann: „Ich ſehe hinten in der Ferne die Klauſe eines Einſiedels; wartet hier ein wenig, edle Jungfrau, ich will den heiligen Mann fragen, wie das Land heißt, wo wir ſind.“ Mit den Worten ging er weg und auf die Klauſe zu. Während deſſen aber gewahrte Margarethchen ein Schiff, welches langſam ans Land fuhr

Als es daſelbſt feſt lag, kamen die Schiffer heraus und auf Margarethchen zu und fragten: was ſie ſo allein herumirre? Die Jungfrau erzählte ihnen alles, und die Männer luden ſie ein, an Bord zu kommen; ſie wollten dann des Kaufmanns warten und beide wieder in das Land Limburg zurückführen. Als ſie aber im Schiffe war, da ſegelten ſie fort und achteten nicht des Kaufmanns, welcher am Ufer ſchrie, ſie ſollten auch ihn einnehmen; ſie fuhren weiter und weiter bis an die Stadt Athen. Dort angekommen, begehrte der Graf von Athen die ſchöne Jungfrau als Zoll, und ſie blieb bei demſelben mehr denn zwei Jahre.

Der Graf hatte aber einen Sohn, der hieß Etzyter (Echites im hdſchr. Romane), und der entbrannte in Liebe zu der edeln Margarethe. Das wollte die Gräfin, welche ein böſes Weib war, nicht leiden und ſie ſtrafte den Jüngling mit bittern Worten und ſandte ihn weg zu ſeinem Bruder. Etzyter ahnte jedoch Schlimmes und befahl die Geliebte einem treuen Diener des Grafen an und trug ihm auf, ſobald ihr etwas überkomme, es ihm alsbald zu melden. Margarethchen war tief betrübt über die Abreiſe des jungen Helden, aber er küßte ſie auf ihre rothe Wangen und tröſtete ſie, und dann ſchied er mit dem Verſprechen, ſie bald wieder zu ſehen.

Als Etzyter fort war, entbot die alte Gräfin die Richter der Stadt und ſprach zu ihnen, Margarethchen habe ihren Sohn bezaubert, darum ſollten ſie dieſelbe verurtheilen und auf einem Scheiterhaufen zu Aſche brennen. Die Richter erwiederten, das ſtünde nicht in ihrer Macht; man müſſe die Jungfrau zuvor nach Recht und Gerechtigkeit verhören, und fände man ſie dann ſchuldig, dann könne man ſie mit gutem Gewiſſen verurtheilen. Davon wollte die Gräfin aber nichts hören und drohte den Richtern mit Entſetzung von ihrem Amte, wenn ſie die

Jungfrau nicht verurtheilten, und das ſetzte dieſelben in ſo große Furcht, daß ſie am andern Morgen Margarethchen vor ſich forderten und ſie beſchuldigten, ſie habe die Gräfin in der Nacht mit einem Meſſer ermorden wollen. Da hatte die arme, ſchuldloſe Jungfrau gut vertheidigen, nichts half ihr und ſie wurde verurtheilt, am andern Morgen verbrannt zu werden.

Der treue Page hatte aber alles abgelauſcht, und er ritt nun alsbald zu ſeinem Herrn Etzyter und meldete ihm, daß Margarethchen am folgenden Tage verbrannt werden ſolle. Darob erſchrak der Held über die Maßen und er ſetzte ſich zu Pferde und ritt nach Athen.

Der Morgen war inzwiſchen angekommen und der Henker führte die Jungfrau aus dem Kerker, worin man ſie geworfen hatte, nach dem Richtplatze. Margarethchen ſeufzte und weinte bitterlich, daß ihr Geliebter ſo ferne ſei, aber ſie ſah keine Rettung vor ſich, und als ſie an dem Scheiterhaufen angelangt war, da warf ſie ſich auf die Kniee nieder und ſprach: „O Herr Jeſus, empfange meine Seele in Gnaden; o himmliſcher Vater, ſtehe mir bei, du weißt, daß ich unſchuldig bin.“ Da ſchrie der falſche Richter: „Spute dich, Henker, und lege Feuer an, ſie plaudert zu viel“; aber er hatte die Worte noch nicht aus dem Munde, als Etzyter herangeritten kam und mit ſeinem Schwerte wie wüthend um ſich ſchlug. Der Held ritt gerade auf die Jungfrau hin und umfaßte ſie mit beiden Armen und küßte ſie auf Wangen und Mund und ſprach: „O liebe und edle Jungfrau, ſtehet auf, und du, Henker, wirf den falſchen Richter ſtatt ihrer in das Feuer!“ Da bat Margarethe den Helden, daß er dem Richter vergebe, aber Etzyter wollte das nicht, ſondern befahl, auch ſeine Mutter, das böſe Weib, in das Feuer zu werfen. Da fiel die Jungfrau ihm zu Füßen und ſprach: „O Geliebter, gedenke, daß ſie dich neun Monate lang unter dem Herzen trug und mit vielen Schmerzen dich gebar." Dieſe Bitten rührten den Helden und er vergab ſeiner Mutter.

Dieſe ſtarb zu vieler Freude nicht lange nachher, und da trat Etzyter die Regierung des Landes Griechenland an und heirathete öffentlich und feierlich die ſchöne Margarethe, und es gab viele und große Feſte dabei im ganzen Lande. Die beiden lieben Gatten lebten noch lange in Freude und Frieden zuſammen und ſtarben eines ſeligen Todes.

132.

Der Freitagmarktkeller zu Werwick.

Mündlich von F. Blieck.

Unter der großen Kirche von Werwick iſt ein Keller, und in dieſem ſieht man eine Thüre, welche in einen zweiten führt, der unter dem Freitagmarkte herführt. Dieſe Thüre iſt nun zugemauert, und über den Keller, welcher ehmals eine Freiſtätte war, geht folgende Sage.

Vor langer, langer Zeit war Werwick einmal belagert. Die Beſatzung wehrte ſich lange; als ſie dieß nicht mehr vermochte, da machte ſie einen Ausfall, wurde aber zurückgeſchlagen und von den Feinden verfolgt. Es war ein Edelherr mit vielen andern Edeln, welche unter ihm ſtanden, und weil ſie wußten, daß der Keller in der Kirche eine Freiſtätte war, ſo wollten ſie ſich dahin retten. Dieß konnten ſie aber nicht mehr, in der Kirche wurden ſie ſchon gefangen genommen und geknebelt.

Der feindliche Anführer ließ nun die Geiſtlichen der Stadt zu ſich entbieten und befahl ihnen, den Gefangenen ein Todtenamt zu halten. Dieß geſchah, und die armen Edelleute ſtanden dabei und mußten zuſehen und dulden wie die Meſſe für ſie, gleichwie für Verſtorbene, geleſen, wie Weihwaſſer über ſie geſprengt und drei Schaufeln Erde auf ſie geworfen wurden. Als dieß alles geſchehen war, da mußten die Geiſtlichen einen Zug bilden, wie einen Leichenzug, und die Gefangenen wurden nach dem Keller geführt, der ein Aſyl war, und hineingeworfen und feſtgeſchloſſen an die Mauern. Dann bekamen ſie jeder ein Krüglein Waſſer und ein Brot, und der Eingang des Kellers wurde vermauert, wie ſehr ſie auch baten und flehten.

Bis heute noch iſt man nicht ſo kühn geweſen, die Thüre zu erbrechen. Auch ſpukt es in dem Keller häufig, und an einem Loche, welches von demſelben ausführt und am Waſſer mündet, hat man häufig Lichtchen und Thierköpfe in den fürchterlichſten Geſtalten geſehen.

Die Kinder gehen oft an die Fenſter des großen Kellers und rufen:

Baron, Baron,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

(Baron, Baron, willſt du mich greifen, greif mich nun!)

133.

Jan von Nivelle.

Feuilleton der Emancipation.

Johann von Nivelle-Montmorency, der Urgroßvater des unglücklichen Grafen Horn, der mit Egmont zu Brüſſel das Schaffot beſtieg, hatte mit Gudula Vilain von Gent einen Sohn gewonnen, den man Jan von Nivelle den Zweiten hieß. Dieſer beherbergte einſt auf ſeinem Schloſſe den hochberühmten Heinrich Cornelius Agrippa, welcher auf der Rückkehr von Löwen in Nivelle abgeſtiegen war. Zum Danke für die Bewirthung ſchenkte der Gelehrte dem Schloßherrn einen ſchwarzen Hund, der übernatürliche Gaben hatte, und den viele mit Grund für einen argen Geiſt halten. Dieſer Hund hatte einen geheimnißvollen Namen, der Herrn Jan allein bekannt war, und er hörte auch auf keinen andern Namen, man mochte ihm rufen, ſo viel man wollte.

134.

Jan von Nivelle.

Freiblätter der Emancipation.

Bouchard V., Herr von Montmorency, der Gemahl der ſchönen Laura von Hennegau, der Tochter Balduins IV., kam öfters nach Belgien und unter andern im Jahre 1156 auch einmal nach Nivelle, wo er der Aebtiſſin von Sankt Gertrud, als der Herrin der Stadt, einen Beſuch machte. Die würdige und edle Frau empfing ihn in der Mitte der Stiftsdamen, welche bekannterweiſe Morgens geiſtliche und Abends weltliche Kleider trugen und nach Gefallen das Kloſter verlaſſen konnten, um ſich zu verehelichen. Eines der Fräulein gefiel Bouchard über die Maßen, er verführte ſie bald nachher und ſie gebar in Folge deſſen einen Sohn, der Jan von Nivelle geheißen wurde. Als der groß und ein ſtarker Ritter geworden war, ſchenkte ſein Vater ihm ein kleines Erbtheil, und er zog umher und erwarb ſich viel Dank auf manchem Turniere, und am Hofe Gottfrieds des Beherzten errang er eine ſchöne Jungfrau und führte dieſelbe mit ſich auf ſein Schlößlein bei Nivelle.

Als er aber ſo dahin ritt, die Jungfrau hinter ſich auf dem Pferde und ſeinen treuen Hund zur Seite, da begegnete ihm ein hoher, edler Ritter, und als dieſer die

Jungfrau ſah, ſperrte er Jan von Rivelle den Weg und erbot ſich, mit ihm um die Dame zu kämpfen.

Jan fürchtete nicht, eine Lanze zu brechen, wenn es darauf ankam; hier aber kam ihm dieß nicht gelegen und er ſchlug dem fremden Ritter vor, das Ganze auf die Entſcheidung der Jungfrau ankommen zu laſſen; dieſe möge folgen, wem ſie wolle. Der Ritter ſtimmte ein und ſiehe, die Jungfrau ſprang vom Pferde Jans und ſetzte ſich zu dem Fremden. Jan ſetzte trübſinnig ſeinen Weg fort, denn nun blieb ihm nur noch ſein Hund. Als die Dame aber mit dem Fremden einige Schritte weit geritten war, bat ſie dieſen, auch den Hund von Jan zu fordern. Solches that der Ritter, und Jan antwortete: „Wie es der Jungfrau frei ſtand, zu folgen, wem ſie wollte, ſo möge das auch dem Hunde frei ſtehen.“ Deß mußte der Ritter ſich getröſten, und er lockte den Hund; aber der Hund war treuer, als die Jungfrau, und wich nicht von ſeinem Herrn. Darum ſagt man noch heute, wenn man von einem ſpricht, der auf kein Rufen hören oder kommen will: „Das iſt der Hund von Jan von Rivelle.“

135.

Foſtewert.

Schriftliche Mittheilung aus Utrecht.

Als die Inſel Foſetesland, welche ihren Namen von dem alten Frieſengotte Foſete, deſſen Tempel Wilibrord zerſtörte, trug, noch nicht den ſpätern Namen Heiligenland hatte, wollte man in der Gegend derſelben ein Kloſter bauen. Da man nun nicht wußte, welchen Namen man demſelben geben ſollte, beſchloß man, es nach dem erſten Worte zu heißen, welches man hören würde. Zwei Mönche begaben ſich alſo auf den Weg und trafen bald auf einen Bauer, der mit einem Bündel bepackt, fröhlich ſeines Weges ging. Da fragte einer der Mönche: „Wo wollet ihr hin, Freund?“ „Foſtewert“, antwortete der Bauer, welches ſo viel bedeutet, als Foſtewärts, oder nach Foſte hin, denn die Leute waren noch gewöhnt an den Namen des Gottes.

Da gingen die Mönche zurück und kündeten die Sache ihren Obern, und alſo bekam das Kloſter ſeinen Namen.

136.

Die Mutter des heiligen Ludger.

Altfridus in vita Sancti Ludgeri.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverleveringen en Godenleer. S. 103.
Grimm, Deutſche Sagen. II.

Als das Chriſtenthum ſchon begann, ſich in Frießland auszubreiten, lebte daſelbſt ein Mann von anſehnlicher Herkunft, der hieß Tjadgrim und war zu Utrecht als Chriſt erzogen. Er hatte eine Frau mit Namen Liafburg und gewann ſpäter bei dieſer zwei Söhne, Hildegrim und Ludger.

Als dieſe Liafburg geboren wurde, erzürnte die Großmutter derſelben, eine Heidin, dermaßen (weil es kein Knabe war), daß ſie ihren Sklaven befahl, das Kind den Göttern zum Opfer in einen Brunnen zu werfen. Die kleine Liafburg ſchlang aber ihr Aermchen um den Rand des Eimers und hielt ſich daran feſt. Eine Nachbarin ſah das, eilte ſchnell hinzu und ſtrich dem Kinde ein wenig Honig an den Mund, wodurch es zum Opfer untauglich wurde; denn bei den heidniſchen Frieſen war es verboten, ein Kind zu opfern, wenn es ſchon irdiſche Speiſe genoſſen hatte. Darauf überließen die Sklaven der Nachbarin das Kind, um es heimlich zu erziehen. Dieſe gab ihm den Namen Liafburg und offenbarte das Ganze ſpäter auch der Mutter, die dann des Kindes ſo lange in der Stille pflegte, bis die böſe Großmutter geſtorben war.

137.

Ludger kommt nach Foſetesland.

L. Surii vitae Sanctorum. Martius. p. 256.

Ludger ſchiffte auf des Kaiſers Rath nach einer Inſel, die auf der Gränze lag zwiſchen dem Lande der Frieſen und dem der Dänen, und dieſe hieß Foſetesland nach dem Gotte Foſete, den die Heiden daſelbſt anbeteten. Als das Schifflein dem Ufer der Inſel nahte, nahm Ludger ein Kreuz in die Hand und ſang den ſechzigſten Pſalm. Da ſahen diejenigen, welche mit ihm im Schiffe waren, einen dichten Rauch von der Inſel aufſteigen und über derſelben ſich zuſammendrängen und alsdann verſchwinden. Und Ludger ſprach: „Wiſſet, meine Brüder, daß dieſes Satan war, den der Herr von der Inſel vertrieb.“ Und er trat freudig an das Ufer und predigte Jeſum und taufte die Neubekehrten in einer Quelle, die auf der Inſel ſprang. Des Foſete Heiligthum zerſtörte er und baute an deſſen Stelle chriſtliche Kirchen.

138.

Vedaſt verjagt den Teufel.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius, ed. col. 1617. p. 69.

Ein edler Franke, mit Namen Ocinus, hatte den König Clotar, den Sohn des Cloderaus, zum Mittagmahle geladen und daſſelbe mit großem Pompe zugerichtet Auch Vedaſt, der heilige Biſchof, war dazu gebeten. Als dieſer in das Haus trat, ſegnete er nach gewohnter Weiſe alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Mehre Pokale, welche mit Bier gefüllt auf dem Tiſche ſtanden, waren aber in heidniſchem Irrthume mit teufliſchen Zauberſängen beſchworen; dieſe ſtürzten alsbald um vor dem Zeichen des Kreuzes, und das Bier, welches darin war, lief auf die Erde. Da fragte der König mit den Edeln erſchrocken, welches die Urſache ſei dieſes Wunders, und Vedaſt erwiederte: „Zauberiſche Beſchwörung barg in dieſem Getränke teufliſche Macht; dieſe floh aber vor der Kraft des Kreuzes Chriſti unſichtbar zu derſelben Zeit, wo ihr das Getränke zur Erde fließen ſahet.“ Dieſes Wunder führte viele zum Heile

139.

Sankt Vedaſt und der Bär.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius. p. 69.

Nachdem Sankt Vedaſt Biſchof von Artois geworden war, ſuchte er die Ruinen zerſtörter Kirchen auf, um dort wieder das Lob Gottes ertönen zu laſſen. So kam er eines Tages in einen Wald und fand dort die Trümmer einer ehemaligen Kirche, und ſeufzte ſchwer, als er ſah, wie der heilige Ort mit Koth und Unrath bedeckt war; und er ſprach: „O Herr, ſei eingedenk deiner großen Barmherzigkeit und ſchone unſerer Sünden; wir haben groß Unrecht gethan und ſchwer gegen dich gefehlt.“ Als er unter vielen Thränen alſo betete, da ſprang plötzlich ein Bär aus den Ruinen der Kirche hervor, und der Mann Gottes erzürnte und befahl dem Thiere, an einen andern Ort des Waldes ſich hin zu begeben und nicht mehr zu wagen, an das dieſſeitige Ufer des nahen Baches zu kommen. Alſo that der Bär und kehrte nicht wieder.

140.

Sankt Gislen.

Vinchant, Annales p. 81.
G. J. de Bosau, Histoire de Saint Ghislain. p. 2 et suiv.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 192.

Sankt Gislen war ein Biſchof der Stadt Athen in Griechenland. Dieſe verließ er aber, um nach Rom zu wallfahrten, und dort erkannte er durch göttliche Offenbarung, daß er zu einem Prediger des Chriſtenthums in dem nordweſtlichen Europa beſtimmt ſei. Er reiste aus Italien weg und wandte ſich nach dem Hennegau. Daſelbſt kam er in einen großen Wald, und es erſchienen vor ihm ein Bär und ein Adler, welche ihn führten bis an das Ufer der Haine, und dort baute er ein Kloſter. In dieſem wurde ſeit der Zeit zum Andenken der wunderbaren Führung des heiligen Apoſtels ein Bär und ein Adler unterhalten. Die Väter Martene und Durand haben beide Thiere daſelbſt geſehen.

141.

Johannisäpfel.

Chapeauville ad Harigerum. I. 72.
Joa. Molani natales Sanctorum Belgii.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 138.

Sankt Johann, zugenamt das Lamm, der den biſchöflichen Stuhl von Tongern im Jahre 631 beſtieg, war vorhin ein reicher Gutsherr und hatte auch eine

Frau. Eines Tages, wo er in gewohnter Weiſe mit Ackerarbeiten beſchäftigt war — denn daran hatte er eine große Freude —, ſtand plötzlich ein Pilger neben ihm, der eben aus dem heiligen Lande gekommen ſchien; manche ſagen, es ſei ein Engel Gottes in Pilgergeſtalt geweſen, doch darüber können wir nicht urtheilen. Der Pilger wandte ſich zu Johann und ſprach: „Deine Werke ſind angenehm vor dem Herrn, darum hat er dich zu einem Biſchofe von Tongern erwählt.“ Darob erſtaunte Johann höchlich, und er wollte das nicht glauben und antwortete, indem er ſeinen dürren Stab in die Erde ſtieß: „Dieſes trockene Holz ſoll Früchte tragen, ehe deine Weiſſagung ſich erfüllen wird.“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der entrindete Stock ſich mit neuer, friſcher Rinde bedeckte, aufſchoß und Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte trieb, welche letztere liebliche Aepfel von einem gar guten Geſchmacke waren.

Bald verbreiteten ſich Schößlinge des Baumes im Lande, und heute findet man die ſüßen Aepfel überall. Zum Andenken an den frommen Johannes heißt man ſie bis zu dieſem Tage noch Johannisäpfel.

142.

Die Dyle.

Vita Sti. Romualdi.
Mündlich.

Im Jahre 750 kam der heilige Romuald nach Mecheln und fand, daß das Volk daſelbſt die Abgöttin Diana verehrte. Er erboßte ſo ſehr darob, daß er das Bildniß der Göttin umwarf und in das Flüßchen ſtürzte, welches an Mecheln vorbei fließt. Bei Haeswyck verſchwand das Bild unter dem Waſſer.

Einige ſagen, die Göttin habe nicht Diana, ſondern Delia geheißen, und davon habe das Flüßchen den Namen Dole behalten.

143.

Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.

Mündlich.

Bei der Quelle Groesbeeck zu Spaa ſieht man das Zeichen eines Fußes in die Erde eingedrückt. Frauen, welche unfruchtbar ſind, halten eine neuntägige Andacht zu Ehren des heiligen Remaclus in der Kirche zu Spaa und trinken jeden Tag ein Glas Waſſer aus der genannten Quelle, während ſie einen Fuß in das erwähnte Zeichen ſetzen. Dieſes Zeichen ſchreibt ſich aber daher.

Sankt Remaclus, welcher in der Gegend von Spaa wohnte, ſchlief eines Tages über dem Gebete ein. Um ihn dafür zu ſtrafen, ließ Gott zu, daß einer ſeiner Füße in die Erde ſank, und dieſes Loch blieb auch ſeit der Zeit und konnte nicht ausgefüllt werden. Um aber die Reue, welche der Heilige ob ſeiner Sünde hatte, und die ſtrenge Buße, mit welcher er dieſelbe wieder gut zu machen ſuchte, zu belohnen, wurde dem Fußzeichen die wunderwirkende Kraft, durch welche es heute noch in Belgien berühmt iſt.

144.

Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.

Mündlich.

Sankt Capraz war einmal von den grimmen Heiden hart bedrängt, er flüchtete auf ſeinem flinken Roſſe vor ihnen und kam ſo in die Gegend des Dorfes Mont Saint-Pere und auf die Spitze der Hügelkette, die dort das Thal der Marne gegen Norden umſäumt. Eingeſchloſſen von allen Seiten, blieb ihm keine Rettung, als ſich von dem Hügel herabzuſtürzen; und alſo that er auch, ſtachelte in feſtem Vertrauen auf Gott ſeinen wackeren Renner und trieb ihn in die furchtbare Tiefe. In Einem Satze überflog das Pferd die kleine Wieſe im Thale und kam mit dem Heiligen auf einem Felſen in dem kleinen Fluſſe nieder, dem es durch die Kraft des hohen Sprunges ſeinen Huf eindrückte. Dieſes Zeichen iſt lange dort geblieben. Vor wenigen Jahren aber hat man den Felſen geſprengt, und bei dieſer Gelegenheit ging es verloren.

143.

Die Nonnen zum Hahne in Mecheln.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 5.

Um das Jahr unſeres Herrn achthundert und zwölf kamen nach Mecheln mehre gottesfürchtige Jungfrauen, welche kloſterweiſe an der Stelle wohnten, wo nun der Prieſterkeller iſt; ſie ſangen die Tagezeiten, putzten die Altäre und zierten das Grab des heiligen Romuald, und damit hatten ſie Arbeit genug. Man nannte ſie gewöhnlich die Nonnen zum Hahne, weil ſie durch einen Hahn, den ſie im Hofe fütterten und pflegten, geweckt wurden.

Es geſchah aber, daß der Fuchs einmal kam und den Hahn todt biß, und er konnte nicht mehr krähen und die Nonnen nicht mehr wecken. Das klagten ſie dem heiligen Romuald, und dieſer erweckte den Hahn wieder, ſo daß er wieder krähte und keine der Nonnen ſich verſchlief.

146.

Der Fiſch der heiligen Aldegund.

L. Surii vitae Sanctorum. Col. Agr. 1617. fol. Januarius, p. 337.

Eines Tages brachte ein Fiſcher der heiligen Aldegund einen noch lebenden Fiſch. Die fromme Aebtiſſin wollte ihn zum Gebrauche für einkehrende Pilger aufbewahren und ließ ihn in eine nahe Quelle ſetzen. Da ſprang der Fiſch in dem Waſſer und ſprang ans Ufer und ſchlug zappelnd mit dem Schwanze. Alsbald flogen Raben aus der Nähe herbei, um ihn zu zerreißen und zu freſſen. In der Nähe weidete aber ein Böckchen; dieſes eilte ſchnell hinzu und kämpfte mit Hörnern und Klauen gegen die Raben an, ſo daß dieſe nicht wagten, dem Fiſche Leides zu thun. Solches ſahen die Schweſtern des Kloſters, ſie kamen hinzu und nahmen den Fiſch auf, und das Böckchen folgte ihnen ſo lange, bis ſie denſelben der heiligen Aldegund gebracht hatten.

147.

Das Kirchfeld zu Poucke.

Sanderus II, 43.
Ph. Blommaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 31.

Im Beginne des elften Jahrhunderts war die Kapelle von Poucke in einem ſehr verfallenen Zuſtande; darum beſchloſſen die Einwohner, ſie abzubrechen und an ihrer Stelle eine neue ſteinerne Kirche zu bauen. Schon waren alle Baumaterialien auf Ort und Stelle, als eines Morgens die Werkleute, auf den Bauplatz kommend, nichts mehr fanden; alles war verſchwunden: Kalk, Mörtel, Steine, Gerüſte, kurz alles. Man ſuchte lange, um es wiederzufinden; endlich fand man es in einem abgelegenen Felde, nahe bei der Burg, und gerade in derſelben

Ordnung, in welcher man es auf dem andern Bauplatz verlaſſen hatte.

Die Werkleute erkannten hierin die Hand Gottes und die Gemeinde auch, und man erbaute die Kirche da, wo man die Materialien wiedergefunden hatte. Die alte Kirchſtelle wird aber noch heute das Kirchfeld geheißen.

148.

Der Mönch von Afflighem.

Haffligemium illustratum. (Msc. der wieder eingeſtellten Abtei Afflighem in Dendermonde) I. Fol. 61.
Prudens van Duyſe, Vaderlandſche Poezy. Gent 1840. I. S. 35 u. 302.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts trug ſich in der Abtei von Afflighem eine überaus wunderbare Geſchichte zu.

Man meldete nämlich eines Tages dem frommen Fulgentius, der dazumal Abt war, daß ein fremder Mönch von gar ehrwürdigem Anſehen am Thore angeklopft habe und eingelaſſen worden ſei, und daß derſelbe ſage, er ſei einer von den Brüdern des Kloſters. Der Abt ließ ihn zu ſich führen und fragte ihn, wer er ſei und woher er komme, worauf der Mönch erwiederte, er habe am Morgen noch mit den andern Brüdern die Matutin in der Kirche geſungen. Als man zu dem Verſe des neun und achtzigſten Pſalmes gekommen ſei, welcher heißt: „Tauſend Jahre ſind vor deinen Augen wie der geſtern vergangene Tag“, da habe er lange darüber nachgedacht und noch im Chor geſeſſen, als alle andern ſchon heraus geweſen. Da ſei ihm ein Vöglein erſchienen, welches gar lieblich geſungen, und er ſei dem Vöglein gefolgt, weil es ihn ſo ſehr ergötzet, und ihm in den Wald nachgegangen, und von da kehre er jetzt nach kleiner Weile zurück; er finde aber das Kloſter ſo geändert, daß er es nicht wiedererkenne. Als nun Fulgentius ihn ſeines Abtes wegen fragte und auch nach dem Namen des Königes, welcher zu ſeiner Zeit regieret, und der Mönch über beide Auskunft gegeben, da fand man zu allergrößtem Erſtaunen, daß die vor dreihundert Jahren gelebt hatten.

Der Mönch aber erſchrak und ſprach: „Ja wohl, nun ſehe ich, daß tauſend Jahre wie ein Tag ſind vor dem Herrn", bat alsdann den Abt, daß er ihm die heiligen Sacramente ſpenden wollte, und ſtarb nach deren Empfang eines gottſeligen und erbauungsreichen Todes.

149.

Sankt Julian, der Schiffer.

Feuilleton der Emancipation. 1834. März.

Vor vielen hundert Jahren lebte im Lande von Saintonge ein junger und reicher Herr, deſſen Name war Julian. Der hatte eine große Luſt am edeln Waidwerke und wenig Freude am Gebet und frommen Uebungen.

Eines Tages verfolgte er auf der Jagd einen Hirſch und ritt ihm weit nach in den großen Wäldern. Als er ihn aber eben gefangen zu haben vermeinte, da ſtand das Thier plötzlich ſtille, wandte den Kopf um und ſprach zu Julian mit vernehmlicher Stimme: „Halte an, Julian, und laſſe ab; mich zu jagen. Denke vielmehr darauf, dein böſes Geſchicke zu wandeln, denn ich ſage dir und erkläre es, mit deiner eigenen Hand wirſt du deinen Vater tödten und deine Mutter."

Julian war vernichtet bei der gräßlichen Wahrſagung. Er wandte ſein Pferd um und ritt nach Hauſe, feſt entſchloſſen, ſein Vaterland zu fliehen und nimmer dahin zurückzukehren, um alſo dem Schickſale zu entgehen, welches nach den Worten des Hirſches über ihn verhängt war. Ohne ſeinen Aeltern ein Wort zu ſagen, ſonder nachzudenken, wovon er ſich ernähren werde, ließ er das Roß gehen, wohin es wollte, bis es ermüdet nicht weiter konnte. Da er kein Geld hatte, verkaufte er es und erhandelte ſich dafür eine Leier, mit der er fortzog, immer gerade aus, denn er ſtrebte, nur recht ferne dem Vaterhauſe zu kommen. Die Lieder, welche er zu der Leier ſang, erwarben ihm ſein täglich Brot und er war zufrieden und glücklich, denn er dachte alſo die Wahrſagung unmöglich zu machen.

Ein Jahr ſchon war er umhergeirrt, als er eines Abends matt und krank an einem Schloſſe in den Ardennen anlangte. Der Burgherr, der ein Mann von gar mildem Gemüthe war, nahm ihn freundlich auf und gebot ſeiner eigenen Tochter, welche Baſiliſſa hieß, des armen Sängers zu pflegen; denn er liebte Spiel und Sang über die Maßen. Als aber das ſchöne Mädchen Julian den Becher zum Trunke brachte und ihn mit ſo zarter Sorge umgab, da wurde ſein Herz von glühender Liebe ergriffen und er glaubte, im ſelben Augenblicke ſchon geneſen zu ſein. Wenn er jedoch wieder bedachte, daß er, nun ohne Namen und Rang, nie auf Baſiliſſa's Hand würde Anſpruch machen können, dann meinte er, das Herz im Leibe müßte ihm brechen. Er wußte lange nicht, was er machen ſollte; endlich faßte er den Entſchluß, ſich von ihr zu trennen und ſeines Weges weiter zu gehen. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft trat er zu dem Burgherrn, um Abſchied zu nehmen; aber der brave Rittersmann wollte das nicht geſtatten, ſondern bat ihn inſtändig, länger zu bleiben, und Baſiliſſa that ein Gleiches, und Julian vermochte nicht zu widerſtehen, er blieb.

Einige Tage nachher gab es auf der Burg große Feſte und Julian ſang bei der Tafel und ſpielte ſo liebliche Weiſen, daß alle darob entzückt waren. Am folgenden Morgen fand ein glänzendes Stechſpiel ſtatt. Als Julian davon hörte, regte ſich die alte Luſt in ihm auf und er bat den Schloßherrn, auch eine Lanze brechen zu dürfen. Dieß wurde ihm zugeſtanden, und er hielt ſich alſo wacker, daß ihm der Preis vor allen zuerkannt wurde. Gleich tapfer focht er in einer bald folgenden Fehde ſeines Wirthes, und dieſer gewann ihn dadurch ſo lieb, daß er ihm ſeine einzige Tochter, die ſchöne Baſiliſſa, zur Ehe gab. Nicht lange nachher ſtarb ſein Schwiegervater, und er war Herr des Schloſſes und der ganzen Umgegend.

Das Andenken an die ſchreckliche Wahrſagung war ihm jedoch nicht aus dem Sinne gewichen. Wie heiß er ſich oft ſehnte, ſeine Aeltern wiederzuſehen, er wagte dennoch nie, ſich nach ihnen erkundigen zu laſſen, er fürchtete ſtets noch, die Worte des Hirſches möchten Wahrheit werden. Um ſich von dieſen Gedanken zu befreien, griff er wieder zu ſeiner alten Lieblingsbeſchäftigung, der Jagd.

Den Aeltern Julians war die Entfernung ihres einzigen Sohnes ein herber Stoß; ſie konnten nicht mehr froh werden und beſchloſſen endlich, ihn aufzuſuchen und nicht eher zurückzukehren, bis ſie ihn gefunden hätten. In Pilgerkleider gehüllt, begaben ſie ſich auf den Weg. Sie gingen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, überall nach dem Verlorenen fragend; aber kein Menſch vermochte ihnen etwas über Julian zu ſagen. So kamen ſie endlich auch in das Land Belgien. In dem Ardennerwalde verirrt, fragten ſie einen Bauer, ob er ihnen nicht ein Obdach wüßte, und der ſprach Ja und wies ſie nach der nächſtliegenden Burg, wo ſie matt und entkräftet am Morgen anlangten. Die Burg war aber die ihres Sohnes. Sie klopften an und der Thorhüter ließ ſie ein. Julian war ſchon ſeit Sonnenaufgang im Walde; darum weckten die Diener Baſiliſſa, welche auch alsbald nahte und die beiden Alten freundlich empfing. Als dieſe ſich in etwa gelabt, erzählten ſie der Schloßherrin ihre Geſchichte, und wie ſie ſeit vier Jahren wanderten, ihren Sohn zu ſuchen. Baſiliſſa erkannte alsbald die Aeltern ihres Gemahles, denn dieſer hatte ihr oft von ſeiner Entfernung von Hauſe geſprochen, ohne jedoch ihr die Urſache derſelben zu ſagen. Erfreut, ihrem Manne eine ſo fröhliche Nachricht bringen und zugleich das ehrwürdige Paar ſo unerwartet überraſchen zu können, ſchwieg ſie, und ließ die beiden Greiſe in ihrem Bette ſich niederlegen, um der Ruhe zu pflegen. Dann ging ſie in Erwartung der Rückkehr Julians zur Kirche, um dort dem Himmel für das glückliche Ereigniß Dank zu ſagen.

Julians Pferd hatte ſich inzwiſchen auf der Jagd an einem Steine verwundet, und er ſelbſt war ſomit genöthigt, zurückzukehren. Auf der Burg angekommen, eilte er ſogleich nach ſeiner Schlafkammer, wo er ſeine Gattin noch zu finden hoffte. Da ſah er in ſeinem Bette einen Mann neben einer Frau, welche Baſiliſſa's Kleider trug; ſein erſter Gedanke war an Untreue; er griff wüthend nach ſeinem Schwerte und erſtach die beiden Schläfer — konnte er ahnen, wie ſchrecklich er die alte Wahrſagung bewahrheitete?

Kaum hatte er die That vollbracht, als ſchon Reue darüber in ihm aufſtieg. Verfolgt von dem Gewimmer und dem letzten Röcheln ſeiner Opfer, wollte er eben aus dem Schloſſe fliehen, als die fromme Baſiliſſa aus der Kirche kommend ihm entgegentrat. Julian ſtarrte ſie an, als traue er ſeinen Augen nicht; ſie aber wollte ihn fortziehen in ihr Schlafgemach, um ihm dort die Freude des Wiederfindens ſeiner Aeltern zu verſchaffen; er hielt ſie zurück und forderte nur Antwort auf die Frage, wer die Schläfer geweſen ſeien, die er dort gefunden. Da erzählte Baſiliſſa ihm, was die lieben Alten ihr mitgetheilt, und er ſtürzte wie vom Donner gerührt nieder. Von ſchauriger Ahnung durchbebt, eilte die arme Frau in die Kammer, ſie rüttelte an den beiden, aber ſie rüttelte an Leichen, und mit einem Schrei des Entſetzens warf ſie ſich über das blutgeröthete Bette.

Erſt nach langer Zeit kehrte Julians Beſinnung zurück. Er ging zu ſeiner Frau, geſtand ihr mit naſſem Auge alles und kündete ihr nun auch die Prophezeiung des Hirſches. Dann ſprach er: „Nun lebet wohl, meine herzliebe Frau, und betet für mich und verzeihet mir, denn ich gehe weg von hier, um meine Sünden zu büßen.“ Da fiel Baſiliſſa ihm um den Hals und antwortete: „Nein, das ſollet ihr nicht thun, mein lieber Gemahl; und wenn ihr es thun wollt und wegziehet von hier, dann wiſſet, daß ich euch begleiten werde, wohin ihr euch auch wendet.“ Alſo that ſie auch und verließ am andern Morgen mit Julian die Burg, und ſie gingen weithin, bis ſie kamen an das Flüßchen, welches Dender heißet, und den Ort, wo gegenwärtig die Stadt Ath ſtehet. Da mußten die Pilgrimme, welche zu unſerer lieben Frauen von Hall wallfahrteten, ſtets mit Lebensgefahr den Fluß durchwaten, denn es war keine Brücke daſelbſt. Darum faßte Julian den Entſchluß, ſich ein Häuslein am Ufer zu bauen und einen Nachen zu kaufen, mit dem er die Pilger überſetze; denn er hoffte, durch dieſes fromme Werk Vergebung für ſeine große Sünde zu finden

Sieben ganzer Jahre hatte er ſchon hinüber und herüber geſchifft, als in einer finſtern Regennacht, nachdem er eben müde ſich mit Baſiliſſa auf ſein Strohlager gelegt, vom andern Ufer her eine klagende Stimme um Ueberfahrt bat. Julian erhob ſich raſch, kleidete ſich und wandte bald, troß Sturm und Wetter, den Kahn nach der linken Seite des Flüßchens. Baſiliſſa kniete neben ihm in dem leichten Fahrzeuge und betete, denn das Waſſer war ſo wild aufgeregt durch den Sturm, daß ſie jeden Augenblick zu verſinken glaubten. Als ſie zum andern Ufer kamen, fanden ſie einen alten Pilger, der mit durchnäßten Kleidern an der Erde lag und kläglich ſtöhnte und jammerte. Alsbald warfen ſie ihre Mäntel über ihn und trugen ihn in die Barke, die nun wieder abſtieß und unaufhaltſam und ruhig der Hütte entgegen glitt, wie grauſig die Wellen auch um ſie aufſchlugen, wie heulend der Wind ſie auch umtobte. Am Ufer angelangt, befeſtigte Julian den Nachen, faßte dann mit Baſiliſſa den Pilger auf und bettete ihn in der Hütte auf dem Strohlager, während ſie ſelbſt neben ihm auf der harten kalten Erde ſich niederlegten, nachdem ſie noch zuvor Feuer gemacht und den Alten mit warmer Milch gelabt hatten.

Plötzlich aber verbreitete ſich ein lichter Glanz in der Hütte, der Pilger erhob ſich, ſeine feuchten Kleider ſanken und er ſtand da in göttlicher Hoheit und Herrlichkeit; es war der Herr Jeſus ſelber — Julian und Baſiliſſa ſanken bebend auf ihre Kniee. Jeſus aber ſprach: „Du haſt genug gebüßet, Julian; deine Sünde iſt dir vergeben und ich erwarte dich und deine treue Frau.“ Und mit den Worten verſchwand er.

Am andern Morgen fiſchten einige Umwohner in der Nähe; ſie hörten wunderſüße Weiſen aus der Hütte tönen. Als ſie näher traten und dieſelbe öffneten, fanden ſie die beiden Gatten knieend, todt, von himmliſchem Lichte umleuchtet. Sie beſtatteten ſie mit Ehrerbietung

Später geſchahen viele Wunder an dem Grabe, und man baute an der Stelle, wo die Hütte einſt ſtand, die jetzt noch dort ſich erhebende ſchöne Kirche des gaſtfreundlichen heiligen Julian.

150.

Genoveva.

W. Emich bei Marquard Freher, Origines palatinae. Pars II.
Joh. Molani natales Sanctorum Belgii. 1595. 8.
Grimm, Deutſche Sagen. II.
La pleiade. 4. livraison. Paris 1841. p. 1 et suiv.
Niederdeutſches und hochdeutſches Volksbuch.
Flämiſche Volkslieder.
Franzöſiſches Volkslied.

In der Zeit, als Hudolf Erzbiſchof war zu Trier, unternahm man einen Zug gegen die Heiden. Es lebte aber in dem Pallaſte zu Trier ein edler und gottesfürchtiger Pfalzgraf, Siegfried mit Namen, und der hatte zur Gemahlin Genoveva, die Tochter des Herzogs von Brabant, welche gar ſchön von Leib und der Mutter Maria gar ergeben war, ſo daß ſie dieſer und der Pflege der Armen alle Zeit widmete, welche ſie ſich nur abbrechen konnte.

Der Pfalzgraf Siegfried war eines eiferſüchtigen Gemüthes und fürchtete, man möge in ſeiner Abweſenheit Genoveva verführen. Darum beſchloß er, daß ſie während der Zeit des Zuges gegen die Heiden auf dem Schloſſe Simmern bei Meyen wohnen ſolle. Alsdann bereitete er ſich zur Abreiſe, verſammelte all ſeine Herren in dem Schloſſe und ließ ſie den auswählen, welchem er die Wahrung ſeiner lieben Frau am beſten vertrauen könne. Unter dieſen Herren war einer, der Golo hieß, und den liebte der Pfalzgraf vor allen andern wegen ſeiner Tapferkeit; dieſen wählten die Herren auch als

Schirmer Genoveva's, und er mußte einen Eid ſchwören und wurde zum Oberaufſeher des Schloſſes ernannt.

In der folgenden Nacht ſchlief der Pfalzgraf bei ſeiner Gemahlin, und es geſchah durch göttliche Zulaſſung, daß ſie von ihm empfing. Am Morgen rief er Golo zu ſich und ſprach zu ihm: „Golo, ſiehe, wir vertrauen dir unſere vielgeliebte Frau und all unſer Beſitzthum, und vertrauen auf deine Treue.“ Bei dieſen Worten wurde Genoveva von ſolchem Schmerze ergriffen, daß ſie beſinnungslos zur Erde ſtürzte. Der Pfalzgraf hob ſie zärtlich auf und flehte alſo: „O heilige Jungfrau Maria, dir und keinem andern befehle ich meine vielgeliebte Frau, daß du ſie ſchirmeſt und ſchützeſt.“ Alsdann umfaßte er ſie unter vielen Thränen und küßte ſie herzlich, denn ſie liebten beide einander aufs innigſte, und er nahm Abſchied und zog weg.

Nicht lange nachher entbrannte der treuloſe Golo in Liebe gegen die Pfalzgräfin und wollte mit ihr ſündigen. Er trat unter ſchmeichelnden und wollüſtigen Worten zu ihr und ſprach: „O meine Herrin, Gott weiß, daß ich vor übergroßer Liebe, welche ich zu euch hatte und habe, nichts mehr anzufangen weiß; darum bitte ich euch, daß ihr mir erlaubet, euer Bette zu theilen.“ Die gute Frau aber verabſcheute ihn ob dieſes Antrages und ſprach, ſie wolle lieber ſterben, als ihrem lieben Gemahle untreu werden.

Inzwiſchen fühlte ſie alle Tage mehr, daß ſie geſegneten Leibes war, und dieſes freute Golo, und eines andern Tages beſchloß er, ſie zu täuſchen, und kam zu ihr mit Briefen, welche er ſelbſt geſchrieben hatte, und ſprach: „Vielliebe Herrin, ſehet, dieſe Briefe habe ich empfangen, und ich werde ſie euch leſen, wenn ihr mir dazu Urlaub gebet.“ Genoveva entgegnete: „Leſet ſie“, und er las, daß ihr Mann, der Pfalzgraf, mit dem ganzen Heere auf der See umgekommen ſei. Da begann Genoveva bitter zu weinen und ſie ſchlang ihre Hände in einander und bat alſo: „O du himmliſche Jungfrau Maria, du meine einzige Zuflucht, blicke, o blicke gnädig auf mich nieder, dieweil ich gänzlich verwaiſt und verlaſſen bin!“ Und vor großem Schmerze ſchlief ſie ein; da erſchien ihr die Mutter Gottes mit großer Klarheit umgeben im Traume und ſprach: „Tröſte dich, meine Tochter, der Pfalzgraf lebt, aber einige der Seinen ſchlummern in Frieden.“ Geſtärkt und erkräftigt erhob ſich die fromme Pfalzgräfin, als Golo ihr abermals nahte und zu ihr ſprach: „O Herrin, ihr habt aus den Brieſen erkannt, daß unſer Herr geſtorben iſt; auch meine Frau iſt todt, und da der ganze Pallaſt unter meiner Herrſchaft ſteht, ſo könntet ihr mich wohl zu eurem Gemahle annehmen.“ Und mit den Worten wollte er ſie umarmen und küſſen, aber Genoveva vertraute dem Beiſtande Maria's und ſchlug ihn, ſo hart ſie konnte, mit der Fauſt ins Geſicht. Als er ſich nun ſo ſehr in ſeiner Meinung getäuſcht ſah, da ergrimmte er und entzog ihr all ihre Dienerinnen und Jungfrauen.

Inzwiſchen kam die Zeit der Geburt und Genoveva genaß eines gar ſchönen und lieblichen Knaben. Keiner wagte, die arme Wöchnerin zu beſuchen oder ſie zu tröſten in ihren Schmerzen, nur eine alte böſe Magd war um ſie, und dieſe that ihr mehr Leid noch an, als ſie hatte. Zu dieſer Zeit kam ein Bote des Pfalzgrafen auf die Burg und kündete ihr ſolches: „Der Pfalzgraf, unſer Herr, lebt, aber er hat die meiſten ſeines Gefolges verloren.“ Alsbald fragte Genoveva den Boten: „Wo iſt mein Gatte nun?“ und der Bote erwiederte: „Zu Straßburg.“

Darob wurde Genoveva mit großer Freude erfüllt, denn ſie gedachte, nun am Ende ihrer Leiden zu ſein, und als Golo kam, da erzählte ſie dieſem alles wieder, was ſie vernommen hatte. Das war aber ein Donnerſchlag für Golo; er fürchtete zu ſehr die Rache ſeines Herrn und ſchrie unter Thränen und in Verzweiflung: „Was ſoll aus mir werden? Was ſoll ich machen? Ich bin verloren.“

Solches hörte ein altes Weib, welche am Fuße des Berges wohnte, auf dem das Schloß lag, und dieſe trat zu Golo und ſprach: „Was fehlt euch, Herr? Warum trauert ihr? Sagt es mir, und folget ihr dann dem Rathe, den ich euch geben werde, dann wird die Gefahr bald vorüber ſein, in welcher ihr ſchwebt.“ Darauf antwortete Golo: „Weißt du nicht, welche Anträge ich der Pfalzgräfin gemacht habe? Wenn ihr Gemahl zurückkehrt, dann iſt der Tod mir ſicher. Kannſt du mir aber einen guten Rath geben, dann will ich dich überreichlich belohnen.“ Darauf ſprach die Alte: „Das iſt mein Rath: die Pfalzgräfin hat geboren; wer aber weiß, ob das Kind nicht des Koches oder eines andern iſt?“ Und mit den Worten ſetzte ſie ſich nieder und berechnete die Zeit von der Geburt an rückwärts, und fand, daß Genoveva gerade am Tage der Abreiſe ihres Gemahles empfangen hatte. Dann fuhr ſie fort: „Wer kann das ſo genau wiſſen, da keiner dabei war? Gehet ihr ruhig zu dem Pfalzgrafen und ſaget ihr ihm, daß ſeine Frau von dem Koche ein Kind getragen und geboren habe. Dann wird er ſie tödten laſſen und ihr ſeid frei.“

Dieſer Rath gefiel Golo und er befolgte ihn treulich und ging zu dem Pfalzgrafen, dem er alles wiederſagte, was die Alte ihm gelehrt hatte. Da durchfuhr den edeln Herrn Siegfried tiefer Schmerz und er ſprach unter ſchwerem Seufzen und vielen Klagen: „O heilige Gottesmutter, dir habe ich meine geliebte Gattin anvertraut; warum haſt du ſie fallen laſſen in ſo ſchwere Sünde?

Ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll; möchte Gott die Erde ſich nur öffnen und mich verſchlingen laſſen, denn es iſt beſſer, daß ich ſterbe, als mit ihr lebe.“ Da ſprach der treuloſe Golo: „Herr, ihr dürfet und könnet nicht bei einem ſolchen Weibe leben.“ Und der Pfalzgraf fragte: „Was ſoll ich denn aber thun?“ Golo erwiederte: „Ich werde gehen und ſie mit dem Kinde in einem See ertränken laſſen.“ Deß war der Pfalzgraf zufrieden, und Golo eilte alsbald nach Hauſe zurück und rief ſeine Knechte und ging mit ihnen zu Genoveva und ſprach: „Ergreifet ſie und ihre Frucht und erfüllet an ihr unſeres Herrn Befehl.“ Die Knechte fragten: „Was hat denn unſer Herr befohlen?“ und Golo antwortete: „Daß ihr ſie tödten ſollet.“ Da fragten die Knechte weiter: „Was haben ſie denn Uebles gethan?“ Das erzürnte Golo und er ſprach: „Gebet und thuet, was unſer Herr euch geboten hat; wo nicht, ſo müſſet ihr ſterben.“

Betrübt gingen die Knechte weg und ergriffen ihre Herrin und führten ſie in den Wald, und da ſprach einer von ihnen: „Was können dieſe Schuldloſen denn verbrochen haben?“ Und ſie beredeten ſich unter einander und ein anderer nahm das Wort und ſprach: „Wir wiſſen alle nicht, warum man die Pfalzgräfin, unſere Herrin, und ihr Kind alſo behandelt und ſie tödten will; ſie iſt keines Verbrechens ſchuldig. Darum laſſet uns unſere Hände nicht mit ihrem Blute beflecken, ſondern ihnen befehlen, daß ſie hier bleiben; es iſt dann beſſer, daß die wilden Thiere ſie freſſen, als daß wir uns mit ſo großer Sünde beladen.“ Da ſprachen die andern: „Das iſt wohl; wenn ſie aber von hier weggehen und wieder zum Schloſſe kommen?“ Und der eine antwortete: „Unſere Herrin wird uns verſprechen, das nicht zu thun, und bleiben.“ Und ſo geſchah es auch. Alsdann beriethen die Knechte ſich, welches Zeichen ſie Golo von ihrem Tode bringen ſollten, und der eine ſprach: „Ein Hund iſt uns nachgefolgt, und Gott hat ihn ſonder Zweifel uns geſandt. Laſſet uns deſſen Zunge ausſchneiden und dieſe als Zeichen mitnehmen.“ Alſo thaten ſie und brachten Golo des Hundes Zunge, und Golo lobte ſie und freute ſich in ſeinem Herzen.

Die arme Pfalzgräfin weinte inzwiſchen bittere Thränen in dem einſamen Walde und ſie rief: „O mir Armen, die ich in Ueberfluß erzogen und nun von allem entblößt bin!“ Das Knäblein war noch keine dreißig Tage alt und die gute Mutter konnte ihm keine Milch bieten; das ging ihr noch mehr zu Herzen, als alles; da wandte ſich die von aller menſchlichen Hülfe Beraubte vertrauensvoll an die heilige Jungfrau und ſie betete: „O heilige Jungfrau und Mutter Maria, erhöre mich Sünderin und verlaſſe mich nicht, dieweil ich unſchuldig bin des Verbrechens, deſſen man mich zeiht. Ich weiß, daß nur du mit deinem lieben Sohne mir helfen und und mich ernähren kannſt; o entreiße mich doch den Zähnen der grauſamen Thiere.“ Und zur Stunde hörte Genoveva eine Stimme, welche ſprach: „Meine ſüße Freundin, ich werde dich nicht verlaſſen.“ Weiter hörte ſie dieſe Stimme nicht mehr, aber es kam durch Gottes Schickung eine Hirſchkuh, und die warf ſich zu den Füßen des Kindleins nieder, und die Mutter legte das Kind an die Zitzen des Thieres und es ſog deſſen Milch.

Sechs Jahre und drei Monate lebte die Pfalzgräfin in dem Walde, ſich nährend von Kräutern, welche ſie ſich ſuchte, und ſonder ander Obdach, als eine kleine Hütte, welche ſie ſich aus Holz und Reiſig zuſammengebaut hatte. Als die genannte Zeit verlaufen war, da geſchah es, daß der Pfalzgraf Siegfried alle ſeine Ritter und Vaſallen zuſammenberief; denn er wollte ein feierliches Hoflager halten; es war aber am Feſte der Erſcheinung des Herrn. Da der größte Theil der Geladenen ſchon am Vorabende ſich eingefunden hatte, ſo beſchloß Siegfried, zu ihrer Beluſtigung eine Jagd anzuſtellen, und alle zogen aus. Als aber die Jäger die Hunde kaum entkoppelt hatten, da erſchien plötzlich die Hirſchkuh, welche Genoveva's Kindlein geſäugt hatte, und die Hunde verfolgten ſie mit Gebell und die Jäger mit lautem Geſchrei. Der Pfalzgraf und die Seinen kamen ſo ſchnell nach, als ſie konnten; Golo war eine Strecke hintan geblieben.

Als die Hirſchkuh ihren Verfolgern nicht mehr zu entrinnen wußte, da flüchtete ſie in das Hüttchen Genoveva's und legte ſich dort vor den Knaben nieder, wie ſie ſtets zu thun gewohnt war. Die Hunde drangen ihr nach bis in die Hütte und wollten ſie greifen, aber Genoveva nahm einen Stock und ſchlug auf die Hunde, ſo daß ſie flohen. Inzwiſchen kam auch der Pfalzgraf herbei und erſtaunte höchlich, als er das Wunder ſah; er ſcheuchte die Hunde weg und ſprach zu ſeiner Frau, welche er jedoch noch nicht erkannte: „Biſt du denn ein Chriſtenmenſch?" Und Genoveva erwiederte: „Ja, ich bin eine Chriſtin; wie ihr ſehet, bin ich entblößt von aller Kleidung, darum gebet mir euren Mantel, damit ich in etwa meine Scham decken kann." Das that der Pfalzgraf und er fragte ſie weiter: „Wie vermagſt du denn hier zu leben ſonder Speiſe und Kleider?" Da antwortete Genoveva: „Ich habe zwar kein Brot, doch nähren mich die Kräuter, welche in dem Walde wachſen; meine Kleider aber ſind vor großem Alter verſchliſſen." — „Wie lange lebſt du denn ſchon in dem Walde?" fuhr Siegfried fort, und ſie entgegnete: „Sechs Jahre und drei Monate." Da fiel des Pfalzgrafen Auge auf den Knaben und er fragte, weſſen Sohn es ſei, worauf

Genoveva erwiederte, es ſei ihr Sohn. Das genügte aber Herrn Siegfried nicht und er wollte wiſſen, wer des Kindes Vater wäre; doch die edle Frau wagte das nicht zu ſagen; ſie ſprach blos: „Das weiß Gott allein.“ — „So ſage mir denn noch, wie du in dieſen Wald gekommen biſt und wie du heißeſt“, fragte der Pfalzgraf, und ſie antwortete: „Mein Name iſt Genoveva.“ Das fiel Siegfried ſchwer auf die Seele und er dachte, ob es nicht ſeine Frau ſei, mit welcher er rede; da nahm einer von ihren ehemaligen Kämmerlingen das Wort und ſprach: „Bei Gott dem Allmächtigen, ich glaube, es iſt unſere Herrin, welche wir lange ſchon todt glaubten; trägt ſie eine Narbe im Geſichte, dann iſt es gewiß.“ Da ſchauten alle zu und ſahen die Narbe. „Dann müßte ſie auch meinen Brautring tragen“, fuhr der Pfalzgraf fort, und man ſuchte und fand auch den Ring, und zugleich ſank Herr Siegfried an ihren Hals und küßte und herzte ſie unter vielen Thränen und rief: „Ja, du biſt meine liebe Frau, und das iſt mein lieber Sohn!“

Als dieſe erſten Freudebezeigungen vorüber waren, erzählte Genoveva alles, was ſich ſeit Herrn Siegfrieds Abreiſe zugetragen hatte, und der Pfalzgraf weinte und alle, die um ihn ſtanden, weinten mit ihm. Da ritt endlich auch der treuloſe Golo herzu; kaum erſchauten ihn aber die andern, als ſie über ihn herſtürzten und ihn tödten wollten, welches auch ſicherlich geſchehen wäre, hätte Herr Siegfried nicht gerufen: „Haltet ihn nur feſt und wahret ihn, wir wollen noch über ſeine Strafe ſinnen.“ Die Strafe war aber dieſe. Man ſuchte vier ſtarke Ochſen, welche noch nicht den Pflug gezogen hatten, und ſpannte ſie zwei an die Hände und zwei an die Füße Golo's, und dann trieb man ſie jeden nach einer andern Seite, ſo daß der Körper des treuloſen Ritters in vier Theile zerriſſen ward.

Als dieß geſchehen war, wollte der Pfalzgraf ſeine liebe Frau und ſein Söhnchen mit ſich nach Hauſe führen; doch Genoveva ſprach: „Die heilige Jungfrau Maria hat mich und mein Kind allhier vor den wilden Thieren bewahrt und mich nebſt meinem Knäbchen ernährt und verſorgt; ich werde darum dieſen Ort nicht verlaſſen, bevor er zu ihrer Ehre geweiht und geheiligt iſt.“ Da ſandte der Pfalzgraf ſogleich einen Boten an den Erzbiſchof Hidolf von Trier und entbot ihn zur Heiligung der Waldſtelle. Und der fromme Prälat eilte alsbald herbei und freute ſich ſehr, als er von Genoveva's wunderbarer Erhaltung hörte, und am folgenden Tage, dem der Erſcheinung des Herrn, weihte er den Ort zu Ehren der heiligen Mutter Maria. Nachdem dieß geſchehen war, zogen alle auf das Schloß zurück, wo großer Jubel war über die Rückkehr der vielgeliebten Herrin.

An der Stelle, wo ihr Hüttchen geſtanden, ließ Herr Siegfried auf ihre Bitte ein Kirchlein bauen. Sie nährte ſich, wie vordem, nur mit Kräutern, denn andere Speiſe konnte ſie nicht mehr eſſen. Lange aber lebte ſie nicht mehr; ſie ſtarb ſchon am zweiten April deſſelben Jahres, und der Pfalzgraf ließ ſie in dem Kirchlein begraben, welches er ihrem Wunſche zufolge geſtiftet hatte. Erzbiſchof Hidolf weihte daſſelbe zur Ehre Mariens ein und verlieh dabei einen Ablaß von vierzig Tagen.

Nachher haben ſich viele Wunder bei dem Grabe der frommen Genoveva ereignet und man verehrte ſie allgemein als eine mächtige Fürſprecherin bei Gott.

151.

Seliges Mecheln.

Grammaye, Machlinia.
Remmerus Valerius, Chronyk van Mecheln. S. 9.

Bei der Kuhpforte zu Mecheln liegt die Kapelle des heiligen Nicolas. Dieſe wurde von 1179 ſchändlich entweiht durch den Tod des heiligen Thomas von Cantorbery, welchen vier böſe Geſellen daſelbſt ermordeten. Die Strafe des Himmels folgte der grauſen That auf dem Fuße, denn alsbald ſahen ſich die Mörder des Geruches und Geſchmackes beraubt. Nach langer Buße fanden ſie den letztern, den Geſchmack nämlich, in Cöln wieder beim Koſten von Rheinwein; ihren Geruch erlangten ſie in Mecheln wieder bei friſchgebackenem Brote.

Drei dieſer Mörder waren Söhne eines ſichern Urſus oder Bär, darum heißt man ſie gewöhnlich alle vier die Bärenkinder.

Als der fromme Pabſt Alexander III. von dem Wunder hörte, rief er in heiliger Begeiſterung aus: „O heiliges Cöln! O ſeliges Mecheln!“ Davon nennt ſich noch heute die Stadt Mecheln ſelig und Cöln ſich heilig.

152.

Der wiedergefundene Ring.

Caesarii heisterbac. Dial. mirac. dist. X. cap. 61.

Der Probſt Conrad von Sankt Severin in Cöln war zugleich Probſt in Xanthen. Als er eines Tages nach der letztern Stadt hinſchiffte und die Hände neben dem Schiffe im Rheine wuſch, entfiel ihm ſein goldener Ring und ſank in die Tiefe des Rheines.

Im folgenden Jahre fuhr er nach derſelben Stadt, als er in die Gegend des Ortes kam, wo er den Ring verloren hatte, begegnete er einigen Fiſchern und fragte dieſelben, ob ſie ihm nicht einen Fiſch käuflich überlaſſen wollten. Da ſprachen die Fiſcher: „Wir haben nur einen Karpfen gefangen, und der gebührt dem Probſte von Xanthen; wir wagen nicht, ihn zu verkaufen.“ Diejenigen, welche um Conrad waren, ſprachen: „Da ſitzt der Probſt“, und die Fiſcher gaben ihm alsbald den Karpfen. Als der Koch den Fiſch öffnete, fand er zu ſeinem großen Erſtaunen einen Ring in deſſen Eingeweiden; er brachte ihn dem Probſte, und dieſer erkannte ihn alsbald als den ſeinen.

153.

Bruder Peter.

Gemmarus Valerius, Chronyk van Mecheln. S. 12.

Gegen das Jahr 1231 lebte zu Mecheln ein ſicherer Bruder Peter; dem riefen die Kinder zu, wenn er Meſſe las und die Hoſtie aufhob: „Mann, haltet das Kind feſt!“ denn ſie ſahen, wie er ein kleines Kind mit der Zehe feſthielt. Auch ſprachen ſie: „Der Mann iſt Kinder“, wenn er die Communion nahm.

Als dieſer Bruder Peter geſtorben war, da geſchahen an ſeinem Grabe ſo viele Wunder, daß das Volk in Menge zulief. Das verdroß den Guardian des Kloſters, und er trat zu Peters Grabe und gebot ihm, mit den Wundern aufzuhören und keine mehr zu thun, indem er den Gottesdienſt zu ſehr ſtöre. Seit der Zeit hat Bruder Peter keine Wunder mehr gewirkt.

154.

Sankt Paul zu Gammerage.

Mündlich.
Schayes, Essai historique sur les moeurs, les usages et les tradit. des anciens Belges.

Nach der Plünderung der Stadt Geeraerdsbergen im Jahre 1382 blieben die Todten in ſolcher Menge auf dem Felde liegen und faulen, daß viele peſtartige Krankheiten unter Menſchen und Thieren entſtanden. Beſonders wüthete eine ſchreckliche Seuche unter den Schafen und anderem Hornvieh, welches auf den umliegenden Wieſen weidete.

Da erſchien in Mitten all des Unglückes am Tage der Bekehrung Pauli ein Mann in dem Orte, deſſen Haltung höchſt würdig war, den aber niemand kannte. Er trug ein weißes Ueberkleid und ritt ein flinkes Roß. Durch das Dorf und deſſen Umgebung reitend, vertheilte er an die Hirten und Viehhüter kleine weiße Küchelchen, um ſie dem Viehe zu geben. Die Leute thaten das, und die Seuche verſchwand.

Allgemeine Freude erfüllte die Gegend, aber keiner wußte, wem man die Rettung zu danken hatte. Endlich trat ein alter, frommer Hirte auf und ſprach, daß der Unbekannte der Patron des Dorfes, Sankt Paul, geweſen ſei. „Und“, fuhr er fort, „Billigkeit und Recht fordert von uns, daß wir dieſer Gnade nicht vergeſſen, ſondern ihrer ewig gedenken. Auch iſt es mir gegeben die Küchelchen zu machen, und ich werde ſie dem überantworten, welcher nächſtens den heiligen Paul vorſtellen wird. Dieſer mag es ſeinem Nachfolger mittheilen, und die Seuche wird uns nicht mehr ſchaden.“

So entſtand ein jährliches Feſt in Gammerage, wie dieſes wurde bis 1794 auf folgende Weiſe gefeiert.

Am Tage der Bekehrung des heiligen **Paulus** ritt ein Mann, bekleidet mit einem weißen Gewande, durch die ganze Gegend und warf dem Volke kleine Küchelchen zu, indem er bei jedem ſprach: „Salz, ich werfe dich mit der Hand, die Gott mir gegeben hat.“ Die Landleute ſammelten dieſe Küchelchen aufs ſorgfältigſte und gaben ſie dem Viehe. Einige Tage vor dem Feſte wurde von dem ganzen Dorfe in Gegenwart des Pfarrers das Recht neu befeſtigt, den heiligen Paul vorſtellen zu dürfen. Derjenige, welchem dieß zu Theil fiel, der nämlich rund ritt, hatte nie Viehkrankheiten zu fürchten.

155.

Das heilige Kreuz zu Gammerage bei Geeraerdsbergen.

Histoire d'un morceau de la vraie croix, honoré à Gammerage. o. J.

Philipp der Gute, der edle Graf von Flandern und Herzog von Burgund und Brabant, ſchwur einſt bei einem Gaſtmahle, welches er zu Lille gab, daß, wolle der König von Frankreich ſein Land in Ruhe halten, er wegziehen werde, um gegen die Türken zu kämpfen. Nicht lange nachher zog er auch hin, und zwar an den Hof Kaiſer Friedrichs, mit dem er ſich verbünden wollte. Er war geleitet von einer großen Anzahl von Rittern und Herren, und unter dieſen befand ſich auch der Graf von Gammerage.

Der Kaiſer wollte aber nichts mit dem Zuge zu ſchaffen haben, und da der gute Philipp nicht gut allein nach dem heiligen Lande ziehen konnte, ſo mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zum Lohne aber für ſeinen frommen Eifer empfing er ein großes Stück vom heiligen Kreuze, und das ſchenkte er dem Grafen von

Gammerage, der es alsbald in ein ſchönes ſilbernes Kreuz ſchließen ließ.

Hundert und einige Jahre ſpäter entſtanden Kriege in dem Lande, und ein Prieſter barg das Kreuz an einem allen Einwohnern unbekannten Orte; er ſtarb auch, ſonder daß ein anderer wußte, wo er die Reliquie verſteckt hatte. Erſt lange nachher fand man ſie wieder, und zwar auf folgende Weiſe.

Zwei Brüder aus Gammerage hatten in einem Streite einen ihrer Freunde ermordet und flüchteten aus dem Lande. Viele Jahre irrten ſie unſtät umher, bis ſie eines Tages im Lande Preußen einen Einſiedel trafen, welcher auf dem Gipfel eines Berges wohnte. Sein frommes und heiliges Weſen erweckte Zutrauen in ihnen, und ſie faßten Muth und beichteten ihm ihre ſchwere Sünde und begehrten ſeinen Rath, was ſie thun ſollten. Der Mann Gottes erhob ſeine Stimme und ſprach, daß auf Vorbitten ihrer Aeltern das ſchwere Verbrechen ihnen vergeben wäre und ſie bald den Gnadenbrief empfangen würden. Alsdann fragte er ſie, ob ſie nicht einen Weiler kännten, welcher Sankt Paul von Gammerage hieße und in deſſen Nähe ſich ein Waſſer befände, welches er ſehr genau beſchrieb. Die Brüder antworteten, ſie kännten den Ort ſehr wohl und ſeien daſelbſt geboren. Da fuhr der Einſiedel fort: „Dann gehet ruhig zurück in euer Land und grabet am Tage nach eurer Ankunft in dem ſumpfigen Waſſer; dort ſollet ihr die Reliquie vom Kreuze finden, welche man verloren glaubt. Und damit ihr meinen Worten deſto mehr Vertrauen ſchenket, ſo gebet acht, wenn ihr den Fuß über die Gränze von Brabant ſetzet; denn dort kommt euch der Bote entgegen, welcher eure Gnadenbriefe trägt."

Und alſo geſchah es. Kaum hatten die beiden Brüder den Fuß über die Gränze geſetzt, als ſie den Boten fanden. Am Morgen nach ihrer Ankunft begannen ſie zu graben; da ſie aber nach vieltägigem Arbeiten nichts fanden, gaben ſie das Werk auf. Einige Umwohner des Ortes hatten ſchon lange Zeit, im Winter, wie im Sommer bemerkt, daß eine Menge Vögel über dem Sumpfe die ſchönſten Weiſen ſangen, und dieß ermuthigte ſie, die Nachgrabungen fortzuſetzen. Und was ſie gehofft hatten, das wurde ihnen: ſie fanden das ſilberne Kreuz.

Später, bei erneuerten Kriegen, wurde das Kreuz abermals vermißt. Als der Friede wieder hergeſtellt war, ſahen mehre Leute Nachts einen hellen Schein, welcher von der Kirche ausging und über einer Quelle, genannt Houwerek, verſchwand. Alsbald ſuchten ſie an dem Orte nach und fanden zu ihrer großen Freude die Reliquie wieder, und zu ihrer Seite zwei brennende Fackeln. Zum Andenken daran taucht man noch jährlich am erſten Rogationstage das Kreuz in die Quelle.

Die Schützengeſellſchaft von Gammerage führt das Kreuz in ihrem Banner; ſie iſt eine der älteſten des Landes.

156.

Das ungetaufte Kind.

Vaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Fol. 139.

Im Jahre 1528 geſchah zu Roosbeke ein wunderbar Ding. Da war nämlich eine Frau, die eines todten Kindes genaß und, ſehr bedrückt darüber, ihr Leid unſerm lieben Herrn und Sankt Gangolf klagte. Das Kind wurde außerhalb des Kirchhofes am Ende eines Stalles begraben, in der Nähe der Schenke zum Helme, und es war auf Sankt Lucas Tag. Bald nachher hörte man um die Herberge groß Gelärme und Geſtöhne bei Nacht, wie bei Tag, und das vermehrte ſich ſo, daß die Gäſte, welche da ſchliefen, ihre Kammer veränderten; ſo angſtvoll waren ſie. Das dauerte neun Tage hinter einander und neun Nächte. Es kam endlich auch zu den Ohren des Pfarrers und des Oheims von dem Kinde, und der Vater ließ ſich dadurch bewegen, das Grab zu öffnen. Als man das Todtenlädchen aufmachte, ſtieg ein lieblicher Geruch aus demſelben, und als man das Kind ins Haus brachte und dem Feuer näherte, da liefen ihm drei helle Blutstropfen aus dem Näschen, es begann zu ſchwitzen, ſein Herzchen wurde warm und ſein Zünglein roth.

Der Pfarrer, welcher zugegen war, taufte das Kindlein alsbald, und da lebte es noch mehr auf und ſeine Wänglein wurden viel rother, als man je welche geſehen hatte. Es kam auch eine große Menge von Volk zugelaufen, denn jeder wollte das Kind ſehen, welches alſo wunderbar neun Tage erhalten worden war.

Es lebte noch zwei Tage, dann erkalteten ſeine Glieder und die Roſen von ſeinen Wangen flohen wieder und auch das Roth von ſeinen Kirſchlippchen. Als man es wieder in das Kiſtchen legen wollte, war dieſes zwei Handbreit zu klein, ſo ſehr war das Kind gewachſen. Man machte ſchnell ein neues Lädchen, und darin trugen es die Jungfrauen von Roosbeke zu Grabe in die Sankt Gangolfs-Kapelle.

157.

Was die Kindlein ſehen können.

Schriftlich von Dr. B. J. Geremans.
S. auch deſſen „Epheukränzchen. Ein Taſchenbuch für ſtille Gemüther.“ Leipzig und Gmünd 1835. S. 18.

In der ſtürmiſchen Zeit, als der wilde Alba in Belgien alle Männer, deren freien Sinn er fürchtete, in

Kerker und von da meiſt auf das Blutgerüſt führen ließ, weinte nächtlicherweile zu Brüſſel im einſamen Gemache eine Mutter. Seit fünfzehn Monaten ſchon befand ihr Gatte ſich im Gefängniſſe, und jede Hoffnung ſchien für die Witwe verloren. Im Uebermaße des Schmerzes kniete ſie und betete inbrünſtig, auf daß der Allmächtige entweder ihr und ihren Kindern den vielgeliebten Gatten, Vater und Ernährer zurückgeben, oder ihrem und ihrer Kleinen Leben ein Ende machen möge. „O, betet auch, Kinder“, ſagte ſie, „betet zu eurem Schutzengel, damit er Gott vermöge, des gefangenen Vaters ſich zu erbarmen“, und die Kinder thaten's.

Auf einmal rief das jüngſte, ein engelgleicher Knabe, aus, indem er am Fenſter ſtarr in die Nacht ſchaute: „O Mutter, ſieh doch draußen die goldnen Lichter; es ſind die Engel! Wie glänzend iſt ihr Angeſicht und wie ſchnell wandeln ſie hinauf gegen Herzog Alba's Pallaſt!“ — „Ach, geh' ins Bett, Kind, du biſt krank, zu dieſem böſen Manne gehen die Engel nicht.“ — „Und doch, Mutter, ſie ſind zu ihm gegangen.“ — „Sieh, Mutter“, bemerkte das ältere Kind, „haſt du nicht geſagt, daß die Engel bei den Frommen horchen und daß ſie wiſſen, was überall geſchieht? Vielleicht haben ſie unſere Gebete vernommen, vielleicht haben ſie bei dem böſen Manne einen Auftrag Gottes auszurichten.“

Da wird's der Mutter ſelbſt, ohne daß ſie weiß, warum, faſt etwas leichter ums Herz. Sie und die Kinder ſchliefen bald ſanft ein.

Am andern Tage erkundigte ſich der Herzog bei ſeinem Geheimſchreiber nach dem Gatten der armen Mutter. „Wie ich heute Nachts“, ſagte er, „auch mich im Schlafe auf meinem Lager drehte und wendete, immer vernahm ich das Bitten und Flehen der Frau und Kinder des Gefangenen, und das hörte erſt dann auf, als ich mein herzoglich Wort gegeben hatte, dieſen Menſchen, ſobald es Tag werde, aus dem Kerker zu entlaſſen. Ein Alba aber hält im Guten, wie im Böſen das, wenn auch nur im Schlafe gegebene Wort. Der Gefangene ſei frei."

Bald darauf läutete es an der Thüre der unglücklichen Frau. Der Freigewordene war es, der in ihre Arme ſank, ſie und die Kinder küßte und herzte.

158.

Die ſteinernen Brote in der Pharaildiskirche zu Gent.

Mündlich.
Mſ. von [illegible] im Archive von Gent: [illegible] van Nederlandt. S. 298.

Es gebührte im Jahre 1557, daß zwei Schweſtern daſelbſt wohnten, von denen eine arm war und drei Kinder hatte und die andere war reich. Die arme war genöthigt, ihr Brot an den Thüren guter Leute ſich zu erbitten, denn ſie war von äußerſter Noth gedrückt. Obgleich ihr bekannt war, daß ihre Schweſter wenig Mitleiden und Gefühl hatte, ſo faßte ſie doch endlich Muth und gab derſelben mit tiefem Seufzen ihre Lage zu erkennen und bat demüthig und mit Thränen in den Augen um ein Brot, indem ſie in drei Tagen mit ihren drei Kindern keinen Biſſen über die Zunge gebracht habe. Die Sklavin der Gierigkeit achtete aber nicht des Härmens und antwortete, ſie habe kein Brot in ihrem Hauſe; ja, und ſie war ſo vermeſſen und verſteint in ihrem Herzen, daß ſie ihre Lüge noch mit einem Eide befeſtigte, ſprechend: daß, wenn ſie einiges Brot habe, ſie wünſche, es möge zu Stein werden.

Die arme Witwe klagte Gott ihre Noth und bat ihn um Hülfe, denn ſie ſah wohl, daß von Menſchen nichts mehr zu erwarten war, und ging ſehr betrübt zum Hauſe hinaus. Inzwiſchen ſchloß die reiche Schweſter die Thüre und öffnete den Schrank, um ſich Brot zu ſchneiden; aber ſie fand alles Brot in Stein verwandelt, worüber ſie höchlich erſchrak und ſtehenden Fußes zu ihrer Schweſter lief und dieſe um Vergebung bat. Auch gab ſie ihr mildlich Korn, Geld und alles, was ſie für ſich und die drei Kinder nöthig hatte.

Das Brot iſt aber in die Pharaildiskirche gekommen und wird zum ewigen Andenken dort noch bewahrt und gezeigt.

159.

Unſchuldiger gehangen.

Nic. von l'Obercourt: [illegible] van Nederlant. S. 226.

Im Jahre 1586 trug ſich Folgendes zu in der Stadt Wert in Brabant.

Ein Knecht wurde von ſeinem Herrn auf den Markt geſchickt, um Häringe zu kaufen, und nahm dafür das nöthige Geld mit. Er kam an einen Häringkram und nahm drei Fiſche in die Hand und wollte den Leuten das Geld geben; aber die Leute waren nicht Meiſter des Krames, und während man den Meiſter rufen ging, kamen andere heran, um auch zu kaufen, und drängten den Knecht weg. Da erhoben ſich plötzlich einige naheſitzende Krämer und faßten ihn und ſagten, er habe mit den Häringen entlaufen wollen, ohne zu bezahlen. Der Knecht vertheidigte ſich und ſagte, es wäre nicht wahr; aber das half ihm nichts und er wurde nach dem Galgen geführt.

Als er nun auf der Leiter ſtand, da bat er aus tiefem Herzen zu dem Herrn, daß er das Unrecht mit ſeinen göttlichen Augen anſchaue und es an Tag kommen laſſe, und indem er noch alſo bat, ſtieß ihn der Scharfrichter von der Leiter. So hing er drei ganzer Stunden und hatte die Augen geſchloſſen gleich einem, der ſchläft, und nicht wie ein Gehängter. Darum war ein groß Gemurmel unter den Soldaten, und endlich, nach drei Stunden, ritt ein Reiter heran und ſchnitt den Strick entzwei, und der Knecht fiel nieder und blieb auf ſeinen Füßen ſtehen und öffnete die Augen und ſchaute um ſich her.

Dieß iſt alſobald dem Erzherzog Albert gemeldet worden, und man führte den Knecht nach Brüſſel, begleitet von drei Trompetern zu Pferde, und er zog im Triumphe durch alle Straßen.

160.

Des Meineids Strafe.

Mer. von d'Oosterwyk: Verheering van Nederlandt. S. 222.

Auf einen Montag des Jahres 1566 kam der Steuermeiſter Anton Hack nach Geersberge, um Rechnung zu machen mit ſeinem Mitpachter oder Geſellen, und ſie gingen ins goldene Schiff auf Sankt Andreasabend und rechneten daſelbſt zuſammen in Geſellſchaft des Wirthes und zweier Schöffen. Es kamen mehre kreuzbrave Leute dahin, welche ſchon früher an Anton Hack gezahlt hatten, aber er leugnete, das Geld bekommen zu haben, und ſchwur: „Habe ich etwas von den Menſchen empfangen, dann möge ich in Feuer und Flammen verbrennen!“ Darauf ſprachen die Schöffen: „Wir haben die Leute doch auch früher gefragt, und ſie ſagten uns, daß ſie gezahlt hätten“; aber Anton Hack, oder Crucke, wie er auch hieß, beſtand darauf und ſchwur noch gräulicher.

Um dem nun ein Ende zu machen, ſchieden alle von einander und Hack ging in eine ſchöne Kammer, wo ein luſtig Feuer auf dem Heerde flackerte; vor dem Bette ſtand ein Dreifuß mit einem zinnernen Waſſergeſchirre; Anton ſetzte ſich auf eine Bank mit dem Rücken gegen das Feuer. Später kam der Wirth noch, um nach dem Feuer zu ſchauen, und fand, daß es faſt ganz ausgebrannt war.

In der Nacht gegen elf Uhr ſah der Nachtwächter ein groß Licht in der Kammer, aber er wollte und durfte keinen Lärm darob machen, weil er nichts in der Kammer ſich bewegen hörte und alles ſtille war; ein wenig nachher, als er zurückkehrte, war das Licht erloſchen.

Zur ſelben Stunde ſaß Hacks Schweſter, welche in der Pfarre Bonlaere wohnte, noch in ihrer Küche und ſpann, und es kam eine Feuerflamme angefahren, die ihr den Hanf entzündete, ſo daß ſie ihn mit keinem Waſſer löſchen konnte und erſt ſpäter es mit naſſen Säcken und Kiſſen dämpfte. Morgens früh ſandte ſie gleich ihren Mann nach der Herberge, wo Hack geſchlafen hatte, um einiges mit ihm zu ſprechen. Als der Mann aber an die Kammerthüre kam, fand er ſie geſperrt, und ſie wurde auch trotz alles Klopfens und Rufens nicht geöffnet. Da ging der Mann zum Wirthe aus dem goldenen Schiff und ſagte ihm das, und man brach die Thüre mit Gewalt auf. Da lag Anton Hack ganz verbrannt, die Schuhe und Strümpfe ausgenommen, und war nichts von ihm übrig, als die Beine vom den Knieen an niederwärts, und die Strümpfe waren noch gebunden. Auch der Waſſertopf war geſchmolzen und die Bank, worauf Hack geſeſſen hatte, verbrannt. Man fand bei ihm viel ſchönes Silber und Geld, welches aber nicht geſchmolzen war. Sein Haupt ſah aus, wie ein Todtenkopf; als man daran rühren wollte, fiel es in Staub und Aſche aus einander.

Eine graue Schweſter nahm die Aſche zuſammen und begrub ſie auf das Feld, denn der Pfarrer wollte ſie nicht auf dem Kirchhofe leiden.

161.

Die Kapelle des heiligen Grabes zu Brügge.

Mündlich.

Ein Ritter in Brügge war von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht und that in derſelben das Gelübde, daß er, würde er geſunden, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe thun und nach ſeiner Rückkehr in ſeiner Vaterſtadt eine Kapelle bauen wolle, die der des Grabes Chriſti in Jeruſalem ganz gleich ſein müſſe. Er erlangte bald ſeine Geſundheit wieder und trat gleich darauf ſeine Pilgerfahrt an, ließ in Jeruſalem einen Plan der genannten Kapelle fertigen, zählte alle Steine, welche zu ihrem Baue verwendet waren, und baute in Brügge eine ähnliche. Schon war das fromme Werk vollendet und nur die Thüren fehlten noch, als er ſich erinnerte, daß er die Nägel an den Thüren in Jeruſalem nicht gezählt hatte. Er begab ſich alſo mit ſeiner Frau zum andern Male auf die Reiſe, erkrankte jedoch in Jeruſalem und ſtarb daſelbſt. Seine Frau trug die theure Leiche mit ſich zurück und ließ ſie in der Kapelle begraben und alsdann auch die Thüren anfertigen.

Dieſe Kapelle ſtehet noch heute in ihrem alten Glanze da und iſt das Ziel mancher Wallfahrt.

162.

Die weiſſagenden Fiſche.

Leonard Vair. Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 287.

In dem Lande Burgund iſt ein Kloſter, und bei dem Kloſter liegt ein Weiher. In den Weiher ſetzt man ſo viel Fiſche, als Mönche in dem Kloſter ſind. Wenn nun ein Mönch krank wird, dann ſchwimmt einer von den Fiſchen oben auf dem Waſſer und ſchlägt mit dem Schwanze. Und wenn der Kranke ſterben ſoll, dann findet man den Fiſch drei Tage vorher ſchon todt auf dem Waſſer ſchwimmen. Solches hat der Cardinal Granvella dem Leonhard Vair zu vielen Malen erzählet.

163.

Die ſchlafenden Kinder.

Flämiſches Volkslied.

Im Lande von Lüttich lebte einmal eine arme Frau, die hatte drei Kinder, und ihr Mann war todt, und ſie mußte ſich nicht mehr zu ernähren. Da ging ſie aus und bat an den Thüren um ein Stücklein Brot, aber es war juſt ein Mißwachs in dem Jahre geweſen und kein Menſch konnte ihr etwas geben; bei den Armenmeiſtern, an welche ſie ſich wandte, fand ſie eben ſo wenig Unterſtützung. So kam ſie mit verzweifeltem Gemüthe wieder nach Hauſe und ſprach zu den Kindern: „Ach, ihr lieben, unſchuldigen Schäflein, ich habe nichts für euren Hunger und ich kann euch auch nicht leiden ſehen; es iſt das Beſte, wir ſterben alle auf einmal.“ So ſprach ſie und wollte ein Meſſer nehmen und die Kinder und ſich ſelber tödten. Da ſprach eins von den Kindern:

„Liebe Mutter, mache uns nicht todt, wir wollen lieber ſchlafen bis zum kommenden Herbſt, und dann fühlen wir keinen Hunger; und wenn wir wieder aufwachen, dann leſen wir Aehren mit dir.“ So ſprachen die Kinder und gingen ſchlafen alle drei, und ſchliefen Tag und Nacht und Wochen und Monate lang. Das wurde bald kund und man ſah viele Menſchen aus dem Lande von Lüttich, aus Brabant und aus dem Kempnerlande zu der Hütte der armen Frau ſtrömen, und alle wollten die Kinder ſehen, und alle gaben der Frau etwas, und alſo wurde ſie reich, ſehr reich.

So ſchliefen die Kinder bis zu dem Auguſt, wo man die Ernte hielt, und da erwachten ſie und freuten ſich mit ihrer lieben Mutter und lobten Gott und den Herrn Jeſum Chriſtum. Dieſe Geſchichte iſt wahr und nicht erlogen, und ſie hat ſich zu Stockum im Lande Lüttich wahrhaftig zugetragen.

164.

Warum die Maurer zu Mecheln keinen Kolk gebrauchen.

Remmerus Valerius, Chronyke von Mecheln. S. 4.

Die Maurer in Belgien bedienen ſich zum Anrühren des Mörtels eines ſogenannten Kolkes. Den gebrauchen die Maurer zu Mecheln nicht, weil der heilige Romuald mit einem ſolchen erſchlagen wurde; ſie rühren den Mörtel mit einer gewöhnlichen Schaufel an.

165.

Das Chriſtusbild zu Maeſtricht.

Mündlich.

Ein Ritter, deſſen Schloß in dem Dorfe Riempſt ſtand, zwiſchen Tongern und Maeſtricht, war nach dem heiligen Grabe gezogen, und das war ungefähr vor fünfhundert und vierzig bis fünfzig Jahren. Seine Frau und ſeine Kinder führten indeß zu Hauſe ein gar auferbauliches Leben, und die jüngſte Tochter zumal zeichnete ſich vor den andern durch ihre Frömmigkeit aus. Eines Tages war ſie auch in die Kirche des heiligen Martin gegangen, um dort zu beten und die Meſſe zu hören, als der Ritter plötzlich zu Hauſe ankam. Er umarmte und küßte die Kinder, die er traf, und gab jedem ein Geſchenk, ſo daß die jüngſte, als ſie nach Hauſe zurückkehrte, alles an ihre Geſchwiſter vergeben ſah. Das that dem Vater wehe, denn er hatte ſie auch lieb, und er ſuchte nochmal in ſeinen Taſchen und fand einzig noch eine Nuß, die er auf dem Calvarienberge einſt aufgerafft hatte. Die gab er dem guten Mädchen, und dieß eilte erfreut alſobald in den Garten und ſteckte die Nuß in die Erde, und kniete daneben nieder, Gott zu bitten, daß er die Frucht gedeihen und zu einem ſchönen Baume wolle wachſen laſſen.

Alſo that ſie von da an jeglichen Morgen und Abend, wenn ſie die Erde um die Nuß herum begoß, und ihr Gebet fand bei dem Herrn ein gnädiges Ohr. Bald hoben ſich zwei kleine Blättlein aus dem Grunde, die Blättchen wurden zum Zweige, der Zweig zum Stämmchen und das Stämmchen zum Stamme. Was aber das Wunderbarſte war, der Stamm blieb nicht eben, er ſchoß nicht glatt und ſchlank auf, ſondern in unterſchiedenen Formen, und als er endlich gan ausgewachſen daſtand, da hatte er die Geſtalt eines am Kreuze hängenden Chriſtusbildes.

Die fromme Jungfrau ſchenkte den Wunderbaum dem Kloſter der weißen Frauen in Maeſtricht und zog ſich bald nachher auch in dieß Kloſter zurück, um ihre Tage ganz dem Dienſte des Herrn zu weihen. Bei der Aufhebung des Kloſters brachte man den Baum in die Kirche des heiligen Martin, und da iſt er noch heutigen Tages zu ſchauen.

166.

Die wunderbaren Hoſtien zu Brüſſel.

Sanderus, Brabantia sacra. Brux. 1659. Fol. 8, und einige zwanzig beſondere Abhandlungen und Geſchichten.

Im Jahre unſeres Herrn 1369 lebte in Enghien ein Jude mit Namen Jonathan. Dieſer brannte von glühendem Haſſe gegen das Chriſtenthum und ſuchte auf alle Weiſe in Beſitz einer Hoſtie zu kommen, um an dieſer ſeine Wuth gegen Chriſtus auszulaſſen. Zu dieſem Ende gewann er einen andern Juden, der eben erſt Chriſt geworden und hieß Meiſter Johannes von Löwen, und zeigte dieſem ſechzig goldene Roſennobel, wenn er ihm eine Hoſtie beſorge. Zwei dieſer ſelbigen Goldſtücke ſind noch heute in der Gudulakirche zu ſchauen.

Meiſter Johannes ging den gräulichen Handel ein, und brach im October deſſelben Jahres in einer ſtürmiſchen Nacht in die Katharinenkirche ein, wo er ein Ciborium mit einer großen und fünfzehn kleinen Hoſtien ſtahl. Dieſe brachte er alsdann nach Enghien zu Jonathan, welcher ſogleich die Juden der ganzen Stadt zuſammenberief und unter Fluchen und Wünſchen die Hoſtien läſterte und gegen Chriſtus ſchmähte und ſchimpfte. Einige ſagen, ſie hätten die Hoſtien mit Meſſern durchbohrt und es ſei ihnen Blut entfloſſen.

Das blieb jedoch nicht ungeſtraft von Gott; denn als Jonathan bald nachher mit ſeinem Söhnchen im Garten wandelte, ſtürzten Räuber auf ihn los und ermordeten ihn. Das Söhnchen war geflohen und erzählte die Sache ſeiner Mutter; dieſe erkannte klärlich, daß das Unglück ihr von dem Gotte der Chriſten komme, und dieß leuchtete ihr noch mehr ein, als zur ſelben Zeit ſich böſe Geiſter in einem Thurme zeigten, welcher am Hauſe lag, und dort ſpukten und ihr Weſen trieben. Dieſer Thurm wird darum bis heute noch Teufelsthurm genannt. Die Mutter beſchloß darum, Enghien zu verlaſſen und mit ihrem Sohne nach Brüſſel zu verziehen; ſie nahm die Hoſtien mit und gab ſie den Juden der letztgenannten Stadt.

Mit großem Jubeln und Jauchzen empfingen die Juden die Hoſtien und trugen ſie in ihre Synagoge, welche auf der ſogenannten Judenſtiege lag. Am Pfingſttage des Jahres 1370 kamen ſie dann alle zuſammen und ſchmähten auch dieſe Hoſtien und durchſtießen ſie gar mit Dolchen. Und ſiehe, im ſelben Augenblicke entfloß den Hoſtien klares Blut, worob die Juden dermaßen erſchraken, daß ſie vor Schrecken rücklings zur Erde ſtürzten. Als ſie ſich wieder erholt hatten, riefen ſie eine Frau zu ſich, die einſt auch Jüdin geweſen, ſeit einiger Zeit ſich aber bekehrt hatte. Dieſe beſchworen und baten ſie und boten ihr großes Geld, daß ſie die blutigen Hoſtien nach Cöln trage; dafür gaben ſie ihr zwanzig goldene Roſennobel.

Katharina, ſo hieß dieſe Frau, wurde von großer Angſt befallen, als ſie das Käſtchen mit den Hoſtien nach Cöln trug. In der folgenden Nacht ſprach die Stimme Gottes zu ihr, daß ſie alles ihrem Beichtvater bekennen ſolle; das war der Pfarrer der Kirche Unſere liebe Frau von der Kapelle, und dem entdeckte ſie die ganze Begebenheit. Der Pfarrer ſchauderte, als er ſolches vernahm, und eilte zu dem Biſchofe von Camerok, Johannes von Iſcha, welcher zugleich Canonicus des St. Gudulaſtiftes war; der befahl, Katharina einſtweilen in Verwahrung zu bringen, und theilte alles dem Herzog Wenzel von Brabant mit. Da wurden die Juden ergriffen und in das Gefängniß zur Steinpforte geworfen, und nachdem ſie alles geſtanden, lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Hoſtien aber wurden drei der Kirche zur Kapelle geſchenkt, die übrigen in die Gudulakirche unter großem Zulaufe der Gläubigen gebracht, wo ſie in einer koſtbaren Monſtranz bis zum heutigen Tage bewahrt werden.

167.

Maria zur Eichen in Merfelt.

Wichmann, Brabantia mariana. Antverpiae 1632. 4. p. 116.

In Merfelt hat man vor ur-uralten Zeiten an einem Eichbaume ein wunderthätig Marienbild gefunden. Es wurde alsbald eine Kapelle darum gebaut, denn es kamen viele Menſchen aus der ganzen Umgebung zu der Eiche, um daſelbſt die Mutter Jeſu zu ehren. Heute noch ſteht der Eichbaum inmitten des Altares und das Marienbild daran. An den Zweigen des Baumes hängen Schilde, worauf die Wunder, welche das Bild verrichtet hat, künſtlich gemalt ſind.

Solcher Marieneichen gibt es noch mehre, in Dmel und anderswo.

168.

Unſere liebe Frau zur heiligen Eiche in Aerſchot.

(Onſe lieve Vrouwe ten heyligen Eyck.)

Wichmann, Brabantia mariana. p. 421.

In der Nähe des Dorfes Beerſe fanden vor langer Zeit Ochſentreiber ein kleines Bildchen der Muttergottes im Sande am Ufer der Aa. Sie nahmen es auf, trugen es einen Steinwurf weit zu einer einſam ſtehenden Eiche, woran ſie es befeſtigten und ihre Kniee vor ihm in Demuth beugten. Am andern Tage nahmen es die Bewohner von Beerſe dort weg und trugen es mit ſich in ihr Dorf, aber den Morgen nachher war es von da verſchwunden und ſtand wieder an der Eiche. Dadurch verbreitete ſich der Ruf von dem Bilde weit und breit, und es kamen viele Pilger zu demſelben; auch ſetzte man bald ein Feſt zu Ehren der heiligen Maria von der Eiche ein, und dieß fand in folgender Weiſe ſtatt.

Am Sonnabende vor dem Tage des heiligen Johannes des Täufers ging der Pfarrer der Sankt Peterskirche von Aerſchot um acht Uhr Morgens mit einem Acolythen vor das große Thor der Kirche, wo ihn ein offener Wagen, den ein Landmann dazu geben mußte, erwartete. Dieſen beſtieg er und fuhr alsdann, gefolgt von einer zahlloſen Menge Volkes, nach der Eiche, wo man unter freiem Himmel Loblieder zu Ehren der Muttergottes ſang. Nachdem dieß geſchehen, ging der Zug wieder zurück.

Später baute man eine kleine hölzerne Kapelle an dem Orte, jetzt ſteht daſelbſt eine hübſche Kirche.

169.

Onſe lieve Vrouwe in't Hammeken.

Mündlich.
Wichmann, Brabantia mariana. p. 336.

Unſern Mecheln liegt am Uſer der Senne ein Dorf, welches Semps heißt, und dabei eine kleine Marienkapelle.

Vor Zeiten geſchah es, daß ein Schiff, mit Waaren beladen, an dieſer Stelle nicht weiter konnte. Die Schiffsleute ſtiegen aus und holten einige Männer aus Semps zu Hülfe; aber alles fruchtete nichts und das Schiff wich keinen Fuß breit. Da begannen ſie, die Waaren aus demſelben herauszunehmen, um es alſo leichter zu machen, und als dieß geſchehen, legten ſie noch einmal Hand an, um das Fahrzeug wegzubringen; aber wiederum vergebens.

Einer von den Männern aber ſchaute zufällig vor ſich auf die Erde hin, und ſiehe, da lag ein ganz kleines Marienbildchen in dem grünen Ufergraſe. Dieſes nahm er auf, trug es einige Schritte vom Uſer weg und baute ihm mit Hülfe der Andern ein Häuschen, worauf alle niederknieten und die Muttergottes um Hülfe flehten, damit ſie das Schiff fortbringen möchten. Maria erhörte die Bitte auch, und als die Männer wieder zum Schiffe kamen, da ſchwamm es leicht auf dem Waſſer; ſie luden die Waaren hinein, und es ſchwamm gleichleicht, und ſie vollendeten die Reiſe mit vielem Glücke.

Später hat man über dem Bilde die jetzige Kapelle gebaut.

170.

Unſere liebe Frau von Hanswyck.

Mündlich.

Vor langen Zeiten fuhr einmal ein Schiffer, der ein Bildchen der Mutter Gottes in ſeinem Fahrzeuge hatte, auf der Dyle nach Mecheln. Als er aber bis an die Stelle gekommen war, wo nun die Kirche von Hanswyck ſteht, da konnte er nicht vorwärts, und wie ſehr er ſich auch bemühte, das Schifflein flott zu machen, es war ihm unmöglich. Da lud er die Waaren und alles, was er führte, aus, und das Schiff wurde flott; kaum aber hatte er das Muttergottesbildchen wieder darin, als es wieder feſt ſtand.

Das wunderte ihn gar ſehr, und er glaubte darin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der folgenden Nacht ermahnte ihn die Jungfrau Maria, das Bildchen an dem Orte zu laſſen, denn ſie wolle daſelbſt geehrt ſein. Dieß that der Schiffer und fuhr fort und hatte Glück und Vorſpud.

171.

Unſere liebe Frau von Lebbeke.

Mündlich.

Prudens van Duyſe, Souvenirs de Lebbeke. Feuilleton der Emancipation.

Onſe lieve Vrouwe van Lebbeke by Dendermonde. 11 Druk. Gent o. J.

Im Jahre 740 zu Zeiten des heidniſchen Fürſten Magriptius kam Sankt Hildward, Biſchof von Thoul, nach Dendermonde, und warf dort die Götzenbilder nieder und baute, nachdem er den genannten Fürſten zum chriſtlichen Glauben bekehrt hatte, die erſte Kirche daſelbſt zur Ehre der Mutter Gottes. Lebbeke, welches eine halbe

Stunde von Dendermonde entfernt liegt, hatte damals noch keine Kirche, und die Einwohner mußten nach Dendermonde zum Gottesdienſte kommen. Da dieß aber manchen alten und kranken Leuten ſchwer ſiel, ſo erbaten ſich die Lebbeker um 1108 die Erlaubniß von dem Biſchofe von Camerok, eine Kirche in ihrem Dorfe bauen und Marien weihen zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt. Die zwölf vornehmſten Geſchlechter von Lebbeke konnten ſich jedoch nicht über die Stelle einigen, wo ſie die Kirche hinſetzen ſollten, denn jedes wollte ſie zunächſt ſeinem Hauſe haben. Doch kamen ſie endlich überein, dieſelbe an dem Heerwege zu bauen, und zwar an dem Orte, wo die Straße von Dendermonde nach Brüſſel und von Aelſt, Artois und Hennegau nach Antwerpen zuſammenſtoßen.

Der Acker, auf dem man die Kirche errichten wollte, gehörte einer Witwe und war von dieſer juſt am ſelben Tage mit Flachs beſäet worden. Darum bat die Frau, man möge mit dem Baue warten, bis der Flachs gereift ſei, dann wolle ſie den Acker gerne abſtehen; und deß mußten die zwölf Geſchlechter zufrieden ſein, obwohl ſie gar unzufrieden waren, ſo lange noch warten zu müſſen. Die Mutter Gottes ſah dieſen frommen Eifer mit Wohlgefallen an und erſchien in der folgenden Nacht der Witwe und ſprach zu ihr: „Frauchen, ſtehe auf und gehe auf deinen Acker und ernte deinen Flachs, denn er iſt reif.“ Solches wiederholte Maria dreimal, und nach dem dritten Male ſtand die Witwe aus ihrem Bette auf und ging auf den Acker, wo ſie den Flachs in der That ganz reif fand. Voller Freude lief ſie zurück zu all ihren Nachbarn, und man zog den Flachs unter Dankgebet aus. Bis zum Jahre 1615 hat man noch einen Theil deſſelben in der Kirche von Lebbeke bewahrt; dann iſt [illegible] durch die Unruhen und Kriege genommen worden und verſchwunden. Bis zum heutigen Tage aber kommen die Leute von weit und breit noch nach Lebbeke und opfern der Mutter Gottes dort ein Bündelchen Flachs und flehen ſie an um Segen für ihre Felder.

So hatten die zwölf Geſchlechter nun eine Stelle für ihre Kirche, aber es fehlte ihnen an Steinen zum Baue derſelben. Da ſprach ein Mann aus der Gemeinde: „Ich gebe euch meinen Acker und ihr möget darauf graben, und findet ihr Steine, ſo nehmet ſie, ſo viel ihr deren wollt.“ Alsbald gingen Werkleute zu dem Acker und gruben, und ſie fanden Ueberfluß an Steinen. So war bald alles eingerichtet zum Beginne des Baues; da fand man eines Morgens einen ſeidenen Faden an der Bauſtelle, den hatte Maria in der Nacht geſpannt, um anzuzeigen, wie lang und wie breit die Kirche werden ſolle. Zum Andenken an dieß Wunder trägt unſere liebe Frau von Lebbeke noch immer einen Seidenfaden an ihrem Scepter.

Schon waren die Fundamente gelegt und bereits ein gutes Stück Mauer über der Erde vollendet, als der böſe Feind ſich ins Mittel legte, um den Fortgang des Baues zu hemmen. Er flüſterte nämlich dem Manne, welchem der Acker gehörte, wo man die Steine grub, ins Ohr, er ſolle nicht all die Steine umſonſt geben, ſondern dieſelben an die zwölf Geſchlechter verkaufen und daraus ſchönes Geld ziehen und ſich einen guten alten Tag verſchaffen. Leider fand Satan nur ein allzu williges Ohr; der Mann widerrief das geleiſtete Verſprechen, die Steine umſonſt zu geben, und der Bau ſtockte mit einem Male. Um die Geſchlechter recht zu höhnen, kam der Teufel ſelbſt und brachte ihnen den letzten Stein, welchen ſie noch umſonſt bekamen.

Das wollte Gott aber nicht ungeſtraft laſſen. Als der Mann noch nach Steinen graben ließ, fand er nicht einen mehr. Da ging er in ſich und übergab den Acker von neuem an die Geſchlechter, und der alte Ueberfluß an Steinen trat wieder ein, und der Bau ſchritt raſch fort und war bald beendet.

Dieſe Geſchichte hat ein Pfarrer von Lebbeke um 1656 aus alten Büchern und Urkunden, ſo wie nicht minder aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet. Außerdem iſt ſie abgebildet auf ſiebzehn Bildern, welche die Kirche zieren; ein altes Gemälde in derſelben zeigt ſie gleichfalls. Auch führte die Rederykerskammer des Dorfes ſie vor Zeiten alle Jahre zur Erbauung der Gläubigen in einem frommen Spiele auf.

172.

Unſere liebe Frau von Scherpenheuvel.

Mündlich.

Der Ort, wo nun die Kirche von Scherpenheuvel (Scharfhügel) ſteht, war im zwölften Jahrhundert noch öde und einſam. Eine alte Eiche ſtand auf dem Hügel, und an der Eiche war ſeit undenklichen Zeiten ein Muttergottesbildchen aufgehangen. Es geſchah aber, daß ein Hirte in der Nähe die Schafe weidete und, um ſich vor der brennenden Sonnenhitze zu ſchützen, unter den Schatten der Eiche flüchtete. Da fand er, daß der Sturm das Bildchen auf die Erde geworfen hatte, und da er ein gar frommer Mann war, ſo wollte er es nicht ſo liegen laſſen, ſondern mit ſich nach Hauſe nehmen und in ſeiner Kammer vor Wind und Regen ſichern. Er barg es unter ſeinem Kleide und ſtand auf, um die Heerde nach der Hürde zurückzuführen, aber er konnte nicht von der Stelle und ſtand wie verſteinert; kein Glied vermochte er zu rühren.

Der Abend nahte ſchon und die Nacht brach ein, und der Herr des Hirten ſah weder von dieſem noch von der Heerde die geringſte Spur. Das däuchte ihm wunderlich und er fing an, zu beſorgen, daß beiden ein Unglück überkommen ſei; darum ging er aus, um ſie zu ſuchen. Nach langem Umherwandern kam er endlich auch zu der Eiche und fand dort den Hirten ſteif und ſtarr, und fuhr ihn mit harten Worten an, was er mache. Da erzählte der Hirte alles, und der Herr nahm ihm das Bild unter dem Kleide weg und hing es wieder am Baume auf; zur ſelben Zeit löſten ſich des Hirten Glieder und er war wieder friſch und frei.

Bald wurde das Wunder in der Gegend kund, und von allen Seiten ſtrömte man nach dem Bilde. Um 1580 wurde es bei den Unruhen, welche alsdann die Gegend verwüſteten, genommen, aber die Mirakel dauerten fort. Später hat man ein anderes Bild an die Stelle geſetzt, und dieß wurde gleichfalls wunderthätig und iſt noch heute als ſolches berühmt.

137.

Bernardi Ave.

Sanderus, Brabantia sacra. p. 8.
Chronicon gemblacense.

Als der heilige Bernardus einſt in Flandern war, wo er in Geſchäften ſeines Kloſters reiſte, kam er auch nach Afflighem, der weitberühmten Abtei. Daſelbſt in die Kirche tretend, fiel ſein Auge zuerſt auf ein gar kleines Marienbildchen, und er grüßte dieſes mit den gewohnten Worten: „Ave Maria!“ Das Bildchen aber öffnete ſeinen Mund und erwiederte ihm zu aller Erſtaunen den Gruß und ſprach: „Salve Bernarde!“

Seit der Zeit hat man das Bildchen in großen Ehren gehalten.

174.

Die Geuſen beſtürmen das Kloſter zu Vilvorde.

Mündlich.
Hiſtorie van het end vermaerd mirak. beeld van O. L. V. van troost
Brüſſel o. J. S. 26.

Im Jahre unſeres Herrn 1578 den 12. Februar wurde das Kloſter Unſerer lieben Frauen vom Troſte zu Vilvorde von den Geuſen berannt. Sie kamen gleich raſenden Hunden mit Feuer und Fackeln, und legten dieſelben überall, um das Kloſter zu verbrennen. Auch richteten ſie Leitern auf, um es zu erklimmen. Aber das gelang ihnen nicht; denn als ſie damit beſchäftigt waren, ſahen ſie eine ſchöne weiße Frau, welche in einen ſchneeweißen Mantel gehüllt, über die Mauern wandelte, und zu gleicher Zeit wurden die Geuſen durch unſichtbare Kraft niedergeworfen.

Darnach erbrachen ſie das Thor und liefen nach der Schlafkammer der frommen Nonnen, um mit dieſen ihren Willen zu thun; aber da ſtand die weiße Frau auf der Schwelle der Kammer und hielt Wacht, ſo daß keiner den Jungfrauen nahen konnte.

Alſo hat die weiße Frau die Nonnen beſchirmt, daß ſie das Kloſter verlaſſen und mit dem Bilde unſerer lieben Frau wegziehen konnten, und ſie ſind von dem Kloſter gegangen nach der Herrlichkeit von Herlaer, wo ſie das Bild in Sicherheit brachten.

175.

Todte Frau verwahrt das Haus.

Mündlich.
Eugen Gens in der Emancipation.

In der Nähe des Dorfes Scherpenheuvel, welches durch ſein mirakulöſes Marienbild ſo ſehr berühmt iſt, wohnte ein Bauer, und der war ein Wittwer, und ſeine Frau hatte ihm ein Kind von elf Monden hinterlaſſen und eine Kuh, welche ſie ihm mit ins Haus gebracht. Bei einer groſſen und gefährlichen Seuche, woran Menſchen und Vieh ſtarben, wurde das Kind krank und nicht lange nachher auch die Kuh. Da wußte der arme Mann nun nicht, was er beginnen ſollte, er hätte gerne, ſein Kind auf den Armen, eine Wallfahrt zu unſerer lieben Frau nach Scherpenheuvel unternommen, aber dann blieb ja keiner, der die Kuh verſorgt hätte, und dafür Geld zu geben, war der Bauer zu arm. Mehre Nachbarn, welche er bat, ihm den Liebesdienſt zu erweiſen und des Thieres zu pflegen, ſchlugen ihm das ab, und troſtlos kam er nach Hauſe zurück und ſetzte ſich weinend an den Heerd und ſprach: „Ach Gott, wenn meine arme Frau noch lebte, dann ginge alles gut und ich könnte nach Scherpenheuvel gehen und mein Kind und meine Kuh würden geſund. Ach, liebe Mutter Maria, hilf mir doch und gieb mir einen Rath ein, was ich thun ſoll!“

Kaum hatte er die Worte geſprochen, da klopfte es an ſeine Thüre. Er machte auf, — es war ſeine todte Frau. — „Erſchrick nicht, lieber Mann“, ſprach ſie, „die Muttergottes hat dein Gebet erhört und mir erlaubt, wiederzukehren und des Kindes und der Kuh zu pflegen. Darum gehe getroſt und erfülle dein Gelübde.“ Und mit den Worten nahm ſie dem ſtarrenden Gatten das

Kind vom Arme und legte es an ihre Bruſt, und das Kind lächelte und war froh und frank.

Der Bauer reiſte weg und hielt ſeine Andacht neun Tage in Scherpenheuvel, und als er wiederkam, da war die Kuh geneſen. Seine Frau überreichte ihm das Kind, welches gar friſch und blühend ausſah, gab ihm und dem Säugling einen letzten Kuß und verſchwand.

Seit dem Tage ging es mit des frommen Landmannes Wirthſchaft immer beſſer und beſſer, und er wurde ein reicher Mann. Zum Gedenken an das Wunder ließ er dann auch die Geſchichte malen und das Bild in der Kirche zu Scherpenheuvel aufhängen, wo es noch heute zur linken Seite des Einganges zu ſehen iſt.

Zweites Buch.

176.

Die drei Soldaten.

Aus „Oorſpronck van Neerlandt“, Manuſcript in dem Stadtarchive von Gent, Copie des Pater J. B. d'Oderwert. Gütigſt mitgetheilt durch den Archiviſten der Stadt Gent, Herrn Prudens van Duyſe.

Es iſt einmal geſchehen, daß ein reicher Pachter, der zwiſchen Brügge und Audenburg wohnte, mit einer Fuhre Holz gen Brügge fahren wollte, um dieß daſelbſt zu verkaufen. Da kamen ihm unterwegs drei Soldaten entgegen und fragten, ob er ihnen das Holz überlaſſen wollte, worauf der Pachter ſprach: „Ich muß nach Brügge fahren“, denn er fürchtete, von den Soldaten keine Bezahlung zu bekommen, ſondern Schläge, wie er es oft vor vielen Leuten als Wahrheit erklärt hat. Da ſprachen aber die Soldaten: „Habet keine Angſt, wir werden euch gut bezahlen, und ihr ſollet das Holz mit uns fahren in unſern Forſt.“ Und da iſt der Pachter mit ihnen gefahren, denn er fürchtete ſeine Pferde zu verlieren und ſelbſt Gefahr zu leiden. Und als er in den Forſt kam, welcher, wie er glaubte, in der Nähe von Audenburg lag, da warf er das Holz all von ſeinem Wagen herab, und weil es gerade ſehr heiß war, begehrte er von den Soldaten etwas zu trinken. Darauf ſprachen ſie: „Geht in den Keller.“ Und als er in den Keller kam, der ihm ein verfallen Haus zu ſein däuchte, da ſah er eine große Menge von Soldaten, die lagen, als wenn ſie ſchliefen. Und da zog einer den Zapfen aus einem Faſſe, woraus Wein lief, der ſo roth war, wie Blut, und deß lief ſo viel, daß alle bis an die Knöchel darin ſtanden; die Soldaten aber blieben liegen und ſchliefen. Da ſprach einer von den drei Soldaten zu dem Pachter: „Sehet wohl zu und behaltet, was ihr hier ſehet, und betrachtet das als ein Vorzeichen deſſen, was in der Umgegend von hier geſchehen wird, denn da ſoll ſo viel Volk erſchlagen werden, wie ihr hier liegen ſehet, und das Blut wird laufen und vergoſſen werden, wie dieſer rothe Wein, den ihr da ſahet ausrinnen, und verſchlänge es die Erde nicht durch ihre Dürre, man würde bis an die Knöchel darinnen waten.“ Mit dem verſchwanden plötzlich die drei Soldaten, und der Pachter ſah nichts mehr und war ſehr in Furcht, und hat ſein Holz wieder auf den Wagen geladen und nach Haus gebracht, wo er männiglich von der Erſcheinung erzählte.

Viele haben den Pachter anfangs für einen Lügner gehalten, aber es iſt alles ſo geſchehen und hat ſich alſo zugetragen, wie er geſagt hat (bei der Belagerung von Oſtende im Jahre 1580).

177.

Das Sandthor zu Mecheln.

R. Valerius, Chronycke van Mechelen. S. 32, 158 u. 176.

Das Sandthor in Mecheln diente im ſechzehnten Jahrhundert als Pulvermagazin. In der Nacht vom ſiebenten Auguſt des Jahres 1546 geſchah es aber, daß ein erſchreckliches Unwetter ſich über der Stadt entlud, und der Blitz in das Sandthor einſchlug. Ein furchtbarer Schlag erſchütterte die Erde im ganzen Umkreiſe, der Thurm flog in Tauſenden von Stücken in die Höhe, ein Regen von glühenden Steinen ſank auf die Stadt und viele hundert Häuſer wurden theils ganz zerſchmettert, theils ſehr beſchädigt. Die Stadtgraben waren wie ausgetrocknet und die Fiſche fand man gekocht und gebraten weit und breit umherliegen. Auch blieben mehr denn vierhundert Menſchen gleich todt, viele andere ſtarben bald nachher an ihren Wunden, und eine ganze Menge trug als Krüppel für lebenslänglich Gedenkzeichen an das herbe Unglück.

Kurze Zeit nachher kamen einige Kaufherren aus Frießland nach Mecheln und begehrten dringend, die Stelle zu ſehen, wo das Sandthor geſtanden. Als man ſie dahin geführt, erzählten ſie, daß ſie ſich in derſelben Stunde, wo das Sandthor in die Luft geflogen ſei, in Frießland in der Nähe von einer Mühle befunden hätten. Dort ſeien ihnen viele Teufel in der Luft erſchienen, die alle nach Mecheln geflogen wären. Einer von denſelben habe unter andern ſeinem Mitgeſellen zugerufen, und dieſes zwar mit einer ganz gräßlichen Stimme: „He, Krummbein, nimm doch die Mühle noch mit“; worauf Krummbein geantwortet: „Kann nicht, kann nicht, habe Eile, muß nach Mecheln; Kurzſchwanz iſt noch hinter uns, dem iſt die Mühle anbefohlen.“ Und in der That ſei die Mühle auch in derſelben Nacht zuſammen geſchlagen worden.

Man hat auf dieſen Vorfall in Frießland das folgende Reimchen gedichtet:

Teen Meentjen, Krombeen ende Koof
Naer Mecheln vlogen om den Roof,
Zoo venden zy hier 'nen molen ſtaen,
Dien vatte de duivel Kortſtaert aen.

Während dieſes Gewitters, welches nicht nur in Mecheln, ſondern in der ganzen Umgegend Schaden anrichtete, liefen auf den Dörfern die Küſter in die Kirche, um die Sturmglocke zu läuten. Das wollte denn auch der Küſter von Putte thun; aber wie ſich der gute Mann auch anſtellen mochte, er konnte nicht in die Kirche hinein, und wurde zu zweien Malen zurückgehalten. Darob ärgerlich, rief er endlich aus: „Ei, da muß doch wahrlich mehr als Ein Teufel im Spiele ſein.“ Der Teufel, der auf einem nahen Baume ſaß, hörte das und entgegnete: „Nein, da verthut ihr euch, ich bin hier ganz allein, die übrigen ſind alle nach Mecheln.“

178.

Das alte brüſſeler Thor zu Mecheln.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Dieß war ein großes Gebäude, ſchwarz vor Alter und aus ungeheuren Quadern zuſammengeſetzt. In demſelben hatte der Teufel ſeinen Aufenthalt und trieb dort allerlei Dinge, ſo daß die Bürger endlich gezwungen waren, einen Prieſter zu rufen, der ihn von dort verjüge. Dieß geſchah, aber der Teufel war dermaßen mißvergnügt darob, daß er das Gebäude an einer Seite faßte, um es über den Haufen zu werfen. Dieß gelang ihm natürlich nicht, denn die Beſchwörungen waren ſo kräftig, daß er froh war, als er das Thor und Mecheln hinter ſich ſah.

Die Spur ſeiner Finger blieb aber einem der Quaderſteine eingedrückt und war noch bis vor wenigen Jahren zu ſchauen, wo das Thor zerſtört wurde.

179.

Schach dem Teufel.

H. Berthoud, Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre. Paris 1831, p. 5—17.

In dem Walde von Clairmarais bei Cameryk finden ſich die Ruinen des ehemaligen Kloſters gleichen Namens. Ueber die Entſtehung dieſes Kloſters geht folgende Sage umher.

Auf der Stelle, wo es ſtand, erhob ſich einſt eine prächtige Burg; das war aber vor langer, langer Zeit und iſt jetzt über ſiebenhundert Jahr gelitten. In dieſer Burg wohnte ein gewaltiger Ritter, der eine ſchöne Frau hatte, die aber ſehr hochmüthig war und zu ſtolz, um mit einem Menſchen zu ſprechen, der nicht, wie ſie, von Adel geweſen wäre. Einmal war der Ritter ausgeritten und es ſchon Abend geworden, ohne daß er zurückkehrte. Dafür begehrte aber ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein und ließ ihn in ihr Betſtübchen kommen. Da begann der Fremde bald mit ſchmeichelnden Worten der Frau Gunſt zu gewinnen und ſagte ihr endlich, daß er draußen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geſchworen, ſich an ihr zu rächen, weil ſie ihn aus dem Schloſſe gejagt hätte. Auch hätte der Alte geſprochen, er ſei der Burgfrau Vater und ſie ſei nicht von Adel, ſondern er hätte ſie gegen ein todtes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauſcht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde, welcher ſich Brudemer nannte, die Frau dahin, daß ſie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater erſtach, worauf ſie der Burg wieder zurannten und ſich an ein Schachbrett zum Spiel hinſetzten.

Nach einer Weile flog die Thüre auf und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer.

Brudemer brach bei ſeinem Anblicke in ein lautes Gelächter aus, die Edelfrau aber hätte in die Erde ſinken mögen und ſie wurde bleich wie eine Wand. Der Ritter aber ſchritt auf ſie zu und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Dich müſſe der Teufel holen, du Vatermörderin, du Ehebrecherin!“ — Ehe er jedoch noch auf ſie zuſchlagen konnte, faßte Brudemer ſie mit den Worten: „Ich nehm's an“, beim Haupte und verſchwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donnerſchlage.

Der Ritter erwachte erſt am ſpäten Tage aus ſeiner Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu ſchaffen haben, ging in das Kloſter des heiligen Bertinus und ſtarb dort eines ſeligen Todes.

Seitdem ſtand das Schloß verlaſſen, und keiner wollte mehr auf demſelben wohnen, denn in jeder Nacht war in demſelben ein gräulich Getümmel und Gepolter. Auch kehrte keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte.

Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg und trat bei anbrechender Abenddämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehre Säle durchſchritten, ſich in einer kleinen Kammer hingeſetzt, um in etwa auszuruhen, als die Thüre aufging und ein großer Herr, auf deſſen Bruſt ein Schild mit dem Namen Brudemer hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den beiden kam eine glänzende Dienerſchaft, und dieſer folgten acht Knappen mit ſchweren Kiſten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tiſch, auf welchem ein Schachbrett ſtand, und dann auf einen zur Seite deſſelben ſtehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einnahm. Der Ritter ließ ſich auf einem andern nieder, und beide begannen zu ſpielen. Der Mönch zog nur ganz vorſichtig und berechnete jeden Zug aufs allergenaueſte, und ſo ſah er bald, daß er den Gegner überwinden würde; doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieſer Zug veränderte das Spiel und brachte den Mönch in die höchſte Gefahr, denn er wußte wohl, daß ſeine Seele dem Böſen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in ſchallendes Gelächter aus. Der Mönch bereute ſchon im Stillen ſeinen Gang, beſchloß aber fortzuſetzen, was doch einmal ſein mußte, und ſchob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel ſtand nun wieder zu des Mönches Gunſten und ſtellte ſich mit jedem Zuge beſſer für denſelben, er mochte machen, was er wollte. Als beide noch einige Züge gethan und der Gewinn offenbar in des frommen Geiſtlicher Händen lag, geſchah mit einem Male ein gräßlicher Schlag, der Mönch ſtürzte nieder und alles verſchwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zerfetzten Lumpen zur Seite des umgeſtürzten Spieltiſches, und an der Thüre acht Kiſten voll Gold und Silber. Er begrub die dürren Knochen im Burghofe und wandelte dann das Schloß in ein Kloſter um, neben dem er von dem erſpielten Schatze eine ſchöne Kirche baute, und in dem er der erſte Prior wurde.

180.

Der Höllenbrunnen bei Dendermonde.

Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 96.

Fünfzig Schritte vor der Appelſchepoort von Dendermonde liegt zur Seite des Heerweges ein breiter

Waſſerbehälter, der ſeit undenklichen Zeiten den Namen Höllenpütz (helleput) trägt. Folgender Vorfall hat ihm dieſe Benennung gegeben.

Vor Zeiten beſtand in dieſer Stadt eine Bruderſchaft zu Ehren des Patrones der Peſt, des heiligen Rochus. Jegliche Faſtnacht maskirten ſich zwölf von den Mitgliedern als Teufel, aber dieß doch zu einem ſehr ſchönen Zwecke. Während ſie nämlich auf dieſe Weiſe als Geſpenſter umherfuhren und dazu mit einer ſchweren Kette rumorten und raſſelten, hielten ſie jeden Wanderer an und erbaten ſich von ihm eine milde Gabe zu Ehren ihres heiligen Patrones.

Einſt als dieſe Teufel beſchäftigt waren, für den heiligen Mann alſo zu betteln, waren ſie bis vor das genannte Thor, welches damals noch Steenpoort hieß, und zu dem daſelbſt gelegenen Pütz gekommen. Dießmal ſchienen ſie beſonders zufrieden mit dem Ertrage ihrer Einſammlung, — da fuhr ein plötzlicher Schrecken kalt unter ſie. Nach ihrer Gewohnheit hatten ſie in der Zahl der Apoſtel die Stadt verlaſſen, und jetzt fanden ſie, daß ihrer — dreizehn waren. Sie blieben ſtehen, riefen inbrünſtig ihren glorreichen Patron an und fragten ſich alsdann unter einander ihre Namen ab, um ſich gut und gewiß zu erkennen. Aber, o Schrecken! einer von ihnen wollte keine Antwort geben und ſchwieg beharrlich, ſo daß kein Zweifel mehr blieb, ein wirklicher Teufel habe ſich zu ihnen geſellt. Alsbald machten ſie alle das Zeichen des heiligen Kreuzes, und kaum war das geſchehen, als der ungebetene Gaſt entfloh und ſich in das angeführte Waſſer ſtürzte.

Doch konnten die Dendermondner darum einer Vermummung nicht entſagen, welche der Kapelle des heiligen Rochus ſo vortheilhaft war; aber ſie trugen Sorge, für der zuvor in dieſer Kapelle eine Meſſe zu hören. Später führte man die zwölf Teufel auf einem Wagen umher, von dem herab ſie dem Volke zuriefen: „Ein Almoſen für Sankt Rochus!“ Dieſer Gebrauch ging jedoch auch im Beginne des verfloſſenen Jahrhunderts verloren.

181.

Eierkuchen am Charfreitag gegeſſen.

Kunſt- en Letter-Blad. 1841.

Zwiſchen Thielt und Ruiſſelede in Weſtflandern liegt ein Ort, De oude wal genannt. Da ſtand ehedem ein großes, ſchönes Schloß, von welchem jetzt nur geringe Spuren noch übrig ſind. In der Nachbarſchaft ſpricht man verſchiedentlich über die Zerſtörung deſſelben und den Grund davon, aber über das, was dort jährlich am Charfreitage vorgeht, darüber ſind alle einig. Auf dieſen Tag nämlich hört man am ouden wal ein dumpfes Getöſe aus der Erde dringen, gerade als wenn eine Teigmulde drunten ausgekratzt würde, und dabei riecht es gerade, als wenn man Eierkuchen büke.

Einſt hatte ein Bauer ſich dahin begeben, um ſich über die Erſcheinung Gewißheit zu verſchaffen, und er fand zu ſeinem Erſtaunen auch die Erzählungen beſtätigt, welche von dem Orte umgehen. Aber der Eierkuchenduft kitzelte ſeine Naſe dergeſtalt, daß er um allen Preis ein Stückchen von dem Gebäcke hätte haben mögen, und nach langem Kampfe mit ſeinem Gewiſſen rief er endlich entſchloſſen aus: „Ach, Freunde, wer ihr auch ſeid, gebet mir doch einen einzigen Eierkuchen.“ Kaum hatte er die letzte Silbe aus dem Munde, da ſiehe, fliegt ein ſchönbrauner Kuchen aus der Erde und fällt in ſeine Hand nieder. Glücklich über die Maßen führt er gierig ein

Stück an die Lippe, aber noch hatte er den erſten Biß nicht gethan, als er verſchwand. Was aus ihm geworden, das weiß Gott.

182.

Die Teufelsmauern bei Pepinſter.

Bovy. Promenades historiques. II. p. 49.

Sankt Remaclus, der ſieben und zwanzigſte Biſchof von Tongern, der um 650 lebte, hatte es nach vielen Anſtrengungen endlich dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthumes in ſeinem Bisthume auszurotten. Das gefiel dem Teufel aber nicht, und dieſer ſuchte ſich an den Bewohnern der Gegend dereb zu rächen. Er baute nämlich in einer Nacht aus Kieſelſteinen, welche er in dem nahebei fließenden Bache Hoegne ſich holte, eine lange, lange Mauer, womit er den Lauf dieſes Bächleins hemmen und die ganze Umgegend in Waſſer ſetzen wollte. Als die umwohnenden Landleute am Morgen das Bauwerk ſahen und die Gefahr erkannten, in welcher ſie ſchwebten, flehten ſie die Fürbitte und Hülfe des heiligen Hermes, eines der Hauptpatrone von Tongern, an. Und ſie vertrauten nicht vergebens, denn der Heilige ſprach nur ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zuſammen und alle Gefahr war abgewandt.

Dieſe Mauer, bekannt unter dem Namen Teufelsmauer (les murs du diable), ſteht noch heutzutage, und in der Mitte ſieht man deutlich den Ort, wo ſie in Trümmer ſtürzte.

183.

Ameil-a-l'oeil de Lephy.

Hemricourt S. 138.
Bovy II. S. 228.

Ameil de Lephy, ein Sproſſe aus der Familie von Dammartin, war ein wackerer und kühner Ritter und führte dabei ein frohes Leben.

Eines Tages, wo er ſich allein auf ſeinem Schloſſe befand, wanderte er, ſich zu zerſtreuen und der drückenden Hitze in etwa zu entgehen, zur ſchattig überlaubten Quelle von Lephy. Als er dort ankam, fand er eine junge Frau, ſchön wie er noch keine geſehen, und in Kleidern, die auch nicht eines niedern Ranges Zeugen waren. Erſtaunt über die Erſcheinung, redete er ſie freundlich an und fragte dann, wer und woher ſie wäre und wohin ſie wolle. Darauf entgegnete ſie ihm, daß ſie ihren Namen nicht nenne, jedoch aus edelm Geblüte und aus fremdem Lande ſtamme; auf einer Pilgerfahrt begriffen, hätte ſie an der Quelle ſich niedergelaſſen, um auszuruhen, während ihr Dienſtmädchen in die Stadt gegangen ſei, um Lebensmittel zu kaufen.

Je mehr Herr Ameil ſie anſchaute, deſto mehr wurde er in Liebe zu ihr entzündet, und er wagte es endlich gar, ſie um ihre Gunſt zu bitten. Sie aber vertheidigte ſich und that, als verſtände ſie ihn nicht; doch willigte ſie endlich ein, daß er ſie auf ſein Schloß führe. Dort nun ergötzten ſich beide weidlich an voller Tafel und vollem Becher, und ſie ſchloſſen damit, daß ſie, wie den Tiſch, ſo auch das Bette theilten.

Als der Morgen gekommen und beide aufgeſtanden waren, dankte die Fremde dem Ritter und fragte ihn alsdann, ob er ſie nun kenne und zu ſagen wiſſe, wem er alſo viel Liebe geſchenkt habe. Ameil entgegnete, verwundert ob der ſeltſamen Frage, ein langes Nein. „Dann will ich es dir ſagen“, ſprach da die Frau; „wiſſe, daß du beim — Teufel geſchlafen haſt.“ — „Beim Teufel?“ fragte der unerſchrockene Ritter. „Beim Tode unſeres Erlöſers! Dann kannſt du dich wohl rühmen, wenn du wieder in deine Hölle kommſt, daß kein liebenswürdigerer Teufel jemals auf der Welt geweſen, als du mir die Nacht warſt.“

Als er dieſe Worte noch nicht geendet, verſchwand das Weib, aber im Verſchwinden riß ſie dem Ritter das rechte Auge aus, und dieſer hieß davon ſeit der Zeit Ameil-a-l'oeil.

Die Quelle rinnt noch und befindet ſich am Eingange des Schloßgartens. Sie heißt gegenwärtig Fontaine Sainte Oude.

184.

Der Teufel pflügt.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Einmal iſt es dem Teufel eingefallen zu pflügen, und das war in der Gegend von Hekelghem. Nachdem er die Arbeit einige Stunden lang fortgeſetzt hatte, wurde er ihrer überdrüſſig, nahm die Steine und Erdklötze von der Pflugſchaar und ſchmiß dieſelben zur Seite.

Die Furche aber, welche der Pflug rückgelaſſen, iſt das Flüßchen Dender, und die zur Seite geworfenen Erdklötze und Steine, das ſind die kleinen Hügel, die in der Nähe des genannten Ortes, ungefähr drei Viertelſtunden vor dem Dender, ſich erheben.

Nach andern ſoll dem Teufel die Furche zu tief geworden ſein und er darum eingeſehen haben, daß kein Same in derſelben fortkommen könne. Wieder andere ſagen, das Waſſer ſei in die Furche gedrungen, und deßhalb habe der Böſe nicht weiter gearbeitet.

185.

Der Teufel verwahrt das Geld.

Thomas Cantipratenſis S. 360.

In dem Kloſter Vaucelles bei Cameryk trug es ſich zu, daß man das Geld eines Wucherers aus der Grafſchaft Artois verwahrte. Eines Tages kam der fromme Bruder Wilhelm in die Kammer, wo das Geld in einem Schranke lag, und ſah den Teufel auf demſelben ſitzen. Da fragte der Bruder erſchrocken: „Was machſt du denn hier und was willſt du?“ und da antwortete der Teufel: „Ei, ich kann mit allem Rechte auf meinem Eigenthume ſitzen.“

Das erzählte Bruder Wilhelm dem Abte, und der ſchickte das Geld alsbald zurück.

186.

Die Scheune zu Montecouvez.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 86.

Bei einer reichen Ernte hatte ein junger Bauer verſäumt, ſeine alte Scheune ausbeſſern zu laſſen, und er wußte nun nicht mehr, was zu machen. Als er auf dem Felde eben trübſelig umherging und das ſchöne Getreide ſchaute, da trat ein Herr zu ihm und fragte ihn, wo der Weg zum Schloſſe Catelet hinführe, worauf ſich der

Bauer bereit erklärte, ihn dahin zu bringen. Auf dem Wege aber fragte der Fremde ſeinen Begleiter, warum er ſo traurig drein ſchaue, und dieſer erzählte ihm ſein Unglück. Der Herr erbot ſich, ihm zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr ſein Vaſall ſein und ihm in ſeine Beſitzungen als Leibeigner folgen wolle. Deß war der arme Bauer gar zufrieden, bedingte ſich aber aus, daß er auch für Frau und Kinder Obdach bekomme, was der fremde Herr ihm mit gräßlichem Gelächter zuſicherte. Darauf unterſchrieb der Bauer den Vertrag, worin ſtand, daß die Scheune vor dem erſten Hahnenkrähen fertig daſtehen müſſe, und zwar, da ſie keine Dinte hatten, mit ſeinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch hundert Pfund mehr und für das Kind fünfzig Pfund. Als ſie damit fertig waren, trennten ſie ſich, der Fremde ging nach dem Schloſſe hin und verſchwand bald aus des Bauern Augen, der ſich ſeiner Meierei zuwandte.

Je näher er aber ſeinem Hauſe kam, deſto bedenklicher wurde ihm der eingegangene Vertrag, und noch mehr, als er zur Seite des Hauſes die Arbeiter des Fremden ſchon fand, die in geſchäftiger Eile Balken auf Balken und Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß jedoch weder Hammer noch Hobel, weder Säge noch Beil auch nur im mindeſten zu hören geweſen wären. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geſchnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet.

Beſtürzt trat er ins Haus, wo ſeine Frau in nicht minder großem Schrecken ſaß, denn Hund und Katze, Hahn und Henne, Enten und Gänſe drängten ſich ängſtlich um ſie herum und ſchrieen, und die Pferde im Stalle ſprangen und tobten.

Beſonders furchtſam that ein großer Hahn, der ſchönſte, den man im ganzen Orte ſehen konnte, und unter den Thieren des Hauſes auch das von der Frau am meiſten geliebte. Als dieſer ſich nicht mehr zu ſchützen wußte vor Noth und Angſt, flog er ſeiner Herrin auf den Schooß; doch dieſe ſtieß ihn erſchrocken von ſich und rief, ſich kreuzend, um Hülfe; der Hahn fiel zur Erde, erhob ſich aber alsbald wieder und ſchrie laut ſein Kikeriki.

In demſelben Augenblicke ſcholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, ſo daß die Erde zitterte; zugleich verſchwanden die Werkleute, und die Scheune, blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man ſich allgemein im Dorfe über die ſchöne Scheune voll Garben jeder Art, denn keiner konnte begreifen, wie ſie hingekommen war, und der Bauer hütete ſich auch wohl, etwas von ſeinem Abentheuer verlauten zu laſſen.

Das Loch, welches am Giebel noch unvollendet geblieben war, konnte er aber auf keine Weiſe ſchließen, und das ſteht auch noch offen bis zum heutigen Tage. Auch ſingt ſeit jenem Tage ein Hahn auf der Meierei immer früher, als alle andern im Dorfe.

187.

Die Teufelsſcheune zu Gallemaerde.

Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 7.

Die Hallegaſten aus Weſtflandern ziehen auf ihrer Pilgerfahrt unter andern auch durch Gallemaerde, und da möchte nicht mancher zu finden ſein, der es unterließe, ein Kreuz zu ſchlagen, wenn er in dieſem Dorfe an der Teufelsſcheune vorbeikommt. Alle Ungläubigen ſpotten zwar darüber, aber zur Strafe für ihren Dünkel bleibt das Wunder beſtehen, und kein Menſch kann es ändern.

Vor einigen hundert Jahren hatte nämlich der Bauer des Pachthofes, zu dem die Scheune gehört, das Unglück, dieſe zu verlieren; ob durch Wind oder Feuer, weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß es im Auguſt war und er des andern Tages ſein Korn einfahren mußte. Verzweifelnd lief der Bauer durch die Felder und her und hin, als plötzlich ein Herr vor ihm ſtand, der ihn nach der Urſache ſeines Mißmuthes fragte, worauf der Angeredete beſcheidentlich die ganze Sache erzählte. — „O, iſt es nichts anderes“, ſprach der Fremde, als der Bauer geendet, „da will ich euch wohl helfen. Wollt ihr mir auf dieſes Pergament mit eurem Blute euer Handzeichen ſchreiben, dann ſoll morgen früh, ehe der Hahn kräht, eure Scheune fix und fertig da ſtehen; wo nicht, iſt unſer Accord gebrochen.“ Mit den Worten hatte der Herr ein Pergamentblättlein aus der Taſche gezogen und ſtach nun mit einer Nadel dem Bauer in die Hand, und dieſer machte mit dem herauströpfelnden Blute ſein Handzeichen. Bald aber gereute es den armen Mann doch, dem Teufel alſo leichtſinnig ſeine Seele verkauft zu haben, und er konnte vor lauter Angſt nicht ſchlafen, und als ſeine Frau den Galam vernahm, konnte die gleichfalls nicht ſchlafen und war nicht minder in Angſt und Schrecken, als er ſelbſt.

Aber Weiberliſt über alle Liſt, ſagt ein altes Spruch- und Wahrwort, und das bewährte ſich auch hier. Lange bevor nämlich, ehe der Hahn noch krähen konnte, ſprang die Frau aus dem Bette und vor das Haus, wo ſie eine unendliche Zahl von Arbeitern an der Scheune beſchäftigt ſah. Als ſie aber bemerkte, daß nur noch ein Stück von der Seitenmauer unvollendet war, ſteckte ſie ſchnell den Mund zwiſchen die Hände und ſchrie aus allen Kräften: Kikeriki! Kikeriki! und alle Hähne der Nachbarſchaft folgten und ſchrieen treulich auch ihr Kikeri-

Zugleich verſchwanden die Werkleute ſämmtlich, und die Scheune blieb unvollendet.

Nach der Zeit hat man oft verſucht, das Loch zuzumauern, aber dann kommt Satan in der Nacht und bricht es wieder auf, und das aus purer Rache, daß ihn das Bauerweib alſo geprellt hat.

188.

Der Hirte von Canegem.

C. [illegible] im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 90.

Die Morgenröthe eines ſchönen Lenztages brach eben an, als ein Recollet aus dem Kloſter von Thielt mit zwei Novizen aus dem Convente kamen, um auf den Termin zu gehen. Auf einem ziemlich ausgedehnten Felde, der Kouter genannt, angekommen, gewahrten ſie einige Schritte vom Wege ab eine zahlreiche Heerde von Schafen, ohne jedoch einen Hirten dabei zu ſehen. Neugierig blieben ſie ſtehen.

„Ehrwürdiger Vater", begann einer von den Novizen, ſich zu dem Recolleten wendend, „bemerkt ihr nicht, wie der Hirtenſtab, der dort in der Erde ſteckt, ſo ſorglich von dem Hunde bewacht wird?"

„Ja", entgegnete der Gefragte, „und noch mehr. Bald ſollt ihr den Grund davon kennen."

Mit dieſen Worten ſchritt der Geiſtliche voran und gelangte bald zu dem Stabe. Der Hund ließ, obgleich bis jetzt ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Stab, als auf die Heerde gerichtet war, doch den Recolleten ruhig nahen. Dieſer war in der Zwiſchenzeit beſchäftigt, Gebete aus einem lateiniſchen Buche zu leſen, und ſiehe, bald ſtand ein von Kopf bis Fuß in Schweiß gebadeter Greis, deſſen Mienen einen heftigen Schrecken zeigten, vor den

Augen der Mönche. Der Recollet erhob ſein Haupt und fragte den Alten mit aller Ruhe:

„Mein Freund, woher kommt ihr?“

Der Greis antwortete nichts und ſtand wie verſteint vor Angſt.

„Freund, fürchtet euch nicht und antwortet mir, ich will euch erlöſen.“

Der Alte kam langſam von ſeiner Verwirrung zurück, doch tiefe Scham ließ ihn nicht offenherzig ſein, bis er endlich nach vielem Zureden alſo ſprach:

„Ehrwürdiger Vater, es ſind ſchon fünfzig Jahre, daß ich mich dem Satan verbunden habe, und ſeitdem bin ich gezwungen, ſeine Befehle buchſtäblich zu vollbringen. Eben war ich in ein unterirdiſches Gewölbe gerufen, um einer Teufelsgeſellſchaft beizuwohnen.“

„Wolltet ihr wohl von dem hölliſchen Joche erlöſet ſein?“

„O ſprecht mir davon nicht … Satan ſteht bereit, mir den Nacken zu brechen.“

„Ich verbürge euch, daß von Seiten des Teufels euch kein Leid geſchehen ſoll.“

Dieſe Worte übten auf den Greis einen ſo mächtigen Eindruck, daß er alsbald in des Recolleten Verſchlag einging.

Schnell ward einer von den Novizen nach dem Kloſter abgefertigt, um alles zu der Ceremonie Nöthige herbeizuholen. Bald nach ſeiner Rückkehr war die Entjochung vollbracht und der Schäfer erlöſt.

189.

Der Violinbogen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre, p. 150.

Ein alter Geiger kam eines Abends in der Gegend von Heſdin bei furchtbarem Sturm und Wetter noch ſeines Weges dahergeſchritten. Er mußte durch den Wald, verfehlte aber den Weg in der Dunkelheit und irrte lange herum, ohne ſich zurechtfinden zu können. Darob ärgerlich, ſtieß er heftig mit ſeinem Stocke an die Erde und fluchte einen ſo gotteslästerlichen Fluch, wie in ſeinem ganzen Leben ihm keiner über die Lippen gekommen war. Zu gleicher Zeit erblickte er in der Ferne ein helles Licht, faßte neuen Muth und ging mit haſtigen Schritten durch Dick und Dünn darauf los. Als er ganz nahe dabei war, ſah er, daß das Licht aus den Fenſtern eines prächtigen Schloſſes kam, welches er vorher nie gekannt und von dem er in ſeinem ganzen langen Leben kein Sterbenswörtchen gehört. Froh, doch endlich einmal unter Dach zu kommen, trat er in das Thor, durcheilte den Vorhof und ſtand bald vor der offenen Thüre eines glänzend erleuchteten Saales, in welchem eine Menge von Männern und Frauen ſich befand. Die einen ſaßen an langen Tafeln um köſtliche Mahle gereiht, die andern ſpielten an kleinern Tiſchen, der größte Theil aber drehte ſich unter wildem Gejauchze in luſtigem Tanze. Nachdem der Alte einige Zeit das Ganze ſich angeſehen, trat er zu dem, welcher ihm der Herr des Schloſſes ſchien, und bat denſelben, ihm zu erlauben, daß er die Nacht in einem Winkel der Burg zubringen dürfe. Ein huldreiches Lächeln und freundliches Nicken war die ganze Antwort; alsbald kam ein reichgekleideter Diener, der dem Künſtler die Violine abnahm und ſie an einem Goldnagel aufhing. Nun konnte der Alte ſich gar nach

Herzensluſt ergehen in dem Saale; der erſte Gang aber war zur Bühne, wo die Muſiker ſaßen. Neben derſelben fand er zu ſeiner großen Freude eine Viola, ſo ſchön, wie er noch keine geſehen, und darum gedachte er, ſogleich auch einmal den Ton derſelben zu verſuchen. Indem er aber ſeine Augen an der Bühne herumgehen ließ, um die Treppe zu ſuchen, welche auf dieſelbe führe, — denn er hielt ſich für fähig genug, es mit dem beſten von den Muſikanten aufzunehmen, — erblickte er mit einem Male ein bekanntes Geſicht auf derſelben. Es war das ſeines Lehrmeiſters in ſeiner Kunſt, der ſchon dreißig Jahre im Grabe lag. — „Heilige Mutter Gottes, was iſt das!" ſchrie da der Alte beſtürzt aus. Im ſelben Augenblicke verſchwand die ganze Geſellſchaft mit den Dienern und den Tafeln und den Muſikern und dem Schloſſe.

Am andern Morgen fanden Leute aus Auffin den alten Violiniſten ohne Beſinnung am Fuße des Galgens liegen; er hielt einen weißen Violinbogen in der Hand; ſeine Geige und ſein gewohnter Bogen hingen aber an der großen Zehe eines der Gehenkten, um deſſen Schultern des Künſtlers Mantel vorſichtig gewickelt war.

Aufgeweckt aus ſeiner Ohnmacht, eilte der Alte mit ſchnellen Schritten nach Hauſe. Als er aber dort den weißen Violinbogen näher beſchaute, erkannte er, daß das ein Todtenknochen war, und darauf ſtand mit Silber eingelegt der Name eines Mannes aus Hesdin, der in der Gemeinde in übelm Rufe ſtand.

Als der Künſtler mit dem Bogen zu dieſem in die Kammer trat, erbleichte der arge Menſch und bot dem Alten einen Beutel, der nimmer leer wurde, und immer ſechs Pfund pariſis enthielt, wenn er nichts ſagen würde. Der Alte verſprach das gerne, nahm die Börſe und wurde durch ſie in Kurzem ein reicher Mann

Nun hatte der Alte aber vier junge Neffen, und das waren böſe Buben, und die verſchworen ſich zuſammen, ihren Oheim zu tödten. Als dieſer das nächſte Mal auf ſeinem Mauleſel, gefolgt von dem die Violine tragenden Diener, durch den Wald ritt, da ſauſten auf einem Kreuzwege plötzlich vier Pfeile auf ihn zu, und er ſank tödtlich getroffen zu Boden. Der Diener entfloh.

Ehe aber noch die vier Böſewichte dem Leichnam nahen konnten, trat ein langer, ſchwarzer Kerl auf denſelben zu, griff in eine Hoſentaſche des unglücklichen Künſtlers, zog eine kleine Börſe daraus und verſchwand mit derſelben unter dem von gräßlichem Gelächter begleiteten Rufe: „So nutzen meine Gaben, haha!“

Erſchüttert von der Scene, ſtanden die Mörder noch da, als der Conſtabler von Hesdin mit ſeinen Leuten heranzog, ſie feſtnahm und auf Befehl des Provoſten an die Bäume hing, hinter welchen ſie ſich verſteckt hatten.

Von der Zeit an hieß die Stelle: der Kreuzweg der vier Brüder, und dieſen Namen trägt ſie noch heutzutage.

190.

Die ſchlafenden Mönche.

Thomas Cantipratenſis S. 408.

Es war ein Mönch, der meiſtens ſchlief, wenn die Matutin in der Kirche geſungen wurde. Einmal ſchlief er auch wieder, und da ſah er im Schlafe einen ſehr häßlichen Teufel, der einen eiſernen Löffel mit flüſſigem Pech in der Hand trug, zu allen Mönchen hinging und den Schlafenden den Löffel anbot. Als der Teufel aber auch zu ihm kam und ihm den glühenden Löffel darhielt, da zog er den Kopf ſchnell zurück und ſtieß ſich ein großes Loch hinein an dem Chorgeſtühle. Seit der Zeit hat er nicht mehr geſchlafen.

191.

Der Teufel im Kloſter.

Oude Diviſie-Chronycke van Hollant ꝛc. Delft 1584.

In dem Jahre 1583 geſchah ein wunderliches Ding binnen der Stadt Goude, und es trug ſich zu in einem Kloſter, genannt zu Sankt Maria Magdalena, daß der Teufel hineinkam und an ſchönen Tagen ſich oft unter die Schweſtern ſchlich. Bisweilen zeigte er ſich als ein ſchöner Jüngling und griff an der Schweſtern Bruſt, und nahm ſie in den Arm und trieb viel wunderliche Manieren; bisweilen aber erſchien er auch als ein häßliches Thier und neckte die Schweſtern, und machte gefährliche Sachen, ſo daß faſt alle darob von Sinnen kamen. Dieſes hat ſo lange gedauert, bis die Schweſtern große Buße und Abſtinenz hielten und milde Almoſen gaben, denn dadurch wurde der böſe Satan abgeſchreckt und kehrte nicht wieder.

192.

Der Teufelsſtein zu Utrecht.

Mündlich.

Auf der Oudegracht zu Utrecht liegt an der Ecke des Eligenſteges ein gewaltiger Kieſel, der mit vier dicken Ketten an dem Eckhauſe befeſtigt iſt. Ehemals trieb der Teufel damit allerlei Unfug und ſchmiß ihn bald hier, bald dort in der Stadt umher, ſo daß die Einwohner ſich endlich genöthigt ſahen, ihn alſo feſt zu machen, damit der Böſe nicht fürder damit werfen könnte

193.

Der Teufelsſtein bei Namür.

Mündlich von Herrn Quetelet.

Dieſer Stein lag in einem Garten und war von gewaltiger Größe, und es ging die Sage von ihm, daß kein Menſch ihn von der Stelle bringen könnte. Das wollte der Beſitzer des Gartens probiren und hat ihn in Stücke hauen laſſen.

194.

Wucherer geſtraft.

Thomas Cantipratenſis S. 237.

In Brabant iſt es geſchehen, daß ein böſer Wucherer lebte, der viele Witwen und Waiſen um das Ihrige gebracht hatte. Dieſer bat ſtets die Mönche, daß ſie ſich ſeiner im Gebete erinnern möchten, aber darum beſſerte er ſich doch nicht. Da wurde er einmal plötzlich von einer argen Krankheit überfallen; als er aber ſeinem Ende nahte, da ſah man zwei große ſchwarze Hunde, welche immer um das Bett liefen, und als der Wucherer ſtarb, da ſtreckte er die Zunge mehr als einen Fuß lang heraus, ſo daß es gräulich anzuſchauen war.

195.

Der Teufel als Schulmeiſter.

Thomas Cantipratenſis S. 217.

In einer Schule waren zwei Schüler, und an denen war kein gut Haar; ſie wollten ihrem Meiſter gar nicht gehorchen und thaten immer das Gegentheil von dem, was er ſagte; auch ſtörten ſie die andern ſtets in ihren Arbeiten.

Nun geſchah es aber, daß der Schulmeiſter ſtarb, und als er drei Tage todt war, da erſchien der Teufel mit einer eiſernen Ruthe in der Mitte der Schule vor allen Schülern und ſah die beiden Buben mit gräulichen Blicken an. Dann hob er ſeine Ruthe und drohte ihnen den Tod, und dann verſchwand er. Die beiden Schüler ſind aber wenige Tage nachher geſtorben.

196.

Zwei Thürme.

Mündlich von Piet.

Ueber dem Portal der Kirche von Neeryſche befinden ſich zwei Thürme. Einen derſelben hat die Gemeinde errichtet, den andern aber hat der Teufel gebaut.

197.

Die ungetaufte Glocke.

Mündlich von Piet.

Vor dem Thurme der Jacobskirche in Löwen hängt eine kleine Glocke unter einem kleinen Dache. Dieſe iſt nicht getauft, und darum konnte ſie keinen Platz in dem

Thurme der Kirche haben. Der Teufel hat ſie alſo außerhalb deſſelben gehangen.

198.

Die Hochzeit zu Carren-Saint-Martin.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 75—83.

Der Bräutigam war der reichſte Mann, die Braut das ſchönſte Mädchen im ganzen Orte; die Hochzeit war glänzend und alles ging luſtig zu bis zur Stunde, wo man tanzen wollte. Da wurde nämlich dem jungen Ehemanne plötzlich gemeldet, daß ein Fremder an der Thüre um Einlaß bitte; und ehe er noch antworten konnte, trat der ſonderbare Gaſt ſchon in den Saal. Kaum hatte der Bräutigam ihn erblickt, als ſeine Wangen ſich bleichten; auch erwiederte er den Gruß des Fremden nur kalt. Dieſer inzwiſchen kümmerte ſich wenig darum, ſetzte ſich zu Tiſche, leerte die größte Bierkanne in Einem Zuge und aß den größten Schinken bis auf die Knochen rein auf, ſo daß alle Gäſte ein kalter Schauder durchrieſelte, denn ſie konnten ſich nicht denken, wie ein Menſch in der Welt dermaßen zu eſſen und zu trinken vermöge.

Als er die Schüſſeln der Tafel meiſt geleert, fragte er heiter den Bräutigam, der weiß wie eine Leiche an einem Stuhle ſich hielt: „Aber das nenn ich mir eine Hochzeit, wo nicht einmal eine Violine drauf iſt.“ Da nahm einer der andern das Wort und ſagte, daß der Spielmann nicht habe kommen können wegen des ſchlechten Wetters. „Oho, wenn das alles iſt“, entgegnete der Fremde, „da will ich ſchon helfen, ich hab meine Violine an der Thüre ſtehn.“ Und als er das geſprochen, ging er hinaus und kam gleich darauf mit ſeinem Inſtrument wieder, ſtellte einen Stuhl auf einen der Tiſche, ſetzte ſich darauf und begann die luſtigſten Weiſen von der Welt zu ſpielen.

Alle ordneten ſich zum Tanze, der Bräutigam ausgenommen, der in einer Ecke in Gedanken verloren ſtand. Kaum bemerkte der Fremde dieß, als er von dem Tiſche herabſprang und auf ihn zueilte. „Wie, Hans, heute iſt der ſchönſte Tag deines Lebens, und du ſteheſt da, als könnteſt du keine drei zählen?“ ſprach er zu ihm. Aber der Bräutigam blieb in Träumen verſunken. Da legte der Fremde ihm, wie vertraulich, die Hand auf die Schulter, und mit Einem Male durchzuckte es den eben Vermählten wie mit Stacheln der Hölle, er riß ſich empor in der wildeſten Freude, tanzte, ſprang, ſchrie und tobte, und lachte ſo gräßlich, daß man ihn eher für einen Wahnſinnigen hätte halten mögen, als für einen Menſchen, der in kurzer Zeit der Erfüllung lang und heiß gehegter Wünſche entgegenſieht. Die übrigen Gäſte waren von ähnlichem trunkenen Schwindel ergriffen, und alſo trieben alle es fort in ſeltſamer Luſt, bis die Stundenuhr Mitternacht kündete. Da ſteckte der Fremde die Violine in die Taſche, ſtieg von ſeinem Tiſche nieder, trat zum Bräutigam und ſprach ruhig kalt: „Jetzt iſt's Zeit, nicht wahr?“

„Eine Nacht, nur eine Nacht noch!“ bat der Angeredete, von ſchrecklichem Fieberſchauer gerüttelt.

„Nein!“ war die Antwort.

„Dann laß mir noch eine Stunde wenigſtens, eine kleine Stunde“ ....

„Nein!“ ſcholl es unerbittlich zurück.

„Eine Viertelſtunde dann!“ flehte der Bräutigam.

„Nein!“

„Doch ich habe Mitleid mit dir“, fuhr der Fremde dann fort, nachdem er ſich einen Augenblick an des Armen

Verzweiflung geweidet hatte, „will deine Frau dieß unterſchreiben, ſo ſchenk ich dir noch acht Tage.“

Der Bräutigam entriß den Händen des Unbekannten ein rothes Pergamentblatt mit goldenen Buchſtaben, heftete einen langen Blick darauf, ſchmiß es aber wieder mit Abſcheu zur Erde.

„Dann muß ich Abſchied von der Geſellſchaft nehmen“, ſprach da der Fremde, „und du wirſt mich wohl einen Schritt begleiten, nicht?“

Mit dieſen Worten grüßte der kleine Mann alle Anweſenden gar freundlich, ſchlang vertraulich ſeinen Arm um den Hals des Bräutigams und verließ mit dieſem das Zimmer, nachdem er noch zuvor der Braut zugeflüſtert:

„Adieu, Kind; ſeid nicht böſe über mich, daß ich euch den Mann fortführe, ihr ſollt ihn bald wiederſehn.“

Wohl ſah die Arme den Bräutigam wieder, aber erſt am andern Tage, und als eine ſchwarzverbrannte Leiche. Als man dieſelbe in die Kirche brachte, erloſchen alle geweihte Kerzen, und das Grab, in welches man die Todtenlade einſenkte, war am andern Morgen leer.

199.

Das Höllenloch zu Cameryk.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 31—38.

Alſo heißt gegenwärtig ein häßliches Viertel der Stadt, in welcher die Hefe der Bevölkerung aus der ganzen Gegend ſich zuſammenfindet. Vor ſieben hundert Jahren ſtand dort ein ſchönes, großes Schloß, deſſen Beſitzer mit dem Teufel im Bunde war und demſelben ſeine Seele verkauft hatte. Er ſchändete alle Jungfrauen, deren er habhaft werden konnte, tödtete die Prieſter und preßte den Bewohnern der Umgegend den letzten Groſchen aus.

Alſo hatte er es lange ſchon getrieben, da ſtrafte ihn endlich der Himmel; während eines fürchterlichen Sturmes fuhr ein Blitz in das Schloß und tödtete ihn mit ſeinen Dienern, wenige ausgenommen, die, frommeren Gemüthes, ihm oft abgerathen hatten von ſeinen Schandthaten.

Dieſe gingen zum Biſchofe und baten ihn, zu erlauben, daß ſie den Körper ihres Herrn in geweihte Erde beſtatten dürften; aber der Biſchof wollte davon nichts hören, ſondern verbot ihnen und jedem andern Chriſtenmenſchen, dieſen Körper zu berühren, und befahl vielmehr, ihn anzuſpeien, wenn ſie daran vorbei müßten.

Dieß Verbot inzwiſchen war nicht nöthig, denn kaum hatten einige Diener des Biſchofes den Körper des Ritters, der ſich Truander nannte, in den Schloßgraben geworfen, als die Erde rings herum Feuer und Flammen entſandte, die kein Wind und kein Regen zu löſchen vermochte. Viele tauſend Teufel wurden darin geſehen, die Oel und Pech ohne Unterlaß hineingoſſen, und damit keiner es wage, dem Orte zu nahen, kroch ein großer Drache um denſelben herum.

Tag und Nacht konnte man auf viele Meilen weit das Geheul Truanders und der Diener und das hölliſche Gejubel und Gejauchze der Teufel vernehmen; kurz es war ein gräulich Weſen, wie es keines Menſchen Auge ſeitdem geſehen.

Der Biſchof wurde endlich von Mitleid gegen Truander durchdrungen und beredete einen der ehemaligen Vaſallen des Ritters, der deſſen übrige Beſitzungen geerbt hatte, dieſe Güter zum Wohle der Armen zu verkaufen. Als der fromme Vaſall dieß gethan, verſchwand der hölliſche Spektakel. Auf dem Schloſſe wollte aber kein Menſch wohnen, und ſo verfiel es langſam, und die umwohnenden armen Leute bauten ſich aus den Steinen ihre Hütten, in welchen jedoch nie Gottesfurcht zu finden war.

Der Name Höllenloch (trou d'enfer) blieb der Stelle aber bis zum heutigen Tage.

200.

Benthem.

J. Picardt, Korte Beſchryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Friesland. Groningen 1731. S. 141 f.

Dieß iſt ein ſtarkes Kaſtell von gewaltiger Bauart, und wie Tecklenburg eines der allerälteſten und mächtigſten von Frießland. Ein alt Erbgerüchte ſagt, daß der Drus, nachdem er Tecklenburg vollendet, das Schloß Benthem gebaut habe. Als einen Beweis und ein Wahrzeichen dafür zeigt man dicht bei dem Hauſe Benthem eine hohe Felſenklippe, welche noch heutzutage der Drusſtuhl heißet, und einen platten Stein, der oben darauf liegt, und das Druskiſſen genannt wird.

201.

Leyden.

Van der Grabert van Doerne. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Bibl. des antiquités belges. T. I, p. 71. — Vgl. Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585.

In den Niederlanden wohnten ehedem bei Antwerpen, Gouwen, Nymwegen und Leyden große Rieſen, welche von den Wanderern Zoll erpreßten und dieſelben auf jede Weiſe quälten. Der zu Leyden wohnte, war der ſtärkſte und geehrteſte von allen, darum gab er auch

Geleitsbriefe, mit denen verſehen man bei den andern Rieſen ſicher paſſiren konnte. Von dieſem Geleite aber empfing die Stadt Leyden in Holland ihren Namen

202.

Das Rieſenbein zu Hamme bei Dendermonde.

Davidis Lindani de Teneraemonda lib. III, p. 67 ed. Gram. Jak van de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1840, S. 60.

Vor Zeiten wohnten Rieſen um Hamme herum, einer unter andern in der Stadt ſelbſt, ein zweiter auf dem entgegengeſetzten Ufer der Durme im Waeslande. Einſt entſpann ſich unter den beiden ein Wortwechſel, wer von ihnen der längſte ſei, und in Folge deſſen gingen ſie nach Thielrode, wo man eben eine Kirche baute, und beide konnten mit ihren Händen die Mauer bis zum Dache bereichen, und ſie legten jeder einen Stein darauf.

Andere kennen drei Rieſen um Hamme (wo der dritte wohnte, das weiß man nicht mehr) und ſagen, die hätten ſich nicht zu Thielrode vereinigt, um ihre Länge zu meſſen, ſondern um eine Kirche daſelbſt zu bauen. Zu dieſer hatten ſie keine Gerüſte nöthig, denn ſie konnten gemächlich bis zum Dache reichen. Einer von ihnen brauchte auch weder Boot noch Brücke, wenn er über die Durme mußte, er watete hindurch, und weder Strömung, noch Tiefe des Waſſers konnte ihn daran hindern.

Unter dem Portal der Kirche auf linker Hand hängt noch der Oberſchenkel eines der Rieſen, und der hat vier Fuß und ſechs und einen halben Zoll Länge (waesſches Maaß), und auf der dünnſten Stelle einen Umfang von dreizehn Daumen. Er wurde vor langer Zeit in der Durme aufgefiſcht und ſorgfältig bewahrt, ja das Volk trägt eine ſolche Verehrung zu ihm, als wäre es die Reliquie irgend eines Heiligen.

Die Straße in Hamme, wo der Rieſe gewohnt hat, heißt aber noch heutigen Tages die Rieſenſtraße (Reuzenſtraet).

203.

Der Rieſe Hidde.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. Col. Agr. 1588, p. 236.
Petrus Winſemius, Geſchiedeniſſe van Vriesland. Franeker 1622. Fol. Boek III, S. 93.
Grimm, Deutſche Sagen. I, 420.

Zu Karls des Großen Zeit lebte ein Frieſe Namens Hidde, groß von Leib und ein ſtarker Mann, ging ins Land Braunſchweig und wurde vom Herzog zum Vogt ſeiner Wälder und Bäume gemacht. Als er einmal durch die Wildniß ging, ſtieß er auf eine Löwin mit ihren jungen Welpen im Neſt, tödtete die Alte und brachte die Jungen als Wölfe, die er gefangen habe, dem Herzog an Hof. Dieſem gefiel die Einfalt des Mannes, welcher keinen Unterſchied machte zwiſchen Löwen und Wölfen, und begabte ihn mit vielen Ländereien in der Gegend der Elbe. Da baute er ſich ein Wohnhaus und nannte es Hiddesacker nach ſeinem Namen.

204.

Hünengräber.

J. Picardt, Korte Beſchryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Vriesland. Groningen 1731. S. 37 u. 49.

Nach der Ausſage vieler Leute ſind die Hünengräber Bauwerke des Teufels, und der hat die zu dem Zwecke aufgerichtet, daß die alten Heiden ihm dabei opfern und ihn unter dem Namen Herkules dabei verehren möchten. Dieſen Teufelsdienſt bei den Hünengräbern hat erſt Biſchof Bonifaz II. von Utrecht abſchaffen können.

In alten Zeiten hat es ſtets gräulich bei denſelben geſpukt, und hat der Teufel daſelbſt wunderliche Dinge verrichtet, ſo daß es nur wenige oder gar keinen gab, der es gewagt hätte, bei der Nacht an denſelben vorbei zu gehen.

205.

Die Hünenbetten zu Noordſleen und Oeſterbolte.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 62.

Das Hünenbett zu Noordſleen iſt von einem Geiſte gebaut worden, und zwar von demſelben, der auf dem Ellertsfelde in dem Hügel ſpukt, welchen man die Kirche ohne Pfaff (papelooze kerk) heißet.

Das zu Oeſterbolte haben die Rieſen gebaut, als ſie vor Zeiten noch im Lande wohnten, und zu einem Wahrzeichen davon zeigt man noch die Spuren ihrer Finger, welche ſie den Steinen im Angreifen derſelben eingedrückt haben.

206.

Der nackte Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In einem Dorfe bei Mecheln konnte ein Müller einmal Abends nicht mit dem Durchſieben ſeines Mehles fertig werden und verſchob darum den Reſt der Arbeit auf den folgenden Tag. Da er müde war und eilte, vergaß er ein Butterbrot mitzunehmen, welches er den Mittag auf die Mühle mitgebracht hatte. Als er aber am andern Morgen die Thüre öffnete, ſand er zu ſeinem Erſtaunen alles Mehl durchgeſiebt, das Butterbrot jedoch war verſchwunden. Das däuchte dem Müller wunderbar, und er verſuchte am Abend daſſelbe, fand auch den folgenden Morgen wieder alles in ſchönſter Ordnung, nur ſein Butterbrot nicht. Darob wurde er gar neugierig, den alſo leicht zufriedenen Arbeiter kennen zu lernen, und barg ſich am Abende des dritten Tages hinter einige Mehlſäcke. Bis Mitternacht hatte er ſchon gewartet, ohne daß ſich etwas geregt hätte, da öffnete ſich plötzlich die Thüre der Mühle und ein nackter Zwerg trat ein und ſetzte ſich, nachdem er das Butterbrot verzehrt, fleißig hinter die Arbeit.

Der Müller aber war ein züchtiger Mann und hatte auch ein gar mitleidiges Herz, darum that es ihm in der Seele weh, den armen Zwerg nackt zu ſehen. Er fügte alſo am folgenden Abende dem Butterbrote einen vollſtändigen Anzug bei, und hatte die Freude, ſeitdem den kleinen Mann immer in ſeinem Röckchen und Höschen zu ſehen, wenn derſelbe ſeine nächtliche Arbeit zu verrichten in die Mühle kam.

207.

Zwerge zu Löwen.

Mündlich.

Das Schloß Cäſar gehörte ehedem den Tempelherren. In den unterirdiſchen Gängen deſſelben, deren es viele hat und welche die ganze Umgegend weit und breit durchkreuzen, wohnte vor Zeiten eine Menge von Zwergen. Das waren aber keine von den guten, ſondern lauter recht böſe und neckiſche, welche den Einwohnern von Löwen allen Schabernack anthaten, der nur erſonnen werden kann, und ſie auf jede mögliche Weiſe vexirten. Deß waren die Löwener endlich herzensmüde und häuften darum eines Tages eine Maſſe Stroh am Eingange der Gänge auf und zündeten das an, ſo daß die Zwerge alle erſticken mußten.

208.

Kabotermannekens zu Herſelt.

Schayes, Essai historique sur les usages etc. des anciens Belges.

Die Bewohner des Dorfes Herſelt erzählen, daß bei Gelegenheit eines Krieges eine große Menge Kabotermannekens in ihre Gegend gekommen ſei. Dieſe ſchlugen ihre Wohnung nahe beim Dorfe inmitten eines großen Waldes auf, und zwar in dort befindlichen Erdhöhlen, doch kamen ſie ſehr häufig ins Dorf, um eins oder das andere zu holen, ohne aber jemals einem Menſchen etwas zu Leide zu thun. Wenn ihre Frauen alt wurden, ließen ſie dieſelben mit einem Milchbrötchen in der Hand in ein Loch ſteigen, welches ſie gleich darauf ſorgfältig wieder zuwarfen. Wie die Bauern behaupten, waren die Frauen mit der Todesart ſehr zufrieden und wurden keineswegs dazu gezwungen.

209.

Müller und Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les usages etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Gelrode liegt ein kleiner Hügel, Kabouterberg genannt, in welchen mehre Höhlen gegraben ſind. Dieſe Höhlen waren vor Zeiten die Wohnung von den Kabotermannekens. Hatte der Müller des Orteden Mühlſtein abgenutzt, dann legte er ihn nur vor die Mühle und ein Butterbrötchen nebſt einem Glaſe Bier dazu, und er konnte ſicher ſein, den Stein am andern Morgen aufs ſchönſte geſchärft wiederzufinden. Ebenſo that er, wenn er ſein Linnen gewaſchen haben wollte.

210.

Der Gertruden-Thurm zu Löwen.

Mündlich von Piot.

Dieſen Thurm haben vor langer, langer Zeit die Zwerge gebaut, als ſie noch in Löwen und der Umgegend heimiſch waren. Ob ſie auch an der Kirche geholfen, weiß ich nicht.

211.

Die Zwerghöhle zu Remouchamps.

Colson, Souvenirs des vacances. Revue belge 1837. p. 373.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CXXXI.

Die Grotte zu Remouchamps, einem Weiler in der Provinz Lüttich, heißt im Munde der umwohnenden Landleute trô dès sotai (trou des nains, Zwergloch). In dieſer Grotte befinden ſich viele wunderbare Figuren, die haben die Zwerge gemacht. Wenn die Umwohner ehedem eine ſchwere Arbeit zu machen hatten, ſo trugen ſie dieſelbe nur an das Zwergloch, und am andern Tage war ſie fix und fertig.

212.

Witte Juffers und witte Wijven in Frieſland.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. l. III, c. 31.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. 1829.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer.

Zu den Zeiten des Kaiſers Lothar waren in Frießland viele Geiſter und Geſpenſter, welche daſelbſt ihr Weſen trieben. Sie wohnten auf einer kleinen Hügelſpitze in einer künſtlichen Höhle, die jedoch von keiner Menſchenhand gemacht war, und hießen gewöhnlich witte Wijven (weiße Frauen). Ueber ihre Geſtalt weiß man nichts Beſtimmtes. Nächtliche Wanderer, Hirten, Getreidehüter, ſo wie Gebärende und Kinder führten ſie oft heimlich mit ſich in ihre Höhlen und unterirdiſchen Gänge, aus welchen man häufig Seufzen, Kindergeweine und Schluchzen hervorbringen hörte. Darum hielt man ſorgfältig Wacht bei ſchwangern Frauen und kleinen Kindern, damit die weißen Frauen ſie nicht holten. Eine von ihnen ſpukt noch bei Wierum, andere bei Golinſe, Eenum, Farſum u. ſ. w.

Heutzutage nennt man ſie witte Juffers und unterſcheidet ſie von den witte Wijven, die einen ganz entgegengeſetzten Charakter haben ſollen. Sie ſtehen nämlich den Kindbetterinnen hülfreich bei, führen Verirrte auf den rechten Weg zurück und bezeigen ſich in jeder Hinſicht liebevoll und freundlich gegen die Menſchen. Auch ſind ihre Wohnungen nicht ſo gar abſchreckend, und finden ſich ſtets nahe bei Dörfern oder Städten. Es ſind meiſt Hügel oder mit Bäumen bewachſene Gruben, wie z. B. die bei Lochem in Holland, wo drei witte Wijven zuſammen wohnen. In Frießland und Drenthe kennt ſie noch jedes Kind. Naht man den Gruben oder

Hügeln, oder tritt man in dieſelben, ſo vernimmt man wunderbare Dinge.

213.

Kludde.

Jules de St.-Genois im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 47.

Kludde oder Kleure iſt ein böſer Geiſt, der in einem großen Theile von Brabant und Flandern ſein Weſen treibt. Was ſeine Geſtalt betrifft, iſt er ein wirklicher Proteus. Darum ſind die Bauern auch dermaßen ängſtlich vor ihm, daß ſie Abends um keinen Preis in einen Wald, auf eine Wieſe, einen Acker oder eine Straße gingen, wo der gemeinen Sage nach Kludde ſeinen Aufenthalt hat. Oft kann man hartnäckige und eigenſinnige Kinder ſehen, die nur durch die Androhung von Kludde's Nahen ſich zügeln laſſen. Junge Mädchen zittern gleichſehr vor ihm, denn ſie glauben, daß er auch als Mahr umgeht.

Oft verwandelt ſich dieſer Geiſt in einen Baum, der zuerſt gar zart und klein daſteht, doch bald zu einer unermeßlichen Höhe ſich erhebt und in den Wolken verſchwindet, während alles, was ihn an der Erde umgibt, in die Kreuz und Quer geworfen wird. Ein anderes Mal behängt er ſich mit der Haut eines großen ſchwarzen Hundes, läuft alſo auf ſeinen Hinterpfoten, raſſelt dabei mit einer Kette am Halſe und ſpringt dem erſten, der ihm begegnet, unverſehens auf den Nacken, und wenn er ihn dann zur Erde geworfen hat, verſchwindet er ohne Spur. Meiſtens iſt Kludde ein altes, abgemagertes Pferd, und als ſolches ward er der Schrecken aller Stall- und Pferdeknechte. Dieſe erzählen auch, daß, wenn ſie oft Nachts ihre Roſſe auf der Weide laſſen, es ihnen häufig geſchieht, daß ſie anſtatt auf ihren wohlbekannten Hengſt oder ihre Stute ſich auf Kludde's Rücken ſetzen, der alsbald in größter Schnelligkeit mit ihnen davonrennt, bis er an irgend ein Waſſer kommt und dort ſeinen entſetzten Reiter hineinſchmeißt. Während der arme Burſche ſich nun zu retten ſucht, legt Kludde ſich mit dem Bauche platt auf die Erde nieder und lacht auf das abſcheulichſte, bis der Gebadete mißmuthig oder halb wüthend aus dem Waſſer ſich herausgearbeitet hat.

Nach Gelegenheit nimmt Kludde auch die Geſtalt einer Katze, eines Froſches, einer Fledermaus oder irgend eines anderen Thieres an. Seine Ankunft kann man leicht an zwei blauen Flämmchen erkennen, die zitternd und hüpfelnd vor ihm herlaufen. Dieſe Flämmchen, von den Bauern auch Stalllichter genannt, ſind, ſo viel man erkennen konnte, die Augen des Geſpenſtes. Entlaufen kann man Kludde ſchwerlich, und rennte man auch im ſchnellſten Zickzack vor ihm her; denn er würde, einer Schlange gleich, ſich eben ſo ſchnell einem nachwinden.

Der Sage zufolge iſt Kludde's Urſprung folgender: Ein armer Bauer hatte, um großen Reichthum zu gewinnen, ſeine Seele dem Teufel für zwanzig Jahre verkauft. Als aber die Zeit um war, wurde der hölliſche Vertrag zu nichts und der Mann verdammt, dem wandelnden Juden gleich, ewig auf der Erde herum zu irren, ohne irgend Ruhe zu finden und ohne jemals mit den Menſchen in gute Beziehungen zu kommen.

Wenn dieſer Geiſt flüchtet, lautet ſein Geſchrei: Kludde, Kludde! Und davon hat er ſeinen Namen erhalten.

In der Gegend von Oſtende iſt Kludde als Waternecker (Waſſernix) bekannt, auf dem platten Lande in der Umgebung dieſes Städtchens als Weere- oder Weerewolf (Wärwolf).

214.

Oſſchaert.

Jak van de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 15.

Ehedem war es zu Hamme bei Dendermonde nicht geheuer. Ein böſer Geiſt, Oſſchaert genannt, hauste dort; doch kann man eben nicht ſagen, daß er nur Geißel war für die friedlichen Bewohner dieſer Gegend, er hatte immer auch etwas ſehr Heilſames für die Chriſten des Mittelalters, denn den Böſen war er ein fürchterliches Schreckbild, und manchen mag er wohl zur Umkehr auf den Weg des Guten gezwungen haben.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt war der Ort, wo heutzutage das Kirchlein Van twee bruggen ſteht, und die nächſte Umgebung ſein Hauptwirkungskreis. Wenn ein Vermeſſener es nämlich wagte, gegen Mitternacht dort das Reimlein:

Grypke, grypke graauw,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

herzumurmeln oder gar laut zu ſchreien, dann ſprang ihm Oſſchaert auf den Rücken, klammerte ſich mit weit aufgeſperrten Klauen an die Schultern des Verwegenen feſt, und dieſer mußte keuchend und ächzend mit ihm fort, bis ſein gutes Glück ihn auf einen Kreuzweg leitete, wo der böſe Geiſt nicht hinüber konnte und ſeinen Träger todesmatt hinwarf.

Mit dem eben genannten Sprüchlein ſcheint Oſſchaert häufig vexirt worden zu ſein, denn er trieb es je länger, je ſchlimmer, und am Ende waren nicht nur Trunkene oder Verwegene, die ihn neckten, Gegenſtand ſeiner Quälereien, er verfolgte jeden, den er bei Nacht und Unzeit noch im Felde oder im Walde fand. Darum eilte der Ackersmann noch vor Sonnenuntergang mit haſtigen

Schritten aus dem Felde, der verſpätete Reiſende ſuchte ängſtlich ein Obdach für die ſinkende Nacht, und mancher von den Landleuten zitterte ſelbſt am Heerde und ſandte feurige Gebete zu Gott, damit der Geiſt keine Macht über ihn habe.

Am peinlichſten war Oſſchaerts Reiten für den, dem eine ſchwere Schuld etwa das Gewiſſen drückte; auf dem laſtete er mit erdrückender Schwere, in deſſen Fleiſch hackte er ſeine Klauen tief ein, deſſen Nacken brannte ſein höllenglühender Hauch furchtbar, und dabei verpeſtete fortwährend der unerträglichſte Geſtank jeden Athemzug des Sünders. Selbſt wenn der alſo Gepeinigte niederſank vor Schmerz und Müdigkeit, blieb ihm keine Ruhe, er mußte wieder auf und wieder fort bis an einen Kreuzweg, oder ein Liebfrauenbild in der Nähe eines ſolchen.

Nun lebte aber vor längerer Zeit ſchon zu Hamme ein gottesfürchtiger Pfarrer, und der beſchloß, tief gerührt von dem Drucke, unter welchem ſeine Gemeinde durch Oſſchaert ſeufzte, den böſen Reiter zu vertreiben, und er verbannte ihn durch Beleſen für 99 Jahre an das Geſtade der See, wo er bis heute noch herumirrt.

215.

Klackaert mit ſeinen Ketten zu Cortryk.

Kunſt- en Letter-Blad. 1840, S. 4.

Klackaert iſt der Geiſt eines der franzöſiſchen Unterdrücker, welche in der berühmten Spornſchlacht unter den Hieben der flammändiſchen Goedendags ihren letzten Seufzer aushauchten. Um ſich ob dieſes ſchmachvollen Todes zu rächen, hatte der Geiſt ſeine Freude daran, Frauen und Kinder und ſelbſt Männer durch das Geraſſel ſchwerer Ketten zu erſchrecken, welche er hinter ſich her ſchleppte. Sehen konnte man ihn nicht, aber man hörte ihn über die Straße ziehen, in die Häuſer brechen und Treppen und Zimmer durchlaufen. Fand er bei dieſer Gelegenheit irgend ein lecker Schüſſelchen, dann ſetzte er ſich ſtille zu Tiſche, nahm ganz behaglich ein Mahl ein und ließ unterdeſſen ſeinen unfreiwilligen Wirth mit deſſen Geſinde in deſto tiefern Schlaf verſinken.

Der Aufenthalt Klackaerts war die ſogenannte Klackaertshöhle, die Stelle, wo der Bach Konduitje von einer ſteinernen Brücke überwölbt in den Stadtgraben von Cortryk mündet. Da fand man im Winter, wenn das Waſſer in den Gräben gefroren war, einen nagelneuen Spielball liegen, der im Munde des Volkes Klatjen hieß. Die Burſche aus der Stadt kannten das Ding wohl und hüteten ſich, ihm zu nahen; kam aber ein Fremder oder ein Bauernjunge auf das Eis, dann ſorgten die Schalken, daß der auf das Klatjen aufmerkſam wurde. Kaum griff er jedoch darnach, da huſch! kam aus der Ferne ein anderer Ball gegen den erſten angeſchoſſen, der allzu Gutgläubige erhielt eine ſchallende Ohrfeige und die Beine wurden ihm unterm Leibe weggezogen, ohne daß er wußte, von wem.

Alſo dauerte Klackaerts Rache bis zum vorigen Jahrhundert, wo Flandern einen Theil von Frankreich bildete, ſonder Zweifel der beſtimmte Zeitpunkt, bis wohin die Cortryker geplagt werden mußten. Seitdem wurde kein Spielbällchen mehr auf St. Jans Veſte im Winter geſehen, das Kettengeraſſel nicht mehr gehört und kein lecker Schüſſelchen mehr geleert.

216.

Flerus.

Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 51.

In einem Hofe der Gemeinde Leſſinge bei Oſtende ging alles gar ſehr nach Wunſch und Willen, ſo daß derſelbe bald einer der reichſten in der ganzen Umgebung war. Man ſchrieb dieß einem Nix, Namens Flerus, zu, der ſich dort aufhielt und, je nachdem es ſich gab, bald menſchliche, bald thieriſche Geſtalt annahm. Wenn ein Pferd krank war, rief man Flerus, der zur Stunde als ein kräftiges und muthiges Roß erſchien, ſich willig einſpannen ließ und dreimal ſo viel that, als jedes andere Pferd. Nie weigerte er ſich eines Dienſtes; ſelbſt wenn die Mägde vorausſahen, daß ihnen nicht Zeit genug bleiben würde, den Hof zu ſcheuern, wie es ſich gebührte, kam Flerus auf ihren Ruf, holte Waſſer herbei und brachte es ihnen zu. Der einzige Lohn, den er dafür begehrte, war ein wenig ſüße Milch mit Zucker.

Einſt aber beſchloſſen ein paar junge und leichtſinnige Dienſtmädchen, die durch Flerus Gutmüthigkeit in etwa übermüthig geworden waren, ihm einen Streich zu ſpielen. Sie riefen ihm, er kam alsbald. Als er jedoch die aufgetragene Arbeit verrichtet, ſetzten ſie ihm ſtatt ſeines gewohnten Mahles ſüße Milch mit Knoblauch vor. Kaum aber hatte der Geiſt davon gekoſtet, als er verſchwand und dabei rief:

Melk en look!
Flerus verhuiſt,
En't geluk ook.

Seitdem hörte und ſah man nichts mehr von ihm auf dem Hofe, und alles ging den Krebsgang. Doch behielt der Hof von ihm den Namen Flerushof.

217.

Seeritter gefangen.

Beka, Ausg. von Andr. Cornelius. (Leeuw. 1507.) Fol. 38b.

Anno 1305 am 10. März wurde in der Mitte des Meeres ein Seeritter gefangen, der ganz vollſtändig gewappnet und gar ſchön von Gliedern war. Man hat ihn zu jedermanns Verwunderung im Lande umhergeführt, doch iſt er ſchon in der dritten Woche zu Dockom geſtorben.

218.

Der Neckersþoel in Mecheln.

Grammaye, Machlinia. p. 13.

Es geht eine Sage, daß ehedem der Herr der Nacht, Nachker geheißen, in Mecheln verehrt worden ſei, und daß davon der Neckersþoel ſeinen Namen bekommen habe. Andere wollen wiſſen, ein unterirdiſch wohnender Geiſt, ein Gott des Waſſers habe daſelbſt Orakel ertheilt.

219.

Meerminne.

Soeterboom, De voortkommende Zwaane van Waterland. S. 98. Gouthoeven und die meiſten andern holländiſchen und frieſiſchen Chroniken.

Gegen das Jahr 1400, ein wenig vor dem Tode Herzogs Albrecht von Bayern, des Grafen von Holland, kam in einem großen Sturme und Unwetter ein wild und ungezähmt Seeweib in der Süderſee zum Vorſchein, und iſt durch eine Oeffnung in den Deichen ins Purmermeer getrieben, ſchlafend und wachend, von einem Ende zum andern, und ſuchte Atzung und Koſt auf dem Grunde des Waſſers. Sie war ganz nackt am Körper und trug keine Kleider, jedoch war ſie mit mannichfachen Sachen behangen, als da ſind Moos, Schilf und anderes. Und alſo ſchwamm ſie viele Zeit um und wieder, und wußte nicht wohin, denn die Oeffnung, durch welche ſie gekommen war, hatte man wieder verſtopft. Die Frauen und Mägde, welche mit Kähnen von Edam und anderswoher kamen, und über das Purmery ihre Kühe zum Melken führten, ſahen das Weib treiben und ſchwimmen im Waſſer und erſchraken ſehr und wunderten ſich darob. Und als ſie ſie öfter ſahen, wurden ſie es gewohnt und gingen näher, um ſie zu beſchauen, und zuletzt faßten ſie Muth und verſammelten ſich, und zogen die Meerminne mit Gewalt aus dem Waſſer in ihre Kähne und brachten ſie nach Edam auf die Straße. Es konnte aber niemand ihre Sprache verſtehen, auch verſtand ſie unſere Sprache nicht. Da wuſch man ſie und zog ihr die Seegewächſe ab und Kleider an deren Stelle an, und ſie begann Speiſe zu eſſen, doch wollte ſie immer kläglich wieder ins Waſſer ſpringen; ſie wurde aber zu gut bewahrt. Und da iſt viel Volkes zugelaufen, um ſie zu ſehen, und die Haerlemer wollten ſie von den Edammern haben, und die Edammer ſchenkten ſie ihnen. Da lernte ſie ſpinnen und lebte noch lange, bis ſie ſtarb; da wurde ſie auf dem Kirchhofe begraben, weil ſie öfters das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte.

220.

Nixer.

Delrio, Disquis. mag. p. 28.

Man hat häufig an Flüſſen und Quellen Geiſter geſehen, welche die deutſchen Belgier Neckers nennen

Bald waren ſolche Geiſter in Chören vereint und ſangen wunderliche Weiſen, bald ordneten einzelne nach der Weiſe der Frauen das Haar auf der Fluth. Einige Male haben ſie auch mit Menſchen geredet und Spiele von aller Art geſpielt.

221.

Der arme Nix.

Mündlich.

Bei Gent hat ſich oftmals auf dem Waſſer der Schelde ein alt Männchen ſehen laſſen, war ein Necker (Nix), hat immer geſeufzt und geklagt. Zwei Kinder, die am Ufer einmal ſpielten, ſahen ihn auf ſich zukommen und ſind weggelaufen, worob der Necker jämmerlich geweint hat. Er that keinem Menſchen etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehlte, dann holte er einen tiefen Seufzer und verſchwand.

222.

Das Vaterunſer.

S. de Vries, De Satan in zijn werken u. II, 548.

Einem Lehrjungen begegnete einmal zwiſchen Licht und Dunkel auf der Straße ein ſchwarz klein Männchen, ſchien ein Handwerker zu ſein. Das fragte ihn, ob er keine Luſt hätte, bei ihm in Dienſt zu treten, er ſollte einen guten Herrn an ihm finden. Der Junge antwortete, er hätte bereits einen Meiſter und brauchte keinen neuen. „Gut“, ſprach der andere, „wenn du auch einen Meiſter haſt, kannſt doch das verrichten, wozu ich dich gebrauchen will, und in deinem alten Dienſte bleiben

Für wenig Mühe gebe ich dir einen guten Lohn.“ Fragte der Junge, was denn ſeine Arbeit und ſein Lohn ſein ſollte? Darauf ſagte das Männchen: „Jeden Abend, wenn es dämmert, ſollſt du hier ans Waſſer kommen und ein Vaterunſer beten; ſollſt jeden Tag ein Geldſtück haben, wie dieß, und es immer hier auf dem Pfoſten finden. Darfſt aber keinen Abend überſchlagen.“ Der Junge dachte, das wäre ein gut Ding für ihn, alſo leichtlich und ohne etwas von ſeiner Arbeit zu verſäumen, ſo viel Geld zu winnen, und noch dazu mit Gebet. Nahm es an und gelobte, fleißig der Sache nachzukommen. „Wie iſt dein Name?“ fragte das Männchen. Als der Junge den genannt hatte, that der andere, als könnte er ihn ſchwerlich behalten. Begehrte darum, daß er ihm den Namen ſchreibe und zugleich das beifüge, wozu er ſich verpflichtet habe, in Art und Weiſe eines Contractes. „Wo ſoll ich denn aber Feder und Papier holen?“ fragte der Junge. Schnell nahm das kleine Männchen eine Feder hinterm Ohre weg und gab ihm die nebſt einem Stückchen Papier. „Das iſt gut“, ſprach der Junge wieder, „aber nun habe ich noch keine Dinte?“ — „Iſt wahr“, entgegnete der andere, „doch wollen wir darum die Sache nicht aufgeben. Sieh, da iſt ein Meſſer, ritze damit ein Bißchen die Haut an deinem Arme, ſo bekommſt du ſonder Pein bald ſo viel Blut, daß du wohl die paar Worte ſchreiben kannſt.“ Der Junge ließ ſich bereden und that alſo. Das Männchen nahm die Schrift und ging von dannen und ermahnte den Jungen noch einmal dringend, nur keinen Abend das Vaterunſer zu vergeſſen. Der Lehrjunge erfüllte ſein Verſprechen redlicherweiſe, fand auch jeglichen Abend ſein Geld richtig auf der Stelle, die ihm das kleine ſchwarze Männchen angewieſen hatte. Aber durch all das Geld wurde er zu Spielen und Saufen verlockt. Weder ſein

Meiſter, noch auch ſeine Mutter wußten, wo er an das Geld kam. Der erſte meinte, ſeine Mutter gäbe es ihm, und die meinte, er bekäme es von dem Meiſter. Darob wurde der endlich erbittert und verwies es der Frau mit ſcharfen Worten, daß ſie ihrem Sohne Geld gäbe, denn dieſer käme dadurch zu Müßiggang und einem ruchloſen Leben. Die Frau aber verſicherte ihn vom Gegentheil und ſprach, ſie wäre eine arme Wittib und hätte nichts zu geben, hätte aber geglaubt, der Junge verdiene ſich durch ſeinen Fleiß ſo viel. Nun beſchloſſen ſie beide, den Jungen einmal hart vorzunehmen. Der erzählte ihnen ganz willig, wie er ſich jeden Abend das Geld verdiene. Das befremdete die Mutter und ſie glaubte, es ſtecke nichts Gutes dahinter; beſonders lag ihr die Blutſchrift ſchwer auf der Seele. Ging darum mit ihm zu einem geiſtlichen Herrn. Der fragte ihn, ob er glaube, daß das ſchwarze kleine Männchen ein wirklicher Menſch geweſen ſei? Sprach der Junge: „Das weiß ich nicht, aber es ſchien mir alſo.“ Da fragte ihn der Geiſtliche weiter, ob er je gehört habe, daß ein Meiſter von einem Lehrjungen einen mit Blut geſchriebenen Contract verlangt habe? worauf der Junge antwortete: „Nein.“ Da ermahnte ihn der Geiſtliche, fürder abzuſtehen von ſolchem Gewinnſte, und betete mit ihm und ſchloß ihn auch ins Gebet vor und nach der Predigt ein. Kurz nachher fand man den Contract auf dem Altar der Kirche liegen.

223.

Nammeken.

C. Wachtendorp, Roomkrans van Holland. S. 13a.

Auf der Stelle, wo nun Nammekens ſteht, wohnten ehedem eine große Anzahl von dem Volke der Nixen, und die ſangen daſelbſt und ſpielten ſüße Weiſen, alſo daß es ferneher in die See ſcholl.

224.

Meluſina.

Histoire des choses les plus memorables advenues en Europe depuis 1130 etc.
De Reiffenberg, Nouvelles archives historiques. 1829.

Auf dem Schloſſe Enghien erſchien ehedem Meluſina jedes Mal, wenn ein Mitglied der daſſelbe beſitzenden Familie ſterben ſollte. Dieß hat der Herzog von Aerſchot der Schweſter Heinrichs IV. von Frankreich verſichert.

225.

Der weiße Geiſt.

Chronyke van Vlaenderen. Ms.

Hat ein glaubhafter Mann mir erzählt, wie er von einem Geiſte gequälet worden, der ihn Nachts bei der Naſen gezupfet, ihn mit den Füßen aus dem Bett gezogen, ihm das Licht ausgeblaſen und alsdann ihn ausgelacht und dabei immer geſprochen: „Heiß mich was thun, heiß mich was thun." Worüber dieſer Mann am Ende übeln Muthes geworden und geſagt: „Ei, ſo fahr' in Gottes Namen in den Miſt und laß mich in Ruh." Und iſt der Geiſt zur ſelben Stunde in den Miſt gefahren und hat darin alſo gewühlt, daß der Mann ihm hat befehlen müſſen, heraus zu kommen und ihm an der Feldarbeit zu helfen, welches der Geiſt gleichfalls gethan. Einmal hat der Mann ihn Teufel genannt, darob er aber ſehr erzürnt und geſagt, er ſei kein Teufel, ſondern ein friedlicher Geiſt, der gern mit Menſchen verkehre und ihnen beiſtünde. Hat ihn alſo ſtatt ſchwarzen Geiſt von der Zeit an weißen Geiſt geheißen.

226.

Schlacht in der Luft.

Dies., Ausg. von Jahr. Cornelius. (Antw. 1507.) Fol. 36 a.

Im Jahre 1304 hörte man zwiſchen Scharl und Warns Nachts gegen zwölf Uhr ein lautes Rufen in der Luft: „Helft, helft, helft!“ Als die Leute vor den Thüren ihrer Häuſer ſich darnach umſchauten, ſahen ſie zwei Männer in der Luft, welche kämpften, gleichwie wenn ſie auf feſtem Boden geſtanden hätten. Hinter den Männern ſtanden zwei große Haufen Volkes, die durch ihre Bewegungen zu erkennen gaben, daß ſie den Männern Muth zuriefen, und dieß dauerte über eine Stunde lang. Als dann einer von den Kämpfern unterlag, ließ der Sieger die beiden Volkshaufen ſich die Hände geben, und in demſelben Augenblicke verſchwand alles.

227.

Reiter in der Luft.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant x. Delft 1585. Fol. 31 c.

Zu den Zeiten des Grafen Jan van Henegouwen iſt in Holland ein wunderbar Zeichen geſehen worden, welches ein Vorſpuk war von großer Trübniß. Es iſt nämlich ein Mann auf einem Pferde ſitzend in der Luft erſchienen und hat alles Volk ermahnt, die Waffen zu ergreifen und nach der See hin zu eilen, um dort die Feinde zu ſchlagen und zu vertreiben. Und als das

Kriegsvolk an die See kam, haben ſie viele hundert Schiffe geſehen, die das Meer, ſo weit man ſehen konnte, bedeckten. Als ſie aber darauf zu ziehen wollten, iſt der Mann in der Luft mit ſammt den Schiffen verſchwunden, und hat ein weiſer Mann das ſo ausgelegt, daß die Flammänder Holland, Zeeland, Frieſland und Utrecht winnen, aber ſo ſchnell wieder verlieren würden, wie die Schiffe ſich verloren hatten; welches auch geſchehen.

228.

Hausgeiſter.

Joan. Meletius.
Delrio, Disquis. mag. p. 297.

Dieſe wohnen an verborgenen Orten des Hauſes, oft auch in dem Holzſtall oder in Holzhaufen. Sie nähren ſich von Speiſen aller Art, die man ihnen bringt, und wofür ſie dann Getreide aus der Nachbarn Scheunen und Söllern ſtehlen. Wenn ſie in ein Haus kommen wollen, werfen ſie zuvor Sägeſpäne auf dem Flur umher und Koth in die Milchgefäße. Läßt der Hausvater die Späne ruhig, wirft er ſie nicht weg und trinkt er von der beſchmutzten Milch mit ſeinem Geſinde, ſo kommt der Hausgeiſt zu ihm und bleibt in dem Hauſe für immer.

229.

Wilibrord verjagt einen Geiſt.

Alcuinus Flaccus in vita Willibr. ap. Surium. Tom. VI.
Laur. Beyerlinck, Theatrum vitae humanae. Colon. Agripp. 1631 fol. A. f. 390 f.

Zu den Zeiten Wilibrords, des heiligen Biſchofes von Maeſtricht, trug es ſich zu, daß in einem Hauſe ſeines Biſthums ein gräulicher Spukgeiſt ſich zeigte, der die Speiſen, Kleider oder andern Hausrath plötzlich fortnahm und ins Feuer warf. Auf dieſe Weiſe mußte die Familie viel erdulden und kein Geiſtlicher konnte ſie von dem Geiſte befreien. Als der Hausvater den heiligen Wilibrord um Hülfe anrief, befahl der, alles Geräthe aus dem Hauſe zu tragen und mit Weihwaſſer zu beſprengen. Als dieß geſchehen war, da begann auf der Stelle, wo das Bett geſtanden, Feuer auszubrechen, und das ganze Haus brannte ab.

Nachher baute der Hausherr auf derſelben Stelle ein anderes, welches er wohl mit Weihwaſſer beſprengen ließ, und darin hatte er Ruhe vor dem Geiſte.

230.

Kobolde.

Delrio, Disquis. mag. p. 281.

Dieſe wohnen in Berghöhlen und ſind beſonders denjenigen gefährlich, welche die Metalle aus der Erde graben, oder verborgene unterirdiſche Schätze ſuchen; denn ſie fallen dieſe Leute an und tödten ſie mit ihrem Hauche.

231.

Königin Habundia.

Delrio p. 295 u. 943.

Wenn dieſe mit ihrem Gefolge (nymphae albae, dominae bonae, dominae nocturnae) in einem Hauſe erſcheint, das iſt ein Zeichen von Glück und Vorſpuk.

Man bereitet ihnen vollſtändige Mahlzeiten zu, Eſſen aller Art und Wein und ſetzt es ihnen hin.

232.

Spukende Thiere.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlevr. en Godenleer. S. 79.

Auf der Haide zwiſchen Tilburg und Breda ſpukt ein feuriger Hirtenhund, in der Nähe auf andern ein ſchwarzer Hund mit einem Schlüſſel im Maule und ein Eſel mit einer eiſernen Klaue.

233.

Das erwürgte Kaninchen zu Cortryk.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 84.

Eine alte Frau von ſiebenzig Jahren hat mir das Folgende erzählt.

Ich war eben zwölf Jahre alt, als ich eines Samſtags im Sommer meiner Mutter das Haus hatte ſchruppen helfen. Nach gethaner Arbeit ſetzten wir uns beide auf die Thürſchwelle, um noch etwas mit einander zu ſchwätzen. Es ſchlug juſt elf Uhr; kein Menſch war mehr auf der Straße zu ſehen. Plötzlich erblickten wir an dem einen Ende derſelben ein immer mehr zunehmend hell Lichtchen, welches aus ſeinen beiden Brandpunkten auf uns Frauen hinleuchtete. „Gott, das erwürgte Kaninchen!“ ſchrie meine Mutter im größten Schrecken. Wir ſprangen beide ins Haus und ſchloſſen die Ober- wie die Unterthüre; ich griff nach dem Beſen und ſtopfte das Spülloch ſelbſt zu. Das erwürgte Kaninchen zog langſam vorbei, denn das konnten wir an dem Lichte merken, welches durch das Schlüſſelloch drang und ſo ſtark und hell war, daß man in dem Winkel in einem Buche leſen konnte.

Obgleich eilig durch den Schrecken, habe ich doch das erwürgte Kaninchen genugſam betrachtet und ſeine Geſtalt wird mir mein Leben nicht mehr aus dem Gedächtniſſe kommen. Es hatte die Größe der größten Katze und war ſchneeweiß von Farbe und ſeine Augen brannten wie zwei Karfunkel.

Das erwürgte Kaninchen, welches ſeit einem halben Jahrhundert nun nicht mehr geſehen worden, war von ſehr ſanfter Art und that keinem Menſchen etwas zu Leide, wenn es nicht geneckt wurde. Am Vorabende kam es gewöhnlich in ſein Eckchen am Krahnen ſitzen.

Ein wilder und rauher Schmiedegeſelle wollte es einmal in ſeinem Schurzfell fangen, aber es fiel ihm an den Hals und warf ihn Hals über Kopf in die Lei, worauf es alsbald verſchwand.

234.

Die goldene Ziege auf dem Schloſſe Logne.

Bovy. Promenades historiques dans le pays de Liége.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wohnte auf dem Schloſſe Vierſez, einem Lehen von Logne, ein Ritter, der eine wunderſchöne Tochter hatte. Weit und breit in der ganzen Umgebung gab es kein Mädchen, welches mit ihr hätte wetteifern können, und darum mag man ſich auch nicht wundern, wenn die Sage meldet, daß die Freier ſich zu Hunderten auf Vierſez verſammelten. Keiner von allen aber konnte ſich der Gunſt der Jungfrau rühmen, denn dieſe hatte längſt ſchon ihr Herz verſchenkt, und zwar an einen edeln Knappen des Herzogs Walram von Luxemburg. Der Vater Martha's liebte den braven Jüngling innig, und ſo wurde, als die beiden ihm ihr Einverſtändniß entdeckten, die Hochzeit auch nicht auf lange mehr hinausgeſchoben, ſondern gleich auf den kommenden Sonntag feſtgeſetzt.

Da die Trauung nach dem Wunſche des Herzoges in Logne, wo er eben Hof hielt, ſtatt finden ſollte, ſo begab ſich Martha mit ihrem Vater am Vorabende dorthin, um am andern Morgen recht frühe ſchon ſich zu der Feier bereiten zu können. Kaum aber hatte Waleran die reizende Braut erblickt, als er ſchwur, daß ſie um jeden Preis ſein werden müſſe, und, in ſeiner Liebesraſerei alles vergeſſend, was ihm bis dahin heilig und theuer war, die Herzogin unter einem nichtigen Vorwande zu ihrer Mutter ſandte. Am andern Morgen wurde der Bräutigam mit eiligen Aufträgen nach Poilvache bei Dinant abgeſchickt, und zwar mit dem Befehle, daß er nicht eher zurückkommen dürfe, bis er gerufen werde. Der Ritter war ebenfalls leicht entfernt, und ſo fand ſich der Herzog allein mit Martha.

Da er bemerkt hatte, daß ihr Herz gar ſehr an Putz und ſchönen Kleidern hing, ſo überhäufte er ſie alsbald mit dieſen Dingen, und Martha gefielen die Geſchenke gar nicht übel. So wurde es dem Herzoge leicht, das ſchlichte Mädchen bald für ſich zu gewinnen, und ihre Gunſt wurde ihm ganz, als er eines Tages zu ihren Füßen ihr ſeine Liebe offen und in den glühendſten Ausdrücken erklärte.

Das Gerücht von dem vertrauten Umgange des Herzoges mit Martha von Vierloz verbreitete ſich bald in der Umgegend und drang ſelbſt nach Poilvache. Dem armen Knappen kam die Nachricht anfangs unglaublich vor, er ſandte darum Späher gen Logne, aber dieſe konnten ihm nur die Wahrheit der Ausſage aller beſtätigen. Auch der alte Ritter hörte von der Sache; auch er konnte kein Zutrauen ſchenken, und doch mußte er es, als er bei einem Beſuche auf Poilvache daſſelbe aus des Knappen Munde hörte. Der Gram darüber zehrte an ſeinem Herzen auf eine ſchreckliche Weiſe; und nicht lange, und man führte ſeine Leiche gen Bierloz, um dieſelbe bei ſeinen Ahnen zu beſtatten. Der Knappe folgte ihm bald. Die Herzogin überlebte nicht länger die trübe Kunde.

Alles das aber rührte Martha nicht im mindeſten. Die Feſte, welche Valeran tagtäglich ihr zu Ehren gab, betäubten die Stimme ihres Gewiſſens, und wollte dieſe ſich etwa in einer Stunde der Ruhe regen, ſo war der Anblick der Kleinodien und Prunkkleider, welche ſie in Fülle beſaß, hinreichend, dieſelbe dennoch verſtummen zu machen.

Eines Morgens ſuchte man ſie vergebens in ihrer Schlafkammer. Da ſie, mit all ihrem koſtbaren Schmucke beladen, die Nacht durchtanzt und erſt mit Anbruche des Tages den Herzog verlaſſen hatte, ſo dachte dieſer alsbald an eine Entführung oder einen Raub. Er ſchickte ſomit Boten in die ganze Umgebung, ſie zu ſuchen, aber man fand nicht die mindeſte Spur von ihr. Schon gab Valeran alle Hoffnung auf, ſie je wiederzuſehen, als eines Tages ein Diener ihm meldete, daß man Martha's Leiche am Eingange eines unterirdiſchen Ganges gefunden. Der Herzog begab ſich alsbald dahin, aber ſie war verſchwunden und mit ihr aller Schmuck.

Seitdem ſieht man am Vorabende hoher Feſte eine mit Gold und Edelſteinen bedeckte Ziege dieſen Gang durchrennen. Wer dieſelbe am Schwanze faſſen könnte, dem müßte ſie den Ort anzeigen, wo Martha's Schatz vergraben liegt.

235.

Der unterirdiſche Gang im Schloſſe Beaufort.

Mündlich.

Von dem Schloſſe Beaufort an der Maaß laufen viele unterirdiſche Gänge weit umher in der Umgegend. Einer derſelben führt unter der Maaß durch bis zum Schloſſe Moha; in der Hälfte deſſelben iſt eine weite, ſchöne Halle, ringsum mit in Stein gebauenen Bänken verſehen. Im Mittelpunkte derſelben ſpringt ein hoher Brunnen von klarem Waſſer, und den bewacht eine goldene Ziege. Zuweilen kommt dieß Thier auch herauf bis in die Ruinen des alten Schloſſes, aber das iſt kein gutes Zeichen, denn nach jeder der Erſcheinungen iſt noch ein Unglück gefolgt.

236.

Der alte Bär.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 77.

In Weſterwolde bei Groningen liegt ein weiter See, das Lyſkemeer genannt. Fiſcher, die auf demſelben beſchäftigt waren, hörten oft eine rauhe Stimme aus dem Waſſer rufen: „Laat my ouden beer toch leven!“

237.

Der umwandelnde Hund zu Lüttich.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. Liége 1838. I, p. 78.

In der Citadelle Lüttich war einmal ein gar ſtrenger Major, deſſen einzig Vergnügen darin beſtand, die Soldaten zu quälen. Darum machte er jede Nacht die Runde, um die Wachen auf den Poſten zu überraſchen und ſie in die Flucht zu jagen.

An der Nordſeite der Citadelle aber ſtand einmal ein alter Kriegsmann auf der Wache, und auf den hatte es juſt der Major abgeſehen. In dem Dunkel der Nacht ſchlich er ſich auf Hand und Fuß heran, um den Soldaten recht zu erſchrecken. Dieſer aber war nicht links, legte die Flinte ans Backen und ſchoß, nachdem er dreimal ſein Werda! gerufen, und der Major ſank todt zu Boden.

Seit der Zeit ſehen die Wachen an dieſer Stelle jede Nacht eine Laterne vom Kirchhofe herkommen, und gleich darauf ſtürzt ein großer ſchwarzer Hund an ihnen vorbei.

Vor wenigen Jahren hat der Hund noch einen Soldaten, der an ihn wenig glauben wollte und ſeine Kameraden ſtets mit dem Geſpenſte neckte, dergeſtalt zu Boden geworfen, daß er alle Beſinnung verlor und lange nachher noch im Hoſpital liegen mußte.

238.

Der Platzmajer von Nymwegen.

Kunst- en Letter-Blad, 1840, S. 40.

Kein Infanteriſt hat eine Woche in Nymwegen in Garniſon gelegen, der von dem Vorfalle nicht zu erzählen wüßte, den ich jetzt mittheilen will.

Es lebte nämlich in dieſer Stadt ein ſchlimmer Platzmajer, und keine Nacht verging, wo der nicht eine oder die andere Schildwache auf ihrem Poſten überraſchte und für etwaige Schlafſucht dann krummgeſchloſſen bei Brot und Waſſer büßen ließ. Beſonders war dieß das Loos der Wachen, welche auf einem der Bollwerke an einem Pulvermagazin ſtanden. Der Platzmajor kletterte dort den Wall hinauf, ſchlüpfte zwiſchen dem Graſe her und nahm den Schläfern das Gewehr aus dem Schilderhäuschen, oder jug die Wachenden, welche nur in etwa furchtſam waren, in die Flucht; im Gegentheile hatte er immer Zeit genug, bis der kühnere ſein dreimaliges Werda! gerufen, ſich erkennen geben zu können.

Einmal aber gegen Mitternacht hatte einer die Wache an dem Pulvermagazin, dem weder vor Teufel noch Hölle bangte, ein ſo echter geldriſcher Schnapphahn, wie ſein Vaterland nur einen liefern kann. Als das Gras in gewohnter Weiſe ſich zu regen anfing, bemerkte der Burſche wohl, daß etwas da ſpuken müſſe, und ſchrie ſein Werda! — Keine Antwort erfolgte, aber die Bewegung rückte ſtets näher. „Werda, Werda!“ rief er drauf, und ehe der Spuk noch auf den dritten Ruf antworten konnte, knallte paff! die ganze Gewehrladung auf ihn los und — der Platzmajor kollerte Hals über Kopf den Wall hinunter.

Seitdem findet man dort keine Wache mehr ſchlafen, wenn es gegen Mitternacht angeht; aber jede Nacht, wenn die Uhr zwölfe ſchlägt, kommt der Platzmajor in Geſtalt einer weißen Katze und fliegt den wachthabenden Soldaten zwiſchen den Beinen durch.

239.

Die Nonne mit der Tau.

Mündlich von Piet.

In dem Parc-des-dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei auch von hoher körperlicher Schönheit war. Dieſe Oberin trug eine große

Andacht zu der heiligen Mutter Gottes und alle Tage betete ſie viele Stunden vor deren Bilde.

In einem Augenblicke der Schwäche jedoch horchte ſie zu viel den verführeriſchen Worten eines Geiſtlichen, der häufig das Kloſter beſuchte, und ſie ließ ſich ſogar von dieſem aus dem Kloſter locken. Nachdem ſie lange mit demſelben ſich herumgetrieben, wurde er ihrer endlich müde und verließ ſie, worauf ſie bald eines elenden Todes ſtarb.

Seitdem ſieht man ſie jede Nacht auf einer glühenden Sau, von Flammen umſprüht, aus einer Laube reiten, in der ſie zuerſt mit jenem Prieſter ſündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr auf das Kloſter zu und wieder zurück, und nach mehrmaligem Hin- und Herrennen verſchwinden beide in jener Laube.

240.

Pieters-Rode.

Mündlich von Piot.

Dieß iſt eine Ruine in der Nähe von Aerſchot. Ehedem war es ein prächtiges Schloß, und dieß gehörte einem Herrn aus der Familie Merode. Dieſer Herr war ein gewaltiger Jäger, aber dabei zugleich ein gar frommer Mann. Er hörte jeglichen Morgen, wenn er von der Jagd kam, eine Meſſe in der Kapelle ſeines Schloſſes, und ſeit vielen Jahren hatte er dieſe Meſſe nie verſäumt. Eines Morgens aber blieb er lange auf der Jagd, und da die Stunde ſchon längſt vorbei war, zu welcher er wiederzukehren pflegte, ſo begann der Geiſtliche die gewohnte Meſſe; doch kaum hatte er dieſelbe angefangen, als der Burgherr von der Jagd zurückkam

Sogleich trat einer der Knappen zu ihm und meldete ihm, daß die Meſſe ſchon im Gange ſei und er ſich eilen müſſe, wenn er noch ein Stück von derſelben haben wolle. Darob ergrimmte Herr von Merode auf das allerhöchſte, er ſtürzte zur Kapelle und erſchoß den Geiſtlichen am Altare.

Seitdem muß er jegliche Nacht in einer glühenden Kutſche, die mit ſchwarzen Pferden beſpannt iſt und auf deren Bocke ein feuer- und flammenſprühender Kutſcher ſitzt, durch die Allee nach dem Schloſſe fahren. Zu gleicher Zeit ſpringen alle Thüren von ſelbſt auf, ein fürchterliches Geheul durchhallt die Säle und Gänge, und dieß dauert ſo lange, bis es Eins ſchlägt, worauf Kutſche und Pferde verſchwinden und die gewohnte Ruhe rückkehrt.

241.

La Bête de Staneux.

Gens II. S. 69.
Urtheil vom 1476. Msc.

Staneux iſt der Name eines Waldes in der Gegend von Franchimont. An dieſem Walde haben die Bewohner von Polleur ein uraltes Recht, weil ſie dort ein Ungethüm getödtet haben.

Das Bild dieſes Ungethümes findet ſich noch hier und da in Holzſchnitt und iſt eine Art Centaur, nämlich halb Pferd und halb Menſch. Mit der Linken hält es einen Bogen, den die Rechte anſpannt, und einen Pfeil an ſeiner Schnur. Vor einigen Jahren wurde das Original, nach welchem die Holzſchnitte gefertigt ſind, bei einem jährlichen Volksfeſte, der ſogenannten Cour du coucou (15. Auguſt), in einer benachbarten Schenke ausgeſtellt. Auch hatte man eine roh gearbeitete hölzerne

Statue dieſes Ungeheuers, die, gleich dem Bilde, in der Pfarrkirche verwahrt wurde.

Wo das Gemälde hingekommen iſt, weiß man nicht; die Statue wurde — wahrſcheinlich auf Antrieb des Pfarrers, der ſie aus der Kirche hatte werfen laſſen — verbrannt.

242.

Wärwölfin.

Mündlich.

Ein kleiner Junge ſaß bei Audenaerde auf dem Felde, und ſeine Mutter ſchnitt Gras in der Nähe. Da kam auf einmal eine Wölfin auf den Jungen zu gelaufen und wollte ihn freſſen; er aber nahm eine Sichel und ſtellte ſich gegen die Wölfin, und als ſie auf ihn zu ſpringen wollte, ſchlug er ihr eine Pfote ab. Die Wölfin lief in den Buſch, der Junge aber ſchrie ſeiner Mutter zu, daß ſie käme und die Wolfspfote ſähe. Wie die Mutter aber kam, war die Pfote in eine Hand verwandelt, und hat man am andern Tage gehört, daß einem alten Weib, die ſchon längſt in böſem Rufe ſtand, eine Hand abgeſchnitten worden wäre; woraus klärlich zu erſchauen, wer die Wölfin geweſen.

243.

Wärwolf.

Mündlich.

So war auch einmal einer von unſerm Nachbarn mit ſeinem Bogen ausgegangen, um in Ronſſe dem Vogelſchuß beizuwohnen. Als er kaum halbwegs war, ſah er plötzlich einen großen Wolf aus dem Buſche herausſpringen und auf ein dreizehnjährig Mädchen zu eilen, welches auf einer Wieſe zur Seite der Landſtraße die Kühe hütete. Der Nachbar beſann ſich nicht lange, zog ſchnell einen Pfeil, zielte und traf den Wolf glücklich in die rechte Seite, ſo daß der Pfeil ſtecken blieb und das Thier mit Heulen und Wimmern in den Wald zurückeilte.

Am andern Tage hörte er, daß ein Knecht des Bürgermeiſters todtkrank liege, indem derſelbe Tags vorher in die rechte Seite geſchoſſen worden ſei. Das machte den Nachbar neugierig und er ging zu dem Knechte und ließ ſich den Pfeil zeigen, den er alsbald für einen von den ſeinen erkannte. Er hieß alſo die übrigen Leute herausgehen, und als er allein bei dem Knechte war, beredete er ihn, zu geſtehen, woher die Wunde gekommen wäre, und da hat der Knecht ihm bekannt, daß er der Wärwolf geweſen ſei; iſt auch am andern Tage geſtorben.

244.

Ins Waſſer geworfen.

Ronsseus, Epist. medic. 39.
Delrio, Disquis. mag. l. II. quaestio XVI. p. 180.

In dem Dörflein Oeſtbrouck nicht weit von Utrecht lebte eine Witwe, welche einen Knecht bei ſich hatte, der ihr die Haus- und Feldarbeiten verrichtete. Der Knecht hatte, wie die Leute denn neugierig ſind, durch ſein Gitterfenſterlein häufig bemerkt, daß die Frau, wenn alles ſchlief, in den Stall an einen beſtimmten Ort ging und dort aus der Krippe mit ihren Händen Heu nahm. Das wunderte den Knecht und er dachte in ſich, warum ſeine Meiſterin das thäte, und wollte einmal verſuchen, was daraus würde, wenn er es ihr nachthäte. Als ſie nun einmal wieder im Stalle geweſen und eben wieder herausgegangen war, kam er auch in den Stall, beſchaute ſich alles genau und nahm auch von dem Heu. Kaum aber hatte er das in der Hand, als er durch die Luft fortgeriſſen und weit hin weggeführt wurde bis in das Städtlein, welches Wock heißet, und in dieſem Städtlein in einen großen Keller unter der Erde, wo er eine große Verſammlung von Männern und Weibern fand. Als ſeine Meiſterin und die andern ihn ſahen, erſchraken ſie anfangs und fragten ihn dann aus, wie er dahin gekommen wäre, und der Knecht erzählte ihnen alles ganz getreulich. Da fing ſeine Meiſterin an ganz gewaltig zu erzürnen und mit ihren Geſellen zu berathſchlagen, was in der Sache zu thun ſei; alle meinten aber, es wäre das Beſte, den Knecht freundſchaftlich zu empfangen und ihn zu bewegen, daß er nichts plaudere. Inzwiſchen kam aber die Stunde, wo alle ſich trennen mußten, und ſie wußten noch nicht, ob ſie den Knecht todt machen oder ihn wieder gehen laſſen ſollten, blieben aber beim letzten ſtehen, und nachdem er ihnen verſprochen hatte, nichts zu ſagen, nahm ihn ſeine Meiſterin auf die Schulter und beide flogen durch die Luft fort. Als ſie aber über einen See kamen, dachte die Frau, es wäre beſſer, den Knecht ins Waſſer zu werfen, dann wäre alles Plaudern am Ende, und alſo that ſie und gab ihm einen tüchtigen Ruck, und der arme Menſch fiel in den See.

Aber unſer liebe Herrgott wollte nicht, daß der Knecht alſo ſtürbe, und ſo kam er mit dem Leben davon, lag aber in großen Schmerzen im Schilf und ſeufzte und jammerte erbärmlich. Das hörten einige Leute, die gerade vorbeigingen, und zogen ihn heraus und fragten ihn, wie er dahin gekommen wäre, und da hat ihnen der Knecht alles erzählt. Da haben ihn die Leute auf einen Wagen gelegt und nach der Stadt Utrecht zum Bürgermeiſter Johannes Culemburg gebracht, dem der arme Menſch ſein Unglück auch erzählt, alſo daß ſich der Bürgermeiſter höchlich gewundert. Und als man die Wittib nun ergriffen hatte, geſtand ſie daſſelbe und hat dafür ihre verdiente Strafe empfangen.

245.

Der geſtörte Hexentanz.

Mündlich von einer alten Frau.

Die junge Hexe hatte ihr klein Söhnlein mitgenommen zum Tanz gen Lembeke. Als das unſchuldige Würmlein nun all die Hexenmeiſter und Hexen und ſeine Mutter mit alſo herumſpringen ſah, rief es laut aus: „Ach lieber Herr Jeſus, was macht meine Mutter für Sprünge!“ Im ſelben Augenblick verſchwand die ganze Sippſchaft und das Knäblein hat drei Tage gehen müſſen, ehe es wieder nach Haus kam.

246.

Die weißen Katzen zu Löwen.

C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 4.

Ein Brauergeſelle zu Löwen, der gewohnt war, Abends ſpät in der Herberge zu ſitzen, kehrte einſt gegen Mitternacht zu ſeiner Wohnung zurück. Als er über den Markt kam, gewahrte er eine große Menge weißer Katzen, welche, die Vorderpfoten in einander geſchlungen, auf den Hinterpfoten um einen Tiſch herumſprangen und überlaut ſangen:

Pfot' an Pfot',
Der Teufel iſt todt.

Auf dem Tiſche ſtand ein ſilberner Pokal mit Wein gefüllt, aus dem die Tänzerinnen eine nach der andern tranken. Plötzlich umringten Hunderte dieſer Katzen den Brauerknecht, und die erſte von ihnen bot ihm den Becher an und wollte ihm Beſcheid trinken laſſen. Doch der arme Mann war durch den Anblick der wunderbaren Erſcheinung ſo ſehr getroffen, daß er lange bewegungslos und ohne ein Wort zu entgegnen da ſtand. Endlich kam er in etwa wieder zu ſich ſelbſt und ſprach mit bebender Stimme: „Nein, ich will nicht trinken“, und ſuchte zugleich ſich bald einen Weg durch die ihn umringenden Thiere zu bahnen. Nun geſchah es, als er ſo auf die Ecke der Thienſche-Straet kam, daß er zu nieſſen begann und nach gewohnter Weiſe zu ſich ſelber ſprach: „Gott ſegne dich!“ Und ſiehe, kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als alle Katzen über ſein Haupt hinweggeflogen und er noch lange hernach das hölliſche Gemauze in der Luft wiederſchallen hörte.

247.

Vaderken van Geeſt.

Mündlich von Schayes.

Zu Lierre hatten die Zauberer und Zauberfrauen jeglichen Sonnabend Nachts einen Tanz auf dem großen Platze. Nun geſchah es einmal, daß ein alt Männchen, welches van Geeſt hieß, da vorbei kam und hörte, wie die luſtig Umſpringenden ſangen:

Vaderken van Geeſt
Is zoo zot als een beeſt.

Das alte Männchen blieb einen Augenblick verwundert ob der ſeltſamen Verſammlung ſtehen, trat dann aber zu ihr und ſprach ſie vertraulich an: „God zegent u alle, myne lieve Kinderkens." Kaum aber hatte er das letzte Wort aus dem Munde, als alle plötzlich verſchwanden und Baderken van Geeſt ganz allein auf dem dunkeln Platze ſtand, worob er nicht wenig erſtaunt war.

248.

Die gefiſchten Steine.

Joa. Wieri de praestigiis daemonum. l. VI, cap. IX, col. 665.

Es waren einmal einige Häringfiſcher aus Rotterdam und Schiedam auf den Fang ausgezogen. Die Rotterdammer holten zuerſt ihre Netze herauf und fanden ſie voll der ſchönſten Fiſche; als aber die Schiedammer auch auszogen, hatten ſie nur Steine darin. Sie vermutheten alsbald, daß da anderes im Spiele ſein müßte, und faßten ein alt Weib, welches ihnen verdächtig war. Dieſe bekannte alsbald, ſie ſei durch eine Ritze in einem Fenſter geflogen, habe ſich in einer Muſchel ins Meer geſenkt und dort die Häringe alle verſcheucht, an die Stelle derſelben aber Steine gelegt. Die Fenſterritze war nicht einmal ſo groß, daß man einen Finger durchſtecken konnte.

249.

Mahrzeichnen.

(Maerteekenen.)

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In dem Dorfe Alveringen wurde ein kluger Mann einmal in das Zimmer einer Frau gerufen, die von der Mahr beritten war. Da nahm er eine Hand voll trockenen Sandes, ſprach einige Worte, und warf den Sand in die Luft und überall herum, unter die Tiſche, Stühle, Schränke, kurz in jedes Eckchen. Als er das kaum gethan, da ſtand plötzlich eine Perſon im Zimmer, von der keiner wußte, woher ſie gekommen, und die man auch nie geſehen. Sie beſann ſich aber nicht lange, ſondern öffnete ſchnell die Thüre und entfloh. Der kluge Mann aber ſagte: „Da habt ihr die Mahr, und die wird ſo leicht nicht wiederkommen, denn ſie iſt nun einmal gezeichnet.“ Die Leute fragten, womit ſie denn gezeichnet wäre, und der Mann antwortete: „Ei, nur mit einem Körnlein Sandes, aber ihre Macht hat nun ein Ende.“

230.

Mahr zieht aus.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Bei Vilvorde iſt es geſchehen, daß einige Schnitter im Korn ein Weibsbild fanden, die ſich nicht rührte und regte, als wenn ſie geſchlafen hätte; doch war es kein rechter Schlaf, denn die Schnitter ſahen nicht, daß ſie athmete. Neugierig, was es für ein Bewenden mit der Frau haben möchte, gingen ſie hin und riefen einen Hirten, der im Rufe ſtand, Kunde zu haben von geheimen Dingen. Als dieſer zu der Frau kam, ſprach er alsbald, die ſchliefe nicht, ſondern das wär' eine Mahr, und die wär' eben ausgezogen, um auf einem andern zu reiten. Deß lachten die Schnitter und ſprachen, der Hirte wolle ihnen was weiß machen, doch der ſagte: „Wartet nur ein kleines Weilchen, und ihr ſollet Wunderdinge ſchauen.“ Darauf neigte er ſich zu dem Weib und flüſterte ihr ein paar Wörtlein ins Ohr, und zugleich ſahen die Schnitter ein kleines Thierchen, fingerslang und gar ſeltſam geformt, welches weither gelaufen kam und in den Mund der Frau kroch. Als dieß geſchehen, gab der Hirt ihr einen tüchtigen Schub, ſo daß ſie wohl dreimal ſich umrollte; davon wurde ſie wach, ſchaute ſich verwundert um und flüchtete dann in aller Eile zu großer Verwunderung der Schnitter, welche nun ſich weidlich an der Sache ergötzten.

251.

Mahr vertrieben.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zwei junge Männer in der Gegend von Vilvorde liebten ein Mädchen. Der eine von ihnen, der ſchönſte von beiden, hatte aber ein Leid, wogegen er ſchon Hülfsmittel aller Art angewandt, welches jedoch all dieſen Mitteln getrotzt hatte — er litt jede Nacht von der Mahr. Eines Tages klagte er auch ſeinem Nebenbuhler, wie ſehr es ihn quäle, wenn er kaum im Bette liege, und wie kein Mittel in der Welt ihn davon befreien konnte. Darob lachte der andere und ſprach: „Ei, es iſt nichts leichter, als das; ich will dir einen Rath geben, und wenn du den befolgſt, dann kommt die Mahr nicht mehr zu dir. Halte ein ſcharfes und wohlgeſpitztes Meſſer mit der Spitze gegen deine Bruſt, wenn du dich zu Bette legſt, und ſchlafe nicht ein, dann wird die Mahr zum letzten Male dich beſucht haben.“

Der arme Burſche, froh, ſo leichten Spieles das Geſpenſt los zu werden, vergaß in ſeiner Seligkeit die Hälfte des Rathes und hielt das Meſſer mit dem Hefte gegen die Bruſt, alſo daß die Spitze aufrecht ſtand; und das war ein großes Glück für ihn, denn als die Mahr in der Nacht kam, verwundete ſie ſich an der Meſſerſpitze und kehrte nicht wieder. Andernfalls hätte ſie ihm das Meſſer in die Bruſt gedrückt.

252.

Mahr im Schiffe.

Hect. Boethius l. VIII rer. scoticarum.

Im Jahre 1480 geſchah es, daß einige Kaufleute von England aus nach Flandern ſchiffen wollten und ſich ein ſo gräulicher Sturm erhob, daß der Maſt mit den Segeln und Rudern zerbrach und alle den gewiſſeſten Tod vor Augen ſahen. Den Schiffsmann wunderte ein ſolch Unwetter im Mittſommer gar ſehr und er erkannte bald, daß es nicht mit richtigen Dingen zugehen könne, ſondern daß der Teufel im Spiele ſein müſſe, und rief das auch mit großem Geſchrei ſeinen Gefährten zu. Da hörten ſie auf einmal ein Weib aus dem Innern des Schiffes ſich erbärmlich beklagen, daß ſie von der Mahr geritten werde, und flehentlich bitten, daß der Schiffsmann ſie ins Meer werfen ſollte, damit durch ihren Tod wenigſtens die andern Leute mit Gottes Gnade und Barmherzigkeit gerettet würden.

Der Schiffsmann aber rief einem Prieſter, der ſich bei ihnen befand, zu, daß er zu dem Weibe gehen und ſie tröſten möchte, welches der auch gethan, und nachdem ſie ihm gebeichtet und von Herzen Buße gethan dafür, daß ſie während vieler Jahre ſchon mit der Mahr gelebt, hat er ihr vorgehalten, daß Gottes Güte nicht ihren Tod wolle und daß ſie gewißlich Gnade erlangen würde.

Und als der Prieſter ſie auf dieſe Weiſe ermahnt und ihr zugeredet, und ſie mit vielen Seufzern und Thränen ihr Verbrechen beweint, da iſt plötzlich eine große ſchwarze Wolke aus dem Boden des Schiffes herausgefahren und hat ſich mit erſchrecklichem Getöſe, Feuer und Flammen und unausſprechlichem Geſtank in die See geworfen, welche im ſelben Augenblicke wieder ganz ruhig wurde, ſo daß kein Wellchen ſich mehr regte.

253.

Mahr.

Mündlich.

In Lüttich gab es ſonſt viele Leute, welche einem die Mahr zuwünſchen konnten. Wollte man davon wieder befreit ſein, dann gab man den Leuten Geld, wofür man eine Flaſche empfing. In dieſelbe mußte man p[illegible] darauf ſtellte man ſie eine Stunde lang in die Sonne und brachte ſie wieder zu dem, welchem man das Geld gegeben. Dieſer führte einen an ein Waſſer, ſo daß man mit dem Rücken dagegen ſtand, und dann mußte man die Flaſche über den Kopf dahinein werfen.

254.

Mahr ertappt.

Mündlich.

Ein adeliger Herr, der in der Gegend von Sittard auf ſeinem Schloſſe wohnte, wurde in jeglicher Nacht von der Mahr geplagt. Er ließ ſeinen Arzt holen und endlich auch den Geiſtlichen, aber keiner von beiden konnte ihm ein Mittel geben gegen ſein Uebel. Das hörte ein Hirt, kam zu dem Herren und ſprach, er habe ein ſicher Mittel gegen die Mahr. Der Herr fragte, was das wäre, und der Hirt ſprach alſo: „Wenn die Mahr jetzt wiederkommt, dann laſſet ſie ruhig gewähren; wenn ſie aber fort iſt, dann machet euer Waſſer, thut's in eine Flaſche und verwahret die wohl; ihr ſollt Wunder ſchauen." Solches that der Herr und ſchloß die Flaſche in ſeinen Schrank und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Am andern Tage gegen Mittag kam ein alt Weib an die Thüre, fragte, ob kein altes zerbrochenes Glas im Hauſe wäre, ſie wollte es kaufen. Die Magd gab ihr alle Glasſcherben, aber das Weib ſprach, ſie hätte gerne auch ganze Flaſchen und man ſollte den Herrn fragen, ob er deren keine habe. Der Herr merkte alsbald, was zu thun war, und antwortete, er hätte keine. Bat das alte Weib, ob ſie nicht ſelbſt mit dem Herrn ſprechen könnte. Da kam der Herr und fragte, was ſie wollte, und ſie flehte ihn, er möge ihr doch die Flaſche mit Waſſer geben, die er in ſeinem Schranke verwahre. Als er das nicht wollte, fiel ſie ihm zu Füßen und weinte jämmerlich, und verſprach ihm, ſie wolle ihm nicht mehr Leides thun. Da nahm er die Flaſche und zerbrach ſie, und zur Stunde lief das Waſſer alſo von dem alten Weibe weg, daß das ganze Zimmer voll wurde, und der Herr jug ſie mit vielen Schlägen vor die Thüre. Alſo wurde er von der Mahr befreit und ſie iſt nicht weiter zu ihm gekommen.

255.

Die Pferdemahr.

Mündlich von C. von Swygenhoven.

Meiner Tante Großmutter war einmal ein Pferd von der Mahr beritten worden. Das hörte der Nachbar und kam herum, und nahm zwei Ziegelſteine, die er über Kreuz legte, mit einem Stricke feſtband und über dem Pferde aufhing. Alsbald hat das Thier aufgehört zu ſchwitzen und unruhig zu ſein, und die Mahr hat ihm auch nie mehr was anhaben können.

256.

Wechſelbalg.

Mündlich von einer alten Frau in Seignée.

Es iſt oftmals geſchehen, daß die Mahr einem Kinde in der Wiege alles Blut aus den Adern geſogen hat. Auch hat mir mein Vater verſichert, der es ſehr gut ſich zu erinnern wußte, daß zu Hauſe ſeine Mutter ihm erzählt, er wär' einmal von der Mahr geſtohlen worden und hätte die Mahr ihr Kind an ſeine Stelle gelegt, aber Morgens hätte man ihn wieder in der Wiege gefunden. Iſt ein abſcheulich Ding um die Mahren, man hat auch nicht viel Mittel gegen ſie; ich hab' meinen Kindern alle Abend ein Kreuz über die Wickel gemacht und ſie mit Weihwaſſer geſegnet; iſt mir auch alſo gut gegangen und nie eine Mahr an meine Kinder gekommen.

257.

Wunderkind.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 158a.

In dem Jahr 1378 gegen Sankt Martins Tag im Mittſommer iſt in der Stadt von Utrecht ein Kind geboren worden, welches ein Knäblein war, und das hat deutliche Worte geſprochen, als es nur vierzig Tage alt war. Alſo ſagte es einmal: „Macht die Thür auf, mein Vater iſt hier“, und viel andere Worte.

Zu einer Zeit hat man einen Prieſter gebeten, daß er heimlich kommen und das Kind beſchwören möge, und als der fromme Mann Meſſe geleſen, hielt er ſeine Gewänder an und zog darüber einen großen Mantel, daß man's nicht merken ſollte, und kam und beſchwur das Kind mit vielen Conjuratien. Aber das Kind thät nicht antworten, kehrte aber nach einiger Zeit ſein Haupt um und ſah den Prieſter mit grimmigen Geberden an. Als der Prieſter ſah, daß er nichts ausrichten konnte, ging er wieder ſeinen Gang. Das Kind aber war ein Vorzeichen von einem böſen Abentheuer.

258.

Die wilde Jagd.

Johannes Caesarius l. XII. c. 20.
Bodin., Daemon. mag. p. 230.

Eines geiſtlichen Herren Beiſchläferin war geſtorben. In der Nacht darnach ritt ein Soldat mit ſeinen Geſellen durch den Wald und waren gar verwundert, eines Weibes Stimme um Hülfe rufen zu hören. Bald nachher ſahen ſie auch das Weib in eiligem Lauf auf ſich zukommen; der eine Soldat ſtieg vom Pferde und machte mit ſeinem Schwerte einen Kreis um ſich her, und nahm das Weib und zog es in den Kreis. Gleich darauf hörten ſie ein gräulich Getöſe in der Luft, wie von vielen Jägern und Hunden, und darob zitterte das Weib ſehr und erzählte dem Soldaten alles. Der Soldat aber gab ſein Pferd einem von ſeinen Kameraden, nahm des Weibes Haarflechten und ſchlang dieſe um ſeinen linken Arm, während er mit der rechten Hand das Schwert ausgeſtreckt vor ſich hielt.

Als die wilde Jagd nun kam, da ſprach das Weib leiſe zu dem Soldaten: „Ohne mich reiten, ohne mich reiten, ſieh, da kommt er.“ Der Soldat hielt die Haarflechten mit aller Kraft feſt, das Weib aber rang ſich los, ließ ihr Haar in ſeinen Händen und entfloh; und alsbald packte ſie der Jäger und warf ſie quer über ſein Pferd, ſo daß das Haupt mit den Armen an einer Seite und die Beine an der anderen Seite herunterhingen.

Als der Soldat Morgens in die Stadt kam, erzählte er ſein Abentheuer und zeigte die Haare an ſeinem Arm. Die Leute wollten ihm aber nicht glauben, und gingen hin und öffneten den Sarg, und da fanden ſie das Weib ohne Haare darin liegen.

259.

Des wilden Jägers Geſchenk.

Mündlich aus Soignée.

Zwei Bauern kamen ſpät Abends noch durch den Sonienbuſch; einer von ihnen war ganz betrunken, der andere ein frommer, nüchterner Mann. Da hörten ſie plötzlich von ferne her Peitſchengeknall und Hundegebell und Pferdegetrappel. „Gott behüt uns, der wilde Jäger!“ ſprach der eine Bauer. Der Trunkenbold aber lachte und ſprach: „Möcht doch gerne wiſſen, was der Drommel denn erjagt“, und rief dann lauter Stimme: „Heda, Herr Jäger, gebt mir doch etwas mit von eurem Fang.“ Darob bekreuzte ſich der andere, und ſie gingen weiter und kamen nach Hauſe. Am andern Morgen wollte des Trunkenboldes Frau draußen Waſſer holen. Als ſie die Thür aber öffnete, fand ſie ein Hinterviertel von einem Ochſen, der vor einem Monat im Dorfe krepirt und auf einen freien Waldplatz zu dem Aas geworfen worden war, und das ſtank gräulich und war voll von Maden und Würmern.

260.

Der ewige Jäger zu Wynendael.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1841. S. 68.

In der Nähe des Schloſſes Wynendael, dem ehemaligen Pallaſte der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein alter Bauer; der hatte einen Sohn, welcher der Jagd gar ergeben war, und ſtatt auf dem Felde zu ackern und zu pflügen, ſtets ſich in den Wäldern herumtrieb. Der Vater hatte ihm ſchon oftmals Verweiſe darüber gegeben, aber der Bube achtete nicht darauf und that fort, wie er gewohnt war.

Als der Bauer endlich auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu ſich rufen, um ihm noch eine letzte chriſtliche Ermahnung zu geben; obgleich der aber des Vaters Stimme und Worte wohl vernahm, kam er nicht, ſondern pfiff ſeinen Hunden und zog aus in den Buſch. Darob wurde der Greis von furchtbarer Verzweiflung ergriffen und fluchte ſeinem Sohne mit den gräulichen Worten: „So jage denn für ewig! ja für ewig!“ und damit drehte er das Haupt um und war todt.

Seit der Zeit irrte der Unglückliche raſtlos in den W[illegible]ern umher. Des Nachts hört man oft ihn erbärmlich: Jakko! Jakko! Jakko! ſchreien und dabei widerhallt die Gegend von Gelärme und Hundegebell.

Andere ſagen, der Jäger ſei von ſeinem Vater in einen Raubvogel verwünſcht worden, und fliege in dieſer Geſtalt umher; er verfolge und falle Menſchen und Thiere an und rufe dabei immer: Jakko! Jakko! Jakko!

In den letzten Jahren ſind die alten Wälder um Wynendael ausgerottet worden; ſeit der Zeit iſt der Jäger höher hinauf gezogen.

261.

Der Feuermann.

Mündlich von Piet.

In den Umgebungen von Tirlemont geht ein Feuermann umher. Derſelbe hat gewöhnlich nur die Größe eines ſiebenjährigen Knaben, aber wenn jemand ihm naht, dann wächſt er auf eine erſtaunliche Weiſe, bis ſein Haupt ſich im Monde verliert.

262.

Irrwiſche getauft.

Mündlich.

Der Sage nach ſind die Irrwiſche Seelen ungetaufter Kinder. Weil dieſe Seelchen nicht in den Himmel kommen können, darum halten ſie ſich am Tage in Wäldern und an dunkeln, öden Orten auf, wo ſie über ihr hartes Schickſal trauern. Sehen ſie des Abends jemanden, dann laufen ſie auf ihn zu und eilen dann wieder vor ihm her, um ihm den Weg zu irgend einem Waſſer zu zeigen, damit man ſie daraus taufe. Und das ſoll man auch nie verſäumen zu thun, denn die armen Thierchen müſſen ſo lange in der Vorſtadt des Paradieſes ſitzen, bis ſich einer über ſie erbarmt, und da haben ſie keine Freude und nichts, gar nichts.

263.

Die Belagerung von Antwerpen.

Brodeab., Collat. l. 7.
Delrio, Disquis. mag. p. 262.

Als Alexander Farneſe Antwerpen belagerte, da wollten die Batavier und die Engländer den Bedrängten Hülfe bringen, und die Belagerten machten darum einen Ausfall von der Landſeite zu derſelben Zeit, wo jene von der Waſſerſeite her der Stadt nahten. Aber da ſahen die Ausfallenden mit einem Male ein unerhörtes Wunder; bei dem Damme nämlich ſtand ein ſchon ſeit mehren Monaten verſtorbener ſpaniſcher Hauptmann, Pedro de Paz, gerade wie er leibte und lebte, und der drang ſo hart auf ſie ein und hielt ſich ſo tapfer, daß die Stadt erobert und der Batavier und der Engländer Flotte zurückgeſchlagen wurde.

264.

Der Schuler des Agrippa.

Delrio, Disquis. mag. p. 309.

Cornelius Agrippa hatte zu Löwen einen gar neugierigen Schüler. Als er nun einmal verreiſte, gab er die Schlüſſel ſeines Studirzimmers einer Frau, die bei ihm wohnte, und ſchärfte ihr aufs höchſte ein, nur ja keinem Menſchen ſie anzuvertrauen, auch keinen hineinzulaſſen. Kaum aber war der Meiſter aus dem Hauſe, als der Schüler die Frau bat und flehte, daß ſie ihm die Schlüſſel einmal gäbe, und das alſo lang that, bis er dieſelben bekam. Das erſte, was der Schüler erblickte, als er in die Kammer trat, war das Beſchwörungsbuch des Meiſters, und vor dieſes ſtellte er ſich hin und begann in demſelben zu blättern. Eben hatte er einige Worte aus dem Buche geleſen, als es an der Thüre klopfte. Der Jüngling hörte nicht darauf und fuhr fort zu leſen. Als er aber auf ein zweites Klopfen eben ſo wenig Antwort gab, öffnete ſich die Thüre und ein Geiſt trat ein und fragte den Jüngling: „Warum rufſt du mich? Was ſoll ich dir thun?“ Darauf war der Schüler nicht gefaßt, auch erſchreckte ihn die Erſcheinung alſo, daß ihm das Wort verſagte und er keine Sylbe hervorzubringen wußte. Dem Geiſte mißfiel das, er zürnte darob und erdroſſelte den Jüngling.

Inzwiſchen kehrte der Meiſter zurück und berief einen Geiſt zu ſich, den er fragte, was es mit dem Tode des Schülers für Bewandtniß habe. Als ihm nun der Geiſt alles erzählt, befahl Agrippa ihm, in die Leiche zu fahren, vor der Thüre, wo die übrigen Schüler zuſammenzukommen pflegten, herumzuwandeln und alsdann den Körper wieder zu verlaſſen. Welches der Geiſt auch gethan, und hat jeder gemeint, der Jüngling ſei plötzlich geſtorben.

265.

Des Agrippa Tod.

Nicol. Remigii daemonolatreiae libri tres, Col. Agr. 1596. p. 138.
P. de Lancre, Tableau de l'inconstance.
Ioa. Bodini de magorum daemonomania libri IV. p. 121.
Delrio, Disquis. mag. p. 1014.

Als Henricus Cornelius Agrippa auf dem Todesbette lag und ſein letztes Stündlein kam, da hat er ſeinen ſchwarzen Hund Paredrius mit einem Male von ſich weggetrieben, indem er ihm zurief: „Pack dich weg, du arges Thier, du biſt meiner Verdammung Schuld.“

Nach dem Tode des Meiſters iſt der Hund in das Waſſer geſprungen, und hat man ihn ſeit der Zeit auch nicht mehr geſehen.

266.

Schloß Waerdenberg bei Bommel.

(Doctor Fauſt.)

O. G. Heldring, Nedd. Wandelingen.
Kunſt- en Letter-Blad. 1841. S. 95.

Doctor Fauſtus war ein gar gelehrter Mann. Er ſaß auf dem Schloſſe Waerdenberg Tag und Nacht hinter den Büchern, um den Stein der Weiſen zu finden, kochte auch zuweilen im Burgkeller Tränklein von allerhand Art. Aber es mißglückten ihm alle ſeine Köcheleien, und darob wurde er unmuthig und gar mißvergnügt. Da trat eines Tages der Teufel zu ihm und redete ihn alſo an: „Mein lieber Freund Fauſt, was du auch anfangen magſt, das iſt vergebens, nicht wahr? Doch nimm mich einmal in Dienſt; ſieben Jahr will ich dein Knecht ſein und dir geben alles, was dein Herz begehrt.“

„Wohlan“, ſprach Fauſt, „das ſei, darnach habe ich ſchon lange getrachtet“; und der Teufel antwortete hinwieder: „Willſt du das, dann mußt du zuvor mir eine Handſchrift mit deinem Blute geſchrieben geben.“ Das that Fauſt ſogleich, und der Pakt war geſchloſſen.

Von dem Augenblicke war nichts ſo ſchön in der Welt, welches Fauſt nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amſterdam und Paris kommen; mitten im Winter verlangte er ſchöne Trauben, mitten im Sommer Schnee und Eis. Auf dem Schloßhofe blühte fortwährend eine große Hortenſia, der Garten war ſtets gefüllt mit den koſtbarſten Blumen

Aber dabei blieb er nicht ſtehen. Der Teufel mußte ihm auch noch eine Kutſche mit vier Pferden ſchaffen, die nimmer müde wurden. In kürzeſter Zeit war er in Conſtantinopel und gleichſchnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, dann hieß es nur: „Joſt, zur Stunde eine Brücke über die Waal und gleich wieder abbrechen!" und die Brücke lag da und verſchwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals ſchlecht gepflaſtert, aber Fauſtus rief nur: „Joſt, vor den Pferden voraus, alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand ſetzen, denn ich mag die Bommeler nicht leiden."

Einmal iſt Fauſt auch auf einer Tonne deſſen Thielſchen Bieres vor den Augen vieler Gäſte aus der Thüre geritten.

Joſt machte er den ganzen Tag zu ſchaffen, und hatte der ſich nun müde gearbeitet und gedachte der Ruhe zu pflegen, dann ging Fauſtus und ſäete Abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornenhecken und Joſt mußte in der Nacht alles wieder zuſammenleſen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schloſſes, aus welchem Joſt es wieder ganz rein und unverderben hervorzuſuchen hatte.

Das hielt Joſt vier Jahre lang aus, wurde aber dabei ſo mager, daß er erbärmlich anzuſchauen war. Endlich brach ihm die Geduld und er ſprach zu Fauſt: „Ich will dir die vier Jahre umſonſt gedient haben, aber ich bitte dich, entlaſſe mich, denn ich halte es länger nicht aus." Deß lachte Doctor Fauſtus und ſagte: „Biſt du es auch müde, ich bin's noch lange nicht." So mußte Joſt ihm auch noch die drei Jahre dienen.

Als dieſe aber um waren, da faßte er den Doctor Nachts punkt zwölfe mit den Haaren und fuhr mit ihm an einem großen Fenſter des Schloßthurmes, welches noch heute zu ſchauen iſt, hinaus und nach der Hölle

Er hatte ihn alſo durch die Gitter des Fenſters gezogen, daß das helle rothe Blut daran klebte und gegen die Mauer ſpritzte. Man hat häufig verſucht, die Flecken abzuputzen, aber das vermag kein Regen und Schnee und keine Menſchenhand, und die werden da bleiben, ſo lange das Schloß und der Thurm ſtehen werden.

267.

Das Bild des Erasmus von Rotterdam.

Mündlich von Profeſſor van Dyk.

Auf der Brücke zu Rotterdam ſtehet ein Standbild des berühmten Gelehrten Erasmi, welcher aus der Stadt gebürtig iſt und darum gewöhnlich auch Erasmus von Rotterdam geheiſſen wird. Dieß iſt aus Erz gegoſſen und war ehedem ein Crucifix. In ſeiner Hand hält der Erasmus ein Buch. Jegliches Mal, wenn der Stadt ein Leid bevorſtehet, wendet er ein Blatt in dem Buche. Das hat ſich ſeit vielen Jahren bewährt.

268.

Die Lilie.

Mündlich aus Leyden.

Vor Alters hat es hier einmal einen Zauberer gegeben, der den Leuten die Köpfe abhieb und wieder aufſetzte. Als der einmal ſeine Kunſt gezeigt, iſt ein fahrender Geſell in die Kammer getreten und hat auch mit zuſchauen wollen. Nun ſtand auf der Tafel vor dem Zauberer ein großes Glas mit deſtillirtem Waſſer, und jedesmal, wenn er einem den Kopf abgeſchnitten hatte, wuchs aus dem Glaſe eine weiße Lilie, welche er die Lebenslilie nannte. Als der Zauberer einmal wieder einem den Kopf weggehaut, trat der fahrende Geſell ſchnell mit einem feinen Meſſerlein zu dem Glaſe und ſchnitt den Stengel von der Lilie in Stücken, ohne daß es einer ſah; und wie der Zauberer den Kopf wieder aufſetzen wollte, konnte er das nicht mehr, iſt alſo feſtgenommen und als ein Mörder verbrannt worden.

Wie mir mein Vater oft erzählt, iſt dieß um fünfzehnhundert und acht und zwanzig geſchehen, und es ſollen vor der franzöſiſchen Revolution noch die Gerichtsakten davon zu ſchauen geweſen ſein.

269.

Das Federherz.

Mündlich von Herrn F. Wouters.

In einer mir bekannten Familie iſt mir oft die folgende Geſchichte erzählt worden.

Es lag ein junges Mädchen krank und war durch nichts zu heilen. Alle Aerzte hatten ihre Kunſt an ihr verſucht, aber alles war vergebens. Da ging endlich die Mutter zu einem alten Kapuziner und erzählte dem von der Sache, und der ſprach zu ihr alſo: „Meine liebe Frau, eurer Tochter Krankheit iſt nicht von Aerzten zu heilen, das iſt unmöglich, denn es iſt ihr angethan; ſchneidet aber den Strohſack auf und das Federbett, auf dem ſie liegt, und in einem von beiden werdet ihr ein Herz von Federn finden, welches ihr alsbald ins Feuer werfen müßt.“

Die Frau hat den Rath gleich befolgt und in der That ein Federherz in dem Federbett gefunden, und als ſie das verbrannt hat, iſt ihre Tochter in derſelben Stunde geſund geworden.

270.

Die beiden Zauberer.

Hobert, Torreins, De technis et imposturis daemonum. l. 1. c. 3. Delrio, Disquis. mag. p. 114.

Ein Zauberer hatte ein ſchönes Mädchen geraubt und führte ſie auf einem Holzpferde durch die Luft mit ſich fort. Ein anderer Zauberer, der gerade in Burgund auf einem Schloſſe einem Feſte beiwohnte, bemerkte den erſten, als der an dem Schloſſe vorbeiflog, und zwang ihn durch ſeine Beſchwörungen, in den Hof niederzuſteigen und dort mit ſeiner Beute vor allen Gäſten unbeweglich zu ſtehen. Der erſte aber war nicht faul und ließ alsbald ſeinem Gegner, der aus einem Fenſter auf den Hof ſchaute, zwei gewaltige Hörner aus der Stirne wachſen, die ſo lang waren, daß er den Kopf nicht mehr zurückziehen konnte, und alſo, da das Fenſter ſo hoch gelegen war, daß er ohne Lebensgefahr auch nicht herunterzuklettern vermochte, gezwungen war, ſteif und feſt da ſtehen zu bleiben. Auf dieſe Weiſe war er gezwungen, den Zauber, mit dem er den Gegner in den Hof gebannt hatte, zu löſen, und dieſer erhob ſich alsbald mit ſeiner Beute in eine dichte Wolke gehüllt in die Luft und löſte von da aus auch den Zauber des Gehörnten, der nun beſchämt und unter großem Gelächter aller Anweſenden ſein Haupt wieder aus dem Fenſter zurückziehen konnte.

271.

Traumſchauen.

Mündlich.

Wenn die Mägde in Belgien ihren Geliebten im Traume ſchauen wollen, ſo legen ſie ihre Strumpfbänder kreuzweiſe ans Fußende des Bettes und einen kleinen Spiegel unter das Hauptkiſſen, dann ſehen ſie in dem Traume das Bild ihres Zukünftigen aus dem Spiegel blicken.

Auch horchen ſie am erſten Freitag jedes Monats folgendes Reimlein:

Lune, lune, belle lune,
Faites me voir en mon dormant
Le mari que j'aurais en mon vivant.

272.

Die Bräutigamſchau.

P. de Vries, De Satan in zyn weſen u. II. S. 376.

An dem Hofe der Stadt N. ſetzten ſich drei Jungfrauen am Vorabende eines Feſttages an eine gedeckte Tafel, auf welcher drei Teller ſtanden, und an der eben ſo viel leere Stellen gelaſſen waren für die zukünftigen Bräutigame. Dieſe erwarteten ſie, nachdem ſie die vorgeſchriebenen Ceremonien gethan. Aber es erſchienen nur zwei Edelleute, und die verfügten ſich zu den beiden Jungfrauen an den Tiſch. Der dritte blieb hinter und kam nicht. Darob wurde die dritte Jungfrau ungeduldig und wartete lange, und als ihr Bräutigam nicht kommen wollte, legte ſie ſich ins Fenſter, um auszuſchauen. Da ſah ſie gerade ihr gegenüber eine Todtenlade, und darin lag ein Mädchen, war ihr ganz gleich. Solches erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie krank wurde und bald nachher ſtarb.

273.

Knecht, Küfer, Schulmeiſter.

D. Frommannus, De fascinat. mag. l. III, pars VI, cap. 7.
J. de Brune, De Seden in ſyn werken ꝛc. II, S. 278.

Drei Mägde ſetzten ſich mutternackt an einen Tiſch; jegliche hatte ein Glas vor ſich ſtehen; in dem einen war Waſſer, in dem andern Bier, im dritten Wein. Alle erwarteten ſie ihre Bräutigame. Erſchien zuerſt ein Hausknecht, nahm das Glas Waſſer und ging damit fort. Dann kam ein Küfermeiſter, nahm das Glas mit Bier und ging fort. Zum dritten trat ein Dorfſchulmeiſter an der Thür hinein, griff nach dem Glaſe mit Wein und ging fort.

Der Ausgang der Sache hat die Wahrheit bewieſen, denn die Magd, welche das Glas Waſſer vor ſich ſtehen hatte, heirathete einen Knecht, mit dem ſie wenig Brot eſſen und viel Waſſer trinken mußte. Die andere bekam einen Küfer zum Manne und litt bei demſelben kein Gebrech; doch war ihre Ehe ein Hölle für ſie, denn ſie hatte nichts wie Leid und Qual. Wie es mit der dritten gegangen, weiß ich nicht, denn ſie verzog in ein ander Land, hat aber zweifelsohne einen Schulmeiſter zum Manne bekommen.

274.

Kruppel und alt Weib.

J. de Brune, De Seden in ſyn werken ꝛc. I, S. [illegible].

Ein Vater ging einmal mit ſeinem Sohne von Culemburg nach Utrecht. Als ſie ungefähr halbwegs waren, ſahen ſie plötzlich einen gewaltig hinkenden Menſchen auf ſich zu kommen, der aber ſo ſchnell ging, daß er in einem Augenblick bei ihnen vorbei war. Als ſie ſich umſahen, erblickten ſie ihn ein gut Stück hinter ſich, doch er drehte ſich um und lief abermals an ihnen vorbei, und dann kehrte er noch einmal um, immer noch ſo geſchwind, wie früher, trat zu ihnen und fragte ſie, wo ſie hin wollten. Sie antworteten: „Nach Utrecht.“ Darauf ſprach er, er wolle auch dahin und werde ihnen alſo Geſellſchaft leiſten. Er ſchritt immer einen Theil voraus und erwartete ſie alsdann, worob der Vater wie der Sohn ſich höchlich verwunderten. Der Vater begann aber bald zu argwohnen, daß dieß kein richtig Ding ſein möge, und ward darin noch beſtärkt, als der Krüppel zu ihnen ſprach: „Da hinten in dem hohen Baum ſitzt eine Elſter; will ſie fangen gehn.“ Mit Einem Fluge war er weg, kletterte trotz der ſchnellſten Katze den Baum hinauf und kam mit derſelben Fertigkeit wieder hinunter; zeigte ihnen auch die Elſter, die er gefangen hatte. Ein wenig weiter ſtrauchelte er und ſtürzte gegen ſie, ſo daß ſie beide zur Erde fielen, richtete ſich aber flugs wieder auf und verfolgte ſeinen Weg mit ihnen. Der Vater mochte dem Sohne ſeine Gedanken nicht ſagen, aus Furcht, ihn zu erſchrecken. Der Krüppel lief wieder vor ihnen her, doch als er auf acht bis zehn Schritte von ihnen war, verſchwand er plötzlich in der Erde vor ihren Augen. Da brach der Vater aus: „Gott ſei gelobt und gedankt, daß er uns von ſolch einer böſen Geſellſchaft erlöst hat!“ Der Sohn aber gerieth in großen Schrecken und noch mehr, als mit Einem Male ein alt, alt Mütterchen vor ihnen ſtand, welches ſicherlich mehr denn hundert Jahre zählte. Ging trotzdem ſo ſtark wie die beiden, war ſelbſt immer ihre ſechs bis acht Schritt voraus und ſprach zu ihnen: „Was dünkt euch von ſolchem Alter, he?“ Der Vater gab ihr keine Antwort, ſondern begann andächtig den ein und neunzigſten Pſalm zu ſingen, und der Sohn ſtimmte ein. Als ſie nun zu den Worten kamen: „Und den Engeln gab er Befehl" u. ſ. w., da verſchwand das alte Weib plötzlich, und auf der Stelle, wo ſie verſchwunden war, lag eine gewaltige Schlange von ungemeiner Dicke. An der gingen ſie ruhig vorbei, und ſeitdem begegnete ihnen nichts mehr. Der Sohn fiel vor Schrecken in eine ſiebenmonatliche Krankheit, wurde dann aber wieder geſund und blieb es bis zu ſeinem Tode.

275.

Durchſchlüpfen.

Nicol. Remigii daemonolatreia. l. II. cap. 4.
Delrio, Disquis. mag. l. II. quaest. 17.

Dem Nicolaus Remigius hat ein Weib erzählt, daß alte Zauberfrauen die Macht hätten, durch die kleinſte Oeffnung ſchlüpfen zu können, und wär's auch das kleinſte Schlüſſelloch, die engſte Fenſterſpalte oder Mauerritze. Aber das iſt nur eine beſondere Gabe, und die muß man ſich verdient haben.

276.

Diebshand — Diebsfuß.

Delrio, Disquis. mag. l. III. p. I. quaest. II. p. 330.

In dem weſtlichen Flandern, nicht weit von Walloeium (Beloeil) wurde ein Dieb aufgefangen, bei dem man den Fuß eines Gehangenen gefunden hat, den er gebrauchte, um die Leute in Schlaf zu bringen.

Einmal ſind auch zwei Kerle nach Huy gekommen, haben gethan als wenn ſie ſehr müde wären, und als ſie ihr Abendbrot gegeſſen, wollten ſie nicht in die Schlafkammer, ſondern baten den Wirth, an dem Heerd ein Schläfchen halten zu dürfen. Der Magd im Hauſe gefielen die zwei Gäſte aber nicht; die blieb an der Küchenthür ſtehen und ſchaute durch eine Ritze, was ſie thäten, und ſah, daß ſie eine Diebshand aus der Taſche nahmen, die Finger davon mit Salben beſtrichen und anzündeten, und die brannten alle alsbald, einen einzigen ausgenommen.

Die zwei Gäſte hielten den Finger noch einmal ans Feuer, er wollte aber nicht brennen, worob ſie ſich ſehr gewundert und einer geſagt: „Es muß jemand im Haus ſein, der noch nicht ſchläft.“ Da hingen ſie die Hand mit den vier brennenden Fingern an den Kamin und gingen aus dem Haus, um ihre Geſellen herbeizuholen. Die Magd folgte ihnen aber alsbald und machte die Thüre hinter ihnen zu. Darauf lief ſie hinauf, wo der Wirth ſchlief, damit ſie den wecke, hat's aber nicht gekonnt, trotz allem Rütteln und Rufen.

Inzwiſchen kamen die Diebe wieder und wollten durch ein Fenſter ins Haus, aber die Magd warf ſie von der Leiter herab. Da verſuchten ſie es anders und wären auch hereingekommen, wenn es der Magd nicht in Sinn gekommen wäre, daß die Finger vielleicht an dem Schlaf ihres Herrn Schuld ſein konnten. Sie iſt alſo ſchnell in die Küche gelaufen und hat die Finger ausgeblaſen, und alsbald iſt der Wirth mit den Knechten aufgewacht, ſind herbeigeeilt und haben die Spitzbuben weggejagt.

277.

Diebsfinger.

Mündlich von einer alten Frau.

In unſerm Dorfe (Alveringen) hat vor langer Zeit ein Zauberweib gelebt, die hat einen Diebsfinger gehabt, worüber neun Meſſen geleſen waren. Den hat ſie nämlich, da ſie den Küſter gut kannte, in ein Tüchlein gebunden auf den Altar legen laſſen und hat dem Küſter weiß gemacht, es ſei ein Heiligthum.

Mit dieſem Finger hat ſie wunderbar Ding getrieben. Wann ſie den angezündet hat (denn man muß wiſſen, daß ſolche Finger brennen wie eine Kerze), iſt alles in dem Hauſe eingeſchlafen, in dem ſie war, und alſo hat ſie viel Geld und Gut geſtohlen, bis es nach langer Zeit herauskam und man all das Geſtohlene bei ihr fand.

278.

Der ſchützende Stein.

Mündlich aus Haarlem.

In der Zeit, wo die Spanier hier waren, wurde einmal ein kecker Meergeuſe gefangen in die Stadt gebracht und alsbald verurtheilt, erſchoſſen zu werden. Als man ihm das meldete, da lachte er laut auf und ſprach, das ſollten ſie thun. Wie er nun auf den Richtplatz kam, da wollte er kein Tuch um die Augen haben, ſtellte ſich kühnlich vor die Soldaten und ſagte mit heller Stimme: „Nun ſchießt in Gottes Namen zu, ſollt mir kein Leides thun.“ Die Soldaten ſchoſſen ihre Büchſen auf ſein Herz und auf ſeinen Kopf ab, aber der Meergeuſe ſtand ſtill und lächelte und hatte nicht Eine Wunde. Da meinte der General, die Soldaten hätten nicht gut gezielt, und ließ acht von ſeinen beſten Schützen aufmarſchiren; doch machten die es nicht beſſer, und ſie konnten den Meergeuſen nicht treffen.

Der General erzürnte höchlich darob und ſprach, man ſolle dem Geuſen die Kleider ausziehen, denn er müſſe einen Zauber bei ſich tragen. Als die Soldaten ihn nun auszogen, fanden ſie an ſeinem Halſe einen Stein mit wunderlichen Figuren, der an gelbem Bande hing. Den nahmen ſie ihm weg, und da ſprach der Geuſe: „Nun iſt es um mich geſchehen; gebet ſchnell und zielet wohl, daß ihr gut treffet.“ Da ſchoſſen die Soldaten zum dritten Male, und der Meergeuſe ſank todt hin.

279.

Zauberdegen.

S. de Vries, De Satan in ſijn weſen, aert, bedryf en guychelſpel. Utrecht 1692. 2 Dee. 1. S. 491.

Herr Hincke van Wurden hatte einen Zauberdegen, den hatte ihm ein Mönch verehrt. War in der Stunde gekauft, wo Mars regierte. Das Kreuz davon war auf einen Dienſtag geſchmiedet, auf keinen andern Tag, und an dem Tage ganz fertig gemacht. In dem Hefte war ein Stücklein Holz eingeſchloſſen, in welches der Donner geſchlagen hatte; bei Gebrech davon hätte man auch ein Stück von einem Rade nehmen können, auf dem ein Miſſethäter hingerichtet worden. Dieß alles läßt man verrichten in der Stunde von Mars. Dieſer alſo zubereitete Degen ließ alle Degen der Gegner in Stücke ſpringen.

Wenn man von keinem Menſchen verwundet will werden, ſo kann man auf den rechten Arm eine Schlangenhaut binden, welche mit einer gegerbten Aalhaut übergegen iſt. Dann läßt man ein eiſernes Zeichen von einem Stücke eines Henkerſchwertes ſchmieden, aber in der Stunde des Mars, und ſetzt dieſes in einen Ring; und ſo man fechten will, drückt man den Ring gegen die Stirne. Darnach ſteckt man ihn an den Finger, welcher dem kleinen Finger der rechten Hand zunächſt iſt. Rund um den Ring gräbt man die Worte ein: „O Caſtres, Fürſt der Waffen, durch den Gott Abraham, Iſaac und Jacob."

280.

Liebespulver.

Paulus Grillandus.
Delrio, Disquis. mag. p. 363 sq.

Man nimmt eine Hoſtie, die jedoch noch nicht geweiht ſein darf, ſchreibt auf dieſelbe einige Worte mit Blut aus dem Ringfinger und läßt alsdann von einem Prieſter fünf Meſſen darüber leſen. Dann theilt man die Hoſtie in zwei gleiche Theile, deren einen man ſelbſt nimmt und den andern der Perſon gibt, deren Liebe man gewinnen will. Dadurch iſt ſchon viel Unheil geſchehen und manch keuſches Mägdlein verführet werden.

281.

Liebeszauber.

Delrio, Disquis. mag. p. 364.
Paulus Grillandus.

Einige machen ſich Bilder aus Erde, Wachs, Edelſteinen oder Miſchungen von gewiſſen Dingen, taufen dieſelben mit dem Namen der Perſon, der ſie Liebe einflößen wollen, und dieſes zwar mit denſelben Ceremonien, welche die Prieſter bei der wirklichen Taufe gebrauchen, nur daß ſie dabei den Teufel anrufen und beſchwören: auch fügen ſie dazu noch gotteslästerliche, ſchändliche Worte. Alsdann ſchmelzen ſie dieſelben, und zu gleicher Zeit wird das Herz des bis dahin nicht Liebenden, deſſen Name das Bild trägt, mit Liebe entzündet.

282.

Wettermachen.

Delrio, Disquis. mag. p. 140.
Andr. Caesalpinus, Daemon. investig. cap. 11.

Ein Zauberer hatte folgendes Mittel zum Wettermachen. Er rief auf dem Felde den Fürſten ſeiner Geiſter an und bat ihn, einen ſeiner Diener zu ſenden, der dieſen oder jenen Menſchen mit dem Blitze zerſchmettere. Dann ging er auf einen Kreuzweg, tödtete dort ein ſchwarzes Huhn und warf dieß in die Luft, und kaum hatte der Geiſt daſſelbe empfangen, als er auch den erbetenen Sturm erhob und Blitze ſchleuderte, die jedoch ſelten den getroffen haben, den der Zauberer genannt.

283.

Zauberring.

Jo. Bodini de magorum daemonomania libri IV. Basil. 1581 p. 119.

Im Jahre 1548 wurde im Herzogthume Geldern ein Zauberer aufgegriffen, deſſen Name Jacob Jodokus van der Roſen und der von Coutryk gebürtig war. Dieſer hatte einen Ring, in welchem ein Geiſt eingeſchloſſen ſaß, und der Geiſt war ihm willig zu allen Dingen und mochte fünfmal an jedem Tage zu Hülfe gerufen werden

284.

Zauberſalbe.

Nideri formicarium. l. V.
Delrio, Disquis. mag. l. II. quaest. 24.

Die Zauberweiber tödten mit ihren Ceremonien ſowohl getaufte als ungetaufte Kinder (die erſteren beſonders, wenn man nicht das Kreuz über ſie gemacht oder ein Gebet über ſie geſprochen) in der Wiege, wie an der Seite ihrer Eltern, woher die letztern denn oft glauben, ſie hätten das Kind erdrückt. Wenn das Kind dann begraben iſt, ſtehlen ſie heimlich die Leiche aus dem Sarge, werfen ſie in einen Keſſel und kochen ſie darin ſo lange, bis das Fleiſch ganz gar iſt und von den Knochen abfällt. Aus dem feſteren Theile dieſes Abſudes machen ſie dann eine Salbe, womit ſie ihre Künſte treiben, ſich verwandeln u. ſ. w. Das Flüſſige gießen ſie in Fläſchchen, und wer davon etwas trinkt und noch einige Ceremonien von den Zauberfrauen über ſich machen läßt, der iſt in ihre Künſte eingeweiht und Meiſter darin.

285.

Die ſchwarze Taube.

Mündlich aus Tirol.

Es waren zwei junge Leute, die hatten ſich gar lieb und wollte der Knabe nicht von dem Mägdlein laſſen, wie ſehr auch die Eltern dagegen waren. Und als alles nichts half, haben der Jungfrau Eltern einen Hirten kommen laſſen; der hat über eine ſchwarze Taube viele Zeichen gemacht und Worte geſprochen, und haben die argen Alten die beiden Liebesleute zu ſich kommen laſſen, als hätten ſie gar nichts wider ihre Ehe, und die

Taube gebraten und unter ſie getheilt, und ſeit der Zeit konnte der Knabe das Mägdlein nicht mehr leiden und das Mägdlein nicht mehr den Knaben, und wurden die ärgſten Feinde.

286.

Milch geſtohlen.

Delrio, Disquis. mag. p. 398.
Nideri praeceptorium I. expos. alt. cap. 7.

Ein altes Zauberweib wollte aus Neid des Nachbars Kuh ihre Milch nehmen. Ging alſo mit einem Meſſerlein vor die Thüre des Hauſes, in dem die Kuh war, ſtellte ſich gegen den Mondſchein und ſprach dieſe Worte:

Hier snid ick een spaen
In melkskens ghewaen,
Ende van ander daer toe,
So neem ick het melck van deser koe.

Das hörte der Herr der Kuh, nahm einen dicken Strick in die Hand und lief auf das Zauberweib und ſchlug ſie gottsbärmlich, indem er ſprach:

Hier slaen ick eenen slach,
Ende eenen anderen als ick mach,
Ende den derden daer toe,
So behoud ick d' melck mijner koe.

Das war das beſte Mittel, welches er ergreifen konnte.

287.

Milch geſchlagen.

Mündlich aus Lecken.

Iſt kein beſſer Mittel, ein Zauberweib zu ſtrafen, wenn ſie einem die Milch ſtiehlt, als das, was ich euch jezt ſagen will. Hat ſo ein Weib einer Kuh die Milch ausgemelkt mit ihren Künſten, ſo muß man die Kuh bald hernach noch einmal melken. Die Milch, welche man alſo bekommt, ſezt man auf ein Feuer und macht ſie warm, und wenn ſie warm iſt, ſchlägt man mit einem Stock drein, bis das lezte Tröpflein aus dem Gefäße weg iſt. Auch kann man die auf der Erde herumfliegende Milch noch ſchlagen, denn je mehr man zuhaut, deſto beſſer. Jeden Schlag nämlich, den man alſo der Milch gibt, bekommt die Zauberfrau, welche die Kuh ausgemolken hat, auf den Rücken vom Teufel wieder. Es iſt oft hier (in Sachſen) geſchehen, daß Zauberweiber acht Tage lang auf dem Bett gelegen haben, weil ſie alſo geſchlagen worden.

288.

Korn ſtehlen.

Bertoldi praeceptorium I, expos. ult.
Delrio, Disquis. mag. p. [illegible]

Ging ein Zauberweib um einen Acker, der voll reifer Frucht ſtand, und ſprach den Vers: „Super aspidem“ etc. Als ſie dann nach Haus gekommen, lief ſie alſobald auf den Söller, nahm daſelbſt eine Röhre mit den Händen und ſprach abermals den genannten Vers, und da fiel all die Frucht durch die Röhre vor ihr nieder auf den Söller, alſo daß kein Körnlein auf dem Acker überblieb.

289.

Frau fällt vom Baume.

Mündlich aus Audenaerde.

Als ich noch Kind war, hat mir mein Vater oft wunderbare Geſchichten von Zauberweibern erzählt, die er zum Theil auch gekannt und oft mit ihnen geſprochen hat.

Einmal iſt er auf dem Felde geweſen, um das Korn einzuthun, als ſich plötzlich ein ſchweres Gewitter erhob. Da er ſich nicht anders zu ſchützen wußte, kroch er in einen Haufen Garben, ließ aber ein klein Löchlein, um ausſchauen zu können, wann es wieder hell werden würde. Er hatte noch nicht lang in den Garben geſeſſen, als der Blitz in einen Baum aus dem nahen Walde fuhr und den bis an die Wurzel zerſplitterte. Darob erſchrocken, betete er das Evangelium Johannis; doch hatte er es kaum begonnen, da fuhren zwei Donnerkeile auf einmal nieder und ſpalteten noch zwei ſchöne alte Eichen, und alſo ging das fort, bis acht Bäume darnieder lagen. Als der letzte Donnerkeil in den Baum ſchlug, hörte mein Vater ein ſchallend Gelächter, wie von vielen Frauen hoch aus der Luft her, und einen Augenblick ſpäter ſah er eine an einem Tannenbaum in der Nähe herunterfallen. Das dünkte ihm gar ſonderlich, und er blieb darum ſtill ſitzen, um Weiteres abzuwarten. Nicht lang darnach ſtiegen noch drei Frauen an dem Tannenbaum nieder, hoben die eine, welche ohne Beſinnung an der Erde lag, auf und wuſchen ſie, wonach dieſelbe bald zu ſich kam und mit den andern fortging, ausgenommen eine, die an den zerſchmetterten Bäumen herumſtrich. Da das aber eine Nachbarin von meinem Vater war, kroch er aus ſeinem Garbenhaufen heraus und ging auf ſie zu und ſprach ſie an, was ſie an den Bäumen thäte, worüber ſie ſehr erſchrak, denn ſie merkte wohl, daß mein Vater alles geſehen hatte. Weil ſie aber wußte, daß er ein ſtiller, verſchwiegener Mann war, bat ſie ihn, nichts zu ſagen, und verſprach ihm dabei, daß ſie ſorgen würde, daß ſeinen Feldern und Bäumen nie der geringſte Schaden geſchähe. Mein Vater hat auch nicht eher von der Geſchichte etwas erzählt, bis die Nachbarin todt war, wo er uns dann manchen Winterabend von ihr unterhielt.

290.

Frau fällt aus den Wolken.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

In den Zeiten Alberts und Iſabellens ſtanden einmal zwei walloniſche Kriegsleute im Felde, und die ſahen auf einmal eine Wolke heranfliegen, in der ſie allerhand verwirrte Stimmen hörten. „Schieß einmal drauf!“ ſprach der eine zu ſeinem Geſellen. „Das laß ich bleiben“, ſprach der andere, „thu du's.“ Und der that es auch wirklich, und als er kaum den Pfeil abgeſchoſſen hatte, fiel eine nackte Frau aus der Wolke, der der Pfeil noch in der Seite ſtack, und die war ganz betrunken, übrigens dicken und fetten Leibes und von mittlerm Alter, und hat nichts anderes gefragt, als: „Freund oder Feind?“ Worüber ſich die Kriegsleute ſehr verwundert.

291.

Der Schlüſſel.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

Im Jahr 1597 iſt es geſchehen, daß bei Mecheln ein Bürger mit der Flinte über Feld ging und ſah eine

Menge Vögel, Raben, Krähen, Sperber und andere ähnliche auf einem Baume ſitzen und ſchreien. Da hat der Bürger die Büchſe ans Backen gelegt und drauf geſchoſſen, und gut geſehen, daß er einen von den Vögeln auch getroffen. Als er aber zum Baum kommen iſt, hat er nur einen Schlüſſel da liegen gefunden, und den mit ſich genommen nach Hauſe und einem von ſeinen Freunden gezeigt, und den gefragt, ob er den Schlüſſel nicht kännte. „Doch“, hat der geſagt, „den kenn' ich, der iſt von unſeres Nachbars Haus.“ Darauf ſind die beiden zuſammen zu Nachbars Thüre gegangen und haben den Schlüſſel hineingeſteckt und geöffnet, und als ſie ins Zimmer getreten ſind, haben ſie die Frau im Bette gefunden und die hat die Seite durchſchoſſen gehabt von einer Flintenkugel.

292.

Zauberweib ertappt.

Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. XVIII, p. 189.

In dem weſtlichen Flandern hat ſich vor fünfzehn Jahren (d. h. am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts) folgende Geſchichte zugetragen.

Ein Bauer ſaß mit ſeinem Söhnlein in der Schenke und zechte und ſchrieb, wie dieß der Gebrauch iſt, für jeden Krug Bier ein Strichlein mit Kreide auf ſeine Miſtgabel. Als er fortgehen wollte, ließ er die Wirthin rufen und fragte, wie viel er verzehrt habe. Die Wirthin aber fragte ihn hinwiederum, wie viel er Striche auf ſeiner Gabel hätte. Als das der Bauer nicht ſagen wollte, erzürnte das Weib und ſprach, nachdem ſie lang mit ihm geſtritten, mit heftigem Muthe zu ihm: „Heut ſollſt du nicht nach Haus kommen dafür, das verſichere ich dir, oder ich komme nicht zurück." Der Bauer lachte deß und warf ihr das Geld, was er rechtlich verzehrt, auf den Tiſch und ging weg.

Als er aber ans Waſſer kam und in den Kahn ſtieg, konnte er den Kahn nicht vom Lande bringen und rief darum drei vorüberziehenden Soldaten zu: „Heda, gute Geſellen, wollet mir doch helfen, mein Schifflein vom Lande bringen, will gerne ein Trünkchen Bier zum Beſten geben." Die Soldaten kamen herbei und halfen dem Bauern; aber es war alles umſonſt und der Kahn war feſt und blieb feſt. „Warte einmal", ſprach da einer von den Soldaten, der keuchte und ſchwitzte von großer Mühe und Arbeit, „laß uns die Sachen aus dem Schifflein werfen, die da in der Mitte liegen, dann wird's beſſer gehen." Und alſo thaten ſie; doch kaum hatten ſie das letzte Stück heraus, als ſie eine ungeheure Kröte am Boden des Kahnes fanden, die zwei Augen hatte wie glühende Kohlen. Einer von den Soldaten zog ſogleich ſein Schwert, ſtieß es dem Ungethüm in den Leib und warf dieß dann über Bord ins Waſſer, wo die andern ihm noch viele Stiche in den Bauch gaben, denn die Kröte ſchwamm im Waſſer auf dem Rücken.

Nun verſuchten ſie noch einmal, den Kahn vom Lande zu bringen, und ſiehe, es ging ohne alle Mühe; worob der Bauer gar zufrieden die Soldaten in den Arm nahm und mit ihnen zum Wirthshaus zurückging. Nachdem ſie ſich Bier' beſtellt, fragte der Bauer die Magd, wo die Frau ſei. „Ach", ſprach da die Magd, „meine Frau liegt im Bett am Sterben." „Hoho", lachte drauf der Bauer, „meinſt du, ich wär' nicht nüchtern? habe ſie ja vor einem kleinen Viertelſtündlein noch geſehen, und war ſie ja noch ganz munter und geſund, hat mich noch ausgeſcholten." — „Iſt aber ſo“, antwortete die Magd, „könnt’s ſelber ſehen, wenn ihr wollt.“

Da ging der Bauer mit den Soldaten in die Kammer, wo die Frau lag, und hörten ſie ganz erbärmlich wimmern von Schmerzen; denn ſie hatte viele Stiche im Bauche und im Rücken. Fragte der Bauer die Magd, woher das gekommen ſei. Sagte die Magd, ſie wiſſe es nicht, denn ihre Frau ſei nicht aus dem Haus gegangen.

Drob iſt der Bauer zum Magiſtrat geeilt und hat dem alles angezeigt, und als man die Frau unterſuchte, hat ſie die Stiche und Wunden gerade an denſelben Orten gehabt, wo die Soldaten die große Kröte hin geſtochen, woraus klar hervorgeleuchtet, daß die Kröte nichts anderes war, als jene Wirthsfrau, welche die Geſtalt des Thiers angenommen, um den Bauer zu hindern, daß er nicht nach Haus käme.

293.

Entzauberung.

De Lancre, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1613., p. 348.

Ein Flammänder gab dazu folgendes Mittel. Er ließ den zu Entzaubernden die Nägel an Händen und Füßen ſchneiden und warf die in einen Topf friſchen Waſſers. Am Abende ſetzte er dieſen Topf ans Feuer, ehe er ſchlafen ging, und warf dann noch vier große Nadeln hinein. Als man ihn fragte, warum er das thäte, antwortete er, das ſei ein Mittel, die Zauberfrau zu treiben, daß ſie käme und den Zauber löſe; denn wenn das Waſſer anfinge zu ſieden, müßte ſie ſich auf den Weg machen, und die Nadeln ſtachelten ſie gleich Sporen.

Und alſo geſchah es auch. Das Zauberweib kam bald und warf ſich auf das Bett des Flammänders, der ſich aber mit ſeinem Dolche und ſeinem Schwerte brav vertheidigte. Als auf ſein Rufen noch andere zuſprangen, flüchtete das Weib in Geſtalt einer Katze. Das Waſſer in dem Topfe hatte aber gerade aufgehört zu kochen, als die Zauberfrau angekommen war.

294.

Zauberei gehoben.

Mündlich.

Die Zauberfrauen nehmen Blei, ſchmelzen und gießen es in kalt Waſſer, und da bildet es alsbald eine menſchliche Figur. Dann fragen ſie den Bezauberten, in welchen Theil des Körpers ſie dem, der es ihm angethan, das Uebel oder die Krankheit hinbannen ſollen. Wenn nun der Kranke das geſagt, machen ſie mit einem Meſſerlein einen Schnitt oder Stich in das bleierne Bild, und zwar an derſelben Stelle, wo der andere es hinhaben wollte, und ſagen dabei, wo ſich der findet, der das Uebel angethan, ohne daß ſie aber ſeinen Namen nennen. Dann bekommt der Zauberer das Uebel dahin.

295.

Schatzgraben.

Mündlich.

Es waren einmal vier Männer, die hatten ſich mit einem Geiſtlichen abgeſprochen, den Schatz im Schloſſe Beaufort zu heben, und ſo gingen ſie dann an einem

Abend in die Ruinen und nahmen auch einen Knaben mit und einen Kriſtallſpiegel. Als der Knabe in den Spiegel geſchaut, ſprach er gleich, der Schatz läge auf der rechten Seite neben dem Thore, und da huben die Männer an zu graben. Als ſie ſchon tief gegraben hatten, fanden ſie eine große Kiſte mit eiſernen Bändern, aber ſie vermochten nicht, dieſelbe zu heben, denn es ſprang alsbald ein großer, ſchwarzer Hund darauf. Die Männer erſchraken ſehr ob des Hundes, aber der Geiſtliche ſprach, ſie ſollten ſich zufrieden geben, und reichte ihnen ein großes Kreuz mit langer Stange, und damit hoben ſie die Kiſte heraus, denn der Hund war alsbald verſchwunden, nachdem er das Kreuz erblickt.

Während deß hatte der Knabe noch immer in den Spiegel geſchaut, aber nichts darin geſehen, wie oft man ihn auch gefragt. Jetzt aber rief er auf einmal: „Guck Hans, guck Jacob, da kommen kleine Männchen, viel hundert tauſend, guck, was ſie für Augen haben, ſind glühend wie Kohlen; kommen all auf die Kiſte zu.“

Als die Männer das Kind alſo reden hörten, wurden ſie von Angſt erfüllt und ergriffen die Flucht, und der Geiſtliche lief mit weg und auch der Knabe. Am andern Morgen kehrten ſie zurück und wollten die Kiſte holen, aber die war und blieb fort und keiner hat mehr etwas von ihr geſehen.

296.

Der verborgene Schatz.

C. de Vries, De Satan in zijn werken u. II. S. 361.
Renat. Castell. descriptio Burgundiae. p. 105.
Fr. Perreaud, Demonologia. cap. II.

Ein Mann von Braſe, hieß Philibert Lerneau, machte dem Herrn von Brandon, der aus einem edeln

Geſchlechte in Burgund ſtammte, weiß, in ſeinem Schloſſe läge ein großer Schatz vergraben; der ſtäke daſelbſt ſeitdem, daß die Engländer ſich Meiſter von Frankreich gemacht hätten. Brandon fragte, woher er das wiſſe, und Lerneau antwortete, er hätte ſolches an unfehlbaren Zeichen und Erſcheinungen bemerkt; und weil er durch gewiſſe Worte die Geiſter zu zwingen vermöge, alle heimlichen Reichthümer zu entdecken, ſo wolle er den Schatz heben, wenn er ein Theil davon mitbekäme. Deß war Herr von Brandon zufrieden, und der andere begann ſeine Beſchwörungen; aber er bekam keinen Beſcheid und all ſeine Mühe blieb vergebens.

Seit der Zeit ließen ſich viel Geiſter in dem Schloſſe ſehen und in viel ſeltſamen und erſchrecklichen Geſtalten, bald auf dem Söller und bald in dem Keller; und zudem hörte man fortwährend ein großes Gepolter. Dieß nahm mit der Zeit alſo zu, daß Herr von Brandon das Schloß verlaſſen mußte. Darob erzürnt, klagte er den Lerneau als Zauberer an, und man fand bei ihm viele Zauberſchriften und Zeichen. Iſt darnach verbrannt worden.

297.

Der Schatz im Schloſſe Beaufort.

Mündlich.

In den Ruinen des alten Schloſſes Beaufort liegt ein großer Schatz vergraben, den der böſe Feind bewacht. Obſchon man oft nach demſelben geſucht, konnte man doch nie dazu gelangen, denn nur der kommt in ſeinen Beſitz, der ihn findet, ohne ihn geſucht zu haben.

298.

Die goldene Wiege zu Meſpelaer.

Jak von de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1841. S. 92.

Als die Türken vor Zeiten aus dem Lande Flandern gejagt wurden, waren ſie gezwungen, die durch Raub gewonnenen Schätze zu vergraben, hofften jedoch, dieſelben bald wieder herausholen zu können. Unter dieſen Schätzen befand ſich auch eine goldene Wiege, und die begruben ſie zu Meſpelaer in den Schatten, den der Kirchthurm bei der Mittagsſonne wirft, denn dieſe Kirche haben die Türken auch gebaut.

Oft ſchon hat man an dieſem Orte gegraben, aber nichts gefunden, denn alle Nachten kommt einer von den Geiſtern der Türken, der die Wiege bewacht, und jedesmal, wenn man ſie holen will, ſie tiefer in den Grund ſenkt.

299.

Der Schatz des heiligen Macarius.

Mündlich.

In den Ruinen der Abtei des heiligen Bavo in Gent liegt der Schatz des heiligen Macarius vergraben, aber keiner kann ihn heben, denn der beginge einen Gottesraub. Bisher hat man es auch noch nicht verſucht.

300.

Glücklicher Fund.

Thomas Cantipratenſis S. 195.

Ein Rittersmann hatte die Mäher auf ſeine Weiden geführt, damit ſie dort das Gras abmäheten. Als aber die Veſper in den umliegenden Kirchen läutete, weil am andern Tage das Feſt eines Heiligen gefeiert wurde, da ſprach einer von den Mähern: „Laſſet ab von der Arbeit, denn die Veſper läutet." Die andern wollten nicht, und als der eine das ſah, da legte er ſein Werkzeug hin und ging in die Veſper. Am dritten Tage nachher, als ſie wieder zuſammen auf die Weide gingen, ſah er, daß die andern ſchon weit vorgemäht hatten und er noch viel nachholen mußte, und darob lachten ſeine Geſellen ihn aus. Er trug das ganz ſtill und ſprach kein Wort dazu. Als er jedoch die Senſe faßte, um in ſeiner Arbeit fortzufahren, da ſah er an einer Grasſtoppel, die vor ihm ſtand, eine Goldmünze von wunderbarer und ungewöhnlicher Größe hängen, und er ſank alsbald auf ſeine Kniee und lobete und pries Gott. Auf ſein Rufen und Jubeln kamen die andern Mäher herbei und endlich auch der Rittersmann. Dieſer ſah alsbald, daß auf der Münze eine Schrift ſtand, und die lautete alſo: „Die Hand des Herrn hat mich geprägt und dem Armen zum Geſchenke gegeben, weil er den dem Heiligen geweihten Tag nicht entheiligte."

Des Ritters Frau hat dieſe Münze von dem Manne für hundert Mark gekauft und lange nachher noch vielen gezeigt.

301.

Die wunderbaren Roſen.

Thomas Cantipratenſis S. 253.

Der Mann der ehrwürdigen Ada von Belomeir war einmal ausgezogen und kam in vielen Tagen nicht wieder. Da trug es ſich zu, daß ein Ausſätziger müde und ermattet an dem Schloſſe Einlaß begehrte und dazu ein weiches Bett, in welchem er ausruhen könnte. Ada aber hatte kein ſanfteres Bett, als das ihres Gemahles, und dahinein hieß ſie den Ausſätzigen legen. Kaum war das geſchehen, als ihr Eheherr zurückkehrte und in ſein Schlafgemach wollte. Ada erſchrak darob, und da glaubte ihr Gemahl, ſie habe einen andern darin verborgen. Als er aber die Thüre einrannte und hineintrat, da fand er das ganze Bett mit duftenden Roſen beſäet.

302.

Das Wappen von Weſtzaanden und Crommenye.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. 1. S. 315.

Es hat ſich vor Zeiten zugetragen, daß ein fahrender Geſell von Knollendam, welches in dem Kirchſpiele Zaanden gelegen iſt, im Regen und Sturm in ſeinen Mantel gehüllt durch den Buſch lief und auf einen gräulich brüllenden Löwen ſtieß. Als das Unthier auf ihn zu ſpringen wollte, warf er ſchnell den Mantel ab, drehte dieſen um ſeinen linken Arm und ſtieß den in den offenen Rachen des Löwen, während er mit der rechten Hand ſein Meſſer faßte und das Thier erſtach. Der kühne Mann trug weiter kein Zeichen davon, als einen ſteifen Arm, und das war juſt ſein linker, den der Löwe in Schmerz und Wuth ganz grimmig zerbiſſen hatte.

Zur Erinnerung an dieſen wunderbaren Kampf nahmen die Weſtzaaners und Crommenyers den Löwen in ihr Wappen auf.

303.

Der Hengſt im Schilde von Aſſendelft.

v. Soeterboom, Outheden van Zaanlant ꝛc. 1. S. 83.

Die Aſſendelftner waren vor Zeiten ein roh und unwiſſend Volk. So lief einſt, als ein Hengſt zufällig durch das Waſſer bei ihnen angeſchwommen kam, das ganze Dorf zuſammen, um das ihnen unbekannte Ungeheuer zu tödten, welches ſie auch mit vieler Müh und Arbeit vollbrachten. Für dieſe Heldenthat bekamen ſie einen Hengſt in die Flagge.

304.

Das unausfüllbare Loch.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II, p. 270.

Auf einer Wieſe bei dem Dorfe Celles hat man vor einigen Jahren einen Graben gefunden, der ganz mit Aſche von Holz gefüllt war. In der Nähe dieſes Grabens findet ſich ein kreisförmiges Loch, welches man ſchon oft auszufüllen verſuchte, welches aber immer die hineingeworfene Erde verſchlang. Es geben darüber in der Gegend manche Sagen umher, deren wir jedoch bisher noch nicht habhaft werden konnten.

305.

Der See von Zout-Leeuw.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In der Nähe des Städtchens Leau liegt ein kleiner See. Ehedem war der Raum, den er jetzt einnimmt, Land. Einmal geſchah es, daß eine alte Frau dort einen eiſernen Draht fand, den ſie aufhob und mit ſich trug bis in das Städtchen. Als ſie bei ihrer Rückkunft den Weg wieder nahm, fühlte ſie den Draht, der ein Stückchen aus ihrer Taſche hervorblickte, mit einem Male feſtgehalten; ſie zog darum an demſelben, aber er ging nicht los, obgleich er ein gut Theil nachgegeben hatte. Verwundert darob, ſah die Frau ſich um und erblickte zu ihrem Erſtaunen einen Kirchthurm hinter ſich, den ſie ſchon halb aus der Erde gezogen hatte.

Nun muß man aber wiſſen, daß dieſes Weib eine Hexe war; deßhalb erſchrak ſie ſehr, als ſie den beſagten Kirchthurm ſchaute, der auf ſeiner Spitze ein ſchönes Kreuz trug, und wollte ihn nicht ganz aus der Erde ziehen, ſondern ließ den Draht fahren und die Kirche alſo wieder verſinken. Kaum war das Kreuz jedoch unter der Erde, da erhob ſich ein gräuliches Ungewitter und es donnerte dabei, daß der Boden bebte, und die Hexe verſank mit dem Lande, worauf ſie ſtund, und an der Stelle deſſelben bildete ſich der jetzige See.

Der alte Fiſcher, welcher mich auf dem See fuhr und von dem ich das Obige wörtlich erzählen hörte, ſagte mir noch, daß wenn man ſich zur Zeit eines Ungewitters auf dem See befinde, man deutlich die Glocken der Kirche läuten hören könne. Viele ſahen auch das Kreuz auf dem Kirchthurme, welches zuweilen ganz nahe an der Oberfläche des Waſſers iſt.

306.

Das Veen bei Zout-Leeuw.

Kolet-de-Brauwere im Nederd. letterk. Jaarboekje. 1840. S. 81.

Das Veen iſt ein breites und tiefes Waſſer, aber das war es nicht immer; es erhob ſich dort vor Zeiten eine gar ſchöne Stadt mit feſten Thürmen und Bollwerken und mit einer bedeutenden Zahl von Einwohnern. Dieſe letztern aber waren nicht nach dem Herzen Gottes, ſondern böſe Schlemmer und arge Praſſer, die in ihrem Uebermuthe Himmel und Erde vergaßen und nichts kannten, als die Stillung ihrer Gelüſte. Im Winter, wenn Schnee und Eis die Straßen fußhoch deckten und ſie drinnen beim warmen Heerde ſchwelgten, dann gaben ſie dem bittenden Armen mit ſeinem hungerbleichen, abgezehrten Geſichte nicht einmal ein Stücklein trockenen Brotes, nicht ein Splitterchen Holz, daß er ſeine kaltſtarren Glieder hätte wärmen können; im Gegentheil, ſie ſtießen ihn mit Schimpfen und Flüchen aus der Thüre und ſpotteten gar noch der Thräne, die über des ſo ſchmählich Abgewieſenen furchige Wangen zitterte, in ſeinem Barte vereiſte.

Deß war aber der liebe Gott am Ende müde, er griff nach ſeinem Wunderſtabe und rief den Engel Gabriel zu ſich, damit er dieſen in die unfromme Stadt ſende.

Es war gerade Chriſtnacht; die Kälte hatte den höchſten Grad erreicht; dichter Schnee fiel mit Hagel untermiſcht, um auf dem Boden alsbald eine Eiskruſte zu bilden; die Straßen waren einſam und nur das von allen Fenſtern, die im hellſten Glanze leuchteten, herauſchende Gejubel und Gelärme durchhallte die ſonſt tiefſtille Nacht. Ein Bettler wagte noch, trotz des Unwetters, von Thüre zu Thüre zu ſchleichen und einen Biſſen ſich zu erbetteln. Nie hatte man eine Jammergeſtalt gleich ihm geſehen, aber doch vermochte er kein Herz in der ganzen Stadt zu rühren; nur die Thüre eines draußen wohnenden armen Mannes öffnete ſich ihm, nur dieſer theilte eine trockene Brotkruſte mit ihm. Da aber warf der Bettler plötzlich die Lumpenhülle von ſich, und er ſtand da als der Engel Gottes, der er war, und mit mächtiger Stimme rief er gegen die ſündige Stadt hin: „Als Unkraut ſollt ihr weggefegt werden von der Erde und des Herrn Fluch ſoll euch treffen.“

Und ſiehe, in demſelben Augenblicke erſcholl ein ſo furchtbarer Schlag, daß die Erde bebte, und aus den Wolken ſchoß ſtrömender Regen. Welle an Welle wälzte ſich an der Hütte vorbei und auf die Stadt zu, Blitze durchkreuzten den Himmel ohne Ende; der Donner rollte von allen Seiten nach dem Veen hin.

Erſt am andern Morgen, als das Unwetter ſich gelegt hatte und die Sonne wieder heiter niederblickte, wagte der arme Mann ſich vor die Thüre ſeines Häuschens. Zu ſeinem Schrecken aber fand er von der Stadt keine Spur mehr, und an ihrer Stelle nur eine breite Waſſerfläche.

Seitdem iſt es am Chriſtabende dort nicht geheuer; aus der Tiefe des Sees ſchallen wunderbare Stimmen, und mitunter tönt ein grauſenerregendes Geheul daraus hervor; dazu läuten die Glocken der Kirchen ohne Unterlaß, aber in ſo erſchütternd wehmüthigem Tone, daß noch keiner ſtark und kühn genug war, um zuzuſchauen und abzuwarten, was da drunten alsdann vorgeht.

307.

Der Kapellenberg.

C. R. Hermans Geſchiedkundig Mengelwerk over de Provincie Noord Braband. 's Hertogenboſch 1840. Jahrgang 1, S. 310.

Der Kapellenberg liegt in der Nähe von Herzogenbuſch. Ehemals ſtand darauf ein Kirchlein, das iſt aber nun verſchwunden. Auch haben ſich in ihm mehre römiſche Alterthümer gefunden und unter andern ein Altar des Herkules Maguſanus.

Die Glocke dieſer Kapelle iſt vor langer Zeit durch einen großen Windſturm in einen nahebei gelegenen Wiel geworfen worden. Wenn man in der Chriſtnacht um zwölf Uhr horcht, kann man ſie läuten hören. Anders läßt ſie ſich im ganzen Jahre nicht vernehmen.

308.

Tuindag zu Ypern.

Mündlich.

Einer alten Volksüberlieferung gemäß wird auf einen Tuindag die Stadt Ypern verſinken, darum hüten ſich die Bewohner der Umgegend, an dieſem Tage die Stadt zu betreten, und mancher von den Bürgern ſucht irgend einen ſchicklichen Vorwand, um herauszukommen und in einem nahen Dorfe den Abend zu erwarten.

309.

Tempelgang.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 138.

Die Kirche der heiligen Walburga in Gröningen iſt ein ſehr alt Gebäude, nach der Ausſage einiger ein heidniſcher Tempel. An der öſtlichen Seite ihres Chores ſpringt eine klare Quelle ſüßen Waſſers, der Stadt ein wahrer Schatz. Unter der Kirche befindet ſich ein langer Gang, der bis zu dem nahen Dorfe Helgen führen ſoll. Häufig haben Leute es gewagt, mit Fackeln und Leuchten in denſelben hinabzuſteigen, doch konnten ſie ſtets nur bis zu einem gewiſſen Punkte vordringen, denn da erhob ſich ein alſo ſtarker Wind, daß alle Fackeln und Leuchten ausgelöſcht wurden und ſie nur mit Gefahr ihres Lebens wieder aus dem Gange herauskamen.

310.

Des Mordes Sühne.

Mündlich.

Vor langer, langer Zeit hat in dem Dorfe Herſtal bei Lüttich ein Mann einen ſchweren Mord begangen. Zur Sühne desſelben that er das Gelübde, daß zu ewigen Zeiten einer aus ſeiner Familie in der Nacht vor Allerſeelen an jedes Einwohners Fenſter klopfen und dabei rufen ſolle: „Chriſten, wachet auf und betet für aller Seelen Ruh.“

Einer aus der Familie hat das einmal unterlaſſen und iſt zur Strafe dafür jählings eines böſen Todes geſtorben. Seitdem beobachtet man den Gebrauch genauer, und er dauert fort bis zum heutigen Tage.

311.

Der Ritter mit der zerbrochenen Rüſtung.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 83.

In jeder Familie d'Ecnes erſchien ehedem ſtets, wenn eine Ehe gegen den Willen der zu Verbindenden geſchloſſen werden ſollte, ein Ritter mit zerbrochener Rüſtung, bedeckt mit Blut und Koth, und der ſchlug jämmerlich mit den Händen gegen ſeine Bruſt.

Dieſer hatte einſt ſeinen Sohn, der mit einem Ritterfräulein von Glimes verſprochen war, zur Ehe mit einer Burgfrau von Walincourt gezwungen, und darum hatten ſich die beiden Liebenden ermordet. Als das Volk davon hörte, hat es den Ritter auf eine gräßliche Art in Cameryk getödtet, und ſeitdem wandelt er umher und ſucht ähnliche Verbindungen in ſeiner Familie zu hindern.

312.

Die Frau mit den kalten Küſſen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 17—31.

Auf der Stelle der Abtei von Vaucelles ſtand ehemals ein prächtiges Schloß, und das gehörte dem Herrn Hugo von Oiſy, der ein mächtiger Ritter und Vicegraf von Cameryk war. Dieſer hatte einen alten Knappen bei ſich, welcher ein abſcheulicher Menſch war, und den man nicht anſehen konnte, ohne daß es einem eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Eines Tages ritt Herr Hugo mit ihm aus, und ſie trafen auf ihrem Wege zum Walde, wo ſie jagen wollten, ein Mädchen, welches, den Roſenkranz in der Hand, nach Cameryk wallfahrtete. Herr Hugo wollte das Barett vom Haupte ziehen, als ſie an der Beterin vorbeikamen, aber der alte Knappe lachte ihn aus und ſprach, er ſollte nicht ein ſo frömmelnder Narr ſein, und ritt dann ganz nahe zu dem Mädchen, um ſie auf Herrn Hugo's Schloß zu locken. Anfangs wollte ſie nicht, als aber Hugo auch hinzukam und ihr vorſtellte, daß es ſchon ſpät am Tage ſei, und daß ſie am folgenden Morgen deſto gemächlicher ihren Pilgergang fortſetzen könne, willigte ſie ein und begleitete den Ritter und den Knappen auf das Schloß. Dort aber wußte der alte Sünder bald ein unrein Feuer in ſeines Herrn Bruſt anzufachen und brachte es dahin, daß Herr Hugo das Mädchen in der Nacht ſchändete, worauf der Knappe ſie tödtete, damit ſie nichts von dieſer argen That verrathen möchte.

Ein Jahr hernach heirathete Hugo. Die Hochzeit wurde glänzend auf dem Schloſſe Vaucelles gefeiert. Als aber Hugo dem Bette nahen wollte, in welchem ſeine Braut ſchon ſchlief, fühlte er ſich plötzlich von eiskalten Armen umſchloſſen und einen eiskalten Kuß auf ſeine Lippen gedrückt. Dabei vernahm er die Worte: „Du biſt mir angetraut, denn du haſt mich meinem Bräutigam Jeſus geraubt; ich bin deine Frau.“

Am andern Tage reiſte Hugo entſetzt mit ſeiner Gemahlin von Vaucelles ab und nach Crevecoeur; aber die gemordete Jungfrau folgte ihm auch dahin, und keinen Handdruck, keinen Kuß, keinen Blick ſelbſt vermochte er ſeiner Frau zu ſchenken, denn alsbald ſtand die weiße Geſtalt der Jungfrau zwiſchen ihnen.

Zu dieſer Zeit kam der heilige Bernard nach Camerok und hörte daſelbſt von der Frau mit den kalten Küſſen. Darob beſchloß der fromme Abt, den unglücklichen Gatten zu helfen und den Geiſt zu bannen, und begab ſich des andern Morgens nach Crevecoeur. Als er die ganze Geſchichte vernommen hatte, rieth er Herrn Hugo und deſſen Gemahlin, die Eitelkeiten der Welt zu verlaſſen und in ein Kloſter zu gehen, indem dieß das einzige Heilmittel für ihre Seele ſei. Der alte Knappe aber, welcher gerade zugegen war, ſpottete dieſes Rathes und beſchimpfte den heiligen Mann auf jede Weiſe. Sankt Bernard jedoch erkannte bald, wer unter dem Panzer und dem Dienerkleide ſtecke, und hob die Hand und ſprach: „Dir gebiete ich, Satan, daß du hingeheſt, woher du gekommen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ — Zu gleicher Zeit krachte ein Blitz durch das Fenſter und der Knappe verſchwand unter gräulichem Geſtank.

Dadurch erſchüttert, übergab Hugo ſein Schloß Vaucelles dem heiligen Bernhard, um daraus ein Kloſter zu machen, und dieſer führte bald, nachdem die nöthigen Bauten vollendet, zwölf Mönche dahin. Während der Bauten aber erweckte er eine Quelle daſelbſt, an welcher ſich die Werkleute ſtets wunderbar erlabten; auch gab er den Arbeitern einen eiſernen Karren, der die größten Laſten trug und ſich von ſelbſt fortſchob, wohin man ihn haben wollte.

Herr Hugo und ſeine Frau wollten ſich nun in ein ander Kloſter zurückziehen, um dort in der Einſamkeit ihr Leben zu beſchließen, aber das war Gottes Wille nicht. Dem heiligen Bernard erſchien ein Engel im Traume, und der befahl ihm, die beiden Gatten nicht zu trennen, und alſo lebten ſie noch lange zuſammen in der Furcht des Herrn.

Die Frau mit den kalten Küſſen verſchwand von dem Augenblicke an, wo der erſte Abt in Vaucelles ſeinen Einzug hielt. Seitdem quält ſie aber alle in der ganzen Umgebung, die mit unreinen Gedanken umgehen, und ſie hat manchen Sünder wieder auf den Weg des Guten gebracht.

313.

Vor Gottes Gericht berufen.

Delrio, Disquis. mag. p. [illegible]
Thomas Cantipratenſis Buch II.

Ein Neffe des Provoſtes von Lüttich war aus frommem Triebe in das Kloſter des heiligen Jacob gegangen, um dort Gott in der Einſamkeit ſein Leben zu weihen. Als der Provoſt dieß vernahm, wurde er zornigen Muthes, zog mit gewaffneter Hand zu dem Kloſter hin, holte den Jüngling heraus und ließ ihm die Ordenskleider ausziehen und ihm weltliche dafür geben. Der Abt, betrübt ob dem Verluſte eines alſo frommen Dieners Gottes, wandte ſich mit vielen der vornehmſten Bürger der Stadt an den Biſchof und bat dieſen um Gerechtigkeit gegen den Provoſt; aber der Biſchof fuhr ihn mit harten Worten an und wollte ihn nicht hören. Da warf ſich der Abt auf die Kniee und rief mit lauter Stimme: „Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provoſt, darum muß ich es bei Gott ſuchen, und vor deſſen Richterſtuhl lade ich dich, binnen vierzig Tagen mit mir zu erſcheinen und dein Urtheil zu hören.“ Deß lachte der Biſchof und die andern Geiſtlichen, und der Abt mußte unter Spott und Hohn den Saal verlaſſen.

Als aber der vierzigſte Tag nahte, da läuteten die Glocken des Kloſters alleſammt und die Ordensbrüder klagten um den Sarg des frommen Abtes. Der Provoſt fragte, als er das feierliche Geläute hörte, wem dieß gelte. Da man ihm aber den Tod des Abtes meldete, erſchrak er gar ſehr und ſprach: „Sagt mir, was ſoll ich thun? Heute iſt der vierzigſte Tag, und ich muß vor den Augen des höchſten Richters erſcheinen.“ Mit dieſen Worten wollte er aus dem Bade eilen, in welchem er ſich eben befand, ſank aber unter ſchrecklichem Geheul in die Arme ſeiner Diener zurück und hauchte den Geiſt aus.

314.

Teufel fährt in des Todten Leib.

Thomas Cantipratenſis S. 541.

In der Gegend von Nivelle lebte eine fromme Jungfrau. Dieſe ging einſt um Mitternacht in die Kirche, um zu beten. Das ärgerte den Teufel, und er fuhr in den Leib eines Todten, welcher Tages zuvor in der Kirche niedergeſetzt worden war, und fing an, in dem Sarge zu rumoren. Die Jungfrau bekreuzte ſich und rief dem Teufel, deſſen Liſt ſie wohl erkannte, zu: „Gieb dich nur zur Ruhe, du Elender, denn du vermagſt doch nichts gegen mich.“ Da erhob ſich der Teufel mit dem Leichname und ſprach: „Wohl vermag ich jetzt etwas wider dich, und du ſollſt mir nun büßen für all die Unbill, die du mir angethan.“ Als die Jungfrau dieſe Rede hörte, erhob ſie ſich furchtlos, ergriff mit beiden Händen einen naheſtehenden Kreuzſtock und ſchlug damit den Todten dermaßen aufs Haupt, daß er zuſammenſtürzte und der Teufel fliehen mußte. Dann aber war ſie in Noth, wie ſie den Leichnam wieder auf die Bahre bringen ſollte, und ſie arbeitete lange, ohne daß ſie es vermocht hätte.

Als der Prieſter des Morgens zur Kirche kam, erſtaunte er ſehr, den Todten mit verwundetem Kopfe an der Erde zu finden, und fragte die Jungfrau, wie das zugegangen wäre. Als dieſe es ihm nun mit vielen Thränen geſtand und ihn bat, die Leiche wieder an ihren Ort zu legen, da wollte der Prieſter das nicht thun, ſondern ſprach, ſolches müſſe das Volk zur Verherrlichung des göttlichen Namens erfahren. Darob erröthete die Jungfrau, denn ſie wollte nicht, daß ſie dabei genannt würde, und als der Prieſter dabei blieb, flüchtete ſie nach Nivelle und blieb dort ihr ganzes Leben lang.

315. 316.

Todte kehren wieder.

I.

Thom. Cantipratensis de bonum univers. l. II. cap. 57. p. 21.

In Werchena (wahrſcheinlich Werchten zwiſchen Mecheln und Aloſt), einer blühenden und berühmten Stadt in Brabant, war ein Jüngling, der ein Mädchen von Herzen lieb hatte; doch wollten des Mädchens Eltern nicht zugeben, daß er ſie zur Ehe nähme. Darüber grämte ſie ſich gar ſehr und fiel in ein ſtarkes Fieber und nach einigen Tagen läutete man zu ihrem Begräbniß.

An demſelben Tage wollte der Jüngling gegen Abend in eine andere Stadt gehen. An einem Gebüſche, an welchem er vorbei kam, hörte er plötzlich jammervolles Stöhnen und Wimmern von einer weiblichen Stimme, und als er näher hinzutrat, fand er zu ſeinem großen Schrecken, wie auch zu gleich großer Freude, das todtgeglaubte Mädchen. Erſtaunt ſprach er zu ihr: „Wie, die Deinigen beweinen dich als eine Geſtorbene und ich finde dich hier?“ — „Ja“, ſprach ſie hinwieder, „es iſt ein Mann vor mir her gegangen und hat mich hierhin geführt.“

Darauf nahm der Jüngling das Mädchen bei der Hand und barg ſie in einem Hauſe außerhalb der Stadt, kündete die Sache ſchnell ſeinen Freunden und eilte dann zu dem Vater des Mädchens, der mit ſeinen Bekannten und Verwandten noch beim Trauermahle ſaß.

„Würdet ihr mir jetzt wohl eure Tochter, die ihr als eine Todte beweint, zur Frau geben, wenn ich ſie euch wieder zuführte?“ fragte der Jüngling; und verwundert entgegnete der Vater: „Wie ſoll es aber geſchehen, daß du eine Todte wieder erweckeſt und ehelicheſt?“ — „Ich verlange nur eure Zuſtimmung zu unſerer Ehe“, ſprach der Jüngling, „wenn ich euch eure Tochter wieder lebend zuführe.“ — Darauf gab der Vater freudig ſeine Einwilligung, und der Jüngling führte ihn zum Sarge, und da fanden ſie eine wunderbare Geſtalt, die nicht von Menſchenhänden gemacht ſein konnte, und als man die näher unterſuchte, da fand man im Innern eine Materie, faulendem Holze ähnlich, die künſtlicherweiſe mit einem leichten Häutchen von außen bedeckt war (figmentum).

Nachdem der Jüngling alſo alle Anweſenden überzeugt hatte, daß dieß nicht der Leichnam des Mädchens ſein könnte, ging er zu ſeiner Geliebten und führte dieſelbe ihrem Vater wiederum zu. Da wurde die Hochzeit in Jubel und Freuden gehalten, und die beiden Eheleute lebten noch bis vor wenigen Jahren (nämlich zu des Autors Zeit) geſund und wohl.

II.

1161.

Alſo glaubte ein Mann an der flandriſchen Gränze ſeine Schweſter todt, fand ſie aber, ehe er den Sarg noch zur Erde hatte beſtatten laſſen, im Schilf am Ufer des Meeres wieder und führte ſie zu ſeinem Nachbar, damit ſie dort eine Weile bliebe. Dann ging er nach Hauſe, ſtürzte mit gezogenem Schwerte auf die vermeinte Leiche in dem Sarge los und hieb ſie in Stücke, ſo daß alle ſeine Freunde mit Schauder fragten, warum er alſo gegen ſeine todte Schweſter wüthe. Darob lächelte der Mann und ſprach: „Es iſt nicht meiner Schweſter Leib, ſondern ein arger Teufelstrug, und alſo könnet ihr mich nicht grauſam nennen“; und er nahm alle mit ſich und zeigte ihnen ſeine Schweſter, die noch am heutigen Tage lebt.

317.

Todte finden den Weg wieder.

Kunſt- en Letter-Blad.

In der Gegend um Cortryk herrſcht folgende Sitte. Wenn man einen Todten zum Kirchhofe trägt, dann betet man auf jedem Kreuzwege ein Vaterunſer, und zwar zu dem Zwecke, daß der Todte, wenn er einmal wieder nach Hauſe kommen wollte, den Weg wieder finden könne.

318.

Der Todten Dank.

Mündlich von Piet.

Ein frommer Böttchermeiſter zu Löwen hatte die Gewohnheit, jeden Abend auf den Friedhof bei Sankt Quintini Kirche zu gehen und einige Vaterunſer und Ave Maria für die Ruhe der daſelbſt Schlummernden zu beten.

Eines Sonnabends war ihm gerade viel Geld für ſeine Arbeiten eingelaufen. Das wußten einige Böſewichte, und die wollten ihn darum auf dem Kirchhofe überfallen und ihm ſein Geld abnehmen. Kaum aber hatten ſie Hand angelegt an den braven Küfner, als ſich ein ſchreckliches Geraſſel auf dem Friedhofe erhob. Es waren die Todten, die, der eine mit einem Beine, der andere mit einem Arme, der dritte mit einem Stücke Sarg in den Händen, auf die Räuber eindrangen und dieſe alſo jämmerlich zerbieben, daß ſie beſinnungslos liegen blieben. Der fromme Meiſter aber ging ungeſtört nach Hauſe und betete von da an deſto inniger für die Ruhe derer, welche alſo treulich ihm ſein Leben gerettet.

Dieſe Geſchichte wurde bald ruchbar, und der Magiſtrat ließ ſie auf Holz malen und an der äußern Mauer der Kirche aufhängen. Die Tafeln, worauf das Gemälde zu ſchauen war, befinden ſich noch heutigen Tages an ihrer alten Stelle, doch ſind die Farben durch Alter und Regen verblichen, ſo daß man kaum noch einige Züge von dem Bilde unterſcheiden kann.

319.

Der Todtengräber.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 329.

Es war am Allerheiligentag, und der Todtengräber war krank und hatte das Fieber, und ſein Gevatter kam ihn beſuchen. Da ſprach der Todtengräber: „Iſt es nicht ein Unglück, daß ich krank bin, ich muß heut noch ein Grab machen gehn, und das in dem Schnee und in der Kälte.“ — „Hoho, das will ich ſchon für euch machen“, ſagte der Gevatter, „das iſt ein kleiner Dienſt“, und der Todtengräber nahm das gern an.

Nachdem der Gevatter ſich mit Schaufel und Hacke verſehen und ſich in der Schenke noch ein Bischen eingeheizt hatte, ging er um zehn Uhr Abends auf den Kirchhof und war um halb zwölf mit ſeinem Grabe fertig. Eben wollte er wieder nach Hauſe gehen, da kam eine lange Proceſſion von weißen Mönchen, die alle eine Kerze in der Hand hatten, und die machten die Runde auf dem Kirchhofe, und als ſie an dem Gevatter vorbei kamen, ließen ſie ihre Kerzen alle vor ihm niederfallen und der letzte warf ihm gar eine große Kugel mit zwei Dochten hin.

Der Gevatter dachte: „Holla, von den Mönchen hat mir der Todtengräber nichts geſagt; das Wachs ſoll für meine Mühe ſein und will's verkaufen nach einem Monat oder zweien, und löſe draus ein artig Sümmlein, davon ich meinem Weib nichts zu geben brauche.“ Und er raffte das Wachs zuſammen und that's in ein Tuch und verſteckte es zu Hauſe unterm Bette.

Am andern Tage war Allerſeelenfeſt. Der Gevatter hatte ſich früh zu Bette gelegt, aber er konnte nicht ſchlafen. Als es eben zwölf Uhr ſchlug, da klopfte einer dreimal an ſeine Thüre. Der Gevatter ſprang flink aus dem Bette und machte auf, und ſieh, es waren die weißen Mönche vom vorigen Abend, nur daß ſie keine Lichter hatten. Sie drangen je zwei durch die Thür ins Haus und dann in die Kammer, gingen rund in derſelben herum und ſtellten ſich rings um das Bett, auf welches der Gevatter vor Schrecken rücklings gefallen war. Plötzlich ſanken ihnen da die weißen Mäntel von den Schultern, und der Gevatter ſah unter der Decke, die er ſich über die Ohren gezogen hatte, daß es alles Todtengerippe waren, deren jedem aber etwas fehlte, dieſem ein Arm, dem ein Bein, dem der Rücken und dem letzten gar der Kopf. Zu gleicher Zeit regte ſich's unter dem Bette; das Tuch kam von ſelbſt heraus und that ſich auf in der Mitte der Kammer, und da ſah denn der Gevatter, daß die vermeinten Wachskerzen all Knochen und die große Kugel mit den zwei Dochten ein grinzender Schädel war. Die Gerippe aber ſchrieen all zuſammen, das eine: „Gieb mir mein Knochenbein“, die andern: „Gieb mir meinen Knochenarm; gieb mir meinen Rückenknochengrat; gieb mir meinen Rippenknochen!“ und das alles mußte der Gevatter ihnen zurückgeben bis zum letzten Stück, welches der Kopf war, den er dem letzten wieder aufſetzte. Als das aber ſeinen Kopf wieder hatte, ſah es an der Wand eine Violine hängen, und die nahm es und gab ſie dem Gevatter, daß er darauf ſpielte, und ſtellte ſich ſelbſt hinter ihn mit ausgereckten Armen, wie wenn's hätte den Takt ſchlagen wollen. Die andern Gerippe aber nahmen ſich alle bei den Händen und tanzten, daß es ein gräulich Geklapper gab. Dem armen Gevatter verging faſt Hören und Sehen, aber er durfte nicht aufhören zu ſpielen, ſonſt gab das Gerippe hinter ſeinem Rücken ihm Maulſchellen, eine nach der andern. Und das hat gedauert bis zum Morgen, da haben die Gerippe all ihre Mäntel wiedergenommen und ſind fortgegangen.

Der Gevatter und ſeine Frau aber haben kein Wort mehr in ihrem Leben geſprochen bis zu ihrer letzten Beichte, wo ſie dem Geiſtlichen alles erzählt, und ſind im Spital geſtorben.

320.

Die Todtenlade.

[illegible], De Satan in zyn weeſen ꝛc. II. S. 396.

Der Herr Doctor Abraham van der Meer, ein aufrichtiger und eifriger Reformirter, erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß ſeine Großmutter, als ſie noch im Haag wohnte, in einer Sommernacht einmal nicht ſchlafen konnte. Darum legte ſie ſich Morgens gegen vier Uhr ins Fenſter, und da ſah ſie eine Todtenlade die Spuyſtraße heran kommen, ohne jedoch Jemanden um dieſelbe zu gewahren. Fuhr immer weiter fort, richtete ſich zuletzt auf vor einem Hauſe, wo ſie in einem offenſtehenden Fenſter verſchwand.

Ehe noch ſechs Wochen verlaufen waren, ſtarb all das in dem Hauſe wohnende Volk an der Peſt.

321.

Die Ritter von St. Pieters-Leeuw.

Thomas Cantipratensis de apibus. l. II, §. 6.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 103.

In der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wohnten noch zu Sankt Pieters-Leeuw, einem Dorfe in Brabant unfern Brüſſel, an die ſechzig Ritter, welche alle das Recht hatten, Waffen führen zu dürfen. Dieſe wohnten im Kirchſpiele zerſtreut umher und vereinigten ſich nur, um mit andern ihrer Gefährten aus der Umgegend in Turnieren zu kämpfen. Bei den Stechſpielen aber trugen ſie nicht, wie die übrigen Ritter, einen Harniſch, der vom Kopf bis zu den Füßen ging, ſondern einen einfachen faltigen Rock von Linnen; nur den Speer, den Schild und den Helm hatten ſie mit den Mitſtreitern gemein.

Einmal geſchah es, daß einer von den Rittern von Sankt Pieters-Leeuw im Turniere einen Lanzenſtich ins Herz bekam und auf der Stelle todt hinſank. Die übrigen trugen ihn mit großer Betrübniß vom Kampfplatze und nach Hauſe, wo ſie ihn in einen Sarg legten, um denſelben am folgenden Morgen in das Grab zu ſenken. Als nun aber die Freunde und Verwandten des Getödteten bei der Leiche wachten, wie dieß üblich war, hörten ſie um Mitternacht plötzlich ein lautes Getöſe in dem Sarge. Zufällig wurde eine Stunde nachher ein Knecht des Hauſes in das nächſte Dorf geſandt, um dort eine dringende Botſchaft zu verrichten. Dieſem kam auf dem Wege ſein verſtorbener Herr auf einem ſchwarzen Pferde mit einem Male entgegengeritten und rief ihm zu: „Spring auf und ſetze dich hinter mich, ich will dich dahin bringen, wohin du gehen ſollſt.“ Der Knecht, obgleich zum höchſten erſchrocken, ſprang dennoch auf das Pferd und ſchlang die Arme um den Leib ſeines Herrn, damit er nicht herunterfiele. Zufällig berührte er auch die Wunde, welche dem Ritter den Tod gebracht, und zugleich ſprach dieſer: „Stich deine Hand nur tiefer in die Wunde und ziehe das Speereiſen heraus, wodurch ich getödtet worden bin.“ Der arme Knecht bebte und zitterte, doch that er, wie ſein Herr ihm befahl. Nachdem er die Lanzenſpitze aus dem Herzen genommen hatte, fuhr der Ritter fort: „Nun ſteige ab, und ſage allen, denen du willſt, doch zuerſt meinem Mörder, daß ſie zu dieſer Stelle kommen, um Zeugen zu ſein des ſchrecklichen Urtheils, welches über mich ergangen; und damit man dir Glauben ſchenke, zeige das Speereiſen, welches du meiner Wunde entzogen haſt.“

Als es Morgen geworden, that der Knecht nach des Ritters Befehl; als ſich aber die Waffengefährten zu der Stelle begaben, welche der Todte angewieſen, fanden ſie eine große Menge von Raben und Wölfen, welche die Leiche, die jeder im Sarge glaubte, zerriſſen und das Fleiſch davon verzehrten.

Dieß wurde dem Thomas Cantipratenſis von der Nichte ſeines Vaters mitgetheilt, welches eine Frau von hundert und dreißig Jahren und von Sankt Pieters-Leeuw geboren war.

322.

Die zwei Brüder zu Franchimont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II. p. 65.

Oben um das Schloß Franchimont läuft eine Baluſtrade ohne Geländer herum. Darauf haben ſich zwei

Brüder, die letzten ihres Stammes, getödtet. In jeder Mitternacht wandeln ſie dort umher, raſſeln mit ihren Rüſtungen und verſchwinden mit dem erſten Hahnenrufe.

323.

Rache nach dem Tode.

Berthoud, Chron. [illegible] trad. surnat. de la Flandre, p. 39.

Es iſt eine alte Sage, daß derjenige, welcher am Allerheiligentag ermordet wird, nicht eher im Grabe ruhen kann, bis er ſich an ſeinem Mörder gerächt.

Alſo hatte Herr Gerhard von Saint Aubert die Frau eines ſeiner Knappen verführt. Dieſer gewahrte das und ſtürzte ſich von dem Burgthurme hinab in den tiefen Schloßgraben.

Am andern Tage aber erſchien er wieder vor ſeinem Herrn und ſpornte dieſen zum Kampfe gegen den Biſchof von Camerok an. Nachdem ihm dieß geglückt war, führte er die untreue Frau auf denſelben Thurm, von dem er ſich herunter geſtürzt, und ſchmiß ſie gleichfalls in den Abgrund. Herr Gerhard aber iſt in jenem Streite geblieben.

324.

Das ermordete Kind.

S. de Vries, De Satan in ſijn weſen ꝛc. II. S. 360.

Ein Dienſtmädchen in einer gewiſſen Stadt war von ihrem Liebſten ſchwanger geworden. Als ſie das Kind zur Welt gebracht hatte, drehete ſie ihm den Hals um und warf es in das heimliche Gemach. Seit der Zeit hörte man daſelbſt ein ſeltſam Geſeufze, einen ganzen

Monat lang. Darnach ſah die Hausfrau zu dreien Malen, wenn ſie an den Ort kam, eine Geſtalt gleich der eines neugeborenen Kindes dem Gemach entſteigen und alsdann verſchwinden. Erſchrak ſehr darob und ging ihre Magd hart darum an. Die hat's aber geleugnet. Da gruben ſie nach und fanden das Kind, welches ſchon faſt verzehrt war. Das Menſch iſt aber mit dem Tode beſtraft worden.

325.

Enthaupteter beichtet.

Oudheden en Geſtichten van Groningen en Groningerland. Leyden 1727. S. 284.

Als der ehrwürdige Henricus, der zwölfte Abt des Kloſters Adewert, einmal mit zwei anderen Aebten, denen von Klaarkamp und Bloemkamp, zu einem allgemeinen Kapitel reiste, geſchah es, daß er an einer Richtſtätte vorbei kam, wo gerade ein armer Sünder enthauptet wurde. Als die Hinrichtung geſchehen war, ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam ſetzte, und alsbald erhob ſich der Todte und bat den Abt, ſeine Beichte anzuhören. Nachdem dieß geſchehen war und Henricus die Abſolution geſprochen hatte, ſank der Miſſethäter wieder todt hin.

326.

Der todten Wöchnerin Sorge.

Mündlich.
Vgl. Johannes Monasterus, De spectris. c. 4.
J. de Vries, De Satan in zijn werken ꝛc. S. 500.

In Hekelghem war eine Frau in den Wochen geſtorben. Da ſprach die Nachbarin zu dem Manne, er müſſe der Todten Bett machen laſſen ſechs Wochen lang, damit ſie daſelbſt ruhen könne, wenn ſie ihr Kindlein zu ſäugen käme. Der Mann wollt's nicht glauben, ſprach, es wäre eitel Trug und die Todten blieben todt. In der folgenden Nacht ſchrie das Kindlein in der Nebenkammer, war aber alsbald wieder ſtill, und der Mann hörte eine Stimme, wie ſeiner Frauen Stimme, mit dem Kinde reden. Darob erſchrak er mächtig und lief an die Kammerthür, um durch eine Ritze zuzuſchauen, was da verging. Da ſah er, wie ſeine todte Frau das Knäblein auf dem Schooße hielt und ihm die Bruſt gab, und das Kind war gar zufrieden und ſchaute die Mutter mit klaren Augen an. Als es aber genug geſogen hatte, krähte der Hahn und die Frau nahm es von dem Schooße auf, legte es ſänftlich in das Bettchen und ging durch die Thüre von dannen.

Seitdem hat der Mann ihr jeden Abend das Bett machen laſſen.

327.

Der armen Seele Freude.

Thomas Cantipratenſis S. 512.

Es war ein Mann geſtorben und ins Fegfeuer gekommen, aber durch das Gebet eines frommen Prieſters wieder zum Leben zurückgerufen worden. Der hat ſpäter oft das Folgende erzählt.

Er hatte im Fegfeuer die Seele eines Mannes gefunden, den er im Leben gut gekannt und der nun jämmerlich gepeinigt wurde. Mitten in der Pein aber war der auf einmal jauchzend aufgefahren und hatte gerufen: „Ei lieber Gott und Herr, du haſt mein doch nicht ganz vergeſſen!“ Darob war der andere erſtaunt und fragte: „Wie geſchieht es denn, daß du in ſo gräulichen Schmerzen plötzlich jauchzen kannſt?“ und die Seele antwortete: „Wohl mag ich jauchzen und ſpringen, denn jetzt eben iſt auf Erden ein Knabe geboren, der wird einſt Prieſter werden, und wenn der ſeine erſte Meſſe lieſt, dann bin ich aus meiner Qual erlöſt.“

328.

Die arme Seele im Fegfeuer.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 335.

Es war im Fegfeuer ein arm Seelchen, das rief immer: „Paul, ach du armer Paul!“ und wenn die Engel vom Himmel kamen, die Seelen zu tröſten, ſo gab es keinen Troſt für das Seelchen, ſondern es ſprach auf jedes Troſtwort nur: „Paul, ach du armer Paul!“

Da ward ein Engel einmal neugierig, warum das arme Seelchen immer alſo ſpräche, und fragte es um die Urſache. Antwortete das Seelchen, daß es auf Erden einen lieben Mann rückgelaſſen hätte, der untröſtlich ſein müßte ob ſeinem Tode, und bat den Engel, nur auf ein Viertelſtündlein ſeinen armen Gemahl wiederſehen zu dürfen, damit es ihn bitten könnte, wenigſtens ein Vaterunſer für es zu ſprechen.

Aber der Engel ſagte: „Will dir das wohl erlauben, aber dann mußt du tauſend Jahre länger im Fegfeuer ſitzen.“

„Thut nichts“, ſprach das arme Seelchen, „wenn ich ihn nur wiederſehen kann; will's gern ertragen und wären's noch hunderttauſend Jahr.“

Und der Engel machte die Ketten von dem Seelchen los und es flog auf die Erde; aber ach, da fand es ſeinen Mann in Geſellſchaft von ſchlimmen Mädchen, denen er Küſſe gab auf Küſſe, und das arme Seelchen flog betrübt wieder zurück und wollte wieder ins Fegfeuer. Aber der Engel nahm's und führt's in den Himmel und ſagt: „Haſt mehr gelitten in dem Augenblick, als im Fegfeuer in tauſend Jahren; biſt jetzt für immer erlöſt, aber dein böſer Mann iſt für immer verdammt.“

329.

Die ſpukende Frau.

G. de Vries, De Satan in ſijn weſen ꝛc. II, S. 155.

Im Jahre 1669 trug ſich eine ſeltſame Spukerei in einem vornehmen Dorfe in Frießland zu, gelegen halbwegs zwiſchen den Städten Leeuwarden und Franeker.

In einem adeligen Hauſe daſelbſt ließ ſich dieſer Geiſt zuerſt der Magd merken. Die hieß Aukje Jans. Kam einmal in den Saal, der immer feſt geſchloſſen blieb und von dem ſie mit Sicherheit wußte, daß kein Menſch darin geweſen ſein konnte. Trotzdem gewahrte ſie, daß jemand etwas da verrichtet haben müſſe, denn allen Stuhlkiſſen war eine Höhlung eingedrückt, wie von eines Menſchen Fauſt. Das verurſachte allen im Hauſe große Verwunderung. Kurz nachher bemerkte man in demſelben Saale, daß alle aufrecht ſtehenden Gläſer nebſt dem Porzellan von ihrer Stelle genommen und auf die Erde geworfen worden waren, ohne daß jedoch das mindeſte daran beſchädigt geweſen wäre. Dieß geſchah zu verſchiedenen Malen und nicht nur bei der Nacht, ſondern auch am hellen Tage, und das Geſinde hörte ganz deutlich, wie jemand die Gläſer klingend niederwarf. Wenn man ſchnell die Thür aufmachte, fand man alles auf der Erde liegen, jedoch nichts war je zerbrochen. Endlich wurde man das gewohnt; doch es blieb nicht dabei, denn der Geiſt tobte nun im ganzen Hauſe herum. Oftmals wurde dem einen oder andern, der in die ob jene Kammer ging, die Thüre zugeworfen, ſo daß er eingeſchloſſen ſaß. Das erweckte größern Schrecken. Selbſt die Kellerthüre, welche nie zugemacht wurde und auch nicht leicht zu ſchließen war, wurde mehrmal mit großer Gewalt zugeſchmiſſen, wenn einer kaum in den Keller getreten war. Auch kam noch das hinzu, daß den Leuten, wenn ſie ſchliefen, die Leintücher und Decken vom Leibe gezogen wurden, und das geſchah faſt jede Nacht, ſo daß kein Menſch im Hauſe mit Ruhe ſchlafen konnte. Auch geſchah dieß nicht nur, wenn ſie ſchliefen, ſondern auch, wenn ſie mit offenen Augen da lagen und die Decken und das Leinen feſtzuhalten ſuchten. Die Pferde mußten gleichfalls viel leiden, ſie ſtanden häufig in Schweiß gebadet da und waren unruhig und ſprangen, als ob ſie von jemand geſchlagen worden wären; aber niemals ſah man jemand bei den Thieren.

Da nahm ſich der Hausherr vor, in Geſellſchaft eines andern beherzten Mannes zu verſuchen, ob auch ihm die Decke abgezogen würde, und ſie legten ſich in die Kammer ſchlafen, wo der Geiſt zumeiſt tobte. Als ſie nun die Thüren und Fenſter wohl verſchloſſen hatten und eben ins Bett ſteigen wollten, fühlten ſie, daß jemand an den Decken und Leintüchern zog. Beide hielten ſo feſt, wie ſie konnten, aber es half nichts, und ſie fanden endlich alles zuſammengedreht und in einander gewickelt in einer Ecke der Bettſtelle wieder. Als die beiden einmal auf den Söller gehen wollten, wurde ihnen ein alter lederner Mantelſack, der ſeit Jahr und Tag an eiſernen Kettchen an den Balken gehangen hatte, nach und über den Kopf geworfen.

Nur ein einziges Mal hat ein dicht bei wohnender Hausmann eine in der Gegend des Schloſſes umwandelnde Frau geſehen, welche ganz das Ausſehen einer daſelbſt ſchon ſeit lange Geſtorbenen hatte, und vermuthet man, daß dieſe den Spuk angerichtet hat.

330.

Diebsketten.

C. de Vries, De Satan in ſijn weſen ꝛc. II. S. 349.

Einige Schmiede verſchmiedeten ſpät am Abend noch mehre Glieder einer Kette, in der ein Dieb gehangen worden war. Da klopfte es plötzlich mehre Mal an die Thüre; endlich ſprang ſie auf und der Dieb trat in die Schmiede, wie er leibte und lebte. Er drohte den Schmiedegeſellen, daß er ihnen den Hals umdrehen werde, wofern ſie noch ein Wort ſprächen. Nahm den Hammer und ſchlug damit drei Schläge auf den Ambos. Ging von dannen und verſchwand.

331.

Des Bettlers Groſchen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 361.

Die Bettler in Flandern ſind alleſammt arge Leute und treiben böſe Künſte, darum ſoll man nimmer etwas von ihnen annehmen. Denn ſonſt haben ſie Gewalt über einen und thun einem Leides an mit ihren Künſten.

Ein Knäblein hat einmal einen Groſchen von einem Bettler gekriegt und wollte ſich dafür ein Heiligenbildchen kaufen, aber der Groſchen iſt ihm gefallen und als er ihn aufheben wollte, iſt ein Wagen gekommen und ihm über das Häuptlein gefahren.

332.

Das Marsdiep.

H. Soeterboom, Outheden van Zaanlant, Stavoren, Vronen en Waterlant. Amſterdam 1702. I. S. 28.

Zwiſchen Texel und Helder war ehedem nur ſo viel Waſſer, daß ein hinübergelegter Balken als Brücke diente. Es kam aber einmal ein Krämerlein an die Stelle und fand den Balken nicht. Da nahm der Mann ſeine Marſe und ſtellte die ins Waſſer, um hinüber zu kommen, und die langte gerade zu. Davon nun, daß das Waſſer gerade ſo tief, als die Marſe hoch war, bekam die Stelle den Namen Marsdiep, welchen ſie noch heute trägt.

Andere ſagen, ſie hätte von den alten Marſen ihren Namen, und das könnte auch ſein; doch iſt das Obige noch ſtets Volksſage, und der kann man doch wahrlich nicht alle Glaubwürdigkeit abſprechen.

333.

Edelſtein macht unſichtbar.

Mündlich.

Die edle Gräfin Hildegard, Hausfrau des Grafen Dietrich II. von Holland, ſchenkte dem Kloſter Egmont viele herrliche Sachen. Unter dieſen war auch ein Altar mit einer goldenen Tafel, die mit den koſtbarſten Edelſteinen verziert war, die man nur ſehen konnte. Zu oberſt an dieſer Tafel aber war ein gar ſchöner Stein, und der erleuchtete den Chor bei der Nacht, wie wenn eine Kerze daſelbſt gebrannt hätte. Auch hatte dieſer

Stein die Kraft, denjenigen unſichtbar zu machen, welcher ihn bei ſich trug; darum haben ihn einſt Diebe heimlicherweiſe entwendet und geſtohlen.

334.

Steine auf den Berg getragen.

Bory, Promenades historiques dans le pays de Liége. II. p. 118.

Die Mönche von Bernard-Fagne wollten einſt auf einem benachbarten Berge eine Kirche bauen. Darum ſagten ſie den Pilgern, daß je ſchwerern Stein einer auf den Berg trüge, deſto ſchwererer Sündenlaſt wäre er los. Da haben denn die Leute all Steine getragen, einen größer als den andern, und als ſie ſchon einen ſchönen Theil droben hatten, da gaben die Mönche das Vornehmen auf, und die Steine blieben unbenutzt liegen und liegen heut noch da.

335.

Jüngling trägt glühend Eiſen.

Thomas Cantipratenſis S. 384.

Auf der Gränze des Herzogthums Burgund hat ſich folgende Geſchichte zugetragen.

Ein Jüngling, der von Kindesbeinen an in dem Benedictinerorden war, und deßhalb gar fromm und einfältiglich lebte, ging einſt mit dem Abte des Kloſters auf Reiſe, um ſich zu erholen und zu zerſtreuen. Bei einer Schmiede hielten ſie an und ließen ihre Pferde beſchlagen. Da lag ein glühend Stück Eiſen auf der Erde, und der einfältige Jüngling verwunderte ſich höchlich darob, denn er hatte ſolches nie geſehen, und nahm es in die Hand und beſchaute es von allen Seiten, ohne daß er ſich daran verbrannt hätte. Das däuchte dem Abte und allen Umſtehenden ſehr wunderbar, und er mußte es mehrmals wiederholen und verwundete ſich nicht.

Darnach, als der Abt anderswo beſchäftigt war, trat der Jüngling ins Haus, wo die Schmiedefrau mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße ſaß. Solch ein Kind hatte er auch noch nicht geſehen, und erſtaunte und hatte viele Freude daran und ſpielte gar freundlich damit. Da fragte ihn die Schmiedefrau, ob er auch ſo ein Kind haben wollte, und der Jüngling ſprach: „Gewißlich gerne." Da nahm ihn das Weib mit in ihre Kammer und unterwies ihn zur Unkeuſchheit und raubte ihm alſo ſeine Unſchuld, ohne daß der Jüngling Arg dabei gehabt hätte.

Als dieß geſchehen war, trat er wieder vor das Haus und wollte noch einmal ein glühend Eiſen anfaſſen, aber da verbrannte er ſich jämmerlich und ſchrie auf eine erbärmliche Weiſe. Der Abt kam alsbald herzu und wußte nicht, was er denken ſollte; jedoch erkannte er ſogleich, daß der Jüngling nicht mehr im Beſitze ſeiner frühern Unſchuld ſei. Er führte ihn zurück ins Kloſter und fragte ihn genau über alles aus, und der Jüngling geſtand einfältiglich alles und büßte ſeine Sünde mit vielen Thränen.

336.

Kappen an Sonnenſtrahlen aufgehangen.

Oudheden en Geſtichten van Groningen en Groningerland, mitsgaders van het Land van Drent. Leyden 1724. S. 290.

Zu den Zeiten Wigboldi, des vierten Abtes der Abtei Adewert, blühte die Kloſterzucht dort ſchön empor. Es geht die Sage ſogar, daß alle Mönche daſelbſt in ſo frommer Einfalt lebten, daß ſie häufig ihre Mützen und Kutten an den Strahlen der Sonne aufhingen, nicht beſſer wiſſend, als, es ſeien lange Stangen. Auch war die Mähre von ihrem heiligen Leben weit verbreitet, und mancher ſchwur der Welt ab, um in ihrer Geſellſchaft dem Herrn zu dienen.

337.

Gerettete Unſchuld.

Grammaye Ipretum, in antiquitatibus Flandriae. p. 182.

Der Koch der Gräfin Adela von Flandern (Gemahlin Balduins des Fünften), welcher ſehr an der Fallſucht litt, hatte ſich einſt im Walde zum Schlafe niedergelegt, und fand ſich, als er wieder aufwachte, geſund und geneſen. Darob neugierig, fragte er die Umwohner, wem der Ort geweiht ſei, oder weſſen Namen er trüge, und erfuhr, daß dort Maria die Keuſchheit dreier Jungfrauen wunderbarerweiſe bewahrt habe, wie es denn auch die folgende Geſchichte lehrt.

Vor Zeiten lebten in Warwick zwei fromme Eheleute, Hezo und Ida, die hatten keinen Reichthum noch andere irdiſche Güter, doch dagegen drei ſchöne Töchter, Helwigis, Jutta und Giſelindis. Als dieſe eines Tages, wie ſie immer zu thun pflegten, das Vieh in den Wald auf die Weide trieben, begegneten ihnen drei Förſter, wie ſie, ſchön von Geſtalt, doch nicht eines gleich ſchönen Herzens. Kaum hatten dieſe die Jungfrauen geſehen, als ſie dieſelben bereden wollten, ihnen ihre Gunſt zu ſchenken und zu Willen zu ſein; doch die Mädchen verabſcheuten ein ſolch unzüchtig Begehren und wieſen die Jünglinge alſo ernſtlich zurück, daß dieſe in Wuth geriethen und ſchwuren, ſie zu tödten, wenn ſie ſich ihnen nicht ergeben wollten. Wohl hätten die frommen Mädchen eher den Tod gewünſcht, als den Verluſt ihrer Ehre, doch ſuchten ſie vorher noch ihre Gegner durch Bitten und Thränen zu bewegen, von dem ſündlichen Vorhaben abzuſtehen. Dieſe aber beſtanden darauf, ſo daß den ſchwachen Jungfrauen nichts anderes übrig blieb, als den Himmel um Hülfe und Rettung aus ihrer Noth zu flehen, auf welche feſt vertrauend, ſie die Förſter baten, ihnen vor der Stillung der fleiſchlichen Luſt noch eine kleine Weile zum Gebete zu gönnen. Da wandten ſich nun die hart Bedrängten in heißem Flehen an Maria, auf deren Gnade und Beiſtand ihre letzte Hoffnung ruhte, und ſiehe, ſie hatten nicht vergebens gehofft, denn alsbald öffnete ſich ſänftlich die Erde und die drei Jungfrauen fanden in ihrem Schooße ein ſtilles Grab.

Die Förſter, ſtarrend ob des Wunders, gingen zur Stelle in ſich und wandten ſich reuig auf den Weg des Heiles. Sie tauſchten ihr weltlich Kleid mit dem Ordensgewande und ſtarben eines frommen Todes.

Die Gräfin Adela ließ, als ſie die Kunde von dieſem Wunder vernahm, nach den Körpern der alſo wunderbar Geretteten graben, und man fand ſie noch in derſelben Stellung, in welcher ſie in der Erde verſchwunden waren, worauf ſie in einen köſtlichen Sarg gelegt und in einer zur Ehre der hülfreichen Jungfrau geweihten Kirche feierlich beigeſetzt wurden.

Am Hackendoverer Thore in Thienen iſt eine Kapelle (sacellum leprosorum), in welcher auch drei Jungfrauen begraben ſein ſollen.

338.

Die drei Schweſtern.

Mündlich.

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommen Schweſtern begraben ſind. Vor den Gräbern quillen drei klare Brünnlein, und dazu wallfahrtet das Chriſtenvolk gar häufig, und beſonders, um für die Frauen Heilung vom weißen Fluſſe zu erlangen.

Um aber zu wiſſen, ob eine Frau davon geneſen oder mit der Zeit daran ſterben wird, nimmt man eine [illegible] ihr und legt dieſelbe auf das Waſſer. Sinkt [illegible], ſo iſt keine Geſundheit zu hoffen, ſchwimmt ſie [illegible], ſo iſt das Uebel heilbar.

Jedoch muß man fleißig dabei beten und ein Opfer bringen, welches beſtehet aus einer erbettelten Nadel, einem erbettelten Faden Garn und etwas Korn.

339.

Poralée.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II. p. 96.

Ein Ritter von Montjardin hatte einen Jäger, der Peter hieß, und der hatte durch ſeine brave Aufführung das Vertrauen ſeiner Herrſchaft in hohem Grade gewonnen. Um dem treuen Diener einen Beweis ihrer Liebe zu geben, ſchenkte ſie ihm eines Tages alles Land, welches er von Mitternacht bis zum Aufgange der Sonne umlaufen könnte. Der Jäger nahm das an, und er muß gewiß ein tüchtiger Läufer geweſen ſein, denn er hatte am folgenden Morgen noch vor dem Ende des ihm geſtellten Zieles viertauſend Hufen Landes gewonnen.

Auf dem Sterbebette ſchenkte er dieß Land der Gemeinde von Aywaille, mit der Bedingung jedoch, nie dahin ein Haus zu bauen, und in der Kirche Gott für die Ruhe ſeiner Seele zu bitten. Dieſe Strecke behielt aber von der Weiſe, auf welche ſie gewonnen worden, den Namen Poralée (Pour-aller).

Zum Danke bauten die Bewohner der Gemeinde eine eigene (jetzt zerſtörte) Kapelle auf dem Kirchhofe von Dieupart zum Andenken Peters des Jägers. Auf ſeinem Grabe in derſelben las man ehedem:

Ici gist Engelbrandus le juste clameur et amateur de la vertus.

340.

Die Kapelle auf der Sarthe bei Huy.

Mündlich.

Als Peter, der fromme Einſiedler, von ſeiner Reiſe ins heilige Land zurückgekehrt, in ganz Europa das Kreuz gepredigt hatte, kam er auch nach Huy, in deſſen Nähe er ehedem in einer Höhle ſtets gelebt und gebetet hatte. Auf ſeinen Ruf erhoben ſich jetzt auch die ihn hoch ehrenden Huyenſer und ließen ſich mit dem Kreuze zeichnen, um, an der Spitze die Ritter und Herren der Umgegend, nicht zurückzubleiben bei dem heiligen Werke. Vor ihrer Abreiſe aber gingen ſie alleſammt noch einmal zu der Bergkapelle, welche der heiligen Mutter geweiht, gar freundlich von der Sarthe in das Städtchen hineinſchaut, und gelobten dort nach heißem Gebete, alle Fahnen und Siegeszeichen, welche ſie erbeuten würden, am Altare aufzuhängen, wenn der Ausgang ihres Zuges, von Marien geſegnet, ein glücklicher ſein ſollte.

Und ihr frommes Vertrauen fand milde Aufnahme bei der Mutter des Herrn: ſie allein ſchlugen ein großes

Heer der Ungläubigen und nahmen denſelben viele Fahnen, Roßſchweiſe, Bogen und Pfeile, welches alles ſie bei der Rückkehr aus Paläſtina mit ſich trugen und in der Kapelle auf der Sarthe dankend aufhingen.

Dieſe Sachen ſind all noch daſelbſt zu ſchauen und umgeben noch heutzutage das Bild der heiligen Mutter.

341.

Muttergottesbild blutet.

De Chronyck van Holland van den Klerk ꝛc. S. 296.
Delrio, Disquis. mag. p. 613.
Oude Divisie-Chronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 128.

In Hennegau lebte ein Jüngling und der war ein Jude und begehrte herzlich, Chriſt zu werden, worauf Graf Wilhelm von Hennegau ihn aus der Taufe hob und bei ſich am Hofe behielt. Zu einer Zeit kam dieſer Jüngling in das Kloſter Cameronk, wo er an der Wand ein ſchönes Bild unſerer lieben Frauen, köſtlich und künſtlich conterfeyet hängen ſah. Dieſes ſtach der vermaledeite, heuchleriſche Chriſt mit ſeinem Schwerte in die rothen, blühenden Wangen und floh dann ſchnell von dannen, denn zur Stunde rieſelte aus der friſchen Wunde roſenfarbenes Blut, von dem ſehr viele Kranke geheilt wurden.

Nachdem dieß aber von dem falſchen Chriſten geſchehen war, offenbarte ſich die reine Magd Maria in der Nacht einem alten Schmiede und ermahnte denſelben, hinzugehen und einen Kampf gegen dieſen Sünder anzunehmen, damit alſo die Schande gerächt werde, welche ihrem Bilde widerfahren ſei. Und der Schmied that alſo und überwand in ehrlichem Kampfe den treubrüchigen Juden, obwohl dieſer ein ſtarker Jüngling und er ein alterſchwacher Mann war; und als der Jude überwunden war, hat man ihn an den Galgen gehangen zwiſchen zwei Hunde, welche ihn biſſen.

342.

Onze lieve Vrouwe van Sterreborne.

Mündlich.

Vor vielen hundert Jahren gingen einmal zwei Gräfinnen aus Löwen und wollten nach Tirlemont, aber ſie verirrten ſich auf dem Wege im Walde, der zu jener Zeit dieſe Gegend noch bedeckte. An einer Stelle, welche jetzt Crommen Herink heißt, wurden ſie von argem Durſte überfallen, doch wußten ſie nicht, ob und wo weit und breit ein Haus zu finden geweſen wäre. Da wandten ſie ſich im Gebete an die heilige Mutter Maria und flehten dieſe an, ihnen in ihrer äußerſten Noth zu Hülfe zu kommen. Kaum aber hatten ſie dieſe Bitte vollendet, da zeigte ſich ihnen im Dunkel der Wolkennacht, welche den Himmel bedeckte, ein Stern, der heller leuchtete, wie irgend ein anderer, den ſie je geſehen, und dieſer wies ſie nach einer Stelle im Walde hin. Sie folgten dem Schimmer und fanden eine klare, helle Quelle, an der ſie ſich labten und den Morgen erwarteten.

Als ſie nach Hauſe zurückgekommen waren, ſandten ſie Arbeiter zu dem Brünnlein und ließen zur Seite deſſelben eine Kapelle zu Ehren der Mutter Jeſu bauen. Dieſe beſteht noch heute und trägt den Namen: „Zu unſerer lieben Frau von Sternbrunn.“

343.

Die Muttergottes von Hall bei Brüſſel.

Mündlich.

Bei einem Einfalle in Belgien wütheten die Franzoſen auf eine ſchreckliche Art und verſchonten ſelbſt kein Kloſter und keine Kirche. Alſo zogen einſt einige Haufen auf die Kapelle der heiligen Mutter in Hall los, und als ſie die Thüre nicht erſtürmen konnten, feuerten ſie all ihre Kugeln durch die Fenſter auf das wunderthätige Bild ab. Der Küſter betrat ſorgenſchweren Herzens am Abende die Kirche, fand jedoch das Bild zu ſeinem Erſtaunen ohne eine Spur von Verletzung. Da wollte denn der fromme Mann genauer ſich überzeugen, ob das koſtbare Gewand Maria's nicht hier und da Schaden genommen, und er erkletterte den Altar. Doch keine Falte des Kleides war verrückt, aber alle Kugeln, welche die Feinde in die Kirche geſchoſſen, lagen in dem Schooße der heiligen Mutter.

Wie viel dieſer Kugeln eigentlich ſind, das hat man nie beſtimmen können, denn wie oft man ſie auch zählte, immer fand man eine andere Zahl.

344.

Maria als Pförtnerin.

Mündlich von einer alten Kloſtergeiſtlichen.

In unſerer Abtei (Parc des Dames bei Löwen) hatten wir auf dem Chor für die Diener ein Muttergottesbild, von dem die Schweſtern eine ſehr merkwürdige Geſchichte erzählten. Es gab ſolcher Geſchichten viele bei uns, aber dieſe iſt die ſchönſte von allen.

Vor langer, langer Zeit lebte in unſerm Kloſter eine Schweſter Pförtnerin, welche Beatrix hieß und bei ſehr hoher Frömmigkeit beſonders der heiligen Mutter Maria mit Innigkeit anhing. Trotzdem aber hatte ſie, nachdem ſie viele Jahre ihre Reinheit unbefleckt bewahrt, ſich endlich von einem Kloſterbedienten verführen laſſen. Als ſie aber einmal die böſe Fleiſchesluſt geſchmeckt, da glaubte ſie, ihr fürder nicht mehr widerſtehen zu können. Sie trat darum eines Tages zu dem beſagten Bilde und hing dieſem ihre Kleider nebſt den Schlüſſeln des Thores an, indem ſie ſprach: „Ich finde, o heilige Jungfrau Maria, daß ich dir nicht mehr als eine reine Magd dienen kann, nimm deßhalb meine Kleider und die Schlüſſel zurück, welche mir anvertraut worden ſind, denn die Luſt des Fleiſches iſt ſtärker als ich, und ſie überwältigt mich.“ Nach dieſen Worten entfloh ſie mit dem Diener aus dem Kloſter. Ihr Verführer verließ ſie aber bald, und da ſie nicht wußte, wovon ſie fortan leben ſollte, ergab ſie ſich der ſchändlichſten Unzucht und verdiente damit ihren Lebensunterhalt.

Fünfzehn ganzer Jahre hatte ſie alſo ſich herumgetrieben, als ſie eines Tages neugierig ward, zu wiſſen, was man im Kloſter wohl über ihr Verſchwinden geurtheilt haben möge. Sie ging darum zum Kloſter und fragte eine der Geiſtlichen, welche ſie gerade ſah, ob man nicht wiſſe, wo die Schweſter Beatrix ſei und was aus derſelben geworden. Die Schweſter aber entgegnete, daß dieſelbe nie das Kloſter verlaſſen habe und durch ihr heiliges Leben allen andern noch jetzt vorleuchte.

In tiefem Staunen und Nachdenken entfernte ſich die Gefallene. Da erſchien ihr die heilige Mutter Maria im Traume und ſprach: „Beatrix, vor Zeiten meine liebe Tochter, komm wieder in dein Kloſter zurück; keine von den Schweſtern weiß, was du biſt und was du gethan.

Lege deßhalb dein ſündiges Leben ab und thue deine Pflicht, wie früher.“ Reuevoll ging Beatrix in das Kloſter und zuerſt zu dem Altare, und ſiehe, ihre Kleider hingen ſammt den Schlüſſeln an dem Bilde der Muttergottes, welche während fünfzehn Jahren für ſie die Dienſte einer Pförtnerin verrichtet hatte. Sie legte das Habit unter heißen Thränen von neuem an und kam ihren Pflichten wieder treulich nach, und keine der Schweſtern ahnte auch nur das mindeſte von ihrem vergangenen Leben. Nach ihrem Tode erſt hat der Beichtvater des Kloſters den andern erzählt, daß ſie es ihm in der Beichte anvertraut habe. Seitdem war die Muttergottes auf dem Dienerchor dem Convente ein theurer Edelſtein, und nachher haben ſich noch viele Wunder durch ſie ereignet.

345.

Marienbild geht Prozeſſion.

Mündlich.
Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Hackendover bei Tirlemont iſt ein wunderthätiges Muttergottesbild. Dieſes wird jährlich in feierlicher Prozeſſion herumgeführt, gefolgt von den Landleuten zu Pferde, die bei jedem Anhalten des Zuges ihre Büchſen abfeuern. An der Kirche angekommen, machen ſie auf den Pferden in großem Zirkel und im ſchnellſten Trabe dreimal die Runde um dieſelbe, und ſchonen dabei weder Saat noch Ernte. Dieß thut jedoch den Aeckern keinen Schaden, im Gegentheil, je mehr ſie mit der darauf ſtehenden Frucht zertreten ſind, deſto reichlicher fällt die Ernte aus. Ein Bauer, welcher ſich eines Tages widerſetzte und das Herumtraben auf ſeinem

Felde nicht zugeben wollte, fand ſogar alle Aehren leer und kein Gran Korn darin.

Einmal aber geſchah es, daß ſehr ſchlechtes Wetter an dem Tage war, wo die Prozeſſion umziehen ſollte, und darum unterließ man dieſelbe. Da iſt aber die heilige Mutter von ihrem Altare heruntergeſtiegen und allein die Prozeſſion gegangen, ſo daß man ſie am andern Morgen bis an die Kniee mit Koth beſchmutzt auf ihrer gewöhnlichen Stelle wiederfand.

346.

Die Muylen-Kapelle.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zur Zeit, als die Türken in Flandern waren, lebte im Dorfe Teralphene bei Aloſt ein mächtiger Rittersmann. Eines Tages rückten die böſen Heiden in die Gegend, wo dieſer Ritter wohnte, und ſie waren in ſo großer Zahl, daß es nicht zu ſagen iſt. Darum verſammelte der Ritter all ſeine Soldaten und gab jedem, was ihm zum Kampfe nöthig war, und ſagte ihnen, ſie ſollten nicht bange ſein vor den Türken, denn das ſeien nur Heiden und ſie ſeien Chriſten, die durch Jeſu theures Blut von der Gewalt des Satans und all der Anhänger deſſelben erkauft und erlöſet wären. Und als er ſo ſprach, rückten die Türken heran, und deren Heer war ſo groß, daß es gewiß zehn Stunden weit und breit bedeckte. Doch der Ritter hatte keine Angſt, aber er faltete ſeine Hände zuſammen und ſchlug ſeine Augen zum Himmel und betete alſo: „Heilige Muttergottes, hilf uns mit deinem ſüßen, lieben Söhnlein, dem Kinde Jeſu, daß wir dieſe argen Heiden beſiegen mögen.“

Und als er kaum das Gebet geſprochen hatte, da erſchien die Mutter Jeſu Chriſti am Himmel und ritt auf einem Maulthiere und gab den Soldaten ein Zeichen, daß ſie angreifen ſollten, und der Ritter, der das auch ſah, rief ihnen zu: „Haut ein, ihr lieben Soldaten und Geſellen, die Muttergottes hilft uns, und wenn wir Victorie haben, wollen wir ihr dafür auch eine Kirche bauen.“ Und da ſchlugen die Soldaten hart auf die Heiden los, bis dieſelben fortliefen. Der Ritter aber hat zum Danke eine Kapelle bauen laſſen und die Muylen-Kapelle genannt, weil er Mariam auf einem Maulthier geſehen. Jetzt liegt das Kirchlein in Ruinen und nur eine hohe Mauer ſteht noch feſt, und die kann auch keine Gewalt, und ſelbſt kein Pulver und keine Kanonen, umwerfen.

347.

Robert-Mont.

Mémoires pour servir à l'histoire monastique du pays de Liége par Stéphany, in denen die Legende mit der Ueberſchrift: Ci apres senuiet kimon li abie di Robiemont a kimincî enst ke ly avons et wardons di nos enceste et ly avons trové en des vieil papi tot kirompou et deschirez. ined. Bovy I, p. 130.

Im Jahre 1082 nach Chriſti Geburt verſammelten ſich die Nonnen von Robert-Mont, um zu berathſchlagen, wohin ſie ihre Kirche bauen wollten. Als ſie nicht einig werden konnten, nahm die Aebtiſſin Ermede Deprez ihr Schlüſſelbund und warf dieß in die Luft, indem ſie ſprach: „Gott möge dich führen! Wohin du fallen wirſt, dahin baue ich den Hochaltar unſerer Kirche.“

Aber die Schlüſſel flogen und flogen immer weiter und nach einem alten Thurme zu, der der Räuberthurm hieß, und an deſſen Fuße fanden ſie die Nonnen nach langem Suchen und begannen dort ihre Kirche zu bauen. Als man noch mit dem Graben der Fundamente beſchäftigt war, bemerkte der Bauherr, daß man kein Waſſer habe. Es gab wohl eine Quelle in der Gegend, aber die lag zu weit entfernt und war darum unbenutzbar.

Die Aebtiſſin mit den Nonnen begannen darum im Walde nach einer andern zu ſuchen, wurden jedoch bald durch ein Ungethüm erſchreckt und liefen davon. Die Maurer, kühner als die frommen Frauen, gingen zu der Stelle, wo die Nonnen das Ungethüm geſehen hatten, und fanden eine große Wölfin, die an einer reich ſprudelnden Quelle trank.

So war kein Waſſermangel mehr, und darum konnte der Bau raſch gefördert werden, und nicht lange nachher zog die Aebtiſſin mit ihren Gefährtinnen in ihr neues Kloſter ein.

348.

Der Bauern Kirchbau.

Occa Scharlensis. Leeuwarden 1597. Fol. 33a.
Vgl. Grimm 349.

Anno zwölfhundert fünf und ſiebenzig begann ein Theil Hausleute auf Nylandt bei Bolswert eine Kirche zu bauen, wie man denn ſolches zu thun zu jener Zeit in Frieſiland ſehr eifrig war. Doch trug ſich dabei ein wunderbar Ding zu, denn alles, was die Bauern im Tage bauten, das wurde bei der Nacht wiederum abgebrochen, und dieß geſchah zu dreien Malen. Da die Leute dieß als eine Schickung Gottes anſahen, ſo ſpannten ſie am vierten Abende ein Joch Ochſen vor eine Schlitte, auf welche ſie etwas Erde und Steine legten, und ſprachen dann: „Geht nun in Gottes Namen;

wo ihr morgen gefunden werdet, dahin wollen wir unſer Kirchlein bauen.“

Als man am folgenden Tage ſich aufmachte, die Ochſen zu ſuchen, fand man ſie an einer gar moorigen und ſeichten Stelle, und ſie hatten jeglicher ein brennend Wachslicht auf ihrem Haupte. Die Bauern aber begannen alsbald, die Stelle zu höhen, und bauten dort die Kirche, welche ſie nur mit vieler Mühe und Arbeit vollendeten.

349.

Dieupart.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II, p. 95.

An dem linken Ufer der Ambleve liegen auf einem hohen Berge die Trümmer des Schloſſes Montjardin. In dem Schloſſe wohnte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, der aber dabei eines gar unzüchtigen Charakters war und ſeine Begierden nicht zu bezwingen wußte. Dieſer hatte einmal in einem benachbarten Kloſter eine ſchöne Jungfrau geſchaut, die Amalberge hieß, und ſich von dem Augenblicke auch zugeſchworen, in ihren Beſitz zu kommen.

Er zog alſo mit einigen Knechten zu dem Kloſter hin, erſtürmte das Thor, riß die Jungfrau heraus aus den heiligen Mauern und führte ſie auf ſein Schloß. Aber alle Bitten um ihre Liebe blieben unerhört, darum wollte er mit Gewalt nehmen, was ihm freiwillig nicht werden konnte. Amalberge ſah voraus, daß ſie dem Angriffe ihres Räubers erliegen würde, und ſandte, da ſie anders keine Rettung aus ſeinen Händen wußte, ein glühend Gebet an Maria, zog dann ein kleines Bild der Muttergottes aus dem Buſen und hielt dieß dem

Ritter entgegen. Dieſer ſtutzte einen Augenblick, zog aber gleich darauf ſein Schwert und ſchlug auf das Bild; doch kaum war der Schlag geſchehen, als das Schloß mit ſchrecklichem Getümmel zuſammenſtürzte und Räuber und Geraubte unter ſeinen gewaltigen Maſſen begrub.

Hundert Jahre nachher fanden zwei Hirten, welche in den Trümmern umherſuchten, das Bild Mariens. Jeder wollte es haben; da ſie ſich nicht einigen konnten, wählten ſie den Pfarrer als Schiedsrichter. Der aber ſagte ihnen, das Bild ſei keines von ihnen, ſondern Gottestheil (Dieupart), und die Hirten überließen es ihm. Bald nachher baute der fromme Geiſtliche an dem Orte, wo ſie ihm das Bild gebracht hatten, eine Kapelle aus den Trümmern des Schloſſes, und dieſe behielt den Namen Gottestheil und iſt jetzt die Pfarrkirche des gleichnamigen Dorfes, welches ſich langſam um ſie bildete.

350.

Mattheken.

Vita Sanctae Beggae aut. J. de Ryckel. Lovan. 1631.
Van Duyse, Vaderlandsche Poëzy.
Bilderzettel aus Gent.
F. Blieck im Kunst- en Letter-Blad.

In dem Beginenhofe zu Gent lebte vor vieler Zeit ein ſchönes, frommes Nönnlein, die dem Herrn in der Einfalt ihres Herzens getreulich diente. Obgleich ſie keiner ihrer Mitſchweſtern das mindeſte Leid zufügte, mußte ſie doch von deren Neid viel leiden, und die argen Jungfrauen ließen keine Gelegenheit vorübergehen, dem armen Mattheken ihren Haß tief fühlen zu laſſen.

Am Vorabende des Aſchermittwochs waren die Schweſtern einmal alle verſammelt und erluſtigten ſich im Saale der Aebtiſſin mit friſchen Waffeln; nur Mattheken hatte man nicht geladen, nur ſie ſollte kein Theil an dem leckern Faſtnachtsgebäcke haben. Das that ihr ſehr wehe, und ſie konnte es nicht mehr auf ihrer Zelle aushalten, ſo untröſtlich war ſie ob der Hintanſetzung. Sie ging darum zur Kirche, ſtürzte unter hellen Thränen vor dem Bilde des Heilandes nieder und ſchluchzte und ſeufzte und ſprach: „O mein lieber Herr Jeſu, mein Herzfreund und mein Liebſter, wirſt du es denn ewig leiden, daß man deine Braut alſo ſchmähet und mißachtet? Bei dir finden alle Hülfe und Beiſtand, willſt du mir allein denn nicht helfen?“

Wie ſie aber ſo betete, da belebte ſich plötzlich Jeſu Auge und das ſtarre Bild wurde wie von friſchem Leben durchglüht, und öffnete den Mund und ſprach: „Meine liebe Braut, ich kann es nicht länger anſchauen, daß du verkannt ſeieſt, denn ich habe dich dafür gar zu gern; aber ich wollte deine Treue prüfen, und darum ließ ich dich leiden. Gehe jetzt zu der Aebtiſſin und ſage ihr, daß ich dich ſende und daß du auch ein Plätzlein in dem Kreiſe der Schweſtern haben müſſeſt.“

Obwohl Mattheken herzlich erſchrak ob dieſer Anrede, fühlte ſie ſich doch zugleich von innigem Vertrauen durchdrungen, und ſie antwortete alſo: „Aber, mein Gott und Herr, wie ſoll ich dieß ſagen können, ohne daß man mich der Lüge zeihe?“ Darauf entgegnete ihr Jeſus: „Dann ſprich dieſe Worte zu ihr: „Frau Aebtiſſin, ich bin der Lüge nimmer hold geweſen, und ſo wahr, wie ihr heute weder an Brevier noch an Roſenkranz gedacht, ſo wahr, wie die Morgenſonne euer für morgen beſtimmtes Wollenhemd aufgetrennt auf eurem Bette fand, ſo wahr, wie meine Mutter daſſelbe zugenähet und es mit einem rothen Seidenbändchen verziert hat, ſo wahr iſt es, was ich euch ſage.“

Die Jungfrau dankte dem Herrn für ſeine Liebe und eilte alsdann zum Saale der Aebtiſſin, um dieſer den göttlichen Willen kund zu thun. Kaum aber hatte ſie das letzte Wort geſprochen, als die unfromme Frau in lautes Gelächter ausbrach und die Schweſtern ihre alten Spöttereien begannen. Doch da erhob ſich Matthekens Stimme, und ſie bewahrheitete ihren Ausſpruch nach dem Worte Jeſu, und erblaſſend ſchwiegen alle. Das Geſpötte hatte nun ein Ende und wandelte ſich in tiefe Demuth, eine jede ſuchte dem frommen Mattheken ſich dienſtlich zu beweiſen, und die Aebtiſſin ließ ſie gar neben ſich ſitzen. Doch hatte die Jungfrau nicht Ruhe im Saale und ſie eilte alsbald wieder zur Kirche zurück.

Noch ſaßen die Nonnen alle ſtumm ob des wunderbaren Vorfalles, als plötzlich alle Glocken der Kirche anfingen von ſelber zu läuten, und liebliche Geſänge vom Altare her bis in den Saal drangen. Von tiefem Schauer durchſchüttert, eilten die Schweſtern alle nach der Kirche, und da ſaß denn Mattheken mit fromm gefalteten Händen auf ihren bloßen Knieen vor dem Chriſtusbilde, umfloſſen von himmliſchem Scheine, doch kalt, eine Leiche.

Das Kreuz, ſo wie auch ihr Bildniß ſind noch heute im Beginenhofe zu Gent zu ſchauen.

351.

Der braune Chriſtus in Löwen.

Piot, Histoire de Louvain, Louv. 1839.
Mündlich von A. G. B. Schayes.

In der Petrikirche zu Löwen befindet ſich ein wunderthätiges Crucifix von brauner Farbe, an welchem das gleichfalls braune Chriſtusbild nebſt den Füßen nur mit einer Hand feſtgenagelt iſt.

Dieſes alles war ehedem ſchneeweiß und erhielt ſeine nunmehrige Farbe dadurch, daß die Magiſtrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritte den Dienſteid vor ihm leiſten mußten, ſo viele Meineide unter ſeiner Anrufung ſchwuren. Darum hat die Sitte auch aufgehört und ſind dieſe Eidesleiſtungen ſpäter verlegt worden.

Wie jetzt noch, ſo hingen ſtets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Dankſagung für empfangene Hülfe verehrten, an dem Bilde. Von dieſen Schätzen verlockt, hatten einſt Diebe ſich in die Kirche geſchlichen, um das Kreuzbild dieſer Zierden zu berauben. Kaum aber ſtreckte der kühnſte unter ihnen die Hand darnach aus, als er ſich bei den Haaren feſtgehalten fühlte. Er ſtrengte ſich aufs äußerſte an, um loszukommen, ſeine Gefährten halfen ihm gleichfalls, aber nichts wollte helfen, und der Küſter fand am andern Morgen beim Aufſchließen der Kirche den Dieb noch an derſelben Stelle, und, was das wunderbarſte war, von dem Chriſtusbilde, welches eine Hand vom Kreuze gelöſt hatte, feſtgehalten. Das zeigte der Küſter ſchnell dem Pfarrer an, und der Pfarrer rief den Konſtabler, und alſo griffen ſie den Dieb.

Seit der Zeit mehrten ſich die Opfergaben an dem Bilde noch, und führte man es jahrjährlich in feierlicher Prozeſſion umher.

352.

Das Chriſtusbild zu Tancremont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II, p. 53.

Dieſes Bild, welches jetzt auf dem Altare einer hübſchen Kapelle von den Gläubigen verehrt wird, ſtand ehedem einſam am Ende einer Haide, wo man es nur beſuchte, wenn etwa eine große Dürre die Gegend heimſuchte.

Eines Jahres wollte auch kein Regen kommen, wie ſehr man auch den Himmel darum bat und flehte. Da holten endlich die Einwohner von Theux das Bild in großem Pompe und trugen es in eine Kirche, und kaum war es dort, als Ströme Waſſers niederfielen. Das dauerte ſechs Wochen lang und wurde ſo arg, daß eine Ueberſchwemmung in Bälde vorauszuſehen war. Da gedachten die Einwohner des Bildes und trugen es in aller Eile wieder nach Tancremont, und zur ſelben Stunde hörte der Regen auf.

In Tancremont hat es dann lange unbeachtet auf einem Speicher gelegen, bis man endlich ſich ſeiner wieder erinnerte und es in einer neuen Kapelle zur Verehrung ausſtellte.

353.

Wunderbare Haare.

Delrio, Disquis. mag. p. 224.

Zu Damme bei Brügge war ehedem ein großes hölzernes Chriſtusbild, welches einen natürlichen Bart und natürliche Haare auf dem Haupte trug. Dieſe Haare mit dem Barte wurden jedes Jahr weggeſchnitten und wuchſen innerhalb Jahresfriſt wieder zu großer Länge.

354.

Die Abtei Sankt Andreas bei Brügge.

Mündlich.

Der Graf von Flandern Robert der Jüngere wurde auf dem Zuge nach Jeruſalem in der Gegend von Antiochien von einer Menge Türken umringt. Als er ſah, daß alle menſchliche Hülfe vergeblich ſei und nicht zur Gegenwehr ausreiche, that er ein Gelübde, wenn er nach Flandern rückkehren würde, dem heiligen Andreas eine Kirche zu bauen, griff dann mit friſchem Muthe die Feinde an und zerſtreute ſie. Dieß Gelübde erfüllte ſeine Gattin Clementia und ſtiftete die Kirche eine Viertelſtunde von Brügge.

355.

Wie der Graf Gangulf einen Brunnen in Welſchland kaufte und ihn in der Grafſchaft Burgund fließen ließ.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 37.

Als der Graf Gangulf aus Languedoc, woſelbſt er gegen die Sarazenen und Vandalen gekämpft hatte, wieder heim fuhr, kam er in Welſchland auf ein großes Feld, wo ein ſchöner Brunnen von klarem Waſſer ſprang. Kaum hatte er ſich an demſelben niedergelaſſen, da lief der Eigenthümer des Landes und Brunnens mit zornmüthigem Sinne herbei und warf dem Ritter vor, daß er mit den Knechten und Pferden ihm großen Schaden thue und das Gras zertrete. Darauf antwortete Gangulf und ſprach mit ſanften Worten alſo: „Mein lieber Herr und Freund, ereifert euch nicht, daß ich hier ſitze, denn ſo ihr es begehret, will ich euch dieſen Quell abkaufen." Als der Mann dieſe Rede hörte, war er in ſeinem Herzen vergnügt und willigte ein und verkaufte den Quell um einige Pfennige; er meinte, das Waſſer werde doch nicht ermangeln in dem Brunnen zu fließen.

Aber Gott, der ein Kenner aller Herzen iſt, ſtrafte den reichen Mann für ſeine Habſucht und erhob doch den einfältigen Sinn des Ritters. Als nämlich Gangulf nach Hauſe kam und ſein böſes Weib ihn mit vielen Läſterworten über den närriſchen Kauf empfing, da ging er ſtillen Mundes draußen in den Hof und ſtieß ſeinen Stab in die Erde, und durch die Gnade Gottes, der mit den Schlichten wandelt, ſprang alsbald ein Brunnen daſelbſt in ſolcher Menge von Waſſer, wie er ihn in Welſchland gekauft hatte. Dort verſiegte er aber ganz.

356.

Gommari Schutz.

Van der vrebert van Doctar. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Biblioth. des antiquités de la Belgique. T. I. p. 72.

Nachdem die Hunnen in Cöln die heilige Urſula mit ihren Gefährtinnen gemartert hatten, zogen ſie den Rhein hinab und verwüſteten alles, wohin ſie kamen. Alſo gelangten ſie eines Tages auch bis Lier, wo ein Nonnenkloſter bei der Kirche des heiligen Gommarus gelegen war; jetzt iſt es gen Norden gebaut, wo man die Kapelle ſieht. Dort war der Körper des heiligen Gommarus begraben, aber es wußte es kein Menſch in der Welt, ausgenommen die Aebtiſſin und die Priorin des Kloſters. Als die Hunnen kamen, wollten ſie die Nonnen ſchänden und alsdann mit Martern tödten; aber kaum hatten ſie Hand an dieſelben gelegt, als ſie plötzlich mit grauſamen Schmerzen geſtraft wurden. Diejenigen von den Barbaren, welche das Wunder ſchauten, erſchraken darob alſo, daß ihnen, als ſie von großem Schrecken getrieben, ihre Nothdurft verrichten wollten, all ihre Eingeweide aus dem Leibe weggingen. Alſo wurden ſie geſtraft und getödtet durch die Fürbitte des heiligen Gommarus. Gleich darauf aber läuteten alle

Glocken der Stadt auf wunderbare Weiſe, ohne daß ein Menſch an ſie rührte. Zum Andenken daran läutet man noch alle Jahre am Donnerſtag vor Andreas, wo das Feſt des heiligen Gommarus gefeiert wird, von fünf Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends.

357.

Sankt Bertulph.

Mündlich.

Sankt Bertulph lag ehedem in einem koſtbaren Sarge in der Abtei Sankt Peter zu Gent. Er pflegte jedes Mal darin zu klopfen, wenn es Krieg oder ſchlechte Zeiten gab, um alſo die Genter zu warnen und zur Buße für ihre Sünden anzutreiben, in Folge deren ſolche Schickſale über das Land kamen.

358.

Ritter Riddert.

G. a Ryckel, Hist. Sanctae Gertrudis. p. 125.

Bei Maeſeyck liegt ein altes Schloß, welches Berkhof heißet. Da hat vor Zeiten ein Ritter gewohnt, welcher Riddert genannt war, und der beſaß ſolche Reichthümer, wie anders kein Menſch in der Welt. Keiner konnte dieß begreifen, doch weiſe Leute ſprachen, daß er ſeine Seele dem Teufel verſchrieben habe auf ſieben Jahre.

Eines Tages lud Ritter Riddert all ſeine Verwandten und Bekannten zu einem Gaſtmahle ein, welches alſo köſtlich zubereitet war, und wo der Wein ſo reich floß, daß die Gäſte den Wirth verwundert fragten, was für ein abſonderliches Feſt denn heut gefeiert würde. Da aber bekannte Riddert, daß an eben dem Tage ſeine

Verſchreibung mit dem Teufel abgelaufen ſei und er zu der Linde auf den Sand kommen müſſe, wo Satan ſein warte. Darob erſchraken alle Gäſte und ſuchten ihn von dem Wege abzuhalten; doch der Ritter ſprach, er habe dem Teufel ſein ritterlich Ehrenwort gegeben und das müſſe er halten. Da die Gäſte nun erkannten, daß ihn nichts von ſeinem Entſchluſſe abzubringen vermöge, baten ſie ihn, wenigſtens noch einen Becher auf Sankt Geertruminne oder Sankt Jans Geleit vor dem Abreiten mit ihnen zu trinken. Das that der Ritter auch und zog alsdann weg.

Kaum hatte er das Dorf Heppener hinter ſich, als er den Lindenbaum in der Ferne ſah, und unter demſelben Satan mit der Verſchreibung in der Hand. Als er aber näher kam, begann der Teufel zu heulen und zu klagen, und als der Ritter ihn fragte, warum er das thue, da ſprach der Böſe: „Es ſitzet eine himmliſche Jungfrau auf deinem Roſſe hinter dir, und weicht die nicht, dann kann ich dir nichts anhaben.“ Verwundert ſchaute Ribbert ſich um und ſah, daß es die heilige Gertrud war.

Getroffen davon ging der Ritter in ſich und ſtürzte der Heiligen unter bittern Reuethränen zu Füßen und gelobte ihr, ſich fürder dem Dienſte Gottes zu weihen, und als er das gethan, da warf ihm der Teufel die Verſchreibung zerriſſen vor die Füße. Ribbert hat nachdem noch lange gelebt, und als er endlich ſtarb, wurde er auf dem Kirchhofe hinter dem Chor begraben.

Der Lindenbaum hat noch lange Jahrhunderte nachher da geſtanden. Auch wiſſen alte Leute ſich noch einer Schilderei zu erinnern, die ehedem in der Kirche hing und auf welcher der Vorfall am Lindenbaume künſtlich gemalt war.

359.

Sankt Gertruden-Minne.

Willem van Hildegaersbergh (1356) in Clignetts Bydragen.
De Reiffenberg, Nouvelles archives historiques. 1827.

Sankt Gertrudis hatte ſich von der Welt zurückgezogen, um in einem Kloſter ihr Leben dem Dienſte Gottes zu widmen. Ein Ritter aber, der ſie ſchon vorher geliebt, ſetzte ſeine Bewerbungen um ſie nichts deſto weniger fort und wich nicht aus der Nähe des Kloſters, wie oft auch Gertrud erklärte, ihrem Entſchluſſe ewig treu bleiben zu wollen. Als er alle Bemühungen vergebens ſah, rief er den Teufel um Beiſtand an und verſchrieb demſelben ſeine Seele nach ſieben Jahren, wofür Satan verſprach, ihm zu ſeinem Ziele zu helfen. Aber die ſieben Jahre verſtrichen, und des Böſen Hülfe hatte nichts gefruchtet; dennoch wollte er des Ritters Seele haben, und dieſer mußte ſich in ſein Schickſal ergeben.

Da erſchien Sankt Johann Gertruden im Traume und kündigte ihr an, in welcher Gefahr ſich der Ritter befinde, und Gertrud, welche unterdeß Aebtin des Kloſters geworden war, ſammelte nach ihrem Erwachen alsbald ihre Nonnen um ſich und trat mit dieſen vor das Kloſterthor, wo der Teufel eben mit dem Ritter vorbeifuhr. Sie ging auf den Ritter zu und bot ihm einen Becher Weines und ermahnte ihn, dieſen zu leeren auf den Schutz Sancti Johannis, und der Ritter folgte ihr, und als er den letzten Tropfen kaum eingeſchlürft, da flog unter gräulichem Geheul des böſen Feindes die Verſchreibung zerriſſen zu ſeinen Füßen.

Darum malt man Sankt Gertrud, den Hirtenſtab mit einer Hand haltend und mit der andern einen Becher, und daher ſchreibt ſich auch die Sitte, zu trinken auf Sinte Geerteminne.

360.

Sankt Martins Fuß.

Mar. de Depas.
Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liége. II, p. 233.

Martin, ein Sohn des Grafen von Namur, der ſiebente Biſchof von Tongern (um 250), kam einſt nach langer Reiſe durch Gallien, wo er den Heiden das Chriſtenthum gepredigt hatte, wieder in ſeine Diöceſe zurück. Als er aber in dem Dorfe Horion, deſſen Bewohner noch an ihren Göttern feſthielten, um ein Nachtlager bat, trieben die ihn mit Hohn und Spott, weg und der heilige Biſchof mußte die Nacht auf einem Felſen zubringen. Der harte Stein aber erweichte unter ihm, gleich einem linden Pfühle, und trägt bis heute noch die Spuren der Füße Sankt Martins. Die Stelle bekam davon den Namen Pas-Saint-Martin.

361.

Bonifacii Mörder.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 205.
Delrio, Disquis. mag. p. 158.

Den Tod des heiligen Bonifaz rächte Gott bis zu Kindeskindern hin an den Familien der Mörder dieſes frommen Mannes. Noch heutzutage gibt es viele Leute in Frieſland, welche am Hinterhaupte dicke greiſe Haare haben, die einem Thierſchwanze nicht unähnlich ſehen. Dieſe Leute ſtammen von den Mördern ab.

362.

Das Brot des heiligen Bonifaz.

Ders.
Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 293.

Einmal kam Sankt Bonifaz hungrig und müde an ein Haus, wo eine Frau ihm entgegentrat. Dieſe bat er, ihm ein Stücklein Brotes zu geben; aber die Frau ſagte, ſie habe keins, und als der heilige Mann inſtändiger flehte, ſprach ſie, wenn ſie Brot im Hauſe habe, ſo möge es zu Stein werden. Und Gott ſtrafte ſie ob des freveln Schwures, und all ihr Brot, deſſen ſie viel hatte, wurde zu Steinen, welche noch heute in den Archiven der Kirche von Dockum verwahret und den Gläubigen gezeigt werden.

363.

Brot in Stein verwandelt.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 126.
Vgl. auch die Chronyck van Hollant van den Klerk ꝛc. S. 265.

Im Jahre unſeres Herrn 1316 war binnen der Stadt Leyden in Holland eine Frau, welche großen Hunger litt, und dieſe kam zu ihrer Schweſter und begehrte ein wenig Brot von ihr. Aber die Schweſter ſagte, ſie hätte ſelbſt kein ganzes Brot im Hauſe, worauf die andere ſprach: „Meine herzallerliebſte Schweſter, ich weiß ſicherlich, daß ihr Brot in eurem Hauſe habet.“ Dieſe aber ſchloß ihre barmherzigen Hände und antwortete: „Wenn irgend Brot in meinem Hauſe iſt, ſo mag Gott geben, daß es zu Stein werde.“

Und durch die Verhängniß Gottes iſt es geſchehen, wie ſie geſprochen, und alles Brot in ihrem Hauſe in harte Steine verwandelt worden, deren einer noch liegt zu Leyden in Sankt Peters Kirche in einem Käſtchen an der Nordſeite, wo ihn jedermann noch heutzutage ſehen mag.

364.

Korn im Ueberfluß.

Nach Kemps, Leven der heeren van Arkel ende Jaar-Beſchrijving der Stad Gorinchem. Gorinchem 1656. S. 62.
Die Diviſie-Chronycke van Holland ꝛc. Delft 1585. Fol. 126.

Um das Jahr 1316 lebte in Gorichem am kurzen Deiche ein Mann, der war geheißen Geroncus und hatte übermäßigen Reichthum. Er betrieb das Geſchäft eines Kornhändlers und verkaufte Weizen, Roggen, Gerſte und andere Früchte. Bei einer Hungersnoth, welche um dieſe Zeit in Holland war, verſchloß er ſeine Speicher, welche voll lagen von Frucht aller Art, und gab ſelbſt den Armen nichts, welche ihn an der Thüre um ein Stück Brot anſchrieen; denn er wollte warten, bis die Theurung aufs Höchſte geſtiegen wäre, um alsdann ſeine Waare zu recht tüchtigen Preiſen zu verkaufen.

In derſelben Stadt lebte auch bei der Fiſchbrücke an der nördlichen Ecke der Burgſtraße eine gottesfürchtige Witwe, Eliſabeth Henriks, welche dabei ſehr milde gegen die Armen war. Dieſe gab ſtets mit fröhlichem Herzen das Korn von ihrem Söller, wenn ein Dürftiger ſie darum bat, und dachte wenig daran, was eines Tages aus ihr ſelbſt werden ſollte.

Als dieſe Frau eines Tages mit ihrem Geſinde bei der Mahlzeit ſaß, kam ein armes Weib mit vielen Kindern weinend und klagend vor ihre Thüre und flehte jämmerlich um ein Stücklein Brot, indem ſie ſeit zwölf Uhr Mittags des vergangenen Tages nichts zu eſſen gehabt habe. Die Witwe trug großes Mitleiden mit der

Frau und den Kindlein und hieß ſie eintreten und ihnen Speiſe geben, ſo viel ſie mochten. Darauf befahl ſie dem Dienſtmädchen, auch noch einen Scheffel Korn von dem Speicher zu holen und den Leuten zu geben, damit ſie nicht vor Hunger umkämen. Das Mädchen aber murrte und ſprach: „Wir haben nicht mehr wie drei Scheffel Korn in unſerm Hauſe, und iſt dieſes verzehrt, wovon ſollen wir dann leben?“ Doch die Witwe entgegnete ſanften Sinnes: „Gehe in dem Namen des Herrn und thue, wie ich dir geheißen, Gott wird uns ſchon helfen.“ Und das Mägdlein ging die Stiege herauf zu dem Söller, aber in ihrem Herzen ſchimpfte ſie noch immer gegen die armen Leute. Als ſie an den Speicher kam und die Thüre öffnen wollte, vermochte ſie dieß nicht, und als ſie neugierig ſchaute, was wohl die Urſache davon ſein möchte, da ſiehe, lag der ganze Boden ſo hoch voll Korn, daß es ihr entgegenſtrömte.

Da lief ſie mit großer Freude zu ihrer Herrin und ſchrie laut: „Kommt alle ſchnell auf den Speicher, damit ihr ſehet, welch ein großes Wunder der Herr gethan.“ Und die Witwe kam, die auserkorne Freundin Gottes, und die andern mit, und alle dankten dem Himmel für ſeine Barmherzigkeit. Nun theilte die fromme Frau noch mehr milde Gaben aus und ließ in der ganzen Stadt verkünden, daß alle Armen zu ihrem Hauſe kommen und ſich Korn holen ſollten, und jeglicher empfing deſſen, ſo viel er bedurfte. In Gorichom aber war darob große Freude und viel Gebet des Dankes gegen Gott.

In demſelben Jahre wuchs gleichfalls das Korn im Ueberfluſſe, ſo daß man einen Scheffel um fünf groot Tournois kaufen konnte, während man vorher fünf Schilling Tournois dafür bezahlte. Der reiche Geroncus war nunmehr wohl gezwungen, ſeine Speicher zu öffnen, aber ſein Korn gab einen alſo gräulichen Geruch von ſich, daß weder Menſchen noch Thiere davon genießen mochten und er in einer Nacht ſeinen ganzen Vorrath in das Waſſer ſchütten mußte.

365.

Wie man in Flandern zu ſingen weiß.

L. St. Gerlanders: Hiſtoriſche Wandelingen door Vlaendren. Den Vlaming. 1860. Nr. 126.

Ein Paſtor von Strypen ſang an einem Sonntage in der dortigen Pfarrkirche die Meſſe. Zu Ende derſelben, als er das Benedicamus Domino anhub, that er aber ſeiner Stimme dermaßen Gewalt an, daß zwei hölzerne Engel oben vom Altare herunterplumpſten und den Hals brachen.

In gleicher Weiſe hat ein Pfarrer von Elverdinghen durch ein Miserere nobis einen Gott Vater, der oben am Kirchengewölbe hing, herunter geſungen.

Auch lieſt man in den Jahrbüchern der Abtei Afflighem, daß der letzte Buſchmeiſter einmal ein Gloria in excelsis Deo ſo kräftig anſtimmte, daß vier der größten und ſchwerſten Candelaber mit den Leuchtern vom Altare ſtürzten.

366.

Feuer gehorcht.

Thomas Cantipratensis, Bonum universale de apibus. Duaci 1627. p. 292.

In dem Kloſter Afflighem war ein Mönch, der hatte während ſechzehn ganzer Jahre keine Sylbe geſprochen. Nun geſchah es aber, daß ein großer Brand in dem Kloſter ausbrach, und da betete der Mönch ein kurzes, ſtilles Gebet und ſprach dann zu der Flamme: „Hier ſollſt du zur Stunde ſtehen bleiben.“ Und da iſt die Flamme im Augenblick erloſchen und hat nicht weiter um ſich greifen können.

367.

Die heilige Geiſtkammer in Brügge.

Sanderi Flandria illustrata I.
Kreß Nederoſters.

In der Stadt Brügge in Flandern beſtand ehedem eine rhetoriſche Kammer, welche ihren Namen und Wahlſpruch von einem wunderbaren Vorfalle hergenommen hatte.

Es waren nämlich einſt dreizehn Männer, deren Namen noch zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts auf einer Tafel im Speiſeſaale der Geſellſchaft verzeichnet ſtanden, am weißen Donnerſtage in dem Hauſe eines gewiſſen Jan van Hulſt verſammelt und unterhielten ſich während eines Mahles mit frommen Geſprächen, als mit einem Male eine ſchneeweiße Taube in das Zimmer flog und ein Zettelchen mit goldenen Rändern auf den Tiſch fallen ließ. Auf dem Brieſchen aber ſtand das ſchlichte Sprüchlein: „Myn werk is bemellyk.“

Dieſe Worte nahm die rhetoriſche Kammer als Wahlſpruch an, und zum Andenken an die Begebenheit, welcher ſie dieſelben verdankte, feierte ſie jahrjährlich am Donnerſtage vor Oſtern in jenem Hauſe ein Feſt, wobei ein Gedicht auf das Leiden Jeſu vorgeleſen und den Mitgliedern des Vereines geſüßter Wein gereicht wurde.

368.

Ein Wunder im Theater.

Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 100.
Prudenz van Duyſe im Kunſt- en Letter-Blad. 1841. S. 60.

Die rhetoriſche Kammer der Roſiers von Dendermonde hatte ſich nach Brüſſel zu einem poetiſchen Wettſtreite begeben und ſpielte dort „Elias Flucht und Himmelfahrt“. Als man bis zu dem Punkte gekommen war, wo ein Rabe dem heiligen Manne in ſeinem Hunger ein Brötchen bringt, und ein zu dem Zwecke gemachter Rabe ſchon auf dem Wege war, flog ein lebender Rabe aus der Umgegend herbei, riß dem lebloſen das Brot aus dem Schnabel und flog ſo nahe an Elias heran, daß dieſer das Brötchen nehmen konnte. Bald darauf, als Elias im feurigen Wagen gegen Himmel fahren wollte, ſchoß plötzlich ein Feuerſtern aus dem Himmel nieder und leuchtete ſo hell, daß man aus einem nahen Keller kaum zum Theater blicken konnte.

369.

Das durchſtochene Ohr.

Hemricourt, Miroir des nobles de Hesbaye, ed. Jalheau. Liége 1791, p. 78.

Der größte Theil der von der Familie Warfuſee haben ein Ohr ſo wohl durchſtochen, daß eine Nadel hindurchdringen könnte, ohne es zu verletzen. Dieß iſt ein Zeichen, welches ſie tragen von dem Ritter Raes mit dem Barte, welcher auch ein alſo durchſtochenes Ohr hatte. Das haben wir von den Alten als eine Familienſage vernommen.

370.

Die Katze von Beverſluys.

P. J. Renier, De Kat van Beverſluys. Legende. Kortrijk.
Gütige Mittheilung des Herrn Prud. van Duyſe.

In der Liebfrauenkirche der goldenen Welt (Brügge) ſieht man noch heutzutage eine ſehr koſtbare Monſtranz, welche den Namen trägt: die Katze von Beverſluys. Dieſen Namen, ſo wie ihren Urſprung, verdankt ſie folgender wahrhaftigen Begebenheit.

Einer edeln Dame des Geſchlechtes van Beverſluys Mann war geſtorben, und ſie war die einzige Erbin all ſeiner Reichthümer und Koſtbarkeiten. Unter den letztern befand ſich beſonders eine große Kiſte mit Juwelen von unſchätzbarem Werthe, welche als Erbſtücke aus uralten Zeiten her in der Familie bewahrt worden waren. So oft die arme Witwe die Kiſte anſah oder aufſchloß, gedachte ſie mit vielen Thränen an ihren verſtorbenen Eheherrn, aber ſie ſchmückte ſich nicht mehr mit dem köſtlichen Schmucke, denn das hätte ſie nicht vermocht.

Eines Winterabends ſaß ſie einſam am warmen Heerde und hielt ihre Katze auf dem Schooße und ſpielte und ſprach mit derſelben, als wäre es ein vernünftiger Menſch geweſen; die Katze war ja auch ihr einziger Troſt. Da fielen plötzlich ihre Blicke auf die Juwelenkiſte, und ſie trat hinzu und nahm einen reichen Diamantenſchmuck daraus und zierte damit zum Zeitvertreib die Katze. Als ſie damit fertig war, nahm ſie das liebe Thier von dem Schooße und hielt es vor den Spiegel, damit es ſich darin beſchauen könnte. Doch hatte die Katze ſich nicht ſobald in dem Glaſe erblickt, als ſie von der Witwe Armen ſprang und ins Zimmer flüchtete. Da hatte man ſie nun gar bald wieder gefangen, aber da ſchrie ſie und biß und kratzte dermaßen, daß man ſie wieder laufen laſſen mußte, und ſprang endlich zum Fenſter hinaus.

Die Witwe hatte darob große Trauer, denn die Katze war ihr ſo werth, wie der Schatz, und ſie bot reichen Lohn dem, der ihr beides wiederbringen werde; aber es verging ein Tag und ein anderer und ein dritter, und weder die Katze noch der Schmuck wurde wiedergefunden, obgleich man in ganz Brügge alle Straßen und Häuſer durchſucht hatte. Da gelobte endlich die Witwe, den ganzen Schatz, welchen die Katze trug, unſerer lieben Frauen zu ſchenken, wenn dieſe ihr das Thier wiederſenden wolle. Und ſiehe, kaum hatte ſie das Gelübde gethan, als die Katze plötzlich ſich einfand. Deß war die Witwe gar froh und trug alsbald den Schmuck zur Liebfrauenkirche, und da hat man aus demſelben die koſtbare Monſtranz gemacht, welche zum Andenken an die wunderbare Begebenheit noch heute den Namen führt: die Katze von Beverſluys.

371.

Der Ochſe des Abtes Wilhelm.

Thomas Cantipratenſis S. 266.

Der fromme Abt Wilhelm von Villers war gar gütig gegen die Armen. Nun geſchah es, daß die Brüder in Her, welches eine Curie des Kloſters Villers war, einen Ochſen von großer Schönheit, Kraft und Fettigkeit beſaßen, und nach deſſen Fleiſch hatte ein armes ſchwangeres Weib ein unendlich Gelüſten, ſo daß ſie Tag und Nacht weinte und dadurch faſt in Lebensgefahr kam. Man gab ihr Fleiſch von den ſchönſten Ochſen, welche in der Gegend waren, aber das half alles nichts, ſie hätte gerne von dem Ochſen des Kloſters ein Stücklein gehabt.

In der Zeit kam der Abt Wilhelm einmal zum Beſuche auf die Curie, und da erzählten ihm die Brüder von dem Weibe, und der Abt ſprach alsbald: „Ei, ſo tödtet den Ochſen, denn es iſt beſſer, der ſterbe, als ein Menſch; aber thuet das heimlicherweiſe.“ Da thaten die Brüder nach des Abtes Willen und tödteten den Ochſen und zertheilten ihn; den Theil aber, welchen das Weib gewünſcht hatte, ſchickte der Abt ihr alſobald zu, und als ſie den genoſſen, da war ſie geneſen.

Am andern Morgen wollte der Bruder, welcher den Ochſen geſchlachtet, auf dem Felde nachſehen, was die Arbeiter machten, und ſiehe, da ging der ſchöne Ochſe im Pfluge, wie vorhin. Erſtaunt eilte der Bruder zurück und trat in das Zimmer, wo er das Fleiſch hingetragen hatte, doch das Fleiſch war verſchwunden, und mit ihm die Haut und ſelbſt die kleinſte Spur von Blut, worüber alle ſich ſehr verwunderten.

Der fromme Abt Wilhelm gebot ihnen, daß ſie keinem etwas von dem Wunder künden ſollten. Dieß iſt auch lange alſo gehalten, doch endlich das Ganze offenbar geworden.

372.

Des Hirten Uhr.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. [illegible]

Vor vielen hundert Jahren hat einmal ein König die Stadt Cameryk in Flandern belagert. Er konnte aber nichts gegen ſie ausrichten, denn die Muttergottes mit den lieben Englein fingen alle Steine und Pfeile auf, welche er gegen die Stadt abſandte, und warfen ſie ihm wieder zurück. Darüber erbitterte der König ſehr und fluchte ganz grimmig gegen die Muttergottes.

und zwar ſo ſehr, daß dieſe ihn dafür mit Blindheit ſtrafte.

Da ging er nun in ſich und verſprach, nachdem er die Belagerung ganz aufgehoben, daß er der Kirche unſerer lieben Frauen von der Gnade in Gamerok eine goldene Krone ſchenken wolle, worin ſein Pferd ſich gemächlich rund herum drehen könne, wenn er nur ſein Geſicht wieder erhielte. Die Muttergottes erhörte ihn auch und gab ihm ſein Augenlicht zurück, und er that öffentlich in der Kirche Buße, eine gelbe Kerze in der Hand.

Froh über dieſe Gnade, verſprach der König der Kirche noch ein Geſchenk, und das ſollte eben ſo ſelten ſein, wie das erſte koſtbar war.

Als er dieß Gelübde kaum gethan, da trat aus der Menge ein junger Hirte von Rom hervor und der ſprach: „Herr König, das will ich machen; gebt mir tauſend Goldthaler und vierzehn Jahr Zeit, ſo will ich euch eine Uhr fertigen, die eins von den ſieben Wundern der Welt werden ſoll; das ſchwör ich euch bei meiner Seele.“

Alſogleich wurden dem Hirten tauſend Goldthaler ausgezahlt, und er begann ſein Werk und arbeitete Tag und Nacht vierzehn ganzer Jahre, bis die Uhr fertig war. Dann trat er vor den Biſchof und ſprach zu dem: „Herr Biſchof, jetzt gehe ich wieder in mein Land und zu meiner armen Mutter, die ich in vierzehn Jahren nicht geſehen. Die tauſend Goldſtück habe ich in meinem Stock verborgen, und wenn mich der liebe Schutzengel behütet, ſoll die arme Frau dann noch einmal ein recht gut Leben haben.“

Der Biſchof aber war ein böſer Mann, und der dachte, wenn der Hirte fortgeht, dann kann der leicht eine Uhr machen, die noch ſchöner iſt, wie die unſere, und dann kommen nicht ſo viel Pilger mehr nach Gamerok, wie jetzt kommen werden. Er ſuchte alſo den Hirten durch Verſprechungen aller Art zurückzuhalten, aber der Hirte wollte von nichts hören und entgegnete immer: „Das alles kann mir meine alte Mutter nicht erſetzen.“

Da ſagte der Biſchof, er wolle ihm die Mutter holen laſſen; aber auch das wollte der Hirte nicht, denn er war bang, die alte Frau hätte die Reiſe nicht ertragen, und wollte durchaus nach Rom.

Nun ſann der Biſchof einen böſen Anſchlag aus und ließ den Hirten durch böſe Buben überfallen, als er aus der Stadt wollte; aber der Jüngling wehrte ſich tapfer und ſie konnten ihm nur ſeinen Stock nehmen.

„Nun bin ich wieder arm“, ſprach er da, „aber ich habe noch Augen und Hände und kann mir wohl noch einmal tauſend Goldſtücke gewinnen.“

Als man dem Biſchof die Worte hinterbrachte, wurde er wüthend, ließ den Hirten greifen und ihm die Augen ausbrennen und die Finger abſchneiden.

Da konnte der arme Menſch nun nichts mehr thun, als betteln, und iſt in Armuth in Camerok geſtorben und hat weder Rom noch ſeine Mutter je wiedergeſehen

373.

Elſter ſpricht aus des Diebes Bauch.

Thomas Cantipratenſis S. 117.

Der Bruder Johannes, ein frommer Dominikanerherr in Flandern, hatte in dem Hauſe ſeines Wirthes eine Elſter, und die liebte er ſehr und freute ſich öfters mit ihr, weil ſie ſo artig ſprechen konnte. Ein Knecht des Wirthes bekam aber Gelüſten nach dem Vogel und tödtete und verzehrte ihn heimlich. Wie nun der Bruder Johannes ſeine Elſter nicht ſah, da rief er: „Elſterchen, wo biſt du denn?" und alsbald ſprach die Elſter aus des Knechtes Bauch heraus: „Hier bin ich; hier bin ich." Darob waren alle Leute ſehr verwundert und viele ſind zu dem Hauſe gekommen, um die Elſter in des Diebes Bauch plaudern zu hören, welches viele Tage lang gedauert hat.

374.

Des Treuloſen Strafe.

Thomas Cantipratenſis S. 345.

Es war ein Ehemann des Nachts heimlich von ſeiner Frauen Seite geſchlüpft, um mit einer andern zu buhlen. Als er aber wiederkehrte und beim hellen Mondſchein den Kopf durchs Fenſter ſeiner Schlafkammer ſteckte, da ſchrie ſeine Frau entſetzlich, und als darauf die Dienſtleute herbeieilten, um zu ſehen, ob ein Unglück geſchehen ſei, da ſchrieen die gleichermaßen aufs ärgſte, gleichwie wenn ſie eines Teufels Antlitz geſchaut hätten. Da merkte der Mann wohl, daß es mit ſeinem Geſichte nicht ganz ſeine Richtigkeit habe, und da es inzwiſchen Morgen geworden war und der Tag anbrach, wollte er zur Kirche gehen, um dort ſeine Sünde zu beichten. So trat er nun auf die Straße, wo eben die Ochſen und Kühe zur Weide getrieben wurden; doch kaum erblickte ihn das unvernünftige Vieh, als es nach ſeiner Art muhend unter einander lief und flüchtete. Daſſelbe thaten die Hirten und alle andern Leute, denen er begegnete.

Wie der Mann nun an die Kirche kam, da ſaß der Prieſter an der Thüre und betete die Tagzeiten, aber auch dieſer floh, ſobald er ihn nur von ferne geſehen, in die Kirche und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Da warf ſich der Unglückliche vor die Thüre auf die Kniee nieder und rief jämmerlich: „Ach, heiliger Vater, erbarmt euch doch eines armen Sünders! Ich bin ſicherlich nicht, was ich ſcheine.“

Als er nun ſo weinte und ſchrie und ſeine Sünde bekannte, da ſiehe, ſank die Fratze von ſeinem Geſichte und er ſah wieder aus, wie ehedem, und hat ſein Leben lang mit keiner andern Frau mehr gebuhlt.

375.

Die Säule der heiligen Gudula und das Manneken-Pis in Brüſſel.

Almanach voor Blygeeſtigen.

Als vor tauſend und noch mehr Jahren Brüſſel noch ein kleines Dorf war, wohnte daſelbſt ein Edelherr, der alles beſaß, was er nur wünſchen konnte. Doch nagte bei aller Freude, die er hatte, immer ein tiefer Kummer an ſeinem Herzen; er hatte nämlich keine Kinder mit ſeiner Gemahlin, und wie oft und heiß die beiden Gatten auch darum zu Gott flehten, all ihr Bitten blieb unerhört.

Da geſchah es, daß der heilige Biſchof Vindicianus auf einer Reiſe, welche er durch ſein Biſthum machte, bei dem Edelherrn einkehrte, und als er ſeiner Wirthe Traurigkeit ſchaute, ſich um die Urſache derſelben erkundigte. Unter vielen bittern Thränen klagten ihm die beiden ihr Leid und empfahlen ſich ſeinem Gebete. Das gefiel Gott dem Herrn und er erhörte die Bitte des frommen Biſchofes, und nach neun Monaten genas die Edelfrau eines wunderſchönen Söhnleins.

Inzwiſchen war Sankt Vindician geſtorben, und darum trug der Vater das Kind zu der heiligen Jungfrau Gudula, um es von dieſer ſegnen und auf ihrem

Schloſſe taufen zu laſſen. Die fromme Dienerin Gottes wohnte nämlich auf der Burg von Hamme und ſtrahlte dort in all den Tugenden, welche ihre Tante, die heilige Gertrudis, ihr ſeit zarteſter Kindheit in Nivelle ins Herz gepflanzt hatte. Wie Gudula's Seele, ſo war auch ihr Körper von bezaubernder Schönheit, und deßhalb faßte der Edelherr, als er ſie kaum geſehen, die glühendſte Liebe zu ihr, ſo daß er meinte, nicht mehr ohne ſie leben zu können. Eine Zeit lang unterdrückte er zwar dieſe Gefühle, aber endlich war es ihm nicht mehr möglich; eines Tages, wo er wußte, daß Gudula allein auf ihrem Schloſſe war, eilte er zu ihr, um ihr ſeine Liebe zu bekennen.

Entrüſtet wies ihn Sancta Gudula zurück, aber da flehte er noch dringender, und als er ſah, daß er mit ſchmeichelnden Worten nichts auszurichten vermochte, da wollte er ſie mit Gewalt zu ſeinem Willen zwingen. Unter heißem Gebete zu Gott flüchtete Gudula und lehnte ſich wider eine Säule, feſt entſchloſſen, alles zur Vertheidigung ihrer Unſchuld aufzubieten. Und ſiehe, der Himmel kam ihr wunderbar zu Hülfe, die Säule nahm ſie auf und ſchloß ſich wieder über ihr. Starrend ſtand der Edelherr und wußte nicht, was zu beginnen, da hörte er die Jungfrau aus der Säule drohend rufen: „Deine Vermeſſenheit ſoll ſich rächen an deinem Sohne.“

Das Knäblein, welches die Edelfrau geboren, wurde älter und älter, jedoch nicht größer, und mit ſieben Jahren maß es noch keine zwei Fuß, und als es fünfzehn Jahre zählte, da war es eben drei Fuß lang. Trotzdem konnte konnte man keinen böſern Buben finden, und jeden Tag klagten die Bauersleute neu über ihn. Als er keine Luſt mehr hatte, die zu quälen, da ging er eines Morgens in den Wald, wo ein alter, ehrwürdiger Einſiedel wohnte. Wie er nun nicht wußte, auf welche Weiſe er den frommen Greis ärgern ſollte, da ſtellte er ſich vor die Thüre der Klauſe und pißte dieſelbe naß von oben bis unten. Noch hatte er den Schelmſtreich nicht ganz geendet, als die Zelle ſich öffnete, der Klausner den Kopf hinaus ſtreckte und ruhig ſprach: „Piß nur, Freundchen, piß nur; ſollſt noch lange hier piſſen", und als er das geſagt hatte, machte er die Thüre wieder zu. Der Knabe aber blieb unbeweglich ſtehen und pißte fort Tag und Nacht.

Der Edelherr inzwiſchen vermißte ſein Söhnlein und ſchickte nach allen Seiten Boten aus, um es zu ſuchen. Acht ganzer Tage ſuchte man überall, aber alles war vergebens. Darum zog der bekümmerte Vater ſelbſt aus und beſchloß, zu dem Eremiten zu gehen und dieſen um Hülfe durch Gebet und heilige Meſſe zu flehen. Doch da fand er den Knaben an der Klauſe regungslos, wie verſteinert, und wie er ihn auch rütteln und ſchütteln mochte, mit wie heißen Thränen er ihn auch benetzte, der Kleine blieb ſtarr. Zu gleicher Zeit knarrte die Thüre der Siedelei und der Greis trat heraus. Mit gerungenen Händen ſtürzte ihm der Edelherr zu Füßen und beſchwur ihn um aller Heiligen des Himmels willen, das Knäblein von dieſem Fluche zu löſen; doch der Alte ſchüttelte verneinend das Haupt und ſprach: „Kann dir nicht helfen; haſt's an Sancta Gudula verdient; dein Söhnlein pißt und wird piſſen ewiglich; will dir jedoch einen guten Rath geben: bau ihm ein Häuschen, darin er vor Sturm und Wetter geſichert iſt, und ergieb dich in Gottes Willen."

Als der Edelherr nun hörte, daß keine Hoffnung zur Rettung ſeines Sohnes wäre, that er nach des Einſiedels Rathe und baute für den Knaben ein kleines Häuschen und gegenüber ein großes Haus für ſich ſelbſt, damit er ſeinen armen Sohn immer vor Augen habe

Das Knäblein piſſet nach des Klausners Weiſſagung noch heute fort und ſtehet auf der Ecke der Ofenſtraße in Brüſſel, wo jedermann es ſchauen kann.

376.

Manneken-Pis in Brüſſel.

Mündlich.

Als die Kreuzritter aus Paläſtina zurückkehrten, zog ihnen die Geiſtlichkeit in großen Prozeſſionen entgegen, um ſie aufs feierlichſte zu empfangen. Vorne an in dem Zuge ging aber ein junges Prinzchen, welches Gottfriedchen hieß, und ſein Hofmeiſter ging neben ihm. Da geſchah es, daß das Kind einmal piſſen wollte, und darum führte es der Hofmeiſter in eine Ecke, damit es dort ſein Geſchäftchen machen könne. Als es jedoch einmal begonnen, konnte es nicht wieder aufhören zu piſſen und pißte fort, bis die ganze Prozeſſion vorüber war, was im Ganzen eine gute Stunde dauerte.

Dieß war augenſcheinlich eine Strafe Gottes für die arge Sünde, in Gegenwart einer alſo heiligen Verſammlung gepißt zu haben, und zur Buße errichteten die Eltern des Prinzchens auf derſelben Stelle, wo das Wunder ſich zugetragen, das jetzt noch beſtehende Standbild.

377.

Manneken-Pis.

Mündlich.

Vor langer, langer Zeit hatte einmal ein reicher Bürger von Brüſſel ſein Söhnlein verloren und fand es nach langem Suchen piſſend auf der Ecke der Dienſtraße, worauf er zum Danke gegen Gott das jetzt noch zu ſchauende Bild errichtete.

378.

Manneken-Pis.

Mündlich.
Chroniques des rues de Bruxelles. 2 ed. p. 40.

Die Stadt Brüſſel war einmal hart belagert, und das war im dreizehnten Jahrhundert, und da hatten die Feinde an einer Ecke Feuer an die Stadt gelegt, damit ſie dieſelbe ganz verbrännten. Die Lunte ſah aber ein kleiner Junge, und der machte ſich ein Späßchen daraus, drauf zu piſſen und dieſelbe alſo auszulöſchen. Als das bekannt wurde, ließ die Stadt zum Denkmal an dieſe Rettung die Statue des kleinen Männchens errichten, welches heute noch pißt.

379.

Der lange Wapper zu Antwerpen.

Aus dem Munde alter Leute ſchriftlich mitgetheilt von Herrn Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen.

Mein Vater ſeliger, wie auch meine alte Tante haben mir in meiner Jugend tauſend Male von dem langen Wapper geſprochen und von den mannichfachen Streichen, welche dieß wunderliche Geſpenſt den Bürgern der guten Stadt Antwerpen ſpielte.

Bösartig waren dieſe Streiche nicht immer; ſie beſtanden meiſt in Narretheien und Spötteleien, aber da lag immer doch etwas zum Grunde, was ſo ganz richtig nicht war und worüber man wohl ſchlimme Gedanken bekommen mochte. Das iſt einmal ausgemachte Sache, er führte manchen mit ſich weg, und wohin, das weiß unſer lieber Herrgott. Wer er eigentlich war, das kann ich euch nicht ſagen, und kein Menſch wußte etwas davon. Es ſchien, als fürchtete man, ihm etwas Uebles nachzuſagen, und wer konnte auch wiſſen, ob er nicht horchte? So lang er in der Stadt hauſte, hörte man auch ſeinen Namen kaum nennen; nur erſt, als man ihn nicht mehr ſpürte, wagte man, einander ſeine Gedanken über ihn mitzutheilen. Meine Schulmeiſterin, die eine Quiſel war, ſprach uns oft darüber und ſagte uns, es wäre ein Geiſt aus der andern Welt; aber es gibt andere Leute genug, die glauben, daß es ein oder der andere reiche Mann aus der Stadt war, der mit dem Teufel einen Bund geſchloſſen hatte. Später hörte ich, daß viele adelige und hohe Bürgershäuſer auch in Verbindung mit ihm ſtänden und von ſeiner Familie wären, und ſomit wohl Urſache hatten, die Wahrheit geheim zu halten.

In alten Zeiten lag die Wapperkrui, die nun überwölbt iſt, noch offen, und die Stelle, welche heutzutage Wappersbrücke heißet, war noch eine wahrhafte und wirkliche Brücke. Da nun war es, wo der lange Wapper ſich meiſt aufhielt, und davon leiten auch die beiden Namen ihren Urſprung her. Gewöhnlich kam er unter der Brücke her zuerſt zum Vorſchein, ſchritt mit ſeinen langen Beinen aus dem Waſſer auf den Wall, ſchrumpfte dort huſch ganz klein zuſammen und erſchien dann in der Geſtalt eines Straßenjungen. Dann miſchte er ſich unter die andern Jungen, und niemand erkannte ihn jemals, denn ſtets ſah er aus wie einer von ihnen, der gerade nicht da war. In den Stunden zwiſchen Licht und Dunkel geſchah dieß zumeiſt, denn dann kamen die Jungen aus der Schule oder vom Eſſen und ſpielten. Eins von ihren Lieblingsſpielen aber war Hütchen ſchupp; da gab nämlich einer von ihnen, auf den zufällig das Loos fiel, ſeinen Hut her, und den ſchuppten die andern mit den Füßen ſo lange hin und wieder, bis der, dem er gehörte, ihn glücklicherweiſe einholen und packen konnte. Das ging nun alles gut, bis die Reihe an den langen Wapper kam, daß der auch ſeinen Hut geben mußte. Aber dann, wehe dem, der dem Hut den erſten Schupp verſetzte! Er ſtieß ſeinen Holleblock (Holzſchuh) in Stücke und die Zehen ſich entzwei, denn der vermeinte Hut war ein ſchwerer eiſerner Topf. Und dabei mußte er noch das laute Hahaha! des ſpottluſtigen Geiſtes hören, den nun alle ſuchten und keiner fand.

Wenn die Jungen mit dem Reifen ſpielten, machte er es auf ähnliche Weiſe. Jeder wetteiferte, um ſeinen Reifen denen der andern vorzuſchnellen, alle liefen, was ſie laufen konnten; der lange Wapper aber überſchritt ſie alle mit ſeinen langen Beinen, machte ſich vor dem Haufen plötzlich wieder klein und rannte dann vor ihnen her, bis der eine oder andere matt auf die Erde ſank. Gaben ſie dann das Spiel auf, dann ſprang er plötzlich in die Rui, verſchwand unter dem dunkeln Bogen der Brücke und lachte ſein Hahaha! daß es weithin wiederhallte.

Nicht beſſer ging es auf dem Stadtwalle, wo das kleine Völkchen meiſt mit Knickern ſpielte. Er wann ihnen alles bis zum letzten Steine ab; kein einziger, der auch nur einen übergehalten hätte. Darüber waren die Jungen dann bös und fluchten und ſchwuren, während der lange Wapper unter dem gewöhnlichen Hahaha! bei der Brücke verſchwand.

Aber nicht allein da trieb er ſeine Streiche, ſondern auch in der Zuckerrui und Umgegend. Da ſtand unter andern ehedem ein Bildniß des heiligen Johannes von Nepomuk. Das juſt iſt dahin geſtellt worden, um dem Treiben des langen Wapper ein Ende zu machen. Um derſelben Urſache willen ſieht man noch heutzutage das Bild des heiligen Joſeph an der Wapperrui; ſeit es da ſteht, mußte der lange Wapper die Flucht nehmen.

War es Abend geworden und konnte er keine Jungen mehr in ihren Spielen ärgern und quälen, dann gab es keine Straße in der ganzen Stadt, die von ihm durchaus verſchont blieb. Keine alte Frau, kein jung Mädchen durfte ſich zu ſpäter Stunde noch auf der Straße blicken laſſen, ohne daß ſie ſeine Liſt erprobt hätte. Um das Fleiſchhaus herum hat er ſonderlich ſchändliches Zeug getrieben; was das aber alles war, deß kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur ein paar Vorfälle ſind mir noch friſch im Gedächtniß, und zwar darum, weil ſie mit einer mir bekannten Perſon ſich ereigneten. Die kam nämlich eines Abends gegen elf Uhr von ihrem Werk und wollte nach Hauſe gehen, als ſie das Geſchrei eines kleines Kindleins vom Fleiſchhaus her vernahm. Sie ging darauf zu und fand auf einer ſteinernen Bank daſelbſt ein arm, klein Würmlein, welches kaum geboren ſchien; übrigens war es in weiße Windeln ſauber eingewickelt. Die Annemie (ſo hieß ſie) nahm das Wichtchen auf und drückte es an ihr Herz, denn ſie meinte nicht anders, als daß es ein verlaſſen Kind wäre, welches von ſeinen Eltern ausgeſetzt worden wäre, um als Findling von einem andern aufgenommen und ernährt zu werden. Weil das Kind aber noch immer ſchrie und ſich gar nicht zufrieden geben wollte, ſo beſchloß die gute Frau, ihm einmal die Bruſt zu geben, denn ſie hatte auch einen Säugling zu Hauſe. Als das geſchehen war, wollte ſie weiter, aber mit jedem Schritte, den ſie that, wurde das Kindchen größer und größer und ſchwerer und ſchwerer; und als ſie nur noch ein paar Schritte vom Hauſe weg war, da konnte ſie die Laſt nicht mehr halten und war gezwungen, den wunderlichen Säugling los zu laſſen: aber er fiel nicht auf die Erde, ſondern glitt unter ihrem Arme weg, und zur ſelben Zeit ſcholl es Hahahaha! hinter ihr. Sie will ſich umdrehen; da redet jemand ſie laut an: „Dank euch, dank euch, liebe Frau, für eure leckern Brüſtchen! Hab gar genüglich meinen Durſt dran gelöſcht.“ Darob verwundert, will ſie zuſchauen, wer das iſt, und es war der lange Wapper, der, das Haupt weit über die Häuſer herausſtreckend, neben ihr ſtand.

Seitdem war ſie gar vorſichtig, und wenn ihr bei ſpätem Nachhauſekommen auch nur das mindeſte Verdächtige aufſtieß, dann ſchlug ſie ſchnell ein Kreuz, oder rief die Muttergottes oder einen von den Heiligen oder den lieben Engeln um Hülfe an, und dann ging es natürlicherweiſe ganz gut. Auf dieſe Weiſe blieb ſie eine geraume Zeit von aller Störung frei. Einmal aber kam ſie auch wieder gegen Mitternacht nach Hauſe, da ſah ſie plötzlich ein weißes Schnupftuch oder Serviette — ſie wußte nicht recht, was es war — vor ſich auf der Erde liegen. Sie nahm das Ding auf, ohne an etwas Schlimmes zu denken, und ſteckte es unter den Arm, vermeinend, einen guten Fund gethan zu haben. Aber, ach Gott! das Tuch dehnte ſich immer mehr aus, ſchlüpfte huſch ihr fort und wuchs ſo lang und ſo hoch, bis ſie ſah, daß es der lange Wapper wieder war, der nun gemächlich über die Häuſer wegſchritt und ſie dabei derb auslachte. Dergleichen könnte ich euch, Gott weiß wie viel, erzählen, denn jegliche Nacht kam ſo ein Streich von ihm vor, und das nicht an Einem Orte, ſondern an vielen zugleich, ſo daß es offenbar war, daß er ſich vervielfachen könne.

Und wenn ich nun erſt von all den verſchiedenen Geſtalten ſprechen ſollte, unter denen er erſchien! Bald war er eine Katze, bald ein Hund; bald ein Geiſtlicher, bald ein reichgekleideter Herr, der die Kinder mit Leckereien an und mit ſich lockte, wohin? das weiß der liebe Gott. Oft ſtand er in ungeheurer Größe an den hohen Kirchenfenſtern und ſtörte ſpäte Beter mit Fluchen und Läſtern; ein ander Mal klopfte er an die Fenſter des zweiten und gar des dritten Stockes der Häuſer und jagte den guten Bürgern den gewaltigſten Schrecken ein. Sah er Spitzenklöpplerinnen oder andere Frauen und Männer noch ſpät in der Nacht beſchäftigt, dann ſchrie er ihnen meiſt zu: „Die Nacht iſt für mich, der Tag für euch!" In reichen Häuſern erſchien er unter der Geſtalt eines Bekannten und ſetzte ſich mit zur Tafel; und wenn dann alles in Frieden und Ruhe ſich freute, dann verſchwand er plötzlich und lachte ſeine Wirthe aus. Auch miſchte er ſich oft unter die Kartenſpieler, verlor viel Geld und weigerte ſich zu bezahlen. Entſpann ſich dann ein Streit, dann forderte er die Mitſpieler auf, mit ihm die Sache vor der Thüre auszumachen, und dabei blieb meiſtens einer todt.

Was meinen Vater ſeligen beſonders glauben machte, daß es dem langen Wapper um Seelen zu thun war, das war der folgende Vorfall. Ein Mann, deſſen Frau in Kindesnöthen lag, ging noch ſpät aus, um eine Hebamme zu holen. Aber er ſtieß auf dem Wege auf ſo viel Hinderniſſe, daß es nicht zu ſagen iſt. Inzwiſchen lag das arme Weib in ihren Schmerzen allein, und ſicherlich wäre das Kind ohne Taufe geſtorben, hätte der Mann — und das mein leiblicher Ohm — nicht zeitlich genug noch ſich durch Gebet geholfen.

Die beſte Hülfe aber verlieh einem von dem langen Wapper Geängſtigten ein Liebfrauenbild, denn da konnte er nie vorbei. Man hat auch ſeit der Zeit begonnen, ſolche Bilder an allen Straßenecken aufzuſtellen, und das iſt eine Haupturſache, warum er Antwerpen verlaſſen hat; denn jetzt ſpukt er am Ufer der See herum.

388.

Das Malagyspferdchen.

Aus einer Handſchrift des ſechzehnten Jahrhunderts mitgetheilt von Jack van de Velde.

Am Montage nach dem kleinen Tuindag (Kirmeß) des Jahres 1521 gingen drei Jungfrauen, Magdalena Ghyſelin, Lucia Larmeſon und Maxima van den Drieſſche, welche in der Recolletenſtraße zu Ypern neben einander wohnten, gegen Abend zuſammen durch die Stadt ſpazieren. In der Tempelſtraße angekommen, bemerkten ſie plötzlich ein kleines Pferd, welches herrenlos umherzuirren ſchien. Dieſes Pferdchen war ſo wunderbar ſchön, daß die drei Mädchen ſtaunend ſtehen blieben, um es zu beſchauen. Es hatte eine ſchneeweiße Haut ohne Haare und ganz glatt; auf jedem Hinterſchenkel ſtand, wie darauf geſtickt, ein grüner Papagei und um den Bauch hingen viele Blumenranken; ſeine Beine waren rund, wie gedrehte Säulchen; goldene Franzen bildeten die Mähne und der Schwanz war aus bunten Bändern zuſammengeſetzt. Dazu lag auf dem Rücken des ſchönen Thieres ein koſtbarer Sattel von rothem Damaſt.

Während die Jungfrauen nun ſo da ſtanden und vor Verwunderung ſchier außer ſich waren, kam von ferne ein Reitknecht zugelaufen, welcher der Herr des Pferdchens zu ſein ſchien. Als derſelbe die Mädchen bemerkte, wandte er ſich freundlich zu ihnen und fragte ſie, ob ſie wohl ſchon ein ſo ſchönes Pferd geſehen hätten?

und alle drei antworteten einſtimmig ein langes Nein. „Das glaube ich gerne“, fuhr darauf der Reitknecht fort, „denn dieß Thierchen ſtammt aus Japonien. Heute erſt bin ich mit demſelben in die Stadt gekommen, wo man über ſeine wunderbaren Eigenſchaften wohl noch mehr ſtaunen wird, als über ſeine Geſtalt. Es läßt ſich von keinem Manne bereiten und wird jeglichen alsbald abwerfen, der ſolches wagen ſollte; Mädchen aber trägt es gar gerne und ihr ſehet, daß auch der Sattel nur für Frauen gemacht iſt. Wollen dieſe es beſteigen, ſo beugt es alsbald ſeine Kniee, um auf dem Rücken ſie zu empfangen. Gelüſtet es euch, ſchöne Jungfrauen, einen kleinen Spaziergang mit dem Pferdchen zu machen, ſo ſetzet euch nur alle zuſammen darauf und ſagt, wo ihr wohnt, oder wohin ihr wollt, und es führt euch alsbald dahin, wie erfreut ob der edeln Laſt.“

Magdalena, welche das kühnſte der drei Mädchen war, fragte ihre beiden Freundinnen, ob ſie deß zufrieden wären, und erbot ſich zugleich, vorne zu ſitzen und den Zügel zu führen. Und die andern waren deß zufrieden, und der Reitknecht rief, das Thier ſtreichelnd: „Sa, Malagyspferdchen, beuge deine Kniee, damit die Jungfrauen aufſitzen können.“ Das Pferdchen that das, und der Reitknecht ſprach, während die Mädchen in dem Sattel ſaßen: „Nun ſagt nur, ſchöne Jungfrauen, wohin ihr wollt; ihr ſollt alsbald an Ort und Stelle ſein.“ — „Nach Hauſe“, antworteten alle drei zugleich, „wir wohnen neben einander in der Recollectenſtraße.“ — „Sa, Malagyspferdchen, haſt gehört?“ frug der Reitknecht; „nun ſei folgſam und führe die Jungfrauen hübſch ſachte fort.“

Magdalena nahm den Zaum, der aus ſeidenen Schnüren geflochten war, in die Rechte, und das Pferdchen ſchritt fort, und ſo leiſe, daß man kaum ſeine Tritte hören konnte. Nach und nach wurde ſein Lauf immer ſchneller und endlich ſchoß es wie ein Pfeil fort, nicht aber auf dem Wege zur Recolletenſtraße, ſondern zum Thore hinaus und über das Feld weg, immer weiter und weiter. Der Abend nahte ſchon, es wurde dunkel und das Pferdchen lief noch ſtets auf Wegen, die den Jungfrauen durchaus unbekannt waren, bis es auf einmal vor einem hellerleuchteten Schloſſe, aus dem ſchallende Muſik tönte, ſtille hielt. Im ſelben Augenblicke öffnete ſich das Thor und ſie ritten willenlos hinein, gefolgt von dem Reitknechte, der das Thor hinter ihnen wieder ſchloß. Im Innern des Schloſſes angelangt, ſahen ſie eine hohe Seitenthüre ſich öffnen und viele reichgekleidete Frauen auf ſich zukommen; in dem Saale, aus welchem dieſe traten, ſtand eine mit Speiſen und Getränken wohlbeſetzte Tafel, und am Ende derſelben ein Seſſel, auf dem ein großer Herr ſaß, wie ſie alsbald erkannten, der Herr des Hauſes. Die Frauen halfen den drei Mädchen von dem Pferde, welches dazu wieder die Kniee bog, und führten ſie in den Saal. Anfangs baten die Jungfrauen höflich um Verzeihung für ihre unzeitige und plötzliche Ankunft auf dem Schloſſe und entſchuldigten ſich mit vielen Worten, daß ſie nicht in den Saal zu kommen wagten; aber das half alles nichts, ſie mußten hinein. Noch hatten ſie ihre erſtaunten Blicke nicht ſättigen können an den ſchönen Gewändern der vielen Frauen und Mädchen, als ihr Auge auf den großen Herrn fiel. Dieſer trug einen weiten Talar von Damaſt und auf dem Haupte eine Art von Turban, der mit vielen Diamanten und andern Edelſteinen ganz bedeckt war; er empfing die Jungfrauen auf das zuvorkommendſte und wußte ihnen ſo wohl zu ſchmeicheln, daß ſie ein Plätzchen an dem Tiſche annahmen und die koſtbaren Speiſen mit verzehren halfen.

Als das Mahl geendet war, da gedachten ſie, ſich wieder auf den Rückweg zu begeben, und wollten eben den freundlichen Herrn um einen Führer bitten, der ſie wieder zu ihren Eltern brächte, als derſelbe ſich erhob und ſprach: „Meine lieben Gäſte, da das Malagyspferdchen uns das Glück verſchaffte, dieſe ſchönen Jungfrauen in unſerer Mitte zu ſehen, ſo wollen wir ſtreben, ihnen den Abend auch recht angenehm zu machen. Laſſet uns darum Pfänder ſpielen."

Kaum hatte der Herr die Worte geſprochen, als die Frauen und Mädchen aufſprangen und ſich in einen Kreis ſtellten, in dem ſie jedoch drei Stellen für die Jungfrauen offen ließen. Margaretha Ghyſelin ſah das wohl; ſie wollte aber nicht in den Kreis treten und ſprach: „Ich ſpiele nicht mit, denn meine Eltern würden zu unruhig, wenn ich länger hier bliebe"; und daſſelbe ſagten auch die beiden andern Mädchen; aber in demſelben Augenblicke leuchteten die Augen des großen Herrn in ſo unheimlicher Gluth und überzogen ſich ſeine Züge mit ſo düſterm Unmuthe, daß die drei Jungfrauen erſchrocken und zitternd ſich mit in die Runde ſetzten. Nun begann das Spiel; der Herr ſprach einige Worte, welche die andern alle ſchnell nachſprechen mußten. Die Jungfrauen konnten aber nie die Worte behalten, und ſo mußten ſie immer Pfänder geben, und das dauerte ſo lange, bis ſie Ohrringe, Goldketten, Ringe, Armbänder und endlich ſelbſt ihre Kleider gegeben hatten und in den Hemdärmeln da ſtanden. Da erhob ſich der große Herr abermals und ſprach: „Ehe wir, meine lieben Gäſte, zur Austheilung der Pfänder gehen, wollen wir zuvor auf die Geſundheit des Malagyspferdchens trinken, welches die Jungfrauen ſo wunderbar auf unſer Schloß geführt hat." Zu gleicher Zeit ſprühten die Augen der anweſenden Frauen, wie von kleinen Flämmchen, welche die drei Mädchen faſt blendeten. Der Reitknecht trat in den Saal und goß aller Gläſer friſch voll und reichte dieſelben auf einem Brette rund. Dann hoben alle die Gläſer und ſetzten ſie an den Mund, aber kaum hatte der erſte Tropfen die Lippen der Jungfrauen genetzt, als ſie wie aus einem ſchweren Traume erwachten und um ſich ſchauend zu ihrem großen Erſtaunen bemerkten, daß ſie in thaunaſſem Graſe unter freiem Himmel lagen, und zwar am Boden einer tiefen Grube auf dem Kemmelberg, zwei Stunden Weges von Ypern. Das wußten ſie aber nicht, daß ſie ſo nahe an der Stadt waren, und darum waren ſie doppelt untröſtlich, denn was wollten ſie halbnackt und mitten in der Nacht an dem unbekannten Orte beginnen? Sie kletterten langſam aus der Grube und irrten lange auf dem Berge umher, bis ſie endlich an ein einſames Bauernhaus kamen, wo ſie anklopften. Der Bauer ſtand auf und fragte: „Wer iſt da?“ Die Jungfrauen erzählten ihm offen alles. „Aha“, ſprach da der Bauer, „ihr ſeid alſo auf dem Hexentanze da droben geweſen, wenn ich recht höre.“ — „Ach lieber Mann“, baten die Mädchen da, „laßt uns doch ein und gebt uns Kleider.“ — „Thu es nicht, Mann“, ſchrie das Bauernweib, „es ſind Hexen! Pack ſie nur, wir wollen ſie verbrennen.“ Und der Bauer ſprach: „Du haſt recht, Frau“, und griff Magdalena beim Rocke, während die beiden andern Mädchen flüchteten. Magdalena rang aus allen Kräften mit dem Manne und entkam nicht anders, als mit Zurücklaſſung ihres Rockes.

Lucia und Maxima waren hoch erfreut, ſie wieder zuſehen. Nachdem die armen Mädchen etwas ausgeruht, begannen ſie ihre Wanderung von neuem. An einer kleinen Herberge hielten ſie an und klopften, und als der Wirth fragte, wer ſie ſeien, ſprachen ſie, daß Räuber ſie überfallen und ausgeplündert hätten, und baten als dann um Aufnahme. Der Wirth war ein Mann von gar mitleidigem Herzen, und er öffnete alsbald ſeine Thüre und gab den Jungfrauen Speiſe und Trank und Kleider. Als ſie ihm aber nun ihre Namen nannten, da wußte er vor Freude nicht, was er that, denn Magdalena's Vater war ein guter Bekannter von ihm, und er hieß dem Knecht zur Stunde die Pferde an den Wagen ſpannen, um die Mädchen alſo recht bequem nach Hauſe zu bringen.

Die Pferde waren ſchon über eine Stunde lang rüſtig fortgeſchritten, als der Wirth bemerkte, daß er den Weg verfehlt hatte. „Das iſt doch ſchön", ſprach der brave Mann, „ich weiß den Weg von Kemmel nach Ypern ſo gut als mein Vaterunſer, und verfehle ihn heute und kann auch die Pferde nicht zum Stehen bringen." Das verhielt ſich auch wirklich alſo, der Wagen flog fort, wie fortgeblaſen, über Hecken und Sträuche, durch Bäche und Wieſen, durch Dick und Dünn. Der Wirth konnte das nicht begreifen, den drei Jungfrauen war es aber klar, denn ſie ſahen vor den Pferden eine Geſtalt, die ſie als die des Malagyspferdchens erkannten.

Endlich ſtand der Wagen auf einer breiten Heerſtraße ſtill; im ſelben Augenblicke ſahen die Mädchen und der Wirth in der Ferne die erſten Strahlen der Morgendämmerung. „Die Hexen von dem Kemmelberge haben meinen Pferden das angethan", ſprach der Wirth und wandte ſich alsdann ſchnell zu einem eben vorübergehenden Landmanne, den er fragte: „Sagt mir doch, Freund, was das hier für ein Weg iſt und wohin der führt. Ich könnte den Weg von Kemmel nach Ypern blindlings machen, und dennoch weiß ich nicht, wo ich hier bin." — „Das will ich euch gerne glauben", antwortete der Bauer, „ihr ſeid ſicherlich zehn Stunden von Ypern; der Weg hier führt von Steenvoorde nach Kaſſel."

Nur mit vieler Mühe konnte der brave Wirth die drei Jungfrauen noch an dem Tage nach Ypern bringen. Was die Eltern für Freude hatten, kann man ſich leicht vorſtellen.

Ein Jahr ſpäter heirathete Magdalena Ghyſelin, und ſie ließ bald nachher die wunderbare Geſchichte auf die Wände ihres ſchönſten Zimmers malen und Jahr und Datum dazuſetzen.

Die Grube, in welcher die drei Jungfrauen ſich wiedergefunden hatten, bekam zum Andenken an die Begebenheit den Namen „Kinderput“.

381.

Die wunderliche Orgel.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Leonh. Gedhente in Zegelſem.

Ein Reiſender kam eines Tages in die Gegend des Dorfes Flobeck (Provinz Hennegau), welches unſerm Krekelberg liegt. Auf einer übrigens einſamen Ebene fand er ein Schloß, von dem her Muſik ertönte und überhaupt ein gar freudig Treiben war. Er zögerte nicht lange und ging darauf zu und durchwanderte alle Säle, welche von einer unbeſchreiblichen Pracht waren; aber er ſah keinen Menſchen darin. So kam er endlich auch auf den Hof und traf auf demſelben eine ziemlich zahlreiche Menſchenmenge, welche ſich weidlich ergötzte.

Bald lockten ihn die Töne einer Orgel, welche ſo entzückend klangen, daß er in ſeinem ganzen Leben nichts ähnliches gehört hatte; es war, als hätte eine ganze Regimentsmuſik geſpielt, und doch blieb der Ton ſo ſanft, daß es einem ganz wohl wurde, wenn man es nur hörte. Einer von der Geſellſchaft trat auf den Reiſenden zu und lud ihn ein, Platz zu nehmen, und das that er gern, und er ſetzte ſich neben den, der die Orgel drehte. Das Spiel gefiel ihm aber ſo ſehr, daß er für ſein Leben gern auch einmal die Orgel gedreht hätte. Das geſtand der Spielmann ihm mit der größten Freude zu, und er lud die Orgel auf ſeine Kniee und begann zu drehen. Kaum hatte er ein paar Mal gedreht, als die Wundertöne begannen und der Reiſende, hingeriſſen von der Milde derſelben, ausrief: „Jeſus Chriſtus, was iſt das ſchön!" Zur Stunde war alles verſchwunden, und der Reiſende ſah eine große Katze, deren Schwanz er gedreht hatte, ſtatt der Orgel auf ſeinem Schooße, und das Thier miauzte auf eine ohrenzerreißende Weiſe. Wo das Schloß geſtanden hatte, lag ein großer Düngerhaufen.

382.

Die verſchwundene Herberge.

Mündlich, mitgetheilt von Lehrer L. Vermeiren in Verrebroeck.

Eine halbe Meile von Verrebroeck liegt das Dörfchen Bracene. Eines Abends wollte ein Mann von da zurückkehren, verirrte ſich jedoch und kam von dem Wege ab, und lief ſo lange herum, bis er plötzlich vor einer Herberge ſtand, in welcher eine große Geſellſchaft ſich bei Spiel und Wein erluſtigte. Der Mann trat ein und wurde freundlich empfangen; auch bot man ihm ſogleich einen Becher ſchäumenden Champagners, und den nahm er mit vielem Vergnügen an und neigte ſich höflich vor dem, welcher ihn brachte, und ſprach: „Geſegne es Gott." Plötzlich war alles verſchwunden, und der Mann ſaß allein mit ſeinem Becher auf einem Haſelſtrauche.

Der Becher iſt noch lange nachher in dem Dorfe Verrebroeck bewahrt geblieben, und viele Leute erinnern ſich, ihn noch geſehen zu haben.

383.

Violiniſt betrogen.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein alter Violiniſt hatte bei der Kirmeß zu Oberbrakel aufgeſpielt und kehrte mit gefüllten Taſchen und ſeelenzufrieden nach Hauſe zurück. Um aber nach Niederbrakel zu kommen, mußte er durch einen Buſch. Es war ſchon Mitternacht und Kartof, das war der Name des alten Künſtlers, ging noch immer in dem Buſche; da ſteckte er zufällig die Hand in ſeine Hoſentaſchen und fühlte ſeine Pfeife. „Ach“, ſprach er zu ſich ſelbſt, „hätte ich doch nur ein bischen Feuer, wie genüglich könnte ich ein Pfeifchen rauchen.“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er in der Mitte des Buſches, etwa einige hundert Schritte von ſich ab, ein Licht gewahrte. Er ging darauf zu und ſah, als er näher kam, daß es ein großes Holzfeuer war, um welches herum viele Männer und Frauen Hand in Hand ſprangen und tanzten. „Liebe Herren und Frauen, ich wünſche euch einen vergnügten Abend“, ſprach Kartof; „wollet ihr mir nicht geſtatten, die Freiheit zu gebrauchen, daß ich mich eines Bischens von dem Feuer da bediene?“ — „Gern, gern“, ſprachen die Tänzer, und jeder ſprang zu, um dem Spielmann Feuer zu geben, und bald blies er fröhlich dicke Rauchwolken von ſich. Da ſahen die Tänzer Kartofs Geige, und ſie fragten ihn, ob er ihnen nicht eine Quadrille aufſpielen wollte. „Ah, warum nicht?“ ſchmunzelte der Alte, und zugleich gingen alle weg und führten ihn in ein großes Schloß, wo ſie ihm einen mächtigen Becher Weins boten. Der Spielmann ſtimmte ſeine Geige und begann zu fiedeln, und die Männer und Frauen tanzten luſtig und, was das Beſte war, jedesmal, wenn ſein Arm ſinken wollte, ſprang einer zu ihm hin und warf ihm ein Goldſtück in die Höhlung des Inſtrumentes. Das gefiel dem Alten über die Maaßen und er ſtrich immer luſtig zu und trank von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck, und das dauerte ſo lange, bis die Augen ihm vor Schlaf zuſanken.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Kartof erwachte und einmal um ſich ſchaute, um zu ſehen, ob er denn nicht geträumt habe. Da fand er denn, daß er nicht, wie er meinte, in einem ſchönen und großen Schloſſe lag, wohl aber in der Mitte des Waldes und neben einem großen Haufen Holzaſche, in dem einzelne Kohlen noch glimmten. Erſtaunt riß er ſich auf und griff nach ſeiner Geige, aber die war nicht gar ſchwer, auch raſſelte kein Gold darin; und als er die Höhlung leerte, da fielen nur gelbe Buchenblätter auf den grünen Raſen nieder.

Da ſah er nun wohl, daß ein Spuk ihn betrogen hatte, und dieß wurde ihm um ſo klarer, als er ſich nicht erinnern konnte, je ein ſolches Schloß, wie das war, worin er geweſen, in dem Walde gefunden zu haben. Er zündete ſeine Pfeiſe an den glimmenden Kohlen ſtille an und ging mit dem feſten Entſchluſſe nach Hauſe, nie mehr um ſo ſpäte Stunde noch den Wald zu durchſchreiten.

384.

Der Fiedler auf dem Galgenfelde bei Antwerpen.

Mündlich von L. Vleeſchouwer.

Bei Antwerpen liegt ein großes Feld, wo ehemals der Galgen geſtanden; davon heißt das Feld Galgenfeld. Jenſeits deſſelben wohnte vor langer Zeit in einem kleinen Häuschen ein Fiedler, und das war ein luſtiger, munterer Mann, und er mußte auch zu allen Hochzeiten und Kindtaufen in der Stadt aufſpielen, denn ein jeder ſah ihn gern.

Eines Abends kam er ſpät aus der Stadt, wo er auf einer Hochzeit eben ſeine beſten Weiſen hatte hören laſſen, und wollte quer über das Galgenfeld nach Hauſe gehen. Da ſtieß er aber unterwegs plötzlich auf eine große Menge Frauen, die tanzten und guter Dinge waren; und ein wenig weiter traf er wieder viele hundert an, die an köſtlich beſetzten Tafeln ſaßen und ſchmauſten. Er rieb ſich die Augen, denn er wußte nicht, ob er wach war oder träumte, und blieb verwundert eine Weile ſtehen. Da trat eine von den Frauen zu ihm und ſprach: „Ei, Spielmann, ſo ſpielt uns doch ein Stückchen", und er ließ ſich nicht lange erbitten, nahm Platz, ſetzte die Fiedel an und ſtrich wacker auf und ab, und die Tafelnden erhoben ſich und faßten einander mit den Händen und tanzten. Als der Tanz nun zu Ende war, kam eine von den Frauen auf ihn zu und reichte ihm einen ſilbernen Becher mit Wein, daß er daraus tränke; und er nahm den dankend an und ſprach: „Nun, meine höchſt verehrten Herrſchaften, auf eure Geſundheit! Gott geſegne es euch!" — Aber kaum hatte er das letzte Wort aus dem Munde, da huſch war alles verſchwunden und er fand ſich allein mit ſeinem Becher und ſeiner Fiedel und ſaß — auf dem Galgen. Nur mit vieler Mühe und Gefahr kam er mit Anbruch des folgenden Tages da herunter. Den Becher behielt er natürlich für ſich und hat ihn lange verwahrt und vielen Menſchen gezeigt, denen er von der Sache geſprochen.

385.

Ein Ritt auf Kälbern.

Mündlich von M. van der Voort.

In dem Dorfe Capelle, drei Stunden von Antwerpen, lebte ein ehrbarer Bauer, und deſſen Frau war eine Hexe und beſuchte jeglichen Sabbat. Einmal fragte ſie Abends ihren Mann, ob er nicht mitgehen wolle, und da der Bauer von Natur ſehr neugierig war, ſtimmte er gern ein. Die Frau holte zwei Kälber aus dem Stalle, beide ſetzten ſich auf, die Frau befahl ihm noch, kein Wort zu ſprechen, und rief alsdann:

Over hag en over heg'
tot Keulen in den wynkelder,

(Ueber Hag und Hecke bis nach Köln in den Weinkeller) und husch ging es durch die Luft fort und immer weiter bis an ein großes Waſſer. Da machten die Kälber einen Sprung, und ſie waren an dem andern Ufer. Der Bauer war darüber ſo verwundert, daß er laut ſchrie: „God zegen ons alle, wat ſprong voor een kalf!“ (Gott ſegne uns alle, welcher Sprung für ein Kalb!) Aber in demſelben Augenblicke war das Kalb verſchwunden und der Bauer ſtand allein auf dem Felde und in einem fremden Lande. Am andern Morgen fragte er einen Vorüberkommenden, wo denn doch das Dörflein Capelle läge. Das wußte der Mann ihm aber nicht zu ſagen. Da fragte er weiter, wo denn die weitberühmte Stadt Antwerpen gelegen ſei. — „Ah“, ſagte der Mann darauf, „da könnt ihr noch manchen Tag wandern, um dahin zu kommen, denn die liegt bei ſechzig Stunden von hier.“

386.

Fahrt nach Spanien.

Mündlich von J. Meraeis.

Ein Bootsmann zu Dünkirchen hatte ein kleines Schiff, wovon er jedoch wenig Gebrauch machte, und es lag meiſtens ruhig landfeſt in dem Hafen. Jeden Morgen aber, wenn er es nach alter Gewohnheit beſuchen ging, fand er, daß jemand Unreinlichkeit auf das Verdeck gemacht hatte. Das ärgerte ihn und er hätte gern gewußt, wer eigentlich der Thäter war, denn an dieſem möchte er einmal recht ſein Müthchen gekühlt haben. Er verſteckte ſich darum in einer Nacht in die Kajüte, um die Ankunft des Buben abzuwarten, und nahm eine gute Sackpiſtole mit, welche er vorher mit einer bedeutenden Ladung Schrot verſehen hatte.

Bis Mitternacht regte ſich nichts. Kaum hatte es aber zwölfe geſchlagen, als er ein wunderlich Getöſe auf dem Verdecke gewahrte. Er ſprang ſchnell hervor, um ſeine Piſtole auf den Miſſethäter abzufeuern; aber wie erſtaunte er, als er das ganze Schiff voll Leute ſah. Seine Angſt wuchs noch, als er hörte, wie ſie zu einander ſprachen: „Haltet's landfeſt ein! So, nun noch ein wenig; jetzt ſpannt die Segel!" Alles geſchah auf der Stelle; dann ſprach eine andere Stimme: „He, Capitain, wohin ſollen wir die Nacht ſegeln?" Eine leiſere Stimme antwortete: „Nach Spanien." Kaum waren die Worte geſprochen, als der Bootsmann merkte, daß das Schiff mit reißender Schnelligkeit durch die Wellen der See flog. Es dauerte jedoch nicht lange und eine ſtarke Männerſtimme rief: „Ans Land! Ans Land!" Zugleich war die ganze Schiffsgeſellſchaft verſchwunden und der Bootsmann hörte nichts mehr. Er wagte ſich nun aus der Kajüte und ſah eine durchaus fremde Küſte ſich weit vor ſeinen Augen ausdehnen. Verwundert und doch auch bebend ſtieg er ans Land und ging ein wenig einwärts, wo er beim hellen Mondſchein alsbald ein prächtiges Schloß gewahrte, an deſſen Thor eine Schildwache ſtand. „Wer da?“ rief der Soldat dem Bootsmanne auf gut Spaniſch zu, und dieſer, der mit den Spaniern tagtäglich Umgang hatte und ſich ein bischen in der Sprache helfen konnte, erklärte offen, wer er ſei, und fragte, ob es denn wirklich Spanien ſei, wo er nun ſich befände. Der Soldat antwortete: „Ja, gewiß; ſieh doch nur um dich, denn in deinem Lande wachſen die Citronen und Apfelſinen und Feigen doch nicht an den Landſtraßen.“

Mit Kopfſchütteln entfernte ſich der arme Bootsmann, pflückte von den nächſten Bäumen ſich die Taſchen voll Apfelſinen und andern Südfrüchten und ging langſam wieder dem Schiffe zu, wo er ſich in die Kajüte ſetzte. Kaum hatte er Platz genommen, als er die Stimmen wieder vernahm und gewahrte, daß alle wieder auf dem Verdecke waren. Die Matroſen eilten an ihre Plätze, der Capitain rief: „Segel auf! Nach Dünkirchen!“ und das Schiff flog wieder auf die hohe See.

Nach einer Viertelſtunde hörte er ein kräftiges: „Halt! Segel ein! Landfeſt das Schiff!“ Alles geſchah. Dann ſprach eine andere Stimme: „Wer muß heute den Schiffsmann bezahlen?“ Eine Frauenſtimme entgegnete lachend: „Heute iſt es an mir, wenn ihr erlaubt.“ Die andern lachten laut dazu, und die Frau ging hinter ein Kajütenfenſter und machte dort Unreinlichkeit, welche der Bootsmann ſpäter fand. Nachdem das geſchehen war, verſchwand alles.

Obgleich der Bootsmann übel gelaunt war über die ſchlechte Bezahlung, war er doch zufrieden, auf dieſe Weiſe einmal in Spanien geweſen zu ſein. Er ging nach ſeiner Wohnung zurück und erzählte ſeiner Frau, was ihm widerfahren war; aber die hielt den Spott mit ihm und ſprach, er habe geträumt. Da zeigte er ihr die friſchen Apfelſinen, welche er vor einer halben Stunde erſt gepflückt hatte, und da konnte ſie wohl nicht mehr zweifeln. Die Geſchichte war bald in der Stadt herum, und man kann ſie noch heute daſelbſt von Jung und Alt hören.

387.

Haſe ſpricht.

Mündlich von Lehrer Heinr. Gezeeni.

Zu Ottergem bei Aelſt zog einmal ein Jäger mit ſeinem Gewehre auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von ferne einen Haſen erblickte, welcher auf ihn zuſprang und beinahe im Schußbereich wieder umkehrte. Dieſes geſchahe zu mehren Malen, und der Jäger war nicht wenig verwundert darob. Noch mehr erſtaunte er aber, und er erſchrak dabei, als ein außergewöhnlich großer Haſe plötzlich auf ihn zuſchoß und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern ſchon lange weg?“

Der arme Jäger nahm ſich keine Zeit zur Antwort, ſondern drehte dem Thiere den Rücken und lief, ſo ſchnell er konnte, nach Hauſe.

388.

Die kahle Wieſe zu Doel.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Gentmans.

Bei dem Dorfe Doel liegt eine Wieſe und auf derſelben iſt ein großer Platz, wo ſeit Menſchengedenken kein

Gras gewachſen iſt. Das kommt daher, weil die Hexen ehedem — und zuweilen noch jetzt — dort ſich verſammelten und ihre teufliſchen Tänze hielten. Darum iſt der Platz verflucht.

389.

Das verwandelte Pferd.

Mündlich aus Bollebeck.

Auf einem großen Pachthofe zu Bollebeck wohnte ein Knecht, der bekam immer gar köſtlich Eſſen von der Pachterin und wurde trotzdem doch täglich magerer. Die andern Knechte fragten ihn häufig, woher das käme, aber er ſprach immer, er wiſſe es nicht, bis endlich der Schäfer, der ſein beſter Freund war, auch ihn ausforſchte. Dieſem geſtand er denn, daß die Pachterin jeden Abend an ſein Bett käme und ihm einen Zaum überwürfe, wodurch er alsbald in ein Pferd verwandelt würde; dann ſetze ſich die Pachterin auf ihn und ritte mit ihm in die Nacht hinein. „Das iſt mir doch unglaublich“, ſprach der Schäfer darauf; „laß mich doch dieſen Abend in deinem Bette liegen, ich möchte das Ding einmal probiren.“ Der Knecht war deß zufrieden und der Schäfer legte ſich in das Bett.

Gegen zehn Uhr kam die Pachterin leiſe geſchlichen und wollte ihm den Zaum überwerfen; er war aber behender, riß dem Weibe ſchnell den Zaum aus der Hand und warf ihn ihr ſelbſt über den Kopf, und zur ſelben Sekunde ſtand ſie als Pferd vor ihm. Er ritt die ganze Nacht mit ihr im Felde umher; als der Morgen dämmerte, eilte er jedoch mit ihr zurück, führte ſie zum Pachter und ſprach: „Meiſter, da iſt ein Roßhändler im Dorfe, der wollte gern die Mähre quitt ſein, er fordert fünfhundert Franken dafür." — „Sie iſt verkauft", ſprach der Pachter, „komm in die Stube und ich will dir das Geld geben." — „Ja", bemerkte der Schäfer darauf, „aber ohne den Zaum, den will er wieder haben"; und der Pachter lachte und ſprach, wenn das alles wäre, dann bliebe der Kauf Kauf, und er zahlte das Geld aus. Der Schäfer ſteckte es ſchnell in die Taſche und nahm der Mähre den Zaum ab — und die Pachterin ſtand leiblich vor ihnen und fiel ihrem Manne mit bittern Thränen zu Füßen, verſprechend, ſie wolle es nicht mehr thun. Der Schäfer behielt das Geld, nur mußte er geloben, nichts von der Sache zu ſagen; das hat er auch gehalten bis auf ſein Todesbette.

390.

Die Katzen von Ravels.

Mündlich von C. G. Streebant.

Auf einer Weide, die der lange Reifen (den langen reep) heißt und bei Ravels, einem kleinen Dorfe, eine Stunde von Turnhout, liegt, ſieht man einen weiten Sumpf. Dort halten die Hexen in Geſtalt von Katzen jede Nacht ihre Verſammlungen.

Einmal hatte ein Bauer gewettet, er wolle um zwölf Uhr Nachts, wenn alle Hexen am Tanzen wären, nach dem Sumpfe gehen und einen Stock hineinſtecken. Das that er auch wirklich; als er aber zurückkam, folgte ihm eine von den Katzen, und verließ ihn auch ſeit der Zeit nicht mehr, und der gute Mann nahm ſich das alſo zu Herzen, daß er nicht lange nachher den Geiſt aufgab.

391.

Die Katzen von Stockhem.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war einmal ein Mann in Stockhem (welches bei zwanzig Stunden von Antwerpen liegt), und der hatte eine Frau, und die kam ins Kindbett. Und als das Kind glücklich zur Welt gekommen war, da zog er ſeinen Sonntagſtaat an und lief zur Schwiegermutter, um dieſer die freudige Nachricht zu bringen. „Hei“, ſprach die Schwiegermutter, „das weiß ich ſchon, man hat mir's eben ſchon geſagt.“ Darob war der Mann höchlich erſtaunt, denn es wußte keine Seele in ganz Stockhem etwas davon, und die Mutter der Frau wohnte noch gar eine gute halbe Stunde vom Dorfe ab.

Als der Mann nun wieder auf dem Rückwege war und ſo ſtill an dem Bache hinging, der neben der Straße lief, da kam plötzlich eine Katze ihm nachgeſchoſſen und ſprang ihm zwiſchen den Beinen durch. Eine zweite folgte, und eine dritte und vierte bis gewiß zu dreißigen, und die umringten alle den Mann und trieben es ſo arg, daß er den Stock nahm und mitten in den Haufen hineinſchlug. Aber er hatte gut ſchlagen, der Stock fuhr durch, und die Katzen warfen ihn zum Lohn dafür in den Bach, wo ſie ihm noch ſeine ſilbernen Hoſen- und Schuhſchnallen abriſſen.

Naß und müde kam der arme Mann zu Haus an; dort ließ er alsbald den Pfarrer rufen und erzählte dem die ganze Geſchichte. „Ah“, ſprach der Paſtor, „ich merke ſchon, was da im Spiele iſt. Das Einzige, was ich euch ſagen und rathen kann, iſt: gebt keinem Menſchen etwas, der euch an der Thüre anbettelt, wenn ihr wollt, daß Frau und Kind geſund bleiben ſollen.“ Der Mann verſprach ſolches und hielt es auch getreulich.

Am folgenden Morgen kam ein arm alt Weib an die Thüre und bat um einen Biſſen Brot; aber der Mann ſprach: „Geht eurer Wege, ich gebe nichts.“ Nachmittags kamen zwei ſteinalte Frauen, die einander führten; ſie wurden auf dieſelbe Weiſe abgewieſen. Greiſe, Krüppel, Kinder bettelten; keiner erhielt etwas, und das dauerte alſo mehr denn drei Wochen.

Die Frau war inzwiſchen wieder ganz geneſen und das Kind wurde von Tag zu Tage ſtärker und blühender. Eines Mittags ſaß die Frau mit dem Kinde auf dem Schooße im Hauſe, als wieder ein altes Weib kam und jämmerlich bettelte und anhielt und flehte, man ſolle ihr doch ein Stückchen Brot geben; ſie habe in zwei Tagen nichts über ihre Lippen gebracht. Der Mann war vernünftig und ſprach: „Nein, geht nur, ich gebe euch nichts.“ Der Frau wurde aber das Herz weich und ſie lag dem Manne ſo lange an, bis er der Alten ein Stück Brot gab.

Kaum war die Frau mit dem Kinde wieder in die Stube getreten, als ihr das Kind von unſichtbarer Hand weggeriſſen und gegen die Decke geſchleudert wurde, worauf es dann zu Boden fiel, daß man hätte meinen ſollen, es wäre nicht mit dem Leben davon gekommen. Die Frau bekam zu gleicher Zeit einen Ruck, daß ſie in die Ecke ſtürzte. Alles ſchrie und heulte. Der Mann lief zum Pfarrer und bat ihn um ſchnelle Hülfe. Der gute Geiſtliche kam auch alsbald, aber er gab Frau und Kind ſogleich verloren. Und ſo geſchah es auch. Beide ſtarben innerhalb acht Tagen.

392.

Verkrüppeln.

Mündlich von M. van der Voort.

Eine alte Frau erzählte mir oft folgende Geſchichte, die ihrer Mutter vorgekommen war. Ein kleines Mädchen wurde von ſeiner Mutter in den Bäckerladen geſchickt, um zwei Brötchen und einen ſpaniſchen Kuchen zu kaufen. Kaum war das Ding wieder aus dem Laden und auf die Straße getreten, als mit einem Male mehr denn dreißig Katzen hinter ihr herliefen. Das Mädchen erſchrak heftig und rannte aus allen Kräften weiter; aber die Katzen waren nicht minder ſchnell. Endlich ſtrauchelte das Mädchen und fiel über einen Stein, und die Katzen ſprangen alsbald von allen Ecken um ſie, wie wenn ſie ihr hätten aufhelfen wollen. Es war ein groß Glück, daß ſie dieß nicht fertig brachten, denn eine ehrbare Bürgersfrau, die Mutter eben von der Alten, deren wir eben erwähnt, eilte hinzu, verſcheuchte die Katzen und richtete das Mädchen auf. Wäre das nicht geſchehen, das arme Kind wäre zum Krüppel geworden, wie dieß häufig ſich zugetragen hat, wenn ein Kind allein und in Gegenwart der Katzen aufſtand.

393.

Hexe verbrannt.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Heinr. Geppens.

Auf der Burg zu Erendegen ſpukte es ehedem ſo mächtig, daß man keinen der Bauern des Dorfes mit allem Golde der Welt dahin hätte bringen können, auch nur eine Nacht auf dem Schloſſe zu ſchlafen. Endlich kam einmal ein Kerl ins Dorf, der nannte ſich der kühne

Jan, und der erbot ſich, auf die Burg zu gehen und da zu bleiben, ſo lang man wollte, nur müſſe man ihm alles Nöthige geben, um Kuchen backen zu können. Das wurde ihm zugeſagt, und Jan zog am Abende nach der Burg.

In einem der ſchönſten Zimmer machte er alsbald Feuer und begann luſtig zu backen. Als er damit eben im Gange war, ging die Thür auf und eine ſchwarze Katze kam hinein und ſetzte ſich neben das Feuer, als wenn ſie ſich hätte wärmen wollen. Dann frug ſie den kühnen Jan, was er mache. „Ich backe Kuchen, Freundchen“, ſprach Jan, und als er kaum das Wort aus dem Munde hatte, kamen noch ſieben Katzen auf einmal durch die Thüre; eine von denſelben ſchien die Oberin zu ſein. Sie fragten Jan gleichfalls, was er da mache, und Jan antwortete wieder: „Ich backe Kuchen.“ Da faßten ſich die Katzen mit den Pfoten und begannen zu tanzen, immer rund herum. Jan aber füllte die Pfanne mit Butter und ließ die ſchmelzen und recht heiß werden, und alsdann warf er ſie den Katzen aufs Fell, und zur Stunde verſchwanden ſie alleſammt.

Am andern Tage hieß es im Dorfe, des Schuhmachers Frau ſei am ganzen Leibe ſchwarz verbrannt, und der Soldat wußte genug und verſicherte die Bauern, daß es fortan auf der Burg nicht mehr ſpuken werde. Und ſo war es auch, denn die Katzen wagten nun nicht mehr wiederzukommen.

394.

Die Katzen auf dem Thurme.

J. Bodini de magorum daemonomania l. IV. Basil. 1581. lib. III. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II, Stück 17, S. 302.

Zu Amſterdam lebte um 1556 eine arge Hexe, die hieß Wametje. Dieſe hatte unter andern auch mehre arme Waiſenkinder bezaubert. Die pflegten oft als Katzen an dem Thurme der alten Kirche heraufzuklettern, mit den Klauen auf den Glocken zu ſpielen und dabei mit heller Stimme zu ſingen:

Wir wollen von hinnen nimmer weggehn,
Bis wir Wametje im Feuer ſehn ſtehn.

Zuweilen wieſen ſie auch mit den Klauen von ſich, als wollten ſie den Umſtehenden, welche jedoch nichts ſahen, Wametje zeigen.

395.

Die ſchlummernde Katze.

Mündlich von Adolf van Swygenhoven.

Zu Otterbrügge ſaßen die Leute in einem Hauſe Abends um den Heerd herum und erzählten ſich. Da kam plötzlich eine Katze und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben das Feuer. Es dauerte nicht lange, da nickte die Katze ſchläfrig mit dem Kopfe, und nickte ſo lange, bis ſie von dem Stuhle herunter und in die Flamme ſtürzte, aus der ſie jedoch ſchnell wieder herausſprang und flüchtete; und zu gleicher Zeit hörten die Leute die Worte: „Sapperloi, da hätte ich mich garſtig verbrennen können.“

Am andern Tage erfuhr man, daß der Nachbarin Haare wie vom Kopfe abgebrannt waren.

396.

Der verſchwundene Schuh.

Mündlich von Adolf van [illegible].

Bei Etterbrügge in einem Pfarrdorfe lag der Paſtor noch Abends ſpät im Fenſter und ſchaute in die ſtille Nacht hinaus. Da ſah er plötzlich eine Menge ſchwarzer Katzen, die vor ſeinem Hauſe tanzten und ſprangen und ein freudiges Gemauze anſtimmten. Das wunderte den Pfarrer und er nahm einen ſeiner Schuhe, auf dem noch eine ſilberne Schnalle war, und warf den mitten in das Katzenvolk hinein. Zur Stunde verſchwanden alle; als er aber hinunterkam und die Thüre öffnete, um ſeinen Schuh wiederzuholen, da war der auch verſchwunden.

397.

Geſpenſter zu Amſterdam.

Philipp von Zeſen, Beſchreibung der Stadt Amſterdam. Amſterdam 1664. S. 172—179.

E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo 1738—1740. II. Stück 17, S. 293.

In dem Jahre 1555, demſelben, wo König Philipp von ſeinem Vater die Herrſchaft über die Niederlande empfangen, ward ein Frauenmenſch, Namens Meins Kornelis von Purmerend nach dem zwanzigſten Tage ihrer Gefängniß als eine Zauberin und Hexe auf den ſieben und zwanzigſten Hornung in Amſterdam zum Feuer verurtheilt und vom Scharfrichter öffentlich verbrannt.

Im Jahre 1555 hatte dieſe einmal bei Abweſenheit ihrer Herrſchaft Morgens am Feuer geſeſſen, als ſie auf einmal zehn bis zwölf Katzen zu ſich kommen ſah, welche wohl eine halbe Stunde Pfote an Pfote um ſie herum getanzet und darnach wieder davon gelaufen waren. Des Abends darnach, als ſie ſchlafen gehen wollte, fand ſie eine von den Katzen in ihrem Bette, nahm ſie bei dem Halſe und warf ſie durch die Oberthür ins Waſſer. Aber ſtracks darnach lag dieſelbige Katze ganz naß wieder in ihrem Bette, worob ſie ſo erſchrak, daß ſie ihren Herrn und ihre Frau zu Hülfe rief, welche ihr auch zugelaſſen, an einem andern Orte zu ſchlafen. Weil ihr nun in fünf oder ſechs Tagen nichts weiter begegnete, legte ſie ſich wieder in die frühere Kammer und vernahm auch in zehn oder elf Wochen nichts weiter. Aber ungefähr fünf Jahre hernach vermiethete ſie ſich bei einem Bürger, Namens Jacob Ruhl, deſſen Frau ſehr viel auf ſie hielt, weil ſie ihr von Verkaufen der Waaren und Empfangen der Gelder allzeit gute Rechnung ablegte. Alda hörte ſie einſtmals eine Frauenſtimme, welche zu ihr ſprach: „Spiele und gieb ihr was: du möchteſt heute oder morgen dich verheirathen, alsdann kannſt du etwas haben, wovon zu leben.“ Weil aber ihr Herr, dem ſie ſolches erzählet, ihrem vielen Wachen die Schuld davon gab, ſchlug ſie ſolches in den Wind.

Eine Zeit darnach iſt ſie wiederum, als ſie des Abends vor dem Bette auf ihren Knieen gelegen und gebetet, einer Frauen Stimme gewahr worden, welche zu ihr geſagt: „Noch willſt du nicht zulaſſen, deinem Herrn und deiner Frau etwas zu geben; darum auch dein Maul Fliegen ſoll fangen.“ Als ſie ſich auf dieſes Geläute umgewendet, wurde ſie hinter ſich vier Frauen in beſonderer Tracht anſichtig, davon hatte die eine ein Schurztuch voll Steine, und jede warf ihr zwei oder drei derſelben auf den Leib mit den Worten: „Deine Goſche ſoll Fliegen fangen.“ Darauf ſchmiſſen ſie das Licht aus, ließen die Steine liegen und verſchwanden. Des andern Tages war ihr ganzer Leib nicht anders, als eine einzige Beule und ſo blau, wie eine Lunge. Die Nachbarn, welche davon hörten, ſetzten ſie in einen Stuhl bei dem Heerd und kochten ihren Harn mit neuen Nadeln in einem neuen Topfe, damit diejenigen, welche ihr ſolches angethan, gezwungen würden, vor den Tag zu kommen. Darauf erſchienen acht Frauen, auf unterſchiedliche Weiſe gekleidet; die nahmen ſie aus dem Stuhle heraus und warfen ſie auf den Boden.

Später kam ſie bei einem ſichern Adrian Klaſen zu wohnen und verlor daſelbſt fünfzehn oder ſechzehn Kronen aus ihrem Kiſtlein. Sie ſprach die Frau darüber an, die wußte aber nichts davon. Des Abends wollte ſie zu ihrer Kammer gehen, wurde aber die Treppe hinabgeworfen, jedoch ohne einige Verletzung. Am andern Tage, als ſie die Fäſſer ſcheuerte, trat ein junger Geſelle, mit einer ſpaniſchen Kappe mit Sammt gefüttert auf dem Haupte und einem Degen mit ſilbernem Gefäß an der Seite, bei hellem Mittage zu ihr und fragte: „Wollt ihr keinen Freier haben? Hier ſteh' ich als ein junger Kerl." Zeigte ihr auch ſtracks das Säcklein mit den Kronen und ſprach: „Da iſt euer Geld in dem Säcklein; es iſt vermehret und nicht vermindert." Sie ſprach, ſie wolle das vermehrte Geld nicht, ſondern nur ihr eigenes; auch keinen Freier; worauf er mit dem Säcklein weggegangen und geſagt: „Ich will wiederkommen und anhalten: ihr müßt einen reichen Freier haben." Iſt auch nach acht Tagen wiedergekommen, als ſie des Morgens früh vor der Thüre geſtanden, und hat ſie alſo angeredet: „Neulich habt ihr euch geweigert, das Geld anzunehmen, darum will ich euch itzund was abſchmieren." Hierauf hat er ihr Tuch vom Halſe, den Rock in Stücke und einige Kräuter, welche ein Wundermeiſter ihr hineingenähet, herausgeriſſen, auch noch beigefüget: „Nehmt noch das Geld." Als ſie aber um Hülfe gerufen und ihr Herr hinzugekommen, iſt er von Stund an weggelaufen.

Nach der Zeit hat ſie ſich verehlicht, auch keine Anfälle mehr von dem Geſellen gehabt, wohl aber von den Weibern, die ſie immerdar knippen. Einſtmals iſt ihr Mann trunken nach Haus kommen und hat auf ſie geflucht und geſagt: „Das Wild muß dir noch abgejagt werden.“ Damit riſſe er auch einen Degen von der Wand, mit dem er ihr den Kopf zu ſpalten vermeinet. Stracks hierauf kamen zehn oder zwölf Frauen, die zu ihr ſagten: „Brecht das Meſſer, ſo kann es euch keinen Schaden thun“, welches ſie auch mit ihrer Hülfe verrichtet. Die Weiber warfen ſie aber alsdann über die Thür auf die Gaſſe, richteten ſie auch ſpäter noch zu verſchiedenen Malen mit Schlägen und Stößen übel zu; vier Wochen darnach lief ihr Mann in den Krieg. Als der ſie nun verlaſſen, ſind gemeldete Weiber in einer Nacht gekommen und haben ſie, da ſie noch ſchwanger geweſen, oben auf das Haus gebracht und mit den Händen an das Dachfenſter feſtgebunden, alſo daß ſie mit der einen Hälfte des Leibes aus dem Fenſter, mit der anderen Hälfte aber innerhalb gehangen.

Später hat ſie noch viele Remedia gebraucht, hat aber alles nichts helfen wollen und ſie nur ganz matt gemacht. Da iſt auf einen Mittag eine ältliche Frau mit einem Oberyſſelſchen Mantel an ihr Bette gekommen, hat ſie gegrüßet und geſagt: „Meins, ich bitte euch um Gotteswillen, daß ihr mir das, was ich euch zu Leide gethan, vergeben wollet.“ Und als ſie geantwortet, daß ſie es ihr gerne vergeben wollte, iſt die Frau weggegangen mit Vorgeben, daß ſie über anderthalb Stunden wiederkehren werde. Eben um dieſe Zeit aber iſt ihrer Hausfrauen Tochter zu ihrer Mutter gelaufen kommen mit Bericht, daß ſie nach Meinſen Kammer eine große rothe Katze hätte laufen ſehen, wovon Meins aber nichts gewußt. Als die Frau wiedergekommen, iſt Meins mit ihr zuerſt in die neue Kirche gegangen, da ſie beide auf den Knieen gebetet, und alsdann auf den Damm. Daſelbſt hat ſich die Frau auf der Treppe vor dem Rathhaus niedergeſetzet und geſagt: „Wenn allhier ein Pfahl ſtünde, daran ich mit eiſernen Ketten feſtgeſchloſſen wäre, und ein grimmiges Thier riſſe mir das Fleiſch ſtückweiſe aus dem Leibe, ſo litte ich nicht nach meinem Verdienſte." Von hier haben ſie ſich ferner nach dem Heiligthum zu begeben, und nachdem ſie dreimal darum gekrochen, ſind ſie auf die Lambertsbrücke gegangen, wo die Frau etwas aus dem Aufſchürzel gezogen, und, indem ſie ſolches ins Waſſer geſchmiſſen, geſagt: „Da liegt all meine Bosheit und Schelmerei. Herr, iſt es dein Wille und dieſer Meins ſelig, ſo gieb ihr wieder, was ich ihr genommen." Hierauf iſt die Frau von ihr geſchieden und Meins nach Hauſe gegangen.

398.

Spinnräder tanzen.

Mündlich.

Eines Winterabendes ſaßen in Elſen drei Mägde an ihren Spinnrädern und ſpannen, und ein alter frommer Mann ſaß bei ihnen und erzählte Geſchichten aus alter Zeit. Wie ſie nun ſo ſtill zuſammen waren, da begannen plötzlich die drei Spinnräder zu tanzen und zu ſpringen, ſo daß die Mägde nicht mehr ſpinnen konnten und der alte Mann nicht mehr erzählen mochte. Der Letzte ſprach alſobald: „Seid getroſt, Kinder, da iſt Zauberwerk im Spiele"; und er legte ſeine Hand auf die Spinnräder und ſprach: „In Gottes Namen lege ich meine Hand auf euch, daß ihr nicht mehr tanzet.“ Die Räder aber tanzten ungeſtört weiter. Da legte der alte Mann ſeine beiden Hände darauf und ſprach abermals: „In Gottes Namen lege ich meine zwei Hände auf euch, daß ihr nicht tanzet.“ Die Räder aber tanzten nichts deſto weniger und der Mann ſagte: „In Gottes Namen kann ich nichts mehr thun, und darum laſſe ich davon ab.“

Am andern Abende kamen die Mägde mit dem alten Manne wieder zuſammen, und ſie ſaßen kaum da, als die Spinnräder aufs neue anfingen zu tanzen. Da ſtand der Mann von ſeinem Stuhle auf, zündete einen Span am Heerde an und leuchtete damit herum auf der Erde. Und als er auch an die Spinnräder kam, da ſiehe, lagen darunter drei große Kröten, die nun ſchnell fortſpringen wollten. Zwei entkamen auch, die dritte fing der Mann aber und warf ſie ins Feuer, und alsbald ſtanden die Spinnräder ſtill.

399.

Zauberin ſteckt Sankt Jans Thurm in Brand.

Mr. van d'Obercourt: Oorſprong van Nederlandt. S. 227.

Montag den zweiten September des Jahres 1595 war ein groß Unwetter, und es begann zu blitzen und zu donnern, und man ſah rund um Sankt Jans Thurm in Gent ein Licht geben, einer Fackel gleich, und alsdann geſchah ein großer Schlag und der Thurm brannte, wie lichtes Stroh, ſo daß man an kein Löſchen denken konnte. Die Leute erklärten nach der Hand, der Teufel habe ihnen das Stroh aus den Scheunen geholt und damit den Thurm angezündet. Auch geſtand eines Wagenmachers Weib, welche im folgenden Jahre zu Haerlebeke als Hexe gegriffen wurde, daß ſie rund um den Thurm getragen worden ſei, nachdem ſie Feuer hineingelegt habe, und ſie ſei von der Hitze bald verbrannt geweſen.

400.

Kinder bezaubert.

Mündlich von Frau Courtmans.

Zu Beveren in Hennegau geſchah es häufig, daß die Kinder, während ſie gewickelt wurden, immer nieſten, als wenn es kein Ende hätte nehmen wollen. Man konnte darauf rechnen, daß alsdann eine Hexe vor der Thüre ſtand und aufpaßte. Wenn die Mutter dem Kinde kein „Gott ſegne dich" zurief, dann war es bezaubert.

401.

Mäuſe machen.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein ehrbarer Bauer aus Stockhem ging eines Sonntages mit ſeinem Töchterchen ſpazieren. Es war gerade im Auguſt und das Korn ſtand ſehr ſchön auf dem Felde. Als ſie nun an einen großen Acker kamen, nahm das Töchterchen ein Kügelchen Erde und warf das hin und ein anderes nach, und alsbald ſah der Vater, wie das ganze Feld von Mäuſen wimmelte. „Sieh mal, Vater, was ich kann!" rief da das Kind erfreut, aber der Mann rang die Hände über dem Kopfe und ſprach: „Um Gotteswillen, liebes Kind, wer hat dich das gelernt?" — „Ei, die Lehrerin", lachte das Töchterchen, „die ſagt uns viel von ſolchen Stückchen."

Der Mann bekreuzte ſich und ging mit dem Kinde in das Dorf zurück, wo er alles dem Bürgermeiſter anzeigte. Da wurde die Lehrerin gepackt und aufgehängt.

402.

Mädchen macht Thiere.

Mündlich von Frau Courtmans.

Zu Lede wohnte ein Mädchen, das war wunderbar, um zu ſehen, was die nicht alles verſtand. Da gab es keine Sprache in der Welt, oder ſie wußte ſie; ſie tanzte wie die beſte Tänzerin, ſang wie ein Engel, und, was das meiſte war, ſie konnte Thiere aller Art machen, und zwar lebendige. Die Leute kamen oft zu ihrer Mutter und ſprachen: „Frau, euer Mädchen iſt eine Hexe“, aber die Mutter lachte und ſprach, das könne nicht ſein.

Als es einmal Kirmeß war, da legte ſie ſich Mittags ſchlafen, während die andern zum Tanze gingen. Das wunderte die übrigen Mädchen, aber ſie kamen davon zurück, als ſie die Schläferin in der Herberge in vollem Springen fanden. Und ſie tanzte nicht nur in Einer Schenke, ſondern in allen zugleich, wo nur Muſik war.

Die Sache kam endlich dem Pfarrer zu Ohren, und er ließ das Mädchen rufen und ſprach: „Ich habe gehört, Kind, du könnteſt Mäuſe machen; iſt das wahr?“ — „Ja gewiß“, antwortete ſie, „gebt mir nur ein paar Blätter.“ Man brachte einen Korb voll Blätter herein und ſie drehte eins nach dem andern zuſammen und legte ſie auf die Erde, und huſch liefen ſie als Mäuſe von dannen, und das dauerte ſo lange, bis der Pfarrer rief: „Ums Himmelswillen, Kind, hör' auf, du machſt mir das ganze Haus voll. Ich ſehe aber, daß du mit dem argen Satan zu thun haſt, darum mußt du beſchworen werden." Und damit entließ er ſie und befahl ihr, am künftigen Sonntage Nachmittags mit ihrer Mutter in die Kirche zu kommen, was ſie auch that.

Da legte man ſie platt auf die Erde auf den Chor hin, und es waren viele Geiſtliche und viel Volk zugegen, und der Pfarrer begann ſeine Beſchwörung, und als dieſe geendet war, frug er: „Warum haſt du denn am Aepfelkirmeßſonntag geſchlafen?" Das Mädchen antwortete: „Ich habe nicht geſchlafen, ich ſaß mit meinem Geſellen in dem Fenſter des Mäuſethurms (eine Herberge), und er hetzte die Burſche an einander, bis ſie ſich ſchlugen und ein paar davon todt blieben." Da fragte der Pfarrer weiter: „Kannſt du mir nicht ſagen, welche die hoffärtigſte in der Gemeinde iſt?" — „Warum nicht?" entgegnete ſie, „die ſitzt rechter Hand in der ſechsten Bank, die dritte von der Mauer an gezählt, und hat ein blaues Kleid an mit einem weißen Streifchen und rothen Blümchen darin."

Nun erkannte der Pfarrer, daß ſie wahr ſpreche, denn die Bezeichnete war das hoffärtigſte Mädchen im Dorfe. Er ſetzte darum die Beſchwörung fort und zwang den Teufel, daß er aus dem Mädchen ausfahren mußte. Ehe der arge Satan das aber that, warf er ſie zu vielen Malen auf bis ans Gewölbe und wieder nieder auf den Boden, aber das that ihr keinen Schaden und ſie wurde von ihm befreit.

Die Frau, welche mir das erzählte, verſicherte mir, daß ihres Mannes Großtante in der Kirche der Beſchwörung beigewohnt habe.

403.

Das rothe Tuch.

Mündlich.

Vor alten Zeiten ſah man oft Bäuerinnen zu Turnhout auf den Markt kommen, die Butter in ſolcher Menge hatten, daß es jedermann wunderte, wiewohl ſie keine oder höchſtens nur Eine Kuh beſaßen. Die gemeine Sage ging, daß ſie dieſe Butter von den Kaboutermannekens bekämen, und zwar mit Hülfe eines rothen Tuches.

Eine dieſer Bäuerinnen, die auch im Rufe ſtand, ein rothes Tuch zu haben, brachte öfters Butter in ein gewiſſes Haus, und die Butter war immer ſo ſüß, wie eine Nuß, und ſo gelb, wie Gold. Gewöhnlich gab man der Bäuerin eine Taſſe Kaffee, wenn ſie kam, und unterweilen auch ein Butterbrot dazu, denn es war eine gar muntere und zutrauliche Frau. Dem Manne aus dem Hauſe gefiel das Ding inzwiſchen nicht ganz, und er ging zu einem Geiſtlichen und ſprach dem von der Sache, und der Geiſtliche gab ihm ein kleines Döschen und befahl ihm, das unter den Stuhl zu hängen, auf den ſich die Bäuerin ſetzen würde.

Am folgenden Markttage brachte die Frau, wie gewohnt, ihre Butter, und als ſie das Geld empfangen, nöthigte man ſie, eine Taſſe Kaffee zu nehmen. Als ſie nun da ſaß, kam der Mann und hing ſtill das Döschen an den Stuhl und ſetzte ſich alsdann ihr gegenüber, um zu ſehen, was ſie machen würde. Sie verhielt ſich ganz ſtill, blieb aber ungewöhnlich lange ſitzen und plauderte fort und fort, bis es Mittag ſchlug. Da ſprach der Mann: „Frau, wir wollen jetzt eſſen, das wollet ihr auch wahrſcheinlich jetzt thun, und darum wird es Zeit ſein, daß ihr nach Hauſe gehet.“ Die Bäuerin ſprach: „Ja, ihr habt Recht“, und wollte aufſtehen, aber ſie konnte nicht, denn der Stuhl blieb an ihr hängen. Als der Mann das ſah, ſchrie er wüthend: „Steht auf und packt euch aus meinem Hauſe!“ Die Frau erſchrak und ſagte zitternd: „Ach, ich wollte das ja gerne thun, aber ihr müſſet das Ding wegnehmen, was ihr mir unter den Stuhl gethan habt, denn er klebt an mir feſt.“ Da nahm der Mann das Döschen weg und ſchlug die Frau und warf ſie zur Thüre hinaus. Sie iſt auch nicht mehr in das Haus gekommen.

404.

Die gepeinigte Hexe.

Phil. von Zeſen, Beſchreibung der Stadt Amſterdam. Amſterdam 1664. S. 182.
Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II. Stück 17, S. 304.

Die Kinder zweier frommen Eheleute in der Sinter-Klas-Gaſſe zu Amſterdam waren bezaubert worden. Ein Nachbar gab den Eltern den Rath, ſie ſollten Eichenſpäne mit Waſſer, welches von einer Kreuzbrücke herab geſchöpfet worden, ſieden, dann würde die Teufelskünſtlerin ſich ſchon offenbaren und die Kinder gesund machen. Die Eltern glaubten anfangs nicht daran, thaten es jedoch ſpäter aus Mitleid gegen ihre Kinder, und zwar bei verſchloſſenen Thüren und ohne jemandes Wiſſen. Bei dem erſten Aufſieden des Waſſers kam eine von ihren Nachbarinnen auf den Hinterplatz gelaufen und begann zu ſchreien: „Ihr Teufelsbanner! Ihr Teufelsbanner!“ trieb auch dieſes Geſchrei mit Hin- und Widerlaufen im Hauſe ſo lange fort, als der Topf über dem Feuer ſtand, woraus klärlich hervorging, wem die armen Würmlein ihr Uebel zu danken hatten.

405.

Herumirren.

Mündlich von M. van der Voort.

In der Nähe von Antwerpen ſaßen zwei Soldaten in der Schenke und neckten das Wirthsmädchen, welches recht hübſch war. Die wurde deß aber endlich müde und böſe darüber, und als die Soldaten beim Herausgehen ihr ungeziemende Anträge machten, da ſtieß ſie dieſelben von ſich weg, ſchloß ihnen die Thüre vor der Naſe zu und rief ihnen nach: „Das ſollt ihr nicht umſonſt gethan haben.“ Die Soldaten gingen weiter und lachten darüber; aber ſie waren ſchon drei Stunden weit gegangen und konnten doch nicht nach Antwerpen kommen, wiewohl ſie die Marienkirche immer dicht vor ſich ſahen. Da ſprach der Eine: „Nun laß uns einmal ganz gerad aus gehen“, und alſo thaten ſie und gingen gerad aus bis zum Morgen, immer auf den Thurm zu, aber ſie kamen nicht an die Stadt. Da kam ein Bauer vorbei, und den fragten ſie um den Weg nach der Stadt. „Ihr ſeid ja keine hundert Schritte davon entfernt“, lachte der Mann, „da liegt ſie ja vor euch, gebt nur hier dem Wege nach.“ Die Soldaten dankten dem Manne und gingen dem Wege nach, und ſie kamen glücklich ans Thor. Haben aber ſeitdem kein Mädchen mehr geneckt, denn ſie gedachten immer an die Nacht und das Herumlaufen; daß hatte das Wirthsmädchen ihnen angethan.

406.

Maibutter erzaubert.

Jac. Sprengeri malleus maleficarum, ed. Francofurt. 1600. pars II. quaest. I, cap. XIV, p. 255.

Es waren einmal an einem ſchönen Maitag mehre Leute zuſammen und ergingen ſich auf dem Felde, und hatten große Luſt, einmal friſche Maibutter zu prüfen. Als ſie nun zufällig an einen Fluß kamen, da ſprach einer von ihnen: „Wartet ein wenig, und ich will euch friſche Maibutter beſorgen.“ Und zur Stunde zog er ſeine Kleider aus und ging ins Waſſer und ſetzte ſich daſelbſt nieder, den Rücken gegen den Strom gewendet. Die Uebrigen ſchauten erſtaunt zu; er aber ſprach einige Worte, rührte mit den Händen im Waſſer hinter ſeinem Rücken, und es dauerte nicht lange, da brachte er einen Klumpen Butter in der Form, wie ſie die Bauern im Mai zu machen pflegen, zum Vorſchein, und nach weniger Zeit noch andere, und als ſeine Geſellen die prüſten, da fanden ſie, daß dieſelbe ganz koſtbar war.

407.

Das erloſchene Feuer zu Audenaerde.

Mündlich.
J. Ketel im Feuilleton der Gazette von Audenaerde.

An dem Giebel des prächtigen Hauſes, in welchem die edeln Geſchlechter Latour und Taſſis, Vandenbroucke und Vandermeere ehedem blüheten, ſtand noch vor wenigen Jahren eine alte Zauberſage in Stein gehauen; nun hat man die Geſchichte heruntergeriſſen, aber im Munde alter Leute lebt ſie noch. Wann ſie ſich zugetragen hat, darüber kann keiner etwas ſicheres melden; man ſagt nur: zur Zeit, als noch die Zauberer und Zauberweiber die Macht beſaßen, gute Chriſten zu quälen.

In der Zeit nämlich lebte in Audenaerde ein braver Jüngling, und der liebte ſchon ſeit lange ein Mädchen aus ſeiner Nachbarſchaft, und zwar ſo ſehr, daß er Tag und Nacht um ſie ſeufzte und ihr auf jedem Schritte folgte. Trotz all dem konnte er keine Gegenliebe erlangen, und je mehr er darum bat, deſto weniger wurde ſie ihm und deſto mehr lachte das Mädchen ſeiner. Endlich ſchien ſie doch erweicht und ſprach zu ihm, ſie wolle ihn in der folgenden Nacht in ihr Haus laſſen; aber das ginge nicht anders, als mit Hülfe eines Korbes, in welchem ſie ihn heraufziehen wolle an ihr Fenſter; er müſſe alſo ſorgen, daß er um Mitternacht mit dem Korbe vor ihrer Thüre ſtehe. Der gute Jüngling eilte ſeelenvergnügt nach Hauſe und fand ſich punkt zwölf Uhr Nachts mit ſeinem Korbe ein; ein dickes Tau ſank nieder, er ſchlang es ſchnell um den Korb, ſetzte ſich hinein und wurde hinaufgezogen. Kaum zur Hälfte des Giebels gekommen, hielt der Korb ſtill und drehte ſich rund und wieder rund und abermals rund, ſo daß dem Armen, der drinnen ſaß, ganz ſchwindlich wurde. Er rief leiſe den Namen der Geliebten, huſtete und gab Zeichen aller Art, aber alle Fenſter blieben geſchloſſen und er in der ſchwindelnden Höhe.

So hing er noch da, als Morgens die Arbeiter zu ihren Werkſtätten gingen. Bald war er bemerkt, eine unzählige Menge Volkes ſammelte ſich vor dem Hauſe und lachte ihn aus, bis der Korb ſich ſpät am Tage erſt ſenkte und der unglücklich Liebende verhöhnt und verſpottet von dannen laufen konnte. Glühender Haß hatte die vorhin ſo glühende Liebe zu dem Mädchen in ſeinem Herzen erſetzt; in der Stadt meinte er's nicht mehr aushalten zu können, und ſo entfloh er ihr und rannte wie von Peitſchenhieben getrieben nach dem Edelaerwalde hin. Dort angelangt, ſah er plötzlich einen alten greiſen Herrn vor ſich, der ihn fragte, warum er alſo eile und was ihm fehle. Der Jüngling erzählte ihm alles, und der Alte ſchien tief gerührt und ſprach: „Tröſte dich darob, wir wollen ſehen, dich zu rächen ob ſolchen Schimpfes; zehn Generationen und mehr noch ſollen daran gedenken.“

Der Greis war aber einer der mächtigſten Zauberer, welche es in und um Audenaerde gab, und er hatte viele tauſend Teufel in ſeinen Dienſten. Mit dieſer Hülfe löſchte er alsbald alles Feuer in der Stadt aus; kein Heerd, kein Lämpchen brannte mehr und allgemeiner Schrecken verbreitete ſich. Als die Noth auf das Höchſte geſtiegen war, verſammelten ſich die Erſten der Stadt auf dem Markte, um dort zu berathen, was zu machen ſei; aber keiner kannte ein Mittel, um dem Uebel abzuhelfen.

Da trat mit einem Male der Greis in Geſtalt eines ehrbaren Bürgers in die Mitte der Verſammelten und ſprach: „Mir iſt eben ein Mittel kund geworden, um wieder Feuer zu bekommen, aber das Mittel iſt in etwa beſchwerlich und die Herren des Rathes werden all ihre Macht aufbieten müſſen, um es ausführbar zu machen.“ Als die Bürger das hörten, riefen ſie alle erfreut, er ſolle nur das Mittel nennen, ſie würden ſchon dazu zu kommen wiſſen. Da fuhr der Greis fort: „Dann müſſet ihr das Mädchen herbringen, welches den Jüngling in dem Korbe verſpottet hat, denn ſie iſt die Urſache des ganzen Mißgeſchickes und ſie allein kann demſelben abhelfen.“ Zur Stunde ſandte der Rath zu dem Hauſe der Jungfrau, und ſie mußte trotz allem Gegenſtreben auf dem Markte erſcheinen. Nun gebot der Greis, einen Tiſch zu bringen und eine ſolche Anzahl Kerzen, daß jeder Bürger eine bekomme. Als auch das geſchehen war, hieß er das Mädchen ſich ausziehen, und kaum hatte ſie das, wiewohl ungern, gethan, als ihrem Rücken eine Flamme entſchoß, an der die Bürger einer nach dem andern ihre Kerzen anzündeten. Es dauerte viele Stunden lang, ehe die Einwohner alle Feuer hatten, aber das ging nicht anders, denn eine Kerze zündete nicht an der andern, ſondern alle nur an dem Rücken des Mädchens, welches nicht ohne großes Gelächter zuging.

Dieſe letzte Scene war auf dem letzten Basrelief, welches ſich auf der Seite nach der Katzenſtraße hin befand, abgebildet.

408.

Zippeneſſeſtraetje zu Audegem.

Mündlich von J. van de Velde.

Das Zippeneſſeſtraetje zu Audegem bei Dendermonde trägt ſeinen Namen von den Zippeneſſen oder Zigeunern, welche ehedem in demſelben wohnten. Früher lief dieß Sträßchen über mehre Hügel hin, und dieſe waren alle durchgraben und gehöhlt, und in den Höhlen hauste das wilde Volk Jahr aus Jahr ein.

Das wunderlichſte, was ſich noch die alten Leute von den Zippeneſſen erzählen, iſt, daß ſie ihre Feuer zum Kochen immer an Scheunen oder großen Kornhaufen machten, ohne daß je doch ein Brand daraus entſtanden wäre. Auf dieſen Feuern brieten ſie die Katzen, welche ſie aus der ganzen Gegend ſich zuſammenſtahlen.

409.

Die verlorene Kette.

Mündlich von M. van der Geert.

Ein Bürgermädchen in Antwerpen hatte von ſeiner Mutter eine goldene Kette geſchenkt bekommen. Es war juſt Sonntag, als ſie dieſelbe erhielt, und ſie trug den neuen Schmuck den ganzen Tag und Abends legte ſie ihn ſorglich in Baumwolle gewickelt in ihre Kommode. Am andern Morgen hätte ſie gerne noch ein bischen ihre Augen daran geweidet; als ſie jedoch die Kommode öffnete, war die Kette verſchwunden. Da ging das Mädchen zu der Wahrſagerin, um zu erfahren, wer die Kette habe, und die Wahrſagerin ſprach: „Die Kette iſt ſchon in der dritten Hand, aber ihr bekommt ſie wieder, wenn ihr euch klug anlegt." Und mit den Worten holte ſie ein Kreuz und eine Kerze und einen Leuchter und ein Briefchen Nadeln. Das Kreuz ſtellte ſie vor ſich, aber ſo, daß der Heiland ihr den Rücken kehrte; die Kerze ſetzte ſie auf den Leuchter, und dieſen vor den Rücken des Kreuzes, und dann ſteckte ſie alle Nadeln in die Kerze. „Es iſt ein gräulich Stück, das hier", ſprach ſie dann zu dem Mädchen, „denn jede dieſer Nadeln verwundet den Dieb." — „Das thut nichts", ſprach das Mädchen, „wenn ich nur meine Kette wieder habe." — „Die bekommt ihr", verſicherte die Wahrſagerin, „geht nur ruhig nach Hauſe."

Am Abende des Tages ſaß das Mädchen mit ſeiner Mutter am Heerde und ſie ſprachen eben über die Kette, als der älteſte Sohn des Hauſes plötzlich athemlos und bleich in die Stube ſtürzte. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Der Hund, der Hund mit den glühenden Augen, er iſt oben, o der Hund!" — „Was ſoll denn das ſein", ſprach die Frau und öffnete die Thüre, und im ſelben Augenblicke ſchoß ein gewaltiger Hund die Treppe hinunter, an ihr vorbei und zur Thüre hinaus. „Gott behüt' uns, der Teufel!" ſchrie die Frau; aber das Mädchen jauchzte: „Hei, er hat mir die Kette wiedergebracht! Kommt und laßt uns ſchnell ſuchen!" Alle bekreuzten ſich und gingen hinauf und ſuchten, und ſie fanden nichts; alle Koffer, alle Schränke, die Betten ſelbſt wurden durchgewühlt, die Kette war und blieb weg. „Halt", ſprach endlich die Mutter, „auf dem Boden ſtehen die Aepfelſäcke, die wir geſtern aus dem Garten heraufgetragen haben. Da könnte ſie drin ſein.“ — „Ihr ſeid ſicher närriſch“, lachte das Mädchen, aber die Mutter antwortete: „Man kann nicht wiſſen. Durch das Suchen iſt nichts verloren.“ Und die Frau hatte Recht, am Boden eines der Aepfelſäcke lag die Kette in einem Papierchen zuſammengedreht.

410.

Herz-As durchſtochen.

Mündlich von M. van der Beert.

Ein Offizier in Antwerpen hatte ein ehrbares Bürgermädchen betrogen und ſie war von ihm ſchwanger; und als er das merkte, da kam er nicht mehr und ließ ſie ſitzen. Das Mädchen erzürnte darob und ging zu einer Kartenſchlägerin, und die gab ihr ein Herz-As mit folgender Weiſung. In der folgenden Nacht ſolle ſie ein Glas mit weißem Weine gefüllt nehmen, und wenn die Glocke zwölf ſchlüge, die Karte darauf legen und das Herz juſt in der Mitte mit einer Nadel durchſtechen; dann würde ſie gerächt ſein. Das Mädchen that alſo; als ſie aber die Karte durchſtach, da fielen drei Tropfen Blutes in den Wein, worob ſie alſo erſchrak, daß ſie alles ſtehen ließ und davon lief.

Am ſelben Abende ſaß der Offizier mit ſeinen Kameraden in der Schenke. Um zwölf Uhr, gerade als die Glocke ſchlug, wollte er eben ein Glas aufheben und den andern zubringen, aber in demſelben Augenblicke erbleichte er und ſank todt hin. Die andern wußten nicht, was das zu bedeuten hatte; ſie zogen ihn darum aus, um ihn zu Bette zu tragen, und da fanden ſie, daß er eine tiefe Wunde gerade im Herzen hatte.

411.

Korn im Butterbrot.

Mündlich von L. Bleiſchauer.

Findet eine Magd ein ganzes Korn im Butterbrote, dann kann ſie ihren Zukünftigen ſchauen. Sie muß dieſes Korn nämlich in eine Ritze der Thüre ſtecken und dann gut zuſehen. Die dritte Perſon, welche vorbeikommt, iſt ihr Zukünftiger.

Andere wollen behaupten, daß der Zukünftige daſſelbe Gewerbe treiben ſoll, welches die dritte Perſon treibt, die am Hauſe vorbeikommt.

412.

Den Geliebten ſchauen.

Mündlich von L. Bleiſchauer.

Will eine Magd ſicher ſein, daß ihr Freier ſie noch liebt, dann muß ſie ihr Strumpfband in drei Falten legen, über jede gewiſſe Worte ſprechen, es alsdann unter ihr Kiſſen ſtecken und, ohne ſich eine Sylbe verlauten zu laſſen, zu Bette gehen. Sieht ſie um Mitternacht den Geliebten geſunden und friſchen Leibes, dann ſtehet es wohl mit ihr und ſie heirathet bald. Erſcheint ſtatt ſeiner aber eine Leiche, dann mag ſie nur alle Hoffnung aufgeben, denn es iſt mit ihrer Liebe am Ende und ſie wird ihren Freier nie bekommen. In jedem Falle hat der Freier in der Nacht viel zu leiden.

Schon manche Magd hat dieß probirt und iſt vor Schrecken geſtorben.

413.

Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wiſſen wollte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. VIII, cpp. 56 u. 61.

Es iſt ein ſehr verbreiteter Gebrauch (beſonders unter den Frauen in Belgien [wenn auch jetzt nicht mehr]), daß ſie ſich auf folgende Weiſe einen Apoſtel wählen. Auf zwölf Kerzen ſchreiben ſie die Namen der zwölf Apoſtel; dann werden die Kerzen geweiht und zugleich auf den Altar geſtellt. Die Frauen treten hinzu und wählen blindlings eine Kerze, und der Apoſtel, deſſen Name daran hängt, wird von ihnen beſonders verehrt.

Es geſchah aber einmal, daß eine Frau ſich alſo den heiligen Andreas herauszog. Dieſer gefiel ihr nicht, ſie ſetzte die Kerze wieder hin und zog noch einmal, und ſie bekam wieder den heiligen Andreas. Als ſie das noch einige Male wiederholte, kam ſie endlich dennoch dazu, einen andern Apoſtel zu bekommen, und dieſen verehrte ſie auch ihr ganzes Leben lang.

Als ſie aber auf dem Todesbette lag, da ſiehe, ſtand mit einem Male der heilige Andreas vor ihr und ſprach: „Siehe, ich bin der heilige Andreas, von dem du nichts wiſſen wollteſt, den du ſo ſehr verachtet haſt.“

Man kann daraus abnehmen, daß es den Heiligen zuweilen gefällt, gerade von dieſem oder jenem verehrt zu werden.

Eine andere Frau hatte auf gleiche Weiſe den heiligen Judas gezogen und die Kerze wieder hingeſetzt, weil ſie einen von den berühmten Apoſteln haben wollte, wie Sankt Johannes den Evangeliſten oder Sankt Jacobus. Da erſchien ihr aber Judas im Traume und ſtrafte ſie darüber mit harten Worten, und die Frau wurde gichtiſch und blieb es ein ganzes Jahr lang.

414.

Die entzweigeſchlagene Kuh.

Mündlich.

Es geſchah einmal, daß ein Hirte Abends ſeine Kühe nach Hauſe trieb. Als die Thiere ganz ruhig auf dem Wege fortgingen, kam ihnen plötzlich eine weiße Kuh entgegengerannt; wovon die andern Kühe ſo ſehr erſchraken, daß ſie auseinanderſtoben und hin und wieder liefen. Der Hirte ſprang aber von der Seite auf die weiße Kuh zu und meinte ſie mit ſeinem Stocke quer auf den Rücken zu ſchlagen; aber der Stock fuhr durch den Rücken und den Bauch, und der Vordertheil der Kuh lief gerade aus fort, während der Hintertheil von hintenweg rannte. Als der Mann aber mit den Kühen nach Hauſe kam, da waren ſie alle in Schweiß gebadet, und das hatte die weiße Kuh ihnen angethan.

415.

Das weiße Kanin.

Mündlich.

Vor langer Zeit ſah man auf der Oſſemerſtraße jenſeits Meulenbeek, an der Stelle, wo die zwei Häuſer gegen einander über liegen, jegliche Nacht ein weißes Kanin die Straße quer laufen, von einem Hauſe zum andern, und das geſchah jede Nacht punkt zwölf Uhr, und um ein Uhr kam es wieder. Das haben viele hundert Leute tauſendmal geſehen.

416.

Der Haſe zu Etterbrügge.

Mündlich von Adolf von Sweygenhoven.

Auf der groſſen Brücke zu Etterbrügge ſteht ein groſſes Kreuz. Jeden Abend, wenn das Angelus Dei geläutet hat, kommt ein Haſe auf die Brücke und der läuft bis einige Schritte vor dem Kreuze; da ſpringt er ins Waſſer, ſchwimmt an dem Kreuze vorbei und ſpringt jenſeits deſſelben wieder auf die Brücke, an deren Ende er verſchwindet.

417.

Amme entführt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Eine alte Frau aus dem Kempnerlande erzählte Folgendes von ihrer Mutter.

In ihrer Jugend ernährte dieſe ſich mit Spinnen und verkaufte ihre fertige Arbeit in der Stadt, wo ſie viele Kunden hatte. Eines Wintermorgens ging ſie vor Tagesanbruch von Hauſe weg; halbwegs ungefähr, an der Eierecke, traf ſie einen Reiter, der dieſelbe Straſſe ritt. Es lag hoher Schnee und ſie fror ſehr und ihr Garnbündel däuchte ihr immer ſchwerer. Der Reiter bemerkte das und bot ihr ſeine Branntweinflaſche zum Trinken an und lud ſie endlich gar ein, hinter ihm aufzuſitzen; ſie war deß zufrieden, und beide ritten ruhig weiter. Nach einigen Minuten hörte ſie ein durchdringendes Pfeifen und fragte erſchrocken den Reiter, was das ſei; er antwortete aber kurz, das thue der Wind und es ſei nichts; ſie ritten nur ein bischen ſchnell, und da ſei das leicht zu erklären. Das Letzte war in der That wahr, denn das ſchwarze Pferd ſchien ihr zu fliegen. An einem Kreuzwege angekommen, drang ihr ein ſo fürchterlicher Schrei in die Ohren, daß ſie die Augen feſt zudrückte, um nur nichts zu ſehen; ſie war vor Schrecken ganz außer ſich. Als ſie aber wieder zur Beſinnung kam, war es hell Tag und ſie fand ſich auf der Mitte einer grünen Wieſe und vor einem prachtvollen Hauſe, aber nicht auf dem Pferde, ſondern unter einer hohen Linde. Es dauerte nicht lange, und eine ſchöne Frau trat aus dem Hauſe und gab ihr ein mageres und bleiches Kind, damit ſie daſſelbe ſäuge. Das that ſie mit vieler Freude und blieb wohl acht Tage dort, und das Kind wuchs mit jeder Stunde mehr und mehr, und am achten Tage war es dick und friſch.

Am Abende deſſelben hatte ſie es in ſeine Wiege ſchlafen gelegt und war unter dem Schaukeln ſelbſt langſam eingeſchlummert. Beim Erwachen fand ſie aber nichts mehr von dem ſchönen Hauſe, ſondern ſie lag in ihrer Hütte und neben ihrem Manne im Bette und hatte ihre Taſchen voll kleiner Silbermünzen. Ihr Mann fragte ſie, wo ſie geweſen ſei, und ſie erzählte ihm alles und zeigte ihm auch die Münze, worüber er ſehr zufrieden war. Er hat es ſpäter dem Pfarrer und auch andern Leuten noch erzählt, und ſo iſt die Geſchichte langſam rundgekommen.

418

Der Greis im Walde.

Mündlich.

In der Gegend von Tourhout, welches nach der Meinung der gutgläubigen Belgier dem nordiſchen Gotte

Thor (!?) ſeinen Namen verdankt, liegt ein Wald von ziemlich bedeutender Größe. Die umwohnenden Landleute hüten ſich wohl, hineinzugehen, denn in demſelben wohnt ein Geiſt, welcher ſich mitunter in Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes gezeigt hat. Die älteſten Leute haben ihn in ihrer Jugend ſo alt geſehen, wie in ihrem höchſten Alter, und ſeine Züge weder, noch ſein Gang oder etwas anderes an ihm waren je auch nur im mindeſten verändert.

419.

Sankt Annen-Baum.

Mündlich.
Aufſatz von Haſſelt in der Emancipation. 1836. Nr. 263.

Gegen dem Schloſſe Samſon über, auf dem rechten Ufer der Maaß und auf der Spitze des Hügels, an deſſen Fuße das Dorf Nameche liegt, ſteht ein alter Baum, der heißt Sankt Annen-Baum. In der Nacht von Sankt Jan, der des Charfreitags und in den heiligen Nächten kommen die Hexen dort zuſammen und ſingen und tanzen um ihn herum.

420.

Der weiße Mann.

Mündlich.

An dem erſten Weiher rechts von der Heerſtraße in den Neuille bei Deinſel ſtehet ein einzelner Baum. An dem hat man oft einen weißen Mann geſehen, der unbeweglich da ſtand. Gewöhnlich kreuzten ſich die Leute, und dann hat er ihnen auch nichts gethan, ſondern ſie ruhig gehen laſſen.

421.

Der Geiſt im Eichbaume.

Mündlich.

Ein Mann kam Abends ſpät noch über Feld und wollte von Koekkenberg nach Molenbeek gehen. Unterwegs mußte er an einem uralten Eichbaume vorbei, deſſen Stamm ſchon halb hohl war, denn er zählte gewiß viele hundert Jahre. Als er an den Eichbaum kam, ſah er eine Flamme um denſelben herumſpielen und wollte eben näher gehen, um zu ſehen, was das wäre, als eine hohle und grauſige Stimme aus dem Baume rief: „Geht an! (geht weg) geht an! Für euch iſt der Tag, die Nacht iſt für mich!“ und bei jedem dieſer Worte fuhr eine große Feuerflamme aus dem Baume heraus. Darob erſchrak der Mann dermaßen, daß er, ſo ſchnell wie er konnte, weglief und halb ohnmächtig zu Hauſe ankam.

422.

Hooidonck.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 11.

Die vormalige Abtei Sankt Bernhard an der Schelde beſaß viele Güter und Ländereien in der alten Markgrafſchaft Antwerpen. Zu dieſen gehörte ein Buſch, den man Hooidonck nennt und der zwiſchen Zoerſel und Weſtmalle liegt; dieſer wurde der Abtei im Jahre 1243 von Herzog Heinrich II. von Brabant geſchenkt. In demſelben war ein Häuslein gebaut, welches der Proviſor, oder Aufſeher der Kloſtergüter, bewohnte. Während mehr denn fünf Jahrhunderten blieb die Abtei in ungeſtörtem Beſitze von Hooidonck; bei der franzöſiſchen Revolution aber wurde der Buſch in Beſchlag genommen und verkauft.

Seit der Zeit fliegt öfters in der Nacht ein großer ſchwarzer Vogel durch den Buſch, und der ruft mit einer gräßlichen Stimme: „Hu! hu! hu! wu! wu! wu!“ Dieſer Vogel iſt der Geiſt des Proviſors, der noch von Zeit zu Zeit kommt, um nach den ehemaligen Gütern der Abtei zu ſehen.

423.

Das Milchmädchen in Brüſſel.

Mündlich.

Im brüſſeler Park ſind zwei tiefe Gruben, die ſind dicht mit Bäumen und Geſträuch bewachſen. In der einen, die, wenn man durch das Thor gegen dem Pallaſte des Königs über hereinkommt, zur rechten Hand liegt, ſieht man ein ſteinernes Bild, welches ein Mädchen vorſtellt, dem das Fleiſch von den Knochen weggefreſſen iſt. Mit dieſer Figur hat es folgende Bewandtniß.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Brüſſel ein Milchmädchen, welches aber gar nicht redlich war und die Leute immer mit ſchlechter Milch betrog, denn ſie goß ſtets mehr als die Hälfte Waſſer darunter und gab dazu noch ein ſo ſchlechtes Maaß, daß es nicht zu ſagen iſt. Als das Mädchen nun ſtarb, da hatte ſie keine Ruhe im Grabe; ſie mußte jede Nacht in der Stadt umwandeln und rufen:

Half water, half melk!
Te krap gemeten,
De ziel vergeten!

(Halb Waſſer, halb Milch, zu ſcharf gemeſſen, die Seele vergeſſen!) Das machte natürlicherweiſe ein großes Aufſehen, und wohin man kam, da ſprachen alle Leute von dem Milchmädchen. Die Geiſtlichkeit hörte auch davon und befahl, den Körper aufzugraben, und als man das that, da fand man, daß er am Halſe und in der Gegend der Bruſt ganz von Thieren zerfreſſen war. Zum Angedenken an den wunderbaren Vorfall wurde nun das Bild gemacht, und das hat lange in der Stadt geſtanden, bis man es endlich wegriß und in die Grube im Park ſchmiß, wo es nun, leider Gottes, ganz verwüſtlich liegt.

424.

Der umwandelnde Nachtwächter zu Gent.

Mündlich von Frau Geertmans.

An der Predigerherrenkirche in Gent geht ein Nachtwächter jede Nacht um, und der ruft punkt zwölf Uhr alſo:

Bewahrt Feuer und Kerzenlicht?
Die Glock iſt — —

„Zwölfe“ aber fügt er nicht zu. Er war nämlich in ſeinem Leben an derſelben Stelle eben mit Rufen beſchäftigt, als ihn, ehe er noch das Wort Zwölfe ausſprechen konnte, einige Maurer todtſchlugen.

Nun muß er ſo lange wandeln, bis es einem kühnen Menſchenkinde gelingt, das „Zwölfe“ ſchnell hinter dem „iſt“ zu rufen.

425.

Der umwandelnde Abt.

Mündlich.

Oberhalb Schaarbeek, der ſchönſten unter den Vorſtädten von Brüſſel, liegt ein Kloſter, und darin iſt es nicht geheuer. Mit dem Schlage zwölf öffnen und ſchließen ſich alle Fenſter daſelbſt mit einem gräulichen Gepolter. Wenn das eine Zeit lang gedauert hat, dann gehen alle Thüren auf, eine nach der andern, und am Thore erſcheint der umwandelnde Abt mit der Biſchofsmütze auf dem Haupte und einem aufgeſchlagenen Buche in den Händen. In dem Buche lieſt er: „Weu, weu, weu“, und bei jeder Sylbe fahren Feuer und Flammen aus ſeinem Munde. Neben ihm geht ein junger Mönch, der hält in einer Hand den Stab des Abtes und in der andern eine Laterne, mit der er dem Abte auf das Buch leuchtet. Alſo gehen die beiden durch alle Säle und alle Kammern und rund um das Gebäude, bis es eins ſchlägt. Dann glühen ſie plötzlich auf und verſchwinden.

426.

Das weiße Kanin in Luxemburg.

Mündlich von Stolle von [illegible].

In der Stadt Luxemburg lebten zwei Eheleute, und die hatten nur ein einzig Kind, und das war ein Töchterlein. Dieſe liebte einen jungen, ſchönen Offizier, aber die Eltern wollten ihre Einwilligung zu der Ehe nicht geben. Sie führten vielmehr eines Tages das Mädchen mit Schmeicheln und ſüßen Worten in das Kloſter, welches bei der Citadelle liegt, und ließen es dort und trugen der Aebtiſſin auf, gute Sorge für ſie zu haben.

Dennoch fand das Mädchen bald Mittel, ihren Geliebten von ihrem Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen, und die beiden verabredeten ſich, daß ſie ſich in der folgenden Nacht um zwölfe am Fenſter herablaſſen ſolle. Der Offizier redete ſich mit dem Soldaten ab, der alsdann die Wache juſt unter dem Fenſter hatte, und alles verſprach ein glücklich Ende.

Als der Abend kam, da überzogen dichte Wolken den Himmel und bald ſtürzte der grimmigſte Regen nieder; es war ein ſo ſchlimmes Wetter, daß der Commandant Befehl gab, die Wachen ſtatt der gewöhnten zwei Stunden nur eine Stunde ſtehen zu laſſen. Davon wußte der Offizier aber nichts, und er glaubte, der Soldat, mit dem er ſich abgeredet hatte, ſtehe auf der Wache.

Um zwölf Uhr ließ ſich das Mädchen in ihren weißen Nonnenkleidern am Fenſter nieder. Der Soldat, der unten ſtand und das Geräuſch hörte, ſchrie „Werda!“ Ein leiſes Pſt war die Antwort. Ein abermaliges und ein drittes „Werda!“ folgte; dieſelbe Antwort. Da ſchoß der Soldat und die Jungfrau ſtürzte todt zur Erde.

Seit dieſer Zeit läuft jede Nacht ein weißes Kanin um zwölf Uhr über die Wälle der Feſtung und jedem Soldaten, der auf Wache ſteht, zwiſchen den Beinen durch.

427.

Der brennende Wagen.

Mündlich mitgetheilt von J. F. van [illegible].

In dem Dorfe Luitagen unweit Antwerpen lebte vor langen Jahren ein Bauer, der, wie man zu ſagen pflegte, weder Gott noch Gebot kannte; keiner im ganzen Orte konnte ſich erinnern, ihn je in der Kirche geſehen zu haben. Sein größtes Vergnügen war, nicht nur durch Worte, ſondern auch durch Werke Spott mit der Religion zu treiben. Er arbeitete dreihundert fünf und ſechzig Tage im Jahr, den Sonntag kannte er gar nicht. Ja einmal trieb er die Gottloſigkeit ſo weit, am heiligen Chriſttage mit einem zweiräderigen Wagen nach dem Walde zu fahren und mehre Bäume, welche er am Tage vorher abgehauen, nach Hauſe zu ſchaffen.

Bald nachher ſtarb der Bauer eines plötzlichen Todes. Seitdem ſieht man ihn jahrjährlich in der Chriſtnacht über das Feld fahren. Er und der Wagen und die Pferde glühen und ſprühen in hölliſchen Flammen, und das währt ſo lange, bis der Tag anbricht.

428.

Gränzpfahl verrückt.

Mündlich mitgetheilt von J. F. van Kerckhoven.

Nahe bei dem Dorfe Wierzel wohnte zu Zeiten ein Bauer, der von ſolcher Gier nach Erweiterung ſeines Landes erfüllt war, daß er die Gränzpfähle, welche ſeine Äcker von denen ſeines Nachbars ſchieden, verrückte und demſelben auf dieſe Weiſe ein großes Stück Land ſtahl. Der Nachbar war ein herzensguter Mann, der keinem Menſchen in der Welt etwas Böſes zutraute, und darum auch nie ahnte, wie arg er von dem Bauer betrogen wurde. So genoß der Bauer die Früchte ſeines Diebſtahles in Ruhe ſein ganzes Leben hindurch. Aber nun kam er zu ſterben, und das geſchah ſo ſchnell, daß er nicht einmal daran denken konnte, ſeine Sünden zu beichten. Als er aber todt war, da ſahen ihn die Bauern der Umgegend alle Nacht zwiſchen zwölf und ein Uhr durch das Feld laufen. Er trug einen ſchweren Pfahl auf dem Rücken und ſchrie unaufhörlich: „Wohin ſoll ich ihn ſetzen? Wo ſoll ich ihn laſſen?"

Schon war er viele Jahre lang alſo umhergerannt, als es ſich einmal zutrug, daß ein trunkener Bauer an dem Felde vorbeikam und nicht weiter fortkommen konnte, ſondern ſich hinlegte und in Schlaf fiel. Mit dem Schlage von zwölf erſchien der Geiſt mit dem Gränzpfahle und ſchrie, wie gewohnt: „Wohin ſoll ich ihn ſetzen? Wo

ſoll ich ihn laſſen?“ Der Trunkenbold erwachte von de
Geſchrei und erhob den Kopf und ſah den Geiſt an un
ſprach: „Ei, Lumpenhund, ſeh' ihn wieder hin, wo d
ihn genommen haſt, du Dummbart du!“ — „Gott ſ
gedankt! Nun bin ich erlöſt!“ rief da der Geiſt freudig
und ging und ſetzte den Pfahl wieder auf die alte Stelle
Seitdem kam er auch nicht mehr wieder. Der Trunken
bold war aber vor Schrecken über die Antwort de
Geiſtes nüchtern geworden und hat ſich ſeitdem nich
wieder betrunken.

429.

Die wiederkehrende Geliebte.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zu Brüſſel lebte vor vielen Jahren eine reich
Jungfrau, welche dabei aber ein loſes Leben führte un
mit zwei jungen Laffen ſich immer aufhielt, dieſelbe
in ihrem Hauſe allein empfing und ſich ihnen zu Wille
gab. Es geſchah aber, daß ſie krank wurde, und d
blieben die zwei Freier weg, und darob grämte ſie ſi
und ſtarb und wurde begraben.

Es dauerte nicht lange, da ſah man ſie wieder i
ihrem Hauſe wandeln und handthieren, und ſie leg
ſich ans Fenſter und ſchaute auf die Straße, ganz w
in ihrem Leben. Das hörten die Freier und kamen un
wollten ihre Gunſt wiederhaben. Da ſprach ſie: „Da
kann ich euch nur unter einer Bedingung zugeb
Kommet dieſen Abend wieder und ich will euch ſage
was ihr zu thun habt.“ Die Freier thaten alſo, un
als es kaum dunkel war, da trat der erſte in ihr Zimme
Sie fragte ihn: „Haſt du mich denn auch gewiß un
wahrhaft lieb?“ — „Wie kannſt du das noch fragen

entgegnete der Freier. Darauf fuhr ſie fort: „Davon möchte ich eine Probe haben. Gehe heute Abend auf den Kirchhof; da findeſt du ein offenes Grab und du mußt dich mit einem weißen Tuche umhüllen und hineinlegen bis Mitternacht.“ — „Das ſoll geſchehen“, ſprach der Freier und ging hin und that alſo.

Als er fort war, kam der andere und ſie fragte ihn, wie den erſten, ob er ſie lieb habe, und als er das beſchworen, ſprach ſie fürder: „Dann gehe hin auf den Kirchhof und hülle dich in ein weißes Tuch; reiße eines von den Kreuzen, welche da ſtehen, aus und nimm dieß in die Hand und kniee dich zu Füßen des offenen Grabes, welches du da finden wirſt, bis Mitternacht.“ — „Das ſoll geſchehen“, ſprach der Freier und ging hin und that es.

Wie der unten im Grabe hörte, daß jemand oben nahe, da ſchlug er die Augen auf und lauſchte; und als der andere kam mit dem weißen Tuche um den Leib und dem Kreuze in der Hand und ſich zu ſeinen Füßen kniete, da ſchrie er laut auf, und der andere erſchrak ſo darob, daß er vor Angſt in das Grab ſtürzte.

Am andern Morgen fand man das Grab umgewühlt und halb zugeworfen. Der Todtengräber ſah das und zeigte es dem Pfarrer und der Obrigkeit an. Als man es nun aufgrub und zuſchaute, da fand man die beiden Freier todt und die reiche Jungfrau auf ihnen, beide mit krampfhaft in einander geſchlungenen Händen umfaſſend und an ſich preſſend. Man ließ alle drei liegen, wie ſie lagen, und warf das Grab wieder zu. Aber die Geſchichte wurde bald kund und man erzählt ſie ſich noch heute.

430.

Die Geiſter zu Looz.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, cap. 17.

Ein ſpaniſcher Prieſter kam einmal auf einer Reiſe durch die Niederlande Nachts in die Gegend des Schloſſes Looz. Da ſah er auf einer nahen Wieſe eine große Menge von Geiſtern, welche mit ſchrecklicher Stimme riefen: „Herr Walter von Milene! Herr Walter von Milene!“ Dieſer Walter war nämlich ein Ritter, der kurz zuvor geſtorben war. Da merkte der Prieſter wohl, was zu thun war, blieb ſtehen und zog einen Kreis um ſich. Plötzlich verſchwand die Erſcheinung, doch zeigte ſie ſich bald wieder und der Prieſter zog einen neuen Kreis. So ging es fort bis der Tag anbrach, da kehrten die Geiſter nicht mehr wieder.

431.

Der Spuk zu St. Gislen.

Sacre histoire de notre temps. Mss. der Bibl. von Bergen. Darin: Histoire admirable d'un esprit qui a paru souvent de nuict au monastere de St. Ghislain au mois de fevrier 1656. Mitgetheilt von H. Delmotte in den Archives histor. et littér. du nord de la France et du midi de la Belgique. Tome IV. p. 18sqq.

Am achten Februar des Jahres 1656 ſprang ein Pulvermagazin in die Luft, welches die franzöſiſche Armee im Kloſter St. Gislen hatte, und das Kloſter wurde dadurch in einen ſo jämmerlichen Zuſtand verſetzt, daß es unmöglich iſt, ihn zu beſchreiben. Dieß Unglück legte der Gouverneur der Stadt, Graf Schomberg, den Mönchen zu Laſt und ließ diejenigen von ihnen, welche in der Abtei geblieben waren, um dieſelbe zu ſchützen vor den Soldaten, gleich Gefangenen daſelbſt feſthalten

Da geſchah es, daß ſich ein Geiſt in dem Kloſter zeigte und die Wachen und andere Soldaten auf die mannichfachſte Weiſe quälte.

Gegen Mitternacht ergriff er einmal eine Wache und ging ſo übel mit derſelben um, daß ſie zu ſterben vermeinte und mit lauter Stimme um Hülfe ſchrie. Der Corporal ſtürzte alsbald herbei und ſprach zu dem Soldaten, er ſolle nicht ſchreien und was das für Streiche wären; aber der Soldat erwiederte: „Was ſoll ich denn anfangen, ich kann nicht anders, der Geiſt erwürgt mich.“ Da fragte der Offizier, was ihm denn fehle und was der Geiſt wolle, und der Soldat antwortete: „Als ihr kamet, iſt er verſchwunden.“ Da hob man den Soldaten auf und er war mehr todt denn lebendig, und man trug ihn weg in ſein Quartier und gebot dem, der nun den Poſten bekam, nicht mehr alſo zu ſchreien. Das verſprach der auch gerne, aber er konnte es nicht halten. Anfangs, als der Geiſt ihn packte, ſuchte er es zwar zu bergen und ächzte und brummte nur zwiſchen den Zähnen, aber darob ergrimmte der Geiſt und handthierte noch ſchlimmer mit ihm, als mit dem andern, ſo daß der Soldat noch mehr ſchrie, als ſein Vorgänger geſchrieen hatte, welches allen einen großen Schreck einjagte.

Einen aus der Beſatzung ſchmiß der Geiſt in den Graben, an deſſen Rand der Soldat ſtand; oft ſah man ihn in der Küche des Gouverneurs, und jedes Mal unter einer andern häßlichen Geſtalt; mitunter auch hatte er menſchliches Ausſehen, aber dann erſchien er mit wüthenden Mienen und drohenden Geberden.

Als der Intendant Talon einſt St. Gislen beſuchte und nach beendigter Meſſe die Stelle beſchaute, wo das Unglück ſich zugetragen hatte, da ſprach einer von den Offizieren zu ihm: „Sehet, Herr, dieſe Nacht war der

Geiſt wieder bei uns und hat vier von uns grimmig behandelt." Da lachte der Intendant, aber der Offizier ſprach: „Herr, es iſt kein Spaß, ſondern reine Wahrheit."

Man ſagte ſich auch in der Stadt in die Ohren, der Geiſt ſei in einer Nacht ſelbſt in das Schlafzimmer des Gouverneurs gekommen und habe dieſen bei den Haaren genommen, ihn aus dem Bette geriſſen und auf die Erde geworfen; aber der Gouverneur wollte es nicht geſagt haben.

Einmal hatte der Gouverneur Befehl gegeben, wie er das gewohnt war zu thun, ſein Pferd um Mitternacht bereit zu halten, um in der Stadt die Runde zu halten und nachzuſchauen, wie alles gehe, ob die Wachen ihre Pflicht thäten und anders nichts zu fürchten ſei. Als aber derjenige, welcher für das Pferd ſorgen ſollte, in den Stall kam, um das Thier zu ſatteln und zu zäumen, da ſprangen plötzlich alle Pferde von vorn und hinten und wurden wie wüthend, und ſtampften mit den Hufen dergeſtalt auf das Pflaſter, daß die Funken durch den ganzen Stall ſtoben. Darob erſchraken die Pferdeknechte, welche unter den Krippen auf Stroh lagen, dergeſtalt, daß ſie in größter Eile aus dem Stalle flüchteten, denn ſie meinten nicht anders, als ſie ſeien alle verloren.

Da man nun bei jeder Gelegenheit von dem Spuke ſprach und von den ſchlimmen Streichen, welche der Geiſt bald dieſem, bald jenem ſpielte, ſo ſprach der Schreiber des Gouverneurs eines Tages zu dieſem: „Herr, ich bin überzeugt, daß das nichts anderes iſt, als ein Knecht oder Diener von den Mönchen, der dieſe Sachen treibt, um unſere Wachen zu erſchrecken; ich erbiete mich, in der folgenden Nacht einmal zuzuſehen, daß ich dem Dinge auf den Grund komme." Das wurde ihm zugeſtanden, und er ging ohne die mindeſte Furcht ins Kloſter; aber es gelang ihm nicht, wie er meinte. Denn als er mit andern Soldaten in einem großen Zimmer beim Feuer ſaß, da ſchlug die Thüre plötzlich auf, und es erſchien eine große Geiſtergeſtalt und ſchritt auf und ab in der Kammer, ohne ein Wort zu ſprechen. Als das der Schreiber ſah, faßte ihn große Furcht und er glaubte, ſeine letzte Stunde wäre gekommen, denn er hatte keine Hoffnung, den Händen des Geſpenſtes zu entrinnen; auch machte dieß ſo erſchreckliche Zeichen und Mienen, daß der kühnſte Mann dabei in Schrecken gerathen wäre. Endlich beſchloß der Schreiber, ſchnell durch die Thüre zu weichen, wenn der Geiſt ihm den Rücken drehen würde, um nach der andern Seite zu gehen; aber er kam nur bis zur Thüre, denn der Geiſt war viel ſchneller als er, und faßte ihn daſelbſt und trat ihn ſo heftig mit dem Fuße, daß er bis zur andern Ecke flog und nicht einmal Zeit hatte, ſeinen Hut zu nehmen; er floh im Gegentheile ſo eilig er nur konnte, um ſeinen Kameraden die Sache zu erzählen; ſpottete auch nicht ferner.

Ein anderer Soldat, gleich ungläubig wie der Schreiber, ging mit einem Knechte an denſelben Ort und legte ſich, um die Ankunft des Geiſtes gemächlicher abwarten zu können, auf ein Bündel Stroh nieder. Um Mitternacht kam der Geiſt und ſchritt gewohnterweiſe in der Kammer auf und nieder, worüber der Knecht in große Angſt gerieth, und in größere noch der Soldat. Dann trat der Geiſt zum Heerde und nahm die Feuerzange, machte noch einen Weg durch die Kammer, nahte alsdann dem Soldaten und öffnete die Zange, als wenn er ihm die Naſe hätte kneipen wollen. Das that er aber nicht, ſondern ging wieder auf und nieder, und als er das abermals gethan, wandte er ſich noch einmal mit der Zange nach dem Soldaten, wie wenn er ihm die Naſe hätte wollen ausreißen. Solches wiederholte er mehre Male, und den Soldaten überfiel dadurch ſo große Noth, daß er mehr todt als lebendig war und ſobald der Geiſt ihm den Rücken drehte, aufs eiligſte die Flucht ergriff. Dieß gelang ihm jedoch nicht beſſer, wie dem Schreiber; das Geſpenſt ereilte ihn an der Thüre und ſchlug ihn dermaßen aufs Backen, daß er, ſo lang er war, auf die Erde fiel und lange nachher noch die Zeichen des Schlages auf ſeinem Geſichte zu ſchauen waren.

Die Zimmerleute, welche an der Wiederherſtellung des Gebäudes arbeiteten, ſahen den Geiſt beinahe jede Nacht die Runde durch das Kloſter halten; er verſchwand ſtets an der Stelle, wo der Bär des heiligen Gallen gehalten wird, und ſie bemerkten, daß er durch die dichteſten Paliſſaden und Eiſenſtäbe ſchlüpfte, ohne ſie auch nur zu bewegen, und als wenn es ſchwache Netze oder Spinngewebe geweſen wären. Niemals hat der Geiſt aber die Zimmerleute oder die Diener des Kloſters beunruhigt; er hatte es nur allein und einzig auf die Soldaten abgeſehen.

432.

Der umwandelnde Schloßherr.

Mündlich.
Gaillard im Kunſt- en Letter-Blad.

Man erzählte mir oft in meiner Kindheit, daß auf einem Pachthofe unſers Bezirks der Geiſt des Gutsherrn von dem damaligen Pachter ſpuke. Im Sommer mußte der Geiſt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang einen Kornhaufen abwerfen und wieder aufrichten. Am Abende war er ganz matt und müde und warf ſich in Schweiß gebadet auf einen Stuhl in der Ecke des Schornſteins nieder, wo er auch ſitzen blieb und ſeufzte und [illegible] verwilderten Blicken vor ſich hinſtarrte, bis alles ſich zur Ruhe begeben hatte; dann hatte er auch Ruhe bis die Sonne wieder aufging.

Das hat lange gedauert; endlich aber haben ihn die Recolleten nach der rothen See verwünſcht, wo er noch ſpukt. Er mußte dieſe Strafe ausſtehen, weil er in ſeinem Leben das Korn ſtets mit einem Scheffel gemeſſen hatte, der einen doppelten Boden trug.

433.

Der kühne Soldat zu Antwerpen.

P. [illegible], De Geest, eene oude Spookvertelling. Mitgetheilt in „De Noordstar: Tydschrift voor Letteren, Kunsten en Wetenschappen." 3. Jahrgang. 1842. 2. Lieferung. S. 67.

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Haus auf dem Kleinmarkte, das hatte vier Stockwerke und war ſo ſchön wie ein Königshaus, und da wollte keiner drin wohnen, denn es ſpukte allda. Mit dem Schlage von zwölf kam immer ein Geiſt, der Trepp' auf, Trepp' ab lief, und wenn es eins ſchlug, dann ſtellte er ſich hinter die Thüre, die nach der Straße zuging, und begann ſo jämmerlich zu heulen, daß ein jeder Mitleid mit ihm hatte. Es war aber kein Menſch, der Muth genug hatte, in das Haus zu gehen, und ſo blieb es leer, obgleich der Geiſt jede Nacht rief: „Erlöſt meine Seele! Erlöſt meine Seele!"

Als das nun lange Zeit gedauert hatte, da kam einmal ein alter Soldat, und der kam aus dem Kriege, und als der von dem Hauſe hörte, ſprach er, er wollte eine Nacht in dem Hauſe ſchlafen, wenn ſie ihm hundert Gulden im voraus gäben. Der Hauswirth verwunderte ſich darob, aber da ſagte der Soldat, er wäre von keinem

Teufel und keinem Spuke bange, denn was Gott bewahre, das wäre wohl bewahrt. Darauf ſprach der Wirth: „Gebt mir die Hand darauf, daß ihr das thun wollt, und ſagt mir, was ich euch geben muß.“ — „Hört“, ſagte der Soldat, „gebt mir für den Anfang ein Maaß Holz in Stücke geſchnitten, ein Dutzend Flaſchen Wein, eine Flaſche Branntwein und einen Topf voll Kuchenteig nebſt einer guten Pfanne, darin ich mir meine Kuchen backen kann.“ — „Das ſollt ihr haben“, antwortete der Wirth, und als der Soldat alles hatte, da ging er mit anbrechender Nacht damit in das Haus.

Als er nun Feuer geſchlagen hatte, trug er alles in eine Kammer auf dem erſten Stock, in der noch ein Tiſch und zwei Stühle ſtanden, und da machte er ein großes Feuer am Heerde und ſetzte ſeinen Teig daneben, damit derſelbe ein bischen aufginge. Er rückte inzwiſchen einen Stuhl an den Tiſch und biß den Flaſchen, einer nach der andern, den Kopf ab, wodurch er auf die Dauer nicht ganz nüchtern mehr blieb; doch wußte er ſehr gut, was er ſagte und that. Bei dem Durſte blieb es inzwiſchen nicht, der Hunger ſtellte ſich gleichfalls ein, und er nahm ſomit die Pfanne, ſetzte die übers Feuer und that einen tüchtigen Löffel Teig hinein. Der Kuchen verſprach ganz gut zu werden, er roch köſtlich, war ſchon an einer Seite ganz braun, und der Soldat wollte ihn eben umdrehen, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, da fiel plötzlich etwas aus dem Schornſteine und in die Pfanne und der Kuchen in die Aſche.

Der Soldat wurde arg böſe, aber er fand ſich endlich in ſein Schickſal und füllte die Pfanne aufs neue. Während der Kuchen nun wieder briet, beſah er das Ding, was aus dem Kamin gefallen war, und — es war ein Armknochen von einem Menſchen. Der brave Krieger begann laut zu lachen, als er das ſah, und rief: „Aha, Ihr wollt mich bange machen, aber das geht nicht mit euren Pferdsknochen." Und er faßte die Pfanne, um den Kuchen zu nehmen, denn er wollte ihn lieber halb gar eſſen, als noch einmal den Aerger haben; doch in demſelben Augenblicke praſſelte es im Kamine und eine ganze Menge von Knochen fielen wieder in die Pfanne und der Kuchen in die Aſche.

„Nein, tauſend Sackerlot", ſprach da der Soldat, „das iſt doch nicht ſchön; ſie ſollten mich doch ruhig eſſen laſſen, denn ich habe Hunger. Mir einen ganzen Rückgrat von einem Füllen in meinen Kuchen zu ſchmeißen!" Er irrte ſich aber ſehr, denn es war der Rückgrat eines Menſchen. Höchlich erzürnt faßte er alsdann die ſämmtlichen Knochen und ſchmiß ſie dermaßen gegen die Mauer, daß ſie in Stücke gingen. Mißmuthig ſetzte er ſich wieder zur Pfanne und verſuchte noch mehre Male ſeinen Kuchen zu backen, aber immer fiel ein oder der andere Knochen hinein, und den Beſchluß davon machte ein Todtenkopf, den der Soldat ſo weit warf, wie er nur fliegen konnte.

„Nun wird der Spaß wohl am Ende ſein", ſprach er dann und fing von neuem an zu backen, und dießmal ging es auch gut, und er hatte ſchon eine gute Schüſſel Kuchen auf dem Tiſche und ſaß ſchon und aß fleißig, als mit einem Male die Uhr ſchlug. Er zählte, es war zwölf. Zur ſelben Zeit blickte er auf, und in der Ecke ihm gegenüber hatten ſich die Knochen vereint und ſtanden nun als ein häßlich Gerippe da, welches ein weißes Leintuch um den Rücken trug. Der Soldat rieb ſich die Augen, denn er meinte, er hätte geträumt; aber als er nun ſah, daß es ein wirklich Gerippe war, da ſprach er luſtig: „Ha, Herr Tod! wie geht es? Ihr ſeid grimmig mager. Aber kommt und eßt und trinkt mit mir, wenn euch nicht Kuchen und Wein durch den Leib fallen.“ Das Gerippe antwortete nichts darauf, ſondern winkte ihm nur mit dem Finger. „So ſprecht doch einmal“, lachte der Soldat, „wenn ihr von Gott ſeid; ſeid ihr aber vom Teufel, dann packt euch fort.“ Das Gerippe winkte ſtets mit dem Finger und ſprach nichts, und der Soldat war deß müde und aß ruhig fort und gab keine Acht mehr auf das, was es that. Inzwiſchen ſchlug es bald eins, und das Gerippe ſchritt aus der Ecke heraus und nahte dem Tiſche. „Ah“, rief da der Krieger, „ſprecht was ihr wollt, aber bleibt mir vom Leibe, ſonſt werden wir böſe Freunde.“ Das Gerippe ſtreckte ſeine Hand aus und rührte an des Soldaten Hand, und brannte ein ganzes Loch hinein. „Was Teufel“, rief der da, „was iſt das?“ und nahm eine leere Flaſche und ſchlug nach dem Gerippe; aber er ſchlug in leere Luft. Nun wurde er erſt recht böſe und wollte den Geiſt packen, aber er taſtete wieder in leere Luft, und das Gerippe winkte ſtets fort und wies nach der Thüre.

Deß war der Soldat müde, nahm das Licht vom Tiſche und ſagte: „Ei nun, ich geh' mit; geht nur vor.“

Das Gerippe ging vor bis zur Treppe und wies dem Soldaten, er ſolle hinunter gehen; doch der war ſo klug, es nicht zu thun, und ſprach: „Geht nur vor, immer vor, ihr ſollt mir den Hals nicht brechen.“ So kamen ſie unten in einen Gang, und da lag ein ſchwerer Stein auf der Erde mit einem eiſernen Ringe daran. Das Gerippe zeigte ihm, er müſſe den Stein aufheben; aber der Soldat lachte und ſprach: „Wollt ihr den Stein weghaben, dann hebt ihn ſelber weg.“ Das that der Geiſt, und da ſah der Kriegsmann, daß ein großes Loch darunter war, und darin ſtanden drei Töpfe von Eiſen.

„Seht ihr das Geld?“ frug das Gerippe.

„Aha, Landsmann, ihr ſprecht Vlaemſch", rief der Soldat erfreut, „das iſt brav. Ja, ich ſehe ſo etwas, das wie ein Zehnguldenſtück ausſieht."

Nun holte der Geiſt die drei Töpfe hervor und ſprach weiter: „Das iſt Geld, welches ich verbarg, ehe ich ſtarb." — „So", frug der Soldat, „ihr ſeid alſo todt? Hm, hm." Der Geiſt fuhr aber fort, ohne darauf zu hören: „Ich mußte ſo lange in der Hölle brennen, bis das Geld gefunden war. Ihr habt mich aus der Hölle erlöst." — „Schöner Junge ſeid ihr", ſprach der Soldat, „zum Danke dafür verbrennt ihr mir die Hand." — „Jetzt brenne ich nicht mehr", lächelte der Geiſt, „fühlt nur meine Hand, ſie iſt ganz kalt." Der Soldat zog jedoch ſchnell ſeine Hände zu ſich und rief: „Schön Dank, keine Umſtände; ich kenn' euch Vogel." — „Nun denn in Gottes Namen", ſprach da das Gerippe, „ich erſuche euch nun, von den drei Töpfen einen an die Armen zu geben, den andern ſchenkt ihr an die Kirche, damit man dort Meſſen für meine Seele leſe, und" — „Das iſt mir eine ſchlechte Rechnung", ſchrie der Soldat, „ich bin nicht euer Knecht. Was wolltet ihr noch ſagen?"

„Der dritte Topf iſt für euch", flüſterte der Geiſt.

Und vor Freude ſprang der Soldat hoch in die Luft und purzelte und fiel in das Loch und ſein Licht mit, und er ſaß im Dunkeln. „He, Geiſtchen", rief er, „helft mir doch hier heraus!" aber der Geiſt war verſchwunden und er mußte ſich ſelber heraushelfen. Und als er wieder auf dem Boden ſtand, da ſuchte er ſeine Kerze und die Treppe, und ging herauf und legte ſich ſchlafen.

Am andern Tage that er, wie der Geiſt ihm befohlen hatte, und gab einen Topf den Armen und den andern der Kirche und er fand in dem dritten ſo viel, daß er ein ſteinreicher Mann wurde und alle Tage in einer Kutſche fuhr, und alle Tage in die Schenke ging.

434.

Die Blutkutſche in Antwerpen.

Mündlich von H. Stallaert.

Dieß iſt ein wunderſchöner Wagen mit vier Pferden, und in demſelben ſitzt eine reich gekleidete Dame, die viel Leckereien und Spielſachen bei ſich führt, um die Kinder, welche noch ſpät auf der Straße ſpielen, zu ſich zu locken; auch verſpricht ſie denſelben, daß ſie auf ihrem Schloſſe ihnen ihre kleinen Töchterchen zu Geſpielinnen geben wolle. Glückt ihr die Liſt nicht, dann zieht ſie die Kinder mit Gewalt in den Wagen und verſtopft ihnen den Mund, daß ſie nicht ſchreien können. So führt ſie die armen Würmchen weit weg in ein großes Schloß. Da ſchneidet man ihnen an beiden Füßen die große Zehe ab und läßt ſie todt bluten. Das Blut aber dient einem Könige, der an einer ſchlimmen Krankheit leidet, zum Bade. Es iſt wohl zu merken, daß die Kinder, deren Blut ihn heilen kann, unter ſieben Jahren alt ſein müſſen.

435.

Zehen abgeſchnitten.

Mündlich.

Im Auguſt, als das Korn hoch ſtand, ſpielten einige Kinder in der Nähe von Brüſſel auf dem Felde. Da kam ein reich gekleideter Herr gegangen und ſprach zu einem von ihnen: „Sieh, hier gebe ich dir einen ganzen Sack voll goldenen Geldes, wenn du mit mir ins Korn geben willſt.“ Das Knäbchen wollte anfangs nicht, als es aber in dem Sacke die ſchönen Goldſtücke ſchaute, da bequemte es ſich und ging mit dem Herrn in das Korn. Da zog der Herr einen Ball aus der Taſche und ſteckte den in des Knäbchens Mund, ſo daß es nicht ſchreien konnte, und nahm alsdann ein Meſſer, um ihm die großen Zehen abzuſchneiden. Da das Kind aber rang und ſich wehrte, hatte er viele Noth, ihm die Schuhe und Strümpfchen auszuziehen.

Inzwiſchen waren die andern Kinder nach Hauſe gelaufen und hatten dem Vater des Knäbchens erzählt, wie daſſelbe mit Gold beſchenkt worden und mit einem ſchönen Herrn ins Korn gegangen ſei. Der Vater merkte alsbald Unrath, ging ſchnell mit den Kindern zurück und kam gerade in dem Korn an, als der Herr dem Knäbchen die große Zehe am rechten Fuße abſchneiden wollte. Von einem kräftigen Fauſtſchlage getroffen, ſank der Herr alsbald nieder, und der Vater nahm ſchnell das Kind und das Geld und wurde ein reicher Mann, denn in dem Sacke waren wohl hunderttauſend Franken.

431.

Bockreiter.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war ein wunderlich Ding mit den Bockreitern, die ehedem ſtark im Lande hausten. Man ſah nichts von ihnen, als nur einen hellen Schein, der ſchnell vorüberflog. Man konnte Thüren, Fenſter, Kellerlöcher, kurz alles vor ihnen ſchließen, und dennoch drangen ſie ins Haus und holten die beſten Sachen weg.

Ein Goldſchmied in Antwerpen hatte ſogar die Schlüſſellöcher und Dachritzen verſtopft, und dennoch kamen ſie jede Nacht in ſein Haus und ſuchten ſich das Schönſte und Koſtbarſte unter den Goldarbeiten aus, ſo daß der Mann auf keinen grünen Zweig kam und endlich betteln gehen mußte.

437.

Der geplagte Jäger.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Nachtergaele in Sankt Lievens-Eſſche.

Ein Jäger von Sankt Lievens-Eſſche ſchritt eines Tages in den Wald, um daſelbſt zu jagen; aber in dem Walde da ging es nicht mit rechten Dingen zu, und bis heute noch iſt derſelbe höchſt verdächtig und man vermeidet ſo viel wie möglich, dahinein zu gehen oder lange dort zu verweilen. Der Jäger mußte es erfahren, was es war, denn kaum an dem Buſche angelangt, fiel ein Thier in Geſtalt eines großen Hundes auf ihn zu und ſprang ihm auf die Schultern. Er war jedoch ſo glücklich, es abzuwehren. Sein eigener Hund nahm im ſelben Augenblicke die Flucht. Da faßte er in höchſter Angſt ſeine Büchſe, legte an und drückte los; aber ſie verſagte und das Thier blieb vor ihm ſtehen. Er beſchaute ſchnell die Büchſe, ſtreute friſches Pulver auf die Pfanne und legte nochmals an; aber wiederum kein Schuß, und das Thier ſtand noch immer da.

Nun faßte den Jäger ein furchtbarer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hauſe, wo er in einem dermaßen elendigen Zuſtande anlangte, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen.

438.

Der brennende Hirte.

Mündlich von G. G. Stroobant.

In der Gegend von Turnhout lebte ein reicher Herr, der hatte viele Schaafe und einen Hirten, welcher dieſelben hütete. Zu einer Zeit verlor der Herr auf der Weide eine Börſe mit Geld. Wie er nun wieder nach Hauſe kam und das Geld nicht mehr in der Taſche fand, da dachte er gleich, er könnte es nicht anders verloren haben, als auf der Weide, denn er war nirgend anderswo geweſen. Darum ging er alsbald zurück und fragte den Hirten, ob er keine Börſe gefunden hätte. Der Hirte ſprach: „Nein, ich habe nichts gefunden", und als der Herr noch mehr in ihn drang, da verſchwur er ſich und ſagte: „Wenn ich die Börſe gefunden habe, dann will ich ewig brennen in lichter Flamme." Er hatte ſie aber doch gefunden, und darum ſtrafte ihn Gott, und er loderte in lichter Flamme auf und brannte; und alſo mußte er umwandeln und wandelt noch bis zum heutigen Tage.

439.

Der Feuermann.

Mündlich von A. van Hasselt.

An den Ufern der Maas geht jegliche Nacht ein Feuermann umher, der brennt lichterloh. Wenn man ihm pfeift, dann kommt er. Manche, die das verſucht, konnten nicht ſchnell genug die Hausthüre hinter ſich ſchließen; er aber ſchlug mit der flachen Hand auf die Thüre, und am andern Tage fand man die Stelle ſchwarz verbrannt.

440.

Der glühende Landmeſſer.

Mündlich.
Weſtendorp, Mythologie. S. 188.

Ein Landmeſſer bei Farſum hatte in ſeinem Leben nicht gar redlich gehandelt. Er ließ ſich, wenn er ein Stück Land abmeſſen ſollte, von dem einen oder dem andern beſtechen, und maß dem alsdann mehr zu, wie Recht war. Dafür wurde er verdammt, nach ſeinem Tode als glühender Mann mit einer glühenden Meßkette umherzugehen, und ſo mißt er noch heute in jeglicher Nacht.

441.

Die brennende Garbe zu Kieldrecht.

Mündlich; mitgetheilt von J. B. Courtmans.

Bei Kieldrecht verunglückte einmal ein Schiffer; da er noch mit Sünden beladen war, ſo muß er umwandeln. Er erſcheint des Abends in Geſtalt einer brennenden Garbe, ſteigt ſo aus dem Waſſer auf bis hoch in die Luft und fährt dort mitunter in der Richtung des Dorfes Verrebroek weg.

Ein anderer Schiffer, der vom Waſſer kam und eben nach Haus wollte, begegnete dem Umfahrer einmal und wurde von ihm bis an die Thüre ſeiner Hütte verfolgt, wo der arme Mann kraftlos und ohnmächtig niederſank.

442.

Der Wagen auf dem Korn.

Mündlich.

Ein Mann war des Nachts ausgegangen, um Wachteln zu fangen, und hatte ſich ins Korn geſetzt. Und als es zwölf Uhr von der Kirche Saint Joſſe-ten-Noode ſchlug, da wurde es ihm bang ums Herz, denn er dachte an den Kornwagen; und er ſaß nicht lange, da kam der Kornwagen auch wirklich und fuhr eben über die Aehren von dem Korne hin, und das war ein Geräuſch, als wenn er über eine gepflaſterte Straße gefahren wäre. Es waren ſechs Pferde daran geſpannt und ein Kutſcher ſaß auf dem Bocke und ein Bedienter ſtand hinten drauf, und ein Poſtillon knallte von einem der vordern Pferde mit der Peitſche, und ſo laut, daß man es noch lange hörte, als der Wagen ſchon weit fort war.

443.

Der Höllenwagen zu Overmeere.

Mündlich von J. W. Geurtmans.

Ein alter Diener erzählte das Folgende.

Zu Overmeere fährt jegliche Nacht punkt zwölf Uhr ein Wagen durch die Straßen, und den heißt man den Höllenwagen. Es geht darin ganz luſtig zu, und Muſik und Spiel tönt aus demſelben. Um ein Uhr erſt verſchwindet er. Dann erſcheint ein großer Hund, und der rennt umher, und wenn er jemand auf der Straße findet, dem hängt er ſich auf den Rücken, und ſo läßt er ſich tragen ſo lange, bis der Tag anbricht und der Hahn kräht. Wer vor ihm fliehen und ſich retten will, der muß ſorgen, daß er an den Kirchhof kommt und dort über die Mauer und das Beinhaus, auf welchem ein Cruciſix ſteht, ſpringen. Dann wird der Hund außerhalb der Mauer wachſen und wachſen, bis er mit dem Rücken über die Mauer reicht, und alſo den Kirchhof umzingeln, aber hinein kann er nicht.

Es iſt mir ſelbſt paſſirt, daß ich eines Sonntags, wo ich zur Beichte gehen wollte und mich recht früh auf den Weg zur Kirche machte, um gleich der Erſte am Beichtſtuhle zu ſein, dem Hunde begegnete, und er iſt mir nachgelaufen bis an den Kirchhof, und ich habe deutlich ſeinen Rücken über die Mauer ragen ſehen. –

444.

Donner verrathen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

Was der Donner iſt, das weiß kein Menſch, das weiß nur der liebe Gott mit ſeinen Engeln und der Teufel mit ſeinen Teufeln; es iſt ein ſchreckliches Geheimniß, und wer es erforſchen würde, dem koſtete es das Leben.

Ein grundgelehrter Mann hatte es inzwiſchen dennoch entdeckt, und dazu hatte Gott ihm ſeine Hülfe geſandt, aber unter der Bedingung, daß er keinem Menſchen etwas davon ſagen ſolle. Der Gelehrte dachte, es ſei ihm nicht verboten, es zu ſchreiben, wenn er nur nichts davon ſage, und er ſetzte ſich hin und nahm Papier und Feder, um es für die nach ihm lebenden Gelehrten aufzunotiren. Kaum hatte er aber die Hand angeſetzt und den erſten Buchſtaben angefangen, als der rothe Donner durch das Fenſter fuhr und ihm die rechte Hand jämmerlich abbrannte.

445.

Der unſichtbare Profeſſor in Löwen.

Mündlich von M. van der Voort.

In Löwen lebte zu Zeiten ein Profeſſor, der an der daſigen berühmten Univerſität, der **Alma mater**, ſeine Vorleſungen gab. Niemals ſah man aber von ihm etwas anderes, als ſein **Barett** und ſein **Buch**, welche beide entweder über dem Katheder oder durch den Saal zu ſchweben ſchienen.

Eines Tages geſchah es, daß einer von den Studenten etwas bei dem Profeſſor zu erfragen hatte. Er ging alſo zu ihm ins Haus, und die Magd führte ihn auf die Studirkammer ihres Meiſters. Da ſah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tiſche trippeln und auf dem Tiſche eine Feder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und ſchreiben. Er dachte gleich, das iſt unſer Profeſſor, und ſprach: „Guten Morgen, lieber Herr und Meiſter, ich hätte eine Frage an euch zu thun und wollte euch bitten, mir dieſelbige auszulegen.“ Der Profeſſor antwortete aber nicht, ſondern ſchwieg und die Feder lief immer weiter. Da ging der Student neben den Seſſel ſtehen und wollte ſich auf eine Armlehne ſtützen, um zu ſehen, was der Profeſſor ſchriebe. Da ſank dieſer aber auf einmal mit dem Kopfe gegen die Rücklehne und war ſichtbar und todt.

446.

Der Müller von Niel.

Mündlich.

J. F. Willems im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 43.

Im verfloſſenen Jahrhundert wohnte in dem Dorfe Niel ein Müller, der ſehr ungebührlich lebte; er hatte beſonders eine ſchlechte Gewohnheit, und die war, bei dem kleinſten Anlaſſe zu fluchen und zu ſchwören und die Muttergottes zu läſtern. In dem Dorfe ging auch das Gerücht, er habe ſeine Seele dem Teufel verkauft, und darauf hielten ſich die Leute um ſo mehr, als ſie oft die Mühle ſich drehen ſahen, wenn kein Lüftchen wehte.

Eines Abends rief der Müller ſeinem Sohne zu: „Geh zur Mühle und mahle den Sack voll Korn, der angekommen iſt.“ — „Wie, Vater“, antwortete der Sohn, „es geht ja kein Wind, da iſt das Mahlen doch wohl unmöglich.“ — „Geh! ſage ich dir“, fuhr der Müller heftiger fort, „oder, wenn es dir denn ſo unmöglich ſcheint, dann will ich dir doch zeigen, daß es möglich iſt.“ Mit den Worten lief er aus der Thüre und unter fortwährendem Fluchen die hölzerne Treppe der Mühle hinan; eben aber war er einige Stufen herauf, als das Kapellenglöckchen das Angelus läutete; zu gleicher Zeit ſtürzte er, wie vom Blitze getroffen, die Treppe hinab und blieb für todt am Fuße derſelben liegen; ſo brachte man ihn auch nach Hauſe zurück.

Am folgenden Morgen kam ein fahrender Schüler in das Dorf, und die Leute erzählten demſelben von dem Tode des Müllers. Da verlangte der Fremde, die Leiche zu ſchauen, und man führte ihn in des Müllers Haus. Als er aber zu der Leiche kam, rief er plötzlich: „Der iſt ja nicht todt, bewahre, den will ich ſchon wieder zum Leben bringen; laſſet mich nur eine Stunde mit ihm allein, denn ich muß dazu Kräuter gebrauchen, die für euch zu ſtark ſind; dann ſollt ihr ihn wieder ſehen.“ Die Leute entfernten ſich, und die Thüre wurde geſchloſſen. Im ſelben Augenblicke geſchah ein furchtbarer Schlag in der Kammer; man öffnete in aller Haſt die Thüre wieder und — fand nichts mehr. Meiſter und Leiche waren weg; eines von den Leintüchern hing über einem Kreuzbilde, welches zu Häupten des Bettes ſtand; das andere lag mit geknüpften Enden ausgebreitet an der Erde.

447.

Schiffskapitän vom Teufel geholt.

Mündlich von F. Moraels.

Vor langer Zeit lebte einmal ein Schiffskapitän, dem alles wohl und gut von Statten ging, er mochte anfangen, was er wollte; man nannte ihn darum auch allerwärts nur den glücklichen Kapitän. Dabei führte der Mann aber ein ſo wüſtes Leben, daß man wohl erkannte und leicht einſah, es könne mit ſeinem Glücke nicht ganz richtig ſein, und die Matroſen flüſterten ſich in die Ohren, er habe ſeine Seele dem Teufel verkauft. Es war auch nicht anders möglich, denn wenn der gräßlichſte Sturm auf der See wüthete, dann ging das Schiff ſo ungeſtört und ruhig über die Wellen, als wenn das Waſſer ganz ſtill geweſen wäre.

Eines Tages gab er den Befehl, alles Schiffsvolk ſolle hinunter in die Kajüten gehen und der Bootsjunge allein auf dem Verdecke bleiben. Zu dieſem ſprach er dann: „Sieh, Junge, was ich dir jetzt ſage, das thue pünktlich. Ich erwarte einen Herrn, der kommt auf einige Minuten, mich zu ſprechen. Wenn er anlangt, dann führe ihn in die Kajüte und gehe alsbald, Wein zu holen.“ Der Junge gelobte, dem nachzukommen, und der Kapitän ſtieg nieder in ſeine Kammer. Kaum war er unten, als eine ſchwarze Kutſche, mit vier ſchwarzen Roſſen beſpannt, über das Waſſer angefahren kam und am Schiffe ſtill hielt. Ein Mann, ſo ſchwarz wie ein Neger, ſprang heraus, und der Junge eilte herbei und führte ihn zitternd und bebend in die Kammer des Kapitäns, der den Jungen zur Stunde ausſandte, um Wein zu holen.

Als der Junge wiederkam, war die Kutſche verſchwunden; er ging zu dem Schiffsvolke und das erzählte ihm, daß in der Kammer des Kapitäns ein gräuliches Getöſe geweſen wäre. Da kündete der Junge alles, und ſie gingen zuſammen zur Kammer und fanden die Gliedmaßen des Unglücklichen darin zerſtreut, und großer Geſtank drang ihnen in die Naſe. Da entließen ſie dem Schiffe und gingen in die Stadt und barfuß zur Kirche, wo ſie alles beichteten.

448.

Der Teufel von Aelſt.

Mündlich, mitgetheilt von Jozef van de Velde.

Ein junger Soldat wollte einmal nach Aelſt gehen; von woher er kam, das weiß man nicht. Auf dem Wege traf er eine Frau, die von ſchlechten Kerlen überfallen worden war, und er ſchoß zu und ſchlug ſich ſo lange mit den Böſewichtern herum, bis er ſie in die Flucht getrieben hatte. Dann geleitete er die Frau nach der Stadt und kehrte dort bei einem Wirthe ein, der Gheſelin Merce hieß und gegenüber dem Waagenhof wohnte. Da erſt merkte er, daß ihm das Blut durch die Kleider lief, denn in dem Ringen mit den Kerlen hatte er eine ſchwere Wunde bekommen. Der Wirth holte einen Heilmeiſter, und dieſer verband des Soldaten Wunde; der letztere, einſehend, daß er ſo bald nicht von Aelſt wegkommen könne, gab dem Wirthe ſeine Börſe mit vielem Gelde in Verwahr, denn er fürchtete, daß es ihm geſtohlen werden könnte, und glaubte es ſo am ſicherſten untergebracht.

Der Wirth aber war ein gieriger und gewiſſenloſer Menſch, und das Geld lockte ihn zu ſehr, als daß er ſich hätte entſchließen können, es ſpäter zurückzugeben. Nach vierzehn Tagen hatte der Soldat wieder ſeine vorigen Kräfte erlangt, und er wollte weiter und bat den Wirth um die Börſe. Dieſer läugnete aber, dieſelbe empfangen zu haben, worüber der Soldat ſo erzürnte, daß er auf den Tiſch ſchlug und unter grimmigen Drohungen ſeine Forderung wiederholte. Da ſtieß ihn der Wirth vor die Thüre und ſchloß dieſelbe; der Soldat wurde wüthend und ſtampfte mit dem Fuße dagegen, und zog ſein Schwert unter Fluchen und Schimpfen, während der treuloſe Wirth von innen ſchrie: „Diebe, Räuber!“ und ſo gräulichen Spektakel machte, daß die ganze Nachbarſchaft zuſammenlief. Juſt in dieſem Augenblicke kam der Baillie von Keiſt an dem Hauſe vorbei, und als der den Soldaten mit bloßem Schwerte ſah, befahl er den ihn umgebenden Gerichtsdienern, denſelben zu greifen und nach dem Gefängniſſe abzuführen.

Einige Tage ſpäter mußte der arme Soldat vor dem Gerichte erſcheinen; der Wirth trat zugleich vor und beſchuldigte ihn der allerärgſten Dinge. Da der Soldat keine Zeugen hatte, welche ſeine Ausſage wegen der Börſe hätten beſtätigen können, ſo ſtand es ſchlecht um ihn, und der Wirth mußte ſonder Zweifel Recht bekommen, und um ſo mehr, als auch noch der Umſtand gegen den Soldaten war, daß man ihn mit bloßem Schwerte ergriffen hatte.

In ſein Gefängniß zurückgekehrt, ſetzte er ſich eben halb verzweifelt in eine Ecke, denn er ſah den gewiſſeſten Tod vor ſich, als plötzlich eine wunderliche Geſtalt vor ihm ſtand und ihn anredete: „Johann, du wirſt morgen zum Tode verurtheilt; aber ich will dich retten, wenn du dein Handzeichen mit deinem Blute auf dies Pergamentblatt ſchreiben willſt.“ Der Soldat erſchrak ſehr, als er ſich ſo angeredet hörte, aber er war zu fromm, als daß er ſich auf dieſe Weiſe vom Tode hätte retten ſollen; darum ſagte er: „Nein, ich verkaufe meine Seele um keinen Preis; lieber will ich unſchuldig ſterben.“ Der andere ſetzte ihm noch heftiger zu, um ihn zur Unterſchrift zu bewegen; als er aber ſah, daß nichts helfen wollte, da nahm er auf einmal einen andern Ton an und ſprach: „Ich wollte nur deine Tugend auf die Probe ſtellen, Johann; aber du biſt ein braver Menſch, und mein Beiſtand iſt dir ſicher. Wenn du morgen vor dem Gerichte erſcheinſt, dann wird man dich nicht anhören; aber darum fürchte nichts. Gieb nur Acht auf einen Mann mit einer blauen Mütze, der ſich unter dem Volke befinden wird, und iſt man auf dem Punkte, dir dein Urtheil zu leſen, dann rufe den als deinen Vertheidiger auf; der wird dir ſchon helfen.“ Mit dieſen Worten verſchwand der Fremde.

Am andern Morgen ging es ganz ſo, wie der es dem Soldaten vorausgeſagt hatte; der Wirth bekam Recht, und der Bailliv ſchickte ſich an, das Urtheil abzuleſen, als der Soldat den Mann mit der blauen Mütze, der ſich wirklich unter den Zuhörern befand, aufrief, ihn zu vertheidigen. Dieſer trat ſogleich vor den Bailliv und erbat ſich die Erlaubniß, ein Wort zu Gunſten des zu Verurtheilenden ſprechen zu dürfen, und als er dieſe erhalten hatte, hielt er eine Rede, worin er ſo deutlich bewies, daß der Soldat dem Wirthe das Geld gegeben hatte, daß in keinem der Umſtehenden mehr ein Zweifel an der Gerechtigkeit der Sache des erſtern blieb; und zum Schluſſe nannte er ſogar den Ort, wo der Wirth das Geld verborgen hatte. Als der letztere das hörte, verſchwur er ſich hoch und theuer, das ſei nicht wahr, und rief: „Ich will verdammt ſein mit Leib und Seele, wenn eine Sylbe davon ſo iſt.“

Kaum aber hatte er die Worte aus dem Munde, als der andere ſeine blaue Mütze abwarf, und ein Jeder an den beiden Hörnchen, welche man nun auf ſeinem Kopfe erblickte, den Teufel von Aelſt erkannte. In einem Sprunge war er bei dem Wirthe, faßte ihn mit ſeinen Krallen und flog mit ihm durch die Fenſter. Der Soldat aber bekam ſeine Freiheit und mit ihr ſein Geld zurück. Später hat er die Frau, welche er gerettet, zur Ehe genommen und iſt mit ihr nach Gent gezogen, wo er erſt im hohen Alter ſtarb.

449.

Teufel am Hünenbett gerufen.

Mündlich.

In der Landſchaft Drenthe waren einmal zwei junge Leute, ein Knabe und ein Mädchen, die liebten einander ſehr, aber die Aeltern wollten nicht zugeben, daß ſie einander heiratheten. Da ging der Knabe zu einer Zauberfrau und fragte ſie um Rath. Dieſe ſprach folgendermaßen zu ihm: „Gehe dieſen Abend, wenn es dunkelt, an das Hünenbett und warte daſelbſt bis um Mitternacht. Dann ſprich das, was ich dir jetzt vorſagen werde (was das aber war, weiß ich nicht), und du wirſt den Teufel ſehen, von dem du Hülfe bekommſt, ſo du dich wohl anlegſt.“ Der Knabe that alſo, kam aber nimmer wieder von da zurück. Seine armen Aeltern haben ihn lange geſucht, bis ſie ihn endlich ganz ſchwarz und wie verbrannt am Hünenbett fanden.

450.

Schlimmer Sprung.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, c. 60.

In Hall bei Brüſſel hüllte einmal eine Frau ihre Füße in Pelz und ſprang rückwärts mit den Worten: „Hier ſpring ich aus Gottes Gewalt in des Teufels Gewalt.“ Alsbald faßte der Teufel ſie und führte ſie durch die Luft fort aus der Stadt und über waldige Hügel, und bis heute zu hat man nichts mehr von ihr geſehen.

451.

Wie der Teufel ein Mädchen zu Antwerpen erwürgte und ſie alsdann in eine ſchwarze Katze verwandelte.

Discours miraculeux, inouy et épouventable advenu à Envers, d'une jeune fille flamande .... Trad. de langue flam. (Paris o. J.) Lenglet du Fresnoy, Recueil de dissertations sur les apparitions, ... Avignon et Paris 1751, tome I, part II, p. 26 sq.

Im Jahre tauſend fünfhundert zwei und achtzig am ſieben und zwanzigſten Mai trug ſich folgende unerhörte Geſchichte in der Stadt Antwerpen zu.

Daſelbſt lebte ein junges und ausnehmend ſchönes Mädchen, welches außerdem auch aus einer reichen Familie war. Das alles zuſammengenommen, machte ſie alſo übermüthig und ſtolz und dabei auch alſo wollüſtig, daß ſie nichts anders erſtrebte, als durch prächtige Kleider einer Menge von Freiern zu gefallen, welche alle Tage um ſie waren.

Einmal war ſie zu der Hochzeit eines der Freunde ihres Vaters eingeladen. Da wollte ſie nun ſo ſtattlich erſcheinen, daß keine andere ihr gleichen ſollte und daß ſie alle andern Frauen weit überſtrahlte. Sie ſchminkte ſich mit dem allerſchönſten Carmin, den man in der Stadt haben konnte, und ſuchte beſonders ihre Locken und ihren Kopfputz recht koſtbar zu machen. Dazu ließ ſie ſich Leinwand kommen, ſo fein, wie ſie nur zu machen war, und wovon eine Elle neun Thaler koſtete, und daraus wurden die Kragen geſchnitten. Alsdann rief man eine Stickerin aus der Stadt, und ſie bat dieſe, ihr zwei Kragen zu ſticken, einen für den Hochzeitstag und den andern für den folgenden Tag, und dafür ſollte die Stickerin vier und zwanzig Stüber bekommen.

Die Stickerin bemühte ſich aufs beſte und brachte bald die zwei Kragen, welche ein Meiſterſtück waren; aber ſie gefielen der ſtolzen Jungfrau nicht, und dieſe ſandte nach einer andern und verſprach ihr einen Thaler, wenn ſie ihr die zwei Kragen noch beſſer ſticken würde, als die erſten es waren. Auch dieſe arbeitete mit größtem Fleiße an den Kragen und einer Haube; aber auch ſie konnte es der Jungfrau noch nicht recht machen, obgleich man nie eine alſo ſchöne Stickerei geſehen hatte. Als ſie dieſelbe brachte, ſchrie die Jungfrau wüthend und indem ſie die Kragen mit der Haube auf die Erde warf: „Eher wollte ich, daß mich der Teufel lebendig hole, als daß ich ſolche Stickerei auf der Hochzeit [illegible]e.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als der Teufel in Geſtalt ihres liebſten Freiers in die Kammer trat; er trug am Halſe einen ſchönen Kragen, der die beiden andern weit übertraf, und grüßte die Jungfrau aufs freundlichſte. Dieſe hatte ihn nicht ſo bald geſehen, als ſie ſänftlicher wurde und mit ſchmeichelnden Worten zu ihm ſprach: „Ach, mein liebſter Freund, wer hat dir denn deine ſchönen Kragen geſtickt? So möchte ich auch einen haben.“ Der Böſe entgegnete: „Ich habe ſie mir ſelbſt geſtickt, aber wenn ſie euch gefallen, dann nehmet ſie; es iſt mir ein großes Vergnügen.“ Und mit den Worten nahm er die Spitzenkragen vom Halſe und that ſie der ſchönen Jungfrau um, ſo daß dieſe außer ſich wurde vor Freude. Dann aber faßte er ſie mitten um den Leib, als wenn er ſie hätte küſſen wollen, und brach ihr unter einem gräulichen Schrei den Nacken, ſo daß ſie todt zu Boden ſtürzte.

Der Schrei war ſo laut geweſen, daß ihr Vater und ihre Mutter denſelben gehört hatten, und alle andern Leute im Hauſe hatten ihn gleichfalls vernommen. Jeder dachte alsbald, es müſſe ihr ein Unglück überkommen ſein, und ſtürzte in die Kammer, und da fanden ſie das Mädchen mit ſchwarzem Halſe und Nacken, blauen Lippen und ganz mißgeſtaltetem Munde, ſo daß allen, die es ſahen, die Haare zu Berge ſtanden. Vater und Mutter ſchrieen jämmerlich; es hätte einen Stein erbarmen mögen, denn ſie hatten die Jungfrau überaus lieb. Dann aber beriethen ſie ſich unter einander und ließen die Leiche in einen Sarg legen und ſagten zu den Nachbarsleuten, ihre Tochter habe plötzlich einen Schlag bekommen. Das thaten ſie aber, damit ſie nicht in Schande und böſen Ruf kämen.

Gott aber, der nichts geſtattet, ohne große und gewichtige Gründe dafür zu haben, wollte nicht, daß die Sache verborgen bliebe; ſie ſollte vor aller Welt Augen offenbar werden und andern ſtolzen und übermüthigen Menſchen zu einem warnenden Exempel und Beiſpiele dienen.

Als nämlich alles für das Begräbniß der Jungfrau angeordnet und ein großer und feierlicher Trauerdienſt in der Kirche beſtellt war, da wollte man den Sarg in die Kirche tragen; aber als vier ſtarke und handfeſte Männer ihn aufheben wollten, vermochten ſie es nicht, ſo ſchwer war er. Der Vater, der nichts ſparen wollte, um die Ehre ſeiner Tochter zu retten, ließ noch zwei Männer kommen; aber auch zu Sechſen konnten ſie den Sarg nicht aufheben, und er blieb wie an den Boden genagelt. Als ſolches kund wurde, verlangte das Volk der Stadt allgemein, daß man den Sarg öffne, um zu ſehen, was die Urſache eines alſo unnatürlichen Gewichtes war. Sogleich wurde der Tiſchler gerufen und der ſchraubte die Schrauben los. Aber kaum war der Deckel ein wenig gelüſtet, als eine ſchwarze Katze aus dem Sarge ſprang und verſchwand, ohne daß man wußte, wo ſie hingekommen war. Und als man den Deckel nun ganz aufhob, da war die Leiche verſchwunden und der Sarg ganz leer.

452.

Mariken von Nymwegen.

Mariken van Nymwegen. Altflämiſches Volksbuch. (In zwei Exemplaren in Gent.).
Mariken van Nymwegen: Auszug aus dem Vorigen von Prudenz van Duyſe. Mitgetheilt im Kunſt- en Letter-Blad. 1841.

In der Zeit, als Herzog Arent von Geldern von ſeinem Sohne Herzog Adolf und deſſen Mithelfern gefangen genommen wurde (1465), wohnte [illegible]ei Meilen von Nymwegen ein frommer Prieſter, der hieß Herr Gysbrecht, und hatte bei ſich eine ſchöne junge Magd, die war Mariken genannt und ſeiner Schweſter Tochter, und ihre Mutter war todt. Dieſe Magd beſorgte des geiſtlichen Herrn Haushaltung und war überaus brav und fleißig.

Nun trug es ſich aber einmal [illegible], daß Herr Gysbrecht vielerlei nöthig hatte, was man nur in Nymwegen bekommen konnte, als Kerzen, Oel, Eſſig und Schwefelſtöckchen. Darum gab er Mariken acht Stüber und ſandte ſie damit in die Stadt, rieth ihr aber dabei an, wenn ſie mit ihren Einkäufen nicht frühe genug fertig wäre, um noch bei Tage wieder zurückkommen zu können, dann ſollte ſie lieber bei ſeiner Schweſter, ihrer Muhme, übernachten; denn ſie ſei eine ſchöne, luſtige Magd und ihr könne gar zu leicht ein Unfall begegnen. Solches verſprach Mariken zu thun, und ſie ging fort und nach Nymwegen. Kaum jedoch hatte Herr Gysbrecht ſie aus den Augen verloren, als es ihn reute, daß er ſie hatte gehen laſſen, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Ich wollte, ich hätte ſie zu Haus gehalten; es iſt zu gefährlich, junge Mädchen und Frauen allein über Land zu ſenden, denn die Büberei der Welt iſt gar mannichfach.“ Doch konnte das ja zu nichts helfen, denn er mußte doch Licht haben, wenn es dunkel wurde, und er wollte auch eſſen; und zudem war es auch ſchon zu ſpät, denn Mariken war ſchon weit, weit fort.

Die Muhme, zu der er ſeine Nichte hingewieſen hatte, beſchäftigte ſich ſtark mit der Politik und war eine begeiſterte Anhängerin vom Herzog Adolf. Eben hatte ſie ſich mit mehrern andern Frauen über ihn unterhalten, und war im Laufe des Geſpräches ſo lebhaft geworden, daß ſie eher eine wüthende Teufelin, als ein ehrlich Chriſtenweib zu ſein ſchien, als Mariken in die Kammer trat. Es war der guten Magd zu ſpät geworden, um noch nach Hauſe gehen zu können; darum hatte ſie dem Rathe ihres Bruders gefolgt, und nun grüßte ſie die Muhme mit frommen und höflichen Worten alſo: „Liebe Frau Muhme! Chriſtus möge euch all euer Leid ſüßen und, die ihr liebet, vor allem Uebel behüten.“ Aber die Muhme drehte den Kopf herum und fuhr ſie unchriſtlich an: „Haha, willkomm Teufel, wie ſteht's in der Hölle?“ Mariken erſchrak ob der unziemlichen Worte, legte ſtill die eingekauften Sachen in einen Winkel und bat die Muhme beſcheidentlich um ein Nachtlager; doch die hatte dafür keine Ohren, denn ſie war zu ſehr in die Politik vertieft. Da wagte das arme Mädchen, ſie noch einmal und inſtändiger zu bitten; aber das half eben ſo wenig, ſie raste fort: „Was? du jagſt mir den Teufel in den Kopf; aber ich bind' ihn, ich wickele und ſchnür' ihn auf ein Kiſſen, gleich einem Kinde; ich weiß kaum, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen ſtehe“ und dergleichen mehr. Noch mehr geängſtet und mißmuthig, packte Mariken ihre Einkäufe wieder zuſammen, denn ſie wollte ihr Bette lieber unter dem blauen Himmel haben, als bei der Muhme, und ſie ſprach: „Nun frag' ich auch nach keiner lebendigen Seele mehr was, und käme ſelbſt der wahrhaftige Teufel zu mir.“ Damit verließ ſie das Haus der Muhme und die Stadt Nymwegen, und ſchritt weiter und immer weiter fort, um nach Hauſe zu kommen.

Aber wie ſie nun ſo allein auf dem Felde war und voll Hunger und Müdigkeit bald nicht weiter zu kommen wußte, da meinte ſie, ſie müßte verzweifeln, und rief endlich unter jämmerlichen Thränen: „Ach, nun helfet mir klagen, mir armen Mädchen, Gott oder Teufel, es iſt mir alles eins“, und ſie hielt ihre Hände vors Geſicht und rieb ſich ihre naſſen Augen mit dem Schürzchen. Indem ſie das aber that, da ſtand plötzlich ein feiner Herr vor ihr und der fragte ſie mit freundlicher Stimme: „Saget mir doch, ſchöne Jungfrau, warum ihr alſo betrübet ſeid.“ Mariken erſchrak gewaltig, als ſie mit einem Male jemand reden hörte, von dem ſie eben noch keine Spur geſehen hatte; aber der Fremde fuhr fort: „Ihr müſſet nicht erſchrecken, ſchön Kind, denn ich habe euch von ganzem Herzen lieb, und ſeid ihr deß zufrieden, ſo mache ich euch zu einer Frau der Frauen.“ Das beruhigte Mariken in etwa und ſie ſprach: „Aber dann ſaget mir auch, lieber Freund, wer ihr eigentlich ſeid.“ Darauf antwortete der Fremde: „Ein Meiſter aller

Künſte bin ich, und wollet ihr mir eure Liebe ſchenken, ſo lehr' ich euch zur Stunde die ſieben freien Künſte, als da ſind: die Muſica und Rhetorica und Logica und Grammatica, Geometria, Arithmetica und Alcumiſterie." Mariken ſtaunte, als ſie all dieſe gelehrten Sachen nennen hörte, und ſie war auch ganz zufrieden, daß ſie das alles lernen ſollte, aber ſie wollte doch zuvor des Fremden Namen wiſſen. „Den kann ich euch ſagen", ſprach der Herr, „ich heiße Monen mit einem Auge: aber das war noch nicht alles, was ihr von mir zu bekommen habet; an Gold nämlich und an Juwelen und Geld würdet ihr nimmer Gebrechen haben, wenn ihr mir eure Liebe ſchenktet." — „Iſt das wahr?" fragte Mariken erſtaunt, „dann habe ich wahrlich nichts dagegen; aber da wäre noch eins, was ich auch gerne lernen möchte, und das iſt die Kunſt der Negromantie. Mein Ohm hat ein ſchön Buch davon und damit konnte er Wunder thun, und hätte den Teufel durch ein Nadelöhr damit gejagt Die Kunſt müßte ich auch noch wiſſen."

Das war aber ein harter Schlag für den Fremden, denn dieſe Kunſt hätte er ſie um keinen Preis lernen wollen; darum ſprach er: „Stehet davon ab, mein ſchönes Lieb, denn die Kunſt der Negromantie iſt eine gar gefährliche, und mancher hat durch ſie ſein Leben eingebüßt. Bedenket doch, wenn ihr in der Beſchwörung der Geiſter nur um ein Wort, ja nur um eine Sylbe fehltet, dann wäre es um euch geſchehen, und ich könnte euch alsdann nicht mehr mein Herzlieb nennen. Ich will euch aber dafür entſchädigen und euch die große Kunſt lehren, alle Sprachen zu verſtehen, welche nur immer in der Welt ſind; das ſoll euch, mein ſüß Bild, gewiß beſſer gefallen." Mariken willigte in den Vorſchlag ein und war deß ganz zufrieden, und bat den fremden Herrn, den Unterricht nur alsbald zu beginnen. Doch der ſprach

„Ich habe bevor euch noch um etwas anderes zu bitten, liebe Jungfrau, und das iſt, daß ihr euren Namen von heut an ändert, denn den kann ich nun einmal Nicht leiden. Mariken! ab!“ Das wollte das Mädchen nicht, und als Monen ſah, daß er einſtweilen nichts ausrichten konnte, begnügte er ſich mit dem Verſprechen, welches ſie ihm gab, nimmer das heilige Kreuzzeichen zu machen. Dann ſprach er noch über vieles andere; endlich kam er langſam wieder auf das Namenwechſeln zurück und ſchlug Mariken vor, wenigſtens ſtatt ihres plumpen Namens den im Lande üblichern und ſchöner klingenden Emmeken anzunehmen, und das that Mariken auch, und gleich darauf begaben ſich beide nach Herzogenbuſch und Antwerpen, und ehe ſie dort noch ankamen, hatte Mariken ſchon alles inne, was Monen ihr verſprochen, ohne daß ſie ſelbſt wußte, wie das zuging.

Herr Gysbrecht wußte in der Zwiſchenzeit nicht, was er von ſeiner Nichte denken ſollte. Es waren ſchon zwei, drei, vier Tage vergangen und ſie kam immer noch nicht, und es wurde dem braven Prieſter immer unheimlicher im Hauſe. Endlich konnte er's nicht mehr aushalten, nahm ſeinen Stock und begab ſich in eigener Perſon nach Nymwegen und zu ſeiner Schweſter; denn er meinte ſicherlich, Mariken dort zu finden. Das unfromme Weib aber ſpottete noch ſeiner Angſt, und als Herr Gysbrecht immer flehentlicher bat, daß ſie ihm doch ſage, wo Mariken wäre, ſprach ſie: „Ei, wo weiß ich's? Vor einer Woche war ſie hier, und ich habe ſie zum Teufel geſchickt, mit dem ſie wohl umherfahren wird.“

Nun war der gute Mann gar untröſtlich; doch ſuchte er ſich langſam zu faſſen, richtete ein inniges Gebet an unſere liebe Frau von Aachen und an Sankt Servatius von Maeſtricht, und ging wankenden Schrittes wieder der vereinſamten Wohnung zu.

Das gräuliche Fluchen der Muhme blieb aber nicht ungeſtraft von Gott; denn wenige Tage nachher ließ der Caſtellan, dem die Bewahrung Arents anvertraut war, den alten Herzog frei, und dieſer wurde mit Jubel und Freude in Herzogenbuſch empfangen. Darüber erzürnte das arge Weib ſo ſehr, daß ſie nicht wußte, wo ſie ſtand, und ſich in ihrer Wuth ſelber das Leben nahm.

Von all dem wußte Mariken nichts; die ſaß vielmehr ganz ruhig und vergnügt mit Monen zu Antwerpen in der Schenke zum Baume auf dem großen Markte. Dieſe Schenke war ein verrufenes Haus und da fand ſich Geſindel aller Art zuſammen, ſchlechte Weiber, Räuber, Spitzbuben und betrügeriſche Handelsleute, und Gott weiß, was noch mehr für Volk, und die tobten und lärmten unter einander, daß es ein Gräuel war. Einige dieſer leichten Geſellen naheten bald Mariken und Herrn Monen, denn ſie hätten das ſchöne Mädchen gern auf ihrer Seite gehabt, um ihre Luſt mit ihr zu treiben. Mariken aber wandte ſich gerade an ihren Geleiter und fragte ihn: „Saget mir doch, mein Lieb, ob es nicht Geometrie iſt, wenn ich die Tropfen Weines zähle, die dort in der Kanne ſind?“ Monen antwortete: „Richtig, Kind, ihr habt's wohl behalten; geſtern lehrte ich euch die Kunſt.“ Da ſtaunten die Geſellen ob der Gelehrſamkeit des Mädchens, und ihre Verwunderung wuchs noch mehr, als Herr Monen ihnen kündete, daß Mariken alle ſieben Künſte kenne, und u. a. auch Rhetorica, welches die älteſte derſelben wäre. Sie hätten gern eine Probe davon gehört, und das ſchmeichelte dem Mädchen; es erhob ſich und ſagte ihnen einen Referem her, der war ſo künſtlich, daß ſich die Verſe am Ende und in der Mitte und überall reimten und daß ſich bald eine Menge von Leuten um ſie ſammelten und mit offenem Munde ihr zuhorchten. Herr Monen hatte ſich inzwiſchen von ihr weg und unter die

Zuhörer geſchlichen. Da ſtieß er bald dieſen, bald jenen, und es dauerte nicht lange und alle Anweſenden prügelten einander auf eine jämmerliche Weiſe. Das gefiel Monen, der, wie man wohl ſieht, nur der leibhafte Satan war, über die Maßen, und er beſchloß, noch länger in dem Baume zu bleiben, „denn“, murmelte er in den Bart, „wenn der droben mir kein Stöckchen ſteckt, dann habe ich in einem Jahre mehr denn tauſend Seelen in meinen Klauen.“

Emmeken gefiel der Spektakel nicht und ſie meinte oft in ſich ſelbſt, der Monen müßte doch keiner von den beſten ſein. Dieſer Gedanke lebte noch mehr in ihr auf, wenn ihr das Verſprechen in den Sinn kam, daß ſie das heilige Kreuzzeichen nicht machen ſolle; aber wie ſie ſo da ſtand und darüber nachgrübelte, da ſprangen ein paar luſtige Geſellen zu ihr heran, und alle guten Eingebungen ihres Gewiſſens waren hin, und ſie ergötzte ſich mit den leichten Brüdern.

Alſo trieb Emmeken oder Mariken, wie man will, es ſechs Jahre fort, und Herr Monen hatte tagtäglich mehr Freude an ihr. Da erwachte die Sehnſucht in ihrem Herzen, Oheim Gysbrecht und andere ihrer Freunde und Bekannten einmal wieder zu ſehen, denn ſie hätte denen auch gerne einmal gezeigt, wie gelehrt ſie geworden war. Deß war Herr Monen aber nicht gar zufrieden und er bat ſie, davon abzuſtehen; doch Mariken ſprach: „Ich will es nun einmal“, und er mußte gehorchen, und ſie begaben ſich auf den Weg nach Nymwegen, wo ſie gerade am Kirmeßtage ankamen. An dem Tage führte man jahrjährlich ein Wagenſpiel in der Stadt auf, und Emmeken hätte das gern einmal geſehen; denn ſie wußte von ihrem Oheim noch her, wie der oft erzählt hatte, daß das ſo ſchön ſei. Monen war aber unwillig darob und fuhr Mariken hart an, wie ſie, eine alſo gelehrte

Magd, ſich mit ſo geringen Sachen befaſſen könnte; denn er fürchtete, ſie möge bei dem frommen Spiele, welches dem Volke insgemein mehr nützte, als Predigten und Lehren, andere Gedanken bekommen und ihm untreu werden. Wie vorher, ſo beſtand Emmeken auch jetzt wieder auf ihrem Willen, und er mußte ſie zu dem Spielplatze begleiten.

Als ſie dort ankamen, trat gerade Maſcheroen auf und ſprach: „Ich bin Breberio Maſcheroen, der Advocat von Lucifer, und will Gott zur Rede ſtellen, warum er den ſtets ſündigenden Menſchen gnädiger iſt, als uns Teufeln, die wir nur einmal geſündigt haben und für das eine Mal nun ewig und ſonder Hoffnung brennen müſſen in dem Abgrund der Hölle.“ Als er dieſes geſagt, wendete er ſich an Gott den Herrn und forderte den zur Rechenſchaft auf. Darauf ſprach Gott: „Ich habe geſagt und verſprochen, wer bei Zeiten Buße thut, der findet Gnade in der Ewigkeit.“ Maſcheroen entgegnete: „Das war aber nicht zu unſerer Zeit im alten Bunde, und darum behaupte ich, daß wir ungerecht leiden müſſen.“ Nun erhob ſich Chriſtus und antwortete: „Warum bin ich denn anders geſtorben, als um das zu ändern und alle Menſchen zur Gnade zu bringen? Ihr führt eine ungerechte Klage, Maſcheroen, und mein Vater hat ganz Recht.“ — „Wenn das denn iſt“, ſprach der Advocat hinwieder, „dann müßte Gott jetzt noch viel ſtrenger gegen die Menſchen ſein, wie ehedem im alten Bunde, und das iſt er gerade nicht, Herr Chriſtus!“ Da erwiederte Gott Vater: „Ja, das iſt wahr, und beſſern ſich die Menſchen nicht, ich laſſe mein ſtrenges Schwert der Gerechtigkeit ſchneiden.“

Unſerer lieben Frau, die auch gegenwärtig war, ging das ſehr zu Herzen, und ſie bat ihren Sohn, dann wenigſtens den Menſchen vorher Warnungszeichen zu ſenden, als Kometen, Doppelſonnen, Erdbeben ꝛc. Jeſus aber wollte ſich nicht erbitten laſſen und in ſeinem Zorne beharren, indem die Menſchen nur um ſo ſchlimmer würden, je öfter man ſie warnte.

„Kommt, liebe Jungfrau Emmeken“, rief Monen ungeduldig, „was ſoll euch das Gewäſche ſolcher Narren frommen? Kommt, wir wollen über vernünftigere Dinge ſprechen.“ Aber Emmeken wollte keinen Fuß breit von der Stelle, und um ſo weniger, als nun Maſcheroen fragte, ob Gott ihm nicht erlauben wolle, die Menſchen zu peinigen, und Maria mit ſo ſchönen und rührenden Worten um Verzeihung für ſie flehte. Da durchſchnitt bittere Reue das Herz Marikens, und wie oft Monen ihr auch vorſchlug, im ſchönſten Wirthshauſe der Stadt eine Kanne Wein mit ihm zu trinken, ſie blieb und wollte nicht weg. Nun wurde Monen böſe und er ſchrie zornig: „Soll mir denn all meine Arbeit alſo wenig genützt haben? Bei Lucifers Lunge und Milz, kommt fort von hier oder ich führe euch mit Schuhen und Strümpfen zur Hölle!“ Und mit den Worten ſchoß er, wie ein Pfeil, mit Emmeken in die Luft.

Sicherlich wäre das arme Mariken verloren geweſen, hätte der arge Satan ſie nach dem Niederfallen noch einmal faſſen können. Das verhütete aber Marikens Oheim, Herr Gysbrecht, der, auch nach Nymwegen gekommen, um das Wagenſpiel zu ſchauen, ſich glücklicherweiſe in der Nähe befand. Dieſer erkannte ſie alsbald, ſprang ſchnell zu ihr hin und ſcheuchte durch ſein kräftiges Gebet den wüthenden Monen von ihr weg. Als Emmeken erwachte und ihren Oheim erblickte, war ſie gar erfreut, bekannte ihm auch ſogleich ihren Wandel während der ſieben Jahre und bat ihn um Verzeihung; denn ſie ſei doch arg genug daran, ſprach ſie, weil ſie nun ewig verdammt werde. Das gab ihr Herr Gysbrecht aber nicht zu, ſondern er ermahnte ſie mit erbaulichen Worten zur Reue und Beſſerung, wonach ihr die ewige Seligkeit ganz gewiß ſei.

Monen ſtand inzwiſchen immer zur Seite; denn er hätte zu gerne ſein Emmeken noch mit ſich geführt. Als er aber einmal wagte, auf ſie loszuſchießen, da nahm Herr Gysbrecht ſie in den Arm und rief ihm drohend zu: „Nimm dich in Acht, du ſchlimmer Geiſt; denn verſucheſt du noch etwas, dann leſe ich dir etwas aus meinem Breviere, welches dich ſchon fortjagen ſoll.“ Da ſah nun Monen, daß alles verloren war, und er brüllte und heulte jämmerlich: „Ach, ich armer Geiſt! Wie wird es mir ergehen! Wie werden ſie mich mit glühenden Zangen quälen und peinigen, wenn ich dieſe verliere! Wie wird es mir ergehen!“ und dabei blies er aus Naſe, Mund und Ohren rothglühende Flammen, ſo daß es gräulich anzuſchauen war. Das kümmerte aber Herrn Gysbrecht nicht, der nahm vielmehr Mariken ruhig bei der Hand und führte ſie zu dem Dekane, welches ein ſehr gelehrter und heiliger Prieſter war.

Als der Dekan von Marikens Sünden gehört, ſprach er, daß er ihr dieſelben nicht vergeben könne, weil ſie zu groß und unendlich wären. Das betrübte Herrn Gysbrecht; er ging mit Mariken nach der Kirche und nahm dort das heilige Sacrament mit ſich, denn er wollte nun zu dem Biſchofe von Cöln reiſen und auf dem Wege fürchtete er Monens Angriffe. Es erwies ſich auch bald, daß der kluge Prieſter darin wohl gethan hatte; denn Monen blieb ſtets in der Nähe und riß mitunter halbe Eichbäume aus, die er dann auf ſie warf, was aber natürlich unnütz war, denn Gott ſchützte die frommen Reiſenden.

Wie Herr Gysbrecht aber dem Biſchofe von Cöln die Sache vortrug und alles erzählte, da ſprach dieſer:

„Mein lieber Sohn! Das iſt eine Sünde, die zu vergeben nicht in meiner Gewalt ſteht; das kann nur der Pabſt von Rom." Und Herr Gysbrecht verzweifelte nicht, ſondern ging mit Mariken getroſt weiter über Berg und Thal, bis ſie nach Rom kamen. Der Pabſt hatte kaum davon gehört, als er Mariken zu ſich kommen ließ und ihre Beichte anhörte. Als er jedoch vernahm, daß ſie des Teufels Buhlin geweſen, und daß um ihretwillen und durch ſie mehr denn zweihundert wären todt geblieben, da rief der heilige Vater erſchrocken aus: „O Gott und Vater, wie iſt ſolches möglich! Groß, ſehr groß iſt die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn, aber ſo tief darf ich kaum in ihren Schatz greifen"; und alsdann verſank er in tiefes Sinnen und ließ Herrn Gysbrecht vor ſich kommen, und ſprach zu dieſem: „Mein guter und getreuer Sohn! Obgleich ich der heilige Vater bin, weiß ich nicht, ob ich alſo gräuliche Sünde vergeben kann. Laſſet aber drei Ringe von Eiſen machen, und ſchließet die um eurer Nichte Hals und Arme. Wenn dieſe verſchliſſen ſind oder von ſelber abfallen, dann iſt ihre Sünde vergeben."

Alſo that Herr Gysbrecht und reiſte wieder mit Mariken von Rom ab und nach Nymwegen, wo ſie in das Kloſter der bekehrten Schweſtern ging. Dort nahm er dann einen rührenden Abſchied von ihr und empfahl ihr nochmals an, in ihrer Buße zu verharren, indem der Himmel ihr ihre Sünden ohne Zweifel alsdann verzeihen würde.

Da lebte nun Mariken noch viele, viele Jahre und in der höchſten Strenge und Zurückgezogenheit, und die Ringe blieben immer noch um ihre Arme und ihren Hals. Als ſie aber nun ſchon ſehr alt war und fühlte, daß ſie ſterben müßte, da ſah ſie plötzlich einen Engel neben ihrem Bette, und der rührte die Ringe an und ſie fielen ab von ihr, worauf ſie gottſelig im Herrn entſchlief.

Ihr Grab ſah man lange nachher noch in der Kloſterkirche, und auf dem Leichenſteine war die ganze Geſchichte beſchrieben, und die drei Ringe hingen als Gedenk- und Wahrzeichen daneben an der Mauer.

453.

Teufel will ein Mädchen holen.

Mündlich von C. van den Ploſſche.

Vor langer, langer Zeit lebte in Antwerpen ein Dominikanerherr, der hatte eine ſchöne Nichte und die hatte ſich dem Teufel ergeben, und fuhr mit ihm in Dörfern und Städten herum und lebte mit ihm, wie Frau und Mann. Auf eine Zeit kamen beide nach Antwerpen zurück und zwar zur Kirmeßzeit, wo die Weinbauergilde auf dem großen Markte eine Vorſtellung vom Leiden Chriſti gab. Als das Mädchen dieſem zuſchaute, fing ſie bitterlich an zu weinen, denn ſie gedachte ihrer Sünden; aber dem Teufel gefiel das nicht, und er packte ſie und flog fort mit ihr, um ſie nach der Hölle zu führen.

Zur ſelben Zeit ging ihr Ohm, der Dominikaner, im Kloſtergarten ſpazieren. Als er über ſich das Geräuſch hörte, welches der Teufel im Fliegen machte, blickte er auf und erkannte ſeine Nichte, und beſchwor den Teufel auf der Stelle, ſo daß dieſer das Mädchen fallen laſſen mußte. Nun führte der Ohm ſie zur Beichte und bekehrte ſie wieder zu Gott, und ſie ſtarb bald darauf eines ſeligen Todes.

454.

Der Teufel von Nederbrakel.

Mündlich, mitgetheilt von Jack van de Velde.

Der Knecht eines reichen Pachters hatte all ſein Geld durchgebracht und kam Abends ſpät trunken nach dem Pachthofe zurück. Den Prügelſtock ſeines Herrn fürchtend, kehrte er am Thore wieder um und ging auf einen Kreuzweg, um daſelbſt dem Teufel ſeine Seele zu verkaufen. Er rief und beſchwur den Böſen ſo lange, bis ein Teufel kam und zu ihm ſprach, der Herr und Meiſter der Hölle könne nicht eher ſeinem Wunſche genügen, als bis er, der Knecht, ihm eine ſchwarze Henne geopfert habe, welches punkt zwölf Uhr Nachts geſchehen müſſe. Deß war der Knecht zufrieden, ging in den Hof und holte daſelbſt eine ſchwarze Henne, mit der er bald auf den Kreuzweg zurückkehrte. Kaum tönte der erſte Schlag von zwölfe vom Kirchthurme, als eine Menge von Teufeln erſchien, deren Oberſter vortrat und die ſchwarze Henne in Empfang nahm. Dann wurde der Pakt abgeſchloſſen auf fünf Jahre, und der Knecht ſchrieb ſein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches einer von den Teufeln ihm hinreichte.

Nach Hauſe zurückgekehrt, hörte er von ſeinem Herrn auch nicht das leiſeſte Wort von Vorwürfen oder Aehnlichem. Seine Hoſentaſchen waren dazu ſtets gefüllt; jegliches Mal, wenn er die Hand hineinſteckte, zog er acht und ein Oertjen (75 Centimes, 6 Silbergroſchen) heraus und er führte ein luſtig Leben.

Als er einmal die Schafe hüten ſollte, waren dieſe, während er ſchlief, auf des Nachbars Acker gelaufen und hatten in der Frucht daſelbſt großen Schaden gethan. Der Eigner des Bodens, der juſt in der Nähe war, ſah das nicht ſo bald, als er wüthend zuſchoß, um ſich an dem Hirten zu rächen; aber der Teufel ſtand dieſem bei, und ehe noch der Bauer ihn faſſen konnte, waren Hirt und Schafe in Miſthaufen verwandelt, und der Bauer mußte unverrichteter Sache abziehen.

So lebte der Knecht immer fort; aber die fünf Jahre, nach deren Verlauf ſeine Seele dem Böſen gehörte, waren bald um, und er konnte nur mit Schrecken an den fürchterlichen Augenblick gedenken. In ſeiner Angſt lief er zu dem Pfarrer und bekannte dieſem alles. Der Pfarrer, froh, dem Teufel eine Seele entreißen zu können, ließ den Knecht einen Akt herzlicher Reue erwecken und befahl ihm alsdann, am folgenden Tage, wo der Pakt abgelaufen war, in die Paſtorei zu kommen. Das that der Knecht, und beide begannen zu beten. Bald ließ ſich ein gräuliches Geräuſch um das Haus herum hören; Ketten raſſelten, Geheul ertönte, und in dem Schornſtein rumorte es, als ſolle derſelbe zuſammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe geriſſen; er ſchrie jämmerlich, denn er dachte, nun für ewig verloren zu ſein. Aber der Pfarrer ließ den Muth nicht ſinken, ſondern fiel auf die Kniee und betete das Evangelium Sankt Johannis. Während deſſelben wurde der Knecht niedergeſchmiſſen, bald aber wieder in die Höhe gehoben und nochmals hingeworfen, und das dauerte ſo lange, bis er blutig und entſtellt halb todt da lag; da fiel das Büchelchen mit der Unterſchrift durch den Schornſtein, und der Teufel war weg.

455.

Die zerbrochene Scheibe in der Predigerherrenkirche zu Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Eine Queſel in Antwerpen hatte ſich dem Teufel auf ſieben Jahre erſchrieben. Am letzten Tage vor Ablauf dieſer Friſt kam aber eine große Angſt über ſie und ſie wußte nicht, was zu machen, und lief endlich zu einem Predigerherrn, dem ſie die ganze Sache erzählte. Der fromme Geiſtliche erſchrak höchlich darob und ſprach: „Da muß alsbald Rath geſchafft werden; wir können keinen Augenblick verlieren; kommet alſogleich mit mir zur Kirche und beichtet, dann wollen wir weiter ſehen.“ Die Queſel ging mit dem Predigerherrn in die Kirche und beichtete ihn unter vielen bittern Thränen all ihre Sünden, und als das geſchehen und ſie davon losgeſprochen war, da ſprach der Geiſtliche weiter: „Nun müſſen wir ſehen, daß wir die Handſchrift vom Teufel herausbekommen, und das iſt gerade keine leichte Sache. Wann iſt euer Termin abgelaufen? — „Morgen Mittag um zwölf Uhr“, antwortete die Queſel, und der Predigerherr ſagte: „Bleibt nun in der Kirche und betet die ganze Nacht. Morgen früh komme ich wieder.“

Am andern Morgen betete das ganze Kloſter für den glücklichen Ausgang der gefährlichen Sache; dann las der eine Predigerherr die Meſſe, und als die zu Ende war, trat er zu der Queſel und band ihr ſeine Stola um den Hals, und beſchwor den Satan, ihr die Handſchrift zurückzugeben. Da hörte man ein ſchreckliches Geheul um die Kirche herum und ein Getöſe, daß die Fenſter bebten. Aber der Geiſtliche ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern ſetzte ſeine Beſchwörung vertrauungsvoll fort. Punkt zwölf Uhr fuhr es wie ein

Blitz durch ein großes Kirchenfenſter, ſo daß eine Scheibe brach. Die Kloſterherren liefen hinzu und ſie fanden die Handſchrift an der Erde liegen. Die zerbrochene Scheibe haben ſie aber nie wieder machen laſſen können; denn jedesmal, wenn eine neue Scheibe in dem Loche war, fuhr der Teufel mit der Hand hindurch und zerbrach dieſelbe.

456.

Der betrogene Teufel.

Mündlich von einem alten Pächter.

Mein Vater hat mir oft das Folgende erzählt.

Zu Löwen lebte vor Zeiten ein reicher Kaufmann, der all ſein Geld und Gut dadurch erworben hatte, daß er dem Teufel mit Leib und Seele verſchrieben war. Bei dem Reichthum beſaß der Mann eine große Klugheit, und er wußte ſich zu helfen, wenn andere weder Hülfe noch Rath kannten. So ging es unter andern, als der Teufel am Ende der ſieben Jahre zu ihm kam, um ihn zu holen.

Er nahm den Teufel nämlich freundlich bei der Hand und rief, da es juſt Abend war: „Frau, bring ſchnell ein Licht für den fremden Herrn.“ — „Das iſt nicht nöthig“, ſprach der Teufel, „ich komme nur, um euch zu holen.“ — „Ja, ja, das weiß ich ſchon“, ſprach der Herr, „laſſet mir nur noch ſo lange Zeit, bis das Stümpſchen Licht ausgebrannt iſt; ich habe eben nur noch meinen Namen unter einige Briefe zu ſetzen und meinen Rock anzuziehen.“ — „Ja“, ſprach der Teufel, „aber nicht länger, als bis das Kerzchen abgebrannt iſt.“ — „Gut“, entgegnete der Herr, und ging in die Nebenkammer und hieß die Magd eine große Tonne mit Waſſer neben eine tiefe, tiefe Grube ſetzen, die eben im

Garten gegraben war; die Knechte trugen gleichfalls jeder eine Tonne zu, und als das geſchehen war, mußten ſie ihre Schaufeln faſſen und ſich um die Grube ſtellen. Dann ging der Herr ſchnell zum Teufel, und ſah da, daß das Lichtchen nur noch zwei Finger breit groß war, und der Teufel lachte und ſprach: „Ja, haltet euch nur bereit; es iſt bald am Ende.“ — „Das weiß ich und bin's zufrieden, aber ich halte mich an eurem Worte und bleibe bis das Kerzchen abgebrannt iſt.“ — „Ja natürlicherweiſe“, antwortete der Teufel, „ich halte mein Wort.“ — „Es iſt dunkel in der Nebenkammer“, fuhr alsdann der Herr fort, „ich muß doch das dicke Buch mit den ſchweren Krampen finden; erlaubt mir doch, daß ich das Licht für einen Augenblick nehme.“ — „Gern“, erwiederte der Teufel, „aber ich gehe mit.“ Das that er auch, und des Herrn Angſt ſtieg immer mehr. In der Nebenkammer ſprach der Herr plötzlich: „Ach, nun weiß ich, der Schlüſſel ſteckt auf der Gartenthür“, und mit den Worten ſprang er hinaus mit dem Kerzchen, und lief in den Garten und warf es, ehe der Teufel noch ihm nachgekommen war, ſchnell in die Grube, und die Knechte und Mägde goſſen das Waſſer darauf, und warfen das Loch alsdann mit Erde zu. Da kam der Teufel auch in den Garten und fragte: „Nun, habt ihr den Schlüſſel, und wie ſteht es mit dem Kerzchen? Wo iſt das?“ — „Das Kerzchen?“ fragte der Kaufmann. „Ja, das Kerzchen“, ſprach der Teufel. „Ha, ha“, lachte der Herr, „das iſt noch nicht ausgebrannt und wird in den erſten fünfzig Jahren auch nicht ausbrennen; es liegt drunten hundert Klafter tief in der Erde.“

Als der Teufel das hörte, da ſchrie er jämmerlich und fuhr unter gräulichem Geſtanke weg.

457.

Sankt Bernhard und der Teufel.

Mündlich.

Als Sankt Bernhard in der Abtei Afflighem wohnte, da verirte ihn der Teufel häufig, ſo daß der Heilige nicht mehr wußte, womit ihn vertreiben. Eines Abends fing der Böſe wieder ſolchen Spuk an, als Bernhard einen trefflichen Einfall bekam; er nahm das Kerzchen aus dem Leuchter, welcher vor ihm ſtand, und beſchwur den Teufel, daß er daſſelbe halten mußte. Anfangs ging das gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger, und verbrannte ihn arg; aber er durfte das Kerzchen nicht loslaſſen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, ſo daß der Satan vor Schmerzen ſprang, und ſchrie und heulte. Sankt Bernhard blieb ganz ruhig dabei. Als aber das letzte Fünkchen eben erloſchen war, da hätte einer den Teufel weglaufen ſehen ſollen! Er hütete ſich auch, wiederzukehren. Davon kommt das Sprichwort, welches man noch jeden Tag in Belgien hören kann: „Es ſoll geſchehen oder der Teufel muß die Kerze halten.“

458.

Das erſte Bund.

Mündlich.

Ein Mädchen, die bei Brüſſel auf einem Pachthofe wohnte, wollte an einem Kirmeßmontage gerne zum Reigen gegangen ſein; aber der Pachter, der ein gar wunderlicher Kauz war, wollte das nicht zugeben, und wies ihr ein großes Feld mit Düngerhaufen, und befahl ihr, bis zum

Mittage den Dünger aus einander zu breiten. Das war aber eine faſt unmögliche Sache; denn des Düngers war ſehr viel, und das arme Mädchen ſetzte ſich halb verzweifelt auf die Erde und weinte. Da ſtand plötzlich ein kleines, altes, häßliches Männchen neben ihr und fragte, was ihr fehle, und ſie erzählte alles. „Da iſt Rath für", antwortete das Männchen und machte „huſch", und zwei Düngerhaufen flogen aus einander und legten ſich ganz gehörig auf das Feld hin. Dann fuhr das Männchen fort: „Sieh, ſo mach' ich es auch mit dem andern Dünger, wenn du mir verſprichſt, mir das erſte Bund zu ſchenken, welches du morgen machen wirſt." Deß war das Mädchen zufrieden, und in zehn Minuten war all der Dünger auf ſeiner Stelle, und das Mädchen ging zum Tanz.

Als der Pachter ſie daſelbſt ſah, verwunderte er ſich und wollte ſchelten; aber das Mädchen ſprach, er könne ſich nur zufrieden geben, denn alle Arbeit ſei gethan. Da ging er auf den Acker und fand, daß das Mädchen wahr geſprochen. Doch ſchien ihm die Sache nicht richtig, und er holte Mieken vom Tanze und führte ſie zum Pfarrer, damit ſie dort bekenne, wie das zugegangen. Der Pfarrer zog die Stirne kraus und ſprach: „Aha, da iſt der Teufel noch einmal klug. Höre, Mieken, binde morgen früh deinen Unterrock nicht, ſondern gehe am beſten im Hemde in die Scheune, und binde dort ein Bund Stroh und wirf das vors Thor; thuſt du das nicht, dann biſt du verloren."

Mieken erſchrak höchlich darob und that buchſtäblich, wie ihr geheißen war. Kaum hatte ſie aber das Bund Stroh vors Thor geworfen, als der Teufel es packte und in tauſend Stückchen zerriß.

459.

Der Freiſchütz.

Mündlich aus Audenaerde, Brügge, Dort und Amſterdam.

Es war ein Jäger, der konnte lange Zeit kein Wild treffen. Da wandelte er eines Tages verzweifelt im Walde umher, denn ſein Herr wollte ihn aus dem Dienſte jagen. Plötzlich ſtand ein fein gekleideter Mann bei ihm und fragte ihn, warum er alſo betrübt ſei. Der Jäger erzählte es, und der Fremde lachte laut auf. „Warum lacht ihr und ſpottet mein?" frug der Jäger; „das thut ihr nicht mehr, ſonſt habt ihr eine Kugel im Leibe." Da lachte der Mann noch mehr und ſprach: „Eine Kugel von euch? Da müßtet ihr ein wackerer Waidmann ſein, wenn ihr mich auf drei Schritte treffen wolltet; und ihr ſeid ja doch nur ein Stümper." — „Das ſagt ihr nicht zweimal", ſchrie da der Jäger zornig, legte ſeine Büchſe an und ſchoß, und der Fremde lachte noch immer fort und ſprach, ihm die Kugel bietend: „Da habt ihr eure Kugel zurück; die taugt nichts." Nun kam dem Jäger doch in etwa die Angſt an; aber der Fremde half ihm bald daraus, indem er ſprach: „Laſſet mich einmal ſchießen. Seht ihr da hinten weit auf dem Kirchthurme den Spatzen ſitzen? Den ſchieß ich euch herunter." — „Thut's, wenn ihr's könnt", lachte der Jäger, und in ſelbem Augenblicke knallte der Schuß, und der Spatz ſank. „So ſollt ihr auch ſchießen können", fuhr der Fremde nun fort, „und alles treffen, was ihr nur wollt, ſelbſt ohne es zu ſehen, und wenn ihr es ſehet, dann kann es ſo weit ſein, wie es will, ihr trefft's, wenn ihr mir nur euer Handzeichen geben und mit mir einen Accord auf ſieben Jahre eingehen wollt. Ich verlange nur eure Seele." — „Gut", ſprach der Jäger, „ich bin's zufrieden; aber unter der Bedingung, daß ihr mir immer ſagt, was ich ſchieße." — „Zugeſtanden", entgegnete der Fremde kurz; der Jäger zeichnete auf ein Papier ſeinen Namen mit Blut, und der Fremde verſchwand.

Sieben Jahre ſchoß der Jäger, daß es ein Wunder war, und er hatte einen Gehalt von ſeinem Herrn, wie kein Jäger in der ganzen Welt. Als aber der vorletzte Tag da war, da wurde er gar traurig; denn er fürchtete, daß der Teufel ihn am andern Morgen holen werde. Als ſeine Frau dieſe Betrübniß bemerkte, fragte ſie ihn um die Urſache. Nach langem Zögern geſtand er, wie er mit dem Teufel einen Vertrag eingegangen hatte unter der Bedingung, daß der Satan ihm immer ſage, was er ſchöſſe, wenn das Wild etwas weit entfernt ſei. „Da kann ich euch ſchon helfen, lieber Mann", lachte die Frau, „geht nur getroſt auf die Jagd; aber ſchießt nicht, ohne zu fragen, was es iſt, was ihr ſchießt." Der Jäger that alſo, und als er weg war, zog die Frau ſich nackt aus, beſtrich ſich ihren ganzen Leib mit Syrup und wälzte ſich alsdann in einem geöffneten Federbette umher, ſo daß ſie eher einem Vogel, als einem Menſchen ähnlich ſah. Dann ging ſie aufs Feld und ſprang dort umher. Nicht lange und der Jäger kam von ferne mit dem Teufel, und der letztere ſah das wunderbare Federgeſchöpf und rief dem Jäger zu: „Da, ſchießt!" — „Was iſt das denn?" frug der Jäger. Der Teufel ſah und ſah, aber er konnte nicht erkennen, was es war, und ſprach endlich beſchämt: „Ich weiß wahrhaftig nicht." — „Hahaha!" lachte da der Jäger, „dann iſt unſer Accord gebrochen", und der Teufel verſchwand mit einem gräulichem Geſtank. Da lachte die Frau noch mehr und umarmte freudig ihren alſo geretteten Mann.

460.

Die Teufelsklaue zu Hamme bei Dendermonde.

Mündlich.

Joel van de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. Nr. 7. S. 28.

Auf dem ehemaligen Kirchhofe zu Hamme war es vordem nicht geheuer; denn böſe Geiſter kamen jegliche Nacht daſelbſt tanzen und ſpringen, um alſo die Ruhe der im Herrn Entſchlafenen zu ſtören.

Ein würdiger Pfarrer von Hamme hat aber dieſem Unweſen ein Ende gemacht und die Geiſter für ewig gebannt. Ein Hauptteufel, Lucifer, wie einige wollen, ſtrengte jedoch ſeine letzten Kräfte an, um dort zu bleiben, und umfaßte in wüthender Verzweiflung zuletzt eine Säule, die auf dem Kirchhofe ſtand. Was er aber auch machen wollte, die Kraft der Beſchwörung war zu groß und er verließ mit großem Schreien und Heulen ſeinen letzten Zufluchtsort, und flog in Geſtalt eines Feuerballs durch die Luft und fort.

In dem Pfeiler fand man nach des Böſen Abzuge eine ſeiner Klauen natürlich eingedrückt ſelbſt bis auf die Nagelſpitzen zu. Da dieſe Sache ſo merkwürdig war, ließ man die Säule, ſelbſt nach Abräumen des ganzen Kirchhofes, als ein Gedenkzeichen und zugleich als einen Zeugen der Kraft des Gebetes über den Teufel und ſeinen Anhang ſtehen.

461.

Der Carolus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Fleiſchauwer.

Der Carolus iſt der Name einer großen Glocke in der ſchönen Marienkirche von Antwerpen. Dieſe Glocke war in den Thurm gehängt worden, ohne daß man ſie vorher getauft hätte. Das war nun dem Teufel Waſſer auf die Mühle; eines Tages fuhr er die Treppe zum Thurm hinan und wollte die Glocke herausreißen, welches ihm jedoch nicht gelang. Die Spuren ſeiner Klauen ſieht man noch auf der Treppe; man muß ſich aber hüten, ihnen mit dem Finger nahe zu kommen, denn ſonſt verbrännte man ſich jämmerlich, indem ſie noch ſtets von hölliſcher Hitze glühen.

462.

Die Glocke von Boſſelaer.

Mündlich von C. C. Stroobant.

Eine Stunde von Turnhout liegt das Dorf Boſſelaer. Dort hatte man vor Zeiten einmal eine neue Glocke in den Thurm gehangen, jedoch vergeſſen, wie es ſcheint, dieſelbe vorher zu taufen. Als auf derſelben Mitternacht kaum geſchlagen hatte, kam der Teufel, riß ſie mit einem gewaltigen Ruck aus dem Thurm und flog mit ihr weg. Als er ſie eine Strecke getragen, ließ er ſie fallen, und zwar hinter einem Sandhügel, der Kaninchenberg (Konynenberg) genannt, etwa ein Viertelſtündchen vom Dorfe. Noch heute ſieht man dort das Loch, durch welches die Glocke in die Hölle ſtürzte.

463.

Der Höllenpütz zu Dendermonde.

Mündlich von Jack van de Velde.

Es geſchah einmal, daß man für die große Kirche von Dendermonde eine neue Glocke kaufte. Kurz nach dem Aufhängen derſelben ſollte ſie zu einer feierlichen Beerdigung geläutet werden, und es traten ſomit mehre

Männer zu dem Seile und zogen, und die Glocke flog von einer Seite zur andern, aber man hörte auch nicht den leiſeſten Ton vom Thurme. Man kann ſich denken, wie groß das Erſtaunen der ganzen Stadt war; alsbald kletterten mehre Männer in den Thurm, um zu ſehen, woran es der Glocke fehle; aber es war alles in Ordnung, der Klöpfel flog ganz wohl und ſchlug kräftig wider die Glocke, und trotzdem gab ſie keinen Ton.

Da erinnerte einer von den Kirchherren daran, daß ſie noch nicht getauft ſei und daß der Teufel alſo wohl im Spiele ſein müſſe. Der Pfarrer eilte, alſogleich die Taufhandlung vorzunehmen; noch war dieſelbe nicht zu Ende, als ein ſonderliches Geräuſch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte ſich von ſelbſt in Bewegung geſetzt und brummte ſo gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Was aber das wunderbarſte bei der Sache blieb, das war, daß man den Teufel in Geſtalt eines großen, ſchwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen ſah; einige Minuten ſchwebte er über der Stadt, dann aber plumpſte der Klumpen plötzlich nieder und fuhr in die Erde.

An der Stelle, wo das geſchah, bildete ſich zur ſelben Stunde eine Grube, in die faules, ſtinkendes Waſſer drang. Zum Andenken an ihre Entſtehung nannte man ſie den „Höllenpütz" (Helleput).

464.

Teufel entführt die Glocken.

Mündlich.
J. C. W. Staring, Winterloof. Poezy. 's Gravenhage 1832, S. 45 und 177.

In frühern Zeiten geſchah es einmal, daß ein fremder Pfarrer nach Lochem (Holland) kam, als man juſt die

Glocken der Kirche läutete. Der Pfarrer hatte ein gar ſeines Gehör und er merkte alsbald, daß die Glocken nicht getauft waren, und that ſie für ihr unbefugtes Getöne in den Bann. Zur ſelben Stunde führte der Teufel die Glocken weg und taufte ſie auf ſeine Weiſe; er warf nämlich jede in einen beſondern Sumpf; die zwei Sümpfe heißen von dieſem Vorfalle noch heutzutage „Duivelskolken“. Jährlich in der Chriſtnacht, punkt zwölf Uhr, läuten die Glocken noch in den Sümpfen, und man hört ihre Töne unter dem Waſſer hervordringen.

465.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen hat keine Spitze, und zwar hat es damit alſo ſein Bewenden. Als derſelbe ſo weit fertig war, wie man ihn heute noch ſieht, kam der Teufel und legte die Hand darauf, und da konnten die Maurer und andern Arbeiter nicht weiter bauen, und der Thurm mußte bleiben, wie er war.

466.

Der Teufelsthurm zu Gent.

Oudheden en Geſtichten van het Bisdom van Deventer … Uit het Latyn vertaalt en met Aanteekeningen opgehelderd door H. G. R. Leiden 1725. 8. 2 Thle. I. S. 215 u. 237.

Gerhard von Gent, der Mohr, der Sohn Sigers, Kaſtellans dieſer Stadt, hatte in derſelben ein großes Haus von Stein, welches ſtand am Ufer der Schelde. Das Haus hatte einen hohen Thurm, der war vor Zeiten vom Teufel gebaut worden.

467.

Der Teufelsgang zu Antwerpen.

Mündlich.

Ueber dem Teufelsgange zu Antwerpen ſah man eine Schilderei, die den Teufel darſtellte, und die leitete ihren Urſprung davon her.

In dem Gange wohnte ein Mann, der ein gräulicher Flucher war. Einmal hatte er auch wieder geflucht und geſchworen, und unter andern geſchrieen: „Daß der Teufel hier in die Kammer fahre!“ Und da kam der Teufel zur Stunde in die Kammer und zwar in Geſtalt eines ſchwarzen Hundes, und in der Kammer wurde er zu einem ſchwarzen Kerl, und nahm ſich einen Stuhl und ſetzte ſich an den Ofen.

Da kam dem Flucher die Angſt an und er ſchickte zu dem Pfarrer, und der kam und gebot dem Teufel, ſich wegzupacken. Der Teufel aber ſprach: „Warum ſoll ich von hier weggehen? Man hat mich gerufen und ich bin gekommen.“ Nun fing der Pfarrer an, ihn zu beſchwören, und ſprach nochmals, er ſolle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht“, ſagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen.“ — „Nun, ſo fahre denn durchs Fenſter in Gottes Namen!“ rief da der Pfarrer, und im ſelben Augenblick geſchah ein gräulicher Knall, und der Teufel fuhr durch das Fenſter, daß alle Scheiben brachen, und in der Kammer war ein ſolcher Geſtank, daß kein Menſch es darin aushalten konnte.

468.

Die Kartenſpieler zu Wetteren.

Mündlich.

Zu Wetteren ſaßen an einem Sonntage während der Hochmeſſe drei Männer in der Schenke und wollten Karten ſpielen; es fehlte ihnen aber ein Vierter, um die Partie voll zu machen, und ſie fluchten gottläſterlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte ſich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?“ fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?“ entgegnete der Fremde und ſetzte ſich an den Tiſch. Während nun der eine die Karten miſchte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwiſchen, um anſchreiben zu können, ſtieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückchen brach. Er bückte ſich dennoch, um das größte Stückchen wenigſtens aufzunehmen; — wer aber malt ſeinen Schrecken, als er ſah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Mit inem lauten Schrei des Entſetzens ſtürzte er, ſich kreuzend, interrücks und ſchrie: „Der Teufel! der Teufel!“ Die ndern Zwei wollten ihm zu Hülfe kommen; aber ein räulicher Schlag, einem Kanonenſchuß gleich, warf ſie Boden, unerträglicher Geſtank folgte und der Fremde ar verſchwunden.

Seit dem Tage iſt in dem Hauſe kein Glück mehr. lle Leute, die darein ziehen, verderben und ſterben.

469.

Der Teufel wirft den Schuhlapper zu Boden.

Mac. von d'Obercourt S. 193.

Ein ehrſamer Schuhmacher in Gent, genannt Peter Landeghem, wohnte an der neuen Brücke in einem kleinen Häuschen. Eines Tages ſaß er ganz ſtill da und lappte einen Schuh, als plötzlich ſich ein Unwetter erhob, und er mit ſeinem Häuschen ergriffen und zur Erde geworfen wurde, ohne daß ihm jedoch Leides widerfahren wäre. Ich ſah ihn aus meinem Fenſter, und der böſe Feind flog gleich nachher durch das Haus van Hoorne, wo er alle gläſernen Fenſter zerbrach; und that auch in andern Nachbarshäuſern vielen Schaden.

470.

Teufel verbrennt zwei Kirchthürme.

Mündlich von Rob. van Maldeghem.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal in Nivelles ein Menſch und der war vom Teufel beſeſſen. Der Pfarrer wurde gerufen, um den böſen Geiſt auszutreiben, und er erſchien auch alsbald mit Kreuz, Weihwaſſer und allem Nöthigen. Wie der brave Geiſtliche aber auch beſchwören mochte, der Beſeſſene verhielt ſich ganz ruhig, und Jedermann gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der Teufel ſchon ausgefahren ſei.

Indem man noch über den ſonderbaren Vorfall ſprach, fuhr plötzlich ein greller Blitz hernieder und in den Kirchthurm, und nicht lange nachher tönte die Brandglocke in jämmerlichen Tönen. Zu gleicher Zeit begann der Menſch zu raſen und zu wüthen, als wenn tauſend Teufel ihn gepeinigt hätten. Da ging dem Pfarrer ein Licht auf, und er beſchwur den Böſen von neuem und fragte ihn, wo er eben geweſen ſei. Lange krümmte der Menſch ſich peinlich, denn der Teufel wollte nicht antworten; doch mußte er's endlich und er ſchrie: „Ja, dann will ich es euch ſagen; ich war aus, und habe euren Kirchthurm und den der Muttergottes von Hall angezündet."

Und ſo war es auch; denn am andern Tage vernahm man, daß zur ſelben Stunde und im ſelben Augenblicke der Blitz in die Liebfrauenkirche zu Hall eingeſchlagen und auch dieſe angezündet hatte.

471.

Unſichtbarmachen.

Mündlich aus Vierbeck.

Ehedem gab es viele Menſchen hier, die ſich unſichtbar machen konnten und das durch ein kleines Knöchelchen, welches ſie bei ſich trugen und zu handhaben wußten. Das Knöchelchen erlangten ſie aber auf folgende Weiſe. Sie gingen Nachts zwiſchen zwölf und ein Uhr auf einen Kreuzweg, der zu einer Seite eine Hecke oder auch nur inen Strauch hatte. Darauf legten ſie eine ſchwarze Katze, die in einem Sack eingenäht war, als Opfer für den Teufel. Am andern Morgen war der Sack leer, und nur ein klein Beinchen fand ſich noch auf dem Boden desſelben, und das diente ihnen zu ihrer Kunſt.

472.

Teufel bewacht den Weingarten.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. V, cap. 43.

Ein Herr hatte einen Weinberg und trug zweien einer Knechte auf, denſelben zu bewachen. Einer von en beiden wollte ſich aber einmal Nachts entfernen und ief ſcherzweiſe: „He, Teufel, bewach mir den Wein- arten, und ich will dich dafür belohnen.“ Kaum hatte r die Worte aus dem Munde, als der Teufel daſtand nd ſprach: „Da bin ich, was willſt du mir geben, enn ich Wache halte?“ „Einen Korb Trauben“, ſprach der andere, „aber mit der Bedingung, daß, wenn einer in den Weinberg kommt von der heutigen Abend- bis zur kommenden Morgendämmerung, du ihm den Hals brecheſt." Deß war der Teufel zufrieden, und der Knecht entfernte ſich.

Als er aber nach Hauſe kam, da frug ihn ſein Herr, warum er nicht im Weinberge ſei, und er ſagte, er habe ſeinen Geſellen dort gelaſſen. Darob erzürnte der Herr und ſprach: „Gehe alsbald zurück, denn der kann ihn allein nicht bewachen." Der Knecht ging und traf den andern Knecht und ging mit ihm in ein Häuschen außerhalb des Weingartens. Gegen Mitternacht hörten ſie ein Geräuſch, als wenn jemand zwiſchen den Stöcken umherginge. Der eine blieb ruhig, denn er wußte, daß der Weinberg ſicher war; der andere aber ſprach: „Höre, da iſt einer im Berge." — „Bleibe ruhig ſitzen", antwortete der eine, „ich will ſchon zuſehen"; und er ging und fand keine Spur eines Menſchen.

Am Morgen eröffnete er ſeinem Geſellen alles, und ſie ſchütteten den Korb voll Trauben, welchen er dem Teufel verſprochen hatte, neben einem Weinſtocke hin. Als ſie nach einer Weile zurückkehrten, waren die Trauben bis auf das letzte Körnchen verſchwunden.

473.

Der dienſtbare Geiſt.

Caesarii heisterbacensis (1220) dialogi miraculorum dist. V, v. Biblioth. patrum cisterciens., tom. II, fol. 149, ed. Bonnefont. 1662.

Zu einem Soldaten kam einmal der Teufel in menſchlicher Geſtalt und bot ſeine Dienſte an. Da der Böſe das Ausſehen eines ſchönen Jünglinges hatte und dabei auch wohl zu reden wußte, ſo gefiel er dem

Soldaten gar ſehr, und er wurde angenommen. Nie ſtieg der Soldat zu Pferde, nie ſaß derſelbe ab, oder der Jüngling kniete und hielt ihm den Bügel; er war beſcheiden, vorſichtig in allen Dingen, verſchwiegen und immer fröhlich; kurz, er beſaß alle Tugenden, welche man ſich nur wünſchen mochte.

Eines Tages waren beide zuſammen ausgeritten und an einen großen Fluß gekommen, als der Soldat, hinter ſich ſchauend, mehre ſeiner Todfeinde erblickte, welche auf ihn zu ſprengten. Er ſprach: „Wir müſſen ſterben, denn meine ärgſten Feinde verfolgen uns; den Fluß können wir nicht überſchreiten, und es iſt auch anders kein Zufluchtsort für uns." Da antwortete der Diener: „Fürchte nichts, Herr, ich kenne die Seichten des Fluſſes; folge mir nur, und wir werden hinüber gelangen." Darauf ſtutzte der Soldat und ſprach: „Kein Menſch hat hier noch über den Fluß geſetzt"; doch drängte die Gefahr immer mehr, und endlich entſchloß er ſich, ſeinem Diener zu folgen, und beide kamen glücklich hinüber. Die Feinde aber ſtanden beſtürzt und wagten nicht, ihnen nachzugehen, und ſprachen: „Der Teufel muß ihn hinüber geführt haben; es iſt anders nicht möglich."

Einige Zeit nachher wurde des Soldaten Frau todtkrank, und alle Aerzte verzweifelten an ihrem Leben. Da ſprach der Diener: „Wenn unſere Herrin mit Löwenmilch eingerieben würde, dann wäre ſie bald geneſen." Der Soldat entgegnete: „Ja, wo kann man dieſe aber bekommen?" — „Ich werde ſie ſchon holen", antwortete der Diener, und noch war keine Stunde verlaufen, als er mit einem großen Gefäße voll zurückkehrte. Man rieb alsbald die Frau damit ein, und ſie genaß zur ſelben Stunde. Da fragte der Soldat den Diener, wo er alſo ſchnell die Löwenmilch hergeholt habe. „Von den Bergen Arabiens", antwortete dieſer. „Als ich von dir ging, da eilte ich nach Arabien in die Höhle einer Löwin, jug die Jungen hinweg und melkte die Alte; dann kam ich zurück." Der Soldat ſtaunte und fragte weiter: „Wer biſt du denn?" — „Darnach forſche nicht", ſprach der Diener, „ich bin dein Knecht." Der Soldat drang jedoch noch mehr in ihn, und da geſtand er: „Ich bin ein böſer Geiſt und aus dem Himmel verſtoßen." Das wunderte den Herrn und er ſprach: „Wenn du ein Teufel biſt, wie kannſt du den Menſchen dann ſo treulich dienen?" — „Es iſt mir ein großer Troſt", erwiederte der Knecht, „den Menſchen zu dienen." Der Soldat aber ſprach, er könne nun nicht mehr mit ihm leben, da er das wiſſe; der Diener antwortete: „Wie du willſt; wenn du mich aber bei dir behielteſt, es würde dir nimmer Leides geſchehen." — „Ich wage es nicht", fuhr der Soldat fort, „ſteht dir aber etwas von meinem Gute an, ſo nimm es; denn niemals hat ein Menſch dem andern ſo getreu gedient. Durch dich entrann ich dem Tode, und meines Weibes Leben verdanke ich dir." Der Knecht entgegnete, er wolle nichts, als fünf Schillinge, und als ſein Herr ihm die gegeben hatte, gab er ſie zurück und ſprach: „Laſſe davon ein Glöckchen gießen und hange es über die Thüre der armen Kirche dort, damit man mit demſelben die Gläubigen zum Gebete rufe." Darauf verſchwand er, und der Soldat that, wie er gewünſcht hatte.

474.

Rothmützchens Rache.

Mündlich.

Ein armer Bauer, deſſen Frau plötzlich krank geworden war, ſtand in der Nacht auf, um zu buttern

Er hatte am Vorabende ſchon alles bereit geſtellt und die Milch in großen Töpfen neben das Feuer geſetzt, damit ihm die Arbeit um ſo ſchneller von der Hand ginge. Als er aber in die Kammer trat, ſah er zu ſeinem großen Erſtaunen das Feuer noch ſtill brennen und vor demſelben ein kleines Männchen ſitzen, welches halb ſchlummerte. Durch des Bauern Holzſchuhe geweckt, erwachte der Kleine, richtete ſich auf und ſah den Mann ſtarr an, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen. Der Bauer ſprach eben ſo wenig, blickte jedoch einmal verſtohlen von der Seite auf den Kleinen, und erkannte, daß derſelbe von Kopf bis zu Fuß in Roth gekleidet war und ein grünes Geſicht und grüne Hände hatte; dann ſchaute er wieder vor ſich hin, nahm in der Ecke ein Bund Reiſig und warf dieß neben den Heerd, worauf er ruhig ſchlafen ging. Am andern Morgen war die Butter fix und fertig, ſo daß er ſie nur auf den Markt zu tragen brauchte; außerdem aber war es mehr, als er je aus ſeiner Milch gewonnen hatte. Seine Frau geſundete bald nachher; das Rothmützchen butterte ihm fortwährend, und der Mann wurde langſam ſo reich, daß er viele Kühe halten, ſich ein ſchönes Haus bauen und noch einen ganzen Strumpf voll ſchöner Thälerchen zurücklegen konnte. Und das war auch kein Wunder, denn das Rothmützchen that ihm langſam auch alle andere Arbeit; es pflügte ſeine Aecker, beſorgte ſein Vieh und richtete mehr aus, als drei ſtarke Knechte.

Aber der Vorſput verwöhnte den Bauer; er ging nun alle Abende in die Herberge, verſpielte viel Geld und kam regelmäßig trunken nach Hauſe. Das gefiel dem Rothmützchen nicht, und es machte ihm Vorwürfe, worauf er anfangs auch hörte. Bald vergaß er ſie aber wieder und verging ſich gar ſo weit, daß er in einer Nacht, wo er auch ſpät und trunken nach Hauſe kam, das Rothmützchen derb ausſchimpfte und das Reiſigbündel, welches ſeine Frau ſorgfältig zugerichtet hatte, in den Brunnen warf.

Im ſelben Augenblicke verſchwand Rothmützchen. Am andern Morgen war die Frau des Bauern krank, ſein Strumpf, ſtatt mit Thalern, mit Kohlen gefüllt, ſeine Kühe todt, ſein Haus und ſeine Ställe verfallen, und ſeine Felder verwüſtet. Da kam der Bauer wohl zur Beſinnung; aber es war zu ſpät, und wie er auch das Rothmützchen bitten und flehen mochte, das Unglück wieder zu entfernen, alles half nichts; im Gegentheile, in der folgenden Nacht lachte das Rothmützchen um ſein Haus herum und ſpottete ſeiner.

Der Mann iſt auch bald nachher in Armuth und Elend geſtorben.

475.

Holz vermehrt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Die Rothmützchen oder Klabbers, auch Kaboutermännchen genannt, vermehren oft das Holz. In Nächten, wo der Mond nicht ſcheint, ſteigen ſie durch den Kamin in das Haus, machen ſich Feuer auf dem Heerde und ſetzen ſich ruhig vor denſelben hin; das Feuer ſieht aber niemand, als die Rothmützchen, doch wärmt es mehr, als anderes Feuer. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reiſig nur noch einige kleine Reiſchen um den Feuerbock liegen; aber die zündet ſie flink an, denn ſie weiß, daß dieſelben eben ſo lange brennen, als ein ganz großes Bündel und doppelt ſo viel Wärme geben. Würde die Hausfrau dem Rothmützchen fluchen oder, während das Holz brennt, ein

Kreuz über ſich machen, dann wären die Reiſchen in einem Augenblicke verflackert.

476.

Das hülfreiche Kaboutermanneken.

Mündlich von C. C. Stroobant und andern.

Bei Turnhout geſchah es, daß ein Burſche ein Mädchen ſehr lieb hatte. Das hatte ſchon lange gedauert, ohne daß die Eltern eines der beiden etwas davon geahnt hätten. Endlich war der Burſche deß müde, und trat eines Tages vor den Vater des Mädchens und bat ihn um ſeine Einwilligung zu ihrer Ehe. Der Alte war aber ein überaus ſtolzer und übermüthiger Mann, und der Bräutigam war ihm zu arm; darum ſprach er: „Ich weiß nicht, wie ihr daran denken könnt, meiner Tochter Hand haben zu wollen. So ihr mir nicht tauſend blanke Gülden aufzählen könnt, darf euch das nicht in Sinn kommen.“

Das war dem guten Jungen ein Schlag aufs Herz, und er ſchlich betrübt nach Hauſe und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Zu Hauſe aber hatte er nicht lange Ruhe; denn das Zählen ſeiner kleinen Baarſchaft machte ihm keine Freude mehr; es waren ja noch lange keine tauſend Gülden, die er doch haben mußte. Darum ging er aufs Feld und gedachte dort, ſich ſein Leben zu nehmen; denn er hatte an nichts mehr Luſt. Wie er nun ſo ging und ging, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin, da ſtand auf einmal ein Kaboutermanneken neben ihm, und das fragte ihn, warum er alſo betrübt ſei. Der Burſche erzählte es mit weinenden Augen; als er am Ende war, lachte das Kaboutermanneken und ſprach: „Ei, nur tauſend Gülden; das iſt ja nicht der Mühe werth, um ſich deßhalb ein grau Haar wachſen zu laſſen.“ — „Ja“, ſagte der Burſche, „wenn man ſie aber nicht hat?“ — „Nun, nun“, antwortete das Kaboutermanneken, „dann kann man ſie immer noch bekommen. Du biſt ſtets ein braver Junge geweſen, und darum ließ ſich der Sache wohl helfen. Geh nur nach Hauſe und zähle dein Geld, und komm wieder und ſage mir, was daran fehlt.“ — „Was daran fehlt“, ſchluchzte der Burſche, „das weiß ich nur zu gut, achthundert Gülden.“ — „Haſt nicht wohl gezählt“, ſprach das Kaboutermanneken und lachte, „geh und zähle noch einmal.“

Da lief der Burſche voll Freude weg und zählte zu Hauſe ſein Geld, und ſiehe, es waren tauſend Goldgülden. Stracks kehrte er um, denn er hielt es für ſeine erſte Pflicht, dem Kaboutermanneken zu danken: aber er fand es nicht mehr, und wie oft er auch rief: „Kaboutermanneken! Kaboutermanneken!“ es kam nicht mehr wieder. Dann rannte er wieder zurück, packte das Geld zuſammen, zog ſeinen Sonntagsſtaat an und ging zu dem Vater ſeines Mädchens, dem er tauſend Gülden vorzählte. Acht Tage drauf war die Hochzeit, und die beiden Leutchen lebten noch lange nachher in Frieden und Freude.

477.

Der Kaboutermannekensberg.

Mündlich von C. C. Stroobant.

Zwiſchen Turnhout und Caſterle liegt ein Berg, den man bis heute noch den Kaboutermannekensberg nennt. Die Kaboutermannekens, welche ehedem in demſelben wohnten, waren ſehr zahlreich, aber dabei von gar böſer Natur, und ſie hatten ihre größte Freude daran, den Bewohnern der Gegend allen nur irgend möglichen Schaden zu thun. Sowie der Abend anbrach, konnte kein Menſch vor ihnen mehr ſicher ſein. Sie gingen dann rund und nahmen überall mit, was ihnen eben anſtand, Hühner, Enten, Gänſe, Ochſen, Kühe und Kälber, Geld, kurz und gut alles, ſelbſt bis auf das Hausgeräthe. Solches hat lange, lange Zeit gedauert. Jetzt aber hört man nichts mehr davon.

478.

Kaboutermanneken gekleidet.

Mündlich.
Vergl. Nr. [illegible], S. [illegible].

Ein Müller im Kempnerlande fand jeglichen Morgen ſeine Arbeit in der Mühle verrichtet, wenn es noch ſo viel war; aber nur, wenn er etwas von ſeinem Butterbrote liegen ließ, welches dann verzehrt und verſchwunden war. Das wunderte den Mann, und eines Abends ſteckte er ſich hinter einige Mehlſäcke, und ſah ein nacktes Kaboutermännchen kommen, und das Butterbrot eſſen und in der Mühle arbeiten. Es that dem Müller leid, daß das Männchen nackt war; darum ging er zu einem Schneider und ließ ihm ein Höschen und ein Jäckchen machen, und legte das am andern Abende zu dem Butterbrote. Das Kaboutermännchen kam und ſprang vor Freuden, als es den ſchönen Anzug ſah; ſchnell aß es das Butterbrot, zog die Kleider an, ſtolzirte in der Mühle auf und ab, und war weg, ohne daß der Müller ſah, wo es hingekommen wäre. Es kam auch nicht wieder.

Da dachte der Müller: „Wart, ich will dich ſchon kriegen!" und ging an einen Steg am Bache ſitzen, wo die Kaboutermännchen jeglichen Abend herüber kamen. Es dauerte auch nicht lange und ſie erſchienen. Als das erſte auf den Steg trat, fragte es den Müller: „Wer biſt du, Mann?“ aber der Müller antwortete nicht; denn er wartete nur auf das angekleidete Kaboutermännchen, und die er ſah, waren nackt. Das zweite fragte auch: „Wer biſt du, Mann?“ aber er ſchwieg ſtill, und ſo ging das fort, bis das letzte kam, und das trug die Kleider, welche der Müller in die Mühle gelegt hatte. „Haha“, rief der Müller, „habe ich dich?“ und wollte das Männchen packen; aber da ſchrie plötzlich eine Stimme, wie die ſeiner Frau, aus dem Bache um Hülfe, und der Müller ſah um und plumpſte ins Waſſer. Die Kaboutermännchen waren aber weg.

479.

Die dienſtigen Kaboutermännchen.

Mündlich von K. F. Stallaert.

Ein alter Mann aus dem Oertchen Landorp, welches unfern Aerſchot an dem Flüßchen Demer liegt, hat oft das Folgende erzählt.

Ein gewiſſer Herr Percy wohnte jenſeits der Demer und ließ ſich jeden Abend herüberfahren, um diesſeits in die Herberge zu kommen. Dort hielt er ſich meiſt lange auf, und wenn er dann zurückfahren wollte, dann war der Schiffer ſchon zu Bett. Das kümmerte aber Herrn Percy wenig, denn er ſtand ſich gut mit den Kaboutermännchen. Sobald der Schiffer nämlich ſchlafen ging, eilten dieſe ans Ufer, und wenn Herr Percy aus der Herberge kam, dann riefen ſie laut: „Herr Percy! Herr Percy! Kommt ſchnell her; wir bringen euch nach drüben Kommt her, Herr Percy!“ Dann ſchritt Herr Percy dem Ufer zu, und die Männchen trugen ihn hinüber, wo er ihnen einen großen Krug Bier für ihre Mühe gab.

Gewöhnlich beſtellte er ſie dann noch für den andern Tag, um frühmorgens den Kaffee zu machen, die Kühe zu melken, das Haus zu ſäubern u. ſ. w., und das thaten die Kaboutermännchen aufs pünktlichſte; auch tranken ſie keinen Tropfen von dem Kaffee oder der Milch, ſondern ließen es unangerührt, bis Herr Percy ihnen etwas gab. Das thaten ſie und waren ſo treu, weil der Hausherr ihnen ſo gut war. Dagegen mußten die Nachbarn tauſenderlei von ihnen leiden. Den Kühen tranken ſie die Milch ab, verdarben die Butter und trieben tauſenderlei böſe Streiche. Deßhalb waren die Nachbarn Herrn Percy gram; aber ſie konnten ihm nichts anhaben, denn die Kaboutermännchen ſchützten ihn und wachten über ihn, daß ihm nichts Leides geſchah.

480.

Riſchepook.

Mündlich.
Weſtendorp, Mythologie. S. 183.

Zu Ditmarſen gibt es einen wunderlichen, aber dabei gar gütigen Geiſt, welchen man Riſchepook nennt. Bei unangenehmen Zufällen und in ſchwerer Arbeit bringt er dem Hausherrn, wo er ſich aufhält, Speiſe und Trank zu, und es iſt oftmals geſchehen, daß er einen, den er lieb hatte, ſteinreich gemacht hat.

481.

Zwergſchmieden.

Mündlich.
(Borgnet,) Legendes namuroises. p. 170.

In den walloniſchen Landen findet man keinen Flecken und kein Dorf, welches nicht eine Zwerghöhle oder ein Zwergloch beſäße. Oft findet man dort in den Wäldern Reſte ehemaliger Schmieden, und die nennt das Volk Zwergſchmieden; gleichfalls ſtößt man häufig auf ganze Barren von Eiſen oder Blei, die auch von den Kobolden herkommen. In der Nähe iſt jedenfalls eiſenhaltiger Boden und reiches Erz; davon kann man ſicher ſein.

Wem dieſe Zwerge (nutons) gut ſind, dem bringen ſie großen Nutzen, nur muß man ihnen in der Nacht Speiſe hinſetzen.

482.

Plaudergeiſt.

Mündlich.

In einem Dorfe der Landſchaft Waes lebte ein ſteinalter Mann; der hatte die ſonderbare Gewohnheit, im Sommer nirgend anders ſchlafen zu wollen, als in ſeinem Garten. Wenn man ihn fragte, was ihn dazu bewege, dann ſprach er: „Ei, ich unterhalte mich da ſelbſt und erfahre die geheimſten Dinge.“ Und ſo war es auch; der Greis wußte alles, und nichts war ihm verborgen. Eines Tages ſprach er zu einem Geizhalſe, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm war: „Geſtern, Freund, habt ihr tauſend Kronenthaler abgezählt und ſeid ohne Abendeſſen zu Bette gegangen.“ Das befand ſich buchſtäblich wahr.

483.

Der Geiſt zu Uterſen.

Happelii relationes curiosae. Tom. IV, p. 316.
S. de Vries, De Satan in ſijn weſen ꝛc. I, S. 419.

Im Jahre 1685 ließ ſich zu Uterſen in einem Hauſe auf dem Lande zu jedermanns höchſter Verwunderung ein Geiſt hören, der mit den Leuten ſprach, ohne daß man ihn ſehen konnte. Er berichtete von Dingen, welche zu wiſſen keinem Menſchen in der Welt möglich war. Er betete auch und ſang andächtige Liedchen und machte viel Weſens, ſo daß jeder genug von ihm zu ſagen wußte.

484.

Der Alf.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es geſchieht oft, daß Bauern, welche ſpät aus der Schenke kommen, ihre Wohnung nicht finden können und die ganze Nacht vergebens darnach ſuchen. Es iſt der Alf, der das thut und der ſie auf dieſe Weiſe verleitet.

485.

Der Geiſt auf dem Schloſſe Egmont.

Segraisiana p. 213, 19 u. 20.
Langlet Dufresnoy, Recueil de dissertat. anciennes et nouvelles sur les apparitions, les visions et les songes. T. I. part. II, p. 178.

Herr Patris war mit Herrn Gaſton nach Flandern gezogen und wohnte dort einige Zeit auf dem Schloſſe Egmont. Eines Tages wollte er ſich zur Stunde des Mittagmahles nach dem Speiſeſaale begeben; an der

Thüre eines ſeiner Freunde hielt er inzwiſchen an, um dieſen mit ſich zu nehmen. Er klopfte und klopfte wiederholt, aber man öffnete nicht. Da der Schlüſſel auf der Thüre war, ſo glaubte Patris mit Sicherheit, ſein Freund ſei in dem Zimmer, und öffnete ſelbſt und fand zu ſeinem großen Erſtaunen den Mann ganz außer ſich am Tiſche ſitzen. Patris trat auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle, und ſein Freund antwortete: „Sie würden ſicherlich nicht weniger erſtaunt ſein als ich, wäre Ihnen das paſſirt, was mir eben paſſirt. Ich ſitze ruhig hier und leſe, als plötzlich das Buch von ſelbſt wegſchwebt, die Blätter darin ſich wenden und es dort hinten liegen bleibt.“ — „Das iſt ein Scherz, mein Freund“, ſprach Patris, „ihr habt das ſelbſt gethan, ſonder es zu wiſſen“; aber der andere beſtand darauf und fügte noch hinzu, daß erſt vor wenigen Augenblicken die Thüre ſich geöffnet und wieder geſchloſſen habe. Patris trat zur Thüre und ſchloß ſie auf und ſah den langen Gang, auf welchen ſie führte, hinab, ob er nichts von dem Geiſte erblicken könne. Da bemerkte er plötzlich mit Schrecken, daß ein alter großer Seſſel, der ſo ſchwer war, daß zwei Mann ihn kaum tragen konnten, langſam auf ihn zu ſchwebte. „Ich danke euch, Herr Teufel“, ſprach Patris, „ich habe genug Angſt, laßt den Seſſel nur um Gotteswillen da.“ Und kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Seſſel wieder an ſeine alte Stelle rückte.

486.

Die treue Schlange.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI. cap. 70.

Heinrich von Forſt (bei Brüſſel), ein wahrheitliebender Ritter, erzählte das Folgende.

Einer von unſern Soldaten hatte eine Wunde bekommen, welche den Aerzten nur ſchlecht zu heilen gelungen war; es ſtrömte fortwährend Eiter aus derſelben und der Soldat hatte viel Schmerzen dadurch. Eines Tages hatte er ſich mit entblößter Seite auf einen Baumſtumpf gelegt und der Eiter lief gewohnterweiſe von ihm weg. So ſchlief der Soldat ein; während deſſen kam eine Schlange und ſaugte an der Wunde. Er erwachte darüber und zog das Thier weg, und das iſt nicht zu verwundern, denn er fürchtete ſein Gift; jedoch fühlte er bald, daß es mit der Wunde beſſer war, und als er die Sache weiter erzählte, rieth man ihm, ſich wieder hinzulegen und die Schlange ruhig ſaugen zu laſſen. Er that das, und die Schlange faßte dadurch eine ſolche Zuneigung zu ihm, daß ſie nur in ſeinem Bette ſchlafen wollte; auch wurde er ganz geheilt.

Der Soldat aber, dem das nicht gefiel, verließ den Ort und ging anderswohin wohnen, ſah auch in einem halben Jahre die Schlange nicht mehr. Kaum aber war er zurückgekehrt, als ſie ihm wieder folgte, und, da ſie nicht in ſeine Schlafkammer kommen konnte, ſich vor die Thüre legte.

Da riethen ihm ſeine Freunde, er ſolle das Thier tödten, aber er ſprach: „Wie ſollte ich meinem Retter ein Leides anthun können?“ Endlich ließ er ſich jedoch bewegen, und als ſie noch einmal zu ihm kam, ſchlug er ſie todt und wurde alſo von ihr befreit.

487.

Kludde.

Mündlich.

Es gingen einmal zwei Burſche mit einem Mädchen über Land; der eine der Burſchen war der Geliebte des

Mädchens und der andere einer ſeiner Kameraden. Wie ſie nun ſo fortſchritten, da ſprach der Liebhaber plötzlich: „Halt 'mal inne, Geſell, da ſeh ich was!“ — „Was ſiehſt du denn?“ fragt der andere. „Kludde“, antwortet der eine, „ſieh, jetzt iſt es ein Hund — nun wächſt er hoch empor — jetzt iſt er wieder klein, — ein Schaaf — nein, eine Katze ....“ und ſo ſprach der Menſch immer fort, ohne daß ſein Begleiter oder das Mädchen etwas geſehen hätte. Endlich ſagte der eine: „Wenn du jetzt wieder Kludde ſieheſt, dann ſag' es mir, ich will 'mal auf ihn zugehen.“ — „Dann geh' doch“, ſchrie der Liebhaber, „er läuft ja vor mir her.“ Und der andere ging, aber er konnte nichts von Kludde entdecken.

So dauerte das, bis ſie vors Haus des Burſchen kamen, der den Geiſt noch immer vor ſich her laufen ſah. Vor dem Hauſe lag eine Platte los auf der Erde, und unter dieſe Platte legte des Burſchen Vater meiſtens den Hausſchlüſſel, damit man nicht nöthig hatte, aus dem Bette aufzuſtehen, wenn es dem Jungen gefiel, einmal ſpät in der Schenke zu bleiben. „Seht ihr ihn nun noch nicht?“ ſchrie der Liebhaber da auf, „er ſitzt ja auf der Platte, damit ich mir den Schlüſſel nicht nehmen könne.“ Und mit den Worten faßte er ſein Mädchen am Arme und ſprach: „Komm, Mieken; wir wollen dich nach Hauſe bringen, denn du biſt bange.“ Als ſie nun Mieken nach Hauſe geführt hatten, kamen ſie zurück und der eine ſah Kludde noch immer auf der Platte. Da nahm der andere ſich ein Herz und ging zu der Platte hin, und Kludde ſprang weg, und er konnte den Schlüſſel nehmen, womit er ſeinem Geſellen die Thüre aufſchloß. Der ſprang ſchnell hinein, damit Kludde nicht folgen könne, und der andere ging ruhig ſeines Weges, hat auch von dem Geiſte nichts geſpürt.

488.

Lodder.

Mündlich aus Koeklenberg bei Brüſſel.

In einer warmen Sommernacht gingen drei Schnitter auf das Feld, um die Arbeit, welche im Tage wegen zu großer Hitze unterbleiben hatte müſſen, nachzuholen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und ſo konnten ſie wenig ſehen; darum beſchloſſen ſie, einſtweilen nur ihre Kleider abzulegen und ſich ein bischen zu ſetzen, bis es heller würde. Kaum aber lagen die Kleider da, als ſie von ferne ein Geraſſel wie von Ketten hörten, und das kam immer näher und näher und endlich bis an den Ort, wo die Kleider lagen. Da ſtand einer der Schnitter auf und wollte nach den Kleidern ſchauen, aber die lagen ruhig da und er ſah nichts; das Geraſſel dauerte jedoch fort.

Inzwiſchen wurde es immer dunkler und in der Ferne fing es an zu donnern, und die Schnitter beſchloſſen nach Hauſe zu gehen, denn ſie erkannten, daß ſie doch nicht würden arbeiten können. Eben hatten ſie ihre Kleider wieder angezogen, als das Geraſſel plötzlich und ſchnell ſich näherte und einem von den Männern etwas zwiſchen die Beine fuhr, welches ihn mit fortriß. Da ſchrie er ſo laut er konnte: „Lodder! Lodder! Schlagt zu! Schlagt zu! Ich ſitze drauf!“ aber die andern lachten ihn aus, denn ſie ſahen ihn wohl fortreiten, konnten aber den Lodder nicht erkennen, denn der hatte ſich unſichtbar gemacht. Je mehr ſie jedoch lachten, deſto ärgerlicher wurde der Eine und deſto gräulicher ſchrie er, denn er fühlte wohl, auf weß Rücken er ſaß, und kurz und gut, er mußte ſo lange fort und fort, bis er an einen großen Weiher kam; da warf ſich Lodder plötzlich hinein und ließ den Geängſteten halbtodt auf dem Graſe liegen.

Wie die andern nun kamen, da ſahen ſie wohl, daß es Ernſt geweſen war, haben auch ſeit der Zeit nicht mehr geſpottet, wenn ihnen Nachts etwas begegnete.

489.

Lodder.

Mündlich aus Hall.

Ein wilder Geſelle kam eines Abends ſpät nach Hauſe; als er eben den Schlüſſel in die Thüre ſtecken wollte, hörte er etwas an der Erde, und das ging immer ticktack, ticktack, ticktack. Er bückte ſich nieder und fand eine ſilberne Uhr, die er freudig in die Taſche ſteckte. Auf ſeiner Kammer angekommen, nahm er ſie wieder heraus, um beim hellen Mondſchein zu ſehen, wo der Zeiger ſtände. In dem Augenblicke ſchlug es auf der Kirche zwölf und die Uhr wurde kalt und eiſig in ſeiner Hand, und als er genauer zuſchaute, war es eine dicke Kröte. Erſchrocken ſchleuderte er ſie zur Erde, da ſtand plötzlich ein großer Hund neben ihm mit Augen, wie Laternen, und als der ihn eine Weile ſo angeguckt hatte, daß der Burſche vor Angſt auf ſein Bette fiel, ſprang das Fenſter auf und der Hund heraus und von draußen ſcholl es lange nach: Hahaha! Da erkannte der Burſche, daß es Lodder geweſen war.

Samstags Abends gehen die Bauernburſche gewöhnlich an das Fenſter ihrer Mädchen und ſprechen ſich mit denen ab, wo ſie ſich am Sonntag treffen wollen. Ein Burſche aus Tiſſel wollte das auch einmal thun; er mußte aber, um zu dem Hofe zu kommen, wo ſein Mädchen wohnte, über einen Bach. Als er aber an die Stelle kam, wo die Brücke war, fand er dieſe nicht, wohl aber Lodder im Graſe ſitzend. „Was willſt du?“ fragte Lodder. „Ich will zu meinem Mädchen gehen“, antwortete der Junge, „aber ich ſehe die Brücke nicht.“ — „Da kann ich dir helfen“, ſprach Lodder und legte ſich quer über das Waſſer in ſeiner ganzen Länge, ſo daß ſeine Pfoten an das jenſeitige Ufer reichten, und der Burſche faßte ſich ein Herz und ging über Lodders Rücken und Hals und Arme, und als er am andern Ufer war, dankte er ihm höflich. Am Fenſter ſeines Mädchens angekommen, nahm er eine Egge und ſtieg hinauf, und als er lange mit Mieken geſprochen und ſie noch einmal herzlich geküßt hatte, machte er ſich auf den Rückweg. In einem Stücke Korn, wo er vorbei mußte, hörte er einen kleinen Jungen erbärmlich ſchreien. Er ging auf die Stimme zu und fand einen Knaben von ungefähr acht Jahren; den nahm er auf den Rücken und ging weiter bis zum Bache, wo Lodder noch ſaß. „Was haſt du da?“ fragte Lodder. „Einen armen Jungen“, antwortete der Burſche, „und den will ich mitnehmen nach Hauſe bis morgen, dann wird er wohl ſeine Eltern wiederfinden.“ — „Gut“, ſprach Lodder und ſtreckte ſeine Pfoten aus und legte ſich wieder über den Bach. Als der Burſche aber über Lodders Beine ſchritt, da wurde der Knabe ſchwer auf ſeinem Rücken und Lodder rief: „Du biſt mir zu ſchwer, ich laß dich fallen.“ — „Wart' noch ein bischen, lieber Lodder“, ſprach der Burſche, „ich bin gleich drüben.“ Aber der Knabe wurde ſchwerer und ſchwerer, und als ſie auf Lodders Rücken waren, da blies er heiß in des Burſchen Nacken und ſchlug lange Nägel in deſſen Schultern, und zugleich verſchwand Lodder und der Burſche fiel ins Waſſer, wo er ſchnell ein Kreuz ſchlug und ſich alſo von dem Knaben befreite. Dann arbeitete er ſich aus dem Bache heraus und lief, was er konnte, nach Hauſe, während es hinter ihm Hahaha! ſcholl.

490.

Der lange Wapper.

Schriftlich mitgetheilt von Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen. Aus mündlichen Quellen. Vgl. Nr. 379, S. 152.

In unſern frühern Erzählungen vom langen Wapper haben wir ſchon berichtet, daß man nicht wagen durfte, übel von ihm zu ſprechen, oder auch nur die leiſeſten Vermuthungen über ihn zu äußern, denn man konnte ja nicht wiſſen, ob man nicht mit ihm ſelber ſprach. Auch ging es denen meiſtens nicht gut, die ſich etwas über ihn hatten verlauten laſſen, denn wenn ſie alsdann Abends ausgingen, dann konnten ſie ſicher ſein, irgendwo unter ſeinen Beinen hin paſſiren zu müſſen, und dieſer Gang koſtete ihnen gewöhnlich das Leben.

Oft ließ er, wenn er mit den Jungen ſpielte, dieſelben recht viel gewinnen und beſonders, wenn es um Knicker ging; wenn die armen Jungen aber nach Haus kamen und freudig ihren Gewinn zeigen wollten, dann waren die Knicker zu ſtinkendem Pferdekoth geworden.

Einmal ſpielte er an der Kirche der Predigerherren mit den Jungen Diebchen, und das Loos fiel auf ihn, daß er den Henker machen mußte. Er fügte ſich dem auch gern; als es aber auf das Hängen ankam, da erhing er den, welcher den Dieb ſpielte, wirklich, ſo daß der arme Junge ſtarb, und dann ſprang er mit einem Satze weg und ließ die andern bei dem todten Leichname und lachte ſie noch dazu aus.

Ein paar Tage nach dieſem argen Streiche nahm ein Küfer an Sankt Pietersvliet einen Geſellen in Dienſt, und der war im Anfange gar behend und kam ſeiner Arbeit fleißig nach. Einige Zeit nachher befahl der Meiſter ihm, eine Handvoll Hobelſpäne in ein Faß zu legen und dieſelben anzuzünden, wie die Küfer zu thun pflegen. Ehe der Meiſter es ſich aber verſah, hatte der Geſelle das Feuer in einer Ecke des Hauſes angezündet und die Reifen alle in Stücke geſchlagen. Als der Küfer das ſah, wurde er wüthend und meinte den Geſellen derb abzuprügeln; der aber flüchtete, gefolgt von dem zornigen Meiſter, und ſprang endlich unter dem gewöhnlichen Hohngelächter ins Waſſer. Da erkannte der Küfer nun wohl, mit wem er zu thun gehabt hatte, und eilte alsbald nach Hauſe, wo er alles in Flammen ſah und erſt nach langer Arbeit mit ſeinen Nachbarn des Feuers Meiſter wurde.

Kurz nachher verdingte er ſich bei einem Brauer. Als er bei dem Manne ſchon einen ganzen Tag fleißig und arbeitſam geweſen, ſollte er am Abend eine volle Tonne Bier wegrollen; er richtete das aber ſo ein, daß einer der andern Geſellen darunter kam, und dieſem wälzte er nun die Tonne über den Leib, ſo daß der arme Menſch todt davon blieb. Ein ganzer Haufen Leute verfolgt ihn, er ſprang aber bald in die Brouwersvliet und verſchwand; einige andere, die ihn nicht erkannt hatten, ſprangen ihm nach, um ihn zu faſſen, aber ſie ertranken jämmerlich.

So kam er ein ander Mal bei hellem Tage und bot Muſcheln feil. Vier Frauen, welche mit ihrer Arbeit vor einem Hauſe auf der Straße ſaßen, riefen ihn an, um von ihm zu kaufen. Er brach eine Muſchel auf und bot ſie den Frauen; als dieſe ſie aber öffneten, war ſie voll Koth. Der lange Wapper entſchuldigte ſich höflich und brach eine andere auf, und die war denn auch wirklich ſehr gut. Wie aber eine der Frauen ſie in den Mund ſtach, fühlte ſie plötzlich etwas Kriechendes im Munde, ſie ſpie aus, und es war eine dicke, ſchwarze Spinne. Nun fielen die Frauen über ihn her, um ihn zu prügeln. Er wehrte ſich, ſchlug zwei von ihnen todt und war verſchwunden.

Gleicherweiſe machte er es mit drei Jungen. Die ſaßen zuſammen in der Ritterſtraße und wollten Karten ſpielen, aber es fehlte ihnen ein Vierter. Der lange Wapper kommt, bietet ſich an, mit zu ſpielen, und das Spiel beginnt. Nach einer Weile aber entſpann ſich Zank unter ihnen und vom Zanken kam es bald zum Schlagen, wobei der lange Wapper ihnen, einem nach dem andern, den Hals herumdrehte und alsdann weg war, ohne daß ein Menſch wußte, wo er geblieben. Oft, wenn er ſich unter Kartenſpieler miſchte, was häufig geſchah, ließ er ſich auch von ſeinen Gefährten verfolgen und lockte ſie ins Waſſer, wo er ſie ermordete. So kam er einmal in die Herberge zum Horn und machte dort einen ſolchen Spektakel, daß die Nachtwächter ihn packen wollten. Er entlief ihnen aber und ſprang endlich ins Waſſer. Die, welche ihn zu fangen gedachten und ihm nachſprangen, mußten es mit dem Leben büßen.

Auch als kleines Kind erſchien er mitunter. So fanden einige Leute einmal in der Bettenſtraße ein eben gebornes Kind, welches mitten auf dem Wege auf einem Kothhaufen lag. Sie beeilten ſich, das arme Wichtchen ins Haus zu nehmen, erwärmten es und fütterten es mit Kinderbrei und ſorgten ſo auf jede Weiſe für daſſelbe zehn Tage lang. Da wurde das Kind plötzlich groß, lief aus dem Hauſe und lachte die guten Leute noch dabei aus. Daſſelbe geſchah einer Wäſcherin, die beim Rückgange aus der Kirche auch ein Kind unterwegs fand und mit ſich nahm und fütterte; als das Kind wohl warm und ſatt ſchien, ſprach es laut lachend: „Danke ſchön, Mütterchen; ich war ſehr hungrig und kalt"; und mit den Worten verſchwand es durch den Kamin. Auch drei Jungen widerfuhr etwas Aehnliches. Dieſe waren ausgegangen, um Weiden zu ſchneiden, und fanden auf der Kaſteelplein ein Kind am Wege liegen. Sie überlegten, was ſie damit anfangen ſollten, und kamen endlich darin überein, daß einer es mitnehmen und ſeiner Mutter geben ſolle. Der nahm das Kind auf die Arme und die andern folgten ihm bandwärts. Er war aber noch nicht weit weg, da begann er ſchon über Müdigkeit zu klagen und bat den zweiten, das Kind zu nehmen. Dem wog das Kind aber ſo ſchwer auf den Armen, daß er damit zur Erde fiel, und die Jungen beſchloſſen, es zu zweien zu tragen. Das dauerte wieder eine Weile, da wurde es den zweien zu ſchwer und der dritte mußte auch mit helfen, und that das auch, nach gewohnter Weiſe dabei fluchend. So kamen ſie abermals ein paar Schritte weiter; da konnten ſie auch zu dreien nicht mehr mit dem Kinde fort, legten es in das Gras und ſetzten ſich daneben. Da begann das Kind plötzlich zu wachſen und wurde immer größer, und ſie erkannten, daß es der lange Wapper geweſen war.

Größern Schrecken noch jagte er einem armen Manne ein. Der war ſo blutarm, daß er nicht einmal ein Hälmchen Stroh hatte, worauf ſeine Kinder hätten ſchlafen mögen. Eines Abends, als er von der Arbeit nach Hauſe kam, fand er auf der Straße einen großen Strohbuſch liegen, den er froh aufnahm und mit ſich nach Hauſe trug; „denn“, ſprach er, „nun können meine armen Kinder doch einmal weich ſich betten.“ Kaum aber hatte er das Stroh in ſeinem Kämmerchen auf die Erde geworfen, als es ſich regte und aufrichtete. Die Frau lief ſchnell nach dem Weihkeſſelchen und beſpritzte es mit Weihwaſſer, und zur ſelben Secunde flog es am Kamine heraus.

Noch zehnmal ſchlimmer ging es einer reichen Frau in Antwerpen. Dieſe führte ein gar ungebundenes Leben und hatte vier Liebhaber, welche alle ſie des Abends beſuchen kamen, aber jeder zu einer andern Stunde, ſo daß keiner von den andern wußte. Der lange Wapper nahm eines Abends die Geſtalt der Frau an. Um zehn Uhr kam der erſte der Freier und der lange Wapper fragte ihn: „Was willſt du?“ — „Ich will euch zur Ehe“, ſprach der Geſell. „Du ſollſt mich haben“, antwortete Wapper, „wenn du jetzt zur Stelle auf unſerer lieben Frauen Kirchhof geheſt und dich dort während zwei Stunden auf den Balken des großen Kreuzes ſetzeſt.“ — „Gut“, ſprach der Freier, „das ſoll geſchehen“, und er ging und that alſo.

Um halb elf kam der zweite. „Was willſt du?“ frug der lange Wapper. „Ich will euch heirathen“, entgegnete der Freier. „Du ſollſt mich haben“, ſprach Wapper, „wenn du zuvor auf unſerer lieben Frauen Kirchhof gehen, dort eine Todtenlade nehmen, die zum Fuße des großen Kreuzes tragen und dich bis nach Mitternacht darein legen willſt.“ — „Gut“, antwortete der Freier, „das will ich ſchon thun“, und er ging und that es.

Gegen elf Uhr kam der dritte, und dem trug der Wapper auf, zu der Todtenlade am Fuße des Kreuzes auf unſerer lieben Frauen Kirchhof zu gehen, dreimal auf die Lade zu klopfen und alsdann dort zu warten bis Mitternacht.

Um halb zwölf endlich kam auch der vierte und Wapper frug auch dieſen, was er wolle. „Ei, euch heirathen“, ſprach der Freier. „Das ſollſt du“, antwortete dann der Wapper, „wenn du die eiſerne Kette in der Küche nehmen und die hinter dir ſchleppend, dreimal um das Kreuz auf unſerer lieben Frauen Kirchhof laufen willſt.“ — „Gut“, ſprach der Geſell, „das will ich thun“

Der erſte hatte ſich auf das Kreuz geſetzt, war aber todt vor Schrecken zur Erde gefallen, als der zweite ſich zu ſeinen Füßen in die Todtenlade legte. Der zweite war vor Schrecken geſtorben, als der dritte mit der Fauſt dreimal auf die Lade ſchlug. Der dritte ſtürzte todt hin, als der vierte mit den Ketten rumorte, und der vierte wußte nicht, was er denken ſollte, als er drei ſeiner Kameraden ſtarr und kalt an dem Kreuze fand. Schnell lief er von dem Kirchhofe weg und zu der Frau, um der alles zu erzählen und ſie bei ihrem Worte zu halten. Jedoch die wußte von nichts; als man ihr aber am andern Tage den jämmerlichen Tod von dreien ihrer Liebhaber meldete, brachte ſie ſich ſelber ums Leben.

491.

Die lange Frau.

Mündlich: mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein Schlächter wollte des Abends von einem Pachthofe nach Hauſe gehen und ſein Weg führte ihn an einem großen Kornfelde vorbei, welches neben einem Bache lag. Als er bald an dem Felde war, gewahrte er ſchon von ferne die lange Frau, die überall die Vorläufer (ſo nennt man nämlich die über anderen vorragenden Aehren) abpflückte und in ein Bündel zuſammenfaßte; die lange Frau, das ſah er ganz deutlich, war noch einmal ſo hoch, als das Korn. Als er bis zu ihr gekommen war, ſprach er: „Guten Abend!“ aber ſie antwortete ihm nicht. „Guten Abend!“ wiederholte er, als er neben ſie kam, und da ſprach ſie gleichfalls: „Guten Abend!“, ſchlug ihn aber dabei mit dem Aehrenſtrauße ins Geſicht, und darüber erſchrak er alſo, daß er zu laufen begann. Da lief die lange Frau hinter ihm und ſchlug fortwährend zu, und das dauerte ſo lang, bis er an ſeinem Hauſe halb ohnmächtig niederfiel.

Viele haben die lange Frau auch quer auf der Heerſtraße liegend geſehen, und ſie war ſo groß, daß ſie die ganze Breite des Weges einnahm.

492.

Trunkenbold beſtraft.

Mündlich.

Eine Frau im Waeslande hatte einen Mann, der alle Tage, die Gott erſchuf, ſterntrunken war. Das klagte ſie eines Abends ihren Nachbarinnen unter vielen Thränen. Oſſchaert hatte die Klagen gehört und paßte dem Trunkenbolde auf, als derſelbe aus der Herberge kam, und warf ihn in einen Graben. Die Kälte des Waſſers, wie der fürchterliche Schrecken über Oſſchaerts Erſcheinen machten den Trunkenen bald ganz nüchtern, und er rang und arbeitete ſo lange, bis er aus dem Graben heraus war. Da brüllte ihm Oſſchaert entgegen: „So oft du dich von nun an noch betrinken wirſt, ſo oft gebe ich dir ein Bad; nun hüte dich und nimm dich in Acht.“ Darauf verſchwand er mit ſchallendem Gelächter.

Seit der Zeit hat der Mann ſich nicht mehr betrunken.

493.

Oſſchaert.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Gerwyd Coppens.

Ein anderer kam einmal ſpät aus einem Dorfe bei Doel zurück; als er auf eine halbe Meile noch von Hauſe war, ſah er neben einer ſehr hohen Eiche auf der Ecke eines Kreuzweges einen Mann ſtehen, deſſen Kopf weit über den Gipfel des Baumes herausragte. Nicht wenig erſchreckt wandte ſich der Mann und machte einen Umweg von mehr denn einer halben Meile, um dem Geſpenſte, welches niemand anders als Oſſchaert war, auszuweichen. An einer Wieſe angekommen, ſah er plötzlich einen Hund, ſo groß wie ein Eſel, welcher das Pferd des Bürgermeiſters verfolgte, und das lief immer rund um die Wieſe herum. Da wurde dem Manne noch mehr Angſt und er begann Sankt Jans Evangelium zu beten. Dicken Schweiß auf der Stirne wandelte er weiter, als plötzlich ein weiß Kaninchen ihn verfolgte und ſich ſo lange hinter ihm hielt, bis er von neuem Sankt Jans Evangelium begann; dann verſchwand es. Einige Schritte weiter fand er ein Thier auf einem Acker liegen, der eben mit Korn beſäet worden war, und das Thier glotzte ihn grimmig an; aber er hielt ſich an dem bewährten Mittel und betete zum dritten Male Sankt Jans Evangelium, und auch das Thier verſchwand. So ging es fort, bis er es mehr denn zehn Mal wiederholt hatte, das Evangelium; da kam er mit Gottes Hülfe an ſeine Thüre und ſank ohnmächtig daſelbſt nieder. In dieſem Zuſtande fanden ihn die Nachbarn, und ſie trugen ihn ins Bett.

Am andern Tage ſuchte man auf der Stelle nach, wo das Thier gelegen hatte; aber man fand keine Spur mehr davon, und man erkannte deutlich, daß es Oſſchaert geweſen ſei, der all dieſen Spuk getrieben hatte.

494.

Beſtrafter Fluch.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Ein alter Gärtner ging an einem Wintermorgen früh zur Stadt. Auf dem Wege ſah er plötzlich Oſſchaert auf ſich zukommen und ſprang vor Schrecken ſeitwärts von der Heerſtraße auf eine Wieſe, wo er inſtändig zu beten begann. Oſſchaert ſchaute ihm eine Weile vom Heerwege aus nach und verſchwand. Als der Gärtner aber wieder von der Wieſe wegwollte, da wußte er keinen Ausgang mehr zu finden; überall war dieſelbe von breiten Waſſergräben umgeben, und er begriff ſelbſt nicht, wie er darauf gekommen war. Da er große Eile hatte, ſo wurde er je länger, je mehr ungeduldig und machte ſich endlich in einem kräftigen Fluche Luft. Im ſelben Augenblicke ſaß Oſſchaert auf ſeinem Rücken und zeigte ihm die breiteſte Stelle der Gräben mit dem Befehle, dort durchzuwaten. Der Mann zögerte anfangs, aber er mußte dem Geiſte wohl gehorchen und ſchritt muthig auf den Graben los und — machte keinen Fuß naß, denn es war die Heerſtraße. Auf dieſer trug er Oſſchaert noch eine gute Viertelſtunde weit; da ſprang der Geiſt, von ſeinem Rücken weg und in die Kiepe einer eben vorüberwandelnden Bäuerin, welche ſich höchlich verwunderte, plötzlich eine ſo ſchwere Laſt aufgeladen zu haben. Sie nahm die Kiepe vom Rücken, um zuzuſchauen, was denn drin ſei; da ſprang Oſſchaert weg und lachte das arme Weib derb aus.

495.

Oſſchaert.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein alter Mann aus der Gegend von Doel erzählte viele Streiche von Oſſchaert; darunter war auch der folgende.

Sein Großvater war als noch junges Bürſchchen eines Abends auf die Freite gegangen. Als er zurückkam, mußte er über einen Feldweg. Plötzlich ſteht da ein ungeheures Pferd vor ihm, ſo groß, wie er noch keins geſehen hatte. Da dachte der Großvater: „Halt, das iſt Oſſchaert; du mußt ausweichen“; und das that er auch und meinte, den Weg über den Kirchhof zu nehmen. Eben war er wieder auf der Heerſtraße, als ihm ein gewaltiger Hund, ſo groß wie ein Pferd, entgegenſchritt. Er drehte den Rücken, bekreuzte ſich und ſchlug einen andern Pfad nach dem Friedhofe ein; aber kaum hatte er den erreicht, als ein Kaninchen vor ihm hin und her ſprang. „Oſſchaert hat es dieſen Abend auf mich abgeſehen“, ſprach er zu ſich ſelbſt und wollte eben um den Kirchhof gehen, da ſieht er in der Ecke der Thüre einen rieſigen Eſel mit tellergroßen glühenden Augen ſitzen.

Das ängſtete ihn aber dermaßen, obgleich er ſonſt nicht der allerbangſte war, daß er über die Mauer ſprang und, was er konnte, nach Hauſe rannte, wo er in Schweiß gebadet ankam.

Die Geſchichte hat er auch ſein Leben lang nicht vergeſſen können.

496.

Oſſchaert als Eſel.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Heinrich Geppens in Kieldrecht.

Ein Mann aus der Gemeinde Alt-Doel wollte einmal Abends friedlich nach Hauſe zurückkehren; als plötzlich ein Eſel ihm nachrannte und mit den Vorderfüßen auf ſeine Schultern ſprang. So mußte der Mann das Thier bis nach Hauſe ſchleppen. Als er an der Thüre ankam, da begann der Eſel zu lachen und lief fort, und der Mann ſah ein, daß es Oſſchaert geweſen war.

497.

Oſſchaert und der Fiſcher.

Mündlich von Gerulph Geppens.

Es war einmal ein Fiſcher, der hieß Blommaert und wohnte zu Kieldrecht auf dem Kauter und hatte keine Frau, ſondern nur ein Bootchen, ein Netz und ein klein Hüttchen. Wenn der Mann des Abends ſeine Fiſche nach Hauſe trug, dann ſchmiß er ſie für die Nacht in eine Küfe mit Waſſer, welche neben dem Heerde am Fenſter ſtand.

Er bemerkte ſtets Morgens beim Aufſtehen, daß ihm Fiſche fehlten; auch hatte jemand die Aſche auf dem Heerde auseinandergekratzt, ſonder Zweifel, um die Fiſche in den noch glimmenden Kohlen zu braten. Der Fiſcher ſuchte nach, aber er fand nicht, daß eine Oeffnung an der Hütte geweſen wäre, und erkannte klärlich, daß es niemand anders als Oſſchaert geweſen ſei, der ihm den Streich geſpielt habe. Er vergaß die Sache bald, mußte jedoch am andern Morgen zu ſeinem großen Verdruſſe ſehen, daß wieder Fiſche fehlten und in der Aſche gebraten worden waren. Da gedachte er, wie er das Oſſchaerten ablernen wolle, und bedeckte den ganzen Heerd mit Pferdekoth und legte ein wenig Aſche darüber.

Oſſchaert kam, wie gewöhnlich, um die Fiſche zu holen und zu braten, und ſprach beim Eintreten, wie immer: „Blommeken, viſchkens braeyen“, aber als er an den Heerd kam, da verdarb er ſich die ſchönen Forellen in dem Pferdekothe und zog mit drohenden Fäuſten ab; während der Fiſcher, der wach geblieben war, ihn derb auslachte. Ja, das war gut, aber Oſſchaert wußte ſich zu rächen. Am andern Morgen nämlich ging der Fiſcher mit ſeinem Netze ins Bootchen und warf aus. Bald nachher verſuchte er einmal aufzuziehen, aber das Netz war grimmig ſchwer. Als er es endlich jedoch mit Mühe und Noth über dem Waſſer hatte, da ſah er, daß er keine Fiſche darin hatte, wohl aber einen großen Haufen Pferdekoth. Oſſchaert aber brach in helles Gelächter aus, und der Fiſcher zog verdrießlich nach Hauſe.

498.

Oſſchaert ertappt.

Mündlich.

Bei einem Bauern in Doel ließ ſich Oſſchaert häufig und unter allerlei Geſtalten ſehen; am öfterſten jedoch erſchien er als Pferd. Er ging alsdann den ganzen Tag ruhig im Pfluge und arbeitete mehr, als drei andere Pferde; aber wenn der Bauer am andern Morgen auf den Acker kam, dann waren alle Furchen umgeworfen und er mußte aufs neue pflügen. Deß wurde der Mann endlich müde und ging zum Sattler und ließ ſich einen Kreuzzaum machen. Des andern Tages warf er dieſen dem Pferde um und trieb es mit vielen Prügeln auf den Acker. Anſtatt dort alle Furchen parallel zu ziehen, pflügte er nun immer über Kreuz. Das Pferd ſtampfte und wüthete, aber es vermochte dem klugen Bauern nichts anzuhaben, der lachte es vielmehr aus und ſchlug zu jedes Mal, wenn es nur Miene machte zu ſpringen.

So fuhr er den ganzen Tag mit ihm um und Oſſchaert keuchte und ſchwitzte vor Ermattung und Müdigkeit, aber er mußte gehorchen, weil er den Kreuzzaum an hatte. Kaum war er jedoch am Abende im Stalle und von dem Zaume befreit, als er verſchwand und das rechte Pferd an der Stallthüre herein kam. Seitdem iſt er nicht mehr zurückgekehrt.

499.

Der ſchwarze Hund.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Eine fromme Frau kam eines Abends in einer Stadt der Landſchaft Waes an und eilte, während man ihr Gepäcke ablud, ihrem Hauſe zu, welches auf dem großen Markte lag. Es war ſchon elf Uhr und der Mond ſchien nur wenig, jedoch immer ſo viel, daß ſie einen ungeheuer großen und rabenſchwarzen Hund, der ihr langſam und ruhig folgte, deutlich erkennen konnte. Sie dachte jedoch an nichts Arges und glaubte, es wäre der Hund eines oder des andern Fleiſchers, der ſpät erſt von der Reiſe zurückgekehrt ſei; doch beſchleunigte ſie ihre Schritte; der Hund that alsbald deßgleichen. An ihrem Hauſe angekommen, klingelte ſie mehre Male, aber alles ſchlief ſchon und ſie ſtand in der Zeit vor der Thüre und der Hund vor ihr, ſie mit ſtarren Augen anſchauend

Vorher ſchon hatte ſie die Vorſicht gehabt, Sankt Jans Evangelium zu beten; nun betete ſie es mit noch mehr Andacht, denn es wurde ihr immer begreiflicher, daß der Hund kein natürlicher ſein konnte.

Endlich öffnete einer der Diener ihr das Thor, aber kaum hatte der den Hund geſehen, als er ſchrie: „Um Gotteswillen, Frau, das iſt er!“ Und ſo war es auch; der Hund war der Spuk, der jede Nacht die Stadt durchſtrich und ſich den Leuten auf den Rücken hing, um ſich von ihnen tragen zu laſſen. Das Beten von Sankt Jans Evangelium hatte die Frau gerettet.

500.

Der ſchwarze Hund zu Molenbeeke.

Mündlich.

In Molenbeeke bei Brüſſel geht jegliche Nacht von zwölf bis ein Uhr ein ſchwarzer Hund umher, der hat einen Schwanz, der mehr denn zwei Ellen lang iſt. Wenn er einen Menſchen trifft, hält er ſich ihm ſtets zur Seite, bis derſelbe aus Molenbeeke heraus iſt.

501.

Wärwolf ertappt.

Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 387.

An der Jacobinerkirche einer Stadt in Burgund ſiehet man ein Pergament angeſchlagen; darauf lieſt man folgende wahrhaftige Geſchichte.

Ein Jäger aus der Stadt jagte im nahen Walde. Da kam plötzlich ein Wolf auf ihn zugeſprungen und wollte ihn packen und tödten. Der Jäger wehrte ſich aber mannhaft und gab dem Wolfe mehre Stiche in den Bauch, worauf derſelbe ſich heulend zurückzog und fortlief. Den Spuren des Blutes ſchritt der Jäger nach und kam aus dem Walde heraus und ſah, daß ſie vor einer kleinen Hütte aufhörten. Da trat er hinein und fand eine Frau beſchäftigt, eine ſchwere Seitenwunde ihres Mannes zu verbinden; und die Wunde war gerade da, wo der Jäger den Wolf geſtochen hatte, ſo daß der Waidmann erkannte, der Menſch ſei ein Wärwolf.

Er ging ſomit alsbald zu dem Bürgermeiſter und zeigte dem die Sache an, und der Mann wurde eingezogen und bekannte unter der Folter, daß er ſich vermittelſt einer Salbe, mit der er ſich beſtrichen, oftmals zum Wolfe gemacht hätte. Hat auch ſeine verdiente Strafe bekommen.

502.

Der verſchwundene Wärwolf.

Mündlich von Frau Courtmans.

Auf einem Hofe wollte man Flachs hecheln und ließ den Hechler rufen. Der kam und man wurde einig mit ihm; jedoch erklärte er, er könne nicht allein mit der Arbeit fertig werden, ſondern müſſe noch einen Knecht zu ſich nehmen. Am andern Morgen langten beide an und der Hechler ging zu dem Pachter und ſprach: „Mein Knecht iſt ein guter Arbeiter, aber er iſt ein Wärwolf; darum bitte ich euch, das Thor in der Nacht nicht zu ſchließen, ſondern es nur anzulehnen, damit er aus und ein kann.“ Der Pachter ſprach, das könne geſchehen, und erzählte alles den andern Knechten und Mägden, und die lachten darüber und ſagten, ſie möchten doch gerne einmal einen Wärwolf ſehen. Abends ſchloſſen ſie das

Thor und es ging auch alles gut; ſie blieben mit dem Hechelknechte auf bis nach ein Uhr und dann legten ſich alle ſchlafen. Am zweiten Abende ging es auch gut und ſie merkten nichts; am dritten aber war der Hechelknecht gar unruhig und ſprach, man müſſe das Thor öffnen. Die andern lachten und öffneten nicht, und die Unruhe des Menſchen wurde immer ärger. Um elf Uhr endlich ſprach er zu einer Magd: „Wenn ihr mir nicht öffnet, dann banne ich euch den Teufel in den Leib.“ Da lachte die Magd ihn aus und die andern mit, und das Thor war und blieb geſchloſſen. Der Hechelknecht lief aber aus der Kammer und auf den Boden, wo er ſchlief, und als die andern eine Weile nachher auch hinaufgingen, um zu ſehen, was er mache, da ſahen ſie, daß er ſich an den Leintüchern herunter gelaſſen hatte. Er kam auch nicht wieder.

In der folgenden Nacht aber raſſelte es ſchrecklich um den Hof herum, und beſonders am Fenſter des Mädchens, welches den Hechelknecht ſo verſpottet hatte, und das dauerte von zwölf bis eins. Vor dem Fenſter lief die Dachrinne nieder, und ſo war es dort ſtets feucht. In dem Boden daſelbſt fand man vier Pfoten, wie von einem großen Hunde eingedrückt. Am zweiten Abende nachher klopfte es an ein Fenſter im erſten Stocke. Der Pachter, welcher in der Kammer ſchlief, lief erſchrocken hin und hob die Gardine auf, um zu ſehen, was das war, und da erblickte er einen Wolf ſo groß, als das größte Pferd, und der ſtand mit den Vorderfüßen auf dem Fenſter.

Das war das letzte Mal, daß man etwas von dem Wärwolfe hörte. Im folgenden Jahre aber ſtarben auf dem Hofe ſiebenzehn Kühe hinter einander und Unglück kam über Unglück.

503.

Wärwolf erlöſt.

Mündlich; mitgetheilt von Heinrich Geppens.

Ehedem gab es um Doel viele Jünglinge, welche ein gewiſſes Fell hatten, womit ſie zu ſichern Stunden ſich bekleiden mußten; dann wurden ſie Wärwölfe. Außer der Zeit hatte man nichts von ihnen zu fürchten; als Wärwölfe aber mußte man ſich vor ihnen in Acht nehmen. Viele waren darunter, welche wohl gewünſcht hätten, des Felles entſchlagen zu ſein, aber das hielt ſchwer. Zu Doel lebte ein ſolcher Menſch, der war kreuzbrav. Abends und Nachts fand man ihn häufig nicht zu Hauſe, und dann konnte man darauf rechnen, daß man am andern Tage von einem Unglück hörte. Der Menſch diente bei einem Pachter, der ein gar kluger Mann war. Eines Morgens hatte dieſer geſehen, daß der Knecht das Fell in einen Holzhaufen ſteckte, und er ging alsbald hin und nahm es daſelbſt weg und ſandte zugleich den Knecht nach Sankt Nikolas, welches gegen fünf Meilen von Doel entfernt iſt.

Schon war der Knecht lange fort und der Pachter berechnete, daß er nur noch eine halbe Meile bis Sankt Nikolas haben müſſe. Da nahm er das Fell und ſteckte dieß in den Ofen, der eben in lichteſter Gluth brannte. Kaum aber fing das Fell an zu brennen, als der Knecht plötzlich in die Kammer ſtürzte, ſich vor den Ofen hinſtellte und auf eine ſchreckliche Weiſe heulte und ſchrie. Das dauerte ſo lange, bis das Fell zu Pulver verbrannt war, ſo daß man auch nicht das mindeſte mehr davon ſah; dann ſtieß der Knecht wie einen tiefen Seufzer aus und rief freudig: „Gott ſei gelobt und gedankt, nun bin ich erlöst.“ Auch erzählte er, wie er plötzlich von Sankt Nikolas, deſſen Thurm er ſchon geſehen habe, in die Kammer verſetzt worden ſei und wie gräuliche Schmerzen er ausgeſtanden habe in der Zeit, während welcher das Fell gebrannt.

504.

Mädchen bezaubert.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

In der Gegend des Dorfes Sankt Amand lebte ein Feldhüter mit ſeiner Tochter. Der Mann war arm und hatte kaum genug, um ſein Leben zu friſten; darum ſuchte das Mädchen, ſich einiges Geld zu verdienen mit Ausrichtung von Aufträgen der begüterten Einwohner in der Umgegend. Eines Abends kam ſie von einem langen Wege zurück und wollte nach Hauſe gehen. Sie mußte aber durch einen kleinen Wald; in demſelben traf ſie einen ſchwarzgekleideten Mann von ſtillem und ruhigem Aeußern, der ſie nach der Heerſtraße fragte. Sie hob den Arm, um ihm dieſelbe zu zeigen; aber in demſelben Augenblicke fühlte ſie ſich gefaßt und in die Erde hineingezogen. Ueber eine Stunde lang fuhr ſie mit dem Manne in die Tiefe; da hielt er plötzlich an und ſetzte ſie in eine Kammer, wo ſie drei Tage lang blieb; während dieſer Zeit ſah ſie keinen andern Menſchen, als ihn, und er brachte ihr auch Eſſen und Trinken. Am Ende des dritten Tages führte er ſie wieder zurück auf die Erde und verſchwand vor ihren Augen. Sie ging nach Hauſe und als ſie dort ankam, fühlte ſie ſich ſo ſchwach, daß ſie ſich zu Bette legen mußte. Was das wunderbarſte bei ihrer Krankheit war, ſie konnte keine Nahrung vertragen und nur und allein das eiſenhaltige Waſſer eines nahen Brunnens trinken. Oft wollte man ſie überliſten und bot ihr anderes Waſſer, aber ſie erkannte es bald. Jeden Tag wurde ſie magerer und ihre Knochen erweichten dergeſtalt, daß ſie ihre Arme gleich einer Binde um ihren Hals ſchlingen konnte. Unterſtützte man ſie mit der Hand in der Mitte des Rückens, dann ſank ihr Körper gleich einem leinenen Tuche von beiden Seiten nieder, ſo daß ihr Scheitel ihre Ferſen berührte.

In dieſem Zuſtande lebte ſie vier bis fünf Jahre, nach deren Verlauf ein weiſer Mann aus der Gegend ſie heilte.

505.

Der neckende Geiſt.

Mündlich.
Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 178.

Zwei Männer mußten in einer finſtern Nacht einen Weg machen, der längs eines Baches führte. Sie hörten plötzlich eine Stimme, welche laut um Hülfe rief, und liefen, von Mitleid bewegt, dem Orte zu, woher dieſelbe zu kommen ſchien; dem Rufen nach glaubten ſie einen Menſchen zu hören, der eben in der größten Gefahr war, zu ertrinken. Zu ihrem großen Erſtaunen aber ging die Stimme immer höher aufwärts und gegen die Quelle des Baches zu. Sie folgten ihr die ganze Nacht; als ſie aber an der Quelle ankamen, da hörten ſie die Stimme an der andern Seite des Berges, den ſie theilweiſe eben erſtiegen hatten. Ermüdet und matt ließen ſie von weiterm Folgen ab und warfen ſich ins Gras, um in etwa auszuruhen; doch da ſcholl ihnen aus der Quelle ein helles Gelächter entgegen, worüber ſie ſo erzürnten, daß ſie den Ort verließen.

506.

Die Seelen der Ertrunkenen.

Baron von Sternberg im Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 328. 24. November.

In Oſtende lebte ein Fiſcher, und der hatte viel Unglück, obgleich er ein ſehr ehrlicher und braver Mann war; in einem Jahre hatte er ſeine Frau verloren und ſein Kind, und ſtand nun ganz allein in der Welt. An dem Vorabende des Feſtes des heiligen Andreas, welcher ſein Patron war, ging er aus ſeiner einſamen Hütte und wandte ſich nach den Dünen und ſchaute gedankenvoll in das ruhig daliegende Meer hinaus. Da ſah er plötzlich ein helles Flämmchen aus dem Waſſer ſteigen und hin und her laufen und einen alten Trümmerhaufen, der ſich neben ihm erhob, umkreiſen, worauf es mit Blitzesſchnelle wieder eine Strecke ins Meer hineinſchoß, dort heller aufſchimmerte und dann zurückkehrte. Der Fiſcher wußte wohl, daß das ein Zeichen eines vergrabenen Schatzes war, aber er wagte nicht, ſich näher von der Sache zu überzeugen und ſetzte ruhig ſeinen Weg nach Hauſe fort. In demſelben Augenblicke aber örte er ſich bei ſeinem Namen rufen. Er wandte ſich m und ſah hinter den Trümmern einen Mann mit leichem Geſichte und in fremden Kleidern ſitzen, den er mit feſter Stimme fragte, was er wolle und warum er hn rufe. „Andreas“, antwortete der Mann, „ich beaure dein Mißgeſchick von ganzem Herzen, und willſt u thun, was ich dir ſage, dann mache ich dich reich nd glücklich“ — „Ich verlange nichts von dir“, eriederte der Fiſcher und machte das Zeichen des Kreuzes, obwohl ich gerne reich wäre; du brauchſt mir nichts zu eben.“ — „Du trauſt mir nicht“, fuhr da der Mann ort, „aber mache nur immer ein Kreuz über dich, ich bin kein böſer Geiſt und du kannſt alles Zutrauen zu mir haben. Nimm den Ring hier und gehe nach drei Tagen um Mitternacht einen Büchſenſchuß weit ins Meer; da findeſt du am Boden drei Töpfe, welche umgeſtülpt ſind. Hebe den mittelſten auf und gehe ſchnell wieder zurück, ſonder dich zu kümmern um das, was du anders etwa ſehen und hören ſollteſt. Willſt du das thun, dann kannſt du ſicher ſein, daß ich dich reichlich belohnen werde."

Mit dieſen Worten verſchwand der Mann und vor des Fiſchers Füßen lag der Ring; aber er hob ihn nicht auf, verließ auch in der dritten Nacht ſeine Kammer nicht und vergaß bald den ganzen Vorfall. Das folgende Jahr jedoch war noch unglücklicher für den Fiſcher; er hatte Verluſte an allen Ecken und Enden und wurde durch Gram endlich ſo krank, daß er in neun Monaten nicht aus dem Hoſpitale kam, und als er dieß endlich verließ, da war er bettelarm. Ohne zu wiſſen wie, fand er ſich an dem kommenden Vorabende von Sankt Andreas wieder an den Trümmern auf den Dünen. Dieſes Mal war das Meer aber nicht ſtill, ſondern es wallte in ungeſtümen Wogen, als hätte es die Trümmerreſte verſchlingen wollen. Der Fiſcher ſtand noch nicht lange da, als die bekannte Stimme ſich wieder hören ließ und der bleiche Mann ihn abermals bat, den Topf zu heben; als er verſchwunden war, lag der Ring wieder vor dem Fiſcher im Sande. Beherzter als im vergangenen Jahre, nahm der Fiſcher ihn auf und ſteckte ihn an den Finger, feſt entſchloſſen, dießmal den Wünſchen des Geiſtes zu folgen.

Am dritten Abende begab er ſich nach den Dünen; er ſchritt immer weiter ins Meer und das Waſſer trat immer mehr zurück. So gelangte er auf eine grüne Wieſe, wo mehre Jünglinge mit ſtrahlenden Sicheln Gras mähten, während andere es in Bündel ſchnürten;

dabei ſangen ſie fröhliche Lieder zum Lobe einer ſchönen Frau. Der Fiſcher ließ ſich jedoch nicht durch ſie aufhalten, obgleich er in vielen von ihnen längſt ertrunkene Bekannte wiederzuſehen glaubte. Da trat plötzlich aus einem Häuschen, welches auf der Wieſe ſtand, eine ſchöne Frau, und die rief mit einer einnehmend ſanften Stimme: „Ah, ſo kommſt du doch endlich! Wie lange habe ich dich nicht ſchon erwartet!“ Bei dem Anblicke hätte der Fiſcher faſt des Gebotes des bleichen Mannes vergeſſen, er ermannte ſich jedoch ſchnell, ſchlüpfte unter den ausgebreiteten Armen der Frau durch und eilte geradezu auf drei Töpfe los, welche er einige Schritte weiter erblickte und deren mittelſten er raſch aufhob. In demſelben Augenblicke ſtürzten die Jünglinge auf ihn zu und die Frau ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus; er aber wurde mit Blitzesſchnelle nach oben geriſſen und fand ſich, nachdem er die ſchon verlorene Beſinnung wiedererlangt hatte, abgemattet und kraftlos am Geſtade wieder und zu ſeiner Seite einen ledernen Sack voll Gold und köſtlicher Steine. Seit der Zeit hatte er auch Vorſput in allem, was er unternahm, und nichts ſchlug ihm fehl. Er nahm ſich bald eine neue Frau und zog zur Stadt, wo er ſeine alten Tage in Frieden verlebte.

507.

Zevenbergen.

(Holland.)

Mündlich.

Ehe man nach Dort kommt, ſieht man an der Landſtraße ein großes Waſſer liegen, in deſſen Mitte ſich ein Kirchthurm einſam erhebt.

Da ſtand einſt die reiche und vielbewohnte Stadt Zevenbergen, deren Einwohner mit dem Golde und Silber umgingen, als wenn es Kupfer geweſen wäre. Alle Klinken an den Thüren, alle Riegel an den Fenſtern waren eitel Gold; alle Nägel in den Häuſern, alles Geſchirre in den Küchen war pures Silber; kurz es war ein Reichthum, der nicht zu beſchreiben iſt, und dabei ein Uebermuth unter dem Volke, den man noch weniger zu beſchreiben vermöchte.

Zu einer Zeit aber geſchah es, daß in jeder Nacht eine Meerminne geflogen kam; die ſetzte ſich auf den Thurm der Kirche nieder, welche zu Sint Lobbetjen hieß, und ſang dort:

Zevenbergen ſol vergaen,
En Lobbetjens toren blyven ſtaen.

(Zevenbergen ſoll vergehn und Sint Lobbetjens Thurm bleiben ſtehn.)

Dieſen Sang hörte jedermann, aber keiner achtete darauf oder hätte darum ſich von ſeinem Uebermuthe abgewendet. Darum wurde Gott deß endlich müde, und in einer Nacht erhob ſich ein gräuliches Unwetter mit Sturm und Regen, und es rollte ein nie gehörter Donner über Zevenbergen hin, und die Stadt verſank im Nu, außer der Kirche, die ſtehen blieb und noch heute ſteht, wie es die Meerminne geſungen hatte. An der Stelle der Stadt dehnte ſich ein weites Waſſer aus.

Fiſcher, die daſſelbe befuhren, wollen häufig die goldblinkenden Dächer von Zevenbergen geſehen haben; keiner aber wagte ſich je in die geheimnißvolle Tiefe hinein.

508.

Der Seemeerminnen Sang.

Mündlich von F. van der Voort.

Ehedem zogen die Antwerpner auch auf den Wallfiſchfang. Wenn eines dieſer Thiere ihren Schiffen ſich näherte, dann kam zuvor eine Seemeerminne mit halbem Leibe über das Waſſer und ſang:

Scheppers, werpt de tonnekens uit,
De walviſch zal gaen komen.

(Schiffer, werft die Tönnchen aus, der Wallfiſch wird kommen.)

Solches thaten ſie, zogen dem Fiſche wacker entgegen, und ſie kehrten nie zurück, ohne ihn erlegt zu haben.

509.

Die Meerminne zu Muden.

Weſtendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109

Zu Muden erſchien vor Zeiten eine Meerminne, welche die folgende Prophezeiung ausſprach:

Muden ſal Muden bliven,
Muden ſel neoit bekliven.

(Muden wird Muden bleiben und nie zu größerer Blüthe kommen.) Die Prophezeiung findet man in vielen Chroniken aufgezeichnet

510.

Seemänner.

Chroniken von Frieſland.
Weſtendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109.

Im Jahre hundert und dreißig erſchienen Seemänner an den Küſten von Frieſland und ſchwammen an den

Buchten um, aus und ein. Zwei derſelben kamen ſelbſt ans Land und gingen einige Zeit in Frieſland umher, ohne jedoch einem Menſchen Leides zu thun. Zu Weſterborum ſprangen ſie wieder in die See.

511.

Die geſperrte Thüre.

Mündlich von M. van der Voort.

Bei Blankenberg am Geſtade ſtrandete einmal ein Schiff bei einem großen Unwetter, und es lief auf einen Felſen und blieb da feſt ſitzen. Es war noch nicht lange an der Stelle, als ein Mann aus dem Waſſer ſtieg und den Schiffleuten zuſchrie: „Was habt ihr hier zu thun? Macht euch weg.“ Da ſprach der Bootsmann: „Ihr habt gut ſchwätzen, Freund, wer ihr auch ſeid; wir können nicht. Wollt ihr aber durchaus das Schiff weghaben, je nun, dann bringt es ſelbſt weg.“ — „Das kann geſchehen“, ſprach der Mann, ſprang in das Schiff, nahm einen Haken und drückte ſo ſtark gegen den Felſen, daß das Schiff krackrack losfuhr und wieder flott wurde. „Wie hat euch das Schiff denn läſtig ſein können, Freund?“ frug nun der Bootsmann. „Ei“, ſprach der Mann, „da guckt doch nur vor euch ins Waſſer; ihr lagt gerade vor meiner Thüre, und meine Frau, die eben zur Meſſe gehen wollte, da heute gerade ein großer Feſttag iſt, konnte nicht heraus noch herein.“ Und damit ſprang der Necker plumps ins Waſſer und war verſchwunden; die Schiffer fuhren erſtaunt ihres Weges weiter.

512.

Die drei Nixen von Jupille.

Mündlich.
André van Haſſelt im Feuilleton der Emancipation. 1835.

Eines Herbſtabends ſprang und tanzte das fröhliche Völkchen von Jupille nach geendigter Weinleſe luſtig auf dem grünen Anger vor dem Orte umher, Lächeln auf den friſchrothen Lippen, Liebe in dem Herzen, als plötzlich drei ſchöne Jungfrauen von dem Ufer der Maaß naheten und ſich zu den Freudigen geſellten. Sie trugen blendend weiße Kleider und auf ihren langen blonden Locken Kränze von eben aufgeblühten Waſſerlilien; ob ſie gingen oder nur über die Erde ſchwebten, das konnte man nicht erkennen; nie hatten die jungen Burſche von Jupille ſo leichte Tänzerinnen gehabt.

Als man nun genug getanzt hatte, da ſetzte alles ſich im Kreiſe nieder, und die Jungfrauen begannen ein Lied zu ſingen, und das mit einer ſo lieblichen Stimme, daß aller Augen nur auf ſie geheftet waren und keiner daran dachte, wie ſehr der Abend ſchon vorgerückt wäre. Da ſchlug es plötzlich Mitternacht und die Jungfrauen flüſterten einander einige Worte zu, grüßten freundlich im Kreiſe herum und waren bald den Augen aller entſchwunden.

Am andern Abende, als eben der Mond aufgegangen war, kehrten ſie wieder, und alsbald eilten die Jünglinge zu ihnen, um ſie zu'n Tanze zu bitten. Weil der Abend gar ſchwül war, hatte eine ihre Handſchuhe ausgezogen und ihr Tänzer dieſelben aufgehoben. Dießmal wurde man des Tanzens weniger müde, und es ſchlug zwölfe, und alles ſprang noch. Erſchrocken fuhren die Jungfrauen bei dem Schlage auf und die eine fragte allerwärts: „Wo ſind meine Handſchuhe?“ Aber der Jüngling wollte ſie als Liebespfand zurückbehalten, und die

Jungfrau eilte ohne ſie mit ihren Gefährtinnen fort. Ihr Tänzer folgte gleich ſchnell, denn er hätte gar zu gerne gewußt, wo das ſchöne Mädchen wohnte, und er kam weiter und immer weiter bis an die Maaß; da ſtürzten die Jungfrauen ſich hinein und verſchwanden.

Als der Liebekranke am folgenden Morgen an den Ort zurückkehrte, war das Waſſer an der Stelle blutroth, und die Jungfrauen erſchienen ſeit der Zeit auch nimmer wieder.

513.

Necker fängt einen Mann.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Ein alter Mann zu Sichem, bei Dieſt, erzählte:

Als ich noch jung war, lief ich mit andern Jungen oft nach dem alten Thurme. Eines Tages, wo ich meinen beſten Freund mitgenommen hatte, hörten wir in dem unterirdiſchen Gange eine uns unbekannte Sprache reden; wir traten näher, und da klatſchte es, wie wenn man mit Baumzweigen auf das Waſſer, welches die Gänge füllt, geſchlagen hätte, und die Wellchen drangen bis zu unſern Füßen; wir ſtanden nämlich am Eingange.

Das wunderte uns, aber wir unternahmen den Tag nichts weiter und gingen ſtill nach Hauſe zurück. Am andern Morgen aber ſprach Jack zu mir: „Komm, laß uns einmal den Necker ſehen gehn.“ — „Nein“, antwortete ich, „man muß die Geiſter in Ruhe laſſen.“ Jack beſtand aber darauf, nach dem Thurme zu gehen, denn er meinte, der Necker würde ihm vielleicht einen verborgenen Schatz zeigen oder anders etwas der Art. Ich zögerte lange, doch ließ ich mich endlich bereden und folgte Jack, und einige andere unſerer Freunde gingen auch noch mit.

Jack trat zuerſt in die Gänge; ich folgte, aber er war bald einige zwanzig Schritte mir voraus, wie ich unſern andern Genoſſen auch ſtets voraus war; denn dieſe hatten mehr Furcht, als wir beide. An der Ecke der dritten Gallerie verlor ich Jack aus den Augen; ich wollte ihm ſchnell nacheilen und um die Ecke ſpringen, aber in derſelben Sekunde hörte ich einen lauten Schrei, etwas Schweres fiel ins Waſſer und lange Seufzer folgten.

Bleich vor Schrecken ſtürzte ich zurück, und bald war ich wieder mit den andern am Eingange. Wir warteten lange auf Jack; aber er kam nicht wieder, der Necker hatte ihn gefangen.

514.

Der ſchlimme Nix.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es iſt oft geſchehen, beſonders am Nixenbache (Neckerbeeke) bei Gent, daß, wenn Abends die Jünglinge und Mädchen der anliegenden Dörfer ſich mit Tanzen erluſtigten, plötzlich ein feiner fremder Herr in ihre Mitte trat. Walzte aber eine von den Jungfrauen mit ihm, dann war es um ſie geſchehen, denn er walzte dem Bache immer näher und näher, und wenn er ganz am Ufer war, dann ſprang er mit Einem Male mit der Jungfrau ins Waſſer und wurde nicht mehr geſehen.

515.

Mahr in der Muſchel.

Mündlich aus Wemmel.

Einige Pferdeknechte aus Wemmel, die mit ihren Pferden Abends auf der Wieſe am Bache waren, bemerkten, daß die Thiere jeden Abend von der Mahr geritten wurden. Eines Tages wuſch ſich einer von ihnen die Hände im Bache und ſah zu ſeiner großen Verwunderung eine Muſchel, die quer über das Waſſer ſchwamm und am Ufer anhielt; zu gleicher Zeit riefen ihm die andern zu, die Mahr ſei wieder auf den Pferden, und er ging hin und ſah wirklich, wie die Thiere unruhig ſtampften und traten und ganz mit Schweiß bedeckt waren. Da lief er ſchnell zum Bache zurück und nahm die Muſchel und ſteckte ſie in die Taſche, und im ſelben Augenblicke waren die Pferde ſtill. Gleich darauf trat ein Weib zu ihm und bat ihn mit Thränen, er möge ihr doch die Muſchel geben. „Ja“, ſprach der Knecht, „habe ich dich nun, Hexe? Wenn du mir verſprechen willſt, die Thiere nicht mehr zu quälen, dann will ich das wohl thun.“ — „Ich will euch alles verſprechen“, jammerte das Weib, „gebt mir nur die Muſchel zurück, denn ich muß bis morgen früh dreihundert Stunden von hier ſein und muß meine Kinder verſorgen und backen und buttern.“ Das Flehen und Weinen ging dem Knecht zu Herzen und er gab ihr die Muſchel zurück und das Weib verſchwand, und er ſah, wie die Muſchel langſam über das Waſſer zum andern Ufer fuhr. Da ging er zu ſeinen Kameraden zurück und ſprach: „Jetzt iſt die Mahr für immer fort, ſie ſoll nicht wiederkehren; ſagt, das hätt' ich euch geſagt.“ Und alſo geſchah es auch.

516.

Holzhacker belohnt.

Mündlich.

Ein armer Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages ſchlechten Verdienſt gehabt und ſetzte ſich am Abende mißmuthig unter eine alte Eiche, wo er unwillig über ſein Unglück in ſich hinein brummte. Plötzlich that die Eiche ſich auf, und ein kleines, altes Männchen trat hinaus und fragte den Holzhacker: „Willſt du mit mir auf die Jagd gehen?“ Der arme Mann fiel faſt zuſammen vor Schrecken, doch faßte er ſich bald und ſprach: „Ja, warum nicht! Ich wage ja nichts dabei.“ Da nahm das alte Männchen eine Pfeife, welche es am Halſe trug und pfiff dreimal ſo laut, daß der Holzhacker faſt Hören und Sehen verlor. Im ſelben Augenblicke wurde es laut im Walde; von allen Ecken und Enden kamen Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hunden. Ein köſtliches Abendmahl wurde angerichtet, und der Holzhacker aß mit von dem Brote und trank mit von dem Weine, und er fand beides gar köſtlich. Er ſah mehre ſeiner Freunde von der Jagd nach Hauſe zurückkehren und die Reihen der geiſterhaften Menge durchwandeln, ohne daß ſie etwas davon gemerkt hätten.

Als das Abendeſſen geendet war, begann die Jagd, und dieſe dauerte bis gegen Mitternacht, und dem Holzhacker ſchien das ein recht vergnügliches Treiben. Man tödtete ſo viel Wild, daß er vierzehn Tage nachher noch nichts anderes that, als Eberfleiſch einſalzen, und, um ganz kurz zu ſein, er hatte ſo viel Fleiſch, daß er gemächlich ein ganzes Jahr davon eſſen konnte.

Was aber wunderbar bei der Sache blieb, die nächtlichen Jäger hatten nicht einen einzigen Hirſch erlegt.

517.

Die wilde Jagd in den Ardennen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

In den Ardennen hören die Holzhacker häufig des Nachts einen gräulichen Lärm. Hunde bellen, Hörner ſchallen und Pferde trappeln, daß es den kühnſten Mann bange machen möchte. Am andern Morgen findet man dann Eber, Rehe und anderes Wild todt an der Erde liegen, ohne daß es jedoch eine Spur von Verwundung trägt.

518.

Die fahrende Mutter.

Mündlich.
Snellaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 39.

Wenn Wirbelwinde auf der Erde wüthen und alles mit ſich fortreißen, ſo meinen manche Menſchen, das ſei eine natürliche Erſcheinung; das iſt aber nichts anderes, als die fahrende Mutter, welche ihre Umzüge hält.

519.

Die „varende Vrouwe“.

Mündlich von Frau Courtmans.

Man ſieht oft in der Gegend von bewohnten Städten plötzlich einen Wirbelwind niederfahren oder aufſteigen. Man kann darauf rechnen, daß im demſelben Augenblicke nahebei eine Frau im Kindbette geſtorben iſt, ohne ſich vorher durch die Beichte von einer Todſünde gereinigt zu haben. In den Himmel kann ſie nicht kommen, darum fährt ſie nieder zu der Hölle, da darf man ſie aber nicht annehmen, weil ſie durch die ausgeſtandenen Schmerzen ſchon reichlich Buße gethan hat, und ſo fährt ſie wieder auf und ſucht nach einem bleibenden Plätzchen.

520.

Wanne Thekla.

Mündlich.
Snellaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 39.

Wanne Thekla iſt die Königin der Hexen und Alven, wie überhaupt der durch die Luft fahrenden Geiſter. Wenn das Wetter recht wüſt und ungeſtüm iſt, dann ſpielt ſie ihre Rolle. Nachts ſteigt ſie zur Erde nieder, gefolgt von einem langen Zuge ihrer Begleiterinnen und tanzt und ſpringt und trinkt auf dem Pottelberge, wo früher ein Galgen ſtand. Auf der die Stadt durchfließenden Leije hält ſie ſich ein ſchönes Schiff, auf dem ſie mit ihrem Zuge nach geendigtem Nachtfeſte unter dem Befehle von „Wind mit vieren“ abſegelt.

521.

Irrlichter.

Mündlich von Snellaert.

Ein Mann kam Abends ſpät noch über Feld; er wollte von Molenbeek nach Gandshoven zurückkehren. Da kamen ihm auf einmal drei Stalligten (Irrlichter) zugelaufen, und weil der gute Mann immer gewohnt war, dieſelben zu taufen, ſo ſprach er hier, um in Einem Male alle drei zu erlöſen: „Ich taufe euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“

Aber das bekam ihm übel, denn im ſelben Augenblicke ſah er ſich von mehr als tauſend Irrlichtern umringt, die alle getauft ſein wollten. Er taufte ſchon immer zu, aber der Zulauf nahm kein Ende und hörte nicht eher auf, bis der Hahn krähte, ſo daß der Mann die ganze Nacht auf dem Felde bleiben mußte.

522.

Der Schatz auf dem Schloſſe Samſon.

Mündlich.
Legendes namuroises p. 172.

In dem Schloſſe Samſon liegt ein großer Schatz vergraben, und zwar am wenigſt zugänglichen Orte. Dieſer wird von einer Hindin bewacht und verſinkt ſtets, wenn ein Neugieriger ſich ihm nähert.

523.

Rieſe Langbein.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Nicht weit von Birck in Seeland findet ſich ein großer Hügel; der hat ſechzig Schritt Länge, zwölf Schritt Breite und der Stein darauf ſechs und funfzig Schritt Umfang. Unter dem Steine in dem Hügel liegt der gewaltige Rieſe Langbein begraben, der ehemals die Gegend bewohnte.

524.

Surboldshaus.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Das Hünengrab bei Humeling in Emsland heißet im Munde der umwohnenden Leute das Surboldshaus, denn in demſelben liegt der Frieſenkönig Surbold begraben, welches ein ſtarker Hüne war.

525.

Rieſe Gordun.

Gaernewyck, Hiſtorie van Belgis. Fol. 70.

In Fanum Martis wohnte vor Zeiten ein Rieſe, der hieß Gordun und beraubte und nahm gefangen alle, welche an der Stadt vorbeikamen, gleichwie es der Rieſe zu Antwerpen machte, den der Held Brabon erſchlug. Er konnte nicht leiden, daß man in der Gegend um ſeine Wohnung einige feſte Plätze machte, denn er wollte Herr bleiben im Lande. Und weil er, wie die andern auch, das Volk ſo quälte, ſo pflegte dieſes immer zu fliehen, wenn es ihn ſah, und rief: „Der Rieſe iſt da! der Rieſe iſt da!“

526.

Der Sandhügel bei Hillegersberg.

Mündlich.
Allart, Het Vaderland. 1791. Bl. 146.
Weſtendorp, Mythologie. S. 187.

Bei Hillegersberg wohnten ehedem Rieſen. Es geſchah aber, daß ein Rieſenmädchen einmal die Schürze voll

Sand gepackt hatte, um denſelben weg und einige Schritte weiter zu tragen. Sie hatte die Schürze aber zu ſehr gefüllt, oder die Schürze glitſchte ihr aus der Hand, kurzum, ſie ließ den Sand fallen und davon entſtand der Hügel, den man noch heutzutage bei Hillegersberg ſieht.

527.

Hunsberg.

Mündliche Mittheilung von K. F. Stallaert.

In der Gemeinde Merchten (bei Brüſſel) liegt ein kleiner Hügel, den heißet man den Hunsberg. Einer uralten Sage zufolge haben die Hünen ehedem da herum gewohnt und in dem Hügel ein goldenes Bild ihres Gottes, welches die Geſtalt eines Kalbes hatte, begraben. Man hat oft nach dieſem Bilde geſucht, aber bisher es noch nicht entdecken können.

528.

Das Mädchen und der Wolf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. X. c. 61.

In der Nähe einer gewiſſen Stadt ſtürzte einmal ein Wolf auf ein Mädchen zu und faßte ſie beim Arme und zog ſie mit ſich in den Wald, wie ſehr ſie ſich auch ſträubte und ſchrie. Wenn ſie ſchrie, dann packte er ſie noch feſter, wenn ſie aber einen Augenblick ſchwieg, dann hielt er ſie nur ganz leiſe feſt. Als beide in den Wald kamen, brachte der Wolf das Mädchen zu einem andern Wolfe, dem ein Knochen im Halſe ſtak; da führte der eine Wolf des Mädchens Hand in das Maul des andern, und ſie zog den Knochen heraus, worauf beide Wölfe ſie zuſammen bis zur nahen Stadt begleiteten.

529.

Der Mammelocker zu Gent.

Mündlich.

Zur Seite des Belfrieds, in der Straße, wo man nach dem Stadthauſe geht, iſt ein kleines Häuschen in einer Ecke gelegen. An demſelben ſieht man oben am Giebel ein Basrelief, welches ein Mädchen verbildet, das einem alten Manne die Bruſt reicht. Zu beiden Seiten der Gruppe ſind Kerkerfenſter gemalt. Dieſes Bildniß iſt zum Andenken an folgende Geſchichte dahin geſetzt worden.

Ein Bürger aus Gent hatte einmal ein ſchweres Verbrechen begangen und war verurtheilt worden, in dem Häuschen eingekerkert zu werden und des Hungertodes zu ſterben. Da begehrte ſeine Tochter, eine wunderholde Magd, ihren Vater alle Tage beſuchen zu können, und das geſtand man ihr auch zu, aber unter der Bedingung, daß ſie kein Eſſen für ihn mitnehme. Das verſprach die Jungfrau und that es auch, denn wie oft und wie fleißig man ſie auch durchſuchte, man fand nie die mindeſte Spur von Speiſe bei ihr. Das dauerte und währte ſchon einen Tag und zwei und drei, und wurde am Ende eine Woche, und der Mann war immer noch nicht todt und das Mädchen trug ihm auch keine Speiſe zu. Als man ſolches dem Grafen meldete, da gebot dieſer, man ſolle an der Thüre wohl zuſchauen, was die beiden in dem Kerker machten, und das that man, und man ſah, wie die ſchöne Magd dem alten

Vater ihre alabaſternen Brüſte reichte und dieſer daran ſog. Das kündete man dem Grafen, und der ſprach: „Nein, das iſt doch zu ſtark, das muß ich ſehen“, und am andern Tage ging er hin und ſchaute ſelbſt zu und ſah das Nämliche. Da ließ er das Mädchen vor ſich kommen und fragte ſie, ob ſie einen Mann erkannt und ein Kindlein habe. — Da ſprach das Mädchen: „Nein, ich bin eine reine Jungfrau.“ — „Wie iſt das denn möglich“, fragte der Graf, „da ihr doch eurem Vater die Bruſt reichet?“ — Als das Mädchen nun erkannte, daß der Graf alles wußte, fiel ſie vor ihm auf die Kniee und bat um das Leben ihres Vaters und ſprach: „Ich habe ihm meine Bruſt im Vertrauen auf Gott und die heilige Mutter Maria gereicht, und er hat reichlich daran geſogen.“

Da begnadigte der Graf den Greis und ließ zur ewigen Gedächtniß einer ſo großen Liebe und eines ſo großen Wunders das Bild an dem Hauſe errichten, wo die Geſchichte ſich zugetragen hatte.

Bis heute ſieht man das Bild noch und es heißt im Munde des Volkes „der Mammelocker“. Ein alter Mann hat mir dieſes erzählt und als wahrhaftig bekräftigt.

530.

Heul! Heul!

J. van Hemskerk, Bataviſche Arcadia. S. 128.
Tuinman, Nederduitſche Spreekwoorden. 1, S. 58.

Alſo rufen die Freier ihren Freierinnen zu, wenn ſie zuſammen auf einer Karre oder in einem Wagen über eine Brücke fahren, und dabei umhalſen und küſſen ſie einander. Dieſer Gebrauch hat folgenden Urſprung.

Zwei Liebende fuhren einmal bei Abend über eine Brücke. Der Fuhrmann war ein Trunkenbold und hatte juſt den Abend ſich wieder ſo an hitzigem Getränk übernommen, daß er kaum noch gehen konnte. Auf dieſe Art gab er keine Acht auf die Pferde, die, ihres Weges fortſchreitend, auf der Mitte der Brücke den Wagen umwarfen. Die zwei Liebenden ſtürzten, einander umſchlungen haltend, in das Waſſer, wo man ſie ſpäter noch feſt einander drückend fand. Zur Gedächtniß daran kam das Heul! Heul! bei den jungen Leuten in Gebrauch.

531.

Die Lügenglocke zu Gent.

Mündlich von J. Kets.

In der Hochſtraße zu Gent liegt ein Kirchlein, welches ehedem zu einem Kloſter gehörte, nun aber zur Stadtſchule eingerichtet worden iſt. Dieſes trägt den Namen „Leugenaerſter", und zwar von folgendem Umſtande.

Seit Menſchengedenken hat die Glocke dort nicht einmal zur rechten Zeit geläutet oder geſchlagen. Rief ſie die Nonnen nicht eine Viertel- oder halbe Stunde zu früh, dann rief ſie dieſelben doch eine Viertel- oder halbe Stunde zu ſpät. Darum hieß man anfangs die Glocke nur Lügnerin oder Lügenglocke. Langſam aber ging der Name auf das Klöſterchen ſelbſt über.

532.

Die verlorenen Glocken.

Mündlich von Adolfe van Swygenhoven.

Zwei Meilen von Jemappes im Walde liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei Villers. Die Ungläubigen raubten einſt die Glocken aus der Kirche der Abtei und wollten ſie mit ſich ſchleppen, weil dieſelben von großem Werthe waren. Wie der Werth, ſo war jedoch auch das Gewicht gar bedeutend und am Ende konnten die Räuber nicht weiter mit den Glocken und begruben ſie im Walde.

Jegliches Jahr hört man in der Chriſtnacht dieſe Glocken noch läuten, aber keiner kann ſie finden; denn wenn man ſich ihnen nähern will, dann entfernt ſich der Ton und flieht immer weiter und weiter, bis er plötzlich verhallt.

533.

Plauderfelſen.

Mündlich.

Nicht weit von dem Ufer der Marne, in der Nähe des Dorfes Mont-Saint-Pare, erhebt ſich ein ziemlich hoher Felſen, und der heißet der Plauderfelſen (pierre bavarde). Ehedem hatte der die Gabe, daß er ſprechen konnte, und er hat auf dieſe Weiſe manches ausgeplaudert, was in ſeiner Nähe verabredet worden war.

534.

Der ewige Jude.

Alte Complainte. (Franzöſiſch.)
Volkslied. (Flämiſch.)

Um 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberſtraße zu Brüſſel wohnten, im Sonienwalde einem alten greiſen Manne, deſſen Kleider ein gar ſchlechtes Anſehen hatten, auch zudem noch nach uraltem Schnitte gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen, und das that er auch; aber er ſetzte ſich nicht nieder, ſondern trank ſtehenden Fußes. Als er wieder mit den beiden Bürgern vor die Thüre kam, da erzählte er ihnen gar viel, und das waren meiſt Geſchichten, die ſich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten. Daraus erkannten die Bürger bald, daß ihr Gefährte Iſaac Laquedem, der Jude, welcher unſerm Herrn die Raſt an ſeiner Thüre verweigerte, ſein müſſe, und ſie verließen ihn mit großem Schrecken.

535.

Schlange umwindet das Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI. cap. 71.

Eine ehrbare Frau in Flandern gebar ein Kind. Kaum war es auf der Welt, als man eine große Schlange um daſſelbe gewunden fand. Man berieth ſich lange, wie man das Kind ohne Gefahr dem Wurme entziehen könne; da gab endlich jemand den Rath, ein Schwert auf die Schlange zu legen. Kaum war das geſchehen, als ſie ſich aus einander ringelte und das Kind losließ. Es lebte jedoch nur noch wenige Tage nachher.

536.

Die Pferde zu Dünkirchen.

Mündlich von A. van Waldeghem.

Zu Dünkirchen lebte einmal ein reiches Ehepaar, welches herzliche Liebe zu einander trug. Es geſchah aber, daß die Frau plötzlich ſtarb, und der Mann ließ ſie köſtlich kleiden, ſteckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach deſſen Ende man ſie in der Kirche einſenkte.

Der Todtengräber machte ſich aber in der Nacht auf und ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dieß nicht vermochte, zog er ein Meſſer aus der Taſche, um ihr die Finger abzuſchneiden. Er hatte aber kaum einen leiſen Schnitt gewagt, als die Frau zuckte und ſich erhob, denn ſie war nicht todt, ſondern hatte nur in einem tiefen Schlafe gelegen. Der Todtengräber ſtürzte ihr zu Füßen und weinte und wußte nicht, was anfangen; ſie beruhigte ihn jedoch und ſprach: „Bekümmert euch nicht ſehr darum, ich danke euch mein Leben; was den Finger betrifft, ſo kann ich ſchon ſagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Darob tröſtete ſich der Todtengräber und half ihr aus dem Grabe, und ſie ging nach Hauſe und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat ins Fenſter und fragte: „Wer iſt da?“ und ſie entgegnete: „Ich bin es, deine Frau; öffne mir doch die Thüre.“ Da ſprach der Mann: „Das kann ich nicht glauben und das iſt auch ſo viel möglich, als daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenſter hinaus ſchauen.“

Kaum hatte er das Wort geſprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte und ihnen nachlaufend ſah, daß ſie den Kopf durchs Fenſter ſteckten. Da eilte er hinunter und öffnete ſeiner Frau und drückte ſie unter vielen Thränen an ſein Herz.

Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen und dieſe an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenſtern einmauern, wo ſie noch heutigen Tages zu ſchauen ſind.

537.

Die Herberge „zur Otter“ zu Sankt Gillis bei Dendermonde.

Mitgetheilt von Jack van de Velde.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Dendermonde ein gar ſtrenger Befehlshaber, der hieß Tornaco. Dieſer war ein Liebhaber von Fiſchen, und da ihm in ſeiner Stellung der Fiſchfang in den Gräben der Stadt frei ſtand, erſuchte er häufig den Wächter derſelben, ihm ſein Lieblingsgericht zu bringen. Dieſer kam aber nie dazu und ſprach ſtets, es wäre nichts in den Gräben zu fangen, und als Tornaco ihn um die Urſache fragte, gab er vor, die Ottern kämen in jeglicher Nacht und holten die Fiſche weg.

Da ſchickte der Befehlshaber heimlich zwei Soldaten an den Stadtgraben, damit ſie der Otter auflauerten. Gegen Mitternacht ſahen dieſe einen Mann ſich dem Graben nähern und in ein dort liegendes Boot ſpringen, aus dem er mehre Netze hervorzog. Alsbald ſprangen ſie herzu und faßten ihn, und ſiehe — es war der Fiſchwächter. Zu Tornaco geführt, wurde er von dieſem mit dem Galgen bedroht, wenn er nicht ſeine Miſſethat alsbald eingeſtehe. Da fiel der arme Mann dem ſtrengen Herrn zu Füßen und bekannte, daß er ſelbſt die Otter geweſen und die Fiſche weggeholt habe; jedoch ſei ſeine

Armuth und Noth ſo groß, daß er ſich, ſeine Frau und ſeine hungernden Kinder damit einzig am Leben erhalte, indem ſie kein Stücklein Brotes im Hauſe hätten.

Das rührte den Befehlshaber und er verzieh dem Fiſchwächter. Um ihm aber das Andenken an den Diebſtahl ſtets rege zu erhalten und zugleich ihn vor Wiederholung deſſelben zu warnen, befahl er ihm, ſein Häuschen, welches zugleich eine Herberge war, von dem Tage an „zur Otter“ zu nennen; und den Namen behielt es bis zum heutigen Tage.

Nachleſe.

538.

Ubbo.

Winſemius, Chronike van Vrieslandt. Fol. 13.

Nachdem Friſo, der Stammvater des frieſiſchen Volkes, geſtorben war, folgte ihm ſein älteſter Sohn Adel in der Regierung. Dieſen bildete man ab mit einer Schüſſel und einem Horne in den Händen, weil er die Gaſtmahle zuerſt bei den Frieſen eingeführt hatte. Nach ſeinem Tode fiel Frießland ſeinem Sohne Ubbo zu, der mit einem Buche in der Linken gemalt wird, weil er zuerſt die Kenntniß der Buchſtaben unter dem Volke verbreitete und auch ſeiner Väter Thaten beſchrieb. Nicht minder war er in Kriegsſachen erfahren und er war gewaltig in Handhabung der Waffen; darum trägt er auf den Bildern in der rechten Hand eine Art von Dreſchflegel.

Um nach der Weiſe ſeiner Vorfahren freundſchaftliche Verbindungen mit fremden Königen und Fürſten anzuknüpfen, reiſte er auf Anrathen ſeiner Mutter und auf Bitten ſeiner Unterthanen zu ſeinem Großvater von mütterlicher Seite, dem Könige der Sueven, und von da weiter durch ganz Deutſchland umher. Eine große Menge Volkes ſchloß ſich dem Helden an, und mit dieſer kam er an den Rhein und hinterließ daſelbſt eine Colonie, die ſich nach ſeinem Namen die Ubber nannten, woraus die Römer Ubier machten. Sie hatten ſich an der Stelle feſtgeſetzt, wo nun die Stadt Cöln ſteht, welche darum auch Colonia Ubiorum genannt wurde.

Später heirathete Ubbo, und dieſer Ehe entſproſſen zwei Kinder, ein Sohn, der berühmte Aſinga Aſcon, und eine Tochter, die Frouwa hieß und ſpäter Friſo den Jüngern heirathete, welcher mit Heeresmacht nach dem andern Ufer der Vlie zog und das Land daſelbſt nach ſeinem Namen Frießland oder Neu-Frießland nannte. Er baute auch eine Stadt und hieß ſie ſeiner Frau zu Ehren Brouwgeeſt oder Brougaſt, woraus die Römer ſpäter Verona machten, um an das italiſche Verona zu mahnen.

Nach Ubbo's Tode kam der mächtige Held Aſinga Aſcon an die Regierung.

539.

Frießland wird von den Franzoſen erobert.

Winſemius, Chronyk van Vrieslandt. Fol. 52.
Pal. Aemil. IV, 18.
Vita Dagoberti msc. und Vita Sancti Faronis cap. 71—73 bei Duchesne I, 569; ausgez. in Grimms D. S. II, S. 93.

Der Frieſenkönig Berwald war ein ſehr gerechter und guter Fürſt; er gedachte des Krieges nicht, weniger noch der Eroberung fremder Länder und ſuchte nur ſein Reich zu ſchützen gegen anderer Eindrängen und Friede innerhalb ſeiner Gränzen zu erhalten. Aber die treuloſen Franzoſen ließen ihn nicht in Ruhe und machten es mit Frießland, wie ſie es mit andern Ländern machten. Früher ſchon hatte dieß gierige und unedle Volk unter dem Vorwande, die chriſtliche Religion zu ſchützen, Einfälle in Frießland gemacht und manch braver Frieſe war von ungerechter Waffe gefallen; aber auch der König Dagobert, Clotars Sohn, hatte ſein Leben gelaſſen

Deſſen Tod wollte Clotar nun rächen und fiel mit gewaltiger Heeresmacht in Frieſsland ein.

Im Weſtergoo bei dem Dorfe Engelum kam der edle König Berwald dem Könige Clotar unter dieſen Worten entgegen: „Ab du ade ſchiere bulle, biſtu dir ſalw“, denn er glaubte, mit Clotar gleichwie mit Dagobert fertig zu werden; er wollte nie und nimmer ſich dem Scepter der Franzoſen beugen und lieber ſterben. Aber das Glück der Waffen war nicht für König Berwald, und er wurde überwunden und alles Land fiel unter franzöſiſche Tyrannei, und die war ſo groß, daß Clotar alles Männliche tödten ließ, welches größer war, als ſein Schwert.

540.

Gotfried mit dem Barte.

De brabantſche Yeesten door Jan de Klerk van Antwerpen. Herausgegeben von Willems (in Collection des chroniques belges inédites publiées par ordre du gouvernement). Brüſſel 1839. S. 288.

Weber Gotfried von Löwen zubenamt war „mit dem Barte“, das will ich euch in kurzen Worten ſagen. Zu den Zeiten, als Heinrich der Vierte Kaiſer war, im Jahre 1083, da hatte Gotfried zwölf Jahre und ſein Vater war Graf von Löwen und Brüſſel und beſaß das Land zwiſchen der Rethe und Schelde. Dieſer Graf Heinrich ſaß eines Chriſttages mit ſeinen Genoſſen in ſeinen weiten Sälen zu Löwen bei der Tafel, wie er das zu thun pflegte an allen Hochzeiten. Zu ſeiner Seite ſaß Herr Robert von Aſſche; der hatte einen wackern Diener in ſeinem Sohne Heinrich; auch war der ſtolze Herr von Desmale zugegen und der junge Werner von Graven.

Während nun der Graf fröhlich beim Mahle ſaß, gedachte er, wie jämmerlich ſein Vater, der reiche Graf, in ſeiner Burg ermordet worden, und er verſank darob in Betrübniß. Das ſah Gotfried, ſein Sohn, und ſprach: „Vater, warum ſeid ihr ſo betrübt, da ihr doch unter euren liebſten Freunden ſitzet: machet ſie nicht mit traurig, ſondern erfreuet ſie vielmehr.“ Darauf erwiederte der Graf: „Du ſprichſt ein wahres Wort, aber wenn ich gedenke, wie mein Vater von Hermann, der ihn gefangen genommen, ermordet wurde, dann kommt mir großer Zorn; und gedenke ich der großen Güter, welcher meine Väter beraubt worden, dann betrübe ich mich mit Recht und über die Maßen. Stamme ich doch von ſo edelm Geſchlechte und bin ſo ohne mein Gut.“ Da ſprach Gotfried: „Laßt die Betrübniß, Vater, und den Zorn: nackt werden wir geboren und kehren nackt zur Erde zurück; darum bekümmert dieſe Herren nicht.“ Der Graf antwortete: „Nein, ich will's nicht mehr thun, doch es macht meinem Herzen groß Weh.“ Da fuhr Gotfried fort: „Laßt euer Weh und eure Sorge fahren; es kommt doch alles wieder an mich; alles muß ich wieder gewinnen, was unſere Väter beſaßen, ſo Gott mir das Leben ſchenkt, und müßte der Kaiſer ſelbſt davon abſtehen.“ — „Schweige, Sohn“, ſprach der Vater, „du biſt noch zu jung und haſt noch zu kurze Härchen in deinem Bart, als daß du dich dazu vermeſſen möchteſt.“ Da ſprach Gotfried, wie es einem wackern Manne wohl gebührt hätte: „Vater und Herr, verſtehet mich wohl: ich ſag' es euch ſonder Spiel und ſchwöre es euch bei unſerm Herrn im Himmelreich und bei der Treue, die ich euch ſchulde, daß ich meinen Bart nimmermehr ſcheeren werde, ich habe denn Lotharingen und Brabant wieder und all das Land, welches Herzog Karl verlor, deſſen ihr ſo oft gedenket und um welches ihr ſo viel klagt." — „Sohn, dann wirſt du deinen Bart lange tragen", ſprach der Graf und all die Herren lachten ob dem kühnen Worte des jungen Gotfried. Doch es wurde wahr, und er hielt ſein Verſprechen und eroberte alles Land ſeiner Vorfahren wieder; dann ließ er auch ſeinen Bart ſcheeren, nicht eher.

541.

Das Wappen von Haarlem.

Gilis de Bert, Chronyke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Fol. 81 d.

Kaiſer Friedrich der Rothbart lag mit dem Kreuzheere, unter welchem ſich der tapfere Graf Floris von Holland mit ſeinem Sohne befand, vor einer Stadt in Egypten, welche man Damiaten nannte und die ſehr ſtark war durch ihre Thürme, wie beſonders auch durch den Hafen, welcher zu ihr führte und deſſen Eingang mit ſchweren eiſernen Ketten verſperrt war; und dieſe Ketten lieſen unter dem Waſſer her. Als man gar keine Mittel mehr wußte, dieſe Ketten zu brechen, da hielt zuletzt Graf Floris' Sohn Rath mit den Haarlemern, welche im Heere waren, und ſie ließen unten an des Grafen Schiff eine große ſtählerne Säge mit ſcharfen Zähnen feſt machen und erwarteten guten Wind und volle Strömung, und als beides kam, da ſegelten ſie kräftig gegen die Ketten an und zerbrachen dieſelben, ſo daß alle Schiffe in den Hafen laufen konnten und die Stadt eingenommen wurde. Da ſchlug der Kaiſer zum Danke den Sohn des Grafen von Holland zum Ritter und gab den braven Bürgern von Haarlem zu den vier Sternen, welche ſie im Schilde führten, noch ein ſilbernes Schwert, und der Patriarch von Jeruſalem ſchenkte ihnen ein Kreuz ins Wappen, weil ſie alſo frommlich für den Sieg des Kreuzes gefochten hatten.

542.

Tiſchtuch entzweigeſchnitten.

Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 109. Kemps Beſchryving der ſtad Gorinchem. S. 137.

Herzog Wilhelm von Baiern, Graf von Oſterbant, ſaß auf Dreizehn-Abend des Jahres 1395 mit vielen Fürſten, Grafen und Herren an der Tafel des Königs Karl VI. von Frankreich, und alle waren luſtig und guter Dinge. Da trat plötzlich ein Herold des Königs in die Kammer und ſchnitt das Tiſchtuch, welches vor Herzog Wilhelm lag, in Stücke und ſprach: „Es ziemt ſich nicht, daß ein Fürſt ob Herr, der nicht Schild noch Wappen hat, ſitze an des Königs Tafel.“ Darob wurde Herzog Wilhelm höchlich beſchämt und niedergeſchlagen und entgegnete: „Ich habe Schild und Wappen; wie mögt ihr ſolches ſagen?“ Darauf antwortete ein anderer Herold: „Herr, ihr habet es nicht, denn euer Großohm Graf Wilhelm von Holland iſt nicht allein von den Frieſen erſchlagen worden, ſondern er liegt ſelbſt noch ungerochen begraben in der Feinde Land.“

Solches traf den edeln Herzog tief, doch ſchwieg er ſtille. Bald fuhr er eilig aus Frankreich nach Hennegau; fürchtend ſeines Vaters ſtrenges Auge, ſchrieb er von da an denſelben und bat und beſchwur ihn, ſolche Schande von ſeinem Geſchlechte abzuwaſchen. Das verſprach Herzog Albert und ſprach: „Dieß ſoll meinen Kindern fürder nicht mehr vorgeworfen werden, und ich räche Willems Tod, ſo Gott mich ſpart bis zum nächſten Jahre.“ Und das Wort hielt er.

543.

Koppel-Maandag.

Mündlich.
C. R. Hermans, Geſchiedkundig Mengelwerk over de provincie Noord-Braband. 1 Stuk. 's Hertogenboſch 1839. S. 96.

Ich hörte von einer bejahrten Frau Folgendes über den Urſprung des Koppel-Maandags erzählen.

Es wurde einmal eine Stadt belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerſtande zur Uebergabe. Der Feind war ſo wüthend gegen die Städter, daß er alle ſammt und ſonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor und ins feindliche Lager und erwarben ſich durch inſtändiges Bitten die Gunſt, ihre theuerſten Pfänder auf dem Rücken mit ſich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken und die übrigen folgten erfreut dem ſchönen Beiſpiele. So gelangten die meiſten der Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet.

Zum Danke dafür beſchloſſen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugeſtehen und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel-Montag.

544.

Von dem Ritter, der Marien nicht entſagen wollte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. II, c. 12.

An dem Ende des zwölften Jahrhunderts trug ſich folgende Geſchichte zu Floreſſe im Bisthume Lüttich zu.

Ein edler Ritter, reich an Gut und Geld, war auch lange an Tugend reich geblieben, doch trieb ihn die

Eitelkeit der Welt und Ehrſucht endlich ſo weit, daß er den Weg des Guten verließ. Er lud tagtäglich ſeine Freunde zu ſich und tafelte mit ihnen von ſilbernen und goldenen Schüſſeln, und die Becher wurden nie leer dabei. Unbekümmert um die Zukunft, lebte er nur der Freude. Dadurch aber minderten ſich bald ſeine Reichthümer, und nicht lange, da war auch das letzte Geld aus ſeinen Kiſten verzehrt. Zugleich verließen ihn ſeine Freunde, die Sänger und Gaukler zogen weg, ſeine Kleider verſchliſſen und er fand ſich in äußerſter Armuth. Er dachte und dachte nach, wie er ſich wieder Geld verſchaffen und die vergeudeten Schätze wieder erſetzen könne, aber nichts wollte ihm helfen.

In dieſer Noth eilte er der Wohnung eines Juden zu, der ringsum als Zauberer bekannt und berüchtigt war, und ſprach zu dem: „Ich komme in einer kläglichen Sache dich um Troſt und Hülfe zu bitten; ich war reich und bin arm und elend, und alle verließen mich, die ſich meine Freunde nannten. Gibt es ein Mittel, wieder zu meinen Schätzen zu kommen, dann ſprich nur, ich bin zu allem bereit.“ Da ſprach der Jude: „Ja, es gibt wohl ein Mittel, aber dazu gehört ein männlich kühnes Herz. Habt ihr Muth, dann will ich euch jemand bringen, der auf meine Bitte euch in ſeinen Schutz nehmen wird; bleibt ihr dem getreu, dann werdet ihr bald wieder glücklich ſein und in Schätzen euch wälzen können.“ Der Ritter entgegnete: „Meine Leibeskräfte ſind nicht klein; will euer Freund ſolches thun, ich ſtehe zu ſeinen Dienſten und vollbringe alles, was er begehrt, als ſein getreuer Lehnmann.“ — „Wohlan denn“, ſprach der Jude darauf, „dann kommt dieſen Abend zurück und wir wollen ſehen.“

Spät am Abend kehrte der Ritter zu dem Juden zurück, der ihn auf einen Kreuzweg in einem dichten Walde brachte. Daſelbſt angelangt, ſprach der Zauberer: „Sitzet hier nieder und fürchtet euch nicht, komme was wolle.“ Da erſchien ein Mann, ſchwarz von Haut und mit ſchielenden Augen, der ſprach zu dem Juden mit bittern Worten: „Warum läſſeſt du mich nicht in Ruhe, da du doch weißt, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe. Was willſt du?“ Darauf antwortete der Jude: „Der Herr da gelobt uns beiden Gehorſam; er war reich, iſt nun arm und will euer Dienſtmann werden.“ — Der arge Satan ſprach: „Wohlan, wollt ihr Schätze, ich gebe euch ſo viel ihr haben wollt. Aber ich muß vorher noch um eines bitten: Seid ihr hierhin gekommen mit dem feſten Entſchluſſe, mir zu dienen, dann müſſet ihr Chriſtum abſchwören.“ Darauf ſprach der Ritter ohne Zaudern: „Gut, ich ſchwöre Chriſtum ab.“ — „Und ſeid mein Dienſtmann fürder?“ fragte Satan weiter, und der Ritter antwortete: „Ja, ich erkenne euch als meinen Herrn.“ — „Und ſagt euch los von Maria, der Mutter Gottes?“ frug der Böſe ferner; doch darauf gab ihm der Ritter keine Antwort. Der Teufel ſowohl, als der arge Teufelsknecht von Jud verſuchten alles, um ihn zu bereden, aber der Ritter wollte nicht und flüchtete endlich Lange irrte er in dem weiten Wald umher, bis er unter den dunkeln Bäumen hervor eine weiße Kapelle ſah; darauf ging er zu.

In derſelben Zeit lebte auf einer nahen Burg ein äußerſt frommer und milder Herr mit ſeiner Frau und einer Tochter, deren Tugend noch größer war, als ihre Schönheit. Der Herr hatte die Gewohnheit, jeglichen Morgen früh nach der Kapelle zu gehen und dort bei Lampenſchein ſein Morgengebet zu verrichten. Damit war der Herr juſt beſchäftigt; als er den Ritter aber an der Kapelle hörte, ſtellte er ſich zur Seite in den Schatten, um abzuwarten, wer der Kommende ſei. Der

Ritter trat in die Kapelle hinein und fand zu ſeiner großen Verwunderung und Freude ein ſchönes in Holz geſchnittenes Marienbild auf dem Altare ſtehen, welches mit hellen Farben gar lieblich bemalt war. Doch da fiel ihm ein, daß er Chriſtum abgeſchworen hatte, und er fürchtete ſich faſt, dem Altare zu nahen, zögerte auch lange; doch vermeinte er, die Hoffnung nicht ganz aufgeben zu können; er trat vertrauungsvoll näher, warf ſich vor dem Marienbilde auf ſeine Kniee nieder und flehte die heilige Jungfrau um Fürſprache bei ihrem lieben Söhnlein, daß ſeine Sünde ihm möchte vergeben werden.

Indem er aber noch betete, überfiel ihn ein tiefer Schlummer; doch weinte er in dem Schlafe ſelbſt noch fort. Das rührte den alten Herrn und um ſo mehr, als er hörte, wie das Marienbild zu dreien Malen das Jeſuskind um Vergebung für den Ritter flehte und dieſe auch erlangte. Im ſelben Augenblicke erwachte der Ritter wieder, der daſſelbe im Traume geſehen hatte. Der Herr trat aber zu ihm und ſprach freundlich, wie Maria für ihn gebeten habe; da fiel der Ritter von neuem auf die Kniee und dankte der Gottesmutter von ganzem Herzen. Alsdann lud der Herr ihn zum Frühſtück ein, und beide gingen zuſammen zur nahen Burg. Bei der Tafel frug der Herr ihn, wer er wäre, und der Ritter bekannte ihm alles. Später gab der Burgherr ihm ſeine Tochter zur Frau, und mit derſelben empfing er große Reichthümer und lebte fürder in großem Frieden und Glück.

545.

Die Tempelritter von Canegem.

F. B. in dem Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 51.

Das Andenken der Tempelritter iſt nirgend in ganz Flandern geſegnet; überall, wo ihre Häuſer ſtanden, weiß man noch das eine oder andere Schlimme von ihnen, und das Sprichwort „trunken wie ein Templer“ iſt allgemein bekannt.

Zwiſchen Canegem und Ruiſſelede ſtand auch ein Tempelhaus. Zwei von den Rittern deſſelben drangen eines Tages in die Pfarrwohnung von Canegem, ſchlugen den Geiſtlichen todt und zogen dann ganz ruhig wieder dem Tempelhauſe zu. Unterwegs kam ihnen ein Landmann nach und erzählte ihnen von dem ruchloſen Morde des alten Herrn; aber die Ritter thaten, als hätten ſie davon nichts gewußt und ſprachen: „Ei, wir kommen doch ſoeben erſt von Canegem, und kein Menſch hat uns etwas davon geſagt.“ Langſam kam es doch ans Licht, wer die Mörder geweſen; von der Zeit an ging das Sprichwort im Volke rund: „Er kommt von Canegem“, das heißt, er thut, als wiſſe er nichts von dieſem oder jenem, und weiß es doch recht wohl.

546.

Der Tempelhof zu Lovendeghem.

Mündlich von Frau Courtmans.

Der Hof hat ſeinen Namen von den ſchlechten Geiſtlichen, den falſchen Prieſtern, die man anders auch Tempelherren heißt. Ehedem fuhr jede Nacht ein Wagen mit glühenden Pferden daſelbſt rund; auch ſah man auf dem Hofe ſelbſt häufig ein weißes Pferd. Nachher hat man große Schätze da gefunden. Seitdem geht ein ſtattlicher Herr mit einem goldenen Band um den Kopf daſelbſt um.

547.

Die Roodeſtraet zu Beurne.

Mündlich.
H. de Wandele in J. W. Wolf's Wodana, Muſeum voor nederduitſche oudheidskunde. Eerſte Stuk, S. 37.

Oeſtlich von Beurne liegt eine Straße, die von uralten Zeiten her die rothe Straße heißt; ſie führt nach dem Duivekot, einem großen Hofe mit Kapelle, der ehedem dem Kloſter der Predigerherren zugehörte. Vor der franzöſiſchen Revolution ſah man in jeder Nacht einen Wagen ohne Pferde in der Straße; der fuhr bis auf den Markt von Beurne, blieb da einige Zeit ſtill ſtehen und verſchwand. In den Weiden um den genannten Hof ſah man häufig umwandelnde Kälber, Ochſen und Schafe. Die Halbwinnerin bemerkte Nachts ſtets, daß ſich etwas an das Fußende ihres Bettes auf die Decken legte; griff ſie darnach, ſo fühlte ſie ein zottiges Thierfell.

Am Eingange des Hofes befindet ſich ein kleines Sträßchen, welches das Zauberinnenſträßchen heißt; da ſah man Nachts die Hexen im Kreiſe tanzen, und die machten oft einen ſo ſchrecklichen Spektakel, daß kein Menſch vorbeizugehen wagte.

Ein Bauersknecht hörte Nachts gegen zwölf Uhr im Vorbeigehen an dem Duivekot ein Pferd wiehern; er ſah um und bemerkte eine Geſtalt, wie die eines Pferdes, welche ihn verfolgte. Er lief natürlicherweiſe, ſo ſchnell er konnte, und das Pferd lief immer hinter ihm drein. Endlich hörte er nichts mehr und wagte es, zum erſten Male umzuſehen: da war nun das Pferd verſchwunden.

aber es kam dagegen eine große Erdwalze von ſelbſt auf ihn zugerollt. Da begann er von neuem zu laufen und hielt auch nicht eher an, als bis er an der Hecke des Meierhofes war, wo er wohnte. Als er jedoch hereingehen wollte, ſtand plötzlich ein großer rother Mann ſonder Haupt vor ihm, und der ſetzte ihm durch das Thor und bis an die Thüre des Kuhſtalles nach: da ſchlüpfte der Knecht hinein und in ſein Bett und zog die Decke über die Ohren; als er nach einiger Zeit es wagte, einmal herauszulauern, ſah er nichts mehr.

Von dem eben vermeldeten Wagen geht auch ein Liedchen rund, welches alſo heißt:

Brune heeft een koets gemaekt
op vier wielen ſonder peerden;
Brune heeft een koets gemaekt,
die alleen naer Brüſſel gaet.

548.

Germanus van der Hagen.

Robert. Gaguini histor. francor. l. 10.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. XXVI, sect. III. ed. Lugd. fol. 90.

Germanus van der Hagen war ein berühmter Doctor der Gottesgelahrtheit, wurde aber wegen Zauberweſens zu ewigem Kerker verdammt. Er liebte nämlich eine Frau aus edlem Geſchlechte; als er jedoch keinen Ausweg ſah, dieſer Frau nach Luſt und Liebe genießen zu können, ergab er ſich dem Teufel und empfing von dem die Gabe, ſich, auf einem Beſenſtiele reitend, hinwünſchen zu können, wohin er wolle. Dieſes gottloſe Treiben kam aber bald heraus, und er empfing ſeine nach Geſetz und Recht verdiente Strafe.

549.

Der Wilddieb.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. 1. S. 26.

Zu Wetteren-Overbeke war einmal ein Wilddieb (Pensjaeger), und der hatte den ganzen Tag nichts geſchoſſen. Das verdroß ihn, und er blieb den ganzen Abend noch im Buſche, ſtets hoffend, etwas zu erjagen. Um Mitternacht endlich ſah er im Mondſchein einen Haſen wenige Schritte von ſich ab im Klee ſpielen: er legte flugs an, drückte los und der Schuß fuhr weg, aber der Schütze ſtürzte zu gleicher Zeit auf den Rücken, ſo ſehr hatte die Büchſe ihn geſtoßen. Er raffte ſich zuſammen und unterſuchte die Waffe und fand, daß der Lauf ganz krumm gebogen war. Sein erſter Gedanke fiel auf einen ſchlimmen Streich von Seiten ſeiner Kameraden, die ihm, wie er meinte, eine zu ſtarke Ladung in die Büchſe geſtopft hätten; bei allem Aerger tröſtete ihn doch wieder der Haſe, den er ſicherlich todt glaubte. Eben wollte er auf die Stelle zu gehen, wo das Thier geſeſſen hatte, als er zu ſeinem Schrecken bemerkte, daß daſſelbe langſam auf ihn zu kam. Er ſtutzte einen Augenblick, denn ſolches war ihm noch nicht vorgekommen; doch neuer Schreck: der Haſe verwandelte ſich in eine große, ſchwarze Kugel und rollte ſchnell auf ihn zu. Da faßte den Jäger die fürchterlichſte Angſt und er lief, was er konnte; doch die Kugel lief ihm gleichſchnell nach und vergrößerte ſich noch dazu mit jedem Augenblicke. Endlich erſah er ſich einen ziemlich hohen Baum, und er kletterte pfeilſchnell hinauf, feſt überzeugt, da werde er wenigſtens ſicher ſein; aber die Kugel kam zum Baume und wuchs und wuchs, bis der Jäger alles um ſich her kohlrabenſchwarz ſah.

Da fiel er auf die Kniee und betete und that das Gelübde, in ſeinem Leben nicht mehr auf den Wildfang zu gehen, und kaum hatte er das gethan, als die Kugel verſchwand.

550.

Die Reiſe nach Egypten.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I. S. 79.

Peter von Wetteren ging mit dem Teufel um, dem er auch ſeine Seele verkauft hatte; er ſtand ſo genau mit dem Böſen in Verbindung, daß er zu den geheimen Berathungen der Hölle, die in Egypten irgendwo ſtattfanden, zugelaſſen wurde, und das nur auf die einzige Bedingung, den Mund ſo lange zu halten, als die Verſammlung dauerte. Die Reiſe dahin machte er ſo ſchnell, daß, wenn er ein Viertel vor zwölfe von Wetteren wegzog, er juſt um zwölfe in Egypten ankam.

Einſt ſaß er mit einem Freunde in der Schenke, und es war ſpät geworden, ohne daß beide es wußten. In der Mitte des Geſpräches zog Peter die Uhr aus dem Sacke und ſah zu ſeiner großen Verwunderung, daß es nur noch zehn Minuten vor zwölfe war. „Nehmt mir es nicht übel, Freund“, ſprach er dann, „ich muß weg, es iſt Zeit.“ — „Zu eurer Frau?“ fragte der andere, aber Peter ſprach: „Nein, die ſieht mich nicht vor Tagesanbruch.“ — „Wo treibt ihr euch denn ſo lange herum?“ — „Ich gehe nach Egypten.“ — „Was, nach Egypten?“ — „Ja, ja, und ich habe keine Zeit zu verlieren, lebt wohl.“ — „So geht es nicht, Freund“, ſprach der andere darauf, „ich verlaſſe euch nicht und gehe jedenfalls mit.“ — „Nun, wenn ihr nicht anders wellt“, entgegnete Peter, „dann kommt“, und ſo gingen beide aus der Schenke und nach dem erſten Kreuzwege zu: da lag ein Strohbüſchel und beide ſetzten ſich darauf, nachdem Peter ſeinen Freund noch vorher gewarnt hatte, nur ja nicht zu ſprechen. „Ueber Buſch, über Berg und über Thal!“ rief Peter, und ſie flogen durch die Luft hin und waren in Zeit von einer Viertelſtunde in Egypten, wo die Verſammlung bereits ihre Berathungen begonnen hatte. Als alles Gerede zu Ende war, wurde ein köſtliches Mahl aufgetragen und Peter und ſein Freund hielten ihren leeren Magen eine kräftige Seelenmeſſe. Zum Nachgerichte kam eine Schüſſel auf die Tafel, deren Geruch höchſt unangenehm war. Der neue Gaſt prüfte ein wenig davon, ſpuckte es aber alsbald wieder aus und rief mit Abſcheu: „Peter, das iſt ja Menſchenfleiſch!“

Dieſe Unvorſichtigkeit kam ihm theuer zu ſtehen: in einem Augenblicke verſchwand der Saal mit den Teufeln, und Peter lag zu Hauſe in ſeinem Bette, während ſein Freund in Egypten ſaß. Der ganze folgende Tag verging dem armen Peter in Angſt und Noth, denn er wußte, daß ſein Freund in der Verſammlung der kommenden Nacht als Uebertreter der Geſetze mußte hingerichtet werden. Gegen halb zwölfe ſchon ging er nach dem Kreuzwege und ſetzte ſich auf ſein Strohbüſchel. Einige Stunden von Egypten ab, ſah er ſchon, wie alles zur Enthauptung bereit war und ſelbſt, wie einer von den Teufeln ſchon das Schwert hob, um ſeines Freundes Haupt abzuſchlagen. „Ju! Ju!“ ſchrie er ſeinem Büſchel zu, und in einem Fluge ſchoß dieſer mit den Aehren auf den Hals des Verbrechers und das ſinkende Schwert hatte ſeine Kraft verloren. Der Gerettete ſprang zu Peter auf das Strohbüſchel und beide zogen nach Wetteren zurück. Gottesfürchtiges Zureden des Freundes brachte Peter bald auf einen andern Weg, und der Bund mit dem Teufel wurde für immer gebrochen.

551.

Die ſchwarzen Hühner.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Herzeele kommt jede Nacht gegen zwölf Uhr ein ſchwarzes Huhn auf die Kreuzwege und bleibt dort ſitzen bis zum Anbruche des Tages.

552.

Das weiße Schaf.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Maſſemen-Weſtrem in dem Raemſträßchen läßt ſich jede Nacht ein weißes Schaf ſehen. Man ſagt, es ſei eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier ſich bei Tage aufhalte. Wenn es zum Vorſchein kommt, hört man eine gar lieblich tönende Muſik in der Nähe, die auch ſo lange dauert, bis es verſchwindet. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Verſuche, den man noch dazu gemacht hat, ſchwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verſchwand plötzlich und zeigte ſich einige Minuten ſpäter im Rücken des Getäuſchten. Was die Erſcheinung zu bedeuten hat, weiß man nicht zu ſagen.

553.

Die Tänzer zu Herzeele.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I. S. 32.

Drei Burſche von Herzeele gingen zuſammen zur Kirmeß von Hillegem; dort ſahen ſie einen ihnen durchaus fremden und neuen Tanz, und der gefiel ihnen ſo gut, daß ſie Abends auf dem Rückwege von nichts anderem ſprachen. In dem Daelmeerſch bei Herzeele angekommen, ſagte einer von ihnen: „Halt, wenn wir zu Vieren wären, dann könnten wir wohl einmal verſuchen, den fremden Tanz zu tanzen, den wir zu Hillegem ſahen.“ Er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als ein Vierter zu ihnen trat, ſie alle faßte und mit ihnen rund und immer rund und ſo lange rund tanzte, bis ihnen der heftigſte Schwindel alle Beſinnung nahm und ſie halb leblos hinſtürzten. Als ſie wieder zu ſich kamen, ſtand die Sonne ſchon hoch; von dem Vierten haben ſie nie mehr eine Spur geſehen.

554.

Luſtiger Tanz.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wedana. I. S. 31.

Es waren einmal Zigeuner nach Herzeele gekommen, und die hatten in einem Thälchen daſelbſt ein Seil geſpannt, auf dem ſie luſtig ſprangen und tanzten. „Ei ſieh doch“, ſagte ein kleiner Junge zu ſeinem Spielkameraden, „ſo möchte ich auch tanzen können.“ — „Nichts leichter, als das“, entgegnete einer der Zigeuner, der in der Nähe ſtand; „hier haſt du ein Pülverchen, wenn du das aufgegeſſen haſt, dann kannſt du ſo gut tanzen, als wir.“ Der Junge nahm das Pülverchen ein und wurde mit einem Male ſo leicht zu Fuße, daß er faſt nicht mehr auf der Erde gehen konnte. Die mindeſte Bewegung, die er machte, ſchwang ihn auf, und er tanzte auf den Kornähren, die Bäume hinauf, ja ſelbſt bis zur Spitze des Kirchthurmes. Das kam den Leuten im Dorfe verdächtig vor und um ſo mehr, als ſie bemerkten, daß der Junge nicht mehr zur Kirche ging

Darum ließen ſie den Pfarrer kommen, und der beſchwur ihn mit Sankt Jans Evangelium, und kaum war das geſchehen, als es mit dem Tanzen aus war und aus blieb.

555.

Der lange Mann zu Maſſemen-Weſtrem.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 27.

Am Platſenberge zu Maſſemen-Weſtrem geht ein ungeheurer Rieſe um, den man den langen Mann nennt. Kommt jemand Abends in die Umgegend, dann zeigt ſich plötzlich eine lange ſchwarze Geſtalt neben ihm, die mit geſchloſſenen Beinen, ſteifem Halſe und hängenden Armen zur Seite des Wanderers auf dem Wege hinſchwebt. Man unterlaſſe nicht, den langen Mann zu grüßen, denn er iſt ein ganz treuer Geleitsmann und man hat in ſeiner Geſellſchaft nichts zu fürchten. Iſt man zu Hauſe angekommen, dann beugt er das Haupt, dreht ſich ſteif um und verſchwindet.

556.

Der lange Mann zu Zele.

Mündlich.
De Kruy in der Wodana. I. S. 45.

Ein ungewöhnlich großer Mann, ſo ziemlich von Baumlänge, durchkreuzt nachtnächtlich die Straßen von Zele. Er iſt keines böſen Charakters, aber er kann nicht leiden, daß jemand ihm in den Weg kommt; wagt man das, dann kann man ſicher ſein, von ihm umhergejagt zu werden, oder ſich zu verirren. Nicht weniger unangenehm iſt ſeine Gegenwart für den Landmann; pflügt ein Arbeiter Nachts in der Nähe einer Straße, wo er umwandelt, dann findet er Morgens, daß er bei allem Fleiße nicht eine einzige Furche gezogen hat.

557.

Die verwandelten Hühner.

Mündlich von L. Bleeſcheuwer.

In Antwerpen iſt ein Spaziergang, der heißet der Kirchhof, denn es ſtand daſelbſt ehedem eine Kirche und um dieſelbe herum lag ein Friedhof. Ein Bürger kam ſpät nach Hauſe und mußte über den Kirchhof gehen, und fand da eine Henne mit vielen Hühnern, welche piepten und um die Alte liefen. Der Bürger dachte, es wäre beſſer, daß er die Thierchen mit nach Hauſe nähme, als daß ſie dort blieben, und er ſteckte ſie alle mit der Henne in einen Sack und nahm ſie mit und ließ ſie auf ſeinem Hofe erſt wieder heraus. Als er ſie aber am andern Morgen ſuchte, da fand er ſie nicht mehr, wohl aber an der Stelle, wo er den Sack geöffnet und ſie frei gelaſſen hatte, einen großen Haufen Menſchenknochen

Erſchreckt lief er zum Pfarrer und erzählte dem alles, und der Pfarrer ſprach: „Es iſt kein anderes Mittel, als daß ihr die Knochen um dieſelbe Stunde wieder zurückbringt, in welcher ihr ſie geholt habt.“ Das that der Bürger; eben hatte er ſie aber ausgeſchüttet aus dem Sacke, als eine Stimme aus einem Grabe rief: „Es wäre dir ſchlecht bekommen, hätteſt du das nicht gethan.“

558.

Das Spukthier zu Maſſemen-Weſtrem.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein Mann in Maſſemen-Weſtrem, der als Trunkenbold und Flucher überall bekannt war, kam eines Abends ſpät aus der Herberge, und zwar wieder ſo betrunken, daß er nicht wußte, wo er ging noch ſtand. Fluchend ging er des Weges weiter und nach Hauſe zu; als er aber an den Buſch bei der Mühlenbachbrücke kam, da hörte er plötzlich all ſeine Flüche wiederholen und ſah zu gleicher Zeit ein gräuliches Thier mit gräßlich funkelnden Augen langſam auf ſich zu kriechen. Schnell ſchlug er ein Kreuz; doch das Thier lachte laut und ſpie Feuer und Rauch auf ihn los. Da betete er ein Vaterunſer; aber das Thier lachte noch mehr und warf ihm noch dickere Rauchwolken mit Feuer gemiſcht zu. Endlich erinnerte er ſich an die Kraft des Evangeliums von Sankt Jan, und kaum hatte er die erſten Worte deſſelben aus dem Munde, als das Thier verſchwand.

Seitdem konnte er nie mehr an der Stelle vorbeigehen, ohne daß ihm ein kalter Schauder durch alle Glieder fuhr. Das ſchrieb er natürlicherweiſe dem Thiere zu und hing darum ein Käſtchen mit einem Muttergottesbildchen an dem nächſten Baume auf. Seit der Zeit ging er ganz ruhig da vorbei, und das Thier ließ ſich auch nicht mehr blicken.

559.

Die Umwandler am Kreuz zu Herzeele.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

In der Mühlenſtraße zu Herzeele ſteht ein altes Kreuz dicht am Wege; es iſt zur Gedächtniß eines dort Verunglückten dahin geſtellt. Jede Nacht erſcheint ein Geiſt daſelbſt, nun in der Geſtalt eines Pfarrers, dann in der eines reichen Herrn; immer aber in Schwarz gekleidet. Was das bedeutet, weiß man nicht; aber man bemerkt, daß jedes Mal, wenn der Geiſt da umwandelt, das Kreuz ſich erhebt und am andern Morgen herausgeworfen liegt.

560.

Der Kaſteelberg.

Mündlich von Frau Courtmans.

Bei Beveren im Hennegau liegt der Kaſteelberg, und der war ehedem — und iſt vielleicht noch — von Kabouterchen bewohnt. Bis vor etwa fünfzig Jahren noch brauchten die Leute aus der ganzen Umgegend nie zu waſchen; ſie packten die ſchmutzige Wäſche nur in einen Korb zuſammen und trugen ſie auf den Berg, wo ſie noch ein Stückelchen Butter, ein paar Eier, Milch zum Breikochen und zwei Schillinge hinzulegten; am andern Morgen war die Wäſche ſchneeweiß und ſie konnten dieſelbe nur wieder abholen. Setzte man eine Waſchkufe dabei, dann geſchah es oft, daß man am Morgen die Kaboutermännchen ſpringend und tanzend in derſelben fand.

Nach der Zeit ſind die guten Männchen verſchwunden. Viele Leute ſehen jedoch noch bis heute Abends ein ſteinaltes Kabouterchen oben auf dem Berge ſitzen; ſein Bärtchen iſt ſo lang, daß es bis auf die Füße reicht, und in ſeiner Hand hält das Männchen eine Pfeife, aus der es ganz genüglich ſchmaucht.

561.

Zwei Katzen behexen ein Kind.

Mündlich.

Ein ehrſamer Bürger in Haarlem lag eines Nachts mit ſeiner Frau im Bette und ſchlief, als plötzlich ihr kleines Söhnchen jämmerlich in der Wiege zu ſchreien begann. Der Mann drehte ſich ſchnell um und ſah zwei große Katzen bei dem Knaben in der Wiege liegen. Er erkannte alsbald, daß da Hexerei im Spiele war, nahm einen dicken Stock und wollte die Katzen todt ſchlagen; aber er traf nur eine ans Bein, die andere brach eine Scheibe und entfloh, und die verwundete ſprang ihr nach.

Der Knabe ſchrie aber die ganze Nacht ohne Aufhören. Am andern Morgen war er ſo krank, daß man den Arzt holen mußte. Der gab ihn alsbald verloren; kurz, das Kind zehrte aus und ſtarb am dritten Tage.

562.

Das nächtliche Feſt.

Mündlich.

Ein ziemlich begüterter Bauer in der Gegend von Leyden war nach einem heißen Sommertage um Mitternacht aufgeſtanden und mit ſeinen Pferden auf den Acker gegangen, um Frucht aufzuladen und zur Scheune zu bringen. Im Felde angekommen, ſah er plötzlich viele hundert Lämpchen in der Ferne, und er ging neugierig darauf zu, um zu ſehen, was das ſein möge. Je näher er kam, deſto mehr unterſchied er menſchliche Geſtalten, und als er endlich ganz bei ihnen war, da fand er eine zahlreiche Menge um glänzende Tafeln gereiht und einige Schritte weiter mehre Tauſende von Männern und Frauen, die begleitet von fackeltragenden Dienern tanzten. Bald erkannte er ſeinen Nachbar aus dem Kreiſe heraus, und trat zu dem hin und bot ihm die Hand und ſprach über manches mit ihm. Auch des Nachbars Tochter und Frau waren zugegen, und die grüßten den Bauern gar freundlich und er grüßte ſie wieder. Während ſie aber noch am Sprechen waren, geſchah plötzlich ein Zeichen — was es war, das hatte der Bauer nicht ſehen können — und im ſelben Augenblicke war alles verſchwunden.

Zu hundert Malen hat der Mann dieſe Geſchichte erzählt; aber er war ſo klug geweſen, nicht eher etwas davon zu ſagen, als bis der Nachbar mit ſeiner Frau geſtorben und deſſen Tochter in die Stadt verheirathet war.

563.

Mahr gefangen.

Mündlich.

In einem reichen Hauſe zu Haarlem hat ſich dieſe Geſchichte zugetragen.

Eines Morgens fand man in der Schlafkammer des älteſten Knaben ein Mädchen nackt an der Erde liegen, und das hatte einen Beſenſtock neben ſich und jammerte und ſchrie. Als man es faßte und fragte, wie es in die Kammer gekommen ſei, erzählte es Folgendes.

In der Nacht hatte es geſehen, wie ſeine Mutter aufſtand, ihre Kleider und ihr Hemde auszog und ſich alsdann mit einer Salbe aus einem Töpfchen, welches auf dem Schranke ſtand, beſtrich; darauf hatte ſie einen Stock genommen, ſich darauf geſetzt und war zum Fenſter hinausgefahren. Das Mädchen war neugierig, zu wiſſen, wo ſeine Mutter hingeritten ſei auf dem Stocke, und es holte den Beſenſtock, zog ſich aus und beſtrich ſich gleichfalls mit der Salbe. Im ſelben Augenblicke fuhr es auch aus dem Fenſter und ſo lange durch die Luft, bis es über das Haus kam; da ging das Fenſter an der Schlafkammer des Knaben auf, und das Mädchen wurde hineingeriſſen und fand allda zu ſeiner großen Verwunderung ſeine Mutter gleich einer Mahr auf des Knaben Bruſt liegen. „Jeſus, Maria!“ ſchrie es vor Schrecken, und kaum hatte es das Wort aus dem Munde, als die Mutter mit geballten Fäuſten wieder zum Fenſter hinaus- und wegfuhr.

Das kam bald vor Bürgermeiſter und Schöffen, und die Hexe wurde gegriffen und geſtand, daß ſie jede Nacht die Leute bald hier bald dort als Mahr gequält habe.

564.

Die ſingende Nixe.

Mündlich.

Ein Mann in Gent wollte ſpät Abends aus der Herberge nach Hauſe gehen. Sein Weg führte ihn über die Buttermilchbrücke; auf deren Mitte angekommen, fand er ein ſchönes Weib, die ihre langen blonden Haare ſtrich und wunderliebliche Weiſen ſang. Der Mann war ein biſchen angetrunken und ging auf die Frau zu, um ſie zu umhalſen; aber kaum hatte er ſie berührt, als ſie ihm einen fürchterlichen Backenſtreich verſetzte und ins Waſſer ſprang, wo ſie verſchwand.

565.

Die Meerminne zu Schouwen.

Mündlich von C. van den Plaſſche.

Die Stadt Schouwen in Holland ſtach einmal in tiefen Sünden und faſt alle Einwohner waren gottloſe Leute. Da kam eine Meerminne geflogen und ſchwebte über der Stadt und ſang:

Schouwen, Schouwen ſal vergaen,
't water boven den toren ſtaen.

Seit der Zeit ſpülen die Wellen heftig gegen die Stadt an, und ſie werden nicht eher aufhören zu ſpülen, bis die Stadt untergegangen iſt.

566.

Das Geiſterhaus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeſchouwer.

Eine Herberge in Antwerpen heißt noch bis zum heutigen Tage „das Geiſterhaus“; dieſen Namen hat ſie von folgender Begebenheit bekommen.

In dem Hauſe wohnte einmal eine kühne Magd, die vor nichts bange war. Zu derſelben Zeit hieß es in der Stadt, auf dem Minoritenkirchhofe ſitze jeden Abend ein Geiſt mit einem weißen Tuche um den Leib auf einem Grabſteine. Zuerſt waren die Bürger erſchrocken darob; langſam aber gewöhnten ſie ſich an die Erſcheinung und endlich merkten ſie gar nicht mehr darauf. Ein Bürger machte gar eine Wette mit einem andern, das kühne Mädchen würde hingehen und dem Geiſte das weiße Tuch vom Rücken ziehen. Beide verſprachen dem Mädchen eine Summe Geldes, und ſie ging wirklich auf den Minoritenkirchhof und zog dem Geiſte das Tuch vom Rücken und nahm es mit auf ihre Kammer

In der folgenden Nacht aber wurde ihr, als ſie ſchlief, plötzlich das Hemde ausgezogen. Sie lachte darob und zog es wieder an, aber bald mußte ſie es auch wieder laſſen. Solches geſchah zu mehren Malen, und ſie erſchrak endlich ſo darüber, daß ſie gelobte, das weiße Tuch wieder zurückzutragen. Da ließ es ſie in Ruhe, und am folgenden Abend trug ſie das weiße Tuch zurück und hing es dem Geiſte wieder um, worauf dieſer verſchwand.

567.

Sankt Nicolas zu Dirmüde.

Mündlich.
Frau von Ackere in der Wodana. I, S. 44.

In der groſſen Kirche zu Dirmüde ſieht man ein Bild des heiligen Nicolas, deſſen Haupt nach der linken Seite gewendet iſt. Ehedem ſah das Bild geradaus, aber als bei einem ſchrecklichen Unwetter der Blitz einmal in die Kirche fuhr und an dem Bilde vorbeiſchoß, wandte dieß ſein Haupt, um nicht getroffen zu werden. Seitdem ſieht es nach der linken Seite.

568.

Unſere liebe Frau von Cortryk.

Mündlich.
Bruno von Ackere in der Wodana. I, S. 44.

Der ſelige Martinus von Cortryk war in ſeiner Jugend der größte Taugenichts, der je gelebt hat. Einmal war er ſo trunken von Bier, daß er nicht mehr gehen noch ſtehen konnte. In dieſem Zuſtande lief er in die Kirche und vor das Bild unſerer lieben Frau, wo er ſpottend alſo ſprach: „O Maria, du biſt ſo voller Gnaden und ich bin ſo voll von Bier.“

Dieſen Schimpf wollte unſere liebe Frau nicht ungerochen laſſen, und ſie gab dem Trunkenbolde einen ſolchen Schlag ans Ohr, daß er beſinnungslos zuſammenſtürzte. Seit der Zeit hält ſie ihre rechte Hand in die Höhe, wie man noch heutzutage ſehen kann.

569.

Sankt Lievensſträßchen zu Herzeele.

Mündlich.
Jack van de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 68.

Bekannterweiſe wurde dem heiligen Livinus zu Houthem von den grimmen Heiden das Haupt abgeſchlagen; davon heißt das Dorf noch heute Sankt-Lievens-Houthem. Einige Tage nach ſeinem Martertode wandelte der Heilige, das blutige Haupt in der Hand, an einem Meierhofe vorbei, wo ein alt Heidenweib ſaß und Kraut ſchnitt, um eine Suppe daraus zu kochen. „Aha, ſeht doch den Narren“, rief das Weib, „der hat ſeinen Kopf in der Hand.“ Da ſprach Sankt Lieven: „Frauchen, der Narr iſt nicht ſo närriſch, als ihr, denn ihr ſchneidet Kraut für eine Suppe, die ihr nie eſſen werdet.“ Und damit drehte er den Kopf herum und ging weiter. Die Frau ſtarb aber noch ehe es Mittag war.

Zu Herzeele kam Sankt Lieven auf dieſelbe Weiſe durch ein Sträßchen, welches zur Seite dieſes Dorfes liegt, und zahlloſe Blutstropfen ſielen von dem Haupte auf die Erde. Dadurch wurde der Boden ſo geweiht, daß fürder kein Unkraut mehr da wachſen konnte. Das Sträßchen heißt noch heute Sankt Lievensſträßchen.

570.

Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temſche.

Mündlich.
Jack van de Velde im Kunſt- en Letter-Blad. 1862. S. 60.

Dieß Kapellchen iſt uralt und wurde zum Andenken an folgende Begebenheit gebaut.

Wenige Schritte von der Stelle, wo es nun ſteht, quoll ehedem ein Brünnlein, das einzige in der ganzen Umgegend, woraus denn auch alle Umwohner ihr Waſſer holten. Der Eigner des Ackers, auf dem es entſprang, war aber ein geiziger Mann und gedachte Nutzen aus dem Brünnlein zu ziehen: darum verbot er allen und jedem, ferner ſich Waſſer daſelbſt zu ſchöpfen. In der Noth, welche aus dem Verbote entſproß, verſammelten ſich die Dakens der Gemeinde und gingen zur Sankt Amalberga, welche als Burgfrau in Temſche wohnte, um dieſer das Leid zu klagen. Da nahm Amalberga ein Sieb mit recht vielen Löchern und ging mit den Klägern zu dem Brünnlein; da ſchöpfte ſie das Sieb voll Waſſer, trug es einige Schritte fort, wo der Acker des Geizhalſes aufhörte, und ſtürzte es da um. Und zur ſelben Stunde entſprang dem Boden daſelbſt ein heller Waſſerſtrahl, der noch reichlicher emporſchoß, als der in dem andern Born, welcher ſeit dem Augenblicke gänzlich verſiegte.

Noch heute quillt die wunderbare Quelle und Tauſende von Pilgern wallen zu ihr hin, um ſich von ihrem Waſſer zu holen; denn daſſelbe iſt heilkräftig und half ſchon manchem, an deſſen Aufkommen alle Aerzte verzweifelten.

571.

Sankt Amands Baum.

Gillis de Wevel, Leven van Sinte Amand. Msc. bibl. gand. sec. XIV. v. 320 sqq.

Als Sankt Amand das Evangelium zu Dedelem und Kneſſelaere predigte, da bekehrten ſich viele zu Chriſtus. Viele aber lagen alſo ſehr in den Stricken und Banden des leidigen Teufels, daß ſie auf alle Weiſe dahin ſtrebten, den heiligen Apoſtel zu tödten. Dazu erkoren ſie einen, der ein guter Schütze war, und der ſollte Sankt Amand mit einem ſpitzen Pfeile durchſchießen, während er predigen würde von Jeſus; aber Gott, unſer Herr, beſchirmte den heiligen Mann. Der Bogenſchütz wollte nun den Bogen ſo recht hart anſpannen, damit der Pfeil recht ſcharf fliegen ſollte, und ſetzte darum ein Ende an die Erde und faßte das andere Ende mit der Hand, um es niederzubeugen. Aber, das eine Ende drang einen halben Fuß tief in die Erde, und, was das wunderbarſte bei der Sache war, es begann zur Stunde Blätter zu treiben und wuchs empor als ein ſchöner Baum.

Dieſer Baum ſtand im vierzehnten Jahrhundert noch gerade vor der Kirche, und man brauchte nur nach Sankt Amands Baum zu fragen, und jeder wies denſelben.

572.

Elben.

Mündlich.

Häufig ſieht man auf dem Waſſer ſchwimmende Eierſchalen: darin fahren die Elben herum. Aehnlich ſagt man, daß die Waſſerbläschen, welche man oft auf fiſchleeren Weihern ſieht, von ihnen bewohnt ſind. Das

Elbenblatt oder Zauberinnenkraut iſt ihnen beſonders lieb; darum darf man es nicht abſchneiden.

Es gibt auch böſe Elben, und die bereiten das Gift in einigen Pflanzen; erfahrene Hirten hüten ſich, ihr Vieh noch nach Sonnenuntergang weiden zu laſſen; „Nachtkraut gehört den Elben", ſagen ſie, „und wer es nimmt, muß ſterben." Auch darf kein Menſch nach Sonnenuntergang auf einer Wieſe oder Weide ſchlafen: er hätte alles zu befürchten.

In Brabant ſieht man viele kleine Hügel, welche das Volk Alvinnenberge nennt: da wohnen ſie darin.

573.

Neckers.

Mündlich.

In ganz Brabant geht die Sage, daß der Necker den Ertrunkenen das Blut ausſauge. Oft hört man aus Bächen das jammernde Rufen eines Kindes; da muß man aber ſo leicht nicht trauen, denn es iſt oft ein Betrug vom Necker.

Die Ertrunkenen, welche Jan heißen, haben die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie aufrecht im Waſſer ſtehen bleiben, und da kann kommen was will, ſie werden nie auf die Seite gelegt ſich finden.

574.

Flabbaert.

Mündlich.

Mehre junge Burſche kamen von der Kirmeß von Kerſelaere und wollten nach Hauſe. Einer von ihnen, des Pfarrers Bruder, der ein gar fluchſüchtiger Menſch war, begann unterwegs zu fluchen und zu ſchimpfen, und beſonders auf Flabbaert, einen rothen Geiſt, der in der Gegend ſein Weſen treibt. Das ging eine Zeit lang gut; endlich wurde Flabbaert deß aber müde und packte den Burſchen beim Nacken, tauchte ihn ein paar Mal ins Waſſer und ſchmiß ihn dann aufs Land, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten.

Als der Pfarrer am andern Tage davon hörte, bedauerte er zwar ſeinen Bruder nicht, ſagte vielmehr, es wäre ihm recht geſchehen; aber er verbannte den Geiſt für hundert Jahre an das Geſtade der rothen See.

575.

Glockenläuten.

Mündlich.

Zwiſchen Urſel und Maldeghem trifft man noch zuweilen auf alte Mauern. Da ſtand zu Zeiten des Helden Julius die Stadt Urſel, welche eine Bevölkerung hatte von 36,000 Seelen. Noch hört man häufig, beſonders in der Chriſtnacht, die Glocken der ehemaligen Hauptkirche läuten; dieſe ſind nämlich verſunken, und kein Menſch weiß, wo.

576.

Hellegat.

Mündlich.

Bei Ronſſe lag ein Höllenloch; es iſt nun zugeworfen und die Straße führt darüber. Ein anderes findet ſich in der Gegend von Dendermonde; auch heißt ein

Dorf Hellegaten. Von dieſen Löchern hat man ſich ehedem viel erzählt. Man hat auch viele Hellenwege, auf denen es ſpukt.

577.

Der Pfaffen Kirchweg.

Mündlich.

So heißt ein Weg, der von einem ehemaligen Tempelhauſe nach Ronſſe führt. Er läuft gerade durch den Hof des Notars von Somerghem. Nachts geht es daſelbſt um, und jeden Morgen findet man das große Hofthor des Notars offen ſtehen, man mag es ſo feſt verriegeln, als man will. Ein Schäfer erkühnte ſich einſt und blieb Nachts wachend, um zu ſehen, was denn eigentlich da umginge. Lange hatte er ſchon mit geſpannter Büchſe im Fenſter gelegen, denn er wollte auf den Umwandler ſchießen; meinte, das wäre ein Dieb oder ſchlechter Menſch, weil jeden Morgen auch das eine oder andere Stück Geflügel weg war. Um zwölf Uhr juſt hörte er, wie ſich die Riegel am Hofthore verſchoben, und paff! ſchoß er los. Zu gleicher Zeit aber ſtand ein baumlanger Mann vor ihm und packte ihn beim Nacken; in der fürchterlichſten Angſt ſchrie er: „Jeſus, Marie, helft!“ und im ſelben Augenblicke verſchwand der Mann. Seitdem hat es keiner mehr gewagt, dem Spuk aufzupaſſen.

578.

Sankt Martins Sieg.

Mündlich von C. van den Heute.

Vor Zeiten trug es ſich zu, daß die Bewohner von Aſſche in Brabant ſich einen Patron wählen wollten.

Dazu ſollte nun ein recht tüchtiger Heiliger gewählt werden, und damit man um ſo ſicherer gehe, rief man ſämmtliche Bewohner von Aſſche zuſammen. Da wollten nun die Einen Sankt Peter haben; die Anderen dagegen ſprachen: „Nein, der iſt zu alt, wir ſind für Sankt Martin, der ein kräftiger junger Mann iſt und gut zuhauen kann.“ Der Zwiſt dauerte lange und wurde von beiden Parteien mit der größten Heftigkeit geführt; wäre gar am Ende in Schlägerei und Mörderei ausgelaufen, hätte nicht ein kluger Mann den Vorſchlag gemacht, daß alle ſich nach der Kirche begeben und dort ſeines weitern Rathes gewärtig ſein ſollten. Das thaten die Einwohner gern. In der Kirche angekommen, beteten ſie die beiden Heiligen aus dem Himmel herunter und ließen ſie ſich auf den Altar ſetzen. Aber da begann der Zank von neuem, denn die Alten ſprachen: „Sankt Peter hat die Schlüſſel des Himmels“; wovon die Jüngern nichts wiſſen wollten, indem ihnen der Kriegsruhm Martini beſſer gefiel. Da ſprach der kluge Mann wieder: „Kommt, laßt uns beide in einen Brunnen werfen, wer dann zu längſt oben ſchwimmt, der ſoll unſer Patron ſein.“ Deß waren alle zufrieden, und ſie warfen die beiden Heiligen in einen Brunnen. Da ſchrieen die Jüngern Sankt Marten zu: „Marten, Muth, halt dich oben, halt dich oben!“ Und ſo geſchah es auch; Marten hielt ſich zulängſt oben und Sankt Peter ſank unter, und ſomit wurde Sankt Marten Patron von Aſſche und blieb es bis zum heutigen Tage.

579.

Warum die Juden kein Schweinefleiſch eſſen.

Mündlich von Fr. G..s.

Als unſer Herr Jeſus Chriſtus noch auf Erden lebte, da kam er einſt auch durch Flandern, und da ſtanden einige Dutzend Juden zuſammen, die ſchon lachten und ſpotteten, als ſie ihn in weiter Ferne erblickten. „Wartet“, ſprach einer von den Juden, „wir wollen doch ſehen, was es iſt mit ſeinen Wundern, und ob er auch gut rathen kann.“ Und damit ſetzten ſie einen von ſich unter eine Tonne; und als Jeſus nun herbeikam, fragten ſie ihn: „Sage uns doch, was ſitzet in dieſer Tonne?“ — „Das will ich euch wohl ſagen“, antwortete Jeſus, „das iſt ein Schwein.“ Darob lachten die Juden und meinten, Jeſum gefangen zu haben, und hoben die Tonne auf; aber was machten ſie für Augen, als ihr ehemaliger Kamerad in Geſtalt eines Schweines unter wüthendem Gegrunze der Tonne entſchlüpfte und einer Heerde anderer Schweine zulief, die eben vorbeikam. Da liefen die Juden nach und meinten, ihren Geſellen wiederzunehmen, aber ſie konnten kein Schwein von dem andern unterſcheiden, ſo gleich waren ſich alle. Und noch heute eſſen die Juden kein Schweinefleiſch, weil ſie fürchten müſſen, einen Abkömmling jenes Schweines zu tödten und zu verſpeiſen.

580.

Der Höllenpütz zu Melden bei Audenaerde.

Mündlich.

Unter allen Glockenſpielen haben die Schiffer auf der Schelde ſeit Menſchengedenken kein ſchöneres gekannt, als das von Melden. Der Teufel wurde aber neidiſch darüber, daß die vielen Glöckchen ſo oft ein Lied zu Gottes Lobe ſpielten, und gedachte, den Meldenern die Freude zu verderben. Während eines ſchrecklichen Unwetters fuhr er wüthend in den Kirchthurm, erfaßte daſelbſt die beſte von allen Glocken und führte ſie mit ſich weg; am Thurme ſelbſt war nicht das mindeſte beſchädigt, und keiner merkte eher etwas von dem Streiche, als bis die Uhr ſchlug und man natürlich hören mußte, daß die ſchönſte Glocke mangelte.

Viele Hirten inzwiſchen, die auf den umliegenden Weiden ihr Vieh hüteten, hatten alles ganz genau beobachten können. Sie hatten geſehen, wie die Glocke mit Gewalt aus dem Thurme geriſſen und in die Luft geſchleudert worden war, von wo ſie blitzesſchnell in die Schelde hineinfuhr: an der Stelle, wo ſie unterſank, hat ſich ſeit dem Augenblicke einer der gefährlichſten Strudel gebildet, die man im Fluſſe trifft; viele Menſchen und Böte ſind ihm ſchon zum Opfer gefallen, und das Volk nennt ihn den Höllenpüt. Wenn es recht donnert und wettert, dann hört man noch heutzutage die Glocke aus der Schelde her läuten; nach einigen ſoll es Sankt Martens Glocke geweſen ſein.

581.

Geiſtermeſſe.

Mündlich von Fr. C.

Eine Frau von Hofſtade ging eines Morgens früh aus und wollte nach der Stadt. Ihr Weg führte ſie an einer alten Kapelle vorbei, die nun ſeit zehn Jahren abgebrochen iſt, und da ſah ſie Licht darin. Sie ging alſo hinein und fand die Kirche ganz voll Geſtalten mit weißen Tüchern ums Haupt; als ſie noch ſo daſtand und ſchaute, kamen drei Prieſter aus der Sakriſtei und nahten dem Hochaltar; ein Küſter folgte ihnen mit Chorknaben, und die Geiſtlichen begannen die Meſſe. Sie gingen aber nicht dabei wie gewöhnliche Menſchen, ſondern ſchwebten nur leicht über der Erde; auch ſahen ihre Gewänder gar verblichen aus. Da faßte die Frau ein ſchreckliches Grauſen und ſie wollte aus der Kirche, aber die Thüre war geſchloſſen und ſie mußte darin bleiben. Als die Meſſe nun aus war, zerrannen die Prieſter in Luft, die Kerzen erloſchen und all die weißen Geſtalten ſchwanden; zugleich ſchlug es auf der Kirchenuhr eins.

Als der Küſter Morgens aufſchloß, fand er die Frau halb todt vor Schrecken und Angſt an der Thüre liegen.

582.

Das abgeriſſene Leichentuch.

Mündlich von Fr. C.

In Geeraerdsbergen wohnte vor langer Zeit eine Frau, die ſich vor nichts fürchtete. Dieſe kam auf Dreikönigenabend, wo man die Runde macht im Städtchen, um Genièver zu trinken, über den Friedhof und ſah daſelbſt eine lange Geſtalt neben einem Grabſteine ſtehen, die ein weiß Tuch umgeſchlagen hatte. „Ah“, ſprach die Frau, „ihr wollt mich bange machen, doch das gilt nicht; kommt einmal her mit dem Tuche.“ Und mit den Worten riß ſie der Geſtalt das Leintuch ab und — es ſtand ein gräßlich Gerippe vor ihr. Sie wollte das Tuch hinwerfen und entfliehen, aber das Linnen war wie an ihre Hand gezaubert, und ſie mußte ſich endlich entſchließen, mit dem Tuche wegzulaufen.

Am andern Morgen war ihre erſte Sorge, dem Pfarrer alles zu beichten und ihn um Rath zu fragen, was ſie wohl anzufangen hätte. Da ſprach der Pfarrer alſo: „Das Tuch müſſet ihr dieſe Nacht um zwölf Uhr dem Todten wieder umhängen, aber er wird euch den Hals brechen, wenn ihr nicht ein unſchuldig Kind auf dem Arme mit euch traget.“ Deß war die Frau froh, und ſie ging Nachts um zwölfe zitternd und bebend auf den Kirchhof: da ſtand der Todte wieder an dem Grabſtein und lachte zuerſt; als er aber das unſchuldige Kind auf ihren Armen ſah, knirſchte er mit den Zähnen und verſchwand, nachdem die Frau ihm das Tuch eben umgehangen hatte, mit ſchrecklichem Gepraſſel.

583.

Speiſen in Schlangen verwandelt.

Mündlich von Fr. C.

Zu Wachelen ſah man noch vor zwanzig Jahren ein Schlößchen, worauf kein Menſch ſich zu wohnen getraute; weil es ſo erſchrecklich darauf ſpukte. Das ſchrieb ſich aber von der folgenden Geſchichte her.

Es mögen nun fünfzig bis ſiebenzig Jahre ſein, da lebte in dem Schlößchen ein ſehr reicher und höchſt wollüſtiger Herr, der all ſeine Zeit nur mit irdiſchen Dingen und ſündhaftigem Treiben verſchwendete und des Ewigen nimmer gedachte. Einſt hatte er wieder mehre Tage nach einander dort getafelt und geſchwelgt, und doch war ihm noch eine Menge der köſtlichſten Speiſen übergeblieben. Die hätte er nun wohl einem armen Menſchen geben können, der daran ſeinen Hunger geſtillt hätte; doch das that er nicht, ſondern er ſchloß die Speiſen in den Keller und zog gleich nachher mit ſeinen

Freunden und vielen ſchlechten Weibsbildern nach der Stadt. Da blieb er einige Tage und kehrte alsdann wieder nach dem Schlößchen zurück. Bald gedachte er der Speiſen im Keller und ſtieg hinunter, um dieſelben zu holen; aber kaum hatte er die Thüre des Kellers aufgemacht, als er ſah, wie der ganze Boden von Schlangen wimmelte. Da faßte ihn fürchterliche Angſt und er wollte entfliehen, aber die Schlangen krochen ſchnell auf ihn zu, umringelten ihn und ſogen ihm das Blut aus, ſo daß er ſein Leben elendig laſſen mußte. Als ſeine Diener ihn nicht zurückkehren ſahen, gingen ſie ihm nach, doch eilten ſie bald wieder zurück, als ſie die Tauſende von Schlangen ſahen, die um ſeinen Leib ringelten. Seitdem ſtand das Schlößchen leer, und keiner der Umwohner hätte es für alle Schätze der Welt gewagt, dort eine Nacht zuzubringen. Später hat die Familie es abreißen laſſen.

584.

Alvina.

Mündlich.

Wenn der Wind ſo recht heult und pfeift, dann ſagt man in Weſtflandern: „Hör', Alvina weint.“ Alvina war nämlich eine ſchöne Königstochter, welche wegen einer Heirath von ihren Eltern verwünſcht wurde, ewig umherzufahren. Es gibt über die Sage ein altes Volkslied, von dem ich jedoch nur wenige Strophen erhalten konnte. In demſelben heißt es unter anderm:

Ik weet dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zoo lang de wereld ſtaet
En nooit geen trooſt meer vinden.

Adieu Kinders, lieve vrindjens!
Adieu Man, die de vergaet gilt,
Ik mochten mest voor eeuwig zuchten!

585.

Rothſelchen.

Mündlich.

Auf den großen Flachsfeldern in Flandern findet man ein Kräutlein, deſſen hellgrünes Blatt mit vielen rothen Fleckchen wie beſäet iſt; darnach heißt man es auch Rothſelchen. Davon geht die Sage, es habe unter dem Kreuze geſtanden und ſei von des Heilandes Blut darauf geſpritzt, welches ſich auch ſpäter nicht mehr habe abwaſchen laſſen, noch durch Regen, noch durch Schnee

Anmerkungen.

2. **Die heilige Fahne und die ſtählerne Krone.** Winſemius gedenkt der beiden Güter nicht im Texte ſeiner Chronik, doch hält Friſo's Bild auf Fol. 6 die Krone in der Rechten und die Fahne in der Linken. Eine andere heilige und wunderkräftige Fahne beſchreibt Cremer im 9. Buche ſeiner Historia Poloniae Fol. 209.

7. **Walcheren.** Der Belus ſcheint auf celtiſchen Grund der Sage hinzuweiſen, aber manche der niederländiſchen Chroniciſten nehmen ihn, wenn ſie gerade keinen andern Götternamen zur Hand haben: iſt er ihnen doch ſchon aus der Bibel bekannt. Zudem iſt eine celtiſche Niederlaſſung auf Walcheren, dem Hauptſitze des Cultus der Nehalennia, deren Altäre dort, umgeben von Reſten eines heiligen Haines um 1648 wiedergefunden wurden, höchſt unwahrſcheinlich.

12. **Hengiſt und Horſa.** Der Anfang findet ſich ausführlicher an der angeführten Stelle der Mythologie Jacob Grimm's.

15. 16. **Radbod.** Eine im Munde des Volkes in Belgien noch heute lebende Verſion ſagt, der „Heidenkönig“ habe gefragt, wo ſeine edeln Vorfahren wären, und auf des taufenden Apoſtels Antwort, ſie wären in der Hölle, geſagt: „Dann will ich lieber bei ihnen, den Edeln, ſein, als bei dem gemeinen Volk, denn eurer Lumpenchriſten iſt doch kaum einer edel.“

17. Vgl. B. Baader in Mone's Anz. 1834. c. 314. Nr. 60: Der Wiedertäufer und ſein Gott.

19. **Pferd weckt eine Quelle.** Auch dem Hufſchlage des achtfüßigen Sleipner Odins entſprang ein Born. Vgl. andere Sagen bei Gr. Myth. 526.

23. **Der Schwan des Herrn von Arkel.** Daß die Ableitung des Namens von dem des deutſchen Herkules nicht von mir iſt, muß ich wohl nicht erinnern. So viel mir bewußt, war die Sage bisher noch wenig bekannt.

29. **Die erſte Kirche in Dordrecht.** Die Stelle, wo Kanut der Heilige den Martyrertod ſtarb, bezeichnete auch ein plötzlich aufſpringender Quell. Saxo gramm. XIII. ed. par. 1514. Fol. 127.

31. **Des Papſtes Antwort;** erinnert an Diocletian.

34. **Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.** Eine ähnliche Sage geht von Karl dem Großen um; auch von Karl V. wird Verwandtes erzählt in „De heerlyke en vrolyke daeden van Keyser Carel V.“

37. **Biſchof Conrads von Utrecht Tod.** Beim Baue der antwerpner Kathedrale ſoll der cölner Meiſter Appelmann gleichfalls auf eine Quelle geſtoßen ſein, die nur mit Ochſenhäuten zu ſtopfen war. Iſt dieß ein letztes Opfer, dem alten Gotte zur Sühne gebracht?

38. Vgl. 139, 172, 543; 20, 90 und 116.

Hier darf ich wohl mit Recht noch einmal auf die ſo viel beſprochene Frage über die Sage von den Weibern von Weinsberg zurückkommen. Der geniale G. Schwab, der, ſo viel ich weiß, zuletzt ein Wort über dieſelbe ſprach, läßt es unentſchieden, dabei jedoch höchſt zweifelhaft, ob Weinsberg wirklich und mit Recht die herrliche That für ſich in Anſpruch nehmen könne. (Wanderungen durch Schwaben im maler. und romant. Deutſchl. S. 38.) Dieſe Zweifel werden bedeutend verſtärkt durch das Wiederfinden der Sage in Niederdeutſchland, wozu noch der Umſtand kommt, daß ſie hier einem in allen Städten und Städtchen und Dörfern gefeierten Volksfeſte zu Grunde liegt. Auch iſt es hier nicht blos Eine Stadt, welche ſich den Ruhm zuſpricht, ſolch treue Weiber in ihren Mauern gewiegt zu haben, es ſtreiten ſich mehr denn zehn darum. Wie dem aber auch ſei, die Sage bleibt immerhin auf deutſchem Grund und Boden und kein anderes Volk mag ihr eine ähnliche zur Seite ſtellen. — Keinesfalls kann ich übrigens Schwab beiſtimmen, wenn er meint, die Sage ſei erſt durch Abſchreiber in den Mund des Volkes gekommen. „Eine Mittheilung durch Schrift kommt bei dem Volke kaum vor und iſt (in Bezug auf Märchen und ſomit auch Sagen) nicht denkbar“, ſagen die Gebrüder Grimm in der Einleitung zu den Kinder- und Hausmärchen (XXXI) und darin wird ihnen jeder beiſtimmen, der das Leben der Sage und des Märchens mehr in der Nähe beobachtete. Sonder Zweifel beſtand die Sage von der Weibertreu ſchon manch Jahrhundert vor der Belagerung von Weinsberg und werden fernere Nachſuchungen ſie auch noch unter andern deutſchen Stämmen wiederfinden laſſen. Für jetzt kann ich nur noch an den buchſtäblich gleichen Ausgang des 94. Märchens der Grimmſchen Sammlung erinnern, welches die verdienſtreichen Sammler in Zwehrn hörten. (2. Aufl. 2. Th. S. 57.)

40. **Des Storches Dank.** Vgl. 333.

41. **Der Hondsdam.** Das Städtchen Dam führt darum auch noch einen Hund im Wappen. Vgl. Oudegherst, Annales de Flandre ed. Lesbroussart. I. p. 458 u. 459.

48. **Wie die Predigerherren zuerſt nach Utrecht kamen.** Steht auch in der Grimmſchen Sammlung unter Nr. 489 und in E. Weyden's Cölns Vorzeit. Bei dem Letztern findet ſich noch der Umſtand, daß des Kaiſers Schalksnarr ſeine Mütze auf einen Baum geworfen hatte und heraufkletterte, ſie zu holen; bei der plötzlichen Verwandlung aber ſaß er zwiſchen einem Fenſtergitter feſtgeklemmt. Noch einige andere hübſche Sagen vom „Bruder Albrecht“ finden ſich zerſtreut in ältern niederdeutſchen Werken; ich werde ſie ſpäter anderswo mittheilen. Behandelt wurde die vorliegende Sage unter andern von Carl Egon Ebert. Eine ähnliche Sage von Fauſt theilte Baader in Mone's Anzeiger 1838. c. 226. Nr. 27 mit.

50. Steht gleichfalls in den meiſten andern Chroniken von Flandern und Brabant. Nr. 440 der Grimmſchen Sammlung ſetzt Karl den Großen an Cäſars Stelle. De Grieck, der Verfaſſer des flämiſchen Volksbuches „De heerlyke en vrolyke daeden van keyzer Carel V.“ hörte dieſelbe Sage aus dem Munde eines alten Mannes Karl V. zugelegt. Er gibt derſelben S. 183 die folgende Ueberſchrift:

Carel, die voert kroon en ſtaf,
Als hy de vryheyd wedergaf.

und führt S. 184 dieſe Reime als auf dem Halsbande eingeſchnitten an:

Den keyzer Carel kwam my in het boſch te vangen,
Liet my in vryheyd gaen, maer met dit ſchrift behangen.

Der Hirſch ſoll hundert Jahre ſpäter wiedergefangen worden ſein. Plinius zufolge ſoll auch Alexander der Große gefangenen Hirſchen goldene Halsbänder mit Inſchriften umgehängt haben. Verwandt iſt die Sage von Kaiſer Friedrich und dem Karpfen zu Kaiſerslautern (Grimm Nr. 295), und mehr noch die von dem Baſſa von Suez, der einem Delphin ein Plättchen anhängen ließ mit der Inſchrift: „Ahmed Abdallah, Baſſa von Suez, hat dir das Leben und dieſe Gabe geſchenkt im 720. Jahre der Hegira.“ (Kircher, Mund. subterran. I, l. 2. c. 13. G. de Vries, Wonderen en Wondergevallen. S. 530.)

51. **Frau Schwana.** Zu vergleichen iſt Sophia van Heusden Nr. 30 und Anm. zu Nr. 117.

53. **Antwerpen.** Offenbar von hohem Alterthume. Julius iſt Julius Cäſar. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ſchrieb man noch Handwerpen oder Hantwerpen. Ueber dieß Werfen als alten Rechtsgebrauch vgl. Grimms Rechtsalterth. 55 ff. — Adde Anz. 1834, 155.

57. **König Brunehaut.** Der iſt wohl nichts anders, als die bekannte Brunechildis oder Brunehilt. Die erwähnten Heerſtraßen ſind römiſch; ſie danken der Frankenfürſtin nur ihre Herſtellung. Ein Stein bei Hollain heißt auch der Stein Brunehaut, oder andern zufolge Bruneſtein. Es iſt eine gewaltige Maſſe, die noch 15 Fuß über der Erde ſteht; mindeſtens ebenſoviel mag noch unter der Erde ſtecken. Ich verſuchte eine Deutung des Namens Bruneſtein als Wodansſtein in den Bulletins der brüſſeler Academie, Tome VIII, no. 11. Recherches sur des traces de l'ancien culte germanique dans les Pays Bas und im erſten Hefte meiner Wodana: der Beiname Bruno des Odhin brachte mich darauf.

59. **Jupille.** „Imperator eris, cum APRUM occideris“, ſagte das Druidenweib zu ihm. Aper hieß aber auch der Praefectus praetorii, der den Numerian ermordete.

65. **Loderik de Buck.** Nach Dudegherſt gebiert Frau Ermengard an einer Quelle und legt das Kind beim Nahen der Knechte Finards hinter einem Buſche nieder, wo der Einſiedel es ſpäter findet; er trägt es mit ſich nach Hauſe, und da kommt eine Hindin und bietet dem Knäbchen ihre Brüſte. Ebenſo wird der Schwanritter mit ſeinen

Geſchwiſtern gefunden und aufgezogen, ſ. Nr. 117. Dieſe Wendung erinnert an die Erzählung der Wilkina-Saga von Siegfrieds Geburt. Wie Frau Ermengard in unſerer Sage, ſo iſt in der nordiſchen Siſilia in Noth und Lebensgefahr im Walde und in der Nähe eines Waſſers, wie jene am Quell; beide Helden werden von Hindinnen geſäugt; jenen findet und benamt der Einſiedel Lyderik, dieſen der Schmied Mime; beide werden im Walde erzogen:

jnn einen finſtern than,
Darin zoch ſn ein meiſter biß er ward zu eim man.

Wie Lyderik den Rieſen, ſo erſchlägt Siegfried den Drachen. Daß dieſe Berührungspunkte inzwiſchen nur höchſt leicht ſind, will ich nicht verhehlen.

Oudegherſt verlegt die Geſchichte unter die Regierung Dagoberts. — Die Gründung der brügger Liebfrauenkirche fällt dem Chronicon Sti. Bavonis zufolge in das Jahr 801. — Bei andern heißt Lyderiks Mutter Yolente, Tochter eines Ruthenerfürſten.

66. **Lyderik und Idonea.** Andere nennen Lyderiks Frau Methilde.

67. **Lyderik läßt ſeinen Sohn hängen,** Oudegherſt zufolge enthaupten.

68. **Karl Martell.** Der verſtorbene Raepſaet ſchrieb eine treffliche Abhandlung, worin er Karl Martell glänzend von der Anklage rechtfertigt, die unſere Sage auf ihn wälzt. Sie trägt den Titel: „Defense de Charles Martel contre l'imputation, d'avoir usurpé les biens ecclesiastiques et nommement les dimes“, und iſt gedruckt Gent 1806.

71 — 73. Nebſt dem bekannten deutſchen Volksbuche „Die vier Haimonskinder“, geben uns die niederdeutſchen und franzöſiſchen Volksbücher und Gedichte vom Ritter Malegis ausführliche Erzählungen von dem wunderbaren Roſſe Beyard. In Belgien ſpricht Dendermonde ſich vor allen die Ehre zu, in den Romanen, in welchen Beyard vorkommt, zu figuriren. „Urbem hanc antiquitus Durdonam appellatam, Tungrorum annales ferunt“, ſagt Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 1 und Sanderus ſagt daſſelbe in ſeiner Flandria illustrata. Col. 1641. T. I. p. 503: „Credibile hanc urbem ante Caroli magni aevum fuisse, quo tempore Haymonem, Teneraemondae comitem, Veroiam Tungrorum regis filiam duxisse eius gentis annales tradunt“. Foppens ſieht dagegen in Dordona das alte Dortmund (Mém. pour servir à l'hist. litt. des Pays-Bas). Daß der Volksroman Frau Aye, Karls des Großen Schweſter, als Frau Haimons angibt, iſt bekannt. — Wie es nun auch mit Dordona und Dendermonde ſtehen möge, ſo viel iſt ſicher, daß nirgend Roß Beyard bekannter iſt, als in der letztern Stadt. Man bewahrt dort auf dem Rathhauſe einen ungeheuren Koloß, der dieß Roß vorſtellt und in feſtlichen Aufzügen, von zweiunddreißig durch reiche Decken verſteckte Männer getragen, herumgeführt wird. Vier Burſche in Harniſchen ſitzen darauf: es müſſen durchaus vier Gebrüder ſein; ein Fiedler ſchreitet dem Roſſe vor. In den Häuſern der Notabilitäten der Stadt hält es ſtill und dreht ſich einmal rund. Auf dem Markte

ſtehen mehre kleine Kanonen auf verſchiedenen Stellen aufgepflanzt, die auf Bayard ſchießen; nach langem Kampfe aber ſiegt er und kehrt unter Jubelrufen nach dem Stadthauſe zurück. Während des ganzen Zuges hört man nur das folgende Lied ſingen und ſpielen:

't Ros Beyaert is verheven,
het heeft hem in 't vier begeven;
en 't Ros Beyaert is een peerd
met 'nen strik om hun 'n steert.

d. i. Roß Bayard iſt (hat ſich) erhoben, es hat ſich ins Feuer begeben; und Roß Bayard iſt ein Pferd mit einem Stricke um den Schwanz. Der letztere iſt nämlich bei vier Ellen lang und beſteht aus einer Menge von Roßſchweifen, die mit einem Stricke zuſammengebunden ſind. Der ſehr künſtliche Kopf des Roſſes ſoll durch einen zum Tode verurtheilten Gefangenen verfertigt ſein und dieſer ſich durch das Werk Leben und Freiheit gewonnen haben. Der flämiſche Dichter van Duyſe, dem wir ſehr ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte von Dendermonde verdanken, theilte Stadtrechnungen aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts mit, in denen des Roſſes gedacht wird. Auch Mecheln und Brügge haben ein Roß Bayard, welches jedoch viel kleiner iſt, als das von Dendermonde.

80. **Herkenbal.** Ich gab die Sage wörtlich nach Goremans, der ſie aus dem Volksmunde geſchöpft. Bei Cäſarius wird ſie ganz anders erzählt und erhält noch einen wunderbaren, chriſtlichen Schluß. Ihr Held heißt dort Archembaldus, Erkembaldus, bei Thomas Cantipratenſis Erchinbaldus. Des Cäſarius Wendung bleibe für die deutſchen Sagen zurückgelegt.

81. **Gilles de Chin.** Seitdem ich die Sage niederſchrieb, hatte ich Gelegenheit, ſie weiter nachzuſpüren, und fand ſie bis in ihre kleinſten Züge genau übereinſtimmend mit der Drachenſage von Rhodos, die Schiller'n zu ſeinem „Kampf mit dem Drachen" begeiſterte; nur ſoll der Drache eine Jungfrau in ſeiner Höhle gehabt haben. Schon früher ſoll Gilles de Chin durch das Tödten eines auf ihn zuſtürzenden Löwen ausgezeichnet und berühmt geworden ſein. Balduin IV. liebte ihn ſo ſehr, daß er lange nicht in den Zug gegen den Drachen willigen wollte, er ließ ſich aber endlich durch des Ritters Flehen überwinden. Den Kopf des Drachen zeigt man noch heute auf der Bibliothek von Bergen (Mons). Das Gemälde, deſſen in der Sage gedacht iſt, erſetzt ein viel älteres, welches eine ſehr dienſtwillige Perſon zu Zeiten der franzöſiſchen Räubereinfälle verbarg und ſpäter als entkommen ausgab. Noch iſt eine lebensgroße Statue des Ritters übrig, die ehedem auf dem Grabe lag; er erſcheint in ihr gepanzert und gehelmt, im Waffenrocke, das Schwert in der Scheide an der Seite hängend und mit gefaltenen Händen. Sein Schild liegt über dem Schwerte und trägt eine Inſchrift; ein Hund ruht zu ſeinen Füßen. Dieſen letztern ausgenommen, ſtimmt die Statue ganz zu der Todesart des Ritters, der zu Rollecourt von einem Lanzenſtiche ſchwer verwundet geſtorben ſein ſoll. — Die Martyrologien von St. Ghislen haben unter dem 12. Auguſt ein „Obit de Gilles de Chin"; dieß Anniverſarium wird noch jährlich begangen.

Sollte ich noch die Anmerkung hinzufügen dürfen, daß vor wenigen Jahren ſich ein belgiſcher Gelehrter bemühte, in einer ſechzig Octavſeiten langen Abhandlung zu beweiſen, daß der Drache nie exiſtirt habe? Das Buch trägt den Titel: „Recherches historiques sur Gilles Seigneur de Chin et le Dragon. Mons 1825. — Das erinnert an den mit Urkunden unterſtützten Beweis des Archivs des hiſtoriſchen Vereines für den Untermainkreis (III. 3, S. 186—190), daß die Stiftskirche Haug trotz allem, was die Volksſage erzähle, bis auf den letzten Heller bezahlt ſei, und daß ihr Baumeiſter nicht vom Teufel geholt worden, ſondern zu Hauſe ruhig und chriſtlich in ſeinem Bette geſtorben ſei. (S. Baader im Anzeiger 1838, c. 429.)

Sebaſt. Bottin gedenkt unſerer Sage ausführlich in ſeiner köſtlichen Abhandlung „Tradition des dragons volants dans le Nord de la France“, die in den Archives historiques du nord de la France et du midi de la Belgique (T. I. p. 97) erſchien.

96. **Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.** Von Ed. Duller zu einer anziehenden Novelle benutzt im Rheiniſchen Taſchenbuche dieſes Jahres.

100. **Der zitternde Haſelnußbaum.** Der Mittheiler entnahm die Sage einem Tagblatte und wandelte — warum? begreife ich nicht — die urſprüngliche Linde in einen Haſelnußbaum.

105. **Die letzten Worte von S. 160** ſtimmen merkwürdig zu der Sage von der Abſtammung der Hunnen bei Jornandes, De rebus geticis c. 24. ed. H. Grotii p. 643. — Dieſe Sage von dem Urſprunge der Rieſen ſcheint Strabo auch gekannt zu haben; wenigſtens bemerkt er zu Geneſis 6, 2—4: Videntes filii Dei filias hominum etc. „Non est credibile, ab hominibus, sed a quibusdam daemonibus, qui mulieribus sunt improbi, huiusmodi homines i. e. gigantes esse procreatos.“ Dieſe daemones können wohl keine andern ſein, als die, von welchen der heilige Auguſtin, De civitate Dei XV, c. 23 ſagt: „audisse confirmant, Sylvanos et Panos, quos vulgo incubos vocant, improbos saepe extitisse mulieribus et earum appetisse et peregisse concubitum“; Iſidor in der Etym. 8, c. ult.: „quem vulgo incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt“; alſo wieder die Waldleute (wie die Grimm des Jornandes immundi spiritus per eremum vagantes überſetzen D. S. Nr. 377), von denen die Hunnen herſtammen. So nennt auch Plinius das Wahrreiten „faunorum in quiete ludibrium“. Vgl. auch Anm. zu Nr. 249—254. Mythol. 272 f.

Vaernewycks Quelle für die Sage war Jacques de Guyſe, der ſie wieder aus dem verlornen Lucius von Tongern ſchöpfte.

Ueber die Strafe des Ausſetzens in ſteuerloſem Schiffe, der wir auch ſchon unter Nr. 18. S. 27 begegneten, vgl. Jac. Grimms Rechtsalterthümer 701.

107. **König Gambrin.** Der eifrige und verdienſtreiche Germans, dem die deutſche Geſchichtforſchung ſo viel zu danken hat, theilte vor einiger Zeit höchſt intereſſante Notizen über dieſen mythiſchen König in den Bülletins der königlichen Geſchichtscommiſſion von Brüſſel mit (Tome V, compte-rendu no. 3). Wir entheben denſelben die

folgenden Reime, die ſich auf deutſchen Bildern des „ruhmgekrönten und unſterblichen Wohlthäters des gute Trünklein liebenden Theiles der Menſchheit“ finden ſollen.

Gambrinus im Leben ward ich genannt,
Ein König in Flandern und Brabant.
Aus Gerſten hab' ich Malz gemacht
Und das Bierbrauen daraus erdacht;
Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit ſagen,
Daß ſie einen König zum Meiſter haben;
Drob, kommt' ein ander Handwerk her
Und zeig' nen berühmtern Meiſter mehr.

Weihe's „Sagen der Stadt Stendal“ zufolge, muß ſich in einer Brauerei dieſer Stadt ein ſehr altes Portrait unſeres Monarchen finden. Das Rieſenbild von Gamerus trägt, Coremans zufolge, den Namen Gambrivius; ebenſo macht eine holſteiner Sage Gämbreev zu einem Rieſenſohn. In Franken ſitzt er am 1. Mai bei Gräfenberg mit den alten Frankenkönigen um den Teufelstiſch; in Irland iſt er König der Zauberer.

Wäre nicht an Gambara zu erinnern?

108. **Abkunft der Weſtfrieſen.** Wie verliert ſich der Name Freuwa in dieſe Sage? Es wird nicht geſagt, daß Friſo ſeine Frau mit ſich führte, als er mit ſeinen Gebrüdern in fremde Lande zog. Der nordiſchen Freya Gemahl, Odur, reiſte auch in die Ferne, und ſie fand ihn trotz alles Suchens nicht wieder.

110. **König Arthur.** An Kaiſer Karl im Unterberge, Deſenberge, Kiffhäuſer u. ſ. w. braucht wohl nicht erinnert zu werden. Auch in Spanien findet ſich eine verwandte Sage. Auf dem Sonnenberge bei Grenada ſieht man ein tiefes Loch; dahinein iſt der unglückliche Boabdil-el-Chico verwünſcht. Jedes Jahr am Vorabende von Sankt Johann verläßt er, gefolgt von ſeinem Hofe, die Höhle und beſucht die Alhambra, die alsdann ihre alte Geſtalt wieder annimmt. Er wird noch einmal wiederkehren, um Spanien von neuem den Mauren zu gewinnen. W. Irvings Alhambra. Wanderung durch die Berge.

112. **Amalberga.** Als die Heilige von Materen weg wollte und ans Waſſer ging, nach einem Schifflein zu ſchauen, kam ein großer Stör auf ſie zu; ſie ſetzte ſich auf deſſen Rücken und der Fiſch ſchwamm mit ihr bis gen Temſche. Zu einem Wahrzeichen läßt ſich noch jedes Jahr um den Feſttag Amalberga's bei Temſche ein Stör ſehen, den die Fiſcher fangen und zu ihrer Kapelle bringen. Anders iſt im ganzen Jahre kein Stör in der Gegend zu finden. Vgl. auch die Anm. zu Nr. 570.

114. **Schloß Beuillon.** Dieſe Sage wurde mir, ganz wie ſie vorliegt, überſandt; ich erkannte zu ſpät erſt, daß ſie unächt iſt.

117. **Der Ritter mit dem Schwan.**

Ich theilte die Sage genau nach dem Volksbuche mit. Dieß ſcheint jedoch durch die Hand Maximilians von Gonattem, der all dieſe Bücher ſo gräulich verſtümmelte, auch gelitten zu haben; wenigſtens theilen die beiden Grimm in ihren Deutſchen Sagen II. S. 291

einige Umſtände mit, die dem Volksbuche fehlen, oder ſich in demſelben anders finden. Dahin gehört die Frage der Beatrix, wie es möglich ſei, daß eine Frau zwei Kinder haben könne von Einem Manne? und Orionts Antwort, daß mit Gottes Gnaden eine Frau ſieben Kinder auf einmal von ihrem Manne empfangen könne. — In dem Volksbuche und ſomit auch in unſerer Sage wird Beatrix beſchuldigt, einen Ritter geworben zu haben, der den König vergiftet; dagegen heißt es viel natürlicher bei Grimm, daß Beatrix mit einem Hunde Umgang gepflogen habe. Daß ſolche Dinge zu den Zeiten Alba's — auf deſſen Canoniſation man wohl nächſtens von Belgien aus antragen wird — und der heiligen Inquiſition — gegen die ein Wort zu ſprechen, einem crimen laesae majestatis in Belgien gleich ſteht — anſtößig waren, iſt wohl nicht ſchwer zu begreifen. Somit darf es uns auch nicht auffallen, daß man in Belgien bisher an eine neue und gute Ausgabe der alten Volksbücher noch nicht denken durfte; ſie kämen in den erſten acht Tagen in den Index; wenigſtens würde von allen Kanzeln herab gegen dieſelben gepredigt.

Eine der Schwanſage in Bezug auf die unheilvolle Frage der Frau des Schwanritters verwandte Sage theilt Ulrich Molitor in ſeinem Tractatus de pythonicis mulieribus im 6. Cap. aus des Vincentius Speculum naturale 3 mit. S. mallei malefic. ed. Francof. 1600 II. p. 58; ed. Lugd. 1669. II. p. 29. Ich laſſe ſie noch Molitor folgen. „Decanus quidam sacerdotum cum sorore ducis Burgundiae, regi Siciliae Rogerio desponsata, aliquamdiu regnum inhabitans, ibi certissime comperit, quod natabat iuvenis quidam strenuus et natandi arte peritus circa crepusculum noctis lucente luna in mari balneans, mulierem post se natantem per crines apprehendit, tanquam unum ex sociis, qui eum vellet mergere, eamque alloquens, nullum verbum extorquere potuit, opertamque pallio in domum duxit et tandem in sororem solemniter accepit. Increpatus aliquando a socio quodam, quod phantasma accepisset, expavescens arripuit gladium, minatus in conspectu eiusdem mulieris, filium quem ex ea susceperat, interfecturum, nisi illa loqueretur, et diceret, unde esset. „Quid, inquit; vae tibi misero, utilem perdis uxorem, dum cogis affari. Tecum essem et tibi bene foret, si iniunctum mihi silentium tenere permisisses: nunc autem deinceps me non videbis“; et mox evanuit. Puer autem crevit et marinum balneum frequentare coepit. Tandem una dierum phantastica illa mulier coram multis eundem puerum in eisdem fluctibus occurrentem rapuit, quem si verus filius fuisset, mare ad littus expellere debuisset.“

Bis heute blieb „De Ridder met de Zwaen“ eins der beliebteſten Volksbücher in Niederdeutſchland. Für eine ſehr große Verbreitung der Sage ſpricht außerdem noch die ungemeine Menge von Orts- und Familiennamen, welche mit ihr in Verband ſtehen. So gibt es mehre Orte, die Schwanenburg heißen; Schwanenpfuhl, Zwanepoel, Schwanenbach, Zwanebeke, Zwanevliet, etwa Schwanenfluß, findet man jeden Augenblick. Dabei gibt es faſt keine Stadt, die nicht eine Zwaneſtraet, Zwanegang, Schwanenſtraße, Schwanengang, hätte ꝛc. Waſſerland (Waterland) führt einen Schwan im Wappen. Tauſende von Wirthshausſchildern und Wetterfahnen zeigen den edeln Vogel.

Beſonders aber in Valenciennes, dem Schwanthal der Sage, erhielt ſich das Andenken an ihn friſch. Der Schwan im Wappen der Stadt ging auch in den Schild der ehemaligen Roſenkranzgeſellſchaft über, wo er ſilbern von Roſen umſchlungen erglänzte. 1548 am 13. Mai ſchenkte der Fürſt der Freude in derſelben Stadt, an dem nach ihm genannten, jährlich gefeierten Feſte, denjenigen, welche vor dem Stadthauſe, wo er Mittag hielt, ihre Späße machten und Spiele aufführten, einen ſilbernen Schwan, vier Stüber Tournois an Werth.

Ein ähnlicher Preis findet ſich ſchon ein Jahrhundert früher in Ryſſel (Lille). 1453 den 17. Februar nämlich gab Philipp der Gute dieſer Stadt ein Feſt und Herr Adolf von Cleve ließ ein Turnier ausrufen, auf dem der wackerſte Ritter von den als Richterinnen urtheilenden Frauen einen goldenen Schwan empfing, der mit einer goldenen Kette gefeſſelt war, an deren Ende ein Rubin funkelte. Der Ritter hieß dann der Schwanritter.

Vgl. Mone im Anzeiger 1834, 149 f.

120. **Die Hühnerfreſſer von Audenaerde.** Es möchte ſchwerlich eine Stadt oder ein Städtchen in Flandern geben, deſſen Einwohner nicht einen ähnlichen Spitznamen führten. Mone gab einen Theil derſelben in dem Anzeiger 1835, S. 299; ihm folgte J. de Saint-Genois in dem Messager des sciences et des arts de la Belgique, T. VI, p. 19 und ſpäter Willems im Belgiſch Muſeum 1839, S. 99. Hier noch einige andere dieſer Spottnamen zur Probe: Speerbrecher von Ryſſel — Weißfüßler von Aelſt — Schläfer von Veurne — Senfeſſer von Oſtende — Kanineſſer von Dünkirchen — Nußkracker von Thielt — Lügner von Aerdenburg — Platte Geſellen von Sleedingen — Gänſetreiber von Laerne — Großſprecher von Tourhout — Keſſelflicker von Middelburg u. ſ. w.

121. **Die Kriege Jacoba's von Bayern.** Vgl. Wodana I. XIV. Die Finnen werfen drei Steine hinter ſich, es ſcheinen Arngrim ebenſoviel Berge. Saxo gr. V. f. 58.

Fer cineres, Amarylli, foras, rivoque fluenti
Transque caput iace; ne respexeris.

Virg. Bucol. ecl. VIII, 101.

Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit.

Delr. 374.

127. **Iſabellenfarbe.** Eigentlich dauerte die Belagerung Oſtende's nur acht Monate.

128. **Trazegnies.** Nach andern ſprach die Edelfrau zu dem Weibe: „Wie iſt es möglich, daß ihr zwei Kinder von Einem Manne haben könnet?“ worüber das Bettelweib erzürnt die Verwünſchung ausrief. — Eine ganz verwandte Sage geht auch über den „Urſprung der Welfen“. Vgl. Grimm D. S. Nr. 513, nur gebiert Irmentrud in derſelben zwölf Kinder.

129. **Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies.** Eine ähnliche Sage muß am Rheine umgehen. War

es nicht der edle **Brömſer von Rüdesheim**, der eine Frau aus dem Orient ſeiner erſten Frau zufügte!

130. **Herr von Falkenberg.** Ein Spiel um die Seele kommt auch in Nr. 179 vor.

131. **Margarethchen von Limburg.** In der pfälzer Urſchrift iſt der Roman viel weiter geführt, doch ſollte alles Fernere nicht ſpäterer Zuſatz ſein? Das Räuberhaus mit gedecktem Tiſche kommt gar häufig in den Märchen vor; vgl. u. a. die Grimmiſche Sammlung Nr. 87, I. 141; III. 80. Gleich darauf finden wir eine unſern Nummern 245, 246, 247 und 381—386 eng verwandte ächt belgiſche Sage. Der Schluß erinnert an Hirlanda.

132. **Der Freitagmarktkeller zu Werwick.** Das Reimchen kehrt mit verändertem erſten Verſe wieder in Nr. 214. In Beurne ſtecken die Kinder den Finger durch das Schlüſſelloch der Kirchhofsthüre und rufen:

Grip, grap, gru,
Wilt gi mi biten,
Bit mi nu.

Sie ziehen aber ſchnell zurück, ehe ſie die letzten Worte aus dem Munde haben; anders, meinen ſie, biſſe der Teufel ihnen den Finger ab.

133. **Jan von Nivelle.** S. die Anm. zu Nr. 265. Eine dritte Verſion wird mir eben und ich werde ſie in den deutſchen Sagen mittheilen.

136. **Die Mutter des heiligen Ludger.** Sobald das Brunnenmädchen in le tre cetre des Pentamerone (Gr. K.-M. III. 367) des irdiſchen Waſſers genoſſen hat, bleibt es bei dem Königsſohne und ſteigt nicht mehr in den Brunnen zurück. Umgekehrt darf Proſerpina nicht zur Erde zurück, weil ſie von der Unterwelt Speiſe genoß.

141. **Johannisäpfel.** Auf ähnliche Weiſe ſtößt der Papſt im Tannheuſerliede ſeinen Stab in die Erde:

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.“

Desgleichen that auch Sankt Guido von Anderlecht, als der Engel ihm auf dem Felde erſchien. Vgl. auch Gr. D. S. 180. K.-M. III. 254.

143. **Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.** Vgl. Gr. D. S. 180, 184, 227, 235. Baader im Anz. 1838, 41 — 1839, 62, 10.

144. **Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.** Vgl. Körners Harrasſprung; desgl. Nr. 318.

147. **Das Kirchfeld zu Poucke.** Vgl. Mone's Anz. 1834, 300, 15.

148. **Der Mönch von Afflighem.** Dieſelbe Sage knüpft ſich bekannterweiſe noch an viele andere Klöſter, u. a. an das von Heiſterbach bei Bonn. Eine Bearbeitung der des letztern Ortes von P. M. Moesdieck findet ſich in L. Lerſchs Bonn und ſeine Umgebung in Bildern und Liedern. Bonn, König. S. 45.

152. Der wiedergefundene Ring. Vgl. Bader im Anz. 1838, 54. Anm. 2.

154. Sankt Paul zu Gammerage. Folgende Beſchwörung dient zur Weihung der Salzkügelchen: Ce fut par un lundi au matin, que le sauveur du monde passa, la sainte vierge après lui, monsieur Saint Jean, son pastoureau, son ami, qui cherche son divin troupeau, qui est entiché de ce malin clavian; de quoi il n'en peut plus a cause des trois pasteurs, qui ont été adorer mon sauveur redempteur Jesus-Christ en Bethléem, et qui ont adoré la voix de l'enfant. Hier ſpricht man fünf Vaterunſer und fünf Ave Maria.

Mon troupeau sera sain et joli, qui est sujet à moi et aux miens. Je prie Madame Sainte Gertrude et Madame Sainte Généviève, qu'elles me puissent servir d'amies dans ce malin clavian ici. Clavian banni de dieu, renié de Jesus-Christ, je te commande de la part du grand dieu, que tu aies a sortir d'ici, et que tu aies a fondre et confondre devant le sel et devant moi, comme fond la rosée devant le soleil. Très glorieuse vierge Marie et très Saint-Esprit! Clavian, sors d'ici, car dieu te le commande aussi vrai, comme Joseph Nicodème d'Arimathie a descendu le precieux corps de mon sauveur et redempteur Jesus-Christ de l'arbre de la croix: de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

Digne troupeau des bêtes a laine, approchez vous d'ici, de Dieu et de moi: Voici la divine offrande de sel, que je te présente aujourd'hui: comme sans le sel rien n'a été fait et par le sel tout a été fait, comme je le crois de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

O sel, je te conjure de par la part du grand dieu vivant, que tu me puisses servir a ce que je pretends, que tu nous puisses preserver et garder nos troupeaux de clavian, rogne, gale, pousse, de poussot, des gobes et de mauvaises eaux. Je te commande, comme Jesus-Christ mon sauveur a commandé dans la nacelle, lorsque ses disciples lui dirent: „Seigneur, reveillez vous, car la mer nous effraye.“ Aussitôt le seigneur s'éveilla, commanda à la mer de s'arrêter; aussitôt la mer devint calme. Commandé de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit. Amen.

Bei Keysler, Antiquitat. selectae finde ich S. 493 Folgendes: „Impia plane est Venedorum tractus Wustroviensis consecratio, qua pecora fascino oculorum addicta, wenn ein böſ Aug beim Vieh geweſt, lustrant sequentibus verbis:

Twee Hogen eſt hij beſeen,
Dre Hogen ſholl hij weer gut ſeen.

id appellant, das Vieh böten.“

Ich füge noch drei andere Beſchwörungen zu aus Folio. Malleoli tractatus de exorcismis: 1) Ob das ſey, daß Maria Magd oder Jungfrau ein Kind Jeſum gebahr, ſo komme dieſem Thier das Blatt ab, im Namen des Vatters, des Sohnes u. ſ. w.

2) Chriſtus ward geboren,
Chriſtus ward verloren,

Chriſtus ward gefunden,
Der geſegnet dieſe Wunden.
Im Namen des Vatters u. ſ. w.

3) Ich beſchwere euch Würme bey dem Allmächtigen Gott, daß euch dieſe Statt oder Hauß als unmähr ſeyn, als unmähr Gott iſt der Mann, der ein falſch Urtheil ſpricht und ein rechtes kan, Im Namen des Vatters u. ſ. w.

155. **Das heilige Kreuz zu Gammerage.** Auf gleiche Weiſe taucht man jährlich die Reliquien des heiligen Domitian zu Huy in eine daſelbſt ſpringende Quelle, aus welcher er einen Drachen vertrieben haben ſoll, der ſie vergiftet hatte. Sankt Winnock's (zu Winnocksbergen) Leib oder vielmehr den Reliquienkaſten, der ihn umſchließt, ſenkte man alle Jahre in den die Stadt beſpülenden Fluß. Grammaye, der uns das berichtet (in ſeinen Antiquitatibus Flandriae Winoxmontium 151), ſagt dabei, man dürfe hier nicht an Aberglauben denken und fügt eine Legende zu, die im Ganzen wenig Anſehen von Aechtheit hat und auf den erſten Blick als ein Mönchsmärchen erſcheint, welches zur Erklärung des Warum eines aus dem Heidenthume herübergenommenen Gebrauches fabricirt wurde. Wer dächte hier nicht an den Wagen der Nerthus, oder deren Baden im heiligen See uns Tacitus ſo willkommene Nachricht gab? Myth. 152ff.

156. **Das ungetaufte Kind.** In Belgien herrſcht nämlich noch heute der chriſtlich fromme, ſehr löbliche und ſchöne Gebrauch, die ungetauften Kinder, Selbſtmörder, ohne Buße geſtorbenen Hingerichteten, Proteſtanten und zuweilen auch Freimaurer an einem wüſt liegenden Plätzchen des Friedhofes, oder auch außerhalb deſſelben, zuſammen in die Erde zu ſcharren. Wie wohl und ruhig muß der gute Katholik hier ſchlummern! Welch ein ſchrecklich Loos haben wir deutſchen Katholiken dagegen noch unſerm Hingang! O Aufklärung! — Vgl. Joa. Moschius in der Prat. spiritualis c. 88 und Evagrus Ponticus l. 4. c. 35, die eines heiligen Einſiedels Thomas gedenken, der mehre Male ſeinem Grabe entlief, weil man ihn neben einige unfromme Menſchen beerdigt hatte. Auch Anzeiger 1839, 536. Nr. 72.

157. **Das Chriſtusbild zu Maaſtricht.** Auf ähnliche Weiſe wuchs im Kloſter der weißen Frauen zu Cöln ein Chriſtusbildchen aus der Wand einer der Zellen. S. J. G. Wolf [illegible]. S. 3.

167, 168. **Maria zur Eichen.** Hier Einiges über andere Marienbilder an Eichen.

In Hendthovele hing vor Menſchengedenken ein Liebfrauenbild an einer Eiche. Wichmann 280 — B. M. V. in Schentveld ad quercum collocata ibid. 323 — B. M. V. am Ochſenwege zu Jentlecum „ad quercum ibidem pendula fuit reperta“ ibid. 457 — Nostra domina de Kortenbosch quercui erat imposita. Herdegom diva virgo candida p 234 — Nostra domina in quercu Jesu in silva Soniensi. ibid. 214 — Stabat in via Gelam versus annosa quercus et in ea divae Virginis statua. ibid. 261 — u. ſ. w. In der Nähe der quercus Jesu ſtand eine quercus diabolica. Weiteres über den Gegenſtand werden die Anmerkungen zu den deutſchen Sagen bringen.

169. 170. So erzählt eine chineſiſche Sage; als der Held Gomp eine Flotte zum Kriege gegen einen benachbarten Inſelfürſten habe ausführen ſollen, wären die Schiffe nicht von der Stelle zu bringen geweſen. Da habe der Held ſich umgeſchaut, die Urſache des Wunders zu finden, und geſehen, daß die heilige Jungfrau Noem auf dem Vordertheile geſeſſen. Nachdem er ihr in Ehrfurcht genaht, ſie um Rath und Hülfe angefleht, und ſie dieſe zugeſagt, ſeien die Schiffe plötzlich flott geworden. Gonz. Mendoza, Histor. chinensis lib. II. cap. 2.

Auch Balders Schiff konnten die Aſen nicht von der Stelle bringen, als ſie daſſelbe ans Land ziehen wollten, um in ihm des allbetrauerten Gottes Leiche zu verbrennen; Hirrokin, die Rieſin, vermochte das allein. Snorre, Dæmeſaga 43.

171. U. L. Fr. von Lebbeke. Von unzähligen andern Kirchen erzählt man ebenfalls, daß die Muttergottes durch einen Seidenfaden derſelben Länge und Breite beſtimmt habe. — Der geopferte Flachs wird zum Vortheile der Kirche öffentlich verſteigert und in kleinen Bündelchen dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Da man das dafür ausgelegte Geld nur als Opfer anſieht, ſo bieten Begüterte mitunter ganz unmäßige Preiſe. Dieß Flachsopfer erinnert an Frau Holla, die altgermaniſche Göttin Holda. S. Grimm D. S. Nr. 5. Mythol. 166.

172. U. L. Fr. von Scherpenheuvel. Aus der Eiche wurde eine zahlloſe Menge von Muttergottesbildchen geſchnitzt, die alle miraculos ſind. Juſtus Lipſius und Erycius Puteanus geben von dieſem Liebfrauenbilde ausführliche Nachrichten.

177. Das Sandthor zu Mecheln. Auf ähnliche Weiſe heißt es im „Bruder Nickel" (Nr. 55 der D. S. von Grimm): „Das haben nicht alle Teufel, ſondern ich mit meinem Bruder Nickel gethan", der Teufel hatte nämlich einen Kahn aus dem Waſſer auf einen Baum geſchleppt.

178. Das alte brüſſeler Thor zu Mecheln. Vgl. Nr. 206, wo die Rieſen den Steinen ihre Finger eindrücken. S. auch Anm. zu 143. 144 und Nr. 460; Anzeiger 1834, 91, 3.

179. Schach dem Teufel. Vgl. 130. Herr von Falkenberg, wo Engel und Teufel um die Seele ſpielen. Und wer dächte hier nicht an „die Schachſpieler" unſeres Moritz Retzſch!

180. Der Höllenbrunnen zu Dendermonde. Eine andere Sage über denſelben ſ. Nr. 463. Vgl. 576, 500.

181. Eierkuchen am Charfreitag gegeſſen. Hier iſt zu bemerken, daß man in Belgien, wo man, wie ein Landsmann ſagt, noch katholiſcher als in Rom iſt, am Charfreitage nicht nur kein Fleiſch, wie bei uns in Deutſchland, ſondern ſelbſt keine Butter, Eier, Milch, Käſe noch Fett eſſen darf. — Vgl. Anzeiger 1838, 475, 57.

182. Teufelsmauer. Vgl. die Nr. 193 der Grimmiſchen Sammlung. Der Teufel will darin die Donau zumauern, wie hier die Hoegne. S. auch ebend. Nr. 188. 189. Myth. 574.

183. Tweil-a-l'oeil de Lerbo. Die folgende verwandte Sage findet ſich bei Caesarius heisterbac. dial. III. c. 3. ed. Tissier in biblioth. patrum ordin. Cisterciens. p. 55. In der Abtei Prüm (ſo-

der Eifel) lebte ein Scholaſtiker, Namens Johannes, dem hatte ein Weib verſprochen, ſie werde die Nacht zu ihm kommen. Sie kam jedoch nicht, wohl aber der Teufel in ihrer Geſtalt. Am andern Morgen dieſelbe Frage, wie in unſerer Sage. Er entgegnet, daß er das wohl wiſſe, indem er ſie ſehr gut kenne. Sie offenbart ſich als der Teufel und der Mönch verwundert ſich höchlich darüber und ſpricht ein ſchamloſes Wort. Vom Ausreißen des Auges wird nicht geſprochen. Vgl. die Sage von Balduin und dem Teufel Nr. 96.

184. **Der Teufel pflügt.** So pflügt nur Gefiona (in der erſten Dämeſaga der Snorreniana) mit den vier Stieren aus Jotunheim.

186. 187. Aehnliche Sagen gehen noch von einigen zwanzig Scheunen in Belgien umher. In der von dem Teufelsdach zu Hamelghem ſpricht der Teufel: „Willſt du deine Scheune wieder aufgebaut haben, ich kann das, aber dann mußt du mir das erſte Söhnlein geben, welches deine Frau gebären wird." Auch iſt es hier — dürfen wir der Emancipation (1834, 13. November) trauen — nicht der Teufel eigentlich, der die Scheune zu bauen ſich erbietet, ſondern ein klein ſchwarz Männchen und viel tauſend andere ganz kleine Männchen — alſo wohl Kobolde oder Zwerge — arbeiten in der Nacht an dem Gebäude. Das offen gelaſſene Loch ſoll der Scheune jedoch nicht im mindeſten ſchaden: es mag regnen und hageln, kein Tröpfchen Regen, kein Körnchen Hagel kann hindurch.

Im Ganzen iſt der Gang der Sage durchaus gleich dem der eddiſchen Erzählung von dem Schmiede, der den Aſen eine Stadt zu bauen ſich erbietet, dieſelbe auch vollendet bis auf die Thore, die er, durch Loke's Liſt der Hülfe ſeines Pferdes Swadilfare beraubt, nicht vor dem Ablaufe der beſtimmten Friſt fertig bringen kann. Sn. 36. Man vgl. auch „die Hahnenkräh" in H. Gödſche's ſchleſiſchem Sagen-, Märchen- und Legendenſchatz, 1. Heft. Grimm D. S. 181. 183. 188 (207). — Verwandt iſt auch die Sage vom unvollendeten Kloſter: G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

193. **Der Teufelsſtein bei Namür.** Dieſelbe Sage haftet auch an dem Steine in Staveren. Vgl. Nr. 33 und Grimm Nr. 209.

197. **Die ungetaufte Glocke.** Vgl. Nr. 461 u. ff.

Es gibt noch manche andere ähnliche, die mir jedoch erſt nach dem Drucke der vorliegenden Sammlung zukamen.

199. **Das Höllenloch zu Gamerek.** Auf das flammenumgebene Schloß möchte beſonders aufmerkſam zu machen ſein; Brunhilde's Palaſt iſt auch flammenumwacht.

201. **Hünengräber.** Eine ſehr fleißig ausgearbeitete Abhandlung über dieſelben erſchien von Weſtendorp in den Annalen der leydener Geſellſchaft. Schade nur, daß der Verfaſſer ſich nicht mehr Mühe um die an den gewaltigen Maſſen wuchernden Sagen gab. Die beiden unter 205 mitgetheilten ſind die einzigen, die ſich in dem Werke finden und die Van den Bergh daraus entlehnte. Mag es darum wohl wundern, daß Weſtendorp zu keinem Reſultate kam?

206—211. Vgl. Grimm Nr. 29—45, 147—154.

208. **Kabotermanneken zu Herselt.** Auch die [illegible] sollen ihre alten Leute also lebendig vergraben haben. Vgl. auch Schütze, Holstein. Idiotikon I, 267. Rechtsalterth. 486 f.

212. **Witte Juffers und witte Wijven in Friesland.** Vgl. Olaus Magn. hist. III, c. 9, 14.

213. **Kludde.** (Sprich Klödde.) S. die Anm. zu Nr. 497 f.

214. **Osschaert.** Ebenso hängt sich der „Nachtgeist zu Kerpenich" (Gr. Nr. 79 und 145) auf den an seinem Sumpfe Vorübergehenden Nacken; auf ähnliche Weise reitet der Meeresalte in der fünft Nacht auf Sindbad dem Seemanne (Sindbads 5. Reise). Cassian kannte verwandte Geister und läßt uns Faunen in ihnen sehen. S. Collat. 7, c. 32. wo es also heißt: „Nonnullos immundorum spirituum (quos etiam faunos vulgus appellat) ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaedam loca seu vias jugiter obsidentes, nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed de risu tantummodo et illusione contenti fatigare eos potius studeant, quam nocere. Alios esse furori ac truculentiae deditos, est manifestum, ut non sint contenti hominum tantummodo corpora, quos suppleverint, atroci dilaceratione vexare; sed etiam irruere super eminus transeuntes et affligere illos saevissima caede festinent." Vgl. auch über das Springen auf den Nacken Mone's Anz. 1834, 145. Nr. 6. — 1838, 222. Nr. 19; 369. Nr. 34. — 1839, 60. Nr. 2.

215. **Klackaert mit seinen Ketten zu Cortrek.** Hier und in der folgenden Sage bricht der alte Hausgeist und Kobold ziemlich hell durch. Das leckere Schüsselchen ist noch das dem freundlichen Geiste dargebrachte Opfer, aber seine Bedeutung kennt das Volk nicht mehr; ebenso schenkt der Müller dem Zwerge in Nr. 209 ein Butterbrot, setzt man der Königin Habundia Speisen hin in Nr. 201 und dem Flerus in Nr. 216 seine Milch mit Zucker. Vgl. Gr. Nr. 71 und 73. Myth. 291.

216. **Flerus.** Der Charakter des Geistes stimmt wenig zu dem Wesen der Nixen.

217—223. Vgl. Gr. D. S. 49—79, 304—308. — Unten 507—514. Myth. 284 f.

218. **Der Nekkerspoel in Mecheln.** In Brüssel ist eine Nekkerstraße, in Gent ein Nekkersgat. Ob Sagen über diese umgehen, weiß ich nicht.

232. **Spukende Thiere.** Außer den hier angeführten Thieren erscheint besonders häufig im nördlichen Holland das Pferd oder Füllen ohne Kopf. Wo blieb der Kopf? Sollte man hier nicht an das den Göttern zum Opfer aufgesteckte Roßhaupt erinnern dürfen? Auch in der Alhambra geht ein Pferd ohne Kopf um. S. W. Irvings Alh. Wanderung durch die Berge.

233. **Das erwürgte Kaninchen zu Cortrek.** Vgl. Anm. zu 415.

234. **Die goldene Ziege auf dem Schlosse Logne.** Auf dem Thurmberge bei Durlach spukt eine weiße Jungfrau mit Geißfüßen. Baader im Anz. 1838, 476. 5.

236. **Der alte Bär.** Ein verwünſchter Bär bewacht den Schatz. Anz. 1834, 259. 23.

239. **Die Nonne mit der Sau.** Die Sage ſcheint unvollſtändig und iſt wohl verwandt mit „Maria als Pförtnerin“.

240. **Pieters-Rode.** Vgl. Gr. 277.

241. **La bête de Staneux.** Die Cour du coucou (walloniſch für cocu) iſt eine Art von Sittengericht. Ich theilte eine Notiz über dieſelbe in der Europa mit.

244. **Ins Waſſer geworfen.** Es geht in Belgien anders noch folgende Sage über die Luftfahrten der Zauberer rund. Wenn ein Hexenmeiſter gern von einem Orte zum andern möchte und der Wind das merkt, dann ſpricht dieſer: „Setz' dich nur auf meinen Schwanz.“ Iſt der Wind hier Drache oder Vogel? Im letztern Falle wäre an den nordiſchen Aar Sn. 16 zu erinnern. — Vgl. Anzeiger 1834, 312. 56.

245. 246. 247. **Verwandt mit dem Hexentanz Nr. 251 und Köderberg Nr. 278 bei Grimm.** Eine ganz ähnliche Sage theilt Delrio in den Disquisitionibus magicis II, XVI, 3. fol. 107 aus Avignon mit. Vgl. die Anm. zu 381 ff.; auch Gr. D. S. 174.

248. **Die gefiſchten Steine.** Wie das Weib hier auf der Muſchel fährt und ſich ins Meer ſenkt, ſo fahren niederdeutſchem Volksglauben zufolge die Elfen, Zauberer und Hexen auf Eierſchalen über Flüſſe und Bäche. Vgl. 515. 572.

249—254. Der Mahrenſagen gibt es beſonders in Belgien eine unendliche Zahl. Man vgl. Nr. 80, 247, 248, 249, 428, 455, 491 der D. S. von Gr. 598 f. und 609 der Mythol., auch was Olaus Magnus l. 3. c. 18 der Descriptio regn. septentrion. von den lappländiſchen Zauberern meldet. Mit 250 und Gr. 80, Myth. 612 hängt gleichfalls enge zuſammen, was Plinius (7, 52) und Plutarch (in vita Romuli) von Ariſtäas dem Proconneſier erzählen, der auch, ſo oft er wollte, leblos dalag und deſſen Geiſt alsdann „corvi effigie“ aus ſeinem Munde ſchlüpfte. — Eine Hexe zu Briſach wurde gefragt, ob ſie blos geiſtig, oder auch leiblich zu den Tänzen fahre? Sie antwortete: „Auf beide Weiſen. Will ich nicht gerade leiblich hinfahren, dann lege ich mich in aller Teufel Namen auf die linke Seite zur Ruhe und es geht ein grünlich weißer Dampf aus meinem Munde; ich ſehe dann alles, was in unſern Verſammlungen vorgeht.“ Sprengers Malleus. P. II. qu. 1. c. 3. ed. Lugd. 1649. I. p. 115. — Vgl. Myth. 609. 612.

Wie wir überhaupt den Glauben an die Elben langſam auf die Hexen übertragen ſehen, ſo finden wir dieß beſonders wieder deutlich in der Mahr, in der auch Grimm mit Recht urſprünglich nur „eine den Schlafenden drückende reitende Elbin“ ſieht. Myth. 262. Es ſcheint übrigens, daß auch die männlichen Elben dieß Reiten nicht verſchmähten, denn in den Sagen finden ſie ſich eben ſo häufig, wie die Elbinnen. So ſah eine ehrſame Matrone einen ſchwarzen Kerl ſich über einen Schläfer werfen (Hoorn. De morb. cap. x. 305), und kennt man in der Mark neben der Mahr den Mahrt. Der ſchwarze Kerl fällt zuſammen mit dem Nachtelfen, der in der Wilkina-Sage als Vater des Hǫgni erſcheint, im Heldenbuche als der des Dietr. — Boethius erzählt (Hist. Scoth. 8) von einem Mädchen, zu der jede Nacht ein, wie ſie glaubte, ſchöner Jüngling kam. Nachdem ſie von ihm empfangen, offenbarte ſie es ihren Aeltern; der Jüngling wurde beſchworen und erſchien als ein häßlich Ungeheuer. Ebenſo beſchwur Sankt Bernhard einen ſchönen Soldaten, der ſich dann als Teufel zeigte. (Caesar. heisterb. III. 7.) Einen ganz verwandten Charakter haben die galliſchen Dusii. „Quaedam enim foeminae a Dusiis in specie virorum, quorum amore ardebant, concubitum pertulisse inventae sunt.“ (Hincmar. De divort. Lothar. p. 654.) Die Aebtiſſin Madelaine de la croix bekannte, daß ſie ſeit ihrem zwölften Jahre mit dem Satan verkehrt habe, der ſie in Geſtalt eines Mohren beſuchte. (Bodini daemonomania. 56.) Eine verwandte ſpaniſche Sage findet ſich bei Dom Calmet, Dissert. p. 153.

Das leichte elbiſche Weſen der Mahr wird noch mehr beſtätigt durch den Volksglauben, daß, wo die Mahr auf dem Kornhalme ausruhe, ſchwarzer Raden wachſe, wo ſie auf den Hopfenſtengeln ſich niederlaſſe, der Hopfen ſchwarz werde. Die Maerentakken entſtehen ja auf ähnliche Weiſe. Sie ſind merkwürdig nichts Anderes als Miſteln, jene beſonders bei den Galliern ſo heilige Pflanze, aus der die Alchymiſten ſpäter das Aurum solis zogen. (De Lobel, Kruydtboeck 775.)

Die Mahren und Aehnliches hat Gott am letzten Wochentage erſchaffen, aber es war ſchon Abend und er konnte ſie nicht ganz fertig kriegen, ſagt Wierus (De praest. daem. col. 34. l. 1. c. 6). „Et hinc est, quod fugiunt sabbathi sanctitatem, quaerentes montes et tenebrarum latibula, in quibus delitescunt usque ad finem sabbathi, et tunc revertentes infestant homines.“

In Belgien hat man folgende Beſchwörung gegen die Mahr:

O Maer, ge leist hier,
komt toch tegen nacht niet weer:
alle waters zult ge waeden,
alle boomen zult ge blaeren,
alle ſterren geeſt zult ge tellen,
komt me toch tegen nacht niet kwellen*.

Da alle Hexenautoren und die meiſten Theologen die vollſtändigſten Nachrichten über die Mahren liefern, ſo können wir uns füglich aller weitern Anmerkungen über ſie enthalten.

Grimm hält den In- und Succubus für nicht deutſchen Urſprungs. — Mir bekannte Namen der Mahr ſind: Alp, Nachtmenlin, Schrötlin (Junius), Nachtweibchen, Nachtmutter, Nachtſchrättele (Dasypodius), Trude, Tremse (Keisler), Selwerm (Zuinman, Spr. 305), Mahrt (Kuhn, Märk. Sagen), Nachttoggeli (Stalder).

255. **Die Pferdemahr.** Vgl. Gr. D. S. 80. Mythol. S. 281. „Aliquot eos nymphas (matres deas, mairas) hodie rustici esse capitis equini [illegible]; quemadmodum eas per has terras in rusticorum villis crebra est animadvertere. Nocte autem ad concubia

---

* Dr. G. van [illegible], dem ich diese Beſchwörung danke, bereitet eine ausführliche Abhandlung über die Mahr zum Drucke vor.

equitare creduntur et equos fatigare ad longinqua itinera: illud namque datum deabus illis magicque, si rusticorum fabulis credimus, ut manentes loca peregrina adeant in equis manentibus, qui tamen vine labores sudore testantur. Nuper confabulatus mecum villicus aegerrime ferebat, equos suos proxima nocte exagitatos defluente per corpora sudore: causam cum quaererem, respondit iratus, mairam nocturnam equitasse." Cannegieter, Epist. de ara ad Noviomagum reperta, p. 25. Man ſollte faſt glauben, C. habe den Saxo grammaticus vor ſich gehabt; doch iſt daran wohl nicht zu denken. Ich ſchreibe noch eine Stelle aus Keyßlers Antiquit. selectae septentr. et celticae p. 501 hierhin, die mir nicht minder wichtig ſcheint: „Druden etiam in Franconia et Helvetia adpellantur sagae, Drütner, incantatores, magi. Figura pentagona, olim ὑγίεια, sive salutis signum ⛤ (quod multis superstitionibus commaculant et nocte Stae. Walburgae sacra creta inscribunt stabulorum portis, ne Sagae et Druidae ad armenta et pecora penetrent) adpellatur Drudenfuß, pes Druidum." Dieſem Drudenfuße entſpricht genau der niederdeutſche Familienname Marevoet.

Geiler von Kaiſersberg kannte die Pferdemahr wohl, aber er glaubte nicht daran. „Die pferde, die etwan in den ſtalen ſeind ſtegreiff, ſtrick und wellen und zeichen und ſpricht man, die beren haben es geritten, und iſt etwan, als het mans mit wachs betreiſt. Ich ſprich, daß es nüt iſt." Ameiſe, Bl. 42.

Vgl. 515; Anzeiger 1839, 307. Nr. 43, 2.

256. **Wechſelbalg.** Vgl. Gr. D. S. 81. 82. 87. 88. 89. 90. Anzeiger 1834, 92, 6. Myth. 263.

258. **Die wilde Jagd.** Oneerbaar dochters en vrouwen, die met priesters misdoen, worden alle 's duivels jachtmerrien. Columbanus Vranckx in dem Troost der zielen in 't vagheviér. S. 58. Eine andere Sage, die dieſen Volksglauben noch mehr beſtätigt, werde ich in meinen deutſchen Sagen mittheilen.

259. **Des wilden Jägers Geſchenk.** In Nr. 48 der Grimmſchen Sammlung iſt der Antheil am Fange ein Viertel von einem grünen Moosweibchen.

260. **Der ewige Jäger zu Wynendael.** Vgl. 308. 309 bei Gr., wo noch andere Sagen vom wilden Jäger unter 171. 172. 270. 310. Mythol. 515 ff.

261. **Der Feuermann.** Vgl. Gr. 283. Myth. 513. Mone's Anzeiger 1835, col. 408. Nr. 25. 1838, c. 51, 1. — c. 223, 20. — 1839, c. 166, 40. Olaus Magn. III, c.

262. **Irrwiſche getauft.** Vgl. Gr. 276. Myth. 513. Siehe auch Nr. 521.

264. **Der Schüler des Agrippa.** Eine verwandte Sage erzählt Weiſtucou in ſeinem Schatzbeck der hiſtorien I, 143 aus Caſpar Peucer; ſie haftet an Boulogne. Da lebte nämlich einmal ein hochberühmtes Zauberweib, die ſich durch Fräulein aller Art ihr

Leben auf eine wunderbare Art verlängerte. Endlich aber kam ihr Stündlein doch und ſie ſtarb. Ein Zauberer, der wußte, wie viel Geld ſie ihr Leben hindurch mit ihren Künſten gewonnen hatte, legte ihr eine Beſchwörung unter die Schultern, wodurch ein Geiſt gezwungen wurde, in den todten Körper zu fahren und denſelben zu handhaben, als wäre es ein lebender Leib. So merkte kein Menſch etwas von der Sache und ein jeder glaubte, die Zauberin lebe noch; der andere ſtand ſich aber ſehr wohl dabei. Endlich kam einmal ein fremder Zauberer, der viel von den Künſten des Weibes gehört hatte; der ſah ſie aber nicht ſobald, als er ſprach: „Ei, ihr Herren, wie könnet ihr doch ſo verblendet ſein; das iſt ja ein fauler und ſtinkender Leichnam.“ Als er dieſe Worte geſprochen, verlor die Beſchwörung ihre Kraft und die Leiche ſank hin. Vgl. auch Nr. 86.

205. **Des Agrippa Hund.** Auf den Bildern in Auerbachs Keller iſt Fauſt auch von einem Hunde begleitet. Vgl. Nr. 133. Glycas erzählt auch von Simon dem Magier: „Habuisse canem alligatum cathenae in domus limine, devorantem eos, quotquot ad Simonem injussi adire conarentur. Canis vero Petrum intrare jussit et humana voce Petrum adesse nunciavit.“ (Annal. p. 3.)

206. **Doctor Fauſt.** Das Reiten auf der Tonne iſt auf einem der eben gedachten Bilder zu ſehen. Das flämiſche Volksbuch verlegt die Geſchichte ganz richtig nach Leipzig (S. 120). — Auch zu Cöln ſoll der Teufel mit Fauſt durch ein Fenſtergitter gefahren ſein. — Von dem Dormitorium des Kloſters Maulbronn ſteigt man über mehre Dächer in ein ausgemauert Gemach, wo Dr. Fauſt gelebt haben und von wo ihn der Teufel geholt haben ſoll. Man zeigt noch die Blutflecken an der Wand. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben im maleriſchen und romantiſchen Deutſchland. S. 39. Algais konnte Lamberti Blut auch nicht wegwaſchen. Nr. 64. In dem Saale der Abencerragen in der Alhambra zeigt man ein weißes Marmorbecken, deſſen Boden blutrothe Flecken trägt, die nichts auszutilgen vermag. In dieß Becken ſind die Köpfe der braven Abencerragen gefallen und die Flecken, das iſt ihr Blut. Waſhington Irving, Märchen der Alhambra. Das Innere der Alh. — Als der heilige Clemens in Rom und Piſa zugleich die Meſſe las, hinterließ er in der Kathedrale der letztern Stadt drei Blutstropfen auf einem Marmorſteine, die zu einem Wahrzeichen noch heute zu ſehen ſind und nicht ausgelöſcht werden können. Surius in vita. Vgl. auch Anzeiger 1839, 62, 8 — 1838, 246, 27. — Das Zuſammenleſen des ausgeſtreuten Mehles findet manch Gegenſtück in den Märchen.

207. **Das Bild des Erasmus von Rotterdam.** Eine ähnliche Sage haftet an der bamberger Wage (Gr. Nr. 294) und an dem „Kreuze in der Capitolskirche zu Köln“. C. Simrocks Rheinſagen, wo eine ſchöne Bearbeitung der Sage von Kreuſer ſich findet.

208. **Die Lilie.** Verwandt mit 93 bei Gr. Auch die bekannte Erzählung des Apulejus von Sokrates abgeſchnittenem und vermittelſt eines Schwammes wieder aufgeſetztem Haupte möchte anzuführen ſein. Eine ähnliche Sage geht von Fauſt um. Ndd. Volksb. S. 136. — Vgl. Myth. 471 f.

270. **Die beiden Zauberer.** Ein ähnliches Hörnerwachſenlaſſen wird dem Fauſt (Ndd. Volksb. S. 147) und dem mit Fauſt engſt verwandten böhmiſchen Zyto (Dubravius 2) zugeſchrieben. — Unſere Sage iſt an mehren Orten in Belgien bekannt; ich hörte ſie unter andern in Meulenbeeke, Soignee, Berchem und Ninove, und empfing ſie ſchriftlich aus Zele.

271—273. **Verwandte Sagen** bei Gr. 114. 115. 116. 117. — Mone's Anz. 1835, coll. 311, Nr. 23. Hier noch eine andere Art zur Beſchwörung des künftigen Geliebten, die ich eben mitgetheilt erhalte. Das Mädchen ſtellt ſich beim Schlafengehen mit dem Rücken gegen das Bett, bindet das Strumpfband vom linken Beine los und faltet es dreimal unter Herſagung des folgenden Sprüchleins:

Ik vouwe myn kousenband in drieën,
Jesuken van Marien,
Wilt my dezen nacht bevryen,
Dat ik dem mag zien en zyn,
Waer dat ik geheel myn levenlang mêe moet leven en zyn.

Dann ſteigt ſie mit dem linken Bein aufs Bett, zieht das rechte nach, legt das gefaltene Strumpfband unter das Kopfkiſſen und ſich mit dem Kopfe darauf. In der Nacht ſieht ſie den Geliebten im Traume. Vgl. Nr. 412.

Verſchiedene niederdeutſche Sagen von der Andreasnacht kamen mir zu ſpät zu; ich werde dieſelben in meinen deutſchen Sagen mittheilen.

275. **Durchſchlüpfen.** Vgl. Myth. 597.

276. 277. **Diebshand — Diebsfuß — Diebsfinger.** Eine eng verwandte ſpaniſche Sage werde ich an anderm Orte mittheilen. Mehres hierher Gehörige findet ſich bei Remigius l. II, c. 3 und 4. Man vergl. auch Caesar. heisterbac. dialogi miraculorum. l. 6. cap. 10. — K.-M. III, 319 — Myth. 606.

278. **Der ſchützende Stein** —

279. **Zauberdegen.** Vgl. Gr. 254. 255.

In S. de Vries' Satan in ſyn weſen, aert, bedryf en guychelſpel. Utrecht 1692. 1, S. 492 findet ſich Folgendes: Man ſuche eine Hirnſchale eines Gehangenen oder Geräderten, worauf bereits Moos muß gewachſen ſein, und ſobald man eine findet, merke man ſich die Stelle, wo ſie liegt, und gehe ſtillſchweigend wieder weg. Andern Tags richte man den Schädel alſo zu, daß man das Moos davon abnehmen kann, thue das aber noch nicht; dieß muß nämlich geſchehen auf einen Freitag vor Sonnenaufgang und ſpreche man dieſe Worte dabei:

„Ich N. N. bitte heute zu dieſer Friſt + dich meinen Herren Jeſum Chriſt + der reinen Magd Maria Sohn + du wolleſt mir beyſtehen auff dieſem Plahn + und mir helffen binden aller meiner Feinde Hand + und wolleſt mir helffen zu reiſſen + ihr Stachel und all ihr Eyſen + Jeſu, Maria Sohn + Hilf mir von dieſem Plahn + im Namen des Vaters" u. ſ. w.

Dieß Moos binde man in ein Tüchel und laſſe es ſich ins Wamms nähen und zwar unter den linken Arm, aber ſo, daß man ſelbſt nicht genau wiſſe, wo es ſitzt, dann kann man durch kein Meſſer, noch Degen, noch Kugel verwundet werden. Dieſe Kunſt wird die paſſauiſche Kunſt geheißen. In „Verhandeling der tooverſtukken. Geschil van de ſchoot- en ſteekvrye. Geschil van de Wapenſalve. Paracelſi vrye Konſt"; welches Jenckys aus Sennertus überſetzte (Dordrecht 1639) findet ſich nebſt vielem andern auch Folgendes: Der Menſch iſt unverletzbar, wenn er eine bleierne Kugel ein wenig im Munde kaut; wenn die Spitze des Degens im Feuer geglüht und mit Raute beſtrichen, oder wenn das Schwert in die Erde oder in Brot geſteckt wurde. — Gegen ſilberne Kugeln vermag kein Umhängſel zu ſchützen.

Findet ſich Jemand verwundet und iſt die Wunde gefährlich, dann gehe er Abends zu einem Hühnerneſt und mache alle Eier darin ſchwarz. Am andern Morgen gehe er wieder hin, und er wird eins finden, welches wieder weiß iſt. Das eſſe er, und er wird zur Stunde geneſen. (De Vries a. a. I. 493.)

Das Nothhemd (D. S. 254) heißt bei Delrio Höllencamiſol.

280. Liebespulver. 281. Liebeszauber. Ich nahm dieſe Aberglauben nur auf, weil ſie noch heute hier und da in Belgien gefunden werden und ſich eine Menge von Erzählungen auf ſie gründen.

Limus ut hic durescit et haec ut cera liquescit
Uno eodemque igne, sic nostro Daphnis amore;

ſingt Virgil Bucol. ecl. VIII, v. 80 u. 81; und Ovid:

Devovet absentes simulacraque cerea fingit
Et miserum tenues in iecur urget acus.

Freilich iſt hier an keinen Liebeszauber zu denken, doch liegt dieſelbe Idee zum Grunde, wie in der angeführten Stelle Virgils und unſerer Sage. — Vgl. auch Nr. 294.

282. **Wettermachen.** Vgl. 561, Gr. 250, Mythol. 615. Seneca ſchon kannte das Opfer eines Huhnes, um Wetter zu machen. „Illud incredibile Cleonas fuisse publice praepositos, *χαλαζοφύλακας*, speculatores futurae grandinis. Hi cum signum dedissent, adesse iam grandinem, quid exspectas, ut homines ad paenulas discurrerent, aut ad storeas? Immo pro se quisque alius agnum immolabat, alius *pullum*; protinus illae nubes alio declinabant, cum aliquid gustassent sanguinis. Hoc rides? Accipe quod rideas magis; Si quis nec agnum pullumve habebat, quod sine damno fieri poterat, manus sibi afferebat et, ne tu avidas aut crudeles existimes nubeis: digitum suum bene acuto graphio pungebat et hoc sanguine litabat ..... Rudis adhuc antiquitas credebat, et attrahi imbres cantibus et repelli." (Natural. quaest. 4, 7.) Vgl. auch, was Olaus Magnus von den Lappen und Finnen erzählt, die Stricke mit drei Knoten verkauften: beim Löſen des erſten erhob ſich ſanfter, des zweiten ſtärkerer Wind, bei Löſung des dritten aber fürchterlicher Sturm. (Hist. de gent. septentr. III, 16.) Verwandt mit unſerer Sage iſt, was G. Stitilius aus den Epist. perannis a. 1590. 1591 auszieht, wo von den Indiern gemeldet wird, daß ſie den Schweiß eines Greiſes mit Gänſeblut und dem Safte einer gewiſſen Wurzel vermiſcht in die Luft werfen, um Regen zu bekommen. — Das Con-

cilium bracarense verbot den Glauben an das Wettermachen: „Anathema ei, qui credit, aliquas immundas creaturas et tonitrua, et fulgura et tempestates et siccitates propria auctoritate facere." — Wurden Virgils, des Zauberers, Gebeine der freien Luft ausgeſetzt, dann erhob ſich (in Neapel) Sturm und Wetter. (Arnoldi chron. slavic. IV, c. 19. ed. Rein. p. 162.) — Um Regen zu bekommen, wirft man an vielen Orten Heiligenbilder (beſonders die des heiligen Martin und Urban) ins Waſſer. Ein Gleiches geſchah mit einem Marienbilde zu Conſtantinopel (Vincent. spec. histor. l. 23, c. 147); ein darauf folgender Sturm zerſtreute eine Flotte der Türken. Aehnlich läſterte die Beſatzung von Marco ein Chriſtusbild, als Ferdinand von Neapel die Stadt belagerte und es ihr an Waſſer mangelte. (Pontani bellum neapolit. 5.) — Vgl. auch Nr. 352. Dicit enim Albertus, de proprietatibus rerum, quod salvia putrefacta, variis modis, ut ibidem ponit, si proiecta fuerit in fontem, mirabiles concitabit in aëre tempestates. (Sprengeri malleus malef. qu. II. ed. lugd. malleorum p. 9. c. 2.) Von einem Brunn, der, gewappnet angefallen, Donner und Regen ſendet, meldet van Velthem in ſeinem Spiegel hiſtoriaal Boek III, c. 22. An den Mummel-, Wild- und Pilatus-See müſſen wir wohl nicht erinnern. — „Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit ... ante exortam mox grandinem visus est, lapidem ferire bacillo." (Binsfeld, Indic. 8.)

Dieß erinnert an eine andere Weiſe des Wettermachens, nämlich durch Umrühren oder Schlagen von Waſſer in einer Grube. Vgl. darüber Remigius, Daemonolatr. I, 25 u. 29. Adde Grilland. II, 6. — Petr. Matth. decretal. tit. de malef. et incant. 7. — Petr. Gregor. Synt. iuris univ. l. 34. c. 11 u. 13. — Jos. ab Ann. de sortilegiis. c. 1. — Die Bulle Innocens VIII. vom 5. Oct. 1484 in der erſten Ausgabe des Sprengeriſchen Malleus. — Nideri formicarium de maleficc. decept. c. IV. — Remig. III, 11 u. 12. — Capit. aquisgran. Carol. M. a. 789. c. 63. — II a. 805. c. 25. — Leges Wisigothor. l. 6. t. 2. 3. — Addit. II ad capit. Ludov. t. 18. — Saxo grammat. l. I, p. 17. V, p. 71. IX, p. 173. — Auch Pompon. Mela III, 6. Propert. l. IV, eleg. 5 u. ſ. w.

284. **Zauberſalbe.** Ingrediebamur noctu domos inimicorum et amicorum, etiam quandoque reserebantur nobis ianuae, dormientibusque parentibus arripiebamus infantes, quos cum ad ignem posuissemus, forabamus acu sub unguiculis et admovebamus labra, suctuque tantum sanguinis, quantum repleretur, extrahebamus. Hausti sanguinis pars deglutiebatur, pars adservabatur in pyxide ad conficiendum unguentum, quo nates abluuntur, priusquam deferebamur ad ludum ..... Sopiuntur pueri ita, ut non sentiunt." Jo. Fr. Pici Mirand. Strix. p. 117. Aehnliches meldet Barth. de Spina in ſeiner Quaestio de strigibus, c. 2, nur fahren die Hexen in Katzengeſtalt in die Schlafkammern. Vgl. auch Sprengers Malleus II, 1. 13. — Gr. D. S. 250. — Oben Nr. 256. — Myth. 601 ff.

285. **Milch geſtohlen.** Vgl. Gr. Myth. 617. Dieſelbe Sage fand Dronke in einer Handſchrift aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. und theilte ſie in Mone's Anzeiger 1836, c. 452 mit.

Vgl. Add. II. (tit. 10) ad capit. Ludov. Lindenbrog. p. 1145. — Beſchwörungen gegen das Milchſtehlen ſtehen Anz. 1834, 278, 5. Myth. Beſchw. 36.

287. **Milch geſchlagen.** Die diebiſche Hexe zu entdecken, dient das Folgende: Man legt an einem Sonn- oder Feiertage der Kuh, welcher die Milch abgezaubert wird, die Hoſe eines verheiratheten Mannes auf den Kopf oder auf den Rücken und treibt das Thier aus dem Stalle und auf die Straße; es wird gerade auf die Wohnung der Hexe zugehen, mit den Hörnern wider ihre Thüre ſtoßen und ſo lange ſchreien und toben, bis ſie es durch andere Teufelskünſte zur Ruhe bringt. Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Myth. 606.

289 u. 290. **Frau fällt vom Baume. Frau fällt aus den Wolken.** Vgl. Mone's Anzeiger 1836, col. 309, Nr. 19. — Remig. daemonolatr. III, 11 und 12.

292. **Zauberweib ertappt.** Verwandt mit 242. 243. — Vgl. 300. Wenn die Mädchen in Belgien ein Krötchen ſehen, dann heißt es: „Nehmt euch in Acht, das iſt eine junge Zauberin.“

293. **Entzauberung.** Vgl. 119 und 120 der Grimmiſchen Sammlung; und unten Nr. 404.

294. **Zauberei gehoben.** Vgl. Nr. 409 und die Anm. zu Nr. 281. Eine andere Art des Bleigießens zum ſelben Zwecke kennt Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Paracels. de hyperph. morb. 5. Auch Operum omn. t. I. p. 24. II. p. 483. Gr. Myth. 618.

Vor Zauberei ſchützt auch, Brenneſſeln oder Fünffingerkraut bei ſich tragen (Dodonäi Herbarius 221); auch das folgende Mittel: „Man nehme eine der größten Haſelnüſſe, in die ein Wurm gekommen, ſo daß man das Loch deutlich ſehen kann. Nehme mit einer Nadel alles heraus, ſtopfe den Spiegel einer Pfauenfeder hinein, laſſe noch ſo viel Queckſilber hineinlaufen, bis die Nuß voll iſt. Stopfe dann das Loch mit Jungfernwachs zu, drehe die Nuß in ein Stücklein rothen Carmoiſintaffet, hänge ſie an den Hals.“ (J. Staricii Heldenſchatz. S. 479.)

295—299. Vgl. Gr. 150. 212; auch 9. 10. 123 u. a. m. Myth. 543. In Spanien geht eine Menge von Sagen über Schätze um, welche in den alten Schlöſſern durch die Mauren verſteckt worden. Waſh. Irving, Märchen der Alhambra. Cap. 1. — „Ex his daemonibus (sc. subterraneis) quidam incubones sunt thesaurorum“ ſagt Trithem in ſeinem Liber quaestionum ad Maximilianum Caesarem, „quos avaritia mortalium in terra abscondit, et ne rursus perveniant in usus hominum, eos subducunt, furantur et custodiunt et quandoque de loco in locum transportant.“ Vgl. 295. Eine verwandte gothiſche Sage ſteht in der Chronographia Theophan. a. 408 und in den Annal. Glycae p. 1. Ich werde ſie anderswo mittheilen; eine Schatzſage von Walthe findet ſich in Dom Calmet's Dissertations sur les apparitions, p. 141 u. f. Süddeutſche in Mone's Anz. 1838, 172, 51 — 1839, 185, 39 — 1834, 90, 2.

300. **Glücklicher Fund.** Vgl. Anz. 1838, 221, 17 — 1839, 176, 31.

302. **Das Wappen von Weſthaanden und Grammenne.** Auf ganz gleiche Weiſe tödtete Bürgermeiſter Grun von Cöln den Löwen, zu dem ihn zwei Pfaffen in eine Kammer ſtießen. Er ließ die Treuvergeſſenen dafür unter einem nahen Thore aufhängen und dieß bekam davon den Namen des Pfaffenthores. Adelheid von Stolterfoth behandelte dieſe Sage in einem ſchönen Gedichte. Sie findet ſich außerdem auch in Weidens „Cölns Vorzeit“ und in einer andern poetiſchen Behandlung in einem Feuilleton der Cölner Zeitung. Der nordiſche Freve ſteckt ſeine Hand zum Pfande in des Fenris Rachen. Snorre 23. 29.

308. **Das Meer bei Zout-Leeuw.** An die alte Sage von Philemon und Baucis braucht man wohl nicht erſt zu erinnern; eben ſo wenig an die bibliſche Erzählung von Sodom und Gomorrha. Vgl. auch Nr. 45, der einkehrende Zwerg, dann 111, 112, 131. Eine verſunkene Stadt, an deren Stelle ein See trat, kennt auch die Geſchichte des jungen Königes der ſchwarzen Inſeln in der 1001 Nacht. 25. Nacht. — Vgl. Mone's Anz. 1834, 534, 69.

309. **Tempelgang.** Der größte Theil der älteren Kirchen in Niederdeutſchland iſt der heiligen Walburga geweiht und faſt jedes Mal heißt es, daß die Kirche auf der Stelle eines ehemaligen heidniſchen Tempels ſtehe. In der Walburgakirche zu Veurne zeigt man, wie der gelehrte Abt van de Pütte noch neulich in einer Abhandlung H. van de Velde's in den Annalen der alterthumsforſchenden Geſellſchaft von Brügge anmerkte, noch heutigen Tages die Stelle, wo die Heiden ihre Menſchenopfer dem Gotte dargebracht hätten. — Vgl. Grammaye, Antverpia. p. 13. Goropii Atuatica pp. 101 u. 102, u. a. m. Grammaye ſpricht ſelbſt von einer alten Göttin Walburg; ob wir ihm inzwiſchen darin Zutrauen ſchenken dürfen, bezweifle ich ſehr. Die Rieſin in Nr. 29 heißt Waldereck.

313. **Vor Gottes Gericht berufen.** Vgl. Nr. 331. Hieronymus Drexelius theilt noch an zwanzig ähnliche Sagen in ſeinem Tribunal Christi mit, unter denen auch die von den letzten Templern. — Vgl. auch 1001 Nacht. Par. Ausg. 1842. II, 423.

314. **Teufel fährt in des Todten Leib.** Eine ganz verwandte Sage geht um von dem edlen Ritter ohne Furcht. — Vgl. Nr. 88.

317. **Todte finden den Weg wieder.** Verſchiedene Sagen, deren ich jedoch nicht recht habhaft werden konnte, gründen ſich auf dieſen Volksglauben. Warum man gerade an den Kreuzwegen ein Vaterunſer betet, iſt wohl erklärbar: da halten die Hexen ihre Zuſammenkunft, da iſt der Ort, wo man den Teufel beſchwören muß. Das Gebet aber ſcheucht allen böſen Spuk und — ſagt das Volk — wird beſonders auch gegen den Alf verrichtet (vgl. Nr. 484), der die Leute ſo gerne irre führt. Da wir eben am Begraben ſtehen, will ich noch einer nicht unwichtigen Sitte gedenken, die ebenfalls um Gertrok herum bis heute noch üblich iſt. Stirbt ein Ehemann, dann muß ſich die Frau bei dem Zuge zum Friedhofe rittlings oder vorne an das Fußende auf den Sarg des Mannes ſetzen; die vier nächſten Verwandten ſitzen auf den Ecken des Wagens, der die Leiche führt,

und für ſie ſind auch vier Plätze neben dem Grabe freigelaſſen, wo ſie bleiben müſſen bis der Sarg eingeſenkt iſt. An andern Orten ſitzt die Frau neben dem Sarge und hält eine Laterne in der Hand.

318. **Der Todten Dank.** Vgl. Nr 327. Andere verwandte Sagen finden ſich in des Abtes Columbanus Brandt „Van den troost der zielen in 't vagevier", S. 139 u. 141; im „Dobbelen Zielentroost", S. 58; eine ſpaniſche in Van den Bosſche's „Catholyken Pedagoge", S. 103, u. ſ. w. Ich meine mich einer Sage zu erinnern, in der ein wunderbares Horn vorkommt, deſſen Schall die Rieſen aus den Hünengräbern ruft.

320. **Die Todtenlade.** Vgl. 272.

326. **Der todten Wöchnerin Sorge.** Aehnliches meldet ein däniſcher Volksglaube. J. B. Rouſſeau ſchrieb ein hübſches Gedicht, in welchem er denſelben zu einer Sage umwandelte. Vgl. Anz. 1838, 473, 52.

327. **Der armen Seele Freude.** Scheint mir fromme Umbildung einer mit 107 der Grimmiſchen Sammlung verwandten Sage.

336. **Lappen an Sonnenſtrahlen aufgehangen.** Aehnliches wird auch von St. Goar erzählt.

337. **Gerettete Unſchuld.** Der Eingang erinnert ſehr an das Abenteuer vom Haſen (in dem Reinhart), der, krank ſich auf der Henne Grab legend, im Schlafe Geneſung erwarb und geſund aufſtand. Ich halte die Sage für um ſo bedeutſamer, als ſie ſich gerade auf flämiſchem Grund und Boden, und ſomit im Vaterlande unſerer Reinhartsſage findet. Verwandtes berichtet uns Lodew. van Velthem im Spiegel hiſtoriaal IV, c. 57.

338. **Die drei Schweſtern.** Es iſt ſonderbar, daß hier eben ſo wenig wie in Nr. 300 die Namen der Heiligen bekannt und genannt werden. — Eine Kirche der drei Marien fand ſich vordem bei Lüttich; Dreibrunn (Troisfontaines) heißt ein ſehr beſuchter Wallfahrtsort in Belgien. Dieß alles und mehr noch der erbettelte Faden Garn läßt mich in den drei Schweſtern, drei Jungfrauen und drei Marien nur die alten Nornen am Urdharbrunnen ſchauen; dieſe Anſicht kann nur gewinnen durch die vorherſagende Kraft der drei Brunnen.

339. **Peralde.** Vgl. Nr. 81 und Grimms Rechtsalterthümer 86—92. Aehnliche andere Sagen werde ich in den deutſchen Sagen mittheilen.

341. **Muttergottesbild blutet.** Ueber das Aufhängen zwiſchen zwei Hunde vergl. Gr. Rechtsalterth. 685.

344. **Maria als Pförtnerin.** Iſt auch in mehren alten Erbauungsbüchern aus Loewen gedruckt. Man findet die Sage übrigens an vielen andern Orten wieder. Cäſarius theilt ſie gleichfalls in ſeinen Dialogis miraculorum dist. VII, c. 33 mit; Tiſſier, der Herausgeber der Bibliotheca patrum ord. Cisterc. fand ſie inzwiſchen der Art, daß er ſie nur in gedrängtem Auszuge meinte drucken laſſen zu dürfen.

345. **Marienbild geht Prozeſſion.** Ein Marienbild von Dendermonde ging in einer Nacht aus dieſer Stadt bis nach Luxemburg,

wurde auch am andern Morgen beſtaubt und beſchmutzt in der Kirche wiedergefunden.

347. **Robert-Mont.** Vgl. der Markgräfin Schleier. Gr. D. S. Nr. 498.

348. **Der Bauern Kirchbau.** Ein Huhn zeigt den Kirchplatz Anz. 1834, 148, 13.

350. **Mattheken.** Einigermaßen verwandt mit „Das Kreuzchen im Kloſter der weißen Frauen zu Cöln" aus den Heliotropen von J. W. Wolf, mitgetheilt in Rouſſeau's Muttergottes-Roſen. Dieſem Bilde wuchſen alle ſieben Jahre die Bart- und Haupthaare (vgl. 353) und ehedem holten die Ungarn ſich dieſe in feierlicher Prozeſſion von Cöln ab. Seit der franzöſiſchen Revolution haben die Haare übrigens aufgehört zu wachſen, wenigſtens hat man ſie, wie manch Jahrſiebent auch ſeitdem verfloſſen, nicht mehr weggeſchnitten. — Wachſen dem Alraun auch die Haare? Der Pflege, die er erheiſcht, nach zu ſchließen, ſollte man es wohl glauben.

Eine Ueberſetzung des van Duyſe'ſchen Gedichtes theilte Ed. Duller im vorigen Jahre in der Europa mit.

Eine ganz ähnliche Sage theilt Cäſarius mit von dem heiligen Thomas von Canterberg. Distinct. miracul. VII, 4.

351. **Der braune Christus in Löwen** findet ſich in ähnlicher Geſtalt und mit ganz gleicher Legende im Neu-Münſter zu Würzburg. S. Baader im Anzeiger 1839, 61, 6.

357. **Sankt Bertulph.** J. de Saint-Genois gab noch die folgenden intereſſanten Nachrichten über Bertulphs Kloſter in dem Kunſt- en Letter-Blad. 1841, S. 47. „Wann eine politiſche Gefahr über dem Haupte der Stadt ſchwebte", heißt es da unter andern, „wann ein Feind einen Anfall auf das Land unternahm oder irgend ein Verrath im Spiele war, dann gab der wachſame Heilige dieſes alsbald kund durch drei harte Schläge gegen den Kaſten, in dem ſeine Gebeine ruhten. Sobald die Mönche von St. Peter das hörten, zogen ſie ihre weißen Kirchengewänder an, nahmen das Kreuz auf, ſtiegen in Prozeſſion den Blandinsberg nieder und gingen durch das Wallthor zu dem Stadthauſe, wo ſie dem Magiſtrate die Warnung des Heiligen meldeten und ihn ermahnten, nun ſeine Pflicht zu thun zur Abwendung der drohenden Gefahr. War dieß geſchehen, dann kehrten ſie wieder in ihr Kloſter zurück und trugen den Reliquienkaſten Bertulfs von ſeiner gewöhnlichen Stelle in die Mitte der Kirche, wo er der öffentlichen Verehrung ausgeſtellt blieb, bis die Gefahr vorüber war."

358. **Ritter Riddert.** Stand auch, von Serrure mitgetheilt, im Kunſt- en Letter-Blad.

359. **Sankt Gertruden-Minne.** Profeſſor Viſſcher in Utrecht theilte eine hübſche Abhandlung über das Minnetrinken mit in dem „Hiſtoriſch tydſchrift", 2. Jahrg. S. 9, wo er unter andern aufmerkſam macht auf die folgenden Verſe von Lafontaine, die uns St. Julian als Patron der Reiſenden bei den Franzoſen herausſtellen:

Bien vous dirai, qu'en allant par chemin
J'ai certains mots, que je dis au matin

Donnons le nom d'oraisons ou d'antiennes
De Saint Julien, afin qu'il ne m'advienne
De mal gîter; et j'ai même éprouvé
Qu'en y manquant cela m'est arrivé.

Olaus Magnus zieht die folgende Notiz aus Mechovita: „Meminit praeterea historicus antedictus (Mechov.) in confinibus Lituanorum ac Moscovitarum statuam esse publico itineri impositam, quae patria lingua Zlotababa dicitur i. e. aurea vetula: quam singuli viatores certis munusculis placant, etiam si pili valorem non excedant; alioquin suscepti itineris nullam habituri securitatem." (Historia de gent. sept. epit. Plantin. 1558. Bl. 30 verso.) An Jacob Grimms köſtliche Unterſuchung über das Minnetrinken in der deutſchen Mythologie brauche ich wohl nicht erſt zu erinnern. Weniger bekannt — wenigſtens in Deutſchland — möchte Bilderdyks liebenswürdige Behauptung ſein, daß man nämlich, ſeitdem Graf Floris von Holland ſeinem Verräther Gysbrecht Sankt Gertrudenminne zugetrunken, aus Abſcheu vor dem Andenken an des Letztern Schandthat nicht mehr Sankt Gertrudenminne, ſondern Sankt Jansminne trinke. (Geſchieden. van het vaderland. II. 250.) Le Francq van Berkhey's „Oud hollandsch vriendschap" zufolge, hatte Sankt Gertruden Minneglas die Form eines Schiffchens. (S. 162.)

Janus Douza giebt folgende Memoriae Sanctae Gertrudis propinandi formula:

— Ecce scyphum hunc comitemque scyphi Gertrudis amorem,
Propino, (et prosit) vere mecumque tibi.

361. **Bonifacii Mörder.** So haben die Mörder Sankt Lamberts ſechs Finger an einer Hand; Nr. 64. Vgl. auch Nr. 369.

362. 363. Vgl. Gr. 240. Serrure theilt eine ähnliche Sage aus Steinockerzeele in Brabant mit (Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 75). Unſere Sage findet ſich auch in De Griecks „Lachende waerſegger" S. 113.

364. **Korn im Ueberfluß.** Eine verwandte ſchwäbiſche Sage findet ſich in P. Bizari epitome ſ. 281. Ich werde ſie anderswo mittheilen.

365. **Wie man in Flandern zu ſingen weiß.** Wann Volker, der Spielmann, die Geige ſtrich, dann erbebte das ganze Haus (Nib. V. 7373); Günthers Harfenſpiel bricht die Balken. — Vgl. das Sprichwort: Er lügt ſchwerer, als ein Pferd ziehen kann.

366. **Feuer gehorcht.** Auf ähnliche Weiſe verjagt Remigius die Feuersbrunſt. Gr. Nr. 423. Feuerſegen Myth. Beſchw. XXIV. XXV. XXVb. XLI. Anz. 1834, 294. Nr. 23—25. Vgl. auch Myth. 344.

367. **Die heilige Geiſtkammer in Brügge.** Von Serrure mitgetheilt in dem Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 43. Siehe auch die Annalen der Brügger Geſellſchaft V. S. 50.

372. **Des Hirten Uhr.** Häufig erzählte mir meine Mutter eine ähnliche Sage von der künſtlichen Uhr mit dem ſchönen Glockenſpiel auf Sankt Annen-Thurm zu Düren. Irre ich nicht, ſo haftet eine gleiche an der Uhr des Straßburger Münſters. Guſtav Schwab

theilt eine andere verwandte mit von dem kunſtreichen Hochaltar des Kloſters Blaubeuern. Wanderungen durch Schwaben S. 90.

375—378. **Manneken-Pis in Brüſſel.** Eine der ſonderbarſten und darum wohl auch meiſt gekannten Statuen von Europa. Bei dem brüſſeler Bürger iſt ſie in ungemeiner Verehrung: an Feſttagen ſchmücken Blumen und Kränze die Niſche, in welcher „der älteſte Bürger von Brüſſel" ſteht. Sie hatte wunderliche Schickſale. Ehedem war es ein ſteinernes Bild; von dieſem weiß man, daß es um 1584 geſtohlen und nach Antwerpen gebracht wurde, wo man es auf dem grünen Platze gegenüber dem Quintin-Metſis-Brunnen aufſtellen wollte. Eine Truppe vorbeiziehender Brüſſeler erkannte das Männchen jedoch und führte es wieder mit ſich zurück. Um 1648 machte das Steinbild der jetzigen Bronzeſtatue Platz, die von dem berühmten Du-Quesnoy gegoſſen wurde. Bei der Gelegenheit bekam das Manneken ein neues Kleid nach damaliger Mode und den bereits erwähnten Ehrentitel des älteſten brüſſeler Bürgers. Als Herzog Maximilian 1698 den Schützenvogel zu Brüſſel herunterſchoß, ſchenkte er ihm eine andere Kleidung und das Ritterband ſeiner Orden. Peter der Große beſuchte es auch; er ſprach: „Das Manneken-Pis beſucht niemanden, da werde ich es alſo wohl beſuchen müſſen." Die Engländer nahmen es 1746 in einem Brotwagen mit; in Geraerdsbergen fand man es inzwiſchen und verbarg es, bis der Brotwagen weg war, ſtellte es alsdann auf den Markt. Die Brüſſeler holten es inzwiſchen bald in Prozeſſion ab und die Geraerdsberger erhielten die Erlaubniß, ſich das Bild abzugießen; die Copie ſteht noch daſelbſt auf dem Markte. Gleich nachher ſtahlen es zwei engliſche Soldaten, brachten es jedoch nur bis eine halbe Stunde von Brüſſel; da wurde es ihnen zu ſchwer und ſie ließen es an einer Herberge ſtehen; dieſe führt noch zum Andenken das Männchen auf dem Schilde. Ebenfalls wurde es um 1747 durch zwei Garde-Grenadiere Ludwigs XV. geſtohlen und bis an die Kirche Unſerer lieben Frauen vom Beiſtand geſchleppt. Ludwig XV. wollte dieſe Schmach wieder vergüten und ſchenkte dem Männchen eine prächtige Uniform nebſt dem Ordenskreuze des heiligen Ludwig. Napoleon begrüßte es nur mit ſpöttiſchem Lächeln. 1820 wurde es zum letzten Male geſtohlen, doch gleich nachher auf dem Stadtwalle wiedergefunden. 1831 bekam es die Uniform der brüſſeler Bürgergarde.

379. **Der lange Wapper zu Antwerpen.** Ein ächter Koboldcharakter. Gleich gewandt in der Kunſt, ſich rieſengroß und zwergklein zu machen, war auch Hagberta, des Rieſen Vagnoſt Tochter: „Insolito suae granditatis adspectu, nunc contractioris, nunc exilis, nunc defluentis substantiae modo corrugata, modo explicati corporis situm arbitraria mutatione transformare solebat, atque nunc proceritate coelis invecta, nunc in hominem angustioris habitus composita, coelum deponere, terram suspendere .... posse credebatur." (Olaus Magnus, Ep. Plant. fol. 37 verso.) Verwandte Geiſter nennt Sprenger Grollen (Trollen?) und Schretel. (Malleus II. 1. 3.)

380. **Das Malagoispferdchen.** (S. 458.) In dem Volksromane von Malagis kommt meines Wiſſens ein Pferdchen der Art nicht vor, wohl aber in dem von Valentin und Orſon, wo der zauber-

ſandige Zwerg Pacolet ein ganz gleiches beſitzt. (Franz. Ausg. Liſr. c. 24, 28, 29, 30 und 51.) Der Zauberer in 270 reitet auch auf einem Holzpferde durch die Luft. Malagyspferdchen iſt hier denn wohl nichts Anderes als Zauberpferdchen.

381—384. Vgl. 245—247. Gr. 251. Gleich den Sagen von der Teufelsſcheune ſind dieſe auch durch ganz Belgien und den größten Theil von Holland verbreitet. Faſt in jedem Dorfe hört man ſie.

Der Ort, wo die Tänze ſtatthaben, iſt entweder ein Berg (380, der deutſche Brocken, die nordiſche Jungfrau. Olaus M., Ep. Plant. Fol. 24), in der Nähe eines Baumes (Nr. 382. 419. Gr. 251), ein Wald (189. 383), ein Marktplatz, in deſſen Mitte gewöhnlich ein Baum zu finden iſt (246. 247), ein Keller (264), oder wie bei Wilhelm von Neuburg in einer engliſchen Sage ein Grabhügel (Rer. angl. l. I. c. 28), immer eine in dem deutſchen Heidenthume heilige Stelle. Häufig ſteht auf dem Berge oder in dem Walde ein prächtiges, ſchimmerndes Schloß; in einem gleichen fand ſich die „Wohnſtatt, die dem Könige Radbod bereitet war“ (Nr. 17), die eben ſo ſchnell auf des Diakons Beſchwörung verſchwand, als hier das Schloß. Radbods Haus iſt golden, in 189 ſind die Nägel ſelbſt golden. Asgard iſt aber auch mit goldenen Schilden gedeckt und

Die Balken der Burg
Erglänzen von Gold;

auch hier ſitzen einige, die ſpielen, andere, die trinken. In Löwen ſind es Katzen, die tanzen (Nr. 246); bei Flobecke macht eine Katze Muſik; die Katze aber iſt ein heiliges Thier; ſie zieht den Wagen der Freya.

Keiſersperg nennt den Venusberg als Platz der Hexenverſammlungen. Vgl. Gr. Myth. 594 f.

385. **Ein Ritt auf Kälbern.** Was iſt das für ein Weinkeller zu Cöln? Ein Gegenſtück zu Auerbachs Keller? Es müſſen Sagen von demſelben umgegangen ſein. — Vgl. Myth. 596. Baader im Anz. 1838, 471, 49—52, 6 (?).

386. **Fahrt nach Spanien.** Die Hexen aus Ferrara fahren zum Jordan, wie uns die folgende merkwürdige Stelle aus des Bruders Bartholomäus de Spina Quaestio de strigibus c. I lehrt: „Dicunt enim, quod illa domina cursus, quam striges, qui Ferrariae sunt, vocant *sapientem Sibyllam*, quae videlicet in illa multitudine praeesse videtur, sicut iuxta praedictum cap. episcopi Herodias vel Diana; desiderat tangere aquam fluminis Jordanis, quo loci congregantur, ut aiunt. Et licet ad hoc plurimum conetur, nunquam tamen praevalet eam tangere, sed fluvius ipse potius exsiccatur. Qua de re sic illa irascitur, ut a facie eius oporteat omnem illam multitudinem statim aufugere, alias omnes ab ea protinus necarentur. Causam autem, quare tantopere tangere desiderat aquam illam, hanc afferunt, *quia si posset*, inquiunt, *hoc consequi, ut tangeret aquam, fieret tunc domina totius mundi.*“

388. **Die kahle Wieſe zu Deel.** Wo die Elben tanzen, findet man Morgens Ringe im Graſe. Vgl. Shakſp. im Johannisnachtstraum — Anz. 1839, 69, 3 — 305, 4. — Myth. 605.

389. **Das verwandelte Pferd.** Nachdem König Beder die Zauberin Labe in eine Stute verwandelt und kein Zaum ihr paßt, gibt Abdallah ihm einen mit der Weiſung, nie die Stute mit dem Zaum zu verkaufen. Als Beder dieß dennoch thut, iſt es mit ſeiner Macht über ſie gethan. 1001. Geſch. von Beder und Giauhar. Auch Amine, Sidi Numan's Frau, wird in eine Stute verwandelt: ebend. Abenth. des Kalifen Harun-al-Raſchid. Dem heiligen Macharius wurde eine in ein Pferd verwandelte Frau vorgeführt und er löſte den Zauber. Surius in vita. — Cum essemus in Italia, audiebamus talia de quadam regione illarum partium, ubi stabularias mulieres imbutas his artibus in caseo dare solere dicebant, quibus vellent seu possent viatoribus, unde in jumenta illico verterentur et necessaria quaeque portarent, postquam perfuncta opera ad se redirent; nec in his vitam bestialem fieri, sed rationalem servari. (Aug. de civ. dei. 28.) Humana opinio dicit, quod quadam arte et potestate daemonum homines converti possunt in lupos et jumenta. (Deſſ. De spiritu et anima l. sing.) Derſelbe Kirchenvater erzählt auch von des Präſtantius Vater, daß der in ein Pferd verwandelt geweſen ſei und mit andern Roſſen Hafer gefreſſen. Vincentius bringt uns in dem Speculum naturale III. 3 eine Sage von zwei Weibern, die förmlich Handel trieben mit in Pferde, Eſel und Schweine verwandelten Menſchen. Der Ausgang erinnert an Langbeins Graumantel, Fauſts und Jvo's Strohwiſche. Nächſt der Verwandlung in Pferde erſcheint die in Eſel beſonders häufig. Obenan ſtelle ich die von Apulejus, dem Platoniker, die wohl zur Genüge bekannt iſt. Eine höchſt intereſſante Salaminiſche Sage von einer ſolchen Metamorphoſe erzählt Sprenger im Malleus II. 2, 4. Eine andere theilen S. de Vries in dem Satan aus Zeilers Briefen II. ep. 575 und die Dioskuren Grimm in den Kindermärchen III. 200 aus Prätorius Weltbeſchreibung II. 452—455 mit. Auch die flämiſche Volksanekdote von dem Bauern mit dem Eſel und den vier Studenten wäre hier anzuführen. Die Letztern ſchneiden das Leitſeil ſtille durch, woran der Bauer den Eſel führt und bringen dieſen auf Seite; einer von ihnen geht nackt an des Eſels Stelle hinter dem Bauern her. Als dieſer den Studenten ſieht, ſchreit er: „Gott und Herr, mein Eſel iſt zum Menſchen geworden!" und der Student bindet ihm auf, er wäre ſchon ſeit ſieben Jahren Eſel geweſen und dieß zur Strafe für eine große Sünde; nun ſei er erlöſt. Später ſieht der Bauer ſeinen Eſel auf dem Markte feil geboten und warnt jeden, das Thier nicht zu kaufen, denn es ſei ein verwünſchter Menſch.

Man vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21 — 1839, 182, 33. — Gr. Myth. Beſchwörung XVI.

391. **Die Katzen von Stockhem.** Sobald man der Hexe etwas gibt, hat ſie Gewalt über einen: die Gabe erſcheint hier als Opfer, durch deſſen Bringung man die Oberhoheit des (göttlichen) Weſens, dem es gebracht iſt, anerkennt, ſich unter deſſen Macht gibt. Die Mahr holt Morgens Feuer; gibt man ihr welches, dann mag ſie in der kommenden Nacht wiederkehren. Vgl. Myth. 634.

392. **Spinnräder tanzen.** Die jungen Hexen müſſen Kröten

hüten. S. die Kupferplatte bei de Lauere und Myth. 605. Anz. 1839, 311, 52. Auch dem Märchen iſt die Kröte nicht unbekannt.

401. 402. Vgl. Myth. 612. 618.

403. **Das rothe Tuch.** Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. *Rubrum* etenim *pannum* pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Olaus Magnus. Ep. Plant. 30 verso. Sollte da Verwandtſchaft beſtehen? Es ſcheint zum mindeſten. Merkwürdig nennt O. neben dem rothen Tuche noch Sonne und Mond als göttlich verehrte Weſen bei jenen Völkern. Das erinnert an Cäſars Sol, Vulcanus et Luna, die ihm zufolge die einzigen deutſchen Gottheiten waren. Vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21. Die vor Zauberei ſchützende Nuß muß in ein Stückchen rothen Carmeſintafft gewickelt werden. Anm. zu 294.

405. Herumirren. Vgl. Nr. 404. Anz. 1834, 91, 3 — 147, 10 — 1838, 363, 31 — 370, 47. Das Gebet auf den Kreuzwegen Anm. zu 317 iſt auch zu vergleichen. — Andere hierher gehörende Sagen theile ich anderswo mit.

413. **Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wiſſen wollte.** Erinnert ſtark an eine deutſche Art von Weiſſagung. Wie hier die Namen der Apoſtel auf Kerzen ſtehen, ſo waren die alten Runen bekanntlich in Stäbchen eingeſchnitten. Vgl. W. Grimms Werk über die Runen.

Contra morbum regium, sive morbum caducum ponunt duodecim candelas ad duodecim Apostolos, et cum infirmus sit prius baptizatus in nomine Jesu Christi, tunc rebaptizatur in nomine diaboli, commutatur nomen impositum in Baptismo et imponitur nomen Apostoli secundum quem remanserit candela accensa. (Bernardini Sen. Const. p. I. tit. 7 quae ad bapt. pertin. Serm. 1. in quadrag. art. III, c. 2.)

415. **Das weiße Kanin.** Nebſt den Katzen gibt es kein vierfüßiges Thier, welches häufiger eine Rolle in den Sagen Flanderns und Brabants ſpielt, als das Kanin. Beſonders gerne läßt es ſich auf Kirchhöfen ſehen. Wie in 426 die unglücklich Liebende als weißes Kanin umwandelt, ſo geht einer mir eben von Jack van de Velde mitgetheilten Sage zufolge ein dem brüſſeler Milchmädchen (423) ganz gleiches Geſpenſt unter ähnlichem Rufen als weißes Kanin in Dendermonde um. Unſerer 415. verwandte Sagen hörte ich außerdem in Audenaerde, Dilbeek, Audeghem, Cruis-Heuthem, Löwen, Bollebeek und noch an einigen anderen Orten. Vgl. auch Nr. 233. 426 und beſonders Nr. 40 der Sagen in der Wodana: Het wit Konyn te Dendermonde.

419. **Sankt Annen-Baum.** Vgl. Hexenbäumchen. Anz. 1830, 181, 7.

421. **Der Geiſt im Eichbaume.** An Bäumen, woran wunderbare Marienbilder hingen, ſah man, wie tauſend Legenden künden, Nachts ein wunderbares Licht. Grimm ſieht mit Recht hier eine pia

frau und heidniſcher Grund ſcheint ihm durchzublicken. Das wird durch unſere Sage offen klar: in ihr ſpricht der alte Gott ſelbſt: für ihn iſt die Nacht, da empfängt er ſeine Opfer noch, die ihm bei Sonnenſchein nicht mehr werden. In der Grundidee verwandt ſcheint mir die folgende Sage Nr. 422. — Weſtendorp erwähnt eines Waldes in Holland, in deſſen Mitte man oft Nachts ein großes Feuer lodern ſah.

423. **Das Milchmädchen in Brüſſel.** Wird auch in Cöln, Antwerpen, Dendermonde u. a. O. m. erzählt. Vgl. auch Anz. 1838, 478, 60.

424. **Der umwandelnde Nachtwächter in Gent.** Iſt auch in Gertruf zu Hauſe.

428. **Gränzpfahl verrückt.** Genießt einer ungemeinen Verbreitung, ſowohl in Belgien, als in Deutſchland. Gr. D. S. 283. 284. Baader im Anz. 1838, 474, 56 — 1839, 60, 3 — 181, 31 — 537, 76.

429. **Die wiederkehrende Geliebte** findet ſich auch ähnlich unter den Wapperſagen.

433. **Der kühne Soldat in Antwerpen.** Vgl. Gr. D. S. 176; K.-M. I. S. 22; auch „Herr verbrannt", Nr. 393, welche wieder merkwürdig zuſammenhängt mit dem Abentheuer des jungen Rieſen in der Mühle, K.-M. III. 165. 166.

Häuſer, die wegen darin umwandelnder Geiſter nicht bewohnt ſind, kennt ſchon das claſſiſche Alterthum. In den öffentlichen Bädern von Chäronea waren mehre Bürger erdroſſelt worden und dieſe ſpukten ſo daſelbſt, daß man die Bäder ſchließen mußte. Nichtsdeſteweniger hörten die Nachbarn Geräuſch und ſahen Geſpenſter da. Plut. in Cimone p. 479. Vgl. Lucian. in Philopseude p. 1000. Plin. epist. l. 7, 27. Aehnliches aus Rom berichtet Alexander ab Alexandro V. 23. Gregor der Heilige erzählt von Datius, Biſchof von Mailand, daß derſelbe auf einer Reiſe nach Conſtantinopel in Korinth ein großes Haus ſuchend, um mit ſeinem Gefolge da zu übernachten, endlich ein gar ſchönes gefunden, welches noch dazu ganz leer geſtanden. Als er daſſelbe aber beziehen wollte, warnten ihn die Bürger und erzählten ihm, wie es ſeit mehren Jahren in dem Hauſe umgehe und dieß auch die Urſache ſei, daß es nicht mehr bewohnt werde. Datius läßt ſich dadurch nicht abſchrecken und bezieht das Haus: in der erſten Nacht hört er gräulichen Lärm, Löwen- und Stiergebrüll, Hundegebell, Schweinegegrunze u. ſ. w. Er geht aber den Spuken zu Leibe und vertreibt ſie. Vgl. auch August. de civit. dei 22, 8; Antonio Torquemada's Hort. Salam. 1570, 300; Cathol. Pedag. p. 184.

In Belgien iſt die Sage ungemein verbreitet; ihr weſentlich ſcheint hier das Kuchenbacken. Vgl. Wodana, Sage 45.

434. **Die Blutkutſche in Antwerpen.** Sie iſt auch in den meiſten andern Städten und ſelbſt in vielen Dörfern Flanderns und Brabants bekannt. Einigen zufolge iſt ſie von außen und von innen roth. Vgl. die Anm. zu 284. Myth. 606.

436. **Bockreiter.** Auf Böcken und Kälbern reiten die Hexen. Myth. 595, vgl. Nr. 285. „Sie glänzen wie Feuer", Myth. 609.

437. **Der geplagte Jäger.** Daß man hier nicht gerne in den Wald gehen mag, iſt wohl ein ziemlich unzweideutiger Ueberreſt deutſchen Heidenthumes; ebenſo das Feuer, welches Weſtendorps Myth. zufolge in einem holländiſchen Buſche brennt, und der Greis im Walde von Tourhout. Nr. 418.

440. **Der glühende Landmeſſer.** Vgl. 428.

442. **Der Wagen auf dem Korn.** Vgl. Anz. 1830, 306, 43.

443. **Der Höllenwagen zu Overmeere.** Iſt wohl Hellewagen, Wagen der Hellia und dem Seelenwagen, Myth. 480, verwandt, wie ich in der Wodana 1 ff. bemerkte, wo ich zugleich einen Hellenbrunnen mit einem wunderkräftigen Liebfrauenbilde, und einen Hellenbach aus Belgien beibrachte.

444. **Donner verrathen.** Aehnliches wird auch von Johann dem Evangeliſten erzählt.

448. **Der Teufel von Aelſt.** Vgl. Gr. D. S. 210 und die Geſchichte von Ali Cogia, dem Kaufmann von Bagdad, in 1001 Nacht.

452. **Mariken von Nymwegen.** Ein weiblicher Theophilus. Gegen das Ende mahnt die Sage an den Tannhäuſer, doch iſt der Schluß befriedigender. Vgl. auch Nr. 544. Alba ſetzte das Buch in den Index. — S. 347 Zeile 20 „zur Hölle" heißt im Original „nach Cacabo". — Die folgende Sage Nr. 453 ſcheint der im Volksmunde noch übrige Reſt von Mariken. S. Weiteres in der 2. Abt. der Wodana.

454. **Der Teufel von Nederbrakel.** Vgl. die Anm. zu 272. Auch die Taube in 286 iſt ſchwarz. Ein, ſo ich nicht irre, holländiſches Dorf heißt Zwarte-Kieken Woert. Vgl. Myth. 608.

457. **Sankt Bernhard und der Teufel.** Wird auch von Dominicus erzählt. S. Tuinman, Nederd. Spreekw. 23.

459. **Der Freiſchütz.** Vgl. Anz. 1838, 223, 22 — 367, 36.

465. **Der Sankt Jakobsthurm zu Antwerpen.** Vgl. „Da hat der Teufel die Hand dazwiſchen geſteckt" (Cölner Sprichwort).

470. **Teufel verbrennt zwei Kirchthürme.** Vgl. 177.

472. **Teufel bewacht den Weinberg.** Es iſt wohl nicht ſchwer zu errathen, wer hier unter der Teufelshülle ſteckt.

473. **Der dienſtbare Geiſt.** Da mir kein Cäſarius zur Hand ſtand, ſo mußte ich mich auf die Ueberſetzung eines meiner Correſpondenten verlaſſen und konnte ſelbſt nicht vergleichen. Meine Leſer werden es mir demnach wohl zu Gute halten, wenn ich dem in der vorliegenden Sage auftretenden Soldaten jetzt erſt den Ritterſchlag gebe, während ich ihn gleich als Ritter hätte einführen müſſen. Man vgl. des Rechenbergers Knecht, Gr. 174.

474—481. Vgl. 256 ff.

487—489. **Kludde, Lodder.** Sollte ſich Scherings Vermuthung (in den Schriften der ſkandinaviſchen Lit.-Geſellſchaft. 1810, K.-M. I. XXXIX), daß Lodder mit Loke eins ſei, als gegründet erweiſen, dann ſtände ich nicht an, den bösartigſten der Götter in unſerm Lodder und dem eng verwandten Kludde zu ſchauen. Einzelne Züge ſcheinen mir ſtark dafür zu ſprechen, ſo z. B. das Erſcheinen Kludde's und Lodders als Pferd, wozu man die 36. Dämeſaga der Snorren. halte. — Wie beide Geiſter als Pferd ſich ins Waſſer werfen, ſo liebt auch der lange Wapper das Waſſer: ſollte er nicht eins mit jenen und Wapper nicht ein Beiname ſein können? An Vielgeſtaltigkeit weicht der Wapper Loke kaum, eben ſo wenig an Böswilligkeit. Derſelbe Fall iſt es mit Oſſchaert, der ſogar meiſtens als Pferd erſcheint.

Was mich noch mehr an die Wirklichkeit jener Beziehungen glauben läßt, das iſt das Wiederfinden einer andern Sage von Loke in einem niederländiſchen Märchen, welches Dr. Snellaert in dem Kunſt- en Letter-Blad 1843, S. 36 mittheilt. Jeſus ging mit Petrus aus zu fiſchen; als das ganz gefüllte Netz leer war, ſah Peter noch einen Fiſch in einer Maſche hangen; er griff ihn, der Fiſch wehrte ſich gewaltig, aber Peter hielt ihn mit ſtarkem Daumen und Zeigefinger an dem Rücken feſt und ſprach: „Fiſch, Fiſch, du biſt ein Schelmfiſch!" warf ihn zu den andern. Die Male von des Apoſtels Finger tragen noch die Schellfiſche, wie ſie ihm auch den Namen danken. So hörte ich das Märchen; bei Snellaert ſagt Peter: „Schelm, Schelm, fortan ſollſt du Schelmfiſch heißen", und die Sage iſt an den wunderbaren Fiſchzug geknüpft. Das iſt ganz die 46. Dämeſaga der Snorroniana, nur vertritt der Schelm- (!!) Fiſch die Stelle des Salms und Peter die Stelle Thors.

Von dem nordiſchen Nennir oder Nikur gehen übrigens ähnliche Sagen, wie von Kludde und Oſſchaert. Vgl. 213, 498 mit Myth. 277.

501—503. Vgl. 242. 243. Gr. D. S. 213. 214. 215. Myth. 621 f. K.-M. II. 116. 244. Anz. 1830, 180, 30, 2.

506. **Die Seelen der Ertrunkenen.** Vgl. Gr. D. S. 82.

507—511. Vgl. 217—223.

512. **Die drei Nixen von Jupille.** D. S. 58. Der Döngesſee. Vgl. auch 514.

515. **Mahr in der Muſchel.** Vgl. 246—255.

516. **Holzhacker belohnt.** Alſe wurde auch wohl bei dem Mahle nur Oberfleiſch gegeſſen? Da hätten wir das Heldenmahl in der Walhalla.

518. 519. Irre ich nicht, ſo iſt es die fahrende Mutter (oder auch Frau), der man nach der Flachsernte ein Büſchelchen Flachs zurückläßt. Iſt ſie Holda?

520. **Wanne Thekla.** Aus Gertruf.

526. **Der Sandhügel bei Hillegersberg.** Vgl. Myth. 307.

527. **Hunsberg.** Vgl. Mone's Anzeiger 1837, c. 173. Nr. 10. Vgl. Anm. zu 436, 385.

529. **Der Mammelocker.** Vgl. Vader Mus. V, 4.

531. **Die Lügenglocke zu Gent.** Sie heißt auch die Lengemeete.

535. **Schlange umwindet das Kind.** Scheint nur Bruchſtück einer Sage, die Baader in dem Anzeiger 1839, 530, 62 mittheilt.

536. **Die Pferde zu Dünkirchen.** Vgl. die cölner Sage von Richmuth von der Aducht bei Gr. D. S. 174 und in trefflicher Bearbeitung von E. de Groote in deſſen Taſchenbuch für altdeutſche Kunſt, Simrocks Rheinſagen, J. B. Rouſſeau's Muttergottesroſen u. ſ. w. Die Inſchrift vom Grabe der Richmuth bewahrte uns Freiherr von Mering in ſeinem „Verſuch einer Geſchichte der Cunibertskirche nebſt einem Anhange über jene der Apoſtelkirche in Cöln". Cöln 1833.

542. **Tiſchtuch entzweigeſchnitten.** Vgl. Gr. Rechtsalterth. 713.

547. **Die Roodeſtraet zu Veurne.** Herr Hippol. van de Velde, Königl. Procurator zu Veurne, iſt eben mit Unterſuchungen über heidniſche Reſte in dortiger Gegend beſchäftigt und wir dürfen von ſeinem Eifer nur die beſten Reſultate erwarten.

548. **Germanus van der Hagen.** Abaris ritt auf dem Pfeile Apollo's über Flüſſe und Meere und unwegſame Oerter. Jambl. in vit. Pythag. 28.

549. **Der Wilddieb.** Vgl. Mone's Anz. 1835, c. 307. Nr. 11.

550. **Die Reiſe nach Egypten.** Vgl. die Fahrt nach Spanien, 386, und die Anm. dazu.

555, 556. **Der lange Mann.** Vgl. den langen Mann von Burgos bei Delrio S. 463, die lange Frau Nr. 401 und Nr. 577.

557. **Die verwandelten Hühner.** Vgl. Nr. 566. 592.

560. **Der Kaſteelberg.** Vgl. 477 f.

562. **Das nächtliche Feſt.** Vgl. Baader im Anzeiger 1838, 370, 48.

565. **Die Meerminne zu Schouwen.** Vgl. 507. 509.

566. **Das Geiſterhaus zu Antwerpen.** Vgl. Anz. 1838, 460, 64. — Unten Nr. 592.

568. **Unſere liebe Frau von Cortryk.** Ein ähnlich ohrfeigendes Marienbild kennt Caesarius VII. 22. — Zu Dendermonde wollte man einmal ein ſchweres Chriſtusbild von ſeinem Orte tragen nach einer andern Stelle außerhalb der Kirche. Einem der Träger drückte es die Schulter wund und er fluchte und ſchwur, er werde es fallen laſſen. Da löſte Chriſtus ſeine Hand vom Kreuze und ſchlug den Flucher derb an das Ohr.

570. **Sante Amalberga's Kapellchen zu Temſche.** Es iſt indiſcher Volksglaube, daß eine reine Jungfrau vermöge, Waſſer in eine Kugel zu ballen oder in einem Sieb zu tragen. Vgl. Gr. K.-M. III, 254. Rechtsalterth. 932. Das war auch römiſcher Volksglaube: „Tuccia virgo Vestae arguebatur incesti; at illa argumentis purgare se dedignata mortalibus, ad Tiberim cribrum detulit ibique submersit prece addita: „O Vesta, inquit; si pia et casta sum, hanc

e Tiberi aquam ad templum tuum perferam", et pertulit. Pauli Diaconi hist. var. l. IV, ed. Ingolstad. 1603. p. 97.

571. **Sankt Amands Baum.** Die Handſchrift, der wir dieſe Sage entnahmen, iſt nun herausgegeben durch Ph. Blommaert.

575. **Glockenläuten.** Held Julius iſt Julius Cäſar.

581. **Geiſtermeſſe.** Vgl. Gr. D. S. 175. Anz. 1838, 53, 10.

583. **Speiſen in Schlangen verwandelt.** Vgl. Anz. 1839, 533, 67.

584. **Alvina.** Ich werde die Sage vollſtändig in den „Deutſchen Sagen" mittheilen. Ihre Auffindung verdanke ich H. van de Velde.

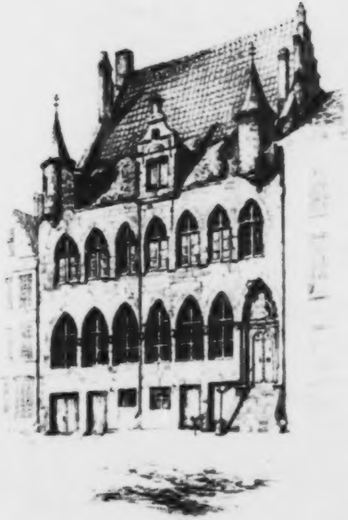
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 20 Z. 9 v. u. ſoras lies ſaras.
- 59 Nr. 46 Felgert l. Felpert.
- 80 Z. 10 v. u. Ginuther l. Gleuther.
- 92 u. 93 Algais l. Alpais.
- 226 Z. 2 v. u.
- 267 - 1 v. o. } Hactwerk l. Hantwerk.
- — - 6 v. o.
- 287 - 1 v. o. Lepho l. Lepbo.
- 298 - 5 v. u. Dudegrache l. Dudegracht.
- 320 - 4 v. u. Alrer l. Alren.
- 458 - 5 v. o. 388 l. 389.
- 623 - 13 v. u. Mees l. Meus.
- 662 - 3 v. u. } Mouſſe l. Mouſſele.
- 663 - 8 v. o.

Deutſche Märchen und Sagen.



Deutſche
Märchen und Sagen.

Geſammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johannes Wilhelm Wolf.

Mit drei Kupfern.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

J. F. Willems

geweiht.

Vorrede.

Meinem am Schluſſe der Vorrede der Niederländiſchen Sagen gegebenen Verſprechen gemäß, folgt hier eine kleine Sammlung deutſcher Sagen, denen ich einige Märchen voranſetzte. Ich beſchränkte mich nicht auf Deutſchland, ſondern nahm auch die Niederlande hinzu, und da lieferte vor Allem Belgien, welches ich fortwährend bewohnte, wieder reiche Ausbeute; der größte Theil der aus dem Volksmunde geſchöpften gehört dem Letztern an, der wenigen dieſer Quelle in Deutſchland entnommenen konnte ich nur mit Noth durch Correſpondenzen habhaft werden. Die aus Büchern ausgeſchriebenen ſind dagegen meiſt deutſche; dieſer würden bedeutend mehr ſein, wenn mir deutſche Bibliotheken zu Gebote geſtanden hätten, doch ſo glücklich war ich nicht; mühſam mußte ich die ſpärlichen Aehren, welche ich als dünne Garbe biete, aus ältern Niederländern zuſammenleſen. Da kam mir beſonders Simon de Vries prächtig zu ſtatten; ſeine unter den Titeln: Hiſtoriſche Ocean, De Satan in ſyn weſen, aart, bedryf en guychelſpel; Wondern en Wondergevallen op, in en omtrent de Seen u. ſ. w. erſchienenen Sammlungen von Geſchichten aller Art waren eine koſtbare Mine für mich und nur ſchmerzlich vermißte ich ſeine übrigen Werke, die ich trotz aller dafür angewandten Mühe nicht aufzutreiben vermochte. Was mir in dieſer Beziehung zu thun unmöglich war, das darf ich jedoch nun ruhig Andern überlaſſen, namentlich den beiden Ueberſetzern der Niederländiſchen Sagen, Herrn Doorenboſch und Dykſtra in Groningen und Leeuwarden. Unmöglich hätte die Arbeit in gewiſſenhaftere und ſorgſamere Hände fallen können und gern bekenne ich, daß ſie in Bezug auf die Quellenangaben bei den hiſtoriſchen Sagen das deutſche Original weit hinter ſich läßt; ſtehen doch den Verfaſſern auch ſo reiche Mittel zu Gebote. Hoffentlich werden ſie in einer Nachleſe noch Manches bringen, was ich zu bringen nicht vermochte, und darin gewiß auch recht viel Mündliches aus Frieſland.

Holland hat eine Art von Antipathie gegen das kräftige und ſeine Eigenthümlichkeiten ſo treu bewahrende Frieſenvolk; nur verachtend und über die Schultern ſchaut es dieſes an. Die Frieſen hängen mit zu warmer Liebe an dem Boden, der ſie geboren werden und reifen ſah, an ihren Rechten und Freiheiten, ſo klagt der Holländer, und allen Anſtrengungen zum Trotze laſſen ſie ſich nicht verhollandern, dieſe „freien Frieſen,“ wie ſie ſich nennen. Dies iſt übrigens ſehr leicht begreiflich, denn ein Frieſe würde ſich verhollandert ungefähr ſo ausnehmen, wie ein begeiſterter Kämpe aus Lützows wilder Jagd in Zopf und Allongeperücke, und zu ſolchen Caricaturen will kein Frieſe ſich hergeben. Auf die Weiſe ſtehen die Provinzen Hollands Frieſland immer noch ferne und faſt in demſelben Verhältniß zu einander, wie einſt vor der Revolution der Norden und Süden der Niederlande; nur ſind es andere Motive, welche die Kluft zwiſchen beiden bilden. Wie ſehr viel die holländiſchen Germaniſten für unſer Alterthum aus Friesland hätten holen können, ſo ſehr wenig nutzten ſie dieſe Quelle; ſie hätten ſich zu tief bücken müſſen. Trotz all dem, was in Deutſchland für frieſiſche Alterthümer durch Richthoſen, Rask und Grimm geſchah, ſtehen die Holländer noch ſo theilnahmlos da, als wäre Friesland eine öde Haide und auch nicht eine Haideblume von da zu holen; nur hier und da ſtößt man in den Werken der Holländer auf ein frieſiſches Wort oder auf ein bis zum Ekel wiederholtes und ewig abgeſchriebenes Citat. Dieſer Zuſtand wird aber fortdauern, ſo lange Deutſchland ſich den Frieſen nicht enger anſchließt, ſo lange es nicht eben ſo ehrlich in die Hand ſchlägt, welche ſie uns bieten, als wie ſie uns dieſelbe bieten.

Jemehr aber Holland ſich alſo von Friesland abwendet, um ſo kräftiger wirkt dies für ſich und die Werke Magnins und anderer frieſiſchen Gelehrten geben uns die gegründetſte Hoffnung, bald von dort aus unſerm Alterthume vor Allem die reichſten Beiträge zuſtrömen zu ſehen. Belege dafür gedenke ich nächſtens in einem andern Buche zu liefern.

Wie bei den Niederländiſchen Sagen, ſo war ich auch bei dieſer Sammlung aufs Thätigſte durch meine wackern flämiſchen Freunde unterſtützt. Jules de Saint Genois, nun Profeſſor, Bibliothekar an der Genter Hochſchule, überließ mir bereitwillig eine ganze Reihe von mündlichen Ueberlieferungen; der thätige H. van de Velde, ſowie ſeine Brüder, Jack und Adolf trugen die ſchönſten der Märchen und außerdem viele Sagen bei, gleichfalls brachten Snellaert und Serrure, Dr. Coremans, Ecreviſſe, Blommaert, J. van den Boſſche u. a. m. mir manches.

In Bezug auf die Ordnung, in welcher die Sagen ſich folgen, bemerke ich, daß ich die hiſtoriſchen Sagen, deren ich nur wenige hatte, zwiſchen die andern einſtreute; übrigens folgen ſie ſich, wie die Niederländiſchen, an loſem Faden.

Augenblicklich getrennt von meiner Bibliothek und meinen Collektaneen, konnte ich die Anmerkungen nur ſpärlich ausſtatten; dies war mir um ſo ſchmerzlicher, da ich juſt für ſie ſo reich geſammelt hatte, daß ſie füglich eine eigene, von der Sammlung getrennte Zugabe hätte bilden können; ich werde aber, was hier verſäumt worden, bald auf anderer Seite nachholen.

Cöln, am Oſtermontage 1845.

Johannes Wilhelm Wolf.

Inhalt.

Nummer		Seite
1.	Das goldene Schloß	1
2.	Vom dummen Peter	6
3.	Das wilde Schwein	16
4.	Das verrathene Geheimniß	21
5.	Jan der Dieb	30
6.	Klein Däumchen	37
7.	Die ſchöne Königstochter im Garten	39
8.	Vom glücklichen Schuſter	41
9.	Das kleine alte Männlein	43
10.	Von Piet Jan Claas, der den Tod ſuchte	47
11.	Die betrogenen Schelme	50
12.	Der fleißige und der faule Fiſcher	59
13.	Der Zwergenberg	66
14.	Von dem glücklichen Schäfer	68
15.	Die drei Schweſtern	73
16.	Jan im Himmel	75
17.	Von Eilig dem Schmiede	77
18.	Die Eiſenkerle	79
19.	Die beiden Bräute	83
20.	Ohneſeele	87
21.	Der kühne Sergeant	93
22.	Dreizehn	106
23.	Die dankbaren Thiere	112
24.	Jack mit ſeinem Flötchen	115
25.	Von dem Schiff, das zu Waſſer und zu Lande fuhr	121
26.	Von vier Wunſchdingen	127
27.	Das Feuerſchloß	134
28.	Des Teufels drei Federn	141
29.	Herr Halewein	143
30.	Die ſchlimme Herberge	145
31.	Vom Schellfiſch	146
32.	Hähnchen mit einem Bein	149

Nummer		Seite
33.	Von den vier diebischen Studenten	150
34.	Die Kröte	151
35.	Die Schlange am Halse	153
36.	Ich liege im Säckelchen	154
37.	Der trunkene Peter	—
38.	Vom guten Jankchen und dem bösen Mieckchen	155
39.	Lügenmärchen	157
40.	Vom Breitköpfchen	158

41.	Wie Albertus Magnus einen Neugierigen strafte	160
42.	Mutterthränen	162
43.	Heilige streiten um den Lederbock	163
44.	Die Hand im Stein zu Disberg	164
45.	Der Teufelsstein im kölner Dome	165
46.	Drache im Pütz zu Köln	—
47.	Das versunkene Kloster	166
48.	Die versunkene Templerkirche zu Aachen	167
49.	Der Teufelsspuk zu Aerseele	168
50.	Der Teufelsspuk zu Oultre	—
51.	Bestrafte Willkür	170
52.	Der schwere Hund zu Lübeck	171
53.	Das weiße Kanin zu Dendermonde	172
54.	Kaninchen zeigt den Schatz	—
55.	Kaninchen auf dem Kirchhof	173
56.	Seele als Vogel	174
57.	Geist erlöst	175
58.	Die weiße Nachtigall	176
59.	Rose wächst aus des Todten Mund	177
60.	Geldwurz blutet	178
61.	Spinnweibchen in der Linde	—
62.	Jan Kartenheimle	179
63.	Weiße Frau zu Stammheim bei Köln	—
64.	Weiße Frau in Soest	180
65.	Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen	181
66.	Zwerge auf dem Hopfenfelder	182
67.	Das Zwergloch zu Weingarten	—
68.	Der Zwergin Hülfe	183
69.	Die Lappländer zu Langdorf	184
70.	Mutzchen	187
71.	Der Heinzenthurm zu Aachen	—
72.	Kievelmännchen und Duwelmännchen	189
73.	Zwergloch bei Osnabrück	190
74.	Das schwarze Männchen	—
75.	Die Bergmännchen im Oberbieberstollen	191
76.	Engel schauen	192
77.	Wasserteufel im Tabackfeld	193

Nummer | Seite
78. Kind im Waſſer 194
79. Die Nickerſtraße zu Ypern —
80. Das Stroh des Nixes 195
81. Des Nixes Füße 196
82. Nix zu Gent 198
83. Der Nix zu Nieuport. —
84. Nix zu Lubbach. 199
85. Der Waſſerteufel und die ſieben weißen Geſpenſter 200
86. Die Jungfrau auf dem Wilſenberge 201
87. Die verwünſchte Jungfrau auf der Schreibenflüh —
88. Waldisbaim —
89. Sage vom glücklichen Berge 202
90. Sankta Triſſa —
91. Der lange Mann bei Köln 203
92. Rieſen zu Wetteren und Leerne 204
93. Die weiße Rieſenfrau zu Kortryk —
94. Reiſſenſtein 205
95. Lodewicle zu Efferdingen. 206
96. Karlſtadts Tod. 207
97. Tod vorherſagender Weiber 208
98. Felſen löſt ſich —
99. Sankt Severins Koſten in Köln. —
100. Das fromme Knäbchen zu Speier 209
101. Biſchof Conrads von Würzburg Tod 210
102. Die Fiſche im See zu Ulmen —
103. Auf der Sterbenden. 211
104. Pilgrim ſtirbt —
105. Herzog Rudolf vor Gottes Richterſtuhl berufen 212
106. Von vielen Andern, welche gleicherweiſe vor Gottes Gericht geladen werden —
107. Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb 213
108. Bertolf von Zähringen. 216
109. Feindſchaft auch nach dem Tode 217
110. Die Gereonskiſte in Köln. —
111. Korn verwandelt 218
112. Das verzehrte Getreide. 220
113. Getreide gelobt und nicht gegeben 221
114. Das Schloß von Binderhouthem 222
115. Diebe vom Galgen dienen dem Herzog 224
116. Todter zu Tiſche geladen 225
117. Selbſtmörder kehrt wieder. 226
118. Des todten Wucherers Speiſe 227
119. Wie es mit der Seele des Landgrafen Ludwig erging 228
120. Der umwandelnde Prieſter in Sankt Bavo zu Gent 229
121. Prieſtergeiſt im kölner Dome 230
122. Spukender Mönch. 231
123. Der verwünſchte Bürgermeiſter. 232
124. Gutmann Limphut —

Nummer		Seite
125.	Stiefel	234
126.	Die Bauern im Zelterbuſch	—
127.	Spuk zu Lütkenbeck	—
128.	Die Männermörderin	235
129.	Das alte Mütterlein und die Katzen	—
130.	Verdammter Geiſt	236
131.	Spukgeiſt im Kloſter Mertel	—
132.	Gib mir meinen Kopf wieder	238
133.	Dieb will ſeine Haut wieder haben	—
134.	Doppelgänger	239
135.	Geſpenſt als Ehemann	240
136.	Zwei Geiſter	241
137.	Reiſe nach Jeruſalem	242
138.	Der Spielmann zu Sankt Gallen	245
139.	Beſchwörer in Straßburg	246
140.	Wagen mit Katzen beſpannt	248
141.	Hufeiſen auf Händen und Füßen	—
142.	Sieben Hexen	251
143.	Siebente Haut	252
144.	Hexe verarmt	—
145.	Das Zauberweib zu Aſſenede	254
146.	Dukaten verloren	255
147.	Dreikreuzmeſſer	257
148.	Hänschen Zimmermann und die Katzen	258
149.	Katzentanz um die Schützenſtange	259
150.	Lichtchen auf dem Baum	260
151.	Die Katzenlinde zu Tuweghem	261
152.	Kätzchen unter der Bütte	263
153.	Das ſchwere Kätzchen zu Gent	264
154.	Klaren Mondſchein [illegible]	265
155.	Der Spielmann auf dem Galgen	266
156.	Zauberſchloß bei Werwick	267
157.	Die verzauberte Jagd	—
158.	Hexenruß	268
159.	Zaubernadeln	269
160.	Zaubereier	270
161.	Zauberſchlaf	272
162.	Wie die Hexen erkannt werden	273
163.	Apfel bricht den Zauber	274
164.	Feuer verräth die Hexe	275
165.	Klagende Stimme	276
166.	Johannes Teutonicus	
167.	Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm wurde	277
168.	Albertus Magnus rettet den Papſt	279
169.	Duns Scotus	280
170.	Doctor Fauſt	—
171.	Hecke und Kleue	281
172.	Unſchuldige gehangen	283

Nummer		Seite
173.	Gottvertrauen belohnt	[illegible]
174.	Erkenbald von Burbe	[illegible]
175.	Die knieenden Esel	[illegible]
176.	Die Monstranz zu Lochristi	[illegible]
177.	Das Kreuz in der Sankt Georgskirche zu Köln	[illegible]
178.	Steinerner Christuskopf schwimmt	—
179.	Das schwarze Kreuz in der Kirche Sankt Maria im Capitel zu Köln	[illegible]
180.	Das Kreuz zu Wenduine	—
181.	Der hölzerne Gott zu Passchendale	291
182.	Die auswandernden Heiligen	[illegible]
183.	Sankt Michael fliegt vom Wodinsberge weg	[illegible]
184.	Das Marienbild im Dom zu Speier	297
185.	Unsere liebe Frau vom schiefen Halse zu [illegible]	[illegible]
186.	Die Magdalena im Dorf zu [illegible]	—
187.	Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloster zu Köln	299
188.	Das Gnadenbild in der Maria-Ablaß-Kapelle zu Köln	—
189.	Kurfürst Gebhards Bildniß zu Lechenich	300
190.	Das verlorne Kind	301
191.	Gottes Blut	303
192.	Pfeil gegen den Himmel geschossen	304
193.	Die Halsbrecherbrücke zu Gent	—
194.	Der schwarze Hund zu Beinen	305
195.	Sankt Gudulen Grab bestohlen	306
196.	Bettlers Fluch	307
197.	Der verfluchte Wald bei Hanau	308
198.	Kind aus dem Knie	—
199.	Vom Mönche getroffen	309
200.	Pest zu Trier	310
201.	Der Brand von Neuß	311
202.	Streit um die Sonne	312
203.	Wagen in der Luft	313
204.	Der Höllenwagen zu Zelsate	—
205.	Der feurige Wagen und die Nonne ohne Kopf zu Köln	316
206.	Der Mann ohne Kopf in den Beginenhöfen	—
207.	Jäger verschwindet	317
208.	Spukfrau in der Johannisnacht	—
209.	Die Jungfrau auf der Ziege	318
210.	Die weiße Jungfrau zu Heivens	319
211.	Weiße Jungfrau bei Düren	—
212.	Die weiße Frau	320
213.	Die weiße Frau auf dem Schlosse [illegible]	—
214.	Gespenst erscheint dem Attila	[illegible]
215.	Das Weib im Walde	[illegible]
216.	Spuk am grünen Teiche	[illegible]
217.	Der Grenzpfahl	—
218.	Kirrenweib	[illegible]
219.	Der Schinken	—

Nummer		Seite
220.	Feurige Landmesser	326
221.	Die weißen Frauen necken	—
222.	Der Hundekopf zu Altenberge	327
223.	Friedrich von Kelle	—
224.	Weißer Geist zu Nürnberg	328
225.	Der Geist mit der Schüsselkutte	329
226.	Geist und Kind	331
227.	Kind im Keller	332
228.	Geist verfolgt	—
229.	Trappler zu Cooltcamp	335
230.	Klopfer	—
231.	Der Geist zu Gingen	336
232.	Kobolde verjagt	337
233.	Der Perückenmacher und die Kabautermännchen	339
234.	Die Kabautermännchen zu Linden	341
235.	Kobold quält den Soldaten	343
236.	Noch etwas vom langen Wapper	344
237.	Der sprechende Bock	347
238.	Die rothen Zwerge zu Gulegem	348
239.	Rothmützchen	349
240.	Rübezahls Pferde	—
241.	Wie die Steinkohlen entdeckt werden	350
242.	Der Nicker zu Lichtervelde	351
243.	Neckgeist zu Gent	352
244.	Der Seemann	353
245.	Der neckende Nix zu Lokeren	354
246.	Seebischof	355
247.	Das Knäbchen im Schnee	356
248.	Der Geist zu Schweickershausen	357
249.	Von einem verborgenen Schatz zu Ypern	358
250.	Der Schatz zu Hummelshausen	361
251.	Schatz im Keller	362
252.	Schatz zu Derbe	364
253.	Magister Bibens	—
254.	Die Nonne zu Gehofen	365
255.	Das weiße Mütterchen	367
256.	Gebrochen Gelübde	368
257.	Gott segne euch!	—
258.	Spukender Soldat zu Wesel	—
259.	Geist an den Linden	369
260.	Die Wundereiche zwischen Sichem und Diest	370
261.	Unsere liebe Frau vom weißen Zweige zu Meensel	371
262.	Sankt Gudulen-Baum	372
263.	Wunderbare Quellen	373
264.	Gottliebenbrünnlein zu Schifel	—
265.	Gericht	374
266.	Durst leidet keinen Zoll	—
267.	Muschelfang mit Abgaben belegt	375

Nummer		Seite
268.	Koch vom Wimmelſee	375
269.	Wittſee	376
270.	Sagen vom Pilatusberg und Pilatusſee	377
271.	Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen	378
272.	Die Gründung der Liebfrauenkirche zu Aachen	379
273.	Karl läßt einen Brunnen graben	380
274.	Karls Handzeichen	381
275.	Biſchof Hildebold von Köln	—
276.	Biſchof Wolfhelm	382
277.	Günter von Regensburg	383
278.	Gottliebe	384
279.	Hildemarka	404
280.	Der Loosberg bei Aachen	405
281.	Bern	—
282.	Minden	406
283.	Altena	—
284.	Wimpfen	407
285.	Habbank	408
286.	Leonhardi Gleitritt	409
287.	Kaiſer Karl und der Rübenbauer	410
288.	Recht der Beſenbinder	411
289.	Von den vier Träumen	412
290.	Der gekrönte Schuh	413
291.	Der Kopf von Flandern	414
292.	Heinrichs Sprüchen	415
293.	Berthold von Wittelsbach	417
294.	Kaiſer Friedrich und die beiden Vögte	418
295.	Der alte Schwan	419
296.	Tauben weiſen den Weg	420
297.	Kuckuk täuſcht den Mönch	421
298.	Die verjagten Schwalben	422
299.	Fröſche verjagt	—
300.	Sankt Martin und der Teufel	—
301.	Der Wolf des heil. Remaclus	424
302.	Teufelsſtein zu Cleve	—
303.	Von dem Maler und dem Teufel	425
304.	Ritter Wolfberts Geſicht	426
305.	Teufel kommt vom Concilium	429
306.	Glöckner vom Teufel verjagt	430
307.	Gerhard von Hanebach	431
308.	Spuk auf dem Schlachtfelde	433
309.	Spiel mit dem Teufel	434
310.	Teufel zieht die Stiefel aus	—
311.	Die verwandelten Fiſche	435
312.	Des Teufels Pflugreien	—
313.	Auf des Teufels Geſundheit trinken	437
314.	Teufel entführt den Jüngling	438
315.	Herzog Trumph von Geurn	439

Nummer — Seite

316 Teufel in der Geliebten Geſtalt . . . 440
317. Den Teufel beſchwören . . . 441
318. Teufel holt den Ungehorſamen . . . 443
319. Flucher beſtraft . . . 445
320. Teufel in der Bierſchenke . . . 446
321. Die ungetaufte Glocke zu Knechtſtein . . . —
322. Kind dem Teufel geopfert . . . 447
323. Teufel als Bär . . . 448
324. Teufel geleitet den Ritter . . . 449
325. Teufel ſonder Kopf . . . 451
326. Duivelsjong . . . 452
327. Alraunen zu Wien . . . 453
328. Der alte Schrank . . . —
329. Das Fiſchnönnchen zu Löwen . . . 455
330. Das Börſenſträßchen zu Ypern . . . —
331. Fliegender Schilling . . . 456
332. Brevier verwandelt . . . 457
333. Geld verwandelt . . . —
334. Dieb gezeichnet . . . —
335. Auge ausſchlagen . . . 459
336. Punkiers Ring . . . —
337. Zauberlohn . . . 460
338. Nachtfahrt . . . 461
339. Die fliegenden Hexen an der Peter Heidens Fahrt . . . 462
340. Der Todten Gang zum Rheine . . . 463
341. Todesgeſpenſt . . . 464
342. Ritt zum Hexentanz . . . —
343. Glocke bricht den Zauber . . . 466
344. [illegible] . . . 467
345. Aalmutter . . . 468
346. Prieſter zum Hexentanz entführt . . . 469
347. Das Paradies im Berge . . . 470
348. Die zwei buckligen Muſikanten zu Aachen . . . 472
349. Der Doppelbuckel zu Calkaer . . . 476
350. Der Hexenverſammlung zuſchauen . . . 478
351. Der Holzhacker und die drei Katzen . . . 479
352. Wettermachen I. . . . 481
353. " " II. . . . 482
354. Kurlenherſt . . . —
355. Geſicht auf dem Kreuzwege . . . 484
356. Die Bräutigamsſchau . . . —
357. Andreasnacht . . . 485
358. Abrahel . . . 486
359. Schönes Frauenbild im Traume geſchaut . . . 488
360. Schwarze Mahr . . . 489
361. Nachtmahr . . . —
362. Von der Mahr befreit . . . 490
363. [illegible] . . . 491

Nummer		Seite
364.	Schlange und Kröte	493
365.	Schlange warnt	—
366.	Frau ſäugt die Schlange	494
367.	Krötenſtein	495
368.	Drachenſtein zu Luzern	496
369.	Die böſen Spinnen	497
370.	Haſe erſchreckt ein ganzes Heer	—
371.	Die Teufelshaſen zu Magdeburg	498
372.	Der Mönch zu Dresden	—
373.	Petermännchen	—
374.	Klopfer zu Rechberg	499
375.	Vorſpuk vor der Sporenſchlacht	—
376.	Wolf und Adler vor der Schlacht	501
377.	Zeichen vor der Schlacht bei Rooſebeke	502
378.	Todesverkündigung	503
379.	Die Geiſterſchau in Lübeck	504
380.	Das ſchwarze Schiff	505
381.	Der Todten Gebet	—
382.	Todtenlade kommt durchs Fenſter	507
383.	Die Kindesmörderin	—
384.	Doppelte Geſtalt	508
385.	Das Lichtchen	509
386.	Wie die Todten dankbar ſind	—
387.	Die weißen Reiter	510
388.	Die Kinder in der Krypta von Sankt Bavo	511
389.	Geſpenſter in der Dünenabtei	512
390.	Scheinſoldaten	513
391.	Geſchütz kehrt ſich um	514
392.	Die Mahre	—
393.	Straße geſperrt	515
394.	Reiter ſonder Haupt	516
395.	Die Kälberſtraße und die Rothe-See-Straße zu Ypern	517
396.	Das Pantoffelſträßchen zu Ypern	—
397.	Spuk zu Vouchoute und Aſſenede	518
398.	Der gebundene Teufel	—
399.	Spuk auf der Schädelſtätte	519
400.	Drei Enten	—
401.	Geiſt im Pfarrhaus	—
402.	Junker Ludwig	521
403.	Der Kroeldrapper in Zwevezeele	522
404.	Spuk im Kloſter der Tempelherren zu Ypern	523
405.	Pferde in dem Heuſchober	525
406.	Feuriges Schiff	—
407.	Das Feuer geſehn	526
408.	Hellſeher	—
409.	Vorherſchauen	527
410.	Des römiſchen Königs Grab	—
411.	Die geizige Magd	528

Nummer Seite
412. Sankt Bavo's Thurm zu Gent . . . 529
413. Zwei Kirchen . . . 530
414. Wulveringhem und Vinchem . . . 531
415. Das unvollendete Kloſter . . . 532
416. Der Teufelsthurm zu Nieuport . . . 533
417. Der Hochaltar zu Blaubeuern . . . 535
418. Der Keſſel in der Liebfrauenkirche zu Brügge . . . —
419. Die Rochenſtecher von Woert . . . —
420. Deren . . . 537
421. Karl verfolgt den Bär . . . 538
422. Drack-Famillies . . . 539
423. Das Drachenſträßchen zu Zomergem . . . —
424. Sankt Georg . . . 541
425. Bürgermeiſter Grun . . . 542
426. Der Mann mit den Spiegeln . . . 543
427. Finger abgebiſſen . . . 544
428. Der eiſerne Ring zu Heidelberg . . . —
429. Der goldene Wagen im Schloſſe Tomburg . . . —
430. Waſſer im Keller . . . 545
431. Geld in der Kirche verborgen . . . —
432. Der Hund zu Sankt Denys . . . 547
433. Der umwandelnde Hund zu Werden . . . 548
434. Stock zerbrochen . . . —
435. Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier . . . 549
436. Die Königin von Egypten zu Tilly . . . —
437. Die Frau von Ziegenberg . . . 550
438. Die beiden Brüder zu Lerrne . . . 551
439. Die Rittersfehde zu Kukerke . . . 552
440. Sprung von der Brücke . . . —
441. Wunderkind zu Waſeme . . . 553
442. Der Pferdefuß . . . 554
443. Teufel holt den Spieler . . . 555
444. Teufel ſchmuggelt . . . 556
445. Teufel holt den Verliebten . . . —
446. In Kienruß geworfen . . . 557
447. Der Teufel mit dem Sandberg . . . —
448. Die verſchwundenen Ferkel . . . 559
449. Teufelspredigt und Engelspredigt . . . —
450. Die Glocke zu Haueneberſtein . . . 560
451. Das Sauglöckchen zu Köln . . . 561
452. Mithrem zu Dursdonk . . . —
453. Die Eidechſen . . . 562

Nachleſe.

454. Wandernde Kannen . . . 565
455. Der Mann mit dem Briefe . . . —
456. Die quakenden Fröſche zu Freienſee . . . 566

Nummer — Seite
457. Die Frau von Roſenberg 567
458. Die Peſt zu Frankfurt . . . . —
459. Greiberg 568
460. Der Petersſee . . . . —
461. Hahn beim Schatze 569
462. Schwarzer Bock geopfert 572
463. Blaues Licht beim Schatze . . . . —
464. Der Scheibenberg 574
465. Perlenſchoten 575
466. Der Greifenſtein 576
467. Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holle . . 578
468. Die wilde Jagd zu Annaberg 579
469. Das weiße Pferd 580
470. Sage von der Sterbeglocke zu Wiener-Neuſtadt . . . —
471. Alte Weibchen bei den Hünebetten 581
472. Das Flachs in der Kirche zu Havelte 582
473. Schlangenrache 582
474. Unfruchtbare Stelle 584
475. Groote Pier . . . . —
476. Zauberfamilien in Drenthe 585
477. Schiff verſchwindet 586
478. Eelke Lienkama 587

Anmerkungen 591

1.

Das goldene Schloß.

Es war einmal ein König und eine Königin, die wohnten in einem Schloſſe von purem Gold. Die Königin war eine Zauberin; ſie hatte unter viel andern Sachen auch ein Spiegelchen; wenn der König herausging, dann ſchaute ſie dahinein und dann konnte ſie alles ſehen, wohin er ging, was er that, gerade als hätte er vor ihr geſtanden; zugleich hatte ſie alsdann die Macht, ihn überall hingehen zu laſſen, wohin ſie wollte. Es geſchah nun einmal, daß ſie den König auf die Art hin und wieder ſpazieren gehen ließ, bis er endlich an das Geſtade der See kam. Das erſte was er da fand, war ein todter Körper, den die Wellen an's Land geworfen hatten. Als er denſelben näher beſah, erkannte er, daß es ein ertrunkener Matroſe war. Die Kleider deſſelben ſchienen ihm ſo ſeltſam, daß er ſie für ſein Leben gern mitgenommen hätte; er zog ſie denn auch dem Matroſen aus und ſich an und ging alſo ſeines Weges weiter.

Während er dies gethan hatte, war die Königin in einem andern Zimmer geweſen; als ſie nun zurückkam und in ihr Spiegelchen ſchaute, ſah ſie ſtatt ihres Mannes einen Matroſen am Geſtade; man kann ſich leicht denken, wie ſehr ſie darüber muß erſchrocken ſein. Der König inzwiſchen war nicht minder in Unruhe, denn er fürchtete, es möchte einer von den Geſellen des Matroſen kommen und ihn als einen Mörder und Dieb ergreifen. Bekümmert und ängſtlich ging er hierhin und dorthin und wußte nicht was er machen ſollte. Endlich kam ihm eine alte Frau entgegen und er frug dieſe recht freundlich: „Sagt einmal, Frauchen, wo iſt eigentlich der Weg nach dem goldenen Schloß?" — „Nach dem goldenen Schloß?" frug die Frau. „Davon habe ich noch nie gehört und es kann unmöglich hier in der Gegend liegen. Man ſieht's auch wohl an euren Kleidern, daß ihr hier nicht zu Hauſe ſeid. Kommet aber mit mir zur Königin der kriechenden Thiere, die kann euch vielleicht Beſcheid darum geben."

Da ging der König mit der Frau und ſie kamen an das Schloß der Königin der kriechenden Thiere. Sie klopften an und ein Krötchen kam und machte die Thür auf und als der König ihr ſein Verlangen zu erkennen gegeben hatte, führte es ihn vor die Königin. Dieſe ſaß auf einem prächtigen Thron und war umringt von kriechenden Thieren aller Art, als Schnecken, Schlangen, Fröſchen, Eidechſen u. ſ. w. Nachdem der König ſie freundlich gegrüßt hatte, bat er ſie, ihm zu ſagen, ob ſie nicht wiſſe, wo das goldene Schloß gelegen ſei? „Das goldene Schloß?" frug die Königin verwundert; „das iſt mir ganz und gar unbekannt und es muß weit von hier liegen. Vielleicht weiß es einer meiner Unterthanen." Nun pfiff ſie dreimal und eine zahlloſe Menge von Schlangen, Schnecken und anderm Gewürm kroch von allen Seiten herzu, aber keines von all den Thieren kannte das goldene Schloß. „Es thut mir ſehr leid," ſprach die Königin, „daß ich euch nicht beſſern Beſcheid geben kann, das macht aber nichts; ich werde euch eine Führerin geben, welche euch zu der Königin der laufenden Thiere bringen ſoll. Die ſteht einen Grad höher als ich und kann es euch eher ſagen, wo das goldene Schloß liegt." Mit den Worten winkte ſie einem Schlänglein und das war des Königes Geleiterin. Er bedankte ſich herzlich bei der Königin und folgte dem Schlänglein.

Nachdem ſie ſchon ſehr, ſehr weit gegangen waren, hielt das Schlänglein an einem Schloſſe ſtill und der König klopfte. Ein Hund machte die Thür auf, der König dankte dem Schlänglein, und wurde in das Schloß geführt und vor einen koſtbaren Thron, der mit den ſchönſten Pelzen bekleidet war. Darauf ſaß die Königin der laufenden Thiere und rings um ſie herum ſtand ihr Hof, Löwen, Bären, Tiger, Wölfe, Hirſche und allerhand ander vierfüßig Gethier. Er grüßte ſie höflich und fragte ſie, ob ſie ihm nicht zu ſagen wiſſe, wo das goldene Schloß gelegen ſei? — „Davon habe ich nie ſprechen hören," antwortete die Königin, „vielleicht kennt es einer meiner Unterthanen." Darauf pfiff ſie dreimal und da kamen Hunde, Katzen, Haſen, Füchſe, Ratten und Mäuslein und Gott weiß was all für Gethier gelaufen, auch Bären, Löwen, Kamele u. a., und die Königin fragte ſie, ob ſie nicht wüßten, wo das goldene Schloß liege? Alle beſannen ſich lange, aber ſie erklärten endlich doch, ſie wüßten es nicht. Darob war der König ſehr betrübt, aber die Königin tröſtete ihn und ſagte: „Alle Hoffnung iſt noch nicht verloren; ich will euch eine Geleitsfrau geben, die führt euch zur Königin der fliegenden Thiere, welche einen Grad höher ſteht, als ich. Wenn die es auch nicht weiß, dann kann euch Niemand auf der ganzen Welt helfen." Damit winkte ſie einem Kätzlein und gab dies dem Könige mit als Geleitsfrau. Er bedankte ſich herzlich bei der Königin und folgte dem Kätzlein.

Nachdem ſie ſchon manchen Schritt und Tritt gethan hatten, kamen ſie endlich zum Schloſſe der Königin der ſliegenden Thiere. Das Kätzlein miauzte und ein ſchöner weißer Schwan kam, öffnete das Thor und führte den König in das Schloß und vor die Königin. Dieſe ſaß auf einem prächtigen Thron, der mit ſchönen Federn von allen Farben verziert war, und eine Krone von noch ſchönern Federn prunkte auf ihrem Haupte. Rund um den Thron herum ſtand ihr Hof, den Vögel aus allen Gegenden der Welt bildeten: Adler, Pfauen, Paradiesvögel, Schwäne, Tauben und Nachtigallen, welche liebliche Weiſen ſangen. Der König neigte ſich höflich vor ihr und ſprach: „Ach, Königin, ich habe mich verirrt und weiß nicht mehr, wie ich zu dem goldnen Schloſſe kommen ſoll.“ — „Das goldne Schloß?“ frug ſie verwundert, „davon haben meine Thiere mir nie geſprochen und die ſliegen doch durch die ganze Welt. Aber wartet, ich will ſie noch einmal fragen.“ Mit den Worten pfiff ſie und eine Menge Vögel aller Art erfüllte den Saal. Dann frug die Königin: „Wer von euch kennet das goldne Schloß?“ Aber keiner von all den Vögeln antwortete. Nun pfiff ſie zum zweitenmale und eine noch viel größere Zahl von Vögeln kam herbeigeflogen, aber auch von dieſen kannte keiner das goldne Schloß. Da pfiff ſie zum drittenmale und die fremdartigſten Vögel der Welt verſammelten ſich um ſie. Dreimal frug ſie dieſelben: „Wer von euch kennet das goldene Schloß?“ aber alle ſchwiegen ſtill und ſahen einander verwundert an, denn davon hatten ſie nie etwas gehört. Der arme König meinte zu verzweifeln. Da ſah einer von den Vögeln ganz, ganz weit in der Luft ein Pünktchen, welches immer näher kam und immer größer wurde und als es endlich ganz nahe war, ſah man, daß es ein Storch war. Die Königin wurde böſe, daß er nicht gleich auf ihren Ruf gekommen war, und frug ihn: „Wo biſt du denn ſo lange geblieben?“ Der

Storch antwortete: „Das müſſet ihr mir nicht übel nehmen, ich komme von ſo ferne. Ich ſaß auf dem goldnen Schloſſe, als ihr das erſtemal pfiffet.“ Da hüpfte dem Könige das Herz im Leibe vor lauter Freuden und er bedankte ſich mit viel ſchönen Worten bei der Königin. Dieſe gab ihm den Storch als Geleitsmann mit, er ſetzte ſich rittlings auf ihn und flog alſo durch die Luft dahin, ſo hoch, daß ihm die allergrößten Städte der Welt nur wie Ameiſenneſter erſchienen. Nicht weit vom goldnen Schloſſe endlich ſenkte der Storch ſich immer mehr und mehr und ließ ſich endlich an demſelben nieder.

Man kann ſich leicht denken, was die Königin für Freude hatte, als ſie den König wieder ſah, nachdem ſie ihn ſeit ſo langer Zeit für todt gehalten hatte, und der König war nicht weniger froh, endlich wieder zu Hauſe und bei ſeiner lieben Frau zu ſein. Nachdem ſie ſich nun recht ſatt geküßt und geweint hatten, ſprach der König zu dem Storche: „Wir danken dir hunderttauſendmal, liebſter Storch, daß du mich hierhingebracht haſt. Sage uns nun, wie wir dir das vergelten können. Alles was du verlangſt, will ich dir geben.“ Der Storch antwortete: „Ich verlange nichts anders, als deinen erſtgeborenen Sohn; den hole ich mir nach Verlauf von ſieben Jahren;“ und als er das geſagt hatte, verſchwand er. Da ſtand nun der König und ſah die Königin ſtumm und ſteif an; denn obgleich ſie noch kein Kind hatten, konnten ſie doch binnen ſieben Jahren noch eins kriegen.

Und alſo geſchah es auch; es war noch kein Jahr verlaufen, als die Königin ſchon einen Sohn gebar, ein über die Maßen ſchönes Kind. Je älter es wurde, um ſo mehr nahm es an Schönheit und an Klugheit zu, doch hatte der König und die Königin wenig Freude darob, denn ſie dachten immer nur an das ſiebente Jahr und an den Storch.

Endlich kam das ſiebente Jahr und im ganzen Schloß war Trauer; doch ließ der König alles wohl und ſchön zurichten, um den Storch auf eine geziemende Weiſe zu empfangen. Kaum hatten ſie alles bereit, als der Storch angeflogen kam. Mit Thränen in den Augen führten der König und die Königin ihr Söhnlein zu ihm und baten ihn nur, daß er es doch nicht todt machen möchte. Als der Storch das ſah, ſchlug er freudig mit den Flügeln und klapperte ihnen zu: „Behaltet euer Söhnlein nur, die Königin der fliegenden Thiere iſt zufrieden geſtellt dadurch, daß ihr euer Wort ſo treu habet wollen halten.“ Was da für ein Gejubel in dem Schloſſe war, das kann man mit keiner Feder beſchreiben. Der König ließ ein großes Gaſtmahl anrichten, wo der Storch mit am Tiſche ſaß und vor ſich eine große Schüſſel mit den ſchönſten und fetteſten Fröſchen ſtehen hatte, die man nur finden konnte. Nach dem Gaſtmahl tanzte man und der Storch tanzte zuerſt mit der Königin, blieb auch noch verſchiedene Tage in dem Schloſſe; dann aber nahm er eines Morgens vom Könige Abſchied und flog weg.

Der König und die Königin und ihr Söhnlein aber lebten von da ab in Glück und Freude und wenn das goldene Schloß nicht zuſammengefallen iſt, dann ſteht es noch. — Wo denn? — Das mußt du den Storch fragen

2.

Vom dummen Peter.

Es war einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte: das eine von den Kin dern war ein Mädchen und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hauſe. Er hatte es ſchlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch friſch Stroh, um darauf zu ſchlafen, der dumme Peter aber, denn ſo hießen ſie ihn, mußte ſich mit trocknen Blättern begnügen und dabei war das Dach des Ställchens, worin er ſchlief, noch ſo undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam. Sie ſagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen und doch war er es juſt, der alle grobe Arbeit thun mußte: er ſchälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehn, die Kühe auf die Weide treiben, das Haus ſcheuern, die Teller ſpülen, zu Markte gehen, kurz er war für alles gut genug und trotz dem konnten ſie ihn nicht leiden und gab ſeine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er ſtets noch hören: „Du faules Thier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugſt du nie, aber beim Eſſen biſt du immer der Erſte.“ Endlich wurde der dumme Peter deß müde und dachte bei ſich: „Das kann doch nicht ewig ſo fort gehen, ich arbeite wie ein Pferd, und ſtatt daß ſie mich gerne dafür ſehen, kriege ich noch Schläge und werde geſcholten ſonder Aufhören; ich mach mich auf und gehe weg.“

Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient gehabt hätte, ſprach er zu ſeiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich ſehe doch, daß ich hier der Verſtoßene bin.“ — „Gut, Junge,“ ſprach die Mutter, „geh nur, haſt Recht darin, und ſieh, wie du deine Koſt anders gewinnſt, denn wir können nicht immer zuſammenbleiben, das geht nicht. Da haſt du ein Hämmerchen, anders kann ich dir nichts mitgeben, und nun geh.“ Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte ſich auf den Weg.

Als er ſchon ſehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein ſchönes großes Schloß und als er näher darauf zu kam, ſah er drei ſchöne Mädchen durchs Speicherfenſter ſchauen. Er klopfte ans Thor und die Mädchen machten ihm auf und frugen ihn, was ſein Begehren wäre? „Ich bin von Hauſe weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte,“ antwortete der dumme Peter. „Wie heißeſt du denn und was für ein Handwerk verſtehſt du?“ fragten die drei Mädchen darauf und er ſprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks.“ — „Ach, das iſt ja gut,“ rieſen die Mädchen alle drei zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nöthig und wenn du willſt, kannſt du bei uns in Dienſt kommen.“ Deß war der dumme Peter ſehr zufrieden und die Mädchen ſetzten ihm für den Anfang einmal recht gut Eſſen und Trinken vor; das ſchmeckte ihm ſo gewaltig gut, daß er beſchloß, ewig in dem neuen Dienſt zu bleiben. Das war nun gut. Am andern Morgen machte ſich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtig Butterbrot und zog mit ſeinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zuſammen und wollte nach Hauſe zurück. In dem Augenblicke aber ſah er von Weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam ſpornſtreichs auf ihn zugeritten und fragte ihn mit einem Geſicht, als wenn er den Peter hätte freſſen wollen: „Was haſt du hier zu thun?“ Dumme Peter ſah ihn einmal überſeits an und antwortete: „Das geht euch nichts an.“ Da wurde der Herr erſt blitzböſe und ſchrie: „Was ſagſt du? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren, ſo frech ſein;“ und mit den Worten zog er einen großen Säbel um Peter todt zu ſchlagen. Dumme Peter war aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter nach der linken Seite griff, als er ſchnell ſein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einſchlug, daß er vom Pferde herunter fiel. „Da, nun haſt du was,“ ſprach er und lachte dabei recht herzlich, band alsdann das Pferd an ſein Hirtenhäuschen und zog dem Todten ſeine ſilbernen Kleider aus, und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Waſſer und trieb ſeine Kühe nach Hauſe. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren höchlich verwundert, als ſie Peter mit den Kühen kommen ſahen, und das iſt auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten ſie noch keinen Hirten halten können und wie oft ſie Morgens einen mit den Kühen auf die Weide geſchickt hatten, waren die Kühe Abends doch immer allein nach Haus gekommen. „Ah, der dumme Peter iſt da!“ riefen ſie alle drei laut auf und ſprangen die Treppen hinunter gleich Häschen und machten ihm auf. Er ſagte aber nichts und ſchwieg, daß der Schweiß ihm herunter tropfte. Nachdem er ſeine Kühe im Stalle hatte, mußte er herein kommen und bekam wieder prächtig Eſſen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen und er war ſo glücklich, wie ein König, ſagte aber nichts.

Am folgenden Morgen bekam er wieder ſein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen ſtanden und ſahen ihm mit Thränen in den Augen nach, denn ſie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wiederkommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide und als es anfing dunkel zu werden, blies er ſeine Kühe wieder zuſammen und wollte nach Hauſe zurück. In dem Augenblicke aber ſah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt recht auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Geſichte: „Was haſt du hier zu thun?“ Peter ſchaute ihn einmal von der Seite an und antwortete: „Das kann euch nicht kümmern.“ „Was ſagſt du da?“ ſchrie der Herr. „Wart, ich will dir lehren, frech ſein“ und mit den Worten zog er von Leder, aber Peter gab wohl acht und griff ſchnell nach ſeinem Hämmerchen und ſchlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde und Peter zog ihm ſeine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den andern; das Pferd band er zu dem erſten an ſein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Waſſer und zog nach Hauſe zurück. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren ſchon unruhig; hatten aber um ſo größere Freude, als ſie Peter ſahen. „Ach, der dumme Peter iſt da!“ ſchrieen ſie alle drei und ſprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da ſtand ſchon ſeine Koſt für ihn bereit und die Mädchen warteten ihm auf. Er ſchwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Naſe lief, und ſagte nichts.

Nun kam der dritte Tag. Dumme Peter erhielt wieder ſein Butterbrot und zog aus mit ſeinen Kühen nach der Weide. Die drei Mädchen ſahen ihm mit naſſen Augen nach, denn ſie dachten, diesmal ſehen wir ihn ſicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, ſo lange die Sonne drauf blieb; als die aber hinter den Bergen ſchlafen gehen wollte, blies er ſeine Kühe zuſammen und wollte auch nach Hauſe. Da ſah er, wie von ferne in einer andern Weide ſich eine Fallthüre aufthat und ein Herr aus der Erde ſtieg, der auf einem Pferde ſaß und ganz in Diamanten gekleidet war. Dumme Peter merkte wohl, wo die Fallthür lag und machte ſich dann bereit, die Kunſt des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zugeritten und ſchrie ihm, wie ganz wüthend, zu: „Was machſt du da?“ — „Geht euch nichts an," ſprach dumme Peter ruhig und faßte, ehe der Herr noch weiter ſprechen und nach dem Säbel greifen konnte, ſein Hämmerchen und ſchlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei andern und warf den Leichnam in's Waſſer.

Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gerne gewußt, was noch unter der Fallthür ſtecke, ließ die Kühe ſtehen und ging recht auf die Stelle zu, wo er ſie ſich öffnen geſehen hatte. Er fand ſie auch glücklich, hob ſie auf und ſah eine Treppe und die ſtieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigſten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verſchleiße," ſprach er in ſich hinein und ging durch eine Thür in einen andern Saal; da ſtand eine Tafel mit ausgeſuchten Speiſen. „Aha, das iſt, was ich haben muß," ſprach dumme Peter, ſchob ſeinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er ſich nun recht rundſatt gegeſſen und getrunken hatte, ſchaute er einmal um ſich und erblickte in einer Ecke ein klein eiſern Thürchen. Da ging er drauf zu und verſuchte daſſelbe zu öffnen, aber das ging nicht, denn es war weder Schlüſſel noch Schlüſſelloch daran zu ſehen; er ſchuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böſe, packte ſein Hämmerchen und ſchlug dermaßen auf die Thüre, daß ſie in Stücken auseinander flog; zugleich rollte ihm eine ſolche Menge Geld entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell raffte er ſich aber wieder zuſammen und rieb ſich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte zu träumen, aber bald überzeugte er ſich, daß das nicht war, und in ſeiner Seelenfreude wälzte er ſich ein paarmal rundherum in dem Golde und ſprang dann luſtig wieder auf. „Juchbei, nun weiß ich genug," rief er, ſprang wieder die Treppe herauf und ließ die Fallthüre ſtill zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wär er ſelbſt eine tolle Kuh geweſen; er ſprang gegen die Bäume, warf ſich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen, und ſchrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Chriſtenmenſch für geſcheit halten hätte können. Plötzlich fiel ihm etwas ein und er öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hauſe gehen.

Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und ſahen ſich bald die Augen aus, ob dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu tröſten; ſchluchzten immer: „Ach, dumme Peter iſt todt! Dumme Peter iſt todt!"

Als es nun Abend geworden war, da ſchellte es mit einemmale Klingeling, Klingeling am Schloſſe und als die drei Mädchen die Thür aufmachten, da ſtand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, herein zu kommen und ſich ein wenig zu raſten, und ſetzten ihm fein Eſſen und Trinken vor. Sie waren ſo verwundert über ſeine koſtbaren diamantenen Kleider, daß ſie ſich bald blind an ihm geſchaut hätten. Zuletzt, als ſie ſchon viel zuſammen geſprochen hatten, erſuchten ſie den ſchönen Herrn, er möge ihnen denn nun auch einmal ſagen, wie er heiße und wo er zu Haus ſei. Da fing der Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin dumme Peter." — „Gott und Herr! Dumme Peter?" riefen die Mädchen alle drei und er bekräftigte das mit einem luſtigen Sprung und ſchrie noch einmal:

„Ja, gewiß, ich bin dumme Peter,“ und dabei lachte er, daß ihm ſein Bäuchlein waggelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu ſich kommen vor lauter Verwunderung und ſchlugen immerfort die Hände zuſammen und ſprachen: „Gott und Herr! Dumme Peter!“ Als ſie ſich nun endlich genug verwundert hatten, fragten ſie ihn aus, wie er denn zu den ſchönen Kleidern gekommen wär, und er erzählte ihnen Alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er ſich ein Herz und frug das Aelteſte von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da dumme Peter ein ſo reicher Mann war, kann man ſich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abſchlug und ein paar Tage darauf war die Hochzeit und als die gethan war, da holte ſich dumme Peter all das Geld aus der Erde und deß war ſo viel, daß er ſieben Nächte daran fuhr und das muß man wiſſen, er fuhr es mit einem zweiſpännigen Wagen und hatte jedesmal ſo viel geladen, als die Pferde ziehen konnten.

Nachdem nun dumme Peter eine Zeitlang mit ſeiner Frau und den zwei andern Mädchen auf dem Schloſſe gewohnt hatte, wurde er neugierig zu wiſſen, wie es eigentlich mit ſeiner Familie ſtände, ſprach alſo zu ſeiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Haus, will ſie aber einmal recht anführen. Ich geh' mit meinen alten ſchlechten Kleidern dahin; du kommſt hinterher in einer ſchönen Kutſche, thuſt am Hauſe, als ob etwas am Rad gebrochen wär, und fragſt dir ein Nachtlager.“ — „Gut,“ ſprach die Frau und dumme Peter zog ſeine alten ſchlechten Kleider an und ging nach Haus. Seine Mutter und Schweſter hatten ihn aber kaum geſehen, als ſie ſchon das alte Liedlein wieder anfingen und ſchrieen: „Du fauler Bengel von Junge, biſt du wieder da?

Wir haben kein Eſſen für dich, darum mach dich nur ſchnell fort, oder wir werfen dich aus der Thüre." — „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf," ſprach Peter mit einem jämmerlichen Geſichte, „ich ſterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles thun." Das ging der Alten ans Herz und ſie hieß ihn herein kommen und ſtellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, daß er die ſchäle, und dumme Peter nahm ein Meſſer und begann rüſtig. Indem kam eine prachtvolle Kutſche vor die Thür gerollt und daraus ſtieg eine Frau, die ſo koſtbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres geſehen hat. Dumme Peters Mutter und Schweſter ſprangen alsbald an die Thür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob ſie ihr mit nichts aufwarten könnten? Die Frau ſprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein Biſchen bleiben könnte; es iſt mir ein Rad an der Kutſche zerbrochen und ich kann nicht weiter reiſen." — „Gott gewiß, gnädige Frau," ſprachen die Zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und ſetzt euch was, gnädige Frau." Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte dumme Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchenthür, indem ſie brummte: „Weg mit deiner Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnädige Frau dich nicht ſieht." Dumme Peter ließ ſich das alles ſtill gefallen.

„Es iſt ſchon ſpät," ſprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutſche heute fertig werden kann; könnt ich wohl die Nacht hier bleiben?" — „Gott gewiß, mit allem Plaiſir, gnädige Frau," ſprach die Alte, „wenn ihr nur vorlieb nehmen wollt, gnädige Frau; wir ſind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum Beſten, gnädige Frau."

Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als das Eſſen fertig war, ſetzten ſich alle zu Tiſch, aufgenommen dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot und nichts dazu. Er ließ ſich das ſchon wieder gefallen; als ſie aber recht am Schmauſen waren, ſchlich er ſtille herein und packte ſich mit ſeiner bloßen, ſchmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böſe, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dumme Peter auf die Finger ſchlagen, indem ſie rief: „Hat die Welt je einen ſo unerzogenen Bengel geſehen! Packſt du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmt's doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt' ihn nicht geſehen, gnädige Frau.“ — „Das thut nichts,“ ſprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegentheil, ſie faßte dumme Peter am Aermel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Dumme Peter ließ ſich das auch noch gefallen und legte ſich auf ſeine Blätter, die inzwiſchen halb verfault waren.

Am andern Morgen in aller Frühe rief die Schweſter ſchon an dumme Peters Ställchen: „He, he, dumme Peter! Steh auf und mahl' den Kaffee.“ Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war dumme Peter. Die Schweſter öffnete das Thürchen von dem Ställchen ein Biſchen und ſchaute einmal hinein, aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts anders übrig, als den Kaffee ſelbſt zu machen, und als ſie den fertig hatte, ging ſie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal auf die Thüre, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Antwort. Endlich machte ſie die Thüre ganz leiſe mit einem Rißchen auf, ſchrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter und ſchrie: „Ach Gott, Mutter! Dumme Peter hat ſich bei die gnädige Frau ins Bett gelegt.“ Nun kam die Alte mit einem großen Holzſcheit und ſie hätte ſicherlich dumme Peter todt geſchlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwiſchen gekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigſtens tüchtig ausſchimpfen wollte, lachte er und ſprach: „Eh, das iſt meine Frau und ich bin ihr Mann.“

Da ſtand der Mutter und der Schweſter der Verſtand ſtill und ſie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen. Als nun aber dumme Peter und ſeine Frau ihnen alles erzählten, da wurden ſie alle Zwei roth bis hinter die Ohren, weil ſie dumme Peter ſo ſchlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gut Herz und lachte darüber, ſprach, das thäte nichts, er hätte doch all ſeinen Reichthum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte ſeine Mutter ihm ja gegeben. Er ließ ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen ſo viel Geld, daß ſie gut leben konnten, und zog wieder mit ſeiner Frau nach dem Schloſſe zurück und wenn ſie nicht ausgezogen ſind, dann wohnen ſie noch da.

3.

Das wilde Schwein.

Es war einmal ein König, der hatte mit ſeiner Gemahlin nur einen Sohn gewonnen, doch nicht viel Freude von demſelben, denn eine böſe Hexe hatte ihn in ein wildes Schwein verwünſcht. Der König und die Königin waren ſehr betrübt darob, aber da geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, tröſteten ſie ſich endlich doch in etwas. Das wilde Schwein ließen ſie denn in dem Hofe und im Schloßgarten herumlaufen, wo es auch ganz friedlich verkehrte und keinem Menſchen etwas zu Leide that.

Nicht weit von dem Schloſſe des Königs ſtand ein anderes Schloß, worin ein reicher Herr wohnte; der hatte drei Töchter, eine ſchöner als die andere. Eines Tages war das wilde Schwein weiter als gewöhnlich gelaufen und hatte die älteſte Tochter geſehen, wie ſie auf dem Felde Blümchen pflückte. Sie hatte ihm ſo gut gefallen, daß es ſterbensverliebt in ſie wurde und ſie mit aller Gewalt heirathen wollte. Der König hatte gut ſprechen, das ginge nicht; da war Hopfen und Malz verloren und das wilde Schwein wollte von nichts hören, ſprach auch, wenn das ſeine Frau nicht würde, dann ſtürbe es vor lauter Betrübniß. Da ſchickte der König zu dem Herrn des Schloſſes und ließ ihm alles ſagen; dem gefiel der Vorſchlag Anfangs auch wenig, doch als er bedachte, daß der Königsſohn anders ſterben werde, willigte er ein; aber nun war die Tochter nicht damit zufrieden und ſagte im Gegentheil, ſie wolle lieber Gott weiß was thun, als ein ſo abſcheuliches Schwein zum Mann haben. Das alles half ihr aber wenig; als ſie nicht wollte, zwang ſie der König dazu und die Hochzeit wurde mit der größten Pracht von der Welt gefeiert. Als es nun ſchon ſpät war und ein Jeder zu Bette ging, da legte ſich auch die Braut ſchlafen; das wilde Schwein wollte ſich neben ſie legen, aber indem es in das Bett ſprang, trat es ihr unglücklicherweiſe mit einer ſeiner ſchweren Pfoten auf den Hals und — ſie war todt. Wie betrübt das wilde Schwein und der König und die Eltern der Braut waren, das läßt ſich mit keiner Feder beſchreiben.

Ein Jahr nachher hatte das wilde Schwein ſich wieder verlaufen und fand auf dem Felde die zweite

Tochter des reichen Herrn und die gefiel ihm ſo gut, daß es ſie heirathen wollte, was es auch koſten möchte. Der König machte viel Einwendungen, aber das war nur Öl ins Feuer gegoſſen und am Ende blieb nichts übrig, als dem Herrn einmal davon zu ſprechen. Der wollte aber nichts davon wiſſen und widerſetzte ſich aus allen Kräften dieſer Heirath, ſprach, er habe ſeine Töchter nicht für Schweine erzogen und dergleichen mehr. Der König meldete das ſeinem Sohne, aber der beſtand nun noch mehr darauf als zuvor und ſomit war der König genöthigt, die Eltern der Tochter zu zwingen, daß ſie das Mädchen folgen ließen. Mit Thränen und Jammern wurde die Braut aus dem Schloſſe geholt und zur Hochzeit geſchleppt. Da ging es nun gar traurig zu; es war als hätte es jedem der Gäſte vorgeſtanden, daß es der zweiten Braut nicht beſſer ergehen werde, als der erſten. So ging es denn auch wirklich, denn als der Bräutigam in das Bett ſpringen wollte, trat er wieder mit ſeinen plumpen Pfoten der Braut auf den Hals und ſie war todt.

Der Jammer, der darüber in dem Schloſſe des Königs, wie auch in dem andern Schloſſe war, iſt nicht zu beſchreiben. Das wilde Schwein war wie verzweifelt darüber und ſchlug den Kopf gegen die Mauern, als ob es ſeines Lebens müde geweſen wäre. Die Eltern der Braut konnten ſich nicht tröſten; von drei Töchtern hatten ſie nur noch eine, die noch ein zart, jung Mädchen war; und weil ſie fürchteten, dieſe auf dieſelbe Weiſe zu verlieren, wie die beiden andern, wollten ſie ihr Hab und Gut zuſammenpacken und in ein fremdes Land ziehen. Als der König das hörte, war er noch betrübter, als vorher, und noch mehr erzürnt auf ſeinen Sohn; er bat den reichen Herrn, doch nur in dem Schloſſe wohnen zu bleiben, und verſprach ihm zugleich, das wilde Schwein alsbald wegzujagen. Dies Verſprechen hielt er auch und der arme Königsſohn wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Schloſſe des Königs weggejagt und lief in den nahen Wald.

Das dritte Töchterchen des reichen Herrn war ein wunderſchönes und engelgutes Kind und bald vergaßen die Eltern bei ihm, auf welche ſchreckliche Weiſe ſie ihre beiden andern Töchter verloren hatten. Eines Tages waren alle Leute aus dem Schloſſe in den Wald ſpazieren gegangen. Die ſchönen Waldblümchen gefielen dem Mädchen ſo gut, daß es nicht genug pflücken konnte, und die luſtigen Vöglein ſangen ſo ſüß, daß es nicht genug hören konnte und immer pflückte und immer zuhorchte. Dadurch blieb es immer mehr zurück und fand ſich endlich ganz allein. Indem es nun noch ſo da ſaß und Blümchen brach, kam plötzlich ein wild Schwein gelaufen, nahm es auf den Rücken und rannte mit ihm weg. Da hatten Vater und Mutter gut rufen und die andern Leute gut ſuchen, kein Menſch konnte das Mädchen wiederfinden und Abends mußte man ohne das arme Kind in's Schloß gehen.

Das wilde Schwein hatte es aber nicht aufgefreſſen, ſondern in eine fernabgelegene, tiefe Höhle getragen, wo noch kein Menſch ſich hinein gewagt hatte. Da ſetzte es das Mädchen ſtill und ſänftlich nieder und machte ihm ein Bettchen von weichem Moos, lief alsdann in den Wald zurück und holte noch Blumen und Erdbeeren, kurzum es that alles, was es dem Mädchen nur an den Augen abſehen konnte. Ich brauch wohl nicht erſt zu ſagen, daß das wilde Schwein Niemand anders war, als der verwünſchte Königsſohn. Das Mädchen wurde auch immer kühner und zutraulicher und ſtreichelte endlich mit ſeinen kleinen Händchen den rauhen Borſtenkopf des wilden Schweins, und dies leckte ihm dafür die Händchen und war ſo glücklich darüber, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. „Warum weinſt du denn?“ frug das Mädchen und das wilde Schwein ſprach: „Warum ſollt' ich nicht weinen; ich bin ſo unglücklich und du könnteſt mich erlöſen, aber das wirſt du nicht thun, das weiß ich.“ Das that dem Mädchen leid und es fing ſelbſt an zu weinen; es ſprach: „Doch das will ich gern thun, wild Schwein, aber ſag mir, wie ich das machen muß.“ Das Schwein antwortete: „Ob ich dir das ſage, du thuſt es doch nicht; aber ich will es dir nur ſagen, du mußt mich zum Mann nehmen und heirathen und meine Frau werden.“ Da lachte das Mädchen und ſprang auf und ſprach: „Iſt das Alles, dann will ich dich ſchon erlöſen;“ und als das wilde Schwein das hörte, da ſprang es dreimal um und um vor lauter Freuden. Dann lief es weg und holte ſo viel weiches, grünes Moos herbei, bis daß es ein Bett zuſammen hatte, worin ſie beide gemächlich zuſammen ſchlafen konnten.

Des Nachts hatte das Mädchen einen ſonderbaren Traum. Es dünkte ihr, als ſagte ihr Jemand, ſie müſſe Morgens früh aufſtehen und ein großes Fell nehmen, welches ſie vor dem Bette finden würde. Dann müſſe ſie aus der Höhle gehen, dieſe mit einem Steine ſchließen, und auf dem Steine das Fell zu Aſche verbrennen. Das däuchte ihr gar wunderlich. Als ſie aber beim erſten Tagesdämmern einmal aus dem Bette guckte, ſahe ſie in der That ein großes Fell wie von einem wilden Schwein da liegen. Da faßte das Mädchen Muth, ging vor die Höhle und wälzte mit allen Kräften, die ſie hatte, einen ſchweren Stein davor, der gleich neben dem Eingange lag. Dann machte es ein großes Feuer an und als das recht im Brennen war, warf es das Fell hinein; doch kaum fing daſſelbe an zu brennen, als ein jämmerlich Schreien und Jammern aus der Höhle ertönte. Da hätte ſie nun gern die Höhle aufgemacht, aber der Stein war zu heiß geworden und das arme Mädchen hätte ſich die Händchen tüchtig daran verbrannt. Als das Feuer aber aus war und der Stein eben ein wenig abgekühlt war, da ſchob es, ſo gut es konnte, den Stein ein wenig zurück; doch da ſtand der allerſchönſte Königsſohn vor ihm, den man nur mit Augen ſehen kann, und der fiel ihm um den Hals und rief: „Siehſt du nun, daß du mich erlöſt haſt? Nun biſt du mein und ich bin dein, und wären deine Schweſtern ſo willig geweſen, wie du, dann wären ſie nun nicht todt.“

Nun ging der Königsſohn mit dem Mädchen aus der Höhle und in das Schloß des Königs und erzählte dem und der Königin alles, und dann wurden die Eltern des Mädchens von dem andern Schloſſe gerufen und denen erzählte er auch Alles. Drei Tage nachher hielt man die Hochzeit mit viel Pracht und Staat und nie hat man einen ſchönern Bräutigam geſehen, als den Königsſohn, und nie eine ſchönere Braut, als das Mädchen. Nicht lange darauf ſtarb der alte König und der Königsſohn kam auf den Thron und das Mädchen wurde ſeine Königin, und wenn ſie noch nicht vom Thron aufgeſtanden ſind, dann ſitzen ſie noch drauf.

X 4.

Das verrathene Geheimniß.

Es war einmal ein Schuhmachergeſell und ein Schneidergeſell: der Erſte hieß Peter und der hatte Geld und war reich; der Zweite hieß Hans und hatte kein Geld und war arm. Die Zwei trafen ſich einmal in der Herberge und wie ſie denn ſo von allerhand Dingen ſich unterhielten, ſprach Peter auf einmal zu Hans: „Wollen wir nicht einmal auf Reiſen gehen?" — „Ach Gott," ſprach Hans, „ich habe keinen Stüber Geld und wenn ich in der Herberge mein Glas zerbreche, dann kann ich es nicht einmal bezahlen." — „Was ſchiert dich das," antwortete Peter, „ich habe Geld und biſt du es zufrieden, dann ziehen wir Morgen ſchon zum Thore hinaus. Wir werden ſchon bald Arbeit finden und mit der Arbeit kommt das Geld, dann biſt du geborgen und kannſt leben wie ein Vögelchen im Hanfſamen." „Ja," ſprach Hans, „wenn du mir ſchwören willſt, daß wir als Brüder zuſammenhalten und alles theilen, dann bin ich es geſtändig." Das ſchwur ihm Peter mit einem heiligen Eide zu und am andern Morgen packten beide ihre Ränzel und zogen aus der Stadt. Vor dem Thore ſprach Peter: „Nun höre, Hans; jetzt wollen wir uns dreimal jeden Tag tüchtig ſatt eſſen und außer der Zeit nichts nehmen; damit ſparen wir viel." — „Gut," ſprach Hans und ſo wanderten ſie in die weite Welt und von einer Stadt zur andern und aßen alle Tage dreimal, aber ſie konnten nirgends Arbeit finden. Als ſie nun ſchon neun Tage alſo gewandert waren, da zog Peter ſeinen Beutel heraus und zählte ſein Geld und als er das gethan hatte, ſprach er: „Hans, mein Beutelchen wird langſam mager, was meinſt du, wenn wir nur zweimal im Tage äßen?" — „Gut," ſprach Hans, „was du willſt, das will ich auch," und da aßen ſie alle Tage zweimal und wanderten weiter von einer Stadt in die andere und ſuchten überall Arbeit, aber nirgends konnten ſie welche finden. Das dauerte abermals neun Tage und am zehnten Tage zog Peter das Beutelchen heraus und zählte wieder ſein Geld und als er damit fertig war, ſprach er: „Hans, Hans, das Beutelchen bekommt Magenweh und wird uns nicht lang mehr dienen, wenn wir nicht ſparſamer ſind. Was meinſt du, wenn wir nur einmal im Tage äßen?“ — „Gut, in Gottes Namen,“ ſprach Hans und ſie aßen nur einmal im Tage und dabei wurden ſie nicht allzufett. Sie wanderten dabei immerzu und fragten überall nach Arbeit, aber es war wie verwünſcht und ſie bekamen keine und bekamen keine. Da wurde Petern ſein Verſprechen leid und er ſteckte den größten Theil des Geldes, was er noch übrig hatte, in ſeine Strümpfe und wartete bis am neunten Tag. Dann zeigte er Hans den Beutel und ſprach: „Hans, ich glaube, wir dürfen gar nicht mehr eſſen.“ — „Ja,“ ſprach Hans, „das bin ich aber nicht gewohnt und dabei kann ich nicht leben bleiben und noch weniger marſchiren.“ — „Es iſt aber nun einmal nicht anders,“ antwortete Peter, „du ſiehſt das ja ſelbſt.“ — „Warum mußte ich auch ſo dumm ſein, mit dir zu gehen,“ rief Hans da, „nun ſitzen wir in einem fremden Lande und haben kein Brot.“ — „Hör',“ ſprach Peter, „für heute will ich dir noch zu eſſen geben, aber morgen nicht mehr,“ und damit ging er in einen Bäckerladen und aß da ſchnell drei große Brötchen; dann kaufte er noch eins und theilte das mit dem armen Hans und der mußte den ganzen Tag damit herumſpringen. Am andern Tage kaufte Peter nur ein Brötchen für ſich und gab Hans nichts davon; da beklagte ſich Hans gar bitterlich und erinnerte ſeinen Geſellen an die geſchworene Brüderſchaft, aber der wollte von nichts hören und gab auch keinen Biſſen her. So kamen ſie in einen großen Wald und da konnte Hans vor Mattigkeit nicht weiter kommen. Als der ſchlechte Peter das ſah, da war er gar froh und ſprach: „Nun, ich will dir denn noch eine Schnitte geben, aber dafür mußt du mir dein rechtes Auge ſchenken.“ Was wollte der arme

Hans da machen? Er dachte bei ſich, es wäre beſſer, das Auge verlieren, als vor Hunger ſterben, und nahm die Schnitte Brot und Peter ſtach ihm dafür das rechte Auge aus. Das war nun gut, aber mit der Schnitte Brot konnte Hans doch nicht lange auskommen, wie kleine Bröckelchen er auch davon abbrach, und ſo ſank er am folgenden Tage abermals vor Mattigkeit zuſammen und weinte und klagte, daß es ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen. Da jubelte Peter ſo recht falſch in ſich hinein und ſprach: „Nun, Hans, ich habe Mitleid mit dir, ich will dir noch eine Schnitte Brot geben, dafür mußt du mir aber dein linkes Auge ſchenken.“ — „Ach Gott und Herr,“ jammerte Hans, „dann kann ich ja nicht mehr ſehen, wenn ich keine Augen mehr habe.“ — „Das kann nichts helfen,“ ſprach Peter, und Hans dachte: „Ei nun, ich werde mir dann mein Brot an den Thüren erbetteln; es gibt doch noch mitleidige Herzen auf der Welt“ und nahm die Schnitte Brot und Peter ſtach ihm auch das linke Auge aus. Das war ein grundſchlechter Kerl, nicht wahr? Kaum hatte er das aber gethan, da trieb er ſeine Falſchheit noch weiter und ließ den armen Hans im Walde liegen und lief fort, was er konnte. Da wußte Hans nun nicht mehr, was er anfangen ſollte: weil er aber bang war, es möchte ein Wagen kommen und ihm über den Leib fahren, kroch er von dem Wege ab und ſo lange fort, bis er einen groſſen Baum vor ſich fühlte. Inzwiſchen war es dunkele Nacht geworden und Hans hörte von fern einen Bären brummen. „Dem muß ich aus dem Wege gehen,“ ſprach er und kletterte auf den Baum und legte ſich oben zwiſchen die Äſte. Es dauerte nicht lange, da kam der Bär heran und hatte noch zwei andere Thiere bei ſich, nämlich einen Fuchs und einen Wolf und die drei kamen dem Baume immer näher und legten ſich endlich darunter nieder. „Ah, ich weiß was, ich weiß was,“ hub der Bär da an und der Fuchs ſprach: „Ja und ich weiß auch was“; und der Wolf ſprach: „Meinet ihr, ihr wüßtet alles? Ich weiß auch was.“ Da ſprach der Bär: „Höret, wollet ihr mir ſagen, was ihr wiſſet, dann will ich euch ſagen, was ich weiß, und darüber habt ihr Freude, oh, ich weiß nicht wie!“ „Ja,“ antwortete der Fuchs, „aber dann müſſen wir uns erſt untereinander verſprechen, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, denn wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß, dann ſprängen ſie vor Freuden auf einem Bein herum.“ „Das iſt bei mir auch der Fall, das iſt bei mir auch der Fall“ ſprachen die beiden andern und der Fuchs ſagte: „Nun, dann fang du an, Bär, denn du haſt uns zuerſt geſagt, daß du etwas wüßteſt.“ — „Nun gut,“ ſprach der Bär, „aber wenn einer von euch es verräth, den freſſe ich mit Haut und Haar. In der Stadt London iſt große Waſſernoth und ſie fangen ſchon an, das Waſſer mit Gläschen zu verkaufen, wie ehedem den Brantwein. Wenn das noch ein Biſchen ſo dauert, dann ſterben die Menſchen alle vor Durſt und dann haben wir einmal ein Leben, Juchhei! Alle Tage ſo viel wir wollen.“ — „Iſt der Noth denn nicht abzuhelfen?“ fragte der Fuchs. „Da liegt der Has im Pfeffer,“ antwortete der Bär, „und das iſt juſt, was ich weiß, aber der Deus holt euch, wenn ihr es einem ſagt, denn damit wär’ unſer aller Freude verdorben. Auf dem Markte nämlich liegt ein Stein und wenn ſie den aufhüben, dann hätten ſie Waſſer, mehr als genug; denn unter dem Steine ſpringt die reichſte Quelle der ganzen Welt.“ — „Wolf, wenn du es einem ſagſt,“ ſprach der Fuchs. „Biſt du toll, Fuchs?“ antwortete der Wolf; „aber nun laß auch einmal hören, was du weißt.“ — „Nach dir“ ſprach der Fuchs und der Wolf begann:

„Ja, ja, wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß, da könnte ſich einer guten Lohn verdienen. Da iſt des Königs von England Tochter, die liegt ſchon ſieben Jahr krank und kein Arzt in der Welt kann ihr helfen.“ — „Wie ſo?“ fragte der Bär. „Ja, da ſteckt der Knoten,“ antwortete der Wolf. „Als ſie zur erſten Communion ging, da bekam ſie ein Goldſtück, um das in den Opferkaſten zu werfen. Statt hinein, fiel es aber daneben und ſo lange das nicht darin iſt, ſo lange kann ſie nicht geneſen.“ Aber nun ſag du uns auch, Fuchs, was du weißt.“ — „Wenn die Menſchen wüßten, was ich weiß,“ ſprach der Fuchs, „dann wäre manch einem geholfen und mancher Blinde würde nicht länger blind ſein.“ „Wie ſo?“ fragte der Bär und der Fuchs antwortete: „Auf den Baum hier fällt heute Nacht ein Thau; wer ſich damit dreimal die Augen wäſcht, der wird ſehend und hätte er ſelbſt keine Augen mehr im Kopfe.“ „Das iſt ein wunderbar Ding,“ ſprachen Bär und Wolf und darauf gaben ſich alle Drei die Pfoten und verſprachen ſich nochmals, nichts von den Geheimniſſen zu verrathen und dann gingen ſie auseinander. Hans hatte ſich aber alles wohl gemerkt und er reichte alsbald nach den Blättern und wuſch ſich die Augen mit dem Thau und zur Stunde ſah er wieder ſo klar, als vorher. Dann ſtieg er ſtille nieder und eilte mit großen Schritten der Landſtraße zu und darauf immer weiter und weiter, bis er an die Stadt London kam. Da ging er auf den Markt und zu der Herberge, wo die Rathsherren jeden Morgen ein Gläschen Brantwein tranken und bat allda die Frau Wirthin um ein Glas Waſſer. „Weg, du unverſchämter Kerl,“ ſchrie die Wirthin, welche meinte, Hans hätte ihrer ſpotten wollen, „wie kannſt du dich unterſtehen, ein Glas Waſſer zu fodern, da du noch nicht einmal Geld haſt für ein Glas Wein.“ — „Iſt das Waſſer hier ſo rar“ ſagte Hans, „das iſt die Schuld eurer Rathsherren, die könnten euch deſſen wohl ſchaffen, wenn ſie wollten.“ Das hörten die Rathsherren nicht ſobald, als einer derſelben aufſprang, Hans beim Kragen faßte und rief: „Das ſollſt du mir beweiſen, du Schurk; wenn das Volk das hörte, es hinge uns all an den Galgen.“ Darob lächelte Hans und ſprach: „Ja, es iſt eure Schuld, denn es ſpringt ein Quell in der Stadt, der ſo reichlich Waſſer giebt als einer in der Welt. Gebt mir nur zehntauſend Thaler, dann will ich euch denſelben zeigen.“ Der Rathsherr rief die andern Rathsherren zu ſich und ſie verſprachen den Hans die zehntauſend Thaler, aber Hans ſagte: „Nein, ich muß ſie erſt in der Taſche haben.“ Da gaben ſie ihm das Geld und er ging mit ihnen auf den Markt und ließ den Stein aufheben und da ſprang ſo viel Waſſer heraus, daß man auf dem Markt mit Nachen fahren konnte. Nun war Hans ein reicher Mann; er ging zu einem Schneider und ließ ſich da einen ſchönen neuen Anzug machen, wie ihn die Doctors trugen. Als der fertig war, ging er zu dem Pallaſt des Königs und ließ ſich da melden und dem König ſagen, er wolle ſeine Tochter kuriren. Als der König das hörte, ließ er Hans vor ſich kommen und ſagte zu ihm, wenn er die Prinzeſſin geſund machte, dann ſollte er ſie zur Frau haben. „Ja, das iſt kein leichtes Stück, das Geſundmachen,“ ſprach Hans, „ich muß ſie erſt ſehen und ihr den Puls fühlen.“ Da führten ſie den Hans zu der Königstochter und er fühlte ihr den Puls und ſchüttelte bedächtig den Kopf und huſtete einmal und rieb ſich die Stirn, dann ſprach er: „die Krankheit iſt übernatürlich, aber ich will ſie ſchon durch meine Kunſt vertreiben. Zuvor muß ich aber in meinen Büchern ſehen, was darüber geſchrieben ſteht.“

Ach Gott, was war der König froh, als er das hörte: er wollte dem Hans gleich hunderttauſend Thaler geben, aber Hans nahm nichts an und ging nach Hauſe. Am andern Morgen kam er wieder und ſprach, er hätte es nun gefunden, und fragte, wo die Königstochter zur erſten Communion gegangen wär? Da zeigten ſie ihm die Kirche und Hans huſtete und ſprach: „Hm, hm, ſo, ſo. Dann bringt die Königstochter alsbald einmal her in die Kirche und ſetzet ſie an die Communionbank." Das geſchah, und als ſie da ſaß, fragte Hans, wohin ſie das Goldſtück geworfen hätte? Das wies ihm die Königstochter und er ließ den Opferſtock wegräumen und holte das Goldſtück aus einer Ritze, gab es ihr und ſprach, ſie ſolle es nun in den Kaſten werfen. Das that ſie und im ſelben Augenblicke war ſie geſund. Da war nun große Freude im Schloſſe und die Hochzeit wurde alsbald gehalten und Hans war ein reicher und mächtiger Prinz und fuhr alle Tage ſpazieren. Eines Tages nun traf es ſich, daß er mit ſeiner Frau über die Landſtraße fuhr und durch ein Dorf kam, da ſah er einen Scheerenſchleifer der rief: „Scheerenſchleif! Scheerenſchleif!" Die Stimme kam Hans ganz bekannt vor und er ſah dem Mann einmal ins Geſicht und — der war der falſche Peter. Jeder andere, als Hans, hätte gleich ein paar Gendarmen kommen und den Peter arretiren laſſen; das mochte Hans aber nicht, er hatte ein zu gutes Herz dafür. „Heda, Peter, biſt du's?" rief er dem Scheerenſchleifer zu und der drehte ſich verwundert um, und als er den großen Herrn in dem Wagen ſah, da nahm er ſeine Mütze ab und ſprach demüthig: „Ach Herr, wie komm ich denn zu der hohen Ehre, daß ihr mich kennet?" — „Ei, Narr, ich bin Hans," ſprach der gute Hans und habe mir groß Glück geholt auf dem Baume, gleich bei der Landſtraße, wo du mir die Augen ausgeſtochen haſt."

Und dabei lachte Hans ſo recht herzlich und ſchenkte Peter noch eine Börſe voll Dukaten und fuhr weiter. Peter aber ſprach in ſich: „Ei, wenn der dumme Hans ſich auf dem Baume ſein Glück geholt hat, dann kann ich das auch," und er ging hin und als es Abend wurde, ſetzte er ſich auf den Baum. Es dauerte nicht lange, da kamen Bär, Fuchs und Wolf auch zu dem Baume und ein jeder ſchimpfte aufs Beſte, daß ſein Geheimniß verrathen wäre. Das haſt du gethan, Rothhoſe," ſprach der Wolf, aber der Bär nahm des Fuchſes Partei und ſprach: „Nein, der iſt zu klug dazu; aber du Wolf haſt es ſonder Zweifel gethan, du biſt ſo ein dummer Kerl." „Ja, ja" fiel der Fuchs ein, „es iſt nicht anders möglich, der Wolf hat es gethan und er muß hangen darum." — „Ich hangen?" ſchrie der Wolf, „ich ſage noch einmal, daß ich es nicht geweſen bin, und hat der Fuchs es nicht verrathen, dann haſt du es gethan, Bär." — „Was ſagſt du da!" rief der Bär und brummte einmal tüchtig. „Fuchs, wo iſt ein Seil, marſch an den Baum mit dem Verräther." Da drehte der Fuchs ſchnell ein Seil aus Baſt und ſchlang es um einen Aſt des Baumes und der Bär packte den Wolf, that ihm den Strick um den Hals und zog an dem andern Ende, ſo daß der Wolf ſeine Himmelfahrt begann. Der Bär war aber nicht ſehr vertraut mit Hängemann's Kunſtgriffen und hatte den Knoten des Strickes gerade an des Wolfes Kehlkopf gemacht, ſo daß der arme Sünder die Ohren in den Nacken legte, als der Bär ihn heraufzog: indem der Wolf nun alſo unfreiwillig gen Himmel ſchaute, ſah er den falſchen Peter oben in dem Gezweig ſitzen und rief: „Ach, wie iſt das Unrecht ſo groß auf dieſer Welt; da ſitzt der Verräther auf dem Baume." Als Bär und Fuchs das hörten, ließen ſie den armen Wolf ſchnell nieder und holten den böſen Peter herunter. Der vertheidigte ſich zwar aufs Beſte und ſprach immer, Hans hätte es gethan und ſie ſollten ſich erſt überzeugen; die drei Thiere hörten nicht auf ihn und riſſen ihn in Stücke und fraßen ihn auf bis zum letzten Knöchelchen.

5.

Jan der Dieb.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nur einen Sohn Namens Jan, aber der machte ihr nicht viel Freude, denn er war ſo langfingerig, daß er von allen, die ihn kannten, nicht anders geheißen wurde, als Jan der Dieb. Die Frau hielt ihm häufig vor, daß er ſein Leben ändern und ſich beſſern müſſe, wolle er nicht zuletzt mit Seilers Tochter Hochzeit halten, aber das half alles nichts und Jan blieb ſtets der Alte. Der letzte und einzige Troſt, der dem armen Weib blieb, war unſer lieber Herrgott; alle Tage ſah man ſie in der Kirche, wo ſie um nichts anders betete, als daß Gott doch ihrem Jan einen andern Sinn geben ſolle. Einmal hatte ſie auch wieder lange gebetet und geweint; endlich ſeufzte ſie wie in halber Verzweiflung: „Ach, ach, was ſoll aus meinem Jan doch noch werden!“ Der Küſter ſaß aber zufällig hinter dem Altar und als er den Seufzer hörte, antwortete er: „Dieb, großer Dieb, allzeit Dieb.“ Da erſchrak die arme Frau über die Maßen, denn ſie meinte, unſer Herrgott ſelber hätte ihr das zugerufen; doch faßte ſie ſich bald und ſprach: „Herr, dein Wille geſchehe“ und ging mit rothgeweinten Augen nach Haus. Da kam Jan ihr juſt entgegen; als er ihre Augen anſah, fragte er, warum ſie denn wieder ſo betrübt wäre? Sie erzählte ihm offenherzig, was ihr begegnet war, und ſagte ihm dabei, daß ſie ihm lieber auf den Rücken ſähe, denn es thue ihr zu leid, ihn immer Dieb nennen zu hören und das ſelbſt von unſerm Herrgott. Jan war deß zufrieden, ſie gab ihm noch eine tüchtige Kruſte Brot und ein Kännchen Waſſer mit auf den Weg und ſo zog er in die weite Welt.

Nach langem Wandern und als von ſeinem Brot ſchon längſt kein Krümchen mehr übrig war, kam er eines Tages an einen Bauernhof, ging da dreiſt hinein und frug, ob ſie keinen Knecht nöthig hätten. Der Bauer ſprach, er hätte wohl einen Knecht nöthig, aber er könne ihn doch nicht ſo aufs Geradewohl nehmen und müſſe doch wiſſen, wer er wäre. „Wenn ihr das wiſſen wollt, das kann ich euch wohl ſagen," antwortete Jan, „alle, die mich kennen, heißen mich Jan den Dieb." — „Hm, hm, Dieb, Dieb," brummte der Bauer, „und du baumelſt noch nicht am Galgen?" Darob lachte Jan und ſprach: „Ihr ſprecht vom Galgen, ja davor nehme ich mich wohl in Acht, dem bin ich zu klug." — „Biſt du wirklich ſo klug," ſprach der Bauer, „dann will ich es mit dir wagen; ich nehme dich in Dienſt, aber unter drei Bedingungen; kannſt du damit fertig werden, dann gebe ich dir noch dazu meine Tochter zur Frau. Du mußt nämlich in Zeit von drei Wochen dem Paſter all ſein Geld, meiner Frau das Hemd vom Leibe und die Pferde unter den Knechten, die drauf ſitzen, weg ſtehlen. Kannſt du das, gut, dann weißt du, was du bekommſt; bringſt du es aber nicht fertig, dann laß ich dich hängen." — „Ganz gut," antwortete Jan, ſetzte ſich zu Tiſche, aß und trank tüchtig und ging alsdann an ſeine Arbeit.

In den erſten Tagen wußte er noch nicht recht, wie er's angreifen ſollte, um hinter dem Paſter ſein Geld zu kommen; endlich aber fiel ihm etwas ein. Er ging hin und ſtahl dem Bauer zwei Hühner vom Hofe, machte ſie todt und rupfte ihnen die Federn aus; dann trug er ſie zu Markte und ſchlug ſie für gut Geld los; von dem Erlöſe kaufte er ſich einen Topf Sirup und ſchlenderte nach Hauſe zurück. Des Nachmittags nun ging er in die Veſper und verbarg ſich in der Kirche in einem Beichtſtuhle, wo er ſtill ſitzen blieb bis gegen Abend. Dann zog er ſeine Kleider aus, beſtrich ſich den Leib mit dem Sirup und wälzte ſich in den Federn herum, ſo daß er ausſah, wie ein Engel, that drei Züge an der Glocke und ſtellte ſich ſchnell auf den Hochaltar. Als der Paſtor die Glocke läuten hörte, ſchrak er zuſammen, denn er wußte wohl, daß es noch nicht Morgen war; weil er aber dachte, daß Diebe in der Kirche ſein könnten, zog er ſich ſchnell an und lief hin. Kaum hatte er die Thüre aufgeſchloſſen, als Jan von dem Hochaltar herab rief: „O du frommer und tugendſamer Hirte dieſer Pfarre; lange genug haſt du deines Amtes mit Sorgen und Mühen gepflegt und Gott ſendet mich, dich nach dem Himmel zu führen. Zuvor aber will er dein Herz noch prüfen, ob es nicht am Irdiſchen hange, darum gebietet er dir durch mich, daß du all dein Geld hier auf den Hochaltar bringeſt, auf daß es nach deinem Hingange unter die Armen vertheilt werde.“ Dem Paſtor hüpfte das Herz im Leibe vor Freude über ſeine bevorſtehende Himmelfahrt, doch gefiel es ihm nicht ganz, daß der Engel ihm ſein Geld abfrug. Da er aber fürchtete, durch Zweifeln oder Zögern den Zorn Gottes auf ſich zu laden, bat er den Engel nur, ſein zu warten, und lief nach Hauſe zurück, um das Geld zu holen; Jan, der ſich für jeden Fall ſicher ſtellen wollte, ſprang ſchnell vom Altar herab und folgte ihm, ſah genau zu, was er that, und eilte wieder zurück auf den Altar. Gleich darauf kam der Paſtor und ſtellte zwei Geldſäcke auf den

Altar, ſprach, da wären all ſeine Schätze, aber Jan wußte beſſer, wie es ſtand, und antwortete: „O du, deſſen Herz noch ſo ſehr am Irdiſchen hängt, wie magſt du einen Engel Gottes belügen wollen; haſt du nicht noch einen Geldſack in deiner Kiſte zurückgelaſſen?“ In ſeinem ganzen Leben hatte der Paſtor keinen größern Schreck bekommen, als in dieſem Augenblicke; roth bis hinter die Ohren lief er, auch den dritten Geldſack zu holen, denn er meinte, ſonſt gewiß und ſicherlich für ewig verloren zu ſein. Als er damit zu dem Altare kam, lobte Jan ſeine Treue und ſprach: „Nun bereite dich zu deiner Himmelfahrt. Damit ich aber gemächlicher mit dir fliegen könne, krieche in dieſen Sack, ich lade dich dann auf die Schulter.“ Der Paſtor folgte und Jan ſprang vom Hochaltar, lief mit ihm die Thurmtreppe hinauf, ließ ſich am Glockenſeil herunter und ſchritt mit großen Schritten nach dem Pfarrhauſe. „Hier wären wir an der Thüre,“ ſprach er, „aber wo mag Sankt Peter ſein? Warte einen Augenblick, ich gehe zu ihm, den Schlüſſel zu holen. Hüte dich aber zu ſprechen, oder anderes Geräuſch zu machen, denn das könnte dir übel bekommen, das Fegefeuer iſt gleich hierbei.“ Mit den Worten lief Jan weg, holte das Geld in der Kirche und trug es zu dem Bauer, der vor Verwunderung ſtumm und ſteif ſtand.

Als die Köchin des Paſtors Morgens früh die Thüre öffnete und den Sack ſah, ſtieß ſie einmal mit dem Fuße daran, um zu fühlen, was darin wäre; als ſich aber nichts darin regte noch wegte, ſchmiß ſie ihn einmal herum, und damit fiel der arme Paſtor ſo arg auf den Kopf, daß er unmuthig rief: „So laßt mich doch in Ruhe, ihr ſtoßt mir den Kopf entzwei. Ein Engel hat mich hierher gebracht und holt eben die Schlüſſel bei

Sankt Peter.“ Da lachte die Köchin laut auf und öffnete den Sack und ihr Herr kroch heraus. Man kann ſich leicht denken, was der für Augen machte, als er ſich ſtatt an der Himmelsthüre an ſeiner Hausthüre fand.

Das zweite Diebsſtückchen von Jan war viel ſchwerer, aber er verlor doch den Muth nicht. Er hatte gemerkt, daß der Bauer jeden Abend in die Schenke ging, ſein Gläschen zu trinken, und um im Wiederkommen Niemand im Schlafe zu ſtören, die Thüre ſeiner Kammer nur einklinkte und nie feſt ſchloß. Des folgenden Abends ſchlich er ein wenig vor der Zeit, wo der Bauer zurückzukehren pflegte, in die Schlafkammer und legte ſich ruhig zu der Frau ins Bette. Er lag aber noch keine fünf Minuten da, als er mit halber und heiſerer Stimme ſprach: „Frau, thu ein ander Hemd an, ich habe geſehen, es iſt gar ſchmutzig, das iſt keine Reinlichkeit und dem Dienſtvolk ein ſchlechtes Vorbild.“ Die Frau wollte noch Einreden machen, aber es half nichts; als ſie das friſche Hemd nun anhatte, nahm Jan das andere ſtille zu ſich und brummte, er müſſe noch einmal in den Hof gehen, ging aber, in ſein Fäuſtchen lachend, nach ſeiner Kammer zurück. Spät Abends erſt kam der Bauer nach Hauſe; als er in die Kammer trat, ſchaute die Frau groß auf und fragte verwundert: „Warum haſt du dich denn wieder ganz angezogen und wo biſt du ſo lange geblieben?“ — „Wieder angezogen?“ fragte der Bauer verwundert; „ich habe mich dieſen Abend noch nicht ausgezogen, wie kannſt du von wieder Anziehen ſprechen?“ „Ei, du wirſt mir doch nicht weis machen wollen, daß ich geträumt, ſo eben biſt du im Hemde herausgegangen und nun kommſt du in deinen Kleidern wieder herein.“ Obgleich der Bauer nicht mehr nüchtern war, begriff er doch, daß da etwas anderes im Spiel ſein müſſe, fragte die Frau näher aus und erkannte, daß Jan ſein zweites

Stückchen auch fertig gebracht. Er ging zu ihm und Jan gab ihm das Hemde der Frau.

Um ſo mehr ſuchte der Bauer nun zu verhindern, daß Jan auch das dritte Stückchen gelänge, und er paßte ſo wohl auf, daß der letzte Tag vor den feſtgeſetzten drei Wochen da war, ohne daß Jan zum Ziele gelangt wäre. Des Abends rief er gar die Knechte zu ſich und befahl ihnen, nicht nur in dem Stalle zu bleiben, ſondern ſelbſt auf den Pferden ſitzend die Nacht zu durchwachen. Das gefiel Jan ſchlecht, doch verlor er den Muth nicht.

Gegen Abend begann es ſo ſchrecklich zu hageln und zu ſchneien, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen ſollen; als es dunkelte, gingen die Knechte alle zuſammen in den Stall, zündeten eine Laterne an und ſetzten ſich auf die Pferde. Sie hatten noch nicht lange da geſeſſen, als es an die Thüre klopfte. Anfangs ſchwiegen ſie und gaben keine Antwort; als das Klopfen aber kein Ende nahm, rief endlich einer von ihnen: „Wer iſt da?" — „Ach, ein armer Einſiedel," war die Antwort, „der rund geht, ſich ein Almoſen zu erbetteln. Die Nacht hat mich überfallen, nirgend ſehe ich mehr Licht, als hier, und ich bin ganz ſteif vor Näſſe und Kälte. Gebt mir doch ein Eckchen, wo ich die Nacht durchbringen kann." — „Nichts da, nichts da," riefen die Knechte, „es geht Jemand darauf aus, dieſe Nacht hier die Pferde zu ſtehlen und am Ende ſeid ihr ſelbſt der Spitzbub." — „Ach Gott, ich ein Spitzbub," antwortete der Einſiedel, „wie könnt ihr doch ſo hartherzig ſein, mich bei meinem Leid noch zu ſchimpfen; öffnet mir nur und ſehet dann zu, ob ich ein Spitzbub ſein kann. Ich will im Gegentheil euch wachen helfen und euch beiſtehen, ſo etwa ein Dieb in der Nähe ſein ſollte; laßt mich doch nur ein." Da ließen die Knechte ſich bewegen und gingen hin, zu öffnen; denn, dachten ſie, iſt der Einſiedel wirklich auch der Dieb, er kann doch nichts gegen uns alle ausrichten." So machten ſie denn die Thüre auf und ein ſtockalter Einſiedel trat ein, grüßte ſie alle und kroch alsdann in ein Hüttchen, wo er ſich mit ein wenig Stroh deckte. Den Knechten fiel die Zeit gewaltig lang auf den Pferden; darum begannen ſie bald ein Geſpräch mit dem Einſiedel und der erzählte ihnen von allerhand, ſo daß ſie ihm endlich recht gut wurden. Als er nun aber eine Zeitlang erzählt hatte, da zog er ein Fläſchchen aus der Taſche, ſetzte es an den Mund und that einen tüchtigen Zug daraus. Das hatten die Knechte nicht ſobald geſehen, als ſie auch ſchon neugierig fragten, was das denn wäre, was er tränke? — „Ach, das iſt nicht viel" antwortete der Einſiedel; „ich ſtehe ſtets ſo viel Kälte aus auf meinen Wallfahrten, daß ich ſchon ſeit lang immer etwas mit mir trage, um mich zu erwärmen." — Das machte den Knechten den Mund wäſſern und ſie baten ihn, doch ihnen etwas davon mittheilen zu wollen. „Ich habe zwar nicht viel," antwortete der Einſiedel, „aber ich theile doch gern mit euch, weil ihr mir ſo viel Freundſchaft bewieſen habt." Mit den Worten reichte er ihnen ſein Fläſchchen und ſie tranken jeder einen tüchtigen Zug daraus; es dauerte kein Viertelſtündchen mehr und die Augen fielen ihnen langſam zu und nach einer halben Stunde ſchnarchten ſie wie Bären.

„Nun bin ich weit genug," ſprach Jan, denn wer anders konnte der Einſiedel ſein? „und mein drittes Stückchen iſt geſpielt;" und damit nahm er den Einen und ſetzte den rittlings auf die Vorderwand der Krippe; dem Andern legte er einen Sattel auf eine Miſtgabel und dem Dritten einen auf einen Rechen. Dann koppelte er die drei Pferde an einen Strick und ging mit ihnen nach dem Hauſe, wo der Bauer noch in der Küche ſaß. Als der

Bauer den Einſiedel ſah, erſchrak er gewaltig, aber Jan half ihm bald daraus, indem er ſeinen Bart abriß, die Kapuze hintenüber warf und lautlachend rief: „Da, da ſtehen die Pferde vor der Hausthür.“ — „Und wo ſind denn die Knechte?“ frug der Bauer erſtaunt, und Jan antwortete: „Geht nur in den Stall, da könnt ihr ſie auf wunderlichen Pferden ſehen.“ Da ging der Bauer mit Jan in den Stall; wie er da gelacht haben muß, das iſt leicht zu denken. „Heda, der Stall brennt!“ ſchrie der Bauer und alle drei Reiter fielen zugleich von Krippe, Miſtgabel und Rechen herab, rafften ſich aber bald zuſammen und liefen mit all ihren Beinen weg, ſo ſchnell ſie konnten; denn ſie ſchämten ſich in den Tod, daß ſie ſich alſo hatten anführen laſſen. Jan heirathete aber des Bauern Tochter und wurde ein reicher Mann und lebt vielleicht noch, wenn er nicht geſtorben iſt.

6.

Klein Däumchen.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nichts auf der Welt als ein klein Hüttchen und ein alt Tiſchchen und ein zerbrochen Stühlchen und ein Söhnchen, und das war ſo klein, ſo klein, daß es nicht größer war als ein Daumen; darum hatte die Mutter es auch klein Däumchen geheißen. Eines Tages wußte die arme Frau nicht, was ſie kochen ſollte, und da ſprach ſie in ſich hinein: „Ach hätt ich doch ein Pfund Mehl, ich möchte mir ſo gerne einen Kuchen backen!“ Das hatte klein Däumchen gehört, denn es ſaß zufällig in der Schürzentaſche ſeiner Mutter; und es ſprang flink heraus und ſprach: „Nichts mehr als das, liebe Mutter? das will ich ſchon ſchaffen;“ und damit hüpfte es weg und lief in einen Laden und ſtahl ſich dort ein Pfund Mehl. Als es das nach Hauſe brachte, da war ſeine Mutter über die Maſſen froh und ſprach: „Ja, das iſt wohl ſchön und gut, aber wenn ich Kuchen backen ſoll, dann muß ich auch Butter haben.“ — „Hoho, nichts mehr als das?“ fragte Däumchen, „die will ich ſchon ſchaffen,“ und es hüpfte fort und in einem andern Laden, wo es ein Pfund Butter ſtahl. Als es dies ſeiner Mutter getragen brachte, da freute ſich die arme Frau noch mehr, aber ſie ſchüttelte doch noch den Kopf und ſprach: „Mehl und Butter haben wir nun, aber um den Kuchen zu backen, muß ich auch noch eine Pfanne haben.“ — „Ei, nichts mehr als das,“ lachte Däumchen, „die will ich ſchon ſchaffen;“ und es lief eilig in Nachbars Eiſenladen und ſchnitt ritſch, ratſch eine Kordel durch, woran eine Pfanne hing, und rannte damit nach Hauſe zurück. „Nun fehlt nur noch eins,“ ſprach die Mutter da; „ich müßte auch noch Holz haben.“ — „He, nichts mehr als das,“ ſprach Däumchen, „das Holz will ich wohl ſchaffen,“ und mit den Worten ſprang es weg und in den Wald, um daſelbſt Holz zu leſen. Als es aber eben am Suchen war, da hörte es plötzlich viele Menſchen ſprechen. „Halt,“ dachte es, „das ſind Räuber und vor denen muß ich mich verſtecken; ſonſt ſind ſie im Stande und machen mich todt und dann kann ich kein Holz ſuchen und meine Mutter kann keinen Kuchen backen;“ und indem es das ſprach, verſteckte es ſich unter einem Wegerichblatte. Die Räuber hatten Däumchen auch nicht geſehen; ſie kamen aber immer näher und näher, wo der Wegerich ſtand, und als ſie endlich ganz nahe waren, da that der Eine von ihnen einen unglücklichen Tritt auf das Blatt und trat Däumchen todt, und ſo konnte es ſeiner Mutter kein

Holz bringen und die konnte keinen Kuchen backen und die ganze Geſchichte war aus.

7.

Die ſchöne Königstochter im Garten.

Eine arme Frau hatte drei Söhne und keinen Mann und auch nichts zu eſſen und das that ihr ſo weh, ſo weh, daß ſie meinte, das Herz im Leibe müßte ihr zerſpringen vor lauter Jammer und Noth, und ſie ſetzte ſich hin und weinte bittere Thränen. Als die drei Söhne das ſahen, da that es ihnen leid und der Aelteſte ſprach zu ſeiner Mutter:

Moer gef my 'ne koek,
Lapp my myn broek,
Ik wil uit reizen gaen.*)

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und flickte ihm ſeine Hoſe und er ging weg und kam in einen großen Wald; und darin ging er immer weiter und weiter, bis es ſtichdunkel geworden war. Da kletterte er auf einen hohen Baum und ſah, wie von fern ein ganz klein Lichtlein ſchimmerte; auf das Lichtlein ging er zu und wandelte die ganze Nacht, und als es Morgen geworden war, da ſtand er vor einem wunderſchönen Schloß, das glänzte, als wenn es von lauter Diamanten geweſen wäre. Weil das Thor nun offen ſtand, ging er hinein und kam in einen Garten; aber der war ſo ſchön, ach ſo ſchön, wie noch kein Menſch in der ganzen Welt einen geſehen hat. Wo er nur hinſchaute, da ſtanden Blumen und Bäume mit Aepfeln und Birnen und goldnen Nüſſen und er hatte ſo große Freude daran, daß er immer weiter darin fortging, bis er an das Ende kam, wo er eine Königstochter ſitzen ſah, die von ſo großer Schönheit war, daß er im erſten Augenblicke glaubte, es wäre ein Englein aus dem Himmel. Er zog höflich ſein Käpplein und ſprach: „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau!“ „Schön Dank,“ antwortete die Königstochter. „Aber ſage mir nun auch, was dir am Beſten gefällt in meinem Garten.“ Darauf antwortete der Aelteſte: „Ach, ſchöne Jungfrau, das ſind die lieben Blümelein.“ — „Ei, du dummer Tölpel,“ ſprach da die Königstochter, „weißt du nichts Schöneres, dann marſch fort mit dir in den Keller!“ und mit dem nahm ſie ihn beim Kragen und ſetzte ihn in den Keller.

---

*) Mutter, gib mir einen Kuchen, flicke mir meine Hoſe, ich will auf Reiſen gehn.

Als der Aelteſte nun nicht wiederkehrte, da ſprach der Zweite zu ſeiner Mutter:

Moer gef mo 'ne koek,
Lapp my mon broek,
Ik ſal oek wegen gan.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ihm ſeine Hoſe und er zog fort und immer weiter bis in den großen Wald und endlich auch bis an das Schloß; da ging er hinein und rund herum in dem Garten, bis er an die Laube kam, wo die ſchöne Königstochter ſaß. „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau,“ ſprach er. „Schön Dank,“ antwortete die Königstochter; „aber ſage mir nun auch, was dir in meinem Garten am Beſten gefällt.“ Darauf antwortete der Zweite: „Ach, ſchönſte Jungfrau, das ſind die rothen Aepfel und die gelben Birnen und die goldnen Nüſſe.“ — „Ei, du dummer Tölpel,“ ſprach da die Königstochter, „weißt du nichts Beſſeres, dann marſch fort mit dir in den Keller;“ und ſie faßte ihn am Kragen und ſetzte ihn in den Keller

Als der Zweite nun auch nicht zurückkehrte, da beſchloß der Jüngſte, ſein Glück auch einmal zu verſuchen, und er ſprach zu ſeiner Mutter:

Moer geef my 'ne koek,
Lapp my myn broek,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ſeine Hoſe und er zog aus und kam gleichfalls in den Wald und an das ſchöne diamantene Schloß. Er verwunderte ſich über die Maßen ob der ſchönen Blümelein und der lachenden Früchte, bekam auch wohl Luſt, einmal davon zu koſten, doch bezwang er ſich und ging immer fort, bis er von ferne die Königstochter erblickte. „Nein,“ ſprach er da zu ſich ſelbſt, „ein ſo bildſchönes Mädchen habe ich doch in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen,“ und er zog ſein Käpplein und trat ihr näher und grüßte ſie höflich: „Gott grüß euch, ſchöne Jungfrau!“ „Schön Dank,“ entgegnete die Königstochter; „aber ſage mir doch, was dir in meinem Garten am Beſten gefällt.“ — „Ach, das ſeid ihr, ſchöne Jungfrau, denn neben euch ſieht man keine Blümelein und keine Aepfel und nichts,“ ſprach der Jüngſte ſchnell. Da fiel die Königstochter ihm um den Hals und ſprach: „Du biſt mein und ich bin dein und du biſt mein lieber Mann,“ und ſie führte ihn in das Schloß und am andern Tage wurde die ſchöne Königstochter ſeine Frau und ſie lebten zufrieden und glücklich miteinander.

8.

Vom glücklichen Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter und der ſaß auf ſeinem Dreifuß und zog luſtig ſeinen Pechdraht und pfiff und ſang dazu Da kam der Herr Jeſus an ſeinem Hauſe vorbei und ſah den fröhlichen Mann und ſetzte ſich zu ihm hin und ſprach: „Gott grüß euch, Schuſtermeiſter!“ — „Schön Dank, Herr Wandersmann!“ ſprach der Schuſter, denn er kannte den Herrn Jeſum nicht „Ihr ſcheint mir ein recht glücklicher Mann zu ſein,“ fuhr Jeſus fort und der Schuſter entgegnete: „Ei, was ſollte mir auch fehlen? Geſtern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neu Leder und friſch Brot mitgebracht und morgen ſind die Stiefel wieder fertig und da hab' ich wieder Verdienſt; iſt das kein glücklich Leben?“ — „Doch,“ antwortete Jeſus, „aber hört einmal; ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas, von eurer Hand gemacht; wollt ihr mir den einen fertigen Schuh verkaufen, ich will euch ſoviel dafür geben, daß ihr Leder für zwei und ein halb Paar kaufen könnt; ſeid ihr das zufrieden?“ — „Ja, warum nicht?“ ſprach der Schuſter, „ich bin euch viel Dank ſchuldig; aber was wollt ihr mit dem einen Schuh? Es iſt ein gar wunderlicher Einfall von euch.“ — „Darum kümmert euch nicht,“ entgegnete Jeſus und nahm den Schuh und gab dem Schuſter das Geld und ging ſeines Weges weiter.

Drei Wochen ſpäter kam der Herr Jeſus deſſelben Weges um zu ſehen, was der Schuſter mache; aber in dem Schuſterhäuschen war es ſo ſtille, ſo ſtille, wie in einem Mäuſeloche. Das wunderte den Herrn Jeſum ſehr und er trat hinein und fragte den Schuſter, warum er nicht mehr ſänge. „Ei,“ ſprach der Schuſter, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrig blieb und was ich durch dich gewann, und ſehe nun, daß meine Kinder keine Schuh noch Strümpfe haben und ich möchte ſie ihnen doch ſo gerne kaufen; aber ich habe nicht genug und liegt das Geld ſo da, wie leicht könnte es mir geſtohlen werden!" — „Wenn das deine ganze Sorge iſt," ſprach Jeſus, „dann will ich dir ſchon helfen," und gab dem Schuſter Geld, um Schuh und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünſchte ihm einen guten Tag und ging ſeines Weges weiter.

Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schuſterhäusleins und freute ſich ſchon, den Schuſter nun recht luſtig wieder ſingen zu hören, aber darin betrog er ſich, denn es war noch ſtiller in dem Häuslein als vorher. Erſtaunt trat Jeſus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er ſänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank dir der Gott ſei bei uns," fuhr der Schuſter auf; „dein dummes Geld hätteſt du nur behalten ſollen, das hat mir nur Mäuſeneſter in den Kopf geſetzt," und damit griff er unter das Kopfkiſſen von ſeinem Bette und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jeſus vor die Füße und Jeſus wurde böſe darob und ging weg.

Am andern Morgen dachte der Herr, er müſſe doch einmal zuſehen, ob der Schuſter nun glücklicher wäre, und ſtieg aus dem Himmel nieder; aber er war gewiß noch ſechsmal ſo hoch als der höchſte Kirchthurm von der Erde, da hörte er den Schuſter ſchon ſingen und jauchzen: „Juchhei, Juchheiſa, Juchhei." Da dachte der Herr: „Ach, was wär es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menſchen ſo genügſam wären wie der Schuſtermeiſter!"

9.

Das kleine alte Männlein.

Es waren einmal drei Schweſtern und davon lebten zwei zuſammen in einem Häuschen und die Jüngſte wohnte in einem andern Häuschen, denn die zwei Aeltern ſprachen immer, ſie wäre zu dumm, um todtzuthun. Eines Abends nun geſchah es, daß ein klein alt Männchen kam und an dem Hauſe anklopfte, wo die zwei Schweſtern wohnten. Da legte ſich die Aelteſte ins Fenſter und fragte: „Was wollt ihr?“ — „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es ſo kalt iſt, daß ich nicht draußen ſchlafen kann,“ antwortete das Männchen. „Wir haben keinen Platz im Hauſe,“ ſprach da die Aelteſte, „und ließ ich euch herein, dann brummte mir meine Schweſter acht Tage lang und das geht nicht, darum ſucht euch anderswo ein Unterkommen;“ und mit den Worten ſchlug ſie das Fenſter zu und hörte das alte Männchen nicht mehr an, wie ſehr daſſelbe auch bat und flehte. Als nun alles nichts half, da ging das alte Männchen zu dem Häuschen, wo die Jüngſte wohnte, und klopfte da an. Da öffnete die Jüngſte das Fenſter und fragte: „Was hättet ihr gerne, lieber Freund?“ „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es draußen ſo ſehr friert,“ ſprach das Männchen und alsbald ſprang die Jüngſte an die Thüre und machte ihm auf und führte es in ein warmes Kämmerlein. Sie kochte ihm Brei von Milch und Mehl und brockte das letzte Krümlein Brotes hinein, welches ſie in ihrem Schranke fand. Dann ging ſie hin und nahm ihr Stroh und ſchüttelte es recht auf, damit das Männchen weich darauf liege; ſie ſelbſt ſchlief aber auf der Erde. Am andern Morgen war das Männchen ſchon früh auf und ſprach, es müſſe nun weiter ziehen. Das litt das gute Mädchen aber nicht und ſie kochte zuvor noch einen Brei zum Frühſtück. Als das Männchen den gegeſſen hatte, bedankte es ſich freundlich und ſprach: „Es thut mir leid, daß ich euch eure Liebe und Freundlichkeit nicht vergüten kann.“ — „O, was macht das,“ ſprach das

Mädchen, „ich habe an keine Bezahlung gedacht und wenn ihr nicht wißt, wo aus, wo ein, dann kommet nur noch mehr zu mir und machet euch darum keinen Kummer.“ — „Ich danke euch vielmal von ganzem Herzen,“ entgegnete das Männchen, „und ich bitte Gott den Herrn, daß er euch immerdar ſeinen Segen ſchenke und daß das Erſte, was ihr heute beginnen werdet, ſo wohl gelinge und euch alſo zu Nutz ſei, daß ihr den ganzen Tag nichts anderes thun könnet.“ Mit den Worten verbeugte es ſich und ging weg und das gute Mädchen ſprang ins Haus zurück, um ſich an die Arbeit zu begeben; auf den Wunſch des kleinen alten Männchens hatte es gar nicht gehorcht. Es holte ſchnell ein Stückchen Linnen vom Speicher, wo daſſelbe getrocknet hatte, und wollte es fälteln, und es fältete und fältete immer fort bis zum Mittage und den ganzen Nachmittag und das Linnen nahm gar kein Ende und die ganze Stube wurde davon voll; es hörte auch nicht eher auf, bis es ſtichdunkel war, da kam das Ende erſt. Die zwei ältern Schweſtern waren aber ſehr verwundert, daß ſie die Jüngſte den ganzen Tag nicht ſahen, und gingen darum am Abende zu ihr hin. Da machten ſie aber Augen und das war ein Verwundern! „Herr Gott im Himmel,“ ſchrie die Aelteſte, „wo haſt du das Linnen her? in meinem ganzen langen Leben hab ich nicht ſo viel zuſammen geſehn.“ Da erzählte die Jüngſte, ſie hätte es von dem kleinen alten Männchen und die beiden Andern wurden ſo giftig darüber, daß ſie ſpieen, wie Schlangen. „Muß dem Dummohr da ein ſolch Glück zu Theil werden und — ich könnt mich an ihr vergreifen, der Gans,“ ſchrie die Zweite in ihrem Aerger; aber die Aelteſte ſprach: „Ereifere dich nicht, Schweſter, und komm, dann wollen wir ſehen, ob wir das Männchen noch einholen.“ Da ſtürmten Beide an der Thür heraus, um das Männchen zu ſuchen, aber ſie waren kaum einige Schritte weit gegangen, als ſie es ſchon von ferne heranſchleichen ſahen. Huſch, huſch waren ſie bei dem Männchen und knixten und neigten ſich und die Zweite ſprach: „Ach, lieber Herr, ihr wollet es meiner Schweſter doch nicht übel nehmen, daß ſie euch geſtern nicht in unſer Haus gelaſſen und beherbergt hat; ich habe vor lauter Leidweſen darüber die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ach, wollet mir doch den einzigen Gefallen thun und dieſen Abend bei uns einkehren, ihr macht uns alle Beide zu den glücklichſten Menſchen auf der Welt.“ Das kleine alte Männchen war deß zufrieden und ging mit den beiden Schweſtern, welche ihm auf das Köſtlichſte auftiſchten und am Ende ihn in ein ganz weiches Bett trugen, worin er ſchlief wie ein Prinz. Kaum hatte er ſich am andern Morgen aus den Federn gemacht, als die Schweſtern ihm ſchon Kaffee mit Bisquit brachten. Er dankte für Alles recht höflich und fein. Als er ſein Frühſtück verzehrt hatte, da ſprach er: „Es thut mir ſehr leid, daß ich eure Freundlichkeit nicht vergüten kann, aber“ — „Oho,“ fiel da die Aelteſte ein, „meint ihr denn, wir wollten etwas haben für die Bewirthung? Gott bewahre, daran haben wir nicht im Mindeſten gedacht, im Gegentheil, wir wünſchten nur, daß ihr uns recht oft die Freude machtet, bei uns einzukehren.“ „Das wird ſchwerlich möglich ſein,“ ſprach das Männchen, „aber ich danke euch doch herzlich für euern guten Willen und wünſche nur, daß das Erſte, was ihr dieſen Morgen thuet, den ganzen Tag ſich fortſetze und ihr nichts Andres thun könnt.“ Damit empfahl das Männchen ſich und die beiden Schweſtern wünſchten ihm eine glückliche Reiſe.

Kaum hatte das Männchen die Thüre gefaßt, als die Aelteſte der Magd zurief: „Geſchwind, Micken, geſchwind, hole die Wäſche vom Boden, damit wir nur gleich anfangen können zu fälteln; wir müſſen doppelt ſo viel haben, als das Dummohr hier neben." Die Magd ſprang ſchnell auf den Boden, um die Wäſche zuſammenzuleſen; in der Zwiſchenzeit ſprach die Zweite: „Aber, Schweſter, wir wollen uns doch erſt ein Bischen ſtärken, da ſteht noch ein Krug friſchen Bieres, das wollen wir zu einem Butterbrote genießen; mache nur alles bereit, ich gehe indeß in den Garten, um zuvor ſchnell mein Waſſer noch zu laſſen." — „Gut, thue das, Schweſter," ſprach die Aelteſte, „aber eil dich;" und damit faßte ſie den Krug und ſetzte den vor den Mund.

Die Magd hatte aber die Wäſche ſchon lange zuſammengeleſen und in die Stube gebracht und ſie wartete nur auf die Schweſtern, aber die kamen nicht und kamen nicht. Da ging ſie in die Küche, um einmal zuzuſchauen, was ſie machten; doch was kriegte das Mädchen nicht für einen grauſamen Schrecken! denn, denke doch nur, da ſtand die Aelteſte und trank und trank und konnte nicht aufhören zu trinken und die Andere ſchrie aus dem Garten, ſie könne nicht aufhören, ihr Waſſer zu laſſen, und das dauerte fort, bis es ganz ſtichdunkel war, da ſtand Hof und Haus im Waſſer und ſie mußten Alle die ganze Nacht arbeiten, um nur ein trocknes Plätzchen zu gewinnen, wo ſie ihre Füße hinſetzen konnten. Die Jüngſte verkaufte aber das Leinen und wurde reich und glücklich für ihr ganzes Leben lang.

10.

Von Piet Jan Clas, der den Tod ſuchte.

Es war einmal ein Mann, der hieß Piet Jan Clas, und der war ſo neugierig, ob ſo neugierig, daß es nicht zu ſagen iſt. Eines Tages nun hörte er zufällig von dem Tode ſprechen und die Leute ſagten, das wäre zwar ein gar häßlicher und grimmiger Kerl, aber gerecht dabei! wie kein Anderer. Als Piet Jan Clas das hörte, da dachte er bei ſich: „Ach, den Tod möchte ich doch gern einmal ſehen, das muß ein kurioſer Kauz ſein;“ und damit ging er nach Hauſe und nahm ſeinen Stock und ſetzte ſeinen dreikantigen Hut auf und machte ſich auf den Weg. Als er nun ſchon weit gegangen war, da kam er in eine Stadt und ſah da einen Schuhladen voll Schuhe und der Schuſter ſaß an der Thüre und machte immer noch neue Schuhe. „Guten Morgen, Meiſter,“ ſprach er und der Schuſter dankte, ohne jedoch von ſeiner Arbeit aufzuſehen. „Was macht ihr da Gutes?“ fragte Clas. „Wie ihr ſeht, Schuhe und immer Schuhe,“ antwortete der Meiſter und ſtach mit der Pfrieme ein Loch und zog Krrrr den Pechfaden durch. „Aber ihr habt ja ſchon ſo viel fertig da ſtehen,“ ſprach Clas hinwieder, „warum macht ihr denn noch immer neue?“ — „Ah, um ſie zu verſchleißen und zu verkaufen und meine Frau und Kinder mit dem Gelde zu ernähren, Krrrr!“ — „Und wenn ihr das denn nun gethan habt, was dann?“ fragte Clas weiter, und der Schuſter entgegnete: „Ei, dann lege ich mich aufs Ohr und dann kommt der Tod und holt mich ab, Krrrr.“ „Der Tod?“ ſchrie Clas verwundert, „ach, lieber Meiſter, thut mir doch um Gottes willen den Gefallen und ſagt mir, wo ich den finde. Habt ihr ihn nie geſehn?“ — „Nein, nein,“ lachte der Meiſter, „und dafür danke ich unſern lieben Herrgott, bin auch nicht gar neugierig darum.“ „Wo könnte ich ihn denn finden?“ fragte Clas und der Schuſter ſprach ſchmunzelnd: „Geht nur gerad aus und immer weiter eurer Naſe nach, da findet ihr ihn vielleicht.“ Clas bedankte ſich für den guten Beſcheid und ging fröhlich weiter den ganzen Tag und die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag. Da begegnete er in einem Walde einem Bauer, der hatte ſchon einen ganzen Wagen voll Holz gehauen und hieb noch immer mehr. „Aber ſag mir doch, Bruderherz,“ ſprach Clas, nachdem er den Bauer gegrüßt und der ihn wieder gegrüßt hatte, „was willſt du denn eigentlich mit all dem Holze anfangen?“ — „Ei,“ ſprach der Bauer, „ich binde Bündel daraus, die ich im Winter brenne, und was ich für mich nicht nöthig habe, das verkaufe ich und hole mir Brot und Fleiſch von dem Gelde; ſo bring ich mein Leben hin bis zu meinem ſeligen Tode.“ „Apropos,“ fiel Clas ein, „mit dem Tode; wißt ihr nicht, wo der ſich wohl aufhält und herumtreibt, ich möchte ihn ſo gern ſehen, daß mir der Bauch weh thut.“ — „Da kann ich euch nicht dienen, Freund,“ ſprach der Bauer; „aber gehet einmal ganz gerade aus, es iſt möglich, daß ihr ihn antrefft.“ Clas dankte fein höflich für den Beſcheid und ging weiter und weiter, immer grad aus, bis er abermals in eine Stadt kam. Da ſaß ein Schneider in einem ſchönen Hauſe auf dem Tiſche und nähte und um ihn herum war alles voll Kleider, ſo daß kein Fleckchen Wand blieb, wohin auch nur eine Fliege ſich hätte ſetzen können. „Was thut ihr doch mit all den Kleidern,“ fragte Clas, nachdem er eine Zeit lang das Haus angeſtaunt hatte. „Die verkauf' ich,“ antwortete der Schneider, „die wollnen im Winter, die linnenen im Sommer und die baumwollenen im Frühling und Herbſt.“ „Und wenn ihr die denn verkauft habet?“ frug Clas. „Nun, dann nähe ich wieder neue,“ brummte der Schneider verdrüßlich, „und die verkauf ich wieder und nähe noch einmal neue und verkauf' ſie abermals, bis der Tod kommt.“ — „Dann könnt ihr mir gewiß auch ſagen, wo ich den Tod finden kann; nicht wahr, Meiſter?“

fuhr Clas neugierig fort, aber der Schneider ſprach, er ſolle ſich nur geſchwind aus der Thür machen, denn die Schneidermeiſter wären nicht gar gut Freund mit dem Tode, der hole ihnen zu viel Kunden weg. „Das iſt ein grober Kerl,“ dachte Piet Jan Clas und ging ſeiner Naſe nach weiter und als er wieder lange gegangen war, da kam er in einen Wald, der ſo groß war, daß man kein Ende davon ſah. Er ſchritt aber muthig hinein und fand daſelbſt einen Einſiedel mit langem, greiſem Barte, kahlem Kopfe, einer dicken groben Kutte und einem Roſenkranze in der Hand. „Ach,“ dachte Clas, „wenn das nicht der Tod iſt, dann weiß er mir doch ſicherlich Beſcheid davon zu geben,“ und ging auf den Einſiedel zu und grüßte ihn und der Einſiedel grüßte Clas wieder und Clas fragte: „Was thuet ihr denn hier allein in der Einſamkeit; da wüßte ich nichts Angenehmes dran zu finden, ſo allein zu ſein.“ „Ach,“ ſprach der Einſiedel, „ich habe mich von den Menſchen abgeſondert, um Gott beſſer dienen zu können und wohl vorbereitet zu ſein, wenn der Tod kommt, um mich —“ „Ja, wegen dem Tode wollte ich euch juſt fragen,“ fiel ihm Clas in die Rede, „den möchte ich für mein Leben gern einmal ſehen; könnt ihr mir vielleicht dazu verhelfen?“ — „Den Tod kann man nur einmal ſehen,“ antwortete der Einſiedel, „aber wollt ihr ihn ſehen, nun ſo gehet weiter, jeden Abend ſeit ihr ihm einen Tag näher.“ Das gefiel Clas und er dankte dem Einſiedel aus vollem Herzen und ſprach, als er die Klauſe eben aus den Augen verloren hatte, zu ſich ſelbſt: „Das nenn' ich mir doch einmal einen vernünftigen Beſcheid, nur wird es mir jeden Tag zu lang werden, ehe es Abend iſt; aber ich habs dem Alten gleich angeſehen, daß er es wußte.“ So ſchritt er munter fort über Berg und Thal, durch Wald und Wieſe, bis er eines Abends in der Ferne ein großes Schloß ſah; da ging er darauf zu. Als er an das Thor gekommen war, ſtand da ein ſtein ſteinalt Mütterchen, die war ſo mager, daß man jedes Knöchelchen an ihrem Leibe zählen konnte; dabei hatte ſie feuerrothe Augen, ganz eingefallene hohle Backen und eine dicke Hängelippe; auf ihrem Rücken ſaß ein dicker Buckel und darauf ſtand ein Korb voll Fläſchchen und Salbentöpfchen; außerdem hatte ſie ein großes Meſſer an ihrer Seite hängen. „Das könnte leicht der Tod ſein," dachte Clas und trat zu ihr und zog ſeine Dreiſpitze und ſprach: „Gott grüß euch, Mütterchen." „Schön Dank, mein Söhnchen," ſprach die Alte. „Ach, liebes Mütterchen, ſeid ihr nicht der Tod?" fragte Clas alsdann. „Nein, im Gegentheil," antwortete ſie, „ich bin das Leben und heile mit meinen Salben und Medizinen alle Schäden und Wunden und Krankheiten." — „Das iſt doch Schade," ſprach da Clas, „ich hatte ſchon ſo große Freude, indem ich dachte, ihr wärt der Tod; ich reiſe nun ſchon ſo lange über Berg und Thal, durch Wald und Wieſe, um ihn zu ſuchen, und ich finde ihn nirgends; könntet ihr mir ihn nicht zeigen?" — „Doch das kann ich wohl," ſprach die Alte. „Ach, lieb, lieb Mütterchen, dann thut das doch!" rief Clas entzückt aus; „ich bitte euch um alles in der Welt, ihr könntet mir keinen größern Gefallen erweiſen." — „Ja, das will ich gern," ſprach das Mütterchen, „zieh dich nur vorerſt ganz ſplinternackt aus." Da warf Clas voller Freude Hut und Stock und Kittel hin und zog ſich alsdann auch die übrigen Kleider vom Leibe. Als das geſchehen war, da ſprach das Mütterchen: „Nun kniee dich nieder und leg deinen Kopf in meinen Schoos," und als er das auch gethan hatte, da nahm ſie ihr ſcharfes Meſſer und ſchnitt ihm den Kopf ritſch ratſch ab, drehte ihn ganz geſchwind herum und ſetzte ihn wieder ſo auf, daß das Geſicht nach dem Rücken gekehrt war. Im ſelben Augenblicke ſprang Clas auf und ſchrie ganz jämmerlich: „O Je, o Je, o Je! o weh! Hülfe, Hülfe! O rettet mich! Helft mir aus der grauſamen Noth! O was ſeh ich für gräuliche Sachen!“ Das alte Mütterchen hörte aber nicht darauf und ließ ihn zwei Stunden lang mit dem Geſichte auf dem Rücken. „Du wollteſt ja den Tod ſehen, nun ſiehſt du ihn,“ ſprach ſie. Clas ermattete aber dermaßen von all dem Schrecken, den er ausſtand, daß er endlich ohnmächtig zuſammenfiel und kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Als die Alte das ſah, ſchnitt ſie ihm den Kopf wieder ab und ſetzte ihn wieder zurecht, ſtrich ein bischen Salbe aus einem ihrer Töpfchen auf die Wunde und in zwei Minuten war ſie heil und Piet Jan Clas wieder ſo geſund wie vorher. „Haſt du nun den Tod geſehen?“ fragte das Mütterchen. „Ja, das ſei Gott geklagt,“ ſprach Clas, „das iſt nicht zum Spaßen;“ und er zog ſich ſo ſchnell, wie er konnte, an und lief, was er konnte, nach Haus zurück.

11.

Die betrogenen Schelme.

Es war einmal ein Küſter, ein ſehr ehrenwerther und braver, aber dabei doch auch gar geſchliffener Mann, und ſo geliebt in der Gemeinde, daß wenige ſtarben, die ihn nicht in ihrem Teſtamente bedacht hätten. Dadurch war er langſam zu Gelde gekommen und hatte ſich hübſche Sümmlein erſpart, lebte auch ganz gemächlich davon auf ſeine alten Tage. Verheirathet war er nicht, dafür aber hatte er eine alte Haushälterin und einen alten Freund, die mit ihm zuſammen hausten. Es war ihm aber ſeit langer Zeit ſchon ſeine liebſte Freude, wenn er an den wöchentlichen Markttagen in die Stadt gehen und dort ſein Züglein Bier ungeſtört und in guter Geſellſchaft trinken konnte; daran hinderte ihn nun ſeine immer mehr zunehmende Schwäche und deßhalb rieth man ihm von allen Seiten, er ſolle ſich ein Pferd oder doch zum Wenigſten ein Maulthier kaufen. Endlich beſchloß er denn auch, dem Rathe zu folgen und machte ſich am nächſten Markttage in aller Frühe auf den Weg. Das Glück wollte ihm auch und er erhandelte ſich ein prächtiges Thier, worauf er ſo ſtolz, wie ein Kaiſer, nach Hauſe zurückritt. Nun waren aber drei Schelme in dem Dorfe und die hatten ſich verabredet, ſie wollten dem Küſter das Maulthier abſchwatzen. Als der brave Mann ungefähr halbweg war, da kam ihm einer der Schelme entgegen und ſprach: „Ach, ſieh da unſer Herr Küſter! Wie geht es? gut gekauft?“ — „Wie ihr ſehet,“ antwortete der Küſter, „ich habe das Maulthier gekauft.“ „Maulthier?“ frug der Andere, „welches Maulthier?“ und dabei drehte er den Kopf rund herum und guckte nach allen Seiten hin. „Ei, das worauf ich ſitze,“ ſprach der Küſter und der Schelm entgegnete: „Aber, lieber Herr Küſter, da ſeid ihr garſtig damit betrogen worden, denn das iſt ja ein Eſel.“ „Ach, ſo geht doch mit euren Narretheien!“ brummte der Küſter verdrüßlich und ritt weiter bis zu einem Kreuzwege, da kam ihm der zweite von den Schelmen entgegen und grüßte ihn und fragte, was er gekauft habe? — „Nichts anders, als das Maulthier hier,“ antwortete der Küſter und der Andere riß die Augen ſperrweit auf und rief: „Welches Maulthier denn? Das iſt ein Eſel, Herr Küſter, und ihr ſeid damit angeführt.“ „Ach was Eſel! Ihr ſeid ſelbſt ein Eſel!“ brummte der Küſter wieder und ritt ſeines Weges weiter. Einige Hundert Schritte vom Dorfe kam ihm der dritte von den Schelmen entgegen und rief ſchon von fern: „Ach Herr Küſter, was habt ihr da für einen ſchönen Eſel gekauft!“ — „Ihr kennt keinen Eſel,“ ſprach der Küſter mürriſch, „ſonſt würdet ihr wohl ſehen, daß dies ein Maulthier iſt.“ — „Schämt euch doch, Herr Küſter,“ erwiderte der Schelm, „ein Maulthier iſt doch wol ganz anders geſtaltet.“ Darüber wurde der Küſter böſe und erzürnte am Ende dergeſtalt, daß er ſchrie: „Und wenn es denn ein Eſel iſt, dann nehmt ihn in Gottes Namen und macht damit, was ihr wollt.“ Mit den Worten ſprang er von dem Maulthiere und lief nach Hauſe, wo er die ganze Geſchichte dem Nachbar erzählte. Der Nachbar war aber klüger als er und ſah den Schelmſtreich alsbald ein und ſprach: „Mein lieber Herr Küſter und Freund, die Gaudiebe haben euch zum Narren gehalten.“ — „Ei, mögen ſie's,“ rief der Küſter, „ich will ſie ſchon wieder zum Narren halten.“

Am andern Morgen ging der Küſter ganz frühe aus dem Dorfe und erhandelte ſich im nächſten Orte zwei Geiſen, die waren beide weiß und glichen ſich auf ein Haar. Den folgenden Markttag zog er wieder nach der Stadt und nahm eine Geis mit ſich; die andere ließ er zu Hauſe, wo ſie im Garten luſtige Sprünglein machte; ehe er aber vom Hauſe fortging, trug er der Haushälterin noch auf, ein recht gutes Abendeſſen zu bereiten und nichts dabei zu ſparen. Auf dem Markte traf er die drei Schelme bald und ſie machten ſich an ihn und ſprachen: „Gott, Herr Küſter, was habt ihr da für eine ſchöne Geis!“ „Ja,“ ſprach der Küſter, „und wenn ihr erſt die Tugenden kenntet, die das Thier hat, da würdet ihr Augen machen!“ — Die Schelme wurden neugierig und fragten, was das denn für Tugenden wären? doch der Küſter gab keine Antwort, ſondern ging an einen Laden und kaufte dort ein paar gerupfte Tauben und ein Hühnchen, und an einem andern Laden einen ſchönen dicken Aal und an einem dritten Laden eine koſtbare Apfeltorte. Das alles packte er zuſammen, legte es der Geis auf den Rücken und ſprach: „Nun höre, Geislein, und verſtehe mich recht; gehe nach Hauſe, aber halte dich nicht auf unterwegs, hörſt du? und beſtell zu Hauſe, daß man uns den Bündel für den Abend zurecht mache; ich brächte noch drei Freunde mit; haſt du verſtanden?“ Da ſtieß die Geis zufällig mit dem Kopfe nach vorn, wie die Thiere zu thun pflegen, und lief weg, als der Küſter ihr kaum den Strick vom Halſe gebunden hatte. Die drei Schelme ſahen ſich aber erſtaunt an und meinten, der Küſter wäre nicht recht bei Sinnen. Der ſprach aber zu ihnen: „Ich verhoffe, meine lieben Freunde, daß ihr dieſen Abend bei mir eſſet; ich kann zwar nichts andres auftiſchen, als gute Bürgerkoſt; aber es iſt doch gut gemeint.“ Deß waren die Schelme zufrieden und gingen am Abend mit dem Küſter nach Hauſe; da ſahen ſie die zweite Geis im Garten laufen und meinten, es wäre dieſelbe, welche mit dem Küſter auf dem Markte geweſen war. Als ſie nun aber auch das Abendeſſen für ſie alle bereitet fanden und Tauben und ein Hühnchen und Torte aufgetiſcht bekamen, da hatten ſie keinen Zweifel mehr an den wunderbaren Eigenſchaften der Geis und fragten den Küſter: ob ihm das Thier feil wäre? denn ſie hätten daſſelbe gar zu gern gehabt. „Ja,“ ſprach der Küſter und ſchüttelte den Kopf; „ſie iſt mir wol feil, aber ihr gebt mir doch nicht, was ich fordere, und außerdem habe ich ſie ſchon halb einem guten Freunde zugeſagt.“ Da wurden die Schelme noch begieriger nach der Geis und riefen alle drei zugleich: „Fordert nur, Herr Küſter, fordert nur, wir geben euch, was auch jeder Andere euch gibt.“ —

„Nun, wenn ihr darauf beſtehet, dann gebe ich euch als guten Freunden den Vorzug,“ entgegnete der Küſter, „aber unter funfzig Goldgulden kann ich ſie nicht laſſen.“ „Nun, die wollen wir euch geben,“ ſprachen die Schelme und zahlten ihm das Geld aus und nahmen die Geis mit ſich. Am nächſten Markttage ſagten ſie zu ihren Frauen, es wäre nicht nöthig, eher zu kochen, bis die Geis wiederkäme; die würde ſchon alles bringen, was zu einem guten Abendeſſen nöthig wäre. Dann gingen ſie alle drei zu Markte und kauften ein, was ſie nur Leckeres fanden und das luden ſie alles der Geis auf und ſprachen zu ihr: „Nun höre, Geislein, und verſtehe uns recht; gehe nach Hauſe und beſtelle dort, daß dieß Alles für den Abend zubereitet werden ſoll.“ Die Geis ſtieß mit dem Kopfe nach vorne und ſprang weg und Gott weiß, wem ſie in die Hände fiel; darum fanden die Schelme auch natürlicherweiſe zu Hauſe kein Abendeſſen und ſie mußten ſich mit einem Butterbrot und einem Glas Bier zu Bett legen. Am andern Morgen packten ſie aber jeder einen tüchtigen Knüppel und liefen zu des Küſters Hauſe, um den recht tüchtig durchzuprügeln; doch der Küſter war klüger als ſie alle drei. Als ſie nämlich in ſein Haus kamen, da lief er ihnen ſchon die Treppe hinunter entgegen und ſprach: „Ach, lieben Freunde, nicht wahr? die Geis hat einen dummen Streich gemacht, aber daran iſt hier mein Nachbar allein ſchuld, der hat ihr geſtern Abend noch Branntwein zu ſaufen gegeben und davon iſt das Thier noch ganz toll; es wird aber wiederkommen, wenn's nur erſt wieder nüchtern iſt, darüber ſeid zufrieden. Aber er ſoll mir's büßen, der Gaudieb!“ und mit den Worten ſtieß er dem Nachbarn ein Meſſer in den Bauch, daß all ſeine Kleider blutroth ſich färbten und der Mann, wie todt zu Boden fiel. Das war aber wieder nur ein Schelmſtreich von dem

Küſter, denn er hatte dem Nachbar eine Blaſe voll rothen Waſſers auf den Bauch gebunden und ihm eingeſchärft, daß er ſich todt ſtellen ſollte, nachdem er den Stich empfangen hätte. Die drei Schelme meinten, der Mann wäre todt und wollten den Küſter packen und zum Richter führen, doch da lachte der Küſter laut und ſprach: „Ah, ihr wollt mich verrathen? dann iſts doch beſſer, ich wecke meinen Nachbar wieder auf;“ und er zog ein klein Flötchen aus der Taſche und blies damit dem Todten dreimal in die Ohren, daß es gellte. Da erhob ſich der Mann, als wär er aus einem ſchweren Traume aufgewacht und ſprang auf und lief fort, während die drei Schelme mit offnen Mäulern gafften und auch einigermaßen in Angſt vor dem Küſter im erſten Augenblicke noch nicht wußten, was ſie machen ſollten; denn ſie glaubten, der Küſter wäre ein Hexenmeiſter. Endlich ſprach der Eine: „Das iſt ja ein wunderbar Pfeifchen, Herr Küſter; wie viel wollt ihr denn dafür haben?“ „Nur funfzig Goldgülden,“ antwortete der Küſter, und die Schelme bezahlten ihn und gingen weg mit ihrem Pfeifchen. Ein paar Tage nachher hatte der Jüngſte von den Schelmen Streit mit ſeiner Frau und griff nach einem Meſſer und ſtach ſie todt. Kaum war das aber geſchehen, als er ſchon Angſt kriegte vor dem Gericht; er lief darum ſchnell an den Schrank und holte das Flötchen und pfiff und pfiff, ſo gut er konnte; aber die Frau war und blieb todt. Als er noch am Pfeifen war, kamen die zwei Andern nach Hauſe und der Aelteſte ſprach, als er hörte, wie das zugegangen: „Ach, du verſtehſt das Pfeifen nicht; du mußt grade ſo laut pfeifen wie der Küſter,“ und er faßte ein Meſſer und ſtach den Jüngſten auch todt und ſprach: „Nun will ich es einmal probiren und zwei zugleich aufwecken; das Dummohr kannte die Sache nicht,“ und damit nahm er das Flötchen und pfiff und pfiff, aber er hatte gut Pfeifen, das Licht war aus. Was das für einen Schrecken gab und wie wüthend die noch übrigen beiden Schelme über den Küſter waren, das kann man ſich leicht denken; ſie beſchloſſen kurz und gut, ihn in einen Sack zu ſtecken und ſo in das Waſſer zu werfen. Somit paßten ſie ihm auf und als der gute Küſter, nichts Schlimmes ahnend, des Wegs kam, faßten ſie ihn beim Kopfe und ſteckten ihn in einen großen Sack von recht dickem ſtarken Tuche. Das war nun gut, aber wie ſie den Sack ins Waſſer tragen wollten, da kam der König derſelben Straße; ſie verbargen den Sack alſo in einem Kornfelde und da ſie beide alte Soldaten waren, folgten ſie dem Könige nach Sitte und Gebrauch bis zur Stadt. Inzwiſchen kam ein Hirte mit einer Heerde Schafe des Weges; als der Küſter hörte, daß jemand in der Nähe wäre, da rief er aus dem Sacke: „Ich will ſie nicht! Ich mag ſie nicht! Sie hinkt ja, gebt ſie doch einem Andern!“ Als der Hirte die Stimme hörte, kam er näher und fragte den Küſter, was er denn nicht wolle und wer die Hinkende ſei? — „O,“ ſprach der Küſter, „es iſt abſcheulich, da wollen ſie, ich ſolle des Königs Tochter heirathen, aber ich will ſie nun einmal nicht; ich mag keine Frau, die hinkt.“ — „Des Königs Tochter?“ fragte der Hirt erſtaunt, „ei, die nähme ich noch wol, wenn man mir ſie gäbe; glaubt ihr wol, daß ich ſie bekäme?“ — „O, mit Vergnügen,“ rief der Küſter, „du brauchſt dich nur in den Sack zu ſetzen; aber du darfſt kein Wort ſprechen, bis man den Sack aufmacht.“ Deß war der Hirt zufrieden und der Küſter kam heraus und band ihn hinein und trieb mit ſeiner Heerde weiter. Eine halbe Stunde nachher kamen die Schelme und nahmen den Sack und warfen ihn ins Waſſer, worauf ſie mit vergnügten Geſichtern nach der Schenke gingen. Vor der Schenke, noch auf der Straße, kam ihnen der Küſter mit der Heerde entgegen; ſie rieben ſich die Augen und ſtarrten ihn an und nachdem ſie endlich ganz ſicher erkannt hatten, daß er wirklich der Küſter war, fragten ſie ihn, wie er denn aus dem Waſſer gekommen ſei? — „Ach, laßt mich in Ruhe,“ rief der Küſter unwillig aus, „ihr ſeid alle Beide Eſel und nichts weiter; hättet ihr mich zehn Schritt weiter hineingeworfen, ich hätte noch zwanzigmal ſo viel Schafe mit mir aus dem Waſſer gebracht, denn es wimmelt da drunten von den Thieren.“ Da baten die beiden Schelme: „Ach, goldener Herr Küſter, vergeſſet doch, was wir euch zu Leide gethan und ſtecket uns in zwei Säcke und werfet uns da ins Waſſer, wo es ſo voll von Schafen iſt.“ — Das wollte der Küſter anfangs nicht, als ſie ihn aber ſo recht flehentlich darum baten, da that er es und ſchmiß ſie alle Beide ins Waſſer und da hatte er Ruhe vor ihnen und eine ſchöne Heerde Schafe dazu und wäre er nicht geſtorben, dann lebte er noch.

12.

Der fleißige und der faule Fiſcher.

Es war einmal ein Fiſcher und der war ſo fleißig, daß es keinem Menſchen zu ſagen iſt; er fiſchte vom frühſten Morgen bis in die tiefe Nacht, aber das Glück wollte ihm immer nicht und er blieb ein armer Mann; was noch mehr war, ſeine Frau und ſein einzig Kind ſtarben ihm in Zeit von einem Jahre und er fühlte ſich ſo allein, ach ſo allein, daß er meinte, er hätte verzweifeln müſſen. Darum ließ er aber das Vertrauen auf Gott den Herrn nicht fahren und dachte immer: „Was

Gott thut, iſt wohlgethan," und trug Alles mit Geduld und Ergebung. Am Vorabende von St. Andreas — der Heilige war nämlich ſein Patron — ging er einmal ſo ganz allein ſpazieren und dachte ſeinem argen Schickſale ſo recht nach, auch, wie er gar nichts Beſſeres noch vor Augen ſähe, und darüber wurde er ſo betrübt, daß er anfing, laut auf zu weinen. Darüber wurde es dunkler und dunkler und er war ſo verloren in ſeiner Traurigkeit, daß er das gar nicht merkte. Erſt als es recht finſter war, ſtand er auf und wollte nach Hauſe gehen; aber da ſah er plötzlich ein kleines Flämmchen, welches auf dem Meere tanzte, dann ans Land ſchnellte und an den Reſten einer alten Fiſcherhütte herumfuhr, und wieder ins Meer ſchoß, wo es an einer Stelle hell aufleuchtete und ſchnell wieder ans Land fuhr. Nun hatte der Fiſcher zwar häufig ſagen gehört, daß ſolche Flämmchen im Meer verſunkene Schätze anzeigten, aber er war doch zu furchtſam, als daß er hätte bleiben mögen; darum drehte er dem Flämmchen den Rücken und wollte nach Hauſe gehn. Da rief aber plötzlich Jemand ſeinen Namen und der Fiſcher kehrte ſich um und ſah hinter den Hüttentrümmern einen blaſſen alten Mann in ganz fremdartigen Kleidern ſtehen, der ihn mit einem ſo flehenden Auge anſah, daß es dem braven Fiſcher ganz leid that. „Habt ihr mich gerufen, Herr?" fragte er, „dann ſagt mir, was ihr wünſchet." — Da antwortete der Mann: „Andreas, du haſt dich ſo ſehr über dein Unglück beklagt; ich will dich zu einem reichen Manne machen, wenn du thun wirſt, was ich dir ſage." Nun wurde dem Fiſcher erſt recht ängſtlich zu Muthe, denn er glaubte, der Mann wäre der leibhaftige Teufel, und er ſchlug ſchnell ein Kreuz und ſprach: „Nein, ich habe eure Hülfe nicht nöthig; ich will lieber arm ſein, als Geld von euch nehmen." Deß lächelte der Mann und ſprach: „Du meinſt, ich wäre der Teufel;“ aber da irrſt du dich; du kannſt nur volles Vertrauen in mich haben und es wird dir gewiß zum Guten ausſchlagen. Willſt du, dann nimm den Ring hier und komm über drei Tage wieder; gehe dann um Mitternacht juſt einen Büchſenſchuß weit ins Meer, da findeſt du drei umgeſtülpte Töpfe, davon mußt du den mittlern aufheben, dann iſt die darin eingeſchloſſene Seele eines armen Ertrunkenen erlöſt; gehe aber ſchnell wieder zurück, kümmere dich auch um nichts, was du auch ſehen oder hören magſt; ich werde dich reichlich dafür belohnen und du wirſt ſo glücklich ſein wie ein Menſch in der Welt.“ Mit den Worten verſchwand der Mann und im ſelben Augenblicke fiel ein alter verroſteter Ring vor die Füße des Fiſchers; aber der hatte nicht Muth genug, das Abenteuer zu beſtehen, und ſprach in ſich ſelbſt: „Was kümmern mich die Seelen der Ertrunkenen und warum ſind ſie ſo näriſch, ſich unter einem Topfe fangen zu laſſen;“ und er ging nach Haus und dachte gar nicht weiter an die Geſchichte. Daran that er inzwiſchen nicht Recht und das zeigte ſich auch bald; denn in den erſten Tagen nachher verlor er alles Geld, was er ſich ſeit mehren Jahren kümmerlich abgeſpart hatte, und gleich darauf wurde er krank und blieb neun ganzer Monate im Spital liegen; als er daraus kam, war er ſo arm wie ein Job und es blieb ihm faſt nichts andres übrig, als zu betteln.

Ohne daß er ſelbſt wußte wie, befand er ſich am Vorabend von Sankt Andreas wieder am Meere und an derſelben Stelle, wie im vorigen Jahr. Das Meer war aber nicht ſo ruhig wie damals, ſondern warf große Wellen und war recht wild. Nicht lange ſtand er alſo da und gedachte an die Erſcheinung und wie er hätte glücklich werden können, als er das Flämmchen wieder ſah und bald auch ſeinen Namen wieder rufen hörte;

bald darauf ſtand huſch, wie hergeblaſen, das kleine alte Männchen vor ihm und wiederholte ſeinen alten Vorſchlag. Als es verſchwunden war, guckte der Fiſcher auf die Erde und da lag der alte verroſtete Ring da und er nahm ihn ſchnell auf und ſteckte ihn in die Taſche; denn er hatte nun feſt beſchloſſen, einmal Muth zu faſſen und ins Meer zu gehen. Am dritten Tage um Mitternacht kam er wieder an die alte Hütte und ging muthig aufs Waſſer los, aber je tiefer er meinte hinabzuſteigen, deſto weniger Waſſer fand er; im Gegentheil, er kam auf die ſchönſte Wieſe, die man nur mit Augen ſehen kann; darauf waren Hunderte von Jünglingen beſchäftigt, das Gras abzumähen und in große Bündel zu binden, und dazwiſchen ſangen ſie luſtige Lieder. Der Fiſcher kehrte ſich daran aber nicht, obgleich er unter vielen derſelben ſeit lang ertrunkne Bekannte und Freunde erkannte, und ſchritt rüſtig weiter. Da kam er an ein ſchönes Haus und aus dem Hauſe ſtürzte ihm eine ſchöne Frau entgegen und rief mit einer gar ſüßen Stimme: „Ach, ſo kommſt du denn endlich und heiratheſt mich! Ach, wie lang hab ich dich erwartet!“ Da hätte der Fiſcher bald der Warnung des Männchens vergeſſen, nämlich daß er auf nichts achten ſolle, was er auch hören oder ſehen möchte; aber er faßte ſich bald wieder, lief ſchnell weiter nach den drei umgeſtülpten Töpfen, welche er einige zwanzig Schritte weiter erblickte, und faßte tapp den mittelſten und warf ihn um. Zu gleicher Zeit ſtieß die ſchöne Frau einen grauſamen Schrei aus und all die Jünglinge von der Wieſe ſtürzten über den Fiſcher her, aber er wurde von einer mächtigen Hand gefaßt und ſo ſchnell nach oben geriſſen, daß ihm Hören und Sehen verging und er ganz und gar von ſich ſelbſt kam. Als er endlich ſich wieder erholte, lag er am Geſtade im Lande und fühlte eine ſo gräßliche Müdigkeit in allen Gliedern, als wenn er keine Knochen am Leibe mehr ganz gehabt hätte. Was ihn aber dabei tröſtete, das war ein ledernes Seckelchen voll goldner Münzen und koſtbarer Edelſteine, welches neben ihm lag; das ſteckte er voller Freude zu ſich und ging nach ſeiner Hütte zurück, die er bald niederreißen ließ und ein ſchönes Haus an ihre Stelle ſetzte. Nicht lange nachher nahm er ſich eine neue Frau und lebte mit der ſo glücklich und zufrieden wie ein Fiſch im Waſſer; alles, was er anfing, gelang ihm prächtig und in Zeit von fünf Jahren war er ein ſteinreicher Mann und zog in die Stadt, wo er von ſeinen Renten lebte.

Nun lebte in der Nachbarſchaft vom Andres ein anderer Fiſcher, der hieß Peter und war eben ſo faul, als Andres fleißig war; man brauchte ihn auch nur anzuſehen, um zu erkennen, was hinter ihm ſteckte. Sein Geſicht war ſo runzlich wie eine alte Pflaume; er hatte Augen wie eine Katze und einen Bart, der einem Stoppelfelde nicht unähnlich ſah; dabei waren ſeine Beine nicht dicker wie ein Beſenſtiel und noch nicht ſo gerade als eine Sichel. Er war nur einmal im Tage betrunken, nämlich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſo daß er ſelten oder gar nie arbeiten konnte und ſicher hätte betteln müſſen, wenn er nicht eine ſo ſehr fleißige und brave Frau gehabt hätte. Er hielt aber trotzdem nicht viel auf ſie, und das iſt nicht ſchwer zu begreifen; denn wenn die arme Frau den ganzen Tag gefiſcht hatte und Abends meinte, ſich etwas zugute thun zu können, dann kam ihr Mann betrunken nach Hauſe und verlangte, Gott weiß was, zu eſſen und zu trinken und hatte auch nicht eher Ruhe, bis ſie ihn zu Bette prügelte, wo er ſie dann zum Danke in die Tiefe des Meeres verwünſchte, damit er und die Fiſche Ruhe vor ihr bekämen. Das ging lange ſo fort; eines Abends aber ſand er ſeine Frau nicht zu Hauſe und bald darauf erzählten ihm heimkehrende Fiſcher, daß ſie ertrunken ſei. Da war nun keiner froher, als der faule Peter, denn nun brauchte er ſich nicht mehr zu zanken und bekam auch nicht jeden Abend Schläge; doch ſtieg bald die Sorge in ihm auf, wovon er denn künftig leben werde. Selbſt wieder fiſchen wollte er nicht und andre Arbeit kannte er nicht. Als er ſo darüber nachdachte, ging er langſam aus ſeinem Hauſe hinaus und gegen das Meer zu; da fiel ihm auf einmal bei, was ſein Nachbar Andres ihm erzählt hatte von den Seelen der Ertrunkenen, welche auf dem Boden des Meeres unter umgeſtülpten Töpfen ſäßen, und er dachte: „So gut wie der eine ſolche Seele erlöſte, kann ich es auch; auf die Weiſe bekomm' ich ein artig Sümmlein und brauche nichts mehr zu thun und kann trinken vom Morgen bis Abend, Juchhei!“ und damit ſprang er ſtuhlhoch in die Luft, ſchwenkte luſtig dreimal ſeinen Hut und ging nach der alten Hütte zu, wo er ſich auf einen alten Balken niederſetzte. Er ſaß noch nicht lange da, als das kleine Flämmchen ſchon erſchien und hin und wieder lief, und bald darauf ſtand auch das alte Männchen da. „Aha, Gevatter,“ ſchrie Peter, „ſeid ihr da? Deß bin ich gar zufrieden, denn ich möchte auch einmal gern eine Seele erlöſen und mir die Taſchen bei der Gelegenheit mit Gold füllen. Schwind, ſchwind, Gevatter, und zeigt mir den Weg, denn ich bin ein Kerl, der Muth im Leibe hat und nicht mit ſich ſpaßen läßt!“ Das Männchen gab keine Antwort, ſondern warf ihm nur den Ring vor die Füße und verſchwand. Peter nahm den Ring ſchnell auf und lief dem Meere zu und das Waſſer wich immer weiter vor ihm zurück und als er einige funfzig Schritte gethan hatte, da ſtand er auf der Wieſe, wo die Jünglinge noch immer mähten und ſangen. „Ach,“ dachte er, „käme nun doch auch die ſchöne Frau, ich würde mich ganz anders gegen ſie benehmen wie der dumme Andres; ich heirathete ſie auf der Stelle." Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als die Thüre des nahen ſchönen Hauſes ſich öffnete und ein Weib herauskam, welches dicker war als die größte Biertonne; ſie hatte einen Mund, der ging nicht weiter als von einem Ohr zum andern, Augen ſo groß wie dicke Nadelköpfe, ganz kurze Beinchen und ganz breite und lange Füße. „Ach, gnädige Frau," ſtotterte Peter erſchrocken, „wollet ihr mir wol ſagen, wo denn eigentlich die drei Töpfe ſtehn?" „Alſo du kommſt nicht hieher, um mich zu heirathen," ſchrie die Dicke, „dann ſoll dich der Tauſend holen," und damit ſchrie ſie, ſo laut ſie konnte, und ſtürzte auf den armen faulen Peter los. Dieſer beſann ſich aber nicht lange, ſondern lief weg, bis zu den Töpfen, während die Jünglinge mit der Dicken hinter ihm drein eilten. Unglücklicher Weiſe hatte er aber nie von Andres gehört, welchen von den drei Töpfen der aufgehoben hatte; in ſeiner Haſt und Noth und Angſt griff er darum aufs Gerathewohl nach dem mittelſten und hob ihn auf; da drang aber ein ſo grauſames Gequak und Gekrähe unter dem Topf hervor, daß Peter vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Als er wieder aufwachte, fand er ſich im Sande wieder; er raffte ſich zuſammen und ſuchte ringsum nach einem ledernen Sacke, mit Gold und Edelſteinen gefüllt, aber er mochte ſuchen, wie er wollte, er fand nichts. „Halt da," dachte er endlich, „vielleicht finde ich ihn zu Hauſe; wer kennt das Treiben der Geiſter, oder weiß Gott, wer ſie ſind, die da im Waſſer ſpuken;" und er machte ſich auf den Weg nach ſeiner Hütte. Schon von ferne merkte er, daß die kleinen Fenſterlein hell ſchimmerten, als wenn Licht in der Kammer gebrannt hätte, und das war ihm gar verdächtig; darum ſchlich er ganz, ganz ſachte heran und guckte einmal durch eine Thürritze, aber da räth nun Keiner, was er da ſah; man kann es nicht rathen, es iſt unmöglich, drum will ich es nur ſagen: er ſah ſeine Frau, die mitten in der Kammer ſaß und ihre Fiſche zählte und auf ihren Taugenichts von Mann ſchimpfte. Es fehlte wenig und Peter wäre von Neuem in Ohnmacht gefallen; er faßte aber Muth und ſchlotterte bebend an allen Gliedern in die Kammer hinein und warf ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, aufs Bett, hörte gar auf nichts, was ſeine Frau ihm auch vorwerfen und nachrufen mochte. „Ich bin an meinem Unglück ſelbſt ſchuld," dachte er, „hätte ich den Topf zur Rechten, oder den zur Linken aufgehoben, ich wäre ſonder Zweifel ein reicher Mann; aber wer konnte auch denken, daß meine böſe Frau gerade in dem mittelſten ſaß?"

13.

Der Zwergenberg.

Ein Müller hatte drei Söhne und die konnte er in der Seele nicht ausſtehen, und eine Tochter und das war ſein Augapfel. Als die Söhne nun ſo viel von ihrem Vater leiden mußten, da ſprach der älteſte zu ſeinen Brüdern: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfaſſen kann, dann ſind wir alle glücklich und brauchen unſern Vater nicht mehr." Da ſprachen die beiden andern: „Thu das, Brüderchen" und er that es und machte ſich auf die Reiſe und ging weit, weit fort bis an den Zwergenberg, wo er ſah, wie die Zwerge eben ihre Mützchen in die Höhe warfen und ſie wieder erſchnappten. Ganz ſtill legte er ſich auf den

Bauch und ſchlich durch das Gras bis an den Berg und kaum war er da, als ein Mützchen neben ihn hinfiel; ſchnell griff er darnach, aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war noch ſchneller als er und bekam ſein Mützchen wieder und rief zugleich all die andern Zwerge herbei, welche über den Aelteſten herfielen und ihn todt machten.

Als der Aelteſte nun nicht wiederkehrte, ſprach der Mittlere zum Jüngſten: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfaſſen kann, dann ſind wir glücklich und brauchen unſern Vater nicht mehr.“ Da ſprach der Jüngſte: „Ade denn, Brüderchen,“ und er that es und machte ſich auf die Reiſe und ging weit, weit fort, bis er zum Zwergenberg kam, wo die Zwerge eben wieder mit ihren Mützchen warfen. Auf Hand und Fuß kroch er durch das Gras und als er am Berge war, da fiel ein Mützchen neben ihn hin und er griff darnach; aber der Zwerg war ſchneller und bekam ſein Mützchen wieder und ſchrie die Andern zuſammen und ſie machten auch den Mittlern todt.

Als der nun auch nicht wiederkehrte, da ſprach der Jüngſte zu ſich: „Ich will nach dem Zwergenberg gehen und ſehen, ob ich ein Zwergenmützchen erfaſſen kann; dann bin ich glücklich und brauche meinen Vater nicht mehr.“ Das that er auch und ſchlich ganz, ganz leiſe zum Berge und legte ſich da ſtille hin. Kaum lag er da, als ein Mützchen neben ihn zur Erde fiel; er hütete ſich aber, darnach zu greifen, und ließ den Zwerg es wiedernehmen. Einen Augenblick nachher fiel ein zweites zu ſeiner Seite nieder, aber er ließ es wieder liegen und den Zwerg es nehmen. Gleich darauf fiel ein drittes, das faßte er ſchnell, ehe der Zwerg noch hinzugeſchoſſen war, und ſteckte es in die Taſche. Da kamen die Zwerge all bittend und jammernd zu ihm und weinten und flehten: „Ach, gib uns das Mützchen wieder; ach, gib uns doch das Mützchen wieder.“ Das that er aber nicht, ſondern er befahl den Zwergen, daß ſie ihn in den Berg führten, und ſie gehorchten ihm alsbald und brachten ihn in den Berg und in einen ſchönen Saal, deſſen Wände von lauter Karfunkelſtein glänzten und in deſſen Mitte ein prächtiger Leuchter, aus einem einzigen Edelſtein gemacht, ſtand. Da ſprach er: „Wenn ihr mir den Leuchter ſchenkt und drei Karren Goldes grabt, dann will ich euch euer Mützchen wiedergeben.“ Deß mußten die Zwerge zufrieden ſein und ſie gruben ihm drei Karren Goldes und trugen den Leuchter vor den Berg und da gab er ihnen das Mützchen wieder. Das Gold und den Leuchter fuhr er mit ſich und wurde ein reicher Mann und baute ſich ein ſchönes Haus und war der glücklichſte Menſch auf der Welt.

14.

Von dem glücklichen Schäfer.

Es war einmal ein Schäfer und der hatte nur ein kleines Häuschen und eine ganz kleine Heerde und eine Katze und einen Hahn. Er hatte aber keine Ruhe im Lande und wollte durchaus reiſen; darum verkaufte er ſein Häuschen und ſeine kleine Heerde und nahm ſeine Katze und den Hahn als Geſellſchafter und begab ſich auf die Reiſe. Als er ſchon weit weg war und kein Geld mehr hatte, da kam er in ein Land, wo keine Katzen waren und man dieſe Thiere gar nicht einmal dem Namen nach kannte; es gab auch ſo viele Mäuſe dort, daß man die Wiegen mit den Kindern Abends an die Stubendecken hing, denn ſonſt hätten die Mäuſe die

Kinder gefreſſen. In der Herberge, wo der Schäfer übernachtete, wunderte ſich Jedermann über das ſonderbare Thier, welches er mit ſich führte; dies Erſtaunen ſtieg jedoch noch mehr, als man ſah, wie die Katze hinter den Mäuſen herlief und der Schäfer erzählte, daß ſie überaus gern Mäuſe fräße. Da ſchrieen die Leute alle (denn das war bald im Lande bekannt), er möge ihnen doch die Katze verkaufen, ſie wollten ihm dafür geben, was er nur haben wolle. Der Schäfer war den Handel zufrieden und forderte fünfhundert Gulden für ſeine Katze und am andern Tage hatte er das Geld ſchon und gab ihnen das Thier und zog aus dem Lande weg. Als er aber kaum einige Schritte weit gegangen war, da kamen die Oberſten des Landes ihm nachgelaufen und riefen, er möge ihnen ſagen, was die Katze freſſe. „Alles, was Menſchen eſſen,“ antwortete der Schäfer und ſchritt ſeines Weges weiter fort; die Oberſten hatten aber verſtanden: „Sie mag nur todte Menſchen eſſen,“ und ſie waren ſehr in Verlegenheit, wo ſie einen todten Menſchen finden ſollten, denn ſeit lange war Keiner im Lande geſtorben und alle Leute ſahen ſo friſch und geſund aus, daß man nicht ſobald auf den Tod eines von ihnen rechnen konnte. Während ſie nun berathſchlagten, was in dieſem ſo wichtigen Falle anzufangen wäre, bekam die Katze Hunger und als man ihr nichts zu freſſen gab, da wurde ſie wüthend und biß und kratzte um ſich und trieb es ſo arg, daß man endlich ein Haus, in welches ſie gerade hineingelaufen war, anzündete und mit ihr verbrannte.

Der Schäfer war aber immer weiter und weiter gezogen, bis in ein Land, wo die Leute Morgens ſehr lange ſchliefen. Er ging in eine Herberge und übernachtete dort; am folgenden Morgen um vier Uhr begann der Hahn zu krähen: „Kikiriki! Kikiriki!“ und die

Leute erwachten alle und fragten, wer da alſo gerufen hätte. „Das hat mein Hahn gethan," ſprach der Schäfer; „er weckt mich alſo jeglichen Morgen." — „Ach, das Thier iſt nicht zu bezahlen," ſprachen die Leute, „wir haben keinen, der uns weckt, und verſchlafen uns ſtets. Wollteſt du uns den Hahn nicht verkaufen?" — „Doch," antwortete der Schäfer, „aber es iſt ein rares Vieh und ihr müßt mir fünfhundert Gulden dafür geben." Deß waren die Leute zufrieden und brachten dem Schäfer am andern Morgen das Geld und er zog aus dem Lande weg.

Als er nun wieder weit, weit gegangen war, da kam er an einen großen Wald und in dem Walde hing an einem Baume ein Keſſelchen, welches luſtig ſchmorte. Der Schäfer hatte Hunger und ging und probirte an dem, was in dem Keſſelchen war, und das ſchmeckte ihm ſo gut, daß er alles aufaß; dann kletterte er auf den Baum, um da abzuwarten, was folgen würde, denn er glaubte, das Keſſelchen hätte Räubern zugehört. Es kamen aber keine Räuber, wie lange der Schäfer auch auf dem Baume wartete; dagegen kam eine Katze und die ſchlich zu dem Keſſelchen und ſchaute hinein und ſchüttelte den Kopf und ſchaute hinauf und als ſie den Schäfer ſah, da rief ſie: „Ei, Schäfer, ſeid ihr's; ihr habt an meinem Keſſelchen geleckt; es thut aber nichts und ihr müſſet nichts fürchten; darum kommet getroſt herunter und verſuchet, ob ihr den Buſch hier bis zum Abende niederhauen könnet, ſo daß kein einziger Baum mehr ſtehen bleibt. Bringt ihr's fertig, dann gebe ich euch zwölfhundert Gulden wohl gezählt." Deß war der Schäfer zufrieden und die Katze ging fort und er nahm ein Beil und begann die Bäume umzuhauen. Das ging aber ſehr ſchlecht und langſam, denn in Zeit von vier Stunden hatte er nur drei Bäume niederlegen können und der Buſch war ſo groß, daß es nicht zu ſagen iſt. Eben wollte er ein wenig raſten, als die Katze kam und ſprach: „Ei, Schäfer, wie ſtehts; habt ihr erſt drei Bäume umgehauen; da werdet ihr ſchwerlich fertig.“ „Ja,“ ſprach der Schäfer da, „es hält ſchwer und iſt viel Arbeit.“ Da ſprach die Katze: „Ich will euch helfen, nehmt euer Beil und haut noch einmal.“ Das that der Schäfer und als er einen Schlag nur gethan hatte, da fielen die Bäume mit Hunderten; luſtig ſchlug er weiter und in einer halben Stunde lag der ganze Wald da. „Nun müſſet ihr morgen die Bäume all auf einen Haufen legen,“ fuhr die Katze alsdann fort, „und wenn ihr das gethan habt, dann gebe ich euch noch einmal zwölfhundert Gulden.“ — „Gut,“ ſprach der Schäfer, „ich will's verſuchen,“ und die Katze ging fort. Der Schäfer packte des andern Morgens einen Baum und ſchleppte und zog und arbeitete, bis er ihn auf einen andern gelegt hatte; dann packte er den zweiten und dritten; als er aber den vierten kaum zu den andern gelegt hatte, da begann die Sonne ſchon ſich zu neigen und die Katze kam wieder und fragte: „Schäfer, ſeid ihr bald fertig?“ — „Ja fertig, hätte ich gedacht,“ ſprach der Schäfer; „es iſt zu viel Arbeit für einen Menſchen.“ Da ſprach die Katze: „Schäfer, ich will euch helfen, nehmt den Rechen dort und faßt die drei erſten Bäume und zieht ſie auf den Haufen.“ Das that der Schäfer und den drei Bäumen folgten die andern alle und in einer halben Stunde lag der ganze Wald auf einem Haufen. „Nun zündet den Haufen an,“ ſprach die Katze da und der Schäfer folgte ihr, und als die Bäume recht luſtig brannten, da fuhr die Katze fort: „Nun werft mich ins Feuer und wenn ihr ſehet, daß ich bald verbrannt bin, dann zieht mich am Schwanze wieder heraus.“ — „Das thue ich nicht,“ antwortete der

Schäfer, „ihr habt mir ſo treulich geholfen und ich wäre ein ſchlechter Kerl, wenn ich euch verbrennte.“ — „Thuet es,“ ſprach die Katze, „es ſoll euer Schade nicht ſein.“ Der Schäfer ließ ſich endlich bereden und that, wie die Katze ihm befohlen; als er ſie aber am Schwanze herauszog, da ſtand die ſchönſte Königstochter vor ihm, die man nur mit Augen ſehen kann. „Du haſt mich erlöſt, Schäfer,“ ſprach ſie, „und zum Danke dafür will ich dich heirathen; komm nun und gehe mit mir auf meines Vaters Schloß.“ Darüber war der Schäfer höchlich erſtaunt; er willigte mit vergnügtem Herzen in das Anerbieten der Königstochter und ſie gingen zuſammen fort und kamen in einen großen Wald. Da ritt ihnen ein Reitersmann entgegen und als der bei ihnen war, ſtieg er ab und ſprach zu dem Schäfer: „Junge, halte mir das Pferd einmal an, bis ich wiederkomme.“ „Gut,“ ſprach der Schäfer und der Reiter ging in den Wald; als er aber fort war, da ſchwang ſich der Schäfer mit der Königstochter auf das Pferd und ſie ritten zuſammen fort bis an einen großen Fluß; da ſchnitt er dem Pferde den Schwanz ab und warf den in das Waſſer und dann ſchwammen ſie herüber an das andere Ufer und ritten weiter fort. Als der Reiter aber aus dem Walde zurückkehrte und ſein Pferd nicht fand, da lief er dem Schäfer nach und kam auch an den Fluß und als er den Schwanz ſchwimmen ſah, da dachte er, das Pferd wäre mit dem Schäfer verſunken und von den Fiſchen gefreſſen werden und er ging weiter am Ufer herauf und ſuchte die Brücke.

Dem Schäfer fiel jedoch bald ein, daß er ſeine Mütze am Fluſſe hatte liegen laſſen, darum ſprach er zu der Königstochter: „Wartet hier ein wenig mit dem Pferde, ich gehe zurück und hole meine Mütze.“ In der Zeit aber, wo er ſeine Mütze holte, kam der

Reiter zu der Königstochter und erkannte ſein Pferd, welches ſie hielt, und ſchwang ſich mit ihr darauf und ritt fort und als der Schäfer zurückkehrte, da hatte er das Nachſehen und vierundzwanzighundert Gulden, die er in ſeiner Taſche fand.

15.

Die drei Schweſtern.

Es war einmal eine Mutter und die hatte drei Töchter, die ſie nicht leiden konnte. Die Aelteſte war deß endlich müde und ſprach: „Mutter, ich ziehe aus und ſuche mein Glück.“ Da antwortete die Mutter: „Dann wünſche ich, daß es Pflaſterſteine regnete, wenn du auf dem Wege biſt.“ Das Mädchen kehrte ſich aber nicht daran und zog aus. Als es einige Zeit gegangen war, da wurde der Himmel ſchwarz und es fiel zuerſt wenig, dann aber mehr und endlich ein ganzer Regen von Pflaſterſteinen aus der Luft und das Mädchen lief und barg ſich unter einem vorſtehenden Dache an einem ſchöngn, ſchönen Hauſe. Kaum ſtand es eine Weile daſelbſt, da hörte es ein Stimmchen, welches rief: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen?“ — „Ich bin es, Herr!“ antwortete das Mädchen, und das Stimmchen ſprach: „Komm doch herein, Kind.“ — Ich bin zu bang,“ entgegnete das Mädchen. „O, komm nur ohne Umſtände,“ ſprach das Stimmchen wieder und da ging das Mädchen hinein und kam in ein prachtvolles Zimmer und darin ſaß ein Männchen und das fragte: „Was willſt du, rothen oder weißen Wein?“ „Rothen Wein,“ antwortete das Mädchen, denn es wußte nicht, daß der rothe Wein Blut und der weiße Wein Eiter bedeute.

Da fragte das Männchen weiter: „Was willſt du, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwiſchen zwei Thüren zerdrücke.“ „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben,“ entgegnete das Mädchen und das Männchen faßte ſie und kappte ihr den Kopf mit einem Beile auf einem Blocke ab.

Als das Mädchen nun nicht zurückkehrte, da ſprach das zweite Schweſterchen: „Mutter, ich ziehe heute aus und ſuche mein Glück.“ Darauf antwortete die Alte: „Dann wünſche ich, daß es Eimer aus der Luft regne, wenn du auf dem Wege biſt.“ Das kümmerte das Mädchen nicht und ſie zog aus und als ſie einige Schritte gegangen war, da fing es abermals an, Eimer zu regnen, große und kleine und leichte und ſchwere, und es lief und barg ſich auch unter dem Dache. Das Stimmchen ließ ſich wieder hören und rief: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen.“ „Das bin ich,“ antwortete das Mädchen. „Ei, dann komm herein, Kind,“ ſprach das Stimmchen. „Ich bin zu bang,“ entgegnete das Mädchen, aber das Stimmchen ſagte: „O, komm nur ſonder Umſtände“ und da ging das Mädchen hinein und kam in das ſchöne Zimmer und fand daſelbſt das Männchen, welches alsbald frug: „Was willſt du nun, rothen Wein oder weißen Wein?“ — „Rothen Wein,“ ſprach das Mädchen, denn es wußte nicht, daß das Blut bedeute. Da fuhr das Männchen fort: „Was willſt du nun, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwiſchen zwei Thüren zerpreſſe?“ „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben,“ antwortete das Mädchen und das Männchen ſchlug ihr Köpfchen auf dem Blöckchen mit einem Beile ab.

Als nun das zweite Schweſterchen auch nicht zurückkehrte, da ſprach das jüngſte: „Mutter, ich ziehe heute aus und ſuche mein Glück.“ Darauf antwortete die Alte: „Dann wünſche ich, daß es Pflaſterſteine regne, ſobald du auf dem Wege biſt.“ Da fragte das Mädchen wenig darnach und ſie zog aus und als ſie etwas gegangen war, da regnete es Pflaſterſteine und ſie barg ſich unter dem Dache des ſchönen Hauſes. Da fragte das Stimmchen wieder: „Wer ſteht da unter meinem Ticketickedächelchen?“ „Das bin ich,“ antwortete das Mädchen. Da fuhr das Stimmchen fort: „Ei, dann komm herein, Kind.“ „Ich bin zu bang,“ ſprach das Mädchen. „O komm nur ſonder Umſtände,“ ſprach das Stimmchen und das Mädchen ging hinein und kam in das Zimmer und fand das Männchen. „Was willſt du,“ frug das Männchen, „rothen oder weißen Wein?“ „Ich habe keinen Durſt,“ ſprach das Mädchen und das gefiel dem Männchen, welchem außerdem über der wunderbaren Schönheit des Mädchens der Verſtand faſt ſtill ſtand. Da fragte das Männchen weiter: „Was willſt du, dir dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhauen laſſen, oder mich heirathen.“ „Dann will ich lieber dich heirathen,“ antwortete das Mädchen, „als mir mein Köpfchen abhauen laſſen.“ Darüber war das Männchen gar zufrieden und es heirathete das ſchöne Mädchen und dies wurde reicher, als je ein Menſch auf der Welt geweſen iſt.

16.

Jan im Himmel.

Jan ging eines Abends in ſeinen Garten und ſetzte da eine Bohne in die Erde und als er am andern Morgen wiederkam, da war die Bohne bis in den Himmel hineingewachſen. Da kletterte Jan an der Bohne hinauf und kam an die Himmelsthüre und da ſtand der Apoſtel Petrus und fragte: „Jan, was willſt du?“ „Ich will in den Himmel,“ ſprach Jan. „Dafür muß ich zuvor Erlaubniß bei unſerm Herrgott holen,“ ſprach Sankt Peter; „raſte, derweil ich das thue, hier ein Bißchen auf meinem Dreifuß aus.“ „Gut,“ ſprach Jan und Sankt Peter ging in den Himmel und machte die Thüre hinter ſich zu. Jan aber wurde die Zeit lang und er ſchaute von dem Dreifuß nieder auf die Erde und ſah dort drei Waſchweiber, welche wuſchen und waſchweiberten. Da nahm Jan ein Bein von dem Dreifuße und warf das unter die Weiber und eine jede meinte, die andere hätte das Bein geworfen, und ſie fingen an, ſich zu ſchimpfen und endlich ſchlugen ſie ſich gar. Jan lehnte den Dreifuß an die Wand und lachte aus Herzensluſt, denn er hatte große Freude, daß ihm der Streich ſo wohl gelungen war.

Inzwiſchen kam Sankt Peter zurück und wollte den Dreifuß wiedernehmen und ſich ſetzen, aber er fiel zu Boden, ſo lang er gewachſen war. Da ſprach er: „Jan, wo iſt das eine Bein aus meinem Dreifuß.“ „Ei, ſieh doch,“ lachte Jan, „ich habe es unter die Waſchweiber geworfen und die ſchlagen ſich gottsbärmlich.“ „Fängſt du hier ſolche Streiche an,“ rief da Sankt Peter zornig, „dann packe dich nur ſchnell fort.“

Da ging Jan und ſuchte das Ende ſeiner Bohne, aber die hatte ein Schwein zernagt und gefreſſen. Jan beſann ſich nicht lange und machte aus Nudelnteig ein langes Seil und ließ ſich daran herab. Als er aber auf Kirchthurmhöhe noch von der Erde war, da hörte ſein Seil auf und er wußte nicht, was anders zu machen, als ſich fallen zu laſſen und das that er auch und fiel zwanzig Klafter tief in die Erde, ſo daß er nun nicht wußte, wie da herauskommen.

Während er ſich noch bedachte, wie er das anfangen ſolle, kam ein kleines Vögelchen geflogen und das fing er ſich und tödtete es und rupfte ihm die Federn aus und machte daraus ein Kopfkiſſen, worauf er bald einſchlief. Als er wieder erwachte, fiel ihm ein, daß er eine große Schaufel zu Hauſe habe und die holte er ſich und grub ein Treppchen und ſtieg ganz gemächlich herauf; und als er oben war, zündete er die Federn des Vögelchens an und das gab einen ſo erſchrecklichen Brand, daß die eiſerne Schaufel in ſeiner Hand ſchmolz, das Holz am Stiele blieb aber unverſehrt.

17.

Von Elip dem Schmiede.

Sankt Elip, das war ein Hufſchmied und er verſtand ſeine Kunſt ſo wohl, daß er ſich ein Schild machen und über ſeine Thüre ſetzen ließ, worauf geſchrieben ſtand: „Elip, ein Meiſter über alle Meiſter.“

Ein ſolcher Hochmuth ärgerte unſern lieben Herrgott und er ſandte Jeſum auf die Erde, damit der den Elip beſtrafen möge. Jeſus ritt auf einem Sonnenſtrahle nieder und nahm ein Schurzfell und band ſich das vor; auch ſchwärzte er Arme und Geſicht, ſo daß er vollſtändig wie ein Schmiedegeſelle ausſah. So kam er zum Elip und ſtellte ſich vor deſſen Thüre und las das Schild und lachte. „Was lachſt du?“ fragte Elip. „Ueber dein Schild,“ antwortete Jeſus, „und daß du dich rühmeſt, ein Meiſter über alle Meiſter zu ſein.“ — „Das bin ich auch,“ ſprach Elip, „und davon habe ich Pro- Lg.

Lg.

den gegeben.“ Da fragte Jeſus: „In wieviel Zeit kannſt du denn ein Hufeiſen fix und fertig machen?“ Elip lachte und antwortete: „Hoho, das ſtecke ich nur dreimal ins Feuer und dann bin ich fertig damit.“ „Das taugt nichts,“ ſprach Jeſus, „einmal iſt genug,“ aber Elip lachte und wollte es nicht glauben.

Da kam juſt ein Reiter herangeritten und Elip ſprach: „Da, Geſelle, dem Pferde fehlt ein Eiſen, ich ſehe es ihm an; du kannſt nun deine Kunſt zeigen.“ „Gut,“ ſprach Jeſus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede und ſtieg ab und bat Elip, das Pferd am Hinterfuße zu beſchlagen, und Elip ſprach: „Der Geſelle da wird es thun.“ Indem kam Jeſus mit einer gewaltigen Scheere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verdirbſt du mir mein Pferd, du ſchlimmer Geſelle!“ aber Jeſus lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich will das Bein ſchon wieder anſetzen;“ und mit den Worten nahm er das Bein mit ſich in die Schmiede und ſchraubte es dort im Schraubſtocke feſt, hielt das Eiſen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und ſetzte es dem Pferde wieder an und dieſes lief noch einmal ſo ſchnell, als es gelaufen war, und der Reitersmann gab Elipen ein groß Stück Geld.

Das gefiel dem Elip und er ſprach zu Jeſus: „Ich ſehe, du biſt ein wackerer Geſell und kenneſt die Kunſt; willſt du bei mir in Dienſt treten?“ „Warum nicht?“ ſprach Jeſus und ſie wurden des Lohnes einig und Elip ſandte alsbald den neuen Geſellen zur Stadt, um Eiſen zu holen. In der Zwiſchenzeit kam aber ein zweiter Reiter und deſſen Pferde fehlte auch ein Eiſen, wofür Elip ein neues aufnageln ſollte. Elip lief alsbald in die Schmiede und holte die große Scheere und ſchnitt dem

Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? Da ſeht nur, wie das Blut läuft;“ aber Elip lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich wills ſchon wieder anſetzen;“ und mit den Worten ging er in die Schmiede und hielt dreimal das Eiſen ins Feuer und nagelte es auf das feſtgeſchraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder anſetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter und wollte nicht halten und der Reiter tobte und ſchrie und faßte Elip beim Halſe, um ihm den Nacken zu brechen.

Da kam juſt Jeſus mit dem Eiſen aus der Stadt zurück und Elip rief ihn um Hülfe an. Jeſus nahm das Bein und ſagte dem Reiter, er ſolle Elipen laſſen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden und damit ſetzte er das Bein wieder an und das Pferd ſprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte ſeine Schuld und ritt weg.

„Siehſt du nun, daß du kein Meiſter über alle Meiſter biſt?“ fragte Jeſus da den Elip und der antwortete ärgerlich: „Ja, es iſt wahr“ und ging zu ſeinem Schilde und nahm ſeinen großen Hammer und ſchlug es in Stücke.

18.

Die Eiſenkerle.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein Königsſohn und der ging von Hauſe weg und wollte die Welt bereiſen. Als er nun ſchon zwei Tage und zwei Nächte immer weiter gegangen war, da ſah er am Morgen des dritten Tages in der Ferne ein großes ſchönes Schloß und er ging darauf zu und kam an eine Mauer, auf der ein eiſernes Gitter ſtand. Daran ging er herum und gelangte ſo endlich zur Thüre und daran klopfte er, und auf das Klopfen kam ein ſteinalt Mütterchen und machte ihm auf; ſie führte ihn dann in das Schloß und zeigte ihm alle ihre Schätze, welche in vier großen, großen Sälen aufgehäuft lagen.

In dem erſten Saale ſah man nichts als hohe Haufen von Kupfergeld und dabei lag ein Kerl von Eiſen, der war ſieben Ellen lang; in einer Ecke aber war ein kleines eiſernes Thürchen und als der Königsſohn das ſah, fragte er das Mütterchen, was dahinter verborgen wäre: „Das iſt ein Stahl und ein Stein und ein Stück Schwamm," ſprach das Mütterchen und öffnete das Schränkchen und da fand der Königsſohn, daß ſie wahr geſagt hatte. Es wunderte ihn ſehr, daß das Mütterchen dieſe drei Dinge ſo wohl verſchloſſen hielt, und er dachte, ſie müßten wol von beſonderer Kraft ſein. Das Mütterchen zog ihn aber am Arme und führte ihn in den zweiten Saal und da lag alles voll Silbergeld und dabei ein Eiſenkerl, der war vierzehn Ellen lang. Darnach kam er in den dritten Saal, der ganz voll Gold war, und bei dem Golde lag wieder ein Eiſenkerl, und der war noch ſieben Ellen länger als der vorige und maß einundzwanzig Ellen. Als der Königsſohn das Alles nun recht lange angeſtaunt und ſich ob des Reichthums ſehr gewundert hatte, da führte das Mütterchen ihn in den vierten Saal. Da liefen ihm aber die Augen über von all dem Glanz, der daſelbſt leuchtete, denn der ganze Boden war mit Haufen von Diamanten und Karfunkeln bedeckt, einer größer als der andere und der größte war ſo groß wie ein Kinderkopf; dabei lag wieder ein Eiſenkerl und der hatte achtundzwanzig Ellen in der Länge.

Nachdem der Königsſohn nun ſeine Augen herzlich an all den Schätzen geweidet hatte, fragte das Mütterchen ihn, ob er nicht bei ihr bleiben wolle? und er war deß gar zufrieden und blieb ſieben Wochen bei ihr. Im Verlaufe der Zeit erkannte er, daß das Mütterchen eine Hexe war, und darum wollte er doch nicht mehr bleiben und ſagte, er müſſe nun weiter ziehen, aber das Mütterchen bat ihn, er möge denn nur noch drei Jahre und drei Monate und drei Wochen bei ihr bleiben, und darein willigte er und blieb auch die Zeit noch. Als dieſe aber auch zu Ende war, ſprach er, er müſſe nun durchaus fort, und da ſprach das Mütterchen: „So ohne Alles kann ich dich nicht gehen laſſen; nimm dir aus meinen vier Sälen ſo viel dir beliebt und fülle dir davon dieſe vier Säckchen.“ Der Königsſohn nahm die Säckchen und ging in die Säle und füllte ſie dort, und als er alle voll hatte, machte er das eiſerne Thürchen auf und nahm den Stahl und den Stein und den Schwamm und ſteckte dieſes in die Taſche. Kaum hatte er das aber gethan, als die Hexe heranſtürmte und ihn ermorden wollte, doch er faßte ſie und drehte ihr den Hals um und warf ſie in den Brunnen. Dann nahm er einen Wagen und ſpannte Pferde daran und lud ſo viel er konnte auf und fuhr damit aus dem Schloſſe weg und fort und fort, bis er in eine Stadt kam, wo ein mächtiger König wohnte. Da kehrte er in einem Wirthshauſe ein und begehrte Eſſen, und als er das hatte, begann der Wirth ihm zu erzählen, wie der König eine ſo überaus ſchöne Tochter habe, daß man auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen fände; und dazu wäre ſie ſo geſchickt, daß ſie alles verſtünde, was es nur ſein möchte, Malen, Singen, Tanzen, kurz Alles. Dies Alles machte auf den Königsſohn einen ſo tiefen Eindruck, daß er die ſchöne Prinzeſſin für ſein Leben gern einmal geſehen hätte; aber er wußte kein Mittel, um dazu zu gelangen. Doch gab er die Hoffnung nicht ſo bald auf und dachte bei ſich, er wolle einmal auf ſein Zimmer allein gehen und eine Pfeife guten Tabak rauchen, dann würde ihm wohl etwas einfallen. Das that er denn auch und ſtopfte ſich ſeine Pfeife und zog den Stein aus der Taſche und legte etwas Schwamm darauf und ſchlug mit dem Stahle, um alſo Feuer zu bekommen. Beim erſten Schlage brannte der Schwamm ſchon; zugleich aber gab es ein groß Gepolter und ehe er ſich es verſah, ſtand einer von den Eiſenkerlen vor ihm und fragte: „Was willſt du, daß ich thun ſoll?“. Im Anfange war der Königsſohn heftig erſchrocken, doch faßte er ſich bald und ſprach: „Ich will, daß du mir die ſchöne Königstochter bringeſt.“ Da verſchwand der Eiſenkerl und kam drei Minuten hernach wieder und ſtellte die ſchöne Königstochter vor ihn hin. Der Königsſohn ſank ihr alsbald zu Füßen und geſtand ihr, daß er ſie ſehr lieb habe, und fragte ſie alsdann, ob ſie ihn heirathen wolle. Das wollte die ſtolze Prinzeſſin aber nicht, obgleich er ſie bis zum hellen Morgen immer noch darum bat; als die Sonne aber aufgehen wollte, da ſchlug er ſchnell wieder Feuer und der Eiſenkerl kam und trug die Königstochter in ihr Bette zurück. Am folgenden Abende machte der Königsſohn es ebenſo und auch am dritten und vierten und fünften Abend, aber ſie wollte durchaus nichts von der Heirath wiſſen; im Gegentheil, ſie ging zu ihrem Vater und klagte dem Alles und darüber erzürnte der alte König ſo ſehr, daß er den Königsſohn gefangen nehmen ließ und hinzurichten befahl. Als ihm nun eben der Kopf abgehauen werden ſollte, da gedachte er des Steines und er zog ihn ſchnell heraus und legte den Schwamm darauf und ſchlug viermal mit dem Stahle und im ſelben Augenblicke ſtanden die vier Eiſenkerle neben ihm und ſchlugen den Henker todt und nahmen die Königstochter und führten ſie mit ihm auf das Schloß. Da verheiratheten ſie ſich und lebten ſehr glücklich zuſammen.

10.

Die beiden Bräute.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, dem nichts auf der Welt fehlte als eine Frau. Deren hätte er nun natürlich ſo viel haben können, als er wollte, aber er fand keine, die ihm ſchön genug geweſen wäre, wie lang er auch ſchon ſuchte. Nun trug es ſich zu, daß er einen Kammerdiener bekam, der eine ſo bildſchöne Schweſter hatte, daß kein ſchöner Weib auf Erden zu finden war. Weil ſie nun aber ſo ſehr ſchön war, hatte ihr Vater ſie malen laſſen, und das Bild nahm ihr Bruder mit, als er bei dem König in Dienſt kam, und hing es in ſeiner Schlafkammer auf und jeden Abend, ehe er ſchlafen ging, küßte er das Bild dreimal und gedachte ſeiner lieben Schweſter dabei. Eines Abends kam der König ſpät nach Hauſe; wie er an der Thüre des Kammerdieners vorbei nach ſeinem Zimmer gehen wollte, hörte er das Küſſen und machte die Thür auf. Da ſtand er aber verwundert, als er das Bild ſah; er wollte anfangs nicht glauben, daß es ein ſo ſchönes Mädchen geben könnte; endlich kam er doch von ſeinem Erſtaunen zurück und fragte den Kammerdiener, wen das Bild denn vorſtelle? — „Das iſt meine leibliche Schweſter," antwortete der Kammerdiener. „Wenn das deine Schweſter iſt, dann ſoll es in acht Tagen meine Frau ſein," ſprach der König und fertigte am andern

Morgen gleich einen Geſandten ab, der die Schweſter an ſeinen Hof holen ſollte.

Als der Geſandte in des Kammerdieners Haus ankam und ſeine Botſchaft vorbrachte, da war keiner erfreuter, als das ſchöne Mädchen mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter, und keiner böſer darüber, als ſeine alte häßliche Erzieherin mit ihrer häßlichen ſchwarzen Tochter Margareth; doch verhehlten die Zwei ihren Zorn gar wohl, ſo daß ſie ſelbſt die Erlaubniß bekamen, die junge Königsbraut nach dem Schloß zu begleiten. Unterwegs nun ſannen ſie, wie ſie das ſchöne Mädchen aus dem Wege ſchaffen ſollten; nachdem ſie lang darüber berathen, ſprach die Alte, das dürften ſie nicht thun, bevor ſie nicht den Geſandten weggeſchafft hätten, denn der könnte ſie am Ende noch verrathen. Wie geſagt, ſo gethan. Am nächſten Abend kamen ſie alle an ein großes Waſſer, wo ſie überfahren mußten, um nach dem Schloſſe des Königs zu kommen; da ſchlugen ſie ihre Zelte auf und blieben daſelbſt bis zum andern Morgen. Als es nun Nachts zwölf Uhr war, weckte das alte Weib ihre Tochter und ſie ſchlichen beide ſtill in das Zelt des Geſandten; da nahm die Alte ein großes Meſſer, ſchnitt ihm ritſch den Hals ab und warf dann mit Hülfe der ſchwarzen Margareth die Leiche in's Waſſer, worauf ſie ſich alle zwei wieder ſtill in's Bett legten. Des Morgens ſuchte Jedermann den Geſandten, aber keiner konnte ihn finden und ſo blieb endlich nichts anderes übrig, als ohne ihn zu Schiffe zu gehen.

Wie ſie nun ſchon zwei Tage gefahren waren, da ſtand die Alte einmal am Fenſter in dem Schiffe und rief plötzlich: „Da iſt das Schloß! da iſt das Schloß!" Das ſchöne Mädchen lief voll Freude alsbald hinzu und legte ſich in's Fenſter, um nach dem Schloſſe zu ſchauen, aber das war ſein Unglück, denn die Alte und die böſe ſchwarze Grethe faßten ſie alsbald bei den Füßen und warfen ſie in's Waſſer. Dann ſetzten ſie ohne die ſchöne Braut die Reiſe fort und als ſie bald am Schloſſe waren, zog die ſchwarze Grethe die Kleider des ſchönen Mädchens an und ſteckte einen Ring an den Finger und die alte Hexe bezauberte aller Leute Augen dergeſtalt, daß jeder die häßliche Grethe für ſchön anſah. Dem Könige gefiel ſie aber trotz dem nicht und er wollte ſie auch anfangs nicht haben, doch die Alte und auch die ſchwarze Grethe ſagten, ſein Geſandter hätte ſich in ſeinem Namen mit ihr vermählt und er müſſe ſie zur Frau nehmen. Nun fiel des Königs Zorn noch mehr auf den Kammerdiener, als es ohnedies ſchon der Fall geweſen wäre, und er fragte ihn mit funkelnden Augen: „Wie konnteſt du dich unterſtehen zu ſagen, das wäre das Bild deiner Schweſter, die das grundhäßlichſte Geſchöpf der Welt iſt?“ Der arme Kammerdiener verſchwur ſich hoch und theuer, die ſchwarze Grethe wäre ſeine Schweſter nicht, das konnte aber alles nichts helfen und der König ließ ihn ins Gefängniß ſetzen und ſtrenge bewachen.

Als die ſchöne Braut in das Waſſer geworfen worden war, da war ſie nicht ertrunken, wie man vielleicht denken könnte. Sie hatte nämlich ein treues Hündchen, welches nebſt allerhand andern wunderbaren Gaben auch die hatte, ſprechen zu können; und das Hündlein hatte ſie gerettet und ans Ufer gebracht, wo ſie ſich ein Hüttchen baute und ganz ſtill und einſam für ſich lebte. Eines Tages nun geſchah es, daß der König mit der ſchwarzen Grethe ſpazieren ging und zufällig in die Gegend kam, wo das ſchöne Mädchen wohnte. Da hörte er, wie eine Stimme rief, welches keine andere als die des Mädchens war:

Gille, Gille, geuwken! *)

Darauf antwortete eine andere Stimme, und das war die des Hündleins:

Wat belieft er u, ſchoone vrouwke?

Nun fragte das Mädchen:

Waer is de zwarte Margriet,
Die mi in't water ſtiet?

Antwortete das Hündlein:

Ze ligt in's konings armen.

worauf das Mädchen ſeufzte

Ach armen!

„Ei was iſt das denn? fragte der König verwundert, als er das hörte, doch die ſchwarze Grethe zog ihn beim Arme weg und ſprach: „Ach, das iſt nichts, das iſt nichts.“ Der König aber ſprach: „Ich will wiſſen, was das iſt,“ und ging auf die Stimme zu und da fand er die ſchöne Braut am Ufer und ſah, daß ſie ganz dem Bilde glich, welches ſein Kammerdiener jeden Abend geküßt hatte. Er lief alsbald auf ſie zu und umarmte und küßte ſie mit vielen Thränen, fragte ſie auch um alles aus und ſie erzählte es ihm, und er nahm ſie in ſeinen Arm und führte ſie mit ſich auf das Schloß. Da wollte er nun zuerſt die ſchwarze Grethe fangen laſſen und ſie nach Gebühr beſtrafen, aber die hatte ſich mit ihrer häßlichen Mutter ſchon aus dem Staube gemacht. Alsbald ſandte er nun in das Gefängniß und ließ den Kammerdiener daſelbſt holen und bat ihn unter vielen Thränen um Verzeihung, beſchenkte ihn auch als Schwager reichlich und feierte mit großer Freude

---

*) Gille, Gille, Schnellchen. — Was beliebt euch, ſchön Frauchen? — Wo iſt die ſchwarze Margareth, die mich in's Waſſer ſtieß? — Sie liegt in des Königs Armen. — O mir Armen!

die Hochzeit, nach der er noch lange und glücklich mit ſeiner ſchönen Frau lebte.

20.

Ohneſeele.

Es war einmal ein junger Burſch, der hieß Körper-ohne-Seele, oder auch ſchlechtweg Ohneſeele und das war ein Menſchenfreſſer, und er mochte anders nichts als junge Mädchen. Es war aber Brauch im Land, daß alle Mädchen um's Loos zogen, und welche es traf, die mußte ihm übergeben werden. Nun geſchah es einmal, daß das Loos auf die Königstochter fiel. Der König war darüber außermaßen betrübt, aber er konnte nichts gegen das Geſetz machen und man führte die Königstochter zu dem Schloſſe, auf welchem Ohneſeele wohnte; der ſperrte ſie in ein Kämmerchen ein und trug ihr alle Tage gut Eſſen auf, um ſie recht fett zu machen.

Obwohl ſie nun ſchon in den Händen von Ohneſeele war, verlor der König doch noch nicht alle Hoffnung, er ließ ein Gebot im Lande ausgehen und überall verkünden, wer die Königstochter erlöſen werde, der ſolle ſie zur Frau haben. Es waren aber nicht viel, die ſich zu dem Wagſtück anboten, denn ein jeder fürchtete dem Menſchenfreſſer zwiſchen die Zähne zu kommen. Endlich aber kam doch ein ganz einfacher Soldat und der ſprach, er wolle es unternehmen und die Königstochter erlöſen; da war der König froh und ſchenkte ihm einen ganzen Sack voll Geld für die Zehrung auf der Reiſe und der Soldat machte ſich auf den Weg. Indem er nun ſo dahinmarſchirte, ſah er auf einem Stücke Land zur

Seite der Heerſtraße vier Thiere ſitzen, eine Fliege, einen Adler, einen Bären und einen Löwen und die zankten ſich um ihr Antheil an einem todten Pferde. Der Soldat ging auf ſie zu und frug ſie: „Was zankt ihr euch da?“ Da ſchrieen ſie alle vier zugleich, aber der Soldat ſprach: „Ps, ps, Einer vor und der Andre nach,“ und hörte ſie alle vier einzeln an, und als er wußte, warum es ſich handle, da nahm er ſein Käsmeſſer aus der Scheide und theilte ihnen das Pferd, ſo daß ſie alle zufrieden waren. Als er darauf wieder weiter gehen wollt', riefen ſie ihm nach: „Warte doch, wir wollen dir alle etwas geben für den Gefallen, den du uns gethan.“ Da lachte der Soldat und ſprach: „Was könntet ihr mir wol geben wollen; ihr habt ja alle vier nichts.“ — „Das kannſt du nicht wiſſen,“ ſprach der Adler; „ſieh hier, da haſt du zum Beiſpiel eine Feder von mir; damit kannſt du dich, ſo oft du willſt, in einen Adler verwandeln.“ — „Das iſt nicht ſchlecht,“ ſprach der Soldat, „man kann nicht wiſſen, die könnte mir zugute kommen.“ Nun ſprach die Fliege: „Da iſt ein halb Pfötchen von mir, damit kannſt du dich, ſo oft du willſt, in eine Fliege verwandeln.“ — „Das iſt auch eine ſchöne Kunſt,“ erwiderte der Soldat. Der Löwe und der Bär wollten ihm auch was zum Lohne geben, aber er bedankte ſich und ſprach, er habe ſchon genug.

Des Abends machte er ſich zum Adler und flog auf einen hohen Baum; da ſchaute er ein bischen um ſich, aber er ſah nichts als Bäume. Des andern Morgens flog er in der Gegend umher und ſah von fern ein großes Schloß; darauf flog er zu. Am Thor fand er ein groß, ſchwarz Bret und darauf ſtand geſchrieben: „Hier wohnt Herr Ohneſeele.“ Als er das las, da war er froh und verwandelte ſich ſogleich in eine Fliege, um das Schloß ein wenig auszuſpioniren. Er flog von einem Fenſter zum andern und ſchaute in jedes hinein, bis er endlich auch an das Fenſter kam, wo die ſchöne Königstochter gefangen ſaß. Der gab er ſich alsbald zu erkennen und ſprach: „Ich komme, um euch zu erlöſen, aber dazu muß ich wiſſen, wo eigentlich die Seele von Ohneſeele ſitzt.“ Da ſprach die Königstochter: „Das weiß ich nicht, aber ich will's fragen.“ — „Gut,“ ſprach der Soldat, „ich komme morgen wieder.“ Als nun der Menſchenfreſſer kam und ihr Eſſen brachte, da ſprach ſie: „Ach, ich möchte doch noch etwas wiſſen, bevor ich ſterbe.“ — „Was denn?“ frug der Menſchenfreſſer. „Wo deine Seele iſt.“ — Da ſprach der Menſchenfreſſer: „Da werd' ich mich wol hüten, dir das zu ſagen, denn wenn du das wüßteſt, dann wäreſt du erlöſt,“ und damit ging er weg. Des Abends flog der Soldat wieder zu dem Fenſter und frug die Königstochter: „Wiſſet ihr nun, wo ſeine Seele iſt?“ — „Ach nein,“ ſprach ſie, „er will es mir nicht ſagen.“ Da ſprach der Soldat: „Ihr müſſet ihm ein wenig ſchmeicheln und einen Fußfall thun, dann wird er es euch ſchon ſagen und dann kann ich euch erlöſen.“

Am andern Tage, als Ohneſeele ihr das Eſſen wieder brachte, ſchnauzte er ſie an: „Da iſt dein Eſſen. Du haſt nun noch dreizehn Tage zu leben, dann freß ich dich.“ Da fiel ſie vor ihm auf die Knie und ſprach flehentlich: „Ach, ich möchte gern ſterben, wenn ich nur wüßte, wo deine Seele wär.“ Da ſprach er: „Nun ja, du kannſt es wiſſen, aber du darfſt es keinem wiederſagen.“ — „Wem ſollte ich das wol ſagen können?“ frug ſie. „Ich ſehe hier ja Niemand.“ — „Nun ja, anders ſagte ich es dir auch nicht. Sieh, meine Seele ſitzt in einem Kiſtchen und das ſteht auf einem Felſen, mitten in der rothen See.“ — „Nun ſterb' ich noch ein mal ſo gerne," ſprach die Königstochter und er ging weg. Des Abends kam der Soldat wieder in Geſtalt einer Fliege an das Fenſter und frug wieder: „Wiſſet ihr nun, wo ſeine Seele iſt?" — „Ja wohl," ſprach ſie, „in einem Kiſtchen auf einer Klippe inmitten der rothen See." — „Nun weiß ich genug," ſprach der Soldat, „nun brauchet ihr nicht lange mehr auf eure Erlöſung zu warten." Damit flog er wieder weg, verwandelte ſich in einen Adler und ging in einem hohen Baum ſchlafen. Morgens früh ſchaute er einmal um ſich und ſah von Weitem ein ander Schloß ſtehen. Darauf flog er zu. Als er nicht weit mehr davon war, verwandelte er ſich wieder in ſeine gewöhnliche Menſchengeſtalt und ging zu dem Thore des Schloſſes. Da ſah er ein großes Schild auf dem Thore und darauf ſtand geſchrieben: „Hier wohnen die vier Winde." Er klopfte und ein ſteinalt Mütterlein machte ihm die Thür auf, das hatte nur ein Auge, nämlich auf der Stirn. „Ach, Frauchen, könnt ich nicht heute hier bleiben, um etwas auszuruhen?" frug er. „Ich bin nur ein armer Soldat und ich habe kein Geld." Das Mütterchen ſprach: „Ja wohl, ich bin's zufrieden, wenn nur meine Söhne es zufrieden ſind. Aber dafür bin ich ſehr bang, denn wenn die kommen und dich finden, dann freſſen ſie dich." — „Ach Gott, laßt mich doch ein," bat der Soldat, „ich will mich gleich ins Bett legen." Da ließ das Mütterchen ihn ein und er ging gleich auf den Speicher. Noch keine fünf Minuten war er da, als der Südwind nach Haus kam und zugleich auch ſchrie: „Mutter, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch." — „Ja, da riechſt du gut," ſprach die Alte, „aber laß den armen Teufel nur noch leben; es liegt noch ein ganzer halber Menſch in Salz und Pfeffer." — „Nun, ich bin's zufrieden," ſprach der Südwind, „wenn meine Brüder es nur auch zufrieden ſind.“ Ein bischen nachher kam der Nordwind und brummte: „Mutter, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Da ſprach die Alte: „Deine Naſe iſt nicht ſchlecht, aber 's iſt ein ganz magerer Kerl, an dem nichts als Haut und Knochen zu ſehen iſt. Darum laß ihn nur in Ruhe, es kommt wol noch ein Fetterer.“ — „Hm hm hm,“ brummte der Nordwind, „nun ja, ich will ihn leben laſſen, aber dann muß er morgen ſo ſchnell fliegen wie wir.“

Wo blieben denn die andern Winde? — Die kamen nicht, oder wenn ſie kamen, dann gaben ſie ſich doch zufrieden; denn der Soldat blieb am Leben und ſchlief ruhig fort auf dem Speicher, daß er ſchnarchte.

Am andern Tage Morgens ging die Alte ſchon ganz früh zu ihm auf den Speicher und gab ihm ein Hütchen und ſprach zu ihm: „Da nimm das Hütchen und ſetz es auf, dann haſt du Kraft, ſo ſchnell zu fliegen als meine Söhne.“ Der Soldat bedankte ſich ſchön und ſetzte das Hütchen auf und ſprach: „Ich will ein Adler ſein;“ im ſelben Augenblicke wurde er zum Adler und er flog mit den Winden aus weit über die See, und als ſie ſchon lang zuſammen geflogen waren, da hielten ſie ſtill auf einem Felſen. Da ſprachen die Winde: „Nun ſag uns, was du haben willſt und alles ſoll dir gewährt werden.“ Der Soldat wünſchte nichts beſſer und ſprach: „Ich möchte gerne ein Kiſtchen haben, das mitten in der rothen See auf einem Felſen ſteht.“ „Das ſollſt du haben,“ ſprachen die Winde und ſie beſchwuren die See, daß ſie ſtill ſtand, und riefen die Fiſche zuſammen und befahlen ihnen, daß ſie das Kiſtchen holen ſollten. Die Fiſche ſchwammen alsbald nach allen Seiten weg und ſuchten und ſuchten, aber ſie konnten es lange nicht finden. Endlich kam ein Krüppel von Weißling ganz zufällig in die Nähe des Felſens, ſchlug einmal tüchtig mit ſeinem Schwänzlein und war in zwei Sprüngen oben; da packte er das Kiſtchen mit dem Maul, ſprang wieder ins Waſſer und ſchwamm guten Muthes zu dem Felſen, wo der Soldat mit den Winden ſtand. Der Soldat hatte Freude! Herr Gott, er wedelte mit ſeinem Adlerſchwanz und ſchlug mit den Flügeln und ſprang mit ſeinen dünnen Beinen, daß die Winde ſich halb krank lachten. Dann nahm er das Kiſtchen zwiſchen die Klauen, bedankte ſich noch aus Herzensgrund bei den Winden und dem krummen Weißling und flog, daß es rauſchte, auf das Schloß von Ohneſeele zu. Da klopfte er, als wenn es gebrannt hätte. Ohneſeele wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und kam und machte ſelbſt die Thüre auf. Da ſtand der Soldat wieder in Menſchengeſtalt davor. Ohneſeele wurde blitzböſe, als er ihn ſah, und ſchrie: „Was haſt du hier ſo zu klopfen? Gleich freß ich dich mit Haut und Haar." Der Soldat aber lachte ihn aus und ſprach: „Das würde dir ſchlecht bekommen, denn hier habe ich deine Seele in dem Kiſtchen." Als der Menſchenfreſſer das hörte, da fiel ihm ſein ganzer Muth in die Waden und er bat und flehte den Soldaten, ihm doch die Seele zu geben, verſprach ihm auch Gott weiß was noch, aber der Soldat kehrte ſich nicht daran, ſchloß das Kiſtchen ſchnell auf, nahm die Seele und warf ſie hinterrücks über ſeinen Kopf; im ſelben Augenblicke fiel der Menſchenfreſſer hin und war ſteckmauſetodt. Der Soldat ging nun zu dem Zimmer, wo die Königstochter gefangen ſaß, und ſie fielen einander in die Arme und waren alle beide froh. Darnach verließen ſie das Schloß und gingen zu dem König und da heiratheten ſie und lebten noch ſehr lang zufrieden und glücklich. Da kroch eine Maus in des Paſtors Haus und das Verzählchen iſt aus.

21.

Der kühne Sergeant.

Es waren einmal drei brave Soldaten, ein Tambour, ein Corporal und ein Sergeant, und die gingen aus reiſen. Nachdem ſie ſchon lange herumgezogen waren, kamen ſie eines Abends in einen großen Wald; weil ſie nun bange waren, des Nachts möchten die wilden Thiere kommen und ſie auffreſſen, während ſie ſchliefen, kletterten ſie auf einen hohen Baum, um da zu ſchlafen. „Das iſt das beſte Mittel," ſprach der Tambour; „anders könnte es leicht geſchehen, wenn wir morgen früh aufwachten, daß wir todt wären, und davon bin ich kein Liebhaber." Der Corporal und der Tambour blieben auf den erſten Aeſten, der Sergeant aber kletterte wie ein Kätzchen bis in die Spitze des Baumes und ſchaute von da aus nach allen Seiten um ſich herum. Da war es von allen Seiten ſtichſchwarz dunkel, aber von einer Seite ſchien ihm doch ganz fern etwas zu glitzern und als er die Augen einmal zukniff und genauer zuſah, da ſah er, daß das ein Lichtchen war. Voller Freude ſchrie er ſeinen Kameraden zu: „Ein Lichtchen! Ein Lichtchen!" und huſch huſch war er bei ihnen und alle drei ließen ſich wieder auf den Boden hinab und gingen auf das Lichtchen zu. Als ſie endlich ganz nahe dabei waren, fanden ſie ein großes Schloß und da die Thür offen ſtand, gingen ſie herein und durch alle Zimmer, aber da war kein Menſch zu hören, noch zu ſehen; dennoch brannte das Herdfeuer luſtig und war der Tiſch bedeckt mit vielen und köſtlichen Speiſen und Getränken. Das kam den drei Helden ganz willkommen; ſie ſetzten ſich um den Tiſch herum und hieben ritterlich drein, bis kein Krümchen Brot und kein Tröpflein Wein mehr blieb. Dann gingen ſie herauf und legten ſich ſchlafen. Kaum hatte es zwölf Uhr geſchlagen, als das ganze Schloß wie von einem Donnerſchlage erſchüttert wurde und in allen Zimmern ein Höllenſpektakel begann; das dauerte bis ein Uhr, dann war alles ſtill. Da ſahen die drei Soldaten, daß ſie in einem verwünſchten Schloſſe waren, machten ſich aber nicht viel daraus, denn ſie dachten, verwünſcht oder nicht, hier können wir gute Tage haben, ſo lange man uns den Hals nicht bricht.

Am andern Morgen hielten ſie Rath untereinander, wie ſie ihre Haushaltung einrichten wollten, und kamen endlich darin überein, daß immer zwei von ihnen auf die Jagd gehen ſollten, während der dritte zu Hauſe bliebe und für das Eſſen ſorgte. So machten ſie es denn auch gleich ſchon, der Tambour blieb zu Hauſe und der Corporal und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als der Tambour nun das Eſſen ſchon fertig hatte und es eben Mittag ſchlug, da kam ein klein, alt Männchen zur Thür herein und das bat ihn: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen!“ Der Tambour hatte nichts dagegen, ſprach: „Setz dich hin und wärme dich, ſo lang du willſt.“ Nachdem das Männchen ſich nun ein wenig gewärmt hatte, ſprach es: „Dein Eſſen riecht ſo gut und ich habe ſeit drei Tagen nichts über meine Zunge gebracht. Gib mir doch etwas mit davon.“ Dem Tambour wurde das Herz weich und er bückte ſich, um dem Männchen von dem Fertigen etwas aufzuſchöpfen, doch das Männchen packte ihn beim Halſe und ſchlug ihn ſo ſchwarz und blau, daß er kein Glied mehr rühren konnte, und als es das gethan hatte, verſchwand es. Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd zurück und wurden blitzböſe, als ſie ſahen, daß der Tambour das Eſſen nicht ganz fertig hatte. „Was haſt du denn angefangen in all der Zeit?“ frugen ſie, aber er antwortete anders nichts, als: „Ich weiß nicht, aber es thut mir nicht wenig weh.“ Weiter ſagte er nichts, denn wenn die Andern gewußt hätten, was ihm widerfahren war, dann wäre ihnen mit dem zu Hauſe Bleiben nicht gedient geweſen.

Am zweiten Tage mußte der Corporal zu Hauſe bleiben und der Tambour und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als er das Eſſen beinahe fertig hatte, kam das kleine alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen.“ Der Corporal war das zufrieden und ſprach: „Thu das in Gottes Namen, ſo lang du willſt.“ Nachdem es nun ſich einen Augenblick gewärmt hatte, ſprach es: „Ach, was riecht deine Suppe gut, gib mir doch ein paar Löffel voll davon.“ Das wollte der Corporal aber nicht und ſprach: „Nein, wir müſſen warten, bis die Andern kommen.“ Kaum hatte er aber das Wort aus dem Munde, als das Männchen ihn beim Kragen ergriff und ihm den Rock noch beſſer ausklopfte als dem Tambour. „Aha,“ dachte da der Corporal, „darum that's dem Tambour nicht wenig weh.“ Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd und der Sergeant brummte gewaltig, daß das Eſſen nicht fertig war, und frug: „Was haſt du denn in all der Zeit gemacht?“ Der Corporal krümmte ſich und ſprach: „Ei, gekocht, aber ich bekam da plötzlich Weh in den Rücken, ſo daß ich nicht fortkochen konnte.“ Nun kochten ſie ihr Eſſen in Ruhe fertig und Abends gingen ſie ſchlafen.

Am andern Morgen ging der Corporal mit dem

Tambour auf die Jagd und der Sergeant mußte das Eſſen kochen. Das ging auch ganz gut bis ein Viertel vor zwölf; da kam das kleine, alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich doch ein wenig am Feuer ſitzen, ich bin ſo kalt." Der Sergeant ſprach: „Thu das nur ruhig in Gottes Namen." Nachdem es ſich nun ein wenig gewärmt hatte, fing es auch das alte Liedlein mit dem Eſſen an und bat: „Deine Suppe riecht ſo lecker, gib mir doch einen Teller davon." Der Sergeant aber rief: „Nichts da, du mußt warten, bis meine Kameraden kommen." Da wollte das Männchen wieder losſchlagen, doch der Sergeant war nicht links, zog und hieb dem Männchen den Bart ſammt einem Stück Kinn weg, da ſchrie es jämmerlich, denn mit dem Barte hatte es all ſeine Kraft verloren, und lief, was es laufen konnte mit all ſeinen Beinchen, und der Sergeant lief ihm nach bis an ein Loch, da ſprang es hinein und war verſchwunden. Nun ging der Sergeant zurück und kochte das Eſſen fertig. Als die andern Zwei nun um zwölf Uhr kamen, da ſtand alles fein ordentlich auf dem Tiſche und darüber wunderten ſie ſich nicht wenig. Dann fragten ſie den Sergeanten aus, ob ihm nichts begegnet wär und ob er kein Rückenweh habe. Da lachte er und erzählte ihnen alles und ſie gingen dem Blute nach, welches aus dem Kinn des Männchens gelaufen war, und kamen an das Loch. Nun war die Frage, was ſie thun ſollten; darauf beſchloſſen ſie einmüthig, einer von ihnen müſſe in das Loch hinunterſteigen und ſehen, was da unten wär. Sie zogen alſo ums Loos und das traf den Tambour. Der wand ſich ein langes Seil um den Leib und nahm eine Schelle in die Hand. „Wenn ich ſchelle," ſprach er, „dann müſſet ihr mich heraufziehen." Da ließen ſie ihn herab immer tiefer und tiefer, bis das Seil zu Ende war. Da ſchellte er und ſie zogen ihn wieder hinauf.

ohne daß er auf den Grund des Lochs gekommen war. Nun war die Reihe an dem Corporal, den ließen ſie an einem Seil hinunter, welches noch zehnmal länger war als das erſte, aber der fuhr auch immer tiefer und tiefer und konnte nicht auf den Boden kommen. Da wurden ſie recht ärgerlich und kauften ſich ein Seil, das noch hundertmal länger war, und daran ließen ſie den Sergeanten hinunter, aber auch der fuhr immer tiefer und fand doch keinen Grund. Als das Seil nun ganz zu Ende war, da bedachte er ſich ein Weilchen, faßte dann Muth und rief denen oben zu: „Laßt nur los, laßt mich nur fallen!" Da ließen ſie ihn los und er fiel und fiel, bis plumps er ganz, ganz tief in einem Zimmer niederſtürzte, in welchem ein alt Weibchen ſaß. Das ſah nicht wenig verwundert auf, als der Sergeant da ſo plötzlich ankam; der aber hatte großen Muth, denn er hatte ſeinen Säbel um den Leib hängen, und er ging ſpornſtreichs auf das alte Weibchen los und ſprach ganz rauh und wild: „Wenn ihr mir jetzt im Augenblick keinen Rath gebet, dann ſteche ich euch todt." Da erwiderte das Weibchen: „Nun nun, ich will euch ſchon was ſagen, ich ſehe, ihr ſeid ein braver Soldat und da könntet ihr leicht euer Glück machen, wenn ihr die drei Königstöchter erlöſtet, die hier gefangen ſind." „Wo ſind ſie denn?" frug der Sergeant, und das Weibchen antwortete: „Geht nur durch die Thür da und ihr werdet die Aelteſte finden." Da ging er hinein und kam zu der älteſten Königstochter und die war ſo ſchön, daß man ſich nichts Schöneres in der Welt denken kann. Als die ihn ſah, da fing ſie laut an zu weinen und ſprach: „Ach, gehet doch ſchnell wieder weg, ſo euch euer Leben lieb iſt! Ach gehet, laufet doch." — „Nein," ſprach der Sergeant, „dafür bin ich gekommen und ich will euch erlöſen oder ſterben." Da ſprach die

Königstochter: „Wenn es denn nicht anders iſt, dann höret. Da auf dem Schrank ſtehen drei Fläſchchen, in dem einen iſt ein Trunk, der macht ſo ſtark, daß Einem nichts widerſtehen kann; in den zwei andern aber iſt Schlaftrunk. Trinket nun das grüne Gläschen aus, dann will ich ſchon ſehen, dem Rieſen die andern Gläslein beizubringen.“ Da trank er ſchnell das grüne Tränklein aus. Kaum hatte er den letzten Tropfen im Munde, als es draußen tobte wie Kanonenſchüſſe; das war der Rieſe aber, der hatte ſo einen ſchweren Tritt. „Schwind, geſchwind,“ rief die Königstochter da, „kriech unter den Schrank!“ Man kann ſich leicht denken, wie ſchnell er das that, und es war auch Zeit, denn er ſaß noch keine zwei Minuten da, als der Rieſe auch ſchon hereinpolterte und rief: „Hm, hm, hm, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Die Königstochter ging ihm aber gleich entgegen und ſprach: „Ich glaube das, du riechſt mich, denn ich habe mich eben gebadet.“ Da ließ ſich der Rieſe genügen und legte ſich auf ſein Bett, daß der Boden erzitterte. Unterdeß war die Königstochter geſchwind nach dem Schrank gelaufen und hatte den Schlaftrunk in ein großes Glas Wein gegoſſen, das hielt wol eine halbe Ohm; das trank der Rieſe in einem Zuge aus und nicht lange nachher ſchnarchte er, daß die Scheiben klirrten. Nun rief ſie ſchnell dem Sergeanten, daß er käme, und der kam und nahm ſein Schwert und ſchlug zu aus allen Kräften; aber er hatte den Hals des Rieſen kaum halb durchgeſchlagen und der Rieſe fing nun an zu toſen und zu toben und das Blut rann, daß es in zwei Minuten dem Sergeanten bis an die Knöchel ſtand. Da faßte er noch einmal Muth und hieb noch einmal zu und diesmal ging es beſſer; denn des Rieſen Kopf fiel vom Rumpfe und ſtürzte zu Boden mit einem Schlag, als wäre eine Bombe von 1000 Pfund ins Haus geſchlagen. Da fiel die Königstochter dem Sergeanten um den Hals und küßte ihn und ſprach: „Nun bin ich erlöſt; aber ach Gott, ich habe noch zwei Schweſtern und die mußt du auch erlöſen und das kriegſt du gewiß nicht fertig.“ Darob lachte der Sergeant und ſprach: „Ei was, warum denn nicht? Sag mir nur, wo ſie ſind.“ Die Königstochter ſprach, das wolle ſie thun, und gab ihm zum Andenken ein ſeidenes Taſchentuch, darin war ein ſilberner Stern geſtickt. Das legte er ſorgfältig in ſeinen Ranzen und machte ſich auf den Weg zu der zweiten Königstochter.

Als die ihn ſah, ſchrie ſie: „Ach Gott, geht doch wieder, woher ihr gekommen ſeid, ſonſt iſt es euer Unglück.“ Darauf ſprach der Soldat aber: „Nein, das nicht, ich komme um euch zu erlöſen, wie ich eure Schweſter erlöſet habe.“ Sie ſprach: „Ja, das iſt aber nicht ſo leicht, denn der Rieſe, der mich gefangen hält, iſt noch hundertmal ſtärker, als der andere, den ihr getödtet habet.“ Der Sergeant erwiderte: „Das thut nichts; ich will ihm ſchon den Bart ſcheeren, daß ſein großer Kopf daran hängen bleibt. Gebt mir nur ein bischen von ſeinem Krafttränklein.“ Das that die Königstochter und er trank das Gläslein aus und verbarg ſich hinterm Schrank. Gleich darauf kam der Rieſe hereingepoltert und machte noch hundertmal mehr Spektakel als der erſte und ſchrie: „Ich rieche, rieche Menſchenfleiſch.“ Die Königstochter ſprach: „Das glaube ich, das thut die Pomade von Menſchenfett, die du mir für meine Haare gegeben haſt; ich habe mich eben friſirt.“ Da gab der Rieſe ſich zufrieden und legte ſich in ſein Bett und die Königstochter bat ihn, einmal aus ſeinem kleinen Gläschen zu trinken, da habe ſie ſo guten Wein hinein geſchüttet. Das Gläschen hielt aber gewiß mehr als ein Fuder und ſie hatte den Schlaftrunk zu dem Weine gegoſſen; er trank das in einem Zuge leer und kaum hatte er's im Leibe, als er auch ſchon anfing zu ſchnarchen, daß in einer Stunde in der Runde die Blätter auf den Bäumen erbebten. Nun rief die Königstochter den Sergeanten und der that drei Hiebe mit ſeinem Schwerte, aber des Rieſen Kopf war noch lange nicht ab und der Rieſe tobte und wüthete, daß es nicht zu ſagen iſt, und ſein Blut lief dermaßen aus dem Halſe, daß es dem Sergeanten bald bis über die Knie ging. Da ermuthigte er ſich und that noch einmal drei Hiebe und da ſank des Rieſen Kopf. Niemand war froher als die Königstochter; die fiel dem Sergeanten um den Hals und zerküßte ihn bald todt und zum Danke ſchenkte ſie ihm einen goldenen Apfel. Dann ſprach ſie: „Nun haſt du die zwei Rieſen todt gemacht, aber damit iſt es noch nicht gethan. Meine jüngſte Schweſter wird von einem Drachen mit ſieben Köpfen bewacht und den mußt du morgen tödten. Ach, ich habe ſo viel Angſt, daß du das nicht fertig bringſt.“ Der Sergeant aber lachte und ſprach: „Das iſt nichts und wenn er noch hundert Köpfe hätte.“ Da wies ſie ihm den Weg und er ging zu der jüngſten Königstochter. Die hatte aber einmal Angſt, als ſie ihn ſah! Das hättet ihr ſehen ſollen. Der Sergeant ließ ſich aber nicht erſchrecken, ſondern ſprach: „Seid nur ruhig, ich will den Drachen ſchon um ſieben Köpfe kürzer machen.“ Da bekam ſie auch mehr Muth und ſprach: „Ja, wenn du es unternehmen willſt, dann werde ich dir ſchon mit Krafttrank beiſtehen, aber du mußt trachten, ihm all ſeine Köpfe in einem Tage herunterzuſäbeln.“ — „Gut,“ ſprach er, „wir wollen ſchon ſehen.“ Indem rauſchte es von fern und das war der Drache; als der den Sergeanten ſah, fing er an Feuer und Flammen zu ſpeien, aber der Sergeant hielt ihm feſten Fuß und ſchlug ihm gleich zum

Willkomm zwei Köpfe ab. Als der Drache das merkte, wurde er noch viel wüthender und ſpie noch viel mehr Feuer auf den Sergeanten; der wäre auch gewiß erlegen, wenn die Königstochter ihn nicht immer mit Krafttrank gelabt und beſprigt hätte, doch konnte er nicht viel weiter mehr kommen und den ganzen Tag bis zum Abend hatte er nur noch einen Kopf wegſchlagen können. Als es nun dunkel wurde, ſprach der Drache: „Du biſt müde, ſehe ich, und ich bin auch müde, laß uns morgen von Neuem anfangen.“ Deß war der Sergeant zufrieden, aber die Königstochter ſprach: „Das iſt nicht gut, das hätteſt du nicht thun ſollen, denn morgen hat der Drache mit ſeinen vier Köpfen noch mehr Macht als heute mit den ſieben.“ Das half aber nichts mehr und ſie mußten ſich ſchon getröſten. Am andern Morgen kam der Drache ſchon früh wieder und der Sergeant hieb ihm zum guten Morgen gleich wieder einen Kopf ab; darüber wurde der Drache wüthend und ſpie noch viel mehr Feuer als am vorigen Tage, doch die Königstochter ſtand dem Sergeanten ſo treulich mit dem Krafttrank bei, daß der Drache ihm nicht zu Leibe konnte; er kriegte aber bis zum Abend nur noch einen Kopf weg, ſo daß der Drache nun noch zwei hatte. Da bat der Drache wieder um Aufſchub und den gab der Sergeant ihm gern, denn er war hundemüde von all dem Fechten und fühlte ſeinen Arm nicht mehr.. Das war der Königstochter wieder nicht lieb, aber was konnte es helfen, der Sergeant hatte einmal ſein Wort gegeben. Am dritten Morgen that er einmal einen tüchtigen Zug aus der Flaſche mit Krafttrank und dadurch wurde er ſo gewaltig ſtark, daß er gleich dem Drachen einen ſo tüchtigen Hieb gab, daß der ſechſte Kopf wackelte, dann führte er einen zweiten Hieb und der war ſo gut, daß der ſiebente Kopf hinfiel. Nun flehte der Drache um Aufſchub, aber der Sergeant ſprach:

„Nein, es iſt noch nicht Abend“ und damit ſäbelte er ihm den verwundeten Kopf vollends ab. Da war die Freude groß! Die Königstochter wußte nicht, wie ſie ihm danken ſollte, gab ihm gleich auf der Stelle ihr Taſchentuch, darin waren ſieben diamantene Sterne geſtickt und dabei ſtand ihr Name und ihres Vaters Namen. Das drehte er fein zuſammen und barg es bei dem goldenen Apfel und dem andern Taſchentuch in ſeinem Ranzen. Dann ging er mit ihr zu den zwei andern Königstöchtern und nahm die mit ſich bis an das Loch, wo er hinabgeſtiegen war; da rief er den zwei andern zu: „Nun gebet Acht, jetzt kommen wir;“ denn er meinte, er könne ſo gemächlich heraufſliegen, wie er heruntergefallen war. Doch darin hatte er ſich verrechnet, die drei Königstöchter konnten das wohl; die wurden von unſichtbaren Händen heraufgetragen, er aber blieb unten ſitzen. Da ſollte man nun meinen, der Corporal und der Tambour hätten ihm ein Seil heruntergelaſſen und ihn herausgezogen, aber nein, die waren falſch und neidiſch und ſprachen zu den drei Königstöchtern: „Wenn ihr uns nicht verſprechet zu ſagen, daß wir euch erlöſt haben, dann machen wir euch todt. Und wir wollen euch auch heirathen, der Corporal die älteſte und der Tambour die mittelſte, und ſeid ihr damit nicht zufrieden, dann drehen wir euch den Hals um.“ Da mußten die armen Königstöchter wol zufrieden ſein, doch machten ſie aus, daß ſie nicht eher heiratheten als bis über ein Jahr und ſechs Wochen.

Der Sergeant meinte unterdeſſen da unten, er müßte aus der Haut fahren. In ſeiner Verzweiflung ging er zu dem alten Weibchen und ſprach: „Wenn du mir nicht ſagſt, wie ich heraufkomme, dann haue ich dir den Hals ab.“ Das Weibchen ſprach: „Ich kann dir nicht helfen, aber tief, tief unter uns wohnen Zwerge, die können dir helfen.“ Da ließ ſich der Sergeant tief, tief hinunter und als er auf den Boden kam, ſtand er im Königreich der Zwerge und die kamen alle herbeigelaufen und waren ihrer mehr als dreitauſend. Einer von ihnen trat zu dem Sergeanten und ſprach: „Wie darfſt du dich erkühnen in unſer Königreich zu kommen.“ Der aber lachte und ſprach: „Mach mir nur nicht viel Wippchen und Wappchen, ſonſt ziehe ich vom Leder und haue euch alle zuſammen wie Spinat.“ Als die Zwerge ſahen, daß er ein ſo kühner Held wär, gaben ſie gute Worte und wollten ihn zu ihrem König machen. Er ſprach aber: „Nichts da, ich will aus dem Loch heraus, und wenn ihr mir dazu nicht helft, dann geht es euch nicht gut.“ Da meinte der König der Zwerge, hundert Spatzen könnten ihn wol tragen; das ging aber nicht, dafür war er zu ſchwer. Da ſprach der König: „Dann wiſſen wir dir keinen andern Rath als den: du mußt zu der alten Frau zurückgehen; die hat einen großen Vogel Greif, auf den mußt du dich ſetzen und der wird dich hinauftragen. Vergiß aber nicht, hundert Pfund Fleiſch in deine Taſche zu ſtecken; ſo oft der Vogel Greif ſchreit, mußt du ihm ein Stück Fleiſch geben. Wenn du das nicht thäteſt, dann fräße er dich auf.“ Der Sergeant bedankte ſich für den Beſcheid und ging zu der alten Frau zurück. Ehe er ſich aber da auf den Vogel Greif ſetzte, ſchnitt er erſt den Drachen die Zungen aus den Köpfen; die ſteckte er zu den andern Sachen in ſeinen Ranzen. Dann nahm er das Fleiſch, ſtieg auf den Greif und der trug ihn aus dem Loche hinaus.

Als er nun wieder auf Gottes lieber Erde war, da ſchaute er einmal um ſich, und als er von ſeinen Kameraden und den ſchönen Königstöchtern keine Spur mehr ſah, da wurde er ſo recht herzlich betrübt und ſprach: „Ach, wie viel Falſchheit iſt doch in der Welt!“ Dann wanderte er auf gut Glück in die weite Welt und nach Jahr und Tag kam er an ein ſchönes Schloß, wo ein König wohnte, und darin war Jubel und Freude. Er frug den Erſten, Beſten, den er ſah, was das zu bedeuten habe, und der ſprach: „Zwei von des Königes drei Töchtern halten heute Hochzeit mit einem Corporal und einem Tambour.“ Da dachte der Sergeant: „Halt, das ſind die zwei falſchen Kerle, aber ich will es ihnen lehren.“ Er ließ alſo fragen, ob er den König nicht ſprechen könnte? Da hieß es: ja, er ſolle nur hereinkommen. Als er nun in das Zimmer trat, da ſaß der König da und der ſprach, er ſolle ſich an den Tiſch ſetzen und miteſſen, nachher wollten ſie ſchon zuſammen ſprechen. Er nahm ſeinen Ranzen ab und legte den unter ſeinen Stuhl und ſetzte ſich. Seine beiden Kameraden erkannten ihn nicht, die waren zu ſehr verblendet von Stolz, aber die jüngſte Königstochter hatte gleich weg, wer er war. Nachdem ſie nun Alle gegeſſen und getrunken hatten, ſprach die, nun müſſe jeder ſeine Abenteuer erzählen. Da hub der Corporal und der Tambour an zu lügen, mit wie viel Gefahren ſie die Königstöchter erlöſt hätten. Als ſie zu Ende waren, frug die jüngſte Königstochter den Sergeanten, ob er denn keine Abenteuer gehabt habe. „Doch, gewiß und nicht kleine,“ ſprach er und erzählte Alles, wie es zugegangen war. Da wurden die andern Zwei roth bis hinter die Ohren, daß ſie ſo gelogen hatten, ſprachen aber, um ſich zu rechtfertigen, er hätte gelogen und das wär Alles nicht wahr und ſie hätten die Königstöchter erlöſt. Um dem Streit nun ſchnell ein Ende zu machen, ſprach die jüngſte Königstochter zu ihrem Vater: „Saget mir einmal, welcher der Rechte ſein mag, der Zeichen hat von ſeinen Thaten oder der keine Zeichen hat.“ Der König ſprach: Wer Zeichen hat, das iſt der Rechte.“ Da nahm der

Sergeant ſeinen Ranzen und zog die zwei Taſchentücher und den goldenen Apfel heraus und endlich auch die ſieben Drachenzungen. Nun war alles Leugnen am Ende und der König gab ihm die jüngſte Königstochter und das ganze Reich dazu.

Wie ging es aber mit dem Corporal und dem Tambour? — Der Sergeant hatte ein gut Herz und verzieh ihnen und ließ ihnen die beiden andern Königstöchter und ſie wurden wieder brav und ehrlich und hatten alle zuſammen ein Leben wie Vöglein im Hanfſamen.

X22.

Dreizehn.

Es war einmal ein Schmied und der hatte einen Knecht, der Dreizehn hieß und ſo ſtark war, daß der Amboß unter ſeinen Hammerſchlägen barſt oder brach; er that Arbeit für dreizehn, aber er aß auch für dreizehn und davon hatte er eigentlich ſeinen Namen bekommen. Der Schmied konnte das aber nicht lange aushalten, rief ihn darum eines Tages allein in ein Kämmerchen und ſprach: „Hör mal, Dreizehn, du biſt ein braver Burſch und ich war auch immer mit dir zufrieden, aber ich habe nicht Arbeit genug für dich und du mußt die meiſte Zeit müßig gehen. Das wäre aber noch das Wenigſte; du koſteſt mich zu viel an Eſſen und ſtatt für Dreizehn zu kochen, brauchte ich nur für fünf zu kochen, denn ich habe nur für fünf Knechte Arbeit. Sieh, da iſt dein Lohn und ein gut Trinkgeld dabei. Da haſt du genug, um abzuwarten, bis du anderswo Arbeit findeſt.“ Das that Dreizehn leid, aber es war nicht anders und er nahm betrübt Abſchied von dem Schmiede und ging in die weite Welt. Unterwegs kam ihm ein Reiſender entgegen und der fragte ihn, ob er nicht einen recht ſtarken Burſchen kennte? „Doch,“ ſprach Dreizehn, „ich ſelbſt kann für dreizehn Mann arbeiten, aber ich kann auch für dreizehn Mann eſſen.“ — „Das iſt ganz gut,“ ſprach der Reiſende; „wenn du in meinen Dienſt treten willſt, dann ſollſt du es gut haben, aber du mußt mir auch im Walde die wilden Thiere vom Leibe halten.“ „Anders nichts?“ frug Dreizehn. „Dann ſollt ihr mit mir zufrieden ſein, denn ich ſchlage mit meinen Fäuſten einen Bären todt, als wär's eine Fliege.“ Da reiſte Dreizehn mit dem Herrn und ſtand ihm getreu bei. Weil er aber ſo gewaltig viel aß, wurde des Reiſenden Beutel bald leer und als er aus dem Walde war, ſuchte er, wie er Dreizehn los würde. Er gab ihm alſo ſeinen Lohn und da war der arme Dreizehn aufs Neue ohne Dienſt und wanderte abermals dahin in die weite Welt. Nachdem er ſchon lange, lange gegangen war, kam er endlich zu einem Bauer, der hatte juſt einen Knecht nöthig. Des erſten Abends, wo er mit den andern Knechten zu Tiſche ſaß, aß er denen aber Alles weg, ſo daß ſie halb hungrig ſchlafen gehen mußten. Das war ihnen zwar nicht lieb, doch ſie dachten, das käme vom vielen Gehen und würde ſich ſchon ändern. Als er aber am folgenden Tage und alle Tage eben ſo viel aß und es immer daſſelbe Liedchen blieb, da berathſchlagten ſie untereinander, wie ſie ſeiner los werden könnten. Dem Bauer war Dreizehn um ſo mehr willkommen und der dachte ſchon darauf, einige von den Knechten wegzuſchicken, denn die ſtanden doch zumeiſt die Hände übereinander; als die Knechte den Braten rochen, da wurden ſie noch viel böſer auf Dreizehn. Eines Tages ſprachen ſie [illegible] ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, wir haben auf dem Felde zu thun.“ „Gut,“

ſprach Dreizehn und ſtieg in den Brunnen nieder. Während er nun dort beſchäftigt war, den Dreck und die Steine vom Boden zu holen, wälzten die Knechte einen großen Mühlſtein herbei und warfen den in den Brunnen; nun, meinten ſie, müſſe Dreizehn gewiß todt ſein und ſie hätten nichts mehr von ihm zu fürchten, aber darin hatten ſie ſonder den Wirth gerechnet. Der Mühlſtein war mit dem Loche gerade über Dreizehns Kopf gefallen und lag auf ſeinen Schultern und Dreizehn arbeitete weiter, als hätte er von nichts gewußt, ſchaute gar nicht einmal auf. Als er fertig war, ſtieg er aus dem Brunnen wieder herauf, lachte die Knechte an und ſprach: „Da ſeht einmal, Jungen, was ich für einen ſchönen Kragen habe!“

Da ſahen die Knechte wohl ein, daß ſie ihn auf die Weiſe nicht vom Halſe kriegen würden, und ſannen auf andere Mittel. Nicht weit von dem Hofe ab ſtand eine Mühle, die war verwünſcht und es wohnten Teufel darauf. „Warte,“ ſprachen ſie unter einander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn auf die Mühle ſenden, von da kommt er gewiß nicht wieder zurück, denn die Teufel werden ihn erwürgen.“ Sie riefen Dreizehn alſo und ſprachen: „Trag den Sack Korn nach der Mühle, wir haben kein Mehl mehr.“ — „Gut,“ ſprach Dreizehn und nahm den Sack Korn unter den Arm und ging auf die Mühle zu. Als er in die Nähe kam, ſah er wol hundert ſchwarze Teufelsköpfe mit Hörnern durch die Mühlenfenſter ſchauen und die lachten alle, als ſie ihn erblickten, denn ſie meinten, mit ihm zu Ende zu gehen wie mit allen Andern. Das ging ihnen aber daneben. Dreizehn machte große Augen, als er ſo viel Geſindel auf der Mühle ſah, dachte aber: „Das iſt nicht ſchlecht, die können meinen Sack herauftragen.“ Darum rief er ihnen auch zu: „Heda, Jungen! Holt meinen

Sack herauf!" Die Teufel gaben ihm aber keine Antwort und rührten ſich nicht von der Stelle. Da wurde Dreizehn böſe und ſchrie: „Wollt ihr mir helfen oder nicht? Anders ſchmeiß ich euch, den einen vor, den andern nach, von der Mühle herab, ihr faulen Schurken!" Die Teufel aber ſchauten ihn immer noch an und regten ſich nicht. Da kochte es ihm im Leibe und er warf ſeinen Sack nieder und lief die Mühle hinauf. Die Teufel ſtanden da ſchon alle bereit, um ihn zu packen, ſchauten ihn an mit glühenden Augen und lachten in ihr Fäuſtchen, aber Dreizehn war nicht links; der wußte nicht, was bang ſein hieß, griff einen der Teufel beim Schwanz und ſchlug ihn mit dem Kopfe wider einen Balken; dann warf er ihn die Mühlentreppe herab, daß der arme Schwarze eine Pfote brach und heulend weglief. Da drehte ſich das Blättchen; all die andern Teufel, die ihn erſt angegrinzt hatten, ſprangen nun hupp, hupp hinter die Räder und Säcke, bis kein einziger mehr zu ſehen war. Dreizehn wußte ſie ſchon hervorzuholen, und da hätte Einer ſehen ſollen, wie flink die waren; der eine holte den Sack, der andre richtete die Mühle, wieder andre ſchauten zu, ob das Mehl hübſch fein war, kurz Dreizehn hatte eins, zwei, drei ſein Mehl und trollte ſich nach Hauſe. Die Knechte, die machten einmal Augen! Nun blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ſo fleißig zu ſein, daß der Bauer Dreizehns nicht mehr bedurfte; dann würde er ihn ſchon fortjagen, meinten ſie.

Eines Tages mußten die Knechte Bäume aus dem Walde nach Hauſe fahren; ſie ritten Morgens ganz früh ſchon ſtill mit dem Wagen weg und ließen Dreizehn ſchlafen und der wurde erſt wach, als ſie ſchon lange im Walde an der Arbeit waren. Er merkte alsbald, wo der Has im Pfeffer lag, und ſprach: „Ah, die Schubjacken, die wollen mit einem Streich ſpielen und eher mit den Bäumen zu Hauſe ſein als ich; ich werde ſie aber ſchon kriegen dafür, daß ſie ſo falſch ſind.“ Damit ſtand er auf, nahm Pferd und Karre und fuhr weg. Als er kaum halbwegs war, ſah er die Knechte ſchon aus dem Walde zurückkommen und nach Haus zu eilen; da riß er ſchnell eine große Eiche aus der Erde und legte ſie quer über den Weg. „Nun mögen ſie kommen,“ ſprach er und fuhr weiter. Als er zu den Knechten kam, da lachten die ihn aus, ſchrappten ihm Möhrchen und ſpotteten ſein; er aber ſprach kein Wort, fuhr ruhig nach dem Walde, lud ſeinen Baum auf und hatte ſie bald eingeholt. Von weitem ſchon ſah er, wie all die pfiffigen Kerle an der Eiche arbeiteten, daß ſie keinen Faden trocken am Leibe hatten, und ſie doch nicht aus dem Wege bringen konnten. Da lachte er auch einmal, daß ihm der Bauch ſchüttelte, nahm alsdann ſein Pferd und ſeinen Karren mit dem Baum, hob alles zuſammen über die Eiche hinüber und fuhr ſeines Weges weiter nach Hauſe, während die andern da ſtanden und nicht weiter konnten.

Nun erkannte der Bauer, daß Dreizehn allein wol den Hof in Gang halten könnte, und er ſchickte all die andern Knechte weg. Dreizehn pflügte auch an einem Tage ſo viel als dreizehn Knechte in einer ganzen Woche, er mähte und droſch ſo viel als dreizehn, aber er koſtete dem Bauer auch ſo viel an Eſſen als dreizehn, und ſein Magen wurde mit jedem Tage noch weniger zu füllen.

Eines Morgens ſprach der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh und hüte die Schweine.“ — „Ja, Meiſter,“ ſprach Dreizehn und trieb die dreißig Schweine des Hofes auf die Weide. Da blieb er den ganzen Tag und litt gewaltigen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein

Eſſen mitgegeben und vergaß auch, ihm welches zu ſenden. Als Dreizehn nun endlich ſeinen Magen nicht mehr bändigen konnte, machte er ſich hinter die Schweine und aß ſie alle Dreißig auf. Nun war ſein Magen wol zufrieden, aber ſein Gewiſſen fing an ihn zu nagen und er wußte nicht, was er dem Bauer ſagen ſollte. Endlich fiel ihm etwas ein, er pflanzte all die Schweineſchwänzchen in die Erde, ſo daß ſie nur noch mit einem Spitzchen hervorguckten, lief nach Haus und ſchrie: „Meiſter, Meiſter, es iſt ein groß Unglück geſchehen; unſere Schweine ſind all in die Erde verſunken und man ſieht nur ihre Schwänzchen noch“ Der Bauer lief ſchnell mit ihm auf die Weide und da ſtanden all die Schweineſchwänzchen; er ging auf das erſte zu und zog mit aller Gewalt daran, aber das Schwänzchen blieb in ſeiner Hand und er fiel plumps auf den Rücken nieder. „Ja, das konnt' ich auch,“ ſprach Dreizehn; „ihr habt dem Schwein ſeinen Schwanz ausgeriſſen.“ Da ging der Bauer zu einem andern Schwänzchen und zog und plumps lag er wieder da. „Dreizehn,“ ſprach er, „wenn du kein Geld in der Hölle kriegen kannſt, dann kann ich dir die Koſt nicht mehr geben.“ — „In Gottes Namen, ich will ſehen,“ ſprach Dreizehn, ſpannte das Pferd an den Karren und fuhr nach der Hölle. Unterwegs fand er eine arme Frau, die las Eicheln zuſammen. „Warum thut ihr das?“ frug Dreizehn. „Ach,“ ſprach ſie, „es iſt für meinen Eſel, ich habe kein ander Futter für ihn und muß doch mit dem armen Thier mein Brot verdienen.“ — „Wartet,“ ſprach Dreizehn; „ich will euch was helfen,“ und er nahm den Eſel beim Schwanz und ſchmiß ihn in die Krone der Eiche, wo das Thier einige Augenblicke herumzappelte, dann fiel und ein Bein brach. „Ach Gott, was habt ihr da gethan!“ rief die Frau; „nun muß ich vor Hunger ſterden.“ Dreizehn ſprach: „Seid nur ſtill, ich gehe eben in die Hölle, da hole ich Geld genug;“ fuhr weiter, bis er ans Thor der Hölle kam; da ſchellte er. Es glückte grad, daß der Teufel ihm öffnen ſollte, dem er auf der Mühle ein Bein gebrochen. Als der Dreizehn durchs Schlüſſelloch ſah, fing er an zu heulen und zu ſchreien: „Dreizehn iſt da! Dreizehn iſt da!“ und lief weg. „Wollt ihr aufmachen oder nicht,“ ſprach Dreizehn, „ſonſt tret ich das Thor in Stücke.“ „Ja, wir wollen dir aufmachen, wenn du uns verſprichſt, uns nichts zu Leide zu thun,“ ſprachen die Teufel. Das gelobte Dreizehn, ſprach aber auch dabei, ſie müßten ihm dann auch einen Wagen voll Geld geben. „Weiter nichts, als das?“ ſagten die Teufel, „das ſollſt du haben,“ machten das Thor auf und trugen ihm ſo viel Säcke Geld auf ſeinen Karren, daß das Pferd ſie nur mit Mühe ziehen konnte. Da war Dreizehn zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die ihn am Wege erwartete, gab er ihr einen ganzen Schoos voll Geld, ſo daß ſie nicht mehr zu arbeiten brauchte, fuhr dann weiter nach dem Bauerhofe zu. Da lebte er mit dem Pächter eine Zeitlang von dem Gelde, aber es ging doch auf und er aß endlich gar ſo viel, daß eine Hungersnoth ins Land kam. Nun war guter Rath theuer; der Bauer wußte nicht mehr was anfangen und dachte Tag und Nacht nur, wie er Dreizehn vom Halſe kriegen könnte. Endlich ſprach er: „Dreizehn, mach mir einmal einen Keſſel, der ſo groß iſt, daß wenn hundert Mann daran arbeiten, einer den andern nicht hören kann.“ — „Gut,“ ſprach Dreizehn und er hatte den Keſſel in wenig Tagen fertig. „Setze nun eine Stadt hinein,“ ſprach der Bauer, „und trage ihn da hinten auf den hohen Berg.“ Dreizehn nahm die Stadt und ſetzte ſie hinein mit Häuſern und Kirchen und Mann und Maus. Als er aber an den Fuß des Berges kam, ſtieß er ſich mit dem Fuß an einen Maulwurfshügel, ſtrauchelte und fiel, die Stadt fiel auf ihn und der arme Dreizehn war todt.

23.

Die dankbaren Thiere.

Es war einmal eine Mutter, die hatte nur ein Kind, war aber ſo arm, daß ſie kein Eſſen für den Jungen herbeiſchaffen konnte. Eines Morgens gab ſie ihm ein Meſſer und ſprach: „Da, du weißt, daß ich dich nicht ernähren kann; geh in die Welt und ſieh, wie du durchkommſt; ich kann dir nichts mitgeben als das Meſſer und nun fahr dahin in Gottes Namen.“ Der Junge nahm das Meſſer und ging weg und immer weiter und weiter, bis er in einen großen Wald kam. Kaum hatte er den Fuß hineingeſetzt, als er einen todten Eſel am Boden liegen ſah und drei Thiere ſaßen dabei, ein Löwe und ein Adler und eine Ameiſe. Als die Thiere ihn erblickten, riefen ſie ihm zu: „Jüngelchen, Jüngelchen, komm einmal her; wir wollen den Eſel theilen und können nicht eins werden und du mußt uns helfen.“ „Gut,“ ſprach der Junge und trat zu ihnen, ſetzte ſein Meſſer an und ſchnitt den Eſel in drei Stücke, davon gab er eins dem Löwen und eins dem Adler. Als er das dritte aber der Ameiſe geben ſollte, ſprach er: „Du biſt ſo ein kleines Thierchen und haſt doch nicht viel nöthig, darum laß mir ein Stück von deinem Theil.“ — „Nein,“ ſprach die Ameiſe, „das thu ich nicht. Du mußt rechtſchaffen ſein und mir mein Stück geben, es ſoll dein Schade nicht ſein.“ Da gab der Junge der Ameiſe das ganze Stück. Als ſie das hatte, kam der Löwe und ſprach:

„Nun hör', Jüngelchen, weil du uns ſo gut betheilt haſt, ſind wir dir Dank ſchuldig;" und er gab ihm eine Leuenpfote und ſprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht der Pfote an und du biſt ſtärker als der ſtärkſte Löwe." Da kam auch der Adler und ſprach: „Jüngelchen, ich bin dir auch Dank ſchuldig," und er gab dem Jungen einen Adlerflügel und ſprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht des Flügels an und du kannſt ſo hoch fliegen als der ſtärkſte Adler." Nun kam die Ameiſe auch und ſprach: „Weil du ſo rechtſchaffen an mir gehandelt haſt, will ich dir auch etwas geben;" und ſie gab ihm ein Ameiſenfüßlein und fuhr fort: „Wenn du einmal in Gefahr kommen ſollteſt, dann rufe die Kraft und Macht des Füßleins an und du wirſt ſo klein wie die kleinſte Ameiſe." Als die Thiere ſo geſprochen hatten, da packte der Löwe ſein Theil zwiſchen die Zähne und lief in den Wald, und der Adler packte ſein Theil zwiſchen die Klauen und flog durch die Luft dahin, und die Ameiſe rief all ihre Freunde und Magen zuſammen und die halfen ihr das dritte Theil aufeſſen.

Der Junge barg die drei Wunſchdinge in ſeine Taſchen und ſchlenderte weiter durch den Wald und pfiff, als wär er bei den Vögelein zur Schule gegangen, und als er am Ende des Waldes war, da lag die See vor ihm und er ſah nichts wie Himmel und Waſſer. Zugleich aber ſah er auch einen ungeheuern Drachen, der eine ſchöne Königstochter bewachte, welche er aus dem Schloſſe ihres Vaters geraubt hatte; der Drache wohnte nicht an der See, er ruhte nur ein wenig da aus, denn es war ſehr heiß und er hatte ſchon einen weiten Weg gemacht. Als der Junge bemerkte, daß der Drache die Augen geſchloſſen hatte, ſchlich er ganz, ganz leiſe auf den Zehen zu der ſchönen Königstochter und frug ſie, von woher ſie käme? Doch er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als der Drache anfing ſich zu recken und zu ſtrecken und gleich darauf ſich aufrichtete, ſo daß der Junge kaum Zeit genug hatte, die Kraft und Macht des Ameiſenfüßleins anzurufen, wodurch er augenblicklich kleiner wurde als das allerkleinſte Ameischen, was nur mit Augen zu ſehen iſt. „Mit wem haſt du da geſprochen?“ brüllte der Drache. Die Königstochter ſprach: „Mit Niemand; ſieh nur um dich herum.“ Da ſchaute der Drache ſich nach allen Seiten um, und als er Niemand ſah noch fand, packte er die ſchöne Königstochter zwiſchen die Klauen und flog mit ihr durch die Luft dahin. Der Junge aber rief ſchnell die Kraft und die Macht des Adlerflügels an; dadurch wurde er alsbald zu einem großen Adler und flog dem Drachen nach weit, weit über die See; da ließ das Ungeheuer ſich nieder und ſetzte die ſchöne Königstochter in eine Höhle gefangen. Schnell ließ der Junge ſich hinter ihm nieder, rief die Kraft und Macht der Leuenpfote an und ſprang in Geſtalt eines ſchrecklichen Löwen dem Drachen auf den Nacken, hieb ihn mit ſeinen Klauen in die Augen, biß ihn in den Hals und ſpielte ihm ſo wohl mit, daß das Ungethüm niederſtürzte und unter einem abſcheulichen Geheul ſtarb. Da war keiner froher als der Junge; der lief ſchnell zu der ſchönen Königstochter, faßte ſie in ſeine Arme und ſie waren Beide glücklich und zufrieden. Dann aber rief er die Kraft und Macht ſeines Adlerflügels wieder an, nahm ſie ſanft in ſeine Klauen und flog mit ihr zurück über die See und über Berg und Thal und Wald und Wieſe bis an das Schloß, wo ihr Vater wohnte. Da war nun großer Jubel und Freude und zum Danke bekam der Junge die ſchöne Königstochter zur Frau und ſie lebten noch lang und glücklich und als der alte König geſtorben war, da wurde der Junge König und bekam das ganze Reich.

24.

Jack mit ſeinem Flötchen.

Es ſind nun ſchon mehr denn eins, zwei, drei Jahr verfloſſen, da lebte ein Bauersmann, der hieß Hänschen von Tichelen, der hatte mit ſeiner Frau einen Sohn, der hieß Jack. Als der Jack ungefähr ſechs Jahr alt war, ſtarb Hänschens Frau, ſeine Mutter. Hänschen gefiel der Witwerſtand aber nicht gar ſehr und er ſah ſich bald nach einer andern Frau um. Als er nun eines Tages in ein reiches Haus in der Stadt Holz brachte, ſah er daſelbſt eine Magd, die ſtand ihm an und er frug ſie: „Willſt du meine Frau werden?" Die Magd wußte, daß Hänschen fett darin ſaß, darum zögerte ſie nicht lange mit der Antwort und ſprach: „Ei warum nicht?" und da heiratheten die Zwei. Bis dahin ging Alles gut, als aber die neue Frau einmal im Hauſe war, da fand ſie an Allem etwas auszuſetzen; mit der Buttermilch konnte ſie keine Bekanntſchaft machen, das Kuhmelken und Miſttragen machte ihr nicht viel Freude und ſie lag Hänschen ſo lang in den Ohren, bis er neben der Bauerei noch ein Wirthshaus einrichtete. Nun kamen die Puppen ans Tanzen; die neue Frau ſah gar nicht mehr nach dem Hofe, ſondern lag den ganzen Tag hinter den Wirthstiſchen und alle junge Gelbſchnäbel und Milchbärte der Gegend liefen ſich bald die Sohlen ab, um nur ſtets in der Schenke zu ſein. Keiner hatte es ſchlimmer dabei als der arme Jack; wie ſehr Hänschen den Jungen liebte, ſo wenig konnte die böſe Stiefmutter ihn leiden und mit jedem Tage wurde ſie ärger gegen ihn. Endlich ſprach ſie zu Hänschen, der Junge faulenze immer im Hauſe herum und es ſei Zeit, daß er einmal zu andern Leuten käme. Hänschen aber ſprach, das wäre nicht nöthig, der Junge könnte gar wohl die Schafe hüten und der Schafhirt andere Arbeit thun. So geſchah es denn auch; aber was kriegte der arme Jack da für ſchlecht Eſſen mit! Kein Hund hätte es angerührt, er mußte es aber eſſen, weil er nichts Anderes bekam. Als er einmal nun ſo daſaß und ſeine Brotkruſten nagte, kam ein greis, alt Männchen zu ihm, das ſprach: „Ach, gib mir doch ein bischen zu eſſen, ich habe viel Hunger." Da gab ihm Jack das größte Stück und das Männchen ſprach: „Dafür, daß du ſo gut biſt, laß ich dir drei Dinge zu wünſchen; nun ſag mir, was du haben möchteſt." Jack ſprach: „Wenn ich mir was wünſchen ſollt, dann wär das erſtens ein Bogen, womit ich alles ſchießen könnte, was ich wollte." — „Den Bogen ſollſt du haben," ſprach das Männchen. „Zweitens," ſagte Jack, „ein Flötchen, und wenn ich darauf blaſe, dann muß jeder tanzen, der es hört." — „Das Flötchen ſollſt du haben," ſprach das Männchen. „Und drittens," fuhr Jack fort, „müßte meine Stiefmutter jedesmal laut krähen, wenn ſie über mich klagen wollte." — „Das ſoll ihr geſchehen," ſprach das Männchen, gab Jack den Bogen und das Flötchen und war weg, ehe Jack wußte wohin. Der Jack war froh! Er ſchoß ſich alsbald ein Dutzend Vögel aus der Luft herunter, und als die dalagen, da ſpielte er zur Probe einmal auf ſeinem Flötchen und all ſeine Schafe begannen zu hüpfen und zu ſpringen, daß es eine Luſt war. Da verging ihm der Hunger und er ſprang Abends wie ein Häschen nach Haus, ging dann ſpäter zu ſeinem Vater und ſagte ihm, daß die Stiefmutter ihm ſo ſchlechtes Eſſen gegeben hatte

„Wart,“ ſprach Hänschen, „dafür ſollſt du ein Stück gebratenen Kapaun haben“ und ſchnitt Jack einen Flügel und ein Beinchen herunter. Als die Stiefmutter das ſah, ſchrie ſie: „Der Lümmel!“ aber zugleich krähte ſie „Kikeriki! Der Faulenzer! Kikeriki! Er lügt, was er betet, Kikeriki!“ Hänschen und die Leute, die in der Wirthsſtube waren, meinten, ſie wäre toll geworden, und lachten ſie derb aus, daß ſie fortlaufen mußte.

Des andern Tages kam ein Einſiedel in die Schenke und dem ſchüttete ſie einmal ihr Herz ganz aus und flehte und bat ihn, er möge den Jungen doch einmal wichſen; es thäte nichts, wenn er ihm auch Arm und Bein kaput ſchlüge, ſie wollt es ihm gern zehndoppelt lohnen. „Gut,“ ſprach der Einſiedel, und ſie gab ihm einen Dukaten und einen tüchtigen Knüttel, und er ſprach: „Nun geb ich ihm die Näthe reiben, daß er in drei Monaten nicht vom Bette kommt.“ Damit ging er, den Knüttel unter der Kutte, zu Jack und fing ſchon gleich an zu ſchimpfen, er wär' ein gottloſer Bengel und was der Worte mehr waren. Jack ſah aber das Ende von dem Knüttel unten aus der Kutte gucken, dachte: Liegt der Has da im Pfeffer, dann wart'! und ſprach: „Warum gebt ihr euch die Müh', mich zu ſchimpfen, nehmt lieber die fette Schnepfe da in dem Dorn; ſeht, ich ſchieß ſie;“ und damit ſchoß er und die Schnepfe lag da, und der Einſiedel ſprang auf den Dorn zu. Ja, als er aber darin' ſaß, da fing mein Jack an zu pfeifen und der Einſiedel fing an zu tanzen und ſprang und tanzte, daß die Fetzen von ſeiner Kutte in dem Dorn hängen blieben und der rothe Saft ihm von allen Seiten am Leibe herunterlief, ja er behielt endlich kein Zipflein Hemd mehr an und dabei ſchrie er und lamentirte Auwitſch Auwei, daß es endlich den guten Jack erbarmte und er aufhörte; der Einſiedel hatte ihm aber zuvor noch den

Vogel und den Dukaten geben müſſen. Da hätte Einer den Mann laufen ſehn ſollen! Er legte die Ferſen in den Nacken, daß es eine rechte Freude war, und blieb nicht eher ſtill ſtehen, bis er die Thür von Jacks Haus hinter dem Rücken hatte. Die Stiefmutter machte Augen, als ſie ihn ſah, und frug ihn: „Wer hat euch denn ſo zugerichtet?“ Der Einſiedel jammerte: „Niemand anders als euer liebes Söhnchen, der ich weiß nicht wer ſoll ihn holen!“ Da ſtand Hänschen da und wußte nicht, was zu ſagen, dagegen ſchrie die Stiefmutter drauf los: „Ich hab's immer geſagt, Kikeriki! an dem Jungen erleben wir noch, Kikeriki! Aerger und Verdruß, Kikeriki! zum Todtbleiben, Kikeriki!“

Indem kam Jack mit ſeinen Schäfchen von der Weide zurück und nachdem er ſie in den Stall gebracht hatte, trat er in die Kammer, wo das Weib krähte und der Einſiedel jammerte und Hänschen vor lauter Verwunderung kein Wörtlein ſprach. Nun that Hänschen aber doch den Mund auf und ſagte: „Jack, warum haſt du den frommen Mann ſo zugerichtet?“ — „Ei,“ ſprach Jack, „ich ſpielte auf meinem Flötchen und da fing er an zu tanzen, das iſt Alles.“ — „Das Flötchen möcht' ich auch einmal gern hören,“ ſprach Hänschen, doch da fiel der Einſiedel vor ihm auf die Knie, zitterte und bebte und bat: „Ach, goldener Herzensfreund, laßt ihn das doch nicht thun, ach, laßt ihn das nicht thun!“ Jack kehrte ſich aber nicht dran, zog ſein Flötchen heraus und ſetzte es an den Mund. Da jammerte der Einſiedel noch mehr und bat endlich: „Ach, dann bindet mich doch an den Bettpfoſten feſt!“ Da lachten die Leute erſt recht herzlich, die in der Wirthsſtube ſaßen, und ſie banden den Einſiedel ſo wohl, daß er kein Glied rühren konnte; als das geſchehen war, begann Jack zu ſpielen und zugleich ſprangen all die Leute von den Bänken auf und tanzten und Hänschen tanzte mit und all die Leute auf dem Markt, die das Flötchen hörten, tanzten gleichfalls. Hänschen hatte ſeine Freude dran, aber das Weib ſchimpfte und da mußte ſie natürlich auch krähen und das war ein Spektakel, haſt du's nicht geſehen, dann ſiehſt du's noch. Am ſchlimmſten ſtand ſich der arme Einſiedel, der mußte trotz Stricken und Banden tanzen und die Seile rieben ihn alſo unbarmherzig, daß er kein heiles Fleckchen am ganzen Leibe behielt, und er ſtieß ſich den Kopf faſt an dem Bettpfoſten entzwei. Endlich hatte Hänschen doch Mitleid mit dem Einſiedel und befahl Jack, daß er aufhöre zu ſpielen; da hörte auch der Tanz auf. Der Einſiedel fiel aber in Ohnmacht, ſo ſchlecht war ihm das Tanzen bekommen, und als er wieder zu ſich ſelbſt kam, da lief er weg, was er konnte, und verklagte Jack bei dem geiſtlichen Gericht als einen Zauberer, zeigte auch ſeine Wunden und ſagte, die hätte er alle davon. Da ließen die Richter Jack und ſeine Stiefmutter kommen und frugen dieſe: „Iſt es wahr, daß euer Sohn ein Zauberer iſt?" — „Ja, ihr Herren, Kikeriki!" ſprach ſie; „er iſt ein, Kikeriki! Zauberer, und mir hat er's auch angethan, Kikeriki!" Als die Richter das hörten, fingen ſie alle an zu lachen, meinten, die Frau hätte einen zu viel oder einen zu wenig; aber der Einſiedel ſprach, das Krähen hätte ſie auch dem Jack zu verdanken. Da befahlen die Richter ihr, alles zu ſagen, was ſie von Jack wüßte, und da fing ſie an zu ſchimpfen und zu kikerikien, daß kein Menſch ſich ernſt halten konnte. Als ſie nun auserzählt hatte, ſprachen die Richter, man müſſe ſich erſt überzeugen, ob das Flötchen auch die Kraft hätte, aber da hätte einer den Einſiedel ſehen müſſen; der nahm als geſchwind ſeine Beine unter den Arm und gab ſich durch die Kordel. Jack lachte, ſetzte ſein Flötchen an und pfiff und die geiſtlichen Herren ſprangen über Tiſche und Bänke und es war gut, daß ihre Röcke ſchwarz waren, ſonſt wären dieſelben von der Dinte ſchwarz geworden, die überall herumlief. Nachdem ſie alſo ſchon eine gute Zeit getanzt hatten, ſprachen die Richter zu Jack, er ſolle nun aufhören, es wäre genug, ſie wüßten es nun. „Ja," ſprach Jack, „ich will aufhören, wenn ihr mir verſprechen wollt, mich in Frieden zu laſſen." Das wollten ſie erſt nicht, doch ſie mußten es endlich wol und da ging Jack ruhig nach Hauſe und der Einſiedel kroch auf Hand und Fuß nach ſeiner Einſiedelei.

Die Stiefmutter hatte aber keine Ruhe und ging nun zu dem weltlichen Gericht und klagte und kikerikiete ſo lang, verſprach den Richtern auch ſo manch Stück Geld, daß die Jack wollten greifen laſſen. Der hatte inzwiſchen noch manch Stückchen mit ſeinem Flötchen ausgerichtet, ging gar in einer Nacht vor das Haus des oberſten Richters und pfiff, ſo daß der Richter mit all ſeinen Nachbarn im Hemd aus dem Bett ſprang und die Treppe heruntergetanzt kam bis auf den Markt, und die Nachbarn thaten desgleichen, mußten bei allem Aerger doch lachen, denn es nahm ſich all zu gut aus, wie ſie da herumſprangen. Am andern Morgen aber machte der oberſte Richter aus dem Spaß Ernſt und ließ Jack greifen und vor ſich bringen, machte kurze Metten mit ihm und verwies ihn zum Galgen. Das war nun gut, aber als mein Jack oben auf der Leiter ſtand, da zog er ſein Flötchen heraus und begann zu pfeifen und der Henker tanzte die Leiter herab, daß er faſt Arm und Beine brach, und all die Zuſchauer tanzten mit und keiner konnte Jack greifen; der ging im Gegentheil ganz ruhig aus der Stadt und nach Hauſe.

Indem er aber durch den Garten gehen wollte, ſah er wie ſeine Stiefmutter ein Loch grub und darin einen großen Schatz verbarg, hörte auch, wie ſie ſprach: „Hänschen ſoll den Schatz nicht finden, der ſucht ihn nicht hier." Nachdem ſie dann fein ſäuberlich alles wieder in Ordnung gebracht hatte, ging ſie nach Hauſe und Jack ging ihr nach. Das war ein Schrecken, als ſie Jack ſah! Erſt meinte ſie, es wäre ſein Geiſt geweſen, denn ſie dachte nicht anders, als er hinge längſt am Galgen. Als ſie aber merkte, daß es Jack doch wirklich und weſentlich war, da ſang ſie ein ander Lied und that ganz freundlich mit ihm, gab ihm gut Eſſen und Alles, bis ſie einmal ſein Flötchen erwiſchte; da verbrannte ſie es zu Pulver. Jack war untröſtlich, nahm einen Strick und wollte ſich aufknüpfen, doch indem er durch den Garten ging, fiel ſein Auge auf die Stelle, wo der Stiefmutter Schatz lag. Da ſprang er dreimal herum auf einem Bein, warf den Strick hin und lief mit dem Schatze davon. Hänschen klagte und ſchrie: „Ach, wo iſt mein Jack!" frug überall nach ihm und drohte ſeiner Frau, er wolle ihr den Rücken mit einem eichenen Tüchlein einreiben, wofern ſie ihm Jack nicht ſchaffe. Da lief ſie in den Garten, dachte: „Jetzt nehme ich meinen Schatz und gehe meiner Wege," aber proficiat, der Vogel war ausgeflogen und aus Aerger erhing ſie ſich mit dem Strick, den Jack weggeworfen hatte. Als Jack hörte, daß ſie todt war, kam er zu Hänschen zurück und die Beiden lebten recht zufrieden mit einander bis an ihr ſelig Ende.

25.

Von dem Schiff, das zu Waſſer und zu Lande fuhr.

Ein reicher und mächtiger König hatte nur eine einzige Tochter. Er ließ ein Gebot ausgehen in alle Länder, worin es hieß, er wolle die Tochter nur dem geben, der ein Schiff machen könnte, welches zu Waſſer und zu Lande führe. Das hörten drei Jungen und die ſprachen unter einander: „Wart, wir wollen doch einmal ſehen, ob wir das nicht fertig kriegen;" der erſte von ihnen war aber ein Schreiner, der zweite ein Ebenholzarbeiter und der dritte machte Schuhe, zu denen man kein Leder braucht*). Als ſie nun ſo recht friſch am Werke waren, kam ein alt Weibchen vor des Schreiners Thür gegangen und frug: „Ei, was macht ihr denn da ſo Künſtliches?" — „Da kennſt du ja doch nichts von, alte Schlore; geh nur deines Weges und bekümmere dich nicht um mich," ſprach der Schreiner und arbeitete fort; da ſprach das alte Weibchen: „Ja ja, ich weiß, daß ihr ein Schiff wollt machen, das zu Waſſer und zu Lande fährt, und daß ihr damit des Königs Tochter winnen wollt. Ich rath euch aber, euch weiter keine Mühe zu geben, denn ihr kriegt es doch nicht fertig," und damit ging ſie von dem Schreiner weg und kam zu dem Ebenholzarbeiter, der auch gar friſch und fröhlich drauf zimmerte. „Was macht ihr denn da, Freundchen?" frug ſie; doch der Ebenholzarbeiter ſprach: „Das geht dich nichts an, ſchmierige Hexe!" Da ſprach das alte Weibchen: „Ja, ja, ich weiß wohl, ihr wollt ein Schiff machen, das zu Waſſer und zu Lande fährt und damit des Königs Tochter winnen, aber gebt euch keine Mühe, ihr kriegt's doch nicht fertig," und damit ging das alte Weibchen weg und zu dem Holzſchuhmacher, der auch juſt an ſeinem Schiff arbeitete; den frug ſie auch: „Freundchen, was machet ihr denn da?" — „Das will ich euch einmal ſagen, Mütterchen," ſprach der Holzſchuhmacher; „ich mach' ein Schiff, womit man zu

---

*) Holzſchuhe.

Waſſer und zu Lande fahren kann; wenn ich das fertig bring, dann gewinne ich des Königs Tochter." Da ſprach das alte Frauchen: „Gut, Freundchen; arbeitet nur hübſch weiter, es wird ſchon geben und des Königs Tochter iſt dann für euch. Wenn ihr euer Schiff fertig habt, dann will ich es einmal beſehen kommen;" und damit ging ſie weg und der Holzſchuhmacher arbeitete noch einmal ſo flink und ſo rüſtig und es dauerte nicht lange, da hatte er ſein Schiff da ſtehen fix und fertig. Da kam das Frauchen wieder zu ihm und ſprach: „Hab ich's euch nicht geſagt? Das Schiff iſt ganz wohl. Nun fahrt weg zum König und nehmt Alle in euer Schiff, die euch unterwegs begegnen. Und daß ihr mir Keinen draußen laßt, hört ihr?" — „Gut," ſprach der Klumpenmacher und er zog mit ſeinem Schiffe weg zum Könige. Als er ſchon ein Endchen Wegs im Rücken hatte, fand er einen Mann, der ſtand neben einem trocknen Weiher und ſeufzte. „Was thut ihr da?" frug er und der Mann ſprach: „Da hab ich nun drei Tage lang an dem Weiher getrunken und nun iſt er leer und ich habe noch ſo großen Durſt." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen," ſprach der Klumpenmacher, und der Mann trat in das Schiff und fuhr mit.

Als ſie wieder ein wenig weiter waren, fanden ſie Einen am Wege ſitzen, der Knochen aß. „Was macht ihr da, Freundchen?" frug der Holzſchuhmacher, und der Mann ſprach: „Ich ſitz nun ſchon drei Tage hier und hab all das Vieh gegeſſen, was hier in der Weide lief, und ich habe noch ſo großen Hunger." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es wird euch nicht gereuen," ſprach der Klumpenmacher und der Mann ſtieg ein und fuhr mit.

Ein bischen ferner noch trafen ſie auf einen Mann, der hielt mit beiden Händen ſein Knie feſt. „Was thut ihr da, Freundchen?“ frug der Holzſchuhmacher und der Mann antwortete: „Ich muß mein Knie feſthalten, denn thät ich das nicht, ich wär in Eins — zwei — drei mehr denn zweitauſend Stunden von hier.“ — „Gut, dann kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der trat auch ein und fuhr mit.

Abermals ein Endchen weiter ſtand Einer am Wege, der zielte mit einer Büchſe auf ſie. „Was thut ihr da, Freundchen?“ frug der Schiffsherr. „Geht aus dem Wege,“ ſprach der Mann, „denn wenn ich mit meiner Büchſe ſchieße, das gibt einen Knall, den man mehr denn zweitauſend Stunden weit hören kann.“ — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der Mann kletterte auch ein und zog mit.

Noch ein wenig weiter begegnete ihnen Einer, der ſeinen Mund ſorgfältig mit der Hand zuhielt. „Warum thut ihr das, Freund?“ — „Weg, weg,“ rief der Mann, „denn wenn ich blaſe, dann müſſen alle erſticken, die hinter mir ſind.“ — „Kommt mit in mein Schiff, es ſoll euch nicht gereuen,“ ſprach der Holzſchuhmacher und der Mann ſprang hinein und ſie fuhren weiter und immer weiter, bis ſie zum Könige kamen. Da ließ der Holzſchuhmacher ſich anmelden und ſprach: „Seht, Herr König, da ſteht das Schiff, wie ihr es gewünſcht habt.“ Der König beſah es genau von innen und von außen und er fand auch wol nichts daran auszuſetzen, doch wollte er ſeine Tochter nicht gern einem Holzſchuhmacher zur Frau geben, ſuchte darum Ausflüchte und ſprach: „Ja, das Schiff iſt gut, ehe ihr aber meine Tochter heirathen könnt, müßt ihr mir einen ganzen Keller voll Wein in Zeit von vierundzwanzig Stunden austrinken.“ Da rief der Holzſchuhmacher den, der ſo viel trinken konnte, und frug ihn, in wieviel Zeit er wol einen Keller voll Wein austrinken könnte? „Bah, in einem halben Stündlein," ſprach der und der Andere ging zum König und ſprach, der Keller ſollte in Zeit von einer halben Stunde leer ſein. Da ließ der König all den Wein, der in der Stadt war, in ſeinen Keller bringen und auslaufen, ſo daß der Keller ſo voll ſtand, daß der Wein aus den Fenſtern auf die Straße lief. Der ſo ſtark trinken konnte, legte ſich mit dem Munde daran und trank immer tiefer hinunter von einer Stufe zur andern, bis er endlich auf dem Boden ſtand und kein Tröpfchen Wein mehr zu ſehen war. Da ging der Holzſchuhmacher zum König und ſprach: „Der Keller iſt leer, nun gebet mir auch eure Tochter." — „Ja," ſprach der König, „wenn ihr acht Kühe in einem Tage eſſen konntet, dann gäbe ich ſie euch gleich auf der Stelle." — „Wenn ich noch einen zu mir nehmen darf, der mit iſt, dann iſt es gut," ſprach der Andere und das bewilligte der König. Da rief der Holzſchuhmacher den, der ſo viel eſſen konnte, und der ſchnabulirte die acht Kühe in Zeit von einer Stunde und ließ weder Haut noch Knochen davon übrig. Nun ſprach der Meiſter wieder, der König ſollte ihm jetzt auch die Königstochter zur Frau geben, doch der König ſuchte wieder einen Ausweg und ſagte: „Ich muß meinem Bruder einen Brief ſenden, der hat große Eil. Wenn du mir nun den Brief binnen vier und zwanzig Stunden hin und Antwort zurückverſchaffen könnteſt, dann gäbe ich dir meine Tochter; du mußt aber wiſſen, daß mein Bruder zweitauſend Stunden weit von hier wohnt." — „Das thut nichts," ſprach der Meiſter, „ich will euch ſchon Antwort bringen," trug den Brief dem hin, der ſo ſchnell laufen konnte, der ließ ſeine Knie mit einer Hand los und pf, weg war er und wäre ſchon zurückgeweſen, als die vier und zwanzig Stunden noch lange nicht um waren, hätte ihn nicht unterwegs der Schlaf überfallen; nun lag er aber unter einem Baum und ſchnarchte, daß es eine Art hatte. Als es nun ſchon mit den vier und zwanzig Stunden zu Ende ging und der Läufer immer noch nicht kommen wollt', da ſprach der Holzſchuhmacher zu dem, der ſo hart ſchießen konnte, er ſolle nun auch ſeine Kunſt mal zeigen. Der ſchoß alsbald ſeine Büchſe ab und das gab einen Schlag, als wäre die Welt zuſammengefallen; der mit dem Briefe erwachte auch augenblicks und war in zwei Sprüngen mit der Antwort zurück. Da konnte der König nun nichts mehr gegen die Heirath einwenden und die Hochzeit wurde auch mit vieler Pracht gefeiert, aber er war doch heimlich falſch, daß die Königstochter einen gemeinen Holzſchuhmacher zum Mann haben ſollte, und trachtete darum, dieſen auf die Seite zu ſchaffen.

Gerade zu der Zeit kam ein großer Krieg in's Land und der König mußte gegen ſeine Feinde zu Felde ziehen. Da ſchickte er ſeinen neuen Schwiegerſohn voraus, dachte, der würde gewiß gleich todtgeſchlagen werden; das ging aber nicht ſo. Der Tochtermann nahm den gewaltigen Bläſer an ſeine Seite, und als der Feind kam, begann der zu blaſen und das ganze Heer erſtickte von dem Geruch ſeines Athems, dann drehte er ſich um und blies auch auf des Königs Lager, daß das auch erſtickte mitſammt dem König und all ſeinen Räthen. Da war der Holzſchuhmacher ein mächtiger König geworden, hat auch lange und weiſe regiert, und die fünf wunderlichen Geſellen machte er zu ſeinen Miniſtern.

26

Von vier Wunſchdingen.

Es war einmal ein ſehr reicher und mächtiger König, der hatte drei Söhne. Eines Tages rief er ſie alle drei vor ſich, ſchenkte jedem ein groß, ſchön Seeſchiff; dann frug er den Aelteſten: „Nun ſag mir einmal, was willſt du mit dem Schiffe machen?“ Der antwortete: „Ich fahr damit in die weite Welt und komme nicht eher wieder, als bis ich es mit Schätzen gefüllt habe.“ — „Gut,“ ſprach der König, „dann zieh hin.“ Dann frug er den Mittelſten: „Und was willſt du denn mit dem Schiffe thun?“ Der ſprach: „Ich fahre damit fort und komme nicht eher wieder, als bis ich zum Mindeſten ſo viel Schätze habe als mein Bruder.“ — „Gut,“ ſagte der König darauf, „dann fahr hin;“ frug alsdann auch den Jüngſten: „Nun ſag du mir auch, was du mit dem Schiffe thun willſt.“ — „Ich will alles thun, um mich eurer Liebe und Güte würdig zu machen,“ ſprach der Jüngſte. „Hm, hm,“ brummte der König, „das ſoll mich wundern.“ Am andern Tage war ein großes Feſt in dem Schloſſe und als das zu Ende war, gingen die drei Königsſöhne zu Schiff und ſtachen in See. Als ſie nun ſchon ſehr, ſehr weit gefahren waren, kamen ſie an eine Silbergrube; da ſprach der Aelteſte: „Hier lad' ich mein Schiff voll Silber.“ — „Nein,“ ſprachen die beiden Andern, „wir wollen mehr haben, oder gar nichts.“ Da füllte der Aelteſte ſein Schiff mit Silber und fuhr zurück nach dem Schloſſe, die andern Zwei aber zogen weiter und immer weiter und kamen endlich an eine Goldgrube. „Aha,“ ſprach der Mittelſte, „hier lade ich mein Schiff voll Gold.“ — „Nein,“ ſprach der Jüngſte, „ich will mehr haben, oder gar nichts.“ Da füllte der

Zweite ſein Schiff mit Gold und fuhr zurück nach dem Königsſchloß, der Jüngſte aber fuhr noch weiter in die Welt hinein. Als er nun ſchon ſehr weit gekommen war, da gingen ihm ſeine Lebensmittel zu Ende und er begann Noth zu leiden; er gedachte alſo, auf das erſte beſte Land loszuſteuern, welches er zu Geſicht bekommen würde, nahm ſein Guckglas in die Hand, kletterte auf den höchſten Maſt und ſchaute ſich einmal um; aber da war nichts als Himmel und Waſſer rings um ihn her, nur auf einer Seite ganz, ganz weit ſah er ein klein, ſchwarz Pünktchen und als er näher kam, da war das eine Inſel. Er ſteuerte mit ſeinem Schiffe darauf zu und ſtieg aus, aber wie er auch ſuchen mochte, er fand kein lebendig Weſen. Nachdem er nun drei Tage alſo herumgeſucht hatte, da wurde ſeine Mattigkeit ſo groß, daß er in Schlaf fiel. Als er wieder aufwachte, ſah er mit Verwunderung ein ſchönes Mädchen vor ſich ſtehen, das beſchaute ihn von Kopf bis Fuß und frug ihn: „Wie kommſt du denn hierher?“ Er ſprach: „Ach, ich bin ein armer Königsſohn und mit meinem Schiff hier gelandet und ich habe ſo großen Hunger.“ Da ſprach das Mädchen: „Dann komm mit mir nach Haus, da ſollſt du Eſſen und Trinken haben, ſo viel wie du willſt.“ Deß war der Königsſohn nicht unfroh und er ging mit dem Mädchen und ſie kamen an ein Hüttchen und darin ſaß eine alte Frau und ſpann. „Mutter, gebt dem Jüngling doch was zu eſſen, er hat ſo großen Hunger,“ bat das Mädchen, aber die Alte brummte: „Nichts da, nichts da, ich hab unſer Tiſchtüchlein in den Schrank gelegt und hol es für Niemand mehr heraus.“ Da ſprach das Mädchen: „Ach, Mutter, thu's doch, ja, thu's doch“ und bat ſo lange, bis ſie aufſtand und das Tiſchtüchlein holte; ſie breitete das auf den Tiſch und ſprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tiſchtüch lein, daß Eſſen und Trinken darauf komme für einen Mann!" Und kaum hatte ſie das letzte Wort aus dem Munde, da ſtand reichlich Eſſen und Trinken da und der Königsſohn hieb ein, daß es eine Luſt war, zu ſehen. Als er fertig war mit Eſſen, da bedankte er ſich bei der Alten und dem Mädchen und ging ſeines Weges weiter. Er hatte aber noch keine fünfzig Schritt gethan, als er das Mädchen rufen hörte: „Wart einmal! Wart einmal!" Da ſtand er ſtill und wartete, bis es bei ihm war; da ſprach es: „Wenn du weggehſt, dann ſterbe ich und du mußt mich mitnehmen." Der Königsſohn ſprach: „Mitnehmen kann ich dich nicht, denn ich weiß noch nicht, wohin und woher; wenn ich aber ein Ruhplätzlein für uns gefunden habe, dann komme ich dich holen." Damit war das Mädchen zufrieden, zog ein Tiſchtüchlein unter ihrer Schürze hervor und ſprach: „Da, wenn du Hunger haſt, dann wünſch nur, wie meine Mutter und du haſt Eſſen und Trinken, ſo viel du willſt." Daß der Königsſohn froh war, braucht man wol nicht erſt zu ſagen; er bedankte ſich aus Herzensgrund bei dem Mädchen und dann gingen ſie auseinander, jedes ſeiner Wege.

Ueber ein Kleines bekam der Königsſohn großen Appetit; er ſetzte ſich alſo am Wege nieder, breitete ſein Tüchlein auf das Gras und ſprach: „Durch die Kraft und Macht von meinem Tiſchtüchlein, daß Eſſen und Trinken darauf komme für einen Mann;" und kaum hatte er das Wort aus dem Munde, da ſtand auch ſchon alles auf dem Tüchlein, Suppe, Rindfleiſch und Bratwurſt und Gemüſe und eine Flaſche Wein dabei; da hatte er Freude und aß und trank dem Tüchlein zu Ehren, bis er bald nicht mehr konnt. Indem er aber alſo offene Tafel hielt, kam ein Mann daher gegangen, der trug einen Reiſeſtock in der Hand und war nicht wenig verwundert, den Königsſohn bei einem ſo leckern Mahl in dem wilden Walde zu finden. Er frug ihn auch, wie er zu dem Eſſen käme? Da erzählte der Königsſohn ihm alles und that ſich nicht wenig zu gute auf ſein Wunſchding, kommandirte auch alsbald Eſſen für noch einen Mann, und ſie aßen beide und waren vergnügt. Als ſie nun gegeſſen hatten, ſprach der Mann: „Euer Tiſchtüchlein kann ſicherlich viel, aber mein Stock, der kann noch mehr,“ und damit zog er den Knopf von dem Stocke und rief: „Hunderttauſend Reiter zu Pferd!“ und im ſelben Augenblicke ſtanden die Reiter da in Reih und Glied; dann that er den Knopf wieder auf den Stock und die Reiter waren wieder verſchwunden. „Wollen wir tauſchen?“ frug der Königsſohn und der Mann ſprach: „Ja, warum nicht,“ gab ihm den Stock, nahm das Tiſchtüchlein und ging weg. Er hatte aber noch keine hundert Schritt gethan, da nahm der Königsſohn den Knopf vom Stock, ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!“ und ſandte die dem Manne nach: „Marſch, marſch, holt mir mein Tiſchtüchlein wieder!“ Da rannten die Reiter weg und kamen in ein paar Minuten mit dem Tiſchtüchlein zurück.

Gegen Abend legte der Königsſohn ſich im Walde zwiſchen die Sträuche ſchlafen. Er hatte aber noch nicht lange gelegen, als er wieder geweckt wurde und zwar durch eine Geige, welche er ganz nahe bei ſich hörte. Da ſtand er auf, ſchaute ſich um und ſah endlich den Geiger auf einem Felſen ſitzen, ging auf ihn zu und ſprach: „Ach, ſpielt mir doch noch einmal ein Stückchen, ach, das war ſo ſchön.“ — „Ja, ja,“ ſprach der Geiger, „meine Violine hat eine wunderſame Kraft; wenn ich auf der letzten Saite ſpiele, dann fallen Alle, die es hören, vor Entzücken todt zu Boden; ſtreich ich aber einmal über die erſte Saite, dann ſpringen ſie wieder lebendig auf.“ Der Königsſohn ſprach: „Kann eure Geige das, ich habe ein Tiſchtüchlein und das kann auch was; und damit breitete er ſein Tüchlein aus und wünſchte Eſſen für zwei Mann und die Beiden thaten ſich gütlich, daß es eine Luſt war. Nachdem ſie gegeſſen hatten, ſprach der Königsſohn: „Nun, was ſagt ihr zu meinem Tiſchtüchlein? Wollen wir tauſchen?“ — „Nun ja,“ ſprach der Spielmann und ſie tauſchten und ein Jeder ging ſeiner Wege. Der Spielmann war aber ſo ſehr weit noch nicht, als der Königsſohn den Knopf vom Stecke nahm und ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!“ und als die da ſtanden, rief er: „Marſch, marſch, holt mir mein Tiſchtüchlein wieder!“ Da galoppirten die Reiter weg und brachten ihm in ein paar Minuten ſein Tiſchtüchlein zurück.

Da war unſer Herr Königsſohn nicht wenig zufrieden und ſchritt am andern Morgen ſtolz wie ein Pfau weiter durch den Wald dahin. Er hatte aber noch keine halbe Stunde gemacht, da begegnete ihm ein alt Frauchen, das hatte einen Mantel um, der aus mehr denn tauſend Läppchen zuſammengenäht war. Das Frauchen bot ihm einen guten Morgen und er ihr desgleichen; dann ſprach es, ob er nicht ein Stücklein Brot hätte, es habe ſo entſetzlichen Hunger. „O ja, ich hab wohl Brot und noch etwas mehr,“ ſprach der Königsſohn, zog ſein Tiſchtüchlein aus der Taſche und ſprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tiſchtüchlein; daß ein Frühſtück für zwei Mann darauf komme!“ Da ſtand Kaffee und Butter und Brot darauf und Milch und Hutzucker, und der Königsſohn und die alte Frau frühſtückten, als hätten ſie in einem halben Jahr nichts gegeſſen gehabt. Darnach wollte der Königsſohn weiter ziehen, die Frau aber zog ihn am Arm und ſprach: „Dafür, daß ihr mir die Kraft von eurem Tiſchtüchlein gezeigt habt, will ich euch auch was zeigen, was noch ein biſchen wunderbarer iſt;" und damit warf ſie ihren gelappten Mantel auseinander und jedes Läppchen wurde ein Schloß mit großen Gärten und Weihern, ſo daß alles zuſammen die allerſchönſte Stadt war, die man nur mit Augen ſehen kann. „Was meint ihr, wenn wir tauſchten?" frug der Königsſohn und ſie ſprach: „O ja, damit bin ich zufrieden," packte ihren Mantel wieder zuſammen und gab ihn dem Königsſohn, nahm das Tiſchtüchlein und ging weg. Der Königsſohn that aber den Knopf von ſeinem Stock und ſprach: „Tauſend Reiter zu Pferd!" und befahl denen: „Marſch, marſch und holt mir mein Tiſchtüchlein wieder." Als er das hatte, ging er ſeines Weges weiter, bis er an die See kam. Da lag gerade ein Schiff, das wollte fortfahren, und er frug den Schiffshauptmann, ob er ihn nicht mitnehmen wollt? „O ja," ſprach der, „aber wir haben nicht Eſſen genug bei uns." — „Darum laßt euch kein grau Haar wachſen," ſprach der Königsſohn, „ich will euch Allen ſchon Eſſen geben, ſo lang und ſo viel ihr wollt." Da nahm der Hauptmann ihn ein und ſie lebten allzuſammen luſtig drein von dem Tiſchtüchlein, bis ſie wieder ans Land kamen, und das war ganz nahe bei dem Schloſſe des Königs. Weil es aber ſchon ſpät war, wollte der Königsſohn die Leute im Schloß nicht mehr herausſchellen, ſondern legte ſich im Garten unter einen Baum und ſchlief ein.

Des Morgens wollte der König mit ſeinen zwei älteſten Söhnen auf die Jagd. Sobald die Jagdhunde aber aus ihren Ställen waren, liefen ſie in den Hof und an den Baum und da bellten ſie und wedelten mit den Schwänzen und trieben es ſo toll, daß der König auf den Baum zukam. Der König hatte den Jüngſten aber nicht ſobald geſehen, als er ihn auch erkannte und zornig ausrief: „Haſt du dich alſo meiner Liebe würdig gemacht? Geh und pack dich aus dem Lande!" Der Königsſohn aber ſprach: „Wartet nur ein Weilchen, Vater, dann will ich euch ſchon zeigen, was ich mitgebracht habe;" und damit nahm er ſeine Geige und ſtrich auf der letzten Seite und plumps lag der König mit ſeinen Söhnen todt da vor lauter Entzücken. Dann ſtrich er auf der erſten Saite und ſie ſprangen wieder friſch und geſund auf. „Das wär ſchon etwas," ſprach der König; doch der Jüngſte lachte und ſprach: „Das iſt das Allergeringſte" und nahm den Knopf von ſeinem Stock und rief: „Zehnmalhunderttauſend Reiter zu Pferd!" und da ſprang die ganze Armee heraus, daß die ganze Gegend voll Soldaten wurde. Nun kriegte der König die Angſt, ſprach: „Das iſt ja entſetzlich," aber der Königsſohn ſprach: „Ich muß meinen Soldaten auch Quartier geben" und warf den Mantel auseinander. Da wäre der König aber bald vor Verwunderung hinterrücks gefallen, denn ſo etwas hatte er in ſeinem Leben nicht geſehen. Da ſprach der Königsſohn: „Das iſt aber noch nicht Alles, meine Soldaten wollen auch Eſſen haben," und er zog ſein Tüchlein und kommandirte: „Durch die Kraft und Macht meines Tiſchtüchleins; daß Eſſen darauf komme für Zehnmalhunderttauſend Mann!" Und im Nu reckte ſich das Tiſchtüchlein und das Eſſen ſtand darauf. Da war der König zufrieden mit ihm und führte ihn in vollem Triumph nach dem Schloſſe, doch hatte der Königsſohn nicht lange Ruhe und ſprach: „Ich muß erſt meine Liebſte holen, der ich das Alles ſchuldig bin." Deß war der König zufrieden und der Jüngſte fuhr wieder weg zu der Inſel und holte das Mädchen und als ſie zurückkamen, heiratheten ſie und lebten noch lange in Frieden und glücklich.

27.

Das Feuerſchloß.

Es war einmal ein Fiſcher, der ſaß am Waſſer und fiſchte und ſaß drei Tage und hatte noch nichts gefangen. Endlich am Abende des dritten Tages wollt er ſein Netz aufziehen und nach Hauſe gehen, doch das Netz war ſo ſchwer, daß er es kaum bewältigen konnte. Als er es aber endlich aus dem Waſſer hatte, da lag ein großer Fiſch darin und der that den Mund auf und ſprach: „Hör', Fiſcher, laß mich gehen." Als der Fiſcher hörte, daß der Fiſch ſprechen konnte, ſagte er: „Nun ja, dann ſpring in Gottes Namen wieder fort," und warf ihn ins Waſſer. Am andern Tage fing der Mann wieder nichts; als er Abends aber ſein Netz aufziehen wollte, da war es wieder ſo ſchwer und der große Fiſch hing wieder darin und ſprach: „Hör', Fiſcher, laß mich gehen." — „Ja," ſprach der Fiſcher, „auf die Art habe ich heute Abend wieder nichts zu eſſen als trocken Brot." — „Laß mich gehen," ſprach der Fiſch, „es wird dein Glück ſein." Da ließ der Fiſcher ihn wieder in's Waſſer ſpringen. Den Tag darauf zog der Fiſcher abermals leere Netze, des Abends aber lag der große Fiſch noch einmal darin und der ſprach: „Nun höre, Fiſcher, und verſteh mich wohl. Nimm mich mit nach Haus und laß deine Frau mich zertheilen; dann gibſt du deinem Pferde meinen Kopf, deinem Hund meinen Schwanz, die Gräten vergräbſt du in deinen Garten und das Uebrige iſſeſt du mit deiner Frau. Das iſt mein letztes Wort." Da that der Fiſcher nach des Fiſches Willen und neun Monat ſpäter bekam ſeine Frau drei Kinder, ſein Pferd drei Füllchen und ſein Hund drei junge Hündlein; aus den Gräten aber waren drei Blumen gewachſen und die Wurzeln von den Blumen das waren drei Schwerter. Der Fiſcher aber fiſchte immer zu und hatte ſein Netz voll, ſo oft er auszog, ſo daß er ein ſteinreicher Mann wurde.

Mit der Zeit aber wurden die Füllchen zu Pferden und die Hündlein zu Hunden und die Kinder zu großen und ſchönen Jünglingen, und die ſprachen eines Tages: „Vater, wir wollen die Welt beſehen." — „Das thuet," ſprach der Fiſcher und ſchenkte jedem ein Pferd und einen Hund und ein Schwert und da zogen ſie zuſammen aus und zogen ſieben Jahre herum und fanden kein Abenteuer. Da kamen ſie eines Tages gegen Abend in einen Wald und banden ihre Pferde an die Bäume und legten ſich ſchlafen; als ſie Morgens nun wieder aufwachten, ſprach der Aelteſte: „Ich habe geträumt, wir müßten uns trennen und jeder eines andern Weges ziehen." „Das hat uns auch geträumt," ſprachen die beiden Andern und ſie ſetzten ſich zu Pferd und ritten aus dem Walde und kamen an einen Dreiweg. Da ſprachen ſie: „Hier wollen wir uns über ein Jahr und ſechs Wochen wiederfinden," dann ſchieden ſie von einander.

Der Aelteſte nun ritt und ritt, bis er in eine ſchöne Stadt kam, wo ein König wohnte; da gefiel es ihm ſo gut, daß er beſchloß, da zu bleiben. Da er nun alle Tage am Schloſſe des Königs vorbeiritt, ſah ihn die Königstochter und gewann ihn ſo lieb, daß ſie ihren Vater anlag, er möchte doch den ſchönen Ritter im Schloß wohnen laſſen. Als er aber einmal im Schloß wohnte, da wurde ſie von ſo großer Liebe für ihn entzündet, daß ſie ihn eines Tages frug: „Willſt du mich nicht heirathen." Der Ritter ſprach: „Ach, allerſchönſte Königstochter, das wär das größte Glück von der Welt für mich, aber ich bin noch zu jung." „Nein," ſprach ſie, „du mußt mein lieber Mann werden." Da war er es zufrieden und drei Tage darauf wurde die Hochzeit gehalten und das war eine Freude wie im Himmel. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, da fing das Tanzen an und als der Jüngling und die Königstochter müde waren vom Tanzen, gingen ſie an ein Fenſter, um einmal auszuſchauen. Da ſah er von Weitem ein großes, großes Feuer und er frug die Königstochter, was das wäre? „Ach," ſprach ſie, „da hat ſchon mancher ſein Unglück gefunden, denn wer das Feuer anrührt, der muß ſterben." — „Das will ich doch wiſſen," ſprach er und ging hinunter und ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt weg, wie ſehr ihn ſeine Braut auch bat, er ſolle das doch nicht thun. „Ich komme gleich wieder" ſprach er und ſprengte weg und als er an das Feuer kam, war das ein Schloß, welches golden und glühend leuchtete. Kaum aber hatte ſein Pferd noch zwei Schritt weiter gethan und er das Schloß berührt, als er mit ſeinem Pferd und ſeinem Hund hinein verwünſcht war. Was auf dem Königsſchloß für eine Trauer war, das kann man ſich wol denken.

Nicht lange nachher kam der zweite Fiſchersſohn auch in die Stadt, und dem gefiel es nicht minder gut da und er beſchloß auch da zu bleiben. Er war aber ſeinem Bruder ſo gleich wie ein Tropfen Waſſer dem andern, darum meinte die Königstochter, es ſei ihr Bräutigam und ließ ihn rufen und fiel ihm um den Hals, küßte ihn und ſprach: „Ach, wie bin ich ſo froh, daß du wieder hier biſt; ich meinte, du wäreſt an dem Feuer umgekommen." Und da wurde der König gerufen und es war ein Jubel und eine Freude daß es nicht zu beſchreiben iſt. Der Jüngling wußte erſt nicht, was er dazu ſagen ſollte, endlich aber dachte er: „Halt, es iſt gewiß einer von deinen Brüdern hier geweſen," und er hielt ſich ſo gut und entſchuldigte ſich ſo wohl, daß es keiner merkte, daß er der Bruder des Erſten war. Als er aber Abends mit der Königstochter ſchlafen gehen wollte, ſah er durch das Fenſter von Weitem das Feuer und frug ſeine Braut, was das wäre? „Ach," ſprach ſie, „das iſt ja das Feuer, worauf du zugegangen biſt und welches jeden tödtet, der es berührt." — „Richtig," ſprach er, „ich will doch noch einmal hin, denn ich konnte nicht zu wiſſen kriegen, was es iſt," und damit eilte er fort und ſchwang ſich auf ſein Pferd, wie ſehr die arme Königstochter ihn auch bat, daß er es doch nicht thun möchte, und ritt weg. Als er aber in die Nähe des Feuers kam, erkannte er auch, daß es ein Schloß war, doch in demſelben Augenblicke trat eine Hexe auf ihn zu und ſchlug ihn mit einem Rüthchen und da war er auch verwünſcht und zu Stein geworden.

Als nun das Jahr und die ſechs Wochen um waren, da kam der dritte Bruder auf den Dreiweg zurück, aber er fand die zwei andern nicht. „Sie werden wol noch kommen," ſprach er, „und ich will einem von ihnen ein bischen entgegenreiten." Da ritt er und ritt ſo lang, bis er auch in die Stadt des Königs kam. Als die Königstochter ihn erblickte, lief ſie vor Freuden die Treppe hinunter und auf die Straße und ſchrie: „Ach, Gott ſei Dank, daß du wieder da biſt! Was hab' ich nicht für Angſt und Sorgen um dich gehabt;" ſie meinte nämlich wieder, er wäre ihr Bräutigam, weil er dem ſo ganz ähnlich ſah, daß kein Heidenkind den Einen von dem Andern hätte unterſcheiden können. Da er nun gar pfiffig war, merkte er gleich, da müſſen ſeine Brüder im Spiel geweſen ſein, that, als wäre er der Rechte, und ging mit ihr zu dem König, der auch ſo froh war, daß es nicht zu beſchreiben iſt, und gleich ein großes Gaſtmahl anrichten ließ, welches erſt ſpät Abends geendet war. Wie ſie nun alle aufſtanden, ſah er auch von

Weitem das Feuer und frug die Königstochter, was das wäre? „Ach,“ ſprach ſie, „das haſt du mich nun ſchon dreimal gefragt — dreimal? dachte er — und du biſt ſchon zweimal — zweimal? dachte er — dahin geritten und jedesmal ſo lang ausgeblieben.“ — „So lang ausgeblieben?“ brummte er. „Haha, da waren alſo meine beiden Brüder ſchon hier und wo die geblieben ſind, da will ich auch bleiben.“ Und damit packte er ſich auf, ſprach, er müſſe mal hinuntergehen, ſetzte ſich unten ſchnell auf ſein Pferd und ſprengte auf das Feuer zu. Unterwegs ſah er eine alte Frau, die ſaß am Wege und rief ihm zu: „Gehet nicht in das Schloß; eure zwei Brüder ſind da verwünſcht, da rechts am Thore ſtehen ſie in Stein verwandelt.“ Da ſah er hin und erkannte ihre Geſtalt und ihre Pferde und ihre Hunde; ſprach: „Dann rath mir, wie ich ſie erlöſen kann.“ Sprach das Weib: „Da habt ihr ein Döschen, das haltet bei euch, dann kann euch nichts geſchehen. Steiget aber bei Leibe nicht von eurem Pferd, ſonſt ſeid ihr verloren.“ Das verſprach er ihr und ritt hin, ſah ſeine armen Brüder und kam durch das Thor von dem Schloß. Da trat ihm ein Weib entgegen, das ſprach: „Ei, ſchöner Herr Ritter, ſteiget doch ein wenig ab und trinket einmal, ihr ſeid gewiß müd. Thuet aber euern Hund weg, der möchte mich beißen.“ — „Nein,“ ſprach er, „ich ſteige nicht ab und trinke nicht und thue auch meinen Hund nicht weg.“ Da wurde das Weib böſe und ſchrie: „Jetzt ſollſt du abſteigen, oder ich verwünſche dich.“ Da kriegte er die Angſt und machte linksum und ritt zurück zu der alten Frau und frug die: „Sage mir, wie kann ich meine Brüder erlöſen?“ — „Ja,“ ſprach ſie, „das wird viel Mühe koſten;“ dann gab ſie ihm einen Rath, wie er ſich zu verhalten hätte, ſprach: „Nun reite wieder hin und nimm dein Schwert in die Hand und halte dein Döſchen gut feſt. Du mußt durch das Schloß hindurch reiten, dann wirſt du an einen Berg kommen, da ſprengſt du hinauf. Das koſtet dir aber viel Arbeit, denn all das Zaubergeſindel wird hinter dir ſein, doch das thut nichts, wenn du dich nur nicht umſchauſt. Oben auf dem Berg ſteht ein Baum und auf dem Baume ſitzt ein Vogel; den mußt du packen und mir bringen, dann wollen wir ſchon ſehen; es wird dein Glück ſein." Wie die Frau geſagt, ſo that er; an dem Berge kam zwar allerhand Gethier um ihn herum, aber er ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſprengte hinauf, ohne umzuſchauen, und kam an den Baum und griff den Vogel. Kaum hatte er den aber in der Hand, als der anfing zu ſprechen und ſagte: „Nicht wahr, du willſt deine zwei Brüder erlöſen; das kannſt du durch mich, aber anders nicht. Wenn du mich der alten Frau in die Hände lieferſt, dann biſt du verloren und ich mit." Frug der Jüngling: „Was muß ich denn thun?" Sprach der Vogel: „Hau dir für's Erſte mit deinem Schwerte einen Zweig von dem Baume, mach dann ein Loch in den Baum und halt ein Fläſchchen unter, es iſt voll von Saft; was du damit thun ſollſt, das will ich dir ſpäter ſchon ſagen. Hüte dich aber, daß du den Zweig nicht auf die Erde legſt, denn ſonſt wär Alles verloren." Der Jüngling that alſo und ſtieg dann mit dem Vogel wieder den Berg hinab. Da war erſt Alles ganz ſtill, endlich aber brach von allen Seiten Feuer gegen ihn los, doch das brannte nicht. Dann kam auch die Hexe und ſprang auf ihn zu, ſchrie: „Willſt du mir den Vogel und den Zweig geben? Gleich verwünſch ich dich auf tauſend Jahr!" Der Jüngling aber lachte, ſprach: „Verwünſch nur zu, es hat gute Wege damit;" da mußte ſie wieder gehen. Da that ſie, als wollte ſie den Vogel und den Zweig packen, aber das war nur, um ihn bang zu machen, und ſie vermocht's nicht. Endlich kam denn der Jüngling herunter, wo ſeine Brüder ſtanden. Da kam die alte Frau zu ihm gelaufen, ſprach: „Siehſt du, daß ich dir gut gerathen habe; nun gib mir den Vogel, dann erlöſe ich deine Brüder.“ Bat der Vogel: „Ach thu's doch nicht, ſie bringt uns Beide in's Unglück.“ Sprach der Jüngling: „Ja ich thu's auch nicht, laß ſie nur plaudern.“ Da wurde die Frau böſe, wollt auf ihn zuſpringen, aber ſie konnte es nicht wegen des Zweiges. Sprach der Vogel: „Nun nimm dein Fläſchchen und waſche deine Brüder mit dem Saft.“ Das that er und da waren ſie erlöſt und wachten auf, wie aus einem tiefen Schlaf, ſprachen: „So feſt haben wir noch nie geſchlafen“ und waren nicht wenig verwundert, ſich alle drei zuſammen zu ſehen. „Nun waſch mich auch mit dem Saft,“ ſprach der Vogel und der Jüngling that es und da ſtand der Vogel da als ein ſchöner Königsſohn und er war der Bruder der Königstochter. Da zogen ſie all in Freuden nach dem Schloß und es war ein Jubel wie im neunten Himmel. Ja, nun wußte die Königstochter aber nicht, wer von den dreien ihr Mann war; nachdem ſie nun lang gerathen, ſprang der Erſte hervor und ſprach: „Ich bin es, liebe Frau!“ und da ging der Jubel noch mehr los. Bald darauf heirathete der zweite Bruder die Tochter eines Königs aus der Nachbarſchaft und der dritte eine reiche Gräfin und dann zogen ſie alle drei zu ihrem Vater zurück und wenn ſie noch nicht bei ihm angekommen ſind, dann ſind ſie noch auf der Reiſe.

28.

Des Teufels drei Federn.

Vor viel hundert Jahren lebte einmal ein Mann und der hatte nur einen Sohn, den liebte er mehr denn die ganze Welt und der Sohn liebte ihn hinwieder. Es geſchah aber, daß ein Räuber in das Land kam, der nahm den Vater mit ſeinen Sohn gefangen, ſchloß den Mann in ſchwere Ketten und ſperrte ihn in einen tiefen unterirdiſchen Kerker, den Jungen aber ließ er frei herumlaufen. Der klagte nun Tag und Nacht, wollte immer zu ſeinem Vater und weinte und bat den Räuber, er möge ihm doch ſeinen Vater wiedergeben. Da ſprach der Räuber endlich: „Nun ja, das will ich thun, aber zuvor mußt du mir die drei Federn von des Teufels Kopf bringen.“ Der Teufel wohnte nämlich in einem Schloſſe weit, weit über der See, jedes Jahr wuchſen ihm drei neue Federn auf dem Kopf und die drei alten Federn fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht, zu ihm zu kommen, da mußte ein beſonderes Glück im Spiel ſein, denn man konnte nur an drei beſtimmten Tagen in der Woche über die See kommen; die Tage waren jedoch nicht bekannt. Wer nun gerade an einem von den Tagen an das Geſtade kam, der wurde übergefahren, wer aber an einem andern Tage dahin kam, der wurde in See geſchmiſſen. Der Junge ging auf gut Glück zu und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da ſtieg er hinein und fuhr und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schloſſe an. Er ſtieg heraus und ging auf das Schloß zu, da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin, die frug ihn, was er wollte: „Ach,“ ſprach er, „ich hätte gern des Teufels drei Federn; wenn ich die dem Räuber gäbe, dann kriegte ich meinen Vater wieder.“ Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, weil er die weite Reiſe ſeinem Vater zu Liebe gemacht hatte, und ſie nahm ihn mit ſich in das Schloß und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde, ſprach, daß er da fünf Tage bleiben ſolle, bis ſie ihn rufe, gab ihm auch gut Eſſen und Trinken, ſoviel ihn gelüſtete. Unterweilen kam der Teufel nach Haus und legte ſeinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin und ſchlief ein; da zog ſie ihm ſchnell die drei Federn aus und es wuchſen ihm drei neue; die alten ſteckte ſie in die Taſche, und als der Teufel aufgeſtanden war, gab ſie dieſelben dem Jungen. Der war einmal froh! Er lief auch, ohne an Eſſen und Trinken weiter zu denken, aus dem Kämmerchen und nach der See zu; ja, aber da begegnete ihm unterwegs der Teufel und frug ihn: „Was haſt du in meinem Schloß gethan?“ Der Junge ließ ſich nicht bang machen und ſprach: „Ich habe Butter und Käſe gebracht und komme aus der Küche.“ — „Dann geh nur,“ ſprach der Teufel und der Junge lief, was er konnte, an das Geſtade und ſprang ſchnell in das Schiff, welches auch alsbald mit ihm auf dem Waſſer dahinflog; doch nicht für lang, denn der arme Junge hatte juſt einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da ſchlug das Schiff um und er fiel ins Waſſer. Da ſchwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht und konnte nicht ans Land kommen. Endlich ſah er des Morgens ganz fern ein ſchwarzes Pünktchen und als er darauf zuſchwamm, war es ein Schiff; aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei ganze Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber ſo brav war und alles ſo gern that, was ſein Herr ihm befahl, ſchenkte der ihm endlich die Freiheit und da ging er hin und ging ſo lang, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er des Teufels drei Federn und der gab ihm ſeinen Vater wieder. Was das für eine Freude war, kann man ſich wohl denken.

Er lebte nun ruhig und vergnügt mit ſeinem Vater viele Jahre lang. Da kam eines Tages der Teufel zu ihm und ſprach: „Du haſt meine drei Federn geholt, wo ſind die?“ Der Junge ſprach: „Die habe ich dem Räuber gegeben und der hat mir dafür meinen Vater zurückgegeben.“ Da lief der Teufel zu dem Räuber und zerhackte den in ganz kleine Stücke, dem Jungen gab er aber ſo viel Geld, daß er ſo reich war wie der allerreichſte König.

29.

Herr Halewein.

Es war einmal ein Herr, hieß Herr Halewein, der ſang alſo lieblich und ſein, daß ein Jedermann davon bezaubert war und bei ihm ſein wollt. Nun war da auch eine ſchöne Königstochter, als die ihn ſingen hört und ihn ſah, da ging ſie vor ihren Herrn Vater ſtehen, ſprach: ‚Ach, Vater, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach der König: „Nein, mein Töchterlein, wer zu dem geht, der kehrt nicht wieder; ſchon manch Einer ließ bei ihm ſein Leben.“ Da ging ſie vor ihre Frau Mutter ſtehen, ſprach: „Frau Mutter, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach die Mutter: „Nein, mein Töchterlein; wer zu dem geht, der kehrt nicht um, manch Mägdlein ließ bei ihm Leben und Blut.“ Da ging ſie vor ihre Schweſter ſtehen: „Schweſter, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach die Schweſter: „Nein, wer zu dem geht, der kehrt nicht um; von den Mädchen, die zu ihm gingen, hat keiner mehr was gehört.“ Da ging ſie zuletzt vor ihren Herrn Bruder ſtehen: „Bruder, laß mich zu Herrn Halewein gehn.“ Sprach der Bruder: „Wohin du gehſt, das ſchiert mich nicht, wenn du deine Ehre nur rein behältſt. Da ging ſie in ihr Kämmerlein, zog ein ſchön fein Kleid an, daß ſie war wie ein Engel; dann ſprang ſie auf des Königs Pferd, ritt hin zum Wald. Mitten im Wald fand ſie Herrn Halewein; der ſprach: „Willkomm, willkomm, ſchön Mägdelein! Nun geh mit mir auf mein groß Schloß, da geb ich dir Geld und Schätze und Edelſteine.“ Da ritten ſie ſelbander fort, ſprachen manch Liebeswort bis ſie kamen auf ein Galgenfeld; ach, da hing ſo manch ſchöne Magd! Ach, da wurd's der Königstochter ſo ſchwer um's Herz! Da ſprach Herr Halewein: „Weil du ein ſo ſchön Mägdlein biſt, ſo wähl', ob du willſt gehangen ſein, oder ob ich dir dein ſchönes Haupt mit dem Schwert abſchlagen ſoll.“ Sprach die Königstochter: „Wenn du mich wählen läßt, dann wähl ich mir das Schwert, das iſt ein ehrlicher Tod. Zieh aber zuvor deinen ſchönen Rock aus, Jungfrauenblut das ſpringt ſo ſehr, das ſpränge dir drauf.“ Da wollte Herr Halewein ſeinen Rock abwerfen, doch hatte er kaum einen Aermel aus, da lag ihm ſein Haupt ſchon zu Füßen. Da ſprach das Haupt: „Neben dem Galgengrabe, da ſteht ein Salbentöpfchen, daraus ſtreiche mir etwas an meinen Mund.“ — „Nein,“ ſprach ſie, „du ſollſt ſterben“ und that's nicht und da ſtarb er in derſelben Stunde. Das Haupt aber nahm ſie, ſchwang ſich wieder auf ihr Roß und ließ Herrn Halewein liegen in ſeinem rothen Blut. Als ſie zur Hälfte des Weges kam, da begegnete ihr Herrn Haleweins Vater, frug: „Wie ſteht es um Herrn Halewein?“ Sie ſprach: „Der ſitzet dort im grünen Feld und ſpielt mit ſechzehn Mägdelein.“ Ein wenig weiter kam ſein Bruder gegangen, frug: „Wie ſteht es um Herrn Halewein?“ Sie ſprach: „Der hat mir ſeine Kunſt erklärt, ich ließ ihn mit ſechzehn Jungfrauen allein.“ Und abermals ein wenig weiter kam ſeine Schweſter gegangen, frug: „Wie ſteht es um meinen Bruder werth?“ Sie ſprach: „Euer Bruder iſt ein mächtiger Held, ich hab' ihn mit ſechzehn Jungfrauen gleich geſtellt.“ Und noch ein wenig weiter kam ihr Herrn Haleweins Mutter entgegen, die frug: „Wie ſteht es um meinen lieben Sohn?“ Sie ſprach: „Euren Sohn hab' ich ſeines Lebens beraubt, in meinem Schooß trag' ich ſein Haupt.“ Da weinte die Mutter und rief: „Hätteſt du eher geſprochen das Wort, wir ſtänden hier nicht zuſammen.“ — „Acht dich nur glücklich, häßlich Weib, daß du deinen Leib behalten magſt!“ Da ritt ſie weiter hin bis auf des Königs Schloß und da wurde ſie mit Freude und Jubel empfangen und ein Jeder pries ſie um ihrer Heldenthat willen.

30.

Die ſchlimme Herberge.

Unſer Herr Jeſus reiſte einmal mit Petrus und als ſie ſchon lange und weit gereiſt waren, kamen ſie Abends in einen großen Wald und fanden darin ein Haus; da wollten ſie einkehren und klopften an der Thür. Eine alte Frau machte ihnen auf, hatte ſie aber kaum geſehen, als ſie jämmerlich zu weinen anfing und ſprach: „Ach, was ſeid ihr nicht für unglückliche Leute; ihr ſeid verloren, da iſt keine Hülfe mehr, denn das

Haus hier gehört einem Menſchenfreſſer." Darüber gerieth Petrus in gewaltige Angſt und zog Jeſus beim Aermel, um ihn weg zu haben, aber Jeſus wollte nicht von dem Hauſe weg und ſprach: „Ich bin müde und bleibe hier, gehe es, wie es wolle." — „Dann werden wir aber aufgefreſſen," entgegnete Petrus; doch Jeſus beruhigte ihn, indem er ſagte: „Dafür laß mich nur ſorgen und mach dir keine Unruhe." So traten ſie denn mit der alten Frau in das Haus und ſie gab ihnen zu eſſen und zu trinken und verſteckte ſie alsdann unter einer Fleiſchbütte. Nicht lange hatten ſie noch da geſeſſen, als es an die Thüre klopfte; die Frau öffnete und der Menſchenfreſſer trat in das Haus und bei jedem Tritte meinte man, das ganze Neſt wäre über den Haufen gefallen. Pluff ließ er ſich auf einen Stuhl niederfallen, begann dann aber zu ſchnauben und ſich zu ſchneuzen und brummte dazwiſchen: „Hm, hm, ich rieche, rieche Menſchenfleiſch." Das alte Frauchen kriegte ſchon Angſt, noch mehr Sankt Peter; ſie hätte es dem Menſchenfreſſer gern ausgeredet und ſprach: „Ach, du riechſt mein Fleiſch, du verthuſt dich;" doch der Menſchenfreſſer fuhr immer fort: „Nichts da, nichts da; ich rieche, rieche Menſchenfleiſch," und dabei ging er in der Kammer rund und ſchnüffelte überall herum, in allen Schränken und Kiſten und Kaſten. So kam er endlich auch an die Fleiſchbütte und da fand er denn die zwei Gäſte und zog ſie heraus. Er hätte ſie eigentlich gerne gleich an den Spieß geſteckt und aufgefreſſen, aber die alte Frau ſprach: „Laß ſie nur laufen, es wäre nur magere Koſt." Da lachte er und ſprach: „Ja, ja, du haſt Recht; der Eine (Peter) iſt übrigens doch nicht ſo ſehr mager, der wäre nicht zu verſchmähen. Doch ich will ihnen das Leben ſchenken, jedenfalls kriegen ſie dann aber heut Nacht einmal tüchtig Schläge." Darauf gingen ſie all zu Bette und Petrus legte ſich vorne und Jeſus legte ſich hinten. Gegen elf Uhr ſtand der Menſchenfreſſer auf, ging auf den Söller, wo ſie lagen, und griff Petrus und bläute den ſo durch, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann ging der arge Kerl wieder in ſein Bett. Petrus lag wol eine halbe Stunde, ehe er ſich von den Schlägen erholen konnte, dann ſprach er zu Jeſus: „Ach je, hätteſt du mir gefolgt, dann wären wir hier nicht eingekehrt. Laß mich doch hinten liegen, da kann ich mich gegen die Wand drücken.“ Jeſus that das und tröſtete ihn, ſprach, er ſolle ſich ergeben, morgen ginge es beſſer. Gegen ein Uhr kam der Menſchenfreſſer wieder auf den Söller und ſprach: „Der vorne liegt, der hat ſein Theil, nun muß der hinten es auch bekommen“ und faßte Petrus zum zweiten Male und bläute ihn noch einmal durch. Petrus ſchrie und jammerte: „Ich habe zuerſt vorn gelegen, du haſt mich ſchon geſchlagen,“ aber darüber wurde der Menſchenfreſſer noch viel böſer und grimmiger, ſchrie: „Du willſt noch lügen? Wart, das ſollſt du mir entgelten!“ und ſchlug mit ſeinen dicken Fäuſten noch mehr auf Petrus’ Rücken, bis der arme Petrus halb todt dalag; da ging er weg. Jeſus ſtand aber auf und heilte des armen Petrus Rücken und legte den Unglücklichen ins Bett. Der rief aber und ſchrie: „Nein, nein, ich bleibe hier nicht“ und ſprang zum Fenſter hinaus in ein Kohlfeld und Jeſus folgte ihm nach und ſetzte ſich zu ihm zwiſchen die Kohlhäupter.

Von all der Bewegung hatte der Menſchenfreſſer aber Hunger bekommen und er ſtand noch einmal auf und ging in den Garten, um ſich ein Kohlhaupt zu ſchneiden und das zu kochen. Statt eines Kohlhauptes packte er aber des Petrus Kopf und ſchnitt; da ſchrie der arme Apoſtel Zeter und Mordio. Der Menſchenfreſſer meinte aber, ein Kohlhaupt hätte ſo geſchrien, rief: „Da iſt Zauberei im Spiel!“ und lief was er konnte auf und davon. Jeſus heilte aber des Petrus Hals wieder zu, ſo daß man nichts von der Wunde mehr ſah, dann machten ſie ſich auf und eilten auch weg aus dem verwünſchten Wald und Petrus ſprach: „In meinem Leben bleibe ich nicht mehr bei ſo einem Menſchenfreſſer über Nacht.“

31.

Vom Schelfiſch.

Es iſt jedermann bekannt, daß Sankt Peter ein gewaltiger Meiſter im Fiſchen war. Eines Tages nun hatte er lang gefiſcht und nichts gefangen bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fiſche heraus, den einen vor, den andern nach und ſchmiß ſie in ſeinen Eimer; einen und zwar den letzten konnte er aber lange nicht bekommen, denn der ſprang ſo ſchnell hin und wieder, daß es faſt unmöglich war, ihn zu erwiſchen. Endlich aber gelang es Sankt Peter doch, ihn eben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du biſt mir ein Schelmfiſch,“ ſprach er, „ein wahrer Schelmfiſch, den Namen verdienſt du und ſollſt ihn behalten.“ Und von der Zeit an hieß man den Fiſch Schelmfiſch oder auch Schelfiſch und zum Wahrzeichen von der Echtheit deſſen, was ich euch hier ſage, ſieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fiſches; wer es nun trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben laſſen.

32.

Hühnchen mit einem Bein.

Jeſus ging einmal mit Sankt Peter auf Reiſen und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurch gehen, ſandte darum Sankt Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Eſſen zu kaufen. Peter ſchritt luſtig auf den Markt los, fand aber wenig mehr, weil es ſchon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorlieb nehmen. Das kaufte er und machte ſich auf den Rückweg nach der Stelle, wo Jeſus' ſeiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen ſo gut, daß er es ein paarmal unter die Naſe hielt und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufſchmauſte.

Als er zu Jeſus zurückkam, war der gar erfreut ob des ſchönen Hühnchens, ſprach aber dabei: „Sieh doch, Peter, wie kommt das; das Hühnchen hat ja nur ein Bein.“ — „Natürlicherweiſe,“ antwortete Peter, „denn hier zu Lande haben die Hühner alle nur ein Bein, das müſſet ihr doch ſchon gemerkt haben.“ — „Bis jetzt noch nicht,“ ſprach Jeſus, ſchüttelte den Kopf ein Bißchen und zertheilte das Huhn; nachdem daſſelbe verzehrt war, ſetzten Beide ihre Reiſe fort.

Es dauerte nicht lange und ſie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern u. a. ſaßen und ſchliefen, wie die Hühner pflegen, auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jeſum beim Aermel und flüſterte: „Sieh da, ſieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein.“ — „Das iſt in der That wahr,“ ſprach Jeſus, „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?“ — „O ganz gemächlich,“ antwortete Sankt Peter, „ſie hüpfen und ſchlagen mit den Flügeln dazu." — „Das möchte ich gar zu gerne einmal ſehen," ſprach Jeſus darauf, „das muß ſich wunderlich ausnehmen;" und damit machte er Pſch, Pſch, Pſch! und zugleich lieſen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da haſt du mir einmal etwas aufbinden wollen; Peter, Peter!" ſprach Jeſus mit dem Finger drohend, aber Sankt Peter ließ ſich nicht verblüffen, ſondern fiel ſchnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das iſt mir ſchön; hätteſt du unſerm Hühnchen einmal Pſch, Pſch! zugerufen, es würde auch ſchon ſeine zwei Beine bekommen haben."

83.

Von den vier diebiſchen Studenten.

Es waren einmal vier Studenten, die thaten ſich zuſammen und gingen auf Reiſen. Nachdem ſie ſchon manch ehrlichen Mann einen Poſſen geſpielt hatten, begegneten ſie eines Tages einem Bauer, der brachte einen Eſel zu Markte und zog ihn hinter ſich her an einem langen Leitſeil. Da berathſchlagten ſie unter einander, wie ſie dem Bauer den Eſel entwenden ſollten. Endlich fanden ſie's. Einer von ihnen zog ſich nämlich ſplitterfadennackt aus, ging ſtill zu dem Eſel, ſchnitt das Leitſeil durch und drehte ſich das um den Hals, während die andern mit dem Eſel in den Wald lieſen. Der Bauer ſchritt immer zu und zu und der Student ſchritt ihm nach; endlich wurde es dieſem aber zu lange und er ſeufzte einmal ſo recht aus Herzensgrunde. Da drehte der Bauer ſich erſchrocken um; als er den Studenten aber ſah und nicht ſeinen Eſel, da ſchrie er: „Ach Gott und Herr, ſteh mir bei, mein Eſel iſt zu einem Menſchen geworden!" Der Student ſprach: „Ach ja, ich hatte eine große Sünde begangen und darum wurde ich verwünſcht, ſieben Jahr Eſel zu ſein; nun iſt meine Zeit um." Da fiel der Bauer vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm ſo oft wider Recht und unverdient Schläge gegeben hätte, gab dem Studenten auch noch Geld, um nach Haus kommen zu können. Der bedankte ſich bei dem Bauer, lachte in ſein Fäuſtchen und lief bei ſeine Kameraden. Der Bauer aber ging nach Haus und ſprach zu ſeinem Weib: „Sieh, Mie, unſer Eſel iſt unterwegs zum Menſchen geworden, denn ſeine Zeit war um." — „Ja," ſprach die Frau, „ich habe dir's ja immer geſagt, es war ein klug Thier, das Menſchenverſtand hatte und dem nichts fehlte, als die Sprache."

Am andern Tage ging der Bauer wieder zu Markte, um einen andern Eſel zu kaufen. Als er aber auf den Markt kam, ſiehe, da ſtand ſein Eſel und einer von den Studenten dabei, der bot ihn feil. Da ſchrie der Bauer: „Ach, ihr Leute, kaufet doch den Eſel nicht, denn es iſt ein verwünſchter Menſch. Ich hab's erfahren; er hat wahrſcheinlich wieder eine ſchwere Sünde auf ſich, ſonſt wär er nicht wieder ein Eſel." Da wollte Niemand den Eſel kaufen und die Studenten mußten ihn wieder mitnehmen.

7

34.

Die Kröte.

Ein Bauer ging einmal zu Felde, um trocknen Wurzelborn von den Aeckern zu holen. Indem er aber alſo arbeitete, traf er mit ſeiner Gabel eine große Kröte, die unter dem Wurzeldorn lag; die ſetzte ſich alsbald auf ihre Hinterbeine und ſpie ihn an, als wollte ſie ſich mit ihm meſſen; er aber nicht faul, nahm ein groß Stück Holz, ſchlug den Wurm, daß er todt hinfiel, und ging dann ruhig nach Haus. Unterwegs ſchaut er einmal um und, richtig, da iſt dieſelbe Kröte wieder hinter ihm, da ſchlug er ſie noch einmal todt und verbrannte ſie noch dazu, dachte: „Nun kommſt du mir ſicherlich nicht wieder zu nah;“ ja, da war er aber ſchief gewickelt; denn kaum hatte er ſeine Thür erreicht, da ſaß die Kröte ſchon wieder da und ließ ihm auch keine Ruh, bei Tag, noch bei Nacht, zwang ihn gar, in einem Schild, den er an die Balken aufhing, ſein Bett zu machen. Ein paar Tage darauf ritt er mit einem Jäger über Feld; der ſchaute zufällig einmal hinter ſich, ſchrie Mordio: „Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht! Der Teufel kriecht am Schwanz von deinem Pferd herauf.“ Da ſah der Bauer nach und es war wieder dieſelbe Kröte; er ſprang vom Pferd und hieb ſie in hagelkleine Stücke, ſprach: „Nun wird ſie ſich wol hüten, wiederzukommen.“ Ja wohl, hüten, das war leicht geſagt. Ein paar Tage ſpäter ſaß er mit andern Bauern zu Tiſch; da rief plötzlich einer der Gäſte: „Sieh da! Sieh da! da ſitzt der Teufel wieder,“ und die Kröte ſaß wieder da neben einem Pfoſten an der Wand. Da ſprach der Bauer: „Ich werde den Wurm nicht eher los, bis er ſich gerächt hat,“ und damit entblößte er ſeine Hüfte und ließ die Kröte hineinbeißen, warf ſie dann aber ſchnell weg, nahm ein Raſirmeſſer und ſchnitt ſich ein gut Stück Fleiſch aus, wo ſie gebiſſen hatte, warf das in die Ecke. Es dauerte kaum drei Minuten, da ſchwoll das Stück Fleiſch fauſtdick auf von dem Gift der Kröte und zerplatzte. Seitdem ließ die Kröte ihn in Ruh.

35.

Die Schlange am Halſe.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ihrem Sohne all ihre Güter übergeben, dachte, er wäre fromm und brav und würde wohl mit ihr handeln. Ja, man ſoll ſich aber nicht eher austhun, bis man ſchlafen geht; als der Sohn Alles hatte, nahm er ſich eine Frau und da konnte die arme Mutter laufen. Einmal ſaß er mit ſeiner Frau am Tiſch und hatte ein gebraten Hühnchen vor ſich ſtehen, da klopfte die Mutter an der Thür. Da rief er ſchnell ſeinen Knecht, ſprach: „Setz das Huhn in die Kiſte da, bis die Alte weg iſt.“ Das that der Knecht; als die arme Mutter nun hungrig hereinkam und um ein Bröcklein Brot anhielt, da wies er ſie mit manchem Schimpf- und Schmähwort vor die Thür. Wie ſie nun weg war, ſprach er zu dem Knecht: „Nun geh und hol das Hühnchen wieder.“ Der Knecht ging und machte die Kiſte auf, aber da lag kein Hühnchen mehr auf dem Teller, ſondern eine große Schlange. Man kann ſich leicht denken, wie der Knecht erſchrak und ſchrie. Der Sohn wollte das aber nicht glauben, ſchickte die Magd an die Kiſte, aber die ſchrie auch und lief davon. Da wurde er böſe und ſprach: „Und wenn der Teufel auf dem Teller liegt, dann hol ich ihn,“ ging an die Kiſte und machte ſie auf, doch da ſprang die Schlange heraus und wand ſich um ſeinen Hals, aß mit ihm und trank mit ihm und wich nicht, denn wenn man ihr kein Eſſen gab oder gar Miene machte, ſie von dem Halſe herabzunehmen, dann preßte ſie den Sohn alſo, daß er meinte zu erſticken. Da konnte er mit der Schlange am Halſe herumlaufen und das hatte er dafür, daß er ſo mit ſeiner Mutter zu Chor gegangen war.

36.

Ich liege im Säckelchen.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte ein kleines Kreuzbildchen, welches es oft küßte; einmal that es daſſelbe in ein Säckelchen und legte es in das Stroh ſeines Bettchens. Morgens hatte es aber vergeſſen, wo es mit dem Kreuzchen geblieben war, und es ſuchte und ſuchte und konnte es nicht finden. Da ging es in die Kirche an den Altar, worauf ein großes Kreuz ſtand, und bat das, es möchte ihm doch ſein kleines Kreuzchen wiedergeben, und dabei weinte es, daß es ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen. Da ſprach das große Kreuz: „Mußt nicht weinen, ich liege im Säckelchen in deinem Bettſtroh.“ Da lief das Mädchen an das Bett und ſuchte und fand ſein Kreuzchen, und das war einmal ein Freudchen!

37.

Der trunkene Peter.

Ein Trunkenbold, der jeden Abend ſpät in dem Wirthshauſe blieb, hatte bei all ſeinen ſchlechten Gewohnheiten doch eine gute und die war, daß er, wenn er nach Haus ging, erſt das große Chriſtusbild auf dem Markte grüßte. Eines Abends nun kam er auch wieder an dem Bilde vorbei und ſprach:

Guden Avond, lieve Heer!

Der Küſter hatte ſich aber hinter das Bild verſteckt und antwortete mit einer ganz groben Stimme:

Guden Avond, ſatte*) Peer!

Peter horchte auf, denn er meinte, er hätte ſich verhört, und ſprach noch einmal:

Guden Avond, Heerke lief!

Doch da ſchrie die Stimme noch viel härter als zuvor:

Guden Avond, ſatte Dief!

Da hätte aber einer den Peter laufen ſehen ſollen! Er war in ſeinem Leben nicht ſo ſchnell nüchtern geworden und hatte auch von da ab keinen Muth mehr, ſich je wieder zu betrinken.

38.

Vom guten Janchen und dem böſen Mieken.

Es war einmal eine arme Frau und die hatte zwei Kinder, ein Knäblein, das Janchen hieß, und ein Mägdelein, welches Mieckchen hieß. Eines Morgens nun gab ſie jedem ein Butterbrot und ſchickte ſie in den Wald, Reiſig holen. Unterwegs kam ihnen die Mutter Gottes entgegen, gekleidet wie ein blutarmes Weib, und die ſprach zu Mieckchen: „Ach, Kind, ich hab ſo großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot;“ aber Mieckchen drehte den Kopf um und ſprach: „Nein, das thu ich nicht.“ Da ging die Mutter Gottes zu Janchen und ſprach: „Ach, Kind, ich hab ſo großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot.“ Janchen that das ganz gern, brach ein großes Stück ab und gab es der Mutter Gottes und die dankte ihm von Herzen dafür und ging des Weges weiter.

---

*) Trunkner Peter.

Ein paar Schritte fürder kam der Herr Jeſus in Geſtalt eines ſteinalten Männchens und ſprach zu Mieken: „Ach, Kind, ich habe ſeit drei Tagen noch nichts gegeſſen und ſterbe vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot;“ aber Mieken drehte den Kopf um und ſprach: „Nein, das thu ich nicht.“ Da ging der Herr Jeſus zu Janchen und ſprach: „Ach, Kind, ich habe ſeit drei Tagen nichts gegeſſen und ſterbe faſt vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot.“ Janchen gab ihm alles, was er noch hatte, und ſprach: „Da haſt du, ich hab nichts mehr und das thut mir leid.“ — „Ich dank dir von Herzen, Janchen, ich habe genug damit,“ ſprach Jeſus und zog zwei Küchelchen aus ſeiner Taſche, ein ſchwarzes und ein weißes; das ſchwarze gab er Mieken und das weiße gab er Janchen und ſprach: „Nun werfet die Kügelchen auf die Erde und wo die hinlaufen, da müſſet ihr auch hinlaufen.“ Das thaten die Kinder und die Kügelchen liefen bis vor zwei Thore; das weiße vor ein weißes und das ſchwarze vor ein ſchwarzes. Janchen klopfte auf das weiße Thor und da kamen alsbald hunderttauſend weiße, ſchöne Englein gelaufen, machten ihm auf und trugen ihn in den Himmel. Als Miekchen aber auf das ſchwarze Thor klopfte, da kamen mehr Teufel als Tage im Jahr, und die machten auf und zogen das böſe Miekchen mit glühenden Haken in die Hölle.

39.

Lügenmärchen.

Es war einmal ein gewaltiger Herr, hieß Dummohr von der Schnauze, war klein von Geſtalt und groß von Naſe, auf welcher Naſe unlängſt ſaß ein geſtiefelter Dragoner. Dadurch geſchah es, daß Herr Dummohr nicht wohl ſehen konnte, weshalb er gegen den erſten Maitag rannte und ſeine Naſe daran tödtlich verwundete. Die Aerzte ließen durch ſein linkes Naſenloch einen feinen weißen Schornſteinfeger kriechen, der unterſuchte alles ganz wohl mit einer Laterne, wo kein Licht in war, meinte durch das rechte Naſenloch wieder herauszukommen, fand aber keine Wunde daran und ſtieg darum in Herrn Dummohrs Hintermund, der aber auch noch war geſund, wollte ihm nachſehen Gurgel und Kehl, fand alles ohne Fehl, blieb aber hangen an einem Brotkrümchen und fiel damit in Herrn Dummohrs Magen, wo er wol noch ſitzen wird, wenn er nicht unterweilen erlöſt iſt worden. Das geſchah in den Hundstagen zu der Zeit, wo das Bächlein Donau bis auf den Grund zugefroren war. Alle nüchternen Kälber des ganzen Landes Moldau waren auf den Beinen und rannten umher gleich brüllenden Schnecken, fuhren in ſchönen Schlitten aufs Eis und liefen ſo ſchnell wie ein Haſe, der auf einen Baum klimmt. All die Einwohner des ganzen Landes ſtanden da und ſtarrten es an mit geſchloſſenen Augen und lachten wie ein Schwein, welches Eſſig trinkt. Da kam eine Begine, die wollte ein Faß Wein heirathen, aber der Pfarrer verbot es, weil die Beiden zu nah verwandt waren; trotzdem trank ſie in einem Schlucke den Wein und die Tonne und den Zapfen und den Kranen und den Keller dazu; dann nahm ſie einen

Riegel und band damit ihre Strümpfe, und Herr Dummohr ſprach, daran hätte ſie wohl gethan. Indem ſtrauchelte eine Mücke, die oben auf dem Kreuze des Kirchthurms ſaß, über einen Pflaſterſtein, der ein bischen hervorguckte, purzelte und ſtürzte auf die Straße hinab, daß ſie Hals und Beine brach. Ein Schwimmer, der gerade ſplitterfadennackt auf dem Markte herumſchwamm, nahm ihre Eingeweide und band ſie in ſein Taſchentuch und ihre Beine ſteckte er in die Taſche und das Uebrige ſalzte er ein. Als er es aber in ſeinen Keller tragen wollte, fiel er die Treppe hinunter in den Mond hinein, blieb da an einem Horne hängen und die ganze Nachbarſchaft lachte ſich faſt krumm und buckig.

40.

Vom Breitöpfchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was ſie eſſen ſollten. Endlich ſprach der Mann: „Frau, laß uns Brei eſſen.“

„Nein, ſprach die Frau, dann müßte ich morgen das Breitöpfchen ſpülen, und das thue ich nicht.“ — „Ich thue das auch nicht,“ ſprach der Mann und da zankten ſie ſich, wer das Breitöpfchen ſpülen müßte; endlich aber kamen ſie überein, der ſollt' es ſpülen, der zuerſt ſprechen würde.

Da aßen ſie den Brei und gingen ſchlafen und am andern Morgen ſprach keiner von ihnen vom Aufſtehen. Es wurde ſieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr und ſie lagen alle zwei noch immer im Bett. Die Nachbaren fanden das wunderlich, ſprachen untereinander: „Es ſind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei ermordet," und ſie brachen die Thür auf und kamen in die Schlafkammer, ſprachen, ſie ſollten doch aufſtehen, aber ſie kriegten keine Antwort. Da ſagte einer von den Nachbarn: „Wart, wir wollen den Paſtor holen, dann können ſie beichten." Der Paſtor kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren ſtill wie die Mäuschen. Da ging der Paſtor nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und ſprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Paſtor wieder und frug: „Haben ſie noch nichts geſprochen?" — „Nein," erwiderten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pfleget ſie!" ſprach der Paſtor. „Ja, wer ſoll uns aber dafür bezahlen?" frugen die Nachbarn, und der Paſtor antwortete: „Ihr werdet ſchon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt." Da ſchoß das Weib in Wuth und ſchrie: „Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer iſt, aber laſſet andern Leuten ihre Sachen." — „Aha," ſprach der Mann, „nun geh und ſpüle das Breitöpfchen," und ſe mußte das Weib das Breitöpfchen ſpülen.

41.

Wie Albertus Magnus einen Neugierigen ſtrafte.

Van Velthem Spiegel hiſtoriael I. B. C. 36.

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er vordem groß Wunder ſagen hören von Bruder Albrecht, dacht nun bei ſich ſelber: „Sollten all dieſe Dinge wahr ſein, wie möcht' ich ſie dann wohl erproben.“ Er kam mit ſeinem Schnappſack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreiſt, wo Bruder Albrecht wär'? Der Knabe frug ihn, was er wollt'? Der Andere ſprach, er müßte Herrn Albrecht ſehn und ſprechen. Da ging der Knabe zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappſack wollt' ihn ſprechen. „Haſt du ihn nicht gefragt, was er wolle von mir?“ ſprach Bruder Albrecht. „Ja wohl,“ antwortete der Knabe, „aber er will nur mit euch ſelber ſprechen, und ich glaube, er kennt euch wohl.“ — „Geh hin und frage ihn, was er wolle, und laß ihn dir ſeine Botſchaft künden, ich habe ſogleich mein Werk gethan.“ Der Knabe that alſo, aber der mit dem Schnappſack ſprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn ſelber ſprechen; geht und ſaget ihm das, und ich wolle nicht von hinnen ſcheiden, ehe ich ihn ſah und ſprach. Sollte ich euch mein Geheimniß ſagen, warum ich hierher kam? Nein, ich ſag's ihm ſelber, bei Gott!“ Da ging der Knabe und brachte Bruder Albrecht die Antwort und Albrecht ließ den Jüngling vor ſich kommen in ſeine Zelle und frug ihn, was er wollte? Der ſprach: „Meiſter, ich habe nun ſchon manch ſeltſam Wort über euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun euch zu bitten, daß ihr mir etwas von euren Künſten zeiget, damit ich dem Gerede glauben könne.“ — „Knabe, kamſt du darum zu mir, und wollteſt du darum mich ſprechen?“ fragte Bruder Albrecht, und der Andere ſprach: „Ja ſicherlich, und heute gehe ich nicht von euch, ihr hättet mir denn etwas von eurer Kunſt ſehen laſſen.“ Bruder Albrecht ſprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir ſcheideſt, ſonder etwas von meiner Kunſt gelernt zu haben.“ Der Andre gab Albrecht den Sack und der Meiſter ſteckte ſeine Hand hinein, zog ſie wieder heraus und band den Sack feſt zu, gab ihn alsdann dem Burſchen zurück und ſprach: „Nun geh ſchnell und ſonder Weilen nach Hauſe, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hauſe biſt, was auch geſchehen möge. Wenn du ihn da öffneſt, dann wirſt du etwas ſchauen; bind' ihn aber wieder feſt zu und komm und ſage mir, was du geſehen.“ Deß war der Andre froh und er ſchied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadtthor von Köln im Rücken hatte, da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sacke war. Er ſetzte ſich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da ſprangen zwei ſtämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leiſten in der Hand und gingen dem Burſchen brav zu Leibe, je länger, je mehr und ſchlugen ihn ſo lang, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er ſich, daß Bruder Albrecht geſagt, er müſſe den Sack wieder zubinden; das that er und zugleich verſchwanden die Beiden, die ihn ſo jämmerlich geſchlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöſt war, da wagte er nicht weiter zu gehen, ſondern kehrte ſtracks wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem er erzählte, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor geweſen. Da ſprach Bruder Albrecht: „Ich will dir doch noch eine Kunſt lehren, damit du noch mehr von meinen Künſten weißt;“ der Burſch rief aber in großer Angſt: „Ach, nein, edler Meiſter, ich bitte euch um nichts andres, als daß ihr dieſe eine Kunſt von mir nehmet; eure Künſte dünken mich allzu ſtark; ach, ich bitt euch, Herr, wollet ihr das, ich will nimmermehr eurer Kunſt gehren, ich bin genug geſtraft.“ Da that der Meiſter nach des Burſchen Wunſch und entließ ihn, und der war gar erfreut darob. Als er aber nach Haus kam, da wagte er noch nicht den Sack ſelbſt zu öffnen, ſondern ließ einen Andern das thun, denn die Probe von Meiſter Albrechts Kunſt hatte er noch nicht vergeſſen, vergaß ſie auch nicht ſein ganzes Leben lang.

42.

Mutterthränen.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus l. II. c. 53. §. 17 p. 501. ed. Colven.

Des Thomas Cantipratenſis Großmutter hatte einen Sohn, den Erſtling ihrer Ehe, der war ſchön und liebenswürdig in jeder Hinſicht, aber er lebte nicht lange. Nach ihm gebar ſie einen andern, der wohl im Waffenwerke ſich auszeichnete, aber daneben ein eitler Vogel und ein großer Verſchwender war. Die arme Mutter konnte ihn nicht ſehen, ohne an ihren guten Erſtgebornen zu denken und dabei vergoß ſie jedesmal reiche Thränen. Einmal nun hatte ſie ihn auch wieder beweint, als ihr die folgende Erſcheinung wurde. Sie ſah eine

Straße, worauf mehre Jünglinge in höchſtem Jubel einherſchritten. Alsbald gedachte ſie ihres Sohnes und ſchaute zu, ob ſie ihn nicht unter jenen fände, aber vergebens. Das fiel ihr ſchwer aufs Herz und ſie weinte bitterlich darüber, doch nicht lange, denn ſie erblickte bald nachher ihren Verlornen, der mit langſamen Schritten auf der Straße einherſchlich. Da rief die gute Frau in großer Betrübniß: „Ach, Sohn! warum gehſt du denn ſo allein und nicht mit jenen andern? Was hält dich zurück und hemmt deinen Schritt?“ Da wies der Geſchiedene auf ſein Kleid, welches ſchwer von Näſſe war, und ſprach: „Siehe, Mutter, das ſind die Thränen, welche du unnütz um meinetwillen vergießeſt und deren Gewicht mich ſo ſehr drückt, daß ich Jenen unmöglich folgen kann. Laß dieſe denn und opfere ſie vielmehr Gott auf, dann werde ich von dieſem Hinderniſſe frei werden.“ Das that die Frau auch und weinte nicht fürder ob des Todten.

43.

Heilige ſtreiten um den Lokerbach.

Mündlich.

Mitgetheilt von J. B. Geurtmans.

Die Stadt Lokeren in Oſtflandern verehrt als Patron den heil. Laurenz, die ganz nahe gelegene Gemeinde Zele den heil. Ludger. Beide Orte ſind durch einen Bach von einander geſchieden, den ſogenannten Lokerbach.

Vor langer, langer Zeit ſtritten Lokeren und Zele einmal um das Eigenthum dieſes Baches. Nach langem Hin- und Herreden kam man darin überein, die beiden Patrone in ehrlichem Zweikampfe die Sache entſcheiden zu laſſen; wer von ihnen die Oberhand behielte, dem ſollte das Eigenthum des Baches für ſeine Schützlinge werden. Sankt Laurenz wehrte ſich lange und tapfer, aber er vermochte doch dem kräftigen Norden Ludger nicht Stand zu halten und ſank in den Sand. Dadurch kam der Loferbach als volles Eigenthum an den Flecken Zele.

44.

Die Hand im Stein zu Olsberg.

Sebaſt. Münſters Coſmographia S. 509.

Die Gräfin Bertha von Thierſtein, welche eine Aebtiſſin war des Kloſters Olsberg, hatte einen Hofmeiſter oder Kaſtenvogt, welcher gegen die armen Leute rauh und unmild war. Auf eine Zeit kam ein Mann, der klopfte an dem Thor des Kloſters an und begehrte etwas um Gottes willen. Der Thorwächter aber wies ihn ab, dem Gebrauch nach, und ſagte, das Kloſter hätte viel durch Brand gelitten und man hätte nichts aufzugeben. Der Mann aber wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Da ward es dem Hofmeiſter angezeigt, der ging ſtracks heraus, den Armen unwirſch zu behandeln. Wie er aber unter das Thor kam, da ſagte der Arme: Date et dabitur vobis[*]) und mit den Worten verſchwand er. Der Hofmeiſter erſchrak ſehr und erzählte das alsbald der Aebtiſſin, die ihn ſchon oft ſeiner Rauheit willen mit ernſten Worten geſtraft; da befahl ſie, man ſolle künftig Niemanden mehr mit leerer Hand gehen laſſen, der ein Almoſen begehre.

Als der Arme aber jene Worte, date u. ſ. w. ſprach, drückte er ſeine offene Hand in einen Stein, der bei dem Thore war, und es blieb die ganze Form der Hand in dem Steine, wie wenn ſie in Wachs gedrückt wäre. In dem Bauernkriege hat man den Stein hinweggeführt, er iſt aber noch in einem nahen Dorfe vorhanden.

---

[*]) Gebet und es wird euch gegeben werden.

45.

Der Teufelsſtein im Kölner Dome.

Mündlich.

Krantzii Saxonia l. 11, c. 25.
Sim. Majoli dies caniculares I. p. 27.

Die Andacht zu den drei Königen in Köln hatte ſehr zugenommen und das ärgerte den Teufel dergeſtalt, daß er einen ſchweren Stein auf das Dach des Domes warf, der hindurchfuhr, das Gewölbe durchbrach und auf die Dreikönigenkapelle fiel. Da hätte er den koſtbaren Kaſten, welcher die Gebeine der drei Weiſen enthält, ſonder Zweifel zerſchmettert, aber das wollte Gott nicht; der Kaſten wich nämlich zurück gegen die Wand hin und blieb alſo unverletzt. Noch ſieht man den Stein daſelbſt und erkennt deutlich darin die Spuren von des Teufels Krallen.

46.

Drache im Blitz zu Köln.

Annales incerti authoris ed. Pithoei, p. 157.
Le Loyer discours p. 361.

Zu Zeiten Karls des Kahlen und Kaiſer Ludwigs von Deutſchland geſchah es, daß ein ſo großes Unwetter zu Köln losbrach, daß das Volk vor großer Angſt nicht wußte, wohin es ſich retten ſollte, und endlich haufenweiſe in die Kirche des heil. Petrus flüchtete. Als man nun daſelbſt die Glocken läutete, ſchlug der Blitz plötzlich in die Kirche, ſpaltete den Glockenthurm in zwei Theile und fuhr in Geſtalt eines feurigen Drachen, tödtete auch drei Menſchen an verſchiedenen Stellen, einen Prieſter nämlich am Hochaltar, einen Diakon am Altar des heil. Dioniſius und einen Laien an unſerer lieben Frauen Altar. Und iſt dies ſicher und feſt zu halten, daß es der Teufel ſelber geweſen, weil man überhaupt an Orten, wo der Blitz einſchlägt, Teufelsklauen eingedrückt findet.

47.

Das verſunkene Kloſter.

Mündlich.

Bei Hohenholte liegt ein weiter See, aus deſſen Mitte ein kleines Inſelchen hervortaucht; darauf ſtehen zwei Silberpappeln, die ſcheinen ſich zu umſchlingen. Die rechts ſtehende reicht einen Aſt nach der links ſtehenden und dieſe jener einen, ſo daß die beiden Aeſte ein Kreuz bilden.

An der Stelle, wo der See nun iſt, ſtand ehedem ein Nonnenkloſter; die Nonnen aber waren ausgeartet und trieben große Unzucht und Laſter aller Art; ſie hörten auch ſelbſt nicht, als der Herr zwei fromme Mönche ſandte und ihnen ſchwere Strafen androhen ließ, falls ſie ſich nicht beſſerten; im Gegentheil, ſie jagten die frommen Väter unter Hohn und Spott zum Thore hinaus. In der folgenden Nacht aber erhob ſich ein großes Unwetter; das unfromme Kloſter verſank unter einem gräßlichen Donnerſchlage und auf der Stelle bildete ſich der heutige See. Von all den ſchönen Gärten blieb nur das kleine Inſelchen übrig. In der Nacht ſieht man häufig die Geiſter zweier Nonnen um die Silberpappeln ſchweben; ſie erſcheinen um Zwölf und verſchwinden mit dem Schlage Eins.

48.

Die verſunkene Templerkirche zu Aachen.

Mündlich.

J. [illegible] Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 218.

In der Nacht, welche dem Tage vorherging, an dem die hab- und ränkeſüchtigen Papſt Clemens und König Philipp von Frankreich die Häupter und viele der Ritter des Templerordens in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließen, verſank die Kirche der Tempelherren zu Aachen und Waſſer deckte die Stelle, wo ſie geſtanden hatte. Wenn man an hellen Lenztagen das Ohr an dem Orte auf den Boden legt, dann vernimmt man ein fernes, unterirdiſches Läuten von Glocken. Auch ſieht man in der Nacht nach dem Tage, an welchem die Templer einſt die Märtyrerkrone empfingen, noch jährlich um Zwölfe drei Ritter in dem weißen Ordensmantel mit rothem Kreuze über den nun von ihnen genannten Templergraben ſchreiten und ſeufzend um die Stelle wandeln, wo ehedem ihre Kirche ſtand. Sie verſchwinden erſt mit dem Schlage Eins.

49.

Der Teufelspütz zu Aerſeele.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 63.

Zur linken Seite des Weges, der von Aerſeele nach Ganeghem führt, liegt ein durch Schlagholz beſchatteter Pütz, den man den Teufelspütz nennt, und keiner wagt es, demſelben zu nahen.

In dem Pütz nämlich liegt eine Glocke, die dahin verwünſcht iſt; oft hört man ſie läuten und das brummt, als käme es aus der tiefſten Tiefe der Hölle. Einſt kam man auf den Gedanken, ſie herauszugraben, und man war auch ſo glücklich, bis zu ihr zu dringen. Schnell ließ man alle Pferde aus dem ganzen Dorfe holen und der waren mehr als hundert; alle ſpannte man mit Stricken an die Glocke und ſie zogen, was ſie konnten, und brachten es ſo weit, daß die Glocke ſchon auf dem Rande des Pützes ſtand, worüber alle Anweſenden in ein lautes Freudegerufe ausbrachen. Doch die Freude dauerte nicht lange; in demſelben Augenblicke ſchlug es Zwölf auf der Kirche von Aerſeele und zugleich ſank die Glocke tiefer als je in den Abgrund; die Pferde lagen alle, wie viel ihrer waren, auf dem Rücken, wie vom Blitz getroffen. Seitdem gab man ſich keine weitere Mühe um die Glocke und ſo liegt ſie noch da und wird auch wol da liegen bleiben bis zum jüngſten Tage.

50.

Der Teufelspütz zu Dultre.

Mündlich.

Vor langer Zeit geſchah es, daß in Dultre ein Mann lebte, der ſich viel mit Zauberei abgab und auch ein dickes Buch beſaß, worin die Art und Weiſe beſchrieben ſtand, wie man die böſen Geiſter beſchwören muß. Einmal war der Mann ausgegangen über Feld und hatte ſeinem Nachbar den Schlüſſel von ſeinem Hauſe in Verwahrung gegeben. Der Nachbar, welcher von den Zaubereien oft gehört hatte und ein überaus neugieriger Kauz war, ſchlich ſich alsbald nach des Zauberers Abreiſe in deſſen Haus und begann in dem dicken Buche zu leſen. Weil er aber des Anblickes der Geiſter nicht gewohnt war, erſchrak er höchlich, als plötzlich ein ſolcher vor ihm ſtand und ihn fragte, was ſein Begehr wäre? wußte auch kein Wörtchen herauszubringen. Darob erzürnte der Geiſt und faßte ihn und fuhr mit ihm in die Höhe und wieder nieder, ſo daß es jämmerlich anzuſehen war.

Der Zauberer kam aber bald wieder nach Hauſe und fand denn da ſeinen Nachbar ſo gräulich zugerichtet. Er wußte im Augenblicke nicht, was er anzufangen hatte; bald aber beſann er ſich und trug dem Nachbar auf, zwei Viertel Flachsſaat in den Steinpütz zu ſchütten. Als der Nachbar das gethan, befahl der Zauberer dem Teufel, den Samen Körnchen vor Körnchen aus dem Pütz zu leſen. Als der Teufel damit zu Ende war, mußte der Mann neuen Samen hineinſchütten, um dem Geiſte Arbeit zu geben, und das dauert ſo fort bis zum heutigen Tage; denn noch vor einem Vierteljahre hat man den Samen in den Pütz geſchüttet, obgleich der Mann, dem das mit dem Teufel paſſirte, lange todt iſt.

51.

Beſtrafte Willkür.

Jacques Fincel, merveilles de nostre temps. II.
Goulard, histoires admirables et memorables I. Bl. 399.

Im Jahre 1532 lebte in Deutſchland irgendwo ein grauſamer Ritter. Der befahl eines Tages einem Bauern, im nahen Walde eine überaus große Eiche zu holen und ſie vor die Burg zu bringen, und drohte dabei, wofern der Bauer das nicht thue, müſſe er die härteſte Strafe gewärtigen. Der Bauer hielt das Fortſchaffen des Baumes für unmöglich und ging ſeufzend und mit naſſen Augen, bald verzweifelt dem Walde zu. Kaum hatte er den betreten, als er einen Menſchen vor ſich ſah, der ihn fragte, warum er denn ſo traurig ſei? Der Bauer erzählte ihm alles und der Fremde ſprach: „Gehe du nur ruhig nach Hauſe, der Ritter ſoll die Eiche bald vor dem Schloſſe haben." Hocherfreut kehrte der arme Mann dem Dorfe wieder zu: eben hatte er daſſelbe erreicht, als eine der größten und dickſten Eichen des Waldes geflogen kam, das Thor der Burg zerſchmetterte und den Weg dermaßen verſperrte, daß man mit großer Mühe nur in die Burg hinein, oder aus derſelben heraus gelangen konnte. Nun hätte man den Baum gerne zerſchnitten, um den Weg wieder frei zu machen, aber das Holz war ſo hart, daß keine Säge hindurchkonnte und alle Beile daran ſtumpften. Nach langer Mühe und Arbeit mußte der Ritter den Baum liegen laſſen, denn es war nichts damit anzufangen, und an einer andern Seite des Schloſſes ein neues Thor und neue Fenſter brechen laſſen, was er natürlich nur mit großer Schmach und Schande thun konnte. So ſtrafte Gott ſeine Willkür gegen den armen Bauern.

52.

Der ſchwere Hund zu Lübeck.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan II.

In der Mitte Octobers 1687 ließ ſich in eines Schiffers Haus zu Lübeck ein Geſpenſt vernehmen, welches die Gläſer in Stücke ſchlug, den Leuten Nachts die Decken vom Leibe und das Bett unterm Leibe wegrückte und viel andere Poſſen trieb, ohne jedoch Jemanden ein Leides zuzufügen. Verſchiedene Bürger und Fremde kamen in das Haus, konnten aber nichts ſehen; nur einem kleinen Mädchen war der Spuk ſichtbar, und es rief ſtets: „Sieh, ſieh, da geht es und glotzt mich mit glühenden Augen an.“ Endlich wagte es ein kühner Mann mit vier andern wackern Geſellen und gingen in das Haus mit bloßen Degen in der Hand, ſuchten in allen Ecken und Winkeln, blieben auch die ganze Nacht wach und paßten auf, fanden aber nichts. Am 22. October aber ſah man auf dem Hausflur einen großen ſchwarzen Hund, der, als man ihn wegjagen wollte, die Zähne wies und ſo grimmig drein ſchaute, daß diejenigen, welche ihn zu vertreiben meinten, ſelber faſt vertrieben wurden. Als das ruchbar wurde, liefen viel Leute herbei, das ſchreckliche Thier zu ſehen. Drei kühne Kerle wagten es denn auch, auf ihn loszugehen und ihn anzugreifen. Er wehrte ſich nicht im Mindeſten, happte nicht um ſich, aber wich auch nicht von der Stelle, ſondern blieb, wie feſtgenagelt ſtehen. Dadurch kühner geworden, griffen ſie ihn an, um ihn durchs Fenſter zu werfen, aber obgleich zu Vieren, waren ſie doch nicht ſtark genug, ihn aufzuheben. Da traten noch fünf andere zu, um ihnen zu helfen, aber auch zu Neunen ging das noch nicht. Da rief Einer: „Du biſt doch wahrlich ein geduldiger Teufel; pack dich weg, du verfluchter Hund!" Auf das Wort ſprang er weg und zum Fenſter hinaus, mehr denn zwei Ellen hoch in die Luft, fiel dann nieder auf die Erde und verſchied. Seitdem war es mit dem Spuken in des Schiffers Hauſe gethan.

53.

Das weiße Kanin zu Dendermonde.

Mündlich.

Auf dem Wällchen (Veſtje) zu Dendermonde wohnte vor alten Zeiten eine Milchfrau, die ihren Kunden allzeit getaufte Milch, das iſt Milch mit Waſſer vermiſcht, lieferte. Die Bäurin ſtarb ſonder Beichte und ſeitdem ſchwärmte ihr Geiſt jede Nacht in Geſtalt eines weißen Kaninchens um, welches rief:

Ik heb myn ziel aen den duivel verkocht
Dudat myn zoete melk niet en dogt.

(Ich hatte meine Seele dem Teufel verkauft, darum taugte meine ſüße Milch nicht.) Seit die alten Wälle der Stadt vernichtet ſind, ſieht man das Kanin nicht mehr.

54.

Kaninchen zeigt den Schatz.

Mündlich.

J. van de Velde in der Wodana I. p. 157.

Ein Bauer zu Windham ſah jede Nacht ein weiß Kaninchen unter ſeinen Holzſchober kriechen. Da er das Thierchen gern gefangen hätte, verlegte er das Holz und fand ein Loch darunter; in der folgenden Nacht ſetzte er ſich darauf. Als das Kaninchen kam und ihn darauf ſitzen ſah, lief es lange rund, ohne ihm zu nahen. Da frug er endlich: „Ei, warum kriecheſt du nicht in dein Loch?“ Darauf antwortete das Kanin zu nicht geringem Schrecken des Bauern: „Das glaube ich wol, daß ich nicht hineinkrieche; du ſitzeſt ja darauf.“ — „Dann komm, ich will weggehen,“ ſprach der Bauer und wollte aufſtehen, aber das Kaninchen ſprach: „Nein, nein, du kannſt Beſſeres thun. Ich habe da in meinem Leben einen Schatz vergraben, grabe das Loch nur weiter und du wirſt ihn finden. Nimm ihn und ich bin erlöſt.“ — Das that der Bauer und er fand einen ſo großen Schatz, daß er den Hof, worauf er als Pächter wohnte, ankaufen konnte und mit demſelben alles umliegende Land.

55.

Kaninchen auf dem Kirchhof.

Mündlich.

Wodana I, Wo. Nr. 30.

Ein Mann aus Kortryk kam Abends ſpät noch über den Kirchhof und ſah da ein ſchönes, weißes Kaninchen herumhüpfen. „Ah,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „das Thierchen will ich mir fangen, es iſt etwas für Sonntag;“ und er nahm ſeinen Hut in die Hand und lief hinter dem Kaninchen bis an die Kirchthür; da ſchmiß er den Hut darauf, ſo daß es drunter ſaß. „Nun ſollſt du mir nicht lang mehr hüpfen,“ ſprach er und griff mit der Hand unter den Hut, aber das Kaninchen war verſchwunden und weiter nichts zu ſehen als ein Häuschen Erde, grade wie ein Maulwurfshügel. Da ſchlug der Mann ein Kreuz und betete fünf Vaterunſer und fünf Ave Maria, denn er erkannte, daß das Kaninchen ein Geiſt geweſen.

56.

Seele als Vogel.

Thom. Cantipratensis bonum universale de apibus. p. 126.

Nach der Schlacht von Walchern, in der die Fläminge von dem Grafen Florenz von Holland und den Seeländern geſchlagen wurden, ging eine ſehr reiche und fromme Matrone auf dem Schlachtfelde umher, um den Verwundeten Hülfe und den Sterbenden Troſt zu bringen. Da hörte ſie ſich plötzlich rufen, ſchritt dem Orte zu, von woher die Stimme ſcholl, und ſah, daß es ein ſchwer Verwundeter war. Sie hob ſein Haupt und legte es in ihren Schoos, ermahnte ihn, an Gott und das Jenſeits zu denken, und redete ihm zu mit viel frommen Worten. Der Mann wandte ſeine Augen gen Himmel und ſprach: „Habe ich Jemand getödtet, das iſt nicht meine Schuld, ich wollte es nicht; dem, der mich verwundet, vergebe ich von ganzem Herzen und bitte Gott, mir auch alſo zu vergeben. Gern hätte ich noch die heil. Wegzehrung genoſſen; kann ich ſie aber nicht mit dem Munde nehmen, dann wird mir Chriſtus ihr Gnadengeleit doch nicht entziehen.“ Mit den Worten machte er das heil. Kreuzzeichen und ſein Haupt ſank zurück; in dieſem Augenblicke öffnete ſich ſein Mund und ein Vöglein flog heraus, ſo ſchön, daß nichts in der Schöpfung ihm verglichen werden kann, und das erhob ſich mit Rücklaſſung eines überaus köſtlichen Geruches zum Himmel. — Solches hat die Matrone oftmals erzählt und bei ihrem Seelenheile die Wahrheit der Erzählung bekräftigt.

57.

Geiſt erlöſt.

Volksſage von Ypern. MS.

Im Jahre 1459 auf Allerſeelentag wurde zu Ypern ein wiederkehrender Geiſt erlöſt. Es hatte nämlich ein gewiſſer Gerhard Middendorf, ein Bäckermeiſter, ein Haus gemiethet, welches ſeit lange gänzlich verlaſſen geweſen war, weil es darin ſpukte. Nun war ſeiner Frauen erſte Arbeit, das Haus vom Söller bis zum Keller zu putzen und zu fegen; da kam ſie denn auch unter anderm an einen alten Schrank und indem ſie den reinigte, fand ſie ein heimliches Käſtchen, das brach ſie auf und ſah, daß ein Säckchen voll Geld darin lag. Erfreut rief ſie ihren Mann und zeigte dem den gefundenen Schatz. Gerhard war nicht weniger zufrieden darob als ſeine Frau und ſprach: „Nun iſt der Geiſt erlöſt, der hier umging. Laß uns nun zum Goldſchmied und zum Gewandſchneider gehen und für uns Alle etwas Neues kaufen.“ Das thaten ſie auch und kehrten ganz glücklich und ſeelenvergnügt nach Hauſe zurück.

Abends ging Middendorf in die Schenke und die Bäckersfrau blieb allein in der Kammer, wo ſie ſich mit Nähen die Zeit vertrieb. Da ſchlug es elf Uhr und nach dem letzten Schlage hörte ſie in dem alten Schranke einen entſetzlichen Knall, wie wenn der ganze Schrank in Stücke wäre geſchlagen worden. Sie ſchaute nach der Ecke hin, wo er ſtand, und ſah, wie die Thüren ſich öffneten und ein junges ganz altfränkiſch gekleidetes Mädchen daraus trat, welches ſich zu ihr wandte und ſprach: „Frau, das Geld, welches ihr heute gefunden habet, hatte ich in den Schrank gelegt und davon muß ein Gelübde vollbracht werden, welches ich gethan, aber nicht vollbringen konnte.“ Martinchen, die Bäckerin, war ſo erſchrocken ob der Erſcheinung, daß ſie bewußtlos von ihrem Stuhle ſank und an dem Boden liegen blieb, bis ihr Mann zurückkam.

Noch oft kehrte der Geiſt der Jungfrau wieder, ſagte ihr endlich auch, welches das Gelübde ſei, was ſie für die Geneſung ihres Vaters gethan, und Martinchen erfüllte daſſelbe; ſie kaufte nämlich zwei ſilberne Leuchter für den Altar unſerer lieben Frau, eine ſilberne Krone für das darauf ſtehende Marienbild und ein Meßgewand. Das alles opferte ſie an dem Altare in einer feierlichen Meſſe auf. Als dieſe Meſſe zu Ende war und der Geiſtliche das de profundis anſtimmte, da rauſchte es in der Kirche, wie von einem ſtarken Winde und man ſah einen großen ſchneeweißen Vogel, einem Schwane gleich, vor dem Altare fliegen und gleich darauf verſchwinden, woraus man ſchloß, daß der Geiſt nun erlöſt ſein müſſe.

58.

Die baſeler Nachtigall.

Manilius.
Lenglet Dufresnoy Recueil de dissertations. II. 1. p. 29.

Während des Conziliums von Baſel gingen einige von den gelehrten Doctoren in einem Walde ſpazieren und hörten daſelbſt eine Nachtigall, die ſo wunderbar ſang, daß ſie nie in ihrem Leben ſo etwas gehört hatten. Das kam einem der Herren verdächtig vor und er beſchwur die Nachtigall, zu ſagen, wer ſie ſei. Da ſprach der Vogel, er ſei eine verdammte Seele und müſſe in dem Walde wohnen bis zum Tage des jüngſten Gerichts.

59.

Roſe aus des Todten Mund.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. p. 290.

Im Kloſter Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Pſalmen ſang, die mit den Anfangsbuchſtaben des Namens der heiligen Mutter begannen. Es geſchah nun im Jahre 1186, am Feſte des heil. Andreas, als die Mönche zur Nachtwigilie ſich in der Kloſterkirche verſammelt hatten, daß der Subprior rund ging um zu ſehen, ob alle da wären; er fand alle zugegen, ſeinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer, ausgenommen. Das wunderte ihn und er ging zur Schlafkammer und zu Josbert's Bette, denn er dachte ihn noch ſchlafend zu finden; aber er fand ihn kalt und todt und ſah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Roſen, die aus des Hingeſchiedenen Mund, Augen und Ohren hervorblühten und auf denen die erſten Verſe der fünf Pſalmen ſtanden, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war.

Bald war das Wunder rund und der Biſchof kam und nahm die Roſe aus dem Munde, legte ſie in ein kryſtallen Käſtchen und befahl, dies auf dem Altare aufzuſtellen. In dem Augenblicke aber, wo er die Roſe genommen, ſanken die andern vier hin und verloren all ihre Zierde.

60.

Goldwurz blutet.

(Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II c. 55 § 2 p. 533.

Ein Knabe aus dem Bisthum Camerek in Brabant kam zu Thomas und wehklagte und rief: „O Herr, erbarmet euch mein, denn mir iſt Schreckliches widerfahren.“ Thomas ſtand verwundert darob, denn er konnte nicht begreifen, was dem Knaben denn für Schreckliches begegnet ſein möge, und fragte ihn: „Dann ſage mir bald und kühn, was iſt denn das?“ — „O Herr,“ entgegnete der Knabe, „ich ſaß mit andern meiner Kameraden im Felde bei den Ochſen und wollte mir einen Pfeil ſchneiden. Kaum aber hatte ich mit dem Meſſer eine Goldwurz (hastula) geritzt, die mir am beſten dazu ſchien, als das helle Blut daraus lief.“ Thomas beruhigte den Knaben, erfreut, daß es nichts Schlimmeres war, was ihm widerfahren, und ſandte ihn nach Hauſe zurück.

61.

Spinnweibchen in der Linde.

Mündlich.

Zu Weſſalaere bei Nevele ſteht eine ungeheure Linde, die wol ein Jahrtauſend zu zählen ſcheint; aus der Mitte ihres hohlen Stammes ſchießt ein junges Lindchen auf. Neben dem jungen Lindchen ſieht man jegliche Nacht ein ſpinnend Weibchen ſitzen, das iſt alt und runzlich und dreht ſein Rädchen immer fort, mag da zuſchauen, wer will. Um das Weibchen herum ſpringen und ſpielen Thiere aller Art, wie ganz zahm und fürchtet ſich keins.

Viele Leute aus der Gegend gehen hin zu der Linde, das Weibchen zu ſehen; gewöhnlich aber thun ſich mehre zuſammen, denn es hat immer etwas Grauliches.

62.

Jan-Aarten-boimke.

Mündlich.

Dr. Hermans, Geſchiedkundig Mengelwerk. II. S. 304.

Nahe bei einem Grabhügel bei Tilburg ſteht eine tauſendjährige Eiche, welche man Jan-Aarten-boimke nennt. Bei dieſem Baume geht es um und man erzählt ſich viel von ihm. Die ganze Umgegend iſt reich an Urnen, auch findet man dort viel Holzaſche mit Menſchenbeinen darunter.

63.

Weiße Frau zu Stammheim

(bei Köln.)

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XI. c. 63.

Zu Stammheim wohnten im dreizehnten Jahrhundert zwei Ritter, deren einer Herr Günther hieß und der andere Herr Hugo. Einſt, während Günther im heiligen Lande für den Glauben kämpfte, hatte die Kindermagd deſſen beide Knaben Nachts in den Hof geführt, damit ſie einem natürlichen Bedürfniſſe genügten; während ſie aber ſo neben den Kleinen ſtand, ſah ſie plötzlich eine Frau in ſchneeweißem Kleide und mit leichenblaſſem Antlitze, die über die Thorſchwelle hin auf die Kinder ſchaute, dann ſchweigend ſich umwandte und ebenſo durch Herrn Hugo's Thor ihre Blicke ſandte, und zuletzt von da auch weg und dem Kirchhofe zuging, wo ſie verſchwand. Einige Tage nachher erkrankte das ältere Söhnchen Günthers und ſprach alsbald: „Nach ſieben Tagen muß ich ſterben; ſieben Tage ſpäter ſtirbt meine Schweſter Divina und abermals nach ſieben Tagen mein jüngſtes Schweſterchen." Und ſo geſchah es auch und es ging noch weiter, denn nachdem die Kinder todt waren, folgte ihnen die Mutter und endlich auch die Magd. Zur ſelben Zeit ungefähr verſchied auch Herr Hugo nebſt ſeinem Sohne.

64.

Die weiße Frau in Soeſt.

Caesar. heisterb. dial. mirac. dist. III. c. XI.

In Soeſt lebte ein Bürger, mit Namen Henricus Gemma, und der hielt eine Schenke, die jedoch in einiger Entfernung von ſeinem Wohnhauſe lag. Eines Abends kehrte er ſpät zurück, das aus dem Weine gelöſte Geld in ſeiner Taſche. Auf dem Wege fand er eine Frau in weißem Gewande; die zog ihn, als er an ihr vorbeikam, beim Kleide und ſprach zu ihm: „O Freund, wie lange habe ich hier ſchon deiner geharrt! nun komm auch mit mir und gib mir deine Gunſt." Darauf antwortete der Wirth: „Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen und will nichts von dir wiſſen; ſondern will geradenwegs zu meiner Frau nach Hauſe." und mit den Worten riß er ihr ſeinen Rock aus der Hand. Da er auf ihr inſtändigeres Bitten noch immer ihr nicht folgen wollte, faßte ſie ihn endlich mit kräftigen Armen und flog mit ihm durch die Luft über Sankt Patrocli Kloſter weg bis auf eine Wieſe außerhalb der Stadt, wo ſie ihn niederlegte. Nach langer Zeit erſt erwachte er aus einer ſchweren Ohnmacht, in die der Schrecken ihn geworfen hatte, erhob ſich und ging nach Hauſe zurück, wo ihn die Seinigen zu Bette brachten.

Noch drei Nächte nachher kam die weiße Frau und klopfte an dem Hauſe, aber Herr Heinrich rief: „Laßt ſie nur klopfen, ſie kommt und klopft meinetwegen.“ Der Mann überlebte krank und ſchwach kaum noch ein Jahr; dann ſtarb er.

65.

Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.

Mündlich.

A. Heylen, Verlichtinge der brabandsche en andere nederlandsche oudheden. S. 229.

Dr. Hermans, Geschiedkundig mengelwerk. II. S. 209.

Zu Caſtelre bei Eerſel liegt ein Alvenberg, der wegen Spuk ſehr bekannt und gefürchtet iſt. Vorzeiten nämlich haben dort die Elben, Alven oder Kaboutermannekens gewohnt; von ihnen rühren die Töpfe und Krüge her, welche man bei einigem Graben daſelbſt findet.

Sehr häufig findet man kleine Tabackpfeifchen in Menge auf gewöhnlichem Ackerlande; dieſe ſind kurz und dick von Stiel und von ſehr roher Form. Daraus rauchten die Zwerge ehedem und machten das alſo: Ein Zwerglein hielt das Pfeifchen feſt, ein zweites rauchte daraus und ein drittes hielt das Feuer daran.

Wenn man mit dem Reinmachen einer Sache beſchäftigt iſt und man kann nicht ſchnell fertig werden, dann hört man nicht ſelten ſich fragen: „Sollen die Erdmännchen dir nicht putzen helfen?“

66.

Zwerge auf dem Hopfenſöller.

Wieri opera omnia c. 22. p. 71.
Dr. Hermans Geſchiedkundig mengelwerk. II. p. 271.

Die Erdmännlein oder Zwerge ſind nicht alle einer Art. Einige ſind gütig und traulich, werden darum Hausgeiſter genannt. Dieſe halten ſich Nachts gewöhnlich auf dem oberſten Stock auf und ſcheinen Dienſtbotenwerk zu verrichten. Man ſoll meinen, ſie kletterten die Treppe herunter, öffneten die Thüren, legten Feuer an, holten Waſſer und deckten den Tiſch, doch thun ſie im Grunde nichts von dieſem All. Da ſie aus einigen Zeichen wiſſen, was noch geſchehen wird, ſo hört man ſie häufig lange voraus das thun, was ſpäter eintreffen ſoll.

Dies Letzte habe ich ſelbſt (Weier) in meiner Jugend in meinem älterlichen Hauſe zu Grave ſehr oft erfahren. Wenn auf unſerm Speicher viel Hopfen in Vorrath lag, hörten wir die Nacht vor dem Tage, wo Kaufleute kamen, um Hopfen zu kaufen, Hopfenſäcke in Menge die Treppe herabwerfen. Wir waren ſtets erfreut darob und ſagten es unſern Aeltern, denn wir konnten ſicherlich darauf rechnen, daß wir am andern Tage einen guten Handel machten.

67.

Das Zwergloch zu Weingarten.

Mündlich.

Bei Weingarten in der Eifel ſieht man auf der Höhe eines kleinen Hügels eine Höhle; da haben in frühern Zeiten die Zwerge gewohnt. Die Höhle geht auch zwei Stunden weit unter der Erde fort bis in das

Kloſter Schwarzenbroich, wo ſie im Keller einen Ausgang hat. Wenn es die Zwerge nach gutem Weine gelüſtete, oder ſie ihren Freunden von ſolchem geben wollten, dann ſtahlen ſie denſelben aus dem Kloſterkeller, wo er in Menge lag. Auf dem Sommerhäuschen einer bei Weingarten gelegenen Burg ſieht man noch heutzutage eine buntgemalte Figur und das iſt das Bild von einem der Zwerge.

Wenn die Bauern aus der Umgegend an dem Zwergloche vorübergehen, dann werfen ſie einen Stein hinein; dadurch iſt der Eingang nun ſo enge geworden, daß man nur mit großer Mühe noch durch kann.

118.

Der Zwerglein Hülfe.

Mündlich.

In einem weſtflandriſchen Dorfe fällt die Kirmeß juſt in die Erntezeit. Es geſchah einmal, daß in einem Hofe des Dorfes die Knechte und Mägde alle beim Einernten helfen mußten, während im Dorf die Muſik luſtig ſpielte und alle Jungen und Mädchen am Tanzen waren, oder an den Buden auf dem Markte herumſpazierten. Sie arbeiteten alle, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe lief, aber trotzdem ſahen ſie ein, daß ſie doch nicht fertig werden konnten und daß der Spielmann ſeine Geige an den Nagel hängen würde, ohne daß ſie ein Tänzchen gemacht hätten. Sie beklagten ſich auch nicht wenig darüber, aber was konnte ihnen das All helfen; die Arbeit mußte gethan ſein.

Als ſie eben noch ſo recht im Murren waren, ſahen ſie plötzlich ein klein alt Männchen neben ſich ſtehen; das hatte die Hände auf dem Rücken und lachte herzlich drein und ſprach: „Ja Jungen, Jungen; ihr tanzet alſo lieber, als daß ihr hier herumſklavt?“ — „Iſt das noch eine Frage?“ entgegnete einer der Knechte. „Gewiß, Freundſchaft, und nie iſt uns das Arbeiten ſaurer angekommen.“ — „Gut,“ ſprach das Männchen; „dann leget euch … es iſt um zehn Uhr … ſchlafen bis elf Uhr und ſehet nicht weiter um euch. All eure Arbeit wird dann verrichtet werden. Aber daß keiner von euch die Augen aufthue und um ſich laure.“ Das thaten die Leute auch alle, eine neugierige Närrin von Dienſtmagd ausgenommen: die ſchloß die Augen nur halb und lonkte verſtohlen, um zu ſehen, auf welche Weiſe die Arbeit denn eigentlich vollendet würde. Da ſah ſie aber nichts anders, als die Garben fliegen, rechts und links, Bänder drum binden und kurz ein Treiben, als wären tauſend Teufel damit beſchäftigt geweſen. Ehe es noch elf ſchlug, war alles in Ordnung, nur die jener Magd zugewieſene Arbeit war noch nicht verrichtet. So mußte ſie denn zur Strafe für ihre Neugier mutterſeelenallein arbeiten bis Abends elf Uhr, während die andern alle luſtig tanzten und ſprangen.

69.

Die Lappländer zu Langdorf.

Mündlich.

Wodana I. p. 154.

Zu Langdorf gab es ehedem eine große Menge von Kabautermännchen oder Lappländern, ganz kleine Kerlchen, die viel Böſes und wenig Gutes ſtifteten. Sie kamen häufig bei meiner Mutter Großvater, Berg, um ſich Küchengeräthe von ihm zu leihen. Gab man es ihnen nicht, dann wollte es mit der Arbeit auf dem Hofe den ganzen Tag nicht recht fort und allerlei Unangenehmes ſtellte ſich den Dienſtleuten in den Weg. Gab man es ihnen aber, dann ging alles nach Wunſch und Willen. Zumeiſt erfrugen ſie ſich Löffel, Gabeln und Töpfe; gab man ihnen dieſelben rein, dann bekam man ſie ſchmutzig zurück; empfingen ſie dieſelben aber ſchmutzig, dann gaben ſie ſie rein zurück.

Als man ihnen eines Morgens einen eiſernen Keſſel lieh, um Bohnen darin zu kochen (denn zu der Zeit kannte man noch keine Kartoffeln), gingen ſie damit in die Scheune, ſteckten einen Stock in das Stroh, machten ein groß Feuer und hingen den Keſſel an den Stock darüber. Als Berg das ſah, lief er erſchrocken hinzu und rief: „Was macht ihr da, ihr ſteckt meine Scheune in Brand und meinen ganzen Meierhof mit. Iſt das der Dank für meine Güte?“ Die Kabautermännchen lachten aber und ſprachen: „Seid nicht beſorgt darum, es wird nichts verbrennen; ſtatt euch irgendwie Schaden zu thun, wollen wir für euch arbeiten.“ Es war damals juſt in der Erntezeit. Die Knechte zogen aus in's Feld, um das Korn zu mähen, doch als ſie kamen, war die Arbeit ſchon gethan; das Korn war ſo ſchön gemäht, wie man es nur wünſchen konnte. Gegen Mittag kamen die Männchen wieder an die Thüre und erfrugen ſich abermals den eiſernen Keſſel. „Den will ich euch geben,“ ſprach Berg, „aber werdet ihr auch für mich arbeiten?“ — „Weil ihr uns das abfragt, nein, heute nicht mehr,“ ſprachen die Männchen, „wol aber morgen, wenn ihr uns außer dem Keſſel noch Gabel und Löffel leiht.“ Berg verſprach ihnen dieſelben und als man am folgenden Tage das Korn in Garben binden wollte, war das auch ſchon gethan und man brauchte die Garben nur in die Scheune zu führen.

Ein andermal ſollten Bäume gehauen werden, wahrſcheinlich hatte man den Männchen auch wieder nicht ganz nach ihrem Sinne gethan, denn die Bäume waren wol umgehauen, aber ſie lagen quer über der Straße und man konnte ſie trotz aller Mühe nicht von der Stelle bringen. Man ſuchte alſo die Männchen zu beruhigen und da verſprachen ſie denn auch, die Bäume aus dem Wege zu räumen und ſie ſelbſt nach dem Hofe zu bringen, nur müſſe man Pferde und Karren in die Nähe bringen und da allein ſtehen laſſen. Da führten ſie die Bäume weg, eine große Eiche ausgenommen, die ließen ſie liegen. Die Leute gaben ſich nun alle Mühe, den Baum zum Mindeſten ein wenig zur Seite zu bringen, doch das ging nicht, denn damals kannte man die Winden und andere Hebinſtrumente noch nicht. Die Kabautermännchen ſtanden inzwiſchen da und lachten die Leute derb aus, bis Berg ihnen wieder ihren Willen that; da brachten ſie den Baum weg.

Da ſie nun ſehr häufig ſchlimme Streiche ſpielten, ſetzte die Polizei ſich auf die Hinterbeine, um ſie zu fangen, aber nie konnte ſie die Männchen ertappen, denn wenn ſie irgendwo zuſammenſaßen, dann ſtießen ſie ein großes Meſſer, welches ſie ſtets bei ſich trugen, mit der Spitze in den Tiſch. Kam die Polizei dann in die Nähe, dann bewegte ſich das Meſſer und zitterte und fuhr hin und wieder, und zugleich verſchwand das kleine Volk mit Keſſel und Kannen.

Einmal aber hat man ſie doch überraſcht und das war in einem theilweiſe niedergefällten Walde. Da ſaßen ſie, aßen und tranken und tanzten auf den Ellenbogen, die Beine in die Höhe geſtreckt, in die Runde. Als man ihnen nicht zu nahen vermochte, rief man den Pfarrer, doch der konnte auch nichts gegen ſie ausrichten.

Dieſe Lappländer oder Kabautermännchen waren während des deutſchen Kriegs in's Land gekommen. Die

Franzoſen haben ſie herausgejagt. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen geſehen.

70.

Mützchen.

Weinhart epitome historiarum p. 63.

Im Heiniſchen Buſch bei Freiberg in Meißen erſchien ehedem häufig ein Geiſt, welcher die Durchwandernden auf allerlei Manieren quälte. Zumeiſt hüpfte er ihnen auf den Rücken, klammerte ſich um ihren Hals feſt und ließ ſich alſo ein gut Stück Wegs tragen. Waren die Leute dann hundemüd, ſo daß ſie kaum noch Athem ſchöpfen konnten, dann ließ er ſie los, kletterte pfeilſchnell auf einen Baum, lachte ſie derb aus und machte Grimaſſen aller Art. Vornehmlich hat er dies Spiel, wovon viele Perſonen krank geworden und einige ſelbſt geſtorben ſind, im Jahre 1573 getrieben. Von dem Volke wurde er insgemein Mützchen geheißen.

71.

Der Hinzenthurm zu Aachen.

Mündlich.

A. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 325.
Vgl. auch Grimm Deutſche Sagen. I. Nr. 33.

Der Felſen, auf dem die Emmaburg im Limburger Lande ſteht, iſt durch viel unterirdiſche Gänge ausgehölt; in dieſen trieben einſt die Hinzelchen oder Hinzenmännchen ihr Weſen. Bei Tage ließen ſie ſich nicht ſehen, dafür machten ſie Nachts aber allerhand Lärm und Unfug an der Leute Thüren; hatten ſie dies eine Stunde lang, und zwar von Zwölf bis Eins, getrieben, dann zogen ſie ſich wieder in ihre Berglöcher zurück und begannen da luſtig zu ſchmauſen. Ein Jägerburſch hat ihnen einmal dabei zugeſchaut; als er aber am andern Morgen ſeinen Nachbarn davon erzählte, da wurde er bald darauf ſiech und eilte eines Tages in die Felſen um nimmer zurückzukehren.

Die Umwohner waren des Spukes endlich müde und da keine Beſchwörungen halfen, bauten ſie eine Kapelle am Fuße der Emmaburg: ſeit das Glöcklein derſelben die Gläubigen zur erſten Meſſe rief, verſchwanden die Hinzlein und ließen ſich weiter nicht ſehen.

An dem äußern Stadtwalle von Aachen, zwiſchen dem Sandkaut- und Kölner-Thor, ſtand zu der Zeit ein hoher Thurm, von dem unterirdiſche Gänge weit in das Land hineinführten: dahin zogen die Hinzelmännchen und fingen nun in Aachen daſſelbe Treiben an, wie ehedem in den Felslöchern. Vorzüglich wurden die Bewohner der Kölnerſtraße von ihnen geplagt. Zu gewiſſen Zeiten kündigten die Hinzelchen den Bürgern daſelbſt durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. durch Pochen an der Hausthür, Picken und Kniſtern auf dem Herde oder Geraſſel unter dem Küchengeſchirre an, daß ſie Feſt hielten, und dann mußte jeder Hausvater ein blankgeſcheuert Geſchirre um zehn Uhr Abends vor ſeine Thüre ſtellen. Wer das unterließ, der mochte ſicher ſein, die Nacht keine Ruhe zu haben; wagte einer, gar der Männchen zu ſpotten, den zerzauſten ſie dergeſtalt auf ſeinem Lager, daß man ihn Morgens halbtodt fand. So begab es ſich auch einmal, daß zwei Kriegsleute, die in dem Hauſe zum Wildenmann im Quartier lagen, den Hausherrn über das Keſſelausſetzen aufzogen und ſich vermaßen, die Hinzelchen ſollten ſtatt der Keſſel ihre blanken Degen finden. Sie ſetzten ſich denn auch um zehn Uhr an die Thür und zechten da wacker und ſangen luſtige Stückchen dazu. Bald aber ſchwieg ihr Sang und ſie ſchrien zwiſchendie einer dem andern zu: Hinz! Hinz! gingen einander zu Leibe und liefen ſich durch das Hinzengäßchen bis an den Thurm nach: da fand man ſie am andern Tage und hatte einer den andern erſtochen.

So wagte denn keiner, das Keſſelausſetzen zu unterlaſſen. Um Mitternacht liefen die Hinzchen tripp, trapp durch die Straßen und packte ein jedes ſeinen Keſſel auf, womit ſie dann dem alten Thurm zueilten. Am andern Morgen fand jeder Einwohner ſein Geſchirr wieder richtig und blank vor der Thür, die ausgenommen, welche die Keſſel unſauber hingeſtellt; denn deren Keſſel nicht allein, ſondern auch ihr Haus noch, war ganz mit Koth und Schmutz beſchmiert. Das hat gedauert bis zur Stiftung des Regulirherrn-Kloſters; ſeit der Zeit ſind die Hinzelmännchen verſchwunden.

72.

Rievelmännchen und Duwelmännchen.

Mündlich.

Gerrevisse in Vlaemsch. Belgie.

In Limburg an der Maaß liegen die Ruinen des alten Schloſſes Stein. Unter denſelben gibt es eine Menge von Kellern und Gängen, welche von den Rievelmännchen bewohnt ſind. Dieſe Männchen ſchlafen bei Tag und wachen bei Nacht. Dann laufen ſie in all den Häuſern der Gegend rund und holen Küchengeräthe, worin ſie während der Nacht ihr Eſſen kochen. Auch melken ſie die Kühe in den Ställen aus und bringen Zwiſt und Uneinigkeit unter das Geſinde. Wenn dies dann zankt oder gar ſich untereinander ſchlägt, dann ſtehen ſie in der Ferne und lachen und verſchwinden bald darauf wieder in ihren Höhlen.

73.

Zwergloch bei Osnabrück.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4. 2.

Bei Osnabrück in den Bergen (Iburgenſe) findet man eine Höhle mit unzähligen Irrgängen, die von Zwergen bewohnt werden. Dieſe machten um geringen Preis den umwohnenden Bauern allerhand Schmiedearbeiten in Eiſen, auch andern Hausrath; war etwas zerbrochen, das durch keine Menſchenhand wieder ganz gemacht worden wäre, die kunſtreichen Zwerge thaten es mit Leichtigkeit. In Osnabrück ſah ich ein Hangeiſen, woran man die Keſſel übers Feuer hing, das hatten die Zwerge gemacht. Viel erzählte man ſich von ihnen, ſo z. B. daß das Wild in jene Höhle flüchtete, und ſetzten die Hunde ihm nach, dann kämen ſie nicht wieder zum Vorſchein. Dieſe Erdmännchen werden jetzt faſt gar nicht mehr geſehen und haben den Umgang mit Menſchen faſt ganz aufgegeben; es hat nämlich einmal ein muthwilliger Bube, der auch viel Gutes von ihnen empfangen, ihnen zum Danke ſeinen Koth auf die Stelle gemacht, wo man ihnen gewöhnlich den Lohn für ihre Arbeiten hinzulegen pflegte.

74.

Das ſchwarze Männchen.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4. 2.

Im Schweizerland wohnte ein gelehrter Chemikus; zu dem kam einmal ein Bauer und ſprach: „Herr, hört, ich habe euch etwas ins Ohr zu ſagen. Als ich neulich auf dem Berg ein biſchen ſpazieren ging, ſah ich am Fuße deſſelben ein ſchwarz Männchen, welches grub, nun einmal verſchwand und gleich drauf wieder da war und arbeitete. Da ſtieg ich nieder, um das fremde Ding näher zu beſchauen, aber ich fand auch nicht einen Fußtritt, dagegen auf der Stelle, wo das Männlein gegraben hatte, dieſe Erzſtücke hier.“ Derſelbe Bauer erzählte auch, er wäre unlängſt bei einigen Bauern geweſen, die auf den Bergen Kryſtall ſuchen gingen; die hätten ihm eine Stelle gewieſen, wo kürzlich einer von ihnen mit der Hacke gegen einen Felſen geſchlagen und mit gemachter Freude — nämlich um die andern zum Narren zu halten — ausgerufen: „Ei, was für ſchönen Kryſtall finde ich hier!“ Da wäre plötzlich in den Bergen ein ſo gräulicher Spektakel und Geraſſel und Getöſe entſtanden, daß ſie alle geflüchtet wären. Der Chemikus ließ ſich den Ort weiſen, wo das Männlein gegraben, und fand daſelbſt eine reiche Metallader.

75.

Die Bergmännchen im Oberbieberſtollen.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4, 2.

Martin Lichy befand ſich eines Sonntags bei Anbruch der Nacht in dem Oberbieberſtollen und ſah allda ein Männchen ſo groß als ein Kind von acht bis zehn Jahren; es trug ein ledern Kleid, breiten Hut und hatte große funkelnde Augen. Lichy erſchrak nicht wenig und warf ſeinen Stock nach dem Männchen; da verſchwand es.

Ein Anderer war auf einen Sonntag in der Mine Mohren Erbſtollen und hörte da plötzlich ſtark arbeiten, aber als er nachſah, fand er Niemand. Das erzählte er ſeinen Geſellen, doch die lachten ihn aus. Da nahm er ein Grubenlicht und ſuchte nochmals: er hörte von allen Seiten rufen Ba, Ba, Ba und das erſchreckte ihn ſo, daß er ſchnell nach oben eilte. Nun ging er zu den andern Gräbern in die Herberge und wollte denen alles erzählen, doch die hießen ihn ſchweigen, denn es iſt bekannt, daß, wer Andern erzählt von den Bergmännchen, die er geſehen, bald ſterben muß. Trotzdem daß der Mann nun alsbald ſchwieg, wurde er doch krank und iſt erſt nach drei Wochen geneſen. Beinahe daſſelbe paſſirte noch einem andern Gräber, Chriſtian Müller. Simon Krauß zu Schemnitz hatte ſo eine Erſcheinung der Bergmännchen erzählt und ſtarb plötzlich, wovon noch eine Menge Beiſpiele anzuführen wären.

Eine ſolche Erſcheinung der Bergmännchen bedeutet ſtets etwas. Gehen ſie den Gräbern vor, das iſt Hoffnung auf eine reiche Mine.

76.

Engel ſchauen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VIII, c. 43.

Zu Hemmenrode lebte ein Laienbruder, der war Aufſeher über die Scheunen des Kloſters, ein guter und braver Mann. Oft ſah ein anderer gar einfaltvoller Laienbruder deſſelben Kloſters neben jenem einen Engel, wenn er einige Arbeit zu verrichten ausging. Als dieſer dem Abte Hermann das hinterbrachte, ſprach der: „Nun wirſt du den Engel nicht mehr ſehen, weil du von ſeiner Erſcheinung geſprochen.“ Das iſt auch eingetroffen.

77.

Waſſerteufel im Tabakfeld.

Mündlich.

Einem Manne zu Wetteren wurde in jeder Nacht, die Gott erſchaffen hat, ſein Tabakfeld zerſtört, die Blätter niedergeſchlagen, abgebrochen oder was Anderes, kurz, er fand jeden Morgen eine neue Urſache zu Aerger und Verdruß. Darüber wurde er endlich ſo böſe, daß er ſich eine Flinte lud und ſich in der Nähe des Feldes gegen Abend verbarg. Bis Mitternacht blieb alles ſtill, dann aber regte es ſich in den Blättern und eins wurde nach dem andern geknickt. Der Mann legte ſeine Flinte an, zielte und drückte los, aber der Hahn gab kein Feuer; dagegen bekam er ſelbſt einen ſo greulichen Schlag in den Nacken, daß er faſt beſinnungslos zu Boden ſtürzte. Das machte ihn aber nicht irre, er that friſches Pulver auf die Pfanne und als die Blätter ſich wieder regten, drückte er noch einmal los, aber kein Schuß folgte und er empfing denſelben Schlag. „Das muß ich doch dreimal wagen,“ ſprach der Mann, that noch einmal Pulver auf und drückte noch einmal los, doch derſelbe Ausgang erfolgte, und wurde ihm diesmal der Hut vom Kopfe weggeriſſen und eine Viertelſtunde weit geſchleudert, und hörte er dabei ein ſchallendes Gelächter: „Hahaha! Da hab' ich euch einmal feſt gehabt.“ Da erkannte der Mann, daß der Waſſerteufel ihm den Streich geſpielt habe, und ging ſtill nach Hauſe zurück, zufrieden, daß er noch ſo leichten Kaufes von dem Geiſte weggekommen war.

78.

Kind im Waſſer.

Mündlich.

Zu Bongbem in Oſtflandern ging einmal eine Frau zum Bache, Waſſer ſchöpfen, und fand im Bache ein allerliebſtes Kind liegen. Mitleidig nahm ſie das Kind heraus, drückte es in die Arme und trug es mit ſich nach Hauſe, wo ſie es ſorgfältig wickelte und wärmte und es auf ein Kiſſen ſchlafen legte. Dann lief ſie ſchnell zu einer Nachbarsfrau, um von der eine Wiege zu leihen, bekam die auch und machte ein Bettchen darein. Als das Kind erwacht war, gab ſie ihm zuerſt Milchbrei, dann legte ſie es in die Wiege; doch kaum begann ſie zu wiegen, als das Kind pff pff durch den Kamin fuhr und verſchwand. Da ſah ſie, daß der Nix ſie geneckt hatte.

79.

Die Neckerſtraße zu Ypern.

Beſchryvinge van Ypern. Handſchrift der Stadtbibliothek von Ypern.

In dieſer Straße wohnte ehedem eine Wahrſagerin, die im Rufe ſtand, mit dem Necker umzugehen. Den ſchwangern Frauen ſagte ſie voraus, ob ſie eines Knäbleins oder eines Mägdleins geneſen, nannte ihnen auch den Ort, wo ſie gebären würden. Wenn ein jung Paar heirathete, ſagte ſie ihnen für Geld, ob die Braut Kinder bekäme oder nicht und wie viel ſie bekommen ſolle. Wenn die Frauen ſie oft fragten, wo ihre Trunkenbolde von Männern ſäßen, nannte ſie ihnen die Schenke, wo dieſelben eben tranken. Ehe ſie eine Wahrſagung ausſprach, beſchwur ſie den Necker ſtets mit dieſen Worten:

Kom Necker,
Mun decker,
Mun wecker,
Mun lotstrecker,
Mun g'heim entdecker.
Gu torn van dorg,
Wat dat ik u Necker vrag*).

Dann drehte ſie ſich dreimal rund um und ſie wußte alles zu ſagen, was man ſie frug. Ueber ihrer Thüre hatte ſie ein Schild, worauf ſtand:

Der Necker allhier ſagen kann,
Was man fragt, ſei's Frau ob Mann.

Darum nannte man zuletzt die Straße Neckerſtraße.

80.

Das Stroh des Nixes.

Kirchhofs wend. unmuth. VIII, 4. 2. Aus mündlicher Sage. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 219. Gleichf. aus mündl. Quelle.

Zu Kappeln, einem Städtchen im ſtraßburger Gebiet, erzählt man ſich die folgende Geſchichte.

Es wohnte einmal eine Wehmutter in der Stadt, zu der kam der Waſſermann und bat ſie, ſeiner Frau in Kindesnöthen beizuſtehen. Die Wehmutter wollte jedoch nicht vor großer Furcht, aber der Nix bat ſo lange und ſo flehentlich und gelobte ihr ſo theuer, daß ihr kein Leides geſchehen ſolle, bis ſie endlich mit ihm ging. Als ſie ans Waſſer kamen, ſchlug der Nix mit einer Ruthe darauf, und es theilte ſich zur Stunde und Beide ſtiegen eine Wendeltreppe nieder und kamen in eine Kammer, wo eine Waſſerfrau auf einem koſtbaren Bette in Kindesnöthen lag. Als die Wehmutter ihre Pflicht gethan hatte, führte der Nix ſie dieſelbe Wendeltreppe wieder hinauf und gab ihr oben zum Lohn für ihre Mühe ein Büſchlein Stroh. Das wollte die Frau zuerſt nicht annehmen, denn ſie dachte Lohn genug zu haben, daß ſie wieder wohlbehalten auf feſtem Boden ſtand, doch nahm ſie es endlich und ging ihres Weges, warf es aber auf der Straße weg. Als ſie jedoch zu Hauſe ankam, da fand ſie ein Hälmlein des Strohes, welches an ihrem Kleide hängen geblieben war, und als ſie das näher beſchaute, war es pures Gold.

---

*) Komm Nix, mein Decker, mein Wecker, mein Loosziehler, mein Geheimniß-Entdecker und offenbare mir heute, was ich dich, Nix, frage.

Die Leute erzählen auch, daß ein Ritter ſeine entführte Frau in 77 Seen geſucht und ſie endlich in demſelben See gefunden habe, wo die Wehmutter geweſen war. Die Frau bezeugte oft, daß in keinem See, ſelbſt in dem der Venus, ſo ſchöne Gewölbe wären, als in dieſem.

81.

Des Nixes Fuße.

Mündlich.

Meraei in der Wodana I.

Heutzutage ſieht man in der Gegend von Beurne keine Nixen mehr; eine glaubwürdige Frau verſicherte, daß ihre Mutter noch davon gehört und zwar viel davon gehört habe. Zu deren Zeit geſchah es unter andern, daß eine Bäuerin ſich Abends früh zu Bette legte, um des andern Morgens früh aufſtehen zu können, denn ſie wollte allerlei Waaren nach Beurne zu Markte bringen. Da ſie aufwachte, erſchrak ſie höchlich, als ſie ſah, daß es ſchon ganz hell war; ſchnell ſprang ſie aus dem Bette, zog ſich an, nahm ihren Korb und ſchritt bald auf dem Wege gen Veurne hin. Unterwegs fand ſie Jemand, der auch nach der Stadt zu gehen ſchien und ſie freundlich anſprach: „Frauchen, ihr habt große Eile, wie es ſcheint, und ſchwitzet unter euerm Pack; ſicherlich gehet ihr zu Markte und dahin muß ich auch; laſſet mich euern Korb ein wenig tragen.“ Zuerſt dankte die Bäuerin freundlichſt, als der Mann aber immer wieder ſein Anerbieten wiederholte, ſtimmte ſie zuletzt darein und er hing ihren Korb in ſeinen Arm. Bald nahten ſie Veurne, aber die Sonne wollte noch immer nicht aufgehen, im Gegentheil, es ſchien immer dunkler zu werden. Die Bäuerin ging darum langſamer; hatte ſie zuvor gefürchtet, zu ſpät zur Stadt zu kommen, ſo fürchtete ſie nun, noch zu früh da zu ſein. Allerhand Gedanken ſchoſſen ihr in den Kopf und nachſinnend zu Boden ſchauend, ging ſie neben ihrem Geleitsmann her. Zufällig fiel ihr Blick auf deſſen Füße, doch da kriegte ſie einen Schrecken wie noch nie in ihrem Leben, denn die waren von ſo erſtaunlicher Größe, und hatten eine ſo ſonderbare Form, daß ſie noch nie ſo etwas geſehen hatte. Der Geſell ſchien das zu merken; zum mindeſten ſprach er: „Frau, ich muß hier ein wenig zurückbleiben; da iſt euer Korb.“ Die Frau nahm den Korb bebend an und konnte nur mit Mühe ein „Danke euch“ ſtammeln; ſie lief ſo ſchnell ſie konnte über die Brücke, die ſie eben erreicht hatten. Im ſelben Augenblicke hörte ſie einen Plumps und das war der Großfuß, der ins Waſſer geſprungen war und dort verſchwand. Zu ihrer großen Freude ſah ſie in der Nähe eine Meierei und ging darauf zu und erzählte ihren Vorfall, und die Leute ſagten ihr, das ſei Niemand anders geweſen als der

Waſſernix, der ihr den Korb getragen und einen ſo großen Schrecken eingejagt habe.

82.

Nix zu Gent.

Mündlich.

Hinter dem alten Abteigebäude von Sankt Peter zu Gent liegt eine Brücke, auf der ſich ehedem häufig ein Nix ſehen ließ. Er ſtand gewöhnlich mitten auf der Brücke und wartete, bis Jemand kam, der auf die andere Seite wollte. Setzte der nun eben den Fuß auf die Brücke, dann warf ſich der Nix ins Waſſer. Mitleidige Menſchen meinten oft, es ſei Jemand, der ſich erſäufen wolle, und ſprangen nach, wurden dann aber vom Nix gepackt und unter's Waſſer gezogen, ſo daß ſie jämmerlich ertranken. Nur einer Frau wollte er wohl; wenn er die aus der Ferne kommen ſah, lief er ihr entgegen und geleitete ſie nach Hauſe, trug ihr auch, was ſie zu tragen hatte, und bewies ſich auf alle Weiſe freundlich gegen ſie.

83.

Der Nix zu Nieupoort.

Mündlich.

P. C. Lecluyſe in der Wodana.

Zu Nieupoort hat ſich zu allen Zeiten ein Nix aufgehalten. Ehedem ließ man ſich häufig mit ihm in dies Geſpräch ein. Man rief nämlich:

Wecke, Wecke, Wecke!
Hoe waeit de wind?

— In myn nek.
Hoe ſtaje?
— Met myn gat naer de Kantje *).

Der Nix betrog die Fiſcher aber häufig, ſpielte ihnen Streiche und lachte ſie dann derb aus; darum fügen ſie nun ſtets zu: Sta op in gods name! **)

84.

Nix zu Laibach.

Valvaſor Ehre von Crain. Buch 15.
C. de Brans, de Satan II. S. 477.

In dem Laibache und zwar in der Gegend der Stadt gleichen Namens hielt ſich vordem ein Nix auf. Ein Bürger der Stadt, Namens Schmeidler, wollte in einer mondhellen Nacht von einer Hochzeit nach Hauſe gehen. An der ſogenannten Brotkammer angekommen, ſah er plötzlich einen Mann in langem ſchwarzen Rocke aus dem Waſſer des Laibaches kommen; der nahte ihm, zog ihn mit ſich ans Waſſer und ſtieß ihn hinein. Sonder Zweifel wäre der redliche Bürger ertrunken, hätte er ſich nicht an dem Schuppſtuhle (worauf die Bäcker, die das Brot zu leicht backen, ins Waſſer geſchuppt werden) feſtgehalten; auf ſein Geſchrei eilte alsbald die Wache herbei und half ihm heraus; zugleich ſprang der ſchwarze Kerl ins Waſſer und verſchwand.

Ein andermal ſpazierten vier junge Burſche am Ufer des Fluſſes. Einer von ihnen, der, obgleich erſt achtzehn Jahre alt, doch ſtets ein muthwilliger Böſewicht geweſen, begann in dem Geſpräche plötzlich bei Tonnen voll Teufeln zu fluchen. Kaum hatte er aber den Fluch aus dem Munde, als ein ſchwarzer Kerl aus dem Waſſer auftauchte, mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Burſchen zueilte, ihn aus der Mitte der Andern wegriß und ſich mit ihm ins Waſſer warf. Nie hat man die geringſte Spur mehr von ihm entdecken können.

---

*) Wecke, Wecke, Wecke! Wie weht der Wind? — In meinen Nacken. — Wie ſtehſt du? — Mit meinem Rücken nach dem Ufer (zoom).

**) Steh auf in Gottes Namen.

83.

Der Waſſerteufel und die ſieben weißen Geſpenſter.

Mündlich.

Zwiſchen Zwevezeele und Lichtervelde liegen unfern der Ruzebank die Trümmer eines alten Schloſſes. Ein gewiſſer Gbirung kam ſpät Abends einmal in die Gegend, und nahe dem Bache, von dem man ſich viel erzählt rief er: „Waſſerteufel, komm heraus!“ Da rauſchte es plötzlich im Waſſer und es ſprang Jemand heraus und ans Ufer; der Gbirung nahm ſich aber die Zeit nicht, näher zuzuſchauen, wer das war, ſondern lief, ſo ſchnell er konnte, dem nahen Lichtervelde zu.

Ein andermal fuhr eine bekannte Familie von Zwevezeele zur Kirmeß nach Lichtervelde. Als ſie an den Ruinen angekommen war, blieben die Pferde ſtehen, bebten und zitterten vor Angſt und bargen die Köpfe, wollten auch keinen Schritt weiter. Gleich darauf kamen ſieben weiße Geſtalten auf den Wagen los, ſtiegen von vorn herauf und hinten herab und verſchwanden alsdann. Die Pferde begannen zugleich im vollſten Galopp zu rennen und ſtanden erſt im Dorfe ſtill.

86.

Die Jungfrau auf dem Milſenberge.

Henr. Kornmann, de monte Veneris.

Im Stifte Fulda bei Biberſtein liegt ein Berg, geheißen der Milſenberg, welcher wol Meluſinenberg heißen könnte. Davon erzählt man ſich, daß auf demſelben häufig eine Jungfrau erſcheint, die von unten Schlange iſt und ein rechtes Ungeheuer.

87.

Die verwünſchte Jungfrau auf der Scheibenflüh.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Auf der Scheibenflüh findet man weder Grün noch Gras; oben auf der Spitze iſt eine Höhle, darin wohnt eine verwünſchte Jungfrau, die Salina heißt und die bewachet daſelbſt einen Schatz und ſitzt darauf. Viele, die hineingeſtiegen, haben Goldklumpen von da mitgebracht. Eine Menge Sagen gehen von dem Orte umher; man könnte ein halbes Buch davon ſchreiben.

88.

Waldisbalm.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es iſt unglaublich, was die Schweizer nicht all für Wunder von der Höhle Waldisbalm bei Wiznau erzählen. Die Länge und Tiefe derſelben, ſagen ſie, iſt unbekannt; an ihrem Ende befindet ſich aber eine eiſerne Thüre: klopft man daran, dann kommen Erdmännchen oder andere Spuke zum Vorſchein. Auch liegen da viele und große Schätze vergraben und ſieht man anderswo eingehauene Fußſtapfen daſelbſt.

89.

Sage vom glücklichen Berge.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft [illegible]. fol. 169 b.

Biſchof Wilbrand von Paderborn († 1233) war zweimal in des Kaiſers Angelegenheiten im heiligen Lande geweſen. Da hatte er eine alte wunderbare Sage vernommen, wie, daß bei der Stadt Tharſus ein großer Berg läge, den man den glücklichen Berg heiße, oder auch den Berg der Abenteuer. Ein Jeder, der nach vorhergethaner Beichte und Communion nüchtern auf dieſen Berg ſtieg, der fand da gut Abenteuer. Biſchof Wilbrand hatte einen Ritter zu Antiochien geſehn und geſprochen, der hatte auch den Berg beſtiegen und allda ein Tiſchchen gefunden, voll von Speiſen aller Art, und das wiederholte ſich jeden Tag, ſo daß er und Alle, die mit ihm waren, ſtets gut aßen und tranken, ſo lange ſie auf dem Berge waren.

90.

Sankta Orilla.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 799.

Auf der Burg, welche zur Mittagsſeite der Stadt Lindau im See neben der Schiffbrücke und dem Geräthhaus liegt, ruht der Leib einer heiligen Jungfrau, Sankta Orilla, oder Aurelia genannt; ſo gebt die gemeine Sage. Die ſoll zu einer Zeit der Durchächtung in einem Schiff von Fußach, welches Dorf, jenſeits des Sees auf eine Meile [illegible] gelegen, davon den Namen empfing, bis nach Lindau auf gemeldete Burg geſchritten ſein. Man zeiget ihr Grab noch heute.

91.

Der lange Mann bei Köln.

Caesar. Heisterbac. dial. mirac. d. V. c. 36.

Bei Köln liegen zwei Dörfer, deren eines Burg, das andere Rode heißt; dieſe bildeten im dreizehnten Jahrhundert eine Pfarre. Der Paſtor derſelben wollte um Pfingſten einmal Morgens früh von Burg nach Rode gehen, mußte aber auf dem Wege durch einen Wald. Beim Eintritt in denſelben faßte ihn eine bis dahin noch nie empfundene Angſt, ſo daß die Haare auf ſeinem Kopfe ſich in die Höhe richteten; und das war auch nicht zu verwundern, denn kaum hatte er einige Schritte gethan, als er einen langen Mann von überaus häßlichem Anſehen an einen der Bäume gelehnt erblickte. Je länger der Pfarrer auf die Geſtalt ſah, deſto rieſiger wuchs ſie empor, bis daß ſie die höchſten Bäume überreichte. Zugleich erhob ſich um den Mann herum ein ſchrecklicher Wirbelwind und dieſer verfolgte den Pfarrer, der außer ſich ſo ſchnell er konnte nach Rode zulief, und verließ ihn auch nicht eher, als bis er das Dorf erreicht hatte.

92.

Rieſen zu Wetteren und Laerne.

Mündlich.

Ehemals wohnte an dem Orte, wo nun das Dörflein **Wetteren** in Flandern ſteht, eine ganze Familie von Rieſen. Dieſe zog einmal aus, eine andere Rieſenfamilie, die auf dem Schloſſe **Laerne** wohnte, zu belagern. Die letztern Rieſen waren aber ſtärker, als die von Wetteren, und ſchlugen dieſe ſo ganz und gar, daß nur ein einziger übrig blieb und dieſer ſelbſt war noch ſtark verwundet. Er eilte nach Wetteren zurück und brachte den zu Hauſe gebliebenen Rieſen die Nachricht von der Niederlage ſeiner Geſellen und ſtarb wenige Augenblicke nachher.

Zu ſeinem Andenken führt man zu Wetteren noch jährlich in der Prozeſſion das Bild eines ungeheuern Rieſen umher.

93.

Die weiße Rieſenfrau zu Kortryk.

Mündlich.

Zu Kortryk wohnte ein Gerber, das war ein gar wollüſtiger Menſch und der konnte trinken trotz dem beſten Schulmeiſter. Eines Tages kam er Nachts zwiſchen Zwölf und Eins aus der Schenke und wollte nach Hauſe gehen. Auf dem Wege hörte er plötzlich Tritte hinter ſich und als er umſah, bemerkte er eine weißgekleidete Frau, die in einiger Entfernung hinter ihm kam. Da dachte er, er wolle die Frau mit ſich nehmen und ihre Gunſt genießen, und ging langſamer, damit ſie ihn bald einholen könne; dabei ſah er öfters um, ob ſie noch nicht bei ihm wäre. Je häufiger er aber umſah, deſto größer wurde die Frau; als er das merkte, ging er ſchneller und lief endlich ſo ſehr er konnte: als er an der letzten Ecke, um die herum er in ſein Haus mußte, noch einmal umſchaute, war das Weib wol zweimal ſo groß als er. An der Hausthüre angekommen, öffnete er ſo raſch wie möglich und ſtürmte die Treppe hinauf bis zum zweiten Stock, wo ſein Schlafzimmer ſtraßenwärts lag. Da eilte er hinein und riß das Fenſter auf, um zu ſehen, wo das Rieſenweib wäre; in demſelben Augenblicke aber blickte das Weib mit ihren ſchüſſelgroßen Augen ihn durch das Fenſter an. Schnell warf er dies zu und kroch in ſein Bette, wo er die Decke über die Ohren zog. Als er am andern Morgen in den Spiegel ſchaute, waren ſeine Haare alle ſchneeweiß.

94.

Reiſſenſtein.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben, S. 107. Aus mündl. Quelle.

Auf dem Reiſſenſtein oder Rieſenſtein wohnte ehedem ein gewaltiger Rieſe; der wollte ſich eine Burg bauen und rief zu dem Ende eine Anzahl Werkleute zuſammen, denen er befahl, droben auf dem Berge ein Schloß aufzurichten. Als das Werk faſt vollendet war und nur der letzte Nagel am oberſten Fenſter noch fehlte, die Werkleute aber zaghaft daſtanden, indem dieſe Arbeit eine gar gefährliche war, da faßte der Rieſe plötzlich einen der Knechte beim Kragen und hielt ihn vor das Fenſter. „Da ſchlag den Nagel nur ein," ſprach er, „meine Hand iſt feſt, zu fallen ſorge nicht." Der Knecht faßte Muth und hämmerte keck drauf los, bis der Nagel feſt ſaß. Da nahm der Rieſe ihn wieder herein und ſprach lächelnd: „Zwerglein, das haſt du gut gemacht.“

Wenn dieſer Rieſe von einem Berge zum andern wollte, ſo brauchte er nur einen einzigen Schritt zu thun. Noch wacht ſein Geiſt in einer Höhle des Reiſſenſteines über einem ungeheuern Schatze.

95.

Todesrieſe zu Efferdingen.

Kircher, unterirdiſche Welt, Buch VIII. 4, 2. S. 101.

Als ich zu Efferdingen in Ober-Oeſtreich war, hat eine Frau daſelbſt mir erzählt und eidlich befeſtigt, was ich jetzt erzählen werde. Kaum ſiebzehn Jahr alt, ſagte ſie, kam ich einmal mit einer Schürze voll Aepfel von einem nahen Dorfe und wollte nach Hauſe. Nicht weit vom Dorfe ab begegnete mir ein Todtengeripp, ſo groß wie ein Rieſe, das ſchaute mich mit ſchrecklichen Blicken an, faßte mich alsdann und hob mich vom Boden hoch auf. Ich rief in meiner Angſt um Hülfe, da ließ es mich wieder fallen, ſonder daß ich den geringſten Schaden genommen, ja ſelbſt ohne daß ich auch nur einen einzigen Apfel aus meiner Schürze verloren hätte. Als ich nun es wagte, noch einmal ein Auge nach ihm aufzuſchlagen, da nahm es mich und hob mich zum zweiten und zum dritten Male auf; ich rief aber: „O lieber Herr Jeſus, komm mir zu Hülfe, anders muß ich hier ſterben! Da ſchaute das Geripp mich wieder ſchrecklich an, ſchüttelte erzürnt mit dem Kopfe und warf mich auf die Erde, doch nahm ich wieder nicht den kleinſten Schaden. Als ich mich nach ihm umſah, bemerkte ich, daß es mit großen Schritten dem Dorfe zuging, wo es am andern Tage drei Leichen gab. Nach Hauſe gekommen, frug meine Mutter mich, warum ich ſo bleich ausſähe? Da erzählte ich ihr die ganze Geſchichte. Auf der Lippe, mit der ich im Fallen die Erde berührt hatte, bekam ich die Geſtalt eines Pfennigs, fiel nach einigen Tagen in eine ſchwere Krankheit, woran ich ein Jahr lang lag.

Die Bauern in der Gegend erzählen, daß ſie ſehr oft ſolche Spuke ſähen, und unterſcheiden ſelbſt deren Geſchlecht, denn ſie nennen die einen Todt, die andern Todtin.

96.

Karlſtadt's Tod.

Moſtrorius p. 78.

In der letzten Predigt, welche Karlſtadt zu Baſel hielt, ſah er, wie ein großer ſchwarzer Mann in die Kirche kam und ſich neben den Bürgermeiſter ſetzte. Beim Ausgange aus der Kirche frug Karlſtadt, wer der Unbekannte geweſen, aber das wußte Keiner ihm zu ſagen, denn Keiner hatte den Mann geſehen. Als der Prediger nach Hauſe kam, erzählte man ihm daſelbſt, der große ſchwarze Mann ſei vor wenigen Augenblicken da geweſen und habe ſein jüngſtes und geliebteſtes Kind bei den Haaren ergriffen und hoch aufgehoben von der Erde, dann gethan, als wolle er's fallen laſſen oder niederwerfen, um ihm den Hals zu brechen, doch zuletzt habe er's wieder auf die Erde geſetzt und ihm befohlen: „Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er ſich alſo bereit halten mag.“ Karlſtadt erſchrak ſehr, als er das hörte, er legte ſich zu Bette und ſtarb drei Tage nachher.

97.

Tod vorherſagender Weiher.

Camerarius.
Bei Simon S. de Vries Wonderen soo aen als in en Wondergevallen soo op als ontrent de Zeeën. Amst. 1687, p. 138.

In der Herrlichkeit des Erzbiſchofes und Kurfürſten von Trier lag ein Weiher, der Jedermann wohl bekannt war. Wenn ſich in demſelben ein gewiſſer Fiſch von ungewöhnlicher Größe zeigte, dann konnte man ſicher ſein, daß bald der Kurfürſt ſterben würde. Das hat ſich manche Jahre hintereinander bewährt.

98.

Felſen löſt ſich.

S. de Vries Wonderen. p. 130.

Die Baronie oder Herrlichkeit von Hohen-Sax im Schweizerland iſt von dem Kanton Appenzell durch hohe Berge geſchieden. So oft Jemand aus dem freiherrlichen Stamme ſtirbt, löſt ſich ein großes Felsſtück von dieſen Bergen und rollt mit weitſchallendem Getöſe nieder bis auf den Vorhof des Schloſſes Forſteg.

99.

Sankt Severins Kaſten in Köln.

Mündlich.

Wenn große Dürre im Lande iſt und die Noth aufs höchſte ſteigt, dann ſetzt man in Köln den Reliquienkaſten des heil. Biſchofes Severin aus dem Hochaltar in die Mitte der Kirche und hält eine Andacht zu dem Heiligen, um durch ſeine Fürſprache bei Gott von der Plage befreit zu werden. Das Herausſetzen des Kaſtens muß aber durch Geiſtliche geſchehen. Einer von denſelben ſtirbt binnen Jahresfriſt und das hat ſich ſo oft bewährt, daß bei dem letzten Male, wo es geſchehen ſollte, kein Geiſtlicher ſich zu dem Werke verſtehen wollte.

100..

Das fromme Knäbchen zu Speier.

Vincentii Bellovac. spec. historiale. l. VII. c. 89.

In Speier, der hochberühmten deutſchen Stadt, ſiehet man ein wunderbares Marienbild, welches das Jeſuskindlein auf dem Arme trägt. Zu dieſem trat einmal ein Knäbchen, welches ein Stück Brot in der Hand trug; davon brach das Kind ein Bröcklein und reichte es dem Jeſuskind bittend hin, mit dieſen Worten, deren ſich die Kinder gewöhnlich zu bedienen pflegen: „Da, Kindchen, da, beiß einmal.“ Da neigte ſich das Bild des Jeſukindchens und umfing das Knäbchen, indem es ſprach: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage ſollſt du mit mir zuſammeneſſen.“ Das hörte des Knäbchens Mutter und ſie zitterte und bebte, erzählte auch das Wunder alsbald einem alten Canonikus, der gerade vorbeiging. Dieſer erkannte den Sinn jener Worte wohl und ſprach: „Frau, habet Acht auf euer Kind, denn es wird kaum noch drei Tage leben.“ So geſchah es auch; das Knäbchen bekam ein Fieber und war am dritten Tage todt.

101.

Biſchof Conrads von Würzburg Tod.

Eraſmi Francisci höllischer Proteus. S. 307.
[illegible] II. S. 303.

Conrad Wilhelm, Biſchof von Würzburg und Herzog von Franken, ſtellte im Jahre 1684 eine Luſtfahrt zu Waſſer an nach ſeinem Luſthofe zu Veitshöchheim. Als er an dem adligen Fräuleinkloſter Unterzell vorbeifuhr, lag ſeine Schweſter, die Priorin, gerade im Fenſter und ſah, wie im Schiffe vor ihrem Bruder eine ſchwarz überdeckte Todtenlade ſtand. Sie allein ſah dieſelbe und Niemand außer ihr. Die Bedeutung dieſes Geſichtes offenbarte ſich am achten des Herbſtmonats deſſelben Jahres. In der Nacht, welche dem Tage vorherging, fiel des Biſchofs Leibpferd plötzlich todt zur Erde nieder, ohne daß man an demſelben zuvor auch nur das mindeſte Zeichen von Krankheit gefunden hätte, und an dem Tage ſelbſt ſtarb der Biſchof.

102.

Die Fiſche im See zu Ulmen.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 730.

Im See zu Ulmen in der Eifel ſind zwei Fiſche, die ſchon mancher geſehen hat, einer dreißig Schuh lang und ein andrer zwölf Schuh lang, die haben Hechtgeſtalt. Und ſo ſie ſich ſehen laſſen, ſtirbet gewißlich ein Ganerb des Hauſes Ulmen, es ſei Mann oder Frau, wie das oft iſt bewährt und erfahren worden.

103.

Ruf der Sterbenden.

Beyerlinck theatrum vitae humanae l. IV.
Th. Zwingerus V, 190.
Jac. Schilingeri mirabilia mundi p. 600.
Gilhemeri collectanea p. 333.
Phil. Brietii virga dei in Germania p. 687.
C. de Bruin, de Satan B. 390.

Im Jahre 1564 wüthete eine ſehr heftige Peſt an dem Rheine und beſonders in der Gegend von Baſel. Während derſelben hat man durchgängig geſehen, daß die von ihr Ergriffenen im ärgſten Augenblicke ihrer Krankheit und kurz vor ihrem Tode den Namen des Einen oder Andern aus ihrer Verwandtſchaft ausriefen, oder auch den eines ihrer Bekannten oder Nachbarn. Es dauerte dann nicht lange und der Gerufene wurde gleichfalls ergriffen von der Peſt und rief wieder, ehe er den Geiſt aufgab, einen Andern, der gleichfalls bald darauf erkrankte und es ebenſo machte.

104.

Pilgrim ſtirbt.

Mündlich.

Zu der Muttergottes von Scharfenhügel in Belgien wallfahrten jährlich eine Menge von Pilgrimen aus Städten und Dörfern von nah und fern. Unter andern kommt auch eine Prozeſſion dahin, die führt eine Todtenlade mit ſich, denn einer aus ihrer Mitte ſtirbt jedesmal unterwegs; den ſargen ſie dann ein und tragen die Leiche mit ſich zurück nach Hauſe, ſie da zu beerdigen. Dieſe Prozeſſion hat noch nie ihren Gang nach Scharfenhügel gemacht, ohne daß ſie nicht einen ihrer Pilgrime verloren hätte.

105.

Herzog Rudolph vor Gottes Richterſtuhl gerufen.

Hieron. Drexelius vom Richterſtuhl Chriſti. C. III. §. 3.

Herr Rudolph, Herzog zu Oeſtreich ſtellte einen Ritter aufs Leben nach, den er letztlich auch gefangen und torquirt, in einen Sack ſchieben und ins Waſſer hat werfen laſſen. Ehe aber der Ritter ganz im Sack war, ſahe er den Herzog am Fenſter und ſchrie ihm zu: „Herzog Rudolph, ich lade dich vor Chriſti Richterſtuhl, damit du alda Rechenſchaft ablegeſt, warum du mich unſchuldiger Weiſe durch einen alſo übeln und tyranniſchen Tod hinrichteſt.“ Nach ſolchen Worten wurde der Sack zugebunden. Der Herzog lachte der Ladung nur, ſprach: „Es iſt ſchon gut, geh' nur voran, ich werde nachkommen,“ machte ſich auch weiter kein Bedenken, ſondern lebt' fröhlich hinein. Ehe aber das Jahr um war, ergriff ihn ein Fieber. Da fiel ihm der traurige Gedanke an jene Vorladung ein: „Ach, lieben Freunde,“ ſprach er, „der Tod iſt vorhanden, ich muß fort; länger kann ich mich nicht aufhalten, ich muß vor Gericht.“ Wie er geredet, ſo iſt es geſchehen und iſt er bald darauf geſtorben.

106.

Von viel Andern, welche gleicherweiſe vor Gottes Gericht geladen worden.

H. Drexelius Richterſtuhl Chriſti C. III. §. 4. u. 6.

Im Jahr Chriſti 1003 wollte Meinwerkus der zehnte Biſchof von Paderborn, die ſinkende Zucht im Kloſter Korvei wiederum erheben und aufrichten, kam deshalb dahin und wollte des Reformirens einen Anfang machen

Es widerſtand ihm aber darin der Abt Walo, der durchaus keine ſtrengere Regel geſtatten oder zulaſſen wollte. Der Handel kam letzlich vor den Kaiſer und ward die Sache ſo weit gebracht, daß der Abt ſeines Amtes entſetzt wurde. Nun getraute ſich der Biſchof, beharrlich in ſeinem guten Vernehmen von Neuem, eine andere Ordnung zu Korvei einzuführen und wollt beim Gottesdienſt in der Kirche den Anfang machen. Es war aber im Kloſter ein Kuſtos oder Sacriſteimeiſter, mit Namen Boſo, der wollt ihm die prieſterlichen Gewändern zum Altar folgen laſſen, warf auch alles vom Altar hinweg, was der Biſchof ſelbſt an Kleidern mitgebracht; er blieb auch darin halsſtarrig, obwol man ihn zweimal deswegen ermahnte und ihm das verwies. Der Biſchof, durch ſo große Unbild bewegt, forderte den gottloſen Mönch vor Gottes Gericht, ſprach: „Du mußt dem höchſten Gott über dieſe freventliche That Rechenſchaft ablegen.“ Solches Drohen achtete der Mönch für nichts und lachte den Biſchof nur aus, der aber nicht gefehlet in ſeiner Citation, denn in derſelben Stunde, in welcher der Biſchof geſtorben, ſtarb auch der Mönch Boſo eines jähen Todes unter des Barbiers Hand, während man ihm den Bart ſchor. Es iſt bei uns Deutſchen ein altes Sprüchwort: Gott richt't, wenn Niemand ſpricht.

Sankt Benno war ein Biſchof in Meißen und hat ſeinem Bisthum vierzig Jahr mit ſolch heiligem Wandel vorgeſtanden, daß er mit großen Wunderzeichen leuchtet. Darunter iſt das Folgende nicht das Geringſte: Otto Markgraf in Meißen zog widerrechtlich die Kirchengüter des Bisthums an ſich. Sankt Benno ermahnt' ihn freundlich, dieſelben wieder zu erſtatten, ſprach dabei, falls er das nicht thue, gäbe es einen gerechten Richter, bei welchem man Recht ſuchen müſſe; der wiſſe wol um all Unrecht und räche es zu ſeiner Zeit. Der Markgraf, der ein wilder Menſch war, nahm die Zurede übel auf und gab dem heil. Benno einen Backenſtreich. Darauf ſprach Sankt Benno: „Von heut ab übers Jahr eben auf dieſe Zeit wird Gott dieſe Unbild rächen." Der Markgraf lachte deß und ſprach: „Sage mir, Biſchof, wer hat dich zum Kanzler im Himmel beſtellt? Oder biſt du unſers Herrn geheimer Rath?" Nicht lang darnach fing Sankt Benno an zu kränkeln und endete nicht lang darauf im Gebet ſein Leben. Das war im Jahr Chriſti 1106. Als nun das Jahr herum war und der von Sankt Benno beſtimmte Tag erſchien, da ſprach der Markgraf: „Sehet, heut iſt der gefährliche Tag, mit dem Benno mir gedrohet hat, er iſt faſt herum und mit ihm auch die Weiſſagung hin." Kaum hatt' er aber die Worte aus dem Munde, als er jählings zu Boden ſtürzte und ſchrie, man ſollte ihm helfen. Aber der Tod that das Seinige, er riß den ſeufzenden und ſtreitenden Markgrafen vors Gericht, wie Sankt Benno geweiſſagt.

Kaiſer Otto I. ward von ſeinem Sohn Wilhelm, Biſchof zu Mainz, wegen der Heirath mit Frau Adelheid mit ſcharfen Worten geſtraft, weßwegen der Kaiſer ihn in das Gefängniß ließ werfen. Da rief Wilhelm ſeinen Vater vor Chriſti Gericht, ſprach: „Am heiligen Pfingſttag wollen wir Beide vor dem Herrn Jeſu unſerm Richter erſcheinen und den Handel ausmachen." Und wahrlich, der Kaiſer iſt am ſiebenten Mai am heil. Pfingſttag in Sachſen an einer ſchnellen Krankheit geſtorben, nachdem ſein Sohn Wilhelm ihm einige Monate früher dahin vorgegangen war.

107.

Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb.

Caes. heisterbac. dial. mir. l. XII. c. 5.
Quatuor novissima cum multis exemplis pulcherrimis. Daventrie. 14.

Aus Aerger über eine ihm auf ſeinem Schloſſe Nideck widerfahrene Schande erkrankte Graf Wilhelm und wollte dann nach Köln. Unterwegs aber fühlte er die Kräfte ſeines Leibes wie ſeiner Seele ſchwinden und ſprach: „O, ich ſehe Köln nicht mehr wieder.“ Man ließ ihn nieder und der Arzt erklärte alsbald, der Tod ſtehe vor der Thür; fügte dann die Bitte hinzu: „Ich rathe euch, daß ihr doch eure Gemahlin wieder zu euch nehmet; thuet das.“ — „Das geſchieht nimmer,“ ſprach der Graf. Da bat der Arzt für einen Ritter, den Herr Wilhelm im Kerker ſchmachten ließ, aber der Graf ſprach: „So lang ich lebe, verläßt er den Kerker nicht.“ — Dann wird er noch vor morgen frei,“ ſagte der Arzt, und ſo geſchah es auch.

Als nun ſein letztes Stündlein da war, da lag er an der Bruſt einer Frau, die er ihrem Manne geraubt hatte. „Was fange ich nun an nach eurem Tode?“ frug dieſe. „Du mußt einen jungen Ritter heirathen,“ antwortete Wilhelm und das waren ſeine letzten Worte.

In derſelben Nacht wurde eine Nonne des Sankt Mauritiuskloſters in Köln vom Geiſte in die Hölle geführt und ſah da einen ſchrecklichen Topf, der war mit einem glühenden Deckel zugedeckt und von Schwefelflammen umgeben. Als ſie ihren Geleiter darüber ausfragte, ſprach derſelbe: „Da ſind nur zwei Seelen in; die des Kaiſers Maxentius und die des Grafen Wilhelm von Jülich.“ — Als ſich nun am andern Tage Morgens die Kunde verbreitete, daß der Graf geſtorben ſei, da erkannte die Nonne die Wahrheit ihres Geſichtes.

108.

Bertolf von Zähringen.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. XII, c. 13.

Eines Tages wandelten ein paar Männer in der Gegend des Berges Giber, der, irren wir nicht, in Sicilien liegt und ein gewaltiger Vulkan iſt, und hörten eine Stimme, die rief: „Macht den Ofen zurecht!“ Dieſer Ruf wurde noch zweimal wiederholt; nach dem dritten Male fragte eine andere Stimme: „Wofür denn?“ und die erſte Stimme antwortete: „Unſer guter Freund kommt, der Herzog von Zähringen, der uns ſo viel Dienſte ſchon bewieſen hat.“ Das machte die Männer aufmerkſam und ſie zeichneten den Tag und die Stunde auf, wo ſie die Stimme gehört hatten, und meldeten alles dem Kaiſer Friedrich, zugleich fragend, ob Herzog Bertolf vielleicht um die Zeit geſtorben wäre. Bald darauf hörten ſie, daß das in der That war.

Bertolf aber war ein unmenſchlicher Tyrann und ſo geizig, daß keiner ihm darin gleich kam. Als er am Tode lag, trug er ſeinen Vertrauten auf, all ſeine Reichthümer auf einen Haufen zu werfen und zu verbrennen. Da fragten ihn mehre, warum er das wolle, und er antwortete: „Wenn ich all die Schätze ſo laſſe, wie ſie ſind, können ſich meine lachenden Erben leicht darin theilen; ſind ſie aber zuſammengeſchmolzen, dann ſchlagen ſie ſich todt darum.“

Eine ähnliche Geſchichte noch erzählt Caeſarius von einem Schulzen von Lechenich, einem Dorfe bei Köln. Einige Flämige, die über Meer zogen, hörten an demſelben Berge die Worte: „Ach, da kommt unſer Freund Siward, der Schulz von Lechenich!“ Sie merkten Namen, Wohnort, Tag und Stunde an und erfuhren ſpäter, daß der Mann in demſelben Augenblicke geſtorben ſei.

109.

Feindſchaft auch nach dem Tode.

Caes. heisterb. dial. mirac. d. XI, c. 60.

Zwei Familien von Bauern im Kölner Bisthume lebten in tödtlicher Feindſchaft. Sie hatten jede einen ſtolzen und übermüthigen Bauer an der Spitze, und dieſe ſtifteten ſtets neue Feindſeligkeiten und gaben Anlaß zu immer erneuten Kämpfen, hatten gar ihre Luſt und Freude daran und wollten nie in Friedensunterhandlungen willigen. Es geſchah aber durch Fügung Gottes, daß dieſe Beiden an einem Tag ſtarben, und da ſie in ein und derſelben Pfarre wohnten, in Neukirchen nämlich, ſo wurden ſie in ein und demſelben Grabe beerdigt. Doch da ſah man etwas Unerhörtes und ganz Wunderbares. Unter den Augen aller Zuſchauer nämlich wandten ſich die Beiden den Rücken zu und ſtießen dabei einander alſo mit den Köpfen und Füßen und mit den Rücken ſelbſt, als wären es zwei ungebändigte Füllen geweſen. Da zog man den Einen aus dem Grabe und begrub ihn an einem andern Orte. Dieſer Streit aber war Urſache, daß ſich die beiden Familien ausſöhnten.

110.

Die Gereonskiſte in Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. II. c. 31. ed. Tissier in bibliotb. patr. Cisterciensium T. II. f. 47.
Aus mündlicher Quelle mitgeth. in von Merings und Reiſcherts Geſchichte der Stadt Köln. Band I.

Noch häufig erzählt man ſich bis zum heutigen Tage (gegen 1240) die Geſchichte eines Wucherers, der in der Kirche das heil. Gereon zu Köln begraben liegt.

Lange hatte derſelbe reich und geizig in ſeinen Sünden gelebt; endlich aber führte ihm die Gnade Gottes einen Prieſter zu, dem er beichtete und in ſeiner Zerknirſchung verſprach, all ſeine Schätze und Güter den Armen zu geben. Der Prieſter gebot ihm darauf, all das Geld in eine Kiſte zu legen, dieſe zu ſchließen und den folgenden Tag abzuwarten. Als der Wucherer nun die Kiſte wieder öffnete, da fand er zu ſeinem größten Schrecken nicht mehr das Geld, wol aber ſtatt deſſelben Tauſende von Kröten darin. Da ſprach der Prieſter: „Siehſt du nun, wie deine Almoſen ſo gefällig vor Gott ſind? Willſt du aber dein Heil, dann entkleide dich und lege dich dieſe Nacht zu den Kröten.“ Das verſprach der Wucherer gerne und der Prieſter blieb dabei, bis er in der Kiſte lag, und ſchloß dieſe alsdann und ging weg. Am folgenden Morgen kehrte er zurück, um dieſelbe wieder aufzuſchließen; aber da war von dem Wucherer nichts mehr zu ſehen, als die nackten, noch feuchten Knochen: alles Fleiſch hatten die Kröten weggefreſſen. Da ließ der Prieſter die Kiſte eingraben unter dem Portale der Sankt Gereonskirche und ſeit der Zeit hat man daſelbſt keine Kröte mehr geſehen, denn keine konnte lebend die Schwelle des Portales überſpringen.

111.

Korn verwandelt.

Aus den Predigten des Bruders Berthold. Brüßler Handſchrift f. 161 verso.

Es war ein Biſchof grauen Ordens von Zitel, gar ein guter heiliger Mann. Zu dem kam einmal ein gar reicher Mann, der bat ihn, daß er ſeine Beichte hören möge; das that der Biſchof und er vernahm, daß der

Mann viel unrechtmäßigen Gutes hatte. Da ſprach der Biſchof zu ihm: „Nun geh hin und gib einer armen Wittib deines Kornes zwei Malter um Gottes willen.“ Der Mann ſprach: „Ja gerne,“ that es auch, kam wieder und ſagte zu dem Herrn: „Herre, was ihr mir geheißen habet, das habe ich gethan,“ und er wähnte, damit aller Sünde ledig zu ſein. Da ſprach der Biſchof: „Nun geh hin und kauf die zwei Malter wiederum von der Frau für deine Pfennige.“ Das that er auch, kam und ſprach: „Herre, ich habe das auch gethan.“ — „Nun, das iſt gut,“ ſprach der Biſchof; „dann thu noch eins und lege die zwei Malter in einen Kaſten abſonderlich und ſchließe den Kaſten feſt zu, ſo daß nichts weder herein noch heraus kommen kann.“ Das that er ebenfalls, kam wieder und ſprach: „Herre, auch das hab' ich gethan.“ — „Nun, das iſt gut, dann gehe bald hin und ſieh, wie es um dein Almoſen ſtehet.“ Der Mann ging und ſchloß den Kaſten auf, fand aber kein Korn mehr darin, ſondern nur Nattern und Kröten und die fuhren ganz gräulich durcheinander, auch gegen ihn, als ob ſie ihn hätten freſſen wollen. Da ſchlug er den Kaſten zu, ging zum Biſchof und ſagte, was ihm widerfahren. Da ſprach der Biſchof: „Sieh, das iſt dein Almoſen; wie meinſt du nun, daß dir geſchehe mit dem Gut, welches du mit Unrecht gewonnen haſt?“ Er ſprach: „Herr, genadet und ſaget mir, was ich denn thun muß.“ Da ſprach der Biſchof: „Willſt du mir folgen, ich gebe dir einen Rath, und noch vor Morgen wirſt du all deiner Sünden ledig ſein.“ — „Ja, Herre, gern.“ — „So lege dich in jenen Kaſten zu den Nattern und zu dem Gewürm, und ich will dir bürgen, daß du eben ſo geſund wieder herauskommen wirſt, wie du jetzund biſt.“ — „Nein, Herre, du ſaheſt nicht, wie ſie zappelten und wie ſie wiſpelten; ich wollt immer eher in der Hölle ſein.“ Er blieb auch aus Furcht ohne Buße und fuhr in die Hölle.

112.

Das verzehrte Getreide.

Petri Bizari epitome f. 291.

In Schwaben lebte einſt ein reicher und mächtiger Edler, Namens Rickberger, deſſen jährliche Einkünfte ſich wol auf mehr denn dreißigtauſend Goldſtücke belieſen. Der war dabei aber ſo geizig, daß es nicht zu ſagen iſt, und ſeine einzige Sorge, immer mehr und mehr Reichthümer aufzuhäufen, gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht. Eines Jahres waren die Feldfrüchte über Maßen gut gerathen und er hatte all ſeine Speicher ſo gefüllt, daß ſie drohten zuſammenzuſtürzen; dennoch verkaufte er das Getreide nur zu unmäßig hohen Preiſen und ſteigerte dieſe zuletzt ſo ſehr, daß die armen Leute entweder vor Hunger ſterben oder ihr Habe und Gut verkaufen mußten, um ſich das nöthige tägliche Brot zu verſchaffen. Zu dieſer Zeit kam einmal ein armer Mann, der noch dazu viele Kinder hatte, und bot ſeine letzten ſechs Thaler dem Rickberger für ein gewiſſes Maß Korn, verſprach auch dabei, daß er, was etwa an dem Gelde noch mangelte, in kürzeſter Zeit nachzahlen werde. Rickberger erzürnte ob der Bitte und fluchte und ſchimpfte und ſchwur, er werde das Getreide nicht eher geben, bis die Summe vollſtändig ſei; ſo mußte der Arme das Haus verlaſſen, aber das that er nicht, ohne Gottes Rache noch über den Geizhals herabzurufen. Einige Tage nachher ſandte dieſer einen ſeiner Diener auf den Speicher, um nach dem Getreide zu ſchauen, aber einen Augenblick darauf ſtürzte der Menſch in Angſt und

Schrecken in Rickbergers Kammer und kündete ihm, daß drei ſchwarze Ochſen auf dem Speicher umgingen und das Getreide auffräßen. Da ſchickte der Geizhals einen andern hinauf, aber der meldete bald, daß er außer den Ochſen auch noch Pferde geſehen habe. Nun wollte er der Sache ganz gewiß ſein und ſich ſelbſt überzeugen; als er jedoch durch eine Thürritze auf den Söller ſchaute, ſah er dieſen ganz bedeckt mit Vieh aller Art, welches luſtig in dem Getreide herumwühlte und daſſelbe aufzehrte. Darob entſetzte er ſich dermaßen, daß er zur Stunde den Verſtand verlor und nicht lange darauf elendiglich ſtarb.

113.

Getreide gelobt und nicht gegeben.

Mündlich.

Zu Aſſenede liegt eine Meierei, die heißt der Lampaertshof. Da wohnte vor langen Jahren ein Bauer und der reiſte eines Tags über See. Ein großes Unwetter überfiel ihn und das Schiff wurde alſo ſehr von den Wellen auf und niedergeworfen, daß Alle nicht anders meinten, als ſie wären verloren geweſen. Beſonders ängſtlich war es dem Bauer zu Muthe; er fiel auf ſeine Knie und that ein Gelübde zu Gott, daß, wenn er aus dieſer großen Gefahr errettet würde, er den Armen ſoviel Getreide ſchenken werde, als er zu dem Folgenden bedürfe: er wolle deſſen ſo lange aus dem Söllerfenſter der Meierei ſchütten, bis der Haufen mit dem Fenſter gleich ſtünde. Man ſagt aber gemeinlich: in der Noth gelobt, iſt bald vergeſſen, und ſo ging es auch dem Bauer. Als er zu Hauſe wieder wohlbehalten und geſund angekommen war, gedachte er des Gelübdes nicht mehr und ſtarb darüber. Nach ſeinem Tode fing er an zu ſpuken und trieb das ſo lange, bis kein Menſch mehr auf dem Hofe wohnen konnte. Da ließ man den Pfarrer kommen und der machte der Sache kurz ein Ende und verbannte den Bauer auf hundert Jahre nach der rothen See. Jedes Jahr mag er aber dem Hofe wieder um einen Schritt näher kommen: wenn er ſo endlich wieder zu dem Hofe zurückgekehrt ſein wird, dann wird derſelbe verfallen und keine Spur mehr von dem ſchönen Gute übrigbleiben.

114.

Das Schloß von Vinderhouthem.

Mündlich.

Einer der Herren von Vinderhouthem hatte keine Kinder. Da wandte er ſich nach langem und vergeblichem Hoffen und Harren endlich an die heil. Mutter Anna und gelobte, falls er Kinder bekäme, dieſelben bis zum ſiebenten Jahre in Ordenskleider zu kleiden, die Knaben als Minderbrüder, die Mädchen als Nonnen, und außerdem der Heiligen auch noch eine Kapelle zu bauen. Bald darauf war die Gräfin geſegneten Leibes und ſie ſchenkte ihm einen Sohn und eine Tochter; deren Bildniſſe ſieht man noch zu beiden Seiten des Altars der Annenkapelle. Zu dieſer kehrt jedes Jahr am Vorabend vom Sankt Annentag auch des Grafen Geiſt zurück.

Ein anderer Herr von Vinderhouthem, Graf Walther genannt, lag in ſeinem Sterbeſtündlein neben einem großen Fenſter, welches auf den Schloßgraben ausging. Als er nun ſeinen Tod nahen fühlte, befahl er einen vollen Sack Korn in das Fenſter zu ſtellen, und als das geſchehen war, erhob er ſich und ſtieß daran, daß der Sack hinausfiel, ſprach: „So viel Körnchen Korn, als da in's Waſſer fallen, ſo viel Seelenmeſſen ſollt ihr für mich leſen.“ Andere ſagen, er habe befohlen, den Graben mit Korn zu füllen und ſo lange deſſen zuzutragen, bis daß es mit den Fenſtern des Saales, in welchem er ſich befand, gleich ſtände, und dann geſagt, daß man ſo viel Meſſen für ihn leſen ſollte, als Körnchen in dem Haufen wären.

Allen Grafen dieſes Geſchlechtes wurde ihr Tod vorherverkündet durch ein klagend und ſeufzend Licht, welches ſich an einem Moor in der Nähe des Schloſſes zeigte. Die Stelle, wo das Moor einſt war, heißt davon noch Meerſch van Zuchten.

Eine Nebenlinie der Grafen hatte die Verpflichtung, das Oel für die Gotteslampe der Kapelle zu liefern und außerdem jährlich gewiſſe Meſſen leſen zu laſſen. Eine Gräfin von G..... hatte dies vernachläſſigt; da ſah man während drei Tagen eine Kutſche, mit ſchneeweißen Roſſen beſpannt, ganz nahe an dem Schloß immer hin und wieder fahren. Zur ſelben Zeit wollte ein Bauer Abends auf das Schloß gehen und fand auf der Thürſchwelle einen prächtig gekleideten Herrn, der ganz ſteif und unbeweglich daſaß. Der Bauer wünſchte ihm freundlich guten Abend, aber der Herr antwortete nicht. Da wiederholte der Bauer ſeinen Gruß, aber er bekam ebenſowenig Antwort. Als daſſelbe aber auch für's dritte Mal ſtattfand, wurde der Bauer böſe und ſchrie: „Sprecht, Herrſchaft, oder ich ſchlag euch nieder!“ und damit ſchwang er ſeine Schaufel ums Haupt, daß es ſauſte, aber keine Antwort. Da ſchlug der Bauer zu, als hätte er dem Herrn den Kopf geſpalten, aber die Schaufel fuhr durch den ganzen Herrn durch und der war verſchwunden.

Nun ſieht man wenig mehr da, nur von Zeit zu Zeit gewahrt man noch ein weiß Kaninchen, welches klagend um die Bäume und Hage irrt und, naht man, plötzlich verſchwindet.

115.

Diebe vom Galgen dienen dem Herzog.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions p. 193.

Herzog Karl IV. von Lothringen hatte einen Kammerdiener, der hieß Desbordes und das war ein ganz unbegreiflicher Menſch; er konnte Dinge verrichten, worüber einem der Verſtand ſtill ſtand. So war der Herzog einſt mit großem Gefolge auf der Jagd und der Mittag nahte und ſie hatten nichts zu eſſen. Da nahm der Kammerdiener ein Schächtelchen, das hatte drei Lädchen und daraus zog er ein vollſtändiges und koſtbares Mittagseſſen für den Herzog und Alle, die mit demſelben waren. Und um die Sache noch wunderbarer zu machen, befahl er drei Spitzbuben, die ſeit lange ſchon an einem nahen Galgen hingen, herbeizukommen und dem Herzoge nach Gebühr zu dienen; und als ſie das gethan hatten und das Mahl geendet war, hieß er ſie wieder zurückkehren.

Ein anderes Mal ließ er die auf einer Wandtapete gemalten Perſonen aus der Tapete heraus und bis in Mitte des Saales kommen; das Alles hat er aber ſchwer büßen müſſen und iſt um ſeiner großen Kunſt willen lebendigen Leibes verbrannt worden.

116.

Todter zu Tiſch geladen.

Mündlich.

In Herzogenbuſch lebte vor langer Zeit ein Junker, der weder Gott noch Gebot kannte und ein höchſt ſündig Leben führte. Dieſer ſtritt eines Abends im Wirthshaus darüber, daß man nach dem Tode noch lebe, und hielt ſich darauf, was todt wäre, das bliebe todt. Beim Nachhauſegehen mußte er über den Kirchhof paſſiren. Da ſtieß er mit dem Fuße zufällig an einen Schädel und rief laut auf: „Haha, das iſt ſchön! Du ſollſt noch leben! Komm doch heute noch zu mir, mein Abendbrot zu theilen, wenn du denn noch Leben inne haſt.“ Und er lachte und ging ſeines Weges weiter. Zu Hauſe beſtellte er ſich ſein Eſſen auf die Kammer und ſetzte ſich fröhlich zu Tiſche. Da klingelte es, die Magd öffnete und ein fremder Mann ſtand vor der Thüre und fragte nach dem Junker. Die Magd führte ihn in deſſen Zimmer und da ſprach der Mann: „Junker, ihr habet mich eben zu Tiſche gebeten; wie ihr ſehet, folge ich eurer Einladung.“ Da überlief es den Junker eiskalt und noch mehr, als der Mann ſeinen Mantel ablegte und als ein ſcheußliches Todtengerippe daſtand. Der Junker fiel in Ohnmacht zu Boden, die Magd hörte den Fall und lief herbei, aber ſie fand keine Spur mehr von dem Manne. Als der Junker wieder zu ſich kam, redete er irre und iſt auch wahnſinnig geſtorben.

117.

Selbſtmörder kehrt wieder.

Jo. Franc. Pici strix s. de ludificat. daemon. l. III ed. M. Weinrich. Argentor. 1612. in prooem. p. 1.

Es geſchah im Jahre 1591, auf einen Freitag und zwar am 20. September, daß ſich ein Schuhmacher in einer bekannten Stadt Schleſiens die Gurgel abſchnitt. Weil das nun eine große Schande für die Familie gegeben hätte, wenn es ausgekommen wäre, that die Witwe alles Mögliche, um die Sache geheim zu halten: ſie ſagte nur ihren Schweſtern davon und die Leiche wurde ſo ſorgfältig mit Tüchern bewunden und bewickelt, daß kein Menſch etwas merkte und ein Jeder glaubte, der Schuſter ſei am Schlage geſtorben. Man läutete auch die Glocken in der Kirche und hielt dem Todten ein ganz prächtiges Begräbniß; viele trauerten dabei um ihn, denn er hatte ſich ſtets als ein redlicher und guter Bürger betragen und die Liebe der ganzen Stadt ſich zu erwerben gewußt. Das dauerte ungefähr ſechs Wochen; da verbreitete ſich plötzlich überall das Gerücht, der Schuſter habe ſelbſt ſeinem Leben ein Ende gemacht. Die Witwe hielt ſich jedoch feſt bei dem Gegentheil und klagte ſelbſt bei dem Senate der Stadt gegen Mehre, die davon erzählt hatten. Während deß erſchien mit einem Male ein Geſpenſt, dem Todten in allem ganz ähnlich, und das zeigte ſich nicht nur Nachts, ſondern ſelbſt am hellen Mittag; zumeiſt begann es aber ſeinen Spuk beim Einbruche der Abenddämmerung. In dem Augenblicke war nun Niemand in der Stadt mehr ruhig; jeder ſchaute beſorgt umher, ob er den Geiſt nicht ſehe. Am meiſten waren die Arbeitsleute geplagt, die vom Tagewerk müde nach Ruhe verlangten; bisweilen ſahen ſie das Geſpenſt nur an der Thüre ſtehend, oft aber warf es ſich auf die Betten und drückte die Schlummernden alſo, daß ſie keinen Athem ſchöpfen und noch weniger ſchreien konnten und am Morgen blaue und blutige Maale hatten. Sehr viele wagten ſich nicht mehr auf ihre Schlafkammern, ſondern hielten ſich zuſammen und verbrachten die Nacht in den Wohn- und Speiſeſtuben; doch half dies ſelbſt nicht immer, denn der Geiſt kam auch da zu ihnen und ließ ihnen keine Ruhe. Acht Monate lang währte dieſe Qual: als nun immer neue Klagen darüber an den Senat kamen, da ließ dieſer endlich am 18. April des Jahres 1592 um ein Uhr Nachts das Grab öffnen und man fand zu allgemeiner Verwunderung die Leiche noch ganz unverſehrt und die Halswunde friſchroth. Bis zum 24. April blieb die Leiche ausgeſtellt, ſo daß Jedermann ſie ſchauen konnte, und es war großer Zulauf von Volk. Da verordnete der Senat, daß die Leiche zum andern Male und zwar auf dem Schandplatze begraben würde, doch das half nichts und der Geiſt trieb ſein Weſen, wie vorher, ſo daß man ſich genöthigt ſah, die Leiche nochmals ausgraben zu laſſen. Man ſchnitt nun das Haupt und die übrigen Glieder ab, warf den Rumpf auf einen Holzſtoß und verbrannte ihn: die Aſche aber füllte man in Säcke und ſtreute ſie in den Fluß. Seitdem war es ruhig und zeigte der Spuk ſich nicht weiter.

118.

Des todten Wucherers Speiſe.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 18.

Ein Ritter ſtarb und ſetzte ſeinen Sohn zum Erben all ſeiner durch Wucher und Betrug gewonnenen Güter ein. In einer Nacht hörte ein Diener des Hauſes plötzlich ſtark an das Thor klopfen; er lief ſchnell hinzu und fragte: „Wer klopft da?“ Darauf antwortete ihm eine Stimme: „Laß mich herein, denn ich bin der Hausherr.“ Das wunderte den Diener und er bückte ſich und ſah durch eine Ritze unter der Schwelle, erkannte auch den verſtorbenen Herrn, wollte ihn aber nicht einlaſſen, ſondern ſprach: „Mein Herr iſt geſtorben und ich laſſe euch nicht ein.“ Als der Geiſt nach mehrmals noch wiederholtem Klopfen ſah, daß Alles nicht nütze, ſagte er endlich: „Dann bring dieſe Fiſche, welche mir nun zur Speiſe dienen, deinem Herrn; ich hänge ſie hier an der Thüre auf.“ Morgens aber, als der Diener die Thüre öffnete, fand er daſelbſt ein großes Bund Kröten und Schlangen.

119.

Wie es mit der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, ſprach er zu ſeinen Freunden: „Wann ich todt ſein werde, dann ziehet mir eine Ciſtercienſer-Mönchskutte an, nehmet euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut!“ Wie er gewollt, ſo geſchah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte daliegen ſah, ſpottete der ſein und ſprach zu andern Rittern: „Wahrlich, er gleicht meinem Herrn in ſeiner Jugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht ſeines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden iſt, folgt er ſeinen Regeln ſo genau. Sehet nur, wie er ein ſo tiefes Schweigen beobachtet, er ſpricht ja nicht ein einzig Wort.“

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlaſſen, wurde ſie dem Fürſten der Teufel übergeben. Der ſaß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit dieſen Worten: „Willkommen ſei unſer vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unſere Speiſekammern, unſere Vorrathskammern und unſere Keller, dann bringet ihn wieder hierher.“ Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneknirſchen; als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenherr ihn alſo an: „Nun trinke, Freund, aus meinem Becher!“ Der Landgraf ſträubte ſich, aber das half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich ſchlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Naſe. Darnach ſprach der Fürſt der Teufel: „Nun mußt du dir meinen Pütz einmal beſchauen, deſſen Tiefe bodenlos iſt.“ Da ſtürzte man ihn in den Brunnen und ſchloß den Deckel wieder darauf. Später hat ein Geiſtlicher ihn in dieſem Pütz geſehen.

120.

Der umwandelnde Prieſter in St. Bavo zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau aus Gent war nach St. Bavo's Kirche gegangen, um dort zu beichten, und da es ſchon ſpät war, blieb ſie die Letzte in der Reihe der Beichtenden. Eben wollte ſie in den Beichtſtuhl treten, als der Prieſter gerufen wurde, einem Kranken die heilige Wegzehrung zu bringen; da blieb ſie knien, um zu warten, bis der Geiſtliche wieder zurückgekommen ſein würde. Es wurde immer ſpäter und ſpäter, und als die Frau endlich umſchaute, um zu ſehen, ob der Geiſtliche noch nicht käme, da ſah ſie, daß die Kirche ganz dunkel war und nur noch das Gotteslämpchen brannte. Sie ſtand auf und ging einmal rund, aber ſie fand Niemand. Endlich aber meinte ſie zu hören, wie ein großes Buch immer auf- und zugeſchlagen würde, und dem Schalle folgend, kam ſie zur Sacriſtei und ſah denn daſelbſt einen Prieſter ſtehen, der in einem gewaltigen Meßbuche blätterte, es nun öffnete, dann wieder zuwarf. Sie nahte dem Geiſtlichen und bat ihn demüthiglich, daß er ſie doch aus der Kirche laſſe. Er antwortete nichts, nahm ein großes Schlüſſelbund und öffnete ihr die Thüre. Kaum war die Frau draußen, als ſie ſich umdrehen wollte, dem Geiſtlichen zu danken, aber ſie fand die Thür geſchloſſen, ohne daß ſie auch nur das mindeſte Geräuſch gehört hätte.

Man ſagt allgemein in Gent, daß das ein Prieſter iſt, der Geld empfangen habe, um Meſſen dafür zu leſen, und geſtorben ſei, ohne die Meſſen geleſen zu haben.

121.

Prieſtergeiſt im kölner Dome.

Mündlich.

Ein Chorknabe war einmal im Dome eingeſchlafen und erwachte erſt ſpät in der Nacht. Da an Herauskommen aus der Kirche nicht mehr zu denken war, ſetzte er ſich vor der großen Thüre des Chores nieder, um den Morgen abzuwarten. Kaum hatte es aber zwölf Uhr geſchlagen, als er das Glöckchen an der Sacriſtei läuten hörte; gleich darauf ſah er einen Prieſter im Meßgewande und mit dem Kelch in der Hand ſich dem Altar rechts neben der großen Glasthüre nähern. Er wartete noch einen Augenblick, um zu ſehen, ob denn kein Knabe käme, um die Meſſe zu dienen; da er keinen bemerkte, ging er ſelbſt in die Sacriſtei, wo ein Licht brannte, holte das Meßbuch und diente dem Geiſtlichen die Meſſe von Anfang bis zu Ende. Nachdem der Prieſter das Evangelium Johannis geleſen hatte, wollte der Chorknabe das Buch faſſen, um in die Sacriſtei zurückzukehren, aber der Prieſter hielt ihn zurück, indem er ſprach: „Nun danke ich Gott, daß ich erlöſet bin; auf dich habe ich ſchon hundert Jahre gewartet;“ und mit den Worten verſchwand er.

Der Chorknabe hatte ſeit der Zeit Vorſpuk in allen Dingen und iſt als alter Mann und als erſter Domküſter geſtorben.

122.

Spukender Mönch.

Erasmi Francisci, höllischer Proteus. S. 479.
P. de Prieo de Satan II. S. 321.

In einem fürſtlichen Schloſſe in Deutſchland trug ſich Folgendes zu. Einer von den Edelknaben wollte an einem ſchönen Sommertage nach den Gemächern des oberſten Stockes gehen, ſah im Hinaufſteigen, wie aus dem Ofen eines der Zimmer eine Helle drang, wie von vielen Lichtchen oder großem Feuer. Verwundert ging er hinein, doch da trat ein großer Mann in einer Mönchskutte auf ihn zu; die Augen lagen glühend tief in ſeinem Kopfe; auf einer Seite hatte er ein Schlüſſelbund hängen. Erſchrocken wollte der Edelknabe wieder der Thüre zu, aber der Mönch ſchoß auf ihn zu, faßte ihn und warf ihn nieder und ſchleifte ihn mehre Male hin und wieder über den Boden. Da ſchrie der Knabe ſo laut, daß der Fürſt es in den untern Zimmern hörte und befahl, man ſolle ſchnell laufen und ſehen, was ihm begegnet ſei. Alles lief zu, doch hatte der Schreck des Pagen Zunge gelähmt und erſt nach mehr denn einer Stunde Zeit konnte er erzählen, was ihm widerfahren. Als ſein Mitgeſell, ein anderer Page, das hörte, ſpottete er ſein und ſprach: „Hätteſt dem Mönche nur ein paar tüchtige Ohrfeigen geben ſollen, er würde dir ſchon von der Haut geblieben ſein;“ vermaß ſich dabei auch, ſo er dem Spuk begegnete, demſelben ſeine Fäuſte fühlen zu laſſen. Der Andere ſprach: „Verſuch's nur und gib eine Probe deines ritterlichen Muthes. Einige Tage nachher ſollte dieſer Kühne ein weißes Hemde aus der Kammer holen, in welcher der Mönch ſeinem Kameraden erſchienen war. Während er nun in dem Kaſten nach dem Hemde ſuchte, klopfte es an die Thür, und da er nicht anders glaubte, als, es wäre die Wäſcherin oder ein Bediente, ſo rief er: „Herein! herein!“ Da trat der erſchreckliche, große Mönch herein. Wer da erſchrak, das war der Edelknabe; das Herz ſchoß ihm nicht ſowol in die Fäuſte, mit denen er den Mönch begrüßen wollte, als in die Füße, wo es ihn antrieb, ſo ſchnell als möglich wegzulaufen; doch der Mönch wollte ihn nicht ohne Rechenſchaft ziehen laſſen, gab ihm ein paar Maulſchellen, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe ſchoß und fuhr ihn an: „Nun laß mich die Fäuſte fühlen, mit denen du mir gedrohet.“ Dazu hatte der Edelknabe aber nicht gar ſonderliche Luſt, ſondern ſprang aus der Kammer und lief mit großem Geſchrei die Treppen hinab. Kurz nachher erſchien der Mönch auch der Wäſcherin, der er einen ſolchen Schrecken einjug, daß ſie drei Monate lang krank lag.

123.

Der verwünſchte Bürgermeiſter.

Mündlich.

Ein Bürgermeiſter in Altenberge hatte ſeinen Knecht um Lohn betrogen und der Knecht hatte ihm darob geflucht, ſo daß der Bürgermeiſter umwandeln und noch dazu dem Knechte in Allem gehorchen mußte. Eines Tages befahl der Knecht ihm einige Bündel Stroh vom Speicher herunterzuwerfen. Der Bürgermeiſter that das, warf aber des Strohes ſo viel, daß der Knecht erzürnt ausrief: „Hör' auf oder wirf es zum Teufel!“ Da faßte der Bürgermeiſter plötzlich alle Bündel, welche noch dalagen, und warf ſie aus dem Fenſter und der Teufel ergriff ſie und führte ſie mit ſich fort.

124.

Entmann Timphut.

Mündlich.

Entmann Timphut war ein Amtmann in Münſter, betrog viele Leute und brachte ſie um das Ihrige. Nach ſeinem Tode mußte er umgehen und er geht noch heut zu Tage um. Sechs Ellen hoch ſchwebt er über der Erde; denen, welchen er begegnet, reißt er die Hüte und Mützen vom Kopfe; ſelbſt die Schildwachen quält er, doch die können ſich vor ihm ſchützen, wenn ſie das Gewehr präſentiren.

125.

Stiefel.

Mündlich.

Zu Halter wohnte ein Schuſter und das war ein gottesläſterlicher Flucher; er konnte es dermaßen, daß man hätte ſagen ſollen, er habe die Steine aus der Erde geflucht; auch ſchwur er gern und bei jeder Gelegenheit war er damit alsbald bei der Hand. Einmal beſchuldigte man ihn einer gewiſſen Sache willen, doch die leugnete er und ſprach: „Das iſt ſo wenig wahr als Gott weiß was und ich will zum Stiefel werden, wenn ihr es als wahr befindet.“ In demſelben Augenblicke wurde er zum Stiefel und ſpukt in dieſer Geſtalt auf dem Rathhauſe.

126.

Die Bauern im Telterbuſch.

Mündlich.

Im Telterbuſch gehen zwei Bauern um, deren einer eine glühende Axt und der andere eine glühende Schaufel trägt. Sie müſſen etwas Schweres verbrochen haben. Einige wollen wiſſen, daß es Schatzgräber geweſen ſeien.

127.

Spuk zu Lütkenbeck.

Mündlich.

Zu Lütkenbeck im alten Schloßkeller liegt ein groß Faß alten rothen Weines. Geht man auf daſſelbe zu oder daran vorbei, dann bekommt man eine Ohrfeige und trägt man ein Licht, das wird ausgelöſcht.

128.

Die Männermörderin.

Mündlich.

In Hohenholte lebte vor langer Zeit ein Bauer, deſſen Frau ſchon ſieben Männer gehabt und alle ſieben umgebracht hatte. Er aber ertappte ſie, als ſie ihm auch an den Hals wollte; da ſie fürchtete, hingerichtet zu werden, lief ſie zum Waſſer und ſprang hinein. Wenn man nun noch an die Stelle kommt, wo das Weib ſich erſäufte, dann iſt man wie gelähmt und kann kein Wort ſprechen; alles Vieh aber wird da heruntergezogen und muß erſaufen.

129.

Das alte Mütterlein und die Katzen.

Mündlich.

An einem Kreuzweg im Buſch bei Hohenholte ſteht ein Marienbild; neben dem hat ſich einmal ein alt Mütterchen mit ihren ſieben Söhnen und ſieben Töchtern aufgehangen. Seitdem kommen jede Nacht ſieben ſchwarze Katzen, und das ſind die ſieben Söhne, und ſieben weiße Katzen, das ſind die ſieben Töchter, und gehen da um, die ſchwarzen an der rechten, die weißen an der linken Seite des Bildes. An dieſem ſelbſt ſteht das alte Mütterlein und droht immer mit dem Finger und ſpricht: „Ich hab dem Teufel gedient und Gott verlaſſen, darum hat Gott mich auch verlaſſen.“

130.

Verbannter Geiſt.

Mündlich.

Zu Sankt Denys bei Gent liegt ein Schloß; auf dem hauſte einſt ein gräulicher Spuk, der den Leuten Tag und Nacht keine Ruhe ließ, auch anfangs allen Beſchwörungen widerſtand. Endlich aber kam ein gelehrter Jeſuit und der wollte ihn in die rothe See verbannen; das ging aber nicht, denn der Geiſt war viel zu mächtig. So mußte der Vater ſich denn endlich damit begnügen, ihn auf das äußerſte Ende des weitſtentfernten der dem Schloß gehörenden Aecker zu verwünſchen. Da iſt er auch noch; aber alle hundert Jahre kommt er dem Schloſſe um einen Fußbreit näher; wenn er daſſelbe erreicht haben wird, dann ſchmeißt er es über'n Haufen, ſo daß kein Stein davon auf dem andern bleibt.

131.

Spukgeiſt im Kloſter Wertet.

Glimmerti Collectanea p. 417.
Joa. Wierus l. IV.
De Vries, de Satan I, [illegible].

Eine arme Frau hatte einmal während der Faſten im Kloſter Wertet, welches in der Grafſchaft Hern gelegen iſt, ein Maß Salz von ungefähr drei Pfund geliehen und ein wenig vor Oſtern ſelbſt ſechs Pfund dafür wiedergebracht, aber es ſchien damit nicht ganz ſeine Richtigkeit zu haben. Von dem Augenblicke an nämlich fanden die Nonnen in ihren Schlafkammern eine Menge kleiner weißer Kügelchen, Erbſen nicht ungleich und ſalſig von Geſchmack; ſie aßen aber nicht davon, denn Niemand wußte, was das wäre, oder von wo ſie gekommen. Unlange nachher hörte man hier und da ein Gekärme, wie eines Kranken; in der Nacht auch eine Stimme der oder jener Nonnen, welche andere ermahnten aufzuſtehen, um einer kranken Schweſter zur Hand zu ſein; wenn ſie das aber thaten und hinzuliefen, fanden ſie ſich betrogen. Wollten ſie ihr Waſſer machen, dann wurde ihnen plötzlich das Geſchirr entrückt, ſo daß ſie ihre Betten durchnäßten; einige wurden mit den Beinen aus dem Bette geriſſen und über den Boden geſchleift, oder ſo unter den Füßen gekitzelt, daß ſie vor Lachen in Ohnmacht fielen; andern ging es ärger, denn es wurden ihnen gar Stücke Fleiſch aus dem Leibe gekniffen, die Arme umgedreht, oder der Hals ſo gekehrt, daß ihnen das Geſicht auf dem Rücken ſtand. Weder Brot noch andere Speiſen konnten ſie zu ſich nehmen, waren dabei noch mit dauerndem Erbrechen geplagt. Selbſt lebensgefährlich wurde der Spukgeiſt, denn nicht ſelten hob er die Nonnen auf Mannslänge von der Erde und ließ ſie von da niederſtürzen.

Einige Verwandte und Freunde der Nonnen, dreizehn an der Zahl, kamen in das Kloſter, um die Schweſtern in etwa zu erluſtigen, doch kaum ſaßen ſie an der Tafel nieder, als mehre rückwärts auf die Erde gezogen wurden; eine Nonne wurde in die Höhe gehoben, und wie ſehr auch alle Anweſenden ſie feſthielten, aufgezogen und auf die Erde niedergeworfen, ſo daß ſie wie todt dalag; eine Weile ſpäter wachte ſie auf, wie aus einem tiefen Schlafe und ohne alle Verletzung. Gleich darauf liefen einige auf den Knien herum, andere kletterten gleich Katzen auf die Bäume und eben ſo gemächlich und ſchnell wieder herab. Während die Aebtiſſin eines Tages mit Frau Margaretha, Gräfin von Horn, ſprach, kniff es ſie ſo ſtark in die Hüfte, daß ſie laut aufſchrie. Man trug ſie zu Bette, unterſuchte die Stelle und fand, daß ſie ganz blau war.

Solches dauerte drei volle Jahre. Nachdem hat man es wahrſcheinlich ſtill gehalten, wenigſtens hörte man nichts mehr davon.

132.

Gib mir meinen Kopf wieder!

C. de Vries, de Satan. II. S. 308.

Ein ſehr glaubhafter Mann, der zu Stendal Diakonus geweſen, bezeugte als wahrhaftig die folgende Geſchichte.

Ein Branntweinbrenner hatte ſich die Hirnſchale eines gehangenen Diebes zu verſchaffen geſucht, und zwar zu dem Ende, um den daraus gezogenen Spiritus unter den Branntwein zu miſchen, welches man häufig thut, damit der Branntwein um ſo beſſer abgehe. Als er nun Nachts mit ſeiner Deſtillation beſchäftigt war, öffnete ſich plötzlich die Thüre von ſelbſt, der gehangene Dieb trat in die Kammer, blieb eine Zeit lang vor dem Deſtillateur und ſeinen Gehülfen ſtehen und ſprach dann mit einer ſchrecklichen Stimme: „Gib mir meinen Kopf wieder!“ Daß Alle den Haſenpfad ſuchten, läßt ſich wol begreifen.

133.

Dieb will ſeine Haut wieder haben.

Erasmus Franciſci höllischer Proteus. S. 178.
C. de Vries de Satan. II. S. 308.

Ein Kerl, der ſich durch viele Diebſtähle des Strickes wol werth gemacht hatte, wurde doch inſofern begnadigt, daß er durchs Schwert ſtarb. Ein gelehrter Doctor erſuchte den Magiſtrat, ihm die Leiche zu überlaſſen, damit er ſie vor ſeinen Studenten zerſchneiden könne, welches ihm auch willig zugeſtanden wurde. Nachdem er nun den Leichnam zerſchnitten, gab er die Haut einem Gerber, um dieſelbe fürder zu ſäubern und beſtens zuzubereiten. Während der Meiſter nun eines Mittags an dem Felle arbeitete, trat der Miſſethäter ohne Haupt und ohne Haut auf ihn zu; er war ſchrecklich anzuſchauen, denn man ſah jede Muskel an ſeinem Leibe. Nachdem er eine Weile dageſtanden, rief er dem Gerber, neben dem ſeine Hausfrau ſtand, welche zufällig in der Gerberei war, zu: „Gib mir meine Haut wieder!“ Einige Zeit nachher kam er noch einmal wieder und foderte ſich ſeine Haut, doch der Gerbermeiſter ließ ihn rufen und kümmerte ſich nicht um ihn: er blieb auch endlich aus. Der Meiſter übrigens hatte doch einen ſo großen Schreck davongetragen, daß er drei Tage krank zu Bette lag.

134.

Doppelgänger.

Erasmi Francisci Schaubühne I. S. 931.
S. de Bruck, de Satan I, 460.

In einem gewiſſen fürſtlichen Schloſſe in Deutſchland hat ſich das Folgende wahrhaftig zugetragen. Des Amtmanns Frau wollte in ihres Mannes Schreibſtube gehen, um daſelbſt etwas zu holen, welches er eben verlangt hatte. Als ſie aber die Thür der Schreibſtube öffnete, ſiehe, da ſaß ihr Mann, den ſie eben in der Küche verlaſſen, leibhaft und eigentlich in ſeinem Stuhle am Schreibtiſch, ſo daß ſie im erſten Augenblick zweifelte, ob auch wirklich ihr Mann unten ſei. Erſchrocken lief ſie die Treppe herunter, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob ſie ſich nicht betrogen hätte, doch da ſaß ihr Eheherr ruhig und ſtille und von nichts wiſſend in der Küche. Mit großer Angſt und Beben erzählte ſie ihm ihr Geſicht, bat ihn aber zugleich nicht nach der Schreibſtube zu gehen, damit ihm kein Unglück widerfahre; ſie hielt nämlich dafür, daß die Erſcheinung ein Vorzeichen ſeines nahen Todes ſei. Er war aber ein kühner Mann, der nicht leichtlich an ſolcherlei glaubte, und ſprach, er müſſe ſich überzeugen, was an der Sache wäre, ging die Treppe herauf und öffnete, gefolgt von ſeiner zitternden Ehefrau, die Thüre der Kammer. Da ſah auch er ſich in demſelben Schlafrock ſitzen, den er anhatte, ganz wie er leibte und lebte, und ſah ſich ſchreiben, ſo durchaus auf dieſelbe Weiſe, wie er zu thun gewohnt war, daß es ein Wunder zu ſchauen war. Seine Frau bat ihn ernſtlich, doch hinweg und wieder mit ihr herunterzugehen, das ließ ihm aber ſeine Unverzagtheit nicht zu; im Gegentheil, er ging auf den Stuhl los, auf dem ſein Doppelgänger ſaß, und befahl dieſem aufzuſtehen, indem er ſprach: „Höre, Geſell, es kommt mir zu, hier zu ſitzen und nicht dir. Du haſt nichts hier zu ſchaffen, darum packe dich!“ Mit den Worten rückte er den Stuhl weg und das Geſpenſt verſchwand.

135.

Geſpenſt als Ehemann.

W. Vanharſtu Memorien. Boek 8, Fol. 54.
S. de Vries, de Satan I. S. 478.

In Nord-Holland auf dem Bobeldyck, gegenüber der Kirche von Berckhout, hat ſich Folgendes ereignet.

Am 25. des Sommermonats im Jahre 1616 erſchien einer daſelbſt wohl bekannten Frau ein Geſpenſt in Geſtalt ihres Mannes Cornelius Theuniß. Sie fragte: „Wer iſt da?“ Es antwortete: „Ich bin es, dein Mann.“ — „Der iſt zur See und kann alſo nicht hier ſein,“ ſprach ſie. „Ich kam ein wenig zu ſpät,“ entgegnete es, „und das Schiff war bereits vom Lande abgeſtoßen.“ — „Wie biſt du denn ins Haus gekommen?“ frug die Frau. „Ganz wohl,“ ſprach es und legte ſich mit den Armen auf die Bettlade. Es trug auf dem Haupt einen großen Filzhut, deſſen breiten Rand ſie mehre Male aufbog, um zu ſehen, ob es auch wirklich ihr Ehemann wär', aber ſie konnte weder an der Geſtalt, noch an der Stimme Jemand anders denn ihn erkennen, befahl ihm alſo, zu ſorgen, daß er ſich zu Bett lege, welches er auch that. Weil ſie jedoch immer noch zweifelte, gab ſie genau Acht, als er ſeine Strümpfe auszog, um zu ſehen, ob er auch ſo dicke Füße hätte als ihr Mann, befand aber auch darin keinen Unterſchied. Als er ſich nun neben ihr niederlegte, fühlte ſie, daß er, obſchon es in der Mitte Sommers war, ſo kalt war wie Eis. Da erſchrak ſie aufs höchſte und rief Gott aus der Fülle ihres Herzens um Hülfe und Beiſtand an. Das hatte ſie nicht ſobald begonnen, als das Geſpenſt verſchwand; hat ſich auch nicht weiter ſehen laſſen.

136.

Zwei Geiſter.

Mündlich.

Eine Frau in Kortryk war gar kühnen Muthes, doch nicht frevelhaft, wie es der Leute ſo viele gibt. Ihr Mann dagegen war ein wüſter Menſch, der mit allem ſpottete. Eines Samſtags kam die Frau ſpät nach Hauſe und der Mann gedachte ſich einen Spaß zu machen und ſie zu erſchrecken. Er hing zu dem Ende ein weißes Tuch um und wartete bei dem Kreuze auf dem Kirchhofe, wo die Frau vorbei mußte. Nach zehn Uhr kam die Frau mit ihrer Nachbarin und der Mann richtete ſich mit dem weißen Tuche auf und blieb ſo ſtill ſtehen. „Ei ſieh doch,“ ſprach die Nachbarin, „da ſteht ein Geiſt.“ — „Laß ihn ſtehen,“ ſprach die Frau, „und uns ein Vaterunſer für ihn beten.“ — „Um Gottes willen!“ rief die Nachbarin, als ſie einige Schritte weiter waren, „da iſt noch einer und jetzt ſehe ich ihrer zwei!“ Die Frau gab aber keine Antwort und betete. Der Mann hatte das Letzte gehört und ein Schauder lief ihm durch Mark und Bein, doch wollte er ſich von der Sache überzeugen, ehe er ſich auf die Flucht begäbe. Er drehte darum den Kopf ein wenig und ſah ein Gerippe im Leichentuche neben ſich. Da verließ ihn ſein Muth und er rannte, ſo ſchnell er konnte, den Frauen nach, die erſchreckt auch liefen und die Hausthüre hinter ſich ſchloſſen. „Frau, mach auf!“ ſchrie der Mann, „ich bin's!“ — Aber die Frau machte nicht auf und er fiel vor Schreck und Angſt in Ohnmacht, aus der er erſt am andern Morgen erwachte.

137.

Reiſe nach Jeruſalem.

Joh. Nideri formicarium maleficum. in fin.

Dem Johannes Nider hat ein Erzbiſchof von Mainz folgende Geſchichte zu wiederholten Malen erzählt.

Ein edler deutſcher Ritter, der, wie es nun einmal ſo ging, in ewigem Hader und Zwiſt und Fehde mit ſeinen Nachbarn lebte, ritt eines Nachts, begleitet von mehren Knechten, in einen Wald, nahe an dem Rhein. Ehe er das Ende deſſelben erreicht hatte, ſandte er einen der Knechte voraus, um zu ſpähen, ob in dem Felde nichts Verdächtiges ſei und nicht etwa ein Hinterhalt daſelbſt gelegt wäre. Da der Mond gar hell ſchien, ſo konnte der Knecht das leicht und wohl; als er aber am Rande des Waldes zwiſchen den Baumzweigen durch das Feld überſchaute, da ſah er, daß ein unendliches Reiterheer daſſelbe in ſeiner ganzen Länge bedeckte und auf hohen Roſſen langſam dem Walde nahte. Schnell lief er zu dem Ritter zurück und hinterbrachte ihm das und der ſprach: „Laſſet uns ein wenig warten, denn es iſt gar wahrſcheinlich, daß dem Heere eine Nachhut folgt; an dieſe wollen wir uns wenden und von denen können wir leicht erfahren, ob die Vorziehenden Freunde oder Feinde ſind; keinesfalls haben wir die Nachzügler zu fürchten und können es wol mit ihnen aufnehmen." Nachdem ſie nun ein wenig gezögert hatten, ritten ſie getroſt dem Waldende zu, fanden aber in dem Felde keine Spur mehr von dem Heere, einen einzigen Soldaten ausgenommen mit zwei Pferden, auf deren einem er ſaß, das andre an der Hand führend. Als der Ritter ihm näher kam, glaubte er ein bekanntes Geſicht zu erblicken und fragte den Reiter erſtaunt: „Was, ſehe ich recht, ſo biſt du mein Koch?" Der Koch war nämlich einige Tage vorher geſtorben und darum wunderte ſich der Ritter ſo. Auf die Antwort: „Ja, der bin ich, Herr," fragte der Ritter weiter: „Was machſt du denn hier und wer ſind die, welche vor dir herzogen?" Darauf entgegnete der Todte: „Herr, die vorherzogen, das ſind die Ritter und Knappen und mit denen muß ich noch in dieſer Nacht zu Jeruſalem ſein; denn das iſt unſere Strafe." — „Was thuſt du denn aber mit dem andern

Pferde, welches du ohne Reiter neben dir herführeſt?" fragte der Ritter weiter und der Koch antwortete: „Das ſteht zu euren Dienſten, Herr, wenn ihr mit uns zum heiligen Lande kommen wollet. Fürchtet euch darum nicht, Uebles wird euch nicht widerfahren und ich gelobe euch bei meinem Glauben als Chriſt, daß ich euch unverletzt dahin und wieder zurückbringe, wenn ihr meinen Mahnungen Folge leiſtet." Darauf entgegnete der Ritter: „Ich habe viel Wunderbares in meinen Tagen erlebt, aber das iſt doch dagegen alles nichts." Seine Knechte riethen ihm, die Fahrt nicht zu wagen und mit ihnen zurück nach Hauſe zu kehren; aber davon wollte er nichts wiſſen, ſprang von ſeinem Pferde auf das Handpferd des Koches und war in einem Augenblicke aus der Knechte Augen verſchwunden. Am folgenden Tage erſt kehrte der Ritter mit dem Geiſte an denſelben Ort wieder zurück, wo die Diener ihn noch erwarteten. Dann ſprach der Geiſt: „Nun glaubet nimmer, daß das, was ihr geſehen, ein bloßer Traum war; zwei ſeltne und köſtliche Dinge will ich euch nun geben und die bewahret wohl als Angedenken von mir," und er gab ihm ein Salamandertiſchtuch und ein Meſſer in einer Scheide und fuhr fort: „Iſt dies Erſtere ſchmuzig, dann werfet es ins Feuer und es wird rein; das Meſſer aber gebrauchet mit Vorſicht; denn, wen ihr damit verwundet, der iſt ein Kind des Todes." Mit den Worten verſchwand der Geiſt.

138.

Der Spielmann zu Sankt Gallen.

Bartholomäi Anhorn Magiologia tom. II c. 7. §. 2. p. 625.
Happel, Relationes curioſae t. III. p. 489.
Phil. Altorfs florilegium histor. p. 287.
P. de Brie, de Satan I, 296.

Auf einer großen Verſammlung der Schweizer-Cantons in Baden ſollten an einem gewiſſen Tage die Abgeordneten der dreizehn eidgenöſſiſchen Orte in dem Herrenhofe prächtig bewirthet werden. R. Steuchler, ein Spielmann zu St. Gallen, kam an demſelben Tage in Sankt Gallen auf die Brücke am Multerthor; da fand er nebſt mehren Bürgern auch den hochberühmten Theophraſtus Paracelſus auf einer Bank ſitzen und redete ihn folgendermaßen an: „Nun werden die Herren Geſandten ſich zu Baden im Herrenhofe luſtig machen; denn ich habe gehört, ſie halten heute allda eine prächtige Mahlzeit. Wäre ich nun da, ich könnte mir mit meinem Spiel einen ſchönen Stüber verdienen.“ Darauf ſprach Paracelſus: „Habet ihr Luſt, ein gut Trinkgeld da zu winnen, dann gehet und ziehet andere Kleider an, nehmet eure Flöte und kommet wieder her, und ich will euch ein Pferd beſorgen, auf dem ihr binnen einer halben Stunde in Baden ſeiet.“ — „Herr Theophraſtus,“ antwortete Steuchler, „ich weiß, daß ihr mehr verſtehet denn andere Leute; ich will denn gehen und thun, wie ihr geſagt.“ Er ging flugs nach Hauſe, kleidete ſich um und kam bald zurück an das Multerthor, wo ihn Paracelſus erwartete. „Geh nun,“ ſprach dieſer zu ihm, „nach der Spießhütte, da findeſt du ein weiß Pferd geſattelt. Setze dich darauf und reite damit hin, aber ſieh wohl zu, daß du nicht ſprecheſt, ehe du wieder abgeſeſſen biſt, dann ſieheſt du binnen einer halben Stunde Baden.“

Steuchler bedankte ſich, ging nach der Spießhütte und fand das Pferd wirklich daſelbſt, band es los, ſetzte ſich darauf und fuhr durch die Luft hin, kam auch in einer halben Stunde zu Baden an, welches doch ſechzehn tüchtige Stunden von Sankt Gallen entlegen iſt. Gleich am Schloſſe ließ das Pferd ſich nieder, er ſprang ab und es verſchwand. Zur Stunde begab er ſich in den Herrenhof und ſpielte vor dem Geſandten von Sankt Gallen ſehr künſtlich auf ſeiner Flöte. Als der Geſandte ihn ſah, frug er ihn barſch: „Welcher Teufel hat dich denn hieher getragen?“ Steuchler antwortete: „Ja Herr, ja Herr; der lebendige Teufel und kein andrer Heiliger,“ und erzählte alles, was ihm begegnet war, fügte aber hinzu: „Gott behüte und bewahre mich, daß ich nie wieder ein ſolch Pferd beſteige.“ Der Geſandte merkte die Zeit an, wo er Steuchler in Baden geſehen und frug ſpäter in Sankt Gallen, wenn er noch da geſehen worden, befand dann auch juſt, daß derſelbe nicht mehr und nicht minder Zeit gebraucht zu der Fahrt, denn eine halbe Stunde.

139.

Beſchwörer in Strasburg.

S. de Vries, de Satan, I, 497.

Ein Mann aus Strasburg ſaß (im Jahre 1625) mit einigen Studenten auf einem Wagen, hörte da, wie die von Zaubereien und Beſchwörungen ſprachen, und drückte ſich die Worte der Beſchwörung recht tief in ſeinen Sinn. Als er nun bald darauf hörte, daß ſich in einem Dorfe bei Straßburg ein Geiſt ſehen laſſe, ging er dahin und beſchwur denſelben und der ſprach, eine Bauerndirne habe ihre in Unehe heimlich gewonnene Frucht umgebracht und darum ſpuke er ſo lange beim Grabe des Kindes, bis die Mörderin geſtraft ſei. Der Mann trieb ihn aber von der Stelle weg und erlangte dadurch einen ſo großen Ruf in dem ganzen Elſaß, daß man überall nur von ihm ſprach und er ſich ſehr viel Geld verdiente. Nicht lange nachher aber erſchien ihm ein Geiſt und der ſprach zu dem Zauberer: „Dieweil du nun ſo viel durch mich gewinnſt, iſt es billig, daß du mir auch etwas gebeſt. Ueberlaß mir denn das erſte Kind, welches du von deiner Frau haben wirſt, ſo bald es auf die Welt kommt.“ Seine Künſte nicht zu verlieren, willigte der Zauberer in dieſe ſchreckliche Bedingung, aber ſeine Frau blieb unfruchtbar. Da kam der Geiſt ein ander Mal zu ihm und ſprach: „Gib mir eine Schrift, mit deinem Blut unterſchrieben, daß du mein Eigen biſt mit Leib und Seele.“ Das that er, machte von da ab viel Spukereien in reichen Häuſern und vertrieb ſie wieder gegen gute Bezahlung, bis endlich er gefangen und vor Gericht geſtellt wurde; denn gewöhnlich bedung er ſich eine Summe aus für die Armen oder für die Spitäler, welches Geld er aber meiſtens für ſich behielt. Man peinigte ihn, aber er blieb gefühllos und bekannte nichts. Dann bat er, man möge ihn ein wenig bei Seite gehen laſſen; als man das zuließ, ſtürzte ein kohlſchwarzer Hund in die Gerichtskammer, der ihn aufnahm und durch ein offenes Fenſter entführte, doch nicht gar weit, denn er ließ den armen Sünder in den Stadtgraben fallen, von wo man ihn wieder holte. Da hat das Gericht ihn verurtheilt, zuerſt enthauptet und dann verbrannt zu werden.

140.

Wagen mit Katzen beſpannt.

Hermanni Oraei Theatr. europ. contin. III.
P. P. Nitſchke, Hiſtoriſche Blumenluſt I, S. 165
E. de Vries, de Satan, I. p. 509.

Anno 1633 wurde zu Straßburg ein Junge aus Molzheim, nicht mehr als ſechzehn Jahr alt, zum Tode verurtheilt, weil er ein erwieſener Teufelskünſtler war. Sein Lehrer in der Zauberkunſt war ein Jeſuit aus Molzheim geweſen, der nebſt ihm noch viele andere Jungen verleitet. Der Teufel war einmal zu ihm in die Schule gekommen in Geſtalt eines anſehnlichen ſchwarzen Mannes und hatte ihm Geld verehrt. Dieſer Junge konnte ſich in allerlei Geſtalten verwandeln; ſo hat er einmal in Geſtalt eines Raben ſich einer Kuh auf den Rücken geſetzt und ſie gebiſſen, biß ſie ſtarb. Er nannte viele Paters Jeſuiten, welche auch Teufelskünſte getrieben und von denen noch zwei am Leben waren, der eine zu Briſach, der andere zu Schletſtadt. Von dieſen und andern Jeſuiten brachte er Briefe nach Benfeld, welches dazumal gerade belagert war; er fuhr nämlich damit durch die Luft auf einem mit ſechs Katzen beſpannten Wagen. Bei ſeinem Tode zeigte er große Reue und warnte alle Leute vor den Jeſuiten, welche ihn in ſolch elendigen Stand gebracht.

141.

Hufeiſen auf Händen und Füßen.

Mündlich.

Zwei Pferdeknechte ſchliefen zuſammen in einem Bette im Stalle. Der eine von ihnen war ein dicker, fetter

Burſche und wurde mit jedem Tage noch dicker und fetter; der andere aber war mager wie ein Skelett, und wurde mit jedem Tage noch magerer. Das konnte der Fette nicht gut begreifen und er fragte ihn einſt: „Aber ſag mir doch, wie es zugeht, daß du mit jedem Tage mehr abzehrſt?“ Darauf antwortete der arme Menſch: „Ach, es iſt mir angethan; jede Nacht kommt ein Weib zu mir ans Bett, das wirft mir einen Zaum über den Kopf und im ſelben Augenblicke bin ich ein Pferd und ſie reitet bis zum hellen Morgen auf mir herum. Kann ich dabei wol zunehmen?“ — „Iſt das Ding ſo,“ ſprach der Andere, der nicht links war, „dann laß mich doch einmal vorne liegen und lege du dich auf meine Stelle, nach hinten; ich möchte doch gar zu gerne wiſſen, wie ich mich als Pferd ausnehme.“ Der Magere ließ ſich nicht zweimal bitten und in der folgenden Nacht wechſelten ſie die Plätze. Gegen elf Uhr wurde die Stallthür leiſe aufgemacht und ein Weib trat herein mit einem Zaum in der Hand; ſie ſchlich leiſe zum Bette der beiden Knechte und verſuchte, dem nach vorne Liegenden den Zaum über den Kopf zu ſtreifen; der aber, nicht faul, griff ſchnell nach dem Zaum und warf ihn dem Weibe über, welches alsbald als eine ſchöne greiſe Mähre vor ihm ſtand. „Aha, nun will ich einmal auf dir reiten, Thierchen,“ ſprach er, ſchwang ſich auf und ſprengte zum Stalle und zum Hofe hinaus aufs Feld, wo er links und rechts herumzog bis an den lichten Tag. Dann ritt er zu einem Schmiede, ließ ſeiner Mähre vier tüchtige Hufeiſen aufnageln und trabte ruhig dem Hofthore zu. Da ſtieg er ab und klopfte. Unvorſichtigerweiſe hatte er aber in dem Augenblicke das Pferd losgelaſſen; es ſprang fort und war verſchwunden, ehe er ſich deſſen verſah.

Der andere Knecht hatte inzwiſchen dem Bauer erzählt, wie der Dicke von ſeiner Seite gekommen ſei, und der Bauer begann ſchon unruhig zu werden, als er eintrat. „Nun, wie hat's gegangen?“ frug der Bauer. „Ei, gut, recht gut,“ antwortete der Knecht, „nur eins ärgert mich, meine Mähre iſt mir fortgelaufen, ohne daß ich weiß wohin.“ — „Nun, nun, ſie wird noch wol wiederkehren,“ ſprach der Bauer; „ſchade nur, daß meine Frau ſo krank iſt, die lachte ſich todt, wenn ſie das hörte.“ Die Krankheit kam dem Dicken verdächtig vor und er ſprach zu dem Bauer, er möge doch gern einmal zu der Meiſterin gehen, um ihr alles zu erzählen. Als er nun bei der Frau war, reichte er ihr die Hand und ſprach: „Ei, guten Tag, Meiſterin, ihr ſeid krank? wie geht's?“ — „Schlecht, ſehr ſchlecht,“ ſprach die Frau, aber ohne ihm die Hand zu geben. „Ei was, bin ich denn keine Hand mehr werth?“ fragte der Knecht und riß dem Weib die Decke vom Leibe, denn nun glaubte er ſich ſeiner Sache ſicher; und ſo war es auch, denn er ſah zwei mächtige Hufeiſen auf den Händen der Frau. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſprang er die Treppe hinunter und erklärte die ganze Sache dem Bauer, der ſich auch davon überzeugte, zu größerer Gewißheit noch den Hufſchmied fragte, um welche Stunde ſein Knecht ein Pferd beſchlagen laſſen, und als er alles übereinſtimmend gefunden, zum Pfarrer ging, um ſich bei dem Raths zu erholen. Der unterſuchte die Frau und fragte ſie aus, aber da war keine Hülfe mehr möglich, denn ſie hatte ihr Zauberreiten aus der ſiebenten Hand; darum rieth der Pfarrer, ihr zur Ader zu laſſen, bis ſie ſich todt geblutet hätte. Das geſchah denn auch und alſo wurde die Welt von dem Weibe befreit.

142.

Sieben Hexen.

Mündlich.

Ein trüber (böſer) Junge von Beurne wollte wiſſen, wie viel Hexen wol in der Stadt wären; beſchloß alſo, dieſelben einmal in Gegenwart der ganzen Gemeinde in die Kirche zu ſchließen. Um dies ausrichten zu können, mußte er etwas Geweihtes unter die Schwelle der Kirchthür legen; das Geweihte zu bekommen, erſann er folgendes Mittel. Bei dem erſten Begräbniß, das ſtattfand, ſtellte er ſich dicht neben das Grab, und ließ ſeine Mütze juſt auf den Sarg fallen, als der Pfarrer die geweihte Erde darauf warf. Schnell ſprang er zu, nahm die Mütze mit der Erde, welche darauf lag, und hob die letztere wohl auf. Das erſte Mal, wo alle Leute aus der Stadt nach der Kirche kamen, kratzte er ein Loch unter die Schwelle der Kirchthüren und barg das Geweihte dahinein, ging dann ruhig in die Kirche und wartete das Ende der Meſſe ab. Als dieſe geendet war, gingen die Leute alle aus der Kirche ſonder einige Hinderniß; nur ſieben Frauen blieben zurück, liefen bald nach dieſer, bald nach jener Thüre und ſuchten auf alle mögliche Weiſe herauszukommen, aber vergebens. Man war genöthigt, den Pfarrer zu holen, denn der Küſter konnte ihnen nicht helfen. Der Pfarrer ließ die Schwellen unterſuchen und alle Erde darunter wegnehmen und als das geſchehen war, gingen die ſieben Frauen ungehindert und ruhig ihres Weges. Unter den ſieben Weibern war auch die Pathin des Jungen; die kam bald dahinter, wer ihr den Streich geſpielt, und aus Rache verzauberte ſie den Jungen, ſo daß derſelbe plötzlich ſeine ehedem ſchönen Füße in Pferdeklauen verwandelt ſah.

143.

Siebente Hand.

Mündlich.

Von der ſiebenten Hand hört man viel in Flandern und Brabant. Wenn man nämlich bezaubert iſt, dann kann man die Zauberei von ſich nehmen und auf Jemand Anders übertragen laſſen. Das nennt man, ſie in die zweite Hand geben. Aus der zweiten Hand kann ſie in eine dritte und vierte und fünfte und ſechſte übergeben [illegible] ſie aber in der ſiebenten Hand, dann kann ſie [illegible] ehr abgenommen werden; der, der ſie hat, m[illegible] ehalten ſein ganzes Leben lang.

144.

Here verarmt.

Mündlich.

Ein Bauer, der auf einem kleinen Pachthofe wohnte, hatte Mangel an Geld und wußte nicht, woher welches nehmen. Er trug alles, was er miſſen konnte, nach dem Markte, kam aber noch immer und bedeutend zu kurz. Da hörte er endlich, daß in der Nähe eine Here wohnte, und er ging zu dem Weib und ſprach: „Höret einmal zu, Frau, ich muß mit euch ſprechen; ich hätte gerne, daß ihr mir einen Gefallen thätet, nämlich, daß ihr mir einiges Geld gäbet, und das könntet ihr, denn ihr verſtehet euch auf die Zauberei.“ Die Here antwortete ſchlau: „Ihr ſeid irr, Freund, es iſt hier nicht, wo ihr ſein müſſet; das iſt in der … Straße, Nummero … und bei Frau … Gehet nur dahin und ihr habet alles, was ihr begehrt.“ Damit ſchaffte ſie ſich den Mann vom Halſe. Der ging in das angewieſene Haus, wo auch eine Haupthexe wohnte, und ſprach zu der: „Frau, ihr müſſet mir helfen, ich ſtecke tief darin.“ Die Hexe wollte ſich auch zuerſt rein machen, aber der Bauer ließ ſich nicht abhalten und ſprach: „Was ihr auch thun mögt, ihr müſſet mir helfen, oder ich laſſe euch zu Aſche verbrennen.“ — „Nun denn,“ ſprach die Hexe da, „wieviel muß ich euch denn geben, daß ihr mich in Ruhe laſſet?“ — Der Bauer beſtimmte ihr eine Summe und die Hexe gab ihm dieſelbe, nur fügte ſie dabei zu: „Ehe ihr aber weggeht, müſſet ihr mir euer Handzeichen geben, daß ihr mich niemals verrathen wollet.“ Darein willigte der Bauer mit der Bedingung, daß er ſo oft wiederkehren dürfe, als ihm beliebe, nahm das Geld und kam ſeiner Frau damit gar willkommen. Die frug ihn, wo er es her habe? er aber ſprach: „Das mag ich nicht ſagen, darauf habe ich mein Handzeichen gegeben.“ Es dauerte nicht lange und der Bauer brauchte abermals Geld und ging abermals zu der Hexe. „Ja, lieber Mann,“ ſprach die, „ich habe ſoviel nicht mehr, will euch aber fürs letzte Mal noch geben.“ — „Gut,“ antwortete der Bauer, „aber dann müſſet ihr mich die Zauberei lehren.“ — „Wenn ihr nicht zu dumm dazu ſeid,“ ſprach ſie und begann, ihm dieſelbe auszulegen. Er hatte aber nicht viel Luſt daran und ſprach, er wolle lieber von Zeit zu Zeit Geld holen kommen, das wäre ihm gemächlicher. Das that er denn auch und ſeinen Drohungen mußte die Hexe wol weichen, und ſie wich ſo lange, bis er ganz reich war und ſie ganz arm.

145.

Das Zauberweib zu Aſſenede.

Mündlich.

Vor längerer Zeit lebte zu Aſſenede ein altes Zauberweib, vor der ein jeder Angſt hatte. Eines Tages ritt ein junger Burſche nach einem nahen Dorfe und fand ſie unterwegs; er fragte ſie im Scherz: „Aha, wie ſtehts? ihr lauft ja, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren.“ Sie ſah ihn einmal an und ſprach mit ihrer roſtigen Stimme: „Laſſet die in Ruhe, die euch in Ruhe laſſen.“ Der Burſche lachte ſie aus und ritt ſeines Weges weiter. Als er aber Abends nach Hauſe zurückkehren wollte und kaum das Dorf verlaſſen hatte, da ſiehe, kam ihm eine große Katze entgegen, die ſtellte ſich vor ſein Pferd und ſchrie dreimal ihr Miau, aber das mit einer Stimme, daß ſich dem Burſchen die Haare auf dem Kopfe in die Höhe richteten; dann lief ſie weg. Ein paar Schritte weiter kam eine zweite und die machte es ebenſo, ſchrie auch dreimal Miau und lief weiter, und ſo ging es über den ganzen Weg bis nach Aſſenede, wo der Burſche mehr todt als lebendig ankam.

Ein Anderer kam Abends ſpät noch über Feld und wollte nach Hauſe zu, als er plötzlich eine roſtige Stimme neben ſich hörte, die fragt: „Wie ſpät iſts?“ Er ſchaut um, ſieht das alte, krüppelhafte Weib und läuft, was er kann, um das Dorf zu erreichen. Ein paar hundert Schritte weiter dachte er, nun könne er wol langſamer gehen, denn das Zauberweib ſchlich nur mit Mühe ſtets an ihrem Stabe fort; in demſelben Augenblicke aber hörte er ihre allzubekannte Stimme neben ſich die Frage wiederholen: „Wie ſpät iſts?“ Kalten Todesſchweiß auf der Stirne, beginnt er zum andern Male zu laufen und ruht auch nicht, bis er an ſeiner Thüre ankommt; als er jedoch kaum den Schlüſſel eingeſteckt und dieſelbe geöffnet hat, ſteht das Weib zum dritten Male neben ihm und fragt: „Wie ſpät iſts?“ Man braucht wol nicht zuzufügen, daß er in aller Eile ins Haus ſchlüpfte und froh war, von ihr erlöſt zu ſein.

146.

Dukaten verloren.

Mündlich.

Zu Thielt in Flandern lebte ein Bauer; der war einmal ausgegangen, um Vieh zu verkaufen, hatte es auch zu guten Preiſen losgeſchlagen und kam mit wohlgefüllten Taſchen zurück nach Haus. Unterwegs hatte er hier und da einmal angehalten und ſo war er nicht ganz nüchtern mehr, doch noch ſo wohl bei Sinnen, daß er wußte, er habe außer ſeinem Silbergelde auch einen Dukaten in der Taſche, und den verwahrte er auch aufs Weſte und ſah oft nach, ob er ihn nicht verloren hätte. Zu Hauſe hing er die Hoſe, in der das Geld ſtak, an dem Bettpfoſten auf, nachdem er ſich vorher noch einmal überzeugt, daß ſein Dukaten nicht mangele. Des andern Morgens war natürlich ſein erſter Gedanke an das Geld und den Dukaten beſonders, aber wie er auch ſuchen mochte, der war verſchwunden. Niemand war in der Kammer geweſen als ſein Sohn; ſomit fiel ſein Verdacht auf dieſen, doch der leugnete und ſprach, er habe die Hoſe nicht angerührt; wie er aber immer leugnen und was er auch ſagen mochte, der Alte blieb dabei, er habe den Dukaten. Deß müde, machte der Burſche ſich gegen Abend auf und ging zu einem zwei Stunden entfernt wohnenden Zauberer, fragte den, ob er nicht wiſſe, wo ſeines Vaters Dukaten ſei? „Dieſen

Abend kann ich euch das nicht ſagen," antwortete der Zauberer, „aber kommt morgen früh wieder, dann will ich euch ſchon darüber Rechenſchaft geben." Der Weg nach Hauſe und wieder zurück und noch einmal nach Hauſe ſchien dem Burſchen doch zu mühſam, darum gedachte er in der Nähe von der Wohnung des Zauberers zu bleiben, um andern Morgens gleich bei der Hand zu ſein, und legte ſich in eine Scheune, die nahe bei dem Hauſe ſtand. Gegen Mitternacht öffnete ſich das Thor der Scheune und der Zauberer trat ein, ein Laternchen in der einen und eine Weidenruthe in der andern Hand; mit der Ruthe ſchlug er dreimal auf die Erde, indem er rief: „Minnekens hier! Minnekens hier! Minnekens hier!" In demſelben Augenblick wimmelte es von Katzen um den Zauberer herum. „Kann mir keine von euch ſagen, wo des Bauers M. Dukaten geblieben iſt?" fragte er dann; doch die Katzen ſprachen: „Nein, das können wir nicht ſagen, es iſt Jemand nahebei." „Ei, ſo brecht ihm den Hals," ſprach der Zauberer und die Katzen antworteten: „Ja, das thäten wir, aber er hat ſich gezeichnet;" der Burſche hatte nämlich ein Kreuz gemacht, ehe er ſich in die Scheune zum Schlafe gelegt. So konnten die Katzen ihm nichts anhaben und verſchwanden und der Zauberer ging auch weg; daß der Burſche nicht lange mehr in dem Stroh blieb, begreift ſich leicht; er lief gleich nachher, was er konnte, dem nahen Walde zu und erwartete da den Morgen. Als dieſer eben dämmerte, klopfte er an des Zauberers Thüre und fragte den Teufelskünſtler, ob er denn nun wiſſe, wo der Dukaten ſei? „Ja wohl," ſprach der Zauberer. „Es hat mir nicht wenig Müh' und Arbeit gekoſtet, aber ich kann's euch doch ſagen. Euer Vater ſchläft im Stall und neben ſeinem Bette ſteht ein Tränktrog, woraus das Vieh ſäuft; dahinein iſt der Dukaten gefallen, als euer Vater ſeine Hoſe am Bette aufhing; ſuchet darin und ihr werdet ihn ſinden.“ Die Antwort hinterbrachte der Burſche alsbald ſeinem Vater, ſie ſuchten beide im Troge und der Dukaten lag in der That darin.

147.

Dreikreuzmeſſer.

Mündlich.

Bei dem Flecken Poucke wohnte ein begüterter Bauer. Dem wurde auf einmal ſeine Frau todtkrank und ſein Vieh begann auch zu ſiechen, die Ochſen, Kühe und Pferde legten ſich alle auf die Streu und wollten nicht mehr aufſtehen. Vergebens zog der Mann die Aerzte zu Rathe; was die auch beginnen mochten, nichts half und das Uebel wurde nur ſchlimmer und ſchlimmer. Da ſprach endlich einer der Knechte zu ihm: „Mit rechten Dingen kann das nicht zugehen, laſſet uns darum eine Nacht wachen und ſehen, was im Hofe vorgeht.“ Das fand der Bauer gut und als alles andere Geſinde ſchlafen war, ſtellte er ſich mit dem Knechte an ein Kammerfenſter, um zu lauſchen, ob ſie nichts ſähen. Bis Mitternacht blieb alles ſtill, dann aber ſahen ſie, wie eine Menge von Katzen, eine nach der andern, unter dem Hofthore durchkrochen und vor der Stallthüre einen Tanz begannen. „Da haben wir es ja,“ ſprach der Knecht und der Bauer faßte einen Stuhl und wollte auf die Katzen los, aber der Knecht hielt ihn zurück, indem er ſprach: „Nein, das wäre nicht klug; damit richteten wir nichts aus; laſſet mich nur machen.“ Mit den Worten nahm er ein Dreikreuzmeſſer und warf das mitten in den Katzenring hinein; im ſelben Augenblicke waren alle verſchwunden. Der Knecht ging alsdann zu der Stelle, wo ſie getanzt hatten, und ſah nach und da fand er denn das Meſſer in einer blauen Schürze hängen. „Nun ſind wir weit genug,“ lächelte er dann; „morgen werdet ihr mehr ſehen, Meiſter.“ So geſchah es denn auch; am andern Tage gegen neun Uhr kam ein Weib an die Thür und fragte den Bauer, ob er keine blaue Schürze gefunden hätte? „Doch,“ antwortete er, „kommt nur herein, ich will ſie holen.“ Als das Weib aber herein war, da ſchloß er die Thüre, griff die Hexe beim Halſe und fragte ſie, ob ſie nun unter ſeinen Händen ſterben oder ſeine Frau und ſein Vieh wieder entzaubern wolle? Das Weib lamentirte und verſprach alles und da ließ der Bauer ſie wieder los. Das Vieh geſundete auch wirklich noch am ſelben Tage, die Frau aber kam nicht wieder auf; mit der war es ſchon zu weit und ſie ſtarb nach ungefähr drei Wochen

148.

Hänschen Zimmermann und die Katzen.

Mündlich.

Auf der Brüſſlerſtraße zu Dendermonde liegt ein Haus, welches heißet zur Sonne; darin befand ſich in frühern Zeiten eine Brauerei, worin Hänschen Zimmermann als Knecht diente. Das erſte, zweite und dritte Gebräu mislang und das konnte Hänschen nicht begreifen, denn er verſtand ſein Handwerk ſo gut als der Beſte. Nun hatte Hänschen bemerkt, daß jedesmal, wenn er am Brauen war, eine Katze rund um den Keſſel lief, und die beſchloß er nun einmal ins Auge zu faſſen. Er begann alſo ſein viertes Gebräu und kaum kochte das Bier, als die Katze wieder in die Brauerei kam und miauend um den Keſſel ſtrich. Hänschen merkte alsbald, daß es eine Hexe war, ging zu ihr und fragte: „Woher kommſt du, Kätzchen?“ „Miau“ antwortete dieſes und lief weg, doch kam es einige Augenblicke nachher zurück und hatte mehr denn ein Dutzend andere Katzen bei ſich: die faßten ſich alle Pfote an Pfote und begannen einen Tanz um den Keſſel, wobei ſie unaufhörlich ſangen:

Hansken Temmerman vroeg aen my:
Katje, van waer komdegy?

(Hänschen Zimmermann frug mich: „Kätzchen, woher kommſt du?“) Da wurde Hänschen böſe, füllte ſtille einen Eimer mit kochendem Biere und goß das über die Katzen hin. Miau! Miau! ſchrien alle jämmerlich und verſchwanden; das Gebräu aber glückte. Am andern Morgen jedoch ſah man im Rochusſträßchen fünf bis ſechs Frauen, deren Geſichter ganz ſchwarz verbrannt waren, todt auf der Straße liegen, und da blieb denn wol kein Zweifel mehr, wer die Katzen geweſen waren

149.

Katzentanz um die Schützenſtange.

Mündlich.

In der Nähe des grünen Teiches zu Aſſenede lag früher eine Weide, auf der die Vogelſtange ſtand; um die Stange tanzte jede Nacht eine Menge von Katzen. Ein Bauer, der ein wenig zu tief ins Glas geſchaut hatte, kam noch ſpät Abends da vorbei und ſah eine ſchöne Katze auf ſich zukommen. „Ei, ſchöne bunte Katze, wo gehts denn hin?“ fragte er und lief der Katze nach bis unter die Schützenſtange, wo er der Katzen eine

Menge fand, die ſogleich begannen in großem Kreiſe herumzutanzen und zu ſingen:

Käterchen, Käterchen, das frug mich,
Ei ſchöne bunte Katze, wohin trollſt du dich?

Als der Tanz einige Zeit gedauert hatte, verſchwanden die Katzen und es erſchienen viele ſchön gekleidete Mädchen, die koſtbare Speiſen auf eine lange Tafel ſetzten und ihn einluden, mit zu eſſen. Das that er auch, aber das Leckerſte ſelbſt ſchien ihm geſchmacklos, denn es war kein Salz darin. „Habt ihr nicht ein wenig Salz hier?“ frug er, aber im ſelben Augenblicke verſchwand alles, Mädchen, Speiſen und Tafel und er ſaß allein im Graſe. Morgens fand er einen Kreis in den Raſen gebrannt, juſt da, wo die Katzen getanzt hatten.

150.

Lichtchen auf dem Baum.

Mündlich.

Ein alter Bauer aus Avecapelle, Namens Glabau, kam Abends ſpät noch über die Weiden, die das Dorf umgaben, und wollte nach Haus. Da ſah er plötzlich eine Katze neben ſich laufen, welche er meinte zu erkennen als die ſeines Nachbarn, und weil er ein großer Liebhaber von Katzen war, auch verwundert ſtand, das Thier ſo weit von Hauſe weg zu ſehen, frug er: „Nun, ſchöne bunte Katze, wo gehſt du hin?“ Aber die Katze lief ihres Weges weiter und war bald aus ſeinen Augen.

Einige Tage nachher hatte er ſich wieder in der Schenke verſpätet und es war ſchon tief in der Nacht, ehe er ſich auf den Weg nach Hauſe begab. Als er auf die Weide kam, ſah er in der Ferne ein Lichtchen brennen, wie es ſchien, hoch über der Erde und das Lichtchen ſchwankte hin und her. Als er ein wenig näher ging, meinte er, auch Muſik zu hören. Er ging auf das Lichtchen zu und fand, daß daſſelbe oben auf einem Baume brannte; neben dem Baume ſaß ein allerliebſtes Kätzchen und das machte Muſik, nicht aber die, welche er gehört hatte, denn die ſcholl aus der Mitte eines Kreiſes anderer Katzen, welche auf ihren Hinterpfoten künſtlich vor dem Baume tanzten, während ſie einander mit den Vorderpfötchen feſt hielten. Als ſie ein wenig getanzt hatten, ſprang ein Kater, derſelbe, den Clabau einige Tage vorher geſehen, in die Mitte des Kreiſes und begann ein Liedchen, worin es unter andern hieß:

Und der alte Clabau der fragte:
Ei, ſchöne, bunte Katz, wohin gehſt du?

Banger Schweiß rann dem guten Clabau vom Leibe; in höchſter Angſt nahm er ſeine Beine unter den Arm und lief, was er konrte, dem Dorfe zu.

151.

Die Katzenlinde zu Auweghem.

Mündlich.

Kunſt- en Letterblad. 1843. S. 24.

Zwiſchen Huyſſe und Auweghem ſteht eine uralte Linde, die in der ganzen Gegend unter Jung und Alt nur unter dem Namen Katzenlinde bekannt iſt. Einem Bauer aus Auweghem begegnete daſelbſt Folgendes. Er hatte ſich nach langem Arbeiten an einem heißen Sommertage Abends neben die Linde geſetzt, um ein wenig auszuruhen. Langſam fiel er in Schlaf und daraus wurde er erſt tief in der Nacht durch ſüße Laute geweckt, die ihm aus der Luft zu kommen ſchienen. Er rieb ſich die Augen und ſah einmal nach Oben und da bemerkte er denn zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Linde von Katzen wimmelte, und erkannte zugleich, daß dieſe es waren, die jene liebliche Muſik machten. Erſchrocken wollte er auf und davon eilen, aber das ganze Feld war mit Katzen bedeckt, von denen einige Teig bereiteten, andere Kuchen backten und wieder andere, in weiten Kreiſen umtanzend, die Kuchen luſtig verzehrten. Während der Bauersmann noch verwundert auf all das ſonderliche Getreibe hinſtarrte, kam ein artig weiß Kätzchen auf ihn zu und fragte ihn mit ſanfter Stimme: „Bäuerlein, möchtet ihr nicht ein Küchelchen mit knappeln?“ Der Bauer dankte höflich zu dreien Malen; da das Kätzchen ihn aber ſo ſehr nöthigte, nahm er es endlich an. Man brachte ihn bald einen mit Kuchen hochbeladenen Teller und er machte, nach löblichem chriſtlichen Brauch ſein Kreuzchen — doch im ſelben Augenblicke waren all die Katzen verſchwunden und jammerten und miauten greulich auf ihrem Abzuge durch die Luft: der Bauer aber fand ſich auf der Spitze des Baumes wieder. Er kletterte ſchnell herunter und eilte dem Dorfe zu; als er auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtand, da ſchlug die Kirchenuhr Eins. Er erzählte ſeiner um ihn in Sorgen wachenden Frau den wunderbaren Vorfall, ſtand am folgenden Tage nicht vom Bette auf und ſtarb am Morgen des dritten Tages.

Einige ſagen, der Mann habe nach dem erſten Biſſe in einen der Kuchen in Gottes Namen um ein wenig Salz gebeten, worauf die Katzen verſchwunden wären.

152.

Kätzchen unter der Bütte.

Mündlich.

Ein Lehrjunge kehrte ſpät von einem Trinkgelage nach ſeines Meiſters Haus zurück und fand auf der Straße ein artiges, kleines, ſchwarzes Kätzchen. Das nahm er auf, und trug es mit ſich nach Hauſe, wo er es unter eine Bütte ohne Ohren ſetzte. „Wollen ſie das Thierchen morgen behalten," dachte er bei ſich ſelbſt, „dann können ſie es thun; wo nicht, dann laſſe ich es wieder laufen." Am andern Morgen kam er zu der Bütte zurück und hob die auf, um das Kätzchen ſeinem Meiſter zu zeigen; aber wie erſchrak er, als er nicht mehr das Kätzchen, ſondern ein ſteinaltes kleines Weib unter der Bütte fand, und das ſchrie ihm zu: „Du wirſt mich dieſen Abend auf dieſelbe Stelle zurückbringen, von wo du mich geholt haſt, und thuſt du das nicht, dann breche ich dir den Hals." Voll Angſt lief der Burſche zu dem Meiſter und erzählte dem die ganze Sache und der ſchickte ihn zum Pfarrer. Dieſer dachte lange nach, was da wol zu machen wäre, und ſprach endlich: „Es bleibt kein anderer Rath, als daß du thuſt, was das Weib dir befohlen hat." Dazu war der Burſche aber zu bange und er konnte erſt ſeinen Willen darein geben, nachdem der Pfarrer ihm gedroht hatte, das Weib werde ihm den Nacken brechen, und verſprochen, daß er ihn geleiten wolle. Zu dem Letzten hielt der Paſtor auch ſein Wort. Er kam Abends zu dem Burſchen und ging mit ihm zur Bütte. Als die aufgehoben wurde, ſaß das Kätzchen vom vorigen Abende wieder darunter; der Burſche nahm es auf und ging dem Orte zu, wo er es gefunden hatte. Der Pfarrer folgte. Je weiter ſie aber kamen, um ſo ſchwerer wurde das Kätzchen, und das ging ſo lange fort, bis dem Burſchen der blutige Schweiß vom Leibe herunterlief. Als ſie endlich an der Stelle angekommen waren, wo das Kätzchen am vergangenen Abende ſaß, da warf der Burſche es nieder, ſo hart er konnte. Fallen ſah er es zwar nicht, doch bekam er von unſichtbarer Hand einen ſo fürchterlichen Schlag, daß er ohnmächtig zuſammenſtürzte.

153.

Das ſchwere Kätzchen zu Gent.

Mündlich.

Auf der Torrebrügge zu Gent wohnte vordem ein reicher Blechſchläger, der wol an die dreißig Geſellen hatte. Eines Abends mußte einer von dieſen noch ſpät eine fertige Arbeit in die Stadt tragen und unter andern auch über den Sankt Michaelsplatz gehen. Da fand er ein kleines ſchwarzes Kätzchen und das kam auf ihn zu und ſtrich ſich an ſeinen Beinen und miaute dazu ganz erbärmlich. Der Geſell hatte ein überaus mitleidig Herz und da er dachte, es wäre ein verloren Kätzchen, ſo nahm er es auf den Arm und meinte es mit ſich nach Hauſe zu tragen. Kaum aber war er in der Michaelsſtraße angekommen, als das Kätzchen begann, ſchwerer und immer ſchwerer zu werden, und endlich wurde es ſo ſchwer, daß er es fallen laſſen mußte. Doch war es kaum auf dem Boden, als es anſchwoll und immer größer wurde, bis es noch größer war als der allergrößte Eſel. Den Geſellen erfaßte ein ungeheurer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hauſe zurück, wo er in Schweiß gebadet ankam.

154.

Klaren Mondſchein trinken.

Mündlich.

Zu Kortryk lebte vor längerer Zeit ein gar kühner und wackerer Mann, den man aber nicht anders in der Stadt nannte, als Herrn Klare Mane (klarer Mond). Dieſen Beinamen hatte er von folgendem Vorfalle erhalten. Er ſchlief in einer Nacht auf ſeinem Söller, als er plötzlich ein ſonderbares Geräuſch und eine Menge der verſchiedenartigſten Frauenſtimmen über ſich hörte. Da das Dach mehre gläſerne Pfannen hatte, trat er zu einer derſelben und ſah zu ſeiner großen Verwunderung eine zahlreiche Geſellſchaft von Weibern darauf ſitzen, welche tranken und dazu ſangen:

Wir trinken allhier den ſüßen Wein,
Burgunderwein,
Champagnerwein,
Wir trinken den klaren Mondenſchein.

„Ei,“ gedachte der Mann, „was hat das Volk auf meinem Dache zu thun?“ und er hob eine von den Glaspfannen und rief heraus: „Wartet nur ein Weilchen noch, ihr Pack; ich will euch dann ſchon lehren, mich im Schlafe ſtören.“ Mit den Worten eilte er zurück und in eine Ecke des Söllers, wo ein dicker Knüppel ſtand. Als er aber mit demſelben wieder zu der Glaspfanne kam, war alles verſchwunden.

155.

Der Spielmann auf dem Galgen.

Barth. Anhorn Magiolog.
S. de Vries, de Satan II, 318.

Im Jahre 1649 hatten einige Fräulein eines gewiſſen gräflichen Schloſſes in Deutſchland, deſſen Namen wir hier nicht gern nennen wollen, einen Spielmann erſucht, des folgenden Sonntags in der Nacht bei einem Tanze aufzuſpielen, den ſie anſtellen wollten. Er verſprach ihnen zu kommen, wenn ſie ihn zur feſtgeſetzten Stunde, nämlich Abends um neun Uhr, wollten holen laſſen. Dies geſchah; es kam Jemand zu ihm und führte ihn dahin, wo er ſein mußte, in das gräfliche Schloß — ſo meinte er — und in einen großen Saal, in welchem ein herrliches Bankett bereitet war. Da ſpielte er viele Tanzweiſen und ſo ſchön, als er nur konnte. Als er nun ſchon lange geſpielt und Niemand ihm einen Trunk zubrachte, ſprach er laut genug, daß männiglich es verſtehen konnte: „'s iſt doch beſſer, Bauern und Bäuerinnen aufzuſpielen, als für Junker und Fräulein; zum mindeſten geben die Bauern einem Spielmann genug zu trinken." Kaum hatte er das geſagt, als ein vermummter Herr zu ihm trat und ihm einen trefflichen ſilbernen Becher mit Wein anbot; vergnügt legte der Spielmann ſeine Geige aus der Hand und that einen guten Zug; dann ſprach er: „Gott geſegne es, das iſt ein koſtbarer Wein." Doch im ſelben Augenblicke verſchwand die ganze Geſellſchaft mit dem Schloſſe und er ſaß auf dem Galgen, neben dem einige Tage zuvor mehre Hexen verbrannt worden waren; den Becher aber hielt er noch in der Hand. Nachdem er ſich ein wenig von ſeinem Schrecken erholt hatte, ſteckte er denſelben in die Taſche, ließ ſich an einem Stricke nieder und ging nach Hauſe. Am andern Morgen ſah er ſich das Geſchirr genauer an und fand das Wappen einer vornehmen Perſon aus der Gegend darauf. Es ſind viele Leute, die den Becher geſehen und denen der Mann die ganze Geſchichte erzählt hat.

156.

Das Zauberſchloß bei Werwick.

Mündlich.

Ein ſchon bejahrter Mann kam eines Abends an einem Hügel bei Werwick vorbei und fand daſelbſt ein ſchönes Schloß, welches er ſich nicht erinnern konnte, früher je geſehen zu haben. Die Neugier trieb ihn hin und er klopfte an. Bald öffnete ihm eine ſchöne Frau die Thür und führte ihn freundlich in einen prachtvollen Saal, der ganz voll ſo ſchöner Weiber ſaß, wie der Mann in ſeinem ganzen Leben keine geſehen hatte. Man empfing ihn gar höflich und räumte ihm einen Platz an dem Tiſche ein, ſetzte ihm auch einen Teller vor und bat ihn, ſich zu bedienen. Der Mann griff zu den dargebotenen Speiſen, merkte aber bald, daß das Salz in denſelben fehlte. „Möchte ich wol um ein bischen Salz bitten dürfen?“ fragte er. In demſelben Augenblicke verſchwand die Geſellſchaft mitſammt dem Schloſſe und er ſaß auf einem hohen Baume, von dem er ſich nur mit Mühe wieder herunterarbeitete.

157.

Die verzauberte Jagd.

Mündlich.

Zwei Jäger aus Thielt gingen frühmorgens auf die Jagd und blieben daſelbſt bis gegen Abend, aber es war ihnen unmöglich, auch nur ein einziges Wild aufzuſpüren. „Nun, das iſt nicht richtig,“ ſprach der Eine, „laß uns einmal dort zu dem Zauberer gehen und den um Rath fragen.“ Das thaten ſie auch und der Zauberer führte ſie über ein ſchmales Brückchen in ein weites Feld, ſagte, da könnten ſie ſich ſatt jagen. Sie gingen einige Schritte und ſiehe, mehr denn fünfundzwanzig Haſen liefen vor ihnen her; die Hunde ſtürmten auf das Wild los, die Jäger legten an, aber ſie konnten nicht ſchießen und die Hunde vermochten nicht, das Wild zu faſſen, und liefen ſtets an demſelben vorbei. Da erkannten die Jäger bald, daß all das Wild nichts weiter als purer Teufelstrug ſei, riefen ihre Hunde zurück und wollten nach Haus; die Haſen ſtellten ſich zugleich in eine Reihe und ſchauten den braven Jägern nach, als hätten ſie dieſelben verſpotten wollen.

158.

Hexenpütz.

Mündlich.

Bei Meichelbeck liegt nahe bei einem Kreuzwege der Hexenpütz. Da geſchehen Nachts wunderbare Dinge, von denen man nicht gern ſpricht. Oft ſind Leute, die den Kreuzweg durchſchneiden mußten, Stunden lang in der Irre herumgeführt worden und nicht ſelten einen halben Tag lang gegangen und doch nicht von der Stelle gekommen.

159.

Zaubernadeln.

Mündlich.

In ein gewiſſes Haus kam alle Tage eine Milchbäuerin, um ihre Milch daſelbſt zu verkaufen. Die Frau von dem Hauſe hatte ein klein Kind; jedesmal, wenn die Bäuerin kam, wunderte ſie ſich über des Kindes Schönheit, nahm es auf den Arm und liebkoſte es und ſprach immer: „Ach, welch ein lieb Kind! welch ein lieb Kind!“ Es war aber ſonderbar, daß das Kind jedesmal plötzlich und peinlich aufſchrie, wenn die Bäuerin es nahm; auch bemerkte die Frau, daß das Kind Geſchwüre bekam, und jedesmal, wenn das Weib im Hauſe geweſen war, fand ſie der Geſchwüre mehr. Was ſie auch dagegen thun mochte, dieſelben waren unheilbar und daraus ſchloß ſie richtig, das Kind müſſe bezaubert ſein.

Als die Bäuerin nun am folgenden Tage wiederkam, gab die Frau ihr das Kind nicht, bat ſie aber, weil es Winter und ſehr kalt war, ein wenig am offenen Herdfeuer niederzuſitzen. Inzwiſchen rief die Frau ihren Mann und der kam alsbald, ſteckte heimlich einen Nagel aus der Oſterkerze unter den Stuhl, auf dem das Weib ſaß, und ſchürte dann das Feuer und machte eine ſo große Flamme, daß die Bäuerin es vor Hitze nicht aushalten konnte. Sie wollte aufſtehen, vermochte es aber nicht und bat den Mann, ſie ein wenig rückwärts zu ſchieben. „So viel Kraft habe ich nicht,“ antwortete der, „ihr ſeid mir zu ſchwer und könnt wol ſelbſt ein wenig zurückrücken,“ und mit den Worten warf er noch mehr Holz in die Flamme. Da begann das Weib zu ſeufzen und zu jammern und bat den Bauer, ſie doch loszulaſſen. Nun war es klar, daß ſie die Hexe geweſen, welche es dem Kinde angethan. Der Mann verwies ihr das auch mit herben Worten und ſie geſtand endlich und ſprach: „Ja, ich habe euer Kind bezaubert; ich habe es mit Zaubernadeln geſtochen. Sie liegen in meiner Kommode, im ſiebenten Käſtchen der oberſten Schublade in einem Döschen. Da habt ihr den Schlüſſel, nehmt ſie und werft ſie weg und euer Kind iſt geneſen; laßt die andern aber liegen.“ Der Mann nahm den Schlüſſel und ſchloß den Kaſten auf; er fand darin viele Döschen, in denen allen Nadeln lagen, die er ſämmtlich wegwarf. Im Suchen ſah er eine beſonders große Doſe; als er die neugierig öffnete, ſah er eine zweite darin, in der zweiten eine dritte und alſo bis zu ſieben; die letzte war geſpickt voll Nadeln. Nicht nur für ſeine Ruhe beſorgt, ſondern auch für die ſeiner Nebenmenſchen, warf er auch die weg, ſo daß das Weib nicht mehr damit ſchaden konnte. Nach Hauſe zurückgekehrt, warf er ſie vor die Thüre und ſie hat ſich ſeitdem nie mehr in das Haus gewagt.

160.

Zaubereier.

Mündlich.

Zu Dultre wohnte vor Zeiten einmal ein Mann mit ſeiner Magd in einem großen Hauſe. Es trug ſich aber zu, daß der Mann eines Morgens auf dem Kamine ein paar ſchöne große Eier fand, von denen weder er, noch die Magd wußte, wie ſie dahin gekommen waren; ſie aßen dieſelben ohne Argwohn auf. Bald nachher fanden ſie abermals Eier da liegen und der Mann ſprach: „Wir haben ſicherlich einen Hausgeiſt, der uns die Eier bringt, aber laß ihn nur machen, die Eier ſollen mir ſchmecken;“ er aß dieſelben auch wieder auf und das geſchah noch ein paar Mal hintereinander.

Es dauerte aber nicht lange und der Mann wurde ſo voll Ungeziefer, daß er nicht mehr gehen, noch ſich bewegen konnte, ohne daß es ihm zu Hunderten vom Leibe fiel. Er brauchte alle möglichen Mittel dagegen, aber nichts wollte helfen. Da ging endlich die Magd zu dem Dekan nach Geeraertsberge und fragte den um Rath. Da ſprach der Dekan: „Mein Kind, da kann wol Rath geſchafft werden, aber es hält ſchwer; biſt du bang?“— „Nein,“ antwortete die Magd, „meinen Herrn zu erlöſen, will ich gern alles wagen.“ — „Gut,“ ſprach der Dekan, „dann gehe dieſe Nacht um zwölf Uhr von Hauſe weg und komm gradenwegs hierher in die Kirche, aber laß dich durch nichts von dem Wege abbringen, es mag dir vorkommen, was will.“ Das gelobte die Magd zu thun, und als es zwölf Uhr ſchlug, da ging ſie von Hauſe weg und auf Geeraertsberge zu. Sie war aber noch nicht weit von Lultre, als ihr ein großes Heer Soldaten entgegenzog; da das die Straße in ihrer ganzen Breite einnahm, ſo ſprang ſie auf die Seite und ließ es vorüberziehen; ging dann unangefochten weiter nach Geeraertsberge. Wie ſie aber zu dem Dekan kam, da ſprach der: „Mein Kind, ich kann dir nicht helfen, du haſt deinen Weg nicht gut gemacht, du hätteſt durch die Soldaten durchgehen müſſen; darum komm morgen wieder und mach es beſſer.“ Da ging das Mädchen betrübt nach Lultre zurück und machte ſich in der folgenden Nacht noch einmal auf den Weg. Bald ſah ſie die Soldaten wieder kommen, aber ſie blieb mitten auf der Straße und ging grade auf ſie los und die Soldaten wehten wie ein Wind an ihr vorbei. Als ſie ein wenig weiter gegangen war, kam eine große Heerde wilder Thiere von allen Sorten auf ſie losgerannt, aber ſie hielt ſich ſtandhaftig und auch die wilden Thiere flogen an ihr vorbei. Nun ſchien ſie Ruhe zu haben und ſie ſetzte ihren Weg fort bis an das Thor von Geeraertsberge: da fuhr urplötzlich eine Kutſche, mit zwei ſchnaubenden Pferden beſpannt, ihr entgegen, aber ſie blieb ſtill auf der Straße und die Kutſche ſauſte über ihr Haupt hin. Als ſie nun in die Kirche kam, da ſtand der Dekan bereit und begann eine Beſchwörung, und da ſah ſie, daß es ihre alte Nachbarsfrau war, welche ihrem Herrn das mit dem Ungeziefer angethan hatte.

161.

Zauberſchlaf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VI, c. X.

In der Gegend von Zülpich lebte vor einigen Jahren ein blinder Mann von großer Frömmigkeit mit Namen Engelbert. In ſeiner Jugend ſchlief er eines Nachts im Hauſe ſeiner Tante, welche ſehr reich war, und hörte — es war noch vor Mitternacht — wie zwei Diebe die Wand durchbrachen und in das Haus drangen. Nachdem ſie die Herdaſche durchwühlt, ſteckten ſie Licht an, öffneten Kiſten und Käſten und begannen laut mit einander zu ſprechen. Als Engelbert das hörte, verſuchte er die neben ihm liegenden Diener zu wecken, doch das gelang ihm nicht, wie viel Mühe er ſich auch gab. Da nahm er endlich einen guten Knüttel zur Hand, horchte wohl auf, von woher die Stimmen der Diebe kamen, ging auf ſie zu und ſchlug wie wüthend mit ſeinem Knüttel um ſich, machte es auch den Beiden ſo heiß, daß ſie flüchteten. Am Morgen erzählte er die Sache den Nachbarn, denn die Hausleute konnte er nicht aufwecken und die Nachbarn konnten es ebenſowenig. Da ſahen ſie ein, daß Zauberei im Spiele ſein müſſe, unterſuchten Alles und fanden über der Thür etwas, wie den Rückgrat eines Menſchen. Als man das wegnahm, erwachten die Hausleute alsbald.

X162.

Wie die Hexen erkannt werden.

Mündlich.

Wenn der Prieſter in der Meſſe **Dominus vobiscum** ſagt, dann ſieht er an einem beſondern Zeichen, welche Frauen Hexen ſind.

Wenn man die Schuhe von Knaben mit Wagenſchmiere oder mit Schweinsfett beſtreicht, und ſie alsdann in die Kirche ſchickt, dann kann keine Hexe heraus, bevor die Knaben heraus ſind. Auch ſtellt man einen Beſen umgekehrt an die Kirchthüre, wenn man die Hexen zwingen will, zuletzt in der Kirche zu bleiben, um ſie alſo zu erkennen.

Iſt Einem das Vieh behext, dann kann man die, welche es dem Thiere angethan hat, auf folgende Weiſe zwingen, ſich zu zeigen. Man gehe an den Ort, wo das geſchlachtete Vieh überlaſen wird; wenn das Thier dann todt iſt, nehme man das Eingeweide und ſchleppe dies hinter ſich über die Erde nach Hauſe, nicht aber über die Thürſchwelle, ſondern unter der Schwelle her. Da trage man es in die Küche und lege es über den Roſt, mache auch ein tüchtig Feuer darunter: wie das Eingeweide dann warm wird und heiß, ſo brennt auch der Hexe Eingeweide und ſie hat keine Ruhe, wo ſie auch ſein mag, ſondern muß zu dem Hauſe hin; kann ſie daſelbſt eine Kohle von dem Feuer erwiſchen, dann iſt es gut und ihre Schmerzen hören auf. Will man ſie nun recht peinigen, dann ſchließe man die Hausthür gut und feſt zu; ſie wird aus allen Kräften vor derſelben toben. Oft iſt es auch geſchehen, daß, wenn man die Hexe nicht einließ, ein dichtes Dunkel das Haus umzog und es alſo erſchüttert wurde, daß man vermeinte, es ſtürze zuſammen. Machte man alsdann die Thüre auf, dann war alles gut, denn die Hexe ſchoß auf das Feuer los und verſchwand, nachdem ſie eine Kohle gepackt hatte.

In Oſtflandern legt man einen Birkenbeſen unter den Stuhl der Frauen, die als Hexen verdächtig ſind. So es wirklich Hexen ſind, dann können ſie nicht vom Stuhle aufſtehen.

163.

Apfel bricht den Zauber.

Mündlich.

Zwei Leutchen in Kortryk hatten ein wunderſchönes Kind. Eines Abends ſpät ſaß die Mutter noch bei der Wiege, als ſie auf einmal kloff, kloff, kloff Jemand mit Holzſchuhen durch die ſtille Straße laufen hörte; an ihrem Hauſe ſtand er ſtill. Zu gleicher Zeit that das Kind einen lauten Schrei und wand ſich in der Wiege und als die Mutter zuſah, hatte es hinten und vorne einen Buckel. Kloff, kloff, kloff ſcholl es wieder von der Straße und der Jemand lief weg. Die Frau war in Angſt und Noth und lief überall hin, zu allen Doctoren, aber keiner konnte dem Kinde helfen und es war und blieb bucklig. Endlich ging die Frau zu dem Kapuzinerkloſter und erzählte die Geſchichte einem alten Pater, und der ſagte ihr, ſie möge am andern Tage einmal wiederkommen, dann werde er ihr etwas geben. Als die Frau zurückkam, gab er ihr einen Apfel und ſprach: „Dieſen Abend um elf Uhr theilet den Apfel in drei Theile und gebet zuerſt einen, dann den andern und endlich den dritten Theil dem Kinde; wenn es dann nicht geneſt, dann kann ich nicht helfen.“ Die Frau that alſo. Als das Kind den zweiten Theil kaum im Munde hatte, da hörte ſie wieder auf der Straße kloff, kloff, kloff, bis vor ihrem Hauſe. Eine Nachbarsfrau, die bei ihr war, ſprang ſchnell an die Thüre, aber ſie ſah nichts. Im ſelben Augenblicke ſchrie das Kind wieder, doch als die Mutter beſorgt ihm den dritten Theil des Apfels geben wollte, da lächelte es und ſtreckte ihr die Händchen entgegen und war wieder ſchlank und ſchön, wie zuvor.

164.

Feuer verräth die Hexe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunst- en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 48.

Es iſt noch nicht lange, daß in Gerneghem eine Hexe auf die folgende Weiſe verrathen wurde.

Die Kinder eines Bauern lagen krank und ſchienen nicht mehr geneſen zu können. Was der Mann auch für Mittel anwenden mochte, die Krankheit nahm täglich mehr zu, ſo daß endlich kein Zweifel mehr blieb an einer Bezauberung der Kinder. Um ſich inzwiſchen hievon zu überzeugen und die Hexe zugleich kennen zu lernen, gab Jemand den Rath, ein groß Feuer von Buchen-, Ulmen- und Eichenholz zu machen und wohl Sorge zu tragen, daß kein andrer Brennſtoff dazu komme; auf das Feuer ſolle man wohl achten, beſonders, ob und wann die Flammen der verſchiedenen Holzarten zuſammenſchlügen und ſich vereinigten, denn die Frau, die dann zuerſt ins Haus treten werde, das ſei die Hexe.

So hat man es gethan und die Hexe entdeckt.

165.

Klagende Stimme.

Moby de Rondchamp, le Cabinet historial, Liège 1610. p. 148. G. P. Verrure im Kunſt- en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 47.

Im Beginne des 16. Jahrhunderts wohnte in der Gegend von Lüttich ein Bauer, der mit ſeiner Frau alle Tage eine klagende Stimme hörte, wie wenn Jemand um Hülfe gerufen hätte. Wie oft er auch in ſeinem Hauſe herumſuchte, nie konnte er auch nur das Mindeſte finden. Dies ſtets dauernde, jämmerliche Gerufe traf den Bauer und die Bäuerin ſo, daß ſie krank wurden und langſam hinzehrten. Außer ihnen hörte kein Menſch die Stimme.

166.

Johannes Teutonicus.

Adag. German. e. pr. qui quae vult dicit, quae non vult audit.

Johannes Teutonicus war von Bürgereltern geboren, wurde jedoch ſeiner hohen Gelahrtheit halber zum Canonicus in Halberſtadt ernannt, ein Rang, der ſonſt nur Söhnen adliger Eltern werden konnte. Das verdroß die andern adligen Canonici und ſie ließen es ihn oft und bitter fühlen. Müde der ewigen verächtelnden

Spöttereien, beſchloß Johannes endlich ſich einmal recht empfindlich zu rächen. Er lud alſo alle Canonici zu einem köſtlichen Abendmahle ein und als dieſes zu Ende war, da fragte er ſie, ob ſie nicht einmal ihre Ahnen zu ſehen wünſchten? Nichts konnte den Herren willkommener ſein und Johannes hub alsbald an, eines jeglichen Ahnherrn einzeln zu beſchwören und da erſchienen denn Köche, Stallknechte, Bauern und ander Volk, alle mit Zügen, welche die Herren ſich leicht erinnerten, auf ihren Familienbildern häufig geſehen zu haben. Als er zu Ende war, da fragte Johannes: „Nun ſaget mir doch offenherzig, ſind eure Ahnen edler, oder ſind es die Meinigen?“ Darauf gab keiner der Herren ihm Antwort, ſondern Alle ſchlichen beſchämt und ſtille aus Johannes' Hauſe und ſeit der Zeit warf ihm keiner mehr ſeine niedere Abkunft vor.

167.

Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm geworden.

Hieron. Plati de bono status religiosi. c. 33.
Lenglet-Dufresnoy recueil de dissertations. I. preface XCIX.
Vgl. auch in Weidens Köln's Vorzeit: Albertus Magnus.

Albertus Magnus war ſchon früh in den Orden des heil. Dominicus getreten, aber es dauerte nicht lange, da gefiel ihm das geiſtliche Leben nicht mehr, denn er meinte, daß es ihm an Kopf mangle, um die Tiefen der Gottesgelahrtheit zu ergründen, und darum beſchloß er, aus dem Kloſter zu entfliehen. Er ſetzte alſo eines Abends eine Leiter an die Gartenmauer, um da hinüber zuſteigen und fortzulaufen; da aber ſah er urplötzlich vier Frauen von gar ehrwürdigem Weſen vor ſich ſtehen, davon ſtießen zwei ihn zu wiederholten Malen von der Leiter. Er hatte aber das Kloſterleben ſo ſatt, daß er trotzdem zum dritten Male verſuchte, die Leiter hinaufzuſteigen; da fragte ihn die dritte der Frauen, warum er denn ſo ſchändlich weglaufen wolle? Albert ſagte ihr, daß er zu dumm wäre, um zu ſtudiren, und des Kloſters darum überdrüſſig wäre. Da ſagte die dritte, dann thue er doch beſſer, ſtatt zu fliehen, den Schutz und Beiſtand der Mutter Maria ſich zu erflehen, welches die vierte Frau wäre, und ſie andern drei wollten ihm helfen bitten. Als Albert das hörte, war er wie herumgedreht, und er warf ſich alsbald vor Maria nieder und klagte ihr ſein Leid und bat ſie, daß ſie doch ſeine Dummheit von ihm nehmen möchte. Da fragte ihn Maria, welche Wiſſenſchaften er denn am liebſten ſtudiren wolle und ob er lieber die Weltweisheit oder die Gottesgelahrtheit hätte? Albert bedachte ſich nicht lange und bat die Mutter Gottes, ihn zu einem tüchtigen Weltweiſen zu machen. Darauf ſprach Maria: „Das ſoll dir geſchehen, aber weil du die Weltweisheit der Gottesgelahrtheit, die dich meinen Sohn hätte beſſer erkennen laſſen, vorgezogen haſt, ſo ſollſt du am Ende deines Lebens all deine Wiſſenſchaft verlieren und wieder ſo dumm werden, wie du warſt, und das ſoll ſein drei Jahre vor deinem Tode.“ Nachdem die Muttergottes das geſprochen, verſchwand ſie mit den andern Frauen und Albert kehrte zum Kloſter zurück, ſtudirte und wurde bald der gelehrteſte Mann von der Welt, ſo daß man ihn den Großen hieß und der Papſt ihn endlich gar zum Biſchof machte. Er war ſo kunſterfahren, daß er eine Bildſäule machte, die ſprechen konnte und ſich bewegte, wie ein lebendiger Menſch; Thomas von Aquin, ſein Schüler, hat dieſelbe zerſtört.

Als Albert endlich fühlte, daß die Jahre ſeiner

Dummheit heranrückten, da erzählte er all ſeinen Schülern von dem Geſichte, welches er gehabt. Er wurde auch dümmer und einfältiger als ein Kind, trug das aber mit Geduld und Ergebenheit und verharrte getreulich in ſeinen religiöſen Uebungen bis zu ſeinem Tode. Zu Köln in der Andreaskirche liegt er begraben.

168.

Albertus Magnus rettet den Papſt.

Nach Velthem Spiegel hiſtoriael I. c. 35. S. 38.

Bruder Albert war wohl bekannt mit dem Papſte. Es geſchah aber, daß er mit demſelben luſtwandelte, und ſie wollten in einem Schifflein auf der See fahren, nahmen nur wenige von des Papſtes Dienern mit ſich. Nicht lange darnach ſah der Papſt wol ſieben Schiffe mit Kriegsvolk, das war wohl geharniſcht und wohl bewehrt. Der Papſt begann zu verzagen und das mochte er wol mit Recht, denn ſie umringten ſein Schiff und kamen näher, um ihn zu fangen; von Sicilien waren ſie und Manfred (Kaiſer Friedrichs II. Baſtardſohn) hatte ſie geſandt, weil der Papſt Herrn Friedrich mit ſeinem Bannfluch belegt hatte; das wollten ſie rächen an ihm und hatten alle Tritte des Papſtes erſpäht. Hätte Bruder Albert ihn nicht geſchirmt, er wäre ihnen nicht entgangen. Große Angſt befiel den Papſt und Alle, die mit ihm waren, nur nicht Bruder Albert. „Ergebt euch,“ riefen die Feinde, „oder ihr ſeid des Todes!“ Der Papſt ſprach: „Was ſollen wir thun, lieben Freunde? Iſt keiner unter euch, der uns rathen kann, wie wir entkommen mögen?“ Bruder Albert ſprach: „Herr, ich könnt' uns wol von ihnen befreien, aber es wäre gegen euer Gebot. Hätte ich Urlaub, hier meine Kunſt zu gebrauchen, ſie ſollten Alle fliehen in Furcht und Angſt." Der Papſt ſprach: „Albert, thu das, ich gebe dir Urlaub dazu für nun und für dein ganz Leben; thuſt du nichts Arges damit, dann abſolvire ich dich von aller Sünde dabei." Das hatte der Papſt kaum geſagt, als die Andern flohen, wie wenn der Teufel ſie gejagt hätte, ſo großer Schrecken überfiel ſie; ſie meinten, die ganze Welt wäre über ſie hergefallen. Alſo wurde der Papſt gerettet durch Bruder Albert und kam ohne einigen Schaden nach Rom; Bruder Albert hatte aber dadurch die Erlaubniß gewonnen, frei und ſonder Sünde die ſchwarze Kunſt zu üben.

169.

Duns Scotus.

Delrio.

Duns Scotus hatte gelobet, die heilige Schrift zu überſetzen, ſonder einige Speiſe zu ſich zu nehmen; denn er gedachte, bei ſolch heiligem Werke dürfe ihn kein irdiſch Bedürfniß ſtören. Das führte er auch aus; als er aber kaum den letzten Buchſtaben ſeiner Ueberſetzung niedergeſchrieben hatte, da fiel er hin und war todt.

170.

Doctor Fauſt.

G. Schwab Wanderungen durch Schwaben. S. 29.

Von dem Dormitorium des Kloſters Maulbronn ſteigt man durch ein Fenſter über mehre Dächer in ein ausgemauertes Gemach; da hat Dr. Fauſt ſein letztes

Stündlein gelebt und wurde von da durch den Teufel geholt. Noch zeigt man einen großen Blutflecken daſelbſt an der Wand, der als Zeuge dieſes ſchrecklichen Vorfalles daſteht. Man ſagt auch, Dr. Fauſt ſei aus dem benachbarten Städtchen Knittlingen gebürtig geweſen.

171.

Hecke und Alene.

Mündlich.

In der Zeit, als noch die Heiden in Brabant waren, wohnte zu Dilbeek, einem zwei Stunden von Brüſſel gelegenen Dorfe, ein grauſamer Heidenkönig, der hieß Hecke, und hatte eine überaus ſchöne Frau, die er auch innig liebte, und die hieß Alene. Dieſe hörte eines Tages erzählen von einem Chriſtenprediger, der auf der andern Seite von Brüſſel, im Forſt, das Wort Gottes verkündigte, und ſie beſchloß zur Stunde, einmal den Predigten des Apoſtels beizuwohnen. Das wurde ihr um ſo leichter, als ein unterirdiſcher Gang von ihrem Schloſſe aus unterhalb Brüſſel hinlief und im Forſt mündete: den benutzte ſie und begab ſich jeglichen Sonntag zu der Chriſtenverſammlung. Bald ließ ſie ſich ſelbſt taufen und mochte nun immer der Meſſe der Chriſten beiwohnen.

Es dauerte nicht lange und Herr Hecke hörte von dieſen heimlichen Gängen und verbot Frau Alenen aufs allerſtrengſte, ferner noch nach Forſt zu gehen. Sie ließ ſich das aber nicht anfechten und ſetzte ihre Beſuche der Chriſtenverſammlungen fort, wie ſie früher gethan hatte. Als Hecke das erfuhr, paßte er ihr eines Sonntages mit einem ſeiner Vertrauten auf, um ſie zurückzuhalten; Alene entſchlüpfte ihnen aber und wollte in dem Gange weiter laufen; da hob Herr Hecke ſein Waffenbeil und ſchlug ihr den rechten Arm ab. Alene ſchien den Schmerz nicht zu fühlen und lief weiter und weiter bis nach Forſt, wo ſie die andern Chriſten ſchon verſammelt fand. Als der Prieſter aber während der heiligen Handlung die Hoſtie aufheben wollte, da erſchienen plötzlich zwei Engel über dem Altare und die brachten Alene's abgehauenen Arm, der ſich von ſelbſt wieder zu ihrem Leibe fügte, ſo daß keine Spur einer Verletzung mehr übrig blieb. Als ſie zurückkehrend ihrem Gatten begegnete und der das Wunder ſchaute, da fühlte er ſich ſo ſehr ergriffen, daß er ihr zu Füßen fiel und ſie um Verzeihung bat. Wie gern Frau Alene ihm die gewährte, das brauch' ich wol nicht zu ſagen; ſie nahm ihn auch mit in die Chriſtenverſammlung und da gefiel es dem rauhen Heiden ſo ſehr, daß er ſich taufen ließ.

Andere ſagen, nicht Herr Hecke, ſondern einer ſeiner Diener, den er dazu abgeſandt, habe Frau Alenen den Arm abgeſchlagen, während ſie ſich an einen Baum feſtgeklammert.

Noch heute heißt man jenen Gang Sinte-Lene's-loop und einen in der Nähe deſſelben liegenden Born, deſſen Waſſer als heilkräftig von nahe und ferne geholt wird, Sinte-Lene's-borre.

172.

Unſchuldige gehangen.

Flämiſches Volkslied.

In einem Wirthshauſe hatte die Tochter heimlich unerlaubten Umgang mit einem Manne und die Folge davon war, daß ſie ein Kind gebar. Weil die Mutter, welche ein böſes und heimtückiſches Weib war, nun fürchtete, das möge unter die Leute kommen, tödtete ſie das Kind und legte die Leiche ins Bette der Magd. Als dieſe nun Abends ſchlafen gehen wollte und ihr Bett aufdeckte, da ſchrie ſie laut auf vor Schrecken ob des Kindes. Da lief die Wirthin nebſt ihrer Tochter herbei und ſie riefen: „O du Teufelin, du Mörderin, du bringſt unſer Haus in Schande!“ Die Magd betheuerte und ſchwur, ſie wiſſe von nichts, doch das half ihr wenig; die Wirthin ſchrie die Nachbarsleute zuſammen und dieſe eilten zum Gericht. Nun wurde die Magd gefangen und, weil Alles gegen ſie ſprach, verurtheilt, um mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als das Mädchen nun den Tod vor Augen ſah, da betete ſie zu der Mutter Maria und ſprach: „O du gnadenreiche und milde Frau, ſtehe mir doch bei in meinen Todesängſten; du weißt am beſten, daß ich nichts verbrochen habe.“ Sie betheuerte auch ihre Unſchuld bis zum letzten Augenblicke und litt geduldig den harten Tod.

Drei Tage nachher kam der Liebſte der Magd, welcher in der Nähe des Dorfes als Knecht diente, in die Schenke und frug nach ihr. Da erzählte die Wirthin ihm Alles, doch er wollte das nicht glauben und ſprach: „Nein, mein Mädchen iſt unſchuldig;“ ging unter vielen Thränen zu dem Galgen und ſeufzte aus der Tiefe ſeines Herzens: „Ach Gott, wie hängſt du da, mein ſchönes Lieb!“ Da rief ihm das Mädchen zu: „Ich hänge da, doch ich bin nicht todt.“ Als der Knecht das hörte, da wäre er faſt vor Schrecken und Angſt weggelaufen, doch er ermannte ſich und frug: „Wie kann das geſchehen, mein ſüßes Lieb?“ Da ſprach die Magd: „Ich ſtehe auf unſerer lieben Frauen Schultern.“ Da lief der Knecht zum Richter und beſchwur ihn, alsbald zu dem Galgen zu kommen und das Mädchen zu erlöſen. Der Richter folgte ihm ſchnell und als der Strick durchgeſchnitten war, da ſtieg das Mädchen lebend herunter und ſank in ihres Liebſten Arm. Nun ließ der Richter das Weib mit ihrer Tochter greifen und ſie bekannten ihre Unthat und wurden an demſelben Stricke aufgeknüpft, an welchem das unſchuldige Mädchen drei Tage lang lebendig gehangen hatte.

173.

Gottvertrauen belohnt.

Andr. Hondorf theatrum exemplorum.
Koningsbergen hochdeutſche tydverkeningh. 3. Jahr 1. T.
Sim. de Vries hiſtor. Deran. S. 229.
Goulard histoires admirables et memorables advenues de nostre temps. Paris, 1618, p. 96.

Im Jahre 1539 lebte in Sachſenland eine ehrbare Witwe mit zwei Söhnen. Es war in dem Jahre eine große Hungersnoth und die Frau wußte kein Brot mehr für die Kinder und ſich zu ſchaffen. Da kleidete ſie eines Morgens ſich und die Söhne in ihre beſten Kleider und ging auf eine nahe Quelle zu, um daſelbſt Gott zu bitten, daß er ſich ihrer erbarmen möge. Indem ſie vor die Thüre trat, ſah ſie einen ehrenhaften Mann, der ſie freundlich grüßte und nach einigen Worten ſie fragte, ob ſie an jenem Quell Eſſen zu finden glaube? Die Frau entgegnete: „Nichts iſt bei Gott unmöglich. Wenn er die Kinder Iſrael 40 Jahre lang in der Wüſte ernähren konnte, dann kann er mich und meine Kinder noch wohl mit Waſſer erhalten.“ Als die Frau ſolches mit dem feſteſten Vertrauen und dem größten Muthe geſprochen hatte, ſprach der Mann: „Da du ſo feſt glaubeſt, gehe nach Hauſe zurück, du wirſt da drei Laſten Mehl finden.“ Damit verſchwand er. Die Frau aber ging freudig nach Hauſe und fand es, wie er geſagt hatte.

174.

Arkenbald von Burde.

Caesarii Heisterbac. dial. mirac. d. IX. c. 38.

Arkenbald von Burde war ein mächtiger und edler Herr und ſo ſehr eifrig für die Gerechtigkeit, daß vor ihr ihm jeder gleich galt. In einer ſchweren Krankheit hörte er eines Tages in ſeinem Bette ein großes Getümmel und klagende Weiberſtimmen aus einer nahen Kammer dringen. Als er ſich nach der Urſache davon erkundigte, wagte keiner der Umſtehenden es, ihm die Wahrheit von der Sache zu bekennen. Da rief er einen von ſeinen Dienern und ſprach: „So dir deine Augen lieb ſind, ſage mir die reine Wahrheit.“ Da antwortete der Diener zitternd: „Herr, eurer Schweſter Sohn wollte eine Frau ſchänden, das war die Urſache des Schreiens.“ Da ſprach Arkenbald tief ergriffen zu ſeinen Soldaten: „Gehet hin und hänget ihn.“ Die Soldaten entfernten ſich, doch vor der Thüre ſprachen ſie zu einander: „Tödten wir dieſen edeln Jüngling und ſtirbt unſer Herr, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, bald, dann wird man uns gleicherweiſe tödten, oder wenigſtens verbannen;“ und ſie gingen zu dem Jünglinge, ſagten ihm Alles und ſchärften ihm ein, ja nicht vor ſeines Oheims Augen zu kommen; dann gingen ſie einige Stunden ſpäter zu Arkenbald und ſagten dieſem, ſein Wille ſei nun vollbracht. Fünf Tage nachher glaubte der Jüngling, ſein Oheim habe nun Alles vergeſſen und gedenke der Sache nicht mehr; er öffnete leiſe die Thür des Krankenzimmers und ſchaute einmal hinein. Als Arkenbald ihn erblickte, ſprach er mit ſchmeichelnden Worten zu ihm, er ſolle ſich neben ihn an's Bett ſetzen. Kaum hatte der Jüngling das aber gethan, als Arkenbald ihn um den Hals faßte, heimlich ſein Meſſer zog und es ihm in die Gurgel ſtach, ſo daß er todt hinfiel. Unter Klagen und Thränen wurde der Jüngling herausgetragen; die ganze Gegend ſchauderte ob der grauſigen That.

Arkenbald war ſelbſt ſo ſehr davon ergriffen, daß ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte und er zum Biſchof ſandte, daß dieſer ihm den Leib des Herrn bringe. Als der Biſchof kam, beichtete Arkenbald ihm unter vielen Reuethränen ſeine Sünden, des Mordes aber geſchwieg er. Da ſprach der Biſchof erzürnt, warum er ſich deſſen nicht anklage? „War denn das eine Sünde?“ frug Arkenbald. „Und noch dazu eine ſchwere,“ erwiderte der Biſchof; aber Arkenbald ſprach: „Ich ſehe keine Sünde darin und verlange alſo auch nicht, daß Gott ſie mir vergebe.“ Der Biſchof erwiderte zornig: „Dann gebe ich euch die Wegzehrung nicht eher, als bis ihr euch des Mordes angeklagt.“ Arkenbald ſprach: „Wiſſet, Herr, ich habe meinen Neffen nicht aus Haß oder in einer Aufwallung von Zorn getödtet, ſondern nur aus Furcht Gottes und Liebe zur Gerechtigkeit. Nie liebte ihn einer inniger, denn ich. Verſaget ihr mir auch des Herrn Leib, dann kann ich dem Herrn doch ebenwol meinen Leib und meine Seele anbefehlen.“ Der Biſchof ging, doch kaum hatte er die Thürſchwelle überſchritten, als der Kranke ihn zurückrief, indem er ſprach: „Kehret zurück, Herr Biſchof, kehret zurück und ſehet, ob die Hoſtie noch in eurer Büchſe iſt.“ Das that der Biſchof, aber ſiehe, die Hoſtie war verſchwunden. Da ſprach Arkenbald: „Der, den ihr mir verſagt, hat ſich mir nicht verſagt“ und er zeigte dem Biſchof die Hoſtie, welche er noch im Munde hielt.

175.

Die knienden Eſel.

Caesar. heisterb. dial. mirac. IV, c. 98.

Heutzutage noch ſieht man zu Köln in der Weißbüttengaſſe an einem Hauſe ein Bild, worauf Eſel vor einem Prieſter kniend gemalt ſind. Davon erzählt man ſich die folgende Geſchichte, welche wir mit den Worten des Cäſarius wiedergeben wollen.

„Der Paſtor Everhardus von Sankt Jacob war ein durchaus frommer Mann. Eines Tages trug er das Sacrament zu einem Kranken, dieſem die Wegzehrung zu geben. In einer ſehr engen und ſchmuzigen Straße aber begegnete er einer Menge von Eſeln, die mit Getreide beladen waren. Der Scholar, welcher mit der Laterne vor ihm herging, drang nur mit vieler Mühe durch die Eſel hindurch, nun ſie zur Seite treibend, dann wieder von ihnen vertrieben. Als der Pfarrer, der ſchon ein alter und ſchwächlicher Mann war, das ſah, erbleichte er und begann zu zittern, denn er fürchtete, die Eſel möchten ihn übern Haufen rennen und mit dem Sacramente in den Koth werfen. Menſchliche Hülfe ſchien da vergebens, da brach er im Vertrauen auf Gott in dieſe Worte aus: „Was machet ihr Eſel da? Sehet und wiſſet ihr nicht, wen ich in der Hand trage? Stehet im Augenblicke ſtill und erzeiget niederkniend euerm Schöpfer die Ehre, die ihm gebührt, ich befehle es euch in ſeinem Namen!“ Und ſiehe, die Eſel gehorchten und knieten alle nieder, und was noch wunderbarer war, obgleich dies Knien ihnen ſchwer fiel, blieben die Säcke doch auf ihren Rücken hängen. Dies iſt eine in Köln ſehr berühmte Geſchichte.

In Köln erzählt man, ein Bauer ſei mit ſeinen Eſeln einem das Sacrament tragenden Prieſter begegnet und habe nicht niederknien wollen; da hätten die Eſel ihn beſchämt, indem ſie auf die Knie geſunken wären.

176.

Die Monſtranz zu Loochriſti.

Mündlich.

Ein Kaiſer, der Herr von Flandern war, hatte einmal Krieg mit den Türken und verlor viel Soldaten dabei, kam auf die Art täglich mehr in Gefahr, endlich zu unterliegen. Da that er ein Gelübde, drei Monſtranzen von Silber und Gold an ebenſoviel Liebfrauenkirchen zu ſchenken, die eine an Unſre liebe Frau von Hall, die andre an Unſre liebe Frau von Scharzenbeuvel und die dritte an Unſre liebe Frau von Loochriſti, deren Bild damals noch in einem Kapellchen mitten in einem Buſche ſtand. Zur Stunde brach dichte Nacht über das Heer der Türken herein und die Dunkelheit dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, während welcher Zeit für das Chriſtenheer die Sonne nicht unterging. Dadurch wurden die Türken auf das allervollſtändigſte geſchlagen und flüchteten mit Schande beladen. Als der Kaiſer nach Flandern zurückkam, erfüllte er ſein Gelübde getreulich; noch heute bewahrt man in der Kirche von Loochriſti die Monſtranz, welche er dahin ſchenkte.

177.

Das Kreuz in der Sankt Georgskirche zu Köln.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. VIII. c. 25.

In der Sankt Georgskirche zu Köln iſt (war) ein metallnes Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers, welches viel Wunder that und als ein großes Heiligthum galt. Daher kam es auch, daß die Frauen aus der Stadt eine Menge Kerzen vor demſelben brannten und opferten. Der Glöckner aber war ein Dieb, hatte wenig oder gar keine Andacht zu dem Bilde und ſtahl gar häufig die Opferkerzchen, um ſie Abends zu Hauſe zu verbrennen. Eines Nachts aber, wo er in ſeinem Bette noch wachend lag, kam das Kreuz zu ihm und ſtieß ihn unter harten Worten dermaßen, daß er mehre Tage lang Blut ſpie. Des Wunders erinnere ich (Cäſarius) mich noch ſehr gut und es iſt in der ganzen Stadt bekannt; ſeitdem hielt man das Kreuz noch mehr in Ehren.

178.

Steinerner Chriſtuskopf ſchwimmt.

Mündlich.

Vor viel hundert Jahren geſchah es, daß Fiſcher eines Morgens etwas auf dem Dender ſchwimmen ſahen; ſie zogen es zu ſich heran und fanden, daß es ein ſteinerner Kopf eines Chriſtusbildes war. Sie kündeten das Wunder alsbald in der Stadt, und da ließ man von Holz einen Leib zu dem Kopfe ſchneiden und ſtellte das Bild in der Kirche auf, trug es auch ſeitdem jährlich in Prozeſſion in der Kirche umher. Einmal aber fiel es einem der Träger zu ſchwer und der wurde unwillig darob und fluchte. Da löſte das Bild ſeine Hand vom Kreuze und ſchlug ihn derb ans Ohr.

179.

Das ſchwarze Kreuz in der Kirche St. Maria im Capitol zu Köln.

Mündlich.

Kreuſer in den Rheinſagen Simrocks.

Linker Hand vom Chor der alten Kirche St. Maria im Capitol ſteht ein Altar und auf demſelben ein lebensgroßer Chriſtus am Kreuze, der das Haupt nach der Bruſt ſenkt. Jedes Jahr ſinkt daſſelbe tiefer; wird es endlich ganz mit dem Kinne auf der Bruſt ruhen, dann iſt der Welt letzter Tag.

180.

Das Kreuz zu Wenduine.

Mündlich.

[illegible] im Kunſt- en Letterblad. 1842. S. 95.

Die Bewohner von Wenduine und den umliegenden Orten erzählen, daß eine halbe Stunde von der Küſte im Meere ein Dorf, Alt-Wenduine unter den Wellen begraben liege; ein großes und plötzliches Wachſen der See, ſagen ſie, habe deſſen Untergang herbeigeführt. Es geſchah, daß lange Zeit nach dem Unglücke die Fiſcher von Blankenberg einmal ihre Netze auswarfen und ſtatt einer guten Zahl Fiſche, ein großes Kreuz heraufzogen; dies führten ſie mit ſich zum Geſtade und pflanzten es daſelbſt auf. Am andern Morgen aber war das Kreuz verſchwunden, ohne daß Jemand wußte, wohin es gekommen war. Einige Tage nachher fuhren dieſelben Fiſcher wieder auf die erwähnte Stelle und ſiehe, ſie fiſchten das Kreuz zum andern Male. Da erkannten die Fiſcher, daß das Gottes Schickung ſei und daß an dem Orte, wo ſie das Kreuz gefunden, die Kirche von Alt-Wenduine ſtehen müſſe, und ſie meinten ſicher und feſt, ſie müßten das Kreuz zur Kirche von Neu-Wenduine tragen. Solches thaten ſie auch und zwar in feierlichem Zuge und in Gegenwart von viel tauſend Menſchen, und ſtellten es in beſagter Kirche auf einen Seitenaltar, wo man es noch ſchauen kann.

Zweimal im Jahre, nämlich an den Feſten von Kreuzerfindung und Kreuzerhebung wallfahrten die Fiſcher von Blankenberg zu dem Kreuze und laſſen an dem Altare, worauf es ſteht, eine große Meſſe ſingen. Wenn die zu Ende iſt, dann nehmen ſie das Bild auf die Schultern und tragen es prozeſſionsweiſe dreimal rund in der Kirche. Dadurch glauben ſie ſich für das ganze Jahr Schutz in Gefahren auf der See und reichen Fiſchfang zu ſichern.

181.

Der hölzerne Gott zu Paſchendale.

Mündlich.

Der Weg von Paſchendale nach Moorslede führt durch ein klein Gebüſch; in demſelben fand einmal ein Holzhacker auf einem Baumſtumpf ein hölzern Bild in Geſtalt eines Ecce homo. Der gute Mann wagte nicht daſſelbe wegzunehmen, ſagte es aber dem Pfarrer. Der meinte erſt, das Bild gehöre der einen oder andern Kirche und erkundigte ſich allenthalben darum, doch nirgend vermißte man ein Bild. Da nahm er es und ſetzte es in ſeine Kirche zu Paſchendale hinter den Altar, doch damit war das Bild nicht zufrieden und am andern Morgen fand man es wieder auf dem Baumſtumpf. Als man dies dem Pfarrer meldete, erkannte der, daß das Bild eine beſſere Stelle verdiene und ſetzte es dem Hochaltar viel näher; doch er wann nichts damit, denn am folgenden Morgen ſtand es wieder auf dem Eichenſtumpf. Nun holte man es mit vieler Feierlichkeit von da ab und ſetzte es auf den Altar des heiligen Cornelius, welcher der Schutzpatron der Kirche iſt, doch Alles vergebens; der folgende Tag ſah das Bild wieder im Walde. Da ließ der Pfarrer öffentliche Gebete halten; dann reihte ſich das Volk zu einer Prozeſſion zuſammen und in deren Mitte trug er das Bild abermals von der Eiche nach der Kirche, wo man es dem Hochaltar gegenüber auf ein hölzern Fußgeſtell ſetzte; die Eiche aber ließ er fällen. Seitdem war das Bild dem Scheine nach zufrieden; ſein Geiſt aber ſpukte noch lange nachher in der Gegend der Eiche, wo ihn mancher Wanderer in den abſcheulichſten Geſtalten ſah. So trat er u. a. einem betrunkenen Hirten in Geſtalt eines großen, ſchwarzen Hundes mit glühenden Augen entgegen. Der Hirte war nicht links, ſondern ſprach kühnlich: „Kommſt du von Gott, dann ſprich; kommſt du vom Teufel, dann gehe, woher du gekommen.“ Da ſprang der Hund auf die andere Seite des Weges und verwandelte ſich in ein Todtengeripp. Als der Hirte das ſah, da wurde er nüchtern, lief, was er konnte, nach Haus und ſtarb in wenig Tagen.

Mit der Länge der Zeit iſt das Bild immer mürber geworden und endlich halb verfault; da hat man es von dem Geſtell genommen und verbrannt. Seitdem ſah man keine Geiſter mehr, der Wald aber behielt von dem Bilde den Namen „Houtengodboſch“, das iſt Hölzerngottsbuſch.

182.

Die auswandernden Heiligen.

Mündlich aus Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII, 85.

In dem Ciſtercienſerkloſter Folcodesrode, welches in Thüringen gelegen iſt, lebte vor einigen Jahren ein Abt, der eine ungemeine Verehrung zu den Reliquien der Heiligen trug. Dieſer hatte eines Nachts folgende Erſcheinung. Er ſah ſich nämlich in die Kirche der heiligen Urſula zu Köln verſetzt und erkannte, daß außerhalb derſelben neben einer Mauer drei Körper von Jungfrauen aus der Schar der Elftauſend, die Urſula begleiteten, begraben waren, und zugleich daß dieſe Jungfrauen hießen Theumata, Eleumata und Chriſtantia. Bald war er auf der Reiſe nach Köln; da ging er zu der Kirche und fand ſogleich den Ort, welcher ihm in der Erſcheinung angewieſen war. Er ging zur Aebtiſſin, erzählte der alles und bat um die Erlaubniß, nachgraben zu dürfen, welche er auch bald erhielt. Man wies ihn zu einem Manne, Namens Ulrich, dem es oblag, die Körper der heiligen Jungfrauen herauszugraben; dieſer begann ſeine Arbeit und ſie fanden zwei Sarkophage. In einem derſelben lag zwiſchen den Gebeinen ein ſehr ſchöner Kamm, den erbat ſich der Gräber Ulrich und er erhielt ihn auch und ſteckte ihn in ſeinen Handſchuh und mit dem unter ſein Oberkleid auf die Bruſt. Da hinderte er ihn aber am fernern Graben, er nahm ihn alſo wieder heraus und legte ihn auf den Rand der Grube. Zufällig kam eine von den Nonnen da vorbei, ſah und bewunderte den Kamm, ſteckte ihn zu ſich und ging weg. Nachdem nun auch der dritte Körper gefunden und alle drei mit großer Ehrerbietung in einen Schrein geſchloſſen waren, wollte der Abt am folgenden Morgen mit dem theuern Heiligthume ſeinem Kloſter zueilen. In der Nacht aber erſchienen ihm die drei Jungfrauen im Traume und ſprachen zu ihm: „Wir können nicht mit dir gehen.“ Da frug der Abt beſtürzt: „Warum denn nicht, geliebteſte Herrinnen?“ Darauf antwortete eine von ihnen: „Weil ich meinen Kamm verloren habe, den mir meine Mutter ſchenkte, als ich mein Vaterland verließ.“ — „Wer hat ihn denn, o Herrin?“ frug der Abt und ſie antwortete: „Als Ulrich den Kamm in ſeinem Handſchuh auf den Rand der Grube legte, hat ihn eine der Schweſtern, Namens Friderindis geſtohlen.“

Des Morgens trat der Abt vor die Aebtiſſin und frug: „Saget mir, wie heißt der Mann, welcher die Jungfrauen ausgrub?“ — „Ulricus,“ antwortete ſie. — „Iſt hier nicht eine Schweſter, welche Friderindis heißt?“ frug der Abt weiter, und ſie entgegnete: „Ja, eine unſerer Nonnen heißt alſo.“ — „Dann laſſet Beide rufen,“ ſprach der Abt und als Beide kamen, erzählte er von der Erſcheinung der vergangenen Nacht und die Nonne bekannte, daß ſie den Kamm geſtohlen hätte. Da ſprach der Abt: „Dann gebet mir ihn zurück, denn ſonſt wollen die drei Jungfrauen nicht mit mir gehen.“ Die Nonne gab ihm den Kamm, am andern Tage reiſte der Abt weg und wurde mit großem Jubel in ſeinem Kloſter empfangen, wo man die Reliquien an einem ſchicklichen Orte der öffentlichen Verehrung ausſetzte.

Zu der Zeit aber, wo Otto und Philipp um die Krone des deutſchen Reichs ſtritten und Thüringen in großen Kriegsunruhen lag, verbarg man den Kirchenſchmuck und die Reliquien; die drei Körper wurden in eine Ecke unter das Dach gebracht, wo ſie ſicher lagen. Als aber die Unruhen vorbei waren, gedachte keiner mehr der drei Jungfrauen und ſo blieben ſie verkannt und vergeſſen in der Ecke liegen. Darob erzürnt, ſchlugen ſie zu zweien Malen heftig wider den Schrein, in welchem ſie lagen, ſo daß jeder es wohl hören konnte, und als das nichts half, erſchienen ſie dem Küſter zweimal und ermahnten ihn, er ſolle ſorgen, daß man ſie von dem Orte entferne, an welchem ſie alſo verachtet lägen. Doch auch dies half nichts. Da ſiehe, erſchienen ſie eines Nachts, während man die Matutine ſang, am Eingange des Chores, verneigten ſich zuerſt gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch eine faſt ſtets geſchloſſene Thüre die Kirche. Alle hatten das geſehen, doch meinte jeder der Mönche, er allein nur habe es geſehen. Nach der Matutine ging einer der Mönche zum Abte und erzählte ihm von der Erſcheinung. „Die ſah ich auch," ſprach der Abt und alle Uebrigen kamen und ſagten daſſelbe. Da frug der Abt ſie, ob ſie nicht wüßten, was das bedeute und wer die drei Jungfrauen wären? Nach langem Hin- und Herrathen ſprach ein Mönch: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen ſein, welche wir von Köln empfangen und die noch unter dem Dache liegen?" Da liefen alle zu dem Schreine und als ſie ihn leer fanden, ſchickten ſie den Abt nach Köln, damit er die drei Jungfrauen zurückhole. Als der Abt aber der Aebtiſſin das Ganze erzählte und man die drei Körper auf derſelben Stelle fand, wo ſie vordem gelegen hatten, da ſprach die Aebtiſſin zu dem Abte, der ſchon glaubte, ſie wieder mitnehmen zu können: „Nein, nein, die lieben Herrinnen ſind uns gar willkommen, ſehr willkommen; und da ſie bei euch nicht bleiben wollten, werden wir ſie wahrlich nicht wieder zurückſenden.“ Da gaben ſie ihm ein Haupt einer andern Jungfrau und mit dem mußte der Abt ſich begnügen und zog traurig wieder ſeiner Wege.

Ich glaube, dieſe Friderindis lebt noch; ſchwerlich iſt eine Nonne in dem Kloſter, welche nicht dieſe wunderliche Geſchichte weiß.

183.

Sankt Michael fliegt vom Wudinsberge weg.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VIII. c. 46.
F. E. von Mering, Geſchichte der Burgen, Rittergüter u. ſ. w. in den Rheinlanden. Heft 1. S. 84.

Zu der Zeit, wo Herr Dietrich, Erzbiſchof von Köln, das Schloß auf dem Gudinsberge (Godesberg) baute, ſah ein Prieſter, der von Köln zurückkehrte, wie der heil. Erzengel Michael in der bekannten Geſtalt, mit ausgebreiteten Flügeln von dieſem Gudinsberge zu einem benachbarten Berge, Stromberg, flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur ſelben Zeit ſah ein Mann, Namens Dietrich, der mit ſeiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquienkapſel von dem Gudinsberge durch die Luft nach Stromberg führen. Beide ſahen ſie das und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel Michael auf dem Gudinsberge, der auch Wudinsberg genannt wird, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg nun ſehr ſtark war und zum Schutze der Gegend ganz wohl gelegen, hatte es doch noch keiner gewagt, eine Burg daſelbſt zu erbauen, die Einwohner ſagten ſelbſt, das könne man nicht des heiligen Michaels wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig

Acht, dafür wurde er aber auch abgeſetzt, noch ehe die Mauern des Schloſſes da ſtanden. Und es iſt auch nicht zu verwundern, daß der Engel Schutz von der Burg wich, welche von dem Wuchergelde eines von dem Erzbiſchofe gefangenen Juden erbaut wurde.

Später hat ein Einſiedel geſehen, wie in einer Nacht der hölliſche Drache über das Schloß geflogen iſt.

184.

Das Marienbild im Dom zu Speier.

Antiquarius der Neckar- Main- Moſel- und Lahnſtröme
Vgl. Grimm Kindermärchen III. S. [illegible], aus: Vorzeit, Taſchenbuch 1819.

Sankt Bernhard hatte ſich einmal verſpätet unter den Fürſten, die zu einem Reichstage gen Speier gekommen waren, und die Stunde, wo er gewöhnlich Maria mit einem Ave zu grüßen pflegte, hatte ſchon längſt geſchlagen, als er ſich erſt ſeiner Säumniß erinnerte. Er lief alſo, ſo ſehr er konnte, dem Dome zu und begann ſchon einige Schritte vor dem Altare ſein Gebet: **O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria**, d. i. O du gütige, o du milde, o du ſüße Jungfrau Maria. Als er aber an dem Altare ſtand, da ſchaute ihn die Muttergottes nicht mit ihrem ſonſt ſo freundlich lächelnden, ſondern mit einem Auge voll Verweiſes an und fragte aus dem Bilde: „**Sancte Bernarde, unde tam tarde?**“ d. i. O heiliger Bernhard, wo biſt du denn ſo lange geweſen, warum kommſt du ſo ſpät? Deß war der Bernhard jedoch nicht gewohnt und er antwortete Marien mit den Worten Pauli: „**Mulier taceat in ecclesia.** d. i. das Weib ſoll ſchweigen in der Kirche.“ Seitdem hat das Bild kein Wort mehr geſprochen.

185.

Unſre liebe Frau vom ſchiefen Halſe zu Nieupoort.

Mündlich.

P. van de Velde in der Wodana. I.

In der Liebfrauenkirche zu Nieupoort ſieht man ein uralt Marienbild, deſſen Haupt mit Gewalt auf eine Seite gedreht ſcheint. Obwol der Stoff, aus dem das Bild gemacht iſt, der Art iſt, daß er nicht beugbar ſein kann, war der Kopf doch nicht immer alſo zur Seite gekehrt. Man erzählt, daß eines Nachts Diebe in die Kirche drangen, um die köſtlichen Steine und Juwelen zu ſtehlen, mit welchen das Bild geziert iſt. Als ſie aber eben daran rührten, wendete die Muttergottes das Haupt und ſtellte ſich alſo gegen die Heiligſchänderei. Die Diebe erſchraken ſo ſehr darüber, daß ſie aus der Kirche flüchteten, ohne das Bild weiter anzuſchauen. Seitdem hat es den ſchiefen Hals und that es viele Wunder; man nannte es und nennt es heute noch Unſere liebe Frau vom ſchiefen Halſe.

186.

Die Magdalena im Park zu Bruſſel.

Mündlich.

A. van Swygenhoven in der Wodana. II. S. 139.

Nicht weit von dem großen Fiſchbehälter im Park zu Brüſſel liegt ein Bild der heil. Magdalena auf einem künſtlichen Felſen. Sie hat ein Buch vor ſich, in welchem ſie zu leſen ſcheint. Jede Neujahrsnacht zwiſchen Zwölf und Eins hebt ſie die Hand auf und wendet ein Blatt in dem Buche um. Das haben viele Menſchen geſehen.

187.

Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloſter zu Köln.

Mündlich.

Vor Zeiten herrſchte einmal im Kloſter der Weißen Frauen zu Köln gar ſchlechte Ordenszucht; die Nonnen hingen mehr an der Welt denn an Gott und trieben viel böſes Zeug. Eine nur hielt es nicht mit ihnen und bewahrte Sinn und Herz rein; ſpät in der Nacht und früh am Tage fand man ſie vor einem kleinen Kreuzbildchen in ihrer Zelle. Als die andern Nonnen ſahen, daß ſie ſich von ihnen abſonderte, gingen ſie hin und ſtahlen ihr das Kreuzchen aus der Zelle. Dadurch ließ ſich die fromme Jungfrau aber nicht irr machen, ſie nahm eine Kohle und malte ein ſchwarzes Kreuz auf die weiße Wand. Als ſie nun eines Tages vor dieſem in glühender Andacht lag, da ſiehe, wuchs aus dem ſchwarzen Kreuze ein Chriſtusbild heraus. Das wird noch heute in der Schnurgaſſe zu Köln gezeigt. Ehedem wuchſen dieſem Bilde die Haare, und alle ſieben Jahre kamen große Prozeſſionen von Ungarn, welche ſich die Haare abholten.

Aus welchem Stoffe das Bild iſt, das weiß Niemand. Seine Form iſt ſehr roh, aber ſeine Wunderkraft iſt groß.

188.

Das Gnadenbild in der Marien-Ablaß-Kapelle zu Köln.

Mündlich.

Dies Bildniß hat man in der Mauer gefunden. Lange nachher kam einmal eine Kaiſerin nach Köln, die wollte aber das Bild nicht eher ſehen, als bis es mit neuen Farben gemalt wäre. Sie ſchickte darum einen berühmten Meiſter Maler in die Kapelle und der malte das Bild aufs Neue, ſo ſchön, wie er nur konnte; kaum aber trat die Kaiſerin in die Kirche, als die Farben alle verſchwanden und das Bild wieder war, als hätte man keine Hand daran gelegt. Solches geſchah zu dreimalen. Da endlich erkannte die Kaiſerin, die Engel müßten das Bild gemalt haben, daß es keine andern Farben litte, und ſie demüthigte ſich und betete davor.

Man ſieht in der Kapelle Ketten, welche ein Ritter da aufgehangen zum Danke, daß dieſes Muttergottesbild ihn aus der Gefangenſchaft in der Türkei befreit; auch eine eiſerne Kerkerthür, welche ein anderer Ritter, der auch durch ſie befreit worden, da geopfert hat.

189.

Kurfürſt Gebhard's Bildniß zu Lechenich.

Mündlich.

Der Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln, Herr Gebhard Truchſeß von Waldburg, hatte ſeinen Glauben abgeſchworen und war der neuen Lehre zugetreten; darnach heirathete er, das Maß ſeiner Sünden ganz voll zu machen, gar die ſchöne Agnes von Mansfeld. Zur Strafe für ſolch erſchreckliche Greuel und Miſſethaten wird ſein Bildniß im Ritterſale der Burg Lechenich bei Köln ſtets ſchwarz, wie oft man es auch hat weiß machen wollen.

190.

Das verlorne Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VII. c. 43. u. 44.

In der Kapelle des Schloſſes Veldenſe findet ſich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jeſuskind im Arme hält; es iſt nicht ſchön von Geſtalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau aus dieſer Burg, welche in dem Bisthume Trier liegt, ſtand eines Tages in der Kapelle und, das Bild beſchauend, ſprach ſie: „Was mag wol der alte Rumpel hier zu ſtehen haben.“ Darob war das Gnadenbild ſo entwürdigt, daß es zu einer andern Frau ſprach: „Die N. N. hat mich Rumpel geheißen; dafür wird ſie in Elend kommen und darin bleiben, ſo lange ſie lebt.“

Beſonders berühmt aber wurde dies Bild durch die folgende Geſchichte:

Eine Frau des Schloſſes, Namens Jutta, welche ſehr fromm und gottesfürchtig war und eine große Andacht zu dem Bilde trug, hatte ihr kleines Töchterchen einem Weibe in einem nahen Dorfe in die Koſt gegeben. Eines Tages ſpielte das Kind, welches eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeiſtürzte, es bei dem Halſe griff, auf ſeinen Rücken warf und in den Wald mit ihm lief. Wol folgten mehre Leute dem Thiere, doch vergebens; ſie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ihnen lief auf das Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle ſaß: „Frau,“ rief er, „der Wolf hat euer Kind gefreſſen.“ In größter Herzensangſt ſprang die Frau auf und rief: „Nein, das iſt nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht.“ Ihr erſter Gang war zur Kapelle; da lief ſie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenblid zu und entriß ihm das Jeſuskind, indem ſie ſprach: „Du bekommſt deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wiederſchaffſt.“ Und — wie mild iſt nicht die Himmelsherrin! — anſtund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulaſſen und ihm kein Leides zu thun. Mehre Leute hatten inzwiſchen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigſtens die zerriſſenen Gliederchen des Kindes aufzuſammeln und zu begraben; doch ſiehe, da fanden ſie das Kind unverſehrt im Baumgarten herumgehen. „Wo warſt du denn, Kind, und woher kommſt du?“ fragen ſie und das Kind antwortete: „Mummart hat mich gebiſſen.“ Als ſie es näher beſchauten, ſahen ſie an ſeinem Halſe noch die Zeichen der Zähne des Wolfes in der Haut. Erfreut trugen ſie das Töchterchen der Mutter zurück, welche ganz außer ſich war vor Glück, dankerfüllten Herzens in die Kapelle lief und, dem Gnadenbilde das Jeſuskind zurückgebend, rief: „Da, du haſt mir mein Töchterchen wiedergeſchenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück!“

Dies hat Abt Hermann von Heiſterbach mir häufig erzählt, er ſah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geſchichte aus dem Munde der Mutter.

191.

Gottes Blut.

Muſculi Fluch-Teuffel.
Steinhart, epitome historiarum f. 566.
Butneri epitome historiarum f. 48.
J. Fincel, von Wunderzeichen B. I. D. 4 a.
Simon de Vries, hiſtor. Ocean S. 251.

Im Jahre 1553 ſaßen unweit Lucern drei Spieler zuſammen in heißem Spiel; einer von ihnen war beſonders unglücklich und kam ſo weit, daß er ſeine lezten Pfennige einſetzte. Darüber wüthend, ſchrie er, auf ſeine dießmal beſonders guten Scheiben ſchauend: „Gewinne ich nun nicht, wahrhaftig, ich ſteche Gott im Himmel meinen Dolch in den Leib.“ Ueber eine ſo greuliche Gotteslästerung hätten die beiden andern ihn ziemlicher Weiſe mit harten Worten angeben müſſen; das thaten ſie aber nicht, ſondern gingen ruhig fort in dem Spielen und ſiehe, der Flucher verlor. Raſend zog er ſeinen Dolch aus dem Gurt und ſchmiß den unter abſcheulichen Verwünſchungen gegen den Himmel. Niemals hat man denſelben wiederfinden können; dagegen fielen drei Blutstropfen, die ganz friſch und roth ausſahen, aus der Luft und auf die vor den Dreien liegenden Spielſcheiben nieder. Zugleich erhob ſich ein fürchterliches Unwetter und während deſſelben fuhr der Teufel ſichtbarlich herzu und packte den ſchnöden Läſterer, um ihn zur verdienten Strafe mit ſich zu führen.“ Die andern wollten, erſchrocken darüber, das Blut mit Waſſer von den Scheiben abwaſchen, vermochten es aber nicht; ſo wurde es denn auf Befehl der Amtleute nach Wollerann gebracht und dort zu ewigem Gedächtniß bewahrt. Darauf faßte man die zwei andern Spieler, um ſie ins Gefängniß zu bringen; der eine fiel aber in der Thür nieder, wurde in demſelben Augenblicke von Millionen von Läuſen befallen und nahm alſo inmitten des umſtehenden Volkes ein jämmerlich Ende. Dem andern machte man den Prozeß und ſchlug ihm den Kopf ab.

192.

Pfeil gen Himmel geſchoſſen.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. p. 450.

Ein Spieler hatte durch Würfeln alles verloren und verzweifelte darob dergeſtalt, daß er einen Bogen ergriff und einen Pfeil gegen den Himmel ſchoß, wie wenn er des Himmels Herrn hätte durchbohren wollen. Bald aber fiel der Pfeil vor dem Frevler nieder und als dieſer ihn genau beſah, fand er ihn mit friſchem Blute gefärbt. Das ergriff ihn alſo, daß er ſeine Sünde bereute und ſchwere Buße dafür that.

193.

Die Halsbrecherbrücke zu Gent.

Mündlich.

Wodana I. 144.

Alte Leute, welche in der Nähe der Brücke wohnen, erzählen, wie ſie von ihren Großältern gehört, daß dieſe Brücke ihren Namen von folgender Begebenheit empfangen habe. In frühern Zeiten, als man die erſte Meſſe zu Weihnachten noch um zwölf Uhr hielt, waren viel Leute, welche, um bei Zeiten in der Kirche zu ſein, in der Nacht nicht ſchlafen gingen, ſondern ſich zu Hauſe oder in der Schenke die Zeit und den Schlaf vertrieben, bis es zur Meſſe läutete. Einige junge Burſchen, welche zu frühe von Hauſe weggegangen waren, traten in einer Chriſtnacht in eine Bierſchenke unfern der Kirche, zum Wannchen; da kam denn die Rede auf allerhand u. a. erzählte einer der Burſchen, er habe gehört, daß in der Weihnacht um zwölf Uhr, dem Augenblicke, wo Chriſtus zur Welt kam, alles Waſſer ſich in Wein verwandle. Ein paar andere luſtige Geſellen, welche ihm zunächſt ſaßen und ſchon manch Maß geleert hatten, lachten deß und einer von ihnen vermaß ſich gar zu ſagen: „Das lügſt du!“ Darauf ſprach der Andere: „Ich kann das nur wiedererzählen, wie ich es gehört habe, ich habe es ſelbſt noch nicht erprobt.“ — „Dann will ich das einmal ſehen,“ ſchrie der Trunkenbold „und das noch heut Nacht.“ Und als es Zwölf ſchlug, verließ er die Schenke und ging über die Brücke, um an der Waſſertreppe ein Glas voll Waſſer zu ſchöpfen und zu prüfen, ob es denn wirklich in Wein verwandelt ſei. Kaum aber hatte er unter Spotten und Fluchen einige Schritte auf der Brücke gethan, als er wankte, niederſtürzte und kein Zeichen von Leben mehr gab. Die Andern, welche ihm gefolgt waren, eilten herbei und hoben ihn auf, doch — er hatte den Hals gebrochen. Seitdem heißt man die Brücke die Halsbrecherbrücke.

194.

Der ſchwarze Hund zu Weinen.

Abellini theatr. europ. III. f. 77.
Grundmann Geſchichtsſchule I, S. 38.
Cluverii append. ad epit. histor. 64.

In der Gegend von Soldau in dem Dorfe Weinen wohnte auf einem Schloſſe ein Empfänger, der war ein polniſcher Edelmann und geheißen Albert Perkonski. Er hatte ein ſchlechtes und hartes Herz und lud den Unterthanen unerträgliche Laſten auf, und konnten ſie dieſe nicht zur Zeit abtragen, dann ließ er ihnen ohne Weiteres ihr Vieh wegnehmen. Deſſen hatte er eine große Heerde ſchon verſammelt, als der Zorn Gottes ihn in einer Nacht traf, ſo daß alles Vieh am andern Morgen todt dalag. Er wurde wie raſend, als er das hörte, fluchte und ſchwur und ging ſelbſt ſo weit, daß er eine Piſtole gegen den Himmel abſchoß mit dieſer greulichen Läſterung: „Wer das Vieh todtgeſchlagen, der mag es auch freſſen.“ Da war aber Gottes Langmuth zu Ende; kaum hatte der Edelmann die ſchändlichen Worte aus dem Munde, als er, in einen häßlichen, ſchwarzen Hund verwandelt, ſich auf das todte Vieh warf und es wie ein hungeriger Wolf von einander riß. Noch einige Zeit lief er unter der Geſtalt herum; ſeinen Verſtand und ſelbſt die Sprache behielt er; ſo bezeugten u. a. drei geſchworne Männer, welche der Hauptmann von Soldau nach Beinen ſandte, um die Sache zu unterſuchen, daß ſie den Hund bei dem Aas geſehen und ſprechen gehört hatten.

195.

Sankt Gudulen Grab beſtohlen.

Het leven ende mirakelen van de h. Gudula. S. 42.

Die heil. Gudula wurde mit vielem köſtlichen Schmucke und edeln Geſteinen geziert begraben. Das hatte ein Dieb abgeſehen und der ging bei nächtlicher Weiſe zu dem Grabe und nahm all das reiche Gut von dem heil. Leichname bis zu den Armbändern ab. Das blieb aber nicht ungeſtraft. Wenige Tage nachher, als die Mädchen Hand in Hand auf der Straße tanzten, kam auch des Grabſchänders Tochter und die trug Gudula's Armbänder und mengte ſich unter die Tanzenden. Ein Mädchen, welches Gudula wohl gekannt, ſah die Armbänder nicht ſobald, als ſie weglief und die Sache ihren Aeltern erzählte. So kam es aus und des andern Mädchens Vater wurde verhört. Anfangs leugnete er zwar, doch das half ihm nicht lange und er wurde ſeiner Miſſethat überführt. Da verſammelte Sankt Emebert, der Biſchof von Cameryk und Gudula's Bruder war, alles Volk in der Kirche und ſchlug den Dieb in den Bann und verwünſchte ihn dazu mit der ganzen Familie, daß ſie und all ihre Nachkommen ſollten Krüppel und die Frauen dazu noch am Halſe gequält ſein. Das iſt auch geſchehen und, wie man ſagt, iſt die Familie noch nicht ausgeſtorben.

196.

Bettlers Fluch.

Sigeberti Cont. 7 fol. 560.
Sachs neuwe Kaiſer Chronik. II. S. 78.
S. [illegible] [illegible] bilder. Texas. S. 575.

Im Jahr 1090 hat ſich folgende wunderbare Geſchichte zugetragen. Ein armer Bettler kam, von Hunger getrieben, zu einigen Schiffsleuten und bat dieſelben um ein Almoſen, und als ſie ihm das weigerten, wenigſtens um ein Stück Brot. Die Schiffsleute wollten aber nur Spott mit ihm treiben und ſprachen: „Wir haben nichts zu geben, denn unſere ganze Ladung beſteht aus Steinen." Da rief der Bettler, der wohl wußte, was ſie geladen, im Zorn aus: „So gebe denn Gott, daß alles in euerm Schiffe zu Stein werde!" Dieſe Verwünſchung wurde nur allzubald erfüllt, denn alles, was im Schiffe war, bis aufs Brot und Fleiſch, wurde zu Stein, ohne jedoch ſeine Geſtalt zu verlieren. Alſo ſtrafte Gott jene Lüge.

197.

Der verfluchte Wald bei Hanau.

L. G. Beich, Oude Nieuws der ontdekte wereldt S. 322.

Bei Hanau liegt ein Wald, den die Umwohner den verfluchten Wald nennen, weil die Eichenbäume, die ihn bilden, nie Eicheln tragen. Man ſagt, daß ehedem einmal zwei Leute über das Recht, die Eicheln dort aufzuleſen, in Zwiſt gerathen ſeien, und daß einer derſelben dabei eine Verwünſchung ausgeſtoßen habe, in Folge deren fortan nicht eine Eichel mehr dort gewachſen ſei.

198.

Kind aus dem Knie.

Mündlich.

Zu Nadsloo bei Dixmüde in Weſtflandern ſieht man in der Kirche einen Grabſtein, worauf folgende wunderbare Geſchichte ausgehauen ſteht.

Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunke und dem Fluchen auf eine greuliche Weiſe ergeben. Es begab ſich, daß ſeine Frau guter Hoffnung wurde; als nun aber die Stunde kam, daß ſie gebären ſollte, da trat der Mann juſt ins Haus, trunken und fluchend, daß ein Stein darob hätte ſpringen mögen. Die Frau rang und ſchrie in ihren Schmerzen, er ſolle doch zu einer Wehmutter gehen, die ihr beiſtehe; aber er lachte darob und fluchte weiter und ließ die arme Frau ohne alle Hülfe, ſo daß ſie eines jämmerlichen Todes ſtarb. Ehe ſie aber die Augen ſchloß, wünſchte ſie ihrem gefühlloſen Manne, daß er dieſelben Schmerzu erdulden müſſe, die ſie nun erduldet habe; mit dem Wunſch verſchied ſie.

Noch war ſie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein gewaltig zu ſchwellen anfing und immer mehr ſchwoll, bis zu einer Dicke, die noch nie erhört worden. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaſter und Salben auf, aber alles blieb vergebens. Das dauerte neun ganzer Monate. Als dieſe herum waren, da nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grauſame Weiſe zu und ließen nicht nach während dreier Tage; die ärgſten Foltern und Martern der Welt hätten nicht ſo peinigen können. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Bein ſich in der Gegend des Knies und — das war das Wunderbarſte — es ging ein lebendiges Kind daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne ſtarb. — So ging der Wunſch der Frau in Erfüllung.

Weil die Geſchichte ſo merkwürdig war, hat man ſie auf dem Grabſtein ausgehauen und ſie daneben auch in den Kirchenbüchern aufgeſchrieben.

109.

Von Mäuſen gefreſſen.

Vincent. Bellovac. spec. histor. l. XXV. c. 117.

Kaiſer Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich geſtorben war, ſaß dieſer, ein ſtolzer und hochmüthiger Menſch, eines Tages bei einem Gaſtmahle. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuſe und die umzingelten ihn dergeſtalt und in ſo großer Menge, daß er kaum einen Ausweg ſah, ihnen zu entfliehen. Man ſchlug auf die Thiere los, ſcheuchte ſie auf alle Weiſe, aber vergebens; ſie drangen immer wieder vor, thaten jedoch anders keinem etwas; nur auf jenen ſchienen ſie es abgeſehen zu haben. Da ließ er ſich endlich auf einem Schiffe einen Bogenſchuß weit ins Meer führen, um alſo den Thieren zu entfliehen, aber auch das war vergebens, denn die Mäuſe drangen ihm nach, nagten an dem Schiffe und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugeſegelt. Da ließen ſie den Uebermüthigen liegen und die Mäuſe fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleiſch.

200.

Peſt zu Trier.

Gregor. Turon. vita Nicetii Treverorum episc.

Unter dem Biſchofe Nicetius regierte die Peſt auf eine ſchreckliche Weiſe in Trier. Das Volk lag Tag und Nacht auf den Knien und betete zu Gott um Abwendung des Uebels, aber der Himmel ſchien lange taub zu ſein gegen dieſe Gebete; endlich doch erhörte er ſie. Eines Nachts hörte man ein ſtarkes Geräuſch, einem Donnerſchlage gleich, von der Brücke her; alle Einwohner erhoben ſich in Angſt und Schrecken und aller erſter Gedanke war, ihr letztes Stündlein ſei gekommen. Zu gleicher Zeit hörte man eine Stimme in der Luft, welche rief: „Je, Geſellen, was wollen wir fürder hier? Wir winnen wahrlich nichts, denn an dem einen Stadtthor ſteht der Prieſter Eucharius, am andern hält ſein Gefährte Maximin Wache und in der Mitte führt Biſchof Nicetius den Befehl und trägt Sorge für alles. Da iſt ja alle Mühe verloren und das Beſte, was wir thun können, daß wir uns zurückziehen.“ Seit dem Augenblicke war es mit der Peſt gethan und kein Menſch ſtarb mehr an ihr in der Stadt.

201.

Der Brand von Ronſſe.

Mündlich.

Sanderi Flandria illustrata I. IV.
Kunst- en Letter-Blad. 1843. Nr. 8.

An einem nebligen Tage des Jahres 1519 kam eine Frau, die in der Pfefferſtraße zu Ronſſe wohnte, an die Thür, um einen Keſſel voll ſchmuzigen Waſſers in die Gaſſe zu gießen. Da ſah ſie von weitem einen Menſchen nahen von ganz ſonderbarem Aeußern, der die ſtillen und einſamen Straßen durchſchritt und die Häuſer von oben bis unten beſchaute, als wäre wunders was daran zu ſehen geweſen. Vor der Frau blieb er endlich ſtehen und glotzte ſie dermaßen an, daß ihr der kalte Angſtſchweiß auf die Stirne trat. Sie goß in ihrer Noth das Waſſer ſchnell aus und wollte in ihr Haus flüchten; da hörte ſie, wie der Unbekannte ihr nachrief: „O du närriſch Weib; du gießeſt dein Waſſer weg und weißt nicht, wie ſehr du es nöthig haben wirſt, ehe es Abend iſt.“ Nach den Worten ſetzte der Fremde ſeinen Weg fort und war bald aus ihren Augen. Sie erzählte den Vorfall zu Hauſe, den Nachbarn, allen Bekannten; keiner aber konnte ſich die räthſelhaften Worte deuten.

Gegen elf Uhr erſt erkannte man, was der Fremde hätte ſagen wollen. Da heulte nämlich die Sturmglocke in gar jämmerlichen Tönen; ein fürchterlicher Brand war ausgebrochen und das Feuer ſo heftig, daß alle Bemühungen, ſeiner Meiſter zu werden, nichts fruchteten. Als es zu dunkeln begann, lagen ſchon mehr denn ſechzig Häuſer in rauchenden Trümmern.

Rechts gegenüber der Pfefferſtraße wohnte der Pfarrer; der rief einige Bürger zu ſich ans Fenſter und fragte ſie, wie es mit dem Brande ſtände? Als man ihm ſagte, daß derſelbe noch im gräßlichſten Wüthen ſei, gab er den Bürgern etwas mit der Weiſung: „Gebet und werfet das in das Feuer und zwar da, wo es am heftigſten iſt.“ — Das thaten die Bürger alsbald und das Feuer erloſch.

Zum Gedächtniß dieſes wunderbaren Ereigniſſes wurde in Nonſſe eine jährliche Dankprozeſſion geſtiftet, welche heutzutage noch ſtattfindet.

202.

Streit um die Sonne.

Description d'un signe et miracle qui a été veu au ciel le 5. jour de Décembre dernier en la ville d'Altorf au pays de Wirttemberg en Allemagne. Paris, chez Anthoine Houic, rue Saint Jacques. 1578.

Ein wunderbar Geſicht hat man am 5. December des Jahres 1577 in dem Städtchen Altorf (bei Tübingen in Wirtemberg) und in der Umgegend geſehen. Die Sonne ging nämlich nicht klar auf, wie ſonſt, ſondern ganz dunkelgelb und trüb; ungefähr wie ein Vollmond ſah ſie aus und man konnte recht gut hineinſchauen, ohne ſich die Augen zu verblenden. Gleich darauf wurde ſie ſo ſehr verdunkelt, als wenn eine Sonnenfinſterniß geweſen wäre und wurde roth, wie Blut, ſo daß man ſie unmöglich wiedererkennen konnte. Nicht lange nachher ſah man ſelbſt zwei Sonnen, die eine roth, die andre gelb, welche auf einander losſtürzten, als hätte die eine die andre unterbringen wollen. Das dauerte aber nur wenige Zeit und die eine rothe Sonne verſchwand;

die gelbe blieb ſtehen, doch damit war es noch nicht am Ende. Es kam nämlich nun eine ziemlich große Wolke, die ausſah wie eine Kugel; die flog recht gegen die Sonne an und bedeckte ſie ganz in der Mitte, ſo daß rund herum nur ein gelber Rand blieb. Bald darauf ſchoß noch eine Wolke, die aber länglicher war, am Himmel her und auch auf die Sonne los und kämpften die zwei Wolken mit ihr, bedeckten ſie zu verſchiedenen Malen, verſchwanden aber endlich, und die Sonne blieb wieder gelblich am Himmel ſtehen. Endlich kam noch eine dritte Wolke von Weſten her, die war länglich und hielt in der Nähe der Sonne an; aus dieſer Wolke kam eine große Menge von ſchwarzgekleideten Kriegsleuten heraus, viele zu Pferd, viele zu Fuß; die ſtellten ſich in Schlachtordnung und zogen in die Sonne hinein; hinter ihnen folgte ein mächtig großer Mann, der ſie Alle überragte. —

Darnach wurde die Sonne ein wenig heller, aber ſie hatte lange nicht ihren natürlichen Glanz, doch dauerte das nicht lange, denn ſie färbte ſich gleich darauf roth, wie Blut, und Himmel und Erde glühten wider von dieſer Röthe; auch drangen blutige Wolken aus ihr hervor und zogen wieder gegen ſie los. Viel ſchwarze Wolken lagerten ſich auch um ſie herum, während der Blutwolken immer mehr und mehr aus ihr herausflogen. Aus dieſen letztern aber ſah man bald Dinger kommen wie große Hüte und ringsherum ſchien die ganze Erde bedeckt mit dieſen Hüten, die übrigens verſchiedene Farben trugen, roth, blau, grün und ſchwarz. Am Ende ſenkten ſich die Wolken und es ſah aus, als wenn es Blut geregnet hätte, und das währte ziemlich lange und hatte die Sonne viel Mühe, wieder zu ihrer gewöhnlichen Klarheit zu kommen.

203.

Wagen in der Luft.

Mündlich.

Wodana I. S. 150.

Ein gewiſſer Mann wohnte in der Nähe eines Schloſſes, von dem man ſich erzählte, daß da jegliche Nacht ein Wagen rundreite. Eines Nachts konnte der Mann nicht ſchlafen und dachte bei ſich ſelbſt: „Es iſt nun gegen zwölf Uhr, ich will aufſtehen und ſehen, ob ich den Spukwagen nicht antreffe.“ Mit den Worten verließ er ſeine Kammer und ſein Haus und ſchritt dem Schloſſe zu. Ehe er noch da angekommen war, hörte er plötzlich in der Luft ein Gewieher, ein Gefluch, Gewein, Geklatſche und Gerammel, als wenn die ganze Hölle losgelaſſen geweſen wäre. Verwundert blieb er ſtehen und ſah um ſich, aber es war zu dunkel, als daß er viel hätte unterſcheiden können. Da raſſelte und rammelte es auf einmal hinter ihm; er drehte ſich um und plumps fiel ein großer ſchwarzer Hund mit einer langen Kette und glühenden Augen neben ihm nieder, ſtand aber ſchnell wieder auf und lief der Gegend zu, wohin der hölliſche Spektakel gezogen war. Der Mann wartete nicht, noch mehr davon zu ſehen, ſondern lief, was er konnte, nach Hauſe, iſt auch Nachts nicht mehr auf das Schloß zugegangen.

204.

Der Höllenwagen zu Zelſate.

Mündlich.

In einem Pachthofe zu Zelſate ſieht und hört man in jeglicher Nacht den Höllenwagen durch die Luft fahren und ein ſchrecklich Gerammel begleitet ihn und folgt ihm. Ein Mann von dem Hofe konnte eines Nachts nicht ſchlafen und legte ſich ins Fenſter; da kam der Höllenwagen auf ihn zugefahren und er hatte kaum noch Zeit, ſein Fenſter zuzuſchlagen und ein Kreuz zu machen; da verſchwand der Spuk.

205.

Der feurige Wagen und die Nonne ohne Kopf zu Köln.

Mündlich.

E. Weydens Kölns Vorzeit.

Durch mehre Straßen Kölns ſieht man Nachts einen feuerglühenden Wagen rollen mit ſchwarzen glutſchnaubenden Pferden und einem glühenden Kutſcher auf dem Bocke. In dem Wagen ſitzt ein Bürgermeiſter, der es mit der Stadt nicht redlich gemeint hat.

Auf dem Blaubache zu Köln geht eine Nonne um, die trägt den Kopf in der Hand. Trunkenbolde hat ſie oft gefaßt und in den Bach geſchmiſſen.

206.

Der Mann ohne Kopf in den Begynenkleiden.

Mündlich.

Mitgetheilt von Gerriſſe.

Vier Meilen von Maſtricht am linken Maasufer erhob ſich ehedem das Städtchen Stockhem und das Schloß, an dem ſieben Fürſtbiſchöfe von Lüttich ſich todt bauten. Am Fuße der Wälle von Stockhem lag ſtets ein Boot bereit zur Ueberfahrt, und der Schiffer hatte auch bei Tage die Hände wol voll, bei Nacht aber wagte es ſelten Jemand aus der Gegend, ſich auf das rechte Maasufer zu begeben; denn jeder fürchtete den Mann ohne Kopf, der da umwandelte. In meinen Kinderjahren wurde mir unter anderm Folgendes über denſelben erzählt.

Ein Mann aus einem Dorfe vom rechten Ufer war Geſchäfte halber noch ſpät in Stockhem geblieben; als er nun bei Nacht und Unzeit noch überfahren und nach Hauſe zurückkehren wollte, rieth man ihm allgemein, das nicht zu thun, da er leicht dem Manne ſonder Kopf begegnen könnte; er ſpottete aber damit und ſprach: „Ohne Zähne wird mich keiner beißen,“ und machte ſich auf den Weg. Als er zu dem Fährmann kam, wollte der anfangs das Boot nicht losmachen, ließ ſich aber doch endlich bewegen und ſprach: „Ich will es thun, aber ich waſche meine Hände, ich bin an nichts Schuld, was euch begegnen wird,“ und ſetzte den Mann über. Da ging der erſt ſeinem Wege ruhig nach; plötzlich aber ſieht er eine ungeheure Geſtalt neben ſich; er bleibt ſtehen, die Geſtalt auch; er will den Bootsmann rufen, aber ſein Mund iſt wie von einer kalten Hand geſchloſſen. Da ſchaute er einmal neben ſich auf und ſah, daß die Geſtalt bei fünfzehn Fuß hoch war und in breite Schultern auslief; erſchrocken ſchlug er die Augen nieder und ſie fielen auf zwei große Pferdefüße. Da wurde es ihm doch ein wenig anders, doch ſammelte er bald ſeine Kräfte und ſchritt tüchtig zu, aber immer blieb die Geſtalt ihm zur Seite. Er betete alle Gebete, die er kannte, nichts half. Da begann er endlich Sankt Jans Evangelium zu beten und kaum hatte er „Und das Wort iſt Fleiſch geworden,“ aus dem Munde, als die Geſtalt unter ſchrecklichem Geheul und mit Hinterlaſſung eines furchtbaren Schwefelgeruches verſchwand.

207.

Jäger verſchwindet.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus, p. 454.

Ein ſehr mächtiger Ritter war der Jagd über die Maßen ergeben und zwang tagtäglich viele ſeiner Unterthanen, ihn auf ſeinen Zügen zu geleiten. Dadurch verſäumten dieſe Leute aber ihre Geſchäfte und ihren Ackerbau und ſanken langſam mit ihren Familien in die tiefſte Armuth. Eines Tages zog der Ritter wieder zur Jagd und hatte einige der Seinigen nur mit ſich genommen. Kaum war er im Walde, als ihm ein Wild aufſtieß, auf welches er die Hunde hetzte und es dann ſelbſt auf ſeinem Pferde ſitzend verfolgte. Den ganzen Tag war er ſchon hinter dem Thiere her, konnte es aber nicht einholen, und wüthend, es immer ſo vor ſich laufen zu ſehen, ſetzte er mit ſeinen Begleitern ihm auch die Nacht hindurch noch nach. Was da aber weiter aus ihnen geworden iſt, das weiß kein Menſch, denn nimmer hat man ſie wiedergeſehen. Einige ſagen, die Erde habe ſie lebendig verſchlungen und ſie ſeien alſo zur Hölle gefahren.

208.

Spukfrau in der Johannisnacht.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. X. c. 30.

Zwei Knappen ritten am Vorabend von Sankt Johann Baptiſt nach Sonnenuntergang am Ufer eines Bächleins in der Nähe der Abtei Prüm in der Eifel umher und ſahen ein Weib in weißem Linnenkleide am andern Ufer ſitzen und ich weiß nicht was treiben. Da ſprach einer von ihnen: „Sicherlich iſt das Weib mit

Zaubereien beſchäftigt, denn in dieſer Nacht beſonders pflegen viele derſelben," und ſogleich beſchloſſen beide, die Frau zu faſſen, und durchritten den Bach. Das Weib aber hob ihr Gewand und floh, und wiewol die Renner der beiden Knappen als die ſchnellſten bekannt waren, konnten ſie die Frau doch nicht einholen, die wie ein Schatten immer vor ihnen herſchwebte. Da hub der eine Knappe an und ſprach: „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu," und ſie bekreuzten ſich und im ſelben Augenblicke verſchwand das Weib. Die Knappen wie die Pferde blieben aber noch länger denn ein Jahr nachher ſiech und ſchwächlich.

209.

Die Jungfrau auf der Ziege.

Mündlich.

In der Gegend von Wetteren ſah man häufig eine ſonderbare Erſcheinung, ſo am hellen Tage, als auch in der Nacht. Ein Knabe unter andern war von ſeinem Vater geſchickt, um auf die Kartoffeln zu achten, denn es war grade in der Zeit, wo man die Kartoffeln einholte. Gegen zwölf Uhr Mittags ſah er von weitem eine Ziege nahen und darauf ſaß eine wunderſchöne Jungfrau. Je näher dieſelbe ihm kam, um ſo ſchöner dünkte ſie ihm, aber um ſo größer wurde auch ſeine Angſt, und als ſie ihm endlich ganz nahe war, da lief er, was er konnte, um von ihr weg und nach Hauſe zu kommen. Die Jungfrau rief ihn mit ſchmeichelnden Worten, er möge doch nicht Angſt haben und ſtehen bleiben, aber er lief und ſtand nicht eher ſtill, bis er ſich an ſeiner Hausthür befand. Während er nun wie raſend klopfte, bat die Jungfrau, die ihm immer gefolgt war, ihn zum letzten Male, doch keine Furcht zu haben und ſie anzuhören; als er aber da den Kopf umdrehte, um ſie nicht zu ſehen, und nichts hören wollte, verwandelte ſich die Ziege in einen rieſengroßen Eſel und die ſchöne Jungfrau wurde häßlich und rabenſchwarz. Es war ein Glück, daß grade in dem Augenblicke die Thür aufging, denn die Jungfrau hätte dem Jungen ſonder Zweifel den Hals gebrochen.

Auch zu Gyſele bei Oeſterzele hat man häufig eine Jungfrau auf einer Ziege geſehen, welche jeden verfolgte, der ihr nur entgegenkam.

210.

Die weiße Jungfrau zu Heivens.

Mündlich.

Zu Heivens geht um Mittag eine weiße Jungfrau um; wenn Jemand ihr begegnet, den begießt ſie mit kaltem Waſſer.

211.

Weiße Frau bei Düren.

Mündlich.

Zu Roelsdorf bei Düren liegt ein Feld, welches die alte Burg heißt. Da erſcheint Mittags um zwölf Uhr eine weißgekleidete ſchöne Jungfrau. Schnitter haben ſie zur Zeit der Ernte oft geſehen, doch wagte es nie einer, ſie anzuſprechen. Einige ſagen, ſie hätten bemerkt, daß die Jungfrau ein großes Schlüſſelbund an der Seite trüge.

212.

Die weiße Frau.

Scheretzii de spectris admon. oct.
S. [illegible] Sagen. II. S. 399.

Auf einem gewiſſen Schloſſe ließ ſich die weiße Frau häufig ſehen. Unter den Schildwachen war auch ein gottloſer Soldat, der ſtets ſchändliche Läſterworte ausrief, wenn bei Nacht die Erſcheinung ſich zeigte. Zu verſchiedenen Malen ermahnte man ihn, das nicht zu thun und ſich davon zu enthalten, damit ihm nicht einmal ein Unglück überkomme, doch vergebens; der Wein, den er täglich im Uebermaß trank, machte ihn immer vermeſſener und tollkühner und er fluchte und ſchalt wie ein Raſender. Einſt ſprach ihm einer ſeiner Geſellen zu, daß er doch aufhöre und die Furcht Gottes und chriſtliche Beſcheidenheit nicht ſo ganz und gar hintanſetze; darauf aber lachte er und ſchritt recht auf die weiße Frau zu und ſprach: „Sehet, ich will ſie in den Arm nehmen und küſſen.“ Er umfing ſie auch, ſie aber umfing ihn hinwieder aus Dankbarkeit alſo, daß er todt zu Boden fiel.

213.

Die weiße Frau auf dem Schloſſe Neuhaus.

Heinrich Adam von [illegible], [illegible]
[illegible]
Erasm. Franciscus, Bohusl. Balbin, Hammer in chronic. [illegible]
S. [illegible] Sagen. II. S. 406 f.

Die weiße Frau hat ſich zumeiſt und vor allem gezeigt in den Schlöſſern der Herren von Roſenberg und Neuhaus. In dem letztern Schloſſe ſah man ſie einmal gegen Mittag aus dem Fenſter eines wüſten, unbewohnten Thurmes ſchauen, zu dem Niemand mehr aufklettern konnte, weil die hölzernen Treppen vor Alter mürbe waren. Sie war ganz weiß gekleidet, hatte auf dem Haupte einen weißen Witwenſchleier mit weißen Bändern, war lang von Perſon und eines ſehr ſittſamen Aeußern. Als nun jeder auf dem Markte mit Fingern nach ihr wies, wich ſie zwar nicht, wurde aber immer kleiner und kleiner und verſchwand endlich ganz. Man ſagt, daß ſie ſo lange umwandeln muß, als das Schloß Neuhaus ſteht; fällt es oder wird es abgebrochen, dann iſt ſie erlöſt.

Sie läßt ſich nicht nur ſehen beim Abſterben eines aus dem Geſchlechte von Neuhaus, ſondern auch, wenn ein neuer Sprößling demſelben geboren wird, oder einer aus der Familie heirathet, oder wenn dem Geſchlechte eine beſondere Ehre bevorſteht. Die Vorbedeutungszeichen ſind aber jedesmal verſchieden. So trägt ſie, wenn Jemand ſterben ſoll, ſchwarze Handſchuhe, ſonſt ſtets weiße. Oft ſah man ſie ganz geſchwind durch das Schloß eilen mit einem Schlüſſelbunde am Gürtel, die eine Zimmerthür auf und die andere zuſchließend, und das ſowol bei hellem Tage, als mitten in der Nacht. Wenn ihr Jemand begegnet und ſie grüßet, dann grüßt ſie wieder, doch mit ſonderlicher Würde und großem Ernſt, gepaart mit Anmuth, Ehrbarkeit und einem züchtigen Blicke, wie es einer Wittib geziemt. Beleidigt hat ſie noch keinen, der ihr nicht Widerſtand bot und ſie ungehindert ſchalten und walten ließ.

Auch in andern hochfürſtlichen Häuſern hat ſie ſich ſehen laſſen. Alſo erzählt der brandenburgiſche Hofprediger und Profeſſor der Theologie, Herr Johann Wolfgang Rentſch in ſeinem Brandenburgiſchen Cederhain S. 714.

Am 16. Auguſt des Jahres 1678 ritt der Herr Markgraf Erdmann Philipp von der Rennbahn zu Baireuth in das Schloß, ſtürzte aber im Vorhofe, wenige Schritte von der Treppe ſo ſtark mit dem Pferde, daß er zwei Stunden ſpäter den Geiſt aufgab. Einige Zeit zuvor hatte man die weiße Frau in des Fürſten Leibſtuhl geſehen.

In dem alten Gebäude des Schloſſes Neuhaus ſteht ein Bild, welches ſehr alt iſt, und ſoll daſſelbe nach Ausſage Aller, welche die weiße Frau ſahen, dieſer ſehr ähnlich ſein. Man ſagt aber, daß dies Bild Frau Perchta von Roſenberg ſei, welche im Jahre 1449, Sonntags vor Martini, Herrn Johann von Lichtenberg geheirathet.

214.

Geſpenſt erſcheint dem Attila.

Striedbeckh, dissertatio de Sagis. Lips. 1690. cap. III.
Carol. Stengel, Commentar. rerum Augustanarum, part. I. c. 23.
E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo. 1738. 8. Erſter Theil, achtes Stück, S. 561.

An dem Kloſter der Minnen-Brüder zu Augsburg wird an einem Thurm ein Gemälde geſehen, welches eine Geſchichte vorſtellt, die zu Augsburg durch eine mündliche Erzählung von alten Zeiten hergebracht iſt. Als nämlich Attila, der Hunnenkönig, mit ſeiner Armee bei Augsburg über den Lech gehen wollte, iſt eine Frau in fürchterlicher Geſtalt und auf einem Pferde reitend ihm entgegengeſtürzt und hat ihm mit grimmiger Stimme dreimal zugerufen: „Zurück Attila! Zurück Attila! Zurück Attila!" wodurch er dermaßen erſchrocken, daß er auf der Stelle mit ſeiner Armee zurückgezogen.

215.

Das Weib im Walde.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. l. II. c. 57. § 61.

In Weſtphalen lebte ein edler und tapferer Ritter, der ritt eines Nachts durch einen Wald, hörte daſelbſt die Stimme eines Weibes, welches in der Nähe ſang, und ſprach zu den Seinen: „Wer unter euch will mit mir gehen, jenes ſingende Weib zu ſehen?" Als keiner ſich dazu erbot ging er allein hin und fand ein Weib, wie eine ſchwarze Nonne gekleidet, unter einem Baume ſtehen, welches mit zum Himmel erhobenen Armen mit lauter Stimme ſang. Als er ſie frug, was ſie da thäte? ſprach ſie: „Ich lobe meinen Gott." Da er nun glaubte, es ſei irgend eine Heilige, frug er ſie: „Sage mir, ich beſchwöre dich, wie wird es mit mir noch ergehen?" Darauf entgegnete ſie: „Du haſt viel Böſes gethan und thuſt es noch. Nachdem du deine Feinde beſieget haſt, wirſt du das Kreuz nehmen, zum heiligen Lande fahren und allda in Chriſti Dienſt ſterben." Erfreut ob der Vorherſagung, entfernte ſich der Ritter und ſchlug auch in einer bald folgenden Schlacht ſeine Feinde. Darauf aber die Zeichnung mit dem Kreuze erwartend, fiel er in eine ſehr ſchwere Krankheit. Seine Freunde und die Meiſten riethen ihm, er ſolle beichten, denn ſein Leben ſei in großer Gefahr, aber er achtete deß nicht und ſprach ſtets, er werde nicht ſterben. Als dieſe nun ſahen, daß ſie nichts bei ihm ausrichten konnten, wandten ſie ſich an einen ſeiner Brüder, der geiſtlich war, einen Mann von großer Weisheit, und baten dieſen, daß er komme, damit ſie mit ihm Rath pflegen könnten. Nach langem Reden erzählte der Kranke dieſem von der Erſcheinung des Weibes, da ſprach der Bruder: „Der Teufel hat dir Fallſtricke gelegt, o Bruder; zaudre nicht und ſorge für dein Seelenheil.“ Das that der Ritter und wenige Zeit nachher gab er den Geiſt auf.

216.

Spuk am grünen Teiche.

Mündlich.

Am grünen Teiche auf der Straße, die nach dem Saß van Gent führt, hörte man alle Nächte Jemand ſeufzen und lärmen und die Vorübergehenden fragen: „Wo muß ich liegen? Wo muß ich liegen?“ Da kam einmal ein Trunkenbold vorbei, der hörte auch das Gerufe und antwortete lachend: „Ei, ſo leg dich auf des Teufels Nacken!“ Da brauſte es plötzlich in der Luft und gleich darauf war es ganz ſtill. Seit der Zeit hat man die Stimme nicht mehr gehört.

217.

Der Grenzpfahl.

Mündlich.

Zwiſchen Lokeren und Zele wohnte ein Bauer, deſſen Land von des Nachbars Land mit einem Pfahle geſchieden war. Von Zeit zu Zeit verrückte der Bauer den Pfahl ein wenig und ſtahl alſo dem Nachbar langſam ein groß Stück. Der Bauer ſtarb, aber er konnte keine Ruhe im Grabe finden und man hörte ihn jede Nacht jämmerlich ſchreien: „Ohoho! ich hab' den Pfahl verrückt! Ohoho! ich hab' den Pfahl verrückt!" Ein trunkener Zelener hörte das und rief: „Ach, Narr du, dann ſetz ihn wieder auf die alte Stell!" Damit war der Geiſt erlöſt und man hörte ihn fürder nicht mehr.

218.

Nixenweib.

Mündlich.

Auf einer Brücke zu Brügge iſt es nicht richtig; es geht da um und mancher, der Abends da vorbeikam, hat ſchon ſonderbare Dinge erfahren. So kam einmal ein ehrbarer Bürger, der nur ein bischen angetrunken war, gegen zwölf Uhr und wollte über die Brücke; auf der Mitte fand er ein Weibsbild, die daſaß und, ich weiß nicht was, that. Der brave Mann wollte auf ſie zugehen, aber das bekam ihm ſchlimm, denn ſie gab ihm einen harten Backenſtreich und ſprang ins Waſſer, wo ſie verſchwand. Man ſagt, daß es das Weib eines Waſſerteufels geweſen.

219.

Der Schinken.

Mündlich.

Auf einem Hofe zu Neuenberge muß der Bauer zu Oſtern, Pfingſten, Weihnachten und Neujahr einen Schinken in eine Kammer ſetzen, wo derſelbe von einer weißen Geſtalt verzehrt wird. Thäte der Bauer das nicht, er hätte im ganzen Jahr keinen Vorſpuk.

220.

Feurige Landmeſſer.

Weſtendorps Mythol. S. 511.

Zu Peiſe, Roon, Norg u. ſ. w. in Drenthe, ſieht man häufig Nachts feurige Männer, die, wie es ſcheint, beſchäftigt ſind, das Land zu meſſen. Sie machen dabei viel Geräuſch mit Ketten und rufen ſtets: Lok, Lok, Lok!

221.

Die weißen Frauen necken.

Halbertsma im Overyſſelſchen Almanach für 1837. S. 243.

Ein Bauernknabe bei Born in Twenthe hatte mit ſeinem Meiſter gewettet, er wolle in der Mitternacht zu den nahen Beltern (kleine Erdhöhen, vgl. N. S. S. 312) gehen und die weißen Frauen necken. Wie geſagt, ſo gethan; der Bauer lieh ihm ſein Pferd und als der Mond ſich hinter Oldenzaal erhoben, ritt der Junge ſchnurſtracks auf die Belter los und ſtach mit frevelnder Hand ein ſpitziges Eiſen in einen derſelben. Im nämlichen Augenblicke ſtiegen aus dieſem und all den andern Hügeln alle weißen Frauen heraus, welche da wohnten, um den Vermeſſenen zu zerſtückeln. Er wartete aber ihre Kunſt nicht ab, ſondern ritt, ſo ſchnell das Pferd laufen mochte, dem Hofe wieder zu; alle die weißen Frauen folgten ihm und als er an ſeiner Wohnung ankam, waren ſie ihm faſt auf den Ferſen, doch glückte es ihm noch hineinzukommen und die Thüre zuzuriegeln. Es war wahrlich die höchſte Zeit, denn eine der Frauen war ihm ſo nahe, daß ſie ihr Handbeil nach ihm werfen konnte, welches ſie auch that, doch traf ſie nur die Thürpfoſte, und zwar alſo, daß die Splitter abflogen. Es iſt erſt wenige Jahre, daß man die Spuren des Beilwurfes noch an der Thüre ſehen konnte.

222.

Der Kuhkopf zu Altenberge.

Mündlich.

In Altenberge ſtarb einmal einem Bauer alles Vieh an einer böſen Seuche und der Mann wußte ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Endlich hörte er von einem alten Hirten ein Mittel und das wandte er auch alsbald an. Er ergriff nämlich die letzte Kuh, welche ihm geblieben war, ſchnitt der den Kopf ab und legte ihn auf den Söller; das Vieh, welches er von da an kaufte, ſtarb ihm nicht mehr, ſelbſt einmal nicht, als das ganze Dorf angeſteckt war. Es geſchah aber eines Tages, daß ein Knecht den Kuhkopf auf dem Boden fand und ihn durchs Fenſter auf den Miſt warf; am ſelben Tage jedoch fiel ein Ochſe und ein Kalb und der ganze Stall wäre leer geworden, hätte der Bauer den Kuhkopf nicht wieder zurückgeholt.

223.

Friedrich von Kelle.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 14.

Ein Winzer von Andernach, Namens Erkimbert, wollte eines Morgens vor Tagesanbruch zu einem Gedinge gehen; unterwegs begegnete ihm ein Mann, der auf einem ſchwarzen Pferde ritt, deſſen Naſenlöchern Feuer und Flammen entſprühten, bald dem Heerwege folgte, bald aber auch rechts und links die Felder durchjagte. Beim erſten Anblicke des ſonderbaren Reiters erſchrak Erkimbert über die Maßen; da er ihm aber nicht ausweichen konnte, ermannte er ſich, ſchlug ein Kreuz und nahm ſein gutes Schwert zur Hand, denn er wußte nicht, wer der Reiter war. Als derſelbe ihm aber näher kam, erkannte er in ihm einen unlängſt verſtorbenen Ritter, Friedrich von Kelle. Derſelbe ſchien ganz in Schaffelle gehüllt und auf den Schultern eine große Laſt von Erde zu tragen. „Seid ihr das wirklich, Herr Friedrich?“ frug Erkimbert. „Ja, das bin ich,“ antwortete der Reiter. Da frug Erkimbert weiter: „Woher kommt ihr denn und was ſoll das bedeuten, was ich da ſehe?“ Friedrich antwortete: „Ich leide große Qual. Dieſe Felle habe ich einer Wittib genommen; nun brennen ſie mich. Auch eignete ich mir einen Theil eines Ackers ungerecht zu; deſſen Gewicht drückt mich nun. Wollten meine Söhne das wiedererſtatten, meine Pein würde ſehr gelindert ſein.“ Damit verſchwand die Erſcheinung.

224.

Weißer Geiſt zu Nürnberg.

J. G. Volkameri Ephemer. natur. curios. ann. III. observ. 285. p. 479.
E. W. Happelii relationes curiosae t. IV. p. 316.
G. de Breiſt, de Satan I, 418.

Gegen das Jahr 1672 lebte in Nürnberg ein Goldſchmied mit ſeiner Frau und ſechs Kindern. Dieſe Frau hatte einen Familiargeiſt, der immer um ſie war und ihr vorherſagte, was ihr begegnen würde. Er zeigte ſich ihr in Geſtalt eines weißgekleideten Kindes, welches eine Sanduhr in der Hand trug. Einmal ſprach er zu ihr:

„Frau, ihr wäret todt geweſen, hätte nicht ein Sandkörnchen, welches ein Loch in dieſem Gläschen geſtopft hat, euch geholfen.“ Eine Woche darnach fiel ſie in ein gefährlich Fieber, entkam demſelben aber glücklich. Auf ein ander Mal warnte er ſie, nicht aus dem Hauſe zu gehen, denn ſonſt ſtürze ſie ſich in große Gefahr. Gern hätte ſie dem Rathe gefolgt, doch drängten ihre häuslichen Geſchäfte ſie zu ſehr und ſie hatte in der That ein großes Unglück.

Bei Nacht ſprach ſie häufig mit dem Geiſte, ſang mit ihm ſehr ſchöne andächtige Lieder und Pſalmen, was ihr Mann am Tage nie an ihr bemerkte. Einmal kriegte ſie Luſt, den Geiſt, der gewöhnlich unſichtbar um ſie war, zu ſehen, und ſie bat ihn ſo lange darum, bis er es ihr zugeſtand, doch warnte er ſie dabei und ſprach, ihre Neugier werde ſie zu ſpät bereuen. Als ſie nun wenige Tage ſpäter in ihrer Kammer etwas zu thun hatte, ſah ſie an der Mauer, wie im Schatten ein Kind von derſelben Geſtalt, wie oben vermeldet, welches aber gleich darauf verſchwand. Kurz darauf fiel ſie in eine ſchwere Krankheit und — der Geiſt hatte ſie verlaſſen.

225.

Der Geiſt mit der Schellenkutte.

Majoli dies caniculares II. p. 210.

Ein paar Mönche kamen auf der Reiſe in eine Herberge, in welcher ein Zimmer nicht bewohnt werden konnte, weil daſelbſt ein Geiſt hauſte. Der Wirth war gar erfreut, als er die Mönche ſah, nahm ſie freundlich auf, denn er dachte, ſie würden den Geiſt leichtlich beſchwören und bannen können. Er ſchlug ihnen denn auch ein Bette in der Kammer auf, wo der Geiſt ſich ſtets zeigte. In der Nacht, als die Mönche kaum ſchliefen, begann der Geiſt ſein Spiel und zupfte ſie bei den Haaren, die ihre kahlgeſchorenen Scheitel ſpärlich umſäumten. Der Guardian hielt das nicht lange aus, ſondern beſchwur den Geiſt und bannte ihn in das Kloſter, wo er mit den Mönchen wohnte. Der Geiſt gehorchte treulich und als die Mönche nach abgelegter Reiſe nach Hauſe kamen, fanden ſie ihn ſchon am Thore, wo er ſie freundlich grüßte und empfing. Die Mönche hielten ihn bei ſich und wieſen ihm ein Eckchen in der Küche an, daß er ſich da aufhalten könne. Damit ſie ihn aber ſtets und überall ſchon von weitem erkennen könnten, gaben ſie ihm eine Kutte, mit Schellchen behangen, und er diente ihnen und trug ihnen alles zu, was ſie begehrten. Sie hörten ihn aber nur rauſchen und ſprechen, ſahen weiter nichts von ihm. So oft er Bier holte, nahm er ſich fleißig in Acht, daß nichts überlief oder er nicht zu wenig brachte; er ſprach: „Sehet, ich bringe euch gut Maß, gebet auch ihr ein gerechtes Maß.“ Einmal hatte der Küchenjunge ſein Eckchen nun mit heißem, dann mit ſchmuzigem Waſſer beſprengt, auch andern Tort ihm angethan; um ſich dafür zu rächen, hing der Geiſt ihn querleibs an einen Balken, that ihm aber keinen Schaden am Leben. Die Mönche wurden darüber ſo ängſtlich, daß ſie dem Küchenjungen den Dienſt aufſagten, denn ſie fürchteten, es möge ihm mehr und ſchwerer Leides geſchehen.

226.

Geiſt und Kind.

Barth. de Spina de confessionibus maleficorum. p. 200.

In dem Städtchen Wilmar, welches in der trierer Diözeſe gelegen iſt, hat ſich um das Jahr 1595 folgende merkwürdige Geſchichte zugetragen. Es lebte daſelbſt ein ehrſamer Bürger, Namens Johann Eiſenkopf mit ſeiner Frau Margaretha; und dieſe gebar ihm einen Sohn, den er Conrad nannte. Dies Kind wurde von Chriſti Himmelfahrt bis zum Feſte Apoſteltheilung gar häufig von einem Geiſte aus der Wiege geholt und an irgend einen andern Ort hingebracht. Nun legte er es in das Bett der Mutter, dann barg er es auf der Treppe des Weinkellers, ein andermal im obern Stocke des Hauſes, wieder ein andermal auf dem heimlichen Gemache. Dabei trug der Geiſt ſtets die größte Sorgfalt für das Kind; er holte ſich Windeln und Tücher aus den Kommoden und Schränken und legte ſie dem Kinde unter, damit ſein zartes Körperchen nur ja nicht leide. Einmal hatte er es gar wohl in dem Wärmkorbe verſorgt; die Mutter wollte das aber nicht, nahm das Kind und warf die Bettchen untereinander und zur Stunde ſchwollen ihr die Hände und alles Fleiſch, was nicht von den Kleidern bedeckt war und das Fell ſchälte ſich an den Stellen ab.

Häufig ſchaukelte der Geiſt auch das Kind in der Wiege; es hatte ſich ganz an ihn gewöhnt und das ging ſo weit, daß es weinte, wenn die Mutter es in die Wiege legte, und ſtille war, wenn der Geiſt es nahm und es an einen andern Ort hintrug. Endlich wurden die Eltern deß müde und fragten einen Geiſtlichen um Rath und der hat den Geiſt vertrieben.

227.

Kind im Keller.

Mollers Freiburgiſche Annalen. S. 692.

Am 11. Juli des Jahres 1646 ſiel ein dreijähriges Kind zu Freiburg durch ein Kellerloch in den Keller des Stadtgefängniſſes. Mit ſehr großer Betrübniß ſuchten die Eltern drei Tage lang, doch nirgends war das Kind zu finden; kein Menſch hatte es geſehen. Am 15. endlich wurde ein Soldat, der ſich gegen die Hauptwache zur Wehr geſetzt und dabei einen Offizier verwundet hatte, nach dem Gefängniß gebracht. Die, welche ihn bewachten, hörten des Nachts die Stimme eines Kindes, nicht weinen oder klagen, ſondern nur „Vater!“ rufen und um etwas zu trinken bitten. Zur Stunde erbrach man den Keller, aus dem die Stimme drang und der ſeit langer Zeit zugemauert war; man fand das Kind und holte es heraus, fragte es, wie es alſo lange ſein Leben habe erhalten können. Darauf antwortete es, daß es immer wohl und ruhig geſchlafen und ein ſchöner, fremder Mann habe ihm Eſſen gebracht. Obſchon das arme Würmchen ſehr tief gefallen war, hat man doch nicht die mindeſte Verletzung an ihm ſpüren können.

228.

Geiſt verfolgt.

Le livre des prodiges, p. 78.

In Conſtanz wohnte ein Buchdrucker und in deſſen Hauſe war es nicht geheuer. Zu einer Zeit hörte man in einer Ecke der Druckerei wie ſchwere Seufzer. Die Druckergeſellen lachten darüber, aber nicht für lange, denn es blieb bald nicht mehr bei dem Seufzen; ſie hörten wiederholt ſtarke Schläge an die Mauer jener Ecke, Geſellen und Lehrburſchen erhielten Ohrfeigen von unſichtbarer Hand und ihre Mützen und Hüte wurden zur Erde geworfen. Der Herr des Hauſes ging endlich zu den Capuzinern und die kamen und beſchwuren den Geiſt, der auch drei Tage lang ſich ruhig verhielt. Am vierten begann er aber ſein Treiben noch ärger denn früher, er warf ſelbſt die Lettern aus den Setzkaſten und wider die Fenſter. Da ließ der Hausherr von fern her einen berühmten Geiſterbanner kommen und der ſetzte ſeine Beſchwörungen während acht Tagen fort. Der Geiſt kehrte ſich aber wenig daran, ſondern gab in der Zeit ſelbſt einem Lehrjungen einen Schlag an's Ohr und ſchmiß die Lettern umher. Der Banner ſah ein, daß all ſeine Bemühungen vergeblich waren, und ging weg. Nun ließ der Geiſt es nicht mehr bei den Ohrfeigen, er warf mit Steinen und anderm Unrath und machte es ſo arg, daß die Arbeiter die Ecke der Werkſtube ganz verließen und all ihr Geräth in die Mitte des Zimmers brachten; doch hatten ſie da nicht viel mehr Ruhe. Man ließ noch viel andere Beſchwörer kommen, deren einer ſelbſt einen Partikel vom heiligen Kreuze mitbrachte und auf den Tiſch legte, aber trotzdem ging der Geiſt in ſeinem Unweſen fort und ſchlug einen Bruder Capuziner, der den Banner begleitete, ſo an die Ohren, daß beide flüchten mußten.

Endlich aber kam einer, der ſeine Sache beſſer verſtand. Der ließ ſich nämlich einen Eimer mit Waſſer füllen, ſegnete das und ſprengte es durch die Kammer, mengte darauf eine Menge Aſche und Sand und ſtreute dies überall auf die Erde, nachdem es ebenfalls vorher geſegnet war. Dann mußte jeder der Anweſenden einen Degen nehmen und damit in der Luft umherfahren, rechts und links, durch das ganze Zimmer. Bald bemerkte man, daß der Geiſt oben auf den Ofen geklettert war, denn man ſah auf den Ecken des Ofens Spuren ſeiner Hände und Füße im Sande. Man vertrieb ihn von da und er kroch unter den Tiſch. Doch während dieſer Verfolgung hatte ſich ein ſo großer Staub erhoben, daß man kaum Athem ſchöpfen konnte; darum ließ man für den Augenblick davon ab. Der Hauptbanner hatte zufällig in der verdächtigen Ecke eine Diele weggeriſſen und fand in einem Mauerloche hinter derſelben ein altes, ſchmuziges Läppchen mit mehren Federn, drei Knöchlein mit einer Nadel, auch einige Stücklein Glas. Er ließ ein Feuer anzünden, ſegnete daſſelbe und befahl alles das hineinzuwerfen. Kaum war er aber in ſein Kloſter zurückgekehrt, als einer von den Druckerjungen gelaufen kam und ihm berichtete, die Nadel ſei dreimal aus dem Feuer geſprungen, ein Geſelle habe ſie mit einer Zange jedesmal wieder hineingeworfen, darüber aber harte Schläge auf die Backen bekommen. Man brachte dieſelbe nebſt den Knöchlein, welche auch nicht verbrannt waren, zum Kloſter der Capuziner; der Junge, welcher ſie trug, ſah auf dem großen Markte eine nackte Frau und man hörte denſelben Tag und die folgenden ein großes Jammern und Stöhnen auf dem Markte. Die Capuziner hatten aber alles wohl verbrannt.

Mehre Tage lang war es ruhig in der Druckerei, dann aber wurde es ärger denn je. Der Geiſt ohrfeigte, warf mit Steinen und gar nach dem Hausherrn, der eine gefährliche Kopfwunde davontrug; zwei Lehrlinge, die zuſammen ſchliefen, wurden aus dem Bett geworfen, zwei andere von einer Leiter geſtürzt. Es kam ſo weit, daß bei Nacht kein Menſch in dem Hauſe bleiben wollte.

229.

Trappler zu Coolscamp.

Mündlich.
Lanſens im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 104.

Zu Coolscamp bei Lichtervelde liegt eine weite Haide, Stuifven genannt; durch dieſelbe führt ein Weg, der nun ſehr viel gebraucht iſt, vor etwa funfzig Jahren aber ſo ſehr geſcheut war, daß kein Menſch es wagte, denſelben gegen Abend und noch weniger Nachts zu betreten, und dies darum, weil ſich daſelbſt ein Nachtſpuk aufhielt. Nie oder ſelten nahm der Geiſt eine Geſtalt an, man hörte ihn nur und zwar trappelte er ſtets in der Nähe herum, wovon er auch den Namen der Trappler erhielt; ſeit undenklichen Zeiten trug er den ſchon, aber noch keiner hatte den Spuk geſehen. Das war einem trunknen Bauer aufbehalten, der eines Nachts, des erwähnten Weges kommend, das gewöhnliche Getrappel hörte und rief: „Was trappelſt du denn da ewig herum? komm doch und laß einmal ſehen, wer du biſt." Kaum hatte der Mann die Worte aus dem Munde, als der Geiſt in Geſtalt eines Pferdes ſonder Kopf erſchien, ihn zu Boden warf und dermaßen auf ihm herumtrappelte, daß man ihn am andern Tage mehr todt denn lebendig auf der Stelle fand.

230.

Klopfer.

Eraſmi Franciſci hölliſcher Proteus. S. 1090.
P. de Grieck, de Satan II. S. 578.

Auf einer berühmten Akademie in Deutſchland hat ſich Folgendes zugetragen. An die Thüre einer Studentenkammer hörte man jeden Tag zu einer gewiſſen Stunde klopfen, konnte aber nie etwas ſehen, auch geſchah keinem Leides dadurch. Schwieg man nach dem erſten Klopfen und rief man nicht: Herein! dann war es ſtill und klopfte nicht weiter. Rief man aber Herein! dann klopfte es abermals. Die Studenten wußten das und achteten deßhalb nie darauf. Es geſchah aber, daß ein anderer Student die Kammer bezog. Als der am erſten Tage am Studiren ſaß, klopfte es zur beſtimmten Stunde. Da er nicht anders denken konnte, als, das ſei einer ſeiner Kameraden, ſo rief er ſein Herein! Doch da klopfte es wieder und hielt ſich am Klopfen, ſo oft er Herein! rief. Endlich wurde er deß müde und ſchrie wüthend: „Komm denn in's Teufels Namen herein!" ſprang zugleich auf und ging mit dem bloßen Degen in der Hand zur Thüre, welche er aufriß. Doch im ſelben Augenblicke erhielt er von unſichtbarer Hand eine ſehr fühlbare Ohrfeige. Noch zorniger, und vornehmlich darum, weil er Niemand ſah, ſchlug er mit dem Rapiere nach allen Seiten um ſich, ob er etwa den unſichtbaren Schläger treffen könnte, doch da klatſchte es ihn zum zweiten Male auf den Backen. Dadurch klug gemacht, trat er ſchnell rückwärts und ſchloß die Thüre, hat ſich auch ſeit der Zeit nicht weiter mit dem Klopfer bemüht.

231.

Der Geiſt zu Bingen.

Sigebertus. Chronicon Hirsaugiense. Lycosthenes de miraculis. Scharthoek der historien. II, 75 und III, 77.
Thyraeus de locis infestis. Col. Agr. 1604. 4. p. 9.

Nicht weit von der Stadt Bingen, da wo das Flüßchen Naas in den Rhein mündet, liegt ein Dorf, welches Gamon heißt. Da war im Jahre 858 ein Geiſt, welcher den Einwohnern viel ſchlimme Streiche ſpielte. Zuerſt fing er an, unſichtbar die Leute mit Steinen zu werfen und ihnen an die Thüren zu pochen. Bald nachher gab er unter menſchlichen Geſtalten Antworten, verrieth Diebſtähle und ſtiftete Zwietracht und Uneinigkeit. Dann begann er Scheunen und Häuſer anzuzünden und zu verbrennen. Auf einen Mann hatte er es beſonders abgeſehen und wich nicht von deſſen Seite, wohin derſelbe ſich auch wenden mochte, brannte ihm gar ſein Haus ab. Damit war er aber noch nicht zufrieden, er wollte die ganze Nachbarſchaft aufhetzen, den armen unſchuldigen Menſchen zu tödten, und log Allen vor, der Ort ſei durch deſſen Verbrechen geſchändet und was noch deſſen mehr war. Dieſe Quälerei dauerte ſo lange fort, bis der Erzbiſchof von Mainz Geiſtliche ſandte, welche den Geiſt durch Weihwaſſer und Beſchwörungen vertrieben.

232.

Kobolde verjagt.

Mündlich.

Auf einem Pachthofe bei Beurne diente eine Magd, die nie arbeitete und deren Arbeit doch ſtets gethan war und beſſer gethan, als es für jede andere möglich geweſen wäre. Wie das kam, das konnte ſich Niemand erklären. Der Bauer paßte der Magd darum einmal auf, denn er wollte durchaus wiſſen, wie das zuginge; er ſah aber nie, daß ſie etwas am Tage that, und ſchloß daraus ganz richtig, daß die Arbeit des Nachts verrichtet würde. Er wachte alſo in der folgenden Nacht. Bald ſah er von ſeinem Schlafzimmer aus, daß noch Licht in der Küche brannte. Er ſchlich auf den Strümpfen leiſe bis an die Thüre und guckte durch das Schlüſſelloch. Da waren denn, Gott weiß wie viel, kleine Männchen, Kobolde nämlich, beſchäftigt, die einen mit Spülen, die andern mit Waſchen, wieder andere mit Scheuern und das ging ihnen ſo fix von der Hand, daß in weniger Zeit alles gethan war. Die Magd ſtand dabei ganz ruhig am Herde und kochte in einem Topfe Buttermilchbrei und als die Männchen fertig waren, ſtellte ſie den auf den Tiſch; alle ſetzten ſich herum und aßen luſtig den leckern Brei, ließen kein Theelöffelchen voll in dem Topfe. Man kann leicht denken, was der Bauer darob für Augen machte; er ſagte aber nichts, ſchlich ſtill zurück zu ſeinem Bett, dachte aber: „Wart, ich will euch ſchon daran kriegen.“ Am folgenden Abend warf er einige Zwiebel Knoblauch in die Buttermilch, die ſchon für den Brei bereit ſtand, und als er das Licht wieder ſah, ſchlüpfte er wieder an die Küchenthür, um ſich einmal ſatt zu lachen über den Ausgang ſeines Streiches. Die Magd, welche an nichts dachte, nahm die Buttermilch und kochte Brei davon. Kaum aber hatten die Männchen den gekoſtet, als ſie riefen:

„Rook, Rook, Rook!
Kabautermannekens weg,
Un het geluk ook!“ *)

und alle wegliefen. Die Magd wurde am andern Tage weggejagt, aber der Pachter, welcher bis dahin immer reicher geworden war, hatte nun jeden Tag ein neues Unglück und bereute hundertmal, daß er ſo unvorſichtig geweſen.

---

*) Rauch, Rauch, Rauch! Kobolde weg und das Glück auch.

233.

Der Perückenmacher und die Kaboutermännchen.

Mündlich.

In Brügge wohnte vor langer Zeit einmal ein Perückenmacher, der mit vielen Geſellen arbeitete. Zu dem kam eines Morgens ein Herr, der wollte eine neue Perücke für den folgenden Tag haben, wo er dem Leichendienſte eines Verwandten beiwohnen mußte. Der Perückenmacher ſprach aber, das wäre eine ganz unmögliche Sache, denn um eine gute und ſchöne Perücke zu machen, brauche er wenigſtens zwei volle Tage. Der Herr bat und bat, aber der Perückenmacher blieb dabei, es wäre unmöglich. Eben wollte der Herr wieder fortgehen, als einer der Geſellen ſich erhob und ſprach: „Meiſter, ich nehme es auf mich, die Perücke bis morgen fertig zu machen.“ — „Narr,“ ſprach der Meiſter, „bleibe an deiner Arbeit, das iſt ja lächerlich.“ „Ach,“ fiel der Herr da ein, „wenn du das könnteſt, Geſell, ich bezahlte die Perücke doppelt und gäb dir noch einen Kronthaler Trinkgeld oben drein.“ Da war der Meiſter es zufrieden und der Knecht ſprach: „Nun gebet mir alles, deſſen ich benöthigt bin, und ein Kämmerlein, worauf ich ungeſtört allein ſein kann bis morgen früh, dann will ich euch die Perücke liefern.“ Der Meiſter ſchüttelte den Kopf, doch geſtand er dem Geſellen alles zu, was derſelbe begehrte, und der ging auf ſeine Kammer. Es wurde Mittag und der Abend nahte ſchon, ohne daß man etwas von dem Geſellen gehört noch geſehen hätte; da ſprach die Meiſterin: „Wo mag er bleiben, ich höre nicht, daß er ſich regt noch wegt auf der Kammer.“ — „Geh' und guck einmal durchs Schlüſſelloch, was er macht,“ ſprach der Meiſter und die Frau ſtieg leiſe die Treppe hinauf und guckte durchs Schlüſſelloch; doch kam ſie erlig und leichenblaß wieder herunter und ſank auf einen Stuhl, ohne ein Wort ſprechen zu können. „Was iſt dir?“ fragte der Meiſter verwundert. „Ach, geh ſelbſt und ſieh,“ ſprach die Frau und der Meiſter ging; aber er kam ebenſo erſchrocken zurück und nun ging die Magd und die Geſellen und ſie kamen alle zurück, wie die Frau Meiſterin und der Meiſter. „Wer hätte das gedacht?“ hub da dieſer an, „da ſitzt der Burſche und ſchläft, daß er ſchnarcht und hundert und mehr Kabouterchen arbeiten an der Perücke; das iſt gegen Gott und Gebot.“ — Am andern Morgen kam der Geſell, nichts ahnend, die Treppe herab und bot die Perücke dem Meiſter und der ſchickte ihn damit zu dem Herrn. In der Zwiſchenzeit machte der Meiſter des Geſellen Rechnung und als der arme Burſche zurückkam und, erfreut über den Kronthaler Trinkgeld, dem Meiſter das Geld brachte und erzählte, wie der Herr ſo zufrieden geweſen ſei, da ſprach der Perückenmacher: „Gut, nun ſieh einmal hier: du haſt von mir noch funfzehn Franken zu bekommen, hier ſind die und nun pack dich aus der Thüre, denn ich will dich nicht länger im Hauſe haben.“ — „Gut,“ antwortete der Geſell lächelnd, „das wird euch ſchon gereuen,“ und er nahm das Geld und ging weg.

Als der Herr nun mit der neuen Perücke in die Kirche kam, da hatte er nicht ſobald Weihwaſſer genommen und auf die Stirne geſprengt, als die Perücke in tauſend und abermals tauſend Härchen von ſeinem Kopfe fiel und er von allen Umſtehenden derb ausgelacht wurde. Wüthend darüber lief er zu dem Perückenmacher. Der entſchuldigte ſich nun zwar mit dem Geſellen, aber das half ihm wenig. Als man in der Stadt davon hörte, da wollte kein Menſch mehr eine Perücke von ihm und er wurde ſo arm, daß er betteln gehen mußte. Das war das Ende vom Spiel.

234.

Die Kaboutermännchen zu Linden.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad 1843, S. 63.

Zu Linden bei Löwen liegt ein Meierhof, der auf dem Fundamente eines alten Gebäudes aufgebaut iſt. Noch nicht einer von all den Pächtern, die ihn bewohnten, hat da Glück gehabt. Das Folgende erzählte u. a. ein Landmann aus der Umgegend von dem Hofe.

Wo er nun ſteht, da erhob ſich ehedem ein ſchönes, großes Schloß, auf dem Kaboutermännchen hauſten. Dieſe Kaboutermännchen ſind ſo kleine Geſchöpfchen, daß das größte kaum drei Fuß hoch iſt; für ein wenig Eſſen verrichten ſie Geſchäfte aller Art. Auch waren es ſo gute Maurer und Zimmerleute, daß der Propſt der Sankt Gertrudenabtei in Löwen einen der Thürme ſeiner Kirche von ihnen bauen ließ; darin waren ſie alſo behend, daß ſie in Zeit von einem Monat alle nöthigen Steine ſchon auf dem Bauplatze bereit hatten und am Ende des zweiten Monates der Thurm ſchon fertig da ſtand. Um dem Werke Dauer zu geben und zu verhindern, daß nicht einmal der Eine oder Andere Luſt bekäme, daſſelbe zu zerſtören, krönten ſie den Thurm mit einem ſo ſchweren Steine, daß es unmöglich war, denſelben von ſeiner Stelle zu nehmen, ohne das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen.

Der Propſt wollte ſich gerne dankbar für die ſchöne Arbeit beweiſen und ſchenkte den Männchen alle Früchte, die die Abtei in dem Jahre aufgeſpeichert hatte, ſo wie auch alles gemünzte Geld, welches in ſeinem Beſitze war. Das machte die Kobolde aber ſo gierig und geldluſtig, daß ſie ihren ganzen Schatz in einen tiefen, tiefen Keller bargen und dort Tag und Nacht nichts anders thaten, als Geld zählen. Sie vergaßen gar endlich den Ausgang aus dem Keller und mußten, da ſie denſelben nicht wiederfinden konnten, alle des jämmerlichen Hungertodes ſterben.

Etwa hundert Jahre nach dieſem Vorfalle ließ der Herr, dem die Gegend gehörte, das Schloß ſchleifen und auf dem Fundamente die Meierei bauen, die man noch heutzutage ſieht. Die Bewohner des Hofes hatten aber nichts als Unglück und es ging anhaltend um in dem Gebäude. Nun hörte man Geblöke wie von Schafen im Keller, während Krankheiten aller Art die Ställe leerten; dann wurden die Werkleute auf dem Söller von einem Geiſte, der in Holzſchuhen herumtrappelte, braun und blau geſchlagen; ein ander Mal fand man die Kornſäcke, wenn man ſie eben füllen wollte, ſo voll Löcher, daß kein Körnchen Getreide darin blieb. Oft, wenn der Bauer müde und matt von einem nahen Dorfe, wohin Geſchäfte ihn gerufen, heimkehrte, ſah er dicht bei dem Hofe ein Kaboutermännchen in Jägerkleidern ſeinen Hunden pfeifen, worauf denn alsbald eine ganze Menge Bracken, gefolgt von einer unendlichen Zahl der kleinen Männchen, erſchien. Die Letzten tanzten alsdann rund um den Hof und die Hunde heulten dazu, ſo daß kein Menſch ein Auge ſchließen konnte.

Oft ſchon hatte der Bauer einen gewiſſen tiefen und gar dunkeln Keller unterſuchen wollen, aber jedesmal, wenn er das unternahm, erloſch ſein Licht und er ſaß im Dunkel. Endlich nahm er auf Anrathen eines verſtändigen Mannes ein Endchen von der Oſterkerze und damit glückte es ihm und er konnte ungeſtört in dem Keller rundgehen, und was fand er! — Einen großen Tiſch voll Goldmünzen und rund herum ein Haufen kleiner Menſchenknöchelchen, ſonder Zweifel die einzigen und letzten Reſte der Kaboutermännchen.

Die Knöchelchen ließ er auf dem Kirchhofe begraben, das Gold aber hielt er ſtille für ſich, doch brachte es ihm kein Glück; denn alles, was er ſeit der Zeit unternahm, fiel ſchlecht aus und er ſtarb endlich in Noth und Elend. Mit dem Spuken hatte es übrigens ſelbſt nach der Zeit noch kein Ende und bis heute noch hört man häufig den pfeifenden Jäger mit ſeinen Hunden, wie auch den Geiſt in Holzſchuhen.

235.

Kobold quält den Soldaten.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions. p. 166.

Ein franzöſiſcher Küraſſierhauptmann, der in Flandern im Winterquartier lag, ſaß eines Morgens beim Frühſtück, als einer ſeiner Reiter zu ihm kam und ihn bei allen Heiligen beſchwor, ihm ein anderes Quartier anzuweiſen, indem er jede Nacht von einem Kobolde beunruhigt werde, der ihn nicht ſchlafen laſſe. Deß lachte der Hauptmann herzlich und ſchickte den Reiter weg. Ein paar Tage nachher kehrte derſelbe wieder und erneuerte ſeine Bitte; der Hauptmann wurde aber böſe darob und drohte ihm mit einer Tracht Schläge, wenn er es noch einmal wage, ſich zu beklagen. Das dauerte wieder einige Tage; da kam der Reiter zum dritten Male und erklärte, daß er ſich gezwungen ſähe zu deſertiren, wenn ihm ſeine Bitte nicht gewährt würde. Der Hauptmann kannte den Reiter zu gut als braven Soldaten, als daß er hätte denken können, derſelbe laſſe ſich ſo leicht erſchrecken, darum beſchloß er, mit ihm zu gehen und ſelbſt zuzuſehen, was an der Sache ſei.

Abends kam der Hauptmann in die Kammer, legte ſeine Piſtole geladen auf den Tiſch und ſeinen Degen neben ſich ins Bett. Bis Mitternacht ging alles gut, da hörten beide etwas in die Kammer kommen; ehe ſie ſich aber noch umſehen konnten, lagen ſie unter dem Bette und in Kiſſen und Matratzen wie begraben, ſo daß ſie ſich nur mit großer Mühe wieder herausarbeiten konnten. Der Hauptmann ſuchte lange nach ſeinem Degen und ſeiner Piſtole, und als er dieſelben endlich gefunden, ſchlich er ſtill nach Hauſe und gab dem Reiter am folgenden Tage ein ander Logis.

236.

Noch etwas vom langen Wapper.

Mündlich.

P. Visschers Kronyken der Graven van Antwerpen. III. S. 111 f.
Vgl. Niederländiſche Sagen S. 452 und 500 f.

In der Nähe des Kloſters der Minderbrüder in Antwerpen wohnte eine Wäſcherin, ein gut alt Fräuchen. Die kam eines Abends ziemlich ſpät nach Hauſe und fand unterwegs ein ſchönes dickes Reiſigbündel liegen, war herzlich froh darob, denn ſie konnte ſich damit ein ſo lecker warm Feuer anmachen, ehe ſie ſchlafen ging, und von dem Reſte am andern Morgen noch ihren Kaffe kochen. Sie nahm es denn unter den Arm und eilte um ſo mehr, nach ihrem Häuschen zu kommen. Je weiter ſie aber ging, um ſo ſchwerer wurde das Reiſig; ſie dachte, das käme wol daher, daß ſie heute ſo viel gearbeitet, und ſteckte das Bündel unter den andern Arm; aber kaum hatte ſie einige zwanzig Schritte mehr gemacht, als es ihr noch ſchwerer wog. Als ſie endlich ihr Häuschen ſah und ſchon den Schlüſſel in der Taſche ſuchte, da wurde es ihr ſo ſchwer, daß ſie es fallen laſſen mußte. Das gab einen Schlag, wie wenn ein Stück Eiſen gefallen wär', doch als ſie auf den Boden ſchaute, war das Bündel verſchwunden und ſie hörte hinter ſich den langen Wapper hoch in der Luft lachen; erſchrocken ſah ſie um — da ſchritt er mit ſeinen langen Beinen über die Häuſer hinweg.

Eine Weberfrau hatte von einer ihrer Nachbarinnen eine ſchöne getigerte Katze geſchenkt bekommen und ließ die in ihrer Kammer rundlaufen, nicht aber im Hauſe, denn ſie fürchtete, dann möge die Katze das Freie riechen und wegſpringen. Des andern Morgens ſaß die Frau neben dem Ofen und hatte ihr Kind auf dem Schooſe, gab dem Würmchen eben ein Täßchen Brei, da ſiehe, kommt die Katze herangeſchlichen, ſetzt ſich ihr zu Füßen und ſagt mit ganz deutlicher Stimme: „Frau, gebt mir auch einen Schluck!“ In Todesangſt ließ die arme Frau Taſſe und Kind fallen; die Katze begann ein abſcheuliches Miauzen und verſchwand dann mit dem bekannten Hahaha!

Minder nicht erſchreckte der Wapper den Wirth aus den drei Schinken. Der lag eines Abends in der Dämmerung im Speicherfenſter und rauchte gemächlich ſein Pfeifchen. Da kam ein Matroſe in der Straße daher, ſtopfte ſich ſeine kurze irdene Pfeife, einen Bartbrenner, wie man die in Antwerpen, oder Naſenwärmer, wie man ſie zu Köln heißt, und winkte dabei dem Wirthe mit der Hand. „Was ſteht zu Dienſten?“ frug der Wirth und der Matroſe antwortete: „Herr, laſſet mich einmal anzünden.“ Darob lachte der Wirth: „Ihr ſeid ein wunderlicher Kerl; meint ihr denn, ich ſollte darum all die Treppen herunterkommen?“ — „Das iſt nicht nöthig,“ ſprach der Matroſe, „ich will ſchon hinauf zu euch kommen,“ und in weniger denn einer Sekunde war er ſo lang, daß er ſich noch bücken mußte, um mit dem Kopfe an's Söllerfenſter zu kommen; da zündete er ſeinen Bartbrenner an und verſchwand unter ſeinem Habaha! während der Wirth vor Schrecken halb ohnmächtig kein Glied rühren konnte.

Auf Trunkenbolde hatte er's häufig gemünzt. Wenn die aus der Schenke kamen, dann ging er, gleichen Schritt mit ihnen haltend, hinter ihnen her. Blieben ſie ſtehen, dann blieb er auch ſtehen; liefen ſie, dann lief er auch. Darüber wurden ſie natürlich unruhig und eilten, nach Hauſe zu kommen. Oeffneten ſie dort alsdann ein Fenſter, um zu ſehen, wer ſie verfolgt hatte, dann lag der lange Wapper gemächlich mit beiden Armen draußen auf dem Fenſterſteine und lachte ihnen entgegen.

Ein junger Maurergeſelle hatte die Gewohnheit, ſich alle Samſtage, wenn er ſeinen Wochenlohn empfing, zu betrinken, ſo daß er nicht ſelten unfähig war, einen Schritt mehr zu thun. Eines Sonnabends nun war er vor der Thüre der Schenke niedergefallen und eingeſchlafen; da fand ihn der lange Wapper, nahm ihn auf und trug ihn mit ſich, weit weg von der Stadt, jenſeits des Weilers Luithagen an eine Stelle, die der alte Gott heißt. Was der Menſch am andern Morgen für Augen gemacht haben muß, kann man ſich wol denken.

Einen Juden hatte er einmal abſcheulich zum Beſten. Er kam nämlich in der Geſtalt eines Fiſchweibs und bot dem Mauſchel ein ſchön Stück Kabeljau feil. Abends meinte der Mann, ſich einmal etwas zu gute zu thun, kochte ſich einen Topf Kartoffeln und hieb wacker in den Fiſch. Doch hatte er noch keine drei Stücke im Munde, als er mit Schrecken gewahrte, daß der Kabeljau ſich langſam in ein Stück gebraten Speck verwandelte.

237.

Der ſprechende Bock.

Mündlich.

[illegible]-Blatt. 1843. Nr. 10.

Ein Bauer kam in einer hellen Nacht durch den Beveren-Felder und wollte nach Hauſe zu. Ermüdet ſetzte er ſich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen; es war an den Ruinen des alten Schloſſes von Beveren (Waadtland). Da hörte er plötzlich ein jämmerliches Blöken nahe bei ſich; er ſtand auf, ging darauf zu und fand ein blutjunges Böckchen, welches noch keine Stunde alt ſein konnte. „Armes Thierchen," ſprach er bei ſich, „wie liegſt du hier ſo verlaſſen!" und er nahm das Böckchen auf den Rücken und ſchritt munter weiter.

Je mehr er aber ſeiner Wohnung nahte, um ſo ſchwerer und größer wurde das Böckchen; es dauerte nicht lange und es hatte bereits die Größe eines Kalbes. Der Bauer ſchwitzte, daß er keinen Faden am Leibe mehr trocken hatte, doch ging er muthig fort; aber nun ſchien das Thier mit jedem Schritte mehr zu wachſen, denn die Vorderpfoten ragten immer weiter über des Bauern Haupt, während die Hinterpfoten immer mehr auf dem Boden ſchleiften. Eine Viertelſtunde lang hatte der arme Mann ſchon an dem Thiere geſchleppt; da ſcholl mit einem Male hinter ihm eine Stimme, wie von ganz ferne, die rief: „Wo gehſt du denn hin?" Der Bauer zitterte wie ein Eſpenblatt, wagte aber keine Antwort zu geben. Da fragte die Stimme zum andern Male: „Wo gehſt du denn hin?" und der Bock antwortete, wie mit hohlem Gebrüll: „Ich gehe nicht, er trägt mich." —

In Todesangſt warf der Bauer den Bock hin und lief, wie der Wind, nach Hauſe. Der Bock war der Klubbe geweſen.

238.

Die rothen Zwerge zu Gyſephem.

Mündlich.

Zu Gyſephem in der Ecke iſt es nicht pleuſch (richtig) und man hat häufig daſelbſt von Spukereien gehört. So hatte ein Mädchen von dem dortigen Pachthofe Lamſtaps Abends noch ſpät für ſich genäht und war, nachdem ſie die Hausthür gut verſorgt, in Ruhe ſchlafen gegangen. Auf ein Mal hörte der Bauer einen Spektakel im Hauſe und ſah von ſeiner Schlafkammer her, daß die Fenſter des Erdgeſchoſſes alle ganz hell erleuchtet waren. Er rief der Magd zu, ſie hätte die Thüre ſicherlich nicht gut geſchloſſen und nun könne ſie auch nachſehen, was unten wäre, denn es ginge nicht mit richtigen Dingen da zu. Das Mädchen ſtand auf und ging die Treppe hinab, und da fand ſie wohl, was es war. Es ſaßen nämlich wol tauſend rothe Zwerglein um die Tiſche, die da ſtanden, und erluſtigten ſich weidlich mit Eſſen und Trinken. Darüber kriegte die Magd eine ſolche Angſt, daß ſie ohnmächtig zu Boden ſank. Als ſie nun nicht wiederkehrte, da ging der Bauer ſelbſt hinunter und er fand daſſelbe.

Einige Zeit nachher ſollte die Frau ins Kindbett kommen, aber ſie lag wol zwei ganze Tage in den Wehen und konnte des Kindleins nicht geneſen. Als die Hebamme einmal zu dem Herde ging, um ein bischen warm Waſſer zu holen, ſchlug plötzlich der Tiſch, der neben dem Herde an der Wand herauf aufgeſchlagen war, nieder und ihr auf den Kopf. Wie ſie ſich nun bückte, um unter dem Tiſche wegzukommen, ſah ſie, daß einer von den rothen Zwergen in einer Ecke des Kamines ſaß; da dachte ſie gleich, der Zwerg müſſe wol ſchuld ſein, daß die Frau nicht entbunden werden könne. Sie ließ darum den Pater Jeppen, einen berühmten Banner, kommen, und der beſchwur den Zwerg, daß er weichen mußte. Zur ſelben Stunde genas die Frau eines ſchönen Knäbleins, aber das war kaum auf der Welt, als in dem ganzen Hofe ein ſo großer Spektakel gehört wurde, daß man meinte, alles ſtürze übern Haufen.

239.

Rothmützchen.

Mündlich.

In Oſtflandern halten die Knechte es ſehr mit den Rothmützchen und dieſe helfen ihnen zu manch böſen Streichen. Wenn die Knechte nämlich ein Lieb haben, welches ihnen nicht ganz hold iſt, dann laſſen ſie ſich das Mädchen Nachts von den Rothmützchen aus dem Bette holen und in ihre Kammer oder in den Pferdeſtall bringen, in dem ſie ſchlafen. Wenn das Mädchen nun erwacht, dann iſt es ſo beſchämt, daß es froh iſt, zu ſchweigen und den Knecht, der es ihm angethan, auf ſeiner Seite zu halten, damit er nur nicht von der Sache ſpreche. Dadurch iſt ſchon manch Mädchen zu einer Heirath gezwungen worden.

240.

Rübezahls Pferde.

Erasmi Francisci Schaubühne Theil I. S. [illegible]

Ein vornehmer Kriegs-Obriſter hat mir erzählt, Rübezahl ſei einmal einem ſchwediſchen Oberſt-Lieutenant in Geſtalt einer vornehmen Perſon erſchienen und habe ſechs ſchöne weiße Pferde mit ſich geführt. Dem Schweden behagte die Beute über die Maßen, doch durfte er keine Gewalt gebrauchen, weil grade ein Waffenſtillſtand geſchloſſen war. Er umzingelte alſo mit ſeinen Soldaten den erwähnten Herrn, hielt ihn an und frug ihn, ob es ihm nicht beliebe, die weißen Pferde gegen einige der Soldatenpferde zu vertauſchen? „Ihr ſeid nicht weit mehr von der Stadt ab,“ ſprach er zu Rübezahl, „und ich muß noch einige Meilen Weg machen und meine Pferde ſind müde.“ Rübezahl lächelte und ſprach, er wäre des Tauſches zufrieden. Der Offizier ſuchte die ſchlechteſten ſeiner Pferde aus, nahm dagegen die ſechs ſchönen weißen und ritt hocherfreut weg, denn er meinte, einen ſehr guten Tauſch gemacht zu haben. Als aber der Wagenknecht Morgens aufſtand, die ſchönen Roſſe zu füttern, fand er ſtatt ihrer eben ſo viel Büſchel Stroh an die Krippe gebunden.

241.

Wie die Steinkohlen entdeckt worden.

Mündlich.

Chapeauville II. p. 191.
Fisen part. I. p. 272.
Brusthem, Saumery, Foullon, Bouille, Cronicon tungrense, Cronic. carmelit. leodiens. etc.

Unter der Regierung des lüttiCher Biſchofes Albert von Cuyck lebte ein Schmied, der hieß Hullos von Plenneval. Der ſtand eines Tages in ſeiner Schmiede und ließ den Hammer luſtig auf dem Amboß erklingen, als ein eisgrau Männchen in einem weißen Kleid an der Schmiedethür vorbeikam und den Meiſter grüßte: „Guten Tag, Meiſter, nicht zu fleißig und gute Winſt!“

Der Schmied hob den Kopf, dankte dem Männchen freundlich und ſprach: „Wie wollet ihr, daß ich einigen Winſt habe! Alles, was ich an meiner Arbeit verdiene, fliegt fort, um Buſchkohlen zu kaufen.“ Das Männchen lächelte und ſprach: „Das glaub' ich wol, Meiſter, aber es gibt noch Anderes, um Feuer zu machen, als eure Buſchkohlen. Geht einmal da drüben auf den Berg, wo die Mönche wohnen, da werdet ihr eine ſchwarze Erde finden, die viel beſſer heizt als eure Buſchkohlen.“ Kaum hatte das Männchen ſo geſprochen, als es verſchwand. Der Schmied zögerte nicht der Weiſung zu folgen und er befand ſich gar wohl dabei, ſagte auch jedem davon, den er kannte, ſo daß ſich die Mähr bald in der Stadt und in dem Lande verbreitete und man von allen Seiten kam, die köſtlichen Kohlen zu holen.

242.

Der Nicker zu Lichtervelde.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843, Nr. 6.

Das alte und berühmte Schloß Lichtervelde war lange bekannt und gefürchtet durch einen Nicker, der ſich da aufhielt. Zumeiſt zeigte er ſich auf dem Niederhofe, wo er Nachts in Geſtalt eines Pferdes umwandelte und die, welche kühn genug waren, den Schloßgräben zu nahen, angriff und unter ſchrecklichem Gelärm ins Waſſer warf, ohne daß ſie jedoch andern Schaden davontrugen als einige Beulen und pudelnaſſe Kleider. Mehre Male kam er auch Nachts in die Scheune, droſch und wannte dort mit vielem Geräuſch und jagte die Leute ſo ſehr in Angſt, daß keiner es wagte, das Bett zu verlaſſen. Nie fand man aber Morgens nach dieſem Lärm auch nur ein Strohhälmchen verlegt; im Gegentheil, alles war genau in demſelben Zuſtande, in welchem man es Abends verlaſſen hatte.

Einmal hatte der Nicker wieder die Pferdegeſtalt angenommen und ſtand Morgens auf der Weide des Niederhofes. Der kühnſte unter den Knechten ging auf das ſchöne Thier zu, ſpannte es an die Egge und arbeitete den ganzen Tag aufs allerfleißigſte damit; wurde es einmal unwillig, dann ſchlug der Knecht es auf eine gotterbärmliche Weiſe. Alles ging gut; aber als der Knecht es Abends ausſpannte, da ſchoß es in Feuer und Flamme auf und erhob ſich unter greulichem Gewieher in die Luft. Gegen Mitternacht pochte es an Thüren und Fenſter des Hofes; Alle lagen in Angſtſchweiß gebadet; endlich hörten ſie eine Stimme drauſſen, die rief: „Bauer! Bauer! Bauer! Ich hab' deine Egge ins Waſſer geworfen.“ Dann flog es mit großem Geräuſch vom Hofe weg. Morgens fand man die Egge, woran der Nicker gezogen, im Waſſer liegen.

Darnach hat ſich der Nicker noch zu verſchiedenen Malen als Geißbock gezeigt und trug alsdann eine brennende Kerze zwiſchen den Hörnern; als die Gräben aber langſam verfielen und ausgefüllt wurden, verſchwand er und ſoll ſich ſeitdem, wie man verſichert, in der nahen Neuzeherk aufhalten.

243.

Neckgeiſt zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau mußte Abends ſpät noch zum Doctor gehen und den zu einem Kranken rufen; auf dem Wege kam ſie über die alte [illegible] und da fand ſie etwas auf der Straße liegen, wovon ſie meinte, daß es ein Trunkner ſei, denn es runkte und ſchnarchte, wie Jemand, der in einem tiefen Schlafe liegt. Sie nahte und wollte den Trunkenbold wecken, aber da ſprang der auf und rammelte gräßlich mit Ketten. Die Frau lief der Predigerherrenbrücke zu, der Spuk folgte und zwar bis auf die Mitte der Brücke, da ſprang er unter lautem Gelächter ins Waſſer und verſchwand.

244.

Der Seemann.

Mündlich.

In der Nähe eines Polderdorfes findet ſich ein alter Arm der See, der aber nun von dem Meere abgeſchnitten und am Eingange verſandet iſt. Rund um das Waſſer ſieht man ſchöne Weiden. Auf einer derſelben weideten einſt zwei Mädchen die Kühe; es war im Sommer und ſie hatten Eſſen und Trinken mit ſich genommen und auch ein Körbchen voll Kartoffeln. Dieſe wollten ſie ſich gern braten und machten darum ein groß Feuer an. Indem ſie nun ſo neben dem Feuer ſaßen, kam plötzlich ein alter Mann über das Waſſer gegangen, der eine gar altfränkiſche Kleidung trug; in der Hand hielt er eine Landmeſſerſtange und einen ſteif gefüllten Geldbeutel. Die Mädchen hatten große Angſt, als ſie ihn ſahen; um ihn ſich geneigt zu machen, riefen ſie ihm zu: „Baſchen, wollt ihr nicht eine Kartoffel miteſſen?" Baſchen aber gab keine Antwort, ſondern ſtreckte ihnen nur ſeine Börſe entgegen. Da konnten es die Mädchen vor Schreck nicht mehr aushalten und ſie liefen fort und nach Hauſe. Da erzählten ſie alles, was ihnen mit dem Seemann begegnet war, und Alle, die zugegen waren, liefen auf der Stelle hin zu dem Seearme, ob ſie den Seemann noch finden würden, denn die dicke Börſe lag ihnen im Kopfe. Der Seemann war aber weg und die grüne Börſe mit und er hat ſich nie wieder ſehen laſſen.

245.

Der neckende Nix zu Lokeren.

Mündlich.

Auf der Kai am Daknamveer zu Lokeren ſetzt an Winterabenden kein Schiffer nach neun Uhr mehr über, denn da iſt der Fährmann einmal ſchön angekommen. Er hörte nämlich eines Abends ſpät auf der andern Seite rufen: „Hol über! Ueber!“ ſtand alsbald aus ſeinem Bette auf — denn er war ſchon längſt ſchlafen gegangen — löſte das Boot und ſetzte über; aber er war eben noch zwei Schritte vom Ufer, als er etwas ins Waſſer plumpſen hörte, grade als wenn Jemand hineingeſprungen wäre; am Ufer ſelbſt ſah er Niemand. Er kehrte verwundert und kopfſchüttelnd wieder zurück und legte ſich wieder zu Bette; doch kaum lag er da, als es zum andern Male rief: „Hol über! Ueber!“ Da ſtand er unwillig auf, ging ans Waſſer und rief: „Wo müſſet ihr denn hin ſo ſpät?“ — „Nach Daknam,“ antwortete es und er ſtieg in ſein Boot und ſetzte noch einmal über. Da fand er denn auch wirklich einen Mann am Ufer und der ſtieg ins Boot. Als dies aber in der Mitte der Durme war, da ſprang der Mann unter ſchallendem Gelächter ins Waſſer und verwandelte ſich allda in einen ſchwarzen Hund und der ſprach immer noch lachend zu dem erſtaunten Fährmann: „Gelt, Schifſer, da hab ich euch einmal zum Beſten gehalten?" Der Fährmann konnte vor Schrecken kein Wort über die Lippen bringen und ſeitdem hat weder er noch ſein Nachfolger im Winter nach neun Uhr mehr überſetzen wollen.

240.

Seebiſchof.

Ad. Kolbei Chronica p. 417.
Praetor. Chronicon p. 510.
Gualdi mirabilia mundi p. 190.
G. de Bruck Wunderort S. 364.
Vgl. Rich., Joh. Praetor, Sperlinus, Weber u. a.

Im Jahre 1433 wurde in der baltiſchen See ein Waſſermann gefangen, der in allem einem Biſchofe glich. Er trug eine Biſchofsmütze auf dem Haupte und einen Biſchofsſtab in der Hand, hatte auch ein Kleid wie ein Meßgewand an. Der König von Polen behielt ihn etliche Tage bei ſich, als er aber ſah, daß der Waſſermann wegen großer Betrübniß nicht lange leben würde, ließ er ihn wieder in die See ſetzen. Den Biſchöfen bewies er ſonderlich viel Ehre, ließ ſich auch von ihnen anrühren, ſprach aber nicht. Als der König von Polen ihn in einen Thurm ſchließen und dort bewahren laſſen wollte, ſetzte er ſich dagegen und bat die Biſchöfe durch Mienen und Zeichen, daß man ihn wieder in ſein Element gehen laſſe. Er wurde alsdann von zwei Biſchöfen bis an die See geführt: als er das Waſſer ſah, bezeigte er große Freude und ſprang ſchnell hinein; drauf machte er ein Kreuz, beugte ſein Haupt, wie wenn er ſich hätte bedanken wollen, und tauchte unter, kam auch nie wieder zum Vorſchein.

247.

Das Knäbchen im Schnee.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II, 1. ed. Colven. p. 122.

Ein Ciſterzienſermönch ritt eines Winters, als tiefer Schnee überall lag, in Brabant mit einem Kloſterdiener über Feld; den Diener ſchickte er nach einiger Zeit in ein nahes Dorf, trabte ſo allein daher. Da ſah er plötzlich einen ungefähr dreijährigen Knaben von unendlicher Schönheit vor ſich im Schnee liegen, und der jammerte und weinte ſehr. Mitleidig ſteigt der gute Mönch vom Pferde, nimmt das Knäbchen in ſeine Arme und fragt es unter heißen Thränen, was ihm denn ſei? Das Kind aber ſchwieg und that nichts als weinen. Da frug der Mönch ſchluchzend: „Haſt du denn deine Mutter verloren? Wo iſt dieſe?“ Auf die Frage brach das Knäbchen in noch ſtärkeres Weinen aus und rief: „Ach, wehe mir! Warum ſollte ich nicht weinen und jammern! Du ſiehſt doch wol, wie verlaſſen und allein ich hier in Kälte und Schnee ſitze, da Keiner iſt, der ſich meiner annähme und mir ein Obdach gäbe.“ — Da drückte der Mönch den Knaben inniger an ſich und ſprach: „Weine nicht mehr, mein Kind und ſei ſtill, ich werde dir ein Obdach und Speiſe beſorgen;“ und mit den Worten wollte er, das Knäbchen im Arme, auf ſein Pferd ſteigen, aber leichten Fußes entſprang das Kind ſeinem Arme und war verſchwunden.

248.

Der Geiſt zu Schweikershauſen.

M. Buchenröder, Warnungsmahner Wund. Coburg 1661. S. 139. Hauber, bibliotheca magica III. p. 728.

Anno 1660 in der Woche vor Oſtern hat ein wunderſeltſames Spiel zu Schweikershauſen, einem Dorfe, welches ins fürſtliche Amt Heldburg gehörte, angefangen. Es ließ ſich nämlich in Heinrich Kegels Haus, unter einem Bette, ein Geiſt ſehen, gleich einem Kinde, mit einer güldnen Krone auf dem Haupte, der klopfte und anderes Geräuſch machte. Er zeigte ſich den bald zulaufenden Einwohnern als ein Engel, gab ſich nachmals als die Seele einer verſtorbenen Weibsperſon aus. Seine Hand war ganz kalt, und wer von den Zukommenden ihm die Seine gereichet, dem hat er einen Schatz von 30,000 Dukaten verſprochen. Bald darauf hat es in dem Hauſe angefangen erſchrecklich zu poltern, ſo daß die Bauern furchtſam nach Heldburg liefen und ſprachen, ſie müßten das Dorf verlaſſen, wenn nicht Rath und Hülfe wider den Geiſt geſchafft würde. Darauf begab ſich M. Buchenröder mit Johann Haſen, Pfarrer zu Hellingen, dahin und bewieſen den Einwohnern in einer Predigt, dieſer Geldgeiſt wäre kein guter, ſondern ein böſer Engel und dem hätten ſie ſich durch das Handreichen zu eigen ergeben und ſo ferner. Unterdeſſen dauerte das Klopfen in Kegels Hauſe unter dem Bette noch ſtets fort; einmal rief der Geiſt: „Gebet mir ein Kind, ſo will ich weichen;“ drohte dabei einem ſicheren Geiſtlichen den Hals zu brechen, warf nach dem Licht in der Stuben und ſprach ſelbſt einmal ſpottweiſe: „Ich glaube an Jeſum Chriſtum.“ Da haben die Herren Geiſtlichen mit Beten und Singen begonnen und angehalten bis in der Montagsnacht nach dem Feſte Trinitatis; da iſt Kegels Haus von dem Geiſte befreit worden.

249.

Von einem verborgenen Schatze zu Ypern.

Beſchryving der Stad Ypern. Ms.

Im Jahre 1488 kam ein Maurer, Namens Leo van Thielt, gebürtig von Audenaerde, nach Ypern, um dort Arbeit zu ſuchen; da er aber keinen Meiſter daſelbſt finden konnte, ſo war er gezwungen, ſein Stückchen Brot von Thür zu Thür ſich erbetteln zu müſſen. So kam er denn unter andern auch an ein Haus, in dem eine geizige alte Jungfer ohne Magd wohnte, und bat dieſe Jungfer um ein Almoſen. Sie frug ihn, wer und woher er wäre und welch ein Handwerk er triebe? und er ſagte ihr, er wäre ein Maurer von Audenaerde und müſſe betteln, weil er kein Brot habe. Als die Jungfer hörte, daß er ein Maurer wäre, ließ ſie ihn erfreut hereinkommen und ſprach: „Wollet ihr etwas für mich mauern und in eurem Leben keinem Menſchen etwas davon ſagen, dann will ich euch gut bezahlen.“ Deß war der Maurer gar zufrieden und ſagte, er wäre bereit, alles zu thun, was ſie nur wolle. Da befahl ſie ihm in die Mauer des Herdes ein Loch zu brechen, ſo groß, daß man ein Kiſtchen Geld darein ſetzen könnte. Das that er, half ihr auch die Kiſte mit Geld hineinſetzen und mauerte dann das Loch wieder ſo fein zu, daß kein Menſch etwas daran ſehen konnte. Die Jungfer bedankte ſich ſehr, gab ihm ein Dreiguldenſtück und ſprach: „Wenn ihr fürder noch nach Ypern kommet, ſprechet ſtets bei mir zu und ihr ſollt jedesmal etwas haben.“ Leo van Thielt dankte ihr und ging ſeines Weges.

Im folgenden Jahre, gegen die Mitte Decembers, hatte Leo abermals keine Arbeit und kam wieder nach Ypern, um ſich bei der Jungfer ein Almoſen zu holen. Wie lange er aber auch vor dem Hauſe ſtand und wie kräftig er auch anklopfte, man öffnete ihm nicht. Da frug er einen der Nachbarn, ob die Jungfer ausgezogen wäre? doch man antwortete ihm, ſie ſei ſchon ſeit acht Monaten todt, das Haus wäre nachdem ſchon mehre Male wieder vermiethet geweſen, aber alle Miethsleute hätten es wieder verlaſſen müſſen, indem es ſo arg darin ſpuke und jede Nacht Geiſter darin umgingen. Der Maurer gedachte alsbald der Geldkiſte und ſprach in ſich ſelbſt: „Siehe da, das iſt die Jungfer, die wiederkehrt, weil ſie das Geld verborgen hat.“ Er frug, wer der Eigenthümer des Hauſes wäre? und man wies ihn zu demſelben. „Wolltet ihr mir das Haus da wol vermiethen?“ frug er, und der Eigenthümer war herzlich froh und ſprach ſogleich: „Gewiß gern, nur müſſet ihr wiſſen, daß es allda ſpukt. Ich will euch acht Tage lang ſelbſt umſonſt da wohnen laſſen, auch euch Tiſche, Stühle, Bette und alles, deſſen ihr bedürfet, hineinſchaffen, und wollt ihr es nach den acht Tagen, dann ſollt ihr es noch ſehr billig dazu haben.“ Leo ſprach: „Ich verlange nichts mehr“ und am ſelben Tage noch wurde alles nöthige Hausgeräthe in das Haus gebracht und Leo zog ein. Als der Abend nahte, wurde er aber doch unruhig und je ſpäter es wurde, um ſo weniger konnte er ſchlafen, denn er dachte immer an die Kunſt des Geiſtes. So dauerte es bis halb eins und er hatte noch nichts weder gehört noch geſehen; dann aber hörte er plötzlich in der Oberkammer einen gewaltigen Schlag, ſo daß das ganze Haus zitterte und bebte, wie von einem Erdbeben. Dann ſah er, wie es durch das Schlüſſelloch hell und heller auf der Treppe wurde, und gleich darauf trappelten mehre Perſonen dieſelbe herunter und im ſelben Augenblicke öffnete ſich ſeine Thür. Er that, als wenn er ſchliefe, hielt aber ein Auge immer halb offen und ſah, wie vier Gerippe in die Kammer kamen, die auf ihren Schultern eine Todtenbahre trugen und in ihren Händen Fackeln hielten; auf der Bahre aber lag ein Frauenbild. Alſo nahten ſie ſeinem Bette, vor welchem ſie einige Zeit ſtehen blieben; wie es Leo dabei zu Muthe war und wie kalter Angſtſchweiß ihm ſtromweiſe dabei von der Stirne rann, das kann man ſich denken. Darnach gingen ſie weiter bis in die Mitte des Zimmers und warfen da die Todtenbahre mit ſolcher Gewalt nieder, daß der Boden zitterte. Zugleich ſprang das Frauenbild, in welchem Leo die alte Jungfer erkannte, von der Bahre, die vier Gerippe ſtellten einen Tiſch in die Mitte der Kammer mit einem Stuhle daneben, auf dem die Jungfer ſich niederließ, und gingen dann auf den Herd zu, wo ſie die Mauer einſchlugen, die Geldkiſte nahmen und ſie mit einem greulichen Schlage auf den Tiſch ſchmiſſen. Nun nahm die Jungfer einen Schlüſſel, öffnete die Kiſte und nahm einige Säcke heraus, welche die Gerippe aufmachten und das darin befindliche Geld laut zählten, aber in einer Sprache, welche Leo vorher nie gehört hatte, denn es war kein Flämiſch, kein Franzöſiſch, kein Spaniſch, kein Latein, kurzum, es war nicht verſtändlich, was ſie ſagten. Nachdem ſie nun das Geld all gezählt hatten, warfen ſie es ſchnell wieder in die Säcke, die Säcke in die Kiſte und die Kiſte in die Mauer, welche ſie wieder ſo ſchön zumauerten, daß man nichts daran ſehen konnte. Dann ſetzten ſie auch den Tiſch wieder weg, die Jungfer ſtand von dem Stuhle auf, legte ſich auf die Todtenbahre und wurde alſo wieder aus der Kammer getragen, wonach Leo wieder denſelben ſchrecklichen Schlag hörte, wie um halb

Eins. Natürlich konnte er nicht ſchlafen, blieb alſo wachend liegen bis zum folgenden Morgen. Da war gleich ſeine erſte Arbeit, die Mauer am Herde aufzubrechen und die Geldkiſte herauszuſchleifen. Er öffnete ſie und zählte nun auch einmal in ſeiner Sprache, wieviel darin war, und er fand nicht weniger als neuntauſend Pfund Groote. Hocherfreut eilte er zum Eigenthümer des Hauſes. „Nun, wie hat es euch die Nacht gegangen?“ frug der ihn alsbald, und er antwortete: „Nicht zum Allerbeſten; ich habe viel Angſt ausgeſtanden, hoffe aber, das wird ſich mit der Zeit legen, denn man gewöhnt ſich leicht an Alles und auch wol an Spukerei. Darum, wenn ihr mir das Haus überlaſſen wollet, natürlich zu billigem Preiſe, dann nehme ich es, und ich kann es euch ſelbſt gleich bezahlen, denn ich habe einen Freund, der mir das Geld dazu vorſchießen wird.“ Der Eigenthümer war ſeelenvergnügt, einen Käufer für das verrufene Haus zu haben, und der war zufrieden, ſo bald über den Kauf einig geworden zu ſein und nur zweihundert Pfund Groote für das ſchöne Haus bezahlen zu müſſen. Am ſelben Tage noch entrichtete er die Summe und war alſo ein reicher Mann; von den Geiſtern hat er ſeitdem nie mehr etwas geſehen.

250.

Der Schatz zu Hummelshauſen.

Mündlich.

Im Schloß zu Hummelshauſen liegt ein ungeheurer Schatz begraben; der iſt in einer großen Kiſte verwahrt und auf der Kiſte liegt ein ſchwarzer Hund. Jedes Jahr ſinkt die Kiſte eine Klafter tiefer in die Erde.

Bis ſie gefunden iſt, wird weder Glück noch Segen auf dem Schloſſe ſein; die Leute, welche daſelbſt wohnen, ſterben und verderben.

251.

Schatz im Keller.

Thimoth. a Vingen, Geiſterbuch S. 81.
Happelii relationes curiosae III. p. 530.
J. W. Schöbel, hiſtoriſches Luſthaus III. Nr. 19.
G. de Bray de Satan II. S. 543.

Im Jahre 1648 diente ein gewiſſes Mädchen, Namens Eliſabeth, in einem fürſtlichen Hauſe einer berühmten Stadt Deutſchlands; da begegnete ihr der folgende Fall.

Seit langer Zeit kam ein Geſpenſt zu ihr in Geſtalt einer in weißen Taft gekleideten Frau mit langen Haaren; griff ſie nach demſelben, dann ſchlug es ſie häufig ſo arg auf die Hand, daß ſie große Schmerzen daran fühlte; wenn dagegen das Geſpenſt ſie anrührte, dann fühlte ſie, daß deſſen Hände eiskalt waren. Unaufhörlich quälte es ſie mit ihm zu gehen in den Keller, wo es ihr einen großen Schatz zeigen und geben wolle, der eines unermeßlichen Werthes ſei. Das kam Eliſabethen um ſo wahrſcheinlicher vor, als ſie häufig beim Auskehren des Kellers kleine Geldſtücke fand; wenn ſie dieſelben aber nahm und weglegte, dann waren ſie des andern Tages wieder verſchwunden. Nachdem ſie nun vier ganze Jahre alſo gequält worden, ließ ſie ſich endlich bereden, an einem ſchönen ſonnenhellen Tage, während das Volk in der Predigt war, mit dem Geſpenſt in den Keller zu gehen. Schnell hatten ſie da ein Loch gegraben; da aber glaubte ſie plötzlich die Leute aus der

Kirche kommen zu hören, auch eine Stimme, ganz gleich der ihrer Frau, welche rief: „Lieſe! Lieſe! der Braten brennt!“ Als ſie nun eilig nach oben lief, lachte das Geſpenſt ſo laut auf, daß es das ganze Haus durchſchallte; der Braten in der Küche war aber noch im beſten Zuſtande. Darüber wurde das Mädchen böſe und rief dem Weibe zu: „Du Schweinsdreck! Thu mir dies und das u. ſ. w. Lach dich ſelber aus!“ Nicht lange nachher ließ ſie ſich dennoch überreden, noch einmal mit in den Keller zu gehen, und das war in der Walpurgisnacht; zur Vorſorge hatte ſie aber einer andern Magd geſagt, ſie ſolle ſich auf die Kellertreppe ſetzen und fleißig acht haben, was vorginge mit ihr. Kaum hatten ſie nun begonnen zu graben, als die Erde von ſelbſt, wie ein Quell aufwellte und gleich darauf ein Kiſtchen erſchien; das nahm Eliſabeth und ſetzte es auf ihre Knie. Darnach ſah ſie auch eine große kupferne Kanne, welche ſie gleichfalls zu ſich nahm. Indem aber dünkte es der andern Magd, daß eine Menge Teufel um Lieſe ſtänden, wovon der eine einen Galgen baute, der andere ihr einen Strick um den Hals warf u. ſ. w., wovon Lieſe aber nichts fühlte, weil es alles nur eitel Trug und Schein war. Beſorgt für ihre Geſellin, rief die Andere: „Lieſe! Lieſe! Ach Lieſe! Sie bringen dich ums Leben!“ Im ſelben Augenblicke flogen Kiſtchen und Kanne von Eliſabeths Knien weg und mit einem derartigen Krach und Knall in die Mauer, daß man meinte, Himmel und Erde ſollten vergehen. Lieſe ſank bald ohnmächtig bis an die Schultern in die Erde, ſo daß man ſie herausgraben mußte. Von dem Schrecken, den ſie darüber ausgeſtanden, lag ſie ganze ſiebenundzwanzig Wochen lang krank zu Bette. Seitdem wurde ſie ſtets im ſiebenten Jahre ſtark von dem Geſpenſt angefochten, welches immer klagte und ſprach, daß es der, welche die

Sache alſo verdorben, wie wohl ergehen ſolle; nun ſei der Schatz einem andern beſchert, nämlich der Jüngſten des Hauſes, welches ein Mädchen von neun Wochen war.

252.

Schatz zu Orbe.

Dom Calmet dissertations sur les apparitions. p. 139.

Zwei Männer aus Orbe im Elſaß ſahen in einem Garten ein Käſtchen aus der Erde ſteigen, in dem ſie zuverſichtlich glaubten, einen großen Schatz zu finden. Sie gingen darauf zu, um es zu nehmen, aber da verſchwand das Käſtchen wieder und ſank unter die Erde zurück. Das erzählten zwei Mönche einer nahegelegenen Abtei, die es von den Männern ſelbſt gehört hatten, dem Dom Calmet und fragten ihn um ſeinen Rath, aber er wußte ihnen wenig darauf zu antworten.

253.

Magiſter Bidens.

Florimond de Raimond, Teufelsreich. Conſtanz 1613. p. 253.

Zu Zeiten Karls V. lebte ein berühmter Zauberer, den man wegen ſeiner großen Kunſt Magiſter Bidens hieß. Der unterwand ſich, mit Hülfe ſeiner Wiſſenſchaft alle Schätze heben zu wollen, welche auf den Küſten von Seeland, Holland und im Kanale, welcher England vom Feſtlande trennt, begraben lägen. Nachdem er den Plan dreien ſeiner Freunde mitgetheilt, gingen ſie zuſammen auf eine der Inſeln von Seeland und begannen daſelbſt ihre Beſchwörungen. Einige Tage ſchon hatten ſie damit fortgefahren — ſie gebrauchten nämlich im Ganzen zwölf Tage dazu — da trat ein bockfüßiger Teufel zu ihnen und ſprach: „Wenn ihr nun von euern Beſchwörungen ablaſſen wollet, dann gebe ich euch dieſe Tonne Geld hier," und damit wies er auf ein Faß mit Geld, welches er mitgebracht hatte. Magiſter Bidens wollte aber nichts davon wiſſen, ſondern ſprach, er müſſe alles Geld und all die da verſenkten Schätze haben. Da verſchwand der Teufel und nicht lange nachher gingen die vier Beſchwörer nach Hauſe, denn ſie brachten nur gewiſſe Stunden auf der Inſel zu. Als ſie aber des andern Tages dahin zurückkehren wollten, da ſiehe, erhob ſich ein ungeheurer Sturm, mit Donner und Wetter und Wirbelwinden, und der wüthete dermaßen um die Inſel, als hätte er Himmel und Erde untereinander mengen wollen. Die umwohnenden Leute dachten gleich, da müſſe Zauberei im Spiele ſein und gaben fleißig acht, ſahen auch, wie die vier Männer ab- und zugingen; als dieſe Letztern aber merkten, daß man ſie im Auge hatte, befiel ſie die Furcht, ergriffen zu werden, und ſie flüchteten Alle. Einer ging nach Paris in ein Kloſter und erzählte da häufig die ganze Geſchichte, zeigte auch die Zauberbücher, welche ſie zu den Beſchwörungen gebraucht hatten.

254.

Die Nonne zu Gehofen.

Happelii relationes curiosae I. p. 683.
P. le Brun, de Satan, II. S. [illegible]

Eine Frau von Oberſtein wollte in ihrem Schloſſe Gehofen, welches im Amte Allſtädt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine ſchöne große Küche machen laſſen. Während nun die alten Mauern abgeriſſen wurden, ließ ſich eine ſchöne Nonne vor ihr ſehen mit einem rothen Kreuze auf der Stirne, und die dankte der Edelfrau dafür, daß ſie die Küche vergrößern laſſe, fügte auch hinzu: „Viel reiche Leute haben vor euch in dieſem Schloſſe gewohnt, doch keiner hat ſo weit gedacht; dafür ſollet ihr auch einen Schatz bekommen, der unausſprechlich groß iſt.“ Die Edelfrau entſetzte ſich darüber und ſprach: „Behaltet euern Schatz für euch; ich trage kein Begehren zu demſelben.“ Da kniff die Nonne ſie bunt und blau, daß ſie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, ſprach ihr ſelbſt dann ins Ohr, wenn ſie neben Jemand ſaß. Niemand aber ſah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienſtmagd und ein Knecht. Immer lag der Spuk ihr an, was ſie mit dem Schatze thun ſolle, nämlich zwei Roſenkränze darauf legen und dieſe dann in ein katholiſches Kloſter ſenden; die Kirche zu Gehofen, worin ſie, die Nonne nämlich, begraben läge, müſſe neu davon aufgebaut werden, ſie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab ſich befände, ſprach, darauf müſſe ein großer Grabſtein gelegt werden und drüber ihr Bildniß aufgehangen, auch dieſe Verslein (welche ſie ausſprach) auf dem Steine ausgehauen werden. — Die Frau von Eberſtein ſchickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu unterſuchen, und alles fand ſich ganz ſo, wie es die Nonne geſagt. Lange Zeit quälte ſie die Edelfrau noch, damit ſie zu dem Schatze ginge, ſprach, ſie könne ihren Prediger mitnehmen, müſſe aber am Tage gehen und zwei Schürzen vorthun. Sobald ſie zur Stelle gekommen, ſolle ſie eine Schürze abnehmen und ſie auf den Schatz werfen; es würde zwar ein ſchwarzer Hund auf demſelben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn ſie werde neben ihr ſtehen und ſie in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau endlich ſich dem Willen der Nonne gefügt, nur, um ſie los zu ſein, doch meinte ſie, zuvor ihren Prediger darüber ſprechen zu müſſen; der fand das aber nicht für gut, mahnte ſie zum Gebete an. Eines Tages nun betete ſie ſehr fleißig; da trat die Nonne zu ihr und ſprach: „Betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern, wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Grade weil ihr ſo fleißig betet, iſt euch der große Schatz beſchert und den bekommt ihr auch, ſelbſt gegen euern Willen.“

Dies ewige Quälen ſchwächte die Edelfrau dergeſtalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zuſtand zu Rathe zu ziehen. Juſt als er ankam, ſprach ſie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle ſaß, doch nur ihr ſichtbar war. Als der Arzt auf denſelben Stuhl zuging, ſtand ſie auf und trat vor's Bette.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte ſich an die theologiſche Facultät der Univerſität von Jena, welche den Ausſpruch that, daß es ein Teufelsgeſpenſt ſei.

255.

Das weiße Mütterchen.

Mündlich.

In Haltern geht Abends gegen acht Uhr und ſpäter ein weiß Mütterchen um. Wenn Jemand ihm begegnet, den bittet es, mitzugehen, indem es ihm einen Schatz zeigen und geben wolle. Wer ihr aber folgt, den tödtet ſie und der iſt unrettbar verloren.

256.

Gebrochen Gelübde.

Mündlich.

In Osnabrück erſcheint Nachts um zwölf Uhr eine Frau, die trägt eine glühende Krone auf dem Haupte und glühende Ketten um den Hals, iſt auch mit glühenden Ketten an den Händen geſchloſſen. Sie ruft: „So geht's, wenn man Gott gethane Gelübde nicht hält.“

257.

Gott ſegne euch!

Mündlich.

Auf dem Blaubach zu Köln wandelte ehedem Nachts von Zwölf bis Eins eine Frau um, welche immer nießte Hitza! Hitza! Es geſchah aber, daß einmal ein frommer Bürger an ihr vorbeikam und ihr zurief: „Gott ſegne euch, Frauchen!“ Da antwortete das Weib: „Gott ſei gedankt, nun bin ich erlöſt! Auf das Wort hab' ich manch hundert Jahr gewartet.“

258.

Spukender Soldat zu Weſel.

Mündlich.

Ein Soldat in Weſel liebte ein Mädchen, aber die Eltern wollten nichts von einer Heirath zwiſchen den Beiden wiſſen. Da entführte der Soldat das Mädchen eines Nachts und ging mit ihr auf den Wall, wo eine geladene Kanone ſtand. Beide ſtellten ſich mit dem

Köpfe vor die Mündung, der Soldat zündete an und die Kugel riß Beider Köpfe zugleich weg. Seitdem kehren ſie jede Nacht wieder und ſtellen ſich, wie ehedem, vor die Mündung, der Soldat zündet auch wieder das Pulver an und um Eins hört man einen fürchterlichen Knall, wonach der Spuk verſchwindet; die Kanone bleibt aber geladen, nach wie vor.

259.

Geiſt an den Eichen.

Mündlich.

[illegible] im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 84.

Wenn man von Cortemarke bei Turnhout nach Hooglede gehen will, ſieht man in einiger Entfernung eine einzeln ſtehende Gruppe von Bäumen, und näher kommend, findet man zwiſchen denſelben das alte Schloß Wolmerbeke, deſſen Grundſtein zu Zeiten Balduins des Eiſernen gelegt ſein ſoll. Nun iſt das Schloß eine Meierei und eine ganz friedliche Wohnung. Das war's aber nicht ſo ganz in früherer Zeit und ſelbſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts; es hielt ſich nämlich daſelbſt der Geiſt eines alten Herrn des Schloſſes auf, der vor viel-Hundert Jahren geſtorben iſt, ohne daß er vor ſeinem Tode Zeit fand, den Ort anzugeben, wohin er eine große Summe Geld nebſt vielen Kleinodien verbarg. Jede Nacht kam der Geiſt und klopfte auf Thüren und Fenſter, während er rief: „Slaep je al? Slaep je al? Slaep je al?“ *) Wenn Niemand ihm Antwort gab, dann ſchlüpfte er durch die Spülſteinrinne und verſicherte ſich ſelbſt, daß Alles ſchlief, und wenn er das gethan,

---

*) Schläft ihr ſchon?

dann zerſchlug er allen Hausrath, Töpfe und Keſſel und Kannen und Krüge. Nichtsdeſtoweniger fand man Morgens Alles wieder ganz und genau auf derſelben Stelle, wo man es Abends hingeſtellt hatte. Am Tage hielt der Geiſt ſich unter zwei tauſendjährigen Eichen auf, die dicht neben dem Weiher ſtanden. Da man nie wiſſen konnte, unter welchem der beiden Bäume er eigentlich ſaß, wagte man nicht, das Beil an ſie zu legen, denn man fürchtete, der Geiſt werde ſich drob rächen und dem Führer des erſten Schlages den Nacken brechen. Nachdem die Franzoſen übrigens hier waren, iſt der Geiſt mit ſo vielen andern verſchwunden und nicht mehr gehört noch geſehen werden; auch hat man nun vor wenigen Jahren die zwei Eichen gefällt, ohne daß dabei ſich irgend ein Unglück zugetragen hätte.

260.

Die Wundereiche zwiſchen Sichem und Dieſt.

Van Velthem Spiegel hiſtoriael IV, 57. S. 301.

Um das Jahr 1305 waren große Pilgerfahrten in Flamland zu einer Eiche, die ſtand ungefähr halben Weges zwiſchen Sichem und Dieſt und war gewachſen wie ein Kreuz, mit zwei herausſtehenden Äſten. Mancher kam dahin und hing Krücke und Stab daran, ſprach, er wäre durch die Eiche geneſen; ſie liefen auch unter den Baum, träumten da, ſie wären durch ihn geſundet. Ein Trunkenbold, der von Dieſt kam, zog einmal ſein Schwert und ſchlug all den Plunder herunter, der dran hing. Einem Andern, der das ſah, däuchte es gar arg, und der hing Alles wieder an den Baum.

Zuletzt kam einmal ein junger Menſch, der legte ſich unter den Baum und bat denſelben um Geneſung. Nach einer Stunde kam ihn großer Durſt an und er hieß ſein Weib ihm einen Trunk holen. Das Weib lief ſogleich weg in ein nahes Haus; während der Zeit aber erhob ſich ein großer Wind, der hob den Burſchen auf und führt' ihn weg; wohin, das weiß kein Menſch. Als das Weib wiederkam und ihren Mann nicht mehr fand, da lief ſie herum überall und ſuchte und rief ihn, doch ſie erlief ihn nicht und nimmermehr kehrte er zurück. Seit jener Stunde wagte Niemand mehr unter dem Baume zu ſchlafen.

261.

Unſere liebe Frau vom weißen Zweige zu Ronſſe.

Julian van den Weſtde im Kunſt- en Letterblad. 1844.

Zu Ronſſe findet man unter viel andern Kapellchen auch das unſerer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun ſteht, da ſtand vor viel hundert Jahren eine gewaltige uralte Eiche, zwiſchen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dies hatte Wunderkraft und viel Kranke fanden bei ihm Geneſung; kein Wunder alſo, wenn es bald in der ganzen Gegend bekannt und berühmt wurde und Pilger aus allen Städten und Dörfern ſich zu ihm drängten. Was jeden der Pilger aber am meiſten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz ſchneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß man das Bild Maria zum weißen Zweige. Den Satan ärgerte die Andacht der Gläubigen zu dem Bilde und er trieb einige Böſewichte an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einen tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Wittwe von Graf Johann von Naſſau ſich gedrungen, über dem Bilde eine Kapelle zu bauen *); dadurch nahmen die Wallfahrten zu der Eiche nur zu und bis heute bleibt die Kapelle eine der beſuchteſten von Flandern

---

262.

Sankt Gudulen Baum.

Het leven ende wonderheden van de h. maeght Gudula. Brüſſ. o. J. S. 41 u. 47.

Kaum hatte man Sankt Gudula, die heilige Magd begraben, als ein Pappelbaum, der nahe bei ihrem Grabe ſtand, plötzlich ins Laub ſchoß und ſich mit ſchönem Grün bedeckte. Viele ſagen auch, der Baum habe früher gar nicht dageſtanden, ſondern ſei erſt nach dem Begräbniß der heiligen Jungfrau da geſehen worden. Später hat ſich noch ein groß Wunder mit ihm begeben. Als man nämlich die Reliquien Gudula's von Ham nach Moorſſel bringen wollte, kam Abends ein Vöglein auf den Baum geflogen, das ſchlug mit den Flügeln und machte ein gar ſonderlich Weſen, ſo daß Jedermann darob verwundert ſtand. Am andern Morgen aber, als die von Moorſſel zu der Kapelle des Heilands kamen, wohin die Reliquien der heil. Gudula gebracht worden, da ſtand der Pappelbaum vor der Thüre des Kirchleins und der Vogel ſaß auf dem Baum und ſang luſtige Weiſen. Inzwiſchen kamen Leute von Ham und die ſtanden ſtumm, als ſie ihren ſchönen Baum mit dem Vöglein drauf in Moorſſel fanden, und waren nicht wenig verwundert; konnten's erſt nicht glauben, bis ſie nach Ham zurückkehrten und ſich überzeugten von der Sache. Da fiel alles Volk auf die Knie und lobte Gott

---

*) Der Biſchof Trieſt von Gent weihte ſie am [illegible] des Jahres 1829.

263.

Wunderbare Quellen.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4. 2.

Dicht am Ufer des Luzernerſees ſieht man einen Quell, der jährlich am Kreuzerfindungstage zu ſpringen beginnt und aufhört zu fließen am Kreuztage im Herbſt. Noch andre Quellen haben dieſe Eigenſchaft, wie Cyſatus ausführlich beſchreibt.

Die Bauern des Dorfes Stansſtadt verſichern, es ſpringe ein Born in den Alpen, der nur in den Monaten, wo man das Vieh austreibt, und dann auch nur zweimal im Tage, und zwar zu den Stunden, wo das Vieh trinkt, ſein Waſſer gibt.

Ein Quell im Bernergebiete leidet, gleich dem Mummelſee, keinen Schmutz: wirft man ſolchen hinein, dann fließt er während einigen Tagen nicht. Thut ein Thier das aber, das macht nichts; denn wirft er den Schmutz blos aus.

264.

Gottliebenbrünnlein zu Giſtel.

Mündlich.

Die heilige Gottliebe ſaß einmal am Brünnlein zu Giſtel und die Muttergottes ſaß bei ihr und ſie nähte ein Hemd ſonder Naht. Indem aber fiel ihr der Fingerhut ins Waſſer und blieb darin liegen und ſeitdem ſiedet das Brünnlein wie ſtill.

265.

Seerecht.

Mündlich.

Wodana I. S. 202.

Wenn auf See Jemand in einem Schiffe ſtirbt, dann werfen die Matroſen ihn über Bord und mit ihm Alles, was ihm zugehörte, denn anders fürchten ſie Unglück. Wenn ſpäter ein Unwetter ausbricht, dann legen ſie das dahin aus, daß noch etwas von dem Todten im Schiffe ſein müſſe, ſie ſuchen alles durch und was ſie etwa finden, das werfen ſie alsbald ins Waſſer, ſich mit dem Geiſte zu verſöhnen. Leiden ſie dann noch Gefahr oder gar Schiffbruch, dann ſagen ſie, es ſei nicht alles Gut des Todten gefunden und über Bord geworfen worden.

266.

Quell leidet keinen Zoll.

Camerar. meditat. histor. t. II. l. 4.
Vlieger. Miscellan. p. 213.
G. de Vries Wonderen. S. 151.

An einem gewiſſen Orte in Deutſchland entſprang einmal plötzlich ein wunderbarer Quell, der heilte alle Krankheiten, ſelbſt die, welche alle Aerzte als unheilbar erklärt hatten. Darob regte ſich Gier und Gewinnſucht im Herzen deſſen, dem der Boden gehörte, auf welchem der Quell entſprungen, und er legte einen Zoll darauf für Alle, welche das Waſſer gebrauchen wollten. Zur ſelben Stunde verſiegte der Brunn und ſprang nicht eher wieder, als bis der unbillige Zoll wieder abgeſchafft war.

Ich könnte auch Ort und Perſonen nennen, wo noch vor kurzem das Folgende ſich zutrug. Da ſprang auch auf einmal ein Heilbrunnen, von dem die Geſunden mit großer Luſt tranken und durch den die Kranken ſich neue Geſundheit holten. Der Eigner ließ den Grund abſchließen und dachte, aus dem Verkauf des Waſſers Geld zu löſen, aber er kam ſchlecht damit an, denn im Augenblicke vertrocknete der Sprung, ſo daß kein Tröpflein mehr floß. Als der Gierige den Abſchluß nun niederreißen ließ und den Grund wieder freigab, da ſprang der Quell wieder ſo luſtig wie zuvor.

267.

Muſchelfang mit Abgaben belegt.

J. Meyeri Annales Flandr. l. 19.
C. de Vries Wonderen S. 152

Im Jahre 1441 hat ſich zu Sluys das Folgende begeben. Da ernährte ſich eine Menge armer Leute von dem Muſchelfange und die zogen davon ihren Lebensunterhalt. Die Regierung belegte den Muſchelfang aber plötzlich mit einer Abgabe, ſo daß all die armen Leute ſo zu ſagen ihr Brot verloren. Seit der Zeit fand man an der Stelle keine Muſcheln mehr und erſt, als die Abgabe wieder abgeſchafft wurde, zeigten ſich die Muſcheln wieder.

268.

Noch vom Mummelſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es wird viel Wunderbares von dem Mummelſee erzählt; ſo ſoll er keine Fiſche in ſich leiden und die man hineinſetzt, alsbald auswerfen. Es wohnen nur Thiere darin, die in etwas dem Salamander gleichen und Brüſte und andere Glieder gleich den Frauen haben. Faßt man ſie an, dann entſenden ſie eine weiße Materie. Man ſagt von ihnen, daß es verwünſchte Mädchen ſeien, was auch von den Hagediſſen und dem Fiſchlein Gründling (Grondeling) erzählt wird.

Der Mummelſee wird für heilig gehalten, weil er ſo ganz und gar keine Berührung oder Schmutz leidet; wirft man einen Stein hinein, ſo entſteht Donner und Unwetter.

Einmal iſt ein Markgraf von Baden mit mehren geiſtlichen Herren und in Begleitung des ganzen Hofes zum Mummelſee gegangen und hat einige geweihte Kugeln hineingeſchoſſen, auch anderes Heiligthum hineinwerfen laſſen. Da iſt aber ein ſchrecklich Ungethüm aus dem See geſtiegen und hat den Markgrafen mit all ſeinen Begleitern, ſo geiſtlichen als weltlichen, weggejagt.

Im nahebei gelegenen Kloſter Allerheiligen bewahrte man ehedem ein Buch, worin alle merkwürdigen Geſchichten, die ſich mit und an dem Mummelſee begeben, aufgezeichnet waren.

269.

Wildſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Der Wildſee liegt in der Umgegend des Mummelſees und hat dieſelben Eigenſchaften wie dieſer. Es gehen viele Sagen von ihm rund. Die Leute ſagen, an ſeiner Stelle habe ehedem eine Kirche geſtanden, aber die ſei verſunken und liege auf dem Grunde des Sees.

270.

Sagen vom Pilatusberg und Pilatusſee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4. 2.

Der Pilatusſee liegt auf dem Pilatusberge bei Luzern und hat, wie der Mummelſee die Eigenſchaft, daß, wirft man etwas hinein, es Unwetter gibt. Auch ſagen die Hirten, es gäbe Unwetter, wenn man blos rufe: „Pilatus, wirf deinen Schlamm aus!“ Sie zeigen in den umliegenden Felſen einige Fußtapfen und erzählen, die kämen von den Klauen des Teufels; denn der führe alle Jahre am Charfreitage Pilatus, in eiſernen Ketten gefeſſelt, zu dem See und zu einem Throne, auf den er ſich ſetze und die Hände waſche; auch ſoll der See das Gefängniß und der Ort ſein, wo Pilatus die Strafe der Verdammniß leidet.

In dem Pilatusberge ſind viele Höhlen und Löcher, von denen man ſagt, daß Erdmännchen darin wohnten, die ſich oft ſehen ließen, den Guten Gutes und den Böſen alles Ueble thäten. So haben ſie einigen Bergleuten viel Gold geſchenkt, andere dagegen ungemein gequält und wieder andere in Abgründe geworfen. Auf verſchiedene an ſie gerichtete Fragen haben die Erdmännchen Antwort gegeben, woraus Manchem großes Glück erwachſen. Ein Mann iſt einmal in eine der Höhlen hineingegangen und hat daſelbſt in feuchtem Sand Fußtapfen, wie von einem dreijährigen Kinde, gefunden.

271.

Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen.

Chronique de Phil. Mouskes ed. de Reiffenberg. Bruxelles 1836. v. 2410 seqq.

Der König war eines Tages in der Gegend, wo nun Aachen ſteht, und da jagte er, denn es war nichts als Wald daſelbſt zu finden. Der König erſchaute einen Hirſch; ſeine Gefährten hatten ſich von ihm verloren und der König jagte allein mit ſeinen Hunden, welche ſprangen. Auf einem Pferde ſaß der König, das war ſchwarz, und reich an Muth. Das Pferd trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unfern entſprang; das Waſſer war heiß, darum erhob es den Fuß und eilte zurück von dem Waſſer und ſtieß ihn in den Staub, denn das Waſſer war ſehr heiß. Als der König das merkte, da ſtieg er ab; als er ſein Pferd hinken ſah, fühlte er mit ſeiner Hand an den Fuß und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf ſehr heiß, tauchte ſeine Hand alsbald ins Waſſer und fand es heiß; alſo erkannte er, daß das Pferd den gehobenen Fuß zur Rechten hatte. Der König ſtieg in den Bügel und ging dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entſprang; aber dieſelbe war voll von Feuer. Nachdem er das Waſſer mit der rechten Hand gefühlt hatte, ſchaute er zur Linken und fand eine andere Quelle, welche klar war und kalt und heilſam; er befühlte ſie mit ſeiner nackten Hand und verwunderte ſich ſehr.

Der König ſchaute ſich ein wenig um und ſah nahe bei einen großen Palaſt, der war verdorben und alt und verfallen und voll Geſträuche und dichtem Gezweige. Reich und ſchön war er geweſen, aber das Alter hatte ihn zerſtört. Granus, der Bruder Nero's, der den heiligen Petrus tödtete und Paulus und ſeinen Bruder Agrippa, hatte ihn gegründet; er war König in dem Lande geweſen. Seit alten Zeiten lag der Palaſt da und hatte große Zimmer. Karl bat Gott den Herrn, daß er ihm rathe, was er an dem Orte zu thun habe, und alſo that er.

272.

Die Gründung der Liebfrauen-Kirche zu Aachen.

Daſ. v. 2465.

Da ſagte ihm eine Erſcheinung, daß er der heiligen Frau Maria dort eine Kapelle bauen ſolle, und der König vergaß es nicht. Den Stein ließ er von weitem kommen und die Kapelle bauen, ſo ſchön, wie keine war in der Welt und er ließ ſie rund machen nach dem Hufe ſeines Pferdes, welches das Waſſer drunten heiß fand. Auf dieſe Weiſe ließ er ſie bauen, daß in der Welt keine ſchönere Kirche war. Und mit Märtyrern und Beichtigern, welche er von fern und nahe zuholte, und mit Kelchen und Kreuzen, und Kleidern und Gold, und Glocken und ſchönen Büchern, welche viele Marken und Pfunde koſteten, ſchmückte der reiche König ſie ſehr und ließ nichts daran fehlen. Und von dem Apoſtel (Papſt) Adrian, welchen er entbot, um wohl zu thun, Baronen und Fürſten und Biſchöfen, Primas, Aebten und Erzbiſchöfen und Rittern und Herren von gutem Rufe, wurde ſie zur Ehre unſerer Frauen geweiht und geheiligt und benedeit und geordnet von dem Papſte, welchen der gute König mit reichem Geleit dazu entboten hatte.

Und der arme Karl entbot dahin Barone und König und Herzog und Graf und Fürſt und Hohe und Niedre und Arm und Reich, und Cardinäle und alle Prieſterſchaft. Und als der Ort geweihet war, da bat und gelobte er der Prieſterſchaft und allen Baronen, daß für immer die Erben des Reiches an dieſem Orte gekrönt und zu Königen gemacht werden ſollten, und von da nach Rom zur Weihe gingen, um gekrönt zu werden als Könige und Kaiſer von jenem Tage an.

Das beſtätigte der Papſt dem guten Könige, den er ſehr liebte, und die Barone und Alle, welche zugegen waren, thaten desgleichen. Und damit dies dauernd ſei, hing der König ſein verehrtes Siegel daran, um es beſſer zu ſichern und daß Keiner es fälſchen möge.

273.

Karl läßt einen Brunnen graben.

De vrolyke en heerlyke daeden van Keyzer Carel V. S. 36.

Nach der Eroberung von Goulette hatte Karls (V) Heer groß Gebrech an Waſſer. Da ließ Karl einen Brunnen graben und die Soldaten gruben tief und fanden ein ſchönes Kreuz. Das berichteten ſie dem Kaiſer und der kam hinzu und nahm das Kreuz mit großer Ehrerbietung aus dem Loche. Kaum hatte er es aber von der Stelle, wo es lag, genommen, da ſprang ein klarer Brunn hervor und das ganze Lager labte ſich daran. Das Kreuz aber ſandte er ſeiner Kaiſerin und hieß ihr, daſſelbe zu wahren, als einen allerköſtlichſten Schatz.

274.

Karls Handzeichen.

Mündlich.

Kaiſer Karl konnte nicht ſchreiben, wie man weiß. Wenn er nun etwas unterzeichnen ſollte, dann pflegte er ſeine Hand in Dinte zu tunken, ſpreizte die Finger weit aus und ſchlug alſo auf das Papier, ſo daß das Zeichen ſeiner Hand darauf ſtand. Darum nennt man heutzutage noch eine Unterſchrift Handzeichen.

275.

Biſchof Hildebold von Köln.

Mündlich.

Kölniſche Chronik. 1499. S. 115. Winheim u. v. a.

Hildeboldus war der 19. Biſchof von Köln; im Jahre 784 wurde er alſo gekoren. Nachdem ſein Vorgänger Nicolphus geſtorben war, entſtand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Biſchofs. Davon hörte Kaiſer Karl in Aachen. Er ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Meſſe läuten, der wollte er zuvor beiwohnen und dann nach Köln ziehen. Als er in die Kapelle trat, hatte er einen Hornfäßer umhängen, gleichwie die Jäger zu haben pflegten, und er opferte auf dem Altare einen Gulden. Als die Meſſe zu Ende war, nahm der Prieſter, welcher Hildebold hieß, den Gulden und ſprach zu dem Kaiſer, den er nicht kannte: „Freund, nehmet den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden.“ Er glaubte nämlich, der Kaiſer habe ſein ſpotten wollen, denn es war ein gar einfaltvoller Mann. Darauf antwortete der Kaiſer: „Herr, behaltet den Gulden, ich gebe ihn euch gern.“ Hildebold ſprach: „Ich ſehe wohl, ihr ſeid ein Jäger, darum bitte ich euch, ſchicket mir doch die Haut von dem erſten Rehe oder andern Wilde, welches ihr erjaget; mein Meßbuch bedarf eines Ueberzuges ſehr; euern Gulden aber wollet behalten.“ Als der Kaiſer dieſe offene gerade Rede hörte, fragte er die Umſtehenden aus über des Prieſters Lebensweiſe und vernahm, daß es ein frommer und rechtſchaffener Mann war. Dann ritt der Kaiſer weiter gen Köln und erforſchte den Streit und als die Wähler nicht einig werden konnten, ſprach er: „Ich will euch einen Biſchof wählen.“ Da ließ er den Prieſter herbeiholen und gab ihnen den zu einem Biſchofe und der regierte 34 Jahre und als Kaiſer Karls Sohn Ludwig Kaiſer wurde, krönte er dieſen. Als er ſtarb, begrub man ihn in Sankt Gereon zur rechten Hand neben dem erſten Altar.

276.

Biſchof Wulfhelm.

Mündlich.

Kaiſer Ludwig II. auch der Deutſche genannt, verirrte ſich eines Tages auf der Jagd und kam ſpät Abends in einen Flecken, Katzenhauſen, wo er in der Wohnung des Pfarrers ſeine Einkehr nahm. Der Pfarrer war ein ſchlichter, armer Mann, aber gar guten Herzens. Er empfing den Kaiſer mit Freundlichkeit und Liebe und ließ ihn in ſeinem eigenen Bette ſchlafen; er hatte nur eins, doch das that nichts: „Ich ſchlafe eben ſo gut auf meinem Bündel Stroh,“ ſprach er. Auch ſetzt’ er ihm einen guten Brei und am andern Morgen nach der Meſſe brachte er ihm Brot und Butter und einen Becher friſchen klaren Waſſers. Als der Kaiſer nun wieder weggehen wollte, ſprach er zu dem Pfarrer: „Saget mir, Herr, welchen Dienſt ich euch erweiſen kann; ihr habet mir ſo viel Liebes bewieſen.“ Der Pfarrer ſprach: „Ihr ſehet, Herr, mir fehlt nichts; wollt ihr mir aber etwas geben, dann ſendet mir ein Stück Leder zu einem Gürtel, denn meiner iſt gar abgenutzt.“ Das verſprach ihm der Kaiſer.

Nach einigen Wochen kam ein Herold nach Katzenhauſen, der trug einen prächtigen Gürtel, mit Gold und Edelgeſtein verziert, in der Hand und einen Brief mit des Kaiſers Siegel daran und in dem Briefe ſtand, daß der Geiſtliche zu einem Biſchofe von Münſter gewählt wäre und dem Herolde folgen ſollte. Lange ſträubte der Prieſter ſich dagegen, doch mußte er endlich gehorchen und er hat lange und weiſe ſein Bisthum verwaltet.

277.

Günther von Regensburg.

Oefele Script. rer. Boic. I. p. 176.
Das Vaterland. 1843. S. 912.

Im Jahre 938 war Biſchof Konrad von Regensburg geſtorben und König Otto ſollte einen neuen Biſchof wählen. Nach langem Sinnen, ſagt man, habe er beſchloſſen, den erſten Mönch zu wählen, der ihm begegnen werde. Wie er nun eines Tages am frühen Morgen bei Sankt Heimeran einſprach, begegnete ihm zuerſt der Pförtner, Namens Günther. „Mönchlein,“ ſprach Otto, „was gibſt du mir, wenn ich dich zum Biſchofe mache?“ Der Mönch bedachte ſich nicht lange und ſprach: „Die Schuhe kann ich entbehren.“ — „Du ſollſt Biſchof ſein!“ ſagte der König, dem dieſe treuherzige Antwort gefallen hatte.

278.

Gottliebe.

Wonderlyk leven van de heil. Godelieve. Gent. Begyn v. J. Flämiſches Volksbuch.

Im Jahre unſers Herrn 1074 wohnte in der Grafſchaft Bolonien zu Longfort ein braver Ritter mit Namen Hemfried, der hatte eine Hausfrau, welche Ogine hieß. Dieſe Beiden hatten in ihrer Ehe drei Töchter gewonnen, Ogine, Adele und Godelieve oder Gottliebe, die gleich ihren Aeltern reich waren an Tugend und Gottesfurcht; vor allen aber war die Jüngſte, Gottliebe, ein Muſter von Heiligkeit. Sie liebte die Armen ſo ſehr, daß ſie ihnen alle Speiſe und Trank gab, welche ſie nur bekommen konnte, ja nicht ſelten ſparte ſie ſich ſelbſt das Eſſen am Munde ab, um es den Armen zu bringen. Der Hofmeiſter ihres Vaters war aber damit nicht ſehr zufrieden, denn häufig gebrach es an Speiſe, wenn Herr Hemfried ſich zu Tiſche ſetzen wollte; er forſchte darum nach, wo das Eſſen bliebe, und als er hörte, daß Gottliebe es ſtets den Armen gab, hatte er fleißig Acht auf ſie, um ſie zu ertappen. Eines Tages ſah er ſie mit einer ganzen Schürze voll Speiſe die Burg verlaſſen, trat ihr in den Weg und ſprach unwillig: „Jungfrau, ihr beſchämet mich und bringt mich in Unehre dadurch, daß ihr das Eſſen verſchenket.“ Gottliebe aber ermahnte ihn mit ſo ſchönen Worten, daß er ſchamroth von dannen ging und dem Ritter den Dienſt aufſagte. Hemfried frug ihn, warum er das thue? da beklagte ſich der Hofmeiſter über Gottliebe, ſprach, ſie gebe alles weg und am Ende blieb kein Biſſen trocknen Brotes im Hauſe. Der Ritter beruhigte ihn und befahl ihm, Gottliebe zu rufen. Als dieſe kam, ging Hemfried mit ihr in eine Kammer allein und ſprach zu ihr: „Gib den Armen ſo viel wie du willſt, meine liebe Tochter, aber hüte dich, daß der Hofmeiſter es nicht ſieht; ich habe nicht gern, daß er klagt.“ Da war Gottliebe froh und theilte nun noch viel mehr an die Armen aus. Das merkte der Hofmeiſter aber bald wieder und er beſchloß, ihr aufzupaſſen und ihr die Speiſe abzunehmen. Eines Tages trat ſie in die Küche und nahm einen Theil der Speiſen, welche ſie da fand, ſteckte ſie in ihre Schürze und ging dem Thore zu, um ſie auszutheilen. Unterwegs aber trat der Hofmeiſter ihr entgegen und frug zornig: „Jungfrau, was habet ihr in eurer Schürze?“ Gottliebe ſprach: „Nichts,“ aber der Hofmeiſter, der ihr aufgelauert und alles geſehen hatte, erwiderte: „Das iſt nicht wahr, denn ich habe geſehen, daß ihr in der Küche ſolche und ſolche Speiſen in eure Schürze ſtecktet, darum gehet mit mir zu eurem Vater, damit er es ſelbſt einmal ſehe.“ Darüber erſchrak Gottliebe und ſprach: „Ich habe nur einige Holzſpäne aufgerafft und trage die zu den armen Kindern, damit dieſelben ſich ein Feuer machen und ſich wärmen können.“ Der Hofmeiſter lachte darob und erwiderte: „Ihr werdet mir doch nicht ableugnen, was ich mit meinen eignen Augen ſah.“ Da wandte Gottliebe Herz und Augen gen Himmel, öffnete die Schürze und ſprach: „Da ſehet denn!“ Der Hofmeiſter ſah in die Schürze, doch, o Wunder, er ſah nichts denn Hobelſpäne, und beſchämt und reuig warf er ſich zu den Füßen der frommen Jungfrau und rief: „Tauſendmal leid thut es mir, daß ich mich gegen eure Mildheit verſeht, vergebet mir darum, Jungfrau, Gottes Hand iſt mit euch!“ Gottliebe aber hob ihn auf und ſprach: „Ich vergebe euch gerne, ſaget aber Niemand etwas von dem, was ihr geſehen.“ Damit ſchieden ſie von einander und als Gottliebe am Thor war, griff ſie in ihre Schürze und theilte die abermals in Speiſe verwandelten Späne den daſelbſt harrenden Armen aus. Der Hofmeiſter hielt ſein Verſprechen aber nicht, ſondern ging zu Herrn Hemfried und erzählte demſelben Alles, worüber der Ritter manche Freudenthräne weinte und nebſt Frau Ogine Gott auf den Knien Dank ſagte. Doch verboten ſie dem Hofmeiſter, das Wunder weiter zu erzählen, und er that das auch nicht eher, bis nach Gottliebens ſeligem Tode; da kam es mit viel andern wunderbaren Dingen zu Tage und in Jedes Mund.

In demſelben Jahre geſchah es, daß Herr Hemfried um einiger wichtigen Sachen willen an den Hof des Grafen von Bolonien zog, wo all die Edeln des Landes zuſammengekommen waren. Nachdem nun Alles verhandelt war, lud Hemfried den Grafen ein, einmal zu ihm nach Longfort zu kommen, und der Graf ſagte ihm das zu und beſtimmte ihm Tag und Stunde. Deß war Hemfried ſehr froh und als er nach Hauſe kam, ließ er alsbald große Vorbereitungen machen, um den Grafen würdig empfangen zu können. Die Armen in der Gegend von Longfort waren nicht weniger zufrieden, als ſie das hörten, denn ſie wußten, daß Gottliebe ihnen einen guten Theil der Speiſen werde zukommen laſſen.

Als der Graf nun mit vielen Rittern und Herren in Longfort angekommen war, gingen ſie zuerſt in die Kapelle, um die Meſſe zu hören. Gottliebe war unterdeß zum Thore gegangen und als ſie die Armen dort in Menge harren ſah, wählte ſie vier der reinlichſt Gekleideten von ihnen aus und nahm die mit ſich zur Küche, wo die Speiſen bereit ſtanden, um zur Tafel getragen zu werden. Grade in dem Augenblicke erhob ſich ein groß Gelächter unter den Rittern in dem Hofe und die Köche und Küchenjungen liefen zu den Fenſtern, um zu ſehen, was das wäre. Das war Gottliebe gar willkommen, ſie nahm ſchnell einige der beſten Gerichte, als Reiher, Pfauen und Wildprett und gab den vier Armen, ſoviel ſie tragen konnten, nahm auch ihren Schoos noch voll und eilte unbemerkt fort und zum Thore, wo ſie Alles austheilte; dann ſprach ſie zu all den Armen: „Nun eilet und laufet, was ihr könnt; ich will ſchon Alles verantworten.“

Nachdem die Meſſe nun geendet, die Tiſche gedeckt waren und die Ritter und Herren die Hände gewaſchen hatten, riefen die Diener den Köchen, daß ſie die Speiſen bringen ſollten. Da gab es aber groß Geſchrei und Klagen, denn Töpfe und Pfannen waren halb leer. Gottliebe hörte das, ging in die Küche und ſprach: „Machet euch darum keinen Kummer, denn das habe ich gethan.“ Damit war es aber nicht gut; die Köche ſagten das den Dienern und dieſe meldeten es dem Grafen und der ließ Gottliebe rufen und verwies ihr mit ſanften Worten, daß ſie ihn alſo beſchämt mache vor dem Grafen und all den Herren. Gottliebe ſuchte ihn zu beruhigen, aber er wurde immer mehr aufgebracht und drohte ihr endlich, ſie in Gegenwart des Grafen öffentlich zu ſtrafen. Da ging ſie betrübt in ihre Kammer und wandte ſich im Gebete zu Gott, und ſiehe, als die Köche die Reſte der Speiſen in etwas wieder ordnen und zurecht machen wollten, füllten ſich die Pfannen und Töpfe wieder ſo, daß mehr denn genug für die Gäſte darin war, und dazu erklärte der Graf noch, er habe nie köſtlichere Speiſen gegeſſen; ja, als die Diener die Tafel räumten, da war noch viel mehr übrig, als man aufgetragen hatte.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, ſprach der Graf zu Herrn Hemfried: „Ich habe ſo viel gehört von der Schönheit und den Tugenden eurer Tochter Gottliebe, daß ich ſie gar zu gerne ſehen möchte. Laſſet ſie darum einmal hierher kommen.“ Hemfried entbot ſie alsbald und der Graf ſprach gar freundlich mit ihr und ermahnte ſie zugleich, daß ſie bald einen Gemahl wähle unter den vielen Rittern, welche nichts ſehnlicher wünſchten, als ihre Liebe gewinnen zu können; doch Gottliebe redete ihm ſoviel von den Vorzügen jungfräulicher Reinheit, daß er nicht weiter in ſie drang.

Die Mähre von dem köſtlichen und reichlichen Mahle, welches der Ritter von Longfort dem Grafen gegeben, ſowie von der Schönheit und den Tugenden der Tochter Hemfrieds verbreitete ſich inzwiſchen immer mehr und kam endlich auch zu den Ohren eines flandriſchen Edelmannes Namens Bertolf. Der zog alsbald mit einem großen und reich ausgeſtatteten Gefolge nach Longfort und bat Hemfried um Gottliebens Hand; doch Gottliebe wollte nichts von einer Heirath wiſſen und ihr Vater wollte ſie nicht dazu zwingen: ſo mußte Bertolf unverrichteter Sache wieder abziehen. Er gab darum aber die Hoffnung nicht auf, ſondern wandte ſich an den Grafen von Bolonien und bat dieſen um ſeine Vermittlung. Der Graf gelobte ihm ſeinen Beiſtand und ging ſelbſt mit ihm nach Longfort, wo er nach langem Hin- und Wiederreden es endlich ſo weit brachte, daß Hemfried ſeine Tochter mit Bertolf verlobte. Dann reiſten alle zuſammen nach Ghiſtel in Weſtflandern, wo Bertolfs Schloß auf der Stelle des jetzigen Kloſters ſtand, und da wurde die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Bertolfs Mutter aber war ein arges Weib; als die ſah, daß ihr Sohn eine Fremdlingin zu ſeiner Frau machte, ſchlug ſie ihre neidiſchen Augen auf die Braut und ſuchte, ob ſie nicht irgend einen Makel an ihr entdecken konnte, doch fand ſie nichts an ihr, ausgenommen daß ihre Augenbraunen ſchwarz waren, wie ihr Haar. Sie ließ ſich aber noch nichts merken, ſondern empfing Gottliebe und die Ihren mit viel ſchönen Worten, ſprach und that auch ſchön, ſo lange das Hochzeitmahl dauerte. Zu Ende des Mahles aber, als man die Braut enthüllen und entkleiden ſollte, und man ſah, daß ihr Haar ſo ſchwarz war wie ihre Augenbraunen, ſtieß die Kammerfrau die andern flandriſchen Frauen an und alle gingen lachend und ſpottend von dannen. Bertolfs Mutter lief zugleich zu ihrem Sohn, rang die Hände und riß ſich das Haar aus und ſprach unter Thränen der Wuth: „Konnteſt du hier keine Krähe finden, daß du dieſe in der Fremde ſuchen mußteſt? Es thut mir leid, daß ich deine Mutter bin, und verflucht ſei die Stunde, in welcher du das Weib in's Haus brachteſt!“ Bertolf war eines ſchwachen Muthes und der Teufel half ſo wohl, daß er ſeine Liebe zu Gottliebe bald vergaß und dem böſen Weibe gelobte, in Allem ihren Willen zu thun. Da ſprach die Alte: „Willſt du meinem Rathe folgen, dann ziehe alsbald von hier weg. Wenn ihre Freunde und Pagen morgen aufſtehen, dann werde ich ihnen eine ſolche Miene zeigen, daß ſie froh ſein müſſen, bald nach Hauſe zu gehen, und fragt mich einer, wo du ſeiſt, dem werde ich alſo antworten, daß er mich nicht zum andern Male fragt.“ Bertolf gehorchte ihr, ſetzte ſich heimlich zu Pferde und ritt weg von der Burg.

M ?

Als die Hochzeitgäſte am andern Morgen aufſtanden, lief Bertolfs Mutter toſend und tobend in dem Schloß umher, ſchrie: „Schläft man denn ewig hier?“ ſchalt die Dienſtleute und drohte ihnen gar, ſie zu ſchlagen. Die von Bolonien waren nicht wenig verwundert darob, und der Aufenthalt auf dem Schloſſe war ihnen ſchon ganz verleidet. Als ſie hinunterkamen, frugen ſie nach dem Bräutigam, und Bertolfs Mutter erwiderte, der ſei auf einer Pilgerfahrt zu Ehren unſerer lieben Frau, um zu erlangen, daß ſeine Frau nicht im Kindbette ſterbe; er habe das Gelübde ganz vergeſſen gehabt, ſich deſſelben erſt geſtern Abend bei Tiſche erinnert und gleich ſeine Wallfahrt angetreten. Als die Herren das hörten, nahmen ſie alle zuſammen Urlaub und ſaßen auf, um nach Hauſe zurückzukehren. Gottliebe und Bertolfs Mutter gaben ihnen das Geleite bis an's Thor.

Man kann leicht denken, wie es Gottlieben ums Herz war, als ſie ſich nun ſo plötzlich unter ganz wildfremden Leuten befand. Noch weher wurde ihr, als die Alte ſie von dem Thore weg und zu ſich rief und zu ihr ſprach: „Gebet euren Schmuck und eure goldenen Ketten her, damit ich ſie verſchließe, bis euer Mann kommt, der mag damit thun, was er will. Hier in der Kammer bleibet ihr, bis Bertolf wieder zu Hauſe iſt; ich werde euch Eſſen und Trinken ſenden.“ Und mit den Worten nahm die Alte den Schmuck und die Ketten, ging weg und ſchloß die Kammer zu. Gottliebe wußte zuerſt vor Verwunderung nicht, was ſie ſagen ſollte, doch faßte ſie ſich bald und opferte Gott ihr Leiden auf. Das Eſſen, welches ſie täglich empfing, aß ſie nur halb, die andere Hälfte ließ ſie durch die Magd, welche ihr die Speiſe brachte, den Armen geben. Als Bertolfs Mutter das hörte, ſandte ſie ihr viel weniger Speiſe; denn eines Theils war das böſe Weib über die Maßen geizig und dann wollte ſie auch nicht, daß Gottliebens Herzensgüte und Mildheit bekannt würde.

Einige Zeit nachher kehrte Bertolf nach Hauſe zurück. Die Alte eilte ihm entgegen und band ihm viel grobe Lügen auf, wie die von Bolonien von da weggegangen wären. Als Bertolf frug, wo Gottliebe wäre?

ſprach ſie: „Die ſitzt in ihrer Kammer und mault; kein Menſch kann es bei ihr aushalten, ſo ungeſtüm und rauh iſt ſie.“ Das hörte die Magd, welche Gottlieben die Speiſen zutrug, lief zu der heiligen Magd und erzählte ihr Alles, ſprach auch, ſie ſolle ihrem Mann entgegengehen und ihn willkommen heiſſen. Dem Rathe folgte Gottliebe gerne, doch Bertolf kehrte ihr den Rücken, als wollte er nichts von ihr wiſſen. Dazu fluchte und ſchwur die Alte, rief: „Sieh nur, wie frech und unverſchämt ſie iſt, die Heuchlerin! O daß du je nach Longfort kommen mußteſt! Sie bringt uns noch alle in Schande, ſo häßlich und ungeſchickt iſt ſie.“ Gottliebe ſchwieg lange ſtille zu ſolch argen Worten, endlich aber erwiderte ſie beſcheidentlich: „Ich weiß nicht, was ich gegen euch verbrach, daß ihr ſo hart und grauſam gegen mich ſeid. Habe ich euch irgend Leides gethan, dann ſaget es, ich will es gerne beſſern.“ Die Alte antwortete ihr nicht, ſondern warf ihr nur einen Blick voll Wuth zu. Gottlieben blieb nun wol nichts übrig, als ſich zu Gott zu wenden, und das that ſie auch in der Stille und neugeſtärkt wandte ſie ſich dann zu Bertolf und ſprach: „Saget mir doch, Bertolf, womit ich das um euch verdient habe! Laſſet doch euren Unmuth ſinken, denn ohne Urſache ſeid ihr mir böſe. Ich bin ja zu Allem willig, was ihr von mir verlangt, und kein Dienſt iſt mir zu ſchlecht, wenn ihr mir denſelben zu verrichten befehlet.“ Da fiel die Alte ihr ins Wort und ſprach: „Wohl, Bertolf, dann trage ihr auf, die Krähen von dem Saatlande dort zu verjagen; eine Krähe mag leichtlich der andern wehren, den Samen aufzupicken, und zu etwas Anderm iſt ſie ohnedies nicht nütze.“ Bertolf war nur allzu willig, dem böſen Rathe zu folgen, und er ſprach zu Gottliebe: „Gehe und thue, was meine Mutter ſagt, und thuſt du's nicht, ich werde es dir wenig

Dank wiſſen.“ Gottliebe ſprach: „Ich bin gerne bereit, euren Befehlen zu folgen, nur thut es mir leid, daß es euch gereut, mich zu eurer Frau gemacht zu haben, und daß ihr eure Seligkeit um meinetwillen aufs Spiel ſetzet.“ Da rief die Alte: „Ja, ja, da höre nur einer, wie ſie dir eine blaue Kappe aufſetzt,“ und Bertolf fügte hinzu: „Gehe und thue, was dir befohlen iſt.“

Gottliebe gehorſamte, ging zu dem Acker und blieb daſelbſt bis zum Abend; dann kehrte ſie betend nach Hauſe zurück und blieb auch die Nacht im Gebete auf ihren Knien in der Kammer liegen. Morgens ging ſie wieder zu dem Acker und ein Mägdlein aus dem Schloſſe folgte ihr; das klagte und weinte ſehr, daß die edle Jungfrau ſolch geringe Dienſte verrichten mußte, doch Gottliebe beruhigte es und ſprach: ſie habe ſolch Leiden vielleicht von Gott verdient. Indem ſie noch alſo ſprachen, kamen die Krähen in großen Schwärmen und das Mägdlein nahm einen Stock und lief auf den Acker, ihnen zu wehren; aber die heilige Magd hieß es ſtille ſein, denn ſie hörte unfern ein Glöckchen läuten und frug, was das bedeute? Das Mägdlein ſprach: „Man läutet zur Meſſe.“ Da nahm Gottliebe ein Stäbchen von der Erde und beſchwur die Krähen, in eine nahe offene Scheune zu fliegen und dort zu bleiben, bis ſie die Meſſe gehört habe. Die Vögel gehorchten ihr zur Stelle, ſo daß ſie in Ruhe in die Kapelle zur Meſſe gehen konnte. Unterdeß lief das Mägdlein, erſtaunt ob des Wunders, nach Hauſe und erzählte Alles Bertolf und der Alten, welche grade zuſammen Rath hielten, wie ſie die fromme Magd weiter quälen ſollten. Als die Alte das hörte, ſprang ſie vor Wuth hoch auf und ſchrie: „Das iſt gelogen, ſchweige!“ Das Mädchen aber ſprach: „Nein, es iſt nicht gelogen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen.“ Da ſchrie die Alte: „Dann iſt es

Zauberei von ihr.“ Bertolf war zuerſt gar erſtaunt, doch als die Alte von Zauberei ſprach, wurde er wieder anderen Sinnes. Das arge Weib aber fuhr fort: „Sie treibt es mit dem Teufel und darum rathe ich dir, ſie keinen Schritt mehr aus dem Hauſe thun zu laſſen, denn ſie würde anders die Leute mit ihren Künſten an ſich ziehen. Damit man dir aber nichts Böſes nachſage, ſende zwei Diener und ein Mädchen zu ihr und laß ihr ſagen, du wollteſt nicht haben, daß ſie allein und ohne Begleitung ausgehe. Haſt du ſie wieder hier im Schloſſe, dann kannſt du mit ihr machen, was du willſt; ſetze ſie dann bei Waſſer und Brot in die Kammer, dann hat ſie Zeit, über ihre Künſte zu ſinnen. Sende aber nur Acca und Lambrecht zu ihr in die Kirche, das ſind getreue Diener. Bertolf war dies zufrieden, die Alte entbot die beiden Knechte und Bertolf ſprach zu ihnen: „Meine Frau ſitzt zu Sniphaten in der Kapelle; gehet hin und holet ſie. Wenn Leute in der Gegend ſind, die das ſehen, dann thuet ehrfürchtig und demüthig gegen ſie; habt ihr ſie aber allein, dann möget ihr ſie beſchimpfen, ſo viel euch beliebt. Wenn ſie hier iſt, ſchließet ſie in ihre Kammer und treibet nebſt den andern Dienſtleuten allen Spott mit ihr, aber nur, ſo lange ihr allein mit ihr ſeid.“

Wie er es geboten hatte, ſo geſchah es. Gottliebe lag noch im Gebete in der Kapelle, als die beiden Knechte dahin kamen. Da viele Leute in der Kirche waren, beugten und neigten die Knechte ſich viel vor ihr und thaten ſo unterwürfig, daß ein Jeder ſagte: „Sehet nur, mit wie viel Liebe Herr Bertolf ſeine Frau behandeln läßt.“ Als ſie aber mit ihr auf dem Felde allein waren, da verhöhnten ſie die fromme Magd. Sie trug dies Alles ganz geduldig und ſprach kein Wort. In dem Schloſſe angekommen, warfen ſie ſie in eine Kammer und begannen von neuem ſie mit Schimpfreden zu überladen und zu läſtern. Solches wiederholten ſie jedesmal, wenn ſie ihr die wenige Speiſe brachten, die Bertolfs Mutter ihr noch vergönnte. Gottliebe ſchwieg und litt, ohne daß ein Wort der Klage ihr aus dem Munde gekommen wäre; im Gegentheil, ſie freute ſich ihres Leidens und dankte Gott dafür.

Wie wenig Brot die fromme Magd nun auch empfing, theilte ſie daſſelbe doch noch mit den Armen. Die Dienſtleute der Burg, welche das ſahen, trugen groß Mitleid mit ihr und durch dieſe verbreitete ſich bald in der Gegend das Gerücht von ihrem großen und unverdienten Leiden und ſie wurde von viel frommen Perſonen beſucht und getröſtet.

Bertolf war inzwiſchen lange Zeit herumgereiſt, denn er hatte doch auf der Burg nur Unluſt. Als er endlich zurückkehrte und hörte, daß Gottliebe noch nicht von Hunger und Elend unterlegen war, fluchte er und ſchwur vor Zorn. Die beiden Diener blieſen ſeine Wuth noch mehr an durch eine Menge von Lügen, welche ſie von ihr erzählten. Er hielt mit ſeiner Mutter Rath, und ſie beſchloſſen, Gottlieben fürder nur die Hälfte der Speiſe zu geben, die ſie bis jetzt empfangen. Dabei ließen ſie ihr drohen, dieſelbe noch mehr zu mindern, wenn ſie ferner etwas weggäbe, und ſchärften den Knechten allerlei ein, wie ſie die fromme Jungfrau noch mehr quälen müßten. Das konnten Viele nicht länger anſehen und ſie gaben Gottlieben den Rath, von dem Schloſſe zu fliehen und heimlich zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie überlegte das lange und reiflich und beſchloß endlich, dem Rathe zu folgen. Alsdann theilte ſie ihr Vorhaben dem Mägdlein mit, welches ſie zu dem Acker begleitet hatte, und begab ſich auf die Flucht und ſie ging ſo lange, bis ſie zu Longfort ankam. Was da für Leidweſen war, das kann man ſich leicht vorſtellen, denn Gottliebe war ſo abgemagert und ſo verändert und trug ſo ſchlechte Kleider, daß Keiner aus dem Schloſſe ſie wiedererkannte. Nachdem ſie erzählt hatte, wie ſehr böswillig man mit ihr verfahren war, entbrannte Hemfried in großem Zorne und er hielt alsbald Rath mit ſeinen Freunden, was zu thun ſei. Dieſe ſprachen, er müſſe ſeine Klagen dem Grafen von Flandern vorlegen. Hemfried zögerte nicht lange damit und machte ſich auf den Weg. Der Graf von Flandern war nicht wenig verwundert und betrübt ſolches zu hören; er ſprach zu Hemfried: „Höret, lieber Freund Hemfried. Weil die Ehe eines der ſieben Sacramente iſt, ſo geht die Sache vorerſt die Geiſtlichkeit an. Gehet alſo zu dem Biſchof von Noyon und traget dem eure Klage vor. Steht der euch nicht bei, dann, das ſchwöre ich euch bei meiner Ritterſchaft, dann werde ich mich alſo ins Mittel legen, daß es Bertolf gereuen ſoll.“ Hemfried bedankte ſich für die Antwort und machte ſich auf den Weg zu dem Biſchof von Noyon. Dieſer verſprach ihm ſogleich ſeinen Beiſtand. Zu der Zeit war nämlich der biſchöfliche Stuhl von Dornyk offen gefallen, darum konnte der Biſchof von Noyon das mit Recht. Dieſe zwei hohen Herren ſchrieben nun an Bertolf einen Brief, worin ſie ihm befahlen und unter Androhung harter weltlicher Strafen und des Bannes der heiligen Kirche ihm auftrugen, ſeine Frau Gottliebe alsbald wieder nach Hauſe zu holen und mit ihr friedlich und einig zu leben, wie es chriſtlichen Eheleuten geziemt.

Bertolf war gleich nach Gottliebens Flucht wieder zu Pferde geſeſſen und ritt hier und da im Lande rund, zog allerhand über die fromme Magd und lief zu Zauberern und Wahrſagern, um von denen Rath und Hülfe zu erhalten. Als er zurückkehrte nach Ghiſtel und man ihm den Brief des Biſchofs vorlas, da lachte er laut auf und ſpottete damit, wollte gar die Boten zwingen, den Brief aufzueſſen, doch da kamen andere Boten mit dem Briefe des Grafen von Flandern. Als er nun hörte, wie dieſer ihm drohte, ihn von Haus und Hof zu jagen und an Leib und Leben zu ſtrafen, da kam er in Furcht und Angſt und wußte lange nicht, was er machen ſollte. Endlich nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinen zwei böſen Knechten, Acca und Lambrecht, und bat die, ihm mit Rath und That an die Hand zu geben. Dieſe ſprachen: „Wollet ihr uns die Sache überlaſſen, wir werden es ſchon machen." Bertolf frug: „Wie wollet ihr denn dabei zu Werke gehen?" Sie ſprachen: „Laſſet uns morgen früh zu Pferde ſitzen und gen Longfort reiten. Da wollen wir thun, als wüßtet ihr noch nichts von den Briefen des Grafen und des Biſchofs, ſagen, es ſei euch von Herzen leid, daß ihr ſo hart gegen Gottliebe geweſen und, auf ihre Güte rechnend, ſie um Verzeihung bätet für Alles, was ihr gegen ſie verbrochen. Ihr bätet ſie, doch wieder nach Hauſe zu kommen, und verſprächet, fürder mit ihr ſo friedlich zu leben, daß ſie nie mehr Urſache finden werde, über euch zu klagen. Habet ihr ſie wieder hier, dann iſt dem Grafen und dem Biſchofe der Mund geſtopft und ihr könnt dann doch mit ihr machen, was ihr wollt." Bertolf war des Rathes froh und ſandte die beiden Böſewichte gleich am folgenden Morgen gen Longfort, wo ſie ſo wohl zu heucheln und ſo ſchön zu ſprechen wußten, daß Hemfried verſöhnt wurde und Gottliebe den beiden Dienern willig wieder nach Hauſe folgte. Bertolf ging ihr eine Strecke Wegs entgegen und empfing ſie ſehr freundlich und minneſam. Als ſie zu Ghiſtel ankam, ging ſie wieder ſtill in ihr Kämmerchen und da brachte man ihr Eſſen und Trinken wie früher, ließ ihr übrigens frei, zu ſprechen und zu thun, was ſie wollte. Bertolf ſah ſie jedoch nur ſelten und wenn er einmal ihr begegnete, dann ſprach er nur rauhe und rohe Worte gegen ſie.

Es dauerte nicht lange und ein Jeder wußte, daß Bertolf trotz des guten Empfanges, mit welchem er Gottliebe wieder eingeholt hatte, doch der Alte geblieben war und daß er die fromme Magd nicht viel beſſer hielt, als zuvor. Das ärgerte viele ſeiner Freunde und ſie gaben ihm darüber manch bittern Verweis. Dies brachte ihn noch mehr gegen Gottliebe auf und er ſann nun nach, wie er ſich ihrer entſchlagen möchte; denn er fürchtete überdies auch nicht wenig, daß der Graf von Flandern wieder davon höre, wie er Gottliebe behandele, und ihn dann hart darum angeben werde. Er nahm ſeine Zuflucht zu Acca und Lambrecht und trug denen ſeine Gedanken vor; die Böſewichte beſtärkten ihn nur noch mehr darin und er kam mit ihnen dahin überein, daß ſie Gottliebe mit einem Tuche erwürgen (damit man nicht die Spuren eines Strickes ſehe) und ſie dann mit dem Kopfe ſo lange unters Waſſer halten ſollten, bis ſie kein Zeichen von Leben mehr gäbe. Dann ſollten ſie die heilige Magd auf ihr Bett legen und ein Jeder könne nicht anders denken, als daß ſie eines natürlichen Todes geſtorben wäre. Alsbald, nachdem ſie dieſen greulichen Anſchlag gemacht hatten, ging Bertolf mit freundlicher und lachender Miene zu Gottliebe und ſprach: „O meine allerliebſte Frau, ich habe große Reue, daß ich alſo ſehr hart gegen euch war. Ich kam heute Morgen zu einer ehrbaren Frau und die hat mir ſo eindringlich in das Gewiſſen geredet, daß ich beſchloſſen habe, meine Grauſamkeit gegen euch alſo zu beſſern, daß man ewig davon ſprechen ſoll. Ich bitte euch, ſprechet doch einmal mit ihr, ſie wird euch mehr ſagen, als ich euch ſagen kann.“ Und mit den Worten nahm er Gottliebe in den Arm und zog ſie neben ſich auf ſeinen Stuhl, faßte auch ihre Hand und trachtete auf alle Weiſe der frommen Magd Zeichen ſeiner Liebe und Reue zu geben. Der Mord und Verrath, welcher aber in ſeinem Herzen wohnte, ließ ihn nicht ganz ruhig ſein und das Zittern und Beben ſeiner Hände ſchien Gottlieben ein Zeugniß, daß er nichts Gutes gegen ſie im Sinne habe. Dann fuhr er fort: „Vergönnet, mein vielliebes Weib, daß die Frau heute Nacht zu euch komme. Bei Tage will ſie das nicht, denn ſie fürchtet, daß ihre guten Werke vor der Welt offenbar werden.“ Gottliebe ſprach: „Ich thue mit Freuden nach eurem Willen, wenn die Frau nur nicht mit Zauberkünſten umgeht.“ Bertolf erwiderte: „Nein, was ſie thut, das thut ſie durch den heiligen Geiſt. Sie iſt ſo fromm und ihre Rede ſo kräftig, daß ſie ſelbſt Acca und Lambrecht zur Buße gebracht hat; dieſe werden heute Nacht mit ihr kommen, um euch auch um Verzeihung zu bitten. Als nun Gottliebe in Alles einwilligte, da küßte er ſie mit ſeinem Judasmunde und ſprach weiter: „Eins nur thut mir leid, nämlich, daß ich heute Nachmittag noch nach Brügge reiſen muß und zwar in einer ſehr wichtigen Angelegenheit. Ich habe aber der Frau Alles bekannt und geſagt und ihr könnet mich alſo wol entbehren.“ Darauf ließ er ſein Pferd bringen, ſaß auf und nahm mit freundlichem Lächeln Abſchied von Gottliebe, welche ihn dem Schutze Gottes und der heiligen Engel befahl. Zuerſt ritt er zu den zwei Böſewichtern und gab dieſen im Voraus eine Hand voll Pfennige, gelobte ihnen noch viel mehr, wenn ſie ihre Sache wohl ausrichteten, dann zog er weiter gen Brügge hin.

Gottliebe hatte den ganzen Tag inbrünſtig gebetet und ſich in Gottes heiligen Willen befohlen. Als die beſtimmte Stunde nun nahte, da klopften Acca und Lambrecht an ihre Thür. Sie frug: „Wer klopft da?“

Die Böſewichter ſprachen: „Frau, wir ſind es, eure Knechte; wir bringen euch die heilige Frau, von der unſer Herr euch geſprochen." Solches ſprachen ſie unter vielen Seufzern, gleichwie wenn ſie beſchämt wären und reuig ihrer Miſſethaten wegen. „Stehet um des lieben Gottes willen auf," fuhren ſie fort, „die Frau erwartet uns am Thore. Kleidet euch nicht lange, ſondern kommt barhaupt und barfuß, denn es iſt ein gottſelig Werk, was ihr verrichtet." Da machte Gottliebe das heilige Kreuzzeichen über ſich, befahl ſich nochmals in Gottes Barmherzigkeit und folgte ihnen gutwillig, wie ein Lämmlein, welches zur Schlachtbank geführt wird. Kaum war ſie aber am Thor, als die Henkersknechte ihr das Tuch um den Hals warfen und an den beiden Enden ſo ſtark zogen, daß ſie nicht um Hülfe rufen konnte; dann ſchmiſſen ſie die heilige Magd zu Boden und ſtießen und traten ſie ſo lange mit Füßen, bis ſie keinen Athem mehr aus ihrem Munde geben ſahen. Endlich trugen ſie die Märtyrin zu einem nahen Bronn und hielten ſie mit dem Haupte ins Waſſer, bis ſie ihre fromme Seele ganz aufgehaucht hatte. Nun wuſchen ſie ihr den Hals, rieben die Zeichen aus, welche das Tuch gemacht hatte und brachten ſie in ihr Bette zurück, wo ſie ſie fleißig zudeckten, ſo daß man nicht anders meinte, als ſie hätte geſchlafen.

Es geſchahen aber gleich nach ihrem Tode ſchon viel große Wunderzeichen. Die Erde, worauf ſie erwürgt worden war, verwandelte ſich durch Gottes Zulaſſung in einen ſchönen weißen Stein, zum Zeichen ihrer unbefleckten Reinheit. Das Blut, welches in ihrem Hals gekommen und in das Waſſer aus demſelben gelaufen war, wurde gleicherweiſe in weißen Kalkſtein verwandelt und der Bronn ſelbſt erhielt von da ab Wunderkraft. Auch hörten alle Umwohnenden in der Stunde ihrer

Marter einen lieblichen Sang; das waren die Engel, welche die heilige Magd gen Himmel trugen.

Als Gottliebe nun am andern Morgen gegen ihre Gewohnheit lange im Bette blieb und es ſchon Mittag wurde, ohne daß man ſie aus ihrer Kammer kommen ſah, traten die Dienſtleute endlich zu ihrem Lager und trachteten, ſie zu wecken; doch ſie bewegte ſich nicht und Alle erkannten, daß ſie verſchieden war. Darob erhob ſich großer Jammer in der Burg und als die Mähr zu den Landleuten kam, welche in der Gegend der Burg wohnten, da liefen Alle mit Thränen und Trauern herbei und klagten um ihren Tod.

Bertolf wußte bald von Gottliebens Tode, eilte nach Ghiſtel und heuchelte da eine große Betrübniß, ließ auch die heilige Leiche mit viel Gepränge in der Kirche begraben. Auch während des Begräbniſſes ereigneten ſich verſchiedene Wunder; ſo ſahen Einige, wie eine Flamme vom Himmel her auf die Todtenlade ſank. Andere, welche Erde von dem Grabe mit ſich genommen hatten, um ſie an einer verborgenen und reinen Stelle zu bewahren, fanden dieſe Erde nach wenigen Tagen in koſtbares Edelgeſtein verwandelt. Ebenſo mehrte ſich das Korn, woraus man die Brote backen wollte, welche für Gottliebens Seelenruhe an die Armen ausgetheilt wurden, dergeſtalt, daß es über die Scheffel lief und als man es zur Mühle ſenden wollte, fand man es ſchon in ſchönes Mehl verwandelt.

Nicht lange nachher hatte Bertolf ſchon eine andere Frau; von dieſer gewann er ein Töchterlein, welches blind zur Welt kam und auch bis zum neunten Jahre blind blieb. Dies Mägdlein hörte häufig, wenn es zu den Leuten kam, wie die unter dem Daumen ſagten, Gott habe es blind laſſen geboren werden, um Bertolf dadurch für ſeine Grauſamkeit gegen Gottliebe zu ſtrafen.

Das nahm es ſich zu Herzen, ging und betete am Grabe Gottliebens und erlangte ſein Geſicht. Der Ruf von dem Wunder verbreitete ſich bald; keiner war aber mehr davon getroffen, als Bertolf, der von da ab begann in ſich zu gehen. In ſeiner Reue über ſeinen treuloſen und ſchändlichen Handel wurde er noch mehr beſtärkt nach dem Tode ſeiner zweiten Frau, welche bald ſtarb, nachdem ſein Töchterchen ſehend geworden war. Er hatte nämlich eines Tages Leinwand gekauft, um ſich davon Hemden machen zu laſſen, und ſandte einen ſeiner Diener damit nach Ghiſtel zu einer Nähfrau. Als der Diener halbwegs war und an einen Scheideweg kam, da wo jetzt ein Kreuz ſteht zwiſchen Ghiſtel und dem Kloſter, fand er unter einem Baume eine ſchöne Jungfrau in weißen Kleidern ſitzen, die hatte neben ſich an den Sonnenſtrahlen ein paar Handſchuhe hängen. Der Diener blieb verwundert ſtehen; die Jungfrau aber frug ihn, wohin er ging? Er ſprach: „Ich trage die Leinwand nach Ghiſtel, wo man daraus Hemden macht für meinen Herrn.“ Die Jungfrau ſprach: „Gib mir die Leinwand, ich will die Hemden für deinen Herrn ſchon machen. Ich kenne ihn wohl und darum kann ich das beſſer als ein Anderes. Gehe nur kühn nach Hauſe zurück und ſage ihm, was du geſehen und gehört haſt. Iſt er nicht zufrieden, dann komme zurück, du wirſt mich noch hier finden.“ Der Knecht konnte ihr das nicht wohl abſchlagen, denn ſie ſchien ihm zu ehrbar, er ließ ihr alſo die Leinwand und kehrte nach Hauſe zurück. Als Bertolf ihn ſo ſchnell wiederkommen ſah, fuhr er ihn an, wo er mit der Leinwand geblieben wäre? Der Knecht erzählte Alles, doch Bertolf ſprach: „Gehe alsbald und hole die Leinwand zurück, und bringſt du ſie nicht, dann ſollſt du es entgelten.“ Der Knecht lief bangen Herzens zurück zu dem Baume, wo die Jungfrau noch ſaß und fleißig nähte. Er ſprach beſchämt zu ihr: „Jungfrau, mein Herr war böſe, daß ich euch, die ich nicht kenne, die Leinwand ließ, und er befahl mir, ich müſſe ſie wieder holen.“ Darauf erwiderte die ſchöne Magd: „Sei nicht beſorgt, deine Leinwand iſt ſchon genäht und die Hemden ſind gefaltet und bereit für deinen Herrn. Hier nimm ſie und bringe ſie ihm.“ Da ſtand der Knecht ſtumm; endlich frug er die Jungfrau um ihren Namen, damit er den ſeinem Herrn melden könne, doch ſie ſprach: „Darnach frage nicht; wenn du ihm aber die Hemden bringſt, laß ihn die Falten ſehen, vielleicht erinnert er ſich dann gewiſſer Dinge und auch meiner. Sage ihm dabei, ich trage ſtets Sorge für ſein Wohlergehn und wenn er etwas von mir begehre, dann werde ich ihm zeigen, wie ſehr ich ihm zugethan ſei.“ Der Knecht verſprach ihr alles auszurichten, grüßte ſie ehrerbietig und brachte die Hemden ſeinem Herrn. Als aber Bertolf die Falten ſah, da rief er erſchrocken: „O das ſind die Falten meiner Frau Gottliebe!“ und mit den Worten lief er dem Baume zu, unter welchem die Jungfrau geſeſſen, aber er fand Niemand dort. Von da ab begann er große und ſtrenge Buße für ſeine Sünden zu thun; er zog nach Jeruſalem zum Streite gegen die Türken und Heiden und kämpfte da manches Jahr.

Dieſe Aenderung ſeines böſen Sinnes war Niemand mehr willkommen, als ſeiner Tochter. Während er im heiligen Lande war, baute ſie ein Kloſter zu Ehren der heiligen Magd. Auf der Rückkehr von Jeruſalem ging Bertolf zuerſt nach Rom, wo er dem Papſt ſeine Sünden beichtete und Ablaß bekam; dann nach Winnocksbergen, eine Meile von Dünkirchen, wo er im Kloſter die Kutte nahm und Mönch wurde. Nach ſeinem Tode fand man ein Wappenhemd auf ſeinem bleßen Leibe und die Ringe waren ihm in's Fleiſch gewachſen. Damit haben ihn die Mönche in einen bleiernen Sarg gelegt und begraben.

Einige Zeit nach Gottliebens Tode ſandte der Abt von Sankt Andreas bei Brügge einen gottesfürchtigen Mönch Namens Drogo als Pfarrer nach Ghiſtel. Als der nun ſo viel von den Tugenden Gottliebens erzählen hörte, ſchrieb er das auf, auch alle Wunder, die ſich mit ihr zugetragen, und ſandte alles zu dem Biſchofe Radbodus von Noyon. Dieſer verſicherte ſich von der Wahrheit der Sachen und als man ihm alles ebenſo erzählte wie dem Mönche Drogo, trug er es zum Papſte, der Gottliebe zu einer Heiligen machte.

Mit dem Blute Gottliebens, welches in Geſtalt eines weißen Kalkſteines in dem Bronn liegt, haben ſich lange nachher noch wunderbare Dinge zugetragen. Dieſer wurde alle Jahre aus dem Brünnlein genommen und gewaſchen und das Waſſer, womit man ihn wuſch, wurde jedesmal blutroth. Einmal meinte ein Prieſter, der ihn waſchen ſollte, der weiße Stein könne doch kein Blut ſein, und er durchſtach ihn mit einer Pfrieme, doch da lief ſo viel Blut heraus, als ob man einen Ochſen geſchlachtet hätte. Ein andermal gab man dem Brünnlein den Stein nicht gleich nach der Säuberung zurück; da begann der Brunn zu ſtinken, daß es kein Menſch dabei aushalten konnte; als man aber den Kalkſtein wieder hineinlegte, wurde das Waſſer wieder ſüß und gut.

279.

Hildemarka.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Coremans.

Im Soinewalde bei Brüſſel auf der Stelle, wo man nun noch die Trümmer der Jackosburg ſieht, wohnte vor Zeiten ein böſer Waldgeiſt. Dieſer entführte eines Tages eine Jungfrau edeln Geſchlechtes, welche Hildemarka hieß und von ungemeiner Schönheit war. Er wollte ſie zu ſeinem Weibe machen und ſie zwingen, vor dem oberſten Waldgeiſte die Knie zu beugen; doch das wollte Hildemarka nicht. Sie ſprach: „Tödte mich und thu mit mir, was du willſt, ich will gerne den Tod erleiden um Chriſti willen.“ Bei dieſem Entſchluſſe beharrte ſie auch trotz allen Zauberkünſten, welche der Waldgeiſt anwandte, ſie zu verführen. Als er endlich ſah, daß Alles nichts half, verſenkte er ſie in einen ſiebenjährigen Schlaf. Nachdem dieſe Zeit nun um war, fragte er ſie abermals: „Willſt du Chriſtus entſagen und meine Frau werden?“ — „Nein“ ſprach Hildemarka. Da erzürnte der Waldgeiſt und ſandte einen dreimal ſiebenjährigen Schlaf über ſie. Als ſie nun daraus auch wieder erwachte, trat der Waldgeiſt wieder vor ſie und ſprach: „Nun bete unſern Meiſter an und werde meine Frau.“ Doch Hildemarka erwiederte, ſie wolle lieber gleich des Todes ſterben. Nun wurde der Waldgeiſt über die Maßen zornig und wollte ſie in einen ſiebenmal ſiebenjährigen Schlaf werfen; da aber kam ein Engel und führte ſie aus ſeiner Höhle heraus und in ein Kloſter, in welchem ſie in hohem Alter und im Rufe der Heiligkeit ſtarb.

280.

Der Loosberg bei Aachen.

Mündlich.

Als Kaiſer Karl die Stadt Aachen eben gegründet, ritt er einmal ſpazieren und zwar auf einen nahen Berg. Von dieſem um ſich herſchauend, wurde er auf einmal ärgerlich und ſprach:

Hätt' ich es eher bedacht,
Dann hätt' ich dich, Lausberg, in die Mitte
von Aachen gebracht.

Davon bekam der Berg den Namen Lausberg. Andere erzählen, Kaiſer Karl habe einmal Rath gehalten, um Aachen zu einer ſtarken Feſtung zu machen, und ausgerufen: „Das ginge ganz gut, wenn nur der Lausberg nicht wäre."

281.

Bern.

Sebaſt. Münſters Cosmographia. S. 580.

Bertholf der Vierte von Zähringen baute ſeiner Zeit die beiden Städte Freiburg im Breisgau und Freiburg im Rüchtland. Er war ein ſtrenger und gerechter Mann. Man ſagt von ihm, er habe das Leiſten, ſo nennt man die Geißelſchaft, in das Land gebracht. Damit aber die ſtadthaften Leute, ſo allenthalben in dieſem Land geſeſſen, beſſer Schirm und Frieden hätten, ward er zu Rath, noch eine Stadt in dem Lande zu bauen bei ſeinem Schloſſe Nideck, in einer Gegend, ſo man nennet im Sack, und war daſelbſt ein großer Eichenwald. Auf eine Zeit als Bertholf jagte, ſprach er: „Die neue Stadt ſoll genannt werden nach dem erſten Thier, ſo gefangen wird.“ Sie ſingen aber einen Bären. Auf der Stelle, wo die Stadt gebaut wurde, ſtand viel ſchönes Bauholz, aus dem nicht wenig Häuſer gezimmert wurden. Bei dem Abhauen ward ein Sprichwort unter den Werkleuten, welches alſo hieß:

Holz, laß dich hauen gern,
Die Stadt muß heißen Bern.

282.

Minden.

Krantzii Saxonia.
Münſters Cosmographia. S. 1054.

Die ſächſiſche Chronik erzählet, Widukind, der erſte chriſtliche Fürſt in Sachſen, habe Kaiſer Karlen zugelaſſen, bei ihm in ſeinem Schloſſe an der Weſer einen biſchöflichen Sitz zu machen, denn ſie mochten beide Weite genug darin haben, und ſprach Widukind zum neuen Biſchofe alſo: „Es ſoll mein gut Schloß Viſingen, ſo an der Weſer gelegen, auch mein und dein ſein zu gleichem Recht.“ Daher wurde es nachmals in der ſächſiſchen Sprache Myndyn genannt, aber mit der Zeit iſt aus Myndyn Mynden geworden und das y verwandelt worden in ein e.

283.

Altena.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585. fol. 54 d.

Zu den Zeiten Kaiſer Heinrichs V. im Jahre 1112 lebten zwei Gebrüder aus dem edeln Stamme der Urſinen, deren hieß der Eine Adolf und der Andere Everhard. Dieſe hatte Kaiſer Heinrich überaus lieb gewonnen und um ſie noch mehr an ſich zu feſſeln, ſchenkte er ihnen Wohnplätze in Weſtphalen, die ſie ſich ſelbſt ausgewählt hatten, um daſelbſt ihre Schlöſſer zu bauen. Adolf, der Aeltere, begann alsbald ſeine Burg zu zimmern und das war an einer Stelle, die man die Wolfsbecke nannte, ganz nahe den Gränzen der Grafſchaft Arnsberg. Als der Graf von Arnsberg davon hörte, ſandte er Boten an Adolf und ließ ihm ſagen, daß er nicht weiter bauen dürfe, denn das Schloß ſtände ſeiner Grafſchaft Gränzen allzunah. Davon bekam das Schloß den Namen Altena. Die Brüder kehrten ſich aber nicht daran und befeſtigten die Burg ſo ſehr, daß der Graf es vergeblich belagerte und mit Schimpf und Schande abziehen mußte.

284.

Wimpfen.

Antiquarius der Neckar-Main-Moſel- und Lahnſtroms. 182.
G. Schwab Wanderungen durch Schwaben S. 47.

Als König Etzel mit ſeinen Hunnen in Deutſchland wüthete, da flüchteten die Umwohner der nunmehrigen Stadt Wimpfen in die Mauern derſelben und ſuchten da Schutz und Zuflucht vor der Gottesgeißel. Dieſer belagerte das Städtlein und eroberte es nach langem Widerſtande; als er nämlich einmal gegen die Thore ſtürmte, da brach ein Thorflügel und die ganze Macht der Hunnen ſtürzte nun in die Straßen. Mit unmenſchlicher Grauſamkeit wütheten die Barbaren unter der Einwohnerſchaft, beſonders unter den armen Frauen, denen ſie die Brüſte abſchnitten, damit ſie ihre Kinder nicht fürder ſäugen könnten. Zum Andenken an dieſe ſchaudervolle Marter der Frauen hieß man den Ort von da an Weibpein, woraus ſpäter Wimpfen geworden iſt.

285.

Habdank.

Cromeri de orig. et rebus gestis Polonor. l. XXX. Basil. f. 114.

Kaiſer Heinrich (V) hätte Polenland gerne ſich ſeinem Scepter beugen ſehen und rückte darum mit Heersmacht den Polen immer mehr zu Leibe. Da ſandte Boleslaus eine Geſandtſchaft an ihn und ließ ihn um Frieden gegen billige Bedingungen bitten. Heinrich wollte aber keine andern Bedingungen, als, daß Polen ſich unterwerfe und dem römiſchen Reiche tributär werde. Als die Geſandten das hörten, da ſprachen ſie, zu ſolchem Preiſe glaubten ſie nicht, daß die Polen den Frieden erkaufen wollten. Darob erzürnte der Kaiſer, führte ſie zu ſeinem Schatze und zeigte ihnen denſelben, der unermeßlich war; dann ſprach er: „Sehet, damit will ich Polen ſchon demüthigen." Als der Erſte der Geſandten, Graf Skarbik das hörte, zog er einen Ring von mächtig großem Werthe vom Finger, warf ihn zu des Kaiſers Schatz und ſagte: „Dann wollen wir dies Gold noch zu dem Golde fügen." Heinrich begriff das Wort wohl, aber er ſprach nichts mehr als: „Habdank." Davon blieb dem Grafen der Name Habdank und die Familie iſt noch nicht ausgeſtorben, führt ihn noch immer.

286.

Leonhardi Eſelsritt.

Mündlich in Flandern.

Sankt Leonhard kam einmal durch einen großen Buſch und hörte daſelbſt einige Schritte vom Wege ab ein großes Geweine und Gewimmer. Als er darauf zuging, da war da ein König, der mit ſeiner Königin durch den Wald hatte ziehen wollen, und die Königin war im Walde von Geburtswehen überfallen worden; ſchon hatte man alle Aerzte, die nur zu finden waren, geholt, aber die konnten der Königin nicht helfen. Als die Herren den heil. Leonhard nun ſahen, da ſprachen ſie zum König, er ſolle den erſuchen, daß der für die Königin bete; das werde ihr ſicherlich helfen. Da ging der König zu dem Heiligen und fiel auf die Knie vor ihm und flehte ihn, für die Königin zu beten. Sankt Leonhard kniete nieder und bat zu Gott, daß er der Königin eine gnädige Erlöſung ihrer Frucht ſchenken wolle, und kaum hatte er das Gebet geendet, da gebar ſie glücklich einen jungen Sohn und fühlte bald darauf ſich ſo wohl, als ob ihr nie etwas gefehlt hätte. Der König war ſo erfreut darob, daß er nicht wußte, wie er Sankt Leonhard dafür danken ſolle; er ließ all ſein Gold und Silber holen, was er bei ſich hatte, und alle Edelgeſteine und andere Koſtbarkeiten dazu und wollte die dem heil. Leonhard ſchenken. Der aber ſprach, er bedürfe dieſer Sachen nicht und der König ſolle ſie an Witwen und Waiſen ſchenken, das wäre Gott wohlgefällig. Da ſprach der König: „Dann ſchenke ich euch dieſen ganzen Wald zu einem Eigenthume, dieweil ihr doch nur ein ſtill und einſam Leben begehret.“ Sankt Leonhard antwortete: „Nein, den ganzen Wald will ich nicht, ſondern nur ein Stück davon und zwar ſo viel, als ich in dieſer Nacht mit meinem Eſelein umreiten mag.“ Deß war der König zufrieden und Abends begann Sankt Leonhard ſeinen Ritt und der König ließ den Weg, den er nahm, mit ſteinernen Säulchen abzeichnen. Später ließ Leonhard noch ein Kirchlein daſelbſt bauen und weihte das ein zur Ehre der heil. Mutter Maria.

287.

Kaiſer Karl und der Rübenkäs.

Mündlich.

Vermaekelyken Klugtvertelder ofte opregten Gundel-Boek. Gent. S. 16.

Als Kaiſer Karl (V) noch jung war, da kam er einmal im Waeslande zu einem Bauer und bat denſelben, ihm etwas zu eſſen zu geben. Der Bauer hatte grade zwei leckere Käſe mit Rüben gefüllt im Hauſe und ſetzte den einen dem Karl vor als das Beſte, was er habe; den anderen gab er ihm mit. Karl wollte ſich dankbar dafür bezeigen und ſchenkte dem Bauer ſo viel Land dafür, als er in zwei Tagen mit zwei Pferden umwerfen könne. Da war nun der Bauer überglücklich und wenige Stunden nachher wußte das ganze Dorf davon. Sein Nachbar aber, ein reicher Gutsbeſitzer dachte, dem Kaiſer etwas Edleres und Schöneres zu verehren als einen Rübenkäs, und kaufte zwei ſchöne Kutſchpferde, zog dem Kaiſer nach und ſchenkte ihm die Pferde. Da dankte der Kaiſer ihm höflich und ließ den einen Rübenkäſe bringen, den er noch ganz hatte, ſchenkte dieſem hinwieder dem Gutsbeſitzer. Der war deß aber wenig zufrieden und murrte vernehmlich darob. „Was murrſt du?“ fragte Karl, „der Käſe hat mir mehr gekoſtet, als dir deine Pferde.“

288.

Recht der Beſenbinder.

Klagtvertelder, S. 40.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 58.

Einmal verirrte Kaiſer Karl ſich auf der Jagd und kam nach langem Wandern endlich an eine Bauerhütte; da klopfte er an, der Bauer öffnete ihm und frug, was ſein Begehren wäre. Karl frug ſich fürs Erſte ein wenig Speiſe und Trank und alsbald flog der Bauer mit ſeinem Weib und deckten die Tafel und trugen auf, was ſie hatten. Dann flüſterte der Bauer der Frau in's Ohr: „Sag, ſollen wir dem Herrn nicht ein Stück Hirſch geben?" — „Wie du meinſt," ſprach die Frau und der Bauer ging und holte einen prächtigen Hirſchbraten, ſetzte den dem Karl vor und ſprach: „Herr, da hab ich noch etwas, aber das geb' ich nur unter dem Beding, daß ihr dem Kaiſer nichts davon ſaget." — „Gott bewahre," ſprach der Kaiſer und hieb tüchtig in das Fleiſch, denn er hatte großen Hunger. Als er ſich endlich ſatt gegeſſen und getrunken hatte, gab er dem Bauer eine kleine Verehrung, ließ ſich von ihm auf den rechten Weg führen und nahm Abſchied. Am andern Tage aber ſchickte er wieder zu ihm und ließ ihn an Hof holen. Der Bauer meinte, der fremde Gaſt hätt' ihn beim Kaiſer verrathen, und ſtand Todesangſt aus; als er aber in den Saal kam und den Karl erkannte, da ward es ihm ein bischen beſſer zu Muthe. „Wie ſoll ich dir die Mahlzeit von geſtern vergelten?" frug der Kaiſer und der Bauer antwortete, er begehre nichts mehr, als ſein Lebenlang frei Beſenreis ſchneiden zu mögen. „Gut, und binde viel Beſen und komm morgen wieder," ſprach der Karl.

Am andern Morgen kam der Bauer mit ſeinem

Weib und hatten einen ganzen Karren voll Beſen bei ſich. Da ließ Karl verkündigen, „es dürfe keiner zu ihm kommen, ſonder einen Beſen, der bei dem Bauer gekauft ſein müſſe.“ Nun kauften alle Hofleute ſich Beſen, das Stück zu einer Piſtole und der Bauer bekam ein ſchön Häuflein Geld zuſammen und war ein reicher Mann. Zugleich ließ der Kaiſer an dem Tage ein Gebot ausgeben, „daß von da ab ein Jeglicher frei Beſenreis möge ſchneiden zu ewigen Tagen, nur müſſe er tragen einen Holzſchuh, und einen Schlappſchuh oder Schluffen.“

289.

Von den vier Träumen.

Klugtvertelder S. 20.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 62.

Kaiſer Karl war einmal auf der Jagd und hatte ſich zufällig von ſeinem Gefolge etwas entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Denen lachte das Herz, als ſie eine ſo ſchöne Beute in ihren Händen ſahen, und ſie fingen an, untereinander Träumen zu ſpielen. „Mir träumt,“ ſprach der Erſte, „man müſſe dem Grünling da ſeinen Hut vom Kopfe nehmen.“ — „Und mir träumt,“ fuhr der Zweite fort, „man müſſe ihm ſein ſchönes Wamms ausziehen.“ — „Mir träumt,“ hub der Dritte an, „die prächtige Hoſe habe er nicht nöthig und die könne er uns ſchenken.“ — „Und ich habe den beſten Traum,“ ſprach der Vierte, „denn mir träumt, die goldne Kette mit dem ſilbernen Flötchen, die er am Halſe trägt, falle ihm zu ſchwer und wir müßten ihn von derſelben entlaſten.“ — „Das ſind artige Träume,“ ſprach Karl, „aber ehe ich euch das alles erfüllen kann, laſſet mich noch ein Stückchen auf meinem Flötchen ſpielen, ihr ſollet ſehen, es hat wunderbare Kräfte." Darob wurden die Räuber neugierig und ſie geſtanden ihm das zu. Da ging er an die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften und augenblicks kam ſein ganz Gefolge zugelaufen. Da ſprach Karl: „Nun iſt die Reihe an mir, daß ich auch träume. Mir träumt nämlich, man müſſe euch alle Viere zur Stunde hier vor dem Hauſe aufhängen." Alſo geſchah es auch und das war das Ende von den vier Träumen.

290.

Der gekrönte Schuh.

Mündlich.

Klugtvertelder S. 18.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Karel V. S. 61.

Es geſchah einmal binnen Brüſſel, daß die Frau eines Schuhlappers zu Markte ging und allda eine recht fette Gans kaufte. Kaiſer Karl ſah das und ſandte ihr einen ſeiner Diener nach, um zu erfahren, wo ſie wohne; als er das wußte, ging er Abends zu ihr in ihren Keller, hatte zerriſſene Stiefeln an und bat den Schuſtermeiſter, die Löcher mit ein Paar Stichen zuzunähen. Der Schuhlapper ſprach, er habe den Abend keine Zeit dazu, denn heut wäre ſeine Verganſung und in ſo fröhlicher Zeit nehme er keinen Schuh in die Hand. Inzwiſchen deckte die Frau den Tiſch und ſetzte die Gans darauf und die roch ſo lecker, daß dem Kaiſer der Mund wäſſerte. „Ihr habt mir zwar mein Begehr abgeſchlagen und meine Stiefeln nicht machen wollen," ſprach er zu dem Schuſter, „aber eure Gans riecht mir ſo gut in der Naſe, daß ich euch dafür Dank ſchuldig bin," und mit den Worten gab er dem Schuſter ein Stück Geld, um ein Fläſchchen Wein dafür zu kaufen. Früher hatte der Mann zwar den Kaiſer auf die Hobokenheide*) gewünſcht, nun aber war er ſo vergnügt als je, bat ihn niederzuſitzen und legte ihm von der Gans und von allem andern vor, was da war, und Karl aß und trank und erluſtigte ſich weidlich in dem Schuhlapperskeller, ſchied auch erſt ſpät in der Nacht.

Am andern Tage ließ er den Schuſter zu ſich an den Hof entbieten. Im erſten Augenblicke faßte den Meiſter große Furcht, doch überwand er die bald und machte ſich auf den Weg. Als er nun den Kaiſer ſah und ſeinen Gaſt wiedererkannte, da wurde es ihm doch wieder unheimlich zu Muthe, doch der Kaiſer that gar freundlich und fragte ihn, welchen Lohn er für die leckere Abendmahlzeit begehre? Der Meiſter bedachte ſich einen Augenblick und ſprach dann, ſo möge der Kaiſer denn ſeiner Zunft zum Andenken an dieſen Vorfall einen gekrönten Schuh in's Wappen geben, welches Karl zu allgemeiner Freude der ganzen Stadt zugeſtanden.

291.

Der Kauf von Flandern.

» Jean D'Hollander, sur la révolte des Gantois en l'an 1539 p. 89 — 93. 183.
Ph. Blommaert im Kunſt- en Letter-Blad I. S. 71.

Als Kaiſer Heinrich IV. zu Aachen gekrönt wurde, kamen die Lehensträger des Reichs dahin, ihm ihre Huldigung zu bringen. Unter ihnen waren auch die Grafen von Flandern und Holland. Da gab es viele Feſte und Spiele und Turniere; in einem dieſer letztern warf der Graf von Flandern den von Holland in den Sand. Das ärgerte Floris und er war darob gar ſchlecht auf Balduin zu ſprechen. Am andern Tage traf er ihn im Palaſte und forderte ihn zu einem Spiele Schach auf. „Meine Einlage iſt die Grafſchaft Holland,“ ſprach er. „Ich wage es,“ erwiderte Balduin, „ich ſetze Flandern ein, obſchon allein meine Landſchaft Waes mehr werth iſt als euer ganzes Holland.“ Da ſetzten ſich die Grafen zum Schachtiſche und begannen ihr Spiel. Endlich rief der von Holland plötzlich: „Schach, euer Flandern iſt mein,“ und Balduin hätte ſeine Grafſchaft verloren gehabt, wäre der Kaiſer nicht dazwiſchengekommen und hätte der nicht eine große Summe Goldes zum Abkauf feſtgeſetzt. Balduin wandte ſich zu den Ständen von Flandern, damit dieſe ihm die Summe bewilligten, doch die ſchlugen es ihm ab. Da bat er die größern Städte ſeines Landes darum, doch auch dieſe weigerten ſich, ſie zu zahlen. In der Noth ſprang die Stadt Gent ihrem Grafen endlich bei und bezahlte allein die ganze Summe. Dafür wollte ſich Balduin dankbar beweiſen und geſtand ihr das große Privilegium zu, welches ſeitdem der „Kauf von Flandern“ hieß, worin ſie zur Hauptſtadt des Landes erhoben wurde und der Graf ſich verpflichtete, fortan keine Abgaben in Flandern zu erheben, ohne vorher die Zuſtimmung der Stadt dazu erlangt zu haben.

---

*) bei Antwerpen, der deutſche Blocksberg.

292.

Heinrichs Spielchen.

Lenglet Dufresnoy recueil de dissertat. anc. et nouv. sur les apparitions, les visions et les songes. Avignon 1751, I, p. CXXVIII.

Als Kaiſer Heinrich III. noch ſehr jung war, da ſchenkte ihm einmal ein Prieſter ein kleines ſilbernes

Spritzchen, womit die Kinder gewöhnlich zu ſpielen pflegen; da ſprach der Knabe: „Dafür daß du mir das Spritzchen geſchenkt haſt, will ich dich zum Biſchofe machen, wenn ich einmal Kaiſer bin.“ Des Verſprechens erinnerte ſich Heinrich wohl, als er im Jahre 1039 gekrönt wurde, und er machte den Geiſtlichen zum Biſchofe. Das blieb aber nicht lange ungeſtraft, denn der Kaiſer fiel bald darauf in eine heftige Krankheit, worin er drei Tage ohne alle Beſinnung lag; ſein ſchwach nur gehender Puls war das einzige Zeichen von Leben, welches blieb. Alle Biſchöfe, die am Hofe waren, baten den Himmel um des Kaiſers Erhaltung, thaten Gelübde und ordneten Faſten auf drei Tage an, worin ſie ſelbſt dem Volke mit ehrenwerthem Beiſpiel vorgingen. Der Kaiſer wurde auch wieder geſund, ließ aber zur Stunde den Prieſter vor ſich kommen, den er ſo ſchnell zum Biſchofe gemacht, ſetzte ihn ab und beraubte ihn ſeiner Würde nach vorher gehaltenem Rathe. Als keiner nun dies wunderliche Urtheil begreifen konnte, da ſprach der Kaiſer, wie er in ſeinem dreitägigen Schlummer von den böſen Geiſtern gequält worden, die ihm mit demſelben ſilbernen Spritzchen, welches der Prieſter ihm geſchenkt, ein ſo heftig Feuer zugeſpritzt hätten, daß alles irdiſche Feuer nicht damit verglichen werden könne. Alsdann ſei aber ein ſchöner Jüngling gekommen, der einen Kelch voll Waſſer über ihn ausgegoſſen, wodurch das Feuer alsbald gelöſcht worden wäre. Darnach habe er ſeine Geſundheit mit ſeiner Beſinnung wiedergewonnen.

293.

Berthold von Wittelsbach.

Caesar. heisterb. dial. miracul. VI. c. 26.

Pfalzgraf Berthold von Wittelsbach war ein überaus ſtrenger Richter und wer auch nur eines Pfenniges Werth geſtohlen hatte, der mußte nicht auf ſeine Gnade rechnen. Ich habe ſelbſt gehört, daß er jedesmal, wenn er ausritt, Stricke an ſeinem Gürtel mit ſich trug, damit der Schuldigen Strafe keine Zögerung leide. Eines Morgens ſtand er früh auf und knüpfte nach Gewohnheit einen Strick an ſeinen Gürtel. Da hörte er eine Stimme aus der Luft, welche ihm zurief: „Berthold, den Erſten, welcher dir vor deinem Schloſſe begegnet, hänge auf mit dem Stricke!“ Berthold machte ſich ſchnell fertig und verließ ſein Schloß; der Erſte, der ihm aber begegnete, war einer ſeiner Schulzen. Das that dem Pfalzgrafen leid, denn er hielt viel auf den Mann, und er ſprach zu ihm: „Es iſt mir nicht lieb, daß du mir begegneſt.“ Darauf frug der Schulze: „Warum denn?“ — „Weil ich dich aufhängen werde,“ antwortete Berthold. Der Schulze frug erſchrocken: „Warum ſoll ich denn aufgehängt werden?“ und der Pfalzgraf entgegnete: „Das weiß ich nicht; hänge aber deine Sachen in Ordnung und ſäubere dein Gewiſſen, denn ich kann Gottes Stimme nicht ungehorſam ſein.“ Als der Schulze nun ſah, daß keine Rettung für ihn war, ſprach er: „Der Herr iſt gerecht; viel Miſſethaten habe ich begangen, manchen Todtſchlag und Raub habe ich auf meiner Seele; euch, Herr Pfalzgraf, war ich nie getreu und der Armen habe ich nie geſchont.“ Alle die das hörten, ſtanden erſtaunt darob und bewunderten Gottes Rathſchlüſſe.

Weil der Pfalzgraf aber ſtets ſo ohne Gnade richte, ſand er auch keine Gnade, als Heinrich, der Marſchall des Königs Philipp, welchen Berthold erſchlagen, ihn niederfällte.

294.

Kaiſer Friedrich und die beiden Aebte.

(Caesar. heisterbac. dial. mirac. VI. c. 18.

Unter Kaiſer Friedrich I., des nun lebenden Friedrichs Großvater, ſiel eine Abtsſtelle in einer der kaiſerlichen Abteien frei; für dieſe hatte man zwei Mönche gewählt, wußte aber nicht, welchen von beiden man nehmen ſollte. Da ſammelte der Eine eine große Summe Geldes in dem Kloſter und brachte das dem Kaiſer, damit der die Wahl auf ihn möge fallen laſſen, und der Kaiſer nahm es an und verſprach ihm ſeine Hülfe. Bald darauf aber hörte der Kaiſer, daß der andere ein Mann von gar guten Sitten ſei und der Ordensregel treulich folge, und er rief ſeinen Rath zuſammen und frug den, wie er den Unwürdigen von der Stelle ausſchließen und dem Würdigen ſie ſchenken ſolle. Da ſprach einer der Räthe: „Herr, ich habe gehört, daß dieſe Mönche ihrer Regel gemäß ſtets eine Nähnadel mit ſich tragen müſſen. Wenn ihr nun im Kapitel ſitzet, dann bittet den, der euch das Geld gab, euch mit ſeiner Nadel in die Finger zu ſtechen; hat er keine Nadel bei ſich, dann habet ihr Gelegenheit, gegen ihn zu ſtimmen, weil er ſeiner Regel nicht folgt.“

So geſchah es denn auch und nachdem der eine Mönch ſich entſchuldigt, er habe keine Nadel, ſprach der Kaiſer zu dem andern: „Herr, dann leihet ihr mir eure Nadel;“ der zog die Nadel flugs hervor und bot ſie dem Kaiſer. Da ſprach Friedrich: „Ihr ſeid eures Ordens würdig und auch ſo großer Ehre, wie Einige euch zugedacht. Ich hatte beſchloſſen, die Stelle eurem Gegner zu geben, aber der hat dieſelbe durch ſeine Unordnung verloren. Wenn er in ſo kleinen Dingen ſeine Regel nicht befolgt, wie wird es mit größern und wichtigern erſt ergehen!“ So wurde der Mönch durch ſeine Nadel zum Abte.

295.

Der alte Schwan.

Beſchryving der ſtad Ypre. Ms. der Stadtbibliothek zu Ypern. u. a.

Im Jahre 1307 auf den zweiten Tag einer Hochzeit geſchah es in Ypern, daß einige der Hochzeitgäſte nach dem Eſſen in einem kleinen Nachen die Stadtgräben durchfuhren. In dieſen Gräben befanden ſich ſeit drei Jahren zwei große Schwäne, die in einem Schwanhäuschen inmitten des Waſſers wohnten. Während die Gäſte nun ſo herumruderten, ſahen ſie, wie von ferne ein großer, alter Schwan herangeflogen kam, der ſich auf das Waſſer niederließ. Das ſahen die zwei andern Schwäne aber nicht ſobald, als ſie auf ihn zuſchwammen und ihn angriffen. Der große Schwan vertheidigte ſich gar wohl, doch das half ihm wenig, die Gäſte liefen und holten Bogen und Pfeile und ſchoſſen auf ihn, daß er todt ins Waſſer niederſank. Dann zogen ſie ihn aufs Land und gaben ihn den Knechten, um ihm die ſchönſten Federn auszureißen. Da fand man unter den Federn ein Halsband von feinem Golde, welches zwei Daumen breit war und auf dem die Worte ſtanden:

Dieſes Halsband iſt dieſem Schwane umgelegt worden durch Ludwig VI, König von Frankreich, zu Zeiten des Todes Karls des Guten zu Ypern im Jahre 1127.

Dieſer Schwan war alſo über 180 Jahre alt, welches nicht ſchwer zu glauben iſt; denn man rechnet die Lebenszeit eines Hundes zehn Jahr und drei Lebensalter eines Hundes auf das eines Pferdes, drei eines Pferdes auf das eines Menſchen, drei Lebensalter eines Menſchens aber auf das eines Schwanes, drei eines Schwanes auf das eines Hirſches und drei eines Hirſches auf das eines Drachen, welches ausmacht 2130 Jahr.

296.

Tauben weiſen den Weg.

M. Steur, Leven ende mirakelen der heil. Baſinus, Gerulphus en Theigundis. Gent 1813. (aus ſchriftl. und mündlichen Quellen.)

Zu Dronghen bei Gent ſteht in der Abteikirche ein wunderthätig Marienbild; das iſt folgendermaßen dahin gekommen.

Ehedem ſtand es zu Terenburg (Teruanen), wurde daſelbſt fleißig geehrt von einem frommen Mönche. Als der aber ſpäter Biſchof wurde, gedachte er des Bildes nicht mehr ſo viel und das misfiel der heiligen Magd ſo ſehr, daß ſie nicht fürder in der Kirche bleiben wollte, ſondern eines Morgens auf der öſtlichen Kirchenmauer gefunden wurde. Zugleich ſah man zwei weiße Tauben, die mit einer Wolke von Weihrauch hinzuflogen, ſo daß es ſchien, als habe die Kirche in Brand geſtanden. Erſtaunt ob des Wunders, nahm man das Bild und trug es mit viel Ehrerbietung wieder in die Kapelle, doch am folgenden Morgen fand man es wieder auf der Mauer. Da erkannte man, daß das Bild nicht länger da bleiben wollte, und man ließ ein Gebot ausgeben, daß ein Jeder, der funfzehn und mehr Jahre alt wäre, kommen und einer Prozeſſion beiwohnen ſolle, in welcher man das Bild umtrage und Gott flehe, daß er ein Zeichen gebe, welchen Ort er für das Bild beſtimmt habe. Ein blinder Prieſter hatte inzwiſchen von dem Wunder gehört, nahte dem Bilde mit einem Tuche, womit er zuerſt das Bild und dann ſeine Augen beſtrich, und wurde zur Stunde ſehend. Da nahm der Prieſter das Bild auf und trug es in der Prozeſſion und die zwei Tauben flogen vor den Fahnen her und wieſen den Weg; und ſie flogen weiter und immer weiter bis gen Kortryk. Da verſammelte der Biſchof eine große Menge Volkes und ſie folgten alle dem Bilde nach Grünenthal (Groenendale) und von da nach Sankt Peter zu Gent, von Sankt Peter zu Sankt Bavo in derſelben Stadt. Doch ruhten die weißen Tauben auch da nicht; ſie erhoben ſich wieder und flogen weiter nach Baudeloo und von da nach Saleghem und die Prozeſſion mit dem Bilde folgte ihnen. Zu der Zeit befand der Graf von Flandern ſich juſt zu Baudeloo und Tercluyſen und als er von dem Wunder hörte, gebot auch er, daß Alle, die funfzehn Jahr und mehr zählten, in Leinwand und barfuß dem Bilde folgen ſollten, ſoweit wie die Tauben fliegen würden. Dadurch kam eine ſo große Menge Volkes zuſammen, daß man von Stadt zu Stadt ſandte, um Nahrung zuſammen zu bringen, und immer noch wuchs die Menge. Von Saleghem nun flogen die Tauben weiter in eine Wildniß zu Hülſterloo; da ſetzten ſie ſich auf einen Baum und bauten ein Neſt, gaben alſo zu erkennen, daß dies die von Gott für das Bild erkorene Stätte ſei. Man ſtellte auch das Bild unter den Baum und der Prieſter, der ſehend geworden war, baute unfern eine Siedelei, wo er ſein Leben lang inwohnen blieb und in der ihm viel andere Einſiedler folgten. Später iſt allda eine Kirche gebaut worden und einige Prämonſtratenſer Abteiherren von Dronghen gingen hin, um des Gottesdienſtes in derſelben zu pflegen.

Das dauerte alſo bis in's 16. Jahrhundert, da kamen die Geuſen, nahmen das Bild und warfen es in ein großes Feuer; es iſt aber nicht verbrannt, obſchon es nur von Holz iſt, nur hier und da ſprang die Farbe ab. Später hat man es von neuem bemalen wollen, doch hat es keine Farbe angenommen.

Als Hülſterloo endlich durch die Gewalt der Waſſer zu Grunde ging, hat man das Bild aus der Kirche genommen und gen Dronghen gebracht, wo es noch zu ſehen iſt. Schwangere Frauen thuen Gelübde dazu, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen.

297.

Kukuk täuſcht den Mönch.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. V, c. 17.

Abt Theobald von Eversbach erzählte oft Folgendes. Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kukuk und zählte, wie oft der Vogel ſeinen Namen ſchrie, und zählte bis zu zweiundzwanzig. „Oh," ſprach er alsdann, „ich habe noch zweiundzwanzig ganzer Jahre zu leben; was ſoll ich all die Zeit im Kloſter thun? Nein, da gehe ich lieber noch für ein Jahr oder zwanzig in die Welt zurück und komme für die zwei letzten Jahre wieder." Das that er auch, aber er fand ſich garſtig von dem argen Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre und ſtarb alsdann.

298.

Die verjagten Schwalben.

Die Chronicke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585, f. 70.

Biſchof Egbert las eines Tages Meſſe in Sankt Peters Dom zu Trier, da kam eine Schwalbe und ſchmiß ihm auf ſein Haupt. Da erzürnte der Biſchof und erwarb von Gott, daß keine Schwalbe mehr im trierer Dome leben bleiben konnte. Das befindet ſich noch alſo, wie man ſagt; denn fliegt eine Schwalbe in den Dom, die iſt verwünſcht und ſtirbt von Stund an.

299.

Fröſche verjagt.

Mündlich.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Namür; doch mitten in ſeinem Gebete begann eine zahlloſe Menge von Fröſchen in der Nähe zu ſchreien Quakquak. Das ſtörte den Heiligen ſo, daß er nicht fürder beten konnte, und in heiligem Zorne beſchwur er die Fröſche, für ewig von dem Orte zu weichen. Die Fröſche ſchwiegen zur Stunde und hüpften alle weg.

300.

Sankt Marten und der Teufel.

Mündlich.

Neben der Kirche der alten Abtei von Eckerghem zu Gent iſt ein kleines Sträßchen, welches nach dem Waſſerthore, Scheiergat genannt, führt. Durch dies Sträßchen kam einſt Sankt Marten geritten und der Teufel kam von der andern Seite. „Aus dem Wege!“ rief Sankt Marten, aber der Teufel ſprach: „Ich habe hier ſoviel Recht, als du.“ — „Aus dem Wege!“ rief Sankt Marten zum andern Male, doch der Teufel wollte nicht und ſprach: „Das thue ich nicht.“ — „Aus dem Wege!“ ſchrie Sankt Marten, der nun gewaltig böſe wurde, aber der Teufel lachte und ſprach wieder: „Nein, ich thue es nun einmal nicht.“ Da erzürnte Sankt Marten noch mehr und faßte den Teufel bei der Kehle und drückte ihn dermaßen gegen die Mauer, daß der Böſe durch und durch fuhr. Das Loch, welches dadurch entſtanden, hat man nie zumachen können und iſt daſſelbe noch heutigen Tages zu ſchauen.

301.

Der Wolf des heil. Remaklus.

Mündlich.

In der Umgegend von Stavelo ſieht man häufig auf Wirthshausſchildern Sankt Remaklus und hinter ihm einen Wolf, der zwei mit Erde gefüllte Körbe trägt. Die Sage erzählt, daß, als der Heilige die Fundamente zu der Abtei legte, ein Wolf von ſelbſt kam und ihm Erde und Steine zutrug.

302.

Teufelsſtein zu Cleve.

Mündlich.

Zu Cleve liegt ein großer Stein vor der Kirchthür, darin ſieht man des Teufels Klauen abgedrückt. Es hat folgende Bewandtniß damit.

Ein Pfarrer von Cleve hatte mit dem Teufel gewettet, er wolle eher eine Meſſe leſen, als Satan einen Stein, deſſen man zu einer Säule in der Kirche bedurfte, aus dem Lande jenſeits der See holen könne. Der Teufel ging die Wette ein und der Pfarrer begann die Meſſe, eilte ſich aber ſo ſehr, daß er ſie in drei Minuten geleſen hatte. Es dauerte noch eine Zeit lang, ehe der Teufel mit dem Steine kam; als der aber den Pfarrer an der Kirchthüre ſtehen und ſein warten ſah, ſchmiß er wüthend den Stein hin, indem er ſchrie: „Das iſt nicht zu verwundern; das häßliche Weib, welches auf deinem Altar ſtehet, hat mich zu dreien Malen in die tiefſte Tiefe der See geſtoßen.“ Unter dem häßlichen Weibe aber verſtand er die heilige Mutter Maria, welche dem Pfarrer zu Hülfe gekommen war.

303.

Von dem Maler und dem Teufel.

Vincent. speculum historiale l. VII. c. 104. ed. 1496. f. 92. v.

Ein frommer und durch ſeine Kunſt in ganz Flandern hochberühmter Maler pflegte den Teufel ſtets ſo häßlich und ſo abſcheulich zu malen, als er nur konnte. Darüber erzürnt, erſchien der Satan ihm in einer Nacht und drohte ihm gar ſehr, wenn er das noch ferner thun würde, aber der Maler kehrte ſich nicht daran und malte ihn nun noch viel häßlicher denn zuvor. Eines Tages nun ſollte er in der Vorhalle einer Kirche ein Liebfrauenbild malen und da gab er ſich denn alle Mühe, um das Bild in rechter Pracht und Glorie darzuſtellen. Da nun geſchrieben ſteht: „Und der Schlange ſoll ſie den Kopf zertreten,“ ſo malte er unter der Muttergottes Füße den Teufel und wie immer in finſtern, ſchwarzen Farben und ſo häßlich, als er es nur vermochte. Darüber wurde der Satan jedoch nicht wenig böſe; er frug und erhielt von Gott die Macht, dem frommen Maler zu ſchaden, aber es fiel zu ſeiner Schande aus, und zur größern Ehre Chriſti und deſſen heiliger Mutter. Eben war nämlich der Maler noch auf ſeinem Gerüſte mit dem Teufelsbilde beſchäftigt, als ein plötzlicher Sturmwind alles untereinander und zu Boden warf. Der Maler konnte nichts anders in dem Augenblicke thun, als Herz und Hand zu der Gottesmutter erheben und flehe, nicht vergebens, denn Maria ſtreckte ihre Hand aus und hielt ihn feſt, ſo daß er nicht fallen konnte; worob alle Anweſenden Gott lobten und des Satans ſpotteten.

304.

Ritter Walters Geſicht.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XII. c. 5.
Quatuor novissima cum multis exemplis pulcherrimis. Daventriae 1489. bl. 32. v.

In einem Dorfe des Bonner Gebietes lebte ein Ritter mit Namen Walter; der war unſerer lieben Frau gar zugethan und eine Ehre ſeines Standes. Dieſer wurde einmal ſchwer krank. Als er eines Tages allein im Bette lag, ſah er den Teufel am Fußende ſtehen; der hatte ein Geſicht, wie eines Affen, und Hörner, gleich einer Ziege. Anfangs erſchrak Herr Walter über die Maßen, doch er ermannte ſich bald und fragte den Satan: „Wer biſt du? Woher kommſt du? Und was ſucheſt du hier?“ Der Böſe antwortete: „Ich bin der Teufel und komme, deine Seele zu holen.“

„Mach dich dann nur auf und davon,“ ſprach der

Ritter, „meine Seele bekommſt du nicht; ich habe mich Chriſto befohlen.“ — „Wenn du mir folgen wollteſt,“ fuhr der Teufel da fort, „und mir dienſtbar werden, dann ſollteſt du nicht nur deine Geſundheit wieder bekommen, ſondern ich würde dich dazu noch reicher machen, als einer deines Geſchlechtes es iſt.“ — „Ich habe genug,“ antwortete Walter, „und bedarf deiner trügeriſchen Güter nicht. Woher wollteſt du denn wol die Schätze nehmen?“ — „Innerhalb deines Burghofes liegen deren unendliche verborgen,“ ſprach der Teufel. Dies Geſpräch hatte den Ritter ermuthigt und er fragte den Böſen: „Sage mir doch, wo iſt die Seele Wilhelms, des Grafen von Jülich, der nur vor einiger Zeit ſtarb?“ Der Teufel fragte hinwieder: „Kenneſt du die benachbarten Schlöſſer Wolkenburg und Drachenfels?“ — „Die kenne ich,“ ſprach der Ritter, und der Böſe fuhr fort: „Dann ſage ich dir bei meiner Treue, wenn dieſe Schlöſſer nebſt den Bergen, auf denen ſie ſtehen, von Eiſen wären und der Stelle nahe kämen, wo Wilhelms Seele ſich befindet, dann ſchmölzen ſie, ehe deine obere Augenwimper die untere berühren könnte. Das iſt aber nur ein Milchbad,“ fügte er lachend hinzu, „die wahre, behörliche Strafe wird er erſt in der Folge empfangen, wenn ſeine Seele den Körper wieder annimmt.“ Da fragte der Ritter weiter, wie es mit der Seele Heinrichs, des Grafen von Sayn ſtände. „Ah, die haben wir natürlicherweiſe,“ antwortete der Teufel; ſagte aber nichts Näheres über deſſen Strafe. „Und die Seele meines Vaters, wie geht es der?“ fragte der Ritter. „Die hatten wir einundzwanzig Jahre“ ſprach der Böſe, „aber die Einäugige und der lauſige Kahlkopf, der auf deinem Speicher liegt, haben ſie uns entriſſen.“ Die Einäugige nannte er nämlich des alten Ritters Frau, die durch ſtetes Weinen ein Auge verloren hatte; lauſigen (pediculonus) Kahlkopf aber ſeinen Sohn Theoderich, der in einen Orden getreten und eben gekommen war, ſeinen Bruder Walter zu beſuchen. Da hätte Walter auch gern etwas gewußt über ſeine Mutter, aber Satan ſprach: „Das Weib iſt zu fromm und zu heilig, die bekommen wir nicht; deinen Bruder Lambert, den Geizhals, der vor einigen Jahren ſtarb, haben wir aber ſo geſattelt, daß er uns nicht mehr entrinnen kann.“

„Wo warſt du denn, ehe du zu mir kamſt?“ fragte der Ritter fürder und Satan entgegnete: „Ich war mit andern Kameraden um eine Aebtiſſin des ſchwarzen Ordens, und wir erwarteten eben ihre Seele.“ — „Wie viel waren eurer denn wol da?“ frug Walter und der Teufel ſprach: „Kenneſt du den Gottinforſt?“ — „Sehr wohl,“ antwortete der Ritter und Satan fuhr fort: „Auf deſſen Bäumen ſind nicht ſo viel Blätter, als der Unſrigen um jene verſammelt waren; und es iſt doch der größte Wald der ganzen Provinz.“ — „Nun, und wie hat es denn gegangen?“ frug Walter. „Schlecht, ſchlecht,“ ſprach der Andere, „es war vorerſt eine Nonne und dann kam der Michael noch hinzu, der mit einem eiſernen Stricke ſo hart auf uns losſchlug, daß wir froh waren, davonzulaufen wie Staub, vom Wirbelwinde getrieben.“ Auf die Frage, ob er auch beim Tode des unlängſt geſtorbenen Abtes Gerhard geweſen, antwortete Satan: „Da waren wir zahlreicher, als der Meeresſand, aber es hat uns auch wenig genützt, denn die Lausmönche lagen, wie Schweine um ihn auf der Erde und grunzten, ſo daß wir ihm nicht nahen konnten. Außerdem haben ſie auch noch ſo ein Brummhaus, das nennen ſie Kapitelhaus, da wird uns Alles wieder genommen, was wir bei ihnen durch Anreizungen vermocht.“ — „Wie konnteſt du Dummkopf es aber auch wagen,“ frug Walter, „zum Sterbebett eines ſolchen Mannes zu kommen?“. —

„Wagen? haha," lachte der Böſe, „ich ſaß ja auf einem Arm des Kreuzes, als der Sohn Gottes daran ſtarb." — „Da waren eurer auch wol viel zugegen?" fragte der Ritter und der Teufel ſprach: „Nein, da irrſt du dich; wir ſind da ſchlimm weggekommen und all mit einem Schlag in die Hölle geworfen worden."

Noch viel mehr erfuhr Ritter Walter von dem Teufel und erzählte es nachher, als er wieder geſundete, ſeinen Freunden.

305.

Teufel kommt vom Conzilium.

Jos. Nideri Formicarium de malefic. deception. c. 9.

Zur Zeit als das große Conzilium von Conſtanz gehalten wurde, gab es in der Stadt eine zahlloſe Menge ſchlechter Frauensperſonen, die von allen Seiten dahin ſtrömten. Eines Tages geſchah es, daß ein Läufer über Feld bei Winterhaur lief; dem kam ein Weibsbild entgegen, ſo ſchön, wie er noch keins geſehen, das ihn verleiten wollte. Der Läufer fragte die Frau, woher ſie käme? und ſie ſprach: „Ich komme vom Conſtanzer Conzilium." Als ſie ſah, daß der Läufer auf einen vollen Geldſack ſchaute, den ſie an der Seite trug, fügte ſie noch hinzu: „Und das Gold all habe ich mir mit meinem ſchönen Körper verdient." Kaum hatte ſie aber das Wort aus dem Munde, als ſie verſchwand, gleich einem Dampfe, und erkannte nun der Läufer wohl, wen er vor ſich gehabt.

306.

Glöckner vom Teufel verjagt.

Caesar. heisterbacensis dial. miracul. V. c. 56.

In dem Flecken Ammeln, der im Kölner Gebiete liegt, lebte ein Glöckner und der hatte ein Gelübde gethan, eine Wallfahrt zu machen. Er verabredete ſich alſo mit einer Frau des Ortes, die auch des Weges gehen wollte, und die bat ihn, daß er ein wenig früher aufſtehen und die Morgenglocke läuten möchte, denn die Sonne brenne gar heiß. Des Nachts nun kam der Teufel an ſein Bett, ſchüttelte ihn und ſprach: „Geh und läute die Matutin,“ ging dann wieder weg. Der Glöckner ſtand auf und ſah das Licht in der Kirche brennen, erkannte jedoch bald, daß es noch lange bis zum erſten Hahnenrufe ſei, und ging aus der Kirche, um der Frau zu ſagen, daß ſie ruhig noch ſchlafen könne, da es noch ſehr frühe ſei; er meinte nämlich, die Frau habe ihn aufgeweckt. Indem er ſie aber ſuchte und nicht finden konnte, ſah er plötzlich einen ſchwarzen Ochſen vor ſich ſtehen; der ſtreckte die Zunge heraus, faßte ihn damit und nahm ihn auf den Rücken, flog mit ihm davon durch die Luft und ſetzte ihn endlich auf der Zinne des Schloſſes Iſenburg nieder. Da fragte er ihn: „Haſt du nun noch keine Furcht?“ Der Glöckner antwortete: „Durch Zulaſſung Gottes bin ich hierher geführt; du kannſt nichts gegen mich, wenn es der liebe Gott nicht will.“ Darauf ſprach der Teufel: „Willſt du dich mir ergeben, dann trage ich dich wieder auf die Erde, gebe dir auch viele und große Reichthümer; willſt du das aber nicht, dann magſt du hier vor Hunger ſterben oder herunterſtürzend deinen Tod finden.“ Der Glöckner entgegnete: „Und ich beſchwöre dich im Namen Jeſu, daß du mir nichts zu Leide thueſt und mich ohne alle Verletzung wieder hinunterbringſt.“ Da faßte ihn der Teufel abermals und fuhr mit ihm nieder, warf ihn ins Feld bei dem Dorfe Gerisheim, wo ihn am Morgen einige Bauern fanden, die mit Fackeln verſehen nach dieſem Dorfe zogen, um der erſten Meſſe beizuwohnen. Denen erzählte er den Vorfall und ſie nahmen ihn mit ſich. Als er vier Tage nachher nach Hauſe zurückkam, beſchrieb er die Burg und die Zinne ſo genau, daß kein Menſch an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

307.

Gerhard von Hanebach.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII, c. 59.

In dem Dorfe Hanebach wohnte vor längerer Zeit ein Ritter, Namens Gerhard; noch leben mehre ſeiner Enkel und die Geſchichte, welche ich hier erzählen will, weiß jedes Kind in dem Dorfe.

Dieſer Ritter Gerhard hatte eine beſondere Andacht zu dem heiligen Thomas und begehrte ein Armer in dieſes Apoſtels Namen ein Almoſen von ihm, dann weigerte er es nie; auch ließ er zu des Heiligen Ehre viel beten und Meſſen leſen. Eines Tages geſchah es durch Gottes Zulaſſung, daß der Teufel in Geſtalt eines Pilgers an Ritter Gerhards Thür klopfte und um des heiligen Thomas willen ſich Nachtherberge erbat. Er wurde mit Freude aufgenommen, und da es kalt war und er ſehr zu frieren ſchien, gab Gerhard ihm ſelbſt ſeinen guten und wohlgefütterten Ueberwurf, daß er ſich damit Nachts decke und wärme. Am andern Morgen aber war der Pilgrim verſchwunden und Gerhards Weib fuhr den Ritter heftig an und ſchalt ihn, daß er, obgleich ſchon oft betrogen, doch jedem aufs Wort glaube, wer ihn nur in Thomä Namen um etwas bitte. Gerhard aber ſprach ruhig: „Darüber ſei zufrieden, Sankt Thomas wird uns den Schaden vergüten.“ Einige Zeit nachher trieb es ihm, das Grab des heiligen Thomas zu beſuchen; er rüſtete ſich und trat vor ſein Weib, ſchnitt vor ihren Augen ſeinen goldenen Ring in zwei Theile und gab ihr einen; den andern behielt er. Dann ſprach er: „Dieſem Zeichen ſollſt du glauben und vertrauen, wenn du es ſieheſt. Ich bitte dich aber, erwarte meine Rückkehr fünf Jahre lang; ſind die verlaufen, dann magſt du wieder heirathen.“ Sie gab ihm ihr Wort und er zog hin und kam nach langen Mühen zur Stadt des heiligen Thomas, welche in Indien liegt. Da wurde er von den Bürgern mit ungemeiner Freundlichkeit und Liebe aufgenommen und ſie pflegten ſein, als wäre er einer der Ihrigen. Dann ging er zu dem Heiligthume und bat allda innig und andächtig, befahl dem Apoſtel ſein Weib und ſein Gut und ſich ſelbſt. Inzwiſchen aber war der letzte Tag des fünften Jahres genaht und er ſeufzte in ſich: „Wehe mir, nun wird meine Frau einen Andern heirathen!“ Als er nun ſo traurig da ſaß und um ſich herumſchaute, da ſah er plötzlich den obenerwähnten böſen Geiſt in ſeinem Ueberwurfe unfern ſpazieren. Bald trat der ihm näher und frug ihn: „Kennſt du mich, Gerhard?“ — „Nein,“ ſprach Herr Gerhard, „dich kenne ich nicht, wohl aber meinen Mantel.“ Da ſprach der Teufel: „Ich bin der, der um Thomä, des Apoſtels willen, dich um Herberge bat und dir deinen Mantel nahm. Dafür habe ich ſchwer büßen müſſen.“ Und er fügte bei: „Ich bin der Teufel und mir iſt befohlen, daß ich dich, ehe die Menſchen zur Ruhe gehen, nach Hauſe zurückbringe, denn dein Weib will einen andern Mann heirathen; die Hochzeit iſt ſchon bereitet und ſie ſitzen am Mahle.“ Da faßte er den Ritter und trug ihn in kurzer Zeit aus Indien nach Deutſchland, aus dem Morgenlande nach dem Abendlande, und gegen Einbruch der Nacht, während der Dämmerung noch, ſetzte er ihn unverletzt auf dem Hofe ſeiner Burg Hanebach nieder. Der Ritter trat in der fremden Kleidung, welche er noch trug, in die Burg und fand da ſeine Frau neben ihrem Bräutigam bei dem Mahle; näher zu ihr tretend, warf er, ſo daß ſie es ſah, die Hälfte ſeines Ringes in ihren Becher und ging wieder weg. Die Frau aber nahm alsbald den halben Ring und hielt ihn zur andern Hälfte, und ſie erkannte, daß ihr Mann zurückgekehrt war; ſie ſprang auf und umarmte und küßte ihn und hieß ihn herzlich willkommen; von ihrem Bräutigame wollte ſie nichts mehr wiſſen. Gerhard aber hielt ihn noch die Nacht bei ſich auf der Burg; am andern Morgen erſt ließ er ihn ziehen.

308.

Spuk auf dem Schlachtfelde.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XII. c. 16.

In der Nacht, welche dem Tage folgte, an dem das Heer des Herzoges von Löwen von denen von Lüttich geſchlagen und niedergemacht wurde, kam ein Diener des Grafen von Looz in die Gegend von Montenach, wo die Schlacht ſtattgefunden hatte. Es war noch nicht ſpät in der Nacht; er ſah und hörte dort große Kämpfe und gewaltiges Fechten der böſen Geiſter, welche ſonder Zweifel ſich freuten, ſo reiche Beute daſelbſt gemacht zu haben.

309.

Spiel mit dem Teufel.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 34.
Barthol. de Spina de confession. maleficorum. p. 205.

In dem Städtchen Soeſt, welches in der Diöceſe Köln in Weſtphalen liegt, lebte ein Ritter, Namens Thymo; der war dem Spiele ſo ſehr ergeben, daß er Tag und Nacht auf nichts anderes ſann und ſein Geldſäckchen überall mit ſich trug, um nur ja niemals ohne Münze zu ſein; er war auch ſo gewandt und ſo glücklich im Spiel, daß er ſtets gewann und ſelten oder nie jemand mit vollem Sacke von ihm abkam. Eines Nachts nun geſchah es, daß ein Menſch in ſein Haus kam, der einen vollen Geldbeutel unter dem Arme trug und Herrn Thymo zum Spiel einlud. Beide ſetzten ſich an der Tafel nieder und begannen zu ſpielen, aber der Fremde verſtand es beſſer als Thymo und gewann ihm alles ab. Darüber erzürnte der Ritter und ſchrie: „Du biſt der Teufel ſelbſt, anders iſt es nicht möglich.“ — „Gerathen,“ ſprach der Andere, „und da es Tag zu werden beginnt, wirſt du mich wol begleiten;“ und damit faßte er ihn beim Kopfe und fuhr mit ihm zum Dach hinaus, ſo daß die Eingeweide an den Ziegeln hängen blieben. Wo der Körper hingekommen iſt, das hat man bis heute nicht erfahren können.

310.

Teufel zieht die Stiefeln aus.

Caſp. Henneberger, Preußiſche große Landtafel S. 208.
H. Schiel, von Geſpenſtern. E. 3. S. 70.
Simon de Vries, Hiſtor. Decen S. 61.

Ein Bürger aus Marienburg kam eines Abends ſpät nach Haus und war ſo betrunken, als er nur ſein konnte. Schon hatte er zu wiederholten Malen ſeinen Knecht angerufen, aber der ſchlief ſo feſt, daß man eine Kanone neben ſeinen Ohren hätte abſchießen können, ohne ihn zu wecken. Da fluchte der Bürger endlich in höchſtem Unwillen: „Ei, ſo wollte ich, daß der lebendige Teufel käme und mir die Stiefeln auszöge!“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde und der Gerufene ſtand da und zog ihm wirklich die Stiefeln aus, aber dermaßen, daß er die Strümpfe und ſelbſt das Fleiſch von den Beinen mit wegzog. Zwanzig Wochen lang lag der Mann in den größten Schmerzen und ſtank dermaßen, daß Niemand um ihn ſein mochte, bis er endlich elendiglich ſtarb.

311.

Die verwandelten Fiſche.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. IV. c. 87.

Bruder Gottſchalk von Volmunſtein erzählte mir, der Teufel habe eines Tages dem Mönche Hermann zu Arnsberg in Geſtalt eines dieſem wohlbekannten Mannes eine Schüſſel voll Fiſche gebracht. Da es noch frühe war, ſprach Bruder Hermann, er ſolle die Schüſſel nur hinſetzen. Als aber der Mittag nahte und man die Fiſche zubereiten wollte, fand man anſtatt der Fiſche Pferdekoth auf der Schüſſel.

312.

Des Teufels Plagereien.

v. Greiffenſtein, Fluchteufel. C. 6. S. 108.
Simon de Vries, Hiſtor. Ocean S. 58.

Ein ſchwediſcher Soldat, der Anno 1642 mit dem Heer in Deutſchland ſtand und von dem man ſelten oder nie einen Fluch gehört, wurde im Blüthenmonat des genannten Jahres bei ſeinem Hauptmann einer ſchweren Sache angeklagt und mußte, obgleich er unſchuldig war, nicht nur derbe Verweiſe anhören, ſondern auch ſeinen Rücken noch zu tüchtigen Schlägen herhalten. Das brachte ihn in eine alſo raſende Wuth, daß er bei ſich ſelber ſprach: „Ehe es Morgen wird, hat der Hauptmann den Reſt, oder der Teufel plage mich auf alle Art." Das trug ſich zu an einem Nachmittag; noch ehe es Abend wurde, ſtieg der Hauptmann zu Pferde und ritt nach einem fünf deutſche Meilen entlegenen Orte, ſo daß der Soldat ſein Vorhaben unmöglich vollführen konnte. Am andern Morgen, als er erwachte, öffnete ſich die Thür ſeines Zimmers, und ein langer ſchwarzer Mann von ſcheußlicher Geſtalt trat herein, trat recht vor ſein Bett und verſchwand. Wie ſehr er darüber in Angſt gerieth, das kann man leicht denken; doch kleidete er ſich an, ſprach Niemanden davon und ging aus, ſeiner Gewohnheit zufolge. In der folgenden Nacht ſah er unerwarteter Weiſe ein Leuchten, wie das einer großen Flamme, um ſeine Bettſtelle herum, und gleich darauf denſelben ſchwarzen Kerl, der ihn jämmerlich ſchlug. Er rief erbärmlich um Hülfe, aber keiner von denen, die um ihn waren, ſah etwas von dem all. Da bat er einen andern Soldaten, in der kommenden Nacht doch bei ihm ſchlafen zu wollen; das that der auch, aber nun wurde der arme Menſch gar aus dem Bette gezogen und bekam noch mehr Schläge als in der verwichenen Nacht, ohne daß jedoch ſein Geſelle etwas davon gewahr wurde; nun wollte weder der, noch ein anderer Soldat ferner noch bei ihm ſchlafen. Oftmals ſah er, wenn er am Tage ausging, einen häßlichen Drachen, einen feurigen Vogel oder ein glühend Rad um ſein Haupt ſchnurren und ſauſen. Einmal entfiel ihm ſein Handſchuh; als er meinte, denſelben aufzuheben, faßte er eine große Kröte. Einige Male, wenn er neben andern Soldaten in Reihe und Glied ſtand, bekam er einen ſo harten Schlag an die Ohren, daß er zu Boden ſtürzte; niemand jedoch konnte ſehen, von woher der Schlag gekommen war. Das dauerte etwa vierzehn Tage; nach deren Verlauf fand man ihn eines Morgens todt im Stadtgraben liegen. Ob er ſich ſelbſt hineingeſtürzt, oder von Satan hineingeworfen worden, das weiß man nicht.

513.

Auf des Teufels Geſundheit trinken.

Sebaldi Breviar. histor. p. 384.
Gottfr. Bruner, Morderzählungen. S. 151.
Simon de Vries, Hiſtor. Ocean. S. 363.
Zeilers Sendſchreiben, II. ep. 516 S. 728.
Gottfr. Schulzens neu augirte und continuirte Chronica S. 608.

Im Jahre 1642 lagen zu Staßfurt, im Erzſtifte Magdeburg, einige kaiſerliche Compagnien Soldaten im Quartier. Zwei dieſer Kriegsleute ſaßen eines Tages zuſammen in der Schenke und tranken einander weidlich zu; der eine von ihnen war ein ganz gottloſer Böſewicht, der nach langem unmäßigen Sauſen ſich gar erkühnet, einen Trunk auszubringen auf des Teufels Geſundheit, worauf ihm aber der Andere nicht Beſcheid thun wollen; er verließ ihn gar, ſo daß er allein ſitzen blieb. Da kam zur Stunde der böſe Geiſt ſelber und bot ſich an, keinen Trunk zu weigern, doch der Soldat roch den Braten und gedachte ſich ſtill aus dem Staube zu machen, welches Satan anfangs nicht gern zuzugeben ſchien, endlich doch bewilliget. Kaum war der Soldat aber auf der Straße, als ein ſchwarzer Wolf auf ihn zuſtürzte und ihn dermaßen bei der Kehle faßte, daß er zur

Stunde den Geiſt aufgab. Der andere Soldat, welcher nicht Beſcheid thun wollen, doch aber mit dem Böſewicht immer zuſammen geweſen und geſoffen, wurde von dem ſchwarzen Geiſte in den Keller geſchleppt, wo er eine Tafel ſah, voll der allerköſtlichſten Speiſen; verſchiedene Gäſte ſaßen um dieſelbe herum und nöthigten ihn, Platz bei ihnen zu nehmen und mitzueſſen; er aber weigerte ſich deſſen und ſah nur um ſich nach der Treppe, um weg zu flüchten. Als dieſe Teufel das merkten, faßten ſie ihn, riſſen ihm die Kleider vom Leibe und zerſtückelten dieſelben in ganz kleine Läppchen; an ſeinem Leben litt er glücklicherweiſe keinen Schaden, hat ſich im Uebrigen von der Zeit ab vor allem Fluchen und Schwören wohl gehütet.

Zu Bernſtadt in Schleſien hat ſich um das Jahr 1643 ein Aehnliches zugetragen. Da tranken drei trunkene Soldaten des Teufels Geſundheit. Kaum hatten ſie das gethan, als der Böſe durch ein Fenſter in die Kammer fuhr, einen von ihnen bei dem Kopfe griff und ihn mit großer Gewalt gegen den Ofen ſchmiß. In größter Noth rief der Soldat den ſüßen Namen Jeſu aus, welches den Teufel zwang von ihm abzulaſſen; darauf iſt der hölliſche Geiſt oben durchs Dach weggefahren, hat zwei Balken und eine gute Reihe Schiefer noch mit ſich genommen.

314.

Teufel entführt den Jüngling.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 27.

Ein junger Lübecker hatte einen ſeiner Freunde, der aus Soeſt in Weſtphalen gebürtig war, zu einem Mädchen beſchieden, welches, wie er ſagte, in Liebe für den

Soeſter glühte und um allen Preis ihm ihre Gunſt ſchenken wolle. Als der Soeſter aber kam, fand er ſeinen Freund das Mädchen umarmend und darüber erzürnte er ſo ſehr, daß er ausrief: „So führe mich der Teufel, der mich hierher gebracht, auch wieder weg!“ Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er ſich ergriffen und durch die Luft hinweggeriſſen fühlte über Häuſer und Kirchen und die ganze Stadt hin, bis an einen See, wo es ihn fallen ließ; da hörte er noch eine Stimme, welche ſprach: „Hätteſt du dich nicht gezeichnet, dann drehte ich dir nun den Hals um.“ Als er aus der ſchweren Ohnmacht, in die er geſunken war, wiedererwachte, ſpie er Blut und war außermaßen ſchwach und elend; doch ſammelte er noch ſeine wenigen Kräfte und ſchleppte ſich zu dem nahen See, wo er ſein blutiges Angeſicht etwas wuſch. Noch ein Jahr nachher konnte er kein Glas in ſeinen Händen halten, ſo zitterte und bebte er.

315.

Herzog Arnulph von Baiern.

S. Münſters Cosmographie S. 772.
Joannes Adelphus in vita Friderici III. L.
Ichthorii de occultis naturae p. 313.
Ladenburgii de indiciis dei p. 191.
Michael Sachs Kaiſer-Chronik III. S. 93.
S. de Vries, de Satan S. 306.

Arnulphus, der achte römiſche Kaiſer in Deutſchland, hatte einen Sohn, der gleicher Weiſe Arnulph oder Arnold hieß. Dieſen machte er zum Herzoge von Baiern und er wurde der Stammherr ſowohl der bairiſchen Herzöge, als auch der Pfalzgrafen bei Rhein. Es war ein überaus arger Herr, gottlos, ein Flucher und Schwörer und aller Untugend voll, weßhalb er auch Malus zubenamt wurde. Als er einſt auf der Brücke zu Scheiern ſtand, entbrannte er in unſinniger Wuth, riß ſeinen Handſchuh aus und warf den hoch in die Luft, indem er ſprach: „Da, Teufel, nimm den Handſchuh zum Unterpfand, daß ich mich ſelbſt und mein Antheil an Baiern dir zum Eigenthum gebe!“ Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Handſchuh verſchwand. Doch war der Böſe damit nicht zufrieden, daß er das Pfand hatte, er faßte auch den Pfandgeber beim Kopfe und führte ihn mit ſich weg vor Vieler Augen; nachdem er ihm das Genick gebrochen, warf er den Leichnam in das Ried der Weiher zu Scheiern. Lange nachher iſt es noch an dem Orte umgegangen und erzählte man ſich wunderbare Dinge davon.

316.

Teufel in der Geliebten Geſtalt.

Sifrid. Misnensis und aus ihm
Hieron. Drexelius, vom Richterſtuhl Chriſti C. 9, §. 5.

Im Jahr 1260 hat ſich ein Jüngling zu Meißen ſeine Liebhaberin zu ſehen von einem Zauberer an einen verborgenen Ort des Hauſes führen laſſen. Allda ließ ſich ein Geſpenſt, ſo der Zauberer hinzugebannt, in Geſtalt der geliebten Jungfrauen ſchauen. Der begierige Jüngling wollte ſie umfahen, doch ſo bald er ihr die Hand gereicht, ſchlug ihn der Teufel mit dem Kopf an die Wand, ſo daß er einen erſchrecklichen Tod nahm. Mit dem todten Leib aber ſchlug der Teufel den Zauberer dermaßen nieder, daß er lange für todt dagelegen.

317.

Den Teufel beſchwören.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 2.

Ritter Heinrich von Falkenſtein glaubte nicht an den Teufel, ſprach auch öfters darüber mit dem Abte Cäſarius von Prüm, der ihm ſtets vergebens bewies, daß es doch einen Satan gäbe. Einſt hörte Ritter Heinrich von einem Geiſtlichen, Namens Philipp, reden, der ein großer Meiſter war in der ſchwarzen Kunſt, und zu dieſem begab er ſich und bat ihn, daß er ihm doch einmal den Teufel zeigen wolle. Meiſter Philipp ſuchte ihm das auszureden, indem zu viel Gefahr damit verbunden ſei; aber der Ritter mochte von nichts hören und beſtand nur auf ſeiner Bitte. Da verſprach ihm endlich Meiſter Philipp, ſeinem Wunſche zu genügen und beſchied ihn zu dem Ende auf einen Kreuzweg; als der Ritter dahin kam, zog der Meiſter einen Kreis um ihn mit einem Schwerte und ſprach: „Wenn eines von euern Gliedern vor meiner Rückkehr über dieſen Kreis hinaus rührt, dann ſeid ihr verloren,“ ermahnte ihn auch, daß er nichts von ſich gebe, noch verſpreche, auch daß er ſich nicht bekreuze, und fügte hinzu: „Der Teufel wird dich auf alle Weiſe verſuchen und erſchrecken wollen, doch kann er dir nicht ſchaden, ſo lange du meinem Rathe folgeſt;“ mit den Worten verließ er ihn. Als der Ritter nun ſo allein in dem Kreiſe ſaß, ſah er plötzlich gewaltige Fluthen auf ſich zuſtrömen; gleich darauf hörte er Gegrunze von Schweinen, lautes Gewüthe, wie von einem Sturme und anderes Getöſe mehr, womit der Böſe ihn erſchrecken wollte; aber er hielt ſich ſtark und blieb unbeweglich. Zuletzt erſchien in dem nahen Walde ein die höchſten Bäume überragendes Schattengebilde in Menſchengeſtalt und das nahte dem Kreiſe und fragte den Ritter, was er wolle. Dieſer erkannte alsbald, daß es der Böſe ſei, denn der Rieſe war ganz ſchwarz und übermaßen häßlich und trug ein Kleid, ſo ſchwarz, wie er ſelbſt. Auf die Frage antwortete der Ritter ſonder Zögern: „Du thateſt wohl, zu kommen, denn ich wünſchte herzlich, dich zu ſehen.“ — „Was willſt du denn von mir?“ frug der Böſe weiter und Herr Heinrich entgegnete: „Ich hatte ſtets ſo viel von dir gehört, daß ich neugierig wurde.“ — „Was haſt du denn von mir gehört?“ fuhr der Teufel fort und der Ritter ſprach: „Wenig Gutes und viel Böſes.“ — „Das konnte ich denken,“ ſagte der Böſe, „denn die Menſchen richten und verurtheilen mich oft ohne die mindeſte Urſache. Ich ſchade Keinem, thue Keinem Leides, wenn man mich nicht dazu zwingt; deß iſt dein und mein Freund, Meiſter Philipp, Zeuge und den magſt du fragen, ob ich ihm je etwas in den Weg legte. Was er will, das will ich und ſo umgekehrt; auf ſeinen Ruf bin ich auch her zu dir gekommen.“ Da fragte der Ritter: „Wo warſt du denn, als er dich rief?“ und der Böſe antwortete: „So weit auf der andern Seite des Meeres, als es von hier bis zum Meere iſt; da ich nun aber den weiten Weg um deinetwillen machte, wäre es doch wol ſchicklich und Recht, daß du mir ein kleines Geſchenk gäbeſt.“ — „Was hätteſt du denn gern?“ fragte Herr Heinrich und Satan entgegnete: „So gib mir nur deinen Mantel.“ Da der Ritter den nicht geben wollte, bat der Böſe um den Gürtel und endlich um ein Schaf aus ſeiner Heerde, und als er auch das abſchlug, um den Haushahn. Das wunderte Heinrich und er fragte: „Ei, was willſt du denn mit meinem Haushahne?“ Darauf entgegnete der Teufel: „Ich hätte ihn gerne, damit er mir krähe.“ — „Wie würdeſt du ihn denn holen?“ fragte der Ritter weiter und der Böſe antwortete: „Darum ſorge nicht, gib mir ihn nur." Als Herr Heinrich aber darauf ebenſowenig, als auf alles Andre eingehen wollte, wurde der Teufel böſe und ſtreckte ſeine gewaltige Krallenfauſt nach ihm, als ob er ihn faſſen wollte; darüber erſchrak der Ritter ſo, daß er laut um Hülfe ſchrie. In demſelben Augenblicke lief Meiſter Philipp herbei und zugleich verſchwand der Böſe. Seit der Zeit hat Herr Heinrich ſeine frühere friſche und geſunde Farbe ganz verloren und auch in ſeinem ganzen Leben ſelbe nicht wiederbekommen.

318.

Teufel holt den Ungehorſamen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 4.

Ein ander Mal hatten mehre Jünglinge aus Baiern, die in Toledo die ſchwarze Kunſt ſtudirten, den Meiſter Philipp wieder ſo lange gequält, bis er ihnen das Verſprechen gab, den Teufel für ſie zu beſchwören. Er führte ſie alſo zu paſſender Stunde in das Feld und zog den Kreis mit dem Schwerte um ſie, ſchärfte ihnen aber ein, daß ſie nicht den Kreis überſchreiten, keinem etwas geben und ebenſowenig von einem etwas nehmen ſollten. Nachdem der Meiſter kaum ſich entfernt hatte, kamen Ritter und führten Spiele bei dem Kreiſe auf und turnierten luſtig; als ſie das eine Zeitlang getrieben hatten, liefen ſie mit ihren Lanzen und Schwertern gegen die Jünglinge an, um ſie aus dem Kreiſe zu jagen, aber dieſe waren zu klug, um ſich ſo leicht bange machen zu laſſen. Plötzlich verſchwanden die Ritter und es ſtanden an ihrer Stelle liebreizende Jungfrauen; die tanzten um den Kreis herum und ſuchten die Jünglinge zu verlocken.

Vor Allem war eines der Mädchen von ungemeiner Schönheit; dieſes ſchien ſich einen der Jünglinge beſonders erkoren zu haben, denn ſo oft es im Tanze an ihm vorbeiſtrich, nickte es ihm freundlich zu und bot ihm einen goldenen Ring. Dadurch ließ der Unglückliche ſich endlich verleiten und hielt ihr den Finger über den Kreis hin, damit ſie ihm den Ring anſtecke; aber ſie faßte ihn an dem Finger und er verſchwand mit dem Mädchen in einem brauſenden Wirbel. Als die Andern das ſahen, ſchrien ſie jämmerlich und klagten dem herbeiſtürzenden Meiſter, wie ihr Genoſſe von den Geiſtern entführt worden ſei. Da ſprach der Meiſter: „Sehet ihr nun, daß ich euch wohl rieth; der iſt verloren und ihr ſehet ihn nicht wieder.“ Ein ſolcher Troſt behagte den Jünglingen wenig und ſie drohten dem Meiſter, daß ſie ihn ermorden würden, ſchaffe er ihnen den Geſellen nicht zurück. Philipp kannte die Baiern zu wohl als ein entſchloſſenes und heftiges Volk, als daß er nicht Alles von der Drohung gefürchtet hätte, darum ſuchte er einſtweilen die Sache auszuſtellen und ſprach: „Ich will es verſuchen und iſt irgend noch Hoffnung, ihn zu retten, dann ſoll er gerettet werden.“

Er rief alsdann einen der Geiſter zu ſich und erzählte dieſem, wie die Jünglinge ihn tödten wollten, wenn er den Geraubten nicht wiederſchaffe, und der Geiſt ließ ſich erbitten und ſprach: „Morgen werde ich einen Rath an dem und dem Orte zuſammenrufen und da ſoll Alles abgemacht werden. Komm alſo dahin und wir wollen ſehen.“ Als die Sache nun zur Verhandlung kam, da erhob ſich ſogleich ein Gegner und der ſagte, der Jüngling ſei den Geiſtern verfallen, denn er habe dem Meiſter nicht gehorſamt und das Geſetz des Kreiſes übertreten. Andre meinten aber, man müſſe ihn doch freilaſſen, um des Meiſters Leben zu ſchützen, und ſo ging das lange fort, bis der Vorſitzer ſich an einen wandte, der unmittelbar neben ihm ſaß und den fragte: „Oliver, ſo ſage du mir, was denn hier zu thun iſt.“ Oliver ſtimmte für die Freilaſſung des Jünglings und bald darauf wurde derſelbe auch dem Meiſter zurückgegeben. Das was er alles geſehen, hatte ihn aber ſo ergriffen, daß er nicht lange nachher in ein Kloſter ging, wo er auch ſtarb.

319.

Flucher beſtraft.

Sigismundi Latomi relat. histor. autumn. de anno 1638. p. 46.
Martini Zeilleri epistolae n. 229. p. 671.
S. de Vries, de Satan I, 308.

In der Nähe des Städtchens Forſt, welches in der Niederlauſitz gelegen iſt, nahm im Jahre 1638 ein Reiter einem Fleiſcher gegen hundert Reichsthaler an Geld, womit dieſer eben ausgegangen war, um Vieh zu kaufen. Der Beraubte beklagte ſich darüber bei dem Commandanten und der ließ den Reiter alsbald zu ſich entbieten. Auf die Anſchuldigung des Fleiſchers leugnete der Reiter gradeweg und vermaß ſich gar zu ſagen: „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich auch nur das Allermindeſte darum weiß.“ Flugs erſchien in der Kammer ein feiner Junker mit einem rothen Rocke nach der neueſten Mode; der faßte den Reiter und führte ihn mit ſich weg. Am andern Tage fand man den Leichnam des Räubers an derſelben Stelle, wo er den Raub begangen hatte. Die hundert Reichsthaler lagen aber in der Kammer des Commandanten am Boden.

320.

Teufel in der Bierſchenke.

Sprengers Malleus II. qu. 1. c. 3.

In einem Städtchen bei Landshut waren eines Tages mehre Studenten in einer Bierſchenke verſammelt; ſie beſchloſſen daß der, welcher das zu trinkende Bier zutrage, nichts zu zahlen habe. Einer von ihnen erbot ſich, das Geſchäftchen zu übernehmen; als er aber die Thür öffnete, um Bier zu holen, ſah er einen ſo dichten Nebel vor der Thür, daß er erſchrocken zurücktrat und ſprach, er gehe um keinen Preis Bier holen. Da ſagte ein Andrer, welcher ein kühner und frecher Burſche war: „Ei und wenn der Teufel vor der Thüre ſtände, ich ſchaffe uns Bier;“ ging alſo und riß die Thür auf, wurde aber gefaßt und weg durch die Luft geführt, daß Alle ihn ſahen und hörten, wie er jämmerlich ſchrie. Weit von dem Orte ab wurde er auf die Erde niedergeſetzt. Er ging von da an in ſich und iſt ſpäter geiſtlich geworden.

321.

Die ungetaufte Glocke zu Knechtſtein.

Jos. Wieri de praestigiis daemonum. Basil. 1577. col. 44.

In den Thurm der Abtei Knechtſtein bei Köln hatte man eine ungetaufte Glocke aufgehängt. In der folgenden Nacht kam der Teufel, riß ſie heraus und warf ſie in einen nahegelegenen Moor. Daſelbſt hört man ſie in der Weihenacht und in den Quatembernächten noch ſtets läuten.

322.

Kind dem Teufel geopfert.

Sprengers Malleus II, qu. 1 c. 13.

Die Frau eines gewiſſen Bürgers erwartete ihr Kindbett, wollte aber von keiner Hebamme wiſſen, ſprach, ihre Tochter, welche auch Hebamme war, könne helfen. Der Mann fand das gar ſonderlich und um ſich Gewißheit zu verſchaffen, was dabei eigentlich zum Grunde läge, verbarg er ſich in einem Winkel, von wo er Alles ſehen konnte, was in der Frauen Kammer vorging. Da ſah er denn greuliche Dinge, wie das Kind, kaum geboren, dem Teufel geopfert wurde. Das geſchieht nun gewöhnlich, indem man die Kinder unter Herſagung einer gewiſſen Formel in der Küche über dem Herde in die Höhe hebt; dem Kinde hier hatte die Tochter aber etwas angehangen, wodurch es ganz von ſelbſt aufgehoben wurde. Als der Mann nun in die Kammer trat, drang er darauf, das Kind ſolle alsbald getauft werden. Zu dem Ende mußte man es in ein ander Dorf tragen, wo die Pfarrkirche ſtand, und der Weg dahin ging über eine Brücke. Als ſie nun an die Brücke kamen, zog der Mann ſein Schwert und hielt es der Tochter, die das Kind trug, entgegen, ſprach, daß es Pathe und Pathin und noch andre Leute ſahen und hörten: „Ich will nicht, daß du das Kind über die Brücke trageſt, es ſoll allein hinüber, oder ich erſäufe dich in dem Waſſer da. Haſt du, ſchlechtes Weib, das Würmchen früher in die Höhe ſteigen laſſen, dann kannſt du auch machen, daß es nun ohne Jemandes Hülfe über die Brücke kommt.“ Da war das Mädchen wol gezwungen, zu gehorchen, denn andernfalls ſah ſie nur den Tod vor ſich; ſie legte alſo das Kind auf die Brücke und murmelte eine Beſchwörung und flugs lag es auf der andern Seite des

Waſſers an dem Ende der Brücke. Nun gingen ſie Alle weiter zur Kirche und nach der Taufe wieder nach Hauſe. — Kaum aber war die Zeit der Reinigung der Wöchnerin vorüber, als der Mann Frau und Tochter zugleich dem Gericht anzeigte, wonach Beide auch zugleich verbrannt wurden.

323.

Teufel als Bär.

Eraſmi Franciſci hölliſcher Proteus.
S. de Vries, de Satan II, S. 369.

Im December des Jahres 1686 ſpielten einige Soldaten im Wachthauſe der königlich däniſchen Feſtung Glückſtadt mit Würfeln. Einer von ihnen verlor dabei faſt all ſein Geld, hielt aber nichtsdeſtoweniger mit Spielen an, wie ſehr auch ſeine Mitſpieler ihm abriethen, fortzufahren. Endlich fuhr er erboſt gar in den greulichen Fluch aus, er wolle des Teufels ſein, wenn er nicht Alles wiedergewinne, was die Andern ihm abgewonnen. Kurz nachher ſchlug die Stunde, in welcher er ſeinen Poſten beziehen mußte. Da ſtand er noch nicht lange, als ein erſchreckliches Unthier auf ihn zurannte in Geſtalt eines Bären. Beim erſten Geräuſch, welches daſſelbe im Herzukommen machte, rief er: „Wer da?" Darauf antwortete das Unthier: „Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde ungefähr zu Eigen gabſt." Der Soldat, der das Fluchen bis dahin nur für eine Formel aus der Kriegerrhetorik gehalten und nicht gedacht hatte, daß der Böſe das ſo im Ernſte aufgenommen hätte, ſtand in gewaltiger Angſt da, griff aber bald zum beſten Mittel, welches zu ergreifen war, nämlich zum Gebete, worauf der Bär langſam zurückwich.

324.

Teufel geleitet den Ritter.

Caesar heisterbac. dial. mirac. d X. c. 11.

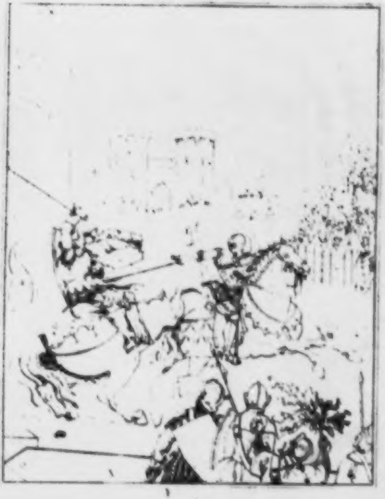
Ein Abt von Naumburg erzählte dem Cäſarius oft folgende Geſchichte:

Eine Beſeſſene ſollte in der Kirche überleſen werden, als ſie plötzlich auffuhr und rief: „Er kommt! Er kommt!“ Jedermann fragte ſie, wer denn käme, jedoch ſie ſprach nur: „Ihr werdet ihn ſchon ſehen.“ Als nun bald darauf ein durch ſeine Waffenſtärke weit berühmter Ritter in die Kirche trat, jubelte ſie: „Da iſt ja mein Freund, da iſt er!“ Der Ritter erſchrak darob und ſprach: „Was ſagſt du? Bin ich dein Freund?“ — „Ja, gewiß,“ antwortete der Böſe aus des Mädchens Munde, „mein allerbeſter, denn du thuſt ſtets meinen Willen.“ — „Ei, du biſt doch ein dummer Teufel,“ ſprach der Ritter lächelnd; „wenn du klüger wäreſt, dann zögſt du mit uns aufs Turnier, wo die Männer ſinken wie Schneeflocken. Da ſitzeſt du aber hier und quälſt das arme, unſchuldige Mädchen.“ — Biſt du es zufrieden,“ fragte der Teufel alsdann, „ich gehe mit dir; laß mich nur in dich fahren.“ Das wollte der Ritter aber keineswegs und ſprach kurz: „Nein, das geht nicht.“ — „Dann laß mich auf deinem Sattel ſitzen,“ bat der Teufel; doch auch das wollte der Ritter nicht, ebenſowenig, daß er ſich anderswo aufs Pferd oder auf den Zaum ſetze. Da ſprach der Böſe endlich: „Zu Fuße kann ich nicht laufen, du mußt mir irgend ein Plätzchen geben.“ Den Ritter jammerte das Mädchen zu ſehr, als daß er dem Teufel die Bitte hätte abſchlagen können, und er wies ihm ein Eckchen in ſeinem Mantel an, aber unter der Bedingung, daß der Böſe ihm nichts zu Leide thue und ſo lange bei ihm bleibe, als die Turniere dauerten. Deß war Satan zufrieden und ſprach „Ich thue dir nichts, im Gegentheil, ich werde dir nur zum Vortheile ſein." — „Und du wirſt von mir weichen, ſobald ich will?" frug der Ritter weiter, und das gelobte der Böſe auch und ſchwang ſich huſch in des Kämpen Mantel. Seit dem Augenblicke war deſſen Lanze unwiderſtehbar und wer vor ſie kam, ſank; wen er gefangen nehmen wollte, der mußte ſich ergeben.

Wo der Ritter von dem Augenblick an ſtand und ging, da war der Teufel bei ihm, ſprach und unterhielt ſich mit ihm. Betete der Ritter in einer Kirche zu innig, dann raunte ihm der Böſe zu: „Brumm nicht wieder ſo viel;" und ſprengte ſich derſelbe mit Weihwaſſer, dann hieß es: „Nimm dich in Acht, daß du mir nicht zu nahe kommſt." So dauerte das fort bis zur Zeit, wo die Kreuzprediger das Land durchzogen und die Gläubigen zum Zuge gegen die Ungläubigen aufriefen. Da wollte denn der Ritter auch in eine Kirche gehen und ſich mit dem Kreuze zeichnen laſſen, aber der Teufel hielt ihn zurück und ſprach: „Was willſt du da thun?" — „Gott dienen und dir entſagen," antwortete der Ritter; „weiche darum von mir." — Das gefiel dem Böſen aber nicht und er ſagte: „Was mißfällt dir denn ſo ſehr an mir? Ich habe dir doch nie Uebles gethan, ſondern bin dir immer zu Nutz geweſen; mir verdankſt du deinen glorreichen Namen. Willſt du es aber durchaus, dann muß ich dich laſſen, denn ich habe es dir verſprochen und zugeſchworen." — „Ich nehme das Kreuz," ſprach der Ritter, „und darum gehe von mir; ich beſchwöre dich in Chriſti Namen." Da wich Satan.

Der Ritter aber zog zum heiligen Lande und kämpfte dort zwei Jahre gegen die Ungläubigen und als er zurückkehrte, baute er ein großes Hoſpital für Kranke und Pilger und zog ſich endlich auch dahin mit ſeiner Frau

[illegible]



[illegible]

zurück, ſeine noch übrigen Tage dem Dienſte des Herrn zu weihen.

325.

Teufel ſonder Kopf.

Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 100.

Auf dem Heerwege zwiſchen Löwen und Wierbeek liegt eine bezauberte Stelle, ein Kreuzweg nämlich, auf dem der Teufel ſich häufig zeigt. Wer da um Mitternacht vorbeikömmt, der empfindet ſchon von Weitem einen ſtarken Geruch, wie von Pech und Schwefel; dann übrigens iſt es Zeit, ſich platt mit dem Bauche auf die Erde zu werfen, denn der Teufel naht, und bleibt man aufrecht, dann iſt man ſicherlich verloren. Er erſcheint gewöhnlich in folgender Geſtalt. Einen Kopf hat er nicht, die Augen ſtehen ihm gleich unter den Schultern, und an der Stelle, wo der Magen liegt, befindet ſich ſein Mund, aus dem eine glühende Zunge herausleckt. Sieht der Böſe, daß man platt an der Erde liegt, dann beginnt er ſeine Beute zu ſchlagen und zu rollen, bis man todesmatt kaum noch ein Wort hervorzubringen vermag. Iſt er ſo weit, dann ſchreit er: „Du Höllenbrut, du, ich muß glühende Buttermilch für neunundneunzig Verdammte kochen und du ſollſt der Hundertſte ſein." Das iſt aber nur eine letzte Probe und ein letzter Strick, den er ſpannt. Glücklich, wer dann Geiſtesgegenwart genug hat, zu antworten: „Hoho, Freund, du haſt den Kopf gewiß verloren. Mit dir gehe ich wahrlich nicht." Gäbe man die Antwort nicht, dann müßte man ſelbſt die Suppe für Neunundneunzig kochen und als Teufel ſonder Kopf umwandeln, bis man einen Stellvertreter ſände; darnach würde man Wärwolf und bliebe dies ſo lange, bis ein Mann im Stande der Gnade uns eine tödtliche Schußwunde zubrächte.

326.

Duiveljong.

Mündlich.

Es gibt viel Menſchen, die vermittelſt teufliſcher Künſte ſich ein Döschen zu verſchaffen wiſſen, worin ſolch eine Teufelsbrut (Duiveljong) liegt. Es iſt dies ein klein, ſchwarz Ding, wie ein Thierchen; dem muß man alle Tage ein rein leinen Tüchel unterlegen und ihm drei Tropfen eignen Blutes geben. Thut man das nicht, dann bekommt man Schläge von unſichtbarer Hand, die nicht enden, bis die Teufelsbrut ihr Blut hat. Will man es los ſein, dann dreht man's nur in ein Taſchentuch und wirft es auf die Straße. Wer es dann aufhebt, der kann es, will er's nicht, auf dieſelbe Weiſe loswerden. Derjenige aber, der es dann aufnimmt, muß es behalten, denn es iſt alsdann in der dritten Hand. Und würfe er es hundert Mal weg, es würde hundert Mal zu ihm zurückkehren.

Eine ſolche Teufelsbrut verſchafft dem, welcher ſie bei ſich trägt, große Kraft. So war einmal ein Flachsſchläger, der ſechs Mal ſo viel Arbeit that, als jeder Andere. Er hatte nämlich in den Handgriff ſeines Schlägels ein Loch gebohrt und die Teufelsbrut dahinein geſteckt.

327.

Alraunen zu Wien.

Monatliche Unterredungen von dem Reich der Geiſter. Neunte Unterredung. S. 207 u. 208.

Der Vorſteher des Bücherſchatzes in der kaiſerlichen Bibliothek in Wien hatte ehedem dort nach dem gewöhnlichen Betzeichen keine Ruhe mehr und wurde oft mit Gewalt herausgetrieben. Abſonderlich war dies der Fall mit demjenigen Zimmer, in welchem unterſchiedene Manuſcripte nebſt andern raren Monumenten aufbewahrt werden. Da befanden ſich auch zwei Alraunen, mit rothem Scharlach bekleidet und gleichſam in ordentlichen Todtenladen nach ihrer Größe liegend. An denſelben befanden ſich beſondere Zeichen, als wenn ſie verſchiedenen Geſchlechtes wären, und hat ſich Kaiſer Rudolphus IV. ihrer bedienet und gar ſeltſame Dinge mit ihnen verübet. Unter andern erzählt man, daß ſie wie kleine Kinder hätten müſſen gebadet werden und zwar mit unverfälſchtem Weine. Wenn dieſes nicht geſchehen, haben ſie ein Geheul angefangen wie neugeborne Kinder, welche erſt vom Mutterleibe kommen, auch nicht eher nachgelaſſen, bis ihnen ihre ordentliche Pflege widerfahren iſt.

328.

Der alte Schrank.

Jac. Andrei [illegible] de malefic. deception. c. 2.

In Baſel wohnte nicht lange vor dem zuletzt daſelbſt gehaltenen Concilium ein Mann, der der Zauberei verdächtig war; der hatte eine Tochter, und als er alt zu werden begann, heirathete die ins Haus. Nicht lange nachher erkrankte der Vater, der auch ſchon ziemlich bei

Jahren war, und er ſah wohl voraus, daß er nicht mehr geneſen werde. Eines Tages nun wies er mit dem Finger auf einen alten Schrank und ſprach zu ſeinem Schwiegerſohn und deſſen Frau, ſeiner Tochter: „Laſſet den Schrank ruhig ſtehen, wenn ich ſterben ſollte, und rücket ihn nicht von der Stelle; es würde euch ſehr gereuen.“— Bald darauf ſtarb der Alte. Seine Tochter kümmerte ſich nicht viel um ihres Vaters Warnung wegen des Schrankes, wollte ſelbſt das Haus nicht mehr bewohnen und in ein andres ziehen. Ihr Mann packte alſo den Schrank auf den Rücken, um ihn in die neue Wohnung zu tragen und das ging anfangs wohl und gut, auch war der Schrank nicht ſonderlich ſchwer; je weiter er aber ging, um ſo ſchwerer wurde derſelbe, ſo daß er am Ende ſeine Frau bitten mußte ihm zu helfen; ſo kamen ſie mit dem Schrein in das neue Haus. Ob nun die Frau den Schrank daſelbſt geöffnet hat, oder was damit geſchehen iſt, das weiß man nicht; ſoviel iſt aber ſicher, daß, als ſie mit ihrem Kindlein, welches ſie gewonnen, in das Haus kam, ſie wie wüthend über deſſen Wiege herfiel und das Würmchen tödten wollte. Der Mann ſprang glücklicherweiſe früh genug dazu und hielt ſie davon ab, holte auch einen Geiſtlichen, der ſie belas. Der Teufel rief aber aus ihr, er werde nicht weichen, ohne ſie zu tödten, und ſo geſchah es auch, und ſie ſtarb unter dem Beleſen. Andern Tags ging der Mann über die Straße und ein Stein fiel oben von einer Dachrinne herab, ihm grade ins Geſicht, wodurch er ſo zugerichtet wurde, daß er kaum noch einem Menſchen ähnlich ſah.

329.

Das Fiſchnönnchen zu Löwen.

Lettre de Mr. l'abbé S. a Mlle. de G., beguine d'Anvers, sur l'origine et le progrès de son institut. Paris 1721. 8 p. 62. C. P. Serrure in der Wodana I.

In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigte man in dem groſsen Beginenhofe zu Löwen ein kupfernes Becken, deſſen ſich, wie man erzählte, ehedem eine fromme und einfältige Begine bedient hatte, um Fiſche zu fangen. Jedesmal, wenn ſie Luſt hatte, Fiſche zu eſſen, hielt ſie das Becken in der Dyle unter Waſſer und rief den Fiſchen, ſie ſollten hereinkommen. Dieſe gehorſamten alsbald und ſchwammen um die Wette herzu, um ſich in das Becken zu werfen. Wenn dann die Begine ſich genug für ihr Mittagmahl ausgeſucht hatte, ließ ſie die andern wieder ins Waſſer ſpringen unter den Worten: „Wachſet und mehret euch!“

330.

Das Börſenſträßchen zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Dies liegt öſtlich von der Südſtraße und erhielt alſo ſeinen Namen. Es wohnte daſelbſt eine Zauberin, welche gewohnt war eine groſſe alte, ſchwarze Börſe von Thierhaut auf dem bloßen Leibe zu tragen. Sie hieß dieſelbe Fortunatus-Börſe, weil ſie ſtets Geld darin hatte. Kam Jemand, der Geld von ihr leihen und ihr ein Stück Geld mehr zurückgeben wollte, als er empfing, zu dem ſagte ſie: „Kommt zu meiner Börſe!“ und ſie zählte ihm ſo viel, wie er begehrte, wenn's gleich eine ungeheure Summe geweſen wäre und ſelbſt viel mehr, wie man hätte denken können, daß in die Börſe gegangen. Das ging natürlich mit Zauberei zu, davon aber bekam das Sträßchen endlich den Namen Börſenſträßchen.

331.

Fliegender Schilling.

Mündlich.

Bei dem Auguſtinerkloſter in Gent liegt ein ſchöner Kreuzweg. Dahin gingen ſonſt viele Leute des Nachts, um ſich einen fliegenden Schilling zu holen. Um den zu bekommen, opferten ſie dem Teufel ein ſchwarzes Huhn oder eine ſchwarze Katze, an denen aber kein weiß Fleckchen ſein durfte; dafür bekamen ſie vom Teufel den fliegenden Schilling. Dann gaben ſie dem Böſen auch ein Tuch, worin mehr denn hundert Knoten waren, und lieſen weg, was ſie konnten. Hatte der Teufel die Knoten eher gelöſt, als ſie die Ecke des Auguſtinerkloſters erreichen konnten, dann war es mit ihnen geſchehen und er brach ihnen den Hals; waren ſie ihm aber aus den Augen, dann war es gut. Von Zehnen kamen übrigens kaum Neun mit dem Leben davon. Gaben ſie nun den fliegenden Schilling aus, dann dauerte es keine drei Minuten und er war wieder in ihrer Taſche und hatte alles Geld an ſich hängen, welches er berührt. Dadurch wurden die Leute in kurzer Zeit ungeheuer reich.

Andere ſagen, der Sack, in welchem man dem Teufel das Huhn oder die Katze gegeben habe, ſei mit hundert und mehr Knoten zugebunden geweſen.

332.

Brevier verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 78.

Ein Geiſtlicher ging, ſein Brevier unter dem Arme, über die Straße. Da begegnete ihm ein Zauberer und rief: „Ei, ſo ſehet doch dieſen frommen Mann, der mit einem Spiele Karten unter dem Arme umherläuft!“ Der Geiſtliche griff nach dem Brevier, fand wirklich Karten an deſſen Stelle und ſchmiß ſie auf die Erde in den Koth; doch lag es kaum da, als er ſah, daß er betrogen war, und ſein Brevier wiedererkannte.

333.

Geld verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 79.

Wenn Fauſt oder Agrippa auf Reiſen waren, ſo zahlten ſie immer in ſchöner, blanker Münze; aber der dieſelbe Empfangende war ſtets damit betrogen, denn er fand dieſelbe nach einigen Tagen in ganz gewöhnliche Dinge verwandelt. So ging es unter andern einer Frau an der Moſel: dieſer gab Fauſt ein Beutelchen, wie ſie glaubte, voll Schildthaler, welches ſie in ihre Tiſchlade legte. Als ſie daſſelbe nach einiger Zeit öffnete, fand ſie es gefüllt mit Pferdemiſt.

334.

Dieb gezeichnet.

Mündlich von Frau Courtmans.

In Antwerpen hat ſich einmal folgende Geſchichte zugetragen.

Einem Mädchen war eine goldene Kette geſtohlen worden, und es ging zur Kartenſeherin, um die zu fragen, wer der Dieb ſei. Die Hexe ſprach: „Das will ich euch wol zeigen, aber ihr müßt Muth haben, ſonſt geht es nicht.“ Deß war das Mädchen zufrieden, denn ſie hatte nie Angſt gehabt; und das Weib ſetzte einen Keſſel mit Waſſer auf den Herd und gab dem Mädchen eine große Stopfnadel in die Hand und ſprach: „Nun gebet acht; wenn das Waſſer kocht, hebe ich den Deckel von dem Keſſel und der Dieb ſpringt heraus; dann ſeid ſchnell und zeichnet ihn tüchtig, damit ihr ihn wiedererkennt, wo er euch begegne.“ Als ſie dann noch einige Worte ſtill geflüſtert hatte, begann das Waſſer langſam zu kochen und endlich gar überzulaufen; da hob die Hexe ſchnell den Deckel ab und es ſprang ein Kerl aus dem Keſſel; aber das Mädchen war ſo erſchrocken, daß es nicht ans Zeichnen dachte; ſo entkam der Kerl. Darob war die Hexe wüthend, aber das Mädchen beſänftigte ſie durch ein ſchön Stück Geld und ſie ſetzte den Keſſel noch einmal aufs Feuer. Als der Dieb nun aber herausſprang, da war das Mädchen ſchneller und ſie gab ihm einen tüchtigen Streich über den Backen, ſo daß das Blut herunterlief. „Nun werdet ihr ihn ſchon finden,“ ſprach die Hexe und das Mädchen ging nach Hauſe. Als der Hausknecht ihr die Thüre aufmachte, ſah ſie, daß er ſein Geſicht verbunden hatte. Das kam ihr ſonderbar vor und ſie fragte ihn, was ihm fehle. Da er nicht bekennen wollte, was das ſei, riß ſie ihm das Tuch ab und ſah, daß er es war, dem ſie die Schmarre gegeben hatte.

335.

Auge ausſchlagen.

Delrio disquis. magic. l. IV. c. II. qu. VI. sect. IV.

Ein Mann zu Roſtock hatte Geld an einem gewiſſen Orte in ſeinem Hauſe verborgen. Als er es einige Zeit nachher nicht wiederfinden konnte, dachte er, es ſei ihm geſtohlen worden, ging zu einem Schmied und bat ihn, dem unbekannten Diebe ein Auge auszuſchlagen. Da machte der Schmied einen Kreis und malte ein Auge hinein; ſprach dann einige Worte und ſchlug einen dreieckigen Nagel durch das Auge. Im ſelben Augenblicke aber hatte der Mann ſelbſt ſein Auge verloren.

So hatte das kleine Söhnchen eines Andern einen ſilbernen Löffel in die Ecke unter einen Schrank geworfen; der Vater geht auch zu einem Schmied und läßt das Auge ausſchlagen, aber das arme Kind mußte drunter büßen, wiewol es ganz unſchuldig mit dem Löffel geſpielt und an keinen Diebſtahl gedacht hatte.

336.

Punkers Ring.

Sprengers Malleus malefic. l. qu. 1, c. 16.

Jedermann kennt den Eberhard im Bart, den erſten Herzog von Würtemberg. Zu deſſen Zeit wohnte auf Lindenbrunn ein mächtiger Raubritter, und den zu bekämpfen, zog der Herzog auf die Burg los und belagerte ſie. In ſeinem Gefolge hatte Eberhard einen kunſtreichen Schützen, der hieß Punker und der that jeden Tag drei Schüſſe, von denen ein jeder einen Mann aus der Beſatzung traf; that er mehr Schüſſe, die waren ungewiß. Das merkten die von der Burg bald und Einer rief eines Tages dem Schützen zu: „Punkler, wahrhaftig, willſt du uns denn den Ring am Thore ſelbſt nicht ungeſchändet laſſen?“ Punkler rief ihm hinwieder: „Den hole ich mir und zwar bei hellem Sonnenſchein und an dem Tage, an welchem wir die Burg in unſern Händen haben werden.“ So geſchah es auch; er hatte mit einem begonnen und ſo nach und nach die ganze Mannſchaft zuſammengeſchoſſen, und als darauf das Schloß erobert wurde, nahm er den Ring vom Thore und hing den an die Thüre ſeines Hauſes in Rohrbach, welches in der Wormſer Diözeſe liegt; da kann man denſelben noch ſchauen.

Er hatte aber kein gut Ende, der Punkler; denn er wurde den Bauern langſam verhaßt wegen ſeiner Zaubereien und die überfielen ihn eines Tages und ſchlugen ihn mit ihren Hacken und Schaufeln todt. Man ſagt, er habe auf ein Kreuzbild drei Pfeile geſchoſſen und dadurch vom Teufel die Gabe erlangt, täglich drei ſichere Schüſſe zu thun.

337.

Zauberlohn.

Mündlich.

Ein Mann aus ..... ſchlief mit einem Kameraden in einem Bett. Häufig fand er denſelben Nachts nicht neben ſich und bemerkte, daß derſelbe dann erſt gegen Morgen zurückkam und zwar ganz müde und abgemattet. Daraus ſchloß er mit Recht, daß derſelbe ein Zauberer ſein müſſe. Da er nun ſeinen Kameraden von Herzen gern hatte, auch daneben fürchtete, derſelbe möge ihn einmal bezaubern, ſprach er ihm ſo lange zu, bis er einwilligte, ſich beleſen zu laſſen und den Teufel abzuſchwören. Sie gingen alſo zuſammen zum Pfarrer und da war die Sache bald abgemacht. Später fragte er den ehemaligen Zauberer einmal, warum er ſich denn eigentlich der Zauberei ergeben habe? Darauf antwortete der Andere: „Nur um ein wenig Geld zu gewinnen, aber es iſt ein erbärmlich Handwerk. Häufig mußten wir bei die tauſend Stunden weit über Land und See; auf dieſer fuhren wir in Eierſchalen. Um in ein Haus dringen zu können, verwandelten wir uns in eine Fliege oder in eine Maus und für alle die Mühe bekamen wir höchſtens einen Schilling oder vier Stüber.“

338.

Nachtfahrt.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II. l. c. 57 §. 18.

Ein Graf von Schwanenburg (al. Suavelenberg) hatte eine Tochter, die war in einem Nonnenkloſter erzogen; dies arme Mädchen wurde jede Nacht von dem Teufel für einige Stunden weggeführt; wohin? das wußte niemand. Einer ihrer leiblichen Brüder, der Minoritermönch war, wollte dies erproben, nahm in einer Nacht ſeine Schweſter auf den Schoos und umſchlang ſie feſt mit ſeinen Armen, aber das half ihm all nichts; denn als die Stunde kam, wurde ſie ihm plötzlich von unſichtbarer Macht entriſſen. Dies erzählte Albertus Magnus in Paris, als er vor dem Biſchofe dieſer Stadt über die nächtlichen Entführungen vieler Frauen disputirte.

339.

Die fliegenden Hexen von der Peter-Heidens-Fahrt.

Mündlich.

An der Dürme zwiſchen Sinai und Exaerde liegt eine Stelle, welche man Peter-Heidens-Fahrt nennt; die iſt im Waeslande überall bekannt und berüchtigt wegen der ſonderbaren Erſcheinungen, die man Nachts daſelbſt ſieht. Es erſcheinen daſelbſt nämlich fliegende Hexen in der Geſtalt ſchöner Bauernmädchen, die fliegen auf ein Wort Stunden weit über Land und haben ſchon manchem Reiſenden auf alle mögliche Weiſe Schrecken und Angſt eingejagt. Ein alter, achtzigjähriger Bauer erzählte u. a. Folgendes von ihnen.

Eines Nachts gegen elf Uhr mußte er noch über die Dürme, denn vor Sonnenaufgang wollte er zu Sankt Nicolas ſein. Er ſchrie aus Leibeskräften nach dem Fährmanne, der auf der andern Seite des kleinen Fluſſes wohnte, aber wie er auch rufen mochte, der Fährmann blieb ſchlafen. Schon hatte er eine halbe Stunde lang alſo dageſtanden, als er plötzlich jenſeits ein Weibsbild am Ufer ſtehen ſah, das ſprach nur: „Ripp!" und es ſtand auch ſchon neben ihm. „Ripp!" wiederholte es und es ſtand wieder auf dem andern Ufer. Da ermuthigte der Bauer ſich und ſprach: „Es wäre kein ſchlecht Ding für mich, lieb Mädchen, könnt' ich ſo ſchnell wie du über das Waſſer kommen." Da ſprach das Weibsbild: „Ei, dann ſprich nur Ripp und du biſt hier bei mir." Der Bauer erwiderte: „Wenn ich denn aber nun zweimal Ripp ſage, was dann?" — „Ach," ſprach die Andere, „dann wärſt du ſchon eine halbe Stunde näher der Stadt." — „Das will ich doch einmal verſuchen," ſprach er und rief: „Ripp, Ripp!" und ſogleich flog er über Wald und Wieſe pfeilſchnell dahin;

in ſeiner Angſt trachtete er zu Boden zu kommen, meinte, er müſſe auch dafür nun das Wort ausſprechen und hielt ſich dran: „Ripp, Ripp Krrrrrrrripp!“ Aber da kam er ſchön an, denn er flog Stunden weit immer fort und fort, bis er endlich in einer Haide zu Boden fiel, daß er meinte, er habe keine Rippe im Leibe ganz behalten. Zugleich hörte er ein ſchallend Gelächter hinter ſich; er ſah um, aber ſchon war Alles verſchwunden.

340.

Der Todten Gang zum Rheine.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XI. c. 33.

Es iſt noch kein Jahr gelitten (Cäſarius lebte gegen 1250), da war Lambertus, einer unſerer Mönche (in Heiſterbach bei Bonn), eines Nachts im Chore eingeſchlafen und ſah, wie unſer Kellermeiſter Richwinus, der vor mehren Jahren geſtorben war, in den Chor trat, ihm mit der Hand zuwinkte und ſprach: „Bruder Lambert, komm, laß uns zum Rheine gehen.“ Lambertus aber, der den Kellermeiſter wohl gekannt und wußte, daß er ſeit lange todt war, ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und ſprach: „Ich gehe nicht mit dir, das glaube nur.“ Da ging Richwinus nach der andern Seite des Chores, wo ein alter Mönch, mit Namen Konrad, ſaß, der ſchon ſeit funfzig Jahren in dem Orden war, und lud den auf gleiche Weiſe ein, mit zum Rheine zu gehen. Konrad warf ſeine Kapuze über den Kopf und folgte alsbald dem Kellermeiſter. Am folgenden Tage rief der Prior einige von uns nach dem Mittagmahle zu ſich, unter denen war auch Konrad und Lambert. Da hörte ich, wie Lambert dem Bruder Konrad in's Ohr flüſterte: „Wahrlich, Bruder Konrad, du wirſt bald ſterben; ich habe heute Nacht geſehen, wie du in dieſer Kutte mit Richwin aus dem Chore und zum Rheine gegangen biſt;" und er erzählte ihm die ganze Erſcheinung. Konrad antwortete: „Deß habe ich wenig Sorge, ich wünſchte, ich ſtürbe nun ſchon." Am folgenden Tage begann er auch zu kränkeln, ſtarb in wenig Tagen und wurde in derſelben Kutte begraben, welche er an jenem Tage trug.

341.

Todesgeſpenſt.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XI. c. 64.

Zu Bonn hat ſich das Folgende begeben. Eines Tages nach der Veſper ſpielten die Schüler im Kloſtergarten und ſahen, wie aus einem Grabe, in welchem die Kanonichen begraben zu werden pflegten, eine Geſtalt hervortrat, mehre andere Gräber überſchritt und in einem gewiſſen Grabe verſchwand. Einige Zeit nachher ſtarb ein Kanonich und wurde in dem Grabe eingeſenkt, aus welchem das Geſpenſt hervorgekommen war; einige Tage ſpäter ſtarb ein anderer Kanonich derſelben Kirche und wurde da begraben, wo das Geſpenſt verſchwunden war.

342.

Ritt zum Hexentanz.

Mündlich von Frau Geurtmans.

Auf einem Meierhofe in Oſtflandern wohnte ein Mädchen, welches ſeine Arbeit immer beſſer und ſchneller verrichtete, als die andern. Das kam dem Bauer wunderlich vor, denn das Mädchen hatte auch außerdem ſo etwas Sonderbares in ſeinen Manieren, daß er nicht wußte, wie er mit ihm daran war; er hieß darum ſeinem Töchterchen, einmal eine Nacht bei der Magd zu ſchlafen, und wohl Acht zu geben, was ſie vornehmen würde.

Als das Töchterchen nun bei ihr im Bette lag, da ſah es, wie ſie gegen elf Uhr aufſtand und zur Thüre hinausging; aber, was dabei unerklärlich war, die Magd lag zu gleicher Zeit auch im Bette. Das Kind wurde bang und wollte ſie wecken, aber ſie lag wie todt und gab kein Lebenszeichen von ſich. Das dauerte bis vier Uhr Morgens; da ſah das Kind die Magd wieder zur Thüre hereinkommen und ſich ins Bett legen; im ſelben Augenblicke verſchwand die Geſtalt, die bis dahin neben dem Kinde gelegen hatte, und gleich darauf erwachte die Magd. Da fragte das Töchterchen, wo ſie geweſen ſei und ſie antwortete: „Das will ich dir die künftige Nacht zeigen, wenn du uns nicht verrathen willſt;“ und deß war das Kind gern zufrieden.

In der nächſten Nacht gegen elf Uhr weckte die Magd das Töchterchen und beide gingen vorſichtig aus der Stube und in den Hof: da ſtand ein großer Hund und das Mädchen und das Kind ſetzten ſich auf deſſen Schwanz und der Hund rannte mit ihnen weg bis an ein großes Waſſer, da ſprang er hinein und ſchwamm über. Nachdem er noch eine kleine Strecke im Felde fortgelaufen war, fanden ſich die Beiden plötzlich in einer großen Geſellſchaft prächtig gekleideter Frauen, deren jede ausſah wie eine Königin, und die tanzten und ſangen zu der allerſchönſten Muſik, die man nur hören kann. Als das Kind das ſah, rief es entzückt aus: „Herr Jeſus, was iſt das für eine Freude;“ aber das war ſein Unglück, denn im ſelben Augenblicke verſchwand die ganze Geſellſchaft und das Kind fand ſich allein in der düſtern Nacht auf einem öden Felde. Am andern Tage Morgens ſprach es die Leute an, die vorbeikamen, und bat ſie um ein Stückchen Brot, aber keiner verſtand es, denn alle redeten eine ganz fremde Sprache. So ſaß das Kind den ganzen Tag bis Abends elf Uhr; da kamen all die ſchönen Frauen wieder und bald darauf auch die Magd auf des Hundes Schwanz. „Nun ſprich dieſen Abend nur kein Wort,“ ſprach die Magd, „denn ſonſt iſt es um dich geſchehen, und man bricht dir den Nacken.“ Das gelobte das Kind gern, ſah auch noch wunderbare Dinge in der Nacht. So wurde eine Frau zur Hexe geſchlagen und das ging alſo zu.

Man entkleidete ſie ganz und gar und als das geſchehen war, da traten Einige zu ihr mit langen Peitſchen und geißelten ſie, daß ihr das Blut den Leib herunterlief; das hielt ſie auch ganz geduldig aus und verzog keine Miene dabei. Darnach faßten andre ſie und warfen ſie in eine große Bütte mit Waſſer, wuſchen und rieben ſie, trockneten ſie ſäuberlich ab und zogen ihr alsdann ſo ſchöne Kleider an, wie all die andern trugen; darauf tanzten ſie alleſammt, bis der Hahn krähte. Beim erſten Rufe deſſelben kam der Hund wieder und das Kind und das Mädchen ſetzten ſich auf ſeinen Schwanz und ritten auf demſelben Wege, den ſie gekommen waren, nach Hauſe zurück.

343.

Glocke bricht den Zauber.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum. Col. Agr. 1623. ed. 4. p. 216 und 313.

Ein Bauer, Namens Johannes, aus dem Dorfe Salmenrohr im trierer Gebiete, war eines Donnerſtages zum Tanze auf der Hexemoderheide geritten, wo bis zu unſern Zeiten noch viel Hexenwerk getrieben und viel Teufelsſpuk gehört wird. Nach Beendigung des Tanzes hielt man Rath über allerhand Unheil, was Der oder Jener ſtiften müſſe, und verſpätete ſich alſo, daß der Tag bereits anbrach. Nun beeilte ſich ein Jeder fortzukommen und auch der Bauer; aber der war noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten begann. Zu gleicher Zeit ſchüttelte der Bock, den er ritt, ihn ab und er fiel nieder auf die Erde und zufälligerweiſe auf ein Stück Land, welches ſein gehörte und auf dem ſeine Magd eben Gras für die Kühe ſchnitt. Das Mädchen erſchrak gewaltig, als es ſeinen Herrn aus der Luft fallen ſah, und rief: „Herr Gott, Oheim, wo kommt ihr her?“ Der Bauer erzählte es ihr offenherzig, gebot ihr aber, es nur ja für ſich zu behalten. Es iſt aber ſpäter doch ausgekommen und der Bauer verbrannt worden. — Noch viel Andere haben ähnliches durch die Glocken erfahren und darum ſagen ſie auch, wenn ſie läuten hören: „Horch, die Hunde bellen.“

Ebenſo hat der Bock ein Weib, Namens Gertrud, die auf derſelben Heide getanzt hatte, zur Erde geworfen, weil ſie zufällig den Namen Gottes ausgeſprochen. Unglücklicherweiſe fiel ſie in ein Dorngebüſch, wo ſie ſich ſtark verwundete. Als ſie am andern Tage ſpät nach Hauſe kam, ſprach ſie zu ihren Nachbarinnen, ſie habe eine Wallfahrt nach der Eberhardsklauſe gemacht.

344.

Schavackenſtauen.

Mündlich von Frau Courtmans.

Die Jipzeneſſen, deren ehedem eine große Menge in Belgien rundlief, waren ein gar gefährlich Volk. Wenn ſie Luſt bekamen zu den Bauernjungen, dann ſprachen ſie zu ihnen: „Kommt, wir gehen Schavackenſtauen (?). kommt mit, ihr ſollt Freude haben.“ Dann folgten die Jungen ihnen und zwar ſo weit, bis ſie an einen großen Baum kamen; darum machten die Zipzeneſſen ein großes Feuer und tanzten um daſſelbe und gaben den Jungen Wein und wenn dieſelben trunken waren, thaten ſie ihren Willen mit ihnen. War das geſchehen, dann ſprach eine von den Zipzeneſſen: „Nun bleibt hier ein wenig ſitzen, Burſche; wir wollen gehen und aufjagen;“ und mit den Worten lief ſie weg und die andern alle ihr nach und die Jungen ſchliefen ermüdet ein. Wachten ſie am andern Morgen auf, dann ſahen ſie von den Zipzeneſſen keine Spur mehr und fanden ſich wol tauſend Meilen von ihrem Dorfe in einem ganz fremden Lande.

345.

Aalmutter.

(Palingsmoeder.) Mündlich von Frau Courtmans.

So hieß eine alte Zipzeneſſe, die zu Auderem bei Dendermonde wohnte. Als ſie krank wurde und am Sterben lag, nahmen die andern Zipzeneſſen ſie und ſteckten ſie ins Waſſer, indem ſie ſprachen: „Du haſt in deinem ganzen Leben ſo gern Aal gegeſſen, iß nun auch ſo viel dir beliebt;“ und mit den Worten erſäuften ſie die alte Aalmutter.

346.

Prieſter zum Hexentanz entführt.

Jo. Franc. Pici Comit. Mirandulae strix sive de ludificat. daem. dial. III. Argent. 1612. p. 151.
Thyraei Daemoniaci h. e. de obsessis a spirit. daemon. homin. p. 167.

Zu den Zeiten Maximilians des Erſten lebte in den rhätiſchen Alpen ein gar frommer und gottesfürchtiger Prieſter. Der wurde eines Abends gerufen, einem fernwohnenden Kranken die Wegzehrung zu bringen; damit er nun um ſo ſchneller den Weg zurücklegen möchte, ſchloß er die Hoſtie in ein Büchschen, hing das an den Hals und beſtieg ein Pferd, welches einen guten Trab ging. Als er ſo ein Streckchen geritten war, da kam ihm Einer entgegen, der lud ihn ein, von dem Pferde zu ſteigen und ein Schauſpiel zu ſchauen, wunderbarer, als je etwas geweſen wäre. Der Prieſter war unklug und neugierig genug, der Einladung zu folgen, und ſtieg vom Pferde, doch im ſelben Augenblicke fühlte er ſich mit dem Andern in die Luft gehoben und dahergetragen bis auf die Spitze eines hohen Berges: da ſah er eine große und anmuthige Ebene, beſchattet von ſchönem Baumwerk und umgürtet mit ſtarrenden Felſen: in der Mitte derſelben tanzten unzählige Reihen, ſpielte man Spiele aller Art und ſtanden mit den ausgeſuchteſten Speiſen beladene Tiſche; liebliche Geſänge tönten dazu und kurzum es war da Alles, was nur eines Menſchen Herz erfreuen kann. Der Prieſter ſtand noch ganz ſtumm darob, als der Geleitsmann wieder zu ihm trat und ihn fragte, ob er nicht der Königin ſeine Verehrung und ein Geſchenk darbringen wolle? Die Königin nämlich ſaß auf einem hohen und prächtigen Throne und war ſchön und wohlgebildet über die Maßen. Alle nahten ihr nach der Reihe, warfen ſich vor ihr nieder und reichten ihr ein Geſchenk. Der Prieſter dachte bei ſich, das könne Niemand anders ſein, als Chriſti Mutter, die benedeite Jungfrau Maria und der könne er kein lieberes Geſchenk bringen, als ihres lieben Sohnes heiligen Leib. Als nun die Reihe an ihm war, da trat er auch gar demüthig zu ihrem Throne und legte ihr das Büchslein mit den Hoſtien auf den Schoos, aber im ſelben Augenblicke verſchwand ſie mit den andern Allen und den Prieſter umgab dickes Dunkel. Er rief Gottes Hülfe und Beiſtand an und ſuchte ſich mit vieler Mühe einen Weg durch Wälder und Büſche und fand nach langem Wandern einen Hirten, von dem er erfuhr, daß er über hundert Meilen von dem Orte entfernt ſei, wohin er die heilige Wegzehrung hatte bringen ſollen.

347.

Das Paradies im Berge.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II. c. 57. §. 23 p. 558

Als im Jahre 1231 Magiſter Conrad in Deutſchland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derſelben den Meiſter zur Ketzerei verleiten; als er nun nach vielem Reden Conrad immer noch nicht überzeugen konnte, ſprach er endlich zu ihm: „Du biſt gar hartnäckig in deinem Glauben und haſt doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du ſicher bauen könnteſt. Wollteſt du meinen Worten aber vertrauen, ich führte dich zu Chriſtus und ſeiner Mutter, daß du ſie mit deinen leiblichen Augen ſchauen könnteſt.“ Der Meiſter ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er ſehen, was an der Sache wäre, und antwortete: „Könnteſt du das, dann müßte ich dir natürlich glauben.“ Darob war der Ketzer hocherfreut und ſetzte dem Meiſter Tag und Stunde feſt, wo ſie zuſammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, aber trug unter ſeiner Ordenskappe ein Büchslein mit einer geweihten Hoſtie bei ſich. Der Ketzer führte ihn nun in eine Berghöhle und da ſahen ſie einen ungeheuern Palaſt, der in wunderbarer Klarheit ſchimmerte. Als ſie in den innern Theil dieſes Palaſtes kamen, erblickten ſie Throne, die leuchteten, als wären ſie vom reinſten Golde geweſen; auf ihnen ſaß ein König, umgeben vom hellſten Glanze, und neben dem eine Königin von unendlicher Schönheit, die mit dem freundlichſten Blicke auf die Eintretenden ſchaute. Zu beiden Seiten der Throne ſtanden Seſſel und prächtige Stühle, auf denen Greiſe ſaßen, die Patriarchen und Apoſtel ſchienen; den übrigen Raum füllten unzählige Scharen von Engeln. Kaum ſah der Ketzer dies alles, als er auf ſein Angeſicht niederfiel und anbetend liegen blieb während langer Zeit. Meiſter Conrad aber ſtand ſtumm und verwundert da, denn was er da erblickte, das übertraf ſeine Erwartung. Endlich erhob ſich der Ketzer und fuhr ihn an: „Warum beteſt du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne ſteheſt? Gehe ſchnell und bringe ihm den Zoll deiner Verehrung, damit du aus ſeinem Munde des wahren Glaubens Geheimniſſe erfähreſt." Da ſchritt der Meiſter alsbald näher, zog das Büchslein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne ſaß, unter dieſen Worten dar: „Biſt du wahrhaft Chriſti Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unſeres Heiles erkennen und ehren." — Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erſcheinung ſchwand und er mit dem Ketzer in ſo großer Dunkelheit ſaß, daß ſie ſich nur mit vieler Mühe wieder aus dem Berge herausfinden konnten. Der Ketzer ſah nun den Teufelstrug ein und bekehrte ſich.

348.

Die zwei buckligen Muſikanten zu Aachen.

Mündlich.

Alfr. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 333.

Am Tage Sankt Matthäi im Jahre 1549 kam ein armer buckliger Spielmann ſpät in der Nacht von einem Dorfe zurück, woſelbſt er bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatte. Halb im Taumel bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort und ſo ging er denn wohlgemuthet am Münſter vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erſchrak er umſomehr, als er nun hörte, wie ſpät es in der Nacht ſei und dazu ſich in der Luft ein ſeltſames Geſchwirr, wie von Eulen- und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geiſterſtunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte ſchüchtern in die Schmiedſtraße ein, um durch ſie zu ſeiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobſtraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Perviſch (Fiſchmarkt) betrat! Alle Fiſchbänke ſchimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köſtliche Speiſen waren in goldenen und ſilbernen Schüſſeln aufgetragen und perlender Wein blinkte in großen Kryſtallkrügen. Um alles herum aber ſaß eine Menge der reichſtgekleideten Damen und ließen es ſich trefflich ſchmecken. Erſchrocken drückte ſich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er ſich entſetzt der Quatembernacht und ihres Hexenſpukes. — Doch es war zu ſpät: eine der zunächſt ſitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt und führte ihn zum Tiſche. Dann aber ſprach ſie zu dem Spielmann, der mit vor

Angſt klappernden Zähnen und ſchlotterndem Knien daſtand: „Fürchte dich nicht und ſpiele uns eine luſtige Weiſe auf; wir werden dir deſſen Dank wiſſen.“ Und indem ſie ſo ſprach, reichte ſie dem Zagenden einen Pokal, mit würzigem Weine gefüllt; dieſer ermuthigte wunderſam den Spielmann, der nun ihr nicht ſobald den Becher, bis auf die Nagelprobe geleert, zurückgab, als er auch ſeine Geige zur Hand nahm und luſtig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf ſtand, bei Seite geſchafft und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben ſich allzumal bei dem Ton ſeiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer ſchneller und ſchneller und der Spielmann geigte, wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, immer toller darauf los, ſo daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tauſend Stücke zerſpringen und ihm Hören und Sehen vergehn. Indeſſen ſauſten die Paare noch immer durcheinander, während ſein Arm kräftig den Bogen führte und ſein Spiel von ſelbſt aus einer Weiſe in die andere überging und oft ſo ſtark wurde, daß es ihn bedünkte, als ſei ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgeſtellt, welche alle in ſeine Töne einſtimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da ſummte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins und plötzlich hielten die Paare in ſichtbarer Erſchöpfung inne, alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in ſeine vorige Ordnung gerückt. Unentſchloſſen ſtand aber der Spielmann da, nicht wiſſend, ob er bleiben müſſe oder ſcheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm und ſprach: „Braver Spielmann, du haſt uns wacker vergnügt, darum ſoll dir auch nun des Lohnes werden.“ Und damit hatte ſie ihm bereits ſein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Beſinnung kommen konnte, war ſie ſchon hinter ihn getreten und hatte ihm mit einem Griffe ſeinen Höcker abgenommen. Wer war froher, als unſer erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor ſeiner Wohlthäterin, — da aber ſchlug es Eins und Damen und Lichter und Schüſſeln waren verſchwunden und nur der Spielmann ſtand noch allein in der dunkeln Nacht. Der aber fühlte einmal nach ſeinem Rücken, denn ihm war es noch immer zu Muthe, als ſei ſein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum geweſen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und ſchlank und ſein Höcker verſchwunden. Wer vermöchte wohl die Freude ſeines Herzens zu beſchreiben, in welcher er nun nach ſeinem Wamms griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite Freude war ihm beſchieden, denn als er daſſelbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich ſchwer vor; und als er nach der Urſache dieſer außergewöhnlichen Gewichtigkeit ſuchte, fand er deſſen beide Taſchen mit Geld gefüllt, und eilte als ein zweifach glücklicher Mann zu ſeiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann faſt nicht mehr wieder, bis ihr ſeine Erzählung von dem Begegniſſe der Nacht den Hergang erklärte. Da ſtaunte die fromme Frau ſehr und pries den Himmel, der das Alles noch ſo glücklich gefügt.

Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück in's Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrones aufgehängt und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindeskinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht ſobald in der Nachbarſchaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen ſich vorzüglich ein anderer ebenfalls buckliger Muſikant durch ſeinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Geſellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht und richtete ſein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er ſich den ganzen Tag die ſchönſten Weiſen ein und begab ſich auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Perviſch. Dort fand er auch richtig daſſelbe Gelage und ward bald darauf zum Spielen aufgefordert; aber welch ein Unterſchied! — Kaum hatte er in ſtolzem Selbſtvertrauen ſeine luſtig künſtlichen Melodien angehoben und die Damen ſich zum Tanze geſchickt, als er auf einmal aus der Tanzweiſe in ein Sterbelied fiel und eine ſo traurige und herzbrechende Weiſe auffiedelte, daß hölliſches Gepfeife und Geziſche ſich um ihn erhob und die Paare ſich trübſelig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, ſeine beſten Melodien vorzutragen, muſicirte tüchtig darauf los und erwartete, als der Tanz geendet hatte, nichts weniger, als einen noch reichern Lohn denn ſein Vorgänger, trat daher, Rock und Weſte ausziehend, keck zum Tiſche. „Ei, ei, veſte Frau!“ rief er ſpöttiſch, da er in der oben am Ehrenplatze der Tafel ſitzenden Dame die geſtrenge Frau Bürgermeiſterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem ſonderbaren Male präſidirte, „was würde wol der Herr Gemahl ſagen, wenn er Sie hier auf der Beſenſtielfeſtlichkeit anträfe? Aber laſſen Eure Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn ſtehen, denn die Nacht iſt kalt und es ſchlottern mir alle Knochen in der Herbſtluft. Ich denke, mein Spiel iſt doch wol noch eines beſſern Preiſes werth, als das des Stümpers, der euch beim letzten Feſte die Ohren gellen machte.“ Doch wie ſollte er ſich täuſchen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer der ſilbernen Schüſſeln und ehe er ſich's verſah, klebte der darin aufbewahrte Höcker ſeines Geſellen vor ſeiner Bruſt. So ſtand denn der Neidhard mit doppeltem Bollwerk umgeben und traute ſeinen Augen nicht, bis in einem Momente beim Schlage der Morgenſtunde der Spuk verſchwand und er ſich unter zweifacher Laſt nach Hauſe trollen mußte.

349.

Der Doppelbuckel zu Calkaer.

Mündlich aus Wettern.

Zu Calkaer (in Oſtflandern) wohnte ein Buckel, ein luſtig Kerlchen und dem Spiele ſehr ergeben. Der war eines Tages in ein nahes Dorf gegangen und dort bis zum ſpäten Abend geblieben. Auf dem Heimwege fand er eine Herberge, die er ſonſt nie geſehen, ging hinein und ſah, daß die Stube voll munterer Gäſte war, die ſpielten und ſangen. Er ſetzte ſich alsbald zu einer Gruppe von Spielern und ſpielte ſo wacker drauf zu, daß er nicht nur ſein Geld verlor, ſondern auch Jacke, Weſte, Stiefeln und Strümpfe und ſelbſt die Hoſe; nur das Hemde blieb ihm übrig. „Nun iſt es Zeit, daß ich mich nach Hauſe begebe,“ ſprach er zu ſich ſelbſt „denn lauf' ich ohne Hoſe am hellen Tag umher, dann lacht man mich aus,“ und er nahm Abſchied von ſeinen Spielgenoſſen und machte ſich auf den Weg. Noch war er keine hundert Schritte weit, als er an einem kleinen Hügel eine Menge von Katzen fand, die im Kreiſe herumſprangen und ſangen:

Pfot' an Pfot', Schwanz an Schwanz,
Kätzchen tanzt 'nen luſtigen Tanz.

Als ſie ihn ſahen, ſprach eine der Katzen zu ihm: „Tanz mit, tanz mit, Freund!“ und der Buckel ließ ſich das nicht zweimal ſagen, griff die Pfoten der Katze und walzte mit ihr; die andern ſahen das nicht, ohne herzlich zu lachen, denn er ſprang ſo tapfer, daß ſein Buckel wackelte und ſchlotterte. Als er ausgetanzt hatte, fragte eine große Katze: „Wollen wir ihm nicht ſeinen Lohn dafür geben?“ — „Gewiß, gewiß,“ antworteten die andern und ſie nahmen ihn und ſetzten ihn auf den Hügel mit dem Rücken gegen eine Grube und die große Katze rief: „Schlagt ihn ins Geſicht, daß ihm ſein Buckel abfällt.“ Im ſelben Augenblicke fühlte er einen Schlag auf dem Backen und zugleich rollte ſein Buckel in die Grube; hocherfreut dankte er den gütigen Katzen und lief, was er konnte, nach Hauſe. Am andern Morgen, als er ausging, kannte ihn faſt kein Menſch mehr, denn keiner konnte begreifen, wie er ſeinen Buckel los geworden, am wenigſten ſein neidiſcher Nachbar, der auch bucklig war, wie er einſt; der quälte ihn ſo lange mit Fragen und Bitten, bis er von der Herberge und den Katzen erzählte. „Nun werde ich meinen Buckel auch bald los ſein,“ ſprach der Nachbar und ſchritt Abends luſtig auf die Herberge zu; da fand er dieſelbe Geſellſchaft, ſetzte ſich zu ihr und verſpielte auch Jacke, Weſte, Stiefeln und Strümpfe; dann aber hörte er auf, denn ſeine Hoſe hatte er erſt ſeit acht Tagen neu gekauft und die däuchte ihm zu koſtbar, als daß er ſie im Spiele darangeben ſollte. Kaum aus der Thüre ſah er ſchon die Katzen tanzen, ging auf ſie zu und wurde auch zum Tanz eingeladen: „Ja, ein Sprünglein will ich wol mitſpringen,“ ſprach er, „aber es muß nicht lang dauern, denn mein Buckel iſt nicht leicht.“ Die Katze ſprang mit ihm herum, aber er trat ihr jeden Augenblick auf die Füße, oder er ſtolperte oder machte anders eine Ungeſchicklichkeit, wurde deß auch bald müde und ſtand ſtill und wollte nicht mehr tanzen. „Wollen wir ihm nicht ſeinen Lohn geben?“ fragte die große Katze wieder und die andern fingen an zu lachen und riefen: „Gewiß, gewiß! Vollauf, vollauf!“

Nun führten ſie ihn auch auf den Hügel, ſtellten ihn aber mit dem Geſicht nach der Grube; dann ſprach die große Katze: „Schlagt ihm ins Geſicht und ſetzt ihm einen Buckel drunter,“ und augenblicks fühlte er mit dem Schlage etwas auf ſeine Bruſt ſich ſetzen, und als er näher darnach griff, erkannte er zu ſeinem Schrecken, daß das ein zweiter Buckel war. Wüthend wollte er ſich umkehren, um unter die Katzen zu fahren, aber die Dillekensjagd ſauſte ſchon durch die Luft davon und er ſtand im Dunkel allein. In dem Dorfe durfte er ſich ſeit der Zeit nicht mehr ſehen laſſen, denn Alt und Jung neckte ihn und die Kinder liefen ihm ziſchend auf der Straße nach; er zog alſo weg und man weiß nicht, wo er geblieben iſt.

350.

Der Hexenverſammlung zuſchauen.

Barth. de Spina in Ponzinibium de lamiis apolog. l. c. 9. Mallei malefic. ed. lugd. 1669 II. 155.

Ein Mann aus der Gegend von Brixen ging Nachts einmal auf das Feld und kam auf einen Hügel, ſah von demſelben aus eine große Verſammlung von Männern und Frauen, die bei hellem Lichterſcheine ſich unten auf der Straße erging; viele von denſelben kannte er, wurde auch hinwieder von ihnen erkannt; er war aber zu bange, mit ihnen zu ſprechen. Am andern Morgen begegnete er einer Frau, die er auch unter der Menge geſehen hatte, und dieſe ſagte ihm: „Heute Nacht warſt du in großer Gefahr, als du uns zugeſchaut haſt; hüte dich, noch einmal um dieſe Stunde an der Stelle zu ſein.“

351.

Der Holzhacker und die drei Katzen.

Sprengers Malleus II. qu. 1 c. 9.

In der Gegend von Straßburg liegt ein Städtchen, deſſen Namen wir nicht nennen wollen. Darin war einmal ein Werkmann beſchäftigt, in ſeinem Hauſe Brennholz zu ſchneiden, als ihm plötzlich eine Katze auf den Leib ſprang und ihm auf alle mögliche Weiſe läſtig wurde. Als er, deß müde, ſie endlich von ſich wegjagte, da kam noch eine zweite zu der erſten, und als er nun die zwei wegtreiben wollte, da kam gar noch eine dritte und alle ſprangen ihm ins Geſicht und kratzten und biſſen ihn an den Beinen. Nie hatte der Mann eine größere Angſt ausgeſtanden; doch faßte er ſich, machte ſchnell ein Kreuz und als die Katzen ihm dann noch nach dem Geſicht und der Kehle ſprangen, packte er ein Stück Holz und ſchlug auf ſie los; die eine traf er am Kopf, die andre an den Beinen, die dritte auf dem Rücken, ſo daß ſie flüchteten und nicht wiederkehrten. Er ging wieder an ſeine Arbeit und ſetzte die noch eine Stunde lang fort; da drangen auf einmal zwei Gerichtsdiener in ſein Haus, faßten ihn und führten ihn vor den Richter. Der ſchaute ihn lange und ſtarren Blicks an, wollte kein Wort der Vertheidigung hören und befahl, ihn in einen tiefen Thurm zu werfen. Da ſaß nun der arme Holzhacker, heulte und ſchrie, was er denn gethan habe, daß es den Wächtern ſelbſt leid that und die den Richter angingen, dem Manne doch Gehör zu geben. Der Richter aber erzürnte ob der Bitte, ſprach, wie es möglich wäre, daß ein ſo arger Zauberer noch nicht zur Erkenntniß ſeiner Verbrechen kommen wolle und ſich noch unſchuldig nennen könnte, da doch Alles offenbar gegen ihn ſpräche. Endlich wurde der Richter durch anderer Rathsherren Zuſprechen bewogen, dem Manne Gehör zu geben. Als man ihn nun aus dem Kerker und in den Gerichtsſaal brachte, da fiel er auf beide Knie nieder und bat mit Thränen, man möge ihm doch ſagen, warum er gefangen genommen worden, denn er wiſſe ſich keines Verbrechens ſchuldig. Da brach der Richter los und ſprach: „Du ſcheußlichſter aller Verbrecher, du willſt noch nicht bekennen? Haſt du nicht an dem Tage und zu der Stunde drei der vornehmſten Frauen der Stadt ſo mit Schlägen zugerichtet, daß ſie ſich bis heute nicht rühren noch regen können?" Da dachte der Holzhacker nach über die Sache und antwortete: „Ich habe mein Lebetage keiner Frau etwas zu Leide gethan, noch eine geſchlagen, kann auch durch Zeugen beweiſen, daß ich an dem Tage und zu der Stunde mit Holzſchneiden beſchäftigt geweſen. Haben doch eure Diener mich eine Stunde drauf noch an derſelben Arbeit gefunden." Da wurde der Richter noch zorniger und ſchrie: „Da ſeht, wie er ſeine Schandthaten bemänteln will, und die drei Frauen liegen auch krank von ſeinen Schlägen zu Bette." — „Ja, ich habe wol gewiſſe Geſchöpfe zu jener Stunde geſchlagen," ſprach der Holzhacker darauf, „das waren aber keine Frauen.' Darob ſtanden Alle, die im Saale waren, ſtumm und fragten, was das denn für Geſchöpfe geweſen wären? „Drei Katzen waren es," ſprach der Mann und erzählte alles, wie es geſchehen war. Da gab man dem Manne gute Worte, er möge doch von der Sache nicht weiter ſprechen und Keinem davon ſagen und ließ ihn frei und ungehindert ſeiner Wege gehen.

X352.

Wettermachen.

I.

Remigii daemonolatria c. 25.

Ein Bauer im trierer Gebiete war mit ſeinem Töchterchen im Garten und beſchäftigt, Kohl zu pflanzen. Weil das Kind ſich ſo gut anſchickte, hatte der Vater Freude an ihm und ſprach: „Du verſteheſt das ja ganz prächtig, plag' dich nur ſchön.“ „Ei,“ antwortete das Kind darauf, „das iſt auch eine ſchöne Kunſt, ich kann doch noch andre Sachen, die viel wunderbarer ſind, als das.“ Da fragte der Vater, was das denn wäre, und das Kind ſprach: „Gehe nur ein wenig ſeitwärts und ſage mir, auf welchem Theil des Gartens es regnen ſoll.“ — „Thu' es nur einmal,“ entgegnete der Bauer, 'ich will ſchon weggehen.“ Als er nun zur Seite getreten war, machte das Kind ein Grübchen in die Erde und ließ ſein Waſſer hinein; das rührte es mit einem Stäbchen und murmelte einige Worte dazu und im ſelben Augenblicke fiel der reichſte Regen in den Garten nieder. Da ſtand der Bauer ſtumm vor Staunen und Schrecken und fragte das Kind unter Beben und Zittern: „Aber wer hat dich denn das gelehret.“ „Meine Mutter,“ antwortete das Töchterchen, „die weiß auch noch viel andere Sachen der Art.“

Der Bauer ließ ſich nichts merken, ſprach aber zu ſeinem Weib, er wäre über einige Tage auf eine Hochzeit geladen und ſie möge ſich dazu bereit machen. An dem beſtimmten Tage ſpannte er ſeinen Karren an, die Frau ſetzte ſich darauf und er fuhr ſie in die Stadt und überlieferte ſie dem Gerichte. Nachher iſt ſie verbrannt worden.

X 353.

II.

Delrio disquis. mag. p. 747.

In der ſtrasburger Diöceſe unweit Schlettſtadt war eine Zauberfrau gefangen worden, die durch keine Martern zum Geſtändniſſe ihrer Verbrechen zu bringen war. Da ſagte man ihr endlich, der Caſtellan vom Schloſſe, darin ſie ſaß, ſei verreiſt, und man führte drei von ihren Freundinnen zu ihr, welche ſie ausfragen ſollten. Die verſprachen ihr vollſtändige Freiheit, wenn ſie ihnen bekennen wollte, auf welche Art und Weiſe ſie ihre Zaubereien vollbracht hätte; aber das Zauberweib war gar klug und ſprach: ſie wäre unſchuldig, deß man ſie anklage, und es ſei gar nicht ſchön, daß ihre Freundinnen kämen und ſie verrathen wollten. Endlich aber fragte ſie, was man denn von ihr wiſſen wollte, und da ſprach eine von den drei Frauen: ſie möchte gern wiſſen, wie man Unwetter machen könnte. Da ſprach die Zauberfrau, das iſt gar leicht, und wies auf eine Schüſſel mit Waſſer und ſagte der Freundin, daß ſie darin mit dem Finger rühren ſollte, während ſie ſelbſt ihre Zauberworte murmelte. Und kaum war das geſchehen, da erhob ſich ein alſo greulicher Sturm mit Donner und Hagel und Regen, wie ſich die älteſten Leute der Gegend nicht erinnern konnten, erlebt zu haben.

X 354.

Kurlenhorſt.

Joh. Weichard topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Crain l. VII. c. 16.

Zwei mannſüchtige Bauernmädchen gingen in der Chriſtnacht in einen kleinen Wald, um dort im hellen

Spiegel eines Brünnleins zu ſehen, wer ihr zukünftiger Bräutigam ſein ſolle. Ein junger Bauer hatte davon gehört, und weil er gern eines der Mädchen zur Frau gehabt hätte, ging er heimlich früher an die bezeichnete Stelle und kletterte auf einen Baum, der den Brunnen beſchattete, um dem Mädchen von da ſein Geſicht im Waſſer zu zeigen; denn, meinte er, wenn ſie ihn in dem Brunnen geſehen hätte, dann würde ſie nicht anſtehen, ihn zum Manne zu nehmen. Er ſaß nicht lange da, als die beiden Mädchen auch kamen. Er hielt umſomehr dafür, daß ſein Anſchlag glücken müſſe, weil er ihnen abgelauſcht hatte, daß ſie bei dem ganzen Unternehmen kein Wort ſprechen, nicht nach oben und nicht hinter ſich ſehen dürften; ſo nämlich hatte die alte Hexe, welche ihnen den Handel angerathen, ſie gelehrt. Während die Mädchen nun in das Waſſer ſchauten, um ihres Zukünftigen Geſicht darin zu entdecken, reckte er ſich, ſo viel er konnte, von ſeinem Aſte herüber, damit ſie ſein Geſicht recht deutlich ſehen ſollten. Indem aber wurde der Aſt, der vielleicht von Alter gebrechlich und ſchwach, vielleicht auch von Natur nicht ſtark genug war, eine ſolche Laſt zu tragen, ihm ungetreu und brach plötzlich, ſo daß er mit dem Bauer nieder und ins Waſſer fiel. Das gab aber einen ſo gewaltigen Plumps und das Waſſer ſpritzte ſo ſehr den fleißig zuſchauenden Dirnen in die Augen, daß dieſe nicht anders meinten, als der Teufel ſelber habe ſich hineingeworfen, und ſo ſchnell ſie konnten, dem Dorfe wieder zuliefen. Sie fielen durch den ausgeſtandenen Schreck beide in eine ſchwere Krankheit, an der eine von ihnen auch ſtarb.

Von dieſer Begebenheit hieß man ſeit der Zeit den Wald Kurlenhorſt, d. i. H.r.nhorſt.

355.

Geſicht auf dem Kreuzwege.

Eraſmi Franciſci hölliſcher Proteus S. 809.
C. de Vries, de Satan, II. p. 374.

Im Jahre 1666 ließ ſich in einer gewiſſen Stadt ein junges Mädchen bereden, bei Nacht und Unzeit auf einen Kreuzweg zu gehen, um dort ihren zukünftigen Liebſten zu ſchauen. Morgens aber fand man ſie dort bleich und entſtellt, mehr todt als lebendig. Man frug ſie wol, was ihr begegnet, aber man konnte nichts aus ihr herausbringen bis gegen den dritten Tag; da erholte ſie ſich in etwas und rief: „Ach Herr, vergib es der Alten! Wie hat ſie mich armes Kind verleitet!" Man fragte ſie nun aus und ſie erzählte, daß ſie, als ſie auf dem Kreuzwege die gewöhnlichen Worte ausgeſprochen, auf dem Dache eines ihr gegenüberliegenden Hauſes eine feurige Todtenlade geſehen, worüber ſie dermaßen erſchrocken, daß ſie wie todt zur Erde gefallen.

356.

Die Bräutigamsſchau.

Eraſmi Franciſci hölliſcher Proteus S. 815.
C. de Vries, de Satan II, p. 375.

Auf einem Schloſſe, nahe bei Wien, beſchwatzte einſt eine alte Magd die drei jungen Edelfräulein, auszuklügeln, welches ihre Bräutigame ſein würden, und gab ihnen dazu folgendes Mittel an die Hand. Von ihrem Mittag- und Abendeſſen ſollten ſie ein wenig übrig laſſen und dies nebſt einem Trunke Wein und einem Spiel Karten auf einen Tiſch legen, dann gewiſſe Worte ſprechen und ſie würden ihre Bräutigame ſehen. Dem-

Allen kamen die Edelfräulein aufs allerfleißigſte nach und kaum hatten ſie die Ceremonien verrichtet, als auch drei Junker in die Kammer traten, ſich an den Tiſch ſetzten und von den drei Tellern aßen, ein jeder von dem Teller derjenigen, deren Zukünftiger er war. Als dies geſchehen, fingen ſie an zu ſpielen. Einem von ihnen aber entfiel zufällig ein Kartenblatt; da trat eines der Edelfräulein höflichkeitshalber zu dem Tiſche und bückte ſich, um daſſelbe aufzunehmen, doch da gewahrte ſie zu ihrem allergrößten Schrecken, daß der vermeinte Junker abſcheuliche Bocksfüße hatte. Darüber erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie die Bedingung, kein Wort zu ſprechen, vergaß und laut aufſchrie: „O Herr Jeſus, ſei mir gnädig!“ Mit den Worten ſtürzte ſie aus dem Zimmer und nach der Schlafſtube ihrer Mutter. Ihr Junker lief ihr wol nach, mußte aber vor der Stubenthür ſtehen bleiben und verſchwand auch daſelbſt. Die zwei andern Edelfräulein und die alte Magd fand man am andern Morgen todt und jämmerlich zugerichtet am Boden liegen.

X357.

Andreasnacht.

Eraſmi Francisci hölliſcher Proteus.
C. de Vries, de Satan, II, 376.

Ein vornehmes Mädchen erzählte häufig Folgendes:

Als ſie kaum zwölf Jahre zählte, rieth ihr eine Magd, ſie ſolle ſich in der Andreasnacht ganz allein bei dem Herde niederſetzen und das Vaterunſer rückwärts herſagen, dann werde ihr zukünftiger Bräutigam ihr erſcheinen. Das Mädchen that ſolches und augenblicklich öffnete ſich die Küchenthüre und eine weiße Geſtalt trat herein. Sie meinte, es wäre die Magd, welche ein weißes Leinentuch umgehangen, um ſie damit zu erſchrecken, rief darum: „Du Närrin, meinſt du, ich wüßte nicht, wer du biſt?“ Aber das weiße Bild trat ihr näher und ſie ſah, daß deſſen Angeſicht todtenbleich war, wie das einer Leiche. Da ſchrie ſie in ihrer Angſt und rief die Magd, welche draußen ſtand, ihr zu Hülfe zu kommen; zugleich wich die weiße Geſtalt in eine Ecke zurück und verſchwand. Die Magd eilte herbei und beruhigte ſie, ſagte, ſie habe nichts zu fürchten. Das Mädchen erzählte nun von ihrem Geſichte und die Magd legte das ſo aus, daß ihr Bräutigam der Tod ſein werde. Nachdem hat dies Mädchen immer ſehr tugendſam und fromm gelebt, auch ein Alter von ſiebenzig Jahren erreicht. Mehre Male wurde ſie zur Ehe gefragt, aber immer ging das wieder hinter ſich und kamen Mühen und Beſchwerniſſe dazwiſchen, ſo daß ſie bis zu ihrem Tode unverheirathet blieb.

358.

Abrahel.

Le livre des prodiges. p. 97.

Im Jahre 1581 hat ſich zu Dalhem, einem Dorfe zwiſchen der Moſel und der Saar, folgende merkwürdige Geſchichte zugetragen.

Der Hirte des Dorfes, ein Mann, der Frau und Kind hatte, faßte eine glühende Liebe für ein junges Mädchen aus ſeiner Nachbarſchaft. Eines Tages, wo grade all ſein Sinnen und Denken auf ſie gerichtet war, erſchien ſie plötzlich vor ihm im Felde, oder vielmehr nicht ſie, ſondern ein Geiſt in ihrer Geſtalt. Der Hirte bekannte ihr ſeine Liebe und ſie empfing das Geſtändniß mit Freuden unter der Bedingung, daß er ſich ihr übergebe und ihr in allen Dingen gehorche. Der Hirte war deß ſehr zufrieden und that ſeinen Willen mit ihr. Einige Tage ſpäter verlangte Abrahel, denn dieſen Namen hatte der Geiſt angenommen, daß er ihr ſein einzig Söhnchen opfere, als Pfand ſeiner Liebe, und ſie gab ihm einen Apfel, damit er das Kind davon eſſen laſſe. Der Knabe hatte aber kaum hineingebiſſen, als er todt hinſtürzte. Man kann leicht denken, wie untröſtlich Vater und Mutter darob waren.

Am andern Tage ſtand Abrahel wieder vor dem Hirten und verſprach ihm, daß ſie dem Kinde das Leben zurückgeben wolle, wenn er ihr dieſe Gnade auf den Knien und, ſie gleich Gott anbetend, abflehen wolle. Der Hirte warf ſich augenblicklich auf die Knie, betete ſie an und das Kind erwachte in derſelben Minute zum Leben. Es öffnete die Augen, man wärmte es, rieb ihm die Glieder und es begann zu gehen und zu ſprechen; kurz, es war ganz, wie vordem, nur magerer, blaſſer, eingefallener; die Augen waren matt und lagen gar tief; ſeine Bewegungen waren langſam und ſchwerfällig, ſein Geiſt dumpf. So blieb es ein Jahr lang, da hörte man eines Tages plötzlich einen großen Knall, zugleich ſank der Knabe hin und man ſah, daß ſein Leib ganz faul und von Würmern zerfreſſen war; er ſtank auch unerträglich. Der böſe Geiſt, welcher denſelben belebt, hatte ihn nämlich verlaſſen. Man zog ihn mit einer Miſtgabel aus des Hirten Hauſe und begrub ihm ohne Gebet und Geſang in ungeweihte Erde.

359.

Schönes Frauenbild im Traume geſchaut.

S. de Vries, de Satan II. S. 178.

Ein gottſeliger Mann in Holland hatte einen Bruder, der ſich einem wilden und wüſten Leben hingegeben hatte und weder nach Gott noch Gebot fragte. Durch viele Ermahnungen und frommes Zureden kam derſelbe doch endlich wieder zur Beſſerung und wurde ein ganz anderer Menſch. Schon ein ganzes Jahr lang war er auf dem Wege des Guten fortgeſchritten, als ihm in einer Nacht träumte, er wäre auf einer gewiſſen Stelle außerhalb der Stadt und fände daſelbſt ein Frauenbild von übermenſchlicher Schönheit, die ihm zu ſich winke, damit er ſich mit ihr erluſtige. Zwei Tage nachher hatte er denſelben Traum und das ſchöne Weib wollte ihm nicht mehr aus den Gedanken. Abermals zwei Tage ſpäter ſah er ſie noch einmal und zwar immer auf derſelben Stelle und, wie es ihm ſchien, in der Abenddämmerung. Dies machte ihn neugierig und gegen Abend machte er ſich auf und ging aus dem Thore und dem Orte zu, wo er ſie geſchaut, und ſiehe da, er fand ſie wirklich da und noch ſchöner, als ſie ihm im Traume erſchienen war. Sie winkte ihm freundlich und er nahte ihr zutraulich, doch da fiel ihm ein, daß ſein Bruder ihm geſagt, der Teufel nähme häufig derlei Geſtalten an und Anderes mehr, und das ängſtigte ihn dergeſtalt, daß er, ſo ſchnell er konnte, weglief und ſich nach Hauſe begab. Noch zweimal ſah er das ſchöne Bild in ſeinen Träumen, aber er hütete ſich wohl, noch einmal nach der Stelle zu gehen.

360.

Schwarze Mahr.

Heurnius, de morb. capitis. c. 30.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte Folgendes: Als ich noch ein Knabe war, ſollte ich in einer Nacht neben einer ſehr tugendreichen und frommen Matrone ſchlafen. Während ſie bereits ſchlummerte, ſah ich einen langen ſchwarzen Mann, der ſich über ſie auf die Decke zu werfen ſchien. Am andern Morgen klagte ſie, daß die Nachtmahr ſie geplagt habe. Ich war, wie geſagt, noch jung und durfte von dem ſchwarzen Kerl nichts ſagen, denn er hatte mir ſehr gedroht, wenn ich auch nur das Mindeſte davon offenbare.

361.

Nachtmahr.

Erasmi Francisci höllischer Proteus S. 108 f.
C. de Vries, de Satan II. 290.

In einer anſehnlichen Stadt Deutſchlands bezogen zwei begüterte Mädchen ein Haus, in welchem es, wie man allgemein ſagte, umging; ſie wußten aber davon nichts, als ſie daſſelbe gemiethet. Als ſie nun da wohnten, geſchah es häufig und ſelbſt zwei und dreimal in der Woche, daß Nachts, ſobald ſie ſich zu Bette gelegt, etwas auf ſie fiel, welches ſie ſo drückte, als hätte eine ſchwere Laſt auf ihnen gelegen; obſchon ſie davon zu erſticken meinten, konnten ſie doch nicht ein Wörtlein einander zurufen oder Hülfe ſchreien. Dies begegnete ihnen nicht nur, wenn ſie ſchliefen, ſondern ſelbſt, während ſie noch ganz wach waren. Mehremale ſahen ſie beim hellen Mondſchein, wie ein dunkles Schattenbild kommen, welches ſich über ſie warf. Sie klagten darüber bitterlich bei einem verſtändigen und ehrlichen Manne, doch der ſprach, das wäre nur Einbildung und käme von ſchwerem Blute, und ſie ſollten einen Arzt darum berathſchlagen. Das war aber nicht alſo und ſchweres Blut konnte nicht ſchuld ſein, denn ſie hatten dieſe Geſichte nicht allein bei Nacht, ſondern auch am hellen Tage. Da nämlich hörten ſie ſehr häufig ein ſeltſam Gepolter in ihrer Schlafkammer ſowohl, wie in andern Zimmern. Wenn ſie die Treppen herauf oder herabgingen, ſahen ſie oft einen ſchwarzen, langen und häßlichen Mann, der ihnen auch einigemal nachfolgte, wenn ſie ſich aus der Küche in ein anderes Zimmer begaben. Einmal hatten ſie eine Frau zum Beſuche und während ſie mit derſelben ſprachen, erhob ſich in der Küche ein ſolch Geraſſel, Gepolter und Getreibe, daß die Frau in Angſtſchweis gebadet daſaß und ſeitdem das Haus nicht mehr betrat. Da ſprach man endlich den Prediger über die Sache, und dieſer rieth ihnen zu fleißigem Beten, doch half das anfangs gar wenig; doch als ſie damit fleißig anhielten, ging es beſſer, der Spuk hörte aber nicht eher auf, ſie zu quälen, bis ſie ein ander Haus bezogen.

362.

Von der Mahr befreit.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. II. c. 8.

In der Pfarre des heiligen Remig zu Bonn lebte ein Prieſter, der eine ſchöne Tochter hatte; er hieß Arnoldus. Da er dieſelbe über Maßen liebte und ſtets Verführung von Seiten der Kanonichen fürchtete, ſo ſchloß er ſie jedesmal ſorgfältig ein, wenn er ſein Haus verließ. Eines Tages erſchien dem Mädchen ein ſchöner Mann und der beredete ſie zu ſeiner Liebe und ſagte ihr ſo viel Schmeichelworte, daß ſie ihm ihre Gunſt ſchenkte. Das dauerte ſo einige Zeit fort; als der Prieſter aber einmal wiederkehrte und in das Gemach des Mädchens trat, fand er ſie in Thränen und Schluchzen und fragte mit väterlicher Beſorgniß, was ihr fehle. Da bekannte ſie Herrn Arnold alles und wie ſie von dem argen Geiſte verführet worden, und das ergriff ſie ſo ſehr, daß ſie ihren Verſtand darüber verlor. Der trübe Vater wußte kein ander Mittel, als ſie auf die andere Seite des Rheines zu ſchicken, denn er dachte ſicherlich, daß der Fluß die Mahr abhalten würde, noch ferner dem Mädchen etwas anzuhaben. So that er auch, aber kaum war das geſchehen, als der Geiſt ihm erſchien und zu ihm ſprach: „O du arger Prieſter, warum haſt du mir mein Weib genommen? Wahrlich, das iſt dein eigener Schade!“ Und mit den Worten ſtieß er den Mann dermaßen auf die Bruſt, daß derſelbe alsbald Blut ſpie und am dritten Tage nachher ſtarb.

363.

Blutſauger.

Mündlich in Flandern.

Dies ſind eine Art von krötenähnlichen Thieren, die beſonders gern in unſchuldiger Mädchen Leib fahren. Eine ſolche Unglückliche meinet dann, ſie ſei ſchwanger, der Leib ſchwillt ihr an und wird immer ſtärker während neun ganzer Monate. Glaubt ſie die Stunde der Geburt nahe, dann entſchlüpft der Blutſauger ihrem Leibe ebenſoſchnell, wie er kam, und ſucht in einer Andern Leib zu fahren. Man kann ihn fangen, aber dazu gehört viel Behendigkeit und noch mehr Vorſicht, denn auch das allerkleinſte Löchelchen in der Thüre, am Fenſter oder anderswo genügt ihm, zu entwiſchen. Am beſten iſt es, ihn gleich todtzuſchlagen und zu begraben.

364.

Schlange und Kröte.

Mündlich.

In einem alten Hauſe zu Gent wohnten ein paar bejahrte Leutchen, die konnten kein Eſſen in ihrem Brotſchranke über Nacht verwahren. Das klagten ſie einſt ihrem Schwiegerſohne und der ſprach, er wolle es ſchon machen. In der folgenden Nacht verſteckte er ſich unter den Tiſch und da ſah er denn, wie um Mitternacht ein Schlänglein unter den Boden herauskroch und nach dem Schranke ſchlich. Gleich darauf kam eine Kröte aus einem andern Loche und die machte ſich gleichfalls nach dem Schranke zu. Als das Schlänglein an das Schloß rührte, ſprang dies auf und die beiden Thiere theilten ſich in den Vorrath von Eſſen, den ſie fanden. Der Schwiegerſohn nahm aber ſtill einen Hammer und ſchlug ſie auf die Köpfe, daß ſie todt blieben. Seitdem konnten die Alten ruhig ihr Eſſen in den Schrank ſtellen.

365.

Schlange warnt.

G. Anderſen Orient. Reiſen. I, c. 17.
De Vries, Satan. I, 168.

Im Jahre 1645 gegen den Anfang Decembers ging der holländiſche Viſitator zu Brotſchia in Surate mit einem Unterkaufmann, Namens Mylens, im Gemüſegarten der Factorei ſpazieren. Indem ſah der Viſitator eine große Schlange im Graſe liegen, rief in aller Haſt einen ſeiner Diener und befahl ihm, das Thier todtzuſchießen. Mylens warf ſich aber dazwiſchen und bat um Chriſti willen, man möge doch der Schlange nichts zu Leide thun, denn ſie habe ihm einmal das Leben gerettet, und er glaube, es ſei ein guter Geiſt, den Gott ihm in den heidniſchen Gegenden zum Schutze geſandt. Darauf erzählte er das Folgende: Ungefähr vor drei Monaten legte ich mich in meinem Garten nieder, um zu ſchlafen. Ich lag noch nicht lange da, als dieſe Schlange mir nahte und ſo lange um mich herumlief, bis ich wach wurde. Beim Anblicke des Thieres erſchrak ich und rief: O Gott, hilf mir! hörte aber darauf eine Stimme, wie von der Schlange, welche zu mir ſprach: „Steh auf, nimm deine Flinte und gehe nach Hauſe, denn es iſt ein Dieb daſelbſt eingebrochen, der bereits deinem Söhnlein den Hals abgeſchnitten hat.“ Ich ſtand flugs auf, eilte nach Hauſe und der Dieb flüchtete. Leider fand ich es zu wahr, was die Schlange mir über meinen Sohn geſagt hatte.

366.

Frau ſäugt die Schlange.

Louiſe de Bourges, Hebammenbuch I. C. 40 S. 171.
Grundmann, Geiſt- und Weltliche Geſchichtsſchule I. S. 408.

In einem gewiſſen Dorfe, zwei Meilen von Straßburg, lebte ein Winzer mit ſeiner Frau und einem kleinen Kinde. Eines Tages arbeitete der Mann in dem Weinberge und die Frau ging vor ihm her und rupfte das Unkraut aus; das Kind hatten ſie mit ſich genommen und auf ein wenig Stroh gelegt. Nach einiger Zeit erwachte, es und begann zu ſchreien und die Frau eilte zu ihm und legte es an die Bruſt. Während ſie nun alſo da ſaß, ſank ſie in einen tiefen Schlaf und das Kind desgleichen, nachdem es vorher die Bruſt losgelaſſen und ſein Köpfchen nach der andern Seite gekehrt hatte. Indem ſchlich eine Schlange leiſe herzu, faßte die Bruſt mit ihrem Maule und ſog an derſelben, ließ auch nicht wieder los, ſondern hielt ſich feſt, worüber die Frau endlich wach wurde. In höchſtem Schrecken rief ſie ihrem Manne, daß er ihr helfe, doch der ſah nicht ab, was da zu machen ſei, nahm das Kind auf den Arm und brachte ſie nach Hauſe; da ließ er alsbald einen Arzt kommen, der auch alle Mittel anwandte, aber ohne Nutzen, denn die Schlange ließ nicht von der Bruſt und ſie wegreißen durfte man nicht, denn anders hätte ſie beißen können und dann wäre die Frau vergiftet geweſen. Selbſt half es nicht, daß der Arzt der Frau etwas gab, wodurch ihre Milch ganz bitter wurde. So blieb der armen Frau denn nichts übrig, als das Thier an der Bruſt hangen zu laſſen und dies dauerte zehn ganzer Monate. Alle Milch ſchoß nach der einen Bruſt; in der andern hatte die Frau keine, ſo daß ſie ihr Kind nicht mehr zu ſäugen vermochte und eine Amme für daſſelbe nehmen mußte. Endlich rieth ihr Jemand, ſich an einen Schlangenbeſchwörer zu wenden, der mehr denn zehn deutſche Meilen von da wohnte; dem Rathe folgte ſie auch und machte ſich mit ihrer Schachtel, in der ſie die Schlange zu tragen gewohnt war, am Halſe, auf den Weg. Der Beſchwörer machte ſich alsbald ans Werk und die Schlange ließ die Bruſt los und ſpielte mit andern Schlangen, die in der Kammer umherkrochen; als ſie das eine Weile gethan hatte, ringelte ſie ſich und ſtellte ſich auf ihren Schwanz, worauf der Beſchwörer ſie packte, ihr ein Stückchen Scharlach ins Maul ſteckte und ihr die Zähne ausriß. Die arme Frau war ſo ängſtlich, daß ſie weglaufen wollte, doch der Mann ſprach, das wäre nicht nöthig; die Schlange werde ihr nichts mehr thun. Der Mann, der das erzählte, hatte die Schlange an der Frau Bruſt geſehen, ſo im Anfang, wo ſie noch ganz klein war, als auch ſpäter, wo ſie ſo groß geworden, daß Niemand je ihres Gleichen geſehen.

367.

Krötenſtein.

Weber, Quellen der Unterredungskunſt I, S. 480.
C. de Vries, Hiſtor. Decan S. 569.

Am 27. Juli 1473 ging ein Mann aus Hopſtag, Namens Berthold Gratter, gegen Mittag in einen nahen Buſch, das Diepacher Thal genannt, um daſelbſt Holz zu hauen. In dem Walde angelangt, hörte er an dem hindurchfließenden Bache ein ſtark Geziſche, Pfeifen und ähnlich ſonderlich Geräuſch, ſtand deßhalb von ferne ſtill und ſchaute nach der Gegend hin, von wo er es hörte. Da ſah er denn eine unglaubliche Menge von Schlangen, Nattern, Kröten und anderm giftigen Ungeziefer, welche alle auf einem Haufen durcheinander und übereinander krochen; es waren ihrer ſo viel, daß man eine große Tonne damit hätte füllen können. Zu ängſtlich, um näher zu treten, ſteckte er nur einen Stock in die Erde, um die Stelle zu zeichnen, und entfernte ſich ſtill. Noch zweimal kehrte er am ſelben Tage zurück, um zu ſehen, ob das Schlangengezücht noch nicht gewichen wäre, er fand ſie aber noch da, ging darum nach vollendeter Arbeit nach Hauſe, wo er die Sache für ſich hielt und keinem Menſchen auch nur das leiſeſte Wörtlein davon ſagte. Drei Tage nachher endlich ging er noch einmal auf die Stelle und ſah denn, daß die Schlangen alle weg waren; nur eine todte Schlange noch fand er und daneben eine getödtete Kröte, beide umgeben von dickem leimartigen Schleim. Neben der Kröte fand er einen ſogenannten **Krötenſtein**, der ihm nicht wenig Freude machte; er nahm ihn auf, reinigte ihn und trug ihn mit ſich nach Hauſe, in der Hoffnung, daraus einigen Nutzen zu ziehen. Und darin betrog er ſich nicht, denn dieſe Steine ſind ein vortrefflich Mittel gegen alle vergifteten und entzündeten Geſchwülſte und Beulen. Der Mann machte ihn nur in einem Säckchen warm und rieb alsdann damit über die wunde Stelle. Noch iſt der Stein in Beſitz der Familie, deren Aelteſter ihn jedesmal in Verwahr hat und ihn auch nur gegen eine große Summe Geldes ausleiht.

368.

Drachenſtein zu Luzern.

Kircheri mundus subterran. VII. 4. 1.

Ein Bauer, der bei Luzern mit Mähen beſchäftigt war, ſah plötzlich einen Drachen über ſich, der nach dem Pilatusberge flog. Unterm Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich friſchem Blut auf dem ſchwarzen Boden anzuſehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen vielfarbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird und ein kräftig Heilmittel iſt gegen peſtartige Krankheiten; daß ſich das oft bewährt hat, davon zeugen die Stadtbücher, worin es beſchrieben iſt.

369.

Die böſen Spinnen.

Mündlich.

In der langen Münze zu Gent war ein Wirthshaus und darin eine Kammer, worin kein Menſch übernachten wollte, denn es war noch keiner lebend daraus zurückgekommen. Ein kühner Kerl verſuchte es doch, legte eine Strohpuppe ins Bett, verbarg ſich unter den Tiſch und wartete ſo ab, was kommen würde. Um Mitternacht ſah er, wie zwei fauſtgroße Spinnen hinter einem alten Bilde hervorkrochen und zu dem Bette eilten. Da ſetzten ſie ſich auf den Kopf der Strohpuppe, ſonder Zweifel, um ihr Gift darauf auszugießen, aber der Burſche unterm Tiſche nahm eine Bürſte, die er zufällig fand, und ſprang zu dem Bette, wo er die Spinnen todtſchlug. Seitdem war es in der Kammer geheuer.

370.

Haſe erſchreckt ein ganzes Heer.

Meyeri annales Flandriae l. XII. 129 v.

Nachdem Ratger, mit denen von Brügge, die vier Aemter wieder zu gewinnen, von Eecloo nach Aſſenede gezogen war, ordnete er im Süden dieſes Ortes ſeine Reihen zur Schlacht. An Anzahl war ſein Heer dem der Gentner weit überlegen, doch fiel ihm ſchon der Muth, als er hörte, daß Vilain der Gentner Führer war; vor Allem aber ſchien es den Brüggern ein ſchlechtes Zeichen, daß ein Haſe mitten durch das Lager gelaufen kam. Ratger erbleichte darob und als die Schlacht begann, hielten die Seinen ihm wenig Stand und kehrten alsbald den Gentnern den Rücken.

371.

Die Teufelshaſen zu Magdeburg.

Camerarii horae subcisivae p. 390.

Als im Jahre 1631 Magdeburg beſagert war, ſo hörte ich von vielen Augenzeugen erzählen, ſah man häufig Haſen in Menge zwiſchen dem Lager und der Stadt einherlaufen und die Soldaten wie mit ſich locken. Man ſah aber bald, daß dies ein Teufelsſpiel war; denn alle, welche die Haſen verfolgten, fielen in die Hände der Beſatzung und kamen alſo gar ſchlecht weg mit ihrer Jagd.

372.

Der Mönch zu Dresden.

P. C. Hilſcher Nachricht von einem gewiſſen Mönche zu Dresden, welcher ſich als eine böſe Vorbedeutung zuweilen ſoll ſehen laſſen. Dresden 1729.

Wenn ein Unglück, allermeiſt aber ein Todesfall, an dem Hofe in Dresden erfolgen ſollte, dann pflegte, fürnehmlich auf den Baſteien der Stadt ein Mönch mit einem Laternchen in der Hand und ſeinen Kopf unterm Arme tragend, herum zu gehen zu Jedermanns höchſtem Schrecken.

373.

Petermännchen.

Mündlich.

In Schwerin auf dem alten Schloſſe geht das Petermännchen um. Es trägt gewöhnlich ein rothes Mützchen und ein rothes Jäckchen. Steht dem Fürſtenhauſe aber eine Trauer bevor, dann hat man es ſtets vorher ſchwarz gekleidet erſcheinen ſehen.

374.

Klopfer zu Rechberg.

Mündlich.
G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 102.

Ulrich II. von Rechberg wurde im Jahre 1496 vergeblich von ſeiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er ſeinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geſchickt; jetzt blieb auch dieſer aus. Endlich, als ſie einmal brünſtig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, ſtörte ſie im Beten ein lautes Pochen, ſo daß ſie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müßteſt ewig klopfen!“ Als ſie das Thor öffnete, ſtand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt und bald brachte man ſeine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte ſie ein Pochen, bis ihr Auge ſich ſchloß.

Seitdem hört man jedesmal, wenn einer aus der nun in den Grafenſtand erhobenen Familie der Rechberger ſterben ſoll, einige Zeit vorher ein lautes Geklopfe in den Hallen des alten Schloſſes.

375.

Vorſpuk vor der Sporenſchlacht.

Van Velthem Spiegel hiſtorial IV. 24 S. 242.
Vgl. Meyeri annal. Flandr. l. X. a. 1302.

Der Graf von Atrecht ſollte die vierte Schar der Franzoſen führen. Als er merkte, wie die Fläminge ſich zum Streite rüſteten, da ließ er ſich waffnen. Indem man ihm nun ſein Gewaffen bereitete, kam ein Wolf dahergegangen, der war gezähmt und hieß Brune und der Graf hatte ihn ſchon lange; als das Thier ſah, daß ſein Herr ſich kampffertig machte zu dem gewaltigen Streite, ſiehe, da ſprang es mitten in den Ring der Knappen und wenn dieſe dem Grafen ein Stück anzogen, dann riß der Wolf es wieder mit ſeinen Klauen oder Zähnen herab. Der von Atrecht wehrte dem Wolfe und ſprach: „Brun, was iſt dir geſchehen? Solcher Dinge pflegteſt du nie zu thun und nie ſah ich Aehnliches von dir.“ Der Wolf wollte aber nicht weg. „Brun, Brun!“ ſprach der von Atrecht wieder, „wenn du das noch mehr thuſt, dann ſind wir nicht lange mehr zuſammen.“ Da ſah Brun, daß nichts ihm half, und er ging weg; man hat ihn auch nicht wiedergeſehn.

Noch andre Wunder geſchahen in der Stunde. Atrecht wollte Meſſe hören und ließ das ſeinem Kapellane wiſſen, und auch daß er Chriſti Leib empfangen wollt', ehe er zu dem Kampfe ritt. Als nun die Meſſe beendet war und Atrecht das Sacrament nehmen wollte, da war dies verſchwunden. Der Pfaffe hatte großen Zorn darob und ſprach: „Herr, was iſt uns geſchehen! Ich finde Gottes Leib nicht mehr.“ Atrecht erſchrak nicht wenig, als er das hörte, aber er ſprach: „Was ich begonnen, das will ich heute auch enden, komme mir davon, was auch kommen möge. Wenn der Streit gethan iſt, dann will ich das Sacrament empfangen.“ Dieſes Troſtes mochte der Graf aber nicht mehr genießen.

Auch kam eine Kröte gekrochen, die war ganz grau, kam vom flämiſchen Heer. Man ließ ſie kriechen, um zu ſehen, was es bedeuten ſollte. Sie kroch durch die Scharen durch und recht auf die Welſchen zu. Da blieb ſie ſtehen und blies mit den Backen auf die Welſchen und ſchoß lange Zeit ihr Gift auf ſie zu; dann kehrte ſie ſchnell wieder zurück.

Ein Roß auch hatte der von Atrecht, das ritt er ſelbſt. Tauſend Pfund hatte der König von Frankreich ihm dafür geboten und hundert Pfund jährlicher Renten. Es war vierzehn Fuß lang und gefährlich mit dem Zügel zu führen; zwei Kämpfe ſchon hatte er durch des Roſſes Kraft gewonnen. Als nun ſein Banner entfaltet war, da ſchlug er es mit den Sporen, aber anſtatt hin zu rennen mit ihm, ſtürzte es zur Erde nieder, dreimal nach einander. Er rief: „Morel, was iſt dir geſchehen? Solcher Dinge pflegteſt du nie. Du haſt mich in ſchwerem Streite getragen und willſt mir nun treulos werden, wo ich deiner mehr bedarf als je?“

Das waren alles gar ſchlimme Vorzeichen, aber Atrecht hörte nicht darauf. Zwei Mönche ſchlugen ihn von ſeinem hohen Roſſe, da bat er um Gnade und wollte ſich in der Flåminge Hände geben, aber die hörten nicht darauf und ſprachen: „Und wärſt du ein noch einmal ſo großer Herr Graf, ſterben mußt du.“ Als er dann nach einem Edeln fragte, der ſich ſeiner annähme, riefen die Fläminge: „Hier iſt kein Edler noch Bauer, der dein Welſch verſteht,“ und ſie ſchlugen ihn todt und einer von Brügge ſchnitt ihm die Zunge aus dem Munde.

376.

Wolf und Adler vor der Schlacht.

Adr. van Meerbeeck S. 362.
J. de Grieck, de heerlyke en vrolyke daden van Keizer Carel V.

Als Kaiſer Karl den Krieg in Deutſchland gegen die Neugläubigen begann, da ſah man einen Adler, der in der Luft über des Kaiſers Heer ſtand, auch kam aus dem nahen Walde ein Wolf gelaufen und lief zwiſchen der Spanier Fußvolk. Daraus hat man ſogleich auf Sieg geſchloſſen. Ludwig Davila ſchreibt, die Sonne habe auch einige Zeit ſtill geſtanden und die ganze Luft in Feuer geglänzt, die Sonne aber roth, wie Blut.

377.

Zeichen vor der Schlacht von Rooſebeeke.

Meyeri annal. Flandr. l. XIII. p. 190 a.

Nachdem Artevelde ſich mit ſeinem Heere bei Rooſebeeke gelagert, erwartete man für den folgenden Tag eine Schlacht. Obgleich das Heer der Fläminge ſehr klein und der Franzoſen Heer ſehr groß war, fürchtete Artevelde nicht im Mindeſten, den Sieg zu gewinnen. „Hier haben wir faſt den ganzen Adel der Welſchen,“ ſprach er. „Keiner von euch ſchone ihrer, keiner nehme einen von ihnen zum Gefangenen; nur des Königes ſollt ihr ſchonen; er iſt noch Knabe und weiß nicht, was er thut; er geht, wohin man ihn leitet. Wir aber wollen ihn nach Gent leiten, damit er dort Flämiſch lerne. Die Herzoge, Grafen und alle Uebrigen machet nieder; ihr werdet dadurch den Städten Frankreichs einen großen Dienſt erweiſen, denn ſie wünſchen nichts ſo ſehr, als daß dieſe nie wieder nach Hauſe zurückkehren.“

In der Nacht, welche der Schlacht vorherging, hörte man in dem Goldberge, welcher die beiden Heere von einander ſchied, ein großes Geräuſch, Waffengeklirre und wie Stimmen ſtreitender Männer. Als die Wachen Artevelde's das vernahmen, fürchteten ſie, der Feind möge ſie unerwartet überrumpeln, und ſandten darum einige Kundſchafter nach dem Berge; doch die hörten und ſahen nichts daſelbſt. Da weckte ein Weib, welches mit Artevelde gekommen war, dieſen vom Schlafe auf und auch er hörte den Tumult und das Weib hörte ihn und Alle, welche wachten. Alle waren ſehr erſtaunt darob, doch als ſie ſahen, daß nichts davon zu fürchten war, begaben ſie ſich wieder zur Ruhe. Man glaubt, es ſeien böſe Geiſter geweſen, welche erfreut ob der Beute, die ſie da machen ſollten, ein Vorſpiel der Schlacht geſpielt hätten. Ueberhaupt gingen noch keiner Schlacht ſo viele Zeichen vorher. So war ſchon eine Menge von Raben den Flämingen von Audenaerde aus nachgezogen, nun kam dieſer Tumult, ſpäter ſah man Raben in unzählbaren Scharen über beiden Heeren fliegen, auch ſoll ein ſchwarzer Nebel durch die Oriflamme geſcheucht worden ſein. Froiſſard erzählt: eine weiße Taube ſei über der Welſchen Heer erſchienen und habe ſich nach langem Fliegen endlich auf eine ihrer Fahnen niedergelaſſen.

Dies alles waren ſchlimme Zeichen für das flämiſche Heer, welches auch den gehofften Sieg nicht davontrug und ſelbſt ſeinen Führer, Artevelde, verlor.

378.

Todesverkündigung.

Delrio disquis. mag. l. IV. c. II. qu. VII. sect. II.

In einigen Klöſtern finden die Mönche, welche bald ſterben ſollen, eine weiße Roſe auf ihren Sitzen, in andern ſieht man ſie wenige Tage vor ihrem Tode *ohne Kopf* auf ihren Stühlen.

(Gobel. Persona in vit. St. Meinulphi.)

So bewahrt man im Kloſter Bodken (?) ein wunderbares Glockenſpiel; dieſes beginnt jeglichesmal von ſelbſt zu läuten, wenn eine Nonne des Kloſters ſterben ſoll.

379.

Die Geiſterſchau in Lübeck.

Krantzius l. 8 Vandaliae, cap. 29.
C Thyraeus de locis infestis. p. 74.

Im Jahre 1351 wüthete in Deutſchland eine große Peſt und da iſt es geſchehen im Kloſter der Predigerherren zu Lübeck, daß der Bruder, welcher die Küche zu beſorgen hatte, in einer Nacht ein Geräuſch in dem Gaſthauſe hörte. Gleich darauf vernahm er eine Stimme am Küchenfenſter, welche ſprach: „Koch, ſteh auf und mach das Eſſen fertig für die Brüder, die fortgehn wollen.“ Darauf fragte er: „Wie viel ſind deren denn?“ und die Stimme antwortete: „Sechs und dreißig aus dem Kloſter und zwei Gäſte, die mit ihnen verreiſen.“ Verwundert über dieſen Ruf bei Nacht und Unzeit, erhob er ſich aus dem Bette und ſchaute durch ein kleines Loch in das Gaſthaus. Da ſah er nun gerade ſo viel Brüder um den Tiſch ſitzen, aber die trugen alle weiße Kleider und hatten die Stirn mit einem weißen Tuch umwunden, gerade wie man das den Geſtorbenen zu thun pflegt. In Schauder und Schrecken kehrte der Bruder wieder in ſein Bett zurück. Als aber alles ſich alſo zugetragen und die Sechsunddreißig alle todt waren, da hat der Koch alles öffentlich erzählt.

380.

Das ſchwarze Schiff.

Tilm. Bredenb. sacr. collat. l. VIII. c. 12.
Hieron. Drexelius, vom Richterſtuhl Chriſti C. 9, §. 3.

Als einſtmals einer vom Adel, Gualterus van Meer, Kaiſer Karls des Fünften Hofjunker, gegen Island ſchiffte, begegnete ihm ein Schiff, mit großer Gewalt daherrauſchend, darauf er ein erſchreckliches Geſpenſt, wie einen ſchwarzen Mohren als Schiffspatron geſehen. Des Gualteri Steuermann ſchrie an, wie gebräuchlich, frug, was ſie führten, wohin ſie wollten? Der ſchwarze Schiffmann antwortete: „Wir führen den Erzbiſchof .... und eilen zu dem Berg Hekla." Als Gualterus das hörte, ging er in ſich, und als er zurückkam, ging er zu Leyden in den Franziskanerorden.

381.

Der Todten Gebet.

Henr. Caesarii Zielen-Hemel en Hel p. [illegible].
C. de Vries, de Satan II. S. 386.

Ein Choral eines Stiftes in Salt-Bommel (Geldern) ging zu Zeiten einer ſchweren Peſt frühmorgens in die Kirche, um mit den Kanonichen und den Suppoſten die Metten zu ſingen. Er zog ſein Chorkleid an und wollte eben in den hohen Chor treten, als er vier Prieſter in die Kirche treten ſah, die, wie er nicht anders meinte und wußte, an der Peſt krank lagen; ſie gingen nach ihren Stühlen, hielten da mit vieler Andacht ihr Gebet und entfernten ſich durch die ſüdliche Thüre der Kirche. Der Choral war nicht wenig erſtaunt darob, ging weiter auf dem Chore und auf die Stelle, wo er zu ſtehen gewohnt war, nämlich vor dem Geſtühl des Dekanes, und ſchlug daſelbſt die beiden Bücher auf, das Geſangbuch und die Pſalmen Davids. Außer ihm befand ſich noch Niemand in der Kirche. Kaum aber hatte er die Bücher geöffnet, als die Kerze, welche vor ihm auf einem Leuchter brannte, plötzlich ausgeblaſen wurde. Er ging in die Sakriſtei zum Küſter und zündete ſeine Kerze wieder an, kam wieder zu ſeinem Stuhl, doch ſiehe, da ſchlugen die Bücher ihm vor der Naſe zu und die Kerze wurde abermals ausgeblaſen. Als er in die Sakriſtei kam, ſchalt der Küſter mit ihm, meinte, der Choral habe ihn zum Narren halten wollen, wie ihm das nicht ſelten geſchah. Der Knabe entſchuldigte ſich beſtens, ging wieder auf ſeine Stelle, doch die Bücher fuhren zum anderumal und mit mehr Gewalt noch zu und die Kerze erloſch wieder. Des Küſters Schelten fürchtend, trat der Choral zu der Gotteslampe, um an dieſer die Kerze anzuzünden, aber die Lampe wurde mit Gewalt zu mehrenmalen auf und niedergezogen, ſo daß es unmöglich war, die Kerze daran zu bringen. Da erfaßte den Knaben eine furchtbare Angſt und er lief, ſo ſchnell er konnte, in die Sakriſtei, kroch unter des Küſters Chorrock. Inzwiſchen kamen die Kanonichen in die Kirche, er erzählte ihnen alles und ſie machten große Augen darob, ſteckten die Köpfe zuſammen, ſprachen ihm dann aber Muth ein und er ging mit ihnen die Metten ſingen. Nachdem dieſe geendet, kam die Zeitung in die Kirche, daß jene Prieſter, welche der Choral in der Kirche geſehen, zur ſelben Stunde, wo ſie ihm erſchienen, geſtorben waren.

382.

Todtenlade kommt durchs Fenſter.

Dominicus Neuhaus, vom Beiſtand Gottes S. 131.

Ein frommer, ehrlicher Bürger mußte eine Reiſe machen, ließ ſeine Frau geſegneten Leibes zurück, hoffend, daß er noch vor der Zeit ihrer Entbindung zurückſein werde. In einer Nacht aber konnte er nicht ſchlafen; da ſah er beim hellen Mondſchein, wie das Fenſter ſeiner Schlafkammer ſich öffnete, eine Todtenlade hereinſchwebte und vor ſeinem Bette anhielt; auch gleich darauf, wie eine Frau darin lag, ſeiner Ehefrau ganz und gar ähnlich, und endlich noch, wie ein klein Kind ihr in den Arm gelegt wurde. Erſchrocken flüchtete er aus dem Bette und lief der Thüre zu, da ſchaute er noch einmal um und ſah die Todtenlade noch daſtehen. Morgens früh packte er ſeine Sachen zuſammen und eilte nach Hauſe zurück; da erzählte man ihm, daß ſeine Frau in derſelben Stunde von einer unzeitigen Frucht entbunden werden und geſtorben ſei.

383.

Die Kindesmörderin.

Eraſmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 400.
E. de Bries, de Satan. II. S. 408.

Eine Wittib ging kurz nach dem Läuten der Feierglocke mit einem ihr bekannten Mädchen an einer Stelle vorbei, wo ſie beim Mondſchein die Geſtalt eines Frauenzimmers ſahen, welches ſein Haupt in der Hand hielt. Das Mädchen, welches auswendig viel reiner war, als inwendig, und noch für eine Jungfrau durchgehen wollte, wies der Wittib die Geſtalt, indem ſie ſprach: „Sehet doch, was ſtehet da für ein ſchön Müſterchen!" Die Frau wurde aber ängſtlich und ſprach: „Laſſet uns machen, daß wir hier wegkommen, das bedeutet nicht viel Gutes;" worüber die vermeſſene Dirne aber ſpöttiſch lachte. Endlich gingen ſie zuſammen weiter und das Mädchen konnte nicht aufhören zu ſpotten über das Geſicht, beſonders, da ihre Geſellin ihr bemerkte, daß die Geſtalt eine ſo geblümte Schürze und Ueberrock getragen, wie ſie, die Dirne. Nicht lange nachher genas das Mädchen eines unehlichen Kindes, und da ſie fürchtete, daß dadurch eine Heirath, die eben im Plane ſtand, rückgängig würde, ermordete ſie daſſelbe, meinte alſo ihr unzüchtig Treiben vor der Welt verborgen zu halten. Es hatte aber Jemand geſehen, wie ſie das todte Kind unter die Erde ſcharrte, und der zeigte das der Obrigkeit an, worauf das Menſch des Todes ſchuldig erklärt und öffentlich enthauptet wurde.

384.

Doppelte Geſtalt.

S. de Vries, de Satan. II. S. 421.

Ein gelehrter Profeſſor an der hohen Schule zu Utrecht hatte häufig die Gewohnheit, Nachts, wenn ſeine Frau bereits lange zu Bett war, noch das Eine oder Andere an einem Tiſchchen in der Nähe des Bettes ſitzend aufzuzeichnen. Eines Abends hatten die beiden Eheleute ſich zugleich zu Bette gelegt. Einige Stunden ſpäter erwachte die Frau und erſchrak nicht wenig, als ſie in dem Schlafzimmer Licht bemerkte. Sie erhob ſich im Bette und ſah ihren Mann an dem Tiſchchen ſchreiben. „Wie, ſollte der noch aufgeſtanden ſein?" dachte ſie und fühlte einmal neben ſich, doch da lag ihr Mann auch neben ihr; zugleich verſchwand die andere Geſtalt und das Licht. Nicht lange nachher wurde der Profeſſor krank und ſtarb.

385.

Das Lichtchen.

Mündlich.

Bei Brüſſel war ein Kind geſtorben, hatte aber keine Ruhe und konnte keine finden. In jeder Nacht nämlich, die Gott erſchuf, ſah der Vater deſſelben ein Lichtchen vor ſeinem Bette auf und abſchweben; einſt bemerkte er ſelbſt, wie es durch das Schlüſſelloch der feſtverriegelten Thüre drang und nach Eins auch wieder da verſchwand. Er erkannte, das müſſe ſeines Kindes Geiſt ſein, und betete fleißig für deſſen Ruhe; nach einiger Zeit auch blieb das Lichtchen weg und kehrte nicht wieder.

Es iſt oft und anderswo noch geſchehen, daß ſich Geiſter in Form eines Lämpchens gezeigt haben.

386.

Wie die Todten dankbar ſind.

Van den troost der Zielen in't Vagevier. S. 139.
Den dobbelen Zielentroost S. 56.

Da war ein Ritter, der ging nie über einen Kirchhof, ſonder die Seelchen in dieſer Weiſe zu grüßen:

Gott grüß euch, ihr Seelchen all zuſammen,
Ich kenne nicht all eure Namen,
Doch bitt ich Gott durch Jeſu Blut,
Daß er euch ſchenk' das ewig Gut.

Nun geſchah es einmal, daß er in der Nähe des Kirchhofs faſt in ſeiner Feinde Hand fiel, denn dieſe kamen plötzlich aus einem Hinterhalte auf ihn zu. Erſchrocken lief er dem Kirchhofe zu, vergaß aber nicht ſeines gewöhnlichen Gebetchens, ſondern ſprach dieſes, wie er immer that. Da ſtand mit einem Male der Kirchhof voll von Männern, die Hämmer, Hacken, Schaufeln und anderes Handwerksgeräthe — viele führten auch Waffen — in den Händen hielten und auf des Ritters Feinde anrückten. Dieſe liefen erſchrocken davon und wagten ſeitdem nicht mehr, dem Ritter etwas anzuhaben.

Es war auch ein Schreiber, der dieſelbe löbliche Gewohnheit, wie der Ritter, hatte. Als man den begraben ſollte und der Geiſtliche am Grabe ſtehend ſprach: Requiescat in pace! da riefen all die Seelchen: „Amen."

387.

Die weißen Reiter.

Van den troost der Zielen in't Bogherier. S. 141, wahrſcheinlich aus Thomas Cantiprat. II. 53, 30.

Da war einmal ein reicher und mächtiger Herzog, der lebte anfangs in allen weltlichen Gelüſten, bekehrte ſich aber endlich und wurde ein frommer Mann. Als das ſeine Edeln ſahen, da wurden ſie unwillig und ſie reizten einen König gegen ihn auf, der ihm ſein Herzogthum abnehmen wollte. Da flüchtete er auf ein ſtarkes Schloß und befahl ſich daſelbſt in Gottes Hand. Am Morgen des Tages, wo der König zur Belagerung des Schloſſes heranrückte, ſah der Herzog aus dem Fenſter und erblickte ein großes Heer von weißen Rittern die auf weißen Roſſen näher kamen; einer der Ritter ritt bis vor das Fenſter und ſprach zu dem Herzoge:

„Fürchtet den König nicht, Herr Herzog, wir ſtehen euch bei; wir ſind allzumal Seelchen, denen ihr durch eure Gebete und Almoſen geholfen habet.“ Bald darauf erſchien der König mit ſeinem Heere und der Herzog rückte ihm kühnlich entgegen mit wenigen Soldaten; die weißen Reiter ſcharten ſich aber gleich zu ihm. Als der König dieſe ſah, da erſchrak er und nahm mit all ſeinen Streitern die Flucht.

Ganz daſſelbe geſchah auch dem Herzoge Euſebius von Sardinien, als der mit dem Herzoge Oſtergius von Sicilien in Krieg war, wie das ein frommer Abt erzählte, der grade zu der Zeit von den Soldaten des Letztern gefangen genommen werden.

388.

Die Kinder in der Krypta von St. Bavo.

Mündlich.

Man hatte einmal einen Leichendienſt in der Bavoskrypta gehalten und nach Beendigung deſſelben die Thüren wieder geſchloſſen. Drei Kinder, die während des Dienſtes da herumgeſtrichen waren und ſich die alten Gräber beſchaut hatten, verſpäteten ſich und wurden ſo eingeſperrt, und da Nachmittags nichts in der Kirche zu thun war, ſo konnte man ihr Klopfen und jämmerliches Schreien nicht hören und ſie waren gezwungen, die Nacht über da zu bleiben. Aengſtlich krochen alle drei unter eine Todtenbahre, über die das Leichentuch noch hing. Gegen zwölf Uhr Nachts regte es ſich aller Orten und Enden in der Krypta und eine Menge von Prieſtern und Chorknaben erſchienen, die ſangen und gingen in Prozeſſionen rund. Als der Küſter Morgens in die Krypta kam, fand er die Kinder noch unter der

Bahre, das eine aber war vor Schreck geſtorben, das zweite wurde am ſelben Tage noch tödtlich krank und ſtarb bald nachher; das dritte allein blieb am Leben und erzählte ſpäter noch häufig den Vorfall. Seitdem klopfte der Küſter vor dem Kirchenſchluſſe dreimal an die Thüren der Krypta.

389.

Geſpenſter in der Dünenabtei.

Mündlich.

Eine Magd, die längere Zeit bei dem Meier, der in den Ruinen der Dünenabtei wohnt, gedient hatte, wollte eines Tages nicht länger bleiben und verließ noch am ſelben Abende den Pachthof. Lange quälte man ſie, die Urſache davon zu ſagen, aber ſie wollte es nicht; endlich ließ ſie ſich doch überreden und erzählte Folgendes.

Eines Abends ging ich mit einem andern Mädchen in den Baumgarten. Da ſahen wir deutlich ſich Nebel zwiſchen den Bäumen ſammeln und immer dichter und endlich ſo dicht werden, daß das Mädchen ſprach: „Sieh doch, Trine, dieſen Abend nebelt es ſtärker, als ich mich zu erinnern weiß, je geſehen zu haben.“ Ich ſtand auch verwundert darob; aber bald ſahen wir Dinge, die ich nie vergeſſen werde. Es erſchien nämlich eine Todtenlade, mit einem weißen Bahrtuche überdeckt; die wurde getragen, ohne daß man ſah, von wem, und ſchwebte ſo durch den ganzen Baumgarten. Ich zog das Mädchen am Aermel und ſprach: „Komm, komm, ich ſterbe vor Angſt,“ und wir wollten weglaufen nach dem Hofe zu; indem aber war es auf einmal, als ſtände der ganze Baumgarten in Flammen und damit verſchwand die Todtenlade. Im Hauſe hatten wir aber keine Ruhe und das Mädchen ging nach dem Hinterfenſter, um zu ſehen, ob ſich nichts mehr zeigte. Plötzlich ſchrie ſie: „Trine, ach Gott, die Schweine ſind los und laufen im Hofe herum; wenn ſie am jungen Kohl nagen, dann wird die Pächterin böſe und wir haben keine Ruhe im Hauſe. Komm ſchnell, damit wir ſie in den Stall treiben.“ Wir eilten in den Hof und ſahen die Schweine vor uns, hörten ſie auch grunzen und gingen ihnen nach, um ſie zurück in den Stall zu bringen, aber ſie liefen dem Felde zu; als wir ihnen nachſetzten, verſchwanden ſie in einem Augenblick ſammt und ſonders vor unſern Augen. „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu,“ ſprach ich, „komm doch einmal nach dem Stalle.“ Wir gingen dahin und ſiehe, der Stall war geſchloſſen; die Schweine lagen alle ruhig darin. Von dem Augenblicke ab wollte ich nicht mehr da dienen und am andern Morgen ſchnürte ich mein Bündel.“

390.

Scheinſoldaten.

Scherertzius de spectris in Sa. admon. 10.
E. de Bries, de Satan. II. S. 680.

Unter des Königs Guſtav Adolf Reiterei war ein Offizier, der, wenn er auf eine Expedition ausging und einem ſtärkern Haufen, als der ſeine war, begegnete, alsbald ein paar Compagnien oder auch ein ganzes Regiment Reiter erſcheinen ließ, bei deren Anblick die Feinde ſogleich die Flucht nahmen. So jagte er oft mit wenigen natürlichen und wirklichen, einem großen Haufen aber der Scheinſoldaten, eine ganze Abtheilung von Feinden aus ihren Quartieren.

Schererzius hörte desgleichen von zwei Kriegsoberſten, die, wenn ſie ein Dorf ausplündern wollten, die Bauern zuvor mit einem Regimente ſolcher Scheinſoldaten in die Flucht trieben. Später haben ſie das herzlich bereut und Kirchenbuße dafür gethan.

×391.

Geſchütz kehrt ſich um.

Joach. Francius de bello german. p. 99.

Während des dreißigjährigen Krieges bemerkte man zu Erfurt, daß mehres Geſchütz und Gewehr in dem Arſenal ſich von ſelbſt bewegte. Ein Kanone, die auf dem Walle lag, kehrte ſich ſelbſt um und wandte die Mündung der Stadt zu. Das erweckte viel Staunen und Verwunderung, doch kannte man die Bedeutung der Erſcheinung zuerſt nicht, bis die Stadt nicht lange nachher eingenommen wurde; da ſah man, was das hatte bedeuten ſollen.

×392.

Der Rabe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad. 1843 No. 7.

Auf dem Friedhofe von Scherpenheuvel hatte man einen Mann begraben, der ein ſehr ſchlechtes Leben geführt. Die nächſte Nacht und alle folgenden Nächte wurden die Nachbarn des Kirchhofes durch ein ſchreckliches Geräuſch aus dem Schlafe geweckt; gerne hätte man gewußt, von woher das komme, aber man konnte nichts anderes bemerken, als einen Raben, der von Zeit zu Zeit kam und ſich auf das Grab jenes Mannes niederließ.

Daraus ſchloß man natürlicherweiſe, daß das Gelärme nur von dem Letztbegrabenen herrühren könne. Man holte die Leiche wieder aus der Erde und warf ſie in einen Graben, den Raubvögeln zur Atzung. Seitdem erſchien der Rabe nicht mehr und war es auf dem Friedhofe ruhig.

393.

Straße geſperrt.

Phil. Ericii virga Dei in Germania. p. 461.

Ein gewiſſer Hans Jacob, Soldat im kaiſerlichen Heere gegen die Schweden (1636), war von früheſter Jugend an ein ganz abſcheulicher Flucher. Eines Abends hatte er mit mehren Andern lang in der Schenke geſeſſen und geſpielt, auch bei jedem verlornen Spiele nach Gewohnheit geflucht, und ging ſpät erſt mit einem ſeiner Geſellen nach Hauſe. Da ſahen beide im Mondſchein ein großes ſchwarzes Ding, welches quer über die Straße lag. Hans Jacob frug ſeinen Geſellen, was das doch ſein möge? und der antwortete, es wäre wahrſcheinlich der Schatten eines Baumes oder Pfahles. So gingen ſie weiter. Als ſie dem Dinge aber nahe gekommen waren, da ſtieg daſſelbe plötzlich vor ihren Augen auf, und ſie ſahen, daß es eine rieſige Geſtalt war mit Augen, wie feurige Bomben und Hundsohren, die länger als zwei Spannen auf jeder Seite vom Kopfe herabhingen, überhaupt ſo fürchterlich und abſcheulich anzuſehen, daß es mit keiner Feder zu beſchreiben iſt. Dieſe Geſtalt faßte den Flucher, führte ihn auf Mannslänge in der Luft ein paar Ruthen weit mit ſich fort und ließ ihn alsdann gar unſanft niederfallen. Sein Geſell hatte glücklicherweiſe noch ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er zu der Schenke zurücklief und ein paar Kameraden holte, mit deren Hülfe er den andern unter Dach brachte. Eine Zeit lang blieb der noch ohnmächtig daliegen, erholte ſich dann aber langſam und führte von da an ein ganz ander Leben.

394.

Reiter ſonder Haupt.

Erasmi Francisci hölliſcher Proteus. S. 472.
E. de Vries, de Satan II. S. 332.

Ein gefreiter Corporal ging eines Tages von Weingarten nach Heidelberg. Als er bei der Stadt ankam, fand er das Thor bereits geſchloſſen, nahm darum ſeinen Weg einem andern Thor zu, welches er noch offen zu finden hoffte. Während er nun ſo ſchnell als möglich am Stadtgraben vorbeilief, hörte er plötzlich einen Reiter hinter ſich, der in ſtarkem Trabe auf ihn zukam; da er meinte, der Reiter wolle, gleich ihm, auch noch in die Stadt, ſo ſchaute er um und ſah denſelben von weitem auf einem weißen Pferde herbeijagen; als er ihm aber näher kam, gewahrte er, daß es ein ſchwarzer Kerl ſonder Haupt war. An der Stelle, wo er ſich juſt befand und der Andere ritt, war das Ausweichen ſchwer; das machte den Corporal umſomehr ängſtlich, als es klar war, daß das kein natürlicher Reiter ſein konnte. In der Verlegenheit zog er endlich den Degen und bot dem auf ihn friſch Zurückenden die Spitze. Da verſchwand der Reiter zwar, doch der Corporal wurde von einem heftigen Winde erfaßt und kam ſtark in Gefahr, in den Stadtgraben geſchmiſſen zu werden, doch leiſtete er tüchtig Widerſtand und hielt ſich je länger, je weiter vom Waſſer ab. Da flog ihm der Hut plötzlich vom

Kopfe und zugleich fühlte er ſich bei den Haaren ergriffen und von der Erde aufgehoben. Nun wuchs ſeine Angſt noch mehr; er nahm all ſeine Kraft zuſammen und floh, ſo ſchnell er konnte, dem nächſten Dorfe zu, wo er die Nacht über blieb.

395.

Die Kalberſtraße und die Rothe-See-Straße zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Zu der Zeit, als zu Ypern noch Götzendiener wohnten, gab es in der Kalberſtraße einen reichen Mann, der ein kupfernes vergoldetes Kalb anbetete. Alle Samstage opferte er demſelben ein lebendes Kalb und theilte Sonntags das Fleiſch an Alle aus, die deſſen haben wollten. Nach ſeinem Tode aber war er verwünſcht, in Geſtalt eines ſchwarzen Kalbes zu ſpuken, und er ſprang alſo immer kreuz und quer in der Kalberſtraße herum und Jedem, dem er begegnete, auf den Leib, meiſt auf den Rücken. Endlich hat ein Prieſter, deß müde, ihm aufgepaßt und ihn durch Beſchwörungen in die rothe See verwünſcht und das iſt in der letztern Straße geſchehen.

396.

Das Pantoffelſträßchen zu Ypern.

Beſchryving van Ypern. Ms.

Eine engliſche Frau, die koſtbare Pantoffeln trug, iſt vorzeiten von der Brücke in dieſer Straße geſtürzt oder geſtürzt worden, das weiß man nicht. Nach ihrem

Tode aber ſah man jede Nacht eine weibliche Geſtalt in dieſer Straße erſcheinen, die auf Pantoffeln ſchlappte, und das Klatſchen der Pantoffeln hörte man die ganze Straße durch, ſah aber weiter nichts, als einen leicht vorbeifliegenden hellen Schein.

397.

Spuk zu Bouchoute und Aſſenede.

Mündlich.

Auf dem Taranberge bei Bouchoute ſtand ehedem ein ſtarkes Schloß; noch ſieht man die breiten Gräben und Wälle und die geräumigen Keller. In den letztern wandelt es um.

Der Steiartshof zu Aſſenede war ehedem ein Templerſchloß. Von da geht ein Gang bis zur Kirche, und in dem Gange ſpukt es auch.

398.

Der gebundne Teufel.

Mündlich von Frau Courtmans.

In dem Kloſter Sander kam der Teufel häufig die Paters quälen und plagen. Deß wurden dieſe endlich müde und ſie beſchwuren ihn und legten ihn in einen Keller, wo ſie ihn mit eiſernen Ketten banden. Als ſie ihn zwangen, ſeinen Namen zu nennen, ſagte er, er heiße Bornus. Noch heutzutage findet er ſich in dem Keller und Viele erzählen, ihn geſehen zu haben.

399.

Spuk auf der Schädelſtätte.

Mündlich.

In Münſter auf der Schädelſtätte läßt ſich jede Nacht eine glühende Geſtalt ſehen, die ein glühendes Beil in der Hand führt. Damit ſchlägt ſie um eins ein Kreuz und verſchwindet.

400.

Drei Enten.

Mündlich.

Auf dem Mühlenteiche zu Münſter erſcheinen Nachts zwiſchen zwölf und eins drei Enten: ein Wirk, eine ſchwarze und eine weiße. Die ſchwimmen dreimal um den Teich und kommen ſie an der Mühle vorbei, dann ſprechen ſie: „Gott erlöſe uns.“

401.

Geiſt im Pfarrhaus.

Le livre des prodiges p. 154.

Im Jahre 1726 übernahm ein Geiſtlicher Namens Bayer die Seelſorge in Rutheim und bezog die dortige Pfarrerwohnung. Einen Monat nachher wurde er auf eine jämmerliche Weiſe gequält von einem böſen Geiſte. Dieſer kam zuerſt in Geſtalt eines ſchlechtgekleideten und gar verdächtig ausſehenden Bauern, der dazu noch ſcheußlich roch, an das Pfarrhaus und klopfte. Man führte ihn in die Stube und da ſagte er, er komme von Seiten eines Beamten des Fürſtbiſchofes von Conſtanz und habe einen Auftrag, der aber auf den erſten Blick ſchon unwahrſcheinlich klang. Darnach verlangte er zu eſſen und man ſetzte ihm Fleiſch, Brot und Wein vor. Das Fleiſch packte er mit beiden Händen und verſchlang es mit den Knochen, indem er ſprach: „Da ſeht, wie ich die Knochen miteſſe; das thuet mir einmal nach." Dann nahm er den Krug mit Wein und leerte ihn in einem Zuge, verlangte noch mehr zu trinken und trank das auf gleiche Weiſe, worauf er wegging, ohne ein Wort zu ſagen, ohne ſich auch nur im Mindeſten zu bedanken. Die Magd, welche ihn bis zur Thür geleitete, frug ihn, wer er wäre? Darauf antwortete er: „Ich bin aus Ruthingen und heiße Georg Raulin." Das war aber auch nicht wahr. Dem Pfarrer drohte er im Weggehen noch: „Warte nur, ich werde dir ſchon zeigen, wer ich bin."

Den ganzen Tag blieb er im Dorfe, wo Jedermann ihn ſah. Gegen Mitternacht kehrte er wieder zur Thüre des Pfarrers und ſchrie da dreimal mit ſchrecklicher Stimme: „Bayer, Bayer! Ich will dich lehren, wer ich bin." Während drei ganzer Jahre kam er ſo jeden Tag gegen vier Uhr Nachmittags und Nachts an das Pfarrhaus, aber nicht ſtets in derſelben Geſtalt. Bald erſchien er als ein bärtiger Hund, bald als ein Löwe oder als ein anderes grauſames Thier; nun wieder als ein Mann, dann als ein ſchönes Mädchen, um den Pfarrer zur Unkeuſchheit zu verleiten. Oft auch machte er in dem Hauſe einen Lärm, als hätte ein Küfer an einem Faſſe gearbeitet, und nicht ſelten trieb er's damit ſo arg, daß man meinte, das ganze Haus ſtürze zuſammen. Der Pfarrer rief oft die Kirchmeiſter und andere Perſonen des Dorfes in ſein Haus, aber man entdeckte gewöhnlich keine andere Spur von dem Geiſte, als den unerträglichen Geſtank, den er ſchon bei ſeinem erſten Beſuche als Bauer um ſich verbreitet hatte.

Da nahm der Pfarrer endlich ſeine Zuflucht zu Beſchwörungen, doch dieſe hatten keinen Erfolg. Beſſer wirkte folgendes Mittel: der Geiſtliche nahm einen Zweig geweihter Palme und einen geſegneten Degen und ging damit dem Spuk zu Leibe; das hatte er kaum dreimal gethan, da blieb er aus und ließ ſich nicht fürder ſehen.

402.

Junker Ludwig.

Erasmi Francisci höllischer Proteus.
C. de Brick, de Satan I. S. 448.

Auf einem Felde dicht bei der Stadt Eger läßt ſich häufig ein Geſpenſt ſehen in Geſtalt eines Mannes mittlerer Größe. Das Volk nennt daſſelbe Junker Ludwig und erzählt, daß vormals einer des Namens da gewohnt und die Grenzſteine betrügeriſcher Weiſe verſetzet, dafür auch nach ſeinem Tode habe umwandeln müſſen. Ein Mädchen ging einmal allein außerhalb des Thores von Eger ſpazieren, kam auf die Stelle, wo das Geſpenſt ſich zu zeigen pflegte. Da trat ein Kerl auf ſie zu, den ſie alsbald als den Junker Ludwig erkannte, der griff ihr mit der Fauſt an die Bruſt, die dadurch ganz ſchwarz wurde, wie verbrannt, und verſchwand alsdann. Sie ging nach Hauſe und erzählte, was ihr begegnet, fügte auch hinzu: „Ich habe mein Theil weg,“ legte ſich zu Bette und ſtarb am dritten Tage nachher.

403.

Der Trogſchrapper zu Zwevezeele.

Mündlich.

Lenſens im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 104.

Zu Zwevezeele bei Thorhout hörte man ehedem in der Nähe einer Stelle, welche de drie Kaven heißt, Nachts ein Geſchrappe, als hätte Jemand einen Backtrog ausgekratzt. Dies Geräuſch machte ein Geiſt, den man übrigens nicht fürchtete, denn nie erſchien er Jemanden, that auch Keinem etwas zu Leide. Einmal aber wollte ein Bauer, Namens Jan Kunhout, Spott mit ihm treiben; es war dies ein Pferdehändler, der oft mit Hexen und Spuken zu thun gehabt und wegen ſeiner Kühnheit berühmt war. Als er an dem erwähnten Orte das Schrappen hörte, rief er laut: „Ei, du ſchrappſt da ewig zu, aber du bäckſt nie; back mir einmal, bis ich rückkehre, einen ſchönen Pfannkuchen.“ Mit den Worten ging Kunhout von dannen, verrichtete ſeine Geſchäfte und kehrte nach einigen Stunden zurück. Der Geiſt hatte wohl gehört, was Kunhout geſagt, das bewies ſich nun; denn an den drie Kaven fand unſer Pferdehändler ein reinlich und hübſch gedecktes Tiſchlein mit zwei brennenden Kerzen darauf und zwiſchen denſelben einen friſch gebackenen, luſtig dampfenden Kuchen. Im erſten Augenblick ſtand Kunhout ſtumm vor Schrecken, dann aber zog er ſein Meſſer, ſchnitt ein Stück von dem Kuchen und warf das ſeinem Hunde zu, der es gierig aufſchluckte, aber auch plötzlich todt hinſtürzte. Kunhout ſah das nicht ſobald, als er die Flucht ergriff und nicht eher raſtete, als bis er in der Schenke des nächſten Dorfes war.

404.

Spuk im Kloſter der Tempelherren zu Ypern.

Beſchryving der ſtad Yperen. Ms.

Im Jahre 1320 am achten des Blüthemonates begann man zu Ypern mit dem Abbruche der Kirche und des Kloſters der ehemaligen Tempelherren, welches in in der Vorſtadt vor dem Templerthore ſtand. Dieſes Kloſter war an einen Bauern, Namens Koppen Goeman, vermiethet geweſen, der viele Knechte und Mägde und eine Menge Vieh hatte. In den erſten Tagen, wo er in dem Kloſter wohnte, hörten und ſahen ſie häufig Spukereien, und das nahm immer mehr und mehr zu. Oft vernahmen ſie, beſonders bei der Nacht, auf allen Zimmern ein groß Geräuſch, wie wenn viele Menſchen daſelbſt rundgegangen oder gelaufen wären, hörten auch dazwiſchen klärlich rufen: „Mord! Mord! Mord!“ Häufig ſahen ſie Tempelherren den Kopf durch die Speicherfenſter ſtecken. Es iſt auch geſchehen, daß, als einmal eine der Kühe ein Kalb geworfen hatte, dies Kalb zur ſelben Stunde aus dem Stalle lief und gleich einem Affen auf einen hohen Eichbaum kletterte, wo es in der Krone ſitzen blieb; man hat es nur mit großer Mühe wieder herabholen können. Wenn man in der Küche Mehlbrei machte, dann wurde meiſtens von unſichtbarer Hand ein Templerſchuh *) mit ſolcher Gewalt hineingeworfen, daß der Brei allen Herumſtehenden oder Sitzenden in das Geſicht flog. Ein andermal wollte die Bäuerin Waffeln backen, aber der Teig gohr ſo ſtark, daß er drohte über den Rand des Mengbacks zu laufen, und als ſie davon in andere Keſſel und Töpfe ausſchöpfte,

---

*) Große Schuhe, an den Zehen breit, platt und mit hohen Abſätzen.

ſtieg er in all dieſen gleichfalls bis zum Rande und als alles Geſchirr voll war, da gohr er ſo lange, bis er alle auf der Erde lag. Oft wenn die Magd die Kuh melkte, wurde das arme Thier plötzlich auf den Rücken geworfen und aus den vier Eutern ſprang die Milch empor wie aus vier Springbrunnen. Einmal wurde das Kuhmädchen ſelbſt von unſichtbarer Hand rittlings auf den Rücken der Kuh geſetzt, die alsdann wie toll zwanzig bis dreißig Mal alſo rund rannte auf der Weide, ſchneller als das ſchnellſte Poſtpferd und zuletzt das Mädchen abſchüttelte. Der Schäfer kam eines Morgens in den Stall, aber da war kein Schaf zu ſehen; da hörte er ſie draußen ſchreien, trat vor die Thüre und ſiehe, all die Schafe ſaßen rittlings auf dem Firſt des Daches, von wo ſie nur mit großer Mühe wieder herabgeholt werden konnten.

Nicht ſelten hörte man Nachts alle Thüren des Hauſes mit ſolcher Gewalt auf und zuſchlagen, daß das ganze Gebäude erbebte. Im Sommer wurden häufig die Aepfel und Birnen alle von den Bäumen geriſſen und damit die Fenſter eingeworfen, ſo daß es wie Früchte hagelte und die Glasſtücke klingend links und rechts ſtoben, ohne daß man jedoch Jemand in dem Baumgarten ſah. Trat man dann aber ſpäter zu den Fenſtern, dann war nicht eine Scheibe zerbrochen und die Früchte hingen alle wieder auf den Bäumen.

Da es auf die Weiſe kein Menſch in dem Kloſter aushalten konnte, war man endlich wol genöthigt, es abzubrechen. Nachdem hat man von keinen Spukereien auf der Stelle mehr gehört.

405.

Pferde in dem Heuſchober.

Mündlich.

Im Norden von Zwevezeele, im ſogenannten Freien, zeigt man neben einem Pachthofe noch eine Stelle, wo ſich das Folgende zugetragen hat. Eines Morgens fand man die Pferde der Meierei oben in dem Heuſchober und ſie ſchauten mit den Köpfen durch die Dachfenſter. Als die Leute ihnen nahen wollten, ſprangen ſie aus den Fenſtern und ſtürzten todt auf die Erde hin. Eine Hexe im Dorfe hatte es ihnen angethan.

406.

Feuriges Schiff.

Mündlich.

Lanſens im Kunſt- en Letter-Blad. 1843. S. 96.

Zu Wenduine zwiſchen den Dünen und dem berühmten Grafjansdyck ſieht man einige Hütten, die von Muſchelfängern und Krabbenfiſchern bewohnt werden. Dieſe Leute erzählen, daß ſie häufig, wenn ſie ſich zufällig Nachts auf den Dünen befanden, ein glühendes Schiff ſahen, welches weit und breit die Wellen beſtrahlte. Auf demſelben konnten ſie deutlich eine ſchwarze menſchliche Geſtalt erkennen, und ſie glauben, daß das der berühmte Capitain Jan Bart iſt. Erſt ſeit zehn Jahren hat dieſe Erſcheinung aufgehört. Nun ſieht man nichts mehr davon.

407.

Das Feuer geißeln.

S. de Vries hiſtoriſch. Deren. S. 454.

In der Gegend von Lüttich findet man eine Menge von Steinkohlengruben, deren Gänge häufig viele Meilen weit unter der Erde hin ſich erſtrecken. Nicht ſelten geſchieht es, daß die Arbeiter in denſelben durch ein wunderliches Feuer verfolgt werden, welches beſonders diejenigen anfällt, welche neue, noch nicht gewaſchene Kittel von rother Leinwand anhaben. Man kann ſich dieſes Feuers auf keine andere Weiſe erwehren, als indem man wacker mit Stricken, Ruthen oder Stöcken auf daſſelbe zugeißelt; dann entfernt es ſich wol, kehrt jedoch meiſt wieder zu Denen zurück, die rothe Kittel tragen.

408.

Hellſeher.

Phil. Camerarii meditationes historicae t. I. l. IV. c. 10.

Camerarius hörte oft von einem Manne ſprechen, der einen ſeltſamen Geiſt zu Gebote hatte. Wenn Jemand, den er ſelbſt nie geſehen, ihn beſuchen kam, ſo grüßte er den bei Namen und Zunamen, ſprach ihm von Verwandten und Freunden, von ſeinem Wappen und Wahlſpruche, wie wenn er Zeitlebens in des Fremden Hauſe verkehrt hätte. In der Zeit der pariſer Bluthochzeit, nämlich am 24. Auguſt 1572, hatte er beſonders merkwürdige Dinge geredet. Unter andern rief er: „Sehet, ſehet! Haufen von Teufeln ſammeln ſich aus allen Landen, jubeln und tanzen, denn ſie haben eine arge Sache nach Begehren zu Wege gebracht, die ſchon lange bei ihnen im Werke geweſen. Das iſt aber nicht in Deutſchand, was ſie aufgeführt haben."

409.

Vorherſchauen.

Micraelii Pomer. I. VI. 579.
Zeilers Handbuch I. S. 246.

Anno 1584 in der Pfingſtwoche zündete der Bliz die Stadt Stargard an und in drei Tagen brannte ſie faſt halb nieder. Anton Remelding, ein Prediger daſelbſt, verkündete dies Unheil auf ſeinem Todesbette, vier Wochen, ehe es geſchah. Er ſah nämlich einen Mann, hinter dem ein Feuer aufging und zugleich eine Menſchenhand, welche übernatürlicher Weiſe an die Mauer ſchrieb.

410.

Des römiſchen Königs Grab.

Cuspinian.
Chronicon Augustense apud Marquard. Freher.
Camerarii horae subcisivae.

Nach dem Tode des römiſchen Königs Heinrich, welcher ein Landgraf war in Thüringen und Heſſen, kure man Wilhelm, den König von Holland. Dieſer hatte einen Krieg mit den Frieſen, welche er auch ſich unterwarf. Als er dabei in die Nähe einer gewiſſen Stadt kam, fand er daſelbſt ein prächtig erbautes Grabmal. Er fragte, wer darin ruhe, aber die Bürger antworteten, darin ruhe bis dahin noch Keiner, doch ſei es vom Schickſale einem römiſchen Könige beſtimmt, daß er darin begraben werden ſolle.

Bald darauf verließ der König Friesland als Sieger, aber die Frieſen waren deß nicht zufrieden und rächten ſich bald. Eines Tages ritt er mit geringem Gefolge über Eis, dies brach und er ſtürzte mit dem Pferde ins Waſſer. Das ſahen einige hinter Hecken verborgen lauſchende Frieſen und ehe noch Jemand ihm zu Hülfe kommen konnte, hatten ſie ihn ſchon getödtet. Dann ſcharten ſie ein ganzes Heer der Ihrigen zu ſich und ſchlugen und tödteten die Holländer. König Wilhelm aber wurde in jenem Grabe beſtattet und alſo ging die alte Sage von demſelben in Erfüllung.

411.

Die geizige Magd.

Flämiſcher Bilderzettel.

Zu einem frommen und gottesfürchtigen Pfarrer kam eines Tages frühmorgens ein armer Bettler; der bat ihn um die Erlaubniß, ihm bei der Meſſe dienen zu mögen. Der Pfarrer war deß ganz zufrieden und als die Meſſe zu Ende war, lud er den Bettler ein, bei ihm zu Mittag zu bleiben. Das hörte die Köchin des Pfarrers aber nur mit Unwillen und ſie machte ihrem Herrn große Vorwürfe, daß er den Bettler mitgebracht; der Paſtor befahl ihr aber nichtsdeſtoweniger, für ein gutes Mahl Sorge zu haben, und als daſſelbe bereitet war, ſetzte er ſich mit dem Bettler zu Tiſche. Die Köchin wußte lange nicht, wie ſie ihren Aerger an dem Bettler auslaſſen ſollte; endlich meinte ſie doch, es gefunden zu haben: ſie holte nämlich die Eſſigflaſche und goß dem Bettler Eſſig ſtatt Wein in ſein Glas. Als der Pfarrer bemerkte, daß der arme Mann nur einmal am Glaſe nippte und es dann für immer ſtehen ließ, fragte er ihn: „Warum trinket ihr nicht, Freund?" — „Weil eure Magd mir Eſſig in mein Glas goß," antwortete der Bettler. Darüber erzürnte der Pfarrer höchlich und hieß dem Mädchen alsbald des beſten Weines bringen und den Bettler bedienen. Während die Magd nun erbittert in den Keller ſtieg, frug der Pfarrer unter anderen: „Sagt mir doch, Freund, ihr kommet überall herum, wiſſet ihr denn nicht etwas zu erzählen." — „Doch wol," ſprach der Bettler, „dies Jahr wird eins der fruchtbarſten ſein, die noch waren, und Alles wohl gerathen und von Gott geſegnet ſein." — „Wie könnet ihr das wiſſen, Freund?" frug der Pfarrer und der Bettler antwortete: „Das weiß ich ebenſowol, als ich auch weiß, daß eure Magd in dieſem Augenblicke von fünf Schlangen im Keller verſchlungen wird." Erſchrocken ſtand der Pfarrer auf und lief zum Keller, wo er die Wahrheit der Ausſage des Bettlers befand; als er aber in ſeine Kammer zurückkehrte, war der Mann verſchwunden.

412.

Sankt Bavo's Thurm zu Gent.

Mündlich.

Sankt Bavo's Thurm wurde um das Jahr 1460 aufgebaut und hieß die Kirche zu der Zeit noch Sankt Janskirche. Der Baumeiſter hatte aber im Anfang viele Mühe und wußte lange nicht, wie er es machen ſollte, um feſte Fundamente zu gewinnen; wie tief er auch graben ließ, er ſtieß immer nur auf Sand; eine Schicht folgte der andern. Nun ſaß er einmal drei Tage lang und ſann über ein Mittel nach; in der Nacht des dritten Tages endlich fiel ihm eins ein und am Morgen des vierten Tages ſprang er ſeelenfroh zu ſeines Sohnes Kammer und erzählte dieſem, wie er endlich ein Mittel gefunden, feſten Grund zu gewinnen, empfahl ihm aber an, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, indem er ſelbſt es den Werkleuten mittheilen wolle. Der Sohn aber, aufgeblaſen von falſchem Stolz, wollte den Werkleuten gern glauben machen, er habe das Mittel zuerſt gefunden, ging zu ihnen und eröffnete ihnen das ganze Geheimniß. Bald darauf kam der Vater und verſammelte die Geſellen alle und verkündete ihnen auch, auf welche Weiſe er dazu zu kommen gedenke, den Bau zu beginnen und fleißig weiter zu führen; die Werkleute ſprachen aber, das wäre ihnen keine Neuigkeit, das Mittel habe ſein Sohn ja ausgefunden. Da dunkelte des Alten Auge; nur einen Blick des Zornes warf er auf den Sohn, erfaßte mit gewaltigen Fäuſten einen naheliegenden Balken und erſchlug den ſtolzen Schwätzer.

413.

Zwei Kirchen.

Mündlich.

Bei Pervyſe ſieht man zwei Kirchen auf Bogenſchußweite von einander ſtehen; die erſte iſt groß und ſtattlich gebaut, die zweite dagegen nur eine Kapelle. Ueber der letzteren Urſprung geht folgende Sage.

In Pervyſe wohnten vor Zeiten einmal zwei Schweſtern. Dieſe bekamen Streit unter einander und ihre Feindſchaft und ihr Haß wurden ſo groß, daß ſie ſelbſt nicht mehr in eine und dieſelbe Kirche gehen wollten. Eines Tages, als die Bauern ſich nach der Kirche mit Vogelſchießen beluſtigten, nahm eine der Schweſtern einen Bogen, legte einen Pfeil darauf und ſchoß denſelben mit den Worten ab: „Da, wo du hinfällſt, dahin baue ich eine andere Kirche, wohin ich zur Meſſe gehen kann, ohne meine Schweſter zu ſehen.“ Das that ſie auch wirklich und ſo entſtand jenes Kapellchen.

Andere erzählen, eine jede der beiden Schweſtern habe den erſten Platz in der Kirche haben wollen und um ſich nicht weiter darum zu zanken, habe eine den Entſchluß gefaßt, eine Kirche für ſich allein zu bauen.

414.

Wulveringhem und Vinchem.

Heindericx Annalen von Veurne. Mſc. des Stadtarchivs von Veurne. Mündliche Erzählungen.

Gegen das Jahr 700 wohnte zu Wulveringhem ein mächtiger und reicher Ritter, Namens Wulferius; von dem hat das Dorf ſeinen Namen. Eine Prinzeſſin aus ſeinem Geſchlecht ſtand einmal auf dem Thurme ihres Schloſſes; da that ſie fromm das Gelübde, ſie wolle eine Kirche ſtiften auf der Stelle, wo Gott den Pfeil werde niederfallen laſſen, den ſie von ihrem Bogen abſchieße. Damit nahm ſie den Bogen, ſpannte ihn, ſchoß und rief den Untenſtehenden zu: „Vindt hem!“ das iſt, findet ihn, nämlich den Pfeil. Die Stelle, wo er niedergefallen war, bezeichnete man, und da ließ die Prinzeſſin eine Kirche bauen, welche nach dem Rufe der Stifterin die Kirche von Vindthem genannt wurde. Das Vindthem iſt nun durch die Länge der Zeit Vinchem geworden. Um die Kirche herum bauten ſich ſpäter Leute an und ſo entſtand das Dorf Vinchem.

Es iſt zu bemerken, daß dieſe Kirche nur auf Bogenſchußweite von dem Dorfe Wulveringhem ſteht.

415.

Das unvollendete Kloſter.

[illegible].

¹) Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

Zu den Zeiten, wo das Fauſtrecht herrſchte, wurde die Gegend, wo ſpäter Kloſter Maulbronn ſich erhob, häufig von Räuberhorden beſucht und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angſt die verrufene Gegend. Gegen dieſe Schrecken vermochte nur ein Mittel zu ſchützen, die Errichtung eines Heiligenwohnſitzes, eines Kloſters in der unwirthlichen Einſamkeit. Der Klang einer nahen Kloſterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte ſelbſt das Herz des roheſten Räubers um. Darum faßte der Edle, Walther von Lomersheim, den Entſchluß, in der Mitte des Waldes ein Kloſter zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieſer Gegend ſich beleben könnte. Schon wurde rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte ſich auf dem ſtarken Grunde der ſchöne Kreuzgang, ſchon ſtrömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Kloſters zu bewohnen, und der Grundſtein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdroß, aus ihrer ſo günſtig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stilleſtand auflegten und die Mönche zu ſprechen begehrten. Ihnen erklärten ſie ihren feſten Entſchluß, den Kloſterbau nicht vollenden zu laſſen und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein ſchlauer Mönch hervor und ſprach mit freundlichen Worten: „Gebt euch die Mühe nicht, wir ſelbſt wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden." Die Räuber ließen ſich einen Eid darauf ſchwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als wenn nichts geſchehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den ließen ſie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Kloſterglocke und auf dieſes Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber aufs neue herbei, ſtrenge Rechenſchaft von den Mönchen zu fordern. Dieſe öffneten ihre ſchöne Kloſterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr ſehet,“ ſprachen ſie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und ſoll unſerm Eide gemäß warten bis auf den jüngſten Tag.“ So ſahen ſich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten ſie dieſelben eines Eidbruches nicht beſchuldigen, fürchteten die mächtigen Beſchirmer des jungen Kloſters und mieden fortan dieſe Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Kloſterkirche von Maulbronn die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelaſſen hatten. Nicht weit davon iſt in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Hacken zu ſehen und darüber eine ſchwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten.

416.

Der Teufelsthurm zu Nieuport.

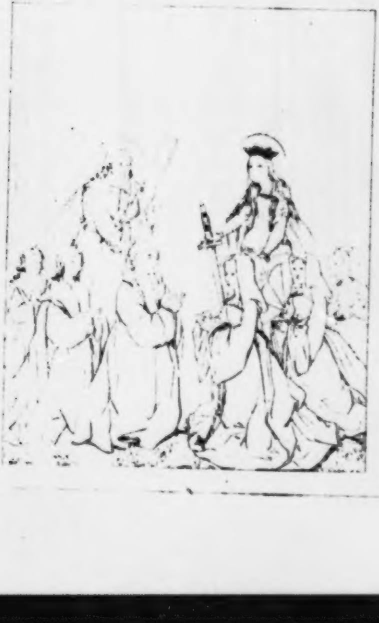
Mündlich.

Kunſt- en Letter-Blad. 1843. Nr. 11.

Ein Lehnsherr von Nieuport ging eines Tages aus und begegnete auf dem Felde einem fremden Herrn, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ und endlich ſagte: „Aber, Herr, ihr müßtet doch eine Kirche hier bauen laſſen.“ — „Dazu habe ich nicht Geld genug,“ antwortete der Lebensmann, „anders thäte ich das wol gern.“ — „O, wenn es nur des Geldes wegen iſt,“ ſprach der Fremde, „dann laſſet es euch nicht anfechten, ich will euch bis morgen früh eine Kirche hinſtellen, ſonder daß ihr mir einen Pfennig zu geben braucht; dagegen bedinge ich mir nur euer Handzeichen aus.“ — „Das will ich euch geben,“ entgegnete der Lehnsherr, „aber an der Kirche darf kein Haar fehlen, anders iſt unſer Handel null und nichts.“ — „Ganz wohl, ganz recht,“ ſprach der Fremde und ſchied.

Am andern Morgen kam der Lehnsherr auf die Stelle zurück und fand zu ſeiner großen Verwunderung die Kirche fix und fertig da ſtehen, nur etwas gebrach ihr. Bald trat der Fremde zu ihm und ſprach hochmüthig und triumphirend: „Nun, Freundchen, wie ſtehts? Seid ihr mit meiner Arbeit zufrieden? beſchaut ſie nur, da fehlt kein Titelchen.“ — „Da fehlt nichts? meint ihr,“ fragte der Lebensmann, „da ſeid ihr ſtark in Irrthum, da fehlt etwas ſehr Weſentliches.“ — „Und was denn?“ frug der Fremde erſtaunt. „Das Kreuz auf dem Thurm,“ antwortete der Andere. „Kreuze machen iſt meine Sache nicht!“ ſchrie der Fremde, erhob ſich einem Wirbelwind gleich in die Luft und warf ſich aus höchſter Höhe auf die Kirche, ſo daß dieſelbe einbrach und zuſammenſtürzte. Nur der Thurm blieb verſchont, und der ſteht auch noch bis heute und iſt in der ganzen Gegend bekannt unter dem Namen: der Teufelsthurm.

zu Seite 331



417.

Der Hochaltar zu Blaubeuern.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 90. aus mündlicher Quelle.

Der ſchöne Altar in der Kloſterkirche von Blaubeuern rührt von dem Ulmer Meiſter Georg Sürlin her. Als er dies Kunſtwerk vollendet hatte, fragten ihn die Mönche, ob er ſich wol getraue, einen noch ſchönern Altar zu fertigen. Das bejahte der Meiſter in freudigem Gefühle ſeiner Kraft, aber ach, dies Ja war ſein Unglück; denn die neidiſchen Mönche wollten nicht, daß es einen ſchönern Altar, als den in der Welt geben ſollte, darum ſtachen ſie dem kunſtreichen Meiſter beide Augen aus und hielten ihn dazu noch im Kloſter feſt, damit die Schandthat nicht ans Licht der Sonne käm. Das that es aber doch, denn Sürlin ſetzte ſich nun ſtill und heimlich in den fernſten Kirchenſtuhl und ſchnitzte da in das Holz ſein eigen Bild, wie er ſo traurig ob ſeiner Blindheit gebücket daſaß. Frühe ſtarb er, aber das Bild lebte, ein ewiger Zeuge des Frevels der unfrommen Mönche.

418.

Der Keſſel in der Liebfrauenkirche zu Brügge.

Mündlich.

F. de Houdt in den Annales de la Société d'emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale. II, p. [illegible].

Zu der Zeit, als die Liebfrauenkirche in Brügge gebaut wurde, ſchlug man nur einmal im Jahre, und zwar im November, einen Ochſen und der mußte für das ganze Jahr genügen, denn man ſalzte das Fleiſch ein und bewahrte es alſo in großen Fäſſern. Die Frau eines der Maurer hatte es aber ein bischen zu üppig getrieben mit dem Fleiſche und ſo geſchah es, daß ſie den Boden des Faſſes eher ſah, als ſie es eigentlich gewünſcht hätte. Sie minderte darum die Portion, die ſie ihrem Manne in die Kirche tragen mußte, tagtäglich mehr, aber der Kunſtgriff half doch nicht lange und es blieben ihr endlich nur zwei Knochen noch übrig. Die bereitete ſie mit einer koſtbaren Sauce und brachte ſie nebſt einem guten Antheil gelber Rüben am folgenden Tage in einem eiſernen Keſſel ihrem Manne. Der ſaß eben oben auf dem Gerüſte; ſie ſtieg alſo zu ihm herauf und ſetzte ihm demüthig und nicht ohne Herzklopfen das Eſſen vor. Der Maurer hatte aber bald die Sauce durchſchaut und die leeren Knochen entdeckt und er entbrannte darob in ſolchem Zorn, daß er, allen verſchwenderiſchen und nicht haushaltenden Frauen zum Exempel, den Löffel und den Keſſel nahm und beides zur Stunde einmauerte; ſeine Mauerkelle ſetzte er darüber und auf beide Seiten derſelben die zwei unglücklichen Knochen, die zu einem Wahrzeichen der Geſchichte noch heutigen Tages daſelbſt zu ſehen ſind.

419.

Die Rochenſtecher von Weert.

Mündlich.

Ein Bauer hatte einen Schubkarren voll Rochen geladen, wollte damit in die Stadt, wo man die Fiſche ſehr gern iſſet. Unterwegs ſchlief er aber ein und die Sonne brannte ſo lange auf die Rochen, bis ſie ſtanken wie die Peſt, ſo daß kein Menſch mehr davon genießen konnte. Das war in der Gegend von Weert. Als der Bauer nun aufwachte und den Schaden roch, da ſtürzte er den Karren um und warf die faulen Fiſche alle auf die Landſtraße. Des Abends kamen einige Weerter des Weges, ſahen die Fiſche und weil ſie nie alſo gräuliche Thiere geſehen, meinten ſie, das wären lauter Teufel und liefen zum Pfarrer. Der kam alsbald mit Weihwaſſer und belas die Rochen, aber die regten und bewegten ſich nicht. Da faßte ein kühner Weerter ſich großen Muth, betete ein klein Stoßgebet und ſtach alsdann mit kräftiger Hand und zitterndem Herzen ſeine Miſtgabel in einen der Fiſche. Nun meinten Alle, ſie wären ſicherlich und ohne Rettung verloren und wollten ſich ſchon auf die Flucht begeben; als ſie aber ſahen, daß die Rochen ſich noch nicht bewegten, da durchfuhr Alle der heldenmüthige Entſchluß, darauf loszuſtechen, und das thaten ſie auch redlich und wären die Rochen nicht todt geweſen, ſie wären ſicherlich von den Stichen geſtorben. Von dieſer denkwürdigen That her haben die Weerter den Namen Rochenſtecher behalten.

420.

Deren.

Mündlich.

Deren iſt eine kleine Gemeinde im alten Amte Beurn. Ehedem muß das Dorf viel ausgedehnter geweſen ſein, das beweiſen mindeſtens die vielen Fundamente von Häuſern, auf die man immer noch in der Umgegend ſtößt. Man erzählt auch, daß es ehedem ein großer Pfarrſprengel geweſen, der Maegdendael geheißen, das iſt Jungfrauenthal. Den ſchönen Namen verlor es aber durch das dazu gar nicht paſſende Betragen ſeiner Bewohner. Zu ein und derſelben Zeit nämlich waren vier Mädchen in dem Dorfe in Schande gefallen und darüber gab es ſoviel Redens in der Umgegend, daß man der Gemeinde ſeitdem den Namen gab, den ſie nun trägt.

421.

Karl verfolgt den Bär.

Het leven ende wonderheden van de h. maegd Gudula. S. 49.

Kaiſer Karl jagte einmal im Buſch bei Moorſſel und da ſtieß ihm ein gewaltig großer Bär auf; den verfolgte er zur Stunde mit großer Haſt und vielem Eifer. Lange Zeit ſchoß er nach ihm, konnt ihn aber nicht treffen, und der Bär lief immer weiter bis gen Moorſſel in das Kloſter, da kroch er unter Sankt Gudulen Grab; er verlor augenblicks daſelbſt ſeine natürliche Wildheit und leckte freundlich und zärtlich der Nonnen Füße gleich einem Hündlein. Als Karl Mang deß Wiſſen bekam, befahl er, daß keiner den Bären hindre oder verjage, ſondern daß man ihn im Kloſter halte und pflege zum Dienſt der heiligen Magd, die ihn bewahrt hatte. Der Bär hat lang im Kloſter gewohnt und ſich ſo zahm bewieſen als ein Lämmchen.

Karl hatte eine ſonderlich große Liebe zu der h. Gudulä; das Kloſter zu Moorſſel hat er ihr gebaut und mit viel goldnen und ſilbernen Gefäßen, auch koſtbaren Kleidern und anderm Kirchengut beſchenkt.

422.

Drack-Ramillies.

Le Carpentier histoire de Cambrai. II, 513.

Eine Linie des altadligen Hauſes Ramillies führt den Namen Drachen-Ramillies und der ſchreibt ſich her von der folgenden Geſchichte.

Das Land um Cameryk wurde vor Zeiten einmal von einem großen Drachen verwüſtet; tagtäglich klagte man aufs neue und hatte eine Familie den Tod eines der Ihrigen zu betrauern. Das hörte ein Herr von Ramillies; er bewaffnete ſich zur Stunde und ging zur Drachenhöhle, deren Umgebung, einem Friedhofe nicht unähnlich, mit weißen Menſchengebeinen wie beſäet war. Bald erſchien der Drache und ſtürzte auf den Ritter los, der aber lief ihm kühn entgegen und ſtieß ihm unter dem Rufe St. Gery die Lanze in den weitoffenen Rachen. Das ganze Land benedeite den Helden ob dieſer That; als die Mönche der Abtei St. Gery aber davon hörten, da nahmen ſie zum ewigen Gedächtniß einen feuerſpeienden Drachen als Wappenzeichen an.

423.

Das Drachenſträßchen zu Zemergem.

Mündlich.

In dem Sträßchen, welches dieſen Namen trägt, wohnte vor einigen Hundert Jahren ein reicher Pachter; den beneideten ſeine Nachbarn nicht wenig und aus Neid beſchädigten ſie ihm eine Menge von Bäumchen, die er auf ſeinen Aeckern gepflanzt hatte, und hieben ſie ſelbſt nieder. Darüber wurde der Mann nicht wenig böſe; er entbrannte aber in höchſter Wuth, als er einmal auf

Dreikönigentag einige Ulmen, welche er ganz nahe bei ſeinem Hauſe gepflanzt und ſorgfältig ſtets gepflegt hatte, auch abgehauen fand. Tauſendmal verwünſchte er es, daß er in der Nacht nicht beſſer gewacht, und ſchrie endlich gar: „Der Teufel hole mich, wenn die Hunde mir noch einen Baum ungeſtraft anrühren.“ Wie ſehr ſcharf er den Böswilligen von da ab aber auch aufpaßte, mußte er doch wenige Tage nachher zu ſeinem Aerger ſehen, daß wieder mehre kleine Eichen abgehauen waren. Das machte ihn ungemein mißmuthig und mit Thränen in den Augen wollte er eben die Stämmchen zu ſeinem Holzſchober tragen, als ein ſchwarz gekleideter Herr zu ihm trat und ihn anredete: „Nicht wahr, Pachter, ihr ſeid ein ehrlicher Mann und man darf ſich auf euer Wort verlaſſen.“ — „Das verſteht ſich,“ entgegnete er; „ich breche mein Wort nicht und ſchenkte man mir die ganze Welt.“ — „Brav,“ ſprach der Andre. „Vor drei Wochen habt ihr dem Teufel eure Seele verpfändet, wenn man euch noch einen einzigen Baum ungeſtraft anrührte. Ich hoffe, ihr werdet das nicht widerrufen.“ Mit den Worten packte der Fremde ihn bei den Schultern, der Bauer beſchaute ihn einmal recht und ſah, daß er Pferdeklauen hatte. Der Muth fiel ihm aber nicht und er begann mit dem Schwarzen zu handeln und der geſtand ihm noch zwanzig Jahre zu und gab ihm zugleich einen Drachen, der all ſein Eigenthum bewachte. Als die Leute im Dorfe den Wächter ſahen, wollte keiner mehr mit dem Pachter zu ſchaffen haben. Das machte ihn traurig und er zehrte ab wie eine Kerze und ſtarb lange vorher, ehe die zwanzig Jahre um waren. Man ſagt, er habe ſich in ſeinen letzten Tagen bekehrt.

424.

Sankt Georg.

Mündlich von Frau Courtmans.

In der Nähe von Audenaerde liegt eine Kapelle, die „de Kesel“ heißt; da hing bis vor zehn Jahren noch die Haut eines Drachen und mit der hatte es folgende Bewandtniß.

Vor vielen Hundert Jahren hauſte ein grimmer Drache in der Gegend und dem mußten die Leute jeden Tag einen Menſchen zum Opfer bringen. Endlich fiel das Loos auch auf die Königstochter und man führte ſie in die Nähe des Waſſers, wo der Drache wohnte, und ließ ſie allein. Während ſie nun da ſo ſaß und über ihr ſchrecklich Geſchick nachdachte, kam ein feiner Rittersmann geritten und fragte ſie, warum ſie alſo klage; und die Jungfrau erzählte ihm Alles. Da ſprach der Ritter — welcher niemand anders war, als Sankt Georg — er werde ſie retten und den Drachen tödten und er ließ ſie mit dem Pferde allein und ging zum Waſſer. Er war noch nicht lange da, als der Drache herausſprang und aus ſeinem großen Maule Feuer und Flammen auf Sankt Georg ſpie, aber das ſchreckte den Ritter nicht; der wickelte vielmehr ſchnell ſeine linke Fauſt in den Mantel und ſtieß ſie ſo dem Drachen ins Maul; dann faßte er ſein Schwert mit der Rechten und ſtieß ihm das in den Bauch, ſo daß das Ungeheuer todt zu Boden ſtürzte.

Zum Danke für dieſe wunderbare Rettung baute der König die Kapelle und hing das Drachenfell darin auf.

425.

Bürgermeiſter Gryn.

Mündlich.

Koelhoffſche Chronik von Köln.
E. Weyden Kölns Vorzeit.

Im Jahre 1262, nachdem Erzbiſchof Engelbert wiederum mit der Stadt Köln ausgeſöhnt war, hatte er einen jungen Löwen, den ihm zwei Domherren aufzogen. Dieſe hatten einen großen Haß auf den Bürgermeiſter Hermann Gryn, weil er immer es mit den Bürgern und mit der Gemeinde hielt und nicht mit dem Biſchofe; darum dachten ſie, wie ſie Herrn Gryn durch den Löwen umbringen möchten. Sie ließen das Thier lange faſten, ſo daß es ſehr hungrig wurde, dann luden ſie den Bürgermeiſter zu Gaſte. Als nun die Zeit kam, da man eſſen ſollte, kam der Bürgermeiſter in der Pfaffen Haus und wähnte mit ihnen fröhlich zu ſein. Da führten ſie ihn zu der Kammer, wo der Löwe lag, wie wenn ſie ihm den Löwen zeigen wollten. Als er aber in guter Treu in die Kammer zu treten gedachte, ſtießen ſie ihn behendig an den Rücken, ſo daß er hinein ſtürzte, und ſchlugen die Thür zu. Sie meinten, der Löwe werde Herrn Gryn zerreißen und tödten, doch Gott fügte das anders. Als der Löwe nämlich zu ihm heranſprang und das Maul öffnete, ihn zu beißen, wickelte er ſchnell ſeinen Mantel um die linke Hand und fuhr damit dem Löwen in den Rachen; mit der Rechten aber zog er ſein gutes Schwert und hieb das Unthier, daß es todt hinfiel. Alſo kam Herr Hermann aus der Noth und ging wieder heim. Zur Stunde ließ er die beiden Pfaffen antaſten und fangen; bei dem Domkloſter unter dem Thore ließ er ſie an einen Balken hängen, der noch oben in dem Thore liegt; man ſieht auch noch zwei Löcher durch denſelben gehen, wodurch die Stricke gezogen waren. Von der Zeit ab hieß das Thor das Pfaffenthor. Auch hat man zu ewigem Gedächtniß dieſes Vorfalles ein in Stein gehauen Bildniß Hermann Gryns und des Löwen auf einen von den Pfeilern vor dem Rathhauſe geſetzt und es iſt dieſe Geſchichte auch gemalt in der Klagherren Kammer in dem Rathhauſe.

426.

Der Mann mit den Spiegeln.

Mündlich.

Vom alten Schloſſe der Grafen von Flandern zu Gent geht ein Gang unter der Erde hin bis nach Mariakerke (Marienkirchen.) Das wußte man wol, aber keiner wollte es wagen hinabzuſteigen, denn wer immer noch hinabgeſtiegen war, der war nicht zurückgekehrt. Endlich erbot ſich ein zum Tode verurtheilter Verbrecher dazu, „denn" ſprach er, „ob ich gehangen werde, oder ob die Schlangen und Kröten in dem Gange mich todt beißen, das iſt am Ende daſſelbe." Er war aber ſo klug und ließ ſich einen Rock und eine Hoſe machen, die ganz voll von Spiegeln waren, ſo daß er, als er die Kleider angezogen hatte, wie ein großer Spiegel ausſah. Dann nahm er eine Fackel und ſtieg in den Gang. Da kamen ihm bald unzählige Schlangen entgegen, aber als die ihr eignes Bild in den Spiegeln ſchauten, ſchlichen ſie wieder zurück, wie ſie gekommen waren. So konnte der Verbrecher ſich den ganzen Gang beſchauen; er fand viele Gerippe darin von Menſchen, die vor ihm das Wagſtück gemacht hatten, und kam geſund und wohlbehalten zu Mariakerke an, wo ihn die Gerichtsherren ſchon erwarteten und ihm ſeinen Freibrief gaben.

427.

Finger abgebiſſen.

Mündlich.

In Weſtflandern ſtecken die Kinder häufig den Finger durch das Schlüſſelloch der Kirchhofthüre und rufen:

Grip, grap, grou
Wilt gi mi biten,
Bit mi nou.

Aber ſie ziehen die Finger wohlweiſe zurück, ehe ſie das Sprüchlein ausgeſprochen haben, denn einmal hat der Teufel einem Schulkinde, welches kühn ſein wollte und den Finger darin ließ, dieſen abgebiſſen.

428.

Der eiſerne Ring zu Heidelberg.

Mündlich.

Am großen Thore des heidelberger Schloſſes hängt ein ſchwerer eiſerner Ring; von dem geht die Sage, daß wer ihn durchbeiße, Herr des Schloſſes ſein werde. Eine Hexe hat das einmal verſucht, aber ſie konnte es nicht ganz fertig bringen. Noch heutzutage ſieht man den Biß in dem Ringe.

429.

Der goldene Wagen im Schloſſe Tomburg.

Mündlich.

Wenige Stunden von Münſtereiffel liegen die Trümmer des ehemals feſten Schloſſes Tomburg. In denſelben ſieht man einen Brunnen von unendlicher Tiefe;

auf deſſen Boden liegt ein Wagen von purem Golde, den bis jetzt noch kein Menſch da herauszuholen gewagt hat.

430.
Waſſer im Keller.
Mündlich.

Gegenüber dem Kloſter Himmelsthal in Brügge liegt ein Haus, in dem es vor Zeiten einmal lange und arg ſpukte und das zwar zumeiſt im Keller. Die Leute, welche da wohnten, dachten bald an einen Schatz, der an dem Orte vergraben ſein müſſe, und ſie begannen zu graben, kamen auch an eine große eiſerne Kiſte, die ſie heraushoben. Als ſie aber ſich darüber hermachten, um dieſelbe zu öffnen, drang aus dem Loche, welches ſie gegraben, eine ſo große Menge Waſſer, daß es ihnen in zwei Minuten ſchon bis an den Hals ging und ſie kaum noch Zeit genug fanden, zu flüchten, ſo ſchnell ſie konnten. Als ſie aus dem Keller waren, verlor ſich das Waſſer eben ſo ſchnell, als es gekommen war; mit ihm war aber auch die Kiſte verſchwunden und hat ſeitdem auch keiner gewagt, weiter nach ihr noch zu ſuchen.

431.
Geld in der Kirche verborgen.
Mündlich.

In Wettern waren einmal alle Leute in Unruhe und Angſt und Sorge wegen eines Geiſtes, der jede Nacht an der Kirchthüre erſchien, ſobald es zwölf geſchlagen hatte; von oben trug er prieſterliche Kleider, von unten aber, und zwar von der Hälfte des Leibes ab, brannte er wie glühend Feuer. Zwei beherzte Leute unternahmen es endlich, ihn abzufragen; es war der Küſter und noch ein wohlhabender Bauer; ſie ſtellten ſich denn gegen zwölf an die Kirchhofthüre und erwarteten daſelbſt die Mitternachtglocke. Kaum hatte die geſchlagen, da ſtand der Geiſt auch ſchon da und rief: „Wer wird mir zur Meſſe dienen! Wer wird mir zur Meſſe dienen!“ — „Das wollen wir ſchon thun,“ antworteten die zwei und gingen auf den Geiſt zu. „Dann macht die Thüre auf,“ ſprach dieſer, und der Küſter ſteckte den Schlüſſel ein, aber er vermochte nicht, ihn umzudrehen, und ſagte zu dem Geiſte: „Ich kann's nicht; im Namen des Herrn, mach' du auf.“ Da flog die Thüre krachkrach auf und der Geiſt ſprach: „Nun gehet vor in die Kirche,“ aber der Küſter war klug und entgegnete: „Im Namen des Herrn, gehe ſelber vor.“ Das that der Geiſt und ging in die Sakriſtei, zog da das Meßgewand an und begann am Hochaltar die Meſſe zu leſen und der Küſter diente ihm dazu. Als die Meſſe zu Ende war und der Geiſt ſich wieder ausgezogen hatte, ſprach er: „Ich danke euch von Herzen, Freunde, ihr habt mich erlöſt, nun gehet vor und ich will euch einen Schatz zeigen, den ich hier verborgen habe in meinem Leben und der aus lauter Geld beſteht, wofür ich keine Meſſen las.“ Der Küſter hütete ſich aber wohl vorzugehen, ſondern ſprach: „Im Namen des Herrn, gehe du vor;“ und das that der Geiſt auch und führte ſie an einen Stein, der los in der Mauer lag. „Nehmt den Stein heraus,“ ſprach er, doch der Küſter antwortete: „Nein, nein, nimm du ihn heraus;“ der Geiſt folgte und ſie ſahen ein Loch in der Mauer und einen großen Topf mit Geld in dem Loche. „Nehmet euch den Topf,“ ſprach der Geiſt und der Küſter entgegnete, wie immer: „Im Namen des Herrn, thu du's.“

Nun faßte der Geiſt den Topf und ſtülpte ihn um und es rollten ganze Haufen von Goldſtücken heraus; dann ſprach er: „Zwei Theile davon ſind für euch, ein Theil iſt für die Kirche und ein Theil für die Armen; theilt es redlich und es wird gedeihen.“ Damit verſchwand er und die Zwei ſaßen im Dunkel. Sie krochen alsdann jeder in einen Beichtſtuhl und erwarteten da den Morgen, wo ſie das Geld aufs gewiſſenhafteſte theilten und Beide ſteinreiche Leute dadurch wurden.

432.

Der Hund zu Sankt Denys.

Mündlich.

Nachts von zwölf bis eins geht ein Hund zu Sankt Denys um die Kirche. Keiner wagt ſich um dieſe Stunde in die Nähe derſelben. Ein Zimmermann war einmal eine Wette eingegangen, er wolle den Hund ſchon zahm kriegen; ging und nahm ſeinen ſchwerſten Hammer und hielt gegen zwölf Uhr Wache an der Kirche. Bald nahte der Hund ihm, er erhob den Hammer und meinte dem Thiere damit den Kopf einzuſchlagen; aber er betrog ſich, denn der Hammer ſchwirrte durch des Hundes Kopf hindurch, während das Geſpenſt ſich dem Frevler auf den Rücken warf und ſich alſo von ihm tragen ließ bis an die Thüre der Schenke, wo die Zechbrüder, welche mit gewettet, des Zimmermannes harrten. Da war nun die Wette nicht nur verloren ſondern der Mann fiel noch dazu in eine Krankheit, an der er acht Tage nachher ſtarb.

433.

Der umwandelnde Hund zu Werden.

Mündlich.

Um Werden läuft Abends von neun Uhr an ein Hund, der drei glühende Ketten dreimal um den Hals geſchlungen trägt. Er rennt dreimal um den Ort und ſpringt den ihm Begegnenden auf den Rücken. Manchen hat er auch ſchon zerfleiſcht.

434.

Stock zerbrochen.

Caesar. heisterbac. dial mirac. V. c. 39.

Zwei kölner Bürger, recht ehrenfeſte Männer und nebenbei ganz innige Freunde, deren einer Siſtapp und der andre Gotfried hieß, reiſten zuſammen nach Compoſtella. Eines Tages, als ſie ſo allein dahinritten, brach auf einmal der dicke Reiſeſtock, den Gotfried auf dem Rücken hangen hatte, in zwei Theile. Da Gotfried, um ſich ſchauend, ſich allein mit ſeinem Freunde fand, rief er dieſem zu: „Aber, Bruder, was fällt dir ein, daß du mir meinen Stock zerbrichſt?“ Das verneinte Siſtapp und beſchwur ſelbſt mit dem heiligſten Eide, daß er nicht an den Stock gerührt habe; aber Gotfried wollte von nichts hören und hätte faſt auf ſeinen Freund losgeſchlagen, wäre er nicht im ſelben Augenblicke zur Erkenntniß ſeines Unrechtes gekommen.

435.

Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier.

Wilh. Kyrlander in annal. Aug. Trevir. in vita Eberhardi.
M. Zeileri epistolae t. II. n. 227. p. 663.
Brouweri Chronicon f. 206.

Eberhardus war der ſieben und ſiebenzigſte Biſchof von Trier und bei den Juden ungemein gehaßt. Um ihm ſchmerzlicherweiſe aus dem Leben zu helfen, bereiteten ſie durch Zauberkünſte ein wächſern Bild und ließen daſſelbe taufen von einem Prieſter der Kirche Sankti Paulini. Alsdann machten ſie ein Feuer an und ſchmolzen darin das Bild ſo langſam wie nur möglich, und zur ſelben Zeit zehrte der Biſchof ſchnell hin.

436.

Die Königin von Egypten zu Tilly.

Mündlich.

Tilly iſt ein Dörfchen, zwei Stunden von Geldenaken; vor wenigen Jahren ſah man daſelbſt noch ein ſehr altes Schloß, das iſt nun aber zerſtört. Es gehörte ehedem den Fürſten von Moerbeek und von einem aus der Familie erzählt man ſich noch im Dorfe folgende Geſchichte.

Der war mit den Kreuzrittern nach Paläſtina gezogen und hatte ſich da ſo tapfer gehalten, daß er eine Königin von Egypten, die zur Hülfe der Heiden herbeigeeilt war, zur Gefangenen machte. Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, behielt er ſie bei ſich und führte ſie ſpäter mit auf ſein Schloß Tilly. Da gab er ſich nun alle Mühe, ihr Herz für ſich zu gewinnen, aber nichts wollte ihm helfen und am Ende vergiftete ſich die Gefangene, müde der Zudringlichkeiten des Fürſten, durch ein ſtarkes und feines Gift, welches ſie, in einem Fingerringe eingeſchloſſen, ſtets mit ſich geführt hatte. Der Fürſt von Moorbeek war untröſtlich über ihren Tod; er ließ ihre Leiche einbalſamiren und zwar auf die Weiſe, deren ſich die Egypter bedienen, baute eine Kapelle ihr zu Ehren und ließ den Körper daſelbſt unter dem Hochaltare in einen gläſernen Kaſten legen, ſo daß Jedermann ſie ſehen konnte.

Bis vor funfzig Jahren lag die Königin ungeſtört an dem Plätzchen, welches der Herr von Moorbeek ihr einſt geweiht; als aber die franzöſiſchen Räuberbanden ins Land fielen, da riſſen ſie mit ihren grabſchänderiſchen Händen den Leib aus ſeinem ſtillen Ruheorte; was aus ihm geworden iſt, weiß man nicht.

437.

Die Frau von Ziegenberg.

Mündlich.

Ziegenberg (Chevremont) war ein alt und feſt Schloß, gelegen auf dem gleichnamigen Berge zwei Stunden von Lüttich. Die Ritter, welche daſſelbe bewohnten, ſtanden in beſtändigem Kriege mit dem Biſchofe von Lüttich. Eines Tages wurde das Schloß plötzlich von dem letztern belagert und nach langem Widerſtande genommen; der Ritter floh, ſeine heldenmüthige Frau wehrte ſich wacker, wurde aber endlich in einen tiefen Brunnen geworfen. Bald jedoch erhob ſie ſich auf wunderbare Weiſe aus demſelben und belebte, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, durch ihren eignen Muth den faſt ſinkenden Muth der Schloßknechte, ſo daß ſie die Oberhand behielt und die Pfaffenknechte das Weite ſuchen mußten.

438.

Die beiden Brüder zu Laerne.

Mündlich.

Zwei Stunden von Gent liegt das Dorf Laerne; da ſieht man noch ein altes Schloß mit einem großen Garten. Vor viel hundert Jahren bewohnten zwei Brüder das Schloß: der älteſte war höchſt adelſtolz und hatte ſich eine Frau aus einem der erſten Geſchlechter des Landes gewählt; der jüngere hatte ganz das Gegentheil von ſeines Bruders Charakter; er liebte ein ganz gewöhnlich Bauermädchen und hätte dieſe auch geheirathet, wäre ſein Bruder ihm nicht ſtets drohend in den Weg getreten, ſobald er nur von einer Verbindung mit der ſchlichten Bäurin begann. Eines Tages war der Aeltere zu einem Zuge ausgeritten, den ein benachbarter Ritter unternommen hatte; dieſen Augenblick benutzte der Jüngere, vollzog öffentlich ſeine ſo lange gewünſchte und immer doch wieder aufgeſchobene Verbindung mit der Bauersmaid und verließ am andern Tage das Schloß, um fern von ſeinem Bruder ſein Glück ungeſtört genießen zu können.

Seit lange ſchon war der Aeltere von dem Zuge zurückgekommen, als den Jüngern die Sehnſucht nach dem Orte, wo er geboren war, ſo ſehr zu ſtacheln begann, daß er ſeinen Bruder um Verzeihung und um Erlaubniß bat, auf das Schloß Laerne zurückkehren zu dürfen. Der Aeltere empfing mit heuchleriſcher Freude dieſe Botſchaft und ſprach, er habe nie einen ſehnlichern Wunſch gehabt. Der Tag der Rückkehr des Jüngern wurde mit ungemeinen Feſten begangen und Abends brannten unzählige Fackeln in dem weiten Schloßgarten. Da lud der Aeltere den Bruder ein, einen Spaziergang mit ihm in den Park zu machen, und Beide begaben ſich, gefolgt von einigen andern Herrn und Rittern, auf den Weg. An einer einſamen Stelle angekommen, gab der Aeltere aber den nachfolgenden Rittern ein Zeichen, worauf ſie den Jüngern überfielen und ihn ſeiner Mannheit beraubten.

Noch zeigt man im **Park von** Laerne die Stelle, wo dies ſcheußliche Verbrechen verübt wurde.

439.

Die Ritterskehr zu Nukerke.

Mündlich.

Bei Nukerke, ganz nahe bei dem Muſikberge, iſt ein Knock oder Kreuzweg, der heißt die Ritterskehr. Unfern von da ſtanden ehedem die Schlöſſer dreier Gebrüder, welche Ritter waren; wenn dieſe Ritter ſich zu Haus befanden, dann beſuchten ſie einander jeden Tag und gingen beim Abſchiede zuſammen bis an den Kreuzweg; da trennten ſie ſich und davon heißt der Ort die Ritterskehr. Später ſind ſie einmal in ferne Lande zum Kriege gezogen und keiner von ihnen kam mehr zurück.

In dem Muſikberge hat man eine Menge von Urnen und andern Sachen gefunden.

440.

Sprung von der Brücke.

Mündlich.

Gerrisse in Narmsch. Belgie.

Zu Maeſtricht geht eine prächtige ſteinerne Brücke über die Maas, deren Mittelbogen achtzig Fuß hoch über dem Waſſer ſteht. Vor viel Hundert Jahren lebte in Maeſtricht eine reiche Gräfin von Duwerkerke, die viel Freier hatte, aber ſich zu keinem von allen entſchließen konnte. Als ihr einer derſelben einmal recht läſtig wurde, ſprach ſie: „Nun, ich will deinen Liebesbetheurungen glauben, aber du mußt mir eine Probe geben, daß du es wahrhaftig ſo meinſt, wie du ſprichſt. Springe mit deinem Pferde von dem Mittelbogen der Brücke herab. Wenn du das wagſt für deine Liebe, dann glaub ich dir.“ Das that der Freier wirklich und wohlbehalten kam er mit ſeinem Pferde ein wenig unterhalb der Stadt ans Land; doch als ſie ihm entgegenkam, um ihn zu begrüßen und in ihre Arme zu drücken, da wandte er den Kopf und hat ſie nie wieder angeſehn.

441.

Wunderkind zu Waſeme.

Fliegendes Blatt.

In dem Dorfe Waſeme bei Ryſſel lebte eine tugendſame Frau mit ihrem Manne. Lange hatten ſie ſich ſchon ein Kind gewünſcht; endlich wurde dieſer Wunſch erhört und die Frau fühlte ſich guter Hoffnung. Nach Verlauf ihrer Schwangerſchaft brachte ſie ſonder alle Pein ein Kind zur Welt, auf deſſen Leibe ein Regenbogen ſtand, worauf Chriſtus thronte. Die Hebamme erſchrak ſehr, als ſie ſolches ſah, und rief die Nachbarn zu, die alle vor Verwunderung nicht wußten, was ſagen. Da öffnete das Kind plötzlich den Mund und ſprach: „Verwundert euch nicht ſo ſehr über mich, fürchtet vielmehr, daß bald eine große Strafe euch treffe.“ Noch mehr erſchrocken eilten einige von den Nachbarn zum Pfarrer, um dem zu ſagen, daß er das Kind taufen müſſe, und Nachmittags trug man es in die Kirche, wo der Pfarrer ſchon wartete. Als er das Kind ſah, ſchüttelte er mit dem Kopf und fragte: „Iſt das wirklich wahr, daß das Kind die Worte geſprochen hat?“ — „Ja, das iſt wahr,“ antwortete es ſelbſt, „und ſo wahr, als daß meine Mutter in dieſem Augenblicke geſtorben iſt.“ Wirklich kamen gleich darauf einige Leute, die das beſtätigten, und kaum war das Kind getauft, als es auch ſeinen letzten Seufzer gab und ſeiner Mutter folgte.

442.

Der Pferdefuß.

Mündlich.

In der Nähe des Kloſters Himmelsthal in Brügge ſpielten eines Tages mehre Knaben zuſammen, als plötzlich ein ihnen ganz unbekannter Junge kam und ſich in ihre Spiele miſchen wollte. Da er aber immer darauf ausging, Streit zu ſtiften, wollten die andern nichts mit ihm zu thun haben und ſprachen, er ſolle ſie in Ruhe laſſen. Während deſſen ſchrie einer von den Knaben, der dem Fremden nach den Füßen geſchaut hatte, plötzlich: „Er hat einen Pferdefuß, er hat einen Pferdefuß!“ und alle liefen ſo ſchnell weg, wie ſie nur konnten. Der Fremde folgte ihnen, aber nur bis zum erſten Muttergottesbilde, da verſchwand er und man hat nie mehr etwas von ihm gehört noch geſehen.

443.

Teufel holt den Spieler.

Thomas Cantiprat. l. II. c. 55 p. 3.

In einer Schenke ſaßen drei Spieler zuſammen und darunter war einer, der ſo gottlos war, daß er das

Fortleben der Seele nach dem Tode leugnete und noch andere Läſterungen ſprach. Als ſie ſo eine Zeit lang zuſammengeſeſſen hatten, kam ein anderer noch herein und ſetzte ſich vertraulich zu ihnen und fragte, wovon denn die Rede ſei? Das ſagten ihm die Spieler und er drehte das Geſpräch ſo lange, bis er mit dem Läſterer übereinkam, daß der ihm ſeine Seele gegen eine gewiſſe Summe Geldes verkaufen ſolle. Der Fremde zahlte das Geld aus und es wurde vertrunken. Schon war die Nacht ziemlich vorgerückt, als der Fremde aufſtand und ſprach, er müſſe nun gehen, doch zuvor ihnen Allen noch eine Frage ſtellen, und die Frage war: „Wenn Jemand ein Pferd kauft, welches an einen Strick gebunden iſt, gehört dann der Strick nicht ebenſogut dem Käufer, als auch das Pferd?" Darauf antworteten die Spieler, das verſtände ſich wol von ſelbſt. Zu gleicher Zeit aber faßte der Fremde den, deſſen Seele er gekauft hatte und flog mit ihm dahin durch die Luft; da ſahen die andern wohl, mit wem ſie zu thun gehabt.

444.

Teufel ſchmuggelt.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum p. 214.

Im Frühling des Jahres 1584 war in Trier große Hungersnoth zu befürchten und der Magiſtrat gebot darum, daß kein Getreide aus der Stadt geführt werden dürfe, weil die Bürger deſſelben zu ſehr bedürften. Ein gewiſſer Martin von Gorlingen hätte trotzdem gern ein Handelchen mit Getreide nach außen gemacht und wie er denn ein großer Teufelskünſtler war, ſo ging er in die Nähe des alten Thores ſtehen und beſchwur den Böſen daſelbſt, der ihn dann mit ſeinem Sacke in die

Luft hob, mit ihm über Mauern und Gräben flog und ihn ins Feld niederſetzte, worauf Martin dann ruhig und ungeſtört nach Hauſe ging.

445.

Teufel holt den Verliebten.

De Loyer discours des spectres ou visions et apparitions d'esprits. 2. ed. Par. 1608, p. 316.

Zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Zweiten dieſes Namens lebte in der Stadt Freiburg ein Student, der war in großer Liebe entbrannt für ein Mädchen, konnte aber nicht zu ihrem Beſitze kommen. Darüber troſtlos, begab er ſich endlich zu einem Zauberkundigen und verſprach dem eine große Summe Geldes, wenn er ihn der Liebe jenes Mädchens genießen laſſen könne. Der Zauberer verſprach das, empfing das Geld und führte den Studenten Nachts an eine geheime Stelle, wo er einen Kreis zog und ſeine magiſchen Figuren machte. Dann hieß er den Studenten in den Kreis treten und begann ſeine Beſchwörungen. Bald erſchienen nun die Teufel in allerhand Formen und Geſtalten; zuletzt kam der klügſte von all den böſen Geiſtern und der hatte die Geſtalt des Mädchens angenommen und lief ſehr freudig auf den Kreis zu; darüber war der Student ſo ſehr erfreut, daß er ſeine Arme außerhalb des Kreiſes ſtreckte, um ſeine Liebſte zu umhalſen, aber das war ſein Unglück; denn der Teufel ergriff ihn bei den Armen, zog ihn aus dem Kreiſe, ſchwang ihn drei bis viermal rund und ſchlug ihn dann mit dem Kopfe dergeſtalt gegen eine nahe Mauer, daß ihm die Hirnſchale entzweibrach; den todten Körper warf er auf den Zauberer und verſchwand mit den andern Geiſtern.

Der Zauberer wagte während der ganzen Nacht nicht, den Kreis zu verlaſſen; als es Morgen geworden war, da ſchrie und heulte er ſo jämmerlich, daß bald mehre Leute, die ſich zufällig in der Nähe befanden, herbeieilten; die halfen ihm auf und er mochte ſich wol Glück wünſchen, noch mit dem Leben davongekommen zu ſein.

446.

In Kienruß geworfen.

Hieronymus Drexelius vom Richterſtuhl Chriſti. S. 9. § 6.

Ein wohlbekannter Prediger erzählt folgende friſche Geſchichte. Vor wenigen Jahren wurde zu Wien ein unrein, verwegen Venuskind vom Teufel bei nächtlicher Weil aus ſeinem Schlafbett zum Fenſter hinaus in freie Luft bis in eines fürnehmen Herrn Stallung geführt. Die Pferde fingen allda an zu ſchwitzen und zu ſtampfen, die Stallknechte liefen mit dem Licht zu. Inzwiſchen fuhr der böſe Feind mit ſeinem Raub davon in einen Keller; dort warf er ihn in einen Zuber voll Kienruß hinein. Ein ſolch Bad gehört für ſolche Geſellen. Die zulaufenden Leute zogen den elenden Tropf heraus und ließen ihn im Spital kuriren. Dieſe Geſchichte iſt zu Wien männiglichen wohl bewußt.

447.

Der Teufel mit dem Sandberg.

Mündlich.

Alfred Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt S. 221.

Wie der Teufel ſo artig angeführt wurde bei dem Baue des Münſters von Aachen, das weiß ein Jeder;[*]) auch, wie Kaiſer Karl, vom Papſte und 365 Biſchöfen begleitet, das Münſter eingeweiht hat.[**]) Der Satan wollte den Streich, welcher ihm geſpielt worden, aber nicht ungerochen laſſen und flog darum nach dem Geſtade der See, wo er eine große Düne gleich einem Mehlſacke auf den Rücken lud; mit der Laſt machte er ſich alsbald wieder gen Aachen, um die Stadt gänzlich zu verſchütten und unter dem Sande zu begraben. Alſo war er ſchon über die Maas gekommen und ſtand endlich nicht weit mehr von der Stadt im Soersthale; da trieb ihm ein plötzlicher Wind ſo viel des Sandes in die Augen, daß er die Gegend nicht recht erkennen konnte und ein altes Weib, welches eben vorbeiſchritt, fragen mußte, wo er denn eigentlich wäre und wie weit er noch bis Aachen hätte? Die Alte ſchaute ihm einmal ins Geſicht und erkannte ihn alsbald wieder, denn ſie hatte ihn früher oft beim Baue des Münſters geſehn; auch durchblickte ſie ſchnell ſeine Abſicht, als ſie den Sandberg auf ſeinen Schultern ſah, und ſie ſprach ſchlau: „Ach, da ſeid ihr ja ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur auf mein Fußzeug; ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen und jetzt ſind die Sohlen mir von der langen Reiſe bis hierher ſchon ganz zerriſſen.“

Da fluchte der Teufel einen gräulichen Fluch und ſchrie zornig: „Ich bin der Schlepperei müde: für jetzt mag das betrügeriſche Neſt meinem Grimme entgehen, ich werde mich doch noch an ihm zu rächen wiſſen.“ Und mit den Worten warf er den Sandberg nieder auf die

---

[*]) Vgl. u. a. Langbeins Legende: der Kirchenbau in Aachen und Grimms deutſche Sagen.

[**]) Vgl. No. 70 meiner Niederdeutſchen Sagen.

Erde und fuhr unter Rücklaſſung eines übernatürlichen Geſtankes weg.

Noch kann man den Sandhaufen ſehen: er iſt durch den gewaltigen Stoß, den der Teufel der Düne gegeben, in der Mitte geſpalten und bildet ſo eigentlich zwei Berge, von denen einer der Loosberg heißt, weil das alte Weib dem Teufel ſelbſt zu loos (loſe, ſchlau) war.

448.

Die verſchwundenen Ferkel.

Roby de Rondchamp, le Cabinet historial, Liège 1610, p. 154.
C. P. Serrure im Kunſt- en Letter-Blad, 1843 Nr. 12.

In der Chriſtmeßnacht des Jahres 1606 verſchwanden in einem vornehmen Hauſe plötzlich drei Ferkel, die in einem Keſſel ſiedenden Waſſers über dem Herdfeuer hingen. Keiner hatte weiter etwas davon gemerkt, außer der Tochter des Hauſes, die in dem Augenblicke ein ſonderbar Geräuſch in dem Schornſtein vernommen hatte.

449.

Teufelspredigt und Engelspredigt.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben S. 217.
Vgl. Grimm Nr. 190.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einſt der Fürſt der Hölle vor zahlreichen Zuhörern, bis ein Engel vom Himmel geſandt ward, auf dem entgegengeſetzten Berge bei Eberſtein ſeine Kanzel zu errichten und die Menſchen mit himmliſcher Beredtſamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdroß den Satan, er tobte in ſieben Felſenkammern des Hochgebirges oberhalb Loffenau, wie ein Erdbeben, ſpielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teufelsmühle, legte ſich, ermüdet von der Arbeit, ſo ſchwer in ein Felſenbett nieder, daß ſeine Geſtalt noch aufgedrückt in dem Geſtein mit Pferdehuf und Schweiſe ſichtbar iſt; er ſtampfte, raſſelte, tobte in ſeiner Mühle, ſo oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwieſe ſah Gott der Vater dem Unweſen zu und ſchleuderte den gefallenen Engel in ſeine eigene Teufelsmühle hinab, ſo gewaltig, daß auf dem Hochgebirge der Fußtritt des Stürzenden (?) noch ſichtbar iſt.

450.

Die Glocke zu Haueneberſtein.

Mündlich.

In der Nähe von Strasburg liegt das Dörfchen Haueneberſtein; da wühlten vor undenklichen Zeiten ein paar Schweine eine Glocke heraus, welche einen ſo ſtarken und hellen Klang hatte, daß man ſie bis Strasburg hörte. Die von Strasburg beneideten die Haueneberſteiner darum und boten ihnen große Summen Geldes, doch umſonſt. Da die Strasburger immer mehr auf den Handel drangen, je länger ſie das ſchöne Glöckchen hörten, ſchlugen die Dörfler einen Nagel hinein und dadurch verlor es viel von ſeinem Klange. Bis 1795 hat es im Thurme der Kirche gehangen; dann ſind die Franzoſen gekommen und ſeit der Zeit hat man nichts mehr davon gehört.

451.

Das Sauglöckchen zu Köln.

Mündlich.

Zu Zeiten des heiligen Biſchofes Kunibert hat eine Sau aus einem Pfuhle in Köln ein Glöckchen herausgewühlt. Das hatte einen gar hellen Klang und man hing es in der Cäcilienkirche auf, wo es heutzutage noch hängt und unter dem Namen das Sauglöckchen männiglich bekannt iſt.

452.

Mithrem zu Daesdonk.

Mündlich.

Zu Daesdonk wohnte vor viel hundert Jahren ein Tapetenweber, ein ſehr geſchliffener Kopf und beliebt bei Jung und Alt im Dorfe. Wenn der — was er alle Abende that — etwas erzählte, dann flocht er jeden Augenblick das Wort Mithrem ein. Ein großer Kriegsheld war für ihn ein mithremſcher Kerl; ein Trunkenbold ein mithremſch Schwein, ein Geizhals eine mithremſche Haut. Das machte, daß die Bauern ihm am Ende ſelbſt den Namen Mithrem gaben und darüber ſeinen Familiennamen am Ende ganz vergaßen. Als er ſtarb, vermachte er ſein ganz Vermögen den Armen und das machte ſein Andenken denen von Daesdonk noch werther. Um das zu verewigen, nannten ſie die Hauptſchenke des Dorfes, welche bis dahin zur Linde hieß, von nun ab zum Mithrem und beſchloſſen alle Jahre auf Mithrems Sterbetag eine Kirmeß zu halten, das iſt nämlich auf den 11. November. Bei der Kirmeß ſah man im Dachfenſter der Hauptſchenke Mithrems Bild in Holz mit Schleiern und Stricken und Bändern prunken. Noch heute feiert man zu Daesdonk am erſten Montag nach Allerheiligen die Mithremskirmeß. Das Bild wird auch dabei noch ſtets ausgeſtellt.

453.

Die Eidechſen.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Gormans.

Ueber den Urſprung der Eidechſen geht folgende Sage. Es war einmal ein junges Mädchen, welches ſo eitel war, daß es nicht zu ſagen iſt. Um Schmuck zu bekommen, gab es ſich ſelbſt dem Teufel hin und lebte mit ihm wie Frau und Mann. Nach einigen Monaten gebar es zwei Thierchen, eins männlichen und eins weiblichen Geſchlechtes, und das waren Eidechſen. Von dieſen ſtammen alle Eidechſen ab.

Nachleſe.

454.

Wandernde Kannen.

Mündlich.

Bei Lich in der Wetterau ſtand vor alten Zeiten auf dem nahen Breuerberg eine Ritterburg; auf dem Erlesberg, jenem gegenüber, ein Nonnenkloſter. Da hatten die frommen Nonnen viel von ihren wilden Nachbarn auszuſtehn; ja endlich ging deren Frechheit ſo weit, daß ſie die geweihten Gefäße, die zum Gebrauche beim heiligen Abendmahle beſtimmt waren, von ihnen erpreßten, um bei rohen Zechgelagen Hohn damit zu treiben. Später war das Ritterſchloß zerſtört und das Kloſter zerfallen, bis man zuletzt von beiden nichts mehr gewahrte; aber noch immer ſahen die Landleute nächtlicher Weile die ſilbernen Kannen im Thalgrunde zwiſchen beiden Bergen glänzen, wie ſie von der gottloſen Ritterburg zum Kloſter zurückwanderten.

455.

Der Mann mit dem Briefe.

Mündlich.

Im Walde bei Lich iſt ſchon Vielen ein uralter Mann mit einer Pelzkappe erſchienen, der ihnen mit bittender Geberde und ſehr trauriger Miene einen ſchwarz geſiegelten Brief darreichte. Wer ihm dieſen abnimmt, hat ihn erlöſt; aber noch nie hat es Einer gewagt und der Mann iſt immer mit noch viel traurigerem Geſichte verſunken; denn alsdann muß er wieder eine lange Zeit warten, bis er einen neuen Verſuch zu ſeiner Erlöſung machen darf. Was es aber mit dem Briefe für eine Bewandtniß hat und was eigentlich darin ſteht, hat noch kein Menſch gewußt; man vermuthet aber, daß er Mittel enthält, eine ſchwere Schuld, die der Mann bei Leibes Leben auf ſich geladen, auszuſühnen.

456.

Die quakenden Fröſche zu Freienſee.

Mündlich.

Freienſee iſt ein wohlhabender Flecken im Vogelsberge. Vor funfzig Jahren, als noch die Frohndienſte an der Ordnung geweſen, waren die Bauern daſelbſt freie Leute. Das hat folgende Urſache. Als vor Zeiten einmal der Kaiſer in die Gegend kam, nahm er ſeinen Sitz in dieſem Dorfe; aber vor dem Quaken der Fröſche im nahen See konnte er Nachts nicht ſchlafen. Da gingen die dienſtwilligen Bauern jede Nacht zum See und ſtörten mit langen Stangen die Fröſche im Geniſt auf, ſodaß ſie vor Schrecken das Muſiciren vergaßen. Zum Danke dafür ſchenkte ihnen der Kaiſer die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Froſch und verehrte ihnen dazu einen goldenen Froſch, der noch im Rathhaus aufbewahrt wird. Davon iſt auch der Ort Freienſee genannt worden, da er ſonſt wahrſcheinlich Seen hieß.

457.

Die Frau von Roſenberg.

Mündlich.

Auf dem Schloſſe Boxberg in Franken im Taubergrunde ſaßen die Herren von Roſenberg. Einer von ihnen hatte einmal ein gar tugendſames, frommes Gemahl; aber, wie es oft geht, ihr Herr plagte ſie ſehr mit Eiferſucht, und da ſie oft allein ausging, meinte er zuletzt, ſie gehe auf böſen Wegen. Um ſie zu belauſchen, ſchlich er ihr eines Tages unbemerkt nach; aber er fand ſie, wie ſie aus einem Körbchen Gaben an Arme vertheilte. Er erkannte die Reinheit und Gottesfurcht der Frau und zur Buße ſeiner Eiferſucht bauete er auf derſelben Stelle eine Kirche, an deren Trümmern man noch zwei Steinbilder bemerkt, die ihn und ſein Gemahl mit einem Körbchen darſtellen.

458.

Die Peſt zu Frankfurt.

Mündlich.

Als einmal in Frankfurt am Main die Peſt hauſte, wußte man lange nicht, wie ihrer los werden. Endlich rieth ein weiſer Mann, ſie unter Zeichen und Sprüchen in ein Loch der Stadtmauer einzumauern. Dies geſchah, und ſeit dem iſt nichts mehr von der Peſt dort verſpürt worden. Als aber zur welſchen Zeit Fürſt Dalberg die Stadtmauer niederreißen ließ, fürchtete man ſehr, ſie möchte herauskommen und von neuem in der Stadt wüthen. Doch es geſchah nicht, und man weiß nicht, was in dem Loche aus der Peſt geworden iſt.

459.

Breiberg.

Mündlich.

Schloß Breiberg im Odenwalde hat von folgender Begebenheit den Namen. Als es einmal belagert wurde, ſetzte ſich die Mannſchaft der Veſte zum Hohn der Feinde auf die Ringmauer um einen großen Topf mit Brei, den ſie in aller Gemüthsruhe verzehrte. Die erbitterten Feinde warfen einen Stein hinauf, der gerade in den Topf fiel und den Brei verſpritzte. Aber ein luſtiger Kauz von der Beſatzung ließ ſich nicht ſtören, leckte das Uebrige gründlich aus dem Topfe und ſtreckte zum Ueberfluß den Feinden die Zunge heraus. Das Geſicht mit der ausgeſtreckten Zunge iſt in Stein gehauen am Schloßthor noch jetzt zu ſehen. Die Veſte aber hieß von da an der Breiberg.

460.

Der Petersſee.

Mündlich.

Bei Lich war früher ein Teich, Petersſee genannt, der jetzt ausgetrocknet iſt; er lag im wilden Walde, ganz von hohen ſchönen Bäumen umgeben, die ſtets ihren Schatten ſo über ihn warfen, daß die ſtille Flut ſchauerlich ſchwarz anzuſehen war.

Das Volk betrachtete ihn mit unheimlicher Scheu; viele Landleute, die bei Nacht des Weges kamen und zwiſchen Furcht und Neugier einen Blick nach dem See warfen, haben feurige Flämmchen auf dem Waſſer umherſchweben ſehen, in deſſen dunkler Fläche der bleiche Mond ſich magiſch ſpiegelte. Unzählige Geiſter, ſo ging die Sage, bewohnten den See und zeigten ſich um Mitternacht in jener Feuergeſtalt: abgeſchiedene Seelen, die eine ſchwere Schuld mit in die Ewigkeit genommen hatten und, von Angſt gepeinigt, zum Schrecken der Menſchen zurückgekehrt waren. Wenn nämlich ein Geiſt umherirrte, dann war der Gebrauch im Volke, durch Einen, der ſolcher Werke kundig war, den Geiſt bannen zu laſſen, der alsdann, in einen Sack verwahrt, in die geheimnißvollen Wellen des Peterſees verſenkt wurde.

461.

Hahn beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen u. ſ. w., zuſammengetragen von C. E. F. S. 41.

Vor einigen Jahren iſt daſelbſt ſelig verſtorben der Herzogl. Gothaiſche Major Eckart, welcher vorher Hofverwalter auf dem Schloß Friedenſtein geweſen. Bei dieſer ſeiner Station hat es ſich oft zugetragen, daß er bei Solennitäten bis in die ſpäte Nacht bei Hofe bleiben müſſen, da er denn manchmal die übrige Nacht droben geblieben, ſich in einer Hofſtube auf eine Bank gelegt und darauf geſchlafen. Einsmals ſtößet ihn etwas an, daß er darüber erwacht. In der Stube war er ganz allein geweſen und ein brennend Licht hatte auf dem Tiſche geſtanden. Er erblickt vor ſich einen Geiſt, welcher ihm durch Winken und allerhand Zeichen zu verſtehen gibt, er ſolle ihm nachfolgen. Der Herr Hofverwalter Eckart, als ein beherzter Mann, der vorher, ehe er in ſolche Station kommen, einige Jahre in Italien bei den herz. goth. Truppen gedient, wagt es, nimmt das Licht vom Tiſche und geht dem Geiſte nach. Dieſer führet ihn durch unterſchiedliche Gänge in ein finſteres

Gewölbe, worin er einen großen Keſſel voll Goldſtücke erblickt, und der Geiſt ermahnt ihn, daß er zugreifen und dieſen Schatz heben ſollte. Es kommt ihm aber plötzlich ein Grauen und Entſetzen an, und retiriret ſich, ſo geſchwinde er kann. Der Geiſt gehet ihm nach bis in die Hofſtube, und ermahnt mit ſehr beweglichen Geberden, er ſolle wieder mit ihm zurückkehren und ſolchen Schatz heben; dabei läſſet er ſich vernehmen: er ſolle zwei Theile davon ſeiner fürſtlich gnädigſten Herrſchaft zuſtellen, den dritten Theil aber für ſich behalten, da würde er daran ſeine Lebtage genug haben. Er will aber durchaus nicht wieder mitgehen. Endlich verläßt ihn der Geiſt ganz wehmüthig. Den Tag darauf eröffnet er ſolches ſeinem gnädigſten Fürſten und Herrn, dem hochſel. Herzoge, Friderico II, und bittet unterthänigſt um einen Verhaltungsbefehl, wenn dieſer Geiſt etwa wiederkommen und ihn mitzugehn anhalten ſollte. Dieſer preiswürdigſte Herzog ſpricht: er wolle es ihm nicht befehlen, daß er mitgehn ſollte; wenn er aus eigenem Triebe mitgehn wollte, ſo möchte er es auf ſeine Gefahr thun. Einige Zeit träget es ſich zu, daß er wieder über Nacht in ſolcher Hofſtube bleibet. Des Morgens findet man ſelbige feſt verſchloſſen. Die Hofbedienten, welche gewußt, daß er über Nacht in ſelbiger geblieben, klopfen an, es will aber Niemand hören. Als es ſchon hoch am Tage, klopfen ſie noch ſtärker an, und als Niemand hören will, rufen ſie ſo ſtark, als ſie können, es will aber kein Herr Hofverwalter hören. Endlich kommt es dahin, daß die Thür muß aufgebrochen werden. Da ſie nun hineinkommen, finden ſie ihn mit dem Kopfe auf dem Tiſche liegend. Sie richten ihn in die Höhe und ſpüren, daß er noch lebe, ſie halten ihm einen ſtarken Spiritum vor, daß er ſich endlich wieder ermuntert; es kann aber Niemand aus ihm bringen, was ihm begegnet wäre.

So viel hat man erfahren, daß er einer gewiſſen vornehmen geiſtlichen Perſon in Gotha eröffnet: der Geiſt wäre wieder zu ihm gekommen und habe ſehr wehmüthig angehalten, er ſolle mitgehen und den Schatz heben, er wäre ihm beſcheeret und er könnte nicht eher Ruhe haben, bis ſolcher Schatz von ihm gehoben worden. Er ſolle ſich vor nichts fürchten. Es würde ſich dabei nur eine Figur präſentiren, wie ein welſcher Hahn, der würde ihm zwiſchen den Beinen hinfahren, aber keinen Schaden thun. Hierauf würde er ungehindert den Schatz fortſchaffen können, welcher am Werthe 40,000 Thaler betrage. Als er ſich nun durchaus nicht zum Mitgehen bequemen wollen, habe der Geiſt ſolche wehmüthige und entſetzliche Geberden gemacht, daß er darüber in eine Ohnmacht gerathen und weiter nicht wiſſe, was mit ihm vorgegangen, bis man ihn wieder durch Anſtreichen zu ſich ſelbſt gebracht habe. Er habe hierauf dieſe geiſtliche Perſon um Rath gefragt, wie er ſich verhalten ſolle, wenn er etwa noch einmal in ſolche Verſuchung geführt werden ſollte, ob er ſolle mitgehen oder nicht. Dieſer Geiſtliche aber hat ihm durchaus nicht zum Mitgehn rathen wollen. Nachgehends iſt er niemals mehr über Nacht in ſolcher Hofſtube geblieben, ſondern allezeit, wenn es auch noch ſo ſpät in der Nacht geweſen, nach Hauſe gegangen. Dieſes alles hat mir eine in einem öffentlichen Lehramte ſtehende glaubwürdige Perſon erzählt, welche mit dem ſel. Herrn Major Eckart in naher Blutsverwandtſchaft geſtanden.

462.

Schwarzer Bock geopfert.

Uhu oder Hexen-, Geſpenſter-, Schatzgräber- und Erſcheinungsgeſchichten. Viertes Packt, S. 186.

Ein Bauer vergrub in Gegenwart ſeines Knechtes eine große Menge Geldes, trug dem Teufel die Hut darüber auf und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu laſſen, bis man ihm einen ſchwarzen Ziegenbock würde gebracht haben. Der Knecht reiſte nach Holland, wo er lange Jahre blieb, der Bauer ſtarb mit dem Geheimniſſe dahin und ſeine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte ſich des vergrabenen Schatzes und des ſchwarzen Ziegenbocks, und war ſo ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen ſchwarzen Bocke zu dem Ihrigen zu verhelfen. Dieſe Geſchichte wird noch immer wie ein Evangelium geglaubt und erhält den Glauben an die Schatzgräberei immer neu.

463.

Blaues Licht beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen u. ſ. w., zuſammengetragen von C. G. F. S. 198 aus Unterredungen vom Reiche der Geiſter. S. 524.

Sieben Meilen von Wien iſt ein großer Flecken nebſt einem ſchönen Schloſſe an den ungariſchen Grenzen, Peternell genannt, welcher vor Alters eine ſehr berühmte Stadt war, wie man aus dem eingefallenen Gemäuer zur Genüge ſehen kann. Es haben ſich daher viele Schatzgräber hier eingefunden, um ihre Kunſt zu probiren, in Hoffnung, große Schätze zu finden; ſie ſind aber meines Wiſſens mit Wind alle wieder zurückgewieſen worden. Einſtmals ging ein Bürger aus Preßburg durch ſelbige Gegend, welcher von einem übeln Schuldner ein gewiſſes Geld, worauf er lange Staat gemacht, eincaſſiren wollte, um ſeine ſchwere Wirthſchaft damit zu unterhalten. Er muſte ſich aber, wie es zu gehen pflegt, mit leeren Worten abſpeiſen laſſen und alſo mit traurigen Gedanken wieder zurückkehren. Als er nun an dieſen Ort kommt, ſetzt er ſich auf einen großen Stein nieder, um ein wenig auszuruhen; da ſiehet er von ungefähr eine Oeffnung von einem eingefallenen Keller, welche er ſonſt niemals, ſo oft er dieſen Weg gegangen, wahrgenommen hatte. Er dachte bei ſich ſelbſt, es möchte ihm hier vielleicht etwas beſcheert ſein, weil man doch ſo vieles davon zu ſprechen wiſſe, daß in dieſer Gegend herum große Schätze ſollten vergraben ſein. Er kniete nieder, betete ein andächtig Vater Unſer, zog ſeinen Rock aus, ging in die Oeffnung hinein und ſah ſich, wiewol nicht ohne Grauen, darin um. Da erblickte er in einer Ecke des großen Kellers ein kleines Licht, welches ganz blau brannte. Er ging auf ſelbiges zu und warf ſeinen Hut darauf, wie dergleichen einfältige Leute zu thun pflegen, wenn ſie in der Hoffnung ſtehen, einen Schatz zu finden, griff darauf um ſich herum, nachdem das Licht verloſchen, und bekam unterſchiedene Sorten von Münzen in ſeine Hand, welche er aber im Finſtern nicht erkennen konnte, ſteckte ſie alſo zu ſich, griff weiter und bekam noch etliche Hände voll, mit welchen er ſeinen Hut ausfüllte. Mit dieſer Ausbeute ging er nun nach Hauſe, wies ſie dieſem und jenem, aber niemand wollte dieſe Münzen kennen, bis endlich die Sache vor die ungariſche Canzlei gelangte, vor welche er citirt wurde und die Sache nach allen ihren Umſtänden erzählen muſte. Darum wurden ihm gewiſſe Deputirte von der Stadt zugeordnet, welche mit ihm nach dem Orte, wo er dieſen Schatz gefunden, gehn ſollten. Als ſie aber dahin gekommen, iſt ihnen nicht möglich geweſen, dieſen Ort wieder zu finden. Die Münzen, welche benanntem Bürger beſcheert geweſen, waren alte römiſche Stücke und trugen am Werthe 309 Florin aus. Sie wurden ihm ausgewechſelt und in verſchiedene Medaillen-Cabinette geſchickt.

464.

Der Scheibenberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen. S. [illegible]

Anno 1605 bekam M. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäſte von Annaberg. Deſſen Eheweib führet etliche Matronen, ihre Gäſte und Freundinnen, über und um den Scheibenberg, ihnen deſſen Gegend zu zeigen. Sie treffen aber ein Loch an, darein drei Stufen gingen, und lag darin ein glänzender Klumpen, wie glühendes Gold. Darüber erſchraken ſie, gingen eilends heim, führten den Pfarrer ſammt den Gäſten hinaus, allein ſie konnten das Loch nicht wiederfinden.

Anno 1648 ſtarb Hans Haß, ein alter ehrlicher Bürger daſelbſt, welcher mir auf ſeinem Siechbette ſeine Armuth im Anfange ſeines Eheſtandes und zugleich auch dieſes erzählte: Als Wolf Köhler ſeine Tochter Eliſabeth weggab, wären wir junge Eheleute gern mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten kein Geſchenk. Wir gingen am Berge graſen und wurden eines Loches gewahr, das gleichſam mit einer eichenen Thür verſchloſſen war, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halben hineinſahen, liegt ein Fuchs auf einer Stufe. Wir erſchraken darüber; gleichwol, weil ſich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß, und fanden, daß er todt war. Ich verkaufte den abgeſtreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren luſtig. Aber nach ſelbiger Zeit habe ich das Loch nicht wiederfinden können, wie fleißig ich auch danach geſucht habe.

465.

Perlenſchoten.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von unterirdiſchen Schätzen, Höhlen, Gängen, von C. G. F. Breslau und Leipzig 1756. S. 300; aus Chr. Lehmann's hiſtoriſchen Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem meißneriſchen Obererzgebirge. 9. Einth. 5. Cap.

Abenteuerlich und dennoch wahrhaftig iſt, was ſich mit gewachſenen Perlenſchoten in Neuſtadt-Wieſenthal Anno 1626 zugetragen. Nach dem großen Sterben ſelbiger Zeit wohnte in gedachtem Bergſtädtlein Michael Rohdörfer, ein Exulant von Lutiz aus Böhmen, welcher mit ſeiner Frau und ſieben kleinen Kindern wunderbarer Weiſe den Religionsfeinden entkommen. Sein Töchterlein von ſieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines ausgegrabenen alten Kellers etliche Kapſamen-Strünklein aufgeleſen und in ihres Vaters Garten geſteckt. Da nun ſolche wohl fortgekommen und gereifet, nimmt ſie die Schötchen ab und klopft ſie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die ſie, unwiſſend, was es ſei, dem Vater weiſet und ſpricht: „He, Vater, ſehet, was finde ich für Patterlein?“ Der Vater ſah, daß es rechte Perlen, ſuchet und findet ſie in den Schötchen ſelbſt, alſo, daß in noch zwei Samenkörnchen eine wahrhafte Perle lag, und ſammelten ſie dieſes Samens und Perlen ein Käsnäpfchen voll. Viele Edelleute die ſich damals in Wieſenthal als Exulanten aufhielten, haben es ſelbſt in Augenſchein genommen, auch einige dieſer Perlen dem Töchterlein abgeſchwatzt und zur Rarität aufgehoben. Eine Gräfin von Hauenſtein kam von Annaberg, hielt mit dem Wagen vor des erwähnten Exulanten Thür, breitete ihr Haartuch in den Schoos und bat, das Mägdlein ſollte ihr etliche Samenſchötlein aufmachen, welches auch geſchah, und ſie befand, daß es wahrhaftige Perlen waren. Verſprach darauf, wenn der Vater einwilligen wollte, dieſes glückſelige Kind auf- und anzunehmen. Endlich machte die Gräfin etliche Schoten eigenhändig auf, aber die Perlen zerſchmolzen ihr unter den Fingern, wie es denn auch zuvor andern Leuten, die ſie ſelbſt aufgemacht, begegnet war. Darauf ſagte ſie: „Ei, ſo iſt's eine wunderbare Gnade von Gott, derer wir nicht würdig ſind.“ Ein frommer Edelmann aus Böhmen, der auch daſelbſt im Exil lebte, ließ den Vater mit allen ſieben Kindern vor ſich kommen, betrachtete und fand das Wunder augenſcheinlich und kleidete die armen Kinder alle neu. Dieſes habe ich aus dieſer Perlenfinderin Munde, da ſie nun 74 Jahre alt war, aufgezeichnet.

466.

Der Greifenſtein

Lehmann's hiſtor. Schauplatz. Daraus die neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von Schätzen. S. 201.

Unter einem großen Fels, wo der Vermuthung nach das alte Schloß Greifenſtein geſtanden, iſt ein offenes Loch zu ſehen, darein eine Mannsperſon gemächlich kriechen kann, wie in meinem Beiſein ein Steinmetz hineinkroch, aber darin nichts fand, als eine Weite, ſo dem Anſehen nach von Bergleuten gemacht worden. Von ſolchem Loch aber ſollen alte Leute erzählet haben, daß einſt eine Magd, die ſonſt, wenn ſie des Orts gegraſet, öfters daſelbſt mit Namen gerufen worden, in Beiſein einer andern Magd, auf abermaliges Rufen hineingegangen wäre, mit dem Verlaß, daß, wenn ſie ſchreien würde, ihr die andere zu Hülfe kommen ſollte. Es hätte aber die hineingehende einen großen Kaſten mit Gold und Geld und einen Hund dabei liegend angetroffen und auf Befehl einer Stimme das Grastuch damit angefüllet. Als aber inzwiſchen der Eingang ganz enge worden wäre, daß ſie die andere Magd um Hülfe gerufen, wäre der Hund auf ſie losgeſprungen, und hätte alles eingefaßte wieder aus dem Grastuch geſcharrt, darauf ſie voller Schrecken von der andern herausgezogen worden, und des dritten Tages darauf wäre ſie geſtorben. Ob's wol einem Mährlein ähnlich, jedoch, weil es für wahr ausgegeben worden, habe ich's nicht präteriren wollen, insgeſammt aber bejaheten die Anweſenden, daß es die Leute um ſolche Felſen öfters verführe und auch bei hellem Tage. Der alte Chriſtoph Hackebeil ſei einſt verführet worden, daß er des Nachts über in einer Höhle bleiben müſſen. Es hat das Anſehen, daß vor alten Zeiten der Platz zwiſchen zwei hohen Felſen mit Mauern eingeſchloſſen geweſen, wie man denn die Rudera des alten Gemäuers ſehen kann, auch bisweilen dicke Scherben von Töpfen, Nägel, Eiſenwerk, Pfitſchpfeile, Todtengebeine, Schweinszähne, alte unbekannte Schlüſſel findet.

467.

Die Teufelsmauern, der wilde Jäger und Frau Holla.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten von Schätzen S. 358. aus Döderlein, Antiquitates in Nordgavia Romana, p. 34.

Ich bin von einer ſonſt wohl reſolvirten Perſon verſichert worden, daß, als ſie zwiſchen Ober-Hochſtatt und Burg Salach, auf daſiger ordentlichen Straße, der Römer Vallum, die Teufelsmauer insgemein genannt, mit einem guten Pferde nächtlicher Weile paſſirt, ſo habe das Pferd ungemein geſchnaubet und geſchnarcht und ganz ungemeine Poſituren und Sätze gemacht. Ingleichen erzählet man, alſo fährt belobter Herr Döderlein fort, daß zu gewiſſen Zeiten in der Gegend Theilenhofen und Riedern, bei dem dicken Walde, Herleshohe genannt, zum öftern ein abſcheuliches und fürchterliches Jagdgetöſe, bellende Hunde, nebſt einem gräßlichen Geheul, Schreien und Rufen der Jäger, und was ſonſt bei hitzigen, zumal Parforcejagden vorgeht, gehört werde, welches bei einem furieuſen Trieb bald nahe, bald in der Ferne zu ſein erachtet wird. Ich ſelbſt bin einſt durch dieſe Gegend gereiſt, und da hat mir ein Bauer erzählt, daß ihm dieſes wüthende Heer einſt bei Tage aufgeſtoßen ſei. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf ſich zukommen ſehen; da ſei er nun aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieſes Blendwerk nicht unbekannt, und habe Pferde, Jagdhunde und Menſchen mit Spießen, doch aber nur im Schatten und ohne Geſchrei wahrgenommen. Daher halten die gemeinen Leute dafür, wenn eine Weibsperſon den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abſpinne, ſo käme die Frau Holla und thäte ihr einen ſtinkenden Poſſen darein. Weil ſie für die heidniſche Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, ſo gibt man auch von ihr vor, ſie durchſtreiche das Land mit einem wilden oder wüthenden Heer, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeſchrei u. dgl. m. höre, aber meiſtentheils nur bloßen Schatten ſehe.

468.

Die wilde Jagd zu Annaberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten. S. 361.

Anno 1626 ritt Junker Rudolf von Schmerzing, Erbſaß auf dem Hammergut Körſel halbtrunken von Annaberg ganz allein, und vermeinte, den geraden Weg über Schlettau auf die Scheibenbergiſchen Mühlen durch die Unter-Scheibner Räume zu nehmen. Es verführte ihn aber eine Jagd von Jägergeſchrei und Hundegebell, welchem er nachritt, und verſiel mit ſeinem Pferde in einen Moraſt, darinnen das Pferd halb verſunken ſtecken blieb. Er würckte ſich gefährlich los, lief auf die benachbarten Fuhrwerke, kleidete ſich aus und ließ Leute auftreiben, die das Pferd mit Stangen und Seilen aus dem Moraſte ziehen und gewinnen mußten.

Dieſes iſt auch begegnet einem alten Prieſter, der von Wieſenthal ſehr frühe durch den Wald nach Annaberg zu gereiſet, da ſich mitten im Walde ein ungemein großes Jägergetöne erhoben, um welche Zeit doch kein Arbeiter noch Jäger auf dem Walde zu finden geweſen. Der Fuhrmann beſann ſich bald darauf und ſagte: Herr, es iſt das wüthende Heer, wir wollen im Namen Gottes fahren, er kann uns nicht ſchaden.

469.

Das weiße Pferd.

Neue Sammlung merkwürdiger Geſchichten. S. 364.

Anno 1624 wollte Andreas Illing's Vater am Willenauer Berge mit ſeinem Pferd arbeiten, da kam ein fremdes weißes Pferd mit allem Geſchirr gelaufen und ſpannte ſich ſelbſt an, und nachdem es eine Weile hurtig umgegangen, ahnet dem Ackermann nichts Gutes, will ausſpannen und Mittag machen: da läufet das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd auf den Tümpel zu. Der Ackermann hängt ſich an ſein Pferd, ſchreit und gibt gute und böſe Worte, bis das Geſpenſt ſich verloren, und er mit ſeinem Pferde in großer Beſtürzung gelaſſen worden.

470.

Sage von der Sterbeglocke zu Wiener-Neuſtadt.

Vid. Commentar. brev. et jucund. itineris etc. edit. per Stanislaum Pawlowsky Olomuc. 1577. Oſt und Weſt 1844. p. 101.

Auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien 1465 — 1467 kam der böhmiſche Freiherr Lew von Rozmital und Blatna auch durch Wiener-Neuſtadt, wo er auf Einladung der Kaiſerin einige Tage ſich aufhielt. Man führte ihn unter andern in die Kirche der Ciſterzienſerabtei. Hier ſah er die Grabſtätte Kaiſer Friedrichs IV., den bereit liegenden Gruftdeckel, der allein 1100 Goldgulden gekoſtet haben ſoll, und auf dem Thurm dieſer Kirche eine Glocke mit goldenen Streifen. Von ihrem Urſprunge erzählte man folgende Sage: Ein reicher Handelsherr vertraute auf ſeiner Durchreiſe einem hieſigen Bürger große Maſſen Erz zur Aufbewahrung an. Eben damals ſollte für die Kloſterkirche eine neue Glocke gegoſſen werden, und Alles war zum Guſſe bereit, als es ſich ergab, daß das vorräthige Metall nicht ausreichen werde. In dieſer Verlegenheit erfuhr der Stadtrath, daß im Hauſe jenes Bürgers das nöthige Metall vorhanden ſei, bewog ihn gegen Erlegung des Werthes das anvertraute Gut auszuliefern, und der Guß ging glücklich von ſtatten — Nach einiger Zeit kam der Handelsherr wieder; vom Bürger über den eigentlichen Sachverhalt belehrt, eilte er auf den Thurm, wo ſich auch alsbald die Rathsherren einfanden. Nachdem er die Glocke lange betrachtet und die Anweſenden auf die goldglänzenden Streifen aufmerkſam gemacht hatte, begann er: „Wiſſet denn, daß ich in jene Metallmaſſen den größten Theil meines Goldes verborgen hatte, und ſagt ſelbſt, ob dieſe Stadt im Stande iſt, mir meinen Verluſt zu erſetzen? — Doch was geſchehen iſt, iſt geſchehen und ich begehre keinen andern Erſatz als den, daß dieſe Glocke von nun an zu meinem Andenken für Jedermann, reich oder arm, unentgeltlich geläutet werde.“ — So erzählt Saſek von Mezyhor, der Reiſegefährte und Sekretair Lew's. —

471.

Alte Weibchen bei den Hünebetten.

Mündlich aus Wapſerveen in Drenthe.

Man erzählt, daß bei den Hünebetten in der Gegend von Wapſerveen alte Weibchen mit goldenen Spinnrädern ſitzen und ſpinnen; ſie zu beleidigen ſei gefährlich. Ein Bauernknecht aber wagte es doch einmal, ſprach, er wolle die Weibchen necken; um aber ſchneller wegzukommen, beſtieg er ein Pferd. An der Stelle angekommen, rief er:

Old wiſken platvoet,
Komſtoe mar eet,
As 't kwaad dut!

Darüber geriethen die Weibchen in Zorn, er ritt eiligſt weg, doch ſie ſetzten ihm nach und warfen ihn mit grünen Blotten (Knochen) nach. Glücklich erreichte der Knecht den Stall; einer der Knochen nur traf des Pferdes Fuß und dies war dadurch zeitlebens lahm; hätte der Knochen ihn getroffen, er wäre des Todes geweſen.

472.

Das Flachsbündel in der Kirche zu Havelte.

Zu Havelte lebte vor Zeiten ein Mann, der ſeine Frau, trotz dem, daß ſie ihm mit herzlicher Liebe zugethan war, doch tagtäglich mißhandelte. Sie unterlag dem endlich; da kam der Mann wohl zur Reue, doch es war zu ſpät. Eines Nachts lag er nachdenkend über dies Alles zu Bette, als es plötzlich laut an ſeine Thür klopfte. Er frug, wer da ſei, und bekam zur Antwort: „Ich bin es, deine Frau.“ Da ſprach er: „Das glaube ich ſo wenig, als auch, daß die Pferde von ſelbſt durch die Banden (Scheunenthüren) gehen.“ Kaum aber hatte er das Wort geſprochen, da hörte er die Pferde den Stall verlaſſen und durch die Scheunenthüren heraustrappeln. Da ſtand er auf, öffnete und es war ſeine Frau lebenden und geſunden Leibes. Noch lange Jahre lebten Beide glücklich und vergnügt zuſammen und die Frau ſpann während dem an einem Bündel Flachs, welches man noch heute in der Kirche zu Havelte bewahrt.

473.

Schlangenrache.

Mündlich.

Es geht die gemeine Sage in Drenthe, daß man unter den Schlangen einige ſinde, welche ein Krönlein auf dem Haupte trügen und die bei den andern Schlangen in großer Verehrung ſtänden. Eine ſolche Schlange zu tödten, bringt das größte Unglück; man würde überall von den Thieren verfolgt, das Haus würde voll davon und ſie ließen nicht eher ab, bis ſie den Mörder ihres Königs oder ihrer Königin auch getödtet hätten. So erzählt man ſich, daß ein Mann einmal ſolch eine Schlange getödtet habe; er ſei gleich gezwungen geweſen, ſein Haus zu verlaſſen, denn er habe vor den Schlangen weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können. Da zog er aus der Gegend weg, weit weg nach einem andern Orte, hatte auch einige Tage Ruhe, doch da rückten ſeine Verfolger ihm wieder ſo zu Leibe, daß er ein Pferd beſtieg, um nach einem Ort zu reiten, wo es gar keine Schlangen gab; doch vergebens, denn einige der Schlangen hatten ſich an das Pferd feſtgebiſſen und umwanden und tödteten ihn, als er zum erſtenmale ſtill hielt.

474.

Unfruchtbare Stelle.

Mündlich.

Auf dem Steerenveen in Drenthe in den Wäldern des Herrn Tuimelaer zeigt man eine Stelle in Geſtalt eines Kreuzes, auf der kein Pflänzchen gedeihen kann. Da haben in alten Zeiten zwei Ritter, Brüder, einander ermordet.

475.

Groote Pier.

Petri Thaboritae kronyk van Friesland uitgegeven in dem Archief voor vaderlandsche geschiedenis door H. W. C. A. Visscher en H. Amersfoordt. Stuck II. p. 203.
S. A. Gabbema verhaal van de stadt Leeuwarden. 1701. p. 344.

Nachdem um 1519 dem großen Peter (groote Pier) der Anſchlag auf Emmerick mißglückt war, hatte er an dem Ufer des Rheins, den er wieder überſchiffte, eine ſonderbare Erſcheinung. Es wohnte nämlich in der Zeit zu Sneek ein Tagelöhner, der war nicht wohl bei Sinnen und oft ſtach man den Drachen mit ihm (hielt man ihn zum Narren); gewöhnlich nannte man ihn den Grafen von Richlenborg. Während Peter mit den Seinen auf dem gemeldeten Zuge war, wurde der Graf in Sneek todtgeſchlagen. Als Peter nun Morgens gegen Anbruch des Tages über den Rhein geſetzt hatte oder doch überſetzen wollte, trat der Graf ihm entgegen. Peter faßte ihn bei der Hand und ſprach: „Nun Graf, ſeit ihr auch da? Wo wollet ihr hin?“ Darauf antwortete der Andere: „Zu meinem Herrn.“

Auch ein Anderer, Namens Sybren Hermans nahm den Grafen bei der Hand. Als ſie aber nach Hauſe kamen, wunderten ſie ſich ſehr ob der Nachricht, der Graf ſei todt und ſie erſchraken nicht wenig. Groote Pier ſah ein, daß er ein Vorbote ſeines Todes geweſen und ſtarb auch noch im ſelben Jahre. Sybren Hermans wurde im Jahre darauf vor Haſſel todtgeſchoſſen.

476.

Zauberfamilien in Drenthe.

Mündlich.

In verſchiedenen Orten der Landſchaft Drenthe (Friesland) gibt es Familien, deren Umgang von andern gemieden wird, weil ſie im Rufe ſtehen, zaubern zu können. Die Angſt vor den Mitgliedern einer ſolchen Familie iſt ſo ſtark, daß man froh iſt, ihrer los zu ſein, wenn man ſie zufällig trifft; in ihrer Gegenwart zu eſſen, wäre das Schrecklichſte, was man ſich denken könnte, da ſie die Macht haben, alle Speiſen in verderbenbringende Dinge zu verwandeln. Sie ſind, ſagt man, ſtets in ſich gekehrt und dringen gern Jemanden etwas auf, um alſo ihrer Kunſt ſich bedienen zu können. Eine Ehe mit dem älteſten Sohne wird verabſcheut, denn die Macht zu zaubern, vererbt ſich nur auf den älteſten Sohn. So lange die Eltern leben, ſind alle Familienglieder im Verdachte, nach dem Tode des Vaters aber und beſonders, wenn der Sohn einen eigenen Haushalt ſich einrichtet, fürchtet man die Uebrigen nicht mehr ſo ſehr, denn die Macht geht nur auf jenen und ſeine Kinder über.

477.

Schiff verſchwindet.

Petri Thaboritae kronyk by Visscher en Amersfoordt p. [illegible]

Am Tage des heil. Poncianus 1521 trug ſich zu Edens (Friesland, Grieteny, Hennaarderadeel) ein wunderbarer Vorfall zu. Es wohnte da ein reicher Eigenerbe, Namens Benedix Haghens, deſſen Tochter war mit einem alten, reichen Manne zu Franeker verlobt. Als man bei der Gelegenheit ein kleines Feſt feierte, befürchteten die von Franeker, die feindlichen Gelderſchen möchten ihnen einen Streich ſpielen, denn das Land war in zwei Parteien getheilt; doch tröſteten ſie ſich wieder mit dem Waffenſtillſtande, den man abgeſchloſſen. Benedix ſah eben mit noch ein paar Andern zum Fenſter hinaus, da erblickte er ein großes Ruderſchiff voll Mannſchaft, gegen 15 bis 16, welche alle niederſaßen, zwei ausgenommen, die ſchoben, der eine vorn und der andere hinten. Da bat Benedix die, welche bei ihm ſtanden, ſich ſtill zu halten; er wolle hinausgehen und die Mannſchaft freundlich bewillkommnen, dann, meinte er, würden ſie ihnen wol nichts zu Leide thun. Als er nun draußen ans Ufer kam, warf er ſein Auge auf den Hinterſten, denn das war ein großer, kräftiger und ſchöner Mann, ſodaß Benedix bei ſich dachte: „Freund, kämeſt du in mein Haus, ich tränke dir ein volles Horn zu.“ Er wunderte ſich aber gar ſehr, daß er nicht Einen von der Mannſchaft kannte. Da ſah er, wie das Schiff anlegte und Alle aufſtanden, wie wenn ſie an Wall hätten treten wollen; er ſchritt vor, ſtreckte die Hand aus und rief ihnen zu: „Seid Gott und uns Allen willkommen.“ (Weeſt God en ons allen welkom!) Kaum aber hatte er das Wort aus dem Munde und Gottes Namen genannt, als das Schiff mit der ganzen Mannſchaft verſchwand, ſodaß er nichts mehr davon ſah. Darob erſchrak er ſehr, ging nach Hauſe und legte ſich zu Bette, ſchlief ein paar Stunden und war dann wieder möglichſt fröhlich.

Bevor das Schiff ankam, lag einer von Benedix' Nachbarsknechten mit ſeinem Schiffe in der Fahrt, ſah auch, wie das andere heranfuhr. Es ſchien ihm gleich kein reines Werk und in der That, es waren ja auch alles böſe Geiſter; der Knecht fuhr darum in einen Schloot (Seitenfahrt) und ließ das Schiff vorbei. Er ſagte auch, er habe deutlich geſehen, wie ſie auf Benedix' Zuſprache mit einer feurigen Flamme weggeflogen wären.

478.

Eelke Liaukama.

Sibrandi Leonis vitae et res gestae abbatum in Lidlum apud Matth. Analect. B. VI. p. 168.
Poet. behandelt von T. van Halmertje im frieſiſchen Volksalmanach 1836, S. 39.

Ten jare 1332 was Eelke Liaukama abt van het rijke klooster Lidlum. Behalve anderen behoorde ook aan dit klooster een uithof, niet verre van Boxum gelegen en (ook noch heden) ter Poorte genaamd. De hier wonende monniken en converzen brachten hun leven in weelde en ledigheid door en bedreven allerlei ontucht en onmatigheid. Dit ter ooren van den abt gekomen zijnde, besluit hij tegen Paaschen zich naar ter Poorte te begeven, om de overtreders te vermanen en op den goeden weg terug te brengen. Hij reist dan heen en wordt door de monniken eervol ontfangen en op een maaltijd onthaald. Men bracht een zwaren

en sterken drank, om hem dronken te maken, doch hij, onthoudend, matig en van de dronkenschap een' afkeer hebbende, gaat naar buiten over de brug, opend de naburige stins en de deur van zyn nachtverblijf sluitende, legt hij zich te bedde en begeeft zich, na tot God gebeden te hebben, te slapen. De booze, verstokte, terugblijvende monniken, beraadslagen met elkander en besluiten, den abt te dooden, daar er juist eene zoo schoone gelegenheid is. In razende woede de brug overvliegende, vinden zij de deur van de stins gesloten en zijn genoodzaakt door de vensters in te breken, om bij den abt te komen. Deze, door het gedruisch ontwaakt, spreekt hen met de hem aangeborene zachtheid en zoete woorden aan, vragende, wat zij wilden? waarop men hem met vele scheldwoorden toevoerde, dat men hem zocht, dat hij gekomen was, om hen te bestraffen, als of zij booswichten, hoereerders en dronkaarts waren, maar dat hij zelf een godlooze zwelger was. Als nu de brave man over deze onverwachte gewelddadigheden verbaasd, hen vroeg, of een hunner hem beschonken had gezien? duwden zij hem toe, dat zij hem dronken hadden zien uitgaan, dat hij gebraakt en dit in zijne wijde mouwen had verborgen: waarop hij antwoordde: „Welnu, keert de mouwen om!" Maar als nu de booswichten de mouwen van het kleed aanvatteden, vonden zij in plaats van het genoemd vuil, niets dan enkel rozen, schoone rozen. Nu tot razernij en dolheid overslaande, schelden zy hem voor een toovenaar en duivelskunstenaar en slaan hem met een' zwaren stok zoodanig op het hoofd, dat het bloed de wanden bespat en de abt dood nedervalt. Men werpt het lichaam ten venster uit in de gracht, waar het den volgenden morgen door eene vrouw wordt ontdekt. De daders ontfangen hun verdiend loon. *).

---

*) Gleich den vorhergehenden Sagen von No. 471 ab, mitgetheilt durch den für frieſiſche Sprache und Alterthümer eifrigſt bemühten Herrn T. R. Dykſtra in Leeuwarden, dem wir bald weitere und wichtigere Beiträge werden zu danken haben. Er fügt hinzu: „Iets anders vint men dit verhaal by Occa fol. 28, Ubbo Emmius rerum Fris. histor. fol. 107 en Schotanus de geschiedenissen van Vrieslant fol. 176. Deze verhalen, dat de abt, misleid door de monniken, die beterschap veinsden, hun verzoek, om dien avond een' vrolijken dronk na den eten met hen te drinken, niet heeft kunnen afslaan, doch dat de goede man, wiens lichaam geen sterken drank kon verdragen, tot braken gedwongen, dit in de wijde mouwen van zijn opperkleed trachtte te verbergen, om geene ergernis te geven en tevens het oogmerk der monniken merkende, om hem geheel dronken te maken, zich ter ruste begaf, doch dat hij weldra door de razende hoop gevolgd werd, die hem de teekenen van onmatigheid uit de mouwen van zijn tabbaert wilden toonen, doch tot hunnen schrick en woede louter rozen vonden."

Anmerkungen.

(DM. — Deutſche Mythologie von Jacob Grimm. KM. — Kinder- und Hausmärchen der Gebr. Grimm. DS. — Deutſche Sagen der Gebrüder Grimm. WM. — Deutſche Märchen und Sagen. NS. — Niederländiſche Sagen.)

1. **Das goldene Schloß.** KM. Nr. 101 mahnte ich ſchon an Asgard mit ſeiner Golddeckung. Der Zauberſpiegel iſt offenbar dem Throne Hlidskiálf verwandt. Wie wenn in dem Märchen ein Mythus ſteckte von einer Wanderung Wuotans? Die Eintheilung der Thiere in kriechende, laufende und fliegende iſt gar alterthümlich; Schlange, Katze und Storch waren unſerer Vorzeit heilig, wie der letztere der Mutter die Kinder, ſo bringt er hier der Königin den verlorenen Mann zurück. An anderer Stelle gedenke ich das Märchen ausführlicher zu beſprechen. (Der Mittheiler iſt H. Van de Velde.)

2. **Vom dummen Peter.** Das Hämmerchen ſchlägt ſtark an den alles zerſchmetternden Miölnir an; Peter, der Apoſtelfürſt, nach Chriſtus der Kirche Oberhaupt, erinnert an den zweitoberſten der Götter, Donar, Thôrr. In Nr. 31 vertritt er auch deſſen Stelle. (Von Joſ. Van de Velde.)

3. **Das wilde Schwein.** Verwandt iſt der Schluß mit KM. Nr. 303, wo der Bärwolf auf gleiche Weiſe erlöſt wird; auch die Katze aus der gleichfolgenden Nr. 14 S. 71 gehört hierher. Die letzte Sage genießt der allgemeinſten Verbreitung in Belgien. Vgl. KM. II, 306. W. 1063. (Von H. Van de Velde.)

4. **Das verrathene Geheimniß.** Ein Verwandtes in den KM., doch ſind die Thiere dort, ſo ich nicht irre, Raben. Bär, Fuchs und Wolf, die Hauptthiere der Fabel, ſcheinen mir alterthümlicher.

5. **Jan der Dieb.** Vgl. die Probeſtücke des Meiſterdiebes in Bechſtein's Märchenbuch. Auch im Pentamerone findet ſich ein verwandtes Märchen. (Von J. Van de Velde.)

9. **Das kleine alte Männlein.** In den KM. wird eine verwandte chineſiſche Sage nachgewieſen.

11. **Die betrogenen Schelme.** Aus dem Hennegau; ich hörte es als Kind in Köln, doch mit der Variante, daß die milchgebende Geiß durch einen ſelbſtkochenden Keſſel erſetzt war.

12. **Der fleißige und der faule Fiſcher.** Den erſten Theil des Märchens brachten ſchon die KM. Nr. 19; letzthin erzählte man mir in Oſtende auch den andern Theil. Vgl. DS. Nr. 38. W. 663.

13. **Der Zwergenberg.** Das Märchen iſt wol die Lorskoppe. Vgl. M. 431. Das Märchen iſt aus der Gegend von Münſter.

14. **Von dem glücklichen Schäfer.** Der Schwanz auf dem Waſſer iſt daſſelbe mit den Schweineſchwänzchen, welche Dreizehn pflanzt. Nr. 22.

16. **Jan im Himmel.** Gleicherweiſe wirft Sankt Peter KM. 35 einen Schemel vom Stuhle des Herrn zur Erde nieder. Vgl. M. 159.

17. **Von Eliz dem Schmiede.** Eliz iſt Druckfehler. Es gehört in eine Reihe mit KS. Nr. 579 und vorliegender Sammlung Nr. 8, 20, 31, 32. Vgl. M. XXXV, wo (aus Hermanns Sagen 9, 56, 175) Dojian beim Schmiede einkehrt und ſein Roß beſchlagen läßt. Auch in norwegiſchen Märchen (XXXVI) übertrifft der Heiland eines Wirthes Kunſtfertigkeit. Ueber alle dieſe Sagen ſ. Weiteres bei Grimm a. a. O.

18. **Die Eiſenkerle.** Gleich 13 aus der Gegend von Münſter.

19. **Die beiden Bräute.** Ein ganz ähnliches ſteht in den KM. In Köln ſcheint es auch bekannt zu ſein, wenigſtens ſchreckt man dort die Kinder mit der „ſchwarze Margriet.“

20. **Ohneſeele.** Von Van Duyſe aus Gent, der es in Beveren gehört haben will. Es ſcheint mir in etwas ageſormt, wiewol alle Züge darin echt ſind, ſo das Verkriechen, das Aufgeben des Königs, die Theilung des todten Pferdes, die Seele im Käſtchen (unterm Tiſche), die menſchenfreſſenden Wände, die Berufung der Fiſche (Vgl. Nr. 1), das Rücklingswerden der Seele. Der Mittheiler iſt nicht allzu zuverläſſig und ich zweifle; wenigſtens hat der Körper ohne Seele keinen Verwandten.

22. **Dreizehn.** Eine rechte Heldenſage. Das Tragen des Keſſels möchte noch mehr an den keſſeltragenden Thôr in Hymiſqvida erinnern, als Hans im Kindermärchen, der ſich die Glocke als Mütze aufſetzt. M. 170.

24. **Jack mit ſeinem Flöschen.** Flämiſches Volksbüchlein. Das Kriechen ſetzte ich an die Stelle einer derbern Strafe.

27. **Das Feuerſchloß** hat Verwandte in der Zauberei und einem Recht. Auch der Brynhildr und der Menglöð Hyfjaberg war mit „vafrlogi“ umgeben. Snorri 139. Edda Saem. 110a. M. 305.

29. **Herr Halewein.** Flämiſches Volkslied. Es erinnert an das Mordſpiel. Auch den Schweſtern in Nr. 15 ſteht es frei, ſich eine Todesart zu wählen. Andere Verſionen des Liedes brachten das Belgiſche Muſeum von Willems, Mone's Anzeiger und Uhland's Sammlung deutſcher Volkslieder; eine Uebertragung: die „Belgiſchen Sagen von Maria Plönnies.“

30. **Die ſchlimme Herberge.** Iſt wol der arabiſche Mythus von dem Wiederholen des Keſſels, wenigſtens ſtimmt der erſte Theil des Märchens ganz dazu, ſowie Nr.

31. **Vom Schelfiſch** zu Snorri 46.

32. **Hähnchen mit einem Bein.** Vgl. darüber M. XXXVI.

34 — 38. **Aus Oſtfriesland.**

41. **Die [illegible] Wagen einem [illegible] Hofe.** Ganz wie der so oft erscheinende Kutsche aus dem [illegible]

42. **[illegible].** Dieselbe Sage ist auch niederländisch; doch muß ich leider die nähern Nachweise darüber für ein anderes Mal ersparen. Vgl. M. 604, 605.

43. Vgl. NS. Nr. 579.

49. **Der Teufelsspuk zu Tersoele.** NS. Nr. 190, 197, 461, 462, 463, 464, 500.

50. **Der Teufelsspuk zu Dalem.** Ebenso beschäftigt Faust den Teufel NS. Nr. 200. Das hineingeschüttete Mehl ist wol nur ein Opfer, der Brunnengottheit gebracht.

52. **Der schwarze Hund zu Lübeck.** Sollte der nicht zu dem wüthenden Heere gehört haben, nicht ein Hund der Frau Gauden sein? M. 877 f.

53 — 55. **Kaninchensagen.** Wenzel sieht in den Katzen und Kaninchen der belgischen Sagen Katten und Kaninefaten, doch da kann ich ihm unmöglich beistimmen; es sind weiter nichts als Thiere, in welche die Seele überging, wie dies diese drei Sagen ganz deutlich beweisen. Vgl. M. 631.

56. **Seele als Vogel.** Vgl. M. 790. Viel alterthümlicher erscheint in der folgenden Sage

57. Geist erlöst die Seele als weißer Schwan. Sanct Benedict sah seiner Schwester Seele als Taube entfliegen.

59. **Rose aus des Todten Mund.** Hier fällt das Begräbniß (M. 787) weg und die Seele scheint unmittelbar in die Rosen übergegangen.

60. **Goldwurz blutet.** Vgl. M. 618.

61. **Spinnweibchen in der Linde.** Die Frau scheint eine der Nornen zu sein. Vgl. M. 619 die Holden.

63. **Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.** Die Zwergberge sind Grabhügel, ein neuer Beweis dafür, wie nahe sich Todten und Elbe stehen. Vgl. M. 960.

69. **Die Lappländer zu Langdorf.** Wahrscheinlich erhielten die Kobolde diesen Namen von ihrer unförmlichen Gestalt. Sie begegnen sich hier fast mit den [illegible] oder Zigeunerinnen, denen man auch derartiges gefährliches Feuermachen in Scheunen zuschreibt, die gleichfalls heiße Messer in die Kühe stießen.

71. **Der Hungerthurm in Aachen.** Der Jäger spricht von der Erscheinung und verschwindet. Vgl. 75 und 76.

77. **Wasserteufel im Tabakfelde.** Die Zwerge und Elbe fliehen zwar den Erbsenfeldern nach M. 634. Hier wäre aber wol eher an den Pilwiz zu denken, vgl. M. 441 f.

80. **Das Stroh des Nixes verwandelt sich in Gold,** gerade wie die scheinbar geringfügigen Geschenke anderer göttlichen und halbgöttlichen Wesen, z. B. die Späne vom Wagen der Holde und des wilden Jägers. Aehnliche Sagen vom Nix brachten die DS.

81. **Des Nixes Füße.** Die Schwanjungfrau läßt ihren Schwanfuß, andere bei Kuhn (so ich mich recht erinnere) ihre gelben Pantoffeln nicht gern sehen.

90. **Sage vom glücklichen Berge.** Das Tiſchchen deck dich der deutſchen Märchen, welchem auch das Schächtelchen in Nr. 115 verwandt iſt.

91. **Der lange Mann bei Köln.** Darf man in ihm, den mit dem Wirbelwind Davonfahrenden, einen Wuotan ſehen?

92. **Rieſen zu Wetteren und Laerne.** Noch alljährlich werden auch in Brüſſel Rieſenbilder in feierlichen Umzügen (Cavalcaden) umgeführt, ebenſo in den meiſten andern Städten von Belgien; mit ihnen Schiffe, große Drachen, das Glücksrad, Löwen, Wallfiſche ꝛc. und auf eigenthümlichen Triumphwagen Vorſtellungen aus der heiligen oder Profangeſchichte. Rieſen, Schiffe, Drachen und Glücksrad könnten ältern Urſprunges ſein, das Uebrige kam wol erſt ſpäter hinzu. Die Namen der Rieſenbilder ſind meiſt unbedeutend z. B. Janneke in Brüſſel; das in Cameryk heißt Gambrin, wie der halbmythiſche König, der das Bierbrauen erfand. Vielleicht brächten nähere Unterſuchungen ältere und wichtige Rieſennamen zu Tage.

95 — 96. Iſt der Tod hier mit Hel verwechſelt? Sie war Lokis und einer Rieſin Tochter. Bei Kemble vertritt ſie ja auch die Peſt.

97. **Tod vorherſagender Weiher.** Den Traumbüchern und einem allgemein verbreiteten Aberglauben zufolge, bedeutet von Fiſchen träumen baldigen Tod eines Verwandten oder Freundes. Vgl. Nr. 102.

100. **Das fromme Knäbchen zu Speier.** Nahe verwandt mit der kölniſchen Sage von Herrmann Joſeph. Nr. 103 Note iſt hier zu vergleichen.

101. **Pilgrim ſtirbt.** Dies wunderthätige Gnadenbild der mater gratia wurde von einem Hirten daſelbſt an einer Eiche gefunden und zwar ſchon im zwölften Jahrhundert. (NS. Nr. 172.) Wie, wenn hier ein Menſchenopfer zu Grunde läge?

105 — 106. Vgl. NS. Nr. 313 und Anm.

107. **Wie Graf Wilhelm von Jülich ſtarb.** Der Topf in der Hölle erinnert an die Töpfe, unter welchen der Nickus die Seelen der Ertrunkenen gefangen hält. Vgl. Nr. 12 u. Anm. Auch in den KM. erſcheint der Keſſel.

109. **Feindſchaft auch nach dem Tode.** Der heil. Einſiedler Thomas flüchtete mehrmal aus ſeinem Grabe, weil man ihn neben unfrommen Menſchen beerdigt hatte. NS. Nr. 156 Anm.

113. **Getreide gelobt und nicht gegeben.** Auf ähnliche Weiſe ſteigt der Donnerkeil jedes Jahr um einen Fuß höher aus der Tiefe, in die er fuhr.

114. **Das Schloß von Vinderhauthem.** Hier tritt wieder das Kaninchen ganz wie das fliegende und ſeufzende Licht auf, als Hülle einer Seele.

117. **Selbſtmörder kehrt wieder.** Klingt ſchon an die Vampyre der Slaven an.

118. **Des todten Wucherers Speiſe.** Scheint Reſt einer Sage vom wüthenden Heere, wenigſtens wird in ſolchem ebenſo das Viertel eines grünen Moosweibchens oder eines ſchon faulen Ochſen an der Thür aufgehangen. Ich vermuthe dieſen Zuſammenhang um ſo mehr,

da der Wucherer nicht in den Himmel [illegible] mit umfahren muß.

119. **Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging.** Der Brunnen iſt wol nichts anderes, als der in Nr. 13 und Nr. 107 vorkommende Topf und Keſſel.

122. **Spukender Mönch.** Es iſt bemerkenswerth, daß der Geiſt hier aus dem Ofen kommt, wie es ſcheint; warum anders die Helle vor ſeinem Auftreten? Er wäre ſomit wol ein Herdgeiſt? Kuhn hält die Hausgeiſter für Feuergottheiten.

123. **Der verwünſchte Bürgermeiſter.** Der Bürgermeiſter erſcheint durchaus als Kobold oder dienſtbarer Hausgeiſt; ein neues Zeugniß für den Zuſammenhang zwiſchen Seelen und elbiſchen Weſen. Vgl. Anm. zu Nr. 63.

124. **Gutmann Zimphut.** Sollte Gutmann nicht an Kattermann (M. 471) erinnern? Der Zimphut iſt die Tarnkappe des Geiſtes.

125. **Stiefel.** Auch die DS. kennen einen ſolchen Geiſt.

129. **Das alte Mütterlein und die Kühchen,** mahnt ſtark an Frau Gauden und ihre vierundzwanzig Hündinnen. M. 877.

130. **Verbannter Geiſt.** Gehört mit Nr. 113 in eine Reihe.

131. **Spukgeiſt im Kloſter Werden.** Das Salz wurde zur Taufe von Thieren mißbraucht und die zauberkundigen Finnen (Snorri 146, 147) machten Unwetter damit. M. 1062. Wie hier die Kobolde, denn als ſolche erſcheinen die Kochgeiſter ganz, durch Salz ins Kloſter, ſo kommen ſie ins Haus durch Späne und Unflat, den ſie in die Milch warfen.

132. **Gib mir meinen Kopf wieder!**
133. **Dieb will ſeine Haut wieder haben.** } Vgl. NS. Nr. 220.

134. **Doppelgänger.**
135. **Geſpenſt als Ehemann.** } Vgl. DS. Der Teufel iſt in den Hexenakten immer kalt wie Eis, darum wol, weil er in den Leib todter Menſchen fahren muß? Vgl. NS. Nr. 96, 264 nebſt Anm. S. 690 und in gegenwärtiger Sammlung Nr. 268.

138. **Der Spielmann zu St. Gallen** erinnert an das Mariapferdchen NS. Nr. 260. Bemerkenswerth iſt des Pferdes Farbe, weiß. Sleipnir war auch weiß, gleichwie ebenfalls der Wod. M. 876, der wilde Jäger bei Arndt M. 880 und der meißniſche Hans Jagenteufel M. 883 weiße Pferde haben.

139. **Beſchwörer in Straßburg.** Auch der Storch in Nr. 1 will das erſte Kind; gleichfalls in vielen Märchen erſcheint der Zug.

140. **Wagen mit Katzen beſpannt.** Da hätten wir denn einen Ueberreſt von der Freyja Wagen. Ob nicht in andern Hexenakten mehre dieſer Katzengeſpanne aufzufinden wären?

141. **Hufeiſen auf Händen und Füßen.** Vgl. NS. Nr. 290.

142. **Siebente Hand.** Vgl. Nr. 386.

143. **Das Zauberweib zu Aſſenede.** Vgl. NS. Nr. 274.

146. **Dukaten verloren.** Es wird ein Mann von dem Waſſergeiſt gerettet, weil er ſich ſeine Morgenkoſt ſegnen ließ. Greg. turon. de glor. confess. c. 31. M. 466.

150. **Lichtchen auf dem Baum.** Kabou iſt auch der Name der Kobolde und Zwerge und ſteht für Kaboutermanneken, Koboldmännchen. Ueberhaupt ſcheinen mir die Namen der Perſonen, welche als Zeugen in Sagen auftreten, nicht unwichtig. So findet ſich in einer andern ein Bauer Nunhout, Nunenholz, Nunenſtab!

151. **Die Katzenlinde zu Auweghem.** Auch das Spinnweibchen in Nr. 61 ſitzt unter einer Linde. In Köln heißt eine Straße neben dem Kinderbrunnen an St. Kunibert: an der Linde.

152. **Kätzchen unter der Bütte.** Das Kätzchen ſpielt hier ganz die Rolle des Hundes, der vom wüthenden Heere zurückbleibt. M. 873, 879.

155. **Der Spielmann auf dem Galgen.** Vgl. NS. Nr. 245, 246, 247, 261, 262, 263, 264. DS. Nr. 251, 278, 174. M. 1085.

158. **Hexenpitz.** Das iſt der Alf (NS. Nr. 284), der die Leute irreführt; eine neue Berührung der Hexen mit den Elben; vgl. auch Nr. 150 und 154 vorl. Samml.

159. **Zaubernadeln.** Auf ähnliche Weiſe wird NS. Nr. 409 das Zauberweib auf den Stuhl gebannt.

165. **Klagende Stimme.** Auch dieſe mahnt an den winſelnden Hund der Frau Gaude, der Krankheit und Tod ins Haus bringt.

167. 168. **Sagen von Albertus Magnus.** NS. Nr. 49 theilte ich gleichfalls eine Sage über Albertus mit, der ich das Folgende nachtragen will. Le Loyer erzählt in ſeinem Discours des spectres p. 129: „Les banquets du magicien Pases estoient magnifiques, somptueux et plantureux de viandes et se voyoient force serviteurs, qui se presentoient pour servir les conviés et neantmoins les viandes, mets, entremets, cuisiniers, apprests n'estoient que choses vaines.“

171. **Hecke und Arme.** Karl der Große bricht Amalbergen den Arm NS. Nr. 112. Sollte dies nicht ein Reſt einer Heldenſage ſein und ſtatt Hecke Ecke geleſen werden müſſen? Heggeber ſtatt Eggeber weiſt Grimm M. 219 nach. In Adriani de But Cronic. monasterii de Dunis ed. Carton. Brugis 1839 finde ich die Eigennamen: Eggefridus (a. 1194), Eggelin (a. 1235).

172. **Unſchuldige gehangen.** Ernſt Weiden erzählte mir eine ähnliche, nächſtens mitzutheilende Sage von zwei kölner Bürgern, die zu Sankt Jacob nach Compoſtella gewallfahrtet.

177. **Das Kreuz in der St. Georgskirche zu Köln.** Vgl. NS. Nr. 508 und Anm. S. 707.

180. **Das Kreuz zu Wenduine.** Ebenſo machte es unſere liebe Frau von Hülſterloo Nr. 296. In der Moſchee Omar zu Jeruſalem befindet ſich in einer Art von Kapelle ein Stein: „A l'entendre cette pierre avait été autrefois enlevée par les Grecs, mais à peine était elle hors de Jérusalem, qu'elle avait eu le bon esprit de revenir d'elle même à l'endroit, où elle est aujourd'hui.“ De Geramb, Pélerinage à Jérusalem et au mont Sinaï. II. ed. de Brux. 1839. I, 281.

181. **Der hölzerne Gott zu Houtengodbosch.** Kehrt auf dieselbe Weise auf seine alte Stelle zurück. Ist es ein heidnischer Gott, der nicht in dem engen Tempel wohnen will, sondern im freien, luftigen Walde? *Ceterum nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine coelestium arbitrantur.* Germ. 39. Und stand das Bild nicht auf einem Eichenstumpf? Erst als seine heilige Eiche gefällt ist, bleibt es, wie gezwungen dazu, in der Kirche, doch sein Geist irrt noch an der Eiche umher. Welches andere Bild hätte denn einen Geist und gar noch einen so bösartigen? Gewiß kein *Ecce homo.* Für Houtengodbosch lese ich ohne Anstand Oudengodsbosch. *Le vieux dieu,* den den ouden God heißen manche Stellen in Belgien, so u. a. die letzte Eisenbahnstation vor Antwerpen. (s. Nr. 296.) Auch die dem Ecce homo ähnliche Gestalt scheint der Berücksichtigung werth. Wahrscheinlich hatte es die Hände übereinandergelegt; so aber finden wir eine Menge von Götzenbildern dargestellt, besonders orientalische. Der Priap zu Antwerpen hielt die Arme über dem Kopf ausgebreitet.

182. **Die auswandernden Heiligen.** Mit dem Abbé Thiers (Superstitions qui regardent les saints sacrements II. 416) und E. de Groote bin ich geneigt, in der Ursulalegende einen schönen Roman zu sehen, wenigstens scheinen die 11,000 Jungfrauen sehr bedenklich. Auch hütet sich die Kirche wohl, der 11,000 zu erwähnen, und in allen Brevieren und Missalen ist nur die Rede von S. Ursula und ihrer Gesellschaft (Sancta Ursula et sodales eius oder et eius sodalitas). Das der Marterstätte nahe Eigelsteinsthor und die Eigelsteinsstraße erklärt E. v. Groote aus aigle, aquila; dies scheint mir gewagt. Jedenfalls war die ganze Gegend ein römischer Begräbnißplatz. — In der Legende treten die Jungfrauen recht heidnisch auf, zürnend (S. 293), daß man sie nicht verehre und endlich, gleich dem „alten Gotte," zurückkehrend dahin, wo sie gewohnt und wo man sie höher hielt. Auch der Zug mit dem Kamme ist ganz eigenthümlich. Die Nixen und Brunnenjungfrauen strählen sich so oft die langen Haare.

183. **St. Michael fliegt vom Michaelsberge weg.** In Sankt Michael sehe ich ohne Bedenken den Wuotan. Vgl. W. 197.

Heiligen engel, Sinte Michiel,
Ik bevel u mijn lyf en ziel,

beten die Kinder in Flandern. Der Berg war zu heilig, als daß Menschen sich dort hätten anbauen dürfen; als dies dennoch geschah, wich der Gott.

184. 185. 186. 188. 189. 190. Vgl. W. 168.

186. **Die Magdalena im Turf zu Brüssel.** Auch Erasmus von Rotterdam wendet die Blätter seines Buches. NS. Nr. 287.

187. **Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloster zu Köln.** NS. Nr. 353.

188. **Sankt Gudulen Grab beschützt.** DS. Nr. 64.

189. **Kind aus dem Kolk.** Die Bewohner von Madagascar erzählen, Adam habe stark gegessen und in Folge dessen einen unbe-

lichen Bedürfnisse genügen müssen, was sich aber gleich im Paradies durch den Geruch verrathen. Darob sei er vom Teufel verklagt worden und Gott habe ihn aus dem Paradiese geworfen. Einige Zeit nachher wäre sein Bein aufgeschwollen und man habe ein jung Mädchen herausgeholt, welches er geheirathet. (d'Herbelot Bibliothèque orientale.)

199. **Von Mäusen gefressen.** Die Hatto'sage ist bekannt, nicht weniger die von dem Polenkönig, der, nachdem er seine Brüder vergiften lassen, gleichfalls von Mäusen aufgefressen wurde.

200. **Pest zu Trier.** Vgl. Pest zu Frankfurt, am Schlusse der Sammlung. Auch M. 1135 ff.

203. **Wagen in der Luft.** Der Hund erinnert wieder an den des Wod und der Frau Gaude. M. 873. 879.

204. **Der Höllenwagen zu Zelsate.** Ist das ein Höllenwagen, Seelenwagen, oder ein höllischer Wagen, der zur wilden Jagd gehört?

205. **Die Nonne ohne Kopf zu Köln.** Jeder Missethäter, dessen Verbrechen vor seinem Tode nicht herauskommt, muß mit dem Kopf unterm Arm umgehen. Abergl. 665 in der ersten Ausg. der Mythologie. Vgl. 2. Ausg. 896, 901. Kopflose sind im Gefolge des wilden Jägers.

215. **Das Weib im Walde.** Ist wol nur eine eingekuttete Nonne.

218. Verirrte sich hierhin.

220. **Feurige Landmesser.** Auch die Eule ruft Lik, Lok oder Lich, wenn sie am Fenster den Tod anmeldet.

221. **Die weißen Frauen necken.** Vgl. Nr. 471 und NS. Nr. 212.

222. **Der Kuhkopf zu Alvenberge.** Das ist ein Opfer der Kuh, deren Kopf nur aufbewahrt wird. M. 41 ff. Vgl. auch 1005. Ein ähnliches Opfer, dem Hausgeiste gebracht, erscheint in Nr. 219.

230. **Trappier zu Gootcamp.** Ein kopfloses Pferd erscheint auch M. 891.

232. **Kobolde verjagt.** Ähnlich lautet die Klage des weggetriebenen Fierus NS. Nr. 216.

234. **Die Kabautermännchen zu Linden.** Hier scheint sich fast der wilde Jäger mit Kobolden zu berühren.

237. **Der sprechende Bock.** Das Posterli erscheint in Gestalt einer Ziege. M. 996, 998.

238. **Die rothen Zwerge zu Gulegem.** Vgl. die Sagen von den Rothmützchen. NS. Nr. 474, 475. Auch die folgende Nr. 239.

240. **Rübezahls Pferde.** Auch die des Faust, Auto's und die Schweine des grauen Mannes bei Langbein verwandeln sich in Strohwische.

212. **Der [illegible] zu [illegible].** [illegible] 698 und Anm. zu NS. Nr. 487—489. S. 705. [illegible] M. 428.

248. **Gerbißhof.** Auch in NS. Nr. 512 iſt der Nix ſchon chriſtlich, denn ſeine Frau kann nicht zur Meſſe gehen, weil ein geſtrandetes Schiff ſeine Hausthüre ſperrt. Auch der ſchwediſche Nek will die Seligkeit zugeſagt haben. M. 460 und 461.

250. **Der Schatz zu Hummelshauſen.** Wie der Donnerkeil jedes Jahr der Oberfläche um einen Fuß näher rückt, ſo ſinkt der Schatz umgekehrt immer tiefer; die Zwerge und Kobolde ziehen ihn wohl immer mehr ihrem Reiche nahe!

251. **Schatz im Keller.** Die Frau iſt weiß gekleidet, auch das Mütterchen in Nr. 255, die Nonne in Nr. 254 wol nur eine Umwandlung der weißen Frau? in 210 und 211 erſcheinen auch weiße Jungfrauen und gleichgekleidet war gewiß die Jungfrau auf der Ziege. Man halte dazu M. 914 f.

259. **Geiſt an den Eichen.** Das ſcheinbare Zerſchlagen des Hausrathes ließe wol auf einen Kobold ſchließen, doch die heiligen Eichen am Weiher müſſen einer höhern Gottheit geweiht geweſen ſein.

260. **Die Wundereiche zwiſchen Eichem und Dieſt.** Keiner Bemerkung. Vgl. NS. Nr. 167 f.

262. **Sankt Gudulen-Baum.** Das Vöglein iſt wol die Seele? Vgl. Nr. 56, 57, 58. Auch der Baum iſt mit ihr verwandt, da er erſt nach dem Begräbniß geſehen worden.

263. **Wunderbare Quellen.** In der Nähe des Thales Joſaphat liegt der Brunnen der Nehemia: „Malgré son extrême profondeur quelquefois il se remplit au point, qu'il déborde et c'est dans l'opinion commune un signe certain que l'année sera fertile . . . les habitans de Jérusalem y lavent alors leurs tapis, leurs vêtemens; c'est une espèce de fête publique. De Geramb, Pèlerinage à Jérusalem et au mont Sinai. II. ed. de Brux. 1839. I. 256.

264. **Gottliebenbrünnlein zu [illegible].** In dem Märchen fällt die Spindel in den Brunnen.

273. **Karl läßt einen Brunnen graben.** Immer wieder die alte Sage vom dürſtenden Heere, die wir auch ſahen, obwohl mehr variirt, auf den Grafen Arnold III. übertragen erblicken. NS. Nr. 34. Vgl. daſ. 19. M. 550.

278. **Gottliebe.** Die Holzſchuhe mahnen an die in Roſen verwandelten Speiſen der heiligen Eliſabeth; eine ähnliche wunderbare Verwandlung ſcheint urſprünglich auch bei Nr. 487 ſich gefunden zu haben. Die böſe Mutter berührt ſich mit Matabrune im Ritter mit dem Schwan. Die in Gold verwandelte Erde iſt ächt mythiſch und erinnert an die unſcheinbaren Geſchenke der alten Göttinnen, welche ſich ſpäter in koſtbares Gold verwandeln. Nicht weniger nahe ſteht Gottliebe dieſen in ihrer Erſcheinung als nähende (ſpinnende, weiße) Jungfrau, unter dem Baume, am Scheidewege. Die Handſchuhe, welche an den Sonnenſtrahlen hängen, finden wir NS. Nr. 326

ſchen als Kuttern; Ähnliches berichtet die Legende vom heil. Goar. Nimmt man zu dieſem allen noch den heiligen Brunnen (Vgl. Nr. 264), dann ſieht die ganze Gottliebenſage wie aus verchriſtlichten Mythen zuſammengeſetzt aus. Uebertrug das Volk vielleicht alte Mythen auf Gottliebe? Als ſchenkende, ſpinnende, weiße Brunnenfrau gleicht ſie Holda auf ein Haar.

279. **Hildemarkt.** NS. S. 691 wies ich ſchon eine quercus Jovis und eine quercus diabolica im Gemeinwalde nach; eine Menge Klöſter befanden ſich in demſelben. Dies Alles ſcheint auf alte Heiligkeit des Waldes zu deuten. Wie mag ſein Name in älteren Urkunden ſein? Zoniënbosch und forêt de Soignies ſcheinen nicht mythiſchen Anklanges. Der Name Jackesburg iſt bemerkenswerth, denn in NS. Nr. 290 ruft der wilde Jäger Jakko! Jacko! Jacko! Wodel ſteht für Wode, Wodelbier. (M. 142) Ließe ſich noch eine Verwandlung des H. in J. rechtfertigen, dann hätten wir in Jakko den Hakel, (M. 875), Hakelberend (daſ. 133, 875, 873) und in der Jackesburg eine Hakelsburg (Hakelberg.).

286. **Leonhardi Eſelsritt.** Vgl. DS. 86 — 90. NS. Nr. 81, 220.

287. **Kaiſer Karl und der Mädchenlid.** Vgl. DS. 86 — 90. NS. Nr. 81, 220.

295. **Der alte Schwan.** Vgl. DS. Nr. 90 und Anm. S. 475.

296. **Tauben weiſen den Weg.** Eine Auswanderungsſage? Vgl. M. 1080, 1084.

299. **Fröſche verjagt.** Vgl. Nr. 436 die quakenden Fröſche.

303. **Von dem Maler und dem Teufel.** Vgl. Nr. 100 und Anm., ferner Nr. 177, Anm. zu Nr. 184.

304. **Ritter Walters Geſicht.** Vgl M. 790.

311. **Die verwandelten Fiſche.** Das iſt ein reiner Koboldſtreich, den wir in NS. Nr. 497 wiederfinden; er erinnert an das Erſcheinen des Nickes in Pferdegeſtalt.

317. **Den Teufel beſchwören.** Der Böſe fodert ein Opfer; Lamm und Hahn waren Opferthiere.

318. **Teufel holt den Ungehorſamen.** In Nr. 317 erſcheinen zuerſt Schweine (Eber), dann Geiße, faſt wie das der wilden Jagd, zuletzt der ſchwarze Bock; hier verlobt der Jüngling ſich gleichſam der ſchönen Jungfrau, die im Wirbel mit ihm entflieht. Dürfen wir Gottheiten in den beſchworenen Geiſtern ſehen?

325. **Teufel ſendet Kopf.** Scheint eine Geſtalt aus dem wüthenden Heere.

330. **Duivelſang, Namur.** — Ebenſo gehts mit der Zauberei in der ſiebenten Hand (Nr. 143). Vgl. M. 490.

331. **Dieb gezeichnet.** Er fiel wol durch den Kamin herab, wie in vielen andern Sagen?

337. **Zauberfisch.** Die [illegible] zu [illegible] ist mir ganz [illegible].

340. **Der Todten Gang zum Rheine.** Die Heisterbacher Mönche wurden nicht auf der andern Seite des Rheins, sondern neben dem Kloster, oder in der Kirche begraben; der Gang zum Rheine spielt also auf eine Todtenüberfahrt an.

342. **Ritt zum Hexentanze.** Die Magd und das Kind reiten auf des Hundes Schwanz. Setz dich auf meinen Schwanz! ruft der Wind dem Zauberer zu. NS. S. [illegible].

344. **[illegible].** Man konnte mir nirgend Auskunft geben, was das heiße.

345. **Holzmutter.** — Sunt et alii Tartari quidam, inter alios Christiani quidem, sed pessimi, quorum filii, cum patres suos senescere vident ac tedio senectutis aggravari, dant eis comedere pinguia quaedam, ut cruda arietum et hujusmodi, quibus oppressi de facili valeant suffocari. Cumque sic mortui fuerint, corpora eorum comburunt ac pulverem eorum colligentes, quasi pretiosum quoddam custodiunt. Indeque quotidie, quando comedunt, cibaria sua ex hoc pulvere aspergunt. Vincent. Bellovac. spec. histor. 30, c. 86. Vgl. NS. Nr. 200.

346. **Priester zum Herentanze entführt.**
347. **Das Paradies im Berge.** } Das ist der Palast, der dem Könige Radbod nach seinem Tode bereitet war; beides sind nur andere Wendungen jener Sage und Gehalt ist in ihnen nicht zu verkennen.

358. Vgl. NS. der Schüler des Agrippa und Anm. zu Nr. 134 und 135.

363. **Blutsauger,** die „im Leib lebe- oder lebendigleib umkriechende Bermutter.“ Schmeller 1, 196 und Höfer 1, 78 bei Grimm, M. 1132.

364. **Schlange und Kröte.** Ist das nicht ein Typhon?

370. **Hase erschreckt ein ganzes Heer.** Den Hasen sehen, bringt Unglück. M. 1078.

375. **Vorspuk vor der Spornenschlacht.** Der Name des Wolfes, des Lobien geweihten, Bran, ist zu bemerken. Er und der NS. Nr. 547 vorkommende Heim scheinen mir neue Bestätigungen für die Brunepierre bei Hellein zu sein. Hier wehrt der Wolf seinem Herrn, in die Schlacht zu gehen, weil der Sieg nicht auf seiner Seite war.

376. **Wolf und Adler vor der Schlacht.** Auch hier tritt der Wolf wieder Sieg bringend auf, mit ihm der Adler. Vgl. M. 1000. In der Vita [illegible] bei Surius (4. Jan.) erscheint dem heil. Gaubert ein guter Engel in der Gestalt eines Aars. Die Luft glänzte in Feuer; kam das von den sie umschwebenden Walküren?

377. **Zeichen vor der Schlacht bei Neerwinde.** Woher mag der [illegible] [illegible] seinen Namen haben? Bemerkbar, daß gerade in

ihm, der ſo ſehr an Asgard anſchlägt, das Waffengeklirr und Geräuſch ſtreitender Männer war.

385. **Das Lichtchen.** In dem Märchen hat der Tod eine große Kammer mit Lichtern. Vgl. Nr. 114.

386. **Wie die Todten dankbar ſind.** } Vgl. NS. Nr. 318.
387. **Die weißen Reiter.**

388. **Die Kinder in der Krypta von Sankt Bavo.** Vgl. Nr. 121. Schön bearbeitet wurde die Sage neuerdings von Frau Luiſe von Ploennies in „Ein September in Belgien. Reiſeerinnerungen."

394. **Reiter ſonder Haupt.** Schon wieder das weiße Roß. M. 890, 892, 896, 897. Vgl. unten Nr. 469.

396. **Das Pantoffelſträßchen zu Ypern.** Vgl. M. 917, 920.

398. **Der gebundene Teufel.** Bernus iſt wol monoculus, franz. borgne, alſo Wuotan?

401. **Geiſt im Pfarrhaus.** Das Knocheneſſen erinnert an Thôrrs Fahrt nach Jötunheime, und Logi. (Snorri 54, 60.)

403. **Der Trogſchrapper in Zwevezeele.** Vgl. NS. Nr. 191.

405. **Pferde in dem Heuſchober.** Mahnt an Frau Richmuth von der Aduſt, DS. Nr. 174, die Pferde zu Dünkirchen, NS. 536, und das Flachs in der Kirche zu Havelte ſ. unten Nr. 472.

408. **Feuriges Schiff.** Vgl. Schiff verſchwindet, unter Nr. 477.

412. **Sankt Bavo's Thurm zu Gent.** Vgl. NS. Nr. 37.

413. **Zwei Kirchen.** } Vgl. M. 511.
414. **Wulveringhem und Vinchem.**

415. **Das unvollendete Kloſter.** Vgl. NS. Nr. 186, 187 und Anm.

416. **Der Teufelsthurm zu Nieuport.** Vgl. M. 515; auch die Sage vom Baue des aachener Münſters u. a. m.

417. **Der Hochaltar zu Blaubeuern.** Vgl. NS. 372.

435. **Der Tod des Biſchofes Eberhard von Trier.** Vgl. M. 1045.

454. **Wandernde Kannen.** Dieſe erinnern an wandernde Reliquienkäſtchen in Nr. 169. Nebſt den folgenden 455 — 460 danke ich dieſe Sage der freundlichen Mittheilung des Herrn Max Rieger in Darmſtadt.

456. **Die quakenden Fröſche zu Freienſee.** Eine genau verwandte Sage muß ſich in dem NL. finden.

457. **Die Frau von Roſenberg.** Soll der Ritter nicht Roſen ſtatt der Speiſen gefunden haben? Die Verwandtſchaft mit der Sage von St. Eliſabeth iſt offenbar.

458. **Die Peſt zu Frankfurt.** „Einſt wüthete die Peſt im Odenwalde und zeigte ſich als blaues Flämmchen an der Sakriſtei der

Stadtkirche zu Erbach, wo ſie eingemauert wurde.“ W. 1136, wo noch mehre Beiſpiel der Art angeführt ſind.

460. Der Petersſee, erinnert ſtark an die in den niederländiſchen Sagen ſtets wiederkehrende rothe See, wohin auch die Geiſter gebannt werden. Thôrr iſt einer der Götter, zu dem die Seelen gehen; das roth ſtimmt zu ihm, Sankt Peter und Donar ſcheinen auch verwandt. (Vgl. Anm. zu Nr. 2.)

476. Zauberfamilien in Drenthe. Sollten hier nicht Prieſterfamilien im Spiele ſein?

478. Kelke Gaukema. Eine derbe Verwandtſchaft der Roſen der heil. Eliſabeth, der Hobelſpäne Gottliebens. Vgl. auch NS. Nr. 301; die wunderbaren Roſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 77 Z. 14 lies Elig, gleichfalls wo es weiter noch vorkommt.
= 179 = 6 = Hermans
= 207 = 12 = Mostrovius
= 308 = 13 = Bladéloo
= 336 = 27 = Hirsaugienne
= — = 28 = Schadtbeek
= 348 = 3 = Gueghem
= — = 5 = =
= 361 = 1 v. u. lies einen Klafter
= 378 = 12 lies unſern
= 404 = 3 = Sonienwalde
= 416 = 20 = praestigiis
= 467 = 30 = Zippeneſſen ꝛc.
= 468 = 5 = =
= — = 9 = =
= — = 11 = =
= — = 19 = =
= — = 21 = =
= 517 = 6 = Kälberſtraße
= — = 10 = =
= — = 16 = =
= 556 = 6 = Le Loyer

Germ. sp.
551 (10

Wolf

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nicht ausleihen ([illegible]!)

Rodenſtein und Schnellerts

ihre Sagen

und

deren Bedeutung für die deutſche Alterthumskunde

von

Dr. Joh. Wilh. Wolf

Mitglied des Weſtfäliſchen Vereins für deutſche Geſchichte und Alterthumskunde, des Vereins von Alterthumsfreunden der Rheinlande in Bonn, der Société d'émulation pour l'histoire et les antiquités des Flandres in Brügge, des Vereins für Erdkunde und verwandte Wiſſenſchaften in Darmſtadt, der Geſellſchaft zur Verbreitung vaterländiſcher Cultur in Minden, der Société royale des lettres et des beaux arts in Gent, der Sprachliebhabern und Rhetorikervereine in Antwerpen, Brügge, Utrecht, Gent und Ypern.

Darmſtadt.
Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leſke.
1848.

Jacob Grimm

zum

freundlichen Willkomm in Frankfurt.

Der große Ruf, welchen die Sage von der Ausfahrt des Rodenſteiners hat, beſtimmte verſchiedene Männer, ſich näher um die Ruine und die an ihr haftenden Erinnerungen zu bekümmern, doch hielten ſie nur das Hiſtoriſche im Auge, gaben uns Genealogieen der Familie der Rodenſteiner und theilten Auszüge aus den Protokollen mit, welche über die Ausfahrt des Geiſtes zu Reichelsheim bewahrt wurden; damit ließen ſie es abgethan ſein. Zehfuß *) ging nur in ſo fern weiter, daß er den Protokollen noch eine ziemlich unbedeutende Abhandlung über das Geiſterweſen anhing und einige der in der Nähe der Ruine erzählten Sagen zufügte, auf die er übrigens kein weiteres Gewicht legt. Man hätte wohl erwarten dürfen, daß beſonders nachdem Jacob Grimm in ſeiner deutſchen Mythologie (S. 892) den tiefern Grund der Sage angedeutet, näher wohnende Alterthumsfreunde ſich ihrer angenommen hätten, aber dazu fand bisher Niemand Zeit.

Im vorigen Herbſt verbrachte ich mit meinem Schwager W. v. Ploennies mehrere Tage in der nächſten Nähe der Ruine und wir benutzten dieſelben ſo viel wie möglich, Näheres über die Rodenſteiner Sagen zu erfahren. Manches davon ſchien mir ein neues Licht auf dieſelbe zu werfen und die Vermuthung Grimms beſtätigte ſich mir nicht nur immer mehr, es tauchte mir ſelbſt langſam ein zweites Götterhaupt aus dem Dunkel herauf, welches noch die Sache umhüllte. Ob ich recht geſehn, darüber mögen Andre urtheilen.

Sobald ein Mythus ſeine urſprüngliche Heiligkeit verlor, verwandelten ſich meiſtens ſeine Hauptperſonen, und ging die

---

*) Die Herren von Rodenſtein nebſt der Sage von den Wandergeiſtern auf Schnellerts und Rodenſtein. Darmſtadt 1823.

Rolle, welche einſt die alten Götter geſpielt, auf Fürſten, Ritter, Edle, Jäger, ja ſelbſt Handwerker und Bauern über. Dieß Loos müſſen auch die Mythen gehabt haben, welche den Sagen vom Auszug des Rodenſteiners zu Grunde liegen. Nicht alle dieſe Sagen haben aber mythiſchen Gehalt; einige von ihnen ſcheinen rein hiſtoriſch, und darum ſcheide ich ſie von der Unterſuchung aus. Die übrigen theile ich wieder in zwei Klaſſen, da ſie ſich offenbar auf zwei ganz verſchiedene Perſonen beziehen.

Wie in den Protokollen, ſo findet man noch im Volksmunde des um- und ausfahrenden Geiſterheers unter zwei verſchiedenen Namen gedacht. In der Nähe des Schnellerts heißt es der Schnellerts oder Schnellertsgeiſt, ſo nennen ihn auch die aus dieſer Gegend hergeholten Zeugen in allen Protokollen; kommt man aber gegen die Ruine Rodenſtein zu, dann hört man es ausſchließlich den Rodenſteiner nennen, an beiden Punkten auch den „Landgeiſt." Dieß muß von vorne herein Zweifel an der Idendität der unter beiden Namen verſteckten Perſonen erwecken, und eine nähere Betrachtung der Sagen beſtätigt dieſe Zweifel auf das Vollkommenſte. So finden wir z. B. den Geiſt in einigen als reitend, in andern als fahrend dargeſtellt; das widerſpricht aber den Mythen, welche unſer Alterthum kannte; ſelten erſcheint in ihnen ein Gott als fahrend und reitend zugleich. Dieſe doppelte Perſönlichkeit lebte ſelbſt bis vor nicht gar langer Zeit noch klar im Volke; ſie iſt u. a. erhalten in der Sage, welche Zehfuß S. 68 anführt (ſ. Nr. 6.), und in welcher zwei vornehme Herren in einem Wagen ſitzend erſcheinen.

Ich nehme zuförderſt die Sagen heraus, in denen der Geiſt fahrend erſcheint und die ſich faſt Alle an den Rodenſtein knüpfen. Es ſind die Nummern 1. 2. 3. 4. 5. 6. der folgenden Sammlung, wo von dem ſchönen Wagen des Rodenſteiners in den beſtimmteſten Ausdrücken die Rede iſt. Dieſen klaren Zeugniſſen laſſe ich andre aus den Protokollen, alſo eidlich erhärtete Ausſagen umwohnender Landleute folgen, die mir durch die freundliche Verwendung des Herrn Kammerdirectors H. von Ploennies in Michelſtadt im Original zu Handen kamen. Ihnen voran geht eine „Glaubwürdige Nachricht wegen eines in der Grafſchaft Erbach ſich befindenden Landgeiſtes.“ Wenn dieſer Geiſt auszieht, heißt es darin mehreremale, dann iſt es „nicht anders zu hören, als wenn vieles Fuhrwerk, Pferde . . . vorbei zöge“ (Zehfuß, S. 52. 53.). In den Protokollen finden ſich folgende Stellen: 1746, 13. July berichtet Simon Daum (Zehfuß, S. 55), das Geiſterheer ſei „mit Reuten und Fahren,“ mit einem „Getöſe von Pferden und Kutſchen“ durch ſeinen Hof gezogen. — 1750, 26. April zeigt Daums Wittwe an (Zehfuß, S. 50), es „habe ſie gedünket, daß eine mit Pferden beſpannte Kutſche den Berg herunter gefahren ſei.“ Ebenſo hörte Joh. Weber zufolge Protokoll vom 3. Februar 1763, „einige Chaiſen den Berg hinauf fahren.“ Dieß die wenigen Zeugniſſe für den Wagen aus den Akten. Daß ihrer ſo wenige ſind, daß, wie wir ſpäter ſehn werden, die Zeugniſſe für den reitenden Geiſt ſich ungleich zahlreicher darin vorfinden, erklärt ſich mir dadurch, daß in den ſämmtlichen Akten nur Leute vorkommen, welche in der nächſten Umgebung des Schnellerts wohnten. Der einzige Zug, den ich von dem reitenden Rodenſteiner hörte (Sage 5) iſt rein hiſtoriſch.

Zu dieſem fahrend gedachten Geiſte halte ich unbedenklich den nur fahrend gedachten Gott der deutſchen Götterlehre, den gewaltigen Sohn Wuotans, Donar, den Thôrr des Nordens. Dieſer fährt mit ſeinem Bockgeſpann, oder er geht zu Fuß, zu Roß finden wir ihn nie; ſelbſt den Fluß, der ihm den Weg verhält, durchwatet er. Mit Recht wird man mir hier den Einwand machen, daß der Godgubben des Nordens wohl fahre, aber nicht als Kriegs- und Friedensverkünder, wie der Rodenſteiner gewöhnlich gedacht wird. Es wird ſich aber bei näherer Unterſuchung herausſtellen, daß dieß Amt dem Geiſte, von dem wir jetzt handeln, weniger obliegt, daß er, wenn er auch dabei thätig ſein ſollte, doch daneben noch andres zu verwalten hat.

Man hat bisher den ſehr bedeutſamen Zug der Sagen noch nicht beachtet, daß der Rodenſteiner bei ſeinem Auszug durch eine Scheuer fährt. Eine Erklärung für den Zug finden wir in den mehr hiſtoriſchen Sagen nicht; ſie enthalten nicht das Mindeſte, was auf irgend welchen Zuſammenhang zwiſchen den alten Raubrittern und dieſer Scheune ſchließen ließe. Der Zug muß alſo wohl einen tieferen Sinn haben.

Thörr's Amt war nicht nur, Donner und Blitze zu entſenden; dieſelbe Hand, welche den wunderbaren Hammer Miölnir mit furchtbarer Kraft auf die Rieſen ſchleuderte, ſpendete auch gütig den milden Regen und die Fruchtbarkeit der Erde. Thor praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena et fruges gubernat, ſagt Adam von Bremen. Thörr iſt der vorzugsweiſe väterliche Gott, der liebe Donner, zu welchem der eſthniſche Bauer in dem ſchönen von Gutslaff uns bewahrten Gebet ſpricht: Wir wollen dich bitten um unſer Pflügen und Säen, daß unſer Stroh kupferroth, unſer Getreide goldgelb werde. Stoß anderswohin alle ſchwarzen, dicken Wolken über große Sümpfe, hohe Wälder und breite Wüſten. Uns Pflügern und Säern aber gieb fruchtbare Zeit und ſüßen Regen. Heiliger Donner, bewahre unſern Acker, daß er trage gut Stroh unterwärts, gute Aehren überwärts und gut Korn innenwärts (Myth. 160). Freundlich aber iſt auch unſer Rodenſteiner, denn freundlich grüßte er ja das Knäblein aus dem Kutſchenſchlag heraus. Seine Beziehung zu der Scheune und dem Segen, den ſie bewahrt, iſt jetzt deutlicher, und ſie wird ganz klar werden, wenn man die Sage 7 hierherzieht, welche unmöglich mit den Raubrittern zuſammenhängen kann, die ganz unverkennbar auf den Kornſegen ſpendenden Donner-Gott hinweiſt, deſſen Wagenſpur die vollere, reichere Aehre bezeichnet.

Was ich auf die Weiſe aus der Sage nachgewieſen habe, das beſtätigt ſich auf das Vollkommenſte, wenn wir an die Burg Rodenſtein ſelbſt herantreten und den Oertlichkeiten nähere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die Burg liegt auf einer mäßigen Anhöhe und hinter ihr her zieht ſich die „Rodenſteiner Höhe." Dem Donnerer waren aber vorzüglich Berge geheiligt, wie außer den verſchiedenen deutſchen Donnersbergen Gotlands Thorsklint und Thorsberg bezeugen. Noch mehr, als dieß, paßt der Name der Höhe zu unſerm Donar. Aeußere Gründe haben dem Rodenſtein ſeinen Namen nicht gegeben, denn die wenigen rothen Sandſteine, welche zu Fenſtereinfaſſungen und Ecken verwendet ſind, geben der Burg nichts hervorſtechend rothes, und man findet ſie bei andern benachbarten Burgen, wie z. B. am Lindenfels, noch viel häufiger angewandt. Dagegen war unſer Donar recht eigentlich der Rothe; ſeine Locken ſind roth, wenn er zürnt, dann bläſt er in ſeinen rothen Bart und Donner ſchallt durch die Wolken (N. 161). Es ſcheint überhaupt, daß der Cultus des rothhaarigen Donars in Heſſen tiefe Wurzel gefaßt hatte, denn ſeine rothen Locken werden von der Sage ſelbſt auf ſeinen Vater, den ſchlachtenlenkenden Wuotan übertragen. Ein rother Reiter mit rothem Reiherbuſch umſprengt an gewiſſen Tagen auf rothem Roſſe den Waldſaum des Odenbergs; es iſt der Geiſt von Carolus Quintus (N. 892). Hier liegt offenbar eine Sage vom wilden Jäger vor, bei der Wuotan mit Donars Lieblingsfarben bedacht wird. Auch im heſſiſchen Märchen lebt der Rothkopf noch und er vertritt darin ganz die Stelle des heiligen Petrus im Spielhansel (ſ. Sage Nr. 16). St. Petrus iſt aber hier, wie meiſtens, (unter andern im Märchen vom Schelfiſch, Niederländiſche Sagen S. 706) Niemand, als Donar. Ich halte dieſe Farbenbezeichnung um ſo mehr feſt, und lege noch um ſo größern Nachdruck darauf, da ganz ähnliche Sagen, wie die vom Auszug des Rodenſteiners, im Aargau vom Auszug des Rothenthalers umgehn, (Wyß, Reiſe in's Berner Oberland II., 490. N. 892) und dort ſo wenig wie hier äußere Gründe die Farbenangaben beſtimmten. Ort und Namen ſprechen ſomit ebenfalls für Donar. *)

Wie dem Zeus, ſo iſt auch dem Donar die Eiche heilig. Eine dieſer unſerm Gotte geheiligten Eichen von wunderbarer Größe bei Geismar ſank unter dem Beil des heil. Bonifacius

---

*) Sifridus de Rodenberg (1214) ſ. Kuchenbecker anal. hass. coll. XII. p. 121.

und ſeiner Jünger und an ihrer Stelle erhob ſich ſeitdem eine dem heil. **Petrus** geweihte Kapelle; (vit. Bonif. apud Pertz. II., 243. N. 62) alſo auch hier wurde der Altar **Donars** in einen des **Apoſtelfürſten** umgewandelt, wie im Märchen, von dem eben die Rede war, und wie das alte Benediktinerkloſter **Eichenbrunn** bei Gundelfingen in Schwaben gleichfalls Sankt Peter zu ſeinen Hauptpatronen zählte. Ein ſolcher **Eichenbrunn**, der am Fuß einer uralten Eiche quillt, findet ſich wieder ganz nahe bei dem Rodenſtein, kaum zwei Minuten von der Burg entfernt. In dieſem Brünnlein tauften der Sage Nr. 2 zufolge die Rodenſteiner ihre Kinder, an ihm fand man jene Magd wieder, welche auf den Wagen harrte, mit dem ſie fortfahren ſollte. Auch die Eiche und ihr Brünnchen, welches mich an den ſteieriſchen Donnersbach (N. 156) denken läßt, ſtehen alſo in ſagenhafter Beziehung zur Burg wie zu dem Gotte. Eine beſondere Wichtigkeit erlangen beide noch dadurch, daß ſich unfern ihnen in dem Walde ein alter **Gerichtsplatz** befindet. (Zehfuß, 23.) Gerichtsverſammlungen fanden aber ſtets nur an heiliger Stelle ſtatt.

Schließlich drängt ſich mir noch eine Beobachtung auf, die für unſere Unterſuchung von nicht geringer Wichtigkeit iſt. Unſer Donar iſt namentlich unſerm Alterthum ein vorzugsweiſe väterlicher Gott, wie ich ſchon oben andeutete; als eigentliches patrium numen heißt er darum auch in der Egilsſaga der **Landás**, Landesgott. Ganz ſo wird der Rodenſteiner vorzugsweiſe der **Landgeiſt** genannt. Dahl ſagt ausdrücklich: Unſer Geiſterzug wird **meiſtens nur der Landgeiſt oder der Rodenſteiner** genannt (S. 41). Ich gedachte ſchon der „Glaubwürdigen Nachricht wegen eines in der Grafſchaft Erbach ſich befindenden **Landgeiſtes**.“ In den Protokollen heißt es u. a.: der **Landgeiſt** ſei paſſiret (Zehfuß, 36), der **Landgeiſt** ſei wieder nach Hauſe gegangen (daſ. 37), der **bekannte Landgeiſt** habe ſich gemeldet (daſ.), der **Landgeiſt** habe ſich hören laſſen (daſ. 61) u. ſ. w. Auch in dieſem Punkte herrſcht alſo gänzliche Uebereinſtimmung zwiſchen dem Rodenſteiner und Donar.

Bevor ich weiter gehe, will ich das Ergebniß der Unterſuchung noch einmal zuſammenſtellen. Wir fanden, daß der Rodenſteiner Geiſt mit Donar den Wagen gemein hat und das Amt eines Spenders geſegneter Aerndte, daß beider Namen und Wohnort ganz genau zuſammen ſtimmen, daß Beiden alte ſagenumwobene Eichen grünen, daß Beide denſelben Beinamen tragen. Die Folgerung, welche ich daraus zog, wird demgemäß nicht mehr allzu gewagt ſcheinen, daß nämlich Donar ſich unter der Hülle des Rodenſteiners barg, als das Chriſtenthum ſeine Altäre zertrümmerte. Getroſter darf ich mich darum dem Schnellertsgeiſte zuwenden.

Es kann dem aufmerkſamen Leſer nicht entgangen ſein, daß zwiſchen den Sagen über den fahrenden Rodenſteiner, die in der Nähe der Burg aufgenommen wurden, und denen, die aus Oberkeinsbach ſtammen (1 und die in den Protokollen) eine auffallende Grund-Verſchiedenheit herrſcht. In den erſtern erſcheint namentlich der Wagen des Rodenſteiners ſtets allein (2. 3. 4. 5. 6.) ohne alle Begleitung, in den letztern aber ſind es faſt immer mehrere Wagen, vieles Fuhrwerk, Pferde und Kutſchen, kurz der Begriff eines Geiſterheeres dringt durch; er findet ſich noch ausdrücklicher in den Stellen der Protokolle, welche ich hier folgen laſſen will, und zwar ſtets verbunden mit der Vorſtellung von einem oder mehreren reitenden Geiſtern.

1743 zog eines Abends wie ein blaſender Poſtillon den Schnellertsberg hinauf, und am andern Tage früh Morgens war's, „als ob eine Menge Reutter den Berg hinab kämen.“ (Zehfuß, 51.)

1760 zeigt Georg Trautmann aus Oberkeinsbach dem Amt zu Reichelsheim an, daß er „in ſeinem und ſeines Nachbarn Hof ein Getümmel, Geziſch und Reuten gehört, als wenn einige Reuter einrückten“ — auch habe es „in Nauſchen Hof ſtark geritten, daß die Hufeiſen geklappert; er habe aber nichts gehört, wohin das Reuten gegangen.“ Ein Jahr vorher am grünen Donnerſtag habe es auch „ſtark geritten durch ſeinen Hof durch und gegen den Schnellertsberg zu." Ein Protokoll von 1756 nahm ich unter 8 der Sagen auf und in ihm tritt der Geiſt gleichfalls reitend aber allein auf (Zehfuß, 56), grade wie in dem vom 16. Dez. 1757 (Zehfuß, 57), dem zufolge „der Landgeiſt reitend die Hecken hinunter gekommen und gegen den Schnellertsberg zugeritten ſei." Ein Protokoll von 1758 (Zehfuß, 58) erzählt ſelbſt: „Vor Zeiten ſolle der Geiſt auch in Grumbach vor einem Haus, worin ehedeſſen ein Schmidt gewohnet, ſich gemeldet haben und gemeiniglich allda die Pferde beſchlagen laſſen.

Dieß Alles nun paßt genau auf den Vater Donars auf Wuotan. Reitend vorerſt erſcheint von unſern Göttern außer Fro, nur er, der Odhinn des Nordens, der das beſte aller Roſſe, den achtfüßigen Sleipnir tummelt. Selten finden wir Wuotan bei uns allein, meiſt in Begleitung des wütenden Heers, (Wuotunges Heer, M. 871) grade wie hier unſern Geiſt.

Den Schmied in Grumbach, der des Geiſtes Pferd beſchlägt, dürfen wir uns nicht entgehen laſſen. Fornmanna Sögur IX, 56. 175 wird erzählt, wie Odhinn eines Abends als Reiter bei einem Schmied einkehrt und ſein Roß beſchuhen läßt. So auch der die Stelle des Oberſten der Götter vertretende Chriſtus, der im niederländiſchen Märchen bei St. Eligius Schmiede anhält, um dem Pferde neue Hufeiſen aufſchlagen zu laſſen (Wolf deutſche Märchen und Sagen Nr. 17); ſo der begabende (alſo göttliche) Reiſende im hannöveriſchen Märchen vom Teufel und dem heil. Petrus (Grimm K. u. H. Märchen III, 142). Dieſer Zug unſerer Geiſterſage knüpft ſich demzufolge an einen Wander-Mythus von Wuotan, der im hohen Norden wie bei uns die weiteſte Verbreitung gehabt zu haben ſcheint, und von dem ſich bei genauerem Zuſehen gewiß noch manche Spuren finden.

Ich habe oben für den Rodenſteiner das Amt eines Kriegs- und Friedensverkünders abgelehnt, obwohl es für Thórr und Donar paſſend erſcheint. Mehr als dieſer iſt Wuotan mit Kampf und Schlacht bemüht; für ihn, den Heervater, den

Siegesvater, der Gefallenen Vater ſchickt ſich die Ausfahrt bei bevorſtehendem Kriege ganz und gar; wie der rieſenhafte finniſche Gott Turriſas hoch in den Wolken ſeine Trommel rühren läßt, wenn ein Krieg bevorſteht (M. [illegible]), ſo reitet Wuotan dann auf friſch beſchlagenem Roſſe zu ſeinem machtvollen Sohn, deſſen Hülfe entbietend und gefolgt von Einherien und Valkyrien ergötzt er ſich mit dieſem, der auf ſeinem Wagen ihm folgt, hoch in den Wolken an der Männerſchlacht, die Seelen der Fallenden empfangend.

„Die Alten ſagten ſchon, daß es (das Geiſterheer) immer den Völkern entgegen ziehe“, heißt es in dem Protokoll vom 11. Juni 1796,*) und zwar, ſobald dieſe feindlichen Völker es wagten, den Rhein zu überſchreiten. Am Schluß des Protokolls vom 24. Dez. 1796 **) heißt es: „So oft Soldaten zwiſchen den Rhein und Main kommen, und zwar ſobald ſie das Waſſer paſſiren, zeige ſich der Geiſt.“ In dem Protokoll vom 26. April 1799 wird ebenfalls erzählt, wie der Geiſt ſich gleich zurückgezogen habe, „als die Franzoſen über den Rhein gegangen.“ Ein gräflich Liancourt'ſcher Amtmann, Mayer, wandte ſich in einem Briefe (Stinau am Neckar 1. März 1794) an die Erbach-Erbach'ſche Regierung und ſpricht darin gleichfalls von dem „Landgeiſt, welcher zum Zeichen eines bevorſtehenden Krieges am Rhein auszieh e.“ War der mächtigſte der deutſchen Ströme alſo dem mächtigſten der deutſchen Götter heilig?

Verfolgen wir die Sagen und Protokolle weiter, ſo ergeben ſich nur neue Zeugniſſe zur Beſtätigung unſerer Annahme.

Außer dem Kampf war die Jagd Hauptbeſchäftigung der Germanen; das wütende Heer iſt denn auch die „wilde Jagd“, Wuotan der wilde Jäger (M. 876). Er reitet auf weißem Roſſe durch die Lüfte, ſeine Jäger folgen ihm, der Waidruf iſt hoho! hoto! Hallo! Hundegebell, Pferdegewieher, Peitſchenknallen und Hörnerklang meldet ſein Vorüberziehen. Grade ſo der Schnellertsgeiſt. 1763 hörte Joſ. Hartmann von Oberkeinsbach „an dem Schnellerts einen großen Lärmen“, ſah auf der Erde nichts, vernahm aber „in der Luft ein Bellen vieler jungen Hunde, welche von Jemand gleichſam gehetzt worden.“ Ein andermal dünkte es ihn „als wenn viele große Hunde zuſammen belleten“ und er hörte eine Stimme „welche immer gerufen Hou! Hou! und dieſelben aufhetzte“ (Zehf. 61). Ebenſo zeigte Joh. Weber 1764 den 3. Febr. an, daß er deutlich die Pferde den Schnellertsberg hinauf habe trappen, die Räder knarren hören, und es habe immer Hoho! gerufen (Zehf. 63). Auch erzählte J. G. Daum Herrn Zehfuß u. a., daß er ein „vollkommenes Jagdgeſchrei mit Hundehetzen, Peitſchen und Hörnerblaſen rund um und auf dem Berge gehört habe. (ſ. Sage 9). Der Mann auf dem Dreimärkerſteine (ſ. Sage 10) wurde auch von einem Jäger in die Burg geführt, wo er dem glänzenden Mahle zuſchaute, nach deſſen Beendigung eine Jagd ſtattfand. *) Dieß Mahl erinnert wieder durchaus an das der Einherien, wobei die Valkyrjen den Helden die Becher kredenzen und findet ſich in den Protokollen gleichfalls beſtätigt. 1758 den 20. Dez. erklärt J. L. Hübner, der Geiſt ſei in der Nacht in ſeinen Hof gefahren gekommen, „in ſeiner Küche hätten ſie ordentlich gekochet, den Kroppen übers Feuer gehänget und an den Tellern und Schüſſeln geklappert.“ (Zehf. 58). Ebenſo zeigt ſeine Frau 1759 27. April an, daß ſie vor einigen Wochen „Nachts um 12 Uhr einen ſtarken Tumult in ihrer Küche wahrgenommen und deutlich gehöret“ (Zehf. 59). 1804 hat das Geiſterheer zum letztenmal in der Küche ſein Nachtmahl bereitet. (Zehf. 72)

---

*) Von Schuß nicht aufgenommen, der überhaupt ſehr nachläſſig arbeitete.

**) Auch dieſe ſo wie die beiden folgenden wichtigen Stellen hat Schuß nicht mitgetheilt.

Wenn der Geiſt auszog, dann pflegte er an Simon Daums Hof anzuklopfen. (Zehf. 56. 57. 63. 66. 50.) Dieß that gleichfalls St. Bertulph in ſeinem Reliquienkaſten in der Marienkirche auf dem heiligen Blandinsberg zu Gent, wenn der Stadt ein Unheil oder ein Krieg bevorſtand. Dieſer Berg war aber einſt dem Wuotan heilig, denn St. Amandus zer-

---

*) Der Mord des Eremiten ſtimmt zu manchen Sagen vom wilden Jäger, der von einem Prieſter oder Mönch verwünſcht wird.

ſtörte dort oder doch ganz nahe ein Heiligthum des Wuotan, „vetustissimum fanum, in quo ex antiquorum more gentilium ob stulta rusticorum populo Mercurius colebatur." Act. ord. s. Bened. saec. V., p. 201. Ob dieſer Zug in andern odhiniſchen Sagen vorkommt, wage ich nicht zu beſtimmen. Ich weiß es außerdem nur von den Völur (drepa á vali sem völur Saem. 63 a) und den Nornir (M. 375. 380.).

Treten wir nun auch hier an die Oertlichkeit heran.

Wir haben ſchon aus den Protokollen geſehen, daß der Schnellerts auf einem Berge liegt. Wie dem Donar ſo waren aber auch dem Wuotan Berge heilig, wovon Godesberg bei Bonn, der alte Wodenesberg, der heſſiſche Wuodenesberg, Gudensberg, Wodanimons, Wodnesbeorg u. a. ſattſam Zeugniß geben. Unſer Wuotan wohnt in dem Schnellerts, denn aus dem Schnellerts kommt das Heer (Zehſ. 55. 56. 58. 64.) und zieht wieder in ihn zurück (Zehſ. 55. 56.) er „zieht wieder ein" (Zehſ. 64). So wohnt Wuotan auch im Odenberg (M. 905) aus dem er an beſtimmten Tagen auf rothem Roſſe herausreitet.

Zu der paſſenden heiligen Stille kommt endlich auch der Name, welcher ganz zu Wuotan ſtimmt. Schnellerts iſt nämlich Wohnung, Haus von Schnellert. Dieſer Name findet ſich niederländiſch noch heute als Snellaart und wird im Margarethchen von Limburg 7 b einem ungeheuren Geiſte beigelegt (M. 892). Er hat alſo mythiſchen Anklang. Als Gott des Wunſches muß Wuotan wohl Schnellhard ſein und [illegible], der Geſchwinde, als Beiname Odhinns, beſtätigt dieſe Annahme vollkommen.

Ich will hier ſchließlich noch zwei Sagen anführen, die, wenn auch nicht direkt an den Schnellerts geknüpft, doch ein Zeugniß dafür abzulegen ſcheinen, daß auch in der Nähe des Berges wuotaniſche Mythen gang und gäbe waren. In kleiner Entfernung vom Schnellerts liegt Niederbeerbach, wo ein Ritter von Frankenſtein begraben ſein ſoll, der einen Drachen bekämpfte und erlegte, aber von deſſen giftiger Schwanzſpitze in den Fuß geſtochen, bald nachher den Geiſt aufgab. Dieſer

Zug erinnert lebendig an Hackelberend, deſſen Fuß vom Eberzahn verletzt wird und der an der Wunde ſtirbt (N. 311), und ſelbſt an Odhinn, den auch ein Eber verwundete (N. [illegible]).*) Hackelberend aber iſt Wuotan. — Die andere iſt die von Wildeweibchenſtein, die ich unter Nr. 5 mitgetheilt. Den Wildeweibchen ſtellt der wilde Jäger nach, beſonders in den Quatembernächten; ſie ſuchen Schutz auf Baumſtümpfen, denen darum die guten Holzhauer ein Kreuz einzuhacken pflegen.

Blicken wir auf das Ergebniß dieſer zweiten Unterſuchung zurück, ſo ſtellt ſich uns Folgendes heraus. Der Schnellertsgeiſt hat mit Wuotan das Roß gemein; wie dieſer erſcheint er an der Spitze einer Geiſterſchaar, iſt er in allernächſter Beziehung zum Kriege, theilt er den Charakter des nächtlichen Jägers und tafelt er nach vollendeter Jagd. Gleich dem Wuotan wohnt er in einem Berge und ſein Name läßt ſich ſelbſt als Beiname des Wuotan identiſchen Odhinn nachweiſen. Auch hier alſo ſteht nichts der Annahme entgegen, daß unter der Hülle des Geiſtes jener alte Gott ſich unſerm Andenken erhielt.

In Rodenſtein und Schnellerts hätten wir demzufolge zwei heilige Orte unſeres Alterthums, an denen dem Donar und deſſen göttlichem Vater einſt in heiliger Waldnacht Altäre dampften, in deren Nähe das Volk ſich zum Gericht verſammelte.

Es ging unlängſt die Sage, daß der alte Heervater ſich im Schnellerts geregt habe und gefolgt von helm- und ſchildbewehrten Schlachtjungfrauen zum Rodenſtein gefahren ſei. Möge er bald zurückkehren und unter der Aegide neuen Friedens und der friſch errungenen jungen Freiheit die Sagenforſchung ſich endlich mit mehr Ernſt dem herrlichen Odenwalde zuwenden; mehr als ein Altar liegt dort noch unter Schutt und Trümmern, und mehr als ein Gott harrt da ſeines Erlöſers.

---

*) Ebenſo an die l. c. angef. Stellen. Aratus phaenom. 637 Ovid. fast. 5, 541. Lucan. phars. 9, 832, in denen des Mythus von Orion gedacht iſt, der, durch einen Skorpion in den Fußknöchel geſtochen, ſtirbt.

Sagen und Märchen.

1. Sonntagskind.

In Oberkainsbach fährt der Rodenſteiner alljährlich durch eines Bauern Scheuer; an dem Tage müſſen beide Thore für ihn offen gelaſſen werden. Nun ſtunden an dem Tage die Knechte in der Scheuer und draſchen; da kam der Rodenſteiner mit Halle, Raſſeln und Peitſchenknallen und fuhr durch, daß alle inne hielten und ſich ſegneten, aber geſehen hat Keiner was. Nur ein ſiebenjähriges Knäblein, das war ein Sonntagskind, ſtand dabei und zog in einem fort das Käpplein ab, als ob es vornehme Leute grüßte. Wie der Spektakel vorbei war, fragten die andern, warum es ſo gethan habe? da gab es zur Antwort, ob ſie denn nicht die vielen ſchönen und vornehmen Herrn geſehen hätten, die in den Kutſchen ſaßen und ſo freundlich zum Schlag heraus grüßten?

2. Das Eichbrünnchen.

In der Nähe des Rodenſteins, am Fuß einer alten Eiche, iſt das Eichbrünnlein, in welchem die Rodenſteiner ihre Kinder taufen ließen.

Eines Abends war den Leuten, welche unten an der Burg wohnen, eine Magd fortgegangen, ſie wußten nicht wohin. Als ſie das Mädchen lang in der nächſten Umgebung des Hauſes geſucht hatten, fanden ſie es endlich an dem Eichbrünnchen. Sie wollte aber durchaus nicht von der Stelle hinweggehen und fragte: ob ſie denn den ſchönen Wagen nicht geſehen, mit welchem ſie fortfahren ſolle?

Dieſe Magd war aber ein Gülden-Sonntagskind.

Zehfuß erzählt die Sache alſo: Die Magd erzählte, ſie ſei in einer Zeit, wo ſie und die übrigen Hofleute eines Abends beim Spinnen beiſammen geweſen wären, vor die Hausthüre gegangen, um irgend ein Geſchäft zu verrichten. Kaum ſei ſie in den Hof getreten, ſo wäre eine vierſpännige Chaiſe vorgefahren, in welche man ſie, ehe ſie ſich's recht verſehen, geſchwind hineingehoben hätte und mit ihr pfeilſchnell quer feldein gefahren ſei, wo man ſie in einem entfernten Wieſengrund im Dunkeln hülflos zurückgelaſſen hätte.

(Aehnlich wurde ein trunkner Bauer von dem wilden Heer erfaßt und auf einen fernen Felſen geführt. Agricola Spr. 667. Spring 1,781 — 786. M. 887. vgl. 888.)

3. Wagen vorm Haus.

Eine Magd, die in der Haal * diente und ein Sonntagskind war, rief eines Tages ihrer Herrſchaft voller Schrecken zu: ob ſie denn den Wagen nicht ſähen, der zur Hausthüre hereinfahren wolle, die Pferde ſtreckten ja ſchon die Köpfe in's Haus herein!

4. Schatzgräber auf Rodenſtein.

Auf der Burg Rodenſtein ſollen noch große Schätze vergraben liegen. Vor Zeiten zogen einmal ein paar Männer hin, um dieſelben zu heben. Sie fingen an, tüchtig zu hacken und zu graben, doch wollte ſich lange gar nichts zeigen. Endlich ſtießen ſie auf etwas Hartes und fanden bei genauerem Nachſehen, daß es ein großer eiſerner Keſſel war. Sie hätten faſt vor Freude laut aufgeſchrieen, erinnerten ſich aber noch zu rechter Zeit, daß bei ihrer Arbeit Stillſchweigen die erſte Bedingung ſei. Sie ſchlangen alſo ein Seil um den Keſſel, um ihn heraus zu ziehen, als plötzlich ein graues altes Frauchen gelaufen kam und um ſie herumtrippelte und frug: „Iſt der Wagen ſchon fortgefahren?“ Die Männer hüteten ſich wohl zu antworten. Da fing das Weiblein an, ſo viel zu ſchwätzen und zu fragen, daß endlich einem der Männer die Geduld riß und er ärgerlich ausrief: Du altes Aas, mach', daß du fortkommſt, ſonſt . . . . Ehe er noch ſeine Drohung vollenden konnte, ſahen Alle zu ihrem größten Schrecken, daß der Keſſel

---

* Zwei Häuſer bei Oberkainsbach.

in die Erde zurückſank. Jetzt wollten ſie ſich an dem Weibchen vergreifen, das war aber fort, und ſie konnten geneckt nach Hauſe gehen.

5. Von dem Rodenſteiner.

Es wird viel erzählt von den rodenſteiner Herren, wie ſie allerlei grobe Stücke zeitlebens getrieben und darum auch im Grabe keine Ruhe hätten. Sie waren Raubritter; wenn ſie aber auszogen, dann ließen ſie den Pferden die Hufeiſen verkehrt aufſchlagen, ſo daß man der Spur der Hufe zufolge glauben mußte, ſie ſeien zu Hauſe, während ſie doch aus waren. Mancher der Herren hatte viele Weiber und Hunde ohne Zahl, welche ſie auf jeden hetzten, der nicht that, was ſie wollten. Auch riefen ſie die Bauern zu ſich und die armen Leute mußten dann ärger arbeiten, wie das liebe Vieh.

Wenn der Rodenſteiner in ſeiner Kutſche ausfährt, dann gibt es einen fürchterlichen Lärmen und man hört Hunde heulen, Büchſenknallen, wie beim ärgſten Krieg, und Peitſchenſchläge, als wenn fünfzig Fuhrleute im Gang wären. Zugleich gibt's einen Wind, der toſt, gleich dem ärgſten Sturm. Auch hat Mancher ſchon den Rodenſteiner geſehen, wie er mit einer großen Geſellſchaft im Schloſſe ſaß.

6. Der Geiſterwagen.

Der Pfarrer von Brensbach kam einmal von Kainsbach herunter in die Haal und frug den Bauern verwundert, was er für einen vornehmen Beſuch gehabt habe? Der Bauer ſah den Pfarrer ebenſo verwundert an und ſagte, er wiſſe von keinem Beſuch und habe keinen Fremden gehört noch geſehn. Da erzählte der Pfarrer Folgendes: Als er einige hundert Schritte vom Hofe entfernt geweſen, habe er einen vierſpännigen Reiſewagen aus dem Hofthor fahren ſehn, in welchem er, als derſelbe ihm näher gekommen, zwei Herren erblickt habe, deren einer mit mehren Orden geſchmückt geweſen ſei. Die ganze Equipage ſei koſtbar und jedes Pferd mit einem hohen goldenen Federbüſchel auf dem Kopf geziert geweſen. Er habe auch nicht unterlaſſen, ſeinen Hut abzuziehen und dieſer hohen Herrſchaft ſeinen Reſpekt zu beweiſen. Kaum ſei er aber einige Schritte von dem Wagen entfernt geweſen, als er ſich nach demſelben umgeſehen, ihn aber nicht habe erblicken können. Dieß wäre ihm ſonderbar vorgekommen, er ſei dann über den Bach hinüber gegangen und da habe er ihn wieder in einiger Entfernung erblickt. Der Herr Pfarrer habe noch die beſondere Bemerkung hinzugefügt, der Reiſende müſſe ſeines Compliments nicht würdig geweſen ſein, weil er gleichſam vor ihm verſchwunden wäre.

7. Der Kornweg.

Mündlich aus Crumbach.

Wenn der Rodenſteiner durch die Scheune in der Haal fährt, dann hört man ein Krachen, als wenn ein junger Eichbaum über dem Knie zerbrochen würde.

In der Richtung, in welcher der Rodenſteiner vom Rodenſtein hinüber zum Schnellerts fährt, ſieht es auf dem Boden ordentlich aus wie ein Weg und wo es durch die Frucht geht, da läuft mitten durch das Korn ein Strich, wo es höher ſteht und beſſer gedeiht als anderswo. Das kann man ſehr deutlich erkennen.

8. Der geſpenſtige Reiter.

Als einmal im Jahr 1756 der Landgeiſt aus dem Schnellerts nach dem Rodenſtein zog, trug ſich Folgendes zu: Die Frau aus der Haal ging Abends ſpät noch außer dem Hauſe herum, da kam es ihr vor, als ob ein Menſch ſie ſtark anhauche und als ſie ſich umſchaute, ſah ſie, daß ſie unter dem Halſe eines Pferdes ſtand, auf dem ein Reiter ſaß. In ihrer Angſt betrachtete ſie keins von beiden näher, ſondern lief in die Stube zurück. Da ſagten ihr die Leute, es habe eben dreimal an einen Pfoſten geſchlagen, daß die Fenſter gezittert, welches der Geiſt ſtets zu thun pflegte, wenn er durch die Haal fuhr. In den Protokollen findet ſich, daß des Bauern Mutter dieſen Reiter noch ein andermal geſehen, wie er auf die Fenſter zugeritten, worauf es zugleich dreimal ſtark an daſſelbe geſchlagen. Als die Leute herausliefen, ſahen ſie Nichts. Am andern Morgen aber hörten ſie, wie der Geiſt wieder zurück fuhr.

9. Die wilde Jagd auf dem Schnellerts.

Einem Mann kam einmal oben am Waldſaum in der Nähe des Schnellerts hergegangen. Da hörte er plötzlich wie ein vollkommenes Jagdgeſchrei mit Hundehetzen, Peitſchen und Hörnerblaſen. Es kam ihm zwar befremdend vor, daß eine ſolche Jagd auf dem Berge gehalten werde, doch dachte er im Augenblick nicht an das Geiſterheer; aber ſagte einem armen Mann, der ihm begegnete und gerade nach Oberkainsbach ging, er möge doch den Weibsleuten ſagen, daß ſie den Hund anbänden, weil dieſer ſonſt in dem Jagdgetümmel todtgeſchoſſen werden könne. Bei ſeiner Rückkehr habe er zu ſeiner größten Verwunderung vernommen, daß man zwar rund um und auf dem Berge dieß furchtbare Getöſe gehört, aber an keinem Ort etwas hinauf noch herunter kommen ſehn.

10. Der Mann auf dem Dreimärker.

Ein Mann in Oberkainsbach ſaß Abends mit ſeiner Frau beim Kartoffelſchälen, als es plötzlich an ſein Fenſter klopfte. Anfangs achtete er nicht darauf, doch als es zum zweiten und dritten Male klopfte, ging er hinaus. Draußen aber ſtanden drei Herren in ſeltſamer Tracht, und der eine von ihnen, der ein Jäger zu ſein ſchien, ſprach zu dem Bauern, er ſolle des andern Abends mit einem Sack, den ein Mädchen unter ſieben Jahren geſponnen, einer neuen Hacke und einem noch ungebrauchten Grabſcheit hinaufgehen auf den Schnellerts und ſich auf den droben ſtehenden Dreimärker *) ſetzen, ſo werde er ſein Glück machen. Darauf verſchwanden die Drei. Der Mann verſchaffte ſich des andern Tags die drei erforderlichen Dinge, und als es anfing zu dämmern, ging er damit hinauf und ſetzte ſich auf den bezeichneten unweit der alten Burgtrümmer befindlichen Stein. Er hatte lange geſeſſen und wollte ſchon wieder

---

*) Markſtein, an welchem drei verſchiedene Gemarkungen zuſammenſtoßen.

heim gehen, da kam auf einmal drüben von Rodenſtein etwas herangezogen gleich einer Wolke; es kam immer näher und ließ ſich endlich auf die Ruinen nieder. Da ſtand mit einem Male eine große ſchöne Burg da, aus dem Thore aber kam jener Jäger und hieß den Bauern aufſtehen und mit ihm hineingehen. Sie ſtiegen eine ſchöne Schloßtreppe hinauf und kamen in einen großen erleuchteten Saal, wo an einer mit allerlei Geſchirr beladenen Tafel eine Menge fröhlicher Herren in alterthümlichen Kleidern und Rüſtungen ſaßen. Sie aßen und tranken und verführten einen großen Lärmen mit Reden, Schreien und Singen. Der Jäger ſagte, das wären die Herrn von Rodenſtein und die von Schnellerts, ſie hielten hier Verſpruch zu einem Handſtreich *) und ſetzte ſich mit dem Bauern unten an die Tafel, ſagte ihm aber, daß er von Speis und Trank nichts anrühren ſolle.

Als die Herren nach der Tafel noch eine Weile gezecht hatten, ſtanden ſie auf und eilten, immer fröhlich lärmend, zum Saale hinaus. Der Jäger ſagte zu dem Mann, er ſolle ihm in den Schloßhof folgen, es gehe jetzt auf die Jagd; er, der Bauer, müſſe auch mit hinaus, er ſolle ſich nur immer bei ihm halten, was auch geſchehen möchte. Sie gingen hinab und fanden unten im Hofe die ganze Geſellſchaft mit dem Jagdgeräthe und eine Menge von großen, ſchneeweißen Windhunden, welche mit tollem Gebell um die Herren herumſprangen. Der Jäger ward von allen willkommen geheißen, zu dem Bauer aber ſagte keiner etwas, es war gerade, als wenn er gar nicht da geweſen wäre. Es ging nun luſtig zum Thore hinaus in den mondhellen Wald. Voran ſprangen die Hunde und ließen vor Gier die Zunge aus dem Halſe heraushängen. Dicht hinter ihnen folgte der Jäger mit zwei wunderſchönen, prächtig angethanen Prinzen, welche dem Bauern ſchon bei Tafel aufgefallen waren und von denen er ſpäter meinte, daß es wohl dieſelben beiden Männer geweſen ſein möchten, welche an jenem Abend mit dem Jäger an ſeinem Fenſter geklopft hatten. Es

---

*) Sie verabredeten ſich über einen auszuführenden Raubzug.

ging ſo ſchnell, daß dem Bauern der Athem faſt ausging, doch hielt er ſich immer dicht bei dem Jäger, welcher beſtändig die Hunde aufmunterte und hetzte. Plötzlich ſchlugen ſie ein wüthendes Gebell an, und aus dem Gebüſch drang ein herzzerreißendes Jammergeſchrei. Sie werden doch keinen Menſchen zerreißen, rief der eine Prinz und wollte hinzuſpringen, der andere aber hielt ihn zurück, indem er ſprach: „Sei's Menſch oder Vieh, das gilt mir gleich!“ Als ſie endlich hinkamen und der Jäger die Hunde auseinander jagte, da lag an der Erde der blutige und zerriſſene Leichnam eines Kapuziners in einer braunen Kutte. Nun hob der eine Prinz ein großes Wehklagen an, der andere aber lachte darob und ließ den Leichnam durch ein paar Jäger fortſchleppen. Die Jagd hatte jetzt ein Ende, der gute Prinz hörte aber nicht auf, dem andern Vorwürfe zu machen. So that er auf dem ganzen Heimwege und hörte auch im Schloßhofe nicht auf, da ward der Andere wild, trat an ihn heran, ſtieß ihm ſeinen Hirſchfänger durch die Bruſt und lief dann in den Stall. Gleich kam er auch wieder heraus auf einem ſtolzen Pferde, dem gab er die Sporen und ſprengte mit einem gewaltigen Satz über die Schloßmauer. Da hörte man einen dumpfen Fall, der Jäger aber ſagte: „Er hat das Genick gebrochen und iſt todt, wir aber müſſen jetzt in das Schloß gehen und den Kapuziner ſuchen.“ Sie gingen nun wieder mit einander in die Burg, der Jäger ſchloß ein Zimmer nach dem andern auf und ſtellte dabei immer ein Licht innen und eins außen an die Thür,*) ſie konnten aber den Kapuziner nicht finden. Endlich kamen ſie hinab in einen kühlen, dunklen Keller, da lag der todte Mönch. Nun befahl ihm der Jäger die Leiche in ſeinen Sack zu ſtecken, den er, ſowie die Hacke und das Grabſcheit nicht von ſich gelegt hatte. Der Bauer packte die Leiche an und hatte ſie ſchon mit den Füßen im Sack, da hörte er hinter ſich: „hau! hau! hau!“ und als er ſich herumdrehte, waren die großen Windhunde da und wollten die Leiche packen. „Geht ihr los!“ rief er und ſchlug mit dem

---

*) Eigene Worte des Erzählers.

Grafſchaft nach ihnen, da war Alles verſchwunden: Jäger, Hunde, Keller, Schloß, Alles war fort und der Mann ſaß wieder allein im Mondenſchein auf dem Dreimärker am Schnellerts.

Was ihm an dem Abende begegnet, hat er zu vielen Malen erzählt und dabei geſagt, wie es ihm vorgekommen, ſo möge es wohl wirklich einmal vorgefallen ſein, und wenn er ſich durch die Hunde nicht hätte irre machen laſſen und die Leiche hinausgetragen und begraben hätte, ſo brauchte er jetzt keine Kartoffeln zu eſſen.

(Auch das den Zauber löſende Hemd muß ein unſchuldiges Mädchen ſtumm und ſchweigend ſieben Jahre lang ſpinnen und nähen. (K. M. I, 53. 246. III, 84. Myth. 1052.) Der Jäger gemahnt an die wilde Jagd. Warum durfte der Bauer nichts eſſen? Geſchah das nicht, weil er ſonſt in der Geiſter Gewalt gekommen wäre? Und was mag auf dem Tiſch für Fleiſch geweſen ſein? Ich frug vergebens darnach. Sehr willkommen wäre Oberfleiſch geweſen, wie in der ardenniſchen Sage von der wilden Jagd. (N. S. 516.) Bedeutſam ſind die Windhunde in der göttlichen Farbe. Ebenfalls hier ſehen wir, wie wichtig das Schweigen bei dem Zauber iſt.)

11. Die Geiſter in Rodenſtein.

Einem Bauern träumte, er ſolle in die Burg Rodenſtein gehn, da werde er ſein Glück machen. Der Mann achtete Anfangs nicht darauf; als er aber den Traum zum zweiten und drittenmal hatte, da entſchloß er ſich, es zu verſuchen und nahm ſein Beil, einen Spaten und einen Sack und ging hin. Am Thor fand er einen Jäger, der führte ihn in ein Gemach, wo ein Tiſch mit Krügen und Gläſern ſtand; kaum waren ſie dort, als noch ein Mann eintrat und noch einer und aber einer, bis ihrer ſieben waren. Jetzt begannen ſie vor Allem luſtig einander zuzutrinken, dann führten ſie den Mann zu dem Serchen, wo damals gerade viel Bauholz lag, und ſprachen: es ſei ein Prinz in dem Schloß verwünſcht und der Bauer müſſe rathen warum. Wenn er das errathe, dann ſei der Prinz erlöſt und das Schloß ſtehe wieder in ſeinem vorigen Glanz da und des Bauern Glück ſei gemacht; wenn er es aber nicht erriethe, dann werde ihm der Hals herumgedreht; er habe aber drei Tage Zeit dazu. Da wurde es dem Bauern bang und er ſann, wie er die Geiſter mit guter Art los werden könne. Nach einigem Beſinnen hob er plötzlich ſein Beil, that einen kräftigen Hieb in einen der Stämme Bauholz, ſo daß ein klaffender Riß entſtand und fühlte mit der Hand in den Riß hinein. „Ei wie glatt iſt das Holz von innen, gerade wie eine franzöſiſche Kommode. Fühlt ihr nur ſelbſt.“ Da ſteckte einer der Geiſter ſeine Hand in den Spalt, aber plötzlich zog der Bauer das Beil heraus, ſo daß die Hand feſtgeklemmt war. Da hätte einer den Geiſt ſpringen und zappeln ſehen können. Die andern erſchracken ſo ſehr darüber, daß ſie alle Reiſegeld gaben und verſchwanden. Der Bauer ſchlug jetzt das Beil wieder in den Spalt und befreite ſo den Geiſt, der den Andern ohne weitere Umſtände zu machen eilends folgte.

Am folgenden Tag hieß der Bauer ſeine Großmutter ſich ausziehen, nahm ſie auf den Rücken, ſo daß ihre Beine über ſeine Achſeln herunter hingen und er ſie vorn daran packen konnte, während ſie ſich an ſeinem Schopf feſthielt. So ſchritt er mit ihr dem Rodenſtein zu. Am Thor ſtand der Jäger ſchon wieder und die Andern guckten aus den Fenſterlöchern und freuten ſich ſchon auf ſeine Ankunft, denn ſie wollten ihm ohne alle Gnade den Hals herumdrehen. Als der Jäger ihn aber ſah, ſchrie er laut: „Rettet euch, rettet euch, da bringt er gar einen Schraubſtock!“ und alle waren weg, ehe ſich's der Bauer verſah; ſind auch nicht wieder gekommen.

(Wie die Geiſter, ſo wird Braun der Bär von Reinhard um's Licht geführt. Reinhard v. 1540 — 1572. Reinaert v. 601 ff. Der Schraubſtock kommt im Märchen ebenfalls vor.)

13. Schlange mit dem Schlüſſelbund.

Ein Mann aus Fränkiſch-Crumbach war mit ſeinem Knaben im Holz beim Rodenſtein. Da kam ein weißes Frauchen zu ihnen und ſagte, des andern Tages zwiſchen elf und zwölf Uhr ſollten ſie hierher kommen, dann würde die Burg wieder ganz ſo daſtehen, wie ſie vor Zeiten geweſen. Sie, das Frauchen, würde ihnen als eine Schlange mit einem Schlüſſelbund im Maule erſcheinen. Der Knabe müſſe die Schlüſſel mit ſeinem Munde aus ihrem Maule nehmen und ſodann mit ihr hineingehen in das Schloß. Sie würden zuerſt das Zimmer aufſchließen, in welchem die alten Rodenſteiner Herren an einem Tiſche ſäßen und tränken, dann würden ſie durch ein zweites in ein drittes Zimmer kommen, in welchem ein großer Hund auf einem Koffer läge. Den Koffer brauche er nur getroſt aufzuſchließen, ſo würde der Hund herunterſpringen, ohne ihm Etwas zu Leide zu thun. Das Weitere würde er dann ſchon ſehen, aber glücklich würde er für ſein ganzes Leben.

Des andern Tags zu der beſtimmten Zeit war der Mann wieder mit ſeinem Sohne an Ort und Stelle, da ward es plötzlich während einiger Augenblicke ganz düſter, es kam heran wie ein Rauſchen, und auf Einmal ſtand das Schloß wieder ganz ſo da, wie es vor Zeiten geweſen. Zugleich kam auch die Schlange herbei, kroch auf den Knaben zu und richtete ſich an ihm in die Höhe. Der Junge wollte ihr ſchon die Schlüſſel mit dem Munde abnehmen, da ſprang der Vater hinzu und riß ihn hinweg. Da war mit einem Male die Burg wieder zur Ruine geworden und die Schlange kroch wieder fort und winſelte und klagte dabei gar ſehr, daß ſie jetzt nicht eher wieder erlöſt werden könne, bis das kleine Eichbäumchen am Niedernberg (beim Rodenſtein) ſo groß geworden ſei, daß ein Sarg daraus gemacht werden könnte.

(In andern verwandten Sagen iſt die Erlöſung durch einen dreimaligen Kuß bedingt, ſo in den M. 921 erwähnten Sagen; das Eichbäumchen hat Verwandte in denen, welche daſelbſt 920 erwähnt ſind. Sonderbarer Weiſe ſoll es hier zu einem Sarge dienen, während in allen andern Sagen die Wiege des künftigen Erlöſers aus ihm gezimmert werden muß. Hängt der Sarg vielleicht mit der todten Frau auf Rodenſtein (ſ. Nr. 14) zuſammen?)

18. Das Edelfräulein von Rodenſtein.

Der Krumbacher Hirt trieb eines Sonntags Morgens die Heerde am Rodenſtein vorbei und kam nicht weit davon an einen Quell, der war innerhalb eines hohlen Baumes. Da ſah er auf einmal ein ſchönes weißes Edelfräulein ſtehn, das die ſchönſten ſchneeweißen Linnen aus der Quelle wuſch. Der Hirte fing an zu ſchelten, daß ſie den heiligen Sonntagmorgen mit ihrer Hände Arbeit verunehre; aber ſie antwortete ihm, dazu ſei ſie verwünſcht und es könne ſie kein Menſch erlöſen, als wer ſie drei Tage hinter einander in drei verſchiedenen Geſtalten auf die beiden Augen und den Mund küſſe. Wie ſie nun ſo ſchön und holdſelig vor ihm ſtand, war es der Hirte wohl zufrieden und gab ihr drei Küſſe. Den andern Tag kam er wieder, da fand er ſie als Kröte, und ob es ihm zwar graute, gewann er es doch über ſich, ihr auch ſo die drei Küſſe zu geben. Am dritten Tage war ſie aber eine Schlange, und als ſie ſich ſo an ihm hinauf ringelte, entſetzte er ſich und ſchrie; da verſchwand ſie Augenblicks mit großem Getöſe. Nun kann die Jungfrau nicht anders erlöſt werden als folgendermaßen. Im Schloßhofe von Rodenſtein ſteht eben ein kleines Nußbaumpflänzchen, wenn das groß geworden iſt und trägt eine Nuß und die Nuß fällt in den Boden und gibt wieder einen Nußbaum und aus dem Nußbaum wird eine Wiege gemacht, welches Kind in der Wiege gelegen hat, kann ſie erlöſen.

(Das Waſchen des Linnens iſt ein mir noch neuer Zug. Die Verunehrung des Sonntags erinnert an den am Sonntag jagenden Jäger und den am Sonntag arbeitenden Holzhacker. — Der Hirt ſoll ſie auf den Mund und die beiden Augen küſſen. Das ſtimmt ganz zu dem Märchen von den drei Schlangenblättern, welche der Jüngling der Königstochter „eins auf den Mund der Todten, die beiden andern auf ihre Augen“ legt. (K. M. I, 103.) Als er von der Falſchen und dem Schiffer in das Meer geworfen wird, thut der treue Diener daſſelbe, und gibt ihm dadurch das Leben zurück, wie er es einſt der Königstochter zurück gegeben hatte. (daſ. 104) Wohnte unſerm Alterthum die Seele in dem ſtrahlenden Blitz des Auges und dem warmen Hauche des Mundes? Und hängt hiermit das Gebot zuſammen, als Wahrzeichen des Todes der Königin Augen und Zunge zu bringen? (K. M. I, 192. 202.) — Schweigen iſt unerläßliche Bedingung bei jeder Handlung dieſer Art. Die Schatzgräber auf Rodenſtein erfahren das gleichfalls.

Wie hangen nun dieſe Jungfrauen mit den beiden Göttern zuſammen?)

18. Todte Frau auf Rodenſtein.

Einem Bauern träumte es, daß mehrere vornehme Damen in einer Kutſche vor ſein Bette gefahren kämen und ihm einen beſtimmten Ort angäben, wohin er kommen ſolle mit einer Hacke und einem Sack, der aus Garn gewoben ſein müſſe, das ein ſiebenjähriges Kind geſponnen habe. Nachdem er ſich einen ſolchen Sack hatte machen laſſen, kam er hin und fand die Damen in ihrer Kutſche halten und zwar an dem Markſteine vor der Burg Rodenſtein, wohin ſie ihn beſtellt hatten. Es waren zwei ſchöne weiße Frauen, die aus dem Wagen ſtiegen, ihn willkommen hießen und ihm vorangingen nach der Burg hin. Sie hielten vor einem großen verſchloſſenen Thor, da wurde eben aus dem Gemäuer der Schlüſſel herabgelaſſen. Sie ſchloſſen auf, und der Bauer war jetzt in dem alten, mit Gras bewachſenen Schloßhof. Die Frauen führten ihn in eine Ecke und hießen ihn hier ein Loch hacken. Nachdem er eine Viertelſtunde gearbeitet hatte, fühlte er einen weichen Körper in der Erde. Als er es herauszog, war es eine todte Frau; die ſolle er in den mitgebrachten Sack ſtecken, ſagten die zwei Frauen. Da packte den Bauern die kalte Furcht, er warf den Leichnam hin und lief, was er laufen konnte; hinter ihm that es ein Krachen, als wenn der Berg verſinken wollte; der Bauer rannte fort bis in ſein Haus, da ſank er ohnmächtig hin und ward erſt krank und dann wahnwitzig.

(Hätte nicht auch die Schlange den Schlüſſel bringen können? Dieſe Leiche erſchien, nur andern Geſchlechts, gleichfalls in der Sage Nr. 10.)

18. Der Wildeweibchen-Stein.

Nicht weit von Rodenſtein, mitten im Walde, liegt der ſogenannte Wildeweibchen-Stein. Es iſt eine an einem Berghang aus gewaltigen bemooſten Granitblöcken aufgethürmte Felſenmaſſe, von deren Gipfel man die Umgebung überſieht. Auf einem der oberſten Steine bemerkt man ein roh eingehauenes Kreuz und in der Mitte geht ein Spalt hinab, welcher den Eingang zu einer Höhle gebildet haben ſoll.

In dieſer Höhle wohnten vor Zeiten zwei wilde Weibchen. Das eine ließ ſich mit einem Jäger ſo weit ein, daß es endlich ſchwanger wurde. Der Jäger lag einige Zeit darauf auf dem Wildeweibchen-Stein und ruhte ſich aus; als er nun ſchon halb im Schlummer lag, kam das Wildeweibchen aus dem Stein heraus und hatte ein wunderſchönes Kind bei ſich, zu dem ſprach es: „Kind, hebe deinem Vater ſein Bein auf!“ *)

Die beiden Wildeweibchen ſollen allerlei prophezeit und beſonders mehrmals geäußert haben: Wenn die Bauern wüßten, zu was die wilden weißen Heiden und die wilden weißen Selben (Salben) gut ſind, ſo würden ſie mit ſilbernen Karſten hacken. Einmal wurde eines von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere noch mehrmals nach, es ſolle nur nicht ſagen, zu was die wilden weißen Heiden und die wilden weißen Selben gut ſeien.

Unweit des Wildeweibchenſteins liegt die ſogenannte Freiheit, ein aus einigen Gebäuden beſtehendes geiſtliches freies Reichs-Haus; hier wurde vor langer Zeit einmal eine Hochzeit gefeiert, bei welcher die beiden Wildeweibchen ſich einfanden, die Brautleute beſchenkten und tanzten.

19. Der Rothkopf.

Märchen aus dem Odenwald.

Es war ein Fiſcher, der hieß Jan und der hatte eine Frau, die hieß Katreine. Der Fiſcher las gern ſchöne Geſchichtchen

---

*) Eigene Worte des Erzählers, welcher ſich undeutlich auf dieſen Theil beſann, ohne uns näher darüber aufklären zu können. Vielleicht ließ der Jäger ſein Bein über den Rand hinabhängen und war dadurch in Gefahr von dem abſchüſſigen Felſen hinabzufallen.

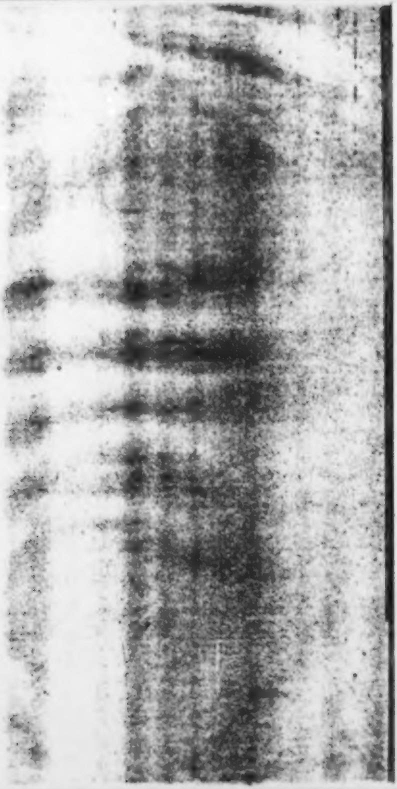
aus Büchern und erzählte ſie ſeiner Frau wieder, die aber konnte derlei Dinge nicht ausſtehn und wollte nichts davon hören und ſagte, es ſei doch Alles erlogen und erdichtet. Darüber gab's häufig Zank und Streit und dann kam's zu harten Worten. Eines Tags hatte der Fiſcher wieder ein recht ſchön Geſchichtchen geleſen und wollt's der Kathrine wieder erzählen, ſprach, ſie ſolle doch hören, draus gehe der Wind und rolle der Donner, es ſei ſo behaglich im Zimmer und er thue es einmal nicht anders, ſie ſolle und müſſe zuhören. Da fing Kathrine an, ihm den Kopf ordentlich zu waſchen und ſchalt und ſchimpfte ihn trotz der beſten Sachſenhäuſerin. Als ſie aber grad ſo recht im Gange war, klopfte es draußen an die Thür und rief: „Jan, mach auf! Jan, mach auf! Da ſprang er ſchnell vom Stuhl auf und eilte zur Thüre, aber Kathrine fiel ihm um den Hals und bat ihn um Gottes Willen, er ſolle doch nicht öffnen und er ließ ſich erbitten und ſetzte ſich hin. Im ſelben Augenblick rief es wieder: „Jan, mach auf! Jan, mach auf!“ und er wollte abermals öffnen, aber da bat Kathrine ihn wieder ſo ſehr, er ſolle es doch nicht thun, daß er ſich wieder hinſetzte. Als es jetzt aber zum Drittenmal klopfte und rief: „Jan, mach auf! Jan, mach auf!“ da ließ er ſich nicht mehr zurückhalten, ſondern lief hin und öffnete die Thür und herein trat ein großer Mann mit rothem Haar und der war durch und durch naß. Jan hieß ihn ſich an's Feuer ſetzen und ſich wärmen, und das that der Rothkopf und war eben ſo bereitwillig, als es an's Abendeſſen ging. Zum Dank für die Bewirthung machte er den beiden Leutchen allerlei Kunſtſtückchen vor: er verwandelte ſich in allerlei Menſchengeſtalten, er ſchrie aus allen Ecken zugleich heraus, unterm Tiſch, unter Stühlen, unterm Bett her, ja aus Jan's Hoſentaſche heraus. Dann verſchlang er ſelbſt Meſſer und Gabeln und endlich zog er eine Kugel aus dem Sack, die war von ungeheurer Schwere, und ſpielte Ball damit; und als er deß müde war, warf er ſie auf die Erde und ſie war ſo ſchwer, daß ſie in den Boden hindurch und in den Keller fiel und dort noch ein großes Loch in die Erde ſchlug. Jan's Verwunderung und Erſtaunen hatte kein Ende und als er mit Kathrine ſchlafen ging, da ſprachen ſie noch lange von dem Rothkopf, der ſich am Heerd auf ein Gebund Stroh gebettet hatte. Kathrine aber träumte gar von ihm, er habe ſeinen Bauch wie ein Schränkchen aufgemacht und die verſchlungenen Meſſer und Gabeln zwiſchen den Rippen herausgeholt.

Morgens nach dem Frühſtück begleitete Jan den Rothkopf ein gut Stück Wegs und wollte dann Abſchied von ihm nehmen. Da ſagte der Rothkopf: Wünſche dir jetzt etwas und ich will es dir gewähren. Das ſoll ein Wort ſein, ſprach Jan. Schenke mir einen Stuhl, von dem Keiner, der darauf ſitzt, aufſtehn kann, ohne daß ich es will; und einen Kirſchbaum, von dem Keiner herunterſteigen kann, ohne daß ich es will. — Geh' nach Haus, du haſt es, ſagte der Rothkopf und ging ſeines Wegs und Jan ging nach Haus. Da ſtand der Stuhl ſchon im Zimmer und der Baum im Garten und Jan war ſeelenvergnügt, hauptſächlich darum, weil er jetzt ſeine Frau zwingen konnte, ſeine Geſchichtchen anzuhören. Das that er auch redlich von nun an, ſo daß Kathrine oft meinte, aus der Haut zu fahren und den Rothkopf hundertmal im Tag verwünſchte.

Eines Winterabends ſaßen Beide wieder in ihrer Stube, da klopfte es an der Thür und als Jan öffnete, trat der Knochenberger mit der Senſe auf dem Rücken herein. Ei, was willſt du denn machen? frug Jan. Das Korn iſt längſt in der Scheuer und man macht auch allweil kein Heu. — Mein Korn iſt grad reif, ſprach der Knochenberger, und ich will mich eben an's Mähen geben. Halt her! — Gemach, gemach, Freund Knochenberger, ſprach Jan. Du biſt doch gewiß müde von der Reiſe und da könnteſt du zuvor ein wenig ausruhen. Setze dich! Ich muß meine ſieben Sachen einpacken. — Mach aber ſchnell, ſprach der Knochenberger. Sorge nicht, ſprach Jan, ich bin eher fertig, als du glaubſt. Da ſetzte ſich der Knochenberger und Jan ſetzte ſich auch, aber ſo weit von ihm ab, daß der Senſenmann ihn nicht erreichen konnte. Nun, was ſoll das heißen? frug der Knochenberger. Mach' ſchnell, oder ich greife zur Senſe. Das hat gute Wege, ſagte Jan. Mach' du das, wie du willſt. Jetzt packte der Knochenberger die Senſe und wollte auf Jan los, doch der lachte, daß ihm ſein Bäuchlein ſchüttelte, denn der Andere ſaß feſt und konnte nicht weg. Anfangs ärgerte ſich der Tod entſetzlich und fluchte und ſchrie, er müſſe weiter und wolle weiter, aber Jan ging nicht von der Stelle. Da ſah der Knochenmann ein, daß es nicht anders war und gab gute Worte. Gut, ich will dich loslaſſen, ſprach Jan endlich, wenn du mir noch zwanzig Jahre Ausſtand geben willſt. Nein, das thu' ich nicht, ſchrie der Knochenberger, aber er that es endlich doch und da ließ Jan ihn los und er lief, daß ſeine Knochen rappelten, wie ein altes Hackbrett.

Jetzt lebte Jan luſtig zu und die zwanzig Jahre gingen herum, ohne daß er wußte wie. Da erſchien der Knochenberger abermals und ſagte, jetzt ſei keine Barmherzigkeit, er müſſe ſterben. Ich ſchnüre nur meinen Bündel, ſprach Jan und ging in's Schlafkämmerchen und ſprang da aus dem Fenſter in den Garten und ſetzte ſich auf den Kirſchbaum. Der Knochenberger ſah das kaum, als er gleichfalls in den Garten rannte und Jan nachlief und ihm nachkletterte, aber während er an der einen Seite hinaufſtieg, ſprang Jan an der andern Seite vom Kirſchbaum herab und der arme Knochenberger ſaß feſtgebannt, und konnte ihm nicht folgen. Jan ging aber in ſein Häuschen und ſetzte ſich zur Kathrine und ſah mit ihr durch's Fenſter, wie der Tod auf dem Baum zappelte und ſie lachten Beide aus Herzensgrund. Endlich gab der Tod wieder gute Worte und da frug Jan, ob er ihm und ſeiner Frau noch hundert Jahr Leben ſchenken wolle. Der Knochenberger mußte einwilligen, er mochte wollen oder nicht, und dann ließ ihn Jan in Gottes Namen wieder laufen.

Jan und Kathrine waren aber auf dieſe Weiſe ſo ſteinalt geworden, daß ſie ihr Brod kaum mehr zu gewinnen wußten und daß ihnen das Leben zu lang wurde. Darum ſehnten ſie ſich herzlich nach dem Tod und als der Knochenberger zum Drittenmal kam, da begrüßten ſie ihn, wie einen Freund und ſind mit Freuden geſtorben.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dr. J. W. Wolf

† $\frac{28}{29}$. Juni 1855.

cf. Nekrolog im Morgenblatt der N. Münchener Ztg. 1855. No. 162 u. Allg. Ztg. 1855. Beil. 194 vom 13 Juli.

Maiglocken.

C

Maiglocken.

Zur

Feier des Marienmonats.

Von

J. W. Wolf.

[Johann Wilhelm]

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.

1851.

[illegible]

Weihe.

Die Du den Jeſusfernen nicht verlaſſen,
Die Du ihn riefſt zu ſeines Gottes Minne,
Und immer riefſt, ob mit bethörtem Sinne
Er wandelte des Irrthums breite Straßen;

Die Du den Reuigen mild aufgenommen
In Deiner heil'gen Liebe Mutterarmen,
Als er Vergebung flehend und Erbarmen
In Deines Sohnes Braut, zu Dir gekommen:

O laß Dir weihen ſeines Dankes Lieder,
Und ſegne ſie mit Deinen heil'gen Händen,
Reich iſt die Liebe, ob auch arm die Spenden,
Die fromm er legt auf Deinem Altar nieder.

Adsis principio, virgo Maria, meo!

Zum Kreuzzug auf, die Fahne hoch,
Die ihr euch Chriſten nennet!
Der Heiden Stolz iſt frech erwacht,
Er träumt ſich Sieger ſchon und lacht
Des Herrn, den ihr bekennet.

Die Fahne hoch! das Heiligthum
Es fleht um Schutz euch Alle;
Um Schutz fleht euch die Mutter an,
Der alle Schmach ward angethan
In eignen Tempels Halle.

Die Fahne hoch! der Väter denkt,
Die fern in Paläſtinen
Am Grabe Jeſu Leib und Blut
Geopfert in des Kampfes Gluth,
Und folgt, o folget ihnen!

Die Fahne hoch! zum Kampf voran
Gen andre Sarazenen,
Gen jener Apoſtaten Heer,
Die Jeſu Wort durch Menſchenlehr
Zu ſtürzen eitel wähnen.

Die Fahne hoch! kein Zaudern gilt,
Längſt dröhnt des Kampfrufs Schmettern;
Die Reihen ſchließet feſter ſtets
Mit ehrnen Ketten des Gebets,
Rückt an gleich Gottes Wettern!

Die Fahne hoch! ihr, denen gab
Der Herr das Schwert des Wortes,
Zum Sturm voran mit feſtem Schritt
Und reißt die Zagen, reißt ſie mit
Zum Schirm des höchſten Hortes.

Die Fahne hoch! Ihr Andern ſchützt
Der Väter Heerd vorm Feinde,
Bewahrt die Stadt, bewahrt das Haus,
Derweil im heil'gen Kampf wir draus
Stehn für des Herrn Gemeinde.

Die Fahne hoch! ihr Frauen auch,
Ihr frommen deutſchen Frauen,
O webt mit eurer reinen Hand
Der Männer Bruſt ein Sieggewand
Aus Lieb' und Gottvertrauen.

Die Fahne hoch! Gott iſt mit uns,
Wir werden, müſſen ſiegen!
Mit Seines Segens Unterpfand,
Geſchirmt von Seiner Gnade Hand,
Wie könnten wir erliegen?

Die Fahne hoch, die herrlich ſchmückt
Der heil'gen Jungfrau Namen,
Ihr Bild, der Himmelskönigin,
Ihr Bild, der Schlangenſiegerin,
Und vorwärts, Amen! Amen!

Ave!

Sei gegrüßt, Du dornenloſe
Heil'ge Paradieſesroſe,
Blüthe, ſo die Frucht umſchloſſen,
Der das Leben iſt entſproſſen.

Sei gegrüßt, Du himmliſch Holde,
Die Du gleich dem reinen Golde,
Drin der Edelſtein geborgen,
Chriſtum trugſt am Gnadenmorgen.

Sei gegrüßt, o Königinne,
Zionsburg mit ſtarker Zinne,
Der entwallte einſt der Heiland
In des Todes ödem Eiland.

Sei gegrüßt, Du lichte Sonne,
Lob der Engel, unſre Wonne,
Jungfrau Du aus Königsſtamme,
Reinſter Gottesliebe Flamme.

Sei gegrüßt, Du Lilie, zarte,
Dich umſtehn auf Zions Warte
Reiner Jungfrau'n Millionen,
Glanzumſtrahlt von Deiner Krone.

Sei gegrüßt, Du Morgenwolke,
Draus herab zu Seinem Volke
Stieg das ew'ge Licht zur Erde,
Daß die Nacht zum Tage werde.

Sei gegrüßt, Du Demuthblühnde,
Unverſehrt in Flammen glühnde,
Nun verklärt im Himmelsglanze
Siebenfach im Sternenkranze.

Sei gegrüßt, verſchloſſne Pforte,
Aufgethan dem ew'gen Worte,
Quellenklarer, keuſcher Spiegel,
Der da trug der Gottheit Siegel.

Sei gegrüßet jetzt und ſtets,
Trag' das Opfer des Gebets
Liebend auf zu Gottes Throne,
Bitt für uns bei Deinem Sohne.
Amen.

Noch trauert auf dem Meere
Mein Herz ſo fern dem Strand,
Ein Spiel der Wind' und Wogen,
Zum Himmel nun gezogen,
Nun zu der Tiefe Sand.

Wohl ſchaut mein ſehnend Auge
Empor zur Gnade Stern,
Wohl iſt ſein lichter Funken
Mir in die Bruſt geſunken,
Doch bleibt der Strand noch fern.

Wie lehnt die Hand ohnmächtig
Am Steuerruder noch!
Es ſind ſo krank die Schwingen,
Noch hält vom vollen Ringen
Sie ab das alte Joch.

Noch in der Andacht Flammen
Loht nicht empor das Herz;
Nur ſchwer geh ich und träge
Des Heiles rechte Wege,
Die Bruſt voll Sehnſuchtsſchmerz.

O fache Du den Funken
Zur Flamme, Mutter, an,
Die Segel ſchwell geſchwinde
Mit friſchem Liebeswinde,
Daß lande bald mein Kahn.

O ſeeliger Schooß, der den Heiland trug,
O ſeelig, die Ihn geſäugt, die Bruſt,
O dreimal Seel'ge, die Ihn an's Herz
Gepreßt in heiliger Mutterluſt!

Du reinſte Mutter des reinſten Sohns,
Wir, die in Sünden empfangen, genährt,
Flehen, o gieb, daß der Trübſal Nacht
Sich bald uns zum Tage der Gnade verklärt.

O falt im Gebete die Hände, ſo Ihn
Getragen, gehalten den ewigen Sohn,
O beuge Dein Knie, das ſo oft Du gebeugt
Vor Ihm, als die Krippe des Stalles Sein Thron!

Erhebe Dein Auge zu Ihm, das oft
Die Thräne umflorte in bitterm Leid,
Und öffne die Lippen, die Ihn geküßt
In überfluthender Seeligkeit!

Und bitte für uns, o bitte für uns!
Die freudige Liebe, die Dich erfüllt,
O ſenke ſie tief in unſere Bruſt,
Die noch die Trauer der Erde umhüllt.

Den Winter ſcheuche, Du mächtige Frau,
Der noch in eiſige Feſſeln uns ſchließt,
Gieb, Herrin des Maien, daß unſerer Bruſt
Gleich ſonnigen Auen der Frühling entſprießt.

Du blüheſt ſonder Makel
In Gottes Tabernakel,
Roſe der Ewigkeit,
Die wunderbar umſchloſſen
Den Thau, der ſich ergoſſen
In's ſehnſuchtskranke Herz der Zeit.

Den Thau, der kam zu heilen,
Uns Segen zu ertheilen,
Den Heiland Jeſus Chriſt,
Der aus der Sünde Ketten
Die Menſchheit zu erretten,
Für ſie am Kreuz geſtorben iſt.

Krank iſt die Zeit aufs Neue
An Sehnſucht, Gram und Reue
Und innerm Widerſtreit;
Weil ſie das Heil verloren,
Den Herrn, den Du geboren,
Irrt ſie mit Gott und ſich entzweit.

Gequält von tauſend Leiden,
Von Kummer, Qual und Scheiden,
Von bittrer Herzensnoth,
Mit Seelen, die zerriſſen,
Mit blutenden Gewiſſen
Sieht furchtbar ſie am Ziel den Tod.

Du aber, liebe Reine,
Du ſiehſt im Friedensſcheine
Verklärt in Ewigkeit:
O gieß ins bange Klopfen
Der Herzen einen Tropfen
Von Deiner lautern Seeligkeit.

Du haſt das Leid empfunden,
Als Jeſu heiße Wunden
Durchloderten Dein Herz;
Da blutbeſprengte Roſe,
Da heil'ge Doloroſe
Trugſt Du der Erde größten Schmerz.

Doch durch den Schmerz, du Hehre,
Drang über Land und Meere
Dir der Erlöſung Laut;

Da, heilige Madonne,
Durchdrang Dein Herz die Wonne,
Die ſeelige der Gottesbraut.

Bei dieſer Doppelflamme,
Die aus des Kreuzes Stamme,
O Jungfrau, Dir gelodt,
Beim Schmerz, der Erdenmahnung,
Beim Glück, der Himmelsahnung,
O nimm von uns der Sünde Tod!

O zeige, Mutter, zeige
Dein Angeſicht und neige
Dich von dem ew'gen Thron,
Und führe voll Erbarmen
Zurück zu Vaterarmen
Die Menſchheit, den verlornen Sohn!

Von Ewigkeit geboren,
O Jungfrau, war Dein Sohn,
Dein Gott, der mit dem Vater
Gethront auf ew'gem Thron.

Den ewig Ihm Gebornen
Gebarest Du der Zeit,
Den König aller Himmel
Der Erde und dem Leid.

O gieb, daß überſchattet
Von Seinem Geiſt auch wir,
Daß wir in reinen Herzen
Empfangen Ihn gleich Dir.

Ave Maria gratia plena!

Ave:

Sei uns gegrüßet, des Heiles Stern,
Tochter und Mutter und Braut des Herrn,
Leuchtende Botin, die Du gebracht
Die Sonne des Himmels der Erde Nacht!
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal
Als Sterne glühen am Himmelsſaal!

Maria.

Maria, o himmelumfangenes Meer,
Vom Beginne der Zeiten zur Königin hehr
Geſalbte, Gekrönte von Ewigkeit,
In Wonnen Bewährte, Bewährte im Leid!
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal
Als Wellen ſich wiegen im Sonnenſtrahl!

Gratia plena.

Gleich dem Himmel, der überfließet von Thau,
So überſtrömſt Du, holdſeeligſte Frau,
Von himmliſcher Gnade, vom Segen des Herrn,
Der armen Erde verdunkelten Stern.
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Tropfen funkeln im Morgenſtrahl.

Dominus tecum.

Mit Dir iſt der Herr, o Du ſtrahlend Gold,
Des Vaters der Welten du Tochter hold,
O Mutter des Sohnes, des Geiſtes Braut,
Drum ſeelig, wer immer auf Dich vertraut!
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Engel und Heil'ge Dich preiſen zumal!

Benedicta tu.

Du Engelbegrüßte, Dich preiſet die Welt,
Dich preiſen die Sterne am Himmelszelt,
Dir ſinget der Seel'gen verklärter Mund,
Dir ſingen wir heut und zu aller Stund.
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Blumen blühen in Berg und Thal!

In mulieribus.

Aus dem Joche der Sklaven, o Retterin,
Erhebſt Du die Frau zur Königin,
Verklärteſt die Ketten zum blanken Geſchmeid
Der Milde, der Demuth, der Reinigkeit.
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Frauen Dir ſingen in frommem Choral!

Et benedictus fructus.

An Davids Stamme Du edelſter Zweig,
Du Blüte an höchſter Schönheit reich,
So die Frucht des Lebens, der Liebe trug,
Die all' uns befreiet vom alten Fluch.
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Du Herzen durchglüht mit der Gnade Strahl!

Ventris tui.

Du Bundesarche in Engelshut,
Du Tabernakel, drin Gott geruht,
Zweig, drauf der Pelikan ſich geſenkt,
Der uns mit ſeinem Blute getränkt.
O ſei uns gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als Du Thränen getrocknet der bittern Qual!

Jesus.

An ſeines Kreuzes Erlöſungsthron
Gab Dich uns zur Mutter der Heiland, dein Sohn,
O glorreich Vermächtniß der Liebe im Tod!
O Anker der Hoffnung in Sturmesnoth!
Sei Mutter gegrüßt ſo viel tauſendmal,
Als der Herr ſich uns ſchenket im heiligſten Mahl.

Sancta Maria mater Dei.

Sancta.

Entzieh mir, o Heil'ge, entziehe mir nicht
Des innern Auges hellſtrahlendes Licht,
Weih mir die Lippe, durchglüh mir die Bruſt,
Daß ſie lebe und bebe in Andachtluſt!

Maria.

O ſüßeſter Name, du biſt wie ein Lied,
Das gleich Engelsgeſängen das Herz mir durchzieht,
Das Herz mir entzücket, entrücket und ſchwellt
Mit ſeeliger Ahnung der beſſern Welt.

Mater.

Du Mutter der Wonnen, wie groß war Dein Leid,
Wie größer iſt nun Deine Seeligkeit!
Verklärt umſtrahlen als Siebengeſtirn
Die Schmerzen die ſieben Dir glorreich die Stirn.

Dei.

Du Mutter des Herrn biſt die unſere auch,
Wie zu Ihm Du gewandt Dein holdſeliges Aug',
So gieß in die Bruſt uns, verſöhnender Stern,
Die ganz Dich durchſtrahlet, die Klarheit des Herrn.

Ora

O fleh für die Kirche, in deine Hut
Nimm ſie, die umdroht von brandender Fluth,
Und die ſie verfolgen, wie Saulus gethan,
O führ ſie auf Paulus des Heiligen Bahn!

pro nobis peccatoribus.

Für uns, die dem Heiland des Herzens Thor
Nicht öffneten, ob Er auch harrte davor,
Ob ſtark Er klopfte, ob flehend Er rief,
Für uns, deren Herz in der Sünde ſchlief.

nunc

Für uns leg' ein Dein mächtiges Wort
Beim einzigen Mittler, daß mild er den Hort
Der reichen Erbarmung erſchließe, der Huld,
Daß Er liebend tilge das Buch der Schuld!

et in hora mortis nostrae.

Vor Allem, wenn in der letzten Noth
Die Seele erbebt, vom Gerichte bedroht,
Dann, Heilige, neig' Dich erbarmend und gern,
Daß ſtill wir entſchlummern im Frieden des Herrn!

Amen.

O Jungfrau Benedeite,
Du reine Gottgeweihte,
Du goldnes Himmelsthor,
O laß zu Deinen Füßen
Die Deinen heut Dich grüßen
Mit aller Engel Chor.

Auf unſrer Herzen Auen
Laß, Gnadenvollſte, thauen
Der Reinheit lichten Schein,
Die ſchmückte, Taubengleiche,
Dich Lilie, blütenreiche,
Dich hehren Bundesſchrein.

O Roſenhag, du blühnder,
O Moſesſtrauch, du glühnder,
Du Lebensquelle klar,
Woll' uns der Sünd' entrücken
Und unſre Bruſt Ihm ſchmücken
Zum heil'gen Feſtaltar.

Entzünd' in unſern Herzen
Der Lieb und Demuth Kerzen,
Und fleh am höchſten Thron,
Daß unſern heißen Thränen,
Daß unſerm tiefen Sehnen
Sich neige mild Dein Sohn.

Die Sonne bergen finſtre Wetterwolken,
Der Sturm pocht an mein Fenſter rauh und wild,
Um mich und in mir Trauer, — ach laß fliehen
Zu Dir mich, heil'ge Mutter treu und mild!

Laß bei der ew'gen Lampe meiner Liebe,
In deren Schein hold lächelt mir Dein Bild,
Nicht unerhört mich beten und mich ringen,
O ſpende Troſt, du Mutter treu und mild!

Neu ſegne meines Herzens Winterfluren,
Daß bald die Knospe wieder keimt und ſchwillt,
Daß innigern Gebetes Maienroſen
Ich Jeſu opfre, Mutter treu und mild!

O Jungfrau Du, vor Allen Benedeite,
Die jede Hoffnung krönt, jed' Sehnen ſtillt,
In Deinem Schooß laß ruhn den Ruheloſen,
Fleh Du für mich, Du Mutter treu und mild!

Ja fleh für mich bei Ihm, aus deſſen Wunden
Auch mir der Gnade reiche Quelle quillt,
Der auch für mich gelitten und geſtorben,
Der nichts verſagt Dir, Mutter treu und mild.

Und wenn des Zweifels und der Sünde Mächte
Auf mich einſtürmen, dann ſei Du mein Schild,
Daß ich Ihn mit dem Vater und dem Geiſte
Einſt mit Dir ſchaue, Mutter treu und mild!

Sei uns des Heiles Pforte,
Du Jungfrau wunderbar!
Durch Dich führ' uns zum Leben,
Der uns durch Dich gegeben,
Der ſein wird, iſt und war.

In Deiner Gnade Mantel
Hüll' uns, o Mutter, ein,
Daß wir aus irdſchen Schmerzen
Gott retten reine Herzen.
Amen, ſo ſoll es ſein!

Maria ſpricht:

([illegible] 24.)

Ich war im Urbeginne aller Weſen,
Eh' Welten waren und eh' Sonnen brannten,
Eh' Menſchenzungen Gott den Herrn bekannten,
Zu ſeinem Dienſt vor Allen auserleſen.

Der Palme gleich erhöht in Cades Auen,
Am Libanon der Ceder gleich, der ſchlanken,
Gleich Roſen, die in Jericho die Ranken
Zum Himmel breiten, dem nie trüben blauen;

Gleich Reben bin ich, die, von Frucht beladen,
Süß duftender, und voll von ſüßem Safte,
Entſproßten heil'gem Grund, den der Wahrhafte
Bethaut mit ſeiner Hände vollen Gnaden.

Drum kommt zu mir, der Mutter ſchöner Liebe,
Der Zucht und heil'gen Hoffnung und Erkenntniß,
Die in der Heil'gen Fülle thront ohn' Endniß,
Ob einſt der Welten letzte auch zerſtiebe.

Maria, Auſerwählte,
Dir Preis in Ewigkeit!
Des heil'gen Geiſt's Vermählte
Steht hoch ob aller Zeit.
Iſt auch noch vielem Volke
Verhüllt Dein leuchtend Bild,
Bald trittſt Du aus der Wolke,
Ein blanker Sonnenſchild.

O Jungfrau, Strahl von oben,
Nie durch die Welt entweiht,
Den die Natur umweben
Mit ihrem reinſten Kleid;
Maria, ſüße Roſe,
Du wonnigliche Frau,
Die trug das Heil im Schooße,
Als wie die Blum' den Thau:

Weil Du auf Mutterarmen
Einſt hieltſt das Heil der Welt,
Hat himmliſches Erbarmen
Dein heilig Herz geſchwellt.

Mit Deinen zarten Händen,
Die Er gebenedeit,
Wirſt Du den Segen ſpenden
Der Welt in Ewigkeit.

Als Königin nun thronſt Du
Auf heiligem Altar,
Mit Deinem Frieden lohnſt Du
Der Gläub'gen fromme Schaar.
Du wallſt auf lichten Pfaden
Durch alle Zeiten hin,
O Jungfrau voller Gnaden,
O Mutter, Königin!

Mater pulchrae dilectionis.

Die Liebe, die da ewig einet
Den Vater mit dem höchſten Sohne,
Die auf der Allmacht, Weisheit Stirne
Ruht als der Gottesfüllung Krone;

Die höchſte Liebe, ſo die Welten
Ließ rollen aus des Vaters Händen,
Die Seiner Schöpfung hehre Wunder
Ihn hieß im Menſchenbild vollenden;

Im Menſchen, den von Ewigkeiten
Er kannt' als Seiner Lieb Verächter,
Für den im Tode mußte ſinken
Er, der Gerechteſten Gerechter:

O dieſer Abgrund aller Liebe,
Der Wunder Wunder, dem in Schweigen
In heil'gen Ehrfurcht bang und zitternd
Die Engel tief die Häupter neigen:

Die Liebe hat Dich auserwählet
Zur Braut, ſie hat Dich übergoſſen
Mit ihren Gluten, deren Fluten
Dein Herz Du ganz erſchloſſen.

O Jungfrau, Wunder höchſter Liebe,
Vor deren hocherhabner Würde,
Der unausſprechlichen, verſtummten
Wir unter unſrer Sünden Bürde,

Wenn Du ſo ganz nicht Liebe wäreſt,
Der ew'gen Lieb ſo tief vereinet,
Daß nur aus Lieb und lauter Liebe
Dein Weſen ganz gewoben ſcheinet;

Von ſolch abgründlich tiefer Liebe,
Daß keine Sünde iſt zu denken,
Für die um Deiner Liebe willen
Dein Sohn nicht wird Vergebung ſchenken;

Dir können wir vertrauend nahen
Du Hehrſte nächſt dem Gottesſohne,
Geblendet nicht vom Glanz, drin herrlich
Du leuchteſt in der Sternenkrone.

Dich können wir vertrauend flehen:
Sei Allen uns Fürſprecherinne
Beim einz'gen Mittler Jeſus Chriſtus,
Durchglüh' uns all mit Deiner Minne!

Laß dreifach Dich begrüßen
O Himmelskönigin!
Wie Blumen zu der Sonne,
Du aller Himmel Wonne,
Kehrt ſich zu Dir mein Sinn.

Gegrüßet durch die Allmacht
Des Vaters, Jungfrau zart,
Die ihrer Wunder hehrſtes,
Der Liebesopfer ſchwerſtes
In dir geoffenbart.

Gegrüßet durch die Weisheit
Des Sohnes, Himmelshort!
Denn das Gewand der Erde,
Der Sorge und Beſchwerde
Nahm in Dir an das Wort.

Gegrüßet durch die Liebe
Des Geiſtes, Gnadenthron!
Durch jene höchſte Liebe,
Die ſchlingt mit gleichem Triebe
Um Vater ſich und Sohn.

Laß dreifach Dich begrüßen,
O Himmelskönigin!
Wie Blumen zu der Sonne,
Du aller Himmel Wonne,
Kehrt ſich zu Dir mein Sinn.

Die ſieben Freuden.

1.

Sei gegrüßt, wie einſt von Engelsmunde,
Als die Heilsbotſchaft Du empfangen,
Als Dein Haupt Du ſenkteſt voll Erbangen,
Ob der welterlöſend ſeelgen Kunde.

Sei gegrüßt Du, der in jener Stunde
Aller Himmel Heere Grüße ſangen,
Der geharrt die Väter voll Verlangen,
Morgenröte Du vom neuen Bunde!

Demutvolle Königin, o neige,
Weiße Taube mit dem Hoffnungszweige,
Mild auf uns Dein gnadeleuchtend Aug,

Daß gleich Deiner unſre Bruſt erglühe,
Daß der Demuth ſchöne Roſe blühe
Voll an unſres Herzens Dornenſtrauch.

II.

Gegrüßt, gebenedeiteſte der Frauen,
Du reiner Tempel, draus zum bittern Leben
Der Gottesſohn hervorging, den im Beben
Der Wonne Du gebarſt im Stall dem rauhen.

Alſo gebiert leuchtend im Morgenthauen
Den Duft die Blume, alſo muß entſchweben
Dem Stern der Strahl in ſtiller Nächte Weben,
So ſpringt der Segensborn auf friſchen Auen.

O bei der Freude, die Dich da durchquellen,
Du makelloſe Jungfrau, bitt am Throne,
Den nun Du theilſt mit Gottes, Deinem Sohne,

Daß er uns ſchuldbeladnen, ſündevollen
Der Gnade Sonne laß erbarmend tagen,
Kann doch der Sohn der Mutter nichts verſagen.

III.

O ſei gegrüßt, Du unnennbar Entzückte,
Als Du die Hirten ſahſt dem Herrn ſich neigen,
Und fromme Weiſe Huld'gung Ihm bezeigen,
Ihr Haupt entblößend, das die Krone ſchmückte.

Gegrüßt, zu Gottes Herrlichkeit Entrückte,
Die Du zum Kind des Glaubens Weihrauch ſteigen,
Ihm heil'ger Hoffnung edle Myrrhe reichen,
In Liebesgold Ihn thronen ſahſt, Beglückte.

Bei dieſer Wonne, deren Stern, der klare
Mit jenem ob der Krippe unſres Herrn
In Deinem Herzen aufging, Wunderbare:

Erfleh uns, daß auf froher Hoffnung Wegen
Zu Ihm geführt von dem hellen Glaubens Stern,
Ein Herz voll Lieb' wir bringen Ihm entgegen.

IV.

O ſei gegrüßt, der aus dem jammerreichen
Und ſchmerzgetränkten Auge hell entſprungen
Der Freude Born, als Dir das Wort erklungen:
„Was ſuchten wir den Lebenden bei Leichen?

„Der Tod mußt Seinem Siegerarme weichen,
„Der Herr hat herrlich ſich der Gruft entrungen.“
Da hat ein neu Magnificat geſchwungen
Aus Deiner Bruſt ſich, Seel'ge ſonder Gleichen!

Du Seine, unſre Mutter, tief verſunken
Noch ruhen wir in ſchweren Sündenſchulden,
Drum flehn wir, neige Dich zu uns in Hulden,

Daß wir von Seines Lichtes Lebensfunken
Durchglüht des Grabes Nächten uns entreißen,
Zu Gott zu dringen, Ihn mit Dir zu preiſen.

V.

Begrüßt, die ihres Herzens höchſten Hort
Geſehn im Himmelsglanz in jener Stunde,
Wo aus des Heiligſten verklärtem Munde
Entfloß des Abſchieds goldnes Segenswort;

Die Ihn geſehn, wie Er ſich ſchwang zum Port
Des Lichtes, eine Sonne jede Wunde,
Jedwede theure, die dem neuen Bunde
Ein Siegel war, das leuchtet fort und fort.

O laß ſie ſtets mir vor dem Auge ſtehen
Die heil'gen Wunden, draus das Heil gequollen,
Das welterlöſende, das einz'ge Heil;

Daß ich am großen Tage nicht muß flehen
Zu Berg und Hügeln, über mich zu rollen,
Daß ich an Seinem Reiche habe Theil.

VI.

O ſei gegrüßt des heil'gen Geiſtes Braut!
Die fromm Du knieteſt in dem ernſten Kreiſe
Der Jünger und Apoſtel, betend leiſe
In Ahnung deſſen, der Dir angetraut.

Ihn ruft Dein Blick, der ſehnend aufwärts ſchaut,
Daß herrlich ſich des Sohnes Wort erweiſe:
Da naht er flammend und von Jeſu Preiſe
Strömt Aller Mund in aller Sprachen Laut.

O laß wie Du mich ſehnend hingeſunken
Vor meinem Heiland Dir gleich brünſtig rufen,
Und trag mein Flehn zu Seines Thrones Stufen

Daß Er mich mache Seines Wortes trunken,
Daß Seines Geiſtes ſiebenfache Gnade
Umſtröme mich, gleich heil'gem Flammenbade.

VII.

O ſei gegrüßt, der ſanft und mild zerronnen
Des Lebens Strom im goldnen Morgenrothe,
Als Dir genaht der lichte Gottesbote,
Der einſt Dir kündete der Mutter Wonnen.

Den Du in Seines heil'gen Mahles Brote,
Von der Apoſtel Andachtsgluth umronnen,
Zum letztenmal empfingſt, er hob zum Bronnen
Des Lichtes Dich, vom Grabe nicht Bedrohte.

Steh treu uns bei in unſrer letzten Stunde,
Laß uns geſtärkt mit Seines Leibes Mahle
Im Frieden ſcheiden aus der Thränen Thale;

Laß hören uns von Seinem heil'gen Munde
Am Tage des Gerichtes, des Gerechten,
Das Gnadenwort: Kommt her zu meiner Rechten!

Laß heut Dich, Heil'ge, bitten
Und ſchau zu dieſer Friſt
Herab von Deinem Throne
Auf ſie, die Braut dem Sohne,
Die Deine Tochter iſt.

Schau auf die heil'ge Kirche
Mit Mutteraugen mild,
Woll' ob ihr Deinen weiten
Geweihten Mantel breiten,
Und ſei ihr Wehr und Schild.

Laß nicht erniedrigt ſchmachten
Die hehre Jeſusbraut;
O woll die Feinde wehren
Von Tempeln und Altären,
Die Seinem Dienſt erbaut.

Viel haben wir verbrochen,
Doch größer als die Schuld
Iſt ja des Herrn Erbarmen,
Drum lenke zu uns Armen
Die Blicke Seiner Huld.

Wirf Flammen, ach wirf Flammen
In unſre Herzen kalt,
Ihr Eis o laß es ſchmelzen,
In Lebenswogen wälzen
Sich hin mit Allgewalt.

Laß uns um Jeſu Banner
Geſchaaret feſt aufs Neu,
Mit heil'ger Lieb Bewehrte,
Mit ſtarken Glaubens Schwerte
Im Kampfe ſtehen treu.

Zum neuen Kreuzzug ſtärke
Auf dein fürbittend Wort
Uns Gott der Herr in Gnaden,
Daß bald der Schmach entladen
Wir ſchaun der Kirche Hort!

Ave Maria!

Der Abend ſinkt,
Die Glocke klingt:
  Ave Maria!
Von Pol zu Pole
Schwingt ſich zu Dir
Der Gruß des Engels,
O Frauenzier:
  Ave Maria!

Es ſchwebt der Klang
Den Wald entlang:
  Ave Maria!
Im Silberhaare
Der ſtille Greis
Lauſcht ihm und faltet
Die Hände leis:
  Ave Maria!

Zur Kinderſchaar
Hindringt es klar:
Ave Maria!
Sie knieen nieder
Und beten im Chor
Und Engel tragen
Das Wort empor:
Ave Maria!

Fern über's Meer
Hin weht es hehr:
Ave Maria!
Der Fiſcherknabe
Mit frommem Sinn
Legt in den Nachen
Das Ruder hin:
Ave Maria!

Die Stund' iſt Dein,
O Jungfrau rein,
Ave Maria!
Zu Dir fleht der Sklave
Im Bergesſchacht,
Und der Gefangne
In Kerkernacht:
Ave Maria!

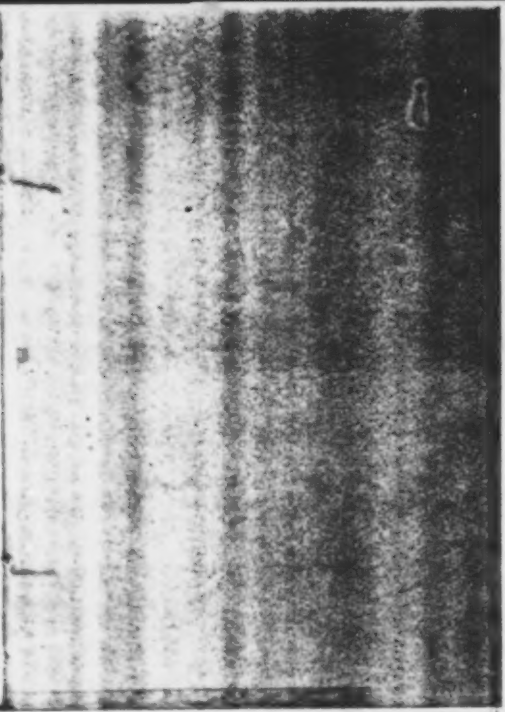
O neig Dich mild,
Du heilig Bild:
Ave Maria!
Gieb allen Herzen
O Jungfrau Ruh,
Neig Allen Dich liebend
Und tröſtend zu:
Ave Maria!

IHS

Laus Deo, pax vivis cunctis requiesque defunctis!
Pro mercede sua petit autor **Ave Maria!**

MR

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.



Deutſche Hausmärchen.

Herausgegeben

von

J. W. Wolf.

Johann Wilhelm

1851.

Göttingen.
Dieterich'ſche Buchhandlung.

Leipzig.
Fr. Chr. Wilh. Vogel.

1124 J

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königlichen Hoheit

Ludwig III.

Großherzog von Heſſen und bei Rhein

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Vorrede.

Wer mit rechtem Ernſt ſuchen will der findet bald, das empfand ich, als ich vor einigen Jahren mit meinem Schwager Wilhelm von Ploennies dieſe Sammlung anlegte. In unſerm Wohnort Darmſtadt war natürlich für dieſelbe nichts zu gewinnen, darum zogen wir in den Odenwald, um dort in der noch weniger von der ſogenannten 'Aufklärung' und dem 'Fortſchritt' angeſteckten Bevölkerung die friſch duftenden Blüthen zu leſen. Unſere Streifereien lohnten ſich über alle Erwartung, eine Sammlung wuchs neben der andern auf und wir ſahen uns bald ſo reich, daß wir an eine Herausgabe denken konnten. Da öffnete ſich uns plötzlich eine neue, viel näher liegende und unendlich reiche Quelle;

wir erkannten, daß wir von Tauſenden von Märchenerzählern umgeben waren, an die wir bisher gar nicht gedacht hatten. Wilhelm, welcher Lieutenant in Großherzoglich Heſſiſchen Dienſten iſt, ließ die Soldaten Mann für Mann aufmarſchiren und ſagen und ſingen was ſie wußten, Märchen, Sagen, Legenden, Beſchwörungen, Aberglauben, Lieder. Da ſtrömte der Segen ſo reichlich, daß an ein Ausarbeiten kaum mehr zu denken war, weil wir die Hände zum Einſammeln und vorläufigen Ordnen zu ſehr gebrauchten. Mit unſerm Reichthum wuchs unſere Freude an den verſchiedenen Sammlungen. Wilhelm überließ mir die Soldaten; er zog während ich zu Hauſe ſammelte, allein zu unſern alten Freunden im Odenwalde und ſeine Bemühungen wurden durch manchen koſtbaren Fund gelohnt; ſo trug er u. a. eines Tages zwei der ſchönſten Märchen, das 'von der ſchönen Schwanenjungfer' und 'die eiſernen Stiefel' heim.

Die Erzählungen, welche wir von unſern braven Soldaten gewannen, brachten dieſe theils friſch aus der Heimath mit, theils waren es auch ſolche, welche ſich ſeit undenklichen Zeiten in dem Heere fortgepflanzt hatten, die an den Wachtfeuern früherer Campagnen bereits erzählt worden waren. Ihr Gebiet umfaßte darum nicht allein Heſſen, wir erhielten Traditionen aus allen Gegenden Deutſchlands, wo unſere Heſſen geweſen waren, und aus denen einſt Soldaten vereint mit ihnen gekämpft hatten.

Dieſe unſere Art hatte für die Sache ſelbſt einen doppelten Nutzen. Unſere Sammlungen wuchſen nicht nur dadurch, auch in den Soldaten ſelbſt wurde die Freude an den Traditionen lebendiger, als ſie ſich überzeugten, daß ſelbſt die Gebildeten, von denen ſie ſonſt nur Spott über ihre ſchönen Erzählungen zu hören gewohnt waren, ſie gerne hörten und ſogar aufſchrieben. Anfangs ſcheu, drängten ſie ſich bald zutraulich zu uns heran und um uns herum, die Sänger und Erzähler meldeten ſich von ſelbſt, Wilhelms Stube und Nachbarſchaft widerhallte von ihren Liedern, während in der meinigen der goldne Faden der Erzählungen ſich reich und immer reicher abſpann.

Die Revolution und die Feldzüge der letzten Jahre brachten einen Stillſtand in dieſen heitern Betrieb. Ich verließ Darmſtadt und zog aufs Land, in die Bergſtraße. Da fand ich nun keine Spinnſtuben, in denen die Traditionen noch friſch blühten, wie im Odenwalde, vielweniger kernhafte Gemüther, welche ihrer zu Hauſe pflegten; die Bauern meiner Gegend lieben mehr ſchlechte Zoten und den Schnaps im Wirthshaus. Wenige ältere Leute wurden meine Quellen, ſo der brave ehemalige Müller Gans in Jugenheim, der zu Hauſe und auf Feldzügen einen reichen Schatz von Ueberlieferungen geſammelt hat und dieſelben ſehr ſchön und mit größter Treue wieder erzählt, der Schmied Schmidt in Balkhauſen, der von ſeinen Wanderjahren her ihrer eine große Fülle bewahrt. Auch ein Zigeuner, Bletz heißt er, brachte ſie mir zu Dutzenden ein und auch aus aller Herren Ländern, doch weiß er genau wo und wann er jedes einzelne Stück gehört hat. Beſonders viele dankt er ſeiner Mutter, welche ihm ebenfalls ſtets dabei erzählte, bei welcher Gelegenheit ſie dieſelben gelernt und es iſt höchſt intereſſant, ihr und ihm auf die verſchiedenen Streifzüge zu folgen, auf denen ſie bald um das hochlodernde 'Feuer in der vollen Scheune' geſchaart ſich ruhig erzählen, während der Bauer eine Feuersbrunſt fürchtend, ihnen gern die Thür weiſen möchte und es doch nicht wagt aus Furcht vor ihrem Fluch; bald in ihren kleinen Karren, die von magern Thieren mühſam fortgezogen werden, Lieder ſingen, der aus dem Norden, jener aus dem Süden, der aus dem Oſten, jener aus dem Weſten; bald im Wirthshäuschen unheimlichen Ausſehens, wohin ſie durch Zeichen an Bäumen und Häuſern eigne Wege geführt, ſich zuſammen finden und ob auch einander unbekannt, doch als gute Freunde ſich grüßen und einander erzählen. Stockt oft der Faden, dann erzähle ich ſelbſt und es bedarf höchſtens einer oder zweier Sagen, oder eines Märchens, ſo ſpinnt er ſich wieder weiter. Wiederholt ſich dieß Stocken, dann bleibt Merz weg und ich ſehe ihn Monate lang nicht, bis er plötzlich wieder auftaucht und mir friſche Sträußlein bringt. Im Sommer iſt Korbflicken ſeine Arbeit, im Winter aber thut er wenig oder gar nichts; dann zieht er als fahrender [illegible] in den Spinnſtuben herum und iſt überall ſehr beliebt; gegen den geringen Lohn von 48 Kreuzern erzählt er einen ganzen Abend, die kleine Summe wird von den Burſchen und Mädchen zuſammen gelegt. Von ihm und den beiden andern vorhin Genannten iſt faſt ein Drittel der Sammlung nebſt zahlreichen Varianten ſchon bekannterer Märchen. Alle drei ſind lebendige Zeugniſſe für das, was Wilhelm Grimm in der Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen ſagt: ‘Die noch Märchen wiſſen, wiſſen gewöhnlich auch recht viel, weil die Menſchen ihnen abſterben, ſie aber den Menſchen.’

Noch eines andern Wortes des trefflichen Mannes möchte ich hier gedenken. Er will die von ihm und ſeinem Bruder Jacob Grimm geſammelten Märchen als Erziehungsbuch betrachtet wiſſen und ſagt: ‘Wir ſuchen für ein ſolches nicht [illegible] jene Reinheit, die durch ein ängſtliches Ausſcheiden deſſen, was [illegible]

Bezug auf gewiſſe Zuſtände und Verhältniſſe hat, wie ſie täglich vorkommen und auf keine Weiſe verborgen bleiben können, erlangt wird, und wobei man zugleich in der Täuſchung iſt, daß was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben ſei. Wir ſuchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. . . Der rechte Gebrauch (des Buches) findet nichts Böſes heraus, ſondern, wie ein ſchönes Wort ſagt, ein Zeugnis unſeres Herzens.' Daß er darin vollkommen recht hatte, beweiſt die Verbreitung, welche die Kinder- und Hausmärchen fanden und immer mehr finden, der Erfolg, welchen ſie gerade als Erziehungsbuch hatten. Tauſende von Romanen und Jugendſchriften erſtanden mit und nach ihnen und verſchwanden wieder vom Schauplatz, ohne daß ihrer noch mit einer Sylbe gedacht würde, während ſie in zwei verſchiedenen Ausgaben immer wieder neu aufgelegt werden und Alt und Jung, Reich und Arm, Gebildete wie Ungebildete in ſtets wachſendem Maaße erfreuen.

Ueber den wiſſenſchaftlichen Werth der Märchen hat ſich Wilhelm Grimm in der Vorrede zur ſechsten Auflage ſeiner Sammlung genugſam ausgeſprochen; neuerdings kam auch ich ausführlich auf denſelben zurück in der Vorrede zu meinen 'Beiträgen zur deutſchen Mythologie,' wo ich in dem Märchenſchatz den alten Mythenſchatz unſeres Volkes nachwies. Wie dort ſo möchte ich auch hier dringend bitten, daß jeder der das Glück und den Beruf hat, Märchen ſammeln zu können, ſich keine Gelegenheit dazu entgehen laſſe, 'da diejenigen die ſie bewahren ſollen, immer ſeltner werden,' da 'vor den Verkehrtheiten des Lebens die Phantaſie immer mehr ausgelöſcht' wird. Laſſe man ſich ja nicht einfallen, daß nichts mehr zu ſammeln ſei, es liegt noch viel mehr zu ſammeln da, als bereits geſammelt worden und auch jede Variante eines Märchens hat ihre hohe Bedeutung. Der Pflanzenkundige forſcht ſorgfältig nach der Geſtaltung jedes Blumenblattes, nach der Bildung jedes Kelches und der grünen Finger, welche den Kelch der Blume halten, ihm iſt jede Spielart wichtig und er lernt an ihr die Familie mehr kennen, zu welcher die Blume gehört. Alſo iſt es auch mit dem Märchen; auch es kennt ganze Familien und kein Zug iſt ſo gering, daß der Kundige aus ihm nicht Belehrung ſchöpfen könnte. Und wir haben da noch ſo viel zu lernen! Die meiſten Märchen ſind uns noch Urkunden in Hieroglyphen, deren räthſelhafte Züge zu erforſchen wir kaum begonnen haben. Wenn irgendwo in der Wiſſenſchaft, dann gilt hier das Wort: 'Noch viel Verdienſt iſt übrig, hab es nur, die Welt wird's anerkennen.'

Sollte dieß Buch ſich einer günſtigen Aufnahme erfreuen, dann wird ihm bald ein zweiter Theil folgen, zu welchem ſich von Tag zu Tage mehr und ſchönerer Stoff findet.

J. W. Wolf.

Inhalt.

Der Fiſchersſohn, der Rappe und der Schimmel. . . Seite 1

* Das Schneiderlein und die drei Hunde. . . . . — 9

Die Prinzeſſin von Tiefenthal. . . . . — 16

* Von den achtzehen Soldaten. . . . . — 30

Das goldne Königreich. . . . . — 40

Die Königstochter im Berge Muntferrat. . . . . . . — 54

Die ſchlechten Kameraden. . . . . — 65

Der goldene Hirſch. . . . . — 73

* Der Metzgergeſell. . . . . — 82

Die mit einem * bezeichneten Stücke ſind von Wilhelm von Ploennies aufgearbeitet, die übrigen von mir.

* Der graue Wackenſtein. . . . . Seite 91
Die getreue Frau. . . . . — 98
Die Räuberhöhle im Walde. . . . . — 116
* Die zwölf Brüder. . . . . — 127
* Der Haſenhirt. . . . . — 134
Das weiße Hemd, das ſchwere Schwert und der goldene Ring. . . . . — 145
Die drei Königskinder. . . . . — 168
Das Kind vom Grabe. . . . . — 178
Die fünf Fragen. . . . . — 184
Die eiſernen Stiefel. . . . . — 198
* Von der ſchönen Schwanenjungfer. . . . . — 217
Die Zwerchpfeife. . . . . — 225
Der Vogel Phönix. . . . . — 230
* Des Todten Dank. . . . . — 243
Der Kaiſerſohn und ſein Pathe. . . . . — 251
* Die Leichenfreſſerin. . . . . — 258
Die Schlange im brennenden Wald. . . . . — 263
Die erlöste Schlange. . . . . — 265
Das treue Füllchen. . . . . — 269

Grünus Kravalle. . . . . Seite 285
Der Geiger und ſeine drei Geſellen. . . . . — 301
Der Jüngling im Feuer und die drei goldenen Federn. . — 312
Die Mandelkörbchen. . . . . — 322
Hans ohne Furcht. . . . . — 328
Die dreizehn verwünſchten Prinzeſſinnen. . . . . . — 340
Der Pfiffigſte. . . . . — 355
Das Schloß des Todes. . . . . — 365
* Der Hinkelhirt. . . . . — 369
* Das graue Männchen. . . . . — 377
Der getreue Paul. . . . . — 383
Der Schäfersſohn und die zauberiſche Königstochter. . — 390
Vom Räuberhauptmann Hans Kühſtock. . . . . . . — 397
Das beſte Eſſen von der Welt. *) . . . . — 404
* Fürchten lernen. . . . . — 408
Des Gockels Hochzeit. . . . . — 417
Der Traum des Wolfes. . . . . — 419
Odenwälder Lügenmärchen. . . . . — 422

---

*) Von Herrn Dr. **Weigand** in Gießen.

Das Unglaubliche. . . . . Seite 424
Vom Stiefelputzer Hinkelbrühe. . . . . — 426
Von einem Pfarrer, der allzu kräftig predigte. . . . — 430
Das allzeit zufriedene Knäbchen. . . . . — 436
Wie der Teufel auf der Flöte blies. . . . . . . — 438

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Fiſchersſohn, der Rappe und der Schimmel.

In einem großen Walde lag ein großer See, daran wohnte ein Fiſcher mit ſeiner Frau. Gott hatte ihnen fünf Söhne geſchenkt, einer ſchöner als der andere. Jeden Tag, ſobald der Morgen anbrach, zog der Fiſcher zu dem See und warf ſeine Netze aus und Abends zog er ſie ein und ſtets hatte er ſie voll guter, ſchöner Fiſche. Es war als ob ein beſonderer Segen auf ſeiner Arbeit ruhe; der ſchien von einem kleinen grauen Männchen herzukommen, welches ſich jeden Tag an dem See ſehen ließ und in dem Kahne und an den Netzen herumſprang, als ob es den Fiſchen locke.

Als die Söhne größer wurden, mußten ſie mit auf den Fiſchfang ausziehen und das ging der Reihe nach, jeden Tag ein anderer; die übrigen vier trugen derweil die Fiſche in die Stadt und verkauften ſie um ein ſchön Stück Geld. Der Jüngſte, welcher eben zwanzig Jahre alt war, zog auch eines Tages wieder mit zum See, aber das graue Männchen ließ ſich an dem Morgen nicht blicken und Abends war kein Fiſch im Netz. Schon wollten die Beiden heimgehn, da kam es daher geſprungen und frug: 'Nun ihr Leutchen, ihr Leutchen, wie geht es heut?' 'Schlecht, ſehr ſchlecht,' ſprach der Fiſcher, 'wir haben nicht einen Fiſch gefangen.' 'Fiſcher, willſt du mir dort deinen jüngſten Sohn verkaufen?' 'Um keinen Preis verkaufe ich mein eigen Fleiſch und Blut' rief der Mann. 'Ich fülle dir deinen Nachen mit purem gelbem Gold, ſo daß du ein reicher Mann biſt auf ewige Zeit' ſprach das Männchen, 'thuſt du es aber nicht, dann haſt du keinen Verſput mehr und haſt geſtern deinen letzten Fiſch gefangen.' Da fing der Fiſcher doch an ſich die Sache zu überlegen und ſprach: 'Ja wenn ich wüßte, wo er bleibt und wie es ihm geht.' 'Es geſchieht ihm gar nichts zu Leide, er hat mir nur zu folgen und zwei Pferde zu füttern, einen Schimmel und einen Rappen. Uebrigens mag er ſpazieren gehn oder reiten und kann thun was er will, darf dich auch alle drei Monate beſuchen.' 'Dann bin ich es zufrieden' ſprach der Fiſcher, 'wenn nur mein Sohn will.' Der war aber ein herzensguter Menſch und ſagte: 'Vater, da ich euch glücklich machen kann, ſo gehe ich mit dem grauen Männchen.' Der Fiſcher nahm Abſchied von ihm und dem Männchen; als er wieder zu ſeinem Nachen kam, da glänzten ihm helle Haufen Gold entgegen, ſo daß er ein ſteinreicher Mann war.

Der Jüngling folgte dem Männchen, welches ihn immer weiter im Walde führte bis in ein ſchönes Schloß. Dort zeigte es ihm alle Zimmer und die waren ſo prächtig, daß es nicht zu ſagen iſt. In einem derſelben ſtand eine Menge von Büchern: 'die darfſt du alle leſen,' ſprach das Männchen, 'nur das eine dort in der Ecke nicht, es wäre dein Unglück.' Zuletzt führte es ihn in den Stall, da ſtanden zwei Pferde, ein Schimmel und ein Rappe: 'Dieſe haſt du zu füttern,' ſprach das Männchen, 'und das iſt deine einzige Arbeit. Den Schimmel darfſt du nie reiten; du mußt ihm alle Tage zwei Maas Wein geben, viel gutes Brod, ihn hart ſtriegeln und ſauber putzen, denn ich halte große Stücke auf ihn. Der Rappe bekommt Hafer und Heu und Waſſer; auf ihm darfſt du nach Hauſe und in den Wald reiten, ſo viel du willſt. Alle Arbeit muß aber bei Tage gethan ſein und du darfſt nie mit Licht in den Stall gehn. Thuſt du das treu und fleißig und befolgſt nie die Rathſchläge deiner Mutter, dann haſt du es gut und dein Glück iſt gemacht.'

Der Jüngling verſprach es und hielt auch ſein Wort. Wenn er mit ſeiner Arbeit fertig war, las er in den Büchern und lernte viele Dinge, die nicht grade jeder weiß. Aber es hatte doch eine eigene Bewandtniß mit dem Schloß und es ging dort nicht mit rechten Dingen zu. Gewöhnlich ſah er nur das Männchen, welches jeden Tag kam und ihn oft wegen ſeines Fleißes lobte und ermunterte nur ſo fort zu fahren, es werde ſein Glück ſein. Wenn er aber oft Abends im Garten ſaß und ſo über allerhand nachdachte, dann ſah er zwei Geſtalten herumwebern, von denen er nicht recht zu ſagen wußte, was ſie eigentlich waren. Die eine ſchien groß und wie ein Rieſe und war doch keiner, die andre ſchien kleiner und wie ein Weib, aber ſie war doch keins. Die fuhren da herum, erſchienen und verſchwanden und er konnte weiter nichts bemerken, als daß die zweite immer betrübt und zu weinen ſchien. Er zerbrach ſich oft den Kopf über ſie, wurde aber darum kein Haarbreit klüger als er geweſen war.

Nachdem ein Vierteljahr herum war, bat der Jüngling das Männchen um Urlaub, er wolle einmal ſeine Aeltern wiederſehn. Das Männchen bewilligte es ihm gern, nur rieth es ihm abermals, den Rathſchlägen ſeiner Mutter kein Gehör zu geben. Der Jüngling ritt auf ſeinem Rappen weg und ſtand ehe er ſich's verſah am See. Als er aber nach ſeines Vaters Haus ſuchte, war davon nichts mehr zu ſehn und an ſeiner Stelle ſtand ein prächtiges Schloß. Man kann ſich denken mit welcher Freude ſeine Aeltern ihn empfingen. Seine Brüder waren alle verheirathet und reiche Kaufleute in großen Städten. Das hielt ihm ſeine Mutter vor und ſprach: 'Dieſe ſind verſorgt, du weißt aber noch nicht, was du haſt; du mußt jetzt bald an deine Zukunft denken.' Nachdem er ihr aber erſt erzählt hatte, wie Alles im Schloſſe war und zuging, da ließ ſie ihm keine Ruhe mehr und ſagte: 'Sei kein Thor und überzeuge dich von Allem. Das graue Männchen mißgönnt dir dein Glück. Ich an deiner Stelle müßte vor Allem wiſſen, was in dem Buche ſteht, eher könnte ich die Nacht kein Auge zuthun und ſchmeckte mir weder Eſſen noch Trinken. Das graue Männchen erfährt ja nichts davon, du mußt es nur recht heimlich thun.' Alſo redete ſie ihm ſo viel und ſo lange zu, bis er ihr verſprach, er wolle das Buch leſen und ihr, wenn er wiederkomme ſagen, was darin ſtehe.

Nach einigen Tagen nahm er Abſchied von ſeinen Aeltern und ritt wieder nach dem Schloß zurück. Dort beſiegte er wohl Anfangs die Verſuchung nach dem Buche zu greifen; nach und nach aber, als ſie immer wiederkehrte meinte er, es ſei ihm ja nur verboten, darin zu leſen, ſehen könne er es immer. Als er es eine Zeitlang geſehen und immer wieder geſehen hatte, meinte er, ein wenig könne er immerhin darin leſen, aber als er einmal am Leſen war, da ruhte er nicht, bis er es ganz ausgeleſen hatte. Jetzt wußte er wohl, daß der Schimmel eine verwünſchte Prinzeſſin und der Rieſe ihr Vater ſei, daß das Schloß ihr gehöre und ſie jede Nacht Menſchengeſtalt annähmen, auch wußte er, wie ſie erlöſt werden konnten, aber im ſelben Augenblick ſtand auch das graue Männchen vor ihm und fragte zornig: ‘Was haſt du gemacht!’ Läugnen half da nicht, das Männchen faßte ihn beim Kragen und warf ihn vor die Thür des Schloſſes, indem es ſprach: ‘Hätteſt du nur ein Jahr lang meinen Rathſchlägen gefolgt, dann wärſt du glücklich auf Lebenszeit, jetzt magſt du die Säue hüten. Das haſt du davon’ und da flog das Thor hinter ihm zu.

Da ſtand er nun im wilden Walde und ganz mutterſeelenallein. Er faßte aber bald Muth, dachte, es ſei ja nicht Alles verloren und er wiſſe doch, wie er die Prinzeſſin erlöſen könne, ſchnitt ſich einen Stock und arbeitete ſich durch das Gebüſch. Viele Tage ging er alſo weiter und nährte ſich von Wurzeln und Kräutern. Endlich wurde es lichter und er kam an ein Dorf. Da frug er die Bauern, ob es keinen Dienſt für ihn gebe? ‘Ja wohl,’ ſprach einer von ihnen, ‘wenn du mir die Säue hüten willſt, dann kannſt du bei mir ankommen.’ Das war allerdings hart und beſonders jetzt, nachdem er es lange Zeit ſo gut gehabt hatte, aber was wollte er machen? Er wurde mit dem Bauern um einen geringen Lohn einig, bekam ein Eckchen neben dem Schweineſtall als Schlafſtelle und trieb am folgenden Morgen mit ſeinen Schweinen aus. Wie er nun ſo auf dem Felde ſaß und über ſein

Schickſal nachdachte, rauſchte es gewaltig über ihm in der Luft und da flog der Vogel Greif daher und ließ ſich in der Ferne auf einen Berg nieder. Er rieb ſich vergnügt die Hände und lachte ſo recht froh in ſich hinein, denn von dem Vogel Greif hatte er in dem Buche geleſen. Als der Vogel am folgenden Tage wieder kam und deſſelben Weges flog, erzählte er Abends dem Bauern davon. ‘Ich kenne ihn nur allzuwohl,’ ſprach der Bauer, ‘er hat mir mehr als ein Schwein gefreſſen, darum nimm dich nur in Acht, daß du dem Berge nicht zu nahe kommſt.’ ‘Ei was, mir holt er kein Schwein’ rief der Jüngling ‘und jetzt treibe ich geraden Wegs nach dem Berge hin.’ ‘Das magſt du thun,’ ſprach der Bauer, ‘fehlt aber am Abend ein Schwein, dann bekommſt du Prügel und ich jage dich weg.’

‘Friſch gewagt iſt halb gewonnen’ ſprach der Jüngling, als er am folgenden Morgen die Heerde austrieb und fuhr auf den Berg zu, denn auch von dem Berge ſtand in dem Buche geſchrieben. Gegen Mittag kam der Vogel Greif herangeflogen wie eine große dunkle Wolke. Als er nahe bei dem Berge die Schweineheerde erblickte, ſchoß er nieder und packte eins mit ſeinen großen grauſigen Klauen, aber der Jüngling hatte nicht vergeſſen, was er weiter in dem Buch geleſen hatte; er riß ihm ſchnell drei Federn aus, ſteckte zwei hinter die Ohren und nahm eine in den Mund: da war er ſo ſtark und konnte fliegen trotz dem Vogel Greif. Jetzt riß er ihm das Schwein weg, griff ihn am Halſe und drückte ihm die Kehle, bis der mächtige Vogel todt dahin ſank. Alsdann ſchnitt er ihm mit ſeinem Meſſer den Leib auf und holte ein großes weißes Ei daraus: damit konnte er die Prinzeſſin erlöſen. Heiſa, jetzt war er wieder oben und hätte mit keinem König und Kaiſer getauſcht. Jubelnd und ſingend trieb er ſeine Heerde heim. Der Bauer erſtaunte, daß er ſchon ſo frühe zurückkam, aber ehe er noch fragen konnte, was die Urſache davon ſei, erhob ſich der Jüngling durch die Kraft der Greifenfedern in die Luft und der Bauer hatte das Nachgucken.

Er flog aber hoch, hoch empor und ſchaute ſich um bis er das Schloß erblickte; in der Nähe deſſelben ließ er ſich auf einem Baume nieder und wartete den Abend ab. Dann flog er auf einen hohen Lindenbaum, welcher in dem Garten ſtand und worunter er die beiden Geſtalten jeden Abend hatte ſitzen ſehen. In den Aeſten verborgen hielt er ſich ganz ſtill. Als er eine Weile da geſeſſen hatte, öffnete ſich die Stallthür: zuerſt ſchlüpfte das graue Männchen heraus, dann kam die weinende Frauengeſtalt und zuletzt die Rieſengeſtalt. Das Männchen lief ins Schloß, die beiden andern aber kamen auf den Lindenbaum zu und ſetzten ſich unter ihm nieder. Ach wie klopfte ihm jetzt das Herz! Er griff leiſe in den Sack, faßte das Ei, zielte gut und patſch! flog es gegen des Rieſen Stirn. Zugleich aber that es einen Donnerſchlag, als breche das ganze Schloß zuſammen, ſo daß der Jüngling ſich an den Aeſten der Linde halten mußte und die Augen zudrückte. Als er wieder aufſchaute, waren die beiden Geſtalten verſchwunden und ſtand da ein König mit goldner Krone auf dem Haupte und eine Prinzeſſin ſo wunderſchön, daß es ihres Gleichen nicht mehr gibt. Aus dem Schloß kamen die Hofherren und Diener gerannt, alle begrüßten und küßten ſich und war da eine Freude ſonder Gleichen. Der König wandte ſich aber um und rief dem Jüngling, er möge niederſteigen und als er das gethan, legte er des Jünglings Hand und die der Prinzeſſin zuſammen und ſprach: 'Du haſt es um uns verdient, daß du mein Sohn wirſt; wahre dir dein gutes Herz, dann wird das Glück dich auch bewahren. Alſo wurde der Fiſchersſohn zu einem königlichen Prinzen; wer weiß, was aus dir noch Alles werden kann? — Wo iſt denn das graue Männchen geblieben? Das hatte der alte Taglöhner Hans vergeſſen, als er mir's erzählte, kommſt du nach Jugenheim, ſo frage ihn, es wird ihm wieder eingefallen ſein.

Das Schneiderlein und die drei Hunde.

Ein armes Schneiderlein hatte zu Hauſe nichts zu verlieren und ging auf Reiſen. Es war ſchon lange marſchirt, da kam es eines Tags in einen großen dunkeln Tannenwald und es pfiff und ſang und war von Herzen vergnügt. Als es eine kurze Strecke in dem Walde gegangen war, kam ein großer Hund dahergelaufen, der bot dem Schneiderlein die Zeit und frug, ob es ihn mitnehmen wolle? 'Ich will dich ſchon mitnehmen, wenn du hinter mir herlaufen und mir unterthänig ſein willſt.' 'Das will ich' ſprach der Hund und lief hinter ihm drein.

Als das Schneiderlein ein Stück Wegs weiter gegangen war, kam ein zweiter Hund gelaufen, bot ihm die Zeit und frug, ob es ihn mitnehmen wolle? 'Eigentlich habe ich mit einem Hunde ſchon zu viel' ſprach das Ritterlein von der Elle, 'wenn du mir aber unterthänig ſein willſt und gehorſam, ſo magſt du hinter mir herlaufen, dem andern zur Geſellſchaft.' 'Das will ich' ſprach der Hund.

So gings weiter und weiter und als die drei Reiſenden wieder ein Stück Wegs hinter ſich hatten, kam ein dritter Hund, der frug auch, ob ihn das Schneiderlein mitnehmen wolle? Da ſtutzte es aber, denn es wußte ſchon nicht, woher es das Futter für die zwei andern Hunde hernehmen ſollte, doch dachte es zuletzt 'Aller guten Dinge ſind drei' und ſprach zu dem Hunde: Wenn du mir treu und unterthänig ſein willſt, magſt du in Gottes Namen hinter mir her laufen, wie die beiden andern.'

Gegen Abend kamen ſie aus dem Walde und ſahen ein Dorf vor ſich und das erſte Haus war ein Wirthshaus. Sprach das Schneiderlein: 'Hunger haben wir alle vier, aber wie ein Sechskreuzerſtück ausſieht, habe ich ſeit lange vergeſſen.' 'Nichts weiter als das?' ſagte der erſte Hund. 'Geh du nur hinein und beſtelle für vier Mann Eſſen und Trinken und kümmere dich nicht um das Bezahlen; dafür laß du uns ſorgen.' Dem Schneiderlein wuchs der Muth, als es das hörte, es ſchwang ſeine Elle dreimal luſtig überm Kopf, ging in das Wirthshaus, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und beſtellte vier Gedecke und Eſſen, ſo viel das Haus vermöchte, Geſottenes und Gebratenes nebſt Wein und Bier. Dann warf es ſein Felleiſen und ſeinen Hut auf die Bank, die Elle in die Ecke und ſich ſelbſt in einen bequemen Lehnſtuhl.

Als nun das Eſſen aufgetragen war, ging die Thür auf und die drei Hunde ſtürzten herein, ſprangen jeder auf einen Stuhl und fingen an zu eſſen und zu trinken, wie die Menſchen, ſo daß die Wirthin über ſolchen Verſtand die Hände überm Kopf zuſammenſchlug. Nach dem Eſſen ſprach der eine Hund: 'Nimm den Weg zwiſchen die Beine, laß aber Alles hier liegen, es kommt dir nichts fort.' Da ging das Schneiderlein mir nichts, dir nichts weg und die Wirthin ließ ihn gehn, weil er ſein Felleiſen, ſeinen Hut und ſeine Elle zurückgelaſſen; er wird gleich wiederkommen, dachte ſie, und will ſich nur im Ort umſehn. Sobald die Wirthin aber den Rücken gewandt hatte, packte jeder der Hunde eins der drei Stücke, ſprangen zur Thür hinaus und brachten ſie ihrem Herrn; da hatte die Wirthin das Nachſehen.

Guten Muthes zog das Schneiderlein weiter; einer der Hunde lief voraus und zeigte den Weg. Bald kamen ſie wieder in den Wald und nachdem ſie ſchon manchen Schritt und Tritt hinein gethan hatten, an einen freien Waldplatz, worauf ein großes Schloß ſtand. Da blieb der Hund ſtehen. 'Haſt du Muth?' frug er das Schneiderlein. 'Mehr als Geld,' war die Antwort. 'Dann binde uns an ein Seil, führe uns in das Schloß und verkaufe uns den Rieſen, die da wohnen. Trau ihnen aber nicht, denn ſie ſind tückiſch und argliſtig. Damit du vor ihnen ſicher biſt wollen wir dir jeder etwas ſchenken, das wende wohl und klug an und dein Glück iſt gemacht.' Sprachs und gab ihm ein Salbentöpfchen. Wenn man mit der Salbe einen Stuhl beſtrich, dann blieb jeder daran hängen, der ſich drauf ſetzte. Der zweite Hund gab ihm ein Stöcklein, wen man damit aufs Haupt ſchlug, der that keinen Pieps mehr. Der dritte gab ihm ein Hörnlein: 'Wenn du in Noth kommen ſollteſt, blaſe nur darauf und wir werden dir helfen.' 'Ich muß erſt verſuchen ob ich auch blaſen kann,' ſagte das Schneiderlein, 'wenn man ſo harte Arbeit thut wie ich, dann wird einem der Athem kurz,' ſetzte das Hörnlein an den Mund und blies hinein. Ach was das für einen Klang hatte!

Es war aber nicht des Schneiderleins Athem, der ihm den Klang gab, denn der war ſo dünn, wie eine Nähnadel.

Es ſteckte jetzt getroſt die drei Stücke ein, band die Hunde an und ging mit ihnen in das Schloß. Da kam es oben an der großen Treppe in einen weiten und hohen Saal, wo die Rieſen an einer langen Tafel ſaßen und aus Bechern tranken, deren jeder wohl ein Viertelohm faßte. Das Schneiderlein zog höflich ſeinen Hut und frug, ob die Herren Rieſen nicht drei ſchöne Hunde kaufen wollten? Sie beſchauten die Hunde rechts und links, ſprachen: 'Wir behalten ſie und wollen ſie gleich in den Stall ſperren, warte du derweil, bis wir wiederkommen, dann bekommſt du dein Geld.' Dabei lachten ſie boshaft einander zu und warfen Blicke auf das Schneiderlein, von denen es ſich nichts Gutes verſprach. 'Pfeift der Wind aus dem Loche' dachte der Ritter von der Elle, 'dann will ich euch ſchon den Spaß verderben,' und er kletterte an allen Stühlen hinauf und ſchmierte ſie mit ſeiner Salbe ein, oben und unten, vorn und hinten. Das war ſein Glück, denn draußen hielten die Rieſen Rath, wie ſie das Schneiderlein mit Ehren todtmachen und freſſen könnten; es ſei zwar ein magerer Biſſen, aber Menſchenfleiſch war ihnen etwas Neues und ſie wollten vorlieb nehmen, bis ſie etwas Beſſeres bekamen.

Als ſie wieder herein kamen, ſprachen ſie das Schneiderlein habe ſie im Handel betrogen, die Hunde ſeien nicht ſo viel werth und es müſſe gefreſſen werden. Sprach das Schneiderlein: 'Ich will gern ſterben, wenn ich es verdient habe, aber nicht ohne Urtheil und Recht. Haltet zuvor ordentlich Gericht über mich, dann will ich mich vertheidigen.' Die Rieſen lachten, rückten die Stühle in einen Halbkreis und ſprachen: 'Nun fange an, du Erdwurm!' 'Setzt euch alle zuvor, wie es einem ordentlichen Gericht gebührt.' Als ſie dieß gethan hatten, nahm das Schneiderlein einen Schemel, ſetzte ſich vor ſie hin, ſtopfte ſich eine Pfeife und blies die dicken Wolken ſo vor ſich hin. 'Wirds bald?' fragten die Rieſen. 'Ei ich bin ſchon fertig, nun mögt ihr euch vertheidigen, denn ich verurtheile euch alle zum Tode.' Die Rieſen lachten Anfangs, als ihnen die Sache aber zu lange dauerte, wollten ſie aufſtehen und das Schneiderlein faſſen, da klebten ſie alle feſt und keiner konnte ein Glied rühren. 'Nun wirds bald?' frug das Schneiderlein und lachte, nahm ſein Stöckchen und ſchlug ſie alle auf die Köpfe, einen nach dem andern, da fielen ſie hin und waren todt.

'Jetzt will ich von der Arbeit ausruhen', ſprach das Schneiderlein zu ſich ſelbſt, aber darin betrog es ſich gewaltig. Im ſelben Augenblick hörte es, wie einer mit ſchweren Tritten die Treppe herauf kam, die Thür flog auf und herein ſchritt ein Rieſe, noch einmal ſo groß als die andern. Das war aber der Rieſenkönig, der eben von der Jagd nach Hauſe kam. Als dieſer ſah, was vorgegangen war, frug er das Schneiderlein, wer die Rieſen ermordet habe? 'Das hab ich gethan.' 'Haſt du das gethan dann bekommſt du deine Strafe dafür. Zum Freſſen biſt du zu ſchlecht, aber als Spatzenſcheuche kannſt du allenfalls dienen, darum will ich dich in den Garten aufhängen.' Sprachs, hob das Schneiderlein bei den Beinen auf und trug es in den Garten, wo ein hoher Galgen ſtand. Er ſetzte es oben drauf und fing an die Schlinge zu drehen. Da beſann es ſich kurz, zog ſein Hörnlein aus dem Sack und blies aus Leibeskräften hinein, daß es zehn Meilen in die Runde ſcholl. Mit einemmal ſtanden die drei Hunde da und hatten ihre zerriſſenen Ketten am Halſe. 'Schneiderlein ſteig herab!' ſprach der Erſte. 'Ich darf nicht, der da will mich hängen.' Da fielen die drei Hunde über den Rieſenkönig her und zerriſſen ihn in tauſend Stücke.

Das Schneiderlein warf ſich vor lauter Freude den Hunden an die Hälſe und tanzte wie beſeſſen auf einem Bein herum. Der erſte von den Hunden aber ſprach: 'Jetzt iſt das Schloß von den Rieſen befreit und erlöſt, nun mußt du uns dreien noch die Köpfe abhauen.' 'Das thue ich nun und nimmermehr' ſprach das Schneiderlein. 'Dann zerreißen wir dich wie den Rieſen.' 'Ja wenn ihr durchaus nicht anders wollt, dann thue ich euch den Gefallen.' Er holte ein Schwert, faßte es mit beiden Händen und ſchlug den Hunden die Hälſe ab, drehte ſich dann aber ſchnell herum, denn er konnte kein Blut ſehen. Da rief es hinter ihm ſeinen Namen, erſchrocken fuhr das Schneiderlein auf und ſiehe da ſtand ein König vor ihm mit zwei wunderſchönen Prinzeſſinnen. Der ſprach: 'Du biſt unſer Erlöſer, denn wir waren die drei Hunde und waren verwünſcht. Zum Danke dafür gebe ich dir eine von meinen Töchtern zur Frau.' Da griff das Schneiderlein raſch nach der Aelteſten und ſie gingen zum Schloſſe. Aller Zauber, welchen die Rieſen darüber geſprochen, war gelöſt und die Zimmer wimmelten von Hofherren und Dienern. Als ſie aber durch die Fenſter ſchauten, war der ganze Wald zu einer prächtigen Stadt geworden, die kleinen Bäume zu Häuſern, die großen zu Kirchen und Kirchthürmen, die Vögel zu allerlei fleißigen Menſchen und Jubel und Freude war wohin man ſchaute. Am folgenden Tag wurde die Hochzeit gehalten und wären du und ich dazu gekommen, denk mal, was wäre das für Freude geweſen!

Die Prinzeſſin von Tiefenthal.

Zur Zeit als es noch ſchöner in der Welt war wie heutzutage, geſchah es, daß ein Wachtmeiſter des Soldatenlebens müde wurde und deſertirte. Im erſten Wirthshaus über der Gränze machte er Halt, denn er war ſcharf geritten und müde, das war ſein Pferd auch. Er ſaß nicht lange im Zimmer, da trabte etwas über die Landſtraße daher und hielt vor dem Wirthshaus: als er herausſchaute, waren es zwei Huſaren. Nun war guter Rath theuer, denn er glaubte, die kämen ihn einzufangen; er ſagte raſch dem Wirth, daß er Deſerteur ſei und der gute Wirth verſteckte ihn in die Nebenkammer. Die zwei Huſaren traten herein und fragten: 'Iſt nicht ein Wachtmeiſter von den Huſaren hier eingekehrt?' 'Daß ich nicht wüßte' erwiederte der Wirth. Hier hilft kein Läugnen,' ſprachen die Huſaren, 'wir haben ſein Pferd im Stalle geſehn und er muß hier ſein, aber er mag nur hervorkommen, denn wir ſind auch deſertirt.' Als der Wachtmeiſter das hörte, ſprang er aus der Kammer heraus und rief: 'Dann ſeid willkommen, ihr Brüder' und ſie waren alle drei luſtig und guter Dinge. Endlich ſprach der Wachtmeiſter: 'Es iſt nicht gut, daß wir drei zuſammen weiter reiten, geht ihr voraus, ich komme nach.' Das geſchah, die Huſaren machten ſich auf den Weg und eine Viertelſtunde nachher folgte der Wachtmeiſter.

Er war ſchon eine Stunde weit geritten da traf er auf zwei Holzhacker und frug ſie, ob nicht zwei Huſaren vorbeigeritten wären? 'Ja wohl vor einer Stunde' war die Antwort. Der Wachtmeiſter ritt noch ſchärfer zu und als er wiederum eine gute Strecke weiter war, fand er ein paar Leute am Wege, welche Steine klopften. 'Sind nicht zwei Huſaren hier vorbeigeritten?' frug er. 'Ja wohl vor etwa zwei Stunden' ſprachen die Leute. Da ritt er noch beſſer zu und ſah bald einen Dorfweg vor ſich. Was nun machen? 'Ich will mein Pferd gehen laſſen' dachte er, 'vielleicht weiß das beſſer den rechten Weg wie ich.' Das Pferd lenkte eben rechts in den Wald hin und ging immer und immer zu und es wurde immer dunkler und dunkler, ſo daß man keine Hand vor den Augen ſah. Plötzlich ſtutzte das Pferd und wollte nicht weiter. Der Wachtmeiſter ſtieg ab und unterſuchte den Boden, da fand er, daß es am Rande eines tiefen Grabens ſtand. Er ging zurück, band den Gaul an den nächſten Baum und legte ſich nieder, um den Tag abzuwarten und dann zu ſehn, was das ſei. Nach einiger Zeit ging der Mond hinter den ſchweren ſchwarzen Wolken hervor und ſiehe, da lag ein großes ſchwarzes Schloß vor ihm und an einem Fenſter brannte ein helles Licht. Er ſetzte ſich wieder zu Roß und ritt um das Schloß herum. Als er an die Brücke kam, wurde dieſelbe niedergelaſſen und er trabte in den Schloßhof hinein. Alsbald traten viele ſchwarze Diener auf ihn zu, nahmen ſein Roß und führten es in den Stall, ihn aber führten ſie in das Schloß und in einen Saal, der war ganz ſchwarz ausgeſchlagen. Da war eine prächtige Tafel gedeckt und Speiſen aller Art ſtanden darauf, nur waren die Schüſſeln und Teller, Gabeln und Meſſer alle ſchwarz. Das kümmerte den Wachtmeiſter nicht, denn er war müd und hatte argen Hunger und ſo ließ er es ſich ganz vortrefflich ſchmecken.

Gegen elf Uhr ging die Thüre auf und herein trat eine ſchöne Jungfrau in königlichen Kleidern; ſie war aber ganz ſchwarz und hatte zwei Kammerjungfern zu ihrer Seite, eine zur Rechten die andere zur Linken. Sie grüßte ihn freundlich und ſprach: 'Auf dich habe ich ſchon viele hundert Jahre gewartet, denn du ſollſt mein Erlöſer ſein. Willſt du drei Nächte hier ſchlafen und ſchweigen und dich nicht fürchten, was auch um dich vorgehen mag, dann haſt du das Schwerſte vollbracht und wir werden glücklich ſein auf ewige Zeit.' 'Ei das will ich ſchon' ſprach der Wachtmeiſter. 'Wer ſo lange gedient und ſo viel Pulver gerochen hat, wie ich der hat verlernt was Fürchten heißt.' Rühme dich nicht zu früh' ſprach die Prinzeſſin, lächelte ihm holdſelig zu und ging mit ihren Kammerjungfern fort. Der Wachtmeiſter war aber im neunten Himmel, denn die Prinzeſſin war gar zu ſchön und ſein Herz in heller Liebe zu ihr entbrannt. Er warf ſich ganz glückſelig auf das ſchwarze Bett, welches nebenan in einer prächtigen ſchwarzen Schlafkammer ſtand; ans Schlafen aber dachte er nicht.

Als es zwölf Uhr ſchlug that es einen Schlag, als ſollte die Welt untergehn. Zugleich flog die Thüre auf und drei ſchwarze Männer traten herein und ſetzten ſich an den Tiſch. Einer von ihnen zog Karten aus dem Sack miſchte ſie und ſprach: 'Drei ſind wir, aber zum Spiel gehören vier.' 'Der vierte iſt der Wachtmeiſter, der dort in der Kammer auf dem Bette liegt' ſprach der Andre. 'Ich will ihn holen, er muß mit ſpielen' ſagte der Dritte, ging zu dem Bette und lud den Wachtmeiſter zum Spiele ein. Der ſtand auf, ſetzte ſich zu ihnen und ſpielte mit, ſchlug luſtig mit der Fauſt auf den Tiſch, wenn er auftrumpfte, gewann und verlor, aber er ſprach kein Wort. Die Andern gaben ſich zwar alle Mühe, ihn zum Sprechen zu bringen, ſie frugen ihn allerhand, ſchimpften ihn, thaten als ob ſie ihn ſchlagen wollten, aber er blieb ganz ruhig und ſchwieg. Da ſchlug es ein Uhr, die drei Männer rafften in aller Eil ihre Karten zuſammen und fort waren ſie. Der Wachtmeiſter legte ſich aber zu Bett und ſchlief bis zum hellen Tage. Die Diener brachten ihm, ſobald er aufſtand, ſein Frühſtück; ſie hatten jetzt alle Geſichter weiß und roth, wie andere Menſchen, die Schüſſeln und Taſſen weiße Ränder und die Meſſer und Löffel weiße Stiele; auch die Decke ſeines Zimmers war weiß geworden und die Laken und Kiſſen auf ſeinem Bette. Da öffnete ſich die Thür und die Prinzeſſin trat ein, grüßte ihn noch viel freundlicher als das Erſtemal und er bemerkte, daß auch ſie einen weißen Schleier trug, der wallte ihr bis auf die Bruſt herab. 'Nun halte nur noch zwei Nächte aus, mein Erlöſer,' ſprach ſie, und Alles iſt gut. Laß dich nichts anfechten, was auch um dich herum vorgehen mag, es geſchieht dir nichts zu Leide.' Alsdann reichte ſie ihm holdſelig lächelnd ihre Hand und verſchwand wieder mit ihren beiden Kammerjungfern.

Dem Wachtmeiſter hüpfte das Herz im Leibe wie ein Eichhörnchen und er vergaß Himmel und Erde über der wunderſchönen Prinzeſſin. ‘Wo mag die nur ihren Aufenthalt haben?’ dachte er und da ihm ohnedieß nichts als das Sprechen bei der Nacht verboten war, ſo ging er einmal im Schloſſe herum, von einem Zimmer ins andre. Nein, was das eine Pracht und Herrlichkeit war! Gold und Silber und Sammt und Seide überall wohin man blickte, ſo daß man ſich gar nicht ſatt genug daran ſehen konnte. Wenn der Wachtmeiſter mit dem letzten Zimmer fertig war, fing er wieder mit dem erſten an und that nichts anderes als ſehen und ſehen. Mittags ſtand ſein köſtliches Mahl auf dem Tiſch und Abends wiederum. Gegen zwölf Uhr that es wiederum einen Schlag, daß die Schindeln auf dem Dach raſſelten und die Fenſter und Thüren faſt aus den Angeln flogen. Der Wachtmeiſter, welcher ſich ſchon zu Bette gelegt hatte, richtete ſich auf und ſchaute auf die Thüre hin. Da kam einer der Männer vom vorigen Abend und brachte eine lange blutrothe Tiſchplatte, die beiden andern hatten Meſſer, Hackmeſſer und Schlachtbeile und waren wie auch der erſte über und über mit Blut beſpritzt. Sie legten die Platte über ein paar Tiſche und fingen an ihre [illegible] zu wetzen und die Hackmeſſer und Beile zu ſchleifen. Dazwiſchen unterredeten ſie ſich, wie ſie den Wachtmeiſter ſchlachten wollten. Der eine ſollte ihn mit dem Beil vor die Stirn ſchlagen, wie einen Ochſen, der andre ihn mit dem Schlachtmeſſer zerſchnei[illegible] und der dritte das Fleiſch zerhacken. Da wurde es dem W[illegible]meiſter zwar ein wenig ſchwül, aber er biß ſich die Zunge und hielt aus, er gab auch keinen Laut von ſich, als ſie kamen ihn zu packen. Ehe ſie aber noch an ſeinem Bette waren, ſchlug es eins und da liefen ſie was gibſt du, was haſt du, packten ihre Siebenſachen zuſammen und waren weg, ehe man eine Hand umdreht. Der Wachtmeiſter athmete friſch auf und ſchlief auf den ausgeſtandenen Schrecken wie ein Prinz. Als er wieder aufwachte, da war es gar freundlich und hell um ihn her, das ganze Zimmer war weiß geworden und nur das Schloß an der Thür noch ſchwarz. Als die Diener ihm das Frühſtück brachten, trugen ſie weiße Kleider und hatten aber noch ſchwarze [illegible] und Handſchuhe. Ebenſo die Prinzeſſin und ihre Kammerjungfern. Wie war die jetzt ſo ſchön und wie war ſie erſt jetzt ſo freundlich! Sie ſprang ordentlich ins Zimmer herein vor lauter Freude und drückte dem Wachtmeiſter die Hand und ſprach: 'Jetzt halte nur noch eine Nacht aus, mein Erlöſer, und fürchte dich nicht; dir kann nichts geſchehen; dann iſt das Schwerſte überſtanden und wir ſind glücklich auf ewig.' Der Wachtmeiſter war ganz außer ſich vor Glück und ſchwur ihr hoch und theuer, er wollte aushalten und ſollte er auch in Stücke zerhackt werden.

Nachdem die Prinzeſſin fort war, ging der Wachtmeiſter wiederum durch die Zimmer des Schloſſes und betrachtete ſie eins nach dem andern. Er wußte die Zeit nicht beſſer todt zu ſchlagen, als daß er ſie alle abmalte, denn ſein Vater war ein Kunſtmaler geweſen und hatte ihn in der Malerei gehörig unterrichtet, ſo daß er Alles malen konnte, was er nur ſah. Als es kaum zwölf Uhr in der Nacht geſchlagen hatte, da krachte es wieder, daß ihm faſt Hören und Sehen verging. Zugleich ſprang die Thür auf und einer von den

Männern kam herein und trug einen ungeheuren Keſſel auf den Schultern, der andere rollte ein Faß Oel herein und der dritte trug eine ſchwere Laſt Holz. Sie hingen den Keſſel in der Mitte des Zimmers auf, goſſen das Oel hinein und machten Feuer darunter an. Während deſſen ſprachen ſie zu einander, heute würden ſie Ernſt machen und den Wachtmeiſter lebendig in dem Oel ſieden; bis jetzt hätten ſie ihn nur ſchrecken wollen, und ſie ſchürten das Feuer immer ärger, ſo daß es ihm in ſeinem Bette heiß wurde und er meinte, das ganze Schloß müſſe in Flammen aufgehen. Er dachte aber bei ſich: Bangemachen gilt nicht und lag ruhig da und ſchwieg, wie der Fuchs, wenn er den Geiſt aufgegeben hat. Als das Oel nun recht kochte und große Blaſen warf, da ſtreiften die drei Kerle die Hemdsärmel in die Höhe, rieben die Hände und riefen: Jetzt muß er hinein! Alſo liefen ſie auf ihn zu, aber da ſchlug es ein Uhr und es that einen Donnerſchlag, daß die Fenſter und Thüren aus den Angeln fuhren. Die drei Kerle, das Feuer und der Oelkeſſel verſchwanden in einem Augenblick, dagegen entzündeten ſich tauſend Lichter wie von ſelbſt in dem Saal, und war da eine Pracht, daß es nicht zu ſagen iſt. Draußen erſcholl eine fröhliche Muſik, die Thür flog auf und eine ganze Reihe von hohen Herren und Damen kam herein, zuletzt die Prinzeſſin und alle waren ſchneeſchloßenweiß und in Gold und Silber gekleidet. Sie aber flog auf den Wachtmeiſter zu, küßte ihn und ſchloß ihn in ihre Arme und rief: 'Sei willkommen, mein herzliebſter Erlöſer und Gemahl!' Und als ſie das geſagt hatte, ſteckte ſie ihm ihren goldnen Ring an den

Finger und hing ihm ihre goldne Kette um den Hals; da neigten ſich die hohen Herren und Damen dreimal vor ihm und Alles war Jubel und Freude.

Sprach die Prinzeſſin: 'Jetzt bleibt uns nur noch eins übrig, wir müſſen aus dem Schloß und in meines Vaters Königreich. Wir dürfen aber nicht zuſammen herausgehen, auch mußt du es in deiner alten Kleidung verlaſſen. Reite voraus, ich folge dir mit meinem Hofgeſinde nach, aber laß dich durch nichts aufhalten und laß Niemand dich mit Händen berühren, es würde uns Beiden großen Kummer bringen.' 'Hab ich bis jetzt Alles fertig gebracht, dann kann ich es auch ferner' ſprach der Wachtmeiſter, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt weg. Als er über die Brücke kam, ſah er am Waldende ein kleines Haus und unter der Thür ſaß ein altes Weibchen, welches ſpann. Es bot ihm die Zeit und ſprach: 'Ei ihr ſeit mir ein feiner Herr, daß ihr alſo euren Zopf hängen laſſet und nicht aufſteckt, wie es einem ordentlichen Soldaten ziemt.' Damals trugen nämlich die Soldaten noch Zöpfe. Als der Wachtmeiſter an den ſeinen griff, da hing der in der That herab und er gab ſich vergebens alle Mühe, ihn wieder aufzuſtecken. Indem rollte es an der Brücke, als wenn viele Wagen kämen und das Weibchen ſprach: 'So eilt euch doch, da kommt die Prinzeſſin angefahren, was wird die von euch denken.' Er konnte aber mit dem Zopfe nicht fertig werden, ſprang vom Roſſe und bat das Weibchen, es möge ihm den Zopf aufſtecken. 'Von Herzen gern' ſprach es, ließ ſein Spinnrädchen ſtehn und ſchlich zu ihm. Kaum aber hatte es den Zopf berührt, da ſank er zu Boden und lag in einem feſten Zauberſchlaf. Gleich nachher kam die Prinzeſſin mit ihrem Hofſtaat angefahren. Ach wie war ſie ſo untröſtlich über ihr trauriges Schickſal, aber was war da zu machen? Sie ſchrieb auf ein Papier:

'Wenn du mich willſt wiederſehen,
Mußt du ins Königreich Tiefenthal gehen'

und gab es ihm in die Hand, ſteckte eine Wunſchbörſe, welche nie leer wurde in ſeinen Sack und fuhr weiter, denn hier war ihres Bleibens nicht mehr; weiter konnte ſie nichts für ihn thun.

Alſo lag der Wachtmeiſter Jahr und Tag in tiefem Schlafe bis die Zeit herum war; da erwachte er, fand das Papier in ſeiner Hand und erkannte nun wohl, wie er von dem alten Weibchen betrogen worden war. Er zog alsbald ſeinen Säbel, lief ins Häuschen und griff die böſe Hexe bei den Haaren, während er ſchrie: 'Willſt du mir jetzt den Weg nach dem Königreich Tiefenthal zeigen, oder ſoll ich dich in Fetzen hauen?' Da jammerte die Alte und verſprach ihm alles Mögliche, wenn er ſie nur gehen ließe, heimlich aber ſann ſie wiederum auf ſchlimmen Verrath. Nachdem er ſie losgelaſſen hatte, wies ſie ihm einen Weg, den ſolle er gehen, und er würde unfehlbar nach Tiefenthal gelangen. Der Wachtmeiſter machte ihr noch ein paarmal mit der flachen Klinge auf dem Rücken das Maaß, dann ſchwang er ſich zu Pferde und fort gings wie der Sturmwind.

Nach drei Tagen kam er in einen Wald; als er hindurch war, ſah er Abends von fern ein Licht. Er ritt darauf zu und kam an ein Haus, das ſah juſt wie ein Einſiedlerhäuschen aus.

Als er eintrat, ſaß da eine alte Frau, die bat er um Nachtherberge. 'Ach guter Freund,' ſprach ſie, 'wer euch zu mir geſchickt hat, der hat euch nicht wohl gewollt, denn meine Söhne ſind Menſchenfreſſer und ſie verſchonen Niemanden. Euch aber ſollen ſie nichts zu Leide thun, denn ihr habt ſchon genug ausgeſtanden, ich weiß Alles. Verſteckt euch nur vor der Hand, damit ſie nicht ſo auf euch losfallen können.' Das that der Wachtmeiſter und es war auch die höchſte Zeit. Denn kaum hatte er ſich in Sicherheit gebracht, da brauſte es in der Luft, als wenn ein gewaltiger Sturm käme, dann fuhr die Thür auf und der älteſte von den Söhnen ſtürmte herein.

'Menſchenfleiſch riech ich,
Menſchenfleiſch genieß ich!'

ſchrie er und tobte in der Kammer umher, aber die alte Frau packte ihn bei den Schultern und warf ihn auf eine Bank nieder, daß es krachte. 'Da ſetz dich hin und rühre dich nicht, denn du bekommſt ſchon ſatt' ſprach ſie. Indem rauſchte es abermals gewaltig, als wenn der Vogel Greif herangeflogen käme, die Thür fuhr auf und der zweite von den Söhnen ſtürzte herein, ſchnüffelte in der Kammer herum und ſchrie:

'Menſchenfleiſch riech ich,
Menſchenfleiſch genieß ich!'

Da packte die alte Frau ihn und ſetzte ihn unſanft neben den erſten auf die Bank nieder. 'Da bleibt ihr jetzt ſitzen, ihr dummen Schlingel,' ſprach ſie, 'und hört was ich euch ſage.' Anfangs brummten ſie wohl noch, aber da hob die Alte ihren Finger und ſie wurden mäuschenſtill. Dann holte ſie den Wachtmeiſter aus ſeinem Verſteck hervor. Als der Aelteſte von den Söhnen ihn ſah, rief er: ‘Mutter, was iſt das für ein fremdes Thier?’ ‘Das iſt ein Wachtmeiſter, mein Sohn,’ ſprach die Frau ‘und ihr ſollt ihn in das Königreich Tiefenthal tragen.’ Da brummten ſie wieder, ſprachen, das wäre gar zu weit und er wäre ihnen zu ſchwer, aber die Alte gab ihnen gute Worte, erzählte ihnen ſeine Geſchichte und plauderte ihnen ſo viel vor, daß ſie endlich verſprachen, ihn mit ſeinem Pferde nach Tiefenthal zu tragen; der jüngſte wollte ihn nehmen und der Aelteſte, welcher auch der ſtärkſte war, das Pferd. Der Wachtmeiſter dankte ihnen und der Frau hunderttauſendmal. Nachdem ſie nun alle gegeſſen und getrunken hatten kam es wie ein tiefer Schlaf über ihn und als er wieder erwachte, lag er neben ſeinem Pferd im hohen Gras und vor ihm glänzte und leuchtete eine ſtolze Stadt mit hundert Thürmen. Er ſtieg zu Roß, ritt auf die Stadt zu und fragte die Leute, wie die Stadt heiße? Das ſei die Hauptſtadt vom Königreich Tiefenthal, ſagten ſie. Fröhlichen Muthes trabte er hinein und nahm noch am ſelben Tage Dienſt unter den Soldaten als Rekrut. Als es am folgenden Morgen ans Exerciren ging, hei da verſtand er das viel beſſer als die Corporale und Feldwebel, ſo daß der König ihn ſogleich zum Hauptmann machte. Die Mannſchaft, welche er kommandirte, ſah aber ſchlecht aus, ſie hatte Monturen aller Art und dazu noch zerriſſene. Das konnte er nicht ſehen und ließ ſie ſofort neu auskleiden und die alten Kleider den Armen geben. Was der König für Augen machte, als bei der Revue der neue Hauptmann [illegible] ward. Er konnte ſeine eignen Soldaten nicht mehr [illegible] und [illegible]; er war ſo entzückt darüber, daß er den Hauptmann mit an ſeiner Tafel ſpeiſen ließ und drei Tage drauf ihn zum General der ganzen Cavallerie ernannte. Jetzt wurde die Wunſchbörſe noch ärger angezapft; alle Pferde vom ganzen Regiment wurden verkauft und neue ſtattliche Thiere dafür angeſchafft. Hundert Schneider mußten herbei und Tag und Nacht nähen, bis das ganze Regiment neu ausgekleidet war. Dadurch kam der General ſo in Gnade bei dem König, daß dieſer ihm ein Stück Land gerade neben dem Schloß ſchenkte und ihm erlaubte, ſich daſelbſt ein Schloß zu bauen.

Nun ſetzt ſich mein General hin und macht ſelbſt den Plan von dem Schloß, und macht ihn grade ſo, wie das Schloß geweſen war, worin er die Prinzeſſin erlöſt hatte. Dann ließ er, als Alles fertig daſtand, ein Dutzend Maler kommen, die mußten das Schloß grade ſo malen, wie er es ihnen ſagte und zeigte, denn er hatte die Abzeichnungen der Zimmer aus dem verwünſchten Schloß mitgebracht. Endlich wurden Diener angeſchafft und ſo gekleidet, wie die Diener der Prinzeſſin am Tage ihrer Erlöſung gekleidet geweſen waren. Ach da war ihm nichts genug und das Geld flog nur ſo weg. Eben war ſein Schloß fertig, da kam eine Staffette an den König, die meldete, in Zeit von zwei Tagen würde die Prinzeſſin anlangen und gab einen Brief ab, worin ſtand, ſie ſei von einem Wachtmeiſter erlöſt worden, und ihr Erlöſer liege im Zauberſchlaf vor dem verwünſchten Schloß. Der gleich ließ der König den General kommen und erzählte ihm Alles. befahl ihm auch, an der Spitze des Heeres der Prinzeſſin entgegen zu ziehen und ſie feierlich zu empfangen. Der General ſagte blos: 'Ewer Majeſtät befehlen' und ließ ſich gar nichts merken.

An dem beſtimmten Tage holte er die Prinzeſſin an der Grenze ab und führte ſie unter großem Jubel des Volkes in die Hauptſtadt. Sie erkannte ihn nicht; wie hätte ſie auch drauf kommen ſollen, daß der von Geld und Ordenszeichen ſtrotzende General ihr Erlöſer ſei, von dem ſie nicht anders wußte, als daß er noch am Wall des Schloſſes im Zauberſchlaf liege. Als ſie aber an ihres Vaters Schloß kam und das des Generals daneben neu erbaut ſah, da erſtaunte ſie nicht wenig und ihre erſte Frage bei Tiſche war an ihren Vater, wem doch das prächtige, ſtolze Schloß gehöre? 'Das gehört unſerm General' ſagte der König und konnte ihr nicht genug von ihm erzählen. 'Ei das Schloß muß ich ſehen' ſprach ſie und nach Tiſche führte der König ſie dahin. Als ihr die Diener entgegen kamen, ſprach ſie: 'Vater das wundert mich.' 'Was, mein Kind?' 'Ei die Bedienten, die hat der General nicht nach ſeinem Kopf alſo gekleidet.' Als ſie in das erſte Zimmer trat, rief ſie: 'Vater das erſtaunt mich!' 'Was, mein Kind?' 'Ei das Zimmer, das hat der General nicht nach ſeinem Kopf alſo gemalt.' Als ſie in das zweite Zimmer kam, ſprach ſie gar nichts mehr, in dem dritten wurde ſie todtenblaß und im vierten wäre ſie in Ohnmacht gefallen, wenn der General nicht in ſeiner Wachtmeiſters-Uniform herbeigeſprungen wäre und ſie gehalten hätte. 'Was iſt das, mein Kind?' rief der König erſtaunt. Sie aber ſprach: 'Das iſt mein Erlöſer und euer General' und da mußte er ihren Ring und ihre Kette zeigen. Jetzt war des Jubels kein Ende und eine ſolche Hochzeit wie die war, iſt im ganzen Odenwald noch nie gehalten worden.

Von den achtzehen Soldaten.

Achtzehen Soldaten, nämlich ein Feldwebel, ein Sergeant, ein Corporal, ein Tambour und vierzehen Gemeine waren zuſammen auf einer einſamen Wacht.

Weil nun der Dienſt ſehr hart und das Traktement ſchlecht war, ſo that ſich die ganze Wachtmannſchaft zuſammen und beſchloß, zu deſertiren, nur der Feldwebel, der ein alter Soldat war und zwei Feldzüge mitgemacht hatte, wollte Nichts von der Sache wiſſen.

Da er's nicht anders wollte, ſo banden ſie ihm Hände und Füße zuſammen, auf daß er nicht in Verantwortung und Strafe käme, legten ihn unter die Pritſche und gingen alle Siebenzehen mit Sack und Pack davon. Sie waren aber kaum ein paar hundert Schritt weit gegangen, ſo fiel dem Corporal ein, daß er ſeine Pfeife auf dem Tiſch hatte liegen laſſen, und er ging zurück, um ſie zu holen. Unterdeſſen hatte ſich der Feldwebel unter der Pritſche die Sache noch ein Mal überlegt und weil er dachte, er könnte doch vielleicht in harte Strafe kommen, ſo ward er anderen Sinnes und reute es ihn, daß er nicht mitgegangen war. Als nun der Corporal wieder hereintrat ſprach er: 'Bind mich los, Kamerad, es liegt ſich unter der Pritſche noch ſchlechter, als oben darauf' und als er los war, ſchloß er die Wachtſtube zu, ſteckte den Schlüſſel ein und deſertirte mit.

Eine ſchöne Zeit waren ſie zuſammen umher gezogen, — das Geld war alle, aber der Hunger und Durſt noch nicht und ſie dachten Mittags zuweilen an den großen Fleiſchkeſſel in der Kaſerne — da kamen ſie einmal an ein einſames Waldwirthshaus. Sie gingen hinein, der Feldwebel [illegible] mit dem Schlüſſel und ein paar Kamaſchenknöpfen im Sack, und ſie ließen ſich einſchenken und auftragen was in der Küche und im Keller war.

Als es darnach ans Bezahlen ging, griff der Feldwebel in den Sack, als wenn er ein Paar von ſeinen Kronenthalern wollte ſpringen laſſen, aber 'das kann nicht ſein, Herr Feldwebel!' rief der Sergeant, 'an mir iſt das Bezahlen!' und griff dabei in ſeinen Hoſenſack; der Feldwebel aber ging einſtweilen hinaus. 'Halt ein, Herr Sergeant!' rief jetzt der Corporal 'wollt Ihr immer die Zeche bezahlen?' dabei fuhr er eilig in die Taſche, der Sergeant aber ging einſtweilen hinaus. Da ſprach der [illegible] 'an mir iſt heute die Reihe, ſoll ich mich [illegible] laſſen?' — und der Corporal folgte den Andern. Von dem Tambour wollte ſich aber der älteſte Gemeine nicht lumpen laſſen und ſo immer fort Keiner von dem Andern, bis herunter zu dem jüngſten Soldaten, der noch ein Rekrut war. Der aber ſprach, er wollte die Anderen noch ein Mal alle hereinrufen, damit man genau nachrechnen könnte, was jeder gegeſſen und getrunken, — fort war er und lief den anderen Siebenzehen nach.

Der Wirth hätte ſchwarz und blau vor Aerger werden mögen, als er ſich ſo gepreßt ſah, doch weil er ein böſer heimtückiſcher Mann war, machte er das Fenſter auf und rief ſeinen Gäſten mit freundlicher Stimme nach: 'was lauft ihr alſo, ihr braven Burſche? Kommt zurück, euer Spaß gefällt mir alſo wohl, daß ich euch noch eine Zehrung mit auf den Weg geben will!' —

Als ſie nun wiederkamen, gab er noch einem Jeden einen halben Gulden, und ſie ſollten doch den Weg rechter Hand einſchlagen und dann das zweite Pfädchen links gehen, ſo würden ſie an einen Berg mit einer offnen Thür kommen, wenn ſie dahineingingen, ſo möchten ſie glücklich werden für all ihr Lebtag!

Das leuchtete den Soldaten ein, ſie dankten für die Zehrung und den guten Rath, verſprachen auch, nicht wiederzukommen und machten ſich ſpornſtreichs auf den Weg nach dem Berge; der Wirth aber freute ſich, daß ihm ſein ſchlimmer Anſchlag ſo wohl gelungen war, denn in den Berg hinein war ſchon gar Mancher gegangen, aber Keiner wieder heraus.

Die Achtzehen gingen den Weg rechter Hand und an dem großen Baum das zweite Pfädchen links und dann durch die offne Thür in den Berg hinein. Dadrinnen war es ganz hell, wie drauſſen auch, und eine ſchöne breite Straße führte immer weiter hinein. Da ſie ein gutes Stück darauf fortmarſchirt waren, kamen ſie vor eine aufgezogene Zugbrücke; die ließ ſich aber von ſelber vor ihnen herab, daß ſie darüber gehen konnten. Nun waren ſie in einem großen Hof. Sie wanderten wieder eine Zeitlang weiter, dann kamen ſie an eine zweite Zugbrücke, die ſich niederließ wie die erſte und über welche ſie in einen andern Hof gelangten. Ebenſo ging es noch ein Mal über eine dritte Brücke und in einen dritten Hof, — da ſtand aber mitten darin ein wunderſchönes Schloß.

'Rangirt euch!' commandirte der Feldwebel, ließ die Mannſchaft in Reihe und Glied herantreten und die Unteroffiziere auf die Flügel; 'Geſchwindſchritt Marſch!' hieß es dann, der Tambour ſchlug ein, und die Achtzehen marſchirten zum Schloßthor hinein, und als ſie darinnen waren erklärten ſie das Schloß für erobert. Sie hatten freilich gut erobern, denn es war ringsum nichts Lebendiges zu ſehen und zu hören; wohl aber fanden ſie einen großen Saal, wo für achtzehen Mann gedeckt und aufgetragen war, was ihnen gar wohl gefiel. Neben dem Saale waren achtzehen ſchöne Schlafkämmerchen, eines wie das andere, ein jedes mit einem prächtigen ſeidenen Bett, und das gefiel ihnen auch.

Nun ſetzten ſie ſich ohne weiteres zu Tiſch, damit es nicht kalt werden ſollte und lebten hoch in Freuden bis in die Nacht hinein; dann krochen ſie in die weichen ſeidenen Betten und ſchliefen wie die Grafen. Der Feldwebel war der Erſte, der des andern Morgens wieder aufwachte. Er wollte ſich anziehen und den Tambour wecken, daß er Reveille ſchlüge, doch ſeine Montur war fort und nirgends mehr zu ſehen. Er hing ſich das Bettuch um und rief ſeinen Kameraden — da kamen ſie auch heraus, Einer nach dem Andern, aber Einer wie der Andere im Bettuch gleich dem Feldwebel, denn ihre Kleider waren auch verſchwunden, als wären ſie niemals dageweſen. Als ſie ſich im Saale umſchauten, ſahen ſie mitten auf dem Tiſch zwei große Kiſten ſtehen; ſie machten den Deckel auf, da fanden ſie in dem einen Kaſten eine Feldwebelsmontur, eine Sergeanten-, eine Corporals- und eine Tambours-Montur und vierzehen Stück gemeine Soldatenmonturen. Alles war funkelnagelneu, als wenn es eben vom Schneider käme, und paßte wie angegoſſen. —

Zu den anderen Kiſten waren ſiebenzehen prächtige neue Gewehre, Säbel und Patrontaſchen und eine nagelneue Trommel für den Tambour! Das war eine Herrlichkeit!

Als die erſte Freude vorüber war, ſagte der Feldwebel, weil ſie jetzt wieder das Anſehen von ordentlichen Soldaten hätten, ſo wollten ſie auch ihren Dienſt thun wie es ſich gehöre.

Darauf führte er einen Theil der Mannſchaft in die Wachtſtube am Schloßthor, theilte ſie zum Schildwachſtehen in drei Nummern ab und von nun an mußten ſie ordentlich auf Poſten ziehen und alle zwei Stunden ablöſen wie es ſich gehörte.

Als ſie es ſchon eine Zeit lang ſo getrieben hatten, da kam eines Tages eine prächtige ſechsſpännige Kutſche angefahren und hielt vor dem Schloßthor. Ein Bedienter in einem goldnen Rock machte den Schlag auf und eine wunderſchöne Dame ſtieg heraus. Sie ließ ſich von der Schildwache den Feldwebel herausrufen, ging mit ihm hinauf in ſeine Schlafkammer und ſprach zu ihm: 'Ich bin eine verwünſchte Prinzeſſin, du aber ſollſt mich erlöſen und mein Bräutigam ſein. Von Morgen an wird jeden Tag eine andere Prinzeſſin kommen, die erſte zum Sergeanten, die zweite zum Corporal und ſo immer fort, bis ein Jeder von euch die Seinige geſehen und mit ihr geſprochen hat. Alſo muß es geſchehen, damit ihr uns erlöſen könnt.'

Das und noch Anderes redete ſie mit dem Feldwebel, ehe ſie von dannen fuhr und wie ſie geſagt, ſo kam es.

Die zweite Prinzeß kam des andern Tages, ging auch zum Sergeanten hinauf in die Kammer und beredete ſich ebenſo mit ihm und ſo ging es immer weiter, jeden Tag kam eine andere und Eine immer noch ſchöner als die andere. Dem jüngſten Soldaten blieb aber die Seinige gar zu lange aus, und als er dachte, wer weiß wann die Reihe an mich kommt, ſo entſchloß er ſich kurz und deſertirte.

Als er aber wieder an die erſte Brücke kam, ſo ſtand da der Teufel und frug ihn: 'wohinaus?' 'Aus dem Berg hinaus!' ſprach der Soldat, da faßte ihn der Teufel und drehte ihm das Genick ab.

Als die anderen Soldaten ihren Kameraden vermißten, ſchickte der Feldwebel eine Patrouille aus, um ihn zu ſuchen. Bald fanden ſie ihn denn auch todt am Wege liegen; er hatte ſeine alten zerriſſenen Kleider wieder an, die er mitgebracht und regte kein Glied mehr. Aber noch deſſelbigen Tages kam die älteſte Prinzeſſin wieder gefahren, ging mit ihrem Feldwebel hinauf und ſprach zu ihm: 'Daß euer Kamerad deſertirt iſt, das hat die ganze Erlöſung verdorben; entweder müßt ihr jetzt wieder einen achtzehnten Mann herbeiſchaffen, daß Alles von Neuem beginnen kann, oder ihr ſeid des Todes alle Siebenzehn.' So ſprach ſie und fuhr wieder weg. Nun hieß der Feldwebel die ganze Mannſchaft zu ſich, hielt einen Rath mit ihnen, was ſie thun ſollten, und ſie wurden einig, daß der Corporal mit zwei Gemeinen auf Werbung ausziehen müſſe nach dem achtzehnten Mann. Als nun die Drei an die erſte Brücke kamen, ſtand der Teufel davor und frug: 'wohinaus?' 'Auf Werbung' ſprach der Corporal. 'Paſſirt!' rief der Teufel und ließ ſie hinaus. So gelangten ſie ungehindert über die drei Brücken bis vor den Berg, gingen dieſelben Wege, die ſie früher hergekommen wieder zurück, fanden bald auch das Waldwirthshäuslein von damals wieder. Sie ſetzten ſich an den Tiſch zu dem Wirth, der ſie in den Berg hineingeſchickt hatte; weil ſie aber ſo ſauber und ordentlich ausſahen, erkannte er ſie nicht mehr und ſie thaten als ob ſie ihn auch nicht kennten. Es dauerte nicht lange, ſo kam ein armer Handwerksburſch herein, ſetzte ſich ganz traurig an einen anderen Tiſch und ließ ſich ein Stück trocken Brod geben und ein Glas Waſſer dazu. Da riefen ihn die drei Soldaten zu ſich, gaben ihm Wein zu trinken und Braten zu eſſen. Da er nun ſatt war und guter Dinge wurde, fragten ſie ihn: ob er nicht für ein gutes Handgeld ſich wolle anwerben laſſen? Das gefiel dem Handwerksburſchen ſchlecht, deßhalb antwortete er im Spott, wenn ſie ihm hundert Gulden Handgeld geben wollten, ſo wär' er's zufrieden. Der Corporal aber, der ſich aus der Schatzkammer des verwünſchten Schloſſes einen ganzen Torniſter voll Geld mitgebracht hatte, zählte ihm auf der Stelle zweihundert Dukaten auf den Tiſch und die Sache war abgemacht. Sie machten ſich nun auf den Heimweg, der Teufel ließ ſie ungehindert einpaſſiren und im Schloß gab es eine große Freude, als ſie mit den Dukaten ankamen.

Als ſie aber aus dem Wirthshaus weg waren, ſprach zum Wirth die Wirthin: 'Du bleibſt doch ein Eſel all dein Lebtag, ſonſt hätteſt du gemerkt, daß der Corporal und die zwei Soldaten ſchon ein Mal bei uns waren, unter den achtzehn lumpigen Kerlen, die dich ſo ſchmählich angeführt haben. Und zum Lohn dafür haſt du ſie glücklich gemacht für all dein Lebtag!' Wie ſie das meine? frug der Wirth. 'Ei du Schafskopf,' ſprach ſie, 'haſt du denn das viele Gold nicht geſehen? Das haben ſie nirgends anders geholt, als in dem Berg, in den du ſie geſchickt haſt, daß ſie nicht wiederkommen ſollten. Jetzt aber will ich auch keine Bettlerin mehr bleiben. Auf der Stelle packſt du den Sack da auf und kommſt mir nicht wieder, ohne daß er voll Dukaten iſt!'

Einreden half dem Wirth nicht, er mußte ohne Zaudern hinaus in den Wald, den Weg rechter Hand, das zweite Pfädchen links und hinein in den verzauberten Berg. Wer aber auf der erſten Brücke ſtand war Niemand Anderes als der Teufel, der frug ihn: 'wohinaus mit deinem Sack?' 'Geld holen für meine Frau!' ſprach der Wirth, da erwiſchte ihn der Teufel am Camiſol und brach ihm das Genick ab. Das hatte er nun davon. Die Wirthin daheim konnte es aber nicht aushalten vor Erwartung und Ungeduld nach dem ſchönen Geld; ſie dachte, es möchte ihm zu ſchwer werden unterwegs, ſie könnte ihm ja entgegen laufen und es ihm abnehmen. Sie kam bis vor den Berg und wartete dort noch eine Zeitlang vor der Thür, doch als der Wirth immer noch nicht erſchien, dachte ſie: er hat zu ſchwer geladen und kann es nicht allein auf die Achſel heben, du willſt hineingehen und ihm helfen! Alſo ging ſie hinein und kam zu der erſten Brücke, wo der Teufel ſtand und auf ſie wartete. 'Wohinaus, liebe Frau?' frug er. 'Zu meinem Mann!' 'Da kann ſie hinkommen liebe Frau' ſprach der Teufel, griff ſie bei den Haaren, drehte ihr den Hals ab und warf ſie hinab zu ihrem Manne. Jetzt waren ſie beiſammen. —

Den achtzehen Soldaten ging es beſſer. Da die Zahl durch den Rekruten voll geworden war, ſo kamen die Prinzeſſinnen wieder angefahren, immer Eine nach der Andern, jede zu ihrem Liebſten und Alle, bis zum Achtzehenten hielten es diesmal richtig aus. Als die letzte Prinzeſſin dageweſen war, da kamen ſie des anderen Abends alle Achtzehen auf ein Mal, die Aelteſte aber ſprach: 'Heute Nacht müßt ihr die Erlöſung zu Ende bringen; eine Jede von uns legt ſich zu ihrem Bräutigam, aber ruhig und ſtille muß ein Jeder bei ſeiner Prinzeſſin liegen und Keiner reden oder ſich rühren, bis es Reveille ſchlägt.' So geſchah's. Sie legten ſich Alle Sechs und dreißig zuſammen und Alle hielten tapfer aus, nur der Tambour hätte beinahe Alles verdorben. Denn gegen Morgen fiel es ihm plötzlich brühheiß ein: holla! wer kann denn die Reveille ſchlagen wenn ich bei der Prinzeſſin liege? Als er gerade herausſpringen wollte, da begann es auf einmal Reveille zu ſchlagen, aber was für eine Reveille! So hatte der Tambour noch keine gehört! Es war gerade als ob zehn mal hunderttauſend Tamboure im Schloßhof ſtünden und ſchlügen! Jetzt war Alles Liebes und Gutes. Die älteſte Prinzeſſin blieb mit dem Feldwebel in dem Schloß wohnen, das nun erlöſt war, die anderen fuhren mit ihren Männern fort, die eine dahin, die andere dorthin, wo eine jede ihr Königreich hatte. Die Brücke war jetzt gut paſſiren, denn der Teufel hatte nun andere Sachen zu thun, als dort Schildwacht zu ſtehen.

Das goldne Königreich.

Ein reicher Herr hatte einen einzigen Sohn. Als dieſer zwanzig Jahre alt war, ſprach er: ‘Vater, ich will reiſen und die Welt ſehn.’ Der Alte war damit zufrieden, gab ihm einen Wagen und Pferde, einen Bedienten, viel Geld und noch mehr gute Lehren und der Jüngling zog dahin.

Eines Abends kamen ſie in einen großen Wald und weil es dunkel war geriethen ſie vom Wege ab und gelangten zu einem kleinen Hauſe. Der Jüngling trat hinein und da ſaß eine Frau beim Feuer und kochte ſich ihr Abendbrod. ‘Kann ich bei euch übernachten?’ frug er. ‘Ei mit Freuden,’ ſprach die Frau, ‘ſetzet euch hin und thut als ob ihr zu Hauſe wäret.’ Das war dem Jüngling gerade recht, er aß und trank nach Herzensluſt, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts in den Magen bekommen, und ſchlief wie ein Prinz bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Er ſprang empor und ſchaute durch das Fenſter in den ſchönen grünen Wald; da liefen Hirſche und Rehe und Haſen in ganzen Heerden herum und wilde Vögel aller Arten flogen von Baum zu Baum; dazu ſangen die Lerchen und Finken und Nachtigallen, daß es ihm ſo wohl ward wie ihm nie geweſen war und er beſchloß, den ſchönen Wald nicht ſo bald zu verlaſſen.

Beim Frühſtück frug der Jüngling die Frau, wem der Wald gehöre? ‘Der Wald gehört mein,’ ſprach ſie. Da frug er weiter ob er wohl darin jagen dürfe, denn die Jagd ſei ſeine größte Luſt und Freude. ‘Das mögt ihr, ſoviel euch beliebt, doch ich rathe euch, thut es nicht,’ erwiderte die Frau. Er ſchlug den Rath aber in den Wind, denn er ſah keinen Grund dazu, ergriff eine Büchſe und ſprang fröhlich in den Wald hinein. Da rief die Frau ſeinen Diener und ſprach: ‘Geh und folge deinem Herrn ſchnell, ſo lieb dir ſein Leben iſt. Wenn ihr auf den freien Waldplatz kommt, dann ſpringen drei weiße Hirſche vor euch her, doch darf dein Herr keinen ſchießen, übrigens mag er tödten, was ihm vor den Lauf kommt. Du darfſt deinem Herrn aber nicht ſagen, daß ich dir dieß verrathen habe, ſonſt iſt es um dich geſchehen.’ Der Diener dankte der Frau vom Herzen für ihren Rath, denn er liebte ſeinen Herrn über alles.

Kaum waren Beide einige hundert Schritte im Walde fortgegangen, da wurde es lichter und immer lichter und ſie kamen auf eine große Wieſe, da ſprang ein Bächlein luſtig über weiße Kieſel und die Vögel ſangen, daß dem Jüngling das Herz im Leibe hüpfte. Da raſchelte es plötzlich im Gebüſch und drei prächtige ſchneeweiße Hirſche mit ſtolzem Geweih ſprangen heraus und liefen quer über die Wieſe hin. Der Jüngling legte an, aber ehe der Schuß noch fiel, ſchlug der treue Diener ihm die Flinte in die Höhe, ſo daß die Kugel in einen Baum fuhr und die Hirſche unverſehrt davonſprangen. Der Jüngling fuhr den Diener hart an, warum er das gethan habe, doch dieſer entſchuldigte ſich und ſprach, eine

Biene habe ihn in die Hand geſtochen und darüber ſei er aufgefahren.

Sie gingen weiter und der Jüngling ſchoß noch allerlei Wild, aber die Freude war ihm verdorben, denn die drei weißen Hirſche wollten ihm nicht aus dem Kopfe. In dem Waldhäuschen nahm die Frau den Diener bei Seite und lobte ihn, er habe ſeinem Herrn das Leben gerettet. Sie trug in ihrer Freude die köſtlichſten Speiſen aller Art auf, ſchenkte Wein aus aller Herren Ländern ein und dem Jüngling gefiel es immer beſſer bei ihr.

Am andern Morgen griff er wieder zur Flinte und ging in den Wald. Da ſprach die Frau zu dem Diener: 'Geh und folge ſchnell deinem Herrn; wenn ihr auf den freien Waldplatz kommt, dann ſpringen drei braune Hirſche daher, aber verhüte, daß dein Herr ſie ſchießt, ſo lieb dir ſein Leben iſt, und verrathe nicht, daß ich dir dieß geſagt habe, ſonſt iſt es um dich geſchehn.' Der Jüngling ging ganz denſelben Weg, wie Tags vorher, wie ſehr auch der Diener ſuchte, ihn anderswohin zu führen. Bald kamen ſie auf die ſchöne Waldwieſe mit dem muntern Bächlein und all den tauſend Vögeln. Da raſchelte es wieder im Gebüſch und drei braune Hirſche mit prächtigem ſtolzem Geweih ſetzten quer über die Wieſe hin. Der Jüngling ſchlug an, aber zugleich gab der Diener ihm einen Stoß, daß die Kugel in die Luft pfiff. Da fuhr der Jüngling zornig auf und rief: 'Wenn du dieß noch einmal wagſt, dann ſchieße ich dich nieder;' und was der treue Diener auch ſagen und wie er ſich auch entſchuldigen mochte, Alles half nichts, ſein Herr blieb dabei. Er konnte nicht verſchmerzen, daß die drei Hirſche ihm durchgegangen waren, denn ſchönere hatte er ſein Leben lang nicht geſehn.

Die Frau in dem Waldhäuschen trug heute noch viel köſtlicheres Eſſen auf als am Tage vorher und die guten Weine aller Art ſtanden die Hülle und Fülle auf dem Tiſche. Dem Diener aber ſprach ſie heimlich, er habe ſeine Sache gut gemacht und ſein Herr gehe einem großen Glück entgegen.

Als der Jüngling am folgenden Morgen wieder in den Wald ſprang, ſprach die Frau zu dem Diener: ‘Gehe und folge deinem Herrn und laß ihn nur nicht ſchießen, wenn er heute drei ſchwarze Hirſche auf dem Waldplatz ſieht; heute iſt der gefährlichſte Tag und ſein Leben hängt daran; verrathe mich aber nicht, ſo dir dein Leben lieb iſt.’ Der Diener verſprach ihr es willig und eilte ſeinem Herrn nach. Aber heute war es ihm ſo traurig zu Muthe, er wußte ſelbſt nicht wie und warum; der Wald ſchien ihm nicht mehr ſo ſchön und die Vöglein nicht mehr ſo luſtig und das Bächlein nicht mehr ſo munter. Er verſuchte wohl ſeinen Herrn einen andern Weg zu führen, aber der Jüngling wollte nicht, er hatte die drei Hirſche im Kopf und drohte dem treuen Diener: ‘Heute rathe ich dir aber gut, ſtöre mich nicht, ſonſt geht es dir ſchlimm.’ Alſo kamen ſie an die Waldwieſe und kaum ſtanden ſie da, da brachen drei ſchwarze Hirſche mit mächtigem Geweih aus den Büſchen und ſprangen quer über die Wieſe daher. Der Jüngling ſchlug an, da gab ihm der treue Diener einen Stoß, die Kugel ſauſte in den Wald und die drei Hirſche entſprangen. ‘Das ſollſt du mir büßen,’ ſchrie der Jüngling und lud von

Neuem. Wie ſehr der treue Diener auch jammerte und um ſein Leben bat, Alles half nichts, der Jüngling ſchoß ihn in ſeinem Zorne nieder.

Als die blaſſe Leiche aber ſo vor ihm lag, da verrauchte der Zorn bald und die Reue kam. Vergebens rief er den treuen Diener mit hundert ſchönen Namen, er weinte und rang die Hände, er war todt und blieb todt. Da ſtürzte er wild und wie ein wahnſinniger Mann durch den Wald zurück zu dem Waldhäuschen, doch es war öd und einſam, die freundliche Frau war verſchwunden. Er ſattelte im Stall eins ſeiner Pferde, ſprang darauf und ritt verzweiflungsvoll weg, wohin, das wußte er ſelber nicht.

Alſo war er in tiefſter Betrübniß Stunde an Stunde dahingeſprengt auf wilden Waldwegen. Die Sonne ſtand im Mittag und ſie ging zur Rüſte und der Wald wurde immer dichter; weder Dorf noch Haus war zu ſehen, Hunger und noch mehr Durſt quälten ihn. Die ganze Nacht ritt er fort bis an den Wipfeln der Baume der Schein des Morgenroths wiederſtrahlte, da öffnete ſich der Wald und er kam auf eine große Wieſe, darauf ſprang eine klare friſche Quelle. Er bückte ſich zu ihr, um ſeinen brennenden Gaumen zu letzen und trank lange Züge. Als er ſich aber wieder erhob, da ſiehe ſtanden drei wunderſchöne Jungfrauen vor ihm.

Er zog ſeinen Hut zum Gruße ab, doch ſie ſchauten ihn finſter und zornig an und ſprachen: ‚Du haſt in deinem böſen Zorne dein Glück verſcherzt und unſere Erlöſung auf lange Zeit verſchoben. Jetzt wareſt du im goldnen Königreich, wenn du gutem Rathe und freundlichen Bitten gefolgt hätteſt, nun aber mußt du noch lange wandern und viel kämpfen, bis du dahin kommen kannſt.' Da ſtürzte der Jüngling vor ihnen auf die Kniee und rief voll Reue: 'Ich will gern Alles dulden und ertragen, wenn ich nur meine That wieder gut machen kann, ſaget mir nur was ich thun ſoll.' 'Das iſt uns nicht gegeben,' ſprachen die Jungfrauen, doch wollen wir dir beiſtehen, ſo viel uns erlaubt iſt.'

Da gab die Aelteſte ihm ein Schwert, dem konnte nichts widerſtehen und wer von ihm getroffen wurde, der fiel todt zu Boden. Die zweite gab ihm eine Taſche, die blieb immer mit blanken Goldſtücken gefüllt, wie viel man auch herausnehmen mochte. Die Jungfrau aber, welche die Schönſte war und zu der er ſogleich in Liebe entbrannte, gab ihm einen goldenen Ring, daß er ihrer nicht vergeſſe. Dann verſchwanden ſie.

Jetzt fiel dem Jüngling wie ein Stein vom Herzen, er faßte ſich einen friſchen Muth und dachte an weiter nichts, als an das goldne Königreich und die drei Jungfrauen, beſonders an die Jüngſte. Er ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt ruhigeren Sinnes in den Wald hinein. Noch war er keine hundert Schritte weit, als er ein ſchreckliches Ziſchen und jämmerliches Brüllen in dem Gebüſch hörte. Er ſprang darauf zu und da war es ein ſcheußlicher Lindwurm, der ſeinen langen Schweif um einen Löwen geſchlagen hatte und ihm ſein Gift entgegenſpie. Kurz entſchloſſen faßte der Jüngling ſein Schwert und that einen ſchweren Schlag, ſo daß er dem Lindwurm den Schweif abſchlug und das abgehauene Stück fuhr mit ſolcher Gewalt in die Bäume hinein, daß es ganze Aeſte zerbrach. Mit einem zweiten Schlage traf er den Kopf des Drachen, ſo daß das Unthier hinſtürzte und die Zunge armslang aus dem Halſe ſtreckte. Der Löwe aber ſchüttelte ſich und ſprang vor Freuden, wie ein getreuer Hund zu ſeinem Befreier, drückte ſeinen zottigen Kopf an ihn und ſuchte ihm auf jede Art ſeinen Dank zu beweiſen, folgte ihm auch ſeit dem Augenblicke überall hin. Da wuchs dem Jüngling der Muth, denn nun erkannte er die Kraft ſeines Schwertes und er ritt heiter manche Woche lang ſeines Weges fort bis er endlich an das Waſſer Irrewellen kam, welches ſo groß und breit iſt, daß man ſein Ende gar nicht abſehen kann.

Da lag am Ufer ein Schiff vor Anker und nicht weit davon ſtand des Schiffers Haus. Der trat heraus, grüßte den Jüngling und bot ihm Speiſe und Trank. Das nahm der Jüngling dankbar an, denn er hatte ſeit vielen Tagen nur von Wurzeln und Kräutern gelebt. Dann frug er den Schiffer, ob er nicht wiſſe, wo das goldne Königreich liegt? Der Schiffer ſprach: 'Wenn ihr dahin wollt, dann ſeit ihr ſchlecht berathen; das liegt weit, weit jenſeits des Waſſers und der Rieſenländer und der Weg dahin iſt ſchwer und gefährlich, denn die Rieſen fordern von jedem, der durch ihr Land will, eine Hand oder einen Fuß als Zoll.' 'Ich fürchte mich nicht vor den Rieſen,' erwiederte der Jüngling, 'wenn ich nur in das goldne Königreich kommen kann.' 'Wenn ihr nicht anders wollt, dann fahre ich euch über,' ſprach der Schiffer. Der Jüngling trat mit ſeinem Pferde und dem Löwen in das Schiff, der Wind blies in die weißen Segel und es flog über die Wellen dahin. Bald aber verfinsterte sich der Himmel, der Sturm erhob sich und warf das Schiff auf und nieder, wie einen Spielball, so daß man jeden Augenblick meinte, es müſſe versinken, doch der Jüngling behielt seinen Muth und verzagte nicht. Nach einiger Zeit ließ der Sturm nach, es wurde wieder hell und heiter und das Schiff landete bei freundlichem Sonnenschein. Der Jüngling lohnte dem Fährmann reichlich, dankte ihm und stieg ans Land.

Noch ehe er sich recht umschauen konnte, hörte er einen entsetzlichen Lärm und sah drei Riesen, welche mit eisernen Stangen auf ihn zuliefen und schrieen, sie müßten seine rechte Hand zum Zoll haben. 'Gemach, gemach!' sprach der Jüngling, 'das hat nicht so große Eile' und er trat ihnen keck entgegen, schwang sein Schwert und schlug in einem Hui zweien den Kopf ab, den dritten zerriß sein Löwe und nahm ihn als Frühstück ein, aber nicht ganz, denn der Riese hatte handdickes Fell auf den Knochen und war wohl genährt. Dann sprang der Jüngling auf sein Pferd und ritt frohen Sinnes weiter durch Wald und Haide, Wiese und Weide, bis er wiederum an ein großes Waſſer kam. Am Strande stand ein Haus und vor dem Hause lag ein Schiff.

Der Schiffer trat aus dem Hause, als er den Tritt des Pferdes hörte, grüßte den Jüngling und bot ihm Obdach und Labsal in seinem Hause an. Der Jüngling nahm dieß dankbar an, denn er hatte seit seinem Kampfe mit den Riesen nichts mehr genoſſen. Nach dem Eſſen frug er den Schiffer, wie das Waſſer heiße und wo das goldne Königreich liege? 'Das Waſſer heißt Grausam,' ſprach der Schiffer, 'weil es alles verſchlingen möchte, was auf ihm ſchwimmt und ſchwebt. Aber wenn ihr in das goldne Königreich wollt, dann habt ihr ſchlimme Wege. Das liegt weit jenſeits des Waſſers und der Rieſenländer. Die Rieſen fordern aber von jedem, der durch ihr Land will, eine Hand oder einen Fuß und ihrer ſind viel, darum rathe ich euch, bleibt lieber hier.' 'Ich frage nichts nach den Rieſen und kämen ſie auch zu Dutzenden,' ſprach der Jüngling. 'Wie ihr wollt, ich fahre euch gern über.' Da ſtiegen ſie alle in das Schiff, der Fährmann zog die Segel auf und der Wind blies ſo günſtig, daß es eine Luſt war. Er blies aber mit der Zeit immer ſtärker und ſtärker, der Himmel verfinſterte ſich und ein ſchrecklicher Sturm mit heftigem Gewitter brach los. Das Waſſer wurde ſtets wilder, die Wellen packten ordentlich das Schiff wie mit weißen Fäuſten und warfen es herum, daß dem Fährmann Hören und Sehen verging. Aber da ſtellte ſich der Jüngling ans Steuerruder und ſtand feſt und aufrecht da und je wilder das Waſſer wurde, um ſo mehr Freude machte es ihm. Endlich legte ſich der Sturm, die Wellen wurden immer zahmer und kleiner und zuletzt waren ſie ganz ſtill und friedlich und das Schiff glitt nur ſo über ſie dahin. Am Lande ſtieg der Jüngling mit ſeinen Thieren aus und gab dem Schiffer überreichen Lohn. Da ſprangen ſechs plumpe Rieſen mit ſchweren Eiſenſtangen herbei, die ſchrieen ihm zu. er müſſe ihnen ſeine linke Hand als Zoll geben, wenn er durch ihr Land wolle. 'Sogleich ſollt ihr ſie haben' rief der Jüngling, hob ſein Schwert und hui ſagte es, da wußten vier von den Rieſen nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſtand; bis zum andern nahm der Rieſe zum Frühſtück und fraß als ob er in acht Tagen nichts mehr bekommen ſollte.

Immer weiter ging nun die Reiſe über Berg und Thal, bis ſie an ein drittes Waſſer kamen. Da lag ein mächtig großes Schiff vor Anker und am Strande ſtand des Schiffers Haus. Der trat heraus, grüßte den Jüngling und bot ihm Obdach und Labſal. Das ließ er ſich gefallen, denn in den Bergen und Thälern war er keinem Wirthshaus begegnet [illegible] Nachdem er ſich geſtärkt hatte, frug er den Schiffer, wie das Waſſer heiße und wie weit es bis zum goldnen Königreich ſei? 'Das Waſſer heißt das Allerſchlimmſte,' ſprach der Schiffer, 'und noch kein Schiff hat hinüber fahren können. Aber wenn man auch drüben wäre, dann hat man immer noch nichts gewonnen, denn da liegen neun Rieſen, die laſſen nicht mit ſich ſpaßen. Sie fordern von jedem die Füße als Zoll, der in das goldne Königreich will, und mit denen wird Niemand ſo leicht fertig.' 'Die Rieſen kümmern mich nicht, wenn ihr mich nur überfahren wollt.' 'Dazu iſt mir mein Schiff und mein Leben zu lieb' erwiederte der Schiffer, aber als der Jüngling anfing, aus der Börſe blanke Goldthaler auf den Tiſch zu zählen, wurde der Fährmann immer muthiger und als der Tiſch vollgezählt lag, ſprach er: 'Nun, ich will's wagen.'

Da ſtieg der Jüngling mit ſeinen Thieren in das Schiff, der Fährmann folgte und die Segel ſchwollen im friſchen Winde. Plötzlich aber brach der Sturm los. [illegible] wie ganz ſchwarz, die Wellen gingen thurmhoch und packten das Schiff, als ob ſie es zermalmen wollten. Dazu ziſchten die Blitze, ſo daß der Himmel wie ein Feuermeer ſchien, der Donner folgte ſich Schlag auf Schlag, kurz es war als ſolle die Welt untergehn. Der Schiffer jammerte und ſchrie, die Thiere wimmerten vor Angſt, nur der Jüngling war ruhig und kalt. Als der Schiffer zuletzt gar Alles verloren gab, als die Segel riſſen, der Maſt brach, und keine Rettung mehr möglich ſchien, da faßte er das Steuerruder und hielt an demſelben aus, bis die Wuth des Sturmes ſich legte, die wilden Waſſer ſich ebneten und die Sonne wieder hinter den Wolken hervortrat. Da lag das Rieſenland vor ihnen, der Jüngling beſchenkte den Fährmann noch einmal reichlich und machte ſich mit ſeinen Thieren auf den Weg.

Er war nicht weit gegangen, da kamen die neun Rieſen ſchon herangepoltert, ſchwenkten ihre dicken Eiſenſtangen über den Köpfen und ſchrieen alle durcheinander: ‘Deine Füße müſſen wir als Zoll haben! Her deine Füße! Deine Füße her!’ ‘Ei ſchreit nicht ſo toll, ich höre es ja ſchon,’ rief der Jüngling. ‘Wer will meine Füße haben?’ ‘Wir wollen ſie haben,’ ſchrieen die vier Erſten und wollten über ihn herfallen, aber hui ſagte das Schwert und da waren ſie alle vier mäuschenſtill. Dann lief er zu den fünf andern, die nicht ſo ſchnell gelaufen waren, hui pfiff das Schwert und da lagen wieder drei da, die zwei letzten nahm der Löwe zum Mittagsbrod und fraß, daß er nicht mehr von der Stelle konnte.

Voller Freude ſchaute der Jüngling um ſich und da lag in der Ferne eine wunderſchöne Stadt, die ſtrahlte und leuchtete in der Sonne wie reines Gold. Er hielt einen Augenblick an, dann ſpornte er ſein Roß und ſprengte auf die Stadt zu, aber je näher er kam um ſo weniger konnte er den Glanz aushalten. "Das muß das goldne Königreich ſein" ſprach er, "oder ich finde es nie," und er hatte Recht, denn es war die Hauptſtadt vom goldnen Königreich.

Als er hinein kam, ſuchte und fragte er zuerſt nach dem Königsſchloß; dann kehrte er in einem Wirthshaus ein, welches dem Schloſſe grade gegenüber lag. Da hörte er von dem Wirth, daß im Schloſſe drei ſchöne Prinzeſſinnen ſeien, ſie wären aber verwünſcht und könnten nur durch den Bräutigam der Jüngſten erlöſt werden; der wohne noch jenſeits der blau Meere und der Mohrenländer und es ſei eine große Frage, wann er komme. Der Jüngling frug weiter, wie der Bräutigam die Erlöſung vollbringe, das Schloß ſei ja immer geſchloſſen und man ſähe ihm nicht an, daß ein lebendes Weſen darin wohne. Da ſprach der Wirth, wenn der Bräutigam im rechten Wagen und mit den rechten Pferden zu dem Schloſſe fahre, dann werde es ſich öffnen, weiter wiſſe er nichts.

Nun wußte der Jüngling genug, denn es war klar, daß nur er der Bräutigam ſein konnte. Am folgenden Tage that die Börſe ihre Schuldigkeit, er kaufte einen ſchwarzen Wagen und ſechs ſchwarze Roſſe, nahm viele Diener an und kleidete alle ſchwarz; alſo fuhr er auf das Schloß zu. Als der Wagen in die Nähe des Thores kam, ſprang es auf und er kam ſo in den großen

Schloßhof. Der war aber öde und einſam und alle Thüren und Fenſter geſperrt; nur dem Thor gegenüber war ein zweites Thor, das war auch offen. Der Jüngling befahl dem Kutſcher hindurch zu fahren, denn er glaubte in einen zweiten Hof zu kommen, aber er fand ſich auf der Straße und das Thor ſchlug hinter ihm zu.

Da ſah er, daß dieß der rechte Wagen und die rechten Pferde nicht waren. Er kaufte ſich nun einen prächtigen braunen Wagen mit ſechs braunen Pferden, kleidete auch alle ſeine Diener braun und fuhr wieder auf das Schloß zu. Das große Thor ſprang vor dem Wagen auf und der Wagen rollte in den Schloßhof. Da war es wiederum ganz ſtill und einſam, nur waren die Fenſter alle offen, ſo daß man in die prächtigen Zimmer ſehen konnte, doch die Thüren blieben geſchloſſen und keine lebende Seele zeigte ſich. Da befahl er dem Kutſcher, durch das zweite Thor zu fahren und als er kaum hindurch war, ſchlug es hinter dem Wagen zu.

Am folgenden Tage kaufte er ſich einen ſchneeſchloßenweißen Wagen mit ſechs Schimmeln, kleidete alle ſeine Diener weiß und fuhr alſo nach dem Schloſſe. Da ſah er von weitem ſchon das große Thor ſperrangelweit offen, auf dem Dache flatterten die Fahnen und die Kanonen ſchoſſen als er näher kam, daß der Erdboden zitterte. Als er hineinfuhr ſcholl ihm Muſik entgegen von Pauken und Trompeten und der ganze Hof ſtand voll prächtig gekleideter Herren und Frauen und Diener; die ſchloſſen ſeinen Wagen auf und empfingen ihn ehrerbietig, um ihn ins

Schloß zu führen. Da ſtand an der Treppe der König mit ſeiner Krone auf dem Haupte, drei wunderſchöne Jungfrauen zu ſeiner Seite. Die jüngſte und ſchönſte aber eilte dem Jüngling entgegen und ſprach: 'Sei gegrüßet, mein Erlöſer und Geliebter!" Sie küßten ſich und wurden zur Stunde mit einander vermählt und waren in treuer Liebe glücklich ihr Leben lang.

Die Königstochter im Berge Muntſerrat.

Es war einmal ein König der hatte drei Söhne. Als er ſchon bei Jahren war, verfiel er in eine Krankheit und es wurde von Tag zu Tag ſchlimmer mit ihm, bis endlich die Aerzte erklärten, es ſei ihm nicht mehr zu helfen. Vergebens bot er Geld und Gut im Ueberfluß aus, wenn einer ihn retten könne, es ſchien kein Kraut für ihn gewachſen.

Da träumte ihm eines Nachts, weit überm Meere liege der Berg Muntſerrat, dahinein ſei König Karlequintes verwünſcht. In dem Berge ſtehe ein ſtolzes Schloß und vor dem Schloß ſprängen drei Brunnen, davon ſei einer der Brunnen der Schönheit, der andere der Brunnen des Lebens und der dritte der Brunnen des Todes. Wenn nun einer hinginge und Waſſer aus dem Brunnen des Lebens hole, das ſei ſeine Rettung.

Am folgenden Morgen erzählte er ſeinen Söhnen den Traum und ſprach: 'Ach wüßte ich doch einen, der mir Waſſer aus dem Brunnen des Lebens holte, ich gäbe ihm mein halbes Königreich.' Als das der älteſte von den Söhnen hörte, ſprach er: 'Ich will hingehen und von dem Waſſer holen.' Er ſagte das aber nicht, weil er ſeinen Vater liebte und ihn vom Tode erretten wollte, ſondern weil er fürchtete, die Hälfte des Königreiches könne in andere als ſeine Hände kommen. Der alte König aber glaubte nicht anders, als das ſpräche die Liebe aus ihm, und war darum doppelt glücklich darüber. Er ließ alſobald Kiſten und Kaſten voll Kleider und Geld packen und ſchenkte ſeinem Aelteſten, dazu viele Wagen und Pferde mit Kutſchern und Reitknechten; dann ſegnete er ihn und fort ging's in die weite Welt.

Jenſeits des Meeres kam der Königsſohn an ein Wirthshaus, das war ſchöner als er noch eins geſehen. Als er abſtieg und in das Gaſtzimmer kam, ſaßen da viele vornehme Herren und tranken und ſpielten Karten. Er frug, ob ſie ihn mitſpielen laſſen wollten! Jawohl, ſprachen die Herren, wenn er aber verlöre und könnte nicht bezahlen, dann müßte er ſterben. Das war ihm recht, denn er meinte, ſein Geld könne nicht alle werden, und ſo ſpielte er ins Blaue drauf los. Er hatte aber Unglück und verlor nicht nur Alles, was er um und an hatte, ſondern er machte noch Schulden dazu und als er dieſelben nicht bezahlen konnte, wurde er feſtgenommen und ins Gefängniß geworfen.

Als der Königsſohn nicht zurückkehrte und die Krankheit des alten Königs immer ſchlimmer wurde, ſprach der zweite Sohn, er wolle nach dem Berg Muckſerrat fahren und das Waſſer des Lebens holen. Er dachte jedoch dabei nicht an die Rettung ſeines Vaters, ſondern nur an das halbe Königreich. Der alte König aber freute ſich, weil er glaubte, das ſei pure Liebe und rüſtete ihn noch viel ſchöner aus, als den Aelteſten, gab ihm ſeinen Segen und fort ging's, daß das Feuer davon ſtob.

Ueberm Meere kam der Königsſohn an daſſelbe Wirthshaus, wie ſein Bruder. Er ſetzte ſich auch zu den vornehmen Herren an den Tiſch und wollte mit ihnen ſpielen. Sie ſagten ihm, das könne er, aber wenn er verliere und nicht bezahle, dann müſſe er ſterben. Damit hat's gute Wege dachte er und ſpielte luſtig drauf los, bis er Alles verſpielt und noch Schulden dazu hatte. Da wurde er eingeſteckt und die beiden Brüder konnten ſich ihr Leid klagen.

Dem alten Könige wurde die Zeit gar zu lang, denn er konnte ſich aus Angſt vor dem Tode nicht mehr faſſen, und ſein Leid wurde erſt recht groß, als auch der zweite Sohn nicht wieder kehrte. Sprach der Jüngſte eines Tages: ‘Ich kann die Angſt und den Jammer nicht mehr anſehen, ich will Waſſer des Lebens holen.’ ‘Nein,’ rief der König, ‘ich laſſe dich nicht fort, du ſollſt mir die Augen zudrücken, wenn ich ſterbe, denn jetzt iſt keine Rettung mehr für mich.’ ‘Ich ſchaffe das Waſſer des Lebens, gehe es wie es wolle,’ ſprach der Jüngſte, nahm Abſchied von ſeinem Vater und ritt fort, wie er eben ſtand und ging, denn es dauerte ihm zu lang, ſich erſt Wagen, Kiſten und Kaſten bereit machen zu laſſen.

Jenſeits des Meeres kam er an das Wirthshaus, ließ ſein Pferd füttern und ging hinein. Da ſaßen die Herren, tranken und ſpielten und er ſetzte ſich eine Weile zu ihnen, trank auch, aber er ſpielte nicht, dazu hatte er keine Luſt, denn ihm ſtand der Sinn nur nach dem Berge Muntſerrat und dem Waſſer des Lebens.

Als er weiter ritt begegnete ihm nahe an dem Berge ein graues Männchen, das frug ihn, wohin er gehe? ‘Zu dem Schloſſe im Berge Muntſerrat,' ſprach er. 'Dich habe ich ſchon lang erwartet,' ſprach das graue Männchen, 'und wenn du thuſt, was ich dir ſage, wird es dein Schaden nicht ſein.' Er verſprach dies gerne und das Männchen gab ihm viele gar guten Rathſchläge mit auf den Weg, warnte ihn beſonders, nicht zu lange im Schloſſe zu verweilen und bald zurückzukehren, er wolle ihn erwarten. Der Jüngling dankte ihm von Herzen und ritt fröhlichen Muthes weiter.

Als er an dem Berge ankam, ſchlug er darauf [illegible] zugleich krachte es in dem Berg, als ſolle die Welt vergehen, alsbald ſprang er in der Mitte von einander und da lag das ſchönſte Schloß, welches man mit Augen ſehen kann. Alles daran war von Gold, bis zu den Ziegeln auf dem Dache, die Fenſter ſahen aus, als wären ſie lauter große Diamanten und glänzten ſo ſehr, daß man nicht dahin ſehen konnte. Der Königsſohn trat raſch hinzu und durch das große Thor, welches ſich von ſelber vor ihm öffnete, in einen weiten Hof; darin ſprangen drei Brunnen nebeneinander. Auf dem erſten ſtand mit goldnen Buchſtaben 'Brunnen der Schönheit,' auf dem zweiten 'Brunnen des Lebens' und auf dem dritten 'Brunnen des Todes.' In dem erſten wuſch er ſich, wie ihm das Männchen gerathen hatte, und obgleich er ſehr ſchön war, fiel es doch wie Schuppen von ſeiner Haut und er wurde noch zehntauſendmal ſchöner, als er geweſen war. Dann füllte er aus jedem der Brunnen eine Flaſche voll und ging in das Schloß, um dieß zu beſehen. Da ſchienen die größten Herrlichkeiten der Welt zuſammengetragen zu ſein und das Schloß ſeines

Vaters kam ihm neben dieſem, wie ein ſchlechtes Bauernhaus vor; Alles war Gold, Silber und Edelgeſtein und ein Zimmer immer ſchöner, als das andere. In dem allerſchönſten Saal aber ſtand ein Himmelbett mit geſchloſſenen Vorhängen von Sammet mit prächtigen Stickereien; vor dem Bette lagen auf einem kriſtallenen Tiſch eine goldne Krone, eine goldne Kette, Ohrringe von Diamanten und Armbänder und am Boden ſtanden zwei Frauenſchuhe von geſtickter Seide. Neugierig trat er leiſe, leiſe hinzu und ſchob die Vorhänge ein wenig zurück und ſiehe, da lag das ſchönſte Mädchen von der Welt vor ihm. Er küßte ſie erſt leiſe, dann kühner, er nahm ſie in ſeine Arme, herzte und drückte ſie an ſich und betrachtete ſie mit wonnelachenden Augen, aber ſie ſchlief ſo feſt, daß ſie nicht erwachte. Da war ihm mit einemmale, als hörte er das graue Männchen ſeinen Namen rufen und es fiel ihm ein, daß es die höchſte Zeit ſei, zu eilen, wenn er nicht in dem Berg geſperrt ſein wollte. Raſch erhob er ſich, nahm die goldne Kette von dem Kriſtalltiſchchen als Andenken und Wahrzeichen und lief ſo ſchnell er konnte aus dem Schloſſe; kaum war er draußen, da krachte es abermals und der Berg ſprang wieder zu, ſo daß man keine Spur mehr von dem Schloſſe ſah.

Draußen vor dem Berge wartete das graue Männchen ſchon auf ihn. 'Das war Zeit,' ſprach es, 'du haſt viel gewagt, aber nun geht Alles gut, nur mußt du meinem Rathe weiter folgen.' Der Jüngling verſprach in ſeiner Freude Alles. 'Geh nun geraden Weges nach Hauſe,' fuhr das Männchen fort 'und gib wohl Acht, was ich dir ſage: Sieh dich nicht zu viel um, kaufe kein Galgenfleiſch und trau nicht der brüderlichen Liebe.' Damit nahm das graue Männchen Abſchied von dem Königsſohn und er ritt luſtig weiter.

Als er an die Stadt kam, wo das Wirthshaus lag, hörte er das Armſünderglöckchen läuten. Das ſchnitt ihm durch's Herz, denn wenn man ſo recht froh iſt, dann möchte man die ganze Welt auch froh ſehen. Indem kamen auch ſchon die Soldaten und die Henker mit den Verurtheilten, und das waren ſeine eigenen Brüder. Da vergaß er ſchnell das graue Männchen und ſeinen Rath, ließ den Zug halten und kaufte die Brüder vom Galgen los, indem er ihre Schulden bezahlte.

Anfangs war die Freude und Dankbarkeit groß, als er ihnen aber erzählte, wie er das Waſſer des Lebens, der Schönheit und des Todes in dem Schloſſe geholt und ſo glücklich ſei, daß er ſeinem Vater das Leben retten könne, und als ſie ſeine wunderbare Schönheit ſahen, da fraß der Neid den beiden Brüdern faſt das Herz ab. Sie verſchworen ſich gegen ihn, und als ſie im Schiffe auf der See waren, nahmen ſie ihm die Flaſchen mit dem Waſſer des Lebens und der Schönheit und ſtellten an ihren Platz zwei Flaſchen mit Seewaſſer; auf die mit dem Waſſer des Todes aber ſchrieben ſie 'Waſſer des Lebens.'

Zu Hauſe angekommen flüſterten ſie dem alten König ins Ohr, der Jüngling wolle ihn vergiften, darum ſolle er ſich in Acht nehmen und nur ihnen trauen. Als der argloſe Jüngling nun kam und dem Vater ſeine Flaſche brachte, ſprach dieſer: 'Gib zuvor dem Hunde von deinem Lebenswaſſer, damit ich ſehe, wie es wirkt.' Das that der Jüngling und kaum hatte der Hund einen Tropfen von dem Waſſer genommen, als er todt hinſtürzte. Da triumphirten die böſen Brüder in ihren falſchen Herzen, denn der alte König gebot dem Jüngling, ſogleich das Schloß zu verlaſſen und ihm nie wieder unter die Augen zu kommen. Er trank nun von dem Waſſer des Lebens, welches der Aelteſte ihm gab, und wurde augenblicklich wieder kräftig und geſund; dann trank er auch von dem Waſſer der Schönheit, welches der Zweite ihm reichte und er wurde ſo blühend und ſchön, als ob er erſt achtzehn Jahre alt wäre.

Der Jüngling irrte unterdeſſen in den Wäldern umher und klagte der lieben Sonne und den Sternen ſeine Noth, und klagte ſich ſelber als ſeines Unglücks Schmied an, weil er dem Männchen nicht gefolgt hatte. Aber es wäre doch auch allzu herzlos und grauſam geweſen, wenn er ſeine eigenen Brüder zum Galgen hätte führen laſſen. Das tröſtete ihn zuletzt auch, er fand ſich in ſein Schickſal und trat bei einem Förſter als Jägerburſch in Dienſte. Nun müſſen wir ihn in dem Walde bei dem Förſter laſſen und ſehen, wie es mit dem Schloß im Berge Muntſerrat ſteht.

Neun Monate nachdem der Jüngling in dem Schloſſe geweſen war, genas die ſchöne Jungfrau eines Knaben und damit war der Zauber gelöſt, welcher auf dem Schloſſe lag. Die Ritter und Knechte, welche bis dahin verwandelt geweſen waren, bekamen ihre menſchliche Geſtalt wieder und das Schloß wurde ſo lebendig, wie es früher kaum geweſen war. Der König wollte aber vor Allem wiſſen, wer der Erlöſer ſei und ſuhr jeden Tag mit der ſchönen Prinzeſſin ſpazieren, ließ alle jungen Männer im Lande vor ſich kommen und ihre Geſchichte erzählen, aber keiner konnte ſich erinnern, je in dem verzauberten Schloſſe geweſen zu ſein.

Die Prinzeſſin betrübte ſich darüber ſo ſehr, daß ſie immer bleicher wurde und gewiß geſtorben wäre, hätte ihr Vater ſie nicht mit dem Waſſer des Lebens erhalten. So vergingen ihr drei ganzer Jahr des Kummers: ſie mochte gar keine Menſchen mehr ſehen und fuhr nur auf einſamen Wegen in wilden Wäldern herum. Da trat eines Tages in der Tiefe des Waldes das graue Männchen zu ihr und frug ſie, was ihr fehle? Sie klagte dem Männchen offen ihr Leid und da ſagte es: 'Das kommt alles davon, daß er mir nicht gefolgt hat; aber ich will ihm um euretwillen vergeben.' Darauf erzählte es ihr Alles, was ſich mit dem Jüngling zugetragen hatte und verſprach ihr, ſie ſolle ihn bald wiederſehn, nur müſſe ſie thun, was es ihr ſage und nichts Anderes. Ach wie war ſie da ſo glücklich! Sie verſprach mit tauſend Freuden Alles und ſie hielt auch beſſer Wort, wie der Jüngling. Es war aber auch leichter für ſie, als es für ihn geweſen war.

Zu Hauſe bat ſie ihren Vater, ihr alsbald ein großes Heer und viele Schiffe ausrüſten zu laſſen, dann ſegelte ſie ab und fuhr nach dem Lande, wo ihr Erlöſer zu Hauſe war. In der Nähe der Hauptſtadt am Walde ließ ſie ihre Zelte aufſchlagen und ringsherum mußte ihr Heer ſich lagern. Vor ihrem Gezelt lief eine lange Gaſſe zwiſchen den Zeilen der Soldaten her, deren Boden war mit Teppichen von Sammet belegt, worin die kunſtreichſten Stickereien zu ſehen waren. Nachdem dieß Alles bereitet war, ſandte ſie einen Boten an den König und ließ ihm ſagen, er ſolle ihr alsbald den Prinzen zu Pferde ſenden, welcher das Waſſer des Lebens, das Waſſer der Schönheit und das Waſſer des Todes im Berge Muntſerrat geholt habe, denn durch ihn ſei ſie erlöſt.

Als die Botſchaft in der Hauptſtadt ankam, ſchwang ſich der Aelteſte alsbald zu Roß, denn die Nachricht von der ſchönen Frau mit dem mächtigen Kriegsheer hatte ſich ſchnell verbreitet und der Prinz hätte ſie gar zu gern zur Frau gehabt. Als er in vollem Rennen an die Gaſſe kam und die ſchönen Teppiche ſah, da hielt er es für unerlaubt, darüber weg zu reiten, denn er fürchtete, ſie zu verderben und er ritt nebenher, wo keine Teppiche lagen. Als die Frau das aber ſah, rief ſie ihm ſchon von ferne entgegen, er ſolle nur ſchnell wieder umkehren, ſo lieb ihm ſein Leben ſei, denn er ſei nicht der Rechte. Das graue Männchen hatte ihr nämlich ſolches als Wahrzeichen geſagt, ihr Erlöſer würde nicht an die ſchönen Teppiche denken, ſondern aus lauter Freude ſie wiederzufinden darüber hinreiten, als obs gemeines Gras wäre. Alſo mußte der Aelteſte von den Prinzen umwenden und beſchämt heimkehren.

Da machte ſich der Zweite auf den Weg. Der hatte Anfangs der Teppiche nicht Acht und ritt darauf hin, aber ſobald er bemerkte, daß das Pferd weicher auftrat und auf den Boden ſah, lenkte er es zur Seite. Als die Frau dies ſah, erzürnte ſie, befahl ihm ſein Pferd an zu halten und trug ihm auf dem Könige zu ſagen, wenn er ihr ihren Erlöſer nicht in kürzeſter Zeit ſende, dann werde ſie ihn in ſeiner Hauptſtadt belagern und die Stadt in Brand ſchießen laſſen. Da wandte der Prinz raſch ſein Roß um und ritt nach Hauſe, wie ein begoſſener Hund, dem Könige die angenehme Botſchaft auszurichten.

Boten flogen jetzt durch das ganze Königreich und riefen an allen Straßenecken aus, der jüngſte [illegible] [illegible] König kommen; die Prinzeſſin vom Berge [illegible] Sehnſucht auf ihn. Das hörte der Förſter, als er [illegible] in die nächſte Stadt kam und erzählte zu Hauſe davon. [illegible] hob ſich der Jägerburſch und ſprach: 'Wenn meine [illegible] da iſt, dann kann ich ſchon nach Hauſe zurück.' Der Förſter [illegible] ſeine Frau ſtarrten ihn an, als ob er wahnſinnig ſei, aber er ſprach: 'Ich bin der Königsſohn, den man ſucht,' ſetzte ſich auf ein Pferd und ritt davon, während die Förſtersleute und die Knechte vor Schrecken ſteif und ſtumm daſtanden, wie Lots Weib, als ſie zum Salzklumpen wurde.

Der Jüngling aber ſprengte geraden Weges zu dem Lager und Zelt der Prinzeſſin und kümmerte ſich nicht einen Deut um die koſtbaren Teppiche. Da trat die ſchöne Prinzeſſin aus dem Zelte und trug ihm ihr Kind entgegen, ſie flogen einander in die Arme und küßten einander und weinten helle Thränen vor lauter Luſt und Freude. Dann ſetzten ſie ſich in den goldenen Staatswagen der Prinzeſſin und fuhren zum König, ſechs Schwadronen

Küraſſier voran und ſechs Schwadronen hinterdrein. Da trafen ſie die beiden falſchen Brüder, welche dem König immer noch vorlogen, ſie wären die Rechten und der Jüngſte nicht. Als das die Prinzeſſin hörte ſprach ſie: 'der Rechte muß ein Wahrzeichen haben, woran ich ihn erkennen kann; er hat meine goldene Kette vom Tiſche mitgenommen, laßt ſehn wer ſie hat.' Da holten die beiden ältern Brüder zwei goldne Ketten beim Goldſchmied und ſagten, das wären ſie, aber keine wollte der Prinzeſſin paſſen, die eine war ihr viel zu groß, die andere zu klein, ſo daß ſie ihr nicht einmal um den Hals ging. Nun zog der Jüngſte ſeine Kette heraus und die paßte ihr gerade, war weder zu eng noch zu weit.

Jetzt erſt gingen dem alten König die Augen auf und er verbannte die Beiden ſogleich auf ewige Zeiten vom Hofe, den Jüngling aber ſchloß er an ſein Herz und bat ihn tauſendmal um Verzeihung für das Unrecht, welches er ihm gethan hatte. Am folgenden Tage wurde die Hochzeit prächtig gefeiert, dann ſchenkte der alte König dem Jüngling ſein Reich und ſetzte ſich in Ruheſtand. Das junge Paar lebte noch ſehr lange und regierte glückliche Menſchen; jetzt werden ſie wohl ſchon lange geſtorben ſein.)

Die ſchlechten Kameraden.

Ein Schuſter und ein Schneiderlein gingen mitſammen auf die Wanderſchaft; ſie gelobten einander treu beizuſtehen, zuſammen zu halten in Freud und Leid und was der Eine hätte, ſollte auch der Andere haben. Sie fanden aber nirgends Arbeit und da ihnen das Fechten nicht länger behagte, ſo nahmen ſie Dienſt unter den Soldaten. Es war nämlich ſchon ſeit langer Zeit Frieden und kein Krieg zu fürchten, ſo daß ihr Muth keinen Schiffbruch leiden konnte.

Das Schneiderlein hatte flinkere Beine wie der Schuſter und kam viel ſchneller vorwärts; auch verſtand es den Mund voll zu nehmen und machte viel Weſens von ſeinen Heldenthaten, wie es immer muthig zugeſtochen habe und wie es ſein Eiſen geführt, daß die Lappen gefallen ſeien und wie es ſtets kalten Blutes vorm Feuer geſtanden. So wurde es bald Gefreiter, dann Unteroffizier und brachte es endlich ſelbſt zum Feldwebel. Je höher es aber rückte um ſo hochmüthiger wurde es und zuletzt kannte ſein Stolz keine Grenzen mehr. Am meiſten litt der arme Schuſter darunter. Der Dienſt wurde ihm endlich ſo verleidet, daß er eines Abends ſein Bündel ſchnürte und weglief, als ob es hinter ihm brenne.

Gegen Mittag kam er in einen Wald und da er des Weges nicht kundig war, verirrte er ſich. Als er ſo daſtand und nicht wußte wo aus noch wo ein, kam ein Jäger daher, der hatte ſich gleichfalls verirrt und frug ihn um den rechten Weg. 'Den ſage du mir,' ſprach der Schuſter. 'Zwei können mehr als einer ausrichten' erwiederte der Jäger, 'drum laß uns zuſammenhalten, dann kommen wir ſchon heraus.' Das thaten ſie, aber es wurde Abend und finſtre Nacht und der Wald wollte immer noch kein Ende nehmen. Da ſtieg der Schuſter auf einen hohen Eichbaum, ſchaute ſich um und ſah weit weit ein Lichtchen. Friſchen Muthes gingen ſie in der Richtung fort und kamen an ein kleines Haus, darin ſaß eine alte Frau, welche Kartoffeln ſchälte und Suppe kochte. 'Können wir hier die Nacht über bleiben?' frug der Schuſter. 'Nein,' ſprach die alte Frau, 'geht vielmehr ſo ſchnell ihr könnt weiter, denn ihr ſeit in eine Räuberhöhle gerathen und wenn die Räuber euch finden, ſeit ihr euren Kopf los. Nachts um zwölf Uhr kommen ihrer zwölf mit ihrem Hauptmann und Mittags um zwölf Uhr kommen zwölf andere mit ihrem Hauptmann zum Eſſen. Die erſte Parthie muß ſchon in der Nähe ſein; ſie ſetzen dem König nach, der ſich im Walde verirrt hat, darum eilt und macht, daß ihr fortkommt, ehe ſie euch treffen.'

'Das macht nichts,' ſprach der Schuſter, 'ich will uns ſchon heraushelfen; ſage uns nur wie die Hauptleute heißen und was ihre Erkennungszeichen ſind, und du Kamerad thu mir Alles nach, wie ich es dir vormache.' Da ſagte die Frau ihnen Alles, denn ſie war den Räubern von Herzen feind und diente ihnen nur gezwungen.

Bald darauf gab es Lärm draußen und der erste Hauptmann kam mit seinen zwölf Leuten. Der Schuster trat aber dreist auf ihn zu und sprach: 'Einen schönen Gruß von unserm Hauptmann, ihr solltet uns sagen, ob ihr den König gefangen hättet oder nicht; wir haben seine Spur ganz verloren.' 'Uns geht's nicht besser,' antwortete der Hauptmann, und sah den Schuster scharf an, 'wir sind ihm wohl auf der Spur, aber vom Fangen war noch keine Rede. Setzt euch nun zu Tische und eßt mit, hernach sprechen wir weiter und ihr könnt dann mit uns marschiren.' Das thaten die Beiden und der Jäger gab genau auf Alles Acht, was der Schuster machte und that ebenso. Der legte aber Löffel und Gabel verkehrt, denn das war das Erkennungszeichen der andern Bande. 'Jetzt sehe ich, daß ihr zu der Bande gehört,' sagte der Hauptmann, 'bisher konnte ich es noch nicht glauben, denn du Jäger siehst gar nicht wie ein ächter Räuber aus.' Dann ging das Leben erst recht los, sie erzählten sich von ihren Thaten und der Schuster log ihnen die Hucke voll, mehr als ein Karrengaul ziehen kann; dazu wurde gegessen und getrunken, als sollte in acht Tagen kein Mittag mehr gehalten werden.

Nach dem Essen mußte jeder ein Kunststück machen. Als die Reihe an den Schuster kam, sprach er, jetzt wolle er ein Stückchen machen, daß Alle ihre Freude daran haben sollten, einen ganzen Kessel mit siedendem Oel austrinken. 'Das ist unmöglich,' riefen die Räuber. 'Nun ihr werdet schon sehen,' sprach der Schuster und die alte Frau setzte den größten Kessel aufs Feuer und goß ihn voll Oel. Als es nun recht wallte und Blaſen warf, ſprach er: ‘Setzt euch nun im Halbzirkel um mich, damit ihr es gut ſehet, und du Kamerad tritt hinter mich und mach den andern Platz.’ Jetzt holte er den Keſſel vom Feuer, hob ihn zum Munde empor und rief: ‘Nun paßt auf!’ Aber er hütete ſich wohl, das Oel zu trinken, ſondern ſchwenkte den Keſſel im Kreiſe umher, daß das glühende Oel den Räubern in die Geſichter ziſchte, griff dann raſch nach ſeinem Schwert und ſchlug ſie nieder, einen nach dem Andern, ehe ſie ſich beſinnen konnten.

Als der Schuſter mit den Räubern fertig war, ſchaute er ſich nach ſeinem Kameraden um, doch konnte er ihn lange nicht finden. Endlich zog er ihn unter einer Bank hervor, wohin er ſich verkrochen hatte. ‘Du biſt mir ein tapferer Held,’ ſprach der Schuſter, ‘der die Kourage malterweiſe verſchlungen hat. Heraus jetzt, du ſiehſt ja, daß die Arbeit gethan iſt und hilf mir die Kerle fortſchaffen, ehe die andern kommen, wenn dir dein Leben lieb iſt.’ Da half der Jäger, aber er ſtellte ſich ſchlecht an, man ſah wohl, daß ihm die Arbeit nie ſauer geworden war. Sie machten vor dem Räuberneſt ein großes Loch, warfen die ganze Bande hinein und ſtopften ihnen das Maul mit Erde. Die alte Frau aber reinigte derweil das Zimmer vom Oel und Blut und machte Alles wieder in Ordnung; dann kochte ſie das Eſſen für die zweite Bande.

Mittags um zwölf Uhr kam der Hauptmann mit ſeinen zwölf Spießgeſellen an. Keck ging der Schuſter auf ſie zu und ſprach: ‘Einen ſchönen Gruß von unſerm Hauptmann, und er hätte den

König erwiſcht und käme um zwölf Uhr mit ihm und einigen Leuten hierher; ihr ſolltet auf ihn warten.' 'Hat er ihn?' rief der Hauptmann. 'Aergert mich, daß ich ihn nicht fangen konnte, aber wir wollen doch luſtig drauf eſſen und trinken. 'Setzt euch zu uns.' Da ſetzten ſich die Beiden zu den Räubern und legten die Meſſer und Gabeln ſo, wie die erſte Bande ſie gelegt hatte. Sprach der Hauptmann: 'Nun ſehe ich wohl, daß ihr zur Bande gehört, bisher traute ich euch nicht, abſonderlich dir nicht, Jäger, denn du ſiehſt aus, als könnteſt du keinem Kind was zu Leide thun.' Der Schuſter fiel ihm in die Rede und erzählte ihm von Mordthaten und Räubereien, welche die andere Bande ſeit geſtern begangen habe, ſo daß die Räuber den Jäger ganz vergaßen. Nach dem Eſſen machte jeder ſein Stückchen und der Schuſter machte wieder ſeins mit dem ſiedenden Oel und ſo vortrefflich, daß keiner von den Räubern ſich beklagen konnte, er habe zu wenig bekommen. 'Was könnt ihr mit euren verbrannten Köpfen noch machen,' rief er dann und hieb ſie ihnen ab. Von dem Jäger war nirgends keine Spur zu ſehen. Als er die alte Frau frug, ſprach ſie, er ſei auf den Boden geſtiegen. Der Schuſter ſtieg ihm nach und fand ihn in einem Bund Stroh verſteckt. 'Sind ſie Alle todt?' frug der Jäger in großer Herzensangſt. 'Geh hinunter und frage ſie ſelbſt,' ſprach der Schuſter. 'Aber du biſt ein rechter Zwiebelkopf, mich ſo im Stich zu laſſen.' Da kroch der Jäger hervor und freute ſich mit dem Schuſter und der alten Frau, daß Alles ſo gut abgelaufen ſei.

Als ſie das Raubneſt durchſuchten, fanden ſie ungeheure

Schätze von Gold, Silber und Edelgeſtein, Kleidern, Waffen und andern Dingen. Dieſe ſchenkten ſie dem Kloſter, welches in der Nähe am Saume des Waldes lag und die alte Frau folgte den Schätzen in das Kloſter, denn ſie wollte nichts mehr von der Welt wiſſen. Der Schuſter nahm nur ſo viel Geld für ſich, als in ſeine Taſchen ging, der Jäger wollte aber nichts anrühren.

Jetzt gingen die beiden Geſellen weiter und kamen gegen Abend vor der Hauptſtadt an. Da die Thore ſchon geſchloſſen waren, kehrten ſie im nächſten Dorfe in einer kleinen Herberge ein. Als der Schuſter am andern Morgen aufwachte und ſeinen Reiſegefährten wecken wollte, war der durchgegangen und hatte nicht einmal ſeine Zeche bezahlt. 'Es iſt gut, daß ich den Kerl los bin' dachte der Schuſter, zahlte den Wirth und ging rüſtig weiter der Stadt zu.

Am Thor trat die Wache vor ihm in's Gewehr und der Offizier rief: 'Präſentirt's Gewehr!' 'Der hat wohl frühe ſchon zu tief in's Glas geguckt,' ſprach der Schuſter für ſich und ging weiter auf das Schloß des Königs zu. Da ſprang die Wache heraus, ſtellte ſich in Reih' und Glied und der Offizier kommandirte: 'Präſentirt's Gewehr!' Er ging auf den Offizier zu und ſprach verwundert: 'Was macht ihr denn für dummes Zeug, ich bin ja ein Schuſter meines Handwerks und möchte wiſſen, ob ich beim König in Dienſt treten kann.' 'Ich will eure Erzellenz zu ſeiner Majeſtät führen,' ſprach der Offizier und der Schuſter ſchüttelte den Kopf, zuckte die Achſeln und dachte: 'Sind die Soldaten denn alle verrückt geworden?'

Der König war überaus gnädig gegen den Schuſter, frug ihn, wie er heiße, woher er komme und was er verſtehe? Der Schuſter erzählte Alles auf's Haar. 'Würdeſt du denn deinen Kameraden den Jäger wohl wiedererkennen, wenn du ihn ſäheſt?' 'Ei den Burſchen fände ich aus Hunderten heraus!' Da ging der König fort in ein anderes Zimmer und über eine Weile kam der Jäger herein. 'Ach da biſt du ja, du Haſenfuß!' rief der Schuſter; 'du biſt mir der rechte Vogel, aber ich habe dem König Alles geſagt und der wird dir einen tüchtigen Laufpaß geben.' 'Gemach, gemach, mein guter Freund!' ſagte der Jäger, und knöpfte den Rock auf und zog die Mütze aus dem Geſicht; da ſah der arme Schuſter, daß es der König ſelber war. Er wäre vor Schrecken faſt auf den Rücken gefallen, aber der König beruhigte ihn, verbot ihm etwas von der Sache zu erzählen und ſchickte ihn ſogleich als Oberſt zu dem Regiment, wobei das Schneiderlein Feldwebel war.

'Warte Bürſchlein, jetzt ſollſt du mir herhalten,' dachte der Oberſt, als er zuerſt in ſeiner prächtigen Uniform mit dem Federhut vor die Fronte ritt und ſeinen alten Kameraden, den Schneider erblickte. So oft jetzt exercirt wurde, hatte der Oberſt etwas an dem Feldwebel auszuſetzen. Bald war das Zeug nicht gut genug geputzt, oder der Säbel nicht blank, oder der Rock nicht rein, und dann regnete es Ehrentitel wie Fetthammel, Schmutzlappen, Faulpelz u. a. auf den Feldwebel von Morgens bis Abends. Wagte er, zu antworten oder ſich zu entſchuldigen, dann gab es Arreſt wegen Widerſetzlichkeit oder undienſtlichen Benehmens; ſchwieg er aber zu den Vorwürfen, dann wurde er verſtockt und Gott weiß wie genannt; kurz das arme Schneiderlein konnte nichts mehr recht machen, er mochte ſich anlegen, wie er wollte, und war mehr als einmal in heller Verzweiflung.

Nach einiger Zeit wurde es plötzlich von den Oberſten gerufen. Der frug ihn: ‘Kennſt du mich?’ Der Feldwebel wußte nicht, was antworten, denn ſagte er ja, dann log er und es taugte nicht für ihn, ſagte er nein, was die Wahrheit war, dann taugte es ebenſowenig. Endlich entſchloß er ſich friſch heraus die Wahrheit zu ſagen, weil dieß doch das Beſte ſei und ſprach: ‘Nein.’ ‘Dann will ich dir ſagen, wer ich bin,’ ſprach der Oberſt, ich bin dein alter Kamerad, der Schuſter. Ich denke du wirſt jetzt klüger geworden ſein und deinen Hochmuth und Prahlerei laſſen. Zum Lohn für deine Nöthen ernenne ich dich aber zum Oberfeldwebel.

Seitdem ſprach das Schneiderlein nie wieder von ſeinem Muth, brachte es auch nicht weiter. Der Schuſter aber ſtarb als Generalfeldmarſchall.

Der goldene Hirſch.

Ein König hatte ſeine größte Freude an großen ſtolzen Soldaten und ſchönen weißen Schilderhäuschen und konnte es ums Leben nicht ausſtehn, wenn Namen oder Sprüche oder Reimchen auf die Schilderhäuschen geſchrieben waren; das hatte er bei Todesſtrafe verboten.

In ſeiner Leibgarde hatte er einen Soldaten, der war der größte Mann im Lande, ſo daß für ihn ein eigenes Schilderhäuschen gebaut werden mußte. Als der eines Tages auf Wache vor dem Schloſſe ſtand, wurde ihm die Zeit lang und er ſchrieb auf das Schilderhäuschen: 'Geld macht Alles aus!' Der König lag zufällig im Fenſter und ſah das, kam ſogleich herunter in den Schloßhof und an das Schilderhäuschen. Da ſtellte er den Soldaten ſcharf zur Rede, las ihm den Text und ſprach: 'Diesmal laß ich es dir noch einmal hingehn, aber das Nächſtemal nicht mehr.' Und damit der Soldat nicht wieder in Verſuchung käme, an das Schilderhäuschen zu ſchreiben, mußte er von jetzt an im Schloß vor der Thür der Prinzeſſin auf Wache ſtehn.

Ein Soldat hat auch ein Herz und er ſtand nicht manchen Tag da, als er ſich ſterblich in die Prinzeſſin verliebte. Sie war aber auch ſo ſchön, wie man nur ein Mädchen ſehen konnte und dazu gar freundlich und gut, nicht hochfahrend oder ſtolz. ‘Ach,’ dachte da der Soldat, ‘wenn ich jetzt Geld hätte, dann wäre Alles gut, dann käme ich mit vielen Wagen und Bedienten und großem Hofſtaat und bäte den König um ihre Hand, ſtatt daß ich nun wie ein armer Sünder daſtehe und ſie kaum anblicken darf, die ſchöne Prinzeſſin.’ Und er zog ſein Bleiſtift aus dem Sack und ſchrieb ſein Sprüchlein mitten auf die Thür: ‘Geld macht Alles aus.’

Am folgenden Morgen, als der König zu ſeiner Tochter gehen wollte, ſtand der Spruch da. Sogleich wurde der Soldat vor ihn in ſein Zimmer geführt und der König frug ihn, warum er ſich unterſtanden habe, ſolches an die Thür der Prinzeſſin zu ſchreiben. Der Soldat dachte: ‘Sterben muß ich doch, da mag der König auch Alles wiſſen’ und er geſtand ihm, daß er die Prinzeſſin liebe und ohne ſie nicht leben könne, darum ſei ihm der Tod am Ende ein willkommener Gaſt. ‘Wenn du meinſt, daß Geld Alles ausmache,’ ſprach der König, ‘dann ſollſt du deſſen haben, ſoviel dein Herz begehrt; haſt du aber binnen Jahresfriſt die Liebe der Prinzeſſin nicht gewonnen, dann laſſe ich dir den Kopf abſchlagen.’ Da fiel der Soldat dem König zu Füßen und dankte ihm hunderttauſendmal. Der König hielt ſein Wort, er ließ den Soldaten aber in einen Thurm ſperren und ſtellte zehn Mann Schildwache davor. Nun bekam der Soldat jeden Tag Tonnen voll Gold, aber was ihm fehlte war die Freiheit. Da fiel ihm wohl das Herz in die Schuhe, meinſt du, aber ein rechter Mann verliert nicht den Muth, dem ſitzt das Herz feſter, als daß es ſo leicht zu Falle käme.

Der Soldat ſann vor Allem nach, wie er ſeine Freiheit wiedergewinnen könnte. Er mochte die Schildwachen nicht beſtechen, denn wie leicht hätte das herauskommen können und die armen Kerle wären unglücklich geweſen; das litt ſein gutes Herz nicht. Sein Weg mußte viel ſicherer und kürzer ſein und er fand ihn bald. Er hatte nämlich einen Zwillingsbruder, der ihm ganz ähnlich ſah; den ließ er kommen, vertraute ihm die ganze Sache und verſprach ihm feſt und heilig, wenn ſein Plan und Vorhaben nicht gelinge, vor Jahresfriſt wieder im Kerker zu ſein. Da wechſelten ſie die Kleider, der Soldat ging frei aus dem Thurme und damit war ſchon viel gewonnen. Als er aber nach der Königstochter frug, hieß es, ſie ſei auf Reiſen, Niemand wiſſe wohin und ſie komme vor Monatsfriſt nicht zurück. Er beſchloß ihr nachzureiſen; wenn er ſie auch nicht finde, ſo ſei es doch anderswo beſſer und ſicherer für ihn, als in der Hauptſtadt, und er könne unterdeſſen auf Mittel denken, ihre Liebe zu gewinnen.

Alſo zog er aus der Hauptſtadt weg und kam in eine andere große Stadt, wo er in einem vornehmen Wirthshaus einkehrte. Da dachte er Tag und Nacht nach, was er machen ſolle, aber was er auch herausbrachte, nichts ſchien ihm ſo recht ſicher, und er dachte ſo viel, daß er von lauter Denken ganz mager wurde, denn er war gar nicht daran gewohnt und verſtand viel beſſer zu kommandiren: Gewehr an! Schultert's Gewehr und wie das Alles heißt.

Der Wirth war ein gar freundlicher und guter, dabei auch ein grundgeſcheiter Mann und er ſah mit Schmerzen, wie ſein Gaſt immer kränker und bleicher wurde. Oft verſuchte er es, den Soldaten zum Bekenntniß zu bringen, was ihn drücke, aber der war nicht ſo leicht zum Sprechen zu bewegen. Endlich aber platzte er dennoch los und vertraute dem Wirth ſeine ganze Geſchichte. 'Wenns nichts weiter iſt, ſprach der Wirth, dann iſt dir leicht zu helfen; ſchaffe mir nur zwei Tönnlein Gold; ich verlange für mich keinen Deut davon, denn ich bin reich genug, ich muß ſie aber haben, um die nöthigſten Auslagen für dich beſtreiten zu können.' Da war dem Soldaten leicht ums Herz; er ſchrieb ſeinem Bruder ins Gefängniß, daß er ihm ſogleich die zwei Tönnlein Gold in das Wirthshaus ſende und es währte keine acht Tage, da kamen ſie ſchon an.

Nun ließ der Wirth zwei ſehr geſchickte Goldſchmiede kommen, die mußten einen großen, großen Hirſch von Gold machen, der bekam Augen von dunkelm Glas, fein zum Horchen aufgerichtete Ohren und war innen hohl; auf dem Rücken war aber zwiſchen den dichten goldnen Haaren eine Thüre ſo fein angebracht, daß man ſie unmöglich ſehen konnte. Dann mußte auch ein Glockenmeiſter herbei; der machte aus lauter kleinen und großen ſilbernen Glöckchen ein Glockenſpiel, welches ſo wunderbar ſchöne Lieder ſpielte, daß es das größte Meiſterſtück war, welches man noch gehört hatte. Das wurde in dem Kopf des goldnen Hirſches angebracht und war ein Schnürchen daran, welches in das Innere lief; zog man einmal daran, ſo fing das Werk an zu ſpielen, zog man aber zweimal dran, ſo hörte es auf. Als der Hirſch fertig war, lief die ganze Stadt herbei ihn zu ſehn. Der Wirth ſteckte den Soldaten aber in den Hirſch hinein und ſchloß das Thürchen. Wenn nun der Wirth ſagte: 'Goldhirſch, ſpiel dein Stücklein,' ſo zog der Soldat einmal am Schnürchen; ſagte der Wirth aber: 'Goldhirſch, es iſt genug,' dann zog er zweimal daran. So ſpielte der Hirſch, ſo oft der Wirth es befahl, und keiner konnte begreifen wie das zuging.

Wer war jetzt glücklicher als der Soldat. Schnell ließ er ſeinen Vater kommen, gab ihm die nöthigen Weiſungen und nachdem er dem guten Wirthe noch von Herzen gedankt hatte, zogen ſie ab geraden Weges zur Hauptſtadt, wo die Prinzeſſin unterdeſſen wieder angekommen war. Dort war der Ruf von dem wunderbaren Goldhirſch ſchon weit verbreitet und jeder wollte das große Kunſtwerk ſehen. Des Soldaten Vater aber — denn der Soldat ſelbſt war in dem Hirſch verſteckt — ſprach, es dürfe keiner den Goldhirſch ſehen, bevor der König ihn geſehen habe und er fuhr mit dem prächtigen Thier in den Schloßhof hinein. Dort nahm er die Decken ab, welche es verhüllten und da leuchtete der Hirſch ſo herrlich in der Sonne, daß man den Glanz kaum aushalten konnte. Der König kam mit ſeiner Tochter herbei und Beide hatten nicht Worte genug, ihre Verwunderung auszuſprechen über das ſtolze Thier und wie Alles daran ſo fein gearbeitet war. Als der Vater des Soldaten aber erſt rief: 'Goldhirſch, ſpiel dein Stücklein' und die ſchönen Lieder erklangen, da konnte ſich die Königstochter vor Entzücken nicht länger halten und rief: 'Vater, ich will den Hirſch haben, koſte er was es wolle.' Der König hatte ſeine Tochter allzulieb, als daß er ihr etwas hätte abſchlagen können, darum frug er den Vater des Soldaten, was der Hirſch koſte und ließ die Summe gleich bezahlen und noch mehr dazu, denn auch er hatte große Freude an dem prächtigen Goldhirſch. Der wurde jetzt ins Schloß getragen und zwar in das Schlafzimmer der Königstochter. Dort mußte der Hirſch den ganzen Abend ſpielen bis ſpät in die Nacht hinein, und die Königstochter wurde gar nicht müde zuzuhören.

Als Alles im Schloſſe zur Ruhe war und die Königstochter auch, da öffnete der Soldat das Thürchen, ſtieg aus dem Hirſch und trat vor das Lager der ſchönen Königstochter. Der Mond ſchien hell in das Zimmer herein und da lag ſie ſo ſchön und holdſeelig da; leiſe beugte er ſich über ſie und gab ihr einen Kuß. Sie ſchrak vom Schlafe auf und ſchaute empor; als ſie den ſchönen fremden Mann an ihrem Lager ſah, ſtieß ſie einen lauten Angſtſchrei aus und hüllte den Kopf in die Decke. Raſch ſprang der Soldat in den Hirſch und ſchloß leiſe das Thürchen hinter ſich zu. Kaum war er wieder in ſeinem Verſteck, als die Kammerfrauen und endlich ſelbſt der König hereinſtürzten und frugen, was der Prinzeſſin fehle? Da erzählte ſie zitternd und bebend Alles, man durchſuchte das Zimmer in allen Ecken, durchſuchte die Gänge und das ganze Schloß, aber Niemand war zu finden und das iſt leicht begreiflich. Sprach der König zu der Prinzeſſin, ſie habe gewiß geträumt und ſolle ſich nur beruhigen; es könne Niemand in ihr Zimmer hinein. Das that ſie auch und ſchlief bald wieder feſt wie vorher.

Als der Soldat dieß merkte, öffnete er wiederum das Thürchen, trat zu ihrem Lager und küßte ſie von neuem auf ihre ſchöne weiße Stirn. Erſchrocken fuhr ſie auf und da ſtand der ſtolze ſchöne Mann wieder vor ihr und hatte die Hände bittend zu ihr gefalten; ſie ſchrie noch lauter, wie das Erſtemal und verbarg ſich wieder unter der Decke. Ehe man eine Hand umdreht war der Soldat verſchwunden. Das ganze Schloß lief zuſammen, der König kam hinzu, man fragte, man ſuchte, aber da war keine Spur von einem fremden Manne zu finden. Nun wurde der König böſe, denn er war nicht gern im Schlafe geſtört; er verwies der Prinzeſſin mit harten Worten ihr grundloſes Geſchrei und drohte, ihr den Hirſch wegzunehmen, wenn ſie noch einmal ſchreie. Da mußte ſie ſich wohl zufriedengeben.

Sie beſchloß nun, nicht mehr einzuſchlafen, denn ſie wollte wiſſen, woher der ſchöne Mann komme, und ſtellte ſich nur, als ob ſie ſchliefe. Es dauerte nicht lange, ſo hörte ſie ein leiſes Knarren an dem Goldhirſch und gleich darauf ſtand der Soldat vor ihr und küßte ſie auf die Stirn. Sie ſchaute ihn groß an, aber da ſtürzte er zu ihren Füßen und ſprach ihr ſo viel von ſeiner Liebe und wie er ſein Leben um ſie gewagt habe, daß die Prinzeſſin ihm hold wurde und verſprach ihn nicht zu verrathen.

Seitdem lebte er herrlich und in Freuden in dem Zimmer der Königstochter; nur wenn manchmal der alte König kam, um den

Goldhirſch ſpielen zu hören, mußte er wieder in ſein Verſteck hinein. So ging es fort bis zum Ende des Jahres, welches der König ihm feſtgeſetzt hatte, die Liebe der Prinzeſſin zu erwerben. Da ſprach er, jetzt müſſe er in ſein Gefängniß zurück und nahm von der Königstochter Abſchied. Als dieſe ihn um ſeinen Namen frug, ſagte er: ‘Ich heiße Gold-macht-Alles-aus.’ ‘Das iſt ein ſonderbarer Name,’ ſprach die Königstochter, ‘aber wenn du ihn einmal haſt, iſt es nicht zu ändern.’

Alſo ging er in den Thurm und erlöſte ſeinen Bruder Kaum war er acht Tage dahin zurückgekehrt, als die Königstochter eines ſchönen Knäbleins genas; dieß hielt ſie aber gar heimlich, ſo daß kein Menſch im Schloß davon wußte außer ihrer Kammerfrau. Es wurde auch heimlich getauft und bekam den Namen Goldhirſch.

Am Tage nachdem das Jahr abgelaufen war, ließ der König den Soldaten kommen und ſprach: ‘Ich habe dir nun ein ganzes Jahr lang Gold gegeben, ſo viel du gewollt haſt; weißt du, daß du jetzt ſterben mußt, weil du die Liebe der Prinzeſſin nicht gewonnen haſt?’ ‘Ach das weiß ich wohl, aber ich möchte ſie doch vorher noch einmal ſehen,’ ſprach der Soldat. ‘Schenket mir die Gnade Herr König und führet mich zu ihr.’ ‘Das will ich dir gewähren’ ſprach der König.

Als ſie die Thüre des Zimmers der Prinzeſſin öffneten, ſtand ſie da und trug ihr wunderſchönes Kind auf dem Arm. Frug der König erſtaunt: ‘Wem gehört das Kind?’ Antwortete ſie:

es iſt mein Kind und dem Geld-macht-Alles-aus-ſeins! und damit fielen Beide dem König zu Füßen und baten ihn um Verzeihung und das Kind erhob ſeine Händchen, als bäte es auch um Gnade.

Da ſtand der König ſtarr und ſtumm, aber er mußte wohl gute Miene zum böſen Spiel machen, denn er konnte doch ſein Wort nicht brechen. So bekam der Soldat die Hand der Königstochter und nach dem Tode ihres Vaters auch das Königreich.

Der Metzgergeſell.

Eines armen Sauhirten Sohn hatte die Metzgerei gelernt, weil er höher hinauswollte als ſein Vater und nicht zufrieden damit war, die Stelle von dem Alten zu erben. Da der Junge nun ausgelernt und es zu etwas Rechtem in ſeinem Handwerk gebracht hatte ging er hinaus auf die Wanderſchaft. Als er noch nicht weit von ſeinem Ort weg war und über eine große Haide ging, ſah er einen gefallenen Ochſen am Wege liegen und fünf Thiere dabei ſtehen die ihn untereinander theilen wollten und nicht einig darüber werden konnten. Das war aber erſtlich eine Biene, zweitens ein Fuchs, dann noch ein Windhund, ein Falk und ein Löwe; die gingen ihm entgegen und baten ihn er ſollte ihnen aus der Noth helfen. Da zog er ſein großes Schlachtmeſſer, zerlegte den Ochſen ordentlich nach der Handwerksregel und theilte dann die Stücke unter die fünf Thiere aus. Die Biene bekam den Kopf um hinein zu bauen, und alſo ein jedes nach ſeiner Art dasjenige Theil, welches ſich am beſten für es ſchickte.

Der Metzger ging nun wieder ſeines Weges, während ſich die Thiere über das Fleiſch hermachten; er war aber kaum tauſend Schritte gegangen, ſo kam der Windhund hinter ihm hergelaufen, holte ihn ein und ſprach, er ſolle noch ein Mal mit ihm umkehren zu den Andern. Als ſie wieder hinkamen, wo die Thiere waren, da ſprachen ſie alle, ſie hätten vergeſſen, ſich bei ihm zu bedanken, Geld hätten ſie kein's, aber das wollten ſie ihm verleihen, daß er die Geſtalt von einem jeden der fünf Thiere annehmen könnte, ſo oft er ſich in Gedanken dazu wünſchen wollte. Das war er zufrieden, bedankte ſich und nahm den Weg zwiſchen die Beine. — Nicht lange darnach kam er in das große Königreich Sicilien und als er gerade zum Stadtthor der Hauptſtadt hineinging, hörte er einen Ausrufer verkündigen, daß Jeder des Todes ſein ſolle, der einen Apfel von des Königs Granatbäumen hole. Denn es waren nur zwei ſolcher Bäume im Land, die ſtanden vor des Königs Fenſter und er hielt große Stücke darauf.

Weil nun nichts ſo gut ſchmeckt, als das Verbotene, ſo dachte der Metzgerburſch gleich in ſeinem Vorwitz, er müſſe die Granatäpfel verſuchen, ob ſie wirklich ſo gut ſeien. Alſo wünſchte er ſich, daß er ein Falk wäre und bei dem bloſen Gedanken ſchon war es geſchehen. Er ſchwang ſich in die Luft, flog auf einen von des Königs Granatbäumen, fraß von den Aepfeln und ſchaute zum Fenſter hinein. Drinnen in dem Schloß ſaßen ſie gerade an Tafel und hatten vor ſich Geſottenes und Gebratenes ſtehen; als ihm das in die Naſe kam, wollten ihm die Aepfel nicht mehr ſchmecken. Da ward ſein Vorwitz ſo groß, daß er zum Fenſter hineinflog, ein gebratenes Huhn von der Schüſſel nahm und wieder damit hinauswollte. Doch des Königs Töchterlein ſchlug ſchnelle den Fenſterflügel zu, und nun war er gefangen.

Das ſollte ihm aber zum Glück gereichen, denn die Prinzeſſin ließ ihrem Vogel Nichts zu leide thun, ſondern hing ihn in einem ſchönen Bauer in ihrer eignen Schlafkammer auf. Die Nacht nun, da ſie im Bette lag und ſchlief, flog er als Biene durch das Käfichtgitter, trat dann in Menſchengeſtalt zu ihrem Lager und umarmte und küßte ſie auf ihren rothen Mund. Die Königstochter fuhr aus dem Schlaf empor und ſchrie nach Hülfe — doch bis der alte König mit ſeinem Hofſtaat hereingelaufen kam, ſaß er ſchon wieder als Falk in ſeinem Bauer, hatte den Kopf unterm Flügel und that, als ob er ſchliefe, alſo daß der König glaubte, die Prinzeſſin hätte nur geträumt und ſie tüchtig ausſchalt wegen ihrer Aengſtlichkeit.

Kaum waren die Anderen wieder weg, ſo wünſchte er ſich wieder zur Biene, kroch aus dem Käfig und trat als Mann zu der Königstochter und küßte ſie wiederum. Anfangs wehrte ſie ſich ſeiner, getraute aber nicht zu ſchreien; bald jedoch, als ſie merkte, daß er ihr Nichts zu Leide that, wurden ſie eins miteinander und blieben wonneſeelig beiſammen bis zum Morgen.

Alſo war er heimlich mit der Prinzeſſin vermählt und lebten ſie zuſammen faſt ein Jahr lang, ohne daß Jemand im Hauſe deſſen gewahr wurde. Endlich trug es ſich zu, daß die Prinzeſſin einen Knaben gebar und nun war die Sache freilich nicht mehr zu verheimlichen. Sie geſtand ihrem Vater Alles. Der König war Anfangs ſehr erzürnt, doch was war noch zu machen? Es war zu ſpät, um es zu ändern, alſo gab er ſeinen Segen dazu, ließ das Paar ordentlich trauen und ernannte den Schwiegerſohn zu ſeinem Nachfolger.

Mit der Königstochter hatte es aber eine eigene Bewandtniß, denn der junge Erbprinz ward nun ernſtlich gewarnt, nicht mit ſeiner jungen Frau in den Wald ſpazieren zu fahren. Sonſt überall hin, aber im Wald würde der Wind ſie hinwegführen.

Darüber lachte der Metzgerburſch; ſeine Neugierde und ſein Vorwitz ließen ihn auch nicht eher ruhen, als bis er in dem Walde war. Sie fuhren ganz vergnügt unter den grünen Bäumen her. Da kam es aber mit einem Male heran wie ein ſtarker Sturm, und eh' er ſichs verſah war ſeine Frau von dem Wind aus dem Wagen gehoben und hinweggeführt.

'Wiederhaben muß ich ſie' ſprach er, 'ſie mag ſtecken wo ſie will.' Alſo ließ er die Kutſche leer nach Hauſe fahren, verwandelte ſich in einen Windhund und lief ſo ſchnell er konnte davon, in der Richtung, in der er ſie hatte verſchwinden ſehen. Er lief und lief bis ihn die Beine nicht mehr tragen wollten, und gelangte endlich vor einen Berg. Den betrachtete er auf und ab, konnte aber in der glatten Felſenwand kein Thor und keine Thür finden, nur einen ganz engen Riß ſah er endlich zwiſchen dem Geſtein. Da wünſchte er ſich wieder die Bienengeſtalt und kroch ſo in die dunkle Felſenſpalte und immer tiefer in den Berg hinein. Als er aber ganz darinnen war, nahm er die Geſtalt des Falken wieder an und flog hinab bis in die unterſte Welt. Die Stelle, wo er niederkam bezeichnete er ſich vorſichtig mit einen Stein, um den Weg auch wieder hinauf zu finden und lief dann als Windhund weiter.

Da er ein gutes Stück gelaufen war, kam er vor ein wunderſchönes Schloß, es war aber rings ſo wohl mit ſtarken Thoren verſchloſſen, daß er anfangs nicht wußte hineinzukommen; nur einen freien Eingang gab es, das Schlüſſelloch nämlich; durch das kroch er denn auch in Bienengeſtalt hinein. Wer aber drinnen in dem wunderſchönen Schloſſe ſaß das war Niemand Anderes als ſeine liebe Frau, da nahm er ſeine natürliche Geſtalt an und ging zu ihr. 'Biſt dus oder biſt dus nicht?' ſprach er. 'Ich bin es' ſagte ſie, 'aber ich bin hier in eines Rieſen Gewalt, der kommt einmal bei Tag und einmal bei Nacht, jedesmal um eilf Uhr und dann muß ich ihm den Kopf krauen bis um zwölf.'

Es dauerte nicht gar lang ſo kam der Rieſe nach Haus. Der Metzgerburſch aber verwandelte ſich ſchnell wieder in die Biene und ſetzte ſich auf den Tiſch unter die Brodkrumen. 'Wie kommt das Thier herein?' ſprach der Rieſe und ſchlug darnach, doch die Biene war flinker, als er. Da brummte der Rieſe etwas in den Bart, legte ſich dann hin, mit dem Kopf in den Schooß der Königstochter und ließ ſich den Kopf von ihr krauen bis um zwölf Uhr.

Als er wieder fortgegangen war, gab der Erbprinz ſeiner Frau einen guten Rath und ſprach alſo zu ihr: 'Wenn er wiederkommt, ſo ſtelle dich, als ob du ſchliefeſt und wenn er dich dann weckt, ſo erzähle ihm, du hätteſt einen ſchlimmen Traum gehabt. Fragt er dann weiter nach dem Traum, ſo erzähl' ihm, es ſei dir im Schlafe vorgekommen, als wär er geſtorben und du wüßteſt nicht, wie du herauskommen ſollteſt aus dem Schloß.'

Alſo wie er gerathen that ſie am andern Tage und es gelang wohl, denn da ſie der Rieſe nach ihrem Traume fragte, fing ſie an zu weinen, erzählte ihm, was ſie im Schlafe für einen Schrecken ausgeſtanden hätte über ſeinen Tod und fragte ihn, ob ſie denn all ihr Lebtag hier in dem Schloſſe müſſe gefangen bleiben, wenn er wirklich ein Mal ſterben ſollte?

'Ei du Närrin' ſprach er, 'ich kann ja gar nicht ſterben. Aber bei dem König von Sicilien iſt ein Drache mit ſieben Köpfen, wer den erſchlägt kann auch mich todtſchlagen, ſonſt Keiner, und von ſelber ſterbe ich nicht.'

Das merkte ſich der Prinz, der als Biene zuhörte, und freute ſich, daß er nun das Geheimniß heraus hatte; die junge Frau mußte dem Rieſen wieder eine Stunde lang den Kopf im Schooß krauen, dann ging er hinweg. Da ſprach der Prinz zu ihr, er ſei nun feſt entſchloſſen, den Drachen in Sicilien aufzuſuchen; ſie nahm mit vielen Thränen Abſchied von ihm und er flog dann als Biene zum Schlüſſelloch hinaus wie er hereingekommen war. Drauſſen ward er zum Windhund und lief bis an den Stein, den er ſich zum Zeichen hingelegt hatte, ward dann zum Falken und flog hinauf und kroch zuletzt wieder als Biene aus der Felſenſpalte hervor.

Nach Sicilien war es weit; er mußte lange wandern, über Strom und Meer, über Berg und Thal bis er hinkam. Als er ſich nun erkundigte, wie es mit dem Drachen eigentlich ausſahe, erfuhr er, daß er allerdings drei Köpfe hatte und daß ihm jeden Tag, Morgens um 9 Uhr, des Königs Schweinheerde mußte vor die Stadt getrieben werden, damit er ſich neun Stück davon ausleſen konnte. Es waren aber jetzt in dem ganzen Land nur noch 36 Stück Schweine und Alles hatte Angſt, daß der Drache anfinge Menſchen zu freſſen, wenn er ſein richtig Futter nicht mehr bekäme. Da ging der Metzgerburſch vor den König und bat ſich die Erlaubniß aus, daß er des anderen Tages die Schweine hinaustreiben dürfte. Das erlaubte der König gern und verſprach noch dazu die Hälfte ſeines Königreichs und ſeine Tochter zur Frau, wenn er das Ungethüm aus der Welt ſchaffen könnte.

Punkt 9 Uhr des anderen Morgens war der fremde Hirt mit den Schweinen vor dem Thor und gleich darauf kam auch ſchon der Drache, hatte wirklich drei Köpfe, einen immer ſchrecklicher als den anderen und ſchrie den Prinzen an: 'Du Sauhirt, gieb mir neun von deinen beſten Säuen.' 'Keine neun Sauborſten' ſprach der Metzger, verwandelte ſich in einen Löwen und riß dem Drachen in einem Nu ein Haupt herunter, daß er mit ſchrecklichem Geheul davon lief. Als der Prinz heim kam ward er freudig vom König empfangen. 'Weil du dem Drachen einen Kopf abgehauen haſt, ſollſt du ein groß Faß voll Wein haben.' Am zweiten Tage war er wieder Punkt 9 Uhr mit ſeiner Heerde vor dem Thor; der Drache ließ auch nicht auf ſich warten, kam noch trotziger einher, als des Tages zuvor und fuhr ihn mit lautem Gebrüll an: 'Du Sauhirt, gieb mir achtzehen von deinen beſten Säuen!' 'Noch keine achtzehen Sauborſten' ſprach der Metzgerburſch, ward zum Löwen und riß dem Drachen auch das zweite Haupt herunter. ‘Morgen kommen wir wieder zuſammen!’ brüllte das Ungethüm und lief davon.

Sie kamen wieder zuſammen am anderen Tage, aber der Drache verlor ſeinen letzten Kopf und hatte nun ein für alle Mal den Appetit nach Schweinefleiſch verloren. Der Metzgergeſell oder der Prinz, wie ihrs haben wollt, ſollte nun auf der Stelle mit des Königs Tochter kopulirt werden. ‘Nichts für ungut’ ſprach er, ‘aber ich habe ſchon eine Frau; ſie ſitzt tauſend Stunden von hier in dem Berg.’ Darnach erzählte er dem König Alles, wie es ſich mit ihm zugetragen und wie er jetzt ſich wieder den weiten Weg ſuchen müſſe nach dem verwunſchenen Schloſſe in der Erde drin.

‘Willſt du meine Tochter nicht’ ſagte der König, ‘ſo will ich dir einen Wagen ſchenken, um hinzufahren zu deiner Frau’ und hieß ihn alsbald aus der Remiſe ziehn. Eine eigene Bewandtniß hatte es mit der Kutſche, die der Prinz zum Geſchenk bekam; denn auf der rechten Seite ſteckte eine Peitſche, wenn man die auf die linke Seite herüber ſteckte ſo fing der Wagen an zu fahren, als wenn tauſend Pferde daran gezogen hätten, bis man die Peitſche wieder hinüberſteckte auf die rechte Seite, dann ſtand er mit einem Schlage ſtill und man konnte ausſteigen.

So war es dem Erbprinzen ein leichtes, wieder an den verzauberten Berg zu kommen — ſchon am zweiten Tage war er dort, kroch als Biene hinein, flog als Falke hinab, lief als Windhund zum Schloß, kam wieder als Biene hinein zu ſeiner Frau und ward bei ihr zum Menſchen. Als aber der Rieſe wieder heimkam, ſo verwandelte er ſich nicht mehr in die Biene vor ihm, ſondern in den Löwen und riß ihm das Haupt von den Schultern ab. Nun war ſie erlöſt und fuhr mit ihrem Manne in dem Zauberwagen zuerſt nach Hauſe zu ihrem Vater, dann aber auf Beſuch zum König von Sicilien.

Der graue Wackenſtein.

Ein armer Bauersmann hatte nur einen einzigen Sohn, den erzog er chriſtlich und ehrlich, wie es ſich gebührt. Als der Knabe aber größer und größer wurde, da wurde ihm ſeines Vaters Haus zu enge und er wollte in die weite Welt. Sein Vater war ganz troſtlos darüber und gab ihm die himmliſcheſten Worte, er ſolle im Lande bleiben und ſich redlich nähren, aber das half alles nichts, er blieb dabei, er wolle ſich die Welt beſchauen. Da erzürnte ſein Vater zuletzt und ſprach: ‘Ei ſo wollte ich, daß du drei Tage und drei Nächte in einem fort laufen müßteſt und könnteſt nicht aufhören.’

Wie der Vater geſagt hatte, ſo geſchah es. Der Burſche mußte laufen und immerfort laufen drei Tage und drei Nächte hindurch. Die Sonne ſtach am Tage heiß und Nachts thaute es kühl und naß, der Hunger und der Durſt plagten ihn; aber Alles half nichts, denn Aelternfluch fährt nicht in den Wind: er mußte laufen bis zum Ende des dritten Tages. Zuletzt ſank er müde und matt nieder und war zum Sterben ſchwach; wo er Eſſen hernehmen ſollte, das wußte er nicht, denn er lag in einem dichten Walde. Da kam plötzlich ein kleines graues Männchen daher gegangen, das blieb bei ihm ſtehen und frug ihn, was ihm denn fehle:

'Ach,' ſprach er, 'ich habe ſo argen Hunger und Durſt, daß ich es nicht länger aushalten kann.' 'Wenn das Alles iſt, dann iſt dir leicht geholfen,' ſprach das Männchen; 'geh nur mit mir und du ſollſt vollauf haben, ſo viel du willſt.' Da raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen und hinkte hinter dem Männchen drein. Sie waren kaum funfzig Schritt weit gegangen, da kamen ſie an ein ungeheuer großes, kohlrabenſchwarzes Schloß; da gingen ſie hinein, die breiten Treppen hinauf und durch eine ungeheure Thür in einen hohen Saal. In dem ganzen Schloß war kein Menſch zu hören noch zu ſehen, alles war todtenſtill, in dem Saal aber ſtand trotzdem ein köſtliches Mahl auf einem hohen, hohen Tiſche und um denſelben drei hohe, hohe Stühle. 'Nun laß uns nach Herzensluſt eſſen und trinken,' ſprach das Männchen, 'aber raſch, denn allzulange dürfen wir uns nicht aufhalten.' Da kletterten ſie ſo ſchnell ſie konnten an den Stuhlbeinen in die Höhe, marſchirten auf der Tafel zwiſchen den Tellern und Schüſſeln umher und aßen ſich rundſatt. Dann rutſchten ſie an den Stuhlbeinen wieder herab, liefen die Treppen hinunter und zur Thür hinaus. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn die Thür fuhr ſo hart hinter ihnen zu, daß ſie den Schuhabſatz des Jünglings abſchlug. Der war jetzt wieder munter und guter Dinge und hatte alles Ungemach der drei Tage rein vergeſſen. Er ſprang mit dem Männchen in den Wald hinein, immer weiter bis an ein recht dichtes Plätzchen. Da gab das Männchen dem Jüngling ein Stöckchen und ſprach: 'In dem Schloſſe wohnen drei Rieſen, das ſind Menſchenfreſſer. Wenn die nach Hauſe kommen und ſehen, daß Jemand aus ihrer Schüſſel gegeſſen und aus ihren Bechern getrunken hat, dann kommen ſie in den Wald und ſuchen. Wenn nun einer kommt und dich findet, dann muß er ſich bücken, um dich aufzuheben und zu freſſen. Sei aber dann bei der Hand und ſchlage ihn mit dem Stöckchen auf den Kopf, ſogleich fällt er hin und regt kein Glied mehr.' Da wäre dem Jüngling faſt das Herz in die Schuhe gefallen, er bat das Männchen: 'Ach bleibe doch bei mir, dann fürchte ich mich weniger.' Aber das Männchen ſprach: 'Du brauchſt dich nicht zu fürchten, er thut dir nichts, wenn du es machſt, wie ich dir geſagt habe. Ich darf nicht dabei ſein, ſonſt wäre Alles verpaßt.' Da ſchlupfte das Männchen in eine Höhle, welche nahebei war und wartete dort ab, was geſchehe. Bald drauf rauſchte es im Wald und knackte und krachte, das war einer der Rieſen, wohin der ging, mußte er ſich zuvor Luft machen und ſtrich ſo mit ſeinen Händen die Aeſte zur Seite, daß ſie und mit ihnen ganze Baumwipfel knackten. Als er dem Jüngling nahe kam und ihn ſah, ſchrie er: 'Ach hab ich dich nun, haſt du aus meiner Schüſſel gefreſſen, ſo will ich jetzt dich ſelber freſſen.' Er bückte ſich um ihn zu faſſen, doch da ſchlug der Jüngling ihn mit dem Stöckchen vor die Stirn und plumps, da lag er und ſtreckte alle viere von ſich. In einem Satze war das Männchen da und rief: 'Schnell, daß wir ihn verſtecken, bevor die andern kommen!' Sie zogen ihn bei den Haaren tiefer ins Gebüſch und bedeckten den ganzen Kerl mit dürrem Laub.

Eine Weile drauf tobte und tappte es wiederum durch den Wald als ob der Sturm hindurch führe. Das war der zweite Rieſe, der kam mit großen Schritten heran, denn er war nicht wenig böſe. Als er den Jüngling fand, ſchrie er: ‘Ach du haſt aus meiner Schüſſel gefreſſen, ſo will ich jetzt dich ſelber freſſen.’ Damit bückte er ſich, aber der Jüngling traf ihn ſo wohl an die Stirn, daß er hinſtürzte und keinen Laut mehr von ſich gab. Huſch war das Männchen wieder bei der Hand und rief: ‘Schnell weg mit ihm, ehe der dritte kommt!’ Da zogen ſie ihn bei den Haaren zu ſeinem Kameraden und warfen dürres Laub drauf, ſo daß man keine Fingerſpitze von den zwei Kerlen ſah.

Das graue Männchen hatte Recht, wenn es eilte, daß der Rieſe auf die Seite kam. Kaum lag er unter dem Laube, als es durch den Wald ſchrie und lärmte. Das war der dritte Rieſe und der hatte einen Tritt, daß die Erde davon erbebte. Als er den Jüngling fand, rief er wüthend: ‘Du haſt aus meiner Schüſſel gefreſſen, ſo will ich dich jetzt ſelber freſſen.’ Als er ſich aber bückte, den Jüngling zu packen, traf dieſer ihn ſo gut mit ſeinem Stöckchen an die Stirn, daß er hinfiel und keinen Pieps mehr that.

Nun ſprang das Männchen gar fröhlich aus ſeiner Höhle heraus und ſprach: ‘Der mag liegen bleiben, denn das iſt der letzte; jetzt laß uns wieder in das Schloß gehen, da ſind wir Herren und Meiſter. Du mußt mir jedoch vorher verſprechen, daß du mir in Allem getreulich folgen willſt, was ich dir ſage oder auftrage. Du haſt geſehen, daß es nur zu deinem Beſten ausſchlägt.’ Der Jüngling verſprach dieß mit Freuden und folgte dem Männchen zu dem kohlrabenſchwarzen Rieſenſchloß. Sie traten hinein und kamen durch viele Zimmer endlich in eine Kammer, da hing ein großes, blankes, ſcharfes Schwert an der Wand. Das Männchen ſprach: ‘Nimm dieß Schwert herunter!’ und als der Jüngling es gethan, ſprach es weiter: ‘Nun haue mir den Kopf ab.’ ‘Ach wie könnte ich das! Du haſt mir ja nichts zu Leide gethan,’ rief der Jüngling, doch das Männchen erzürnte und rief: ‘Willſt du mir den Kopf abhauen oder ſoll ich ihn dir abhauen?’ Da konnte der Jüngling wohl nicht anders, er nahm das Schwert in beide Hände und ſchlug dem Männchen den Hals durch und durch. Als aber der alte Kopf des Männchens herunter fiel, fielen die grauen Kleider mit ab, wie einem Schmetterling die garſtigen Puppenkleider und da ſtand eine Jungfrau vor dem Jüngling, die war ſo wunderſchön, daß er vor lauter Staunen und Entzücken kein Wort ſprechen konnte. Er glaubte nicht anders, als es ſei ein Traum, aber da reichte ſie ihm die Hand und ſprach: ‘Siehſt du nun, daß du Recht daran thateſt, mir zu folgen?’ Dann erzählte ſie ihm ihre ganze Geſchichte, die war ſehr traurig. Vor vielen Jahren waren die drei Rieſen in die Gegend gekommen, wo ihr Vater als Graf auf dem Schloſſe wohnte. Sie hatten das Schloß überfallen und alles gefreſſen, was ſie da fanden, die ganze Familie der ſchönen Jungfrau, den ganzen Hofſtaat und alles Geſinde, nur ſie ſelbſt hatten die Ungeheuer verſchont, weil ſie ſo ſchön war. Sie wollten ihren Willen mit ihr haben, als ſie aber mit Gottes Hülfe den Rieſen ſtets entwich, da verwünſchten ſie die Jungfrau in ein graues Männchen; ſeitdem werde das Schloß kohlrabenſchwarz. Alsdann fuhr ſie fort: 'Du haſt mich erſt halb erlöſt, da das Schloß noch nicht erlöſt iſt, darum ſollſt du jetzt dein Werk ganz vollenden. Im Walde ſteht die große Rieſeneiche, dieſe mußt du aufſuchen. Sie hat ſieben Löcher über einander in ihrem Stamm und in dem ſiebenten ſitzt eine Taube auf zwei Eiern. Die Eier mußt du nehmen und mir an dem Kopf entzwei werfen.'

Der Jüngling that wie ſie ihm geheißen. Er fand die Eiche und an der Eiche die ſieben Löcher und in dem oberſten Loch die Taube und unter der Taube die Eier. Dieſe brachte er mit und warf ſie der Jungfrau an den Kopf. Im ſelben Augenblick krachte es in dem ganzen Schloß, als ſollte die Welt verſinken und es war wieder weiß, wie Schnee, als ob es eben erſt gebaut worden wäre.

Der Jüngling feierte nun raſch ſeine Hochzeit mit der ſchönen Gräfin, er nahm viele Diener an und ein neues ſchönes Leben kehrte in dem Schloſſe ein. Nach einem Jahre ſollte der Beiden Glück vollſtändig werden, denn die Gräfin fühlte, daß ſie bald eines Kindes geneſen werde. Als aber der Augenblick da war und ſie gebären ſollte, da brachte ſie ſtatt eines Kindes einen grauen Wackenſtein zur Welt. Ihr Mann war außer ſich vor Jammer als er den Stein ſah, doch ſie tröſtete ihn und ſprach: 'Dieß iſt noch eine Folge der Verwünſchung, welche die Rieſen über mich ausgeſprochen haben, aber ſei zufrieden, denn du kannſt uns leichtlich helfen. Trage den Stein in den Keller und zerhaue ihn dort mit dem Schwerte, womit du mir den Kopf abgeſchlagen haſt, als ich noch ein graues Männchen war.' Er that nach ihrem Willen, und als das Schwert durch den Stein fuhr, da ſprang das helle rothe Blut heraus, worüber er ſich ſo entſetzte, daß er den Stein liegen ließ und wieder zu ſeiner Frau eilte, um ihr das zu ſagen. Sie ſprach: 'Du haſt ganz recht gethan; nun gehe nach ſieben Tagen wiederum in den Keller und ſchau einmal nach.'

Das Herz klopfte ihm nicht wenig, als er nach ſieben Tagen die Kellerthür öffnete, doch was war das für eine Freude, als er an der Stelle des blutigen Steines ein wunderſchönes kleines Mägdlein liegen ſah, das blickte ihn mit klugen Augen an und ſtreckte ihm die Aermchen entgegen. Er hob es auf und trug es voller Freude zu ſeiner Frau. Sobald dieſe wieder geſund war, reiſte er aber nach Hauſe und holte ſeinen Vater und das ganze Dorf ab, welches ſehr arm war. Er ſchenkte jedem Bauern ein groß Stück Wald, was er ſich ausroden und anbauen konnte und lebte als Graf mit ſeiner lieben Frau noch lange und glücklich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die getreue Frau.

Ein König hatte eine Tochter, die war überaus ſchön und klar und hatte eine gar feine und zarte Haut; wenn ſie rothen Wein trank, konnte man ſehen, wie es ihr durch den Hals herunter lief. Die Welt war ſo erfüllt mit dem Ruf von ihrer Schönheit, daß ſelbſt des Sultans Sohn aus der Türkei kam und um ihre Hand anhielt. Sie wollte jedoch nichts von ihm wiſſen und ſprach, ſie wolle keinen Heiden heirathen, der ſei ihr zu ſchlecht nur ihre Schuhe zu putzen.

Zu gleicher Zeit lebte in einem andern Königreich ein König, welcher drei Söhne hatte. Da er nicht wußte, welchem von ihnen er nach ſeinem Tode das Königreich übergeben ſolle, ſo ſprach er: 'Gehet auf Reiſen und wer von euch mir das Schönſte mitbringt, der wird König.' Sie zogen ſofort aus, doch gereute es ſie ſchon am dritten Tage und die beiden Jüngſten ſprachen zum Aelteſten: 'Lieber Bruder, gehe du nach Hauſe zurück und tritt die Regierung an, wir wollen in die Welt hinaus ziehen und ſehen, wo unſer Glück blüht.' Sprach der Aeltere: 'Ich kann euch nicht ziehen laſſen, wenn ihr mir nicht verſprechet, treu zuſammen zu halten in Freud und Leid und euch nicht von einander zu trennen, auch ſobald ihr euer Glück gefunden habet, zurück zu kommen, damit ich mich mit euch darüber freue." Darauf gaben ſie ſich die Hände und ſchieden von einander.

Nach langem Reiſen kamen ſie in das Königreich, wo die ſchöne Prinzeſſin wohnte. Da gefiel es ihnen ſo gut, daß ſie beſchloſſen, dort zu bleiben, der eine wollte den Seedienſt lernen, der andere unter die Landarmee treten. Da ſie ſo ſchöne Leute waren, nahm der König ſie alsbald an und ſie waren ſo gewandt und geſchickt, daß ſie in kurzer Zeit der eine Major und der Jüngſte Oberſt wurden. Sie hatten ſo viel Geld von Hauſe mitgenommen, daß ſie nicht zu knauſern brauchten und ein herrliches Leben führen konnten. Da war kein Mangel an Dienerſchaft und Pferden und Wagen; jeden Tag fuhren ſie um Mittag aus und jeden Tag der Woche in einem andern Wagen mit ſechs andern Pferden und andern Bedienten. Sie kamen dabei ſtets an dem Schloſſe des Königs vorüber, und da wurde die ſchöne Prinzeſſin aufmerkſam auf ſie und kam jedesmal an das Fenſter. Das bemerkten die zwei Prinzen bald, aber ſie merkten nicht, wie die Liebe nach und nach in dem Herzen der Prinzeſſin Platz nahm und ſie endlich nicht mehr ruhen ließ bei Tag und Nacht. Der Jüngſte der beiden Prinzen, welcher auch der ſchönſte war, gefiel ihr nämlich ſo gut, daß ſie meinte, nicht ohne ihn leben zu können; ſie mochte es aber Niemand ſagen, denn ſie war gar ſtolz und da ſie Alles ſo in ſich verbergen mußte fiel ſie zuletzt in eine ſchwere Krankheit. Alle Aerzte im Lande mußten herbei, doch ihre Arzneien halfen nichts und es wurde von Tag zu Tage ſchlimmer mit ihr. Da ließ ſich endlich ein uralter Mann am

Hofe melden, der hatte ſein ganzes Leben hindurch die Welt bereiſt und kannte alle Kräuter; er hatte einen Trank ausgefunden, der jede Krankheit auf der Stelle heilte, wenn ſie auch noch ſo gefährlich war. Der König führte ihn zu der Prinzeſſin und kaum hatte der Alte ſie geſehen, ſo ſprach er: ‘Ich kann ihr helfen, aber ich muß mit ihr allein ſein.’ Als der König fortgegangen war, gab ihr der Alte einen ſtärkenden Trank, dann ſagte er: ‘Ihr habt kein körperliches Leiden, ſondern eine Herzenskrankheit und ich kann euch nur helfen, wenn ihr mir aufrichtig bekennt, was euch drückt.’ Anfangs wollte die Prinzeſſin nicht mit der Sprache heraus, aber der Alte wußte ihr Vertrauen ſo zu gewinnen, daß ſie ihm endlich Alles bekannte, doch bat ſie ihn, er ſolle ſich nur nichts davon merken laſſen.

Da ging der Alte zum König und ſprach: ‘Ich habe die Krankheit wohl überwunden, aber es bleibt noch eine Schwäche zurück. Wenn die Prinzeſſin jetzt viel Leute ſieht und die rechten Leute, die ihr ſchön zu erzählen und ſie zu unterhalten wiſſen, dann iſt die Schwäche auch bald gehoben, denn dann denkt ſie nicht darüber nach.’ ‘Weñ will ſie denn ſehen?’ frug der König. ‘Von all meinen Hofherren will ſie nichts wiſſen.’ ‘Wen, das weiß ich nicht,’ ſprach der Alte, ‘aber es ſind zwei vornehme Herren in der Stadt, einer iſt Major und der andre Oberſt; die könntet ihr einladen.’ Der König freute ſich des guten Rathes und ſandte ſogleich einen Bedienten zu den beiden Prinzen, um ſie zum Mittageſſen einzuladen. Als der Bediente ſeinen Auftrag ausrichtete, gaben die Prinzen ihm keine Antwort; ſie ſagten zu dem Wirth, er ſolle ihnen das Eſſen wie jeden Tag bereit halten. Sie aßen wie immer zu Mittag, dann fuhren ſie nach Gewohnheit aus und an dem Schloſſe des Königs vorbei. Als der König das ſah, fuhr er den Bedienten an, er habe wohl die Einladung nicht gehörig ausgerichtet, doch der ſagte, das ſei geſchehen, die Herren hätten ihm aber keine Antwort gegeben. Da ſetzte ſich der König des andern Morgens in ſeinen Wagen und fuhr ſelber zu den Prinzen, lud ſie zu ſich zu Tiſche und frug auch, warum ſie am vorigen Tage nicht gekommen wären. 'Man kann auf anderer Leute Reden nicht gehen,' ſprachen ſie. 'Wenn wir ſo etwas auszurichten haben, thun wir es ſelbſt.' Das freute den König, denn er dachte, da ſie ſo ſtolz ſeien, müßten ſie wohl von vornehmer Herkunft ſein und er frug ſie, wer ſie denn eigentlich ſeien? Als er nun ihre Abſtammung vernahm, da war er gar außer ſich vor Freude und ſprach, ſie dürften nicht mehr in dem Wirthshaus wohnen, ſondern müßten in ſeinen Pallaſt ziehen. Dieß geſchah noch am ſelben Tage und Niemand war glücklicher darüber, als die ſchöne Prinzeſſin. Als der Jüngſte ſie nun ſo jeden Tag in ihrer ganzen Holdſeligkeit ſah, da erwachte auch in ſeinem Herzen die Liebe zu ihr und da war es nicht weit mehr bis zur Verlobung und die Vermählung ließ auch nicht lang warten; alſo wurden die Beiden das glücklichſte Paar auf Gottes Erdboden.

Ein paar Jahre hatten ſie alſo beiſammen gelebt, da ſprach der Aeltere: 'Lieber Bruder, ich habe den Seedienſt nicht umſonſt gelernt und kann es auf dem Lande nicht länger aushalten.

Zudem finde ich hier mein Glück nicht, darum muß ich es anderswo ſuchen und will nächſtens mit einem Schiffe gegen die Seeräuber ziehen.' 'Thue das nicht,' ſprach der Jüngſte, 'du weißt doch wohl, daß wir unſerm Bruder verſprochen haben, nicht von einander zu laſſen in Freud und Leid, laß uns darum Wort halten und hier zuſammen bleiben. Wenn du dein Glück finden ſollſt, dann kannſt du es hier ſo gut finden, wie in einem andern Welttheil.' Der Aeltere beſtand aber darauf, er wolle fort, da ſprach der Jüngere: 'Wenn du geheſt, dann kann ich nicht bleiben, denn ich halte mein Verſprechen, wie hart es mir auch ankommt.' Und er ging zu ſeiner Frau und ſprach: 'Binnen acht Tagen verreiſe ich mit meinem Bruder, um ein wenig die Welt zu ſehen; in Jahresfriſt ſind wir aber wieder zurück.' Ach wie da die arme Prinzeſſin weinte und jammerte; es brach ihm faſt das Herz, doch er ließ ſich in ſeinem Entſchluß nicht irre machen, denn ſein Wort war ihm allzu heilig. Als nun die Schiffe zur Abfahrt gerüſtet da lagen, zog der Prinz ſein Schwert und gab es ſeiner lieben Frau, indem er ſprach: 'Behalte dieß Schwert als ein Zeichen von mir; ſo lange es blank bleibt, geht es mir gut, und ſo lange du keinen Roſt oder Flecken darauf ſiehſt, bin ich dir getreu und das bleibe ich bis in den Tod.' Da gab ihm die Prinzeſſin ihr ſchneeweißes Gewand und ſprach: 'Dafür ſchenke ich dir dieſen Mantel als ein Zeichen von mir; ſo lange er weiß bleibt, ſo lange bleibt meine Treue unverletzt.' Da küßten und umarmten ſie ſich unter vielen Thränen und die beiden Brüder gingen zu Schiffe. Die Prinzeſſin aber ſchaute ihnen noch lange nach, bis die weißen Segel fern auf dem Meer verſchwanden.

Als ſie etwa acht Wochen auf dem Meere waren, da kamen eines Morgens drei Schiffe mit Seeräubern gefahren, welche für den Sultan Beute machten. Die umzingelten das Schiff, worauf die beiden Brüder ſich befanden und machten ſie und alle Andern, welche mit ihnen fuhren, zu Gefangenen. Am folgenden Tage wurden ſie vor den Sultan geführt. Als der ihre reichen und prächtigen Kleider ſah, freute er ſich über den Fang und frug ſie, woher ſie kämen und wer ſie ſeien. Da erzählten ſie ihm ihre Geſchichte und baten, er möge ſie doch wieder frei geben, ſie wollten ihm ſchweres Geld ſenden, ſo viel, als er verlange. Jetzt war aber ſeine Freude erſt recht groß, als er hörte, daß einer von ihnen der Gemahl der Prinzeſſin ſei, welche ihn ſo ſchimpflich abgewieſen hatte, und er ſprach: ‘Ich gäbe euch nicht um alles Gold auf der ganzen Welt, denn ich will mich an euch dafür rächen, daß die Prinzeſſin meinen Thron verſchmäht hat; jetzt wird ſie aber wohl zahm werden. Ihr ſeit Hunde und ſollt bei den andern Hunden ſitzen und mit ihnen freſſen und ſchlafen.’ Da ging ein trauriges Leben für die Brüder an und hundertmal beklagte der Aeltere, daß er ſeinem Bruder nicht gefolgt und ihn auch ins Unglück geſtürzt hätte. Jeden Tag mußten ſie die ſchimpflichſten Arbeiten verrichten; dazu bekamen ſie kein anderes Eſſen, als die Brocken, welche vom Tiſche fielen, denn ſobald die Glocke zum Mittageſſen läutete, mußten ſie mit den Hunden in das Speiſezimmer laufen und ſich unter den Tiſch ſetzen. Die beſten Brocken ſchnappten die Hunde ihnen dazu noch weg, ſo daß ſie manchmal bittern Hunger litten. Oft mußten ſie ſich auch vor den Sultan legen, der alsdann ſeine Füße auf ſie ſetzte und ſie trat und ſchimpfte, wenn ſie ſich nur rührten. Das Schlimmſte war ihr Lager im Hundeſtall, der ſehr unrein war und nie gefegt werden durfte. Darum mußte der ältere Bruder jeden Morgen ſeine Kleider ſämmtlich waſchen, der jüngere hatte dieß jedoch nicht nöthig, denn an dem Gewande ſeiner Frau, welches er beſtändig trug, blieb kein Stäubchen hängen und es war immer ſchloßenweiß, wie der friſchgefallene Schnee; das war ſein einziger und größter Troſt in dieſen ſchweren Tagen.

Die Prinzeſſin hatte unterdeſſen fleißig nach dem Schwerte geſchaut und war von Herzen froh, daß es ſtets ſo hell und blank blieb. Eines Morgens aber, als ſie es erfreut darüber in der Hand hielt und betrachtete, lief ein trüber Hauch darüber und wie ſie auch putzte und wiſchte, er wollte nicht weichen. Da ergriff ein ſchwerer Kummer ihr Herz, denn ſie erkannte nun, daß ihrem lieben Gemahl ein Unglück begegnet ſein müſſe, und ſie beſchloß ihm nachzureiſen, um ihn zu retten, koſte es, was es wolle.

Als ſie ſich eben zur Abfahrt rüſtete, kamen Boten in das Schloß, welche ihr meldeten, daß der Sultan aus der Türkei angekommen ſei, der wolle zu ihr, da er viel mit ihr zu ſprechen habe und wolle gegen Abend kommen. Sie ließ ihm wieder ſagen, er könne kommen, jedoch nicht zu einer andern Zeit, als zwei Stunden vor Mittag und ſechs Stunden nach Mittag. Es dauerte nicht lange, da war er ſchon im Schloſſe, trat mit heimtückiſcher

Freude in ihr Zimmer und ſprach: ‚Vor Zeiten habet ihr meine Hand verſchmäht, um euch mit einem armen Königsſohn zu verſprechen und den zum Gemahl zu nehmen. Der ſitzt jetzt als Hund unter meinem Tiſche bei den andern Hunden und frißt die Brocken, welche herunter fallen. Ich habe euch aber immer noch lieb und frage euch, ob ihr jetzt meine Frau werden wollt und die mächtigſte Fürſtin auf der Welt. Bedenket, daß ihr ein ſolches Glück euer Leben lang nicht wieder findet, denn ihr bekommt die größten Schätze, die je Augen ſahen, und es iſt kein Wunſch, der euch nicht ſofort erfüllt würde.' Die Prinzeſſin glaubte vor Schmerz zu vergehen, als ſie hörte, wie der Sultan von ihrem lieben Manne ſprach, und welch ein ſchreckliches Loos demſelben zu Theil gefallen war. Sie faßte ſich jedoch und ſagte: ‚Eure Gemahlin kann ich nie werden und wäret ihr ſelbſt Kaiſer der ganzen Welt,' und ſie ging ſchnell in ihr Kämmerlein und ließ ihn ſtehn. Dort weinte ſie ſich recht aus, dann aber warf ſie ſich auf ihre Kniee nieder und betete zu Gott, er möge ihr Kraft und Muth in ihren Leiden geben und ihr Vorhaben ſegnen, damit ſie ihren lieben Gemahl aus ſeiner ſchmählichen Gefangenſchaft befreie. Gott erhörte ihr Gebet und ſtärkte ſie ſo wunderbar, daß ſie ſich ſtark fühlte, Alles zu wagen und zu unternehmen.

Vor der Stadt lag eine Kapelle und ein Häuschen, da kehrten die Pilger ein, welche nach Jeruſalem gingen. Dahin ſchickte ſie ihre treueſte Dienerin und ließ einem der Pilgersleute Kleider abkaufen. Dieſe zog ſie an, nahm ihre Harfe, welche ſie meiſterlich ſpielte, und ging Abends aus dem Schloß, um das

Sultans Schiffe lagen. Da ſetzte ſie ſich hin, ſchlug ihre Harfe und ſang:

'Was fehlet dir, mein Herz,
Daß du in mir ſo ſchlägeſt?
Wie kommt es, daß du dich
So heftig in mir regeſt?
Du ſtörſt bei finſtrer Nacht
Mir alle meine Ruh,
Am Tag, bei finſtrer Nacht.'

Der Sultan, welcher grade auf ſeinem Schiffe ſtand, horchte auf und ließ den Harfner zu ſich rufen, ſprach: 'Wie kommſt du zu dieſen Liedern?' 'Das ſind ſo meine Träume,' antwortete der Harfner und ſang weiter:

'Es ſchlagen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich ſchweb in Todesangſt
Auf einem wilden Meer,
Die ſtört bei finſtrer Nacht
Mir alle meine Ruh,
Am Tag, bei finſtrer Nacht.'

Dann fuhr er fort und ſang in ſchönen Verſen Alles, was dem Sultan mit der Prinzeſſin begegnet war. Da frug der Sultan abermals: 'Wie kommſt du zu dieſen Liedern?' 'Das ſind ſo meine Träume,' ſprach der Harfner. Da rief der Sultan erſtaunt: 'Du mußt mit mir ziehen, magſt du dafür fordern, was du willſt.' 'Hier kann ich nichts fordern,' ſprach der Harfner.

‘Ich will aber mit euch ziehen und ein Jahr bei euch bleiben. Wenn es mir dann bei euch gefällt, bleibe ich, gefällt es mir nicht, ſo gehe ich, doch müßt ihr mir zuvor ſchwören, daß ihr mir drei Wünſche erfüllen und mich ziehen laſſen wollt.’ Da ſprach der Sultan: ‘Ich gebe dir Alles, was dein Herz begehrt, das ſchwöre ich dir beim Feuer und meinem Bart,’ und das iſt der höchſte Schwur, den die Türken thun. So blieb der Harfner auf dem Schiffe und fuhr am folgenden Tage frühmorgens mit dem Sultan ab. Dieſer gewann ihn immer lieber wegen ſeiner wunderſchönen Lieder, ſo daß der Harfner ihn endlich, wie man zu ſagen pflegt, um einen Finger wickeln konnte und nichts begehrte, was nicht ſogleich erfüllt worden wäre.

Als ſie in dem Schloſſe des Sultans ankamen, mußte der Harfner gleich am folgenden Tage bei der Tafel ſpielen und alle Gäſte waren darüber außer ſich vor Entzücken, nur nicht des Sultans Mutter, ein böſes altes Heidenweib, welche ſtets nur Ränke und Böſes ſann und ſpann. Dieſe zankte fortwährend, wozu das Geleier diene und ſie könne den Singſang nicht ausſtehen, aber Niemand hörte auf ſie und Alle wurden von Stunde zu Stunde luſtiger. Als die Tafel faſt zu Ende war, öffneten ſich die Thüren und da kamen die Hunde und mit ihnen die beiden Prinzen herein, der Jüngere in ſeinem ſchneeweißen Gewand und ſein armer Bruder. ‘Das ſind Alles meine Hunde’ ſprach der Sultan und warf den Prinzen ein paar Brocken zu, doch da ſprangen die andern Hunde herbei und ſchnappten ſie ihnen weg. Der Harfner mußte ſich ſehr Gewalt anthun, als er dieß jammervolle Schauſpiel anſah, aber er ließ ſich nichts merken und ſprach nur: ‘Mir ſcheint, ihr füttert eure Hunde ſchlecht, die beiden großen Menſchenhunde ſehen gar mager aus.’ Dann warf er ihnen große Brocken hin, welche die beiden Prinzen gierig verſchlangen, denn ein ſo reiches Mahl hatten ſie lange nicht bekommen. Das ärgerte die alte Sultanin noch mehr, als ſie aber darüber poltern wollte, fing der Harfner an zu ſingen und da ging ſie voller Wuth weg. Aber auch der Sultan ärgerte ſich darüber, darum ſtand er ſchnell von der Tafel auf, als das Lied zu Ende war. Zugleich kamen die Diener und ſchwangen ihre langen Peitſchen, da wurde das Zimmer bald leer.

Am folgenden Tage ſonnte ſich der Sultan in ſeinem Roſengarten, wo die Sklaven arbeiteten, und er ließ den Harfner kommen, daß er vor ihm ſpiele. Da ſchlug er die Harfe gar ſchön und ſang dazu:

‘Ich kam in kurzer Zeit
In einen ſchönen Garten,
Da ſah ich alſo ſchöne ſtehn
Viel Blumen aller Arten;
Darunter ſah ich eine Roſe blühn,
Ich wollt, ich könnte ſie für mich erziehn.*)

‘Das iſt ein wunderliches Lied’ ſprach der Sultan, ‘aber ſage mir nur welche Roſe du meinſt, ich will ſie dir ſogleich ſchenken.’ ‘Ach das ſind meine Geſänge ſo, ich habe keine von euren Roſen gemeint,’ ſprach der Harfner und fuhr fort:

---

*) [illegible] Die mir mein ganzes Herz erfreuet.

'Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus dieſem Garten gehn,
Niemand kommt fragen mich,
Wie es mir wird ergehn.
Die Unglückswellen fallen
Zu ſchwer über mich herein.'

'Welche Unglückswellen meinſt du denn?' frug der Sultan und der Harfner antwortete: 'Ach das ſind meine Lieder ſo.' Da ſprach der Sultan und wies dabei auf die beiden Prinzen hin, welche im Schweiß ihres Angeſichtes graben mußten: 'Kennſt du die Hunde dort? die ſind aus deinem Lande, geh' und ſprich mit ihnen.' 'Ich kenne ſie nicht' erwiederte der Harfner, 'aber ich bin auch nicht aus dem Lande, wo du mich gefunden haſt, ich bin viel weiter her, will aber doch mit ihnen ſprechen, ob ſie meine Mutterſprache verſtehn.' Da ging er zu ihnen und machte allerlei Wiſchi waſchi durcheinander daher, als ob er eine ganz fremde Sprache rede, doch die Prinzen ſprachen: 'Wir verſtehen dich nicht' und das war ihnen nicht zu verdenken, denn das hätte kein Heidenkind verſtanden. Der Harfner kam zum Sultan zurück und ſprach: 'Sie verſtehen meine Sprache nicht, aber aus welchem Lande ſind ſie denn?' 'Dieſe Hunde ſind zwei Prinzen, welche ich gefangen halte, weil die Frau des einen meine Liebe verſchmäht hat.' 'Da geſchieht ihnen recht' ſprach der Harfner, 'wenn ſie aber mein wären, ließe ich ſie feine Arbeiten machen, welches die andern Sklaven nicht können. Sie müßten mir ſchöne Körbe flechten, Käfige ſchnitzen und ſolche Dinge, womit ich mein

Haus und meinen Garten verzierte.’ Das ſagte er aber, weil er wußte, daß die Prinzen ſolches in ihrer Jugend gelernt hatten und damit ſie nicht mehr ſo harte Arbeit thun müßten. ‘Das iſt ein guter Gedanke,’ ſprach der Sultan, ‘aber ſie können es ſchwerlich.’ ‘Es kommt auf eine Probe an,’ erwiederte der Harfner. Da wurden ihnen Weiden und Meſſer und Holz gegeben und ſie flochten und ſchnitzten ſo ſchön, daß der Sultan außer ſich vor Freude war.

Mittags mußte der Harfner wieder bei Tiſche ſpielen und man ſetzte ihm ein reiches, koſtbares Mahl vor, doch aß er nur ſehr wenig davon. Als die Hunde aber herein gelaſſen wurden, da lockte er die zwei Prinzen zu ſich und warf ihnen große Biſſen zu. Das ärgerte die alte Sultanin und ſie hetzte an dem Sultan und ſprach: ‘Sieh doch, wie das gute Eſſen verſchwendet wird. Es iſt eine Schande, daß die Hunde es bekommen. Mach dem doch ein Ende.’ Anfangs ſprach der Sultan wohl, man ſolle den Harfner gewähren laſſen, aber ſie hörte nicht auf zu hetzen bis er ärgerlich rief: ‘Ich will nicht haben, daß du den Hunden dein Mahl gibſt.’ ‘Verzeiht, Herr Sultan,’ ſprach der Harfner, ‘die Hunde können nichts fordern, darum muß man ihnen geben. Wenn ihr aber nicht haben wollt, daß ich den armen Hunden eine gute Mahlzeit gebe, dann laſſet mich in mein Vaterland zurück gehn.’ Da ſchwieg der Sultan und ließ ihn gewähren.

Als aber jeden Mittag dieſelbe Geſchichte war, wurde der Sultan deſſen endlich müde, denn die Alte ſprach ſtets: ‘Laß ihn nur laufen, er verdirbt dir die Hunde durch Leckerbiſſen und wer weiß, was er noch im Schilde führt. Den Chriſten iſt nicht zu trauen.' Er ſprach eines Tages: 'Ich kann dem nicht länger zuſehn, gehe ſobald es dir geliebt.' 'Dann will ich gleich morgen gehen,' ſprach der Harfner und freute ſich und lobte Gott in ſeinem Herzen. 'Vorher aber müſſet ihr mir euer Verſprechen löſen und mir meine drei Wünſche gewähren.' 'Thue das nun nicht,' raunte die Alte dem Sultan ins Ohr, aber der ſprach: 'Ich muß es thun, denn ich habe es geſchworen beim Feuer und meinem Bart. Sage mir, was du dir für drei Dinge wünſcheſt und ich will ſie dir gewähren.' Da that der Harfner, als ob er ſich beſänne und ſprach alsdann: 'Fürs erſte wünſche ich mir den weißen Hund, (das war nämlich der Prinz, welcher das weiße Gewand trug) für's zweite den andern Hund, welcher immer bei ihm iſt und für's dritte ein Schiff mit Geld und Mannſchaft, um in mein Vaterland zu fahren.'

Da machte der Sultan ein ſaures Geſicht, die Alte aber ſprang und tanzte vor Wuth und rief: 'Das geht nicht, die Hunde bekommſt du nicht, du haſt Hundes genug an dir ſelbſt.' Der Harfner aber ſprach: 'Bedenket euren Schwur, Herr Sultan, ich verlange nur, was mir zukommt.' Der Sultan erwiederte: 'Du forderſt das Größte, was ich habe, aber da du mein Verſprechen haſt, ſollſt du Alles bekommen' und er ließ den Prinzen die Ketten abnehmen und ſie auf das Schiff des Harfners führen. Der Harfner fiel ihm zu Füßen und dankte ihm für das Geſchenk, doch der Sultan wollte nichts von Dank wiſſen und ging zornig weg.

Wer da glücklicher war, die Prinzeſſin d. i. der Harfner, oder die beiden Prinzen, das iſt ſchwer zu ſagen. Gern hätten ſie ihr für ihre Rettung gedankt, aber ſie ging auf dem Schiffe nicht aus ihrer Kammer, ließ auch Niemanden zu ſich herein, außer einem Mädchen, welches ihr das Eſſen brachte. Sie lag Tag und Nacht auf den Knieen und dankte Gott für alle Gnaden, welche er ihr erwieſen hatte, bat ihn, ihr ferner auch beizuſtehn und ſie nicht zu verlaſſen in Leid und Freude. Das Schiff flog ſchnell über das Meer dahin und landete bald in einem Hafen ihres Königreiches. Da ging ſie aus ihrer Kammer hervor und ließ die beiden Prinzen zu ſich kommen. Sie wollten ſich vor ihr auf die Kniee werfen, aber ſie ſprach: 'Ihr brauchet mir nicht zu danken, danket Gott dem Herrn. Ich ſchenke euch eure Freiheit und Alles was im Schiffe iſt, aber bevor ihr ans Land tretet, ſollet ihr hier niederknieen und Gott die Ehre geben.' Da knieten die Prinzen und beteten inbrünſtig, ſie aber ſchlich ſich unterdeſſen in ihren Harfnerkleidern leiſe fort und ging auf heimlichen Wegen der Hauptſtadt zu.

Unterwegs traf ſie einen Pilger, der ging desſelben Wegs. Sie fragte ihn, was man ſich Alles in der Stadt erzähle und wie es der Prinzeſſin ergehe. Der Pilger antwortete: 'Man weiß nichts von ihr, ſie iſt weggegangen, ſeitdem der Sultan da war, und kein Menſch kann ſagen wohin. Die Miniſter haben ihrem Vater aber geſagt, ſie gehe auf ſchlechten Wegen und ihm ſo lange zugeredet, bis er an allen Straßenecken hat bekannt machen laſſen, wer ſie überliefere, der erhalte eine große Belohnung. Man will nämlich Gericht über ſie halten und dann könnte es leicht ein ſchlechtes Ende mit ihr nehmen.' Die Prinzeſſin ſprach: 'Du kannſt dir dieſe Belohnung verdienen, wenn du Alles thuſt, was ich dir ſage, und du bekommſt noch viel mehr dazu.' 'Wie ſollte das möglich ſein?' frug der Pilger. 'Ich bin die Prinzeſſin' ſprach ſie und verabredete ſich mit ihm, was er zu thun habe. Dann ging ſie mit ihm in das Haus vor der Stadt, wo die Pilger einzukehren pflegten und wechſelte dort die Kleider; darauf band er ſie und führte ſie in das Gefängnis.

Am ſelben Abend langten die beiden Prinzen gleichfalls in der Hauptſtadt an und wurden mit großen Freuden empfangen. Das erſte was der Jüngſte aber ſprach, war: 'Wo iſt meine liebe getreue Frau!' Da traten die Miniſter zu ihm und antworteten: 'Wir möchten lieber von ihr ſchweigen, aber da wir reden müſſen, ſo müſſen wir auch die Wahrheit ſagen. Sie iſt als eine feile Dirne im Lande herumgefahren und erſt heute eingefangen und ins Gefängnis gebracht worden.' 'Das iſt nicht wahr' ſprach der Prinz, 'denn ihr Gewand iſt ſo weiß, wie mein Schwert blank iſt, darum kann ich es nicht glauben.' Da brachten ſie aber Zeugen, welche ausſagten, daß die Prinzeſſin zur Zeit wo der Sultan da geweſen, plötzlich verſchwunden ſei und daß Niemand ſie ſeit dem Tage geſehen habe. Der Prinz ſah ſein Gewand an und es dünkte ihm weißer als je zuvor, doch da ſprachen die Miniſter: 'Das Gewand kann euch trügen, denn da ſie ſo lange herumſtreichen konnte, verſteht ſie ſich gewiß auch auf Zauberkünſte, darum darf man dem Gewande nicht trauen und dem Recht muß ſein Lauf gelaſſen werden.' Der Prinz meinte, das Herz müſſe ihm vor Leid zerſpringen, als er das hörte, ach er hätte Alles ſo gern nicht geglaubt und er konnte doch am Ende nicht anders.

Am folgenden Tage wurde Gericht gehalten und da ſich die Prinzeſſin gar nicht vertheidigte und kein Wort ſprach, ſo wurde ſie zum Tode am Galgen verurtheilt. Als der Tag herankam, wo das Urtheil ſollte vollſtreckt werden und man die ſchöne Prinzeſſin in groben Kleidern auf den Richtplatz führte, da war Trauer in der ganzen Stadt und wurde mehr geweint als gelacht. Auf dem Richtplatz war ein ſchwarzer Thron aufgeſchlagen, worauf der Prinz ſaß, denn es war Sitte im Lande, daß Niemand hingerichtet werden durfte, als in Gegenwart des Königs oder eines Prinzen. Als er ſeine Frau ſah, da brach er in Thränen aus, denn er glaubte immer noch ſie müſſe unſchuldig ſein und hielt ſich beide Hände vors Geſicht, damit das Volk nicht ſähe, wie bitterlich er weinte. Sie bat aber, man möge ihr nur eine Gnade ſchenken, bevor ſie ſterbe. Das wurde ihr zugeſagt und ſie ſprach: 'Dann laſſet mich einen Augenblick mit dem frommen Pilger, der dort ſteht, in dem Kapellchen allein beten und mich zum Tod vorbereiten.' Da ſchloß man ihr dies Kapellchen auf und ſie trat mit dem Pilger hinein. Der hatte aber ihre Harfe unter ſeinem Mantel verborgen und auch die Kleider, in welchen ſie vor dem Sultan geſpielt und die beiden Prinzen erlöſt hatte. Dieſe zog ſie in der Sacriſtei raſch an, färbte ihr Geſicht und nahm die Harfe in die Hand. Alſo trat ſie heraus und vor den Prinzen; der ſah ſie aber nicht, weil er ſo ſehr weinte. Sie ſang:

„Kennſt du den Harfner nicht,
Der dich ja hat erlöſt?
Erlöſet hat er dich
Aus Kerker und aus Banden
Und hat dich heimgebracht
Wol in dein Vaterland.

Ich falle nieder hier
Auf meine beiden Knie,
Ach du mein liebſter Herr,
Verzeihe dieſes mir,
Ich wollte dich ja nur
Für mich allein erziehn.“

Als der Prinz die Stimme hörte und die Harfentöne dazu, hob er erſtaunt ſein Haupt, da erkannte er den Harfner und ſprang von ſeinem Thron, um ihn zu umarmen und willkommen zu heißen. In demſelben Augenblick aber warf der Harfner die falſchen Kleider ab, da ſtand die Prinzeſſin da in ihrer ganzen Schönheit. Was das für Freude und Glückſeligkeit war, das könnten tauſend Schreiber in hundert Jahren nicht ausſchreiben. Der Prinz erzählte vor allem Volke, daß er ſein Leben einzig und allein ſeiner lieben Frau verdanke und da ging erſt der Jubel recht los. Beide wurden im Triumph durch die Straßen der Stadt geführt und die Feſtlichkeiten wollten gar kein Ende nehmen.

Die Räuberhöhle im Walde.

Wer weiß, wozu das gut iſt, rief der Schäferjunge, als ihn ſein Vater mit viel Prügeln und keinem Geld in die weite Welt ſchickte, weil die Schafe aus der Hürde gebrochen waren.

So wanderte er drei Tage immer ſeiner Naſe nach und kam in einen großen Wald. Da pfiffen die Vöglein ſo luſtig und er pfiff mit ihnen bis es Abend wurde, da flogen die Vöglein in ihre Neſter, aber der Junge fand kein Obdach und getröſtete ſich ſchon, in dem hohen Gras zu ſchlafen, was noch weicher war, als zu Hauſe ſein Strohbett, da ſah er, wie es wenige hundert Schritt vor ihm hell durch die Bäume ſchien, dann wieder dunkel wurde, und wieder in rother Helle glühte, doch war es kein Feuer, ſondern nur Widerſchein eines Feuers. Laß uns doch ſehen, was das iſt, ſprach er zu ſich ſelbſt, und arbeitete ſich durch das Geſtrüpp; da kam er an einen Hügel und oben auf dem Hügel war der Schein und in dem Hügel hörte er mehre Männer miteinander reden. Vorſichtig kroch er auf allen Vieren an dem Hügel hinauf, da war da ein großes rundes Loch und als er hineinguckte, ſah er unten in dem Hügel ein großes Feuer, daran ſtand ein Mann mit einem langen Bart und kochte und der Geruch von dem Eſſen ſtieg ihm in die Naſe und ſein Magen rief: Gib mir was. Er kroch wieder hinab und ſuchte lange nach einem Eingang zu dem Hügel; endlich fand er eine dicke hölzerne Thür mit einem runden Glasfenſterchen drin. Als er hindurch ſchaute ſah er drei düſtre, wilde Kerle, die ſaßen um einen Tiſch und da dachte er: Halt, das könnten Räuber ſein; bleib du vor der Hand hübſch hier, es könnte an dein Leben gehn.

Indem hörte er, wie der Erſte von den Kerlen ſprach: 'Ich habe einen Sinn, aber ich ſag ihn nicht.' Da ſagte der Zweite: 'Ich habe auch einen Sinn, wenn du den deinen aber nicht ſagſt, ſag ich den meinen auch nicht.' Der Dritte ſprach: 'Wenn ihr euren Sinn nicht ſagt, ſchweige ich auch, aber ich meine, wir ſolltens uns ſagen, denn wir ſind ja allein. Wir wollen drum looſen, wer ſeinen Sinn zuerſt ſagen ſoll.' Damit waren die andern zufrieden und das Loos traf den Erſten. Er ſprach: 'Ich hab einen Sinn, ich will nicht mehr ſtehlen und rauben und morden.' 'Ich auch nicht, ich auch nicht!' ſprachen die beiden andern. 'Aber warum willſt du nicht mehr ſtehlen und rauben und morden?' 'Da liggt der Haken,' ſagte der Erſte; 'ich habe eine Geldbörſe geſtohlen, die wird nie leer, wie viel man auch herausnehmen mag. Da liegt ſie und nun nehmt euch ſo viel ihr wollt.' Mit den Worten warf er die Börſe auf den Tiſch, daß die blanken Thaler zu Dutzenden herausrollten. 'Das iſt ein großer Schatz,' ſprach der Zweite, 'aber ich habe dein Geld nicht nöthig. Ich habe einen Mantel, wenn ich den umhänge und wünſche mich wohin, dann bin ich augenblicklich dort und wärs am Ende der Welt. Da iſt er;' ſprachs und legte den Mantel zu der Börſe. 'Das iſt Dreck gegen das was ich habe,' ſagte der Dritte. 'Ich habe ein Seitengewehr, wenn ich das herausziehe und ſchwinge, dann fallen alle Köpfe derer ab, die vor mir ſtehn. Seht da iſt es und damit ihr mir glaubt, will ich eine Probe machen,' und er ſchwang es gegen die Hunde, welche in der Ecke lagen und da fielen ihnen allen die Köpfe ab, wie wenn einer ſie mit dem Raſirmeſſer abgeſchnitten hätte; dann legte er das Schwert auf den Tiſch zu dem Mantel und der Börſe. Sprach der Aelteſte: 'Jetzt wollen wir zu guter Letzt noch Abſchied trinken' und damit holte er vier großmächtige Kannen voll Wein und ſie zechten, bis tief in der Nacht ſie alle drei unterm Tiſch lagen und ſchliefen; man hätte eine Kanone neben ihnen abſchießen können, ſie hätten es nicht bemerkt.

Jetzt kommt meine Zeit, ſprach der Junge, der Alles gehört und geſehn hatte, öffnete leiſe die Thür, ſteckte die Börſe in den Sack, das Schwert an die Seite und hing den Mantel um. Nun hat's weiter keine Eile, dachte er, jetzt will ich erſt mit Ruhe etwas eſſen und trinken und dann mit meinem Mantel auf Reiſen gehn. Er holte das Fleiſch aus dem Keſſel, der noch überm Feuer hing, Brod und Butter aus dem Schrank und Wein dazu und hielt ganz bequem eine herrliche Mahlzeit, übereilte ſich ſo wenig dabei, daß die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, ehe er fertig war. Dann gab er jedem der Räuber einen kräftigen Fußtritt, ſchmiß Teller, Schüſſeln, Kannen und Gläſer auf ſie und tobte und ſchrie wie beſeſſen, bis ſie erwachten und aufſprangen. Als aber der Erſte von ihnen ihn faſſen wollte, wünſchte er ſich raſch zehn Stunden weit und weg war er und die Räuber hatten das

Nachſehen und konnten mit dem Stehlen wieder von vorn anfangen.

Der Junge aber ſtand durch ſeinen Wunſch plötzlich in der Nähe einer großen und prächtigen Stadt, das war des Landes Hauptſtadt, wo der König wohnte. Er ging hinein und in das ſtolzeſte Wirthshaus, wo nur hohe Herrſchaften einkehrten. Als der Wirth ihn in dem unſcheinbaren Mantel ſah, ſprach er: 'Sucht euch ein anderes Wirthshaus, ich habe nur prächtige Zimmer mit ſeidenen Betten und die ſind nicht für Bettelleute, ſondern nur für Prinzen und Grafen.' Damit wandte er ſich um und ging, aber die Tochter, welche Alles mit angehört hatte und der der ſchöne junge Menſch gefiel, hatte Mitleiden mit ihm weil es ſchon gegen Abend ging und gab ihm heimlich ein Zimmer im Hinterhaus, wo die Dienerſchaft der vornehmen Gäſte gewöhnlich ſchlief. Als ſie von ihm weggehn wollte ſprach er: 'Zum Dank für eure Güte haltet eure Schürze einmal auf' und er ſchüttete ihr aus ſeiner Börſe die Schürze voll blanker Thaler, ſo daß ſie ihre ſchwere Laſt daran zu tragen hatte.

Sogleich lief das Mädchen zu ihrem Vater und zeigte ihm den Reichthum und da kratzte ſich der Wirth wohl hinter den Ohren; er zog ſeinen Sonntagsſtaat an, trat unter vielen Bücklingen in das Zimmer und bat den Jüngling hunderttauſendmal um Verzeihung, führte ihn in das allerprächtigſte Zimmer und wartete ihm auf, wie einem König.

Am andern Tage ließ der Jüngling den Schneider kommen und ſich reiche Kleider machen, eine vollſtändige Prinzenmontur;

Pferde wurden gekauft, die ſchönſten Wagen mußten herbei und er nahm wol zwanzig Bedienten an; dazu kaufte er das prächtigſte Haus in der Stadt, ließ es kaiſerlich einrichten und zog hinein, kurz er hielt Hof, wie es der König mit all ſeinem Gelde nicht konnte. Der wäre eine gute Parthie für meine Tochter, dachte der König und ließ den Jüngling in's Schloß einladen, bat ihn auch jeden Tag mit an der königlichen Tafel zu ſpeiſen. Bald darauf kündigte ein benachbarter Kaiſer dem Könige Krieg an und der König war ſehr in Noth, denn der Feind hatte ein ungeheures Heer. Als eines Tages an der Tafel die Rede davon war, ſprach der Jüngling: 'Herr König, gebt mir nur die Leibgarde mit und ich will ſchon mit dem Feinde fertig werden.' Anfangs dachte der König, der Jüngling rede irre, als dieſer aber darauf beſtand gab er nach und dieſer zog, von etwa hundert Mann der Leibwache begleitet, dem Feind entgegen. Die Leibwache ſtand Höllenangſt aus, aber er ſchwang ſein Schwert luſtig vier- oder fünfmal gegen den Feind und da lag die ganze Armee wie abgemäht da und er kehrte als Sieger in die Hauptſtadt zurück, wo der König ihn mit offenen Armen empfing. Jetzt wurden große Feſte und ein glänzendes Mahl gehalten, wobei der Jüngling zur rechten Seite des Königs ſaß. Als das Mahl zu Ende war, erhob ſich der König und ſprach vor allen Gäſten zu dem Jüngling: 'Um dir meinen Dank zu beweiſen, bitte von mir, was du willſt und ich will es dir gewähren.' 'So bitte ich um die Hand der Königstochter', ſprach der Jüngling und Niemand war mehr damit zufrieden als der König. Die Hochzeit wurde mit ungeheurer

Pracht gefeiert und die Feſte währeten über einen Monat und wer dabei fehlte, das war ich.

So lebte der Jüngling als Prinz herrlich und in Freuden und dachte oft daran, wie gut es war, daß die Schafe aus der Hürde brachen, und daß ſein Vater ihm Prügel gab. Dabei erwachte die Sehnſucht aber immer ſtärker in ihm, ſeinen Vater und die Seinen einmal wiederzuſehn und ſich für die Schläge dankbar zu beweiſen. Als er es endlich nicht länger aushalten konnte, ließ er Alles zur Reiſe bereit machen und ſagte zu ſeiner Frau, ſie müſſe ihn nun zu ſeinem Vater begleiten. Da freute ſich die ſtolze Prinzeſſin ſehr, denn ſie glaubte nicht anders, als ihres Mannes Vater ſei der mächtigſte und reichſte Kaiſer von der Welt. Was die für Augen machte, als der Wagen und der ganze Hofſtaat an dem armen Schäferhüttchen ſtill hielt und ihr Mann ausſtieg und ſprach: 'Das iſt meines Vaters Schloß!' Von dem Augenblicke an haßte ſie ihn tödtlich, denn ſie meinte, ſie müſſe ſich ſchämen, daß ſie einen Schäferbuben zum Gemahl habe und ſann Tag und Nacht auf Mittel und Wege, ihn los zu werden. Sie ließ ihren Mann aber nichts merken, im Gegentheil war ſie noch viel freundlicher gegen ihn und that, als hätte ſie ihn jetzt erſt recht lieb, weil er ſich ſo hoch emporgeſchwungen und ſeiner armen Aeltern nicht vergeſſen, dieſelben vielmehr überreich beſchenkt hatte. Sie verſtellte ſich aber ſo, damit ſie von ihm erfahre, wie er zu ſo großen Reichthümern gekommen ſei, und wo er dieſelben verborgen habe.

Ihr Mann war arglos, wie jeder gute Menſch und dachte nicht, daß es böſe Menſchen geben könne; er hielt die ganze Welt für gut. Als ſie nun immer wieder in ihn drang, ihr ſein Geheimniß zu ſagen, da erzählte er ihr eines Tages Alles und zeigte ihr die Wunſchbörſe und den Mantel und das wunderbare Schwert, ſeinen ganzen Schatz und ſeine reichſte Habe. Da that ſie ſehr dankbar und erfreut, und das war ſie auch, aber nicht zu ihres Mannes Heil. Denn als dieſer am folgenden Morgen aufſtand, kamen vier Kerle, welche er noch nie geſehen, die zwangen ihn, ſchlechte Kleider anzuziehen und wollten ihn mit ſich fortführen. Erzürnt langte er nach der Wand, wo ſein Schwert hing, doch dieß war verſchwunden und die Kiſte, worin der Mantel und die Wunſchbörſe lagen, war erbrochen und leer. Als er aber nach ſeinen Dienern rief, ſprachen die Kerle hohnlachend, ein Schäferbube habe keine Diener nöthig und die Königstochter ſei längſt wieder zu ihrem Vater heimgereiſt, denn ſie wolle keinen Schäfer zum Manne haben. Ach wie ſchnitt ihm das durch ſein Herz! Der Verluſt von all ſeinem Reichthum galt ihm nichts, den hätte er gern ertragen, aber daß ihn ſeine Frau, die er ſo lieb hatte, ſo ſehr betrogen hatte, das that ihm weh und er wünſchte ſich eher gar nicht mehr zu leben als mit alſo bittern Erfahrungen. Geduldig ließ er ſich bis an die Grenze des Königreichs fortführen; als er ſie im Rücken hatte, ſah er ſich nicht mehr um und ging in die Welt hinein als ein recht unglücklicher Mann.

So wanderte er Jahr und Tag und bettelte ſein Brod an den Thüren, denn er war zu ſtolz, als daß er in ſeines Vaters Haus hätte zurück kehren mögen. Wie hier auf Erden nichts

Beſtand hat, ſo vergeht auch das Leid, und nach und nach dachte er kaum mehr an ſein Glück als Prinz und wurde wieder fröhlich wie zuvor. So kam er eines Tages in einen großen Wald und da war es ihm grade zu Muth, wie vor Jahren, als er von Hauſe weggeſchickt wurde. Wer weiß, wozu das gut war, rief er und warf ſeine Mütze hoch in die Luft. Sie kam aber nicht wieder, ſondern blieb an einem Eichenaſt hängen. Er ſtieg hinauf, ſie zu holen und ſchaute ſich dabei nach allen Seiten um, ob er wo eine Kirchthurmſpitze in der Nähe ſehen könnte. Nun ſah er zwar keine Kirchthurmſpitze, wohl aber dichten Rauch, der nicht weit von ihm im Walde aufwirbelte. In einem Nu war er wieder drunten und ging in der Richtung nach dem Rauche weiter und ſiehe, da lag der Hügel mit der Räuberhöhle wieder vor ihm und als er hinauf ſtieg, hörte er zwei Männer reden.

'Hänge dein Horn in den Schrank,' ehe wir ausgehn,' ſprach der Eine, 'damit kein Dieb es erwiſcht.' 'Dann gib mir die Stiefel, damit ich ſie zu dem Horn ſtelle,' ſagte der Andere, 'und reiche mir den Schlüſſel.' 'Nein den Schlüſſel muß ich haben,' erwiderte der Erſte, 'denn das Horn iſt mehr werth, als die Stiefel.' 'Ich gäbe die Stiefel nicht um drei Dutzend ſolcher Hörner,' ſprach der Zweite, 'drum her mit dem Schlüſſel.' Alſo zankten ſie ſich und rauften ſich und das Ende vom Liede war, daß jeder zu ſeinem Meſſer griff und Beide todt hinſtürzten.

Warum habt ihr mir nicht den Schlüſſel gegeben, rief der Schäfersſohn, als er das ſah, ich hätte euch der Mühe überhoben, die Sachen zu verſchließen. Trat in die Höhle und beguckte die

Stiefel, welche grade ausſahen wie ſeine Stiefel auch, nur waren ſeine zerriſſen und dieſe ganz. Dann beſchaute er auch das Horn, und auch das hatte nichts Außergewöhnliches, aber er ſprach, wer weiß wozu das gut iſt, hing es um den Hals und zog die Stiefel an. Da ſpürte er alsbald eine ſo große Leichtigkeit in den Füßen, daß als er eben nur die Höhle verlaſſen und die Thüre verſchließen wollte, er mit einem Schritt ſchon jenſeits des Waldes ſtand. So große Eile hats nicht, dachte er und ſetzte ſich hin und da er doch nichts Beſſeres zu thun wußte, fing er an in ſein Hörnlein zu blaſen. Potz Himmel das gab einen Ton, als wenn die Welt zuſammenfallen ſollte und da war es, als ob es Soldaten regnete und jede Grasſpitze und jeder Kornhalm zum Soldaten würde; es waren ihrer mehr als hunderttauſend, die ſich ſogleich in Reih und Glied ſtellten. Der General aber ritt vor ihn hin, machte eine tiefe Verbeugung und frug: 'Was befiehlt mein König und Herr?'

Anfangs wußte der Schäferſohn nicht, ob er wache oder träume, endlich aber faßte er ſich und ſprach: 'Ihr ſollt die Hauptſtadt belagern und mir die Königstochter gefangen herbringen.' Dann befahl er ſchnell vor der Hauptſtadt ein Lager zu ſchlagen und mitten drin ſein Zelt zu errichten aus lauter Sammt und Seide. Dahinein ſetzte er ſich in ſeiner ärmlichen Kleidung.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ein Bote vom König, welcher frug, was die Urſache der Belagerung ſei. Der Schäferſohn ſprach: 'Sage dem König, ſein Tochtermann liege vor der Stadt und laſſe ihm ſagen, ſo wahr ihm ſein und ſeiner Tochter Leben lieb ſei, müſſe ſie noch heute erfüllen, was ich befehle: ſie ſoll mir die drei Stücke wiedergeben, welche ſie mir genommen hat und ſoll ſie ſelbſt in mein Zelt bringen nicht nackend und nicht bekleidet, nicht gegangen, nicht gefahren und nicht geritten.“

Wie der König erzürnte, als er das hörte! Er wußte nicht anders, als daß ſein Tochtermann unterwegs verunglückt ſei, denn das hatte die Prinzeſſin ihm vorgelogen. Sogleich mußte ſie vor ihn kommen und Alles bekennen und ſie ſollte ſich auf der Stelle auf den Weg zum Zelt des Schäfersſohnes machen. Das war nun eine harte Nuß zum Knacken; gern hätte ſie ihm die drei Stücke zurückgegeben, denn dieſe hatten ihre Kraft verloren, ſobald ſie aus den Händen ihres Gemahls waren; die Börſe gab kein Geld mehr, der Mantel trug nicht mehr und das Schwert ſchnitt nicht mehr, aber daß ſie ſich alſo vor dem Schäfersſohn demüthigen ſollte, das wollte ihr nicht in den Kopf. Sie ſagte und blieb dabei, ſie wiſſe nicht, wie ſie das machen ſolle, obgleich ſie in ihrer Klugheit es gar wohl wußte.

Als es gegen Abend ging und ſie immer noch nicht erſchien, wurde der Schäfersſohn ungeduldig, ließ alle ſeine Kanonen auf die Stadtmauern richten und nur einmal losfeuern; da lagen die Mauern wie abraſirt da. Dann ſchickte er einen Boten in die Stadt und ließ den König fragen, ob es nun Zeit ſei, daß die Prinzeſſin ihm die drei Stücke bringe. Aber der Bote war kaum halben Weges, da kam ſie ſchon und der König hinterdrein. Sie war weder nackend noch bekleidet, ſondern in ein Fiſchgarn gewickelt; auch kam ſie weder gefahren noch geritten noch gegangen, ſondern ſie kroch und krabbelte auf allen Vieren durch das ganze Heck hindurch bis in das Zelt des Schäfersſohns. Der ſaß in ſeinen ärmlichen Kleidern auf einem prächtigen Thron, nahm ihr die drei Wunſchſtücke ab und ſchickte ſie wieder heim, den König aber bewirthete er aufs Schönſte, denn er wußte ſchon, daß dieſer nicht Schuld war an dem Verrath.

Am folgenden Morgen entließ er ſein Heer und wünſchte ſich mitten auf ein Schlachtfeld. Alsbald ſtand er da und fand zwei Könige, die ſchon vier Jahre Krieg miteinander führten. Er ſtellte ſich auf die Seite des Schwächern und ſchlug mit ſeinem Schwert dem andern das ganze Heer in Zeit von zehn Minuten zu Boden. Der König, dem er alſo den Sieg verſchafft hatte, bot ihm zum Dank die Hand ſeiner Tochter an. So wurde er wieder zum Prinzen und nach des Königs Tode beſtieg er den Thron und regierte noch lange und glücklich.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte zwölf Buben und Nichts zu eſſen für ſie. Da ſagten die Buben ihrem Vater Adies und ließen ſich anwerben als zwölf Huſaren in einer Schwadron, und der Rittmeiſter hatte ſeine Freude an ihnen, weil ſie gar wackere Soldaten waren. Eines Tags aber hatte der Jüngſte Etwas verſehen und ward vom Corporal derb geſchlagen. Er erzählte es ſeinen Brüdern, und als es Nacht wurde, ſattelten ſie ihre Pferde und gingen alle Zwölfe durch, mit Sattel und Zeug. Als ſie über der Grenze in einem Wirthshaus eingekehrt waren, kam der Rittmeiſter zu ihnen und gab ihnen die himmelſchönſten Worte, daß ſie doch wieder mit ihm gehn ſollten. Sie thaten's aber nicht, ſondern ritten weiter, auf gut Glück in die Welt hinein.

So kamen ſie denn eines Tages in einen Wald, wo es nicht geheuer war, und an ein ſchönes Schloß, das mitten darin ſtand. Davor war ein tiefer Graben und die Zugbrücke war aufgezogen. Sie ritten rings herum, um einen andern Eingang zu ſuchen; als ſie wieder an die Zugbrücke kamen, war ſie niedergelaſſen. Da faßten ſie ſich ein Herz und ritten hinüber. An dem Thore aber ſtand eine Dame in ſchwarzen Kleidern, mit ſchwarzem Geſichte und ſchwarzen

Händen, und empfing ſie gar liebreich. Sie hieß ſie abſteigen und führte ſie die breite Schloßtreppe hinauf und durch eine große Halle in einen Saal, wo für zwölf Mann gedeckt war und winkte, ſie ſollten ſich zu Tiſche ſetzen. Dann fing ſie an, die herrlichſten Gerichte und den köſtlichſten Wein aufzutragen. Das behagte den Brüdern nicht ſchlecht und ſie brachen in helles Jubiliren darüber aus. Da ſprach die ſchwarze Dame: „Alſo ſollt ihr es immer haben, wenn ihr drei Jahre hier bleiben und nicht vor die Thüre gehen wollt. Haltet ihr die Zeit treu aus, dann werdet ihr reicher belohnt, als ſich mit Worten ſagen läßt; thut ihr es aber nicht, dann erwartet euch ſchwere Strafe.“

Das waren die zwölf Huſaren gern zufrieden. Wie ſie am erſten Tage angefangen, ſo lebten ſie fort. Bei Tage aßen und tranken ſie und waren guter Dinge. Des Abends gingen ſie in die Schlafkammer, die ihnen die ſchwarze Dame gezeigt hatte, und ſchliefen in ſeidnen Betten. Die Pferde wurden im Stall auf das Beſte gefüttert und gepflegt, ohne daß ſie ſich darum zu kümmern brauchten. Als aber zwei Jahre um waren, ſchmeckte ihnen das Eſſen und Trinken nicht mehr ſo gut, als von Anfang, und ſie machten einen Anſchlag, daß ſie ſich aus der Schatzkammer des Schloſſes ihre Taſchen mit Gold füllen und damit fortreiten wollten; nur der Jüngſte wollte Nichts davon wiſſen und ermahnte die Andern gar ſehr, ſie ſollten ablaſſen von ihrem böſen Vorhaben und der ſchwarzen Dame das Leid nicht anthun, für all das Gute, ſo ſie ihnen gethan. Die ließen ſich aber Nichts einreden, ſtopften des andern Tages ihre Taſchen und Mantelſäcke mit Gold und ritten fort. Der Jüngſte ermahnte ſie noch unter dem Thore; aber als es Nichts half, ſprach er: 'Wo ihr ſeid, will ich auch ſein,' füllte auch ſeinen Sack mit Gold und ritt mit ihnen.

Sie kamen wieder in daſſelbe Wirthshaus, wo ſie eingekehrt waren, ehe ſie in den Wald ritten, und hier fingen ſie jetzt an, in Saus und Braus zu leben. Ueber ein Kurzes hatten ſie Alles verzehrt und beſchloſſen nun weiter zu gehen in die Welt hinein und ihr Glück zu verſuchen. Nur der Jüngſte hatte von Anfang an dem Wirth ſein Geld aufzuheben gegeben und wollte das wüſte Treiben nicht mitmachen. Er ſagte, er wolle lieber dableiben und verdingte ſich dem Wirth als Aufwärter. Die andern Elfe zogen nach allen Weltgegenden auseinander, immer zwei oder drei zuſammen; nach Jahr und Tag wollten ſie wieder Alle im Wirthshaus zuſammen kommen.

Der Jüngſte that ſeinen Dienſt ſo gut, daß er von Allen wohlgelitten wurde und der Wirth, der keine Kinder hatte, ihn endlich an Sohnes Statt annahm. Als die Zeit um war, kamen auch die Brüder wieder, Einer nach dem Andern und immer Einer ſchmutziger und zerlumpter als der Andre; ihre Falſchheit hatte ihnen keinen Segen gebracht. Wie ſie nun wieder Alle beiſammen waren, pflegten ſie Rathes mit einander und beſchloſſen einſtimmig, wieder in das Schloß zu gehen und ihr Glück noch einmal mit der ſchwarzen Dame zu verſuchen. Der Jüngſte wollte ſie davon abbringen; ſie ließen ihm aber keine Ruhe, bis er mit ihnen fortzog. Sie kamen wieder durch den Wald und an das

Schloß, und die Zugbrücke war wieder niedergelaſſen. An dem Thor ſtand die ſchwarze Dame, ſprach aber kein Wort und ſah Keinen mit einem Auge an. Sie ging ihnen voran in den Speiſeſaal, wo wieder für zwölf Mann gedeckt war, und trug ihnen alles Gute und Köſtliche auf, immer aber, ohne den Mund auf zu thun oder einen der Brüder anzuſehen. Anfangs war ihnen unheimlich zu Muthe, bald aber fingen ſie an zu trinken und guter Dinge zu ſein und waren fröhlich bis in die Nacht hinein. Wie ſie nun ſchliefen, kam die ſchwarze Dame und weckte den Aelteſten und hieß ihn mit vor die Thüre gehen, ſie habe ihm was zu ſagen. Und hernach rief ſie den Zweitälteſten hinaus und ſo fort, bis ſie an den Jüngſten kam. Den führte ſie mit ſich in die Küche und zeigte ihm am Goſſenſtein ein Loch, da ſolle er hinabſchauen. Da ſaßen in einem ſchwarzen Abgrund die elf Brüder, Einer über dem Andern, und war Allen das Genick gebrochen. Die ſchwarze Dame fragte ihn, ob er jetzt noch einmal drei Jahre dableiben, oder auch hinuntergeſtürzt ſein wolle zu den Andern? Die todten Brüder aber hoben ihre blutigen Köpfe in die Höhe und riefen unten herauf aus dem Loch, es wäre nicht wahr, daß ſie todt wären, er ſolle ſich Nichts daran kehren, was das ſchwarze Weib zu ihm ſpreche. Er ließ ſich jedoch nicht irre machen und ſagte zu. Die Dame führte ihn wieder zurück in das Bett, und von dem folgenden Tage an ſprach ſie wieder mit ihm und bediente ihn noch beſſer als zuvor.

Als nun die drei Jahre beinahe um waren, kam ſie eines Abends zu ihm und ſprach, jetzt habe er noch drei Tage auszuhalten, die ſeien ſchlimmer als die drei Jahre. Was aber auch in den drei Nächten geſchehe, er ſolle feſt bleiben und ſich durch Nichts irre machen laſſen, denn wenn er ein Wort ſpreche, ſo ſei Alles verloren.

In der erſten Nacht, als es zwölf Uhr ſchlug, ging die Thür auf und die eilf Brüder kamen in die Schlafkammer zu ihm und lachten und ſprachen, jetzt ſehe er wohl, daß ſie noch lebendig wären und daß die ſchwarze Dame ihn angelogen habe, und er ſolle mitkommen und ſich luſtig mit ihnen machen. So riefen ſie ihm zu, zwei Stunden lang, und wollten ihn durchaus zum Sprechen bringen, er aber blieb feſt, und mit dem Schlage zwölf mußten ſie wieder fort. Des andern Morgens kam die Dame und war weiß zum dritten Theil. Sie dankte ihm und bat ihn gar ſehr, daß er auch die zweite Nacht feſt bleiben und ſich nicht irre machen laſſen ſolle.

In der zweiten Nacht ging wieder mit dem Schlag zwölf die Thüre auf und die Brüder kamen herein und brachten die alten Eltern und den Wirth mit. Der redete zuerſt ſeinen [illegible] gar freundlich an, wie ſehr er ſich freue, ihn zu finden, und wie es ihm gegangen ſei und ſo fort. Der junge Menſch gab ihm aber keine Antwort, ſo hart es ihm wurde. Nun fingen ſein Vater und ſeine Mutter an, ihm gute Worte zu geben, wie ſie ſchon ſo viel um ihn geweint hätten, ſeit er fort wäre, und er ſolle doch nun ein tröſtliches Wort zu ihnen ſprechen. Als er ſtill blieb, ſagten ſie, wenn er nicht einmal ein gutes Wort für ſeine alten Eltern habe, ſo wollten ſie Nichts mehr von ihm wiſſen, und er ſolle ihr Kind nicht mehr ſein. Das that ihm ſo weh, daß ihm die Thränen an den Backen herunterliefen, er blieb aber feſt und ſprach kein Wort und um zwölf Uhr war Alles verſchwunden.

Des andern Morgens kam die Dame und war zu zwei Drittheilen weiß geworden. Sie dankte ihm, daß er ſie nun beinahe ganz erlöst habe und bat ihn gar ſehr, daß er doch auch die dritte und letzte Nacht ſtandhaft bleiben möge. Als es Abend ward, führte ſie ihn in ein anderes, gar köſtlich ausgeſchmücktes und ganz rundes Zimmer. In der Mitte deſſelben aber ſtand ein runder Tiſch und mitten darauf mußte er ſich ſetzen. Ehe die Prinzeſſin wieder fortging, gab ſie ihm eine Ruthe in die Hand und ſagte, es würden dieſe Nacht allerlei Thiere kommen und an ihn wollen. Er ſolle aber feſt bleiben und nur, wenn eines davon zu nahe komme, mit der Ruthe darauf ſchlagen.

Mit dem Schlag Zehen ſprang die Thür auf und die Thiere ſtürzten herein. Sie ſahen ſo ſchauderhaft und furchtbar aus, daß es nicht zu ſagen iſt und drängten ſich immer mehr um den Tiſch herum; ſobald aber eins ihm zu nahe kam, ſchlug der Huſar es mit ſeiner Ruthe, daß es zurückweichen mußte. Trotzdem wurden ſie je länger, je zudringlicher, denn wenn er eins von den Thieren ſchlug, dann ſtreckten und reckten zehn andre zu ſeinen Seiten und hinter ihm ihre langen Hälſe nach ihm aus und ſperrten ihre ſchrecklichen Mäuler auf, ſo daß er ſich ihrer kaum mehr erwehren konnte. Seine Kräfte verließen ihn mehr und mehr und es wurde ihm endlich ganz ſchwindlich vor den Augen, ſo daß ihm ſchien, Alles drehe ſich mit ihm, da ſchlug es zwölf Uhr, es krachte, als ob das Schloß verſinken ſolle und er ſtürzte beſinnungslos auf dem Tiſche zuſammen.

Als er wieder erwachte, fand er ſich auf einem prächtigen Lager wieder und vor ihm ſtanden reichgekleidete Diener. Die halfen ihm, ſich anziehen und führten ihn in einen hohen Saal, darin ſaß ein König auf einem goldnen Thron, neben ihm die Königin und herum ſtanden zwölf ſchöne Prinzeſſinnen und die ſchwarze Dame, welche jetzt ſchneeweiß war, war die älteſte davon. Der König aber ſprach: „Durch dein treues Aushalten haſt du das Schloß und uns erlöſt, dafür darfſt du dir jetzt eine von meinen Töchtern wählen und ich ſchenke dir die Krone und Königreich dazu.“ Der junge Huſar beſann ſich nicht lange und wählte die Aelteſte, welche er während der drei Jahre von Herzen liebgewonnen hatte. Jetzt war großer Jubel und Freude, die Hochzeit wurde prächtig gefeiert und der Huſar und die Prinzeſſin waren das ſchönſte Paar, was man noch je geſehen hat.

Der Haſenhirt.

Es war einmal ein König von Portugal, der hatte eine ſehr ſchöne Tochter und die hatte ſo viel Freier, daß ſie ſich ihrer nicht zu entſchlagen wußte, und daß die Wahl ihr mit jedem Tage ſchwerer wurde, denn jeden Tag kamen ihrer einige Dutzende mehr in der Hauptſtadt an. Da ließ der König endlich ein Gebot ergehen: wer ihm einen goldenen Apfel brächte, der ſolle die Prinzeſſin haben. Nun wäre es zwar leicht geweſen, ſich einen goldenen Apfel beim Goldſchmied machen zu laſſen, aber damit war es nicht gethan, denn der Apfel mußte gewachſen ſein und es gibt nur einen Baum in der Welt, worauf ſie wachſen.

Nun verloren die meiſten Freier den Muth, ein General aber behielt deſſen genug und machte ſich auf den Weg und kam in einen großen Wald, und als er den hinter ſich hatte, da lag eine große Haide vor ihm und mitten auf der Haide ſtand der Wunderbaum und der glänzte ganz prächtig, ſo voll goldener Aepfel war er. Kaum ſtand er daran, als ihm einer der goldenen Aepfel vor die Füße fiel. Den ſteckte er ſchnell in die Taſche, aber er war nicht mit einem zufrieden, ſondern wollte ihrer mehr haben und rüttelte und ſchüttelte, aber es wollte keiner fallen. Da nahm er einen Stock und wollte ſich welche herunter werfen, aber das half auch nichts, und er mußte ſich mit dem einen begnügen, und zog ab. Als er wieder in den Wald kam, begegnete ihm ein kleines graues Männchen, das frug ihn: 'Ei, mein Freund, was hat er denn in ſeiner Taſche?' Der General ſah das Männchen einmal von der Seite an und antwortete unwirſch: 'Einen Dreck hab ich.' Da ſprach das Männchen: 'Iſt's ein Dreck, dann ſoll's auch ein Dreck bleiben,' und mit den Worten war es verſchwunden.

Als der General in die Hauptſtadt kam, da machte er groß Geſchrei, daß er den goldenen Apfel hätte, und als der König das hörte, ließ er ſchnell eine prächtige Mahlzeit anrichten; dabei ſaß der General neben der Prinzeſſin und meinte ſchon, er hätte ſie. Ja, damit hatte es aber gute Weile, denn als ihm gegen das Ende der Tafel eine große goldene Schüſſel vorgehalten wurde und er den goldenen Apfel darauf legen ſollte, und er in die Taſche griff und den Wunderapfel herausziehen wollte, da hatte er einen Dreck in der Hand und der roch ſo übel, daß die Prinzeſſin ohnmächtig wurde, denn die war derartige Gerüche nicht gewohnt. Der König aber wurde ganz wüthend, denn er meinte, der General hätte ihn zum Narren halten wollen; er rief die Schildwache herein, und ließ den General in das dunkelſte Gefängniß werfen und ihn nur mit Waſſer und Brod traktiren, was dem General lange Zeit nicht zum Beſten ſchmecken wollte.

Nun geſchah es, daß ein gemeiner Soldat, der aber ein ſehr gutes Herz hatte, deſertirte, weil das Soldatenſpielen ihm nicht gefiel und er lieber einerlei Tuch am Rock trug, als zweierlei. Der kam auch, aber ganz zufällig, in den großen Wald und da ſetzte er ſich in's Gras, zog ein Stückchen Wurſt und Brod aus der Taſche und ſchnitt's zu Scheiben und fing an, es zu verzehren. Indem er damit beſchäftigt war, trat das graue Männchen zu ihm und ſprach: 'Mich hungert ſehr, gib mir auch ein Stückchen Brod und ein Scheibchen Wurſt!' 'Von Herzen gern,' ſagte der Soldat, ſchnitt eine dicke Scheibe vom dickſten Ende der Wurſt ab, brach das Brod in zwei Theile und gab das größte Stück mit der Wurſt dem Männchen. Da ſprach das Männchen: 'Ich danke dir von Herzen und weil du ſo gut gegen mich warſt, ſo will ich es auch gegen dich ſein.' Und es zog einen goldenen Apfel aus dem Sack und ein Pfeifchen und gab's dem Soldaten und ſprach: 'Mit dem Apfel kannſt du dir die Königstochter erwerben, wenn du ihn dem König bringſt, und das Pfeifchen wird dir auch ſchon gute Dienſte thun.' Und fort war's, und der Soldat wußte gar nicht, wo es hingerathen war, das kleine graue Männchen. Da hätte einer den Menſchen ſpringen ſehen können! Er konnte lang ſeiner Freude nicht Meiſter werden, aber langſam kam es doch, wenn auch ſehr langſam, eben wie der alten Frau das Tanzen.

Sein erſter Weg war jetzt natürlich zur Hauptſtadt. Da ging er in das Schloß, trat vor den König und ſprach: 'Herr König, ich habe den goldenen Apfel, womit man die Prinzeſſin erwerben kann.' — 'Haſt du den Apfel, dann behalt ihn bis zu Ende der Mahlzeit,' ſprach der König und ließ ſchnell Gäſte laden und ein Gaſtmahl zurichten, und der Soldat ſaß neben der Prinzeſſin und konnte ſich nicht ſatt ſehen, weil ſie ſo ſehr ſchön war, konnte aber gar nicht eſſen, denn er hatte viel zu viel Freude und hielt ſtets die Hand am Sack, worin der ſchöne Apfel war, denn es war bang, er könnt ihm noch geſtohlen werden. Am Trinken ließ er es aber nicht fehlen. Gegen das Ende der Mahlzeit brachte man die goldene Schüſſel und da griff er ſchnell in den Sack, zog den Apfel heraus und legte ihn auf die Schüſſel, indem er ſprach: 'Da habt ihr ihn, da iſt er!' 'Ach, wie ſchön!' rief der König und da riefen auch die andern Alle: 'Ach, wie ſchön!' Der Soldat aber ſprach: 'Jetzt habe ich meine Bedingung erfüllt, Herr König, nun marſch zur Hochzeit, Jungfer Prinzeſſin!'

Dazu hatte die Königstochter aber nicht ſonderliche Luſt, denn der Soldat hatte ſo ſchlechte Kleider an und aus der Taſche guckte gar ſein Stummelpfeifchen und ein Wurſtzipfelchen, und außerdem hatte er ſo rauhe Hände und roch nach Tabak, ſo daß ſie ein über das anderemal ihr Riechfläſchchen vor die Naſe hielt. Dem König gefiel der Schwiegerſohn auch nicht zum Allerbeſten und er meinte, es habe wohl noch Zeit bis in einigen Tagen. 'In Gottes Namen, wenn's nicht länger wird,' ſprach der Soldat. 'Ich möchte mir auch einen andern Kittel machen laſſen.' — Das iſt gut, dachte der König. Kommt Zeit, kommt Rath.

Der König fing jetzt an nachzuſinnen, wie er ſich den Schwiegerſohn ordentlicherweiſe vom Halſe ſchaffen könne, aber es fiel ihm kein Mittel ein. Da dachte er an den General, der ihm ſtets mit klugen Rathſchlägen zur Hand geweſen war, wenn der Schuh ihn irgendwo drückte, und er ließ ihn alsbald aus dem Gefängniſſe holen und erzählte ihm Alles und frug ihn, was man dem Soldaten noch für ein ſchweres Stück aufgeben könnte. 'Das will ich euch ſagen, Herr König,' antwortete der General. 'Laßt ihn hundert Haſen aus dem Thiergarten zuſammentreiben; die ſoll er hüten, aber wenn einer ihm laufen geht, dann muß er ſeinen Kopf dafür laſſen.' 'Das ſoll keinem Tauben geſagt ſein,' ſprach der König, ließ den Soldaten rufen und erklärte ihm kurz und gut, daß er nicht ſein Schwiegerſohn werden könne, wenn er nicht hundert Haſen drei Tage lang hüte. Darüber zog der Soldat ein kraus Geſicht, aber was half's? Es wurden hundert Treiber in den Thiergarten geſchickt, die mußten die Haſen auftreiben und der Soldat ſtand mit dem General und dem König am Thor des Thiergartens und wie ein Haſe herausſprang, zählte der General: Eins, zwei, drei, bis ihrer hundert waren, da machte er das Thor zu und der König ſprach: 'Jetzt haſt du ihrer hundert, wenn du ſie nicht jeden Abend richtig heimführſt, dann gilt's deinen Kopf.'

O weh, dachte der Soldat, und griff ſich an den Kopf: er glaubte, er fühle ihn ſchon wackeln, denn nicht einer von den Haſen hatte gewartet, bis die hundert voll waren, ſondern alle waren ins Feld und in den Wald gelaufen, was gibſt du, was haſt du. Der General lachte aber ſo recht falſch und der König hielt ſich die Hand vor den Mund, um nicht lachen zu müſſen, denn der Streich ſei allzu gut gelungen, meinte er. Während ſie in das Schloß gingen, und dort ein großes Freudenmahl gehalten wurde, ſchritt der arme Soldat traurig dem Walde zu und dachte, es ſei doch recht wahr: Wer mit großen Herren Kirſchen eſſe, den würfen ſie mit den Steinen. Am Walde ſetzte er ſich in's Gras, da fiel ihm das Pfeifchen ein und er dachte: Ei jetzt will ich ein Stückchen pfeifen, was hab ich von dem Kopfhängen! Und er zog das Pfeifchen aus dem Sack und pfiff luſtig und zugleich ſprangen viele tauſend Haſen von allen Seiten herbei, ſo daß das ganze Feld mit ihnen voll war und ausſah, wie ein großer Haſenpelz. Jetzt wuchs ſein Muth wieder, er zählte ſich hundert Haſen ab, hieß die Andern ihres Wegs laufen und machte ſich einen Zeitvertreib, die hundert Haſen im Kriegsdienſt zu exerciren.

Abends nach dem Eſſen ſaß der König mit ſeiner ganzen Familie vor der Thür des Schloſſes, als plötzlich in der Ferne etwas laut pfiff. Er ſchaute hin und frug den General: Ei was iſt das für eine Armee, die da heranzieht? Ja wohl was das eine Armee. Der Soldat marſchirte wie ein General voraus und die hundert Haſen in vier Abtheilungen hinter ihm drein. Jede Abtheilung hatte drei Glieder, jedes von acht Haſen und einer hupfte als Offizier vor den anderen her. Alle trugen aber Stöckchen, gerade wie Gewehre, und als ſie vor dem König [illegible] ſchulterten ſie und präſentirten wie die beſten Soldaten.

Da ärgerte ſich der General die Seele faſt aus dem Leibe, aber er dachte bei ſich: Halt, ich kriege dich doch! Er tröſtete auch die Prinzeſſin, die ſchon wieder vor Schrecken in Ohnmacht gefallen war, es ſei ja noch nicht aller Tage Abend und er werde ſchon ſorgen, daß der Soldat morgen Abend nicht mehr alle hundert Haſen zuſammen habe.

Am folgenden Morgen verkleidete ſich der General als Jäger, kam zu dem Soldaten und frug ihn, ob er ihm nicht einen von den Haſen verkaufen wolle? ‘Warum nicht?’ ſprach der Soldat, der gleich den General erkannte; ‘aber ich fürchte, ihr findet meinen Preis nicht ſehr annehmbar.’ ‘Ich bezahle dir ſo viel, wie du willſt,’ ſagte der General, ‘und wenn es tauſend Dukaten ſind, denn die Haſen gefallen mir allzu gut.’ ‘Von Dukaten iſt die Rede nicht,’ ſprach der Soldat, ‘aber für fünfzig Prügel iſt er mir feil.’ ‘In Gottes Namen,’ ſagte der General, und der Soldat ging hin und ſchnitt ſich ein junges Eichbäumchen, und der General mußte ſeinen Rücken entblößen und bekam fünfzig Prügel richtig gezählt und von der beſten Sorte, denn der Soldat war ein handfeſter Burſch. Der General biß ſich auf die Lippen, zuckte und zappelte, aber es half ihm nichts, und ſo hielt er aus und tröſtete ſich ſchnell, als er ſeinen Haſen bekam. Kaum war er aber fünfzig Schritt weg, da pfiff der Soldat ſein Stückchen und ſogleich ſchmiß der Haſe den General vom Gaul, daß ihm Hören und Sehen verging und kam wieder und der General konnte gefoppt nach Hauſe gehen.

Da ſchickte die Prinzeſſin ihre Kammerjungfer weg, daß die dem Soldaten einen Haſen abſchwatze. Die kam und that ſchön mit dem Soldaten und ſchmeichelte ihm und bat ihn, er möge ihr doch eins der Häslein verehren; ſie gefielen ihr ſo gut, weil ſie ſo geſchickt ſeien. ‘Von Verehren iſt hier die Rede nicht, aber ihr könnt euch einen verdienen,’ ſprach der Soldat, welcher den Pfiff wohl merkte. ‘Sagt nur wie,’ ſprach ſie, ‘ich bin Köchin und will euch gut Eſſen beſorgen.’ ‘Ich ſpreche nicht von Eſſen, aber für fünfzig Prügel könnt ihr ihn haben.' 'Wenn's nicht anders iſt,' ſprach ſie, und der Soldat ging und ſchnitt ſich einen Schwarzdornſtecken und nahm ihr fünfzigmal das Maß auf dem Rükken, daß ihr die Augen dabei überliefen. Dann bekam ſie ihr Häslein und konnte gehen, aber als ſie kaum hundert Schritte weit war, da pfiff der Soldat und plumps lag ſie auf dem Rücken und das Häslein war wieder bei ſeinen Kameraden.

Zu Hauſe erzählte ſie ebenſo wenig, wie es der General erzählt hatte, wie theuer ihr das Häschen zu ſtehen gekommen, ſondern nur, daß ſie es verdient gehabt hätte und daß es ihr wieder fortgelaufen ſei. 'Du haſt dich ungeſchickt angelegt,' ſagte die Prinzeſſin, 'ich werde ſchon eins heim bringen.' Und ſie zog ſich als Wildprethändlerin an und ging ſelber hin, that auch recht ſchön mit dem Soldaten und ſagte ihm, ſie wolle ihm viele Hirſche und Rehe geben, wenn er ihr nur einen von ſeinen Haſen überlaſſen wolle. Der Soldat aber erkannte ſie auf den erſten Blick, that jedoch nicht, als ob er etwas merke und ſagte: 'Von Tauſchen iſt hier nicht die Rede, aber ihr könnt euch ein Häslein verdienen.' 'Sagt nur wie,' ſprach die Prinzeſſin. 'Mit ſieben Küſſen,' ſprach der Soldat. O weh! dachte die Prinzeſſin, das iſt ſauer, aber ſie hielt doch her und der Soldat ſprang bei jedem Kuß mannshoch vor Freude, während ſie ein Geſicht ſchnitt, als ob ſie Eſſig und Pfeffer und Wermuth verſchluckt hätte. Dann bekam ſie ihr Häschen und ſprang vor Freude ſelber wie ein Häschen, denn ſie dachte des Soldaten jetzt los zu ſein. Als ſie aber ihrem Vater, der ihr entgegen gekommen war, das Häschen zeigen wollte, da ging ein lauter Pfiff und huſch war das Häslein weg und wieder bei ſeiner Sippſchaft. Sie hütete ſich aber wohl, zu erzählen, wie ſie es verdient hatte.

Daß dich das Mäuslein biſſ'! fluchte der König, als er das ſah; jetzt will ich doch ſelber wiſſen, ob ich nicht einen Haſen bekommen kann! Und er verkleidete ſich auch und ging auch zum Soldaten, der ihn alsbald erkannte. 'Sind dir die Haſen feil!' frug der König. 'Ja,' ſprach der Soldat, 'aber ich verkaufe ſie nicht, ihr müßt ſie verdienen.' 'Gut, aber wie?' frug der König. 'Wenn ihr dreimal den Gaul dort am Schwanz küßt und dazwiſchen jedesmal in die Fauſt trompetet, dann ſchenk ich euch einen Haſen.' Der König zog einen ſchiefen Mund, aber der Soldat ſah nicht aus, wie einer, der leicht ſeinen Willen ändert, und ſomit ging der König an ſein ſchweres Werk, und als er es vollendet, bekam er ſeinen Haſen, den er wohl und ſicher bei den Ohren faßte und triumphirend nach Hauſe trug. Als er ihn aber gerade der Prinzeſſin zeigen wollte, ſchall des Soldaten Pfeifchen und fort war der Has, und der König meinte vor Aerger in die Luft zu fliegen, als der Soldat Abends wieder mit ſeiner Armee einrückte. Er ließ darum den General holen und die beiden ſannen ein neues ſchweres Stück für den Soldaten aus.

Als dieſer am dritten Tage ſeine Armee auf die Weide führen wollte, ließ ihn der König rufen, zeigte ihm einen Sack, der war hundert Ellen lang und hundert Ellen breit und gab ihm auf, den voll Wahrheiten zu machen, wenn er das nicht könne, dann werde ihm der Kopf abgeſchlagen. 'Das will ich gerne und das iſt leicht,' ſprach der Soldat, und fuhr dann alſo fort: 'Ich habe hundert Haſen bekommen, die ſollt ich hüten, daß nicht eines davon ſpränge. Iſt das nicht wahr?' — 'Das iſt wahr,' ſprach der König. 'Marſch in den Sack ihr Haſen!' rief der Soldat [illegible], hupf ſprangen die Häslein in den Sack, und der Soldat fuhr fort: 'Als ich mit ihnen auf der Weide war, kam ein Jäger und wollte mir einen Haſen abkaufen; das wollt ich nicht und ſprach, er ſolle ſich ihn verdienen, und da hat er ſich ihn mit fünfzig derben Prügeln verdient; iſt das nicht wahr, Herr General?' — 'Das iſt gelogen!' ſchrie der General, aber der Soldat ſprach: 'Knöpft ihm nur das Wamms los, ihr könnt ſie noch alle fünfzig zählen, denn ſie hatten ihr volles Gewicht und keiner war zu leicht.' Da befahl der König, daß der General ſeinen Rücken zeige, und als Jedermann die Striemen darauf ſah, da mußte der General zu den Häslein in's Quartier. Der Soldat aber erzählte weiter: 'Dann kam ein Jüngferlein zu mir, eine Köchin, die wollte mich mit Schmeicheleien fangen und mit gutem Eſſen und Trinken locken, aber ich ließ mich nicht hinter's Licht führen und ſie mußte auch ihr Häslein verdienen und zwar mit fünfzig Prügeln. Das war die Kammerjungfer der Prinzeſſin, iſt das wahr, oder nicht?' — 'Iſt das wahr?' frug der König, aber die Kammerjungfer war nicht zu finden. 'Nun wo iſt ſie denn?' frug der König. Da rief ſie aus dem Sack heraus: 'Ich bin ſchon hier, es iſt wahr, es iſt Alles wahr.' Nun weiter ſprach der Soldat: 'Darauf kam eine Wildprethändlerin, die bot mir Hirſche und Rehe an, aber ſie ſollte auch ihr Häslein verdienen.' — 'Es iſt wahr, es iſt wahr!' rief die Prinzeſſin, welche roth war bis hinter die Ohren, und der Soldat hielt den Sack auf und huſch war ſie hinein. 'Jetzt weiter,' ſprach der Soldat, und der König rückte unruhig hin und her auf ſeinem Thron, als ob's ihm nicht recht behaglich darauf wär, grad als ſäß er auf Nadeln, Diſteln und Dornen. Daran kehrte ſich der Soldat aber nicht, ſondern fuhr fort: 'Zuletzt kam einer, der ſich auch ſein Häslein verdienen wollte, aber der hat's kurios verdienen müſſen. Ich hab ihm aufgegeben' — — 'Still, ſtill, ſtill!' rief der König. 'Der Sack iſt ja ganz voll und kein Platz mehr darin. Morgen hältſt du Hochzeit.'

Da öffnete der Soldat den Sack und ließ alle Wahrheiten wieder heraus und am folgenden Tage hielt er Hochzeit und hatte genug zu leben, und wenn er nicht geſtorben iſt, dann lebt er noch.

Das weiße Hemd, das ſchwere Schwert und der goldene Ring.

Ein König hatte eine Frau genommen, die war zwar von hoher Geburt, aber nicht von hohem Sinn und brach ihm ihre Treue jeden Tag. Nach einem Jahre gebar ſie dem König einen Sohn, der war weiß und roth gleich Milch und Blut und wurde mit jedem Tage ſchöner. Je mehr er heranwuchs, um ſo mehr zeigte er ſich ſeines Vaters würdig; er war einer der klügſten und zugleich der edelſten und tugendhafteſten Jünglinge im ganzen Reich und alle, welche ihn kannten, ſprachen, er ſei eben ſo ſchön wie brav. Als er achtzehn Jahre alt war und ſo recht in ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand, da faßte die Königin plötzlich eine verbrecheriſche Liebe zu ihm und ſprach zu ſich ſelber: Er muß mein Gemahl werden, es mag gehen wie es wolle. Sie wußte wohl, daß ſie dieß nicht in ihrem Schloſſe erreichen konnte und fürchtete auch, der Jüngling könne es ſeinem Vater ſagen, wenn ſie ihm davon ſpreche; darum machte ſie einen Anſchlag, ihn in ein fremdes fernes Land zu entführen, dort dachte ſie, werde ſie ſchon leicht ihr Ziel erreichen.

Bald darauf war der Geburtstag des ſchönen Prinzen und der König befahl, daß man ihn mit großen Feſten feiere. Morgens ſollten die Muſikanten von allen Regimentern ſeines Heeres in der Kirche beim Gottesdienſt ſpielen, Mittags um zwei Uhr ſollte ein Gaſtmahl ſein, zu welchem viele tauſend Gäſte geladen wurden, und Abends ſollten alle Häuſer der Stadt und das Schloß und alle Gärten am Schloß erleuchtet und überall Feuerwerke abgebrannt werden. Alſo geſchah es auch. Als nun die Kirche aus war, da führte die Königin ihren Sohn in den Garten und plauderte ihm gar ſüß vor, ſo daß er gar nicht bemerkte, daß ſie ſtets weiter von dem Schloß abkamen. Endlich ſtanden ſie ehe er ſich's verſah, an einem Waſſer, das war ſo groß, daß man das andere Ufer nicht ſehen konnte, und am Ende lag ein prächtiges Schiff. ‘Ach welch ein ſchönes Haus da auf dem Waſſer ſchwimmt!’ rief der Prinz, der noch nie ein Schiff geſehen hatte. ‘Du ſiehſt das Haus nur von außen,’ ſprach die Königin, ‘von innen iſt es noch viel ſchöner, als unſer Schloß.’ ‘Ach das möchte ich ſehen!’ ſprach der Jüngling und da führte ſie ihn auf das Schiff und ging mit ihm aus einem Zimmer in das andere und ſetzte ſich in jedem nieder. Als ſie ſo ein paar Stunden auf dem Schiffe zugebracht hatten, ſagte der Prinz: ‘Liebe Mutter, jetzt wird das Mahl bald beginnen, darum müſſen wir eilen, daß wir nach Hauſe kommen, damit mein Vater und die Gäſte nicht auf uns warten müſſen.’ ‘Es hat noch Zeit’ antwortete die Königin, aber er wollte fort und ſtieg hinauf auf das Verdeck. Wie erſchrak der Prinz aber, als er von dem Garten keine Spur und ringsum nur Himmel und Waſſer ſah. Die Königin hatte nämlich mit dem Schiffmann ausgemacht, daß er am Schloßgarten zu der beſtimmten Stunde halten und ſobald ſie auf dem Schiffe wären, die Anker löſen müſſe, um ſie in ein anderes Land zu fahren. Der Prinz lief vor Schrecken außer ſich zu ſeiner Mutter und rief: 'Mutter, das ſchwimmende Haus iſt ein Räuberhaus und die Räuber haben uns entführt.' 'Sei ruhig, mein Sohn,' ſprach die Königin, 'ich wollte dich nur ein wenig erſchrecken, bald kommen wir ſchon wieder an das Land.' Darin hatte ſie wohl recht, es dauerte nicht lange, da ſah der Prinz ein ſchwarzes Pünktchen in der Ferne, das wurde immer größer und als ſie näher kamen, war es ein prächtiger Eichenwald. Das Schiff fuhr gerade darauf zu und legte an, die Königin nahm ihren Sohn bei der Hand und ſprach: 'Hier ſteigen wir aus und du wirſt ſchon bald zufrieden geſtellt ſein.'

Alſo traten ſie ans Land und gingen in den ſchönen Wald. Der Prinz frug wohl oft, ob das denn auch noch ein Luſtgarten von des Königs Schloß ſei und ob ſie nun bald zu Hauſe wären, doch wußte ſie ihn immer abzuſchweigen, bis ſie an einen freien Platz kamen. Da ſprach ſie: 'Lieber Sohn, ich bin müde; laß uns hier ein wenig ausruhen.' Als ſie nun ſo neben einander im Graſe lagen, da küßte ſie ihn und ſprach ihm von ihrer Liebe, ſagte ihm auch, daß ſie ihn entführt habe und jetzt müſſe er ihr Gemahl werden, wenn ſie nicht auf der Stelle ſterben ſolle. Aber der Prinz verwies ihr ſtreng dieß ſchändliche Begehren und ſprach: 'Liebe Mutter, gedenke der großen Sünde, welche wir beide thäten, das kann nun und nimmermehr geſchehen.' Dabei blieb er auch ſtandhaft, wie viel die Königin ihm auch noch vorſchwatzte.

Als ſie nun ſah, daß Alles vergebens war, da faßte ſie einen Haß auf ihn, der war eben ſo groß und noch größer, als ihre Liebe geweſen war. Sie ließ ſich aber nichts merken und that ſo freundlich, wie zuvor, ſprach, ſie habe ſeine Tugend nur auf die Probe ſtellen wollen.

Nachdem ſie nun ausgeruht hatten, gingen ſie zuſammen weiter in dem Walde bis gegen Abend; da öffnete ſich der Forſt und ſie ſahen in der Ferne ein hohes, ſchönes Schloß liegen. Der Prinz ſprach: 'Liebe Mutter, bleibe du hier zurück, ich will zuerſt in das Schloß gehn und ſehen, wer da wohnt; wenn es kein Räuberhaus iſt, dann hole ich dich bald wieder ab.' Sie war damit zufrieden und er ging hin. Die Thore ſtanden offen, er kam in den Hof und in die Zimmer, aber alle Leute, welche er ſah, lagen im tiefſten Schlaf, die Bedienten und die Kammerjungfern, Koch und Köchin, Stallknecht und Viehmagd. Nachdem er faſt das ganze Schloß durchwandert hatte, kam er zuletzt in einen hohen und herrlichen Saal, darin ſtand in der Mitte ein runder goldner Tiſch und auf dem Tiſche lag ein weißes Hemd und ein goldner Ring. Rund um den Tiſch lief aber eine ſilberne Schrift, welche hieß: 'Wer dieſes Hemd anzieht, der kann das Schwert an der Wand regieren. Wer dieſen Ring in den Mund nimmt, verſteht die Sprache der Vögel.' Er ſchaute auf, da ſah er an der Wand ein mächtiges, breites Schwert und da er in den Waffen ſehr geübt war, wollte er es nehmen und ein paar Kreuzhiebe durch die Luft machen, aber er konnte es nicht einmal heben und vom Nagel langen. Da zog er das weiße Hemd an und ſteckte den Ring an den Finger; ſogleich war ihm, als würde er ein ganz andrer Menſch und als flöſſe ganz neues, friſches Blut in ſeinen Adern. Er ſprang in einem Satz an die Wand, faßte das Schwert und ſchwang es, wie einen Zierdegen, deßgleichen die Hofherren zu tragen pflegen.

In demſelben Augenblick hörte er in dem Schloß ein Laufen und Rennen, als wenn hunderte von Leuten durcheinander liefen, die Thür flog auf und drei Diener in prächtigen Anzügen kamen herein und fragten: ‘Was befiehlt unſer König und Herr?’ Im erſten Augenblick ſtutzte der Prinz, aber er faßte ſich bald und ſprach: ‘Es ſoll der ſchönſte Wagen an den Wald fahren und meine Mutter abholen.’ Die Diener verneigten ſich und eilten fort. Jetzt ſah er ſich weiter in dem hohen Saale um und fand in einer Ecke ein Bett, das ſtand hinter einem Vorhang und darin ſchlief ein alter Mann mit grauen Haaren, aber mit einem falſchen Geſicht, aus welchem man nicht viel Gutes herauslas. Der Prinz verſuchte ihn zu wecken, aber der Greis brummte nur ſo etwas in den weißen Bart hinein, dann wandte er ſich auf die andere Seite und ſchlief wieder ein. Jetzt kam ſeine Mutter an und freute ſich recht über das ſchöne Schloß, darin ſie nun wohnen ſollte, aber in ihrem böſen Herzen brütete ſie über der Rache und dachte Tag und Nacht nur nach, wie ſie den guten Prinzen verderben könne. Sie that aber nur um ſo freundlicher gegen ihn und ſagte ihm jeden Tag aufs neue vor, wie ſie ſo glücklich ſei, einen ſolchen Sohn zu haben und daß ſie ihn mehr liebe, als Alles in der Welt.

Als der Prinz ſchon ein paar Tage in dem Schloſſe geweſen war, ging er eines Tages auf dem Wall ſpazieren. Da hörte er ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen, das lautete grade, als käme es aus der Erde. Er ſchwang ſein Schwert, da kamen die Diener und er frug ſie, woher dieſe Töne kämen und wer alſo ächze. Die Diener ſprachen: ‘Wir wiſſen es nicht, das weiß nur der Greis, welcher in dem Saale ſchläft, denn er hat die Schlüſſel zu den unterirdiſchen Gängen.’ Der Prinz befahl ihnen, den Greis zu holen, allein der wollte nicht hervor, bis der Prinz ihm drohen ließ, er werde ihn mit Gewalt holen laſſen. Da kam er und brachte ein Bund Schlüſſel. Er rückte an einem Stein in der Mauer, da erſchien eine kleine Thüre, welche er aufſchloß und die in einen dunkeln Gang führte. ‘Geht nun hinein’ ſprach er mürriſch zu dem Prinzen, doch dieſer hütete ſich wohl und zwang den Greis, voran zu gehn. Je weiter ſie in dem Gange kamen, um ſo näher lautete das Aechzen. Endlich ſtanden ſie vor einer zweiten eiſernen Thür und als der Greis auch dieſe aufſchloß, war da ein halbfinſteres Loch, worin das ſchmuzige Waſſer und alle Unreinlichkeit aus dem Schloſſe zuſammenfloß. In dieſem ſchrecklichen Aufenthalt ſaß ein Mädchen, dem die Kleider am Leibe faſt verfault waren. Als es den Greis erblickte, rief es: ‘Gehe nur weg oder gib mir den Tod, damit meine Qualen ein Ende nehmen.’ Da trat der Prinz hervor aus dem dunkeln Gange, und befahl dem Greiſe, das Mädchen herauszuführen. Er zögerte Anfangs, aber da hob der Prinz ſein Schwert und nun folgte er dem Befehl. Die Jungfrau aber rief flehentlich: ‘Ach führet mich nicht an das Licht des Tages, bevor ich Kleider habe, oder laſſet mich hier ſterben.' Der Prinz tröſtete ſie mit freundlichen Worten und ſprach: 'Ihr ſeit gerettet aus eurer Höhle, und ſollt Alles haben, was ihr begehrt.' Dann trieb er den Greis ins Schloß zurück und ſchickte der Jungfrau zwei Dienerinnen mit Waſſer zum Waſchen, mit ſchönen Kleidern und mit guter kräftiger Nahrung, damit ſie ſich ein wenig erhole. Ueber eine Weile trat ſie aus dem dunkeln Gang hervor und wie war ſie ſo ſchön. Ihre Haare waren ſo goldig, als ob ſie der Sonne ihre Strahlen genommen hätte, um ihr Haupt damit zu zieren und ihre Augen waren ſo blau, wie der Himmel am Abend, ihr Geſicht war aber grade, als ob es mit Lilien und Roſen bemalt wäre. Der Prinz war ſo entzückt, als er ſie ſah, daß er ſich nicht halten konnte und auf ſie zueilte, um ihr die Hand zum freundlichen Gruße zu bieten. Er nahm ſie mit ſich in das Schloß, da frug er ſie, woher ſie ſei und wie ſie in das ſchreckliche Gefängniß komme. Sie erzählte ihm: 'Ich bin eine Königstochter und meines Vaters Königreich liegt weit jenſeits der See. Eines Tages ging ich mit meinen Dienerinnen am Ufer der See ſpazieren, da kam plötzlich ein Schiff mit Seeräubern, welche mich raubten und auf ihr Schiff ſchleppten. Sie verkauften mich dem falſchen Greis, welcher damals in dieſem Schloſſe herrſchte und dieſer ließ mir nun Tag und Nacht keine Ruhe und wollte, ich ſolle ſeine Gemahlin werden. Als ich aber ſeine Hand verſchmähte und nichts von ihm wiſſen wollte, da warf er mich in jenes ſchreckliche Loch, wo er mir nur alle drei Tage Brod und Waſſer brachte und mich dabei fragte, ob ich meinen Sinn bald ändere. Da ich das nicht wollte, ſo ließ er mich dort, bis ich in den Zuſtand kam, in welchem ihr mich gefunden habt.’ Da nun Mitleid und Liebe gute Freundſchaft halten und der Prinz ſchon gleich als er ſie geſehen für ſie eingenommen war, ſo entbrannte er nun in heißer Liebe zu ihr und ſprach: ‘Habet ihr des Greiſes Hand verſchmäht, ſo biete ich euch nun die meine an, denn ohne euch kann ich nicht mehr leben und wenn ihr nicht meine Gattin werden wollt, ſo will ich nie eine andere Frau.’ Der ſchönen Prinzeſſin gefiel der Prinz beſſer als der Greis, ſie ſprach in ihrer Unſchuld: ‘Ich habe euch ſo lieb, daß ich nie einen andern zum Gemahl möchte, als euch.’ Da küßten ſie einander und ſprangen fröhlich herum und zu der alten Königin. Der war es natürlich ein Stich durchs Herz, als ſie das hörte und jetzt haßte ſie den Prinzen doppelt und dreifach. Sie ſprach mit heuchleriſcher Miene: ‘Ach wie freue ich mich, daß du eine ſo ſchöne und tugendhafte Jungfrau gefunden haſt, mein Sohn, und ich eine ſo ſchöne Schwiegertochter. Wenn mir ſelbſt das größte Glück auf der Welt zugefallen wäre, könnte ich nicht ſo froh ſein, wie ich jetzt bin. Nun macht auch bald Hochzeit, meine lieben Kinder, ich ſorge für Alles; ſeit nur recht glücklich, dann bin ich es auch.’ Und ſie umarmte den Prinzen und die ſchöne Jungfrau und drückte ſie an ſich, aber heimlich dachte ſie in ihrem Herzen: Wartet nur, ich wills euch eintränken! Da ſprach die Jungfrau: ‘Die Hochzeit halten wir nicht hier, die muß bei meinen Aeltern gefeiert werden, nach denen ich mich gar ſehr ſehne und die um mich in großen Sorgen ſind. Laſſet mich zu ihnen gehn, dann kommt mein Bräutigam nach.' Die Königin ſprach: 'Jetzt habe ich dich noch lieber, weil du eine ſo liebevolle Tochter biſt. Thue alſo; binnen Jahr und Tag komme ich mit meinem lieben Sohne dir nach und wir feiern die Hochzeit in Luſt und Freuden.' Heimlich dachte ſie aber: 'Biſt du nur erſt aus dem Wege, mit ihm will ich ſchon fertig werden.' Raſch ließ der Prinz ein Schiff ausrüſten und binnen drei Tagen fuhr die Prinzeſſin ab. Die alte Königin aber hatte den Schiffscapitän beſtochen, er müſſe machen; daß ihn die Prinzeſſin heirathe, gebe es nun wie es wolle.

Als das Schiff auf hoher See war, kam der Capitän zu ihr und wollte ihre Liebe und Gunſt gewinnen, aber ſie wies ihn erzürnt zurück. Da ſprach er: 'Eins von Beiden mögt ihr euch wählen: wollt ihr mich zum Mann und dem König eurem Vater ſagen, ich habe euch gerettet, oder wollt ihr ins Meer geworfen werden! Ihr habt drei Tage Bedenkzeit.' Als ſie wieder allein war, warf ſie ſich auf ihre Kniee nieder und bat Gott um Rettung aus dieſer neuen Noth und Gefahr. Da kam ihr ein guter Gedanke und als der Capitän am dritten Tage wieder vor ſie trat und frug, wozu ſie nun entſchloſſen ſei, ſprach ſie: 'Jahr und Tag will ich Friſt haben, dann mag die Hochzeit ſein.' Damit war der Capitän zufrieden. Als ſie ans Land kamen führte er ſie zu ihren Aeltern, erzählte ihnen, wie er ſie aus einer finſtern Höhle gerettet habe und begehrte ihre Hand. Der König und die Königin waren ſo froh, ihr Kind wieder zu haben, daß ſie alsbald einwilligten, und über Jahr und Tag ſollte die Hochzeit gehalten werden. Da ſprach die Jungfrau: ‘Als ich in meiner Höhle lag habe ich ein Gelübde gethan, das muß ich jetzt halten. Ich habe gelobt, wenn ich erlöst würde, Jahr und Tag ein Wirthshaus an offener Straße zu halten, darin ſollte jeder arme Wanderer und Pilger ein freies Unterkommen finden und ich ſelber wolle ſie bedienen.’ Der König war ſehr dagegen, ſprach, das ſchicke ſich nicht für eine Prinzeſſin aus königlichem Stamme, aber die Königin ſagte: ‘Was man Gott dem Herrn verſpricht, das darf man nicht brechen, ſonſt folgt die Strafe auf dem Fuße. Richte ihr ein Wirthshaus ein und laß ſie darin hantieren, wie ſie gelobt hat, es wird ihr Schaden nicht ſein.’ Da wurde das Wirthshaus gebaut und mancher arme Reiſende und Pilger fand da Labung und ſegnete die fromme Königstochter und betete zu Gott, daß er es ihr lohnen möge. Jetzt wollen wir ſie in dem Wirthshaus laſſen und ſehen, wie es dem Prinzen erging.

Als die Prinzeſſin weg war und die falſche Königin gar nicht wußte, wie ſie den Prinzen verderben könne, offenbarte ſie ſich zuletzt dem Greiſe und der war gleich bei der Hand, ihr dabei zu helfen, nur mußte ſie ihm verſprechen, ſeine Gemahlin zu werden und das that ſie gern. Er ſprach: ‘Siehe zu, daß er in die Löwengrube gehe, welche in dem Schloßgraben iſt, dann werden ihn die Löwen zerreißen.’ Da legte ſich die Königin auf ihr Bett und that, als ſei ſie todkrank. Der Prinz war in tiefer Bekümmerniß um ſie und frug eines über das anderemal, womit ihr wohl geholfen werden könne? Sie ſprach: ‘Ach lieber Sohn mir kann geholfen werden, aber es iſt Gefahr dabei und du könnteſt leicht dabei zu Schaden kommen, da möchte ich jedoch lieber ſterben, als daß dir etwas zu Leide geſchähe.' 'Ich kenne keine Gefahr, liebſte Mutter,' ſprach der Prinz, 'wenn es um dein Leben geht.' Sie antwortete: 'Weil biſt du ſo ein guter Sohn! So will ich es dir denn ſagen: Wenn ich einen von den Löwenwelpen an meine Bruſt lege, dann zieht die Kraft in mich hinein und ich werde in Zeit von einem Tage geſund.' Der Prinz lief auf der Stelle zu der Löwengrube, trat unerſchrocken hinein und da ein Löwe edelm Blut kein Leid anthut, ſo ließen ihn die alten Löwen ruhig gewähren. Als er ein Junges faßte, da brüllte die Löwin und erhob ſich, doch der Prinz ſah ſie mit einem ſo ſcharfen Blick an, daß ſie ſich augenblicklich wieder hinlegte. Die Königin ſetzte den jungen Löwen an ihre Bruſt und rief: 'Ich fühle ordentlich, wie ich neue Kraft bekomme; jetzt bin ich gerettet.' Als der Löwe aber nicht ruhig blieb und ſeine Krallen ausſtreckte, ſchrie ſie: 'Es iſt jetzt gut, nimm ihn weg und mache ihn todt, ich kann ihn nicht länger an mir leiden.' Der Prinz nahm den Löwen und ſprach: 'Warum ſollte ich das arme Thierchen tödten, da es doch meiner lieben Mutter Leben gerettet hat? Ich will es ſeiner Mutter heimbringen, wie ich es ihr genommen habe.' So trug er den jungen Löwen wieder in die Grube zurück und die alte Löwin brüllte laut vor Freude, als ſie ihr Welpchen wieder hatte.

Da dieſer Plan alſo fehlgeſchlagen war, berieth die Königin wieder mit dem Greiſe, wie ſie den Prinzen verderben könnten und der Greis ſprach: 'Es gibt nur ein Mittel, du mußt ihm das Hemd ausziehen, dann hat er keine Kraft mehr, das Schwert zu ſchwingen und wir werden ſeiner bald Meiſter.' Die Königin lud eine Menge von Gäſten zu ſich ein, ging zu dem Prinzen und ſprach: ,'Da du mich vom Tode gerettet haſt, lieber Sohn, ſo habe ich dir zu Ehren ein großes Mahl anſtellen laſſen, komm nun und ſetze dich neben mich, damit wir uns zuſammen freuen.' Der Prinz folgte ihr hocherfreut zu dem Saal, wo die Gäſte ſchon beiſammen waren. Als er nun gegen Ende des Mahles recht eifrig mit den Gäſten ſprach, goß ſie raſch einen Schlaftrunk in ſeinen Becher. Dann hob ſie ihr Glas und rief: 'Mein lieber Sohn ſoll leben, der mich vom Tode gerettet hat.' Da nahm er ſeinen Becher und trank ihn in einem Zuge leer. Bald darauf gingen die Gäſte nach Hauſe, der Prinz aber fühlte ſich gar müde und legte ſich zu Bette, wo er bald feſt einſchlief. Nun ſchlich die Königin mit dem Alten in das Zimmer, da zogen ſie ihm das weiße Hemd aus und der Alte zog es an. Dann nahm dieſer ein Meſſer, gab es der Königin und ſprach: 'Nun ſtich ihm das linke Auge aus.' Sie that es, der Alte grub ihm das rechte Auge auch noch aus und dann warfen ſie ihn in die Löwengrube.

Durch den Schmerz war der Prinz ſogleich erwacht und hatte wohl geſehn, wie groß die Falſchheit ſeiner Mutter war und auch gehört, wie der Alte über ihn triumphirte. Als er fühlte, daß man ihn in die Löwengrube warf, war er froh, denn er glaubte nicht anders, als die Löwen würden ihn ſofort verſchlingen und das wäre ihm recht geweſen, denn er war des Lebens gar ſatt. Das geſchah aber nicht, ſondern die Löwin kam zu ihm und brüllte ſo recht traurig und die Löwenwelpen kamen und leckten ihm die Augen, bis ſie ganz heil waren. Jeden Tag brachte die Löwin ihm ein Stück Fleiſch, das legte ſie auf ſeine Kniee und er nahm es und aß es roh, das war ſeine ganze Nahrung. Das Fleiſch holten ſich die Löwen aber durch einen Erdgang, der lief aus der Löwengrube in den Wald. Als der Prinz nun eines Tages ſo in der Grube herumtappte, entdeckte er den Gang und kroch hinein. Lange ſpürte er nur eine dumpfe, ſchwere Luft, dann aber wurde ihm das Athmen immer leichter und endlich merkte er, wie ſich der Gang erweiterte, wie friſche Waldluft ihn anwehte. Er hörte die Vöglein in den Bäumen ſingen, die Hirſche und Rehe ſpringen und fühlte die Sonne warm auf ſein Angeſicht ſcheinen. Er dankte Gott auf den Knieen für ſeine Rettung und ſchaffte ſich dann weiter, ſo gut es eben ging. Gegen Abend rauſchte es in der Ferne, darauf ging er zu und gelangte alſo an das große Weltmeer. Dort hatte grade ein Schiff angelegt, um friſches Waſſer einzunehmen. Als der Schiffscapitän ihn ſah, dauerte ihn der arme blinde Jüngling, der ſo verlaſſen da herum ſchlich und er frug ihn, ob er mitfahren wolle? 'Ja das will ich gern, denn hier müßte ich ja Hungers ſterben,' ſprach der Prinz und ſtieg in das Schiff, wo ihn der gute Capitän auf das Beſte hielt und pflegte, ſo daß er von Tag zu Tage friſchern Muthes wurde. Als das Schiff anlegte, nahm er unter vielem Dank von dem Capitän Abſchied und ſchlich auf der Landſtraße weiter.

Eines Tages kam er an eine große Stadt. Vor dem Thore rief eine Frau: 'Kommt herein in mein Haus, hier werden alle armen Reiſenden und Pilger gepflegt.' Er ſtreckte ſeine Hand aus und ließ ſich in das Haus führen, wo er ein gutes Eſſen und ein prächtiges Bett bekam. Ehe er ſchlafen ging, kam die Frau, ſetzte ſich zu ihm und ſprach: 'Erzählt mir jetzt eure Geſchichte, das iſt meine Bezahlung.' 'Die möchte ich lieber verſchweigen,' antwortete der Prinz, 'denn ſie iſt ſehr traurig, aber wenn ihr ſie hören wollt, ſo erzähle ich ſie.' Und nun fing er an und legte ihr Alles auseinander, wie es ihm ergangen war. Die Wirthin wurde immer aufmerkſamer, als er aber daran kam, wie er die ſchöne Jungfrau aus dem Loche erlöſt und ſich mit ihr verlobt hatte, da ſchloß ſie ihn in ihre Arme und rief unter blutigen Thränen: 'O mein lieber Bräutigam, ach daß ich dich alſo wiederfinden muß!' Wie war das eine ſo große Freude und dabei eine ſo tiefe Betrübnis, als er ihr erzählte, wie ſeine Mutter und der falſche Greis an ihm gehandelt hatten. Die ſchöne Jungfrau konnte ihrer Thränen nicht Herr werden, wenn ſie ihn anſah und die eingeſunkenen leeren Augenhöhlen erblickte. Als er ſeine Erzählung zu Ende hatte, ließ ſie ihn ſchön kleiden, führte ihn zu ihrem Vater und ſprach: 'Lieber Vater, heut iſt mein ſchönſter Lebenstag, denn der liebe Gott hat mir meinen rechten Erlöſer und einzigen Bräutigam wiedergegeben;' und ſie ließ ihn dem Könige die ganze Geſchichte erzählen. Der König glaubte ihm zwar, doch da die erſte Freude des Wiederſehens ſeiner Tochter vorüber war, ſo ärgerte er ſich, daß ſie einen blinden Prinzen heirathen wollte. Jedenfalls war ihm der Jüngling als Prinz lieber, als der Schiffscapitän, darum that dieſer wohl, ſich ſogleich aus dem Staube zu machen, als die Sache bekannt wurde. Nun wurde in einer abgelegenen Gegend des Schloßgartens ein kleines Schloß gebaut, die Hochzeit des Prinzen mit der Prinzeſſin ganz heimlich gefeiert und dann zogen ſie in das Schlößchen, und bekamen nichts als das Eſſen von dem Könige; ihre Kleider mußten ſie ſich ſelber ſtellen, daran ſpann und webte die Prinzeſſin Tag und Nacht.

Die Hofherren ärgerten ſich aber nicht wenig über dieſe Heirath, denn der Prinz konnte ihnen keine großen Geſchenke geben, worauf ſie ſehr viel hielten, und Bälle und Tanzbeluſtigungen wurden gleichfalls keine gehalten, worauf ihre Frauen ſehr viel gaben. Zudem wollte es ihnen nicht gefallen, daß ſie einmal von einem blinden König regiert werden ſollten. Sie verſchwuren ſich alſo, ſie wollten das Schlößchen, wo der Prinz mit ſeiner Frau wohnte in die Luft ſprengen, und das ſollte bald geſchehen.

Eines Abends gingen die Beiden aus ihrem Schlößchen in ihr kleines Gärtchen, wo ſie der friſchen Kühle genießen wollten, und ſetzten ſich unter einen hohen Lindenbaum. Da zog der Prinz ſein Einziges vom Finger, was er aus ſeinem Schiffbruch gerettet hatte, den goldnen Ring und ſteckte ihn in den Mund, denn er wollte ſich einen Zeitvertreib machen und hören, was ſich die Vögel wohl erzählten. Da flogen drei Krähen auf den Lindenbaum, die fingen an zu ſchwätzen und die erſte ſprach: „Ich weiß etwas, wenn ihr das wüßtet!“ „Was iſt das denn?“ fragten die beiden andern, „wir wiſſen auch etwas.“ „Wollen [illegible]

Schultheiß iſt ein Pferd gefallen, das wird ein köſtliches Aas, ach das ſoll mal ſchmecken,' ſprach die erſte Krähe. Da begann die zweite und ſprach: 'Ich weiß etwas andres, wenn das die zwei wüßten, die da unterm Baume ſitzen, dann ſäßen ſie nicht da.' 'Was iſt das?' fragten die beiden andern. 'Dieſen Abend um zehn Uhr wird das Schlößchen, worin ſie wohnen, in die Luft geſprengt, das haben die Hofherren ihnen gebraut.' Nun ſprach die dritte Krähe: 'Ich weiß etwas, wenn das der blinde Prinz da drunten wüßte, der wäre erſt froh!' 'Was iſt das?' fragten die beiden andern. 'Dieſe Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr fällt ein Thau vom Himmel, wer ſich damit die Augen beſtreicht, der wird auf der Stelle ſehend. Nun kommt zu dem todten Gaul, bevor ihn andre holen.' Da erhoben ſie ſich wieder und flogen weg.

Der Prinz ſteckte ſeinen Ring wieder an und ſprach zu ſeiner Frau: 'Komm, wir wollen ein Stückchen weiter in den Wald hinein gehn, der Abend iſt ja ſo ſchön.' Da folgte ſie ihm. Als ſie kaum eine Viertelſtunde weit waren, blitzte es plötzlich und dann thats einen Knall, als wenn tauſend Kanonen auf einmal losgeſchoſſen würden. Die Prinzeſſin erſchrak, ſo daß ſie faſt ohnmächtig zuſammen geſunken wäre; als der Prinz ihr aber die ganze Geſchichte erzählte, da freute ſie ſich und beide dankten Gott für ihre Lebensrettung, und legten ſich unter einem Baum im Walde zur Ruhe nieder. Die Prinzeſſin entſchlummerte bald, der Prinz aber wachte. Als es gegen die zwölfte Stunde ging, taſtete er im Graſe umher und ſtrich ſich den Thau zuſammen, damit wuſch er ſich die Augen. Je mehr er wuſch, um ſo heller wurde es vor ihm und als er dreimal gewaſchen hatte, da ſah er den Mond wieder, wie ſeine Strahlen durch die Bäume fielen, und ſah ſeine liebe Frau wieder, wie ſie ſo wunderſchön im Mondenſchein dalag. Er küßte ſie vor lauter Wonne, da erwachte ſie und ſchaute ihren Mann an und faſt hätte ſie ihn nicht wieder erkannt, ſo klar und ſchön glänzten ſeine Augen ſie an. Jetzt füllte er auch ſeine Waſſerflaſche noch mit dem Thau und hing ſie um, denn er dachte: Wer weiß ob ich's nicht einmal gebrauchen kann. Alſo wuchs ihnen aus großem Unglück ein noch viel größeres Glück und ſie waren nun überglücklich bei ihrer gewohnten Demuth. Aber ſie ſollten noch viel größere Leiden ertragen und die Zeit ihrer Prüfung war noch nicht zu Ende.

Sie gingen am Morgen immer weiter im Walde fort und nährten ſich von Wurzeln und Kräutern. Da die Prinzeſſin des Gehens aber ungewohnt war, ſo wurde ſie bald müde und gegen Mittag ſetzte ſie ſich unter eine Eiche, legte ihren Kopf in den Schooß des Prinzen und ſchlief ein. Er betrachtete ſie mit wonniglichen Blicken, wie ſie in Schönheit ſtrahlte; da ſah er an ihrem Halſe ein Säckchen an einer Schnur hängen und als er es öffnete, fand er darin einen Karfunkelſtein, der gefiel ihm ſo gut, daß er leiſe die Schnur löſte und ihn lange betrachtete. Er hätte ihn aber auch gern einmal in der Sonne ſpielen ſehen, darum legte er ihn neben ſich ins Gras, hob ſanft der Prinzeſſin Haupt von ſeinem Schooß und legte es auf ein Kiſſen von Laub und Moos, welches er eilig zurecht machte. Als er aber wiederum nach ſeinem Steine langen wollte, hatte ein Rabe ihn genommen und ſpielte damit.

Er ſprang dem Raben nach, da flog derſelbe auf und ſetzte ſich weit weg auf einen Baum. Der Prinz verfolgte ihn, und warf mit Steinen nach ihm, da ſprang der Rabe von Aſt zu Aſt und von Baum zu Baum, bis er zuletzt im Gebüſch verſchwand. Betrübt ſuchte der Prinz den Rückweg auf, aber er fand ihn nicht und verirrte ſich immer tiefer in den Wald hinein und wurde immer troſtloſer. Da kam ein feiner Herr des Weges daher, den frug er nach dem Baume, worunter er ſeine liebe Frau im Schlafe hatte liegen laſſen. Der Herr wußte ihm aber keinen Rath und ſprach: 'Solcher Bäume gibts tauſend im Walde, den findeſt du nicht wieder. Geh mit mir und du ſollſt es nicht ſchlecht haben.' Da folgte er dem Herrn zu einem ſchönen weißen Waldhauſe, darin ſaßen elf Burſche an einem reichgedeckten Tiſche und ließen ſichs wohl ſein. Der Herr ſprach: 'Nun iſt eure Zahl voll, jetzt ſeid ihr zwölf. Ihr bleibt nun Jahr und Tag hier und ſollt Alles vollauf haben, aber am Ende des Jahres müßt ihr mir drei Räthſel löſen. Wer das kann, bekommt einen Geldbeutel, der nie leer wird, wer es aber nicht kann, der muß ſterben.' Da jubelten die elf Burſche und ließen den Herrn hoch leben und ſie jubelten alſo fort das ganze Jahr hindurch. Oft riefen ſie dem Prinzen, er ſolle Theil an ihrer Luſtbarkeit nehmen, aber der war ſtill und in ſich gekehrt, aß und trank wenig, ſprach noch weniger, aber dachte ohne Unterlaß an ſeine arme Frau. Jetzt wollen wir ſehen, wie es mit ihr ergangen iſt.

Als ſie erwachte und ihren Mann nicht fand, rief ſie ihm lange und natürlich vergebens. Da fühlte ſie plötzlich, daß ihr das Säckchen am Halſe fehle. Ach ſollte er mir den Stein geraubt haben und damit entflohen ſein? dachte ſie, und was konnte ſie auch anders denken? Der Gedanke betrübte ſie gar zu ſehr und wäre ſie nicht ſo fromm geweſen, ſie hätte ſich den bittern Tod angethan. Nun aber gab ſie ihr trauriges Schickſal in des Himmels Hand und ging weiter im Walde gar mühſame Wege, bis ſie an das Meer kam. Da lag ein Schiff vor Anker, das nahm ſie um Gotteswillen auf und ſetzte ſie nach vielen Wochen in einem fremden Lande an das Ufer. Sie ging und ging, bis ſie in der Ferne ein Schloß ſah und als ſie näher kam, erkannte ſie, daß es das Schloß war, wo der Prinz ſie gerettet hatte. Da wurde ſie frohen Muthes, denn ſie dachte ihr Mann werde wieder dort ſein und wenn er ſie wieder ſehe, könne er ſie ja nicht verſtoßen. Alſo ging ſie in das Schloß und fragte nach dem Prinzen; die Diener wollten ihr eben ſein trauriges Schickſal erzählen, da kam die Königin hinzu und erkannte ſie. 'Ei biſt du hier und was haſt du denn hier zu ſuchen?' frug das böſe Weib; da erzählte die Prinzeſſin, wie ſie ihren Mann ſuche, den ſie im Walde verloren habe. 'Komm mit herein,' ſprach die Königin; als die Prinzeſſin ihr folgte, ſchloß ſie ſchnell die Thür ab und rief den Greis. Sie faßten die Prinzeſſin, gruben ihr Abends die Augen aus und warfen ſie in die Löwengrube. 'Da kannſt du deinen Mann ſuchen,' riefen ſie ihr nach und verhöhnten ſie. Die Löwen fraßen ſie aber nicht, ſondern die jungen Löwen leckten ihr die Augen heil und die Alten brachten ihr Nahrung, ſo daß ſie am Leben blieb.

Unterdeſſen war das Jahr in dem Waldhauſe faſt verſtrichen und die elf Burſche dachten nicht einmal an die drei Räthſel; um deſto mehr dachte der Prinz daran und ſann und ſann, was es wohl ſein könne, aber er konnte nichts herausfinden. Eines Abends ſetzte er ſich in den Wald unter eine Eiche, da flogen drei Atzeln heran und ließen ſich in dem Laub der Eiche nieder. Was mögen die wohl ſchwatzen? dachte der Prinz, legte ſeinen Ring unter die Zunge und horchte ihnen zu. ‘Heiſa ihr Brüder!’ rief die Eine, ‘morgen gibts einen Feſttag für uns, elf fette Handwerksburſchen und einen magern Prinzen.’ ‘Wie meinſt du das!’ fragte die Zweite. ‘Morgen müſſen ſie die drei Räthſel löſen und ſie wiſſen nicht eins davon,’ ſprach die Dritte. ‘Wißt ihr ſie denn!’ fragte die Zweite und da ſchrieen die beiden andern: ‘Ja, ja, ich will ſie ſagen, nein ich will ſie ſagen.’ ‘Fang du an,’ ſprach die Zweite und die Erſte begann: ‘Das eine Räthſel iſt, wovon das Haus gebaut ſei, das andere, woher ſie das Eſſen gehabt hätten und das dritte, warum es in dem Hauſe nie Nacht werde!’ ‘Nun rathe du ſie,’ ſprach die Zweite und die Dritte plapperte: ‘Das Haus iſt von Armeſünderknochen gebaut, das Eſſen kommt von des Königs Tafel und das helle Tageslicht im Hauſe von dem Karfunkelſtein, welchen der Zauberer als Rabe dem armen Prinzen im Walde geſtohlen hat und der nun an der Decke hängt.’ Als ſie ſo geplappert hatten, hoben ſie die Flügel und flogen weiter. Der Prinz aber erfreut legte ſich zum erſtenmal ſeit einem ganzen Jahre ruhig ſchlafen.

Am andern Morgen tafelten und ſpielten die elf Burſche wieder, da kam der Herr durch den Wald daher und rief ſchon von weitem: 'Nun ihr Burſche, ſtellt euch in Reih und Glied, jetzt müßt ihr die Räthſel löſen.' Die Elf faßten gutes Muthes, der Prinz ſtellte ſich ans Ende. Der Herr frug: 'Woraus iſt das Haus gebaut?' 'Ei von Backſtein' ſagte der Erſte, 'vom Bruchſtein' der Zweite, 'von Lehm und Holz' der Dritte und ſo weiter bis es an den Prinzen kam, der ſprach: 'Von Armeſünderknochen.' 'Du haſts gerathen' ſagte der Herr. 'Jetzt ſagt mir weiter, woher kam euer Eſſen?' 'Aus der Garküche,' ſchrieen alle elf, aber der Prinz ſagte: 'Von des Königs Tafel.' 'Du haſts gerathen' ſagte der Herr. – 'Nun ſagt mir zum Dritten, warum war euer Haus bei der Nacht ſo hell, wie bei Tage?' 'Von einer Lampe' ſchrieen die Elf zugleich, aber der Prinz ſprach: 'Von dem Karfunkelſtein, den du mir als Rabe geſtohlen haſt und der an der Decke hängt.' 'Du haſts gerathen und hier iſt dein Geldbeutel, der nie leer wird,' ſprach der Herr und gab ihm den Beutel, den Elfen aber ſchlug er die Köpfe ab. Unterdeſſen ging der Prinz in das Haus und nahm den Karfunkelſtein wieder, dann wanderte er ſeines Weges weiter im Walde fort, bis er an das Meer kam. Dort ging er weiter bis zur nächſten Seeſtadt, miethete ſich ein Schiff und fuhr nach dem Schloß, wo ſeine Mutter zurückgeblieben war. Habe ich bei allem Unglück ſo viel Glück gehabt, dachte er, wer weiß ob ich das Schloß nicht wieder gewinne und meine Frau dazu.

Es war dunkler Abend, als das Schiff in der Nähe des Schloſſes vor Anker ging. Er verkleidete ſich in einen Matroſen, ſtieg ans Land, und ging auf das Schloß zu. Leiſe ſchlich er hinein und auf den Boden. Als Alles im Schlafe lag, ſtieg er auf das Dach und ließ ſich durch einen Schornſtein in das Zimmer hinab, wo er den Greis ſchlafend gefunden hatte. Das Erſte was er ſah, war das weiße Hemd, welches auf dem runden goldnen Tiſche lag. Er zog es an, faßte das Schwert, welches an der Wand hing und durchſuchte das Zimmer, da lag der Greis in demſelben Bette, wie das Erſtemal und bei ihm die Königin. Dreimal ſchwang der Prinz das Schwert, da ſtürzten die Diener herein und begrüßten ihn freudig als ihren König und Herrn. „Bindet die Beiden zuſammen und werfet ſie in einen Käfig, wo ſie gleich Vieh gehalten werden ſollen!" rief der Prinz und es geſchah. Die Königin ſuchte zwar wieder durch neue Lügen und Ränke den Prinzen zu beſtricken, aber es gelang ihr nicht; ſie wurde gebunden in den Käfig geworfen.

Das Erſte was die Diener ihm ſagten, war, daß die Prinzeſſin da geweſen ſei und nach ihm gefragt habe. Da hob ſich ſein Herz in neuer Hoffnung. Er ließ die Königin fragen, wo die Prinzeſſin geblieben ſei, aber ſie wollte es nicht ſagen und vergebens wurde in dem alten Loche geſucht. In ſeiner Betrübnis kam ihm da der Gedanke, er wolle ſich den guten Löwen dankbar beweiſen und ihnen einmal eine reichliche Mahlzeit geben. Es wurden Ochſen und Rinder geſchlachtet und die Diener mußten ihm das Fleiſch in großen Mulden nachtragen. So ging er zum Löwenzwinger, um es ihnen ſelbſt zu geben. Aber ach du Jammer, als er die Thür öffnete und ſeine liebe Frau blind in der

Löwengrube wiederfand. Er ſtürzte auf ſie zu und ſchloß ſie in ſeine Arme und das war wieder einmal viel Unglück bei viel Glück. Er führte ſie ſogleich mit ſich in das Schloß, da wuſch er vor Allem ihre Augen mit dem Thau, welchen er einſt in der Flaſche geſammelt hatte und wie lachte ſie ihn da ſo ſelig an! Jetzt war Beider Glück vollkommen und er gab ein Feſt nach dem andern zur Feier ihres Wiederſehns. Dann ſchrieb er ſeinem Vater Alles nach der Ordnung, wie es ſich begeben hatte und reiſte mit ſeiner lieben Frau zu dem alten König, den Käfig mit der Königin und dem Greiſe ließ er nachkommen und übergab dieſe ſeinem Vater zur Beſtrafung. Da wurden ſie auf einem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt. Der Prinz aber folgte ſeinem Vater in der Regierung, erbte ſpäter auch das Königreich ſeiner Frau und da an dem Schloß auch ein Königreich hing, ſo war er Herr über drei Königreiche.

Die drei Königskinder.

Ein König hatte nur einen Sohn, der war ſo alt geworden, daß er heirathen konnte. Er wollte aber keine aufgedrungene Prinzeſſin, ſondern eine Frau nach ſeinem Gefallen und darum zog er im Lande umher und ließ ſich alle Mädchen vorführen. Unter allen gefiel ihm keins beſſer, als eine Bauerntochter, die hieß Marie. Als er jedoch bei ihren Aeltern um ſie anhielt, ſagte der Vater rundheraus nein, das Mädchen bekäme er nicht, denn es ſei die einzige Stütze ſeiner alten Aeltern und es ernähre ſie. Da ſagte der Königsſohn, wenn weiter kein Hinderniß wäre, dafür wolle er ſchon ſorgen und ihnen ſo viel Geld geben, daß ſie leben könnten. Das that er und damit war die Sache abgemacht. Jetzt ſetzte er das Mädchen in ſeinen Wagen und fuhr ſie in ein Erziehungshaus, wo ſie Alles lernte, was die Prinzeſſinnen lernen, und als ſie das Alles konnte, da holte er ſie wieder ab und heirathete ſie. Das war aber ſeiner Mutter gar nicht recht und dieß böſe, ſtolze Weib trachtete jetzt auf alle Weiſe, die arme Königin zu kränken und in den Augen ihres Mannes herunter zu ſetzen. Das wollte ihr aber lange nicht gelingen.

Nach einiger Zeit genas die junge Königin eines ſchönen Mägdleins. Da der König grade auf der Jagd war, beſtach die

Alle die Wehmutter und nahm der Königin das Mägdlein; dem König ſagte ſie, es ſei eine ſo abſcheuliche Mißgeburt geweſen, daß ſie keinem Menſchen ähnlich geſehn habe, darum hätten ſie dieſelbe vergraben. Das Kindchen ſetzten ſie aber in eine Schachtel und warfen ſie in den Bach und darauf ſchwamm ſie fort und immer weiter bis in die Gegend einer Mühle. Die Müllerin ſtand am Fenſter und ſah die Schachtel und rief ihrem Manne zu, er ſolle ſie aus dem Waſſer holen und ſehn, was darin ſei. Das that er und ſie freuten ſich ſehr, als ſie das ſchöne Mägdlein drin fanden und da ſie doch keine Kinder hatten, ſagte der Müller zu ſeiner Frau: 'Wie wär's, wenn wir das Mägdlein an Kindesſtatt annähmen?' 'Das dacht ich eben auch,' ſprach die Frau und ſie thaten es und ſorgten beſſer dafür, als wenn es ihr eigen Kind geweſen wäre.

Die arme Königin härmte ſich unterdeſſen ab über ihr großes Mißgeſchick und auch der König war ſehr betrübt; doch wurde ihre Trauer bald in große Freude verwandelt, als die Königin ihm eines Tags verkündete, daß Gott ſie mit einem andern Kinde ſegnen werde. Als die böſe Schwiegermutter das hörte, ärgerte ſie ſich in ihrem Herzen und trieb den König jeden Tag auf die Jagd. So geſchah es, daß er wieder nicht zu Hauſe war, als der Storch das Kindlein brachte, und es wurde der Alten ſehr leicht, den König wieder zu belügen und ihm weis zu machen, die Königin habe abermals eine Mißgeburt bekommen, die noch ärger ausgeſehen hätte, wie die erſte. Das Kind war aber wiederum ein Mägdlein und damit machten ſie es, wie mit dem erſten und legten es auch in eine Schachtel und warfen dieſe in den Bach. So ſchwamm es bis an die Mühle und wurde von den guten Müllersleuten eben ſo herzlich aufgenommen, wie ſein Schweſterlein.

Das Herzeleid des Königs und der armen Königin iſt gar nicht zu beſchreiben. Sie weinten Tag und Nacht und weinten ſich faſt die Augen aus. Auch hatten ſie gar keine Freude mehr, als ſich die Hoffnung wieder zeigte, daß ihnen ein anderes Kind beſcheert werde. Es war auch gut, daß ſie ſich nicht darauf freuten, denn die böſe Mutter war wieder eben ſo ſchnell bei der Hand wie die beiden erſten male und vertauſchte das ſchöne Knäbchen, welches die Königin geboren hatte, mit einer häßlichen Mißgeburt, welche zur ſelben Zeit in der Stadt auf die Welt gekommen war. Als der Köng die Mißgeburt ſah, wurde er entſetzlich böſe und ſprach, er wolle nichts mehr von der Königin wiſſen und ſie gar nicht mehr ſehen. Da triumphirte die böſe Alte und ſprang vor Freude, daß ihre alten Knochen ſchlotterten.

Das Knäbchen nahm aber denſelben Weg, wie ſeine zwei Schweſtern, ſchwamm auch an die Mühle und wurde eben ſo gern empfangen, wie jene. Es wuchs mit ihnen auf und wurde ein ſchöner Jüngling und blieben in der Mühle, bis er fünfzehn Jahr alt war. Da geſchah es, daß die Alte eines Tags an der Mühle vorbei fuhr. Als ſie den Jüngling und die beiden Mädchen ſah, überlief es ſie gar ſonderbar. Sie ſtieg aus ihrem Wagen heraus, ging in die Mühle und frug den Müller, ob das ſeine Kinder ſeien? ‘Nein,’ ſprach der Müller. ‘Gott hat ſie mir auf dem

Waſſer zugeſchickt,' und erzählte ihr die ganze Geſchichte, zeigte ihr auch die Schachteln, welche er ſorgfältig aufgehoben hatte. Da erkannte die böſe Alte, daß es die Kinder der Königin waren und ſie ſprach zu dem Müller, er müſſe die drei Kinder tödten, wo nicht, dann werde er ſelber getödtet. Der Müller verſprach, es zu thun, aber er that es doch nicht, ſondern ſagte den Kindern Alles und gab ihnen einen ſeiner Eſel, damit ſie darauf entfliehen könnten. Da nahmen ſie am folgenden Tage mit weinenden Augen Abſchied von einander; der Jüngling ſetzte ſich auf den Eſel und die Schweſtern ſaßen in zwei Körben, auf jeder Seite des Eſels eine.

Alſo zogen ſie in die Welt hinaus. Als ſie ſchon ein paar Tagereiſen gemacht hatten, kamen ſie in einen Wald und kaum waren ſie einige Stunden weit darin, da ſahen ſie auf der Straße ein Büchlein liegen. Der Jüngling hob es auf und las die erſte Seite. Da erhob ſich vor ihm ein großer großer ſchwarzer Nebel, und als der verſchwand, ſtand ein Geiſt da, welcher frug: 'Was befiehlt mein Herr und Meiſter?' Anfangs erſchraken die Geſchwiſter nicht wenig, doch erholten ſie ſich bald von ihrem Schrecken und der Jüngling ſprach: "Baue uns ein ſchönes Schloß und bringe Alles hinein was nöthig iſt." Da erhob ſich abermals ein Nebel und als er wich, ſtand ein wunderſchönes Schloß da mit prächtigen Gärten und viele Diener eilten heraus, die Geſchwiſter als ihre Herren zu begrüßen. Sie traten hinein und wie war Alles da ſo ſchön! Sie konnten's gar nicht ſchöner wünſchen.

Als die arge alte Königin von dem Schloſſe der drei Geſchwiſter hörte, verkleidete ſie ſich und ſchlich herum, bis ſie dieſelben ſah. Sie erkannte ſie ſogleich und ließ den Müller vor ſich kommen. Der läugnete allerdings, aber es half ihm nichts, er mußte endlich bekennen, und von nun an ließ es ihr keine Ruhe. Sie ſann Tag und Nacht auf Ränke, wie ſie die drei Kinder ins Unglück bringen möge, denn ſie fürchtete, ihre Verrätherei könne an Tag kommen, ſo lange dieſelben am Leben ſeien.

Eines Tages zog ſie Bettelkleider an und ging in das Schloß. Als die Geſchwiſter ihr ein reiches Almoſen gegeben, ſprach ſie, ſie hätten wohl Alles, was man ſich nur wünſchen könnte, nur eins noch fehle ihnen und es ſei jammerſchade, daß ſie das nicht auch noch beſäßen. Sie frugen, was das ſei? Da ſagte die Alte: ‘Ein Zweig von dem Baum mit goldenen Früchten. Wenn ihr den in euren Garten pflanzt, dann wächſt ſchnell ein Baum daraus und ach das wäre ſo prächtig!’ Da beriethen die Geſchwiſter, wie ſie den Zweig bekommen könnten und es wurde beſchloſſen, daß ihr Bruder ausziehen ſolle, um ihn zu holen.

Der Jüngling machte ſich alsbald auf die Reiſe und zog von Land zu Land, bis er an den Garten kam, worin der Goldbaum ſtand. Da trat ein altes Männchen zu ihm und frug ihn, wohin er wolle? ‘Ich will mir einen Zweig von dem Baum mit goldnen Früchten holen,’ ſprach er. ‘Ich rathe dir, das nicht zu thun,’ ſprach das Männchen, ‘denn es iſt große Gefahr dabei. Es wird dir allerhand aufſtoßen und wenn du dich dabei nur einmal umſiehſt, dann wirſt du zur Salzſäule.’ ‘Das thut nichts, ich werde mich ſchon in Acht nehmen,' ſagte der Jüngling, und trat in den Garten. Er ging grade auf den Baum zu und brach einen Zweig ab. Er war ſchon faſt aus dem Garten heraus, als es hinter ihm ſchrie und tobte und Jemand ihn am Rock feſthielt. Da ſah er um, wer das ſein könne, aber im ſelben Augenblick war er zur Salzſäule geworden.

Als der Jüngling ſchon einige Zeit weg war, kam die Alte wieder und zwar in Geſtalt einer andern Bettelfrau und ſprach zu den zwei Jungfrauen: 'Dem ſchönen Schloſſe fehlt nichts, als der ſprechende Vogel und es iſt jammerſchade, daß ihr ihn nicht habt.' — 'Wo finden wir ihn denn?' fragten die Schweſtern. 'In dem Garten, wo der Baum mit goldnen Früchten ſteht,' ſagte die Alte. Da ſprach die älteſte der beiden Schweſtern: 'Ich will den Vogel holen und zugleich ſehen, wo unſer Bruder bleibt;' und ſie ging auf Reiſe und kam auch zu dem Garten. Da ſtand das graue Männchen und frug ſie, wohin ſie wolle? 'Ich will den ſprechenden Vogel holen,' antwortete ſie 'und ſehen, was mein Bruder macht.' 'Unternimm das nicht,' ſagte das Männchen 'und bleib lieber aus dem Garten; es iſt zu große Gefahr dabei; denn wenn du dich auf dem Rückwege nur einmal umſiehſt, dann wirſt du gleich deinem Bruder zur Salzſäule.' 'Ich werde mich hüten,' ſagte die Jungfrau und ging in den Garten. Da brach ſie einen Zweig von dem Goldbaume und nahm den ſprechenden Vogel, welcher in einem Käfig nebenan hing. Als ſie aber bald an der Thür war, rief Jemand hinter ihr her, grade als wenn es ihr Bruder geweſen wäre, ſie hab etwas vergeſſen. Da ſah ſie um, wurde auch zu einer Salzſäule und ſtand neben ihrem Bruder.

Das war eine Freude, als das falſche Weib ſah, daß die Beiden nicht zurückkehrten. Es ging zu der jüngſten Schweſter und zwar wieder als Bettelfrau gekleidet, bewunderte das Schloß und ſprach: 'Es fehlt hier gar nichts, als das ſpringende Waſſer; das gäbe einen ſehr ſchönen Springbrunnen.' 'Wo findet man das ſpringende Waſſer?' frug die Jungfrau und die garſtige Alte ſprach: 'In dem Garten, wo der Baum mit goldnen Früchten ſteht und der ſprechende Vogel iſt.' Da dachte die Jungfrau, ſie müſſe einen ſolchen Springbrunnen haben und würde zugleich ihre Sorge los denn ſie könne ja dann erfahren, was aus ihrem Bruder und ihrer Schweſter geworden ſei. Sie machte ſich alsbald auf den Weg und kam nach langem Reiſen auch bei dem Garten an. Da fand ſie das Männchen, welches ſie beſchwur und warnte, doch nicht hinein zu gehn, denn ſie komme nicht heraus, und es gehe ihr, wie ihrem Bruder und ihrer Schweſter. Als ſie jedoch nicht anders wollte und durchaus darauf beſtand, ſagte das Männchen, dann ſolle ſie ſich nur nicht verleiten laſſen umzuſehn. Wenn ſie aber von dem ſpringendem Waſſer habe, dann müſſe ſie damit die beiden Salzſäulen beſprengen, die am Eingang des Gartens ſtänden denn das ſeien ihre Geſchwiſter. Da ging ſie in den Garten und fand den Brunnen, woraus das Waſſer ſprang, und ſie füllte ſich zwei Flaſchen davon, ließ ſich auch nicht ſchrecken, wie ſehr es um ſie herum ſchrie und heulte und brüllte, als ob die ganze Hölle losgelaſſen ſei. Sie ging ruhig und muthig zurück und goß eine Flaſche des ſpringenden Waſſers über die beiden Salzſäulen aus; da verwandelten ſie ſich in ihre Geſchwiſter und liefen mit ihr aus dem Garten hinweg. Wie war jetzt die Freude groß! Sie hatten ſich wieder und dazu Alles, was ſie wünſchten: den Zweig von dem Baum mit goldenen Früchten, den ſprechenden Vogel und das ſpringende Waſſer. Der Zweig wuchs in einer Nacht zu einem prächtigen Baum; in deſſen Aeſten ſaß der ſprechende Vogel und an deſſen Fuß ſtieg das ſpringende Waſſer aus einem goldenen Becken empor; man kann ſich nichts prächtigeres denken.

Der Ruf von dem wunderſchönen Schloſſe der drei Geſchwiſter drang von Tag zu Tage weiter und kam endlich auch zu den Ohren des Königs. Jetzt hörte er auch von den drei Wunderdingen, welche die Prinzeſſinnen aus der Fremde mitgebracht hätten und er wurde ſo neugierig, daß er ſich aufs Pferd ſetzte und ſchnurſtracks zu dem Schloſſe ritt. Die Geſchwiſter hießen ihn freundlich willkommen und wollten ihn ſogleich im Schloſſe umherführen, aber er konnte ſich nicht ſatt genug an ihnen ſehen. Es war ihm ſo wohl, wie ſeit langer Zeit nicht und er meinte gerade, er müſſe ſie an ſein Herz drücken und küſſen. Er frug: 'Sagt mir doch, woher ſeit ihr und wer ſind eure Aeltern?' 'Wir ſind auf einer Mühle zu Hauſe und des Müllers Kinder,' ſprachen die Geſchwiſter, aber da hub der Vogel an zu ſchreien: 'Keine Müllerskinder, Königskinder!' und er erzählte dem König Alles nach der Ordnung. Man kann ſich wohl denken, wie der König und wie die drei Geſchwiſter da erſtaunt waren und was das für Freude gab.

Auf der Stelle wurde ein Wagen angeſpannt und ſie fuhren Alle zu den braven Müllersleuten und frugen ſie, woher die drei Kinder wären? Anfangs wollte der Müller nicht recht mit der Sprache heraus, und ſprach, es ſeien ſeine Kinder; als der König ihm aber zu verſtehen gab, daß Alles ſchon kund und offenbar ſei, da bekannte der Müller, wie er ſie aus dem Waſſer geholt und wie die alte Königin ihm befohlen habe, ſie zu tödten, nannte auch Tag und Stunde, wann die drei Schachteln bei der Mühle ankamen. Damit noch nicht zufrieden, ließ der König auch die Hebamme auf die Mühle beſcheiden, denn er hätte ſo gern gehört, daß jemand Anderes im Spiel geweſen ſei, als ſeine eigene Mutter. Aber auch die Hebamme erzählte Alles ſo, wie es der Vogel erzählt hatte und da blieb ihm denn kein Zweifel mehr. Er ſchloß ſeine lieben Kinder noch einmal an ſein Herz und ritt weg, nachdem er ſie vorher noch auf den folgenden Tag ins Schloß beſchieden hatte.

Zu Hauſe befahl der König vor Allem, ein großes Gaſtmahl anzurichten, dann eilte er heimlich zu der armen Königin, welche am äußerſten Ende des Gartens in einem kleinen Häuschen allein wohnte. Er bat ſie unter Thränen um Verzeihung all des Unrechtes, welches er ihr angethan und erzählte ihr die ganze Geſchichte. Es war ein Wunder, daß die gute Frau nicht vor Freude ſtarb, als ſie ſich ſo plötzlich aus ihrer Verlaſſenheit und ihrem Unglück im größten Glücke der Erde fühlte und ihren Mann und ihre lieben Kinder auf einmal wieder erhielt.

Am folgenden Tage, als die Gäſte recht heiter bei dem Mahle ſaßen, frug der König: ‘Was meint ihr, was die drei Geſchwiſter dafür verdient haben, daß ſie ſo eigenmächtig und ohne mich zu fragen das ſchöne Schloß erbaut haben?’ Sogleich fiel die alte Königin ein: ‘Man ſoll ſie in ſiedendes Oel werfen.’ Da öffnete ſich die Thür und die Königin trat herein; ſie hatte ihre Krone auf dem Haupte und hielt ihre zwei Töchter an der Hand, ihr Sohn folgte ihr; Alle trugen ſie die prächtigſten Kleider, ſo daß ihre Schönheit recht hervorleuchtete. Der König aber küßte ſie und erzählte den Gäſten, wie ſich Alles zugetragen hatte. Dann ſprach er: ‘Der Tod, welcher ihnen zugedacht war, ſoll diejenige treffen, welche ſo verrätheriſch an mir und ihnen gehandelt hat.’ Da ſprangen die Soldaten ſchon herbei und faßten das alte böſe Weib, aber die Mutter und die drei Geſchwiſter baten den König ſo lange, bis er ihr das Leben ſchenkte und ſie nur in den Kerker werfen ließ, wo ſie bis zu ihrem Tode ſaß. Im Schloſſe wohnte von nun an Freude und Friede und Glück und die ganze Königsfamilie war nur ein Herz und eine Seele.

Das Kind vom Grabe.

In der Türkei lebte ein Kaufmann, der war ſehr reich und hatte Alles, was er ſich nur wünſchte, nur hatte er keine Kinder und das war doch ſein höchſter Wunſch. Nach einigen Jahren ſtarb ſeine Frau und da war er denn recht unglücklich; er fühlte ſich ſo einſam und verlaſſen in der Welt, daß er des Lebens faſt müde war und ſein einziger Troſt blieb, daß er jeden Abend an das Grab ſeiner Frau ging, wo er bis gegen Mitternacht blieb und betete.

Zu derſelben Zeit regierte ein Sultan in der Türkei, der hatte von allen ſeinen Frauen nicht ein Kind bekommen. Als aber nach langem Harren die Sultanin eines Tages ihm verkündete, ſie werde ihm bald ein Kindlein ſchenken, da wurde er krank und ſtarb. Die Sultanin übernahm nun die Regierung und führte ſie ſo gut, daß alle Leute im Lande glücklich und zufrieden waren. Sie hatte aber einen Miniſter, das war ein ehrgeiziger Mann und der hätte gern ſeinen Sohn auf den Thron geſetzt. Wenn die Sultanin keine Kinder bekommen hätte, dann wäre das nach ihrem Ableben ſchon zu machen geweſen, nun aber rückte der Augenblick immer näher heran, wo ſie eines Kindes geneſen ſollte und war das ein Knäblein, dann mußte der Miniſter all ſeine Hoffnungen aufgeben. Darum ſann und grübelte er Tag und

Nacht, was da wohl zu machen wäre. Da hörte er plötzlich eines Morgens, der Storch habe der Sultanin ein ſchönes Knäblein gebracht. Er eilte alſobald in das Schloß, gab der Hebamme und einem Kindermädchen viel, viel Geld und bekam alſo das Kind in ſeine Hände; dann ließ er es in ein ſeidnes Tuch gewickelt in ein Käſtchen legen und befahl dem Mädchen, das Käſtchen in die See zu tragen. Das Mädchen hatte aber Mitleid mit dem ſchönen Knäblein, trug es gegen Abend auf den Kirchhof und legte es auf das letzte friſche Grab, worin die Frau des Kaufmannes lag. Der Sultanin wurde geſagt, das Kind ſei todt auf die Welt gekommen und ſofort begraben worden.

Es dauerte nicht lange, da kam der Kaufmann, um nach ſeiner Gewohnheit an dem Grabe zu beten. Als er das Käſtchen ſah, öffnete er es neugierig, da lachte ihm das Knäblein holdſelig entgegen. Ach, ſprach er, meine Frau ſchenkt mir im Grabe noch ein Kind, damit ich nicht allein ſei, und er küßte das Kind wie ſein eignes und trug es voller Freude mit ſich nach Haus. Dort nahm er dem Kinde eine Amme und als es größer wurde, ließ er es in allem Möglichen unterrichten. Alſo wurde das Kind zum Knaben und der Knabe zum Jüngling und der Kaufmann hatte ihn ſo lieb, daß er keinen Augenblick ohne ihn ſein konnte.

Eines Tages wollte der Kaufmann eine große Reiſe machen, worauf ihn der Jüngling begleiten ſollte. Er ließ ein Schiff ausrüſten und fuhr eines Morgens mit günſtigem Wind ab. Es dauerte aber nicht lange, da erhob ſich ein ſchrecklicher Sturm, ſo daß die Wellen haushoch gingen und das Schiff ſo lang herumwarfen, bis es an einen Felſen fuhr und zertrümmerte. Die ganze Mannſchaft und all die koſtbaren Güter, womit es beladen war, gingen zu Grunde. Der Kaufmann und der Jüngling retteten ſich mit vieler Noth und Mühe an einem Balken, welcher eine Zeitlang auf der See umhertrieb und dann an einer Inſel ans Land geworfen wurde. Da ſtanden ſie nun arm und einſam auf der Inſel und hatten nichts, als ihr Leben und ein paar Kräuter, welche da wuchſen. Sie hatten aber einen Schatz mit ſich gerettet, der war ſehr groß und das war ihr Vertrauen auf Gott, das hielt ſie aufrecht, daß ſie nicht verzagten. Sie bauten ſich aus dürrem Holz eine Hütte, darin wohnten ſie. Dann höhlten ſie einen Baumſtamm zum Kahne aus und machten ſich ein Netz und jeden Tag fuhr der Jüngling auf das Meer hinaus und fing Fiſche, davon lebten ſie.

Eines Tages hatte der Jüngling ſich weiter, als ſonſt in die See gewagt, da ſah er von ferne ein ſchönes goldnes Schifflein herankommen, darin ſaßen drei Jungfrauen, welche ſpielten und ſangen. Die eine trug eine Krone auf dem Haupt und war über die Maßen ſchön, die beiden andern waren ihre Dienerinnen. Der Fährmann kannte aber die See an der Stelle ſchlecht, denn da war ein verborgener Felſen. Das Schifflein fuhr mit vollen Segeln gegen den Stein an und brach, ſo daß alle ins Meer ſtürzten. Der Jüngling ſprang ſogleich aus ſeinem Boot und rettete zuerſt die Königstochter, dann die beiden Dienerinnen, der Fährmann war unter den Wellen begraben worden. Die ſchöne Jungfrau war lauter Dank und wollte ihren Retter mit Gold überhäufen laſſen, wenn er nur mit ihr in ihr Schloß ging, er nahm aber nichts an, als nur eine goldne Blume, welche ſie in der Hand hielt. Da ſprach ſie: 'Willſt du weiter nichts, ſo gewähre mir noch eins und bringe uns jeden Tag Fiſche in das Schloß.' Das ſagte ſie aber, weil ſie den ſchönen Jüngling gern öfter geſehen hätte. Er willigte ſogleich in ihre Bitte, denn ſie gefiel auch ihm gar zu gut und er hätte ſie nicht gern zum Letztenmal geſehen. Als ſie an das Land kamen und an dem Garten des Schloſſes anlangten, erkannte der Jüngling daß es das Schloß der Stadt war, wo er mit dem Kaufmann gewohnt hatte. Er ſagte es ſeinem Pflegevater und frug ihn, ob er nicht nach Hauſe zurückkehren wolle, doch der ſprach: 'Da wir mit unſerm Schiffe Alles verloren haben, ſo ſind wir zu Hauſe arm, hier aber auf unſerer Inſel reich; laß uns hier bleiben.' Dem Jüngling war das ganz recht, denn nun konnte er ungeſtört jeden Tag die ſchöne Königstochter ſehen. Es verhielt ſich aber alſo mit ihr. Als die Sultanin ihres Kindes ſo ſchmählich beraubt worden war, verlor ſie alle Luſt am Regieren und übergab das Land dem Bruder ihres Mannes, welcher eine ſchöne Tochter hatte. Dieſe erzog ſie und lehrte ſie alle ſchönen Künſte, Tanz und Muſik und Geſang; das war aber die Jungfrau, welche der Jüngling gerettet hatte.

Jeden Tag zog er nun auf den Fiſchfang aus und brachte die ſchönſten Fiſche in den Schloßgarten, wo die Dienerinnen der Prinzeſſin ſie ihm abnahmen. Während ſie dieſelben ins Schloß trugen, ſaß er bei der Königstochter. Sie erzählten ſich Anfangs nur ihre Geſchichte, bald aber erzählte ihr der Jüngling auch, wie er ſie vom erſten Augenblick, wo er ſie geſehen, in ſein Herz geſchloſſen habe und ſo liebe, daß er ohne ſie nicht leben könne. Da geſtand ſie ihm, daß auch ſie ihn über Alles liebe und alſo waren ſie ein Herz und eine Seele. Die Dienerinnen merkten wohl, was vorging, doch ſie verriethen es nicht, weil ſie die Prinzeſſin und den ſchönen Jüngling zu lieb hatten, als daß ſie Beide hätten unglücklich machen ſollen. Da kam aber eines Morgens die Sultanin daher gegangen, um zu ſehen, wo die Prinzeſſin ſei und da die Beiden ſo in ihr Geſpräch vertieft waren, daß ſie nichts hörten und ſahen, ſo konnte ſie ungeſtört Alles abhorchen. Plötzlich ſtand ſie vor ihnen, ſo daß der arme Jüngling nicht mehr entfliehen konnte. Sie hielt ihn feſt, und winkte den Schildwachen, welche auf den Mauern ſtanden; dieſe ſtürzten hinzu und führten ihn mit der Prinzeſſin in ein Gefängnis, jedes in ſeine eigne Zelle.

Am dritten Tage nachher war das Verhör. Zuerſt wurde der Jüngling vor das Gericht geführt und die Sultanin ſaß ſelber dabei. Er ſolle vor Allem ſagen, wer er ſei, da fing er an, ſeine Geſchichte zu erzählen, wie er in einem ſchönen Käſtchen auf dem Grabe der Frau des Kaufmannes gefunden worden ſei. Das Tuch worein er gewickelt geweſen war trug er ſeit ſeiner erſten Jugend ſtets auf der Bruſt bei ſich; das zog er nun heraus und ſprach: ‘Dieſes Tuch war meine Windel und das iſt neben der goldnen Blume der Prinzeſſin mein koſtbarſtes Gut.’ Als er aber in ſeiner Erzählung fortfahren wollte, ſchrie die Sultanin plötzlich:

'Schweige und laß mich einmal das Tuch ſehen.' Da gab er ihr dasſelbe und kaum hatte ſie es näher betrachtet, da erkannte ſie ihrer eignen Hände Arbeit, ſtürzte auf den Jüngling zu und rief: 'Ach mein liebſter Sohn, du biſt ja mein liebſter Sohn!' Der Jüngling wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte, da befahl ſie den Richtern nach Hauſe zu gehn und nahm den Jüngling mit ſich in ihren Pallaſt. Sogleich mußte die Hebamme herbei; als die Sultanin ſie bedrohte, bekannte ſie, daß ſie das Kind dem Mädchen gegeben habe. Da wurde auch das Mädchen geholt und bedroht, und es bekannte, daß es das Kind ins Waſſer hätte werfen ſollen, aber ſtatt deſſen es in ein feines Tuch gewickelt in ein Käſtchen gelegt und auf ein friſches Grab geſtellt hätte. Statt des Jünglings wurde nun der böſe Miniſter in das Gefängnis geworfen, die Jungfrau aber aus demſelben erlöst und noch am ſelben Morgen die Verlobung gehalten. Dann kehrte der Jüngling in einem großen und prächtigen Schiffe zu der Inſel zurück und holte ſeinen Pflegevater ab, welcher ſofort die Stelle des erſten Miniſters erhielt, der alte Miniſter aber wurde enthauptet. Der Bruder des verſtorbenen Sultans entſagte nun freiwillig der Regierung und ſtatt ſeiner beſtieg der Jüngling den Thron.

Die fünf Fragen.

Ein armer Hirte hatte einen einzigen Sohn und kein Kind außer ihm, da war es kein Wunder, daß der Knabe verzogen wurde. Alles was er nur wollte, geſchah und ſo wuchs er ganz ins Wilde hinein, that nichts und lernte nichts. Als er zwölf Jahre alt war, wurde ihm das einſame Leben auf dem Felde zu langweilig und er ſprach: ‘Ich gehe betteln, da verdiene ich auch mein Brod und komme zugleich in der Welt herum.’ Was wollten die Aeltern da machen? Sie mußten ihn eben gehen laſſen. Er bettelte ſich durch bis in eine große Stadt, da ſetzte er ſich vor der Thür eines reichen Kaufmannes nieder, zog ein Stück Brod aus dem Sack und biß ſo luſtig hinein, als ob die ganze Stadt ſein wäre und er vorm beſten Braten von der Welt ſäße. Zufällig kam der Kaufmann eben nach Hauſe und der Knabe gefiel ihm ſo wohl, daß er ihn zu ſich nahm und ihn in die Schule ſchickte. Das Lernen ſchlug bei dem Hirtenknaben ſehr wohl an, er war immer der Erſte. Als er ausgelernt hatte, mußte er auch noch die Kaufmannſchaft erlernen und auch darin machte er ſo große Fortſchritte, daß ſein Pflegevater ihn nicht genug rühmen konnte. Soweit war wohl Alles gut, aber was dem Kaufmann nicht behagte, war, daß ſein Pflegeſohn, der unterdeſſen ein ſchöner Jüngling geworden war, ſich allzugut mit ſeiner Tochter ſtand, ſo daß er fürchtete, die Beiden möchten ſich heirathen wollen. Darum beſchloß er, ihn wegzuſchicken, daß er die Welt ſähe, denn er dachte, dann würden ſie leicht einander vergeſſen. Darüber freute ſich der Jüngling ſehr, aber bevor er abreiſte, ging er heimlich zu Emma (ſo hieß des Kaufmanns Tochter) und ſprach: 'Du biſt mein und ich bin dein und wir laſſen nicht von einander.' Da gelobte ſie ihm treu zu bleiben, ſchenkte ihm einen ſchönen Ring und ſie nahmen unter vielen Thränen Abſchied von einander.

Der Jüngling zog weg und kam an die See; da nahm er ein Schiff und fuhr über in ein großes Königreich, welches auf einer Inſel lag. Als er in die Hauptſtadt kam, wurde er vor den König geführt, welcher ihn frug, wohin er gehe und was er ſuche? — 'Ich ſuche mein Glück, weiß aber noch nicht, wo ich es finden ſoll,' ſprach der Jüngling. 'Wenn du es findeſt, dann bringe mir auch das meine mit,' ſprach der König. 'Was iſt das denn?' frug der Jüngling und der König antwortete: 'Mein Glück iſt ein Baum, welcher goldene Früchte trug, aber jetzt keine mehr trägt. Wenn du mir ſchaffſt, daß er wieder fruchtbar wird, ſchenke ich dir eine Laſt Goldes aus meiner Schatzkammer.' Der Jüngling verſprach, er wolle ſich alle Mühe darum geben und beſtieg wieder ſein Schiff, denn er merkte wohl, daß ſein Glück nicht auf der Inſel war.

Nachdem er ſechs Tage und ſechs Nächte gefahren war, kam er an ein anderes Land, ſtieg aus und wanderte auf die Hauptſtadt zu. Als er am Thore ſeinen Paß zeigte, führten ihn die

Schildwache zum König, welcher in tiefer Trauer war. 'Wohin gehſt du?' frug der König. 'Ich ſuche mein Glück,' ſprach der Jüngling. 'Dann bringe mir auch meines mit, wenn du deines findeſt,' ſprach der König. 'Was iſt denn das?' 'Mein Glück iſt ein Brunnen, daraus ſprangen ehedem goldne Perlen und jetzt ſpringen keine mehr daraus und er iſt ganz verſiegt. Wenn du mir ſchaffen kannſt, daß er wieder ſpringt, dann ſchenke ich dir eine Laſt Goldes aus meiner Schatzkammer.' Der Jüngling verſprach ſein möglichſtes zu thun und zog weiter, denn er ſah ein, daß ihm hier ſein Glück nicht blühe.

Zwei Monate fuhr er im Lande umher, da kam er an die See, dort ſetzte er ſich zu Schiffe und fuhr noch zwei Monate, da legte das Schiff an, denn ſie hielten vor einer großen Inſel. Er ſtieg ans Land und kam in die Hauptſtadt, wo Alles in tiefer Trauer war. Es war ein Gebot vom König ausgegangen, daß jeder Fremde gleich zu ihm geführt werde und ſo geſchah es auch dem Jüngling. Als er in das Schloß kam, frug der König ihn: 'Wohin gehſt du?' 'Ich ſuche mein Glück.' 'Dann bringe mir auch das meine mit, wenn du deines findeſt.' 'Was iſt denn das?' frug der Jüngling und der König antwortete: 'Ich hatte drei Töchter und vor Jahren iſt mir die jüngſte geſtohlen worden. Wenn du ſie mir wiederſchaffſt, ſchenke ich dir mein halbes Königreich.' Der Jüngling verſprach Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde und zog ſeines Weges weiter, denn wo ſolche Trauer war, da konnte ſein Glück nicht ſein.

Er hatte wiederum ein gut Stück Weges hinter ſich, als er eines Tages ein altes Schloß vor ſich liegen ſah. Ein ungeheurer Rieſe hielt daran Wache, der trug eine der ſchwerſten Kanonen, die es gibt auf der Schulter. Als er den Jüngling ſah, ſchrie er: 'Ei du Erdwurm, wo willſt du denn hin?' 'Ich ſuche mein Glück.' 'Dann bringe mir auch meines mit,' [illegible] 'Wenn du mir ſagen willſt, was das iſt, will ich es wohl thun,' ſprach der Jüngling. 'Ich ſtehe hier ſchon tauſend Jahre Schildwache,' ſagte der Rieſe, 'und weiß nicht, wie ich abgelöſt werden kann.' 'Gut ich will ſehen,' ſprach der Jüngling und zog weiter und immer weiter, bis er an einen großen Fluß kam. Da ſaß eine ſteinalte Frau in einem Nachen, die frug ihn, ob er nicht überfahren wolle? 'Jawohl, das möchte ich gern.' 'Wo gehſt du denn hin?' frug die Frau weiter und er antwortete: 'Ich ſuche mein Glück.' 'Dann bringe mir doch auch meines mit.' 'Was iſt denn das?' 'Ich fahre ſchon an tauſend Jahre die Leute über und Niemand kommt, um mich abzulöſen,' antwortete die Frau. Der Jüngling verſprach es ihr bereitwillig, ſprang am andern Ufer ans Land und marſchirte rüſtig weiter, bis er an einen großen Wald kam.

Da irrte er den ganzen Tag umher; gegen Abend traf er auf ein Waldhaus, da klopfte er an. Eine ſchöne junge Frau öffnete ihm die Thüre, aber ſie erſchrak offenbar, als ſie ihn erblickte. 'Könnte ich die Nacht wohl hier bleiben?' frug der Jüngling. 'Ach, ihr ſeit zu eurem Unglück hierher gekommen,' ſprach ſie 'und hier dürft ihr nicht bleiben, denn ihr ſeit eures Lebens nicht ſicher. Hier wohnt ein Menſchenfreſſer, der erſcheint keines und wenn er euch findet, dann iſt es um euch geſchehen. 'Ich bin aber ſo müde, daß ich nicht weiter kann,' ſprach der Jüngling, 'wolltet ihr mich nicht irgendwo verſtecken?' 'Das kann ich nicht,' antwortete ſie, 'denn er riecht euch und zudem iſt er allwiſſend und ſieht Alles, was auf der Erde vorgeht.' Aber der Jüngling bat ſo lange, bis ſie endlich doch einwilligte. Die ſchöne Frau brachte das Abendbrod und ſie ſetzten ſich zuſammen zu Tiſche. Während ſie aßen, erzählte er ihr von ſeiner Reiſe und den Fünfen, denen er ihr Glück mitbringen ſolle, wodurch eigentlich ſein Glück gemacht wäre, denn wenn er ſo viel Geld von den Königen bekäme, dann wäre er geborgen auf Lebenszeit. Die Frau war von Herzen ſehr gut und ſie verſprach ihm, den Menſchenfreſſer auszuforſchen, der werde ſchon Alles wiſſen.

Plötzlich rauſchte und brauſte es im Walde, als ob alle Bäume brechen wollten. 'Da kommt er!' ſchrie die Frau und ſchnell kroch der Jüngling unter das Bett. Kaum lag er da, als die Thür aufflog und der Menſchenfreſſer herein trat.

'Menſchenfleiſch riech ich!
Menſchenblut genieß ich!
Wen haſt du heim?'

ſchrie er. 'Ei Narr,' ſprach die Frau, 'wirſt du dich denn nie an mich gewöhnen, mich haſt du heim und hier ſteht dein Eſſen, das laß dir ſchmecken und damit holla.' Er wollte ihr antworten und machte gar Miene, unters Bett zu greifen, da drückte ſie ihn auf ſeinen Stuhl nieder und ſchob ihm einen Löffel voll über den andern in den Mund. Als ſie ihn recht voll geſchopft hatte, ſo daß er ſich kaum mehr regen konnte, packte ſie ihn am Kragen und rief: 'Nun ſteh auf und mache, daß du in dein Bett kommſt, ich kann dich nicht hinein tragen. Nur nicht lange übergeſeſſen, raſch, ſonſt ſchläfſt du mir noch ein.' Da raffte er ſich langſam auf und wankte nach dem Bette zu; plumps fiel er hinein, ſie ſchob die Beine nach und es dauerte keine zwei Minuten, da blies er ſchon, wie ein Blasbalg und bald ſchnarchte er, daß man's weit im Walde hörte.

Da rief die ſchöne Frau dem Jüngling zu: 'Nun merke wohl auf, was er ſagt, wenn ich ihn frage;' ſie legte ſich zu dem Menſchenfreſſer und ſtieß ihn derb in die Seite. Er fuhr auf und brummte unwirſch: 'Was fällt dir ein, du Närrin?' Sie ſprach: 'Mir träumte, ein König habe einen Baum mit goldnen Früchten gehabt, jetzt trage er aber keine mehr, was mag die Urſache davon ſein?' 'Das weiß ich,' knurrte der Menſchenfreſſer; 'eine von den Kammerjungfern der Prinzeſſin hat heimlich ein Kind geboren; ſie hat es getödtet und an der Wurzel des Baumes begraben. So lange das unſchuldige Blut um Rache ſchreit, kann der Baum keine goldnen Früchte tragen; wird es aber hinweggenommen und ſie beſtraft, dann trägt er noch reichlicher als vorher.' Und nachdem er dieß geſagt hatte, legte er ſich aufs andere Ohr und ſchlief wieder ein.

Ueber eine Weile gab ſie ihm abermals einen Rippenſtoß, ſo daß er auffuhr und brummte: 'Was willſt du denn ſchon wieder!' 'Mir träumte,' ſprach ſie, 'ein König habe einen Brunnen, woraus goldne Perlen ſprängen und der ſei ihm verſiegt. Woher mag das wohl kommen?' 'Das weiß ich,' knurrte der Menſchenfreſſer, 'es ſitzt eine große Kröte im Brunnen vor der Quelle; wenn man die herausholt, dann ſpringt der Brunnen noch reicher als vorher. Jetzt laß mich ruhig ſchlafen.' Und er legte ſich auf die Seite und ſchnarchte ſein Stückchen weiter.

Er hatte aber noch nicht manche Note geſchnarcht, da gab ihm die Frau einen Schlag hinter das Ohr, ſo daß er in die Höhe fuhr und ſchrie: 'Biſt du toll geworden, oder was fehlt dir?' 'Ach ich träume die Nacht ſo ſchwer,' ſprach ſie. 'Mir träumte, ein König habe drei Töchter gehabt, davon ſei eine ihm geſtohlen worden und kein Menſch wiſſe, wo ſie geblieben ſei. Das mußt du doch jedenfalls wiſſen.' 'Das weiß ich auch,' antwortete er und grinzte ſie freundlich an, 'das biſt du ja ſelbſt und ich habe dich ihm geſtohlen. Aber jetzt rathe ich dir, laß mich ſchlafen.'

Der ſchönen Frau ging durch dieſe Antwort ein Licht auf, ihr fiel ein, wie ſie in dem Pallaſt ihres Vaters ſo ſchöne Zimmer geſehn und ſo liebe gute Schweſtern gehabt hatte, wie ſie von ihrer Mutter gehätſchelt und getätſchelt worden war und Alles, Alles ſah ſie wieder vor ſich. Da überkam ſie ein großes Heimweh und ſie dachte in ihrem Herzen: Ach wenn er mich doch mitnähme und meinen lieben Aeltern ihr Glück brächte und mir das meine ſchenkte! Sie ſtand vorſichtig auf und rief leiſe, ganz leiſe dem Jüngling zu, der unter dem Bette ſteckte: 'Willſt du mich denn hier bei dem Menſchenfreſſer laſſen oder willſt du mich mitnehmen? Ach nimm mich doch mit dir!' 'Ohne dich gehe ich nicht,' ſprach der Jüngling 'und wenn es mein Leben koſtete.' Da faßte ſie friſchen Muth und ſchlug den Menſchenfreſſer noch einmal hinters Ohr, daß es patſchte. Der fuhr ſehr zornig empor und ſchrie ſie an: 'Jetzt wird es mir zu bunt. Willſt du mich in Ruhe laſſen oder nicht?' 'Ach es iſt ſo heiß und ich glaube ich habe ein Fieber,' ſprach ſie, 'denn ſo habe ich noch nie geträumt!' 'Was haſt du denn wieder geträumt?' ſchnauzte er und ſie ſprach: 'Ach mir träumte ein Rieſe ſtünde tauſend Jahre Schildwache und habe eine ſchwere Kanone auf der Schulter, wiſſe aber nicht, wie er abgelöſt werden könne.' 'Ei der Narr,' brummte der Menſchenfreſſer und legte ſich wieder hin, 'warum gibt er die Kanone nicht dem Erſten Beſten, der vorbeikommt, dann iſt er abgelöſt. Jetzt laß mich aber mit deinen Träumen in Ruhe, oder du ſollſt ſehn, daß ich keinen Spaß verſtehe.' Und über eine Weile ſchnarchte er wieder, daß das Häuschen zitterte.

Es blieb aber noch eine Frage übrig und ſo wagte es die Frau denn auf gut Glück und patſchte ihn zum Schluß noch einmal, daß es ſchallte. Im ſelben Augenblick aber richtete ſich das Ungeheuer auf, bleckte ſeine Zähne vor Wuth und griff nach ihr. Wäre ſie nicht ſo flink aus dem Bette geſprungen, er hätte ſie wahrlich gefreſſen; ſie war aber in einem Satz an der Thür und rief: 'Thue mir doch nichts, was kann ich denn dafür, daß mir ſo ſchwer träumt, und daß ich ein Fieber habe?' 'Das iſt das Letztemal, wo ich es dir hingehen laſſe,' ſprach der Menſchenfreſſer, 'kommſt du mir aber noch einmal, dann freſſe ich dich mit ſammt deinen Träumen.' 'Es ſoll ja auch gewiß nie wieder geſchehen, beruhige dich nur,' ſagte die Frau. 'Mir träumte, eine alte Frau fahre ſchon an tauſend Jahre die Leute in einem Nachen über ein Waſſer und könne nicht abgelöſt werden. Wie kommt das wohl?' 'Ei die Närrin, laß ſie ihr Ruder dem Erſten Beſten geben, den ſie überfährt und zuerſt ans Land ſpringen, dann iſt ſie abgelöſt. Und nun nimm dich in Acht und ſtöre mich nicht wieder in meiner Nachtruhe, ſonſt ſchaff ich mir Ruhe und dir mit.' 'Nun gib dich nur zufrieden, alter Narr,' ſprach die Frau und kraute ihm den Kopf; da knurrte er noch ein wenig und dann ſchlief er wieder ein und ſchnarchte ſo brav, wie vorher.

Da ſtand die Frau leiſe auf und der Jüngling kroch unterm Bett hervor. Sie öffneten vorſichtig die Thüre und flohen ſo ſchnell, wie ſie konnten, und ehe der Morgen anbrach, ſtanden ſie ſchon an dem Waſſer. Die alte Frau rief dem Jüngling ſchon von weitem entgegen: 'Nun, haſt du mein Glück?' 'Ich habe es und wenn du uns raſch überfährſt, ſage ich es dir am andern Ufer.' In einem Nu waren ſie jenſeits des Waſſers, da ſprangen die Beiden ans Land und der Jüngling ſprach: 'Wenn du abermals jemand überfährſt und du biſt am Lande, dann gib ihm das Ruder und ſpringe zuerſt aus dem Nachen, dann biſt du abgelöſt.' 'So zeige mir doch wie ich das machen muß,' ſprach die Frau, aber die Beiden waren ihr zu klug und eilten ihres

Weges weiter. Als der Rieſe den Jüngling ſah rief er ihm entgegen: 'Nun Erdwürmchen haſt du mein Glück?' 'Ich habe es, aber warte bis ich an dem Schloſſe vorüber bin.' Jenſeits des Schloſſes ſagte der Jüngling ihm ſein Glück und der Rieſe bedankte ſich und war von Herzen froh.

In dem Königreich, wohin ſie nun kamen, nahmen ſie ſich einen ſchönen Wagen und putzten ihn mit grünen Reiſern und der Jüngling ſagte Jedem der es hören wollte: 'Ich bringe dem König ſeine verlorne Tochter zurück.' Da lief alles Volk mit dem Wagen und es war ein Jubel ohne Ende. In der Hauptſtadt aber ging der Jubel erſt recht los; der König und die Königin und die Schweſtern der Prinzeſſin waren außer ſich vor Freude und drei Monate lang gab es Feſte auf Feſte, eins prächtiger wie das andere. Da drängte es den Jüngling doch nach Hauſe und ſogleich ließ der König ihm ſechs Maulthiere mit Gold beladen vorführen und ſprach: 'Nun wähle dir, was du willſt, haſt du lieber die ſechs Laſten Gold oder willſt du lieber eine meiner Töchter zur Frau?' 'Wäre ich nicht verſprochen,' antwortete der Jüngling, 'dann wählte ich eine der drei ſchönen Prinzeſſinnen zu meiner Frau, nun aber darf ich meinem Schatz die Treue nicht brechen, denn das wäre große Sünde und wähle die ſechs Laſten Gold.' 'Wie du willſt' ſprach der König und am andern Tage nahm der Jüngling Abſchied und fuhr zur See in das andere Königreich. Er ging geraden Weges auf die Hauptſtadt und das Schloß des Königs zu und ließ ſich bei ihm melden. Der König war ſehr erfreut ihn wiederzuſehn und frug ſogleich: 'Haſt du mein Glück?' 'Ich habe es' ſprach der Jüngling und offenbarte ihm, daß die große Kröte den Brunnen verſtopfe. Da wurden die Brunnenmeiſter geholt und mußten in den Brunnen hinabſteigen und wie der Jüngling geſagt hatte, ſo war es. Sobald die Kröte von dem Quell weggenommen war, ſprang er ſo reichlich, daß die Brunnenmeiſter ſich kaum vor dem Waſſer mit den goldnen Perlen zu retten wußten; es fehlte wenig, ſo wären ſie alle ertrunken. Der König freute ſich aber ſo ſehr darüber, daß er dem Jüngling ſtatt einer zwei Laſten Goldes geben ließ und ihm auch noch ein Schiff ausrüſten ließ, womit er ſeine Fahrt zur See fortſetzen konnte. Es dauerte nicht lange, ſo landete der Jüngling in dem erſten Königreich, wo er ſich ſogleich zum König führen ließ. 'Haſt du mein Glück?' frug der König. 'Ich habe es' ſprach er und offenbarte ihm, warum der Baum keine goldnen Früchte mehr trage. Sogleich mußten die Gärtner herbei und an dem Baume nachgraben; da kamen die weißen Knöchelchen zu Tage und die Kammerjungfer wurde noch am ſelben Morgen hingerichtet. Noch vor Abend trieb der Baum Blüthen und ſo viel goldne Früchte, als wollte er alle die Jahre nachholen, in welchen er unfruchtbar dageſtanden hatte. Der König aber ſchenkte dem Jüngling in ſeiner Dankbarkeit ſtatt einer Laſt Goldes zwei und dazu Wagen, Pferde und prächtig gekleidete Diener.

Fröhlich und wohlgemuth ging der Jüngling zur See und konnte es kaum erwarten, ſeine Emma wiederzuſehn. Als das Schiff am Strande vor Anker gegangen war, ſetzte er ſich in ſeinen Wagen und fuhr in die Stadt, wo der Kaufmann wohnte; dort kehrte er dem Hauſe gegenüber in einen Gaſthof ein. Wie wunderte er ſich aber, als er in des Kaufmanns Haus alle Fenſter erleuchtet ſah und rauſchende Muſik ſchallen hörte! Er frug den Wirth, was das bedeute! und der Wirth antwortete: 'Die Tochter des Hauſes hält Verſpruch, aber es geſchieht gegen ihren Willen. Du lieber Gott, das arme Kind thäte lieber Gott weiß was, als mit ihrem Bräutigam tanzen, aber ihr Vater zwingt ſie dazu.' 'Dabei möcht ich auch ſein' ſprach der Jüngling, zog prächtige Kleider an und ging in das Haus.

Da er ſchon ſo viele Jahre weggeweſen war, hatte er ſich ſo ſehr verändert, daß ihn Niemand wieder erkannte, ſelbſt Emma nicht. Wer hätte aber auch denken ſollen, daß dieſer ſtolze Herr der Jüngling geweſen ſei. Er ging ſogleich auf Emma zu und ſprach ſie um einen Tanz an. "Von Herzen gern" ſagte ſie, denn jetzt brauchte ſie doch nicht mit ihrem verhaßten Bräutigam zu tanzen. Während ſie nun ſo herum walzten, hielt er die Hand ſo, daß der Ring ihr recht in die Augen blitzte. Sie ſah den Jüngling mit großen Augen an und wurde todtenblaß; er aber führte ſie in ein anderes Zimmer und ſprach: "Emma, kennſt du mich nicht mehr?" Da fiel ſie vor lauter Freude in Ohnmacht und als ſie wieder erwachte, da lag ſie in ſeinen Armen. Ihr Vater und ihre Mutter kamen hinzu und auch der Bräutigam und Alle waren nicht wenig erſtaunt, daß Emma ſo freundlich gegen den fremden ſtolzen Herrn that. Da gab ſich der Jüngling zu erkennen und erzählte, woher er ſein Geld habe, und daß er reicher ſei als der König. Die Gäſte horchten mit Erſtaunen zu, nur nicht der Bräutigam, der ſchlich ſich leiſe hinweg und Niemand hat ihn mehr geſehn.

In dem Herzen des Kaufmannes war aber die Habgier erwacht; als er am folgenden Tage das viele Geld ſah, welches der Jüngling mitgebracht hatte, da ließ es ihm erſt recht keine Ruhe und er ſprach zu ſeiner Frau: 'Komm laß uns auch unſer Glück verſuchen, hat der Geldſchnabel es ſo leicht gefunden, dann werden wir es auch finden und noch viel beſſer wie er.' Da packten ſie ihre Koffer und gingen zur See. Als ſie in das erſte Königreich kamen und nach dem König fragen, wurden ſie gar nicht einmal vorgelaſſen. In dem zweiten Königreich ließ der König ihnen ſagen, als ſie ſich meldeten, ſie hätten nichts bei ihm verloren. In dem dritten wurden ſie wohl vorgelaſſen, als ſie aber ſagten, ſie wollten dem König ſein Glück mitbringen, frug der König ob ſie närriſch ſeien und ſprach: 'Ich habe kein Glück mehr nöthig, ſeitdem ich meine Tochter wiedergefunden habe.' Die beiden Alten verloren trotzdem den Muth nicht und gingen weiter. Als der Rieſe ſie ſah, rief er dem Kaufmann zu: 'Halt da, du Erdwurm, nimm mir mein Gewehr einmal ab, du kannſt für mich Wache halten,' und er legte ihm die Kanone auf die Schultern; aber ſie war ſo ſchwer, daß der Mann zuſammenbrach. Die Frau war beim Anblick des Rieſen vor Schrecken geflohen ohne ſich nach ihrem Manne umzuſehen und kam an das Waſſer. Da nahm das alte Weib ſie hurtig in ihren Kahn auf. Als dieſer am andern Ufer hielt, ſprach die Alte: 'Haltet mir einen

Augenblick das Ruder feſt.' Die Frau that es und in einem Satz war die Alte am Ufer und die Frau verwünſcht, die Leute überzufahren. Wenn keiner unterdeſſen dem Kaufmann die Wache und ihr das Ruder abgenommen hat," dann findeſt du ſie wohl noch heut auf ihrem Poſten.

Die eiſernen Stiefel.

Ein König hatte ein großes Schloß, darin wohnte er mit ſeiner Frau. Sie waren aber gar nicht glücklich darin, denn ſie hatten wohl Reichthümer genug, Dienerſchaft die Menge und große Ställe voll Pferde, aber das Beſte und Schönſte fehlte ihnen, ſie hatten keine Kinder. Das machte ihnen ihr Leben recht bitter und das Herz oft ſo ſchwer, daß ſie weinen mußten. Aber es ſchien ihnen noch viel mehr Trübſal und Leid beſtimmt, denn eines Tages brach ein großes Feuer aus, welches das ganze Schloß verzehrte. Der König und die Königin kamen zwar mit dem Leben davon, aber von all ihren Schätzen und all ihrer Habe retteten ſie nur eine eiſerne Kiſte voll Gold. Damit bauten ſie das ſchöne Schloß wieder auf, aber die Freude währte nicht lange. Ein zweiter Brand verſchlang das neue Schloß und es wurde nichts gerettet, als die eiſerne Kiſte, die aber war leer. So war der König plötzlich ſo arm geworden, wie der ärmſte Mann in ſeinem Lande, und noch ärmer, denn ein armer Mann kann wenigſtens arbeiten und ſich ſein Brod verdienen, das aber konnte der König nicht. Seine Diener und Hofherren waren im Nu wie fortgeblaſen, denn in's Königs Haus geht nicht viel Treue ein und aus und ein König kann noch viel eher ſagen als unſer eins: der Freunde in der Noth zehn hundert auf ein Loth. Da nahm er ſeine Frau an der Hand und die Beiden gingen tief betrübt in den Wald. Da ſtand ein verlaſſenes Hirtenhäuschen, dies bezogen ſie und wirthſchafteten darin, wie geringe Leute. Der König trug ſelbſt ſein Brennholz nach Hauſe und die Königin machte ſelber Feuer an und kochte Suppe und Kartoffeln. Das war ſehr ungewohnte Arbeit für ſie, darum wurde es ihnen Anfangs recht ſauer, aber nach und nach gings immer beſſer und ſie hatten ſich mit jedem Tage lieber, viel lieber als da, wo ſie noch auf dem Throne ſaßen und Alles vollauf hatten.

Eines Tages, als der König im Walde Holz fällte, trat ein fremder unbekannter Mann zu ihm, der frug ihn, wie es ihm gehe? 'Nicht allzugut' ſprach der König. 'Es will immer noch nicht ſo recht vorwärts mit der Arbeit.' Sprach der Fremde: 'Ihr habt nicht nöthig zu arbeiten, ihr könnt es beſſer haben, das liegt nur an euch.' 'Wie meint ihr das?' 'Wenn ihr mir ſchriftlich verſprecht, was ihr nicht wißt, dann fülle ich euch eine eiſerne Kiſte mit Gold.' Der König dachte: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß und gab dem Fremden das Verſprechen auf ein Stück Papier. Der aber lachte boshaft und ſprach: 'Dann laſſet Beil und Holz nur hier liegen und geht nach Hauſe.'

Als der König nach Hauſe kam, ſprang ſeine Frau ihm ſchon von weitem entgegen und rief: 'Ein Glück kommt ſelten allein, denke dir, die eiſerne Kiſte iſt voll Gold und was wir uns ſeit Jahren ſchon gewünſcht haben, unſer gehofftes Glück das ſollen wir auch bekommen.' Wie war der König da ſo froh! Er ließ alsbald alle möglichen Handwerker kommen, Maurer und Zimmermann, Schloſſer und Schreiner und es dauerte nicht lange, da ſtand an der Stelle des Hüttchens das ſchönſte Schloß von der Welt im Walde. Noch wohnte er keine drei Wochen darin, da erfüllte ſich auch das andere Glück, denn die Königin genas eines ſchönen Söhnchens; ſo daß dem Könige nichts zu wünſchen übrig blieb.

Am folgenden Tage ließ ſich ein fremder Mann bei dem König melden. Als derſelbe hereintrat, begrüßte ihn der König mit vieler Freude und wollte ihm von ſeinem Glück erzählen, aber der Fremde ſprach: 'Ich weiß ſchon Alles, dein Sohn iſt ja das, was du mir verſprochen haſt, ohne es zu wiſſen. Sobald er fünfzehn Jahre alt iſt, muß er in den Wald kommen, da wo ich dich gefunden habe, da will ich ihn holen und mit mir nehmen.' Mit den Worten war der Fremde verſchwunden, der König ſtand aber da, wie vom Donner gerührt. Da lagen nun alle ſeine Hoffnungen und viel lieber wäre er wieder im Waldhäuschen geweſen, als in ſeinem großen und prächtigen Schloß, denn um den Preis hatte er ja ſeinen Sohn verkauft. In der erſten Zeit ſagte er der Königin nichts davon, als ſie es aber ſpäter erfuhr, da weinte ſie Tag und Nacht und wollte ſich nicht tröſten laſſen. Der König ſuchte ſie zu beruhigen und ſagte: 'Wer weiß, ob es nicht beſſer geht, als wir glauben. Es wird ſich wohl ein Mittel finden, unſer Kind zu retten. Warum ſollen wir uns jetzt ſchon darüber quälen und uns alle Freude verbittern; Gott wird ſchon helfen.

wenn wir das Unſrige thun.' Eine Zeit lang ſchlugen dieſe Reden wenig an, ſpäter aber wurde die Königin immer ruhiger und endlich ganz heiter, denn ſie hatte Gott Alles anheim geſtellt.

Als das Kind größer wurde, gaben es die Aeltern einem frommen Prieſter zur Erziehung, daß er es in Allem unterrichte, was ein Prinz wiſſen muß. Sie verſchwiegen ihm zwar, was es mit dem Knaben für eine gefährliche Bewandtnis hatte, denn der König ſchämte ſich zu ſagen, daß er ſich mit dem Teufel eingelaſſen habe und ſich von ihm betrügen laſſen, doch der Prieſter merkte es dem Kinde alsbald an, daß es dem Böſen verſchrieben und verkauft war. Darum erzog er den Knaben vor Allem in der Gottesfurcht, ließ es aber dabei an andern Künſten und gelehrten Dingen nicht fehlen. Als der Knabe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ſprach er zu ihm: 'Gehe zu deinen Aeltern und frage ſie, an welchem Tage du in dem Walde ſein mußt, da wo dein Vater ſtand, als ihm der fremde Mann zuerſt erſchienen iſt, und bringe mir Antwort um jeden Preis.' Der Knabe ging in das Schloß und frug zuerſt ſeine Mutter, dann ſeinen Vater; doch Beide wollten es ihm nicht ſagen, bis er ſie bedrohte; da geſtand der König Alles, wie es war, und daß er an ſeinem fünfzehnten Geburtstage auf der Waldwieſe ſein müſſe. Getroſt kehrte der Prinz zurück, denn er fürchtete ſich vor nichts; er blieb nun bei ſeinem Lehrer, dem er Alles wieder erzählte, und während des ganzen Jahres war nicht einmal die Rede von dem Abenteuer, welches ihm bevorſtand.

Am Morgen ſeines fünfzehnten Geburtstages trat der Prinz zu dem Prieſter und ſprach: 'Ich komme, um Abſchied von euch zu nehmen und euch für Alles zu danken, was ich hier gelernt habe. Mit Gottes Hülfe werde ich wol des Teufels Meiſter werden.' 'Das geht nicht ſo leicht,' ſagte der Prieſter; 'wenn du mir aber folgen willſt, kann es dir nicht fehlen.' Er gab ihm einen Stab und unterrichtete ihn in Allem, was er zu thun hatte, begleitete ihn noch bis zum Rande des Waldes und ſchied von ihm mit ſeinem Segen und vielen guten Wünſchen.

Der Prinz ſchritt wacker zu und kam bald an den Platz, wo er des Böſen warten ſollte. Er ſchaute ſich nach allen Seiten um, aber da war nichts zu hören noch zu ſehn. Der Wald lag todtenſtill da, kein Vogel ſang darin, nur manchmal raſchelte ein Eichhörnchen durch die Zweige oder ein Reh lief ſcheu vorüber. Da fing ihm wohl das Herz an zu pochen, doch faßte er all ſeinen Muth zuſammen und ſang ein friſches frommes Lied. Da ſchollen plötzlich helle Töne, wie von vieler Muſik aus der Luft, Trommeln und Pfeifen, Hörner und Geigen. Er ſchaute empor, da fuhr ein Schiff durch die Luft daher und auf ihn zu, darin ſaß eine Menge von Teufeln, die muſizirten und ſangen und ſchrieen dazwiſchen:

'Die Zeit und Stunde die iſt aus,
Ferdinand, Ferdinand komm heraus!'

Dabei ſtreckten ſie die Klauen nach ihm aus, um ihn zu greifen, aber er nicht faul ſchlug ihnen mit dem Stabe drauf, da heulten ſie ganz erbärmlich und fuhren weiter, als ob ein Gewitter hinter ihnen drein geweſen wäre.

Der Prinz athmete friſch auf, doch nicht lange, denn da kam ein zweites Schiff gefahren, darin ſaßen noch viel ärgere und größere Teufel als in dem erſten; ſie machten eine ſo durchdringende Muſik, daß er ſich faſt die Ohren zuhalten mußte und ſchrieen:

'Die Zeit und Stunde die iſt aus,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!'

griffen auch mit ihren Klauen und Krallen nach ihm. Er theilte ihnen aber ſo gründliche Schläge aus, daß ſie heulend zurückfuhren und das Schiff ſchoß weiter, wie ein Pfeil vom Bogen.

Jetzt war des Prinzen Muth gewachſen, denn da er die zwei Schiffe voll Teufel beſtanden hatte, meinte er auch das dritte noch beſtehen zu können, wenn je ein ſolches noch kommen ſollte. Nun kam zwar kein Schiff weiter, doch ſein Muth litt eine noch härtere Probe. Es fuhr nämlich ein goldner Wagen heran, der mit feurigen Pferden beſpannt war, daraus erſcholl eine ſo ſinnverwirrende Muſik, daß Ferdinand ſeiner Beſinnung nur ſchwer Meiſter blieb. Wie in den Schiffen, ſo ſaßen auch in dem Wagen Teufel die Menge, zu oberſt aber der Altteufel, der lehnte ſich weit aus dem Wagen heraus und rief mit gräulicher Stimme:

'Die Zeit und Stunde die iſt aus,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!'

Dabei hielt er dem Prinzen das Papier vor, welches der König unterſchrieben hatte. Ferdinand nahm aber all ſeine Kraft zuſammen und ſchlug den Altteufel, als derſelbe nach ihm greifen wollte, mit dem Stabe tüchtig auf ſeine Pfote. Da ließ er die

Handſchrift fallen und ſchrie, daß der ganze Wald widerhallte; die Pferde ſchnaubten Feuer und der Wagen ziſchte durch die Luft dahin ſchneller wie der Blitz.

Nun ſtand Ferdinand allein im Walde da, aber ſein Herz war leicht und fröhlich und auch der Wald wurde jetzt lebendig; wie nach einem ſchweren Gewitter, ſo kamen die Vöglein aller Orten hervor und ſangen und jubilirten, die Hirſche und Rehe ſprangen munter daher, als hätten ſie gar keine Scheu vor ihm und das Bächlein hüpfte friſch über die weißen Kieſel. Der Prinz eilte zu ſeinem Lehrer zurück, welcher ihn mit banger Spannung erwartete und ſich gar ſehr freute, ihn wiederzuſehn. 'Du biſt zu großen und ſchönen Dingen berufen,' ſprach der Prieſter da, 'darum kannſt du nicht länger bei mir bleiben und mußt nun fort in die Welt.' Der Prinz erwiederte: 'Nun ich mit dem Teufel fertig geworden bin, habe ich eine wahre Sehnſucht in mir nach dem Himmelreich, darum bitte ich euch, daß ihr mir ferner helfet und ſaget, wie ich dahin gelangen kann.' 'Davon kann ich dir wenig ſagen,' ſprach der Prieſter. 'Gehe aber im Walde fort, bis du an das große Waſſer kommſt, welches jenſeits desſelben liegt; da wohnt ein Einſiedel, der kann dir mehr davon ſagen, wie ich.'

Da nahm Ferdinand Abſchied von dem Prieſter und wanderte in den Wald hinein. Er hatte ſchon manchen Schritt und Tritt gethan, da wurde es eines Tages lichter und immer lichter, der Wald öffnete ſich vor ihm und er kam an ein großes Waſſer, deſſen Ende er gar nicht abſehen konnte. Am Ufer lag ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen drauf, da klopfte er an. Die Thür ging auf und der Einſiedel mit ſeinem langen grauen Bart und der braunen Kutte trat heraus. Der Prinz grüßte ihn beſcheidentlich und fragte ihn: 'Könnt ihr mir ſagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?' Der Einſiedel antwortete: 'Ich kann dir das nicht ſagen, ich wohne ſchon dreihundert Jahre hier und ſah in all der Zeit keinen Menſchen; aber mein Bruder weiß es wohl, der wohnt dreihundert Meilen von hier, jenſeits des Waſſers, wenn du ihn fragen willſt, wird er es dir ſagen.' 'Wie ſoll ich aber über das Waſſer kommen?' fragte der Prinz weiter und der Einſiedel ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag und ſprach: 'Setze dich hinein und du wirſt den Weg bald gemacht haben.' Ferdinand dankte dem frommen Manne, ſetzte ſich in den Kahn und ſogleich begann die Reiſe. Der Kahn ſchoß leicht und ſchnell über die Wellen daher, als ob ſechs Ruderer gerudert hätten und der Wind in volle Segel geblaſen hätte. Ehe er ſichs verſah, war der Prinz am andern Ufer und ſprang aus dem Kahn ans Land. Er ſchritt heitern Gemüthes weiter, bis er abermals an ein großes Waſſer kam. Da ſtand am Ufer wiederum ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen drauf und drinnen ſaß der Einſiedel mit weißem Bart und brauner Kutte und las in einem großen Buch; vor ihm ſtand ein Todtenkopf und ſein Waſſerkrüglein. Ferdinand grüßte ihn und fragte: 'Könnt ihr mir nicht ſagen, wie ich den Weg in's Himmelreich finde?' Der Einſiedel antwortete: 'Ich kann es dir nicht ſagen, ich wohne ſchon dreihundert Jahre hier und habe in der Zeit keinen Menſchen geſehn, aber mein Bruder, der jenſeits des Waſſers wohnt, iſt älter und klüger als ich, der kann es dir wohl ſagen, wenn du ihn fragen willſt.' 'Wie ſoll ich aber über das Waſſer kommen?' frug der Prinz. 'Dazu will ich dir verhelfen,' ſprach der Einſiedel und ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag: 'Setze dich nur in dieſen Kahn und du wirſt bald dort ſein.' Ferdinand dankte ihm, ſtieg in den Kahn und fort gings, wie der Wind. Bald landete der Kahn und er ſprang ans Land. In der Ferne ſah er ſchon das Haus des dritten Einſiedels, es war aber viel höher und größer, wie das der beiden andern. Der Prinz trat zu der Thür und klopfte, da kam der Einſiedel heraus. Ferdinand grüßte ihn beſcheidentlich und fragte: 'Könnt ihr mir nicht ſagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?' Der Einſiedel ſprach: 'Ich wohne bereits ſeit dreihundert Jahren hier, aber noch hat mich keiner nach dem Himmelreich gefragt; ich kann es dir nicht ſagen, aber droben im andern Stock des Hauſes wohnen allerlei Vögel, die können es dir jedenfalls ſagen.' Der Prinz dankte dem Einſiedel für ſeinen Rath, ſtieg in den obern Stock, wo die Vögel waren und frug ſie: 'Wiſſet ihr nicht, wie ich den Weg ins Himmelreich finde?' Da ſchrieen alle die Vögel durcheinander: 'Wir wiſſen es nicht, wir wiſſen es nicht, aber wir ſind nicht alle beiſammen. Der Vogel Greif iſt ausgeflogen, wenn der wiederkommt, kann er es dir ſagen, er iſt eben im himmliſchen Paradies.' Es dauerte dem Prinzen gar lange, bis der Vogel Greif kam, auch war da ein Lärm und Geſchrei von den Vögeln, daß er ſich die Ohren zuhalten mußte. Endlich ſchrieen ſie: 'Da kommt er! da kommt er!' Der Prinz trat ans Fenſter und ſah, wie von ferneher eine große Wolke heranflog, als ſie näher kam, wurde ſie immer größer und dabei rauſchte es, wie ein ſtarker Wind. Das war der Vogel Greif, er flog auf das Haus zu und ließ ſich vor demſelben nieder. Ferdinand trat zu ihm und frug: 'Kannſt du mir ſagen, wie ich in das Himmelreich komme?' 'Sagen kann ich es dir wohl,' ſprach der Greif, 'aber das Sagen allein hilft dir nichts, denn du kannſt weder zu Waſſer noch zu Lande hinein. Ich will dir aber helfen und dich hineintragen.' Ferdinand wollte ihm danken, aber ehe er noch ſprechen konnte, faßte der Greif ihn ſchon mit ſeinen ungeheuren Klauen und flog mit ihm auf, immer höher und höher, bis er ihn im Himmelreich niederſetzte.

Der Prinz ſchaute ſich erfreut um. Er ſtand in einem herrlichen Garten voll der prächtigſten Blumen und Bäume; in der Mitte erhob ſich ein hohes ſtolzes Schloß, das leuchtete in der Sonne wie von purem Gold. Vor dem Schloſſe lag ein großer, großer Teich und in dem Teich eine große furchtbare Schlange. Die hätte manchen Andern in Furcht und Schrecken verſetzt, der Prinz aber hatte längſt verlernt, was es heiße Furcht haben. Er ging keck auf den Teich los und betrachtete ſie, da hob ſie ihr Haupt aus dem Waſſer empor, ſah ihn mit klugen Augen an und ſprach: 'Ferdinand, ich habe ſchon lange auf dich gehofft und geharrt, denn du ſollſt mich erlöſen und kein Anderer kann es, als du allein.' Der Prinz fragte: 'Wie ſoll ich dieß denn anfangen?' Die Schlange antwortete: 'Du mußt drei Nächte im Schloſſe ſchlafen. Da wird dir allerhand begegnen, aber du darfſt dich nichts anfechten laſſen, was auch komme. Beſtehſt du dieſe Zeit, dann bin ich erlöst und wir ſind Beide glücklich, du und ich.' Der Prinz verſprach ihr gerne das Beſte, denn er dachte, wenn er ſo viel ausgehalten habe, dann könne er auch noch die drei Nächte aushalten. Da gab ihm die Schlange noch allerlei Rathſchläge, wie er ſich zu verhalten habe, dann tauchte ſie ihr Haupt nieder unter das Waſſer und war verſchwunden.

Ferdinand ging in dem Garten umher, die wunderbaren Bäume und Blumen zu beſchauen und betrat zuletzt auch das Schloß. Da ſtand ein reich gedeckter Tiſch im ſchönſten Saale, den man mit Augen ſehen kann. Er ſetzte ſich hinzu und ließ es ſich wohlſchmecken, und je mehr er aß und trank, um ſo mehr neue und köſtlichere Speiſen wurden von unſichtbaren Händen herbeigetragen. Gegen Abend legte er ſich zu Bette, aber er konnte nicht ſchlafen, denn er war allzuneugierig, was wohl in der Nacht vorgehen werde.

Gegen zwölf Uhr fuhr die Thür auf und eine große Geſellſchaft von prächtig gekleideten Herren und Frauen kam herein. Viele Diener mit Kerzen gingen ihnen zur Seite und hinterher kam eine zahlreiche Bande von Muſikanten, welche luſtige Tänze ſpielten. Hei, war das ein Leben! Ferdinand ſah ihnen verwundert zu, wie ſie tanzten und ſprangen, aber er hütete ſich wohl mit ihnen herum zu ſpringen. Da kamen ſie alle nach der Reihe an ſein Bett und luden ihn ein, mit zu tanzen und ſich mit ihnen zu freuen, aber er that, als höre und ſehe er nichts und blieb unbeweglich da liegen, wie ein Stock. Das dauerte ſo fort, bis die Glocke Eins ſchlug, da verſchwand der ganze Spuk. Zugleich ringelte ſich die große Schlange herein und ſprach: 'Ferdinand, mein Erlöſer, eine Nacht haſt du ausgehalten und zwei ſtehen dir noch bevor; fürchte dich aber nicht, es geſchieht dir nichts und Niemand kann dir am Leben ſchaden.'

In der zweiten Nacht hatte es wiederum kaum Zwölf geſchlagen, als dieſelbe Geſellſchaft mit Dienern und Muſikanten in das Zimmer trat und ihre Tänze begann. Sie kamen an ſein Bett und riefen, er ſolle heraus kommen und mit ihnen tanzen, doch er blieb liegen und hörte nicht auf ſie. Da drohten ſie ihm und als er auch da noch liegen blieb, zerrten ſie ihn heraus, ſchlugen ihn und traten ihn mit Füßen, doch er ließ es ſich ruhig gefallen und das wurde ihm nicht ſchwer, denn er fühlte nichts davon. Alſo ging es fort, bis es Eins ſchlug, da verſchwand die ganze Sippſchaft. Die Schlange kam wieder herein und ſprach: 'Ferdinand, mein Erlöſer, zwei Nächte haſt du glücklich ausgehalten und eine ſteht dir noch bevor; das iſt die härteſte von allen. Fürchte dich aber nicht, es geſchieht dir nichts und Niemand kann dir am Leben ſchaden.'

Der Prinz erwartete muthig in der dritten Nacht die zwölfte Stunde. Als es ſchlug erſchien auch das geſpenſtiſche Volk wieder und begann ſeine alten Streiche. Zuerſt tanzte es allein, dann wollte es ihn verlocken mit zu tanzen. Als er ſtandhaft blieb und ſich nicht rührte, da riſſen ſie ihn aus dem Bette heraus und ſchlugen ihn und als auch das nicht helfen wollte, da ſchnitten ſie ihn in Stücke und tanzten darauf im Zimmer herum, bis es Eins ſchlug. Da verſtoben ſie wie ein Rauch. Zugleich öffnete ſich aber die Thür und herein kam — nicht die Schlange, ſondern die allerſchönſte Königstochter. Die ging im Zimmer umher, las die Stücke zuſammen und fügte ſie aneinander. Als das letzte Stückchen dabei war, da ſprang der Prinz auf und war ſo friſch und geſund wie vorher und ſchaute die Königstochter mit erſtaunten Augen an. Da ſprach ſie: ‘Ferdinand, mein Erlöſer, jetzt haſt du dein Werk vollbracht und ich bin dein auf ewig; wir bleiben nun beiſammen und du haſt Alles, was dein Herz begehrt.’ Da umarmte ſie der Prinz und küßte ſie und Beide waren froh und glückſeelig. Sie führte ihn in dem ganzen Schloß umher und da wimmelte es von Bedienten und Hofherren, überall war ein neues Leben eingekehrt. Nachdem ſie ihm das Schloß gezeigt hatte, führte ſie ihn auch in den wunderherrlichen Garten, wo jetzt Alles noch viel ſchöner als vorher ſtand; nur an einem kleinen Gartenhäuschen ging ſie vorüber und ſchloß es nicht auf. Da frug der Prinz, was in dem Häuschen ſei, aber ſie ſprach: ‘Da frage nicht und ſchließe es auch nie auf, wenn du mich lieb haſt, denn wenn du dies thuſt, iſt es dein Unglück.’ Da drang er nicht weiter in ſie und verſprach ihr, er wolle nie hinein ſchauen.

Eine Zeitlang lebte der Prinz mit der ſchönen Königstochter in Glück und Freude; nach und nach aber mußte er ſtets, wenn er in dem Garten war, auf das Gartenhäuschen ſchauen und er wurde mit jedem Tage neugieriger zu wiſſen, was wohl darin ſein müſſe.

Er ſagte der Königstochter nichts davon, denn er ſchämte ſich, ihr wieder davon anzufangen, nachdem er ihr doch das Verſprechen gegeben hatte, nicht hineinſchauen zu wollen. Wenn er allein im Garten war, ging er um das Häuschen herum, ob er eine Ritze fände, durch die er hineingucken könnte, aber die Fenſter und die Thüre waren ganz dicht. Zuletzt aber konnte er ſeine Neugier nicht mehr bändigen, trat hinzu und ſchloß kurz und gut die Thüre auf. Da ſah er tief, tief hinab und unter ſich die Welt, auf der Welt aber ſeines Vaters Schloß. Alsbald überfiel ihn ein ſchmerzliches Heimweh und er mußte immer denken: 'Ach wäre ich doch nur Einmal wieder zu Hauſe, ſähe ich meine Aeltern doch nur Einmal wieder.' Anfangs ließ er ſich nichts davon merken, denn er ſchämte ſich, ſein Verſprechen gebrochen zu haben, aber er wurde von Tag zu Tage ſtiller und betrübter. Da bat ihn ſeine Frau eines Morgens, er ſolle ihr doch ſagen, was ihm fehle und ſofort wolle ſie es ihm gewähren. 'Ich möchte meine lieben Aeltern einmal wiederſehn, ich habe ſie ſo lange nicht geſehn,' ſprach er. Da ſeufzte ſie tief auf und ſagte: 'So haſt du dein Verſprechen nicht gehalten. Da es nun aber nicht anders ſein kann, ſo fahre hin und beſuche ſie, nur merke dir das Eine: Wenn du in Noth gerathen ſollteſt, dann rufe mich bei meinem Namen Katharina Magdalena, ſo bin ich alsbald bei dir. Hüte dich jedoch, es ohne Noth zu thun, denn dann würdeſt du mein und dein Unglück vollenden und uns Beide in bitteres Leiden bringen.' Der Prinz verſprach ihr in ſeiner Freude Alles, was ſie wollte und wie bald er wieder zurückkehren werde. Dann nahm er Abſchied von ihr, ſetzte ſich in einen prächtigen Wagen mit ſechs Schimmeln beſpannt und fuhr hinab zur Erde und geraden Wegs nach ſeines Vaters Schloß.

Ach da fand er unterdeſſen gar vieles verändert. Seine liebe Mutter war geſtorben und ſein Vater hatte eine andere Frau genommen, welche noch ſehr jung und dabei überaus ſchön war. Der alte König war über alle Maaßen glücklich, als er ſeinen Sohn nach ſo langer Zeit wiederſah und veranſtaltete ein Feſt über das andere zur Feier ſeiner Rückkehr. Als nun alle Gäſte bei Tiſche ſaßen und die junge Königin gar ſo ſchön in ihrem Schmuck glänzte, da ſprach der König: 'Du biſt nun viel in der Welt herumgekommen und haſt manche ſchöne Frau geſehn, gib aber einmal der Wahrheit die Ehre und ſage mir, ob du je ein ſo ſchönes Weib geſehen haſt, wie meine Gemahlin iſt.' Der Prinz ſprach: 'Deren gibt es wohl wenige, aber ich weiß doch eine, welche noch tauſendmal ſchöner iſt.' 'Das iſt nicht möglich!' rief der König, 'und das glaubt dir kein Menſch, bevor er ſie ſieht. Ich möchte aber wiſſen, wo ſie denn zu finden wäre.' 'Das will ich dir ſagen,' ſprach der Prinz, 'es iſt meine Frau, und die hat ihres Gleichen nicht und neben ihr kann keine andere aufkommen.' Das ärgerte den König und er beſtand darauf, es ſei unmöglich und wenn es wahr wäre, dann hätte Ferdinand ſie nicht mitgebracht. Alſo ſtritten ſie und erhitzten ſich immer mehr, bis der Prinz rief: 'Nun ſo muß ſie herbei und mag es gehn wie es will. Katharina Magdalena!' Da trat die wunderſchöne Frau herein, und Alle verſtummten, weil ſie ſo überſchön war.

daß ihr nichts verglichen werden konnte; aber ſie ſah gar blaß und traurig aus. Sie kam ſchweigend an den Tiſch und ſchrieb mit ihrem feinen ſchneeweißen Finger darauf; das gab goldene Buchſtaben und lautete alſo:

„Es iſt dir unmöglich, ein Paar eiſerne Stiefel zu zerreißen
Und ebenſo unmöglich, wieder ins himmliſche Paradies zu reiſen.“

Und als ſie das geſchrieben hatte ſeufzte ſie tief auf und verſchwand. Der Prinz war ſchon erſchrocken, als ſie ſo blaß und traurig hereintrat und ſeine Schuld lag ihm ſchon in dem Augenblick ſchwer auf dem Herzen. Jetzt aber, wo er ſah daß er durch ſeinen Leichtſinn ſein ganzes Glück verſcherzt und ſeine liebe Frau verloren hatte, war er ganz troſtlos. Er faßte ſich aber bald einen Muth und ſprach zu ſich ſelber: Was ich verbrochen habe, dafür will ich auch Buße thun, und ging aus dem Saal, ohne einem der Gäſte Lebewohl zu ſagen. Dieſe waren Alle ſo ſehr von der Erſcheinung getroffen, daß ihnen die Luſt zum Eſſen und Trinken ganz vergangen war und einer nach dem andern ſich leiſe fortſchlich.

Ferdinand ging aber zu einem Schmied, der mußte ihm ein Paar eiſerne Stiefel an die Füße ſchmieden, damit wanderte er in die weite Welt hinaus. Jahr aus, Jahr ein zog er alſo herum, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und gönnte ſich kaum die allernöthigſte Ruhe. Da war ihm kein Sommer zu heiß und kein Winter zu kalt, kein Berg zu ſteil und kein Weg zu ſchlecht, er wanderte immer und immer zu und war da kein Halten an ihm.

Als nun einmal nach einem gar harten und kalten Winter, worin er viel Mühſal ausgeſtanden hatte, der liebe Gott die große warme Stube wieder aufſchloß, ſchaute er eines Morgens nach ſeiner Gewohnheit nach den Stiefeln, ob er ſie nicht bald zu Schanden gelaufen habe. Da ſah er, daß die Sohlen ſo dünn waren, daß ſie keine acht Tage mehr halten konnten. Das war die erſte frohe Stunde, welche er ſeit vielen Jahren wieder hatte und er dankte Gott auf ſeinen Knieen dafür. Sein erſter Weg war nach dem Walde zu, an deſſen Ende der Einſiedel am großen Waſſer wohnte. Er bat ihn, daß er ihm nur einmal noch den Kahn gäbe, der ihn über das große Waſſer trüge und der gute Einſiedel führte ihn zum Ufer und hieß ihn einſteigen. Ebenſo ſchnell wie das erſtemal war er am andern Ufer. Der zweite Einſiedel half ihm dort in den andern Kahn, alſo kam er zu dem dritten Einſiedel, welcher ihn zu den Vögeln ſchickte. Es dauerte nicht lange, da flog der Vogel Greif wieder heran und Ferdinand bat ihn flehentlich, er möge ihn noch einmal in das Himmelreich tragen. Da faßte der Greif ihn mit ſeinen ſtarken Klauen und erhob ſich in die Luft und flog immer höher und höher, bis er den Prinzen in dem wunderſchönen Paradiesgarten niederſetzte. Unterwegs frug Ferdinand, wie es der ſchönen Prinzeſſin ergehe? Da ſprach der Greif: „Seitdem du fort warſt, iſt ſie ſehr traurig geweſen, nun aber feiert ſie ihre Hochzeit mit ihrem neuen Gemahl.“ Das ſchnitt dem armen Prinzen durch das Herz, und er bat den Greif, doch nur ſchnell zu fliegen, bevor die Prinzeſſin mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer gehe.

Als der Prinz an das Schloß kam, da erſcholl ihm herrliche Muſik entgegen und Alles war Freude und Luſt. Leiſe ſchlich er durch das Thor und die Treppen hinan zu der Kammerthür ſeiner lieben Frau. Da zog er ſeine jetzt ganz zerriſſenen Stiefel aus und ſtellte ſie hin; an die Thüre ſchrieb er:

'Es iſt möglich, ein Paar eiſerne Stiefel zu zerreißen,
Und iſt auch möglich ins himmliſche Paradies zu reiſen.'

Er ſelber aber ſtellte ſich nebenan in eine dunkle Ecke.

Abends als die Königstochter mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer eingehn wollte, ſtieß ſie an die eiſernen Stiefel. Da erſchrak ſie freudig, aber noch mehr, als ſie das Haupt erhob und auf der Thür las, was der Prinz geſchrieben hatte. Sie erkannte daraus, daß ihr geliebter Ferdinand wieder zurückgekehrt ſei, hieß ihren neuen Gemahl auf den andern Abend warten und ging allein in ihre Kammer. Wie war der Prinz ſo glücklich, als er ſie in ihrer ganzen Schönheit wiederſah und nun wußte, daß ſie ihn doch lieber habe, als ihren neuen Gemahl. Er regte ſich aber nicht in ſeiner Ecke, bis ſie in ihrem Zimmer war, dann ging er und offenbarte ſich den Bedienten, befahl ihnen jedoch, keinem Menſchen etwas von ſeiner Rückkehr zu ſagen. Er wurde nun in ſeine prächtige Kammer geführt, wo er die Nacht blieb, er ſchlief aber nicht vor lauter Freude.

Am folgenden Tage wurde auf Befehl der Prinzeſſin ein herrliches Mahl bereitet und alle Hochzeitsgäſte dazu geladen. Als nun die Speiſen aufgetragen waren, erhob ſich die Prinzeſſin und ſprach: 'Ich habe eine eiſerne Kiſte, worin ich meine

Perlen und Edelſteine verſchloſſen halte. Durch Unvorſichtigkeit verlor ich den Schlüſſel dazu. Ich ſuchte lange vergebens darnach, als ich ihn nicht finden konnte, ließ ich den Schloſſer kommen und beſtellte einen neuen Schlüſſel. Nun habe ich glücklicherweiſe den alten Schlüſſel wieder gefunden und möchte euren Rath hören, welchen der Beiden ich nehmen ſoll, den alten oder den neuen?' 'Natürlich den alten!' riefen alle Gäſte einſtimmig. Da öffnete ſich die Thüre und der Prinz trat in den Saal und alle Gäſte eilten ihm entgegen, ihn willkommen zu heißen, nur der neue Bräutigam nicht. Der ſchlich ſich leiſe fort und Niemand hörte noch ſah jemals wieder etwas von ihm. Zuerſt vor allen aber flog die Prinzeſſin ihrem geliebten Gemahl an die Bruſt und ein glücklicheres Paar mag wohl nie geweſen ſein, als die Beiden waren.

Von der ſchönen Schwanenjungfer.

In Frankreich war ein junger Jägerburſch, der war der beſte Schütze weit und breit, aber an einem Tage ging er bis zum Abend im Wald herum und konnte nicht zum Schuß kommen. So kam er endlich mitten in der Wildniß an einen großen ſchönen See, darauf ſchwamm ein Schwan, blank und ſilberweiß wie er noch keinen geſehen hatte. Er legte raſch ſeine Armbruſt an und zielte auf den Vogel, da rief eine Stimme: 'Schieß nicht, ſonſt koſtet es dich dein Leben!' Er erſchrak und ſetzte ab, beſann ſich aber kurz und legte wieder an; doch zum andern Male rief es: 'Schieß nicht, ſonſt koſtet es dich dein Leben!' Er ließ nochmals die Armbruſt ſinken, legte aber dann zum dritten Male an und dachte: diesmal ſchieß' ich drauf, mag rufen wer da will. Aber noch ehe er geſchoſſen hatte, ſchwamm auf ein Mal ſtatt des Schwanes eine wunderherrliche Jungfrau auf dem Waſſer, die ſprach zu ihm: 'Du wirſt mich erlöſen und glücklich ſein, wenn du ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunſer für mich beteſt und nie von meiner Schönheit ſprichſt.' So ſprach ſie und verſchwand; der Jägerburſch aber ging verwundert nach Haus und ſprach von dem Tag an alle Sonntage ein Vaterunſer für die Schwanenjungfer.

Als nun das Jahr faſt verſtrichen war, trug es ſich zu, daß der König von Frankreich ein großes Vogelſchießen anſagen und dabei verkündigen ließ, daß der beſte Schütze ſeine eigne Tochter als Preiß bekommen ſolle. Alle Jäger im ganzen Lande kamen natürlich herbei, und unſer Jägerburſch auch. Der ſchoß aber dem Vogel mitten ins Herz hinein, und weil Keiner ihm den Schuß nachthun konnte war er Schützenkönig und ſollte die Prinzeſſin von Frankreich heirathen. Nun kam er in große Noth, weil er der Schwanenjungfer in Treue gedachte, und von keiner Andern etwas wiſſen wollte. 'Ich will das Glück einem Andern zukommen laſſen,' ſprach er, als aber der König heftig in ihn drang, warum er ſo hohe Ehre verſchmähe, da vergaß er ſich und ſagte, er habe eine Braut, die ſei wohl noch tauſendmal ſchöner, als die Königstochter von Frankreich. Die Rede war aber kaum ſeinem Mund entfahren, ſo ſtand auch ſchon die Schwanenjungfer vor ihm, ſchaute ihn traurig an und ſprach:

'Hätteſt du meine Schönheit nicht geſagt,
So hätteſt du mich erlöſet,
Jezt mußt du mich ſuchen im gläſernen Berg.'

Da fiel ihm ſein Leichtſinn ſchwer aufs Herz, er ſchnürte ſein Bündel und zog aus, um den gläſernen Berg zu finden. Lange, lange ſchon war er unterwegs, als er eines Tages in einen dunklen Wald gelangte; darinnen wanderte er drei Tage und drei Nächte lang umher, bis er am vierten Morgen vor einer einſamen Waldmühle ſtand. Aus der Mühle trat aber alsbald ein Mann und fragte ihn, was er da wolle? er ſei der Müller vom gläſernen

Berg und hätte jetzt ſchon ſeit ſiebenhundert Jahren keinen Menſchen in dem Walde geſehen. Da ſprach der Jägerburſch: ‘Wenn du der Müller vom gläſernen Berg biſt, ſo mußt du mir auch ſagen können wie ich hinein gelangen mag.’ ‘Dahin kannſt du nicht kommen,’ erwiederte der Müller, als ihm aber der Jäger mit Bitten keine Ruhe ließ, verſprach er endlich, ihm dazu behülflich zu ſein. Er ging in die Mühle, holte einen geſattelten Geisbock heraus und hieß ihn aufſitzen, denn nur ſo könne er zum gläſernen Berge reiten. Da ſtieg der Jägerburſch dem Thier auf den Rücken — der Bock hatte aber kaum die Laſt geſpürt als er anfing auf und davon zu ſpringen, durch Wald und Haag, über Stock und Stein, ſchneller als das beſte Roß, daß dem Reiter Hören und Sehen verging. So lief er bis dicht vor den gläſernen Berg, da warf er den Jäger ab und machte ſich ſpornſtreichs wieder nach Haus, auf dem Wege, den er gekommen war.

Vor dem gläſernen Berg aber, da war eine gar ſchöne friſche Quelle, und weil der Jägerburſch von dem langen Ritte Durſt bekommen hatte, ſo dachte er: Du kannſt erſt ein Mal trinken eh du in den Berg hineingehſt. Er bückte ſich nieder zu dem klaren Waſſer und wollte davon ſchöpfen mit ſeinem Trinkhorn, da rief eine Stimme: ‘Trink nicht, oder es koſtet dich dein Leben!’ Er hielt erſchrocken ein und ſah ſich um, weil aber Niemand da war, und der Durſt ihn immer mehr quälte, ſo ſchöpfte er dennoch und trank von dem klaren Waſſer. Da fiel er mit einem Male um und ſchlief ein, als wenn er nimmer erwachen wollte. Als er nun ſo dalag, ſtand mit einem Male die ſchöne

Schwanenjungfer neben ihm. Sie war aber gar zornig über ſeinen groben Ungehorſam, zog ſeinen Hirſchfänger heraus und wollte ihn todtſtechen. Sie hatte ihm die kalte Spitze ſchon aufs Herz geſetzt — da hielt ſie wieder ein, denn Mitleid und Liebe kamen über ſie und ſie dachte in ihrem Sinne: er kann mich doch vielleicht noch erlöſen. Alſo verſchwand ſie wieder, und er war für dieſes Mal gerettet. Doch ehe die Jungfrau ihn verließ, hatte ſie mit dem Finger auf die Scheide ſeines Hirſchfängers etwas geſchrieben, und als er erwachte las er dieſe Worte:

'Hätteſt du nicht von dem Waſſer getrunken,
So hätteſt du mich erlöſen können,
Jetzt mußt du mich ſuchen in der finſtern Welt.'

Von dem gläſernen Berg aber war weit und breit nichts mehr zu ſehen und zu hören. Da ſtand er nun und wünſchte ſich das Leben nicht mehr und verfluchte ſeinen Leichtſinn ein Mal über das andere Mal, doch was wollte er anderes thun, als die finſtere Welt ſuchen? Er machte ſich friſch auf den Weg und wollte nicht ruhen noch raſten bis er die finſtere Welt gefunden hatte.

Noch länger als das erſte Mal mußte er herumwandern, bergab und bergauf, da kam er endlich wieder in einen großen dunklen Wald. Als er drei lange Tage darin umhergegangen war, fand er wieder, wie das erſte Mal eine einſame Waldmühle mit einem Mann darinnen, der ſprach, er ſei der Müller von der finſtern Welt und hätte nun ſeit ſiebenhundert Jahren keinen Menſchen in dieſem Walde zu ſehen bekommen. Einer du der Müller von der finſtern Welt biſt' ſprach der Jäger, 'ſo mußt du mir auch ſagen können, wie ich hineingelangen mag.' 'In die finſtere Welt gelangſt du nimmermehr' erwiederte der Müller, doch da er gar zu dringend bat, verſprach er dem Jäger endlich, ihn hineinzuſchaffen. 'Morgen kommt der Vogel Greif' ſprach er 'und holt ein Faß voll Mehl ab für die finſtre Welt, der muß dich mitnehmen.' Da blieb der Jägerburſch in der Mühle über Nacht, des andern Tages aber hieß ihn der Müller in ein großes Faß voll Mehl kriechen und das Andere abwarten. Nicht lange, ſo rauſchte es in der Luft, der Vogel Greif kam herangeflogen, packte das Faß mit den Klauen und führte es mit ſammt dem Jäger fort. Als er eine gute Zeitlang geflogen war, hielt er an und ſtellte ſeine Laſt nieder, denn er war nun angekommen in der finſtern Welt. Der Jäger merkte, daß es nicht mehr weiter ging, ſchnitt ſich mit ſeinem Hirſchfänger ein Loch in die Faßwand und kroch vorſichtig heraus. Nun war es um ihn herum ſo dunkel wie in einem Sack, in der Nähe aber hörte er das Rauſchen eines Waſſers; da kroch er auf Händen und Füßen dem Geräuſch nach und fand endlich eine Brücke, die über das rauſchende Waſſer führte, und als er auf der andern Seite war, ſah er in der Ferne ein Licht und ging darauf hinein.

Er hatte weit zu gehen bis er endlich dem Lichte ſo nahe war, daß er ſehen konnte, was es eigentlich war; er gelangte nämlich in ein dunkeles Thal, worinnen zwei Frauen herumwandelten, von denen die eine das Licht in der Hand trug, und als er nahe an ihnen herankam, ſo war es wahrhaftig die Schwanenjungfrau, die ging mit einer Kammerjungfer umher und las dürres Reiſig zuſammen.

Als ſie den Jägerburſchen erblickte, hieß ſie ihn freudig willkommen und bat ihn, mit ihr zu gehen, ſo er den Muth und Willen hätte, ſie wieder zu erlöſen aus der finſteren Welt, in die ſie wegen ſeines Ungehorſams wäre verwünſcht worden. Das verſprach er gern und ließ ſich von ihr führen bis in ihre Schlafkammer, wo ſie ihn unter das Bett kriechen und ruhig liegen bleiben hieß. 'Ich muß jetzt zur Muſik' ſprach ſie, 'aber um eilf Uhr komme ich wieder und lege mich ſchlafen; dann mußt du hervorkommen und dich quer über mich hinlegen und nicht von der Stelle weichen was auch geſchehen mag.' So ſprach ſie und ging fort, und der Jägerburſch that wie ſie befohlen — die Zeit wollte ihm aber unter dem Bette gar lang werden bis ſie wiederkam.

Endlich trat ſie herein und legte ſich nieder, da kroch er ſchnell hervor und that nach ihrem Geheiß. Da er nun kaum ſich über ſie gelegt hatte, kamen auch ſchon die Geiſter von der finſteren Welt mit großem Lärmen herein und an das Bett. Der Knallſchweif brach dem armen Jäger aus, aber er rührte und regte ſich nicht, gleich als ob er feſt ſchliefe. Die Geiſter fingen nun an, auf ihn zu ſchlagen wie auf einen Sack und ihn zu ſtechen und peinigen auf alle Art und Weiſe. Er hätte ſchreien mögen aus allen Kräften und dachte, er müſſe des Todes ſein, aber er blieb ſtandhaft und feſt und bewegte keinen Finger. Bis um Mitternacht mußte er es alle abhalten, mit dem Schlage zwölf aber waren die Geiſter verſchwunden, als wären ſie niemals dageweſen.

Der Jägerburſch war wund und geſchunden an allen Gliedern, die Schwanenprinzeß aber beſtrich ihn mit einer Wunderſalbe, daß ihm kein Finger mehr wehe that; dann lobte ſie ihn, daß er die erſte Probe ſo wacker beſtanden, und ſtellte allerlei Speiſen und köſtlichen Wein vor ihn zur Stärkung. Als er jedoch getrunken und gegeſſen hatte, hieß ſie ihn wieder hinabkriechen und liegen bleiben bis zur andern Nacht. Den Abend mußte ſie wieder weggehen zur Muſik und als ſie um elf Uhr heimkam, kroch er hervor und that wie das erſte Mal. Weil er wußte, daß ihm Nichts geſchehen konnte wenn er feſt blieb war ſeine Angſt ſchon geringer geworden; doch war ſein Muth größer, ſo war auch die zweite Probe härter denn die erſte. Die Geiſter ſtürzten mit grauſigem Getöſe herein und begannen alſo mit ihm umzuſpringen, daß das was ſie zuvor gethan, nur ein Kinderſpiel dagegen war. Als ſie ihn am ganzen Leibe zerhauen und zerſtochen, daß keine heile Stelle mehr an ihm war und Alles nichts an ihm fruchten wollte, ſchleppten ſie einen großen Keſſel voll ſiedenden Oeles herein, ſtellten ihn vor das Bett und ſchickten ſich an, ihn hineinzuwerfen. Sie hatten ihn an Händen und Füßen aufgehoben und hielten ihn darüber; er dachte nun ſei es wirklich um ihn geſchehen und wollte eben aufſchreien, da ſchlug es Mitternacht und ſie mußten fort, die Schwanenjungfer aber hatte ihn gar bald wieder mit ihrer Salbe geheilt. Darauf erquickte ſie ihn wieder mit Speis und Trank und dankte ihm gar freundlich, daß er auch das zweite Mal ſich ſo gut gehalten und ſomit ihre Erlöſung ihrem Ende nahe gebracht hatte.

'Noch einmal bleibe feſt,' ſprach ſie, 'ſo bin ich dein und wir wollen immer in Freuden leben, jetzt aber mußt du wieder unter's Bett und ſtill liegen bis zur anderen Nacht.'

Die letzte Nacht kam und Alles trug ſich zu wie vorher, nur daß es die finſteren Geiſter diesmal am allerſchlimmſten trieben. Sie zerhieben und zerſchnitten ihn, als wenn er es gar nicht geſpürt hätte, und da immer noch keine Qual ihn zum Schreien brachte, trugen ſie einen großen Galgen herein und machten Anſtalt, ihn daran aufzuknüpfen. Schon hatten ſie ihm die Schlinge um das Genick gelegt — da that es einen ungeheuren Schlag und die Erlöſung war glücklich vollbracht.

Eh' er wußte wie ihm geſchehen, ſtand der Jägerburſch im Freien und im Hellen, und die Schwanenprinzeſſin war bei ihm und war erlöſt. Sie beſtrich ihn zum letzten Male mit der Salbe, alſo daß er geſunder und ſchöner ward denn zuvor, dann heirathete er ſie und zog mit ihr gen Frankreich an des Königs Hof. Als der ſie nun erblickte in ihrer großen Herrlichkeit, da mußte er ſelber geſtehen, daß ſie ſchöner ſei als ſeine Tochter.

Die Zwerchpfeife.

Es war einmal ein König, der ſeine Freude an ſchönen Soldaten hatte. Unter ſeinen Truppen war aber ein beſonders großer und ſchöner Mann, den er ſo hoch hielt, daß er ihn nie auch nur einen Tag in Urlaub laſſen wollte; dagegen gab er ihm Geld und Eſſen, ſo viel er verlangte. Das gefiel dem Soldaten nicht übel, aber er zechte und verſchwendete ſo über alle Maßen, daß die Schatzkammer des Königs in Zeit von einem halben Jahr kaum noch ſechs Batzen übrig behielt. Da ſah der König ein, daß dieß nicht länger ſo gehn könnte und daß er dabei zum armen Mann würde. Er gab dem Soldaten ſeinen Abſchied und dazu einiges Reiſegeld, was die alte Königin ihm borgen mußte, und einen Paß. Aber da der Soldat nicht ſehr ans Sparen dachte, ſo war das Geld weg ehe er ſich's verſah; und er fand, als er ſeinen Sack umkehrte, nur noch ein kahles Sechskreuzerſtück darin. Indem er nun ſo dahin ſchlenderte auf der Landſtraße, kamen zwei Reiſende desſelben Wegs und die hatten auch zufällig kein Geld mehr. Da ſprach der Eine: 'Da vor uns geht ein Soldat, vielleicht hat der noch etwas übrig. Wir wollen einmal ſehen, ob er uns etwas gibt.' Sagt's und ging zu dem Soldaten und ſprach, ſie wären arme Reiſende, ob er ihnen nicht etwas ſchenken wollte. 'Hätt ich ſelber was!' antwortete ihm der Soldat, 'da iſt mein letztes Sechskreuzerſtück; aber komm, wir wollen's theilen.' Das thaten ſie in der nächſten Ortſchaft, blieben des Tags zuſammen und ſchliefen auch zuſammen in einer Herberge. Als der Soldat am andern Morgen von ſeinen beiden Reiſekameraden Abſchied nehmen wollte, ſprach der Eine: 'Weil du ein ſo gutes Herz haſt, ſo wähle dir drei Dinge und du haſt ſie.' Das gefiel dem Soldaten wohl und er rief luſtig: 'Dann wähle ich mir vor Allem eine große Bärenmütze, wie die Grenadiere ſie tragen, und ein Gewehr. Zweitens einen Torniſter mit Bandelier und ſchönen Hoſen. Drittens ein Paar ſchöne Stiefel mit Sporen.' 'Das ſollſt du haben,' ſprach der Andre, aber deſſen Geſell ärgerte ſich, daß der Soldat nichts Beſſeres begehrte und gab ihm noch eine Zwerchpfeife dazu, welche die Eigenſchaft hatte, daß Alles tanzen mußte, wenn man ſie blies. Dann nahmen ſie Abſchied und jeder ging ſeines Weges. Der Soldat kam nach langem Wandern in ein Königreich, wo das Betteln und Fechten bei Todesſtrafe verboten war. Er that es dennoch und wurde feſtgenommen und ins Gefängnis geſetzt, doch das machte ihm keinen Kummer weil er dachte, das werde nicht lange dauern. Und dießmal hatte er ſich nicht verrechnet. Es war nämlich ein verwünſchtes Schloß in der Stadt, worin noch Niemand eine Nacht überlebt hatte. Der König hätte es aber zu gern bewohnt; darum ließ er den Soldaten vor ſich führen und ſprach zu ihm: 'Höre, ich will dir was ſagen: wenn du in dem verwünſchten Schloſſe ſchläfſt und mir die Geiſter heraustreibſt, dann ſollſt du nicht nur frei ſein, ſondern ich gebe dir auch noch meine Tochter zur Frau.'— 'Herr König, damit bin ich zufrieden,' ſprach der Soldat, 'wenn ihr mir nur gut Eſſen und Trinken mitgeben wollt.' 'Daran ſoll's nicht fehlen,' antwortete der König. 'Auch guten Taback und eine Pfeife muß ich haben,' ſprach der Soldat, und der König verſprach ihm das gleichfalls.

Abends wurde der Soldat in das Schloß geführt und die Thür hinter ihm geſchloſſen, nachdem man ihm Eſſen, Wein, Taback, eine Pfeife und Feuerzeug hinein geſtellt hatte. Er ließ ſich's gut ſein, aß und trank nach Herzensluſt und dann ſetzte er ſich in einen Seſſel und ſchmauchte, daß es eine Art hatte. Gegen Mitternacht that es einen gräulichen Schlag, die Thür fuhr auf und ein Teufel mit langem Schwanz und großen Hörnern ſprang herein. 'Aha, du biſt ja ein munterer Kerl,' ſprach der Soldat, 'wart ich will dir eins aufſpielen.' Damit ſetzte er ſeine Zwerchpfeife an und blies ein Stückchen nach dem andern und der Teufel tanzte wie beſeſſen, daß ſeine Hörner an die Decke ſtießen und ſein Schwanz die Stube fegte, bis der dicke weiße Schaum auf ihm ſtand. Da fing er an zu jammern und rief: 'Ich thue dir ja nichts, höre nur in's drei Teufels Namen auf zu pfeifen!' — 'Noch nicht genug geſchwungen' rief der Soldat. 'Immer weiter herum!' Und da ſprang der arme Teufel wieder, bis er vor Müdigkeit hing, wie ein naſſer Lumpen, ſo daß er meinte, er tanze ſich die Seele aus dem Leibe, und daß der Schaum von ihm herunterlief und handhoch im Zimmer ſtand. Nun rief er wieder mit ſchwacher Stimme: 'Höre jetzt auf, ich kann nicht mehr; ich will ja nie wieder in das Schloß kommen.' 'Dann marſch zum Fenſter hinaus,' ſprach der Soldat, und gab ihm einen Fußtritt, daß er wenigſtens fünfzig Schritt weit hinaus flog. Darauf machte er das Fenſter zu und legte ſich ſchlafen.

Am folgenden Morgen kam der König, um nachzuſehn, wie es dem Soldaten gehe. Er dachte, dem würde es ergangen ſein, wie allen anderen, die vor ihm in dem Schloß geſchlafen hatten; doch er fand ihn im Bett, wo er aus allen Tonarten ſchnarchte. Da war keiner vergnügter, als der König. Er weckte den Soldaten, nahm ihn mit ſich in ſein Schloß und ließ gleich die Hochzeit halten. Niemand war froher, als der Soldat, der jetzt in Saus und Braus lebte bis ſein Sterbeſtündchen kam. Da befahl er der Prinzeſſin, daß ſie ihn mit ſeiner Montur und ſeinem Torniſter begraben laſſen ſolle. Die dachte aber, das ſchicke ſich nicht für einen Prinzen und ließ ihn in ſchöner Uniform mit Orden und Sternen begraben. Doch da fing der Soldat an zu ſpuken und kam jede Nacht an das Bett der Prinzeſſin und rief: 'Ich will meinen Torniſter! ich will meinen Torniſter!' In dem Torniſter lag nämlich ſeine Zwerchpfeife und er ruhte nicht eher, bis er dieſelbe hatte. Dann ging er vor die Himmelsthür und klopfte an. Sankt Peter ſchaute durch ein Fenſterchen neben dem Thor, zu ſehen wer da ſei. Als er aber den Soldaten erblickte rief er: 'Marſch weg, hier darfſt du nicht herein! Warum haſt du dir damals nicht ſtatt der Montur die himmliſche Seeligkeit erbeten! Jetzt ſieh, wo du unterkommſt.' 'Wenn's nicht anders iſt, auch gut,' ſprach der Soldat und wanderte wohlgemuth der Hölle zu. Da kam ihm eine Menge von Teufeln entgegen, aber er hatte keine Furcht, ſondern pfiff luſtig auf ſeiner Zwerchpfeife und ging ſo in die Hölle hinein. Da mußten nun alle Teufel tanzen, was gar poſſirlich zu ſehn war, den Teufeln aber ſo wenig gefiel, daß ſie alle heulten und ſchrieen, er möge doch aufhören. ‘Ja wohl ich höre auf,’ ſprach er, ‘wenn ihr mir's ſchriftlich gebt, daß ihr mich zum Oberſten in der Hölle macht.’ ‘Das wollen wir ja gern! das wollen wir ja gern!’ ſchrieen die Teufel und ſetzten alsbald ſeine Ernennung als Oberſt auf. So bekam er eine gute Anſtellung in der Hölle und wenn er nicht abgeſetzt worden iſt, dann hat er ſie noch.

Der Vogel Phönix.

Es war einmal ein König und der war krank und alle Aerzte kamen darin überein, daß er nicht zu retten ſei, als wenn er den Vogel Phönix ſingen hörte. Der König hatte aber drei Söhne, die rief er vor ſich und ſprach zu ihnen: 'Wer von euch mir den Vogel Phönix bringt, dem ſchenke ich das ganze Königreich.' Da zogen ſie alle drei aus und blieben zuſammen, bis ſie an einen Baum kamen, der an einem Kreuzwege ſtand. In den Baum ſchnitten ſie alle drei ihre Namen hinein und verabredeten ſich, wer zuerſt zurückkehre, der ſolle an dem Baum warten, bis die andern kämen und ſie alle zuſammen zu ihrem Vater heim ziehen konnten. Dann ging jeder ſeines Wegs.

Als der erſte ein Stück gegangen war, begegnete ihm ein Bär, der frug ihn: 'Wohin geht die Reiſe?' — 'Was geht das dich an,' ſprach der Prinz und zog ſeines Wegs weiter, aber der Bär brummte und ließ ihn gehn.

Der zweite war noch nicht weit, als ihm derſelbe Bär begegnete und ihn frug: 'Wohin geht die Reiſe?' — 'Kümmere dich um dich,' ſagte der Prinz, ließ den Bären ſtehn und ging ſeines Wegs weiter. Der Bär brummte etwas in den Bart und ließ ihn laufen.

Dem dritten, welcher der Jüngſte war, begegnete der Bär ebenfalls und frug auch ihn: ‘Wohin geht die Reiſe?’ Da antwortete der Jüngling: ‘Mein Vater iſt krank und kann nicht geſund werden, wenn er nicht den Vogel Phönix ſingen hört. Ich bin mit meinen Brüdern ausgezogen, ihn zu holen.’ ‘Laß die andern gehn,’ ſprach der Bär, ‘und verlaß dich auf mich und ſetze dich auf meinen Rücken.’ Das that er und der Bär fing an zu laufen, daß dem Jüngling faſt Hören und Sehen verging; ſo lief er zwölf ganzer Stunden und kam gegen die Mitte der Nacht in einer ſchönen Stadt an. Da blieb der Bär ſtehn und ſprach: ‘In dieſer Stadt wohnt der König, der den Vogel Phönix hat. Geh nun in das Schloß hinein, ſuch dir einen Dienſt und ſieh, daß du in das Vogelhaus bringeſt; da ſteht der Vogel Phönix in einem hölzernen Käfig und darin mußt du ihn wegtragen. Setze ihn nur ja nicht in einen andern, ſonſt bekommt es dir ſchlecht.’ Der Prinz that, wie der Bär geſagt hatte. Er ſuchte ſich am folgenden Morgen Dienſt im Schloß und das Glück wollte ihm wohl und er wurde zum unterſten Käfigputzer in dem Vogelhaus ernannt. Weil er aber ſeinen Dienſt ſehr gut verſah, ſo rückte er ſchnell vorwärts und bekam immer höhere Stellen, bis er endlich nach dem Tode des oberſten Vogelraths zum erſten Vogelrath ernannt wurde. Da dachte er, es ſei nun Zeit, den Vogel Phönix zu rauben und als der König einmal auf der Jagd war, da ging er in das Vogelhaus, um ſein Vorhaben auszuführen. Als er aber den ſchönen Vogel ſchon in der Hand hatte, da meinte er, der hölzerne Bauer ſei doch zu ſchlecht, ein ſo koſtbares Thier müſſe auch in einem koſtbaren Käſig wohnen und er nahm einen der prächtigſten goldnen Käſige, ſetzte den Vogel hinein und floh mit ihm. Kaum war er aber vor dem Thor, als der Vogel Phönix anfing, aus Leibeskräften zu ſchreien, als ſei ihm einer mit einem Meſſer am Halſe. Da liefen die Schloßdiener alle zuſammen — der Prinz Ferdinand wurde gefaßt und in's Gefängnis geworfen. Da hatte er Zeit, über ſeinen tollen Streich nachzuſinnen! Er bereute ihn aus Herzensgrund und rief ein über das anderemal: 'Ach lieber Bär, hätte ich dir doch gefolgt!' Da ſtand plötzlich der Bär vor ihm und machte ihm Vorwürfe über ſeinen Ungehorſam. Ferdinand bat ihn, er möge es doch verzeihen und ihm noch einmal helfen, er wolle es ja nicht wieder thun und ihm in allen Stücken folgen. 'Wir wollen ſehn,' ſprach der Bär. 'Wenn du morgen vor den König geführt wirſt, dann ſage ihm aufrichtig, daß du deinem kranken Vater den Vogel Phönix hätteſt bringen wollen und wenn er dir ihn gebe, dann würdeſt du ihm die Schönſte unter der Sonne holen.' Das that Ferdinand, der König war's zufrieden und der Prinz wurde losgelaſſen.

Als er vor das Thor des Schloſſes kam, ſtand der Bär ſchon da, Ferdinand ſetzte ſich auf ſeinen Rücken und fort ging's, wie der Sturmwind ſo ſchnell und wieder zwölf Stunden lang ohne Aufhören weiter. Da ſtanden ſie vor einer andern Stadt, die war noch größer und ſchöner als die erſte. Es war aber halbe Nacht, als ſie ankamen. Da ſtieg Ferdinand von des Bären Rücken und der ſprach: 'In dieſer Stadt wohnt ein König, der hat drei Töchter und die Jüngſte davon iſt die Schönſte unter der Sonne. Suche nun in das Zimmer zu dringen, wo die Prinzeſſinnen ſchlafen; du erkennſt die rechte daran, daß ſie die ſchlechteſten Kleider an hat. In dieſen Kleidern ſollſt du ſie forttragen, aber ja ihr keine ſchönen anziehn, denn ſonſt iſt es um dich geſchehn.' Der Prinz ging in das Schloß, verdingte ſich als Knecht und ſtieg von Stelle zu Stelle, bis er Kammerherr der Prinzeſſinnen wurde. Da dachte er, jetzt ſei es Zeit, die Schönſte unter der Sonne zu rauben, drang Nachts in ihr Zimmer, nahm ſie auf ſeinen Arm und wollte mit ihr weggehen. Da fiel das Licht der Nachtlampe auf ihr holdſeliges Geſicht und es that dem Prinzen leid, daß das ſchöne Mädchen ſo ſchlecht angezogen ſei. Er ging hin und nahm ſich prächtige goldne und ſilberne Kleider, die in Menge an der Wand hingen, zog die der Prinzeſſin an und wollte fliehn. Indem erwachte aber die Schönſte unter der Sonne, und als ſie ſich in den Armen des Kammerherrn fand, ſchrie ſie laut auf. Alsbald kamen ihre Schweſtern und der König und die Königin, die in dem Zimmer daneben ſchliefen — der Prinz wurde wieder gefangen und in einen tiefen Thurm geworfen. Nun wo das Kind ertrunken war, hätte er gerne den Brunnen zugedeckt, aber das war zu ſpät. 'Ach lieber Bär!' rief er, 'wer dir doch gefolgt hätte!' — 'Ja, das ſagſt du ſchon wieder und du folgſt doch nie!' rief der Bär, der im ſelben Augenblicke vor ihm ſtand. 'Jetzt helf ich dir noch einmal und dann iſt's am Ende. Wenn du morgen vor den König kommſt, dann erzähle ihm Alles aufrichtig und ſage ihm, wenn er dir die Schönſte unter der Sonne gäbe, dann wollteſt du ihm das ſchnellſte Pferd verſchaffen.' Der Prinz that, wie geſagt, und der König ſprach, das ſolle ein Wort ſein und gab ihn frei. Vor dem Thor des Schloſſes ſtand der Bär ſchon wieder und der Prinz ſetzte ſich auf ſeinen Rücken und fort ging's, ſchneller als eine Kugel fliegen kann.

Als ſie zwölf Stunden älter waren, ſtanden ſie gegen Mitternacht vor einer Stadt, die war zweimal ſo groß als die vorige. Da ſprach der Bär: 'Geh in die Stadt und in das Schloß, da wohnt der König, der das ſchnellſte Pferd hat, das ſteht im Stall bei den andern und du kannſt es daran erkennen, daß es einen hölzernen Sattel auf dem Rücken hat, da die andern goldene und ſilberne Sättel haben. Laß ihm aber den hölzernen Sattel auf und mache keine dummen Streiche mit den andern ſchönen Sätteln, ſonſt wirſt du ſehn, was es gibt und dann helf ich dir nicht mehr.' Ferdinand verſprach Alles, was der Bär haben wollte, ging in die Stadt und ſuchte am folgenden Morgen Dienſt bei dem König. Der hatte aber gerade einen Stalljungen nöthig und der Prinz ließ ſich den Dienſt ſchon gefallen. Er war auch ſo fleißig und fegte den Stall ſo ſchön rein, daß ihn der König bald darauf zum Stallmeiſter machte und da war er weit genug. Eines Abends, wo der König gerade ein großes Gaſtmahl hielt, ging er in den Stall und band das ſchnellſte Pferd los. Als er aber den hölzernen Sattel auf dem ſchönen Thiere ſah, dachte er wieder, das ſei doch Jammer und Schande, der König habe noch goldene Sättel genug und zudem könne das Pferd ja nicht ſprechen; und er band den hölzernen Sattel ab und ſchnallte einen goldnen auf. Kaum war er aber mit dem Pferde vor der Thür, da machte es mannshohe Sprünge und ſchrie: 'Diebe! Diebe! Der Stallmeiſter will mich ſtehlen!' Und da lief gleich das ganze Schloß zuſammen — der Prinz wurde gepackt und in den Thurm geſperrt. Das hatte er nun davon. Er fing aber ſein altes Spiel wieder an und weinte und rief: 'Ach lieber Bär, hätte ich doch gefolgt!' aber der Bär hatte ſich Baumwolle in die Ohren geſtopft und wollte nichts hören. Als Ferdinand nun die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch lamentirt hatte, da ſtand der Bär wieder vor ihm und ſagte unwirſch: 'Habe ich dir's nicht geſagt? Aber wer nicht hören will, der muß fühlen, und wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen; morgen kannſt du Hochzeit halten mit des Seilers Tochter!' Da fiel Ferdinand dem Bären um den Hals und ſprach: 'Ach du goldiger Bär, ich bitte dich, ſei mir wieder gut und verzeih mir nur dießmal noch, ich will ja gern Alles thun, was du haben willſt.' 'Das plaudere du den Gänſen vor, aber mir nicht,' ſprach der Bär und wollte gehn, aber der Prinz weinte ſo jämmerlich, daß es der gute Bär nicht übers Herz bringen konnte und ſagte: 'Nun, ich will's denn noch einmal verſuchen, aber ich ſage dir, es iſt das allerletztemal. Wenn du vor Gericht kommſt, dann ſage dem König, wenn er dir das ſchnellſte Pferd gebe, dann wollteſt du ihm den koſtbarſten Stein bringen.' Da ward Ferdinand wieder froh und dankte dem guten Bären aus Herzensgrund. Als er am folgenden Tag vor Gericht kam, that er, wie der Bär ihn geheißen und es ging gut, denn der König hätte ſchon lange gern den koſtbarſten Stein gehabt und ließ ihn darum gerne los. Vorm Schloß aber erwartete der Bär ihn, der Prinz ſetzte ſich auf ſeinen Rücken und weg war er.

Nachdem ſie ſich zwölf Stunden lang Bewegung gemacht hatten, hielt der Bär vor einem hohen Berge an und ſprach: 'Der Berg wird ſich gleich öffnen und eine Stunde lang offen bleiben. Geh dann hinein und habe keine Furcht, wie viel Löwen und Tiger auch auf dich zuſtürzen mögen, denn ſie können dir nichts anhaben. Am Ende der Höhle, in die du kommſt, findeſt du den koſtbarſten Stein auf einem kleinen hölzernen Stühlchen; nimm ihn ſchnell, komme gleich wieder und halte dich nur ja nicht bei den Haufen anderer Edelſteine auf, denn ſonſt iſt es um dich geſchehen und ich kann dir nicht mehr helfen, wenn du auch nur eine halbe Minute länger, als eine Stunde ausbleibſt.' Ferdinand gelobte, dem Bären in allen Stücken zu folgen, einige Augenblicke ſpäter aber öffnete ſich die Höhle und er ging hinein. Da kam zuerſt ein Löwe auf ihn zugeſtürzt, aber er ließ ſich das nicht anfechten und der Löwe lief an ihm vorbei. Dann kamen Tiger, Wölfe, Bären und allerlei Ungeheuer, aber er ging ſeines Wegs weiter bis an das hölzerne Stühlchen, da nahm er den koſtbarſten Stein und ſteckte ihn ſchnell in die Taſche. Jetzt wollte er eilends wieder zurück, aber da lagen überall auf ſeinem Wege ſo viele Edelſteine, daß er der Verſuchung nicht widerſtehn konnte und ſich immer wieder bückte und alle Taſchen vollſtopfte. So war er bis faſt an den Eingang der Höhle gekommen und da lag noch ein großer Haufen der ſchönſten Edelſteine. Als er ſich aber hinzu bückte, bekam er von unſichtbarer Hand eine ſo gewaltige Ohrfeige, daß er bis fünfzig Schritt vor die Höhle flog und ohnmächtig liegen blieb. Als er erwachte, ſaß der Bär neben ihm und ſprach: ‘Nun bedanke dich bei mir für die Ohrfeige, denn wenn ich dir die nicht gegeben hätte, dann ſäßeſt du in der Höhle, die ſich noch in derſelben Minute geſchloſſen hat. Theile nun die Edelſteine und gib dem König den koſtbarſten und von jeder Sorte die Hälfte, dann bekommſt du das ſchnellſte Pferd.

Das that der Prinz und der Bär trug ihn zurück bis an das Schloß. Da ging Ferdinand hinein und gab dem Könige die Edelſteine, der König übergab ihm dafür das Pferd und der Prinz flog darauf wie ein Pfeil durch die Luft und zu dem König, unter deſſen Töchtern die Schönſte unter der Sonne war. Als er vor dem Königsſchloß ankam, ließ er ſein Pferd draußen ſtehn, trat hinein und ſprach: ‘Herr König, ich habe das ſchnellſte Pferd mitgebracht; kommt mit euern Töchtern heraus und ſeht es; ich will euch eine Probe von ſeiner Schnelligkeit geben.’ Da freute ſich der König und kam mit ſeiner ganzen Familie heraus, aber die Töchter ſtanden zu ſeiner Seite auf dem Schloßhof. Ferdinand ſprang auf das ſchnellſte Pferd und ritt mit ihm an dem König vorbei und zu den Prinzeſſinnen, die es ſtreichelten und liebkoſten. Als aber die Schönſte unter der Sonne das auch thun wollte und ganz nahe bei dem Pferde ſtand, da faßte Ferdinand ſie ſchnell, hob ſie zu ſich auf das Roß — fort waren ſie und der König hatte das Nachſehn. Anfangs ſträubte ſich die Prinzeſſin gegen Ferdinand, als er ihr aber ſagte, wie lieb er ſie habe, gab ſie ſich zufrieden und ſagte, ſie wollte keinen andern Mann, als ihn.

So kamen ſie zu dem König, der den Vogel Phönix hatte und waren ſchon miteinander eins, wie ſie es machen wollten, um zuſammen zu bleiben. Sie ritten vor des Königs Schloß und als der ſie kaum ſah, eilte er gleich heraus und begrüßte ſie freundlich. Da übergab ihm Ferdinand die Schönſte unter der Sonne und bekam den Vogel Phönix dafür. Kaum hatte er ihn aber, da ſprang die Schönſte unter der Sonne herauf zu ihm auf das ſchnellſte Pferd; er aber ſprach: ‘Wohl bekomm's Herr König!’ und weg waren ſie.

Als ſie ein Stück Wegs weiter waren, begegnete ihnen der Bär und der ſprach: ‘Das hätteſt du gut gemacht, aber eile dich, daß du nach Hauſe kommſt und halte dich unterwegs nicht auf, es mag kommen, was will, ſonſt biſt du verloren.’ Ferdinand verſprach's, bedankte ſich bei dem Bären und ritt weiter in Luſt und Vergnügen; er hatte ja auch Alles, was er nur wünſchen konnte: die Schönſte unter der Sonne, Edelſteine von unermeßlichem Werth, das ſchnellſte Pferd und den Vogel Phönix, wodurch er das ganze Königreich ſeines Vaters erhielt.

So gelangte er an den Baum und ſah an den Namen, daß noch keiner ſeiner Brüder zurückgekehrt ſei. Weil es aber ein ſo ſehr heißer Tag war, übermannte ihn die Müdigkeit und er wollte ſich ſchlafen legen. ‘Thu das nicht,’ ſprach die Schönſte unter der Sonne. ‘Du weißt ja, was der Bär geſagt hat!’

'Ei, was kann das ausmachen, ob ich ein wenig ſchlafe, oder nicht,' ſagte er, und legte ſich hin.

Als er aber ſo da lag, kamen ſeine Brüder zurück, die hatten gar nichts mit zurückgebracht und waren bettelarm. Als ſie ihn ſahen und den Vogel Phönix bei ihm und das ſchöne Pferd und die Schönſte unter der Sonne neben ihm, da fraß der Neid in ihr Herz und ſie nahmen ihm Alles, und banden ihn und warfen ihn in eine Löwengrube; dann theilten ſie die Dinge unter ſich und zogen heim und brachten ihrem Vater den Vogel Phönix.

Unterdeſſen lag Ferdinand in der Löwengrube und wußte jetzt, was das Schlafengehen auf ſich hatte. Keine Rippe war ihm mehr ganz am Leibe. 'Ach, lieber Bär, hätte ich dir nur dießmal noch gefolgt!' rief er, und da ſtand der Bär im ſelben Augenblick oben an der Löwengrube und ſprach heimlich mit den heimkehrenden Löwen, ſie ſollten dem Prinzen nichts thun. Dann rief er hinab: 'Nun, was hab ich dir geſagt? Jetzt biſt du Löwenfutter. Geſegnete Mahlzeit, ihr Herren Löwen!' Da wurde es Ferdinand kalt und heiß und er rief: 'Ach, lieber, beſter Bär, ich war ja ſo müd! Ach verzeih mir's noch einmal! Du haſt ja ein ſo gutes Herz! Ach denk nur, die Schönſte unter der Sonne ſtirbt vor Leidweſen und du wirſt doch nicht dulden können, daß ein ſo groß Unrecht geſchehe und meine Brüder triumphiren!' — 'Ach was, das iſt gerechte Strafe,' ſagte der Bär und that, als ob er fortgehn wollte, aber er that es doch nicht, und als Ferdinand wieder recht bat, ließ er ſich erweichen, brachte ihm Speiſe und Trank und verpflegte ihn, ſo daß er in Zeit von vier Wochen wieder geſund wurde. Dann ſetzte ſich Ferdinand auf ſeinen Rücken und der Bär eilte fort mit ihm bis an das Schloß, wo Ferdinands Vater wohnte. Da ſetzte er ihn ab und ſprach: 'Nun geh hinein und ſieh, wie du fertig wirſt; ich rathe dir nicht mehr.' Da ging Ferdinand hinein und frug, ob kein Dienſt frei ſei? 'Doch wohl,' ſagte der Schloßmeiſter; 'ich habe geſtern meinen Stallknecht fortgeſchickt und deſſen Stelle kannſt du haben.' 'Gut,' ſprach Ferdinand, und ging mit ihm in den Stall und da ſtand das ſchnellſte Pferd und ließ den Kopf hängen und war ganz mager und hager, denn es hatte noch gar nichts freſſen wollen. Als Ferdinand es ſah, ging er zu ihm, ſtreichelte es und ſprach mit ihm. Aber kaum hörte das Thier ſeine Stimme, als es luſtig ſprang und fraß und ganz munter wurde. Das wunderte den Schloßmeiſter und er ging zum König, der noch immer krank war, und erzählte es ihm. 'Den Menſchen muß ich ſehn!' ſprach der König. Da führte der Schloßmeiſter den Prinzen zu ihm. Der König erkannte ihn nicht, weil Ferdinand ſo ſehr bleich und abgezehrt ausſah; aber er ſprach zu ihm: 'Da du das Pferd ſo ſchnell geheilt haſt, kannſt du auch den Vogel Phönix heilen, der dort im Bauer ſitzt und nicht ſingen will, und die Schönſte unter der Sonne, die am Fenſter ſitzt und nicht ſprechen will. Wenn du das fertig bringſt, dann bekommſt du tauſend Gulden.' Da ging Ferdinand zu dem Vogel Phönix und ſagte: 'Hänschen, ſing mir ein Stückchen!' Und da fing der Vogel an ſo wunderſchön zu ſingen, daß der König aus dem

Bett ſprang und ganz geſund war. Dann ging der Prinz auch zur Schönſten unter der Sonne und ſprach: 'Erzähle du dem König, wer ich bin und wer du biſt.' Da fing die Schönſte unter der Sonne an und erzählte Alles und als der König hörte, daß der Stallknecht ſein jüngſter Sohn ſei, fiel er ihm um den Hals und da war ſeiner Freude kein Ende. — 'Jetzt ſage mir auch, was mit deinen Brüdern geſchehn ſoll?' ſprach der König. 'Sie ſollen aus dem Lande,' ſprach Ferdinand. Da wurden ſie alsbald des Landes verwieſen, aber Ferdinand hielt Hochzeit mit der Schönſten unter der Sonne und erhielt das ganze Königreich.

Nach einiger Zeit ſchenkte ihm ſeine Frau ein ſehr ſchönes Söhnchen und da fehlte ihm nichts mehr zu ſeinem Glück. Als er nun eines Tages mit ihr und dem Kinde am Fenſter ſtand, da ſahen ſie in der Ferne den Bären kommen. Ferdinand hatte darüber große Freude, ging ihm bis in den Schloßhof entgegen und führte ihn herauf und ließ eine köſtliche Mahlzeit anrichten. Der Bär aber ſprach: 'Das Alles mundet mir nicht.' 'Sag nur, was du haben willſt und es wird gleich da ſein,' ſprach Ferdinand. 'Willſt du mir gewiß geben, was ich verlange?' frug der Bär, und das wurde ihm feſt verſprochen. 'Gut,' ſprach der Bär, 'dann gib mir dein Kind, aber hau es mit deinem Schwert in zwei Theile, damit ich es beſſer verſchlingen kann.' Da meinte Ferdinand und ſeine Frau, die Erde thäte ſich vor ihnen auf; ſie fielen dem Bären zu Füßen und baten ihn, doch etwas anderes zu wünſchen, aber der Bär blieb bei ſeinem Begehren. 'Wenn du nicht anders willſt, dann müſſen wir wohl,' ſprach Ferdinand, 'denn wir ſind dir zu viel Dank ſchuldig,' und ſeine Frau ſtimmte unter Thränen ein. Da holte er das Kind und legte es auf den Tiſch, wandte die Augen ab und hob das Schwert; aber im ſelben Augenblick fiel dem Bären die Haut ab und er ſtand als ein ſchöner Prinz da. 'Jetzt bin ich erlöſt,' ſprach er, und da hatten ſie Alle erſt rechte Freude, und um ſo mehr, je größer ihr Herzeleid geweſen war. Der Prinz blieb noch einige Tage bei ihnen, dann ging er nach Haus, verkaufte ſein Königreich, kam bald wieder und baute ſich ein großes Schloß neben dem von Ferdinand, und da lebten ſie in Frieden und Einigkeit und da kam eine Maus und das Mährlein iſt aus.

Des Todten Dank.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn und handelte in die Türkei. Jedes Jahr fuhr er auf einem großen Schiff ins Morgenland, und wenn er wiederkam, war es immer mit den koſtbarſten Gütern beladen. Als er nun ein alter Mann geworden war und ihm das Seereiſen zu beſchwerlich vorkam, dachte er, er könne es doch wohl mit ſeinem Sohn probiren und ihn einmal ſtatt ſeiner fortſchicken.

Der junge Kaufmannsſohn bekam ein ſchönes Schiff und einen großen Beutel voll Geld und allerlei gute Rathſchläge mit auf den Weg. Vor Allem aber warnte ihn ſein Vater, daß er ja kein Menſchenfleiſch kaufen ſolle.

Der Kaufmannsſohn ſegelte mit gutem Winde über das Meer und legte in der Türkei ſein Schiff ans Land. Dann ſteckte er ſeinen Beutel ein und ging in die Stadt, um zu ſehen, was es Gutes zu kaufen gebe. Da ſtanden unter dem Thore eine Menge Leute und wie er hinkam, ſah er den Leichnam eines ſchwarzen Sklaven, den hatte ſein Herr da einmauern laſſen, weil er ihm geſtorben war, ſtatt zu arbeiten und er ihm keinen größern Tort mehr anzuthun wußte. Wie nun der junge Menſch ein gutes Herz hatte, ging er gleich hin und fragte, ob er denn den armen

Kerl nicht loskaufen könne zu ehrlichem Begräbnis. Anfangs wollte der ſchlimme Türke Nichts davon wiſſen, doch durch vieles Lamentiren und Suppliciren brachte es der Kaufmannsſohn endlich dahin, daß man ihm für ſein ganzes Geld den Leichnam gab, den er ſogleich ehrlich und ordentlich begraben ließ.

Nun kann man ſich leicht denken, was der alte Kaufmann für einen Lärm anſchlug, als ſein Sohn mit leerem Schiff wiederkam und erzählte, für was er ſein Geld ausgegeben hatte. Er verſchwur ſich, daß er ihn nie mehr auf den Handel ſchicken wolle; doch als ein Jahr herum war, hatte ihm ſeine Frau ſo zugeredet, daß er ihn doch noch einmal gehen ließ. Als er nun wieder hinübergefahren war und in die Stadt kam, da ſah er einen großen, herrlichen Garten, darin war eine wunderſchöne Dame eingeſperrt. Er fragte ſie, wie ſie dahin komme, und ſie erzählte ihm, wie ſie auf dem Waſſer gefangen und von einem reichen Türken gekauft worden ſei; ſie werde zwar recht gut gehalten, aber gefangen ſei ſie eben doch. Gleich lief er zu ihrem Herrn und ſagte, er wolle die Dame kaufen, es koſte, was es wolle. Da half anfangs kein Bitten und kein Lamentiren, endlich kam es aber doch ſo weit, daß er ſie bekam, dafür mußte er freilich ſein Schiff verkaufen und Alles hergeben, ſo daß er gerade genug übrig behielt, um mit ſeiner Frau auf einem andern Schiff überzufahren. Sie kamen nach Haus, er getraute ſich aber nicht, ſeinem Vater unter die Augen zu treten. Er miethete ſich ein Zimmer bei einem Bekannten und ließ nur ſeiner Mutter heimlich ſagen, er wäre da. Die Mutter war bald wieder gut und ſchickte den jungen Eheleuten Eſſen und Geld und in einer guten Stunde trug ſie auch ihrem Mann die Sache vor. Der aber wollte Nichts mehr von ſeinem Sohne wiſſen. Da gab die junge Frau ihrem Mann zehn Gulden, er ſolle Das und Jenes dafür kaufen, hernach ſchloß ſie ſich mit den Sachen, die er geholt hatte, ein und ſagte, jetzt müſſe er ſie acht Tage lang allein laſſen. Als die acht Tage herum waren, hatte ſie eine wunderſchöne Schabracke geſtickt, mit der ſchickte ſie ihn auf den Markt, er dürfe ſie aber nicht anders geben als für fünfhundert Gulden.

Als er auf dem Markte ſaß, blieb Alles ſtehen und betrachtete die ſchöne Schabracke. Auch der alte Kaufmann kam, und die Stickerei gefiel ihm ſo gut, daß er ſeinem Sohn gleich ſechshundert Gulden dafür bot; der aber ſagte: ‘Willſt du mich nicht, ſo ſollſt du auch die Schabracke nicht haben,’ und da war's auf immer vorbei mit der Freundſchaft. Als er nun die Schabracke an einen Andern verkauft hatte, brachte er ſeiner Frau das Geld und erzählte ihr, wie es jetzt Alles ab ſei zwiſchen ihm und ſeinem Vater. Da mußte er ihr für zwanzig Gulden Sachen holen und ſie vierzehn Tage allein laſſen. Als aber die Zeit herum war, ſagte ſie zu ihm: ‘War ich mit dir bei deinen Leuten, ſo geh jetzt mit mir zu meinen Leuten.’ Sie mietheten ſich auf ein Schiff ein, die junge Frau aber hatte eine Fahne bei ſich, die ſie in den vierzehn Tagen gemacht und worein ſie geſtickt hatte, wer ſie war und wie es ihr gegangen. Die Fahne ließ ſie oben an den Maſt nageln, damit Jeder gleich ſehen könne, wer da komme.

Jetzt muß ich aber geſtehen, daß ſie eigentlich eine Königstochter war. Ihr Vater hatte drei wunderſchöne Töchter gehabt, die waren ihm alle drei geſtohlen worden und ſeit drei Jahren ſchon ſegelten des Königs Schiffe in der Welt umher und ſuchten. Solch ein Schiff kam nun heran geſchwommen und ſah die Fahne. Gleich war es da. Unter großem Vivatrufen ſtieg die Prinzeſſin mit ihrem Mann hinein und raſch ging es fort nach Haus zu.

Die Befehlshaber des Schiffs waren aber drei große Böſewichter, die hätten den Lohn für die Erlöſung der Prinzeſſin viel lieber ſelber gehabt und ſo wurden ſie eins, daß ſie, als es dunkel wurde, den jungen Kaufmann im Schlafe beim Kopf nahmen und hinunterwarfen in die See.

Der hatte aber kaum das Waſſer berührt, ſo war ein kohlſchwarzer Kerl neben ihm, der hielt ihn, daß er nicht ſinken konnte: er glaubte es wäre der Teufel. Gegen Morgen that ihn der Schwarze wieder ins Schiff und als ſeine Frau da ſaß und ſich grämte, weil ihr die Böſewichter erzählt hatten, wie er aus Verſehen über Bord gefallen ſei, ging auf einmal die Thür auf und er trat friſch und geſund herein. Die drei Mörder glaubten, er ſei unbemerkt am Schiff wieder in die Höhe geklettert und ſtellten ſich, als wenn ſie ſich ſehr über ſeine Rettung freuten. Sie bauten ihm nun eine Falle und lockten ihn darauf, daß er auf einmal durch ein Loch wieder in das Waſſer hinab fiel und dießmal kam er nicht wieder. Dann fuhren ſie mit gutem Winde weiter und landeten daheim bei dem alten König. Der hatte eine gar zu große Freude und fragte, wer denn ſeine Tochter erlöſt habe? 'Das haben wir gethan!' ſagten die Mörder und weil ſie der Königstochter einen Schwur abgenommen hatten, daß ſie nichts ſagen durfte, ſo wurden ſie große Männer im Land und der reichſte von ihnen ſollte die Prinzeſſin heirathen. Da ſie ſah, daß es nicht anders ging, bat ſie ſich Jahr und Tag Friſt aus und als die Friſt um war, ſagte ſie, jetzt wolle ſie heirathen; vorher aber müßte ihr Bräutigam die drei Brautzimmer nach ihren Gedanken ausmalen laſſen. Es wurden nun aus der ganzen Welt die beſten Maler herbeigerufen, aber keiner konnte es ihr recht machen, immer ſagte ſie, es ſei nicht nach ihren Gedanken.

Jetzt müſſen wir wieder nach dem Kaufmannsſohn ſehen. Wie der zum zweitenmal ins Waſſer fiel, hatte ihn auch gleich der Schwarze wieder beim Arm und führte ihn mit ſich fort durch die Luft. Unterwegs aber ſagte er zu ihm, er ſehe jetzt, wie ſchlimm ſeine Sachen ſtänden, doch könne ihm noch geholfen werden, wenn er ihm das erſte Kind, das er dereinſt von ſeiner Frau bekomme, auf ſeinen zwölften Geburtstag zu eigen geben wolle. In ſeiner Noth verſprach der Kaufmannsſohn Alles und war nur froh, daß es nichts Größeres war. Der Schwarze flog noch lang mit ihm fort und ſetzte ihn endlich in ein warmes Mooshüttchen, das weit, weit an dem ſteinigen Meeresufer ſtand. Da lag er nun und hatte Hunger und Durſt und dachte: ach wenn du nur ein gutes Stück Braten und einen Schoppen Wein hätteſt! Und noch hatte er's nicht fertig gedacht, da ſtand's ſchon da. Als er gegeſſen und getrunken hatte, wünſchte er ſich eine Pfeife Taback, und gleich hatte er ſie im Munde. So lebte er fort, Jahr und Tag, und aß und trank zu was er Luſt hatte und betrachtete die weite Ausſicht. Nach langer Zeit endlich kam der Schwarze und fragte ihn, ob er nicht Lebkuchenbäcker werden wolle in einer großen ſchönen Stadt? Er verſtand ſich zwar nicht auf die Bäckerei, weil er ſich nie damit abgegeben, doch um nur einmal fortzukommen aus dem langweiligen Hüttchen, ſagte er zu. Der Schwarze packte ihn auf, flog wieder weit, weit mit ihm fort und ſetzte ihn endlich in die große ſchöne Stadt, einem Lebkuchenbäcker vor die Thür, der gerade einen Geſellen nöthig hatte und den Kaufmannsſohn deßwegen mit Freuden annahm. Der machte ſich gleich an die Arbeit und die Sache ging ihm ſo gut von der Hand, daß man bald in der ganzen Stadt von dem geſchickten Lebkuchenbäcker ſprach. Es kam auch vor den König, der ließ ihn kommen und da er großes Wohlgefallen an ihm und ſeinen Bäckereien fand, ſo ſagte er: wenn er die Lebkuchen ſo ſchön malen könne mit Bildern und Verslein, ſo könne er vielleicht auch ſeiner Tochter die Zimmer ausmalen, wie ſie es haben wolle nach ihren Gedanken.

Er war gern dazu bereit und malte die drei Zimmer, eins ſchöner als das andere und in das dritte malte er an die Decke, wie er die Königstochter erlöst hatte und wie er verrathen worden war. Als er fertig und wieder nach Haus gegangen war, kam die Prinzeſſin mit dem ganzen Hofſtaate zur Beſichtigung. Im erſten Zimmer ſtutzte ſie, im zweiten ſagte ſie, es wäre recht ſo, aber als ſie im dritten die Bilder ſah, ſtürzte ſie hin wie todt. Als ſie wieder zu ſich kam, fiel ſie mit großem Weinen ihrem Vater zu Füßen und ſagte, das habe kein Anderer gemalt, als ihr wahrhaftiger Erlöſer und rechter Gemahl, und länger könne ſie den Schwur nicht halten und ſomit geſtand ſie Alles.

Zugleich aber ſah der König, wie die ganze Sache in dem Zimmer abgemalt war, — kam in großen Zorn und ließ die falſchen Diener radbrechen, von unten herauf. Im Schloß aber gab es ein großes Feſt und das ganze Land mußte ſich mitfreuen; der Kaufmannsſohn hatte ſeine liebe Frau wieder und das Königreich dazu.

Er lebte von ſelbigem Tage an glücklich und in Freuden; ſeine Eltern wurden auch hergeholt und ſeine Frau genas eines Knäbleins, bei dem ſtand der alte Kaufmann zu Gevatter, und es wuchs heran zu einem wunderſchönen Prinzlein. Doch als das Kind zehn Jahr alt war, fiel ſein Vater in Trauer, denn er gedachte ſeines Verſprechens, das er dem Schwarzen gegeben, als er mit ihm davonflog durch die Luft.

Freilich hatte er immer den Troſt: lieber König und im Schloß, als beim Teufel im Hüttchen; doch als das Kind elf Jahr alt war und ins zwölfte ging, da konnt er's nicht mehr aushalten, und geſtand Alles ſeiner Frau. Die hatte darob noch viel größeren Jammer als er und als des Kindes zwölfter Geburtstag herankam, da legten ſie es jede Nacht zwiſchen ſich ins Bett und hielten es feſt von beiden Seiten.

Als nun die letzte Nacht da war und es auf dem Schloßthurm zwölf Uhr ſchlug, da klopfte es dreimal ans Fenſter. Die Eltern ſprangen mit großem Klagen und Weinen aus dem Bett und der Vater nahm das Kind und hielt es hinaus zum Fenſter, draußen aber ſtand der Schwarze und fragte ihn, was er denn eigentlich glaubte und für wen er ihn eigentlich hielte, gewiß für den Teufel? ‘Für nichts Anderes,’ ſagte der König. Da ſprach der Schwarze: ‘Nein, ich bin der, den du in der Türkei haſt ehrlich begraben laſſen, und dir zu Gefallen bin ich noch über der Erde geſchwebt, bis auf dieſen Tag; jetzt magſt du dein Kind behalten, ich aber will ſchlafen bis zum jüngſten Gericht.’

Der Kaiſersſohn und ſein Pathe.

Der Kaiſer Joſeph war ſchon ſehr alt und hatte noch immer keine Kinder. Da ſagte er eines Tags in ſeiner Betrübniß darüber: wenn er einen Buben bekäme, dann ſolle der ärmſte Mann, der ihm begegne, bei dem Kind zum Gevatter ſtehn, und ſiehe da, es war noch kein Jahr vergangen, ſo hatte er ſchon einen kleinen Buben. Alsbald ging er aus, um einen Pathen zu ſuchen, und als ihm in der Stadt nur vornehme Leute begegneten, da ſpazierte er vors Thor und kam in den Wald. Da fand er einen armen alten Mann mit weißen Haaren und in einen ärmlichen Kittel gekleidet; den frug er, ob er ſein Gevatter werden wolle und wie er heiße? ‘Ich heiße Joſeph,’ ſagte der Mann ‘und will ſchon Pathe des Buben werden.’ Da war der Kaiſer froh und nahm den Greis mit ſich in ſein Schloß und als die Taufe vorüber war, gab er ihm eine Menge Geld und ſagte, wenn das alle ſei, ſolle er nur wiederkommen. Der Greis bedankte ſich und nahm Abſchied von dem Kaiſer, der ſeitdem nichts mehr von ihm hörte, noch ſah.

Als der Kaiſersſohn älter ward, gewann er die Jagd ſehr lieb. Eines Tags pürſchte er im Walde, da begegnete ihm ſein Pathe (den er gleich an den weißen Haaren und dem Kittel erkannte), der grüßte und frug ihn, ob er ſchon ordentlich ſchießen könne? ‘Gewiß,’ antwortete der Prinz, und da grade ein Rudel Hirſche vorbeilief, legte er an und ſchoß, aber es fiel nicht einer. ‘Du kannſt noch nicht ſchießen,’ ſprach der Pathe, ‘ich will dich’s lehren.’ Und er gab ihm ein Buch und ſprach, das ſolle er mitten auf die Bruſt legen, dann werde er Alles treffen und zugleich ſolche Stärke haben, daß ihn Keiner überwinden könne. Außerdem ſchenkte der Pathe ihm noch einen Degen, der ihm, obgleich er ſo ſchwer war, federleicht in der Hand lag und womit er aus jedem Kampf ſiegreich hervorgehn ſollte; warnte ihn aber, Niemanden zu ſagen, woher er ſeine Stärke habe, denn ſonſt werde es ihm ſchlecht ergehn. ‘Drittens,’ ſagte der Pathe, ‘ſchenk ich dir, daß ich immer bei dir bin um dir in der Noth zu helfen, wenn du recht feſt an mich denkſt.’ Der Prinz dankte dem Pathen voller Freuden und verſuchte gleich darauf ſein Glück mit der Jagd. Da ſchoß er ſo viel Wild, daß ein großer Wagen es kaum faſſen konnte. Als er damit nach Hauſe kam, wußte der Kaiſer vor Verwunderung nicht, was er ſagen ſollte und frug ihn, wo er denn ſo gut ſchießen gelernt habe und ebenfalls, wer ihm den ſchönen ſchweren Degen gegeben, den er mitbringe? ‘Den Degen fand ich im Walde,’ ſagte der Prinz, ‘und das Schießen, nun das habe ich eben gelernt.’ Als am andern Tage Uebung im Ringen und Kämpfen war, da warf der Prinz alle nieder, die ſich mit ihm verſuchten. Der Kaiſer war ſehr erſtaunt darüber und frug ihn abermals, woher er die Kraft habe? ‘Das weiß ich nicht,’ erwiederte der Prinz, ‘ich hab ſie eben.’ Da ſagte der

Kaiſer: ‘Weil du denn ein ſo ſtarker Held biſt, ſo magſt du deine Mutter begleiten und mit ihr deinen Großvater beſuchen; der weit von hier in der Fremde wohnt.’ ‘Gut,’ ſprach der Prinz; da ward der Wagen angeſpannt und ſie reiſten ab, nachdem ſie von dem Kaiſer einen ſehr traurigen Abſchied genommen hatten. Unterwegs mußten ſie durch einen großen Wald und darin verirrten ſie ſich und kamen an ein Schloß, worin ſechs Rieſen wohnten. Als dieſe den Wagen gewahrten, ſprangen ſie hervor und ſchlugen den Kutſcher todt und wollten auch dem Prinzen ans Leben, aber der machte Fünfen gleich den Garaus und den Sechſten zwang er, die Pferde auszuſpannen und zu füttern und ließ ihm das Leben nur, nachdem der Rieſe ihm gelobt hatte, ihm als ein treuer Knecht zu dienen. Alsdann ging er mit ſeiner Mutter in das Schloß und ließ ſich's wohl ſein und blieb drei Tage da. Unterdeſſen aber verliebte ſich die Kaiſerin in den Rieſen, weil er ſo groß und ſtark war und der beredete ſie, daß der Prinz aus dem Wege geſchafft werden müſſe. ‘Wie fangen wir das an?’ frug die Kaiſerin. ‘Stelle du dich krank,’ ſprach der Rieſe, ‘und wenn er in Sorgen kommt, dann ſage, dir habe geträumt, wenn du die Zauberroſe aus dem Schloß habeſt, welches hundert Stunden von hier liegt, und daran röcheſt, dann würdeſt du geſund.’ In dem Schloß waren nämlich zwölf Rieſen, alle noch viel ſtärker als die ſechſe, und der treuloſe Rieſe meinte, die würden dem Prinzen die Rückkehr wohl verleiden. Während die Beiden dieß verabredeten, war der Prinz auf der Jagd. Als er nun heimkam, fand er ſeine Mutter zu Bette liegend, als ob ſie ſterbenskrank wäre. Da war er ganz untröſtlich und außer ſich vor Jammer und Leid, denn er hatte ſeine Mutter von Herzen lieb. Als er recht mitten im Weinen war, da fing die Kaiſerin von dem Traum und der Roſe an, und kaum hatte ſie das Wort aus dem Munde, als er auch ſchon dem Rieſen befahl, alsbald ein Pferd zu ſatteln, damit er die Zauberroſe hole. Der lachte in die Fauſt, daß der Anſchlag ſo gut glückte, führte bald das Pferd fix und fertig vor die Thür und der Prinz ſchwang ſich auf und ſprengte davon. Als er nun hundert Stunden weit geritten war, kam er an das Schloß und kaum ſahen ihn die zwölf Rieſen, als ſie hervorſtürzten, ihn zu tödten, aber er ſchwang ſein Schwert ſo ſchnell, daß in weniger als zehn Minuten keiner von ihnen ſeinen Kopf mehr fühlte. Dann ging er in das Schloß und das Erſte, was er erblickte, war eine wunderſchöne Königstochter, die ihm voller Freuden entgegeneilte und ihn als ihren Erretter pries. Sie erzählte ihm, wie die Rieſen ſie ihrem Vater geraubt hätten, und je mehr ſie erzählte, um ſo beſſer gefiel ſie dem Prinzen und er gefiel ihr auch ſo gut, daß ſie nicht mehr Eins ohne das Andere leben konnten. Darum ſprach er: ‘Gib mir jetzt nur die Zauberroſe aus dem Garten, ich trage ſie zu meiner Mutter, und wenn ſie geſund iſt, hole ich dich ab und führe dich in mein Schloß.’ Da war ſie wohl ſehr betrübt, aber der Prinz that es nicht anders und nachdem er ausgeruht hatte, ritt er mit der Roſe fort. Daheim erzählte er ſeiner Mutter Alles und ſie that, als freue ſie ſich ſehr, aber in ihrem Herzen war ſie doch ärgerlich. Als der Prinz nun ſchlief, ſagte ſie dem Rieſen Alles wieder und der ſann jetzt noch mehr auf Anſchläge, den Prinzen zu verderben, weil er ſeine zwölf Geſellen getödtet hatte. Endlich ſprach er: ‘Sage, die Roſe habe dich nur halb geſund gemacht und es habe dir geträumt, wenn er dir ſage, wo ſeine Stärke ſei, dann würdeſt du ganz geſund und könnteſt mit ihm reiſen.’ Das that die gottloſe Mutter und weil der Prinz ſie ſo lieb hatte, ſagte er es ihr auf der Stelle und das Weib klatſchte es noch vor Abend dem Rieſen, der nicht wußte, was er vor Freuden machen ſollte. Als der Prinz nun ſchlief, machte er ſich eilig über ihn und riß ihm das Buch von der Bruſt; dann packte er ihn am Genick und frug ihn, was er jetzt mit ihm machen ſolle? Der Prinz ſah wohl, daß er ganz in des Rieſen Gewalt war, darum antwortete er: ‘Mach mit mir, was du willſt.’ Er hatte nämlich im erſten Schreck vergeſſen, was ihm ſein Pathe zum Dritten geſchenkt; hätte er daran gedacht, dann wäre er gerettet geweſen. Da griff ihm der treuloſe Rieſe in die Augen und riß ſie ihm aus, hackte ihm die Hände ab und ſtieß ihn ſo in den Wald und das garſtige Weib hatte gar noch ſeine Freude dran, ſo daß es den armen Prinzen verhöhnte und verſpottete.

So irrte der Prinz in dem weiten Walde umher und rannte überall an und zerſtieß und verwundete ſich ſo, daß in wenigen Tagen an ſeinem ganzen Körper kein heiles Fleckchen war. Wohl zwanzig Tage hatte er ſo im Walde zugebracht, und ſich nur von Wurzeln und Kräutern genährt, als er eines Morgens in der Ferne Hunde bellen hörte. Er kroch nach der Gegend hin und kam an das Schloß, worin die ſchöne Königstochter wohnte und mit Schmerzen auf ihn wartete. Als er Stimmen hörte, bat er ein paar Leute, die vorübergingen, daß ſie ihn unter Dach und zu mitleidigen Menſchen bringen möchten, da er gar ſchwach ſei und ſo großen Hunger habe. Da führten ſie ihn ins Schloß, wo alsbald Alle zuſammenliefen, den armen Verſtümmelten zu ſehen, doch kannte ihn Niemand. Als die Königstochter aber dazu kam, erkannte ſie ihn auf den erſten Blick und ſtürzte ihm laut weinend um den Hals; dann wuſch ſie ihn und pflegte ſein mit großer Treue. Da war er wohl auch erfreut, doch nicht ſo recht aus ganzem Herzen, denn er gedachte ſeiner verlornen Augen und Hände und wie er nun keine wackern Thaten mehr verrichten konnte. Darüber ſeufzte er oft tief und ſchwer, und beſonders des Nachts, und wenn er an den Pathen gedachte. ‘Ach lieber Pathe, was hab ich gethan!’ rief er da einſtens aus. Alsbald ſtand der Pathe neben ihm und ſprach: ‘Nun, was hab ich dir geſagt! Aber weil du nur aus Liebe ſo unglücklich biſt, will ich dir helfen.’ So ſprach er, erzählte ihm Alles von ſeiner Mutter, dann führte er ihn an den Bach, der am Schloß vorüberfloß und wuſch ihn mit dem Waſſer. Davon wuchſen ihm die Augen wieder, daß er die hellen Sterne ſah, und die Hände kamen ihm wie angeflogen. Das war eine Freude im Schloß! Am folgenden Tag wurde die Hochzeit mit Luſt und Jubel gefeiert, dann fuhr das junge Ehepaar zu dem Vater der Königstochter und mit ihm zum Kaiſer Joſeph. Der fragte den Prinzen, wo er denn ſeine Mutter gelaſſen habe! Da mußte der Prinz wohl erzählen und der Kaiſer erſchrak ſo ſehr darüber, daß er vor Schrecken und Trauer todt niederſtürzte. Das erzürnte den Prinzen über die Maßen, er ſetzte ſich mit ſeinem Schwiegervater gleich in einen Wagen und fuhr nach dem Rieſenſchloß, wo das Weib wohnte. Als die ihren Sohn ankommen ſah, fiel ſie in Ohnmacht. Der Rieſe wollte ſich zwar zur Wehr ſetzen, aber es half ihm nichts, denn er hatte keine Stärke durch das Buch erlangt, und der Prinz war jetzt doppelt ſo ſtark, wie vorher. Mit einem Schlag traf er den Rieſen, daß er zuſammenſank; dann band er das Weib mit den Füßen hinten an den Wagen und hieß den Kutſcher zufahren. Als ſie ein paar Stunden weiter waren, ſchnitt er den Strick durch und ließ ſie im Walde liegen. Er beſtieg jetzt den Thron und herrſchte lang und glücklich und ſeine Frau blieb bis in ihr hohes Alter die ſchönſte Frau von der Welt.

Die Leichenfreſſerin.

Der König von England hatte eine wunderſchöne Tochter, die ſprach zu ihm: ‘Vater, wenn ich zwanzig Jahr alt bin, ſo ſterbe ich, dann will ich hinausgetragen ſein in das alte Kapellchen vor der Stadt; da ſollt ihr mich in meinem Sarge hineinſtellen und jede Nacht eine Schildwache dabei.’ Wie ſie geſagt, ſo geſchah's: ſie ſtarb auf ihren zwanzigſten Geburtstag und der König ließ ihren Willen thun. Sie ward in ihrem Sarge hinausgetragen in das Kapellchen und vor den Altar geſtellt, und als es Nacht wurde, mußte eine Schildwache dabei bleiben. Als aber des andern Morgens der Soldat abgelöst werden ſollte, lag er da und war ihm das Genick gebrochen. Ebenſo ging es mit der zweiten Schildwache und mit der dritten, und zum vierten Male wollte es Niemand probiren, ob der König gleich eine große Belohnung darauf ſetzte. Damals war aber gerade am Hofe von England ein fremder Schneidergeſelle. Er war auf ſeiner Wanderſchaft dahin gekommen, und weil er ſo gut arbeitete, ließ ihn der König nicht mehr fort, ob er gleich gar dringend darum bat, weil er das Heimweh hatte. Der machte nun einen Anſchlag, wie er ſich auf gute Art aus dem Staube machen möchte und als er glaubte, es würde ſo gelingen, trat er vor den König und ſprach: ‘Herr

König, wollt ihr mir dieſen Abend einen Säbel, eine Patrontaſche und ein Gewehr geben laſſen, ſo will ich hinausgehen und bei der Prinzeſſin Schildwache ſtehn.' Darob lobte ihn der König ſehr und ließ ihm das Verlangte geben. Der Schneider ging damit ganz keck über die Straße und zum Thor hinaus; als er aber draus war, dachte er mit keinem Gedanken mehr an die Prinzeſſin, ſondern machte rechts um und lief fort, was er laufen konnte. Da hörte er ſich auf einmal bei Namen rufen, er hielt an und ſah ſich um, da ſtand ein klein alt Männlein vor ihm und ſprach, er ſolle doch kein Narr ſein und fortlaufen, er gehe ja ſeinem eignen Glücke durch. Wie er das meine? fragte der Schneider. 'Ei,' ſagte das Männchen, 'wenn du geſcheut biſt, ſo gehſt du zurück und bleibſt heute Nacht in dem Kapellchen, ich will dir ſagen, wie du es anfangen mußt, daß du die Prinzeſſin erlöſeſt und König wirſt.' Der Schneider wollte Anfangs Nichts davon wiſſen, doch endlich ließ er ſich einreden und fragte, wie er ſich dazu anſtellen müſſe, daß ihm nicht auch das Genick gebrochen würde? Da ſagte das Männchen, er ſolle nur in die Beichtkammer der Kapelle gehn, darin läge eine Reihe von Leichen und mitten darin ſei noch ein Platz frei, da ſolle er ſich hineinlegen und ſich durch Nichts irre machen laſſen, was auch geſchehen möchte. Dem Schneider ſteckte nun das Königwerden ſo im Kopf, daß er richtig umkehrte in die Kapelle und ſich mitten zwiſchen die Todten in der Leichenkammer hineinlegte. Um eilf Uhr ſprang der Sarg auf, die Königstochter von England ſtieg heraus, kam in die Beichtkammer und fing an, die Leichen zu zerreißen und zu freſſen. Der Schneider war mehr todt als lebendig, indem er ihr ſo zuſah, wie ſie dem einen Todten ein Bein abfraß und dem andern einen Arm und die Stücke in der Kammer herumwarf. Als es aber zwölf Uhr ſchlug, ſtieg die Prinzeſſin wieder in ihren Sarg, der Deckel klappte über ihr zu und Alles war vorbei. Der Schneider ſtieg jetzt auf und ſtellte ſich auf ſeinen Poſten neben den Sarg. Des andern Morgens in aller Frühe kam der König mit dem ganzen Hofſtaat herausgefahren, freute ſich gar ſehr, daß der Schneider noch lebte und nahm ihn in ſeiner eignen Kutſche mit nach Haus. In die Kapelle ließ er aber das allerbeſte Eſſen aus der Schloßküche und ein ganzes Faß voll Wein bringen, damit der Schneider in der folgenden Nacht ſich daran ſtärken könne. Dem wurde es aber doch ganz bang zu Muth, als es dunkel wurde und er wieder hinaus mußte. Wenn du dießmal hingehſt, frißt ſie dich gewiß! dachte er, als er vor dem Thor draus war und machte rechtsum und lief fort, dießmal aber einen ganz andern Weg, damit ihm das Männchen nicht begegnen ſollte. Wer ihm aber doch begegnete, das war das Männchen. ‘He! guter Freund!’ rief es ihm auf einmal zu, ‘wohinaus ſo eilig!’ Da ſprach der Schneider, dießmal gehe er nicht mehr hin, und wenn er hundertmal König werden und hundert Prinzeſſinnen heirathen ſollte. Das Männchen ſprach ihm aber gar freundlich zu, er habe jetzt die Hälfte ſchon vollbracht und brauche nur noch die eine Stunde auszuhalten, er wolle ihm ja ſagen, wie er ſich anſtellen müſſe, damit ihm an Leib und Leben Nichts geſchehen könne. Der Schneider dachte, es wäre doch immerhin ſchön, wenn er ſchon den andern Tag Hochzeit halten könnte und ließ ſich zum zweiten Male bereden. Das Männchen ſprach jetzt, er ſolle getroſt wieder hingehen und ſich zwiſchen die Todten legen, wenn aber die Prinzeſſin wieder da ſei und ſo recht gierig an einer Leiche freſſe, ſo ſolle er hinter ihr vorbeiſchleichen, bis vor den Altar und ſtatt ihrer in den Sarg ſteigen.

Und ſo that er's. Um eilf Uhr kam die Königstochter wieder und machte ſich über die Leichen her wie ein Wolf, riß eine nach der andern von einander, warf die Gebeine in der ganzen Kirche herum und ſchrie dabei in Einem fort: 'Ich krieg dich doch, du magſt ſtecken, wo du willſt.'

Endlich aber blieb ſie bei einer Leiche ſitzen und fraß und fraß, als wenn es der beſte Braten geweſen wäre. Da ſtand der Schneider leiſe auf, ſchlich an ihr vorbei, bis vor den Altar und legte ſich in den Sarg. Mit dem Schlag Zwölf kam die Prinzeſſin und wollte hineinſteigen. Als ſie aber den Schneider ſah, fing ſie an ſehr zu klagen und zu bitten, es ſei ja ihr Bett, er ſolle doch herausgehen und ſie hineinlaſſen, daß ſie ſchlafen könne. Als das nichts half, fing ſie an aufs Fürchterlichſte zu toben, als wenn ſie ihn auf der Stelle umbringen wollte; er blieb aber ruhig liegen und ſie konnte ihn nicht anrühren. Mit dem Schlage Eins ſtürzte die Prinzeſſin zuſammen und blieb auf dem Boden liegen und ſchlief. Der Schneider ſtand auf und ſprach: 'Du haſt gut ſchlafen, denn du haſt dich ſatt gefreſſen, ich habe aber ſeit geſtern Mittag noch Nichts in den Leib bekommen!' und ſomit machte er ſich über das Eſſen und den Wein her und ruhte nicht eher, als bis er auch auf den Boden fiel und ſchlief wie ein Sack. Des andern Morgens kam der König mit dem Hofſtaat herein, da lagen ſie alle zwei auf der Erde, das Eine da und das Andere dort und ſchliefen als ſollten ſie nicht wieder aufſtehn.

Als nun Hochzeit gehalten war, und der Schneider zum erſten Mal bei der Prinzeſſin lag, da fürchtete er ſich ſo vor ihr, daß er aus dem Bett ſpringen wollte, wenn ſie nur einen Finger bewegte. ‘Ei du Narr,’ ſprach ſie, ‘bleib nur, ich thu dir ja Nichts, ich hab auch die Leichen nicht gefreſſen, es mußte dir nur ſo vorkommen.’ Da fürchtete ſich der Schneider nicht länger und gab ihr einen herzhaften Kuß. Sie lebten lang und glücklich beiſammen und bekamen viel ſchöne Kinder.

Die Schlange im brennenden Wald.

Es war in einem heißen Sommer, da zündeten zwei Hirtenknaben ein Feuerchen im Walde an, um ſich Kartoffeln zu braten. Aber das Feuer erfaßte das dürre Laub, dann das dürre und endlich auch das grüne Holz und da der Wind heftig wehte, ſo ſtand bald der ganze Wald in Flammen. Am Rande des Waldes arbeitete ein Bauer auf ſeinem Felde. Als er dem Feuer ſo zuſah, wie es an den Bäumen emporleckte, das grüne Laub fraß und endlich Zweig um Zweig ergriff, hörte er plötzlich, wie eine Stimme aus dem Feuer ihn beim Namen rief. Er eilte darauf zu, da ſah er ein Schlänglein, welches ſich auf einen Baum gerettet hatte, das ſchaute ihn mit flehenden Augen an und rief: ‘Ach hilf mir doch aus dem Feuer!’ Der Bauer nahm eine lange Stange und hielt ſie ihm dar, da verließ es den Baum und ringelte ſich um die Stange. Der Bauer aber legte es ins Gras, machte eine Grube in die Erde und ſprach: ‘Komm, daß ich dich in das Kühle lege, das iſt gut für Brandwunden.’ Da wand das Schlänglein ſich von der Stange los und kroch in die Grube und der Bauer deckte es mit Erde zu, ſo daß ihm nur der Kopf herausſchaute. Als es eine Weile ſo dagelegen hatte, ſprach es: ‘Ein Dienſt iſt des andern werth, plagt dich nicht ewiger Magenſchmerz?’ ‘Das weiß der Himmel,’ ſprach der Bauer, ‘ich habe Tag und Nacht keine Ruhe davor.' 'Dann lege dich hier neben mich auf die Erde, drück die Augen zu und ſperre den Mund auf,' ſprach das Schlänglein. Der Bauer that es, huſch ſchlüpfte das Schlänglein aus der Grube heraus, dem Bauern durch Mund und Schlund und holte aus ſeinem Magen ſieben junge Eidechſen heraus, welche ihn ſchon Jahr und Tag geplagt hatten. Als der Mann die Thiere ſah und ſeinen Magen ſo frei fühlte, wußte er vor lauter Dankbarkeit nicht, was machen. Da ſprach das Schlänglein: 'Du kannſt mir einen großen Dienſt erweiſen und es koſtet dich gar nichts.' 'Ach ſo ſag es doch ſchnell,' rief der glückliche Bauer, 'Alles was du willſt, ſag es nur.' 'Nun ſo nimm dein Beil und haue mir den Kopf ab,' ſprach das Schlänglein. 'Gott behüte mich,' rief der Bauer, 'das thue ich nun und nimmermehr.' Da bat das Schlänglein aber ſo flehentlich darum und hielt ihm vor, er ſolle doch nicht ſein Glück verſcherzen, bis er endlich ſein Beil nahm, den Kopf herumdrehte und einen kräftigen Schlag that. Da fuhr das Schlangenhaupt weit weg, aber aus dem Leib ſtieg die ſchönſte Prinzeſſin heraus, die ſprach: 'Haſt du mich aus meiner Verwünſchung erlöst, ſo will ich dich aus deiner Armuth erlöſen.' Der Bauer mußte ſie ins Schloß fahren, da war große Freude, als der König und die Königin ſie wiederſahen. Zum Lohne wurde der Wagen, womit der Bauer ſie heimgebracht hatte, mit Gold beladen, ſo ſchwer als die Pferde ziehen konnten, da war der gute Bauer der reichſte Mann im ganzen Königreich.

Die erlöſte Schlange.

Ein Bauer ging eines Morgens in aller Frühe ins Feld zur Arbeit. Die Sonne ſtieg auf und es wurde immer heißer, da legte er ſein Wamms ab und neben ſich auf die Erde. Als die Glocke Elf ſchlug, wollte er es wieder anziehen um nach Hauſe zu gehn, da ſah er zu ſeinem Schrecken, daß eine Schlange darauf lag. Er ſchüttelte das Wamms, doch ſie war nicht wegzubringen, ſie war wie angezaubert. Schon wollte der Bauer einen derben Fluch ausſtoßen, da ſprach die Schlange: 'Ich weiche nicht von deinem Wamms und von dir, bis du mir verſprochen haſt, mich zu heirathen.' Das ſchien dem Bauer doch bedenklich und er ſprach: 'Das Heirathen iſt eine wichtige Sache, welche man nicht alſo ohne Weiteres abmacht. Ich muß mich darüber beſinnen und will dir Antwort ſagen.'

Er ging ins Dorf und zum Pfarrer, frug ihn, was er in der Sache zu thun habe? Der Pfarrer beſann ſich lange, las in einem großen Buche und ſprach: 'Gehe zurück und verſprich der Schlange ſie zu heirathen. Sie wird alsdann heute Nacht zu dir kommen und haſt du Muth, ſo iſt dein Glück gemacht. Du mußt ſie mit dem Schlage Zwölf mit beiden Händen faſſen und über deinen Kopf in die Höhe halten, darfſt ſie aber nicht los laſſen, komme, was da wolle.' Raſch kehrte der Bauer in das Feld zurück und ſprach zur Schlange: 'Ich will dich heirathen.' Da war ſie ganz außer ſich vor Freude und zappelte luſtig, dann machte ſie einen ſchönen Ring und war verſchwunden.

Kaum hatte ſich der Bauer Abends zu Bette gelegt, da kam die Schlange in die Kammer und legte ſich zu ihm. Er lag ganz ruhig bis zwölf Uhr, da packte er ſie feſt und hielt ſie hoch über ſeinen Kopf. Sogleich flog die Thür auf und ſechs große dicke Schlangen ſchnellten herein und auf das Bett zu. Da wurde es dem Bauern warm und kalt, aber er faßte ſich ein Herz und hielt aus, auch als die Schlangen ſich an dem Bett heraufringelten und ihn mit ihren doppelten Zungen umziſchten, als wollten ſie all ihr Gift auf ihn ſpeien. Das dauerte bis es Eins ſchlug, da waren ſie plötzlich verſchwunden. Die Schlange aber ſprach: 'Ich danke dir, mein Erlöſer, daß du mich ſo treulich beſchützt haſt. Halte nur noch zwei Nächte alſo aus, dann biſt du glücklich und ich noch mehr.' Damit verſchwand ſie und war keine Spur mehr von ihr zu ſehen.

Als der Bauer am folgenden Abend zu Bette ging, war die Schlange wieder bei ihm. Um zwölf Uhr faßte er ſie abermals und hielt ſie hoch empor. Da flog die Thür auf und zwölf dicke ſchwarze Schlangen wanden ſich herein und an ſeinem Bett herauf und ringelten ſich um ihn, biſſen nach ihm und ſeiner Schlange. Obwohl er dießmal mehr Muth hatte, wurde ihm doch faſt ſchlecht, als er das kalte Gewürm an ſich fühlte, aber er nahm ſich doch zuſammen, ſo gut er konnte und hielt aus bis die Glocke Eins ſchlug, da waren die Schlangen wie weggeblaſen. Seine Schlange aber ſprach: 'Ich danke dir, mein Erlöſer, daß du ſo treulich ausgehalten haſt, jetzt iſt nur noch eine Nacht übrig, dann bin ich erlöst und du biſt glücklich auf Lebenszeit.' Als ſie das geſagt hatte, war ſie verſchwunden.

Abends lag ſie wieder bei ihm und ſah ihn ſo recht flehentlich an mit ihren klugen Augen. Da ſchwoll ihm der Muth und er ſprach zu ſich ſelbſt: 'Ehe ich ſie dem garſtigen Gezücht preis gebe, laſſe ich mich lieber ſelbſt von ihm freſſen.' Als es zwölf Uhr ſchlug faßte er ſie und hielt ſie hoch empor. Da ſprang die Thür auf und in einem Augenblick war die ganze Kammer voll von den häßlichſten Schlangen, die zappelten und ziſchten und ringelten ſich unter einander, daß es nicht zum Anſehen war. Der Bauer drückte die Augen zu und that als höre und ſehe er nicht. Sie wanden ſich ihm um Leib und Arme und Hals, ziſchten ihm ins Geſicht und biſſen nach ſeiner Schlange, aber er ließ ſich das Alles nicht anfechten. So dauerte es bis ein Uhr, da that es einen ſchweren Schlag in dem nahen Walde und die Ungeheuer waren verſchwunden. Auch die Schlange war ihm aus der Hand entſchlüpft, dafür aber lag eine wunderſchöne Königstochter neben ihm in ſeinem harten Bett, die ſprach mit freundlichen Blicken: 'Ich danke dir tauſendmal, mein liebſter und getreuer Erlöſer, daß du mich gerettet haſt. Nun wähle dir, willſt du mein Gemahl werden, oder hundert Wagen Gold haben.' Der Bauer rieb ſich die Augen, denn er glaubte nicht anders, als das müſſe ein Traum ſein. Endlich ſprach er: 'Wenn ihr mich zum Gewahl haben willt, allerſchönſte Prinzeſſin, dann möchte ich das lieber, als alles Gold auf der ganzen Welt.' Da bot ſie ihm die Hand und er umarmte und küßte ſie. Am folgenden Morgen, als er die Fenſterläden öffnete, da ſtand ſein Häuschen in einem prächtigen Garten mit den ſchönſten Blumen und Bäumen und nicht weit davon lag ein Königsſchloß und eine große Stadt. Er wußte nicht, wo er ſtand und ob er wiederum ſeinen Augen trauen könne. Da ſprach die Prinzeſſin: 'Was du da ſieheſt, iſt alles dein, dein Schloß und dein Garten und dein Königreich.' Und ſie führete ihn in das Schloß und Beide wohnten darin und waren glücklich auf Lebenszeit.

Das treue Füllchen.

Hans hatte ſich beim Müller verdungen um drei Ohrfeigen, welche er dem Müller geben dürfte. Der Müller wäre ihn aber bald gern wieder los geweſen, hieß ihn in den Brunnen ſteigen und die Knechte, ihm einen Mühlſtein nachwerfen. Aber der Mühlſtein fiel dem Hans auf die Schultern, ſo daß ſein Kopf durch das Loch ſchaute und Hans rief, als er aus dem Brunnen kam: 'Seht meinen ſchönen Halskragen!' und tanzte mit dem Mühlſtein herum. Noch anderes verſuchte der Müller, ihn in die andre Welt zu befördern, aber es nützte ihm nichts, er mußte die drei Ohrfeigen aushalten. Die erſte gab Hans ihm mit zwei Fingern, davon lag er acht Tage krank, von der zweiten wäre er faſt todt geblieben. Die dritte ſchenkte der gutherzige Hans ihm und zog weiter zu einem Schäfer, bei welchem er ſich als Hirte verdingte.

Als er nun am folgenden Morgen das erſte Mal austreiben wollte, ſagte der Schäfer: 'Hans, du kannſt überall hintreiben, nur nicht auf die Rieſenweide!' 'Es iſt ſchon gut,' ſagte Hans und trieb gerade dahin. Er war kaum da, als ſchon ein Rieſe vom Berge her heranpolterte und rief: 'Was haſt du auf meiner Weide zu thun?' 'Das geht dich nichts an,' ſprach Hans und ſchlug ihn mit drei Fingern hinters Ohr, da fiel der Rieſe hin, ſo lang wie er gewachſen war. Abends erzählte Hans dem Schäfer die Geſchichte, aber der ſchüttelte den Kopf und ſprach: ‘Solch Ding thut wohl einmal gut, aber das zweite Mal nicht. Treibe die Schafe morgen einen andern Weg.’ ‘Es iſt ſchon gut’ ſprach Hans.

Am folgenden Morgen fuhr Hans mit der Heerde abermals der Rieſenweide zu. Sogleich erſchien ein Rieſe vom Berge her, der rief: ‘Was haſt du auf meiner Weide zu thun?’ ‘Das geht dich nichts an,’ ſprach Hans und ſchlug ihn mit vier Fingern an die Ohren, ſo daß ſie ihm ſein Lebtag nicht mehr weh thaten. Wer nun wüßte, was da jenſeits der Berge für ein Land liegt, dachte Hans; wenn das nicht etwas ganz beſonderes wäre, würden die Rieſen nicht hier Wache ſtehn. Er ging zum Schäfer und ſprach: ‘Nimm deine Heerde zurück, ich bin des Schäferns müde und gehe in das Rieſenland.’ Der Schäfer verſuchte wohl, ihm abzurathen, aber Hans hörte nicht auf ihn und zog weg gegen die Berge hin.

Das war ein hoher, hoher Berg, den er da erklettern mußte und hinter dem Berge lag ein tiefes, tiefes Thal, darin ſtand ein herrliches Schloß. Das gefiel dem Hans nicht ſchlecht. ‘Da muß es beſſer Leben ſein als in des Müllers Haus und in des Schäfers Hütte’ ſprach er und ſtieg den Berg hinab und ging in das Schloß hinein. Hei das war eine Pracht und Herrlichkeit, ein Zimmer ſchöner wie das andre und im letzten hingen lauter Rieſenröcke. Dann ging Hans auch in den Stall, da ſtanden drei Pferde und was für Pferde! Schöner gibt's keine in des Kaiſers Marſtall. Das erſte war ein Schimmel, das andre ein Rappe, das dritte ein Brauner, und er ging und ſtrich ſie und klopfte ſie, einen nach dem andern. Da hörte er plötzlich rufen: 'Hans, Hans.' Er guckte ſich um, aber da war kein Menſch zu ſehn. 'Hans, Hans,' rief es abermals und da merkte er, daß die Stimme aus der Ecke kam, wo der Schimmel ſtand und als er hinging, war das der Schimmel ſelber, der rief zum dritten Mal: 'Hans, Hans.' 'Was hätteſt du gern?' frug Hans. Der Schimmel antwortete: 'Sattle mich, Hans, und reite auf den gläſernen Berg, aber laß dich droben nicht feſthalten, es wird dein Glück ſein.' 'Mich feſthalten?' frug Hans, 'dafür laß du mich ſorgen.' Er ſattelte den Schimmel und ritt hinaus, da hinkte der Schimmel und ſchnappte, daß es zum Erbarmen war. Hinterm Schloß grade vor dem gläſernen Berg lag ein Dorf, als Hans hindurch ritt, liefen ihm die Kinder nach und die Alten lachten ihn aus und riefen: 'Was will der auf ſeinem ſchnapperigen krummen Gaul,' aber Hans ließ ſich nicht irre machen und dachte, wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Als er jenſeits des Dorfes an den gläſernen Berg kam, da ſchüttelte ſich der Schimmel dreimal. Augenblicklich hörte ſein Hinken auf und Hans war ganz überſchmuckt; er hatte eine goldne Rüſtung an, einen goldnen Helm auf dem Haupte und an ſeiner Seite hing ein mächtiges Schlachtſchwert. 'Ach was bin ich für ein ſchöner Burſche geworden, ſo gefalle ich mir!' rief Hans, der ſich in dem gläſernen Berge abgeſpiegelt ſah. Da ſprach der Schimmel: 'Jetzt halte dich feſt im Sattel, Hans, und laß dich durch nichts irre machen, hau aber droben brav zu.' 'Schimmelchen, du kennſt den Hans noch nicht,' ſprach Hans, 'ſonſt wüßteſt du, daß der zuſchlagen kann.' Da erhob ſich der Schimmel und ſprengte in mächtigen Sätzen den gläſernen Berg hinan, daß die Funken und die Splitter davon ſtoben. Droben lief er mit Hans auf einen großen Platz, wo allerlei Waffenſpiel gehalten wurde und waren da wohl tauſend Ritter verſammelt. Da kamen ihrer viele, um mit Hans einen Straus zu beſtehen, aber er theilte ſolche Hiebe aus, daß es ſeinen Gegnern bald Angſt wurde und ſie ſich gefangen gaben. Als der König ihn aber bewillkommen wollte, wandte er plötzlich ſeinen Schimmel und weg war er. Als er drunten ankam war es Nacht, ſo daß Hans in ſeiner goldnen Rüſtung in das Schloß zurückreiten konnte, ohne daß ihn Jemand bemerkte.

Am andern Morgen ging er in den Stall, um nach den Pferden zu ſehen, da rief es wiederum: 'Hans, Hans.' 'Was hätteſt du gern, mein Schimmelchen?' fragte Hans, aber der Schimmel ſprach: 'Ich habe dir nicht gerufen, ſondern der Braune.' Hans ging zum Braunen und fragte: 'Was hätteſt du gern mein Bräunchen?' 'Sattle mich, Hans und reite auf den gläſernen Berg, aber laß dich droben nicht feſthalten, es wird dein Glück ſein,' antwortete der Braune. 'Feſthalten ſagſt du! frage das Schimmelchen, ob Hans ſich feſthalten läßt,' ſagte Hans, nahm Sattel und Zaum, machte den Braunen zurecht und ſprang drauf. Als er hinausritt hinkte das Bräunchen, daß es ein Jammer war und das ganze Dorf den Hans auslachte, aber der ſaß wie ein Kaiſer ſo ernſt auf ſeinem lahmen Gaul und lachte ſie erſt recht aus, denn er dachte: ‘Wüßtet ihr, was ich weiß!’ Jenſeits des Dorfes am gläſernen Berge ſchüttelte ſich das Bräunchen dreimal, da kannte der Hans ſein Bräunchen und ſich ſelber nicht mehr, ſo ſehr glänzte er in ſeiner Rüſtung von rothem Gold und ſeinem Helm mit prächtigen Federn drauf. ‘Nun halte dich feſt im Sattel Hans und haue droben brav zu,’ ſprach der Braune und Hans erwiederte: ‘Es iſt ſchon gut, ich weiß das alles ſchon; nur vorwärts.’ Da ſetzte der Braune ſeine Hufe ein und ſprengte den gläſernen Berg hinan, daß es nicht anders ſchien, als er flöge hinauf; Hans ſaß aber im Sattel, wie der beſte Reitersmann, ſo feſt und ſo ſtolz. Droben lief der Braune wieder auf den Platz, wo das Turnier auch dießmal ſtattfand. Als Hans hereinritt, wandten ſich des Königs und aller Zuſchauer Augen auf ihn, denn ein ſo ſchöner Ritter war noch nie geſehen worden. Jetzt zog Hans ſein Schwert und ſchwang es und rief: ‘Ihr Herren, ihr Herren, wer will, ich habe große Fechtluſt, als heran, als heran!’ Da ſprengten ſie einer nach dem andern auf Hans los und fochten mit ihm, aber keiner konnte gegen ihn ankommen; wem er mit ſeinem Schwert zu nahe kam, der hatte ſoviel, daß er nicht mehr begehrte. Plötzlich wurden die Trompeten geblaſen zum Zeichen, daß das Turnier zu Ende ſei. Da ſtand der König auf um Hans zu begrüßen, aber der wandte ſeinen Braunen und fort war er. Drunten ritt er unbemerkt wieder in das Rieſenſchloß und ſchlief prächtig auf die Strapaze.

Am folgenden Morgen als er im Stall nach den Pferden ſah, rief es abermals: ‘Hans, Hans.’ ‘Was willſt du, mein

Bräunchen?' fragte Hans, aber der Braune ſprach: 'Ich habe dir nicht gerufen, ſondern der Rappe.' Hans ging zum Rappen und fragte: 'Was hätteſt du gern, mein Räppchen?' 'Sattle mich Hans und reite auf den gläſernen Berg, aber laß dich droben nicht feſthalten, es wird dein Glück ſein.' 'Mit dem Feſthalten hat's keine Noth' ſprach Hans, ſattelte und zäumte den Rappen und ritt fort. Draus fing der Rappe wieder an zu hinken, ach das war nicht anzuſehn und das ganze Dorf lachte und höhnte den armen Hans aus, der aber ein ganz vergnügtes Geſicht dazu machte. Am gläſernen Berg ſchüttelte ſich der Rappe dreimal und da funkelte der ganze Hans von Gold und Edelſteinen, daß es nicht zu ſagen iſt, und des Rappen Sattel und Zaum war ſo koſtbar, daß er ſeines Gleichen nicht hatte. 'Nun halte dich feſt im Sattel Hans und hau droben brav zu,' ſprach der Rappe, und Hans: 'Laß mich nur gehn, ich kenne das Ding ſchon.' Wie der Wind ſprengte der Rappe jetzt den Berg hinan und grade auf den Turnierplatz zu. Dießmal räumte der Hans aber unter den Rittern auf! Er ſchlug auf ſie los, daß die Stücke von den Helmen und Panzern fuhren und Schwerter und Schilde zerbrachen. Da fingen plötzlich die Trompeten an zu blaſen und Hans wandte ſeinen Rappen, um nach Hauſe zu ſprengen. Aber der König hatte Befehl gegeben das Thor des Platzes zu ſchließen und wollte den Hans fangen, todt oder lebendig, ſtand auch ſelber mit bloßem Schwert an dem Thor. Als der Hans dahin kam und ſich eingeſchloſſen ſah, lenkte er ſeinen Rappen ein wenig zurück und ſetzte über das Thor hinweg, da ſchlug der

König mit dem Schwerte nach ihm, um ihn wenigſtens zu zeichnen. Hans hatte aber eine ſo harte Haut, daß die Spitze des Schwertes darin ſtecken blieb und abbrach. ‘Jetzt wollen wir ihn ſchon kriegen’ ſprach der König.

Am folgenden Tage ſchickte der König von dem gläſernen Berge nach allen Seiten Boten aus, welche verkündigen mußten: ‘Der Ritter in deſſen Bein des Königs Schwertſpitze ſteckt, ſoll die Prinzeſſin zur Gemahlin bekommen.’ Da brach mancher Ritter ein Stück von ſeinem Schwert ab, bohrte es in ſein Bein und ließ ſich zum König tragen, aber ſie fuhren alle mit Schande ab, denn keine der Spitzen paßte an des Königs Schwert. Hans hatte Anfangs ſeine Wunde nicht geachtet, denn die Schwertſpitze galt ihm ſo viel, als unſer einem ein Splitter Holz. Nach und nach aber eiterte die Wunde und wurde ſo ſchlimm, daß er nicht mehr gehen konnte und einen Arzt holen laſſen mußte. Als dieſer die Wunde ſah und die Schwertſpitze herauszog, ſprach er: ‘Warum meldet ihr euch nicht an des Königs Hof, da ihr doch des Königs Tochter zur Gemahlin bekommen könnt? Denn das iſt des Königs Schwertſpitze, ſeine Krone ſteht darauf.’ ‘Ei ſage du es ihm, wenn du Luſt haſt und dir einen Botenlohn verdienen willſt’ ſprach Hans. Da verband der Arzt die Wunde ſchnell und eilte zum König. Dieſer ſetzte ſich in einen ſtolzen Wagen und fuhr ſogleich zu Hans. Als er in das Zimmer des Schloſſes kam, wo Hans zu Bette lag, erkannte er ihn ſogleich und rief: ‘Du tapferſter von allen Rittern, warum haſt du dich mir nicht eher zu erkennen gegeben? Wie freue ich mich, daß ich dich finde!’ ‘Es iſt ja immer noch früh genug,' ſprach Hans. 'Wann ſoll denn die Hochzeit ſein?' 'Wenn du erſt wieder geſund biſt,' antwortete der König. 'Dann laßt nur ſchnell Anſtalt dazu machen,' ſprach Hans und ſprang aus ſeinem Bett auf; 'der Mückenſtich an meinem Bein hat nichts zu bedeuten.' So wurde die Hochzeit mit großer Feierlichkeit begangen und Hans war ein königlicher Prinz.

Nach einem Jahre gebar die Prinzeſſin ihm einen Sohn und kaum war der auf der Welt, ſo warf der Schimmel im Stall ein Füllen. 'Das hat alſo ſein ſollen und muß ſeine Bedeutung haben' ſprach Hans. 'Daß mir das Füllchen nur gut gepflegt werde!' Er hatte aber nicht lange Freude an dem Knaben und dem Füllchen, denn als Beide ein Jahr alt waren, brach ein Krieg aus und Prinz Hans zog ins Feld und blieb ſieben Jahre aus, denn ſo lange währete der Krieg. Der Knabe wuchs aber mit dem Füllchen auf und als er drei Jahre alt war, ritt er ſchon auf ihm und Beide hatten einander ſo lieb, daß ſie ſtets beiſammen waren, vom Morgen bis zum Abend.

Hans hatte in ſeiner Stadt einen Hofjuden wohnen, der mauſchelte der Prinzeſſin ſo viel vor, daß ſie dem Hans ihre Treue brach und mit dem Juden hielt; es war überhaupt nicht manch gutes Haar an ihr. Das dauerte alſo über ſechs Jahre lang, da kamen Boten, welche meldeten, daß Prinz Hans bald zurückkehre, da er all ſeine Feinde geſchlagen habe. Da ſprach der Jud: 'Au waih geſchrieen, wenn der Prinz heim kommt und der kleine Bub ihm ſagt, daß wir zu einander gehalten haben. Du mußt den Buben tödten, wenn er nicht plaudern ſoll.' Sprach das ruchloſe Weib: ‘Das will ich ſchon, wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen ſoll.’ Der Jud gab ihr Gift und ſprach: ‘Miſche ihm das in ſeinen Kaffee, dann plaudert er nicht mehr.’

Als der Knabe Nachmittags aus der Schule kam, rief ihn die Königin und ſprach: ‘Da mein liebſtes Söhnchen, trink deinen Kaffee.’ ‘Stell ihn auf mein Tiſchlein, liebe Mutter,’ erwiederte das Kind. ‘Ich laufe einmal ſchnell in den Stall, um nach meinem Füllchen zu ſchauen.’ Als der Knabe in den Stall kam lag das Füllchen da und war ſehr traurig. ‘Füllchen, ach liebes Füllchen, was fehlt dir?’ fragte der Knabe und das Füllchen ſprach: ‘Ach mein liebſter Sohn, ach mein liebſter Sohn, trink deinen Kaffee nicht, ſondern gib nur ein wenig der Katze und du wirſt ſehn, was drin iſt.’ Da ſprang das Kind zurück und gab der Katze ein wenig von dem Kaffee und kaum hatte ſie es getrunken, da flog ſie wider die Decke und zerplatzte: ſo ſtark war das Gift.

Der Jud wußte gar nicht, was er dazu denken ſollte, daß das Kind nicht ſterben wollte, kam zu der Königin und ſprach: ‘Au waih geſchrieen, der Bub muß ſterben, wenn er uns nicht verrathen ſoll. Hier haſt du Stoff zu einem Kittelchen, den trage zu den neun und neunzig Schneidern, und laß ihn ſchnell zurecht machen, dann muß er zu Grunde gehen.’ Die Königin that, wie der Jud geſagt und gegen Mittag war das Kittelchen fertig. Als nun das Kind aus der Schule kam, rief ſie es zu ſich und ſprach: ‘Sieh einmal, mein liebſtes Söhnchen, was habe ich dir für ein ſchönes Kittelchen machen laſſen!’ ‘Lege es auf mein

Tiſchlein, liebſte Mutter,' antwortete das Kind; 'ich laufe einmal ſchnell in den Stall, um nach meinem Füllchen zu ſchauen.' Als der Knabe in den Stall kam, lag das Füllchen da und ließ den Kopf hängen. 'Füllchen, ach liebes Füllchen, was fehlt dir?' fragte der Knabe. 'Ach mein liebſter Sohn, ach mein liebſter Sohn,' ſprach das Füllchen; 'ziehe das Kittelchen von deiner Mutter nicht an. Droben in meiner Krippe liegt ein Stoff, der ſieht eben ſo aus, trag ihn zu den neun und neunzig Schneidern und laß dir ein Kittelchen daraus machen und das ziehe an. In das andere ſollſt du den Haushund wickeln und du wirſt ſehen, was drin iſt.' Der Knabe that alſo und als der Haushund in dem Kittelchen ſteckte, drehte er ſich hundertmal im Kreis herum und war todt. Dann ging das Kind wieder zu den neun und neunzig Schneidern, holte ſein anderes Kittelchen und zog es an, das ſtand ihm gar zu ſchön.

Am folgenden Tage kam Prinz Hans von ſeinem Feldzug zurück. Als er eben am Thor anlangte lief der ſchlechte Hofjud zu der Prinzeſſin und ſprach: 'Au waih geſchrieen, der Prinz kommt und der Bub plaudert. Leg dich ſchnell ins Bett, ſtell dich todkrank und thue was ich dir ſage, dann geht Alles gut.' Dann gab er ihr einen böſen falſchen Rath und lief weg.

'Wo iſt meine herzallerliebſte Frau?' frug Hans, als er in das Schloß kam und er war ganz untröſtlich, als er hörte, ſie ſei plötzlich todkrank geworden. Er eilte zu ihr und da that ſie gerade, als liege ſie in den letzten Zügen. 'Ach iſt denn nichts, was dir helfen kann?' rief Hans. Da ſprach ſie: 'Alle Aerzte ſind hier geweſen und keiner konnte mir einen Rath geben, außer einem, der hat aber ſofort weiter reiſen müſſen, weil er ſo gar viel zu thun hat. Aber was der mir geſagt hat, kann ich nicht thun, ja nicht einmal ſagen, ach es iſt allzu erſchrecklich.' 'Sage es nur,' ſprach Hans, 'mir iſt nichts zu theuer, wenn ich meine herzliebe Frau vom Tode retten kann.' 'Wenn ich es denn ſagen muß,' ſprach ſie und ſeufzte heuchleriſch dazu, 'nun gut, dann will ich es ſagen. Das einzige Mittel mich zu retten, iſt daß du unſeres lieben Söhnchens Zunge in Milch kochen läſſeſt.' Da war Hans noch viel unglücklicher. Er ging hinaus, da ſprang ihm der Knabe mit dem Füllchen entgegen und Hans dachte bei ſich: 'Das Füllen iſt mit dem Knabe zu ein und derſelben Stunde geboren, wir wollen dem Thier die Zunge ausſchneiden laſſen.' Während nun ein Feldſcheerer geholt wurde, ſprach das Füllen zu dem Knaben: 'Mein lieber Sohn, ach mein lieber Sohn, gleich kommen ſie und wollen mir die Zunge ausſchneiden. Bitte aber deinen Vater, er möge dich vorher dreimal herumreiten laſſen und halte dich feſt im Sattel.' Gleich darauf kam der Feldſcheer mit Meſſern und Scheeren und Hans ſprach: 'Hole dein Füllen, lieber Sohn, wir müſſen ihm die Zunge ausſchneiden und ſie deiner Mutter als Arznei geben, ſonſt ſtirbt ſie.' Der Knabe ſagte: 'Lieber Vater, laß mich vorher noch dreimal herumreiten, ehe mein armes Füllchen ſtirbt.' Hans war damit zufrieden, der Knabe ſchwang ſich auf das Füllen und ritt herum. Beim dritten Mal aber erhob es ſich plötzlich von der Erde und ſtob durch die Luft fort, immer höher und immer weiter, bis es ganz verſchwand. Da hatte Hans das Nachſehen, das Weib wurde aber ohne die Zunge geſund.)

Alſo flog der Knabe über drei Königreiche weg, erſt in dem vierten ließ das Pferdchen ſich nieder. Da ſprach es: ‘Nun geh’ ins Schloß und nimm Dienſt an. Was du ſiehſt, das kannſt du machen und noch dreimal ſchöner, als jeder andre. Wenn du aber in Noth kommen ſollteſt, oder dir etwas wünſcheſt, dann raßle nur mit dieſem Kettchen und ich bin bei dir.’ Es gab ihm noch die Kette, nahm Abſchied von ihm und flog durch die Luft davon.

Der Knabe ging in das Schloß und ſuchte Dienſt. Er wurde als Pferdeputzer im Hofſtall angenommen und Alles ging ihm ſo flink von der Hand und gelang ihm ſo gut, daß der Stallmeiſter mit keinem Knechte ſo zufrieden war, als mit ihm. So lebte er wohl ſechs Jahre in dem Stalle. Eines Samſtags ging er nach gethaner Arbeit in den Hofgarten, wo der Gärtner eben Sträuße für die Königstochter band. Der Knabe ſprach: ‘Laſſet mich verſuchen, auch einen Strauß zu binden.’ ‘Du magſt gut die Pferde putzen können, aber du mußt die Hände von den Blumen laſſen,’ ſprach der Gärtner. ‘Es kommt auf einen Verſuch an,’ meinte der Knabe, pflückte ſich ein paar Blumen und etwas Grün dazu und machte einen Strauß, daß dem Gärtner alle fünf Sinne ſtill ſtanden. ‘Du darfſt nicht im Pferdeſtall bleiben,’ ſprach der Gärtner, meldete Alles dem Könige und erwirkte, daß der Knabe ſofort zum Gärtnerburſchen ernannt wurde. Da ſah man bald dem Garten an, daß eine andere Hand darin waltete; die Blumen blühten ſchöner und reicher, neue Blumen aller Art wuchſen aus dem Boden heraus und die Bäume trugen Frucht, daß die Aeſte faſt brachen. Jeden Samſtag wenn ſeine Arbeit gethan war und Niemand mehr in den Garten kam, raſſelte der Knabe, der unterdeſſen zum Jüngling wurde, mit ſeinem Kettchen, dann ſtand ſein Pferdchen bei ihm. Er ſchwang ſich auf, das Pferdchen ſchüttelte ſich und ſogleich ſtrahlte und funkelte er von Gold und Silber. So ritt er in dem Garten umher und das war all ſeine Freude. Nun ſchauten aber die Zimmer der Prinzeſſin mit ihren Fenſtern in den Garten und ſie ſah jeden Samſtag den ſchönen Reiter, ſagte aber nichts davon, denn ſie meinte, es könne nur ein Engel ſein, der da erſchiene und von Erſcheinungen ſoll man nicht reden, ſonſt verſchwänden ſie und man ſieht ſie nicht mehr. Eines Tages aber ſah ſie, wie der Gärtnerburſche in den Garten trat, ſein Kettchen hervorzog und damit raſſelte, wie das Pferdchen kam, er ſich aufſchwang und augenblicklich in Gold und Silber ſtrahlend in dem Garten herumritt. Da entbrannte ſie in Liebe zu ihm und dieſe war ſo heftig, daß ſie krank wurde. Sie ſchlich nur noch wie ein Schatten umher. Als der Jüngling das hörte, brachte er ihr jeden Tag zwei Sträuße, ihr Gemüth zu erfreuen und zu erheitern. Dann bot ſie ihm jedesmal die Hand zum Danke und ſchaute ihn ſo freundlich dabei an, ſprach auch ſo ſchön mit ihm, daß er ſeines Herzens nicht lange Meiſter blieb. Auf ſo viel Glück hat die liebe Sonne niemals herniedergeſchaut, als das war, wie der Jüngling ihr ſein Herz eröffnete und ſie ihm ihr Herz aufſchloß und ſie Beide eins im andern einen ſo großen Liebesſchatz fanden. Wer aber rechte Liebe hat, der hat auch einen rechten Muth. Am folgenden Morgen ging die Prinzeſſin zu ihrem Vater und bat ihn, er möge ſie dem Gärtnerburſchen anvermählen; wenn ſie auch mit ihm arbeiten und ſich plagen müßte, das thue Alles nichts, anders könne ſie nie glücklich werden. Der König erzürnte ſehr, als er ſolches hörte und ſprach: 'Beſinne dich drei Tage, bleibſt du auf deinem Sinne, dann gewähre ich dir zur Strafe deine Bitte und gebe euch als Wohnung das Hinkelhaus.' 'Ich wohne lieber mit dem Gärtnerburſchen in dem Hinkelhaus, als ohne ihn in dem ſchönſten Schloß der Welt,' ſprach die Prinzeſſin und nachdem die Hochzeit im Stillen gehalten worden war, zog ſie mit ihrem Gemahl in das Hinkelhaus. Da arbeitete ſie nun wie eine gewöhnliche Bürgersfrau von Morgens früh bis Abends ſpät und hatte viel zu thun, da ſie auf Reinlichkeit hielt, was die Hinkel nicht thun. Das hätte ſie nun gerne Alles gethan, wenn ſie nicht von den Hofherren und Hofdamen immer verſpottet worden wäre; ach das ſchnitt ihr durchs Herz. Sie klagte es oft ihrem Manne, wenn er aus dem Garten von der Arbeit kam, dann ſprach er aber ſtets: 'Warte nur, liebſte Frau, du wirſt noch lachen, wenn dieſe alle weinen müſſen.'

Plötzlich brach ein Krieg aus und des Königs Land kam in große Noth. Da mußte Alles zur Vertheidigung ins Feld rücken und auch der Gärtnerburſche ſollte mit ausziehen. Um ſich aber luſtig über ihn zu machen, gab ihm der König ein hinkendes Pferd, ein hölzernes Schwert und eine Flinte ohne Hahn; ſo ritt er aus und der ganze Hof verhöhnte ihn, ſo daß ſeine Frau meinte, vor Aerger und Scham in die Erde ſinken zu müſſen. Er that, als höre und ſehe er nicht. Vor dem Thore blieb er hinter dem Heer zurück und ritt dann abſeits in einen Wald. Da raſſelte er mit ſeinem Kettchen und ſogleich ſtand ſein Pferdchen vor ihm. Er band den lahmen Gaul an einen Baum und ſchwang ſich auf ſein liebes Pferd, das ſchüttelte ſich, da glänzte er von Gold und Silber und an ſeiner Seite hing ein Schwert, vor dem Alles floh und ſank, wenn er es ſchwang. So ritt er dem Heere nach, da kam dieß ihm ſchon entgegen und war bereits auf der Flucht und der Feind hinter ihm drein. „Mir nach!“ rief er den Soldaten zu. Als dieſe ihn ſahen, wie er ſo muthig auf die Feinde hineinſprengte und ſie zuſammenſchlug, wie der Schmied das alte Eiſen, da gewannen ſie wieder Muth, wandten ſich um und ſchlugen auch drauf los. Jetzt war das Fliehen am Feinde, der König ſiegte und machte ſo viel Beute, daß alle Pferde der Hauptſtadt geholt wurden, um ſie heimzufahren. Der König eilte ſelber dem Gärtnerburſchen, den er jedoch nicht erkannte, entgegen, um ihm zu danken, und als er ſah, daß derſelbe am Bein verwundet war und das Blut herunter lief, verband er ſelber ihm die Wunde mit ſeinem Tuche, worein die Königskrone geſtickt war. Kaum war das geſchehen, ſo ſprengte der Gärtnerburſch fort und in den Wald, wo ſein lahmer Gaul hielt. Da ſteckte er ſich wieder in ſeinen alten Aufzug und ritt heim, während alle Soldaten und der König mit ihn verſpotteten.

Seine Frau ſah ſogleich, daß er etwas am Beine hatte und wollte ihn beſſer verbinden, da fand ſie des Königs Tuch. Zugleich hörte ſie, wie draußen ausgerufen wurde, der König laſſe den General zu ſich entbieten, der ihm die Schlacht gewonnen und den er ſelber mit ſeinem Tuche verbunden habe. ‘Bring ihm das Tuch und ſage, daß ſein General im Hinkelhaus liege,’ ſprach er und die Prinzeſſin eilte entzückt zu ihrem Vater. Unterdeſſen ging er in den Garten und raſſelte mit ſeinem Kettchen. Da ſtand ſein Pferdchen da, er ſchwang ſich drauf, es ſchüttelte ſich und er leuchtete in ſeiner prachtvollen Rüſtung. ‘Wenn du deine Frau im Schloßhofe ſiehſt, nimm ſie zu dir,’ ſprach das Pferdchen. Da ritt er in den Schloßhof, wo der König mit ſeinem ganzen Hofſtaat ſchon ſtand und ihn ſuchte. Jetzt konnte der König kommen, um ihm ſchöne Worte zu ſagen, er hörte nicht darauf, ſondern warf ihm mit harten Reden vor, daß er ſeine eigne Tochter ſo ſchlecht behandelt habe und erzählte zuletzt, wie er nicht ein gewöhnlicher Gärtnerburſch, ſondern ein geborner Prinz ſei. Dann ritt er zu der Prinzeſſin, ſeiner Frau, hob ſie zu ſich aufs Pferd und fort ging's durch die Luft dahin. Da hatte der König das Nachſehen.

Auf einer freien Waldwieſe ließ das Pferdchen ſich nieder, die lag hart an einem Berge. ‘Jetzt ſteiget ab’ ſprach es, ‘und du nimm dein Schwert, ſchwenke es gegen den Berg und ſchlage mir den Kopf herunter.’ Der Prinz war gewohnt, dem Pferdchen in Allem zu folgen und wie leid es ihm that, ſo folgte er doch auch dießmal. Als aber das Blut auf den Boden floß, da ſprang der Berg unter ſchrecklichem Krachen von einander und vor ihnen lag ein großes Königsſchloß, der Wald wurde zum prächtigen Garten und das Gebirge hinter dem Schloß zu einer ſchönen Stadt. Aus dem Schloſſe kamen Diener und Hofherren und aus der Stadt die Bürger und grüßten ſie als König und Königin. Da war all ihr Leid zu Ende und das Glück trat an ſeine Stelle und verließ ſie und ihre Kinder auch nie wieder.

Grünus Kravalle.

Der König von Eiland hatte einen Sohn der hieß Jakob, der war nicht zum Beſten gerathen. Tag und Nacht ſaß er im Wirthshaus und ſpielte Karten und verſpielte Alles, was er um und an hatte. Als dieß verloren war, beſtahl er ſeines Vaters Schatzkammer, die Kleiderkammer, die Wäſchkammer, kurz Alles was ihm unter die Finger kam, war hin, ſo daß die königliche Familie in Noth gerieth. Der König wurde deſſen zuletzt müde und ſperrte ihn ein, da ſpielte er mit ſich ſelbſt, ſeine rechte Hand gegen ſeine linke. Zuletzt ließ man ihn jedoch wieder los, nahm ihm die Karten und der König verbot, daß jemand ferner mit ihm ſpiele und wer es thue, werde hingerichtet.

Traurig darüber, daß er nicht mehr ſpielen konnte, ging der Prinz eines Tages in den Wald, da kam ein Jägersmann im grünen Rock daher und frug ihn, was ihm fehle? Der Prinz klagte ihm ſeine Noth und der Jäger ſprach: ‘Wagt Niemand mit dir zu ſpielen, dann wage ich es, nur müſſen wir vorher über Gewinn und Verluſt einig ſein.’ ‘Das verſteht ſich von ſelbſt, ich bin mit Allem zufrieden’ ſprach der Prinz. ‘Gut alſo, wenn ich verliere’ fuhr der Jäger fort, ‘dann gebe ich dir jedes Mal zwei Pferde mit goldnen Sätteln, verlierſt du aber, dann biſt du mein.' 'Das iſt ein Wort' rief der Prinz voller Freuden, 'jetzt ſage mir nur noch, wie du heißeſt.' 'Ich heiße Grünus Kravalle und hier ſind die Karten.' Da ſetzten ſich die Beiden nieder und ſpielten und fluchten dazu und der Jäger ließ den Prinzen ſtets gewinnen, ſo daß dieſer Abends die beiden Gäule heimführte. Der König machte große Augen, als er ihn kommen ſah, verwies ihm ſein Spiel jedoch nicht allzu ſcharf, denn die goldnen Sättel waren viel werth und Geld konnte der König ſehr gut gebrauchen.

Am zweiten Tage war der Prinz ſchon frühzeitig im Walde und der Grünus Kravalle ließ nicht lange auf ſich warten. Dießmal hatte der Prinz aber kein Glück; er gewann wohl einmal, dafür verſpielte er aber zwölfmal und die Summe der ganzen Rechnung war, daß er dem Jäger zu eigen fiel. 'Ich könnte dich zwar jetzt ſogleich mit mir wegſchleppen,' ſagte der Jäger, 'doch will ich Gnade für Recht ergehen laſſen. Ich gebe dir Jahr und Tag Zeit, mich zu ſuchen; findeſt du mich, dann biſt du frei, findeſt du mich nicht, dann biſt du mein und ich hole dich zur feſten Stunde, denn ich weiß immer, wo du biſt.' Damit verſchwand der Jäger und der Prinz ſah nun wohl ein, mit wem er zu thun hatte. Da war nun nichts zu machen, als den Jäger zu ſuchen. Der Prinz wanderte in den Wald hinaus; manche Woche und manchen Tag war er alſo dahingezogen, da kam er eines Tages in einen dichten Wald und tief, tief im Walde an ein Einſiedlerhäuschen. Er trat hinein, da hob der Einſiedler ſein Haupt und ſprach: 'Guten Tag, Prinz Jack von Eiland.' 'Ei, woher kennt ihr mich denn?' fragte der Prinz und der Einſiedel antwortete: ‘Ich kenne alle Menſchen in der Welt.’ Da freute ſich der Prinz von Herzen und fragte ſchnell: ‘Dann kennt ihr auch den Jäger Grünus Kravalle und wißt mir zu ſagen, wo ich ihn finde.’ Der Einſiedel beſann ſich lange, dann ſprach er: ‘Einen ſolchen Namen gibt es nicht in der Welt. Ihr müſſet andere Leute daruber fragen, welche klüger ſind, als ich.’ Da nahm der Prinz gar traurig Abſchied von dem Einſiedel und ſetzte ſeinen Stab weiter.

Schon wieder war er eine gute Zeit lang alſo herum gezogen und hatte überall nach dem Grünus Kravalle gefragt, aber keiner wußte ihm etwas von demſelben zu ſagen. Da gerieth er eines Tages wiederum in einen dichten, tiefen Wald und kam darin an ein Einſiedelshäuschen. Er öffnete die Thür, da ſaß in dem Häuschen ein ganz mißwachſener alter Mann mit einem ſo großen Buckel, daß er den Kopf ganz nahe an der Erde trug, der grüßte den Prinzen: ‘Guten Tag, Prinz Jack von Eiland!’ ‘Ei woher kennt ihr mich denn?’ fragte der Prinz und der Alte erwiederte: ‘Ich kenne alle Menſchen in der Welt.’ ‘Ei dann kennt ihr gewiß auch den Grünus Kravalle, und wißt mir zu ſagen, wo er wohnt,’ ſprach der Prinz. Der Einſiedel beſann ſich und beſann ſich, dann ſprach er: ‘Einen ſolchen Namen gibt es meines Wiſſens nicht in der Welt, aber warte hier bis zwölf Uhr, mein Sohn, dann kommen die lieben Englein und bringen mir Speiſe, weil ich zu alt und ſchwach bin, mir ſelber Speiſe zu verſchaffen; die wiſſen es wohl eher als ich.’ Der Prinz ſetzte ſich zu dem Einſiedel, der ihm manche guten Lehren gab, denn es war ein gar frommer Mann. Um zwölf Uhr ſprang die Thür des Häuschens auf, da kamen die Englein, eine große Schaar und brachten dem Einſiedel die himmliſche Speiſe. Eins hielt ihm den Kopf, das andre den Teller, das dritte gab ihm das Eſſen in den Mund, das vierte ließ ihn trinken, das fünfte wiſchte ihm den Mund ab und ſo hatte jedes ſein Amt bei ihm.' Als er fertig gegeſſen hatte, bat der Prinz die Englein: 'Könnt ihr mir nicht ſagen, wo der Jäger Grünus Kravalle wohnt?' 'Das iſt der Gottſeibeiuns,' riefen die Engel allzumal. 'Tauſend Stunden von hier im Walde wohnt ein Einſiedler, der weiß es, wenn du ihn fragen willſt.' [illegible]

Der Weg war zwar weit, aber Prinz Jack hatte nun mehr Muth gewonnen und ging kräftig zu, bis er an des Einſiedels Häuschen kam. Er öffnete die Thür, da grüßte ihn der Einſiedel der auch ein uralter Mann war: 'Guten Tag, Prinz Jack von Eiland.' 'Ei woher kennt ihr mich denn?' fragte der Prinz. 'Ich kenne alle Menſchen in der Welt' antwortete der Einſiedel. 'Dann kennt ihr auch den Jäger Grünus Kravalle,' ſprach der Prinz, 'und könnt mir ſagen, wo er wohnt?' 'Das kann ich dir ſagen lieber Sohn' antwortete der Einſiedel. 'Gehe den Weg hinter meiner Klauſe gerade fort, nicht rechts und nicht links, dann wirſt du an ein großes rundes Schloß mit hohen Mauern kommen, welches kein Thor und keine Thür hat. Warte da bis um zwölf Uhr Mittags, dann öffnet ſich die Mauern und zwei weißgekleidete Damen treten heraus, dann mußt du ſchnell hinein ſchlüpfen und ſogleich nach dem Grünus Kravalle fragen. Du darfſt dich beileibe nicht aufhalten und mußt wohl ſorgen, vor drei Uhr wieder heraus zu ſein, ſonſt geht es dir ſchlimm.’

Der Prinz verſprach voller Freuden Alles, dankte dem Einſiedel für ſeinen Rath und eilte weiter, bis er an das große Schloß kam. Das war zirkelrund und hatte himmelhohe Mauern von mächtigen Steinen. Er ging herum, aber da war kein Eingang zu ſehen. Gegen zwölf Uhr endlich öffnete ſich die Mauer und zwei ſchöne weiße Jungfrauen traten heraus und gingen in den Wald. Sobald ſie weg waren, ſchlüpfte der Prinz durch dieſelbe Oeffnung in das Schloß. Da ging er von Zimmer zu Zimmer und eins war immer ſchöner als das andere und dabei hielt er ſich gar lange auf. Endlich frug er nach dem Grünus Kravalle. Da kam dieſer ſogleich in ſeinem grünen Jägerrock heran und ſprach: ‘Das war dein Glück, heute iſt der letzte Tag, den du noch frei hatteſt und morgen hätte ich dich geholt.’ ‘Jetzt gib mir meine Handſchrift, damit ich fort kann,’ ſprach der Prinz, doch Grünus Kravalle ſagte: ‘Das hat ja noch Zeit, ich will dir vorerſt meinen Garten im Schloß zeigen und noch vieles andre, was du dein Lebetage nicht wieder ſiehſt.’ Da ließ der Prinz ſich verleiten und der Jäger führte ihn rechts und links herum und ſchwatzte ihm allerhand vor, bis es plötzlich drei Uhr ſchlug. ‘Gib mir ſchnell meine Handſchrift!’ rief der Prinz und Grünus Kravalle gab ſie ihm lachend und ſprach: ‘Da iſt ſie aber übereile dich nicht, denn jetzt biſt du doch mein.’ Da packte er ihn und ſchleppte ihn fort in den Eiskeller, wo der arme Prinz täglich nur ein Stückchen Brodkruſte bekam und die war noch dazu ganz trocken.

Da hatte Jack von Eiland wohl Urſache zu weinen, denn es iſt nichts ärger, als wenn man nach langem Schaffen und vieler Noth meint, etwas errungen zu haben und dennoch mit leeren Händen daſteht. Doch hatte der Prinz bei all ſeinem Unglück noch Glück, ohne daß er es Anfangs ahnte. Als der Jäger ihn nämlich fortſchleifte zu dem Eiskeller, da kamen gerade die beiden ſchönen, weißen Jungfrauen daher das waren dem Grünus Kravalle ſeine Töchter. Die Jüngſte, welche die ſchönſte war, hatte Mitleid mit dem armen Prinzen, weil er ſo ſehr ſchön war und dabei ſo ſehr unglücklich, denn ſie wußte von ihrem Vater, daß er alſo verlockt und gefangen werden ſollte. Sie ſchlich ſich eines Tages an das Fenſterloch zu dem Eiskeller, da ſah ſie, wie der Prinz ſein Brod in ein wenig Eiswaſſer erweichte und es ſo mit rechtem Heißhunger verſchlang. Das that ihr tief im Herzen weh und ſie ging noch in derſelben Nacht zur Küche, holte ſich eine ganze Schürze voll guter Sachen, die vom Mittageſſen übrig waren und trug ſie dem Prinzen in ſeinen Eiskeller. Ach wie war er ihr dafür ſo dankbar! Er küßte ihr beiden Hände und war ganz außer ſich vor Freude. Das rührte ſie ſo ſehr, daß ſie ihm von da an jede Nacht Speiſe zutrug und die harten Brodkruſten mit ſich nahm. Jedesmal blieb ſie ein wenig länger bei ihm und ließ ſich von ihm erzählen und jedesmal gefiel er ihr beſſer und ſie ihm. Da ſprach ſie einmal: ‘Höre, ich habe dich ſo lieb, daß ich ohne dich nicht mehr leben kann; wenn du mein

Gemahl werden willſt, dann entfliehe ich mit dir, denn ich habe meinen Vater gar nicht lieb und dich mehr als die ganze Welt.' Da glaubte der Prinz, der ganze Himmel ginge vor ihm auf, ſo groß war ſein Glück. Er warf ſich vor ihr auf die Kniee und ſprach: 'Dieſen Wunſch trage ich ja ſchon ſo lange heimlich in meinem Herzen und habe Nacht und Tag Kummer und ſchweres Leid gehabt, weil ich dachte, das könne nie geſchehen. Ich verſpreche dir nie eine andere Frau zu lieben und dir treu zu ſein in Noth und Tod.' Jetzt wurde ihnen jede Minute in dem Schloß zu einer Ewigkeit und ſchon in der folgenden Nacht entflohen Beide. Sie verwandelte ſich in eine Rabe, ihn in einen Tauber und ſo flogen ſie durch das Kellerloch und über den Wald hinweg; das war eine Freude.

Als der Morgen ſchon anfing über die Berge zu klettern da ſchaute die Rabe ſich um und rief: 'Ach da kommt meine Schweſter und eilt uns nach!' Sie ließen ſich raſch nieder und die Jungfrau verwandelte ihn in einen Roſenſtock und ſich ſelber in die Roſe darauf. Da kam ein großer, großer Sperber geflogen, das war die älteſte Schweſter, welche Grünus Kravalle ihnen nachgeſchickt hatte um ſie einzufangen und zurückzubringen; der ſchaute ſich um, ſetzte ſich auf den Roſenſtock und roch an die Roſe. Dann erhob er ſich und flog wieder zurück zum Schloß. Da ſtand der Jäger ſchon und fragte: 'Nun haſt du ſie gefunden?' 'Nein' antwortete ſie, 'ich fand nur einen Roſenſtock mit einer Roſe daran.' 'Hatte die Roſe ihren natürlichen Geruch?' fragte er weiter und ſie ſprach: 'Nein ſie roch nicht.' 'Ei, Dummes, warum haſt du ſie nicht mitgebracht,' ſchalt er, 'der Roſenſtock wäre wohl von ſelbſt nachgekommen.' Da ging er zu ſeiner Frau, die verwandelte ſich in einen Weih und flog aus und ihnen nach.

Unterdeſſen waren die Beiden weiter gezogen, ſie als Rabe und er als Tauber. Plötzlich ſchaute ſie ſich um und rief: 'Ach da kommt meine Mutter und eilt uns nach!' Schnell verwandelte ſie ſich in einen Felſen und ihn in einen Steinklipper. Indem kam der Weih heran, ließ ſich nieder und frug ihn: 'Haſt du nicht einen Jüngling und ein Mädchen vorbei rennen ſehn?' Er ſprach: 'Ich ſtehe um fünf Uhr Morgens auf, da gilt's tüchtig zu ſchaffen. Das geht klipp, klipp den ganzen Tag und da werden einem die Arme ſo müde, daß man meint, ſie fielen einem grade ab,' und er klopfte und hämmerte fleißig drauf los. Sie fragte wieder: 'Davon ſpreche ich ja nicht, haſt du nicht einen Jüngling und ein Mädchen vorbei rennen ſehn?' 'Ach der Verdienſt iſt gering, oft ſechs Batzen, oft mehr, aber auch ſchon weniger,' antwortete er. Da wurde das Weib ungeduldig und flog zurück zu dem Schloß. 'Haſt du ſie nicht gefunden?' fragte Grünus Kravalle. 'Ich fand nur einen Steinklipper an einem Felſen, der war taub, oder nicht recht bei Sinnen,' ſprach ſie. 'Ei, Dummes,' ſchalt er, 'warum haſt du nicht ein Felsbröcklein mitgenommen, der Steinklipper wär ſchon nachgekommen.' Da verwandelte er ſich in einen Adler und flog ihnen ſelbſt nach.

Die Beiden hatten ſich unterdeſſen in ihrem Fluge ſo geeilt, daß ſie außerhalb des Waldes gekommen waren, und weiter als der Wald reichte, hatte Grünus Kravalle keine Macht. Da ſaßen ſie ins Gras und freuten ſich ihrer Rettung. Als Grünus Kravalle herankam und ſah, daß ſie ihm entwiſcht waren, ſprach er: ‘Das hat ſo ſein ſollen, aber komm her, mein Töchterlein, ich gebe dir noch ein Andenken mit, deſſen wirſt du in der Folge ſehr bedürfen.’ Und er ſchenkte der Jungfrau drei Nüſſe, wenn ſie in Noth ſei, ſolle ſie eine nach der andern aufklopfen.

Nun zogen die zwei Lieben fröhlich weiter, bis ſie in das Königreich Eiland kamen. An der Grenze des Reiches ſtand eine Mühle, da ſprach ſie: ‘Du mußt mich hier als Prinz abholen, weiter darf ich nicht mit dir gehen und hier erwarte ich dich. Küſſe aber Niemanden, ſonſt vergiſſeſt du mich und bringſt mich in großes Unglück.’ Der Prinz verſprach es ihr, nahm Abſchied und gelobte ihr, ſie noch vor Abend abzuholen.

Als er in die Nähe des Schloſſes kam, lief ihm ſein alter treuer Pudel entgegen, ſprang an ihm empor und leckte ihn am Munde; da war alles Vergangene aus ſeinem Sinn verſchwunden, ſeine Gefangenſchaft und ſeine Rettung und er dachte der ſchönen Jungfrau gar nicht mehr. Das war wohl ſehr undankbar, meint ihr, aber es war ihm ja angethan und ohne das hätte er ſie gewiß nicht vergeſſen. Die Freude, welche im Schloſſe über ſeine Rückkehr herrſchte, iſt gar nicht zu beſchreiben. Es wurden ſogleich große Feſte veranſtaltet und da gerade eine ſehr ſchöne Prinzeſſin am Hofe zu Beſuch war, welcher der Prinz nicht übel gefiel, ſo konnte der König ihn leicht bereden, das Feſt mit einer Hochzeit zu krönen und zu beſchließen.

Die Jungfrau hatte alſo vergebens gewartet, daß ihr Bräutigam ſie an der Mühle abhole. Als es gegen Abend ging, trat ſie in die Mühle und fragte, ob ſie wohl Dienſt haben könne. ‘Was kannſt du denn?’ fragte der Müller. ‘Spinnen und nähen’ antwortete ſie und da eben eine Magd fortgegangen war, ſo nahm ſie der Müller an. Jeden Tag fuhren die Mühlburſche Mehl in des Königs Schloß und wenn ſie heimkamen, erzählten ſie, was in der Stadt vor ſich ging. Alſo erfuhr die Jungfrau, wie der Prinz eine andere Braut habe, wie er in Freude lebe und in drei Tagen zu heirathen gedenke. In dieſer großen Noth öffnete ſie eine der drei Nüſſe, welche ſie von ihrem Vater bekommen hatte, da war ein prächtiges ſilbernes Kleid drin, das zog ſie an und ging zur Stadt und vor das Schloß, wo ſie auf und ab ſpazierte. Die Braut ſchaute juſt zum Fenſter hinaus und als ſie das Kleid ſah, ſprach ſie zu ihren Dienerinnen: ‘Geht ſchnell hinunter und fragt das Mädchen, ob ihr das Kleid feil ſei, ich will es theuer bezahlen.’ Als die Dienerinnen zu der Jungfrau kamen und ſie fragten, antwortete ſie: ‘Geld und Gut will ich nicht, aber wenn ich eine Nacht in der Kammer des Prinzen ſchlafen kann, gebe ich das Kleid her.’ Das gefiel der Braut nicht, doch erſann ſie bald einen Ausweg, denn das Kleid hätte ſie um Alles nicht fahren laſſen. Sie miſchte dem Prinzen einen Schlaftrunk in ſeinen Wein, davon ſchlief er ſo feſt, daß ihn ein Kanonenſchuß nicht hätte aufwecken können. Als nun die arme verlaſſene Jungfrau in der Kammer war, wo er lag, da weinte und klagte ſie die ganze Nacht: ‘Haſt du denn ganz vergeſſen, wie ich dich aus dem Eiskeller erlöſt habe und wie du mich als eine Roſe an deinem Herzen getragen haſt und wie du als Steinklipper mit dem ſchweren Hammer auf mein Herz geſchlagen haſt, und wie ich in der Mühle auf dich warte und weißt nicht, daß ich um dich mit meinen armen Fingern den groben Hanf ſpinne, daß das Blut herunter lauft. Ach wie groß iſt doch die Falſchheit in dieſer Welt!' So jammerte ſie fort und fort, bis zum hellen Morgen, aber der Prinz hörte nicht ein Wort davon. Um ſo beſſer hatten es die Schildwachen gehört, welche vor der Thür ſtanden und das arme Mädchen dauerte ſie ſo ſehr, daß ſie ihr gern geholfen hätten, nur wußten ſie nicht wie? Sie glaubten nicht anders, als der Prinz habe Alles gehört und gar keine Acht darauf gegeben, darum faßten ſie einen wahren Haß gegen ihn.

Die Jungfrau war zu Tode betrübt, als ſie des Morgens aus der Kammer mußte, ohne daß der Prinz ſie gehört hatte. Sie ging in den Wald, da fiel ihr ein, daß ſie noch zwei Nüſſe habe und ſie klopfte die zweite Nuß auf. Da kam ein Kleid von purem Gold heraus, das war noch viel, viel ſchöner, wie das erſte und gar nicht mit ihm zu vergleichen. Sie zog es an und ging damit vor dem Schloſſe auf und ab. Als die Braut aus ihrem Zimmer ſah, wie das koſtbare Kleid in der Sonne glänzte, ſprach ſie zu ihren Dienerinnen: 'Das Kleid muß ich haben, es mag koſten, was es will. Geht zu dem Mädchen und fragt es, wie viel es dafür fordert.' Die Dienerinnen kamen zu der Jungfrau und fragten ſie; ſie ſprach: 'Um Geld und Gut iſt mir das Kleid nicht feil, aber wenn ich eine Nacht in der Kammer des Prinzen ſchlafen kann, ſo gebe ich es her.' Die Braut war das zufrieden und miſchte Abends dem Prinzen wieder einen Schlaftrunk unter ſeinen Wein, der war ſo ſtark, daß ihn zehn Kanonenſchüſſe, die zugleich losgingen, nicht hätten aufwecken können. Als die verlaſſene Jungfrau wieder zu ihm in die Kammer kam, da klagte ſie wiederum die ganze Nacht: ‘Haſt du denn ganz vergeſſen, wie ich dich aus dem Eiskeller erlöſt habe und wie du mich als Roſe an deinem Herzen getragen haſt und wie du als Steinklipper mit dem ſchweren Hammer auf mein Herz geſchlagen haſt und wie ich in der Mühle auf dich warte. Ach und du weißt nicht, daß ich um dich mit meinen armen Fingern den groben Hanf ſpinne, daß das Blut herunterläuft. Ach wie groß iſt doch die Falſchheit in dieſer Welt!’ Also jammerte ſie fort, bis die Sonne in die Kammer ſchaute, da mußte ſie weg und der Prinz hatte kein Wort gehört. Die beiden Schildwachen hatten aber jedes Wort verſtanden und ihr Mitleid mit dem armen Mädchen war ſo groß und ihr Zorn auf den Prinzen ſo arg, daß ſie zu ſeinem Bette traten, ihm die kalten Spitzen ihrer Bajonette auf die Bruſt ſetzten und ſprachen: ‘Du mußt jetzt ſterben, bereite dich zum Tode vor!’ Der Prinz fragte erſchrocken, warum ſie ihn denn ermorden wollten, da er ihnen doch nichts gethan habe? Sie ſprachen: ‘Weil du ein ſo hartes Herz haſt, daß du das arme Mädchen verrathen und betrogen haſt, die Alles für dich hingegeben hat, und ſie ſo jammern und klagen hören kannſt, ohne dich über ſie zu erbarmen.’ Der Prinz ſprach: ‘Ich weiß von keinem Mädchen, habe keines betrogen und keines jammern hören.’ Da ſagten ihm die Schildwachen Alles, was die Jungfrau geklagt hatte, aber weil ſein Sinn durch den Kuß verdeckt war, verſtand er ſie nicht und ſprach: 'Schenkt mir für heute das Leben. Ich habe ſo feſt geſchlafen, daß es kein natürlicher Schlaf geweſen ſein kann. Morgen will ich aber wachen und das Mädchen ſelber ſehen und hören.' Die Schildwachen erkannten nun auch, daß ſich Alles ſo verhalten müſſe und ſprachen: 'Dann eſſet aber morgen Abend nichts und trinket nichts, was euch eure Braut reicht, denn dieſe muß dabei im Spiele ſein.'

Die Jungfrau war aber in heller Verzweiflung, als ſie nun ihre dritte und letzte Nuß öffnete und klagte dem Wald und den Felſen und den ſtummen Thieren ihr Leid, daß es zum Erbarmen war. In der Nuß ſteckte aber das allerſchönſte der drei Kleider, das war aus lauter Diamanten gemacht. Sie zog es an und ging damit vor dem Schloſſe auf und ab. Die Braut des Prinzen ſah ſie nicht ſobald, als ſie ihre Dienerinnen zu ihr ſandte und ihr ſagen ließ, ob ſie für das Kleid eine Nacht in der Kammer des Prinzen ſchlafen wolle? 'Das will ich,' ſprach die Jungfrau und konnte ihre Thränen kaum zurückhalten, als ſie ſah, wie die Braut hohnlachend am Fenſter ſtand. Abends als die Braut dem Prinzen den Schlaftrunk reichte, ließ er ihn am Kinn herunterlaufen und nahm nicht einen Tropfen davon, das Eſſen rührte er nicht an und ging früh in ſeine Kammer, ſprach, er ſei krank. Als die Jungfrau in das Zimmer geführt wurde, lag er in ſeinem Bette und that als ſchliefe er. Da begann ſie zu jammern und zu klagen: 'Haſt du denn ganz vergeſſen, wie ich dich aus dem Eiskeller erlöſt habe?' Er wandte ſich um und ſah ſie erſtaunt an doch er konnte ſich ihrer nicht erinnern. 'Gib mir Waſſer, ich habe Durſt,' ſprach er, 'und ſage mir aus welchem Eiskeller.' Da ſchenkte ſie ihm Waſſer ein und warf die Schalen einer Nuß in das Glas, die ſchmolzen alsbald. Als er trank, da wich es wie ein Nebel von ſeinen Sinnen und er gab ihr die Hand und rief: 'Ach das war bei dem Grünus Kravallus!' 'Da war es,' ſprach ſie, 'und haſt du denn ganz vergeſſen, wie du mich als Roſe an deinem Herzen getragen haſt?' 'Als Roſe an meinem Herzen?' fragte er. 'Gib mir Waſſer, ich vergehe vor Durſt.' Da ſchenkte ſie ihm wieder ein Glas ein und warf die Schalen der zweiten Nuß dazu, die waren ſogleich geſchmolzen. Als er getrunken hatte, wurde es plötzlich wie ganz klar vor ſeinen Augen und er küßte ſie und rief: 'Ach das war, wie deine Schweſter uns verfolgte!' 'Da war es,' ſprach ſie, 'und haſt du ganz vergeſſen, wie du als Steinklipper mit dem ſchweren Hammer auf mein Herz geſchlagen haſt? Aber das hat mir nicht ſo weh gethan, als daß du mir untreu biſt und mich verlaſſen in der Mühle ſitzen läſſeſt. Die Mühle geht wohl tippe tappe Nacht und Tag, das thut mir jedesmal auf mein Herz einen Schlag.' 'Was ſprichſt du von der Mühle?' fragte er. 'Aber gib mir zuvor ein Glas Waſſer, ich ſterbe vor Durſt.' Da ſchenkte ſie ihm das dritte Glas ein und warf die Schalen der dritten Nuß hinein. Sogleich wußte er wieder Alles. Er rief: 'Du biſt meine liebe Braut!' und umarmte ſie und bat ſie um Verzeihung für alles Leid, welches er an ihr verſchuldet hatte, aber ſie ſprach: 'Die Freude, daß ich dich wieder habe, iſt viel größer als mein Leid war und hätte es auch hundert Jahre gedauert." Jetzt führte er ſie zu ſeinen Aeltern und erzählte ihnen Alles. Da bekam die andere Braut den Abſchied und konnte gehn, die Jungfrau wurde aber am folgenden Tage ſchon mit dem Prinzen vermählt und ich hätte wohl mit auf der Hochzeit ſein mögen.

Der Geiger und ſeine drei Geſellen.

Ein Graf hatte einen Geiger in ſeinem Schloſſe, der ſpielte gar ſchön und vertrieb ihm manche böſe Laune. Plötzlich ſtarb aber der Graf und da hatte der arme Geiger kein Brod mehr, denn die Erben wieſen ihn aus dem Schloſſe und er konnte betteln gehn. Da geigte er vor den Thüren der Reichen und der Armen und bekam wohl auch Geld und Brod, aber es kam ihm doch hart an, da er es viel beſſer gewohnt war. Bettelbrod, ſaures Brod dachte er oft und war recht betrübt, ſo daß ihm das Weinen näher ſtand als das Lachen. Eines Abends kam er in einen Wald, da legte er ſich unter einer Eiche nieder, betete recht fromm und ſchlief ein. Als er Morgens aufwachte, ſtand ein alter Mann mit grauen Haaren vor ihm, der ſah ihn an und fragte: 'Lieber Muſikant, wo fehlt's denn? Ich dachte, du müßteſt immer luſtig ſein.' Der Geiger klagte ihm ſeine Noth, da ſprach der Greis: 'Dir kann geholfen werden. Gehe in dem Walde fort, ſo kommſt du an ein altes verfallenes Schloß, da geh hinein, rühre aber nichts an, bis du an ein Zimmer kommſt, worin ein Korb mit drei jungen Schweinchen ſteht, die nimm mit, ſie ſind dein Glück.' 'Wie verſtehe ich das?' fragte der Geiger und der Greis antwortete: 'Wenn du geigeſt, tanzen ſie. Nimm ſie mit zu des

Königs Schloß, da wohnt die Prinzeſſin, die iſt zwanzig Jahre alt und hat noch nie gelacht. Wer ſie aber zum Lachen bringt, ſoll ſie zur Gemahlin bekommen, das hat der König ausrufen laſſen, und ſie wird lachen, wenn ſie deine drei Schweinchen tanzen ſieht. Jetzt weißt du genug. Fehlt dir in der Folge etwas, dann denke nur an mich und ich will bei dir ſein.'

Der Geiger dankte dem Greis und ging in dem Walde fort, bis er an eine große Lichtung kam, da lag das Schloß. Es ſah zwar von außen verfallen aus, aber als er hinein kam, war es gar ſchön darin. Im Hofe lag ein großer Weiher, darauf ſchwammen drei ſchwarze Schwäne, die ließen die Köpfe hängen, als ob ſie traurig wären. In den Zimmern waren große Reichthümer aufgehäuft, aber alles war ſchwarz ausgeſchlagen. In dem letzten Zimmer endlich ſtand der Korb mit den drei Schweinchen, den nahm der Geiger und kehrte zurück bis vor das Schloß; da holte er ſeine Geige heraus und ſpielte einen Hopſer. Alsbald ſprang das erſte Ferkel heraus, ſtellte ſich auf die Hinterbeine, wedelte mit dem Schwänzchen und machte mit den Vorderfüßen allerhand Bewegungen. Da kam das zweite hinzu und gleich drauf das dritte, und alle drei tanzten und ſprangen und quikſten dazu, daß der Geiger ſich hätte todtlachen mögen.

Jetzt ſchwoll ihm der Muth und er zog getroſt der Hauptſtadt des Königreiches zu. Da ſtellte er ſich vor das Schloß auf den großen Platz und fing an zu geigen und ſpielte ſo ſchön, daß der König mit ſeiner ganzen Familie ans Fenſter kam, auch die ſchöne Prinzeſſin. Als der Geiger ſie ſah und wie ſie ein ſo troſtloſes

Geſicht machte, öffnete er ſeinen Korb, da ſprangen die Schweinchen eins nach dem andern heraus und tanzten ſo poſſig, daß die Prinzeſſin vor Lachen gar nicht zu ſich kommen konnte und rief und flehte, er möge doch die Ferkel wieder einſperren, ſie ſtürbe ſonſt vor Lachen. Da wurde der Geiger ins Schloß beſchieden und der König fragte ihn, was er für ſeine Schweinchen haben wolle? 'Ich verkaufe ſie nicht,' ſprach der Geiger, 'denn ſie tanzen nur, wenn ich aufſpiele, aber ich begehre nun die Prinzeſſin zur Frau, da ich ſie zum Lachen gebracht habe.' 'Das verſteht ſich von ſelbſt, komm laß uns zu ihr gehen,' ſprach der König.

Als ſie zu ihr kamen und der Königstochter ſagten, der Geiger ſei ihr Bräutigam, ärgerte ſie ſich, denn ſie war gar ſtolzen und hochfahrenden Sinnes. 'Wenn mein Vater dir eine Aufgabe geſtellt hat, um mich zu erwerben,' ſprach ſie, 'ſo ſtelle ich dir auch eine und die iſt, daß du drei Nächte in dem verwünſchten Schloß im Walde ſchlafſt. Jetzt gehe und komme mir nicht eher wieder vor die Augen, bis du die Aufgabe gelöſt haſt.' Da ging der Geiger gar traurig weg und der König, dem das leid that, führte ihn in ein ſchönes Zimmer und ließ ihn prächtig bedienen. Er aß aber nichts und trank nichts, blieb auch nicht in der Herrlichkeit, ſondern ging in den Wald. Da fiel ihm ein, was der Greis ihm geſagt hatte und er dachte ſehnlich an ihn; ſogleich ſtand der Greis neben ihm, ſo ſchnell, als wenn die Sonne plötzlich hinter den Wolken hervorkommt und man mit einemmale ſeinen Schatten neben ſich ſieht. 'Was fehlt dir denn? Du ſiehſt ſo traurig aus,' fragte der Greis. Der Geiger erzählte ihm Alles und der

Greis gab ihm gute Rathſchläge, ſo daß er fröhlichen Herzens dem Schloſſe zuſchritt.

Es war daſſelbe Schloß, wo er die drei Schweinchen geholt hatte. Als er in den Hof kam, hoben die drei ſchwarzen Schwäne die Köpfe und ſchlugen mit den Flügeln, als ob ſie ſich freuten. Er kehrte ſich aber nicht an ſie, ſondern ging in das vierte der ſchwarzen Zimmer, da ſtand ein Tiſch mit allerlei Speiſſen und er ließ es ſich recht wohlſchmecken. Gegen elf Uhr in der Nacht nahm er einige Kiſſen von dem Bette, welches in der Stube ſtand, legte ſie auf den Boden und ſich darauf, wie ihm der Greis befohlen hatte; einſchlafen aber konnte er nicht. Er lag nicht lange, als die Thür aufſprang und eine große Schlange ſich hereinringelte, die kam auf ihn zu und legte ihren kalten Kopf in ſein rechtes Ohr. Gleich darauf ſprang die Thür wieder auf und eine zweite Schlange kam, welche ihren Kopf in ſein linkes Ohr legte. Dann kam zuletzt eine dritte, die legte ſich mit ihrem kalten glatten Leibe quer über ſeinen Hals und ſie war ſo ſchwer, daß ſie ihn wie ein Mühlſtein drückte. Alſo blieben ſie alle drei liegen bis zwölf Uhr, dann krochen ſie wieder der Thür zu und waren verſchwunden; er aber ſtand auf, und legte ſich in ſein Bett, wo er nach dem ausgeſtandenen Schrecken ganz prächtig ſchlief, denn daß er nicht ohne Angſt war, kann man ſich wohl denken. Am Morgen ſtand ſein Frühſtück ſchon bereit, das ließ er nicht kalt werden, denn er hatte gewaltigen Hunger. Alsdann ging er in dem Schloſſe umher und ſchaute ſich die Zimmer alle an. Zuletzt kam er auch in den Schloßhof und an den Teich; da flogen die Schwäne auf ihn zu und thaten gar freundlich mit ihm. Sie waren aber nicht mehr ganz ſchwarz, wie am Tage vorher, ſondern ihre Köpfe und Hälſe waren jetzt ſchneeweiß. Er ſtrich ſie mit den Händen über ihr Gefieder, da blickten ſie ihn mit gar klugen Augen an, ſo daß ihm ganz ſonderbar ums Herz wurde.

Alſo ging ihm die Zeit vorüber bis zum Abend, da machte er ſich ſein Lager zurecht und bald kamen die Schlangen wieder und legten ſich zu ihm, wie in der vorigen Nacht. Dieſmal drückte ihn die eine, welche auf ſeinem Halſe lag, noch viel ſchwerer, doch er rührte und regte ſich nicht und um zwölf Uhr verſchwanden ſie wieder. Als er des Morgens an den Teich im Schloßhofe kam, ach da flatterten die Schwäne gar zu freudig auf dem Waſſer und ſie waren jetzt weiß bis zum Schwanze, der hatte noch einige ſchwarze Federn. Das freute ihn ſo ſehr, daß ihm der Tag verſtrich, er wußte nicht wie.

In der folgenden Nacht ging's ihm wieder, wie die beiden vorigen Nächte, nur drückte ihn die dicke Schlange dieſmal, daß er es kaum aushalten konnte und all ſeine Kraft zuſammennehmen mußte, um nicht zu ſchreien. Als die Schlangen aber um zwölf Uhr verſchwanden, da krachte das Schloß, als ſollte es zuſammenbrechen, dann wurde es ganz ſtill. Morgens ſtand er ſchon früh auf, um nach ſeinen lieben Schwänen zu ſehen, aber als er die Thür ſeines Zimmers öffnete, da kam im Gange eine ganze Reihe von Dienern und Dienerinnen daher geſchritten und zuletzt drei ſchöne Jungfrauen, die traten zu ihm heran und ſprachen: 'Wir waren die drei Schwäne und die drei Schlangen, du haſt uns erlöſt aus unſerer Verwünſchung. Wir gehen nun heim zu unſerm Vater und ſchenken dir zum Danke dieß Schloß mit allen Schätzen, welche darin ſind.' Alsdann nahmen ſie Abſchied von ihm, ſetzten ſich in einen Wagen und fuhren weg.

Nun wurde ihm die Zeit bald zu lang in dem Schloß, er befahl den Dienern, den ſchönſten Wagen mit den ſchönſten Pferden zu beſpannen und fuhr in das Schloß des Königs. Dieſem erzählte er Alles und er führte ihn zu der Prinzeſſin, ſprach: 'Er hat ſein Leben für dich eingeſetzt und jetzt mußt du ihn heirathen; er kann dich ernähren, denn er hat ein Schloß mit großen Reichthümern.' Sie antwortete: 'Die Schätze ſind mir nicht genug, er muß vorher beim Kaiſer von Marokko das Geld holen, welches derſelbe uns ſeit Jahren ſchuldig iſt; es iſt eine ganze Schatzkammer voll.' Das ärgerte den König, aber er war recht ſchwach und die Prinzeſſin war gar eigenſinnig und wenn ſie etwas wollte, ſo ſetzte ſie es durch. So blieb dem Geiger nichts übrig, als zu ſehen, wie er dieſe neue Aufgabe erfüllen könne.

Er ging vor die Stadt hinaus, da fiel ihm der Greis ein und kaum dachte er an ihn, ſo ſtand er auch ſchon da. 'Du ſiehſt mir ja wieder recht betrübt aus, was fehlt dir denn?' fragte der Greis und der Geiger erzählte ihm von der neuen Aufgabe, die ſo ſchwer ſei, daß er nicht wiſſe, wie man ſie ohne eine große Flotte mit vieler Seemannſchaft löſen könne. Sprach der Greis: 'Nimm dir Reiſegeld aus deinem Schloſſe und reiſe ans Meer. Unterwegs werden dir wackere Geſellen aufſtoßen, die nimm mit, ſie ſind dir von großem Nutzen.' Da wurde der Geiger wieder guten Muthes, ſtopfte ſich in ſeinem Schloſſe die Taſchen voll Geld und zog dem Meere zu.

Der Weg führte aber durch einen Wald, der war ſehr lang. Als er eine Tagereiſe weit darin war, hörte er ein Krachen und Rumoren, als wenn Bäume umſtürzten. Er ging auf das Geräuſch zu, da ſah er einen Kerl, der riß Eichen aus, wie unſer einer ein Unkraut; die legte er auf einen Haufen, drehte eine junge Eiche und band ſie damit zuſammen. 'Was machſt du da und wer biſt du denn?' fragte der Geiger. 'Wer ich bin? Der Hans bin ich,' ſagte der Kerl, 'der ſieben Jahr an ſeiner Mutter Bruſt gelegen und ſieben Jahr Löwenmilch getrunken hat. Meine Mutter will Wäſche halten und dazu habe ich ihr ein wenig Reiſig geholt.' 'Das iſt ſchon einer,' dachte der Geiger und ſprach: 'Höre, ich will dir was ſagen, ich gebe dir Koſt und einen guten Lohn: willſt du mit mir gehn?' 'Das will ich wohl,' ſagte der Hans, 'aber zuvor muß ich meiner Mutter das Bundel heimtragen.' That's und kam bald zurück; da zogen die Beiden mit einander fort und der Geiger freute ſich, einen ſo wackern Geſellen gefunden zu haben.

Als ſie einige Stunden weiter gewandert waren, kamen ſie zu einer Höhe, von der herab ſie ſieben und ſiebenzig Windmühlen ſahen, welche alle luſtig ihre Flügel drehten und war doch kein Wind zu ſpüren. Auf der andern Seite der Höhe trafen ſie auf einen Kerl, der hielt ein Naſenloch zu und blies mit dem andern, was gibſt du, was haſt du. 'Was machſt du denn da?' fragte der Geiger und der Kerl antwortete: 'Seht ihr denn nicht, daß ich die Windmühlen dort in Schwung ſetzen muß?' 'So nimm doch deine beiden Naſenlöcher dazu' ſprach der Geiger. 'Das würde ſchöne Geſchichten geben,' erwiederte der Kerl. 'Dann flögen die Mühlen weg, daß man ihre Spur nicht mehr ſähe.' 'Höre, laß mit dir reden, ich gebe dir Koſt und gute Löhnung, dann gehſt du mit uns' ſprach der Geiger und der Bläſer war deſſen zufrieden, denn er wurde ſchlecht für ſeine Mühe bezahlt.

So zog der Geiger ſelbdritt weiter, da kamen ſie an eine große Waldwieſe, wo Haſen und Rehe in Menge herumſprangen. Sprang da auch ein Kerl zwiſchen ihnen, der eins fangen wollte, aber wie ſchnell auch die Thiere liefen, er ſprang ſtets weit über ſie hinaus. 'Was machſt du da?' rief der Geiger und der Kerl antwortete: 'Ei das ſeht ihr wohl, ich möchte mir einen Haſen fangen, aber ſie laufen ſo langſam; mit den Rehen geht es etwas beſſer, aber langſam ſind ſie doch.' 'Du biſt mein Mann!' ſprach der Geiger. 'Wenn du mit mir gehn willſt, gebe ich dir Koſt und guten Lohn.' 'Ich bin dabei' ſagte der Laufer und ging mit.

Jetzt hatten ſie nicht mehr weit bis zur See und da trafen ſie gerade ein Schiff an, welches direkt nach dem Königreich Marokko fuhr. Der Geiger ſtieg mit ſeinen Geſellen hinein und ſie waren bald auf der hohen See. Da ſahen ſie von ferne drei Schiffe kommen, welche mit vollen Segeln auf ſie zueilten. 'O weh jetzt ſind wir verloren, da kommen drei Schiffe mit Seeräubern!' rief der Steuermann. Da ſprach der Bläſer: 'Laß ſie nur recht nahe heran, damit ich ſehen kann, wie ſolch ein Kerl ausſieht, hernach will ich uns ſchon Ruhe vor ihnen ſchaffen.' Als ſie nun ganz nahe waren, rief der Hauptmann der Seeräuber: ‘Jetzt ergebt euch, oder ihr werdet alle ermordet.’ ‘Ei was du ſagſt! Iſt das dein Ernſt?’ fragte der Bläſer und blies aus einem Naſenloch das eine Schiff an, da flog es in die Luft, überſchlug ſich und fiel ins Waſſer; dann blies er die beiden andern mit beiden Naſenlöchern an und in Zeit von einer Minute ſah man ſie nicht mehr und wußte Niemand, wohin ſie geflogen waren. ‘So, das haſt du für dein großes Maul,’ ſagte er und ging wieder zu ſeinen Kameraden.

Am folgenden Tage kamen ſie in dem Königreich Morokko an und der Geiger ließ ſich zum König führen. Der König lachte, als er ſeine Botſchaft ausrichtete und das Geld zurück verlangte. Er ſprach: ‘Du ſollſt ſo viel davon haben, als ein Mann tragen kann, mehr gebe ich dir nicht, das ſage deinem König und wenn er mehr wolle, ſolle er es ſich ſelbſt holen.’ ‘Damit bin ich ganz zufrieden’ ſprach der Geiger, ‘ich will nicht mehr, als mein Geſelle Hans tragen kann.’ Sogleich ließ er einige Zimmerleute kommen, die mußten einen großen, großen Kaſten aus ſtarkem Holz zuſammenſchlagen, der wurde vor des Königs Schatzkammer geſtellt. Der König wollte ſich todt lachen, als er den Kaſten ſah und ließ einen Sack Gold nach dem andern hineintragen, aber ſo viel hatte er doch nicht, daß der Kaſten voll wurde. Da kam Hans, ſah ſich den Kaſten an und ſprach: ‘Der iſt ja halb leer, was ſoll das heißen? Voll muß er ſein, ſonſt iſt's ja nicht der Mühe werth, ihn zu heben.’ Da lachte der König noch mehr, aber der Geiger ſprach: ‘Wir wollen es gut ſein laſſen, komm

Hans. Jetzt griff Hans an, wupps, da ſaß der Kaſten auf ſeiner Schulter und er ging mit dem Geiger und den beiden andern Geſellen fort. Jetzt verging dem König das Lachen und er lief was er konnte in ſein Schloß, wo er Befehl gab, die Vier ſogleich zu verfolgen und dazu ſollte alle Mannſchaft, Infanterie und Kavallerie ausrücken.

Alſo kamen die Vier ans Stadtthor, da ging der Kaſten nicht durch, denn er war viel größer als das Thor. Hans ſetzte ihn nieder, ſchmiß das ganze Thor zuſammen und ging weiter der See zu. Kaum hatten ſie aber die Stadt im Rücken, da gab es Lärm und die ganze Armee des Königs eilte ihnen nach. 'Halt da, das iſt ein Spaß für mich,' ſagte der Bläſer und öffnete ein Naſenloch ein wenig, da flog die ganze Armee wie eine ſchwarze Staubwolke in die Luft und über die Stadt hinüber, daß es eine Luſt war anzuſehn. Ungeſtört gingen ſie jetzt zu Schiffe und in das Königreich zurück.

Jetzt ſollte man meinen hätte die Prinzeſſin zufrieden ſein müſſen, aber nein, es war als hätte ſie einen Haß auf den Geiger geworfen. Als er ihr alle die ungeheuren Schätze brachte ſprach ſie: 'Jetzt iſt es gut und ich will dich heirathen, doch mußt du mir zum Hochzeitsbraten drei Rehe liefern, die dürfen nicht geſchoſſen, nicht geſchlagen und nicht von Hunden gebiſſen ſein.' 'Dann kann die Hochzeit morgen ſchon ſtattfinden,' ſagte der Geiger, 'denn ich will die Rehe heute noch liefern.' 'Erſt will ich ſie ſehen,' erwiederte die Prinzeſſin. Da ging er zu ſeinen Geſellen und ſchickte den Bläſer an das Ende des Waldes, welcher vor der Hauptſtadt lag, da mußte er zuerſt mit einem, dann mit beiden Naſenlöchern blaſen. Dem Laufer band er die Beine zuſammen, ſo daß er nicht ſo große Sprünge machen konnte und blieb mit ihm und Hans, der einen großen Sack trug vor dem Wald ſtehn. Als der Bläſer anfing zu blaſen, da kam das Wild zu Tauſenden aus dem Walde; der Laufer ſprang den Rehen nach und fing ſie ein und wenn er ein halb Dutzend hatte trug er ſie zu Hans, der ſie in ſeinen Sack ſteckte. Als der Sack voll war, ging der Geiger mit ſeinen Dienern wieder zum Schloſſe und der Laufer ſprang voraus übers Stadtthor und zwei Reihen Häuſer weg. Vor dem Schloſſe wurden die Straßen abgeſperrt und Hans öffnete ſeinen Sack, da liefen wohl achthundert Rehe heraus. Der Geiger aber ging zur Prinzeſſin und ſprach: ‘Jetzt könnt ihr euch drei zum Hochzeitsbraten wählen.’

Nun war nichts mehr zu machen, die Prinzeſſin mußte den Geiger nehmen und ſogleich ernannte ihr Vater ihn zum Vicekönig. Die drei Diener aber erhielten ſehr gute Beſoldung auf Lebenszeit. Nun hätte der Geiger gern auch dem Greiſe ſeinen Dank abgeſtattet und dachte: ‘Wäre er doch jetzt hier!’ Da ſtand der Greis neben ihm und er fiel ihm zu Füßen und bat ihn zu ſagen, wie er ſich ihm dankbar beweiſen könne? Sprach der Greis: ‘Räume mir eine Kammer in deinem Schloſſe, wo ich jede Neujahrsnacht ſchlafen kann, denn nur einmal im Jahr komme ich hierher, das iſt dein Dank und mein Lohn.’ Solches geſchah und das Glück wohnte im Schloſſe und wich nicht draus.

Der Jüngling im Feuer und die drei goldnen Federn.

Zwei blutarme Leute hatten ein Kind, das war ein Knäbchen und war gar ſchön und gut, ſo daß ſie ihre größte Freude an ihm erlebten. Das dauerte aber nicht lange, da ſtarb der Mann und der armen Frau ging es herzlich ſchlecht und ſie kam in bittere Noth. Darüber grämte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie ſich hinlegte und ihrem Manne nachſtarb. Alſo ſtand das arme Kind ganz mutterſeelenallein in der Welt und hatte Niemanden, der ſich ſeiner annahm. Es bettelte ſein Brod an den Thüren und kam ſo jeden Tag in des Königs Schloß, da gab ihm der Koch die Reſte, welche auf den Tellern übrig geblieben waren, die aß es im Schloßgarten unter einem Baume. Nun hatte der König ein Töchterchen, das war an demſelben Tage geboren, wie das Knäbchen, und lief jeden Mittag nach Tiſche in den Garten, um zu ſpielen. Da ſah es denn jedesmal, wie das arme Kind die geringen Biſſen ſo gierig verſchlang und das that ihm ſehr leid, denn es hatte ein gutes Herz. Es holte ihm Brod und Geld und gab ihm ſeine abgetragenen Kleidchen, brachte auch Spielſachen mit und die beiden Kinder ſpielten ganze Tage miteinander. So wuchſen ſie auf und wurden größer, da nahm das Knäbchen im Schloſſe Dienſt und wurde als Hirte über das Federvieh geſetzt.

Sie ſahen ſich jeden Tag vor wie nach und je länger es dauerte, um ſo mehr erkannten ſie, daß ſie eins ohne das andre nicht leben konnten.

Ein paar Jahre ſpäter kam ein mächtiger Königsſohn zum Beſuch an den Hof des Königs, dem gefiel die Prinzeſſin ſo gut, daß er ſogleich um ihre Hand anhielt. Der König, welcher ſeine Tochter ſehr liebte, ſprach: 'Ich gebe gern mein Jawort, wenn es ihr recht iſt.' Als der Königsſohn aber der Prinzeſſin von ſeiner Liebe ſprechen wollte, wies ſie ihn ab und ſprach: 'Spart euch die Mühe, mein Herz gehört dem Gänſehirten an unſerem Hofe und keinem andern; wenn ich den nicht bekomme, will ich nie heirathen.' Darüber war der Prinz höchlich entrüſtet, ging zum König und ſagte es ihm wieder. Der König erzürnte ſehr, als er das hörte und ſprach: 'Dem wollen wir bald abhelfen;' ließ ſofort den Hirten rufen und ſagte: 'Bereite dich zum Tode, morgen wirſt du lebendig verbrannt, weil du dich vermeſſen haſt, die Prinzeſſin zu lieben.'

Das war an einem Morgen, gerade als der Hirte ſein Federvieh austreiben wollte. Er nahm ſeinen Hirtenſtab und ging ſo recht von Herzen betrübt hinter ſeinen Gänſen, Enten und Hinkeln daher der Weide zu; da ſetzte er ſich hin und weinte bitterlich, daß er die Prinzeſſin und ſein junges Leben ſo bald verlieren ſollte. Da ſtand plötzlich ein Greis neben ihm der fragte ihn, was ihm fehle. Als der Jüngling ihm ſein Leid geklagt hatte, ſprach der Greis: 'Gehe getroſt in das Feuer, es wird dir nichts anhaben können, denn Gott kennt deine Unſchuld und ſchützet dich.'

Da ging dem armen Jüngling das Herz auf, er faßte friſchen Muth und zog Abends heitern Sinnes dem Schloſſe zu. Da ſtand der Scheiterhaufen ſchon aufgerichtet und mittendrin der Pfahl, an welchen er gebunden werden ſollte; die Prinzeſſin ſtand aber am Fenſter und ſchaute mit weinenden Augen auf das Holz hin. Da rief ihr der Jüngling hinauf und ſchwenkte ſeine Mütze: 'Laß deinen Kummer fahren und vertraue auf Gott, der wird uns helfen.' Als ſie ſah, wie er ſo fröhlich war und gar keine Sterbensfurcht hatte, da kam auch über ſie eine große Ruhe, warum das wußte ſie nicht, aber ſie konnte gar keine Angſt mehr haben.

Am folgenden Morgen kamen die Henkersknechte zu dem Jüngling, um ihn zu binden, da ſprach er: 'Nehmt eure Stricke wieder mit, ich gehe gern in das Feuer' und er kletterte auf den Scheiterhaufen hinauf und ſtellte ſich an den Pfahl. Da ſchlugen die Flammen bald hoch empor und die Leute, welche umherſtanden, hatten rechtes Mitleid mit dem Jüngling und ſprachen: 'Ach was muß dieß für ein harter Tod ſein!' Er ſtand aber mitten in den Flammen und ſang mit heller Stimme und das Feuer verſengte ihm nicht ein Haar. Als ſich die Flammen nach und nach legten und nur die rothen Kohlen noch glühten, da ſtaunte das ganze Volk, als es den Jüngling mit ſeinen friſchen rothen Backen lachenden Mundes in der Gluth ſtehen ſah, wie er ſeine Mütze gegen das Schloß zu ſchwenkte. Da ſtand die Prinzeſſin nämlich, die winkte ihm mit ihrem Tuch und jetzt hatten ſich die Beiden noch viel lieber als zuvor. Da frohlockten die Leute und ſprachen: 'Das hat der liebe Gott um ihrer großen Treue willen gethan.' Der König frohlockte aber nicht, ſondern befahl, den Jüngling als einen Zauberer in das Gefängnis zu werfen und alsbald ein ungeheures Haus von Stein zu bauen mit einem eiſernen Thor; das ließ er mit Buchenreiſig und Eichenholz füllen. Darin ſollte der Jüngling verbrannt werden.

Als die Henkersknechte kamen, ihn zu binden, ſprach er: 'Laßt mich frei gehn, ich entlaufe euch nicht.' Er ging frohen Muthes in das Haus, deſſen eiſernes Thor alsbald verſchloſſen wurde, nachdem das Holz angezündet war. Das Volk hatte jetzt erſt rechtes Mitleiden mit dem Jüngling und murrte laut gegen den grauſamen König, als die Flammen ihre rothen Zungen aus dem Hauſe ſtreckten. Es dauerte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, ehe das Holz all verbrannt war und an dem Tage und in der Nacht wurde viel geweint und blieb nicht manches Auge trocken. Die Hitze war ſo groß, daß das eiſerne Thor an dem Hauſe ſchmolz und am Schloſſe des Königs alle Fenſter zerſprangen. Als aber die Flammen kleiner und kleiner wurden und das Praſſeln und Kniſtern aufhörte, da klang mitten in der Feuersgluth die Stimme des Jünglings hell und klar, wie vordem in dem Scheiterhaufen. Jetzt jauchzte das Volk laut auf, ſo daß der König nicht hätte wagen dürfen, dem Jüngling ferner Leid anzuthun. Als die Gluth faſt ganz erloſchen war, ging er aus dem Feuerhaus hervor und war ſchöner als je, ſo daß die Leute ordentlich Furcht vor ihm hatten und ſprachen: 'Man meint, einen

Engel aus dem Himmel zu ſehn.' Er winkte der Prinzeſſin mit ſeinem Hut und ſie winkte ihm mit ihrem Tuch und jetzt hätte nichts in der Welt die Beiden von einander trennen können. Man ſollte meinen, ein ſo großes Wunder hätte den König rühren müſſen, aber er hatte ein Herz, wie von Stein und ſann nur auf einen neuen Anſchlag, den Jüngling zu verderben. Er ließ ihn zu ſich rufen und ſprach: 'Ich will euch Beide in Gottesnamen zuſammengeben, zuvor mußt du mir aber drei goldne Federn vom Vogel Greif holen.' Der Jüngling ſprach: 'Hat mich der liebe Gott zweimal aus dem Feuer gerettet, ſo werde ich auch dieß noch erfüllen können; ſoll ich aber umkommen dabei: ei nun, ich bin Gott nur einen Tod ſchuldig und will ihn gern erleiden wo er will.' 'Geh du nur, du kommſt nicht wieder,' dachte der König, denn der Vogel Greif iſt ein Menſchenfreſſer, dem man nicht ſo mir nichts dir nichts drei Federn ausrupfen kann.

Das Haus des Vogels Greif lag aber hinter drei Königreichen und einem großen Waſſer. Als der Jüngling nun fortreiſte und an das erſte Königreich kam, war da große Trauer bei Hofe, denn des Königs Lieblingsbaum trug keine Früchte mehr. Der König hörte nicht ſobald, daß der Jüngling zum Vogel Greif reiſe, als er ihn zu ſich kommen ließ und ihn bat, von dem Vogel zu erforſchen, warum der Baum ſo krank ſei; er wolle es ihm gut lohnen. 'Das will ich gern, ſo ich es kann,' ſprach der Jüngling. Im zweiten Königreich, wodurch er kam, war große Geldnoth, denn der König hatte den Schlüſſel zu ſeiner Schatzkammer verloren. Als der König von dem Jüngling hörte, der zum Vogel Greif reiſe, ließ er ihn kommen und bat ihn, den Vogel Greif zu fragen, wohin der Schlüſſel gekommen ſei, er werde es ihm reichlich lohnen. 'Das will ich gern, wenn ich es kann' ſprach der Jüngling. In dem dritten Königreiche war große Waſſernoth, denn der Brunnen vor des Königs Schloſſe wollte kein Waſſer mehr geben. Als der König hörte, daß ein Jüngling da ſei, der zum Vogel Greif reiſe, ließ er ihn kommen und bat ihn, den Vogel Greif zu fragen, warum der Brunnen nicht mehr laufe. 'Wenn ich kann, thue ich es gern' ſprach der Jüngling. Alſo kam er zu dem großen Waſſer. Da ſtand ein Rieſe, welcher die Leute hinübertrug. Als der den Jüngling am andern Ufer abſetzte, ſprach er 'Zum Lohn für meine Mühe frage den Vogel Greif, wie ich hier erlöſt werden kann.' 'Von Herzen gern,' ſprach der Jüngling.

Als er am Schloſſe des Vogels Greif ankam, war deſſen Frau allein zu Hauſe. 'Ach daß du dich hierher verirrt haſt! Eile, daß du wegkommſt, denn mein Mann iſt ein Menſchenfreſſer,' ſprach ſie. Der Jüngling erwiederte: 'Das wußte ich nicht, aber ich vertraue auf Gott und ich mußte Alles wagen, da ich ſonſt meine liebſte Braut verloren hätte.' Das freute des Greifen Frau, daß er ſeine Braut ſo ſehr liebte, und ſie verſprach, ihm gegen ihren Mann beizuſtehn. Er erzählte ihr jetzt Alles und ſie ſprach: 'Verſtecke dich unter dem Bette und gib genau Acht, was er ſagt; morgen gebe ich dir die drei Federn.' Während ſie ſo ſprach, erhob ſich vor dem Schloß ein Brauſen gleich dem eines Sturmes und es wurde ganz finſter in dem Zimmer. 'Eile dich, da kommt mein Mann!' rief die Frau Greifin und der Jüngling kroch unter das Bett. Bald darauf kam der Vogel Greif herein und zugleich ging ein großer Glanz durch das Zimmer, denn ſeine Federn waren aus purem Gold. 'Wen haſt du heim? Ich rieche Menſchenfleiſch,' ſprach der Vogel Greif, und die Frau antwortete: 'Ja du haſt recht, es war ein armer Handwerksburſche hier, der hat auf dem Stuhl da geſeſſen, iſt aber bald wieder weggegangen.' Da ſah der Greif ſie einmal ſcharf an mit ſeinen durchdringenden Augen, aber ſie ließ ſich nicht irre machen und fragte: 'Willſt du zu Nacht eſſen?' 'Ja wohl und zwar ſchnell, ich bin müde und will zu Bette,' ſprach der Greif. Da trug ſie die Speiſen auf und ſie aßen zuſammen, dann legten ſie ſich ſchlafen. Gegen elf Uhr riß die Frau dem Greif eine ſeiner goldnen Federn aus. 'O weh!' ſchrie er, 'was machſt du denn?' 'Mir träumte ein König habe einen Baum, der immer ſchöne Früchte getragen habe und jetzt keine mehr trage, darüber traure der ganze Hof,' ſprach die Frau. Der Greif ſagte: 'Das iſt Wahrheit und kein Traum, der Baum würde ſchon tragen, wenn kein ermordetes Kind unter ihm begraben läge.' Nach einiger Zeit, als es gegen zwölf Uhr ging, riß die Frau ihm abermals eine Feder aus. 'O weh!' ſchrie der Greif, 'was hindern dich meine Federn?' Die Frau ſprach: 'Ich hatte einen Traum, in einem Königreiche herrſche Geldnoth, weil der König den Schlüſſel zu ſeiner Schatzkammer verloren habe.' 'Das iſt Wahrheit und kein Traum,' erwiederte der Greif. 'Der Schluſſel liegt unter der Thürſchwelle, denn der König hat ihn fallen laſſen und an der Schwelle iſt ein Spalt im Fußboden. Jetzt laß mich in Ruhe.' Gegen ein Uhr nahm die Frau ihm die dritte Feder. 'Nu, was fällt dir denn ein, daß du mir meine Federn ausreißeſt?' ſchrie der Greif. 'Ich griff im Traum hinein' ſprach die Frau. 'Was träumte dir denn wieder?' 'Mir träumte, ein Königreich ſei in Waſſernoth, weil der Brunnen vor des Königs Schloß nicht mehr ſpringe.' 'Das iſt Wahrheit und kein Traum,' ſagte der Greif. 'Eine Schildkröte ſitzt im Rohr, die muß mit einer Kanone herausgeſchoſſen werden. Wenn du mich aber ferner quälſt, geht es dir ſchlecht.' 'Es iſt ja meine Schuld nicht, wenn ich ſchwer träume,' ſprach die Frau. Als der Greif Morgens erwachte, brummte er: 'Das war eine ſchöne Nacht. Daß du dich nur nicht unterſtehſt, noch einmal ſo zu träumen.' 'Ich kann doch nicht dafür, wenn ich bis zum Morgen ängſtlich träume, das iſt keine Freude für mich,' erwiederte die Frau. 'Bis zum Morgen? Was hat dir denn noch geträumt?' fragte der Greif. 'Ich ſah einen Rieſen, welcher Leute über ein großes Waſſer tragen mußte und nicht erlöſt werden konnte.' 'Das iſt Wahrheit und kein Traum,' ſprach der Greif. 'Er wäre aber erlöſt, wenn er einen, den er herübertragen ſoll, mitten im Waſſer abſetzte.' Jetzt aß der Greif ſein Morgenbrod und dann flog er aus. Der Jüngling kam unter dem Bett hervor, da gab die Frau ihm die drei Federn und das war ein Glanz! 'Du haſt Alles wohl verſtanden, was mein Mann geſagt hat,' ſprach ſie und er dankte ihr von Herzen für all ihre Güte, die er ihr nie vergeſſen werde.

Als der Rieſe ihn über das Waſſer getragen hatte, ſagte der Jüngling ihm, wie er erlöſt werden könne. 'Hätteſt du mir das doch drüben geſagt!' murrte der Rieſe in ſeinem Undank, aber das war nun zu ſpät. Von da reiſte der Jüngling weiter zu den drei Königen und gab jedem ſeinen Rath, wie er ihn von dem Vogel Greif gehört hatte. Der Erſte ließ die Schildkröte aus dem Rohr des Brunnens herausſchießen, da ſprang das Waſſer ſo reichlich, daß alle Straßen überſchwemmt wurden. Der zweite König fand den Schlüſſel zur Schatzkammer richtig in der Spalte an der Thürſchwelle. Der dritte König ließ das ermordete Kind an dem Baume herausgraben und ſogleich trieb der Baum Blätter und Blüthen. Der Jüngling aber erhielt von jedem der Könige einen Sack Gold, ſo ſchwer als ein Pferd tragen konnte und von dem letzten auch noch ein Reitpferd für ſich. Alſo ritt er mit ſeinen drei Roſſen der Hauptſtadt zu, wo ſeine Liebſte wohnte. Als er in die Nähe der Stadt kam, zog er ſeine drei goldnen Federn heraus und ſteckte jedem der Pferde eine an den Kopf und das leuchtete und glänzte, wie lauter Diamanten, wenn die Sonne darauf ſchien; etwas Prächtigeres kann man ſich gar nicht denken. Aber noch weniger kann man ſich die Freude denken, welche die Prinzeſſin hatte, als ſie den Jüngling ſo ſtolz heranreiten ſah. Sie hatte ja auch ſo manchen Monat und ſo manchen Tag mit ihren ſehnlichen Blicken die Straße herunter geſchaut und immer vergebens geſchaut. Jetzt war auf einmal Alles erfüllt, was ſie ſo lange gehofft hatte und außer ſich vor großer Wonne flog ſie die Treppen hinab und ihrem lieben Bräutigam entgegen. Als der König dazu kam und der Jüngling ihm die drei goldnen Federn überreichte, da wurde ſein Herz weich und er gab die Beiden zuſammen. Der Jüngling baute von ſeinem Gelde nun ein großes Schloß, darin wohnte er in Luſt und Freude mit ſeiner Gemahlin. Nach des Königs Tode ſetzte er ſich die Krone auf das Haupt und regierte, wie ein frommer König ſoll in der Furcht des Herrn.

Die Mandelkörbchen.

Ein Bauer hatte drei Söhne, die mußten tüchtig arbeiten und ihrem Vater Geld verdienen helfen. Eines Tages ſchickte er ſie in den Wald zum Roden, aber anſtatt zu arbeiten, ſpielten die zwei ältern mit Glickern. Als es gegen Mittag ging, wollten ſie ſchnell noch ein wenig nachholen, doch da brach dem einen die Hacke und dem andern die Axt. Da ſtanden ſie nun und lamentirten, denn ſie wußten wohl, daß es Schläge geben werde, wenn ſie nach Hauſe kämen. Als ſie ſo weinten, kam ein Greis daher, der fragte: 'Ihr Buben, was fehlt euch?' Da klagten ſie ihm ihr Leid und er ſprach: 'Ihr könnt drei Wünſche thun, die ſollen euch alſobald erfüllt werden, aber gebt Acht und ſeit nicht zu raſch, damit ihr euch das rechte wünſcht.' 'Ich wünſche mir eine neue Hacke,' rief der Aelteſte ſogleich und da lag die Hacke vor ihm. 'Ich wünſche mir eine ſchöne Frau,' ſprach der Zweite und da kam ſie ſchon daher. 'Ich wünſche mir ein Schloß mit einem Garten, worin ein Mandelbaum ſteht; wer von deſſen Früchten iſt, der muß ſofort geſund werden,' ſprach der Dritte, welcher der Jüngſte war, und da ſtand das Schloß ſchon da. Jetzt zog die ganze Familie zu dem Jüngſten, der Vater und die zwei Aelteſten.

Als ſie ſo eine Zeitlang in dem ſchönen Schloß gewohnt hatten, wurde des Königs Tochter krank und kein Arzt konnte ſie wieder geſund machen. Da ließ der König ausrufen, wer die Prinzeſſin vom Tode errette, der ſolle ſie zur Gemahlin haben. Als das der Bauer hörte, dachte er gleich an den Mandelbaum, brach ein Körbchen voll friſcher Mandeln ab und gab es ſeinem älteſten Sohn, daß der es in das Schloß des Königs trage. Der nahm es und ging der Stadt zu. Unterwegs begegnete ihm ein graues Männchen, das frug ihn: 'Was haſt du in deinem Körbchen?' 'Nichts,' ſagte der Junge und das Männchen ſprach: 'Iſt es nichts, dann bleibt es nichts.' Der Junge lachte und ging weiter und kam in das Schloß zum König und gab ihm das Körbchen, das mit einem reinen, weißen Tüchlein verdeckt war. 'Mein Vater läßt grüßen und hier wären die Mandeln um die Königstochter damit geſund zu machen' ſprach er und der König war über die Maßen froh und deckte das Tüchlein auf, — aber das Körbchen war leer. Da wurde der König blitzböſe, warf den Jungen vor die Thür und ließ ihm von ſeinem Kammerdiener fünfundzwanzig überzählen. Damit konnte er nach Hauſe gehn, als er aber heimkam, da gab ihm ſein Vater noch einmal fünfundzwanzig, ſo daß er im Ganzen fünfzig hatte und die Mandeln und das Männchen und den König in Grund und Boden hinein verwünſchte. Das war auch ein ſchlechter Botenlohn.

Am andern Morgen ſprach der zweite Sohn, er wolle es ſchon beſſer machen, und der Vater füllte ihm das Körbchen mit Mandeln und er zog ab. Nicht weit von der Stadt kam das graue Männchen auch zu ihm und frug: 'Was haſt du in deinem Körbchen?' 'Nichts!' ſagte der Junge unwirſch, und das Männchen ſprach: 'Gut, dann ſollſt du auch nichts haben.' Der Junge ſpottete dem Männchen nach und lachte und ging in die Stadt zum König und bot ihm das Körbchen mit dem weißen Tüchelchen verdeckt, indem er ſagte: 'Einen ſchönen Gruß vom Vater an den Herrn König und hier wären die Mandeln um die Jungfer Prinzeſſin geſund zu machen.' 'Laß einmal ſehn,' ſagte der König und hob das Tüchlein auf — und das Körbchen war leer. 'Was?' rief der König, 'willſt du mich auch zum Narren halten? wart, du ſollſt lernen, was friſche Mandeln ſind!' Und er ließ den Kammerdiener kommen und der gab dem Jungen fünfzig Mandeln um die Ohren, aber die waren ſo bitter, daß ſie ihm das Waſſer in die Augen trieben. 'Wie ſchmeckten die!' frug der König. 'Schlecht!' rief der Junge und lief nach Haus, und da kriegte er von ſeinem Vater noch fünfzig dazu. Das machte zuſammen hundert und war ihm mehr als zuviel.

Der Jüngſte war zwar nicht ſo ſchön von Angeſicht, wie ſeine zwei Brüder, doch er hatte ein Herz, das war um ſo viel ſchöner. Der ſprach am andern Morgen, er wolle es auch verſuchen mit den Mandeln, vielleicht habe er mehr Glück. 'Thu's,' ſprach der Vater, 'aber wenn du wieder kommſt, wie deine Brüder, dann ſchlag ich dich butterweich.' 'In Gottes Namen,' ſprach der Jüngſte und der Vater machte ihm ein Körbchen voll Mandeln zurecht und legte ein weiß Tüchlein drauf und der Junge machte ſich auf den Weg. Bald begegnete ihm das Männchen und frug ihn, was er in dem Körbchen habe? ‘Mandeln um die Königstochter geſund zu machen’ ſprach er. ‘Willſt du vielleicht ein paar haben, es kommt nicht darauf an, denn ich habe doch genug.’ ‘Ich danke dir,’ ſprach das graue Männchen. ‘Weil du aber ſo gut biſt, ſo will ich dich belohnen. Wenn du mit dieſem Pfeifchen pfeifſt, dann haſt du Alles, was dein Herz begehrt.’ Mit den Worten reichte das Männchen ihm ein Pfeifchen und fort war's.

Der Junge ging jetzt in die Stadt und grade auf das Schloß zu und zum König. ‘Einen ſchönen Gruß vom Vater und hier wären die Mandeln, womit ich die Prinzeſſin geſund machen kann,’ ſprach er und bot dem König ſein Körbchen. Der König deckte es auf und da lagen die ſchönſten Mandeln drin, die man mit Augen ſehen kann und lachten ihn ordentlich an. Er ging gleich damit zur Prinzeſſin und kaum hatte ſie eine gegeſſen, da wurde ihr ſchon wohler und als ſie drei gegeſſen hatte, da war ſie ſchon halb geſund. Jetzt wollte der Jüngſte ſie auch zur Frau haben, aber der König ſprach: ‘Nein, noch nicht, du mußt erſt drei Aufgaben erfüllen, wenn du das vollbringſt, dann iſt die Hochzeit.’ Das ſagte er aber, weil ihm der Jüngling als Schwiegerſohn nicht gefiel. Dieſer frug, was das ſei? Da ſprach der König: ‘Draußen ſteht ein Maaß Hirſen, die laſſe ich jetzt ſäen und du mußt bis morgen alle Körner zuſammenleſen, ſo daß das Maaß wieder ganz voll iſt.’ Das betrübte den Jüngling Anfangs, doch er erinnerte ſich bald ſeines Pfeifchens und dachte, das müſſe ihn retten. Er ließ den Hirſen ruhig ſäen, ſetzte ſich auf den Acker und pfiff. Da krabbelte ihm etwas am Bein, das war der Ameiſenkönig und der ſprach: ‘Was befiehlſt du, das ich thun ſoll?’ ‘Sei ſo gut und lies die Hirſen zuſammen,’ ſprach der Jüngling, und da ertheilte der Ameiſenkönig ſeine Befehle und ehe es Abend wurde, war das Maaß Hirſen wieder voll, ſo daß kein Körnchen daran fehlte.

Das ärgerte den König, darum machte er die zweite Aufgabe viel ſchwerer. Er ging mit dem Jüngling ans Meer und warf einen Schlüſſel hinein, wo es gerade am allertiefſten war. ‘Den Schlüſſel ſollſt du mir wiederſchaffen!’ ſprach er zum Jüngling; ‘und wenn du das nicht kannſt, dann bekommſt du meine Tochter nicht.’ ‘Ich will ſehn, ob ich's kann,’ ſprach der Jüngling, und ſetzte ſich ans Meer, und als es Abend war, da pfiff er auf ſeinem Pfeifchen. Alsbald regte ſich's im Waſſer und ein Fiſch mit einer Krone auf dem Kopf ſchaute aus dem Waſſer und ſprach: ‘Ich bin der Fiſchkönig, was befiehlſt du, das ich thun ſoll?’ ‘Sei ſo gut und laß mir den Schlüſſel holen, den der König ins Meer geworfen hat,’ ſprach der Jüngling. Da ließ der König alle Fiſche zuſammen kommen und gab ihnen auf, den Schlüſſel zu ſuchen, und wer ihn brächte, der bekäme ein gutes Trinkgeld. In einem Augenblicke ſchoſſen die Fiſche auseinander und bald kam einer aus der tiefſten Tiefe herauf und hatte den Schlüſſel im Maul und gab ihn dem Fiſchkönig, und der gab ihn dem Jüngling, welcher ſich freundlich dafür bedankte.

Nun ärgerte ſich der König erſt recht und ſann von Neuem, um etwas noch viel Schwereres auszuſinnen. Es dauerte auch nicht lange, da hatte er's gefunden. Er ließ den Jüngling kommen und ſprach: ‘Wenn du nun auch hundert Schafe einen Monat lang auf einem Fleck weideſt, ohne daß ſie magerer oder fetter werden und ohne daß du eins von ihnen verlierſt oder daß ihrer mehr werden, dann bekommſt du meine Tochter ganz gewiß.' Der Fleck war aber ſo klein, daß die hundert Schafe kaum darauf ſtehen, vielweniger ordentlich darauf weiden konnten, und außerdem war das Gras ſehr dünn geſäet. Doch das ängſtigte den Jüngling nicht; er trieb die Schafe hinaus und Abends herein und pfiff luſtig dazu, ließ ſie gar übers Stadtthor ſpringen, wenn es geſchloſſen war und im Schloßhof aufmarſchiren, wie ein halbes Bataillon Soldaten, ſo daß Jedermann ſeine Freude daran hatte. Mitunter verlief ſich wohl eins, oder es ſtarb eins, doch das that nichts, denn ſobald er pfiff, warf ein anderes ein Junges, welches alsbald wuchs und ſo groß ward, wie die andern. Dazu lernten die Schafe jeden Tag ſchöner tanzen, ſo daß ſie es am Ende des Monats trotz dem beſten Tanzmeiſter verſtanden. Kurz der Jüngling brachte auch dieſe Aufgabe zu Stande und da konnte der König, wie ſehr er ſich auch ärgerte, doch nichts weiter einwenden und mußte ihm ſeine Tochter zur Frau geben. Die Heirath aber wurde ſehr prächtig gefeiert und der Jüngling war glücklich für ſein Leben lang. Als er ſpäter König wurde, machte er ſeinen Vater zum Miniſter und gab auch ſeinen Brüdern hohe Stellen, ſo daß ſie alle gut verſorgt waren.

Hans ohne Furcht.

Ein armer Schuſter hatte einen Sohn, der hieß Hans und war der wildeſte und unerſchrockenſte Bube im ganzen Dorf. Sein Vater that ihn zum Pfarrer, um ihn ein wenig zähmen zu laſſen, aber der Pfarrer richtete nicht viel mit ihm aus. Als gute Worte und Ermahnungen nichts halfen, ſprach endlich der Pfarrer zum Glöckner: ‘Zahm muß er werden und ſollt er das Leben dabei einbüßen. Nimm ihn den Abend, wenn zu Nacht geläutet wird, mit in die Kirche und ſchließe ihn ein. Die Geiſter, welche da webbern, werden ihm ſchon die Nägel kürzer ſchneiden.’ Der Glöckner nahm den Hans am Abend mit und ſchickte ihn nach dem Läuten auf den Boden, um dort etwas zu holen; unterdeſſen ſchlich er ſich ſchnell heraus und ſchloß die Kirchenthüre hinter ſich zu. Als Hans wieder herunter kam und ſah, daß der Glöckner fort war, ſprach er: ‘Der meint wohl, ich fürchte mich; aber hier ſchläft ſich’s ſo gut, wie anderswo,’ und er legte ſich auf eine Bank und ſchlief ein. Als es zwölf Uhr ſchlug hörte er plötzlich ein Geräuſch, als ob gekegelt würde. Er ſchaute ſich um, da ſtanden drei ſchwarze Männer drunten in der Kirche und warfen mit Todtenköpfen nach neun Knochen, welche oben aufgeſtellt waren, aber ſie trafen immer ins Blaue. ‘Ihr ſeit mir ſchöne

Burſche!' rief Hans. 'Her den Kloß und laßt mich mal werfen.' Da warf er und traf alle neun. 'Jetzt werfe mir einer nach, ich ſetze auf,' ſprach er, aber die Männer trafen nicht einen Kegel und Hans gewann ſich einen neuen Kreuzer von ihnen. Um ein Uhr rafften ſie ſchnell ihr Spiel zuſammen und ſchlupften unter einen Stein.

Morgens weckte der Pfarrer den Glöckner ſchon ſehr früh und ſprach: 'Geh und ſieh, daß du die Leiche des Hans aus der Kirche ſchaffſt, denn er iſt gewiß umgekommen; laß ſie nur auf dem Kirchhof liegen, die Geiſter haben ihn ja da ſo gut wie in der Kirche umbringen können.' Der Glöckner ging in die Kirche, aber da ſchnarchte der Hans auf ſeiner Bank, daß es eine Art hatte, und als der Glöckner ihn weckte, rief er ſogleich, indem er ſeinen neuen Kreuzer zeigte: 'Da guck, den hab ich mir von Zwölf bis Eins gewonnen. Haſt du Luſt mitzuſpielen, dann bleibe die Nacht hier.' 'Da ſoll mich der liebe Himmel vor bewahren!' ſprach der Glöckner und ging ſeines Weges, um es dem Pfarrer zu ſagen. 'Laß ihn nur gehn, er iſt noch nicht zu Ende mit den Geiſtern,' ſprach dieſer.

Am folgenden Abend als der Glöckner läuten wollte, ſtand Hans ſchon an der Kirchthür; er ging hinein, ließ den Glöckner zuſchließen und legte ſich auf ſeine Bank. Gegen zwölf Uhr erwachte er wieder und ſah ſechs ſchwarze Männer, die mit zwei Todtenköpfen nach Knochenkegeln warfen, aber ſo wenig trafen, wie die drei in der vorigen Nacht. Hans ſprang auf und rief: ‘Weg da, laßt mich werfen, ihr lernt's ja in alle Ewigkeit nicht,’ warf und traf alle neun. ‘Nun verſucht's noch einmal, ich will aufſetzen’ ſprach er und ſetzte auf bis ein Uhr, da rafften die Männer ihre Kegel zuſammen und gingen. ‘Nun, wo iſt mein Geld?’ fragte Hans. ‘Aber geht nur, ich will's gut behalten bis morgen.’ Die Männer verſchwanden wieder unter dem Stein und Hans legte ſich und ſchlief weiter bis an den hellen Morgen. Da kam der Glöckner, welchen der Pfarrer geſchickt hatte um nach dem Hans zu ſehen und Hans rief ihm entgegen: ‘Denk dir, ich kegele beſſer, als die ſechs Kerle, welche die Nacht hier waren; heute ſind ſie mir mein Geld ſchuldig geblieben, aber die kommende Nacht müſſen ſie mir's auszahlen, ich laſſe ſie nicht eher fort. Bleib doch mit hier, es iſt gar zu ſchön und mager ſind die Burſche, daß ihnen der Mond durch den Leib ſcheint, es iſt als hätten ſie kein Fleiſch an ihren Knochen.’ Da überlief es den Glöckner heiß und kalt. ‘Um Alles in der Welt bleibe ich nicht da,’ ſprach er und lief zum Pfarrer zurück, dem er Alles meldete. ‘Laß ihn gehn,’ ſprach der Pfarrer, ‘er bekommt doch ſeinen Lohn für ſolche Verwegenheit.’

In der dritten Nacht lag Hans wieder auf ſeiner Bank, da rappelte es und er ſah neun Männer, welche mit drei Kugeln nach den Todtenkegeln warfen. ‘Potz Wetter, das iſt ja nicht anzuſehn!’ ſchrie er, als ſie nie trafen; ‘her den Klotz.’ Da ſchmiß er die Kugel, daß ſie in Stücke brach und alle neun Kegel ſanken. ‘So wirft man und nun thut mir's nach!’ rief er, ‘ich will derweil aufſetzen.’ Alſo ging das Spiel fort bis es ein Uhr ſchlug, da rafften die Männer Alles zuſammen und gingen. 'Heut ſchenke ich euch mein ſauer verdientes Geld nicht,' ſprach Hans, und faßte den letzten am Mantel, als er eben unter den Stein ſchlupfen wollte, aber da wich der Stein und Hans fiel in ein großes Gewölbe, die Männer waren aber weg. 'Ei ihr Lumpen' rief er, da klopfte ihm Jemand auf die Schulter und als er ſich umſchaute, ſtand ein weißer Mann hinter ihm, der war ganz mit Schlüſſeln behängt. 'Ich ſehe dir an, du gehörſt nicht zu den ſchlechten Burſchen, die mich um mein Geld betrogen haben,' ſprach Hans, 'aber was willſt du denn?' 'Dich reich machen auf Lebenszeit,' ſprach der Mann, 'Dreh dich einmal um und ſchau vor dich hin. Da liegen drei Haufen Geld, wie du ſiehſt. Der eine Haufen iſt dein, der andere dem Glöckner und der dritte dem Pfarrer, daß er ihn für die Kirche verwende und an die Armen austheile.' Als er das geſagt hatte, war der Mann verſchwunden; Hans aber freute ſich, daß er nicht umſonſt die Kegel aufgeſetzt habe.

Als der Glöckner am folgenden Morgen in die Kirche kam, rief Hans ihm entgegen: 'Du bring mal einen Sack, ich habe ein Malter Geld für dich.' 'Da haben wir's, der Bub iſt närriſch geworden,' ſagte der Glöckner und lief fort. Dem Hans dauerte es zu lange, bis er wiederkehrte, er ging darum nach Hauſe und holte ſich ſelber drei Säcke, füllte das Geld hinein und trug den einen in des Glöckners Haus. Da warf er ihn auf den Tiſch, daß die Stempel brachen, Tiſch und Sack auf die Erde fielen und die blanken Thaler in der Stube herumrollten, und ſchalt: ‘Muß ich euch faulem Volk den Dreck auch noch ins Haus tragen? Warum konntet ihr ihn nicht ſelber holen?’ Ebenſo machte er es beim Pfarrer, nahm dann ſeinen Sack auf den Rücken und marſchirte in die Welt hinaus.

Als er bei der Hauptſtadt anlangte und die Schildwache am Thore ſah, gefiel ſie ihm ſo gut, daß er ſprach: ‘Du gib mir den Blanken von deiner Seite und das Knalleiſen von deiner Schulter, ich gebe dir meinen Sack Geld dafür.’ ‘Das thäte ich gern,’ erwiederte der Soldat, ‘aber ich darf nicht, gehe zum Hauptmann, der thut's wohl.’ Hans ging zum Hauptmann und ſprach: ‘Gib mir auch ſo einen Blanken und ein Knalleiſen, wie die andern Soldaten haben, ich gebe dir meinen Sack Geld dafür.’ ‘Das thäte ich gern, mein Sohn, aber ich darf es nicht,’ ſagte der Hauptmann; ‘gehe zum König, der thut es gern.’ Da ging Hans zum König und ſprach: ‘Gib mir auch ſo einen Blanken und ein Knalleiſen, wie deine Soldaten haben, ich gebe dir meinen Sack voll Geld dafür.’ ‘Das ſoll geſchehn, mein Sohn,’ ſagte der König, in deſſen Schatzkammer gerade viel Platz für Geldſäcke war, und ließ den Hans ſogleich in eine Uniform ſtecken und ihm Gewehr und Säbel geben. Das war eine Freude für den Hans; er lief ſogleich fort und auf den Platz, wo die Soldaten exercirten. Da ſollte er ſich als Rekrut einüben laſſen, aber er ſprach: ‘Das verſtehe ich Alles ſchon. Hab ich doch beſſer gekegelt, als drei Mann und ſechs Mann und neun Mann und ſoll nicht einmal mit dem Ding umzugehn wiſſen.’ Da ſtellte ihn der Hauptmann mit den alten Soldaten, die ſchon drei und vier Jahre gedient hatten, in Reih und Glied. Als er ſah, daß ſie alle das Gewehr bei Fuß hatten, ſchrie er ſogleich: 'Ei ihr faulen Lümmel, wollt ihr gleich das Gewehr auf die Schulter nehmen!' 'Gemach,' ſprach der Hauptmann, 'das kommt ſogleich. Schultert's Gewehr!' Da ſchulterten ſie alle, aber der Hans warf ſein Gewehr auf die Schulter. 'Hans, du machſt es nicht recht, das kommt ſogleich,' ſprach der Hauptmann. 'Achtung! Gewehr über!' Da warf Hans ſein Gewehr über die Schulter hinaus, daß es ſeinen Hintermännern ihre Szakos mitnahm und noch mehr als fünfzig Schritte weit flog. 'Ei Hans, was machſt du?' fragte der Hauptmann. 'Ich mache was recht iſt und die andern ſind alle faule Kerls und Eſel, die nichts vom Dienſt verſtehn,' antwortete Hans. Auf dieſe Weiſe trieb er es fort und zwar ſo bunt, daß der Hauptmann endlich ſeinen Rappert an den König machte und ſchrieb, er könne es länger nicht mit Hans aushalten.

Der König ſteckte ihn in ein anderes Regiment, aber da ging es noch ſchlimmer. Als er zum erſten Mal exerciren ſollte und der Major ihm einen Verweis gab, rief er: 'Du verſtehſt nichts davon, Alter, komm gib mir mal dein Pferd und deinen Blanken und laß mich mal ſchreien, ich kann das beſſer,' warf Gewehr und Säbel fort und ging auf den Major zu. Der rief: 'Hans bleib mir vom Leibe, oder ich ſteche dich todt.' 'So weit ſind wir noch nicht,' ſprach Hans, riß ihn vom Pferde, ehe er ſich's verſah, nahm ihm den Degen, zog ſeinen Majorsrock an und ſprang auf das Pferd. So ritt er die Front entlang und ſchrie immerfort: 'Schultert's Gewehr! Präſentirt's Gewehr! Marſch!

Bataillon rechts, links ſchwenk Marſch!‘ ſo daß die Soldaten nicht folgen konnten und Alles durcheinander gerieth. Da wollte Hans ſich todtlachen und rief: ‘So recht, ihr Kinder, das iſt ſchön, nun geht nach Hauſe, ihr exercirt morgen wieder und heut bekommt ihr doppelte Löhnung.‘ Da lachten die Soldaten mit, denn ſie gönnten das dem Major, weil er ſo hart und ſtreng gegen ſie war.

Als der König ſah, daß mit Hans nichts anzufangen ſei, dachte er darauf, wie er ihn wieder los werden könne. In der Nähe der Hauptſtadt lag im Walde ein Schloß, darin wagte Niemand zu übernachten, weil es immer da ſpukte. Der König ließ den Hans kommen und ſprach: ‘Hans, wenn du das Schloß erlöſeſt, gebe ich dir meine Tochter zur Frau.‘ Er dachte aber, Hans werde da umkommen. Hans ſprach: ‘Gib mir das ſchriftlich, dann will ich es thun.‘ Der König gab ihm die Verſchreibung. ‘So, nun muß ich noch Tabak und einen Blanken haben,‘ ſagte Hans und als er das bekommen hatte, machte er ſich auf den Weg und zündete ſich, da es gegen Abend ging und kalt war, in einem Zimmer Feuer in dem Kamin an. Gegen zwölf Uhr ſprang die Thür des Zimmers auf und zwölf Männer traten herein, ſetzten ſich an den Tiſch und ſpielten Karten. Hans ſtellte ſich zu ihnen und ſprach: ‘Es iſt ſchade daß ich kein Geld habe, ihr Brüder, ſonſt ſpielte ich mit euch, aber morgen muß mir der König welches geben.‘ Die Männer gaben ihm keine Antwort und ſpielten weiter. Da merkte Hans, daß einer von ihnen fautelte, er ſchlug ihn hinters Ohr und rief: ‘Ei Spitzbub, ich will dir lehren, deine Kameraden zu beleidigen.' Da ſchlug es Eins und die Männer waren verſchwunden.

Am andern Morgen ſchickte der König einen Soldaten in das Schloß, um nachzuſehn, ob Hans noch lebe. Als Hans ihn erblickte, rief er: 'Du ſage dem König, ich müſſe Geld haben, denn um nichts und wieder nichts kann ich nicht ſpielen.' Der König ſandte ihm Geld und befahl dem Soldaten, die Nacht gleichfalls im Schloß zu bleiben. Aber der ſchüttelte doch bedenklich den Kopf und dachte bei ſich: wie ſoll das ablaufen! Jetzt war Hans oben drauf. Abends ſprach er zu dem Soldaten: 'Mach du jetzt Feuer an, es wird kalt, ich will derweilen Holz holen.' Er ging und war bald wieder da, da lag der Soldat und war ſteiftodt. Hans glaubte er ſei vor Kälte umgefallen und ſchleppte ihn näher zum Feuer, ſprach: 'Da wärme dich, Alter, dann kommſt du bald zu dir,' ſtopfte ſich ein Pfeifchen und rauchte. Als die zwölf Männer wieder kamen, rief er ihnen ſchon entgegen: 'Hier iſt Geld, jetzt können wir ſpielen, ihr Brüder!' Sie antworteten nichts, ſetzten ſich hin und ſpielten, gaben ihm aber keine Karten. Hans ließ ſich das eine Zeitlang gefallen, dann aber kochte es in ihm, er nahm ein brennendes Scheit aus dem Feuer und ſchlug unter ſie, indem er ſchrie: 'Ei euch groben Kerle ſoll der Himmelſapperloter holen, was iſt das für eine Art.' Er ſchlug aber in leere Luft hinein, denn eben brummte die Uhr Eins und die Männer waren weg.

Als der König am folgenden Morgen vernahm, daß das

Schloß ſchon ein wenig heller ſei, als ob's erlöst werden ſollte, und daß Hans noch immer lebe, wurde ihm angſt und bange, denn er dachte: 'Hat er zwei Nächte dort zugebracht, dann kann er es auch die dritte Nacht aushalten.' Hans dagegen war gutes Muthes, denn er freute ſich nicht wenig, ſo wohlfeilen Kaufs eine Prinzeſſin zur Frau zu bekommen und Prinz zu werden. Er ſprang und tanzte den ganzen Tag im Schloß herum Trepp auf, Trepp ab und es war Abend, ehe er es dachte. Um zwölf Uhr kamen die zwölf ſchwarzen Männer wieder und dießmal war noch ein dreizehnter weißer bei ihnen, der winkte dem Hans, er ſolle mit ihm gehn. 'Ja wohl, ich komme ſchon, aber die Zwölf müſſen mit dir voran gehn' ſagte Hans und es geſchah. Alſo gingen ſie durch viele Gänge, bis ſie an eine Thür kamen, die mit vielen Schlöſſern verſchloſſen war. Der Weiße rührte die Schlöſſer an, da ſprangen ſie auf, die Thür öffnete ſich und da war es ein großes Zimmer, ohne Fenſter, darin ſtanden ringsum Fäſſer mit Gold. 'Die erſten Fäſſer ſind für dich,' ſprach der Geiſt, 'die dort für den König und die andern für die Soldaten, und jetzt danken wir dir alle ſchönſtens, denn du haſt uns erlöst.' 'Das iſt gern geſchehn,' ſagte Hans und ging in ſeine Kammer zurück, denn die Geiſter waren verſchwunden. Da legte er ſich auf ein Ohr und ſchlief, wie ein Prinz.

Am folgenden Tage lief er in aller Frühe zum König, der noch in ſeinem Bette lag und rief: 'Du, gib mir meine Frau, ich habe eine ganze Reihe Fäſſer voll Geld für dich.' Der König ſeufzte, ſtand auf und ging mit Hans, aber da war er doch froh.

als er das viele Geld ſah und auch merkte, daß der Hans nun einen eben ſo großen Reichthum beſaß wie er ſelbſt. Er ſprach: 'Gehe mit, Hans, ich führe dich zu der Prinzeſſin und morgen ſoll die Hochzeit ſein.' So weit war alles gut, als ſie aber zu der Prinzeſſin kamen und ſie hörte, was im Spiele ſei, da wurde ſie blitzböſe und ſprach, ſie möge keinen Bauerlümmel zum Manne. 'Das iſt mir eins und dasſelbe' ſagte Hans, 'ich will dich aber zur Frau und morgen wirſt du mich nehmen, da ſind weiter keine Sprünge mehr zu machen.' Und er ließ ſie allein und ging wieder in das erlöſte Schloß.

Der König war wie zerſchlagen, als er ſeine einzige Tochter ſo troſtlos ſah. Da traten ſeine Räthe zu ihm und ſprachen: 'Eine Stunde von hier liegt die Mühle, wo der Teufel mit der ſieben und ſiebenzig Ellen langen Naſe umgeht. Dahin ſchicket den Hans und er ſolle auch die Mühle noch erlöſen. Seit verſichert er kommt nicht zurück.' Der König ließ den Hans ſogleich rufen und ſprach: 'Vor deiner Hochzeit könnteſt du mir noch den Gefallen thun, die Mühle draus vor der Stadt zu erlöſen.' 'Iſt herzlich gern,' ſagte Hans und ging gegen Abend hin. Da war in der Mühle nichts zu ſehn, als ein alter Schraubſtock, ein paar Stühle und ein alter Ofen. Hans legte Feuer ein, zündete ſeine Pfeife an und ſetzte ſich gemüthlich hin. Plötzlich fuhr die Thür auf und da huſchte ein langes ſpitzes Ding herein, das wollte kein Ende nehmen, und legte ſich wie ein Seil im Zimmer an den Wänden herum. Endlich ſprang ein Teufel herein, dem war das lange Ding überm Maul feſt gewachſen und da merkte Hans daß es ſeine Naſe war. 'Bruderherz dich möcht ich nieſen hören' ſagte Hans, aber der Teufel brummte: 'Du ſollſt nicht mehr nieſen, denn ich breche dir das Genick.' 'Den Freundſchaftsdienſt kannſt du dir erſparen,' ſagte Hans, 'wenn dir dein eigen Genick lieb iſt. Aber höre einmal, du biſt ſo flink mit deiner Naſe, kannſt ſie ſchlingen und drehen, ob du ſie aber ſo ſchnell durch den Schraubſtock ziehſt, daß ich ſie nicht feſtklemmen kann, das ſteht doch dahin.' 'Das wäre auch eine Kunſt' lachte der Teufel und machte ſo ein paarmal mit dem Kopf, da fuhr die Naſe wie ein Blitz in der Stube umher, bald oben und bald unten. 'Ja du haſt recht, aber es käme doch auf den Verſuch an,' meinte Hans. 'Gelingt mir's ſo bin ich frei, wo nicht, ſo bin ich ohne Widerrede dein.' 'Wie du willſt,' ſprach der Teufel und ſchlingerte die Naſe durch den Schraubſtock. Hans drehte wohl, ließ ihn aber dießmal durchſchlupfen. 'Siehſt du nun?' lachte der Teufel und Hans machte ein recht betrübtes Geſicht. 'Paß auf, jetzt geht's zu zweiten Mal los!' ſprach der Teufel und Hans ließ ihn noch einmal durch und ſchnitt ein noch viel grämlicheres Geſicht. 'Und jetzt zum dritten Mal!' rief der Teufel; aber dießmal gelang es ihm nicht mehr, Hans war flinker als er und der Teufel kreiſchte, daß man es in der Stadt hörte. 'Nun bleib du ruhig hier,' ſprach Hans, aber da gab ihm der Teufel ſo lange gute Worte und verſprach ihm alles Mögliche, bis Hans ihn losließ.

Jetzt half der Prinzeſſin nichts in der Welt mehr, ſie mußte den Hans nehmen. Nach und nach gewöhnte ſie ſich an ihn und gewann ihn ſeines guten Herzens wegen noch ſehr lieb.

Eines Tages ging Hans mit der Prinzeſſin im Walde ſpazieren, da ſaß der Teufel mit der langen Naſe auf einem Baume und griff mit ſeinen Klauen nach dem Haarputz der Prinzeſſin. 'Ei willſt du wieder in den Schraubſtock?' rief Hans, da kreiſchte er: 'Nein, nein!' und ließ ſich nie wieder ſehn.

Die dreizehn verwünſchten Prinzeſſinnen.

Drei Handwerksburſche waren des Arbeitens müde, ließen ſich ihren Lohn auszahlen und gingen auf die Wanderſchaft. Vorm Thor ſtanden drei andere Handwerksburſche, welche grade in die Stadt gehn wollten. ‘Wohinaus ihr Brüder!’ frugen ſie. ‘Auf die Wanderſchaft, denn in der Stadt iſt's ſchlecht,

Kein Brod im Schrank,
Waſſer zum Trank.’

‘Dann gehn wir miteinander’ ſprachen die zweiten Drei und alſo ſchlenderten ſie die Straße daher. Im nächſten Ort wollten ſie doch wiſſen, ob der Wirth zum grünen Hund noch immer ſo guten Aepfelwein habe und kehrten ein. Da ſaßen drei Handwerksburſche in der Stube und ließen die Flügel hängen. ‘Guten Morgen ihr Brüder!’ riefen die Sechs; ‘wohin des Wegs?’ ‘Wir wiſſen's nicht,’ ſprachen die Drei und klagten über die ſchlechten Zeiten. ‘Was da, ſchlechte Zeiten hin, ſchlechte Zeiten her,’ ſagten die Sechs, ‘geht mit uns, wir halten zuſammen und theilen Alles, bis die Zeiten wieder gut werden.’ So zogen ſie ihrer neun dahin und ſangen ihre Lieder ſo luſtig, als ob ſie ſtatt ihrer alten Kleider lauter Kronenthaler im Torniſter hätten. Ein Stück Wegs weiter fanden ſie drei Handwerksburſche, die lagen unter einem Baum und ſchliefen, wie die Säcke. 'Das iſt ein guter Einfall' ſprachen ſie, langten ihre Torniſter vom Rücken und legten ſich auch hin. Die Drei wachten bald nachher auf und machten große Augen, als ſie ſich in ſo großer Geſellſchaft fanden. Dann aber beſchloſſen ſie kurz und gut, da ſie einmal mit den Brüdern zuſammen ſeien, wollten ſie auch zuſammen bleiben. Das geſchah und die Neun waren herzlich froh über den neuen Zuwachs. So ging's nun dahin mit Sang und Klang und je weniger ſie hatten um ſo luſtiger waren ſie. Sie fanden aber nirgendwo Arbeit, das Fechten konnte auch nicht ewig ſo fortdauern, darum hielten ſie einen Rath und das Ende vom Liede war, daß ſie beſchloſſen, alle zwölf unter die Soldaten zu gehn.

Nun bekamen ſie die Flinte noch zum Torniſter zu tragen, mußten marſchiren Bauch herein Bruſt heraus Kopf zurück, mußten exerciren aufs Commando eins zwei drei, mußten auch fechten, aber nicht ſo gemächlich wie früher, ſondern mit der ſchweren Flinte, daß ihnen der Schweiß auf der Stirn ſtand. Das Alles behagte ihnen ſchlecht und ſie wurden immer trauriger, bis ſie endlich wieder einen Rath hielten und beſchloſſen ſammt und ſonders zu deſertiren. Der Jüngſte von ihnen bekam aber Gewiſſensbiſſe und verrieth die Sache dem Feldwebel. 'Das war recht und ſchön von dir, mein Sohn, daß du mir das ſagteſt,' ſprach der Feldwebel, 'ich danke dir für die Meldung. Wann wollen ſie denn durchbrennen?' 'Morgen früh.' 'Dann ſage ihnen, ich wolle mit durchbrennen, denn ich bin auch des Dienſtes ſatt.'

Der Feldwebel hielt ſein Wort und damit ſie vorerſt nicht ohne Geld ſeien, nahm er das Traktament der ganzen Compagnie mit. Das war nun ein Leben! Sie trieben's wie die Vögel im Hanfſamen, nur ſchade, daß es nicht lange dauerte. Als ihr Geld faſt alle war und der eine und andere ſchon anfing, ſich Sorgen zu machen, wie das enden werde, kamen ſie eines Tages in einen großen Wald, der wollte gar kein Ende nehmen. Sie gingen und gingen den ganzen Tag, aber es ließ ſich kein Wirthshaus ſehn, wo ſie ihre letzten Batzen hätten unterbringen können. Müd und matt vor Hunger und Durſt ſchliefen ſie am Abend unter einer großen Eiche ein, alle bis auf den Feldwebel. Der konnte nicht einſchlafen und ſtieg aus Langeweile auf den Eichbaum um bei dem ſchönen Mondſchein ſich umzuſchauen, ob nicht Haus oder Hof in der Nähe ſeien. Er ſah unfern aus einem hohen Kamin Rauch in die Höhe wirbeln und die hellen Funken dazwiſchen heraus fahren. Wie ſchnell mein Feldwebel wieder herunter war! So ſchnell war er nie auf den Feind losgeſtürmt, als er nach der Gegend hin lief, wo der Rauch aufſtieg. Es war aber ein Schloß, das lag in einem Berge und war ganz erleuchtet. Als er hinein und in die Küche trat, da protzelte, kochte und briet und ſchmorte Alles drunter und drüber; in einem großen Saal war für dreizehn Mann gedeckt, zwölf Meſſer, Gabeln und Löffeln von Silber und ein Beſteck von Gold, im ganzen Schloß war aber keine Seele zu ſehn. 'Das iſt keinem Tauben gepfiffen,' ſprach der Feldwebel, trank ein paar Flaſchen Wein und ſchnitt ſich einen tüchtigen Fetzen Braten ab, denn als guter Commandant wollte er ſich wenn auch mit eigener Lebensgefahr überzeugen, daß die Speiſen und Getränke gut ſeien und kein Gift oder anderes ſchädliche Weſen ſich darin befinde. Davon war er jetzt vollkommen ſicher, denn er war ſo kreuzfidel geworden, daß er ſeine Mannſchaft vor lauter Freude durchprügelte, ſo daß ſie meinten in Räuberhände gefallen zu ſein und einer nach dem andern um Pardon und Gnade ſchrie. Als ſie aber ihren Feldwebel erkannten und von ſeiner Entdeckung hörten, da faßten ſie ſich zu ſechs und ſechs in die Arme und zogen den Helden voran in das Schloß hinein. Als ſie auf den Schloßhof kamen, rief der Feldwebel: ‘Rangirt euch!’ aber proſit die Mahlzeit, die rangirten ſich nicht eher, als bis ſie im Saal waren, da exercirten ſie mit Meſſer, Löffel und Gabel, daß es eine Art hatte und hieben in die Rinds- und Hammelsbraten ein, als ob ſie die ſchlimmſten Feinde vor ſich hätten. Es war auch eine wahre Luſt, zu ſehn, wie das Eſſen heranmarſchirt kam; ſowie eine Keule verzehrt war, ſtand ſchon wieder eine andere auf dem Tiſch und war eine Flaſche Wein leer, dann ſtanden gleich zwei volle dafür da. Aber die beſten Biſſen kamen immer vor den Feldwebel, der ſie dann ſtets brüderlich mit den andern theilte. So ſaßen ſie und tafelten und tranken ſo viel Geſundheiten, bis ſie vor lauter Geſundheit nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf ſtand. Nur der Feldwebel hatte ſich als ordentlicher Commandant tapfer gehalten, zwar ſcharf drein gehauen und manche Flaſche ausgeblaſen, aber er war bei voller Beſinnung, ſo daß er die ganze Mannſchaft in das Schlafzimmer bringen konnte, wo zwölf Betten in einer

Reihe ſtanden, recht wie in der Kaſerne, nur daß über jedem Bett ein ſeidener Thronhimmel hing. Dann ſuchte er ſein Kämmerchen auf, denn für ihn war ein Bett in einem beſondern Zimmer zurecht gemacht und das war viel ſchöner, wie die andern. Als er ſo da ſtand und ſich eben zum Schlaf rüſten wollte trat plötzlich eine ſchöne Jungfrau herein, die hatte ein goldnes Krönlein auf dem Haupte und trug ein goldgeſticktes Kleid. Sie ſprach freundlich: 'Guten Abend, mein lieber getreuer Johannes Erlöſer, ach wie lange habe ich auf dich geharrt! Du und deine zwölf Kameraden ihr ſollt mich und zwölf andere Königstöchter erlöſen, die alle in dieſem Schloß verwünſcht ſind. Haltet ihr zwölf Jahre treu bei dem Schloſſe aus und folgt ihr treulich meinem Rath, dann erlöſet und gewinnt ihr uns zu euren Gemahlinnen. Thut ihr es aber nicht, dann ſteht ihr euch ſelbſt im Licht und es iſt euer Verderben. Ihr dürfet hier im Schloß überall herumgehn, auch hinausziehn auf die Jagd und braucht euch keine Freude zu verſagen, aber ihr dürft das Schloß nicht verlaſſen.' Wie war der Feldwebel mit dem Verſprechen ſo flott bei der Hand! Er wollte in ſeiner Freude darüber, daß er ein Prinz werden ſolle, der ſchönen Königstochter um den Hals fallen und ſie drücken und herzen und küſſen, aber ſie wehrte ihm mit der Hand und da war er alsbald mäuschenſtill. 'Berühren darf uns keiner von euch' ſprach ſie 'ſonſt iſt Alles verloren' und ſie grüßte den Feldwebel freundlich und verſchwand.

Am folgenden Morgen erzählte der Feldwebel der Mannſchaft die ganze Geſchichte und das war ein Jubel! Jeder eine Prinzeß, ſie hätten ſich vor lauter Freude zu Tode lachen und ſpringen mögen. Aber wie die Menſchen nun einmal ſind, es dauerte nicht lange, da wurde es zweien von der Mannſchaft zu langweilig, zwölf Jahre auf die Prinzeſſinnen zu warten und ſie machten zuſammen aus, ſie wollten deſertiren. Da kam am Abend die ſchöne Königstochter zu dem Feldwebel und ſagte ihm den ganzen Plan, damit er ihn vereitle. 'Fällt euch die Zeit ſo lang, dann ſage mir,' ſprach ſie, 'wie lange ihr nach eurer Meinung ſchon hier ſeit.' 'Vierzehn Tage,' antwortete der Feldwebel. 'Du irrſt ſehr,' ſagte die Königstochter, 'was dir wie vierzehn Tage dünken, ſind vier ganzer Jahre.' Am andern Morgen nahm der Feldwebel die Mannſchaft vor, warnte ſie alle vor der Deſertion und ſagte ihnen, wie die Zeit ſo ſchnell vergangen ſei. Da waren ſie ſämmtlich wieder guter Dinge, aber wiederum nicht für lange Zeit, denn das Menſchenherz iſt ein ſonderbares Ding und nimmer zufrieden mit dem, was es hat. Kaum vierzehn Tage ſpäter zogen ihrer ſieben auf die Jagd hinaus und unterwegs beſchloſſen fünf, den andern Morgen allein auszugehen und zu deſertiren. Das war wohl ſehr heimlich verabredet, doch die Königstochter wußte es im ſelben Augenblick und ſagte es am Abend ihrem lieben getreuen Johannes Erlöſer wieder, frug ihn auch, wie lange er nun glaube ſchon da zu ſein. 'Etwa vier Wochen' ſprach er. 'Du irrſt ſehr,' erwiederte ſie, 'es geht bereits ins neunte Jahr und denke, ihr habt nur noch ſo kurze Zeit auszuhalten.' Als der Feldwebel der Mannſchaft die Sache vorhielt, war für einen Augenblick wieder Alles gut, bald aber wurden ſie wieder unbelliſch, gingen zum Feldwebel und ſprachen, er könne nicht wiſſen, ob die Königstochter ihn und ſie zu Narren halte; am Ende ſei die ganze Geſchichte erlogen und ſtatt ſeiner Prinzeſſin hätte jeder einen Dreck; ſie wollten ſich von der Wahrheit überzeugen und ihre künftigen Gemahlinnen ſehen. Der Feldwebel mahnte ſie davon ab, denn es ſchwante ihm nichts Gutes, doch ſie beſtanden darauf, er müſſe es der Königstochter ſagen und wenn ſie nicht ihren Willen thäte dann gingen ſie alleſammt ihres Weges.

Als der Feldwebel Abends der ſchönen Jungfrau Alles vortrug, ſeufzte ſie und ſprach: ‘Ach, wenn ſie es doch nicht verlangten, da ſie aber nicht anders wollen, ſo ſage ihnen, ſie ſollten morgen Mittag um zwölf Uhr zum Fenſter hinaus ſehn, dann ſähen ſie uns in unſerer Verwünſchung.’ Die Mannſchaft freute ſich, als der Feldwebel ihr das mittheilte und am folgenden Mittag wollte jeder der erſte am Fenſter ſein. Und was ſahen ſie da? Lauter Löwen, Tiger, Drachen und dergleichen Unthiere ſahen ſie, ſo daß ſie nichts Eiligeres zu thun hatten, als in das Zimmer zurückzueilen und ſie wollten nicht mehr hinausgucken. Statt ſich nun zufrieden zu geben, gingen ſie am andern Tage zu dem Feldwebel und ſprachen, das ſei eine ſchöne Geſchichte, daß ſie lauter Drachen und grimmige Katzen zu Frauen haben ſollten, deren gebe es genug und darum wollten ſie keine zwölf Jahre lang in dem Schloſſe hocken; wenn ſie die Prinzeſſinnen nicht in menſchlicher Geſtalt ſehen könnten, dann gingen ſie alle ihres Weges. Vergebens verſuchte der Feldwebel ſie davon abzubringen, es half ihm nichts und er war gezwungen, Abends der Jungfrau das

Begehren der Mannſchaft mitzutheilen. Da ſeufzte ſie tief auf und ſprach: 'Ach wenn ſie es doch nicht verlangten! Da ſie aber nicht anders wollen, ſo ſag ihnen, ſie würden uns morgen Abend ſehen und wir wollten mit ihnen zu Nacht eſſen; Keiner aber dürfe reden und noch weniger eine der Jungfrauen berühren.'

Der Feldwebel ſagte der Mannſchaft Alles, was die Königstochter ihm geſagt und warnte ſie wohl, ihrem guten Rathe zu folgen und nicht Alles zu verderben. Sie waren mit dem Verſprechen raſch bei der Hand, doch vom Verſprechen bis zum Halten iſt ein großer Schritt. Abends ward die Tafel für ſechsundzwanzig Perſonen gedeckt und als das Eſſen aufgetragen wurde, da kam die ſchöne Königstochter mit den zwölf Prinzeſſinnen und es war immer eine ſchöner als die andere. Sie ſetzten ſich zu Tiſche jede neben ihren zukünftigen Gemahl. Da war es nun eine ſchwierige Aufgabe, ganz ſtill zu ſchweigen und ſich nicht zu rühren und Alles hätte gut gegangen, wenn der Jüngſte, dem der Wein nach und nach zu Kopfe ſtieg, nicht plötzlich aufgeſprungen wäre und ſeiner Prinzeſſin einen herzhaften Kuß gegeben hätte. Das war gefehlt, denn nun that es einen Donnerſchlag, daß Allen die Beſinnung verging, die Lichter erloſchen und als die Dreizehn wieder zu ſich kamen, waren die Prinzeſſinnen verſchwunden und nichts mehr von ihnen zu hören noch zu ſehn. Ach du liebe Zeit, jetzt ging das Jammern an, aber zu ſpät iſt zu ſpät. Am folgenden Abend kam die ſchöne Königstochter zum Feldwebel und ſprach: 'Ach, daß ſie es nicht anders gewollt haben! Zehn Jahre hatten ſie ſchon ausgehalten und die Erlöſung wäre ſogleich vollendet geweſen. Jetzt aber mögen ſie nur machen, daß ſie fortkommen, ſo lieb ihnen ihr Leben iſt. Jeder mag ſich einen zweiſpännigen Wagen mit Gold nehmen und nur ſich hüten, hierher zurück zu kehren. Dieß verkündigte der Feldwebel ihnen, doch nun wollten ſie den Prinzeſſinnen zum Trotz dableiben. Als es aber zum Mittagseſſen ging, da war für den Feldwebel allein gedeckt, für die Zwölfe nicht. Sie hatten Hunger und baten ihn, er möge ihnen etwas vom Seinigen geben. Das that er auch gern, aber was er ihnen auch gab, wurde im ſelben Augenblick zu Stein. Es blieb ihnen alſo nichts anderes übrig, als ihre Wagen mit Gold zu beladen und weg zu fahren, was ſie auch noch am ſelben Tage thaten.

So ſaß der gute Feldwebel allein auf dem einſamen Schloß und ſah nur jeden Abend die ſchöne Königstochter. Mit der Zeit wurde es ihm jedoch allzu einſam und er wünſchte ſich wieder in die Welt zurück. Das bemerkte die Jungfrau alsbald und als ſie Abends wieder zu ihm kam, ſprach ſie: ‘Ich ſehe dir an, daß es dir hier nicht mehr gefällt; ſo gehe denn, wohin es dir beliebt. Zum Dank dafür, daß du ſo treu ausgehalten haſt, ſchenke ich dir den Mantel, welcher dich hinträgt, wohin du willſt und die Geldbörſe, welche nie leer wird. Nun leb wohl und vergiß das Wiederkommen nicht.’ Der Feldwebel wollte ihr danken, ſie war aber ſchon verſchwunden; auf dem Tiſche lagen der Mantel und die Geldbörſe.

Kaum war er am folgenden Morgen aufgeſtanden, als er auch ſchon ſeine Börſe in den Sack ſteckte, den Mantel umhing und ſich in die Hauptſtadt von Spanien wünſchte. Im ſelben Augenblick flog er durch die Luft daher, daß es rauſchte, und fünf Minuten drauf ſtand er vorm Thor der Hauptſtadt. Da kief er ſich alsbald prächtige Kleider und zog ins erſte Wirthshaus der Stadt, welches hart neben dem Schloß des Königs lag. Er nahm Bediente in Menge an, kaufte Wagen und Pferde und führte ein Leben, wie der erſte König und Kaiſer der Welt.

Die königliche Familie ging täglich auf den Paradeplatz um dem Exerciren der Soldaten zuzuſehn, und da war ein Kaufmann, der ſtellte ihr Stühle vor ſeine Thür, worauf der König und die Königin nebſt der Prinzeſſin ſich ſetzten, denn der König ritt nicht mehr, weil er zu alt war. Auch mein Feldwebel ritt oder fuhr jetzt alle Tage auf den Platz und das hatte ſeinen guten Grund: er war in die ſchöne Prinzeſſin verliebt. Eines Tages ging er in einen Laden und kaufte Tuch und zwar zwanzig Ellen, jede Elle zu zwanzig Goldſtücken. Zufällig kam die Prinzeſſin dazu und verwunderte ſich nicht wenig darüber, daß der Feldwebel ſo koſtbares Tuch kaufte. Wie ſie ihn ſo in der Nähe ſah, da gefiel er ihr gar wohl und je länger ſie ihn anſah, um ſo ſchöner kam er ihr vor. Er war aber auch ein ſchöner Mann und nun vollends in ſeiner Prinzenmontur, ach die ſtand ihm zu gut. Sobald die Prinzeſſin nach Hauſe kam, bat ſie ihren Vater, er möge den ſchönen Prinzen doch einmal zur Tafel einladen. Das geſchah und kurz und gut, der Feldwebel und die Prinzeſſin gefielen ſich immer beſſer, bis ſie ſich endlich heiratheten. Das gab eine Hochzeit! Etwas Schöneres als das Brautkleid iſt nie geſehn worden. Daran haben hundert Stickerinnen Jahr und Tag gearbeitet.

Die jungen Eheleute lebten recht glücklich zuſammen und der Himmel ſegnete ſie ſo, daß ſie alle Jahr zwei Buben bekamen und im Herbſt noch einen Spätling, bis es ihrer zwölf waren. Alle wurden gleich wie ſie auf der Welt waren, zu Feldwebeln ernannt und in die Montur geſteckt. Sobald ſie laufen konnten, lernten ſie exerciren und gingen ſie jeden Tag mit auf die Wachtparade, welcher der Feldwebel ſtets beiwohnte, denn er war Soldat von Kopf bis zu Fuß. Als der neunte Bub eben auf die Welt kam, ſtarb der alte König und die Königin überlebte ihn nicht lange. Der Feldwebel wurde alſo zum König gekrönt und war bald ſo geliebt, daß jedermann im Volke ſich für ihn hätte todtſchlagen laſſen.

Als er eines Tages mit ſeiner Familie wieder auf der Wachtparade war, kam ein Kerl in Lumpen daher und bettelte ihn an. Er gab ihm ein groß Stück Geld, als er ihm dabei aber unter die Augen ſah, erkannte er ihn ſogleich: es war nämlich einer von ſeiner alten Mannſchaft. Am folgenden Tage kam wieder einer und ſo ging es fort, bis ſie alle zwölf da waren und jeden Tag bettelten. Da ließ er ſie zu ſich beſcheiden und als ſie zitternd und zagend vor ihm ſtanden, weil ſie nicht anders glaubten, als der König wolle ſie wegen ihres Bettelns hernehmen, gab er ſich ihnen zu erkennen. Das gab lange Geſichter und große Augen! Nachdem er ihnen erzählt hatte, wie er es bis zum

König gebracht, fingen ſie auch an zu erzählen, wie ſie es von ſteinreichen Leuten zu elenden Lumpen gebracht und Alles verliederlicht hatten. Endlich verlangten ſie von ihm, er müſſe ſie wieder in das Schloß führen, ſie wollten jetzt die Prinzeſſinnen erlöſen. ‘Dazu rathe ich euch nicht,’ ſprach er, ‘es wäre euer Unglück,’ denn er hatte keine beſondere Luſt, ſich wieder unter die Kerle zu miſchen. Als ſie aber ſo baten, da fiel ihm ein, wie die ſchöne Königstochter ihn auch zur Wiederkehr ermahnt hatte und er folgte ſeinem guten Herzen. Er ſchrieb ſeiner Gemahlin einen Brief, worin ſtand, er müſſe auf eine Weile weg, um die andern Städte des Königreichs zu beſuchen, bald werde er aber wiederum bei ihr ſein. Dann ſetzte er ſich mit der alten Mannſchaft auf den Mantel und fort ging's wie der Wind, ſo daß ſie in Zeit von zehn Minuten vor dem Schloſſe ſtanden.

Es war Abends und als ſie hereintraten fanden ſie die Tafel gedeckt, doch kam nur für den Feldwebel, das heißt jetzt für den König Eſſen auf den Tiſch, die andern konnten ſich hungrig zu Bette legen und das gefiel ihnen ſchlecht, aber damit war es noch nicht gethan. Als ſie weg waren und der König in ſein Kämmerlein trat, da erſchien die Königsjungfrau und ſprach freundlich: ‘Schönen guten Abend mein lieber getreuer Johannes Erlöſer, du thateſt recht daran, wieder zu kommen, die andern aber thaten übel dran und es gereut ſie ſchon. Nimm morgen am Tage die zwölf Karfunkelſteine, welche auf dem Tiſche liegen und bringe ſie deinen zwölf Prinzen, bleibe auch nicht länger hier in dem Schloſſe.’ Alſo ſprach ſie, reichte ihm ihre Hand und verſchwand. Der König that, wie ſie geſagt; als er aber an dem Thor des Schloſſes vorüberflog, da hing die ganze Mannſchaft an einem himmelhohen Galgen und grinzte ihn an; die hatten ihre verdiente Strafe.

Was das für eine Freude war, als der König ſo ſchnell wieder heimkehrte und die zwölf prachtvollen Karfunkelſteine den Prinzen ſchenkte! Gleich ſollte er ſagen, wo er dieſelben her habe, es wurde ihm keine Ruhe gelaſſen und da platzte er zuletzt heraus. Nun hatten die Prinzen keine Ruhe und wollten alle zwölf auch in das verwünſchte Schloß, doch das wollte er nicht zugeben, denn er mußte unaufhörlich daran denken, wie die Mannſchaft an dem Galgen baumelte und ihn angrinzte. Da träumte ihm dreimal, die ſchöne Königstochter ſtehe vor ſeinem Bette und bäte ihn mit Thränen, er möge doch die zwölf Prinzen in das Schloß bringen, das ſei ja ihre Erlöſung. Als er es trotzdem immer nicht that, da träumte ihm in der vierten Nacht, die Thür ſeines Schlafzimmers öffne ſich und die zwölf Prinzeſſinnen kamen mit der ſchönen Königsjungfrau herein, ſielen vor ihm auf die Kniee nieder und bäten ihn alle, doch ihrer Erlöſung nicht im Wege ſtehen zu wollen; den Prinzen geſchehe nichts, im Gegentheil, ſie würden glücklich auf Lebenszeit. Da wurde ihm das Herz weich, er ſagte Alles ſeiner Gemahlin, ſetzte ſich mit ſeinen Söhnen auf den Mantel und ſtand vorm Schloß.

Als ſie eintraten, war die Tafel prächtig gedeckt, viel ſchöner als ehemals für die Mannſchaft, alles blitzte und glitzerte von purem Gold. Des Abends, als die Prinzen zu Bette waren, flog des Königs Thüre auf und die ſchöne Jungfrau trat mit freudelachenden Blicken herein und ſprach: 'Schönen Dank, mein lieber getreuer Johannes Erlöſer, daß du kommſt. Unſere Erlöſung iſt nahe, morgen eſſen wir alle mit euch an Einem Tiſche und ſchlafen mit euch in denſelben Betten, doch darf keiner mit uns ſprechen und keiner uns berühren. Thuet ſo wie ich ſage und wir alle ſind glücklich auf ewige Zeiten.' Der König verſprach es mit Freuden und ſchärfte am Morgen ſeinen Söhnen wohl ein, wie ſie ſich zu verhalten hätten. Mittags war die Tafel für ſechsundzwanzig Perſonen gedeckt und zur beſtimmten Zeit traten die Jungfrauen ein, grüßten ſtumm ſich verneigend die Prinzen und ſetzten ſich mit ihnen zu Tiſche, die Aelteſte zum Aelteſten und ſo fort bis zur Jüngſten, welche neben dem Jüngſten ſaß. Die Prinzen thaten jeder, als ſei er ganz allein am Tiſche und ſahen kaum die Jungfrauen an und wenn einer oder der Andere etwa einen Blick wagte, dann klopfte der König mit dem Meſſerſtiel auf den Tiſch und alsbald ſahen ſie wieder vor ſich. Abends durften ſie nicht einmal ihre Kleider ablegen; als ſie ſchon einige Zeit zu Bette gegangen waren, machte der König die Runde und winkte jedem noch einmal mit dem Finger, da lagen ſie ſteif und ſtarr, wie die Bildſäulen. So ging Alles gut bis gegen Morgen. Da knallte es, als wenn zehnmalhunderttauſend Kanonen losgeſchoſſen würden, zugleich ſtürzten die Prinzeſſinnen den Prinzen um den Hals und küßten ſie und begrüßten ſie als ihre Erlöſer, nur die ſchönſte Jungfrau, welche bei dem Könige lag, küßte ihn nicht ſondern reichte ihm bloß ihre

Hand und dankte ihm unter bittern Thränen, denn ſie liebte ihn ſo ſehr. Jetzt war der Jubel groß und wollte kein Ende nehmen. Während die Prinzen mit ihren Bräuten in dem Schloſſe herum gingen, ſetzte ſich der König auf ſeinen Mantel und flog nach Hauſe, um ſeiner Gemahlin Alles zu erzählen, aber ach, da kam er in Jammer und Leid, denn am Tage vorher hatte die Königin ausfahren wollen und war aus dem Wagen geſtürzt; die Pferde waren ſcheu geworden und ſie kam unter die Räder, welche ihr über Hals und Bruſt fuhren. So traf er ſeine liebe Frau als Leiche wieder. Er betrauerte ſie tief ein ganzes Jahr lang, dann vermählte er ſich mit der wunderſchönen Königstochter, die er erlöst hatte und die Prinzen heiratheten zugleich ihre zwölf Bräute, deren jede ein Königreich als Mitgabe von ihren Aeltern erhielt.

Der Pfiffigſte.

Ein Kaufmann hatte einen Sohn, der war ſehr verzogen und gewohnt, nur ſeinem eignen Willen zu folgen. Als er fünfundzwanzig Jahr alt war, ſchickte ſein Vater ihn nach London um dort die Kaufmannſchaft noch beſſer zu lernen, denn dort giebt es viele und überaus reiche Kaufleute. In London ging der Jüngling eines Abends über die Straße, da begegnete ihm ein wohlgekleidetes Mädchen, welches ein Bündel Holz trug; ſie war aber ſo ſchön, daß ihr Geſicht ordentlich leuchtete und der Jüngling von der glühendſten Liebe zu ihr entbrannte. Er folgte ihr durch viele Straßen bis in ein enges finſteres Gäßchen, da trat ſie in ein kleines düſteres Haus. Der Jüngling lauſchte am Fenſter und ſah, wie ſie ihr Bündel neben den Heerd hinlegte, ihrer kranken Mutter, die auf einem ſchlechten Strohſack in der Ecke lag, Arznei gab und das Feuer ſchürte, daß die Flamme hoch aufſchlug. Als die rothe Helle ihr Angeſicht beleuchtete, da dünkte es ihm noch viel ſchöner, er trat in das Haus, bekannte ihr ſeine Liebe und bat ſie um ihre Hand. Da er nun auch gar ſchön war und ſie wohl merkte, daß es ihm Ernſt ſei, ſprach ſie: ‘Ich will dir gerne folgen und dir treu ſein ewiglich, wenn ich nur meine Mutter nicht verlaſſen muß.’ ‘Was dein iſt das iſt mein,’ ſprach der Jüngling. ‘deine Mutter iſt meine Mutter und ſie ſoll es gut haben ihr Lebtag.’

Am andern Tage ſchrieb er ſeinem Vater Alles, wie es ſich zugetragen hatte und der alte Kaufmann mußte wohl einwilligen, obgleich er es nicht allzu gerne that, denn er hatte ſchon ein reiches Mädchen für ſeinen Sohn in Ausſicht. Die Hochzeit wurde feierlich gehalten, dann fing der Jüngling ein Geſchäft für ſich an und machte ſo guten Handel, daß er in kurzer Zeit ſteinreich wurde.

Die andern Kaufleute, welche nur ums Geld geheirathet und faſt alle häßliche Frauen hatten, beneideten ihn aber um ſeine ſchöne Frau und konnten gar nicht ſehen, daß er ſo glücklich mit ihr war. Eines Abends ſagte einer von ihnen, ein recht ſchlechter Menſch der zu Allem fähig war, in einer Geſellſchaft, wo die Kaufleute zuſammenkamen: ‘Glaubſt du wohl, du hätteſt deine Frau allein und ſie ſei dir getreu?’ ‘Ja das glaube ich ſicher und feſt,’ erwiederte er. ‘Ich wette mein Vermögen gegen das deine,’ ſprach der Andere, ‘ſie bleibt dir nicht treu, wenn du nur vier Tage auf Reiſen gehſt.’ ‘Die Wette gilt,’ rief der junge Kaufmann lachend, denn er kannte ſeine Frau, ‘ich gehe gleich morgen auf Reiſe und bleibe ſelbſt acht Tage aus.’

Als er ſeiner jungen Frau zu Hauſe von der Wette erzählte, lachte ſie herzlich mit ihm und ſprach: ‘Dem ſcheint ſein Vermögen leicht feil. Gehe du nur ruhig auf Reiſe, du haſt die Wette ſchon gewonnen.’

Es war in der Stadt eine Magd, welche früher bei dem jungen Kaufmann gedient hatte und der Frau ſehr lieb geworden war; nun diente ſie anderswo. Der falſche Kaufmann ging zu ihr und bot ihr tauſend Gulden, wenn ſie die junge Frau bewege, ihre Kleiderkiſte in Verwahr zu nehmen und eine Nacht in ihrem Schlafzimmer ſtehen zu laſſen. Die Magd willigte ein, denn ſie ſah nichts Schlimmes darin und die tauſend Gulden ſtachen ihr ſehr in die Augen. Sie ging zu der Frau und ſprach, ſie habe all ihre Erſparniſſe in ihrer Kiſte, wolle jetzt ihren Dienſt verlaſſen und wiſſe nicht wohin ſie die Kiſte ſtelle; ob ſie dieſelbe nicht auf nur eine Nacht in ihr Schlafzimmer ſtellen könne. Die arglaſe Frau war deſſen gern zufrieden und ſprach: ‘Bringe ſie nur am Abend, ich ſtelle ſie neben mein Bett, da kann Niemand dran.’ Als die Magd dieß dem falſchen Kaufmann hinterbrachte ſprach dieſer: ‘Ich gebe dir jetzt noch einmal tauſend Gulden, wenn du mich in die Kiſte kriechen läßt und ſie am andern Morgen frühe wieder abholſt.’ ‘Gott bewahre mich,’ rief die Magd, ‘das thue ich nicht, um keinen Preis.’ Da legte er ihr ein Säckchen mit fünfhundert Gulden auf den Tiſch. Sie ſagte: ‘Ja wenn ich wüßte, daß nichts Arges dabei wäre, dann wäre das ein Anderes, aber wer weiß, was ihr im Sinne habt.’ Jetzt legte er noch fünfhundert Gulden dazu und ſagte: ‘Ich verſpreche dir heilig, ich rühre die Frau mit keinem Finger an,’ und dann klimperte er mit Geld in der Taſche, als ob er noch mehr geben wolle, wenn ſie nicht einwillige. Der Böſe hatte aber ihr Herz bereits ganz umſtrickt und ſie ſagte: ‘Wenn ihr mir das verſprecht, dann bin ich deſſen zufrieden, aber wer weiß noch ob ihr es auch haltet.' 'Ich halte es ſo wahr wie ich lebe,' ſprach der falſche Kaufmann und legte noch eine Handvoll Geld zu den zwei Säcken. 'Dann kommt dieſen Abend gegen Dunkel und wir machen Alles in Ordnung.'

Und ſo geſchah es auch. Abends brachte die Magd die Kiſte und die junge Frau ſtellte ſie dicht neben ihr Bett, damit ja kein Dieb daran gehn könne. Während ſie eine Weile hinaus ging, ſchnitt der falſche Kaufmann mit ſeinem Meſſer ein Loch in die Kiſte, wodurch er Alles ſehen konnte, was im Zimmer vorging. Dadurch ſah er, daß die Frau oben am Arm ein kleines Muttermal hatte, und daß ihre kleine Zehe ſchief war. Als ſie aber ſchlief, ſtieg er vorſichtig aus der Kiſte, nahm einen ihrer Ringe vom Tiſche und verbarg ſich wieder in der Kiſte, ohne daß die Frau etwas davon bemerkt hätte. Am folgenden Morgen kam die Magd und holte den Kaſten wieder ab und der falſche Menſch triumphirte recht, daß ihm der Streich ſo wohl gelungen ſei und er des Kaufmanns ganzes Vermögen gewonnen habe.

Nach acht Tagen kehrte der Kaufmann zurück und kaum war das ruchbar, als auch bereits eine Einladung des Böſewichts an ihn erging, Abends mit den andern Kaufleuten zu ihm zu kommen. Er ging vergnügt hin, denn er wußte, daß ſeine Frau ihm treu war und freute ſich ſchon im Voraus, den andern recht beſchämt zu ſehn. Als er aber in das Zimmer trat, empfingen die andern ihn mit höhniſchen Geſichtern, der falſche Menſch kam ihm entgegen und ſprach: 'Es thut mir leid, aber ich bin Herr in deinem Hauſe und morgen früh mußt du ſchon hinaus mit deiner Frau.' 'Du biſt wohl wahnſinnig?' rief der Kaufmann, 'dein Vermögen gehörte mein von Rechtswegen, aber ich will es nicht, du magſt es behalten.' Da lachten Alle laut auf und riefen: 'Hat deine Frau kein Muttermal oben am Arm, und iſt ihre kleine Zehe nicht ſchief?' Und der falſche Kerl frug: 'Und kennſt du den Ring nicht? Siehe den hat ſie mir geſchenkt. Das haſt du von deiner ſchönen Frau.' Da lachten Alle ihn boshaft aus und riefen: 'Jetzt kannſt du deine ſchöne Frau für Geld ſehn laſſen. Wie froh ſind wir, daß wir häßliche Frauen haben!' und ſolcher Dinge mehr.

Dem Kaufmann aber war es, als müſſe Himmel und Erde über ihm zuſammenbrechen. Wie er aus dem Zimmer kam, wußte er ſelber nicht; er meinte alle böſen Geiſter der Hölle ſeien hinter ihm her und ſtürzte wie wahnſinnig in ſein Haus. Dort überhäufte er ſeine arme Frau mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, ohne daß ſie ahnte, woher ſie dieſelben verdiente, ſchlug ſie, daß ſie für todt daliegen blieb und eilte fort nach Dänemark, wo er, als gemeiner Soldat Dienſt annahm.

Als die arme Frau wieder zu ſich kam, wußte ſie in ihrer Verlaſſenheit Anfangs nicht, was anfangen; hatte ſie doch keinen Menſchen auf der Welt, der ihr einen Rath gegeben hätte. Endlich entſchloß ſie ſich kurz und gut, ihrem Manne nachzuforſchen und nicht zu ruhen, bis ſie ihn wiedergefunden habe. Sie packte ſo viel Geld zuſammen, als ſie noch vorräthig fand, legte das Kleid hinzu, welches ſie an dem Tage getragen, zog ſtatt deſſen

Männerkleider an und verließ das Haus und die Stadt noch in derſelben Nacht.

Unerkannt zog ſie alſo lange umher durch alle Kaiſerreiche und Königreiche aber ſie fand ihren Mann nicht und fand ihn nicht. Jetzt war nur noch das Königreich Dänemark übrig, dahin wandte ſie ſich und ließ ſich als Arzt bei den Soldaten anſtellen, denn ſie hatte auf ihren Reiſen immer in Büchern geleſen, die von der Arzneikunſt handelten und kannte genau alle Kräuter und Steine und welche Kräfte ſie haben. Wenige Zeit nachher wurde der General der Dänen krank, alle Aerzte gaben ihn verloren, da kam ſie und verſchrieb ihm ein Tränklein, das machte ihn Augenblicks geſund ſo daß er noch am ſelben Tag kommandiren konnte. Der General kommandirte aber vor allem, daß ſie von jetzt an Oberregimentsarzt ſei, denn die andern Aerzte ſeien gegen ſie keine faule Bohne werth; zugleich befahl er, daß alle Soldaten vor ihr präſentiren müßten, ritt alsdann vor die Front und führte ſein Kommando: rechtsum, linksum, marſch! als ob ihm ſein Lebenlang nichts gefehlt hätte.

Der neue Oberregimentsarzt, d. h. die Frau des Kaufmanns, ſagte nun zum General, es ſei nöthig, daß die ganze Armee unterſucht würde und jeder einzelne Soldat müßte jetzt vor ihm erſcheinen, denn ſo lang er Regimentsarzt bleibe, dürfte keiner in der Armee krank werden. Daß der General damit einverſtanden war, könnt ihr wohl denken. Solches that die Frau aber, weil ſie ſehn wollte, ob ihr Mann nicht unter den Soldaten wäre. Sie ließ große Keſſel voll ihrer Arznei brauen und als die Soldaten kamen, einer nach dem andern, gab ſie jedem, der einen Fehler oder eine Krankheit hatte, ein Fläſchchen ihrer Arzenei, ließ es ihn leeren und im ſelben Augenblick ſprangen die Burſchen weg, geſund und flott, wie die Fiſche im Waſſer.

Endlich kam auch der Kaufmann, aber wie ſah er aus! Es war faſt nichts mehr an ihm, wie Haut und Knochen. Ach Gott, wie ſchlug der armen Frau da das Herz im Leibe! Sie meinte vor lauter Jammer in den Boden zu verſinken, und vor lauter Liebe und Freude wäre ſie ihm doch zugleich faſt um den Hals gefallen. Das war ein harter Stand für ſie, aber ſie bezwang ſich doch, ſtrich ſich ihren falſchen Schnurrbart ein paarmal, drückte ihren Federhut tiefer ins Geſicht und frug ihn barſch was ihm fehlte, denn dahinter verbarg ſie all das Leid und alle die Freude ihres Herzens: 'Was fehlt dir denn, du?' 'Lieber Herr Oberregimentsarzt,' ſprach der Kaufmann, 'was mir fehlt, davon könnt ihr mich nicht heilen; ich bin am Herzen krank.' 'Ei was, dummes Geſchwätz,' ſprach ſie wieder recht barſch, und ſie konnte ſich der Thränen kaum erwehren, 'ich kann Alles heilen. Und damit ich dich um ſo beſſer in die Kur nehmen kann, bleibſt du als Burſch und Bedienter bei mir, obſchon du ein rechter Schmutzgockel zu ſein ſcheinſt; aber das will ich dir ſchon abgewöhnen.'

So war nun das eine Ziel ihrer Wünſche erreicht, aber es fehlte ihr noch eins, ſie mußte ihren Mann noch von ihrer Unſchuld und von der Grundloſigkeit ſeines Verdachtes überzeugen. Nachdem ſie das ganze Regiment und darnach auch die ganze Armee des Königs von Dänemark geſund gemacht hatte, bat ſie den General um drei Monat Urlaub, was ihr gern bewilligt wurde, denn ſie ſah plötzlich ganz blaß aus und magerte immer mehr ab vor innerm Herzeleid und Aufregung. Sogleich hieß ſie den Burſchen, d. h. ihren Mann die Koffer packen, einen ausgenommen, den er nie berühren durfte, denn darin ſagte ſie, wären ihre gefährlichſten Gifte und wer ihn aufmachte, wäre des Todes. Es lag aber ihr Kleid darin, welches ſie getragen hatte, als ihr Mann ſie ſo unbarmherzig geſchlagen.

Als nun der Wagen angeſpannt war und ſie fortfahren ſollte, frug der Kutſcher, wohin der Weg gehe. ‘Fahre nach London,’ rief ſie, ‘da will ich eine Zeitlang bleiben.’ Ach du lieber Gott und Herr, was ſoll das werden! dachte der Bediente.

In London miethete ſie gleich die beſten Zimmer im Hauſe des falſchen Kaufmanns, welches früher ihr eigen geweſen war. Gegen mich hat ſich Alles verſchworen, dachte der Bediente, und wenn der liebe Gott mich nicht ſtärkt, dann unterliege ich. Dann ging er in die Kirche und betete zum erſten Mal ſeit dem ſchrecklichen Tag, wo er aus London geflohen, wieder recht aus Herzensgrund und da kam ein großer Friede und eine ſtille Heiterkeit über ihn und er ſprach zu ſich ſelbſt: wer weiß was Gott mit mir vor hat und wodurch ich meine Leiden verdient habe; wenn ich nur nicht erkannt werde, dann bin ich gern zufrieden. Mit dem Erkennen hatte es aber keine Noth, denn er war zu ſehr verändert und zudem dachte kein Menſch mehr an ihn.

Jetzt hielt der Regimentsarzt jeden Abend große Tafel und der falſche Kaufmann wurde immer dazu eingeladen; ſo oft er aber kam, drückte ſich der Bediente in die Ecken und hielt ſich ſo viel als möglich im Dunkel. So wurde der Arzt immer vertrauter mit dem böſen Menſchen und zuletzt ſagten ſie gar Du zu einander.

Eines Abends ließ der Regimentsarzt von den allerſtärkſten Weinen auftiſchen, denn heut ſagte er wäre ſein Geburtstag. Als nun die Gäſte recht luſtig waren, ſprach er: 'Jetzt ſoll mir jeder zum Angebinde das pfiffigſte Stücklein erzählen, welches er in ſeinem Leben ausgeführt hat.' 'Ja das gilt,' rief der falſche Kaufmann 'und ich fange an, denn ich wette hundert gegen eins, daß ich das pfiffigſte Stück von euch Allen ausgeführt habe.' 'Das glaube ich nicht,' ſprach der Regimentsarzt, 'und ich wette mein Vermögen gegen das deine, daß ich ein noch viel pfiffigeres im Sack habe.' 'Ich halte dich beim Wort,' ſchrie der falſche Menſch und ſchlug ein, und er glaubte ſchon, des reichen Doktors Thaler in ſeine Geldkiſten verſammeln zu können. Jetzt fing er an zu erzählen, wie er vor Jahren den Kaufmann ſo liſtig betrogen und ſeine Wette mit ihm gewonnen habe. Ei wie da der Bediente die Ohren ſpitzte, und wie gern wäre er dem falſchen Kerl an den Kopf geflogen, aber ehe er das konnte befahl ſein Herr ihm, die verſchloſſene Kiſte ſchnell ins Schlafzimmer zu tragen und im Nebenkämmerchen zu warten, bis er ihn riefe.

'Das war ein ſehr pfiffiger Streich,' ſprach alsdann der Regimentsarzt, 'aber meiner iſt noch pfiffiger. Ich muß aber, ehe ich ihn erzähle, etwas in meinem Schlafzimmer holen.' Dann ging er weg, warf Montur und falſchen Bart ab und zog wieder die Frauenkleider an und da war ſie wieder grade ſo ſchön, wie ſie vordem geweſen. Als ſie damit fertig war, rief ſie dem Bedienten. Wie der erſtaunte, ſeine Frau plötzlich vor ſich zu ſehn, wie er ſich zu ihren Füßen, wie ſie ſich an ſeine Bruſt warf, und was das für Freude war, das brauche ich nicht zu ſagen. Ebenſo kann man ſich auch wohl denken, was der falſche Kaufmann für ein Geſicht ſchnitt, als er ſich ertappt ſah und bekennen mußte, daß der Streich doch noch pfiffiger ſei, wie der ſeine. Seit dem durfte er ſich nicht mehr in London ſehen laſſen, vor der Frau aber zog Jedermann den Hut ab, und ſie lebte noch lange und glücklich mit ihrem Manne und es waren die reichſten Leute in ganz England.

Das Schloß des Todes.

Ein armer Mann hatte viel Kinder und demnach auch viel Gevattersleute. Da ſchenkte ihm ſeine Frau in ſeinen alten Tagen noch ein Knäbchen. Er ſprach: 'Wüßte ich jetzt nur, wen ich zu Gevatter bitten ſoll!' Die Frau ſprach: 'Den Erſten Beſten, der dir vor der Thür auf der Landſtraße begegnet.' Da ging der Mann hinaus, es war noch ganz früh, ſo daß die Sonne mit ihm herauskam, und ſchritt auf der Landſtraße auf und ab. Kam da ein kleines greisgraues Männchen, das war gar freundlichen Ausſehens und fragte den Mann: 'Ei warum ſchon ſo früh auf den Beinen?' 'Ich ſuche einen Gevatter zu meinem Kinde, wollt ihr mir vielleicht den Gefallen thun?' fragte der Mann und das Männchen ſagte: 'Von Herzen gern, ſagt mir nur, wann die Taufe iſt.' 'Gleich morgen früh, wenn es euch geliebt.' 'Es iſt gut, ich habe dann gerade Geſchäfte im nächſten Ort und werde zur rechten Zeit bei euch ſein.' 'Wie heißt ihr denn, Herr Gevatter?' 'Ich bin der Tod,' antwortete das Männchen lächelnd, grüßte den armen Mann ſehr freundlich und ging weiter. Am folgenden Morgen fand es ſich zur rechten Stunde ein und hob das Kind aus der Taufe; dann ſprach es: 'Wenn das Kind vierzehn Jahr alt iſt komme ich wieder und dann braucht ihr nicht weiter für daſſelbe zu ſorgen, im Gegentheil es wird für euch ſorgen.' Da freuten ſich die Leute, dankten dem guten Tod und er nahm freundlichen Abſchied von ihnen.

Als der Knabe vierzehn Jahre alt war, kam der gute Pathe nahm ihn mit ſich in den Wald und ſprach: 'Jetzt will ich dich zum geſchickteſten Arzt in der Welt machen, mein liebes Pathenkind, höre nur fleißig zu, was ich dir ſage. Wenn du zu einem Kranken kommſt und ich ſtehe zu Häupten des Bettes, dann ſage dreiſt: Hier iſt keine Rettung. Stehe ich aber am Fußende, dann mache einen Trank aus ſüßer Milch und drei Körnlein Salz und in Zeit von drei Tagen iſt der Kranke geſund.' Der Jüngling dankte dem guten Pathen und übte ſeine neue Kunſt ſehr eifrig, wurde hochberühmt dadurch und reich dazu. Als des Königs Tochter krank war heilte er ſie und bekam Geld, mehr als ein Pferd ziehen kann, und als er der Königin Tod vorherſagte und ſie auch wirklich ſtarb, da gab ihm der König doppelt ſo viel und heirathete acht Tage darauf eine andre.

Als er ſchon ein blühender Mann war und in ſeinen beſten Jahren ſtand, kam er eines Tages durch den Wald, da begegnete ihm ſein Pathe und die Beiden gingen eine Strecke ſelbander fort. An einem Kreuzwege ſprach der Tod: 'Ich gehe nun rechts, gehe du links und es iſt dein Glück; bald ſehen wir uns wieder.' 'Wohin gehſt du denn?' fragte der Arzt. 'Nach Hauſe, ich habe da zu thun,' antwortete der Tod. 'Dann will ich mit dir gehen, lieber Pathe,' ſprach der Arzt: 'ich habe ja noch nie geſehn, wo du wohnſt.' Der Tod wehrte ihm und bat ihn liebevoll, den andern Weg einzuſchlagen, doch der Arzt ließ ſich nicht abweiſen und flehte den Tod ſo lange, bis dieſer ſprach: ‘Wohlan du kannſt mit mir gehn bis an mein Schloß, aber nicht hinein.’ Sie kamen bald auf einen breiten, gar glatten und ſchönen Weg, der ſich weithin in den Wald erſtreckte; am Ende deſſelben ſtand ein ſchönes Schloß, daran waren alle Läden geſchloſſen. Als ſie am Thore ſtanden, ſprach der Tod: ‘Arzt, laß es genug ſein, lieber Sohn, und kehre um, thue mir den Gefallen!’ Aber der Arzt war jetzt gerade erſt neugierig geworden zu ſehn, wie es in des Todes Schloß ausſähe, und wie ſehr der Tod auch bat, er möge jetzt zurückkehren, er beſtand darauf. Als er hinein kam, da waren alle Zimmer dunkel und voll Lichtchen, eins am andern. ‘Was iſt das?’ frug der Arzt erſtaunt und der Tod erwiederte: ‘Das ſind die Lebenslichter der Menſchen.’ ‘Ach lieber Pathe, wo iſt denn meines?’ fragte der Arzt und der Tod antwortete: ‘Darnach frage nicht, das iſt dir nicht gut zu wiſſen.’ Da ging es aber wiederum, wie vorher, der Arzt quälte ihn ſo lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht weit vom Verlöſchen war. ‘Nun gehſt du mir aber und bleibſt keinen Augenblick mehr,’ ſprach der Tod ernſt, ‘damit ich hier nicht mein Amt an dir üben muß;’ und er führte ihn raſch aus dem Schloß und in den Wald zurück.

Der Arzt eilte nach Hauſe und wurde noch am ſelben Abend ernſtlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, ſchaute er ſich im Zimmer um, da ſtand der Tod zu Häupten ſeines Bettes. Da wandte er ſich raſch in dem Bette um und ſtreckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig ging der Tod an das andere Ende des Bettes, doch da wandte ſich der Arzt abermals und trieb ſein Spiel alſo fort bis gegen Morgen, ſo daß der Tod trotz all ſeiner Güte und Freundlichkeit deſſen doch endlich müde wurde. ‘Mit dir einem habe ich mehr Noth, als mit allen, die ich ſeit dem Vater Adam geholt habe,’ ſprach er. ‘Aber laß uns freundlich ſcheiden, ſage mir, willſt du heute noch leben, ſo gewähre ich es dir gern. ‘Nur noch ein Vaterunſerlang,’ ſagte der Arzt. ‘Das ſei dir gewährt,’ ſagte der Tod, der Arzt begann: ‘Vater unſer, der du biſt — ſo und jetzt bete ich fünfzig Jahre lang daran.’ Da lachte der Tod und ſprach: ‘Ich werde mich hüten, noch einen Doktor meine Kunſt zu lehren.’

Der Hinkelhirt.

Es war einmal ein König von Oranien, der war Wittmann und hatte einen einzigen Sohn. Eines Tages ſah er das Bildniß der Tochter des Königs von Siebenſtern, das gefiel ihm ſo gut, daß er ſie zu heirathen beſchloß; er übergab alſo ſeinem Sohn die Verwaltung des Reichs und machte ſich auf die Brautfahrt, noch in ſeinen alten Tagen. Als er ſchon eine gute Zeit unterwegs war, kam er eines Abends ſpät in ein kleines Wirthshaus am Eingang eines großen, großen Waldes. Er fragte, ob der Weg noch weit ſei bis zum Königreich von Siebenſtern? Da ſchlug der Wirth die Hände über dem Kopf zuſammen und ſprach: ‚Dahin kommt ihr euer Lebtag nicht, Herr König, ſieben Tage lang müßt ihr ziehen, bis ihr wieder aus dem Walde ſeit und dann kommt ihr erſt noch durchs Reich der Menſchenfreſſer. Das ſind ungeheure Rieſen und ſtehen am Weg her, erſt einer, dann zwei, dann vier, dann acht und ſo immer fort, und ſchlagen jeden Fremden mit ihren eiſernen Stangen todt.' Da fiel dem König von Oranien das Herz in die Schuh, er ließ ſeinen Wagen herumdrehn und fuhr wieder heim.

Unterdeß hatte der Sohn das Bildniß der Prinzeſſin auch geſehen und ſich noch viel ärger in ſie verliebt als zuvor ſein

Vater. Als der alte König wieder zurück war, ſagte er: ‘Vater, ich will fortgehn und es auch einmal probiren,’ und kein Zureden konnte ihn davon abhalten. Als er in das kleine Wirthshaus kam, erzählte ihm der Wirth wieder von den Gefahren ſeines Weges, er aber ſagte, das habe er ſchon gewußt, ehe er fortgegangen ſei, und machte ſich des andern Morgens früh auf den Weg in den großen Wald. Als er lang, lang geritten war und es ſchon anfing, dunkel zu werden, rief eine Stimme hinter ihm: ‘Prinz Ferdinand, halt ſtill!’ Er drehte ſich um, da ſtand ein klein grau Männchen vor ihm und ſprach: ‘Prinz Ferdinand, wenn du meinem Rathe folgen willſt, ſo wirſt du mich erlöſen und die Prinzeſſin von Siebenſtern heirathen!’ Das woll’ er, ſagte der Prinz und das Männchen fuhr fort: ‘Der Wald iſt eigentlich noch ſieben Tagereiſen lang, doch du wirſt ſchon morgen früh herauskommen; an dem erſten Kreuzweg, den du ſiehſt, grabe mit deinem Degen ein Loch, ſo wirſt du drei Stücke finden, eine Kanne, ein Schwert und ein Pfeifchen. Der Wein in der Kanne gibt dir die Kraft das Schwert zu regieren, und das Pfeifchen hebe gut auf, es wird dir nützlich ſein.’ Wie das Männlein geſagt, ſo geſchah’s. Der Königeſohn kam mit Tagesanbruch aus dem Wald und an den Kreuzweg, er grub die drei Stücke heraus, trank den Wein, hing das Schwert um und ſteckte das Pfeifchen in ſeine Taſche. Gegen Mittag kam er an die Grenze des Rieſenreiches, wo der erſte Wächter ſtand. ‘Was willſt du, Erdwurm?’ ſchrie der ihn an und hob die Stange gegen ihn, doch auf den erſten Hieb mit dem Zauberſchwert lag er da und war todt. Ebenſo ging es mit den Zweien und den Vieren, und als er an die Acht kam, ſo dachten ſie, hat er ſieben todtgeſchlagen, ſo ſchlägt er auch achte todt und liefen was ſie laufen konnten und ſo machten es die folgenden nach, ſo daß der Prinz ungehindert in das Königreich von Siebenſtern gelangte.

Ehe er in die Hauptſtadt kam, mußte er aber noch durch einen großen Wald reiten. Die Nacht überfiel ihn und er war noch mitten drin. Da ſah er ein Licht, ritt drauf zu und kam in ein wunderſchönes Schloß. Das Thor ſtand offen und oben auf dem Thurme brannte das Licht, das er geſehen hatte, es war aber Niemand zu hören und zu ſehen. Er ging in den Stall, da ſtanden die herrlichſten Pferde von allen Farben und neben jedem hing ein gleichfarbiges Geſchirr. Dann ſtieg er hinauf in den Saal, da hingen an der Wand Kleider von allen Farben und Arten, von den köſtlichſten bis zu den ſchlechteſten. Er legte endlich ſich ſchlafen, des andern Morgens aber ließ er ſein Pferd im Stalle ſtehn, zog die ſchlechteſten Kleider an, die er finden konnte und ging zu Fuß weiter, bis er aus dem Wald und in die Stadt zu dem König von Siebenſtern kam. 'Herr König,' ſagte er, 'habt ihr keinen Diener nöthig?' Der König ſagte, es fehle ihm in der Haushaltung und dem Hofſtaat Niemand als ein Hinkelhirt, das könne er werden; wenn er aber ſeine Hinkel nicht alle wieder richtig aus dem Walde mitbringe, ſo werde ihm der Kopf abgehackt; das ſei jetzt ſchon drei Hinkelhirten hintereinander geſchehen.

Des andern Tags fuhr der Königsſohn mit ſeinen Hühnern hinaus in den Wald, wo das wunderbare Schloß ſtand und konnte nicht widerſtehn, einmal nach ſeinem Pferde zu ſehn. Das that er denn, als er aber wiederkam, war die ganze Heerde auseinandergelaufen. Er wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, bis ihm das wunderbare Pfeifchen einfiel. Er ſetzte es an und that einen Pfiff, da kamen von allen Seiten Hinkel geflogen, aber ſo viele, ſo viele, daß er ſich vor lauter Hinkeln gar nicht mehr zu retten wußte. Er brachte die ganze Heerde wieder mit nach Haus und noch dreimal ſo viel dazu. Deß freute ſich der König gar ſehr und ſprach: ‘Du biſt mein lieber und getreuer Hinkelhirt und ſollſt bei mir bleiben bis an dein Ende.’

Der Königsſohn hatte ſchon viele Wochen lang ſeinen Dienſt verſehen, da kam große Trauer in die Stadt. Denn hinter der Stadt war ein Berg und in dem Berge wohnte ein Drache, und der Drache hatte drei Köpfe und mußte alle Jahr eine reine Jungfrau freſſen; anders that er's nicht, denn es gehörte zu ſeiner Geſundheit. So waren aber die Jungfrauen erſt ſehr rar geworden und dann ganz ausgegangen, ſo daß dießmal des Königs eignes Töchterlein dran ſollte.

Als nun der Tag gekommen war, ſagte der König am Morgen zu dem Königsſohn: ‘Willſt du nicht da bleiben, mein lieber und getreuer Hinkelhirt, und ſehen, wie es mit meiner Tochter geht?’ ‘Nein,’ ſagte der Prinz von Oranien, ‘das will ich nicht mit anſehen, viel lieber will ich mit meinen Hinkeln ausfahren.’

Als er aber in den Wald kam, ging er in das Schloß und zog ſchwarze Kleider an und ſattelte ſich einen ſchwarzen Gaul und hing ſein Zauberſchwert um.

Unterdeſſen war der alte König mit der ganzen Stadt in Trauerkleidern hinaus an den Berg gezogen und hatte ſeine Tochter gebunden und dem Drachen zum Fraße hingelegt. Das Ungethüm kam langſam herausgekrochen und ließ ſeine drei rothen Zungen vor Gier armslang aus dem Halſe hängen und beſann ſich nur noch, mit welchem Maul es zuerſt anbeißen wollte. Da ſprengte auf einmal vom Berg herab ein ſchwarzer Ritter, hieb mit einem gewaltigen Schlag dem Drachen einen Kopf ab und verſchwand eben ſo ſchnell wieder, wie er gekommen war. Als der Hinkelhirt nach Hauſe kam, ſprach der König zu ihm: 'Ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wärſt du doch da geblieben, ſo hätteſt du den fremden Ritter geſehn, der unſerm böſen Drachen einen Kopf abgehauen hat; aber noch zweimal müſſen wir die Prinzeſſin hinausbringen, ſonſt frißt er die ganze Stadt.'

Als er des andern Morgens wieder hinaustrieb, ſagte der König wieder: 'Ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, willſt du nicht dableiben und ſehen, wie es mit meiner Tochter geht!' 'Viel lieber will ich mit meinen Hinkeln ausfahren.' Und dießmal zog er in dem Schloſſe rothe Kleider an, nahm ſich ein rothes Roß und hieb dem Drachen den zweiten Kopf ab, er ſprengte aber wieder ſo ſchnell fort, daß ihn Niemand erkennen oder halten konnte. Als er heimkam, ſprach der König zu ihm: 'Ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wäreſt du doch da geblieben, heut war ein anderer Ritter da und hat dem Drachen noch einen Kopf abgehauen, aber einen hat er immer noch und die Prinzeſſin muß morgen wieder hinaus.'

Den dritten Tag zog der Hinkelhirt weiße Kleider an und ſetzte ſich auf ein weißes Roß und ſchlug dem Drachen den dritten und letzten Kopf ab. Nun war die Prinzeſſin erlöst, Niemand kannte aber den, der es gethan.

Da ließ der König ein großes Turnier anſtellen und verkündigen, daß der, welcher den Preis davon trüge, ſeine Tochter zur Frau bekommen ſolle und das ganze Königreich dazu. Es galt aber, mit dem Speer einen Ring von einem Querbalken hinwegzunehmen und ihn in vollem Rennen wieder hinzuhängen. Die geſchickteſten Reiter fanden ſich ein, aber keiner konnte es fertig bringen. Auf einmal ſprengte ein kohlſchwarzer Ritter mit geſchloſſenem Viſir auf einem ſchwarzen Gaul in die Schranken und in einem Nu hatte er den Ring hinweggeſtochen und wieder an ſeinen Platz gehängt, dann aber ſprengte er in einem Rennen zu den Schranken hinaus und fort. Das verdroß den König und ſein Töchterlein gar ſehr und als der Hinkelhirt Abends heim kam, ſprach der König zu ihm: 'Ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, heute hätteſt du ſehen können, was der ſchwarze Ritter, der unſerm Drachen den erſten Kopf abgehauen hat, ſo ſchön turnieren und ſtechen kann. Er iſt aber wieder durchgegangen, ich glaube, meine Tochter iſt ihm zu ſchlecht.'

Gerade ſo ging es den folgenden Tag bei dem zweiten Turnier, nur daß der Hinkelhirt wieder den rothen Gaul und die rothen Kleider hatte.

Den dritten Tag aber befahl der König, wenn wieder ein fremder Ritter komme, ſo ſolle man das Thor ſchließen und ihn fangen, todt oder lebendig.

Dießmal kam der Hinkelhirt wieder in weißen Kleidern und auf dem weißen Pferde. Er ſtach den Ring noch zierlicher, als die andern Tage, verneigte ſich ſittſam vor des Königs Töchterlein und wollte wieder fortſprengen. Als er ſah, daß das Thor geſchloſſen war und des Königs Leute von allen Seiten herzuliefen, um ihn zu fangen, ſetzte er mit einem Satze über das Thor und fort war er. Vorher hatte ihm ein alter Invalide mit dem Spieß ins Bein geſtochen, aber die Spitze brach ab und blieb in dem Bein des Ritters ſtecken, der ſich dadurch nicht aufhalten ließ. Des Königs Töchterlein aber fing an zu weinen, weil ſie glaubte, jetzt müſſe ſie immer ledig bleiben.

Als der Hinkelhirt nach Hauſe kam, ſprach der König zu ihm: ‘Ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wärſt du da geblieben, ſo hätteſt du ſehen können, wie der weiße Ritter durchgegangen iſt, der unſerm Drachen ſeinen letzten Kopf abgehauen hat. Aber warum blutet denn dein Bein ſo ſehr?’ Der Hinkelhirt wollte ſich immer noch verſtellen, doch der König ließ ſeinen Leibfeldſcheerer rufen, der zog ihm die abgebrochene Spitze aus dem Bein und die paßte genau auf die Lanze des Invaliden. Nun kam es heraus, daß die drei Ritter Niemand anders wären als der Hinkelhirt und immer wieder der Hinkelhirt. Der aber ging in den Wald und zog ſeine Prinzenuniform an und kam wieder und heirathete die Prinzeſſin und war jetzt König von Siebenſtern. Das Schloß im Wald war nun auch erlöſt. Die Pferde waren wieder Grafen, Ritter, Edelleute, Muſikanten, Stallknechte und Hirten, und jeder zog ſeine Kleider an, die in dem Saale hingen und Alle gingen dem Hinkelhirten entgegen und gratulirten ihm.

Der neue König von Siebenſtern machte ſich nun auch das Rieſenreich unterthänig und ließ mitten durch Wald und Feld einen ſchönen breiten Weg machen; auf dem kam der alte König von Oranien gefahren, als er ſeinen erſten Enkel aus der Taufe hob.

Das graue Männchen.

Es war einmal ein reicher Bauer. Weil er aber ſchon alt war und kein Kind hatte, ward er traurig und dachte: ‘Ich weiß doch nicht, für wen ich eigentlich ſchaffe.’ Er ließ nun die Sachen gehen wie ſie wollten und bald war mehr als die Hälfte ſeines Vermögens fort. Auf einen Tag lud er Holz im Walde ab, da kam ein klein grau Männlein und fragte ihn, warum er ſo traurig ſei? Als er nun erzählte, wie es jeden Tag rückwärts mit ihm gehe und ein Acker um den andern an den Juden komme, da ſagte das Männlein, er, der Bauer, habe Etwas im Hauſe, wenn er ihm das zu eigen gebe, ſo wolle er ihn wieder ſo reich machen, als er geweſen und noch einmal ſo reich dazu. Der Bauer ſagte mit Freuden ja, da verkündigte ihm das graue Männchen, ſeine Frau gehe mit einem Kinde, das ſei nun ihm verfallen und er müſſe es ihm hier auf den Fleck bringen, ſobald es das zwölfte Jahr erreicht hätte. Bis dahin ſolle er dem Kinde in Allem den Willen thun und ihm nichts befehlen.

Als der Bauer nach Haus kam und ſeiner Frau Alles erzählte, ſagte ſie Anfangs, das Männlein habe ſich geirrt, doch nach und nach machte ſich die Sache und nach drei Vierteljähren genas ſie eines ſchönen Söhnleins. Zugleich mit dem Kinde kam dem Bauern das Glück ins Haus, ſo daß er bald nach des Männleins Verſprechen doppelt ſo reich war, als er vorher geweſen.

Der Knabe lief den ganzen Tag im Wald umher und als er ſechs Jahr alt war, mußte ihm der Vater eine Flinte kaufen, mit der ſchoß er Alles, war ihm in den Weg kam. Als des Buben zwölfter Geburtstag da war, ſagte der Bauer zu ihm, er möge doch morgen einmal mit ins Holz fahren. Des andern Tages ſetzten ſie ſich auf den Wagen und fuhren hinaus an die bewußte Stelle. Der Alte fing nun an dürres Holz aufzuleſen und allmählig ein Bündelchen daraus zu machen, immer in der Erwartung, daß das graue Männlein kommen ſollte. Dem Buben währte aber das Ding bald zu lang und er ſagte: ‘Vater macht fort, ſonſt bleib ich nicht da!’ Der Vater ſprach in ſeinem Sinn: ‘O gingſt du doch!’ da er ihn aber nichts heißen durfte, ſo ſchwieg er ganz ſtill und ſammelte fort, aber noch viel langſamer. ‘Vater,’ ſagte jetzt der Bub ärgerlich, ‘wenn du nicht fortmachſt, ſo geh ich in die weite Welt.’ ‘O wenn du doch gingſt!’ dachte der Vater und that als wenn er über ſeiner Arbeit einſchlafen wollte. Da warf der Sohn ſein Gewehr auf den Buckel und ſagte: ‘Ade Alter,’ und fort war er. Der Bauer aber war froh und fuhr heim zu ſeiner Frau und erzählte ihr die ganze Sache und war viel Jammerns bei ihnen über das verlorne Kind. Der Bub lief unterdeſſen immer luſtig in die Welt hinein, doch als er aus dem Walde gekommen und noch ein paar Stunden gegangen war, kam der Hunger an ihn. Deßwegen ging er zu einem Bauer und verdingte ſich als Knecht, that aber nicht lang gut. Er kam bald bei vielen Herrſchaften herum und war nirgend viel Rühmens von ihm. Endlich kam er auch wieder einmal zu einer Herrſchaft, da ſollte er die Schafe hüten. Ehe er zum erſten Male hinaustrieb, nahm ihn die Frau bei Seite und ſagte, es wäre Schad' um ſo ein junges Bürſchchen wie Milch und Blut, und er ſolle ſich mit ſeinen Schafen auf der Weide immer links halten, denn rechts im Walde ſei der große Bär, der habe ſchon drei Schäfer vor ihm geholt. Der Bub dankte der Frau, hing ſein Gewehr um und trieb ſein Vieh gleich rechts und immer weiter rechts bis an den dunkeln Wald. Gleich kam auch mit fürchterlichem Brummen ein Bär gelaufen ſo groß wie ein Scheuerthor, mit glühenden Augen, ſo groß wie ein Paar Suppenteller. Der Burſch beſann ſich nicht lange und ſchoß dem Thier gerad ins Geſicht. Da ſtand mit einem Schlage ſtatt des Bären eine wunderſchöne weiße Dame vor ihm, die bedankte ſich, daß er ſie erlöſt habe und ſagte, er ſolle ſich dreierlei wünſchen. ‘Fürs Erſte,’ ſprach da der Junge, ‘wünſche ich mir das Himmelreich dereinſt zu erben, fürs Zweite ſo viel Geld als ich nur immer haben mag und fürs Dritte dich zur Frau.’ ‘Alles ſollſt du haben,’ ſagte die Dame, ‘nur das Dritte kann nicht ſein, denn ich bin nicht mehr ledig und habe einen Mann und drei Kinder zu Haus, ich will dir aber ſtatt deſſen die Kraft ſchenken, daß du dich verwandeln kannſt, zu was du willſt.’ Und damit verſchwand ſie. Der junge Burſch zog ſeines Weges fort bis er an ein großes Schloß kam, da hieß es unten im Ort, heut über acht Tage ſei etwas Großes droben vor. Der König wolle ſeine drei Töchter neben einander ſtellen; davon ſehe eine aus wie die Andre und wer es riethe, welche die Aelteſte oder die Jüngſte ſei, der ſolle ſie haben und das Königreich dazu; wer aber falſch rathe der müſſe den Kopf laſſen. Da verwandelte er ſich in ein goldiges Vöglein und flog in den Schloßgarten, wo die drei Töchter an der Tafel ſaßen und ſpeiſten. Er nahm ſich ein Bröcklein und flog damit fort, kam wieder und that, als wenn er immer kecker würde und ließ ſich endlich von der Einen mit der Hand fangen. Da liefen ſie alle drei in großer Freude ins Schloß und zeigten ihrem Vater das ſchöne Vöglein und Jede wollte es haben. Die, die es gefangen hatte, that es aber nicht anders, es mußte in einem goldnen Bauer in ihr Schlafzimmer gehängt werden. Als es Nacht war kam das Vöglein heraus, und wie die Königstochter erwachte, ſtand ein Mann an ihrem Bette. Sie ſchrie, daß der ganze Hofſtaat, den König an der Spitze, gelaufen kam, aber der Vogel war wieder im Käfig, und der Jüngling verſchwunden. Der König mit dem Hofe zog wieder ab und war ſehr erzürnt, daß man ihn aus dem beſten Schlafe geweckt hatte, um Nichts und wider Nichts. Als nun die Prinzeſſin wieder aufwachte, und der Jüngling wieder an ihrem Bette ſtand, ſchrie ſie noch ärger denn zuvor. Dießmal aber drohte ihr der König, wenn ſie noch einmal einen ſolchen Lärm anfange, wolle er ihr gewiß und wahrhaftig den Kopf abhauen. Sie getraute ſich nicht mehr einzuſchlafen und ſah nun, wie das Vöglein aus dem Käfig kam und zum ſchönen Jüngling wurde. Sie erſchrak zu Tode und hätte wieder geſchrieen, wenn er ihr nicht mit einem Kuß den Mund geſchloſſen hätte. Sie wurden nun eins mit einander, und ſie ſagte ihm, ſie ſei die Jüngſte, und daran könne er ſie erkennen, daß ihr Taſchentuch daumesbreit aus dem Schürzentäſchchen herausgucken werde. Hat es denn auch wohl herausgeguckt den andern Tag bei der feierlichen Wahl? Daumesbreit nicht, aber zwei Hände lang ſah es heraus, und er bekam ſie und war König.

Als er das Regieren ein Wenig ſatt hatte, ging er wieder wie früher den ganzen Tag auf die Jagd. Er hatte einen großen, großen Forſt und darin drei Teiche, einer immer weiter fort als der andre, und an dem erſten ſtieß er eines Tags auf eine weiße Hirſchkuh, die lockte ihn fort bis an den dritten Teich, hier blieb ſie ſtehen. Er ſchoß — und mit einem Schlage ſtand ſtatt des Hirſches das graue Männchen da und packte ihn am Kragen. ‘Ich bin ja der König!’ rief er. ‘Ei was König! ein ſchlechter Bauernbub biſt du, ich hab damals nur keine Zeit gehabt, dich zu holen; jetzt aber biſt du mein!’ rief das Männchen und damit warf es ihn in den Teich, hundert Klafter tief unter das Waſſer.

Als die Königin lange vergeblich auf ihren Gemahl gewartet hatte, rief ſie alle Zauberer im Lande zuſammen, um ihn wieder herbeizuſchaffen. Lange wollte es keiner unternehmen, zuletzt ſagte einer, er wolle es thun, er brauche dazu nichts als einen Spiegel und eine Sackuhr. Mit dieſen beiden Stücken fuhr er hinaus an den Teich, zog einen Kreis darum und legte die Uhr ans

Ufer. Dann fing er an zu beſchwören, bis das Männlein heraus kam aus dem Waſſer. Es ging in dem Kreiſe um den Teich herum, bis es an die Uhr kam, da blieb es ſtehn und fragte, was das ſei? Das wäre eine Uhr, ſprach der Hexenmeiſter, darin wäre etwas Lebendiges und man könne immer darauf ſehn, welche Zeit es ſei. Das Männlein hielt die Uhr ans Ohr und ſagte, es wolle ſie eintauſchen. Der Zauberer erwiederte, für den König könne er ſie bekommen; endlich wurden ſie einig, daß das Männlein den König nur einmal zeigen und die Uhr dafür kriegen ſolle. Da fuhr es hinab und brachte den armen König heraus, es ließ ihn aber nur zur Hälfte aus dem Waſſer herausſehn, damit es noch Gewalt über ihn hatte, und riß ihn dann ſchnell wieder hinunter.

Wie er es mit der Uhr gemacht hatte, ſo machte es der Zauberer nun mit dem Spiegel. Das Männlein freute ſich gar ſehr über das Glas, worin es ſich perſönlich ſehen konnte und ſagte, es hätte nie gedacht, daß es ſo ſchön ſei. Der Zauberer verſprach ihm den Spiegel, wenn es den König noch einmal herausheben und auf ſeine flache Hand ſtellen wolle.

Das Männlein willigte ein; wie aber der König auf ſeiner Hand ſaß, ward er auf einmal zum goldigen Vöglein und flog fort. Das Waſſer ſchwoll ihm nach, zwei Stockwerk hoch, doch es konnte ihn nicht mehr erreichen. Da zerſchlug das Männlein im Zorn den Spiegel und fuhr hinab in den brauſenden See. Als aber der Zauberer heim kam, lag der König ſchon oben am Fenſter und hatte ſein liebes Ehgemahl im Arme.

Der getreue Paul.

Der König von Spanien ging eines Tages auf die Jagd, aber es war kein Wild zu ſehen weit und breit. Da hörte er im Walde etwas jammern und als er hinzu kam, war es ein armes Knäbchen das weinte. Er nahm das Kind in ſeinen Mantel, trug es mit ſich in ſein Schloß und ließ es mit ſeinem eigenen Sohne erziehen. Der hieß Ferdinand, das Knäbchen bekam den Namen Paul. Als die Beiden achtzehn Jahre alt waren und recht ſtattliche Jünglinge, da wollten ſie ſich die Welt beſchauen und gingen zu Schiffe. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, da wurde ihr Schiff von Seeräubern umzingelt und Beide gefangen genommen. Das war wohl ſehr hart, aber noch härter, als ſie jetzt als Sklaven verkauft wurden und in des Sultans Gärten die niedrigſten Arbeiten verrichten mußten.

Der Sultan hatte eine Tochter, die war ſehr ſchön. Dieſe ging jeden Tag in dem Garten ſpazieren, wo die beiden Jünglinge arbeiteten, denn der lag unter ihren Fenſtern. Als ſie das ſtolze Weſen der Beiden ſah und beſonders Ferdinands, da dachte ſie, dieſelben müßten nicht von geringer Herkunft ſein und fragte ſie eines Tages, aus welchem Lande ſie ſtammten? Da erzählte Ferdinand ihr Alles und das rührte ſie ſo ſehr, daß ſie den Jüngungen gut wurde und ihnen manches zukommen ließ. Jetzt mußten ſie ihr jeden Tag erzählen und je mehr ſie erzählten um ſo lieber wurden ſie ihr und beſonders Ferdinand, bis ſie endlich erkannte, daß er ihr lieber als Vater und Mutter, ja als alles in der Welt ſei. Auch Ferdinand liebte ſie von ganzem Herzen und berieth mit Paul, wie er mit ihr fliehen könne. Da gab ihm Paul einen trefflichen Rath, welcher ſogleich ausgeführt wurde. Die Prinzeſſin legte ſich zu Bette, ſprach ſie ſei ſehr krank. Da kamen alle Aerzte der Hauptſtadt, aber keiner konnte finden, was ihr fehlte. Endlich ſprach ſie: 'Laßt mich auf unſer Luſtſchloß ans Meer, vielleicht wird mir da beſſer,' und ihr Vater ließ ſie ſogleich dahin bringen. Als ſie dort einige Tage war, ſprach ſie: 'Die Garten gefallen mir nicht, denn die Gartner verſtehen nichts von den edeln Blumen, welche hier wachſen, ich will andere Gartner.' Da ſandte ihr Vater ihr andere, aber die gefielen ihr alle nicht, bis er endlich die beiden Jünglinge hinſchickte; da ſagte ſie: 'Die verſtehen es.'

Jetzt harrten ſie ſehnſüchtig auf ein Schiff, welches ſie in ihr Vaterland brächte, aber es wollte keins kommen und wollte keins kommen. Endlich ſah Paul eines Abends in der Nähe ein Schiff vorbeifahren, worauf die Fahne von Spanien wehte. Schnell rief er Ferdinand zu, dieſer der Prinzeſſin, alle drei ſetzten ſich in einen Nachen und ruderten auf das Schiff zu. Als ſie nahe bei demſelben waren, rief Paul dem Schiffsherrn zu: 'He Landsmann, hier iſt der Prinz Ferdinand, rette ihn aus der Gefangenſchaft und du ſollſt großen Lohn haben.' Als der Schiffsherr hörte, daß der Prinz in dem Kahne ſei, hielt er ſogleich an, nahm alle drei in ſein Schiff auf und erwies dem Prinzen große Ehren. Dann befahl er ſchnell alle Segel aufzuziehn und da der Wind günſtig blieb, ſo war das Schiff bald ſo weit, daß es nicht leicht eingeholt werden konnte. Die beiden Jünglinge verabredeten ſich aber, daß jeder eine Nacht in dem Maſtkorbe ſitzen und Wache halten ſollte, damit der Sultan ſie nicht überraſche.

Als Paul eines Abends im Maſtkorbe ſaß, da kamen gegen Mitternacht zwei weiße Tauben geflogen, die ſetzten ſich auf den Maſt und die eine ſprach: 'Rucke di guck, wenn die drunten noch zwei Tage fahren, ſind ſie zu Hauſe; jetzt ſchon kann der Sultan ſie nicht mehr einholen.' 'Rucke die guck, aber zu Lande kann er ihnen ſchaden' ſprach die andre Taube. 'Rucke di guck, wie kann er das!' 'Rucke di guck, durch einen Gaul, den hat er durch ſeine Künſte in die Hauptſtadt gebracht. Wenn der Prinz ihn ſieht, will er ihn haben, reitet er aber drauf, ſo fliegt der Gaul mit ihm in die Türkei zurück.' 'Rucke di guck, was iſt da zu machen?' 'Rucke di guck, Einer muß den Gaul todtſtechen, darf aber nicht ſagen warum, ſonſt wird er bis an die Bruſt zu Sandſtein.' 'Rucke di guck, ei was du ſagſt!' Als ſie ſo geſprochen hatten, hoben ſie ihre Flügel wieder und flogen weiter. Paul hatte aber Alles verſtanden, denn er war im Walde geboren und hatte den Vöglein fleißig zugehorcht, bis er ihre Sprache verſtand. Jetzt dankte er Gott von Herzen für dieſe Gabe.

Am folgenden Abend wollte Ferdinand in den Maſtkorb ſteigen, aber Paul ſprach: 'Laſſet mich hinein, es iſt beſſer ſo.' Da gab Ferdinand nach und Paul wachte auch dieſe Nacht. Gegen Mitternacht kamen abermals die zwei weißen Tauben geflogen, die ſetzten ſich auf den Maſt und plauderten zuſammen. Die eine ſprach: 'Rucke di guck, noch einen Tag, dann ſind die drunten zu Hauſe.' 'Rucke di guck, der Prinz mag ſich zu Hauſe in Acht nehmen' ſprach die andre. 'Rucke di guck, wie meinſt du das?' 'Rucke di guck, der Sultan ſchickt eine große Kreuzſpinne aus, die kriecht an der Decke über den Hochzeitstiſch und läßt ihr Gift in Ferdinands Becher fallen, wenn er daraus trinkt, ſtirbt er auf der Stelle.' 'Rucke di guck, was iſt da zu machen!' 'Rucke di guck, wer's weiß wirſt den Becher um, dann verplatzt die Kreuzſpinne, ſagt er aber warum er's gethan, dann wird er zu einem Salzſtein.' 'Rucke di guck, ei was du ſagſt!' Da hoben die Täubchen die Flügel wieder und flogen weg.

Am folgenden Tage landete das Schiff und da war eine große Freude in der Hauptſtadt. Sobald es bekannt wurde, der Prinz ſei wieder da, zog alles Volk hinaus und begrüßte ihn mit großer Freude. Als er nun ſeinen feſtlichen Einzug hielt, da mußte die Sultanstochter zu ſeiner rechten Seite reiten und Paul zu ſeiner linken denn er ſprach: 'Dieſen Beiden verdanke ich meine Freiheit und mein Leben und ich will ſie hoch ehren bis zu meinem Tode.' Die alte Königin ſeine Mutter fuhr in ihrem Wagen hinterdrein. Als ſie über den Markt kamen, hielt da ein Mann mit einem wunderſchönen Pferde, welches dem Prinzen ſo ſehr gefiel, daß er es ſogleich kaufte und ſich drauf ſchwingen wollte. Doch da ſprang Paul hinzu, zog ſein Schwert und durchſtach den

Gaul, daß er ſogleich todt hinſtürzte. Ferdinand ſchaute ihn erſtaunt an und ſprach: 'Was machſt du und warum verdirbſt du mir meine Freude?' 'Das iſt der pure Neid, mein Sohn,' ſprach die alte Königin, welche den Paul nie hatte leiden können, und Paul konnte nichts ſagen als: 'Das mußte ſo ſein, fraget mich nicht weiter.' Da ging der Zug weiter zum Schloſſe und am folgenden Tage war ſchon die Hochzeit. Als nun alle fröhlich an der Tafel ſaßen, da aß Paul nichts und trank nichts und ſchaute nur ſtets nach der Decke. 'Siehſt du wie er ſich ärgert, mein Sohn? Das iſt der pure Neid,' ſprach die alte Königin. Da ſah Paul wie die Kreuzſpinne aus einer Ecke des Zimmers herankroch und ſich mit ihrem ſchwarzen giftigen Leibe gerade über des Prinzen Becher hing, auch wie ſie das Gift fallen ließ, einen Tropfen und noch einen und noch einen. Da griff der Prinz zu dem Becher, aber Paul warf den Becher im ſelben Augenblicke um, ſo daß der Wein über die Tafel floß. 'Da ſiehſt du es deutlich, mein Sohn, daß er vor Neid nicht weiß was er thut,' ſprach die alte Königin. 'Ich an deiner Stelle würde ihn ſogleich ins Gefängniß werfen.'

Nach der Tafel rief der Prinz Paul zu ſich, ging mit ihm in deñ Garten und ſprach: 'Nun ſage mir doch Paul, warum haſt du denn das ſchöne Pferd erſtochen und meinen Becher umgeworfen?' 'Das darf ich nicht ſagen, darum zwingt mich nicht dazu, es wäre mein Unglück und euch brächte es doch kein Glück,' ſprach Paul, doch der Prinz drang in ihn, er müſſe es ſagen, damit die alte Königin nicht ferner ſo ſchlecht von ihm denke. Da konnte Paul zuletzt nicht mehr widerſtehen und ſagte ihm, warum er das Pferd erſtochen habe und ſogleich wurde er bis an die Bruſt zu Salzſtein. ‘Bin ich ſoweit zu Stein geworden, dann will ich es auch ganz werden’ ſprach er und erzählte auch, warum er den Becher umgeworfen habe und zugleich ſtand er regungslos da.

Da war Ferdinand ſehr betrübt und jammerte laut, daß er eine ſo große Treue ſo ſchlecht belohnt habe. Er ließ den Salzſtein in das Schloß tragen, ging jeden Tag zu ihm und betrachtete ihn mit betrübten Blicken. Nach Jahresfriſt ſchenkte ſeine Frau ihm ein Kind. Da träumte ihm in einer Nacht der Stein thue den Mund auf und ſage: ‘Du kannſt mich erlöſen, wenn du dein Kind ſchlachteſt und mich mit ſeinem Blut beſtreichſt.’ Das war doch gar zu hart für ein Vaterherz, welches eben erſt ſeines Kindes froh zu werden denkt; darum überredete er ſich leicht, der Traum ſei eben nur ein Traum, wie alle andern. In der zweiten Nacht träumte ihm aber dasſelbe und da fing er an, ſehr traurig darüber zu werden. In der dritten Nacht wiederholte ſich der Traum noch einmal und der Salzſtein ſprach noch dazu: ‘Wenn du mich heut nicht erlöſeſt, dann bin ich für ewig zum Stein verwünſcht.’ Da dachte der Prinz, er dürfe nun nicht zögern und müſſe Treue mit Treue lohnen. Er ſtand mit Tagesanbruch auf, nahm das Kind aus der Wiege, ſeinen Hirſchfänger von der Wand und ging in die Stube, wo der Salzſtein ſtand. Da küßte er das arme Kind noch einmal und hob das Mordmeſſer, um es zu ſchlachten, doch da war der Stein plözlich le bendig und Paul hielt ihm den Arm, ehe noch dem Kinde ein Leides geſchah. Jetzt war die Freude erſt groß! Im ganzen Schloß kehrte ein anderes Leben ein, denn alle Leute hatten den getreuen Paul nun doppelt ſo lieb. Der Prinz aber ſchenkte ihm eine Grafſchaft in der Nähe von der Hauptſtadt und es verging kein Tag, wo die Beiden ſich nicht geſehen hätten.

Der Schäfersſohn und die zauberiſche Königstochter.

Es war einmal ein Schäfer, der hütete ſeine Schafe Tag für Tag auf einer Wieſe vor einem verhexten Walde, in den er ſich nie zu gehen getraute. Eines Tags war ihm ſeine Pfeife ausgegangen, und da er Feuer ſchlagen wollte, merkte er, daß er ſeinen Stahl verloren hatte. Zugleich ſah er, daß vor ihm der ganze Wald in Flammen ſtand. Nach Hauſe laufen konnte er nicht und Feuer mußte er haben, alſo faßte er ſich ein Herz und ging auf den Brand zu, um ſich ſeine Pfeife anzuſtecken. Er war aber kaum daran, ſo hörte er ſich ganz aus der Nähe bei Namen rufen. Er blieb ſtehen und ſah ſich um, da rief es noch einmal, es war aber Niemand da. Endlich, als es zum dritten Male rief, ſah er vor ſich auf der Erde eine große Schlange, die kam aus dem Feuer hergekrochen und ſagte, ſie wolle ihn glücklich machen auf ſein Lebtag, wenn er mit ihr in den Wald gehen wolle. Der Schäfer war ein armer Kerl und ſagte ja. Nun kroch das Gewürm vor ihm her, gerade in den Wald hinein; das Feuer war fort, denn es war nur ein Blendwerk geweſen, um ihn anzulocken. Sie kamen immer tiefer in den Forſt hinein, endlich hielt die Schlange bei einem Haſelbuſch und hieß ihn eine Gerte brechen.

Als er es gethan hatte, kroch ſie wieder vorwärts, und der Wald ward immer dichter und dunkler. Sie kamen noch an zwei andere Haſelbüſche: bei jedem hieß ihn die Schlange ſtill halten und eine Gerte brechen, und an jede Gerte mußte er ſich ein beſonderes Zeichen machen, um ſie nicht mit den andern zu verwechſlen. Endlich, als der Wald ſo dicht war, daß man faſt nicht mehr hindurch konnte, und der Schäfer ſo müd; daß ihn die Beine nicht mehr tragen wollten, ſtanden ſie vor einem hohen Schloß mit einem großen ſtarken Thor. Da hieß ihn die Schlange mit der erſten Gerte dawiderſchlagen, und alsbald ſprang es auf. Sie kamen durch einen langen dunklen Gang in einen Hof, darin ſtand ein anderes Schloß mit einem noch ſtärkeren Thor. Er mußte mit der zweiten Gerte dawiderſchlagen, und es ging wieder durch einen dunklen Gang in einen ſchönen Hof, worin ein Schloß mit einem noch viel ſtärkeren Thor ſtand. Das mußte er mit der dritten Gerte aufmachen. Jetzt führte ihn die Schlange treppauf, treppab, bis in ein wunderſchönes Zimmer. ‘Dein Glück iſt halb vollbracht,’ ſprach ſie, ‘um es ganz zu vollbringen, mußt du ſieben Jahr lang hier in dieſer Kammer bleiben und nicht vor die Thür gehen. Auf deinem Tiſch wirſt du immer Alles finden, was du nur brauchen und wünſchen kannſt. Das Geſchirr von deinem Eſſen und Alles, was du nicht bei dir behalten willſt, mußt du zum Fenſter hinauswerfen, nie aber darfſt du nachſehn, wo es hinfällt.’ Als ſie das geſagt hatte, machte ſie ſich fort zur Thür hinaus und der Schäfer wünſchte ſich gleich einen ganzen Tiſch voll Eſſen und Trinken. Er aß und trank ſich ſatt und warf dann das Geſchirr zum Fenſter hinaus, kümmerte ſich auch ſehr wenig darum, wo es hinfiel.

So lebte er fort bei drei Jahre, da war die Langeweile ſo groß geworden, daß er gar nicht mehr wußte, was er nur thun ſollte. Er fing an ſich Gedanken darüber zu machen, was fur ein großer Haufen von zerbrochnem Geſchirr wohl jetzt unter ſeinem Fenſter liegen müſſe. Zuletzt konnte er ſich nicht mehr enthalten, und als er wieder einen Pack Teller hinunter geworfen hatte, legte er ſich hinaus und ſchaute hinab. Da ſah er freilich keinen Geſchirrhaufen, wohl aber einen ganzen Hof voll großer Thiere, eines immer ſeltſamer und erſchrecklicher anzuſehn als das andere, welche die Teller und Schüſſeln mit den Mäulern auffingen und fortſchleppten. Er machte ſchnell das Fenſter zu, doch da klopfte es ſchon an der Thür und ob er gleich nicht 'herein' ſagte, ſo kam die Schlange doch und war ſehr bös und ſagte, jetzt hätte er die Wahl, ob er gleich auf der Stelle ſterben oder die ſieben Jahre noch einmal von Vorn anfangen wolle. In ſeiner Angſt verſprach er's gern und war nur froh, daß er das Leben behalten ſollte. Da er jetzt wußte, wo das Geſchirr hinkam, kam er in keine Verſuchung mehr, zum Fenſter hinaus zu ſehn, und ſo hielt er denn die ſieben Jahre richtig aus.

Als die Zeit um war, klopfte es wieder. Dießmal rief er herzhaft: 'Herein!' die Thür ging auf und herein kam ein König mit einer goldnen Krone und hinter ihm ſein ganzer Hofſtaat. Das waren alle die häßlichen Thiere, die ſeine Teller fortgetragen hatten und jetzt erlöſt waren. Sie bedankten ſich gar ſehr bei ihm, der König aber ſprach: 'Nun kannſt du unter drei Stücken dir eines wählen, das du willſt. Willſt du ein goldnes Hemd, oder ein eiſernes Schwert oder eine goldne Krone?' 'Das eiſerne Schwert!' rief der Schäfer, und der König ſagte: 'Du haſt zu meinem und zu deinem Vortheil gewählt. Hätteſt du die Krone verlangt, ſo wärſt du ſtatt meiner König geworden; hätteſt du das Hemd verlangt, ſo hätte es mir und dir nichts genützt. So aber biſt du durch das Schwert unüberwindlich gemacht, und ich ernenne dich zu meinem oberſten General.'

Der König konnte auch einen guten General brauchen, denn ſein Nachbarkönig ſah kaum, daß er wieder erlöst war, ſo fing er auch ſchon Krieg mit ihm an. Das war aber ſein eigner Schaden, denn er durfte ſo viel Soldaten hinausſchicken, als er nur wollte, der Schäfer mit ſeinem Zauberſchwert ſchlug ſie alle todt. Der fremde König hatte aber eine gar kluge Tochter, der klagte er ſeine Noth, und das Mägdlein ſagte, er ſolle ſie nur gehn laſſen, ſie wolle es ſchon machen. Als es dunkel wurde, lief ſie hinüber in das feindliche Lager und ließ ſich fangen, und als ſie vor den oberſten General gebracht wurde, verliebte ſich der gleich ſo in ſie, daß er ſie nicht mehr von ſich ließ und ſie mit ſich in ſein Zelt nahm. Die Nacht aber, als er ſchlief, ſtand die falſche Prinzeſſin auf, nahm ſein Schwert das an der Zeltwand hing und lief damit hinüber zu ihrem Vater. Des andern Tages wurde das ganze Heer des Schäfers todtgeſchlagen und er ſelber gefangen vor den feindlichen König gebracht. Der ließ ihn mit dem Beil zerhacken und packte die Stücke in eine Schachtel; die ſchickte er ſeinem Nachbar und ließ ihm einen ſchönen Gruß ſagen da hätte er ſeinen General!

Da gab es großes Wehklagen im ganzen Lande, der König aber gab die Hoffnung nicht auf, er ließ die ganze Zaubererzunft zuſammenkommen und befahl ihnen, den General wieder zuſammen zu ſetzen. Da legten die Zaubergeſellen die Stücke auf einem Tiſch zurecht, ſetzten ſie aneinander und beſtrichen ſie mit Wunderſalbe, daß ſie wieder zuſammenwuchſen. Nun war der General fertig bis auf das Leben, und das gab ihm der Zaubermeiſter. Zugleich ſchenkte er ihm die Gabe, ſich zu verwandeln in was er wollte. Das war dem Schäfer recht. Er verwandelte ſich in ein wunderſchönes Pferd und ließ ſich von einem Juden in das feindliche Land führen. Bald ſprach Alles von dem ſchönen Pferde; der König ſagte, das dürfe Niemand haben, als er, und kaufte es dem Juden für ſchweres Geld ab.

Als aber das Thier im Stalle ſtand und des Königs kluge Tochter es beſehen hatte, ſprach ſie zu ihrem Vater: ‘Das Pferd kann ich nicht dulden, der Schinder muß ihm den Kopf abhacken!’ Das hörte des Königs Köchin, die war dem ſchönen Thiere gut und ging zu ihm in den Stall und ſtreichelte es und ſprach dabei: ‘Wie dauerſt du mich, daß du ſterben mußt, der Schinder wird kommen und dir den Kopf abhacken.’ Da hob das Pferd ſeinen Kopf in die Höhe und ſprach: ‘Wenn mir der Schinder den Kopf abhackt, ſo ſollen drei Tropfen Blut an deine Schürze ſpringen, die mußt du mir zu liebe unter die Dachtraufe vergraben, es ſoll dir nicht vergeſſen ſein.'

Wie das Pferd geſprochen, ſo geſchah es; die Köchin begrub die Schürze mit den drei Blutstropfen unter der Dachtraufe, und des andern Morgens war ein wunderſchöner Weißkirſchbaum voll der ſchönſten Kirſchen daraus hervorgewachſen. Als die Prinzeſſin aus ihrem Schlafgemach herunter kam, ſah ſie den Baum. Da ging ſie zu ihrem Vater und ſprach: 'Den Baum im Hofe leid ich nicht, der Zimmermann muß kommen und ihn mit dem Beil umhauen.' Die Köchin hatte es aber wieder gehört und ging hinab und ſprach: 'Ach armer Baum, du thuſt mir leid, der Zimmermann ſoll kommen und dich mit dem Beil umhauen.' Da ſprach der Baum: 'Und wenn der Zimmermann kommt und mich mit dem Beil umhaut, ſo mußt du mir zu lieb drei Späne von mir nehmen und ſie in den Teich der Prinzeſſin werfen.' Wie der Baum geſprochen, ſo geſchah es; die Köchin warf die drei Späne in den Teich der Prinzeſſin und des andern Morgens ſchwammen drei goldene Enten darauf. Als die kluge Königstochter in den Garten kam und die Enten ſah, ſo ſprach ſie: 'Die Enten leid ich nicht.' Sie nahm ihren Bogen und ſchoß zweie davon todt, die dritte aber gefiel ihr ſo gut, daß ſie ſich in einen Kahn ſetzte und ihr nachruderte, bis ſie ſie gefangen hatte. Des Abends nahm ſie die Ente mit in ihre Schlafkammer, wo auch das geſtohlne Schwert an der Wand hing. Das that gut bis um Mitternacht, da packte die Ente das Schwert auf und flog damit fort bis in das Nachbarland. Hier wurde ſie wieder zum

General, der ging zu ſeinem König und zeigte ihm das wiedergefundene Schwert. Da gab es große Freude im Schloß und des andern Tags zog der Schäfer wieder gegen den Feind. Als die feindlichen Soldaten todt waren, eroberte er die Hauptſtadt und machte den König mit ſeiner ganzen Familie nieder, die gute Köchin aber nahm er zur Frau und ſie waren König und Königin und hielten gute Nachbarſchaft mit dem andern König und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch.

Vom Räuberhauptmann Hans Kühſtock.

Ein armer Bauersmann hatte einen Sohn. Als dieſer etwa fünfzehn Jahre alt war, ſchickte er ihn in die Stadt, da ſolle er ſich einen Dienſt ſuchen und ein Handwerk lernen. Der Junge ging ſeines Wegs daher, als ihm ein feiner Herr begegnete und ihn fragte: 'Wohin geht die Reiſe?' 'In die Stadt, wo ich mir einen Meiſter ſuchen ſoll,' ſprach der Junge. 'So gehe mit mir, ich lehre dir ein Handwerk, das ſeinen Mann ernährt,' ſagte der Herr und der Junge folgte ihm. Sie kamen in einen Wald und zu einer Höhle, da ſaßen elf Räuber und der feine Herr war der zwölfte. Er zeigte dem Jungen große Haufen von Gold und Silber, welche in der Höhle lagen und fragte ihn: 'Wie gefällt dir das? So reich möchteſt du auch wohl werden nicht wahr?' 'Ihr verſteht das ſchönſte Handwerk auf der Welt und das einen goldnen Boden hat' ſprach der Junge. 'Bei euch gehe ich gern in die Lehre.' Jetzt aßen und tranken ſie zuſammen und waren guter Dinge bis es Abend wurde. Da gab ihm der Räuber einen Stock, vor dem alle Thüren ſprangen und ſprach: 'Nun geh und arbeite, ob du etwas verdienſt.' Da ging der Junge und arbeitete in andrer Leute Geldbeutel ſo lange bis er zweihundert Thaler zuſammen hatte, und dabei bekam er keine Schwielen in die Hände, denn alle Schlöſſer öffneten ſich ihm, ſobald er ſie nur mit dem Stock berührte. Als er in die Höhle zurückkam und ſeinen Verdienſt auf den Tiſch zählte, ſprach der eine Räuber: 'Viel iſt's zwar nicht, aber immer doch etwas, morgen mußt du fleißiger ſein.' In der folgenden Nacht brachte er dreihundert Thaler mit und der Räuber ſagte: 'Dießmal geht's ſchon beſſer, aber man merkt dir noch immer an, daß du ein Anfänger biſt.' Da kam er in der dritten Nacht mit vierhundert Thalern wieder. 'Du machſt ſchon Fortſchritte,' ſprach der Räuber, 'und von heut an biſt du Geſelle. Du kannſt aber die Nacht noch Meiſter werden, wenn du Muth haſt. Heute iſt einer von uns gegangen, um einen Ochſen zu ſtehlen, wenn du ihm den unterwegs nimmſt, dann biſt du unſer Mann.' 'Es kommt auf einen Verſuch an,' ſprach der Junge, 'laßt mich mir nur etwas ausſuchen, was ich dazu nöthig habe.' Da ging er tiefer in die Höhle, nahm ſich eine ſilberne Säbelſcheide, verkleidete ſich in einen Bettler und machte ſich auf den Weg. Im Walde ſetzte er ſich an die Landſtraße hin und legte die Scheide neben ſich. Bald kam der Räuber mit dem Ochſen daher; als er die Säbelſcheide ſah, blieb er ſtehn und fragte: 'Ei was haſt du da! wie kommſt du zu der prächtigen Scheide!' 'Ich fand ſie im Walde,' erwiederte der Bettler. 'Wo die Scheide lag muß auch der Säbel ſich finden,' ſagte der Räuber. 'Halte mir den Ochſen auf ein paar Augenblicke, ich will doch ſehn ob ich ihn nicht finde.' Und er eilte in den Wald um zu ſuchen, unterdeſſen trieb der Junge den Ochſen der Höhle zu, wo ihn die Räuber als ihren Meiſter begrüßten und ihn ſogleich zum Hauptmann der Bande ernannten. Da er das Handwerk ſo ſchnell gelernt hatte, ſtieg ihm der Stolz zu Kopfe und am folgenden Morgen ſprach er: ‘Ich gehe einmal zu meinem Vater und bleibe zwei Tage aus, in der Zeit darf jeder von euch thun was er will; wenn ich wiederkomme, bringe ich Arbeit für euch mit.’ Er ließ ſich ſein Pferd ſatteln, ſchwang ſich in ſchönen Kleidern drauf und ritt nach Hauſe zu. Sein Vater traute ſeinen Augen nicht, als er ihn ſah und fragte erſtaunt: ‘Wie kommſt du zu dem Reichthum?’ ‘Durch meinen Eifer und meine Arbeitſamkeit,’ ſprach der Junge. ‘Ich bin ſchon Meiſter und arbeite mit zwölf Geſellen Nacht und Tag, was gibſt du, was haſt du.’ ‘Ei ſeht mir doch den Jungen an, was ſchaffſt du denn?’ ‘Leere Beutel, lieber Vater.’ ‘Alſo biſt du ein Spitzbub?’ rief der Alte entſetzt; ‘dann mach nur daß du mir aus dem Hauſe kommſt, ſonſt überliefere ich dich ſelbſt dem Gericht.’ ‘Wie ihr wollt, ade Vater,’ ſprach Hans, ſaß wieder auf ſein Roß und ritt weiter, nachdem er noch einen Beutel voll Geld auf den Tiſch geworfen hatte.

Unterwegs kehrte er in ein Wirthshaus ein, ließ ſich einen Schnaps geben und fragte: ‘Was Neues?’ ‘Nicht viel’ ſagte der Wirth, ‘außer daß geſtern zwölf Räuber gefangen worden ſind; das ſollen aber nur die Geſellen ſein, dem Hauptmann ſind die Soldaten auf der Fährte, der heißt Hans Kühſtock.’ ‘Heißt der ſo, dann weiß ich wo er iſt und wir wollen ihn bald haben,’ ſprach Hans. ‘Geſtern hat er mir erſt im Walde die Taſchen geleert. Gebt mir nur ſchlechte Kleider und einen Eſel, dann locke ich ihn in euer Haus.' Der Wirth that es mit Freuden und Hans zog weiter, kaufte auf dem nächſten Bauernhof zwei Körbe mit Eiern Käſe und Butter und trieb damit zur Hauptſtadt. Da kam er an dem Thurm vorbei, worin die zwölf Kerle gefangen ſaßen und ſah, wie ſie an den Gitterfenſtern lagen und Trübſal nach Noten blieſen. Er hielt ſeinen Eſel an, guckte hinauf und rief: 'Gelt, ihr habt geſtohlen? Was ſeit ihr für dumme Teufel! Wißt ihr denn nicht, daß ehrlich 'am längſten währt?' Da ärgerten ſich die Spitzbuben, er aber lachte ſie aus und verſpottete ſie, bis ſie vor Zorn vom Fenſter wegliefen. Das that er ihnen aber darum, weil ſie ihn verrathen hatten.

Vor der Stadt wohnte ein Leinweber, der war blutarm und nagte am Hungertuch. Hans Kühſtock, der das wußte, ging zu ihm und ſchenkte ihm die Eier, und den Käſe. 'Hör 'mal Bruderherz' ſagte Hans, der das Stehlen nun einmal nicht laſſen konnte; 'ich bin arm und du biſt arm und der König hat Geld mehr als zu viel; wie wäre es, wenn wir ihm ein paar Taſchen voll davon abnähmen? Ihm thut's nichts und uns thut's ſehr viel.' 'Ach du ſcheinſt mir einer von denen zu ſein, die nur glühend Eiſen und Mühlſteine liegen laſſen,' ſprach der Leinweber, 'aber ich bin's zufrieden; ehrlich bin ich lang genug geweſen und habe es zu nichts gebracht; da werde ich einmal zur Abwechslung Spitzbub. Wie kommen wir aber in die Schatzkammer?' 'Dafür laß mich ſorgen' antwortete Hans.

Abends gingen Beide an den Thurm, wo die Schatzkammer war; an der Erde hatte ſie ein Fenſter, das war mit drei eiſernen

Läden verſchloſſen. Hans hielt ſeinen Stock daran, da ſprangen ſie alle auf und Beide ſtiegen hinein. Hans nahm eine gute Hand voll Geld, der Leinweber ſtopfte ſich aber beide Taſchen voll; dann gingen ſie ruhig wieder nach Hauſe. Als der König Morgens in die Schatzkammer kam und den Diebſtahl bemerkte aber alle Fenſter und Thüren geſchloſſen ſah, ließ er die zwölf Spitzbuben zu ſich kommen und fragte ſie, wie der Dieb wohl in die Kammer gelangt ſein könne? Die unterſuchten die Fenſter und ſahen gleich, wo der Fehler war. ‘Hans Kühſtock iſt hier geweſen’ ſprachen ſie, ‘und durch dieß Fenſter geſtiegen.’ Der König verſprach ihnen die Freiheit, wenn ſie ihn fingen; da legten ſie Fallen und Schlingen an das Fenſter und verſicherten den König, morgen würde Hans Kühſtock in ſeinen Händen ſein.

Als es gegen Abend ging, ſprach der Leinweber: ‘Das eine Mal war nicht der Mühe werth, komm laß uns mehr holen.’ Da gingen ſie zu dem Thurm, Hans Kühſtock hielt ſeinen Stock an das Fenſter und es ſprang auf. ‘Laß mich zuerſt hinein,’ ſprach er zu dem Leinweber, ‘es möchte drin nicht richtig ſein und du verſtehſt dich noch ſchlecht aufs Handwerk.’ ‘Weg da, ich will dir beweiſen, daß ich Muth habe,’ ſagte der Leinweber und ging in die Falle. ‘Da ſiehſt du wer Recht hatte,’ ſprach Hans Kühſtock. ‘Aber wart ich helfe uns Beiden, drehe nur den Kopf einmal herum.’ Der Leinweber that's und ritſch ſchnitt der Räuber ihm den Kopf ab, nahm ſich die Taſchen voll Geld und ging mit dem Kopfe ſeiner Wege zu des Leinwebers Haus zurück. Am Morgen kam der König in die Schatzkammer, da lag der blutige

Leichnam. Er ließ die Räuber kommen, welche die Leiche unterſuchten. ‘Das iſt er nicht,’ ſprachen ſie, ‘aber wenn man die Leiche an den Galgen hängt, dann kann man ihn fangen, denn er wird trachten, dieſelbe zu ſtehlen; darum muß eine ſtarke Wache dabei aufgeſtellt werden.’

Dieß geſchah, aber Hans Kühſtock lachte den König heimlich aus und dachte, ſo geſcheit ſei ein guter Spitzbub wohl, daß er nicht in dieſe dumme Falle gehe. Er zog des Leinwebers alte Kleider an, kaufte ſich zwei kleine Fäßchen mit Branntwein, worein er ſtarken Schlaftrunk goß, und lud ſie auf ſeinen Eſel; dann ließ er vom Schneider zwölf Pfarrersröcke machen, packte ſie ein und lud ſie zu den Fäßchen; alſo zog er als es dunkel wurde dem Galgen zu, indem er ſchrie: ‘Lebenstrank! Wer kauft Lebenstrank?’ Als die Soldaten, deren zwölf auf Wache ſtanden ihn ſahen, riefen ſie ihm zu und ließen ſich einſchenken und der Branntwein ſchmeckte ihnen ſo gut, daß das Fäßchen bald leer wurde. Da ſanken ſie einer nach dem andern um und ſchliefen wie die Klötze. ‘Jetzt iſt die Reihe wieder an mir,’ ſprach Hans Kühſtock, zog ihnen ihre Montur aus und lud ſie nebſt den Gewehren, Säbeln und dem Leichnam auf ſeinen Eſel, dann zog er ihnen die Pfarrersröcke an und trieb dem Leinewebershäuschen zu.

Morgens wachten die Soldaten auf und da kann man ſich denken, was ſie für Augen machten. Anfangs wollten ſie alle deſertiren, aber da ſprach einer von ihnen, der ein durchtriebener Pfiffikus war: ‘Bleibt ruhig hier, ich mache Alles gut.’ Er ging in ſeinem Pfarrersrock zum König, warf ſich ihm zu Füßen und ſprach: 'Herr König, ach ſchenket mir und meinen Mitbrüdern das Leben! Wir haben es nicht verdient, aber wir hoffen, ihr werdet uns gnädig ſein.' Der König war ſehr erſtaunt und ſprach: 'Herr Pfarrer, ich ſchenke es euch gern, weiß aber nicht, was ihr verbrochen haben könnt.' Da ſtand der Soldat auf und erzählte Alles. Der König lachte zwar über den neuen Streich des Räubers, aber innerlich ärgerte er ſich doch, ließ die zwölf Spitzbuben kommen und drohte ihnen, ſie würden ſofort Alle an den Galgen gehängt, wenn ſie ihm nicht ein ſicheres Mittel ſagten, den Hans Kühſtock zu fangen. Da riethen ſie, der König ſolle die ganze Gegend umzingeln und alle Häuſer durchſuchen laſſen, wenn man ihn dann nicht finde, dann müßten ſie ſich in ihr Schickſal ergeben. Der König ließ alsbald ſeine Befehle ergehn und alle Leute wurden den zwölf Spitzbuben vorgeführt und alle Häuſer durchſucht. Aber Hans Kühſtock fand ſich nicht, der war längſt über alle Berge, um anderswo ſeine Kunſt zu betreiben; wo er aber ſein Neſt gehabt hatte, das erfuhr der König, als man des Leinwebers Haus durchſuchte. Am folgenden Tage mußten die zwölf Spitzbuben baumeln.

Das beſte Eſſen von der Welt.

Es wurde einmal vor Alters in einem Dorfe erzählt, der Pfarrer habe am Sonntage in der Predigt geſagt, weiße Rüben und Hammelfleiſch wäre das beſte Eſſen auf der Welt. Das hörten denn auch drei Männer aus dem Ort, die hießen Chriſtoph, Max und Caſpar, und die nahmen ſich vor, ſie wollten einmal ſehn, ob das auch mit dem Eſſen die Wahrheit wär. Weil ſie aber keinen Acker und auch keine Schafe hatten, ſo ſollte in der nächſten Nacht der Chriſtoph, der ein ſtarker Mann war, ins Feld gehn und einen Sack voll weiße Rüben langen, und der Max und der Caſpar wollten unter der Zeit an den Pferch gehn und einen Hammel ſtehlen. Auf dem Kirchhof an der Kirchenthür wollten ſie darnach wieder zuſammenkommen. Wie verabredet, ſo iſt's auch geſchehen. Der Chriſtoph ging, wie es Nacht geworden war, mit ſeinem Sack auf einen Weiße-Rüben-Acker, und die zwei Andern machten ſich auf den Weg nach dem Pferch. Da mußten ſie aber an einem Sumpf vorbei, und wie ſie daran kamen, ſo quackſte juſt ein Froſch. 'Hörſt Du's?' ſagte der Max zum Caſpar und war ihm angſt, 'der Schäfer iſt wach und ruft: Max! Max! Ich kann jetzt nicht mitgehn, der Schäfer kennt mich. Geh du lieber allein hin! Dich kennt er, ſcheint's, nicht und hat dich auch nicht geſehn.' Damit kehrte der Max um, ging ein wenig zurück und wollte da warten, bis dann der Caſpar mit dem Hammel käme. Der Caſpar hergegen ging allein fort und kam bis nahe an den Pferch. Da huſtete aber gerade ein altes Schaf und das hat gelautet, als wenn eins gerufen hätte: 'Caſper! Wer da fortlief, das war der Caſpar, und er ſprang ſo flink, daß er bald zu dem Max kam. 'Max!' ſagte er zu dem und war außer Odem und ſchnaufte, 'denk dir einmal an, der Schäfer hat auch mich gekannt, denn er hat mir ganz laut Caſper zugerufen. Wir können den Hammel nicht langen, der Schäfer kennt uns alle beide. Wir müſſen uns jetzt an den Chriſtoph machen, daß der hingeht.' Das war der Max zufrieden und ſo gingen ſie fort an die Kirchenthür. Der Chriſtoph war ſchon da mit ſeinem Sack und ſie erzählten ihm die ganze Geſchichte, wie ſie den Hammel nicht brächten, weil der Schäfer ſie kenne und ihnen mit ihren Namen zugerufen habe. Dann redeten ſie dem Chriſtoph zu, er wäre noch nicht lang in dem Orte, der Schäfer kenne ihn noch nicht, und er ſolle auch nach dem Hammel gehn. Der Chriſtoph war im Anfange böſe, daß ſie ihre Sache nicht ausgeführt hatten; er habe gethan, was er zu thun gehabt hätte, und er lange den Hammel nicht. Sie aber redeten ihm noch mehr zu, und ſagten, ſie wollten derweil, bis er den Hammel brächte, die weißen Rüben ſchälen. Nun, der Chriſtoph iſt ein guter Mann geweſen und ging fort. Jetzt ſetzten ſich die Zwei an die Kirchenthür und machten ſich an das Schälen. Unter der Zeit wird es Morgens vier Uhr, wo zu Tag geläutet werden muß. Da kommt der Schulmeiſter und will läuten. Wie er aber an der Kirchenthür die Zwei ſieht, ſo wird's ihm angſt, denn er glaubt, es wären Geiſter von den Todten und läuft ans Pfarrhaus und klopft, was er klopfen kann. Endlich erwacht die Köchin und macht ihm die Thür auf. Er weckt nun den Pfarrer und ſagt in einer Haſt: 'Herr Pfarrer, Sie müſſen mit mir! Vor der Kirchenthür ſind zwei Geiſter, die laſſen mich nicht in den Thurm, daß ich zu vier Uhr läuten kann. Sie müſſen mit und müſſen die Geiſter vertreiben.' Der Pfarrer aber, der das Podagra hatte und nicht fort konnte, gab zur Antwort: 'Wie kannſt du mir nur zumuthen, daß ich mit dir gehn ſoll! Ich bin ein armer gebrechlicher Mann und kann nicht fort. Du mußt ſehn, wie du's allein fertig bringſt, ich kann dir nicht helfen.' Doch der Schulmeiſter, der nach der alten Obſervanz zu Morgen läuten wollte, ſetzte dem lahmen Mann hart zu und ſagte: 'Nein, Sie müſſen mit, Herr Pfarrer! Sie müſſen mit! Wenn Sie nicht gehn können, ſo hängen Sie ſich auf meinen Rücken, dann will ich Sie auf den Kirchhof hockeln.' Da nun der Schulmeiſter nicht von der Stelle ging und dem Pfarrer immer mehr zuſetzte, ſo ſtieg der endlich auf, that ſich an, und hing ſich dem Schulmeiſter auf den Rücken. So ging's dann bis auf den Kirchhof. Die Zwei, die an der Kirchenthür ſaßen und noch weiße Rüben ſchälten und die Schalen hüben und drüben hinaus warfen, ſahen in der Dunkelheit, daß da einer mit einer Laſt auf dem Rücken kam und glaubten nicht anders, als das wäre der Chriſtoph mit dem Hammel. Da rief gleich der eine: 'Haſt ihn?' und der andere: ‘Nun, ſo bring ihn her, dann wollen wir ihm gleich den Hals abſchneiden!’ Als das der Schulmeiſter hörte, ſo wurde es dem ſo angſt, daß er den Pfarrer von ſeinem Rücken herunterwarf und lief, was er nur laufen konnte. Der Pfarrer aber, dem es gerade ſo angſt war, vergaß ſein Podagra, machte ſich geſchwind auf die Beine, lief hinter dem Schulmeiſter drein und wäre ſchiernächſt vor ihm gekommen. Nicht lang darnach kam der Chriſtoph wirklich mit dem Hammel und ſie haben ſich auf den Mittag die weiße Rüben und Hammelfleiſch zurecht gemacht und nach der Mahlzeit geſagt, ja, das wär das beſte Eſſen auf der Welt.

Fürchten lernen.

In einem Dorf war ein Mann, der war nur ein Bauer, aber Geld hatte er genug und einen einzigen Buben dazu. Auf den hielt er große Stücke und dachte, er wolle ihn was Rechtes lernen laſſen für ſein Geld, damit er einen gelehrten Sohn an ihm bekäme. Alſo ging er zum Schulmeiſter und ward einig mit ihm über das Lehrgeld, daß der Peter außer der gewöhnlichen Schule noch alle Tage ſeine Extra-Stunden haben und ſelber auf den Schulmeiſter ſtudiren ſollte.

Von Stund an ſaß der Junge vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein in dem Schulhaus und alle Samſtag bekam er ein Zeugnis mit nach Hauſe, wie viel er's ſchon weiter gebracht hätte, alſo daß der Alte ganz zufrieden damit war. Auf einen Abend aber ſchickte ihn der Bauer noch hinaus auf den Acker, ein Bündel Klee holen, das aus Verſehen war liegen geblieben. Als nun der Junge draußen das Bündel aufheben wollte, war es ihm zu ſchwer und ſah er ſich um, ob Keiner da wäre, der ihm dazu helfen wollte. Mit einem Male ſtand ein dunkler Mann neben ihm, hob ihm das Bündel auf den Kopf und frug dabei — es war ſchon recht dunkel — ob er ſich denn nicht fürchte, ſo allein auf dem Feld! 'Fürchten?' — der Peter hatte noch nichts davon gehört und wußte nicht was es heißen ſollte, alſo gab er dem Mann keine Antwort und ging ruhig heim. Bei dem Alten aber erzählte er die Geſchichte und frug ihn, was denn der Mann wohl damit habe ſagen wollen? 'Weißt du denn nicht, was Fürchten iſt?' ſprach der Bauer. 'Nein' ſagte der Peter, da ſchlug der Alte die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: 'Der Schulmeiſter muß mir mein Geld wiedergeben! Schon ein Jahr geht der Bube zu ihm und weiß noch nicht was Fürchten iſt!'

Des andern Morgens in aller Früh kam er mit ſeinem Peter an der Hand ins Schulhaus und 'wenn ihr ihn bis morgen nicht gelehrt habt was Fürchten heißt' ſprach er zum Schulmeiſter, ſo müßt ihr mir mein Geld wiedergeben!' 'Gebt euch zufrieden' ſprach der Lehrer, 'bis morgen früh ſoll er's aus dem Fundament verſtehn.'

Da es nun gegen die Nacht ging, führte er den Peter in die Kirche und ſchloß das große Thor hinter ihm zu. Dadrinnen konnte einer das Fürchten freilich lernen wenn er geſund wieder davon kam, denn es war von Alters her nicht richtig in der Kirche. Der Peter nun ſtieg wohlgemuth auf die Emporbühne, legte ſein Wamms unter den Kopf und fing an zu ſchlafen — aber nicht lange; denn auf einmal fing es in der alten Kirche zu krachen, zu tappen und zu rumpeln an, als wenn alle Kirchenſtühle wären lebendig geworden, dann ſtiegen drei ſchwarze Männer hinter dem Altar hervor und kamen hinauf auf die Emporbühne zum Peter. Der Junge hob ſich auf dem Ellenbogen in die Höh und war neugierig, was die drei Kerls denn eigentlich wollten — da ſtellten ſie ein Kegelſpiel hin, fingen an zu ſchieben, und Einer rief: 'Junger Knabe ſetz uns die Kegel auf!'

'Meinetwegen!' ſprach der Peter, ſtand auf und that wie ihm geheißen, als aber die Dreie ihre Kugeln alle hinuntergeſchoben hatten, rief er: 'Wer aufſetzt darf auch kegeln, jetzt bin ich an der Reihe!' Dabei nahm er die Kugeln und warf eine nach der andern hinauf, den Männern zwiſchen die Beine, dann erwiſchte er die Kegel und fing an, ſie den Geiſtern auf die Köpfe zu ſchleudern, zuerſt den König, dann die andern. Sie warteten aber den neunten nicht ab, ſondern machten ſich aus dem Staub, und nun konnte der Peter ruhig weiter ſchlafen, bis der helle Morgen zum Kirchenfenſter hereinſchien.

Da kam denn auch der Schulmeiſter um den Tag anzuläuten und war ganz begierig, nachzuſehn, ob denn dem Jungen das Genick nicht abgedreht ſei. Der Peter aber gähnte ihn recht faul und verdrießlich an, und als ihn der Lehrer frug: ob er jetzt wiſſe was es mit dem Fürchten zu bedeuten habe? 'Nein' ſprach der Bube 'es waren ſo ein paar ſchwarze Kerls da und haben mich geheißen die Kegel aufſetzen, aber von dem Fürchten hat Keiner was zu mir geſprochen.' Da hieß ihn der Schulmeiſter einen vernagelten Dummkopf, tröſtete aber den alten Bauern, als der hinzukam, er ſolle ſich nur zufrieden geben und es abwarten bis zum andern Tag, er wollte es noch weiter verſuchen mit dem Jungen.

Sobald es dunkel ward, mußte mein Peter wieder allein in der Kirche bleiben. ‘Dießmal ſollen ſie mich in Frieden laſſen’ ſprach er und ſtieg hinauf, ganz oben auf die Orgel, damit er ſeine ordentliche Nachtruhe hätte. Es hatte aber kaum eilf Uhr auf dem Thurm geſchlagen, ſo ging das Getös wieder los, nur dießmal viel ärger als in der vorigen Nacht, und auf einmal kam eine pechſchwarze Dame mit einem großen feuerfarbenen Umhängetuch hinter dem Altar vor und ließ ſich auf die Knice fallen, gleich als ob ſie eifrig beten wollte. ‘Zu unſerm Herrgott betet die gewiß nicht’ ſprach zu ſich ſelber der Peter, ‘aber das goldige Umhängetuch ſollte meiner Schweſter auch nicht ſchlecht ſtehen, wenn ſie Sonntags darin ſpazieren ginge.’ Wie er nun trotz ſeiner Bequemlichkeit doch eigentlich ein naſeweiſer Burſch war, kletterte er leiſe von ſeiner Orgel herab und ſchlich ſich von hinten herbei an das knieende Weibsbild, riß ihr auch in einem Nu das Tuch von den Schultern herab und ſprang wie ein Eichhorn wieder hinauf auf ſein Plätzchen. Gar jämmerlich bat ihn da die Dame, er ſolle ihr doch das Tuch wieder herabwerfen, ſie hätte ja kein anderes mehr, aber hinauf konnte ſie nicht und dort unten redete ſie dem Peter lange gut. Er legte ſich wieder ruhig aufs Ohr bis zum anderen Morgen, und als der Alte mit dem Lehrer hineinkam hatten ſie wohl Mühe ihn droben zu finden und aufzuwecken, aber im Fürchten hatte er es noch um kein Haar breit weiter gebracht. Dießmal war der Schulmeiſter fuchswild und ſprach es ſei an dem Bengel Hopfen und Malz verloren; aber zum dritten Male ſollte es denn doch noch mit dem dummen Peter probirt werden.

In der dritten Nacht war es dem Jungen doch nicht ſo ganz einerlei und es kam ihm beinahe vor, als wenn er doch vielleicht etwas von dem Fürchten lernen könnte. ‘Ich will mich in des Herrn Pfarrers Stuhl ſetzen’ ſprach er, ‘dadrinnen bin ich ſicher, wenn mich das Weibsbild auf der Orgel ſucht.’ Geſagt, gethan; er ſchlief auch bald wieder ein, aber da that es auf einmal einen Schlag, daß alle Fenſter zitterten und ein gelber Schein fuhr von oben herunter. ‘Man meint, der Teufel wolle ſelber kommen und Kirche halten’ dachte der Peter und ſo war es auch ungefähr, denn der Teufel fuhr herab in leibhaftiger Geſtalt und ſetzte ſich dicht neben den Peter, in den Stuhl bei dem Pfarrſitz. Der Junge war ſo ſtill wie eine Maus, der Böſe aber langte in ſeinen Rockſack, brachte einen Pack Papier heraus und fing an, darin herumzublättern. Das waren lauter Handſchriften von vornehmen und geringen Leuten, die ſich dem Teufel ſündhaft verſchrieben hatten. Wie er nun ſo damit handthierte und ſie nachzählte, ließ er aus Verſehen ein paar davon auf den Boden fallen. Das merkte ſich der Peter; eh es der Schwarze gewahr wurde, hatte er ſie aufgerafft und eingeſteckt und der Böſe fuhr wieder hinaus, ohne ihn geſehn zu haben. Als aber am Morgen der Schulmeiſter kam, erzählte er ihm alles: die Papiere da hätte er ſich aufgeleſen, und des Herrn Schulmeiſters Name ſtehe ja auch darauf.

Da riß ihm der Lehrer in großem Zorne die Handſchrift weg und ſprach zu dem alten Bauern: er wolle ihm das Lehrgeld für ſeinen ungerathenen Sohn wiedergeben, für den Jungen wiſſe er ihm aber keinen andern Rath mehr, als daß er ihn fortſchicke in die weite Welt, denn alle Mühe und Weisheit ſei an ihm verloren, wenn ihm nicht in der Fremde ein Licht im Kopf aufginge. Alſo gab der Alte dem Buben zweihundert Gulden und hieß ihn nicht eher wiederkommen, als bis er ein geſcheiter Mann wäre.

Der Peter verwunderte ſich ſelber, daß ein Menſch ſo dumm ſein könnte wie er, war deßhalb Alles zufrieden, nahm ſein Geld und ging. Als er über drei Feldwege gegangen war, kam ihm ein Junge mit einer Heerde Schweine entgegengefahren. 'Geh mit mir in die Welt' ſprach der Peter, 'was brauchſt du die Schweine zu hüten, ich habe ſo viel Geld, daß es gar nicht all werden kann!' Der junge Schweinehirt ſagte zwar anfangs, er müßte heim zu ſeinem Brodherrn, ließ ſich aber bald überreden und ging mit.

So marſchirten denn die Zweie einträchtiglich in die Welt hinein, bis es Abend wurde und ſie Hunger bekamen. Da war ringsum nichts mehr als Wald und Wald! Endlich kamen ſie an ein Schloß, und weil die Thür offen ſtand, gingen ſie auch hinein und betrachteten ſich Alles. Keine lebendige Seele war darin zu finden, nur in dem Hofe lief Geflügel von jeder Art herum: Gänſe, Hinkel und welſche Hühner. Mein Peter, nicht faul, hob Steine auf und warf ein paar Stück von dem Federvieh todt. 'Nun haben wir zu eſſen' ſprach er, ging mit dem Schweinehirten in die Schloßküche und machte ſich ein Feuer an. Dann ſtellten ſie einen Keſſel bei, rupften das Geflügel und fingen an, es zu kochen.

Wie es aber in dem Keſſel kochte, daß es ein Vergnügen war, kam der Schloßherr nach Haus und das war Niemand anderes als der Teufel ſelber. Schon in dem Hofe fing er an zu riechen und zu ſchnuffeln, und als der Peter gerade mit der Gabel in den Keſſel fuhr, um ſich etwas herauszulangen, ſtand mit einemmale der Schwarze dabei und ſprach: 'Da will ich miteſſen.'

'Geh erſt hinaus und werf dir was von dem Federvieh todt, ſonſt kannſt du's nicht kochen' ſprach der Peter 'und wenn du nichts zu kochen haſt, haſt du nichts zu eſſen, denn wenn du was von mir kriegſt, will ich mein Lebenlang ein dummer Kerl bleiben.' Alſo machte ſich der Teufel wieder hinunter in den Hof und fing an zu werfen aus Leibeskräften, weil er großen Hunger hatte, kam aber bald wieder hinauf und ſprach: 'Ich kann nichts treffen.' 'Das kommt von deinen dicken Klauen' ſagte der Junge, 'aber geh hin und hol mir den Schraubſtock dort, ich will dir aus Gefälligkeit die Nägel ſchneiden.' Da hatte der dumme Teufel nichts Eiligeres zu thun, als wirklich den Schraubſtock herzubringen und ſeine ſchwarzen Pfoten hineinzulegen. 'Halt ſtill' ſprach der Peter, drehte zu mit allen Kräften und der Böſe war gefangen, die beiden Jungen aber griffen nach ihren Stecken und prügelten auf ihn hinein, wie auf einen ſtörrigen Eſel. 'Laßt mich heraus!' ſchrie der Böſe 'ſo will ich euch geben was ihr nur haben wollt!' Lange half ihm kein Heulen und kein Schreien, endlich ſprach der Peter, er wolle ihn loslaſſen, wenn er ihm die Verſchreibung geben wolle über das ganze Schloß, daß es ſein eigen wäre mit Allem, was er drin fände. Der Böſe war es zufrieden, und gleich lag auch ſchon die Handſchrift auf dem

Tiſch. Da wollte der Schweinehirt den Schraubſtock aufdrehen, aber ‘Halt!’ rief der Peter ‘ich will erſt ſehn ob es ſeine Richtigkeit hat; ich kann Geſchriebenes leſen und bin nicht umſonſt beim Schulmeiſter in der Lehre geweſen.’ Alſo las er die Verſchreibung nach und fand, daß der Böſe ihn hatte betrügen wollen, denn die Handſchrift lautete nur auf die Scheuer und den Seitenbau, nicht aber auf das ganze Schloß. ‘So geſcheit wie du ſind wir auch noch’ ſprach der Peter ‘aber die Schläge ſind noch nicht all’ und damit fingen ſie von neuem zu prügeln an, ſo daß nur der Teufel es bei lebendigem Leibe abhalten konnte und ließen nicht eher nach, bis er ihnen die richtigen Verſchreibungen herausgegeben hatte, über das ganze Schloß und alle Aecker, die dabei legen und den Wald der dazu gehörte. Als ſie alle Papiere richtig hatten ſagte der Peter: ‘Dafür ſollſt du herauskommen, aber nicht gleich, ſondern morgen bei lichtem Tag, wenn du keine Gewalt über uns haſt; wir wollen einſtweilen die Zimmer nachſehen, ob Alles richtig iſt.’ Somit gingen ſie im ganzen Schloß mit Licht herum und mit dem Schlüſſelbund, den ihnen der Böſe auch hatte geben müſſen und ſchloſſen an allen Zimmern die Thüren auf. Als ſie aber in das letzte Gemach kamen, traten ihnen drei kohlſchwarze Damen entgegen, erzählten ihnen, ſie ſeien drei Prinzeſſinnen die der Teufel alſo hierher verwünſcht hätte, und da ſie hörten, wie Alles zugegangen, baten ſie gar ſehr die beiden Jungen, ſie möchten doch dem Böſen noch ein wenig beſſer zuſetzen, auf daß er ſie wieder weiß machen müßte, wie ſie zuvor geweſen. Das ließ ſich der Peter nicht zweimal ſagen, und die letzten Schläge wurden die beſten. Je mehr aber der Böſe ſchrie und jammerte, deſto mehr verlor ſich an den Damen die ſchwarze Farbe vom Leib und von dem Angeſicht, und bald ſtanden ſtatt der drei ſchwarzen Weibsleute drei wunderſchöne, ſtrahlende Prinzeſſinnen da. Sie bedankten ſich gar ſehr bei den Beiden, baten ſie aber, den Teufel jetzt loszulaſſen, weil es ſchon heller Morgen war. Der Peter hatte den Schraubſtock aber noch nicht halb aufgedreht, ſo riß ſich der Böſe ſchon heraus, ließ die Haut und die Nägel von den Krallen darin hängen und fuhr hinaus in ſeinen Wald. Denn ſo dumm er war, hatte er den Peter doch angeführt und hatte ſich die Verſchreibung über ein kleines Stück von dem Walde zurückbehalten.

Der Peter und der Schweinehirt wurden nun bald einig mit den drei Prinzeſſinnen, alſo daß ſie die beiden älteſten heiratheten und die dritte als Magd im Schloſſe blieb. So lebten ſie miteinander in Luſt und Vergnügen, aßen und tranken gut und gingen zur Unterhaltung auf die Jagd. Eines Tages aber begab es ſich, daß der Peter einen Haſen angeſchoſſen hatte und mit dem Schweinehirten eifrig hinter drein lief, bis in das Stück Wald hinein, das der Teufel noch in ſeiner Gewalt hatte. Das kam dem Böſen recht! Er hatte ſchon lange dageſeſſen und gewartet. Nun kam er mit großen Schritten herangegangen und frug den Peter: ‘Was machſt du hier in meinem Walde?’ Da ſtellte der Peter ſeinen Kameraden den Schweinehirten auf den Kopf, faßte ſeine Beine mit den Händen und klappte ſie auf und zu wie einen Schraubſtock: ‘Willſt du wieder hinein?’ Da entſetzte ſich der Teufel ſo ſehr, daß er fortlief, ſo ſchnell er konnte und iſt nimmer wieder gekommen.

Des Gockels Hochzeit.

Als der Weltſchluß geſchloſſen war' und alle Thiere geſchaffen waren, da paarten ſie ſich und der Gockel hielt Hochzeit mit dem Hinkel. Er hatte aber viel Gäſte dazu geladen, alle Hinkel von fern und nahe. Als das Gaſtmahl vorüber war, führten die jungen Eheleute ihre Gäſte in ihre Gärten und Wälder und der Gockel ſprach ſtolz: 'Das Alles gehört mein.' Gretchen das Hinkel aber ſagte: 'Wir ſind junge Anfänger und der Winter droht hart zu werden, darum könntet ihr alle uns helfen Eicheln leſen, damit wir einen kleinen Vorrath bekommen.' Als ſie nun ſo dahingingen und ſammelten, kam plötzlich aus der Ferne der Fuchs geſchlichen und alle Hinkel wurden ängſtlich und drängten ſich um den Gockel. Der ſprach: 'Gretchen geh du nach Hauſe und ſorge fürs Abendeſſen, ihr andern ſeit unbeſorgt.' Da ging Gretchen, aber kaum war ſie aus den Walde, als ein Stoßvogel niederſchoß, die arme junge Frau packte und mit ſich wegtrug, ohne daß eins von den andern etwas davon ahnte.

Unterdeſſen kam der Fuchs den andern immer näher und die Hinkel ſchlichen ſich weg, eins hierhin eins dorthin bis zuletzt der Gockel ganz allein ſtand, dem erlaubte es nämlich ſein Stolz nicht, ſo feig durchzugehn. Als der Fuchs ihm ganz nahe war, ſchnappte er nach dem guten Gockel, faßte ihn an den Flügeln und lief mit ihm vor ſeine Höhle. Da rief der Gockel: 'Wie kannſt du dich unterſtehn, einen ehrlichen Mann ſo gewaltſam von ſeinem Eigenthum wegzuſchleppen und was willſt du von mir?' 'Ich will dich freſſen,' ſprach der Fuchs, 'darum mach dich zum Tod bereit, aber kurz, denn ich habe Hunger.' 'Mich freſſen und ohne daß du zuvor beteſt?' fragte der Hahn. 'Da ſind wir doch frömmer wie ihr; ſieh nur wie die Hinkel gackern, wenn ſie ein Körnchen Eſſen finden und wie ſie die Köpfe ſo fromm heben, wenn ſie trinken.' 'Wie ſoll ich denn beten?' fragte der Fuchs. Da breitete der Gockel die Flügel auseinander, ſtellte die Beine dicht beiſammen, bückte den Kopf und drückte die Augen zu; 'ſo macht man das' ſprach er. 'Lehre es mich, dann laſſe ich dich noch ſo lange leben' ſagte der Fuchs und der Gockel rückte des Fuchſes Beine zuſammen, drückte ſeinen Schwanz gegen die Erde, den Kopf nieder, bis die Schnauze den Boden berührte und ſagte: 'Jetzt ſprich mir nach A B C und, da flog der Gockel auf einen Baum und rief — D, jetzt bin ich in der Höh'. Der Fuchs merkte jetzt, daß er geprellt war und wenn auch alle Thiere beten, bevor ſie eſſen, der Fuchs thut's nicht.

Der gute Gockel fand ſein Gretchen natürlich nicht als er nach Hauſe kam. Er glaubte ſie habe ſich verirrt und das glaubt er noch, darum ruft er jeden Morgen allen Vögeln bei Tagesanbruch ſchon zu: 'Grüß mir die Gret!'

Der Traum des Wolfes.

Der Wolf lag in einer Nacht in ſeinem Loche, da klang es ihm im linken Ohr. 'Das bedeutet eine hochzeitliche Speiſe' ſprach er, ließ morgens alle Brocken liegen, welche er noch übrig hatte und marſchirte weg. Da kam er auf eine Wieſe, wo zwei Widder weideten; er ging zu ihnen und ſprach: 'Einen von euch muß ich freſſen.' 'Herr wie du willſt,' ſprach der älteſte von den Widdern, 'wir können gegen dich nichts ausrichten, aber du biſt ein guter Landmeſſer und könnteſt vorher die Weide abmeſſen, wie viel jedem von uns gehört, dann gibt es keine Erbſtreitigkeiten.' 'Das ſoll geſchehn' ſprach der Wolf, dem dieß ſchmeichelte, und er lief die Naſe an der Erde rund um die Wieſe herum und ſtellte ſich dann in die Mitte. 'Stellt euch auf die beiden Ecken,' rief der Wolf, 'du dahin, du dorthin und laufet auf mich zu, dann werdet ihr finden, daß ich recht gemeſſen habe.' Das geſchah, die Widder liefen auf ihn zu und ſtießen ihn ſo unſanft mit den Hörnern, daß ihm der Appetit nach ihnen verging und er für todt liegen blieb.

Als er wieder zu ſich kam, ſprach er: 'Die Schmerzen achte ich nicht, ich traue auf mein Ohr,' und er ging weiter und kam an eine andere Wieſe, da weidete ein Pferd mit einem Füllen.

'Eins von euch muß ich freſſen' rief er. Das Pferd ſprach: 'Herr wie du willt, du biſt der Stärkere, aber ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten, frißt du mir mein Füllen, dann habe ich Niemand, der mir den Dorn aus dem Fuße zieht; darum bitte ich dich, thu mir zuvor den Liebesdienſt, du biſt als ein geſchickter Feldſcheerer bekannt.' 'Das ſoll geſchehn,' ſprach der Wolf, dem der Mund nach dem jungen Füllenfleiſch wäſſerte, und dem das Lob außerdem wohl that. 'Heb nur den Fuß auf und ſage mir, wo der Dorn ſteckt, ich hole ihn eins zwei drei heraus.' Das Pferd hob einen Hinterhuf, der Wolf trat hinzu; als er aber recht genau zuguckte, ſchlug ihn das Pferd vor den Kopf, daß ihm grün und gelb vor den Augen wurde und er für todt liegen blieb.

Als er wieder zur Beſinnung kam, ſprach er: 'Die Schmerzen achte ich nicht, ich traue meinem Ohr und muß meine hochzeitliche Speiſe finden.' Er ſchritt, Anfangs matt, dann immer rüſtiger weiter und kam an ein Dorf. Vor dem Dorf ſtand der Backofen und glühte und vor dem Backofen ſtand eine alte Geiß mit ſieben jungen Geißchen, die meckerten, daß es eine Art hatte. Der Wolf lief auf ſie zu und rief: 'Eins von euch muß ich freſſen.' 'Muß iſt ein bitter Kraut,' ſprach die Geiß, 'aber Herr wie du willt, denn du biſt der Stärkere. Nur könnteſt du uns zuvor noch einen Gefallen thun.' 'Was iſt das?' frug der Wolf. 'Wir ſangen ſo eben das Lied „Eine feſte Burg“ aber die Melodie will nicht recht heraus; da du ein ſo guter Sänger biſt, könnteſt du ſie uns einmal vorſingen, dann magſt du ſogleich eins von meinen Geißerchen freſſen und kannſt es dir ausſuchen.' Das ſchmeichelte dem Wolf nicht wenig, denn er hörte ſich gar zu gern loben. Er ſetzte ſich auf ſeine Hinterbeine, fegte mit den Vorderpfoten in der Luft herum als ſchlüge er den Takt und hub an zu heulen, daß alle Bauern im Dorfe zuſammenliefen und ihm das Fell ſo zergerbten, daß ihm die Luſt nach Geiſenfleiſch ganz und gar verging.

Da ſchlich er betrübt und hungrig in den Wald, legte ſich unter einen Eichbaum und rief: 'Ach was bin ich doch für ein dummer Kerl! Ach Gott, wirf dein ſcharfes Schwert von deinem elfenbeinernen Thurm und ſtrafe mich um meiner Dummheit willen, daß ich meinem linken Ohr ſo viel getraut habe!' Nun ſaß auf der Eiche ein Bauer, der mit ſeinem Beil im Walde gearbeitet hatte und als er den Wolf kommen ſah auf den Baum geklettert war. Als der den Wolf alſo rufen hörte, faßte er das Beil und warf es ihm grade zwiſchen die Ohren. 'Uh,' ſchrie der Wolf, 'die Stätte iſt gar zu heilig, da wird jede Bitte allzubald erhört' und er ſchleppte ſich ſchachmatt und halbtodt zu ſeiner Höhle. Da fand er kein Bröcklein mehr von ſeinem Vorrath und er ſprach troſtlos zu ſich ſelbſt: 'Mein Vater war kein Landmeſſer, drum kann ich auch keiner ſein; mein Vater war kein Feldſcheerer, drum kann ich auch keiner ſein; mein Vater war kein Sänger, drum kann ich auch keiner ſein und kann mir mein Brod nicht verdienen.' Und darüber quälte er ſich ſo, daß er ſich hinlegte und ſtarb.

Odenwälder Lügenmärchen.

Mein Gickel, mein Hahn,
Das Märchen fängt an.
Geh ich einen hohen Berg hinauf,
ſtehen drei ſtolze Eichbäume drauf;

der erſte hat keinen Wipfel, der andre hat keinen Aſt, der dritte hat keine Wurzel. Nun weiß ich nicht, auf welchen ich ſteigen ſoll; ſteig ich auf den der keinen Aſt hat. Wie ich hinauf komm,

ſeh ich ein kleines Löchlein,
da ſchlupf ich hinein;
ſteht ein Ständer mit Buttermilch drein

mit Heu und Haberſtroh eingebrockt. Jetzt weiß ich nicht, womit ich eſſen ſoll. Da erwiſch ich eine Heugabel und eſſe mich ſo ſatt und ſo dick, daß ich nicht weiß, wie ich wieder 'rauskommen ſoll. Schick ich in meines Herren Haus, laß mir ein Beil holen und hau das Löchlein größer. Da fällt das Beil und als ich komm herunter, iſt der Helm verſchwunden.

Da hab ich den Stiel verkauft und mir Steckbohnen dafur gekauft. Die Bohnen hab ich geſteckt

und mich dazugelegt.

Als ich erwachte, war der Bohnenſtock ſo groß, daß ich nicht darüber hinwegſehen konnte. Schick ich in meines Herren Haus und laß mir eine Leiter holen.

Steig ich hinauf,
ſteht ein papiernes Kirchlein drauf.
Geh ich hinein,
iſt ein hölzerner Pfarrer drein
und ein hainbuchenes Schulmeiſterlein.
Ruft der Pfarrer: Heut iſt Feſt!
Der Schulmeiſter: Halt ihn feſt.
Spring ich zur Thür, ſtoß meine Ferſe dran,
Daß meine Zehen fangen zu bluten an.
Wie ich herunter kumm,

ſchlagen ſich die Bettelbuben mit den Bettelſäcken herum; weiß ich nicht, womit ich mich herumſchlagen ſoll. Zieh ich meine Schuh und Strümpf aus und ſchlag mich auch mit herum. Wie ich meine Schuh und Strümpf verſchlagen hab, weiß ich nicht was ich anfangen ſoll; ſchau ich auf das papierne Kirchlein, ſitzt ein kleines Vöglein drauf, werf ich einen Stein hinauf, fällt ein Centner Federn und ein Pfund Fleiſch herunter. Hab ich meinen Centner Federn und mein Pfund Fleiſch verkauft und mir neue Strümpf und Schuh gekauft,

da kam die Katz mit der Maus,
mein Märchen iſt aus.

Das Unglaubliche.

Es war ein Edelmann, der fuhr nicht anders, als mit vier Pferden aus und that dabei ſo ſtolz, als ob er der König oder gar der Kaiſer von Deutſchland wär. Das ärgerte einen Bauern, welcher neben dem Edelhof wohnte und ſechs Pferde hatte. Als der Edelmann es ihm zu bunt machte, ſpannte er ſeine Sechs an ſeinen großen Heuwagen und fuhr ſtets hinter dem Edelmann drein, zwei Knechte vorn, er in der Mitte und vier Knechte hinter ihm. Das erſte Mal that der Edelmann, als bemerke er das nicht, das zweite Mal warf er dem Bauern nur einen giftigen Blick zu, das dritte Mal rief er, wenn das noch einmal geſchehe, dann .... Was er weiter ſagte konnte kein Menſch verſtehn, denn ſobald der Edelmann anfing zu ſprechen, gab der Bauer den Knechten ein Zeichen und ſie knallten mit ihren Peitſchen, als ob das wilde Heer heranführe. Am folgenden Morgen verklagte der Edelmann ihn beim Richter. Der ſetzte ſeine Brille auf und ſchlug alle ſeine Bücher auf, aber ein ſolcher Fall ſtand nicht darin. Endlich entſchied er alſo: ‘Wer von euch Beiden eine Lüge erfindet, die ſo groß iſt, daß der Andre ſie nicht glauben kann, der darf mit allen ſeinen Pferden ausfahren, der Andre muß zu Hauſe bleiben.’

Da rieb ſich der Edelmann die Hände und dachte, jetzt ſei der Bauer verloren, denn der ſei keinesfalls ſo pfiffig wie er. Er zog ein Reſtchen Brod aus ſeiner Jagdtaſche, hub an zu lügen und ſprach: 'Geſtern haben meine Tagelöhner bis neun Uhr Abends Korn gedroſchen, das habe ich ſäen laſſen; es war um elf Uhr reif, um zwei Uhr gemahlen und hier iſt das Brod davon.' 'Das glaube ich gern,' ſprach der Bauer. 'Ich habe geſtern Abend Eicheln geleſen und geſäet, die hatten heute Morgen ſchon gekeimt; da habe ich mir aus ihrem Holz eine Leiter gemacht, die legte ich an den Himmel an und ſtieg hinauf. Der Erſte, dem ich da begegnete, denkt Herr Edelmann, das war euer Großvater, der ſaß als Säuhirt hinter der Thüre.' 'Das iſt gelogen' ſchrie der Edelmann zornig; der Richter aber ſprach: 'Und darum ſollt ihr mit euren Pferden daheim bleiben, der Bauer aber darf mit Sechſen ausfahren.'

Vom Stiefelputzer Hinkelbrühe.

Ein Handwerksburſche konnte nirgendwo Arbeit finden, da ging er endlich in das Schloß und verdingte ſich dem König als Stiefelputzer. Der König frug ihn: 'Wie heißt du denn?' 'Ich heiße Vorgeſtern' ſprach er. 'Das iſt ein ſonderbarer Name' ſprach der König.

Als er den folgenden Morgen der Prinzeſſin ihre Schuhe blank gewichſt brachte, frug ſie ihn: 'Wie heißt du denn?' 'Ich heiße Hinkelbrühe' ſprach er. Da lachte ſie laut auf und rief: 'Ach was iſt das ein wunderlicher Name!'

Im Lauf des Tages begegnete er der Königin im Garten. Als ſie den neuen Diener ſah, frug ſie: 'Wie heißt du denn?' 'Ich heiße Geſtern' ſprach er. 'Das iſt ein ſonderbarer Name' ſprach die Königin.

Die andern Bedienten hätten auch gern ſeinen Namen gewußt und frugen ihn: 'Wie heißt du denn?' 'Ich heiße Heute' ſprach er und ſie lachten ihn aus, daß er einen ſo ſonderbaren Namen habe.

Ein Handwerksburſch weiß auch, was lieben iſt, das kann man alle Tage hören, wenn ſie aus dem Thore ziehen und ihre Abſchiedslieder an die Schätze ſingen, die klingen oft gar betrübt. Der Stiefelwichſer wußte das nicht minder, als ſeine Kameraden und verliebte ſich in niemand Geringeres, als in die Königstochter. Mit ſeinem Lieben allein war ihm aber nicht gedient, die Prinzeſſin ſollte ihn auch wieder lieben und das ſchien ſie nicht zu wollen, denn wenn er meinte, das Herz müſſe ihm vor lauter Liebe brechen und oft ein recht betrübtes Geſicht machte, dann frug ſie noch nicht einmal: 'Was fehlt dir Hinkelbrühe?' Das trug er eine Zeitlang, aber endlich wurde es ihm zu arg und er ſprach zu ſich ſelbſt: 'Was ich mit Güte nicht erlangen kann, das will ich ſchon mit Liſt und Gewalt bekommen.'

Eines Tages ſah er in der Küche, wie die Köchin vom Schloſſe Hinkel ſchlachtete und ſie in den Keſſel warf, um für die Prinzeſſin Suppe davon zu kochen. 'Merkſt du, Hinkelbrüh? Sie will dich haben,' ſprach er zu ſich ſelbſt, und als es gegen Abend ging, da war ſein Plan ſchon gemacht. Er ging zum Kutſcher und ſprach: 'Du, die Prinzeſſin hat mir befohlen, ihre Kammerjungfer um zwölf Uhr über die Grenze zu ſchaffen, denn die iſt plötzlich narrig geworden, und du ſollſt uns fahren.' Daſſelbe ſagte er ſpäter auch den andern Bedienten, welche ihn darüber verſpotteten und ſprachen: 'Ein Narr wird den andern wohl fortbringen.'

Als es gegen zwölf Uhr ging, ſchlich ſich mein Stiefelputzer in das Zimmer der Prinzeſſin, ſtopfte ſeine Taſchen voll Gold und Geld, faßte dann raſch das arme Mädchen in ihren Decken und lief mit ihr Hals über Kopf die Treppe hinab auf den Hof, wo der Wagen ſchon ſtand. Ehe er aber noch aus dem Schlafzimmer war, rief die Prinzeſſin: ‘Hülfe, Mutter, Hülfe!’ ‘Was iſt dir mein Kind?’ frug die Königin erſchrocken. ‘Ach, Hinkelbrüh, Hinkelbrüh!’ ſchrie die Prinzeſſin. ‘Die kann es nicht ſein,’ ſprach die Königin, ‘die Hinkelbrühe war kräftig und iſt dir geſund,’ denn ſie dachte an die Hinkelbrühe, welche am Mittag gegeſſen worden war. Als ſie aber aufſtand und in das Schlafzimmer der Prinzeſſin kam, war das Bett leer. Sie lief ans Fenſter, da ſah ſie wie der Stiefelputzer ihre Tochter in den Wagen legte und dem Kutſcher winkte fortzufahren. ‘Hülfe’ ſchrie ſie, ‘Geſtern hat die Prinzeſſin geraubt.’ ‘Was tobſt du nur,’ rief der König, der jetzt auch erwachte, ‘geſtern war ſie ja bei uns bis ſpät Abends.’ Als er aber aufſtand und ans Fenſter zu ſeiner Frau trat, da ſchrie er gleichfalls: ‘Herbei, zu Hülfe, Vorgeſtern hat meine Tochter entführt!’ Da ſtürzten die Diener hinzu, liefen Treppen auf, Treppen ab und ſuchten den Vorgeſtern. Auf dem Hof wünſchten ſie dem Heute noch eine gute Reiſe mit der narrigen Kammerjungfer, denn je mehr die Prinzeſſin ſich ſträubte und ſchrie, um ſo mehr lachten ſie über ihn und ſprachen: ‘Seht nur, wie narrig ſie iſt, der wird Noth mit ihr haben.’ Mein Stiefelputzer fuhr aber was gibſt du, was haſt du auf der Landſtraße dahin und ruhte nicht, bis er jenſeits der Grenze war. Dort miethete er ſich ein prächtiges Haus, kaufte ſich und der Prinzeſſin herrliche Kleider und wußte ſich bald ſo bei ihr in Gunſt zu ſetzen, daß ſie meinte, ſie könne nicht ohne ihn leben.

Der König und die Königin grämten ſich unterdeſſen ſehr um ihre einzige Tochter und ließen dem Stiefelputzer große Summen anbieten, wenn er ſie zurück nach Hauſe laſſen wolle; er ließ ihnen aber wieder ſagen, ſie käme nur heim, wenn ſie ihn heirathe. Was blieb da übrig? Die Aeltern gaben ihre Einwilligung nothgezwungen, die Prinzeſſin aber von Herzen gern, denn ſie gewann ihn mit jedem Tage lieber und zudem hätte ſie ja ſchwerlich noch einen Prinzen zum Manne bekommen, nachdem ſie ſo lange bei dem Stiefelputzer gelebt hatte.

Von einem Pfarrer, der allzu kräftig predigte.

Es war einmal ein Bauer, der war ſo dumm, daß er ſein eignes Haus im Orte nur daran kannte, daß ein Kirſchbaum vor der Thür ſtand. Jeden Morgen, wenn er aufs Feld zur Arbeit ging, gab ſeine Frau ihm ein Stück Brod, damit mußte er umſpringen bis zum Abend. Kam einmal ein armer Handwerksburſche daher und bat ihn um ein Almoſen: 'Ich habe nur ein Stück Brod, da iſt es,' ſprach der Bauer, 'aber im Orte ſteht ein Haus und davor ein Kirſchbaum, da wohne ich; gehe dahin und laß dir mehr geben, meine Frau iſt zu Hauſe.' Der Handwerksburſche, welcher ein Schneider ſeines Zeichens war, ging in das Dorf, ſuchte das Haus und ſagte der Frau, ihr Mann habe ihn zu ihr geſchickt und ſie ſolle ihm etwas geben. Da gab ſie ihm vollauf, denn er war ein ſchöner Menſch und gefiel ihr. Sie klagte ihm, wie ſie mit ihrem dummen Manne ſo übel dran ſei und von Herzen wünſche, von ihm erlöſt zu werden. 'Ei das iſt nichts leichter,' ſprach der Schneider, 'wenn du mich heirathen willſt, will ich alles Uebrige ſchon in Ordnung machen.' Das garſtige Weib freute ſich zu ſehr, als es das hörte, fiel dem Schneider um den Hals und rief ein über das anderemal: 'Ach was bin ich für eine glückliche Frau!' 'Gib mir vor allem die Säge,' ſprach der Schneider und geh mit vor die Hausthür.' Das geſchah und da ſägten ſie den Kirſchbaum unten an der Wurzel ab und ſchleiften ihn in die Scheune. 'Jetzt ſind wir geborgen,' ſprach der Schneider, 'nun laß uns luſtig leben.' Da hauſten die Beide mit des Bauern ſauer verdientem Geld, daß es eine Schande war; Wein und Braten konnte nicht alle werden.

Als der Bauer auf dem Felde mit ſeiner Arbeit fertig war, trieb er mit ſeinen Kühen nach dem Dorfe zurück. Da ſuchte er die Straße hinauf, die Straße hinab nach dem Haus mit dem Kirſchbaum davor, aber er fand es nicht und fand es nicht. Die Beiden ſtanden am Fenſter, ſahen, wie der arme Bauer ſuchte und lachten. Endlich ſprach der Schneider, der doch kein ſo ganz verdorbenes Herz hatte, wie das Weib: 'Wir wollen ihn doch die Nacht noch einmal bei uns logiren laſſen. Morgen mag er ſehn, wie er ſich forthilft.' Er trat an die Thür und als der Bauer wieder vorbeikam und ein recht betrübtes Geſicht machte, rief er ihm zu und ſprach: 'Was fehlt euch denn?' 'Ach ich ſuche mein Haus, davor ein Kirſchbaum ſteht, und kann es nicht finden und habe doch die letzte Nacht darin geſchlafen. Sagt mir doch, wo ich mein Haus mit dem Kirſchbaum finde,' bat der Bauer und der Schneider ſprach: 'Lieber Freund, ich bin in dem Ort geboren und erzogen, aber ein Haus mit einem Kirſchbaum habe ich nie hier geſehn. Ihr müßt in einem andern Ort zu Hauſe ſein. Da es aber ſchon ſpät iſt, ſo geht mit mir und übernachtet bei mir.' 'Gott lohn's euch!' ſagte der Bauer und bot ihm treuherzig die Hand, dann trieb er ſeine

Kube durch das Hofthor in den Stall und der Schneider ging mit. Im Stalle ſchaute der Bauer ſich um und ſprach: ‘Wenn der Stall nicht euch gehörte, weiß der Himmel, ich möchte drauf ſchwören, es ſei mein Stall.’ ‘Was ſind das für Redensarten! Ihr werdet doch nicht denken, ich hätte euren Stall genommen!’ frug der Schneider. ‘Bewahre, bewahre, lieber Freund,’ antwortete der Bauer. ‘Ein Stall kann ja aber dem andern gleichen.’ Nachdem die Thiere verſorgt waren, ſagte der Schneider: ‘Nun kommt herein und eßt mit uns zu Nacht.’ ‘Von Herzen gern, ich habe großen Hunger,’ ſprach der Bauer und folgte dem Schneider. Als ſie in die Stube kamen, ſaß das Weib da und ſtrickte. Der Bauer ſchaute ſich um, guckte das Weib an und ſprach: ‘Wie es einem doch ſo kurios gehen kann! Wenn ich nicht wüßte, daß ich in eurem Hauſe bin, wollte ich drauf ſchwören, das ſei meine Stube und dort ſitze meine Frau.’ ‘Was muß ich da hören?’ rief der Schneider. ‘Zuvor ſagtet ihr, daß es euch ſcheine, mein Stall ſei euer, und jetzt wollt ihr gar behaupten, mein Haus und meine Frau ſeien euer.’ ‘Bewahre, lieber Freund,’ ſprach der Bauer, ‘aber ein Haus und eine Frau können einander gleichen. Es ſchien mir nur ſo.’ Sie ſetzten ſich jetzt zu Tiſche und aßen, dann legten ſie ſich alle ſchlafen. Da berieth der Schneider mit dem Weibe, was ſie jetzt weiter machen ſollten. ‘Halt ich hab’s!’ rief er endlich. ‘Ich ſah in deinem Kleiderſchrank vorhin ein ſchwarzes Kleid hängen, daraus mache ich ihm einen Pfarrersrock und ein Pfarrerkäppchen. Für das Uebrige laß mich nur ſorgen.’ Sie holte raſch das Kleid und

Zwirn, Nadel und Scheere dazu, mein Schneider ſprang auf den Tiſch und nähte tapfer drauf los, ſo daß er vor Tagesanbruch mit dem Anzuge fertig war; den legte er dem Bauern vor ſein Bett.

Als der Bauer Morgens erwachte und ſich anziehen wollte und den Pfarrersrock mit dem Pfarrerkäppchen fand, war er gar verdutzt und ſprach zu ſich ſelber: ‘Hab ich doch gemeint, ich ſei ein Bauer und bin doch ein Pfarrer. Was man ſich nicht Alles einbilden kann!’ Er zog ſich an und ging in die große Stube, da ſtand der Schneider und das Weib ehrerbietig auf und grüßten ihn: ‘Guten Morgen, lieber Herr Pfarrer.’ Der Bauer ſchüttelte den Kopf und fragte ſich ſelber aufs Gewiſſen noch einmal: ‘Bin ich's, oder bin ich's nicht?’ Da ſprach der Schneider: ‘Wollen Sie denn ſo früh ſchon weiter ziehen, Herr Pfarrer!’ und das Weib: ‘Ich will Ihnen vorher noch einen guten Kaffee kochen, Herr Pfarrer.’ ‘Ich bin's nicht, ich bin der Pfarrer,’ ſagte jetzt der Bauer zu ſich ſelbſt, denn ſo große Falſchheit hielt er in ſeiner Treuherzigkeit nicht für möglich. ‘Ich nehme den Kaffee mit Dank an,’ antwortete er alsdann, trank und aß und reiſte weiter, während der Schneider und das Weib ins Fäuſtchen lachten.

Gegen Mittag kam er an ein Dorf, da war der Pfarrer geſtorben und die Bauern ſuchten einen neuen Pfarrer. Da kam ihnen der Bauer gerade recht und er wurde ſogleich ins Pfarrhaus geführt und am folgenden Tage, der ein Sonntag war, ſollte er zuerſt predigen. ‘Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand,' dachte der Bauer und ging Nachmittags aus, um einen Text zu ſeiner Predigt zu ſuchen. Da kam er an ein Waſſer, worauf ein Korb ſchwamm und er ſprach: 'Halt, da habe ich ſchon eins, das iſt Corpum.' Dann kam er an eine Wieſe, worauf eine Kuh Klee fraß. 'Es geht gut,' ſprach er, 'das iſt alſo Corpum Kuhkleeum.' Dann kam er auf den Weg, wo eine alte Frau ſaß. 'Jetzt hab ich den Text,' ſprach er; 'Corpum Kuhkleeum dicalta Mameum.' Ging nach Hauſe zurück, ließ vier Zimmerleute kommen, die mußten den andern Morgen vor der Predigt auf den Boden gehn jeder mit einer Axt. Was ſie da zu thun hatten, ſagte er ihnen ins Ohr.

Morgens als die Gemeinde in der Kirche ſaß, beſtieg er die Kanzel und ſprach: 'Meine lieben Zuhörer, jetzt fange ich meine Predigt an, deren Text iſt ſchon ſo kräftig, daß Holz und Stein in der Kirche ſich darüber erbarmen und krachen und berſten vor lauter Rührung und ihr alle werdet weinen und jammern, als wenn das jüngſte Gericht anbräche.' 'Ah das iſt einmal ein Prediger für uns' ſagten die Bauern einer zum andern, als ſie huſteten und ſich ſchneuzten. 'Der verſteht's.' Jetzt fuhr der Pfarrer fort: 'Mein Text lautet aber alſo: Corpum Kuhkleeum.' Da ſchlugen zwei Zimmerleute mit ihren Aexten wider die Decke, daß es Kalk und Lehm regnete. 'Die alta Mameum!' ſchrie der Pfarrer weiter und da handhabten ſie die Aexte alle vier, ſo daß große Stücke von der Decke herniederfielen und die Bauern alle aus der Kirche flohen, denn ſie glaubten nicht anders als ſie ſtürze ein. Er aber ging zufrieden nach Hauſſe.

Da kam der Bürgermeiſter mit dem Gemeinderath zu ihm und ſprach: 'Lieber Herr Pfarrer, unſere Kirche iſt nicht für ſo kräftige Predigten gebaut. Da wir aber einen Mann wie euch um alles in der Welt als Pfarrer behalten wollen, ſo bitten wir euch um Erlaubniß, euch noch einen Pfarrgehülfen geben zu dürfen.' 'Daran thut wie euch gefällt, liebe Pfarrkinder,' ſprach der Pfarrer. Er bekam jetzt einen Gehülfen, brauchte nicht mehr zu predigen und hatte gute Tage bis an ſein Ende.

Das allzeit zufriedene Knäbchen.

Zwei Bauersleute hatten ein Kind und wie es denn in der Welt geht, wo nur eins iſt, da wird's verzogen. Die Aeltern hatten aber kein Auge für die Fehler des Bübchens und nannten es immer nur ihr allzeit zufriedenes Kind. Eines Tages war eine Hochzeit im Ort, dazu waren die Bauersleute auch eingeladen und da ſie nirgendwo allein hingingen, ſo nahmen ſie auch ihr allzeit zufriedenes Kind mit. Als das Eſſen vorbei war, kamen Birnen, Nüſſe und Anisgebackenes auf den Tiſch, von jedem hohe Teller voll. Die Gäſte ließen es ſich wohl ſchmecken und der Bräutigam gab den Kindern von allem ſo viel wie ſie haben wollten. Als die Gäſte aufſtehn und zum Tanze gehn wollten, kam das allzeit zufriedene Kind, ſtellte ſich neben den Bräutigam und weinte bitterlich. Sogleich ſprangen die Aeltern von ihrer Bank herbei, um zu ſehn, was das ſei. Der Bräutigam frug das Knäbchen, was ihm fehle, aber es weinte immer bitterlicher und endlich weinte ſeine Mutter mit und es verſchlug kein Haar, dann hätte der Vater auch geweint. Da frug der Bräutigam wieder: 'Haſt du denn Hunger?' und das Kind ſchrie: 'Ach ich bin ja ſchon ſatt.' 'Das dachte ich mir, ach mein Kind iſt ja immer ſo gern zufrieden' ſchluchzte die Mutter. Der Bräutigam ſprach: 'Dann komm her, ich ſtopfe dir die Hoſentaſche voll Anisgebackenes,' aber das Kind ſchrie noch ärger: 'Sie ſind ja ſchon Beide voll!' 'Dachte ich mir's nicht,' ſchluchzte die Mutter, 'unſer Kind iſt ſo gern zufrieden, es muß ihm etwas andres fehlen.' Der Bräutigam ſprach: 'Dann gehe nach Hauſe, leere ſie aus und komm wieder, dann bekommſt du mehr.' Da ſchrie das Kind noch viel ärger: 'Ich war ja ſchon dreimal zu Hauſe.' 'Nein das iſt es auch noch nicht, unſer Kind iſt ſo bald zufriedengeſtellt, Kindeshand iſt bald geſtillt, es muß ihm etwas andres fehlen,' ſchluchzte die Mutter und weinte bittere Thränen. 'Dann geh nach Hauſe und komm noch einmal wieder,' ſprach der Bräutigam; doch da ſchrie das Kind, wie verzweifelt: 'Wenn ich wieder komme, haben die Andern alles gegeſſen.' 'Wir heben dir Alles auf und eſſen nichts mehr' ſagte der Bräutigam und da lachte das Kind ihn an und lief weg. Die Mutter rief aber: 'Ach es iſt doch rührend, wie unſer Kind ein allzeit zufriedenes Gemüth hat.' 'Ja das weiß der Himmel,' ſprach der Vater, 'ſo gibt's keines mehr.'

Wie der Teufel auf der Flöte blies.

Dem Teufel fiel einmal in der Hölle die Zeit lang und er wollte eine Luſtfahrt auf die Erde machen. Damit er aber nicht allein ſei (denn das iſt ſeine Leidenſchaft nicht, er liebt die Geſellſchaft ſehr) nahm er ſein jüngſtes Söhnchen mit, ein kleines, ſchwarzes, neugieriges Neſtquackelchen. Sie fuhren durch eine Felſenhöhle heraus und kamen in einen Wald. Da gefiel es dem kleinen Teufelchen gar nicht übel, es ſprang herum, kletterte auf die Bäume, hing ſich an ſein Schwänzchen, wie die Meerkatzen thun und trieb allerlei närriſches Zeug. Sie kamen unter eine große Eiche, wo ein Mann in grünem Rock und grüner Mütze lag und ſchlief; neben ihm hing eine Taſche am Baum, daraus guckten allerlei Gethier, Haſen, Schnepfen und wilde Enten und neben der Taſche ſtand ein Gewehr. Das Teufelchen lief hinzu und beſchaute Alles recht genau, nahm das Gewehr und frug ſeinen Vater, was das für ein Ding ſei. Der alte Teufel legte die Stirn in Falten und ſprach: „Das iſt eine Flöte mein Sohn, wenn die Menſchen darauf ſpielen, dann läuft das wilde Gethier zu ihnen und ſie brauchen es nur zu fangen.“ „Das muß ich ſehen,“ rief das Teufelchen, „und du ſollſt mir eins aufſpielen.“ „Dazu gehören ihrer zwei, mein Sohn, einer der bläſt und der andre, der fingert.' 'Dann blaſe du und ich will fingern,' ſprach der Neſtquackel und der Alte mußte das Rohr an den Mund legen, er mochte wollen oder nicht, denn er hatte den kleinen Kerl ſehr verzogen. Der Alte blies und der Neſtquackel fingerte und fingerte, aber es wollte kein Ton kommen. 'Du mußt auf die Klappen drücken, dummer Junge' rief der Alte. Das Teufelchen drückte auf den Hahn, da that es einen Schlag, daß der Alte zu Boden ſtürzte, denn die ganze Ladung Schrot war ihm in den Hals geſahren; der junge aber lief weg vor Schrecken. Der Alte erholte ſich bald wieder und lief ſeinem Buben nach, denn der Mann war erwacht von dem Knall des Gewehres. 'Das war kein ſchöner Ton' ſprach der Neſtquackel. 'Du haſt auf die unrechte Klappe gedrückt,' ſagte der Alte, 'und die Flöte war ſtaubig, da iſt mir all der Staub in den Hals geſahren.'

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Leipzig, Druck von Wilh. Vogel, Sohn.

Die deutsche Götterlehre.

Ein Hand- und Lesebuch

für

Schule und Haus.

Nach Jacob Grimm u. a.

von

J. W. Wolf.

9 17330

Göttingen,
Dieterichsche Buchhandlung

Leipzig.
Friedr. Chr. Wilh. Vogel.
1852.

[illegible]

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Meinem Lehrer und Freunde

Herrn

Prof. Dr. Joh. Heinr. Hennes.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	VII
Zur Einleitung	IX
Gott, Götter	1
Gottesdienst	6
Heilige Cultusstätten, Götterbilder	12
Priester und Priesterinnen	16
Einzelne Götter	18
Wuotan	18
Donar	23
Fro	26
Zio, Sahsnôt	28
Paltar	29
Forasizo	31
Aki	31
Wol	31
Lohho, Loho	31
Göttinnen	33
Nerda	34
Holda	35
Perahta	36
Firgunia, Hludana, Tanfana, Nehalennia	38
Hruoda, Ostara	39
Frouwa, Frikka	39
Hellia	41
Helden	42
Weise Frauen	45
Wichte und Elbe	50
Einzelne elbische Wesen	58
Wassergeister	62
Hausgeister	64
Riesen	69
Schöpfung	75
Elemente	78

Seite
Bäume und Thiere 88
Himmel und Gestirne 97
Tag und Nacht 104
Sommer und Winter 105
Zeit und Welt 108
Seelen 112
Tod 116
Schicksal und Heil 119
Entrückung 121
Zauber 127
Aberglaube 132
Krankheiten 137
Kräuter und Steine 139
Sprüche und Segen 141
Anmerkungen 144

Vorrede.

Durch dies Buch möchte ich unserm Alterthum und in demselben vorerst unserer Götterlehre Freunde gewinnen, die es noch sehr entbehrt, ich möchte dadurch Freude am Vaterländischen in die Herzen der reifern Jugend, so wie aller tragen, die sich der Bildung rühmen.

Ich würde scheuer mit demselben hervortreten, wenn ich nur Eigenes zu bieten hätte, auch jetzt, wo das nicht der Fall ist, würde ich vielleicht damit gezögert haben, weil nichts Vollständiges, Ganzes zu bieten war, wenn mich nicht das tiefe und feste Vertrauen auf die innere Kraft und Tüchtigkeit der Gabe gestärkt hätte, die auch in Fragmenten und in unscheinbarem Gewand sich nicht verleugnet, und wenn mich die ruhige Gewissheit nicht gehoben hätte, dass das Vaterländische als solches sich einmal Bahn brechen wird und muss.

Die deutsche Götterlehre hatte bisher zwei Gegner. Die einen sind fast überwunden, die classisch-heidnischen Schwärmer, die einst ihr selbst die Existenz ableugneten, die sich die Mühe nie gaben, sie zu prüfen, denen sie keinesfalls Anspruch auf einigen Werth haben konnte, weil sie eben nicht classisch war. Die andern stehn ihr noch gerüstet gegenüber, weil sie eine heidnische Lehre ist, sie fürchten, wenn die Studien des classischen Alterthums endlich auf das rechte Maas zurückgeführt werden sollten, werde man die deutsche Götterlehre an die Stelle schieben, welche bis jetzt die griechische einnahm, und damit sei wenig oder gar nichts gewonnen, Heidenthum sei und bleibe Heidenthum, unsere Jugend werde nach wie vor vergiftet. Diese Befürchtung beruht jedoch auf irrigen Voraussetzungen, welche nur aus Unkenntnis der Sache hervorgehn können, sie wird fallen, wenn eine bessere Einsicht sich Bahn bricht, und diese möchte dies Buch in weitern Kreisen vermitteln helfen.

Ich habe in demselben die Resultate der Forschungen Jacob Grimms und weniger Mitstrebenden zusammengefasst. In der Eintheilung konnte ich ihm nicht immer folgen, es mussten einzelne Capitel seiner „deutschen Mythologie" zusammengezogen und verschmolzen, anderer Inhalt vertheilt werden, das schien mir der ganz andere Zweck meiner Arbeit zu fordern. Bei der Ausarbeitung hielt ich mich, wo dies anging, gern am Text Grimms; in wie weit dies geschah, davon kann sich jeder überzeugen, der nach Anleitung der Anmerkungen zu Ende des Buchs meine Abschnitte mit denen Grimms vergleicht. Diese Nachweisungen sollen zugleich denen dienen, welche die folgenden Blätter mehr als einfach und flüchtig lesen wollen. Sie machen keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, nur auf das Nöthigste und Nächstliegende soll in ihnen hingewiesen werden.

Jugenheim a. d. Bergstrasse
am Tag Aposteltheilung 1852.

Zur Einleitung.

Ein geheimnissvoller Zug drängte einst die Völker des asiatischen Ostens aus dem Land, welches wir als die Wiege der Menschheit erkennen hinweg, ehe noch dessen weite fruchtbare Strecken bewohnt waren, und dem fernen europäischen Westen zu, um dort neue Wohnsitze zu gründen. Derselbe Zug offenbarte sich inmitten der europäischen Bevölkerung wieder seit der Entdeckung Amerikas, dessen weite, dunkle Urwälder sich mit jedem Tag mehr dem Licht der Civilisation öffnen. Wie der Osten die Wiege des ersten Menschenpaars war, so wurde er, das „Morgenland", der für uns der Schooss des Lichtes ist, auch die Wiege der Wiedergeburt durch das göttliche Licht Christus für das Abendland. An seiner westlichsten Küste aufgestiegen folgte das neue Licht dem Lauf der Sonne und der Völker gen Westen, und eben wirft es seine Frührothstrahlen an die östlichen Ufer des Welttheils, der die Krippe und das Grab seines Stifters birgt.

Um welche Zeit jene Völkerwanderungen statt fanden, lässt sich kaum mehr bestimmen, doch scheint es, dass der Süden unseres Welttheils zuerst, der Norden später bevölkert wurde. Die Einwanderer in den Süden wie die in den Norden brachten die Keime des Heidenthums mit sich, welche sich in den neuen Wohnsitzen weiter fortentwickelten. Im Süden ging diese Entwickelung rasch vor sich und stand ihr Alles Gedeihen bringend zur Seite. Die dortigen Völkerschaften hatten schon die Oertlichkeit für sich, denn es ist eine stets und überall sich bestätigende Erfahrung, dass in dem engern abgeschlossenen Raum der Inseln und Halbinseln die Cultur schneller sich erhebt und fortschreitet, als in weiten Strecken des Festlandes. Dazu kam hier die wärmere Sonne, welche, wie sie die Blüthe grösser entfaltet und die Frucht schneller reift, so auch die Phantasie früh zu höhern Flügen treibt, und endlich, dass diese ganze Entwickelung ungestört blieb von vernichtenden äussern Einflüssen. So wuchs die griechische und die römische Cultur zu einer Höhe heran, welcher bis dahin kein anderes Volk sich erfreut hatte, und die wir heute noch mit Staunen und Bewunderung zu betrachten gewohnt sind. Aber wie die mit Jubel und Freudenfeuern am Mitsommertag begrüsste Sonne ihren Wendepunkt erreicht hat und nach diesem Tag ihres höchsten Glanzes unaufhaltsam sinkend an Gluth abnimmt und sparsamer leuchtet, so ist auch den Völkern der Moment ihres höchsten Glanzes und ihrer schönsten Blüthe der erste des nahenden Absterbens, wenn diese Blüthe nicht der ewigen Wurzel entspringt, die aus der Quelle alles Lebens getränkt wird. In einem sinnvollen deutschen Mythus, dessen Spur ich erst fand, als die folgenden Blätter bereits gedruckt waren, ist der Baum des Lebens, dessen goldne Aepfel den Göttern ewige Jugend gewähren, unzertrennlich verbunden mit dem lebendigen Brunnen, dessen golden perlender Trank Allvaters einzige Nahrung ist, aus dem er mit Saga volle Schalen der Dichtung und Weisheit trinkt. Versiegt der Brunnen, dann welkt der Baum. So ist es auch mit dem Leben der Völker; jeder Baum, der da der heiligen Quelle fern wächst, mag es wohl zur Frucht bringen, aber sie ist nur theilweise gut, meistens nur äusserlich schön, innen hohl; welcher aber aus ihr seine Nahrung zieht, der stirbt nicht ab,*) sondern darf sich wiederholter Blüthe freuen, so lange er die Sauggefässe seiner Wurzeln ihr nicht verschliesst.

So stürzte die heidnische Cultur des Südens und bald darauf fiel auch das Heidenthum im Norden. Sein Schicksal war ein wesentlich anderes gewesen, wie das des classischen Heidenthums. Es entbehrte fast alles dessen, was diesem fördernd zur Seite stand. Die Bevölkerung war keine geschlossen zusammen wohnende, sie war zerstreut in verschiedenen Stämmen

---

*) weil sie nach dem Wort des Herrn in dem Trinkenden zur *lebendigen Wasserquelle wird, die ins ewige Leben quillt.*

über ganz Deutschland, in dichten Urwäldern, an weiten Sümpfen, unter einem rauhen, unwirthlichen Clima. Wohl schlugen auch hier die mitgebrachten Keime der heidnischen Lehre tiefere Wurzeln im Volk und trieben sie weiter, doch nur langsam und ungleich weniger üppig als im Süden. Was ihrer Entwickelung von dieser Seite aber versagt war, dafür wurde sie auf der andern reich entschädigt, denn je ruhiger sie fortschritt, um so ernster und tüchtiger war der Fortschritt und was ihr an äussern Glanz abging, das ersetzte reichlich der grössere innere Gehalt. Reine Grundwahrheiten, welche sich beim Abfall des Volks von der Offenbarung noch in ihr erhalten hatten, wurden minder von üppigen Spielen der Phantasie überwuchert, viel weniger gingen sie darin unter, wie das im Süden der Fall war. ‚Deutscher Art angemessen ist ein sinniger Ernst, der sie dem Eiteln entführt und auf die Spur des Erhabenen leitet,' sagt J. Grimm, und dieser würde jene Wahrheiten auch bei weiterer Entfaltung unseres Heidenthums vor dem Untergang geschützt haben. Da das Volk sich derselben mehr gerettet hatte als irgend ein anderes Volk, so weit uns bis jetzt bekannt ist, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, dass es ihnen auch ferner Treue bewiesen haben würde. Diese grosse Summe göttlicher Wahrheit aber weist gerade unserer deutschen Götterlehre einen Hauptrang an in der Reihe der Mythologieen der Völker; sie durchweht dieselbe mit einem Hauch von Grösse, Reinheit und Innigkeit, den wir in andern vergebens suchen, und zeigt uns unser Volk als gleichsam praedestinirt zu einem der ersten, ja zum vornehmsten Träger des Christenthums, der es viele Jahrhunderte hindurch blieb.

Der deutschen Götterlehre war es nicht gegönnt, bis zur Blüthe fortzutreiben, sie war erst ein kleiner Stamm, als das Christenthum schon nahte und sie an der Wurzel abschnitt. Darum ist vieles in ihr, soweit sie uns bis jetzt vorliegt, noch rauh, ja selbst manches roh, aber ‚das Rohe hat seine Einfachheit, das Rauhe seine Treuherzigkeit und ihr stehen noch frische Formeln, ungesuchter Schmuck zu Gebot, die wie mancherlei Kräuter in höhern Klimaten nicht mehr fortkommen.' Jenes Rohe war auch dem Heidenthum des Südens einst nicht fremd, es tritt in seinen schönsten Dichtungen noch zuweilen hervor; wie dort, so würde es sich auch bei uns später verloren haben. ‚Von dem Rauhen aber wäre dennoch viel geblieben, wie auch in unserer Sprache etwas Rauhes, Unausgearbeitetes steckt, was sie nicht zu allem untüchtig macht, zu vielem befähigt.' Das Rohe und Rauhe schliesst das Schöne keineswegs aus, vielmehr ist dasselbe reich in unserer Mythologie vertreten, wie die nachfolgenden Blätter zeigen, und wir würden noch ungleich mehr des Schönen aufweisen können, läge sie uns schon vollständiger vor, wäre, was hier geboten wird, nicht erst das Ergebnis der Forschungen weniger Jahre und weniger, wenn auch grösstentheils der ausgezeichnetsten Männer. Wie könnte auch das Schöne einer Lehre mangeln, die im Ganzen einen so erhabenen Character hat, wie einem so edeln kernhaften Volk, dessen ernste Frömmigkeit und hohe Keuschheit, dessen Treue und Redlichkeit, Freigebigkeit und Gastfreundschaft, dessen auf der glühendsten Vaterlandsliebe fussende und selbst dem machtvollen Rom während Jahrhunderten furchtbare Tapferkeit an einem Tacitus einen so begeisterten Lobredner fanden!

Mit so vielem Grossen, ja mit dem Grössten theilt aber unser Alterthum das Schicksal, dass es vielfach wenig anerkannt wird, weil es wenig gekannt ist, und es ist wenig gekannt, weil es unser Alterthum ist. Der classische Zopf hängt uns noch immer hinten, wir finden noch stets keine Zeit, uns mit unserm Volk und seiner Vergangenheit zu beschäftigen;*) das germanisch-christliche Element steht uns zurück hinter dem classisch heidnischen, wobei wir aber nicht verfehlen, zu schwärmen und zu lärmen über das Thema: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ Wir wollen „Deutsche“ sein und sind zu Haus am allerwenigsten zu Haus; wir wollen, dass der Baum unseres Volkslebens frisch und kräftig grüne und blühe und leiten sorgfältig die Quelle ab, welche an seinen Wurzeln springt, und sehen nicht ein, dass er dadurch zum dürren Birnbaum auf dem Walserfeld werden muss, dessen Wiedergrünen in ungewisse Ferne der Zeiten hinausgeschoben, wenn nicht unmöglich gemacht wird. So mussten wir den Völkern ein Spott werden, denn wir achteten und achten uns selbst nicht mehr in unsern Vätern und zerrissen die heiligsten Bande, die es für ein Volk gibt. Stolz durfte der Grieche seinen Homer lesen, er las seinen Dichter in seiner Sprache, seine Traditionen, seine Götter und Helden traten ihm da entgegen, verklärt vom Licht der Poesie. Dieses Interesse hat er für uns nicht, sondern ein einfach künstlerisches, wissenschaftliches, sprachliches, dessen Pflege gerne zugebend, wir aber fragen müssen: Wo sind die unter uns, welche mit gleich freudigem Stolz unsere grossen und herrlichen Epen lesen und sie verstehen? Wohl wissen unsere Gymnasiasten, wohl unsere sogenannten Gebildeten, was der Sänger der heidnischen Griechen sang, aber von unsern christlichen, deutschen Sängern erfahren sie kein Wort. Sie kennen alle die kleinlichen Leidenschaften, alle schmutzigen Liebesgeschichten der griechischen Götter, aber der deutschen Götter Namen wissen sie nicht einmal, geschweige denn, dass sie sich je an ihren erhabenen Gestalten erbaut hätten. Sie zählen alle Helden der Griechen an den Fingern her, aber dass es auch deutsche Helden gegeben haben könne, fällt ihnen im Traum nicht ein. Mit gerechtem Stolz durfte der Grieche durch seine Städte gehen und sich der edelsten Schöpfungen freuen, welche bis dahin menschliche Hände hervorgebracht hatten, denn er sah in den Kunstwerken Thaten seines Volkes, die in dessen innerstem Leben fussten, zu denen seine Geschichten den Künstler begeistert hatten. Aber wir, wir müssen uns schämen, wagen wir einen Gang durch unsere Städte und sehen wir unser armes Volk vor den griechischen Männern und Weibern stehn, die unsere Museen und Ausstellungen und öffentlichen Plätze füllen.

---

*) Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. Mittwoch den 23. Juny: Vortrag des Hrn Dr. Noiré: Ueber die Gymnastik der Griechen; III. Theil. Bedeutung der Gymnastik im öffentlichen Leben. Spiele, insbesondere die Olympischen Wettspiele. (Mainzer Journal.) Frühere Sitzungen füllten Vorträge über Palermo, sicilianische Gebräuche und Feste u. a. Gibt es denn am ‚deutschen Rhein', gibt es in Mainz und seiner Umgebung nichts Deutsches mehr zu erforschen? Ist das nicht ein mitleidswürdiges Armuthszeugnis für den Verein und seine Mitglieder? Freilich er steht damit nicht allein da.

und sich den Kopf zerbrechen, was das wohl für Gestalten sein mögen. Unser Volk wird fremd in seiner Heimath durch diese ans Fabelhafte streifende Wuth der Nachahmung, die unsere grössten Künstler, wie den ärmlichsten Stümper erfasst hat, die seinen in der vaterländischen heimischen Kunst durch die strebende Perpendiculare versinnbildlichten Aufschwung mit der classischen Horizontale abzuschneiden und niederzuhalten sich fortwährend bemüht. *) Aber dieses unseres Volks und seines gesunden Urtheils achten wir in unserer Verbildung nicht, wir achten nicht auf seine Bedürfnisse, oder dichten ihm falsche an und laden dadurch selbst uns die verdiente Ruthe der Verachtung besserer Nachkommen. Davon kann uns nicht die Entschuldigung freisprechen, nach dem Schönen in seinem reinsten Ausdruck gestrebt zu haben, denn wir hängen nicht nur gleich den Griechen lediglich an der schönen Form, sondern verwenden sie, ungleich ihnen für uns fremde Ideen, wir hängen an dem Eiteln,

---

*) A. Reichensperger hat dies meisterhaft erörtert in seiner Schrift: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart. Trier bei Lintz 1851. Mit vollem Recht sagt derselbe auch in seiner am 20. Febr. d. J. in der zweiten Kammer zu Berlin gehaltenen Rede: Ich möchte wirklich fragen, in welchem Zusammenhange dieselben (die nackten und halbnackten Götter und Halbgötter an den neuen Bauten in Berlin) mit unserm Leben, mit unserm Glauben, mit unserer Geschichte stehen, ich möchte überhaupt wissen, wozu unsere Monumente mit so grossen Kosten geschmückt werden, wenn sie nicht an unser nationales Leben, an unsere Geschichte und an unsern Glauben anknüpfen und dadurch belehrend und erhebend auf uns wirken sollen? — Ich möchte doch wissen, was Berlin mit den Centauren und Lapithen, mit Kastor und Pollux gemein oder zu schaffen hat, dass man seine öffentlichen Monumente mit solchen Figuren zu schmücken sich veranlasst sieht? — Es könnte einem fast so vorkommen, als ob die Bauacademie an den Ufern des Ilissus und nicht an den Ufern der Spree aufgeführt wäre, wenn nicht die verschiedenen Gegenstände, womit sie ausgestattet ist, die Musen, Grazien, und wie sonst das heidnisch mythologische Personal heisst, so wie das, was als Studienmodell in den Sälen dient, aus Gyps, Papiermâché oder Zink gemacht wäre. Man kommt indess jedenfalls auf den Gedanken, dass es mehr auf eine athenische oder römische, als auf eine deutsche Bauacademie abgesehen gewesen sei.’ Dasselbe gilt leider nicht von Berlin allein.

dem Schein, und das Wesen gilt uns nichts; wir vergessen ganz, wo ‚die starken Wurzeln unsrer Kraft' sind.

Diese unsere Abkehr vom Volk, d. i. von unserm reinern Selbst, ist hauptsächlich Schuld, dass wir so wenig für unsere Vorzeit übrig haben, denn könnten wir dasselbe, dann würden wir auch ihr näher stehn, weil es deren treuerer Erbe und der Bewahrer ihrer Traditionen ist; ihre Tugenden, wie ihr Wissen und Streben leben in ihm fort, jene erhoben und gereinigt durch das Christenthum, dieses sich demselben still und heimlich anschmiegend. Wenn auch das Christenthum verheerend — wie es musste — über die heidnische Lehre hereinbrach, so konnte es doch das alte Götterwesen und was mit ihm zusammenhing nicht ganz austilgen; dies war durch Jahrhunderte hindurch in dem Volk und mit ihm emporgewachsen und dadurch allzu innig mit ihm verwachsen, als dass es so ganz aus seiner Seele zu verwischen gewesen wäre. Die Götter, aus der Oeffentlichkeit vertrieben, retteten ihr Dasein, verborgen unter den verschiedensten Gestalten. Das Volk übertrug ihre Mythen auf Christus, Maria, die Apostel und die Heiligen, es übte unter deren Namen zahlreiche alte Bräuche fort und wie sehr ernst sich auch die Kirche gegen vieles *) erhob, ob sie fast in jeder Synode, in jedem Concilium, durch Predigt und Unterricht sie verdammte, es hielt daran fest und sie vererbten sich nach wie vor, von Geschlecht zu Geschlecht. Andere Göttermythen gingen auf dem Volk theure Könige und Helden über, wieder andere auf den Teufel, während diejenigen der halbgöttlichen Wesen, der Genien und v. a. sich klarer und ungetrübter fortpflanzten. So kam eine Masse von Heidenthum auf uns, so erzählen und üben wir selbst noch Altheidnisches ohne es zu wissen, wir wenigstens, die wir uns der Sage und des Märchens noch freuen, denn sie sind jene alten Mythen — wir, die wir ein Auge für das frische, fröhliche Leben und Weben des Volks in seinen Festen und Gebräuchen uns bewahrten, denn sie sind mit geringen Veränderungen noch die uraltgermanischen

---

*) nicht gegen Alles, denn das Unschuldige, Reine duldete sie gern.

Und diese Quelle ist nicht die einzige, aus der wir die Kenntnis unserer Vorzeit schöpfen; neben ihr springt die der schriftlichen Ueberlieferung, die, freilich oft unter dem Boden verschwindend, einen langen immer mehr genährten und stärkeren Bach bildet, der sich vom ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zu uns zieht. An seinem Ursprung steht Tacitus, der sorgfältige und genaue Berichterstatter dessen, was von Zügen gegen die Deutschen heimkehrende Römer und gefangene Deutsche in Rom über Germanien, seine Bewohner und deren Sitten erzählten. Ihm reihen sich andere griechische und römische Schriftsteller mit spärlicheren Nachrichten an. Die Apostel Deutschlands hätten uns natürlich das Meiste berichten können, doch sie hatten dazu bei den schweren Bekehrungsarbeiten weder Zeit noch Lust. Ihre Biographen geben uns dafür gelegentlich hingeworfene Andeutungen, die meistens von vielem Belang sind. Die spätern Zeiten bringen in den zahlreichen Sprachdenkmälern, in den Predigten, Concilienbeschlüssen, theologischen und philosophischen Abhandlungen, aus dem Volksmund geschöpften Heiligenleben, Chroniken, Sammlungen von Curiosis und Antiquitäten und zahllosen andern Werken, in welchen man dergleichen oft am wenigsten vermuthet, eine Menge von Trümmern des alten Baus, deren Aufsuchung allein noch lange Zeit erfordern wird.

So sind wir denn nichts weniger als arm an Nachrichten über unser Alterthum, besonders wenn wir noch dazu nehmen, was uns über das Heidenthum des Nordens in den beiden Edden und zahlreichen Sagen überliefert ist. Uebrigens ist dies jedoch nur mit grosser Vorsicht zu benutzen. Die nordische Mythologie ist der unsern nur eng verwandt, nicht aber sind beide eins. In dem Norden begünstigte die geschlossenere Oertlichkeit das Heidenthum, so dass es dort weit mehr fortgeschritten, aber darum auch dem Verfall weit näher war, wie bei uns: wir treffen dort schon auf Zweifler an der Macht der Götter; auf echte Rationalisten, die nur auf eigne Kraft bauten und der Himmlischen spotteten, deren es in Deutschland schwerlich schon gab. Wir werden in der Folge die Namen der Hauptgottheiten, selbst viele ihrer Mythen in beiden Mythologieen übereinstimmend finden.

aber damit ist nicht gesagt, dass Alles stimmte; es fand sich vielmehr schon weitgehende Verschiedenheit zwischen beiden und im einzelnen bei uns ungleich vollere und tiefere Entfaltung, als im Norden. Unsere Denkmäler sind ärmlicher, aber älter, sagt J. Grimm, die nordischen jünger und reiner.

Diese Uebereinstimmung der nordischen und deutschen Mythologie allein würde schon genügen, das Bestehen der unsern zu sichern jenen gegenüber, die sie anfechten wollen, weil Cäsar gesagt hat, dass die Deutschen nur die Sonne, den Mond und den Vulcan anbeteten, und weil sich zahlreiche Berührungen zwischen unserer und der griechischen Mythologie finden. Dieselben Berührungen zeigt auch die Sprache und zwar nicht nur mit der griechischen und lateinischen, sondern auch mit der slavischen, finnischen und litthauischen, so wie mit der unserer westlichen Nachbarn, der Celten, aber darum wird Niemand das Deutsche von diesen Sprachen herleiten wollen. Solche Anklänge zeugen nur für die Urverwandtschaft dieser Völker, für die fernere oder nähere, je nachdem sie sich weniger oder mehr vorfinden; sie haben hohen Werth für uns und helfen, die Stelle wiedererkennen, welche mancher der zerstreut liegenden Steine unserer Götterlehre in dem alten Bau einnahm. Der Ton aber, der sie alle wach rief, tönt aus dem fernen Asien zu uns herüber, von der Wiege unseres Geschlechts, wie ausser Jacob Grimm besonders Adalbert Kuhn an vielen Beispielen gewiesen hat und ferner zu zeigen bemüht ist.

Muss ich zwar für die folgenden Mittheilungen aus Jacob Grimms über allem Lob erhabenem Werk und den Arbeiten weniger andern die Genügsamkeit der Leser in Anspruch nehmen, dann hege ich doch die frohe Hoffnung, dass sie gerade in ihrer oft (und besonders in ihren ersten Abschnitten) grossen Lückenhaftigkeit den Wunsch und das Verlangen erwecken mögen, sie bald mehr vervollständigt zu sehen, dass sie wie ein edler Wein wirken mögen, dessen einige Tropfen nur unsere Zunge netzen und uns dadurch nach einem vollern Trunk begierig machen. Thun sie das, wohlan, fast jeder ist im Stande, mitzuwirken, dass ein solcher einst geboten werden könne, wenn er nur die Hände regen, sammeln und mittheilen will, was sich in seinem

Kreis im Volk noch findet, sei es an Sagen, Märchen, Gebräuchen, Beschwörungen, Aberglauben. Nur von einer solchen allgemeinen frischen und fröhlichen Thätigkeit dürfen wir hoffen, dass dem Beruf unserer Zeit, die sich als eine eigenst restaurirende immer mehr ankündigt, auch auf diesem Gebiet entsprochen werde, dass ‚die Vergangenheit lebendig auf die Gegenwart zurückstrahlend' diese läutere und reinige.

Gott, Götter.

Das höchste allwaltende Wesen heisst in allen deutschen Zungen Gott. Fest und sicher steht der Name da, wie das Dasein des durch ihn Bezeichneten, er hat daher ebensowenig je den Artikel *) bei sich, als alle anderen Namen, welche wir dem Herrn des Himmels und der Erde, dem Allgegenwärtigen, jedem überall Nahen beilegen. Wenn der Gothe von Gott als dem Vater alles Erschaffenen sprach, dann gebrauchte er den Artikel nicht, den er dem menschlichen „Vater" stets beilegte. Nie steht diese Bezeichnung bei dem gothischen *fráuja* oder dem althochdeutschen *thruhtin* (Herr), wie bei dem mittelhochdeutschen *herre*, dem altsächsischen *hevancuning* (Himmelskönig), *heliand* (Heiland) u. a. m., ebensowenig bei allen Namen anderer göttlicher Wesen.

Eine heilige Scheu vor dem erhabensten aller Wesen war unserm Alterthum eigen. Wie der Jude den Namen Jehovahs nie ausspricht, aus Furcht, ihn zu entweihen, so mied auch unser Heidenthum schon, die Namen seiner Götter zu oft oder bei nicht feierlicher Gelegenheit zu nennen und suchte statt dessen bezeichnende Umschreibungen auf. Diese fromme Scheu waltet noch in dem Volke, welches in Flüchen und Ausrufungen stets eine Veränderung mit dem heiligen Namen vornimmt. **) Sie beruhte auf der innigsten Verbindung, dem lebendigsten

---

*) der eigentlich nur der dritten, abwesenden oder doch weniger sichern Person gebührt und darum auch im Vocativ wegfällt.

**) Potz Wetter, potz tausend steht statt Gottes Wetter, Gottes tausend, wie das französische *morbleu* statt *mort Dieu* u. a. m.

Gefühl der Nähe und der herzlichsten Liebe zur Gottheit, und darin war das Alterthum den Meisten von uns so weit voraus, dass wir Christen oft vor jenen Heiden billig erröthen sollten. Die mannigfaltigen hierher gehörigen schönen Formeln unseres Mittelalters reichen nämlich ohne jeden Zweifel weit in die heidnische Zeit hinauf; sie finden sich wie von selbst da, wo jene Gefühle, in denen sie gründen, noch in voller Frische vorhanden sind. Welche innige Frömmigkeit spricht z. B. aus dem Grusse, womit man den Ankommenden empfing: Sei Gott und mir willkommen! Du sollst herzlich willkommen sein dem reichen Gott und mir! der sich in dem oberdeutschen Gottwillkommen! noch erhielt. Den gleichen schönen Wunsch gab man dem Scheidenden als letzten Gruss mit: Gott geleite, segne, behüte dich! Gott befohlen! Fester konnte man das Wissen einer Sache nicht versichern, als indem man betheuerte: Das weiss Gott und ich! bitterer konnte man nicht klagen, als indem man Gott und den Menschen klagte. Was Niemand weiss, das weiss Gott; so heisst es im Nibelungenlied: Den Schatz weiss nun niemand, als Gott und ich. Was Niemand hört, das hört er, darum heisst es im Eckenlied: Hier hört uns Niemand als Gott und die Waldvöglein.

Bei aller Erhabenheit der Auffassung der Gottheit, welche aus diesen Zügen spricht, war die Gottheit der Heiden jedoch nicht von Ewigkeit und für die Ewigkeit; sie war in der Zeit entstanden und hatte nur zeitliche Dauer. Von Menschen gebildet oder vielmehr menschlich ungebildet, konnte sie nur nach dem Bilde des Menschen gerathen. Aller Urwahrheit entbehrte sie und mit derselben verlor sie zugleich allen festen Halt. Sie konnte darum die ursprüngliche Einheit nicht bewahren, sondern spaltete sich, indem ihre verschiedenen Eigenschaften nach und nach als selbständige Persönlichkeiten neben sie traten. So gestaltete sich die Vielgötterei, die in ihrer üppigen Entfaltung bei den meisten Völkern mit der Zeit fast jede Spur der ursprünglichen Gotteinheit verwischte. Weniger war dies bei den Deutschen der Fall, unter denen sich die alte reinere Ansicht klarer, als bei irgend einem andern Volke nachweisen lässt. Ihr Wuotan ist noch der alte geistige Gott, er vereinigt die Eigenschaften aller übrigen Götter in sich, und diese sind gewissermassen nur als seine Ausflüsse, Verjüngungen und Erfrischungen zu betrachten. Er ist der Alldurchdringende und die andern Götter erscheinen, wie wir bald erkennen werden, fast nur als Vollstrecker seines Willens. Er ordnet Sieg, Krieg und Frieden, Zio ist mehr der tobende, wüthende Kriegsgott; Wuotan ist, wie J. Grimm neulich sehr schön nachwies, der Gott der sehnenden Liebe, Fro aber der fruchtbaren Ehen; er sendet dem Landmann wie dem Krieger schönes Wetter, Donar spendet den Regen und reinigt die Luft durch Wetter und Donner, Wuotan ist kurz nur geistig thätig, die andern sind es handelnd, materiell in die Leitung der Dinge eingreifend.

Allen Völkern gemein ist eine Götterdreiheit, deren Ursprung in der Ahnung der Trinitätslehre zu suchen ist. In diese Dreiheit spaltete sich der ursprüngliche eine Gott auch bei den Deutschen, aus der Dreiheit ging die Entfaltung weiter in die Zwölfzahl. Diese letztere können wir in Deutschland noch nicht nachweisen, wohl aber im Norden. Sie war auch den Griechen bekannt, doch ist die nordische Dodecalogie eine ganz andere, wie die griechische. Die letztere besteht nur aus sechs Göttern und sechs Göttinnen, während der Norden zwölf Götter oder Asen und zwölf Asinnen zählt, einigemal finden wir selbst zwölf Götter neben dem obersten Gott genannt, so dass dieser der dreizehnte ist. Wir haben bis jetzt nur Bruchstücke dieser geschlossenen Zwölfzahl in Deutschland wieder aufgefunden, nur einzelne Götter und Göttinnen, doch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, sie einst alle wieder zu Tage zu fördern.

Ausser diesen Hauptgöttern gibt es im deutschen Heidenthum, wie in dem Glauben aller heidnischen Völker, eine Menge von halbgöttlichen und andern Wesen höherer Art, als der Mensch. Sie sind entweder göttlichem Blut entsprossen und dadurch mit höhern Gaben ausgerüstet als der Mensch, oder sie sind dies als Diener und Boten der Gottheit, oder aber Personificationen geheimnissvoll waltender Naturkräfte untergeordneterer Art. So haben wir denn Helden, weise Frauen, Wichtel und Elben u. v. a. Göttlich gedachte Elemente und Geräthe sind durchgängig nichts, als die anders gefassten Hauptgötter.

Die Auffassung der Gottheit in rein menschlicher Weise litt es nicht, die männliche einsam in ihrer göttlichen Wohnung zu lassen, sie wählte sich eine Gemahlin aus den Erschaffenen und damit begann jene Vielgötterei, nämlich die Zeugung neuer Götter, der bald wieder andere Vermählungen und andere Zeugungen folgten. Damit traten die Götter ganz in menschliche Verhältnisse ein, die sich nur darin von den irdischen unterscheiden, dass für die Eigenschaften und Zustände der Götter ein höheres Maas gilt, als das menschliche, dass ihre Vorzüge vollkommener und anhaltender, ihre Uebel aber geringer und flüchtiger sind. So sind sie zwar gleich dem Menschen dem Tode unterworfen, doch reicht ihr Lebensziel weit über das menschliche hinaus. Sie altern, obgleich ihr Aussehen durchgängig ein jugendliches scheint; Wuotan, der erste und oberste der Götter, erscheint nicht selten als Greis. Des ewigen Lebens Quelle springt nicht in ihnen, sondern ausserhalb ihres Wesens und wenn sie sich nicht an ihr nähren, so tritt das Alter mit seinem ganzen Gefolge ein, ihre Haare bleichen, ihre Züge furchen sich.

Eine eigentliche Kindheit haben die Götter nicht, sie wachsen rasch heran und es wächst ihre Kraft mit ihrer Gestalt ins Riesenhafte, nicht aber Unschöne. Schönheit scheint vielmehr allen eigen und wird von vielen besonders gerühmt; so ist der Donnerer ein schöner Jüngling, Balder kann nur schön gedacht sein, selbst Allvater war schön, wenn er in voller Waffenherrlichkeit dastand. Der Gang der Götter, ihr Schritt ist mächtig und schnell, daher ihr Erscheinen wie ihr Verschwinden plötzlich. Doch ruht wiederum die fortbewegende Kraft nicht in ihnen, sie haftet an äussern Dingen, ohne die sie vielleicht kaum mächtiger sind, als die Menschen. So reiten alle Götter, der Donnerer ausgenommen, der nur fährt; auch Wuotan und Fro, so wie mehre Göttinnen erscheinen auf Wagen, eine der letztern fährt auf einem Schiffe, wogegen Freyja (Frouwa) neben ihrem Wagen mit dem Katzengespann noch gleich ihrem Bruder Freyr (Fro) einen goldborstigen Eber besitzt, auf dem sie reitend erscheint. Ritt und Fahrt aber erfolgen gleich dem Gange der Götter rasch und heftig und haben meistens freudige und segensreiche Naturerfolge im Geleit.

Gleich den Griechen legten die Deutschen ihren Göttern eine eigene Sprache bei; die Götter kannten zuerst auch die Schrift und lehrten sie den Menschen. Jagd und Kriegslust so wie die Freuden des Mahles theilen die Götter, die friedlichen Geschäfte des Landbaus wie die Arbeiten des Hauses die Göttinnen mit den Menschen und darin werden sie derselben Lehrerinnen, wie denn überhaupt die Götter die eigentlichen Erzieher des Menschengeschlechtes sind. Freudig verlassen sie dazu ihre schönen himmlischen Wohnsitze und weilen unter den Sterblichen, die ihre Ankunft und Nähe, welche meistens zu festgesetzter Zeit erfolgt mit Jubel und Festen begehen. Aber sie bergen sich auch oft in unscheinbares Gewand und unansehnliche Gestalt und wandern also umher, die Menschen zu prüfen und wahrgenommene Frevel zu bestrafen. Bald ist dies ein einzelner Gott, bald sind es zwei und drei; die Göttinnen erscheinen stets nur einzeln. Mitunter sind sie auch unsichtbar dem Menschen nahe, der ihre schützende oder rettende Nähe jedoch lebhaft empfindet. Stets aber ist die Dauer ihres Verweilens nur eine kurze: sie kehren höchstens Abends ein und wandern Morgens weiter. Nie ist ihre Menschwerdung eine länger dauernde und dadurch höheres Heil der Menschen begründende, wie bei den asiatischen Völkern, welche die Menschwerdung des Wortes tief und lange ahnten, bevor sie sich vollendete.

Gottesdienst.

Der als allwaltend und machtvoll erkannten Gottheit sucht der Mensch seine Verehrung zu beweisen, er trachtet sie sich geneigt zu machen. Diese Verbindung zwischen ihr und ihm geschieht durch das einfache oder das mit Gaben begleitete Gebet. Es ist dem Menschen Bedürfnis, bei dem Gebete die Stimmung seines Innern auch durch äusserliche Zeichen kund zu geben. Der zu der Gottheit erhobene Sinn führt fast unwillkührlich auch das Auge, die Arme und Hände zu ihr empor, das vor ihr sich wahrhaft demüthigende Herz lässt ihn nicht stolz aufrecht vor ihr stehen, sondern drückt ihn nieder auf die Kniee, das Gefühl ihrer heiligen Nähe gibt seinen Zügen einen ernstern Ausdruck und duldet nicht, dass das Haupt bedeckt bleibe; so finden wir ihn wie innerlich, so auch äusserlich sich ganz und gar in ihre Gewalt hingebend. Fast allen Völkern sind diese Ausdrücke der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit beim Gebete eigen und wir dürfen sie mit Sicherheit auch für unsere Vorzeit annehmen.

Das von einer Gabe begleitete Gebet nennen wir mit einem durch das Christenthum erst eingeführten Namen Opfer, von *offerre,* darbringen, der ältere Ausdruck dafür ist goth. *blôtan,* althochd. *pluozan,* opfern; *pluostar* ist Opfer, jedoch machte er gleich mehren andern frühe dem christlichen Platz. Der Anlass zum Opfer konnte ein doppelter sein, man wollte entweder den Göttern für ihre Wohlthaten danken und ihnen einen Theil des von ihnen gespendeten zum Zeichen des Dankes weihen, oder man glaubte sie erzürnt und suchte sie durch eine, mit der Abbitte der Vergehung, durch die man ihren Zorn erregt meinte, verbundene Gabe zu versöhnen. Bei dem Mahle hielt das fromme Alterthum schon es für Unrecht, ohne Dank gegen die Gottheit zu geniessen, bei der Ernte nahm der Mensch nicht Alles für sich; das erlegte Wild, die Vermehrung seiner Heerden betrachtete er als ihr Geschenk, und dankte ihr opfernd dafür. Er fühlte in all diesem Segen Beweise ihrer Huld und Gnade, in der Entziehung desselben sah er Zeichen ihres Zornes und beeilte sich, denselben durch Opfer abzuwenden, sie sich von neuem geneigt zu machen. Sobald anhaltende Dürre, Miswachs und daraus folgende Hungersnoth eintrat, Seuchen unter den Menschen oder dem Vieh wütheten, oder andere Unglücksfälle hereinbrachen, vereinigte sich das Volk und flehte betend und opfernd um Gnade und Rückkehr der alten Huld.

Weil die Götter die Güte meistens vorwalten lassen und seltner zürnend dies durch Strafen, wie die angedeuteten sind, kundgeben, so waren die Dankopfer die frühesten und häufigsten, und weil die Beweise jener Güte sich täglich oder jährlich aufs neue offenbaren, so wurden sie mit der Zeit stehend und gingen in regelmässig wiederkehrende Feste über. Sie haben alle einen heitern Anstrich, der noch dadurch gewinnt, dass die dargebrachten Gaben meistens dem Pflanzenreich gehören. Ernst dagegen ist das Sühnopfer; zu ihm genügten jene schuldlosen Gaben nicht, bei ihm musste Theureres dargebracht werden, es musste ein Leben entströmen, Blut fliessen; das schien stärker bindende und sühnende Gewalt auszuüben. Je wichtiger der Anlass zum Opfer, je grösser der Zorn der Götter war, um so kostbarer musste der zur Sühne dargebrachte Opfergegenstand sein.

Aller Opfer höchstes war das Menschenopfer; in ihm begegnen sich alle alten Völker. Menschen bluteten bei den Deutschen nur den erhabensten Göttern. Man nahm dazu fast durchgängig Männer und zwar Kriegsgefangene, Sklaven oder schwere Verbrecher; nur einmal wird eines Opfers von Frauen und Kindern gedacht. Wie man den Erstling des Viehes den Göttern schlachtete, so auch den Erstling der gefangenen Feinde, die gleichsam den Gewinn, die Ernte des Krieges ausmachten. Bei schweren Unglücksfällen sanken aber selbst Königssöhne und Könige, wie die Schweden einmal bei einer grossen Hungersnoth ihren König Dómaldi opferten. Der König war der theuerste Mann des Volkes, sein Name wird selbst oft von der Gottheit genommen; da er der Herr auf Erden ist, wie jene im Himmel herrschend waltet. Seine hohe Würde legt ihm gleich hohe Pflichten auf und das Alterthum hielt dafür, dass deren Verletzung von den Göttern an dem Volke gerächt werde; darum musste er bei allgemeiner Noth als Sühne bluten, denn er galt als der Schuldige, der die Noth herbeigeführt habe.

Zwar waren auch Thieropfer von sühnender Kraft, doch wurden sie zumeist als Dankopfer dargebracht, so der Erstling der Heerde als Dank für den Segen des Stalles, so das ersterlegte Wild als Dank für den Segen der Jagd u. s. w. Sie bestanden wiederum nur aus männlichen Thieren und zwar aus solchen, deren Fleisch geniesbar war, denn man hielt es für unschicklich, der Gottheit eine Speise zu bieten, welche der Opfernde selbst verschmäht hätte. Wie das Gebet eine geistige Vereinigung mit Gott ist, so vereinigte man sich auch beim Opfer mit den Göttern bei demselben Mahl: der Gottheit wurde ein bestimmtes Stück, meistens das Haupt des geschlachteten Thieres dargebracht, das Uebrige in der Versamlung verzehrt.

Das vornehmste unter den Thieropfern war das Pferdeopfer, denn von allen Thieren war dem deutschen Heiden keins werther, galt ihm keins für edler und heiliger als das Pferd, das von fast allen Göttern gerittene, des Helden treuester Gefährte in Kampf und Schlacht. Vor der Einführung des Christenthums war der Genuss des Pferdefleisches allgemein verbreitet, die Bekehrer erst schafften denselben als heidnischen Gebrauch ab. Daher der schon frühe vorkommende Schimpfname Pferdefresser für Heiden, der noch heute in Belgien auf Zauberer angewandt wird, wie man denn auch den Hexen den Genuss des Pferdefleisches zur Last legt. Der Gottheit wurde das Haupt des Rosses geweiht und zwar befestigte man dasselbe auf Stammen von Bäumen heiliger Wälder. So opferten die Deutschen nachdem sie den Varus besiegt hatten, die in der Schlacht erbeuteten Rosse, deren Köpfe später Caecina fand, als er sich der Wahlstatt nahte. Nächst diesem war das Opfer von Rindern das bedeutendste, wie z. B. im Norden nach feierlichem Zweikampf der Sieger einen Stier mit den Waffen opferte, mit denen er den Gegner erlegt hatte. Eber und Ferkel bluteten wahrscheinlich dem Fro, andern Gottheiten Widder und Bock, von Vögeln der Hahn.

Wie das Geschlecht bei den Opferthieren in Anschlag kam, so auch die Farbe. Das Fleisch männlicher Thiere ist stets kräftiger und besser, als das weiblicher, aber auch das Aeussere des Thieres durfte keinen Makel haben; das Thier musste rein sein und dazu stimmte die weisse Farbe, bei der jeder, auch der kleinste Flecken sofort sichtbar wird, am besten. Ferner durfte das Thier noch nicht zu menschlichem Gebrauche gedient haben, es musste der Gottheit gleichsam von Geburt auf geweiht gewesen sein. Das so gewählte Thier wurde alsdann bekränzt und geschmückt, im Kreise der Volksversammlung herumgeführt und auf dem Opferstein geschlachtet. Wer Gelegenheit hat, solche Steine zu untersuchen, wird durchgängig auf ihnen eine Rinne finden, die zu einer kleinen Vertiefung oder auch auf die Erde führt; in jener oder auch in einem untergestellten Kessel wurde das herabrinnende Blut des Opferthieres aufgefangen, womit man die heiligen Geräthe und Tische bestrich und die Theilnehmer am Opfer besprengte. Vielleicht wurde auch aus dem Blut und den Eingeweiden des Thieres geweissagt und ein Theil des erstern unter Bier oder Meth gemischt und getrunken. Nachdem das Haupt und wahrscheinlich auch andere edlere Theile, wie Zunge, Herz und Leber dargebracht waren, wurde das Fleisch in grosse Kessel geworfen und gekocht, nie gebraten. War es geniesbar, dann vertheilte der Priester es unter das Volk, welches, besonders an grössern Festen dasselbe gemeinschaftlich verzehrte. Die Bekehrer änderten diese alten Opfergebräuche kaum merklich um; sie liessen an den Festtagen Christi, der Heiligen und Märtyrer das Volk sich in altgewohnter Weise um die alte Cultusstätte versammeln, an der nur das Kreuz die Stelle des ehemaligen Gottes einnahm, und liessen es dort (wie das vordem wohl auch Sitte gewesen war) Hütten aus Laubwerk bauen. Dann begannen sie die Predigt vom Besieger der alten Götter, dem Heiland, ihr folgte die feierliche Messe und dieser schloss sich das alte Opfermahl als ein gemeinsames Gastmahl an, wobei Gott für diese und alle andern Gaben gedankt und Sein Lob erhoben wurde. So blieben alle Aeusserlichkeiten gewahrt, der alten Form wurde nur ein neuer Geist eingegossen, und also neu beseelt konnte sie sich noch lange forterhalten. Wir begegnen in der That diesen so umgewandelten Opfermahlen noch heut zu Tage an vielen Orten, so u. a. auf dem Michaelsberg in der Eifel, einem alten Wodansberg, auf dem sich am Tage des heil. Erzengels das Volk in laubgeschmückten Zelten versammelt und nach dem feierlichen Gottesdienst die in ungeheuern Kesseln gekochten Würste verzehrt. Von Brennopfern und Rauchopfern findet sich in Deutschland keine Spur.

Neben diesem grossen, blutigen Thieropfer gab es wie bereits bemerkt wurde, in unserm Alterthum noch das schönere, obgleich ärmlichere Fruchtopfer. Jenes ist erhabener, ernster, feierlicher, dieses lieblicher, stiller und heiterer; jenes findet unter Theilnahme des ganzen Volkes oder Stammes statt, dieses feiert mehr der einzelne Mensch, die Familie. So lässt der Landmann nach gehaltener Ernte der Gottheit, welche den Acker gesegnet, eine Garbe stehen und schmückt sie mit Bändern; er lässt ihr beim Einsammeln des Obstes einige Aepfel auf dem Baume, damit sie im folgenden Jahre gleiche Fruchtbarkeit verleihe. Die Altäre und Bilder der Götter schmückte man mit Gewinden von Laub und Blumen, an ihren heiligen Bäumen hing man Blumenkränze auf und warf Kränze und Sträusse in die heilige Fluth. Diese Opfer erhielten sich leichter als die Thieropfer, weil sie eben unschuldiger waren und bis auf diesen Tag begegnen wir ihnen fast überall.

Bisher besprachen wir fast ausschliesslich Opfer, mit denen ein Mahl zusammenhing, die ein Mahl zur Folge hatten, aber jedes Mahl, welches der Mensch genoss, hatte auch wieder ein Opfer zur Folge: nicht nur an jenen grossen Festmahlen liess man die Götter Theil nehmen, von jedem Mahle wurde ihnen oder ihren Dienern ein Theil der Speise zurückgestellt als ein Zeichen des Dankes für die genossene Speise, wie wir durch das Gebet vor und nach dem Essen dem Geber alles Guten unsern Dank darbringen. Aber nicht nur von der Speise, auch von dem Tranke brachte man ihnen dar, oder feierte wenigstens ihr Gedächtnis, indem man einen Becher zu ihrer Ehre leerte.

Von dem gothischen *man*, ich denke, *gaman*, ich gedenke leitet sich das althochdeutsche *minna*, Liebe und *minnôn* lieben, des Geliebten gedenken ab; im Nordischen hiess *minni* Gedächtnis, *minna* gedenken. Daher kommt, dass man den zum Gedächtnis der Götter, oder auch Verstorbener oder Abwesender getrunkenen Becher *minni* nannte. Dieser Minnetrunk ging später auf Christus und die Heiligen über, und wie man einst der Götter Minne, d. h. der Götter Gedächtnis getrunken hatte, so trank man jetzt Christi Minne, Martins Minne, Michaels Minne u. s. w. Vorzüglich galt dieser Becher den obersten, höchsten Gottheiten, doch verschwand er bald im Lauf der Zeiten, wenigstens wurde er auf zwei Heilige beschränkt, auf die hh. Johannes den Evangelisten und Gerdrut, deren Minne besonders Scheidende und Reisende tranken. Jener passte besonders dazu, weil man ihn stets mit einem Kelch in der Hand abbildete, denn ihm wurde, wie die Legende meldet, Wein angeboten, der sich, als er den Segen darüber sprach, als vergiftet erwies. Zudem ist er vorzugsweise der Jünger der Liebe und da das alte *Minna* schon frühe diese Nebenbedeutung entwickelte, so fügte sich die Uebertragung um so leichter. Die h. Gerdrut aber trank einem Ritter S. Johannis Minne zu und rettete ihn dadurch vor dem Bösen. Immer noch weiht die Kirche am Tage des Jüngers, „den Jesus am liebsten hatte“, Wein und reicht ihn den Gläubigen mit der

Mahnung, ihm in der Liebe zu Gott und dem Nächsten nachzufolgen.

Noch einer Sitte ist zu gedenken, die auch zu den Opfern zu rechnen ist. Wenn man hohe Feste der Götter feierte, liebte man es dem zu backenden Teig die Gestalt eines Götterbildes oder eines göttlichen Symbols zu geben. So buk man im Norden beim Julfest Kuchen in Ebergestalt und unsere gebackenen Pferde, Hirsche, Kreppel und anderes ähnliches Backwerk sind Ueberreste aus urältheidnischer Zeit. Wahrscheinlich ersetzten sie das Thieropfer und wurde ein oder mehre Stücke solcher Kuchen den Göttern dargebracht, während die Familie das Uebrige genoss.

Heilige Cultusstätten, Götterbilder.

Der Mensch will nicht nur für sich eine feste Stätte, ein eigenes Haus, er baut oder weiht gerne auch der Gottheit eine solche, da fühlt er ihre Gegenwart lebendiger, die Heiligkeit des Ortes erhebt seine Seele zu grösserer Innigkeit und Wärme, sie schenkt seiner Andacht mächtigere Flügel. Bei allen Völkern finden wir von jeher feste heilige Stätten, an denen man die Götter wohnend dachte, wo man sich zu Gebet und zur Darbringung von Opfern versammelte, wo die Weissagungen vorzugsweise statt fanden. Die ältesten dieser heiligen Orte waren unserm Alterthum Wälder. Der Gothe nannte ein solches Heiligthum *alah*, der Deutsche *wih*, *haruc*, *paro*, alles Wörter, deren Begriff später zwischen Wald, Tempel, Heiligthum, Gottheit, Götterbild schwankte, ursprünglich jedoch jedenfalls nur unser Hain oder Wald war. Man theilte ein Stück des Waldes ab, welches sich durch uralte Bäume, durch den heiligen Schauer, welchen sein Character erweckte, auszeichnete, friedigte es ein und weihte es der Gottheit zu bleibendem Eigenthum und beständigem Wohnsitz. Da verweilte sie jetzt zwar unsichtbar, aber ihre Nähe durch die feierliche Stille, die tiefen Schatten und geheimnisvolles Rauschen der Baumwipfel ankündigend. Erhoben wurde diese Heiligkeit der Stätte noch, wenn sie dem Himmel näher, wenn dieselbe auf einem Berge lag, höher als die Wohnsitze der Menschen, durch die Lage schon abgesondert von ihnen und frei, wie der Sinn des Volkes. Denn wie Anfangs der Mensch kein schützendes Haus besass, so konnte er sich noch weniger denken, dass die Götter ein solches wollten. Dem Menschen schon wurde es in abgeschlossenem Raum enge, die eingesperrte Luft lastete drückend auf seiner Brust: wie viel mehr musste seinem Gefühle nach dies mit der Gottheit der Fall sein, der in riesigen Formen gedachten, allgewaltigen und allwaltenden.

In dem heiligen Walde war das eigentliche Heiligthum der Gottheit besonders abgetheilt. In jenem versammelte sich das Volk, da wurde das Gericht gehalten, ihn durfte jeder betreten (keiner aber ihn verletzen oder ein Wild dort erlegen), dem innern Heiligthum jedoch durfte man nur mit grosser Ehrfurcht nahen. Da stand der Opferaltar, da wurde der heilige mit Tüchern verhüllte Wagen verwahrt, auf dem die Gottheit jährlich ihren Umzug hielt, da waren die geopferten Thierhäupter aufgehängt, da hing man den Göttern einen Theil der Kriegsbeute auf. Nur der Priester durfte diesen heiligen Ort frei betreten, jeder andere nahte ihm gefesselt, zum Zeichen der Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit: fiel er, dann durfte er sich nicht wieder erheben, sondern wurde auf der Erde hinausgewälzt. Dahin liessen sich auch Sterbende tragen, um entweder Heilung zu erlangen, oder den Göttern nahe zu sterben und so nach dem Tode rascher in ihre Gemeinschaft zu kommen.

In diesem innersten Heiligthum war es wieder ein Baum, der durch sein Alterthum, durch seine besonders laubige Krone oder anderes ausgezeichnet der Gottheit vorzüglich geweiht war; oft auch waren es drei, vier oder sieben solcher Bäume, woher die Namen des Dreieich, der belgischen Viereichen und Siebeneichen sich schreiben, denn die Eichen galten als besonders heilige Bäume. Oft standen solche Bäume nicht in Wäldern, sondern frei und dann war wohl nur ein kleiner Raum um sie herum eingefriedigt und galt als heilig. Ein solcher Baum war u. a. die wunderbar grosse Donnereiche, welche der heil. Bonifacius bei Geismar fällte und die in vier Theile zerrissen hinstürzte; aus ihrem Holze baute er, dem neuen Heiligthum seine alte Bedeutung zu lassen, dem heil. Petrus eine Kapelle.

Noch dauern Reste dieses Cultus unter uns fort; so heissen die schönsten und laubigsten Eichen in Hessen Herrgottseichen, so hängt man vielfach noch Pferdehäupter an Haus und Stall auf, um Schaden durch Zauberei abzuwenden und noch im späten Mittelalter galten Träume unter gewissen Eichen für besonders bedeutsam.

Neben diesen freien Heiligthümern gab es jedoch in frühester Zeit schon Tempel für einzelne Gottheiten. Sie entstanden, sobald das Volk selbst sich bestimmtere Wohnsitze wählte und anfing, feste Wohnungen zu gründen, denn dem Heidenthum war der Gott in allen Verhältnissen dem Menschen gleich. Schon die durch Tacitus uns bekannte Mutter Erde hatte in ihrem heiligen Hain ihren Tempel, einen andern sehr berühmten besass im Jahr 14 n. Chr. die Göttin Tanfana, welche unter den Marsen in hoher Verehrung stand, der heil. Gallus zündete einen Tempel in Cöln an. Anfangs waren diese Tempel nur sehr dürftig, einfache Häuschen oder Hütten aus Holz und Zweigen unter dem heiligen Baum oder um denselben herum aufgeführt, aber auch später mögen sie nicht besonders künstlich gewesen sein. Man nannte sie *hof, halla, sal, petahûs* (Bethaus). Erhalten sind uns keine, theils, weil sie meistens aus Holz erbaut waren, theils auch, weil man die schöner und fester errichteten spätern Bauten zu christlichen Kirchen umschuf, die wieder im Lauf der Jahrhunderte vielfache Umbauten und Veränderungen erlitten. Der Norden war in Tempelbauten Deutschland weit voran und besass solcher Bauwerke eben so viele als kostbar geschmückte, selbst ganz mit Gold verzierte; doch sind auch sie spurlos untergegangen.

Wie die alten Deutschen nach Tacitus Bericht der Erhabenheit der Götter zu nahe zu treten glaubten, wenn sie ihnen Tempel errichteten, so hielten sie es auch für ihrer unwürdig, ihre Gestalt bildlich darzustellen. Sie hatten nur Symbole, welche bei feierlichen Gelegenheiten umgetragen wurden. Später jedoch, als die Kunstfertigkeit zunahm, da wuchs auch der Drang, die Gottheit, die man bisher nur glaubend schaute, im Bilde zu schauen und so entstanden die Götterbilder. Anfangs setzte man sie wohl, wie die Preussen es thaten, in die Krone heiliger Bäume und verhüllte sie mit Tüchern, als die Tempel aber entstanden, brachte man sie in dieselben hinein. Die ersten dieser Bilder waren aus Holz roh geschnitzt, später machte man solche aus Stein und endlich selbst aus Metall. In dem Tempel, den der heil. Gallus bei Bregenz am Bodensee zerstörte, fand er drei solcher Götterbilder, welche vergoldet waren, der Wand eingemauert und mit Opfern geehrt; er riss sie heraus, zerschlug sie vor den Augen des Volkes und warf sie in den Bodensee. Wie die heiligen Symbole, so trug man bei den Festen der Götter auch ihre Bilder umher, besonders durch die Felder, denn man glaubte, dass die Nähe des Gottes der Saat Gedeihen bringen werde. Feierlicher als dies Umtragen war die festliche Umfahrt in dem Wagen der Gottheit, welchen man nur zu diesem Gebrauch in den heiligen Hainen bewahrte. Diese Wagen waren entweder offen, so dass Jedermann das Bild der Gottheit sehen konnte, wie der Wagen des Freyr im Norden, oder sie waren mit Tüchern verhüllt und nur dem Priester nahbar, wie der Wagen der Nerthus.

Zu den Götterbildern sind auch jene berühmten Irmansäulen zu zählen, deren eine Carl der Grosse unweit Heresburg in Westphalen zerstörte, wo einer der Hauptsitze des Heidenthums bei den Sachsen war. Es war eine riesige Säule, die ein Götterbild trug, wahrscheinlich eins des Donar. Wenige dieser Götterbilder sind auf uns gekommen, wenigstens kennen wir ihrer kaum ein paar, die sich dadurch erhielten, dass sie aus dem alten Tempel entfernt dem neuen christlichen Tempel aussen eingemauert wurden.

Priester und Priesterinnen.

Es war bereits mehremale von deutschen Priestern die Rede. Dass diese weder Barden noch Druiden waren oder hiessen, wie wir noch immer so oft lesen müssen, sollte endlich klar werden; jene gehörten als Sänger dem Norden, diese waren die Priester der Gallier. Der deutsche Priester hiess mit einem schönen Namen *êwart*, *êwarto* d. h. der Pfleger und Hüter, der Wart des Gesetzes, denn *êwa*, *êa* ist Gesetz. Dies Gesetz haben wir hier im ausgedehntesten Sinn des Wortes zu verstehen, es ist das göttliche wie das menschliche Gesetz gemeint, denn beide waren einst genau verbunden und gleich heilig. Den Burgunden hiess er *sinisto*, d. i. *presbyter*, der Aeltere, Angesehene; es beruhte dies Ansehen nicht nur auf Alter und Würde, sondern auch auf der Abkunft, denn Priesterstand und Adel standen in inniger Verbindung. Später erst mit dem Christenthum drangen die fremden Namen Priester, Pfaffe und Bischof (*presbyter*, *papa*, *episcopus*) ein.

Es liegt also schon im Namen des altdeutschen Priesters, dass er sowohl des Gottesdienstes als des Gerichtes zu warten hatte. In den Heerzügen sah das Alterthum eine durch die Gegenwart der Gottheit und deren Einwirkung geheiligte, den Göttern besonders angenehme Handlung, eine Art von Gottesdienst. Die Priester holten vor der Schlacht die Bilder und Symbole der Götter aus den heiligen Hainen und trugen sie mit in den Kampf. Wohl leitete der Feldherr die Schlacht, aber die Priester nährten die Begeisterung der Kämpfenden, sie allein hielten die Zucht und durften Strafe über den Feigen verhängen, ihn binden, selbst schlagen, und sie thaten dies gleichwie auf der unsichtbar in der Schlacht anwesenden Götter Gebot. Ebenso waren sie als unmittelbare Diener der Gottheit bei allen öffentlichen Handlungen thätig, welche zur Ehre der Götter verrichtet wurden, oder unter Anrufung der Götter geschahen. Wie sie die heiligen Haine und den Tempel hüteten, so begleiteten sie die umziehenden Götter, deren Gegenwart nur sie erkannten, sie verrichteten die feierlichen Gebete, tödteten die Opferthiere, brachten den Göttern ihren Theil daran dar und vertheilten Fleisch unter das Volk; sie weihten die Könige und Leichen, wahrscheinlich auch die Ehen, nahmen die Eide ab, und sprachen die Weissagungen aus dem Gewieher öffentlich unterhaltener Rosse, oder aus geworfenen Loosen, oder aus den Eingeweiden der Opferthiere aus. Alles dies lag ihnen jedoch nur ob, insofern es eine öffentliche Handlung im Namen und in Anwesenheit des ganzen Volkes oder Stammes oder der Gemeinde war. Bei Privatopfern und allem, was mit ihnen zusammenhing, bedurfte man der Vermittlung des Priesters nicht, sie verrichtete der Hausvater.

Ueber die Kleidung unserer heidnischen Priester wissen wir noch nichts, wahrscheinlich trugen sie ein lang herabwallendes Gewand und einen Hut von eigenthümlicher Form, den sie bei dem Opfer auf dem Haupt behielten.

Wenn wir auch den Priestern das Geschäft der Weissagung zugesprochen finden, so tritt dasselbe doch mehr als den Frauen zustehend hervor, als ein besonderes, ja hauptsächliches Amt der Priesterinnen. Schon Tacitus meldet, dass nach deutschem Glauben den Frauen etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne und dass die Deutschen weder ihren Rath verachteten, noch ihre Aussprüche vernachlässigten. Und bereits Caesar sagt, dass bei den Germanen die Hausfrauen durch Loos und Weissagung entschieden, ob man zur Schlacht schreiten durfte oder nicht.

Wohnte diese Gabe der Vorherverkündigung schon den Frauen im Allgemeinen bei, dann hatten ohne Zweifel die eigentlichen Priesterinnen sie in erhöhtem Grade; sie erscheinen darum auch vor allen hochgeehrt, man betrachtete sie nur mit grösster Ehrfurcht, wie Gottheiten. So jene bructerische Jungfrau, die weithin durch ihr hohes Ansehen herrschende Veleda, welche einst den Deutschen Sieg, den römischen Legionen aber Verderben vorherverkündet hatte, die von hohem Thurm herab, den sie bewohnte, gleich einer Götterbotin ihre Orakel den rings ehrerbietig harrenden und reiche Gaben darbringenden Gesandten der Ubier spendete, so Aurinia, Ganna u. a. m.

Weniger erhaben als furchtbar stehen die Priesterinnen der Cimbern da; sie erscheinen in einer Stelle bei Strabo als bejahrte Weiber mit grauem Haar und blossen Füssen; über weissem Untergewand tragen sie einen linnenen Wamms, eherne Spangen umgürten sie; so finden wir sie bei dem blutigen Menschenopfer, Kriegsgefangene schlachtend, aus deren im Opferkessel aufgefangenem Blut sie weissagen.

Ungleich edler erscheinen wieder die nordischen Priesterinnen, von denen wir Kunde haben, wie u. a. jene den Wagen des Gottes des Friedens des Glückes und der Liebe bei der jährlichen Umfahrt begleitende Jungfrau, doch ist über sie wie über die der Deutschen nur wenig mehr übrig.

Einzelne Götter.

Wuotan.

Der höchste Gott bei allen deutschen Stämmen war Wuotan, der Odin des Nordens. Schon sein Name kündet ihn als den Weltgeist an, denn er bedeutet gleich dem des indischen Buddha Geist, Sinn, Verstand. Er ist die alldurchdringende schaffende und bildende Kraft, welche den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höchsten Güter und Gaben abhängen. So allumfassend ist sein

Wesen, dass wie wir bereits sahen alle andern Gottheiten gleichsam nur als Ausflüsse von ihm, als seine verschiedenen Eigenschaften erscheinen, als Vollstrecker seines Willens, wie denn auch viele ihn als Vater ehren; er ist der Himmel, der die Erde schützend umfängt, er ist die Sonne, die allen Wesen Licht und Leben schenkt.

Dem kriegerischen Alterthum galt Krieg und Schlacht als die edelste Beschäftigung des Mannes; darum erkannte es in Wuotan vor allem deren Leiter und Lenker; er war ihm der Vater der Heere, des Sieges und der Gefallenen. Als solchen dachte es sich ihn in voller Waffenherrlichkeit, mit Helm, Brünne, Schwert und Speer auf hohem weissem, die Lüfte durchfliegendem und die Wasser überschreitendem Rosse, welchem der Norden zur Bezeichnung der Schnelligkeit, womit es dahinstob, acht Füsse beilegte. Wie wir in Wuotan nicht nur den Vater vieler Götter, sondern auch der ältesten Könige und Helden sehen, so gelten auch deren Rosse als Abkömmlinge seines göttlichen Rosses und als solche vorzugsweise zu der Heldenarbeit, dem Kampfe, tüchtig.

Ungleich den griechischen und römischen Göttern, mischte sich Wuotan nicht persönlich theilnehmend in die Schlacht, er ordnete sie nur, er lenkte ihr Geschick. Geliebten Helden verlieh er den Sieg dadurch, dass er ihnen seine Waffen lieh, an deren Gebrauch die Niederlage jedes Feindes geknüpft war. Aber auch schon sein blosses Wort, sein Wille genügte zum Siege. Einst hatten die Wandalen Krieg mit den Winilern, sie kamen zu dem Gotte und baten ihn, er möge ihren Feinden Verderben senden. Er gab ihnen zur Antwort, er werde denjenigen Sieg schenken, welche er beim Aufgange der Sonne zuerst sehe. Da ging Gambara, die Fürstin der Winiler, zu Wuotans Gemalin Frikka und bat diese, sie möge den Winilern Sieg zuzuwenden suchen. Die Göttin gab den Rath, die Frauen der Winiler sollten die gelösten Haare in Form eines Bartes um Gesicht und Kinn binden und sich Morgens mit ihren Männern gegen Osten aufstellen, wohin der Gott durch sein Fenster zuerst schaue. Als Wuotan Morgens zur Erde blickend sie sah, fragte er: Wer sind jene Langbärtigen? Frikka antwortete: Du hast ihnen einen Namen gegeben, darum musst du ihnen auch ein Geschenk geben, den Sieg.*) So wurden die Wandalen geschlagen.

Alle welche im Kampfe fallen, werden durch die Walküren (s. u.) in Wuotans himmlische Wohnung gebracht. Dort sitzen sie mit ihm an einer Tafel, essen mit ihm und trinken Meth, welchen die schönen Walküren ihnen kredenzen. Der Gott selbst bedarf der rohen Kost des Fleisches nicht, er lebt nur von Wein; seinen Antheil am Mahle warf er wohl (gleich Odhin) zwei Wölfen zu, welche zu seinen Seiten sassen. Ausserdem gehören zu seinen Thieren zwei weise Raben, welche dem nordischen Mythus zufolge auf des Gottes Achseln sitzen und ihm alles ins Ohr sagen, was sie auf ihrem täglichen Fluge durch die Welt gesehen und gehört. Nach dem Mahl ergötzen sich die Helden am Kampfe, oder sie fahren mit Wuotan zur Jagd aus. Das ist das, was wir das wüthende Heer, oder die wilde Jagd nennen, welche in jeder Nacht, besonders aber in der heiligen Zeit der Zwölften, d. i. von Weihnachten bis Dreikönigen unsere Wälder durchtoben. Man vernimmt alsdann Waffenlärm, Rossewiehern und Hufschlag in den Lüften, oder Jagdhörner, Jagdgeschrei, Rossewiehern und Hundegebell. An der Spitze der Schaar sieht man den Gott auf seinem weissen Rosse. Wie der Schwede noch heute alsdann sagt: Odhin fährt vorüber, so sagt der mecklenburgische Bauer: Der Wode jagt.**) Oft lässt Wuotan vor

---

*) Vgl. unsere Pathengeschenke. Diese Langbärtigen sind die Longobarden, die übrigens den Namen nicht von ihren langen Bärten, sondern von den langen Spiessen (vgl. Hellebarde) hatten, welche sie trugen. Der nordische Odhin hiess mit einem seiner Beinamen auch Langbardr.

**) In andern Gegenden finden wir andere Namen, zumeist Hackelbärend; angeblich soll so ein Jäger geheissen haben, der wegen übertriebener Jagdlust von Gott verdammt wurde, ewig zu jagen. Es ist aber nur der altdeutsche Beiname Wuotans Hakolberand, d. h. der Geseinem Auszuge sein Ross bei einem sterblichen Schmiede beschlagen und lohnt ihm reichlich die Mühe. Sterbliche erlangen mitunter die Gunst, an dem Heerzuge oder der Jagd theilnehmen zu dürfen und empfangen einen Antheil an der Letztern, der anscheinend ein Stück Wild, sich später in edle Metalle verwandelt. Den Helden wird der Gott dabei mitunter zum Retter, wenn sie auf weiten Heerzügen umfahrend in Gefangenschaft geriethen und ihre Frauen nach langem vergeblichem Harren im Begriffe standen, sich wieder zu vermählen. Er fasst sie in seinen weiten Mantel und trägt sie in pfeilschnellem Fluge durch die Lüfte zurück nach Hause, wo sie gleich Odysseus die Freier finden und verjagen.

Wie der Hausherr als König seines Hauses im Alterthum seinen eigenen Hochsitz oder Thron hatte, so auch Wuotan als König und Oberster der Götter. Dieser Hochsitz hat die Eigenschaft, dass wer ihn besteigt, die Erde und alle Wohnungen der Menschen überschaut. Er stand wahrscheinlich mit dem Rücken gegen Norden, so dass der Gott nach Süden schaute, in die Gegend des Lichtes, und war aus leuchtendem Gold gefertigt.

Aber nicht nur an der Spitze seines Heldenheeres verkehrte der Gott mit den Menschen, er stieg oft zu ihnen hernieder und erschien gütig und freundlich in ihrer Mitte. Dann trug er nicht seine glänzende Rüstung, sondern einen Mantel und einen breitkrämpigen Hut, woran, wie an seinem einen Auge,*) Sterbliche ihn oft erkannten. Diese milde Seite seines Wesens leuchtet besonders daraus hervor, dass er als der Gott des Wunsches**) verehrt wurde. Unter Wunsch nämlich versteht die alte Sprache „den Inbegrif von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller

---

rüstete, der Waffentragende. Ueber andre wie Snellerts, Kaiser Carl u. s. m. siehe w. u.

*) Dem nordischen Mythus zufolge setzte Odhin das andere dem Mimir zum Pfande für einen Trunk aus dem Brunnen der Weisheit.

**) Darum finden wir im Mittelalter den Wunsch auch als ein lebendiges Wesen aufgefasst und dargestellt. Vgl. M. 127.

Guten, das was wir Ideal nennen würden;" dessen machte Wuotan die Menschen theilhaftig. Er gibt ihnen Weisheit und Dichtkunst, *) deren Trank er der nordischen Mythe zufolge den Händen derber Riesen entriss und in Adlergestalt zum Himmel emportrug. Den Schiffern verleiht er Wunschwind, den Würdigen Reichthum, **) den Spielern Glück im Spiele, dem Landmanne aber günstiges Wetter zu fröhlichem Gedeihen der Saat. Noch heute lässt der niedersächsische Bauer einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen „für Wodes Pferd." Auch dem Stalle, den Bäumen und dem Weinstocke schenkte der Gott Gedeihen, darum fielen in die Zeit, wo einst die Erntung eingethan wurde, grosse Opfermahle und Feste. Man entzündete ihm noch fortdauernde Feuer, ***) in welche man Früchte der Bäume zum Opfer warf, und welche man jubelnd umtanzte; Thiere bluteten ihm dabei, deren Häupter ihm geopfert wurden, während man das Uebrige verzehrte, und bei dem Mahle trank man seine Minne und sang ihm Lieder. Im Norden fiel dies grosse Herbstopfer in das Ende des September, wann die Kirche das Fest des heil. Erzengels Michael feiert, mehr südlich in den Anfang des November, in die Zeit des Festes des heil. Martinus. †) Man dachte sich den Gott alsdann auf seinem weissen Rosse umreitend, die Opfer empfangend und Segen dafür spendend.

In vielen Namen lebt das Andenken Wuotans noch lebendig fort. Ihm waren besonders Berge heilig, so der Godesberg bei Bonn, der noch im XIII. Jahrh. Wudinsberg,

---

*) Wie Hermes bei den Griechen. Ueberhaupt ist Wuotan mit Mercur verwandt, daher finden wir ihn auch bei den Schriftstellern der Römer und des Mittelalters durch diesen ersetzt.

**) Die Wunschbörse.

***) Die weitverbreiteten Martinsfeuer.

†) Die Verwandtschaft, welche die Bilder des heil. Martinus mit der Erscheinung Wuotans haben, führte dazu, seine Verehrung als des Gottes der Schlacht auf ihn zu übertragen. Da des Heiligen Fest in das Ende der Erntezeit fällt, so war dies ein Grund mehr dazu.

d. i. Wodansberg heisst,*) der Gudensberg bei Geismar (Wuodenesberg im XII. Jahrh.). Das Godensholt (Wodensholt) kündigt sich als ein ihm geweihter Wald an. Das Gestirn des Bären heisst in den Niederlanden Woenswagen d. i. Wodenswagen. Sogar ein Glied des menschlichen Leibes wurde dort nach ihm genannt: der Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger hiess niederländisch Woedensspanne. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch, niederl. Woensdag, angelsächsisch Vódnesdag, engl. Wednesday, altnordisch Odhinsdagr.

Donar.

Wuotan umarmte die Erde, da gebar sie den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den über Regen und Wolken gebietenden, sich durch Wetterstrahl und rollende Donner ankündigenden, den Menschen aber freundlichen, väterlichen Gott, Donar den Thôr des Nordens. Er ist seines Vaters rechte Hand, Göttern und Menschen stets schirmend und mit thätiger Hülfe nahe, besonders aber der immer unverdrossene Schützer der Erde, seiner Mutter, und derer die sie bebauen. Wie Wuotan vor allem der Gott der Helden und der kriegerischen Begeisterung, so ist Donar vorzugsweise der Gott des Landmannes und der friedlichen Pflege des Ackerbaues.

Sein Name bereits sagt aus, dass er der **Donnerer** ist. Nur zürnend rollt der rothbärtige**) Gott in seinem Wagen daher, dessen Bockgespann seine Linke lenkt, während er in der Rechten den allzerschmetternden Hammer***) fährt, der nach jedem Wurfe wieder von selbst in seine Hand zurückkehrt. So gewaltig ist sein Zorn in seinen Folgen, dass „kein Würmlein so klein ist, das beim Donnern nicht erbebt' und dass der Mensch ehrfurchtsvoll jede Arbeit, selbst das Mahl ruhen lässt. Auch schleudert er im Blitze niederfahrende Steine in keilförmiger Gestalt, unsere Donnerkeile, die als der Hand des Gottes entstammend heilig gehalten werden und noch heute zu mancherlei Aberglauben dienen. Ebenso heilig galt Alles, was vom Blitze überhaupt getroffen wurde, besonders Bäume, deren Holz man als besondere Kräfte besitzend ansah und benutzte.

---

*) Er wurde später dem h. Michael geweiht, auf welchen man überhaupt die Verehrung des Wuotan als Empfängers der Seelen übertrug. Die meisten Michaelsberge haben wir als alte Wuotansberge anzusehen.

**) Wenn er im Zorn in den rothen Bart bläst, entsteht dem nordischen Mythus zufolge der Blitz.

***) Miölnir hiess er im Norden und durch ihn war der Gott den Riesen furchtbar, die er mit demselben erschlug, wo er sie fand.

Wie Wuotan der Gott der Ernte war, so galt Donar, besonders im westlichen Deutschland vorzugsweise als Gott der Saat und des dieselbe zum höhern Wachsthum treibenden Frühlings. Wie jener den belebenden Sonnenstrahl niedersandte, so schenkte Donar dem Landmanne den befruchtenden Regen, der beim Gewitter niederströmt, welches die Luft reinigt. *) In einigen Gegenden hat er zwar auch seinen Antheil an der Ernte, meistens aber flammt sein Opferfeuer im Frühjahre, wenn es angeht, auf Hügeln und Bergen. Man jagte Eichhörnchen, die ihrer rothen Farbe wegen dem Donar heilig waren und warf sie oder auch Kräuter in die Glut, tanzte unter Gesang und Jubel herum und nahm Kohlen davon nach Hause mit, um sich vor dem einschlagenden Blitze zu schützen, oder trug sie auf die Felder, um dem Hagelschlag zu wehren und Fruchtbarkeit für den Boden zu erlangen. Wir kennen diese Feuer noch heute, nur wurden, als ihre ursprüngliche Be-

---

*) Schön ist folgendes Gebet der Esthen zu dem Donnergott: Lieber Donner, wir opfern dir einen Ochsen, der zwei Hörner und vier Klauen hat und wollen dich bitten um unser Pflügen und Säen, dass unser Stroh kupferroth, unser Getreide goldgelb werde. Stoss anderswohin alle schwarzen, dicken Wolken über grosse Sümpfe, hohe Wälder und breite Wüsten. Uns Pflügern und Säern gib aber fruchtbare Zeit und süssen Regen. Heiliger Donner, bewahre unsern Acker, dass er trage gut Stroh unterwärts, gute Aehren überwärts und gut Korn innenwärts.

deutung erlosch, aus dem einen Frühlingsfeuer nach und nach vier verschiedene Feuer, die Peters-,*) Judas-**) oder Oster- und Maifeuer.

Die auf Erden seine Freunde waren, denen er dort seinen Schutz angedeihen liess, die nimmt Donar nach dem Tode väterlich in seine göttliche Wohnung auf, welche nordischer Ansicht nach der grösste unter allen Götterpalästen ist und nicht weniger denn 540 Räume hat.

Das Alterthum liebte es, auch dem Donar Berge zu weihen, wie die Griechen deren dem Jupiter weihten, den ältere Schriftsteller oft an Donars Stelle setzen. Zu diesen gehört der Donnersberg in der Rheinpfalz, auf dessen Spitze eins seiner Heiligthümer war, wie der noch vorhandene germanische Ringwall lehrt; ferner ausser andern Bergen desselben Namens am Rhein, in Westphalen, Belgien u. s. w. der Rodenstein, wo der bekannte Geist ***) wohnt, dessen noch zuweilen gehörter Umzug stets zu Wagen geschieht; den Weg des Wagens durch die Luft erkennt man an der Erde auf den Fruchtfeldern daran, dass die Aehren höher und reicher gefüllt sind. Gleich dem Jupiter war auch dem Donar die Eiche heilig, so u. a. die Donnereiche, welche der heilige Bonifacius bei Geismar fällte und aus deren Holz er eine dem heil. Petrus geweihte Kapelle baute. Gewöhnlich lagen die dem Gotte geweihten Orte in der Nähe solcher, welche dem Wuotan heilig waren. Der ihm heilige Wochentag ist, wie schon aus dem Namen hervorgeht, der Donnerstag.

---

*) In christlicher Zeit finden wir Donar meistens durch den heil. Petrus ersetzt, dem gleich er oft fischend erscheint; so wie er die Schleusen des Himmels öffnet, ist Petrus in der Legende Pförtner des Himmels. Die Petersberge sind meistens alte Donarsberge.

**) Seitdem der Gott in den Verräther Jesu überging, wurde diesem auch der rothe Bart gegeben, und hat das Volk überhaupt Abneigung gegen rothes Haar. Daher: Rother Bart, Teufels Art — roth Haar und ein Elsenstumpf wachsen selten auf gutem Grund u. s. w.

***) Er ist streng von dem nur bei bevorstehendem Kriege umfahrenden Schnellertsgeiste zu scheiden, welcher Wuotan ist.

Fro.

Fro (nordisch Freyr) ist der frohe, frohmachende und beseeligende, der wunderschöne heilige Herr, der Gott der Liebe und des Friedens, der Gott der Ehe und der Fruchtbarkeit. Er theilt Wuotans schöpferische Eigenschaft, verrichtet jedoch keine Kriegsthaten. Im Norden stand er in so hoher Verehrung, dass sein Bild neben denen der beiden genannten Götter aufgerichtet wurde; auch bei uns war sein Cultus sehr verbreitet und eifrig gepflegt.

Wuotan war, wie schon gesagt, der Gott der sehnenden Liebe, ganz angemessen seinem geistigen Wesen. Fro hingegen war der der schöpferischen, der zeugenden Liebe; jener weckt als Wunsch das Verlangen, dieser führt die Liebenden zusammen und segnet ihren Bund durch reiche Nachkommenschaft. Ihm gilt das Schwert des Kriegers nichts, seitdem ihn auf dem göttlichen Hochsitze Wuotans die Sehnsucht nach einer erdgebornen Jungfrau erfasste. Er hatte eines Tages den Stuhl Allvaters bestiegen, von dem aus man alle Wohnungen der Menschen überschaut, und sah ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, dass ihm Alles was sie umgab durch dieselbe verklärt schien. Von dem Augenblicke an liess es ihn nicht ruhen und er sandte seinen treuen Diener zu ihr, beladen mit Geschenken. Der Diener trifft in der Nähe der Wohnung der Jungfrau deren Mädchen am Brunnen an; er wird zu ihr geführt, spricht ihr von der Liebe seines Herrn, jedoch ohne ihn zu nennen und breitet die goldnen Geschenke vor ihr aus, aber sie widerstrebt. Da entdeckt er ihr in dem Liebenden den Gott, sagt ihr von seiner Macht und Grösse, seiner Milde und seinem Zorn, und sie ist überwunden, sie willigt ein, des Erhabenen Gattin zu werden.

Darum war er besonders von den Mädchen und Frauen verehrt. Jene beteten an den ihm heiligen Tagen zu ihm, dass er ihnen den Freier senden und zeigen möge. Dies geschah besonders in der Weihnachtszeit, wo er mit andern Göttern seinen Umzug hielt und die meisten der noch übrigen Gebräuche, welche auf die Erforschung des Bräutigams abzielen, sind auf ihn zu beziehen. *) Mädchen und Frauen schmückten sein Bild mit Blumen und Kränzen, die letztern besonders, um Kindersegen zu erlangen; auch setzten diese sich dazu auf seinen Altar oder übten andere Gebräuche, welche sich theilweise noch bis vor einem halben Jahrhundert erhielten.

Aber Fro war nicht nur der Gott der Liebe und des Friedens, er war auch der Gott der Sonne, damit wiederum ein Gott der Fruchtbarkeit, in welches Amt sich die drei höchsten Götter theilten. Darin berührt er sich mit Wuotan und zwar scheint er wieder dessen ausführende Hand. Wuotan schenkt das belebende Licht, Fro lenkt und führt es wohl, wie Helios den Wagen des leuchtendsten aller Gestirne lenkt. Der Landmann rief den Fro besonders als Schützer des Viehstandes an. Wenn Seuchen drohten oder gar einbrachen, dann entzündete man ihm ein Feuer und trieb das Vieh hinzu, die ihm vorzugsweise heiligen Schweine voran; das zuerst durch die Flamme laufende Thier blutete ihm als Opfer. Notfeuer hiessen solche Feuer, weil sie entweder in Zeiten der Noth entzündet wurden, oder auch, weil das Feuer genöthigt wurde zu erscheinen, denn es wurde durch Reibung erzeugt.

Den Wagen des Gottes zog im Norden ein Eber, dessen goldne Borsten die Nacht gleich dem Tage erhellten und der mit der Schnelligkeit eines Pferdes rannte; daher, dass dem Fro die Schweine heilig waren. Ausserdem waren ihm Pferde **) geweiht und unter seinen Opferthieren werden besonders Stiere genannt. Von den Pflanzen war ihm der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun ihm heilig.

---

*) Die christliche Mythologie ersetzte ihn durch den h. Apostel Andreas, daher, dass auch an dessen Fest ähnlicher Aberglaube sich findet.

**) Daher, dass der h. Stephanus, dessen Fest in die Zwölften fällt, von dem Volke so oft mit Pferden in Verbindung gebracht wird.

Noch sind mehre Bilder von ihm übrig, welche Verwandtschaft mit denen des römischen Priapus zeigen. Ausserdem hatte er ein heiliges Symbol, das Rad. Beides gab man den Leichen mit in das Grab, denn als Gott der Zeugung war er auch ein Gott der Wiedergeburt zu neuem Leben.

Zio, Sahsnot.

Zio, der nordische Tŷr, war gleich den bisher betrachteten einer der hehrsten Götter unserer Vorzeit, im Norden galt er, und wahrscheinlich auch in Deutschland als Sohn Wuotans. Er ist dessen ausführende Hand, wo und insofern es sich um Schlacht und Krieg handelt; von Beiden geht der Ruhm des Sieges aus. Während Wuotan aus seiner Wolkenhöhe herab die Geschicke der Schlacht lenkt, stürzt er gleich Ares sich grausam und blutdürstig in dieselbe hinein; ihm gehört die schreckliche Seite des Krieges, deren Personification er ist, Wuotan die höhere edle. Darum ist auch Zios passendstes Symbol das Kriegsschwert, das bei den Quaden, einem deutschen Stamme göttlicher Verehrung genoss;*) man pries ihn in Schlachtliedern und stellte zu seinen Ehren die noch fortlebenden Schwerttänze an.

Zio wird im Norden einhändig dargestellt, und Deutschland theilte diese Darstellung ohne Zweifel, denn nur einem Theile der Kämpfenden kann der Gott den Sieg zuwenden. Sein heiliges Zeichen ist die Rune Ziu ↑, welche man im Norden auf das Schwert einritzte, während man den Namen des Gottes zweimal aussprach. Sein heiliger Tag war der Dienstag.

Ein anderer Gott des Krieges, der mit Ziu derselbe scheint, war Sahsnôt, d. i. der Schwertgenoss, dessen die alte Abschwörungsformel in den Worten gedenkt: „Ich widersage dem Donar, Wuotan und Sahsnôt und allen den

---

*) Ebenso bei Scythen und Alanen.

Unholden, welche ihre Genossen sind." Auch er wird des allwaltenden Siegvaters Sohn genannt und die Sachsen, d. i. die das Steinschwert führenden, mögen ihn als ihren Stammherrn verehrt haben; wie die Cherusker wieder einen andern Kriegsgott, den Eor, Heru, Cheru, dessen Namen noch in dem baierischen Ertag = Dienstag lebt, an die Spitze ihres Stammes stellten. Seine Stellung neben Wuotan und Donar sagt uns, in welcher hohen Verehrung er bei den Sachsen stand, dass er und Donar für die gewaltigsten Söhne ihres Vaters Wuotan galten.

Paltar.

Der weise, beredte und milde Gott, der gerechteste, dem die Menschen Gesetz und Recht danken, dabei zugleich der schöne weisse, wie Himmel, Licht und Tag leuchtende Herr, der Baldur des Nordens, ein Sohn Allvaters und seiner Gemahlin Frigga, hiess unserm Alterthume Paltar. Er wohnte in weitschimmernder Wohnung, worin alles von Gold und Silber glänzte; sein Sohn war Prant, der strahlend schöne, seine Gattin nach nordischer Ueberlieferung Nanna (ahd. Nanda) die Kühne.

Paltar war nicht nur ein milder Gott, er mischte sich auch in die Schlacht, den Seinen Hülfe und Sieg bringend. Einst gebrach es auf der Wahlstatt an Wasser, die Hitze des Kampfes hatte das Heer dürsten gemacht und weit umher sprang kein Quell. Da stiess er seine Lanze in die Erde und als er sie herauszog, schoss ein reicher Wasserstrahl nach. Andere Sagen berichten, dass der Huf seines Rosses die Erde schlug, worauf die Quelle entsprang, die den Helden Labung bot. Daher, dass dem Gotte besonders Brunnen geweiht waren,*) aber auch Auen und Haine waren ihm heilig.

Er lebte friedlich in seiner göttlichen Wohnung, als ihm träumte, seinem Leben drohe Gefahr. Seine Mutter nahm in Sorge um ihn von allen Wesen Eide, dass sie ihm nicht schaden wollten, nur von einer kleinen Staude nicht, die ihr noch zu jung schien. Die sich ganz sicher glaubenden Götter ergötzten sich nun damit, nach Paltar zu schiessen und zu werfen und nichts verletzte ihn. Mit Aerger sah das Loki, der Anstifter alles Bösen, er erfuhr von der Staude, riss sie aus und gab sie dem blinden Gotte Hadu, dass er damit nach Paltar schiesse. Hadu nahm den Zweig, Loki wies ihm die Gegend, wo Paltar stand, und Hadu schoss. Der Zweig traf nur zu gut, Paltar sank todt hin. Das war das grösste Unglück, welches Götter und Menschen treffen konnte. Hellia, die furchtbare Göttin der Unterwelt, nahm aller Liebling in Empfang und hielt ihn unerbittlich gefangen. Frikka, Paltars Mutter, forderte die Götter auf, ob sich einer fände, der zur Hellia reiten und ihr Lösegeld für den Sohn bieten wolle, dass sie ihn heimkehren lasse, und Herimuot erbot sich zu der Fahrt. Hellia sprach, wenn wirklich Paltar so geliebt sei, dass alle Wesen um ihn weinen wollten, dann gebe sie ihn los. Als Herimuot mit dieser Antwort heimkehrte, sandten die Götter Boten an alle Wesen, und alle klagten und weinten um Paltar, nur ein Riesenweib nicht, welches in einer Höhle sass, und das war wiederum Loki, der Unglückstifter. So musste Paltar in Hellias Wohnung bleiben.

---

*) Baldersbrunnen in der Eifel und Rheinpfalz, Baldershain, gegenwärtig Baldenhain.

In Thüringen und Baiern war der Gott unter dem Namen Phol verehrt und ein unlängst aufgefundenes Gedicht erzählt, als er einst mit Wuotan zu Walde geritten sei, habe sein Pferd den Fuss verrenkt. Vergebens besprachen die Göttinnen Sindgund und Sunna, Frua und Folla den Fuss, nur Wuotan der Zauberkundige vermochte ihn zu heilen. Auch dieser Name lebt noch in einzelnen Ortsnamen fort, an einst ihm heiligen Stellen. *)

---

*) Z. B. Pholesbrunnen, heute Phulsborn in Thüringen, Pholesouwa heute Pfalsau in Baiern.

Forasizo,

d. h. der Vorsitzende, Paltars Sohn, war gleich diesem ein Gott des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Vorsteher der Gerichte, der alle Händel schlichtende. Der heil. Willebrord fand seinen Cultus blühend auf der dem Gotte geweihten Insel Heiligenland, dem heutigen Helgoland. So heilig war der Ort, dass man kein daselbst weidendes Thier noch irgend etwas anderes nur zu berühren wagte und das Wasser der dort springenden Quelle nur schweigend schöpfte. Die Schiffer und Seefahrer nahmen beim Landen nicht ein Kräutchen von da mit, aus Furcht, Schiffbruch zu leiden oder gewaltsamen Todes zu sterben, sie brachten im Gegentheil noch Geschenke dar, den Zehnten aller Beute.

Aki

(nord. Oegir) der Meergott wohnt in golden leuchtender Halle und trägt den Schrecken verbreitenden leuchtenden Helm, der von ihm Akihelm heisst.

Wol

(nord. Ullr) der kampfesmuthige, war vorzüglich ein Gott der Jagd. Dem Norden war er ein schöner lichter Gott, der Schild hiess dort sein Schiff, er selbst der Gott des Bogens. Die christliche Mythologie ersetzte ihn durch den heiligen Hubert und manche Gebräuche der heidnischen Zeit, welche mit seiner Verehrung zusammenhingen, wurden christlich umgedeutet auf diesen Heiligen übertragen.

Lohho, Loke

der einzige Gott, dessen Sinnesart dem Guten fremd, dem Bösen stets zugewandt war. Er hiess dem Norden Loki und die Edden wissen von seinen Unthaten viel zu erzählen. Wir wissen bereits, dass er an dem Tode Paltars Schuld trug. Die Strafe fürchtend, floh er die Wohnungen der Himmlischen und versteckte sich in Fischgestalt in einem Wasser. Wuotan aber erschaute ihn von dem göttlichen Hochsitze aus und die Götter zogen hin, ihn zu fangen und Rache an ihm zu nehmen. Donar übernahm den Fischzug, aber der gewandte Lohho wusste immer wieder zu entschlüpfen, wie oft der Gott ihn auch gefasst zu haben glaubte. Endlich packte dieser ihn mit dem Daumen und dem Zeigefinger dicht hinter dem Kopfe, da war es um Lohho gethan. Seitdem haben die Schelfische — denn eines solchen Gestalt hatte Lohho angenommen — hinter dem Kopfe einen schwarzen Flecken. *)

Sinnig nennt ein anderer Mythus Lohho den Erfinder des Netzes: das Böse geht durch sich selber zu Grunde, es gräbt sich selbst die Grube, denn hätte er das Netz nicht erfunden, so würde man ihn nicht gefangen haben.

Als er gefangen war, da banden die Götter, wie Jupiter den Prometheus, ihn auf immer, dass er nicht mehr schaden konnte und zwar nach nordischer Ueberlieferung mit den Eingeweiden eines seiner Söhne über die scharfen Kanten dreier Felsen. Ueber dem Liegenden hängt ein Giftwurm, der ihm sein Gift ins Gesicht träufelt, aber Lokis Weib Sigyn, steht treulich neben ihm und hält eine Schale unter des Wurmes Maul. Wenn die Schale gefüllt ist, giesst sie das Gift aus; unterdessen aber tropft ihm anderes ins Angesicht, dass er sich vor Schmerz so heftig schüttelt, dass die Erde zittert: dies nennen wir Erdbeben.

In Deutschland sind bis jetzt erst wenige Spuren der von ihm einst bekannten Mythen wiedergefunden, doch haben wir ihrer gewiss noch viele übrig in den zahlreichen noch wenig gesammelten Geschichten vom Teufel, in welchen er seiner bösen Natur wegen vorzugsweise überging.

---

*) Der ganze Mythus findet sich fast wörtlich als Märchen wieder.

Göttinnen.

Die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes weiss nur von einem Gott, dem allmächtigen Vater und Schöpfer, einstimmend weisen alle heidnischen Gottheiten, wie sehr verdunkelt auch die Erkenntnis sein mochte, auf einen Gott zurück, den wir in dem deutschen Wuotan haben. Neben ihm gab es ursprünglich keine ihm an Hoheit und Macht verwandte Göttin. Und als sich die Vielgötterei entwickelte, da blieben die ersten der neuen Götter immer noch männlich, erst bei ihrer weiteren Ausbildung nahm sie Frauen in den Kreis der Himmlischen auf. Diese theilten mit jenen die Lust und Freude am Kampfe, in welchen wir sie vielfach eingreifend finden, doch tritt das bei ihnen weniger hervor, als vielmehr eine ihrem Geschlechte mehr passende weichere Seite, ihre Neigung zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens. Wie viele Götter, besonders die drei Hauptgötter Wuotan, Donar und Fro auch Schutzgottheiten des Landmannes sind, so sind dies die Göttinnen vorzugsweise. Wie Wuotan und Donar väterlich gedacht wurden, so finden wir in den Göttinnen Mütter wieder, welche sich des Menschen treu und liebevoll annehmen, die ihn lehren, den Boden zur Saat zu bereiten, dieselbe ihm anzuvertrauen und reiche Ernte zu gewinnen; die ihm zeigen, wie er das Korn in schmackhaftes Brod verwandeln kann, wie er den Flachs zu schönen Fäden spinnen und diese künstlich weben soll. Belehrend und gütig ziehen sie dazu im Lande herum, liebevoll mit den Menschen verkehrend; sie gründen den geordneten Haushalt. Dadurch gewinnen sie etwas Trauliches, rücken sie der grossen Masse des Volkes näher, als die Götter und so ist es nicht zu verwundern, wenn ihr Andenken fester haften blieb, als das mancher Götter.

Wir fanden den Göttern einzelne Aemter zugetheilt; wenn auch Berührungen zwischen ihnen stattfinden, so sind die einzelnen doch wesentlich von einander verschieden. Das ist bei den Göttinnen nicht der Fall, ihrer aller Amt ist im Ganzen ein und dasselbe, sie unterscheiden sich fast nur durch ihre Namen. Diese sind mitunter den Namen der Götter genau verwandt, nur die Feminina derselben, wie denn überhaupt der Zug in der deutschen Götterlehre vorspringt, dass fast jeder männlichen eine ähnliche weibliche Gottheit zur Seite steht.

Nirdu.

Fast in allen Mythologieen ist die Erde weiblich aufgefasst, im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als gebärende fruchtbringende Mutter. Ein Theil der Germanen, namentlich die Longobarden, Reudigner, Avionen, Angeln, Varinen, Eudosen, Suardonen und Vuithonen verehrten sie unter dem Namen Nerthus. *) Tacitus berichtet uns über sie in seiner Germania, wie auf einer Insel des Oceans ein unentweihter Hain liege, darin stehe ein heiliger mit Tüchern verhüllter Wagen. Nur ein Priester darf ihm nahen, er erkennt wann die Göttin ihn besteigt und folgt dem von Kühen gezogenen mit grosser Ehrfurcht. Dann sind frohe Tage und Festfreude herrscht an allen Orten, welche die Göttin der Ankunft oder Einkehr würdigt. Kein Krieg wird begonnen, die Waffen ruhen, verschlossen liegt alles Eisen, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel zurückgibt. Dann wird der Wagen und die Tücher in einem geheimnisvollen See gewaschen und wenn man es glauben kann, die Göttin selbst darin gebadet. Sclaven dienen dabei, welche alsbald der See verschlingt. Daher herrscht ein geheimer Schrekken und eine heilige Unkunde, was das sei, was nur dem Tode Verfallene schauen.

Diese Umfahrt der Mutter Erde hatte, wie Frieden, so zweifelsohne nach heidnischer Vorstellung auch Fruchtbarkeit im Gefolge, bei dem Umzuge wurde sie von dem Volke um Beides angerufen. Man hat Rügen für die Insel

---

*) Nicht Hertha.

des Oceans gehalten, auf welcher der Cultus der Göttin blühte, wohl hauptsächlich, weil in der Mitte dieser Insel ein See liegt, welcher der schwarze See oder der Burgsee heisst, doch ist das allein kaum entscheidend und die andern dänischen Inseln der Ostsee haben wenigstens gleichen Anspruch darauf, ehemals der Göttin heiliger Sitz gewesen zu sein.

Holda.

Schon der Name kündigt diese Göttin als die freundliche, milde, gnädige, als die holde an; zürnend erscheint sie nur, wenn sie Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Gleich der Nerda fährt sie auf einem Wagen durch das Land, überall Fruchtbarkeit und Segen verbreitend. Oft geschah es, dass der Wagen Schaden nahm, dass Rad oder Deichsel brach, dann rief sie in der Nähe arbeitende Menschen zu Hülfe, den Schaden zu bessern. Zum Lohne für ihre Mühe gab sie denselben die abgefallenen Späne, die sich bei näherm Zuschauen in Gold verwandelten. Ihr Einzug ins Land fand um Weihnachten statt, dann legte man alle Spinnrocken reichlich an, denn dem Flachsbau steht sie besonders vor und die Spinnerinnen verehrten sie vorzugsweise. Um Fastnacht kehrt sie heim, dann müssen alle Rocken abgesponnen sein und leer stehen. Trifft sie dieselben so an, dann spricht sie ihren Segen über das Haus: „So manches (gesponnene) Haar, so manches gute Jahr!" Wo nicht, dann spricht sie ihren Fluch: „So manches (ungesponnene) Haar, so manches böse Jahr!" Fleissigen Spinnerinnen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren oder spinnt ihnen selbst Nachts die Spulen voll, faulen zündet sie den Rocken an.

Holda liebt den Aufenthalt in Seen und Brunnen. Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weisse Frau in der Flut baden und verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre schönen goldglänzenden Wohnungen, wo sie umgeben sitzt von den noch Ungebornen. Denn die Göttin, welche dem Felde Fruchtbarkeit verleiht, schenkt sie auch der Ehe, sie ist die Schirmerin der Liebenden, die Segnerin der Ehen. Darum gehen die Mädchen in heiligen Nächten zum Brunnen und schauen hinein, der klare Spiegel zeigt ihnen nach Anrufung der Göttin das Bild ihres Bräutigams. Ebenso schreibt sich daher unser Kinderaberglaube, dass man die Kinder im Brunnen hole. In einigen Gegenden herrschte der Glaube, Holda wohne auch in Bergen, wo sie gleichwie im Brunnen die Ungebornen in schönen Pallästen um sich habe. Wie wir aber oben schon ihrer Milde und Güte gegen Fleissige Zorn und Strafe für Faule zur Seite gehen sahen, so finden wir sie auch als Ehegöttin streng strafend, wenn sie beleidigt, wenn ihrer gespottet wird. Die dreimalige Versagung der Opfer des Dankes für abgewendete Plagen lässt sie nicht unvergolten: sie zieht den Segen der Ehen einer ganzen Gegend zurück, indem sie ihren Boten sendet, dessen Ruf alle Kinder folgen, mit welchen er in ihrem heiligen Berge verschwindet.

Der schönsten deutschen Göttin grünte und blühte der schönste deutsche Baum, die Linde. Ihr Vogel war der Storch, das ihr dargebrachte Opfer ein nach der Ernte auf dem Felde zurückgelassenes Bündel Flachs, das ihr heilige Kraut der Rosmarin.*) Ihre Milde und Reine, ihre Huld und Schönheit war so gross, dass die christliche Mythologie die heilige Muttergottes an ihre Stelle setzen durfte, unter deren Namen ihr Andenken in zahlreichen Märchen und Sagen fortlebt.

Perahta.

Die Gegenden Deutschlands, welche Holda nicht kannten, Schwaben, der Elsass, die Schweiz, Baiern und Oesterreich verehrten die ihr verwandte Perahta,**) d. i. die

---

*) den darum die Braut beim Kirchgang trägt.

**) Gewöhnlich Berchta, Perchta, auch die wilde eiserne Bertha genannt und als solche im Namen der weissen Frau völlig gleich

Leuchtende, die Glänzende, Weisse, Hehre. Gleich Holda führt sie strenge Aufsicht über die Spinnerinnen und verdirbt, was sie am letzten Tage des Jahres unabgesponnen findet. Gleich ihr hält sie ihren feierlichen Umzug durch das Land, der Segen und Freude bringt. Ihr Festtag, der noch heute unter dem Namen der Perchtentag *) bekannt ist, wurde durch eine bestimmte Speise begangen, Brei und Fische, deren einen Theil man ihr zum Opfer hinstellte.

Als der Göttin des Anbaues der Erde ist der Pflug ihr heiliges Geräth. Auch sie ist die Göttin der Ehen, auch bei ihr wohnen die Seelen der Ungebornen. Wenn sie umzieht fährt sie gleich Holda als eine grosse, hehre Frau auf ihrem goldnen Wagen, gefolgt von grossen Schaaren der Kinderseelen, welche den heiligen Pflug ihr nachführen, deren Königin sie genannt wird. Gewöhnlich gütig und mild erzürnt sie doch leicht, sobald man ihrer spottet und dann ist ihre Strafe eine sehr strenge. So erzählt eine Sage, wie eine Spinnerin den abgesponnenen Rocken in der Hand spät in der Perchtennacht wohlgemuth nach Hause ging und der Göttin mit dem Kinderzuge begegnete. Beim Anblick der Kinder, die alle von gleicher Art und Grösse schienen und den Pflug und anderes Wirthschaftsgeräth trugen, konnte das Mädchen sich nicht enthalten, laut auf zu lachen. Da erzürnte Perchta, trat vor die Leichtfertige hin und blies sie an, dass sie auf der Stelle erblindete. Das arme Mädchen fand mit Mühe den Weg ins Dorf, sie war nun unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und sass traurig am Weg und bettelte. Als das Jahr verstrich und Perchta in der ihr heiligen Nacht wieder durch die Fluren zog, bettelte die Blinde, weil sie Niemand kannte, auch die vorüberziehende Göttin an. Da sprach Perchta gütig: ‚Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, so will

---

bedeutig, die als Ahnmutter fürstlicher Geschlechter erscheint. Diese ist aus der Göttersage in die Heldensage übergegangen.

*) der 6 Januar, das Fest der Erscheinung Christi.

ich heuer sie wieder anblasen,' und bei diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Firgunia, Hluodana, Tanfana, Nehalennia.

Neben Nerthus oder Nirdu gab es bei andern Stämmen noch andere Erdgöttinnen, so Firgunia, die nordische Fiörgyn, die Mutter des Donnergottes, Hluodana (nord. Hlötyn) welche besonders eine Schirmerin des Heerdes war und die am Niederrhein grosser Verehrung genoss. Ob die von Tacitus schon genannte Tanfana auch als solche galt, ist noch unaufgehellt.

Wie wir Nirdu auf einer Insel des Oceans verehrt sehen, so war dies gleichfalls Nehalennia. Sie hatte auf der Insel Walchern an der Mündung der Schelde einen heiligen Hain, in dessen Mitte sich in späterer Römerzeit ihr Tempel erhob. Darin waren ihr zahlreiche Votivsteine aufgerichtet, nicht nur von Germanen, sondern auch von Römern, denn diese entlehnten ihren Cultus von jenen. Sie wird auf denselben entweder stehend dargestellt, einen Hund mit zu ihr erhobenem Kopfe zur Seite, den einen Fuss auf den Vordertheil eines Schiffes gestützt; oder sitzend, den Hund zur Seite und ein Körbchen mit Früchten auf dem Schoosse haltend, oft steht ein zweites Körbchen neben ihr. Den obern Theil der Altäre schmücken Gewinde von Früchten oder Hörner des Ueberflusses, die wir oft auch auf dessen Seiten antreffen. Sie ist demnach der Nirdu verwandt, und wohl dieselbe mit Folla, der Göttin der Fülle, und der suevischen Göttin, welche nach dem Berichte des Tacitus unter dem Symbol eines Schiffes verehrt wurde, die er Isis nennt. Noch im zwölften Jahrhundert finden wir den Gebrauch, dass ein mit göttlichen Ehren empfangenes Schiff die Niederlande durchzog. Wo es einkehrte, war Freudengeschrei und Jubel, man tanzte bis in die späte Nacht um dasselbe herum, und sang festliche Lieder. Keiner aber durfte dem Schiffe nahen, ohne dass dessen Hüter es erlaubten und dies geschah nur gegen reiche Gaben. Lange nachher, im sechzehnten Jahrhundert, dauerte ein ähnlicher Umzug mit Schiffen und Pflügen in Schwaben fort. Diese Umzüge fallen mit dem der Mutter Erde genau zusammen, nur dass jene Göttin in dem Schiff unsichtbar thront, diese im verhüllten Wagen.

Hruoda, Ostara.

Wie Hruodà die leuchtende ruhmvolle Göttin, so war Ostara die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, die freudige, goldbeschuhte, heilbringende Frau des Frühlings. Gertrudenkraut und Frauenschühlein waren ihre heiligen Kräuter, Ostern, welches den Namen von ihr herleitet, ihr Fest. Noch lebt ihr Andenken in einst ihr geweihten Bächen und Bergen fort, auf welchen letztern einst ihr am Auferstehungsfeste geopfert wurde.

Frouwa, Frikka.

Wir kommen zu zwei der hehrsten Göttinnen unserer Vorzeit, deren Cultus alle Grenzen der Stämme überspringend über alle Länder germanischer Zunge verbreitet war, zu Frouwa, der frohen, erfreuenden, lieben, gnädigen Göttin, der Schwester Fros, der erhabenen, von welcher der Name Frau abstammt, nach der die Frau genannt wurde — und zu Frikka, der Gemahlin Allvaters, Wuotans, dem freien, schönen, liebenswürdigen Weibe. Beide standen in hoher Verehrung, doch, wie es fast scheint, überwog durchgängig die der Frouwa, der schönsten Personification echter Weiblichkeit; wie denn noch die Minnesänger oft streiten, welcher Name schöner sei, Frau oder Weib, aber zuletzt jenem stets den Vorzug geben, denn Frau bezeichnet die Würde des Weibes, Weib bezieht sich mehr auf das Geschlecht.

Frouwa war vermählt, aber ihr Gatte verliess sie, da zog sie in der weiten Welt unter fremden Völkern ihn suchend umher, bittere Thränen weinend. Diese Thränen waren golden und nordischem Mythus zufolge wird das Gold nach ihnen genannt; die Göttin selbst aber hiess die Thränenschöne.*) Wie Aphrodite den Anmut verleihenden Gürtel, so trug sie einen kostbaren Halsschmuck; ihr Gemach war so stark, dass wenn die Thür verschlossen war, niemand ohne ihren Willen herein kommen konnte. Ihren Wagen zieht ein Gespann von Katzen, die ihr überhaupt heilig waren, wie eine Menge noch umlaufender Aberglauben lehrt;**) wenn sie nicht fährt reitet sie und zwar gleich ihrem Bruder Fro auf einem goldborstigen Eber, der mit Windesschnelle die Lüfte durchsaust. Fahrend wurde sie im Norden nur gedacht, wenn sie zu Kampf und Schlacht zog, denn diese mied sie nicht. Auch in Deutschland mischte sie sich in den Kampf. Sie wurde nämlich gleich Holda, mit der sie sich mannichfach berührt, ihres milden, reinen Wesens willen in der christlichen Mythologie durch Maria ersetzt und diese erscheint in vielen Sagen reitend in den Wolken, von wo aus sie Sieg und Niederlage austheilt. Wie in dem nordischen Mythus sie einen geräumigen Pallast hat, in welchem sie die Seelen Gestorbener empfängt, so wird sie auch bei uns dieselben aufgenommen haben und zwar vorzugsweise die Seelen der Frauen.

Frikka theilt der nordischen Ansicht zufolge den Hochsitz Allvaters, von dem herab sie mit ihm die Erde und Alles, was auf derselben ist, überschaut. Sie theilt seine Allwissenheit, darum kennt sie das Schicksal aller Menschen. Wie Holda wurde auch sie im Norden von Kinderlosen angefleht, denn als Ehegöttin schenkte sie der Ehe den Segen der Kinder. In vielen Zügen ist sie überhaupt gleich Frouwa der Holda verwandt, mit der sie gleiche, in einigen Gegenden wohl höhere Verehrung genoss, da sie als Gattin des höchsten der Götter in höherem Rang und Ansehen stand.

---

*) In den Märchen finden wir oft den Zug, dass Perlen und Blumen geweint werden.

**) Daher z. B., dass die Braut die Katzen füttern muss, wenn sie einen schönen Hochzeitstag haben will.

Hellia

war die unersättliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Siechthum oder vor Alter gestorbenen Menschen fuhren. Tief im Dunkel der Erde lag ihre Wohnung. Da thronte sie in schauriger Gestalt, halb schwarz, halb menschenfarbig. Sie ist nach der Edda eine Tochter des bösen Loki und einer Riesin, die Schwester des furchtbaren Wolfes Fenrir und der erdumgürtenden Schlange. Ihr Saal heisst Elend, ihre Schwelle Einsturz, drohendes Unglück ihr Bett; Träge heisst ihr Knecht, Langsam ihre Magd; sie isst von der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, dessen Name unersättliche Gier heisst. Was sie einmal besitzt, lässt sie nicht mehr los, Barmherzigkeit kennt sie nicht.

Nach der Einführung des Christenthums vielleicht auch schon früher schwand der persönliche Begriff und löste sich in den localen auf; aus der Göttin Hellia, Hella wurde die Hölle, die nun dieselben Eigenschaften beibehielt, welche wir der alten Göttin beigelegt sehen, die trotz all der Seelen, welche sie verschlang, unersättlich immer nach neuen noch hascht.

Mit ihr schliesst die noch sehr mangelhafte Reihe der Gottheiten unseres Alterthums. Wenn wir einen Rückblick auf sie werfen, so finden wir allerdings sowohl im ganzen Kreise der Götter, wie bei den einzelnen der Lücken noch zahlreiche und das mag uns mit Recht empfindlich berühren, aber wenn wir dabei bedenken, dass wir, ehe Jacob Grimm auftrat, fast gar keine dieser Gottheiten kannten, dass sie alle in so kurzer Zeit wieder erstanden und dass zahllose Hände graben und Gott fleissige Hände segnet, dann müssen wir uns wieder erhoben fühlen und die Hoffnung bricht durch, dass wir bald jene ehrwürdigen Göttergestalten klarer und vollständiger aufgestellt sehen werden, als dies bis jetzt möglich war.

Helden.

Zwischen Gott und dem Menschen besteht eine Stufe, auf der sich beide einander vermitteln, das göttliche Wesen den irdischen Dingen näher gerückt, die menschliche Kraft verklärt erscheint. Das Christenthum, welches nur auf die Kraft der Seele sein Auge richtet, nennt diese Stufe Heiligkeit, weil sie dem Allheiligen näher führt und näher steht; das Heidenthum, bei dem mehr die Leibesstärke, die in Kampf und Schlacht sich offenbarende Körperkraft in Anschlag kam, nannte sie Heldenthum. Der Heilige wie der Held streiten gegen das Böse, nur jener gegen das moralisch, dieser gegen das materiell auftretende Böse, und unsterbliche Thaten verrichtend gelangen sie zu ewigen Ehren, die sich bei den heidnischen Helden zu göttlichen steigern. Wie im Standesverhältnis der Edle zwischen dem König und Freien, so steht der Held zwischen den Göttern und den Menschen; aus den Edeln gehen Könige, aus den Helden Götter hervor, so jedoch, dass das Menschliche bei ihnen vorwaltend bleibt. In dem Helden erreicht der Mensch die Hälfte der Gottheit, er wird Halbgott, ist aber darum von Leiden, Wunden und Tod nicht frei, um so weniger, als selbst die Götter nicht von denselben befreit sind. Aber nicht allen Menschen, nicht allen Edeln ist es gegeben, sich zu dieser hohen Stufe empor zu schwingen. Sie vermögen dies der urältesten Ansicht nach nur in so fern, als göttliches Blut in ihren Adern rollt, d. h. als Nachkommen der Götter, als göttlichem Geschlecht entsprossene. An der Spitze der Stammtafeln unserer wie der griechischen Helden stehen Götter. Auch die äussere Erscheinung des Helden streift an das Göttliche; seine Gestalt ist durchgängig hoch und riesenhaft, er hat mehr Glieder als der gewöhnliche Mensch, oder auch weniger,[*] und ein höherer, himmlischer Glanz leuchtet aus seinen

---

[*] der nordische Odhinn ist einäugig, Tyr einhändig, Hödhr blind u. s. w.

Augen. Oft treten die Helden unansehnlich selbst verunstaltet in das Leben, das Licht der Augen, der Ton der Sprache fehlt ihnen, u. a. m. aber was ihnen so versagt scheint, das stellt sich plötzlich ein, es sinkt wie eine Hülle von ihnen herab und sie stehen da in dem ganzen Glanze ihrer übernatürlichen Kraft. Oder sie kommen gar nicht, wie andere zur Welt, ungeboren werden sie aus der Mutter Leib geschnitten und auf mannichfache Weise zu erhalten gesucht. Den als Kind ausgesetzten Helden säugen die Thiere des Waldes, die Vögel füttern ihn; die Götter senden dieſe ihre heiligen Thiere zu seiner Rettung ab und so wächst er heran. Aber nicht wie die Kinder der Menschen wachsen manche Helden, nicht langsam nach schleichenden Jahren. Wie den Göttern in himmlischer Ruhe die Zeit schneller flieht und sie ein anderes Maas für dieselbe haben, so auch der sich entwickelnde Held, dem Monate und Wochen das sind, was Jahre für uns. Und wie die Götter also seit der Geburt über ihm wachen, so weichen ihre schützenden Hände auch in spätern Jahren nicht von ihm. Er theilt mit ihnen die Gabe des Fluges, das Vogelhemd, die Tarnhaut, das Nebelgewand, welche ihn in Stunden der Gefahr plötzlich aus der Feinde Augen tragen; sie führen ihm ein Ross zu, welches von ihren göttlichen Rossen stammend wunderbare Gaben, so die der Sprache, besitzt. Zwar sterben manche Helden in der Blüthe ihres Lebens, doch erreichen andere dagegen ein hohes übermenschliches Alter. Jener Leben wird meistens gekürzt durch ihre Verbindung mit göttlichen Frauen, welche ihnen ihre Gunst schenken. Und wie hier wieder, so berühren sie sich endlich auch darin mit den Göttern, dass sie feste, bestimmte Sitze haben; wie den Göttern Berge heilig sind, so wohnen die Helden meist auf Bergen und Felsen, welche den Namen Stein führen, so der Eigelstein, Kriemhildenstein, Waskenstein u. a. m.

Die Stammtafel unseres Volkes eröffnet als Urahnherr nach Tacitus Tuisco, der erdgeborne Gott, dessen Sohn Mannus war, der erste der Helden, aller Menschen Vater.

Er hatte drei Söhne Ingo, Isco und Irmino und von diesen stammen die drei Hauptstämme der Deutschen ab, nach ihnen heissen sie bei Tacitus Ingaevones, Iscaevones und Herminones. Ing, Ingo oder Inguio hat sich zulängst im Andenken der sächsischen und nordischen Stämme erhalten; von ihm singt das Runenlied, zuerst habe er sich bei den Ostdänen aufgehalten, dann sei er gen Osten über Meer gezogen, sein Wagen ihm nachgerollt. Die Iscaevonen wohnten in den Rheingegenden, wo ein nach dem Namen ihres Stammhelden genannter heiliger Sitz Asciburg lag. Die Herminonen, besser Irminonen, lebten mehr in der Mitte Deutschlands. Von dem Stammvater der Letztern Irmin ist der Held Armin wohl zu unterscheiden und wenn Tacitus meldet, dass der Letztere in Liedern gefeiert worden sei, so ist dies ein Misverständnis, da diese Lieder sich weniger auf den jüngern historischen Armin, als auf den alten mythischen Irmin bezogen.

Tacitus berichtet uns noch von weitern göttlichen Helden, deren Namen uns jedoch gleich weitern Nachrichten über sie verloren scheinen. So nennt er einen dem Hercules ähnlichen, dessen Lob man in den Schlachtgesängen anstimmte, dem ein Wald geheiligt war und Opfer sanken, einen andern, den er mit dem Ulysses gleichstellt und ein den römischen Castor und Pollux zu vergleichendes Brüderpaar von Helden, welche bei den Naharvalen in hoher Verehrung standen, die gleichwie jener erste einen heiligen Hain hatten. Nur mattes Licht fällt bis jetzt auf andere Heroenbilder, von denen die Gedichte des Mittelalters uns Spuren aufbewahrt haben, auf Skeáf, der als Knabe in einem Schifflein auf einer Garbe schlafend, von Waffen und Geschmeide umgeben ans Land trieb und der Angeln erster König wurde, auf Kipicho, dessen Namen uns die Gibichensteine bewahren. Klarer stehen einzelne Helden unserer deutschen Ilias da, am leuchtendsten aber deren Hauptheld, Siegfried, der Erwerber des Hortes der Nibelungen, dessen Uebermenschlichkeit uns in zahlreichen Zügen vor Augen tritt. Ihn erzieht keine menschliche Mutter, sondern ein

Elbe, ihn liebt keine menschliche Jungfrau, sondern eine göttliche Walkyrie, ihn schützt kein menschlicher Panzer, sondern das verhärtete Blut des Drachen und der göttliche Helm, der unsichtbarmachende. Der Sieg war ihm in jedem Kampfe so gewiss, wie dem ihm gleich unnahbaren feuerathmenden Dieterich, nur die Tücke Hagens konnte ihm den Tod bringen. Sagengefeiert steht ferner Wieland da, der kunstreiche Schmied, der auf tückische Weise gefangen gehalten mit gelähmten Fusssehnen, mit ungelähmtem Arme sich das Fluggewand schmiedet, welches ihn, nachdem er furchtbare Rache genommen, durch die Lüfte trägt. Sein wie Siegfrieds Meister in der Schmiedekunst war Mime, der kunstfertige und weise Held. Eigil der gewandte Bogenschütze, der den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoss, war Wielands Bruder, gleich ihm und dem dritten Bruder einer Walkyrie Gemahl; Wittich, Wielands Sohn, Wate, der riesengrosse und riesenstarke, Hildebrand können wir hier nur andeutungsweise berühren.

Weise Frauen.

Neben den Namen der Helden finden sich in den Stammtafeln und Stammsagen keine Heldinnen; mit der Heldenarbeit hat das Weib nichts gemein, es gehört nicht ins Feld und in die Kampfreihen, sondern in das Haus, worin wir auch die Göttinnen vorzugsweise waltend erblicken, der Frau ziemen friedliche Beschäftigungen, sie ist die „Frieden webende.“ Darum theilen die Frauen doch die Halbgöttlichkeit mit den Männern und wenn die Halbgöttinnen nicht so geräuschvoll auftreten, wie die Helden, so erscheint ihr Amt dafür um so bedeutsamer und von tieferem dauernderem Einfluss auf das Leben und Treiben der Menschen. Ihr Geschäft und ihre Bestimmung ist im Allgemeinen so zu bezeichnen, dass sie den obern Göttern dienen und den Menschen verkündigen. Sie stehen den Göttern unmittelbarer nah, als die Helden, im Range über diesen, sie vermitteln die Gottheit den Menschen.

Es ist ein tiefer und schöner Zug in unserm Volke, dass es von jeher die Frau mit einer Achtung und Ehrfurcht behandelte, welche andern Völkern selbst auf der höchsten Stufe der Bildung fremd blieb. Die Deutschen glaubten, wie wir schon wissen, dass den Frauen etwas Göttliches und Vorahnendes innewohne, und das erklärt sich, wenn wir uns erinnern, dass ja selbst ihr Name göttlichen Ursprunges ist. Man hielt darum auch dafür, dass Zauber und Weissagung besonders ihre Gaben seien. Dies galt nun in besonders hohem Grade von den halbgöttlichen Frauen, welche daher ihren Namen leiten: kluge, weise Frauen; ihr allgemeinerer Name war Idisi. Zwar beruht ihr Wesen auf menschlicher Natur, gleich dem der Helden, aber wie diese von den Göttern mit physischen Mitteln und Kräften bedacht sind, so sind jene mit höhern geistigen Gaben ausgerüstet. Sie haben das Amt den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod anzusagen und zu verkündigen. Ihre Weisheit erspäht, ja sie ordnet und lenkt Verflechtungen unseres Schicksals, warnt vor Gefahr und räth in schwieriger Lage. Bei der Geburt des Menschen erscheinen sie weissagend und begabend, in Kampfes Nöthen sind sie hilfreich und Sieg verleihend ihm nahe.

Unter ihnen stehen obenan die drei Schicksalsgöttinnen, die Moiren der Griechen, die Parzen der Römer, unsere Norni: Wurt, Werdandi und Scult, also das Gewordene, das Werdende, das Werdensollende, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nach nordischer Ueberlieferung quillt unter einer der Wurzeln des Weltbaumes, der Esche Yggdrasil ein hochheiliger Brunnen, welcher nach der ersten dieser Nornen genannt wird. Da erhebt sich der Saal der drei Jungfrauen, aus welchem sie hervorgehen, die jedem Menschen seine Lebenszeit Bestimmenden. So kamen sie in der Nacht, wo Helgi der Held geboren wurde, in die Burg und schufen ihm sein Schicksal; sie drehten die Schicksalsfäden und breiteten das goldne Seil mitten am Himmel aus. Die eine barg ein Ende desselben gen Osten, die andere eines gen Westen, die dritte festigte es gen Norden und alles Gebiet zwischen den beiden ersten Fäden sollte dem jungen Helden zufallen. Ein anderesmal kamen sie in ein Haus, da lag ein Kind in der Wiege und zwei Kerzen brannten über ihm. Die erste und die zweite Norne begabten es mit Glückseligkeit vor andern seines Geschlechtes. Da erhob sich aber zornig die dritte, die jüngste, welche man im Gedränge von ihrem Stuhl geworfen hatte, so dass sie zur Erde gefallen war und rief: Ich schaffe dem Kinde, dass es nicht länger leben soll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt. Gütig aber griff die älteste der Jungfrauen rasch nach der Kerze, löschte und gab sie der Mutter mit der Mahnung, sie erst an dem letzten Lebenstage des Kindes wieder anzustecken. Von diesem Besuche der Nornen empfing das Kind den Namen Nornengast. Diese älteste der Nornen ist die Vergangenheit, jene alles schaffende Jüngste die Zukunft, die nie altern kann, vielmehr gleichsam immer jünger wird und an Alter abnimmt, wie die Vergangenheit stets an Alter zunimmt. Weil diese aber von Herzen gütig war *) und durch ihr Alter ehrwürdig, so war sie besonders verehrt und gleichsam die Vorsteherin der heiligen Dreizahl. Wie der Born unterm Weltbaum seinen Namen von ihr hat (Urdharbrunnr) so galt ihr Name auch unter unsern Vorfahren zur Bezeichnung des Schicksals im Allgemeinen. Ganz das Gegentheil von ihr scheint die jüngste, Skuld; jugendlich rasch naht sie heran und im Nahen verschwindet sie schon wieder, ihrer zweiten Schwester Platz zu machen. Ihrer ewigen Beweglichkeit ist die Ruhe der ältern Schwester verhasst, was sie im Schilde führt, weiss Niemand, nur ihre Werdelust kennt man. Wenn wir daher im Allgemeinen die Nornen als spinnend oder webend dargestellt finden, so sehen wir mitunter Skuld von ihren Schwestern getrennt und finden wir sie in einem andern Kreise weiser Frauen thätig, zu dem die beiden andern weniger passen.

---

*) Alles Leid verliert in der Erinnerung seine Bitterkeit, die Freude steht ewig lachend in ihr da.

Kein Geschick bewegte den Sinn des Alterthums lebhafter als der Ausgang der Schlachten und Kriege. Es wurde in dem Capitel über Wuotan bereits der Walküren gedacht, d. i. jener göttlichen Botinnen Allvaters, welche den Wal (die Erschlagenen auf dem Schlachtfelde) küren, kiesen, holen, in Empfang nehmen, die also die Helden in die göttliche Wohnung Wuotans tragen. Von diesem ihrem Walten in der Schlacht hiessen sie dem Norden Schlachtmädchen, weil sie gerüstet unter Schild und Helm auszichen Schildjungfrauen, Helmjungfrauen, und weil sie Wuotans, des Wunsches Abgesandte waren, Wunschmädchen. Sie sind der Helden Schutzgeister, so jene, die des Staufenbergers von Jugend auf in Gefahr und Krieg gehütet hatte und stets unsichtbar um ihn war, die ihm später in weissen Gewändern auf einem Steine sitzend erscheint und bei ihm ist, so oft er sich nach ihr sehnt und sie herbeiwünscht. Sie wird seine Geliebte, aber verlangt dabei auch unverletzliche Treue, er hält sie ihr eine Zeit lang, dann bricht er sie und stirbt zur Strafe binnen drei Tagen.

Nach nordischer Vorstellung, die zweifelsohne auch bei uns gäng und gebe war, reiten sie sobald die Schlacht anhebt, auf die Walstatt, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Kampfe führt sie dahin. Golden leuchten ihre Helme, ihre Lanzen und Schilder glänzen; wenn sich ihre golden schimmernden Rosse schütteln, trieft von den Mähnen Thau in die Thäler. Ueber den Reihen der kämpfenden Helden sich tummelnd stehen sie ihren Freunden schützend zur Seite, bringen sie Entscheidung des Kampfes und geleiten die Gefallenen gen Himmel, wo sie ihnen beim Mahle den Meth kredenzen. Unter ihnen fühlt sich Skuld, die jugendlich rasche und frische behaglicher, als in der Gesellschaft ihrer Schwestern, sie bricht der Helden Lebensfaden. Ihre Zahl wechselt im Norden zwischen sechs neun und dreizehn. Ursprünglich gab es ihrer wohl nicht mehr, später aber wurden diesen Jungfrauen göttlicher Abkunft andere aus menschlichem Geschlechte zugesellt, doch waren sie, wie die spätern Helden stets aus königlichem Geblüte.

Gerne geben sie sich den Helden in Liebe hin; wie den Staufenberger eine Walküre liebte, so Brunhild den gewaltigen Heldenjüngling Siegfried. Ihr Name bezeichnet die gepanzerte, mit der Brünne bedeckte Hilde. Auf einem Berge erhob sich ihre Schildburg, die mit waberender Lohe umgeben war. Sie hatte gegen Siegvaters Willen den Sieg ausgetheilt und war zur Strafe dafür von dem Gotte in einen Zauberschlaf gesenkt worden; so schlief sie auf ihrem Schilde, bis Siegfried die Flammen durchritt und sie weckte.

Aber nicht ewig dauern Schlacht und Kampf; die Entscheidung in denselben ist nur ein Theil des Schicksals und die Walküren sind mit den Nornen, den Schicksalsschwestern eng verwandt. Auch die Walküren spinnen und weben und zwar nicht nur die Geschicke der Schlacht, sondern sie spinnen auch am Seestrande sitzend köstlichen Flachs. Zu dieser ihrer friedlichen, weiblichern Seite passt das goldne Schlachtross nicht; wenn sie sich irgendwohin begeben wollen, ziehen sie Schwanhemde an. So wird im eddischen Völundrslied erzählt, als Völundr (Wieland) und seine Brüder eines Morgens an den Wolfssee kamen, fanden sie am Strande drei Frauen, welche Flachs spannen, neben ihnen lagen ihre Schwanhemden, es waren Walküren. Oft finden die Helden sie auch in der kühlen Flut badend, nehmen das am Ufer liegende Schwangewand und bringen die Jungfrauen dadurch in ihre Gewalt. So lange sie das Gewand vor ihnen zu verbergen wissen, geht Alles gut, finden die Frauen es aber zufällig wieder, dann erwacht der unbekämpfbare Drang nach der alten Freiheit, nach dem alten Amte in ihnen und sie entfliegen. Mitunter ist die Gabe des Fluges in Schwangestalt auch an einen Ring, an eine Kette gebunden, welche übergeworfen oder angelegt werden, worauf die Verwandlung sogleich erfolgt.

Die Seen, auf welchen die Schwanjungfrauen erscheinen, liegen meist in den tiefen, geheimen Schatten eines Waldes, das rechtfertigt einen andern Namen dieser Hellichen Wesen, sie heissen auch Waldfrauen. Der alte heilige Wald ist ihr Lieblingsaufenthalt, da thronten die Götter auf Bäumen und ihnen konnten die weisen Frauen nicht fern sein, da dieselben ihr Geleit und Gefolge bildeten. Ueblicher als jener Name Waldfrauen ist Waltminnen, neben welchem der dritte Meerminnen vorkommt. So heissen die weisen Frauen in dem Nibelungenlied, deren Hagne eine anredet, Merwip. Gleich ihnen weissagen alle, manche sind auch Stammütter von Helden, wie Wittich Wielands Sohn Frau Wâchilt als Ahnfrau erkennt und Morolt eine Meerminne zur Muhme hat, die im Berg Elsabe wohnt.

Wichte und Elbe.

Von den vergötterten und halbgöttlichen Naturen unterscheidet sich eine ganze Reihe anderer Wesen hauptsächlich darin, dass sie, während jene von den Menschen ausgehen oder menschlichen Umgang suchen, eine gesonderte Gesellschaft, man könnte sagen ein eignes Reich für sich bilden und nur durch Zufall oder Drang der Umstände bewogen werden, mit Menschen zu verkehren. Etwas Uebermenschliches, was sie den Göttern nähert, ist ihnen beigemischt, sie besitzen Kraft, dem Menschen zu schaden und zu helfen, zugleich aber scheuen sie sich vor ihm, weil sie ihm leiblich nicht gewachsen sind. Entweder erscheinen sie weit unter menschlichem Wachsthum, oder ungestalt. Fast allen ist das Vermögen eigen, sich unsichtbar zu machen. Auch hier sind die weiblichen Wesen allgemeiner und edler gehalten und ihre Eigenschaften gleichen denen der Göttinnen und weisen Frauen; die männlichen Geister scheiden sich bestimmter ab, von Göttern wie von Helden.

Die Namen dieser Wesen sind Wichte, Elbe oder Elben, der letztere ist verbreiteter und bis in unsere Tage üblicher; wir haben ihn mit allen andern Stämmen unseres Volkes gemein. Wir haben ihrer drei Arten zu unterscheiden, weisse, dunkle und schwarze Elben. Die beiden ersten sind das, was wir gewöhnlich unter dem Namen „Elfen" verstehen, die schwarzen mehr das, was wir Zwerge nennen, die eigentlichen Wichte. Alle theilen mit einander die kleine oft winzige Gestalt. So weit der Riese den Menschen an Grösse überragt, so weit steht der Elbe dem Menschen an Grösse nach. Dass die Elben untereinander an Aussehen verschieden sind, verkünden bereits ihre Namen. Die lichten, weissen sind so schön und wohlgebildet, dass der alte Norden die Summe weiblicher Schönheit mit den Worten ausdrückte: schön wie eine Elbenjungfrau. Die schwarzen, die Zwerge bilden ursprünglich den vollen Gegensatz zu ihnen, sie sind meist von widriger Farbe, übelgebauten Leibes, haben Höcker und tragen graue schlechte Kleider. Im Laufe der Jahrhunderte flossen übrigens diese Wesen mannichfach zusammen, übertrug man Züge der einen auf die andern. Da die Unschönheit der Zwerge allzuabstossend erschien und wenig passend zu ihrer oft erprobten Gutmüthigkeit, so übertrug man die Schönheit der Elben auf sie und zwar echtdeutsch zumeist auf ihre Frauen. In den Angaben über ihre Grösse herrscht wenig Uebereinstimmung. Während der Mensch langsam heranwächst, erst nach dem fünfzehnten Jahr seine volle Gestalt erreicht und dann siebenzig Jahre lebt, der Riese hingegen steinalt werden kann, ist der Zwerg bereits im dritten Jahr seines Lebens ausgewachsen und im siebenten Jahr ein Greis, kann aber als solcher noch ein langes Leben führen, welches über das menschliche weit hinausreicht. Bald erreichen die Zwerge das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen und Daumen gemessen.

Die Elben bilden ein eignes, abgeschlossenes Volk mit eigner Sprache. Der Zwerge Sprache ist der altnordische Ausdruck für das Echo, sehr bezeichnend, weil ihr Ruf und Geschrei in den Bergen widerhallt, dem gegen den Berg hin lautredenden Menschen gleichsam antwortet. Diesem Volke stehen Könige vor, deren uns die Sage manche nennt und die gewöhnlich als weissbärtige Greise erscheinen. So Goldemar, der ein reicher kaiserlicher

Zwerg heisst; in dem Harz herrscht König Gübich, er ist sehr klein, rauh von Haar und sieht sehr alt aus, wem er gut gewesen, dem hat er vielen Reichthum bescheert, aber ebenso zugefügten Spott auch schwer gestraft; seinen Berg, den Gübichenstein durfte Niemand ersteigen. Sagenberühmt ist der Zwergkönig Laurin, der in deutschen Landen und in der Wälschen Land Gebirge besass, besonders aber in den Gebirgen Tirols herrschte, wo man noch später seinen Panzer zeigte. Sein Bruder Sinnels besass Palackers, welches „bei dem Lebermeer liegt“, er war König des Berges und ein grosses Heer von Zwergen stand unter ihm. Auch dem König Elberich oder Alberich war mancher Berg und manches Thal unterthan. Er besass die unsichtbar machende Tarnkappe, die ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh. Im Otnit wird er als einem schönen Kinde gleich geschildert und er rühmt von seiner Krone, dass sie mehr werth sei als Otnits Reich. Da gleich den Helden auch die Zwerge vielfach als kunstreiche Schmiede gelten, darf es nicht wundern, wenn er selbst dem Otnit eine Brünne schmiedete, deren gleichen man nie gesehn; die Ringe waren von Gold und sie war ein Land werth; Otnit selbst schätzte sie zu achtzigtausend Mark. Wieland der Held kam zu ihm und ward sein Geselle im Berg Glockensachsen, wo er die Schmiedekunst von ihm lernte. Dass Siegfried ihm die Tarnkappe mit Mühen abgewann, ist aus dem Nibelungenlied bekannt.

Aber auch Königinnen gab es in ihren Reichen (die im Venusberg wohnende Frau Venus scheint an die Stelle einer solchen getreten zu sein), doch werden sie seltner genannt.

Im allgemeinen sind die Elben gutmüthig und hülfreich, darum heissen sie auch das gute Volk, das stille Volk, die guten Holden, die guten Nachbarn, die friedlichen Leute. Bleiben sie in ihrem stillen Treiben ungestört, so halten sie gerne Frieden mit den Menschen und leisten ihnen Dienste, wo und wie sie nur können, durch Schmieden, Weben und Backen. Wenn dem Bauern, mit dem sie sich gut stehen, etwas an seinem eisernen Ackergeräthe bricht, so trägt er es an den Berg, darin sie wohnen, am andern Tage findet er es ganz hergestellt wieder. Dem von der Arbeit ermüdeten Bauern geben sie jeden Mittag ein reiches Mahl, welches auf schön gedecktem Tische vor ihm aus dem Berge steigt. Dem Jüngling, der gern heirathen möchte aber nicht kann, weil der Vater der Braut zu viel Vermögen von ihm verlangt, leihen sie das Geld; wenn er es aber wiederbringen will, sind sie und bleiben unsichtbar oder schenken es ihm förmlich. In den meisten Gegenden geht die Sage, dass man ehedem, wenn eine Hochzeit gefeiert werden sollte, nach den Bergen der Zwerglein ging und dort Kessel und Geräth dazu holte. War dies Fest vorüber, dann trug man alles blankgescheuert zurück und setzte ein Speiseopfer zum Danke dazu.

Für diese ihre Hülfeleistungen fordern sie aber auch gleiche von den Menschen, deren Beistand ihnen in manchen Fällen nöthig erscheint. So laden sie gerne Frauen, um den Zwerginnen in der Stunde der Geburt beizustehen, und lohnen ihnen die Mühe reichlich. Eine Gräfin von Ranzau ruhte an ihres Gemahls Seite, als ein Rauschen geschah; die Bettvorhänge wurden aufgezogen und sie sah ein wunderbar schönes Frauchen, nur ellenbogengross mit einem brennenden Licht vor ihr stehen, das bat sie, mit zu gehen und sich nicht zu fürchten, aber nichts zu essen, was man ihr auch anbieten möge, ebenso kein Geschenk anzunehmen, ausser was es selbst ihr geben werde. Die Gräfin ging mit und sie kamen unter der Erde in ein Gemach, das flimmerte von Gold und Edelsteinen und war erfüllt mit kleinen Männern und Weibern. Nicht lange, so erschien ihr König und führte die Gräfin an ein Bett, wo die Königin in Geburtsschmerzen lag mit dem Ersuchen, ihr beizustehn. Nachdem Alles glücklich vorüber und das Kindlein geholt war, führten sie die Gräfin zu einem Tisch mit köstlichen Speisen und mit Edelsteinen in goldnen Schalen beladen und drangen in sie zu essen, aber sie ass nichts und nahm nichts an. Nachdem das Frauchen sie zurückgebracht hatte, gab es ihr drei Holzstäbe, die sich am andern Morgen als Gold erwiesen, daraus sollte sie drei Dinge machen lassen; sie werde drei Kinder zeugen, sagte das Frauchen, welche drei Zweige eines Hauses gründen würden und so lang diese die drei Dinge bewahrten, würde der Segen nicht von ihnen weichen. Alles geschah, wie das Frauchen vorherverkündigt hatte. Noch öfter bitten sie Menschen zu Gevatter bei ihren Kindern: das geschah u. a. zwei Brautleuten, welchen sie den Weg vom Hause zu dem Berge durch hingestreute Körner zeigten. Ein Zwerglein empfing sie am Berg und führte sie durch einen langen Gang hinein. Da drinnen war alles ganz herrlich und prächtig; Wände, Boden und Decke funkelten von Edelsteinen und Gold, eine kostbare Tafel mit Gold und Silbergeschirr stand in der Mitte, der ganze Raum aber wimmelte von kleinen Leutchen, die sich um das Bett der Wöchnerin drängten. Nachdem alles vorüber war, brachten sie die Brautleute wieder aus dem Berg und gaben der Braut eine Schürze voll Hobelspäne. Sie wollte dieselben wegwerfen, aber der Bräutigam sagte: „Nimm sie mit, du kannst noch ein Feuer damit anzünden.“ Und sie that wohl daran, denn als sie nach Hause kam, waren die Späne eitel Gold.

Obgleich sie also mannichfach mit den Menschen verkehren, verlieren sie doch nie eine gewisse Scheu vor denselben, sie treten nur im Nothfall aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Ihre Tänze im Freien halten die Elben stets allein meistens auf schönen Waldwiesen oder auf ihren grünen Hügeln und heitere lustige Weisen klingen dazu durch die stille Nacht. Ueberhaupt lieben sie Musik und Tanz sehr und nach mondscheinhellen Nächten sieht man Morgens oft die Spuren ihrer Reigen im Grase oder im Thau. Ein dänisches Volkslied erzählt von einem Knaben, der auf einem ihrer Hügel auf sein Schwert gestützt stand, die Elbinnen tanzten im Kreise um ihn herum und wollten ihn durch Kosen und Versprechungen verleiten, in den Reigen zu treten. Eine Elbin spricht: ‚Tanze mit uns, schöner Knabe, wir singen dir das süsseste, was dein Herz begehrt.‘

und sie singen so schön, dass der Bergstrom horchend stille steht, aber der Knabe bleibt ungerührt. Eine andere flüstert: ‚Tanze mit uns, schöner Knabe, und wir lehren dich Runen, womit du den Bär und den Eber bezwingst, selbst den goldhütenden Drachen, dessen Gold all dein eigen wird.' Aber der Knabe bleibt ungerührt. Da wallen die Elbenjungfrauen in Zorn auf und wollen ihm den Tod ins Herz bohren, aber im selben Augenblick kräht der Hahn und der Reigen verschwindet. Wie schön ist gleichfalls jenes Lied von dem Ritter, der Abends ausreitet, seine Gäste zur Hochzeit zu entbieten. Er sieht wie vor ihm im Walde die Tochter des Elbenkönigs die feine weisse Hand ihm entgegenstreckt, hört wie sie ihn zärtlich bittet, mit in den Reigen zu treten, aber er erwiedert kalt: ‚Nein, morgen ist mein Hochzeitstag.' Die Elben bieten ihm allerlei verführerische Geschenke, Widderhautstiefel und goldne Sporen und ein weissseidnes Hemd, welches die Elbenkönigin selber im Mondschein gebleicht, eine kostbare silberne Schärpe, die sie selber gestickt hat, aber er erwiedert kalt: ‚Nein, morgen ist mein Hochzeitstag.' Da entbrennen die Elben in Zorn und die Königin stösst ihn ans Herz: einen solchen Schlag hat er noch nie empfunden. „So reite denn zu deiner Braut!" rufen sie ihm zu und er reitet auf sein Schloss. Am andern Morgen naht der Zug der Braut, aber der Ritter ist todt.

Ueber das schwerfällige Wesen der Menschen erhebt diese leichten Wesen das Vermögen zu entschwinden oder unsichtbar zu werden; jenes haben die lichten Elben, dieses mehr die gröbern Zwerge. Die erstern entschweben, die letztern bleiben, aber sie hüllen sich plötzlich in ein unsichtbar machendes Gewand, die Nebelkappe, Tarnkappe oder Tarnhaut, deren eine Siegfried dem Zwergenkönig Alberich nahm. Aus dieser Fähigkeit, ihre Gestalt zu bergen, so wie überhaupt aus ihrer neckischen Natur geht vielfacher Trug und Täuschung hervor, denen der Mensch im Verkehr mit den Elben und Zwergen ausgesetzt ist. Hauptsächlich kommt ihnen dies bei ihrer Neigung zu Diebereien zu statten, denn diese herrscht bei allen Elben und Zwergen vor.

Wie die Elbinnen schöne Jünglinge in ihre Netze locken und deren Liebe zu gewinnen suchen, so trachten die Zwerge nach schönen Jungfrauen. In einem der schönsten deutschen Volkslieder wird erzählt, wie eine edle Königstochter Nachts am hohlen Stein, neben dem Born unter der Linde eines Ritters harrt und ein sehnendes Lied singt. Das hört ein Zwerglein, das an dem Berge im Walde sass, tritt zu ihr und spricht: ‚Ich bin ein Bote zu euch gesandt, ihr sollet mit mir gehen in meiner Mutter Land.' Er nimmt sie bei ihren schneeweissen Händen und führt sie in den Berg zu seiner Mutter (der Zwergkönigin). ‚O Mutter die ist mein allein, ich fand sie nächten späte bei einem hohlen Stein,' sagt er, aber die Mutter spricht verweisend, als sie die Jungfrau anschaut: ‚Führe sie schnell zurück, woher du sie geholt hast, du schaffest grossen Jammer, denn ehe der Tag anbricht, sind drei Menschen todt.' Unterdessen war der Ritter gekommen; als er die Liebste nicht fand, stürzte er sich in sein Schwert. So findet ihn die Jungfrau und ruft sterbend: ‚Und hast du dich erstochen so fahr ich auch gerne hin, es soll um meinetwillen keines Königes Kind mehr sterben.' Als sie nicht heimkehrt, überfällt den Wächter, der sie aus der Burg gelassen, bange Ahnung und er singt jammernd seine Klage dem Morgen entgegen. Das hört die Königin, sie weckt den König, der ihn vor sich kommen lässt; da gesteht der Wächter, was er gethan und wird mit dem Tode bestraft.

Aber nicht nur Jungfrauen stellen die Zwerge nach, sie suchen besonders auch Kinder in ihre Gewalt zu bekommen. Wohlgestalte Kinder der Menschen entwenden sie aus der Wiege und legen ihre eigenen hässlichen oder gar sich selbst an deren Stelle. Nur dadurch können sich die Menschen dieses übeln Gastes entledigen, dass sie ihn zum Selbstgeständnis seines Alters, folglich auch der Vertauschung bringen. Dies gelingt aber nur, wenn man seltsame, ungewöhnliche Dinge vornimmt, dann spricht der

Wechselbalg und sagt meistens: ‚Bin ich doch so alt, wie der oder jener Wald und habe doch noch nicht dergleichen gesehn.'

Als höherer Natur wie der Mensch haben Elben und Zwerge die Gabe der Weissagung. Wir sahen schon wie des Zwerges Mutter ihm vorhersagt, dass er durch die Entführung der Jungfrau dreier Menschen Tod verschuldet habe. So weissagt der Zwergkönig Eugel dem Helden Siegfried, der sich ihm unterworfen hat: ‚Du hast deine Gemahlin nur acht Jahre, das hab ich wohl gesehn, dann wird dir dein Leben mörderlich genommen, ohne dass du eine Schuld trägst. Aber deinen Tod wird rächen dein wunderschönes Weib, darüber wird verlieren mancher Held seinen Leib.' Oft verkünden die Zwerge annahendes Unheil oder den Tod.

Auch der geheimen Kräfte der Pflanzen und Steine sind sie kundig, wie denn ein Zwerglein einer guten und gegen die Armen besonders freundlichen Gräfin Ranzau die Kräuter brachte, womit sie einer kranken Frau das Leben rettete.

In ihrem Verkehr mit den Menschen machen diese Wesen oft bittere Erfahrungen, denn nicht immer tragen sie Dank als Lohn für ihren freundlichen Beistand und ihre Gutmüthigkeit davon. Dazu kommt, dass sie sich abhängig von den Menschen fühlen und doch auf der andern Seite wieder ihrer eignen Ueberlegenheit sich bewusst sind. So gestaltet sich oft ein feindseliges Verhältnis zwischen beiden und die ohnedies neckische Natur dieser Wesen artet in Schadenfreude aus, ja sie bringen selbst den Menschen den Tod. Schon ihre Berührung, ihr Anhauch kann Krankheit und Tod verursachen, wen ihr Schlag trifft, der ist verloren oder unrichtig. Daher die Benennung Elbentrötsch für einen linkischen, tölpelhaften, irrsinnigen Menschen und Elbenschuss für verschiedene Krankheiten.

Auf die Dauer kann diese feindselige Stellung nicht gut thun; weil sie den Menschen sich bösgesinnt beweisen, so verfolgen diese sie und viele Sagen berichten, wie man sie gefangen genommen, ja die Eingänge zu ihren Hohlen und Gängen mit Stroh gefüllt und dies angezündet habe. Da weichen denn die Zwerge meistens den Menschen, überlassen ihnen die Erde und ziehen fort: sie fühlen sich nicht mehr behaglich, alles stört sie, das Glockengeläute der eindringenden Christen, das Ausreuten der alten Wälder, das Pochen der Hämmer und Mühlen, das laute Gewieher der Pferde, die den Pflug durch die neuurbarzumachende Erde ziehen. Ueberall hört man Sagen von dem Abzug der Wichtlein. So kam oft zu einem Bauern in Singlis (an der Schwalm) ein Wichtelmännchen freundlich auf den Acker. Eines Tags als er Korn schnitt, fragte es, ob er in der künftigen Nacht für reichen Geldlohn Fuhren durch den Fluss übernehmen wolle? Der Bauer sagte zu. Abends brachte der Wichtel einen Sack voll Waizen als Handgeld in des Bauern Haus, nun wurden vier Pferde angeschirrt und der Bauer fuhr zum Dosenberg. Aus den Löchern, die man noch als Aus- und Eingänge der Wichtelchen zeigt, lud der Wichtel schwere unsichtbare Lasten auf den Wagen, die der Bauer durchs Wasser auf das andere Ufer brachte; so fuhr er hin und wieder von Abends zehn bis Morgens vier Uhr, dass die Pferde endlich ermüdeten. Da sprach der Wichtel: „Es ist genug, nun sollst du auch sehen, was du gefahren hast.‘ Er hiess den Bauern uber die rechte Schulter blicken, da sah der Mann, wie das ganze Feld voll von Wichtelmännchen war. Darauf sagte der Wichtel: „Seit tausend Jahren haben wir im Dosenberge gehaust, jetzt ist unsere Zeit um, wir müssen in ein ander Land; im Berg aber bleibt soviel Geld zurück, dass die ganze Gegend genug daran hätte.‘ Dann lud er dem Bauern seinen Wagen voll Geld und schied. Der Bauer brachte mühsam den Schatz nach Haus und war ein reicher Mann.

Einzelne elbische Wesen

kommen noch unter besondern Namen vor und verdienen eine nähere Betrachtung. Zu ihnen gehört der Pilwiz.

Bilwiss, ein guter Genius elfischer Natur, der in Bergen und Bäumen wohnt, mit den Zwergen den kleinen unsichtbarmachenden Hut, mit den Elben das gefahrbringende Geschoss theilt. In den jüngsten Jahrhunderten hat der Volksglaube diese alte und edlere Bedeutung des Bilwiss verlierend, nur die feindselige Seite seiner Natur festgehalten; er erscheint nur noch als plagendes, schreckendes, Haar und Bart wirrendes, Getreide zerschneidendes Gespenst, meist in weiblicher Gestalt, als böse Zauberin und Hexe. Ihm verwandt ist der Schrat, (ahd. Scrat) ein wilder, zottiger, rauher Waldgeist dem römischen Faun und Silvanus, dem griechischen Satyr vergleichbar. Er kommt nur männlich vor und einzeln lebend, wodurch er sich von den besonders im Südosten Deutschlands bekannten Waldleuten, Holzleutchen oder Moosleutchen unterscheidet, die wohl auch mitunter einzeln erscheinen, jedoch meist als ein zusammen hausendes zwergartiges Völkchen. Ihre Gestalt überragt nur wenig die der Elben, den Zwergen gleich erscheinen sie grau und ältlich, haarig gleich dem Schrat und in Moos gekleidet, daher ihre Frauen auch oft Moosfräulein genannt werden. Bei ihnen schlagen überhaupt die weiblichen Wesen mehr vor; auch wird an der Saale eine Buschgrossmutter genannt, die eine Königin des Völkchens sein wird. Oft nahen sie sich den Holzhauern und bitten um etwas Essen, sie holen es auch wohl aus den Töpfen weg, ersetzen aber das erhaltene auf andere Art, meistens durch gute Rathschläge. Mitunter erscheinen die Waldweibchen, wenn die Leute Brot backen und bitten ihnen einen Laib mit zu backen, so gross wie einen halben Mühlstein, der an eine bezeichnete Stelle im Walde hingelegt werden muss. Das Brot erstatten sie hernach zurück, oder sie bringen auch von ihrem eignen Gebäck, das sie den Ackerleuten in die Furche oder auf den Pflug legen, dem der es verschmäht, heftig zürnend. Anderemal zeigt sich das Waldweibchen mit zerbrochenem Schubkärrchen und bittet um Ausbesserung des Rades; dann lohnt es mit dem Abfall der Späne, die sich in Gold wandeln oder es schenkt Strickenden einen Zwirnknäuel, der sich nie ganz abwindet. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme dreht, dass der Bast losspringt, muss ein Waldweibchen sterben. Eine Bauersfrau die mitleidig einem schreienden Waldkinde die Brust gereicht hatte, beschenkte die hinzutretende Mutter mit der Rinde, worauf das Kind gebettet war; die Bäuerin brach einen Splitter ab und warf ihn zu ihrer Holzbürde, daheim fand sie, dass er von Gold war.

Im Südwesten Deutschlands sind diese Wesen unter dem Namen der wilden Weibchen oder wilden Frauen bekannt und wohnen im Wald unter Felsblöcken, die der wilden Frauen Haus, der wilden Weibchen Stein, der wilden Frauen Gestühl u. a. genannt werden. Sie verkehren freundlich mit den Menschen, kommen auf ihre Hochzeiten und schenken ihnen glückbringende Dinge. Gleich den Zwergen wohnt ihnen Kunde der geheimen Kräfte der Kräuter und Steine bei. So sagte einst ein wildes Weibchen zu einem Bauer: „Wenn ihr wüsstet wozu die wilden weissen Haiden und die wilden weissen Selben (Salbei) gut sind, dann würdet ihr mit silbernen Karsten hacken.“ Als einmal die Bauern ein wildes Männchen fingen, rief das Weibchen ihm nach: „Sag Alles, sag Alles, nur nicht, wozu die wilden Selben gut sind.“ Auch des Wetters sind sie kundig: wenn sie ihre schöne weisse Wäsche zum Trocknen aufhängen, so weiss man, dass schöne Tage folgen. Sie lieben Gesang; in der Nähe des wilden Frauen Gestühls bei Dauernheim hörte man oft einen lieblichen dreistimmigen Frauengesang. Ebenso singen sie, wenn eine Braut, die ihnen freundlich gesinnt ist, aus dem Hause der Eltern zur Trauung geht; auch wenn in einem befreundeten Hause ein Kind geboren wird, erschallt ihr Gesang und das bedeutet dem Neugebornen Glück und langes Leben. Als den Zwergen und Elben verwandt, weissagen sie und wissen voraus, wann Jemand sterben wird; oft erscheinen sie alsdann wehklagend in der Nähe des Sterbhauses. Nicht immer sind die Kinder der Menschen vor ihnen sicher. Einem Manne wollten sie seinen Knaben stehlen, aber er merkte es noch frühzeitig genug, nahm ihnen das Kind ab und fragte sie barsch, was sie mit demselben hätten machen wollen? Da sagten die wilden Weibchen: „Er wird bei uns bessere Pflege haben, es wird ihm besser gehen, als zu Hause, und der Knabe wäre uns lieb, Leid wird ihm nicht widerfahren.“ Allein der Vater liess das Kind nicht aus den Händen und die wilden Weibchen gingen bitterlich weinend von dannen. Einen Hirtenknaben entführten sie wirklich, die Holzknechte sahen ihn erst ein Jahr nachher in einem grünen Kleid auf einem Stock des Berges sitzen. Den folgenden Tag nahmen sie seine Aeltern mit sich, aber sie gingen umsonst, der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein. Vielfach werden ihre schönen langen Haare gerühmt. Diese waren Schuld, dass ein Bauer sich einst in ein wildes Weibchen verliebte, Abends zu ihr ging und sich ohne Scheu neben sie auf ihr Lager legte, ohne jedoch mit ihr zu sündigen. Das Weibchen fragte ihn, als er am folgenden Abend wiederkam, ob er nicht eine Frau habe? Der Bauer sprach nein, obgleich es die Unwahrheit war. Als er am Abend des dritten Tages wieder ausging, machte seine Frau sich allerlei Gedanken, wohin ihr Mann wohl gehen möge, spähte ihm nach und fand ihn auf dem Felde schlafend neben dem wilden Weibchen. „O behüte Gott, sagte sie zu dem Weibchen, deine schönen Haare! Was thut ihr denn da miteinander?“ Mit diesen Worten wich des Bauern Frau, der Bauer war aber sehr erschrocken. Da sprach das Weibchen: „Hätte deine Frau Aerger und bösen Hass gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest du jetzt unglücklich sein und nicht mehr von dieser Stelle kommen, aber weil deine Frau nicht böse war, so liebe sie fortan und hause getreu mit ihr und untersteh dich nicht mehr daher zu kommen. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, geh hin und sieh dich nicht mehr um.“

Auch die Moosweibchen sind gleich den Zwergen unzufrieden mit dem heutigen Weltlauf, sie ziehen sich zurück und verschwinden endlich ganz, denn „es ist keine gute Zeit mehr.“

Wassergeister.

Wir verlassen das Gebiet der elbischen Wesen noch nicht, wenn wir zu den Wassergeistern übergehen: auch sie gehören zu ihnen. Wie Frau Holda im Brunnen ihre Wohnung hat, so bewohnen auch die nach ihr genannten Holden, guten Holden das Wasser und werden dadurch zu Wasserholden, zu Genien des Wassers, die dann den üblichern Namen von Nix und Nixe bei uns tragen; seltner hört man Nickel oder Nickelmann. In einigen Gegenden, namentlich im Südwesten Deutschlands, kommt der Name Mümmelchen vor; daher heissen mehre von diesen Genien bewohnte Seen Mummelsee, so wie die Wasserlilie nach ihnen Mümmelchen, Mummel genannt wird, anderswo Wassermännlein. Auch die Seeblume heisst nach ihnen Nixblume.

Die Nixe und Nixen erscheinen selten in Gesellschaft, meistens allein. Sie haben oft menschliche Grösse, tragen einen grünen Hut und zeigen, wenn sie den Mund blecken, grüne Zähne; oft haben sie gleich den Wasservögeln übergrosse Füsse. Zuweilen sieht man sie auch in der Gestalt eines rauhhaarigen wilden Knaben, anderemale gelbgelockt mit rothem Hut. Im allgemeinen ist die Gestalt der Nixe weniger schön als die der Nixen, die gleich den Elben- und Zwergfrauen von zauberisch verlockender Schönheit sind. Diese erscheinen oft um Mittag auf den Wellen sich wiegend und sonnen sich, während sie mit goldnem Kamm ihre langen Haare strählen. Gleich andern elbischen Wesen finden wir auch sie im Verkehr mit den Menschen, die männlichen jedoch weniger als die weiblichen. Die letztern gehen oft ans Land, nur an dem nassen Kleidersaum oder dem Zipfel ihrer Schürze erkennbar, und mischen sich gern in die heitern Tänze, die Abends unter der Dorflinde stattfinden, wie sie denn überhaupt die Freude an Musik, Gesang und Tanz mit den Elben theilen. Drei schöne Nixen finden wir in zahlreichen Sagen bei den Tänzen der Dorfjugend, aber sie verschwinden jedesmal, sobald die Uhr zwölf schlägt. Ein

Jüngling, der glühende Liebe zu einer der Jungfrauen fasste, rückt die Uhr um eine Stunde zurück, um länger der Nähe der Geliebten zu geniessen; nach andern enthält er ihr einen ihrer Handschuhe vor, oder sie verspäten sich alle durch Zufall bis zum Hahnenkrat. Entsetzt eilen sie fort und sagen nur noch, man möge am andern Tage am Flusse oder am Quell zuschauen; wenn ein Milchstrahl oder ein Schwall hellen Wassers emporschiesse, dann kämen sie zurück, schösse jedoch ein Blutstrahl empor, dann sähe man sie nie wieder. Nie aber zeigt sich der Milchstrahl und nie kehren die Jungfrauen mehr zurück.

Unter dem Wasser haben die Nixen ihre prächtigen Wohnungen, in welchen sie ganz nach menschlicher Art wirthschaften. Als bei einem Sturm ein Schiff auf einen Felsen lief und trotz aller Mühe der Mannschaft fest sitzen blieb, stieg ein Mann aus dem Wasser und fragte die Schiffer barsch: ‚Was habt ihr da zu thun?' Der Bootsmann klagte sein Unglück und sogleich sprang der Mann in das Wasser, nahm einen Haken, setzte ihn gegen den Felsen an und drückte nur einmal, da war das Schiff flott. Als der Bootsmann fragte, ob das Schiff ihm lästig gewesen sei, sprach der Nix: ‚Seht doch nur zu, es sperrte mir die Hausthür, so dass meine Frau, die eben zur Kirche gehen wollte, nicht heraus konnte.'

Gleich den Elben bedürfen sie menschlichen Beistandes, wenn ihre Frauen in Geburtswehen liegen. Einst kam der Wassermann zu einer Wehmutter und bat sie, seiner Frau beizustehn. Anfangs weigerte die Frau sich, als er aber gar flehentlich bat und sie versicherte, es geschehe ihr kein Leid, ging sie mit ihm. Am Flusse angekommen schlug er mit einer Ruthe auf das Wasser, da theilte es sich, beide stiegen eine Wendeltreppe hinab und kamen in ein schönes Gemach, worin die Wasserfrau auf einem kostbaren Bette lag. Als die Wehmutter ihre Pflicht gethan hatte, führte der Nix sie wieder herauf und gab ihr oben ein Büschlein Stroh als Lohn für ihre Mühe. Sie nahm es zwar an, warf es jedoch weg, als sie wieder festen Boden unter ihren Füssen fühlte. Zu Hause fand sie, dass ein Hälmlein an ihrem Kleide hängen geblieben war, als sie dasselbe genauer betrachtete, war es reines Gold.

Oft bezeigen sich die Wassergeister freundlich und hülfreich gegen die Menschen, aber ein andermal werden sie ihnen auch gefährlich. Die Nixen locken gern durch ihren Gesang schöne Jünglinge in die Tiefe, und eben so stellt der Nix schönen Mädchen nach.

Jedes Jahr fordert der Nix sein Opfer und zwar meist ein Menschenopfer, welches er, da es ihm nicht mehr freiwillig dargebracht wird, sich nimmt. Die alte Opferzeit war um Johanni, wesshalb man noch jetzt vielfach das Baden an diesem und den ihm nächsten Tagen meidet. Fast von allen Flüssen und Flüsschen heisst es, dass dann einer in ihnen ertrinke. Ueberhaupt ist Blutdurst und Grausamkeit den Wassergeistern eigen, ein Zug der auch durch das Leben aller Wasserthiere geht. Das kalte, dicke Element scheint wenig Gefühl aufkommen zu lassen, darum entfliehen ihm die zartern Nixen so gern und fühlen sie sich so wohl in der feinern, reinern Luft, in den Strahlen der Mittagssonne und unter dem klaren Sternenhimmel, während der Nix gleich dem dicken, mörderischen Geschlecht der Seethiere mehr die trübe Tiefe liebt. Sie haben mit den Elben und Zwergen oft die Kunde künftiger Dinge gemein, besonders wissen sie vorher, wann ein Mensch im Wasser ertrinkt und zeigen es durch klagenden Ruf an.

Hausgeister.

Die bisher betrachteten Genien, die der Berge, der Wälder und der Flüsse nahen den Menschen durchgängig nur gezwungen, wenn sie deren Beistand nöthig haben. Bei den Hausgeistern finden wir das volle Gegentheil, sie kommen von selbst, den Menschen ihre Dienste anzubieten, sie wollen freundlich mit ihnen verkehren, sind ihnen hülfreich, wo und wie sie nur können, und haben stets Glück und Segen in ihrem Geleit. Auch darin sind sie von den andern Genien verschieden, dass während jene sich in männliche und weibliche theilen, sie nur männlich oder vielmehr geschlechtlos sind.

Die ältesten uns bekannten deutschen Namen dieser Geister sind husing und stetigot d. i. Geist der Stätte, des Ortes; als solche sind sie den römischen Laren und Penaten gleich. Sie stehen gleichfalls in besonderm Bezug auf den Heerd des Hauses, unter dem sie öfter hervorkommen, wo sie sich am liebsten aufhalten und wo auch die Thüre zu ihrer unterirdischen Wohnung zu sein scheint. Auch stellte man ihnen Gaben dahin und zwar in die kleinen Nischen, welche man noch in Bauernhäusern und alten Häusern der Städte neben dem Heerde findet. Andere trauliche Namen sind ingoumo, Hüter des innern Hauses, ingeside, unser Ingesinde, ferner Gesell, Gutgesell, Nachbar, lieber Nachbar, das gute Kind, Kobold, Katermann, Heinzelmann, Chimmeken und Wolterken u. a. m.

Ihre Gestalt spricht für ihre Verwandtschaft mit den Elben und Zwergen, gleich denen sie klein sind, wie ein zwei bis dreijähriges Kind, doch zeigen sie sich nur selten. Auch ihr Aussehen und ihre Tracht spricht dafür, sie theilen mit Zwergen und Nixen den Hut, der nur bei ihnen spitz ist, und roth wie ihre Haare. Einige führen selbst den Namen von diesem Hut, so das bekannte Hütchen, Hopfenhütel, Eisenhütel, Rothmützchen, der kölnische Hubert Hochhut (Huppet Huhot). Wahrscheinlich war an diesen Hut wie bei den Zwergen die Gabe geknüpft, sich unsichtbar zu machen. Ausserdem tragen sie gefeite Stiefel, mit deren Hülfe sie die beschwerlichsten und weitesten Wege in kürzester Zeit zurücklegen. Als eines Ritters Frau am Tode lag und die Aerzte erklärten, es sei ihr nicht zu helfen, sprach der Hausgeist, den er in seinen Diensten hatte: Wenn unsere Herrin mit Löwenmilch eingerieben würde, wäre sie bald genesen. Der Ritter fragte: ‚Wo aber sollen wir Löwenmilch herholen?' ‚Ich schaffe sie herbei,' sprach der Hausgeist, ging und war in Zeit von einer Stunde bereits wieder zurück, ein grosses Gefäss voll Löwenmilch in den Händen tragend. Bisweilen ist gleich dem Hut ihre ganze Kleidung roth.

Wie schon bemerkt, halten die Hausgeister sich vorzugsweise gern am Heerde auf, besonders findet man sie dort Nachts; sie entzünden sich aus dem da liegenden Reisig ein Feuer mit farbloser Flamme, verbrennen mitunter ganze Reisigbündel und lassen nur ein paar Reiser übrig. Wenn die Hausleute diese anzünden, brennen sie eben so lange, wie der grösste Bund und geben doppelt so viel Wärme, fluchen sie aber dem Hausgeist, dann verflackern sie im Augenblicke und der Hausgeist rächt sich, indem er das Haus verlässt.

Aber auch im Stall, in Scheune und Keller halten die Kobolde sich gern auf, zuweilen auch in einem Holzhaufen oder einem dem Hause nahe stehenden Baum, von dem man alsdann keinen Ast abbrechen darf. Sie sehen nicht gern, dass Donnerstags Abends im Hof gehauen oder gesponnen werde. Bei allen häuslichen Geschäften erzeigen sie sich thätig und gern helfend, vorzüglich in Küche und Stall. Sie kehren und scheuern Hof, Haus und Küche, putzen das Geschirr, schüren das Feuer, putzen und besorgen das Vieh, melken und buttern, hacken und tragen Holz u. s. w. Besonders thätig sind sie, wenn bald Gäste kommen, was sie im Voraus wissen und richten alles auf den Empfang und die Bewirthung derselben ein. Die Waare, welche den andern Tag im Hause verkauft wird, werfen sie gern um. Gewöhnlich kündigen sie ihre Ankunft im Hause zuvor an, wie um sich der guten Aufnahme zu versichern. Wenn ein Kobold einziehen will, findet man Morgens einen Haufen Späne im Hause und die Milch beschmutzt mit Stroh und Dreck aus dem Stalle. Gibt man kein Acht darauf, lässt die Späne ruhig liegen und geniesst die Milch, dann spürt man die Nähe des zutraulichen Geistes sofort, denn er übernimmt jetzt alle Arbeiten, die man ihm aufträgt und sein Walten bringt dem Hause immer Glück und Segen

Als Dank für seine Arbeit und Mühe bedingt er sich einen Hut, eine rothe Kappe, einen bunten Rock mit klingenden Schellen. Meistens setzt man ihm auch ein kleines Speiseopfer hin; es ist gewöhnlich eine Schale Milch oder Grütze, ein Stück Butter, Kuchen oder Weisbrod, oder ähnliches. Dies darf jedoch nie vergessen werden, wenn man den Geist nicht zum Zorn reizen will. Als ein Mädchen ihm das gewohnte Stück Butter tiefer als sonst in den Brei gesteckt hatte, so dass er es nicht gleich fand, gerieth er so in Zorn, dass er in den Stall lief und der besten Milchkuh den Hals herumdrehte. Zu spät bemerkte er seine Uebereilung, schleppte Nachts die todte Kuh an den Hörnern in ein benachbartes Dorf, wo er eine ähnliche wusste und brachte die letztere an jener Stelle in den Stall. Wie die Zwerge durch mit Kümmel gebacknes oder gepipptes Brod vertrieben werden, so kann man die Hausgeister wegjagen, wenn man Lauch in die Milch wirft, die ihnen hingestellt wird. Unter dem klagenden Ruf: „Lauch, Lauch! Wir ziehen weg und das Glück auch," entfliehen sie und mit ihnen aller Segen und Vorspat. Das bis dahin gewonnene Gold verwandelt sich in Kohlen, das Vieh, welches sich wunderbar vermehrte und prächtig gedieh, fällt, ein Stück nach dem andern, die Aecker tragen nicht mehr, ein Brand legt Haus und Hof in Asche und bei all dem Unglück hört man den verachteten Geist, wie er lachend das Haus umtanzt.

Auch das diebische Wesen theilen sie mit den andern elbischen Wesen, doch stehlen sie meistens, wie wir eben schon gesehen haben, zum Vortheil ihrer Herren. Zwei solcher Geister wohnten in zwei einander nahe gelegenen Dörfern bei zwei Bauern, deren Heuvorrath gegen das Frühjahr hin nur sehr klein war. Beide machten sich Nachts auf, um anderswo Heu für ihre Herren zu stehlen und der Zufall wollte, dass jeder in die Scheune des Herrn des andern gerieth, wo sie eine gute Tracht Heu auf den Rücken nahmen und sich auf den Rückweg machten, Unterwegs begegneten sie sich und da jeder sah, dass der andere seinen Herrn bestohlen hatte, geriethen sie an einander und kämpften die ganze Nacht. Am folgenden Morgen fand man an der Stelle grosse Heuhaufen liegen.

Da der Kobold so besorgt ist um das Hauswesen, so ist ihm nichts mehr zuwider, als wenn Knechte oder Mägde faul und lässig in ihrem Dienste sind. Solche haben stets von ihm zu leiden, er bläst ihnen das Licht aus, zieht ihnen die Decken vom Leibe weg, stösst ihnen den Melkkübel um, so dass die Milch verschüttet und verhöhnt sie noch dazu durch sein schadenfrohes Gelächter. Ueberhaupt ist er neckisch und führt gern lustige Streiche auf. Ein Knecht hatte ihn einmal zum Besten gehabt. Dieser schlief in der folgenden Nacht mit seinem Kameraden in einem Bette und er war etwas kleiner, als sein Schlafgesell. Als er nun eben einschlafen wollte, stellte sich der Puk oben ans Bett, fasste den Knecht bei den Haaren und rief: „Nicht gleich!“ Und damit zog er ihn so weit hinauf, dass er mit seinem Kameraden gleich lag. Dann trat er ans andere Ende des Bettes, hub die Decke auf und fasste den Knecht an der grossen Zehe, indem er abermals rief: „Nicht gleich!“ und zog ihn wieder hinunter. Auf diese Weise zerrte er ihn die ganze Nacht hin und her und man kann sich denken, dass der Knecht dabei kein Auge schliessen konnte.

Diese und andere Neckereien machen ihn oft den Hausbewohnern lästig, denn er übertreibt es dabei nur zu gern, wie er z. B. einem Bauern, der ihn beleidigt hatte, jeden Morgen vor Tagesanbruch den ganzen Hühnerstall in Aufruhr brachte, so dass alle Hähne krähten; das Vieh Nachts im Stalle wild machte, den Bauern selbst bei der Nase zupfte oder bei der grossen Zehe kniff u. a. m. In solchen Fällen scheint kein anderer Rath zu bleiben, als das Haus aufzugeben. Das that ein von ihm sehr geplagter Mann und um recht sicher zu sein, dass er den Kobold los werde, packte er alles Hausgeräth auf einen Wagen und zündete das Haus an, um den Kobold darin zu verbrennen.

Dann setzte er sich auf seinen Wagen und wollte fortfahren, da rief es zwischen dem Geräth hervor: „Du, es war Zeit, dass wir uns aus dem Staube machten.“ Es war der Hausgeist, der sich dort versteckt hatte. Ein andermal zogen zwei Familien aus zwei Häusern aus, weil sie es schlechterdings nicht mehr darin aushalten konnten. Als das Geräth weggeschafft war, gingen die Dienstmägde aus beiden Häusern mit den Besen auf den Schultern zuletzt aus der Thür. Sie begegneten einander und die eine fragte die andere, wohin sie wolle? Da riefs oben aus den Besen: „Wir ziehen um, wir ziehen um.“

Oft weicht er von selbst, weil der Hausherr, dankbar für die gethanen Dienste, ihm Kleider schenkt. So hatte ein Müller einen Kobold, der ihm lange Jahre hindurch in der Mühle half und zum Lohn jede Nacht nur ein Butterbrod bekam. Den Müller jammerte der nackend erscheinende Geist und er berieth sich mit seiner Frau, sie wollten ihm Kleider machen lassen. Der Schneider wurde gerufen und nähte ihm ein Röckchen und Hosen, welche der Müller Abends zu dem Butterbrode legte. Als der Geist die Kleider fand, zog er sie sogleich an, sprang fröhlich darin herum, aber — er arbeitete nicht mehr.

Riesen.

Weit über menschliche Grösse hinaus ragt des Riesen Leib, so weit, als der Elben und Zwerge Grösse unter der menschlichen steht, aber was ihn in dieser Beziehung über den Menschen stellt, das findet ein Gegengewicht in seinen geistigen Anlagen. Wäre das nicht, dann würden die Menschen längst durch die Riesen, die meist der Götter wie der Erdgebornen Feinde sind, von der Erde vertilgt sein. So weit die Elbe und Zwerge den Menschen an feinerm Sinn und geistiger Aufgewecktheit übertreffen; so weit übertrifft der Mensch darin den Riesen. Darum vermag dieser trotz seiner gewaltigen Kraft und Unbändigkeit nichts gegen jenen und der Mensch geht aus allen Kämpfen mit den Riesen als Sieger hervor. Der auf das Gefühl ihrer sinnlichen Gewalt und Kraft trotzenden Riesennatur gegenüber steht dem Menschen die Gewalt und Kraft der Götter und die Schlauheit und Weisheit der Zwerge zur Seite. Von den Göttern ist es besonders Donar, der ihn vor den Riesen schützt und sich dadurch theilweise den schönen Namen eines Freundes des Menschengeschlechtes erwarb.

In der Schöpfung ist der Riese als das sinnliche Element vorangegangen und hernach erst das geistige der elbischen Natur gefolgt, zuletzt durch das Menschengeschlecht ein Gleichgewicht hergestellt worden. Aber ebensowenig wie der Zwerg sich streng von dem Menschen scheidet, thut dies der Riese; wie der Mensch überhaupt den Mittelpunkt der Wesen bildet, so vereiniget er auch diese starren Gegensätze des Sinnlichen und Geistigen, er verbindet sich wie mit Elben und andern Genien, so auch mit den Riesen. Das ist jedoch nicht allen Menschen gegeben, dieses Vorrecht besitzt der Mensch nur in sofern, als er den Göttern, den Herren alles Erschaffenen nahe steht und ihres Blutes ein Theil in seinen Adern rollt. Nur der Held, der an Körperkraft über andern seines Geschlechtes Stehende und von den Göttern Geschützte, geht Brüderschaft mit den Riesen ein oder unterwirft sie sich, so dass sie ihm zu Dienste verpflichtet sind.

Der Namen für den Begriff Riese hatte unser Alterthum manche, so Durs (der Durstige oder Trunkne), Ezan (der Fresser), Hun, Riso.

Wie ihre Grösse sie von den Menschen unterschied und weit über dieselben erhob, so auch, dass sie oft mehr Häupter und Arme hatten, eine Eigenschaft, die sie mit griechischen Riesen theilten. Das kommt jedoch seltner vor, wir finden sie meistens von tadellosem Wuchs und ihre Frauen, wie sich das von selbst versteht, selbst von höchster Schönheit, wie z. B. die Riesentochter Gard, die Geliebte Fros. Ueberhaupt waltet in ihnen volle Naturkraft, die jedoch ungebändigt und nicht gezügelt, leicht misbraucht wird und dann zuletzt der eignen Last erliegt. Zwar finden wir einige der frühesten Riesen des Nordens als klug und weise geschildert, doch sind sie im Allgemeinen dumm und erliegen leicht den verständigern Menschen und den verschlagenen Zwergen. In unserer Redensart: „Er ist so dumm als lang" hat sich die Erinnerung daran erhalten und wenn wir den Teufel dumm nennen, so geschieht das nur, weil er an die Stelle eines alten Riesen trat, die er überhaupt oft einnimmt.

Mit der Dummheit geht Gutmüthigkeit meistens Hand in Hand, und so finden wir denn auch die Riesen gutmüthig so lange sie nichts in ihrer Ruhe stört, aber wild, tückisch und heftig, sobald sie daraus aufgeschreckt oder gereizt werden. Der wuthentbrannte Riese schleudert Felsen, reibt Feuer und drückt Wasser aus Steinen, reisst Bäume aus und stampft mit dem Fuss bis ans Knie in die Erde. In diesem Zustand werden sie von den Helden, denen sie dienstbar sind, in Fesseln gelegt und nur im Krieg gegen den Feind losgelassen. Wie schon bemerkt ist der Donnergott der glorreiche Bekämpfer der Riesen, die er mit seinem allzerschmetternden Hammer erschlägt, *) wovon die Edda viel, aber bei weitem nicht Alles weiss. Den Helden sind die Riesenkämpfe eben so geläufig, wie die Drachenkämpfe. Dietrich erschlägt die beiden Riesenbrüder Ecke und Fasolt, die Söhne eines wilden Riesenweibes, mit ihnen Rütze, ihre Muhme, und den Riesen Sigenot. Dagegen finden wir den vierhändigen, zwei Schwerter führenden Riesen Asprian als Rothers Gesellen; ebenso den Riesen Heime, welchen Dietrich sich schon in früher Jugend unterworfen hatte, den Sohn Madelgers, (ähnlich wie Asprian mit vier Ellenbogen bedacht) und

---

*) So tödtet er den im Osten der Elivagar an des Himmels Ende wohnenden Riesen Hymir nebst seinen vielhäuptigen Genossen, so den Riesen Thrym, der ihm seinen Hammer vorenthielt, den Thursenfürsten und mit ihm sein ganzes Geschlecht, so Hrungnir, der sich vermass Asgard zu stürzen und alle Götter zu tödten.

Wittich, der stets mit Heime zusammen genannt wird, in Dieterichs Gefolge.

Die Riesen hausen stets auf Felsen und Bergen, ihre ganze Natur hängt mit dem Steinreich zusammen, aus ihm nehmen sie ihre Waffen. Darum vermag auch das Schwert so wenig gegen sie, nur mit dem Schwertknopf oder der Faust können sie erschlagen werden. Sie bilden ein sich abschliessendes Volk, wohnen jedoch meist nur in einzelnen Familien zusammen, seltner in grösserer Anzahl. Sie sollen die Errichter jener ungeheuern Steinbauten sein, die man unter dem Namen Hünebetten im Nordwesten Deutschlands und den Niederlanden so oft antrifft, und die oft auch als ihre Gräber ausgegeben werden. Unfern Altenhagen finden sich am hohen Gebirge viele Felsen und einzelne auf der Oberfläche der Erde umherliegende grosse Sandsteine. Da wohnten einst die Riesen in einer aus grossen Felsstücken erbauten Burg. So oft einer von ihnen starb, begruben ihn seine Gefährten unter die noch da befindlichen Hügel. Als zuletzt nur noch einer übrig blieb, stürzte er die Burg aus Missmuth ein, schleuderte die Steine weit umher und wälzte den grössten über sich selbst. Auch einzelne Hügel, Inseln und Felsen schreibt das Volk ihnen zu. Ein Riesenmädchen will von Pommern aus eine Brücke nach Rügen bauen, damit es über das Wässerchen gehen könne, ohne seine Pantöffelchen zu netzen. Sie nimmt eine Schürze voll Sand und eilt ans Ufer, aber die Schürze hat ein Loch. Hinter Sagard läuft ein Theil Sand aus und bildet einen kleinen Berg. ‚Ach,' sagt das Hünenmädchen, ‚nun wird die Mutter schelten,' hält die Hand unter und läuft, so schnell sie kann. Die Mutter schaute über den Wald und drohte dem Kind mit der Ruthe. Da erschrak es, liess die Schürze gleiten, aller Sand ward umher verschüttet und bildete die dürren Hügel bei Litzow. Ein Riese, der einem Bauern feindselig gesinnt war, füllte seinen Handschuh mit Sand und schüttete ihn über des Bauern Hof aus, so dass der ganze Hof zugedeckt wurde; was durch die fünf Fingerlöcher gelaufen war, bildete fünf Hügel. Bekannt ist die Sage von der Riesentochter, die einen pflügenden Bauern auf dem Felde findet, ihn mit seinem Pferd und Pflug in die Schürze nimmt und ihrer Mutter als artiges Spielzeug zeigt. Aber die Mutter zürnt und befiehlt ihr, Alles wieder zurück zu tragen, denn diese Erdwürmer würden die Riesen noch einmal auffressen, sie würden den Riesen Untergang bereiten. Beim Kloster Ilefeld im Harz sieht man einen grossen Felsen das Nadelöhr genannt. Einst reiste ein Riese etliche Meilen weit, da fühlte er, dass ihn etwas heftig im Schuh drücke; er zog den Schuh aus, da fand er den Felsen darin. Ein anderesmal finden wir einen Riesen pflügend, aber der Pflug geht so tief, dass überall die Wasser springen; die Erde, welche er vom Pflug abschüttet, bildet kleine Hügel.

Oft wohnen zwei Riesen auf einander nahe liegenden Bergen und haben irgend ein Geräth gemein, welches sie einander zuwerfen. So hatten zwei Hünen auf dem Eberstein und Homburg nur eine Axt; wollte einer an die Arbeit und der andere hatte die Axt noch, dann rief er ihm nach der nur anderthalb Stunden entfernten Burg zu, er solle ihm die Axt hinüber werfen, was sofort geschah. Ein anderesmal haben zwei Hünen einen gemeinsamen Backofen; wenn der eine Holz zum Heizen von dem andern haben will, kratzt er sich nur am Leib, das ist so laut, dass es der andere hört.

Anderemale werfen sie zum Spiel oder auch im Ernst mit Steinen und Hämmern und man sieht die Spuren ihrer Finger in den Felsen eingedrückt. So wollte ein Riese, der am Melibocus wohnte, ein Schiff vernichten, welches er eben auf dem drei Stunden entfernten Rhein daherfahren sah. Er ergriff einen grossen Felsblock und warf danach, aber er warf zu hoch und der Block fiel eine Stunde von da nieder; er trägt noch die Zeichen der Riesenfinger.

Wenn sie im Streit mit einander leben und einer den andern verfolgt, springt der Verfolgte schnellen Laufs über ganze Dörfer weg und ritzt wohl die grosse Zehe an der Thurmspitze, dass das Blut in Bogen sprützt und eine Lache bildet. Wenn Riesen sich zum Ausruhen an Felsen lehnen, dann drücken sie ihre Gestalt dem Stein ein. Solcher Züge sind die Sagen voll.

Jenes Zuwerfen des Geräthes finden wir besonders oft, wenn die Riesen *bauen*. Als gewandte Baumeister nämlich werden sie schon in der Edda genannt *) und zahllose Sagen haben ihr Andenken in dieser Eigenschaft aufbewahrt, nur setzen die deutschen meist an die Stelle des Riesens den Teufel, die nordischen an die Stelle der Götter einen theuren König, an die der Asenburg eine Kirche und lassen die Hinderung der Vollendung des Baus auf andere Weise erfolgen, wie es in dem eddischen Mythus geschieht. Eine Menge von Kirchen sollen von Riesen erbaut sein und sehr oft bauen zwei um die Wette und wählen die Baustelle dadurch, dass sie ihren Hammer werfen; wo er hinfällt, da beginnen sie den Bau.

Die Steinnatur der Riesen geht besonders auch noch daraus hervor, dass die Sage sie häufig in Stein verwandeln lässt. So verwandelte König Olaf Riesen, welche sich ihm auf seinen Bekehrungsreisen in Norwegen widersetzten in Felsen. Als Gott lange Zeit dem blutdürstigen König Watzmann, der bei Salzburg hauste, zugesehen hatte, sandte er ein schreckliches Gewitter, während dessen die Schlosshunde den König, die Königin und ihre sieben Kinder erwürgten, dass ihr Blut zum Thale rann. Ihre Leiber wuchsen versteinernd zu Bergen, das Blut bildete an deren Fuss zwei Seen.

---

*) Ein Riese erbot sich den Göttern eine Burg zu bauen, wenn sie ihm Freyja, Sonne und Mond bewilligen wollten. Die Götter gingen, nachdem sie Rath gehalten, darauf ein, wenn der Riese die Burg in einem Winter ohne Mannes Hülfe vollende. Mit Hülfe seines Pferdes brachte der Riese es so weit, dass drei Tage vor dem Ende des Winters die Burg bis auf das Thor fertig wurde. Da geriethen die Götter in Sorge und zwangen Loki, ein Mittel zur Hülfe zu ersinnen. Der lockte in Gestalt einer Stute das Riesenross von der Arbeit ab, so dass wenig mehr geschah und Thôrr erschlug den Riesen mit dem Hammer Miölnir.

Wird in der letzten Sage König Watzmann blutdürstig genannt, so scheint das ein ursprünglich ihm fremder Zug, denn grausam sind unsere Riesen nicht, wie die menschenfressenden Riesen anderer Völker, sie sind nur wild und diese Wildheit übt sich am liebsten in ungeheuren, alle menschliche Kraft unendlich überragenden Dingen, wie wir sahen in Felswürfen, Bergversetzungen, gewaltigen Bauten u. a. Ihr der menschlichen Art überhaupt näher stehendes Wesen erkannten wir bereits aus ihrer Gestalt, die selten von der menschlichen abweicht, während die der Riesen anderer Völker schon ungleich verschiedener von ihr ist.

Im Ganzen machen sie den Eindruck eines untergehenden Volkes, das trotz seiner überlegenen Körperkraft den Menschen die Erde räumen muss. Wie darin so gleichen sie auch den Zwergen in ihrem Abscheu vor dem Landbau und dem Ausroden der Wälder, die sie als ihr Eigenthum betrachten, in dem Hass gegen das Glockengeläute der Christen, der sie oft dazu verleitet, grosse Felsstücke auf christliche Kirchen zu schleudern, die jedoch natürlicherweise nicht treffen, oder ohne Schaden zu bringen niederfallen.

Schöpfung.

Die Genesis beginnt mit den Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und die Erde war wüst und leer und es war finster auf der Tiefe. Vor Erschaffung der Erde herrschte das Nichts, denn aus Nichts schuf der Herr das All. Aehnliches lebte auch in der deutschen Vorstellung, denn vor der Erschaffung der Welten war die Kluft der Klüfte, der Abgrund, die Finsternis, die Welt der Nebel.*) Weiter reicht die Kunde unserer Stammeltern nicht, denn der schaffende einheitliche Gott war ihnen verloren; da sie nicht aus seinen Händen die Schöpfung hervorgehen lassen konnten, so liessen sie die Götter aus der Materie entstehn, denn ganz Nichts war selbst die ungeheure Kluft nicht. In ihrer unendlichen Oede standen sich die zwei Ende Nord und Süd entgegen, jener die Nebel, dieser das Feuer bezeichnend, jener die Kälte und Nacht, dieser die Wärme und das Licht. In der Mitte zwischen beiden lag ein Brunnen, zwölf Ströme entflossen ihm. Als sie so weit ab von ihrer Quelle kamen, dass der in ihnen enthaltene Feuertropfe erhärtete, gleich dem aus der Flamme sprühenden Sinter, wurden sie zu starrem Eis, womit sich die nördliche Seite der ungeheuren Kluft füllte. Aber der südliche Theil strömte milde warme Luft aus und als diese den Reif und das Eis berührte, begann es zu schmelzen und zu triefen und die Tropfen belebten sich durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte, (!) und ein Mann wuchs daraus, den der Norden Ymir nannte, ein bösartiger Riese. *)

---

*) Völuspâ drückt sich also aus: Es war weder Sand noch Meer noch kalte Wogen; nirgend fand man die Erde noch den obern Himmel, es war die Kluft der Klüfte und nirgendwo Gras.

Dieser entschlief und fiel in Schweis, da wuchs unter seinem linken Arm Mann und Frau und sein Fuss zeugte mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn. Und aus dem weiter forttriefenden Eis entstand eine Kuh und vier Milchströme flossen aus ihrem Euter, von ihnen nährte sich Ymir. **) Sie beleckte die salzigen Eisblöcke, da kam am Abend des ersten Tages eines Mannes Haupthaar hervor, am folgenden Tag das Haupt und am dritten Tag der ganze Mann. Wie aus den Kindern Ymirs das Geschlecht der Riesen entsprang, so erwuchs aus diesem Manne, der uns als schön, gross und stark geschildert wird, dem Ymir Untergang, der Erde aber ihr Entstehen. Der Mann, den die Edda Buri nennt, nahm eines Riesen Tochter zur

---

*) In Vafthrudnismal heisst es: Aus den Elivagar fuhren kalte Tropfen, die wuchsen bis ein Riese daraus ward; von Süden aber fuhren Funken und die Wärme gab dem Reif Leben.

**) Im Schlafe zeugt Ymir, wie aus der Rippe des schlafenden Adam Eva geschaffen wurde. Die vier Milchströme erinnern an die Ströme des Paradieses.

Frau und zeugte mit ihr drei Söhne, Odhin, Vili und Ve. Diese erschlugen den Riesen Ymir und eine solche Menge Blut lief aus seinen Wunden, dass alle Urriesen darin ertranken, einen ausgenommen, der sich mit seinem Weibe in einer Wiege rettete *) und das Geschlecht der Riesen fortpflanzte. Dann warfen die drei Brüder den ungeheuern Riesenleib mitten in der Klüfte Kluft und schufen aus seinem Blut die See, aus dem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und zerbrochenen Knochen die Felsen und Klippen, aus dem Haar die Bäume. Aus dem gewaltigen Schädel machten sie den Himmel, woran sie die aus dem Süden umherfahrenden Feuerfunken festigten, dass Alles davon erleuchtet würde und gaben jedem dieser Lichter seine Stelle und setzten jedem seinen bestimmten Gang fest. Das Hirn warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Längs den Seeküsten der also erschaffenen runden Erde gaben sie den Riesen Wohnsitze, nach innen schützten sie die Erde durch eine Burg gegen dieselben, welche aus des Ymirs Brauen gebaut wurde.

Noch aber fehlte der Mensch. Als die drei Brüder am Seestrand gingen, fanden sie da zwei Bäume, sie nahmen dieselben und schufen Menschen daraus, einen Mann und ein Weib, Askr und Embla. Odhin selbst gab ihnen Seele und Leben, Vili Witz und Gefühl, Ve Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Nach Völuspâ finden drei Götter (Odhin, Hoenir und Lodhr) Askr und Embla unmächtig und thatenlos am Ufer liegen, da verlieh ihnen der erste Geist, der zweite Vernunft, der dritte Blut und Farbe. Die Zwerge endlich wurden erschaffen und empfingen Leben in Ymirs Fleisch, der Erde, worin sie wohnen wie im Fleisch die Maden, die Götter schenkten ihnen Gestalt und Verstand der Menschen; mit ihrer Erschaffung war die Schöpfung vollendet.

Demnach haben wir vier Reihen werdender Wesen,

---

*) Wie Noah in der Arche.

von denen die beiden ersten gleichsam von selbst aus dem Chaos hervorgingen, die beiden letztern von den Göttern ihr Dasein, wenigstens ihr geistiges empfingen. Wie misrathen war die erste Hervorbringung des Chaos durch das Ueberwiegen der Materie, die zweite dagegen vollkommen vollendet; Leib und Seele standen in vollem Gleichgewicht, neben unendlicher Stärke und Schönheit entfaltete sich durchdringender schöpferischer Geist. Den Menschen steht ein schwächeres, doch gefüges Maas beider Eigenschaften zu, die Zwerge sind der Gegensatz der Riesen, die Materie hat die Kraft der Zeugung fast verloren, darum sind sie mit schmächtigem Körper bedacht, aber ihr Geist ist hell und scharf.

Diese Vorstellungen des Nordens waren im Allgemeinen auch die des alten Deutschlands, nur scheint dies beim Bau der Welt noch das Auge des alten Riesen zur Schöpfung der Sonne verwandt zu haben.

Elemente.

Die Urstoffe, welche der Schöpfung aller andern Dinge vorausgingen, die alles durchdringen und alles in sich aufnehmen, müssen als solche, auch ohne dass sie in nähere Beziehung zu göttlichen Wesen gesetzt werden, heilig sein, sie sind dies bei allen Völkern und stehen darum in eigenthümlicher Verehrung. Wasser, Feuer, Luft und Erde sieht der Mensch in unablässig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesamte Natur einwirken und so weiht er ihnen einen Cultus, auch ohne das Walten eines Gottes in ihnen zu erkennen, noch mehr und mit grösserm Recht, wenn dieses noch dazutritt.

Auf dieser Heiligkeit beruht die reinigende, heilende, sühnende Kraft der Elemente. Sie wird um so grösser sein, je mehr dieselben noch ihre ursprüngliche Reinheit haben, je weniger sie noch mit dem Menschen oder andern Dingen in Berührung kamen, oder gar zum Dienst des Menschen verwendet wurden, ebenfalls je günstiger oder heiliger die Zeit ist, zu welcher wir uns in ihren Besitz setzen, oder ihre Kraft verwenden wollen.

Wir wenden uns zuerst zur Betrachtung des Wassers. Quellen und Flüsse standen bei unsern Vorfahren in hoher Verehrung; an ihnen betete, ihnen opferte man, vorzugsweise den Quellen, welche unsere alte Sprache Ursprinc nannte. An der Quelle ist das Element rein, unentweiht, sein ewig frisches, lebendiges Hervorsprudeln, die Oeffnung des Bodens verdankt es selbst häufig göttlicher Einwirkung, wie wir dies u. a. von den Quellen wissen, welche der Lanzenschaft Wuotans und Balders oder der Hufschlag ihrer Rosse der Erde entlockten.

Soll das Wasser aber seine volle Heiligkeit haben, dann muss es in heiligen Augenblicken geschöpft werden, wie in der tiefen Stille der Mitternacht, oder vor Sonnenaufgang, ehe der Tag beginnt. Wie die Zwerge nur während der Nacht auf der Erde schalten und walten und der erste Sonnenstrahl ihrem Leben ein Ende macht, so scheint auch das Licht entkräftend auf die heiligen Wasser zu wirken. Heilawâc, heilwâc, heilwaege, vom ahd. wâc, unserm Woge, Fluth nannte unsere alte Sprache solches Wasser und es gilt bis heute noch als ein kräftiges Heilmittel; so jenes welches in der heiligen Weihnacht, so lang die Glocke zwölf schlägt, geschöpft wird. Damit steht auch der Volksglaube in Verbindung, dass sich in diesem Augenblick alles Wasser in Wein verwandle. Solches Wasser verdirbt nicht, so wenig wie das, welches man am ersten Ostertage früh vor Sonnenaufgang, stillschweigend (unberufen) stromabwärts schöpft; es verjüngt, heilt Ausschläge und kräftigt das junge Vieh. Andere Wasser schöpft man Sonntags vor Tagesanbruch an drei fliessenden Brunnen, sammelt sie in ein Glas und entzündet eine Kerze davor, wie vor einem göttlichen Wesen. In Hessen ziehen Jünglinge und Jungfrauen am Morgen des zweiten Ostertages zum hohlen Stein im Gebirg, schöpfen Wasser und werfen Blumen zum Opfer in die Quelle.

Nicht nur heilend auch weissagend sind die Quellen. Wenn ein Kind oder auch ein Erwachsener krank ist, legt man eins seiner Kleidungsstücke, welches jedoch von Leinwand sein muss, auf den Spiegel des Brunnens, opfert erbettelte Nadeln, Zwirn und etwas Korn, welches man in die Quelle wirft, und sieht zu, ob das Kleidungsstück untersinkt oder schwimmt. Im ersten Falle stirbt der Kranke, wenigstens wird er nicht genesen, im andern Falle zieht man das meistens dazu benutzte Hemd schnell heraus und dem Kranken nass an, dann ist er gerettet. Auch Hungersnoth, Sterbfälle und anderes Unheil verkünden die Quellen voraus und zwar die erste solche, welche nur wenn sie bevorsteht erscheinen: dieser Hungerquellen, Hungerbrunnen ist Deutschland voll. Auch ohne Rücksicht auf bestimmte Brunnen wird aus dem blossen Wassermessen theure oder wohlfeile Zeit, Abnahme oder Zunahme der Güter erforscht, je nachdem das in ein Gefäss gegossene Wasser steigt oder fällt. Wenn des Landesfürsten Tod bevorsteht, hält der Fluss wie trauernd in seinem Laufe ein, die bis dahin reich sprudelnde Quelle versiegt, wenn der Herr des Geschlechtes bald stirbt.

Ueberwallen der Quelle, ihr stärkeres und Gefahr bringendes Hervorsprudeln gilt als ihr Zorn und man sucht sie durch Opfer und Gebet zu besänftigen. Als noch im Jahr 1641 der für unergründlich gehaltene Blautopf in Württemberg so mächtig sprang, dass die Stadt Blaubeuern in Gefahr gerieth, warf man zwei vergoldete Becher hinein, worauf die Quelle sich zurückzog und ihr Toben nachliess.

Eine Heiligung des neugebornen Kindes durch Wasser bestand schon vor dem Christenthum und vor Einführung der Taufe bei den nordischen Heiden. Ebenso badete man zu heiliger Zeit, gewöhnlich am Abend vor Johannis. So sah Petrarca, als er Cöln besuchte, das ganze Ufer mit Frauen bedeckt, welche mit köstlich riechenden Kräutern umgürtet, unter Hersagung geheimnisvoller Sprüche die entblösten Arme und Hände in der Flut wuschen, und er vernahm auf seine Frage, was dies bedeute, es sei ein uralter Gebrauch, welcher jedes Jahr an diesem Tage stattfinde und die Frauen glaubten, dadurch sich vor allem während des Jahres drohenden Unheil zu sichern und zu schützen.

Bei den Flüssen standen Strudel und Wasserfälle in besonderer Verehrung. Die Flüsse selbst und die Bäche dachte man sich ursprünglich von Göttern und andern höhern Wesen aus Schalen und Urnen ausgegossen, wie man denn auch den Regen aus Schalen der Himmlischen entsendet glaubte. Trat lange Dürre ein, so flehte man zwar zu den Göttern um Gewährung desselben, bediente sich jedoch auch eines eigenthümlichen Zaubers zu dessen Erlangung, der auch unter vielen andern Völkern im Gebrauch war. Ein junges Mädchen wurde ganz entkleidet, man band ihm mit dem kleinen Finger der rechten Hand ausgerissenes Bilsenkraut an die kleine Zehe seines rechten Fusses, worauf es von den andern Jungfrauen feierlich zum nächsten Fluss geführt und mit der heiligen Fluth besprengt wurde. Bei den Serben umwand man es dergestalt mit Gras, Kräutern und Blumen, dass von der Haut und selbst dem Gesicht nichts zu sehen war. Vor jedem Hause tanzte es in der Mitte eines Reigens der andern Jungfrauen, worauf die Hausfrau vortrat und eine Mulde Wasser über das Mädchen ausgoss. Bei dem Tanze wurden Regenlieder gesungen, deren eines u. a. heisst:

Zu Gott fleht unsre Doda, oj dodo oj dodo he!
Dass Thauregen sich ergiesse, oj dodo oj dodo he!
Dass nass werden alle Ackrer, oj dodo oj dodo he!
Alle Ackrer, alle Graber, oj dodo oj dodo he!
Selbst im Hause alle Knechte, oj dodo oj dodo he!

Man war sicher, dass der Regen bald erfolge. Sinn der ganzen Handlung ist, wie das Wasser über die Doda ausgegossen wird, die eine Personification des grünen aber dürstenden Feldes scheint, so möge sich Regen und Thau über die Fluren und Felder ergiessen: es ist die geheimnisvolle rechtsymbolische Beziehung des Mittels auf den

Zweck, der wir in unseren Aberglauben tausend- und aber tausendmal begegnen. Eine ähnliche uralte Feier ist in Oesterreich jetzt in eine derbe Pfingstlustbarkeit ausgeartet: Die Jungen im Dorfe wählen sich einen Pfingstkönig, kleiden ihn mit grünen Zweigen, schwärzen ihm das Angesicht und werfen ihn in den Bach.

Auch das *Feuer* galt gleich dem Wasser für ein lebendiges Wesen. Wie die Quelle aus der Erde Schooss in endloser Thätigkeit hervorquillt, über die Steine springt und nach der Vereinigung mit ihres Gleichen strebend den Strömen und endlich dem Meere zueilt, so züngelt die Flamme in steter Beweglichkeit, verschlingt was von leichteren Stoffen in ihre Nähe kommt und wird entfesselt zur furchtbaren Zerstörerin. Der Edda nach ist das Feuer des Windes (d. i. der Luft) und des Meeres (d. i. des Wassers) Bruder und allen ältern Völkern galt es als ein gieriges, unersättliches, stets gefrässiges Wesen. Eben dieser Eigenschaften wegen hält man es in möglichst engen Grenzen, entringt es sich denselben, dann sagen wir heute noch, es sei ‚ausgebrochen' oder ‚ausgekommen', in Niederdeutschland, es sei ‚los geworden', den Riesen gleich welche die Helden in Fesseln legten. Aus der Erde geschlagenes Feuer dämpften nach Tacitus Bericht die Ubier, indem sie es gleich einem wilden Thier schlugen und durch langem Gebrauch beschmutzte Kleidungsstücke in die Flamme warfen.

Wie das Wasser nur in seinem reinsten Zustande, so wie es eben der Erde entquillt, zu heiligen Geschäften diensam galt, so auch nur das Feuer, welches eben erst erzeugt worden war. Wie das Rind oder Pferd, welches bereits in menschlichem Dienst gearbeitet hatte, der Göttin Wagen nicht mehr ziehen durfte und zum Dienst eines Gottes nicht mehr würdig schien, so auch die Flamme, welche bereits den Menschen zu profanen Verrichtungen gedient, die sich von Brand zu Brand fortgepflanzt hatte. Jene war gleichsam gezähmt, erschöpft, abgenutzt, nur die neue frische Flamme hatte eigentliche Heiligkeit und im Gegensatz zu jener zahmen hiess sie das *wilde* Feuer.

Es durfte dies aber wiederum nicht auf gewöhnliche Art erzeugt werden, nämlich durch Zusammenschlagen zweier Steine, sondern es musste aus dem lebendigeren Holze gewonnen werden und zwar durch Reibung. Solche Feuer nannte man, wie wir bereits früher gesehen haben, Nothfeuer. Die Art und Weise der Erzeugung dieses Feuers mag verschieden gewesen sein. Das einemal finden wir, dass ein Pfahl aus einer Hecke gerissen und mit einem Strick umwunden wird, den man so lange hin und her zieht, bis er Feuer fängt; ein anderesmal wird eine hölzerne Winde in einem in der Erde befestigten Eichenpfahl so lange umgedreht,*) bis sie Feuer gibt, welches mit Stroh oder aber mit neunerlei Holz aufgefangen wird. Wieder anderemale wird ein neues Wagenrad zu diesem Behuf umgedreht, oder das Feuer wird aus dem Holze gesägt. Bedeutsam und alt ist, dass in Norddeutschland die Pfähle vor Sonnenaufgang und unter feierlichem Schweigen eingegraben werden müssen, so wie dass im Halberstädtischen zwei keusche Knaben die Stricke ziehen. An vielen Orten muss vorher jeder Bürger alles Feuer in seinem Hause löschen und zur Entzündung des neuen Feuers einen Brand aus dem Nothfeuer mit nach Hause tragen. Wir wissen bereits, dass alles Vieh durch die reinigende, heilige Flamme getrieben und dadurch vor der Seuche bewahrt wird. Auch nahm man abgelöschte Brände mit sich und legte sie in die Krippen.

Neben diesem nur zeitweise und unregelmässig wiederkehrenden Feuer gab es aber auch andere, deren regelmässige Wiederkehr wir bereits kennen, so das Herbstfeuer oder Martinsfeuer, welches wir auf Wuotan, das Frühlings- Peters- oder Osterfeuer, welches wir auf Donar bezogen. Beide flammten vorzugsweise auf Bergen oder Hügeln, dagegen liebte man es, das gleich ihnen fast in ganz Europa jährlich entzündete Johannisfeuer in den Strassen der Dörfer und Städte, *) oder ähnlich dem Nöthfeuer, in der Nähe der Wohnungen der Menschen lodern zu lassen. **) Dies Letztere heisst mit einem ältern auch jetzt noch hin und wieder üblichen Namen Sunwentfeuer, weil um Johannis die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat und sich nun wieder wendet zu niedrigerm Stande, dessen unterste Stufe sie in der winterlichen Sonnenwende, um Weihnachten erreicht. Dem Alterthum war diese Zeit eine hochheilige, in welcher wie am Pfingsten grosse Volks- und Reichsversammlungen gehalten wurden. Welchem der Götter das Johannisfeuer flammte, ist noch nicht ausgemacht, sein heidnischer Ursprung jedoch über alle Zweifel erhaben. Wie in das Osterfeuer Eichhörnchen und Kränze geworfen werden, so wirft man in das Johannisfeuer ein Pferdehaupt, hier und da auch Blumen und Kränze. Unter Gesang werden die Scheiter und anderes dazu gesammelt, singend und bekränzt mit Beifuss und Eisenkraut tanzt man um die Flamme, springt auch wohl darüber, oder lauft durch die noch glimmenden Kohlen; dadurch glaubt man Gesundheit fürs ganze Jahr zu erhalten, man lässt gleichsam alles Uebel in dem Feuer, welches dasselbe vertilgt, wie das Wasser des Flusses zu derselben Zeit alles Unheil abwascht. Auch trug man Brände aus dem Feuer mit heim oder steckte sie auf die Felder; jene schützten das Haus, diese die Saat. Ebenso kochte man Erbsen in der Flamme, die als Heilmittel bei Quetschungen und Wunden galten und das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurden.

---

*) Auf ähnliche Weise wurde das erloschene Feuer der Vesta bei den Römern wieder entzündet.

Neben diesen Feuern findet sich die Sitte, ein mit Stroh umflochtenes Rad von einem Berge herab rollen zu lassen. Sie kommt mitunter am Johannistage, öfterer in den Fasten vor.

---

*) In Augsburg zündete 1497 in Kaiser Maximilians Gegenwart die schöne Susanna Neithard das Johannisfeuer mit einer Fackel und machte dann zuerst den Reigen um die Flamme an Philipps Hand.

**) Leider hat fast überall die trostlos öde Bureaucratenwirthschaft, dieser Drache, zu dessen Vernichtung sich noch kein Georg fand, dem Volke diese wie so viele andern Freuden verkümmert. Wann werden wir diese Landplage endlich los werden!

Ein in den Märchen vorkommender Zug, dass Unglückliche und Verfolgte vor dem Ofen knieen, um ihn anzubeten, oder ihm ihr Leid zu klagen, beruht gleichfalls auf dem alten Feuercultus; man setze nur an des Ofens Stelle das in demselben lodernde Feuer und der alte Gebrauch ist hergestellt.

Gleich beweglich und darum gleich lebendig stellt sich dem kindlichen Glauben die *Luft* dar, d. h. weniger die ruhende, stille, als vielmehr die wogende, dem Wasser gleich Wellen schlagende Luft, der Wind, oder die in wechselnder Gestalt sich zeigende Luft, das Wetter. Gleich Wuotan ist sie die alldurchdringende, und Geist, welches wir auf Genien angewendet finden, ist Athem, Hauch.

In der Edda erscheinen die Winde der vier Hauptseiten als Zwerge, im deutschen Märchen finden wir sie als gefrässige Riesen und Söhne einer Mutter, als Brüder, und darin zeigen sie Verwandtschaft mit dem Feuer, welches wir auch als ein nimmersattes Wesen erkannten.[*] Daher suchte man, wenn der Wind allzusehr wüthete und tobte, ihn durch in die Luft geschüttetes Mehl zu beschwichtigen. Einer schwedischen Sage zufolge nahm der Nordwind einem Manne dreimal das Mehl und gab ihm später kostbare Geschenke dafür. Noch heute heisst es von scharf die Felder überstreichendem trocknem Winde, er fresse das Korn.

Die Gutmüthigkeit, welche er gegen jenen Mann beweist, finden wir ihm und seinen Brüdern auch in Deutschland beigelegt. Hat Jemand ein ihm theures Wesen verloren, so wendet er sich an die Mutter der alle Himmel und Länder durchstreifenden Winde.[**] Sie fragt ihre

---

[*] Diese Verwandtschaft leucht auch darin durch, dass das Feuer der rothe Wind genannt wird.

[**] Daher, dass im Märchen noch der Wind das himmlische Kind heisst.

Söhne nach dem Verlorenen aus und diese tragen den Suchenden auf breiten Schultern an Ort und Stelle.

An einer Stelle der Edda wird erzählt, wie ein Riese in Adlergestalt an des Himmels Ende sitzt, von dessen Flügeln aller Wind komme. Auch diese Vorstellung war in deutschen Landen bekannt und zwar besonders in Niederdeutschland, während jene andere, welche drei oder vier Riesenbrüder in den Winden sieht, mehr im mittlern und südlichen Deutschland auftaucht. So glaubte man in Belgien, dass der Sturm ein gewaltiger, mit mächtigen Flügelschlägen die Lüfte durchsegelnder Vogel sei, der seine Freunde auf seinem Schwanze dahin trage.

Eine Art des Sturmwindes ist der Wirbelwind, den wir mit einem sehr bedeutsamen Namen „Windsbraut“ nennen. Alle Sagen stimmen darin überein, dass sie ein unglückliches Weib sei, welches verwünscht sei, ewig also dahinzufahren. Man könnte in ihr die nach dem verlornen Gatten rastlos suchende Frouwa sehen, da überhaupt bei dem Wirbelwind die höchsten Götter ins Spiel kommen.

Mit dem Sturm steht Hagel, Regen und Schnee in engster Verbindung. Sie entströmen oder entfallen der die Luft durchziehenden Wolke (in welcher das Alterthum ein Schiff, ein Nebelschiff sah), aus welcher die Götter, oder deren Diener den zerschmetternden Hagel entsandten, oder den die dürre Erde tränkenden Regen, während das Volk noch heute, wie einst die Scythen, in den fliegenden Schneeflocken Bettfedern einer Göttin sieht und zwar der gütigen Holda, die mit denselben die Felder bedeckt und vor dem Frost schützt.

Heilig war unsern Alten die ***Erde***, die nährende Mutter, aus deren Schooss die reiche Frucht entspriesst und der mit Obst beladene Baum, die in grünes Gewand sich kleidende, wenn der Frühling beginnt, in deren Schooss der aus dem Leben Geschiedene versenkt wird, dass er in Staub und Asche zurückkehre, der, wie die Kirche am Aschermittwoch sagt, aus Staub und Asche genommen ist. Sterben hiess darum der Vorzeit sehr schön, die Erde küssen, in der Mutter Schoss sinken. Ihr galt des Heimkehrenden erster Kuss, ihr vertraute der Unglückliche sein Leid und sein Geheimnis.

Besonders hatte die mit Gras bewachsene Erde, der Rasen, eine heilige Kraft. Der Schwörende legte die Hand auf grünen Soden, und der Kämpfende schwur, indem er sein Schwert an ein Rasenstück setzte oder dasselbe in die Erde steckte, wie Siegfried als er die drei Eide schwur. In Skandinavien wurde der feierliche Eid der Bundesbrüder unter grünem Rasen geleistet, woher die Ceremonie auch hiess: unter den Rasen gehn. Sie schnitten einen langen Streif grasbewachsener Erde auf, doch so dass er an beiden Enden am Grunde hangen blieb. In der Mitte wurde durch einen untergestellten Spiess der Wasen in die Höhe gehoben. Unter diesen Wasen traten sie, jeder stach oder schnitt sich in die Fusssohle oder inwendige Hand, das herauslaufende und zusammenfliessende Blut mischte sich mit der Erde. Dann fielen sie auf die Kniee nieder und riefen die Götter als Zeugen an, dass sie einer des andern Tod wie Brüder rächen wollten. Aehnlich legte sich bei andern Völkern der Schwörende Erde oder Rasen auf das Haupt.

Die Uebergabe eines Gutes erfolgte bei den Alten dadurch, dass man dem neuen Besitzer ein Stück Rasen oder eine Erdscholle überreichte, und der Besiegte bot zum Zeichen seiner Unterwerfung Erde und Wasser dar. Noch in später christlicher Zeit nahm man vor dem Beginn der Schlacht oder bei unversehens nahendem Tode, wenn kein Priester da war, den Leib des Herrn zu spenden, Erdbrosamen statt der heil. Wegzehrung, ohne allen Zweifel ein altheidnischer Gebrauch, von dem die Kirche nie nur die geringste Notiz nahm. Ursprünglich gab man sich dadurch, dass man also die heilige Erde in sich aufnahm, der Mutter Erde gleichsam zu eigen. Uebersetzung der genommenen Erde in des Herren Leib lag einem eben bekehrten Volke sehr nahe, da einestheils der Augenblick, worin man die heilige Communion empfing, übereinstimmte, anderntheils man in der Erde den alten Riesenleib sah, wie im Abendmahl den Leib des menschgewordenen Gottes.

Bäume und Thiere.

Balder vor dem Tode zu sichern nahm seine Mutter allen Wesen, den Thieren sowohl wie den uns leblos scheinenden Pflanzen, Steinen u. a. Eide ab, dass sie dem liebsten ihrer Söhne nicht schaden wollten; und als er der Falschheit Lokis erlegen war und Hellia verlangte, dass alle Wesen um ihn weinen sollten, da trauerten sie alle, Thiere wie Pflanzen, Wasser und Erde, Feuer und Steine. Wir sehen daraus wie das Alterthum alle Wesen nicht nur für belebt hielt, sondern ihnen auch Sinn und Empfindung zuschrieb. Besonders war dies der Fall mit den Thieren, die wir vielfach in der Fabel wie im Märchen gleich Menschen redend, denkend und handelnd erblicken, mit den Bäumen und andern Pflanzen. In beides, in Thiere und Pflanzen verwandelten sich Menschen und Götter, denn das Fluggewand z. B., welches wir Göttern, Helden und weisen Frauen zugeschrieben sehen, ist nichts, als die Verwandlung in einen Schwan; auch die Geister, die Elemente selbst nahmen häufig Thierformen an. Die Verehrung, welche man diesen Wesen zollte, galt also ursprünglich nicht ihnen selbst, sondern den höhern Wesen, von denen sie belebt oder bewohnt gedacht wurden. Später mag dieses höhere Wesen hinter der von ihm angenommenen Form verschwunden sein.

Ausser diesen göttlich verehrten Bäumen, Pflanzen und Thieren gab es andere Wesen, die einer einfachen Art von Verehrung genossen und zwar, weil sie als den Göttern besonders angenehm galten, bei den Opfern verwendet wurden und als Attribute der Götter, in deren Geleit erschienen. Diese fallen mit jenen oft zusammen, es ist oft kaum zu unterscheiden, zu welcher Klasse man einzelne solcher Wesen zählen soll.

Von heiligen Wäldern und Bäumen war schon mehremal die Rede, einzelne der letzten wurden bereits genannt.

Die Vernichtung solcher Bäume machte den Bekehrern viel zu schaffen, denn trotz alles Eiferns gegen deren Cultus fuhr das Volk fort, denselben zu opfern, Lichter unter ihnen anzuzünden, sie zu schmücken und andern Aberglauben zu treiben, und bis heute dauern noch viele dahin gehörende Gebräuche unter uns fort.

Einer der am höchsten verehrten Bäume war die Eiche, nächst ihr kam die Linde, die wie eine schützende Macht in jedem Dorfe, bei jeder Burg gefunden wird. Glück und Heil der Bewohner ist an sie geknüpft, wächst und schwindet mit ihr; als die Linde im Schlosshofe der Burg Schellenberg verdorrte, da stürzte das Schloss nach und nach zusammen, und als nichts mehr von diesem übrig war, warf der Sturm auch den dürren Stamm zu Boden. Die Esche war heilig, denn der Weltbaum ist eine Esche und aus zwei Eschen wurden die ersten Menschen geschaffen. Mit der Frau Hasel führen unsere Volkslieder Gespräche, und bevor man von dem Hollunder Holz schnitt, bat man ihn mit gebogenen Knieen, entblösstem Haupt und gefaltenen Händen zuvor um Erlaubnis. Dem Holzhauenden ruft aus dem Baum eine Stimme entgegen: Wer Haspelholz haut, der stirbt, und wenn einer die Erle haut, so blutet und weint sie und hebt zu reden an, gerade wie Blut aus der Goldwurz floss, die ein Hirtenknabe schneiden wollte. Für besonders heilig galt unter den Kräutern der Rosmarin, dessen Namen halbgöttliche Jungfrauen tragen, in dem nach unserm heutigen Kinderglauben die Kinder gefunden werden und den die Braut beim Kirchengang nothwendig tragen muss. Den nordwestlichen Deutschen, namentlich Friesen und Seeländern war das Seeblatt ein Gegenstand besonderer Verehrung; die Holländer nennen seine weissen, inwendig goldgelben, duftenden Blumen Swanneblommen, d. i. Schwanblumen, wie wir die Wasserlilie Nixblume nennen. Es ist dieselbe Blume, die unter dem Namen Lotus in Aegypten und Indien verehrt wurde, vor der sich Tibetaner und Nepalesen neigen, auf deren Blatt Brahma und Vischnu einst schwammen. Fast alle solche Gewächse haben Kraft zu heilen oder zu schaden und wurden gleich schützenden heiligen Thieren in die Wappen der Helden, Städte und Länder gesetzt.

Die Pflanzen leben ein mehr stilles Leben, dessen Aeusserungen kaum merkbar sind; an den Ort gebunden, ohne menschliches Zuthun wachsend, können sie ihren Einfluss auf seine Lebensverhältnisse nur seltner und weniger entscheidend eingreifend kund geben. Ein anderes ist es mit den Thieren, die frei und fessellos herumschweifend, grösseres Bewusstsein des Lebens zeigen, die an Kraft den Menschen gleich, an andern Eigenschaften ihm gar überlegen sind, sich ihm inniger anschliessen können und durch die Pflege, welche er ihnen weiht, ihm theurer werden. Ihr Cultus war darum ein ausgedehnterer und ungleich wichtigerer, als der der Pflanzen, und zwar liegen ihm folgende Hauptursachen zu Grunde. Die Thiere standen in der menschlich gedachten Götter Dienst oder die Götter hatten einst sich in eine Thiergestalt verwandelt, wodurch alle Thiere derselben Gattung fortan höherer Ehre genossen; es sind dabei vielleicht alte Incarnationen vorauszusetzen, wie wir sie bei andern Völkern des Alterthums finden, deren Kenntnis für uns jedoch kaum mehr zu erlangen ist. Eine geringere Art der Verehrung gewisser Thiere mag in der Lehre von der Seelenwanderung begründet sein, von der wir in unserm Alterthum unzweideutige Spuren antreffen: in der als Strafe erfolgenden Versetzung des Menschengeistes aus der edlern Menschen- in die unedlere Thierform. Dabei ist natürlich an einen eigentlichen Cultus nicht mehr zu denken, sondern nur an rücksichtsvollere, mit einer Art von frommer Scheu durchdrungene Behandlung der Thiere.

Wir sahen, wie das Alterthum nächst dem Menschenopfer kein höheres Opfer kannte als das des Pferdes. Alle Götter, der Donnerer einzig ausgenommen, besassen Pferde und der Held kannte nichts theureres als sein Ross, mit dem er sich freundlich unterredete, das all seine Freuden, wie seinen Kummer, seine Gefahren und Mühen theilte. Zwei edle Sachsenhelden Hengest und Hors trugen gar des Pferdes Namen und den Menschen gleich erhält auch das Ross seinen festen Namen, wie das Odhins Sleipnir, das des Riesen Hrûngnir Gullfaxi, das Goldmähnige, das Ross des Tages das Glanzmähnige, das der Nacht das Thaumähnige genannt wurde. Einzelne Pferde genossen göttlicher Verehrung und zwar besonders solche, die den Göttern geweiht waren und in der Nähe ihrer Heiligthümer unterhalten wurden. Besonders dem Fro finden wir solche heiligen Rosse gehegt, in der Nähe einer seiner alten Cultusstätten in Süddeutschland liegt der noch heute bekannte Rossberg; ein anderer Berg gleichen Namens in Württemberg hat einen platten Gipfel, der das Rossfeld heisst. Solche Rosse zu besteigen, wurde für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten; nur der Gott ritt sie, nur seinen heiligen Wagen zogen sie, und sie bluteten ihm als Opfer. Sie wurden sorgfältig gepflegt und genährt, besonders hielt man viel darauf, ihre Mähnen zu hegen und schmückte dieselben, indem man Gold, Silber und Bänder hineinflocht. Da sie als Opferthiere galten, so mussten sie weiss sein, wie denn auch die Rosse der Könige noch in späterer Zeit nur weiss sein durften. Sie waren nach Tacitus für Mitwisser der Götter angesehen (Könige Edle und Priester waren nur der Götter Diener) und darum wurde fleissig auf ihr Wiehern geachtet; keinem andern Orakel schenkte man solchen Glauben und vertraute man so sehr. Wenn das Ross vor der Schlacht seine muthweckende Stimme erhob, dann war an keine Niederlage zu denken, senkte es aber das Haupt und war es still, dann war sie gewiss. Heiliger noch und edler als das Ross galt das Fohlen; die Stute war wie es scheint wenig oder nicht geachtet.

Selbst in dem abgeschnittenen Pferdehaupt lebte noch eine geheimnissvolle Kraft fort und man bediente sich desselben zu manchen Zaubereien. Im Märchen ist der Zug bewahrt, wie der Kopf des treuen Falada über das Thor genagelt wird und mit der scheinbaren Gänsemagd redend, sie dem König als eine Königstochter ankündet. Wenn man im Norden einem Feinde schaden, ihn vernichten wollte, dann errichtete man die furchtbar wirkende Neidstange, indem man ein Pferdehaupt mit gähnendem Rachen, den man durch Hölzer aufsperrte, auf einer Stange erhob und es der Gegend zuwandte, woher der Feind kommen musste. Andere schnitzten ein Menschenhaupt aus Holz, befestigten es auf einer Stange und steckten dieselbe in die Brust eines geschlachteten Pferdes, welches man wahrscheinlich den Göttern unter Verwünschungen gegen den Feind geopfert hatte.

Wie Hengste vor den Wagen nordischer und deutscher Könige gespannt wurden, so zogen Stiere den fränkischen Königswagen; sie waren dem Fro gleichfalls heilig. Nach Plutarch schwuren die Cimbern bei einem ehernen Stier. Doch kommt im ganzen der Stier seltner vor, (vielleicht weil wir weniger davon übrig haben) häufiger die Kuh, und das Rind. Wir fanden heilige Kühe an dem Wagen der Nerthus und auch im Norden standen sie in hohem Ansehen; die Rinder aber wurden häufig geopfert. Der Eber und der Bock galten gleichfalls wie als Thiere Fros und Donars, so auch als Hausthiere für opferbar und darum für heilig. Nur der Hund war vom Opfer ausgeschlossen, obgleich er dem Pferde in manchen Eigenschaften, namentlich an Treue und Klugheit ähnlich ist; es liegt etwas unedles, unreines in ihm, so dass sein Name selbst als Schelte dienen kann. Aber er genoss darum doch gewisser Verehrung, da er Göttern und Göttinnen als Geleiter diente und dafür galt, dass er ihre Nähe wisse, die unsichtbar Kommenden schaue.

Unter den Thieren des Waldes gab es besonders drei, welche der Mensch mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete, es waren Bär, Wolf und Fuchs. Die Stelle, welche in unsern Thiermärchen der Löwe einnimmt, gebührt in Deutschland dem Bären, der unserer Vorzeit König der Thiere war. Er ist das stärkste und grösste aller eingebornen Thiere, sein Gebrüll der mächtigste Ton, der in unsern Wäldern erschallt. Wie das Alterthum scheute, den Namen des höchsten Wesens zu oft oder an unpassender Stelle zu nennen, so vermied es gleichfalls, den Namen des Unheimlichen, Zauberhaften laut auszusprechen, weil es dadurch augenblicklich herbeigerufen wird, so mied es besonders auch, die Namen jener drei Thiere zu nennen, sondern gebrauchte statt dessen schmeichelnde und freundliche Beinamen, um sich der Thiere Freundschaft zu versichern. So nannte es den Bären den Alten, den alten Grossvater, Schwarzzahn, Süssfuss; den Wolf Holzing, Goldfuss, Goldbein oder auch Graubein, Goldzahn; den Fuchs Blaufuss, d. i. Schwarzfuss, Waldgänger. Bär und Wolf finden wir oft in Wappen aufgenommen und eine Menge von menschlichen Eigennamen ist mit deren Namen zusammengesetzt, so Bernhart, Bernwin, Adalbern, Reginbern, Hruodbern, Wolfgang, Wolfbrant, Wolfhelm, Heriwolf, Sigiwolf, Hiltiwolf; keiner aber mit Fuchs. Dem letztern fehlt die Seele aller Heldennamen, männliche Kühnheit; es kann auch keine Verwandlung der Menschen in Füchse statt finden, wohl aber in Bären oder Wölfe, am häufigsten ist die in Werwölfe. Der alten Thierfabel sind die drei Thiere wesentlich, alles andere untergeordnet; das allein würde schon für ihre uralte Heiligkeit zeugen; ebenso finden wir sie in vielen Märchen zusammen auftretend, mit menschlicher Sprache und übermenschlichem Wissen begabt.

Die Katze galt als Thier der Frouwa, deren Wagen sie zog, für heilig, und in ihre Gestalt verwandelten sich besonders Frauen; auch das Wiesel, das rasch dahin fährt und aus klugen Augen schaut, wurde für zauberkundig gehalten und Fräuchen angeredet.

Wie den Göttern heilige Pferde unterhalten und gefüttert wurden, so geschah dies auch mit andern Thieren. Dieser Gebrauch erhielt sich selbst noch bis in spätere christliche Zeiten und wir sehen noch einen Ueberrest davon in Bern, welches dem Bären, der in der Stadt Wappen steht, zu Ehren auf öffentliche Kosten zwei Bären unterhält, welche gleichsam die Schutzwichte der Stadt sind.

Ebenso fütterte man die wilden Vögel. Wie man in Norwegen Julabends den Sperlingen Kornbüschel aussetzte, so gibt man in Hessen zwei Gescheit von der Wintersaat den Vögeln; und wenn die Ernte eingethan ist, wirft man Nachts um zwölf Uhr eine Garbe aus der Scheuer, dass „die Englein im Himmel davon zehren." Es sind das alte Opfer, welche man den Vögeln um die Herbstzeit darbrachte. Mit den Vögeln lebte das Alterthum überhaupt sehr vertraut; wegen ihrer grösseren Behendigkeit scheinen sie geisterhafter als die vierfüssigen Thiere. Wir fanden schon wiederholt, wie Götter, Göttinnen, Helden und weise Frauen sich in ihre Gestalt verwandeln; die nordischen Götter und Riesen legen ein Adlerkleid an, die Göttinnen ein Falkenkleid, halbgöttliche Wesen der Deutschen und Skandinavier schlüpften in ein Schwanhemd. Das Feuer erschien als rother Hahn, der Flamme Prasseln in dem Dach des Hauses ist sein Krat; wahrscheinlich ist der Hahn auf unsern Kirchthürmen noch heidnischer Abkunft.

Zu den erhabenen Göttern passt das Aargewand, dessen selbst Allvater sich einmal bediente, denn wie der Bär an der Spitze der wilden Waldthiere, so steht der Aar an der Spitze der wilden Vögel. Bei aller Schönheit und Kraft, die er zeigt, steht er an Klugheit doch dem gleichfalls sehr heilig gehaltenen Raben nach. Wie in den Mythen, so erscheint in den Märchen der Rabe als weise, ja allwissend und der geheimen Naturkräfte kundig. Die rasch die Luft nach allen Richtungen durchschiessende Schwalbe gilt noch heute für so heilig, dass das von ihr gebaute Nest dem Hause Glück, sie zu tödten aber Unheil bringt. Gleich der Schwalbe ist der Storch Bote des Frühlings, aber er ist auch Kinderbringer, und als solcher muss er dem Alterthum ein Götterbote gewesen sein; auch sein Gewand ziehen Menschen und wohl auch höhere Wesen oft an. Als weissagend erscheint besonders der Kukuk, dessen Ruf man zählt, um zu erfahren, wie lange man leben, oder noch unverehlicht bleiben werde; ruft er den das Letztere fragenden Mädchen in Schweden öfter als zehnmal, dann sprechen sie, er sitze auf einem närrischen d. i. verzauberten Zweig und achten nicht weiter auf seine Prophezeiung. Hört man ihn zuerst von Norden, dann bringt das Jahr Trauer, von Osten und Westen bedeutet sein Ruf Glück. Ihn ohne Ursache zu tödten, bringt Gefahr. Das hohe Ansehn, in welchem er stand, hatte so wie sein oft zum Nachtheil der Seele täuschender Ruf, zur Folge, dass er im Christenthum als ein Vogel des Teufels galt und noch gebrauchen wir seinen Namen statt dem des Teufels.*) In gleicher wenn nicht höherer Verehrung wie der Kukuk standen das Rothkehlchen und die Meise. Das Rothkehlchen kündigt sich durch seine Farbe als ein dem Donnerer heiliger Vogel an, darum schlägt der Blitz in das Haus, wenn man sein Nest stört, und wenn es einen Erschlagenen im Walde findet, trägt es Blumen und Blätter auf sein Gesicht. In welchem Ansehn die Meise stand, sehen wir aus den Weisthümern; wer eine im Walde fing, war der höchsten Busse verfallen, er war „um Leib und Gut und in des Herren Ungnade."

Schlangen scheinen durch die Schönheit ihrer Form, die Gefahr ihres Bisses vor andern Thieren Scheu und Ehrfurcht zu gebieten; viele Sagen erzählen von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen; darin liegt fast untrügliches Zeichen des Cultus. Wesen, die aus menschlicher Art in thierische Bildung übergegangen sind und den Umständen nach in jene zurückkehren können, ist das Heidenthum heilig zu halten geneigt. Die Longobarden beteten selbst nachdem sie zum Christenthum übergetreten waren, noch eine goldne Schlange an, der heil. Barbatus benutzte ihres Königes Romuald Abwesenheit, sich das Bild von dessen Gemalin zu verschaffen und liess einen Kelch und eine Patene daraus schmieden, aus denen er dem König bei dessen Rückkehr das heil. Abendmahl reichte. Ueberall in Deutschland weiss man, dass Schlangen zu tödten Unglück bringt. An das Leben der Schlangen ist nicht selten das Leben der Menschen gebunden, sie sind gleichsam seine Schutzgeister und wenn sie sterben, welkt auch der Mensch dahin. Schützend halten sie an des Kindes Wiege Wacht, grösseren Kindern weisen sie Schätze, Kranken und Verwundeten retten sie das Leben. Oft kommen sie zu einsamen Kindern ins Zimmer, auf Wiesen und Weiden oder in die Häuser und trinken mit ihnen Milch aus dem Schüsselchen; sie tragen eine goldene Krone auf dem Haupte, welche sie dabei ablegen, mitunter auch beim Weggehen vergessen und lohnen dem Kinde mit Perlen, glänzenden Steinen und goldenen Spielsachen. Oft finden sie sich auch in ganzen Scharen ein und haben dann einen König, der eine schimmernde Krone trägt. Lässt man sie ruhig gewähren, so bringen sie dem Hause Glück und Segen, tödtet man aber den König, dann folgt ein Unglück dem andern. Wer solch eine Schlangenkrone trägt, der ist unsichtbar und wird steinreich. In einigen Gegenden erzählt man noch, jedes Haus habe zwei Schlangen, ein Männchen und ein Weibchen, die sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter stirbt, dann sterben sie auch.

---

*) Des Kukuks werden, der Kukuk hat ihn hergebracht u. s. w.

Die geflügelte Schlange nennen wir mit einem undeutschen Wort Drache, der deutsche Ausdruck ist Wurm, Lintwurm, d. i. der glänzende, leuchtende Wurm von dem Gold, worauf die Drachen liegen, welches sie hüten. Sie sind ganz im Gegensatz zu den Schlangen geizig, neidisch, giftig; dem nahenden Menschen werfen sie Rauch, Flamme und Wind aus dem Rachen entgegen. Gefrässig berauben sie die Heerden, sie fordern selbst Menschen als Opfer. Der gewöhnliche Mensch erliegt ihnen, nur die Helden vermögen den Kampf mit ihnen zu bestehen und der Sagen von ihren Drachensiegen sind alle Länder voll. Der Genuss ihres Herzens bringt den Siegern Kunde der Thiersprache zuwege, das Bestreichen mit ihrem Blut härtet die Haut gegen alle Verletzungen.

Die Käfer waren wie den Aegyptern, so auch den alten Deutschen heilig. Feierlich holte man noch im siebenzehnten Jahrhundert den ersten Maikäfer aus dem Walde, gleichsam wie einen Boten der Gottheit des Frühlings. In oberdeutschen Sagen erscheinen die Käfer als heilige, das Gold bewachende, selbst goldene Thiere. Den schwedischen Mädchen sagt der auf ihrer Hand umkriechende kleine Goldkäfer, von welcher Seite der Bräutigam komme. Fast in all unsern Dialecten trägt dies hübsche Thierchen noch mythisch klingende Namen: wie man ihn in Schweden Jungfrau Mariens Schlüsselmagd heisst, so nennen wir ihn Marienvöglein, Liebfrauenthierchen, Marienkälbchen, Herrgottsthierchen, Herrgottsvöglein, Gotteskühlein, Sonnenküchlein.

Heilig war endlich die Biene, die wir sorgsam hegen, die uns zum Dank dafür den Honig schenkt, einen Hauptbestandtheil des alten Göttertrankes. Sie ist emsig und still geschäftig, gleich den Zwergen und Elben, die gleich ihr einer Königin gehorchen. Sie nimmt regen Antheil an Vorspiel und Unheil, welches ihren Herrn trifft; wenn er stirbt, so muss man dem Bienenstock den Todesfall melden und bitten, dass er dem neuen Hausherrn getreu und gewogen bleibe, auch als Zeichen der Trauer ihn auf eine gewisse Zeit schwarz verhüllen; geschieht das nicht, dann fliegt der Schwarm fort. Goldene Bienen begleiteten selbst die Leiche des fränkischen Königs Childerich ins Grab.

Himmel und Gestirne.

Von der Betrachtung der als göttlich verehrten Wesen wenden wir uns zu der des Himmels, den die Götter und die ihnen näher stehenden Geister bewohnen (die sich mit den Sternen vermengen), zu dem nach ihrem Tode irdische Wesen erhoben werden, an dem ausgezeichnete Helden und Riesen als Gestirne leuchten. Vom Himmel steigen die Götter herab zur Erde nieder, am Himmel fahren sie her und durch den Himmel beschauen sie unsichtbar das Treiben der Menschen. Wie sich alle Pflanzen nach dem himmlischen Licht kehren, alle Seelen zum Himmel wenden, so steigt der Rauch des Opfers und das Gebet der Menschen in die Höhe.

Das Wort Himmel stammt aus der Wurzel hima, decken, einhüllen, kleiden; der Himmel deckt die Erde, er umschlingt und umarmt sie, wie der liebende Mann das geliebte Weib. Einige deutschen Stämme kennen das Wort nicht, sie haben statt dessen das Wort Heven, Häwen, engl. heaven, d. i. der Fassende, Allumfassende.

Allen Gestirnen werden bestimmte Stätten, Plätze und Stühle beigelegt, auf denen sie Sitz und Wohnung nehmen; sie haben ihr Gestell und Gerüste. Das gilt vor Allem von der Sonne, die täglich aufsteigt und zu ihrem Sitz oder Sessel zurückkehrt, aber auch von den Sternen, denen noch im Märchen jedem ein besonderes Stühlchen zugeschrieben wird. Aus dem Capitel über Wuotan wissen wir, dass einzelne Gestirne am Himmel fahrende Wagen sind, und gleich andern Göttern und Göttinnen hat auch die Sonne ihren eigenen Wagen.

Von allen Sternen treten besonders zwei hervor, die den Tag erleuchtende Sonne und der die Nacht erhellende Mond. Sie sind in allen deutschen Sprachen ursprünglich jene weiblichen, dieser männlichen Geschlechts. Beide werden mitunter einem Rad verglichen (besonders die Sonne heisst in der Edda das schöne lichte Rad) wegen ihrer runden Gestalt bei rasch dahinrollender Bewegung.

Das kriegerische Alterthum sah in den Hauptgöttern Schützer des Krieges, daher dachte es sich auch den Himmel kriegerisch gebaut und zwar als eine mit goldnen Schilden gedeckte Burg. Ebenso sah es auch in der Sonne einen runden leuchtenden Schild, der golden erglänzte in göttlichem Licht.

Die älteste und verbreitetste Vorstellung, welche man mit der Sonne und den Gestirnen verband, war aber wohl die des Auges; die Sonne war das Auge des Wuotan, wie sie den Griechen Auge des Zeus, den Parsen des Ormuzd, den Aegyptiern des Demiurgen war. Mit ihm überschaute der alldurchdringende Gott die ganze Welt und so konnte nichts vor ihm verborgen bleiben. Ebenso sind Mond und Sterne des Himmels Augen, mit denen sie auf die Menschen niederblicken. *)

Nach der jüngern Edda sind Sonne und Mond Geschwister und eines Mannes Kinder, der Mundilföri heisst. Beide waren hold und schön, aber so stolz, dass sie den Zorn der Götter erregten, welche sie an den Himmel setzten. Da muss Sonne die Hengste des Sonnenwagens fahren, Mond des Gestirnes der Nacht Gang leiten. Ob dieser Mythus auch in Deutschland bekannt war, ist noch nicht ausgemacht.

Das Volk pflegte sich bis auf die spätere Zeit von Sonne und Mond redend gern auszudrücken: Frau Sonne, Herr Mond; jene nannte man die Frohe, Liebe und Gnädige, die heilige Herrin und Frau, dieser wird in einem alten Spruche begrüsst:

Bis Gottwillkommen, neuer Mond, holder Herr!
Mach mir meines Geldes mehr!

Unablässig rollen beide Gestirne ihre Bahn, sie scheinen gleichsam zu fliehen vor einem sie bedrohenden Verfolger. Diese Vorstellung war fast allen Völkern des Alterthums und ist noch den meisten wilden Völkern gemein. Dem nordischen Mythus zufolge sind es zwei dem Geschlecht der Riesen entstammende Wölfe, welche ihnen nachstellen um sie zu verschlingen. Oft wähnte man dieselben den Gestirnen nah, als hätten sie bereits einen Theil derselben in den Rachen gefasst; das war zur Zeit der Verfinsterung der Sonne oder des Mondes und dann glaubte man die Zerstörung aller Dinge, selbst den Weltuntergang nahe; darum suchte man die Ungeheuer durch Geschrei zu schrecken, damit sie ihren Raub fahren liessen.

Schon in frühester Zeit war den Deutschen eine bestimmte Zeitabtheilung bekannt und zwar wie es scheint

---

*) nach niederländischem Kinderglauben Löcher im Boden des Himmels, durch welche die Engel schauen.

eine doppelte, ein Sonnenjahr mit zwölf und ein Mondjahr mit dreizehn Monaten. Die letztern schlossen jeder vier Siebentagwochen, also achtundzwanzig Tage in sich und tragen ihren Namen nach dem Mond, mânôd von mâno. Daher war es natürlich, nicht nach Tagen zu zählen, denn am Tage bietet sich der Mond der Beobachtung nicht dar, sondern nach Nächten, gerade wie man das Jahr nach dem Winter nannte, der sich zum Sommer verhält, wie die Nacht zum Tag. Alle Fristen wurden nach sieben Nächten, vierzehn Nächten, Monaten und Wintern anberaumt. Hiervon hängt weiter ab, dass die Erscheinungen des Mondes entschiedenen Einfluss auf bedeutende Unternehmungen hatten. Zwar waren alle Arbeiten und Verrichtungen der Krieger, der Knechte, der Gerichte durch Tag und Sonnenzeit bedingt, aber wenn etwas neues und wichtiges gepflogen werden sollte, so richtete man sich nach dem Mond, d. h. es geschah an Tagen, deren Nächte günstiges Mondlicht hatten, entweder beim Neumond oder beim Vollmond; jener regte durch seine Frische, dieser durch seine Fülle an. Der Neumond ist für eigentliche Beginne eine heilbringende Zeit, was dann angefangen wird, das wächst mit und gleich ihm; darum schliesst man im Neumond Ehen, baut Häuser, schneidet was wieder wachsen soll, sammelt heilsame, kräftigende Kräuter, und zu Ariovists Zeit thaten weise Frauen den Ausspruch, dass die Germanen nicht vor dem Neumond kämpfen sollten. Mit dem Augenblick der Fülle tritt dagegen für den Mond auch die Zeit der Abnahme ein, darum nahm man alsdann Geschäfte vor, die Trennung oder Auflösung, Fällen oder Erlegen beabsichtigten. Man warf Gräben auf, mähte das Gras, haute Holz u. a. m. Des Hausvaters Tod im abnehmenden Mond galt für ein Unheil, denn man hielt dafür, dass nun das ganze Geschlecht abnehme.

Wie die Vorstellungen über die Ursachen der Verfinsterung des Mondes und der Sonne bei allen Völkern einander ähnlich sind, so auch diejenigen über die Flecken und schattigen Vertiefungen im Licht des Vollmonds. Den

Indern erscheinen sie als der Gott des Mondes, der einen Haken auf der Schulter trägt; dem Norden waren sie zwei Kinder, welche der Mond von der Erde weggenommen hat und die an einer Stange einen Eimer auf ihren Achseln tragen. Die deutsche verchristlichte Ueberlieferung sagt es sei ein Mann, der den Sonntag dadurch entweihte, dass er Holz oder anderes stahl und zur Strafe dafür in den Mond versetzt wurde; *) eine schöne geistliche Deutung, welche wir dem Bruder Berthold verdanken sagt, der Mond sei Maria Magdalena, die Flecken seien ihre reuig vergossenen Zähren.

Auch die Sonne hat wohl Einfluss auf abergläubische Vorstellungen, doch ist derselbe unbedeutend. Die Götter walten, die Geister schaffen gern in dem stillen geheimen Dunkel der Nacht, ungesehen von Menschenaugen; dem Zwerg, den die Sonne noch auf Erden überrascht, bringt sie augenblicklichen Tod. Darum sind die Kräuter, sobald der Sonne Strahl sie trifft, aller Heilkraft beraubt und das von ihm berührte Wasser ist untüchtig zu heiligem Gebrauch.

Zweimal im Jahr wendet die Sonne ihren Lauf, im Sommer um zu sinken, im Winter um zu steigen. Beide Zeiten beging das Heidenthum feierlich, es sind die Sonnewenden, bei denen wohl Feuer angezündet wurden; das Johannisfeuer ist eins derselben.

Auch die andern Sterne waren dem Alterthum nicht leblos, sie galten ihm in Beziehung auf den Menschen für hold oder feindlich; welche Constellation ihm bei seiner Geburt leuchtete, die nimmt ihn sein ganzes Leben hindurch unter ihren Schutz; er ist dann unter einem guten, glücklichen Stern geboren. Ein Ueberrest der Verehrung der

---

*) In der Grafschaft Mark erzählt man sich: Ein Mann wollte stehlen, aber der Mond schien und war ihm im Wege. Da verfluchte er den Mond und rief: Willst du weg gehn! Als Gott das hörte, gab er dem Mann die Wahl, entweder in der Sonne zu verbrennen, oder im Mond zu erfrieren. Da liess der Mann sich in den Mond setzen.

Sterne liegt noch darin, dass man sie Abends beim Schlafengehen grüsst, gleichsam wie Engel, die während wir ruhen, über unserm Haupte wachen. Auch verbietet man den Kindern, mit den Fingern nach den Sternen zu deuten, weil das heisse, den Englein in die Augen stechen. *)

Wenn die Sterne sich reinigen, so fallen die Sternschnuppen nieder; daher sagt man noch, die Sterne putzen, schneutzen sich. Sie sind vorbedeutsam: was man in dem Augenblick wünscht, geht in Erfüllung; es soll auch wer eine Sternschnuppe erblickt, ein Gebet sprechen. Jeder Mensch hat seinen eignen Stern, wenn er stirbt, erbleicht derselbe, das drückt ein lithauischer Mythus sehr schön also aus: Die Spinnerin des Schicksals, die Werpeja, beginnt den Faden der Neugebornen am Himmel zu spinnen und jeder Faden endet in einen Stern. Naht nun des Menschen Tod, so reisst sein Faden und der Stern fällt erbleichend nieder.

Leider scheinen die Ueberlieferungen unserer Vorzeit von einzelnen Gestirnen fast ganz verschollen, ihre Namen durch gelehrte Benennungen verdrängt, doch wird sich der eine oder andere gewiss noch erhalten haben. Bisher haben sich nur die Namen der drei Sternbilder wiedergefunden, welche in der Anschauung des Volkes am meisten hervortreten und die wir undeutsch mit den Namen des grossen Bären, Orion und der Plejaden bezeichnen.

Der grosse Bär hiess unsern Vorfahren so wie den mit ihnen urverwandten Völkern der Wagen, weil man an dem Gestirn deutlich vier Räder und eine abstehende Deichsel unterschied; von der letzten wurde es bei den Angelsachsen auch bloss die Deichsel genannt. Dieser Wagen gehörte den obersten Göttern, dem Wuotan bei uns und

---

*) Auch der h. Thomas a Kempis vergleicht die Engel mit den Sternen, wo er über den Fall jener spricht und sagt: Hast du an den Engeln Sünde bemerkt, was wird mit mir geschehen? Sterne sind vom Himmel gefallen und was soll ich Staub mich vermessen? De imitat. Chr. III. 14. 1.

in den Niederlanden, dem Donar im Norden, und noch erzählt sich das Volk, er drehe sich um Mitternacht mit grossem Geräusch um, wie auch die Sonne rauschend verschwindet. In der Schweiz gilt sein Stand für ein Zeichen theurer oder wohlfeiler Zeit: fährt er hoch daher, dann ist der Gott den Menschen gram und hält seinen Segen zurück, es erfolgt Theurung, steht er aber nieder, dann neigt sich der Gott gerne zu den Menschen herab und spendet seines Segens Fülle, dann gibt es Ueberfluss an Allem.

Ueber dem mittelsten Stern in der Deichsel des Wagens steht ein ganz kleiner Stern, an den sich noch besondere Sagen knüpfen. Das Volk nennt ihn Däumchen, Hans Däumchen und erzählt eine zweifelsohne aus heidnischer Zeit stammende und verchristlichte Ueberlieferung von ihm: Ein Fuhrmann fuhr einst unsern Heiland, der versprach ihm zum Lohn das Himmelreich. Der Fuhrmann aber sagte, er wolle lieber in Ewigkeit fahren von Aufgang bis zu Niedergang. Sein Begehren wurde erfüllt, der Wagen steht am Himmel und der oberste von den Deichselsternen ist jener Fuhrmann, das Reiterlein.

Der Gürtel des Orion hiess dem Norden Frikkas Rocken, den Dänen noch heute Mariarock. In Oberdeutschland nennt man die drei Sterne, welche den Gürtel bilden die drei Mader, weil sie drei auf der Wiese neben einander stehenden Mädern gleichen: eine einfache Benennung, wie die des Wagens, in der kindlichen Phantasie eines Hirtenvolkes entsprungen. Altdeutsch heisst der Orion oft der Pflug, am Rhein nennt man ihn den Rechen, beides Geräthe der Ackerer und Mäder. Die Angelsachsen sahen in der Constellation einen Trupp wilder Eber. Das spätere Mittelalter verwandelte einen andern altheidnischen Namen, den wir nicht mehr kennen, in den christlichen des Petersstabs, oder Jacobsstabs; wahrscheinlich sah man ursprünglich in dem Gestirn einen Gott, der mit seinem Stab die himmlische Bahn einherschritt.

In dem Siebengestirn sieht man noch heutzutage eine Glucke mit sieben Küchlein. Auch von ihm geht eine

Sage, deren Ursprung offenbar in die heidnische Zeit hinaufreicht. Christus ging an einem Beckerladen vorüber, wo frisches Brod duftete und sandte seine Jünger hin, ein Brod zu erbitten. Der Becker schlug es ab, doch von ferne stand die Beckersfrau mit ihren sechs Töchtern und gab das Brod heimlich. Dafür sind sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt, der Becker aber ist zum Kukuk *) geworden, und so lange er Frühjahrs ruft, von Tiburtii bis Johannis, ist das Siebengestirn am Himmel sichtbar.

In dem Regenbogen sah unser Alterthum eine himmlische Brücke, über welche die Götter wandeln, welche einer der Götter bewacht, damit die Reif- und Bergriesen nicht über dieselbe in den Himmel dringen. Wie das Wandeln der Götter fast stets segenströmend ist, so auch hier: von dem Regenbogen fallen, noch bestehendem Volksglauben zufolge goldne Münzen nieder und wo er aufsteht, liegt eine goldne Schüssel, oder findet man verborgene Schätze. In Baiern nennt man den Regenbogen Himmelring oder Sonnenring, jene Münzen Himmelringschüsseln; und in Oesterreich weiss man noch, dass die Engel die Seelen der Verstorbenen über den Regenbogen in den Himmel führen.

Tag und Nacht.

Die Riesentochter Nacht wurde nach der Edda einem Manne von göttlicher lichter Abkunft vermählt, da gebar sie den Tag, der seinem Vater gleich licht und schön war. Allvater nahm Mutter und Sohn, versetzte sie an den Himmel und gab jedem ein Ross und einen Wagen, mit welchen sie in gemessener Zeit die Erde umfahren sollten. Wir lernten diese Rosse bereits kennen als das Thaumähnige und das Glanzmähnige. Beide sind hehre heilige Wesen, beide werden grüssend angeredet.

Ungleich der Sonne haben sie also nur ein Ross an ihrem Wagen, auch steht der Tag so unabhängig von der Sonne da, wie die Nacht vom Monde,*) denn jener beginnt seinen Lauf, noch ehe die Sonne ihre Bahn betritt. Ob diese Vorstellung vom fahrenden Tag auch in Deutschland heimisch war,**) lässt sich noch nicht sagen. Er tritt bei uns einem Götterboten gleich in Gestalt eines schönen, freundlichen Jünglings am Gipfel des Berges leise auf die Zehen, um ins Land zu schauen, steigt und dringt dann unaufhaltsam vor, die Nacht vor sich her treibend. Mit seinem Erscheinen ist eine Erschütterung, ein Geräusch verbunden, welches wohl seinen Schwingen beizumessen ist; es geht ein Schauern durch die Natur und frischeres Weben dringt aus den Wolken; er bricht an. Wie die aufgehende Sonne freudig ertönt, so ist auch der Tag ein Wonnebringer, wie die Nacht die Trauerbringende ist. Sie bricht nicht an, sondern ein, sie überfällt und wird mehr als feindliche, böse Gewalt aufgefasst, die dem Sprichwort zufolge „keines Menschen Freund“ ist. Dies durchaus verschiedene und entgegengesetzte Wesen beider hat natürlich zur Folge, dass sie beständig miteinander im Streit stehen, worin sie abwechselnd siegen oder unterliegen.

---

*) In einem Kinderreim wird noch der Kukuk Beckerknecht genannt.

Sommer und Winter.

Langsamer und darum ungleich feierlicher als der Wechsel von Tag und Nacht erfolgte der von Sommer und Winter. Das Alterthum kannte ursprünglich nur diese beiden Jahreshälften und rechnete nach ihnen, die südlicher wohnenden Völker nach Sommern, die nördlichern nach Wintern; daher die alten Adverbia sommerlang und winterlang. Diese Eintheilung macht sich um so mehr geltend, je weiter man nach Norden kommt, weiter nach Süden unterscheiden wir drei, vier, ja selbst fünf Jahreszeiten. Mythische Bezüge haben nur jene zwei.

---

*) Da sie zusammen gehören, so ist an eine Vermählung bei beiden Paaren zu denken nicht sehr gewagt.

**) Es scheint fast, denn noch im Mittelalter ist von den Klauen des Tages, die er durch die Wolken geschlagen habe, die Rede; es werden dies die Klauen seines Rosses sein.

Dem Norden stammten Sommer und Winter aus dem Geschlecht der Riesen: jenes Vater war freundlich und schön und alles Frohe und Liebliche wird nach ihm genannt; dieses Vater hiess der feuchte, nasse und war gleich dem Sohn grimmig und kaltbrustig. Auch unsern Alten galten beide als persönliche Wesen, noch sind ihre Namen Eigennamen, und in zahlreichen Redensarten des Volkes und dichterischen Wendungen hat sich ihr Andenken erhalten. Wir sagen z. B.: der Sommer, der Winter ist vor der Thür, tritt ein, kehrt ein; früher liess man beide abziehend Urlaub nehmen. Weil aber der Sommer mit dem Mai beginnt, so steht statt jenes auch der Mai in lebendiger Persönlichkeit da: wie der Winter, so wird der Mai Herr angeredet, er hält seinen Einzug ins Land, gleich den Göttern, und wird mit Dank und Neigen begrüsst und verehrt.

Wie Tag und Nacht, so stehen Sommer und Winter im Kampf und beiden wird Gefolge und Dienerschaft zugeschrieben. Im Gefolge des Winters ziehen die alten Riesen Reif und Schnee, diese künden dem Sommer Krieg an, und er siegt oder unterliegt, je nach der Jahreszeit, er zieht mit seinem Gefolge triumphirend daher oder muss mit demselben den Angriffen seines Feindes weichen. Wie das Freundliche, Schöne und Milde stets länger in der Erinnerung haftet, da man seiner gerne wieder gedenkt, als das Finstere, Rauhe und Wilde, so erhielten sich von dem Wesen und Treiben des Sommers deutlichere Spuren, als von dem des Winters. Seine Ankunft war nicht an eine feste Zeit gebunden; wenn er kam, dann sandte er seine Boten und Zeichen voraus, welche man mit Jubel und Freude begrüsste. Solche Zeichen waren das erste Veilchen, welches man auf eine Stange steckte und unter Gesang umtanzte, der erste Maikäfer, den die Spinnerinnen feierlich einholten, wobei die Häuser mit grünen Zweigen geschmückt wurden. Unter des Sommers Boten sind die erste Schwalbe, der erste Storch und der Kukuk seine Herolde genannt; ihre Ankunft wurde von den Thürmern mit Hornstössen begrüsst und war ein allgemeines Fest.

Diesen Zeichen und Boten folgte der Sommer selbst, aber er sties nun auf den alten Erbfeind. Der Kampf, welcher sich zwischen beiden entspann, so wie des Sommers Einzug und des Winters Ende wurde und wird förmlich dargestellt. In Stroh oder Moos gekleidet tritt der Winter dem in Epheu oder Singrün gehüllten Sommer entgegen und nach kurzem Kampfe wird jener niedergeworfen, gefesselt, geschlagen und ausgetrieben.

Mehr nach Franken, dem Spessart und der Rhön zu tritt an die Stelle des Winters der Tod; denn der Winter ist das todähnliche kalte Starren der Natur, welches dem warmen lebensvollen Hauch des Sommers weichen muss. Tiefer in Franken *) hört der Kampf auf und finden wir das blosse Vertreiben oder Hinaustragen des Todes. Er wird durch ein Bild dargestellt, welches man umträgt und dann ins Wasser wirft oder verbrennt. Man stritt darum, in welchem Hause das Bild gemacht werden sollte, weil dort in dem Jahre Niemand starb.

Glänzender war die Einholung des Sommers bei Schweden und Gothen, wo am ersten Maitag sich zwei Geschwader Reiter versammelten: das eine hatte einen mit Pelzen und dicken, warmen Kleidern bedeckten mit einem Spies bewaffneten Führer, der mit Schnee und Eis um sich warf; des andern Führer hiess der Blumengraf, er war mit grünen Zweigen, Laub und Blumen bedeckt, trug leichte Kleider und keine Waffen. Diese beiden hielten ein förmliches Gefecht, wobei der Sommer den Winter zu Boden zerrte. Der Winter und sein Gefolge warfen wohl mit Asche und Funken um sich, doch des Sommers Gefolge wehrte sich mit laubigen Birkenzweigen und grün ausgeschlagenen Lindenästen; ihm wurde vom Volke der Sieg

---

*) Thüringen, Meissen, Schlesien und Böhmen.

zugesprochen. Dieser Mairitt unter des Maigrafen Anführung war gleichfalls in Niederdeutschland üblich, doch mangelt hier der Kampf. In feierlichem Zug wurde der Maigraf in die Stadt eingeholt; er sass auf dem im Walde gehauenen Maiwagen, den vier Pferde zogen und dessen Maien und Laub in der Stadt vertheilt wurden.

In all diesen Bräuchen tritt die Persönlichkeit der alten Götter, oder wenn man will, der alten Riesen Sommer und Winter bis auf diese Stunde stark und klar hervor. Gerade so wie hier der Sommer, zieht wie wir früher gesehen Nerthus, Holda und Perchta in das Land und Freude und Jubel empfangen sie allerwärts. Wie sie die Fruchtbarkeit spendenden, Alles neu belebenden Göttinnen sind, so ist der Sommer der die winterlichen Bande der Erde lösende, sie mit frischem Grün kleidende Gott.

Zeit und Welt.

Unsere Sprache hat für den Begriff Zeit verschiedene Ausdrücke, jenachdem der Abschnitt derselben ein grösserer oder kleinerer ist. Vorerst das Wort Zeit selbst, d. i. die vorschreitende, fortrückende, dem gegenüber Weile als die ruhende Zeit gilt. Gothisch drückt auch mêl, unser mal Zeit, Stunde aus; es ist ursprünglich Zeichen und wurde vom Raum auf die Zeit übertragen. Dieselbe Vorstellung der Ruhe, wie bei Weile, liegt auch bei Stunde zu Grund, denn es ist abgeleitet von standan, stehen; ebenfalls bei dem althochdeutschen stulla, welches mit stille zusammenhängt, während bei dem Ausdruck für den kürzesten Zeitabschnitt wieder die Bewegung hervorbricht: Augenblick ist die Zeit, welche das obere Augenlid gebraucht, um sich mit dem untern zu verbinden. So ist denn Zeit die gross und gewaltig dahin rollende Woge, Augenblick gleichsam der Tropfen, der in ihrem Rollen emporgeworfen wird, um sich sogleich wieder ihr zu vereinigen. Eine längere Dauer der Zeit drücken wir durch Alter aus, welches oft auch mit Zeit verbunden wird: Zeitalter, und ehedem mit wer, der Mann, verbunden das Wort Wëralt *) bildete, welches umgekehrt, wie mal aus dem Raum in die Zeit überging, aus der Zeit in den Raum übergehend, unser Welt wurde.

Daher kommt es, dass noch das deutsche Mittelalter die Welt durch eine Bildseule darstellte, welche die verschiedenen Zeitalter symbolisch in sich vereinigte. Ihr Haupt war golden, Brust und Arme silbern, der Bauch ehern oder eisern, die Füsse irden. Dass diese Vorstellung, die uns aus der griechischen Mythologie bekannter ist, auch bei unsern Vorfahren lebte, dafür zeugt schon, dass Alles, was von den Göttern stammt, oder in ihrem und selbst der untergeordnetern göttlichen Wesen Besitz ist, golden erscheint, wie wir dies vielfach zu sehen in den vorigen Abschnitten Gelegenheit hatten.

Wir wissen, dass das Alterthum sich die Erde rund dachte, daher Erdkreis. Sie war vom Meer umflossen, darum heisst sie noch mhd. Mergarte, sie war die in der Mitte liegende, daher im Norden midgardr. Um die Erde windet sich eine ungeheure Schlange im Ringe, **) offenbar das die Erde umgebende Meer.

Nach den Edden gibt es einen ungeheuren Weltbaum, welcher Himmel, Erde und Hölle verbindet; es ist die Esche Yggdrasil, der grösste und heiligste aller Bäume, dessen Aeste durch die ganze Welt treiben und über den Himmel hinaus reichen. Drei Wurzeln halten sie aufrecht, die eine schlägt nach den Asen, in den Himmel, die andere nach den Reifriesen, dahin wo einst die Kluft der Klüfte war, die dritte nach der Unterwelt. Unter jeder Wurzel quillt ein wunderbarer Brunnen, bei der himmlischen der Brunnen der Nornen, bei der riesischen der des weisen Riesen Mimir, bei der höllischen Hvergelmir, der alte Kessel, der rauschende; alle drei sind heilig. Jeden Tag schöpfen die Nornen Wasser aus ihrem Brunnen und begiessen damit der Esche Aeste: so heilig ist das Wasser, dass es allen Dingen, die in den Brunnen kommen, weisse Farbe mittheilt. Von dem Baum trieft bienennährender Thau, welcher Honigfall heisst; auf den Aesten, an den Wurzeln des Baums sitzen und springen Thiere: ein Adler, ein Eichhorn, vier Hirsche und Schlangen. Aehnliche Vorstellungen lebten auch unter den Deutschen.

---

*) Zeitalter der Männer.

**) Sie lebt noch in unsern Märchen.

Die Gegend um den Brunnen Hvergelmir, die Unterwelt, lernten wir bereits als Aufenthalt der Göttin Hellia kennen; es ist Nebelheim, die Hölle, ein grauenhaftes, düsteres, kaltes Schattenland, der Todten Wohnung, nicht aber der Qual und Strafe, nach christlicher Ansicht, die sich erst später entwickelte, kaum vor dem zwölften Jahrhundert. Sie lag tief unten nach Norden hin, nach der Edda, jenseits eines rauschenden Flusses, über den eine mit leuchtendem Gold (Feuer) gedeckte Brücke führte, die eine Jungfrau hütete. Mitten in ihr liegt jener alte tosende Kessel, dem zwölf Flüsse entrinnen. Wie man nach nordischer Ansicht dunkle tiefe Thäler durchdringen musste, um zu ihr zu gelangen, so war sie deutschem Glauben zufolge mit dichten Wäldern umgürtet; noch denken wir sie uns tief im Schoos der Erde.

Dieser dunkeln vorwärts liegenden Nebelwelt entgegen steht die südliche Flammenwelt, welche in der Edda Muspell oder Muspellsheimr genannt wird. Sie ist licht und heiss, glühend und brennend, nur Eingeborne können es da aushalten, daher keine Menschen aus unsrer Welt in sie übergehen, wie in die kalte nördliche. Ihrer hütet der Gott Surtr, der von der Glut gebräunte, der ein leuchtendes Schwert führt und dereinst den Göttern Untergang bringt. Das wird sein zur Zeit der Götterdämmerung, des Weltuntergangs oder Weltbrands. Alsdann brechen die bis dahin von den Himmlischen in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen los und streiten wider die Götter; ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt und alle Berge stürzen zusammen, alle Bäume werden entwurzelt, das

Meer tritt aus seinen Ufern und überflutet das Land, die ungeheure Weltschlange, ergriffen von Riesenwuth hebt sich aus dem Meer und zieht mit ihren Geschwistern und Loki, ihrem Vater, gegen die Götter. Zugleich reitet Surtr mit seinem leuchtenden Gefolge über den Regenbogen gegen sie, und ihren vereinten Angriffen erliegen die alten Götter, die Flammensöhne siegen, die Welt geht in Feuer auf, wie sie bei der Sinflut in Wasser unterging. Aber aus dem Meer steigt jetzt eine neue, seligere Erde mit verjüngten Göttern, eine bessere, hehrere Weltordnung beginnt. So die Ueberlieferung des Nordens, der sich die deutsche wenigstens in den Grundzügen angeschlossen haben wird.

Wir haben noch die Wohnungen der Götter, den Himmel, kurz zu betrachten. Wie aus dem Abschnitt über die „Schöpfung" hervorgeht, richteten sich die Götter im Mittelpunkt der Welt eine Wohnung ein. Zu ihr führt der Regenbogen und die Milchstrasse, in ihr hat jeder derselben wieder seine besondern Räume. Der berühmteste derselben ist die Wohnung Wuotans Walahalla; dahin kamen alle seit Anfang der Welt im Kampf gefallenen Helden, die dort Einherien heissen. Der Edda zufolge ist Walhalla mit goldnen Schilden gedeckt und zählt 540 Thüren, deren jede auf einmal 800 Einherien Durchgang gestattet. Auch in deutschen Sagen erscheint sie als ein grosser goldglänzender Pallast, als hochgewölbter goldstrahlender Saal, darin die Helden an langen Tafeln sich des Bechers und des Mahles freuen. Diese Vorstellung fröhlicher Trinkgelage im Himmel war noch spät so lebendig, dass ein niederdeutscher Edelmann sich im 16. Jh. eine Grabschrift setzen liess, worin folgendes echt heidnisch klingende vorkommt:

Ik bin en meklenburgsch edelman:
Wat geit di düvel min süpen *) an?
Ik süp mit min herr Jesu Christ.

---

*) Saufen

Wenn du düvel ewig dörsten mäst,
Un drink mit en fort holle schal,
Wenn du sittst in de höllequal.

Von dem geräumigen Hause des Donnergottes war schon früher die Rede. Schön waren auch die Wohnungen der übrigen Götter, doch sind sie in Deutschland noch unaufgefunden, wir kennen sie bis jetzt nur aus nordischer Ueberlieferung, so Baldrs Halle, die breit glänzende, in welcher nichts unreines geduldet wurde; die Wohnung Freias, unsrer Frouwa, in welcher sie die Hälfte der waffentodten Männer empfängt, so oft sie zum Kampfe zieht; sie heisst des Volks Gefilde und der Saal der Göttin selbst der Sitzräumige. Auf goldnen Seulen ruht das silberne Dach des Saales Forsetis (Forasizo's), in welchem er alle Händel schlichtend thront, u. s. w.

Seelen.

Die belebende Seele ist den Sprachen ein weibliches Wesen gegenüber dem männlichen Geist, Athem, der fühlbar aus und einzieht, während jene sanft und still sich nur durch ihr Walten verräth. Sie ist ein luftiges, leichtes Wesen, welches rasch erscheint und verschwindet und darin den Elben gleicht, denen sie überhaupt sehr nahe steht. Mitunter tritt sie bei ihrem Ausgang aus dem Körper in eine neue, nicht menschliche Gestalt, worin sie eine Zeit lang verharren muss; dies gründet in der Lehre von der Seelenwandrung, welcher unser Alterthum huldigte.

Vor allen derartigen Uebergängen sind zwei besonders häufig, die anmuthigen Vorstellungen, welche die Seele als Blume aufblühen, als Vogel auffliegen lassen; beide hängen zusammen mit der Verwandlung in Pflanzen und Thiere überhaupt. Unsere Sagen und Märchen sind voll schöner Züge, worin besonders die erste dieser Vorstellungen bewahrt ist. So finden wir in dem Volksbuch von Faust einen Zauberer, der den Leuten die Köpfe abschneidet und wieder anheilt. Sobald er den Schnitt gethan hat, zeigt sich in einem dabeistehenden Wasserglas eine Lilie, welche in dem Augenblick verschwindet, wo der Zauberer den Kopf wieder anheilt; er nennt sie bezeichnend die Wurzel des Lebens. Ein Mönch, welcher jeden Tag das *salve regina* mit grosser Andacht betete, starb und wurde in einem offenen Sarg in die Kirche gesetzt; am andern Morgen fand man eine Lilie aus des Todten Mund gewachsen, auf deren weissen Blättern das *salve regina* mit goldnen Buchstaben geschrieben stand. Die Seele hat ihren Sitz im Blut, sie flieht in den drei ersten Tropfen, daher, dass in vielen Märchen aus den begrabenen drei ersten Blutstropfen Blumen und Bäume entspriessen, wie anderswo aus dem hinströmenden Blut sofort eine Blume entspringt. Jenes Begraben des Blutes ist bereits christlicher Zusatz, der sofortige Uebertritt in die Pflanze die ältere reinere Ansicht, die darum auch seltner erscheint, während jene zahllos vorkommt. So entspriessen dem Grabe Hingerichteter zum Zeichen ihrer Unschuld weisse Lilien; aus des Mädchens Grab wachsen drei Lilien die kein anderer, als der Geliebte brechen soll und aus den Hügeln Liebender winden sich Blumensträuche, deren Aeste sich verflechten, wie die Seelen der Todten einst verflochten und verbunden waren; das Geschlecht der Liebenden dauert in den Pflanzen fort, wie aus Tristans Grab ein Weinstock, aus Isoltens eine Rose wuchs, die sich zusammenwanden.

Als Pflanze ist die Seele jedoch gebannter an die Scholle, freier ist die als Vogel entschwebende, deren Flug fortan keine Grenzen mehr gesetzt sind. In dieser Gestalt kommt sie aus dem Munde Sterbender und zwar, wenn sie im Leben fromm waren, mit schneeweissem Gefieder. So sah man, als ein Schiff einst versank, der Untergegangenen Seelen in Gestalt weisser Tauben gen Himmel steigen, und als die Jungfrau von Orleans in den Flammen stand, hörte ein Kriegsknecht, wie sie den Namen Jesu rief und sah gleich darauf eine weisse Taube sich aus den Flammen erheben. Der Bauer der Bretagne sieht besonders in den Lerchen gegen Himmel steigende Seelen und ihm lautet ihr Gesang: „Sanct Petrus öffne mir die Thür, ich will auch nie mehr sündigen, nie mehr, nie mehr, nie mehr.“ Er sieht wohl zu, ob die Lerche in den Wolken verschwindet, oder ob sie wieder herab kommt. Im letzten Falle sagt er: ‚Die hat zu schwer gesündigt‘ und ihr Gesang lautet ihm dann: ‚Ich sündige wieder, wieder, wieder.‘ Als die h. Gudula begraben wurde, wuchs eine schlanke Pappel aus ihrem Grab, darauf sass ein wunderschöner fremder Vogel, der sang die entzückendsten Weisen, es war ihre Seele; und als ihre Reliquien erhoben und in eine nahe Kirche gebracht wurden, fand man am andern Morgen den Baum und den Vogel, welche ihr gefolgt waren, vor der Thür der Kirche. Dieser Glaube war gleich jenem von der aufblühenden Seele in ganz Europa verbreitet. So erzählt eine polnische Sage von dem Räuber Madej: Als er erfahren hatte, welche Strafe in der Hölle seiner wartete, steckte er seine Mörderkeule in die Erde und blieb dabei als Einsiedel im Gebet und in Bussübungen. Die Keule begann Keime zu treiben und wurde zu einem Apfelbaum, der duftende Früchte trug. Als er später unter diesem Baum seine Beichte ablegte, flog ein Apfel nach dem andern in eine weisse Taube verwandelt empor. Es waren die Seelen derer, die er erschlagen, deren Blut an der Keule geklebt hatte, und die nach vorherigem Uebergang in Blüthen und Früchte des Baumes nun erlöst zu einer höhern Stufe der Freiheit gelangten.

Die Seele ist in den Körper eingeschlossen gleichsam wie der Schmetterling in die Larve, diese springt beim Tod und entfesselt flattert die Seele empor. Es lag daher ebenso nahe, ja noch näher, sie sich in dieser Gestalt zu denken und diese Vorstellung theilten mit den Griechen auch die Deutschen.

Weniger schön, eher zur Strafe entfährt die Seele in der Gestalt vierfüssiger Thiere, einer Katze, Maus, eines Wiesels, Kaninchens, selbst der an der Erde schleichenden Schlange. Solche Thiere haben wir noch in reicher Anzahl in den Spukthieren unserer Sagen übrig, die zu bestimmten Stunden der Nacht die Strassen unserer Städte und Dörfer, wie die Heerstrassen unsicher machen, sich von dem verspäteten Wanderer tragen lassen und dann unter koboldartigem Gelächter verschwinden.

Solange die Seele den Körper bewohnt, ist er warm, verlässt sie ihn, so starrt er kalt; darum galt sie dem Alterthum als ein feuriges Wesen, wofür schon die für die Seelen Sterbender geltenden Sternschnuppen zeugen. Wer kennt nicht das schöne Märchen von des Todes Lichtersaal? Da flackern und leuchten zahllose Lichtchen und jedes ist eines Menschen Leben; wenn es erlöscht, stirbt der Mensch. Auch in den Sagen klingt diese Vorstellung nach, denn oft erscheinen umwandernde Geister als ein kleines Licht und die Irrwische sind nichts, als umirrende Seelen, gleichsam feurige Schmetterlinge, mit denen sie das Flattern gemein haben und auch den Namen theilen; Ziebold gilt für beide. Daher, dass die Sage noch heute in den Irrlichtern die Seelen ungetauft gestorbener Kinder oder verbrecherischer Ackerfrevler sieht, die mit koboldischer Tücke trachten, den Wanderer vom rechten Weg ab und in Sümpfe zu führen.

Auch dem Element des Wassers ist die Seele nicht fremd; sie wohnt in dem Blut, dessen Rinnen durch die Adern dem lebendigen Quell gleicht, der über die Steine springt, dessen Erstarren dem des Baches gleicht, den der eisige Tod gefangen hält. So geht sie denn auch in eine Quelle über, indem sie mit den drei ersten Blutstropfen dem Körper des Ermordeten entflieht, oder im Augenblick des Todes als Quelle erscheint. S. Wenefridis floh vor einem heidnischen Königssohn, als er sie erreichte, schlug er ihr das Haupt ab; da wo es hinfiel, entsprang zur Stunde eine klare Quelle. Und als König Olaf eine Riesin die mit Rocken und Spindel auf einem hohen Strandhügel sass verwünschte, wurde sie wie er wollte in Stein verwandelt, im selben Augenblick aber entsprang an des Berges Mauer eine Quelle.

Nicht alle Seelen aber müssen in eine andere Gestalt fahren, viele behalten auch die menschliche, nur in verkleinertem Maasse. Sie verlassen selbst nicht das ihnen im Leben lieb gewordene Haus, nicht diejenigen, denen sie im Leben nahe standen: sie bleiben in dem Hause als Schutzgeister der Ihrigen. Zahlreiche Sagen berichten noch, wie zur Stunde wo man die Bahre mit der Leiche aus dem Hause trug, der Verstorbene oben am Giebelfenster stand und dem Leichenzug nachschaute, oder wie man ihn am Abend des Begräbnistages am Heerd sah und von nun an sein Walten spürte. Daher ruht auch, dass die altdeutschen Künstler die Seele in Gestalt eines schönen weissen oder eines Mohrenkindes abbilden, jenachdem sie einem Frommen oder Unfrommen angehörte, wie denn z. B. auf dem Grabmahl der heil. Elisabeth ein Engel die Seele der Heiligen in Gestalt eines Kindes vor Christi Thron trägt, wo sie des Heilands Segen empfängt.

Das sind einige (nicht alle) Vorstellungen unserer Vorfahren über das Wesen der Seele; sie sind einfach, wenn man will roh, aber von hohem Alter. Mehr ausgebildet, tiefer in alten Mythen wurzelnd, ist die Meinung von einer Ueberfahrt der Seelen in das Gebiet der Unterwelt durch ein Wasser, welches das Reich der lebenden Menschen von dem der Todten trennt. Procop erzählt: Am Ufer des festen Landes (an der Nordsee) wohnen unter fränkischer Oberherrschaft, aber von Alters her aller Abgaben entbunden, Fischer und Ackerleute, denen es obliegt, die Seelen überzuschiffen. Das Amt geht der Reihe nach um; welchen es in jeder Nacht zukommt, die legen sich bei einbrechender Dämmerung schlafen. Mitternachts hören sie an ihre Thüre pochen und mit dumpfer Stimme rufen. Augenblicklich erheben sie sich, gehen zum Ufer und erblicken dort leere Nachen, fremde, nicht ihre eigne, besteigen sie, greifen das Ruder und fahren. Dann merken sie den Nachen gedrängt voll geladen, so dass der Rand kaum fingerbreit über dem Wasser steht. Sie sehen jedoch Niemand und landen schon nach einer Stunde, während sie sonst mit ihrem eignen Fahrzeug Nacht und Tag dazu bedürfen, in Brittia. Angelangt entlädt der Nachen sich alsogleich und wird so leicht, dass er nur ganz unten die Flut berührt. Weder bei der Fahrt noch beim Aussteigen sehen sie irgendwen, hören aber eine Stimme jedem Einzelnen Namen und Vaterland laut abfragen. Schiffen Frauen über, so geben diese ihrer Gatten Namen an.

Diese Vorstellung von dem Todtenreich auf der Insel Brittia war noch im dreizehnten Jahrhundert und selbst später so lebendig, dass sterben hiess „nach Brittia ziehn“ oder auch „zum Rheine gehn,“ wo der Nachen des dahin Abfahrenden harrte.

Zu dieser Fahrt ins Todtenreich wurde die Leiche besonders ausgerüstet. Wie bei den Griechen die Ueberfahrt nicht umsonst geschah, sondern gegen ein bestimmtes Fährgeld, die Danaka, welches man der Leiche in den Mund gab, so musste dies auch bei unsern Vorfahren erlegt werden. Man steckte es in die Hand der Leiche, oder legte es neben sie, doch kommt auch vor, dass man es ihr in den Mund gab, wie man z. B. in Belgien das Skelett eines deutschen Kriegers ausgrub, welches den Fährgroschen noch in der Mundhöhle trug. Auch ein paar neue Schuhe, oder ein neuer Schuh gehörte dem Todten, damit er die beschwerliche Reise um so sicherer und besser zurücklegen könne. Wöchnerinnen gab man, wenn sie mit dem gestorbnen Neugebornen begraben wurden, Zwirn, Nähnadeln und Garn mit, damit sie im künftigen Leben für dessen Leinwand sorgen konnten. Ebenso gab man Todten Salbe mit, um die Wunden zu heilen, die sie etwa auf der Reise empfingen. Den Helden folgten im Norden Knechte, Pferde und Hunde, die mit ihnen verbrannt wurden, und als König Harald starb, tödtete man sein Pferd und begrub den Sattel mit der Leiche, damit er darauf nach Walhalla reiten könne.

Aber nicht alle Gegenden liegen am Meer oder stehen mit demselben durch Flüsse in Verbindung. In solchen mehr nach innen gelegenen Gegenden fahren die Seelen in einem hoch durch die Luft daherziehenden Wagen zum

Land der Todten; einigemale kommt aber dieser Wagen selbst nahe der See vor. Als Brunhild gestorben war, wurde sie auf einen geschmückten Wagen gelegt und fuhr auf demselben zur Hel, wobei sie unterwegs das in der ältern Edda (Helreidh Brynhildar) beschriebene Gespräch mit dem Riesenweib hielt. Noch weiss das Volk in den Niederlanden von diesem Hellewagen oder Zielewagen (Seelenwagen), der jede Nacht umfährt und die Seelen unter fröhlicher Musik „nach dem andern Land" führt. Er ist auch in dem alten Armorica bekannt: man hört deutlich in der Luft seine Räder knarren, denn er ist mit Seelen überladen, und ein weisses Tuch bedeckt ihn. Sein Nahen verkündet der Schrei des Käuzchens, wo dieser erschallt, da muss bald jemand den Wagen besteigen; der Sterbende hört das Knarren und gibt gewöhnlich bald darauf den Geist auf.

Tod.

Sterben ist Heimkehr zur Gottheit, darum heisst das Todtengeläute, welches gleich nachdem jemand gestorben ist in Hessen erschallt, mit einem schönen Namen Heimläuten. Die Heimkehr dem Menschen zu verkündigen, sendet die Gottheit ihren Boten aus, welcher die Seele abholt und ihr zuführt. Dieser Bote ist der Tod, der also kein tödtendes Wesen ist, darum auch kein schreckendes, schauerliches, sondern ein milder, aber strenge seines Amtes wartender Diener der Götter. Er ist jedoch nicht derselbe für alle Seelen, er tritt selbst nicht immer in demselben Geschlecht auf.

Den Seelen der Helden, die im Kampfe fallen, sind die Valkyrjen des Gottes Botinnen, sie abzuholen und nach Walhalla zu geleiten; wie diese Jungfrauen im Leben der Helden Schutzengel sind, so werden sie beim Sterben ihre Todesengel.

Andere Seelen holt der Tod, der gleich allen Geistern plötzlich naht und kaum gerufen, schon erscheint. Wie alle Boten im Alterthum, so trägt auch er einen Stab. Gleich den Valkyrjen hat er ein Ross, worauf er im Land umreitet; dann schaaren sich die Seelen zu ihm und bilden sein Gefolge, doch kein düsteres, trauriges, vielmehr ein heiteres fröhliches, wie denn überhaupt alle Geister fröhlich erscheinen in ihrer Fessellosigkeit. Daher die Vorstellung unseres Mittelalters vom Todtentanz, den der nun zum scheuslichen Geripp gewordene, einst elbisch schöne Tod anführt und den alle ohne Unterschied mitmachen müssen.

Jenes milde, freundliche, zutrauliche Wesen des alten Todes tritt noch in vielen Zügen hervor, die uns im Volksleben begegnen. Er heisst Freund Hein, er wird in den Märchen gar zum Gevatter gebeten und ist seinem Pathen ein schützender, glückbringender Freund, den er begabt, wie die Nornen die Kinder, an deren Wiege sie treten. Die herbere Auffassung seines Wesens, seine Unersättlichkeit, Gierigkeit, Tücke, der Pfeil den er sendet, die Sense, mit der er mäht, der Speer, den er tödtend wirft, der Kampf, den der Sterbende mit ihm zu bestehen hat, scheinen sich erst durch christliche Einflüsse im Mittelalter gebildet zu haben.

Schicksal und Heil.

Wir fanden die Macht der Götter beschränkt, ihre Tage gezählt, sie selbst nicht einmal im Anfang der Zeiten stehend, sondern erst aus der Schöpfung hervorgegangen. Sie können dem Menschen wohl Heil und Seeligkeit schenken, aber sein Schicksal vermögen sie nicht zu ordnen, das unterliegt, gleich dem ihrigen einer höhern Weltordnung.

Das Schicksal hat es hauptsächlich mit Beginn und Schluss des menschlichen Lebens zu thun. Seine Botinnen, welche den Menschen seinen Willen überbringen und verkünden und denselben an ihnen ausführen, sind die Nornen, die Schicksalsschwestern, welche an seiner Wiege stehen und an seinem Sterbelager. Es selbst steht im dunkeln Hintergrund, dessen Vorhang Niemand hob; nur die höchsten Götter wissen um seine Rathschlüsse und Fügungen, kennen seinen Willen. So gewiss wie jedem Menschen der Tod ist, war auch das Geschick der Menschen, Geschlechter und Völker im voraus angeordnet, wie denn die Ereignisse bei der Götterdämmerung, der ganze Untergang der Welt von der schicksalvertrauten Seherin vorherverkündigt werden. Dieser heidnische Fatalismus lebt noch unvertilgt in einzelnen Ausdrücken, denen wir im Volke begegnen: ‚Das sollte einmal so sein, mir war nichts besseres bescheert; dir ist viel Glück zugedacht, du magst dich trösten,' u. a. m.

Dieses Glück und Heil liegt zwar in den Gaben des Schicksals eingeschlossen, doch schrieb man dessen Verleihung später besondern Wesen zu, die überhaupt über allem walteten, was zwischen Geburt und Tod dem Menschen Heil- oder Unheilbringendes zustossen kann. Besonders steht das Frau Saelde zu, der eigentlichen Glücksgöttin unserer Vorzeit. Sie wachet über ihren Günstlingen unter den Menschen, erscheint ihnen und hört und erhört ihre Bitten; wem sie aber gram ist, dem kehrt sie den Rücken zu, sie meidet und flieht ihn. So sagen wir noch heute, das Glück personificirend, es sei jemanden hold, oder fliehe ihn, es kehre bei ihm ein, verfolge ihn. In einer mhd. Sage werden der Frau Saelde selbst drei wunderbare Eigenschaften zugeschrieben: eines Menschen Gedanken zu wissen, Helden gegen Wunden im Kampf zu segnen und sich wohin sie wolle zu versetzen. Dies sowie, dass sie dort als Königstochter erscheint, macht sie den Valkyrjen eng verwandt. Jene Schützlinge der Saelde sind gleichsam ihre angenommenen, ihre Pflegkinder, Glückskinder, die ‚dem Glück im Schooss sitzen.' Als solche gelten dem Volke die Kinder, welche mit der Glückshaube auf die Welt kommen; sie ist ein Zeichen der Gunst der göttlichen Frau und wird darum sorgsam aufgehoben und in ein Tüchlein genäht, dem Kind umgehängt.

Zwar wird von mhd. Dichtern auch das Unglück personificirt, doch mag diese Vorstellung nicht alt sein.

Entrückung.

Der deutschen Mythologie vorzüglich eigen ist die Idee der Entrückung. Sie hängt zusammen mit der der Verwünschung, was wir von Verwandlung wohl zu unterscheiden haben. Die Verwandlung bedingt den Uebergang in eine andere Gestalt, in welcher das Verwandelte, allen Augen sichtbar bis zur Zeit der Erlösung verharrt; das Verwünschte aber behält seine Gestalt und wird nur unsern Sinnen entrückt, erscheint jedoch von Zeit zu Zeit wieder; das Verwandelte bleibt leiblich, das Verwünschte verliest sich und kann nur bedingungsweise wieder leibhaft werden, wie es in dem Belieben der unsichtbaren Geister steht, gröbere sinnliche Gestalten anzunehmen. Verschwinden ist also sich freiwillig entrücken, ein Vermögen der Götter und Geister, zuweilen auch der Helden, die im Besitz eines hehlenden Helms sind; entrückte Menschen sind geisterähnliche; eine andere Bezeichnung für sie ist: sie schlafen, nur von Zeit zu Zeit erwachen sie. Aber nicht nur Personen, auch Thiere und Sachen sind entrückbar, sie folgen der Person, wie dem Gestabenen Pferd, Waffen u. a. folgte was ihm im Leben lieb und werth war.

Die Entrückung geschieht vorzugsweise gern in Berge, die zu bestimmten altheiligen Zeiten sich öffnen und einzelnen Menschen Zutritt gestatten. In diesen Bergen *) zeigt sich solchen Bevorzugten eine neue Wunderwelt, da herrscht meistens fröhliches, rühriges Leben, wie auf der Erde, nur dass Alles viel schöner und herrlicher erscheint; das göttliche Metall, das Gold, ist nebst dem Eisen der Waffen vorherrschend, aus ihm ist Alles gemacht, wenn es gleich den blöden Augen Sterblicher nicht danach aussieht. So entdeckte ein Schmied, der in den Hecken des Odenbergs nach einem Weissdorn zum Hammerstiel suchte, ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingefälle, trat hinein

---

*) Es sind stets altheilige Götterberge, in welchen auch die Götter selbst zu wohnen lieben.

und stand in einer neuen schönern Welt. Starke Männer kegelten da mit eisernen Kugeln, der Schmied schaute ihnen zu. Sie forderten ihn auf mitzuspielen was er ablehnte, weil die Eisenkugeln seinen Händen zu schwer wären. Die Männer blieben aber freundlich und sagten, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug sie heim und legte sie unter sein Eisengeräth. Als er sie nun später verschmieden wollte und rothgeglüht hatte, zersprang sie auf dem Ambos und jedes Stück war eitel Gold. In dem Luttenberg bei Bödeken in Westphalen wohnen die westphälischen Edeln (Helden), dort tafeln und trinken sie Tag und Nacht an langen Tischen, die unter der Last silberner Geräthe und köstlicher Speisen fast brechen, von zahlreichen Dienern bedient. Wenn ein neuer Gast von der Erde einkehrt, dann wird ihm ein prächtiger Sitz bereitet und alle empfangen ihn mit lautem Jubel. Auch steht da ein prächtiges Schloss mit herrlichen Sälen, deren Wände purpurne Teppiche schmücken.

An der Spitze der in solchen Bergen wohnenden Helden stehen die alten Fürsten und Könige, deren Rolle in späterer christlicher Zeit auf dem Volke besonders theure Könige überging, wie denn auch in den Liedern gefeierte Helden also entrückt sind. So finden wir von den letztern Siegfried und Dietrich von Bern unter den Entrückten, von Kaisern Deutschlands Carl den Grossen und Otto den Grossen, Friedrich Barbarossa, Carl V., König Artus in weitverbreiteten Sagen genannt. Im Guckenberg bei Fränkisch Gemünden ist vor Zeiten ein Kaiser mit seinem ganzen Heer versunken, im Kiffhäuser wohnt nach einigen Kaiser Otto, nach andern Friedrich der Rothbart. Ein Schäfer, der auf dem Kiffhäuser weidete, sah eines Tages eine Fallthür, die er öffnete. Er stieg eine lange Treppe hinab und kam in einen hochgewölbten Saal. Da sass Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem grossen steinernen Tisch und um ihn her sassen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Schüchtern blieb der Hirt am Fuss der Treppe stehen, doch der Kaiser winkte ihm freundlich und zeigte auf einen Haufen glühender Kohlen, der in einem Winkel lag, davon solle er sich nehmen, aber nicht zu wenig. Widerstrebend füllte der Schäfer seine Hirtentasche, denn er glaubte, der Kaiser wolle ihn zum Besten haben, dann verneigte er sich tief vor dem Kaiser, seinen Rittern und Knappen und stieg die Treppe wieder hinauf. Droben wollte er die Kohlen aus der Tasche schütten, aber er fand sie in gediegenes Gold verwandelt. Ein anderer Schäfer wurde in die Rüstkammer des Rothbart geführt und bekam den Fuss eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmied für echtes Gold erkannte.

Fast alle, denen es gegönnt war, die alten Kaiser zu schauen, fanden sie schlafend. Mitunter erwacht der Kaiser und fragt den Eintretenden, ob die Raben noch um den Berg flögen? Auf die Bejahung der Frage erwiedert er: So muss ich hundert Jahre länger schlafen. Meistens trägt der Kaiser einen langen Bart und zwar wächst derselbe durch oder um den Tisch; zweimal ist er bereits herumgewachsen, wenn er das drittemal den Tisch umschlossen hat, dann wird der Kaiser erwachen und seinen Schild an einen laublosen dürren Baum hängen, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Andere sagen, wenn der Bart zum drittenmal die letzte Tischecke erreicht habe, trete das Weltende ein. Das Walserfeld hat einen dürren Baum, der schon dreimal umgehauen wurde, seine Wurzel schlug immer wieder aus, dass ein vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Der Kaiser hängt dann seinen Schild an den Baum, alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, dass den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden.

Diese letzte Schlacht ist die Weltschlacht, welche dem Weltuntergang vorher geht, dem Weltbrand, dessen Asche die neugrünende Erde entsteigt. Das Wachsen des Bartes in den Stein oder um den Stein drückt die lange Dauer der Vergangenheit oder den langsamen Fortschritt der Zukunft aus.

Wir erkannten bereits Holda als eine Berge bewohnende, in Berge entrückte Göttin. Gleich ihr sind es auch und vorzüglich weisse Frauen, weissgekleidete Jungfrauen, auf welche der Begriff dieser Bergverwünschung Anwendung leidet; göttliche oder halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden. Sagen von ihnen leben fast auf allen Bergen Deutschlands, die eine Burg trugen oder noch tragen, eine anmuthiger wie die andere. Am liebsten erscheinen diese schönen Jungfrauen Schäfern und Hirtenknaben, die ihre Heerden in der Nähe der Burgen weiden. Sie sind alle ‚schneeschlossenweiss' gekleidet, ein Merkmal ihrer Göttlichkeit und tragen in der Hand oder am Gürtel ein Bund Schlüssel, oft auch einen Strauss weisser oder blauer Blumen. Meist zeigen sie sich Mittags im Mai, wenn die Mai- und Schlüsselblumen und Vergissmeinnicht blühen, steigen vom Burgberg hernieder an den Brunnen oder den Bach im Thal, strählen und schlichten ihr schönes Haar, waschen sich in der frischen Flut und kehren zur Burg zurück. Mit wem sie zusammentreffen, den beschenken sie gleich Holda und Perahta mit scheinbar werthlosen Dingen, welche sich bei näherem Zusehen in Gold wandeln.

Alle sehnen sich nach *Erlösung*, gleich dem ungeduldig nach den Raben fragenden Kaiser. Wie bei diesem, so ist auch für sie die Erlösung in zweiter Reihe an einen Baum geknüpft, in erster an einen dreifachen Kuss von keuschen Jünglingslippen.[*] Der Kuss wird jedoch dadurch erschwert, dass die Jungfrau ihre menschliche Gestalt abwirft und in der eines widerlichen Thieres, einer Schlange, Kröte, eines Drachen erscheint. Viele unternehmen das, aber keiner vollbringt es und jammernd sinken die Getäuschten wieder in ihre Berge zurück, denn nun müssen sie warten, bis ein schwaches Reis im Burghof ausgesäet und unabgehauen zu einem starken Baum herangewachsen ist, aus dessen Holz eine Wiege gemacht wird und der zuerst darin Geschaukelte seine Unschuld bewahrte, bis er die Jungfrau traf.

---

[*] oder auch an das Küssen eines neugebornen aber — und das zeugt wieder für das echtheidnische dieser Vorstellung — noch nicht getauften Kindes.

Mit dem in die Berghöhle entrückten Helden ist meistens ein ungeheurer Hort versenkt, den Schlangen, Drachen oder scheussliche Hunde hüten. Auch wer ihn heben will muss rein sein, denn an seine Hebung ist oft die Erlösung der weissen Jungfrauen geknüpft. Ferner muss es unberufen geschehen, es darf nicht dabei gesprochen werden, sonst versinkt der Schatz augenblicklich.

Die Sage fasst den Schatz einer Blume gleich auf. Er ist gleichsam in die Erde gesäet und rückt jedes Jahr der Oberfläche näher; wenn er sie fast erreicht hat, zeigt sich ein Flämmchen an der Erde, das heisst im Volke: der Schatz blüht. Ist er oben, liegt er bloss da, dann sagt man, er sei zeitig, versinkt er ungehoben, er verblühe. So bringt auch eine Blume in des Schatzes Besitz, sie sprengt die Wände der Berge, in denen er ruht, sie ist der Schlüssel zum Schatz. Solcher Blumen eine trägt daher ihren Namen Schlüsselblume. Der Beglückte findet sie zufällig und steckt sie auf seinen Hut, oder steckt sie vor oder trägt sie in der Hand, oder sie bleibt ihm in der Schuhschnalle hängen; jetzt sieht er plötzlich einen Eingang in den Berg, den er vorher nie gesehn. Er tritt ein und sieht Gold und Edelsteine und Reichthümer jeder Art die Hülle und Fülle; er legt den Hut ab, die Blume auf einen Tisch und fängt an, seine Taschen zu füllen. Als er schwer beladen sich wieder entfernen will, ruft eine Stimme: Vergiss das Beste nicht; er glaubt unter dem Besten sei diese oder jene Kostbarkeit gemeint, und nimmt mehr und mehr; als die Stimme abermals ruft, achtet er ihrer nicht mehr und geht; es war die höchste Zeit, hinter seiner Ferse schlägt die Thür des Berges zu und er findet sie nicht wieder, denn das Beste war die Wunderblume.

deren eine davon ihren Namen Vergissmeinnicht trägt. Andere dieser Blumen sind purpurn, blau, weiss, einmal finde ich eine Lilie genannt.

Statt der Blume dient in andern Sagen eine Wurzel, die Springwurzel, so genannt, weil alle Schlösser vor ihr aufspringen. Wo sie zu finden ist, wo sie wächst, das wissen die Menschen nicht, wohl aber die geisterhaften, weisen Vögel, namentlich der Specht. Darum spündet man, sobald er Junge hat, sein Nest mit einem Keil zu und zwingt ihn so, die Wurzel zu holen. Er bringt sie im Schnabel und hält sie an den Keil, der alsbald, wie vom stärksten Schlag getrieben, herausspringt. Hat man sich nun versteckt und erhebt bei des Spechts Annäherung grossen Lärm, so lässt er die Wurzel fallen; auch breitet man ein weisses oder rothes Tuch unter dem Nest aus, er wirft dann die Wurzel darauf, nachdem er sie gebraucht hat, wie die zur Quelle ziehende Schlangenkönigin ihre Goldkrone auf das hingebreitete weisse Tuch legt.

Ein anderes Mittel, in die Erde entrückte Schätze aufzuspüren und zu erwerben, ist die Wünschelruthe, die Ruthe oder Gerte, durch die man in des Wunsches Besitz kommt, d. i. alles irdischen Heils theilhaftig wird. Die Gabe dieses Heils geht von dem allwaltenden Wuotan aus. Man nimmt dazu einen bei rechtem Mondschein geschnittenen gabelförmigen und dreifach zusammengewundenen jährigen Zweig einer Haselstaude, an dem kein Flecken altes Holz ist und der so steht, dass die auf- und untergehende Sonne durch die Gabel scheint. Sie zu brechen, geht man an einem Neuensonntag Morgens zwischen drei und vier Uhr stillschweigend zu der Staude, kehrt das Angesicht gegen Morgen, neigt sich dreimal vor der Ruthe und spricht: „Gott segne dich edles Reis und Sommerzweig!" Darauf wird sie unter bestimmten Beschwörungen abgeschnitten und zwar meistens mit einem Schnitt, sonst taugt sie nicht. Beim Gebrauch wird sie mit beiden Enden gehalten, so dass der Stiel sich aufwärts kehrt; dann schlägt sie an, der Stiel dreht sich nach den Gegenständen, die sie anzeigen soll, bleibt ruhig, wenn keine vorhanden sind

Zauber.

„Wundern d. i. Wunder thun heisst übernatürliche Kräfte heilsam, zaubern sie schädlich oder unbefugt wirken lassen, das Wunder ist göttlich, der Zauber teuflisch; erst den gesunkenen, verachteten Göttern hat man Zauberei zugeschrieben. Mittelwesen zwischen ihnen und Menschen, vielkundige Riesen, listige Elbe und Zwerge zaubern, nur scheint ihre Fertigkeit mehr angeboren, stillstehend, keine errungene Kunst. Der Mensch kann heilen oder vergiften, indem er natürliche Kräfte zum Guten oder Bösen anwendet; er wird zuweilen der Wundergabe theilhaftig, wenn er aber den heilbringenden Gebrauch seiner Kräfte zum unnatürlichen steigert, lernt er zaubern. Wunder geht mit rechten, Zauber mit unrechten Dingen zu, jenes ist geheuer, dieses ungeheuer. Unmittelbar aus den heiligsten, das gesammte Wissen des Heidenthums in sich begreifenden Geschäften, Gottesdienst und Dichtkunst, muss zugleich aller Zauberei Ursprung geleitet werden. Opfern und singen tritt über in die Vorstellung von zaubern; Priester und Dichter, Vertraute der Götter und göttlicher Eingebung theilhaft, grenzen an Weissager und Zauberer. So bei allen Völkern, auch bei unsern Vorfahren; neben dem Göttercultus standen Uebungen finsterer Zauberei, jedoch nur als Ausnahme, nicht als Gegensatz.“

Der Zauber wurde im Alterthum ebensowohl von Männern, wie von Frauen geübt, vorzugsweise jedoch den letztern zugeschrieben, die wir auch bereits im Besitz der Weissagung und anderer göttlicher Gaben erkannten. Daher, dass die Hexerei, d. i. die alte Zauberkunst meist von Frauen geübt wurde; Männer werden nur selten hineingezogen. Es liegt in ihr etwas Heimliches, Stilles, Abgeschlossenes, was sich mit dem männlichen Character, besonders unserer Vorfahren, nicht verträgt; noch jetzt kommen in der Sage nur sehr wenige Zauberer vor, nur hier und da ein fahrender Schüler, ein Gaukler oder ähnliches; Männer wie Faust, gibt es kaum drei.

Die ganze Masse des altdeutschen Zauberwesens ging in das neuere Hexenwesen über, welches dadurch für die Alterthumsforschung die höchste Wichtigkeit erlangte.*) Das Folgende lehrt, wie fast Zug für Zug die ältesten Vorstellungen darin aufbewahrt sind.

Der Zauberei steht bei allen Völkern das Vermögen zu, dass der Adept sich entweder unsichtbar machen oder in Thiergestalten schlupfen kann. Beides hat er mit den Helden und weisen Frauen unserer Vorzeit gemein, nur sind die Thiere andere und fest bestimmte: Zauberer verwandeln sich in Wölfe, Zauberinnen in Katzen, jene sind Wuotans, diese Frouwas heilige Thiere; die letztern nehmen ausserdem gleich den weisen Frauen und Valkyrjen Vogelgestalt an, gewöhnlich die der Gans, d. i. des Schwans; seltner wird das von Zauberern berichtet, obwohl Flug oder Ritt durch die Luft vom Zauber unzertrennlich sind. In allen Sagen erscheinen die Hexen in Haufen durch die Luft fahrend und zu grossen Versammlungen ziehend. Bei diesen Zusammenkünften ist den ältesten Nachrichten zufolge die Hauptsache Kochen, welches in einem gemeinsamen grossen Kessel geschieht. Diese Versammlungen hätten keinen Sinn, würde nur gewöhnliche Speise dabei gekocht, es muss ihnen also etwas anderes zu Grunde liegen, das Kochen hier wie bei den Opfermahlzeiten ein heiliges Geschäft sein. Die gekochten Gegenstände sind aber das heilige, allen nothwendige und unentbehrliche Salz, um dessen Quellen einst die Deutschen unter sich blutige Kriege führten, und Pferdefleisch, dessen Genuss bei den deutschen Heiden besonders bei Opfern allgemein vorommt. So lösen sich die Hexen nach dieser Seite hin s alte Priesterinnen und zu heiligem Geschäft fahrende achtfrauen auf.

---

*) Zwar sind bereits eine Menge von Hexenacten herausgegeben worden, allein eine noch grössere Anzahl harrt der Herausgabe noch, welche dazu Berufene, natürlich mit gehöriger Ausscheidung des bereits allgemeiner Bekannten, nicht länger verzögern sollten.

Die Plätze, wo die Hexenversammlungen stattfinden, ind fast stets altheilige: es sind Berge, Wälder, Brunnen, äume; unter den ersten sind der Brocken, der Hörselerg, Inselberg, Bechtelsberg u. v. a. weit bekannt. Ebenso t die Zeit stets eine dem Heidenthum heilige, so die rste Mainacht, die Johannisnacht, Bartholomäusnacht.

Alles, was über den Teufel in die Hexenprocesse eingemischt ist, datirt aus christlicher Zeit und beruht meist uf christlichen Anschauungen, denn unser Alterthum annte keinen eigentlichen Teufel, und Alles, was ihm in er Sage und dem Märchen zugeschrieben wird, ist von öttern, Riesen, Zwergen und Elben und andern höhern Vesen der Vorzeit auf ihn übertragen worden. Dies ist uch hier der Fall, er ist in die Rolle alter göttlicher Wesen ingetreten und jeder erkennt diese sofort in ihm wieder, er auch nur die Namen prüft, welche er in seinem Verkehr mit der Hexe oder die Hexe im Verkehr mit ihm ügt. Namen wie: Schlenkerflüsschen, Hurtig, Grünhütel, Weisshütel, Blümchenblau, Wohlgemuth, Taubenfuss, Grünäulchen, Kränzlein, Springinsfeld, Buchbusch, Kaumaus, önchen, Flederwisch, Rosenkranz u. a. m. sind keine amen, welche auf den Teufel oder schmutzige Hexen assen. Diese rasch dahinschwebenden und springenden Wesen im grünen, weissen oder federgeschmückten Hüten oder bekränzten Hauptes, an deren Schultern Flügel achsen, die als schön bezeichnet sind (Schönhans), gehören offenbar den alten Elben an, und so erscheinen die exentänze (wofür denn auch viele andere Anzeichen rechen) anderntheils als ehemalige Elbentänze, zu nen sterbliche Frauen hinzuziehen *). Den Namen, den

---

*) Umgekehrt wie die Nixen zu den Tänzen der Menschen kommen d Theil an denselben nehmen, ziehen hier menschliche Frauen zu n Tänzen der Geister.

diese Frauen unter den Menschen tragen, legen sie bei diesen Festen ab und nehmen dafür einen andern an, der zu ihrer Umgebung und deren Sprache, zu ihrem veränderten Wesen passt, wie ja überhaupt ein Unterschied zwischen der Sprache der Götter, der nordischen Vanen, Elben und Riesen bestand. Diese Namensänderung wurde später zu der Teufelstaufe, bei welcher die Gebräuche der Taufe auf abscheuliche Weise parodirt vorkommen. Aehnlich verhält es sich mit der Buhlerei mit dem Teufel. Wir wissen bereits, dass wie die Elbinnen schönen Jünglingen nachstellen, so die Elben Zwerge und Nixen schöne Jungfrauen zu rauben suchen, mit denen sie sich verbinden und deren viele später auch wenn es ihnen frei steht, die Wohnung der Geister nicht mehr verlassen wollen, weil menschliche Kost ihnen nicht mehr zusagt und menschliches Leben und Treiben ihnen nicht mehr gefällt. So drängt denn auch die einmal in das Weben der Elben Eingeweihten eine unwiderstehliche Sehnsucht immer wieder dazu hin, um so mehr, wenn sie in Liebesbündnisse mit den Elbenjünglingen eingetreten sind. Andere Zeugnisse für die Verwandtschaft der Hexen mit den Elben sind folgende: Bei dem Tanze schweben alle so leicht über die Erde hin, dass sie nur den Thau vom Gras streifen; an solchen thaulosen Ringen im Gras erkennt man die Stellen, wo die Elben in der Nacht tanzten; eben solche Ringe heissen heute Hexenringe und an den Orten sollen die Hexen in der Nacht ihre Reigen geführt haben. Wir sahen, wie die Elbin, zürnend dass ein Ritter ihre Liebe verschmäht, ihn aufs Herz stosst, dass er nach drei Tagen stirbt; gerade so wird den Hexen nachgesagt, dass sie Männern den Leib aufschneiden und das Herz herausholen, worauf dieselben abzehren und sterben. Wie die Elben und Zwerge kein Glockengeläute leiden können, so auch die Hexen; wie jene, so vermögen auch diese durch die engsten Ritzen zu schlüpfen u. s. w.

Später erst wurde auf die Hexen das Hagelmachen und Saatverderben übertragen, früher gab man dies mehr den Zauberern schuld. Aber nicht immer suchte man die Saat zu vernichten, sehr oft will man sich nur ihren Ertrag zuwenden, so wie die Hexen auch des Nachbars Milch stehlen wollen, indem sie unter Aussprechung einer Zauberformel einen Stock oder ein Handtuch melken, ein Zug, der an die milchliebenden Hausgeister erinnert, die auch ihren Lieblingen Getreide zutragen. Die Erregung des Sturms wird gleichfalls den Hexen zugeschrieben; sie scheinen dabei bösartige Zauberweiber des Alterthums zu vertreten.

Allen Zauberern gemein ist, wie gesagt, das Vermögen Thiergestalt anzunehmen, die des Wolfs, des heiligen Thiers Wuotans. Dies erfolgt auf ähnliche Weise wie bei den Schwanjungfrauen, nämlich durch Ueberwerfen eines Wolfshemdes, Wolfsgürtels oder Wolfsrings; sie werden dann zu Werwölfen und verharren in dieser Gestalt neun Tage; erst am zehnten kehren sie in menschliche Gestalt zurück. Mit der Gestalt nehmen sie zugleich die Natur des Wolfs an, sie heulen, durchstreifen die Wälder und stürzen sich auf Alles, was ihnen vorkommt. Will man dem Zauberer das Treiben legen, dann muss man das Wolfshemd, oder den Wolfsgürtel zu bekommen suchen und es verbrennen, was jedoch nur unter furchtbaren Schmerzen für dessen Besitzer möglich ist.

Die Zauberweiber verwandeln sich besonders in Katzen und suchen unter dieser Gestalt Unheil jeder Art zu stiften. Die Verwandlung erfolgt bei ihnen nicht durch äussere Mittel, sondern wohl durch einen blossen Zauberspruch.

Durch das Auge schaut die Seele und wie sie durch das gesprochene Wort Zauber zu üben vermag, so auch durch den blossen Blick; bösen Zauber dieser Art (und von anderm ist nie die Rede) übt das böse Auge. Dagegen hat der lachende Mund einnehmende Gewalt, besonders der rosenlachende, noch mehr der küssende; ein Kuss bringt dem, der ihn empfängt, Vergessen alles Vorhergegangenen oder gibt ihm die Erinnerung daran zurück.

Aber nicht wehrlos ist der Mensch der Gewalt des

Zaubers anheimgegeben. Man kann sich vor ihr schützen und die andringende abwehren; Schutzmittel sind Brod, das altheilige Salz und die Kohlen des dem Alterthum heiligen Heerdes, zur Abwehr dient das Ausspeien, wodurch man gleichsam seinen Abscheu vor aller Gemeinschaft mit dem Zauber zu erkennen gibt, und dadurch ihm die Gewalt raubt.

Aberglaube.

Unter Aberglauben ist nicht der gesammte Inhalt des heidnischen Glaubens zu verstehn, sondern die Beibehaltung einzelner heidnischen Gebräuche und Meinungen. Es gibt zwei Arten des Aberglaubens, einen thätigen und leidenden; entweder wird dem Menschen von höherer Hand ein Zeichen gegeben, woraus er Heil oder Unheil folgert, oder er lockt das Zeichen erst durch seine Verrichtung hervor. Dieser, der thätige, konnte als mit heidnischen Bräuchen vermischt, eher von dem Christenthum ausgetilgt werden, als jener leidende schuldlosere, der wie Gespensterfurcht auf das menschliche Gemüth wirkte.

Ein Hauptstück des Aberglaubens sind die Weissagungen. Der Mensch möchte den Schleier lüften, den Zeit und Raum über seine wichtigsten Angelegenheiten geworfen haben und glaubt, durch Anwendung geheimer Mittel Auskunft zu erlangen. Erlaubte und unerlaubte Weissagungen waren von jeher ein Geschäft des Priesters oder Hausvaters und Zauberers; jene gehören zur Religion, diese zum Aberglauben. Entweder ist nun die Gabe der Weissagung mit der priesterlichen Würde verbunden an ein bestimmtes Geschlecht geknüpft, oder sie wird von einem dieses Geschlechtes auf einen andern, der demselben fremd ist, übertragen, oder sie wird einem durch der Götter Güte bei der Geburt verliehen. Zeichen des Letztern ist der Glückshelm, mit welchem manche Kinder auf die Welt kommen; sie sehen Geister, d. h. sie pflegen vertrautern Umgang mit den Göttern und gewinnen dadurch den Blick in die Zukunft. Die Uebertragung geschieht in der Weise, dass man dem, welcher die Gabe besitzt, auf den rechten Fuss tritt und über die linke Schulter schaut, denn der rechte Fuss ist der glückliche Fuss, so dass man gleichsam des Begnadeten glücklichen Wandel annimmt und unter der linken Schulter schlägt das Herz, der Sitz seiner vorschauenden Seele, mit der man nun die Gabe gleichsam theilt, mit deren Auge man schaut.

Zur Entdeckung in Dunkel gehüllter Ereignisse der Vergangenheit gab es verschiedene Mittel. So das Siebdrehen, welches weise Frauen, Zauberer u. a. übten. Man fasste ein Erbsieb zwischen beide Mittelfinger, sprach eine Formel aus und nannte nun die Namen der Verdächtigen her; bei dem des Thäters fing das Sieb an, sich zu schwingen und umzutreiben. Ebenso wurde ein in eine Kugel gestecktes Beil zu diesem Zweck benutzt.

Die ehrwürdigste und gerechteste Art aller Weissagungen war das Loos. Entweder warf es der Priester oder der Hausvater und deutete es, oder er hielt es der Parthei zum ziehen hin; jenes bezog sich auf das Künftige, dieses auf Schlichtung des Gegenwärtigen. Man nahm dazu eine Ruthe eines fruchttragenden Baums und schnitt Zweige davon, welche mit besondern Zeichen unterschieden wurden; diese warf man durcheinander auf ein weisses Tuch und der Priester oder Hausvater, je nachdem die Angelegenheit, worüber man sich Raths erholte, eine öffentliche, allgemeine oder private war, zog nachdem er zu den Göttern gefleht hatte, den Blick gen Himmel gewandt, drei Zweige heraus, nach deren Zeichen er alsdann die Weissagung sprach. Bei vielen deutschen Stämmen finden wir die Weide zu diesem Gebrauch benutzt, die Zeichen, welche jene Zweige tragen, waren höchstwahrscheinlich Runen. Diess Looszielen dauerte unter verschiedenen Formen noch lange nach dem Untergang des Heidenthums fort. Wie die Sachsen dadurch ihre Führer in der Schlacht wählten, so wählten später die Christen sich einen der Apostel, dem sie besonders fromme Verehrung zutragen wollten. Man stellte zwölf Kerzen auf den Altar und hing jeder eines Apostels Namen an; dann zog man blindlings eine Kerze und verehrte den Apostel dessen Namen sie trug als besondern Patron. Anderemal entzündete man die Kerzen und erkannte den Apostel, dessen Kerze am längsten brannte, als Patron.

Eine ganze Reihe von Weissagungen beruht auf dem Ablauschen, Abhorchen und Absehn. Man deutete Sieg oder Niederlage aus dem Schlachtgesang d. h. daraus ob er in vollen kräftigen oder eher zagenden Tönen erscholl. Ebenso war es ein siegbringendes Zeichen, wenn die Rosse beim Beginn der Schlacht hellauf wieherten. Zu heiligen Zeiten horchte man an heiligen Orten und deutete die Zukunft nach dem, was man gehört: wie Pferdegewieher dem lauschenden Krieger Schlacht und Kampf ankündigte, so Hundegebell der lauschenden Magd, von welcher Seite der Bräutigam nahen werde. Das Brustbein der Gans diente zu Wetterprophezeiungen; war es um Martini roth, dann folgte strenger, war es weiss und klar, ein mässiger Winter. Niesen und Ohrenklingen gilt noch heut für vorbedeutsam.

Die im Mittelalter verbreitetste Art von Aberglauben betraf die Vorbedeutungen, welche man unter dem Namen Angang, Widergang, Widerlauf verstand. Man achtete auf Thiere, Menschen oder Sachen, denen man frühmorgens beim ersten Ausgang zuerst begegnete und schloss daraus auf Heil oder Unheil. So galt die Begegnung eines Wolfes für guten Angang, denn er war Wuotans heiliges Thier, dagegen die des furchtsamen Hasen für ungünstig. Ebenso hielt man den Angang des Priesters und einer alten Frau für bös, besonders wenn diese mit fliegenden Haaren, d. i. von der Nachtfahrt heimkehrend oder spinnend begegnet, d. h. wenn man sie in ihrem Walten störte, unberufen sich in ihren Weg drängte. Mit dem Wolf theilen guten Angang Hirsch, Eber und Bär, alle drei heilige Thiere; dem Hasen steht der Fuchs und das Schwein zur Seite.

welches uns heut noch eben so unwillkommen unter Wegs ist, wie das Schaf willkommen.

Den Vögeln wohnt höhere Kunde von den Geheimnissen der Götter- und Geisteswelt bei, als den vierfüssigen Thieren, ihre freie Bewegung durch die Luft machte sie geeigneter zu Boten der Götter, darum ist auch ihre Begegnung bedeutsamer. Wenn vom Verstehen der Thiersprache, welches oft den Helden gegeben ist, berichtet wird, dann werden meist nur die Vögel genannt. Man achtete auf die Seite, auf welcher der Vogel flog, und wie immer so ist auch hier die rechte die glückliche, die linke die unglückliche Seite. Ebenso wichtig war, von welcher Seite her man das Geschrei eines Vogels vernahm, besonders der Krähe. Sieht man die Elster von vorn so ist das Zeichen gut, von hinten, schlimm.

Auch das blosse Erscheinen der Vögel, ihr Nisten an den Wohnungen der Menschen ist bedeutsam. Schwalbe und Storch sind willkommen, wo sie ihr Nest bauen, todverkündend hingegen ist der Ruf der Eule, die daher auch Leichenhuhn, Klagmutter, Klageweib heisst; der Ruf des Käuzchens lautet dem Volk wie Leiche (Lich). Wenn der Maulwurf im Hause wühlt, stirbt eins; er kündet gleichsam das Aufwühlen des Grabes vorher an. Ebenso wenn Mäuse Schlafenden am Kleid nagen, denn so werden bald die Würmer den Leib des im Todesschlaf Liegenden verzehren.

Auch aus den Elementen werden Weissagungen gewonnen, so aus dem stockenden oder fliessenden Quell, aus dem Heerdfeuer, dem Freund der Menschen, aus der einbrechenden Erde.

Nicht jeder Tag galt für gleich günstig zum Beginn eines Unternehmens, zum Antritt der Reise, zum Anfang des Hausbaus. Vorzüglich heilig und darum auch glückbringend und günstig scheinen Mittwoch und Donnerstag gewesen zu sein, der Freitag steht dagegen noch heut in bösem Ruf.

Noch auf eine andere Weise stehen die Thiere in Beziehung zum Aberglauben: wie der Erfolg der Tagesarbeit davon abhing, dass am frühen Morgen eine günstige Begegnung eintrat, wie des Wolfes, der Raben Geleit Sieg weissagte, so pflegte dem wandernden Heer ein göttlich gesandtes Thier den Weg und den Ort der Niederlassung anzuzeigen. Colonieen wurden nach dieser Anführung gegründet, Städte und Burgen, später auch Kirchen gebaut. So führte ein weisser Wolf den niederländischen Helden Bavo zu einem Berg, worauf der Altar eines Gottes stand; da schlug Bavo seine Zelte auf und wohnte daselbst. Ein Bär und ein Adler führten den h. Gislen im Hennegau an das Ufer der Haine, wo er ein Kloster baute; Pferde, Raben, Tauben weisen die heilige Stätte, wo eine Kirche gebaut werden soll; Jäger führt ein Hirsch oder Eber zur Quelle, wo die göttlichem Blut entsprossene Jungfrau ihrer harrt.

Thiere zeigten aber nicht bloss den Ort des Baus, es wurde oft auch für nöthig erachtet, lebendige Thiere, selbst Menschen in den Grund einzumauern, auf welchem das Gebäude errichtet werden sollte. Es war gleichsam ein der Erde dargebrachtes Opfer, welche die Last auf sich duldet, und man wähnte, durch diesen grausamen Brauch unerschütterliche Haltbarkeit oder andere Vortheile zu erreichen. So sehr im Volk eingewurzelt ist der Glaube, dass man bei dem vor ein paar Jahren zu Halle vollendeten Brückenbau noch wähnte, die Baumeister bedürften dazu eines Kindes zum Einmauern. Als die Burg Liebenstein gebaut werden sollte, gab eine Rabenmutter ihr Kind dazu her; man gab ihm eine Semmel mit, welche es ass. Beim Einmauern sagte es: ‚Mutter ich sehe dich noch'; als die Mauer es fest umschloss, rief es: ‚Mutter ich sehe dich noch ein wenig'; und als der letzte Stein eingefügt wurde: ‚Mutter, ich sehe dich nun nicht mehr'. Gleich rührend ist die schleswigsche Sage von dem am Stördeich eingegrabenen Kind, welches eine Zigeunermutter für tausend Thaler hergab. Am Deich war ein grosses Loch, welches um jeden Preis ausgefüllt werden musste. Eine kluge Frau hatte gesagt, das sei nur möglich, wenn man ein lebendiges Kind da vergrabe, aber es müsse freiwillig hinein gehn. Nun legte man ein Weissbrod auf das eine Ende eines Brettes und schob es so über das Loch, dass es bis in die Mitte reichte. Als nun das Kind hungrig darauf entlang lief und nach dem Brod griff, schlug das Brett über und das Kind sank unter. Doch tauchte es noch ein paarmal wieder auf und rief beim erstenmal: ‚Ist nichts so weich als Mutters-Schoss?‘ Und beim zweitenmal: ‚Ist nichts so süss, als Mutters Lieb?‘ Und zuletzt: ‚Ist nichts so fest, als Mutters Treu?‘ Da aber waren die Leute herbeigeeilt und schütteten viel Erde auf, dass das Loch bald voll ward.

Die Traumdeutung nahm und nimmt im Aberglauben eine Hauptstelle ein. Träume sind Boten der Götter, welche den Menschen aber nur zu bestimmter Zeit nahen: die vor Mitternacht verdienen nicht viel Glauben, am wahrhaftesten sind die nach Mitternacht.

Auch bei den Träumen gibt es eine Art von Angang: so ist der erste Traum im neuen Haus, der Traum in der Nacht des ersten Tags des Jahrs, so wie der in der Nacht vor dem Geburtstag und in der Hochzeitsnacht besonders wichtig. Die Deutung beruht durchgängig auf mythischer Grundlage. So bedeutet Tod, wenn man von Fischen, abgepflückten Blumen oder Früchten träumt, wie Fische besonderer Art sich beim Tode eines Gliedes vornehmer Geschlechter zeigen, wie die Blume, der Baum Symbol des Lebens ist. In der Sage erscheinen die Geschenke gütiger göttlicher Wesen oft in unscheinbarer Gestalt, nicht selten als Kehricht, Schmutz und Koth, darum bedeutet von Letzterm träumen Geld.

Krankheiten.

Wir sahen bereits, wie das Volk Seuchen unter Menschen und Vieh für Zeichen des Zorns der Götter hielt, aber ihre Gnade offenbarte den Menschen auch wieder rettende Heilmittel, und zwar durch Priester und Priesterinnen, denen Zauberer und Zauberinnen zur Seite stehen; wie Beide die Gabe der Weissagung theilen, so theilen sie auch die der Heilkunde.

Die meisten Krankheiten gelten als böse feindseelige Wesen, denen die Götter gleichsam Gewalt über den Menschen geben. So ist das Fieber ein den Menschen reitender, schüttelnder Elbe, die fliegende Gicht ein umfahrendes, laufendes elbisches Wesen; von ihnen rührt auch der Schlagfluss, der oft allein, oft mit Gefolge von Stechen, Krampf u. a. m. auftritt. Unter den Heilmitteln ist vorerst das Messen hervorzuheben: der Kranke wird entweder zweimal gemessen und man sieht zu, ob die Länge dieselbe bleibt; ist das der Fall, dann ist Hoffnung zur Herstellung, im Gegentheil keine. Oder man misst vom Scheitel zur Sohle und von einer Handspitze zur andern; ist die letztere Länge kürzer, als die erste, dann hat der Kranke die Auszehrung, findet man in der Folge bei wiederholtem Messen, dass sie wächst, dann kann er genesen, nimmt sie aber ab, dann stirbt er. Fieberkranke Kinder legte man auf den Ofen oder schob sie in den Backofen, man liess sie durch ausgehöhlte Erde, hohle Steine oder einen gespaltenen Baum gehen oder kriechen. Andere Krankheiten wurden in die Erde vergraben, oder auf Bäume und Thiere übertragen. Zum Schutz gegen Siechthum trug man Angebinde und Anhängsel, die aus Kräutern, Knochen u. a. bestanden. Wie das Wasser der Quellen in gewissen Krankheiten gebraucht wurde, ist früher bereits gesagt worden.

Aller Krankheiten schrecklichste ist die schnell und massenweise hinraffende Pest. Sie erscheint bald als blauer Dunst, in Gestalt einer Wolke, bald als blaues Flämmchen, bald aber auch personificirt als weiss verschleierte oder weissgekleidete Frau oder Jungfrau, welche das Land durchzieht und deren Gegenwart überall den Tod hinbringt. Sie zu vertreiben, werden ihr Opfer dargebracht

Kräuter und Steine.

Wie die Menschen nicht alle gleichen Ranges sind, wie es reine, heilige und unreine Thiere gab, und die Bäume in ungleichem Ansehen standen, so auch die Kräuter. Von Göttern an einsamer heiliger Stelle geschaffene, von ihnen geliebte und bei den Opfern gebrauchte, von ihren Lieblingen oder Boten bevorzugte oder in anders einem Zusammenhang mit ihrem Wesen und Walten stehende Pflanzen wurden natürlich höher geschätzt als solche, die dieses Vorzugs entbehrten. Die Pflanze, deren Blüthe so weiss war, dass nur Balders Braue ihr verglichen werden konnte, die deren Stengel die Menschen an der Frouwa Haar mahnten, galten für heiliger als andere; der Gott oder die Göttin hatte sie gewissermassen nach dem Ebenbild dieser Theile seines Körpers gebildet. Anderer Heilkraft oder Heiligkeit kannten die Menschen nicht, bevor sie von den Göttern über dieselbe belehrt worden waren, und sie tragen daher ihre Namen von den Göttern.

Das heilkräftige Wasser musste zu bestimmter heiliger Stunde geschöpft werden, eben so wurde die heilkräftige Pflanze auch nur zu bestimmter Zeit gebrochen, nur dann hatte sie ihre volle Wirkung. Der Strahl des anbrechenden Tages durfte sie noch nicht beschienen haben, der Mund des sie Brechenden noch nicht durch profane Rede entweiht sein. Unbeschrieen zogen einst besonders am Morgen des Himmelfahrtsfestes Hunderte von Landleuten zum Gipfel des Melibocus, um dort Kräuter zu sammeln, deren wunderbare Kraft man bei allen Krankheiten während des ganzen Jahrs zu Hülfe zog.

Auch die Sammlung, das Ausgraben der Kräuter selbst hatte seine bestimmten Gesetze. So musste das Bilsenkraut, womit das nackte Mädchen bei anhaltender Dürre bekleidet wurde, um Regen zu erflehen, mit dem kleinen Finger der rechten Hand ausgerissen werden. Lacrima Christi zu pflücken bereitete man sich betend vor, pflückte das Kraut unter feierlicher Beschwörung, legte es auf die Erde und kniete vor dem nieder, endlich hob man es mit der linken Hand auf, alles unter bestimmten Segenssprüchen. Selten schnitt man die Kräuter mit eisernen Werkzeugen ab, man bediente sich dazu solcher von göttlichem Metall, von Gold.

Die auf diese Weise gesammelten Kräuter wurden weniger innerlich, meist äusserlich gebraucht: man trug sie entweder bei sich, oder legte sie unter der Kranken Hauptkissen; andre hängte man auch in der Stube an dem Hauptbalken auf, wo sie das Jahr hindurch blieben, bis sie durch frische ersetzt wurden; wieder andere dienten zu mannichfachem Zauber.

Die berühmteste aller Wurzeln ist der Alraun, die Alrune, die schon im Namen an die weisen Frauen unseres Alterthums erinnert. Sie wird auf unheimliche Weise gewonnen, gewaschen und gekleidet (denn sie soll menschliches Aussehen haben) und in einem Kästchen aufgehoben. Ihr Besitz soll Glück und Reichthum bringen. Zauberisch wirkte der Schlafapfel, ein moosartiger Auswuchs an wilden Rosen; man hielt dafür, dass wenn man jemanden denselben unter das Hauptkissen lege, er nicht erwache, bis der Schlafapfel wieder weggenommen sei. Für besonders heilig galt ferner der Mistel, die bekannte Schmarotzerpflanze, die man vom Himmel auf die Aeste anderer Bäume gefallen wähnte, zumal auf die der Eiche und Esche. Wir wissen bereits, dass ein Mistelzweig dem Gott Paltar den Tod brachte, und das war auch wohl der Grund der Heiligkeit der Pflanze. Auch bei den Celten wurde sie gesammelt und zwar mit grosser Feierlichkeit: der weissgekleidete Druide bestieg den Baum, schnitt den Mistel mit goldner Sichel ab und empfing ihn auf einem weissen Tuche, worauf ein Opfer weisser Stiere und Gebet die Ceremonie schloss. Ihnen galt die Pflanze heilsam für alles, die Eiche auf welcher sie gefunden wurde, als ein von den Göttern besonders bevorzugter und erkorner Baum.

Farnkraut galt für zauberkräftig, sein schwer zu gewinnender Same macht unsichtbar, nach andern soll er, wenn man zufällig welchen an sich bekommt, irre führen.

wesshalb es auch Irrkraut genannt wird. Beifuss, auch Johannisgürtel, Sonnenwendgürtel oder Gürtelkraut genannt, wird feierlich gegraben, in Kränze gewunden, umgehangen und von jedem mit dem Unfall, den er an sich hat, in die Flamme des Johannisfeuers geworfen; hängt man die Wurzel überm Thor auf, so ist das Haus vor allem Unfall geschützt. Gundelrebe war ein Schutzmittel gegen Zauber und auch sonst als heilkräftig genannt. Andere solcher Kräuter sind Stolzheinrich, Heilallerwelt (Schafgarbe), Allermannsharnisch, Neunmannskraft, Heilallerschaden, welche letztern, wie schon der Name verkündet, gegen alle Krankheiten dienten. Vor Dosten und Durant fliehen Wichte und Elben, die wilden weissen Heiden und die wilden weissen Selben (Salbei) lernten wir bereits früher kennen: wenn die Menschen wüssten, wozu sie gut sind, würden die Bauern mit silbernen Pflügen und Karsten arbeiten, aber die Art ihre Kräfte nutzbar zu machen, ist nur den Geistern bewusst.

Die Steine sind weniger mythisch, als die Kräuter. Bekannt ist vor allen der Donnerstein, dessen bereits Erwähnung geschah. Es gab Wünschelsteine, Siegsteine, deren Eigenschaften bereits aus ihrem Namen sich erklären. Im allgemeinen sind die Steine wenig genannt und benutzt, denn die gewöhnlichen unedeln Steine, denen wir auf jedem Schritt begegnen, galten nicht als geheime Kräfte besitzend. Die einheimischen edeln waren nur schwer zugänglich und wenn sie mühsam gewonnen waren, kamen sie nur in weniger Hände, noch schwerer waren die ausländischen zu erlangen, die aber schon als solche aller höhern mythischen Bedeutung entbehrten.

Sprüche und Segen.

Noch stärkere Macht als in Kraut und Stein liegt in dem Wort und bei allen Völkern gehen aus ihm Segen oder Fluch hervor. Dazu dient aber nicht das gewöhnliche Wort, die gewöhnliche Rede; wie alles was zu höhern, göttlichen Zwecken dienen sollte, dem Kreise des Irdischen entrissen und eigens geschmückt der Götter Dienst geweiht wurde, so erhielt auch die Rede einen solchen Schmuck, den der Poesie: die Sprüche und Segen erscheinen nur in gebundnen Worten, sie sind Gesänge und Lieder. Aber auch die Art und Weise, in welcher sie hergesprochen wurden, war nicht die gewöhnliche: nur selten wird der Segen oder Fluch laut gesprochen, meist leise, lispelnd oder flüsternd. Man hiess das rûnên, raunen, daher die germanische weise Frau Alruna. Dieselbe Gewalt wie das gesprochene, hatte aber auch das geschriebene Wort. Goth. runa heisst Geheimnis, d. i. die geheime Rede oder Schrift: die Schwertweihe, welche der Waffe siegende Kraft verlieh, geschah, indem man Siegrunen, d. h. Buchstaben, die dem Gott des Siegs Zio, Tyr heilig waren, auf das Schwert einritzte und seinen Namen, der der Rune Namen ist, feierlich zweimal nannte, ihn also zweimal dabei anrief.

Als Erfinder der Runen galt Odhin dem Norden, also uns wohl Wuotan. Da er der höchste der Götter ist, muss ihnen auch hohe Kraft beiwohnen: sie und die Lieder können, wie man wähnte, sowohl tödten, als gegen den Tod sichern und den Gestorbenen vom Tod erwecken, sie vermögen krank zu machen und die Krankheit zu vertreiben, das der Wunde entrinnende Blut zu hemmen, sie zu schliessen und alle ihr entspringenden Schmerzen zu bannen. Mit ihnen kann man den nahenden Feind in unsichtbare Fesseln schlagen, seine Waffen stumpfen, gefesselte Glieder lösen und befreien, den Pfeil im Fluge hemmen, das hochflammende Feuer bändigen und löschen, Hader schlichten, Winde stillen u. v. a.

Besondere Gewalt wohnt dem Fluch und der Verwünschung bei, die wir noch täglich in den kräftigsten Formen hören können. Andere Beschwörungen sind uns in grosser Zahl erhalten und meist nur mit geringen Veränderungen aus dem Heidnischen ins Christliche übersetzt: so die bekannten sogen. Merseburgischen Gedichte, zwei

ech echt heidnische Beschwörungen, welche etwa im zehn-
n Jahrhundert aufgezeichnet wurden und die wir noch
ute fast in allen Ländern germanischer Zunge wieder-
nden.

Jedes bedeutende Unternehmen wurde von dem from-
en Alterthum durch Segen geheiligt, die meist in Gebete
erliefen, worunter manche von hoher Schönheit sind.
evor der Landmann zu pflügen begann, weihte er den
cker durch Segen und Opfer, der Hirt sprach seinen
egen über die Heerde, der Hausvater über seine Bienen.
i jedem Unfall endlich, der den Menschen zustiess, war
in erstes Hülfs- und Rettungsmittel der Segen, d. i. die
nrufung der Götter. Man erinnerte sie an ihre Macht, oder
e Vorfälle aus ihrem Leben und Thun, welche mit dem-
nigen Aehnlichkeit hatten, der einem eben selbst zuge-
ossen war, wie sie damals sich geholfen, so sollen sie
m auch dem sie Anrufenden helfen.

Anmerkungen.

S. 1. Gott, Götter. Vgl. Jacob Grimms Mythol. pp. 12, 293 ff.

„ 3. in der Ahnung der Trinitätslehre, denn in der ersten Offenbarung lag die zweite durch Christus eingeschlossen, wenn auch noch unenthüllt, wie die ganze Rose in der Rosenknospe enthalten ist mit allen Blättern und Staubfäden. Dieser *consensus gentium* ist nicht das geringste Zeugniss für die Lehre von der Dreieinigkeit.

S. 5. Die Wanderungen der Götter auf Erden übertrug das Volk später auf Jesus und den h. Petrus, oder auch die zwölf Apostel, denen wir so in zahlreichen Märchen begegnen. Die Göttinnen werden zwar sonst häufig durch die h. Jungfrau ersetzt, aber nie wenn sie unter den Menschen umziehen; sie behalten da stets ihre alten Namen.

S. 6. Gottesdienst. Vgl. Myth. p. 26.

S. 8. In Friedberg wurde, wie mir Phil. Dieffenbach mittheilt, das schönste Ross aus der Kriegsbeute verkauft und das dafür gelöste Geld der S. Georgskirche verehrt. Da S. Georg vielfach an die Stelle des alten Wuotan gesetzt wurde, so bedeutet der Gebrauch nichts anderes, als dass man dort oder in der Gegend ehemals das Ross diesem Gott, welcher der Schlacht vorstand weihte.

S. 10. Das Christenthum nahm das Schöne und Gute in sich auf, wo es dasselbe fand, denn es betrachtete dasselbe mit Recht als auf dem Boden oder unter dem nachwirkenden Einfluss der ersten Offenbarung gediehen; darum konnte es auch durch diese Aufnahme nicht alterirt werden.

S. 12. Heilige Cultusstätten, Götterbilder. Myth. p. 57. 93 ff.

„ 16. Priester und Priesterinnen. Myth. p. 78 ff.

„ 18. Wuotan. Myth. p. 120. 150 ff. Vgl. ferner „über den liebesgott von Jacob Grimm, gelesen in der academie am 6. Januar 1851.“ Berlin 1851. Wodan und Frea bei den Winilen von J. Grimm. Haupt Zeitschrift für deutsches Alterthum V, 1. Woldan von J. Grimm das. V, 494 ff. Wuotilgôz von dems. das. I, 577. Wodan von Adalbert Kuhn das. V, 472. Donar und Wuotan von Karl Müllenhoff das. VII, 529. Wôdan von dems. Nordalbing. Studien I. 208. Beiträge zur deutschen Mythologie von J. W. Wolf I, p. 1—63.

‚Lexicon mythologicum in vetusta septentrionalium carmina, quae in edda Saemundina continentur‘ von Finn Magnusen im 3. Band der Edda Saemundar hinns fróda. Havniae 1828. s. v. Odhin.

Der Abschnitt der Myth. über das wüthende Heer und die wilde Jagd (p. 870) ist p. 20 und 21 diesem Capitel einverleibt. Näheres über Odhin kann jetzt jeder leicht in Simrocks deutscher Ausgabe der Edda nachschlagen. (Stuttgart und Tübingen 1851.) Dasselbe gilt von den übrigen Gottheiten.

S. 23. Donar, Myth. p. 151 ff. Wolf Beiträge I. p. 63 ff. Dess. Rodenstein und Schnellerts. Darmstadt. 1848. Finn Magnusen s. v. L. Uhland Sagenforschungen I. Thor.

S. 24. Anmerkung siehe Myth. p. 160.

Ueber Thôr haben sich im Norden die meisten Mythen erhalten, unter denen in weitern Kreisen nur derjenige von seinem Zug in das Riesenland bekannt ist.

S. 26. Fro. Myth. 190 ff. Siegfried und Freyr von Wilh. Müller, Haupt Zeitschr. II, 43 ff. Wolf Beiträge I, 102 ff.

S. 27. Die christliche Mythologie, d. h. die im Volk erwachsene, an Christus und die Heiligen sich anlehnende, aber in deutsch-heidnischem Boden wurzelnde Volkssage so wie das Märchen, hat auch in der Kunst ihre Vertretung, wie ja überhaupt die Sagen viele Kunstwerke, und umgekehrt Kunstwerke oft Sagen hervorgerufen haben.

S. 28. Zio. Myth. 175 flg. Sahsnôt das. 184. Eor das. 182. Wolf Beitr. p. 127 flg. Ueber die Bedeutung des Namens Zio von A. Kuhn. Haupt Zeitschr. II, 231.

S. 29. Paltar. Myth. 201 flg. Beitr. 133.

„ 30. Phol. Myth. 205. Haupt Zeitschr. II, 252: Schon mehr über Phol von Jac. Grimm. das. V, 69: Phol [illegible] König von demselben.

„ 31. Forasizo Myth. 201.

„ „ Aki. Myth. 217. Wol das. 209. Beitr. I, 145. Jac. Grimm in Haupts Zeitschr. VII, 393.

„ „ Lohho, Loko. Myth. 220. Die Sagen von Loki von K. Weinhold. Haupt Zeitschr. VII, 1—94. Beitr. 137.

S. 33. Göttinnen Myth. 229. Beitr. 147.

„ 34. Nerdu Myth. 229.

„ 35. Holda Myth. 244. Beitr. 162.

„ 36. Perahta Myth. 280. Beide letztere Göttinnen sind in zahllosen Sagen noch unter dem Volk bekannt.

S. 38. Firgunia, Hluodana. M. 235. statt Hlôtyn l. Hlôdhyn. Ein ihr von einem Römer geweihter Altar mit der Inschrift:

DEAE HLVDANAE SACRVM C. TIBERIVS VERVS wurde in den Niederlanden gefunden und wird in Xanthen aufbewahrt.

S. 38. Tanfana. Myth. 70. 236. Wir kennen sie durch Tacitus und einen Altar mit der Inschrift: TAMFANAE SACRVM.

S. 38. Nehalennia. M. 236 nur beiläufig erwähnt. Beitr. 149. Einige zwanzig römische Altäre verbürgen die hohe Verehrung, in welcher sie stand. Ueber Folla vgl. Myth. 285 und Jac. Grimm in Haupts Zeitschrift II, 189.

S. 39. Hruoda (Myth. 266) gleich Ostara (Myth. 267) waren besonders bei den Angelsachsen verehrt, wo sie nach Bedas Bericht Hrêde und Eástre hiessen. Ueber Ostara vgl. noch Beitr. 177.

S. 39. Frouwa, Frikka. Myth. 276. Kuhn in Haupts Zeitschr. V, 373. Zu den Merseburger Gedichten von Jac. Grimm das. II, 189. vgl. V, 1. Wolf Beiträge 179.

S. 41. Hellia. Myth. 288. Beitr. 202. Wilh. Wackernagel in Haupts Zeitschr. VI, 149. A. Kuhn das. VI, 117. IV, 391. Mancher andern Göttin wäre, wie früher noch manches andern Gottes, zu gedenken gewesen, doch ich überging sie, da von ihnen bis jetzt wenig mehr als der Name aufgefunden wurde.

S. 42. Helden. Myth. 315. Die deutsche Heldensage von Wilh. Grimm. Göttingen 1829. Die deutsche Heldensage von Fr. J. Mone.

S. 45. Weise Frauen. Myth. 368. S. 49. Wer denkt bei Brunhild nicht sofort an Dornröschen?

S. 50. Wichte und Elbe. Myth. 408. S. 58. Einzelne elbische Wesen das. S. 441.

S. 62. Wassergeister. Myth. 455.

„ 64. Hausgeister. das. 468.

„ 69. Riesen. das. 485.

„ 75. Schöpfung. das. 525.

„ 78. Elemente. das. 548.

„ 88. Bäume und Thiere. das. 613.

„ 97. Himmel und Gestirne. das. 661.

„ 104. Tag und Nacht. das. 697.

„ 105. Sommer und Winter. das. 715.

„ 108. Zeit und Welt. das. 750.

„ 112. Seelen. das. 786. In diesem Abschnitt, wie noch in einigen andern weiche ich von J. Grimms Buch einigermassen ab. Die Gründe dafür wird der zweite Band meiner Beiträge enthalten.

S. 118. Tod. das. 799.

S. 119. Schicksal und Heil. das. 816. Die Capitel XXIX, XXX der Mythol. fielen als weniger hierher passend aus. XXXI wurde vertheilt.

S. 121. Entrückung. das. 903. Cap. XXXIII (Teufel) ist gleich XXXI vertheilt.

S. 127. Zauber. das. 983.

„ 132. Aberglaube. das. 1059.

„ 137. Krankheiten. das. 1101.

„ 139. Kräuter und Steine. das. 1142.

„ 141. Sprüche und Segen. das. 1173. Wilhelm Grimm: Ueber deutsche Runen, Göttingen 1821.

Für diejenigen Leser, welche dem in diesen Blättern Behandelten gerne weiter nachgehn und die namentlich das alte Götterwesen beobachten möchten, wie es in den Ueberlieferungen des Volks — die sie nun mit anderm Auge lesen und mit anderm Ohr hören werden — nachpulsirt, will ich kurz einige der dazu ausser den bereits genannten noch nothwendigen Bücher angeben.

Die Sammlung ‚deutscher Sagen' so wie die ‚Kinder- und Hausmärchen' der Brüder Grimm (6. Ausg. Göttingen 1850) setze ich als allgemein bekannt voraus. Jener ersten schliessen sich an die meisterhaften Sammlungen märkischer Sagen und Märchen von Adalbert Kuhn (Berlin 1843), Norddeutscher Sagen, Märchen und Gebräuche von Adalbert Kuhn und Carl Schwarz*) (Leipzig 1848), Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg von Carl Müllenhoff (Kiel 1845), Reusch, Sagen des Samlandes, J. W. Wolf deutsche Märchen und Sagen (Leipzig 1845), desselben niederländische Sagen (Leipzig 1843), Harrys Volkssagen Niedersachsens (Celle 1840), Emil Sommer Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen (Halle 1846), L. Bechstein thüringischer Sagenschatz; dess. fränkischer Sagenschatz I. Band (Würzburg 1842), Bernhard Baader Volkssagen aus dem Lande Baden (Karlsruhe 1851), Adalbert von Herrlein die Sagen des Spessart (Aschaffenburg 1851), Friedrich Panzer Beitrag zur deutschen Mythologie (München 1848), A. Schöppner

---

*) Mit werthvollen Anmerkungen, deren auch den Sammlungen von Müllenhoff, Panzer und Wolf beigegeben sind. Schwarz schrieb ausserdem: Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland und besonders die Marken. Berlin 1850.

Sagenbuch der bairischen Lande *) 1. Band (München 1852), Vonbun Sagen aus Vorarlberg (Wien 1847), Zingerle Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche 1. Bändchen (Innsbruck 1851 Märchen enthaltend, die folgenden sollen Sagen bringen). Ein ausführliches Verzeichnis der deutschen Märchensammlungen von Bedeutung enthält die Grimmsche Märchensammlung I p. XXVI; jetzt kommen noch meine deutschen Hausmärchen (Göttingen u. Leipzig 1852) hinzu.

Ich habe mit Willen nur die grösseren und wichtigeren Sammlungen angegeben. **)

---

*) Enthält viel Unbedeutendes und mittelmässiges Reimgeklingel. Es wäre sehr zu wünschen, dass eine kundigere Hand sich dieser Arbeit unterzogen hätte; Herrn Schöppner war das betretene Gebiet allzu fremd.

**) Dem Vernehmen nach soll Wolfg. Menzel mit einem grossen Werk über deutsche Sagen beschäftigt sein. Glückauf!

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.

Verlagsbücher der **Dieterichschen Buchhandlung** in Göttingen.

Deutsche Grammatik
herausgeg. von *J. Grimm.*
Thl. I. II. III. IV. gr. 8. 17 ℛ: 7½ *ngr*
(Thl. I. II. unveränderter Abdruck ist unter der Presse.)

Ueber den altdeutschen Meistergesang
herausgeg. von *J. Grimm.* gr. 8. 22½ *ngr*

Hymnorum veteris eccl. XXVI.
Edid. *J. Grimm.* gr. 4. 1 ℛ:

Weisthümer
herausgeg. von *J. Grimm.* Bd. I—III. gr. 8. 12 ℛ:

Ruolands Liet.
Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschriften
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 8. 2 ℛ: 20 *ngr*

Konrad von Würzburg Sylvester
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 8. 1 ℛ:

Wernher vom Niederrhein
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 8. 20 *ngr*

Grave Ruodolf
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 4. 2te Aufl. 1 ℛ:

Deutsche Heldensage
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 8. 2 ℛ:

Vridankes Bescheidenheit
herausgeg. von *W. Grimm.* 8. 2 ℛ: 15 *ngr*

Der Rosengarten.

Ein altdeutsches Gedicht mit Commentar
herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 8. 1 ℛ:

Ueber Freidank

herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 4. 1 ℛ:

Altdeutsche Gespräche mit Nachtrag

herausgeg. von *W. Grimm.* gr. 4. 1 ℛ:

Ueber deutsche Runen.

Herausg. von *W. Grimm.*
Mit 11 Kupfern. 8. 1 ℛ: 20 *ngr*

Athis und Prophilias.

Ed. *W. Grimm.* gr. 4. 1 ℛ: 20 *ngr*

Exhortatio ad plebem christianam etc.

Ed. *W. Grimm.* gr. 4. 3 ℛ: 15 *ngr*

Ueberblick der deutschen Mythologie.

Herausgeg. von *J. Kehrein.* gr. 8. 15 *ngr*

Altfriesisches Wörterbuch

herausgeg. von *K. v. Richthofen.* gr. 4. 4 ℛ: 15 *ngr*

Alte Denkmäler.

Herausgeg. von *F. G. Welcker.*

Thl. I. Giebelgruppen und Statuen. gr. 8. 2 ℛ: 20 *ngr*
Thl. II. Basreliefs und geschnittene Steine. gr. 8. 2 ℛ: 20 *ngr*
Thl. III. Griechische Vasengemälde. gr. 8. 4 ℛ:

Beiträge zur deutschen Mythologie

herausgeg. von *J. W. Wolf.*
Thl. I. Götter und Göttinnen. gr. 8. 1 ℛ: 10 *ngr*

BEITRÄGE

ZUR

DEUTSCHEN MYTHOLOGIE

VON

J. W. WOLF.

I. GÖTTER UND GÖTTINNEN.

GÖTTINGEN, LEIPZIG,
DIETERICHSCHE BUCHHANDLUNG. — FRIEDR. CHRIST. WILH. VOGEL.
1852.

JACOB GRIMM

GEWEIHT.

Wer sammelt der liebt es, von zeit zu zeit seinen vorrath zu mustern, zu ordnen und zu überschauen wie arm oder reich er ist. nach beinahe zehnjährigem sammeln hielt ich es also mit meinen vorräthen zur deutschen mythologie und so wuchsen diese blätter. aller anmassung fern bringe ich in ihnen stoff zum stoffe. ihn aber ganz roh zu bringen wie ich ihn fand, widerstrebte mir und ich versuchte ihm so gut ich es vermochte form und gestalt zu geben. aber das wie bleibt keine frage. auf dem gebiet unserer gesammten alterthumswissenschaft ist nur einer von dem wir darin lernen können, ihr schöpfer J. Grimm. seinen freundlichen anregungen dankten meine sammlungen ihren fortgang, seiner zufriedenheit mit manchen frühern arbeiten dankt dies buch sein hervortreten. sie half das gerechte bedenken überwinden, welches mir der gedanke erweckt, der erste zu sein der in ausgedehnterem masse den kühnen versuch wagt, das von dem meister so gross begonnene mit schwachen schülerhänden weiter zu führen. aber es ist ja nur versuch, nur riss und plan zum bau den ich in die hände des meisters und gleichstrebender lege; steigt oft vielleicht dach und thurmwerk zu keck auf schwächerm untersatz empor, dann finden sich wohl mittel diesen zu stärken, wo nicht so gebe ich sie gerne preis und bescheide mich mit dem verdienste, wenigstens bausteine herbei geschafft zu haben.

Neben dem was ich aus diplomatischen sammelwerken, statistiken und andern büchern aller art zusammentrug, zog ich hauptsächlich zu diesen forschungen die *tradition* heran. auf ihrem gebiet vor allem suchte ich mich zu orientiren, in sie einzudringen und sie in alle phasen ihrer entwickelung zu verfolgen, um also ihrer ursprünglichen gestalt auf die spur zu kommen und sie auf dieselbe wieder zurückführen zu können.

Bisher galt von der sage, dass sie die grössten und schönsten mythenreste berge und sie wurde darum bei der forschung vorzugsweise berücksichtigt, das märchen kam erst in zweiter reihe. gegen den schluss der schönen und tiefen vorrede zur neuesten (VI.) auflage der 'kinder- und hausmärchen' hin bemerkt Wilhelm Grimm: 'gemeinsam allen märchen sind die *überreste* eines in die älteste zeit hinaufreichenden glaubens der sich in bildlicher auffassung übersinnlicher dinge ausspricht. dies mythische gleicht *kleinen stückchen eines zersprungenen edelsteins* die auf dem von gras und blumen bewachsenen boden *zerstreut* liegen und nur von dem schärfer blickenden auge entdeckt werden.' (p. LXVII.) ich kann diese ansicht des hochverehrten mannes weniger theilen als jene ihr gleich auf dem fusse folgende: 'das mythische scheint den einzigen inhalt der ältesten dichtung ausgemacht zu haben', welcher sich das kühnere wort in der vorrede zur dritten ausgabe von 1837 anschliesst: 'die deutsche mythologie hat *in der übereinstimmung dieser überlieferungen mit nordischen mythen* einen beweis ihres ursprünglichen zusammenhanges gefunden.' ich möchte also in den märchen eher die prächtigen darstellungen eines kostbaren mosaikbodens sehen, die durch gras, moos und blumen, welche die zeit über ihnen wachsen liess, lockend hervorblicken. ich erkenne in den einzelnen zügen welche mythisch klingen nicht zerstreute bruchstücke, sondern theile eines ungeschmälerten ganzen, dessen rest und zusammenhang unserm auge noch nicht klar ist aber klar werden muss, sobald unser auge durch grössere übung mehr geschärft sein wird. 'das auge für unser alterthum braucht uns oft nur geöffnet zu werden' sagt Jacob Grimm und das ist rücksichtlich der märchen erst in geringem maasse der fall. bewährte sich aber jene annahme, dann haben wir, und ich nehme keinen anstand auf diese consequenz einzugehn, in unsern märchensammlungen nicht geringeres vor uns als unsere *deutsche edda*, den alten epheuumwachsenen bau unserer götterlehre, der, sich um so vollständiger wieder herstellen lassen wird, je mehr märchen ausgegraben werden. unsere aufgabe ist nur, die grüne hülle sorgsam abzulösen, die wurzel welche sie in das gestein trieb vorsichtig auszubrechen und also die alten bildwerke wieder an das tageslicht zu ziehen. nicht immer wird dies gleich gut gelingen; oft müssen wir zufrieden sein nur die umrisse deutlicher gewonnen zu haben und die feinere arbeit geschickteren späteren händen überlassen, oft aber wird uns auch der lohn das volle bild wieder rein und klar vor uns zu sehn.

Der hauptangriff der christlichen bekehrer war einst gegen die heiligen *orte* gerichtet, an denen das heidenthum seines cultus pflegte; diese zerstörten sie oder gaben ihnen eine christliche bestimmung indem sie Gott und den heiligen altäre an ihnen weihten. dadurch dass sie dem heidenthum diese anhaltspunkte nahmen, meinten sie dem glauben an die götter den lebensnerv abzuschneiden, die mythen und heiligen lieder von selbst zu tödten. sie täuschten sich jedoch darin, denn die grossen göttersagen so wie einzelne züge derselben und heidnischer aberglaube der sich an jene orte knüpfte lebte nichtsdestoweniger und ungestört fort, nur jetzt heimlich statt vorhin öffentlich.

Die lage beider hauptstücke unseres heidenthums war eine wesentlich verschiedene, die göttersage im allgemeinen, wie sie über dem ganzen volke schwebte war mit in die neuen wohnsitze eingewandert und wanderte mit den einzelnen stämmen weiter wenn diese ihre wohnsitze veränderten; sie hatte dadurch etwas sicheres was sich an ort und raum nicht band, sie war der stete genoss der familie und als solcher vorzugsweise am heerde heimisch. als die wohnsitze mehr stätigkeit gewannen, da warf sie einzelne fäden herab und umspann mit diesen die heiligen stätten des cultus, die berge, welche den göttern geweiht wurden, die haine, welche ihre tempel und altäre bargen, die seeen und flüsse und quellen an welchen ihnen opfer sanken und rauchten. so bildeten sich durch das hinzutreten auch anderer einflüsse die localsagen; sie bewahren seltner volle mythen, mehr einzelne züge des alten glaubens die durch ihre fesselung an einen bestimmten ort einen ernsteren anstrich gewinnen und eine wesentlich andere färbung annehmen. dadurch nun, dass die bekehrer diese orte angriffen, welche den sagen als sitz, als haltpunkt dienten, konnte es nicht fehlen, dass auch die sagen erschüttert wurden; sie mussten den ersten hauptstos gegen das heidenthum sehr empfinden und um so mehr darunter leiden, als sie eben nur einzelne züge festhielten, deren feinere linien leicht verwischt werden konnten. weniger konnten die grössern mythen diesen stos fühlen, da sie in weniger directer beziehung zu jenen orten standen, ihre wurzeln tiefer im volke lagen und sie jeder ein sicheres in sich abgeschlossenes ganze bildeten. dass trotz dieses stosses, trotz der fortwährenden bekämpfung die sagen fortlebten und noch grossentheils leben, ist längst erwiesene thatsache an den zu zweifeln keinem einfällt; um wie viel mehr müssen wir dann aber annehmen, dass auch jene grössern mythen sich noch im volke finden müssen und wenigstens so rein finden müssen, wie die sagen?

Ganz rein und klar haben wir weder die einen noch die andern vor uns, doch sind sie, um bei jenem bilde zu bleiben, nur übersponnen. das christenthum berührte nur die äussere hülle der in den mythen erscheinenden personen und gegenstände. dies geschah wiederum auf verschiedene weise je nachdem die mythen in die hände der gelehrten fielen oder nach alter sitte in dem munde des volkes sich fortpflanzten. die überlieferung der letzten art hat vor der der ersten art unendlich viel voraus. beide entkleiden zwar die götter der alten himmlischen herrlichkeit, allein die gelehrten bleiben nicht dabei stehen, sie gehen mit nüchterner kritik, der alles wunderbare ein greuel ist an die mythen heran, fragen gewissenhaft nach dem wie und warum, nach dem möglichen und unmöglichen. sie tödten den vogel und zerlegen ihn mit scharfem messer, um zu untersuchen was seinen augen jenen glanz, seiner stimme klang und seinen flügeln kraft gab und da sie das natürlich nicht finden, weil ihr auge durch dunkle brillen schaut, so läugnen sie zuletzt ab, dass der vogel wirklich gelebt habe, oder sie dichten ihm ein ganz anderes leben an, ein sieches, schwächliches. anders das volk, welches in seinem tiefen und frischen natursinn ganz richtig herausfühlt, dass dergleichen fragen hier am unrechten orte sind und mit vollster pietät still stand wo es still stehen bleiben musste. auch es zog die götter in die menschenform herab, doch weiter ging es nicht. es fing sich den mythenvogel ein, fütterte und pflegte ihn; da bekam er wohl ein einigermassen anderes gefieder, aber er lebt noch ein frisches leben. während die gelehrte kritik die personen äusserlich und innerlich angriff, die handlung nach eignem gutdünken sich zurecht machte und höchstens der sachen schonte, welche in dem mythus vorkamen, erlitten im munde des volkes die personen nur eine äusserliche umkleidung, mussten die sachen sich mannigfache veränderungen gefallen lassen. an den kern, den inhalt, an die handlung rührte das volk nicht, es bewahrte sie sorgsam und gewissenhaft bis in ihre kleinsten züge 1). wer immer sich mit der sammlung von märchen befasst hat, wird

---

1) zu ähnlichen resultaten kam auch Dr. W. F. Schwarz. 'die änderung, welche in dem mythus vorging,' sagt er, 'betrifft meist nur den namen der handelnden personen und die scenerie der erzählung, weniger den inhalt der sage oder des mythos.' der heutige volksglaube und das alte heidenthum. Berlin 1850. p. 7.

erfahrungen der art gemacht haben, der kennt die treue womit noch jeder auch der kleinste zug festgehalten wird.

Diese leichtere behandlung der äusserlichkeiten bei dem zähesten festhalten an dem gehalt erklärt sich dadurch, dass das volk in seinen anschauungen stets auf dem boden der frischen lebendigen gegenwart steht; aus ihr nimmt es seine bilder, zu ihr wird ihm die entfernteste vergangenheit, in sie löst sich ihm alles auf. wie Jan van Calcar z. b. Christus den Lazarus vor dem thore eines domes erweckend darstellt, über dem die heil. mutter mit dem kinde steht, während im hintergrund ein rathhaus romanischen styles sich erhebt; wie der dichter des Heliand den Herrn als einen mächtigen herzog, einen landeshirten umgeben von seinen gauleuten schildert, Petrus als schnellen schwertdegen; wie maler, bildhauer und dichter jener jugendlich gesunden zeiten des mittelalters den personen der heiligen geschichte waffen und kleidung des mittelalters, also der gegenwart leihen, so hält es noch heute das volk mit den alten göttern im märchen. es verwandelte sie in Gott, Christus und heilige (wie in den mythen von den wanderungen der götter) oder in teufel, drachen und greife (z. b. des teufels drei goldne haare) oder in riesen, königssöhne, handwerker u. a. m. aber ihren character rührt es nicht an. ebenso ergeht es den gegenständen, welche im mythus vorkommen, und die natürlich den veränderten personen angepasst werden mussten. so konnte der speer Wuotans nicht speer bleiben, nachdem der speer ausser gebrauch gekommen war; er konnte es ebenso wenig bleiben nachdem sein träger nicht mehr der gott, nicht einmal mehr ein ritter, sondern ein bauer oder handwerker geworden war (p. 12). so wäre die wunschbörse in manchen fällen eine allzu reiche quelle von gold gewesen; darum schrumpfte sie, die unablässig das goldstück vermehrende zum jede nacht nur sich vermehrenden heckethaler und heckepfennig ein (p. 18).

So ist denn nichts willkürliches, zufälliges in den veränderungen, welche die alten mythen durch ihre verwandlung in märchen erfuhren. wie dafür gesorgt ist, dass die bäume nicht in den himmel hinein wachsen, wie die sprache nicht willkürlich sich entwickelte und ins wilde hinein wucherte, so wenig that dies die tradition. ihre umgestaltung muss auf festen gesetzen beruhen, welche von gewisser seite in wohlfeilem spotte nur geläugnet werden konnten weil wir sie eben nicht kannten oder jetzt noch nicht kennen.

Bewahrt also das märchen dem inhalte nach ungetrübt alte mythen, dann ist es ja klar woher es das recht und die fähigkeit hat, sich auf der himmelsbahn im frischen fluge zu bewegen, warum es unter sonnen und sternen ebenso zu hause ist wie auf ebener erde, warum es in seinen gestalten so colossal und und doch wieder so kindlich sein, warum es allem auch dem leblosen leben geben kann und der sprache der thiere kundig ist. diesem allem die blosse lust am erdichten als mutter geben zu wollen verräth wenig scharfblick.

Allerdings mag dem ehrlichen forscher selbst mitunter eine art von willkür nicht abzuläugnen scheinen, wenn er verschiedene lesarten eines märchens zusammenstellt und in das eine oder andere plötzlich ganz fremde elemente eingeschlichen findet oder wenn er gar auf einen ganz andern ausgang trifft. sind die varianten aus einander sehr fernen orten und ist deren lage dazu eine geographisch und klimatisch wesentlich verschiedene, dann ist vorsicht anzurathen indem möglich wäre, dass der mythus, welcher in dem märchen steckt, verschiedenheiten bot; sind aber die lesarten aus einer gegend, dann sind gewiss die quellen nicht gleich zuverlässig und ein erzähler hat, was oft bei weniger sichern der fall ist, mehre märchen zusammengesetzt oder durcheinander geworfen. gegen solche verderbnisse liegt das heilmittel in treuem fortsammeln weiterer varianten; dann findet man das richtigere bald heraus. überhaupt wäre es höchst wünschenswerth, wenn unsere sammler für die ihnen aufstossenden und von den lesarten der Grimmschen sammlung abweichenden varianten einen mittelpunkt wählten, wohin sie dieselben sendeten. als solcher scheint der dritte band der 'Kinder- und Hausmärchen' vortrefflich geeignet, den Wilhelm Grimm nächstens umarbeiten und ergänzen wird.

Man hat vielfach schon an *orientalische* einflüsse gedacht, welche zur zeit der kreuzzüge das einheimische märchen getrübt hätten, gewiss mit unrecht. wie klar solche einflüsse in den gedichten und im leben des adels des mittelalters vorliegen, so wenig werden sie im märchen nachzuweisen sein. über die höhern kreise hinaus erstreckten sie sich nicht, auf das volksleben hatten die kreuzzüge wenig oder keinen einfluss.

Für die *sage* ist bisher wohl vieles geschehen, aber es bleibt noch viel zu thun übrig. es ist die höchste zeit, dass dies bald geschehe, indem sie immer mehr abstirbt, ja in grössern städten schon fast abgestorben ist. zahllose der kostbarsten denkmäler an welche sie sich einst knüpfte sind seit den letzten dreihundert jahren, besonders aber seit der französischen revolution, sei es durch die rothen republikaner, denen ja nichts heilig war, sei es durch den reichsdeputations-hauptschluss, in folge dessen die vandalismen der revolutionäre Frankreichs unter anderer firma fortgesetzt wurden, der erde gleich gemacht worden. eine falsche aufklärung tilgt immer mehr alles poetische gefühl im volke und raubt ihm damit die freude an den alten erzählungen. statt der märchen und sagen ergötzt man sich in den spinnstuben an wüsten zoten, statt der schönen alten lieder singt man neue schamlose gassenhauer; das ist besonders seit den letzten jahren der fall. hier gilt also kein zögern, soll das noch rettbare gerettet werden.

Ausser dem was noch im volke lebt, steckt aber noch eine menge von kostbaren sagen in büchern. das was in unsern bibliotheken als 'schund' gilt, das von den 'gebildeten' gleich der weisheit der gasse verachtete zu durchsuchen ist eine sich lohnende aufgabe für uns. facetiae, exempla, dicta factaque mirabilia bringen oft kostbare beiträge, die ältern theologischen werke haben nicht nur viel goldene gedanken christlicher weisheit, sondern auch goldene früchte der sage. werthvolles ruht ferner in den ältern geographien, in monographieen und chroniken der städte, deren noch tausende unbenutzt daliegen, in den hexenautoren und hexenprocessen, von denen noch unübersehbares fleissiger forscher harrt.

Es ist eine schlimme wahrnehmung dass die sagensammlungen bei weitem nicht die verbreitung finden, welche sie verdienen. die meisten haben allen sinn für die sage verloren. was J. Grimm schon von ihr sagt: 'in ihr steckt ein solcher fund reicher entfaltung und blüte, dass er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen schmuck genug thut aber durch fremden zusatz gestört und beeinträchtigt wäre', das mit zu fühlen hindert den grössten theil ihrer leser die verbildung, welche schwer auf ihnen lastet, so dass sie sich nur in der unreinen luft moderner romane behaglich fühlen. trotzdem würde vieles, was noch in den pulten gefangen liegt, an die luft kommen, fänden solche sammlungen wenigstens in öffentlichen bibliotheken aufnahme, aber da tönt ihnen oft ein förmliches 'apage satanas' entgegen. sagte mir doch unlängst ein bibliothekar: 'gegen solch - bücher habe ich eine antipathie; sie wiederholen alle längst bekanntes, wer die Grimmsche sammlung kennt, kennt sie alle.' gut gebrüllt, löwe!

Mit inniger freude darf ich es melden, dass so Gott will, die reihe dieser sammlungen im kommenden jahre um ein grösseres unternehmen reicher wird. endlich soll Süddeutschland auch sein grösseres sagencontingent stellen und zwar in einem oberrheinischen sagenbuche, in welchem die einzelnen staaten durch ebensoviele sammler vertreten sein sollen; *Uhland* steht an der spitze des ganzen und eröffnet es mit einer abhandlung über die sagen Württembergs. glückauf, und mögen sich viele und tüchtige kräfte dem noch so rüstigen forscher anschliessen!

Neben der sage steht die *legende*. unter diesem namen begreifen wir im engern sinne alle erzählungen und geschichten von Christus und den heiligen oder die auf kirchlichem christlichem grunde ruhen, welche uns nicht durch die heiligen schriften oder durch andere zuverlässige quellen als glaubwürdig verbürgt sind. es war in der letzten zeit oft von einer 'christlichen mythologie' die rede und der ausdruck mag gelten, wenn man unter ihm das ganze dieser legenden zusammenfasst und nicht etwa dabei an den unsinn denkt, den Strauss und die Tübinger uns in den letzten jahren aufgetischt haben. es ist die frage, wie entstanden diese legenden und wie sind sie fruchtbringend für unsere disciplin zu benutzen.

Im märchen und der sage fanden wir direkt überlieferte mythen und einzelne aberglauben, die hauptsächlich nur die personen wechselten. dies sind auch jene legenden, nur ist das heidnische in ihnen mit kirchlichen motiven vermischt und schwieriger zu trennen, weil sich also oft wunderbares zu wunderbarem fand und in einander überschlug. wir haben nun zweierlei arten der legende zu unterscheiden, die an bestimmte heilige personen geknüpfte und die auf allgemeinem boden sich bewegende, in alle verhältnisse und zustände eingreifende.

Das streben der bekehrer ging dahin, gleich die massen für die lehre des heilands zu gewinnen und durch die taufe als christen anzunehmen. sie begannen nicht mit der bekehrung der individuen zu der masse aufsteigend, sondern kamen erst zum individuum nachdem es als theil der masse gewonnen war. eine andere weise war damals kaum möglich, sie war die rascheste und weiseste, und erwies sich als solche bis auf diese tage. eifrig forschten die bekehrer dabei nach analogieen, welche sie geschickt als anhaltspunkte benutzten zur anbahnung des überganges in das christenthum, wofür wir ein sprechendes zeugnis in dem briefe des h. pabstes Gregors des grossen an den abt Mellitus in Franken haben, auf welches ich zurückkomme. erst wenn so die gröbere arbeit gethan war, ging man zum feineren über, zu bekämpfung der einzelnen heidnischen lehren. unter den mit dem meisten erfolge benutzten analogieen war besonders eine von bedeutendem gewichte. wie allvater seine mit ihm waltenden götter und göttinnen hatte, so brachte das christenthum die mit Gott thronenden, für uns bittenden verklärten mit. auf diese suchten die apostel die verehrung der götter hinzuwenden [1], indem sie jedoch den unterschied zwischen dieser verehrung und der alten anbetung jener scharf auseinandersetzten. diese letztere, die anbetung, ist nie den heiligen, noch weniger ihren bildern geworden, dagegen spricht schon der schluss aller gebete an sie: 'per dominum nostrum Jesum Christum', wenn nicht das ganze gebet an sich schon, da es meist an Gott gerichtet ist und ihm dank sagt für die verherrlichung seiner heiligen. verkehrte ansichten in dieser beziehung kommen daher, weil es andersgläubigen schwer fällt, sich in die seele des vor dem heiligenbilde knieenden katholiken hinein zu denken, weil sie sich leicht durch das äussere täuschen lassen.

Diese analogieen aufzusuchen muss ein gegenstand sorgsamer forschung werden, doch wird dabei grosse vorsicht nothwendig sein, wenn wir nicht zu falschen resultaten kommen wollen. wie wir zum klaren verständnis des märchens trachten müssen in den geist des volkes einzudringen, wie wir dadurch nur den richtigen standpunkt für die beurtheilung seiner entwickelung gewinnen können, so ist nur durch ein tiefes hineinleben in die kirche, nur an der hand und auf dem wege der kirche eine richtige beurtheilung der legende möglich. Jacob Grimm sagt (M. XII) sehr schön: 'die volkssage will aber mit keuscher hand gelesen und gebrochen sein. wer sie hart angreift dem wird sie die blätter krümmen und ihren eigensten duft vorenthalten.' das gilt vollkommen und fast mehr noch von der legende; wer sie mit derber faust packt dem erschliesst sie ihren sinn nicht. mit ganzer und tiefer pietät will sie wie alles mit dem christenthum zusammenhängende behandelt sein; wo das nicht geschieht da hat es noch nie segen gebracht. wie, wer hier nicht mit dem auge der kirche sieht, nur tollen und närrischen spuk aller art schaut, das beweist u. a. der übrigens fleissige Nork in seinem mythologischen lexicon, wo tausend dinge vorkommen über die ihn jeder katholische schulknabe eines bessern belehren kann. was soll man u. a. dazu sagen, wenn er mit keuscher entrüstung daran mahnt, dass heute noch die kirche das Portiunculafest[1]) feiere? wenn ein anderer, Buddingh, in s. Oelsput einen heiligen eulenbrunnen sieht?[2]) jedes conversationslexicon hätte die richtige deutung geliefert.

---

[1] Unser herr Gott hat seine märtyrer an die stelle unserer götter gesetzt, die er deren geschäften nachgehn hiess, sagt Theodoretus von Alexandrien († 458). J. Grimm hält die Marienverehrung für heidnischen ursprungs. aber schon im zweiten jh. preist der heil. Irenaeus Maria als begnädigt (advers. haer. v. c. XIX). der h. Athanasius u. h. († 372) und der h. Ephräm († 387) beten in so begeisterter weise zu ihr, dass die eifrigsten ihrer verehrer bis auf diese stunde kaum so starke ausdrücke wählten. so spricht der letztere u. a. von ihr: 'ἡ μετὰ τὴν Τριάδα πάντων δεσποινα, ἡ μετὰ τὸν παράκλητον ἄλλος παράκλητος καὶ μετὰ τὸν μεσίτην μεσίτης κόσμου παντός.' opp. t. III, p. 528. A. Neander in seiner 'allgemeinen geschichte der christlichen religion und kirche' weiss (II, 2 p. 481) nur einen gegner der heiligenverehrung aus den ersten jh. beizubringen, keinen aber der Marienverehrung, ein beweis wie tiefe wurzel sie damals schon in der kirche gefasst hatte. und den Vigilantius, so hiess jener gegner, nennt er selbst von 'etwas blindem eifer' beseelt und 'zu heftig.'

Die bedeutung dieser analogieen für unsere disciplin ruht aber darin, dass sie hauptsächlich anlass gaben alte göttersagen auf die heiligen zu übertragen, welche an die stelle der götter traten; dass ferner, und das ist ein grosser gewinn, wir von den heiligen, welchen die ältesten kirchen geweiht sind, auf die gottheiten schliessen können, welche an diesen orten verehrt wurden.

Bei der untersuchung über die auf heilige übertragenen göttersagen kommt natürlich die quelle hauptsächlich in anschlag. ist der hagiograph ein coaeve des heiligen, dann enthält sein bericht fast nie für uns wichtiges; dieser wird nur belangreich, wenn der verfasser längere zeit nachher lebte und weniger sorgfältig das prüfte, was er über das leben und wirken des heiligen erfuhr, besonders wenn er aus dem volksmunde schöpfte. die geschichten der heiligen hatten hier dasselbe loos als geschichten christlicher helden, welches die aller andern helden der vorzeit hatten. das volk bemächtigte sich ihrer immer mehr und schmückte sie in seiner weise aus. dazu dienten ihm vor allem die noch umflatternden mythengewebe mit ihren frischen bunten farben und oft so tiefen und schönen zügen. 'wie zart duften diese märchen von Maria und was hätte ihnen irgend eine andere poësie entgegen zu stellen?' sagt Jacob Grimm (M. xxxii). wie schön ist die legende von der heil. Notburga emporgewachsen, wie viel folgenreiches hatte die geschichte des heil. Hubert! der autoren, welche solche apokryphenzüge aus heiligenleben bringen, sind übrigens nur sehr wenige, unter denen besonders der genuesische bischof Jacobus a Voragine, der verfasser der legenda aurea zu nennen ist. die meisten hagiographen haben einen gar scharfen blick für solche heidnischen ansätze und ihre arbeiten sind durchgängig rein von ihnen, wie der unbefangenere aus jeder grössern sammlung von heiligenleben ersehen kann.

---

[1]) wie er meint ein festum praeputii Christi!!

[2]) derselbe findet es mit seinem gewissen nicht zu vereinigen, die heiligen heilige zu nennen; er nennt sie also sancten und sanctinnen.

Es ist aber wieder ein bedeutender unterschied zwischen den leben der ältern und der jüngern heiligen. die kirche trat den Germanen nicht gleich mit einer abgeschlossenen reihe von heiligen entgegen; jedes jahrhundert sah die bestehende zahl der märtyrer und bekenner sich vermehren; heute bluten jener noch wie in den tagen der grossen verfolgungen, eben trifft man in s. Peter die vorbereitungen zur beatification des ehrw. P. Claver. nur die in den ersten jahrhunderten, von den bekehrern mitgebrachten heiligen können an die stelle der alten götter getreten sein, nur auf sie kann das volk deren ganzes wesen oder doch einen theil ihres wesens und ihrer verehrung übertragen haben; zu ihnen gehören u. a. die hh. Martinus, Michael, Petrus, Andreas, Maria u. a. über sie sind wir bei weitem noch nicht im reinen und der forschung bleibt hier noch ein weites feld für angestrengte thätigkeit. sie hat namentlich nicht nur den bekehrern in den geschriebenen vitis, sondern hauptsächlich in den durch den volksmund überlieferten leben zu folgen und den spuren sorgsam nachzugehn, welche ihre thätigkeit auf deutschem boden hinterliess. es ist ein tiefes eindringen in die geschichte jedes einzelnen landes nöthig, eine genaue untersuchung der ältern kirchen und ihrer geschichte, der klöster und der zeit ihrer entstehung. über ihre patrone sind register anzulegen, die volkssagen dazu herbeizuschaffen; können wir jene namen erst überschauen und sehen welche zumeist vorkommen, finden wir an diese namen heidnischen aberglauben geknüpft, dann dürfen wir sichere schlüsse machen und wir werden zu resultaten kommen, die von höchstem belange sind. in dieser beziehung müssten uns die statistiker der einzelnen länder in die hand arbeiten und sie könnten dies mit leichter mühe. Memminger hat bereits durch seine vortreffliche arbeit über Württemberg dankenswerthes darin für uns gethan, obgleich auch er uns oft und zwar an wichtigen stellen über die patrone und das alter der kirchen im dunkel lässt und sagen und bräuche, welche ihm vorlagen und deren, wenn auch gedrängte mittheilung seinem buche einen erhöhten werth gegeben hätte, zur seite legte. wir wünschen von herzen, dass seine arbeit allen ähnlichen als muster diene und dass die deutschen regierungen bei ähnlichen unternehmen, deren nothwendigkeit stets fühlbarer wird, männer finden mögen die mit gleichen kenntnissen, gleichem fleiss und gleicher liebe zur sache ihre mission erfüllen, wie Memminger es gethan.

Auf solche heiligen deren verehrung nach den zeiten der bekehrer beginnt, konnten natürlich die alten gottheiten nicht übertragen werden, denn diese waren schon als solche erloschen; diesen spätern heiligen flogen nur einzelne fäden der göttersage an wie uns die Marienfäden wenn wir des herbstes froh werden wollen, doch geschah dies natürlich nicht stets in gleichem masse, dem einen mehr, dem andern weniger. wenn ich eben bemerkte, dass wir die beziehungen zwischen den alten göttern und den ältern heiligen nur wenig kännten, so gilt dies noch ungleich mehr von diesen heiligen jüngerer zeit. jener sind nur wenige und sie gelten oft nur für einzelne kirchenprovinzen oder nur für dioecesen, sie sind oft ausserhalb derselben wenig bekannt. ihre geschichte findet sich meist in kleinen volksbüchern, worin oft mythisches ihr zugefügt ist, so z. b. die der heil. Godelieve, Adelgund, Notburga u. a. das hauptsächlichere apokryphe ist aber auch über sie aus dem volksmunde zu holen, und dessen ist unendlich viel.

Manchem mag bei diesen untersuchungen die versuchung nahe treten vieles wunderbare in diesen legenden oder geschichten sofort als heidnisch anzunehmen, doch dabei käme, wie ich schon bemerkte, nur falsches zu tage und man würde in irrgänge verwickelt, an deren ausgang resultate ständen wie jene des bekannten giftigen Dulaure, dem es gar nicht so unwahrscheinlich ist, dass die doppelthürme an unsern christlichen domen ursprünglich phallusbilder seien.

hier eine haarscharfe grenze zu ziehen ist unmöglich und jedenfalls besser und sicherer zu wenig als zu viel zu thun; wem sein gefühl nicht an gewissen punkten ein nec plus ultra zuruft, dem ist nicht zu helfen [1]. dass dies gebiet ein willkommener tummelplatz für moderne literaturjuden und deren genossen ist, auf dem prächtige sporen zu verdienen und in den augen urtheilloser frauen und gutmüthiger nachbeter glänzende waffenthaten gegen alles katholische zu vollbringen sind, versteht sich von selbst, ebenso aber, dass solche helden dem berühmten ritter de la Mancha in keiner beziehung nachstehen.

Das von den legenden jüngerer heiligen gesagte gilt auch von den legenden, welche sich auf allgemeinerm boden bewegen. in ihnen ist heidnischer aberglaube nur in ein leichtes christliches gewand gehüllt, welches abzustreifen dem nur einigermassen kundigen sehr leicht wird. wie jene sich mehr an die götter anlehnen, so bewahren diese mehr die ansichten des heidenthums über die schöpfung, die seele und den tod, einzelne erscheinungen in der natur u. s. w. wie für jene die heiligenleben viele züge liefern, so für diese manche ältere ascetiker und einige andere kirchliche schriftsteller. diese männer aus dem volke hervorgegangen und als mönche noch in lebhaftem verkehr mit dem volke stehend, hatten einen regen sinn gerade für diese erzählungen und bewahrten wahre schätze von ihnen. oft auch hingen sie selbst fest an heidnischen anschauungen und suchten ihnen auf eigene faust eine christliche grundlage zu geben, oder verwebten sie fast ohne es zu wollen in ihre erzählungen aus dem kreise des klosterlebens. so Caesarius von Heisterbach der mann voll rührender einfalt, wunderbarer kindlichkeit und himmlischer reinheit [2], so Thomas Cantipratensis der verfasser des bonum universale de apibus u. v. a.

Im geleite dieser legenden kommen die gebräuche, welche sich an gewisse heiligenfeste und zwar an die jener ältern heiligen knüpfen. die unanstössigern liess die kirche weise gelten, wofür uns u. a. der schon gedachte brief

---

[1] ein näheres eingehen auf die legenden behalte ich mir für eine kritik der geschichte der heil. Ursula und ihrer gesellschaft, zu der ich reichen stoff gesammelt habe, vor.

[2] Alex. Kaufmann hat ihn jüngst als eine hauptquelle für die rheinische culturgeschichte wieder zu ehren gebracht und so eben erscheinen die dialogi miraculorum in neuer ausgabe.

Gregors ein zeugnis bringt: 'Et quia boves solent in sacrificio daemonum multos occidere debet his etiam hac de re aliqua solemnitas immutari: ut die dedicationis vel natalitiis sanctorum martyrum quorum illic reliquiae ponuntur, tabernacula sibi circa easdem ecclesias, quae ex fanis commutatae sunt, de ramis arborum faciant et religiosis conviviis solemnitatem celebrent. nec diabolo iam animalia immolent, sed ad laudem Dei in esum suum animalia occidant et donatori omnium de satietate sua gratias referant; ut dum eis aliqua exterius gaudia reservantur, ad interiora gaudia consentire facilius valeant. nam duris mentibus simul omnia abscidere, impossibile esse non dubium est, quia is qui locum summum ascendere nititur, necesse est ut gradibus vel passibus non autem saltibus elevetur.' überbleibsel solcher festlichkeiten sehen wir z. b. in den wurstmärkten am Michaelsfeste auf den Michaelsbergen, wo noch heute zelte oder laubhütten sich um die kirche erheben, in welchen man sich an frischen würsten labt. so bewahrte die kirche wie das schuldlose, so das schöne und grosse aus dem heidenthum, denn in jenem erkannte sie nichts gefährliches, in diesem das wehn des geistes Gottes; sie heiligte jenes indem sie es mit ihrem geiste durchdrang, sie gab dies seiner rechten bestimmung, dem dienste Gottes zurück. aber auch nur das edle liess sie gelten gegen alles unedle erhob sie sich zum kampfe. denn neben solchen von ihr gebilligten gebräuchen erhielten sich auch andre, welche sie unmöglich billigen konnte, deren ausrottung ihr bis heute noch nicht vollständig gelang. freilich wurde der krieg gegen sie nicht zu jeder zeit mit derselben energie geführt und laxere disciplin liess solchen elementen oft und an manchen punkten freien spiel, aber darum darf man wie dies allzuoft geschieht die katholische kirche nicht für ihr fortleben verantwortlich machen. diese heidnischen reste hat die reformation nicht bezwungen, ja sie suchte selbst nicht einmal die kirche von ihnen zu reinigen, da sie sich nur gegen dogmen erhob, welche die sanction von mehr als einem jahrtausend hatten. sie konnte den entwicklungsprocess der menschheit so wenig fördern als die katholische kirche ihn hemmen konnte. in protestantischen ländern leben noch nahezu dieselben bräuche und aberglauben fort, wie in katholischen, ja aus dem hochprotestantischen norden berichtet uns Finn Magnusen das in dieser beziehung unerhörteste: Observamus Thori clandestinam venerationem in hoc regno ad seculum usque 18vum non fuisse abolitam, cum vetula quaedam in vico Guderup, insulae Als, anno

1720 defuncta quovis diei matutino et vespertino tempore certa precium formula Thorum adorare soleret ac illum filium docuerit, qui tamen post matris mortem sacerdoti hanc idololatriam detexit.'

Sammlungen solcher und anderer gebräuche nun, wie Kuhn und Schwartz, Sommer u. a., die ersten in grösserem maasstabe, sie musterhaft anlegten, gebrechen uns bis auf diese stunde noch sehr und diesen mangel fühlt man sehr empfindlich. die historischen vereine sollten ihre hefte, statt sie mit langweiligen abhandlungen und zeichnungen römischer ziegel und badplätze und urnenscherben vollzupropfen, endlich mehr mit solchen und ähnlichen lebensfrischen dingen ausstatten. sie klagen über mangel an theilnahme im publikum, über die geringe zahl der abnehmer ihrer hefte; wer aber soll diese salbaderei lesen, die gewaltig wichtig thut mit dem unwichtigsten fremden geräppel und das allerwichtigste vaterländische keines blickes würdigt?

Es gibt ausser der tradition, ausser den märchen, sagen, legenden und den gebräuchen noch einen punkt, dem weiter nachzugehn unsere sorge sein muss, es sind die *bilder* der alten deutschen götter. unser heidenthum hatte bilder seiner gottheiten, das steht durch Jac. Grimms untersuchungen fest (M. 92), ihrer kommen noch im siebenten jh. und später vor. noch heute besitzen wir derartige bilder, das glaube ich durch die folgenden blätter erwiesen zu haben. ihrer sind zwar bis auf diese stunde noch wenige, aber ich habe die feste überzeugung, dass wir bei grösserer aufmerksamkeit ihrer noch viele finden werden. besonders ergiebig dürften nachgrabungen an altdeutschen cultusstätten, so wie genaue untersuchung der mauern alter kirchen ausfallen. diese wenigen übrigens zeigen schon spuren von typen; die frobilder haben alle etwas verwandtes in der stellung, das bild der Frouwa von Emenaheim ist dem rohen eisenklumpen ähnlich, der im hügel neben dem altar der Sandraudiga vorkam.

Wie das heidenthum auf die gestaltung der christlichen legende einwirkte so ist eine ähnliche einwirkung heidnischer erinnerungen auf die anfänge christlicher kunst anzunehmen und auch hier öffnet sich wieder ein grosses feld für die forschung. der gelehrte Piper beutete dies gebiet nur einseitig aus vom standpunkt des klassischen alterthumes; dieser mag für gewisse länder und für die spätern tage des mittelalters der richtige sein, für Deutschland und das frühere mittelalter ist er es keineswegs. klassische einflüsse sind da nur untergeordnet, die deutschheidnischen spielen eine bedeutende rolle und führen sie selbst in einzelnen theilen noch fort bis in das zwölfte und dreizehnte jh. wofür ich in dem zweiten bande manche beispiele beibringen kann. überhaupt stehen kunst und tradition in beständiger wechselwirkung; wie jene diese gebiert, so diese wieder jene, so dass in manchen fällen die entscheidung schwer wird, wer mutter und wer tochter ist.

Die christliche kunst war jenen einflüssen heidnischer vorstellungen um so zugänglicher, da sie nicht an heilige typen gebunden war, ein grosser vorzug vor der heidnischen kunst. durch solche typen war diese unfrei, jede entfernung von dem typus, jede subjektive auffassung der gottheit musste als verirrung erscheinen, führte jedenfalls den geist von dem altheiligen ab, war ein schritt zur verweltlichung der kunst. der letzte würfel, den die heilige kunst im alterthum ausspielen konnte war die möglichst schöne darstellung der menschenform, der hülle, der schale. dadurch schlug das göttliche bei ihr in menschliches, das überirdische in irdisches um.

Anders dagegen die christliche kunst, der als einzige richtschnur das höhere schönheitsgesetz der idee galt, die anfangs der form weniger achtete, die jede, auch die weniger schöne, mit ihrem geiste zu durchströmen verstand. in ihr schlug umgekehrt wie bei jener das weltliche gerade in überweltliches, das irdische in überirdisches um. für den *betenden* als solchen gibt es darum selbst keinen fortschritt in der kunst; das unvollkommenere bild eines byzantinischen Christus, einer Madonna der ältern deutschen zeit erweckt in ihm dieselben frommen gefühle wie die vollendetsten schöpfungen der italienischen und spanischen schule. dass oberflächlichere urtheiler wie Feuerbach zu dem resultat kamen, alle schlechte bilder seien im geiste des katholicismus ist kein wunder.

Die kirche erklärte sich in der allerersten zeit allerdings gegen die bilder, weil sie von den neubekehrten deren anbetung fürchten musste. als aber die anfänge einmal vorüber waren, die christliche anschauung festern boden gewonnen hatte da lag kein grund mehr dazu vor. mit demselben recht womit Eusebius von Cäsarea einer frau ein bild von zwei männern in philosophentracht entriss, welche sie für Christus und Paulus ausgab, billigte man bald darauf die bilder allgemein. die zeugnisse, welche gewöhnlich aus den vätern gegen sie angezogen werden, zeugen nur wie vorsichtig die kirche jeden missbrauch zu verhüten suchte. wohl riss die reformation die bilder aus den kirchen, doch kommt man in neuerer zeit wieder auf sie zurück. Leibnitz schon sprach sich in seinem system der theologie entschieden für sie aus und Piper findet, dass man 'der anschauen wollenden liebe' die bilder nicht länger vorenthalten dürfe.

Die bildliche darstellung der gestalt der gottheit gehört aber erst jüngern tagen an, ihr vorher ging die ihrer attribute, das symbol. wir finden in unserm alterthum hammer und pflug, schwert und rad als symbole für götter, das schiff als solches für eine göttin gebraucht; es fehlt wenigstens für jetzt noch der allen religionen des alterthums gemeinsame phallus, dem Finn Magnusen aber im norden schon begegnet zu sein scheint. ihnen wurde wohl die gottheit unsichtbar nahe gedacht. wie der wagen die Nerthus, das schiff eine andere göttin verhüllt trug, so stand wohl dem heiden der gott neben dem ihm heiligen hammer und schwert. anfangs mag wie Tacitus ausdrücklich berichtet heilige scheu gewaltet haben, die gottheit in irdischer gestalt nachzubilden, man begnügte sich darum mit der nachbildung ihrer attribute. je mehr aber die kunstfertigkeit stieg, je mehr durch den verkehr mit andern völkern man bei diesen solche nachbildungen fand, um so mehr wuchs der drang nach bildern und in gleichem maasse traten die symbole in den hintergrund. wenn bis dahin das volk, der stamm nur ein heiligen symbol hatte, welches der hain oder tempel barg, dann vervielfältigten sich dieselben nun und kamen unter das volk als amulete. solcher ältern symbole werden wohl keine mehr übrig sein, um so mehr werden sich jüngere d. i. amulete finden müssen und zwar hauptsächlich in gräbern. ein solches war u. a. das goldne stierhaupt mit dem neunspeichigen rade auf der stirn, welches man in Childerichs grabe fand (p. 113.) auch die ältern schmucksachen und anhängsel dürften noch manche solcher amulete unter sich zählen und in den miniaturen älterer manuscripte so wie auf gemälden und an sculpturen sich vieles derartige finden.

Bei dieser gelegenheit kann ich den wunsch nicht unterdrücken, es möge sich bald in Deutschland ein ähnliches institut erheben, wie das museum für nordische alterthümer in Kopenhagen. wir hören jährlich von zahllosen funden, welche hier, dort gemacht werden und das entdeckte verschwindet in privatsammlungen oder museen, d. h. wenn diese ihm noch ein plätzchen einzuräumen für gut finden, denn meistens sind die uns wichtigen dinge unscheinbar und — sie sind *nicht römisch*, grund genug für manche directionen dieselben in die rumpelkammer oder auf den boden zu verweisen. so einzeln nach allen richtungen hin zerstreut, haben diese gegenstände nicht den zehnten theil des werthes, welchen sie neben einander aufgestellt in einer sammlung hätten. gilt dies überhaupt von allen alterthümern und kunstwerken, dann gilt es in erhöhtem grade von den deutschen, da wir gerade von ihnen noch so wenig wissen, noch in den anfangsgründen ihrer kenntnis stecken. dies werden wir aber bleiben, so lange nicht eine nationalsammlung oder wenigstens einzelne landes- oder provinzialsammlungen von ihnen angelegt werden. am schönsten und lohnendsten und ehrendsten für uns wäre gewiss eine nationalsammlung; nur eine solche könnte der mühe werth werden, in ihr könnte etwas grossartiges erstehen, durch sie wäre ein ernster schritt vorwärts gethan zur kenntnis und zur würdigung unseres alterthumes. sie zu schaffen bedarf es aber gewiss nur eines aufrufenden wortes aus dem rechten munde und das kann nur der des grossen vaters unserer alterthumskunde sein. fände sich dann — woran ich nicht zweifle — in der mitte Deutschlands ein passender raum für ihre niederlassung (den Frankfurt oder Mainz gewiss gewähren würden) und gäben die deutschen regierungen einen, wenn auch nur geringen beitrag zu ihrer einrichtung und unterhaltung, dann dürften wir mit bestimmtheit darauf rechnen, dass ihr bald beiträge in menge zufliessen würden. nicht mancher sammler würde es sich entgehen lassen zu solch einem werke beizusteuern, keine regierung würde zögern, ihm die auf ihrem gebiete gefundenen wichtigeren dinge sei es in natura, sei es in getreuer nachbildung zuzuweisen. wie viel sich in dieser beziehung mit verhältnismässig geringen mitteln machen lässt dafür gibt uns Belgien eben einen beweis. seit wenigen jahren erst besteht in Brüssel in der alten porte de Hall das musée des antiquités unter der leitung des gelehrten Schayes und schon werden die hohen und weiten gewölbten säle fast zu enge für die zahllos ihm zuströmenden gegenstände. nur guter wille, nur treuer eifer und das schöne werk *muss* gelingen.

Ziehen wir die schlusssumme der quellen, welche uns *nur nach dieser richtung hin*, anderer gleichreichen nicht zu gedenken, für unsere mythologie fliessen, so beschleicht uns eine innige freude und wir blicken mit ruhigerm auge auf die zukunft, welche unserer alterthumskunde blüht. wir haben grosse schätze von märchen aber noch immer werden neue gefunden und es liegt, darnach zu schliessen, noch unendlich mehr vor uns als hinter uns. ebenso geht es mit den sagen die im verhältnis zu ihrem reichthum erst spärlich zu tage gefördert sind. die legende ist ein fast noch brach liegendes feld, fruchtbar wie der eben erst von menschenfüssen betretene boden eines urwaldes. die gebräuche harren meistens noch der sammelnden hände, manche bilder des sie beachtenden auges. ist aber trotzdem dass uns eigentlich erst die anfänge zu sammlungen vorliegen, trotzdem dass wir das vorhandene noch beiweitem nicht ganz verstehen, 'das entsprossene reis deutscher mythologie im zweiten laube' schon so üppig grün, wie reich wird es sich dann entwickeln, wenn kein märchen, kein aberglaube, kein segen mehr mit ihrem letzten überlieferer zu grabe geht, wenn wir in den oft unscheinbaren flachsknoten der sagen hellern auges die reinen alten goldkörner erkennen, wenn alle gedruckten und ungedruckten quellen anderer art mehr erschöpft sind.

Was nun die folgenden untersuchungen betrifft so sind es hauptsächlich zwei der früher berührten quellen, welche ich bei ihnen benutzte, die märchen und die volksgebräuche. ganze mythen zu gewinnen scheint mir die hauptsache bei forschungen dieser art, sie müssen sich gewinnen lassen da sie erwiesenermassen noch vorhanden sind. auf diesem wege werden wir immer mächtiger 'der nordischen grenze entgegenrücken und endlich den punkt finden auf dem der wall zu durchstechen ist und beide mythologieen zusammenrinnen können in ein grösseres ganzes' (M. VIII). freilich führen zu diesem ziele auch alle andern wege, welche die forschung eingeschlagen hat, doch sie sind bei weitem nicht so lohnend, die früchte hängen höher und versteckter an ihnen und weniger reich, während sich hier die bäume unter der last beugen, die überall lachend aus grünen blättern schaut.

Dabei konnte fürs erste nicht davon die rede sein, die nordische mythologie 'nur zum einschlag' zu nehmen, wie dies J. Grimm consequent durchführt; ihre mythen mussten der untersuchung zu grunde gelegt und gefragt werden, ob wir sie auch besassen und in noch vorhandenen denkmälern nachweisen können? ein doppelter gewinn wird uns aus dieser art werden, neben der herstellung unserer mythen, die wir mit dem norden gemein haben, wird unser auge übung und schärfe erlangen diejenigen zu erkennen, welche uns allein gehören, die dem norden fremd waren. durch die beschäftigung mit jenen lernen wir die gesetze finden, welche der umbildung dieser zu grunde liegen. leichter haben wir es mit den volksgebräuchen. diese sind noch viel mehr verschieden von denen des nordens als die mythen es waren, doch erlitten sie weniger veränderungen als die märchen.

Bei den versuchten restaurationen von mythen konnte ich fast immer nur bis zu einem gewissen punkte vordringen: es liessen sich nur die ähnlichen züge aus dem nordischen mythus und dem deutschen märchen zusammenstellen. weiter zu gehn war mir zu gewagt, so wie ich gleichfalls nicht wagte mit einer weit grössern zahl ähnlicher versuche jetzt schon hervorzutreten. mancher dieser letztern gewann unterdessen durch die ausarbeitung meiner 'deutschen hausmärchen' festern boden und ich werde ihn, so Gott will, bald an anderm orte nachliefern können. auch bei der untersuchung über die feuer liess sich der heidnische kern noch nicht ganz rein und klar herausschälen doch scheinen mir die drei hauptjahresfeuer festzustehn. erhöhten werth gibt dem notfeuer der aberglaube 225 p. 220. wie hier das zuerst durch die flamme gehende thier den heiligen geopfert wird, so wird es im alterthum der gottheit gesunken sein.

Dass einige meiner aufstellungen gewagt sein mögen gestehe ich gern zu, auch dass ich in dieser beziehung eine mahnung des theuren mannes, dem ich diese blätter in herzlicher verehrung weihte, mitunter vergass, die 'behutsamkeit.' aber auf einem noch so wenig durchforschten gebiet horcht man gar zu gern dem guten deutschen sprichwort: 'frisch gewagt ist halb gewonnen' und die 'kühnen griffe' sind dâ eher erlaubt als anderswo. ich meine auch, bei aller bescheidenheit womit mein buch auftritt, mir sagen zu können, dass sich jenes sprichwort mehr als einmal bewährte, übrigens noch einmal

si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non his utere mecum.

'et refelli sine iracundia et refellere sine pertinacia semper parati sumus.'

Mythendeutungen drängen sich einem bei solcher arbeit in menge auf, doch folgte ich der versuchung nicht, mich auf sie einzulassen. wir könnten sie nur in beschränktem maasse vornehmen und würden dazu noch einen schlüpfrigen boden finden. mir scheinen die meisten versuche der art entweder gänzlich misslungen oder doch so gewagt, dass zu ihrer haltbarkeit noch gar zu viel fehlt. wir thun darum besser einstweilen noch zu sammeln und den wiederaufbau der götterlehre, die wiederaufdeckung der alten bilder vorerst emsig zu betreiben; die erklärung derselben hat ja noch zeit.

Es weht uns tief wehmüthig an wenn J. Grimm (M. XLVIII) sagt: 'vielleicht werden meine bücher in einer stillen frohen zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie *sollten* aber schon der gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne dass unsere vergangenheit auf sie zurückstrahlte und an der die zukunft jede geringschätzung der vorzeit rächen würde.' gewiss *sollten* sie das, aber es wird noch lange währen bis sie es werden. so lange der herrschaft der classischen studien gymnasium und universität unterworfen bleiben und alles vaterländische eben nur nebenbei *geduldet* wird, so lange unsere ganze erziehung durch und durch *undeutsch* bleibt, so lange ist an jene 'stille frohe zeit' nicht zu denken. die Rongeaner haben arg gegen Rom geschrieen und gegen seine herrschaft; auch wir sollten es, aber nicht gegen das christliche Rom, welches keinen unterschied macht zwischen deutsch und westindisch, dem alle nationalitäten gleich lieb und werth sind, sondern gegen das heidnische Rom, welches dem staate diese unzahl vertrackter weltverbesserer, der kirche diese menge von verhöhnern geliefert hat. fahren unsere regierungen fort wie bisher in der einseitigen pflege des classischen heidenthumes, darf eine glaubens- und vaterlandslose blasirte bureaukratie (ein deutsches wort gibt es nicht für diese missgeburt) ferner ungestört allem vaterländischen und damit natürlich auch allem christlichen den weg sauer machen, dann wird sich das prophetische wort Grimms nur zu sehr bewähren, 'an der gegenwart wird die zukunft jede geringschätzung der vorzeit rächen.'

Schliesslich habe ich noch der freundlichkeit dankbar zu gedenken, womit prof Ph. Dieffenbach in Friedberg und Weigand in Giessen meine sammlung von aberglauben unterstützten, zu welcher der erste mir an dreihundert nummern schenkte. gleichen dank bringe ich den herren geheimrath Dr. Feder und bibliothekar Dr. Walter in Darmstadt für die bereitwilligkeit mit welcher sie mir die ausgedehnteste benutzung der dortigen hofbibliothek gestatteten, herrn Dr. Scheler in Brüssel, der mir die privatbibliothek sr. majestät des königs öffnete und herrn archivar Baur in Darmstadt, der mich durch kostbare mittheilungen aus dem grossherzoglich hessischen staatsarchiv unterstützte. für die druckfehler, welche das buch enthält, bitte ich um nachsicht, da ich zu weit vom druckort entfernt wohne.

Jugenheim an der Bergstrasse 26. sept. 1851.

J. W. Wolf.

INHALT.

Seite

Vorrede I

Wuotan 1

Donar 63

Fro 102

Zio Sahsnot 127

Paltar 133

Loki 137

Welo 144

Wol 145

Göttinnen 147

Nehalennia Isis 149

Sandraudiga 160

Diana Holda 162

Ostara 177

Frouwa 179

Rahana 194

Sippia 197

Gebräuche und aberglauben 205

Segen 254

WUOTAN. WUNSCH.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. VII.)

Wie arm wir an unmittelbaren zeugnissen für den cultus Wuotans sind, das wird man schon gewahr, wenn man nur einen flüchtigen blick auf das VII. c. der M. wirft, die betrübende überzeugung gewinnt man immer mehr, je mehr man vergebens nach ihnen sucht. und dennoch dürfen wir uns noch glück wünschen, dass uns auch nur soviel erhalten blieb, dass wir neben den unmittelbaren zeugnissen der mittelbaren wenigstens noch eine ziemliche reihe übrig haben.

Seine verehrung wurzelte zu tief im volke, als dass sie so leichter hand ganz hätte getilgt werden können; sie war mit allen seiten des lebens, mit sage und lied, mit schlacht und feldbau, mit dem öffentlichen und privatleben zu innig verflochten und verwachsen, als dass wir nicht überall noch reste von ihr übrig haben müssten. es ist uns nur die dankbare aufgabe gestellt, diese reste theils von den zuthaten zu befreien, welche sie im laufe so vieler jahrhunderte erhielten, theils aus der veränderten form, welche sie durch das christenthum empfingen, auf die ursprüngliche heidnische form zurückzuführen. gelingt dies mehr und besser, dann dürfen wir die kühne hoffnung hegen, sein bild bald wieder einigermassen vollständig hergestellt zu sehen, eine hoffnung, die leider nur ihm und den beiden andern mitobersten göttern gilt.

Eine der schönsten untersuchungen in M. c. VII. ist die über Wuotan als Wunsch (126 ff.); an sie knüpfe ich zunächst an.

Als gott des wunsches (M. 126 ff.) ist Wuotan ein vorzugsweise *begabender*, einer der wünschen lassen kann und alsdann, oder auch ohne vorhergegangenen wunsch mit *wunschdingen* begabt *d. h. mit den auserlesensten, edelsten dingen* ihrer art. wir haben in den märchen eine zahlreiche reihe von sachen, womit Gott, Petrus, graue männchen u. s. w. begaben. da aber ausser Wuotan auch andere götter und göttinnen begabend auftreten, so wird eine ausscheidung der dinge nöthig, welche ihm zuzuweisen sind.

Bei den begabungen haben wir, sobald des begabenden person zweifelhaft ist, auf zweierlei zu achten. einmal auf die *person* welche begabt wird, denn diese steht jedenfalls in beziehungen zu dem begabenden. so wird Donar keine helden, keine frauen begaben, Wuotan dagegen vorzugsweise den helden freund sein. allerdings knüpft diesen die vielseitigkeit seines wesens auch an andere stände, doch in dem falle hilft der zweite punkt aus und gibt er uns festen anhalt, namentlich die *sache* mit der begabt wird, denn auch diese steht mit dem begabenden in inniger verbindung. so schenkt Wuotan besonders dinge, welche im kriege von nutzen sind, Donar andere mehr ins gewöhnliche leben gehörende. Odhin gibt z. b. als Hrossharsgrani in Gautrekssaga (fornaldar sög. III, 32) bei der bestimmung der geschicke Starkadrs dem helden die besten *waffen* und *gewänder*, Thôrr dass er nie ein *land* besitzen werde.

Der nordischen mythologie ist es eigenthümlich, noch mehr aber wie es scheint der deutschen, dass die götter ihre mit wunderbarer kraft ausgestatteten gewänder, waffen oder geräthe ihren lieblingen leihen oder schenken, um dieselben dadurch über andere menschen zu erheben, sie von den fesselnden schranken und den mühen des irdischen daseins zu befreien. ganz anders steht der griechische gott seinem schützling gegenüber, er ist selbstthätig bei allen wichtigen handlungen desselben, er greift persönlich ein, wo ihm unglück droht, wehrt es von ihm ab, entrückt ihn, lenkt und leitet seine geschicke, er kommt gar dabei in collision mit andern göttern, so dass oft mehre um einen helden bemüht sind. selten ist der mensch mehr herr seines schicksals, wird er auf eigne füsse gestellt. der deutsche mensch dagegen empfängt ein für allemal das ihn auszeichnende pfand der liebe der gottheit und bleibt nun ganz und gar seiner geschicke meister und damit der schöpfer seiner guten oder bösen zukunft hier und jenseits; er ist weniger abhängig von der gottheit, er ist selbständig und um so mehr, da die gottheit ihrer macht ihm einen theil schenkt.

Für die gaben, deren Odhinn sich entäussert, haben wir Hyndluljóð 2, 3 eine bedeutsame stelle. für den norden mag dieselbe erschöpfend sein, für uns ist sie es nicht, besonders was die waffen und gewänder des gottes betrifft. in ihr nämlich tritt der mit diesen begabende gott nur als vapngaufugr auf, als strahlender siegsvater, aber wir haben ihn auch in seiner verhüllung unter den menschen wandelnd zu betrachten, denn auch als solcher begabt er.

Wir haben ihn also in dieser seiner doppelten erscheinung zu betrachten, und die einzelnen gewänder und waffen zuerst als sein gehörend, dann als von ihm seinen schützlingen geschenkt zu untersuchen, endlich noch die andern gaben zu erwägen, die von ihm ausgehen können.

Alle diese dinge umschliesst eine merkwürdige märchenfamilie mit zahlreichen gliedern. ihr kenn- und wahrzeichen ist durchgängig das wunschtüchlein, das tischchen-deck-dich. die KM haben von ihr drei vertreter: nr. 36, tischchen deck dich, goldesel und knüppel aus dem sack, nr. 54, der ranzen, das hütlein und das hörnlein, und das trümmerhaftere, nr. 197 die krystallkugel, wozu die varianten III, p. 67 kommen. aus Bechsteins M gehört hierher des teufels pathe p. 68; aus DMS nr. 26 von vier wunschdingen, p. 154 des kleinen hirten glückstraum; aus Müllenhoff XII, p. 420 der starke Franz. aus Dänemark die historie om tre fattige skraedere KM III, 94; aus dem Pentamerone I, 1, del huerco welches ganz zu KM 36 stimmt. die in diesen märchen erscheinenden wunschdinge sind: *mantel*, *hut*, *reisestock*, *schwert*, *ranzen*, *hörnlein*, *goldesel*, *wunschtüchlein*. mit verwandten gaben sind ausserdem ausgestattet die *wunschwürfel* und *wunschstiefel*.

A. MANTEL.

Bei der erscheinung des gottes als eines schlichten wanderers auf erden fällt der ihn auszeichnende weite mantel besonders ins auge. in blauem mantel kommt Odhin zu Geirrödr, med sidan hatt ok hekla blá tritt er fornald. sög. I, 145 (M. 133) auf.

Es fragt sich ob Wuotan den mantel mit Odhin gemein hatte und Grimm schliesst dies (M. 133.) schon aus dem namen Hakolberend. aber auch sagen und märchen sind nicht ohne überreste dieses mantels. er spielte jedenfalls, wie wir aus ihnen lernen, eine ungleich grössere rolle in Deutschland, wie im Norden; ihm wohnte unter unsern vätern eine ganz eigene bedeutung bei. wol trägt bei Saxo Odhin der blinde greis den Hading im mantel durch die lüfte, aber er sitzt auf dem die wellen leicht überschreitenden rosse. dieses letztern bedarf es in der deutschen sage nicht: der in den mantel gehüllte fliegt durch die dem gewande innewohnende göttliche kraft, wohin er begehrt, sei es nun der gott selbst oder einer seiner lieblinge, den er mit einem solchen mantel begabte; es ist *der wunschmantel* unserer sagen und märchen.

Bevor ich mich zu den letztern wende, gedenke ich eines wichtigen sagenkreises, in welchem der göttliche mantel einst figurirt haben muss; entweder verschwieg man ihn später als allzu heidnischen anklangs, oder er ging unter. ich finde diesen kreis in zwei haupttheile gespalten: der eine ist mit der nordischen sage von Hading verwandt, der andere führt auf die sagen vom wüthenden heere hin. in beiden spielt oder spielte der mantel eine wichtige rolle.

Zu jener ersten abtheilung gehören u. a. einige der sagen, deren M. 980 gedacht ist, und in denen erzählt wird, wie ein entfernter auf wunderbare weise in einer nacht über weite wege zur heimath gelangt, wo ihm irgend drohendes bevorsteht. zwar heisst es nicht immer, dass diese fahrt durch hülfe des wunschmantels vollbracht wird, doch ist er nicht so ganz spurlos untergegangen, dass er nicht noch zu erkennen wäre. die erzähler weichen ihm sichtlich aus, ihn ganz wegzulassen wagen die ältern wenigstens nicht immer. so Caesarius heisterbac.[1]) in der geschichte vom ritter Gerhard von Holenbach. er erzählt wie der teufel in pilgerkleidern zu dem ritter gekommen sei: 'quo cum ille se algere simularet, Gerardus *cappam suam* foderatam bonam satis, qua se tegeret iens cubitum transmisit.' am andern morgen ist der pilger mit der cappa des ritters verschwunden. bald nachher wallfahrtet Gerardus zum grabe des heil. Thomas[2]), nachdem er vorher den treuring mit seiner frau getheilt und ihr gestattet hat zu heirathen, wenn er nach fünf jahren nicht zurückgekehrt sei. nach vielen gefahren und mühen kommt er zum grabe des apostels, da erinnert er sich mit schrecken, dass die frist abgelaufen sei: Heu, modo uxor mea viro alteri nubet! Qui cum tristis circumspiceret, vidit praedictum *daemonem in cappa* sua deambulantem et ait daemon: cognoscis me Gerharde? non, inquit, te cognosco, sed cappam. respondit ille: ego sum qui in nomine Apostoli hospitium a te petivi et *cappam* tibi tuli, pro qua et valde punitus sum; et adiecit: ego sum *diabolus* et praeceptum est mihi, ut antequam homines cubitum vadant, *in domum tuam te transferam*, eo-quod uxor tua alteri viro nupserit et iam in nuptiis cum eo sedent. *tollens eum in parte diei ab India in Theutoniam, ab ortu solis in eius occasum transvexit* et circa crepusculum in curia propria illum sine laesione deposuit.'

---

[1]) dialog. mirac. l. VIII, c. 59.

[2]) auch der edle Möringer wallfahrtet zum grabe des h. Thomas.

der schluss der legende ist der gewöhnliche, die ringhälfte wirft der heimgekehrte in einen becher, die frau siehts und erkennt daraus die anwesenheit ihres gemahls. die anknüpfung der sage an ritter Gerhard und den heil. Thomas ist wie man sieht nicht ungeschickt, wenn auch die dauer der hinreise nach Indien sehr hoch gegriffen ist, denn fünf jahre wird doch zu viel sein, wenn auch die via eine longissima war. der mantel, den der *teufel* in Indien *tragen muss*, den sich das volk noch mit dem gott und dem schnellen fluge über land und meer eng verbunden dachte, wird schon gleich in den beginn der erzählung eingeschoben. sichtlich geht dabei die absicht des transponenten der sage[1]) dahin, die cappa als *nicht dem teufel gehörig* darzustellen. dadurch konnte er einestheils den teufel zum dieb machen und anderntheils wirkte er der wol noch im volke stark lebenden erinnerung entgegen, dass der teufel durch die kraft des mantels flog, denn als menschliches kleid konnte dieser solche kraft nicht besitzen. so blieb die cappa zwar in der sage, aber ohne den alten glanz. der teufel stahl sie 'ut militem per damnum cappae ad impatientiam provocaret et apostoli dilectionem in eius corde extingueret.' dafür musste er *zur strafe* den ritter aus Indien heimtragen. bei diesem fluge trug er oder Gerhardus wol die cappa, doch verschweigt der transponent vorsichtigerweise, dass der ritter in dieselbe gehüllt war, wie Hading in den mantel, wie andere in der cappa ähnliches. darum ist der flug auch nicht näher beschrieben, darum wird seiner nur in allgemein gehaltenen ausdrücken gedacht. selbst später ist von der cappa nicht mehr die rede, während sie doch dem über ihren verlust von seiner frau derb ausgescholtenen ritter sehr wohl gedient hätte, zu beweisen wie sein vertrauen gelohnt worden sei, denn so sagte er einst: noli turbari, bene restituet nobis hoc damnum S. Thomas.

Die betrachtung anderer hierher gehöriger sagen wird die richtigkeit dieser erläuterungen bestätigen. als Heinrich von Ofterdingen bei meister Clingsor vor unruhe über die schnell verstreichende zeit und das zögern seines wirthes, anstalten zur abreise zu machen, nicht schlafen kann, giebt ihm der meister abends einen trank ein, *dass er in tiefen schlummer sinkt.* darauf legt er ihn in eine *lederne decke und sich dazu* und befiehlt seinen *geistern*, dass sie ihn schnell nach Thüringen schaffen sollen. (DS. 555.) diese *lederne decke* ist wiederum nur der göttliche mantel, die cappa *bene foderata* 1) des Gerhardus, die *ochsenhaut*, in welche herzog Heinrich der Löwe von seinem knechte genäht wird. dieser letztern sage (DS. 520.) war das abenteuer mit den greifen ursprünglich fremd; der teufel trug den herzog *in der lederdecke*, in dem mantel nach hause zurück. der erweiterer der sage verstand aber nicht mehr, was der mantel, die lederdecke bedeutete, er nahm sie also dem teufel ab und benützte sie zu der hinzugedichteten geschichte mit den greifen, wo sie ihm besser passte. ebenso ging er mit dem schlafe des herzogs während der fahrt 2) um. der zu der sage hinzugekommene löwe sollte dankbar für seine lebensrettung seines herrn leib und seele retten. darum verlegte der interpolator den schlaf des herzogs auf den Giersberg, wo er des teufels und des löwen *wachend* harren musste, wenn er nicht dem erstern verfallen wollte, wo der löwe den vor müdigkeit entschlummerten weckt.

---

[1]) das ist nicht Caesarius; schon lange vor seiner zeit muss diese umwandlung vorgegangen sein, denn er sagt: huius (Gerardi) nepotes adhuc vivunt et vix aliquis in eadem villa reperitur, quem lateat miraculum, quod de illo dicturus sum.

Grimm hat demzufolge ganz recht, wenn er M. 980 sagt: 'der dämon ist kein anderer als *Wuotan*, der seinen schützling durch die wolken bringt', nur, fügen wir hinzu, *in seinen mantel gehüllt*. der engel, der dem könig Carl das starke pferd des schreibers und das schöne füllen des wirthes in Passau anzeigt, wird also auch Wuotan sein, der einst selbst das pferd ritt, und da der mantel in den sagen von Gerhardus und Heinrich dem löwen erscheint 3), so wird er in dieser jenen beiden eng verwandten nicht gefehlt haben. ja wir sind sogar *berechtigt*, anzunehmen, *dass allen dreien beides gemein war*, dass in allen der *gott auf seinem ross im mantel den schützling durch die lüfte trug*, wie Odhin den Hading. dieselbe scheu, welche der transponent der sage bei Caesarius vor dem mantel hatte, musste er auch vor dem pferde haben. diesen konnte aber leichter wegbleiben als jener, da der teufel nie durch die luft *reitend* erscheint, da das pferd schlecht zum teufel passt und mit der diabolisirung des gottes eher wegfiel, als der mantel, der noch dienen konnte, den schwanz und den pferdefuss zu bedecken.

Ich wende mich zu der zweiten abtheilung, die wie bemerkt mit den sagen vom wüthenden heere in verbindung steht. den übergang zu ihr bildet eine den sagen von könig Carl und Heinrich dem löwen verwandte sage, die frühe schon in

---

1) war das pelzfutter, also *lederfutter*.

2) vgl. des edeln Möringers wallfahrt. DS. 523.

3) verwandt sind die spanische romanze vom grafen von Irlos, die sage vom sire de Palud in der Franche-comté. X. *Marmier* tradit. de l'Allemagne. revue de Paris 1837. t. XXXVIII. p. 181. 182.

die Normandie pilgerte und sich dort an Richard I. anschmiegte, sie thut aufs neue dar, wie wesentlich der mantel zu dieser sage gehört. der herzog hörte, dass die wilde jagd (la mesgnie Hellequin, la mesgnie de Charles-Quint) seine wälder durchtobe, zog darum eines abends von etwa hundert seiner ritter geleitet in den wald von Moulineaux und versteckte sich in der nähe des baums, wo die wilde jagd gewöhnlich anhielt. um die dämmerung hörten sie ein sonderbares geräusch und sahen zwei leute, *die ein vielfarbiges tuch* 1) *auf der erde ausbreiteten*. gleich nachher kommt das haupt der mesgnie, die ihm wie einem *könig* huldigt. des herzogs gefährten fliehen, er aber springt mit beiden füssen *auf das tuch* und beschwört den könig, ihm zu sagen, wer er sei. dieser sagt, er sei *Carl V* und müsse mit diesen *rittern* auf erden begangene sünden dadurch büssen, dass sie *jegliche nacht* gegen die Sarazenen *kämpften* 2); bei tagesanbruch kehrten sie zurück. Als Richard erklärt, er wolle den zug mitmachen, willigt der könig ein und spricht: or pour quelque chose que voies '*ne laisse aller ce drap sur quoy tu es et le tien bien*.' so fuhren sie ab, '*faisans grant noise et tempeste*.' gegen ein uhr um mitternacht, hört Richard das glöckchen einer abtei läuten und fragt, wo sie sich jetzt befänden? der könig erwiedert, man läute eben zur matutin in der kirche der heiligen Catharina auf dem berge Sinai. da wollte der herzog nicht weiter, bevor er in der kirche sein gebet verrichtet habe und der könig sprach: 'nimm dies *stück des tuches* und sorge, *dass du stets darauf bleibst*; bete für uns, auf dem rückweg holen wir dich ab.' nach geendetem gebet betrachtet der herzog die kirche und trifft in einer der heil. jungfrau geweihten kapelle einen seiner ritter, der vor sieben jahren in die gefangenschaft der Sarazenen gerathen war. der herzog giebt sich zu erkennen und sagt dem ritter u. a., dass seine frau welche ihn längst todt glaube, binnen drei tagen wieder heirathen wolle und er, der herzog sei selbst zur hochzeit gebeten. da giebt ihm der ritter die hälfte des treurings 3), dessen andere hälfte er der frau beim abschied zurückgelassen hatte, damit sie daraus erkenne, dass er noch lebe. der herzog versprach, ihr alles mitzutheilen und ihn

---

1) cf. í heklu grœnni ok blám brókum. M. 133. der mantel muste vielfarbig sein; denn er ist der wolkenhimmel mit seinen wechselnden farben.

2) kampf oder jagd und *mahl* kommen öfter vor; es ist der kampf der einherier. das mahl ist erst seit der umwandlung der sage weggefallen.

3) gerade wie Gerard von Holenbach.

bald loszukaufen. während sie noch über allerlei redeten, hörte Richard den lärm der *mesgnie*, die er vor der kirche wiederfand, doch waren alle '*si battus et navrés*', dass es zum erbarmen war. der herzog schwang sich zu ihnen, die wieder '*comme vent et tempeste*' dahinbrausten. unterwegs entschlummert findet er sich erwachend unter dem *baume* und an der stelle wieder, wo er den könig zuerst gesehn. er richtet des ritters botschaft bei der frau aus und entlässt einen sarrazenischen admiral, den er gefangen genommen, aus dem kerker, wogegen der ritter seines gefängnisses ledig wird und zu der seiner harrenden frau heimkehrt [1]).

Mit dem roman in prosa stimmt in wichtigen theilen die alte bearbeitung in versen der geschichte Richards ohne furcht, des sohnes von Robert dem teufel. dieser hört die *wilde jagd* in seinem walde und sieht unter ihr seinen seit jahresfrist verstorbenen senechal. zu Hellequin geführt, findet Richard diesen *auf einem dornbusch* [2]) sitzen. der senechal breitet ein *tuch* vor dem strauche aus, Hellequin steigt auf dasselbe nieder und setzt sich. nach verschiedenen fragen, welche der herzog an ihn richtet, will er weiter, doch Hellequin *schenkt* ihm vorher das kostbare *tuch*, welches so kunstvoll gewoben war, dass es seines gleichen nicht hatte [3]).

Der könig Carl V. d. i. Wuotan reitet also nicht, wie sonst in dem wüthenden heer, er fährt auf dem vielfarbigen mantel und hüllt die seinen alle in denselben ein. ein sehr schöner zug: so sehen wir auf bildern der ältern deutschen und niederländischen schule oft Maria den mantel ausbreitend, unter dem ihre schützlinge knieen, so in der cölner Ursulakirche die heilige führerin der jungfräulichen schaar mit weitausgebreitetem mantel, der die im verhältnis zu ihr zwergartig kleinen priester und jungfrauen birgt. dass sich die sage von dem in die ferne gefahrenen ritter so leicht und gern der vom wüthenden heere hier anschmiegt und einfügen lässt, giebt uns ein zeugnis dafür, wie nahe sich beide stehen. der dichter jener ersten erzählung hatte noch die richtige ahnung, dass die haupt- die göttliche person in beiden sagen ein und dieselbe sei. bei der verschmelzung beider zu einem ganzen konnte er jedoch nicht beide rein lassen, eine musste er theilweise opfern.

---

1) croniques de Normandie ed. 1487. bei Amélie Bosquet la Normandie romanesque et merveilleuse p. 33 ff.

2) von der Herodias heisst es im Reinardus: *quercubus et corylis a noctis parte secunda usque nigri ad galli carmina prima sedet*. M. 262.

3) Amelie Bosquet l. c. 32.

Bei der letztern version treffen wir auf einen bedeutsamen zug; Hellequin *schenkt dem herzog* Richard sans peur *das tuch*, auf welchem er der ersten sage zufolge fährt. die bedeutung desselben kannte der dichter schon nicht mehr; Richard sieht nur ein kostbares geschenk darin. auch in dem soviel mir bekannt einzigen vollständigern vertreter dieser abtheilung in Deutschland, den Joannis Nideri formicarium maleficum [1]) enthält, ist dieser zug bewahrt, doch auch die wichtigkeit des geschenkes nicht mehr gekannt. ein edler deutscher ritter sieht nachts das ganze feld am Rheine mit einem *reiterheer* bedeckt. unter den nachzüglern ist ein soldat mit zwei pferden. als der ritter sich demselben nähert, erkennt er seinen zwei tage vorher *verstorbenen koch* in ihm, der ihm eröffnet, wie sie alle jede nacht nach Jerusalem fahren müssten, ihm auch sein handpferd zur verfügung stellt, wenn er die reise mitmachen wolle. der ritter willigt ein. bei der rückkehr schenkt ihm der koch als andenken ein *salamandertuch* und ein *messer* [2]). wenn das erste schmutzig sei, dann solle er es nur ins feuer werfen und es werde rein, wen er mit dem messer verwunde, der müsse sterben. in dieser sage konnte die bedeutung des tuches um so eher verloren gehen, als der gott in ihr reitend erscheint, was in den beiden vorher gegangenen nicht der fall ist: da war er noch auf die kraft des ihn tragenden tuches angewiesen, hier trägt ihn das ross. ursprünglich schloss sie damit, dass der gott wie in der zweiten normannischen, den helden mit seinem mantel beschenkt und ihm das später zu betrachtende siegreiche schwert verleiht. da der mantel ihr also wesentlich ist, die rosse ebensowenig zurückzuweisen sind, so kommen wir hier wieder zu dem resultat, welches wir auch am schluss der übersicht der ersten abtheilung dieses sagenkreises zogen, dass nämlich *der gott im mantel auf seinem rosse sass*, gerade wie da wo er Hading trug, wie Martinus, der ihn später ersetzte, dessen schwert wir auch hier bei ihm finden. dass diesen sagen ein weitverbreitetes heldenlied zu grunde liegt, daran ist kein zweifel.

Diese belehnung des helden mit des gottes mantel und schwert bahnt uns den weg zu den märchen, in welchen der mantel erscheint. in 'des teufels pathe' Bechstein MB. p. 74 finden wir drei wunschdinge, *mantel*, *hut* und *schwert*, doch hat der erste nicht die bisher gefundene eigenschaft, die viel mehr dem hute beiwohnt, er ist der tarnhaut gleich ein *unsichtbarmachender*. zweifel an dieser kraft des göttlichen mantels wären vollkommen gerechtfertigt, fänden wir ihn nicht in der merkwürdigen verbindung. wir müssen darum auch *sie* gelten lassen, doch wird das nur für diesen fall gestattet, von den bis jetzt bekannten nur dieser unsichtbarmachende ein wuotanischer mantel sein. eigenthümlich ist die kraft des mantels in DMS. nr. 26. er ist dort aus tausenden von bunten lappen zusammengesetzt[1]), wenn man ihn auseinanderlegt, wird jeder lappen zu einem schloss mit schönen gärten und weihern. das heisst doch wol nur, dass man sich mit ihm angethan in solch eine stadt wünschen und deren besitzer werden kann! — Die ausbeute ist in den märchen geringe, ja unbedeutend, weil hier der mit ähnlicher entrückender kraft begabte hut dem mantel zur seite steht. ich verlasse also diesen und wende mich jenem zu.

---

[1]) bei Delrio disquis. mag. l. II. qu. XXVII. s. II, p. 322. vgl. DMS. nr. 137.

[2]) das zwerglein schenkt dem grafen von Hoia ein *schwert*, ein salamanderlaken und einen güldenen ring. DS. 35.

B. WÜNSCHELHUT.

Nebst diesem mantel ist es ein *breiter hut*, der Odhinn kenntlich macht und ihm selbst den beinamen *Höttr* verschaffte. M. 133. auch Wuotan trug ihn sonder zweifel. — Da wir dem mantel des gottes höhere eigenschaften beigelegt fanden, so lässt sich voraussetzen, dass auch sein hut derselben nicht entbehrte; wie der mantel ein wunschmantel war, so wird auch der hut ein *wunschhut* gewesen sein. einen solchen hut finden wir u. a. in dem *unscheinbaren*, *haarlosen filzhütchen* des Fortunat wieder; wer es aufsetzt *und wünscht wo zu sein, der ist im selben augenblick dort.* dasselbe hütchen tritt uns im deutschen märchen 'des teufels pathe' entgegen und hier ist es um so bedeutsamer für uns, da es neben dem unsichtbar machenden *mantel* und einem noch näher zu betrachtenden *schwert* erscheint (BM. 74.), wenn man es auf den kopf setzt, wie es sitzen muss und dann spricht *ich wünsche, dass ich da oder dort wäre, so ist man sogleich dahin versetzt*; dreht man es aber herum und setzt es verkehrt auf, indem man sich an den vorigen ort zurück wünscht, so ist man sogleich auch wieder dort.' wenn auch auf diese weise ähnlich dem mantel, unterscheidet es sich doch dadurch von demselben, dass seine kraft eine ungleich schneller wirkende ist. wie rasch auch die fahrt im mantel sein mag, so steht doch die entfernung immer noch zu der zeit in gewissem verhältnis, bei dem hut aber ist die entfernung ganz aufgehoben, sie existirt nicht mehr und dadurch gerade passt er trefflich zu Wuotan, dem alldurchdringenden, allwaltenden, weltlenkenden gott. mit dieser kraft ausgerüstet, mag er mit allem recht den namen *Svidr* mit Odhinn getheilt haben, ein *Snellvert*, ein *Schnellert* genannt werden. aber nicht immer finden wir dem wünschelhut diese grossartige kraft beigelegt; er erscheint gleichfalls mit minderer bedacht. Olaus magnus erzählt von dem nordischen könig Erich, *nach welcher seite er sein hütchen wandte und hielt, daher wehte augenblicklich der wind*, so dass man ihn Erich den *windhut* nannte[1]). auch in dieser gestalt passt der wunschhut zu dem gotte. Grimm sagt: 'Odhinn[2]) verleiht den schiffen wind[3]) (fornm. sög. II, 16) und günstiger wind hiess darum *óskabyrr* Saem. 165ᵇ d. h. Oskabyrr, byrr von byrja ahd. purran, sich erheben. damit trifft bedeutsam überein, dass auch die mhd. dichter wunschwint in solchem sinn gebrauchen. Hartmann sagt Greg. 615:

---

[1]) vgl. M. 133 und oben das *vielfarbige* tuch.

'dô sande in der süeze *Krist*
den vil rehten *wunschwint*.'

M. 135. haben wir keine sage, in welcher ein windhut gleich dem Erichs erscheint, dann ist dies dadurch zu erklären, dass wir uns nicht gleich den nordischen völkern zur see und zu lande gleich oft und leicht bewegen müssen. unsere züge und kämpfe finden nur auf dem festen lande statt und da bedarf es weniger des günstigen windes, als günstigen wetters und zahlreicher kräftiger arme; darum muss der wunschhut, den unser Wuotan tragen und verleihen könnte, eher ein auf das wetter wirkender und bei der schlacht wirksam eingreifender sein. als solchen finden wir ihn denn auch im märchen wieder. KM. nr. 70 hat einer einen hut, wenn er ihn gerade setzt, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher *frost* und die vögel unterm himmel erfrieren und fallen todt zur erde. KM. nr. 54 sagt der kohlenbrenner zum reisenden, der ihn an dem tüchlein deck dich zu gaste hatte: 'ich habe da ein *altes abgegriffenes hütlein*, das hat seltsame eigenschaften; wenn das einer aufsetzt und dreht es auf dem kopf herum, so *gehen die feldschlangen*, als wären zwölf neben einander aufgeführt *und schiessen alles darnieder, dass niemand dagegen bestehen kann*.' So auch der dreieckige hut des generals bei Bechstein M. 156: 'dieser hut hat die eigenschaft, wenn man ihn auf dem kopf dreht, dass unaufhörlich aus den drei ecken schüsse knallen.' hier ist es also Wuotan der schlachtenlenkende, der siegvater, der unterm wünschhütlein hervorschaut; nur die waffe ist eine andere, die sache dieselbe; wer es trägt, an dessen ferse heftet sich der sieg. und bemerken wir wol, das hütlein ist hier, wie bei Fortunat ein unscheinbares, abgegriffenes, ein ärmliches, wie der ganze anzug Odinns, in welchem er in nordischen denkmälern erscheint [1]). (M. 133.)

---

[1]) histor. de gent. septentr. III, 13.

[2]) als Farmatýr und Farmagod. cf. lex. myth. 336.

[3]) den Griechen verlieh ihn Zeus. *Διὸς οὖρος* Od. μ, 176. ο, 297. 475.

Eine dritte eigenschaft *könnte* der hut möglicherweise gehabt haben, er könnte ein unsichtbarmachender gewesen sein, doch dafür giebt es keine zeugnisse, denn die tarnkappen der zwerge sind meines erachtens streng von ihm zu scheiden. J. Grimm erinnert an Mercurs geflügelten hut; (M. 432.) die flügel am petasus wie die an den sohlen des gottes dienten auch nur zur bezeichnung der schnelligkeit seiner fortbewegung; die identität Mercurs mit Wuotan gewinnt demnach durch die obige untersuchung bedeutend an grund.

C. GÚNGNIR.

Nun wo wir Odhins mantel und hut bei Wuotan gleichfalls wiederfanden, können wir uns mit grösserer zuversicht zu der frage wenden: ob auch des nordischen gottes *Güngnir*, der mit runen beschriebene speer sich für ihn nachweisen lasse? in sprachlichen denkmälern wie in den sagen ging jede spur von ihm verloren, darum werden wir uns auch hier wieder zum märchen wenden müssen. Odins oft verliehener geir war ein wurfspies; über Styrbjörns scharen geschossen unter dem ruf: Odhin hat euch alle! weiht er sie dem tode. M. 134. der speer wird also in dem märchen ähnliche eigenschaften haben, wie das hütlein; auf die rechte weise gehandhabt wird er seinem träger sieg, dem feinde tod und niederlagen bringen. aber *als speer* [2]) konnte er sich nicht erhalten, denn der gebrauch der speere ist seit zu langer zeit untergegangen und das märchen hält es in äusserlichkeiten durchgängig mit der gegenwart. brechen wir denn seine spitze getrost ab und halten wir uns am *stocke*. einen solchen nun, der gerade die bezeichnete eigenschaft hat, begegnen wir im niederländischen märchen. (DMS, nr. 26.) der königssohn sitzt

[1]) in dieses bei der schlacht so wirksame hütchen wird auch der *helm* des alten gottes übergegangen sein. in dem falle hätten wir die ganze ausrüstung Wuotans wieder beisammen, da auf den folgenden blättern schwert, speer, brünne und horn für ihn nachgewiesen werden.

[2]) in England wurde er wie es scheint zum *pfeil*, denn der reiter in den zwölften trägt mitunter *bogen und pfeil* in der hand. Kuhn in Haupts Zeitschr. V, 471.

am wunschtüchlein zu tisch, da kommt ein mann mit einem *reisestock*. wenn er den knopf vom stocke nimmt und ruft: hunderttausend reiter, dann stehen sie da in reih und glied; schraubt er den knopf wieder auf den stock, dann sind sie verschwunden. übersetzen wir dies in die anschauungsweise des alterthums, dann finden wir einfach den odhinischen speer, der seinem besitzer sieg über die grössten heere verleiht. diesem stocke verwandt ist der im märchen bei Müllenhoff p. 454, der jeden tödtete, welchen sein träger nur damit anrühete, eine eigenschaft die wir sogleich auch beim schwerte finden werden, die an die kraft des von Styrbjörn geschleuderten speeres auffallend erinnert. diese beiden märchen bewegen sich noch in grössern verhältnissen, in ihnen sind die handelnden personen noch theilweise aus königlichem geschlecht. in den verwandlungen, denen sie und die ihnen verwandten aber im lauf der zeit unterlagen wurden ihre träger immer bescheidener und sanken endlich zu gewöhnlichen handwerkern und bauern herab. diese bedurften, wofern sie nicht nach königlichen ehren strebten, keiner armeen mehr, um ihre zwiste untereinander abzumachen; ein derber prügel that da schon genug. so sank denn mit den personen auch der göttliche speer immer tiefer und wurde endlich zum 'knüppel aus dem sack.' [1]).

D. SCHWERT.

Odinn führt ausser dem speere auch ein schwert. Brynhildar qu. I, 14 wird er beschrieben, wie er als Hroptr '*meþ brimis eggiar*' mit scharfem schwert, den helm auf dem haupt auf hohem felsen dem haupte Mimirs horcht [2]). er ist es auch, der den helden schwerter giebt: *gaf han Sigmundi sverþ at þiggia*, heisst es im Hyndluliöþ 2. es spricht von selbst, dass an solch ein schwert der sieg geknüpft sein muss, dass ihm keiner widerstehen kann. solche schwerter sind im deutschen märchen nicht selten. das HM. 74 zugleich mit mantel und hut erwähnte hat aber ausser dieser noch eine andere hohe kraft: 'wenn man damit jemanden den kopf nur berührt, so liegt dieser sogleich zu den füssen; richtet man aber das schwert mit der spitze gegen den himmel und steckt es dann in die scheide, so steht der kopf wieder auf seinem alten platz'. in der sage, welche ich p. 9 aus Nider anführte, wurde das schwert zum messer, behielt jedoch die alte eigenschaft bei: wer mit ihm verwundet wird muss sterben. kräftiger ist das schwert RM. 156: 'so man dasselbe mit der spitze in die erde stösst, ersteht augenblicklich ein regiment soldaten'. ähnlich das schwert des starken Franz bei Müllenhoff p. 426: 'wenn du damit an einen baum schlägst, so werden die soldaten schaarweise herausmarschieren, so viele als du nur brauchst'.

---

[1]) HM. p. 110. KM. nr. 36. 111, 67. 181.

[2]) cf. lex. myth. 309.

Ich glaube um so mehr dem Wuotan ein schwert zusprechen zu dürfen, als dasselbe auch in sagen und gebräuchen unzweideutig mit ihm verbunden erscheint. der in berge entrückte held oder kaiser ist nach J. Grimm stets Wuotan. im gewölbe im innern des Lucken Hare, in welchem solch ein held mit seinem heere der erlösung harrt, hängt oben ein *schwert* und ein horn [1]). in einem deutschen märchen, welches meine hessischen märchen bringen werden, ist der held und sein heer zu einer räuberbande geworden, und auch in ihrer höhle hängt schwert und horn und nebst ihnen der unsichtbar machende mantel. so kommt auch das schwert bei *hochzeiten* vor, wie noch im 18 jh. in Schwaben die brautführer grosse schwerter mit flatterndem band vor der braut hertrugen. M. 281.

E. BRÜNNE.

Wie Odin dem Sigmundr ein schwert giebt, so schenkt er dem Hermódr helm und brünne (l. c.) *gaf han Hermódi hiálm oc bryniu*. er selbst trug ähnliche, denn in Grimnismal 19 wird er *vapngaufugr* genannt und wenn ragnaröкr anbricht, reitet er in goldnem helm und leuchtender brünne, Gungnir in der hand an der spitze der götter einher. wenn auch Wuotan so waffenherrlich dastand, und dafür spricht die ersetzung durch den h. Martinus, worüber später; wenn auch er die brünne den helden verlieh, dann konnte sie sich doch nicht als brünne erhalten, nachdem das alte heldenlied sich im volksmund in's märchen auflöste und als solcher seine bahn durch jahrhunderte hindurch schritt. die alten helden wurden königssöhne oder gemeine soldaten. die ersten führen selten noch andere waffen als ein schwert; die andern hingegen haben ausser diesem noch ihr lederzeug und den für uns wichtigen *ranzen*. in diesen scheint die brünne übergegangen zu sein; er ist der rückenschutz und birgt die kleider. diese vermuthung kommt mir daher, weil der ranzen in unserer märchenfamilie dieselbe rolle spielt, wie der stock, eine ähnliche, wie das hütlein, in dessen gesellschaft er KM. 54 erscheint. 'wenn du mit der hand darauf klopfst, so kommt jedesmal ein gefreiter mit sechs mann, sagt der köhler zum reisenden; die haben ober- und untergewehr und was du befiehlst, das vollbringen sie.' bald darauf schlägt er mittelst der kraft des ranzens eine zahlreiche armee des königs *in die flucht*[1]. ganz ähnlich ist die *patrontasche* im dänischen märchen KM. III, 94. wenn man auf die eine seite klopft, kommen hunderttausend mann zu fuss und pferd heraus, klopft man auf die andere, aller art musikanten. das heisst in der sprache des alterthums: der held, der die brünne trägt, führt seine schaaren stets zum frohen sieg.

---

[1]) W. Scott on demonology and witchcraft p. 133. Kuhn p. 195.

Noch in anderer edlerer gestalt mag diese brünne des alten gottes fortleben. da sie ihrem träger den sieg brachte musste sie ihn gleichfalls *unverwundbar* machen, denn sonst hätte sie ihm ja mit dem siege auch den tod bringen können. diesen dienst leistete dem helden des mittelalters das *sieghemd*, das *nothhemd*. da Wolfdieterich es nicht mehr vom gotte selbst empfangen kann, bringt es ihm die valkyrie, *Sigeminne?*

F. GIALLARHORN.

Schreibt auch die jüngere edda dem Heimdallr, dem '*hornþytralldr himin biarga*'[2] das *Gjallarhorn* zu, dann heisst er doch in Hrafnagaldr Odins 16 ausdrücklich '*hirdir at Herians* horni giallar', das horn *gehört* also dem *Odhinn*. wenn Heimdallr einst bei ragnarökrs anbruch in dies horn stösst, dann widerhallt die ganze welt von dem tone. bis dahin ist in ihm verborgen der gewaltige ton 'undir heidvönom helgom badmi'. (Völuspâ 25. 42.) zu diesem horne halte ich vor allem den ausdruck 'de Wode *tüt*' (M. 871) so wie den namen der *Tutosel*, denn tüten ist aus einem schlechten blasinstrument unharmonische töne locken. so hat auch der wilde jäger im Harz ein *hifthorn* in der einen hand (Harrys II, 6). *Berchtold*, der in Schwaben an des wüthenden heeres spitze einherzieht, trägt es am hals (M. 881). bei der wilden jagd auf dem Schnellerts hört man ein vollkommenes jagdgeschrei mit *hörnerblasen* (Wolf Rodenstein und Schnellerts p. 21) gerade wie bei des königs *Artus* jagd '*cornuum strepitum*' (M. 895). auch bei könig Waldemars jagd tönt die luft wieder von *hörnerklang* (Müllenhoff 486). ebenso bei der des königs Abel (das.

---

[1] im märchen vom bruder Lustig KM I, 478 ist die ursprüngliche idee schon verloren, ebenso im ungarischen vom unsichtbaren schäferjungen, welches mit dem deutschen von den zerrissenen schuhen zusammenfällt. G. Stier ungarische sagen und märchen p. 51.

[2] lex. myth. 418.

487) und beim umzug, den herr von Wittorf im vierspännigen *wagen* hält (das. 493). diese stellen sprechen klar dafür, dass gleich Odhinn Wuotan eine solche tuba sonora besass. wenn Wuotan aber den helden ein horn schenkt, dann kann dessen klang nicht den furchtbaren effect des tones des Giallarhorns haben; der kraft müssen engere grenzen gezogen sein. diese hat der schall des *hörnleins* KM. 54, doch sind sie immerhin noch weit genug: wenn man darauf blies, *so fielen alle mauern und festungswerke, endlich alle städte und dörfer übern haufen.* als horn des alten Wuotan hängt es darum ganz richtig neben seinem schwert in dem berge wohin er entrückt ist[1]; so in der eben angezogenen stelle aus Walter Scott und im hessischen märchen, in welch letzterm es ganz die eigenschaften hat, wie im KM 54. es ist abermals die unwiderstehbarkeit, die sicherheit des sieges, welche es an seines trägers schritte knüpft und dadurch wird es zu einer der dem helden willkommensten gaben.

Die geige DMS nr. 26 auf deren klang je nachdem man die eine oder andere saite streicht, alle die ihn hören zu boden fallen oder wieder aufspringen, ist nur eine moderne umwandlung des alten hornes.

6. GOLDESEL.

Die bis jetzt betrachteten wunschdinge dieser märchenfamilie hatten sämmtlich eigenschaften, welche nur im krieg zu statten kamen, die auf Wuotan den heervater hinwiesen. es bleiben noch drei übrig, die andere seiten seines wesens berühren: der *goldesel*, das *tischchen-deck-dich*, die *wünschwürfel*.

Der goldesel kommt so viel mir bekannt vor dem XVII jh. nicht vor und da auch nicht einmal in Deutschland, sondern in Italien (Pentamerone I, 1). halten wir uns bei ihm rein an die sache und zuvörderst weniger an die gestalt, in welcher dieselbe vom märchen dargeboten ist: in dem goldesel besitzt dessen eigenthümer eine unerschöpfliche quelle des *reichthums*. diesen aber spendet Odinn, wie Hindlulioþ an zwei stellen (2. 3) sagt: 'han gefr oc gelde gull verþugum' — 'han gefr sumum aura', und er kann dies, denn Völuspâ 8 heisst es von den göttern: 'var þeim vettugis vant or gulli', und gott ist unserer alten sprache vorzugsweise *der riche*.

---

[1] als der in den berg eingedrungene jockey auf dem horne bläst, erheben sich die männer in den rüstungen und eine riesenstimme ruft:

Woe to the coward, that ever he was born,
Who did not draw the *sword before he blew the horn*.

in den sagen vom wilden heer spendet Wuotan das gold meist in gestalt von pferdeschinken, *hinterstücken* von hirschen oder anderm todtem vieh und dies scheint nicht ohne zusammenhang mit dem goldesel. besonders bedeutsam ist dies moment in der erzählung von dem Wod M. 876, die überhaupt an wichtigen zügen reich ist: *blut* sollst du haben und *ein hintertheil* (eines hirsches) dazu, sagt *Wod* zum bauer und füllt ihm den stiefel mit *blut*. als der bauer zu hause ankommt, ist der stiefel voll *gold*, das *hinterstück* ein lederner beutel voll *silber*. der *pferdeschinken*, den der bauer bei Müllenhoff nr. 489 seiner faulen frau in die lade legt und der zu *gold* wird, rührt gleichfalls vom wilden jäger her. daselbst nr. 500 bringt der *Wode* einem bauern, dem die ihn geleitenden hunde alles aufgefressen haben, einen *todten hund* und sagt ihm, den solle er in den schornstein werfen. als der bauer das gethan, zersprang der balg und es fielen *viele blanke goldstücke* heraus. hier scheinen die thiere darum keine fortsprudelnde quelle des reichthums, weil sie todt sind. wenn des hirsches noch warmes blut flüssiges gold ist[1], dann konnte auch er, als er noch lebte, gold speien[2], wie nicht weniger der todte hund, dessen inneres aus goldstücken bestand. diese eigenschaft scheinen überhaupt alle thiere zu haben, die in göttlichem besitze sind, wenigstens finden wir sie hier bei drei ganz verschiedenen, die sämmtlich der wilden jagd, dem wütenden heer angehören und dies bestätigt uns, dass auch der goldesel ein göttliches geschenk sein muss. ist er das aber, dann kann er nach dem vorhergegangenen nur von Wuotan kommen, dem spender des reichthums, dem herrn der wilden jagd.

Der sache nach dasselbe mit dem goldesel, nur in der form von ihm verschieden ist die *wunschbörse*, die ich deshalb mit in diese untersuchung hereinziehe. auch sie spendet gold oder geld, so oft man will und ist unerschöpflich[3]) gleich jenem: im Fortunat kommt die börse bekanntlich neben dem hütlein vor, was ihr schon eine grössere bedeutung für uns verleiht. bei Müllenhoff p. 425 erscheint sie neben dem *stock*, bei Bechstein M p. 156 als wunschtasche neben *hut* (wie bei Fortunat) und *schwert*. verchristlicht finden wir sie in der nl. sage von der frommen Zuwaert, welche die erste kirche in Dortrecht mit hilfe eines *geldbeutels* baute, in welchem sich immer drei pfennige befanden, so oft sie hineingriff (NS. 29). wichtiger ist eine andere nl. sage für uns (das. 189). ein alter geiger trifft im walde auf ein *leuchtendes schloss*, in dessen sälen lustig *getanzt* wird. eintretend sieht er unter den musikanten seinen längst verstorbenen lehrer, und ruft erschrocken: heilige muttergottes, was ist das! zugleich ist alles verschwunden, nur ein weisser violinbogen blieb in seiner hand zurück, auf dem der name eines übelverrufenen mannes stand. als er diesem den bogen bringt, giebt der ihm einen beutel, *der nie leer wurde und immer 6 pfund parisis* enthält. bald darauf wird der mann von seinen neffen erschossen, aber zugleich springt ein schwarzer kerl auf den todten zu und nimmt die wunschbörse aus seiner tasche [1]. das schloss ist, wie ich später zu zeigen gedenke, sehr wichtig als seelenaufenthalt; der zauberer erscheint als diener der gottheit, die in demselben wohnte.

---

[1] cf. Kuhn p. 261. ein fuhrmann bekommt von den zwergen ein *todtes pferd* als fuhrgeld, schneidet aber nur ein stück für seinen hund ab. dieses und die blutstropfen, die von dem fleisch niedergefallen waren, sind am folgenden morgen *gold*.

[2] und zwar von *hinten* wie der als adler himmelanfliegende Odhinn den meth der dichtkunst theilweise ausspie. ist darum das stück welches der gott als antheil an der jagd schenkt, stets ein *hinterstück*?

[3] das aber ist eben das merkmal ihres göttlichen ursprungs. so wird die kalkgrube, aus der man kalk zum bau der neukirchner kirche nimmt, nicht leer (M. nr. 138). so nimmt das öl, welches der berggeist den knappen auf das geleucht schüttet, nicht ab, DS n. 3. die von frau Hollas gefolge geleerten bierkannen bleiben stets gefüllt, das. 7.

Wie der göttliche speer zum unedeln knüppel, das schwert zum messer hinabsank, so traf ein ähnliches loos die wunschbörse, die im lauf der zeit zum *heckethaler* und *heckepfennig* wurde. wie der odhinische ring Draupnir in jeder neunten nacht acht gleiche ringe erzeugt, so der heckethaler in jeder nacht eine gleiche münze. einst war die wunschbörse in den händen von königssöhnen und helden, der heckepfennig ist eigenthum derber philister und schmutziger hexen. jene spendete der herrliche gott, diese ein bockfüssiger teufel.

II. WUNSCHTÜCHLEIN.

Von allen wunschdingen sträubt sich das tischchen deck dich am meisten gegen eine anlehnung an Wuotan, und dennoch müssen wir annehmen, dass es vor allen seine gabe war, da es gerade den mittelpunct bildet, um den sich die andern scharen. die brüder Grimm bemerken von ihm KM.

---

[1] so bringt gleich dem Nibelungenhort seinen besitzern die wunschbörse auch der frommen Zuwaert den tod. das gold ist göttliches metall, es gebührt eigentlich nur den göttern. die menschen raubten es, darum knüpften die himmlischen unheil an seinen besitz. darüber später mehr.

III, 68; übrigens haben schon die welschen barden ein tischchen deck dich gekannt, denn unter den dreizehn königlichen kostbarkeiten der brittischen insel war auch das tischtuch oder der tisch des wohlgebornen Rhyddrich: was für speise und trank man wünschte, befand sich darauf (Jones relicks of the welsh bards II. 47). in Deutschland haben wir anklänge an das tischchen, welche in das XIII jh. hineinzureichen scheinen. dem bischof Wilibrand von Paderborn († 1233) erzählte ein ritter in Antiochia, er sei auf dem *glücklichen berg* (1), dem berg der abenteuer gewesen und habe daselbst ein *tischchen bedeckt mit speisen aller art* gefunden; mehre tage habe er mit seinen gefährten auf dem berge zugebracht und jeden tag habe sich die spende auf dem tischchen wiederholt (DMS. nr. 89). eine weit jüngere sage berichtet von Desbordes, dem kammerdiener Carls IV von Lothringen († 1690), als er einst mit dem herzog auf der jagd gewesen und keine speise vorhanden, der hunger der jagdgenossen aber gross war, da habe er ein schächtelchen mit drei laden hervorgezogen, aus welchen er ein vollständiges und köstliches mittagmahl gelangt habe. darauf befahl er drei dieben, die an einem nahen galgen hingen, herabzusteigen und den herzog zu bedienen (das. nr. 115). er führte dieses schächtelchen also wol immer bei sich und es diente ihm jederzeit. später wurde er als zauberer verbrannt. erwägen wir nun, dass dies tischchen oder tüchlein sich allen vorher besprochenen wunschdingen beigesellt findet, dass wir in diesen aber nur dinge fanden, die *helden* dienen konnten, die von *Wuotan* bescheert waren, dann liegt der schluss nahe, dass auch das tüchlein eine gabe Wuotans sein muss. und ich meine, der gott habe den helden in solchen tüchlein willkommnes bescheert, denn vom kampf wurden sie nicht satt, sie kamen vielmehr durch ihn und die weiten fahrten in unwirthbarer gegend sehr oft in den fall, das tüchlein als eine sehr werthvolle gabe sich wünschen zu müssen. jedenfalls ist seine unerschöpflichkeit ein merkmal seines göttlichen ursprungs und als tisch, an dem der held jeden tag sorglos speist, mahnt es an jene heldentafel in Valhöll, bei der Odinn den vorsitz führt, zu welcher der immer wieder geschlachtete und immer wieder belebte Saehrimnir das fleisch, Heidrûn den nimmer mangelnden meth liefert.

I. WÜRFEL. WÜNSCHELRUTHE.

Was die *wunschwürfel* angeht, so kann ich mich kürzer fassen, da Grimm bereits das nöthige darüber zusammengestellt hat. Wuotan war gott des spiels (M. 145). dessen und besonders des *würfels erfinder*; er ist es der dem spielhansel im märchen den alles gewinnenden würfel verlieh (M. 958 *cf.* 136. XXXVI).

Ich wagte es bisher nur, die wunschdinge einzeln zu betrachten, nicht aber in ihrem zusammenhang mit den märchen, denen sie entnommen sind, also mit dem mythus oder dem heldenliede, auf dem die märchen beruhen müssen. das werden wir erst dann können, wenn unsere augen mehr geschärft sind. für den augenblick wird es noch schwer halten den dichten schleier zu zerreissen, den jahrhunderte hier gewoben haben. im vorliegenden märchen können wir dies wagnis leicht unternehmen. Gott und s. Petrus wandern und kehren beim Spielhansel ein; sie begaben ihn zum lohn für seine gastfreundschaft mit karten und würfeln, womit er alles gewinnt, und dem baum von dem niemand herunter kann, ohne dass er's will (KM. 72). eine andere version hat statt des baums eine *geige*; wenn Hans Lustig darauf spielt, sitzt alles fest. eine dritte nennt als wunschdinge *die wunschbörse und den ranzen*, in welchen alles hinein muss, was der held des märchens hinein wünscht, als dritten die ewige seeligkeit (KM. III. p. 135 ff.). von diesen dingen sind vorerst die karten als moderner zusatz zu streichen, so dass *würfel* und *börse* bleiben. die geige fanden wir schon in anderm zusammenhange und mit anderer kraft ausgestattet, mit der des siegverleihenden hornes. so kennen wir gleichfalls den ranzen als brünne, deren träger siegreich ist. zu diesen kräften passen beide und diese kräfte werden ihnen einst auch beigewohnt haben, die neue kraft, welche wir ihnen in unserm märchen beigelegt finden, ist ihnen ursprünglich fremd und von dem *baume* und der *tasche* in den schmiedemärchen auf sie übertragen, seitdem der wandernde gott oder die wandernden götter christliche färbung annahmen. dadurch kam Petrus in die märchen, der himmelspförtner, mit ihm das verachten seines rathes und die schwankartige scene vorm himmelsthor, der endlich die mehrmalige abfertigung des todes oder teufels folgte. fiedel (d. i. horn) und ranzen (brünne) sagen uns deutlich, dass der träger der spielmärchen ein *held* ist und mit einem solchen, der sich in seiner brünne begraben lässt, der mit seiner wunschbörse begraben wird, weil er in Walhalla weiter kämpfen und spielen will, lässt sich, meine ich, die scene mit Petrus nicht vereinigen.

Ueber *die wünschelruthe* sammelte Grimm reichlich pp. 390. 926—928.

K. STIEFEL.

Die siebenmeilenstiefel mögen sich an dieser stelle sonderbar ausnehmen; ich gebe auch nur zu *bedenken*, ob sie nicht zu den von Wuotan geschenkten dingen gehören, keinesfalls will ich ihnen auf diesen platz feste ansprüche zugestehn. wenn auch den beiden zuerst besprochenen wunschdingen verwandt, sind sie doch schwächer als der mantel und verhalten sich etwa zu ihm, wie er sich zu dem hute verhält. Odhinn trägt keine. möglich, dass auch Wuotan keine trug, dass sie erst durch die vergröberung der sage eindrangen und alsdann jene eigenschaften auf sie übertragen wurden. ein als *stiefel* spukender geist kommt bei Münster in Westphalen vor (DMS. p. 234).

Vielleicht lassen sich dieser wunschdinge noch mehr beibringen, ich bescheide mich vor der hand mit diesen. einen zwiefachen gewinn hat die untersuchung ergeben: sie erlaubte uns einen klaren blick auf die äussere erscheinung Wuotans zu thun einestheils als gott in seiner waffenherrlichkeit, anderntheils als wanderer unter den menschen; dann liess sie gleichfalls später zusammenzustellende schlüsse auf sein wesen zu. beides stimmte in der hauptsache zusammen mit dem, was uns die nordischen quellen von Odhinn berichten.

SLEIPNIR.

Dieser betrachtung der äussern erscheinung Wuotans muss zunächst die des eng mit ihr verbundenen rosses folgen, des besten aller rosse, des nordischen *Sleipnir*. er ist *weiss*, hat *acht füsse*, und überschreitet gleich dem rosse des Indras (lex. myth. 711) *wasser und land*; in jüngern denkmälern erscheint er jedoch auch *vierfüssig*. auf seinen *zähnen* sind *runen* eingegraben. von jenen acht füssen weiss bei uns weder lied noch märchen noch sage. wie aber dieser überfluss an gliedern ein zeichen der göttlichkeit ist, so mitunter auch der mangel an solchen, wie bei Odhin das *eine auge*, bei Tyr die *eine hand*. könnte nicht das ross Wuotans statt jener vier beine mehr, eins weniger gehabt haben? in dieser gestalt erscheint nämlich dasjenige, welches der *Wode* bei seinem umzug um *Weihnachten* reitet (Müllenhoff 500). ebenso das des wilden jägers auf der Putloser heide (das. 498) und des wilden jägers bei Fockbeck (das. 491 cf. 39). dass auch Wuotans ross *weiss* war, dafür sprechen zahlreiche stellen: das des wilden jägers und des führers des wüthenden heers ist fast durchgängig *weiss* und nicht weniger das des königs, der aus seiner entrückung wiederkehrend, einst die grosse schlacht schlagen wird. der bei den erntefesten auftretende schimmelreiter ist Wuotan, ebenso 'der um Weihnachten im deutschen norden und in England umziehende *schimmel*[1]. auch *Martinus* wird auf *weissem ross* dargestellt (Kuhn p. 401. n. 123).

Von den runen 'á Sleipnis tönnom' ist für uns nichts übrig. auffallen aber muss, dass im Renart Reinhart auf des *rüden zähne* den reinigungseid ablegen soll (Grimm RF. CXXV). bei dem eide wurde die hand auf den altar, reliquien oder die bibel gelegt, auf heilthum. wie aber kämen des rüden zähne zu der ehre, als heilthum zu dienen, wenn ihnen nicht irgend ein heiliges zeichen aufgedrückt oder eingeritzt wäre? Grimm nennt die branche 15, in welcher der zug vorkommt 'ein *echtes* abenteuer', folglich ist sie als ein aus Deutschland eingewandertes, nicht in Frankreich ersonnenes zu betrachten. auf dem schwur aber liegt der schwerpunct, um ihn dreht sich alles. muss dem deutschen, der diesen theil der fabel ersann, nicht ähnliches, wie die runen auf Sleipnirs zähnen vorgeschwebt haben?

Reicher sind wir an zeugnissen, welche bestätigen, dass Wuotans ross gleich dem des nordischen gottes land und wasser überflog. so reitet Wodan als wilder jäger und an der spitze des wütenden heers stets *durch die luft* daher. so fanden wir ihn in den mantel gehüllt, seine schützlinge durch die wolken tragen. aber auch in andern sagen erscheinen pferde, die zwar keine dem gotte verwandte personen tragen, doch jedenfalls mit seinem rosse verwandt sein müssen. wie der engel dem könig Carl, so weist Paracelsus dem spielmann von St. Gallen ein *weisses pferd* an, welches ihn in einer halben stunde *durch die luft* nach Baden trug. als der gesandte von S. Gallen ihn dort sah, frug er: *welcher teufel hat dich denn hierher getragen?* worauf der spielmann antwortete: ja herr, der lebendige teufel und kein heiliger. DMS. nr. 135. auf der Schmilower heide bei Ratzeburg, wo einst eine grosse *schlacht* gegen die Wenden ist geliefert worden, läuft ein *weisses pferd* immer hin und her (Müllenhoff p. 235). in *Siebeneichen* gehen mehre sagen von pferden, welche über wiesen und büsche, wälder und höhen hin rennen. in Husby stob ein *dreibeiniges* pferd durch die luft davon (das. p. 234).

---

[1] eine werthvolle zusammenstellung der dahin gehörenden gebräuche brachte Kuhn in Haupts zeitschr. V, 472 ff.

HLIDHSKIÁLF.

Der odinische hochsitz *Hlidskiálf* fand sich auch im deutschen mythus, wie Grimm M. 124 nachweist. auf solch einem thron [1]) denkt das volk sich gott vorzugsweise und stets; der ausruf: *herr gott em himmlischen thron!* gehört zu den in Cöln am meisten gebrauchten, wenn erstaunen oder ärger sich luft machen. dem niederländischen gilt selbst pars pro toto der thron oft für den ganzen himmel 'hier (hoort men) singen ende spelen in *den trone*' (Willems de eerste bliscap van Maria. p. 80). so Beatrys v. 370: ghi syt myn troost voer alle man *die leven onder den trone*. in der legende vom heil. kreuz zu Breda wird geschworen: *bi den here van den trone!* (v. 322. Hermans geschiedk. mengelwerk II, 226). *goden heren van den trone* (de maghet van Gend. v. 13 ap. Blommaert Theophilus p. 99) [2]). klar tritt dieser thron in dem von Grimm 125 angeführten märchen hervor, weniger klar, aber doch immer noch deutlich genug in dem märchen von den eisernen stiefeln (HM. 1 heft). die prinzessin schliesst ihrem geliebten im *himmelreich* alle thüren [3]) auf, nur nicht die eines *gartenhäuschens*. als er die thür trotz ihrer warnung erbricht, *sieht er die welt* und auf derselben seines vaters schloss. das ist ganz dasselbe mit dem schneider, der von dem stuhl des herrn *alles sieht, was auf dem erdboden vorgeht*. jetzt verstehen wir auch, wenn im Marienkind (KM. 3) dem mädchen verboten wird, die *dreizehnte thür* aufzuschliessen. die zwölf stühle der apostel hinter den zwölf ersten thüren sind die der alten götter, der zwölf asen, hinter der dreizehnten thür aber steht der hochsitz gottes, auf dem die dreieinigkeit herrlich thront, der nordische Hlidskiálf. wie Freyr, als er von dem heiligen stuhl herab auf die erde geschaut, von sehnsucht nach der erdgebornen riesentochter verzehrt wird, so Ferdinand in den eisernen stiefeln von heimweh nach dem vaterhaus, so der königssohn im getreuen Johannes von sehnsucht nach der königstochter vom goldnen dache. wir sind hier einem schönen mythus auf der spur, doch kann ich denselben erst später weiter verfolgen. auch die *vorderthür* des schlosses im XII m. bei Müllenhoff p. 420 ff. gehört hierher, obwol in ihr die alte idee vom götterstuhl schon sehr verdunkelt ist. die thür ist *verboten;* als Franz sie öffnet, findet er einen *garten* mit sträuchern von demant, *gold* und silber; was er damit bestreicht, *funkelt golden*, silbern und demanten, den sträuchern im wundergarten gleich. ähnlich im Marienkind: 'es rührte ein wenig mit dem finger an den glanz der dreieinigkeit, *da ward er ganz golden*'. noch mehr verdunkelt ist der heilige stuhl im 9. m. bei Sommer p. 131, wo er gar zum *brunnen* geworden ist. das graue männchen erlaubt dem knaben, überall im schloss umherzugehn, ausgenommen in den pferdestall und an den *brunnen im garten*. im ersten findet er, als er das gebot übertritt, ein *pferd* und einen löwen; der brunnen ist finster, aber *als er den finger hineinhält, ist derselbe golden*, wie beim Marienkind. offenbar ist das letztere verderbt; aus dem brunnen (*wenn* es ein brunnen sein sollte, was ich gleichfalls nicht glaube [1])) muss *goldne helle* strömen, wie aus der 13. thür im Marienkind und der norderthür bei Müllenhoff; wie könnte sonst der finger golden leuchten! den letzten niederschlag der idee, in welchem dieselbe eigentlich schon ganz aufgegeben und nur eine ihrer aussenseiten noch beibehalten ist, bildet die verbotene thür in den räubermärchen. das gold der göttlichen herrlichkeit wird dem charakter der helden dieser märchenfamilie entsprechend, zu blut; wie jenes vom finger untilgbar ist, so dieses vom ei und schlüssel.

---

[1]) den Arabern steht unter dem gezelt Arsch gottes thron Cursi. Rosenöl I p. 1.

[2]) cf. Uhland volkslieder pp. 246. 811. 872. — v. 9350 der livländ. chron. (vor 1296) wovon J. Grimm in Ad. Schmidts zeitschr. f. geschichtsw. IV p. 345 einen auszug mittheilt u. s. w.

[3]) Biörn Haldorsen erklärt Hlidskiálf durch *porta coeli tremens*. lex. myth. 434.

Die märchenfamilie, welche uns hier entgegentritt, hat zwei zweige, die wir zu sondern haben. Den ersten ältern bilden 'der schneider im himmel', 'der getreue Johannes', 'Marienkind' und 'die eisernen stiefel'. in ihnen lebt der himmel noch rein und klar, nur mit dem unterschied, dass im letztern die beschreibung desselben echt heidnisch ist, während im Marienkind die christliche anschauung die oberhand gewinnt und auch die heidnischen elemente christlich gedeutet sind. der stuhl gottes, den der schneider besteigt, ist ganz alterthümlich, wie verchristlicht auch der rest des schon in den schwank hinüberspielenden märchens erscheint. den andern jüngern zweig bilden 'der starke Franz' bei Müllenhoff und das 'märchen vom grafensohn' bei Sommer (9). im ersten wurde das himmelreich (noch stark an alte weise anklingend) zum *schloss auf hohem berge*, der götterstuhl dehnte sich zu einem *goldnen garten* aus; im andern ist jenes (schon ganz neu gedacht) ein *verfallenes schloss*, dieser verderbt ein *brunnen*. beide haben den verwandten zug, dass der held ein redendes pferd entführt, wobei er vielfache gefahren besteht. 'der starke

---

[1] oder darf hier an Reinhart v. [illegible] erinnert werden, wo der fuchs im *brunnen* den isegrim versichert: 'ich bin hie in *himelriche*'?

Franz' hat ausserdem noch ansätze aus andern märchen angenommen. weder er noch der grafensohn kommen ins himmelreich zurück, wie Marienkind und Ferdinand in den 'eisernen stiefeln', und wol auch der schneider. es müssen demzufolge hier zwei mythendurchwobene erzählungen zu grunde liegen, deren verständnis uns noch entgeht, aber hoffentlich nicht lange mehr entgehen wird.

Sehen wir denn, welchen gewinn wir aus den betrachteten märchen für den stuhl Wuotans ziehen können. zuförderst ist die frage zu beantworten: wie stand der stuhl? einen fingerzeig dafür scheint die *norderthur* in dem m. vom starken Franz zu bieten. allerdings war der norden die unseelige gegend, aber hier greift das Marienkind ergänzend und erläuternd ein. der garten im 'starken Franz' kann nur verdunklung der idee vom himmelsstuhl sein, wie wir sahen. dieser aber, der stuhl der dreieinigkeit steht der *thür gerade gegenüber*, wie im 'getreuen Johannes' das bild der königstochter vom goldnen dache: 'das bild war aber so gestellt, *dass wenn die thür aufging, man gerade darauf sah*'. das bild und die dreieinigkeit haben demzufolge der norderthür den rücken zugewandt und schauen gen süden in die region des lichtes und der wärme. dass auch Odins stuhl so stand, wird darum noch wahrscheinlicher, weil er also in die gegend schaute, aus welcher einst Surtr hervorgehn wird, der zwar den göttern untergang, aber zugleich wiederverjüngung, dem Odinn und Thôrr in ihren söhnen bringt. aber noch anderes spricht für diese stellung des göttlichen stuhles. 'aufenthalt und wonne der götter und menschen spiegeln sich nothwendig in einander ab' sagt Grimm M. 779. wie die himmlische heldenhalle, so führt auch die irdische königshalle, in welcher die helden sich versammeln und zechen, den namen Valhall. der stuhl des irdischen königs, der *hochsitz* des hausvaters wird also wol dieselbe stellung gehabt haben, den der des himmelsherrn hatte. des erstern namen andvegi, öndvegi aber erklärt Jacob Grimm gramm. II, 715 durch 'locus in aula *soli obnoxius*', was ganz meiner annahme entspricht [1]).

Wie nun könnte der heilige stuhl ausgesehen haben? jedenfalls war er von *gold*, darin stimmen die märchen nicht nur überein, dies ist auch das einzige metall [2]) welches bei den göttern vorkommt. wenn in Asgard schon die balken von gold glänzen, wenn es mit goldnen schilden gedeckt ist, wie viel mehr ist dann anzunehmen, dass der stuhl allvaters von gold gebildet gedacht werde.

---

[1]) dagegen stand der richterstuhl gegen westen, so dass der richter gegen osten schaute RA. 807. dass Wuotans bett wenigstens *nicht* so stand geht aus dem mythus von Wuotan und den Winilern hervor, denn 'girasset Frea lectum ubi recumbebat vir eius et fecit faciem eius *contra orientem*.' J. Grimm in Haupts zeitschrift V, p. 2.

[2]) eisen wenigstens selten bei rüstungen und natürlich bei waffen.

Aus dem märchen vom schneider im himmel geht hervor, dass ein *schemel* vor dem stuhle stand. ich nehme dies um so unbedenklicher an, da ein solcher sich gar häufig auf siegeln und andern bildern vor den königsthronen findet.

DIE RABEN UND WÖLFE.

Huginn und Muninn sitzen beim mahl auf Odinns achseln und sagen ihm alles, was sie auf ihrem täglichen flug durch die welt gesehen und gehört haben. sie folgen den heeren und fressen die leichen und zwar stürzt sich '*Huginn til hánga enn á hræ Muninn.*' [1]) Müllenhoff bringt p. 366 eine sage vom wilden jäger bei, der auf *weissem dreibeinigem rosse*, umschwirrt von *zwei raben* im Ditmarschen umzieht. so weisen auch das. p. 113 *zwei raben* die stelle zum kirchbau, und *zwei raben* fliegen über den häuptern der zu verbrennenden hexen unter dem rufe: gott einmal verschworen bleibt ewig verloren. das. p. 211. keins dieser zeugnisse gedenkt ihrer aber in einer der eigenthümlichkeiten, die ihnen in der Edda beigelegt sind. dieser erwähnt Meyerus in den flandrischen annalen XIII, p. 190^a wo er von der schlacht bei Roosebeke erzählt. den Flämingen zogen von Audenaerde aus *raben* nach, während nach Froissards bericht über der Welschen heer eine *weisse taube* erschien und sich auf eine ihrer fahnen niederliess. sind jene die leichenfressenden vögel des schlachtenvaters, dann ist diese seine schwanweisse Valkyrie, die ihren freunden beisteht und ihnen den sieg zuwendet. das flämische volksbuch von kaiser Carl V., welches sehr viele erzählungen von Carl dem grossen auf jenen überträgt, erzählt u. a. auch, als Carl V. den krieg in Deutschland begonnen, habe ein *adler* in der luft über des kaisers heer gestanden und ein *wolf* sei zwischen dem fussvolk herumgelaufen. die merkwürdige verbindung des adlers mit dem wolfe lässt mich denken, dass jener ursprünglich der gleichfarbige rabe war und erst zum adler wurde, als man die bedeutung, welche der rabe hatte, nicht mehr verstand. oder waren die vögel Wuotans adler? 'bei Odinn werden statt der raben auch habichte genannt.' M. 134. Odinn hat ja auch zwei *wölfe* zu seiner seite, denen er sein mahl giebt, da er nur

---

1) lex. myth. 453.

von wem lebt. noch eine andere niederländische sage zeigt uns bedeutsames auftreten eines wolfes vor der schlacht. als die franzosen sich vor Cortryk im j. 1302 zum streit rüsteten und der graf von Atrecht (Artois) sich waffnen lassen wollte, sprang *Brune* (so) sein gezähmter *wolf* in den kreis der dienenden knappen und riss dem grafen die angelegten waffenstücke mit klauen und zähnen vom leibe. der graf wehrte dem *wolfe* und sprach: '*Brune*, was ist dir geschehen? solcher dinge pflegtest du nie und nie sah ich ähnliches von dir', aber der *wolf* wich nicht eher, bis der graf ihn bedrohte. als er sah, dass nichts half *ging er weg* und nie sah man ihn wieder. (DMS. p. 499.) bekanntlich verloren die franzosen die schlacht. diese stellen bestätigen auf willkommene weise für die Niederlande was J. Grimm M. 134 für Deutschland nachwies.

Ich gedenke hier schliesslich noch des indischen glaubens dass *auf jedes menschen schultern zwei unsichtbare wesen sitzen*, deren eines seine guten das andere seine bösen thaten den beiden genien hinterbringt, welche ihm beim gericht nach dem tode zur seite stehen [1]). das ist eine einfache umkehrung des nordischen mythus oder vielmehr dieser ist eine solche des indischen, den er vereinfacht. statt der zahllosen menge von wesenpaaren in diesem haben wir im nordischen mythus nur mit einem rabenpaar zu thun. aus jenen unsichtbaren wesen aber dürfen wir nebst Wuotans raben kühn auch die M. 135 in der anmerkung berührten *tauben* ableiten, die auf der schulter des pabstes sitzen und ihm alles ins ohr sagen, was er vorzunehmen hat. (KM. 33.)

STIMME AUS DER LUFT.

In der fassung der sage von Wuotan und den Winilern, welche die histor. Francor. epitomata enthält (M. 123), heisst es u. a.: fertur desuper utraeque phalangae *vox* dixisse: 'hi sunt Longobardi!' quod ab his gentibus fertur eorum *deum fuisse locutum*, quem fanatici nominant Wodanum. tunc Longobardi cum clamassent, qui instituerat nomen, concederet victoriam in hoc praelio Chunos superant.' dieser ruf des siegvaters aus der luft herab muss auch in den Niederlanden bekannt gewesen sein. ich schliesse das aus einer in fast allen friesischen und holländischen chroniken erzählten sage vom grafen Dietrich III. seines vaters tod an den Friesen zu rächen zog er von kaiser Heinrich I. unterstützt gegen sie.

---

1) Polier mythol. des Indous II, p. 421.

eben sollte die schlacht beginnen, als plötzlich eine *schreckliche stimme aus der luft erscholl*, welche rief: *flieht, flieht, flieht!* alsbald wandten sich die scharen Dietrichs zur flucht. (NS. nr. 37.) das kann wol nur die stimme des Wuotan sein, der dadurch seine schützlinge die Friesen siegesfroh macht. so ruft Apollon, so Ares den von ihm patronisirten Troern von der burg ihrer stadt aus muth ins herz [1]. unsichtbar gleich diesen mag auch Wuotan über dem heere der Friesen der schlacht geharrt haben, deren geschick mit einem worte zu entscheiden. seine stimme ist *schrecklich*, *dreimal* wiederholt er den ruf zur flucht, das sind uralte züge, welche den werth der sage erhöhen, die den gott unzweifelhaft deutlich hervortreten lassen.

WUOTANS ROSS BEIM SCHMIED BESCHLAGEN.

Unter den vom Schnellerts umgehenden sagen berichtet eine, welche in den protocollen vorkommt, folgendes: 'vor zeiten soll dieser geist auch in Grumbach in einem hause, worin ehedem ein *schmied* gewohnet und welches jetzt von einem zimmermann besessen wird, sich gemeldet haben und gemeiniglich allda *die pferde beschlagen* lassen.' das haus ist jetzt wieder eine schmiede. eine ähnliche sage scheint ehedem auch vom Kyffhäuser gelebt zu haben. ich finde ihre letzten reste bei Kuhn p. 221, nr. 8, wo vom Kyffhäuser erzählt wird: 'da sitze beim *kaiser Friedrich* auch der *schmied Holdermann, der des kaisers hofschmied* gewesen. so wie hier finden wir auch in volksgebräuchen den schmied mit Wuotan verbunden, denn er ist der ausreitende Schnellerts, er ist kaiser Friedrich. Kuhn berichtet [2], dass dem im altmärkischen Drömling um weihnachten umziehenden *schimmelreiter der schmied* folge, '*welcher dem pferde nach den hufen sehen* muss, ob auch alles in gehöriger ordnung sei.'

Diesen sagen liegt ein mythus von einem zuge Wuotans zu grunde; dafür spricht, dass sie in anderer fassung auftretend, Jesus oder ein anderes mächtiges wesen an die stelle des Schnellerts, kaisers oder schimmelreiters setzen. nur weil der heil. Eligius ein schmied war [3], konnte die sage an ihn anknüpfen, die erzählt, dass einst *Jesus sein pferd bei ihm habe beschlagen lassen*; weil er aber hoch- und übermüthig gewesen, darum habe der herr ihn gestraft und zwar auf ähnliche weise wie anderswo den seinen reisegesellen, der ihn nachahmend todte auferwecken will. (DMS. nr. 17.) ja im norden ist es noch *Odhinn selbst*, der in der sage erscheint[1]. er kehrt bei einem *schmied* in Pislir ein und bittet um herberge und ein *hufeisen für sein ross*. auf die frage des schmiedes, wo er die letzte nacht gewesen und die kommende zu sein gedenke, nennt er weit entfernte orte, sprengt zuletzt über den hohen zaun und verschwindet in den lüften.

---

[1] Il. 4, 507 seqq. 5, 51.

[2] Haupts zeitschrift V, 472.

[3] d. h. ein goldschmied. da er einen hammer in der hand abgebildet wird, nahm es die sage nicht so genau.

Bedeutsam wird dieser sage hinzugefügt: 'deinque rex Sorquerus renque Ericus Leuri post quatriduum *manus conseruerunt*.' dahin also ritt Odhinn; er kam aus Norwegen, wo damals lange zeit innere kriege wütheten. es scheint demzufolge, dass er vor jedem neuen kriege, vor jeder neuen schlacht sein ross frisch beschlagen liess. damit stimmt aber wörtlich die deutsche sage, wie sie oben angeführt wurde, damit der volksgebrauch im Drömling, eine neue und willkommene bestätigung für den Schnellertsgeist als Wuotan.

Die sage war über ganz Deutschland verbreitet und fand bald auch eingang in die märchen, und zwar in solche, die aus alten wandermythen entstanden waren, doch ist die anknüpfung eine sehr lose und leicht erkennbar. der träger der märchenfamilie, als deren vertreter der schmied von Jüterbock gelten mag, ist ein *schmied*, bei dem ein gott einkehrt und gastfrei aufgenommen dem wirth durch begabung lohnt. der schmied nun diente der sage als anknüpfungspunkt; der gott kehrte jetzt nicht nur ein, er liess auch sein pferd bei ihm beschlagen, doch *nur in einzelnen gegenden*, nicht durchgängig und gewiss auch erst in jüngeren tagen. noch ein wichtiger umstand begünstigte diese vermählung. in den schmiedemärchen ist der begabende gott nicht Wuotan, sondern Donar, wie später nachzuweisen sein wird, und das würde jedenfalls ein hinderniss für die anknüpfung gewesen sein, wenn nicht diese märchen einer andern familie wieder verwandt wären, in welcher Wuotan begabend auftritt und die aus den schmiedemärchen einzelne züge herübernahm und hier und da ihnen dagegen wieder andere lieh. träger dieser andern familie sind der Spielhansl, u. a. denen wir schon früher begegneten, und die Wuotan mit dem wunschwürfel und der wunschbörse begabt. da auf diese weise beide familien schon in verbindung standen, und in beiden ein begabender gott auftritt, so kann die vermählung der sage mit der ersten nicht mehr wundern, umsoweniger, da die zeit ihn begünstigte, indem die welche unter der hülle von Jesus, Petrus oder einem reisenden sich bargen, längst ganz und gar vergessen sind.

[1] Saga Inga Bárdarsonar c. 20. lex. myth. 613.

DER WOLDAN.

Jac. Grimm bespricht in Haupts zeitschrift V, 494 ff. eine stelle aus Albrechts Titurel: Schionatulander war auf zwei unbekannte ritter gestossen, mit denen er zu fechten begann; eben hatte er Falzone, sein köstliches schwert, entblösst, als jene beiden auf ihn losstürzten. die heftigkeit des kampfes soll durch ein bild ausgedrückt werden: ihr wisst wol, wie gehackt wird, wenn der woldan seine kirchenpforten haut ...., es muss nichts als laut wiederhallendes geräusch im walde gemeint sein, ähnlich dem des wütenden heeres, der wilden jagd. erzählte man etwa, dass der alte heidnische gott in der wildniss seine kirche aufschlage, die thür dazu zimmere? eine volkssage müste dafür beigebracht werden können, so würde alles verständlich. vielleicht wird auch vom teufel berichtet, dass er seine kirche baue.' dass der teufel überhaupt als kirchenbaumeister [1]) auftritt, ist u. a. durch die sage vom bau des aachener münsters verbürgt, aber er baut selbst 'seine' kirche, im gegensatz zu gott. 'wo unser herrgott en kirch baut, do baut der düvel e kapellche [2]), heisst es im cölnischen sprichwort, und das bestätigt vollkommen die scharfsinnige vermuthung Grimms. es könnten demzufolge wol sagen umgegangen sein, oder auch noch umgehn, in welchen, gleichwie hier im sprichwort, gott *selbst* der bauende war, und war er das, richtete und schichtete er die steine, dann wird er auch selbst die thür zum bau gezimmert haben; doch werden sie jedenfalls höchst selten sein. es liegt in ihnen etwas der christlichen anschauungsweise zu sehr widerstrebendes; dass gott *selbst* die *hand* an den bau legt, verträgt sich in ihr nicht mit seiner majestät, er spricht und es ist; darum überträgt sie dies geschäft gerne seinen dienenden geistern, den engeln. zwar berichtet uns auch von ihnen keine sage, dass sie *ganze* kirchen gebaut hätten, auch dies mag als ein allzu weites eingreifen der geisterwelt in das materielle gegolten haben, doch sind sie es, die in einer grossen reihe der weitest verbreiteten sagen thätig auftreten, wenn eine kirche an einem gott nicht wohlgefälligen orte aufgebaut wird. alsdann findet man am folgenden morgen die baumaterialien, steine, balken u. s. w. entführt und an dem von gott für die kirche bestimmten ort in derselben ordnung niedergelegt. (NS. nr. 147.) dass ebedem die götter selbst, dass besonders auch Wuotan bei der wahl der ihm heiligen stätten, bei dem bau seiner halle eingriff, dafür liegen in diesen sagen ziemlich bestimmte zeugnisse vor. so ist es u. a. in Schleswig-Holstein sein *schimmel*, der die *kirchenstelle zeigt*. 'auf des hufners Jäger koppel, die die dorpstäd heisst, stand ehemals Neukirchen. hier ist alles nachts von der stelle verschwunden, was man am tage an der kirche gebaut hat. aber da hat man beobachtet, wie jede nacht *ein hellglänzender schimmel* gerade so weit im kreise herumging, als jetzt der kirchhof gross ist. *morgens hat man im thauigen grase genau den kreis sehen können*. man baute also die kirche dorthin. in der kalkgrube ist nachts ebensoviel hinzugekommen, als man am tage herausnahm. nachdem aber die kirche fertig geworden, ist der kalk verbraucht gewesen und die grube zugefallen.' (Müllenhoff nr. 136.) als die flüchtigen einwohner des zerstörten dorfes Immenstede sich einen neuen wohnplatz suchen wollten, *liessen sie einen schimmel laufen*: er ging im osten der Gieselau zu einem *fliederbusch*, um den sich ein schöner grüner platz dehnte und fieng an zu grasen. an der stelle baute man die alversdorfer kirche. die Tellingsteder behaupten, dass der platz ihrer kirche auf dieselbe weise gefunden sei, so auch die Süderhasteder und die Jevenstedter. (das. nr. 138.)

---

[1]) bauende götter kommen in der nordischen sage vor, so lex. myth. 935. Thôrr baute eine brücke.

[2]) vgl. DS. 196 wo der teufel die zum bau der kirche im thal zusammengetragenen steine auf dem *berge* (!) zu seiner kirche benutzt.

Die thätigkeit des gottes ist, obwohl durch die verchristlichung der sagen sehr beschränkt, doch noch deutlich zu erkennen. sein ross zeigt die stelle, die, wie am morgen nach einem elbentanz, durch den ring im thaunassen gras kenntlich ist; der wunschbörse ähnlich ist die kalkgrube unleerbar. wichtig ist nicht weniger der *fliederbusch* in Süderhastede; denn an denselben bindet der könig, welcher den Ditmarschen die freiheit nahm, einst ihnen aber die zeit des grossen friedens bringen wird, seinen *grauschimmel* an; er kniet da nieder und betet bevor er an ihrer spitze in den langen und blutigen kampf zieht. (Müllenhoff nr. 511.) an den hollunder in Nortorf bei der kirche bindet derselbe könig auf *weissem* rosse dies an und unter ihm steht er während der schlacht (das. 510.) der hollunder ist also der dürre neugrünende baum, der birnbaum auf dem Walserfeld, an welchen der wiederkehrende kaiser seinen schild hängt; dieser aber ist Wuotan. (M. 912.) der gott selbst ist entrückt, aber sein ross harrt seiner wiederkehr. 'noch jetzt zeigt sich nachts ein *schimmel* im Bookholz an der stelle, wo man zum kirchenbau den kalk ausgrub.' (Müllenhoff nr. 136.) ein zeugniss mehr für meine annahme bringt die merkwürdige sage von Rabenkirchen bei Müllenhoff 140. worin das ross Wuotans nicht, wol aber sein *rabenpaar* erscheint. zwei mönche sollen einen kirchenplatz suchen und flehen Maria um ein zeichen. '*sogleich flogen zwei raben über ihre köpfe hin und liessen sich bald an einem orte nieder, wo nun die kirche aufgeführt wurde.*'

Wuotans wesen war ein sehr umfassendes und bot einander sehr fern liegende seiten; '*alle* höchsten güter und gaben hingen von ihm ab', sagt Grimm. (M. 121.) es konnte darum, als er von seinem himmelsstuhl niederstieg, nicht auf *einen* christlichen heiligen übertragen werden, wie dies z. b. bei Donar geschah, es löste sich in seine verschiedenen theile auf, die wieder ihre eigenen schicksale hatten. die mehr geistigen milden seiten, zu welchen man analogien im Christenthum leicht fand, schmiegten sich christlichen heiligen an, die andern, in welchen er noch wilder, materieller dastand, wurden auf den teufel übertragen. wir haben jetzt die verschiedenen heiligen zu betrachten, zuerst

S. MICHAEL.

Odinn war der herr, vater, herrscher der einheriar, wie überhaupt der herr des himmels, in welchen er die seelen der gefallenen helden aufnimmt. als er durch das christenthum entthront wurde, sicherte ihm diese eigenschaft, dass er eine, nur *eine* stufe niederstieg, indem er sich nämlich unter dem gewand des mächtigsten der engel, des gewaltigsten bekämpfers der abgefallenen geister, des empfängers der seelen barg, des heil. erzengels *Michael*. dieser heisst der kirche: '*praepositus paradisi*' [1]); war Wuotan der herr des himmelsstuhls, dann ist er '*summae sedis minister*, angelus *summus* dei', (litan. Ratperti a. 894. Canis. lect. ant. II, III, 199 — Notkeri litan. rhythm. das. 202.) er ist nebst Petrus der höchste der heiligen; *summi intercessores* heissen sie in den monum. salisburg. (das. III, 2, 283.) *princeps animarum* ist er, und wie gott der herr der himmlischen heerscharen, so heisst er '*coelestis militiae signifer*' (vita b. Ottonis lect. ant. III, II, p. 43.) wenn der alte gott der helden seelen im eignen pallast empfing, dann geleitet der engel dieselben zur ewigen herrlichkeit. darum liegt jenem heiden in der Nialssaga so viel daran, dass gerade der heil. Michaël sein *fylgju engil* werde: '*ad suscipiendas animas princeps est constitutus*', heisst es von ihm in zahllosen stellen und der Sachse Thangbrand belehrte um 997 einen heidnischen Isländer u. a. also über Michaël: 'homo non fuit sed genius ab omnipotente Deo *princeps angelorum* constitutus. Michaëli *praecipua* a Deo data est *potestas* in animas christianorum hominum ex hac vita decedentium ut has *excipiat* et in excelsam paradisi quietem *introducat*.' lex. myth. 963.

---

[1] soror Christina de Volmunsteine mente excedens rapta est in locum amoenissimum, haud dubium, quin in paradisum, in quo vidit *altare* (thronum?) *miri decoris* et ante altare multas reverentiae personam, cuius *pulchritudo* inaestimabilis erat nimis. quam cum interrogasset quae esset, vel cuius officii respondit: ego sum archangelus *qui praesento animas ante dominum*. — quem putas angelum istum fuisse? — Sanctum *Michaëlem*, qui ut dicit auctoritas *praepositus* est *paradisi*, ceteris enim *diligentior est circa genus humanum*. Caesar. heisterb. VIII, c. 45.

Diese anlehnung des alten gottes an den grössten der erzengel erklärt uns eine sonst schwer zu rechtfertigende erscheinung. Letzner bemerkt in seiner vita des heil. Bonifacius, dass dieser apostel die von ihm gestifteten kirchen' *gemeiniglich zur ehre des heil. Michael und Petrus weihte*.' so die kirchen in Frankenberg (Wilibaldi vita s. Bonif. 404 Gerstenberg frankenb. chron. in Schminckes monim. hass. 7) und Salzburg (monum. salisburg. Canis. lect. ant. III, II, p. 324.) vom kloster in Ordorf erzählt der verf. der Thuringia sacra: 'sententiam meam confirmat Debelius in cron. msto, quo Bonifacium tempore Caroli Martelli et Pipini Thuringos ex paganismo ad Christianismum perduxisse et templum Ordorfiense, antea *commentitiis ethnicorum numinibus* consecratum, divo *Michaëli* dedicasse recenset. (p. 17.) cf. Canisii lect. ant. tom. IV, p. III. p. 348.) zwar weihte des heil. Bonifacius nachfolger Lullus dem h. Petrus die kirche (dedicatio ecclesiae in Ordorff a b. Lullo in honore s. Petri finden wir bei Lamb. schaffnabr. ad a. 777 Pistor. I, 153), aber St. Michaël blieb im siegel des capitels und in den fahnen der stadt. auch in *Amoeneburg* (Hamanaburg) weihte Bonifacius dem erzengel eine kirche (Othlo in vita. ant. lect. III, 1, 350.) in Cöln gab es vier Michaëlskirchen deren älteste um 310 dem erzengel geweiht wurde; sie soll früher ein Marstempel gewesen sein. (Gelenius de admir. magnit. Colon. 643.) noch heisst die stelle wo sie stand 'oben Marspforten.' gerade so steht auch in Antwerpen die Michaëlskirche der sage nach an der stelle eines Marstempels. (geschieden. van Antwerpen door de rederykkamer de Olyftak I, p. 53.) die kirche in *Michelstadt* wurde um 821 geweiht. (Pertz monum. I, p. 95.) doch bestand der ort schon früher unter diesem namen, denn Ludwig der fromme schenkte ihn 814 dem Eginhart. (cod. lauresh. I, 44.) die kirche wird also eine erweiterte oder neugebaute gewesen sein und die erste dort dem heil. Michaël gewidmete muss viel höher hinaufreichen. nicht gar lange nachher finden wir in *Löwen* eine *Michaelskirche*, von der Gramaye in seinem Lovanium sehr bedeutsam sagt: '*Mercurium* cultum loco, ubi nunc archangeli *Michaëlis* templum, sunt qui tradunt et vetera registra pro authore laudant.' Basilica St. Michaëlis in villa Heilbrunna a. 823. Eccard. rer. franc. XXIII. t. I. p. 391. oratorium s. Michaëlis in Hamburg a. 913. Krantzius, metrop. 61. in Schotten, welches gegen 950 vorkommt, war die kirche ihm geweiht; in der nähe lag ein *Michelnau* (um 1127. hess. arch. II, 118) und ein dorf *Michelbach*[1]), welches letztere nach Schotten eingepfarrt war (das. I, 1, 127.) dieselbe erscheinung finden wir im norden: 'ampla Norvegiae spelunca quae ex *ethnico delubro* in christianum templum mutata esse fertur iam vulgo dicitur *st. Michels kirke*. in quibusdam Scandinaviae *vetustissimis templis* cernitur imago illius [illegible] draconem debellantis. lex. myth. 964.

Diese M[illegible]kirchen, deren sich leicht noch eine menge auffinden li[illegible]nd es ist sehr zu wünschen, dass ihnen weiter nachgespürt werde) gewinnen für uns an bedeutung durch den umstand, dass man sie sehr häufig auf *bergen* findet, die alsdann oft nach dem erzengel benannt sind. zwar sagt Beleth in der summa de divinis officiis c. 154: 'hic quoniam in Gargano monte visus sit ac ipse locum sibi in alto elegerit, ideo ei ubique fere terrarum in edito loco basilica constituitur. sanctis vero quasi hominibus et terrenis in imo templa dedicantur', doch darf uns das um so weniger irre machen, da wir ganz bestimmte zeugnisse dafür haben, dass auf dem Wuotan geweihten bergen später Michaëlskapellen sich erhoben[2]). das merkwürdige zeugnis, welches Caesarius heisterbac[3]). dafür bringt, verdient ganz mitgetheilt zu werden. 'eo tempore, quo dominus Theodoricus coloniensis archiepiscopus castrum in *Gudensberg* aedificavit, sacerdos quidam religiosus Colonia rediens cum monti iam dicti nominis appropinquasset, *sanctum Michaelem archangelum* in specie bene nota de eo in vicinum montem, qui *Stromberg* dicitur, in quo memoria est *Petri* principis apostolorum, *alis extensis* volare conspexit. eodem tempore homo quidam Theodericus nomine de villa proxima cum uxore ad ecclesiam properans, de praedicto monte *capsellam* cum reliquiis quam saepe viderat super *Stromberg per aërem duci vidit*; ambo illam viderunt et usque hodie testes sunt ambo tantae visionis. habebat enim et adhoc habet sanctus archangelus in Gudinsberg vel ut alii dicunt in Wudinsberg ecclesiam nomini suo consecratam et cum esset mons idem fortis satis et ad munimen provinciae bene situs, nullus tamen in eo castrum aedificare praesumpsit, quia hoc non posse fieri ob praedictam memoriam ab incolis referebatur. praedictus vero Theodericus, huiusmodi verba non attendens et castrum in eo aedificans, antequam muros eius perficeret, depositus est. nec mirum, si ab eodem castro angelica recesserunt subsidia, cuius omnia aedificia pene ex usuris cuiusdam Judaei, quem praefatus episcopus coeperat, sunt constructa.' der berg war also ein dem Wuotan von jeher geweihter, und trug später die Michaëlskapelle an der stelle, wo des alten gottes heiligthum einst gestanden hatte. das volk hatte vor seiner kuppe noch die alte heilige scheu, welche das heidenthum überliefert, denn man wagte nicht, dort befestigungen zu bauen, dort auf der gottheit heiligem grunde; nun es aber doch geschah, wich der schutz des engels, d. i. des alten gottes der schlacht und des kampfes von der burg und den bischof traf gerechte strafe. jetzt, nach diesem zeugnis, sind wir auch der in der nähe des Godesbergs liegenden alten *Siegburg* sicherer. die kirche dieser abtei, die 1064 auf einem berge gestiftet wurde, an dem sich *das alte volksgericht versammelte*, war auch dem *erzengel* geweiht und nach ihm sollte der berg genannt werden. (M. 180.) den alten namen des berges glaube ich von dem flüsschen Sieg herleiten zu müssen, der neue fand keinen eingang. wie diese abtei, so lag auch kloster Goseck in Thüringen auf einem berge, der Christus, seiner heil. mutter und dem erzengel *Michael* geweiht war. (um 1041. Thur. sacra.) auf dem *Michelsberg*, nördlich der hauptkirche in Fulda stand schon 820 eine kapelle, ein anderer *Michelsberg*, der eine alte kapelle trug, liegt in der nähe von Mainz. auf dem *Michelsberg*[1]) bei Münstereifel wird noch heut am tage des heiligen stark gewallfahrtet; dann erheben sich buden in menge um die kirche, in denen die pilger nach verrichtetem gebet sich an frischen würsten gütlich thun. so ist auch in Dürkheim an der Hardt am Michaelstag ein von fern und nah vielbesuchter wurstmarkt, auf dem es genau wie auf dem eifler hergeht. als im beginn des 11. jh. der bischof von Babenberg starb, da zog clerus und volk in procession zur kirche des nahen

---

[1]) cf. *Woenbeke* bei Volkeghem in Ostflandern.

[2]) oder war es ein grund mehr die altäre Wuotans durch Michaëlskirchen zu ersetzen, dass der heil. engel wie der alte gott vorzugsweise auf bergen verehrt wurde?

[3]) dialog. miraculor. VIII, c. 46.

---

[1]) St. Mich. festivitas in Coloniensi ecclesia celeberrima, cuius archangeli *per totam Ubiorum Dioecesim occurrunt templa*, inter quae iuxta Monasterium Eifliae *in editissimo monte* celebratur votivo concursu populorum, similiter in *Stromberg*, in iugo Rheticonis. Gelenii Colon. 726.

mons st. Michaelis 'angelica suffragia quaesituri; scilicet beatus *Michael* archangelus, *coelestis militiae signifer*, negotio huic se ingereret, ut eius strenuo interventu strenuum bonum et gnarum super se provisorem accipere mererentur.' (vita beati Ottonis apud Canis. ant. lect. III, 2, 43.) bei Wimpfen liegt ein *Michaelsberg*, auf welchem sich, wie mir Ludwig Baur mittheilt, trümmer von bauten und altäre vorfanden. *Michelsberg oder -stein*, ein felsenstück an welchem eine quelle entspringt die lange als heilquelle und wallfahrtsort galt. (Memminger beschreibung von Württemberg X, p. 175.) *Michelberg* das. X. p. 108. *Michelsbuhl* mit einer capelle VI, p. 194. eines klosters *Michaelsstein* erwähnt Kuhn 196. ausser diesen mag noch mancher der so oft vorkommenden *heiligenberge* dem heil. Michael geweiht gewesen sein, wie ich dies u. a. mutmasse von dem heiligenberg bei Ingenheim an der bergstrasse. (hess. arch. VI, 1.) auch die zahl dieser berge wird sich durch genauere untersuchung der einzelnen gegenden beträchtlich vermehren lassen, wobei besonders auch den sagen und legenden nachzuforschen ist, welche sich an sie knüpfen. durch diese wird noch bedeutendes licht für Wuotan gewonnen werden können.

So erklärt sich also die von Kuhn bereits p. 517 auf Wuotan bezogene feier des Michaëlstages, über die leider bis jetzt nur wenig vorliegt. ursprünglich feierte die kirche zwei verschiedene gedächtnisstage des h. erzengels, den ersten am 15. merz, den zweiten am 8. mai, denen im jahre 813 das concilium von Mainz den dritten 29. september hinzufügte. der erste der drei tage erlosch in Deutschland bald in seiner bedeutung, der zweite, Michaëls erscheinung erhielt sich nur in den calendarien, der letztere aber wurde oder vielmehr blieb ein hauptfest; blieb, sage ich, da das concilium gewiss nicht ohne grund das andenken des h. erzengels in die altheilige zeit der gemeinwoche verlegte, in die zeit wo die Sachsen einst ihr grosses opferfest begingen, in eine zeit also, welche durch heidnische feste schon ausgezeichnet war, denen christliche beziehungen zu geben für wichtig, ja nothwendig gehalten werden musste. hätte ein ausserdeutsches concilium diese anordnung getroffen, dann würde sie weniger bedeutsam für uns sein; dass sie gerade in Mainz, dem bischofssitze des heil. Bonifacius, der so viele Michaëlskirchen gegründet oder wie wir sahen aus Wuotanstempeln umgewandelt hatte, zu tage kam, das verleiht ihr die hohe wichtigkeit, welche sie für uns hat.

Wie zu Ostern der sommer beginnt, so endet er mit diesem tage und der herbst fängt an; darum heisst es im volkslied:

als menge blum gewachsen mag
von *ostern* bis an s. *Michels tag*

In Rauen wird an diesem tage auf dem *felde nicht gearbeitet*, in der Altmark nicht *gesponnen*. (Kuhn p. 401) 'Eodem tempore rusticum Daniae vulgus adhuc laeta frequentat convivia quae vulgo autumnalia vel *memoria* (Höstgilde) sed in Bornholmia *Michaelia (Mickelsgilde)* dicuntur.' lex. myth. 964. in Flandern ist der tag ein fest für die kinder, 'want zy vinden 's morgens eenen *collert* (soort van wittebrood) onder hun hoofdkussen (Wodana p. 203.) bedeutsamer ist die feier in dem theile Flanderns, der jetzt zu Frankreich gehört, doch dürfte sie schwerlich auf Wuotan, eher auf Zio (s. d.) zu beziehen sein. in Dänemark und Norwegen knüpfen sich viele aberglauben an den tag, die meistens auf das *wetter* und die *fruchtbarkeit* des kommenden jahres bezug haben. 'sic e. gr. rustici *glandem* sylvestrem aperiunt, ex eius qualitate vel contentis (aranea, musca, verme pp.) praesagientes non solummodo anni futuri *tempestatem* et *annonam*, sed etiam *famem*, *pestem*, *bella* etc. alii diei eiusdem singulis ac statis duodecim horis observant *aëris temperiem*, *aspectum*, *pluvias et reliqua phenomena*, inde vaticinantes de quocumque mense sequentis anni, ita ut hora septima antemeridiana designet Januarium, octava Februarium etc. ad modum iolensis per tot dies observati praesagii . . . Dani et Norvegi ex via lactea circa festum s. Michaëlis diligenter perlustrata ediderunt prognostica de totius anni tempestate. lex. 1111. ausserdem trank man hier an dem tage s. *Michaelsminne* wie in der heidnischen zeit Thórrs und Odins minne (lex. myth. 1110. *cf.* 53.) in Schweden ist die feier des tages noch heute glänzender: 'addimus Suecos plebeios ad nostros usque dies Michaëlis vigilia *pyras festivas* accendere solitos esse', (ibid.) gerade wie dies in vielen deutschen gegenden am Martinstage geschieht.

Ueber die feier des Michaëlstages in England bemerkt Kuhn p. 517 fg. 'in England ist der tag durch ein feiertagsgericht, nämlich die *Michaelisgans*[1]) ausgezeichnet, wie dasselbe gericht bei uns am Martinstage haftet', und citirt eine notiz, welche den gebrauch wenigstens bis auf die zeit Eduards IV. hinaufführt: 'for a parcel of the demesne land one *goose* fit for the lords dinner on the feast of st. *Michael* the archangel.' (Chambers Edinb. journ. oct. 22. 1842. Michaëlmas day.) es müssen in England sagen umgehn vom umzug des wilden jägers oder wüthenden heeres am Michaëlstag; dafür zeugt

---

1) Consumunt Angli ansatum *anserem* huic feriae proprium . . . Insulani Faeroenses agnum pinguissimum dictum Dilkar in totius familiae comessationem mactare solent. lex. myth. 1112.

die von Kuhn p. 516 angeführte stelle aus dem glossary of N. Country words v. Bummelkite, 'a bramble berry, rubus fructicosus. I have often been admonished by the 'good old folks' never to eat these berries after Michaëlmasday, because the archfiend was sure to pass 'his cloven foot' over them at that time.' der archfiend kann nur der wilde jäger sein.

Ich darf nicht verschweigen, dass viele stellen, welche ich Finn Magnusens lex. myth. entnahm, zum beweise beigebracht sind, dass Michaël an die stelle Thôrs getreten sei, doch wird dies nur höchst ausnahmsweise der fall gewesen sein und zwar vielleicht bei denjenigen isländischen bekehrten, die einst hofften 'sub Thori dominio in altera vita felici statu fructuri esse.' das hofften aber die meisten, die edeln alle von Odinn, und dieses amt des empfangens der seelen ist das bei Michaël hauptsächlich hervorgehobene. *Michaëls minni*[1] wird schwerlich etwas anderes als Odhins minne gewesen sein.

8. MARTINUS.

Wie der nordische Odhinn so war wol auch Wuotan vorzugsweise ein gott der schlacht. wie sein walten in Walhalla an den h. *erzengel* angelehnt wurde, so übertrug man sein walten auf erden auf den christlichen *ritter*, den h. Martinus. dabei wirkten drei günstig zusammentreffende umstände mit. s. Martin wurde bekanntlich dargestellt, wie er *reitend seinen kriegsmantel* mit dem *schwerte* theilt, um ein stück davon einem armen zu geben, der nackt in der winterkälte am wege liegt. diese darstellung schon musste den heiden an Wuotan erinnern, der wol auch nur *reitend* gedacht wurde, dessen wahrzeichen der *mantel* war, der des *schwertes* mächtig sein musste[2], und der heide, in dessen tempel das bild des heiligen an die stelle des alten gottes gesetzt wurde, fand unmöglich einen grossen unterschied zwischen beiden. dazu kam, dass es den bekehrern sehr nahe lag, die heiligen orte Gott und dem h. Martin zu weihen, da dieser gerade von jeher in der kirche in hoher verehrung stand durch die ausgezeichneten tugenden, welche ihn geschmückt, so dass sein gedächtnisstag als feiertag mit vigilien und octave galt. und endlich dieser gedächtnisstag fiel in eine zeit, die in dem heidenthum in seiner letzten periode vorzugsweise dem Wuotan geweiht war. das alte kriegsleben hatte seine blüthezeit hinter sich, das volk war mehr an feste sitze gewohnt und das schwert wich mehr und mehr dem pfluge. dadurch trat die verehrung Wuotans als des schlachtengottes immer mehr zurück, sein cultus als des gottes der ernte, des spenders aller guten gaben rückte mehr in den vordergrund. für diese eigenschaft des alten gottes gab es zwar keine analogie im wesen und leben des heiligen, er hatte wol des schwertes und des kelches gepflegt, nie des pfluges, aber trotzdem wurde, was in festen und bräuchen einst dem Wuotan galt, nun an ihn geknüpft, nicht von der kirche, sondern vom volke. die kirche kennt ihn nicht als patron des feldes, der ernte; kein gebet, kein hymnus spricht dafür [1]; auch das volk verehrt ihn nicht als solchen in der kirche, er leiht gleichsam nur seinen namen zu den festen, welche *ausserhalb* derselben statt finden, und das ist der sicherste beweis für ihre heidnische abstammung.

---

[1] fornm. sög. I, 162. M. 53.

[2] Odhinn, *der armipotens reitet*, den Hading im *mantel* über die wellen. M. 133. der führer des wilden heeres, den wir auf dem mantel fliegend sahen, heisst auch junker Merten. M. 883.

Finden wir auch Martinskirchen in der ganzen christlichen welt, dann sind sie doch nirgend so auffallend häufig wie gerade in Deutschland und Belgien und wie ich mit grund annehmen zu können glaube, auch im norden. Frisius sagt in seiner würzburgischen chronik, der heil. Bonifacius habe die meisten kirchen in Franken dem h. Martin geweiht. unter den sechsundzwanzig capellen und kirchen, die Carlman dem stift Würzburg geschenkt, führen allein *dreizehn* den namen des heil. Martin, die bei Eccard in den praeceptis Ludowici pii et Arnulfi (a. 823 und 889) vorkommen [2]. der Martinskirche in Kirchbierlingen ist bereits a. 776 gedacht. (Memminger Württemberg III, 142.) die in Cannstatt gehört zu den ältesten des landes (das. IX, p. 129.) in Worms war die erste kirche, ist noch eine der ältesten ihm geweiht. Cöln besass vordem zwei Martinskirchen, worunter eine sehr alte, das Martinsstift in Löwen datirt von 970, das Martinskloster bei Metz aus der zeit des austrasischen königs Sigebert, das stift in Utrecht von 776; ausserdem besitzen Ypern, Groningen, Cameryk, Doornyk, und zahlreiche andere städte und dörfer Martinskirchen von hohem alter; in Cöln gab es selbst zwei. auch drei *Martinsberge* sind hier anzuführen, der eine liegt im württembergischen oberamt Rottenburg (Memminger

---

[1] Was Voetius sagt: aëris serenitati, terrae fertilitati et fructuum proventui praefectus est, gehört zu den zahllosen schnitzern, zu denen der sehr gelehrte aber nicht sehr kritisch gerichtete mann sich durch seine masslose heftigkeit gegen alles katholische hinreissen liess. (select. disput. III. 145.)

[2] comment. de rebus Franciae orient. I, l. 23, p. 391.

V, 62), der andere in der Cameryker dioecese mit einer Praemonstratenser abtei (Miraeus fast. Burgund. et Belg. p. 674.) der dritte in Doornyk mit einer Benedictiner abtei (ibid. 662.) auch der Herrgottsberg bei Darmstadt gehört hierher; er trug einst eine capelle des h. Martinus. nun wo die aufmerksamkeit einmal auf diesen punkt gelenkt ist, wird es mit leichter mühe gelingen, deren mehre zu finden, und dann wird, hat man acht auf die sagen welche sich daran knüpfen, sich gleich leicht ergeben, ob die berge altheilige sind, oder von der zufällig hingebauten kirche den namen erhielten.

Diese grosse menge von Martinskirchen kann man unmöglich rein von der grossen verehrung des heiligen herleiten, das würde wenig kenntnis der art und weise verrathen, wie die apostel Deutschlands in ihrem bekehrungsgeschäft zu werk gingen. ebenso wenig fällt es mir ein, alle von alten heiligthümern des Wuotan abzuleiten, sie geben nur im allgemeinen zeugnis für die verbreitung seines cultus und um so mehr, je dichter sie zusammen gedrängt sind.

Als *ritter* also vertrat s. Martin den alten *kriegsgott*, wie die darstellung des heiligen darauf hindeutet, so scheinen dies gleichfalls verschiedene bräuche und vorgänge aus den tagen der Merowinger zu thun. *vorm beginne eines feldzugs beteten die merovingischen könige am grabe s. Martins*, um durch seine fürsprache sieg zu gewinnen. seine cappa [1]), sein *mantel wurde dem heer vorausgetragen* [2]), nach andern waren die merovingischen *könige* mit ihm *bekleidet*, wenn sie zur schlacht zogen. Dies letztere führt Jacobus a Voragine in der leg. aur. aus Beleth (i. e. Durantis rationale l. VII, cap. de Martino; cf. rationale divinor. offic. c. 143) an, doch könnte es christliche sitte gewesen sein, denn den mantel eines gottes dürften die heiden schwerlich irgendwo bewahrt haben. heidnischer klingt, wenn uns berichtet wird, dass Chlodowig dem heiligen *sein pferd* weiht und es später ihm wieder um hohen preis abkauft [3]). den nordischen quellen zufolge wurden zwar nur dem Freyr heilige pferde gehalten, doch wäre es dem sinne des alterthumes nicht zuwider gewesen, auch dem Wuotan pferde zu füttern, ihm dem gotte der schlacht die thiere, auf welche in der schlacht so viel ankommt, das lieblingsthier der helden, welches auch Wuotan selbst und die Walküren in die schlacht trug.

Ungleich stärker tritt das heidnische element in den unden heiligen angelehnten noch lebenden *volksgebräuchen* hervor, deren betrachtung uns nur bestätigen wird, dass wir mit einem alten Wuotansfest zu thun haben. sie bestehen hauptsächlich aus *feuern* und *mahlen*, wozu noch hier und da anderer meist wichtiger aberglauben tritt.

---

[1] Monachus St. Galli in vita Car. M. II, 27 nennt sie *roccum* s. Martini. cf. Ducange v. cappa s. M.

[2] de Moleon voyages liturgiques en France p. 121.

[3] Gest. francor. epit. c. XVII. Aimoinus I, 22.

In Dordrecht heisst der Martinstag 'de schuddekorfsdag' welches van Loon erklärt 'door het feestgebruik der boerkinderen, die eene *mand verbrandden*, in welke appelen, kastanjes, nooten, prikken en mispelen waren en welke korf by het *verbranden* steeds geschud wierd, om de daarin zynde *vruchten* te doen uitvallen en vervolgens onder het grabbelen zoo door den eenen als anderen opgeraapt te worden.' in Friesland und Groningen bestand wol auch einst dies feuer, doch in anderer weise. dort 'wandelen de kinderen met papieren *lantaarnen* door de straten om onder het zingen van een gebruikelyk liedje iets (eenig geld) te verzamelen.' (Westendorp noordsche myth. p. 281 [1]).) dies Martinsfeuer finden wir zunächst in Belgien wieder, doch schon sehr verkümmert gleich den liedern, welche ehedem dabei gesungen wurden und deren ich nur noch wenige trümmerhafte auftreiben konnte. im land van Waes sammeln die kinder '*hout en turf*' 'al op sint Jans manieren' wie zum Johannisfeuer '*in sinte Martens kurfken*', und umtanzen wie in Westflandern den entzündeten holzstoss. 'on allume des *feux* sur toutes les *hauteurs* aux environs de Louvain.' (Coremans année de l'ancienne Belgique p. 90.) die bedeutung des feuers ist in den liedern sehr gezwungen aus der legende des heiligen genommen, ein beweis wie fremd es ihm ist:

stookt vyer,
maakt vyer,
Sinte Marten komt (al)hier
met syne bloote armen,
hy soude hem geerne warmen,

heisst es im lied welches Gisb. Voetius [2]) aus Joh. Davids ceremoniae sacrae mittheilt. auf ähnliches wird im Martinslied aus Beveren angespielt, wo es heisst:

een stuk van synen mantel
al met zyn' billekens bloot. [3])

---

[1]) bei Buddingh verhandeling over het Westland, ter opheldering der Loosen en Woerden. Leyden 1844 p. 358.

[2]) selectae disputationes theologicae Utrecht. 1659. III. disput. 30. p. 448.

[3]) Eccard kannte ein Martinslied, welches bis jetzt nicht aufgefunden ist: unde intelligimus cantiunculam plebeiam '*Marten, Marten hering*, Marten is en gut mann' quae in nostra regione

das mitleid soll damit rege gemacht werden für den heiligen, der sich des mantels beraubte und nun selbst friert. besser als 'met zyne bloote armen' singt man in Westflandern 'met zynen *blooten zabele*', doch geht leider das lied nicht weiter, denn der schluss:

't koordeken brak
en hy viel op zyn gat
en zyn hond moest hem oproepen

gehört offenbar einem andern liede an, worin von einem blinden die rede ist, der von einem hunde geführt wird und fällt, als das seil reisst. hätten wir die gewissheit, dass das stück auch einem Martinsliede angehört, dann liesse sich an den *blinden greis* (Odhinn) bei Saxo denken und bei dem hunde an den hund, der dem pferde Martins auf einigen denkmälern folgt, an die andern im gefolge des wilden jägers so wie an die 'hunde gottes' bei Hans Sachs. für jetzt scheint mir dies zu gewagt.

In Dünkirchen herrschte auch wol vordem das feuer, jetzt nur eine sitte, die ein letzter rest der feuer ist mit denen sie ehedem zusammenhing: 'la veille et le jour de st. Martin les enfans courent dans les rues avec *une lanterne allumée*. cet usage se pratique de temps immémorial.' 1) wir begegneten schon in Dordrecht diesen laternen. es waren ursprünglich feuerbrände, welche man aus dem Martinsfeuer riss und womit man durch die felder lief. ich schliesse dies aus einer ähnlichen sitte, welche sich im französischen norden an den frühlingsanfang knüpft und aus dem folgenden citat bei Voetius, selectae disput. III, 449. 'Ex J. Boemo Aubano l. III. c. 15 observo, *post vindemiam pueros manu sua fasciculos accensos tanquam faces praeferre et cantillantes civitatem intrare, credentes se hac ratione autumnum purgare*.

Am Rheine lodern die feuer noch jedes jahr; Simrock sagt darüber, Martinslieder p. VII. 'das klever wird von knaben gesungen, welche auf stöcken eine grosse düte mit zuckerwerk u. dgl. tragen. von dieser düte hängt ein langer streifen papier zur erde, den man anzündet und bis zur düte fortbrennen lässt. das düsseldorfer und barmener singen die

---

(Hannover) sub vigiliam festi s. Martini a plebe manuscula ante januas exponente canitur. (ad catech. theol. p. 166.) allerdings haben wir die zweite zeile in manchen liedern bei Simrock doch die erste verräth abweichungen, die unter umständen bedeutsam sein können.

1) Mad. Clement née Hémery histoire des fêtes civiles et religieuses, des usages anciens et modernes du departement du Nord. Paris. 1834. p. 350.

knaben, indem sie mit ausgehölten auf stecken befestigten rüben oder kürbissen, worin ein lichtchen brennt, durch die strassen ziehen. eben solche ausgehölte kürbisse worin lichter brennen, tragen auch bei uns die knaben, wenn sie, das holz zum Martinsfeuer einzusammeln, durch die strassen ziehen, oder das feuer anzuzünden die nahen hügel und berge besteigen. einer von ihnen, welcher das *Martinsmännchen* heisst, hat sich strohgewinde um arme, leib und beine gewickelt. am Martinsabend erglühen dann alle nahen hügel und höhen und selbst die ufer des flusses von tausend feuern und lichtern und unser siebengebirge spiegelt sich im Rhein noch einmal so schön. die alte sitte um die flamme zu tanzen und über die erlöschende glut zu springen, lassen sich die knaben nicht nehmen. bei der heimkehr von den orten, wo sie die feuer gestocht haben, pflegen die knaben die kürbisse mit den lichtern in hohle bäume zu stecken, wo sie noch eine weile fortbrennen und die wanderer täuschen.' in den vielen von Simrock meist aus Firmenichs völkerstimmen mitgetheilten kinderliedern aus Andernach, Coblenz und Cleve wird holz, in den meisten andern werden äpfel, birnen und andere früchte begehrt; da aber beim Dordrechter feuer beides zusammen vorkommt, so steht zu vermuthen, dass auch hier ursprünglich holz mitgefordert wurde, dass also das Martinsfeuer so weit lohte, als diese lieder reichen, d. i. im ganzen deutschen norden, in ganz Niedersachsen. in Andernach und Wanloo finden wir den korb wieder, so gleichfalls in dem Martinslied aus Iserlohn, welches Woeste[1] mittheilt:

dat *appelken* maut gegiäten sin,
dat *nüetken* maut geknappet sin
dat *kuorweken* maut *verbrannt* werden,

und auch das lied, welches Sam. Treuer aus Olorini Martinsgans anführt (p. 73) beginnt:

O Marten, Marten,
der *korb* muss *verbrennet* sein . . . .

es scheint fast, als habe gerade der *korb* eine hauptrolle bei dem feuer gespielt, wie beim Johannisfeuer in Paris der korb, in welchem die zu verbrennenden katzen eingesperrt waren. die früchte welche er in Dordrecht und also wol auch anderswo enthält sind das alte dankopfer für den *segen der bäume*. war ihrer ein gewisses maass bestimmt, hatte der korb also eine feste *grösse?* man hätte ja sonst die früchte frei ins feuer werfen können.

---

[1] volksüberlieferungen in der grafschaft Mark. Iserlohn, 1848. p. 28.

Mit dem feuer geht gewöhnlich ein *festmahl* hand in hand. zu diesem wendet sich die untersuchung.

Wie alt dies mahl ist geht schon aus c. V der synodus antisiodorensis hervor, worin die '*pervigiliae* quas in honorem domini *Martini* observant' verboten werden [1]). wären dies blosse feuer gewesen, dann würde die kirche sie wol geduldet haben, wie sie die Johannisfeuer duldete. es muss also mehr gewesen sein, es waren jedenfalls gelage, bei denen heidnische bräuche unterlieſsen, deren im jahr 590 wo die synodus versammelt war, noch viele lebten. auch heidnische lieder wurden wohl dabei unter dem namen des heil. Martin gesungen, wie sich deren denn bis ins XIII jh. erhalten zu haben scheinen. und diese waren nicht immer ganz sittlichen inhalts, d. h. wenn das lied ein solches war, von dem Thomas Cantipratensis im bonum universale de apibus [2]) spricht: 'Quod autem *obscoena carmina* [3]) finguntur a daemonibus et perditorum mentibus immittantur, quidam *daemon* nequissimus, qui in Nivella urbe Brabantiae puellam nobilem anno dni MCCXVI prosequebatur, manifeste populis audientibus dixit: *cantum hunc celebrem de Martino* ego cum collega meo composui et per diversas terras *Galliae et Theutoniae* promulgavi. erat autem cantus ille *turpissimus* et *plenus luxuriosis plausibus*.' das kann kaum etwas anderes sein, als ein an den pervigiliis s. Martini gesungenes lied, dafür spricht dass es ein cantus *celebris* und in *Deutschland und Gallien* bekannt war.

In gleichem kampfe wie wir hier die kirche gegen das heidnische in der feier des Martinsfestes erblicken, sehen wir sie im norden unter Olaf Tryggweson. von ihm erzählt Oddo monachus in vita c. 24 [4]): 'ex Eoo mari veniens Olaus ad insulam Norvigiae Mostur nominatam adplicuit. hic noctu innotuit ipsi sanctus Martinus episcopus dicens illi: moris in his terris esse solet, cum *convivia celebrentur*, in *memoriam Thoreri, Odini et aliorum asarum scyphos evacuare*. hunc ut mutes volo atque ut in *mei memoriam* in posterum *bibatur*, tua cura efficias. *vetus* autem illa *consuetudo* ut deponatur conveniens est.' hier ist zwar nicht direkt die rede vom Martinsabend, doch wurde dieser im norden gefeiert wie bei uns, und da von *conviviis* die rede ist, bei deren feier der götter minne getrunken wurde, und gerade s. Martin darauf dringt, dass der becher fortan sein minnebecher werde, so können die convivia wol nur Martinalia sein.

---

[1]) Eccard comment. de reb. franc. or. l. I. 9 §. 71 p. 117.

[2]) l. II c. 49. §. 22. p. m. 456.

[3]) ceterum *naeniae* quae in *ritibus libatoriis* fieri solent multiplices sunt et *inhonestae* ideoque melius reticendae. Adam. brem. p. 144.

[4]) ap. Keissler. antiquit. septentrion. et celtic. p. 358. cf. hist. Olavi Tryggwii filii ex vet. serm. isl. reddit. I, 303, wo der erscheinung fast mit denselben worten gedacht ist (cap. 141).

Dieser minnebecher wurde in Deutschland und Holland und wol auch im norden mit *neuem wein* gefüllt, er war also zugleich ein becher des dankes für den *segen des weinbergs*. ehedem war der becher ein *horn*, dadurch erklärt sich die folgende sitte, über welche E. Sommer sagen p. 161 berichtet: 'am Martinstage stellen die kinder der Halloren krüge mit wasser in die saline. die eltern giessen heimlich das wasser aus und füllen die krüge mit *most*, legen auf jeden ein *Martinshorn*, verstecken sie und heissen die kinder den 'lieben Martin' bitten, dass er ihr wasser in wein verwandle. dann gehen die kinder abends in die saline und suchen die krüge, indem sie rufen:

Marteine, Marteine,
mach das wasser zu weine.

man sieht das horn vertrat ehemals die stelle des kruges. in andern gegenden verschwand der krug und nur das horn erhielt sich als backwerk: 'panes qui *Hannoverae Martenshörner* audiunt in honorem s. Martini confecti sunt *ethnicorum imitatione*.' Eccardi rer. franc. t. I p. 435. in einigen gegenden Schlesiens vertheilt einer, der den heiligen vorstellt, derartiges gebäck, d. h. im sinne des alterthums, der gott zog um diese zeit um und empfing die opfer und segnete und mehrte das eingebrachte. darauf geht auch die 'antiphona Papalium potantium et bacchantium' die Voetius l. c. 443 anführt, und die zu dem Hallorenlied stimmt:

Martyn, Martyn,
't avont most en morgen wyn.

man rief oder sang dies wol beim trinken, weil man glaubte, dadurch den übergang des mostes in wein um so schneller zu erlangen. beziehungen auf den neuen wein enthalten fast alle Martinslieder.

'tut drauf ein' trunk
ein' guten trunk,
ein' *Mertenstrunk*,
neun züg und beide backen voll
in unsen hypocrasto,'

heisst es in einem lied 1). in einem andern werden Gott und s. *Martin* als spender des weines genannt:

wol to dem lustigen nien wien
den bescheert got *unde sunt Martin* . . . . 2)

---

1) Melchior Franckens neues convivium nr. 12 sp. Wackernagel deutsches leseb. II, 232. Uhland volksl. p. 573.

2) Uhland 567. 570.

Hätten wir auch nicht jene bestimmten nordischen zeugnisse für die verwandlung der alten götterminne in die Martinsminne, dann würden diese deutschen reste [1]) uns schon belehren, dass nur von einer Wuotansminne die rede sein kann. wie Odhinn, der nur von wein lebt (Grimnismal XIX), dadurch zum schutzgott der reben wird, so war es gewiss auch Wuotan. zudem kommt die verwandlung des wassers in wein nicht nur an diesem tage vor, sondern bekanntlich auch in der Christnacht, und das ist ja die zeit wo er mit andern göttern seinen umzug hält. auf dieser andern keinen können wir aber den wein beziehen, Wuotan nur hat mit ihm zu thun.

Dieser Martinstrunk hat schon grössere verbreitung, als das Martinsfeuer, das bezeugen die Martinslieder. wie weit er geht kann ich leider nicht sagen, ich finde ihn am südlichsten in der Würzburger herbstinstruction vom jahr 1707, worin der Martins- oder herbsttrünke' gedacht wird, die zu unziemlichen dingen anlass gaben. ausführlicheres darüber würde sehr willkommen sein.

Zu den *gerichten*, welche bei dem mahl hauptsächlich vorkommen, übergehend, gedenke ich vor allem der *Martinsgans*. in den vitis des heiligen ist von ihr keine spur zu finden, apocryphe legenden nur bringen sie mit ihm zusammen, doch wieder sehr gezwungen, wie das schon mit dem feuer der fall war, und dann weichen auch diese legenden unter sich sehr ab. nach einigen hätten die gänse den heiligen in seinen predigten durch ihr geschnatter irre gemacht, nach andern hätten sie ihn verrathen, als er, noch jung zum bischof von Tours gewählt, sich im gefühl seiner schwäche für ein so schweres und verantwortungsvolles amt in einen gänsestall verkrochen. um sich an ihnen zu rächen, hätte er sie schlachten und braten lassen und daher schreibe sich der gebrauch. der geschichte sieht man die unbeholfenheit der erfindung an den augen an. nebst ihr sucht eine fabel die sitte zu erklären; Uhland theilt sie volkslieder pp. 565 und 567 in einer hoch- und einer niederdeutschen fassung mit. ein wolf [2]) stahl eine gans; als er sie eben verzehren wollte bat sie, er möge sie vor ihrem tod noch ein lied singen lassen, rauft sich als er das zugesteht, eine feder aus und macht ein kränzlein, welches sie auf des wolfes haupt setzt. er fordert entzückt darüber die gans zum tanze auf. diese aber hebt plötzlich die flügel und entfliegt. der wolf schwört, er werde das den gänsen gedenken, worauf die gans erwidert:

---

[1]) vgl. u. a. auch Henr. Dav. Kerpkenii solennia Martinalia Sacrinensia addita coniectura de earum origine ap. Westfalen monum. ined. rer. Germanic. t. II, p. 2391. t. IV, p. 2.

[2]) warum gerade ein wolf, das thier Wuotans?

sant Marten errette mich von dir,
der trew nothelfer meine,
der mir von dir wolf half aus not
und mir auch gab den trewen rat.
des bin ich nit vergessen;
der heilige *sant Marten* hat
mein leib auch helfen essen.

. . . .

wol zu dem trüben newen wein,
den beschert got und *sant Mertein*,
ist die gans darzu geben;
demselben *isst man uns zu er*
got im ewigen leben.

die anknüpfung der beziehungen auf den heiligen ist so lose, dass man sie ohne der fabel zu nahe zu treten, ablösen kann. dazu steht diese beziehung auf den heiligen in offenbarem widerspruch mit der legende, denn die gans nennt Martinus ihren nothelfer, während sie ihn doch der legende nach zum feinde hat. jedenfalls ist die fabel der wahrheit näher als die plumpersonnene [1]) legende, wenn sie sagt 'demselben isst man uns *zu er*'. dies deutet klar auf ein opfermahl hin, was dadurch bestätigt wird, dass die gans *neben dem minnetrank* und dass sie fast *überall* beim Martinsmahl erscheint. urkundlich kann ich sie erst um 1171 nachweisen, wo Othelricus de Swalenberg der abtei von Corvei 'argenteum anserem in festo sancti Martini' schenkte [2]). ungefähr aus derselben zeit ist die alte Martinskirche in Worms, auf deren dach eine *gans* sitzt. so ist auch in dem runencalender bei Elvius der Martinstag durch eine gans bezeichnet [3]), und das einläuten des tages hiess in Erfurt schon frühe 'der gans läuten' [4]). sie muss aber unbedingt höher hinaufreichen.

Das essen der gans am Martinsfest ist fast über das ganze germanische Europa verbreitet; in Dänemark, Norwegen und Schweden prangt sie so gut wie in Deutschland auf dem festtisch. eine andere frage aber ist hier aufgetaucht, die ob auch im alterthum die gans das opferthier war, ob sie nicht einen andern vogel ersetzt? das könnte darum scheinen, weil sie in der sage oft den *schwan* vertritt. so anzeiger VI, 309, wo von jägern erzählt wird, die wilde *gänse* schiessen wollen. sie sehen sechs stück, können aber keine treffen. da ladet einer etwas in sein gewehr, schiesst und die *gans* sinkt ins gebüsch. als er hinkommt findet er ein *weib*, die haarschneiderin der stadt, die eine *hexe* war. eine hexe, also eine alte schwanjungfrau. dasselbe findet sich ähnlich im märchen. so sieht in der ersten nummer meiner 'märchen sagen und lieder aus Hessen' der jäger einen schönen *schwan* auf einem see. zweimal legt er an zu *schiessen*, aber jedesmal warnt ihn eine stimme es nicht zu thun, denn es koste sein leben. als er trotzdem zum drittenmal anlegt, schwimmt statt des *schwans* eine *schöne jungfrau* auf dem wasser. die verwandtschaft beider traditionen ist offenbar, ähnliche sind unschwer zu finden [1]). Kuhn nimmt darum mit recht keinen anstand die gänse 'an die stelle der schwäne getreten zu erklären'. aber dies ist keinesfalls regel ohne ausnahme und es dürfte gerade in dem vorliegenden falle bedenklich sein.

---

[1]) an einen übertragenen mythus ist hier wenigstens, trotz der capitolinischen gänse, nicht zu denken.

[2]) annales corbeienses ap. Leibn. t. II script. p. 308.

[3]) scipion. runic. p. 49.

[4]) chronic. Pirnense ap. Mencke II, 1554.

Der volksglaube spricht sich nämlich so bestimmt für die gans aus, dass kein zweifel übrig sein kann. wir sind hier offenbar auf die gans als vogel der Juno hingewiesen. ist doch Odhinn auch als Omi (Vôma) ein luftgott, wie Juno aëris vis. ich erinnere an die wahrsagungen aus dem gansbein [2]), die ebenso verbreitet scheinen als die Martinsgans selbst. im norden gedenkt ihrer Rudbeck (Atlantica II c. 9), für Deutschland bringt Grimm mehre zeugnisse. diese wahrsagung hing zweifelsohne mit dem opfer zusammen, doch haften wetterprophezeiungen auch unabhängig von der gans am tage des heil. Martin, und zwar ganz ähnliche wie an der christnacht [3]). so citirt Voetius l. c. p. 448 aus Mantuanus fastor. II.

sol hodie si clarus obit denuntiat acrem
atque molestam hyemem; si nubilus aëra mitem
praedicat hybernum, dant haec prognostica natis
pastores ovium cum sefia fantur ad ignem.

und gleichfalls aus Ambr. Novidii fast. II p. 152.

Est quoque si fallor nunc Martinalia festum,
atque hiemis nobis sol nova signa dabit.
nubila nam si sunt eadem sine nube placebit,
est si clara dies tota madebit aquis.

---

[1] die goldne gans KM. 64 ist bei Bechstein der schwan kleb an. märchen p. 211.

[2] auch aus ihrer *leber* wird geweissagt, M. 1233.

[3] wie auch die verwandlung des wassers in wein zu beiden zeiten vorkommt.

diese wetterbeobachtungen sprechen um so lauter wieder für Wuotan, da wir sie auch am Michaëlstage fanden und in diesem capitel später wiederum auf sie stossen werden, da sie nach einer seite fest mit der gans zusammenhängen. da wir keine ähnliche weissagungen aus dem schwanbein haben, so heben sie die annahme Kuhns auf, dass nämlich die Martinsgans ehedem ein schwan gewesen.

Neben der gans, oder auch allein und ohne sie erscheint bei dem mahle ein *schweinsbraten*, das s. *Martinsschwein*, in kinderliedern würste, speck und schinken, in volksfesten ein *eber*.

Doa kamm de groote Märtin
schlacht 'n groot fett *schwien* [1]).

'multi Norvegi anseris loco porcellum in diei festivitatem assant et comedunt' lex. myth. 1121. 'Traditiones Germanicae loquuntur de certamine quodam duorum ferorum aprorum hoc die olim peracto quae saltem mythicam originem prodere videntur [2]) (ibid.). neben der gans erscheint das schwein in Württemberg. bei Wurmlingen (oberamt Rottenburg) auf dem *berg* liegt eine alte capelle zum heil. Remigius, worin jährlich am dienstag nach Allerseelen (also im november) ein seelenamt für einen grafen von Calw abgehalten wird. das soll 1050 gestiftet sein und der stifter soll die folgenden bestimmungen dabei getroffen haben. am vorabend geht der kämmerer mit seinem waibel auf den *berg* und nimmt alle dienstleute in eid und pflicht. ein wagen mit dürrem holz und einem sack voll kohlen, ein fuder heu und obendrauf eine *haselbraune gans*, ein *dreijähriger stier*, ein *drei-* ein *zwei-* und ein *einjähriges schwein* sollen auf den berg gebracht werden, auch *dreierlei weine*, wenn man nicht *drei- zwei-* und *einjähriges bier* haben kann. die benachbarten *pfarrer* sollen sich morgens zu fuss oder zu pferd in ihren kuzenkappen mit ihren messnern auf den *berg* begeben und so ihnen ein ehrbarer mann begegnet ihn mit zu gaste nehmen. auf dem *berge* sollen ihre pferde an das fuder heu mit einem neuen strick gebunden und denselben ein neuer kübel mit einem viertel haber vorgestellt werden, welches geräth die messner mit sich nach hause nehmen mögen. nach abgehaltenem seelenamt und der verlesung der stiftung ladet der kämmerer alle gehörige zur tafel. dann heisst er die sundersiechen um die *stierhaut* sitzen, zugleich befiehlt er anzurichten. sobald die herren niedergesessen sind, schneidet der kämmerer ein loch oben in ein *weisbrod* und geht mit demselben umher und jeder hat einen pfennig einzulegen; das bringt er den sundersiechen die unten auf der stierhaut sitzen. nun wird aufgetragen, zuerst die *schweinsköpfe* gebraten oder geröstet, dann die *kräglein und mäglein*, dann versotten hennen mit guten stücken fleisch; dann sulzfisch mit gelber brühe. ferner für ihr zweier herren ein *gebraten gans*, in der gans ein *huhn* und in dem huhn eine *bratwurst*. das brod und der wein wird bei jedem gericht erneuert, was nicht gegessen wird, erhalten die sundersiechen, den rest andere arme (Crusius III, II c. 17. Hassler p. 71—77. Memminger beschreibg von Württembg V, p. 218).

---

[1]) Firmenich Germ. völkerst. 139.

[2]) Seb. Frank berichtet diesen gebrauch aus Franken: 'zwei eberschwein schleusst man in ein zirkel oder ring zusammen, die einander zerreissen; das fleysch teylt man auss under das volk.' Simrock p. xiv.

Wir finden in diesem merkwürdigen gebrauch die gans in gesellschaft des huhns, schweins und stieres. das huhn mag spätere zuthat sein; stier, eber und gans aber sind unbedenklich als alte opferthiere zu halten, die bei dem grossen herbstopfer sanken. bedeutsam ist, dass die sundersiechen um die *stierhaut* herum sitzen, von ihr essen müssen; das fell des dem gotte aller erfreuenden gaben zu ehren gesunkenen thieres sollte ihnen wol die gabe der gesundheit wiederbringen, die sie verloren; so hüllte sich ja auch der ein traumorakel wünschende im tempel des Apoll in eine widderhaut und schlief in ihr. dreierlei wein oder bier muss bei dem mahle sein, trank man wol damit die minne der drei obersten götter? die *schweinsköpfe* werden *zuerst* gebracht, d. h. man opferte sie einst vor allem der gottheit und so nur die kräglein und mäglein. jene thiere mussten ehedem alle die häupter für die gottheit hergeben, welche man ihr darbrachte als dank für den *segen des stalles*.

Das bei dem mahle vorkommende *weizenbrot*, worein für die sundersiechen gesammelt wird, dürfen wir uns nicht entgehen lassen. es hängt mit den *bretseln* im liede zusammen, mit den kuchen, welche die kinder in Ravensberg, Dremmen und Oldenburg einsammeln (Martinslieder pp. 33. 40. 44) und mit den waffeln, welche in Westflandern das hauptgebäck bei dem feste sind.

als myn moerken wafels bakt
dan ben ik daer gaerne omtrent

singen die kinder (Wodana p. 87). wir werden in diesen kuchen alte opferkuchen zu sehn haben, die dem gotte an dem tage von dem neuen korn dargebracht wurden als dankopfer für den *segen des feldes*.

Die kapelle liegt auf einem *berge*, auch das ist wichtig, denn wir kennen schon mehre Martinsberge aus dem beginn dieser untersuchung, auf bergen fanden wir am Rhein und bei Löwen die Martinsfeuer lodernd und berge waren ja wieder dem Wuotan besonders heilig, wie wir bereits früher erkannten.

Die bisher gewonnenen resultate gewinnen grössere festigkeit wenn wir die übrigen gebräuche herbeiziehen, welche sich an den tag knüpfen. jener Merten [1]), der in einigen gegenden Schlesiens die gebackenen Martinshörner vertheilt und nebst ihnen äpfel und nüsse (welche anderswo von den kindern eingesammelt und in Dordrecht verbrannt werden), sitzt auf *weissem ross* (Kuhn p. 401). da wir in dem Martinsfest die bedeutung eines allgemeinen erntefestes erkannten, dürfen wir auch hier des schimmelreiters gedenken, der beim erntefest in Sachsen erscheint; sein auftreten ist nur verlegt und er ritt ehemals jedenfalls an unserm feste um. Sommer beschreibt ihn (sagen 160) also: man bindet einem burschen ein sieb vor die brust und eins auf den rücken, spannt weisse tücher darüber, befestigt an dem vordern siebe ein kurzes nach vorn zugespitztes holz von mässiger dicke und steckt an die spitze desselben einen *pferdekopf*, so dass die ganze gestalt einem *reiter auf weissem pferde* ähnlich ist. dieser bursche heisst der *schimmelreiter*.' ihn an der spitze, ziehen die mähder zum gutsherrn und andern bauern und *sammeln gaben ein*, wie anderswo die kinder. man sieht also von wie grossem einfluss die darstellung des heil. Martinus war, wie passend sein fest für die anlehnung jener heidnischen gebräuche sich erweisen musste, denn der reiter ist Wuotan unter des heiligen namen, Wuotan der stets gleich Odhinn auf *weissem rosse* erscheinende. wenn der gott sonst unsichtbar oder bei nacht umreitend, die auf dem felde für ihn stehen gebliebenen garben sammelt, dann tritt er hier leibhaftig auf und wie der göttin des schiffes im chronicon Rodulfi geschenke dargebracht werden, so hier ihm. Melzer spricht dies direct aus: 'am s. Mertenstag sass der heil. Martin auf ein *Pferd*, welchen die Bauernweiber als einem *Patron des Viehes* sonderlich ehreten und dabei Geld und Anderes *opferten* [2]). auch das von Simrock (Martinslieder VII. XIV) erwähnte herbstpferd muss hierher gehören. weiter südlich kommt die sitte nicht vor, sie hat sich vermuthlich verloren. in Holland beschert s. Martin, wie bei uns das Christkind, den kindern [3]); dort und in Hannover sammeln die armen leute almosen an den thüren ein; das ist immer eins und dasselbe, der gott nimmt die opfer und spendet die segensfülle.

---

[1]) oder *Mertensmann* nach Treuer p. 80. vgl. das rheinische *Märtesmännche*. Simrock p. 27.

[2]) beschreibung von Schneeberg p. 536.

[3]) Buddingh 358.

In den liedern wird oft des *Martensvögelchens* gedacht, so Martinslieder 36. 45—48. bei Woeste p. 28 heisst es im liede:

sünte *Mertes vüegelken*
dat hiät so'n *rot rot kögelken* [1]).

diese rothe haube weist auf den rothhaubigen schwarzspecht (picus martius) hin, den folglich Martinus mit Gertrud gemein hätte, oder Wuotan mit Frouwa (M. 282 *cf.* 639). ein anderer vogel aber scheint in den liedern der Altmark und weiter östlich gemeint, wenigstens passt das vergoldete schnäbelchen und flügelchen nicht auf den schwarzspecht. dagegen ist der französische *Martinet* dem schwarzspecht sehr ähnlich. von ihm theilt Amélie Bosquet [2]) eine sage mit die s. Martin als den schützer des *hauses* darstellt, eine rolle die weit eher für s. Gertrud passte. er gehört zu den schwalben und heisst nl. gierzwaluw. das ahd. vlinswalawe (M 145) könnte demzufolge auf ihn gehn, nur dürfte die übersetzung durch fulica falsch sein. es giebt ausser jenem noch einen andern Martinet, den sogen. *Martinet pêcheur*, poelreigertje, eine art von halcyon, und dies scheint mir mit dem *Odensfugl*, *Odenshane*, der tringa lacustris et natans, mit fulica eins zu sein.

---

[1]) vgl. das sehr verdorbene lied aus Barmen Martinslieder p. 35 aus Erk neue sammlg deutsch. volksl. II, 26: *Mäten et en vögelschen, dat es so rond wie'n kögelschen.* der mittheiler verstand offenbar das letzte wort nicht mehr.

[2]) la Normandie romanesque et merveilleuse p. 219. 'le premier laboureur qui cultiva le chanvre se trouva dans un grand embarras, lorsque la graine commença à atteindre sa maturité. Une multitude d'oiseaux faisait bande autour du champ et le pauvre homme était obligé de se tenir au milieu d'eux tournant de droite et de gauche pour les empêcher d'avancer, courant après celui-ci, puis après celui-là comme s'il eut joué à Colin Maillard; même les dimanches et les fêtes il fallait rester en faction et les plus belles volées des cloches se perdaient dans les airs sans que le triste laboureur pût répondre à leur appel. Enfin dans sa détresse il invoque avec ardeur le secours de *saint Martin.* Grande fut sa surprise, lorsqu'un dimanche avant la messe il vit tous les oiseaux du voisinage se rassembler dans une *grange* ouverte et y demeurer paisiblement tant que dura l'office. Le brave homme put désormais assister à toutes les fêtes paroissiales, car le miracle se renouvela en faveur de sa dévotion jusqu'au jour où il eut terminé la recolte du chanvre. Pour contenir la troupe espiègle et turbulente il suffisait d'une simple *herse de labourage* placée à l'entrée de la *grange.* Un seul oiseau le *martinet* s'échappait quelquefois, et sautait entre les dents de la herse, mais s'il faisait usage de son privilège, c'était par une petite gloriole très innocente; il ne causa en effet aucun dommage au champ de chanvre et n'essaya même pas d'en approcher. On s'est toujours souvenu depuis cette époque de *l'oiseau favori de saint Martin, et l'on a coutume à chaque nouvelle recolte de laisser sur pied à son intention le plus bel épi de chènevis.'* die stelle im Reinaert, v. 1047 ff. wo von sente Martins voghel die rede ist, den Tibert zu seiner rechten ruft, ist reine übersetzung der schon von Eccard rer. franc. tom. I p. 422 angeführten verse aus dem Renart:

La rien qui plus le desconforte,
Ce fut quand il vint à la porte,
entre un fresne et un sapin
a veu l'oisel saint Martin.

Warum heisst es stets vom Martinsvögelchen, dass es über den Rhein fliege? dat flügt daher dat stüft daher hit öwer den Rhin (Simrock p. 36). Märtüns Vagelken flöög hoch över'n Riin [1]) (p. 45). sünte Merts vüegelken dat flüeget all so hoge all üöwer den Rhin (Woeste l. c. p. 28). auch in andern Martinsliedern kommt eine solche beziehung auf den Rhein vor, so in dem Schwelmer bei Woeste l. c. in denen aus Remscheid, dem Herfordschen und der grafschaft Ravensberg. Simrock nr. 9. 10. 11. dies erinnert mich an die merkwürdige bemerkung in den protocollen über den Schnellerts und Rodenstein, dass das geisterheer 'den völkern entgegen ziehe' sobald diese den *Rhein* überschritten [2]), es deutet gleich diesem zuge auf eine verwandtschaft, auf innige beziehungen zwischen Wuotan und dem Rheine hin, die weitere forschungen erst mehr aufklären müssen.

Von früchten ist die *Martinsbirne* [3]) zu erwähnen, doch wird sie ihren namen nicht daher haben, weil sie erst sehr spät reift?

In Frankreich heissen die herbst- oder Marienfäden auch *filets de saint Martin*, aber wol auch nur, weil sie um die zeit zuletzt erscheinen.

Wenn gleich der tag des heil. Martinus auch in Frankreich ein hoher kirchlicher festtag war, finden wir doch keine gebräuche an ihn geknüpft, welche ihn auch für das volks-

---

assez bouche: à destre, à destre!
mais li oisiaus vint à senestre.

Eccard citiert dazu Petri Blesensis ep. 65. si a sinistra in dexteram avis s. Martini volaverit. für seine annahme: 'cornix nempe avis s. Martini vocatur quod circa festum s. Martini hiemalis sidere demum incipiat' wüsste ich keinen grund; er hat sich dadurch zu ihr verleiten lassen, dass ein ähnlicher aberglaube wie der im Renart vorkommende auch von der krähe gilt.

[1]) so ist unbedenklich zu bessern, da in dem lied von würsten und fleisch, die auf dem *Wiem* geräuchert werden, nicht die rede ist, sondern blos von früchten. vgl. das lied aus Stendal Simrock p. 48.

[2]) Wolf Schnellerts und Rodenstein p. 13.

[3]) J. Bauhini de plantis a divis sanctisve nomen habentibus p. 27.

leben bedeutsam machten [1]). dort hatte der heilige nicht die stelle eines alten gottes eingenommen, er war rein der christliche ritter und bischof, und sein gedächtnis wurde nur von der kirche begangen, nur als solches vom volke gefeiert. das mag als ein beweis mehr für das heidnische wesen der deutschen Martinalia gelten, dafür, wie ganz fremd die volksfeier der kirche war.

Ueber England liegen bisher noch wenig nachrichten vor und die wenigen gestatten nur unsichere vermuthungen. der nachsommer heisst dort noch heut *s. Martinssummer*, das im herbst geräucherte rindfleisch *Martlemasbeef*. beides muss sich nicht gerade auf einen gott beziehen, obwol die anknüpfung des fleisches an den festtag des heiligen nach dem, was wir von Deutschland über ähnliches wissen, immerhin nicht unbedeutsam ist.

GEORG.

Nebst Michaël stellt Finn Magnusen auch den heil. Georg mit Thôrr zusammen, doch wie ich glaube mit unrecht. dass der heil. ein drachensieger ist genügt dazu nicht, so wenig wie es bei Michaël ausreicht. bei den Russen mag er den donnergott ersetzen, bei uns aber und wahrscheinlich auch im norden trat er wol an Wuotans stelle. schon seine bilder begünstigten diese übertragung: er reitet in ritterlicher ausrüstung wie Martinus und erlegt vom pferde herab den drachen. dieser sieg giebt ihm eine gewisse verwandtschaft mit Apollo, der auch sonst schon mit Wuotan ähnlichkeit hat, dem gleich diesem die raben und wölfe heilig sind, von dem wie von Wuotan seuchen und deren heilung ausgehn, der gleich ihm gott der dichtkunst ist (M. 134. 136). dem nordischen mythus zufolge verlieh Odinn die brünne an welche der sieg geknüpft war; damit fällt unser *sieghemd* zusammen und dies gerade hies im ma. *sant Georgen hemd* (M. 1053). dazu stimmt, wenn es im volkslied heisst:

Sant Jörg, du edler ritter,
rottmaister soltu sein,
bescher uns *gut gewitter*,
tů uns dein hilfe schein!
dass uns nit misselinge,
dem wir die pawrn bezwingen,

---

[1]) das verbot der pervigilien des concils von Auxerre scheint sich auf eine von aussen entlehnte schmauserei zu beziehen, die nur als solche wichtig ist. tiefere wurzel hatte die feier in Frankreich nicht.

die uns da wellen verdringen,
der sich des adels fleist
und doch den fuchs nit beist.

(Uhland p. 365). Georg wurde demzufolge als *siegspendender* heiliger angesehn, der zugleich den kriegern *gutes, schönes wetter* senden konnte und das passt ganz wol auf Wuotan. wir finden ihn als alten schutzpatron des brittischen reiches. wann wurde er dies? darf hier an Hengist und Horsa gedacht werden, deren erster dem könig Vortigern sagt: '*maxime autem colimus Mercurium, quem lingua nostra Voden appellamus?*' — mir ist als müsse Wuotan im deutschen mythus auch als drachensieger gegolten haben. die sagen von Hackelbernd und den andern wilden jägern, welche durch den eberzahn ihren tod finden, sowie dass in England gerade um Weihnachten s. Georgs drachenkampf vorgestellt wird[1]), scheinen stark dafür zu sprechen (M. 901). die ältesten kirchen in Regensburg sollen dem h. Georg und der heil. mutter geweiht gewesen sein (Panzer 119).

Den Walachen ist der tag des heiligen ein besonderer festtag, denn s. Georg ist der schutzpatron der hirten und heerden, was sich durch seine legende erklärt (Schott 299).

BARTHOLOMAEUS.

An den tag des heil. *Bartholomaeus* knüpfen sich verschiedene gebräuche und aberglauben, die wol auf Wuotan gehen könnten. *die zeit* scheint ihm heilig gewesen zu sein, denn mit den legenden von dem h. apostel hat er gar nichts gemein. auf dem Bullerberge treibt *der wilde jäger* auf Bartholomaeusnacht sein wesen (M. 883); in einigen gegenden tanzen alsdann die hexen (M. 1003) und zwar, wie ich muthmasse, in solchen wo die feier des Michaëlistages weniger bekannt ist. nach Bartholomaei isst man in der gegend von Grochwitz bei Torgau keine Brombeeren mehr, weil man sagt, Barthel habe sie voll gemacht; damit meint man die weissblaue färbung derselben. Kuhn, dem ich diesen aberglauben (p. 400) entnehme, fügt in der anm. (p. 516) bei: derselbe glaube von den brombeeren findet sich in England nach dem Michaëlistage, vgl. glossary of N. Country words s. v. Bummelkite a bramble berry, rubus fruticosus.. I have often been admonished by the 'good old folks' never to eat these berries after *Michaelmas-day*, because the *arch-fiend* was sure to pass 'his cloven foot' over them at that time.' der märkische Barthel ist also der wilde jäger, der in England nur einen monat später umzieht. ein volksfest in Wolfartsweiler scheint auch hieher zu gehören. in einem dortigen wirthshaus mit thurmartiger wohnung, welches ehedem einen edelhof bildete, wird dasselbe '*seit den ältesten zeiten* jährlich am *sonntag nach Bartholomaei* begangen und zwar mit *hahnentanz*, wettlaufen, *ringen*, klettern, scheibenschiessen u. s. w.' in der nähe steht eine kleine capelle mit eigner stiftung, doch ohne besondern gottesdienst (Memminger beschr. von Württemberg X p. 180).

---

[1]) Kuhn in Haupts zeitschr. V. 481. auch er hält Georg für Wuotan. das. 483. 487.

Es liegt etwas mehr als ein monat zwischen den festen des heil. Bartholomaeus (24. aug.) und des heil. Michaël (29. sept.). dürfen wir daraus schliessen, dass dieser monat dem Wuotan heilig war?

PETRUS.

Der letzte heilige, unter dessen hülle Wuotan mitunter erscheint, ist der apostelfürst Petrus. ich sage mitunter, denn die fälle sind *sehr selten* und können eigentlich nur als *ausnahmen* gelten; in der regel ist Petrus = Donar. in den wandermärchen und sagen wandert zumeist Christus mit Petrus, und ich meine annehmen zu dürfen, dass die wenigen märchen, in welchen wir Petrus allein finden, nicht mehr ganz vollständig vorliegen, dass einst Christus ihm zur seite stand. nur die sage von Petrus und dem landsknecht und das fabliau saint Pierre et le jongleur (M. XXXVI) werden auszunehmen sein. zwar reitet der mönch auf dem *Petersberg* bei Halle nachts auf *weissem rosse* umher, doch darf dies nicht täuschen, denn der mönch ist ein ganz ordinärer kobold, der die gewöhnlichen hausdienste verrichtet und nichts an sich hat, was auf den alten gott hinweist (Kuhn p. 206). bedeutsamer scheint der name *Peterbült*, den der busch trägt, welchen man bei der roggenernte stehen lässt (das. p. 395), doch auch 'Wuotans kraftvollstem sohn, dessen mutter die erde selbst ist, der auch Perkunos heisst, muss schon dieser abkunft wegen *unmittelbarer bezug auf den feldbau* gegeben werden', sagt Grimm 161, ihm, 'qui serena et *fruges* gubernat'. dass Kuhn p. 455 die redensarten: Petrus schüttelt die betten aus, Petrus regiert, hê is allwedder nich to hûs, Petrus is an't regêren für es schneit oder regnet, auf Wuotan bezieht, glaube ich gewagt; ich meine sie sprechen gerade recht deutlich für Donar. worauf sollte, wenn Petrus = Wuotan, das *hê* gehn? unter diesem hê kann nur Wuotan stecken, der vorzugsweise schönes wetter verleiht, dem der 'ventos imbresque' schickende Donar gegenüber gesetzt wird. sicherer scheint dagegen das nordfriesische bökenbrennen (Müllenh. p. 167) am tage *Petri* stuhlfeier (22. febr.) auf Wuotan zu beziehen. 'es war ein frühlingsfest, denn dann *verliessen die schiffer das land* und begaben sich wieder zur see. am abend des tages zündete man auf gewissen *hügeln* grosse *feuer*, *böken*, an und alle tanzten mit ihren frauen und bräuten um die flamme herum, jeder tänzer hielt in der hand einen brennenden strohwisch und diesen schwingend riefen sie in einem fort: *Wedke teare!* oder *Vike tare!* (Wedke zehre!') die Morsumer brannten ihr feuer auf dem *Hilligenboog* ab, der auf dem hilligenört liegt und früher mit bäumen umgeben war. als andere hügel, auf denen die feuer brannten, werden der Wedesboog, Wedhoog, Winjshoog genannt, die, den letzten nicht ausgenommen, auf Wuotan weisen; auf Silt heisst der mitwoch noch heute Winjsdai. an demselben tage, 22. februar, ward früher auch auf Silt auf den *thinghügeln* das frühlings- oder Petrithing gehalten (das. p. 168). Zweierlei könnte hier die übertragung der feier auf den tag des heil. Petrus vermittelt haben. fürs erste war Wuotan gott der schiffer, denen er günstigen wind sandte und diese fanden allerdings leicht in Petrus dem schiffer und fischer ihren patron. dann aber war auch kein anderer festtag eines der heiligen in der nähe, an welche eigenschaften Wuotans anklangen; die gedächtnisstage der heil. Michael, Martinus, Bartholomaeus, Georgius liegen alle zu weit ab und fallen in die zweite jahreshälfte; cathedra Petri ist das einzige höhere kirchenfest in der zweiten hälfte des februar und der ersten des merz.

Wir fanden nur in Martinus *äusserer erscheinung* eine erinnerung an Wuotan den herrn der schlachten, die feier seines festes hingegen deutet auf Wuotan den spender des ernte- und viehsegens hin. für die direkte erscheinung des gottes in dieser eigenschaft hat Grimm schon sehr bedeutendes gesammelt, doch wird seitdem neu aufgefundenes nachzutragen sein. Kuhn berichtet p. 395: früher liess man am steinhudersee bei der ernte auf dem acker *einen busch* stehen, *tanzte herum*, warf dabei die kappen in die höhe und rief: *Waul, Waul, Waul oder Wôl, Wôl, Wôl.* 396 bringt er aus der Ukermark folgendes bei: beim einfahren jeder einzelnen getreideart wird aus der letzten garbe eine puppe gemacht und diese entweder mit dem letzten fuder jubelnd heimgebracht, oder von der zuletzt fertig gewordenen binderin ins dorf getragen. je nach dieser verschiedenheit nennt man den gebrauch entweder '*den olen bringen*', oder man sagt von dem mädchen '*dei het den olen*'. in Lanke bei Bernau tanzte man ehmals zur musik um *die letzte* garbe, die dann ins dorf geführt wurde; auch hier hiess es '*den alten bringen*'. — im sogenannten wendischen lande wird die letzte garbe zum kranz gewunden, zu dem die binderinnen allerlei feldblumen bringen, ihn damit zu schmücken. ist er fertig, so folgt allgemeiner jubel, man spielt auf den stoppeln greifen und nennt dies, da die so zugerichtete letzte garbe '*der hahn*' heisst, *den hahn greifen*, man sagt, der hahn sitze in der garbe. in der gegend von Höxter bis Minden und östlich wird über dem erntekranz ein hölzerner hahn befestigt. auf den edelhöfen und ämtern in der umgegend von Fürstenwalde giebt die herrschaft, wenn ihr der erntekranz gebracht wird, einen *hahn*, d. i. eine musik, mahlzeit und tanz. ehmals aber erhielten knechte und mägde einen *hahn*, der gegriffen wurde (das. 397. 398).

In jenem 'alten' glaubt Kuhn p. 514 den Donar zu finden und stützt diese annahme durch den beinamen *Atli*, welchen Thôrr führte und die namen *Etzel*, *altvater*, *grossvater*, welche wir ihm geheiligten bergen beigelegt finden (M. 153). aber auch Odinn erscheint als *greis*, senex orbus oculis, grandaevus, kahlhäuptig (M. 133). und somit könnte der name sich gleichwohl auf ihn beziehen. dafür spricht mir, dass dieser *alte* und der *hahn* einander so ganz nahe vorkommen, denn den hahn glaube ich gerade auf Wuotan beziehen zu müssen, dessen einheriar der gullincambi Fialarr morgens weckt (Vspâ 28. 29). er wird dem Wuotan heilig gewesen sein und mag bei der ernte als opfer geblutet haben; auf das letztere deutet das hahngreifen hin und die mahlzeit 'der hahn', den die herrschaften den mähdern geben. die vägeltêjen sind gewiss nur für die vögel (sie kommen auch in Hessen vor); nur fragt es sich für *welche vögel?* es wird wenig zweifel bleiben, dass es auch dem Wuotan heilige vögel sein müssen. hier wäre wol an die sage vom Martinsvögelchen zu denken, die ich aus der Normandie beibrachte!

ORTE SEINES DIENSTES.

Ich wies in den Michaëlsbergen schon einzelne orte nach, welche dem Wuotan einst heilig waren. in meiner abhandlung über Rodenstein und Schnellerts (Darmstadt 1848.) suchte ich darzuthun, dass der Schnellerts auch zu diesen Wuotansbergen zu zählen sei: der *in dem berge* hausende geist erscheint *reitend* als *wilder jäger*, mit grossem gefolge, er lässt sein pferd beim schmiede beschlagen und erinnert durch seinen namen selbst an Svidr, den beinamen Odins. seitdem traf ich noch auf anderes, was meine auf diese momente gestützte annahme zu bestätigen scheint. der Schnellerts ist nicht der einzige kriegsverkünder in Deutschland. Zwischen Gudensberg und Besse in Hessen liegt der Odenberg, in welchem kaiser *Carl V.* mit seinem heer versunken ist. *ehe ein krieg ausbricht*, thut sich der berg auf, *kaiser Carl kommt hervor*, stösst in sein hüfthorn und *zieht nun mit seinem heere in einen andern berg* DS. 26. 'im Untersberg sitzt der *Rothbart*. man hört kriegerisches getöse in ihm, *besonders bei herannahenden kriegen* und wilde ritter und knappen durchstürmen auf feurigen rossen die gegend; bei scheidender nacht ziehn sie sich in den berg zurück.' Panzer beitrag p. 14. dieser Rothbart scheint zwar auf Donar hinzuweisen, aber dies ist er trotzdem nicht, denn Friedrich kommt in den Untersberg, nicht weil er einen rothen bart hat, sondern weil er eben der sagenberühmte Friedrich ist; darum ersetzen ihn auch andere sagen durch Carl den grossen oder Carl V. (DS. 28.) als Donar würde er wol nicht krieg und frieden verkünden, als Donar nicht den schild einst an den grünen baum aufhängen. jenes ist im Odenwalde das amt des Schnellertsgeistes, dieses in Holstein und Schleswig das des königs auf *weissem rosse*; dieser aber kann nur Wuotan sein. so wie die sage vom karpfen in Kaiserslautern successive von Julius Caesar, Carl dem grossen, Carl V. und kaiser Friedrich erzählt wird, so auch die vorliegende von dem kaiser im Untersberg. zu verschiedenen zeiten übertrug das volk die rolle des alten gottes verschiedenen seiner lieblingshelden, ohne dass darum einer den andern verdrängt hätte; die ältern lebten neben den neuern fort. einst hatte Carl der grosse den Unterberg allein inne, und neben ihm lebte kein rothhariger kaiser oder held in dem berge, des letzten der tage harrend. dieser barbarossa wuchs erst dem des alten Carl zur seite auf, nachdem sein träger am 10. Juny 1190 in den wellen des Kalykadnus verschwunden war. dass er zufällig roth und nicht auch weiss war, kann also für uns gleichgültig sein und es will mir gewagt scheinen, seinen rothen bart mit dem Donar in verbindung zu bringen, um so mehr, da Friedrich dem ersten wieder Carl V. mit weissem barte folgte; die zwei weissen überwuchern mir den einen rothen. ist also der bewohner des Untersbergs, der krieg und frieden kündet, auch Wuotan, dann haben wir schon ein zeugnis mehr für den kriegverkündenden Wuotan im Schnellerts. aber noch ein anderes gewichtigeres ist hier anzuführen. die verbindung, in welcher die beiden Odenwälder berge stehen, ist höchst bedeutsam. eine version der sage meldet, dass der Schnellerts bei herannahendem kriege zu dem Rodenstein ziehe (andere wollen der Rodenstein zu dem Schnellerts) und dort *seine schätze berge*. das gemahnt mich daran, wie der erzengel *Michaël* 'alis extensis' vom *Wudinsberg* zu dem Stromberg, der eine *Petri*kirche trägt zieht, und wie ihm eine *capella cum reliquiis* folgt (p. 34). sollten sich nicht noch anderswo Petersberge in der nähe von Michaëlsbergen finden, die in ähnlicher weise sagenhaft mit diesen verbunden sind? jedenfalls ist diese analogie ein neues zeugnis für den Schnellerts [1]) als Wuotansberg. auch das unfern liegende *Michelstadt* muss hier berücksichtigt werden, so wie die noch nähere kapelle in fränkisch Crumbach, die noch ein bild des heil. *Michael* bewahrt und ihm geweiht gewesen zu sein scheint.

Ein dem Schnellerts verwandter berg scheint mir jener *Goldberg* bei Audenaerde aus welchem vor der berühmten schlacht von Roosebeeke ein grosses geräusch, waffengeklirre und stimmen wie streitender männer scholl. (DMS. p. 502.) man glaubte in den heeren der Franzosen und Flaminge, es seien böse geister, welche ein vorspiel der schlacht spielten. der name des berges ist jedenfalls bedeutsam.

BILDER.

Durch die apostel des Christenthums wurden die bilder des gottes beseitigt; an ihrer stelle erhoben sich die der ihn vertretenden heiligen. nur eins scheint der zerstörung entgangen. an der capelle zu Kuppingen in Württemberg befinden sich die taf. I. [2]) mitgetheilten eingemauerten bildwerke. sie stellen die büste eines mannes, zwei hunde oder wölfe, ein pferd und zwei weniger zu erkennende thiere dar; die letztern könnten fliegende vögel sein. der mann ist alt, wie es scheint, und wird wol bruchstück einer ganzen figur sein. haupthaar und bart sind dünn und schwach, die züge leider aus der benutzten zeichnung nicht deutlich zu erkennen. der eine noch übrige arm ist erhoben, ob es der andere auch war, kann man schwer bestimmen. dieser zug aber, der erhobene arm, findet sich bei germanischen götterbildern gar oft; wir treffen ihn selbst bei dem wendischen bilde des Vodha wieder, das Büsching im 'Tyr' mittheilt, und er spricht mir hauptsächlich für das alter des bildes, für seine deutschheidnische herkunft. das pferd und die wölfe oder hunde sind laufend dargestellt. da sie aber laufen, mussten die raben oder adler des gottes, die zur vervollständigung der darstellung gehören, fliegend abgebildet werden. an dem obern unterscheidet man ziemlich deutlich die flügel und den kopf, der, da die thiere wol zum fluge um die erde oder auf leichen niederstürzend gedacht wurden, nach unten erscheint. neben dem kopfe scheinen die beiden füsse angedeutet zu sein. der untere vogel ist wol sehr verstümmelt und wenig mehr bei ihm zu erkennen.

---

[1]) ausgrabungen, welche neuerdings auf dem Schnellerts statt fanden, förderten constructionen zu tage, die in die römischen zeiten hinauf reichen, schwerlich aber zu römischen kriegszwecken dienten. eine ringmauer schliesst sechsseitig einen platz von 115' hess. im durchmesser ein. dies sechseck ist in der mitte von einer quermauer durchschnitten; diesseits derselben findet sich der eingang gegen südosten, jenseits an die nordwestliche mauer gelehnt ein runder thurm, der noch 8' höhe 4' mauerdicke, 8' durchmesser im lichten hat. das ganze war ehemals mit einem graben umzogen. in der nähe liegt eine grosse zahl germanischer grabhügel. einige derselben wurden durchsucht und man fand ausser asche und knochen eherne messer und sichelförmige instrumente. L. Baur arch. f. hess. gesch. u. alterthumsk. VI, p. 343 ff.

[2]) aus Sattlers topographischer gesch. von Württemberg I, p. 317. fig. XIV.

Hätten wir das bild des alten mannes allein vor uns, dann würde es schwerlich jemanden einfallen, dasselbe für ein götterbild zu erklären; durch die überraschende zusammenstellung mit jenen thierbildern erst gewinnt es seinen werth, und ich glaube nicht, denselben zu hoch angeschlagen zu haben. zudem sagt bereits Pregizer in der Suevia sacra (und er sagt das nicht aus sich, er spricht damit die im volke, oder unter den gelehrten seiner zeit lebende meinung aus) dass 'unter den figuren an der capelle ein *abgott*' sei. der capelle näher lebende freunde unserer alterthümer wollen sich die mühe näherer untersuchung und ausführlicher zeichnung der bildwerke nicht verdriessen lassen.

Wuotan ist durch die bisherigen untersuchungen als gott der schlacht (M. 121) vollkommen bestätigt. als solchen dachte sich unsere vorzeit ihn in glänzender waffenrüstung, den helm auf dem haupt, in der brünne, den speer oder das schwert in der hand, das horn an der seite. alle diese dinge waren solche, an deren besitz der sieg sich knüpfte, durch sie war Wuotan ein gott des siegs, wie Hermes durch den stab ein schlafbringender [1], wie Aphrodite durch den gürtel die liebreizende [2]. gleich Odhinn begabte auch er seine schützlinge, ihm theure helden, mit diesen waffen. mit schrecklicher stimme theilt er in den wolken schwebend sieg und niederlage aus.

In Walhalla sitzt er auf dem goldnen stuhle, von welchem er die ganze erde überschaut, das antlitz gegen süden

[1] Od. ε, 47. Il. ω, 343.
[2] Il. ξ, 214.

gewandt. ebenso wie Odhinn hat er zwei raben und zwei wölfe zu seinen seiten.

Verlässt er Walhalla und steigt er auf die erde nieder, dann reitet er sein weisses, die luft durchschreitendes ross. zu jagd und kampf zieht er dann an der spitze seiner einherien einher. oft beschlägt ein menschlicher schmied das pferd und wird reichlich dafür begabt. nicht immer trägt er bei diesen fahrten seine waffen. wie dann, wenn er zu fusse unter den menschen wandelt, trägt er auch jetzt einen weiten mantel und einen breiten hut; beides ist unscheinbar, der letzte besonders. durch die diesen dingen innewohnende kraft bewegt er aufs schnellste wohin er will; sie sind ihm dazu so nöthig, wie dem Thôrr Megingiardir und Iárnglôfar zum hammerwurf. in dem mantel birgt er seinen schützling den helden und trägt ihn rasch hoch durch die wolken weite wege nach hause zurück, wo er gleich Odysseus die freier im hause versammelt findet, weil die eigne frau ihn todt glaubte. wie mit den siegbringenden waffen so begabt er auch mit seinem wunderbaren mantel und hut.

Ausserdem danken sterbliche ihm nimmerversiegende quellen des reichthums, den glückbringenden würfel und den stets von herzerfreuenden gaben strotzenden tisch.

Wuotan ist der spender des erntesegens. wie dem krieger so sendet er auch dem landmanne günstiges wetter, darum sind die ihm heiligen tage auch solche, an denen man die witterung des nächsten jahres im voraus erkennen kann. wie die früchte des feldes und der bäume, so segnet er auch den viehstand und die reben. darum wurde ihm beim erntefest ein dreifaches dankopfer dargebracht: man warf früchte zum opfer in das alsdann ihm lodernde feuer, und trug die flammenden holzbrände auf den feldern umher, diese also durch das dem gotte heilige feuer zu weihen. stiere, eber und gänse bluteten ihm und wurden beim opfermahl verzehrt, während man ihm die häupter der thiere weihte. bei dem mahl trank man seine minne und sang lieder zu seinem preise. im norden, wo der sommer kürzer ist, der winter eher eintrifft, fiel dies ernte- und dankfest, das grosse herbstopfer gegen das ende des septembers, (oder den anfang des octobers) wann die kirche das fest des heil. erzengels Michaël feiert, südlicher fällt es in den anfang des novembers ungefähr in die zeit des festes des heil. Martinus. man dachte sich den gott alsdann auf seinem weissen rosse umreitend, die opfer empfangend und segen dafür spendend.

Unter den vögeln war ihm wahrscheinlich der hahn, jedenfalls das Martinsvögelchen heilig.

Das alterthum liebte es, *berge* seinem dienste zu weihen. man dachte sich ihn wol auch in bergen wohnend! —

Das einzige bild von ihm, welches wir bis jetzt kennen, stellt ihn umgeben von seinen thieren dar, dem rosse, den wölfen und raben oder adlern.

DONAR.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. VIII.)

Fliessen die quellen für Donar auch schon spärlicher, dann werden wir doch oft durch reichern innern gehalt dafür entschädigt. während wir uns bei Wuotan auf die untersuchung einzelner unter einander oft wenig zusammenhängender züge beschränken mussten, tauchen bei Donar ganze mythen auf und laden zur verfolgung ein. wir dürfen selbst wiederholt die hand der Edden verlassen, um jetzt einem Deutschland wie es scheint eigenen und mit unserm Donar eigenen zügen ausgestatteten mythus von einer wanderung des gottes unter den menschen nachzugehn. ergeben sich auf diese weise einzelne abweichungen, dann bestätigt die gesammtheit der untersuchungen wieder, dass in der hauptsache Deutschland und der Norden hand in hand gingen. dass gerade dadurch die abweichungen an werth gewinnen, versteht sich von selbst.

DONNER, BLITZ, DER ROTHE, BERGE.

Das westphälische 'use herrgott kift' lebt auch in Cöln, wo es schmeichelnd heisst: et herrgöttche kief. solange es donnert wagt man hier nicht zu essen, das begonnene mahl wird unterbrochen bis das gewitter vorüber ist. statt dessen betet man und wirft am marialichtmesstage geweihte kräuter in die flamme, deren rauch dem blitze wehrt. das erstere hat jedenfalls heidnischen anklang; während der gott zürnend waltet, soll der mensch der pflege des leibes vergessen. die kräuter konnten ein ihm ehedem gebrachtes opfer gewesen sein. zu jenem cölner diminutiv stellt sich der holsteinsche ausdruck beim heranziehen eines gewitters: dat *leve wedder*, dat bullerwedder[1]) komt up. (Schütze II, 218. IV, 317.)

In Cöln dient des blitzes name als fluch: sackerbletz' es ist das nl. bliksems! wel blicksems! statt dessen es oft auch heisst: donders! wel donders! wel verdonderd! wie in Cöln: donnerwedder! dat dich en donnerwedder. *donner und blitz* ist heut zu tage noch ein an vielen orten Belgiens gewöhnliches gebäck, lange in zickzack sich dehnende stengel. der blitz entsteht, wenn der gott in seinen *rothen bart* bläst. [mit der verteufelung des gottes kam auch sein rother bart in miscredit, darum heisst es im sprichwort: *rooden baert*[1]), *duivels aerd — rood haer en een elzenstomp wassen selden op een' goeden grond — die rothe haare haben*, *hat Gott gezeichnet.* gewöhnlich wird das dadurch erklärt, dass der verräther unseres herrn, Judas, rothe haare gehabt habe, doch ist diese sage deutschen ursprungs und sie scheint gerade ersonnen, um den alten gott recht in den augen des volkes herabzuwürdigen; passender war allerdings dazu nichts, als ihn mit der verachtungswürdigsten persönlichkeit des neuen bundes zusammenzustellen. wir werden diesem bestreben später noch einmal begegnen.]

---

[1]) cf. das friesische *blixbuller*.

Die *rothe* farbe war als farbe des haares Donars seine lieblingsfarbe, die ihm heilige farbe und wo wir ihr begegnen, da ist er gewöhnlich nicht fern. in dem *rothen reiter* mit *rothwollenem* reiherbusch auf *rothem* ross, der an bestimmten tagen den waldsaum des Odenbergs umreitet, sieht J. Grimm den Donar[2]) (M. 892.) in einem Heubacher protocoll von 1649 erklärt ein mann, er habe oft in der nacht '*das böse weh*' gehabt; die leute sagten, das komme daher, *weil er ein rothes wamms trage*[3]). das war wol strafe dafür, dass der mann die dem gotte heilige farbe trug, ihn traf das elbengeschoss. eine bestätigung meiner annahme, dass der name des *Rodenstein* schon den Donar verrathe, mag noch darin liegen, dass der *Rothenthaler* (M. 892.) sagenhaft eng verwandt mit dem Rodenstein[4]) ist. noch mehr, wir begegnen in Württemberg um 1517 einer familie *Blitz vom Rotenstein*[5]) und zwar im oberamt Rottenburg, wo sich, wie der Schnellerts in der nähe unseres berges, auch ein *Martinsberg*, also wol ein Wuotansberg findet. die berge in deren namen sich die bezeichnung *rot* findet, erlangen dadurch dieselbe bedeutsamkeit für uns, welche die donnersberge (M. 154) haben. ein Sifridus de *Rodenberg*[6]) kommt um 1214 vor, es wird das in der alten grafschaft Erbach liegende *Rodenberg* sein[7]).

---

[1]) Henr. Rodbard a. 1168 annal. s. Petri Blandin. p. 142.

[2]) vgl. NS. nr. 517 der rothe mann.

[3]) Hexenacten des gräflich erbachisch. archivs fasc. I, 59.

[4]) Rodenstein und Schnellerts. p. 9.

[5]) Memminger beschreibung von Württemb. V, 62.

[6]) Kuchenbecker anal. hass. XII, p. 124.

[7]) Schneider erbach. histor. Satz II, 108, nr. 35.

der erste mit urkundlich bekannte herr von Rodenstein taucht erst 1263 auf[1]), eine curia Rodenburch in Belgien um 1158[2]), ein Readleowrh in England[3]).

Wie dem Thôrr quellen heilig waren[4]) so wird auch unser Donar solche gehabt haben. zu ihnen zähle ich vor allen die in der nächsten nähe des Rodenstein unter einer eiche springende, die mit dem berge in inniger sagenhafter verbindung steht. ist aber das wasser der quelle dem gotte heilig, dann wird es dies auch dann bleiben, wenn es als bach weiter fliesst (M. 156). so erkläre ich mir den schon um 831 vorkommenden namen *Rodesbach*[5]). ein Gerardus de Rodenbeke kommt 1259 in Flandern vor[6]). eine fernere bestätigung für den beinamen Donars der rothe, mag auch der eigenname Roth, de Roode, Rothe bieten, noch mehr aber der belgische bedeutsame name *Rodboldus*[7]) (a. 1168.)

Das *rothkehlchen* scheint dem Donar heilig und dankt dann gewiss nur seiner farbe diese ehre. wo ein rothkehlchen sein nest im haus baut, da schlägt der *blitz* nicht ein (Panzer p. 265 n. 144).

Den von Grimm (M. 154.) beigebrachten *Donnersbergen* kann ich noch zwei hinzufügen. in der gegend von Brüssel bei Laeken liegt ein *Donderberg*. *am Donnersberg* heisst ein grundstück in der gemeinde Jüchen bei Cöln. zu wichtigen resultaten könnten nachgrabungen und untersuchungen auf solchen Donnersbergen führen, sie würden bedeutendes licht auf den Donnerscultus werfen. ich schliesse dies daraus, dass sich auf dem rheinbaierischen Donnersberg ein altgermanischer *ringwall* findet[8]), den näher zu erforschen leider noch niemanden einfiel.

WAGEN, HAMMER, KEILE.

Wie der donner Thôrrs kartruf genannt wird (M. 161) so ist er ebenfalls das rollen seines wagens, den ein bockgespann zieht. nur wenige spuren sind mehr von diesem wagen übrig. dunkel lebt die verbindung des rollenden mit dem leuchtenden blitze noch in dem glauben auf Silt, der liebe gott *fahre* seine kiesen, die *feuerung*, die auf den friesischen inseln aus mist bereitet wird. der vom wagen aus den hammer oder die keile werfende gott blickt noch durch das ditmarsche: nu *foert de olde* all wedder da bawen unn *haut mit syn ex anne räd.* (Müllenhoff 358.) aber auch beim blossen regenwetter scheint Donar zu fahren, dann aber mehr als milder gott; wenigstens heisst es im liede:

---

[1]) L. Baur urkundenbuch des klosters Arnsburg p. 65.

[2]) cartular. s. Petri Affligemensis, MS. des brüssler staatsarch. f. 10.

[3]) Kemble I, 121. Leo rectitudines 66.

[4]) lex. myth. 967.

[5]) Scriba hess. regesten I, nr. 2199.

[6]) cartular. s. Petri Affligh. f. 20v.

[7]) annal. s. Petri Blandin. p. 112.

[8]) Knapp im hess. archiv für gesch. und alterthumskunde II, 266.

rägen, rägen rusch!
de könig foert to busch.

(Müllenhoff 517. nr. 33.)

Die böcke, welche den wagen des gottes ziehen, sind uns ganz gesichert. der teufel (der bocksfüsse hat) *fährt mit geissböcken.* (M. 974.) in dem XVIII märchen bei Müllenhoff haben sich die böcke an die 'ole kittelkittelkaer' des riesen verirrt. (p. 447.) im 2. theil der flämischen übersetzung von Boistueaus histoires prodigieuses, die 1608 zu Antwerpen unter dem titel: het wonderlyc schadtboeck der historien erschien, finde ich p. 71 einen *bock*füssigen teufel, der mit der rechten einen *hammer*, *blitze* mit der linken schwingt, eine sonderung, die echtdeutsch ist. wahrscheinlich fand der stecher das bild in irgend einer handschrift. das wappen einer familie *Boccaert*, deren ein mitglied einer urkunde von 1449 sein siegel anhing, trägt im obern felde *drei hämmer* [1]).

Bei dem hammer als heiligem geräth schwur man: '*by rids morkelhamer!*' bei dem zermalmenden hammer des geistes. noch andere zeugnisse bestätigen ihn. der teufel ergrimmte so sehr über den bau des Plöner schlosses, dass er seinen *grossen silbernen hammer* hinüber schleuderte. er hätte auch wahrscheinlich das schloss zerschmettert, wenn nicht unterwegs glücklicherweise der *hammer* vom *stiel* geflogen wäre. nun fuhr er nieder auf eine koppel der dorfschaft Pehmen am Plöner see und *drang so tief in die erde*, dass er eine kuhle bildete, die meist mit wasser angefüllt ist und noch heute die *hammerkuhl* heisst. ein alter *eichstamm* stand früher daneben und das war der stiel des hammers gewesen. (Müllenhoff p. 268.) ein ähnliches loch heisst die *Donnerkuhl.* (das. 601.) gerade wie der wagen mit den böcken auf einen menschenfressenden riesen übertragen wurde, so tritt auch hier ein riese an die stelle des hammerschwingenden gottes. bedeutsam ist der zug, dass der hammer vom stiel geflogen sei; er erinnert an den kurzen schaft des Miölnir. war dieser schaft überhaupt von holz, dann konnte und durfte er nur von eichenholz sein.

---

[1]) Cartular. s. Petri Affighemensis MS. des brüssler staatsarchivs f. 123.

Wie bei dem hammer, so schwört man gleichfalls bei den steinen, welche der gott wirft. 'by gods *heilige steenen!* by de godsige steenen!' wird in den Niederlanden geflucht. in Ditmarschen sagt man, wenn es donnert, die engel kegeln und werfen mit grossen steinen. (Müllenhoff. 358.) da die steine, die donnerkeile, aus der hand des gottes kommen, stehen sie natürlich in hoher verehrung. beim gewitter wird folgendes beobachtet: 'alii *strata mensa* in medio cubiculi imponunt *inter duas cereas ardentes* hanc *ceraunium lapidem* (donnerbeissel); is tum sudat quod ipsis videtur miraculum' [1], das ist dieselbe verehrung, die auch der norden für die mallei joviales hegte, die Saxo grammaticus 'magna religione culti' nennt [2]. (M. 164.) da Donar der gott der landleute ist, so begreift sich, dass diesen der donnerkeil vorzüglich werth und von nutzen ist; so wird z. b. der kuh, welche keine milch geben will, das euter mit dem steine bestrichen.

Die heilighaltung des von dem keil getroffenen liegt sehr nahe. wie die Osseten den vom blitz erschlagenen glücklich preisen und glauben, Ilia habe ihn zu sich genommen (M. 158.), wie dem classischen alterthume das enelysion heilig war, so galt auch unserer vorzeit das vom blitz berührte als von dem gotte geweiht, der keil vertrat die stelle des weihenden hammers. die säge, womit das notfeuer zum zauberbad entzündet werden soll, muss von einem apfelbaum sein, '*da der donner eingeschlagen hat.*' (M. 1220.) ein stückchen holz, *in welches der blitz fuhr*, in das heft eines schwertes eingeschlossen, verleiht diesem die kraft, jedes andere schwert in stücke zu schlagen. (NS. 279.) die quercus diabolica erhielt ihren namen daher, 'quia de coelo *per fulmen cui diabolus saepe cooperatur*, tacta ac per medium quasi secta.' [3]) si (en Belgique) la foudre tombe sur un arbre, les campagnards s'efforcent d'y reconnaitre les traces des griffes du diable' [4]. wahrscheinlich suchte man ehedem nach dem heiligen stein oder nahm von dem frisch vom blitz getroffenen holze mit sich.

---

[1] Wierus de praestigiis daemonum. Basil. 1577. col. 587.

[2] Huius generis verisimiliter fuerunt duo lapides mediocris magnitudinis, in praedio Tellemarchiae ad nostra usque tempora servati etc. *superstitiose culti*, ut ex. gr. *cuiusvis Thori diei vespera et aliis festis temporibus lavarentur, butyro vel alio unguento ad ignem illinerentur ac deinde siccati in primaria lecti sede collocarentur.* Talis eorum veneratio *ad fortunae beneficia* domicilio illi (ac forte etiam circumiacenti regioni) *procuranda*, necessaria esse credebantur. lex. myth. 961.

[3] Herdegom diva virgo candida. 261.

[4] Emancipation. feuilleton 1837. n. 173.

EICHE. DONNERAXT.

Der hessischen *Donnereiche* möchte ich zunächst die blitzgetroffene *quercus diabolica* in der tiefe des brabantischen Sonienwaldes zur seite stellen, die Wichmann noch kannte[1]) und in deren nähe eine quercus Jesu stand. solcher eichen muss es viele gegeben haben, wenigstens begegnet man in Belgien dem flurnamen *Tereecken* sehr häufig. oft fand ich so im Grossherzogthum Hessen den namen der *Herrgottseiche*, so u. a. in der nähe meiner jetzigen wohnung, unfern dem Heiligenberg, in welchem ich einen Wuotansberg zu sehen glaube (p. 36.). an der stelle soll es noch umgehn. wie diese eichen zu ihrem namen kamen, darüber klärt uns eine noch jetzt in der Bretagne lebende, jedenfalls ins alterthum hineinreichende sitte auf: 'aujourd'huy même dans nos forêts les boisiers appellent le plus beau chêne l'arbre de dieu' sagt ein berichterstatter[2]). daher denn wol die vielen *chênes du bon dieu*, denen man in Frankreich begegnet. in ähnlicher weise suchte man wol im heidenthum die stattlichste eiche des waldes auf und weihte sie dem donnerer.

Mitunter finden wir solcher eichen mehre beisammen und zwar abweichend von dem altberühmten deutschen Dreieich in den heiligen zahlen *vier* und *sieben*. in einem mir von meinem verstorbenen freunde Willems mitgetheilten flandrischen flurbuch, fand ich u. a. orte, welche *Viereeckens* hiessen, bei Landeghem, Dronghene und Gavre, ein *Vierboomen* bei Nevele, selbst einen Eeckenberg bei Renaix. blosser zufall kann unmöglich an diesen orten immer gerade vier eichen zusammengeführt haben, eben so wenig wie *Zeveneecken* an andern in Westflandern und Deutschland. es muss ihnen eine höhere bedeutung innewohnen, unter dem schatten dieser bäume wird eben so wie unter den schönsten eichen des waldes dem Donnerer geopfert worden sein.

Unter den dem gotte heiligen kräutern nennt Grimm den *donnerbart*, die französische Joubarbe, barba Jovis. auf sie bezieht sich das gebet beim unwetter:

> *Sainte barbe, sainte fleur,*
> *la vraie croix de notre seigneur!*
> partout où cette oraison se dira,
> jamais *le tonnerre* ne tombera.

---

1) Brabantia mariana 244.

2) mem. de l'acad. celt. III, 309.

DONNERSTAG.

Die heilighaltung des *donnerstags* hat sich bis auf unsere tage in manchen gebräuchen erhalten. Jacobus a Voragine sagt: 'in vulgari proverbium est, ut *diei dominicae dicatur cognata dies Jovis; antiquitus enim erat aeque solennis*[1]). so erzählt auch Weinrich im prooemium zur strix des Picus Mirand. p. 28: 'accidit quodam die ut famula nescio quibus in aedibus paulo maturius cubitum se conferret hera absente; quae cum serius revertisset et aliquid cibi sibi praeparandum esset, vascula quaedam ad praesentem usum mundanda fuerant. vix a coena lectum conscenderat hera, adest *spectrum* et primum quidem ianuam in ipso aditu magno impetu pandit, idem facit in coenaculo, in quo cum tumultuaretur furiose, iamque hera esset prospectura quid gereretur aperit cubiculum, astat lecto et brachium mulieris contingit, mox sic eam compellat: '*dic mihi, cur solenni nocte, ipsoque die Jovis vasa famulas mundare pateris?*' illa vero admodum territa; 'quod hoc tempore, inquit, factum est, non admittetur amplius quoad vixero.' mox regreditur in coenaculum et vasa mundat, affusa subinde inter tergendum aqua et paulo post evanuit.' wie Perchta, wie Holda auf die heiligung der ihnen geweihten tage halten, so hier der alte gott. in Friesland wurden die drei jährlichen warfdagen an *donnerstagen* unter heiligen *eichen* gefeiert (Westendorp verh. 32.) noch heute dauern die kirmessen den sonntag und montag, dienstag und mittwoch wird gearbeitet, am *donnerstag* aber beginnt das fest von neuem und wird abends beschlossen. dahingegen fängt die cölner *fastnacht* mit dem *donnerstag* an, der sog. weiberfastnacht, die drei folgenden letzten wochentage arbeitet man, und setzt die feier am sonntag fort. ganz ähnlich fanden die proben zu den turnieren im mittelalter am *donnerstag* vor dem *fastnachtssonntag*, dem sog. rennsonntag statt (Haltaus jahrzeith. 196). auch erzählt Lersner, wie die schreinergesellen 1654 bei der *fastnacht* einen umzug hielten und *donnerstags* abends das fest schlossen, indem sie *mit brennenden lichtern* auf die Mainbrücke zogen und dort die lichter in den fluss warfen (chronik v. Frankf. II, 1, 673). in der grafschaft Mark wird an dem tage gefeiert, und weder gedroschen noch gesponnen. Woeste p. 28. am donnerstag darf man keinen *mist* austragen und abends nicht spinnen (Kuhn p. 415). auch kämmt man sich nicht, damit die läuse den unterirdischen nicht in die schüsseln fallen (das. p. 323). der mist gehört zum ackerbau, wie das dreschen und da Donar des landbaus schützer ist, so muss natürlich an dem ihm heiligen tage vor allem der bauer feiern. ja der donnerstag[1]) dient selbst zum fluch, wenn man den namen des Donners selbst nicht aussprechen will: *hael im de donnerstag!* heisst es in Holstein (Schütze II, 82). besonders scheint aber der *gründonnerstag* dem gott heilig: leinsamen, der dann gesäet wird, friert nicht ab; wo man brod bäckt, da regnet's das ganze jahr nicht (Kuhn 378. 387). im Odenwald säet und pflanzt man am gründonnerstag so viel man kann und in der Wetterau sagt man, dass dem dann gesäeten die erdflöhe und anderes ungeziefer nicht schaden können, und dass an dem tag gesteckte bohnen vor dem erfrieren geschützt seien. auch isst man grüne pfannkuchen, warum, wird nicht mehr gesagt, doch wahrscheinlich, um das jahr hindurch vor irgend einer krankheit geschützt zu sein, wie man am Rheine fastet, um keinen zahnschmerz zu bekommen. die kräuter werden wol an dem morgen gebrochen und gelten als vorzüglich heilkräftig. Wetterauischen aberglauben zufolge wechseln hühner, die aus am *gründonnerstag* gelegten eiern schlüpfen, jedes jahr die farbe und wenn man beim sonnenschein in der kirche durch ein solches ei sieht, erkennt man die hexen der gemeinde daran, dass sie den rücken dem altar zuwenden; in der Mark stellt man sich dazu, ein solches ei in der tasche, auf einen kreuzweg, oder man nimmt es am stillen freitag mit in die kirche, eilt jedoch vor dem segen wieder heraus (Kuhn p. 377). selbst die kleider sind vor motten sicher, die man an dem tage an die luft bringt. diese züge, deren ich leicht noch viele andere ähnliche hinzufügen könnte, hangen sammt und sonders mit dem Donar zusammen und zwar einestheils mit seinem amt als spender des segens der erde, anderntheils mit seinem rang als herr der untergeordneteren geister.

---

[1]) leg. aurea. Colon. 1483 f. 41.

ERNTE UND SAAT. OSTERFEUER.

Harbardr sagt XXIII 'Thôrr á þraela kyn.' dass in diesen worten eine herabwürdigung liege, wie Grimm glaubt, möchte ich bezweifeln. ihm, dessen mutter die erde ist, ziemt es, sich der die erde bebauenden anzunehmen; er sendet und spendet fruchtbaren regen, reinigt das wetter und sein heiliger baum gewährt die nährende eichel (M. 161). aus Gautrekssaga erfahren wir, dass er es ist, der land und grundbesitz schenken und versagen kann, dass er des volkes herz zu liebe oder haus lenke. in dieser stelle steht das volk, die unfreien, die erde bebauenden den edeln, den waffenführenden helden gegenüber, deren patron Odinn ist (fornald. sög. III, 32). wie des letztern schützlinge aber in Valhöll aufnahme finden, so werden Thôrrs freunde zu ihm fahren. ihrer sind natürlich unendlich mehr als der helden, daraus folgt dass Thôrs halle ungleich grösser sein muss als Valhöll. Bilskirnir in Thrudhwangr hat 540 räume und Odinn selbst gesteht: unter den hallen, die ich erbaut weiss, ist die meines sohnes die grösste. in ihr also nimmt Donar *seinen theil an der beute* auf (M. 122. 161). selbst seine erscheinung scheint mir auf seine verwandtschaft mit dem landmann, dem knechte hinzudeuten: er tummelt kein stolzes ross, wie sein vater und dessen helden, er geht zu fusse oder fährt wie der bauer, er schwingt kein schwert wie Odinn und Tyr, seine waffe ist der weihende hammer. weitere ausführungen, die dies verhältnis in klareres licht setzen, muss ich für später aufheben, wenn von der seele die rede sein wird.

---

[1]) Bei Müllenhoff s. 591 heisst ein zwerg Hans Donnerstag.

Wenn auch Donar sich mit Wuotan, wie Odinn mit Thôrr, in das amt eines erntegottes theilt, so tritt doch im Norden wie in Norddeutschland diese seite seines wesens stark in den hintergrund und bei den erntebräuchen denkt keiner an ihn, beten alle zu Wuotan, danken alle diesem und bleibt für dessen ross ein garbenbüschel auf dem acker stehn. nur das *Peterbült* im Saterlande wie das bringen des alten in der Ukermark könnte möglicherweise auf Donar zu beziehen sein, doch auch das ist noch unsicher. je mehr wir dagegen nach süden vorschreiten, um so mehr tritt Wuotan zurück und Donar vor. im altmärkischen Drömling trägt der schimmelreiter einen *rothen mantel* (Haupts zeitschr. V, 472). im südlichen theile von Sachsen tritt er schon nicht mehr allein auf, sondern in begleitung des *haferbräutigams* und der *haferbraut*, welche beide jenem *zu wagen* folgen. so *fahren* auch Donar und Nerthus, denen ich sie vergleichen möchte. in Hessen sind die erntegebräuche fast ganz untergegangen, doch ist im Odenwald noch genug übrig, um Donar, als einst bei ihnen vorherrschend, zu zeigen. das auf dem acker zurückbleibende aehrenbund heisst hier und an der Bergstrasse der *bock* und ich denke mir, dass man es einst für das gespann Donars liegen liess, wie im norden die garbe für Wuotans ross. noch deutlicher tritt der gott im Rodensteiner hervor, *dessen wagenspur die vollere reichere aehre bezeichnet.* so heilspendend ist sein umzug, dass der von der luftigen bahn niederträufelnde segen die aehre voller schwellt[1].

[1] auch in folgendem aberglauben bricht Donars beziehung

Wenn wir in Süddeutschland auch bisher noch erntebräuche missen, dann sind wir dafür entschädigt durch frühlingsbräuche, welche dort wie nördlicher entschieden auf Donar hinweisen. hier finden wir um fastnacht 'die gewohnheit des *pflugumziehens*, die ursprünglich ohne zweifel zu ehren der gottheit geschah, von welcher man fruchtbaren jahr und gedeihen der aussaat erwartete (M. 242). nebst dem pflug führte man auch *schiffe* umher, welche Grimm auf die deutsche Isis bezieht, d. h. auf eine die fruchtbarkeit der erde schenkende, wie über der liebe segnend waltende göttin. diese verbindung lässt mich, der ich den pflug zu Donar gehörend betrachte, an den haferbräutigam und die haferbraut denken, die wie sehr auch im namen verwandt in der erscheinung doch ganz verschieden sind. schon die zeit der umfahrt deutet auf Donar hin, es ist der beginn des merzmonats und gerade dieser monat war im norden dem Thórr heilig [1]. (lex myth. 1011.) der pflug erscheint somit als heiliges symbol des gottes, der die saat segnet, der zugleich des flammenden blitzes gewaltig ist, denn diesen bezeichnet das *feuer* [2], welches an einigen orten auf dem pfluge brennt: 'an andern orten ziehen sy ein *feürinen pflug* mit einem meisterlichen *darauff gemachten feür angezündet*, bis er zu trümmern felt' (M. 242). dies macht uns auch die bedeutung, der zwar einige wochen später fallenden, aber doch auch hierher gehörigen *Judasfeuer* klar, die unmittelbar nach dem dem gotte besonders heiligen gründonnerstag abgebrannt werden.

In Althenneberg sammelten noch vor fünfzig jahren die bursche des ortes am charsamstag holz zu einem scheiterhaufen *auf dem getreidefeld*. aus einer hohen stange wurde ein *kreuz* gemacht, dies ganz mit stroh umwickelt in den boden gepflanzt und dann das holz des scheiterhaufens herumgelegt. abends nach der auferstehungsfeier zündeten die bursche des dorfes an der kirchthüre mit dem geweihten lichte der kirche ihre lichter in laternen an und *in vollem laufe* gings dann dem holzstosse zu, indem jeder zuerst ankommen wollte. der *erste* zündete den holzstoss an. *keine frau, kein mädchen durfte sich nahen.* zwei bursche mussten die ganze nacht streng die glut

---

zum landbau durch. wird das vieh zum ersten mal ausgetrieben, so muss es über einen grünen torf, ein hühnerei und einen rothen rock gehn. Kuhn märk. sagen 380. n. 35. ein rother tuch hilft die butter vermehren. NS. p. 459.

[1] auch in Finnland war der beginn des frühlings, der zeit der saat dem donnergott heilig, dann trank man ukkos minne, lex. myth. 912.

[2] dem Thórr, Perun und Perkunos brannte ein *ewiges feuer*. lex. myth. 930. 940. 941.

gegen entwendung bewachen. *bei sonnenaufgang* sammelten diese beiden bursche sorgfältig die asche und warfen sie in das fliessende wasser des *Rötenbaches*. der glückliche, welcher den holzstoss zuerst erreichte, wurde am heil. *ostertage*, vor der kirchthüre stehend, mit gefärbten eiern beschenkt. der aufruf zu diesem feuer war: *brennen wir den Judas* und die handlung hatte zum zweck den *hagelschlag* abzuwenden. vor etwa 50 jahren wurde das *Judasfeuer* durch die polizei abgeschafft. in Freising nannte man die verbrennung des Judas das *Ostermannbrennen* (Panzer 212). diesem *Ostermann* stand wol eine Osterfrau zur seite, *die Ostara!* dass das feuer nur *ihm*, nicht ihr galt, ist dadurch ausgedrückt, dass nur *männer* theilnehmen dürfen. er der gott aber, war ein gott der saat, denn auf dem *getreidefeld* muss das feuer brennen und es soll den hagelschlag abwenden, der gleich dem regen in *Donars* hand lag. das auf dem scheiterhaufen stehende kreuz würde *als solches* schwerlich verbrannt werden; es vertritt hier die stelle des Judas, denn das feuer heisst Judasbrennen und war also ursprünglich gewiss nichts anderes, als der heilige hammer, dessen gestalt der des kreuzes ganz ähnlich ist. den *Rotenbach*, welcher die asche des heiligen feuers aufnahm, stelle ich zur Roodebeek, dem Rodesbach und dem Rotenstein, Rodenstein; er wird dem gotte heilig gewesen sein, darum flammte das feuer an seinem ufer, darum nahm er die heilige asche auf, wol ehe noch die sonne sie beschienen hatte. Bei Mittenwald in Oberbayern wird das feuer am *ostertag* auf einem steilen *hügel* angezündet. die jungen männer befestigen an eine ruthe einen hölzernen *pfeil* (bolzen) dessen spitze in pech getaucht und *angezündet* wird. nun wird die ruthe so geschwungen, dass der *pfeil* hoch in die luft fährt und bei der nacht einen schönen bogen beschreibt. ich beziehe diesen bolzen auf Donar und sein geschoss, die *donnerkeile*. in Oberau wird statt des bolzens am *ostersamstag* eine *scheibe* angezündet und den *berg* hinab hoch in die luft geschleudert, oder auch ein mit stroh umwundenes *rad* angezündet und den berg hinabgerollt. bei Füssen haben die scheiben strahlen wie die *sonne*. bei Reute in Tirol zündete man die scheibe am *sunwendfeuer* an und rief, während sie sich glühend in der luft drehte: *hoi sie!* von dem feuer *trug man brände mit nach heim*, ging noch in der nacht auf einen *flachsacker* und steckte sie in die erde. so hoch der sprung über das feuer, so lang wächst der *flachs*. bei s. Georgen in Oberbayern wurden sogenannte Mechtildenkränze ins sunwendfeuer geworfen, oder auch auf die felder gesteckt, *damit der hagel keinen schaden anrichte*. (Panzer p. 210 ff.) die geschlagenen scheiben sind bilder der sonne, welche der gott bei der sonnenwende wieder zurückführt, der erde wieder näher bringt. den ruf: *hol se!* erklärt man jetzt: der dieb müsse die scheibe holen, d. h. wer sich des vergehens schuldig gemacht, ohne dass es allgemein bekannt war. wäre aber nicht an den niederdeutschen ruf: *haal dinem rosse nu voder*, zu denken, der ruf also zu erklären: hole das dir gebrachte opfer! das wegtragen der brände fanden wir schon beim Martinsfeuer. es kommt gleichfalls beim weihnachtsfeuer vor und wird sich ehedem nicht allein auf den flachs bezogen haben; wie das sunwendfeuer und die Mechtildenkränze in s. Georgen, wie das Judasfeuer in Althenneberg mit dem landbau im allgemeinen in beziehung stand, so wird das auch in Tirol der fall gewesen sein.

In Cöln half ich noch das Judasfeuer schüren. unter dem gesang des liedchens:

räde räde *eichhân* (eichhân)
gitt mer gett en et zeichhân,
räden dit, räden dat,
gitt mer get en der knappsack u. s. w.

zogen wir knaben vor die häuser und sammelten holz, lebkuchen, stroh u. a. davon wurde ein feuer angezündet, worin der Judas, ein (oft angekleideter) strohmann, verbrannt wurde. später mischte sich auch hier eine löbliche polizei hinein und verdarb uns die freude, während sie schwere missbräuche gefährlicherer art ungeahndet liess. die zwei ersten zeilen sind mir unverständlich, doch gemahnt das darin auftauchende eichhorn an die sitte in Bräunrode am Harz 1) vor dem anzünden des osterfeuers *eichhörnchen zu jagen*. warf man diese in die flamme, wie in Paris die katzen in das lodernde Johannisfeuer? sie sind *rothhaarig* wie der *fuchs* (der holtathôr) und das rothkehlchen und stellen sich dadurch zu Donar. nicht weniger thut dies der in den feuern verbrannte *Judas*, der nach der sage *rothharige* verräther Christi. diese sage ist aber, wie schon bemerkt, *deutschen* ursprungs. nichts von ihr ist weder in den kirchenvätern noch in ältern kirchlichen schriftstellern zu finden.

Noch in andern orten am Rhein zündet man diese charfreitags- oder Judasfeuer an; in andern gegenden, so am Harz, in der Altmark, Braunschweig, Hannover und Westphalen (Kuhn 373), brennt das feuer wie in Oberbayern zwei tage später am ostertag, wofür M. 581 ff. zeugnisse gesammelt sind. auch im Hildesheimischen bringen die leute *eichene kreuze* hölzer oder mit querstücken getragen, brennen sie an und heben sie das

---

1) vgl. auch Firmenich Germaniens völkerst. I, 426. 458.

ganze jahr auf (M. 583). das zeugt abermals für uns; die *eiche* ist dem Donar heilig, die kreuze aber wie jene hölzer sind gleich den baierischen verwandelte hämmer und solche opfern die Esthen dem donnergott [1]). noch mehr, wie im Odenwald das auf dem felde rückbleibende garbenbund der *bock* genannt wird, so sagt Letzner, sei vor alters das osterfeuer *bockshorn* genannt worden (M. 583). so heisst sonst der tragant; dieser wird wol vorzüglich in die flamme geworfen worden sein, als ein dem Donar heiliges kraut, wie ich gleiches vorhin von den ihm gleichharigen eichhörnchen annahm; dadurch hätte das feuer den namen bekommen. bedeutsam ist nicht weniger, dass das feuer meist auf *bergen* angezündet wird, worin es dem Martinsfeuer gleichsteht, und wodurch es sich an die *Wuotans-* und *Donnersberge* anknüpft, während das Johannisfeuer selten auf bergen, meist in den strassen der städte und dörfer, oder auf dem felde brennt. dem Wuotan und dem Donar sind *berge* heilig, ein gleiches ist wenigstens bisher noch nicht von der gottheit erwiesen, der das Johannisfeuer lohte (?). nicht weniger bedeutsam ist die art der osterfeuer. neben jenem feurinen pflug finden wir in Franken ein *wagenrad* welches man mit stroh umwunden und angezündet abends von einem hohen jähen *berge* mit vollem lauf ins thal rollen lässt. der tag heisst *funkentag* im Rheingau *hallfeuer* (M. 594). das stimmt abermals zu dem gott dem der *wagen* beigelegt ist, dessen rollen den donner verursacht, den der sprühende blitz begleitet. wol ist dieser brauch an der Mosel z. b. auf das Johannisfeuer übertragen, doch wird er ursprünglich auch dem osterfeuer eigenthümlich gewesen sein.

In Belgien ist das *paaschvuur* meist untergegangen, es erhielt sich dagegen in Holland: 'voor zoodanige feest of vreugdevuren het hout en stroo op den Paaschdag langs de woningen der dorpelingen byeen te gaan bedelen, gold voor de jeugd en jongelingen als een verdienstelyk werk en geschiedde doorgaans met deze zangregels:

hout en stroo is niet te duur,
geeft ons wat aan 't *paaschvuur*,

had men op deze wyze genoegzamen voorraad van brandstof byeen gebragt, dan werd de *brandstapel op de meest uitstekende hoogten* opgerigt, waaromheen zich dan des avonds by het zinken der duisternis de inwoners schaarden en onder een dikwyls luidruchtig *gejuich en gejubel*, onder *rijendansen* rondom den brandstapel aangestoken. sommigen *liepen* na het nederstorten van het brandend gevaarte *door de vlammen*, anderen sprongen dan *door de gloeijende vuurkolen* en vooral was het de roomsche catholyk, die een half verteerd brandhout mede nam [1]).'

---

[1]) sie sind auch wol aus *eichenholz*, wie der hammerschaft des teufels in der schleswigischen sage?

In *Frankreich* feierte und feiert man noch dieselbe zeit durch ganz ähnliche gebräuche. auch da ist es *die fruchtbarkeit der erde*, welche zu erlangen man die feuer anzündet. 'A Valenciennes on voyait encore il y a peu d'années les enfans allumer des torches nommées *Bouhours* le premier dimanche de carême, ces torches étaient de filasse trempée dans du goudron, ils chantaient en parcourant les rues:

bour pennes poires [2])
des chérisses toutes noires,
eune bonne tartène
pour nos méquène;
un bon gros . . .
pour nos varlet.

In Epinal (dep. des Vosges) findet das fest am 1. sonntag im merz statt: la jeunesse après avoir passé la journée à se divertir *sur un grand rocher* près de la ville (cf. M. 594) se réunit en differens quartiers *pour allumer des feux* de joie qu'on appelle *bures*.' bei denselben wählt man die pare der Valentins und Valentines. zugleich gehen die kinder an den bach [3]) und lassen auf diesem bretter schwimmen, die mit kleinen *lichtchen* besteckt sind. im Jura laufen die kinder mit anbrechender nacht *mit brennenden strohfackeln über felder und berge* [4]), indem sie rufen! plus de fruits que de feuilles. dagegen werden in den Ardennen nur an den thüren heirathsfähiger mädchen hanfbündel angezündet. in der Champagne brennen wieder die brandons der kinder: 'si les enfans ne fesaient pas cette *cérémonie*, *les paysans ne seraient pas tranquilles sur le sort de leurs arbres et de leurs moissons*. in Loire et Cher laufen die bauern *mit brennenden fackeln über die eingesäeten felder*, sie glauben damit die feldmäuse zu vertreiben. *feu heureux* heisst das feuer im dep. du nord 'et tel qui refuserait du bois à la st. Jean en donne le premier dimanche de carême.' der holzstoss ist in Floyon bei Avesnes so gross dass er wol 24 stunden brennt (Madame Clement hist. des fêtes du dep. du Nord, Paris 1834. p. 360 ff.).

Aber nicht nur die fastnachts- und osterfeuer gehören, als gleichen ursprunges hierher, ich beziehe auch die *Maifeuer* auf Donar. sie sind nur verlegt und das konnte um so eher geschehen, da ostern häufig spät in den april (auf den 19. 20.) fällt und von da nur einige tage bis zu der altfestlichen maizeit waren. dass sie weniger der Ostara gelten konnten, glaube ich erwiesen zu haben; die persönlichkeit Donars blickt bei den feuern noch immer stark und voll durch. dies ist ebenso der fall mit andern gebräuchen, welche sich an die fastnacht und den 1. mai knüpfen.

---

[1]) Buddingh verhandeling over het Westland p. 160.

[2]) beurre, pommes.

[3]) cf. Donnersbach, Rotesbach. in den letztern wird die asche des feuers geworfen, wie hier die lichtchen.

[4]) dasselbe fanden wir beim Martinsfeuer.

In der grafschaft Mark heisst der donnerstag vor fastnacht der Zimbertstag. wie man im november zum Martinsfeuer sammelt, so sammelt man dort für '*den armen Zimbert*'. am ersten mai steht der hirte mit 'krick' des tages auf und geht nach einer stelle des *berges*, welche am frühesten von der sonne beschienen wird. dort wählt er dasjenige *vogelbeerbäumchen* aus, *auf welches die ersten strahlen fallen* und schneidet es ab. das abschneiden muss mit *einem 'ratz'* geschehen, sonst ist es ein übles zeichen. ist er mit dem bäumchen auf dem hofe angekommen, so versammeln sich die hausleute und nachbarn. die *stärke*, welche 'gequieckt' werden soll, wird auf den düngerplatz geführt. da schlägt sie der hirt mit einem zweige des vogelbeerbaums auf das kreuz und die hüften und wünscht, wie der saft in die birken und buchen, das laub in die eichen komme, so möge ihr milch das euter füllen. dann schlägt er sie aus euter und *gibt ihr einen namen*. die hausfrau beschenkt ihn dafür mit eiern, mit deren schalen und butterblumen er das aufgepflanzte vogelbeerbäumchen schmückt [1].

Jenen Zimbert liesse sich allenfalls durch Sinte Berte, die heilige Bertha erklären, wie Woeste vorschlägt; das femininum wäre ins masculinum übergegangen, wie umgekehrt fru Woden in fru Gaue. doch würde dies schwerlich statt gefunden haben, wenn der weiblichen gottheit nicht eine verwandte männliche zur seite gestanden hätte. ich halte es vor der hand mit der männlichen allein, diese ist verbürgt; wenn auch der name Zimbert andere deutungen zulässt, sie werden immer wieder auf Donar führen müssen. er spielt in dem kalverquicken am ersten mai offenbar wieder die hauptrolle. der vogelbeerbaum war dem norden 'biaurg Thórs'; an ihm hielt der gott sich und schwang sich auf der reise zu Geirröde aus dem flusse [2], darum war er ihm heilig. wie hier der hirte mit dem heiligen baum das kalb dreimal schlägt damit es reiche milch gebe, so hängt man im norden zweige des baumes am 1. mai an *den ställen* auf; er vertritt die stelle des kreuzes, welches der deutsche bauer an die stallthüre malt. in Schweden 'sorbus adhiberi dicitur *jugis taurorum*'[1]. auch im norden hatte er demzufolge ähnliche kraft bei dem vieh, wie in Westphalen. uralten anstrich hat die art, wie das bäumchen geholt wird. der hirt sucht es auf dem *berge*. irre ich nicht sehr, dann ist es nicht einerlei, auf welchem berge, dann wird es ein bestimmter berg sein, auf dem die staude zu suchen ist, und dieser berg wird ein dem Donar heiliger sein. die *ersten sonnenstrahlen* müssen das bäumchen weihend bezeichnen[2], es muss auf *einen schnitt* sinken, wie die wünschelruthe im Odenwald.

---

[1] Woeste volksüberlieferungen in der grafsch. Mark. p. 23.
[2] lex. myth. 897.

Jenes Zimbert finden wir im Wendlande um fastnacht wieder; dort ziehen die knechte und jungen umher und sammeln gaben ein, man nennt das *sempern* oder *zampern*. in Ilseburg am Harz bäckt man kuchen in *dreieckiger* gestalt zum fastenabend, das ist aber gerade die form des *hammers*, dessen zwei enden mit dem stiel ein dreieck bilden. in Torgau isst man sie, damit die maulwürfe nicht so gewaltig den boden aufstossen, sie sind also nichts als alte opferkuchen, gerade wie auch die mehr donnerkeilförmigen *kröppeln*, kreppeln, die dort wie in Hessen um fastnacht gebacken werden. in der umgegend des Kyffhäusers macht man eine kleine puppe, ein *männchen* vorstellend, welches dreschflegel, harke, scheffel und metzen trägt; das wird auf einen tisch gesetzt und *man sammelt gaben dafür ein;* die gensdarmen (!) haben diesen gebrauch (wol durch den pfarrer belehrt) für abgötterei erklärt[3]. das ist der westphälische Zimbert, Donar, der gott der frühlingssaat.

Nicht weniger klar tritt der gott in den norddeutschen Ostergebräuchen hervor, die Kuhn und Schwarz gesammelt. wie in Bräunrode, so jagt man auch in der gegend von Cammin die *eichhörnchen*. man windet Ellernkränze und hängt sie in den häusern auf, um das *gewitter* abzuwehren. die *feldarbeit* ruht, kein dünger wird in der Osterwoche ausgefahren. wie der rothkopf im märchen mit der kugel wirft, so wird mit der *kliese* ball gespielt. die kliesen müssen diejenigen stellen, welche sich im vorigen jahr *verheirathet* haben (p. 372 ff.).

Bei den maifesten vermischen sich jetzt gebräuche, welche einst streng gesondert waren, namentlich die welche sich an die alte frühlingsfeier knüpften, mit denen, die zur sommerfeier gehörten. sie jetzt noch genau zu scheiden wird sehr schwer sein. jedenfalls möchte ich den *maiwagen* für Donar beanspruchen. die andern ehemals auf ihn gehenden bräuche sind ausserdem noch überwuchert von solchen, welche auf die ihn geleitende göttin gehn, und die sich wie alles auf weibliche gottheiten bezügliche länger im volke erhielten.

---

[1] lex. myth. l. c. anmerk. wo ziemlich ausführliches über den sorbenbaum gesammelt ist.

[2] auch bei der wünschelruthe kommt die sonne in anschlag. M. 927.

[3] Kuhn und Schwarz p. 369 ff.

Das gebiet des Donar als des frühlingsgottes erstreckt sich demzufolge über den ganzen deutschen norden, über Niedersachsen und Westphalen, die Niederlande und (da Grimm M. 581 die osterfeuer auch in Jütland und Seeland kennt) Dänemark; ferner den Rhein hinauf nach Oberbaiern, Franken und Tirol hin. er kommt somit da vor, wo entweder kampf des winters mit dem sommer, und feierlicher einzug des letztern, oder einholung des *maiwagens* [1]) bei dem maifeste statt findet. weiter nach Franken hinein, in Thüringen, Meissen, Schlesien und Böhmen, wo bloss der winterliche Tod ausgetragen, der sommer nicht eingeholt wird (M. 739), da giebt es keine Osterfeuer, da also wird der gott auch als bringer des frühlings nicht gegolten, sein cultus weniger geblüht haben.

Fassen wir die ergebnisse der untersuchung zusammen. das osterfeuer lohte ehedem überall am festlichen tage des frühlingsanfangs, daher noch sein heutiger name in Baiern *sunwendfeuer*. es wurde meist auf *bergen* entzündet [2]), in ebenen auf *getreidefeldern*. als opfer warf man heilige kräuter, thiere oder hölzerne hämmer hinein. man trug brände auf die felder, um diese dadurch vor hagelschlag zu sichern und fruchtbar zu machen. ebenso nahm man in dem feuer angebrannte hämmer mit sich nach hause und hob sie auf. man zündete räder, scheiben und bolzen an dem feuer an und warf sie in die luft. den hämmern entsprechen opferkuchen in gestalt eines dreiecks (▽ = T), den bolzen die länglichern runden kröppel, deren vorzeiten wol auch in die flamme geworfen wurden. brannte das feuer an einem dem gotte heiligen bach, dann warf man die asche in dessen wasser, auf den bergen überliess man den winden, sie zu verwehn. der heilige strauch des Donar, die *vogelbeere* [3]) diente zum weihen des viehs, um viele *milch* zu erlangen. der heiligen woche im herbst, der gemeinwoche, entspricht im frühling die woche, in welche das osterfeuer fällt; dann muss alle feldarbeit ruhen: laeti tunc dies.

---

[1]) dieser wird auch in England feierlich eingeholt, und ich glaube daraus schliessen zu können, dass auch dort andere den deutschen ähnliche gebräuche auf ostern und am 1. mai vorkommen.

[2]) sollten die Donnersberge nicht besonders durch Osterfeuer ausgezeichnet sein?

[3]) wol wegen der *rothen* früchte dem Donar geweiht.

EHE.

Der hammer des gottes diente zur weihe der braut. Thrymsqu. XXX. dadurch erscheint Thôrr als gott der ehe, deren segen er auch mitunter zu spenden und zu versagen scheint, denn er schafft dem Starkadr, dass er keine kinder haben und sein geschlecht beschliessen solle (fornaldarsög. III. 32. Uhland Thor 188. M. 818). ob auch in Deutschland diese hammerweihe bei hochzeiten statt fand, das kann erst entschieden werden, wenn ausführlichere sammlungen von gebräuchen vorliegen. dass aber Donar gott der ehen war, leidet jetzt schon kaum zweifel. Kuhn citirt p. 522 aus Müllenhoff de antiquissima Germanorum poësi chorica p. 23 art. 5 ein *rothes banner* bei hochzeiten; in der Mark erscheint bei solchen ein reiter mit *rothem* mantel (Kuhn märk. sagen p. 361). das ist aber die farbe Donars und wo wir sie immer finden, da dürfen wir schliessen, dass er nicht fern ist. von gleicher farbe ist die *brautseide*, der *faden* [1]), den die braut im Havellande um den hals trägt und der andere, womit der rosmarinstengel des predigers umwunden ist; sie giebt sich dadurch gleichsam dem gotte zu eigen. wahrscheinlich wurde vorzeiten bei der brautweihe Donars minne getrunken; wie man sie für das gedeihen der äcker trank, so wol auch für kindersegen. dafür scheint mir der folgende gebrauch zu sprechen: 'A Mayence Wirtsbourg et Worms le prêtre ne *benit que du vin* à la solennité des *nôces* et après l'avoir *béni il en donne aux nouveaux mariés*, qui sont à genoux sur le dernier degré de l'autel, leur disant: *bibite amorem s. Johannis* [2]) in nomine patris etc. ainsi qu'il se lit dans le rituel de ces trois diocèses de l'an 1671' (Thiers traité des superstitions. 4. ed. Avign. 1777, IV, p. 473). so füllten die alten Ditmarsen bei der verlobung eine *neue eschene schale* mit einer kanne frischen bieres und reichten sie dem bräutigam, der alsdann der braut oder verwandten freundinnen zutrank (Schütze I, 80); die schale hiess der *löftbekker*, durch den trunk wurde der bund, das gelübde geweiht, geheiligt. dem süddeutschen brauche ähnliches berichtet Polydorus Virgilius aus England: 'sponsa apud Anglos postquam benedixerit sacerdos *in templo* incipit *bibere* sponso et reliquis adstantibus idem mox facientibus (de inventor. rer. I, c. IV). in Frankreich herrschen dagegen von diesem wesentlich verschiedene gebräuche. so heisst es in den um 1680 gedruckten beschlüssen einer synode des XIII jh. aus Angers: 'postea faciat sacerdos *tres offas* et ponat in *scypho vini benedicti* et postea det unam offam sponso et unam sponsae qua comesta tradat tertiam sponso ut det partem sponsae. postea dicat initium sⁱ evangelii ....' auch dem ritual von Autun zufolge weiht der priester *wein und brod* und giebt es den brautleuten indem er zum bräutigam sagt: prenez et donnez à votre épouse en lui faisant aussi bonne part et loyauté que vous voulez qu'elle vous fasse' (Thiers l. c. III, 472). das ist mehr ein symbolisches mahl, dem allerdings ein opfermahl zu grunde liegen könnte; jene gebräuche aus Deutschland und England dagegen zeigen die altheidnische sitte noch rein und ungetrübt, es ist noch der lautere *minnetrunk*.

---

[1]) cf. KM. nr. 80 der brunnen sagt: lauf bis zur *braut* und lass dir *rothe seide* geben.

[2]) rest davon scheint der norddeutsche gebrauch, dass der tänzer auf der hochzeit seiner tänzerin einen *krug bier* reichen muss. Kuhn p. 113.

In Holstein beginnt die hochzeit am *donnerstag* und währt bis zum folgenden sonntag. dasselbe ist auch hin und wieder in Hessen sitte. dagegen gilt in der Mark der donnerstag als hochzeitstag für unglücklich (Kuhn p. 434). beides weist auf unsern Donar hin, dessen wochentag auch in Dänemark als ein für hochzeiten günstiger gilt. lex. myth. 951. anderswo sind dagegen der dienstag und freitag vorzugsweise hochzeitstage; da wurden wol andere gottheiten als ehesegnende angerufen, besonders Fro.

PETRUS. PETERSFEUER.

Wie bereits früher bemerkt übertrugen die bekehrer der deutschen heiden die verehrung Donars auf den heil. apostel Petrus. an analogieen fehlte es dabei keineswegs: wie Donar nächst Wuotan der höchste der deutschen götter war wie Thôr in för Skirnis 33 der *åsabragr* ist, so Petrus der princeps apostolorum, nebst Michaël dem erzengel der grösste der heiligen. ehe Petrus zum apostelamte berufen wurde, war er seines gewerbes ein armer fischer; fischend aber erscheint Thôr in Hymisquida und bei Snorri 46, und ähnliche mythen gingen auch von Donar um. Petrus heisst demnach *claviger aetherius qui portam pandit in aethra* (Walafr. Strab. de St. Petro apost. princ. apud Canis. ant. lect. II, 2, 256). so erschliesst Thôr — Donar die schleusen des himmels, denn er ist es 'qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque gubernat'. dasselbe was wir von Donar dem blitzenden und donnernden gott bei Grimm lesen und eben aufzeichneten, gilt auch von Petrus. es heisst noch heute im Harz wenn es schneit, *Petrus schüttle die betten aus*, wenn es unregelmässigen wetter ist, bald regnet bald schneit, *er sei am regieren*. das wort soll von den soldaten herkommen, denn wenn diese ausmarschieren sei es in der regel solches wetter, weil *Petrus den soldaten feind sei* (Kuhn pp. 455. 524). in Hessen erklärt man dies dadurch, dass Petrus auf einer wanderung mit Christus von soldaten derb geschlagen worden sei; um ihn darüber zu beruhigen, habe der herr ihm das regenwetter in die hand gegeben und damit verfolge er sie sobald sie wo ausmarschierten. das schöne wetter behielt sich Christus oder der ihn ursprünglich vertrat, Wuotan also vor. das stimmt zu dem schon früher angeführten märkischen: *Id is allwedder nich to bös, Petrus is an 't regêren*, so dass man annehmen muss, dass einst Wuotan den befruchtenden warmen sonnenstrahl, Donar aber den befruchtenden regen spendete [1]. auch der *donner* wird dem Petrus zugeschrieben, es ist in der Mark, wie am Rhein sein *kegelschieben*, das ihn verursacht und welches oft als ein lieblingsspiel der helden unserer sagen erscheint (Sommer p. 4). ebenso ist er der herr des den donner geleitenden *blitzes*: in Delfingen wurde dreimal im jahre feuer angezündet am st. Johannis st. Veits und st. Peterstag; in den dabei gesungenen reimen wird zuerst des Johannistags gedacht, dann 'sanct Veits gloria erwähnt, st. Peters namen aber nicht genannt, statt dessen ruft man: *himmel himmelfuirle!* (Panzer p. 216). selbst in der Walachei schwingt er den blitz: die biene soll ihre eingeschnittene gestalt und ihre dunkle farbe von der *feurigen himmelsgeissel dem blitze* haben, mit dem sie der heilige *Petrus* [2] im zorne schlug weil sie mit ihren eltern als ein ungehorsames kind gestritten hatte (Schott märchen p. 284. cf. M. 162). sehr bedeutsam ist auch für die Walachei, dass gerade der name Petru der ist, welchen die Walachen ihren söhnen am häufigsten beilegen, den daher die helden der märchen auch meistens tragen; wie bei uns so gehn auch unter ihnen eine menge von legenden und schwänken von ihm um (das. 335). in den Niederlanden finden wir dieselbe neigung, starken helden den namen Petrus zu geben. so der dumme Peter im märchen (DMS. n. 2), der mit seinem *hammer* ge-

[1] wir haben aber hier *soldaten* durch *helden* zu übersetzen und diesen wäre Wuotan wol nicht feind, ihnen würde er kein schlechtes wetter schicken, Donar viel eher, denn er hatte gleich Thôrr kein theil an ihnen.

[2] das pulvermännchen, der sprühteufel heisst darum *Petermännchen*, weil es *blitzgleich* sprüht.

rüstete ritter niederschlägt, so der Friesenheld, der grosse 'Pier', der kaum neun jahre alt, zwei buben ins wasser wirft, dass sie ertrinken. auf *Silt* heisst der teufel der *olle* und *Pitje* fan Skottlönd (Müllenhoff 265).

Wie sich an den dem Wuotan einst heiligen stätten später Michaelskapellen erhoben, so finden wir an den dem Donar geweihten orten Peterskirchen. nachdem Bonifacius das robur Jovis bei Geismar gefällt hatte, 'ligneum *ex arboris materia* oratorium construxit eamque (so) in honorem sancti Petri dedicavit', so erzählt Willibaldus in vita s. Bonif. c. VIII, Canis. lect. ant. II, 1, 241 und übereinstimmend Othlo: tunc ex illa ingentis arboris mole oratorium construxit hocque in honorem sancti Petri dedicavit (ibid. III, 1, 348). ebenso weihte er die kirchen zu Frideslar (Fritzlar) (ibid. p. 350) und Wende bei Göttingen (Sagittarii antiquit. 166) dem heil. Petrus; in Frankenberg wie wir sahen weihte er sie den hei. *Petrus und Michael*. die monumenta salisburgensia erzählen ebenso von dem apostel Baierns dem heil. Rupertus, er sei 'in locum antiquo vocabulo Juvavia vocatum' gekommen und habe die trümmer einer von den Hunnen gegen 400 zerstörten stadt gefunden. schöner baute er die kirche wieder auf:

'consecrans summis intercessoribus illam
principis egregii primo *Michaelis* honore,
principis ecclesiae necnon sub nomine *Petri* . . .

(Canis. ant. lect. III, 2, 324). auch die mutterkirche in *Wimpfen* finden wir ihm geweiht. der autor der vita sti. Lamberti (circa a. 770) erzählt, dass man die leiche des heiligen in die *Peterskirche* des alten Trajectum getragen habe (Can. lect. ant. II, 1, 144). ihm war die älteste hauptkirche Cölns heilig, ferner kloster Rossleben (a. 1142. Thuringia sacra 738) die alte stadtkirche in Ordorf, wie bereits früher angeführt wurde, die alte kirche zu Rieden in Oberbaiern nahe dem sagenberühmten *Carlsberg*, welche auch einen *Petersbrunnen* hat (Panzer p. 33. ein gleicher quillt am *Dreistelz* das. 189), die älteste kirche in Bremen (Krantz metrop. 7) und Osnabrück (das. 4). der *Peterskirche* in Rath geschieht schon 956, des *Petersklosters* in Tornein 785 erwähnung (Leo rectitud. p. 5) u. a. m. Wie diese kirchen den Michaelskirchen zur seite stehn, so den altheiligen Michaelsbergen die *Petersberge*. der erzengel fliegt vom Wodinsberge hinüber zum Stromberg, der ein dem apostelfürsten heiliges sacellum trägt. eines *Petersberges* bei Mainz gedenkt Johannis (rer. mog. script. I, 80). das stift zu Salfeld hiess st. *Petersberg* und noch um 1074 herrschte dort das heidenthum, denn in der stiftungsurkunde heisst es: hunc autem locum eo ardentius aedificare comprobavimus ut populum rudem et christianae religionis inscium et ignarum divini germinis paganismo et errore vanitatis eliminato gloriosum nomen dei benedicendum inducere .... (Thuring. sacr. 697). bei Hersfeld lagen drei klöster auf bergen und zwar auf dem *Peters-* Johannis- und Frauenberg (Winckelmann beschreibung von Hessen und Hersf. 264). ein anderer liegt bei Flinzbach in Oberbaiern auf dem eine *der ältesten kirchen* steht. Panzer weiss bedeutsame sagen von ihm (beitr. 245). der heilige liess seinen *stab* dort fallen und man sieht noch *die höhlung im felsen* die der *stab* eingedrückt hat[1]). an einer andern stelle rastete st. *Petrus* und noch sind sein *sitz* und die in den felsen eingedrückten *vertiefungen der hände und füsse* sichtbar. auch mit dem *teufel* tritt Petrus hier zusammen auf der jedoch wie meistens ein *riese* ist, was der *riesenkopf*, ein dem Petersberg benachbarter fels bestätigt. der sieg Petri über den teufel, den riesen, weist klar auf Donar hin. wie jene kirche, so ist auch die kirche in Sylbitz am *Petersberge* 'die *älteste* im ganzen lande' (Kuhn n. 232). als sie gebaut wurde, ist der teufel so wüthend geworden, dass er sie mit einem grossen stein zertrümmern wollte, aber die mauern haben nur einen ganz kleinen riss bekommen, den man nicht zumauern kann. im berge sitzt eine goldne gans auf zwölf goldnen eiern. auch bei *Halle* liegt ein *Petersberg* von welchem sagen gehn[2]) (das. p. 206). andere bei *Erfurt*, *Eisenach* (Winckelmann beschr. 293), in *Fulda* nahe dem Michelsberg (Schneiders Buchonia I, 115). mons *Petri* in dioecesi leodiensi (Lüttich) prope oppidum Roremunde (leg. aur. 740). Petersberg bei Erfurt (RA. 807). die *Peterstirn* mit einem uralten kloster (Panzer 172).

Ein wichtiges moment ist bezüglich mehrer dieser kirchen und berge hervorzuheben. ich bemerkte bereits früher dass der Wudinsberg mit dem Stromberg, der Schnellerts mit dem Rodenstein in inniger beziehung stehe. so fanden wir auch die kirchen in Frankenberg und Salzburg den heiligen *Michael* und *Petrus* zugleich geweiht, in Ordorf die kirchen der beiden heiligen, in Fulda ihre berge neben einander, in Hessen stand das robur Jovis neben dem Gudensberg. dazu stellen sich VIII und XX des indiculus: de sacris Mercurii vel Jovis; de feriis quae faciunt Jovi vel Mercurio. sacrum wird durch heiligthum, tempel zu übersetzen sein, wie dies auch in VI 'de *sacris silvarum* quae nimidas vocant' und XVIII 'de incertis locis quae colunt pro *sacris*' der fall ist; für opfer gebraucht der verfasser des indiculus sacrificium (IX und XI). daraus dürfen wir, *wenigstens für Mitteldeutschland* den schluss ziehen, dass unserm alterthum Wuotan und Donar ziemlich gleich an macht galten, dass es darum selten (vielleicht lehrt genauere untersuchung *nie*) einem von ihnen allein ein heiligthum weihte, sondern jedem sein besonderes, welches sein und nur sein bild enthielt. beide heiligthümer baute man aber gern einander nahe [1], wenn es sein konnte, vorzugsweise auf bergen.

---

[1]) ähnliches wird auch von dem gebiss des Sleipnir erzählt, welches Odhinn in Öland auf einen stein legte M. 141.

[2]) eine grosse knochenmenge wurde da gefunden. neue mitth. des thür. sächs. vereins IV, II, 129.

Hier ist einer wichtigen sage zu gedenken welche die christlichen vertreter beider götter zusammen zeigt und zwar *im kampf um den altar der ihnen geweiht werden soll.* die bewohner von Assche in Brabant wollten sich einen *patron* wählen, die alten stimmten für *Petrus der des himmels schlüssel habe*, die jüngern für *Martinus* den *schlachtenberühmten* ritter der '*gut schauen*' könne. als sie sich nicht einigen konnten und der zank zu schlägen und mord auszuarten drohte, gab ihnen ein kluger mann den rath, die heiligen *aus dem himmel herab* zu beten, und sie sollten sich *auf den altar* setzen, dann werde die einigung leichter erfolgen. als auch dies nicht half und die jüngern nicht von *Martin* lassen wollten, sprach der kluge mann: so lasst uns beide *in einen brunnen werfen*, wer zulängst *oben schwimmt* soll unser patron sein. das geschah und die jüngern riefen dem Martinus zu: *Marten* halt dich oben! *Marten*, muth! halt dich oben! und so geschah es, Martinus blieb überm wasser, *Petrus* sank unter und jener wurde patron von Assche (NS. nr. 578). die sage ist wie man sieht rein heidnisch und nur Donar in Petrus, Wuotan in Martinus verwandelt. das urtheil durch den brunnen erinnert an das ganz gleiche bei den hexenprocessen, an den belgischen brauch ein kleidungsstück des kranken auf den wasserspiegel heiliger brunnen zu legen; sinkt es unter so stirbt der kranke, schwimmt es so bleibt er leben. ich halte diese rohe art der wahl des patrons um so mehr für echt und in die heidnische zeit hinaufreichend weil sie so ganz mit der naiven weise übereinstimmt, in welcher die heiden und nach ihnen noch spät rohere christen mit ihren götterbildern und manchen heiligenstatuen umgingen und wofür bereits M. 103 zeugnisse gesammelt wurden.

Sollte nicht auch der merkwürdigen sage hier zu erwähnen sein, deren Grimm M. XXXVII gedenkt? *Petrus* geht mit *Christus* zusammen und begehrt in seinem übermut *die welt zu regieren*, kann aber nicht einmal mit der *geiss* fertig werden, die ihm der herr auf einen tag in die hände giebt. diese sage konnte, meine ich, sehr wohl unter einem volke entstehen, dem Donar und Wuotan fast gleich an macht galten, um so mehr, da Donar, wenn auch nicht mit der geiss doch mit dem *bock* zu schaffen, den *bock* zu *sägeln* hat.

---

[1] Grimm dachte bereits daran, als er auf die nachbarlichen robur Jovis und Gudensberg sich stützend, schrieb: allem anschein nach konnte beider götter cultus dicht neben einander gepflogen werden. M. 155.

In dem mythus der jüngern edda von Thôrs wanderung nach Geirrödargardr spielt der *stab der Grid*, der mutter Vidars eine grosse rolle. als Vimur hoch anschwillt stemmt er Gridarvölr gegen die strömung; als Giâlp und Greip den stuhl gegen das dach hinanheben, stemmt er Gridarvölr gegen die sparren und drückt sich hinab, wodurch er den beiden riesentöchtern das genick bricht. noch spät müssen in Deutschland mythen umgegangen sein, die von einem stabe Donars berichteten. ein solcher ist dem gotte, der wenn er nicht fährt zu fusse geht, der nach den zahlreichen wandermärchen von Petrus zu schliessen oft zu fusse auf erden umherging (wie er auch im norden sehr oft zu fusse erscheint), ganz angemessen. schon erzbischof Bruno liess es sich angelegen sein, in Rom den *stab des heiligen Petrus* zu bekommen und brachte diesen nebst andern reliquien im jahre 969 nach Cöln. er würde denke ich mir, daran weniger gedacht haben, wenn der stab nicht in den augen des volkes damals schon eine besondere heiligkeit gehabt hätte, wenn nicht damals schon legenden von ihm im umlauf gewesen wären. eine solche war wol die von der erweckung des frühgestorbnen bischofs Maternus [1]) durch den stab des heiligen. sie ist apokryph, und widerspricht in sofern der historie als sie den stab schon damals nach Cöln kommen und in Cöln bleiben lässt. ich zögere darum auch keinen augenblick, sie viel höher hinauf zu rücken und den stab in ihr mit dem stabe der Herodias zusammenzustellen. der stab findet sich selbst als sternbild vor und das bestärkt mich darin; der *Orion* heisst in Brodewin s. *Peterstab* (Kuhn 457).

Aus dieser übertragung geht die feier des *Petritages* ganz natürlich hervor. der gedächtnistage des apostelfürsten feierte die kirche drei verschiedene: cathedra s. Petri Romae, 18. jan. cathedra s. Petri Antiochiae, 22. febr. und den tag des martyriums der hh. Petrus und Paulus 29. juny. der erste und der letzte dieser tage fielen in dem Donar ganz fremde und fernliegende zeiten: im januar herrscht der winter noch in völliger kraft, im juny schwingt der sommer sein schönstes scepter. die cathedra Antiochiae dagegen fällt in das ende

---

1) die sage nennt ihn den durch Jesus vom tode erweckten jüngling von Nain und einen schüler des heil. Petrus.

des februar und steht also dem alten feste der frühlingssonnenwende ziemlich nahe. kein wunder darum, wenn sich ein theil der an diesem feste haftenden volksgebräuche auf diesen tag zurückzog, wie ein anderer theil schwankend sich mit dem osterfeste bald vorwärts bald rückwärts bewegte. wir finden solche gebräuche, namentlich die *Petersfeuer* zudem gerade in den gegenden, wo auch das osterfeuer, wo die maifeier mit maigraf und mairitt und dem kampf zwischen sommer und winter blüht.

In der grafschaft Mark wird an diesem tage frühmorgens mit *hämmern* an die hauspfosten geklopft, was man das '*süntevuegel jagen*' nennt. man gibt als zweck an, 'de hukken un slangen un schmollen', oder das *ungeziefer*, die ratten und mäuse vertreiben zu wollen. wer es unterlässt, dem wird das *vieh erkranken*. bei diesem klopfen wird gesprochen:

'rut, 'rut, süntevuegel!
sünte Peter dai es kuemen,
sünten Tigges kümmet noch,
hai verbütt di hus un huof,
laut un sand,
lof un grass, u. s. w.[1])

vor dem schlage mit dem heiligen hammer des gottes muss das ungeziefer, welches dem getreide schaden bringt weichen, er wendet alle krankheiten vom vieh ab, durch ihn wird die ankunft, der einzug des gottes angekündigt. die blos assonirenden und gewiss alten verse nennen ausser Petrus noch sünte Tigges. das ist s. Matthias, dessen fest bald nachher folgt (24. oder in schaltjahren 25. febr.). wie es in der Mark heisst: sünte Peter fällt de sne oppen heten sten[2]), so in Cöln und Belgien Mattheis bricht das eis. auf s. Petritag fällt in der Mark *der schluss des harten winters*, d. h. der donnerer hat ihn besiegt, was anderswo und früher vom fest der sonnenwende galt. der winter ist als unterliegend nun nicht mehr zu fürchten, daher 'Winter, lerk mi im ärs!' siet de Altenaer op sünte Peter un smitt de hanschen futt, men hä maut se vake noch wi'er krigen.

Wie in Camern bei Sandow an der Elbe *kliese* und *brautball* eine rolle beim osterfest spielen, so in Belgien beim Petrifest das *bollenwerpen* und die für *braut und bräutigam bestimmte roozenkroon*. am sonntag nach cathedra Petri wird in Geeraerdsbergen ein tanz *unter der roozenkroon* gehalten, die hoch über der strasse schwebt; sobald sich ein bestimmtes paar unter ihr befindet lässt man sie fallen. an andern orten

---

1) Woeste volksüberl. in der grafsch. Mark. p. 24.
2) cf. das norwegische *Per Varmstein*, lex. myth. 1066.

brannte vormals das Petersfeuer, jetzt tanzen dort die kinder nur noch um ein lichtchen, welches sie auf dem pflaster befestigen (Wodana 103). wie beim sunwendfeuer in Baiern scheiben geschlagen wurden, so geschah dies gleichfalls beim Petersfeuer (Panzer 213).

Nicht weniger wie bei uns war auch im Norden der tag von hoher bedeutung: *veris initium* medii aevi *Danis*, *Gothis* et pl. circa haec tempora incidunt *celebres et antiquissimae Suecorum nundinae* apud urbem Strengnes et lacum Maelarem (lex. myth. 1066).

Die Petersfeuer konnten keine grössere verbreitung gewinnen, weil das osterfest lockender zur anknüpfung altheiliger gebräuche war und zwar einestheils als höheres fest, anderntheils, da es durch seinen namen schon an die mit Donar zweifelsohne verbundene *Ostara* mahnte. jedenfalls ist es von grosser wichtigkeit, näheres über sie zu gewinnen; das bis jetzt vorliegende ist noch allzuspärlich.

MYTHEN.

A. *Die wiederbelebten böcke.*

Welche mythen von Donar aber hatten die andern germanischen stämme mit dem norden gemein und welche besassen sie selbständig? diese fragen drängen sich mit macht auf und locken zur beantwortung.

Die ersten liegen uns am nächsten, sie sind am leichtesten zu erkennen. ihrer sind mehre, unter denen ich zuerst der erzählung der jüngern edda von der fahrt Thôrs nach Iötunheim gedenke, auf welcher er mit Loki bei dem bauern einkehrt und die am abend geschlachteten und verzehrten böcke am folgenden morgen durch hammerweihe wieder belebt. diesen mythus überträgt die legenda aurea im leben des heil. bischofs Herrmann in der hauptsache auf den heil. Germanus. 'Dum in Britannia praedicaret et sibi et sociis rex Britanniae hospitium denegasset, subulcus regis regressus a pascuis acceptam praebendam in palatio ad proprium tugurium referens, vidit beatum Germanum cum sociis fame et frigore laborantem, quos in domo sua benigne recepit et unicum vitulum quem habebat hospitibus occidi mandavit. post coenam s. *Germanus omnia ossa vituli super pellem vituli componi fecit et ad eius orationem vitulus sine mora surrexit.* sequenti die Germanus regi festinus occurrit, cur ei hospitium denegaverit potenter inquirit. tunc rex vehementer attonitus sibi respondere non potuit. et ille egredere inquit et regnum meliori dimitte. Germanus igitur Dei mandato subulcum cum uxore venire fecit et universis stupentibus regem constituit. et extunc reges ex genere subulci prodeuntes dominantur genti Britanniae (leg. aur. c. m. 124). die übertragung des mythus auf den heiligen ist unverkennbar und nicht einmal gewandt, denn wenn der könig den heil. an einem tage barsch von sich weist, wo er ihm doch blos ein obdach gewähren soll, dann lässt sich doch annehmen, dass als Germanus ihn entthronen will, er sich noch mehr opponiren wird. und wie wäre es denkbar, dass das volk, welches bisher dem göttlichen ahnen entsprossenen könig sich gern unterwarf, nun den subulcus sich ohne weiteres als herrscher hätte gefallen lassen? stellen wir aber den gott an die stelle des heiligen, dann fügt sich alles vortrefflich. was bei Germanus unverzeihlich erscheint, unwahrscheinlich ist, das wird dann leicht erklärlich, es steht in ganz anderem lichte da. ganz ähnlich wie dort geht bei der hexenversammlung in Ferrara die wiedererweckung des verzehrten ochsen vor sich. '*congeri jubet* (Herodias) *ossa omnia mortui bovis super corium eius extensum, ipsumque per quattuor partes super ossa revolvens virgaque percutiens vivum bovem reddit* ut prius ac reducendum iubet ad locum suum.' (Wodana XXVIII. M. 1208). Grimm bemerkt zu dieser stelle ausdrücklich: 'das teuflische hexenmahl lässt sich gut zu dem des *donnergottes* halten', und wir dürfen dieses um so eher, da bei ihm der weihende hammer deutlich hervortritt, nur verwandelt in den stab der göttin. ein ähnliches geräth hätte auch der heil. Germanus haben können, doch passte das einfache gebet wol besser zu dem christlichen heiligen. auf dieselbe weise, durch blosses gebet belebte auch der abt Wilhelm von Villers einen ochsen, den er hatte schlachten lassen, um das gelüste einer schwangeren frau zu stillen, die durchaus von dem ochsen essen wollte[1]. in den weiteren zeugnissen, welche Grimm 1208 anführt, und zu denen noch Kuhn p. 33 kommt, ist das heilige geräth bei dem akt der wiederbelebung untergegangen, wie bei Germanus. der pfaffe Amis und der zauberer kümmern sich nur in sofern um hahn und fisch[2], dass sie knochen und gräte aufheben; das übrige findet sich von selbst. dies aufheben aber haben sie mit den beiden sagen gemein, welche ich anführte und die, wie fern sie auch der zeit und dem raum nach einander liegen, doch in diesem zuge wörtlich unter einander und mit dem nordischen mythus übereinstimmen. es ist auffallend, dass nicht eine der sagen an den zerschlagenen bocksschenkel anklingt, was doch bei der ferrarischen, wie bei dem schwank des pfaffen Amis nahe lag. soll etwa der deutsche mythus diesen zug nicht gekannt haben? wenn weiter aufzufindende sagen aus diesem kreise ihn ebenso ignoriren, wie die bis jetzt vorliegenden (auch im märchen vom Machandelbom fehlt er) dann könnte man dies fast annehmen.

---

[1] Thomas Cantiprat. p. 210. NS. n. 371. warum ist das thier aber übereinstimmend in diesen drei sagen ein ochse? das kalb des h. Germanus wird ja auch ein männliches thier sein. vermied man die böcke als heidnische erinnerung?

[2] die wiederbelebungen getödteter menschen gehören nicht hierher und werden an anderer stelle abzuhandeln sein.

MYTHEN.

B. *das gefolge auf der reise zum riesenland. kämpfe.*

Ich folge Thôrr weiter auf der reise nach Iötunheim. er hat sein gefolge erworben, kommt im riesenlande an und die bekannten wettkämpfe beginnen, Lokis mit Logi, Thiálfis mit Hugi, und Thôrs der das grosse horn leeren, die katze aufheben und mit Elli ringen soll; die reisenden siegen unterliegend, denn nur zauberisches blendwerk schuf ihnen die niederlage.

Zu diesem theil des mythus stelle ich das verbreitetste und berühmteste der deutschen märchen, jenes von den sechs dienern, und seine zahllosen alltäglich in menge zu hörenden varianten. ein junger mensch, oft königssohn oft bettler, zieht in die welt und stösst unterwegs auf vier bis sieben leute, welche wunderbare gaben haben; mit ihrer hülfe erwirbt er schätze und eine königstochter. schon die brüder Grimm bemerkten zu dieser märchenfamilie: 'Thôrr mit seinem diener Thiálfi muss hier angeführt werden' (KM. III, 126). die zahl der diener wechselt vielfach in diesen märchen, ein beweis dass sie ihm ursprünglich *nicht alle* gehören, dass seitdem der mythus zum märchen wurde, er neue ranken trieb. aber auch in den märchen, in welchen die wenigsten diener vorkommen, ist deren zahl stets noch grösser, als die des gefolges von Thôrr. dies hat seinen grund in der eigenthümlichkeit des märchens, dass dessen hauptperson selbst keine der wunderbaren gaben hat. als diese der göttlichen macht entkleidet wurde, da konnte sie nicht mehr die thaten verrichten, welche Thôrr in voller asenkraft im nordischen mythus übt, da mussten die drei kraftproben auf ebensoviele begabtere diener übergehn, die nun statt des gefolges des alten mythus zur seite traten. so wurden ihrer von vorne herein wenigstens fünf und diese vermehrten und verwandelten sich bei der weitern fortbildung des märchens auf vielfache wunderliche art. noch ein wesentlicher unterschied zwischen dem mythus und den märchen ist zu bemerken: in jenem haben wir theils wettkämpfe zwischen zwei personen, theils einzelne kraftproben, wie Thôrs trunk und das aufheben der katze; in den märchen sind alle künste der diener von diesen *allein* geübt, nur dem laufer steht ein gleichstarker gleichkunstreicher gegenüber. aber auch dies hat seinen grund in dem übergang des mythus ins märchen, wodurch das hauptmotiv des ganzen verloren ging, wodurch der übliche glückliche ausgang für den helden die heirath mit der königstochter das ziel wurde, worauf alle hinarbeiten mussten. die wettkämpfe wurden jetzt zur besiegung von hindernissen, welche sich der erreichung des zieles in den weg stellten und sie passten durch das riesenmässige, welches sie hatten, ganz trefflich dazu.

Jene fünf kämpfer: Loki, Thiâlfi und der dreifach ringende Thôrr, der alte mythische stock, sind demnach fürs erste in den dienern unserer märchenfamilie nachzuweisen, dann werden wir die übrigen näher zu betrachten und zu untersuchen haben, welche ansprüche ihnen auf mythischen werth zukommen. zu jenen gehören in den mir vorliegenden märchen: vielfrass, laufer, saufer, lange, starke. zu diesen: donnerschütz, bläser, scharfseher, frierer, horcher.

Loki isst mit Logi um die wette. des erstern stelle vertritt im gefolge des helden der märchenfamilie der vielfrass. KM. nr. 134 tritt er als *dicker* auf, *der dreihundert ochsen isst*, ohne dass ein haar davon übrig bleibt; ebenso der vielfrass im nl. märchen (DMS. nr. 25) der eine *ganze weide voll vieh* verzehrt und noch grossen hunger hat und später *acht kühe mit haut und haar* verschlingt. weniger gut und mehr modern begnügt er sich in der historie des pommerschen fräuleins Kunigunde mit sechs haufen brotes (KM. III, 125).

Thiâlfi lauft, doch Hugi der schnelle gedanke kommt ihm zuvor. in allen vorliegenden märchen ist *der laufer* genannt. KM. 70 lauft er mit zwei beinen *geschwinder als ein vogel fliegt*, darum hat er gewöhnlich ein bein abgeschnallt. in dem schon mehr getrübten märchen von den sechs dienern (nr. 134) versieht der *lange* den dienst des laufers: *im augenblick*, wie man eine hand umwendet, ist er *dreihundert stunden weit* weg und holt die königstochter aus einem felsen. das volksbuch vom fräulein Kunigunde kennt den laufer *Vogelschnell*, der gleich dem in KM. 70 in einem wettlauf sieger bleibt, während der laufer im märchen aus der Schwalmgegend (KM. III, 124) nur schnell ein heilkraut für die kranke königstochter bringen muss; ähnlich hat der im sl. märchen einen brief und die antwort darauf in 24 *stunden 2000 meilen* weit zu bringen. hier lebt somit der alte wettkampf noch in einzelnen märchen fort, in andern ist er bereits untergegangen; da wo er aber fortlebt, wird der sieg um so glänzender je näher der gegner sich bereits am ziele glaubt; das märchen gefällt sich darin, dem sieger hindernisse in den weg zu legen, zu deren rascher überwindung die andern diener helfen müssen. dieser zug geht zwar dem nordischen mythus ab, doch auch er liebt es, Hugis sieg stark hervorzuheben und er thut dies dadurch, dass er Thiálfi dreimal mit ihm um die wette laufen und *jedesmal mehr* zurückbleiben lässt.

Die diener sind besiegt, Thôrr selbst will seine künste zeigen. er soll *das horn leeren*, aus dem die hofleute zu trinken pflegen; er vermochte es aber nicht, denn des hornes ende lag im meere. im mythus konnte hier von einem wettkampf nicht die rede sein, auch die märchen haben keinen, sie haben aber gerade bei dieser kunst einen höchst bedeutsamen zug, der schlagend für ihre verwandtschaft mit dem mythus spricht: der dicke lässt KM. 134 *die wellen des rothen meeres* in seinen mund laufen, er trinkt das *meer* aus; der saufer im sl. märchen trinkt einen *weiher*, saufaus im volksbuch (KM. III, 125) einen *teich* leer.

Jetzt soll Ásathôrr die katze des Útgardaloki aufheben, was er ebensowenig vermag, obgleich er den arm mit ihr bis nahe zum himmel streckt, denn es ist die erdumgürtende schlange, die er trägt. dieser zug des mythus war zu sonderbarer art, als dass er sich deutlich ins märchen hätte übersetzen lassen, darum wird er meistens aufgegeben und andere treten an seine stelle. nur in den sechs dienern lebt noch eine klare erinnerung an ihn fort: der *lange* holt einen *ring* aus dem *rothen meer*, welchen der dicke, wie schon bemerkt, leer trinkt. dieser ring aber ist der Midgardsormr, der sich in den schwanz beissende Iörmungandr, und Thôrr hier treffend in den langen übertragen, denn er der kurzstämmige gott streckt sich *himmelhoch* aus, wie der lange, wenn er sich streckt, *grösser als der höchste berg auf erden* wird.

Endlich ringt Thôrr mit der alten amme *Elli*, die ihn aufs knie wirft. auch dies ist kein zug welcher im märchen stehen bleiben konnte. das ringen ist ihm überhaupt fremd und hier konnte es auch die einmal angenommene riesenhaftigkeit seiner diener nicht spielen lassen. darum verwandte es die aufgebotene kraft in anderer, jedoch sinnig an den mythus anklingender weise. wie Elli, das alter, die menschen auch die stärksten, wie es selbst den gott niederwirft so *fällt Mirkshein* im volksbuch in einer stunde eine menge *bäume* im walde und will sie auch noch wegtragen, so rupft der starke KM. 70 'sechs bäume aus als wärens kornhalme.' der baum aber gilt als bild des lebens und selbst hängt das leben des menschen nicht selten so mit seinem zusammen, dass wenn das eine erlischt, der andere welkt.

Dies sind die künste im mythus und gegen ihr echo im märchen wird wenig einwand erhoben werden können. dies aber kennt noch eine reihe anderer, welche wir jetzt zu betrachten haben.

In drei der vier märchen, welche der untersuchung dienen, kommt ein schütze vor und zwar KM. 70 als fernhinziehender und treffender jäger, im volksbuch KM. III, 124 als vier meilen weit schauender und seiner sache gleich sicherer scharfschütz, im nl. märchen als büchsenschütz, dessen gewehr knallt, *dass man es 2000 stunden weit hört.* das vierte märchen verwandelt ihn zum hellseher, KM. 134. er spielt nur eine nebenrolle, er hat nur den laufer aufzuwecken, als dieser unterwegs einschläft, und könnte demgemäss sehr wohl späterer zusatz sein. doch klingt er immerhin an Donar an, den mit dem Miölnir, wie mit den donnersteinen weithin werfenden, den im starken donner daher rollenden [1]).

Der *bläser*, *Blasius* fehlt nur in den sechs dienern. er tritt erst mit seiner kunst helfend auf, als das ziel schon errungen ist und verfolgung droht; mit den wettkämpfen, mit den kraftproben, die dem helden aufgelegt werden, hat er nichts zu schaffen. das berechtigt uns, ihn noch eher als den schützen als später hinzugekommene person anzunehmen, als einen dem ursprünglichen deutschen mythus durchaus fremden, wenn man ihn nicht etwa mit Thialfi zusammenstellen will, von dem Finn Magnusen sagt: 'hic genius fulminis deum assidue comitans et a solo animo cursus celeritate devictus, verisimilius pro *vento a tali tempestate fere inseparabili* allegorice est accipiendus' [2]). ähnlich erklärt ihn Mone [3]).

Noch fremder erscheint der *scharfseher* dem alten mythus. er kommt nur in den sechs dienern vor, und dient gleich dem bläser nur, die den glücklichen helden verfolgenden geharnischten reiter zu zersprengen. dass er übrigens keine willkührlich erdachte person ist, steht fest; KM. III, p. 227 wird bereits an den iötun in Hymisquida erinnert, vor dessen anblick die säule zerspringt. ganz untergeordnete person ist ferner *feinohr*, der *horcher*, dem das märchen das scharfe ohr des Heimdallr lieh. der *frierer* hat ebensowenig mit den *hunden* zu thun; er schützt seinen herrn und die andern diener nur vor dem falschen könig (KM. 70) oder macht die letzte ausflucht der stolzen königstochter zu nichte (KM. 134). wie er drei tage und nächte im feuer sitzt und noch friert, so sitzt Odinn (in Grimnismal) neun nächte ohne labung zwischen zwei feuern, die der ungastliche Geirrödr hatte anzünden lassen.

---

[1]) dürfen wir daraus schliessen, dass dieser zug zum märchen kam, als die erinnerung an den in ihm auftretenden gott noch nicht ganz erloschen war?

[2]) lex. myth. 879.

[3]) geschichte des heidenthums I, 416.

Das märchen in seiner vollständigsten reinsten gestalt würde also, wenn wir die fabel lassen, wie sie eben ist, in der hauptsache folgende züge enthalten: ein königssohn wünscht die tochter einer *zauberkundigen königin* zu erwerben (KM. 134). er zieht zu ihr und gewinnt unterwegs ein *gefolge von dienern*, denen allerlei künste zu gebote stehn. nur dann will die königin ihm die tochter geben, wenn er *gewisse aufgaben* erfüllt; diese sind: ein *wettlauf*, *verzehren einer menge fleisches* mit haut und haar, der *trunk einer masse weines oder wassers*, das hervorholen eines ins *meer* versenkten *ringes*. er löst die aufgaben durch seine diener, aber als er mit der königstochter wegziehen will, sendet die alte ihm *kriegsvölker* nach, welche der letzte der diener *auseinandersprengt*. die art und weise wie er das vollbringt ist verschieden. diese züge hat der mythus gleichfalls alle, nur fehlt ihm ein motiv zu der reise. dessen bedurfte das märchen aber nothwendig, es nahm also ein naheliegendes bekanntes auf. damit war ihm zugleich die andere nothwendigkeit gegeben, die züge des mythus dem motive anzupassen. an eine besiegung der diener durch die künste der zauberkundigen königin war jetzt natürlich nicht mehr zu denken, die diener mussten siegen, denn nur dadurch konnten sie ihrem herrn die braut erwerben. so sind die veränderungen zu erklären, welche das innere getriebe der tradition erlitten.

Die beiden theile des nordischen mythus von der reise nach Iötunheim, welche wir auf diese weise im deutschen märchen wiederfanden, sind jedenfalls die hauptstücke, die hauptabenteuer desselben. zwischen ihnen liegen bekanntlich die weniger bedeutenden begegnisse im walde, das handschuhabenteuer, die scene mit dem verschlossenen korbe und die drei schläge, welche Thôrr dem schlafenden riesen versetzt, doch sind nur von den letzten noch leise klänge bei uns vorhanden. diese kommen aber in ganz anderm zusammenhange vor[1], und darum glaube ich es vor der hand noch gewagt, aus ihnen schlüsse auf unsern mythus zu ziehen.

C. *(Hýmisquiða.)*

Einen andern mythus, welchen Deutschland mit dem norden gemein hatte, finden wir in Hýmisquiða erhalten, nur blieb er kein ganzes, wie in dem eddischen liede, sondern er löste sich und lebte in getrennten theilen fort, die als selbständige märchen auftretend, neue zweige trieben und alte verloren, aber in wuchs und laub und blüthe immer noch deutlich ihren ursprung verrathen.

Der beginn von Hýmisquiða wurde bereits in der Wodana XXXVII in einem niederländischen märchen nachgewiesen. wie dort Thôrr und Týr ausziehen im osten der Elivagar beim iötun Hýmir den 'rastar diupan' *kessel* zu holen, so finden wir hier Jesus und Petrus auf der wanderschaft. der furchtbare iötunn vor dessen tritt eisberge schallen, ist ganz richtig ein schrecklicher menschenfresser. Thôrr und Týr finden jenen, unsere wanderer diesen nicht zu hause, wol aber jene die uralte neunhunderthäuptige grossmutter des iötunn, diese ein stockaltes weibchen. die beiden götter werden unter kessel versteckt, unsere wanderer unter eine grosse fleischkufe, jene aber sowohl wie diese, müssen aus ihrem versteck hervor, als der riese eintritt. soweit stimmt unser märchen zu dem eddischen liede und merkwürdiger weise auch nur zu diesem, denn die jüngere edda kennt diesen eingang des mythus nicht. der rest des märchens (DMS. p. 155) scheint schwankartig ausgebildet, denn das motiv der reise, das holen des kessels war vergessen oder aufgegeben und nun schweifte das märchen zügellos umher. jenes motiv aber finden wir in dem nl. märchen von Dreizehn wieder (DMS. 105). Dreizehn führte als schmiedegesell den *hammer* so mächtig, dass der amboss unter den schlägen brach; wie er für dreizehn mann arbeitete so ass er auch für dreizehn, daher hatte er seinen namen. dieser zug ist sehr alt. die legenda aurea erzählt bereits: quidam vir 12 *hominum fortitudinem* habuit et *tantum ut* 12 *homines comedebat.* qui rogavit sanctam Brigidam ut a domino sibi impetraret ut fortitudo sibi remaneret et non plus quam unus homo comederet, quod Brigida a domino sibi impetravit (fol. mihi 242.) wol arbeitet auch Odinn für neun männer, doch nur Thôrr vermag so viel zu essen. dass Dreizehn für 13 mann isst, wird die ursache, dass er in keinem dienste bleibt. er vollbringt in dem märchen ganz denen Thôrs in Hymisquida ähnliche thaten. wie Thôrr von den geschlachteten drei stieren zwei verzehrt, so Dreizehn dreissig schweine des bauern, bei dem er arbeitet. wie jener auf der heimkehr vom fischfang das boot mit den fischen und dem schiffsgeräth nach hause trägt, so hebt Dreizehn einen wagen mit eichenstämmen beladen sammt den pferden über einen im wege liegenden baum. wie der nordische gott die vielhäuptigen riesen mit dem zerschmetternden hammer erschlägt, so schafft Dreizehn unter den teufeln in der mühle reine bahn, und was die hauptsache ist wie Thôrr den gewaltigen kessel forträgt, den rastetiefen, so Dreizehn den andern kessel, der so gross ist, dass als hundert mann daran arbeiteten, einer den andern nicht klopfen hörte, ja dass eine ganze stadt platz darin fand. dies sind die reste des mythus in unserm märchen, alles übrige ist jüngerer ansatz aus andern märchen. das hauptmotiv des alten mythus, die erwerbung des kessels, versteht das märchen nicht mehr, den kessel selbst aber hält es fest so wie seine ungeheure grösse. ebenso warf es den fischzug ab, wenn dieser sich überhaupt im deutschen mythus vorfand; er scheint ihm so fremd, wie der jüngere edda, die erwerbung des riesenkessels: an seiner stelle steht im märchen die für unser land passendere fahrt in den wald, im alten mythus vielleicht eine jagd? beide abenteuer Thôrrs können übrigens recht gut im norden nebeneinander bestanden haben und nur von einzelnen sängern in einander verwoben sein, so von dem verfasser von Hymisquida, während andere gegenden und andere sänger sie trennten, so der, welchem Snorri die mittheilung verdankte. für Deutschland steht vor der hand nur das eine von der kesselholung fest. siegreich ging einst der gott aus diesem abenteuer hervor, als er sich aber in einen sterblichen wandelte, fand er in ihm und durch dasselbe den tod. zu den andern göttern konnte der kessel nicht getragen werden, darum musste er der riesige seinem träger den doch für ihn unvermeidlichen tod bringen: Dreizehn sollte — sehr bedeutungsvoll — den kessel auf *einen hohen berg* tragen, am fusse desselben aber strauchelte er über einen maulwurfshügel, kessel und stadt fielen auf ihn und er war todt.

---

[1] a. a. DMS. nr. 22.

Den zug im nordischen mythus, dass Thôrr den estrich des saales, in der jüngern edda den boden des schiffes mit den füssen durchtritt, wies Grimm bereits in deutscher sage nach.

Wir haben noch die mit dem märchen von Dreizehn verwandten märchen zu betrachten. der junge riese KM. 90 scheint auf den ersten blick vollständiger, doch bei näherer untersuchung kommt man bald zu der einsicht, dass das, was er mehr enthält, als Dreizehn, spätere zuthaten aus helden und riesensagen sind, die sich leicht anschmiegten, da sie in der asenkraft des gottes einen willkommenen anhaltspunkt fanden. so verleitete der hammer des gottes leicht den spätern erzähler, aus dem donnerer einen *schmied* zu machen. der starke schmied aber bahnte wieder den weg für die abenteuer aus Siegfrieds lehrjahren beim schmiede Mimer. damit war das heldenhafte und riesige in die alte sage gekommen und nun drang ein zug nach dem andern ein, so die geschichte von der dreimal zerbrochenen eisenstange (KM. 90), so der merkwürdige zug vom herabwerfen der mühlsteine, den die brüder Grimm KM. III. 163 schon zu Thôrs abenteuer mit Skrymir [1]) halten, so die fahrt zur hölle, wo die teufel den Dreizehn nicht einlassen wollen, so die drei streiche, welche der junge riese dem amtmann geben will. ebenso verleitete die gefrässigkeit des Dreizehn zur aufnahme des zuges von den dreissig schweinen, die er frisst und deren schwänze er in die erde pflanzt.

Reiner gehalten als der junge riese in den KM. ist das verwandte märchen bei Kuhn nr. 18 p. 360, wie überhaupt die märchen aus Norddeutschland weniger zuthaten haben, als die des deutschen südens. der held erlangt seine stärke dadurch, dass er sechs jahre gesäugt wird. das einzige abenteuer ist hier die fahrt in den wald. dass sich auch hier wieder das brunnenabenteuer findet, erklärt sich durch die riesennatur des helden. zudem hat das volk ein instinctartiges gefühl für das ursprünglich zusammengehörige in der sage und dem märchen, wovon sich merkwürdige beispiele anführen liessen. ich erinnere nur daran, wie die später dem mythus von der reise nach Jötunheim zugesetzten personen der schütz und der bläser mit sicherm takt gewählt sind. so mag noch später das unbestimmte gefühl im volke gelebt haben, dass jene mühlsteingeschichte mit der unseren jungen riesen, des Dreizehn zusammenhange und so fand sie eingang und echt sagenhaft wurde dann der ursprünglich den hammer schleudernde nun selbst zum ziel des wurfes. der schluss dieses märchens ist anderswo entlehnt. der junge riese bei Kuhn war nämlich einst als donnerer gefrässig wie Dreizehn und der im KM. 90. als nun der eigentliche schluss verloren ging, diente diese eigenschaft, den veränderten schluss anzuknüpfen, und er passte um so besser, da nach der verwandlung, die der mythus erlitt, der held nicht leben bleiben durfte.

---

[1]) ich wage trotzdem noch nicht, uns das ganze abenteuer zuzusprechen. der zug findet sich allzu vereinzelt und in ihm allzufremder umgebung.

8. CHRISTOPHORUS.

Treffend stellt Finn Magnusen Thôrr und Christophorus zusammen: wie jener durch tiefe ströme watend den *Örvandil* auf starken schultern trägt, so wird dieser dargestellt, den heiland in kindergestalt auf seinen riesenachseln tragend und mit ihm einen fluss durchwatend. wie man sich die götter in, die menschliche überragender grösse dachte, so sieht auch die legende in dem h. Christophorus einen riesen [1]. so war also ein weg zur anknüpfung von beziehungen und zur übertragung von einzelnheiten aus dem cultus Donars von selbst geöffnet. gleich dem zürnend waltenden Donar wurde auch der heilige '*vultu terribili*' [2] gemalt und ausgehauen, man gab ihm selbst das *rothe haar* des deutschen gottes:

elegansque statura, mente elegantior,
visu *fulgens*, *corde vibrans* et capillis rutilans,
ore Christum, corde Christum Christophorus insonat [3].

Obgleich im leben des heiligen nichts an das gewitter erinnert, machte ihn *das volk* bald zum patron gegen unwetter und hagelschlag. so heisst es im liede bei Uhland p. 816:

du hast auch macht von gott gewert,
den gächen tod vertreiben,
des doners kraft wird gans verkert
an keinem ort zu pleiben.

und Gelenius erzählt von der alten Christophskirche [4] in Cöln: 'feria quarta quatuor temporum infra octavam Pentecostes votivis missarum sacrificiis *tempestatis et grandinum amolitionem* deprecantur a Deo parochiani'. ebenso übertrug man die gewalt Donars über den tod, die in den schmiedemärchen scharf hervortritt, auf den heiligen, wie schon die angeführte stelle aus dem liede sagt. die kirche liess die darstellung zu als einen ruf an die gläubigen: wie der heilige den herrn auf den schultern trägt, so soll der Christ ihn im herzen tragen, dann wird seine brust hoher freudigkeit voll. das wird noch schön in dem liede ausgedrückt:

---

[1] fuit corporis statura procera admodum et gigantea proceritate, duodecim minimum ulnas cubitosve altus, ut vix pinum invenias proceriorem. leg. aur. c. 95. eine jener übertreibungen, deren sich Jacobus a Voragine nur allzuviele zu schulden kommen lässt.

[2] Petrus de Natalibus ed. lugd. 1519 c. 135, p. 128.

[3] Baron. martyrol. ad XXV jul. p. 153.

[4] exigua ecclesiae propter vetustatem latet. de admir. magnit. Coloniae p. 435. 436.

wer dein pild frü tut schawen an,
des tags ist er bewreisen,
das herze sein
frölich on pein,
züchtig in allen ehren.

ähnlich in folgenden hexametern, denen aber der heidnische aberglaube folgt:

Christophore sancte, virtutes sunt tibi tantae,
qui te mane vident nocturno tempore rident;
Christophori sancti speciem quicunque tuetur,
ista nempe die non morte mala morietur[1].

Wenn also das volk durch die darstellung des heiligen an Donar erinnert wurde, dann muss auch der mythus, auf dem diese erinnerung fusst, ihm bekannt gewesen sein. in der sage, im märchen ist er uns verloren, aber der name Örvandils ist unverloren (M. 348). wir haben ihn in dem deutschen *Orendil*, der einst selbst als heiliger (soviel ich weiss, ist er als solcher nur vom volk, nicht von der kirche anerkannt) galt, wie sant Orendels zalle[2] zeigt.

Auch bei geisterbeschwörungen scheint Christophorus angerufen worden zu sein, wenigstens hiessen die büchelchen, welche die beschwörungen enthielten, in Cöln *Kreschtoffelsböjelcher*.

DIE SCHMIEDEMÄRCHEN.

Wie in den spielermärchen Wuotan der begabende ist, so ist es in den schmiedemärchen *Donar*. er erscheint in ihnen theils als Petrus allein, theils als Petrus mit dem lieben Gott umwandernd, theils als einfacher reisender. ehedem war er gewiss *allein* und nicht, wie sich aus seinem begleiter schliessen liesse, in gesellschaft Wuotans. das geht schon daraus hervor, dass einige der märchen nur einen einkehrenden begabenden auftreten lassen, und der zweite weiter nicht in die handlung eingreift; wo er etwa (wie im Smeke-Smee[3]) eingreift, da ist dies moderner zusatz, er geht in der regel als überflüssige nebenperson dem ersten stumm zur seite.

Donar muss der begabende sein, denn zu ihm dem hammerschwingenden passt der hammerführende schmied, ihm fällt er als unfreier nach dem tode zu. richtig überträgt darum das märchen dem h. *Petrus* die begabung, noch bezeichnender nennt ihn das odenwälder märchen [1]) den *Rothkopf*, was doch unverkennbar auf Donar den rothharigen, rothbärtigen geht. willkommenerweise wird in diesem märchen, welches sowol durch den fundort wie durch seine fassung als ungefälscht und rein gelten kann, die bewirthung des einkehrenden umständlicher erzählt und wir gewinnen dadurch mehre für uns kostbare züge. der rothe *verwandelt sich* in verschiedene gestalten, er *verschlingt beim essen messer und gabeln* und spielt ball mit einer kugel von solcher schwere, dass sie zur erde geworfen *durch den boden in den keller fährt* und *da noch ein grosses loch in die erde schlägt.* am folgenden morgen begabt er den freundlichen wirth mit einem *stuhl* und einem *kirschbaum*, von welchen keiner ohne des wirthes willen loskommt. schon durch die *verwandlungen* verräth der rothkopf seine götternatur. wie Donar im essen gewaltiges leistet, so verschlingt er selbst das tischgeräth; wie Donar den zerschmetternden hammer schleudert, wie er den glühenden eisenspies so mächtig wirft, dass er die säule, Geirrödr und die wand durchbohrt und jenseits der wand noch tief in die erde fährt, so der rothe, die tief in die erde fahrende kugel. diese drei züge fügen sich leicht, sie bestätigen Donar durchaus; schwieriger sind dagegen die stücke, mit welchen Donar begabt, zu erklären. die ausführlichern märchen nennen *baum*, *stuhl* und *sack* oder *ranzen*, die den festhalten, der auf oder in ihnen sitzt. zwar kommen in nordischen mythen von Thôrr alle drei vor, doch in ganz anderem zusammenhang und ohne diese kräfte. an einem [illegible] *baume* hält sich Thôrr, dem durch Giâlp angeschwellten flusse entsteigend; den auf dem *sessel* sitzenden Thôrr, wollen die unter demselben verborgenen riesentöchter Giâlp und Greip wider die decke drücken, aber er stemmt Gridarvölr gegen die balken und bricht ihnen den rückgrat; auf der reise nach Iötunheim endlich hat er das abenteuer mit Skrŷmir, der den *korb* mit dem mundvorrath so fest zuschnürt, dass Thôrr die bänder selbst mit Miölnir nicht zu zerhauen vermag. in einer andern fassung KM. III, 145, im schmiedchen von Bielefeld ist der sack oder ranzen gar ein *handschuh*, und in dem handschuh Skrŷmirs brachte ja Thôrr mit seinen gefährten die nacht zu. jedenfalls ist es von hoher bedeutung, dass die drei stücke in Thôrs abenteuern unter den riesen vorkommen; dem schmiede aber dienen sie, um den teufel, der ja auch ein riese gewesen sein kann, fern zu halten.

---

[1] Molanus de sacris picturis c. 27.

[2] M. 348. Hansselmann landeshoheit des fürstenth. Hohenlohe p. 280.

[3] Wodana p. 51.

7*

---

[1]) Bodenstein und Schnellerts. p. 29. der schmied wird hier zum *fischer*, was wiederum zu Petrus und Donar stimmt.

Das könnte zu einer andern deutung der märchen führen, die schon von Wilhelm Grimm KM. III, 148 vorgeschlagen wurde: '*denkt man sich unter dem schmied mit seinem hammer den gott Thor*, unter dem tod und teufel einen plumpen ungefügen riesen, so gewinnt das ganze eine wohlgegründete altnordische ansicht.' ich bezweifele, dass auf diesem wege eine lösung gefunden werden kann, wie naheliegend eine solche auch scheinen mag; *die begabung* ist allzufest mit dem märchen verwachsen, als dass sie nicht auch dem mythus gehören müsste, sie lässt sich nicht ablösen, will man den bau des ganzen nicht zerstören.

Verfolgen wir den frühern weg, dann liesse sich folgende auskunft vorschlagen. Wuotan begabt nur mit dingen, *die ihm selbst dienten*, deren kräfte er selbst erprobte und benutzte, so müssten also auch der baum, der stuhl und der sack oder handschuh in deutschen mythen von Donar vorkommen und zwar als stücke, *welche ihm da wo ihm sein hammer fehlte oder wo er gegen den zauber ohnmächtig war, zur abwehr der riesen dienten.* im norden finden wir die festbannende kraft im besitze der riesen, in Deutschland hingegen wird sie im besitze der götter zu suchen sein. als Thiassi in adlergestalt den besten theil von dem gebratenen ochsen wegschleppen will, auf dessen fleisch die drei asen sich freuen, und Loki mit einem stocke nach ihm schlägt, *bleibt der verschlagenste der götter mit beiden händen an dem am adler klebenden stocke hangen* und der riese trägt ihn im fluge fort, bis Loki verspricht, Iduna in seine gewalt zu liefern. ebenso ergeht es Loki, als er im falkengewande der Freya zur halle des riesen Geirrödr fliegt, *an deren dach seine füsse plötzlich festgebannt sind*[1]). anders dagegen bei uns. das alte graue männchen, welches dem dummling die goldene gans bescheert, ist zweifelsohne ein gott; wer aber der gans eine feder ausziehen will, *bleibt an ihr hangen* (KM. 64). weiter zu gehen, scheint mir noch zu waghalsig.

Donar, dem im donner waltenden, fanden wir die rothe farbe, die des blitzes, des feuers heilig. ihm waren berge, quellen und bäche geweiht, deren namen theils mit dem seinen zusammengesetzt sind, theils durch die in ihnen vorkommende bezeichnung *roth* auf ihn hinweisen. ausser der eiche und dem donnerbart war ihm die vogelbeere, von thieren das eichhörnchen und das rothkehlchen heilig.

[1]) lex. myth. 882. 100.

In einigen gegenden Deutschlands trat er an Wuotans stelle beim erntefest. allgemeiner wurde er als gott des frühlings [1]) geehrt; als solchem flammten ihm die Peters-, Oster- und Maifeuer einst am feste der sonnenwende. ihm zur seite stand eine göttin, die in den zusammenstellungen haferbräutigam und haferbraut, maigraf und maigräfin, pflug und schiff, Pieter und Pieternelle einen der seinen gleiche verehrung zu geniessen und selbst einigen antheil an dem feuer zu haben scheint [2]).

Donar war auch der gott der ehen, die sein heiliger hammer weihte. beim hochzeitmahl wurde wahrscheinlich seine minne getrunken. man schloss die ehen gerne an dem ihm heiligen wochentage.

Bei dem sturze des heidenthums setzten die bekehrer an die stelle seines cultus die verehrung des heil. Petrus, auf den bald das volk das walten über donner, blitz und regen übertrug, der in den zum märchen gewordenen mythen von Donar diesen ersetzte, dessen capellen und kirchen auf mehren alten Donnersbergen diesen den veränderten namen *Petersberge* gaben.

Von eddischen mythen, in denen Thôrr eine hauptrolle spielt, erhielten sich so weit mir das auge erlaubte, die reise nach dem riesenlande und der mythus von Thôrr und Örvandil aus der jüngern, Hýmisqvida aus der ältern edda. selbständig deutsch fanden wir einen in die schmiedemärchen übergegangenen wandermythus. der letztern, d. i. der deutschen mythen, welche die beiden edden nicht kennen, blicken noch in manchen märchen durch, doch ist es vor der hand noch gewagt, sie zu erklären; es sind noch weitere versionen der märchen so wie nähere blicke in das wesen Donars, deren die fortgesetzte sammlung von sagen, märchen und bräuchen eröffnen wird, abzuwarten.

FRO UND GART.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. X, p. 190.)

Die ältere edda erzählt übereinstimmend mit der jüngern in för Skirnis: 'Freyr hafdi setz *i Hlidskiálf ok sá um heima alla*. han sá i Iötunheima ok sá þar mey fagra, þá er hon gekk frá skála fadur sins til skemmu. þar af fékk han hugsóttir miklar.' diese jungfrau war Gerdr, deren '*armar lýsto en af þaþan alt lopt ok lögr*', und Freyr giebt dem Skirnir sein die waberlohe durchstürmendes ross und das riesenzerschmetternde schwert, dass er ihm Gerdr damit gewinne. Skirnir bringt seinem herrn die antwort, dass Gerdr ihm die höchste liebeshuld schenken wolle, worauf Freyr sein sehnsüchtiges lied singt. als ich vorhin über Hlidskiâlf handelte, bemerkte ich, dass wir einem mythus auf der spur seien; dieser ist aber kein anderer, als der von Freyrs gewinnung Gerdrs, und wir besitzen ihn in dem märchen vom getreuen Johannes (KM. 6), und zwar in merkwürdiger übereinstimmung mit der nordischen fassung in för Skirnis. die *verbotene thür* ist auch hier der Hlidskiâlf. als der königssohn sie trotz der warnung des getreuen Johannes sich öffnen lässt, erblickt er *das bild der königstochter vom goldnen dache* und entbrennt in nicht minderer liebe zu ihr, als Freyr zu Gerdr. 'meine liebe zu ihr ist so gross, wenn alle blätter an den bäumen zungen wären, die könntens nicht aussagen, mein leben setze ich daran, sie zu erlangen. du bist mein getreuester Johannes, du must mir beistehn.' darauf bemerkt ihm Johannes, wie alles, was die königstochter um sich habe *von gold* sei, das ist einfache übersetzung der worte: 'ihre arme leuchteten und durch dieselben alle luft und alle wasser.' wol fährt ungleich dem nordischen mythus Johannes mit dem könige zu der stadt, wo die ersehnte wohnt, aber *nur Johannes* geht zu ihr, der könig bleibt auf dem schiff zurück. Johannes trifft auf ein *mädchen am brunnen*, welches ihn zu der königstochter führt, den Skirnir meldet die *ambot der Gerdr* an. Johannes zeigt der königstochter die *schönen goldsachen*, welche er vom schiffe mitgenommen, Skirnir der Gerdr die *elf goldäpfel und den kostbaren goldring Draupnir*. als die königstochter merkt, dass sie auf dem schnellsegelnden schiff entführt ist, sagt sie, *sie wolle lieber sterben, als eines kaufmanns gemahlin werden*; als sich ihr der könig aber entdeckt, wird ihr herz ihm *geneigt*. so sagt Gerdr anfangs: *so lang ich und Freyr leben, werden wir nie ein paar*, als aber Skirnir ihr droht, *willigt sie ein*. damit schliesst der nordische mythus, während das deutsche märchen in echt alterthümlichen zügen sich weiter bewegt, die liebe des getreuen Johannes noch schöner verklärend. doch gehört dieser weitere theil ursprünglich nicht zu dem ersten, denn er behandelt eine selbständige sage, die ohne jenen ersten sich überall verbreitet findet, die von den blutsbrüdern Amicus und Amelius[1]. die braut ist gewonnen, durch den *gott* gewonnen, und auf den passen die hindernisse nicht, die Johannes aus dem wege räumt [1]).

---

[1]) Uhland sieht in Thôrr den *sommergott*. ich weiss nicht, ob sein gebiet so weit sich ausdehnt.

[2]) so hoch der sprung über das feuer, so hoch der *flachs*.

---

[1] die kirche zählte sie ihren seligen zu und verlegte ihren gedächtnistag auf den 12. october.

EBER, HIRSCH.

Von dem eber dem goldborstigen ist wenig mehr übrig, mit Fro verbunden finden wir ihn gar nicht. nur einzelne gebräuche deuten noch auf ihn hin. in der ganzen Ukermark isst man in den *Zwölften* besonders zu Weihnachten grünen kohl, einen *schweinskopf* und lungenwurst (Kuhn p. 411). das ist das *goldne* junge *ferkel*, welches in Thüringen der zu gesichte bekommt, der sich am Christabend bis zum nachtessen ganz der speise enthält (M. 45), das *goldferch* unserer alten, welches man u. a. nach abhaltung des süngerichts auf trium regum in Lauterbach schlachtete und vertheilte, so dass ein viertel dem herrn (d. i. ehedem das haupt dem gotte) die übrigen drei viertel aber andern zufielen. ein schweinebraten kam auf den tisch (das opfermahl). dazu ass man *dreierlei* kuchen aus einer metze weitzen [2]). ähnlich lauten die bestimmungen des Vinkbucher weisthums [3]), nur wird hier das halbe schwein verzehrt in gemeinschaftlichem mahl. der preis ist derselbe ungewöhnlich hohe, wie beim Lauterbacher. (M. 1201.) hängt mit diesem goldferch die um das haus gehende *goldne schnur* in dem von Kuhn und Schwarz p. 408 mitgetheilten Lautenthaler lied zusammen? heisst das vielleicht 'der gott auf seinem goldborstigen eber [4]) umreitet das haus', er bringt ihm segen und glück?

Bedeutsam ist für uns, dass den juleber in England *rosmarin* schmückt, wol auch lorbeer, der jedoch jünger ist und nicht hoch hinaufreichen mag. der *rosmarin* war sicherlich dem Fro heilig als dem gotte des *ehesegens*. einen rosmarinzweig trägt die *braut* in Hessen beim kirchgang, aus dem rosmarin holt man belgischem kinderglauben zufolge die *kinder* und stirbt ein mädchen dann liegt rosmarin auf dem strohkreuz vor der hausthüre (Wodana 105). in der Mark sind

---

[1] Wilh. Müllers deutung (versuch p. 67.) kann ich nicht beipflichten, wie ich überhaupt keinen zusammenhang in den sagen von eingeschlossenen töchtern mit unserm mythus sehe. Gerda ist nicht eingesperrt, sie geht frei aus und ein und kommt frei in der neunten nacht zu dem gotte.

[2] Weisthümer III, 369. Schneiders Buchonia IV, 178.

[3] Weisthümer I, 436.

[4] die ortsnamen Eberstein, Ebersberg, Ebersburg sind wol nicht ohne bedeutung. auf dem Ebersberg kämpfen in den zwölften feurige ritter. Bechstein sagen des Rhöngeb. u. des Grabfeldes. n. 118.

braut und *bräutigam* mit *rosmarin* geschmückt, die braut trägt ihn an der brust, der bräutigam an brust und hut (Kuhn märk. sag. p. 357).

Wie innig der eber Freyrs im norden mit der fruchtbarkeit des feldes zusammenhing, beweist u. a. folgender gebrauch: plures verrem istum fictum (das backwerk) siccant et ad veris tempus, cum semina sulcis sunt credenda, servant, *tum partem eius comminutam in vas vel corbem, ex quo semina sunt dispergenda immittunt, hordeoque permixtam equis aratoribus, alteram servis stivam tenentibus comedendam relinquunt, spe forte uberioris messis percipiendae*[1].

Aber nicht nur der eber scheint im norden dem Freyr heilig gewesen zu sein; als sonnengott muss er auch den *hirsch* zur seite gehabt haben, den wol in späteren tagen der eber ersetzte. die jüngere edda erzählt, wie Freyr nachdem er sein schwert aus der hand gegeben hatte, den *Beli mit einem hirschhorn erschlug*; dies horn wird von dem alten *Sólarhiörtr* gewesen sein, der von zwei männern am zügel geführt, dem osten entsteigt. er scheint mit Eikþyrnir eins zu sein, der *auf dem dache* von Vallhöll den baum Lærâdr abweidet und von dessen hörnern thau nach Hvergelmir trieft (lex. myth. s. v.).

Auch in unsern sagen spielt der hirsch eine bedeutsame rolle; dass er auch hier nur auf Fro bezogen werden darf, möchte allein schon die von Mone[2]) beigebrachte sitte bezeugen, *am neujahr in hirschlarven* zu erscheinen, die bereits im jahre 578 durch das concilium Antissiodorense verboten wurde. in den sagen erscheint der hirsch in einer weise, die mir rein mythisch zu sein scheint. herzog *Carl* von Zabern jagt einen hirsch; plötzlich steht das thier an einem abgrund, der herzog ist nahe hinter ihm, es stürzt sich hinab: gelang dir das, ruft der herzog, dann muss es auch mir gelingen und er spornt sein pferd und setzt dem hirsch nach in die ungeheure tiefe, wo er glücklich ankommt. graf Anselm von Rappoltstein setzte glücklich über einen ähnlichen abgrund, um einen hirsch zu erlegen. ein schwarzer hirsch lockt den grafen von Wildenstein zu gleichem wagstück, doch der graf stürzte zerschmettert in die tiefe, der schwarze hirsch war der teufel gewesen[3]). die sage wiederholt sich wol auch anderswo;

---

[1]) Verelii notae ad Hervararsaga p. 139, ap. Eccard. rer. francic. comment. I, 410.

[2]) gesch. des heidenth. II, 167.

[3]) Stöber oberrhein. sagenb. pp. 311. 108. 48. an der burg Neueberstein haftet eine ähnliche sage, nur ist Wolf Eberstein von feinden verfolgt und thut den sprung, wie Hennes der kühne sprin-

dass sie dies auf einem so kleinen gebiet schon so oft thut, macht sie jedenfalls der beachtung werth, das bereits lässt mythische grundlage vermuthen. darin bestärkt uns, dass die letztere sage den hirsch zum *teufel* macht. ist der hirsch der nordische Sólarhiörtr, und dürfen wir die sage also übersetzen: Fro jagt ihn und setzt auch dem hinter die fernen gebirge am horizont sich hinabstürzenden nach? im deutschen norden kommt so viel ich sehe, die sage nicht vor, doch ist auch dort der hirsch nicht ohne mythische bedeutung. bei Müllenhoff n. 122 jagt ein jäger einen *weissen hirsch* mit *goldnem geweih*; das klingt doch sehr verwandt und das goldgeweih scheint mir laut für die sonne zu sprechen so wie seine farbe auf den tag zu beziehen ist, denn der hirsch muss es sein, dessen 'klâwen durch die wolken sint geslagen'. M. 705. in dieser, wie in einer Harzsage [1]) kommt der hirsch in verbindung mit einer quelle vor: jener legt sein geweih ab, von dem ertrage kann eine versiegte quelle gefasst werden; der am Harz scharrt eine quelle mit dem fusse hervor. das erinnert an Eikþyrnir, von dessen geweih so reichlicher thau nach Hvergelmir sinkt, dass alle flüsse daraus entspringen und genährt werden [2]).

Bleibt die sage im norden Deutschlands schweigsam über die jagd nach dem hirsche, finden sich dagegen noch weitere beispiele im süden vor, dann lässt sich annehmen, dass im norden der einfluss skandinavischer nachbarschaft mit der zeit den alten sonnenhirsch verdrängte und an seine stelle der eber des Fro trat, während mehr gegen den süden hin, wo der eber des gottes ohnehin seltner erscheint, der hirsch sich erhielt. das alles kann vorderhand nur noch vermuthung sein, nur als solche gebe ich es, bis andere sagen es bestätigen oder auch umstossen, was mir jedoch nicht wahrscheinlich ist. ich werde übrigens bald und auch bei Frouwa kurz auf den hirsch zurückkommen, dessen ausführliche betrachtung für das cap. tag und nacht aufgehoben bleibt.

BILDER.

Schon in der Wodana wies ich (XXI ff.) auf die in Bel-

---

ger. cf. die gedichte der grafensprung von Kopisch und ritter Harras von Th. Körner.

[1]) Harrys II p. 15.

[2]) Fro war gott der ehe, si nuptiae celebrandae sunt, offerunt Fricconi. gehört ihm der hirsch, dann bezieht sich auch auf ihn der ausdruck 'hörner tragen' für einen mann, dessen frau die eheliche treue bricht? man müsste ältere zeugnisse für den ausdruck haben.

gien noch spät fortdauernde verehrung des Priapus bin mich stützend auf des Adamus bremensis nachricht: 'Tertius est Fricco *pacem voluptatemque largiens mortalibus* cuius etiam simulacrum fingunt *ingenti priapo; si nuptiae celebrandae sunt sacrificia offerunt Fricconi.*' treffend passt zu diesen worten die stelle aus Goropii Becani origines Antverpianae p. 26, wo von dem antwerpner götzenbildchen über dem steenpoort die rede ist 'exigua statua cui *ingens fascinum praetentum;* hinc illud est quod feminae omnes *ad quemvis subitum casum* Priapum invocent. *si testa manibus elapsa rumpatur, si pedem offendant, si denique quicquam accidat quod ne animadversione quidem dignum videatur, confestim Priapus ab honestissimis etiam matronis alta voce ad auxilium cietur,* qui mos ne hactenus quidem penitus est abolitus, quamvis nonnihil inveteratus.' dass jenes bildchen ein götterbildchen war, darin stimmen alle geschichtschreiber der stadt (unter denen auch der berühmte Bollandist Papebrochius) überein, dafür spricht die verehrung deren es genoss, dafür zeugt dass *unfruchtbare frauen ihm kränze und blumen opferten,* um bald des mutterglückes theilhaftig zu werden. dass es nicht römisch ist lehrt der augenschein [1]). und dafür zeugt die ganze art, wie die durch das bild dargestellte gottheit aufgefasst wird. sie ist nicht nur die befruchtende sondern *die in allen nöthen helfende* und stimmt so vollkommen zu dem, was J. Grimm über Fro sagt: 'es muss in diesem namen ein *allgemeiner ausdrucksvoller sinn gelegen sein,* der ihn für die besonderheit eines gottes und zugleich für den *umfassenden begriff göttlicher und weltlicher herrschaft* eignete' (M. 190). ganz so wie in Antwerpen wurde diese gottheit auch in Geldern aufgefasst und verehrt [2]) (Wodana XXII). ausserdem fand sich ihr bild über einem thor in Löwen, welches davon die 'porta priapaea' hiess, und bis vor weniger zeit stand ein anderes in einer verlassenen kapelle in Brabant; unfruchtbare frauen schabten ein wenig von dem phallus ab und nahmen es in einem glase wasser [3]) (Schayes essai histor.). verjüngt erscheint das bild als manneken-pis in Brüssel, denn auch dies wird in den höchsten ehren gehalten, sein verlust versetzte die stadt besonders die frauen in trauer und an festtagen ist es *mit blumen und kränzen geschmückt.*

Nun kommen aber solche bilder nicht nur in Belgien vor, auch Württemberg besitzt ähnliche. Memminger gedenkt beschreibung von Württemberg V, 33 folgendermassen eines bildes in Rottenburg: 'endlich soll sich noch eine art götzenbild (*abominandum quoddam simulacrum* [1]), sagt die chronik) hinten an dem rathhause, ein bruststück eines mannes mit ganz kahlem kopfe *mit gegen die achseln aufwärts verschränkten armen* eingemauert früher vorgefunden haben, schwerlich ein römisches denkmal, wol eher ein altdeutsches, keltisches oder suevisches.' dies bild weicht von dem Antwerpner götzenbild allerdings darin ab, dass dies letztere langes haar trägt und den phallus zeigt', doch hat das rottenburger wenigstens die an unser bild erinnernden '*verschränkten arme*'. auf diese allein die annahme einer verwandtschaft beider zu bauen würde ich nicht wagen; ich glaube aber behaupten zu dürfen, dass der phallus dem bilde nicht fehlte, dass weil er ihn trug, es nur noch bruststück ist, denn warum sollte es ein simulacrum *abominandum* geheissen haben? als bloss nacktes bild verdiente es diese bezeichnung nicht. noch mehr, ganz in der nähe von Rottenburg und zwar in der merkwürdigen kapelle zu Helsen kommen andere bilder vor, die noch mehr ähnlichkeit mit dem antwerpner bilde haben (das. p. 33 f.). die kapelle hat thüren gen süden westen und osten, nur gen norden die unselige gegend hat sie keine [2]). über der thür gen westen 'ist ein stein mit einer figur einer *art zwerg mit krummen armen und beinen eingesetzt*'. in einer bilderreihe welche sich unterm dache herzieht kehrt 'die figur des *zwergs mit krummen beinen* und einem unförmlichen bauch' wieder [3]). wie sprechend hier die ähnlichkeit beider bilder hervortritt, so würde ich dennoch zögern, sie für ein und dieselbe gottheit in anspruch zu nehmen, träte nicht anderes bestätigend hinzu. um bei den bildern zu bleiben, gedenke ich vor allem eines merkwürdigen fundes der 1820 bei Canstatt gemacht wurde. 'dort lag ein tannenhügel der einem künstlichen aufwurf glich. als er abgetragen wurde, fand man viele eherne ringe von verschiedener grösse, eine grosse zahl kleiner gefässchen und ein bis zwei zoll grosse *figürchen von menschen und thieren* (welchen!) von dem gleichen metall gegossen, welche mit ringen zum anfassen versehen und wobei an den *menschlichen* figuren *die geschlechtstheile besonders stark ausgedrückt waren*' [4]) (beschreibung von

---

[1]) tafel II, 1.

[2]) wo einstimmend in der Christnacht *Derk met den beer* seinen umzug hält. M. 194.

[3]) ein ähnlicher gebrauch herrscht in Indien. Sonnerat voyage II, 116.

---

[1]) ohne diese bezeichnung würde ich es für ein Wuotansbild halten, deren wir ja schon eins kennen lernten.

[2]) der stuhl Wuotans stand mit der rücklehne gegen norden.

[3]) s. tafel fig. 1. 2 aus Sattlers topograph. gesch. von Württemberg I, fig. XIV, p. 309.

[4]) dass es im Norden auch kleine Freysbilder gab, die man in der tasche trug, lehrt Vatnsdælasaga. Müllers sagabibl. ed. Lachm. p. 109.

Württ. IX p. 18). Memminger fügt ausdrücklich dieser nachricht hinzu: 'durch neuere untersuchungen ist erwiesen, dass man dergleichen grabhügel *nicht durchaus für römische* halten darf'. das hat schon keine gefahr durch diese figürchen, deren gleichen meines wissens in römischen grabhügeln noch keine vorkamen. die als amulete getragenen phalli der Römer wie der Egyptier sind eben nur phalli, nicht aber ganze figuren von menschen, noch weniger von thieren. sie erinnern uns dagegen an die indische sitte, dem todten *lingambilder mit in das grab* zu geben [1]) (N. Müller glaube der Hindu p. 555. Nork myth. wörterb. IV, 51). der todte wurde dadurch in den schutz der gottheit empfohlen, die der zeugung also auch wol der wiedergeburt vorstand. an die stelle dieser götterbildchen traten wol später die in deutschen christengräbern oft gefundenen engelsbildchen.

Von der gestalt dieser bildchen, von der haltung der arme und beine wird weiter nichts berichtet; genug sie haben ein charakteristisches zeichen mit dem Fricco des Adamus bremensis und mit jenem andern Frobilde zu Emenzheim gemein, dessen Falkensteins antiquitates Nordgavienses pag. 86 tab. III gedenkt [2]). 'das allermerkwürdigste, was sich in den Nordgauischen Gegenden annoch aus der Heydenschafft findet, ist der *Götzen Hayn* zu Emenzheim einem drey Viertel-Stunden von der Reichs-Stadt Weissenburg im Nordgau gelegenen Dorff . . . man siehet noch heutigen Tages dem im Hochfürstl. Brandenburg-Onolzbachischen territorio situirten Dorffe Emenzheim zerstreute grosse Quadersteine in einem zu dem Wirthshaus daselbst gehörigen Garten, nebst noch einem in der Erden gelegten Fundament, die als ein Ueberbleibsel von einem daselbst gestandenen Tempel sind, welches die in ersagte Quaderstücke eingehauene Götzen-Bilder und andere Figuren bekräfftigen. Auf einem dieser Stücke siehet man zwei *abgöttische Figuren*, deren eine insgemein der Miplezeth [3]) von denen Landes Innwohnern genennet wird. Es ist aber der Zeit noch nicht in das Gewisse gestellet worden, was durch diese Götzen-Bilder eigentlich angedeutet werde, und welche alte *Teutsche Gottheit* dadurch zu verstehen sei. man hält das Eine vor den Miplezeth dessen auch die Heilige Schrifft gedencket (1 reg. XV, 13) und in allen dem Römischen unflätigen *Priapo* gleichet . . . übrigens hegen die gemeinen Leute in diesem Revier noch heutiges Tages den Aberglauben, dass *wann ein Weib unfruchtbar, sich aber auf diesen Stein setze so werde sie dadurch fruchtbar, welches der gemeine Mann mit vielen Exempeln bestärken will.*"

---

[1]) Vivant Denon voyage dans la basse et haute Egypte III. Atl. pl. XCVIII nr. 35 theilt die zeichnung des einbalsamirten phallus eines stiers mit, der bei den geschlechtstheilen einer weiblichen momie gefunden wurde.

[2]) s. Tafel II, f. 2.

[3]) den namen hat das bild wol nur der bibelkunde eines schulmeisters zu danken. von den einwohnern insgesammt wird es schwerlich so genannt worden sein.

Dies Emenzheimer bild ist genau dasselbe, wie der sog. zwerg an der Belsener kapelle, nur ist die form weniger roh, der römische einfluss tritt hervor. beide haben die beine heraufgezogen, wie das Antwerpner bild, beide die hände am phallus [1], der bei dem in Belsen nur abgeschlagen zu sein scheint, bei dem Emenzheimer wie bei dem Antwerpner bilde aber nachweislich vorhanden war oder noch sichtbar ist, bei dem Rottenburger schwerlich fehlte. zu beiden nehmen unfruchtbare frauen ihre zuflucht. dies fiel bei dem Rottenburger und dem Belsener wol weg, weil diese hoch eingemauert waren und zwar das eine an einer kirche. es wäre jedoch nicht unmöglich, dass trotzdem der cultus sich längere zeit erhalten hätte; man müsste nur ältere nachrichten über diese bilder haben.

Auf einer andern seite des Emenzheimer altars steht ein frauenbild mit starker brust. ein geistlicher, der über diese bilder schrieb, erklärte sie für Osiris und Isis, Falkenstein trifft eher den nagel auf den kopf, er sieht sonne und mond in ihnen. ist der gott Fro, dann kann die göttin nur Frouwa sein. gerade diese zusammenstellung der männlichen und weiblichen gottheit ist echt deutsch und sie mag mit helfen zur bestätigung des vorhergegangenen.

Wie Wuotan auf den steinen an der Kuppinger capelle nicht allein steht, so ist auch das Frobild an der Belsener kirche von andern darstellungen umgeben, die unzweifelhaft dazu dienten, den gott selbst kennbarer zu machen, die als seine attribute galten. zuvor noch einen blick auf die form der kirche. sie hat dem laufe der sonne entsprechend nur thüren nach der sonnenseite, nach aufgang, nach mittag und nach untergang. sie ist dem ersten strahl des gestirns offen, empfängt den strahl, wenn es am höchsten steht und nimmt den letzten strahl des scheidenden auf. unter den bildern, die sich hoch am giebel herziehen, finden wir die sonne selbst und zwar dreimal: zu unterst eine grosse alleinstehende, höher und zwar südlich von dem götterbild zwei sonnen übereinander; alle drei haben verschiedene grössen. ausser ihnen steht noch eine neben dem kreuz über der kirchenthür, doch hat sie nicht von jeher da gestanden. die steine, auf welchen die bilder stehen sind den übrigen ungleich, viel rauher und schwärzlicher. sie gehören also nicht zu dem bau, wie er jetzt steht, was übrigens auch anderes schon sagt. sie können somit auch nicht mehr in der ursprünglichen ordnung zusammen stehn: als sie dem siegend über ihnen thronenden kreuze wichen, mussten sie sich gefallen lassen, nach dem willen des baumeisters über-, neben- und untereinander geworfen zu werden. so wurde, denke ich mir, die sonne über der thüre von der untern grossen sonne getrennt, beide standen einst neben oder übereinander, gleich den beiden andern zur seite des bildes. sie sind sinnbilder der sommerlichen und der winterlichen sonne; die grössere kraft des gestirns im sommer wird durch die grössere, die geringere wärme im winter durch die kleinere sonne ausgedrückt. ebensogut könnten sie die kräftig aufgehende und die müde scheinende, die morgen- und abendsonne darstellen, doch möchte ich der erstern bedeutung als der umfassendern den vorzug geben.

---

[1] Osiris hält mitunter mit der linken hand den phallus, bei indischen götzenbildern hingegen finden wir oft beide hände an demselben.

In demselben verhältnis wie die sonnen, stehen auch die thierhäupter zueinander, in welchen Sattler 1) *stierhäupter* sieht, und steht ferner das bild des gottes zu jenem andern kleinern und in der stellung wesentlich von ihm verschiedenen über der kirchthüre. wie die sonnen, so werden auch diese bilder ehedem anders zusammengestanden haben: das grössere bei den beiden grossen stierhäuptern, das kleinere bei den drei kleinern. in der bedeutung wird sich das grössere zu der grösseren sonne stellen, wie diese durch ihre grösse eine höhere kraft bezeichnet, so jenes durch seine grösse und seine haltung. die arme sind hier fest an den leib geschlossen, die beine gespannt, während das kleinere die arme matt hängen lässt und gerade schlaffe beine zeigt, ein passendes bild für die matte winterliche oder die müde untergehende sonne. ich denke mir, dass in dem alten heiligthum das eine grössere bild mit seinen stierhäuptern und den grössern sonnen gen osten, das andere mit denselben kleinern symbolen gegen westen stand 2).

Fro nämlich muss, wie ich schon bemerkte bei uns vorzugsweise ein gott der sonne gewesen sein, wie er es ja im norden auch war. nach Snorri hängt von Freyr der sonnenschein ab, er wird um *fruchtbarkeit der erde* angerufen (M. 193).

---

1) topograph. gesch. von Württemberg 1, 309 ff.

2) ich habe taf. II. f. 3. versucht, die bilder wieder zusammen zu stellen, wie sie etwa gestanden haben mögen.

Finn Magnusen nennt ihn geradezu '*deum solis et solstitii hiberni*' und sagt von Gullinbursti, dass derselbe '*pro solis ipsius idolo sive simulacro*' gegolten habe [1]. war das unser Fro, war er ein gott der sonne, dann nur passt vollkommen auf ihn, was Grimm sagt: 'die tief in unsere sprache eingeschlagene wurzel führt also auf die begriffe *froh, erfreuend, schön, herrlich, heilig*, und die urbedeutung von *fráuja* wie von *Freyr* scheint keine andere als: der *frohe* [2], *frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige* herr (M. 191). auf ihn muss also die merkwürdige stelle der Germania c. 45 bezogen werden: sonum insuper audiri, formas deorum et radios capitis aspici persuasio adiicit. dies caput, das eine leuchtende, strahlenumgebene, war das des sonnenhirsches; die niedersächsische sage übersetzt es genau durch das *hirschhaupt mit goldnem geweih*. die formae *deorum* sind kaum erklärlich; *dii* können die Germanen nicht gesehen haben, denn bei allen völkern der erde ist nur *eine* gottheit mit der sonne verbunden; es müssen die umrisse der gestalt *eines* gottes gemeint sein, und damit ist nur Fro gemeint, der in verbindung mit dem hirsche erscheint. in dem *sonum audiri* haben wir wol den sturz des sonnenhirsches und den sprung des ihm nachsetzenden gottes in die tiefe zu sehen, über denen die wellen des meeres zusammenschlagen.

Gleich der sonne passen auch die stierhäupter vollkommen zu Freyr [3] und Fro. ihm bluteten hauptsächlich stiere. ehe Thorkil aus Thverau flüchtete, ging er mit einem alten *ochsen* in *Freys tempel* und sprach: *Freyr*, der du lange mein vertrauen gewesen und viele gaben von mir angenommen und wohl gelohnt, nun gebe ich dir diesen *ochsen* um das, dass Glum nicht weniger ungern fahre aus Thveraland und lass sehen durch ein zeichen, ob du es annimmst oder nicht. *da brüllte der ochse laut und fiel todt nieder* [4]. unter den dichterischen namen des ochsen finden wir selbst den des gottes (M. 194). hier darf auch die stelle aus Othlo's vita s. Bonifacii gedacht werden (II, c. 10) wo der klage über gottlose priester gedacht ist, 'qui *tauros* et hircos diis paganorum immolabant.' und um so wichtiger sind die tauri [5] hier für uns, da sie mit den hircis zusammenstehn, mit den dem Donar heiligen thieren, so dass aus dieser stelle die zwei nächst dem Wuotan höchsten götter hervortreten. dass nur die *häupter* der stiere abgebildet sind, ist echtdeutsch und ein hauptzeugnis für das vaterländische wesen der gottheit. welche rolle die stiere im cultus des Fro zu Belsen spielten, sagt ausser diesen bildern der name des *Farrenbergs*, der grade über dem hügel sich erhebt, der die kirche trägt. ich ziehe auch den nahe liegenden *Rossberg*[1]) noch heran, da bekanntlich dem Freyr auch pferde geheiligt waren. ein solches hiess Freyfaxi (M. 194). auf beiden bergen werden die dem gott heiligen thiere geweidet worden sein.

---

[1] lex. mythol. 361. 403.

[2] froh, lieb und gnädig wird auch die sonne selbst genannt. M. 668.

[3] in eius potestate praecipue putabatur fundorum et praediorum distributio et tutela, quam ob causam *tauri* ei mactati sunt. lex. myth. 370.

[4] Viga Glums saga. Müllers sagenbibl. übers. von Lachmann 52.

[5] den tempel des *stierhäuptigen lingam- oder phallusgottes*

Bekanntlich fand man 1653 ein stierhaupt von gold in dem grabe Childerichs zu Doornyk. der abbildung bei Eccard[2]) nach trägt dasselbe auf der stirn ein *rad mit neun speichen*, es ist also ein sinnbild der sonne, ein symbol Fros, und wurde dem könige als solches mit ins grab gegeben, wie im Württembergischen man dem verstorbenen kleine Frobildchen mitgab.

Wie in den Niederlanden so finden wir dem vorhergegangenen zufolge auch im deutschen süden den Frodienst. als blos phallische, den frauen fruchtbarkeit verleihende gottheit wurde er bis auf unsere tage verehrt und wird er vielleicht noch heute im Götzenhain zu Emenzheim gelten und die bilder aus den gräbern in Canstatt bezeugen, dass sein dienst als solcher weiter nach Schwaben hin verbreitet war. er galt dort aber auch gleichwie in den Niederlanden und dem Norden als gott der fruchtbarkeit im allgemeinen, als gott der sonne und des durch ihren warmen strahl geförderten landbaus. wir fanden im vorigen capitel, dass sich die grenze des cultus des Donar als eines gottes des frühlings und der saat in diesen gegenden hinzieht. der winterliche tod wird ausgetragen, nicht aber der mai eingeholt. Fro tritt hier also wol an die stelle des donnerers; man rief ihn statt Donars um günstigen sonnenschein und regen, um die fruchtbarkeit der erde an; man feierte den tag, die zeit, wo er seines feindes, des winters, los geworden war. der tod, d. i. der winter, hat *einen panzer an*, heisst es im Nürnberger lied; ist das der von des Fro strahlen jetzt durchbohrte eispanzer?

Schiba Iswaras bewachen *stiere* von colossaler grösse und sein bild trägt einen *phallus* im *stiermaul*. (Nork myth. wörterb. s. v. stier.) auch in dem heiligthum des *Helios* zu Delphi standen eherne *rinder*.

[1]) ein anderer *Rossberg*, dessen platter gipfel das *Rossfeld* heisst, liegt im oberamt Urach. Memminger VIII, p. 21.

[2]) comment. de reb. Franc. I, p. 39. tab. I.

merkwürdig ist es immerhin, dass sich nicht auch bei den andern bildern des gottes ähnliche attribute erhalten haben, dass keiner der berichterstatter über die bilder in Belgien etwas von einer sonne weiss, die einem der bilder beigegeben gewesen wäre. dies bestimmt mich vor der hand bei meiner auffassung zu bleiben, in dem süddeutschen Fro den frühlingsgott zu sehn, der hier so mit Frouwa verbunden erscheint, wie anderswo Donar mit der Ostara oder welchen namen sie sonst hatte.

In Frankreich scheint der cultus einer ähnlichen phallischen gottheit wie Fro sehr verbreitet gewesen zu sein. wenigstens zeugt dafür die verehrung des ersten bischofs von Lyon, des h. Photinus, als eines den ehesegen vermittelnden heiligen. die kirche hat diese verehrung *nie* gebilligt [1]; schlechte priester unterhielten sie anfangs in allzugrosser nachgiebigkeit, später aus ebensogrosser gewinnsucht. doch war sie nur an wenigen orten in die kirchen eingedrungen, an den meisten rein vom volke gepflegt, wie z. b. in Auvergne, wo ein einzelnstehender felsen den namen des heiligen trug, den er gerade seiner phallischen form dankte. noch andere heiligen, deren name eine, wenn auch nur entfernte ähnlichkeit mit irgend etwas an den phallus erinnerndem hatte, wurden vom volke zu gleicher verehrung herbeigezogen und erhielten sich trotz alles widerstandes der kirche darin bis auf die jüngsten tage [2]. ähnlicher unfug fand sich auch bis vor nicht langer zeit noch in Belgien, wo s. Quintin z. b. phallisch dargestellt war; jetzt ist dem kräftig gesteuert.

RAD.

Ausser diesen bildern und den sie begleitenden attributen des gottes gab es, wie es scheint, auch *symbole* Fros. darunter rechne ich die *wêpelrôt* mit der uns Kuhn und Schwarz p. 406 bekannt machen: 'im Saterland herrscht die sitte, dass die jungen bursche den mädchen, *die sie freien wollen*, oder auch wol nachbarsleute untereinander eine *wêpelrôt* oder *tünskêr* um *neujahr* ins haus bringen mit den worten:

---

[1] wie gern Nork u. a. m. nach *dem* vorgange französischer schriftsteller *der* voltairischen zeit und schule, denen es mehr um scandalanecdoten als um die wahrheit zu thun war, ihr dies auch zuschreiben möchte.

[2] Dulaure in seinem buche des divinités génératrices übertreibt nach seiner gewohnheit, was *er* darüber berichtet. so macht er z. b. Antwerpen, weil es das *eine* Frobild in seinen mauern bewahrte, zum '*Lampsaque de la Belgique.*'

hier brang wi jü êne wêpelrôt;
wai jü mi wet rêke
so maije jo nit lang bedonkje.

dies sagend schiesst man gewöhnlich ein pistol ab und wirft die *wêpelrôt* ins haus, dann aber läuft der werfende schnell fort. die hausbewohner eilen ihm nach und suchen ihn zu fangen; wird er eingeholt so bringt man ihn zurück und er muss entweder auf dem kesselhaken reiten oder rôtwasser trinken; dann wird er bewirthet. die *wêpelrôt* wird von einem weidenstab gemacht an welchem oben ein kranz in *radform* mit speichen befestigt ist; diese speichen ragen über die felgen hinaus und auf ihren spitzen sind äpfel befestigt. in der mitte des rades befindet sich ein breiter zierrat aus *goldblech* und von diesem aus laufen über den ganzen kranz weg dichte *strahlenartige büschel* abgeschabter weidenspäne von weisser farbe.' dass die wêpelrôt mit Fro zusammenhängt, geht im allgemeinen aus der zeit hervor, in welcher sie erscheint, dann aus der form, welche an die den Fro begleitenden sonnen in Belsen mahnt und endlich hauptsächlich daraus, dass sie dem zu *freienden mädchen* ins haus geworfen wird (s. u.). Kuhn sieht darum in ihr mit recht ein bild der sonne, welches das rad im allgemeinen schon ist (M. 578). noch ist das *rad* anzuführen, welches in einigen schleswigschen gegenden zu *weihnachten* ins dorf gerollt wird (Kuhn a. a. o. 518).

Grimm gedenkt M. 578 zweier merkwürdigen gebräuche aus den weisthümern von Wirf und Garzheim, die ich glaube hierherziehen zu müssen. in dem ersten heisst es u. a. [1] '*uff sant stephans tage* solle der lehenmann liefern vnd bezalen pfenningszins vnd *weissbroit*, dan soll man dem lehenman guitlich thuin auff dem hofe, *zweyerley wein*, *zweyerley fleischs*, *zweyerley brot* vnd alles desjenigen, wass vom tage zeitig ist. obe der lehenher bedoecht, dass der lehenman zu lange sesse, so solle der lehenher ein *naeff sechs* wochen vnd *drey* tag in ein mistphole legen laissen, dieselb mit roedeln noch stoeben, vnd wanneche die *verbrandt*, dass der dauon keyner mehr erkandt möcht werden, soll der lehenman vffstehen ....' in dem weisthum von Garzheim lautet die bestimmung also [2]: 'Item wannhe sie, die vnderthonen, den *weisspacht* auff Blankenheym brengen, so weiset der scheffen, das ein *groen radt* mit *groenen speichen* durchstochen soll, in ein *fewer* gelegt vnd so langh biss das *radt* zu eschen *verbrannt* würdt, soll m. g. h. zu Ill. inen essen vnd guthen wein zu drincken geben.' auch diese räder müssen sich einst auf unsern gott bezogen haben. 'ich halte, sagt Grimm a. a. o. das für den überrest eines heidnischen *opfermahls* und beziehe das *rad* auf die erzeugung des feuers, von welcher freilich nichts mehr gemeldet wird.' warum müsste auch gerade ein *rad* brennen, warum könnte nicht jeder andere holzscheit denselben dienst leisten. bedeutsam scheint mir, dass das rad im mistpfuhl gelegen haben muss; warum nicht auch in anderm wasser? das knüpft eben wieder den gebrauch an die fruchtbarkeit des feldes an, mit der er übrigens noch in anderer weise zusammenhängt. die zeit nämlich, wie lange das rad zu liegen muss, ergiebt die zahl neun: sechs wochen und drei tage. was diese zahl betrifft, so erinnert Grimm a. a. o. an das *neunerlei holz* und ferner an die *neun* und *neunmal neun* = einundachtzig *verheiratheten* männer, welche beim *notfeuer* vorkommen. dadurch also gewinnt dies wichtigkeit für unsere untersuchung und die nähere betrachtung wird bestätigen, dass wir in ihm ein *Frofeuer* haben.

---

[1] Weisthümer II, p. 616.
[2] das. 693.

NOTFEUER.

Wir erkannten in Freyr einen schützer des landbaus, ein amt, welches er mit den beiden andern höchsten göttern theilt: er spendete regen und fruchtbarkeit. dadurch wird er zugleich ein schützer des viehstandes, der mit dem landbau eng verbunden ist. das notfeuer aber wird nur dann angezündet, wenn *seuchen* unter dem *vieh* wüten (M. 570), wenn man *kranke schweine* hat (Kuhn märk. sagen p. 369), um viehseuchen *vorzubeugen*; ist die seuche wirklich ausgebrochen, oder an andern orten wenn sie droht, dann treibt man das vieh *zwei-* oder *dreimal* durch die heilige flamme und zwar *zuerst die schweine*, denn sie waren des Fro heilige thiere, dann das rindvieh, denn die *stiere* waren seine opferthiere, zuletzt die gänse. die asche des feuers gebrauchte man im Appenzeller land zum bestreuen der felder, die man dadurch vor *ungeziefer* zu sichern glaubte, denn sie kam vom feuer des gottes, der sich in die hut des ackerbaues mit Wuotan und Donar theilte. anderswo werden die abgelöschten brände *in die krippen* gelegt. es galt in Schweden schon der vom notfeuer aufsteigende *rauch* für *heilbringend*; *obstbäume* und netze damit geräuchert, wurden fruchtbar und fingen viele fische (M. 574). auf der insel Mull wird das *rad* bei der erzeugung des notfeuers '*turned from east to west*', es nimmt also denselben lauf, wie die *sonne*, deren herr Fro war. das feuer von der sonne selbst zu gewinnen, verstand unser alterthum nicht; es hatte wahrscheinlich auch keine tempel des sonnengottes, in welchen ein ewiges heiliges feuer lohte, woher man solches hätte holen können, wie man es in Delos vom heiligen heerde des Apoll holte. darum suchte man es auf die altübliche weise zu erzeugen, durch reibung, aber man ahmte dabei *die sonne in ihrem laufe* nach und gebrauchte ihr *symbol* dabei, das heiligte die neue glut. das alte wagenrad, welches an einigen orten gebraucht wird (M. 572), wird wol verderbt sein; man wird wie in Marburg ursprünglich ein *neues* gebraucht haben, wie denn bei ähnlichen gelegenheiten das unberührtsein solcher dinge hauptsache ist; sie dürfen noch nicht zu menschlichem gebrauch gedient haben. darum müssen auch im Halberstädtischen die stricke der walze von zwei *keuschen knaben* gezogen werden.

Rad und sonne stehen also in engster beziehung, ebenso das feuer und die fruchtbarkeit der *erde*, das gedeihen des rindviehs und der schweine, nicht des wollenviehs. das feuer, dessen in jenem ersten der beiden weisthümer gedacht wird, gewinnt dadurch an wichtigkeit für uns, denn in ihm kommt das *rad* vor und das opfermahl hat *zweierlei fleisch*, also wol rind- und schweinefleisch. doch wäre einzuwerfen, dass sich das dem Fro heilige notfeuer nicht wie jenes an eine bestimmte zeit knüpfe, sondern von dem zufälligen nahen oder drohen der seuche abhange. es entsteht also die frage, wie die zeit, in welcher jenes feuer loht, zu Fro passt.

S. Stephans fest fällt auf den 26. december und wurde von der kirche seit jeher gefeiert als das des ersten blutzeugen für die lehre des heilands. diese zeit war aber als die der wintersonnenwende dem Fro besonders heilig, er hielt dann seinen umzug mit seinem eber, er gab seine orakel. das zusammenfallen des feuers gerade mit dieser zeit giebt demselben eine erhöhte wichtigkeit und wirft zugleich licht auf die bis jetzt noch dunkeln *weihnachtsfeuer*.

WEIHNACHTSFEUER.

Wenn nicht alles trügt, müssen sie ebenfalls dem Fro geloht haben und mit dem frühlings-, dem Donarsfeuer und dem herbstlichen Wuotansfeuer vollenden sie die heilige dreizahl der den drei höchsten göttern geweihten feuer.

Jetzt sind sie zwar meistentheils erloschen, doch führen noch einige gebräuche auf sie zurück. in den Niederlanden brannten sie einst fast überall. in Limburg stiess man die kohlen zu pulver und hob sie auf als mittel gegen zahnschmerzen [1]. in Belgien legt man den rest des verbrannten scheits unter das bett als abwehr für den blitzschlag. am Weihnachtsabend darf nie *kerze noch feuer im schlosse* zu

---

[1] Coremans année de l'ancienne Belgique. 93.

Dessau brennen (Kuhn 468), d. h. es muss das feuer dann erneuert werden und zwar am heiligen feuer des gottes. ein zeugnis aus dem Münsterland M. 594 weist den gebrauch der weihnachtsfeuer bereits im 12. jahrhundert nach. für die Untermosel bürgt das weisthum von Riol und Velle, welches den scheffen einen '*winnachtsploech*' zuweist, für die Obermosel das weisthum von Tavern: '*item ein bockg zu hawen uff Christabend vor den Cristbraten*' [1]. 'iam ubique in Suecia ac partim in Norwegia et quondam in Islandia *pyrae, faces* et *luminaria* splendent [2].

Ungleich reicher sind diese feuer noch in Frankreich. ich lasse einige der dort vorkommenden gebräuche in der anmerkung folgen [3].

[1] Weisthümer II, 302. 261.

[2] lex. myth. 1051.

[3] Umgegend von Marseille: Le doyen de la famille prend par la main le plus jeune enfant et le conduit à la porte de la maison où on a eu le soin de déposer une grosse bûche d'olivier ou d'arbre fruitier, laquelle porte le nom de *calignaou*. L'enfant fait *trois libations sur cette bûche avec du vin* et prononce les paroles suivantes:

Alegre, Diou nous alegre,
Cachofué ven, tout ben ven;
Diou nous fagué la grace de veire l'an que ven,
Se sian pas mai que siguen pas men.

(d. i. soyons joyeux, Dieu nous rend joyeux. le feu caché vient, tout bien vient. Dieu nous face la grace de voir l'an qui vient; si nous ne sommes pas plus, que nous ne soyons moins.) *Le verre* dont l'enfant s'est servi, *passe alors à la ronde*; puis cet enfant soulève une extrémité de la bûche pendant que le vieillard la saisit par l'autre bout et on la place sur le foyer. Toutefois on a le soin de l'éteindre avant d'aller se coucher afin de la conserver jusqu'au jour de l'an. On lui attribue la vertu de ne point brûler le linge. Le même enfant qui a béni la bûche, *bénit aussi la table*. Le jour même de Noël la famille se réunit une seconde fois en banquet et la *dinde* est un mets obligé dont la fondation remonte, dit-on, au roi René. (De Nore coutumes mythes et tradit. de la France. 23.) La *souche de Noel* joue dans le Périgord un grand rôle à la fête du solstice d'hiver. L'habitant de la campagne croit qu'elle doit être principalement de *prunier*, *de cerisier* ou de chêne, et que *plus elle est grosse* mieux *elle vaut*. Si elle brûle bien c'est d'un bon augure, le ciel la bénit. Les charbons et les cendres qu'on recueille avec grand soin, sont excellents pour guérir les gorgées; la partie du tronc que le feu n'a pas consumée sert aux bouviers pour faire le técoin ou cale de leurs charrues, parce qu'ils prétendent que cela *fait* mieux *réussir leurs semences*, et les femmes en conservent quelques morceaux jusqu'au *jour des Rois pour la prospérité de leurs poules*. Cependant si l'on s'assied sur cette souche, on devient sujet aux *furoncles*, et pour s'en guérir il faut alors passer *neuf fois* sous une tige de ronce que le hasard aura plantée par les deux bouts. Les *charbons guérissent les moutons* d'un mal que l'on nomme le goumon, et les

Der weihnachtsblock wird für den *Christbrand* gegeben, es war also vordem mit dem weihnachtsfeuer ebensowol ein mahl, d. i. ein opfermahl verbunden, wie mit dem Martinsfeuer. darauf deuten die *neunerlei* gerichte am Neujahrstag (Kuhn 408), der grüne kohl, schweinskopf und langenwurst in den zwölften (das. 411). so wie die *kuchen* hin, welche um weihnachten wie um Ostern gebacken werden, haben wir bei diesen letztern beziehungen Donars hammer und keile gefunden, wies uns das Martinshorn auf die Wuotansminne hin, dann müssen in den weihnachtskuchen beziehungen auf Fro stecken. welche bestimmte form die *kerskoeken*[1] in den Niederlanden haben, weiss ich nicht. in einigen orten Ostfrieslands sind auf den neujahrskuchen *pferde* abgebildet, im Wendischen haben die kuchen selbst die gestalt von *pferden, schweinen* und andern thieren; die beiden, pferd und schwein lassen jedenfalls eine deutung auf Fro zu. wurden vielleicht pferde zum opfer geschlachtet?[2]

Mit dem mahle hing natürlich auch ein *minnetrunk* zusammen. diesen scheint sich die kirche in der art angeeignet zu haben, dass sie ihn auf den heil. Johannes den evangelisten übertrug. sein fest fällt auf den 27. december und es herrschte noch vor nicht langer zeit in vielen diöcesen der gebrauch, an dem tage wein zu weihen und den gläubigen in der kirche zu reichen.

---

cendres pliées avec soin dans un linge blanc, préservent tout le ménage d'accidents fâcheux. Quelques personnes pensent aussi qu'elles auront *des poulets* autant qu'il sort *d'étincelles* des tisons de cette souche en les secouant et d'autres les placent, éteints, sous le lit pour chasser les insectes malfaisants. Dans la Vienne la veille de la Noël, après le souper le maître de la maison se fait apporter une grosse bûche, tison de Noël, et entouré de tous les spectateurs recueillis dans un profond silence, il répand du sel et de l'eau sur cette bûche. Elle est ensuite mise au feu pour brûler pendant les trois fêtes, mais on a bien soin d'en conserver un morceau pour l'allumer toutes les fois qu'il tonne (das. 151). A Caen la veille de Noël les enfants parcouraient jadis les rues avec des *torches allumées*, ou des lanternes peintes de diverses couleurs et criaient: Adieu Noël! Noël s'en va! Dans quelques communes la veille des Rois les jeunes paysans *couraient les champs et autour des enclos*, en tenant à la main des brandons de paille enflammés. Dans le département de l'Orne on appelle cet usage *Coulines*. *On parcourt surtout les champs plantés en pommiers et en poiriers*; on brûle avec les brandons la mousse de ces arbres, et l'on chante en même temps diverses chansons. Dans l'Orne on nomme *Trefouet* la bûche de Noël, on répand dessus de l'eau bénite, elle doit durer les trois jours *de fête* et l'on conserve ce qui reste pour le mettre au feu lorsqu'il tonne (das. 253).

[1] Buddingh 363.

[2] cf. lex. myth. 1033. oder stiere? vgl. *stier* und *ber*, Weisthümer II, 533.

Andere aberglauben bestätigen das Frofeuer. über alle germanischen länder und selbst über einen theil Frankreichs verbreitet ist der glaube, dass alles vieh in der heiligen nacht um 12 uhr sich erhebe, mit einander rede u. dgl. m. dies scheint nur von rindvieh zu gelten, denn in den sagen ist immer nur von diesem die rede; es wird eine art von huldigung der thiere sein, welche dem in der nacht der sonnenwende umziehenden gotte galt. in Ellichausen bei Göttingen stellt man das *viehfutter* in der weihnacht hinaus *ins freie*, dann *gedeiht das vieh* gut. in Holstein heisst der weihnachtsabend vullbuuksabend, das gesinde und das vieh bekommen vollauf zu essen; im Pinnebergischen gibt man dem vieh *besseres futter* und stellt ein *lichtchen* vor die krippe[1]. in der Christnacht muss man *grünen kohl* aus dem garten des *dritten* nachbars holen und jedem *thiere* im *stall* davon geben, das schützt gegen *hexerei*. alles *wirthschaftsgeräth* muss während dieser zeit in sicherm verwahrsam, d. h. unter dach gehalten werden, weil wahrscheinlich sonst, wie in Geldern, der umziehende gott, zürnend weil es nicht feiert, es vernichten würde (M. 194). will der knecht, selbst bei mässigem futter, immer gesunde und fette *pferde* haben, so nimmt er ein bündchen heu, geht damit *um mitternacht der Christnacht dreimal* um die kirche und gibt dies heu hernach *den pferden zu fressen*. wie das ins freie hinausgestellte futter durch den umziehenden gott geweiht wird, so auch dies. es ist dasselbe, wenn es heisst, dass des Rodensteiners weg durch die luft im korn an dem üppigern wuchs zu erkennen sei. in den zwölften darf sich im Oldenburgischen kein *rad* drehen, in Belgien darf man den bäumen kein *rad* zeigen (Coremans 95), d. h. es darf nicht *gefahren* noch gesponnen werden. in der Ukermark und Mecklenburg bindet man in den *zwölften besen*, die beim *ersten austreiben des viehs* im frühjahr *auf die schwelle* gelegt werden; dann *gedeiht* es und es kann ihm nichts böses angethan werden (Kuhn p. 402 ff.) wer am h. Christtag *am frühesten* und *vor tag sein vieh tränkt*, hat glück damit. in den zwölf nächten soll man keinen stall ausmisten (Panzer 264).

Auch *das* umwinden *der* obstbäume mit stroh möchte ich auf Fro beziehen und zwar darum, weil es einestheils die

---

[1] Schütze idioticon 1. 9. in Schweden kannte man noch im vorigen jh. *die jullichter*. beim julmahl wurde für jede person ein licht angezündet, nach dem mahl aber alle ausgelöscht bis auf die des hausherrn und der hausfrau. *diese* durften nicht geputzt werden und blieben die ganze nacht brennend. man glaubte, um *12* uhr in der nacht theile sich die flamme. erlosch eins, so starb im nächsten jahr jemand im hause.

fruchtbarkeit der bäume befördert und in verbindung mit dem mahle am Neujahrsabend steht. in der gegend von Görlitz legt man an dem abend *beim essen strohbände* unter den tisch, auf welche man die füsse setzt. ist abgegessen, so kriecht einer auf allen vieren unter den tisch und ein anderer setzt sich auf ihn und holt die strohbände hervor. damit gehts dann hinaus in den garten, wo die bäume mit den strohbänden umwunden werden; man sagt, sie tragen dann gut (Kuhn p. 407). die bände erlangen dadurch, dass sie bei dem mahl, welches wol opfermahl war, dienen, eine gewisse weihe und heiligkeit, daher der segen, den sie den bäumen bringen. der gebrauch ist über den grössten theil von Deutschland verbreitet. diesen strohbändern verwandt ist das *julstroh* in Schweden. in der Christnacht bestreute man die fussböden der kirchen mit stroh, ein gebrauch, der 'als heidnischer aberglaube von der regierung endlich verboten wurde, da dies ehedem zu ehren des gottes oder der göttin der fruchtbarkeit geschehen sei.' man schrieb diesem stroh grosse kraft zu, gab es den zur sommerzeit auf die weide gehenden kühen, um sie vor *krankheit zu schützen*, legte es in die hühnernester, um marder, iltis und hexerei von denselben fern zu halten, man streute es auf die felder und wand es um die fruchtbäume, damit deren ertrag um so grösser werde[1].

S. ANDREAS.

Die spätere volksanschauung übertrug einen theil des wesens von Fro auf den heil. apostel *Andreas*. wie Freyr der gütigste der götter ist, den niemand weder auf erden noch im himmel hasst, so heisst der heil. Andreas '*sanctorum mitissimus*' (Gelenii Colon. 290.) wie Freyr den ehen vorstand, so nun auch Andreas, daher die gebräuche am vorabende des festes dieses heiligen (29. nov.) wodurch man sich über den künftigen geliebten oder gatten vergewissert. am Oberharz sprechen die mädchen dann einen *reim* und der künftige gatte muss ihnen im *traum* erscheinen. zu erfahren in welcher gegend er wohnt, gehn sie zwischen 11 und 12 uhr nachts in aller stille in den garten, schütteln den erbzaun und sprechen bestimmte worte, dann regt sichs in der richtung der wohnung des liebsten oder es bellt ein hund. ihn selber aber herbeizuzaubern, schliesst man sich nach einbruch der nacht *entkleidet* in die schlafkammer ein, nimmt zwei becher und giesst in den einen helles wasser, in den andern wein; diese stellt man auf den *weiss gedeckten tisch*. dann spricht man:

[1] L. Zicken im frankf. conversationsblatt 1851. nr. 97.

Dresmes,
mein lieber sankt Andres,
lass mir doch erscheinen
den herzallerliebsten meinen u. s. w.
oder: *bettspond ich trete dich,*
sankt Andres ich bitt dich,
lass doch erscheinen u. s. w.

dann kommt die gestalt des zukünftigen herein und trinkt aus einem der becher, aus dem mit wein wenn er reich, wasser wenn er arm ist. auch der von Harrys, dem ich dies entnehme, (sagen II, p. 25 ff.) beschriebene und M. 1071 schon berührte *nappelpfang* und das haargreifen M. abergl. 102 findet an diesem abende statt. in Thüringen *decken* die mädchen *zwischen 11 und 12 den tisch*, legen *messer und gabel drauf* und *öffnen das fenster*, dann muss er vor das fenster kommen und sich ihnen zeigen (Sommer, sagen p. 162). ähnliche gebräuche finden sich in Belgien und Holland, wo entweder gläser mit wein, bier und wasser, oder drei teller auf *den gedeckten tisch* gestellt werden (NS. p. 360. 361). jenes Dresmes ist Andreasmesse und verkürzt aus: heut ist Andreasmesse, d. i. Andreasfest. das 'bettspond ich trete dich' bezeugt, dass wenigstens ein fuss beim hersagen der verse auf dem bette stehen muss, welches der künftige gatte mit dem mädchen theilen wird. so werden auch die französischen reime:

Lune, lune, belle lune
faites me voir en mon dormant
le mari que j'aurais en mon vivant

gesprochen, während ein fuss bereits auf dem bette steht. aus Belgien bringt Coremans noch folgende gebräuche bei: les jolies filles du pays de Franchimont font un cercle autour d'une *oie*; celle que celle-ci touche la première se mariera bientôt. — *on prend un verre d'eau et le pose sur la table*; s'il déborde l'année suivante sera humide et sèche s'il ne déborde pas. — lorsque fille prend une *clef en main cette nuit* et qu'elle fait couler dans un vase rempli d'eau par le panneton de cette clef, qui doit avoir la forme d'une croix, du plomb fondu, les instruments du métier de son futur mari se forment dans l'eau. (l'année de l'ancienne Belgique p. 90.) dies *bleigiessen* wiederholt sich *ganz richtig* in Belgien wie in Deutschland in der Neujahrsnacht. am 5. januar gehen die mädchen in den schafstall: si leurs mains s'arrêtent sur le bélier elles se marieront pendant le *cours de l'année* (das. p. 75). oder sie greifen auch auf ähnliche weise am Thomastag (21. dec.) eine gans.

In Wien wurde etwas vom mittag- und abendessen auf die drei teller gelegt und ausserdem ein trunk wein und ein kartenspiel. anderswo setzt sich die fragende auf den *herd* und sagt das vaterunser rückwärts her. auch auf dem *kreuzweg* und im *brunnen* kann man den liebsten schauen (DMS. nr. 254 ff.). die zeit der bräutigamsschau ist aber nicht nur der Andreasabend, sondern auch wieder die *Christnacht*, die zeit welche dem alten gott besonders heilig war. sie ist dies in Crain und gleichfalls in Franken und Norddeutschland, somit wol auch anderswo. in Franken stellt man alsdann *neunerlei essen auf den tisch*, oder man schneidet *neunerlei holz* und macht *daraus ein feuer*; die mägde ziehen *die hemden aus* und werfen sie vor die thür, der zukünftige wird sie wieder hereinwerfen (M. 1071. DS. 117). in der nähe von Sangerhausen horcht das mädchen in der weihnacht an der *ofenblase*; bullert das wasser, so ist der zukünftige ein schmied und so bestimmt man nach den verschiedenen tönen des wassers das verschiedene gewerbe[1] (Kuhn p. 404). so herrscht noch im Münsterlande das *fenstern in der Weihnacht*. der bursche geht durchs fenster zu seiner liebsten und bleibt die nacht bei ihr; will sie nichts von ihm wissen, dann jagt sie ihn mit dem besen weg (das. p. 405). an jenes neunerlei holz in Franken erinnern *neunerlei* gerichte, die man in Stendal am *neujahrstage* isst (das. p. 408), die in Coburg bei der bräutigamsschau dienen (DS. 115).

Noch einige für uns bedeutsame bräuche knüpfen sich an den Andreasabend wie an die weihnachtszeit. am Andreasabend macht man im Harz vor schlafengehn auf dem tisch ein kleines spitzes häufchen von *mehl*. ist es am andern morgen aus einander gefallen, so muss man in dem jahre sterben (Harrys II, p. 28). das erinnert an die '*cumulos salis quos ponunt et per hoc futura pronunciant*' der sermones discipuli de tempore (M. 1072). in Thüringen pflückt man kirschen und fliederzweige und stellt sie ins wasser, sie blühen am *Neujahrstage* d. h. in den dem gotte heiligen *zwölften*; werden sie auch nur einen tag später gepflückt, so blühen sie nie (Sommer sagen p. 162). im lex. myth. 1046 werden '*de sequentis hyemis tempestate hydromantica auguria*' erwähnt, die an diesem tage in Dänemark und Deutschland beobachtet seien; das deutet auf die heiligkeit des tages und auf berührung des gottes mit Wuotan.

---

[1] in Baiern und Belgien findet sich ähnliches am s. Thomastage, 21. dec.

S. NICOLAUS.

Auch auf den freund der kinder den h. bischof Nicolaus gingen aberglauben von Fro über, vielleicht gerade darum, weil er ein *freund der kinder* war, weil man ihn von kindern, die in einer kufe sitzen, begleitet abbildet. in den Niederlanden backt man ausser bildern des heiligen *s. Nicolaas-varkens*[1]), schweine, die in gar keiner beziehung zu dem heiligen stehen. ohne diese thiere würde ich Wuotan vermuthen, mit dem Fro jedoch abwechseln, das amt theilen kann. Nicolaus ist derselbe mit dem knecht Ruprecht, der mit der ihm schon im namen verwandten Perahta zusammen erscheint, wie wir Fro und Frouwa schon zusammen fanden. in einigen norddeutschen gegenden heisst er *rû Clâs*, *Aschenclâs*; das wurde er *erst*, als er seine göttliche hoheit verlor.

Wichtig scheint mir folgender gebrauch auf der insel Usedom: 'unter dem namen *der Ruprecht* werden dort drei personen verstanden, deren erste eine *ruthe* und einen *aschensack*[2]) trägt und gewöhnlich in erbsenstroh gehüllt ist. ein zweiter trägt einen sogenannten *klapperbock*, eine stange, über die eine *bockshaut* gespannt ist, mit daran befindlichem hölzernen kopf, an dessen unterer kinnlade eine schnur befestigt ist, welche durch die obere und den schlund lauft, so dass, wenn der tragende daran zieht, die beiden kinnladen klappernd zusammenschlagen; mit diesem klapperbock werden die kinder, welche nicht beten können, gestossen. der dritte endlich erscheint als *reiter auf einem schimmel*'[3]). mahnt der letztere durch den *schimmel* an *Wuotan*, der andere durch den *bock* an *Donar*, der dritte als *rû Clâs oder Ruprecht* an *Fro*, dann hätten wir ja die hohen drei zusammen!

S. STEPHANUS.

Nichts im leben des ersten christlichen blutzeugen erinnert auch nur fern an pferde, trotzdem machte das volk ihn zum *patron der pferde* und setzte ihn also an die stelle des Fro, dem im norden und nicht weniger bei uns die pferde heilig waren[4]). 'de eo adhuc in Suecia plebeji hoc tempore varias canunt cantilenas, quae eum celebrant ut priscum aliquem stabularium (stalledreng) ac eius *quinque* equos, quos ipse diligenter curavit. ante gallicinium evigilans, stella splendente illos ad aquarium agens deinde *aurea sella insidens*, circa solis ortum iter equestre incipiens, id *secundum solis cursum* per varias Sueciae provincias prosequens etc. talia carmina iam canunt praecipue iuvenes hilares, dicti *Staffansmän* qui catervatim vicos perequitant [1].' es ist dasselbe, was wir schon bei Martinus sahen. die Martinsmännchen sind hier Staffansmän, die geschichte vom verrath der gänse ist hier eine andere von pferden; wie die gänse dem h. Martin fremd sind, so die pferde dem h. Stephanus; die übertragung heidnischen glaubens auf den heiligen, durch die zeit, in welche sein festtag fällt hervorgerufen, verleitete zum ersinnen der geschichtchen, wenn ihnen nicht alte Fromythen zu grunde liegen. 'alioquin in Suecia solenniter ebibitur *cantharus vel poculum Stephani*, *Staffansskanna vel minne*', es ist die Johannisminne, die in Deutschland einen tag später getrunken wird.

---

[1]) Buddingh 362.

[2]) darf man an den [illegible] am weihnachten denken? und an die asche des weihnachtsfeuers?

[3]) Kuhn 107.

[4]) als dem sonnengott, dessen wagen sie zogen?

Auch in Deutschland muss diese übertragung gegolten haben, wenigstens im norden; der *Peerdestefen* in Holstein zeugt dafür. 'in der Stephansnacht begeben sich mehre menschen in der hausleute häuser, um deren pferde zu putzen und mit denselben auf der hausflur herumreitend auch andern lärm zu machen. die aus dem schlaf geweckten hausbewohner müssen diese possen und unruhmacher mit bier und branntwein bewirthen [2].' anderswo heisst der tag *der groote pferdetag*, *die haferweihe*, wodurch sich die vorhin mitgetheilten auf die pferde bezüglichen gebräuche erklären. da wo früher der knecht das heu und den hafer in das freie trug, damit die nähe des gottes es weihe, da legten sich die bekehrer ins mittel und setzten die kirchliche segnung an die stelle des alten gebrauches, der sich jedoch neben dieser forterhielt.

Schwerlich würde der *teufel* auch mit dem namen des heiligen bedacht sein, wenn nicht eine heidnische übertragung zu grunde läge; nur solche heiligennamen, auf deren träger das volk altgöttliches bezog, wurden zu teufelsnamen, so junker *Merten*, *Peter*, so *Stephen* [3].

TERS.

(M. 1209.)

Goropius Becanus sagt origen. Antwerp. p. 101. 'Vocatur autem Priapus nostris hominibus alio nomine *Ters* . . .' und p. 26 'Taurinum enim nobis *Ters* vocatur'. der name kommt

---

[1] Gr. myth. 1213.

[2] Schütze holstein. idioticon III, 209.

[3] Kuhn p. 177. Sommer nr. 10. M. 941.

u. a. 1280 als eigenname vor: Waltherus dictus *Fro*, cartular. s. Michaelis Antw.[1] p. 73. das heutige flandrische Deerlyk heisst in urkunden des XII jh. u. a. in einer von Carl dem guten a. 1120, welche ich in Brüssel sah, *Therslingen*, gebildet wie Riedlingen.

EIN SLAWISCHER FRO

In der vita s. Ottonis Pommeraniae apost. begegne ich l. II. c. IV einer merkwürdigen stelle (Canis. lect. ant. II, 76). die götterpriester erschrecken vor den reissenden fortschritten des christenthums, einer greift zu einem äussersten mittel. er stellt sich bei der stadt Hologasta auf 'in loco *editiori* secus viam *inter condensa fruticum* sacerdotalibus indutus' und redet einen vorübergehenden bauern also an: 'ego sum deus tuus, ego sum' qui *vestio et graminibus campos et frondibus nemora, et fructus agrorum et lignorum, foetus pecorum et omnia quaecunque usibus hominum serviunt,* mea potestate haec dare soleo cultoribus meis et his qui me contemnunt auferre . . . .' das verräth eine dem Fro innig verwandte slawische gottheit, die auf bergen verehrt wurde, deren heiligthum von einem walde umgeben war. es muss ein sonnengott gewesen sein, da er feld und wald bekleidet und mit früchten bedeckt. näheres über ihn zu wissen, wäre wol wünschenswerth.

Fro theilte sich mit Wuotan und Donar in das amt eines spenders der fruchtbarkeit, doch wie bei jenem das walten in der schlacht, bei Donar das walten im donner vorschlägt, das allen dreien gemeinsame amt mehr in den hintergrund schiebend, so tritt dies amt gerade bei Fro in den vordergrund, es ist sein hauptamt und er waltet dessen in seiner ganzen ausdehnung. nicht nur die fruchtbarkeit der erde, des ackers und der bäume, auch die der ehe und die der heerden ist es, als deren patron er dem alterthum galt: er ist der gott der alles belebenden sonne.

Er war ein gott der *liebe und der ehe*. er wurde als solcher von den mädchen und frauen verehrt, welche seinem bilde blumen und kränze opferten. unfruchtbare setzten sich wie es scheint auf seinen altar und erwarteten dadurch hilfe. da er gott der zeugung war, der wiedergeburt, begleitete sein bild oder sein symbol die todten ins grab.

Von dem vieh standen die ihm heiligen pferde, das hornvieh, worunter die ihm heiligen stiere und die schweine, zu denen der ihn tragende (?) goldborstige eber und der [illegible] zu zählen ist, unter seinem schutze. sein umzug brachte dem hausvieh segen, wenn man ihm futter gab, welches dann im freien gelegen hatte. seuchen wurden abgewendet oder entfernt durch das ihm entzündete notfeuer, durch welches die thiere getrieben wurden. bei der bereitung des feuers half das bild der sonne, sein symbol, das rad.

---

[1] ms. des Brüsseler staatsarchivs.

Wie die dem Donar heilige zeit die des frühlings, dem Wuotan die des herbstes ist, so ist die dem Fro heilige die der wintersonnenwende, doch war ihm wol nur der eine tag heilig. dies solstitium fiel in eine zeit, welche dem alterthum durch umzüge der gottheiten besonders geweiht war. ausser Fro und der ihm zur seite stehenden Frouwa fuhr namentlich auch Wuotan und die in demselben verhältnis zu ihm stehende Gode, Gaue im lande um; in einigen gegenden traten selbst die drei höchsten götter zusammen auf. die göttinnen erscheinen entweder einzeln, oder in begleitung der götter im deutschen norden als feien.

Von den pflanzen scheint der *Rosmarin*, unter den zahlen die neun dem Fro heilig.

Im allgemeinen erstreckt sich, soviel sich bis jetzt erkennen lässt, seine verehrung über den norden, den äussersten westen und einen theil des südens von Deutschland hin. sie scheint den beiden deutschen hauptstämmen der Sachsen und Franken gemein gewesen zu sein; in Böhmen und Schlesien fanden sich noch keine spuren von ihr.

Sehr nahe lag die deutung des Fro als sommergott sowie die beziehung des Johannisfeuers auf Fro, den sonnenherrn, doch glaubte ich der versuchung noch widerstehen zu müssen, wie verlockend sie auch war. der negative beweis, dass es dem Paltar nicht lohte, ist leicht zu führen, er bleibt für später aufgehoben, aber positive zeugnisse fehlten noch, wenigstens schienen mir die vorliegenden nicht genügend.

ZIO SAHSNOT.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. IX. p. 175.)

Die untersuchung über die bisher betrachteten drei höchsten gottheiten konnte ausführlicher sein, weil deren wesen ein bestimmt hervortretendes, fester abgeschlossenes ist und wenn sie selbst in einzelnen punkten sich berühren, so gelang es doch durchgängig noch, die grenze ziemlich scharf zu ziehen. bei Zio fällt dies schon schwerer, er ist wie Wuotan ein gott der schlacht, was ihn aber von jenem unterschied (und ein unterschied wird gewaltet haben, wie gering derselbe auch war) das ist uns noch dunkel. in dem worte tŷr weist Grimm 'jenen *allgemeinern* sinn nach, der es für *alle* gottheiten, zumal die *höheren* gerecht macht'. M. 178. es bleiben jedoch immerhin noch einzelne striche übrig, welche wie verwischt auch die züge seines bildes sein mögen, als haltpunkte zu schlüssen auf das ganze dienen können.

Zio ist = Mars; beim ritzen der *siegrunen* auf das schwert wurde Týrs name zweimal genannt. M. 181. schon früher bemerkte ich, dass sich der von Grimm auf Zio bezogene name der abtei *Siegburg* einfacher von dem vorbeiströmenden flüsschen Sieg herleiten lasse und die analogieen zwischen Wuotan und Michaël schienen dies ausser zweifel zu setzen. doch will ich nicht verschweigen, dass mir an dieser ableitung zweifel aufsteigen, dass mir die Grimms trotz jener Michaëlskapelle auf dem nahen Wuotansberge wenigstens gleiche ansprüche mit der meinigen zu haben scheint. darauf führt der umstand, dass die rheinische Siegburg keineswegs die einzige ihrer art ist. eines *Segeberges* bei Timmingstede gedenkt Müllenhoff p. 332. eine *Siegeburg* liegt im württembergischen oberamt Riedlingen bei Upflamör im walde. der platz heisst auch die *Heinzburg* (d. i. Heidenburg), ein name den auch ein mit dreifacher verschanzung umgebener hügel bei Hundersingen trägt [1]. sonder zweifel wird es solcher Siegeburgen noch mehre geben und es handelt sich nun darum, für die annahme dass der ort von dem siegesgott seinen namen trägt, bestätigende sagen zu sammeln.

Folgendes könnte diese annahme schon stärken, griffen Wuotan und Zio einander nicht allzusehr ins amt. die ebengedachte schwertweihe durch eingeritzte siegrunen, bei der der name unseres *gottes* genannt wurde, scheint mir anklingend an den gladius Martis bei Jornandes, den skythischen ἀκινάκης bei Herodot. M. 185. *Sahsnôt* ist ensifer, 'wer anders als *Zio* oder *Eor?*' fragt Grimm (184). das schwert kann also sehr wol sein symbol sein. nun aber begegnen wir gerade da wo die schwertcultus mit ihr Sahsnôt zu hause ist, in *Flandern* einem schwerte des heil. *Michaël*, in Gent dem in einem ehemaligen *Marstempel*, einer spätern *Michaëlskapelle* bewahrten schwerte Caesars. in ganz Flandern wie in Brabant finden sich *fechtergesellschaften*, deren patron stets sankt *Michaël* ist. in Valenciennes wurde dessen fest also gefeiert: 'cette fête toute militaire et martiale se célébrait *le jour de saint Michel* par la compagnie bourgeoise dite des *gladiateurs ou joueurs d'épée* (schermers). une messe solennelle était chantée à l'église de saint Géry. le grand-clerc en surplis et en étole allait à la rencontre de la compagnie jusque sur la place d'armes pour l'inviter à se rendre à l'église. le valet de la compagnie portait l'épée de saint Michel; *cette épée était à deux tranchans*; elle avait une poignée longue de 18 à 20 pouces, garnie de velours cramoisi; la lame avait sept à huit pieds de longueur. à l'évangile le valet placé entre deux gladiateurs l'épée à la main, tenait l'épée de saint Michel levée pendant la lecture de l'évangile, il la reposait ensuite sur son épaule. la messe était suivie d'un diner selon la coutume générale des Flamands, après quoi les gladiateurs s'exerçaient à différens jeux guerriers, auquel le peuple ne participait point [1].' schon diese folge: religiöse feier, mahl, kampf ist echt alterthümlich. der priester selbst geht dem heiligen schwert entgegen, wie um es zu begrüssen. in der kirche werden dem schwerte andere ehren bewiesen, zwei fechter stehen ihm zur seite, ja die ganze gesellschaft ist gleichsam seine ehrenwache, ihrer hut ist es anvertraut. wie dem helden das schwert für ein beseeltes wesen galt, zu dem er redete, das er koste, so auch hier; denn wie die gemeinde sich erhebt, das evangelium des tages stehend zu hören, so wird auch das schwert erhoben, als ob auch es dem heiligen worte horchen solle. es erscheint im ganzen als symbol des heiligen dessen namen es trägt, der das schwert schwingend dargestellt wird, und so liegt die annahme nicht fern, dass es einst symbol jenes anderen ensifer war, den unsere vorzeit unter verschiedenen namen ihren göttern zugesellte und als den spender des siegs anbetete. eine nachricht über das Cölner schwert finde ich bei Gelenius de admir. magnit. Colon. 643: 'infra portam Martis gentiles Ubii habuerunt *delubrum Martis* Gradivi celebrandum a Julii Caesaris *gladio* ibidem suspenso, quem Vitellius Coloniae Caesar proclamatus exerta dextera stringens per celebriores urbis Ubiae vicos gestatus circumtulit.' Gelenius entnahm diese erzählung dem Suetonius (Vitellius VIII): 'vespere subito a militibus e cubiculo raptus, ita ut erat in veste domestica imperator est consalutatus circumlatusque per celeberrimos vicos, strictum *divi Julii gladium* tenens, detractum delubro Martis atque in prima gratulatione porrectum sibi a quodam.' das delubrum wurde später zur kapelle des heil. evangels; jetzt ist diese abgebrochen, aber zu beiden seiten der strasse wo sie stand, sieht man die bilder des Mars und des h. Michaël. war dieser divi Julii gladius aber echt und ersetzte er nicht vielleicht ein von den urbewohnern an der stelle verehrtes heiliges schwert eines deutschen gottes? wie dem auch sei, jedenfalls ist das zusammentreffen des Sahsnôt mit dem schwerte des h. Michaël wichtig für uns, noch mehr da dieser letztere in Cöln an des Mars stelle tritt und wir die aussicht haben, ihn in Siegburg geradezu an Zios stelle zu sehn. wäre das sicher, dann fiele dem Zio wol auch einer oder der andere von den vielen Michaëlsbergen zu, zumal da ihm wie dem Wuotan und Donar auch berge heilig waren. Ziesberg M. 180. Eresburg 182.

---

[1] Memminger IV, 23, 211.

---

[1] Mad. Clément née Hémery histoire des fêtes civiles et religieuses des usages anciens et modernes du département du Nord. Paris 1834. p. 158.

Gelingt es aber unter dem namen des erzengels erhaltene reste von Zios verehrung ausser zweifel zu setzen, ihm oder dem Eor oder Sahsnôt also jenes Michaëlsschwert zuzuweisen, dann werden die schwerttänze höhere wichtigkeit gewinnen, und Grimms vermuthung steht gerechtfertigt da 'dass der lange und weit verbreitete feierliche schwerttanz ganz eigentlich dem gott des schwertes zukam'. M. 187.

Ich lasse noch einige jüngere autoren für die analogie Mars = Michaël sprechen, doch glaube ich kaum dass diese zeugnisse alle auch für die andere gelten können Mars = Zio, denn Wuotan als kriegsgott wird auch durch Mars übersetzt und somit können sie ebenso gut für Wuotan zeugen. Wichmann sagt in seiner Brabantia sacra p. 701: 's. *Michael* quasi *sacer Mars Christianorum* ... qua etiam de *causa templa* et *oratoria* quae olim *gentiles Marti* dedicaverant *Leodii*, *Antverpiae*, *Lovanii*, *Luneburgi*, *Bonnae*, *Coloniae* atque alibi, Christiani expulso *Marte* in honorem s. *Michaelis* dedicarunt et cognominaverunt uti adnotavit D. Braunius l. V urbium.' und Gramaye berichtet in seiner coenobiographia sacra s. Michaelis Antverpiensis p. 5: 'fuit olim hoc in loco ubi nunc ecclesia s. *Michaelis* sita est (ut bene notat Jo. Chrysostomus abbas in chronico suo ms. ecclesiae s. M. archang.) *fanum Martis* quem pro felici bellorum successu colebat *caeca* gentilitas.' er fügt selbst hinzu: hunc ab antiquioribus Saxonibus dictum olim fuisse *Woden* testatur in antiqu. belg. *c.* 4 Richardus Versteganus. In Löwen soll Mars dem heil. Petrus haben weichen müssen: '*Martem* Lovanii cultum praeterquam quod nostri et vicinarum gentium annales tradunt, etiam memoriae et schedae veteres asserunt, locum designantes ubi nunc d. *Petri* basilica quam demolito *idoli fano* Lambertus comes exstruxit. unde carmen vetus: Mars Petro cessit, pro clavibus hasta recessit' (Lov. 5).

(TÝR UND FENRISÚLFR.)

In einem mythus der jüngern Edda wie in der einleitung zu Aegisdrecka wird erzählt, wie der kühne Týr, als die asen dem Fenrir die fessel Gleipnir anlegten, dem ungeheuer seine hand zum pfande in den rachen legte. er verlor die hand, aber Fenrir war gebunden und als er nach den asen biss, da sperrten sie ihm den rachen mit einem *schwerte*, so dass die spitze im gaumen das heft in der untern kiefer sass. die hauptmomente dieses mythus enthält eine in den Niederlanden weit verbreitete sage. ein fahrender gesell traf im kirchspiel Zaanden im walde auf einen *löwen*. als derselbe auf ihn zuspringen wollte, wickelte er rasch den mantel um den *linken arm* und *stiess die so geschützte hand in des thieres rachen*, während er mit der rechten sein *messer* griff und den löwen tödtlich traf. der linke arm blieb ihm noch lang *steif*, denn der löwe hatte ihm in schmerz und wuth *schwere bisse* versetzt (NS. nr. 302). das soll die ursache sein, warum die von Westzaanland und Crommenye einen *löwen* im schilde führen. ganz auf dieselbe weise soll einer belgischen sage zufolge s. Georg in der nähe von Audenaerde einen *drachen* getödtet haben; in Bergen (Mons) wird ähnliches von *Gilles de Chin* und einem löwen (NS. 84 vgl. anm.), in Cöln dasselbe vom bürgermeister *Gryn* erzählt, und ein basrelief am rathhause stellt den augenblick dar, wie Gryn den *löwen* ersticht (DMS. nr. 424. 425). auch in Schleswig-Holstein scheint die sage bekannt gewesen zu sein; wenigstens beginnt eine der sagen vom *herrn Hinrik* ganz so wie die cölner von Gryn, doch kommt es nicht zum kampfe; der glaube, dass der löwe einem gebornen edeln kein leid thue, legte sich dazwischen und hiess das thier sich vor Hinrik verkriechen (Müllenhoff p. 26). nur der eine zug unterscheidet den mythus des nordens von unsern sagen, dass Týr die hand verliert, was ihm den namen des einhändigen einträgt, während die helden unserer sagen mit blauen mälern und steifem arm davon kommen. es konnte sich dieser zug darum leichter verwischen, weil Týr am leben blieb und Fenrir unschädlich gemacht wurde. wichtig und ein zeugnis für die göttlichkeit des helden ist schon die übertragung des kampfes auf s. Georg und den drachen, wodurch von selbst der verlust der hand wegfallen musste. den wolf des mythus in einen unserer gewöhnlichen wölfe zu übersetzen, vermied die sage mit recht; das ungeheure des thieres litt dies nicht, darum griff sie zu dem löwen und drachen und da lag der drachensieger Georg ganz nahe. das mag auch den ersten grund abgegeben haben, des gottes namen in s. Michael zu übersetzen. später erst mag der löwe an des drachen stelle getreten sein und damit war das verderbnis der person des helden gegeben, der nun nicht mehr engel, heiliger, oder ritter zu sein brauchte, der ein ganz gewöhnlicher bauer sein konnte.

Doppelt wichtig ist die sage für uns weil sie gerade da erscheint, wo wir schon einzelne züge des cultus einer dem nordischen Tŷr ähnlichen gottheit fanden. indem sie diese gottheit bestätigt, gewinnt das schwert des Sahsnôt und die Siegburg schon mehr halt.

(HEROVIT.)

Jenem heiligen schwert des Sahsnôt gleicht bei slavischen stämmen der schild des Herovit, von dem der biograph des heil. Otto, des apostels der Pommern erzählt. ein von den heiden verfolgter geistlicher, floh in ein fanum. 'erat autem illic *clypeus* pendens in pariete mirae magnitudinis, operoso artificio, auri laminis obtectus, quem *contingere nulli mortalium liceret* eo quod esset illis nescio quid in *hoc sacrosanctum ac paganae religionis auspicium* in tantum, ut nunquam nisi *belli tempore a loco suo moveri deberet*. nam ut postea comperi *deo Serovito* (l. Herowito) qui lingua latina *Mars* dicitur, erat consecratus et *in omni praelio victores* sese hoc *praevio* confidebant. clericus autem vir acris ingenii, dum metu mortis in *templo* huc illucque diffugeret, telum aliquod vel latibulum quaeritans, *clypeum corripuit et amento collo* iniecto levaque loris inserta in medium turbae furentis ei in via prosiliit. rustici vero prodigialem armaturam videntes, partim in fuga conversi, partim etiam quasi exanimes facti in terram cadunt; ille autem proiecto *clypeo* secus hospitium ne unus currere coepit et pedibus timor addidit alas.' (Canis. lect. ant. t. III, p. II, p. 78. vitae lib. III, c. VI.) der schild ist dem *ancile* des Mars verwandt, welches unter Numa's regierung vom himmel fiel. wie an Herowits schild der sieg haftete, so hiess es von dem ancile, dass Rom die herrin der welt, die siegerin in jedem kriege bleiben werde, so lange die stadt dasselbe bewahre. ganz derselbe glaube knüpfte sich an das scythische schwert. 'quo ille (Attila) munere gratulatus arbitratur se totius mundi principem constitutum et per Martis gladium potestatem sibi concessam esse bellorum. (Jornandes c. 35. M. 106.) und warum nicht auch an das römische schwert, welches einst der vergötterte Julius Caesar siegreich geführt hatte? warum hätte Vitellius es sonst aus dem Marstempel entführt und es vor aller augen getragen, als er seinen umzug hielt? mit ziemlicher sicherheit können wir darum annehmen, dass dasselbe vertrauen auch auf dem schwerte ruhte, welches des deutschen gottes sinnbild war.

PALTAR. MYTHEN.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. XI, p. 201.)

Grimm gedenkt M. 207 der sage vom brunnen für das dürstende heer, den Balder und könig Carl schufen. der letztern deutschen sage stehen einige niederländische zur seite, welche ich hier kurz zusammenstellen will. wie Carls ross den brunnen mit seinem hufe schlug, so wird auch von dem *Bonifaciusbrunnen* bei Dockum in Friesland berichtet, dass ihn 'het *paard* van den heiligen met zynen *hoef* zoude geslagen hebben'[1]. eine ähnliche, doch schon mehr verchristlichte sage, haftet an der stelle, wo der heilige den tod des märtyrers starb. man wollte dort eine kirche und ein kloster bauen, aber in der ganzen gegend war kein brunnen. der befehlshaber des landes Abba ritt selbst mit seinem gefolge an die baustelle, da sank *das pferd* eines seiner knappen mit den *vorderfüssen* in die erde und als man es herauszog, schoss ein *wasserstral* nach (NS. 19). ganz der sage vom Gudensberg entsprechend, erzählt eine dritte friesische sage: graf Arnold III. von Holland kämpfte bei dem dorfe Winkel gegen die aufrührerischen Friesen; da gebrach es eines tages seinem heere an süssem *wasser* und alle litten grossen *durst*. der graf wandte sich in brünstigem gebet zu Gott und stiess alsdann vertrauensvoll seine *lanze* in die erde; zugleich sprang ein heller und reicher brunnen der alle labte (NS. 34). eine verwandte sage erzählt das niederländische volksbuch auch von Carl V. nach der eroberung von Goulette *gebrach es seinem heer an wasser*; da hiess er seine soldaten einen brunnen graben. sie gruben sehr tief und fanden ein schönes kreuz. als der kaiser dies mit grosser ehrfurcht aus der grube nahm, *sprang ein klarer brunnen* hervor, der das ganze heer labte (DMS. nr. 273). den die quelle findenden hufschlag treffen wir in Aachen wieder an, dessen heisse quellen Carl der grosse auf einer jagd entdeckte; sein ross *trat* in den abfluss einer *quelle* und zog den fuss zurück, denn die quelle war heiss; als Carl das sah und neben der heissen eine kalte quelle fand, beschloss er sich dort anzubauen (DMS. 278).

---

[1] Buddingh verhandeling over het westland 11.

Der held dieser sagen ist entweder der grosse apostel Deutschlands, oder kaiser Carl, wie in der deutschen sage, oder ein eingeborner fürst; das deutet schon auf seine göttlichkeit. er wird stets *reitend* dargestellt, und das passt zu *Balder* (Phol) dessen fohlen den fuss verrenkte, als er mit Wuotan zu walde ritt, wie in dem einen der beiden Merseburger gedichte erzählt wird. nur die art, wie der gott den brunnen schafft, ist abweichend erzählt, bald schlägt ihn der huf seines rosses, bald stösst er seine lanze in die erde, bald lässt er an einer bestimmten stelle graben. diese letztere version halte ich für gleichbedeutend mit der zweiten; das gefundene kreuz, unter dem die quelle hervorspringt, wird die lanze sein, und dies ist wol das ältere richtigere, jedenfalls stimmt es am meisten zu Saxo's '*novos humi latices terram altius rimatus aperuit*', und zudem ist es die des an der spitze seines heeres, den speer in der hand reitenden gottes würdigste art. indessen kann jene andere version, welche den quell durch hufschlag entspringen lässt, daneben gelebt haben.

Hier fällt mir noch eine merkwürdige sage ein, die DS. n. 445 mitgetheilte von könig Carl und den Friesen. als die zwölf asegen im steuerlosen schiff auf dem meere treiben, bitten sie Gott, er möge ihnen einen dreizehnten senden, welcher sie recht lehre und zu lande weise. nachdem sie gebetet haben, sehen sie plötzlich einen dreizehnten am ruder sitzen, der eine achse auf der schulter trägt, womit er gegen strom und wind ans land steuert. als sie landen *wirft er mit der achse auf das land und wirft einen erdwasen auf. da entspringt ein born*, davon heisst die stelle zu Achsenhof. und zu Eschwege kommen sie zu land und sitzen um den born herum und was ihnen der dreizehnte lehrt, das nehmen sie zu recht an, doch wusste niemand wer der dreizehnte war, so gleich war er einem jeden unter ihnen. da er ihnen das recht gewiesen hatte, waren ihrer nur zwölf. darum sollen in dem land allzeit dreizehn asegen sein und ihr urtheil sollen sie fällen zu Achsenhof und zu Eschwege.

Alle züge der sage sichern ihr ein hohes alter, heidnischen ursprung. der brunnenweckende gott wird auch hier Balder[1] sein, der zugleich der asen *weisester*, dessen *urtheil* der jüngern Edda zufolge unabänderlich ist. echt alterthümlich klingt es, wenn die Friesen von seiner erscheinung bei den zwölfen die dreizehn asegen ableiten, wenn sie ihr recht als von dem weisen gotte selbst ihnen gegeben erkennen;

---

[1] wäre es nicht der brunnenweckende, dann liesse sich an Forseti denken, der aber freilich der wiedergeborne Balder und wol nur als solcher der weise richter ist.

das musste demselben in den augen des volkes die höchste heiligkeit verleihen, dieselbe, welche die religiösen institutionen Numas umgab, der sie der Egeria dankte, den koran Mahomeds, den er direct vom himmel hatte. überhaupt tritt Balder hier als schutzgott der Friesen auf und wir dürfen ihn um so eher als solchen annehmen, da die sage vom brunnen für das dürstende heer so feste wurzeln im lande zeigt, da sich gerade in Friesland auch das berühmte heiligthum seines sohnes Forseti findet. in jenem brunnen zu Achsenhof haben wir sicherlich einen ihm heiligen, dafür spricht die art und weise seiner entstehung, dass überhaupt dem Balder brunnen heilig waren, dass an ihm gerade die asegen zu gerichte sassen. der wurf mit der achse weckt ihn. ich möchte in der achse wenigstens eine axt sehen und zwar eine streitaxt, die zu dem kriegerischen gotte passt, die hier den dienst der lanze aus den übrigen sagen versieht. die achse kam wol nur durch den namen des ortes in die sage; dass sie nicht echt, nicht alt ist, sieht man auf den ersten blick.

Wir hätten demzufolge in der sage einen zweiten Baldermythus, der dazu noch ziemlich rein und klar erhalten ist. leider können wir dies nicht von der schönen eddischen erzählung von Balders tode sagen.

Trotzdem dass dieser mythus als in ganz Deutschland bekannt angenommen werden muss, da alle wesentlichsten eigennamen, welche in ihm erscheinen, unter uns vorhanden sind (M. 204), so finden sich doch nur noch unbedeutende spuren von ihm vor.

M. 611 bezieht Grimm die redensarten: das sollte einen stein am wege erbarmen, ein steinern herz rühren, für die er zahlreiche mhd. belege in der anmerkung bringt, auf die trauer der ganzen natur um Balders tod. schön ist dasselbe in dem von Karajan in Haupts zeitschr. VI. 60 mitgetheilten lied vom ritter Radibolt ausgedrückt, der seine geliebte im walde verlor:

drei monat ers nit finden mag,
des fürten sie baid grosse klag,
sein herz laid grosse quale;
sie dacht an ihren schwangern leib,
mit ihr weint berg und thale.

Zu den von Grimm beigebrachten ortsnamen, welche auf den gott gehn, kann ich noch *Baldershoeke* fügen, ein name, den in der gegend von Eecloo in Ostflandern ein grundstück trägt, und den mir der seel. Willems mittheilte. das wäre Baldersecke. wie unbedeutend dies ecke auch sein mag, so glaube ich doch, dass es der ableitung des namens von dem gotte nicht zu nahe tritt, um so weniger da die gegend an andern wichtigen namen reich ist. so finde ich z. b. folgende in der nähern umgebung: vrouwstraet — vrouwenareekhoek — Raendriesch — Helleput — Hellestraet — Hellenhoek — Roygem — Hollebeekstraet — Wolvenbergstraet — Woenbekestraet — Wondelstraet — Verberrendenbosch — duivelswyck — Zwanenhoeck — Zwanenaerde — hemelsberg — Wesenberg — ter eecken — viereeckens (mehremale) — dry linder 1) u. a. m. und in einer flandrischen urkunde von 965 begegnet *Baldso* 2) als eigenname, die koseform für Baltar. M. 208.

Ein *Baltersberg* liegt in dem württembergischen oberamt Ravensburg 3). ob wol sagen von ihm umgehen oder eine kirche auf seinem gipfel steht? wäre das letztere, dann könnte sie nur dem heil. Stephanus, dem viele uralte kirchen geweiht sind 4), oder dem heil. Sebastian geweiht sein, vielleicht auch dem heil. Johannes dem täufer, der besonders in Württemberg alte kirchen hat 5).

---

1) ich habe erlebt, dass auf diese und andere namen gestützt, in einem vereine nachgewiesen wurde, wie sie alle auf den mythus von Balders tod gingen. der verbernnende bosch sei das leichenschiff, auf dem hemelsberg sei Balde vom mistiltein gefallen, duivelswyk sei die hölle, die drei linden Yggdrasil mit den drei brunnen, die götter seien gleichfalls da, Woden, Frouwa, Hellia . . . . Buddingh wird das sehr natürlich finden.

2) annal. s. Petri Blandin. Gand. 1842. p. 101.

3) Memmingers beschreibung von Württemberg XII, p. 178.

4) so die älteste kirche in Nymwegen (Buddingh 171).

5) so war die erste christliche kirche in Blaubeuren ihm geweiht. dass ihrer so viele vorkommen, verleitete K. H. von Lang in seiner rede über die heil. Schutzpatronen (Nürnberg 1829) zu sagen: 'die Johanniskirchen sind fast immer die ältesten und ersten eines landes zur zeit, wo man das Christenthum eingeführt. sie wurden dem h. Johannes dem täufer deshalb gewidmet, weil darinnen binnen einem weiten umfang alle taufen verrichtet werden mussten zu drei bestimmten zeiten des jahres.' es ist nicht nachzuweisen, dass blos in Johanniskirchen getauft wurde, und eben so irrig ist, wie aus dem cap. über Wuotan und Donar hervorgeht, dass die ältesten kirchen immer Johanniskirchen seien. rein christliche analogieen sind der zeit der deutschen apostel noch ziemlich fremd, jedenfalls höchst selten.

(LOKI.)

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE C. IX. p. 220.)

MYTHEN.

1. *Des teufels drei haare.*

Saxo gramm. erzählt l. VIII von Thorkills fahrt zu Ugarthilocus, dem er mit hülfe seiner gefährten eins seiner '*olentes pili*' ausrauft, welche 'tam magnitudine quam rigore corneas exaequaverant hastas . . . statimque tanta *foetoris* vis ad circumstantes manavit ut ni repressis amiculo naribus respirare nequirent'. dazu sind die auch schon M. 224 berührten haare anzuführen, welche dem auf dem schoosse der grossmutter schlafenden teufel ausgerauft werden. eine nähere betrachtung der märchen, in welchen dieser zug vorkommt, wird deren verwandtschaft mit der fabel bei Saxo gramm. darthun.

Der zweck der reise des Thorkill zum Ugarthilocus ist, 'ad eum propitiandum vel eius oracula expetenda'; dazu sendet ihn der könig aus. ein könig ist auch der entsender des jünglings KM. 29, der räuber in DMS. 28 nichts anderes. wol ist das holen der drei haare anfangs der zweck der reise, aber daneben tritt noch ein zweites moment hervor; auch hier im deutschen märchen sind oracula expetenda: der wächter am thor will wissen, warum der marktbrunnen kein wasser mehr gibt, der fährmann am grossen wasser, warum er immer hin und her fahren muss, der andere thorwächter, warum der baum der ehedem stets goldne äpfel trug, nicht einmal blätter hervortreibt.

Die höhle wo Ugarthilocus 'manus pedesque immensis catenarum molibus oneratus aspicitur' liegt jenseits eines grossen wassers, des meeres. auch der junge mit der glückshaut (KM. 29) muss über ein grosses wasser; ein nie abgelöster fährmann setzt ihn über. ebenso der gute sohn in nr. 28 der DMS. an drei bestimmten tagen in der woche findet hier die überfahrt statt und drei tage fährt das schiff bis zu des teufels schloss. die höhle liegt bei Saxo in düsterer öder umgebung, so ist sie in dem KM. schwarz und russig. abweichend von der nordischen fassung erzählt das deutsche märchen, wie der teufel heimkehrend seiner ellermutter den kopf in den schooss legt und sich lausen lässt, doch ist diese abweichung nothwendige folge der übersetzung des gottes in den teufel. wenn auch besiegt ist dieser doch nicht gebunden wie jener, er darf frei umwandeln dem löwen gleich zu suchen wen er verschlinge. zu ihm passt darum auch, was nicht auf den gott anzuwenden wäre, dass er als menschenfresser auftritt. die ellermutter ist die nordische Laufey und vertritt hier Lokis gattin. wie Loki nie nach seines vaters namen genannt wird, was in der regel stets der fall ist bei göttern wie bei menschen, so ist im deutschen märchen auch nie von des teufels vater, sondern stets von seiner grossmutter die rede. sie scheint ihres sohnes oder enkels natur nicht zu theilen und verleiht gleich der schönen geliebten des Hýmir dem fremden schutz vor dem rauhen rohen teufel. sie ist es auch, welche die haare ausrauft, während in der nordischen fabel Thorkill selbst mit seinen gefährten die speerähnlichen übelriechenden aus des gefesselten kinn reisst. diese abweichung hat denselben grund wie die vorige. dem furchtbaren, riesigen, fessellosen, menschenfressenden teufel konnte der waghals der seine haare zu holen kam, nicht an den leib, wie Thorkill dem mit gewaltigen ketten gefesselten Ugarthilocus, darum musste das märchen die ellermutter zu hülfe nehmen und es that dies, indem es ihr eine in andern mythen schon gangbare rolle zutheilte. wie dies so ist nicht weniger die form und gestalt der haare in den verschiedenen überlieferungen der sage verschieden. in der nordischen zeigen sie auf die derbe irdische riesenmässigkeit des Ugarthilocus hin, in der deutschen dringt reiner der alte gott noch durch: des teufels haare sind *golden*, und gold ist das göttliche edelste leuchtendste metall, oder es sind drei von des teufels *federn* zu holen und dabei darf man an das fluggewand denken, in welchem besonders Loki oft erscheint. der üble geruch der haare gemahnt an den stank, welchen der teufel verschwindend zurücklässt, besonders wenn er geprellt wurde. auf der rückfahrt geht es Thorkill und seinen gefährten sehr übel; nur fünf genossen entkommen mit ihm den sie umfliegenden und verfolgenden giftsprienden schlangen. dies drückt das deutsche märchen gegenwärtig so aus: der heimkehrende hatte gerade einen der unglücklichen tage für die rückfahrt gewählt, an welchen die schifffahrt über das grosse wasser nie gut endete. von den schlangen ist keine rede, dagegen leidet der waghals schiffbruch und geräth endlich gar in die gefangenschaft von seeräubern. losgegeben kauft er um die drei federn seinen vater von einem räuber frei. nach jahresfrist kommt der teufel zu ihm und fordert seine federn zurück, er weist ihn zu dem räuber, den der teufel zerreisst, während er dem guten sohne viel geld schenkt (DMS p. 153). dieser schluss könnte möglicherweise an einen ähnlichen verschollenen der alten fabel anklingen; in dem falle wären die federn wenigstens von gold, sie hätten vielleicht wunderbare kräfte.

II. *Salm und Schelfisch.*

Als Loki nach der unthat an Baldr flüchtig in seinem berghause sass, barg er sich mitunter in dem wasserfall Fránångursfors, indem er sich in einen salm verwandelte. Odin sah ihn von Hlidskiálf und nahte mit den asen ihn zu fangen. von seinem hause aus sah Loki die götter nahen, warf rasch ein gefertigtes netz ins feuer und entsprang ins wasser. aber auf des weisen Quasir rath machten die asen nach dem muster des in den kohlen noch glimmenden netzes ein anderes, womit sie zweimal vergebens den wasserfall abfischten; das erstemal barg der listige sich unter einem steine, das zweitemal sprang er über das netz weg. als er dies auch beim drittenmal versuchte, fasste ihn Thôr mit schneller hand. auch diesmal wäre er fast entschlüpft, doch der gott hielt ihn am schwanze. daher kommt es dass der salm nach dem schwanze zu so dünn ist. diesen von der jüngern edda überlieferten mythus besitzt Niederdeutschland noch in vielen resten die hier zusammenzustellen sind. ich rechne hierher u. a. das anders kaum zu erklärende holsteinische sprichwort: he springt herüm as de *düvel* im *toreeten nette* (Schütze idiot. III. 145). in der edda ist zwar nichts von einem zerrissenen netze gesagt, dies bleibt dort unversehrt, ein anderes scheint dies aber im deutschen mythus gewesen zu sein: hier sprang einst Loki nicht über das netz weg, er wurde *in demselben* gefangen, wie sehr er auch darin hin und her sprang. das geht aus den folgenden märchen hervor, die sämmtlich auf niederdeutschem sächsischem boden wuchsen, wie denn überhaupt der mythus nur hier, nicht aber unter andern deutschen stämmen bekannt gewesen zu sein scheint. in Belgien übersetzt das märchen den mitfischenden und Loki erhaschenden Donnerer ganz richtig durch *Petrus.* dieser fischte eines tages, aber er fing nichts bis zum *letzten zug*, da war das netz ganz voll. er warf die fische nacheinander in seinen eimer, den letzten nur konnte er nicht fassen, weil derselbe gewandt immer *hin und her sprang.* endlich packte ihn Petrus mit *daumen und zeigefinger oben am rückgrat* und warf ihn zu den andern indem er sprach: du bist ein *schelmfisch* und den namen sollst du behalten. seitdem haben die schellfische das *mal* am rücken (DMS. nr. 148). in Brake an der Weser wird übereinstimmend erzählt: der schellfisch hat auf dem rücken dicht hinter dem kopf einen *schwarzen fleck*; an der stelle nämlich hat ihn *Petrus* angefasst, als er ihn beim grossen fischzug gefangen und da hat sich sein finger eingedrückt (Kuhn p. 302). in Helgoland wird dasselbe erzählt: *der* schmale schwarze streifen, welcher quer über den rücken des schelfisches lauft, wird von den fischern für eine narbe vom griff des Petrus gehalten [1]). und Kuhn endlich citirt p. 505 aus Grose a provincial glossary, appendix p. 67: the *haddock* has the *marks of st Peters thumb*, ever since st Peter took the tribute penny out of the mouth of a fish of that species. hier ist überall keine rede von dem sprunge, den Loki über das netz hinweg versuchte, er wird im netze gefangen und zwar ganz übereinstimmend mit der edda *nicht beim ersten zuge*. das belgische wie das oldenburgische märchen lassen den heiligen erst lange fischen, ehe er das netz voll heraufziehen kann. auf den schelfisch aber wurde der mythus wol darum übertragen, weil er nicht nur durch das zeichen, sondern auch durch den namen eine anknüpfung gestattete; schel und schelm liegen einander so nahe und schelm passte so trefflich für Loki.

Im erwähnten mythus erscheint Loki als der verfertiger des *netzes*, so finden wir den teufel bei Müllenhoff n. 352 beschäftigt aus der schürze eines alten weibes, welches ihn überlistet hat, ein *netz* zu machen, womit er im jetzigen teufelssee *fischt*. zwar fischt Loki nicht im wasserfall Fránángursfors, doch sehn wir ihn als fischer an jenem andern wasserfall, in welchem der zwerg Andvari oft in fischgestalt sich aufhielt, so dass wir unbedingt diese sage auf ihn beziehen dürfen. wir können dies um so mehr, da Andvari als *hecht* erscheint und genau übereinstimmend der teufel in der sage nach langer arbeit nichts fängt, als einen alten *einäugigen hecht*. verwandlung in die fischgestalt aber steht auch bei uns den zwergen frei. bei Hermsdorf unweit Wendisch Buchholz fingen fischer einen fisch, der hatte *grosse gelbe glitzerige* augen und kam ihnen gar nicht vor, wie ein ordentlicher fisch. wie sie ihn noch so mit verwunderten augen betrachten springt er auf einmal mit einem *hellen gelächter* aus dem kahn und da merkten sie denn wol dass es ein *kobold* [2]) gewesen, denn *die können beliebig allerlei gestalt* annehmen (Kuhn nr. 87).

III. *Herzessen.*

Hyndluliód 37 wird erzählt, wie Loki das halbverbrannte herz eines bösen weibes im walde gefunden und gegessen habe; daher rührte sein boshafter charakter, dadurch wurde er der stifter alles bösen. auch unserm alterthum war das herz der sitz der seele, des muthes, des gedankens, der empfindung. darum könnte es denselben mythus gekannt haben [1]). aber noch ein anderes fällt mir dabei ein.

---

[1]) Firmenich Germaniens völkerstimmen 1, p. 9, anm. 19.

[2]) kobolde und zwerge berühren sich so vielseitig dass wir hier unbedenklich den einen für den andern setzen dürfen.

Wir vermissten früher in der untersuchung über den mythus von den geschlachteten böcken Thôrs in den deutschen jüngern versionen den eddischen zug, dass Thiâlfi den hinterschenkel des einen bockes zerschlägt, wodurch dieser hinkend wird. die jüngere edda erzählt dies ausführlich und man nimmt an, in der stelle Hymisqu. 36 liege eine anspielung darauf, also eine bestätigung des mythus vor; hier werde der rath den schenkel zu zerschlagen, dem Loki, der die reise nach Iötunheim mitmachte, in die schuhe geschoben. die erzählung in diesem liede weicht jedoch von der Snorris wesentlich ab und nimmt man dazu die frage in der strophe 37: hverr kan of þat goðmâlugra giörr at skilja? die offenbar darauf hindeutet, dass der dichter nicht ganz mit sich im reinen ist, dann müssen zweifel an jener annahme sich erheben. die jüngere edda erzählt, nachdem Thôrr mit erhobenem hammer die felle der beiden böcke geweiht, erhoben sich die thiere, aber der eine hinkte am hinterfusse. Thôrr bemerkt also den schaden *sogleich* und da er mit dem hinkenden thier nicht fahren konnte, so wird er ihn wol gleich wieder gut gemacht haben, denn nirgendwo ist davon die rede, dass einer der böcke stets hinkend war. in der strophe 37 von Hymisqu. heisst es aber im vollen widerspruch damit: *fôrot lengi*, sie fuhren nicht lange, da erst lag das thier halbtodt und zwar nicht, weil ihm der schenkel früher zerschlagen war, denn wie hätte sonst die fahrt stattfinden können, sondern 'var skirr skökuls skakr â banni', er war schon vor der deichsel und dadurch hinkend geworden, er war also schon gesprungen und hatte sich den fuss verrenkt, und das hatte hin laevisi Loki gethan. bei diesem hinkenden fuss fällt dem dichter und zwar mit unrecht, denn er weiss nicht die ganzen umstände, das abenteuer auf der reise nach Iötunheim ein und dessen gedenkt er strophe 38.

Ich halte an dem skirr skökuls fest. wie konnte das des zuges gewohnte muthige thier plötzlich diesen anfall bekommen? und Loki wird die schuld zugeschoben, während derselben in dem höchst ausführlichen bericht der jüngern edda nicht mit einem worte gedacht ist. wol heisst in der Skalda Loki *des bockes dieb*, doch das vermehrt nur die zweifel an der richtigkeit der gewöhnlichen annahme, denn er hat den bock nicht gestohlen, davon weiss die jüngere edda nichts und auf den blossen rath an Thiálfi lässt sich das kaum beziehen. es muss also der strophe 37 ein anderer dem norden verlorner mythus zu grunde liegen, der jenes skier skökuls und den beinamen der bocksdieb für Loki erklärt.

---

[1]) [illegible] Αἰγυπτίοις [illegible] — [illegible] Herod. I, 7. II, 4.

Diesen mythus haben wir in dem märchen vom bruder Lustig und seinen M. XXXVI angeführten verwandten vor uns.

Der wandernden götter sind zwei, Petrus = Donar, wie immer, und der bruder Lustig, der im namen trefflich zu Loki passt. betrachten wir zuerst Petrus näher; seine identität mit Donar ist leicht festgestellt. sie kündigt sich durch den zug an, dass er die gestorbene königstochter *wieder belebt*, wobei der vorgang an die geschlachteten böcke und die früher darüber zusammengestellten sagen schlagend erinnert. nicht ohne weiteres geschieht die wiederbelebung, die todte wird zuvor *zerschnitten und gekocht*; so lügt auch Medeia dem alten Pelias vor, dass er um verjüngt zu werden, zerstückt und gekocht werden müsse und als seine töchter daran zweifeln, tödtet sie einen alten widder, zerlegt und kocht ihn, und er steigt als schönes lamm aus dem kessel. nachdem die königstochter *gekocht* ist, nimmt Petrus das schöne weisse *gebein* heraus, legt es auf eine tafel und *reiht es nach seiner natürlichen ordnung* zusammen, dann erweckt er die todte. so lässt auch Thórr die *knochen* des bockes, so Herodias die des ochsen in *die haut zusammenlegen*, dann weiht sie der gott mit dem hammer, Herodias mit dem goldstab. auch zeigt das märchen offenkundige verwandtschaft mit dem schmiedemärchen und in diesem erkannten wir Donar als den wandernden und begabenden gott.

Bruder Lustig erkennt Grimm l. c. schon darum als Loki, 'weil ihm das herzessen zugelegt wird'. das thier, dessen herz oder leberlein er in dem märchen isst, soll ein lamm sein, und das ist ganz richtig. als Thórr und Loki auszogen, fuhr jener auf seinem wagen, so wars auch im deutschen mythus; sie kehrten ein und die böcke wurden geschlachtet, aber als der mythus zum märchen wurde, konnten die böcke nicht böcke bleiben, weder als gespann, denn mit böcken fährt man nicht und so fiel mit ihnen der wagen fort, noch als speise, denn böcke isst man nicht, und so wurden sie oder einer zu der gewöhnlicheren speise, dem lamm, welches der bruder Lustig trägt. im walde überfällt sie der hunger, wozu das märchen fügt, das lamm sei dem bruder Lustig zu schwer geworden.

natürlich denn es war nicht mehr der ziehende bock. der *kessel* ist im märchen gleich bei der hand, ohne dass angegeben ist, woher beide ihn haben. willst du kochen, sagt Petrus, so hast du da einen kessel. da der bruder Lustig das lamm trägt, so muss Petrus den kessel getragen haben und damit treten wir in Hymisqu. ein, wo wir erfahren, welches dieser kessel ist, woher ihn Petrus hat. dieser entfernt sich; der bruder Lustig, dem es zu lange dauert, bis Petrus zurückkehrt, zerschneidet das gekochte lamm, und isst das herz. der deutsche Loki that dasselbe an dem bocke, er nahm ihm damit den alten muth, die alte kraft, den wagen des gottes zu ziehen. Donar ahnte dies so wenig, als Thôrr den schenkelbruch; aber wie Thôrr die mitspeisenden ermahnt, die knochen auf die felle zu werfen, so erkundigt sich Petrus alsbald nach dem herzen des lammes; er trägt dieselbe sorge für die unverletztheit des herzens, wie Thôrr für die der knochen, aber es ist schon zu spät und er nimmt vor der hand die lüge hin, das lamm habe kein herz gehabt. in dem mythus lebte der bock wieder auf, das lamm ist und bleibt todt, da es nicht wie jener zu der persönlichkeit des Petrus gehört, da es nicht seinen wagen zieht. wahrscheinlich gewann Donar das herz auf ähnliche art wieder, wie dies öfter in den märchen vorkommt, durch ein vomitiv. in der thierfabel treffen wir dieselbe sorge um das herz. Petrus ist da löwe oder bär, Lustig der fuchs, der gehörnte bock ein hirsch geworden 1), das ganze hat nur andern zusammenhang; dass der zug aber in ihr erscheint, zeugt für seine bedeutung und er rückt dadurch in die mitte des siebenten jahrh. hinauf 2).

Das märchen weiter zu deuten, scheint unschwer, doch wage ich es nicht, da der boden noch nicht fest genug, noch zu schlüpfrig ist. tragen wir aber die deutung dieses theiles desselben in Hymisqu. herein, so wird die vorhin dunkle stelle klar, wir begreifen warum der eine der böcke skirr skökuls war, wie Loki des bockes dieb genannt werden kann. er hatte ihm das herz entwendet, damit ihm muth und kraft genommen und dies geschah auf der rückkehr von Hymirs hause, wo im walde einer der böcke in dem genannten kessel, den Thôrr trug, gesotten wurde, den hungernden zur speise zu dienen. will man auch diese beziehung auf Hymisqu. als zu gewagt nicht gelten lassen, dann bleibt immerhin daran kein zweifel, dass in dem märchen ein deutscher

---

1) Reinhard Fuchs XLVIII. 329.

2) an eine entlehnung aus Aesop kann jetzt nicht mehr gedacht werden.

mythus steckt, demzufolge Loki auf einer fahrt mit Donar das herz eines der gesottenen böcke stahl, wodurch der bock geschwächt wurde. dieser mythus wird den zug vom zerschlagenen schenkel in der jüngern edda bei uns ersetzen[1]). ob er bei uns in dem für den norden soeben vorgeschlagenen zusammenhang stand, d. i. mit der kesselholung verbunden war, das steht dahin; ich glaube es schwerlich.

WELO.

Müllenhoff versuchte bereits den nordischen Vali auch in Deutschland wenigstens in Niedersachsen nachzuweisen. er fand seinen namen in dem *Wellenberge* bei Itzehoe haftend, auf dem ein ehedem für heilkräftig gehaltener quell sprudelt. als der heil. Ansgarius eines tages einen seiner schüler zu dem quell schickte, um wasser zu holen, war dasselbe in wein verwandelt[2]).

Die jüngere edda nennt den gott muthvoll im kampfe und gewandt in der führung des bogens. er ist ein sohn Odins und der Rindr und Baldrs rächer, der, der Hödr erschlug. eine nacht alt, war er schon im kampfe, nicht wusch er die hände noch kämmte er das haar, bevor er den gegner Baldrs auf den holzstoss trug (Voluspá 31).

Der zug, dass Vali kaum geboren schon das werk der rache beginnt, erinnert an Eulenspiegel, der schon in den windeln seine tollen streiche beginnt, an Völsungr der selbst ungeboren schon redete und aus der mutter leib geschnitten sie noch küsst, ehe sie stirbt (M. 361).

Finn Magnusen bemerkt[3]), der gott sei in Norwegen durch den heil. apostel Paulus ersetzt worden, 'quum nimirum eum hodiedum rustici illius gentis dexterrimum dicant fuisse sagittarium et fortissimum bellatorem, qui matutino tempore proeliari soluerit . . . daher Paal skyttar, Paal med bojen. die vorstellung muss auf heidnischem grunde fussen, da der heil. Paulus nie als bogenschütze, sondern stets mit dem schwert abgebildet wird, durch welches er den martyrtod erlitt. in Deutschland lebt sie nicht, sie scheint nicht die norwegische grenze überschritten zu haben. wol kommt der

---

1) Uhland erklärt ihn Thôr p. 54: 'die lähmung und das straucheln des bockes auf dem wege nach und von jötunischen gebieten bezeichnet hindernisse, worauf Thôrs wirksamkeit in solcher nähe stösst.' auch er scheint zweifel in die strophe 37 zu setzen: 'der mythus vom hinken des bockes und der erwerbung der dienstgefolgen war verschiedener anknüpfungen fähig.' p. 53.

2) sagen nr. 113. nordalb. studien 1, 11.

3) lex. myth. 798.

heilige in einem merkwürdigen gebrauche in Belgien vor, doch dort erscheint er weissgekleidet und zu ross salzküchelchen gegen viehkrankheiten vertheilend (NS. 248). und das passt nicht zu Vali, eher zu Wol oder Fro. einleuchtender scheint die beziehung auf den heil. Valentin (14. febr.) dessen name schon einen halben anklang hatte, dessen fest in England, einem theile der Niederlande und Belgiens und in Frankreich vom volke vielfach gefeiert wird. 'in Anglia praesertim et *superstitiose*' sagt Finn Magnusen.

WOL.

Ulle war dem norden ein schöner leuchtender gott, stark und gewaltig im kampfe, ein rüstiger jäger, ein rasch auf schrittschuhen aus stier- oder pferdeknochen dahin eilender. Balder ist sein liebster verwandter. der schild heisst sein schiff (Ullarskip) von ihm wird er auch der schildgott genannt, skialdarás; andere seiner namen sind bogaás, veiþiás, der bogen- und jagdgott [1]). wie Freyr berührt er sich also auch mit Odin, doch scheint bei Ulle die jagdlust die freude am kampfe zu überwiegen, während Odin vorherrschend gott des kampfes ist. kannte ihn auch Deutschland?

Sein name wäre ahd. *Wol* [2]). in sprachlichen denkmälern ist derselbe noch nicht wiedergefunden. von ortsnamen könnte sich *Wolsberghe* (Wodans VII ein dorf in Brabant) auf ihn beziehen was um so annehmbarer erscheint da der name auch am Rhein und zwar in der nähe von *Siegburg* und in Niederbayern (Wolsperg an der Rott Panzer p. 72) wiederkehrt. noch ein anderer gewichtiger umstand tritt hinzu, der bestätigend eingreift.

Nicht gar weit von jenem brabantischen Wolsberghe stand nämlich die wiege des ritterlichen jägers *Hubertus* der ein sohn des herzogs Bertrand von Guienne, am hofe Pipins von Heristall lebend, durch eine erscheinung (welche ihm auf der *jagd* wurde) getroffen in sich ging, der welt entsagte und Gott sich weihte. er starb im jahre 727 als bischof von *Lüttich* und die kirche zählte ihn den heiligen zu. er wird dargestellt entweder als jäger mit bogen und köcher, oder als bischof; stets aber hat er den hirsch neben sich, der ein kreuz zwischen dem geweih ihm auf der jagd entgegentrat. als ritter und jäger zugleich musste er eine den umflatternden fäden der zerrissenen mythen von Ulle, Wol willkommene erscheinung sein und dies um so mehr, da sein festtag in die zeit fällt, wo die jagd beginnt ihre glänzendsten siege zu

---

1) Gr. myth. 784.

2) M. 709, vgl. J. Grimm in der zeitschr. f. d. alterth. VII, 393.

feiern, wo Wol einst waltend gedacht wurde. so wählten sich denn die christlichen jäger ihn zu ihrem schutzheiligen, wie die heidnischen einst den Wol als patron und gott hatten [1]), und er blieb dies bis zur stunde. noch bis zur französischen revolution wurde sein fest zu mehren höfen durch grosse jagden und festliche umzüge gefeiert; noch jetzt wird an dem tage die hohe jagd geschlossen.

Damit sind aber die beziehungen noch nicht erschöpft. des jägers treuester gefährte ist der hund und der gott, der der jagd vorstand, muss auch ein schützer dieser thiere und alles mit ihnen zusammenhängenden gewesen sein. ob das heidenthum schon vom ausbrennen der wunde wusste, welche durch den biss eines wüthenden hundes verursacht wird, weiss ich nicht, das mittel ist jedoch schon sehr alt und die kirche hiess es gut, nachdem der heil. Hubert als patron der jäger auch als besonderer patron gegen die hundswuth verehrt wurde, dass man die eisen segnete, womit man die wunde brannte. so finden wir sie denn noch unter dem namen der *Hubertusschlüssel* in vielen kirchen aufbewahrt und mancher dankt dieser weisen massregel seine lebensrettung. einem frommen jägerglauben zufolge sind die hunde vor der schrecklichen krankheit sicher, welche mit einem solchen schlüssel auf die stirn gebrannt werden. die thiere werden dadurch unter seinen schutz gestellt, ihm gewissermassen geweiht. so wird auch den dem indischen Schiwa heiligen stiere das zeichen des gottes, das planetenzeichen der Venus ♀ auf die hüfte eingebrannt und Strabo zufolge sah bereits Alexanders begleiter diese figur (ῥόπαλον) an der hüfte der stiere [2]).

In Cöln und anderswo trägt man an dem tage des heiligen kleine riemchen weissgegerbten und mit rother farbe bespritzten leders am knopfloch, hebt sie auch auf, und manche selbst tragen solche stets bei sich als ein mittel gegen wüthende hunde und überhaupt gegen wüthende thiere. dazu stellt sich ein anderer frommer gebrauch. in der ehemaligen Benedictinerabtei Andain ruht der leib des heil. Hubert, dort werden auch noch einzelne seiner bischöflichen gewänder aufbewahrt, unter andern seine stole. die aus allen gegenden und ländern dahin strömenden wallfahrer lassen sich dort einschneiden, d. h. die stirnhaut einritzen und in die wunde eine partikel der stole legen. dies gilt als das kräftigste mittel gegen alle wüthenden thiere [3]). das kloster scheint hier einen altheidnischen brauch sich eigen gemacht zu haben, indem es ihm eine christliche deutung gab, woher sollte er anders gekommen sein? schon der volksglaube, dass die stole nicht kleiner werde, dass die von ihr genommenen stückchen sich nachts wieder ersetzen, hat diesen uralten anstrich; wir begegneten ihm in dem abschnitt Wuotan zu wiederholten malen. jene riemchen nun erinnern an Hubertus den noch unbekehrten jäger, der selbst die stille feier des todestags des herrn durch wildes jagdgetöse entweihte, dem wilden jäger gleich, der am sonntag jagte. dass dieser zur strafe dafür ewig jagen müsse, kündigt den mythus an, die erscheinung welche dem heil. Hubert wurde, die legende. die riemchen deuten durch die rothen fleckchen wol auf das fell eines erlegten wildes hin und mögen, wenn sie (was nicht wol zu bezweifeln ist) heidnisch sind, zu ehren jenes jagdgottes getragen worden sein; die christlichen geistlichen aber legten ihnen nach der canonisation des heil. Hubert, vielleicht auch früher schon wol die deutung bei, dass sie zur erinnerung an den heiligen zu tragen und eine mahnung sein sollten, die heiligkeit der sonntage und festtage mehr als er zu ehren. entschiedener sprechen die partikelchen der stole für ihre heidnische abstammung. dieselbe ist aus wolle und seide. so trug man wol einst wolle von dem dem gotte gesunkenen opferthier in der stirnwunde als mittel gegen die thierwuth, wie Leem berichtet, 'ut Lappones Norwegici hodiedum lanae floccum vel paulo maiorem quantitatem ut amuletum contra hyemis saevitiam servare vel portare solent' 1).

---

[1]) lex. myth. 783.

[2]) Bohlens beschreibung von Malabar p. 135. La Croze indisches Christenthum p. 375. Nork mythol. wörterb. II. 198.

[3]) ich selbst sah einen solchen mann, der 'eingeschnitten' war,

GÖTTINNEN.

Wie oft auch die einzelnen götter einander verwandt sind und wie schwierig es auch mitunter sein mag, bei sagen und bräuchen zu bestimmen, welchem gotte sie zuzuweisen sind, so giebt es bei ihnen doch immer noch einzelne haltpunkte, man fühlt sich nicht ganz verlassen. bei den göttinnen ist dies ein anderes; die meisten sind verwandt unter einander, haben fast dasselbe amt und nur der name macht oft den unterschied; kaum leise andeutungen sind oft noch

einem ein grosses dorf in angst setzenden wüthenden stiere mit ruhigem lächeln entgegengehen, das thier, welches sich eben noch ganz wild geberdet, am horn fassen und ohne dass es widerstand leistete mit sich fortführen. ein anderer war vor etwa 30 jahren in der gegend von Cöln bekannt als gefeit gegen alle wüthenden hunde.

[1] Leem Finmarkens beskrivelse p. 500. daraus lex. myth. 766.

für die bestimmung übrig, welche eigenschaften bei der einen oder andern besonders hervorragen.

Die meeresgöttin Rahana und die finstere göttin der unterwelt Hellia ausgenommen, stimmt aller wesen darin überein, dass sie der fruchtbarkeit vorstehen. wol war dies dem alterthum nicht die einzige, nicht die hauptseite: gleich vielen göttinnen Griechenlands und des Nordens werden auch die unsern mit zu schlacht und kampf gezogen sein, doch ist dieser zug fast ganz verwischt; nur bei Frouwa fand ich geringe überreste von ihm. in den uns vorliegenden traditionen, welche sich auf göttinnen beziehen lassen, waltet ein geist tiefer milde und stillen friedens. ich will damit nicht läugnen, dass wir nicht noch sagen übrig haben, in welchen jene wildere, kriegerische seite ihres wesens hervortritt, aber das verständnis dieser sagen ist uns noch verschlossen, unser 'auge noch nicht für sie geöffnet', beachten des unbeachteten wird erst noch in viel ausgedehnterem maasstabe nöthig sein, ehe wir gewinn aus ihnen ziehen können.

Bei den göttern bot deren anlehnung an verschiedene heiligen eine neue quelle, die reichlich für uns floss. diese rinnt für die göttinnen schon spärlich, weil diese sich meist unter dem bilde der heil. jungfrau bargen und dadurch erklärlicherweise anknüpfungen schwer werden. die vielen schönen schuldlosen milden und reinen seiten der alten göttinnen flossen mit den ähnlichen der heiligsten mutter in eins zusammen; ihre mythen aber und rauhere seiten liessen sich entweder nicht auf die heilige übertragen oder sie wurden so verwandelt, sie hefteten sich an so fremdartige wesen, dass sie sehr schwer wiederzufinden und zu erkennen sind. bei zahllosen sagen und bräuchen glaubt man heidnische grundlage zu sehen, aber blickt man genauer zu, so erweisen sie sich als viel jüngern ursprungs; zahllose Marienkirchen scheinen auf urheidnischem boden sich zu erheben, untersucht man genauer, so schwindet derselbe unter der hand. es muss aber auch ausser Maria noch andere weibliche heilige geben, auf welche mythische züge von göttinnen übertragen wurden und fleissige sammlung apokrypher legenden aus dem volksmunde wird auch hier noch manches licht bringen. ich denke dabei vor allen an die heil. Brigitta, Mechtildis, Lufthildis, Ottilia, Gerdrud. Wir konnten bei den göttern an die zeit anknüpfen, in welcher sie einst umwandelten, auch dieser punkt ist bei den göttinnen weit unsicherer, da sie meist mit den ihnen verwandten männlichen gottheiten hand in hand zu gehn scheinen.

Endlich boten dort die nordischen mythen haltpunkte für die untersuchung, die wir hier nur sparsam finden. So reich die edden an mythen von göttern sind, so arm sind sie an solchen von göttinnen. wie dürftig ist, was wir über Freyja, über Frigga wissen, der andern weniger bedeutenden gar nicht zu gedenken. von dem wenigen fanden sich unter uns kaum spuren. dagegen zwar tauchen anzeichen auf von eigenthümlich deutscher entwickelung mancher dieser göttlichen wesen, wie wir ähnliches schon bei manchen göttern fanden, aber es blieb eben bei den anzeichen und für jetzt liessen sich nur wenige schritte in das dunkel wagen, welches die bilder dieser göttinnen umgibt.

Eine dieser noch räthselhafteren göttlichen frauen mag den reigen führen:

NEHALENNIA. (ISIS).

DEUTSCHE MYTHOLOGIE (p. 236).

Nur kurz gedenkt Grimm der niederländischen *Nehalennia*. aus ihrem namen können wir immer noch nicht klug werden, er 'gestattet nur gezwungene unbefriedigende anknüpfungen.' glücklicherweise sind wir dafür durch eine ganze reihe von steinen entschädigt, welche ihr bild und einige bedeutsame inschriften tragen. ich besprach dieselben bereits in den jahrbüchern des vereins von alterthumsfreunden der Rheinlande (XII, p. 21 ff.) und will einiges hauptsächliche daraus noch einmal hier zusammenstellen, dann weitere erörterungen versuchen. der hauptort der verehrung der göttin war die insel *Walcheren*, wo am 5. januar 1647 'vehementius flante Euro ruinae apparuerunt maximae vetustatis.' man fand dort 'statuae aliquot et arae lapideae, *pocula*, urnae, nummi, fibulae hisque consimilia veterum Romanorum'[1]. ausserdem fand man noch in der nähe von Brüssel, bei Leyden und in Deutz (gegenüber Cöln) altäre der göttin. fast alle tragen ihr bild und zwar in folgender gestalt. zumeist *sitzt*, nur zweimal *steht* sie. ihre kopfbedeckung ist eine art von flügelhaube, wie sie im 13. und 14. jahrh. in ganz Deutschland üblich war und in den Niederlanden noch heute vorkommt. brust und schultern bedeckt ein auf der brust durch eine agraffe zusammengehaltener kragen, der oft mit dem obergewande zusammenfliesst. meist zu ihrer rechten, nur einmal zu ihrer linken sitzt ein *hund* mit horchend zu ihr erhobenem kopfe. wenn sie sitzt, trägt sie auf dem schoosse oft ein körbchen mit äpfeln, birnen und andern früchten, häufig steht ausser diesem noch ein anderes gleiches zu ihrer linken; einigemal kommt das letztere ohne das erstere vor. stehend ruht einmal ihr linker fuss auf einem schiffskiel, ein anderesmal beide füsse, auf einem dritten cippus stützt sie sitzend den linken fuss auf den kiel. auch siegesgenien kommen zu ihren seiten vor, palmen in einer hand tragend, mit der andern ein tuch hinter der göttin haltend. auf einem andern stein sieht man eine frau, welche der stehenden göttin, die den hund zur rechten hat, ein mädchen zuführt; auf den seitenwänden des altars stehn priesterliche gestalten. auf den seitentheilen der übrigen altäre erscheint oft ein dem Neptun ähnlicher gott, einmal eine blossbusige frau, die das gewand mit beiden händen in die höhe hebt; neben ihrem rechten fusse steht ein kleiner becher. ein anderesmal ein 'servus *venaticus*, tunicatus capite detonso, incedens baculo et *captum leporem* tergo gestans altero baculo appensum' (Keysler p. 247). da wo keine bilder auf den nebenwänden stehn tragen dieselben das cornu copiae, encarpen, reben, bäume.

---

[1] J. G. Keissler antiquitates selectae septentrionales et celticae. Hannov. 1720. p. 235 ff.

Wir haben allerdings werke römischer kunst vor uns, doch steht die römische kunst hier nicht im dienste einer römischen gottheit, das sagt uns schon der jedenfalls unrömische name der göttin, das die 'arborum trunci ac radices argumenta luci sacri, ibi pro more Germanorum olim plantati', ibi d. i. in der umgebung der stelle, wo die trümmer ihres tempels und ihre altäre zu tage kamen, das ihre echtdeutsche kleidung, der deutsch gekleidete jagdknecht, der einen hasen am stocke trägt. auch das vorkommen deutscher namen auf ihren altären mag dafür sprechen: Ambacthius und Litho, welche zwei derselben stifteten, waren gewiss Niederländer; auf den steinen aber, die römischen gottheiten geweiht sind, werden wir nicht so leicht deutsche namen antreffen. freilich sind die meisten stifter Römer, aber die Römer eigneten sich gerne fremde gottheiten an und ein C. Tiberius Verus weihte ja der Hludana den bekannten stein in Xanten.

War also Nehalennia eine deutsche gottheit, dann muss auch die darstellung ihres bildes auf den altären eine der deutschen idee ihres wesens entsprechende sein. der deutsche musste in ihrer stellung wie in ihren attributen bekanntes, zu ihrem cultus gehörendes sehen, wie hätte er sich sonst vor diesen altären betend niederwerfen können! jedes andere, wenn auch rohere, doch treuere bild von ihr würde ihn mehr angezogen haben. die kunst konnte wol veredelnd eingreifen, aber sie war noch zur treue in der gestalt, haltung und dem beiwerk gezwungen. nach den attributen zu schliessen war aber Nehalennia vor allem eine göttin der *fruchtbarkeit*, denn der calathus mit früchten und das cornu copiae sind fast unzertrennlich von ihr; nur wenn sie steht fehlt jener, doch dann ragt dieses ergänzend auf der seitenwand. diese seite ihres wesens stellt sie neben Nerthus, die gleich ihr auch auf einer insula Oceani, in einem castum nemus verehrt wurde, die gleich ihr einen sacerdos hatte, gleich ihr der fruchtbarkeit vorstand. ausser den priestern erscheinen aber auch *priesterinnen* auf den altären unserer göttin. denn nichts anderes ist die frau, welche ihr das kleine mädchen zuführt, und jene andere blossbusige, die den becher zu ihren füssen hat. trank sie vielleicht der göttin minne? auf den gedanken bringt mich die *Gerdrudenminne*, die gerade in den Niederlanden gäng und gebe war, die graf Floris von Holland u. a. seinem verräther Gysbrecht zutrank (NS. 698). Grimm stellt Gerdrud M. 282. mit Freyja zusammen; ihrer minne gedenkt er ausführlicher M. 53. ich komme auf sie zurück.

Nächst jenen auf die fruchtbarkeit hindeutenden attributen finden wir den *hund* fast beständig als begleiter der göttin. so finden wir den hund auch im gefolge der *fru Gode* und der *Frick*, wenn sie durch die luft fahren (Kuhn nr 2. 70); beide sind gleichfalls göttinnen der fruchtbarkeit, und zu ihrer jagd passt trefflich der mann mit dem hasen auf einem unserer altäre. der nordischen Huldra gestalt wird selbst durch einen schwanz entstellt (M. 249). er ist übrigens noch dunkel, wie hier so überall, wo er in unserer mythologie erscheint.

Viel wichtiger und bedeutsame anknüpfungen gestattend ist für uns, dass die göttin den fuss auf den vordertheil eines *schiffes* stützt. dazu halte ich gleich schon den umstand, dass das glas, woraus man *Gerdrudenminne* trank, die form eines *schiffchens* hatte, jedenfalls ein beweis, dass die heilige mit einer göttin in verbindung gesetzt wurde, der das schiff heilig, deren attribut, ja deren *symbol* es war. nun zieht sich aber gerade von Walchern bis in die gegend von Cöln, wo der letzte cippus der göttin gefunden wurde, eine reihe von denkmälern hin, in welchen das schiff eine hauptrolle spielt. am Rhein tritt eine lücke ein, in Schwaben jedoch folgt die fortsetzung, dort verliert sich zugleich der faden. diese denkmäler sind jetzt näher zu betrachten.

Durch ganz Holland bis tief nach Belgien hinein reicht die verehrung der heil. Gerdrudis als patronin der reisenden, folglich auch — und das ist den küstenländern hauptsache —

der zu *schiffe* reisenden. in Antwerpen schliesst sich eine merkwürdige legende an; die uns Wichmann bewahrte [1]). vor 500 jahren, erzählt er, stand in Antwerpen an der stelle der jetzigen cathedrale eine capelle mit dem bilde von 'onze lieve vrouwe op't stocksken' (trunco s. stipiti arboris adfixa.) er nennt dasselbe 'imago *perantiqua* quae ex Normannorum incendiaria devastatione *inter arbores* fuerat superstes' (p. 338). um 1348 wurde eine fromme frau im *traume* von der heil. mutter ermahnt, das bild mit frischen farben und vergoldungen schmücken zu lassen. als das geschehen, erschien die jungfrau ihr abermals und gebot ihr das bild am folgenden abend aus der *capelle* zu entführen. die frau folgte und trug das bild trotz der gegenwehr des endlich durch höhere macht *festgebannten* küsters mit sich auf ein nach Brüssel fahrendes *schiff* und dies flog alsbald über die wellen der Schelde und Senne dahin, '*adverso quidem flumine sed successu valde prospero* (utpote manu *virginea navim regente*) adeo ut omnes reliquas naves, quae dudum tamen eam praecesserunt, non tantum insequeretur sed longe etiam praeverteret.' in Brüssel angekommen erzählte Beatrix Soetkens (so hiess die frau) alles, was sie mit dem bilde erfahren und alsbald kamen die *edelsten* der stadt, *der magistrat* und die *herzoge Johann III von Brabant und Heinrich von Limburg in feierlichem zuge* und holten das bild ab zur kirche unserer lieben frau auf dem sandberg [2]). noch sieht man in der kirche über dem südportal ein schiff, worauf das Marienbild steht und vor demselben Beatrix kniet. Dierckxsens [3]) zieht diese legende schon darum in zweifel, weil die Senne damals noch nicht schiffbar war, wir hätten demnach in ihr einen frommen christlichen mythus, dem ich urheidnische grundlage ansehe. schon der grund der translation des bildes weist darauf hin. die imago lignea, die, gleich der Nehalennia und Nerthus in einem hain, *inter arbores* (castum nemus) stand, war prae nimia antiquitate *deserta*, und Beatrix sollte sie auffrischen lassen '*maioris reverentiae ergo*.' dem sinne der legende zufolge hätte Maria also diese vernachlässigung ihres bildes übel aufgenommen und darum seine translation befohlen, ein zug dem wir im verfolg noch oft begegnen werden, der schon keine christliche grundlage haben kann. die conversatione mortalium satiata dea des Tacitus deutet auf ähnliches hin. kann sie später satiata genannt werden, dann muss sie vor dem umzug

---

1) Brabantia mariana II, 291.

2) cf. Sanderi chorograph. sacra Brabantiae II, p. 18. Van Gestel histor. archiepisc. Mechlin. II, p. 39. Gramaye Bruxella p. 8.

3) Antwerpia Christo nascens et crescens I, p. 103.

nach der conversatio mortalium *verlangt* haben; dies *verlangen* erkennt der priester daran, dass sie den wagen besteigt: *in adesse penetrali deam* intelligit. ferner begegnet die festbannung des küsters: 'invenitur postridie a clero basilicae Antwerpiensis plane immobilis et se nocte illa tota divinitus sic ligatum stetisse adserebat.' so steht nach heutigem glauben zufolge der dieb die ganze nacht festgebannt, der in einen die 'kunst' kennenden garten einbricht; auch in andern sagen stossen wir vielfach gerade auf diesen zug. die hauptsache für uns ist aber, dass das *schiff mit dem bilde gegen den strom* fährt, bis das schiff in Brüssel anhält. da die Senne früher nicht schiffbar war — und noch jetzt trägt sie nur ganz kleine fahrzeuge — so muss, da das schiff nicht weggedacht werden kann, dies *zu lande* sich bewegt haben, die legende folglich auf einer sage beruhen, derzufolge die die Marien einst ersetzende göttin auf einem schiffe thronte oder thronend gedacht wurde, welches im lande umfuhr, aber wol auch im wasser sich bewährte. für diese mutmassung spricht stark, dass mit der kirche, welche jetzt jenes gnadenbild birgt, der brüssler *Ommeganck* zusammenhängt, eine halb lustige oder besser heidnische, halb ernst religiöse christliche procession, in dessen erster abtheilung neben riesenbildern, drachen, dem glücksrad (gewiss echt heidnischen vorstellungen) auch *von pferden gezogene schiffe* erschienen, ja dass solche schiffe noch bis auf diese stunde in *allen* belgischen cavalcaden vorkommen. wer jene riesenbilder sieht, dem müssen unwillkührlich die simulacra de pannis facta des indiculus einfallen. der sinn dieser verbindung des heidnischen und christlichen umzuges ist aber offenbar der, dass sie den triumphzug des menschgewordenen Wortes (denn das ist jede unserer processionen) schmücken sollen, wie einst den wagen des in die ewige stadt einziehenden triumphators die besiegten könige und kämpfer umgaben.

An derselben Senne stossen wir ganz in der nähe von Brüssel auf eine andere nicht weniger wichtige legende, die ich gleichfalls Wichmann verdanke: 'extra Mechliniam iuxta pagum Semps *ad* ripam fluminis *Senne* capella mariana vulgo onze lieve vrouwe in't hammeken (hoc nomen forte loco adhaesit ob *pratorum copiam et fertilitatem*, quae ibi abundant *bovibus pascendis*). huc adpulsa aliquando navis ita firmiter *haesit* et remorata est, ut nulla vi *nullave industria loco dimoveri posset*, adhibitis licet operis quam plurimis, quae remis rudentibus aliisque machinis nihil prorsus proficiebant. itaque consternati omnes animo et multum anxii, quid remora illa portenderet navim discutiunt, eiiciunt merces et manum unanimiter admoverent, sed navim nequaquam loco movent. tandem ecce in ipso *virenti salicto* quod ad ripam fluminis copiose excrescebat, perexiguam statuam beatae Virginis deiparae conspiciunt, quam timidae religionis pleni inde educunt atque tuguriolo extempore ibidem constructo honorandam imponunt et supplices venerantur. gratissimum id obsequii sanctissimae virgini. siquidem *mox sine mora omnis remora sublata et prospero cursu solitum iter suum maris feliciter peregit.*' der legende sinn ist ungefähr derselbe, wie der der vorigen. die heil. jungfrau hätte ihr bildnis nicht länger unbeachtet in dem weidengebüsch (castum nemus?) am ufer wissen wollen und darum *das schiff so lange in seinem laufe gehemmt*, bis das bild gefunden und aufgestellt war. das bild hatte also jedenfalls früher da gestanden, der ort war ein der heil. mutter von alters her geweihter." ganz ähnlich dieser legende klingt die von dem nahen bilde unserer lieben frau von Hanswyck. vor langer zeit fuhr ein schiffer, *der ein bild der mutter Gottes in seinem fahrzeug hatte*, auf der Dyle nach Mecheln. als er bis zu der stelle kam, wo jetzt die kirche von Hanswyck steht, *da konnte er nicht mehr weiter*, das schiff war wie festgenagelt. er lud die waaren und alles übrige aus und das *schiff* wurde flott, aber als das *bild* wieder herein kam, sass das fahrzeug von neuem fest. in der folgenden nacht ermahnte ihn Maria, das *bild* an dem orte zu lassen, denn sie wolle da verehrt sein. er that dies und es brachte ihm segen (NS. 267). während die vorige legende die jungfrau vom ufer aus in den lauf des schiffes eingreifen lässt, finden wir ihr bild in dieser, wie in der antwerpener legende vom schiffe selbst getragen, wie Nehalennia, die auf dem schiffe steht oder sitzt.

Ich verlasse die Dyle einen augenblick und wende mich zu einem andern nebenflusse der Schelde, der Leye. wenn recht ungestümes wetter ist dann sagt man in Cortryk: *Wanne Thekla* spielt ihre rolle. sie steigt dann nachts mit ihrem gefolge zur erde nieder und tanzt und trinkt auf dem Pottelberg. 'op de Leije welke door deze stad vloeit bezit zy een *prachtig* schip waermede zy met gansch haren stoet na elk nachtfeest afzeilt onder het commando van wind met tieren, als gebod zy aen de vier winden gezamentlyk haer van't aerdryk te voeren' [1]. in ihrer umfahrt durch die luft und mit grossem gefolge gleicht Wanne Thekla der früher gedachten fru Gode und Frick, der Holda und Perchta; dass sie den winden gebietend auf ihrem prächtigen schiffe davon fährt, stellt sie zur Nehalennia, die auch den winden gebot, da sie günstige fahrt verlieh. denn Secundus Silvanus, ein negotiator cretarius, weihte ihr einen stein 'ob merces recte conservatas'. empfängt ebenso durch diese umfahrt der einen hasen tragende jäger auf dem einen altare licht? die umfahrt ist eine art wilder jagd.

---

[1] Kunst en letterblad 1842. 39. N. S. nr. 320.

In der gegend von Löwen bei Léau verschwinden die letzten spuren jenes berühmten durch Grimm (M. 237) uns wieder zugänglich gemachten schiffes, dessen Rodulfi chronicon abbatiae s. Trudonis l. XI gedenkt. ein bauer aus Cornelimünster erdachte diese *techna diabolica*, und zimmerte unter beihilfe anderer im nahen walde die *terrea navis*, indem er 'eam rotis suppositis affigens vehibilem super terram effecit'. in Mastricht bekam sie mast und segel, von da wurde sie über Tongern nach Looz u. Truyen [1]), Duras und Léau gezogen; hätte sich Löwen nicht in's mittel gelegt, dann würde sie auch diese stadt berührt haben. der weg den sie bis dahin gemacht, lässt uns durch seine richtung schliessen, dass man den plan hatte das schiff geraden weges zum meere zu führen. wahrscheinlich wäre es von Léau nach Löwen, Brüssel, Mecheln, Antwerpen gebracht worden. für den letzteren ort als letzten punkt auf dem festlande spricht einfach schon, dass sich das schiff der Beatrix von Antwerpen aus rückwärts bewegt und zwar nach Brüssel, welches im besitz eines cippus der Nehalennia war und ist. an der mündung der an Antwerpen vorüberfliessenden Schelde aber liegt jener Zelandiae extremus angulus, wo das heiligthum der Nehalennia stand. diese vermuthung wird mehr an kraft gewinnen, wenn es gelingt dieser terrea navis als den bisher betrachteten schiffen verwandt nachzuweisen.

Jenes schiff der Beatrix Soetkens erkannten wir bereits als eine terrea navis, die gleich den noch in den cavalcaden erscheinenden schiffen zu lande nach Brüssel gekommen sein muss, später aber von der legende auf die Senne verlegt wurde, weil höchstwahrscheinlich die terrea navis allzu heidnischen anklanges gewesen wäre, weil sie zu sehr an die unseres chronicon erinnert hätte, gegen welche die geistlichkeit sich aufs allerkräftigste erhob als gegen eine schändliche pagania. warum überhaupt knüpften sich sonst auf dem wege, den die früher eingehaltene richtung dem schiffe vorzeichnete die legenden so sehr, welche Maria mit schiffen in verbindung bringen, wenn nicht zur bekämpfung jener terrea navis und der gottheit, der sie geweiht war? dass die christliche dichtung und sage an solchen punkten und bei solchen gelegenheiten alles aufbietet, die heidnische idee zu vernichten, dass sie dieselbe in den mannichfaltigsten christlichen formen wiedergebiert, um also leichter jener herr zu werden, davon könnte ich hunderte von beispielen anführen.

---

[1]) Saint Trond.

Wir fanden Nehalennia *auf* dem schiffe stehend, ebenso Maria *auf* jenem andern der frommen Beatrix, ein bild der heil. jungfrau *in* jenem dritten, welches zu Hanswyck nicht weiter konnte, *in* dem Cortryker Wanne Thekla fahrend. so betrachtete man einst auch die terrea navis als wohnung einer gottheit, sie ist dasselbe was bei der Nerthus das vehiculum veste contectum ist. Rodulf nennt sie darum omnium malignorum spirituum execrabile *domicilium*, er sagt von ihr quia maligni spiritus *in ea* traherentur, maligni spiritus *qui in ea ferebantur*, darum ist es verboten, das schiff auch nur zu *berühren*, bevor man eine gabe gespendet. nicht stören darf uns dass Rodulf von diesen geistern nur im plural spricht; allein erscheint der teufel selten und Rodulf hatte eben nur noch eine ahnung von dem heidnischen des gebrauches, näheres über ihn wusste er vielleicht nicht mehr.

Jubelnd wird die terrea navis überall empfangen. die obrigkeit (potestates, iudices) hilft bei der feier, ebenso die grafen von Duras und der advocatus von st. Truyen. so kamen auch volk, magistrat und die ersten von Brüssel nebst zwei herzogen heran, das bild aus der Beatrix schiff zu holen und in feierlichem zuge zur kirche auf dem sandberg zu geleiten. an den raschen flug des schiffes der Beatrix gemahnt bei Rodulf, 'quod locus ille et inhabitantes probroso nomine amplius notarentur apud quos *remansisse* inveniretur'. es war also eine gewisse zeit bestimmt, während welcher das schiff seine umfahrt vollenden und an einem bestimmten ort angekommen sein musste; daher die *schnelle weiterforderung*, die auch bei dem antwerpner schiffe nicht fehlt.

Grimm hebt p. 242 hervor dass die *weber* gerade gezwungen wurden, die terrea navis zu ziehen. das verhältnis derselben zu dem schiffe war offenbar ein anderes, als es Rodulf uns vorstellt. wäre es nicht ein alter durch die zeit geheiligter brauch gewesen, dass die weber des schiffes bei der umfahrt pflegten, dann würde die obrigkeit sie nicht dazu gezwungen haben, dann hätten die richter nicht entschieden, dass nur sie ungehinderten zutritt zu dem schiffe haben sollten. man zwang sie allerdings das schiff zu ziehen, aber nicht 'procacitatem eorum et superbiam humiliandam', sondern wie Rodulf später sagt, weil sie nicht mit dem strom schwimmen wollten, weil sie fromme leute waren, die es als eine schande betrachteten, das als techna diabolica verschrieene schiff zu ziehen, was ihnen nach uralter sitte zukam. bedeutsam scheint mir für sie die stelle: 'mirumque fuit quod non cogebant eos ante navim Neptuno hostias immolare'. hatte Rudulf vielleicht nachricht dass dergleichen früher geschah? in dem pignus de collo ereptum, welches man den webern für die berührung des schiffes gab, steckt offenbar nur ein opfer, welches ehedem dem tempel oder dem symbol der gottheit dargebracht wurde, bevor man ihr nahte, dessen bedeutung sich aber verloren hatte. wie die weber dies opfer jetzt in empfang nahmen, so empfingen es einst die priester, denen es allein gestattet war dem heiligthum zu nahen. *attingere uni sacerdoti concessum* sagt Tacitus von der Nerthus redend. die weber werden also ursprünglich nichts anders, als die priester, die tempeldiener gewesen sein. dass die göttin des schiffes aber priester hatte, das sagen uns wieder die steine in Walcheren auf deren nebenwänden sich priester finden.

Es dürfte auffallen, dass das *priesterliche* amt später gerade auf die *weber* überging. die göttin dieses schiffes war aber wie wir sahen nicht blos eine schützerin der schiffahrt, sondern auch eine göttin der fruchtbarkeit, des überflusses. von diesen verschiedenen seiten ihres wesens ist je nach der gegend, in welcher ihre verehrung blühte, bald die eine bald die andere mehr hervorstechend. gegen das meer hin tritt sie mehr als göttin der schiffahrt auf, tiefer ins land hinein, da wo die schiffahrt weniger hauptsache ist (und am allerwenigsten war sie das in Aachen und der umgegend wo gar kein schiffbares wasser ist) wird sie gleich der südlichen Holda mehr dem feldbau und also auch dem flachsbau vorgestanden haben, wird sie eine rein mütterliche gottheit gewesen sein. sobald aber das weben nicht mehr allein der frauen werk war und auch und zwar vorzüglich durch männer betrieben wurde, konnte wenn einst die göttin priester gehabt, das amt nur auf diese *webenden* männer übergehn, da sie nun deren schützerin und patronin wurde, wie sie es einst der webenden und spinnenden frauen gewesen war. aber auch Maria war die schützerin des gewebes wie sie die des flachsbaues ist (worüber später mehr) und zwar in Belgien an vielen orten, wo sie als solche noch opfer von flachs empfängt.

Führt demzufolge der weg der terrea navis direkt zu dem ausgangspunkt der schiffe der Beatrix und von Hanswyck, erkannten wir in jener die wohnung einer gottheit, diese als der heil. mutter bildnis tragend und darin wieder an Nehalennias schiff erinnernd, sahen wir das antwerpner schiff gleich dem des chronicon von fürsten und volk feierlich eingeholt, fanden wir selbst für die das letztere ziehen den weber analogieen, dann dürfen wir wol kühn auf enge verwandtschaft des letztern einestheils mit jenen Marienschiffen und dem der Wanne Thekla, anderntheils mit dem schiffe schliessen, auf welchem in Walchern die göttin thront.

Aber noch ein anderes moment bringt willkommene bestätigung und führt uns zugleich einen schritt weiter gegen den Rhein hin. wie die ursprüngliche gotteinheit sich bei fast allen völkern in eine götterdreiheit löste, so war dies bei den Griechen und Römern wenigstens später selbst mit untergeordneten gottheiten der fall. die Moira, Charis, Sibylla, das fatum lösten sich in drei Moiren, drei Chariten, drei Sibyllen, drei fata. dass im deutschen heidenthum eine ähnliche neigung zu weiblichen trilogieen bestand, werden wir später sehen. ein beispiel dafür haben wir vielleicht schon bei Nehalennia. in Holland, Belgien und weiter am Rhein hin finden sich namentlich zahlreiche altäre, auf welchen drei der Nehalennia aufs haar gleichende göttinnen sitzend mit fruchtkörben auf dem schoosse abgebildet sind, und deren namen jenen merkwürdigen an den ihren anklingenden ausgang —nehae haben. so war ein altar in Altorf bei Jülich den matronis *Hamavehis* oder vielmehr wie Gruter bessert *Hamanehis* geweiht; in Odenhausen matronis *Asercnehabus*, in Münstereiffel matronis *Vacallinehis*, in Lovenesse am Rhein matronis *Romanehis* oder wie ein wahrscheinlich denselben geweihter stein in Jülich hat matronis *Rumaehabus*, wofür Keissler Rumanehabus (p. 267 ff.) liest. einer gleichen weiblichen dreizahl von göttinnen ist ein altar in Steenhove in Zeeland heilig, doch seine inschrift nicht mehr erhalten (Keissler p. 248). kann also kaum mehr ein zweifel bestehen, dass diese göttinnen aufs innigste mit der Nehalennia verwandt sind, liegt vielmehr die höchste wahrscheinlichkeit vor, dass sie aus ihr hervorgingen, dann sind sie uns neue zeugen für das je tiefer im lande je schärfer hervortretende *mütterliche* wesen der göttin, denn *matronae* heissen ja diese drei.

Allzulockend nahe liegen die zahllosen von den äussersten punkten Hollands bis tief nach dem süden und weit nach Gallien hinüber reichenden steine welche den matrae (mairabus = matrabus) und andern matronen geweiht sind, deren namen jedoch jenes ausgangs auf —nehae entbehren. Lersch sieht (bonner jahrbücher II. 124) mit Schreiber (die Feen in Europa) in ihnen keltische gottheiten und zwar *ortsgenien*, die sich in drei weibliche gestalten gelöst haben. inwiefern dies gegründet ist, wird sich in der folge ergeben. ich nehme einstweilen das schiff wieder auf welches wir als ein hauptattribut der Nehalennia erkannten bei den matronen und matrae aber nicht finden. von Cöln an wo der letzte stein unserer göttin vorkommt, tritt eine empfindliche lücke ein, die vor der hand noch bis nach Schwaben reicht. hier begegnen uns *schiffe*, welche im beginn des *frühlings* im lande umher gezogen wurden. auch mit ihrer umfahrt waren volksfeste verbunden, denn das ulmer rathsprotocoll von 1530 (M. 242) verbietet die mit dem umzug verbundene *verkleidung*. merkwürdigerweise nun werden mit diesen schiffen auch die pflüge umgefahren, die wir bereits früher betrachteten und als symbole der die fruchtbarkeit spendenden gottheit erkannten. ist das der pflug, dann muss das schiff ebenfalls symbol einer solchen gottheit sein und zwar einer weiblichen (denn bei keinem volke ist es attribut einer männlichen) also jener Nehalennia, die hier nur einen andern namen, Ostara? haben wird [1].

Wir finden in Schwaben nur an *einer* stelle schiff und pflug verbunden; nur jenes ulmer rathsprotocoll zeugt für beide, alle andern von Grimm citirten stellen kennen nur den pflug. willkommen erläutert hier Tacitus: '*pars* Suevorum et Isidi sacrificat. unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.' dies signum ist das schiff des chronicons und wird mit den Marienschiffen zusammenfallen und mit jenem der Wanne Thekla. Tacitus schloss aber gewiss nicht nur aus dem schiffe auf die verwandtschaft der deutschen göttin mit der Isis, wenn auch dies ihn am meisten zu dem glauben an die religio advecta bewog; ihm lagen sonder zweifel auch noch andere nachrichten über ihr wesen vor und je mehr deren waren, um so berechtigter war er zu der übersetzung ihres namens durch Isis. das erkennen wir recht bei der betrachtung jener steine der Nehalennia, die den Römer gleich an die Isis erinnern mussten, der grund wahrscheinlich, weshalb sie auch so viele römische verehrung fand. schon der kopfputz beider göttinnen gleicht sich, beide haben den hund zur seite (Isis den Anubis), auf beider altären erscheinen calathus und cornu copiae, der schiffskiel bei der Nehalennia fällt zusammen mit dem navigium Isidis und ihrem beinamen pelagia. da nun Isis als göttin der fruchtbarkeit hauptsächlich gilt, als solche, (sie war *ἡ πρώτη καρπὸν ἀνθρώποις εὑροῦσα* [2])) dieselbe ist mit Ceres, gleich der sie auch fructifera genannt wird, so gewinnen wir ein zeugnis mehr für die Isis der Sueven als eine göttin der fruchtbarkeit. auch fällt auf die weber beim schiff der Nehalennia jetzt schon ein helleres licht. die priester der Isis hiessen *linigeri* und waren selbst weber; denn zum andenken an den besuch des Rhampsinit in der unterwelt wo ihn Isis mit einem goldnen handtuch beschenkte, wurde ein fest gefeiert, an welchem ihre priester binnen tagesfrist ein gewand *weben* mussten (Herod. II, 122).

---

[1] sollte jener gott hier ganz gefehlt haben? sollte nicht an des Rodulfus 'ante navim *Neptuno* hostias immolare' zu erinnern sein?

[2] Diodor. Sicul. ed. Amst. 1746 t. I. l. I. p. 31.

SANDRAUDIGA.

Der Nehalennia verwandt scheint eine göttin, deren namen uns gleichfalls ein römischer altar mit folgender aufschrift bewahrte:

DEAE
SANDRAVDIGAE
CVLTO RES
TEM PLI

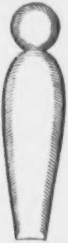
man fand denselben am 5. november 1812 in der nähe von Stuivezand zwischen den dörfern Rysbergen und Groot-Sundert. er hat 5' 3½'' rhein. höhe, 3' ½'' breite und 1' 6'' dicke, ist von sandstein und trägt als einzigen schmuck ein cornu copiae [1]. gegenwärtig steht er im museum zu Leyden. durch diesen fund auf die stelle aufmerksam gemacht, liess herr P. Cuypers 1842 dort weiter nachgraben und man traf bald auf die überreste eines gebäudes; steine, dachziegel, nägel, haken, reste von irdenem geschirr, und münzen von Vespasian, Antonin und einem der letzten römischen kaiser. ‘In de nabijheid van de evengemelde overblijfselen, sagt herr Cuypers in einem bericht über diese nachgrabungen an L. J. F. Janssen in Leyden [2]), *vonden wij voorts nog eene menigte tanden van runderen en schapen, op ongelijke diepte in den grond verspreid*’, auch ausser diesen zahllosen zähnen ‘*van tyd tot tyd een met alle daarin behoorende tanden voorsien kakebeen*.’ waren diese funde schon von hohem werth, dann waren es noch mehr einige brocken eisen, auf welche man stiess. ‘naarmate deze *samenverbonden brokken yzererts* meer ontbloot werden, bleek, dat de cement. fragmenten (welche sie verbunden) witter werden en eindelijk alle vastheid ver-

---

1) Corn. Loots en D. J. van Lennep verslag over de dea Sandraudiga, ingeleverd van de tweede klasse van het hollandsch instit. Verhandelingen I, p. 87, jaarg. 1814.

2) der ihn im 4. theile der ‘Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde’ mittheilte.

loren; en de geheele massa ontbloot zijnde, bevonden wij, dat het eene *mummievormige figuur was, uit brokken ijzererts samengesteld*, van welke de zwaarste nagenoeg 16 ned. ponden wogen en tot het formeren der *borstbreedte* schenen gediend te hebben. Het beeld had 1, 96 el hoogte en 0, 19 breedte en was noordoostelijk gelegen. Deszelfs gedaante was deze:



Janssen schliesst aus diesem bericht, dass an der stelle ein tempel der den Sandraudiga gestanden, deren bild diese figur gewesen sei, und dass die göttin, da man neben römischen resten auch deutsche fand, von beiden völkern gemeinsam sei verehrt worden.

Bereits früher in dem 7. heft der bonner Jahrbücher des vereins von alterthumsfreunden der Rheinlande 1845, p. 86 ff.) glaubte ich diese ansicht theilen zu müssen; es fragt sich nun weiter, welchen charakter die göttin hatte? ich machte zur beantwortung dieser frage auf die in so grosser menge gefundenen zähne und die kinnladen von rindern und schafen aufmerksam. warum fanden sich nicht auch andere knochen? so gut wie die kinnladen sich erhielten, konnten sich auch andere knochen erhalten. da diese reste sich um und im tempel fanden, müssen sie zum opfer gedient haben; da es nur reste von theilen des kopfes sind, müssen der Sandraudiga häupter von rindern und schafen geopfert worden sein. diese thiere waren ihr also wol heilig und dadurch stellt sie sich zu der *Nerthus*; im einklang damit stehen die *füllhörner*, welche man auf den seiten ihres altars gewahrt und die gleichfalls auf den altären der Nehalennia vorkommen. dass sie eine rein *deutsche göttin* war, steht wol fest, denn einer römischen wurden keine thierhäupter geopfert; sie wird gleich der Nehalennia der Hludana und Tamfana von den Römern adoptirt worden sein.

Es ist ausser zweifel, dass jene mumienförmige figur ihr durch die oxydirung des eisens in seinen feinern formen zerstörtes bild war; was könnte es möglicherweise anders gewesen sein? höchst merkwürdig ist selbst die ähnlichkeit dieser figur mit dem emenzheimer bilde der Frouwa: derselbe kugelrunde kopf, derselbe armlose, an den füssen glatt abschliessende körper. unser bild ist jedoch wichtiger für uns als das emenzheimer, weil es noch ur- und reindeutsch ist, während bei diesem der einfluss römischer kunst schon hervortritt: jenes stand frei, dies ist schon auf die seite eines altars gebannt, jenes war ein werk des hammers, dies des meissels. sein verlust ist darum ebenso sehr zu beklagen, wie seine auffindung ein sporn sein muss, orte wie der fundort war, nicht undurchsucht zu lassen.

(DIANA.) HOLDA.

KINDERBRUNNEN, STORCHJUNGBRUNNEN.

'Da frau Holda in Thüringen, Franken und Hessen vorzugsweise fortlebt, sagt Grimm M. 263, so ist nicht unglaublich, dass schon im 7. jh. unter Diana in der gegend von Würzburg keine andere, als sie gemeint wurde.' dafür spricht ein wenn auch späterer doch wichtiger zeuge, der discipulus de tempore, wo er sagt: 'qui deam quidem *Dianam* nominant in vulgari *frauhuld* dicunt cum suo exercitu ambulare.'

Bekanntlich liebt Holda den aufenthalt in brunnen und fallen ihr die seelen der ungetauft sterbenden kinder zu. J. Grimm erklärt dies: da sie keine Christen wurden, blieben sie heidnisch und fielen in die gewalt heidnischer götter (M. 247). ich zweifle an der richtigkeit dieser deutung und möchte jenen glauben viel höher hinaufrücken, ich glaube ihn nicht christlich, sondern uralt heidnisch.

Dies *ungetauft sterbend* heisst mit andern worten gleich nach der geburt sterbend, denn die altchristliche sitte, die noch bei den katholiken fortlebt, fordert, dass das kind sobald als möglich die taufe empfange: 'wer nicht aus dem wasser und dem heil. geist geboren wird kann nicht in das reich Gottes eingehen' (Joh. III, 5). die seele des also kaum geboren wieder aus dem leben scheidenden kindes musste aber einen ort finden, wohin sie fahren konnte. da kein verbrechen auf ihr lastete, wie kein verdienst sie schmückte und der aufnahme bei Wuotan, Frouwa oder andern gottheiten würdig machte, so konnte die vom leben noch unberührte seele folgerecht nur wieder zu der gottheit zurückkehren, von der sie gekommen war. wir finden aber solche kinderseelen im gefolge der göttinnen Holda und Perahta und gewinnen dadurch den schluss, dass diese göttinnen das kind vor dem eintritt ins leben bereits in ihrer wohnung hegen und pflegen, dass wie sie der erde fruchtbarkeit schenken, sie auch der ehe segen verleihen. allerdings spricht Adams von Bremen zeugnis nur von Fricco als dem, der angerufen wird *si nuptiae* celebrandae sunt, aber dies bestätigt nur die annahme, dass auch Frouwa und die ihr verwandten göttinnen alsdann angerufen wurden. ich glaube selbst, dass das gebet zu der göttin bei weiten üblicher war, als zu dem gotte, da ja auch bei Griechen und Römern göttinnen der ehe vorstanden.

Jener aufenthalt der noch ungebornen bei Holda ist uns durch eine ganze reihe von sagen verbürgt, d. i. bei Holda unter den verschiedenen namen, welche sie in verschiedenen gegenden Deutschlands führte und die wir bis jetzt erst theilweise kennen. eine cölner kindersage erzählt: die kinder werden in dem *brunnen* bei der s. Cunibertikirche geholt. dort sitzen sie um *die Muttergottes* herum, welche ihnen brei giebt und mit ihnen *spielt*. es ist nicht dunkel im brunnen sondern tageshell. oft fragen die kinder später einander, ob sich eins nicht mehr des brunnens erinnere? aber das ist zu ihrem leidwesen nie der fall[1]). wie Maria in vielen andern sagen an der stelle der alten gütigen, schönen Holda steht, so wird das auch hier der fall sein, denn Holda ist vorzugsweise die brunnenfrau, durch den brunnen gelangt man zu ihrer wohnung, besonders kinder, wie im KM. 24 die beiden mädchen, KM. III, p. 42 Hänsel und Gretel. diese annahme wird zur bestimmtheit erhoben durch Grimms DS. 4, wo es von dem *Hollenteich* heisst, dass aus ihm *die kinder* kommen. jetzt verstehen wir auch die sage 20 bei Sommer. 'die in Halle gebornen kinder stammen aus dem *Gütchenteich*, der *Gütchengrube*. zu ihm kam einst bei nacht eine *gräfin* in schwarzer *kutsche* gefahren und verschwand darin. nach einigen ist er ohne grund, nach andern stand an dem platze früher ein *schloss*, welches in die *erde versunken* und an dessen stelle der teich getreten ist und bei hellem wetter soll man noch jetzt die thurmspitze des *schlosses* in der tiefe schimmern sehn. die kinder welche zu Glaucha geboren werden kommen aus dem teich am rothen thor, und auch hier soll einst eine *gräfin* in schwarzer *kutsche* versunken sein.' der name des teiches kommt von den gütchen, güetel = guoten, holden, (M. 449) die dasselbe sind mit den *heimchen*, welche wir in *Perahtas* gefolge finden (M. 253). die gräfin in schwazer kutsche aber ist die im lande umfahrende Holda, die in den teich entrückte, noch in seiner tiefe in ihrem schlosse wohnende. das hohe, hehre der alten göttin tritt klar in ihrer verwandlung in eine gräfin hervor, nur die farbe der kutsche spielt auf das diabolische an, welches sich durch das christenthum an sie heftete. nach Kuhn p. 469 lässt man in Braunschweig die kinder in den in der stadt befindlichen beiden *Godebrunnen* holen. Kuhn hält den namen zu dem des Gütchenteichs, wäre er aber nicht eher zu bessern in Godenbrunnen? frau Gode, frau Gone ist jedenfalls der Holda eng verwandt und der name stände dem des Hollenteichs zur seite. in Oldenburg und Ostfriesland sagt man die kinder würden aus dem *moor* oder dem *meer* geholt, in Vorarlberg s. *Nicolaus* bringe sie. Kuhn setzt dafür richtig der *nicker* und das ist die misverstandene brunnenfrau. in Flensburg kommen sie wieder aus dem brunnen: auf dem habermarkte in Flensburg steht ein alter steinerner *brunnen*, der die *Grönnerkeel* heisst. die Flensburger halten den brunnen *in hohen ehren*, denn in dieser stadt bringt nicht der storch die kleinen kinder, sondern sie werden aus dem brunnen aufgefischt (Müllenhoff nr 124). auch in Belgien findet man die kinder am oder im brunnen; bei Brügge liegt u. a. ein *kinderput*. in Cortryk aber und einigen andern städten kommen sie zu *schiffe*. das kind fragt: moeder wanneer *koopen* wij een kindjen? und die mutter erwiedert: het *schip* zal weldra komen, wees maer braef! dies kaufen deutet auf ein opfer hin, der göttin des schiffes gebracht, die wir bereits früher kennen lernten, die durch diesen glauben aufs neue als gottheit der fruchtbarkeit bestätigt wird. jener kinderbrunnen einer ist wol der '*knäbleinsborn* beim *frauen*thörlein' in Frankfurt am Main (Lersner II, 1, 7) während der *kinderpfuhl* bei Grebenstein[1]) mehr an den Hollenteich, das friesische moor gemahnt. bei Darmstadt liegt der *milchbrunnen*, *kinderbrunnen* oder *dreibrunnen*, aus dem die kinder kommen; gleiche kinderbrunnen finden sich in Nürnberg und Zürich und zwar, wie mir Dr Coremans sagt, vor *Liebfrauenkirchen*. von einem der nahe meinem hause am ende des dorfes springt, heisst es, *Maria* sitze mit dem heil. *Johannes* darin und geige ihnen vor und spiele mit den kindern. Häufig findet sich neben der sage von der kinderschenkenden brunnenfrau noch die andere an solche brunnen geknüpft, dass hexentänze bei ihnen statt haben. in dem gebirgigen Odenwalde kommen kaum *drei berge* als ort der hexenversammlung vor, dagegen sind brunnen sehr häufig. so finde ich in acten des gräflich erbachischen archivs zu Michelstadt tänze beim *Pfaffenbrunnen*, beim *Rollbacher brünnlein*, am *Demersbrunnen*, beim *Reuterbrunnen*, beim *Rossenbrunnlein*, beim *brunnen am Seeheggl*, beim *Uehleinsbrunnen*, beim *Zigeunerbrünnlein* u. a. m. ich bin versichert, dass bei genauerer durchsicht der hexenacten auch anderswo sich noch solche tänze an brunnen ergeben werden, und der Hollenteich wird gleich dem Gütchenteich ebenfalls in die reihe dieser orte gehören. diese tänze aber helfen mit bestätigen, dass die brunnen und mit ihnen noch andere an denen gericht gehalten wurde, die also auch als heilige orte galten, einst der Holda geweiht waren.

---

[1]) Jüdischem glauben zufolge schlagt ein engel das kind bei der geburt auf den mund; dadurch verlernt es die sprache und vergisst zugleich seinen frühern zustand. s. Adelheid *schlug* im kloster *Putzchen* (?) bei Cöln eine nonne *auf den mund*, weil sie eine so hässliche stimme hatte; seitdem sang die nonne wunderschön.

---

[1]) Winckelmann beschreibung von Hessen und Hersfeld p. 67.

Sind nun auch nicht gerade *alle* diese kinderschenkenden wasser altheilige, dann bezeugen sie immerhin die weite verbreitung des glaubens an die brunnenbewohnende göttin, welche der ehe segen spendet. es scheint, dass dieser glaube ein allgemein deutscher war, doch lässt sich noch nichts festes darüber sagen, da aus dem östlichen und südlichen Deutschland noch wenig an sagen und gebräuchen vorliegt.

Dem kinderglauben zufolge holt die mutter das kind nicht immer selbst am brunnen, es wird ihr meist gebracht und zwar durch den storch[1]. willkührlich ist der vogel keineswegs in diesen glauben gezogen worden, er muss von altersher mit ihm verbunden gewesen, er muss ein der göttin der brunnen und teiche heiliger vogel gewesen sein. Grimm erklärt M. 638 seinen namen *odebero*, *udebero*, *odeboro* durch kindbringer. dass er in innigem bezug zu der göttin steht, beweisen schon die von ihm umgehenden aberglauben. wenn sie die gleich Nerthus im wagen umfahrende ihren friede und fruchtbarkeit bringenden umzug im frühjahr hält, dann fliegen storch und schwalbe ihr als boten voran, denn beide sind des frühlings verkündiger. hört ein mädchen den storch zuerst klappern, *so wird sie etwas entzwei machen*, *sieht sie ihn fliegen*, *so kommt sie auf den brautwagen*, sieht sie ihn stehen, *so wird*

---

[1] *Storchbrunnen* in Wimpfen, 14. jh. Baur im Archiv für hess. gesch. u. landeskunde III, 1 p. 10.

sie zu gevatter gebeten (Kuhn p. 451). er ist also der verkündiger der gekrönten liebe und des segens der ehe; wie der göttin wagen fliegt er auch dem brautwagen der sterblichen voran [1]).

Ist er aber der göttin bote, dann kann er kein blosser vogel sein, dann muss das federkleid mehr als ein thier bergen, dann das storchhemd ein anderes schwanenhemd, wenn nicht ursprünglich mit diesem eins gewesen sein. diese annahme bestätigt der friesische glaube, dass verwandlungen des storchs in mensch und des menschen in storch eintreten (M. 638). noch bedeutsamer spricht dafür der aberglaube 116 bei Kuhn p. 400: 'wenn der *roggen eingebracht* ist, ziehen die störche fort und zwar sagt man, dass sie dann alle auf dem *Blocksberg* zusammenkommen und da *einen todt beissen*. es sollen eigentlich *verwiesene menschen* sein, setzt der erzähler hinzu.' verwiesene menschen sind verwünschte; dass sie die storchgestalt abwerfen und wieder annehmen können, ist genau zu den schwanjungfrauen passend. die zusammenkunft der störche auf dem Blocksberg, dem tanzplatz der hexen, d. i. der elben, der *holden*, des gefolges von Holda, lässt aber kaum noch zweifel zu, wenn nicht an der identität doch an der genauesten verwandtschaft des storchs mit den schwanjungfrauen. gleich ihnen erscheinen die störche auch in fester zahl. einer sage aus der Overbetuwe zufolge sah ein landmann um die zeit von Petri kettenfeier *zwölf störche* auf dem felde zusammen: 'zij scharen zich in eenen *kring* rondom eenen anderen *uiver*, als hielden zij raad, maken een herhaald geklepper, *vallen daarop gezamenlijk op den middelsten aan*, ontrooven hem van zyne vederen en laten hem *dood* op het veld liggen' [2]). dieselbe sage findet sich auch in der gegend von Zutphen, sie unterscheidet sich von jener bei Kuhn nur durch die bestimmte zahl der störche, beide scheinen auf ein opfer hinzudeuten. Er verweilt so lange bei uns als die elben ihre mondscheintänze führen: flieht der winter, keimt und spriesst gras und laub, treibt die saat dann kommt er [3]). als bote der göttin die der saat gedeihen schenkt, schadet er nach Wolfram 5, 21 (M. 638) der saat nicht; ist die ernte eingethan, naht der rauhere herbst der durch stürme und frost die elben scheucht, dann entflieht auch er [4]).

---

[1]) andere aberglauben und lieder später wo von den vögeln die rede sein wird.

[2]) Buddingh verhandeling over het Westland p. 191.

[3]) *die pinksterbloem* heisst in Geldern auch *uiversbloem*, eine ähnliche pflanze in Hessen *storkenbrod*.

[4]) Eine nl. sage ist hier noch anzuführen. ein storch der auf

Ist die im brunnen wohnende Holda eine ehegöttin, dann erklärt sich auch die sitte leicht, dass die mädchen in einer gewissen nacht des jahres zum *brunnen* gehn, dessen klarer spiegel ihnen im mondschein das bild ihres *bräutigams* zeigt (Panzer p. 124). diese nacht ist nach Joh. Weichards topographischer beschreibung des herzogthums Crain VII, 16 die *Christnacht*, die zeit also wo Holda vorzüglich umzieht, die aber auch dem Fro besonders heilig ist, wie wir sahen, in der er gleichfalls den liebenden orakel ertheilt. das deutet wieder auf eine verwandtschaft der Holda mit Frouwa.

Ebenso wird da Holda die göttin der noch ungebornen ist, da sie die kinder schenkt, der *jungbrunnen* durch sie licht erhalten. wir erkannten bereits früher, dass im märchen der glanz der schönheit dem leuchten des goldes verglichen, durch dasselbe ausgedrückt wird. Gart, deren arme im deutschen mythus wol gleichwie im nordischen leuchteten, dass luft und wasser davon wiederschimmerte, wird im deutschen märchen zur königstochter vom goldnen dache. wenn es also im märchen von der frau Holle (KM. 24) heisst, dass das aschenputtel zum lohn für sein gutes herz als *goldne jungfrau* dem brunnen entstieg, so will dies nur sagen, dass seine natürliche schönheit noch erhöht wurde. die version bei Panzer nr. 210 [1]) sagt dies ausdrücklich in den worten: nachdem sie aus demuth das pechthor gewählt, wird sie 'durch einen hochgewölbten eingang geführt, wo alles von gold glänzt und trieft. sie fühlt sich ganz entzückt, *ihr angesicht wird schön* und ihre kleider vergoldet'. geradeso entsteigt die *rauhe* Els als *wunderschöne* Sigeminne dem jungbrunnen (M. 404). ihr rauhes gewand ist dem schlechten kleide des aschenputtels verwandt. aber nicht nur das hässliche muss der kraft des jungbrunnens weichen, auch das geschlecht der in ihm badenden wird häufig verändert (M. 554). also wird der welke leib nicht etwa aufgefrischt, nicht neues junges blut in die alten adern gegossen, nicht die haut mit neuer wärme und frischem leben durchglüht, nein der ganze leib *fällt weg*, der badende erhält einen jungen, neuen leib, und ob sein geschlecht

---

der abtei Egmond sein nest hatte, brach ein bein und wurde dadurch von einem knaben gefangen. des knaben mutter verband das bein und fütterte den storch, bis er wieder gesund war, dann liess sie ihn fliegen. als er im folgenden frühling wiederkehrte flog er zuerst zu der armen frau und warf ihr einen köstlichen edelstein in den schoos NS. nr. 41. diese dankbarkeit des vogels deutet auf sein höheres wesen hin, der stein ist ein geschenk der göttin, die im berge wohnt.

[1]) aus Reynitzsch über truhten und truhtensteine p. 128 vgl. KM. III, p. 45.

bleibe, das liegt in der fügung der gottheit, die den brunnen bewohnend ihm den jugendlichen körper schenkt. aber nur *Holda* vermag dies, denn sie ist diese brunnenfrau.

LINDE BERG SEE.

Dicht bei der Cunibertikirche in Cöln steht eine *linde* neben einem brunnen und der platz heisst von altersher *an der linde*. jedenfalls war die linde ein heiliger baum gleich der eiche: an der südwestlichen seite des kirchhofs zu Nortorf steht eine alte ehrwürdige dreiästige linde, unter deren zweigen ehemals *gerichte*, *feste*, *trauungen*, *contracte* u. s. w. vollzogen wurden. man machte alles nur mündlich ab und versiegelte es wie man sagte mit einem *doppen*. das doppen bestand nämlich darin, dass man den *daumen nur gegen den stamm der linde setzte* (Müllenhoff p. 110). das centgericht im dorfe Ingenheim an der bergstrasse fand statt auf dem *Heiligenberg* unter der *linde*. ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in der linde einen der Holda, Perahta oder einer ihnen verwandten göttin heiligen baum sehe. wenigstens finde ich ganz ähnliche glauben an sie geknüpft, wie an die eben betrachteten brunnen. noch bis im spätern mittelalter galt die linde als baum der *liebe* und es mögen wenige burgen sein, in deren zwinger oder vor deren thor nicht eine linde stand. auf der linde im thal sitzt frau nachtigall, die sich der liebende zur botin wählt (Uhland volksl. p. 47. 49). dem liebverlassenen *hilft die linde trauern* (das. p. 68). der knabe mit den zwei gespielen *betet unter der linde*, der himmel möge ihm rathen, welche von beiden er wählen soll (das. 261). *unter der linde* ruhen die liebenden (das. pp. 152. 147. 167) oder am *brunnen unter der linde* (das. p. 162). unter der linde nehmen sie abschied (das. p. 264). ähnlicher züge sind die minnelieder voll.

Ausser diesen zeugnissen haben wir noch andere bestimmtere für die alte heiligkeit des baumes. Wichmans [1]) sagt von einer linde zu Oosterwyck: 'in municipii huius foro *amplissima* et *vetustissima* visitur *tilia* quae per *totam Brabantiam* campestrem *admodum famosa* est. iuxta hanc cis curiam *sacellum et Deiparae* sacrum ab eadem nomen induens, dicta diva virgo miraculosa *ad tiliam*, *onse lieve vrouwe* van mirakelen *aen de linde*.' eine andere der '*wonderboom*' genannt stand im Westland, eine ähnliche dritte in Burgharen bei Nymegen (Buddingh p. 218). an dem 'gewyde boom' (l'arbre béni) bei Brüssel, einer uralten linde hängt ein Marienbild in einem kästchen. nach einem regen stellt sich alt und jung unter den baum, um das heilkräftige wasser, welches an seinen blättern hängen blieb auf sich tropfen zu lassen. '*de schreyboom*' bei Langemark in Westflandern ist eine linde mit einem Marienbild; *o. l. fr.* zum *schreyboom* in Gent bringt man besonders bilder von *kindern* dar, damit die heil. mutter über der kleinen leben wache; die wände der ganzen kapelle sind mit kinderportraits bedeckt. zu Wesselner bei Nevele steht eine riesige alte *linde*, in deren hohlem stamm man jede nacht ein *spinnendes weibchen* sitzen sieht, das ist alt und runzelich und dreht sein *rädchen* immer fort, mag da zuschauen wer immer will (DMS. p. 178). zwischen Huysse und Anweghem steht eine uralte linde, die in der ganzen gegend unter dem namen die *katzenlinde* bekannt ist, weil die hexen in katzengestalt um sie herum tanzen (das. p. 262). so tanzten sie auch nach michelstädter hexenacten in Georgenburg um die *dorflinde*. ob sich ähnliche sagen an die '*Dreylinden*' bei Nieuwkerken (distr. s. Nicolaes Ostflandern) knüpfen weiss ich nicht [1].

---

[1]) Brabantia mariana p. 427 cf. Gramaye Oosterwyck c. 1.

Aus Baiern scheint die merkwürdige sage von der heil. Edigna hierher zu gehören. sie war eine *princessin* aus fremdem lande und kam angethan mit schlechter kleidung auf einem *mit zwei ochsen bespannten wagen*, auf welchem sie einen hahn und eine glocke mit sich führte. mit dem hahn und der glocke hatte es die bewandtnis, dass wo der hahn krähe und die glocke läute, der ort sei wo die princessin ihren wohnort nehmen wolle. als sie durch Puch zog schlief sie, bald darauf aber erwachend frug sie ihren fuhrmann, ob er nicht den hahn krähen und die glocke läuten gehört habe? der fuhrmann bejahte die frage und bezeichnete als die stelle, wo das geschehen eine rückwärts liegende *linde*. da liess die princessin umwenden, stieg bei der *linde* ab und führte fortan während fünf und dreissig jahren *in einer höhlung des baumes* ein bussfertiges leben (Panzer p. 60). wenn auch die existenz der heil. Edigna unbestreitbar sein sollte, dann liegen doch in dieser legende züge vor, die fast ebenso unbestreitbar heidnisch sind. dahin rechne ich vor allem die umfahrt auf dem mit *zwei ochsen* bespannten wagen, der wir bei göttinnen so oft begegnen, dann das *krähen des hahns* und das

---

[1] die höchste spitze des kaiserstuhls heisst *Neunlinden*. in der nähe stand ein schloss worin ein ritter mit 9 töchtern wohnte. als diese einst trotz des verbotes ihres vaters die spitze nie zu besteigen dennoch hinaufgingen, wurden sie in 9 *linden* verwandelt. Schnetzler badisches sagenbuch 1, p. 76.

läuten der glocke an der linde. diese letztere erhält gerade durch ihre verbindung mit dem wagen ihre bedeutung, die nach dem vorherbesprochenen klar ist. dunkel bleiben nur hahn und glocke [1]. man dürfte erwarten, dass Edigna diese der kirche in Puch schenkte, aber davon meldet die sage nichts. flog der hahn wol auf die linde, hing Edigna die glocke an den ästen des baumes auf? wäre die sage nicht so defekt, dann liesse sich mehr herausbringen. dass die heilige in der höhlung des baumes wohnt, ist hochwichtig, es erinnert an das spinnweibchen in der linde wie an die dryaden des classischen alterthums, deren leben mit dem baum verwachsen war; es ist ein schlagendes zeugnis für die heiligkeit der linde.

Diese zeugnisse dürften genügen die heiligkeit des baumes darzuthun und nicht weniger, dass er der Holda, Perahta oder einer ihnen verwandten göttin heilig war. das weibchen welches in der linde spinnt, ist diese göttin in ihrer alten reinen gestalt, denn Holda und Perahta haben es vorzugsweise mit den spinnerinnen zu thun, sie begaben die fleissigen, zürnen den faulen und strafen sie. zur ausrottung des der göttin geweihten cultus hingen wol schon die bekehrer, jedenfalls spätere geistliche, bilder der heil. jungfrau an den bäumen, welche jener einst heilig waren auf, die anbetung der mütterlichen göttin durch die verehrung der heiligen mutter ersetzend.

Wir fanden oben u. l. fr. zum schreyboom (matris dolorosae arbor) besonders von müttern angerufen, welche die fürbitte Mariens bei Gott für das leben ihrer *kinder* erflehen. das kann uralt sein, denn wie die brunnenbewohnende göttin, so schenkt auch die, der der baum heilig ist, die kinder der mutter; wie man dieselben am brunnen holt, so auch im busch, am baum, im hohlen baum. meines wissens beschränkt sich dieser kinderglaube auf die Rheinlande und Belgien wo er neben jenem andern besteht. findet er sich vielleicht auch anderswo?

Gleich den in berge entrückten helden wohnt auch Holda = Venus im berge. Dietrich von Bern starb nicht; gleich jenen helden wohnt er noch im berge, wohin ihn am ende seines lebens ein *zwerg* abholt (Wh. Grimm deutsche heldens. p. 300). so wird auch die jungfrau im lied nr. 90 bei Uhland in den berg geführt:

die jungfrau die was edel,
sie kam zum *holen stein*

---

[1] die Ungarn fliehen vor hahn und glocke. M. 638.

daraus da sprang ein *brünnlin* kalt,
darüber ein grüne *linde*,
frau nachtigal sass und sang.

sehnsüchtig spricht sie vom geliebten dessen sie harrt, das hört ein *zwerg*, der nimmt sie bei ihrer weissen hand, und so fährt die variante fort:

er fürt si in *einen holen perg*,
da was des *twerges müter*
und *andre kleinen twerg*.

gern hätte der zwerg sie zur liebsten behalten, aber die mutter gebietet ihm die jungfrau wieder hinweg zu führen, er sei schuld dass vor tages anbruch drei menschen ums leben kämen. sie findet den liebsten todt unter der linde und ersticht sich mit seinem schwert, der wächter der sie herausgelassen aus der burg wird hingerichtet.

Dieser zwerg ist ein elbe, seine mutter aber seine königin, Holda. die verbindung nämlich von brunnen und linde mit dem hohlen stein ist keine vom dichter willkührlich ersonnene, sie beruht auf alter überlieferung, da der göttin alle drei heilig sind. darum kommen auch die kinder nicht nur aus dem brunnen und dem baum, sondern sie werden auch am, im stein geholt. daher der name *kindelberg* den einer jener Hüttener berge bei Müllenhoff nr. 179 führt, daher dass der storch die kinder den eltern *vom grossen stein* bei Gristow bringt (Kuhn nr. 14). der stein soll ehemals ein *schloss* gewesen sein, in welchem ein gieriger räuber wohnte, der vornehmlich den mädchen nachstellte. dieser räuber ist aber nichts anders als der zwerg im volkslied und das schloss im berge das der elbenkönigin, die darin thront wie die gräfin d. i. Holda im Gütchenteich wie frau Venus im berge wohnt, wohin der Tannhäuser gelangt. und wie Holda die kinder in den brunnen zieht, so werden dieselben gleichfalls in ihren *berg* gelockt. nach Brandenburg kam einmal ein mann mit einem leierkasten der hat gespielt und gespielt und so wunderbare töne sind aus seinem kasten hervorgegangen, dass ihm alle kinder der stadt in grossen haufen nachgefolgt sind. da ist er hinausgezogen vors thor an den *Marienberg*, der hat sich aufgethan und da sind mann und kinder hineingegangen und sind nie wieder zum vorschein gekommen (Kuhn nr. 99). auch der rattenfänger von Hameln war also wol ein zwerg; ausdrücklich wird in der verwandten sage vom Tannenberg [1]) ein *bergmännchen* genannt, welches die kinder entführt, und zwar erscheint dies am Lorscher *see*. dieser

---

1) J. W. Wolf und J. von Hefner die burg Tannenberg und ihre ausgrabungen. Frankfurt. 1850. p. 31. vgl. anm. p. 79.

und der berg stehen also in beziehungen zu einander und da darf wieder an den Gütchenteich erinnert werden. noch andere momente dieser sage weisen auf die alte göttin hin und geben winke zur deutung des in ihr und der Hameler sage verborgenen mythus; sie wird darum näher zu betrachten sein.

Es wird in ihr erzählt, es habe einmal ein ameisenregen die gegend von Lorsch heimgesucht, wodurch die felder gänzlich verwüstet wurden. der bischof von Worms ordnete gebete und bittgänge an. als die procession in der nähe des Lorscher *sees* war, trat ein *einsiedler* zu ihr, der sich erbot für hundert gulden zum bau einer kapelle die plage von jedem dorfe zu nehmen. die bauern gelobten es, er zog eine pfeife hervor, pfiff und führte die um ihn sich sammelnden ameisen zum *see*, dessen wasser sie verschlang. als er aber die hundert gulden forderte, wollten die bauern ihn verbrennen; da zog er abermals sein pfeifchen und alle *schweine* der gegend folgten ihm zum *see*, wo er mit ihnen verschwand. im nächsten jahre folgte ein grillenregen: dieselbe verwüstung, dieselben bittgänge, dieselben versprechungen, nur von fünfhundert gulden zum baue eines klosters, dieselbe befreiung von der plage, nur dass diesmal ein *köhler* statt des einsiedels erschien; aber auch dieselbe treulosigkeit der bauern. diesmal folgte der pfeife des köhlers alles *wollenvieh*, mit dem er im Lorscher *see* verschwand. das dritte jahr brachte heere von mäusen über die gegend; abermalige busse, worauf ein *bergmännchen* erschien, das sich erbot, wenn jedes dorf ihm tausend gulden zahle, wolle er die plage wegnehmen und einen damm gegen das gebirge hin bauen, damit die gebirgswasser den feldern nicht mehr schaden könnten. die bauern versprechen gern, das bergmännchen pfeift und alle mäuse folgen ihm zum *Tannenberg*, wo sie verschwunden. als diesmal die bauern nach alter gewohnheit sich wieder wortbrüchig erwiesen, folgten der pfeife des bergmännchens alle *kinder* der gegend zum *Tannenberg*, der sich öffnete und hinter ihnen schloss.

Die sage liegt ziemlich rein vor, nur die christliche färbung ist neu und der köhler und der einsiedler sind umwandlungen alter geister, in denen ich zwei wassergeister sehen möchte, da ihr äusseres nicht unverwandt mit dem des Nickus ist. die plage vorerst ist hier eine plage der felder, die *fruchtbarkeit* ist durch sie bedroht; in der Hameler sage leidet das *hauswesen*. wie dort die frucht vom acker, so verschwindet in Hameln das mehl aus dem kasten, das brod aus dem schrank. die gottheit, welche also im alterthume anzurufen war, musste eine gottheit der fruchtbarkeit und des hauswesens, eine mütterliche sein; folglich eine der Holda verwandte; unter welchem namen dieselbe hier bekannt gewesen sein mag, konnte ich noch nicht ermitteln, ich halte mich darum rein an die sache. sie wurde um abwendung der plage angefleht, sie sandte hülfe gegen, wie es scheint, ein opfer an ihren tempel, an ihr heiligthum. die helfenden geister erscheinen am *Lorscher see.* eine heiligkeit dieses sees liegt nahe zur annahme, denn neben ihm erhob sich bereits im 8. jh. das berühmte kloster Lorsch und wie bekannt, stiftete man kirchen und klöster gerne an altheiliger stätte. als dem see entsteigend und im see verschwindend, können diese geister nur wassergeister sein und als solche müssen sie diener, boten der Holda sein, da diese in seen und brunnen wohnt. die bauern halten ihr gelübde nicht, dafür trifft sie strafe: zuerst verlieren sie durch den einen der geister ihre *schweine.* hier stossen wir auf eine berührung der göttin mit der Frouwa und ihrem bruder (?) Fro. der Frouwa war auch wol der eber heilig, das Hildenschwein, durch das notfeuer werden zuerst die schweine getrieben, bei dem julmahl erscheint im norden, bei andern dahin gehörigen mahlen in Deutschland vor allem der schweinekopf, der schweinebraten auf dem tische. die rache trifft den haushalt, wie die plage den ackerbau und beider göttin war Holda. strafend sendet die göttin im zweiten jahre den grillenregen und als die bauern abermals um hülfe flehen, den rettenden diener, der abermals getäuscht, das wollenvieh mit sich in den see zieht. statt des wollenviehs haben wir unbedenklich das rindvieh zu setzen, das sagt uns der ganze bau der sage, das alle analogieen. die göttin kann nicht durch verlust der wollenheerde strafen, da sie mit ihr nichts zu schaffen hat, wohl aber durch den des *rindviehs*, da dies unter ihrer obhut steht, wie sich dies aus ihrer berührung mit Fro und Frouwa ergibt. ihrem zorne über die treulosigkeit der bauern folgt die plage durch die mäuse. der rettende diener ist ein bergmännchen, ein kobold. sehr schön ist die hohe milde und güte der göttin, welche aus dem preise der angebotenen rettung spricht: die beiden vorigen male soll das opfer der bauern rein dem tempel gehören, sie sollen nur von der plage befreit werden, nun aber soll auch noch ein riesiger damm entstehen, der die felder auf ewige zeit vor den wassern der gebirge schützt; es ist der bauern eignes interesse auf jede weise im spiel. die göttin in ihrer langmuth versucht das äusserste, aber dennoch siegt die habsucht; treulos brechen die bauern zum drittenmal ihr wort und die göttin nimmt ihrer *ehe segen* zurück, dem diener folgen alle kinder bis zum kleinsten, bis zum säugling in den berg, wo sie wohnt, gerade wie sie dies in Hameln thut [1]), als dort ihrem diener der lohn verweigert wird.

Wichtig ist ebenso die verbindung wie die unterscheidung von see und berg: in jenem verschwinden die schweine, er verschlingt die rinderheerde, wie die Weser die ratten, er erscheint somit als wohnung der die fruchtbarkeit, welche mit dem viehstande zusammenhängt, patronisirenden göttin. auch der see Eim ist eine solche gottheit: wilde böse menschen wohnten an seinem ufer, sie mähten die wiesen nicht, *die er wässerte*, besäten die äcker nicht, *die er fruchtbar machte*, darum erhob er sich und zog von dannen (M. 566). so that auch wol der Lorscher see, auch seine wasser verbreiteten segen über der gegend, darum war *an ihm ein feldaltar errichtet*, zu dem die procession zog, darum mussten ihm auch die diener der göttin entsteigen, oder wie die sage sagt, an ihm erscheinen, darum mussten sie die heerden zu seinen fluten führen; in der bergwohnung, in ihrem pallaste konnte die göttin nichts mit den heerden machen. da wohnte sie, *die der ehe fruchtbarkeit spendende*, da war sie umgeben von den seelen der noch ungebornen, dahin kehrten die der bösen eltern unwürdigen kinder zurück [2]).

Jetzt verstehen wir auch, warum, als man die tiefe von Huntsöe ermessen wollte, man ein *pflugeisen* am seil herabliess [3]), warum die bauern um fruchtbaren regen zu bekommen, dem see auf dem berge Helanus opferten (M. 563), so wie verschiedene andere sagen, deren abhandlung für ein späteres capitel aufbewahrt bleiben muss.

Gerade am fusse des Tannenbergs liegt *Seeheim*, welches bereits 874 vorkommt [4]) und eine der mutterkirchen des pagus Renensis war. leider fegte das XVI jh. jede nachricht hinweg, wem die kirche des ortes geweiht war; ich denke der h. jungfrau. glücklicher sind wir mit *Seeburg* im Württembergischen. in einer urkunde von 756 heisst es: ego

---

[1]) in der anm. zu der sage l. c. bemerkte ich schon, dass sie sich auch in Irland finde. einem zauberischen pfeifer folgt bei Belfast die ganze landjugend und er verschwindet mit ihr in einem 'gaping mountain'. John Kirkpatrick the sea piece. Hannov. gel. anz. 1752, 522 ff. der pfeifer in Hameln zieht durch das Osterthor mit den kindern ab nach dem Koppelberg; ist dies das gegen Osten liegende thor?

[2]) die Seelenberge und Seelenweiher (s. u. a. Memminger beschreib. v. Württemb. IV, 45. IX, 100) mögen ihr *theilweise* heilig gewesen sein, worüber später mehr.

[3]) Thiele III, 73. M. 564.

[4]) cod. Lauresham. 4, 75 u. 38.

Gozbertus dono . . . in pago Alemannorum in villa *Sebure* ecclesiam, quae ibidem constructa est *in honore s. Dei genitricis Mariae*'[1]). eine grössere sammlung von beispielen ähnlicher Marienkirchen zu sehen wäre sehr wünschenswerth; sie könnte wichtige aufschlüsse geben, besonders wenn auch die etwaigen sagen berücksichtigt würden.

FLACHS.

Ist auch Holda dem namen nach den Niederlanden fremd dann muss doch ihr cultus, der der mütterlichen *spinnenden* göttin dort geblüht haben. das sagt uns bereits das spinnweibchen in der linde, das ebenfalls verschiedene Mariensagen. als man die Marienkirche zu Lebbeke bei Dendermonde bauen wollte, wählte man dazu einen acker, welchen eine witwe gerade mit *flachs* besäet hatte. die frau bat, man möge den bau aufschieben, bis der flachs reif sei und man gestand ihr dies obwohl ungerne zu. da erschien ihr Maria in der folgenden nacht und sprach: stehe auf, gehe auf deinen acker und ernte deinen flachs, denn er ist reif. dreimal wiederholte sich die erscheinung, dann stand die frau auf und fand das wort wahr. der bau der kirche wurde jetzt sogleich in angriff genommen und man soll noch lange von jenem wunderbar gereiften flachs in derselben aufbewahrt haben. bis heutigen tages kommen die leute von nah und fern zu der kirche, opfern der heil. mutter ein *bündelchen flachs* und flehen sie um segen für ihre felder an. als steine und alles andere zum baue vorbereitet war, fand man eines morgens einen *seidenfaden* an der baustelle, den soll *Maria* in der nacht *gespannt* haben, um anzuzeigen wie lang und wie breit nach ihrem willen die kirche werden müsse; einen beweis dafür sieht man darin, dass noch heute das bild der heil. mutter einen *seidenfaden* am scepter trägt (NS. nr. 171). diese sage ist sehr verbreitet; sie wird gleichfalls von der Marienkirche zu Laeken bei Brüssel erzählt. was man dort am tage baute, brach nachts wieder zusammen. Maria erscheint den zum schutz der arbeit bestellten hütern: 'qu'ils ne doutassent cependant que ce lieu ne lui fut agreable pour y bâtir une eglise, mais qu'elle en vouloit elle meme *donner le plan*, designer le lieu par le *filet* qu'elle tenait en la main, qu'ils n'avoient qu'à la *suivre fidelement dans toutes ses dimensions* . . . .'[2]) kreissende frauen liessen in dieser kirche geweihte fäden holen und waren dann schneller *entbindung* versichert [1]).

---

[1]) cod. Lauresh. n. 3280.

[2]) Origine de l'eglise de Laeq. p. 21.

Fänden wir auch diese legende vom faden nicht mit jener von dem schnell gereiften flachs verbunden, dann würde doch kaum ein zweifel aufkommen können, dass sie zu jener gehöre, mit ihr gleichen ursprungs sei. jener bezug auf die mütterliche alte göttin wird dadurch noch bestätigt, dass man in Belgien besonders in Flandern nach vollendeter flachsernte ein bündelchen flachs auf dem felde zurücklässt, wie der fru Gaue ein strauss aehren geschenkt wird. der zusammenhang der letztern legende vom faden mit derselben göttin wird klar, wenn wir bedenken, dass geradeso in Hildesheim der bauplatz durch *schneefall* bezeichnet wurde (DS. nr. 456), dass aber der schnee wie der gesponnene faden zu dieser mütterlichen göttin passen. der Hillesnee als Holde snê (M. 246) gewinnt also grössere wahrscheinlichkeit. durch diesen schneefall wie durch den gespannten faden heiligte sich die göttin wol einst das stück bauland, nahm sie es in besitz, wie einem alten rechtsgebrauch zufolge gebannte grundstücke durch einen darum *gespannten seidenfaden* gehegt wurden (RA. 183). so wurde auch durch das spannen der vierschaer der ort als gerichtsplatz genommen und geheiligt. die fäden, welche bei diesem rechtsgebrauch dienten, hob man wol zum andenken auf. so werden auch die in den kirchen von Laeken und Lebbeke bewahrten seidenfäden diejenigen sein, mit denen man den kirchenplatz einst umspannte, und als eigenthum der heil. mutter, als ihr geweiht erklärte. umliegende heidnische gewebe setzten sich später an die überlieferung von der besitznahme an und so entstand die legende.

Ich darf bei dieser frage wol noch einmal auf den seine kirchenpforte bauenden Woldan zurückkommen. er ist eng verwandt mit dieser göttin des fadens, denn beide greifen thätig in den bau der ihnen zu weihenden cultusstätten ein, der Woldan nur kräftiger, männlicher, die göttin hingegen echt weiblich, jener unter lautem geräusch, dieser still und leise waltend. Dürfen wir aus dieser verwandtschaft schliessen, das wir es hier mit Wuotans gemalin zu thun haben? oder mischten sich ausser ihm auch noch andere götter in den bau der ihnen heiligen halle?

Noch eines an uralte sitte erinnernden brauches will ich hier gedenken, der sich ebenfalls an ein Marienbild knüpft. Columbanus Vranckx erzählt: 'Marten Jans te Fluys had twee dagen gebloed, wanneer de moeder beloofde, *haer voor de*

---

[1]) das. p. 81.

nood Gods van Lede te doen wegen met koorn, was en vlas en't bloed stelpte terstond.' dies opfer ist schon darum wichtig, weil das abwiegen altdeutscher rechtsgebrauch ist (RA. 673), es geschicht mit korn, wachs und flachs, weil es der heiligen oder ursprünglich der göttin gebracht wird, von der die fruchtbarkeit abhängt. noch andere wunder an feldfrüchten und plötzlichen ehesegens werden von dem bilde erzählt [1]).

OSTARA.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE p. 267.)

'Die göttin des strahlenden morgens, des aufsteigenden lichtes' hiess unserm alterthum Ostara. sie war auch göttin des wiederkehrenden frühlings und die Osterzeit ihr darum heilig; dadurch stellte sie sich neben Donar, dem wir die Osterfeuer flammend fanden, sie wird selbst einigen theil an diesem feuer gehabt haben. darauf deuten die *Mechthildenkränze* hin, welche man in Oberbaiern aus *Gertraudenkräutern* und gelben *frauenpantoffeln* windet und in das feuer wirft [2]).

Auch die *eier*, welche um Ostern eine rolle spielen, mögen ihr gehören. man färbt dieselben entweder *roth* oder *gelb*. die rothe farbe geht auf Donar, die gelbe erinnert an die gelben frauenpantoffeln [3]), an den goldnen glanz der sonne und wird darum ihre farbe sein. an manchen orten in Hessen geht man um Ostern zur quelle, und wirft etwas (?) hinein, um hühnersegen zu erhalten; die um die Osterzeit d. h. am Gründonnerstag gelegten eier dienen zu allerlei; sie werden mit ihr in beziehung stehen. wurden ihr wol hennen geopfert, die 'fastnachtshennen'?

Ph. Dieffenbach und Weigand machten auf den *Osternstein* in der nähe von Gambach im Grossherzogthum Hessen aufmerksam [4]). die auf dem gipfel des Osternsteins zu tage liegenden felsen sind offenbar *nicht so aus der hand der natur* gekommen, sagt Dieffenbach, wie sie jetzt gestaltet sind. der obere theil mehrerer felsen ist in seiner jetzigen gestalt ziemlich *abgeplattet* und mit kleinen *rinnen versehen*, so dass es fast scheint, als wenn er in frühern zeiten als opferstätte benutzt worden wäre. als ein theil der felsen im sommer 1845 gesprengt wurde, fand sich im sande unter felsen schwarze mit kohlen untermischte erde, *als rest eines frühern feuers.* eine spalte der felsen heisst noch der *backofen*; eine andere flachere vertiefung, welche sich nach Weigands bericht auf der obern fläche eines felsstücks mehr in mitten des gesteins befund, die *bratpfanne*, eine dritte besondere bildung die *kutsche*.

---

[1]) Jahrbücher des vereins von alterthumsfreunden der Rheinlande. heft XII, p. 40.

[2]) Panzers beitrag p. 212.

[3]) trifolium melilotus, Frauenschühli, Marienpantöffelchen. M. 1145.

[4]) Archiv f. hess. gesch. u. alterthumsk. V, 2, p. 102 — Intelligenzblatt für die prov. Oberhessen. 1847. nr. 100.

Diese namen erhöhen das gewicht des namens des ganzen felsen für uns, noch mehr thut dies folgender gebrauch, den Dieffenbach kurz erwähnt, Weigand aber ausführlich beschreibt: 'zu Ostern ging es auf dem Ostersteine lebhaft zu. schon in der frühe des Ostermontags eilten einzelne bursche von Gambach auf den Osterstein, um von demselben eher besitz zu nehmen, als die bursche des nachbardorfes Griedel und diese durch steinwürfe abzuhalten, wenn sie auf den hügel wollten. nachmittags sobald der gottesdienst vorüber war, zogen dann die bursche von Gambach insgesammt auf den Osterstein und verweilten dort lustigen muthes. fanden sich nun erst die Griedeler ein, um sich des hügels zu bemächtigen, so kam es zu angriff und vertheidigung. hatten aber die Griedeler den felsen eher besetzt, als die Gambacher, so schritten diese zum angriff, um die höhe für den nachmittag zu erobern und jene suchten sich zu vertheidigen. die sieger jubelten dann und blieben lustig bei einander.'

Mit recht erinnert Weigand dabei an den alten kampf zwischen sommer und winter, nur ist die sitte, seitdem ihre bedeutung verloren ging, ausgeartet zu roher prügelei; darum wurde der gebrauch vor etwa 30 jahren verboten und nach Dieffenbach behielten nur die kinder ihn noch bei. bemerkenswerth ist, dass wie bei dem osterfeuer oder Judasfeuer in Baiern nur die bursche theil nahmen, wie nur die weber des heiligen schiffes pflegen durften, nur einem priester der zutritt zum heiligthum der Nerthus gestattet war.

Diesem Osterstein stehen der *Osterberg* im württemberg. oberamt Biberach und der Oesterberg bei Tübingen zur seite [1]; auch die nl. *Paeschbergs*, die sehr häufig sind? das Osterfest hat seinen deutschen namen in Belgien und Holland verloren, die nichtverehrung der Ostara in diesen gegenden scheint dagegen gesichert. wurde ihr name als heidnischen anklanges verbannt und aufgegeben, oder trug sie einen andern? anderer zusammensetzungen mit Ooster- giebt es dort genug, doch könnten sie auch von dem namen der himmelsgegend herkommen. bei *Oosterbeek*, in dessen nähe der *Sonnenberg* und *Oosterwyck* liegen, scheint dies nicht der fall zu sein, da auch in Deutschland der göttin fliessende wasser heilig waren. durch eine urkunde vom jahr 880 schenkt Ludwig der jüngere der Salvatorskapelle in Frankfurt am Main güter zu *Osterenaha*[1]). wir dürfen dies um so mehr auf Ostara beziehen, da es bekanntlich, besonders in Hessen, sitte ist, am Ostermorgen früh an brunnen und bächen wasser zu schöpfen. im X. jh. kommt in Flandern der ortsname *Ostrehim* vor, was auch wol auf Ostara geht, sicherer wenigstens als *Ostervorste*[2]), was in derselben zeit erscheint. auch *Paaschduin* ist hier anzuführen, ein ort bei Katwyck, wo die bewohner der stadt sich an festlichen tagen zu fröhlichen gelagen zusammenfanden (Buddingh 321).

---

[1] Memminger beschreibg von Württemb. IV, p. 23. XIII, p. 175.

In dem necrologium wimpinense des staatsarchivs in Darmstadt (sec. XIII exeunt.) treffe ich den frauennamen *Osterlind*: ob. Gerdrudis et *Vsturlint* — ob. Adelradus miles qui dedit .... pro eo et uxore sua *Osterlindi* (f. 18, vers. 20 v. et 22 rect.) der (gebildet wie Sigelint) auf Ostara zurückzuführen ist.

Wenn ich annahm, dass Ostara beim eintritte des frühlings neben Donar erscheint, dann widerspricht das nicht dem, was über Sippia gesagt wurde, die ich gleichfalls dem donnerer zur seite stellte; beide göttinnen vertragen sich mit ihm, eine schliesst die andere nicht aus, sie werden nur in verschiedenem verhältnis zu ihm stehen, wie Gert und Frouwa zu Fro, wie Fricka und Gaue zu Wuotan, sie werden gemalin und schwester sein. freilich mangelt die berührung im namen, wie sie bei Frouwa und Fro vorkommt, doch ist diese nicht nothwendig.

FROUWA. (ODR.)

DEUTSCHE MYTHOLOGIE (p. 276).

Die vergleichung der Tacitischen Isis mit Frouwa gewinnt, wenn wir bedenken, dass Freyja, die thränenschöne, gleich ihr den verlornen gatten sucht. hier fällt mir das märchen vom *goldenen schloss* ein (DMS. nr. 1). ein könig und eine königin wohnten in einem schlosse von purem gold. sie war eine *zauberin* und hatte u. a. einen kleinen *spiegel*, wenn der könig ausging, schaute sie hinein und konnte alsdann sehen, wohin er ging, was er that. eines tages ging er an die see, wo er einen ertrunkenen matrosen fand; die fremde tracht gefiel ihm so gut, dass er den todten auszog und die kleider anlegte. die königin war unterdessen in einem andern zimmer gewesen; als sie wiederkehrte, ging nur der matrosenartig gekleidete am gestade umher, in welchem sie ihren mann nicht erkennen konnte. von ihrem kummer ist weiter nicht die rede, im verfolg wird nur erzählt, wie der könig nach vergeblicher umfrage bei den königinnen der kriechenden und laufenden thiere zu der der fliegenden thiere kam und von dem storch in das *goldne schloss* zurückgebracht wurde. das schloss ist unbedingt durch Walhalla zu übersetzen, denn diese ist mit goldnen schilden gedeckt und alles erglänzt von gold. der spiegel ist der göttliche stuhl Hlidskialf, von dem aus die liebende göttin ihrem manne nachschaut, denn göttin ist die zauberkundige königin, welche durch ihre wissenschaft über dem könige steht, dass wie das märchen sagt, sie ihn hingehen liess, wohin sie wollte, während er, so scheint es, seinem willen zu folgen glaubte; so steht Freyja über Odr, denn sie ist göttin, er aber kein gott, er scheint vielmehr aus dem geschlecht der sterblichen. der könig zog in sehr fernen ländern der erde umher, zu völkern die seine göttliche wohnung nicht kannten, unmächtig dieselbe wieder zu erreichen, denn wie es scheint war ihm, sobald er die irdischen gewänder angelegt hatte und dadurch ihrem blick entzogen wurde, der weg zur rückkehr nach der göttlichen wohnung abgeschnitten und erst als er bei der königin der fliegenden thiere, wenigstens einem halbgöttlichen wesen, ein fluggewand erhielt (denn das würde der ritt auf dem storch bedeuten), erst da konnte er wieder heim. von Odrs zurückkunft ist in den beiden edden keine rede, und wenn man den Isismythus und den von Venus und Adonis vergleicht, dann dürfte man einen grund mehr haben, die rückkehr nicht gelten zu lassen. das märchen nahm den zug wol auf, weil ihm der nackte mythus nicht genügen konnte, weil derselbe keinen befriedigenden schluss bot. die fahrt durch die drei reiche der thiere ~~ist~~ überhaupt ein aus andern märchen herübergenommenes glied, auf welches ich bei späterer gelegenheit zurückkomme. die hauptsache wird durch diese zuthaten nicht geschmälert. sie sind ähnlich leicht angeknüpft, wie dem mythus von Fro und Gart die geschichte von den blutsbrüdern Amicus und Amelius; lösen wir sie ab, so bleibt der reine mythus.

---

[1]) Hontheim. histor. Trevir. I, 218. Scriba hess. regesten I, n. 180.

[2]) annal. s. Petri Blandin. p. 93. 80.

EBER. HIRSCH.

Freyja besass einen goldborstigen eber gleich Fro. *Hildisvini* hiess derselbe und er war ein kunstwerk zweier zwerge. er ist durch das goldferch (M. 194) auch für Deutschland nachgewiesen, welches sich sowohl auf Gullinbursti, wie auf ihn beziehen kann. ich möchte einen schritt weiter gehn. die weisenden thiere sind boten der götter, durch welche den menschen der himmlischen ratschluss in manchen dingen kund wird, so wie M. 1093 dargethan wird, der weg und ort einer niederlassung. aber noch anderes müssen diese thiere vermitteln, sie führen den helden zu der ihm bestimmten geliebten und gattin, die meist ein wesen höherer art, halbgöttlichen ursprungs ist und ihm meist an einer quelle, einem brunnen in der tiefe des waldes erscheint. in diesem falle kann das weisende thier nur bote der göttin der *liebe* sein, jener unwandelbar treuen, wie sie den Germanen eigen war, die einmal gelobt auf lebenszeit band und deren verletzung von der göttin schwer geahnt wurde. diese göttin aber war Freyja, Frouwa. als solch ein weisendes thier erscheint der *eber* in dem volksbuch vom grafen Balduin von Flandern. dieser verfolgte auf der jagd einen *eber*, den er endlich erlegt. als er müde sich auf des todten thieres leib setzt, sieht er eine *schöne jungfrau* auf einem schwarzen zelter reitend der stelle nahen. er erhebt sich, nimmt ihr pferd beim zügel und bittet sie abzusitzen. sie nennt sich eine *königstochter* aus Morgenland, die *Helius* heisse und ein gelübde gethan habe, den reichsten grafen der christenheit und keinen andern zu heirathen. als solchen erklärt sich Balduin, führt sie mit sich und sie schenkt ihm zwei kinder. später wird sie durch einen einsiedel beschworen zu sagen, wer sie eigentlich sei, nennt sich einen der *gefallenen engel* und verschwindet (NS. nr. 86). den *kopf* jenes *ebers* hatte der graf mit sich genommen, offenbar ein alter zug. wurde derselbe der liebesgöttin zum danke geopfert? 1)

In einer andern niederländischen sage führt ein *hirsch* den tapfern riesentödter Lyderik, den *stammherrn* der grafen von Flandern, zu dem orte im walde, wo er die schöne Idonea findet, welche des *königs* Dagobert von Frankreich

---

1) *Ebersmünster*, *Aprimonasterium* im Elsass wurde 667 in der nähe eines alten götzentempels gestiftet. Stöber oberrhein. sagenb. pp. 133. 533.

tochter war (NS. nr 66)[1]. schwerlich war auch er der Frouwa heilig. wir haben dafür kein zeugnis. wol war er aber der Isis geweiht, denn nach Aelian X, 23 wurden ihr zu Koptos in Aegypten heilige *hindinnen* gehalten. auch Diana und Juno Lucina sind anzuführen, welche auf münzen einen hirsch zur seite vorkommt.

Die *auf dem hirsch reitende jungfer Lorenz*[2] gewinnt jetzt eine höhere wichtigkeit für uns und wird näher zu betrachten sein. die sage von ihr ist theils später erfunden, theils uralt: als kleines kind soll sie sich im walde verirrt, ein hirsch sie auf seinen rücken genommen und heimgetragen haben. gegen das kind spricht schon der name '*jungfer Lorenz*', für das alter aber, was von dem bilde erzählt wird: wie oft auch in der Nicolaikirche in Tangermünde gebaut wurde, nahm man das bild der jungfer Lorenz doch nie heraus, *da es jedesmal einen gewaltigen lärm erregte, sobald es nur angerührt wurde.* das redet schon laut für uralte heiligkeit. Aber jungfer Lorenz ist auch nicht die einzige, die auf dem hirsche reitet. mehr bekannt als die sage von ihr ist die von der heiligen *Notburga*, die von einem *weissen hirsch* getragen *die wellen des Neckar überschreitet*, deren leichenwagen *zwei weisse stiere* ziehen, die noch *nie ein joch ge-*

---

[1] ebenso erscheinen in einem hessischen märchen *drei hirsche*, die zu erlegen der königssohn gewarnt wird. später trifft er im walde auf einen brunnen, an welchem drei schöne jungfrauen sitzen; das ist durchaus dasselbe, nur hat sich die alte göttin in die dreiheit halbgöttlicher wesen aufgelöst. ein *hirsch* führt den ritter Radibolt zu der verlornen frau Else (Z. f. d. a. VI, 61), den pfalzgrafen eine *hindin* zu Genoveva. auch in die legende drang er ein: ein hirsch zeigte dem h. Ansegisus die stelle, wo die abtei Fécamp gebaut werden musste, gerade wie der schimmel in Norddeutschland den kirchenplatz zeigt; ein anderer führte den seigneur de Torstinge zu den trümmern der abtei Fontenelle. A. Bosquet la Normandie p. 348. 377. in dem altirischen Laoigh na Sealga (gedicht von der jagd) wird erzählt, wie Fion, während die Fenierhelden auf burg Almhuin schmausten, sich von ihnen entfernte und mit seinen zwei hunden Bran und Sceolan einer *hindin* zum *Sliev* (berg) Guillin nachsetzte. da verschwand die hindin, ein klagelaut erscholl und eine weinende schöne *jungfrau* erschien, die ihn bat, ihren verlornen ring aus dem nahen see zu holen. er thut es, aber als er ihr den ring gibt, verwandelt sie ihn in einen runzeligen greis. die Fenierhelden suchen und finden ihn; er sagt, die fee sei in dem *berge* verschwunden, sie durchforschen die höhlen des berges und finden die fee, welche Fion einen *becher* reicht, den er leert, worauf er seine alte kraft und schönheit wiedererhält (Erin I, 291 aus Reliques of Irish poetry. Dublin 1788). berg und see mahnen an unsere Holda.

[2] Kuhn märk. sagen und märchen 7.

tragen und gleich dem hirsche *über den spiegel des Neckars schreiten*, die endlich auf dem *Michaelsberg* in der *Michaelscapelle* begraben wurde. vergleichen wir beide sagen, so finden wir in dem punkte verwandtschaft, dass die im walde umirrende von dem weissen hirsche an eine sichere stätte gebracht wird; die letztere sage hat sich reicher, voller erhalten, während die erste wesentliche theile verlor und von ihr nur ein grünes blatt noch übrig blieb. wir haben uns darum an die Notburgasage zu halten. das ihr ursprünglich fremde ist leicht auszuscheiden, es liegt hauptsächlich in der christlichen einkleidung, welche die mythischen momente durch ihre verbindung mit der geschichte der heil. Notburg erhielten. diese geschichte wird kurz die sein, dass die heilige sich gott gelobt, von ihrem vater zur ehe gezwungen werden sollte und an misshandlungen, welche sie wegen ihrer weigerung erlitt, starb. das alles ist so einfach, dass es sich oft wiederholen konnte, es ist ganz und mit jedem zuge zu der zeit passend, in welche es verlegt wird und zweifel daran wären sehr am unrechten orte, zumal das grab der heiligen und wahrscheinlich auch die canonisationsakten noch vorhanden sind. die geschichte wiederholt sich auch wirklich und zwar in Belgien, wo sie von der heil. Amalberge erzählt wird (NS. nr. 112). diese hatte sich gott geweiht und sollte zur ehe mit Carl dem grossen gezwungen werden, floh aber gleich Notburgen, nur nicht in eine höhle, sondern ins kloster. sie wurde dort aufgesucht und Carl, der sie zu seinem willen zwingen oder mit sich fortreissen wollte, *brach ihr den arm*, wie Notburgens vater dieser ihn *ausriss*. dieser zug schon ist nicht mehr historisch, er gehört, wie es scheint, bereits in das gebiet des mythus, doch ist er noch nicht zu deuten. er findet sich gleichfalls in der sage von dem heidenkönig Ecke und seiner frau Alene (DMS. 171) und wird zweifelsohne auch anderswo noch wiederkehren.

Alles übrige (und das gab ich in seinen hauptzügen bereits an) gehört gleichfalls dem mythus; es kündet sich so rein alterthümlich an, dass kaum ein zweifel bleiben kann. auf dem hirsch kann *nur eine göttin* reiten, wie auch nur ein eber eine gottheit tragen, nur bock und katze den wagen einer solchen ziehen können. in der Amalbergasage fehlt der hirsch, die jungfrau geht ans *wasser*, nach einem *schiff* zu schauen, da kommt ein grosser *stör* auf sie zu, sie setzt sich auf des fisches rücken und er trägt sie nach Temsche, wo sie ins kloster geht (NS. p. 679. anm. zu 112). wie unvereinbar dieser fisch mit dem hirsch der Notburgensage scheinen mag, so muss er doch ursprünglich mit ihm verwandt sein, da er unter ganz denselben umständen die bedrängte jungfrau rettet; er muss gleichfalls mythisch sein, da wieder nur eine gottheit sich seiner bedienen kann. ich denke, wir treffen hier abermals auf den unterschied, den wir schon in der art der verehrung der Nehalennia gewahrten, die jemehr ihr cultus sich der see nähert, um so mehr als schützerin der schiffe und der mit ihnen reisenden hervortritt, je tiefer wir aber ins innere vordringen, um so mehr als rein mütterliche gottheit erscheint. nur die geographischen verhältnisse können hier bestimmend sein; im südlichen Deutschland haben wir wälder und berge, da ist der hirsch an seinem platze, nicht weniger in der gegend von Tangermünde, was auch schon mehr gegen das innere hinliegt. in den unabsehbaren, von flüssen und bächen durchfurchten ebenen Belgiens aber ist dies ein anderes, da sind und waren wälder selten, das wasser herrscht vor, da hätte ein hirsch gar weit herkommen müssen, während der stör gleich bei der hand war. wie dem Fro der ihm heil. eber geopfert wurde, so wurde der heil. Amalberge jährlich ein stör gebracht. um die zeit ihres festes lässt sich jedes jahr bei Temsche ein stör sehen und fangen, während sonst nie einer zum vorschein kommt; den weihen die fischer ihrer capelle (NS. p. 679). er hat ganz das ansehen eines opfers und ebenso könnte der heil. Notburg jährlich ein hirsch dargebracht worden sein. diese verbindung der göttin, welche unter dem gewande der heil. Amalberge verborgen ist, mit dem wasser, mit bach und born tritt noch in einer andern sage hervor, in der von der kapelle der heiligen zu Temsche. der einzige brunnen in der gegend sprang auf dem acker eines geizigen, der das wasser verkaufen wollte, um also seine kasten mit geld zu füllen. da bat ihn Amalberge um ein *sieb voll wasser* aus der quelle; er gewährte es ihr, sie schöpfte es voll und trug es ohne nur einen tropfen zu verschütten auf einen andern ihr gehörigen acker, wo sie es umstürzte. sogleich sprang an der stelle ein heilkräftiger born, der des geizigen versiegte seit demselben augenblick [1]. als brunnengöttin berührt sie sich also mit Holda, der sie auch darin wieder gleichsteht, dass sie dem landmann gedeihen der feldfrucht, den frauen schönen flachs und weisse des linnens schenkt (NS. n. 112). ob dasselbe mit der heil. Notburg der fall ist, weiss ich nicht, doch scheinen mir bedeutsame züge dafür zu sprechen. dass ihr weisser hirsch die wellen überschreitet (denn das heisst es, wenn die sage sagt, er sei durch den Neckar geschwommen) stellt ihn dem weissen rosse Wuotans gleich und deutet auf verwandtschaft der alten göttin, welche sie vertritt, mit ihm hin; das erinnert aber auch an Frouwa, deren eber gleiches that, denn auf ihm ritt sie durch die luft daher. das asyl, welches die heilige in der felsenhöhle im walde fand, war der sage ein willkommener anhaltspunkt; die bergsage kann, ja muss alt sein, sie ist gleich dem hirsch mythischer zug; auch Holda wohnt im berge, und so findet sich dadurch auch bei Notburga berührung mit ihr, der göttin der fruchtbarkeit, vor allem des flachses. Ferner ziehen den leichenwagen der heiligen zwei weisse stiere, *die noch nie ein joch getragen* und sie auch überschreiten troknen fusses den Neckar: ein uralter zug, der zahllose male wiederkehrt, der an dieser stelle jedoch gerade von höchstem belange ist, denn durch ihn kündigt die sage die göttin als der '*dea vecta bubus feminis*' verwandt an, der Nerthus, der *Terra mater*. auch diese heiligen kühe durften gewiss noch nicht zu anderer arbeit gedient haben, das spricht von selbst, auch sie werden weiss gewesen sein, da dies in allen ähnlichen fällen bedingung ist. endlich trägt der hirsch die heilige auf den *Michaelsberg*, sie wird in der dortigen capelle *begraben*, denn dorthin fahren die stiere den wagen. ich glaube fest, und genauere untersuchung *muss* es bestätigen, dass dieser berg ein Wuotansberg war; sein jetziger name *muss* in das höchste alterthum hinaufreichen. dieser zug wird dadurch der für uns wichtigste der ganzen sage, er wirft das hellste licht auf die göttin, denn diese kann nunmehr nur eine schwester oder die gemalin Wuotans sein. nicht ohne grund liess Grimm der Nirdu frau Gaue folgen (M. 231) und stellte er sie neben einander. von einer schwester Wuotans wissen wir noch nichts gewisses, es bleibt also nur übrig, Frikka seine gemalin in der unter Notburga und Amalberga verborgenen gottheit zu sehen. dawider spricht allerdings die nordische auffassung (vgl. M. 280) der zufolge sie mit dem land- und flachsbau nichts gemein hat; doch war in Deutschland ihr amt ein ausgedehnteres, hier erscheint so u. a. in Norddeutschland fru Freke in ganz ähnlichen rollen wie frau Holla (M. 281). zudem aber, wenn Frikka den ehen vorstand, dann konnte sie auch der fruchtbarkeit der felder vorstehen; beides ist meistens vereint.

---

[1] cf. RA. 932. KM. III, 251. NS. p. 707.

Es wäre in Norddeutschland wol nicht schwer, bestätigung für das gesagte beizubringen; wir gewännen dadurch ein wichtiges zeugnis dafür, dass wenn auch im ganzen und grossen übereinstimmung herrscht zwischen der nordischen und unserer mythologie, doch im einzelnen bedeutende abweichungen vorkommen können. die deutsche Frikka träte durch den hirsch der Juno Lucina, der Eileithyia zur seite, sie stellte sich mehr als göttin der schwangern und kreissenden frauen heraus.

Jedenfalls mussten die legenden von den beiden heiligen in sich, in ihrem ganzen bau schon ein mythisches moment bergen, da die anknüpfung hier wie in Belgien ganz auf dieselbe weise erfolgte. dies moment kann das schuldloseste von der welt sein, wie es z. b. bei der sage vom fange des salmes, Loki's, der *fischfang* des h. Petrus auf dem galileischen meere war, der den mythus an die fersen des apostelfürsten sich hängen liess. leider ist unser blick noch nicht scharf genug, dasselbe herausfinden zu können. wir müssen erst mehr über die beiden heiligen, vorzüglich über Notburga wissen, und des hirsches [1]) noch sicherer werden; über ihn ist noch gar wenig gesammelt.

Der brunnen der heil. Amalberga erinnert mich an den *Frickenhäuser see*, von dem eine menge von sagen umgehen, der keinen körper auf seiner oberfläche duldet. er liegt bei dem dorfe *Frickenhausen* [2]). wie heissen ältere formen des namens? ich habe keine auffinden können.

KATZEN (DIANA.)

Freyja fuhr auf einem mit *katzen* bespannten wagen. das wird auch Frouwa gethan haben. noch im 17. jh. kommt ein wagen mit einem solchen gespann in Strasburg vor, auf welchem ein junger teufelskünstler durch die luft fuhr (DMS. 248). wichtiger ist das folgende zeugnis, welches ich einer auf der stadtbibliothek zu Ypern bewahrten geschichte der stadt ms. entnehme. dort heisst es bd. I: 'anno 962 ordonneerde den grave Balduinus dat men op *d'ascensioensfeeste uyt den thoren van het casteel* genaemd de dry torren in de corte meersch voor de eerste reyse soude *twee a dry levende katten afsmyten* om aen alle vreemdelingen *te betoonen* dat d'Yperlingen in 'treenemaele *bekeerd waeren* tot de roomsche religie en alle *d'afgoderie van hunne voorvaders waeren versmadende.* sedert dien tyd is dit altyd gepleegd geweest binnen de stad

---

[1]) wichtig kann KM. 60 sein. der könig wird von der *weissen hirschkuh* in einen *zauberwald* verlockt, wo ihn eine *alte hexe* in stein verwandelt. DMS. n. 27. steht statt des zauberwaldes *ein golden und glühend leuchtendes schloss* in der ferne. alles kündet in diesen und den verwandten märchen einen mythus an. auch die sagen von hirschsprüngen sind wol zu erwägen.

[2]) Bechstein sagen des Rhöngebirges und des grabfeldes n. 160.

Ypre en dit is aldus den eersten oorspronk van't *smyten der katten* geweest.' und weiter wird zum jahr 1476 erzählt: 'de gravinne Maria van Bourgogne heeft binnen Yper ingesteld eene vrye feeste op den tweeden maendag in de vasten. deze feeste wordt genoemt de koude Yperfeeste omdat sy altyd in den winter komt en anders wordt sy ook genaemt de *kattefeeste*, om dat men aldaer voor den eersten keer op den woensdag in dese festeweke in de plaetse van op de *ascensioensfeeste* van het opperste van den hallenthoren heeft beginnen de *katte te smyten*. Te voren pleegde men de *katte te smyten* van den thoren van het kasteel in de cortemeersch, daerna van den thoren van sint *Martenskerke*, daerna smeet man die van den hallethoren op den dag van *d'ascensioensfeeste ende op den dag van o. l. vr. hemelvaert* die den dag van de groote Yperkermisse was voor dat men den thuyndag vierde.' zu diesen nachrichten tritt noch eine andere derselben handschrift, der zufolge in der stadt ein tempel der *Diana* gestanden hätte. geschah das werfen der katzen zum zeichen, dass die bewohner der stadt bekehrt waren, dann muss die katze ein einer gottheit heiliges, ja in deren tempel oder heiligthum unterhaltenes thier gewesen sein. einst waren wol die apostel des christenthums in den götzentempel gedrungen und hatten die dort genährten thiere getödtet in gegenwart einer staunenden menge. die gottheit kann nur eine deutsche und in diesem falle nur Frouwa gewesen sein, und diese ist durch Diana ganz richtig übersetzt. auch der tag des katzenwerfens ist nicht zu übersehn. Christi himmelfahrtstag (29. mai) ist noch heute durch viele abergläubische bräuche ausgezeichnet; weitere folgerungen wären hier leicht zu machen, doch ich wage es noch nicht, auf sie einzugehn. nicht weniger wichtig ist assumptio Mariae 15. august, da dies fest uns die übertragung der göttin auf die heilige mutter an die hand giebt.

Jenes Frouwa = Diana gestattet uns weitere anknüpfungen, welche meine frühere vermuthung, dass Nehalennia auch Frouwa unter anderm namen sein könne bestätigen helfen. Gramaye berichtet in seiner Antwerpia: 'est et hodie in remotiori urbis parte vetus aedificium et ruinosum quod tradita per manus plebeiorum fides credit *Dianae* fanum fuisse.' also gerade in *Antwerpen* fand sich ihr tempel von wo aus Beatrix mit dem Marienbilde auf dem schiffe gen Brüssel zog. noch merkwürdiger ist was die vita s. Romualdi erzählt, dass nämlich der heil. bischof in Mecheln das bild der göttin in die Dyle geworfen habe; erst bei *Hanswyck* verschwand es unter dem wasser (NS. nr. 142). also gerade an der stelle, wo jener schiffer, der das marienbildchen im fahrzeug hatte, nicht weiter konnte, bis er es ausgeladen und am lande zur öffentlichen verehrung ausgestellt hatte, wo jetzt noch die Marienkirche steht. allerdings hat Diana nichts mit dem schiff gemein, aber die übereinstimmung ist darum nicht zu übersehn.

Über den cultus der Diana in Nürnberg sagt Wagenseil[1]) folgendes: annales nostri signate exprimunt Dianam incolas coluisse illique sedem sacrasse in *monte* cui *turrim* pro specula valituram addiderint .... superest in hanc usque diem *turris* illa in monte cui arx Noribergensis superstructa; superest *templum* quod paganicam fabricam magna sui parte hoc est praeter chorum referre omnes fatebantur qui gentilitium in orbe residua templa intuiti sunt, atque id pro *Diana* sanctae Margarethae sacrum esse voluit posteritas.' dieses templum in monte ist ganz dem der Zisa auf dem Zisenberg zu Augsburg gleich (M. 269 ff.). so wie nicht minder dem phanum der Jettha in Heidelberg (M. 85. 486), während die turris an die der Velleda gemahnt (Tac. histor. IV, 65. M. 85). den cultus der göttin bestätigt, dass der ort später die Margarethenkirche trug. wohnte in dem thurm beim tempel der göttin eine priesterin?

Dieser sprung von Belgien nach Franken in die nachbarschaft von Schwaben wird nicht so gewagt erscheinen, wenn wir bedenken, dass die göttin des schiffes in diesen gegenden vorkommmt; dass sie den namen *Frouwa* hier trug, dafür spricht schon, dass die sonst so verbreitete Holda hier nicht vorkommt, wogegen zwar Perchta erscheint, die aber mit Frouwa weniger zu schaffen haben kann, als bei Holda der fall war. aber ausser diesem negativen zeugnis giebt es positivere. dazu zähle ich vor allem Grimms (M. 283) schweizerische frau *Frene*. im Nordgau spricht der unter Fro schon abgehandelte altar zu Emenzheim dafür, auf dem neben dem bilde des gottes das seiner schwester erhalten ist. bezeichnend scheint mir die form des bildes; es besteht blos aus kopf und brust; der rest des körpers ist nicht ausgeführt, wie bei Fro, nicht einmal angedeutet. ich erkläre dies dadurch, dass Fro, als das zeugende princip gerade durch den phallus kenntlich war, der grund, warum man ihn in ganzer figur darstellen musste, da einzelne phalli wol nicht unter Deutschen als sein symbol galten, wie dies bei andern völkern der fall war. Frouwa aber war als das erhaltende, nährende princip darzustellen, was bei dem Fro der phallus das war bei ihr die *brust*. zu bildern wie die der

---

[1]) Commentat. de civit. Norimb. p. 32.

Isis der mit brüsten ganz bedeckten kam der deutsche nicht, dafür wohnte ihm ein allzu feiner sinn für das wahre, eine allzurichtige ahnung des schönen inne; darum begnügte man sich, die göttin nur als büste zu geben, nur den sie bezeichnenden theil darzustellen und damit er um so mehr hervortrete, wurde der rest des körpers unterdrückt. vielleicht darf auch auf die form der nischen, in welchen beide bilder stehen, aufmerksam gemacht werden, obgleich der unterschied zwischen ihnen wol erst nach den Römerkriegen hervortrat. Fro sitzt in einer nach oben spitz zulaufenden nische, Frouwa in einer oben abgerundeten; diese unterscheidung fällt mir darum auf, weil die deutsche kunst schon frühe einen ähnlichen feinen unterschied bei der darstellung von engeln in den flügeln macht; die männlichen haben spitze, die weiblichen haben unten abgerundete flügel [1]). bedeutungslos, zufällig ist diese doppelte form der nischen keineswegs, dafür bürgt die tiefe altdeutschen geistes, die nichts leeres schuf, am allerwenigsten da, wo es das heiligthum galt. war der dargestellte gott Fro, dann muss die göttin nach dem vorangegangenen *Frouwa* sein.

In Friesland muss die göttin verehrt worden sein, da ihr name in die, wenn auch sehr verstümmelten und wieder neu zurecht gemachten friesischen stammsagen verflochten ist. als stammvater der Friesen wird darin Friso genannt, dem sein sohn Adel, diesem Ubbo in der regierung folgten. des letztern grosvater mütterlicherseits soll *könig der Sueven* gewesen sein. auf seinen fahrten zog er zuerst zu diesem, dann weiter in Deutschland umher. seine kinder heissen Asinga; Ascon und *Frouwa*, die später Friso den jüngern heirathete, der baute eine stadt und nannte sie nach ihrem namen Vrouwgeest oder Vrougast (NS. 108. 538.) dieser zweite Friso scheint jenem zweiten Odhinn in jüngern nordischen denkmälern nicht ungleich. auffallen muss, dass der kinder Ubbos nur zwei sind, ein sohn und eine tochter, wie Niördr ihrer auch nur zwei hatte, und dass gerade die tochter Frouwa heisst, also auch im namen der tochter Niördrs gleicht, der Freyja. es wäre eine dankbare arbeit, dieser wie den andern stammsagen der friesischen chroniken mehr auf den grund zu dringen, das in ihnen noch erhaltene alte von den spätern zuthaten zu sondern; es scheint, als ob eine reiche ausbeute dabei zu gewinnen wäre.

---

[1]) ich werde an anderem orte auf diese darstellung zurück kommen.

MINNETRINKEN.

Es ist einer reihe von sagen zu gedenken, die mit dem gebrauche zusammenhängen und ihm zu grunde liegen, jährlich zu gewisser zeit, und zwar von mai bis ende juni, sich zu einem tanze zu versammeln und ein unter tanz oder andern gebräuchen festes maas bier oder wein zusammen zu trinken. In den dörfern Gödewitz, Fienstedt, Gorsleben, Zornitz und Krimpe feiert man zu *Himmelfahrt* ein fest, bei welchem man eine *tonne bier trinkt* und darauf in einer für das fest erbauten scheune, der himmelfahrtsscheune, *tanzt*. früher, noch nach der mitte des vorigen jahrhunderts, versammelte man sich vor dem tanze am *gemeindebrunnen* und trank da *sieben rinkeimer bier* und zugleich wurde in Fienstedt und wahrscheinlich auch in den übrigen dörfern öffentlich verlesen, woher das fest stamme. eine *königin* namens Elisabeth, hiess es, kam vor mehr denn sechshundert jahren am Himmelfahrtstage durch Fienstedt; damals kam ihr die einwohnerschaft mit *sieben rinkeimern bier* entgegen sie zu empfangen und hierüber war die königin so erfreut, dass sie den bewohnern von Fienstedt und den benachbarten dörfern, welche das gleiche gethan, alle steuern auf ewige zeiten erliess unter der bedingung, dass jede gemeinde *alljährlich am Himmelfahrtstage der königin zu ehren sieben rinkeimer bier am gemeindebrunnen trinke.* der vorleser ermahnte darum die gemeinde, das fest nicht untergehen zu lassen, denn wenn sie es nicht mehr feiere, sei sie verpflichtet, der obrigkeit den zehnten und dazu noch ein *schwarzes rind mit weissen füssen*, *einen ziegenbock mit vergoldeten hörnern* und ein vierspänniges *fuder semmeln* zu entrichten [1]. ein ähnlicher gebrauch findet sich in Württemberg: auf einem hügel bei Gerhausen, der *Frauenberg* genannt, soll die Gräfin Anna von Helffenstein ihren wohnsitz gehabt und jährlich unter die jugend *am tage Johannis des täufers einen eimer* wein vertheilt haben. noch in neuern zeiten feierte die jugend auf den *Frauenberge* den Johannisabend mit freudenfeuern. aus stroh geflochtene räder wurden dabei vom berge hinabgerollt [2].

Diese königin oder gräfin ersetzt offenbar eine alte göttin, die sage gehört zu denen von den wanderungen der götter unter den menschen. wie dem Freyr bei seinem umzug die frommen entgegenkamen, wie das schiff in den Niederlanden festlich empfangen wurde und man opfer brachte, so eilen auch die bewohner der fünf dörfer der königin Elisabeth entgegen. der tag ist ein altheiliger, wenigstens ein solcher, auf den heidnische bräuche übertragen wurden, an ihm sammelt man kräuter auf den bergen, *sieht man ein schäfchen in der sonne* [1]). zum lohne für die fromme verehrung, welche die dörfer ihr weihen, werden sie von steuern befreit, wie im gegentheil zur strafe für ungastlichen empfang Germanus, in welchem wir Donar erkannten, den britischen könig entthronte, wie ungastliche unfromme dörfer versinken. der tag des einzugs der königin bleibt ein fest, der minnetrunk, den wir in den sieben rinkeimern bier haben, wiederholt sich jedes jahr, d. h. einst zog die göttin jedes jahr um diese zeit um, dann trank man ihre minne, 'laeti tunc dies, festa loca.' zu diesem trunke musste in Gödewitz *aus jedem hause ein bewohner kommen*, auch muss das bier *bis auf den letzten tropfen* geleert werden. die ganze gemeinde soll also, durch die hausherrn vertreten, an dem opfertrunke theilnehmen; der der göttin einmal geheiligte trank darf zu keinem andern mahle oder trunke mehr dienen, ist jedenfalls uralt und darin haben wir unseres gebrauches ursprung zu suchen, das dem lebewohl geweihte glas bis auf die nagelprobe zu leeren. auch der ort des trunkes ist zu beachten, es ist entweder der gemeindebrunnen oder der *bierhügel* bei Godewitz, also punkte denen alte heiligkeit nahe liegt. merkwürdig ist die strafe bei unterlassung des trunkes. der zehnte mag allenfalls für die obrigkeit gelten, das übrige aber ist altes opfer, welches durch das christenthum abgeschafft wurde. das rind mit fester farbe gehört der der Nerthus verwandten göttin, der ziegenbock mit *vergoldeten hörnern* der schwester des Fro, der auch der goldborstige eber im norden zugelegt wird, die semmeln sind opferkuchen. diese thiere und kuchen gehören zu dem alten opfermahl, bei dem das bier zum minnetrunk diente, aber nur dies wurde als schuldloserer gebrauch beibehalten, jene verschwanden als allzuheidnisch. der mythus erfuhr dabei zugleich eine umdichtung in neuerm, christlicherm sinne und dadurch wurde es leicht, das alte der göttin gern und freudig dargebrachte opfer zur strafe zu machen, denn ihr wurde es nicht mehr dargebracht, es sollte nun der obrigkeit anheimfallen, wenn man den minnetrunk unterliesse, d. h. wohl, *wenn man sich nicht auf ihn beschränkte*, wenn die semmeln, das rind und der bock wieder an dem feste auftauchten.

---

[1] Sommer sagen p. 149.

[2] Memminger beschreibung von Württemberg VII, 155.

---

[1]) heisst das: man opfert dem herrn der sonne ein schaf? vgl. M. 11 wer sich am Christabend der speise enthält, *bekommt ein goldnes junges ferkel zu gesicht*, d. h. es wurde beim abendschmaus aufgetragen.

jeder fremde, der vorüber geht, muss mittrinken, jeder musste einst an dem opfermahle theil nehmen, mit der festfreude ging ausgedehntere gastfreundschaft hand in hand. dasselbe fanden wir auch bei dem mahl auf dem berge bei Wurmlingen: 'so den zu dem feste reitenden geistlichen ein ehrbarer mann begegnet, sollen sie ihn mit sich zu gaste nehmen'; wir finden den schönen zug noch in Belgien, wenn beim Johannisfeuer die hausleute auf der strasse vor ihren häusern sitzen und sich des mahles freuen, dann ist jeder vorübergehende gastlich geladen und wird mit gefülltem schäumendem glase willkommen geheissen.

Näheren bezug auf Frouwa scheint mir die sitte noch dadurch zu gewinnen, dass sie bei Gerhausen auf dem *Frauenberge* sich findet, wenn auch nur in einem trümmerhaften überrest. noch fester wäre dieser bezug, wenn die früher ausgesprochene vermuthung, dass Fro auch der gott der sommersonnenwende sei, sich als stichhaltig erwiese. von einem baierischen *Frauenberg* auf der *Osterharde* bei Eching geht die sage, dass dort ein schloss versunken sei. man fand viele heidnische grabhügel dort [1]). diese beiden scheinen mit sicherheit auf Frouwa bezogen werden zu dürfen, bei vielen andern ist es gewagt; sie haben oft ihren namen von frauenklöstern und weder sagen noch alter des namens berechtigen an die göttin zu denken.

KAMPF UND SCHLACHT.

Frouwa und Gerdrud werden M. 282 verglichen, beider *minne* wurde getrunken; das mahnt mich an die sage vom ritter Riddert. er hatte dem teufel seine seele verschrieben und versprochen, sich nach ablauf der bestimmten zeit ihm unter einer *linde* in der nähe seiner burg zu stellen. bevor er dahin reitet, trinkt er mit seinen freunden *s. Geertenminne.* als er hin kommt, heult der teufel und klagt, er könne dem ritter nichts anhaben, *denn s. Gerdrud sitse hinter ihm zu ross* (NS. n. 358). das ist ein echt heidnischer zug, die heilige erscheint als valkyrie, als schutzgeist des ritters, aber Freyja war oberhaupt der valkyrien. in mhd. dichtungen wird erzählt, wie ein ritter seine frau dem teufel verschrieben und sie ihm zu bringen versprochen. an einer kapelle steigt die nichts böses ahnende frau ab und betet, *Maria in ihrer gestalt tritt heraus und setzt sich hinter den ritter aufs ross*, worauf

---

1) Panzer p. 62.

der teufel entflicht. es ist dieselbe sage, die in einer dritten noch merkwürdigern gestalt wiederkehrt und in Belgien und Oesterreich vorkommt. ein ritter zieht zum turnier; an einer kapelle u. l. frauen vorbeireitend, hört er zur h. messe läuten, steigt ab vom pferde, bindet sein ross an und betet andächtig und lange. dann schwingt er sich wieder zu ross und reitet weiter, doch da begegnen ihm die andern ritter und preisen ihn seiner hohen waffenthaten wegen, da er alle gegner in den sand gesetzt habe. er erkennt, *dass Maria für ihn gefochten habe* und geht ins kloster (NS. nr. 42). dies ist ältere reinere fassung, sie ist deutlich, während jene beiden noch räthselhaft bleiben durch den in ihnen erscheinenden teufel. Maria *kann* in jener wie in dieser sage nur die *kriegerische* Frouwa sein, die auf ihrem wagen zum *kampfe* fährt, als vorsteherin der valkyrien jedoch gleich diesen auch *reiten* wird (wie Wuotan zugleich fährt und reitet), denn beides dürfen wir jetzt auch für Deutschland annehmen, um so mehr, da ihr katzengespann uns verbürgt ist. vielleicht aber wurde sie bei uns in der schlacht *nur reitend*[1]) gedacht, dafür scheinen ausser den angeführten noch andere sagen zu sprechen. als die Türken einst in Flandern waren und mit grosser heermacht einen einzelnen ritter überfielen, sammelte dieser seine soldaten, sprach ihnen muth ein und wandte sich dann betend an die heilige mutter, dass sie ihm rettung erflehe. da erschien Maria *auf einem maulthier reitend* am himmel und *gab den soldaten ein zeichen*; diese gingen frisch auf die feinde los und sie siegten (NS. n. 346). in Norderditmarschen heisst eine kirche '*unse leve Fru up dem perde*', als man die kirche bauen wollte und keinen platz wusste, ward man eins, dass man ein *Marienbild auf ein buntes mutterpferd binden* und das ausgehen lassen wolle, wo man es den andern morgens finde, da solle die kirche gebaut werden (Müllenhoff p. 111). wie in früher besprochenen sagen das dem Wuotan heilige ross den kirchplatz bestimmt, so hier das der Frouwa, die in jener nl. sage geradezu als schlachtlenkende Maria erscheint. aber Maria zu ross musste dem christlichen auge fremd, der christlichen anschauung geradezu verletzend erscheinen. die darstellung der flucht nach Egypten hob das nicht; das war die noch arme jungfrau auf erden, die vor dem tyrannen floh, die thronende, die verklärte konnte man sich nicht so denken, um so weniger da unser himmel nichts mit rossen zu thun hat. das ross fiel also weg, Maria aber blieb, oder eine andere heilige (selten oder *nie ein heiliger*) trat an ihre stelle.

---

[1]) d. h. zu pferde, aber kann das pferd nicht ihren eber ersetzen? möglich wäre es, wahrscheinlich aber nicht.

als in der schlacht bei Bornhövede die sonne den Holsten ungünstig stand und der sieg sich auf der Dänen seite zu neigen schien, flehte graf Alf von Holstein die h. Maria Magdalena, deren tag gerade war, um sieg an und gelobte ihr ein kloster zu bauen, wenn sie helfe. *da erschien die heilige in den wolken, segnete das heer und verdeckte die sonne mit ihrem gewande* (Müllenhoff p. 16). als Cöln einst belagert und in grosser noth war, erschien nach der erzählung des stadtschreibers Gottfried Hagen, die heil. *Ursula mit ihren jungfrauen* auf den stadtmauern und die feinde flohen [1]). die swarte Margret belagerte einmal Itzehoe und am tage Maria geburt (8. sept.) wollte sie einen grossen wall und eine brücke quer durch die Stör legen, um das wasser in die stadt und in die marsch zu treiben, da stieg an demselben tage die flut ganz wider die ordnung und zwar so hoch, dass wall und brücke zerbrachen. *über der stadt aber sah man die mutter Gottes erscheinen* und die bürger haben allezeit den tag hoch gefeiert und ihn *Borgerdag* genannt (Müllenhoff p. 18). das ist immer dieselbe sage wie jene nl. worin Maria auf dem maulthier erscheint und sie kehrt ähnlich noch an vielen andern orten wieder [2]). gerade das hilft zur bestätigung, dass die heil. jungfrau an die stelle der Frouwa trat, eine annahme die bei einmaligem auftreten der sage nicht zu wagen sein würde, die dann wenigstens gewagt wäre. hochwichtig ist in der letzten sage der zug, *dass die flut zweimal an einem tage steigt*, auch das muss Maria d. h. die alte göttin bewirkt haben und so kommen wir wieder bei Nehalennia an, *die auf dem schiffe steht* und die auf einem ihrer steine '*cum duabus victoriolis, una manu palmas ostentantibus, altera tegmen sustinentibus*' [3]) dargestellt wird.

RAHANA.

(DEUTSCHE MYTHOLOGIE p. 282.)

Rân war die gattin Oegirs, sie wird also seinen pallast getheilt, im meere gewohnt haben. daraus folgere ich, dass sie mehr dem norden unseres vaterlandes bekannt war, dass ihre verehrung mehr an den seeküsten üblich war, nur dort mythen von ihr umgingen. die götter sind meist personificirte naturkräfte und darum blüht der cultus der einzelnen nur in so fern und nur dort, jenachdem und wo die durch sie repraesentirte kraft stärker oder schwächer hervortritt. die bewohner von mittel- und süddeutschland kannten das meer wol nur vom hörensagen und war ihnen auch eine in demselben wohnende gottheit nicht gerade unbekannt, so dachten sie doch schwerlich daran, ihr besondere verehrung zu weihen; sie lag ihnen zu fern. mythen können wir darum von ihr keine in mittel- und süddeutschland suchen, diese können sich nur in den küstenländern erhalten haben. in Scandinavien scheint wenig von ihr übrig zu sein, bei Kuhn und Müllenhoff kann ich trotz sorgfältigster nachforschung keine spur von ihr finden, nur ein belgisches märchen bewahrt wie es scheint ihr angedenken ungetrübt. ein armer fischer geht am Andreasabend am meere umher und sieht ein *flämmchen*, welches auf den wellen tanzt, dann ans land huscht und an den trümmern einer hütte herumfährt. furchtsam will er sich schon entfernen, da hört er seinen namen rufen und gleich nachher steht ein *blasser mann* in fremder kleidung da, der ihn mit flehendem auge ansieht und bittet, er möge ihn doch *erlösen*. der fischer will aber nicht und entfernt sich. ein jahr lang von unglück verfolgt, findet er sich am nächsten Andreasabend wieder am meer und willigt in den vorschlag des mannes ein, welcher ihm zum lohn grosse summen geldes verspricht. er soll mit einem *ringe*, den der mann ihm giebt, am finger einen büchsenschuss weit ins meer gehn, ohne sich durch irgend etwas irre machen zu lassen, von drei *umgestülpten töpfen* den mittelsten *aufheben* und wieder zurück eilen. am dritten tage nachher gegen mitternacht geht er aufs meer zu, aber je tiefer er hinabzusteigen meint, um so weniger wasser gewahrt er. er findet vielmehr eine schöne *wiese*, auf welcher hunderte von jünglingen fröhlich singend beschäftigt sind, gras zu mähen. wohl erkennt der fischer in vielen von ihnen alte lang ertrunkene bekannte, doch kehrt er sich an nichts und geht weiter. da trifft er auf ein *schönes haus*, aus welchem eine *schöne frau* ihm entgegenstürzt und ihn als den lang und sehnlich erwarteten liebsten begrüsst. doch er eilt vorüber auf die *töpfe* zu, welche einige schritte weiter stehn und wirft den *mittlern* um. da stosst das weib einen schrei aus, die jünglinge fallen über ihn her, aber von mächtiger hand gefasst, wird er ans land gebracht, wo er wieder zur besinnung kommend, einen ledernen sack mit geld und edelgestein neben sich findet (NS. nr. 506. DMS. nr. 12). auffallen muss die ähnlichkeit der wohnung dieser meerfrau mit der der frau Holle KM. nr. 24. auch das arme aschenputtelchen kommt, als es in den brunnen hineinspringt, auf eine schöne *wiese*, hernach erst an das haus, aus welchem frau Holle schaut. aber gerade diese verwandtschaft beweist uns, dass wir hier eine göttin vor uns haben, und zwar eine mit der Holda in einem sehr wesentlichen punkt zusammenfallende. bei dieser *spielen* die noch ungebornen und die zwar schon gebornen, aber vom leben und allem was mit ihm zusammenhängt unberührt gebliebenen kinderseelen auf der *wiese* im brunnen. bei unserer meeresgöttin finden wir die *seelen der ertrunkenen* auf der *meereswiese* bei *heiterer* arbeit; die arme, welche einst das schwere ruder schwangen, haben nur die leichte glänzende sichel zu führen; die jünglinge pflegen des gartens der göttin, das scheint ihre einzige arbeit. die göttin selbst ist eine schöne frau und wohnt in schönem hause, sie empfängt freundlich den zu ihr niedersteigenden fischer als einen längst erharrten. dies alles ist uralt und stimmt genau zu der altnordischen auffassung, denn in goldstrahlendem pallaste wohnt Oegir mit Rân und freudig werden die ertrinkenden bei ihr empfangen [1]). neben dieser urheidnischen vorstellung nistet aber im märchen schon die jüngere, welche aus dem christenthum hervorgegangen, der göttin härte und grausamkeit beilegt. die gefangenschaft der seelen unter umgekehrten töpfen (Gr. DS. nr. 52. M. 465) ist wol auch ein uralter zug, doch zu unserm märchen jüngerer ansatz aus andern sagen vom wassermann, sie ist ihm ursprünglich durchaus fremd, denn die ertrunkenen können nicht zugleich unter töpfen festgehalten und auf der wiese singend gedacht worden sein, sie mussten eine feste bestimmung haben. an eine strafe ist wenigstens bei den töpfen nicht zu denken.

---

[1]) cf. Gregor. Turon. de glor. mart. I. c. 60.

[2]) vgl. u. a. Bechstein sagen des Rhöngebirges und des grabfeldes p. 242.

[3]) Keissler l. c. 242. Isis hiess domina victrix, triumphalis invicta.

Gleich KM. 24 hat auch unser märchen einen zweiten theil. der fischer hat einen faulen nachbarn und dieser eine böse frau. eines tags ertrinkt das weib im meer, der faule hört zugleich vom glücke seines nachbarn und wie der dazu gekommen sei und will es auch versuchen. er erlangt den ring auf die bekannte weise, findet die jünglinge und kommt an das schöne haus, aus welchem jedoch ein hässliches weib hervor und auf ihn zustürzt. da er vergessen hatte zu fragen, welchen der töpfe er aufheben solle, so hob er aufs gerathewohl den mittelsten auf und fand sich gleich seinem nachbar im sande wieder, aber kein geldbeutel lag ihm zur seite. er meint, den werde er zu hause schon finden, doch da tritt ihm seine böse frau entgegen, deren seele er befreit hatte, denn sie sass unter dem mittlern topf. es gehört nicht viel scharfblick dazu, in diesem zweiten theil einen noch jüngern ansatz an den ursprünglichen mythus zu erkennen. die erscheinung des blassen mannes, der den ersten fischer aufforderte, den topf zu heben, lässt sich zur noth noch erklären, obwol auch bei ihr schon ein widerspruch zu tage tritt, wenn die seele gefangen unterm topfe sitzt, wie kann sie dann als blaues flämmchen — denn dies *muss* die seele sein — auf den wellen tanzen? sie könnte übrigens während einer stunde in der nacht frei wandeln dürfen, die stunde, welche die steine der gräber hebt, könnte auch ihren kerker heben. der mann aber, welcher dem faulen fischer erscheint, fühlt offenbar nicht das bedürfnis nach erlösung, denn sonst würde er ihm sagen, welcher topf zu heben sei. der erscheinung mangelt also ganz die bedeutung, der sinn der erstern. dazu sieht man der wieder im hause schimpfenden frau den volksscherz gleich an den augen an.

---

[1]) les. myth. 662.

Merkwürdig ist der zug von dem *ringe*, den der ertrunkene dem fischer giebt. die eigentliche bedeutung desselben ist leider verloren, denn das märchen sagt nicht, in welcher weise er den fischer befähigte, sich im wasser aufzuhalten. mir ist als wäre derselbe eine art von schwanring oder wolfsring und ich muss dabei unwillkührlich an den *goldring* in der Fridthiófssaga S. c. 6 und 7 denken, den Fridthiof unter seine gefährten vertheilt, damit sie nicht ohne goldschmuck bei Rân ankämen [1]. täuscht mich nicht alles, dann entsprechen diese drei verschiedenen ringe den drei thierreichen unseres alterthums, der fliegenden, laufenden und kriechenden oder schwimmenden thiere (worüber später), und für die kenntis der vorstellungen vom zustand der seelen nach dem tode wäre dann ein blick mehr gewonnen. in dem cap. von der seele komme ich auf diesen punkt zurück.

SIPPIA.

Sif, die schönharige, ist eine der erdgöttinnen [2], Thôrs gemalin. ihr wesen ist dem von Thôrs mutter verwandt, die gleichfalls eine göttin der erde ist; wie Odinn mit dem donnerer sich mannichfach berührt, so berühren sich gleichfalls Iörd und Sif, nur enger und inniger. als erdgöttin spendet sie alles, was die erde zur nahrung der menschen, zu deren gebrauch und deren freude hervorbringt und berührt sich darin mit Frouwa, Holda, Nerthus u. a.; die abbildung bei Arnkiel, Falckenstein u. a. könnte also auf einem echten bilde fussen: der göttin schönes und reiches haar schmückt ein blumenkranz, in einer hand hält sie eine traube und grüne blätter, in der andern einen goldnen apfel. spendet sie aber wie dem getreide die reichgefüllte achre, so dem baume die prangende frucht, dann könnten ihr füglich auch bäume heilig gewesen sein und zwar *fruchttragende*, und unter ihnen vielleicht am ehesten der baum, dessen frucht dem alterthum vielfach als symbol der fruchtbarkeit galt, der auch ihrem gatten geweiht war, die eiche. auf diesen gedanken bringt mich zweierlei. es ist fürs erste keineswegs unbedeutsam, dass *Herodias* von mitternacht bis zum ersten hankrat gerade auf *eichen* sitzt. ich entnehme daraus, dass die eiche ihr, d. i. der unter ihrem namen verborgenen göttin einst geheiligt war, dass sie in deren laubiger krone einst gerne throute. das bestätigen mir fürs zweite auf die willkommenste weise die vielen *Marieneichen*, welche in Belgien und anderwärts vorkommen. O. l. vrouwe te Houdtheverle *ante hominum memoriam ad quercum* pendula fuit. (Wichmann Brabantia mariana 280.) Beata Maria virgo in Scheutveld ad *quercum* fuit collocata. accidit anno 1450 ipso *pentecostali festo coeleste lumen nocte media* supra dictam *quercum* conspici et in terra prope eandem *cereos* plurimos reperiri (das. 322). dies coeleste lumen sind offenbar die durch c. 63 capitul. l. a. 789 verbotenen luminaria, von denen es heisst: de arboribus vel petris vel fontibus ubi aliqui stulti luminaria vel alias observationes faciunt omnino mandemus ut iste pessimus usus tollatur et destruatur. von derselben eiche wird p. 323 gesagt: aliquando is qui *rosas* eidem (d. i. dem bilde an der eiche) *detrahere* ausus fuerat, occulta *vi numinis* in *terram prostratus est.* alius item qui *poma* tholo forsitan adpensa rapere apud se constituerat, sensit se prius *humi fusum* quam ad arborem manum extendere potuisset. also wurden der jungfrau ausser rosen auch *äpfel* geopfert, denn das forsitan will nichts heissen am allerwenigsten in diesem zusammenhang. sie kamen nicht durch zufall gerade an den θόλος und den räuber der blos *zufällig*, nicht als opfer hingehängten äpfel, hätte die strafe nicht getroffen. — *Nihil illustrius olim* quam *Maria in quercu* in pago Merefelt. visitur ibi diva virgo in *quercu* estque *quercus in medio altaris* adhuc modo. de ramis pendent miraculorum inditia diversa (das. p. 416 cf. Gramaye Campania c. III.). Diva virgo in Oirschot (Aerschot) ad *sacram quercum*, vulgo onze lieve vrouwe ten *heiligen eick* . . instituta fuit et imaginis et loci . . . . solemnis frequentatio quae sabbathi die proximo ante festum divi *Johannis Baptistae* vel alterius iam currentis saeculi memoria hoc modo servata fuit ut in praesentia etiam celebratur: ut pastor cum suo acolytho hora octava matutina parochiali adornatus habitu ex d. *Petri* (!) prodiens insideat *currui* ad hoc ex onere certi cuiusdam arvi et domicilii ab inhabitante colono ad utrumque vehendum destinato, *comitantibus* tum *curruis*, tum *pedestri itinere* diversis utrinsque sexus hominibus ubi ad locum hunc virgini matri sacrum perventum est, *fit concio sub dio*, postea laudes decantantur Deiparae matri. quod quidem multis annis ita fuit observatum dum nulla ibidem constructa esset aedicula (das. p. 422). dieser ausgang des zuges gerade aus der *Peterskirche* ist sehr bedeutsam, denn Petrus trat wie wir sahen an Donars stelle, die eiche steht also, wie so viele andern als heilig verehrten eichen in beziehung zu ihm. sie kann ihm aber nicht geweiht gewesen sein, da das fest, welches unter ihrem schatten gefeiert wird, in eine ihm fremde zeit fällt. die zeit seines waltens ist der frühling, wo er die ströme und bäche vom eise befreit, die zeit des keimenden grüns. im mittsommer aber hat die erde ihren reichsten schmuck angelegt, mag die göttin der erde also mit recht die schöne und schönharige genannt werden. schade dass uns keine ältern nachrichten über diese feier vorliegen, wir würden daraus vielleicht erfahren, ob der *wagen* auch von bedeutung ist, auf welchem der pfarrer zur eiche hinfährt. ebenso würde uns mehr klar über das wesen der göttin, an deren stelle hier die heil. mutter trat. die andeutungen Wichmanns über den ursprung des bildes an der eiche lassen manches vermuthen: *ochsentreiber* (!) sollen es am *ufer der Aa* gefunden haben. sie hoben es auf und trugen es zu der einen steinwurf weit entfernten einsamen eiche, woran sie es befestigten. am andern tage nahmen es die bewohner des dorfes *Beerse* und trugen es mit sich in ihr dorf. doch am folgenden morgen war es *verschwunden* und *hing wieder an der eiche*. die *ochsentreiber* erinnern mich an die *kühe* vorm wagen der *Nerthus* und machen mir es noch wahrscheinlicher, dass jener *wagen* einst nicht den priester trug. der fundort lässt mich an die beiden Marienbildchen denken, deren ich früher erwähnte. dass das bild zu der eiche zurückkehrte beweist mir, dass es ursprünglich immer an ihr hing, dass es nicht am ufer der Aa gefunden wurde, dass es an der eiche ein heidnisches bild oder symbol ersetzte, und ich möchte, da auf diese weise die auffindung am flusse allen halt verliert, um so mehr dadurch bestätigt sehn, dass ich mich nicht täusche, wenn ich die ochsentreiber und den wagen in beziehung glaube mit dem vom priester geleiteten mit kühen bespannten wagen der Nerthus. allerdings würde dann Donars gemalin hier zweifelhaft, wir würden eher seine mutter in der göttin der eichen zu sehn haben.

---

[1] lex. myth. 661.
[2] lex. myth. 681. M. 284.

Andere solcher bilder sind Onze lieve vrouwe op den *ossenweg* te Zout-Leeuw 'ad *quercum* pendula fuit reperta.' (Wichmann p. 457.) Nostra domina de Kortenbosch *quercui* imposita (Herdegom diva virgo candida p. 231. 234). stabat in via Gelam versus *annosa quercus* et in ea divae Virginis statua (das. 261). Onze lieve vrouwe ten Scherpenheuvel: *colliculus* fuit et in eo *quercus* et in hac divae virginis adfixa icuncula (Wichmann p. 505. cf. Just. Lipsii diva Virgo aspricollis). der sturm hatte dies bildchen einst auf die erde geworfen. ein *hirte* fand es und wollte es mit sich nach hause nehmen, konnte aber, sobald er es unter seinem kleide verborgen hatte, nicht von der stelle. starr und steif fand ihn sein herr; er nahm das bild und hing es wieder an dem baume auf und sogleich löste sich der bann, der auf dem hirten lag. noch spät galt die eiche für so heilig, dass aus ihrem holz geschnitzte bilder in besonderer verehrung standen. ohne allen zweifel giebt es auch in Deutschland solcher Marieneichen viele, ich kann im augenblick nur Maria zu den *drei eichen* zu Horn in Unteröstreich, u. l. fr. zu der eichen in Görsdorf (Stöber oberrheinisches sagenbuch p. 398) und die drei eichen im walde bei Bischofsheim in der Rhön (Panzer p. 281) anführen. eine sorgfältige sammlung alles dessen, was sich an solche bäume und bilder knüpft, ist sehr zu wünschen und von ihr haben wir noch bedeutende aufschlüsse über das wesen unserer göttin zu gewärtigen.

Man könnte mir hier p. 159 der myth. entgegen halten, in der 'Maria zur eiche' den donnerer suchen, wie Grimm ihn in der regenspendenden Maria suchte. aber es dürfte schwer sein, ein beispiel beizubringen, welches einen gott durch die heil. mutter oder eine andere heilige ersetzt zeigte. die bekehrer hielten mit recht auf möglichst leise übergänge und waren in ihren übertragungen streng consequent. so weihten sie die altäre des Donar wie wir sahen durchgängig Gott und dem heil. Petrus, weil dessen leben analogieen mit Donar bot. solcher analogieen gab es aber keine zwischen Donar und Maria, deren wesen einander fast diametral entgegengesetzt ist: mann und weib, wilde leicht aufbrausende kraft und die göttlichste milde und sanftmuth, wie liessen sich diese vereinigen, wie lässt sich denken, dass die beiden es sich hätten gefallen lassen, statt des gefürchteten gewaltigen gottes, der ihnen im laube des heiligen baumes thronte, nun in seinem schatten die gebenedeitste, zarteste der frauen zu verehren! der gegensatz wäre zu schroff gewesen, und darum bleibt uns eben nichts anders übrig, als in jenen Marieneichen die heiligen bäume einer weiblichen gottheit zu sehn, in der ich dem obigen zufolge Sippia zu erkennen glaube.

Ersetzt Maria aber in diesem falle den donnergott nicht, dann kann sie ihn ebensowenig in den M. 159 angezogenen fällen ersetzen. um regen werden meistens männliche heiligen angefleht, so die hh. Severinus, Guido, Maurinus (daher auch s. Pluvialis genannt) u. a. m. der von Grimm citirten regenprocession aus dem Lüttichschen kann ich eine andere aus Brüssel zur seite stellen, bei welcher das Marienbild aus Laeken umgetragen wurde, doch wäre dadurch noch nichts bewiesen, käme nicht die serbische Maria zur seite des Elias hinzu. ruft man überhaupt bei grosser noth und dürre die fürbitte der heiligen an, dann wird es ganz natürlich sein, wenn man sich vor allen an die mutter des heilands wendet. Elias aber ist bei den Serben wie den Walachen noch heute eine echt heidnische persönlichkeit und da Maria neben ihm erscheint, wird sie schwerlich rein christlichen ursprungs sein. ist sie das aber den Serben, ist sie dort die regenspendende ehemalige göttin, dann haben wir grund, auch unter der in jener lütticher regenprocession erscheinenden Maria eine göttin zu vermuthen. diese würde sich ebenso zu Donar verhalten, wie frau Gaue zu Wuotan, wie Frouwa zu Fro. sie würde die spendung des befruchtenden regens mit ihm theilen wie überhaupt alle mildern seiten seines wesens, sie würde über die '*serena et fruges*' walten. wir hätten es also mit einer der *Holda* verwandten göttin zu thun, deren schnee sich uns in regen lösen würde. aber dessen bedürfte es gar nicht einmal, sie *müsste* vielmehr neben dem regen auch schnee senden, denn der segen des feldes hängt ebenso sehr vom reichen schneefall in harten wintern ab, wie vom rechtzeitigen regen im sommer, und auch Zeus erregte ebensowol schnee wie regen. ich meine auch hier Sippia wiederzufinden; wenigstens passt sie als Donars gattin, wie als göttin der fruchtbarkeit zu diesem amt; sie wird gleich Holda eine am himmel wie auf der erde waltende sein. auch hier sind weitere aufschlüsse erst abzuwarten und es muss uns vor der hand genügen zu wissen, dass die eiche nicht nur dem Donar sondern auch einer göttin heilig war, der man blumen und früchte opferte, die besonders verehrt wurde, wenn feld und flur im schönsten schmucke prangten, die vielleicht gleich Holda und Nerthus im wagen umfuhr, gleich Donar der fruchtbaren witterung vorstand; dass endlich die grösste wahrscheinlichkeit vorliegt, dass sie Sippia die gemalin Donars war.

HELLIA.

DEUTSCHE MYTHOLOGIE p. 288.

Sie steht durch ihren aus der persönlichkeit in die örtlichkeit übertragenen namen bereits fest; spuren ihrer verehrung oder von mythen sind äusserst selten. ich rechne dazu die schon in der Wodana p. IV. erwähnte *Helleborne*, die dem gnadenbild 'onze lieve vrouwe ten Helleborne' den namen gab. das bild hängt in einem kästchen an einer eiche, an deren fuss die quelle so entspringt, wie jene auf dem Rodenstein. in ihrem fernern lauf heisst sie die '*Hellebeke*'; ihr wasser soll gut sein gegen *fieber*. spräche der name nicht so klar für Hellia, dann wäre an jene göttin der eichen zu denken, doch das ist hier unmöglich. es scheint demnach, als seien der göttin brunnen heilig gewesen und darin würde sie sich mit Holda berühren; um so eher ist dies anzunehmen, da beide ja auch das amt von bewahrerinnen der seelen mit einander theilen, nur gelangen zu Holda die seelen der unschuldigen kinder, zu Hellia die aller, welche vor alter oder an krankheiten sterben, wobei jedoch auch wieder ausnahmen zu machen sind, wie sich in der folge ergeben wird.

Zu ihr, die ursprünglich wie es scheint in Brittia wohnend gedacht wurde, deren aufenthalt aber auch schon frühe als in der tiefe der erde liegend galt und dies wol den völkern, die der küste ferner wohnten, mehr gegen das innere hin, überhaupt an allen orten, welche keine verbindung durch flüsse mit dem meere hatten, zu ihr also führt dieser brunnen, und nebst ihm auch der *Helleput*, dem wir in Belgien unzähligemale begegnen. es sind diese putten meist kleine tiefgehende moore mit trübem wasser, düstern traurigen aussehens [1]). das passt auch ganz zu der finstern todesgöttin und ihrer schaurigen wohnung. auch ein strudel in der Schelde führt den namen, da auch er in die wohnung des todes hinabführt. an fast alle Helleputte knüpft sich die vielverbreitete sage, dass der teufel mit ungetauften glocken, welche er dem kirchthurm entführt habe, in ihnen verschwunden, also durch sie zur hölle hinab gefahren sei. was heisst das? die glocken spielen eine so grosse und eigenthümliche rolle in unseren sagen, sie kehren so oft und zwar meist in verbindung mit wassern oder heiligen thieren wieder, dass ihnen jedenfalls ein mythisches moment zu grunde liegen muss.

Nach dänischem volksglauben soll Hel als dreibeiniges

---

1) pratum iuxta *onghehyere poele* in parochia de Berge. Cartular. s. Michaëlis Antw. a. 1285, f. 88. Brüsseler staatsarch.

pferd umgehn, d. h. sagt Grimm, sie zog auf diesem pferde durch das land, die ihr heimgefallenen todten in empfang zu nehmen (M. 290). in den Niederlanden ist dies pferd unbekannt, dort wird ihr ein *wagen* beigelegt, der in vielen sagen erscheinende *Hellewagen*, wie auch bei dem Wuotan dort das pferd weniger hervortritt als sein wagen, der Woenswagen. auch anderswo in Deutschland scheint Hellia auf ihrem pferde umgeritten zu sein, wenigstens deutet darauf Abraham a s^{a} Claras reim hin:

Wer nicht ist, wie der himmel,
den holt der teufel aufm schimmel [1]).

Auch das scheint sie mit Holda gemein zu haben, dass sie wie im brunnen, so auch im *berge* wohnt, wenigstens begegnet der name *Helleberg* in Belgien (Wodana V.) und in Hessen [2]), wo in der gemarkung Villingen u. a. die namen Hölle, Hellenberg dicht nebeneinander vorkommen. in Kurhessen begegne ich ihm gleichfalls. Schneiders Buchonia nennt u. a. eine 'höhe über den *sieben brunnen*, der *Helleberg*' [3]),

Soll die göttin nicht in der besonders im deutschen norden und den Niederlanden, im alten niedersächsischen gebiet allbekannten sagenberühmten *schwarzen Grete* stecken? mehr gegen süden kommt sie seltner vor; ich kenne sie da nur aus Frankfurt, wo eines 'schwarze gülle lochs eigentlich im namen der *schwarzen Grete lach*' von Lersner gedacht wird [4]). es stellt sich zu den nl. helleputten und der name scheint ganz derselbe. in Cöln schreckt man die kinder mit der '*schwatse Griet*', wenn sie unartig sind; ebenso ruft man ihnen zu '*do küss en de hell*', du kommst in die hölle, wenn sie thun, was ihnen verboten ist. in Holland ist die *boose Margriet*, in Belgien die *swarte Margriet* [5]) bekannt, in Schleswig-Holstein die *schwarze Greet*, die in historischen sagen als die böse königin Margaretha, de swarte Margret († 1283 Müllenhoff pp. 18. 342) gilt, in andern aber ganz der Hellia gleich auftritt. so sahen viele leute sie *reiten*, sie sass auf *weissem ross*, trug ein *schwarzes kleid* und zwei geister in schneeweissem gewande folgten ihr. die weisse farbe des pferdes scheint ein alter zug: 'je höher in unser alterthum hinaufzudringen uns vergönnt sein wird, *desto weniger höllisch und desto göttlicher* kann Halja erscheinen', sagt Grimm (M. 292).

---

[1]) Vermischtes. Domin. VI. post Epiph. p. 11.
[2]) Ph. Dieffenbach im Archiv für hessische gesch. und alterthumsk. V. heft 2, p. 77.
[3]) Band IV, 1, 127.
[4]) Chronik II, 1, 814.
[5]) Buddingh 351. DMS. nr. 19.

In den in zahllosen sagen vorkommenden halb schwarzen und halb weissen jungfrauen sieht Panzer p. 274 'die todesgöttin Hel selbst oder ihre priesterin.' das scheint mir gewagt. ich glaube, dass durch diese farben *hier* die stufe der erlösung ausgedrückt ist, auf welcher die jungfrauen stehen. wenn in nr. 66 die eine der drei jungfrauen die *Held* genannt wird, so liegt die ursache davon gerade in ihrer farbe, welche sie mit der Hellia gemein hat, sie ist aber darum nicht Hellia selbst. wir können und dürfen schwerlich in ihr etwas anderes sehen, als die dritte norn. der hund, welcher ihr folgt, ist nicht nur ein thier der Hel; auch den nornen werden hunde beigelegt (M. 633).

Steht also auch allerdings eine deutsche weibliche gottheit der unterwelt fest, dann lässt sich doch, wie ich meine, kaum verkennen, dass neben ihr wenigstens im deutschen norden auch eine männliche bestand. Grimm thut einen 'kühnen griff', wenn er M. 804 vom Hel sagt: 'Arnkiel schreibt der Hel, wie Plattdeutsche wenn sie hochdeutsch reden wollen, den artikel verwirren; sie sagen auch *der* Pest für die Pest'[1]). Arnkiel und der Plattdeutsche überhaupt wird, wenn auch solche verwirrung des artikels für bestimmte fälle zugestanden werden müsste sich derselben schwerlich schuldig machen, wenn es sich um eine bestimmte persönlichkeit handelt. eine solche muss ein festes geschlecht, kann kein wandelbares haben. als solche tritt aber *der Hel* auf, er reitet, ihn sehen die hunde, todkranke können sich mit ihm abfinden, sie opfern ihm etwas oder lassen ihm einen scheffel hafer geben, sein pferd damit zu füttern (Müllenhoff p. 245). dies alles lautet so sicher, dass, wollte man hier eine verwechslung des artikels annehmen, man sie gleichfalls für jeden andern mannsnamen zugeben müsste und davon liegen keine beispiele vor. dazu kommt bestätigend *der Helljäger* bei Kuhn nr. 310 der p. 503 mit dem Wodenjäger[2]) verglichen wird. auch Kuhn scheint geneigt bei der sage an einen männlichen Hel zu denken, da er meint das *hellejäger* M. 958 lasse sich noch anders erklären. schwer ins gewicht fallen ebenfalls die verse bei Hamconius, Frisia p. 77.

> *Pluto* sed et Frisiis cultus quandoque videtur
> atque *Heller* dictus vulgari nomine, tanquam
> *inferni dominus* . . . .

Hätte Hamconius die Hellia vor sich gehabt, dann würde er den namen wol durch Proserpina übersetzt haben wie Saxo grammaticus thut. er sieht in Holler eine zusammenziehung und verderbniss aus 'heer van de helle, hellenheer', doch hat ihn nur das männliche geschlecht des holler auf diesen gedanken bringen können und würde er, wäre dasselbe femininum gewesen, wol nicht auf das inferni *dominum* gekommen sein. der *Orcus curiens* des deutschen mittelalters (M. 291) hilft zu weiter bestätigung, umsomehr da er, wo er das erstemal meines wissens vorkommt, in der predigt des heil. Eligius offenbar als gottheit und zwar neben Neptunus erscheint. 'nullus *nomina daemonum* aut *Neptunum* aut *Orcum* aut ceteras eiusmodi ineptias credere aut invocare praesumat.' wie unter Neptunus eine bestimmte gottheit steckt, so muss dies mit dem Orcus, den man *anrief*, zu dem man *betete*, gleichfalls der fall sein, und zwar wird der heilige den *namen* derselben *einfach aber treu übersetzt* haben. wir hätten also in ihm unsern norddeutschen Hel wieder zu suchen. in spätern dichtungen trat Lucifer an die stelle des Orcus oder Pluto, darum finden wir denselben auch ganz so geschildert, wie die nordischen denkmäler uns die Hel zeichnen.

---

[1]) der Pest steht wohl für der Hel, da beide als personificationen des todes einander ersetzen können.

[2]) Hellia und Wuotan empfangen die seelen, darum haben sie wol so viel gemein, das pferd, den wagen, den umzug.

Dass der norden keine männliche gottheit der unterwelt kennt, spricht gewiss sehr gegen diese annahme, doch hebt es sie noch keineswegs auf. die deutsche götterlehre zeigte uns wenige götter allein auftretend, den meisten, wenigstens den hauptgöttern stand eine göttin zur seite. von den übrigen wissen wir zu wenig, um festeres darüber bestimmen zu können; von dieser seite also spricht nichts gegen den männlichen höllengott. dazu kommt, dass er den mythologieen anderer völker und zwar der uns zunächst liegenden nicht fremd war, und das spricht für ihn. dass er übrigens noch kräftigerer stützen bedarf, als die oben gegebenen sind, versteht sich von selbst; ich versuchte nur, ihn als wahrscheinlich hinzustellen, die völlige gewissheit fehlt noch.

GEBRÄUCHE UND ABERGLAUBEN[1].

GEBURT, KINDERJAHRE.

1. h. Wenn in der bergstrasse die bauern graben, rufen

---

[1] Abkürzungen: b = belgisch. D = Delrio disquisitiones magicae. h = hessisch. hw = hessisch, Wetterau, die so bezeichneten danke ich herrn prof. Philipp Dieffenbach in Friedberg. nl = niederländisch. r = rheinisch. W = wetterauisch, mitgetheilt von herrn Dr. Weigand in Giessen.

sie neckend vorübergehenden mädchen zu: komm her, wir graben bursche heraus für die mädchen, die noch keine haben.

2. In Belgien bringen die kinder allerlei zuckerwerk und näschereien mit auf die welt; diese werden unter die kinder der nachbarschaft vertheilt.

3. hw. Wenn kinder bei der taufe schreien, werden sie nicht alt. nach anderen werden sie klug, wenn sie bei der taufe schreien.

4. hw. Wenn zwei kinder aus einem wasser getauft werden, so stirbt bald das eine von ihnen.

5. r. Kinder, die gleich nach der geburt eine blaue ader auf der stirn haben, bleiben nicht lange leben.

6. r. Kinder bekränzen ist nicht gut, sie sterben gern.

7. r. Kluge kinder werden nicht alt.

8. r. kinder soll man nicht malen lassen, sie sterben sonst gar zu gern.

9. r. Wenn kinder in der wiege lächeln, spielen die engel mit ihnen.

10. hw. Ein kind, das weisse flecken an den nägeln hat, wird sehr glücklich.

11. hw. Ein kind, das die zähne weit von einander hat, kommt weit in die welt.

12. hw. Wenn einem kinde früh die nase fliesst, so bekommt es verstand.

13. hw. Wenn ein kind früh speit, so gedeiht's.

'Spei kind, deih kind.'

14. hw. Wenn ein kind getauft werden soll, thue man brod und salz in die wickel, dann haben die Hexen keine gewalt über dasselbe.

15. hw. Wenn man bei einem neugebornen kinde in den ersten drei tagen etwas wegleiht, so haben die hexen gewalt über das kind.

16. hw. Wenn man einem kinde brod und salz anhängt, so hat der böse keine gewalt über dasselbe.

17. hw. Wenn man dem kind nüchtern zuruft, so wirds berufen (wird krank).

18. hw. Wenn jemand während des essens kommt, so soll man es mitessen lassen, sonst schadet es den kindern.

---

2. In Holstein tragen sie den zucker 'kindsfoot' an den füssen. Schütze s. v.

7. Oeltklook leevt nig lang. Schütze s. v.

14. Quand on apporte un enfant aux fonts baptismaux, on place sur lui un morceau de pain qu'on donne à la première personne que l'on rencontre. (Roussillon) De Nore, 132.

15. vgl. Kuhn p. 430 n. 263.

19. h. Begräbt man die glückshaube aufs feld, dann ist der damit geborne glücklich, wirft man sie ins feuer oder in den schmutz, dann ist er unglücklich.

20. h. Näht man einem kinde die abgefallene nabelschnur in die kleider, dann kann es nicht verloren gehn.

21. hw. Es ist gut, dass man einem neugebornen mädchen neben der pathin auch einen pathen giebt, sonst bekommt es in späterer zeit keinen mann.

22. hw. Die frauen, welche bei dem kindtaufeschmaus zugegen sind, müssen stricken, damit das neugetaufte kind fleissig wird.

23. hw. Wenn mädchen zur kindtaufe gehen, so müssen sie weisse kleider anlegen, sonst stirbt das kind.

24. hw. Frauen dürfen nie zur kindtaufe gehen, ohne ein reines hemd anzuziehen, sonst wird das kind unreinlich.

25. hw. Das wasser von der kindtaufe muss man an einen rosenstrauch schütten, dann bekommt das neugetaufte kind rothe wangen.

26. hw. Wenn man einem kinde eine bibel in die wiege legt, ehe es getauft ist, so wirds gelehrt.

27. hw. Wenn man einem kinde oft den kalender giebt, so wirds gelehrt.

28. hw. Wenn man einem kinde beim entwöhnen einen stoss giebt, dass es auf ein weissbrod fällt, so zahnt es leicht.

29. hw. Wenn man einem kinde die erste laus auf dem umgekehrten schmelzpfännchen knickt, so bekommt es eine schöne stimme.

30. hw. Wenn ein kind zum erstenmal in ein haus kommt, so muss man ihm mit einem ei, dem ersten, das ein huhn gelegt, in dem mund herumfahren, alsdann zahnt es leicht. ein solches ei heisst *pappelei*.

31. hw. Das pappelei, welches man bei einem kinde gebraucht hat, muss man ihm in seine suppe kochen. Wenn man es aber auf einen balken des obersten bodens legt, so beschädigt es sich niemals durch einen fall, so lange das ei liegen bleibt.

32. hw. Wenn man ein kind zum ersten male mit einem neuen kamme kämmt, so bekommt es ein grosses haar.

33. hw. Wenn man dem kinde das erste paar schuhe ma-

---

20. In der Mark wird sie zu pulver gebrannt und dem kinde eingegeben, damit es keine krämpfe bekomme (Kuhn p. 431. n. 268). In Belgien bringt die hebamme sie der mutter und empfängt ein geschenk dafür.

21. vgl. Kuhn p. 432 n. 273.

22. vgl. Kuhn p. 431. n. 269.

eben lässt, so darf man an der forderung nichts abziehen, sonst hat das kind kein glück.

34. hw. Man darf einem kinde die ersten paar schuhe nicht anmessen.

35. hw. Wenn ein kind gut zahnen soll, so muss die mutter einer maus den kopf abbeissen und dem kinde anhängen.

36. hw. Nüchterner speichel ist ebenfalls gut fürs zahnen.

37. hw. Wenn ein milchzahn ausgeht, so stecke man ihn in ein mauseloch, dann bekommt das kind kein zahnweh.

38. r. Den ausgefallenen zahn werfe man über den kopf und laufe schnell weg.

39. r. Kinder stecken den ausgefallenen zahn in ein mäuseloch und rufen dazu: maus, maus, komm heraus, bring mir einen neuen zahn heraus.

40. hw. Wenn ein kind einen dicken nabel hat, so kuriert man dasselbe so: man nehme einen gefundenen nagel und schlage ihn in die thüre auf derselben höhe, da des kindes nabel ist und bete beim einschlagen drei vaterunser.

41. hw. Man darf kein kind mit einer weide schlagen, sonst bekommt es die zehrung.

42. hw. Wenn man über einen jungen menschen wegschreitet, so wächst er nicht mehr.

43. hw. Wenn man wiegt, ohne dass das kind in der wiege liegt, so wächst es au.

44. hw. Wenn man ein kind durch das fenster hinaushebt und nicht wieder durch dasselbe zurück, so wächst es nicht mehr.

45. hw. Den kleinen kindern soll die mutter das erste mal die nägel abbeissen, so bekommen sie keine nagelwurz.

46. hw. Wenn man zwei kinder unter dem jahr gegen einander hält zum küssen, so lernt das eine von ihnen nicht sprechen.

47. hw. Wenn zwei an einer wiege zugleich wiegen, so hat das kind keine ruhe.

48. hw. Wenn man in ein haus kommt, worin kleine

---

42. Kuhn p. 462. n. 461.

44. Kuhn p. 462. n. 462. Les Bretons considèrent comme un présage fâcheux de faire passer un enfant par dessus la table à manger. Si cela arrive par inadvertance, il faut alors pour détourner les malheurs qui menacent cet enfant, le reporter par le même chemin. De Nore. 225.

45. In der französischen Montagne noire (einem zweig der Pyreneeen) heisst es: on ne coupe pas les ongles aux petits enfans qui sont encore allaités, parcequ'on pense que cette opération ferait naître en eux un penchant décidé pour le vol. De Nore. p. 89.

kinder sind, so soll man sich niedersetzen, sonst nimmt man den kindern die ruhe mit.

49. hw. Wenn das erste wort, welches ein kind sprechen gelernt 'papa' ist, so wird das nächste kind ein knabe sein.

50. w. Ein gülden sonntagskind sieht geister.

51. hw. Wenn es einem kinde *im ersten jahre* in's gesicht regnet, so bekommt es sommerflecken.

52. hw. Wenn man ein kind *vor dem jahr* in den spiegel sehen lässt, so wird es stolz.

53. hw. Vor dem jahre darf man den kindern die nägel nicht schneiden, sonst lernen sie stehlen.

54. hw. Ein junger baum wird fruchtbar, wenn man die ersten früchte von einem tragekind abpflücken lässt.

55. h. Wenn man einem siebenjährigen kinde eichenmispeln in warmen wein oder milch zu trinken gibt, so bleibt es frei von schwerer krankheit.

56. h. die ersten früchte eines bäumchens, von einem kinde *unter sieben jahren* gebrochen, machen das bäumchen fruchtbar.

57. hw. Wenn man einem knaben vor seinem siebenten jahre das haar schneidet, so bekommt er keinen muth.

58. hw. Wenn ein mädchen gut spinnen lernen will, so muss sie es im siebenten jahre anfangen und die erste spule über ein mühlrad werfen.

59. h. Man soll ein kind das ihm bestimmte handwerk vor dem siebenten jahr beginnen lassen, dann hat es glück dabei.

60. hw. Wenn ein mädchen *unter 12 jahren* das garn spinnt zum netze, so haben die fischenden damit glück.

61. nl. Innocentes et simplices sive per aetatem, sive per phantasiae laesionem, adhaec personas miserabiles ut pauperes, decrepitos, orphanos esse Deo gratos et eorum interpositione aut intercessione a Deo quid impetrari putant.

62. hw. Wenn die kinder in gesellschaft singen und begraben, so stirbt bald eins.

63. hw. Wenn die kinder soldaten spielen, so giebts bald krieg.

64. r. Wer ein herz eines dreijährigen kindes hat, sieht alle verborgenen schätze.

65. r. Kinder die gern mit feuer spielen, pissen auch gern ins bett.

66. Wenn das kind die hand wider den vater aufhebt, so verdorrt sie.

---

61. Gis. Voet. sel. disp. III, 120.

LIEBE UND EHE.

67. hw. Wenn ein mädchen wissen will, wie lange sie noch unverheirathet bleibt, so muss sie dem ersten kukuk zurufen 'kukukknecht, sag mir recht, sag mirs klar, wie viel jahr, als ich noch eine jungfrau bin.' wie oft er schreit, so viele jahre hat sie noch zur hochzeit.

68. hw. Wenn beim spaziergang dem mädchen dornen am kleide hängen bleiben, so bedeutet das wittmänner als freier.

69. hw. Wem das schürzenband aufgeht, an das denkt der schatz.

70. hw. Wenn ein mädchen den ersten buchstaben ihres künftigen mannes wissen will, so schäle sie einen apfel oder eine birne, dass die schale ganz bleibe und werfe sie hinter sich. dann kann sie aus der lage derselben den buchstaben finden.

71. hw. Wenn ein mädchen wissen will, wie ihr künftiger mann heisst, so darf sie nur den ersten knaben *unter 12 jahren*, der ihr begegnet, fragen, wie er heisst.

72. r. So oft die finger gezogen knacken, so viel freier hat ein mädchen.

73. r. Fällt einem mädchen das strumpfband, dann denkt der geliebte an sie.

74. r. Ein mädchen, welches sich an der waschbütte die schürze nass macht, bekommt einen mann der gerne trinkt.

75. hw. Wenn mädchen den katzen schmeicheln, so bekommen sie schöne männer.

76. hw. Wenn die köchin den brei versalzt, so ist sie verliebt.

77. r. Drei blutstropfen aus der nase fallend, bedeuten bruch eines liebesverhältnisses.

78. hw. Man darf dem geliebten nichts schenken, was sticht oder schneidet, sonst sticht oder schneidet man die liebe entzwei.

79. b. Geliebten personen soll man nichts *gelbes* schenken, als blumen, bänder u. s.

80. b. Dass die liebe nicht gebrochen werde, nehme man einen ring des geliebten und lege ihn nebst einem eignen von sich in das nest eines schwanes.

81. hw. Wenn man einem heimlich ohrenschmalz aufs brod giebt, so erwirbt man sich dessen liebe und zuneigung.

82. r. Wenn ein frauenzimmer einem manne von ihrem menstrualblut beizubringen weiss, so dass ers im essen oder trinken nimmt, dann hat sie seine liebe für ewig sicher gewonnen.

---

82. Fecisti quod quaedam mulieres facere solent? tollunt san-

83. hw. Wenn drei lichter in einer stube beisammen brennen, so bedeutet es eine braut.

84. hw. Wenns einem von einem leichenzug träumt, so bedeutet es eine hochzeit.

85. h. Fällt ein auf den tisch geworfenes messer auf den rücken und bleibt so liegen, das bedeutet eine hochzeit.

86. h. Ist ein mit der schneide aufwärtsgekehrtes messer mit der spitze nach einer person gerichtet, die heirathet bald.

87. hw. Wer glück in der ehe haben soll, muss sich auf einen dienstag trauen lassen.

88. h. Mariage du vendredi porte malheur.

89. h. Hochzeiten feiert man in der Bergstrasse gern am *donnerstag*.

90. hw. Wer sich auf einen freitag copulieren lässt, der hat unglück in der ehe.

91. hw. Wenns am hochzeittage regnet, so werden die leute reich.

92. hw. Wem es auf den hochzeittag regnet, der hat unglück.

93. hw. Wenn die braut am morgen des copulationstages nicht weinsuppe isst, so bekommt sie keine kinder.

94. hw. Auf wessen seite das licht trübe brennt bei der copulation, der stirbt zuerst.

95. hw. Wenn man bei der copulation zwischen braut und bräutigam durchsehen kann, so wird die ehe getrennt.

96. hw. Wenn die braut nicht weint vor dem altare, so weint sie in der ehe.

97. hw. Bei wem es feucht wird unter den füssen, wenn das paar vor dem altar steht, der stirbt zuerst.

98. h. In der Bergstrasse und dem Odenwald empfängt die braut bänder von ihren freundinnen, die sie nebst zweigen von rosmarin und lorbeer beim kirchgang an der brust trägt, wie viel deren auch sein mögen. bei der hochzeit ist es sitte, ihr einen schuh auszuziehen und daraus zu trinken.

99. hw. Wenn bei der hochzeit braut und bräutigam

---

guinem suum menstruum et immiscent cibo vel potui et dant viris suis ad manducandum vel ad bibendum ut plus diligantur ab eis. Burchardus de poenit. decretor. l. 19. cf. Rhabani poenitent. 854. Canis. lect. ant. II, 2, 310.

88—90. vgl. Kuhn p. 435 n. 289. Si l'on veut avoir des enfans il ne faut pas se marier un vendredi (Montagne noire). De Nore 90.

97. Durant la cérémonie les deux époux tiennent (dans la Sologne) chacun un cierge allumé et celui des deux, dont le cierge coule le plus vite est aussi celui qui doit mourir le prémier. De Nore 278.

in ihrem kirchenstaate zuerst zusammen tanzen, so haben sie glück in der ehe.

100. hw. Wer am copulationstage zuerst schlafen geht, hat die herrschaft im hause.

101. hw. Zerbricht bei der hochzeit ein ring, so sterben die brautleute bald.

102. hw. Wenn der trauring verloren geht, so wird der theil, der ihn verliert, leicht untreu.

103. hw. Wenns beim trocknen der wäsche regnet, so ist der mann nicht treu.

104. hw. Wenn der tisch nicht fest auf seinen beinen steht, so hat die frau das regiment im hause.

105. hw. Es bringt kein glück, wenn man sich an der tafel zwischen zwei eheleute setzt.

106. Das hofgesinde in Fulda hatte vor alten zeiten folgenden recht: wenn man hörte, dass in einem hause die frau ihren mann schlug, und dieser sich nicht durch reichliche weinspenden mit dem hofgesinde abfand, dann zog diess zu der wohnung des ehepaars und deckte das dach ab.

WOCHENBETT.

107. h. Hebammen auf dem wege zur wöchnerin haben sich wohl in acht zu nehmen; auch die wöchnerin ist in den ersten neun tagen vielen gefahren ausgesetzt.

108. hD. Obstetrices per nodulos umbilico et secundinis adhaerentes coniiciunt, quoties puerpera sit postmodum paritura.

109. hw. Wenn des nachts an der thüre einer wöchnerin geklopft wird, so darf man nicht eher öffnen, als bis dreimal geantwortet ist. dann kann man sicher sein, dass das eintretende keine hexe ist.

110. hw. Eine wöchnerin darf keinen gang thun, bis sie ausgesegnet ist, sonst haben die hexen gewalt über sie und ihr kind.

111. hw. Eine wöchnerin soll beim kirchgang neue schuhe anziehen, dann fällt ihr kind nicht gefährlich.

112. hw. Wenn eine wöchnerin das erste mal zur kirche geht, und es begegnet ihr ein mann, so ist ihr nächstes kind ein knabe.

113. hw. Wenn eine andere frau mit der stillenden frau zusammen trinkt, so nimmt sie derselben die milch.

114. h. Wöchnerinnen legt man eine windel auf das grab und beschwert sie an den vier ecken mit steinen.

101. vgl. Kuhn p. 434. n. 288.
110. vgl. Kuhn p. 433 n. 277.

TOD.

115. hw. Wenns einem von einer hochzeit träumt, so bedeutet es eine leiche.

116. hw. Wenn einem ein zahn ausfällt, so stirbt eins in der familie.

117. hw. Wo der glücksvogel (das käuzlein?) des nachts schreit, da stirbt bald jemand.

118. r. In Cöln streut man vor dem sterbhause buchszweige auf die strasse; behält man deren übrig, dann folgt bald wieder eine leiche in dem hause.

119. h. Maulwurfshügel im stall bedeuten den tod eines der hausbewohner.

120. h. Wenn es in den (prot.) kirchen unterm läuten des vaterunsers still ist, dann stirbt sobald niemand; hört man aber ein geräusch, dann giebt es bald eine leiche im orte.

121. r. Kracht der sarg beim einschieben in den leichenwagen, so stirbt bald wieder jemand.

122. r. Wenn ein schlüssel von selbst aus der thür fällt, stirbt bald jemand.

123. r. Ketten an einem wagen oder karren vor dem hause reissend bedeuten tod.

124. r. Viele schwarze kreuzchen oder ins kreuz gelegte falten, die man zufällig im betttuch findet, bedeuten tod.

125. w. Schlägt die thurmuhr unter dem abendläuten, dann stirbt bald einer im orte.

126. hw. Wenn die glocken dumpf läuten, so stirbt bald jemand im dorfe.

127. hw. Wenn im stadtrevier zwei leute sterben, so muss noch ein dritter nachfolgen, damit die zahl drei voll wird.

128. r. Von fischen, blumen oder obst träumen, bedeutet tod eines nahen anverwandten.

---

116. Harun al Raschid träumte, alle seine zähne seien ihm ausgefallen; ein traumausleger deutet den traum, er werde alle seine verwandten sterben sehen. Rosenöl II. 85.

117. Lorsqu'une chouette se fait entendre sur le toit d'une maison pendant la nuit, c'est un signe de maladie ou de mort de l'un de ses habitans. si le chant de cet oiseau a lieu durant le jour, c'est qu'il y a une femme enceinte dans le voisinage (Montagne noire). De Nore 100. Hört man in Béarn den schrei, alors les gens de la campagne jettent du sel dans le feu, pour éviter l'accomplissement de ce sinistre présage. ibid. 128.

119. vgl. M abergl. 555. 601. 821. — 2. ausg. p. 1089.

127. Quand il y a deux personnes de mortes dans une semaine, malheur à celles, qui sont malades, car il en faut une troisième. (Bretagne.) De Nore 213.

129. r. Lächelt eine leiche, so folgt ihr bald jemand.

130. hw. Wenn man drei lichtchen brennen sieht, so stirbt man auch bald.

132. hw. Wer ein kind aus der taufe gehoben, das stirbt, darf nicht mehr zu gevatter stehen, sonst bleibt keins leben.

133. d. Si mater mortuum infantem osculata sit, postmodum vero moriantur alii, culpam in osculo dicunt fuisse.

134. hw. Wenn man das bett so stellt, dass die beine nach dem fenster gehen, so werden die beine bald zu grabe getragen.

135. b. Fährt einem ein kalter schauer übern leib, dann sagt man in Flandern: es lauft ein männchen über mein grab.

136. b. Si vos voles savoir si un hom mora u non quant il est malades, prendes son orine et se le metes en 1 vasiel et faites une feme ki nourise un oir male degouter de son lait ens. se vous veez li lait floter il mora et se li lais se mielle avec l'orine, si puet bien warir.

137. hw. Wenn jemand am sterben ist, muss man das kopfkissen unter ihm wegreissen, dann stirbt er bald und leicht.

138. r. Fragen todtkranke nach der uhr und nennen eine stunde, so sterben sie in derselben.

139. hw. Wenn jemand gestorben ist, muss man die fenster öffnen, damit die seele hinausfliegt.

140. h. In der bergstrasse setzt man das geschirre, welches ein gestorbener gebraucht hat, zerschlagen an den kreuzweg, damit der todte nicht wiederkehre.

141. r. Die thüre hart zuschlagen ist nicht gut, 'man klemmt die seelen'.

142. r. Ein messer mit der schärfe nach unten gelegt, thut den armen seelen im fegfeuer wehe.

143. hw. Wenn die hauptperson im hause stirbt, so muss man alles rütteln.

---

133. Sculteti concio II in Jes. c. 47.

134. Weil so die leiche stehen muss. Auch die Pehuenchen, ein kupferfarbiger stamm in Südamerika, schaffen nach prof. Pöppig (reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom) den verstorbenen zuerst mit den füssen aus der hütte, denn wenn er in einer andern lage hinausgetragen würde, so könnte sein irrendes gespenst dahin zurückkehren.

135. Das ist auch orientalischer glaube. cf. 618.

136. Le Glay catal. descript. des mss. de la bibl. de Cambrai n. 351.

137. A la campagne (Périgord) on place un joug sous la tête des agonisants et l'on donne pour raison que cela adoucit les souffrances et lui donne la force de les supporter. De Nore 144.

144. hw. Wenn jemand im hause stirbt, so muss alle frucht aufgerüttelt werden, sonst geht sie nicht auf.

145. hw. Wenn man ein hemd für ein todten weggiebt, ohne den namen auszuschneiden, so muss das andere bald nach. Überhaupt darf man dem todten keinen namen eines lebendigen mit in das grab geben, sonst folgt dasselbe bald nach.

146. Nadeln mit welchen ein todtenhemd genäht worden, dienen zum nestelknüpfen.

147. hw, Was man an dem todten gebraucht hat, muss man ihm mit ins grab geben.

148. hw. Wenn man von einem rosenstock rosen einem todten mit ins grab giebt, so verdorrt der rosenstock.

149. hw. Wenn man auf den todten eine thräne fallen lässt, so hat er keine ruhe im grabe.

150. hw. Wenn man dem todten den mund auflässt, dass die zunge aus leichentuch kommt, so leckt es die ganze familie nach.

151. Mortualis seu funeralis linteus, cui cadaver involvitur, residuum aut abscissam partem esse remedium adversus procedentiam sui putant.

152. hw. Wenn man das gesichttuch eines todten dem trinker drei tage in den brantweinkrug steckt und lässt ihn darüber trinken, so verliert er das trinken.

153. h. Ein faden garn durch das kinn einer leiche gezogen und in ein kleid genäht, schützt vor bezauberung.

154. hw. Wenn jemand stirbt und man legts auf die stelle, wo der tisch gewöhnlich steht, so dauert der schmerz der hinterbliebenen nicht lange.

155. h. Man soll die stühle umwerfen, auf welchen eine todtenbahre stand, sobald dieselbe weggenommen ist, sonst folgt bald eins aus dem hause nach.

156. hw. Wenn bei der beerdigung der vers: 'nun lassen wir ihn hier schlafen' gesungen wird und der todtengrä-

---

144. vgl. Kuhn 435 n. 294.

146. Kornmanni de mirabil. mort. V. c. 33.

148. vgl. 145.

149. vgl. KM. 109. 111, 198. Wodana p. 152 u. 176. DMS. n. 42. Kuhn märk. sagen 234. Müllenhoff n. 195. 196. 197. Reusch sagen Samlands 32. Börner Orlagau p. 142. 153.

150. Un homme damné mange après sa mort le suaire qui lui couvre le visage et le malheureux pousse dans la tombe des cris sourds et effrayans (Normandie). De Nore 267.

151. Kornmanni tract. de mirac. mortuor.

155. vgl. Kuhn p. 435 n. 297.

156. Die hacke ist lang und spitz, darum phallisch, die halbrunde schippe bedeutet die vulva.

ber lässt die schippe fallen, so ist die person, die zunächst stirbt, ein weib, fällt ihm aber die hacke, so stirbt zunächst ein mann.

157. hw. Wenns beim begraben im sarge rumpelt, so stirbt bald eins aus der familie nach.

158. hw. Wem es ins grab regnet, der wird seelig.

159. h. Der zuerst auf einem friedhof begrabene muss wandern und kommt nie zur ruhe.

160. hw. Schweissige hände vergehen, wenn man sie mit dem wasser wäscht, das sich auf gräbern sammelt.

161. hw. Wenns einem von todten träumt, so giebts bald regen.

HAUS.

162. r. Nach fünfzig jahren soll man kein haus mehr zu bauen anfangen, sonst heisst es: wenn der käfig fertig ist, fliegt der vogel fort.

163. hw. Wenn man zum ersten male in einem neuen hause schläft und zählt die balken über sich, so wird das wahr, was man träumt.

164. hw. Wenn andere dein weib, deine kinder oder dein vieh dir ins gesicht loben, so denke nur an etwas anderes, dann kann das gelobte nicht bezaubert werden.

165. b. Daer goede azijn is plegen kwaede vrouwen te zyn.

166. r. Bleibt ein messer beim fallen im boden stecken, bedeutets besuch.

167. hw. Wenn einem die scheere auf die erde fällt und bleibt mit der spitze stecken, so bekommt man besuch.

168. hw. Wenn sich am licht ein knollchen bildet, so bekommt diejenige person, nach welcher es gerichtet ist, bald einen brief.

169. hw. Wenn man eine wichtige unternehmung in einem schaltjahre thut, so gedeiht sie nicht.

170. hw. Auf dem markt soll man den ersten käufer nicht gehen lassen, dann verkauft man gut.

171. hw. Wenn man diebsdaumen zu der waare legt, so findet sie guten abgang.

172. hw. Wenn man vor der wäsche mit dem finger in die waschbütte greift, so wird die wäsche nicht rein.

173. hw. Freitagswäsche hat kein glück.

---

170. Il ne faut point faire crédit au commencement de la journée, si l'on ne veut se porter malheur (Bretagne). De Nore 226.

174. b. On ne doit pas dire en lessivant le linge, la lessive *bout* mais la lessive *joue*; autrement le linge aurait été gâté.

175. hw. Wer an einem ersten feiertage eine unerlaubte arbeit thut, muss sie nach seinem tode in ewigkeit fortthun.

176. hw. Wer des freitags butter stösst, bekommt mehr als an einem andern tage.

177. hw. Wenn man am samstag eine arbeit anfängt und unbeendigt lässt so gedeiht sie nicht.

178. hw. Wenn ein mädchen am samstag den rocken nicht abspinnt, so giebt es schlechtes garn, 'so kommt die frau Holle hinein.'

179. hw. Die nägel darf man nicht des sonntags schneiden, sonst hat man die ganze woche hindurch unglück.

180. hw. Wenn man durch eine unterthüre kriecht, so hat man unglück. (die älteren hausthüren bestehen aus einer ober- und unterthüre.)

181. hw. Wenn man des morgens mit dem linken fusse zuerst aus dem bette geht, so hat man an diesem tage zank.

182. b. Mit dem fusse an die thürschwelle stossen, bedeutet unglück.

183. hw. Ein unglücks-ei muss man übers dach werfen, sonst bringts unglück ins haus.

184. b. Une chaise qu'on fait pirouetter présage une querelle ou de l'inimitié.

185. hw. Wer auf Johanni von dem Johannes-feuer einen brand mit nach hause nimmt, bei dem schlägt das gewitter nicht ein.

186. hw. Wenn man einen donnerkeil im hause hat, so schlägt der blitz nicht in dasselbe ein.

187. hw. Wenn man ein gedeck mehr auf den tisch bringt als nöthig ist, so hat man einen hungrigen freund.

188. r. Es ist nicht gut, beim essen, die beine übers kreuz zu legen.

189. hw. Wenn die speise während des essens zur erde

---

179. On ne doit pas se couper les ongles un des jours de la semaine où il faut une R pour écrire le nom de ce jour (Montagne noire). De Nore 98. Il ne faut pas tailler ces ongles un mardi, un mercredi ou un vendredi, parcequ'il pousserait de petites pellicules nommées envies et de plus il arriverait quelque malheur (Normandie). De Nore 263. (vgl. n. 129.)

181. Lorsqu'on sort le matin pour la première fois il n'est nullement indifférent de porter tel ou tel pied le premier dehors. Le pied gauche est un signe de bonheur quand on rentre et le pied droit signifie la même chose quand on sort (Normandie). De Nore 262.

fällt, so ist das ein beweis, dass eins der mitessenden es dem essenden nicht gönnte.

190. hw. Wenn man bei tische alles rein aufisst, so gibts gutes wetter.

191. r. Schenkt man bier oder wein ein und es zeigt sich in der mitte des glases ein runder schaum, das bedeutet glück.

192. hw. Blase nicht in den backofen, wenn das brod darin liegt; sonst backts ab.

193. hw. Wenn man das brod verkehrt legt, haben die bösen leute gewalt im hause.

194. r. Den brodlaib soll man nie auf die obere seite legen, es bringt unglück.

195. hw. Wenn man das brod nicht gleich schneidet, so wird man nicht reich.

196. hw. Wer ein stück brod bei tische mehr schneidet, als leute am tische sind, der hat einen hungrigen freund in der ferne.

197. hw. Wer das brod auf dem boden liegen lässt und tritt darauf, der muss noch hunger leiden.

198. hw. Wer schimmlichtes brod isst, wird alt und reich.

199. r. Fällt dir bei fremden ein stück brod aus der hand, so ist dir's nicht gegönnt.

200. hw. An dem tage, da das neue gesinde einzieht, muss das alte am kasten rücken, sonst kommt es in dem jahre aus dem dienst.

201. hw. Einer neuen magd soll man vor der arbeit etwas zu essen geben, da gewöhnt sie sich besser.

202. r. Mägde, die montags in den dienst treten, zerbrechen viel.

203. b. Kocht das spülwasser, dann geht die köchin bald weg.

204. b. Wenn man am Abdonstag einen grünen span ausschneidet, damit die bettladen bestreicht, worin wanzen sind, und ihn dem baum wieder einfügt, so verlieren sich die thiere.

---

199. vgl. 189.

201. darum wird das neu eintretende gesinde in der Bergstrasse und dem Odenwald mit kuchen und aepfelwein empfangen.

204. Abdon mahnt an abthun; die verwandtschaft des klanges beider wörter verleitete zu diesem und vielem ähnlichem aberglauben, der sich an den tag knüpft, den ich aber als von keiner weitern bedeutung, nicht aufnehmen durfte.

HAUSTHIERE.

205. hw. Wenn man ein frisches stück rindvieh in den stall bekommt, so muss man zuvor dreierlei stahl in denselben legen und zwar so, dass das stück vieh genöthigt ist, über denselben zu schreiten. gewöhnlich nimmt man dazu eine sichel, einen feuerstahl und ein messer.

206. h. Hat man vieh gekauft, so führt man es schweigend und mit zurückgehaltenem athem in den stall, nachdem man vorher ein beil unter die schwelle gelegt hat; es schreit dann nicht.

207. h. Neugekauftem vieh wendet man die zunge, ehe es in den stall geführt wird, dann beisst und stösst es nicht.

208. hw. Wenn man eine neuerkaufte kuh gewöhnen will, so muss man bei ihrem eintritt in den stall einen schlüssel, einen dreifuss und eine schürze an die thürschwelle so legen, dass die kuh darüber schreitet.

209. hw. Wenn man die kuh des abends trocken stellt, so bekommt sie das kalb am tage.

210. h. Wenn man an einem sonntag zu melken aufhört, gebiert die kuh am tage.

211. hw. Wenn man bei einem frischgebornen kalbe in den drei ersten tagen etwas wegleiht, so ziehen die, welche es geliehen haben, die milch an sich.

212. h. Wenn eine kuh ein kalb bekam, giebt man ihr etwas von dem holz aller thürschwellen des hauses im futter ein.

213. hw. Wer kühe gewöhnt zum zuge, muss den spüllumpen beim nachbar stehlen und unter das joch stecken, dann lassen sie sich schnell gewöhnen.

214. hw. Wenn ein kalb beim abgewöhnen nicht rüklings von der kuh weggenommen wird, so schreit es und nimmt ab.

215. n. Wenn man mit einem *donnerkeil* einer kuh die striche am memm (euter) bestreicht, so springen diese nicht auf.

216. hw. Wenn die magd das kalb anbindet, so muss sie es im sonntagsstaate, während des kirchengeläutes thun, so nimmt es besser zu.

217. hw. Wenn du das kalb verkauft hast, so lass es

---

214. vgl. 217 u. anm.

215. Les haches celtiques portent dans la Montagne noire le nom de Peyros dè picoto, c'est à dire pierre de variole; on les suspend dans les bergeries, afin de préserver les troupeaux de la clavelée. De Nore 103.

217. Lorsque l'on vend des veaux, on doit les sortir à reculons de l'étable, afin que la mère n'ait pas trop de regrets (Bretagne). De Nore 226.

den metzger hinterwärts zur thür hinaus thun und halte dabei den athem an, damit der kuh das kalb nicht leid thut.

218. hw. Wenn man das vieh bedauert beim abschlachten, so kann es nicht sterben.

219. hw. Brummen die kühe des nachts, so ist eine hexe im stalle.

220. hw. Wenn man ein schwein ins haus bekommt, so nimmt man drei krüstchen brod und wickelt in ein jedes ein paar haare, welche unter dem arme eines menschen ausgerissen sind und giebts dem schweine zu fressen, dann frisst die sau recht gut und gedeiht.

221. nl. Jemand in de Meeden (Holland) had een' *paardenkop* boven zyn varkenskot hangen ter bevordering van den groei *sijner varkens.*

222. hw. Wenn einem auf der reise schweine begegnen, so ist man nicht willkommen, wem aber schafe begegnen, der ist willkommen.

223. hw. Wenn ein stück vieh verhext ist, so stellt man die schmelzpfanne über und backt bei verriegelten thüren mit der grassichel in die pfanne. die erste person, welche dann kommt, ist die hexe.

224. b. Wenn vieh auf der weide giftige kräuter gefressen hat, dann siedet man *rothes garn* in asche und bindet es ihm möglichst warm um den hals.

225. Db. Qui pro quibusdam pecudum morbis ignem struunt ex peculiaribus lignis et in eum animalia impellunt vel in orbem circumducunt et quod primo loco transit, hoc offerunt sanctis.

226. Db. Ad morbum quendam animalis sanandum iniicere phiolae vitreae, aqua limpida plenae, novem hordei grana…

227. r. Einen hund schnell an sich zu gewöhnen, lege man ein stück weisbrod unter die achsel, laufe, bis man in schweiss kommt und gebe ihm sodann das brod; er folgt einem auf schritt und tritt.

228. hw. Wenn man einen hund vor der hundekrankheit schützen will, so muss man eine weide von einem schuss aus einem fremden gebiete um den hals winden und so lange lassen, bis er's von selbst abmacht.

229. hw. Wenn der hofhund stirbt, muss man ihn an den baum begraben, dann wird er fruchtbar.

221. Westendorp verhandeling over de mythol. p. 518.

225. ich fand diese wichtige stelle erst jüngst, sie bestätigt meine ansicht vom notfeuer als einem dem Fro heiligen. das zuerst durch das feuer gehende, welches hier den heiligen, also einst dem gotte geopfert wurde, ist jedenfalls ein schwein, da die schweine zuerst hineingetrieben werden.

230. hw. Wenn man hühner gewöhnen will, dass sie nicht aus dem hofe gehen, so muss jedem ein aus brod und einem stückchen von dem spüllumpen verfertigtes pillchen gegeben werden.

231. r. Das erste ei einer henne werfe man übers *dach* des hauses, sie legt viel reichlicher.

232. hw. Wenn man gesottene eier gegessen hat, so muss man die schalen zerdrücken, sonst legen die hühner nicht mehr.

233. h. Verbrennt man die eierschalen, dann legen die hühner nicht mehr (gy brandt hen het gat toe).

234. hw. Am Maine herrscht unter den landleuten der glaube, dass wenn man hühnerfedern in die kopfkissen thue, der auf demselben liegende mensch nicht ruhig sterben könne.

235. h. Die *tauben* an den schlag zu gewöhnen, rupft man ihnen an einem *freitag*, ehe man sie hineinsetzt, zwei federn aus dem rechten flügel, steckt sie in ein in den balken gebohrtes loch und verschliesst es mit einem hölzernen pflock. auch kann man *milch einer frau*, die ein knäblein säugt, in einem glase hineinhängen.

236. hw. Thiere, die man sich im hause halten will, lasse man drei male in den spiegel sehen und führe sie dreimal um das tischbein.

237. h. Die hexen aus dem stalle zu halten, stelle man die mistgabel verkehrt hinter die stallthür.

238. h. Die nachgeburt eines thieres bleibt acht tage im stalle, denn so lange kann sie bösen leuten dienen, das kalb oder pferd zu tödten. die hexen nehmen dazu einen strohhalm, den sie links in die nachgeburt hinein bohren. davon muss das kalb sterben und wenn man es öffnet, wird man finden, dass seine linke seite durchstochen ist.

239. h. Die mispeln, welche als schmarotzergewächse auf den bäumen gefunden werden, werden mit bier abgekocht, um einen heiltrank für bezaubertes vieh daraus zu gewinnen.

240. h. Hat der schäfer den pferch zugeschlagen, dann geht er dreimal herum, das erstemal gegen den wolf, das zweitemal gegen das durchbrechen der schafe, das drittemal gegen böse menschen.

241. h. Mittwochs darf man nicht mit vieh handeln, auch keins in den stall führen.

233. On ne jete pas au feu les coques d'oeufs dans la crainte, de brûler une seconde fois s. Laurent (Bretagne). De Nore 221.

SAAT UND ERNTE.

242. h. Zu säetüchern und säcken nimmt man leinwand, welche ein mädchen unter sieben jahren gesponnen hat.

243. hw. Beim bohnenlegen muss immer eine ungerade zahl genommen werden, sonst hängen sie sich nicht voll.

244. hw. Wenn man erbsen legt, deren keime nicht sollen von den vögeln gefressen werden, so muss man drei derselben in den mund nehmen und nachher vergraben, und darf während des legens nicht sprechen, dann fressen die vögel die keime nicht.

245. hw. Wer drei kornähren im namen gottes, des vaters u.s.w. über den spiegel steckt, hat das ganze jahr durch glück in der ernte.

246. w. Wenn auf der *Rabenau* bei Giessen die weiber auf Jacobstag (25. juli) das erste gemüse holen, so klopfen sie an die erste grosse kopfkohlpflanze und sprechen:

Jèkkobb!
Dèkkobb!
Hæber wäi mein kobb!
Blerrer wäi mein' schërze!
Strink wäi mein bæn!
d. i. Jakob!
Dickkopf!
Häupter wie mein kopf!
Blätter wie meine schürze!
Strünke wie meine bein'!

247. h. Die ersten halme lässt man bei der ernte von einem kinde unter fünf jahren schneiden, das erste strohseil zu den garben von einem kinde unter sieben jahren winden.

248. h. Die erstgebundene garbe wirft man nachts um zwölf uhr durch die hintere scheunenthür, ohne weiter darnach zu sehn; sie ist für die engel vom himmel und heisst der erntesegen.

249. h. Man streut von der wintersaat zwei gescheit den vögeln hin.

250. h. Die letzte unvollkommene garbe heisst *der bock*; das aus ihr gemahlene getreide wird zu brod für die armen gebacken.

242. Il faut mettre le blé de sémaille dans la nappe qui a servi le jour de Noël, ce qui empêche les oiseaux de le manger (Bretagne). De Nore 220.

246. Vgl. diesen spruch aus der Wetterau bei Grimm d. myth. 1189.; doch spricht ihn da die frau, indem sie dabei auf den heerd springt.

251. hw. Finden sich würmer oder fliegen in den galläpfeln, so bedeutet es misswachs.

KRANKHEITEN.

252. hw. Wenn das korn blüht, so muss man einem kinde eine ähre durch den mund ziehen. dadurch wird es vor krankheit, besonders vor fieber bewahrt.

253. Db. Qui metiuntur cingulum aegrotantis ad cognoscendum a quo sancto sit sanitas impetranda, adhibitis aliis definitis ritibus.

254. b. Man befreit sich vom fieber, indem man sein strumpfband an den galgen bindet.

255. b. Fieberkranke mädchen und frauen gehen zur kirchenthüre und binden ihr strumpfband fest an den ring oder das schloss; dann vergeht das fieber.

256. b. Fieberkranke männer binden sich mit einem strohseil fest um einen obstbaum, reissen sich dann mit grosser anstrengung los und laufen unter hersagung abergläubischer gebete möglichst schnell nach hause; das heisst man *das fieberabbinden*, *abbeten* und *ablaufen*.

257. hw. Wenn man brod und salz einwickelt, drei vaterunser darüber betet und rücklings ins fliessende wasser wirft, so verliert man das fieber.

258. hw. Wenn man wasser aus dem krug über den arm trinkt, so bekommt man das fieber.

259. Db. Si quis febri laboret, iubent prorsus nudum se soli exorienti opponere ac simul certo numero dominicas orationes et salutationes angelicas recitare.

260. Db. Crux facta de lignis *palmarum*, balnea in *vigilia nativitatis* et carnis prisii contra febres et dentium dolorem, non comedere carnes in die natali domini contra febres, vel ad honorandum s. Nicolaum pro divitiis acquirendis, petendo eleemosynam; eundo ad s. Valentinum contra morbum caducum; ponderando puerum cum siligine vel cera, portare crucem circumquaque per campos in vere contra tempestates etc. est superstitiosum.

261. hw. Wer die fallende sucht hat, muss das blut eines geköpften auffangen und austrinken.

262. b. In bedenklichen krankheiten ist es gut, wasser zu trinken, welches ein kind unter sieben jahren schöpfte.

263. r. Ein glas muss erst ausgetrunken sein, ehe man

---

261. Le mal caduc se guérit en dansant toute la nuit de la saint-Barthélemi (Bretagne). De Nore 231.

einschenkt; das halbvolle glas wieder füllen, bringt dem trinkenden gicht.

264. hw. Ein eiserner ring, von sargnägeln gegossen, ist gut wider die gicht.

265. b. Laufen kinder durch die wagenspuren, dann bekommen sie rothe augen.

266. hw. Wenn man brod isst, von welchem eine maus gefressen hat, so bekommt man kein zahnweh.

267. hw. Wenns zu grabe läutet, darf niemand essen, weil man sonst zahnweh bekommt.

268. hw. Während des grabgeläutes darf man nicht essen, sonst fallen einem die zähne aus.

269. hw. Ein nagel aus einem alten sarge ist gut gegen zahnschmerzen.

270. hw. Zahnschmerzen kann man sich vertreiben, wenn man einen esel küsst.

271. hw. Wenn man einen kropf heilen will, so bestreiche man ihn nur mit dem öle aus einer lampe, welche bei einem sterbenden brannte.

272. hw. Wenn man sich halsweh vertreiben will, so muss man des abends den linken strumpf um den hals binden.

273. hw. Abgeschnittene haare darf man nicht ins feuer werfen, sonst wachsen die kurzgeschnittenen nicht mehr. man darf sie auch nicht an einen ort thun, wo die vögel sie nehmen und zum bau ihrer nester benutzen können, sonst bekommt man kopfweh.

274. Db. Qui pro quibusdam capitis doloribus et similibus morbis curandis ad porcorum lintrem seu obbam collum applicant . . .

275. Db. Qui offerunt sanctis ceram vel aliam materiam illi imminentes capillos hominis vel pilos animalis aegri.

276. Wer eine blase auf die zunge bekommt, hat gelogen.

277. Db. Qui stramen bipenni dividunt ut sanentur manuum vel digitorum tumores.

278. r. So viel äpfel man am neujahrstag isst, so viel geschwüre bekommt man in dem jahr.

279. w. Wer auf die fusssohle beim barfusslaufen ein geschwür oder eiternde schrunden bekommt, von dem sagt man, er habe in eine *katzenspur* getreten.

280. hw. Wenn man die füsse wäscht mit dem wasser, worin die schweine gebrüht wurden, so verlieren sich die frostbeulen.

---

279. vgl. Müllenhoff p. 515 n. 26.

281. hw. Eine frische wunde heilt man, wenn man drei hände voll fliessendes wasser verkehrt darüber schüttet.

282. W. Ein messer, womit man sich geschnitten, muss man an einem feuchten ort (z. b. in dem keller u. s. w.) in die erde stecken; wie das messer rostet, so heilt die wunde.

283. W. Flecken im gesicht muss man mit der hand eines todten bestreichen, denn wie die todtenhand im grabe fault, so vergehn die flecken.

284. W. Hat man warzen, so muss man so viel knoten in einen zwirnsfaden knüpfen, als man warzen hat, und dann den faden unter die dachtraufe oder einen sautrog legen, dass er bald fault, dann vergehn die warzen.

285. hw. Wenn man die hände am tischtuch abtrocknet, bekommt man warzen.

286. hw. Wer warzen sich vertreiben will, ziehe den faden drei mal über jede warze, thue so viele knöpfe in denselben, als er warzen hat und vergrabe ihn in der dachtraufe.

287. hw. Wer sich warzen vertreiben will, nehme einen nagel aus einem offenen grabe, stähle damit an den warzen und werfe ihn wieder ins gras.

288. b. Den biss eines hundes zu heilen, lege man eins seiner haare darauf.

289. hw. Das schlucken vergeht, wenn man wasser über den messerrücken trinkt.

290. b. Ist das bein eingeschlafen, dann benetze den mittelfinger mit speichel und mache damit ein kreuz übers bein.

291. hw. Wenn man einen maulwurf in der hand sterben lässt, so verliert man die schweissigen hände.

292. hw. Wenn man eine junge gans, die man zum ersten male gesehen, nimmt und fährt dreimale damit im gesicht herum, so verliert man die sommersprossen.

293. hw. Wenn ein kranker todt gesagt wird, so lebt es noch zehn jahre.

294. hw. Wenn der hund heult an einem krankenhause und sieht dabei nach dem himmel, so wird der kranke wieder gesund, sieht er aber nach der erde, so stirbt der kranke.

---

286. On guérit les verrues en les frottant avec un limaçon rouge; il faut ensuite l'enfiler avec une épine et l'y laisser suspendu. A mesure qu'il pourrit les verrues disparaissent (Normandie). De Nore 273. dies ist auch rheinischer und belgischer aberglaube. cf. 573.

288. La morsure d'un chien se guérit avec son poil (Normandie). De Nore 273.

294. ebenso nach esthnischem glauben, wenn das pferd des gerufenen geistlichen sein haupt senkt.

295. hw. Wenn jemand durch sympathie eine wunde heilt, und zwar mit streichen, so darf er solches nur mit dem daumen thun und nie rückwärts streichen.

296. hw. Wenn jemand sympathie versteht, so kann es nur übergehen von der mutter auf denjenigen sohn, zu welchem sie das vertrauen hat, und eben so von dem vater nur auf die tochter.

297. ul. Schwerverwundete gehen abends zu einem hühnerneste und färben daselbst alle eier schwarz, finden aber morgens, dass eins wieder weiss ist; das essen sie und genesen.

HEXEN.

298. hw. Wenn ein wirbelwind entsteht, so ist eine hexe in unruhe.

299. hw. Vor einer fremden katze hüte man sich, denn es kann leicht eine verwandelte hexe sein. darum soll man ihr nichts zu leide thun.

300. hw. Wenn man morgens ausgeht und wird von einem weibe berufen, so ist dasselbe eine hexe.

301. h. Hexen können jemand tödten, indem sie einen knoten in weiden schlingen.

302. hw. Wer das morgengebet vergisst, über den haben die hexen grosse gewalt.

303. hw. Wenn man einer hexe etwas aus dem hause gibt, so haben sie gewalt über dasselbe.

304. hw. Wenn man ausgekämmtes haar auf die strasse wirft, so können das die hexen zu etwas gebrauchen.

305. hw. Wenn man einen strumpf links anzieht, so haben die hexen keine gewalt über einen.

306. hw. Wenn man einer hexe einen besen über den gang legt, so hat sie keine gewalt im hause.

307. hw. Besen muss man aufwärts stellen, sonst haben die hexen gewalt.

308. hw. Wenn man zweierlei schuhe anzieht, so können einem die hexen nichts anhaben.

---

295. der daumen scheint der dem Wuotan heil. finger.

296. cf. M. 1060. 1104. abgl. 793.

297. De Vries de Satan I, 493.

298. In Belgien heisst es dann sei eine wöchnerin in sünden gestorben. Lorsque les Bretons aperçoivent un tourbillon de poussière, ils se persuadent, comme le font aussi les Irlandais, que ce tourbillon renferme dans son sein un groupe de fées qui changent de demeure. De Nore. 217. vgl. M. 599. NS. s. 518–520.

302. In einer darmstädter version des kinderreims M. 388 heisst es: die eine die spinnt seide, die andere die *flecht* weide.

309. Db. Radix Bryoniae siccata et collo appensa et Ricinus seu palma Christi a maleficis et veneficis hominibus salvos reddunt.

310. Db. Sanguis canis nigri parietibus illitus pellit maleficium; idem efficit cor leporis pelli involutum et gestatum et lupi dexter oculus.

311. Db. Qui crines pectinando evulsos non nisi ter consputos abiiciunt et si ova comederint, eorum testas non nisi ter cultro perfossas in catenam proiiciunt, timentes utrumque neglectum veneficis nocendi occasionem praebere.

312. hw. Wenn einem der teufel etwas anhaben will, so darf man nur den spruch 'das blut Jesu Christi' hersagen, dann rennt er durch neun wände.

313. hw. Wenn man hexen zu dem kinde läszt, ehe es getauft ist, so wird es ein wechselbalg.

314. hw. Spannst du des morgens an, so mache den ochsen drei kreuze vor den kopf, dann kann ihnen kein böser etwas anhaben.

315. hw. Trage die milch nicht offen über die strasze, sondern decke sie zu, sonst kann sie leicht der kuh genommen werden.

316. hw. Wenn du milch verkaufst, so wirf etwas salz hinein, sonst kann deiner kuh die milch genommen werden.

317. h. Hexen können milch durch melken am handtuch gewinnen.

318. w. Frauen die hexen können und schöne butterwecke im butterfasse stoszen wollen, legen unter dieses ein rothes *läppchen*.

319. hw. Wer butter stoszt und will sie schnell zusammen haben, lege den engen kamm unters butterfasz.

320. Db. Qui per annulum desponsationis meiunt ut liberentur a maleficio.

321. W. Einem, der reich wird und man weisz nicht woher, soll ein schwarzer drache nachts durch den schornstein geld ins haus bringen.

322. h. Vom alpdrücken schwellen männern die brüste an und geben milch. das einzige mittel gegen dieses übel ist einschmieren der brustwarzen mit koth.

323. nl. Daer is een swarte kat tusschen gekomen (die freundschaft ist gebrochen).

324. nl. Van den wisselkindern stammen die bullebacken und bytebauwen ab.

321. Tuinmann spreekw. I, 33.

FASTNACHT OSTERN.

325. hw. Auf *fastnacht* muss die frau recht vielerlei speisen kochen, dann aber auf den heerd springen und rufen ‘häupter wie mein kopf, blätter wie meine schürze und dorsen wie mein bein, so wird alles in überfluss gerathen.

326. Wer auf *fastnacht* keine kreppel backt, kann das jahr durch nicht froh sein.

327. h. Um *fastnacht* giebt man den hühnern von allem, was die hausleute essen und legt eine kette herum, dann tragen sie die eier nicht fort.

328. h. Bis ins 17. jahrhundert kamen die leute aus den den felsberg umgebenden dörfern in der *fasten* am riesenaltar zusammen, wo sie sich mit tanzen, essen, trinken und allerlei kurzweil belustigten (J. J. Winkelmann 33).

329. h. Am *aschermittwoch* soll man kein vieh anbinden, indem es sonst seine kraft verliert, auch keins austreiben oder verkaufen, man hat kein glück dabei; imgleichen soll man den stall nicht misten.

330. hw. Auf *gründonnerstag* muss man grüne pfannenkuchen essen.

331. hw. Eier, die am *gründonnerstag* gelegt worden sind, geben hühner, welche alle jahre die farbe wechseln.

332. hw. Wenn man beim sonnenschein in der kirche durch ein am *gründonnerstag* gelegtes ei sieht, so kann man die hexen daran erkennen, dass sie mit dem rücken gegen den altar gekehrt sind.

333. Db. Qui ova quae gallinae pariunt die *parasceves* toto asservant anno quia credunt ea vim habere ad extinguenda incendia, si in ignem iniiciantur.

334. W. *Die* kohlpflanzen gerathen am besten, die am *gründonnerstage* unter dem kirchenläuten gesäet worden sind.

335. hw. Wenn man am *gründonnerstag* bohnen setzt, so erfrieren sie nicht.

336. hw. Wenn man am *gründonnerstag* säet, so fressen die erdflöhe die pflanzen nicht.

334—336. Il faut semer les choux durant la semaine sainte (Montagne noire). De Nore 107. Dans la commune de Labruguière les femmes ont l'habitude le jeudi saint, de mettre dans leurs poches des graines de violier mêlées avec de la terre, et durant le Stabat elles agitent vivement ce mélange; elles sont convaincues, que ce moyen leur procurera des fleurs doubles. ibid. 109. La giroflée semée le vendredi saint doit être double. ibid. 159.

337. In der Mark wird an einigen orten in der osterwoche keine feldarbeit verrichtet; es ist eine heil. zeit. Dans la Charente on est persuadé que qui fait la lessive dans la semaine sainte doit mourir dans l'année. De Nore 158.

337. hw. Wenn man am *gründonnerstag* die kleider in die luft bringt, so kommen keine motten hinein.

338. hw. Man stellt kein kalb auf, das auf *charfreitag* zur welt kommt.

339. h. Wenns regnet am ersten *ostertage*, so wird das ganze jahr das land nicht satt.

340. nl. Tusschen paeschen en pinksteren vryen de onzaligen.

MAI PFINGSTEN HIMMELFAHRTSTAG JOHANNI.

341. hw. Wenn man an *Walpurgis*-abend gurken steckt, so erfrieren sie nicht.

342. hw. Wenn man am 12*ten mai* (d. i. der alte 1te) lein säet, und die frau macht beim saamentragen lange schritte, so wird der flachs lang (im Rodgau).

343. hw. Kräuter, welche auf *Christi himmelfahrt* gesucht und gepflückt werden, sind gut für alle krankheiten.

344. W. Gekräut, das im walde am himmelfahrttage eingesammelt wird, hat besondere heilsame kräfte.

345. In Frankfurt hielten die bäcker am *pfingstmontag*, dienstag und mittwoch ihren tanz auf der pfingstwiese. Die beiden ersten tage tanzten sie in allerlei kleidern, den dritten aber in ihren weissen hemden und schürzen. am selben tage hielten die metzger ihren tanz auf dem Gutleuthof und die viehhirten und die feldschützen mit den viehmägden den ihren am Ristersee. an diesem tage wurde das vieh dort zusammen getrieben und mit blumen und kränzen geschmückt. Wenn eine magd ihr vieh nicht sauber hielt, es zu spät austrieb oder zu spät zum tanze kam, dann brachten ihre kühe zur schande einen solchen kranz mit nach hause.

346. In Almerode hielten vordem die glässner jährlich am *pfingstmontag* ein gericht (die fabrikanten der schmelztiegel und anderer instrumente zum destilliren) das sog. glässnergericht.

347. hw. Ein kind, das auf den güldnen sonntag zur welt kommt, wird weise.

348. W. Auf frohnleichnamstag schossen sonst die katholiken im feld, und die protestanten sagten, sie schössen den teufel todt.

349. *Der brunnenherr in Fulda.* Jedes jahr um Johanni wählen die an der ohm wohnenden einen brunnenherrn, dem

---

340. malum mense maio nubere.
345. Lersner frankf. chronik I. 473.
346. J. J. Winckelmann p. 39.

gewählten wird auf einem blanken zinnernen teller ein grosser blumenstraus und abends ein ständchen gebracht. dann macht er die runde und stellt sich bei jedem hause vor, wobei er eine gabe an geld bekommt, welches zur brunnenzeche bestimmt ist, die gewöhnlich am sonntag nach johanni statt findet. alle brunnen sind um die zeit mit maien und kränzen von johannisblumen geschmückt, ebenso die thüre der wohnung des neuen brunnenherrn. am abend beschliesst ein tanz das heitre fest.

ZWÖLFTEN.

350. hw. Wer auf den *ersten advent* zur welt kommt, sieht gespenster.

351. hw. Wenns auf den ersten advent auf dem boden oder söller rumpelt, so stirbt bald der hausvater.

352. h. *Drei tage vor weihnachten* darf nicht gesponnen werden, ebensowenig am dienstag nach fastnacht.

353. hw. Isst man auf *weihnachten* weisskraut, so bekommt man silber, isst man auf neujahr gelbe rüben, so bekommt man geld im jahre.

354. r. In der *christnacht* um 12 uhr 'sind alle wasser wein und alle bäume rosmarein' (rosmarin).

355. hw. Wenn man *zwischen weihnachten und neujahr* spinnt, so werden die schaafe grindig.

356. Db. Qui in festo *s. Stephani* minuunt sanguinem equorum, vel inserunt arbores ipso die annunciationis B. s. Mariae.

357. W. Am *neujahrstag* muss man weisskraut (in der Wetterau auch lumpenmus genannt) essen, dann hat man geld das ganze jahr und es geht einem nicht aus. wer am neujahrstag ein frisches hemd anzieht, bekommt schwären an den körper.

358. W. Aus den drei liedern, die man in der *neujahrsnacht*, wann um mitternacht das neue jahr eingeläutet wird, im dunkeln in dem gesangbuch aufschlägt und bezeichnet, kann man abnehmen, wie es einem in dem neuen jahre ergehn wird.

359. hw. Am *neujahrsabend* giebt man dem baum ein neujahr, d. h. man windet ihm ein strohseil um, so trägt er in diesem jahre gut.

354. Tous les animaux veillent durant cette nuit, excepté l'homme et les crapauds (Bretagne). De Nore 227.

359. On met aux arbres le jour de Noël une ceinture de paille pour les préserver de la gelée (Bretagne). De Nore 230. vgl. 651 und die hierhin gehörigen in dem cap. Fro zusammengestellten gebräuche.

360. hw. Wenn man sein schicksal im neuen jahre voraus wissen will, so muss man in der neujahrsnacht zwischen 11 und 12 uhr fliessendes wasser holen und in dasselbe durch das ohr eines erbschlüssels geschmolzenes zinn giessen. die daraus entstandenen figuren geben alsdann aufschluss.

361. hw. Auf *neujahr* darf man kein frisches hemd anziehen, sonst bekommt man schwären.

362. hw. Auf *neujahr* darf man auch keine äpfel essen, sonst bekommt man schwären.

363. hw. Wer auf *neujahr* weisskraut isst, hat das ganze jahr baares geld.

364. hw. Auf *neujahr* darf man nicht fahren.

THIERE.

365. r. Wenn *pferde* an einem hause nicht vorbeiwollen oder scheuen, dann giebt es bald eine leiche in dem hause.

366. r. Heult ein *hund* mit emporgehaltenem kopfe, so brennt's bald, mit gesenktem, dann stirbt eins in der nachbarschaft.

367. r. Wenn die *hunde* gras fressen, regnets bald.

368. r. Wenn sich die *katze* putzt und wäscht, giebt es regen.

369. b. Wer die *katzen* nicht leiden kann, bekommt keine schöne frau.

170. Teutones in ominibus itinerum *lupum* transcurrentem bonum eventum significare, *leporem* malum perhibent.

371. hw. Wenn einem unterwegs ein *hase* über den weg lauft so bedeutet das unglück.

372. hw. Wenn man beim spiel gewinnen will, so muss man das herz einer *fledermaus* mit einem rothen faden um den linken arm binden.

373. hw. Wenn der *maulwurf* vor dem hause stösst, so stirbt bald eins in demselben.

374. b. *Wieseln* oder *schwarzen katzen* begegnen, ist nicht gut.

375. hw. Wenn ein *storch* aufs haus baut, so bringt es grosses glück.

365. Wenn ihr hört einen hahnen krähen,
er hat einen engel gesehen,
danket gott für seine güte.
wenn ihr hört einen esel schreien,
er hat gesehen böse feien,
bittet Gott, dass er euch behüte.
Rückert erbauliches und beschauliches aus dem Morgenland. II, 31.

370. Camerarii meditat. histor. cent. II, p. 343.

376. hw. Wer zum ersten male im jahr den *storch* im fluge sieht, der ist fleissig, wer ihn aber stehen sieht, der ist faul in diesem jahre.

377. nl. Waer de *eyevaers* weggaen, kommt er rusie in de kerk.

378. hw. Wenn man zum ersten male den *kukuk* rufen hört, so gebe man acht, wie oft er ruft, so viele jahre wird man noch leben. Man muss ihm zurufen: 'kukuksknecht, sag mir recht, wie viel jahr als ich noch leb.'

379. hw. So oft man das erste mal die *wachtel* schlagen hört, so viele gulden wird im jahre das korn gelten.

380. hw. So oft man zum ersten male die *wachtel* hört schlagen, so viele jahre bleibt man noch unverheirathet.

381. hw. Wenn eine *schwalbe* unter einer kuh herfliegt, so giebt die kuh blut statt milch.

382. hw. *Schwalben* am hause bedeuten glück, darum darf man ihre nester nicht zerstören.

383. W. Wenn ein *rothschwänschen* an einem gebäude sein nest hat, so darf man diess nicht ausheben, sonst schlägt der blitz in das gebäude.

384. b. La capture d'un *roitelet* présage la mort d'une personne de la maison, dont un des habitans a pris cet oiseau.

385. hw. Wenn man eine *bachstelze* tödtet, so bringt's auch unglück.

386. W. Wenn die *dohlen* in schaaren ziehen, so giebt es krieg.

387. hw. Wenn man frühmorgens die *atzel* schreien hört, so bekommt man streit.

378. Si lorsqu'on entend le coucou pour la première fois de l'année on a le malheur de ne pas avoir déjeuné, on sera fainéant tout le reste de cette même année; mais lorsqu'on l'entend, il faut s'arrêter tout court et sans detourner le corps, prendre en arrière un peu de la terre qui se trouve sous les pieds: elle garantit de toute piqûre d'insecte (Charente). De Nore 153. Cuculum quo quis loco primum audiat, si dexter pes circumscribatur ac vestigium id defoditur, non gigni pulices ubicumque tellus illa spargatur, quidam putant. L. Domit. Brusonii facet. exempl. l. 7. Basil. o. j. p. 285. Entendre à jeun au printemps chanter un coucou pour la première fois de l'année et avoir par hasard de l'argent sur soi, c'est un signe certain qu'on en aura toute l'année (Normandie). De Nore 272.

380. Dans les environs de Morlaix (Bret.) on croit que l'oiseau qui chante, repond aux questions et marque les années de la vie et l'époque du mariage. De Nore 226.

382. L'hirondelle est (dans le Perigord) la messagère de la vie. Le peuple l'appelle la Poule de Dieu et cet oiseau et le grillon sont comme des membres de la famille. De Nore 162.

387. 388. Si une pie en gazouillant vous regarde ou se re-

388. hw. Wenn die *atzel* quer über das dorf fliegt, so stirbt bald jemand in demselben.

389. r. Redet man in gegenwart von *singvögeln* davon sie zu verkaufen, dann sterben sie gern.

390. r. *Vögel*, welche frühe singen, frisst die katze gern.

391. hw. Wenn man über tisch von *tauben* und andern vögeln redet, deren nester man kennt, so kommen die ameisen daran.

392. W. Wenn man einen *bienen* (bienenstock) über die strasse trägt, um ihn an einen andern ort zu stellen, so darf man sich weder umsehn, noch ein wort sprechen, auch keinem grüssenden danken, dann fliegen einem die bienen nicht fort.

393. W. Zu Michelstadt im Odenwalde herrscht der aberglaube, dass die *hirschkäferweibchen* kohlen in die gebäude tragen.

394. r. Eine grosse *spinne* sehen, bedeutet zank, eine kleine glück.

395. hw. Wenn ein kleines glücksspinnchen über den menschen wegläuft, so bringt es glück.

396. r. Herrgottsthierchen von den kleidern abschütteln bringt unglück.

397. Ingens piscium congregatio futuri mali signum est, velut etiam multi sese invicem consequentes anni felicis et foecundi malum aliquod denuntiant.

KRÄUTER.

398. *Mandragora* syn wortelen van cruden, ende syn tweerande, ende wast alse man ende wijf, ende dat mannekijn heeft bladere alse beetcolen, ende dwyfken alse latuwe, ende diet uter eerden treet hi moet sterven. Ende daert stervet siet men bi nachte groet licht. Ende dmankijn helpt den man ende dwijfken den wive. Ende heeft van den mannekine en goet iegen den hoeftswere. Ende ogen syn goet jegen die

---

retourne vers votre habitation, vous devez espérer quelque chose d'heureux; mais si elle traverse devant vous le chemin que vous suivez, ou qu'elle aille à votre gauche, vous êtes menacé d'un malheur (Béarn). De Nore 128. cf. 396.

393. La tête de l'insecte appellé cerf volant porte bonheur (Normandie). De Nore p. 271.

394. Si une araignée descend sur quelqu'un en filant, c'est un présage de bonheur (Normandie). De Nore 272.

397. Paracelsi opp. II, p. 495.

398. ms. bibl. Burg. Brux. cat. Hulth. VI. n. 193 a. 1351. in Belgien heisst die Mandragora piedieltje.

ogen ende alse vort elc led van den mannekine jegen elc led van man, al toten voeten toe. Ende alle van den wijfkine jegen dwijf. Ende wiltu dat een wijf een cnechtkijn drage, so gef hare drinken tsap van den mannekine ende wiltu eene dochter hebben, gef hare van den wijfkine. Ende die tsap drinct van den mannekine, hi lecht als of hi doot ware. Ende als die surgine willen werken so doense den lieden hiermet liggen als of si doot waren, alse dat si niet en weten wat dat men hen doet. Ende alsise willen doen waken, so nemensi tsap van ruten alsijn en gentiane ende mengent over een, ende doent hen loopen in den oren, ende dan ontwakensi.

399. Nec laudare possum aliud experimentum, quod a quodam didici, ut aegrotus cum decoctione *verbenae* (vulgo herba s. Johannis dicitur) abluetur, in qua ablutione si nihil reperiatur, vel decoctio non immutetur in colore, infirmum veneficio non esse affectum. quod si magna copia pilorum et praecipue suorum invenietur, esse argumentum efficax non solum veneficii, sed et gravissimi, minimeque curam recipientis. quod si pili sunt pauciores, morbum esse mitiorem et curationem admittere. quod si decoctum illud ad nigrum colorem mutetur, alia indicare. quis vero non percipit, hunc etiam modum esse superstitiosum, cum illi pili virtute verbenae nec ablutionis elici vel procreari non possint.

400. . . . de *cicorii* radice quam die s. Joannis Baptistae paulo ante auroram cum auro et argento flexis genibus contingunt et ferro per gladium Judae Machabaei exorcizatam multis ceremoniis ex terra eruunt et secum portant contra adversa omnia.

401. bw. Wenn man die schwärenblume angreift, so bekommt man schwären. Es ist diese blume die bei Linné verzeichnete Leontodon Taraxacum (Löwenzahn).

402. bw. Hexenkraut muss man im hause aufhängen. So lange es sich bewegt, ist keine hexe in demselben, sobald eine hexe in's haus kommt, steht's still.

403. h. Hundsaugen oder dürrwurz auf Mariä himmelfahrt gesammelt, vertreibt gespenster, ungewitter, schlangen und flöhe.

404. W. Wenn man einen schlafapfel (Grimms myth. 1155) unter das kopfküssen legt, so schläft man gut.

405. W. Wenn man einen zwilling (= zwei zusammengewachsene pflaumen, zwetschen, äpfel u. dgl.) im hause hat oder isst, so kommt einem unglück zu.

399. Codronchi de morbis veneficis l. III, c. 13.
400. Pictorii epitome de magica c. 26.

406. W. Wer ein vierblätteriges kleeblatt bei sich trägt, findet etwas (z. b. geld u. s. w.); wer aber ein fünfblätteriges kleeblatt findet, dem kommt unglück zu.

407. d. superstitiosum est quod quidam *Artemisiam* herbam certis diebus et horis effodiunt, subter eam carbones quaesitum quos contra febres de collo suspendant.

408. d. Paeoniam contra tempestates et spectra velut amuletum habent, panem baptizatum cum sale contra diaboli tentationes.

409. d. Mandragoram vero ut felicitatis domesticae nutriculam.

ELEMENTE.

410. nl. Zoodra de caujereijeren en paddestoelen van de zon beschenen zyn, worden zy vergiftigd.

411. hw. Bei einer sonnenfinsterniss muss man das vieh im stalle halten, weil alsdann gift vom Himmel fällt, welches sonst menschen und thieren schaden würde.

412. h. Bei finsternissen hole man kein futter und kein wasser für das vieh.

413. hw. Bei einer sonnenfinsterniss muss man den brunnen zudecken, damit kein gift hinein fällt.

414. h. Wenn man sein wasser lässt, soll man sich nicht gegen den mond wenden.

415. h. Am ersten freitag im neuen *licht* kann man die schwären an den bäumen abbinden.

416. hw. Wenn man mit dem finger nach dem himmel deutet, so sticht man die engelein todt.

417. W. Man darf nicht mit dem finger nach dem himmel deuten und thut man es, so muss man sich alsbald in den finger beissen, sonst fault er ab.

418. hw. Wenn man ins feuer speit, so bekommt man ein grindmaul.

419. nl. 't is gezond in 't vuer te pissen.

420. hw. Wenn das feuer brummt, so bekommt man zank.

421. r. Der wind frisst das korn, sagt man bei Cöln, wenn bei trockner witterung scharfer wind über die felder streicht.

421. hw. Wenn bei einem gewitter feuer auf dem heerde brennt, so schlägt der blitz nicht in das haus.

409. Sculteti concio II in Jesaiam c. 17. 383—387.

410. Van den Bergh volksoverl. p. 73.

420. Lorsque les étincelles du bois qui pétille dans le foyer sont vives et nombreuses, c'est signe de guerre ou de discorde quelconques (Normandie). De Nore 268.

423. h. Feuersnoth zu wenden. nimm ein schwarz hahn des morgens oder des abends aus dem nest, schneide ihm den hals ab, wirfs auf die erde, schneide ihm den magen aus dem leib, thue nichts daraus, lass alles fein bei einander bleiben. darnach siehe, dass du ein stück aus einem hemde bekommst, da ein mägdlein, die noch eine reine jungfer sei, ihre zeit innen hat, nimm davon eines tellers breit, von dem da die zeit am meisten darinnen ist. diese zwei stücke wickle zusammen und gib wohl achtung, dass du ein ei bekommst, das am grünen donnerstag gelegt worden; wickle dann diese drei stücke zusammen mit wachs, darnach thue es in ein achtmässig häfelein, decke es zu und vergrabe es unter deine hausschwelle mit Gottes hülf. so lang als ein stecken am haus währet, wenn es schon vor und hinter dieser behausung brennt, so kann das feuer dir und deinen kindern keinen schaden thun.

Oder sollte unversehens ein schnelles feuer ausbrechen, so siehe zu, dass du ein ganz hemde bekommst, wo eine reine magd ihre zeit innen hat, oder ein bettuch, worin eine frau ein kind geboren hat, wirfs also zusammengewickelt schweigend in das feuer, du wirst sehen, es hilft gewiss.

424. hw. Wenn man wasser zu einem entstandenen brande getragen hat und es ist nicht mehr nöthig, so muss man das wasser ausschütten; trägt man es nach hause, so läuft das feuer nach.

425. hw. Feuer und licht darf man sich nicht aus dem hause tragen lassen, sonst verträgt man sich die nahrung.

426. Db. Qui credunt maiorem inesse vim aquae benedictae dominicis post quattuor tempora quam aliis, ad speciales quosdam effectus.

427. hw. Wer des nachts zwischen 11 und 12 uhr wasser holt, das butterfass in dasselbe stellt und unter das butterfass ein kreuz macht, der bekommt einen grossen butterweck.

428. hw. Färbt sich das wasser in den bächen roth, so bedeutet das theuerung, seuchen und krieg.

429. hw. Wer unter der kirche wasser holt, bekommt milch oder blut statt des wassers.

430. hw. Wenn jemand in ein grosses wasser gefallen oder gestürzt ist und man weiss den ort nicht zu finden, so muss man einen laib brod nehmen, den namen des versunkenen darauf schreiben und das brod ins wasser werfen; es schwimmt alsdann an den ort, wo der leichnam liegt.

---

423. handschriftlich von der hebamme Jung in Jugenheim.

430. Chez les Tregorrois (Bretagne) lorsqu'on cherche un noyé, un pain noir est apporté, on y fixe un cierge allumé et on l'aban-

VARIA.

431. v. Jeder mensch hat eine minute am tage wunsches gewalt.

432. h. Der blitz schlägt nie in einen *männlichen eichbaum* (der keine eicheln trägt).

433. h. Isst man beim *donnerwetter*, oder wenn's *heimläutet* (zur leiche läutet), dann verliert man die zähne.

434. W. *Mit der Holle fahren* bedeutet in der Wetterau, aber mehr nach dem altoberhessischen hin: verworrene haare oder einen verworrenen spinnrocken. daher in derselben gegend: der *hollekopf* (bei Friedberg auch *hullekopf*) = 1. kopf mit verworrenem haare, und sofort; 2. ein mensch mit solchem kopfe. Im Hinterlande (Gladenbach u.s.w.) ist *mit der Holle fahren* = schlafwandeln.

435. W. Der spinnrocken muss auch jeden samstag abgesponnen werden und darf nicht in die neue woche stehn bleiben, sonst *fährt die Holl hinein* und verwirrt ihn.

436. v. Wenn sich einem Marienfäden an die kleider hängen hat man glück.

437. Db. Qui nere nolunt die sabbathi.

438. h. Der freitag ist ein unglückstag für alles, was man an ihm beginnt.

439. hw. Pfeifen die mädchen, so weint die mutter gottes.

440. Db. Qui mergunt imagines in aquam pro pluvia obtinenda.

---

donne aux vagues. On pense que le doigt de Dieu conduira le pain au lieu même où gît le cadavre du mort. Il en est de même dans quelques autres localités. De Nore 273.

431. Am freitag ist eine stunde,
in der stund' ist eine minute,
in der minut' ist eine secunde,
wer da sein gebete thut,
der erlangt,
was er verlangt,
doch ungewiss ist die kunde,
wann diese stund' ist, diese minut' und secunde.
Rückert erbaul. und beschaul. aus dem Morgenl. 1, 64.

435. Les femmes (Bretagne) refusent de coudre et de filer les jeudis et les samedis, parceque disent-elles, cela ferait pleurer la Vierge. De Nore 224.

437. Le vendredi est un jour malheureux, pendant lequel il ne faut rien entreprendre d'important (Bretagne). De Nore 231. Quoique le vendredi passe pour un jour funeste, il ne faut cependant mettre de l'eau dans le cidre un autre jour que celui-là, car la liqueur deviendrait aigre. Si l'on prend une chemise le vendredi on mourra dedans (Normandie). De Nore 263. (vgl. n. 167. 170. 173. 429.)

441. hw. Wer in der kirche lacht, kränkt Gott zehnfach.

442. r. Wenn du nachts in den spiegel siehst steht der teufel hinter dir.

443. b. Sich von der mahr zu befreien, lasse man seinen urin in eine flasche, hänge diese in die sonne und werfe sie nach drei tagen über die schulter oder den kopf in fliessendes wasser.

444. r. Leute, die am 29. februar eines schaltjahres geboren sind, sehen geister und müssen sie oft tragen.

445. hw. Wenn man nachts drei male niesen hört, so muss man drei male sagen 'Gott helf!' Ists eine arme seele, so ist sie dadurch erlöst.

446. hw. Wenn man einem kinde, das gespenster sehen kann, über die schulter sieht, so sieht man sie auch.

447. hw. Bei der h. messe darf man unter der wandlung kein wasser holen, sonst kommt blut in dasselbe.

448. r. Ein frauenzimmer, welches morgens die haube verkehrt aufsetzt, kann von keinem irrlicht irre geführt werden.

449. nl. In papatu plena superstitione omnia, quia obscurior agnitio Christi (!) ex. gr. si quod vulgo trifolium dicitur, quatuor foliorum haberi possit, missis aliquot consecratum eo inviolabiles reddi homines putant, sive caesim, sive punctim feriantur.

450. h. Ein stückchen nabelschnur, ein stück nachgeburt und ein stück fledermaus in die kleider genäht, macht kugelfest.

451. hw. In Butzbach sagen die kinder, dass ein knabe der sich im fallen beschädigt, einen akkedigaukel [unausgebildeten schiesser, klicker, gaukel, der nicht die völlige rundung, sondern eindrücke hat] in der tasche trage, denn ein solcher bringe unglück.

452. Nimm ein spiel karten, womit der spieler eben spielte und wirf selbige in ein todtengrab, so muss er dem spiele feind werden.

453. hw. Wenn zwei personen zu gleicher zeit denselben gedanken haben, so erlösen sie eine pfaffenköchin.

454. hw. Wenn zwei einen gedanken zu gleicher zeit haben, so leben sie noch ein jahr beisammen.

455. hw. Wer des freitags sich die nägel schneidet, hat glück.

449. Gisb. Voetii select. disput. III, 123. aus Sculteti conc. in Jesai. c. 47. der verf. scheint diesen aberglauben für eine lehre der kirche ausgeben zu wollen.

452. Most sympath. mittel und kurmethoden 155.

453. Ein mädchen, welches mit einem priester sündigte. solche kommen nämlich ins wüthende heer. Caesar. dial. mirac. XII. c. 20.

456. hw. Wenn man ein glück oder sonst etwas gutes beruft, so verwandelt es sich in unglück.

457. hw. Wer salz verschüttet, bekommt an dem tage zank.

458. hw. Wer das salzfass verschüttet, der verschüttet sein glück.

459. r. Vergisst ein mädchen das salzfass auf den tisch zu stellen, so ist sie keine jungfer mehr.

460. r. Zwei strohhalme gekreuzt auf dem wege finden, bedeutet unglück.

461. hw. Wenn der Pechmann ins dorf kommt, giebts bald regen.

462. hw. Wenn einem ein floh in die hand sticht, so bedeutet's etwas neues.

463. hw. Wenn jemand ein hufeisen findet, so bedeutet das glück.

464. hw. Gibt man jemand, den man lieb hat, eine nadel, so muss man sie ihm mit dem nadelkopfe voran reichen und ein freundliches gesicht dazu machen.

465. hw. Wer vergisst, was er sagen wollte, hat's gelogen.

466. hw. Wenns einem von läusen träumt, so bekommt man geld.

467. hw. Wenns einem von eiern träumt, so giebts bald zank.

468. hw. Wenns einem von perlen oder trauben träumt, so bedeutet's thränen.

469. hw. Wenns einem von trübem wasser träumt, giebt's grosses unglück.

470. hw. Wenn man des morgens nüchtern drei male niest, so bedeutet es glück.

471. r. Nüchtern früh niessen, bedeutet gutes wetter für den tag.

472. b. Wenn einem das linke ohr klingt, beisse man sich rasch in den kleinen finger; wer einem dann böses nachsagt, wird sich in die zunge beissen.

473. r. Saust dir das ohr und du denkst, der oder jener könne wol so oder so jetzt über dich sprechen und das sausen hört sogleich auf, dann hast du recht gerathen.

474. hw. Wenns einem an der nase kitzelt, so erfährt man bald etwas neues.

456. 457. C'est un signe de malheur que de renverser une salière (Normandie). De Nore 262.

472. Le tintement des oreilles désigne qu'on parle de nous; si cela a lieu à l'oreille droite, c'est un ami; si on l'éprouve à la gauche c'est un ennemi. Les Romains tiraient le même présage de ce tintement (Normandie). De Nore 262.

475. r. Wer weisse flecken auf den nägeln hat, lügt, jeder flecken ist eine lüge.

476. r. Gelbe flecken in der hand bedeuten verdruss.

477. b. Lorsqu'on sent un chatouillement à la paume de la main, on doit s'attendre à recevoir de l'argent.

478. hw. Wenn man gelbe flecken am finger hat, so bedeutet es streit.

479. b. Verbrennt man abgeschnittenes haar bei einem feuer von grünem holze, dann wächst das haar nicht mehr.

480. hw. Wenn ein freund einem die beiden daumen einschlägt, so hat man glück beim spiele.

481. hw. Wenn man das buch, woraus man lernen will, des nachts unter das kopfkissen legt, so behält mans leichter.

482. hw. Wenn man die raupen aus seinem garten vertreiben will, so zerdrückt man an jeder der drei ecken des gartens eine raupe, von der vierten ecke aber nehme man eine raupe und hänge sie zum räuchern auf.

483. hw. Wenn der jäger auf die jagd geht, so darf man ihm kein glück wünschen, sonst schiesst er nichts.

484. b. Sich unsichtbar zu machen entgräbt man nachts um 12 uhr einen schädel und trägt ihn mit sich, legt in der folgenden nacht zwölf bohnen hinein und begiesst dieselben jede nacht um 12 uhr bis sie keimen. diese (oder vielmehr ihre früchte?) in der tasche tragend ist man unsichtbar und kann durch alle thüren gehn.

485. hw. Wenn man die frischen fusstapfen, welche der dieb hinterlassen, in ein säckchen thut und in den schornstein hängt, so bekommt der dieb die auszehrung.

486. hw. Wer einen adlerstein findet, hat viel glück. adlersteine nennt man an einigen orten der Wetterau diejenigen knochenkalksteine, welche in der mitte hohl sind, so dass beim rütteln einige losgesprungene stückchen rappeln.

487. Fides est, ut laqueus *quo strangulatur fur*, ad multa utilis sit.

488. Wenn ein fuhrmann oder fuhrknecht das erstemal in die stadt kommt, wird er von seinen gesellen gehänselt und dies geschieht also. sie nehmen eine schleife mit einem pferd bespannt, auf welche der neuling sich setzt. alsdann rennt einer mit ihm in die gewöhnliche rossschwemme auf dem rossmarkt, führt ihn dreimal darin herum und wieder in das wirthshaus, wo man mit einem trunk schliesst. wenn der, welcher die schleife führt, an der schwemme wider den stock fährt, ist der neuling von der schwemme frei.

487. Paracelsi opp. II, 431.
488. Lersner frankf. chron. I, 472.

489. Fast in der mitte des Süllingswaldes stand ehedem hart am wege eine uralte eiche, in deren mächtigem stamm sich ein loch in der form eines nadelöhrs befand. dies bot den im walde wohnenden köhlern und holzhauern die willkommene gelegenheit die reisenden zu hänseln und sie zu nöthigen, sich durch eine kleine gabe von der gefahr, durch das nadelöhr gezogen zu werden, loszukaufen.

490. Wenn man die ereiferten knaben an einander hetzen will, pflegt man zu sagen: 'Hess, Hess, hole deine katzenhaare!'

491. nl. Hy heeft vier witte voeten (er hat glück).

492. nl. Ick heb eenen goeden engel gedient.

493. Sint Mathys
werpt eenen heeten steen in't ys.

494. Der helligen zinter Vring (Severinus)
wirf der kahle stein en der Ring,
sint Gedrück met der muhe,
de hält en widder druhs.

495. Der Mähz
schött der stähz.

496. Sint Andries
het heft op en het vriest.

497. Alser veel sneeck gevangen wordt, dat voorzegd dueren tyd.

NIEDERLÄNDISCHER ABERGLAUBE.

(Aus Gisb. Voetii selectae disputationes theologicae pars III, p. 121.)

498. Vana et otiosa facta aut omissiones sunt ex. gr. quod die lunae nolint quid de novo inchoare aut mortuos sepelire;

499. aut positivae dictiones, praedictiones, actiones, observationes, ex. gr. ex Papalibus suffragiis pro mortuis relictum alicubi, quod in deductione funeris sandapilis mortuorum praeferant fulcra;

500. quod malleum aut cornicem aëreum (ubi puerpera decumbit) obvolvant candido linteo, quod olim factum in gentilismo contra infestationem fearum, Albarum foeminarum, strygum, lamiarum etc.

501. quod videntur mortuos honorare aut manes salu-

---

488. Schneider Buchonia II, 2, 131. J. J. Winckelmann beschreibung von Hessen und Hersfeld 50.

489. J. J. Winckelmann l. c. p. 3.

492. laureum gestavi baculum.

494. aus Cöln.

495. schüttelt den schwanz (wenn es hagelt). aus Cöln.

tare, cum cuivis sandapilae seu loculo occurrenti aperiunt caput, cum tamen baiulis illis quibusvis ignotis etiam centies sine loculo occurrentibus caput non aperirent,

502. quod hydropen aut diabolum nominantes exspuunt, nonnunquam haec verba addant: *het water, verspogen moet het zijn.* idem observant circa gangraenam quam per *εὐφημισμὸν* vocant: het quaet zeer;

503. et fortasse eodem modo a nomine pestis abstinent vocando Godts gaef id est donum Dei;

504. quod numero impari in multis uti malunt quam pari; hinc saepe ipsis in ore: omne trinum est perfectum, hinc haustus terni, *pocula terna*, immersiones hydrophoborum ternae in aquam, hinc etiam milites manipularii in hostes aut ad praedam excursuri, manipulos impari numero constituunt.

505. Non est salutare signum, si morbus remissior sit sub diem dominicum.

506. Quando mulier praegnans furatur, infantem pariet natum furem, qui a furto abstinere nequeat.

(*Aus Wieri de praestigiis daemonum. Basil.* 1577. *l.* V, *col.* 523.)

507. Accede fluentem aquam, inde collectos tot numero lapillos quot sunt, de quibus furtum commissum suspicaris, domum confer et fac ignescant. hi sub limine sepeliantur per quod ingredi consueverunt homines et triduum relinquantur; postea ante solis ortum eximantur, deinde scutella aqua plena imponatur circulo, transversa obliquaque mixtim cruce insignito, cui inscriptum est: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. scutella ad haec cruce signata et formula coniurationis adhibita (quam propter impie curiosos celo) in aquam singuli lapilli in cuiusque suspecti nomine coniiciantur et ubi ad rei lapillum ventum fuerit, tum calculus tanquam ignitum ferrum fervorem concitat.

508. Si furem, sagam, inimicum secus laedere velis et malum tolli, ante solis exortum die sabbathi ramum avellanae annicalum abscindes sic dicens: ego te ramum huius aestatis reseco in illius nomine, quem caedere aut mutilare institui. inde in mensa sternatur tegumentum additis his verbis: † in nomine patris etc. ter haec et sequentia recitentur et incute: droch, miproch etc. postea dic: sancta trinitas, puni hunc qui id mali designarit atque hoc aufer per magnam iustitiam tuam † eson elion † e maris ales ege, in tegumentum incute.

(*Aus Delrio disquisitiones magicae* p. 468.)

509. Ad equos sanandos interrogant cuius coloris sit? Si dicas spadicem clamant: Spadix, si laboras tali vel tali morbo tam vere saneris quam Joseph et Nicodemus etc.

510. Ad equum sanandum alligare cum stoloni arboris, quae nunquam fructum tulit, idque trium horarum spatio.

511. Pro quovis morborum genere funiculo laneo brachium circumdare in nomine Dei etc. et ad nomen sancti cui morbus tuus sacer, funiculus tuus contrahetur et fiet brevior.

512. Dicto *consummatum est* pedem equi terrae fortiter incutere et addito alio versiculo ex oratione dominica clavum excidere.

513. Cum aegroto ante febris accessionem manus lavare et interea certum ex psalmis versum submurmurare vel laborantis manu prehensa dicere: neque facilis tibi haec febris sit atque etc.

514. Ducere aegrotum feria sexta (idque continuis tribus diebus) ante solis ortum versus orientem et eo expansis ad solem manibus in crucifixi morem stante dicere: hodie dies illa est qua dominus Deus ad crucem accessit etc. denique novies ternas orat. dominicas et ternas salutationes angelicas recitare.

515. In aquae frigidae cyathum instillare profluentis sanguinis definito numero guttas et inter unamquamque legere pater noster etc. et propinare patienti eumque certa interrogare vel fronti eius certum versiculum cruore illo inscribere vel in sanguine sistendo dicere: sanguis mane in te etc. sanguis mane fixus etc. et ter repetere. item in sanguine Adae orta est mors etc. o † sanguis ut fluxum tuum cohibeas. item aliud: Christus natus est in Bethlehem et passus etc. et haec dicentem tenere innominatum digitum in vulnere et facere certas super vulnere cum eo cruces et dicere quinque pater et semel symbolum.

516. Tribus diebus ante solis ortum super equo dicere: in nomine patris etc. exorcizo te vermem per Deum patrem etc. † ut nec carnem, nec ossa huius equi edas etc. deinde certo numero recitare pater etc. tandem in dextram aurem equi cum aliquot crucibus factis insusurrare quattuor quaedam verba.

517. Ad curandum maleficiatum, accipe tres olei violacei mensuras et consistens contra solem ante eius ortum exprime nomen laesi et matris eius et angelos gloriae qui stant in gradu sexto sex diebus ter in die, septimo autem collocetur nodus etc. deinde nomina horum angelorum inscribenda laminae etc. vicesima die mensis sanabitur.

518. *Wie man sich Lancia Christi verschafft.*

(Aus dem seltnen buche: een zeer devoot en krachtigh Boeksken genaemd Lancia Christi, Dienende niet alleen, om de macht des Duyvels te betwingen, maer ook om aen alle Tooveraers en Heksen hun macht te benemen en syk selven in alle perychel te beschermen. Te Ceulen (o. j.) 48 s. kl. 8. mit druckerlaubnis vom 9. märz 1599.)

Morgens spreche man gewisse für uns nicht bedeutsame worte, ehe man ausgeht, das kraut zu beschwören. 'dan sult gy gaen op die plaetsen daer u dunkt dat gy het cruyt Lancia Christi sult vinden.

Eerste Beswêringe tot het cruyt Lancia Christi.

. . . . o heilig Cruyt L. Chr. ik bemnene ende beswêren u in den Naem des Vaders etc. Dat gy volkomt dat ik aen u begeerende ben, ik zegt u in den Naem des Vaders, † ik heb u gevonden in den Naem des Zoons † ende ik sal u plukken in den Naem des † Heyligen Geest, ende ik sal u dragen in den Naem J. C. ende in den Naem der allerweerdigste Maghet Maria ende door de krachten der HH Maeghden die volgden de Lancia Christi ende door de HH Martelaeren etc.

Ende de krachten der h. dryvuldigheyt . . . . en van dese H naemen moeten u heylig maeken Lancia Christi ende u kragt ende magt geven om dese saeke N. N. te volbrengen, daer ik u toe plukken ende nemen sal ende dat gy daer inne gestaedig ende volkomentlyk behulpig wesen moet, om te volbrengen, dat ik aen u begeerende ben in woorden ende in werken, ô cruyt Lancia Christi.

Dese Beswêringe geseyt hebbende, soo plukt het cruyt en legt het voor u op den grond neder.

Tweede Beswêringe.

Het cruyt Lancia Christi op de Aerde liggende en knielende segt:

Per nomen dom. n. J. Chr. et virg. Mariae.

Noch bidde ende besweere ik dese L. Chr. by de Maghet Maria, ons liefs heere J. Chr. ende by de macht der negen chooren der Engelen ende Aerdtsengelen, der vier Naemen Principaten Potestaeten ende der zeven Naemen, die altydt voor Godts Throon staen. Amen.

Dese Beswêringe geseydt hebbende neemt men het cruydt L. C. op van den grondt.

Derde Beswêringe.

Het cruyt L. C. van de Aerde opnemende neemt men het selve in de slinke handt en men segt al knielende:

Ik bemane ende beswêre dit cruyt L. C. dat Godt het

selve geliefft te segenen † door het gebedt dat van Enoch ende Elias in het Aerds Paradys daer over gesproken wordt, door de kracht van sint Jan Baptist, door de kracht des Bloedts dat door den heyligen Zacharias, Zoone van Barachias gestort heeft (?) in den tempel, door de kracht des Gebedts van den Propheet Daniel, die bewaert is in den kuyl der Leeuwen, door de magt van den Godt van Abraham wiens Gebedt dit Cruyt wilt helpen segenen † van Isaac wiens Gebedt dit cruyt wilt helpen gebenedyden † van Jacob wiens Gebedt dit Cruyt en die het sal dragen wilt helpen bewaeren †. nog bid ik dat deze Lancia mag geheyligt worden door de kragt van de dry koningen, te weten den koninck etc. soo dat sy my op myne reyse by dagen en nachten willen secours geven, het welk ik ook hope te verkrygen . . . . Amen.

Es folgen bedeutungslose beschwörungen gegen zauberer und hexen und am schluss diese bemerkung:

Maer als imandt betoovert is, het zy Man, Vrouw, Kinderen of Beesten, neemt Lancia Christi cruyt (maer het moet besworen of gesegent syn) Cederwater, Roosemaryn, Betonia ende Ruyte, ook sal men daerby doen dry druppels Wywater dat alles gepulfrizeert met Wyn ende dat alsdan nuchter dry morgent stonden.

ENGLISCHER ABERGLAUBE.

(*Joa. Melton Astrologaster or the Figure-caster* (1620) *p.* 45, *bei Gisb. Voetius select. disputat. theolog. pars* III *p.* 123.)

A Catalogue of many superstitious Ceremonies, especially old men and women hold, which were first found out and invented by Figure-Casters, Cunning Men and Women in former ages, yet to this day are held for certaine and true observations.

519. That if any thing be lost amongst a company of servants, with the tricke of the *Sive* and the *Sheares*, it may be found out againe, and who stole it.

520. That Toothaches, Agues, Cramps, and Fevers, and many other diseases may be healed by mumbling a few strange words over the head of the diseased.

521. That by a certaine *tuft of haire* growing on the foremost part of a mans *forehead*, it may be known wether hee shall be a widdower or no.

522. That a man may know what's a clocke, onely by a *Ring* and a silver *Beaker*.

523. That it is very ill lucke to have a *Hare crosse* one in the high way.

524. That to have *yellow speckles on the nailes* of ones hand is a great signe of death.

525, That when the *left cheeke* burnes, it is a signe somebodie talkes well of you, but if the *right cheeke* burnes it is a signe of ill.

526. That when a man's *nose bleeds* but *a drop* or *two*, that is a signe of ill lucke.

527. That when a mans *nose bleeds* but *one drop*, and at the *left nostril*, it is a signe of *good lucke*, but on the *right ill*.

528. That *if a man stumbles* in a *morning* as soone as he comes out of doores, it is a signe of ill lucke.

529. That if a man walking in the fields, find any foureleaved grasse, he shall in a small while after finde some good thing.

530. That it is not good to put on a new sute, pare ones nailes, or begin any thing on a Childermas day.

531. That if a man be drowsie, it is a signe of ill lucke.

532. That it is a signe of ill lucke to finde money.

533. That it is a naught for a man or woman to loose their hose-garter.

534. That it is a very unfortunate thing for a man to meete early in a morning an illfavoured man or woman, a roughfooted Hen, a shag-haired Dogge, or a blacke kat.

535. That it is a signe of death to some in that house, where Crickets have been many yeares, if on a sudden they forsake the Chimney Corner.

536. That if a man dreame of egs or fire, he shall hear of anger.

537. That to dreame of the devil is good lucke.

538- That to dreame of gold good lucke, but of silver ill.

539. That if a man be born in the day time, he shall be unfortunate.

540. That if a child be borne with a Caule on his head, he shall be very fortunate.

541. That when the palme of the right hand itcheth, it is a sure signe he shall receive money.

542. That it is a great signe of ill lucke, if Rats gnaw a mans cloathes.

543. That it is naught for any man to give a pair of knives to his sweet heart, for feare it cuts away all love that is between them.

544. That it is ill lucke to have the Saltſeller fall towards you.

545. That if the Beere fall next a man, it is a signe of good lucke.

546. That if a Candle burn blew, it is a signe there is a spirit in the house, or not farre from it.

547. That when the Cat washeth her face over her eare, we shall have great ſtore of raine.

548. That if a horse stumble on the high way, it is a signe of ill lucke.

549. That when a mans nose itcheth, it is a signe he shall drinke wine.

550. That if your lips itch, you shall kiss somebody.

551. That it is a very ill signe to be Melancholy.

FRANZÖSISCHER ABERGLAUBE [1]).

552. Man macht sich bei aller welt beliebt, wenn man nur ein *schwalbenherz* bei sich trägt.

553. Um die liebe einer frau zu erwerben, schenke man ihr einen ring von gold, der *neun tage lang* in einem *schwalbennest* gelegen hat.

554. Die heilige Mutter weint, wenn man in den fasten Allelujah singt.

555. Wer krauses haar von natur hat, der ist bei allen beliebt.

556. Wenn eine frau im neumond empfängt, bringt sie einen knaben zur welt, ein mädchen, wenn sie im letzten viertel empfing.

557. Der mondschein bräunt das gesicht.

558. Das verwittern der steine kommt vom monde, welcher sie jede nacht benagt.

559. Die eidechse warnt den menschen, wenn ihm gefährliche reptilien nahn.

560. Den schwanz einer eidechse in den schuh gelegt, bringt geld und glück.

561. Das kopfweh zu vertreiben, bindet man einen strick um die schläfen, woran ein dieb gehangen hat.

562. Ein solcher strick in der tasche getragen, schützt vor zahnschmerz.

563. Avoir la corde du pendu ist gleichbedeutend mit 'eines dauernden und ungetrübten glücks geniessen.'

---

1) Aus *de Salgues* erreurs populaires, *Collin de Plancy* dictionnaire infernal, *Cambry* voyage dans le Finisterre.

564. Wenn eine eule sich in einen taubenschlag flüchtet, das ist glück.

565. Drei kerzen zugleich brennend bedeuten ein grosses unglück.

566. Der freitag ist ein unglückstag.

567. Eine spinnende spinne sehn, bedeutet glück und dass man geld bekommt.

568. Die bienen können tugendhafte frauen von leichtsinnigen unterscheiden und stechen gerne die letztern.

569. Vererbte bienen fliegen weg, wenn der erbe nichts taugt. man bittet die bienen bei todesfällen, in ihrem korbe zu bleiben und sich nicht zu entfernen, auch verspricht man ihnen, dass man sich ihnen ferner ebenso freundlich bezeigen wolle, wie der frühere besitzer es gethan.

570. Man genest vom fieber, wenn man sonntags der wasserweihe in drei verschiedenen kirchen beiwohnt.

571. Des fiebers los zu sein trinke man wasser, welches am tage vor ostern oder pfingsten gesegnet worden ist.

572. Die niederkunft einer frau zu befördern und zu erleichtern, binde man ihren gürtel an die glocke der kirche und lasse diese drei schläge läuten.

573. Eine stecknadel, welche in dem leichentuch eines todten gesteckt hat, schützt vor aller furcht.

574. Die fallsucht zu heilen, binde man an den kranken arm einen nagel, den man aus einem kruzifix gezogen hat.

575. Das bild des heil. Basilius an das hirtenhäuschen befestigt, schützt die heerde vorm wolfe.

576. Sich von den warzen zu befreien, wickle man so viel erbsen in einen leinenen lappen, als man warzen hat, und werfe sie auf die strasse. Wer diess läppchen aufhebt, bekommt die warzen und zugleich verliert sie der, welcher sie gehabt.

577. Um schnell zu gehn, lege man ein briefchen mit den namen der drei könige beschrieben in den schuh; man legt an einem tage so viel weges zurück, als ein anderer in dreien.

578. Die zahnschmerzen los zu werden, sammle man drei almosen zur ehre von sankt Laurenz.

579. Die blüthe der bohnen macht wahnsinnig.

580. Sternschnuppen sind seelen, welche in den himmel eingehen. Die wünsche, welche man thut, während man sie sieht, werden erfüllt.

581. Die irrwische heissen in einigen dörfern *culards*. Es sind irreleitende geister, welche noch dazu lachen, wenn sie jemand ins wasser gelockt haben.

582. Am ostertage tanzt die sonne und am dreifaltigkeitstage sieht man drei sonnen.

583. Die sommerfäden rühren von der heiligen mutter her, welche dieselben spinnt.

584. Kluge kinder werden nicht alt.

585. Die spinnen soll man tödten, sobald man sie sieht; das bringt glück und bedeutet eine gute neuigkeit.

586. Den ställen bringen die spinnen glück, sie reinigen die luft.

587. Den eisvogel (alcyon) hängt man am schnabel an der decke des zimmers auf, wo er als windfahne dient, da sein körper stets der richtung des windes folgt.

588. Die esel tragen das kreuz auf dem rücken erst, seitdem Jesus auf einer eselin in Jerusalem einritt.

589. Wenn die esel sich im grase wälzen, das ist ein vorzeichen guten wetters; spitzen sie aber die ohren oder rennen sie zur seite, dann giebts regen.

590. Alle juden haben die krankheit, womit Gott die Philistäer strafte, welche ihre unheilige hand an die bundesarche legten — percussit eos in posteriora.

591. Man nimmt fünfundzwanzig neue nähnadeln, legt sie auf einen teller und giesst wasser darauf. Soviele sich gabelförmig zusammenlegen, soviel feinde hat man.

592. Der Alleluijah-klee, welcher gegen ostern seine kleinen weissen blüthen trägt, schützt gegen liebestränke.

593. Die glückshaube ist glückbringend, wenn sie roth ist; bleifarben weissagt sie unglück

594. Wer das herz eines aals warm isst, der hat die gabe der wahrsagung.

595. Der augenblick des ringwechsels bei der einsegnung ist von höchster wichtigkeit. wenn der ring nicht über das zweite glied des ringfingers der braut gestreift wird, dann behält sie als frau die oberhand im hause. darum krümmen die jungen mädchen schnell den finger, wenn der bräutigam ihnen den ring ansteckt.

596. Eine spinne, welche lauft oder spinnt, bedeutet geld.

597. Araignée du matin,
Petit chagrin;
Araignée du midi,
Petit profit;
Araignée du soir,
Petit espoir.

Andern zufolge bedeuten die spinnen morgens geld und abends eine neuigkeit.

598. Als die lotterie noch bestand, legten die frauen

abends die neunzig nummern auf kleine papierstückchen geschrieben in ein kästchen und setzten eine spinne dazu. die nummern, welche sie umgedreht hatte, wurden als sicher gewinnende angesehn.

599. Wenn eine krähe vor uns her fliegt, kündet sie ein künftiges unglück; zur rechten eins, welches schon vorhanden ist, zur linken eins, dem man mit einiger klugheit ausweichen kann. fliegt sie krächzend über unserm haupte, dann kündet sie den tod.

600. Wer einen strumpf verkehrt anzieht, dem wird an demselben tag ein guter rath gegeben.

601. Die alten hähne legen ein ei, woraus eine schlange geboren wird.

602. Das herz eines wiesels noch warm gegessen, verleiht die gabe der weissagung.

603. Wer die füsse einer lerche bei sich trägt, hat keine verfolgung zu fürchten und wird stets seinen feinden voraus sein.

604. Vor allerhand innern krankheiten schützt ein gürtel von farrenkraut, welches man am vorabend des Johannisfestes gesammelt hat.

605. An manchen orten zeigt man sabbats- oder feenringe. in der mitte sind sie voll schönen grünen grases, aber rund herum ist das gras wie versengt. die zauberer oder die feen haben da getanzt.

606. Man kann einer pistole die kraft geben, hundert schritte weit zu schiessen, indem man die kugel in ein papier wickelt, worauf die namen der drei könige stehn, zielend den athem an sich zieht und spricht: 'ich beschwöre dich, gerade dahin zu gehn, wohin ich schiessen will.'

607. Man heilt ein vernageltes pferd, indem man ihm dreimal die daumen kreuzweise auf den huf legt und zugleich den namen des zuletzt hingerichteten ausspricht, oder auch gewisse gebete.

608. Wenn man eine mistel und einen schwalbenflügel an einen baum hängt, dann versammeln sich an demselben alle vögel der umgegend.

609 Ein todtenkopf in den taubenschlag gelegt, zieht fremde tauben hinein.

610. Gegen das chevillement (sorte de malefice, qui empêche d'uriner), speie man auf den rechten schuh, ehe man ihn anzieht.

611. Am st. Stephanstage darf man keinen kohl essen,

denn der heilige verbarg sich in einem kohlfeld, um der marter zu entgehen [1]).

612. Wo der storch sein nest baut, da ist kein brand zu fürchten.

613. Die kreuze auf den kirchhöfen dienen, die todten vor den bösen geistern zu schützen.

614. Sich vor seinen feinden zu schützen, schlägt man einen nagel fest in einen baum.

615. Um sich st. Christoph günstig zu machen, opfert man ihm einen hahn.

616. Es erleichtert sehr die niederkunft einer frau, wenn sie ihres mannes hosen anzieht.

617. Die grossen hexen haben einen teufel stets bei sich; der sitzt in gestalt einer kröte auf ihrer linken schulter und hat zwei hörnchen auf dem kopf, kann aber nur von solchen gesehn werden, welche in die zauberkunst eingeweiht sind.

618. Jemand von der fallsucht zu heilen, binde man ihm einen nagel an den arm, den man aus einem kreuz gezogen hat. Auch legt man ihm ein briefchen mit den namen der drei könige auf die brust.

619. Die wölfin gebiert mit ihren jungen zugleich einen kleinen hund, den sie aber auffrisst, sobald sie ihn erblickt.

620. Wer das evangelium Johannis 'In principio erat verbum' am ersten sonntag des jahres auf jungfern-pergament geschrieben und in eine gänsefeder gesteckt, bei sich trägt, der ist unverwundbar.

621. Wann einem ein schauder durchs haar geht, das bedeutet, dass ein böser geist in der nahe ist oder vorüberzieht.

622. Wenn man das herz und den rechten fuss einer eule auf einen schlafenden legt, dann wird er plötzlich aufrichtig und gesteht alles, was er gethan. hängt man ihre leber an einen baum, dann versammeln sich alle vögel der gegend darunter.

623. Man soll die nägel an keinem wochentag schneiden, dessen name ein r hat; (mardi, mercredi, vendredi) man würde sich nagelwurzeln (envies) zuziehen.

624. Hexen und zauberer können nicht weinen.

625. Wenn ein hase übern weg lauft, das ist nicht gut.

626. Ein kreuz mit der linken hand gemacht hat keinen werth.

627. Wenn jemand gefährlich krank ist, dann legt man eine nessel in seinen urin; bleibt diese nach vierund-

---

1) cf. DMS p. 147.

zwanzig stunden noch grün, das ist ein zeichen des lebens; lässt sie die blätter hängen, das bedeutet den tod.

628. Jedermann sieht sterbend die bösen geister; nur die heilige mutter war von dieser regel ausgenommen.

629. Begegnet man hämmeln, das ist ein zeichen, dass man gute aufnahme findet, wohin man kommt; fliehen dieselben aber vor einem, das ist nicht gut.

630. Man verliert die warzen, wenn man sie morgens mit bonjour und abends mit bonsoir grüsst.

631. Die flecken der haut und die warzen zu vertreiben, streicht man sie an eine leiche oder reibt die hände im mondschein.

632. Qui pète en mangeant voit le diable en mourant.

633. Wenn man unterwegs gefragt wird, wohin man gehe, dann kehre man schnell wieder zurück.

634. Unglück bringt das begegnen eines hasen, rehes, ebers, hirschen, einer schlange oder eidechse. glückbringend sind der wolf, die geiss, der frosch, die cigale.

635. Wer nüchtern einen traum einem nichtnüchternen erzählt, dem bringt der traum unglück; er bringt es beiden, wenn beide nüchtern sind; er hat keine folgen, wenn beide nicht mehr nüchtern sind.

636. Si la huppe chante avant que les vignes ne germent c'est un signe d'abondance de vin.

637. De Saint Paul la claire journée
Nous dénote une bonne année [1].
Si l'on voit épars les brouillards,
Mortalité de toutes parts;
S'il fait vent, nous aurons la guerre;
S'il neige ou pleut, cherté sur terre;
Si beaucoup d'eau tombe en ce mois,
Lors peu de vin croître tu vois.

638. Wenn am lichtmesstag die sonne vor der messe scheint, das bedeutet einen langen winter.

639. Die quelle von Krignac (Bretagne) heilt vom wechselfieber, wenn man um mitternacht aus ihr trinkt.

640. In der umgegend von Plougasnou kniet man nieder, sobald man die Venus am himmel sieht.

641. Vier stücke von sechs liards, welche während der messe auf dem altar lagen, zu pulver zerstossen und in wein oder brantwein genommen, machen unüberwindlich.

642. Ein de profundis und zwei liards den armen seelen geschenkt, sind gut, verlorenes wieder zu bekommen; auch

---

1) Clara dies Pauli bona tempora denotat anni.

wecken die armen seelen den geber zur stunde, welche er bestimmt.

643. Fliegen viele raben über einer stadt, so folgen bald krankheiten.

644. Wenn der priester am dreifaltigkeitssonntag die präfation singt, wallen viele quellen auf.

645. Eine priestererbschaft bringt nie glück.

646. In Plouedern bei Landernau herrscht der glaube, dass wenn sich das linke auge einer leiche nicht schliesse, bald einer der nächsten verwandten sterbe.

647. Um das vieh vor wölfen und andern wilden thieren zu schützen, legt man einen dreifuss oder ein krummes messer in die felder.

648. Man setzte ehedem in Quimper stühle an das Johannisfeuer, damit die seelen der verstorbenen sich daran wärmen könnten.

649. Vor dem neumond warf man sich auf die knie nieder und betete ein Pater und ein Ave zu ihm (Quimper).

650. Man soll niemandem ein kind über den tisch hinüberreichen; wenn ein böser wind es während dessen berührte, dann wäre es für sein leben lang unglücklich.

651. Der sturm legt sich nicht, wenn die unreinen dinge und leichen vom meer ausgeworfen werden, bis sie entfernt oder begraben sind.

652. Jedem hause sind zwei raben zugetheilt, welche den bewohnern leben und tod weissagen.

653. Mittel gegen bezauberung sind: 'des os de taupe, des aisles de chauve-souris, des pierres tirées de la teste des crapaux, des vipères et des dragons, des menstrues des femmes, des corps imparfaits et monstres de nature, comme des chiens enragés, entrailles de lynx, moelle des cerfs mangeurs de serpens, du bois d'une potence, une éguille qui a touché la robe d'un mort, de la poudre tirée du crane de la teste d'un larron qu'on aura pendu tout fraischement, des yeux de taupe qu'on dit ne paroistre jamais qu'après sa mort, des plantes qui ne se trouvent dans le pais qu'on les cherche et que s'il s'en trouve, cueillies la veille de la saint Jean par une fille vierge la nuict obscure avec une chandelle faicte de quelque drogue ou composition, dans laquelle il y entre une infinité d'ingrediens. (traicte des sorciers . . . . par de L'Ancre p. 349.)

SEGEN.

1. Beschwörung der wünschelruthe.
Ich beschwöre dich sommerlatte
aus des waldes grüner matte,
dass du mich weisest so recht und wahr,
als Maria eine reine jungfrau war,
wo gold und silber liegt blank und klar [1].

2. Wenn des zimmermanns frau Anna eine henne gesetzet, so hat sie gesagt: im namen u. s. w. und wenn sie die eyer untergelegt, hat sie gesprochen:

Alle in un alle uth
so spricht die liebe jungfrau sente Gerdrud.

3. Wenn sie den leuten die guten dinger abgesprochen, hat sie den folgenden segensspruch gebrauchet:

Die heiligen drei könige gingen über das feld,
Da mutten ihnen *Alfsmedi*, Alfsune.
Das solt du nicht thun,
Kehr wieder um
Im namen u. s. w.

4. Die guten dinger zuzubringen hat sie folgenden spruch gehabt: Thue hin und fahre in N. N. und martere und plage und beisse den in aller und meiner teufels namen [2].

5. Elsa Hermann, Rupprechts eheweib wurde von einer schäferin durch folgenden spruch zu einer hexe geweiht:

Ich wasche meine hände,
Thue einen reinen boten senden,
Du seist gleich wo du wilt
Bei reichen oder bei armen,
Du willst ihnen werden zu spinn und feind,
Als den kröten unterm zaun
Und ich in deinem herzen
Die liebste und schönste möchte sein [3].

6. Ein weib machte ihres schwagers vater durch hexensalbe einen bösen arm und heilte ihn wieder, indem sie sprach:

Ich weiss nit was du bist,
ich hab gemeint du seist mist,
so biet ich dir herr Jesu Christ, im namen [4].

---

[1] Buch der welt. Stuttgart 1847. p. 241.

[2] Uhu oder hexen-, gespenster-, schatzgräber und erscheinungsgeschichten. p. 132.

[3] das. 4 Fort p. 13. nach dem zweiten verse scheint ein verspaar zu fehlen.

[4] Hexenakten des gräfl. erbachischen archivs in Michelstadt. fasc. I, n. 45. 68.

7. *Wider das milzstechen.*

Alle frauen, welche zwei kinder getragen, können dies sprechen: 'Ich hab getragen zwei lungen, ich hab getragen zwei milz, ich hab getragen zwei herzen, damit büss ich dir N. N. den rachen und schmerzen, das zahle ich dir im namen u. s. w. das stärke dir dein blut und dein fleisch.

Muss dreimal gesprochen werden und der kranke aus der rechten hand der person so es spricht dreimal frisch wasser trinken [1]).

8. *Blutsegen.*

Jesus Christus der herr sprach:

Es stehen drei rosen auf meinem grab,
die brech sich der, so verblutet ab:
die erst ist weiss, die ander ist roth,
die dritte soll dir nicht verursachen den tod.

9. *Blutsegen.*

Gott und die liebe frau gingen miteinander durch eine enge, lange, weite, breite gasse, da stand viel wasser und blut in der strassen; blut, du sollst stille stan, wasser, du sollst fortgan.

10. *Gegen drüsen.*

Ich gebiete dir durch Christi blut;
dass deine drüsen werden gut,
hast du die drüsen jahr und tag,
soll sie der keller behalten bis an den jüngsten tag.

11. *Gegen zahnweh.*

St. Petrus stund unter einem eichenbusch, da begegnet ihm unser lieber herr Jesus Christus und sprach zu ihm: Petrus warum bist du so traurig. Petrus sprach: warum sollt ich nicht traurig sein; die zähne wollen mir im mund verfaulen. da sprach unser lieber herr Jesus Christus: Peter, geh hin in den grund, nimm wasser in den mund und spei es wieder aus in den grund.

12. *Gegen kolik.*

Wer mutter, gebärmutter, wo willst du hin? in N. N.'s leib? was willst du drin machen? willst du ihm die därm zerreissen? willst du ihm das herz abbeissen? geh du wieder hin, wohin dich Christus der herr verordnet hat.

13. *Gegen mundfäule und zahnweh.*

Jesus Christus reiste über land, da begegnet ihm Petrus, der war traurig. — Petre warum bist du so traurig? — sollt ich dann nicht traurig sein? mein mund und meine zähn wollen mir faulen. — dann nimm du drei gundelreben und lass sie in deinem mund umschweben.

---

[1]) Hexenakten des gräfl. erbachischen archivs in Michelstadt. fasc. I, n. 18. 63.

Man bestreicht die kranken stellen mit drei gundelreben und hängt dieselben in den schornstein.

14. *Gegen durchfäule der kinder.*

Job zog über land, er trug einen stab in seiner hand; da begegnet ihm Gott der herr, der sprach: Job warum trauerst du so sehr. Job sprach: ach Gott warum sollt ich nicht trauern, mein schlund und mund will mir abfaulen. da sprach Gott zu Job: in jenem thal da fliesst ein brunn, der heilet dir deinen mund und schlund.

Dies spreche man dreimal des morgens und des abends. bei den worten 'der heilet dir' bläst man dem kind in den mund.

15. *Gegen warzen, geschwüre und schäden.*

Wenn eine leiche im dorfe an der thür steht und das grabgeläute beginnt, dann gehe man an den bach, giesse drei hände voll wasser über den schaden und spreche:

Alleweil läutet's dem todten in sein grab,
da wasche ich dir deine warzen etc. ab.

16. *Gegen unreine säfte.*

Man nehme vor sonnenaufgang einen weissen kieselstein aus dem bach, merke sich genau die stelle, wo er lag und spreche:

Unrein,
geh aus dem mark in das bein,
aus dem bein in das fleisch,
aus dem fleisch in die haut, aus der haut in den stein,
aus dem stein in den Rhein,
dann werden alle meine säfte rein.

Lege dann den stein wieder genau an dieselbe stelle und wasche dreimal die hände, thue dies drei morgen nacheinander.

17. *Gegen das fieber.*

Drei falsche zungen haben dich geschlossen,
drei heilige zungen haben für dich gesprochen,
die erste ist Gott vater, die andere Gott sohn,
die dritte ist Gott der heilige geist;
die geben dir dein blut und fleisch,
fleisch und blut;
fried und muth
ist an dich gewachsen und geboren,
sei an dir nicht verloren.
Hat dich überritten ein mann,
so segne dich Gott und s. Ciprian;
hat dich überschritten ein weib,
so segne dich Gott und Mariae leib;

hat dich bemut ein knecht,
so segne ich dich durch Gott und das himmelrecht;
hat dich gehört eine magd oder dirn,
so segne dich Gott und das himmelsgestirn.
der himmel und der ist über dir,
das erdreich und das ist unter dir,
du bist in der mitten,
so gesegne ich dich für den ritten.
Als unser herr Jesus in sein bitter leiden und sterben trat,
da zittert er, als er gesprochen hat;
da sprachen die falschen juden aus hohn und spott:
schau zu wie zittert der sohn gottes
als hätt er den ritten.
da sprach unser herr: den ritten ich nicht hab,
den wird auch niemand haben,
wer mir mein kreuz hilft tragen und klagen,
den will ich vom ritten absagen.

† † †

18. *Gegen geschwulst.*

Es gingen drei reine jungfrauen,
die wollten eine geschwulst und krankheit beschauen.
die erste sprach: es ist heisch;
die andere sprach: es ist nicht;
die dritte sprach: ist es dann nicht,
so komme u. l. h. Jesus Christ.

19. *Wenn einem eine unheimliche person begegnet.*

Dort kommt einer her, ich weiss nicht wer; gott der vater sei mit ihm, gott der sohn sei mit mir, gott der heilige geist sei mit uns beiden, dass wir in frieden von einander scheiden.

20. *Einen starken gegner zu zwingen:*

Ich N. N. thue dich anhauchen,
drei blutstropfen thue ich dir entsaugen:
den ersten aus deinem herzen,
den andern aus deiner leber,
den dritten aus deiner lebenskraft,
damit nehm ich dir deine stärke und mannschaft.

21. *Diebe zu zwingen.*

Beobachte wol, zu welcher thür oder wo sonst der dieb hinaus gegangen ist, da schneide drei spänlein in den drei höchsten namen ab, gehe damit zu einem wagen, aber unbeschrieen, mache ein rad ab, lege die spänlein auf die nabe und mache das rad wieder ein. dann treibe es rückwärts und sprich: 'dieb, dieb, dieb, kehr wieder um, Gott der vater bindt dich, Gott der sohn zwingt dich, Gott der heilige geist wendt dich zurück. das rad darf nicht zu stark umgedreht werden.

22. *Diebe zu zwingen.*

Gehe morgens früh vor sonnen aufgang zu einem wacholderbusch, biege ihn mit der linken hand gegen sonnenaufgang und sprich: Wacholderbusch ich thue dich bücken und drücken, bis der dieb dem N. N. sein gestohlen gut hat wiederbracht. lege alsdann einen stein auf den busch, dass er nicht in die höhe schnellen kann. habe aber wol acht, dass du den stein wieder an seinen ort tragest und legest wie er lag und also den busch lösest, so bald der dieb das gut zurückgebracht hat.

23. *Gegen diebe, das gestohlene wieder zu bekommen.*

Man stellt drei teller auf den heerd, einen mit brod, den andern mit salz, den dritten mit schmalz, und deckt einen blechdeckel darauf. man kann auch drei brosamen von der obern brodkruste, drei pfötchen salz und drei pfötchen schmalz auf den deckel selbst, und diesen auf die heerdgluth legen. dazu spreche man, jedoch nicht zu geschwinde: 'Ich lege dir N. N. brod salz und schmalz auf die gluth, von wegen deiner sünd und übermuth; ich leg es dir auf lung, leber und herz, dass dich ankomme grosser schmerz, dass dich ankomme solche noth, als wäre es dir der bittere tod, bis du mir meine sach wiederbringest, das thu ich dir N. N. zur buss. † † † man thue es drei abende hinter einander, immer neunmal. spricht man zu schnell, dann muss der dieb sich zu tode laufen. vor 11 und nach 12 uhr nachts darf man's nicht brauchen. wenn der dieb über ein schiffbares wasser gelangt ist, dann hilft der segen nichts mehr.

24. *Vor gericht recht zu behalten.*

Ich trete vor des richters haus,
da schauen drei todte männer zum fenster heraus,
der eine hat keine zung,
der ander hat keine lung,
der dritte ist taub, und blind und stumm.

25. *Beim ausgang.*

So wahr Gott der herr lebet und schwebet, wird sein heiliger engel mich bewahren im hin- und hergehn. Gott der sohn ist meine kraft, Gott der heil. geist ist meine stärk, der heil. engel vernichte meiner feinde wort und werk.

26. *Beim ausgang.*

Man trete auf die schwelle und spreche: Hier tret ich auf die schwelle, gott der herr ist mein geselle, Christus ist mein hut, die erde ist mein schuh, das heilige kreuz ist mein schwert, dass alle die mich sehn mich haben lieb und werth.

27. *Beim ausgang.*

In gottes namen geh ich 'naus, Gott der vater geht vor mir 'naus, Gott der sohn geht neben mir her, Gott der heilige geist geht hinter mir her. wer stärker ist, als diese drei mann, der komm heut und greif mich an, wer nicht stärker ist, der lass mich gan [1]).

28. *Gegen das fieber.*

Aus Geldern. der kranke geht morgens frühe zu einem weidenbaum, schlingt in einen der biegsamen zweige drei knoten und spricht:

Goê morgen olde,
ik geef oe de kolde,
goê morgen olde!

worauf er sich so schnell als möglich entfernen muss. (Nederlandsche volksoverleveringen. blz. 284.)

29. *Gegen böse hunde.*

Ons lieve vrouwken ging over het land,
zonder stok of steen in de hand;
daer kwam haer tegen een kwade hond:
kwade hond, sta stille,
want het is Jesukens moederkens wille [2]).

FRAGMENTE.

30. Jetzt will ich ausreiten und will ich ausgehn und will mich umgürten und will mich umbinden mit einem sichern ring . . . . .

31. Da ging unsere liebe frau auf einen sehr hohen berg, sie schaut hinab in ein sehr finsteres thal . . . .

32. . . . da begegneten ihm (!) drei knaben, die behüten mir mein vieh und sein blut und fleisch. da macht er einen ring um mein vieh und der ring ist beschlossen mit 77 schlössern.

33. . . . und die diebe sollen von Gott dem vater gestellt

---

[1]) nr. 7—27. sind aus einer handschriftlichen sammlung der hebamme Jung in Jugenheim, die sich viel mit segensprechen abgibt.

[2]) aus Audenaerde. in der grafschaft Mark lebt noch folgender andere segen gegen hunde: unsere mutter Jesu stand auf dem sand und hatte das kindlein Jesus an der hand. hund halt deinen mund so still und rein, wie unsere mutter Jesu ihre hand. Woeste p. 52.

und von Gott dem sohn gehalten und von Gott dem heil. geist gebunden sein.

FRANZÖSISCHE SEGEN.

34. *Gegen zahnweh.*

'Ste. Appoline étant assise sur la pierre de marbre, notre Seigneur passant par là lui dit: Appoline, que fais-tu là? — Je suis ici pour mon chef, pour mon sang et pour mon mal de dent. — Appoline, retourne-toi: si c'est une goutte de sang, elle tombera, si c'est un ver, il mourra.'

35. *Beim Angelus.*

C'est la belle
qui m'appellè,
qui mappelle dans son lit;
son lit est en paradis.
Dieu nous fasse la grace de mourir à Pâques.

36. *Gegen augenkrankheiten.*

Monsieur saint Jean passant par ici trouva trois vierges en son chemin. Il leur dit: Vierges que faites vous ici? — Nous guérissons de la maille. — Oh guérrissez, vierges, guérissez cet oeil.

dann macht man mit dem daumen ein kreuz über das kranke auge.

37. *Barbe-à-Dieu.*

Pècheurs et pècheresses, venez à moi parler. Le coeur me dut bien trembler au ventre, comme fait la feuille au tremble, comme fait la Loisonni quand elle voit qu'il faut venir sur une petite branche, qui n'est plus grosse ni plus membre que trois cheveux de femme grosse ensemble. Ceux qui la Barbe-à-Dieu sauront pardessus la planche passeront, et ceux qui ne la sauront au bout de la planche s'assiseront, crieront, braieront: Mon Dieu, helas, malheureux état. Est comme pètit enfant qui Barbe-à Dieu n'apprend.

38. *Gegen viehkrankheiten.*

Quand notre seigneur monta au ciel sa sainte vertu en terre laissa. Pasle, Colet et Herve, tout ce que Dieu a dit, a été bien dit. Bête rousse, blanche ou noire, de quelque couleur que tu sois, s'il y a quelque gale ou rogue sur toi, fut elle mire et faite à neuf pieds dans terre, il est aussi vrai qu'elle s'en ira, comme saint Jean est dans sa peau et a été né dans son chameau, comme Joseph Nicodème d'Arimathie a dévalé le corps de n. s. J. C. de l'arbre de la croix le vendredi saint.

39. *Gegen kopfschmerzen.*

N. s. J. C. passant par ici trouva saint Paul dans son chemin. Saint Paul que fais tu ici? — Je suis ici pour guérir le mal de mon chef. Jesus lui repondit: Va trouver sainte Anne; qu'elle te donne de l'huile et du beurre, tu t'en graisseras à jeun, une fois le jour et pendant quarante jours. Celui qui le fera n'aura jamais ni gale, ni teigne, ni rogne.

40. *Gegen kolik.*

'Colique fâchée, colique apaisée; colique prend ta place, comme N. S. J. C. au jardin des olives.

41. *Gegen stichwunden.*

'*Pointe sur* pointe, mon Dieu, guérissez cette pointe.'

42. *Gegen viehkrankheiten.*

Lorsque les habitans du canton de Labruguière ont un animal malade de quelque plaie envahie par les vers, ils se rendent dans la campagne auprès d'un pied de yèble (sambucus ebulus) et tordant une poignée de cette plante dans leur mains, ils lui font un grand salut et lui adressent les paroles suivantes en patois: Adiu sieu, moussu l'aoudasier, sé né trases pas lous bers de moun berbenier, vous coupi la cambo, mai lou pey. (Bonjour Monsieur le yèble, si vous ne sortez pas les vers de l'endroit où ils sont, je vous coupe la jambe et le pied.) Cette menace effectuée, la guérison est assurée ou peut s'en faut [1]).

---

1) De Nore coutumes mythes et traditions de France 102.

ANMERKUNGEN.

P. 7—9. Die weitere erörterung dieser merkwürdigen sagen bleibt für später aufgehoben, wo die rede von der wilden jagd und dem wüthenden heer sein wird.

p. 23. HM. ist meine neue sammlung 'deutscher hausmärchen', in welche auch die märchen des p. 48 erwähnten nicht erschienenen buches: 'märchen, sagen und lieder aus Hessen' übergingen. die sagen werden in dem Uhlandschen sagenbuch, dessen ich in der vorrede gedachte erscheinen. das an letzterm orte erwähnte märchen heisst in den deutschen hausmärchen 'von der schönen schwanenjungfer.'

74. Ostermann gemahnt an Mertensmann p. 51, Petermännchen p. 82, Staffansmän, p. 173, Pingstkârel Kuhn 388.

das. Ist die kirche und der ort s. Georgen alt? in diesem falle würde es wohl von belang sein, zu untersuchen ob das sunwendfeuer an einem bestimmten platze abgebrannt wurde und wie derselbe heisst.

90. Wenn ich von neuen ranken spreche, welche der mythus

als märchen treibt, so soll diess nicht etwa heissen, dass das volk neues hinzudichtete. aus dem verfolg der untersuchung ergibt sich, dass die später hinzugekommenen personen dieses märchens sämmtlich alterthümliches gepräge haben. bei Blasius lässt sich an den in seinen rothen bart blasenden donnerer denken. es ist entweder, was sich einstweilen noch nicht bestimmen lässt, mehr gefolge bei Donar als bei Thorr gewesen, oder jener hat mehr künste als dieser vor dem riesenkönig üben wollen, oder es sind züge aus andern mythen und märchen in den alten eingedrungen. wir haben zwar hier schon manche varianten des märchens vor uns, doch fehlt noch immer der schlüssel. wie dieser in einem einzigen unbedeutend scheinenden zuge liegen kann, davon gibt das hessische märchen 'von der schönen schwanenjungfer' in den 'deutschen hausmärchen' ein merkwürdiges beispiel. die verbotene thüre war uns ganz und gar dunkel, darum blieb sie unbeachtet und das verständnis der märchen in welchen sie vorkommt war uns verschlossen, bis ein odenwälder bauer den p. 33 erwähnten zug erzählte, demzufolge Ferdinand durch die verbotene thür '*die welt überschaute.*' ich möchte darum die in der vorrede bereits ausgesprochene bitte nochmals dringend wiederholen und es allen sammlern warm ans herz legen, *keine* abweichungen von schon bekanntem zu übersehen und sie baldigst mitzutheilen. Müllenhoff hat ihrer eine sehr grosse zahl, möge er, Kuhn und Schwarz, die auch reich an ihnen sein müssen und jeder wer ihrer besitzt sie nicht vorenthalten. sollte die umarbeitung des III. bandes der KM. zu lange noch auf sich warten lassen, dann ist ja Haupts zeitschrift ein passender ort dafür.

104. Ich gestehe, dass der deutsche sonnenhirsch noch gewagt ist, doch gewiss nicht mehr als Grimms deutung des pfahlgrabens auf Phol. in der alten kirche in Hirschhorn am Neckar befindet sich ein frescobild einen mann darstellend, der auf einem thiere *mit gespaltenen klauen* reitet; des thieres kopf ist verwischt, doch wird es kaum etwas anderes als ein hirsch sein können. wen es vorstellt weiss ich nicht. solchen darstellungen weiter nachzugehen wäre dankbar. das bild der jungfer Lorenz (p. 182) ist wie es scheint nicht unwichtig und verdiente genauer untersucht zu werden.

185. der schluss auf Fricka war wol voreilig.

191. 192. Quemcunque mortalium arcere tecto nefas habetur; pro fortuna quisquis apparatis epulis excipit. quum defecerit qui modo hospes fuerat monstrator hospitii et comes. proximam domum non invitati adeunt nec interest. pari humanitate accipiuntur, notum ignotumque quantum ad ius hospitii nemo discernit. Tac. Germ. 21. Hospites violare fas non putant; qui quacunque de causa ad eos venerint, ab iniuria prohibent sanctosque habent; iis omnibus domus patent victusque communicatur. Caes. bell. gall. VI, 23. war die gastfreundschaft schon in gewöhnlichen tagen so gross, wie vielmehr dann und dort, wo 'laeti dies, festa loca quae (dea, Nerthus) adventu hospitioque dignatur'; wann und wo die göttin selber einkehrte, oder wann und wo der gottheit ein fest gefeiert wurde.

Abkürzungen: ausser den bekannteren habe ich noch folgende für meine beiden sagensammlungen gebraucht: NS. niederländische sagen, DMS. deutsche märchen und sagen.

REGISTER.

s. Adelheid 163.
adler 17. 20.
[illegible] 128.
der alte 57. 59. 67. 83.
s. Amalberga 183 ff.
ancile 132.
s. Andreas 121. 122.
Andvari 140.
angang 52.
s. Ansegisus 182.
s. Ansgarius 144.
Apollon 28. 50. 54. 113. 117.
Ares 28.
Artus 15.
âsaberge 81.
Asgard 26.
Atli 58.
Baldur 136.
s. Bartholomaeus 55.
Beli 105.
Berchtold 15.
berge 24. 30. 34. 35. 39. 49. 50. 58. 73. 78. 120. 171. 182. 189.
berg, glücklicher 19.
bergmännchen 172.
biene 82.
Bilskirnir 71.
birnbaum 31.
bleigiessen 122.
blitz 63. 64.
blixbuller 63.
Blocksberg 186.
blut 17.
böcke 66. 88. 89. 112. 117.
bockshorn 75.
schmied Boldermann 28.
s. Bonifacius 36. 133.
bonhomme 76.
den bräutigam schauen 121. 122. 167.
brautseide 80.
bretzeln 50.
Brune 27.
brünne Wuotans 14. 20. 54.
brunnen 24. 85. 122. 133. 134. 135. 162 ff.
bures 76.
calignaon 119.
cappa 4 ff. 40.
charfreitagsfeuer 74.
chêne du bon Dieu 68.
Christbraten 118. 119.
s. Christophorus 98. 99.
cornucopiae 150. 161.
coulines 118.
dach 105.
Derk met den beer 107.
Diana 186. 187 f.
Dilkur 37.
doppen 108.
Draupnir 18. 103.
dreibeinige pferd 21. 22. 26.
dreieck 78. 79.
Dreisteln 83.
Dreizehn 95. 134.
eber 49. 50. 126. 173. 181.
s. Edigna 169.
egge 52.
eichen 67. 68. 198.
eichhorn 74. 78.
eier 177.
Eikþyrnir 105. 106.
einschneiden 146.
elbengeschoss 64.
Elias 201.
s. Eligius 28.
ellernkränze 78.
Elli 92.
rauhe Els 167.
enelysion 67.
engel 67.
Etzel 58.
Formatir 11.
Forrenberg 113.
fastnacht 69. 78.
teufels federn 138.
Feurisälfe 131.
feu heureux 76.
Finlaer 58.
flets de saint Martin 53.
flachs 175.
fliederbusch 31.
Forseti 134. 135.
frauen 72.
Frauenschühli 177.
Frea 25.
Freyfaxi 113.
Fricco 107. 109.
funkentag 75.
fuchs 74. 143.
fylgja 33.
gans 118. 122. 125.
gansbein 48.
Gaut 167.
Geige 20.
Geirrödr 94. 100. 101.
gelbe farbe 177.
s. Genoveva 182.
s. Georg 54. 131.
Gerdr 103.
s. Gerdrud 52. 151. 152. 192.
Gertraudenkraut 177.
Giallarhorn 15.
Giálp 100.

gierzwaluw 53.
Gilles de Chin 131.
fru Gode 151. 154.
gold 17. 18. 24. 25. 138. 167.
Goldberg 60.
goldferch 104. 181.
Götterbilder 60. 61. 106 f. 160 f. 188. 193.
götzenhain 109.
gräber 108. 109.
greif 6.
Greip 100.
Gridarvölr 86. 100.
Gudinsberg 34.
Gullinbursti 104. 112.
Gûngnir 12.
gütchen 163.
des teufels haare 137.
Hading 3 ff. 48.
hahn 58. 169.
Hakelberend 3.
hallfeuer 75.
hammer 67. 75. 78. 82. 87. 89. 95. 100.
hecht 140.
heckethaler 18.
Heidrûn 19.
Heiligenberg 36. 168.
heimchen 164.
Heimdallr 15.
Heineburg 128.
heirath 78. 80. 104.
Hel 204.
Helleborne 202.
mesgnie Hellequin. 7. 8.
helm Wuotans 12.
herbstpferd 51.
Herodias 8. 86. 89. 142. 199.
Herovit 132.
Herrgottsberg 40.
Herrgottseiche 69.
herzessen 140.
hexen 55. 89.
Hildiswini 173. 181.
Hillesnee 176.
Hilligenhoog 57.
himmelfahrtsfest 187. 190.
hirsch 105. 106. 111. 126. 145. 181 ff.
Hlidskiâlf 23. 102.
hochzeit 14.
Holda 17. 154. 157. 162 ff.
Holler 205.
hollunder 31.
horn 15.
hörner tragen 106.
Höstgilde 37.
Höttr 10.
s. Hubertus 145. 146. 147.
Hugi 91. 92.
Huginn 26.
Huldra 151.
hund 17. 42. 60. 61. 150. 151.
Hvergelmir 105.
Hýmir 95.
Idunn 101.
Jettha 188.
Indras 21.
s. Johannes bapt. 136.
s. Johannes evang. 119. 165.
getreue Johannes 23. 103.
Johannisfeuer 43. 82. 190.
Johannisminne 80.
Jörmungandr 92.
Jötunheim 90. 94. 102.
Jonbarbe 69.
Isis 159. 160. 179.
Judas 64. 73.
Judasfeuer 72. 73. 74.
juleber 104.
jullichter 120.
julstroh 121.
jungbrunnen 167.
kalverquiecken 77.
katze 43. 187. 188.
katzenlinde 168.
kerskoeken 119.
kessel 95. 96. 143.
keusche knaben 117.
klapperbock 124.
knüppel aus dem sack 13.
korbverbrennen 41. 43.
kreis im grase 31.
kreuz 74.
kreuzweg 122.
krüppel 78.
kuchen 50. 78. 104. 119. 191.
kühe 185.
Laeradr 105.
lamm 37.
Laufey 138.
lederdecke 5.
löftbekker 80.
Logi 91.
jungfer Lorenz 182.
linde 168. 169. 192.
lingambilder 109.
Lucifer 205.
bruder Lustig 142.
maifest 78. 79.
maifeuer 77.
maiwagen 79.
mallei joviales 67.
mantel 3 ff. 38.
s. Margaretha 188.
s. Maria Magdalena 194.
Mars 33. 128. 129. 130. 132.
Märtensvögelchen 51. 53.
Martinus 9. 22. 38 ff. 85.
Martinsbirne 53.
s. Martinet 52.
Martinsfeuer 41.
Martinsgans 49.
Martinshorn 45. 51.
Martinslieder 41 ff.
Martinsmännchen 43. 51.
Martinsminne 44 ff.
Martinssommer 54.
Martlemasbeef 54.
matrae 159.
matronae 158.
Mechtildenkränze 73. 177.
Medeia 142.
Mercurius 12. 34. 84.
junker Merten 38.
Merten 125.
s. Michael 32 ff. (83.) 128 ff.
Michaelsminne 37. 38.
Midgardsormr 92.
Mimer 97.
minnetrinken 37. 38. 44. 72. 80. 81. 119. 125. 151. 190.
mond 122.

morkelhamer 66.
Muninn 26.
terrea navis 153. 155.
Neptunus 154. 159. 205.
Nerthus 71. 151. 154. 161.
nets Lokis 139.
neujahr 105. 114. 122. 123.
neun 113. 116. 118. 119. 123. 127.
Nibelungenhort 18.
s. Nicolaus 124. 164.
nix 164. 172.
s. Notburga 182. 183.
notfeuer 67. 116. 220.
nothhemd 15.
Odensfugl 53.
Odenshane 53.
Odr 180.
ofen 123.
öndvegi 25.
opfermahle 116.
opferstätte 177. 178.
Orcus 205.
Orentil 99.
Orion 86.
Orvandill 98.
Osiris 110.
óskabyre 11.
Ostara 73. 88. 159 ff.
osterfeuer 72 ff. 88.
Ostermann 73.
ὄργος Διός 11.
paaschvuer 75.
s. Paulus 144.
Peerdesteffen 125.
Peterbült 56. 71.
Petermännchen 82.
Petersfeuer 81. 82. 87.
Petrithing 57.
s. Petrus 32. 33. 34. 56. 81 ff. 85. 95. 99. 125. 139. 140. 142.
Perahta 124.
Perchta 154.
Perkunos 72.
Perun 72.
pfeile 73.
pferde 40. 119. 124. 125. 133.
pferdeschinken 17.
phallus 107. 109. 110. 113.
pflug 72.
Phol 134.
pinxterbloem 166.
Pitje fan Skottlönd 83.
Pluto 204.
Priapus 107. 110.
raben 26. W. 32.
rad 73. 75. 113. 114. 115. 116. 117. 120.
ragnarökr 14. 15.
raunen 14. 20.
rattenfänger von H. 171 ff.
Readbeard 65.
Reinhart 22. 24.
Rhein 53.
ringtheilung 4 f.
ring 197
robur Jovis 83.
Rodboldus 65.
Rodenstein 64. 71.
roozenkroon 87.
ῥόπαλον 148.
rosmarin 104. 105. 127.
Rossberg 113.
rothe farbe 64. 71. 72. 79. 80.
rothe fahne 80.
rothe meer 92.
Rothenthaler 64.
Rothkopf 100.
runen 21. 22.
knecht Ruprecht 124.
Saehrimnir 19.
salamandertuch 9.
salm 139.
sängericht 104.
schafe 160.
scheibe 73.
schellfisch 139.
Schiba 113.
schiff 72. 150 ff. 164.
schild 132.
schimmel 21. 22. 31. 51. 56. 59. 124. 203.
schimmelreiter 22. 28. 51.
goldnes schloss 18. 158.
schloss auf dem berge 24.
schmied von Jüterbock 29.
schmiedemärchen 29.
schnee 176.
Schnellerts 11. 15. 28. 29. 51. 58.
schwalbe 165. 247.
schwan 48.
schwanjungfrau 49. 166.
schwein 47. 49. 50. 116. 119. 124. 172.
schwert 67. 128 ff. 132.
schwert Wuotans 9. 13. 14. 38.
s. Sebastian 138.
see 171. 172. 186.
seelen 162. 174. 196.
Segeberg 128.
Siebeneichen 22.
siebenmeilenstiefel 21.
Siegburg 35. 128. 130. 132.
Siegfried 97.
sieghemd 15. 54.
siegrunen 128.
siegvater 2. 54.
Sigeminne 15. 167.
Skirnir 103.
Skrymir 97. 100.
Sleipnir 3. 6. 9. 21.
Snellaert 11.
solarhiörtr 105. 106.
sonne 73. 105. 106. 110. 111. 112. 115—117. 126.
souche de Noël 118.
speer 133. 134. 135.
Spielhansl 79.
stab Petri 84. 86.
Staffansmän 125.
Starkadr 80.
s. Stephan 115. 117. 124. 136.
Stephen 125.
stier 49. 50. 80. 111. 112. 116. 119. 182. 185.
stierhaut 50.
stimme aus der luft 27.
stör 183.
storch 165. 166.
storkenbrood 166.
Stromberg 34.
Suetr 25.
sunwendfeuer 73.
Svidr 11. 58.

Tannhäuser 171.
tarnhaut 10.
taube, weisse 26.
Ters 125.
teufels grossmutter 137.
Thiâlfi 90—93. 141.
Thiassi 101.
thiere 197.
thierhäupter 50. 111. 112. 161. 181.
thinghügel 57.
s. Thomas 4.
s. Thomastag 122. 123.
thron Gottes 23.
Thrudhwangr 71.
verbotene thür 23.
tischchen-deck-dich 3. 19.
todaustragen 79. 113.
tragant 75.
Tréfout 118.
tânskér 114.
Tutosel 15.
Týr 95.
uiversbloem 166.
unerschöpflichkeit 17. 18. 19. 31.
s. Ursula 8.
Utgardaloki 92. 137.
Valentin 76.
Valkyrien 26. 192.
Vallhöll 19. 105.
vapngaufugr 2. 14.
Veitsfeuer 82.
Velleda 188.
Venus 170. 171.
Vodha 61.
vogelbeere 77. 79.
wagenrad 75.
Wanne Thekla 155.
wasser wird wein 45. 144.
Wedesboog 57.
Wedke 57.
weihnachten 115. 117. 118. 120. 123. 167.
weihnachtsblock 118. 119.
weisse farbe 21. 22. 51.
wépelrât 114. 115.
wetteraugurien 37. 48.
wiederbelebung 89.
wiese 196.
wilde jäger 37. 38.
wind 93.
windhut 11.
Winjaday 57.
winter 113.
Woenbeke 34.
Wôl 57.
Woldan 30. 176.
wölfe 26. 27. 60. 61.
Wuotans bett 25.
würfel 19. 20.
zampern 78.
zähne 21. 22.
zempern 78.
der arme Zimbert 77. 78.
zwerg 170.
zwölften 120.

ERRATA.

p. 8 z. 5 v. u. lies Amelie.
- 15 - 18 - - - undir heidvönum.
- 25 - 20 v. o. - demzufolge dem norden
- 26 - 3 - - - allvater.
- 27 - 12 v. u. - enthalten.
- 29 - 21 v. o. - der träger.
- 29 - 4 v. u. - seit sie.
- 36 - 15 v. o. - Jugenheim.
- 37 - 8 v. u. - lund.
- 53 - 6 - - - Wijm.
- 57 - 2 v. o. - biiken.
- 62 - 12 - - - bewegt er sich.
- - - 16 - - - wo derselbe.
- 81 - 6 v. u. - heisst claviger.
- 93 - 2 v. o. - Markshein.
- - - 13 - - - fernhinzielender.
- 100 - 27 - - - sorbenbaume.
- 102 - 22 - - - auge zu dringen erlaubte.
- 104 - 12 - - - sängericht.
- 107 - 7 - - - der steenpoort.
- 108 - 5 v. u. - tafel III, 1.
- 111 - 2 - - - tafel IV.
- 112 - 12 - - - der stelle.
- 136 - 8 v. o. - Hesenberg.
- 141 - 18 - - - godmälugen.
- - - 34 - - - kinn.
- 144 - 4 - - - edda hier und da.
- - - 7 - - - sicherlich.
- 153 - 14 v. u. - den wagen.
- 154 - 3 v. o. - virginis.
- 158 - 24 - - - Aserenchabus.
- 162 - 20 - - - Storch Jungbrunnen.
- 168 - 15 - - - Jugenheim.
- 180 - 5 v. u. - thiere scheint ein.
- 189 - 15 - - - Asinga Ascon.
- 190 - 5 v. o. - und unter.
- - - 6 - - - ein festen.
- 191 - 18 - - - das ist.
- 198 - 3 v. u. - vrouwe.

Göttingen,
druck der Dieterichschen universitäts-buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

Tafel II.

Fig. 1

Fig. 2

Tafel 1

Tafel III

Fig. 1.

Fig 2

Fig. 1.

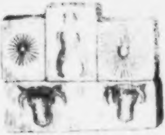
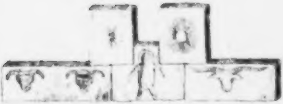


Fig. 2.



BEITRÄGE

ZUR

DEUTSCHEN MYTHOLOGIE

VON

J. W. WOLF.

ZWEITE ABTHEILUNG.

GÖTTINGEN,
DIETERICHSCHE BUCHHANDLUNG.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
(W. Fr. Kaestner.)

Das edle vielen teure und unvergessliche haupt, welches die nachstehenden forschungen sann, ruht nun schon seit zwei jahren im kühlen grabe; freundeshand muss der pflicht genügen die letzten ergebnisse seines fleisses dem literarischen publicum zugänglich zu machen. Wol selten hat ein gelehrter seine wissenschaft mit so warmer liebe und innerster begeisterung gepflogen, wol wenige waren mit ihren studien so enge verwachsen, wie J. W. Wolf. Seine wiege stand im sagenreichen Köln (1817). Ein alter redlicher tagelöhner war der freund seiner frühesten jugend, der dem phantasiereichen knaben bald mit geheimnisvoller miene ein hasenbrod mitbrachte, bald ihm stundenlang aus seinem reichen gedächtnisse von den legenden erzählte, welche sich fast an jedes gemäuer der ehrwürdigen kirchenstadt knüpfen. Seit jener zeit begleitete ihn die sage als tröstender engel durchs leben. Sein romantischer sinn führte den jüngling frühe vom vaterland hinweg; er schlug seinen wohnsitz in Brüssel auf, wo damals der kampf der Vlaminge gegen welsche sprache und sitten erfolg zu gewinnen anfing. Mit regem eifer trat Wolf in die reihen der vorkämpfer; die zusammengehörigkeit unserer niederländischen brüder mit dem deutschen heimatstamme auch wissenschaftlich zu begründen, griff er zu Grimms werken, und da mussten schon aus anhänglichkeit an die jugenderinnerungen zumal „die Kinder- und Hausmärchen", die „Deutschen sagen" und „Jacob Grimms Deutsche mythologie" ihm lieb und lieber werden.

Eine wunderbare welt ging ihm auf, in deren zauberkreis er sich gefangen fühlte; er hatte in der fortführung der dort begonnenen forschungen seine lebensaufgabe gefunden und von nun an vermochte ihn nichts von dem studium der Deutschen mythologie abzubringen. Er begann 1841 das grosse fundamentalwerk des meisters sorgsam auszuziehen, die excerpte nach den einzelnen gegenständen zu ordnen, und dazu aus anderen büchern zunächst noch ohne kritische sichtung nachträge zu veranstalten. Hieran schloss sich das studium der älteren sprache und literatur, das von ihm für den besonderen zweck getrieben und immer auf den einen mittelpunkt seiner forschung zurückbezogen wurde. Nach neuem stoffe sah er sich mit unermüdlichem fleisse in der niederländischen literatur, auf gassen und märkten, dörfern und feldern um. Die schwierigkeiten, welche der benutzung der königl. bibliothek zu Brüssel entgegenstanden, schreckten ihn nicht und unverdrossen war er bemüht, von den reichhaltigen urkunden des archivs mythischklingende orts- und personennamen und sagenhafte überlieferungen zu ermitteln. An der spitze seiner sammlungen stand der grundsatz Cambrys: 'Qu' apprennent des grands apperçus? ils donnent des idées incertaines. La vérité, l'expérience, l'histoire ne vivent que de détails précis et quelquefois minutieux'.

Auf dem archive lernte ihn Leopold Ranke kennen, der mit scharfem blick das talent des jungen gelehrten würdigend, ihn für historische studien in engerem sinne zu gewinnen suchte und dessen verwendung ihm die glänzendsten aussichten zu eröffnen versprach. Umsonst! zu tief hatte er bereits der holden maid, der sage in die augen geschaut; keine abmahnung und warnung machte ihn irre. Nach zwei jahren konnte er mit einem grösseren werk 'Niederländische sagen Leipzig Brockhaus 1843' vor die öffentlichkeit treten. Ueberwog hier auch noch grossentheils der aus chroniken entnommene stoff, so stellte sich diese sammlung doch im ganzen den Deutschen sagen der brüder Grimm würdig zur seite, und die anmerkungen brachten bereits einige nicht unwichtige entdeckungen auf dem gebiete der deutschen mythologie. So war es gelungen in der sage vom schellfisch, dem der fischende Petrus die spuren seiner finger eingedrückt, die mythe von Thórs fischfang im Fránangursfors in deutscher gestalt nachzuweisen. (N. I. S. p. 706 anm. 489.)

Sehr bald erlebte dieses buch eine niederländische übersetzung durch die herren Doorenbusch und Dyckstra. Weniger gelungen war eine abhandlung über Wodanskultus in den Niederlanden, die in den bulletins der akademie in Brüssel VIII no 11 veröffentlicht wurde; sie litt an mangelnder sprachkenntnis (so war z. b. die niederdeutsche form Wuodan aufgestellt) und deshalb sind wenige der dort auf Wôdan bezogenen ortsnamen stichhaltig. Ein lohnendes ergebnis der niederländischen sagen und der übrigen arbeiten Wolfs war aber die erweckung einer lebendigen teilnahme der Vlaminge an der vaterländischen altertumskunde. Nicht allein beeilten sich die königl. Maatschappij van letteren en schoone kunsten zu Gent, die société d'émulation pour l'histoire et les antiqu. de la Flandr. occid. zu Brügge, die Vlaemische letterkundige Maatschappij zu Gent, Brüssel usw. den tätigen gelehrten, der irre ich nicht, schon damals auch durch herausgabe einer belletristischen zeitschrift 'grootmoedertje' der vlämischen bewegung förderlich war, zu deren mitgliede zu ernennen, bald scharten sich um ihn treue genossen, wie Serrure, Mertens, Hermans, Coremans, Schayes, Van Kerkhoven, Ecrevisse, Blommaert, Snellaert, Stallaert, Stroobant, J. van den Bosche, die brüder van de Velde, St. Genois, Vleeschower, van Swygenhoeven, Van der Voort, Rens, Van den Haute, Dykstra, Dimé, Oaschaert, Van Duyse, Coppens, De Wandele, Ver Meiren, Van Ackere, De Trug u. a., sowie die frauen M. van Ackere, S. van Duyse, P. van Cuyk, N. Boqué, Courtmanns, A. v. Swygenhoven. Mit hilfe dieser freunde wurde 1843 die zeitschrift 'Wodana, museum voor nederduitsche oudheidskunde Gent C. Annoot-Braeckmann' eröffnet, in deren redaction mit der zweiten lieferung noch die tätigen brüder H. A. und J. van de Velde eintraten. Sagen, märchen, volksüberlieferungen jeder art, zumal auch kinderlieder und wichtige gebräuche wurden hier durch vereinte tätigkeit der vergessenheit entrissen. Die eigentlich mythologischen aufsätze sind gröstenteils von Wolf selbst; neben vielem durchaus verfehltem finden sich bleibende entdeckungen, so die auffindung eines priapeischen kults in Belgien (Fers) und der vergleich der stelle aus Spina's quaestio de strigibus cap. I mit Thôrs wiederbelebten böcken (vgl. Myth. 2 1208. Wolf beiträge I. 89. Mannhardt Germanische Mythenforschungen 59). Das Belgische ministerium von binnenlandsche zaken liess der zeitschrift seine unterstützung angedeihen, und Jacob Grimm beteiligte sich durch einen kleinen aufsatz über 'Friesische cosmogonie'.

Im jahre 1845 folgte den Niederländischen sagen ein neues buch 'Deutsche märchen und sagen. Leipzig. Brockhaus'. Die folgende zeit aber verging teils unter stillem weitersammeln — nur ein grösserer aufsatz 'über die göttin Nehalennia' wurde gedruckt (Jahrbücher des vereins von altertumsfreunden der Rheinlande XII. 21 fgg.) —, teils war sie der lebendigsten wirksamkeit für die Vlämische bewegung gewidmet, für die J. W. Wolf zuerst von Gent, dann wieder von Brüssel aus kraft und talent einsetzte. Mit L. Vleeschower gründete er 1845 das organ 'De Broederhand, tydschrift voor hoogduitsche, nederduitsche en noordsche letterkunde', welches bis 1847 unter seiner leitung verblieb. Noch später gab er in Struckers 'Germania, archiv zur kenntnis des deutschen elements, in allen ländern der erde. Frankfurt a M. Brönner. b. III' eine übersicht der vlämischen bestrebungen und parteiungen, um die vielfach irrigen ansichten darüber im deutschen mutterlande zu berichtigen.

Mit dem ende des jahres 1847 siedelte Wolf nach Darmstadt über, wohin ihn die familie seiner jungen, liebenswürdigen gattin, einer tochter der hochverdienten dichterin Louise von Ploennies zog. Mit seinem fortgange von Belgien erlahmten die mythologischen studien in diesem lande und gerieten fast gänzlich in vergessenheit. Dagegen machte sich Wolfs einfluss in Deutschland sehr bald bemerkbar. Er nahm in seinen neuen verhältnissen die arbeit sogleich wieder auf. Schon im frühjahr 1848 begrüsste er J. Grimms eintritt in die nationalversammlung zu Frankfurt mit der kleinen schrift ‚Rodenstein und Schnellerts, ihre sagen und deren bedeutung für die deutsche altertumskunde. Darmstadt. Wilh. Leske’.

Zwei kleine meilen von Darmstadt liegt an der Bergstrasse dem Melibocus nahe das freundliche örtchen Jugenheim, am fusse des heiligen berges, eines der vielen hügel, die der Odenwald als ausläufer in die ebene hinausschickt. Seine spitze krönen von einem zum landhause des prinzen Alexander von Hessen gehörigen garten umschlossen, die epheuumrankten trümmer eines im 15ten jahrhundert zerstörten Benedictinerinnenklosters, von wo aus sich durch zwei jener wunderbar schönen quellendurchrieselten seitentaler, wie sie dem Odenwalde eigentümlich sind, der blick in die weite fruchtbare Rheinebene von Mannheim bis Mainz, und jenseits des stromes bis zum Donnersberge öffnet. Vom kloster aus führen geebnete wege durch wald und gebirg zum nahen lustschlosse des grossherzogs, Seeheim, zu den ruinen der burgen Tannenberg, Daxburg, Alsbach und Auerbach, zu den wundern des felsbergs, des felsenmeers und der riesensäule. In der mitte des dorfes Jugenheim liegt ein niedriges häuschen, von grünen reben umrankt und freundlichem garten begrenzt. In diese villa, die der familie von Ploennies zu eigen gehörte, siedelte J. W. Wolf im verlauf des jahres 1848 über. Sie wurde in den nächsten 6 jahren die zeugin stillen glückes und rastloser fruchtbringender tätigkeit.

Die nächste tätigkeit war der durchforschung des Odenwaldes gewidmet; eine umfassende märchensammlung wurde in gemeinschaft mit Wilhelm von Ploennies angelegt, das Erbacher archiv ausgebeutet. Eifrig nahm sich Wolf der ausgrabungen im gemäuer der in Jugenheims nähe liegenden burg Tannenberg an; unter seiner leitung wurden bald wichtige funde gemacht, deren publication 1850 in einem prachtwerk ‚Die burg Tannenberg und ihre ausgrabungen bearbeitet im auftrag seiner königl. hoheit des grossherzogs von Hessen und bei Rhein durch J. v. Hefner und J. W. Wolf Frankfurt bei Keller 1850’. Ausser seiner gediegenen geschichtlichen forschung enthält dieses buch auch einige auf die sagen des Tannenbergs bezügliche mythologische untersuchungen aus Wolfs feder. Eine ähnliche arbeit ist der aufsatz ‘Kirche und kloster auf dem heiligen berge bei Jugenheim. Hessisches archiv b. VI. h. I. S. 136—144, wo alle nachrichten über den convent in monte Sctae Felicitatis gesammelt sind und schliesslich nachzuweisen versucht wird, dass der berg eine alte dem Wuotan heilige kultusstätte war.

Im jahre 1851 endlich machte Wolf den anfang, die ergebnisse seiner 10jährigen forschungen in übersichtlicher darstellung der gelehrten welt vor augen zu legen. Es erschien der erste band des vorliegenden buches. Wie Wolfs untersuchungen wesentlich aus Grimms mythologie hervorgegangen waren, stets an dieses buch sich anschlossen, und im wesentlichen darauf aus waren dasselbe zu ergänzen, ist auch sein hauptwerk selbst in der form dem ähnlich gebildet.

In demselben jahre erschienen ‘die deutschen hausmärchen. Göttingen, Dieterich; Leipzig Vogel 1851’; schon die nächsten monate waren der bearbeitung eines populären handbuchs der deutschen Mythologie geweiht, ‘die deutsche Götterlehre, ein hand- und lesebuch für schule und haus. Nach Jacob Grimm u. a. Göttingen Dieterich, Leipzig Vogel 1852; darauf folgten die Hessischen sagen, Göttingen Dieterich, Leipzig Vogel 1853.’

Vielfache correspondenzen hatten dem eifrigen forscher bereits eine anzahl treuer genossen zugeführt. Das erscheinen der ‘beiträge’ vermehrte die schaar derselben von tag zu tage. Seit der zweiten ausgabe der Mythologie hatte sich Jacob Grimm anderen arbeitsfeldern zugewandt, Kuhn fand nicht musse zu grösseren untersuchungen, Müllenhoff bereitete seine deutsche alterthumskunde vor, Wilhelm Müller war mit dem mhd. wörterbuch beschäftigt. So lag trotz des fortwährenden wachsthums der stoffsammlungen die mythenbearbeitung darnieder; nur die vorzügliche schrift von Schwarz ‘über den heutigen volksglauben und das alte heidenthum in den Marken. Berlin 1850.’ machte eine rühmliche ausnahme. Aber sie drang nicht in weitere kreise. J. Grimms und Müllenhoffs werke waren mehr oder minder nur dem fachgelehrten verständlich; es fehlte an einem vermittler, der die junge disciplin dem volke lieb und wert zu machen und eine grossere zahl von jüngern für dieselbe zu gewinnen verstand. Simrock hatte angefangen die ältesten quellen des germanischen alterthums auch dem laien zugänglich zu machen; 1851 erschien seine übersetzung der edda. Da war Wolf mit edler begeisterung und wärme mit der ersten umfangreicheren fortführung der untersuchungen

Grimms aufgetreten: jedem verständlich hatte er (wirklich oder nur scheinbar) in unzähligen gebräuchen, sagen und legenden, die heute noch gang und gäbe sind, reste alten götterglaubens nachgewiesen. Ein lebendigeres interesse für die von ihm vertretene sache regte sich von allen seiten. Man schickte material, um die studien Wolfs zu fördern; dankbar nahm er sie auf, und wer nur mit ihm in berührung kam, wurde bald durch die ungemeine liebenswürdigkeit und bescheidenheit seines characters an den mann gefesselt und dadurch bleibend für seine sache gewonnen. Zwischen ihm und den meisten seiner mitarbeiter entspann sich ein inniges freundschaftsverhältnis. So durfte er wagen 1853 mit einem neuen grösseren unternehmen hervorzutreten. Er begründete die '*Zeitschrift für Deutsche mythologie und sittenkunde. Göttingen Dieterich*' und schuf dadurch den deutsch-mythologischen studien ein organ, den sammlern und forschern einen mittelpunkt.

Die zeitschrift nahm einen glücklichen fortgang; das mythenstudium fand immer mehr teilnehmende freunde die in den provinzen mit der einsammlung des schatzes der volksüberlieferung beschäftigt waren und in Wolf ihren leiter verehrten; und dieser war nunmehr bedacht neben einer ausgebreiteten den interessen seiner kirche zugewandten tätigkeit (er wirkte zumal mit grossem segen als katholischer volksschriftsteller unter dem namen Johannes Laicus) eine grössere sagenbibliothek in gemeinschaft mit Simrock ins werk zu richten, und den zweiten band seiner beiträge, das vorliegende buch zum abschluss zu führen. Da ergriff ihn in folge allzuanhaltender arbeit und innerer gemütskämpfe eine nervenkrankheit, welche in immer steigendem masse ein volles jahr andauerte, seinen edeln geist umflorte und in der nacht vom 28–29sten Juni 1855 den treuen seinen freunden und der wissenschaft entriss.

Von der hand eines andern, dem verstorbenen besonders nahe stehenden freundes haben wir bald ausführlichere mitteilungen über sein leben zu erwarten. Die beurteilung seiner literarischen leistungen, seines wissenschaftlichen standpunktes, der stärken wie der schwächen seiner methode bedarf einer ausführlicheren darlegung, die ich in kurzem versuchen will.

Auf der reise nach Tübingen, wo ich die letzten semester meines akademischen trienniums zuzubringen gedachte, hatte ich um ostern 1853 den verewigten zuerst auf einen nachmittag in seinem stillen landhause aufgesucht. Die gegenstände seiner neuesten untersuchungen waren auch die vorwürfe meiner arbeit in den letzten monaten gewesen: ein lebendiger gegenseitiger ideentausch entspann sich, der für mich so fesselnd war, dass ich im hochsommer desselben jahres auf mehrere monate meinen wohnsitz in dem schönen Jugenheim aufschlug und nun täglich mit Wolf verkehrte, der mit uneigennütziger freundlichkeit die schätze seiner bibliothek aufschloss. Ebensosehr zuneigung und freundschaft, als wissenschaftliches bedürfnis führten mich im Juni 1854 wieder in seine nähe zurück, ich ward in innigem verkehr zeuge der letzten gesunden wochen seines lebens; ich sah die letzte betrübende krankheit über ihn hereinbrechen; begleitete ihn in die wasserheilanstalt nach Weinheim und gab ihm, als er umsonst in den Tiroler bergen heilung suchte, hoffnungsvoll bis Ulm das geleite, um dann über München, Leipzig und Berlin in das haus meiner eltern nach Danzig heimzukehren. Armer freund! ich sollte ihn nie wiedersehen. Während meines aufenthaltes in Tübingen hatten sich in mir zweifel gegen manche seiten der methode Wolfs erhoben. Wir sprachen darüber; er belehrte mich in vielen stücken; in anderen hatte ich die freude ihn von der richtigkeit meiner auffassung zu überzeugen. Mit jenem edelsinn, der nur dem echten jünger der wissenschaft eigen ist, beteuerte er, dass er nur die wahrheit schätze und alle seine forschung darangebe, gerne von vorne anfangen wolle, wo ihm klar und bündig irrtum nachgewiesen würde. Den lieblingsgegenstand unserer besprechungen bildete der plan, durch die gründung eines vereins 'für hebung und ausbeute der germanischen volksüberlieferung' die zerstreuten schnitter auf dem ährenfelde der heimischen mythologie noch fester zu verbinden und als ein heiliges vermächtnis übernahm ich bei unserem scheiden die pflicht, für das zustandekommen dessen nach kräften zu wirken.

Mit der trauerkunde aus Darmstadt empfing ich im Juli 1855 den antrag, die literarischen arbeiten des entschlafenen weiterzuführen. Ich nahm ihn auf in dem vollen bewusstsein, wie schwer es sei, den freund ganz und nach jeder seite hin zu ersetzen. Kaum selbst von längerer krankheit genesen siedelte ich im herbst 1855 von Danzig nach Berlin über. Die wichtigste unter Wolfs unternehmungen schien mir die zeitschrift; ihr musste zunächst alle kraft zugewandt werden. Meine ansichten über den jetzigen standpunkt und die gegenwärtigen, wie künftigen aufgaben unseres studiums hatten sich inzwischen befestigt; ich hatte immer mehr erkannt, dass noch ganz andere und tiefergreifende hebel als die bisher angewandten angesetzt werden müssen, um die decksteine von den hünenkammern der altgermanischen religion zu lösen; dass vor allem die sammlung und forschung auf reingermanischem boden nicht genüge, sondern dass gleichzeitig in fast ganz Europa eine wolorganisierte tätigkeit auf ein und dieselben punkte gerichtet werden müsse, um zu gedeihlichen ergebnissen zu gelangen und mit hilfe geregelter kritik auf methodischem wege allmählich die deutsche ja die nordeuropäische mythologie überhaupt auf den standpunkt einer wirklichen wissenschaft zu erheben. Meine ansichten waren jedoch noch nicht zu voller klarheit gereift; sie mussten weiter gekräftigt, durch tatsächliche beweise gestärkt und anschaulich dargelegt sein, ehe ich hoffen durfte unsere mitarbeiter dafür zu gewinnen und dadurch einmal die zeitschrift zu dem zu machen, was sie sein sollte, andererseits wirksam jenes vermächtnis unseres Wolf die gründung eines vereins in anregung bringen zu können. Zwei jahre andauernder beschäftigung hat die arbeit erfordert; viele neue verbindungen waren aufzusuchen und die alten konnten nicht, wie ich es wünschte, gepflegt werden; jetzt erst werde ich in einigen wochen im stande sein freier aufzuathmen und Wolfs freunden und den meinigen durch eine erste grössere, dem urteil der kenner unterbreitete, publication 'Germanische Mythenforschungen' meinen gruss zu bieten.

Unter diesen verhältnissen hat nicht allein die Zeitschrift selbst für einige zeit leiden müssen, auch das erscheinen dieses buches hat sich verzögert. Es war bis S. 304 gedruckt, als ich die weiterführung übernahm. Die mühe aus den einzelnen blättern das ganze zusammenzufügen war keine geringe. Bis auf wenige erweiterungen und die ausfüllung mancher lücken gehört die arbeit vollständig dem verewigten an; durch die allmähliche umwandlung meiner ansichten genötigt stand ich von dem anfänglichen plane ab, im sinne Wolfs die noch unerörterten punkte z. b. die riesensagen darzustellen. Ich durfte dies tun, da das werk, schon durch seinen titel bescheiden als beitrag sich ankündigend, auf systematische vollständigkeit von vornherein keinen anspruch erhebt.

So gehe dieses buch denn hinaus in die welt, um viele zu erfreuen und an mehr als einem ort den warmen und tätigen eifer für den goldhort vaterländischen alterthums zu wecken, welchen der verfasser bis zum tode bezeigte.

Berlin am zweiten Advent 1857.

Wilhelm Mannhardt.

INHALT.

	Seite
Götterverhältnisse	1
Norni	168
Walachuriun	203
Elben	227
Schöpfung	349
Elemente	361
Thiere	397
Register	465

GÖTTERVERHÄLTNISSE.

UNSTERBLICHKEIT.

Es ist ein tiefer zug in unserer götterlehre, dass sie den himmlischen keine unsterblichkeit zuschreibt: wie mächtig sie auch über zeit und raum gebieten, wie viele kräfte ihnen auch zu gebot stehen, sie sind ohnmächtig dem im hintergrund der zeiten drohenden verhängnis gegenüber und da ihnen die zeit rascher flieht, als den menschen, so eilen sie auch rascher als wir dem tod entgegen, der ihrer bei der götterdämmerung harrt.

Nicht in ihnen selbst ruhen ihre kräfte, ihre macht erwächst nicht aus ihrer würde, sie haftet vielmehr an gewissen besitzthümern und nur durch diese haben sie manche eigenschaften, welche sie weit über die sterblichen erheben, ohne sie schrumpft ihre macht beträchtlich ein; eine ansicht die wir, wenn auch nicht in gleicher ausdehnung, ebenfalls bei den Griechen finden. nur durch den besitz seines wunderbaren mantels und helms ist Wuotan der allwaltende, nur auf Sleipnir macht Odinn schnelle fahrten, nur auf seinem göttlichen hochsitz ist er der allsehende. Thôrr führt den allzermalmenden hammer, aber er vermag ihn nicht zu schleudern ohne seine eisenhandschuhe und der gürtel erhöht seine asenkraft. die götter erfreuen sich ewiger jugend, aber auch diese ist durch den genuss gewisser speise, bestimmten trankes bedingt, deren entbehrung sie sofort den menschen gleich stellt, sie diesen ähnlich altern lässt.

Den Griechen war diese speise ambrosia, der trank nectar, wenigstens gelten sie so bei Homer und Pindar; Alkman und Sappho kehren das verhältniss um; nur durch den genuss der *ἀμβροσία* wird der gott *ἀμβρόσιος* und mit ihm alles was an ihm und um ihn ist. aber ambrosia war nicht nur speise, sie diente nach Homer auch als salbe; den leib der götter erfrischte und verjüngte sie von innen und aussen, wie sie denn von diesem dichter auch dem öl in der lampe verglichen wird: dies nährt das licht, jene die schwindende leibeskraft.

Den germanischen göttern standen ähnliche speisen zu gebote. der Norden sah sie in den *goldäpfeln* der Idunn, wie Snorro ausdrücklich berichtet, anderntheils was gerade nicht gesagt wird, aber sich mit gewissheit schliessen lässt, in dem *wein*, den Odinn beim gastmahl der Einherier trinkt, dessen er mit Saga in Sökquabekkr goldne schalen leert, der uns in Heimdalls trank und Odraerisdrekkr vorliegt (M. 296). es fragt sich ob sich beides auch für Deutschland nachweisen lasst und Grimm antwortet andeutend, indem er von der Idunn äpfeln sprechend sagt: 'das gemahnt uns an die äpfel des paradieses und der Hesperiden, an die gehüteten äpfel des kindermärchens, an die äpfel der Fortunatus- und Merlinssage, von dessen essen oder anbiss leben, tod und verwandlung abhängen, wie sonst von dem trunk aus heiligem wasser'.

Snorro sagt von den äpfeln der Idunn, dass sie dieselben in einem gefäs bewahre und als Loki Idunn aus Asgard lockt, um sie in des riesen Thiassi gewalt zu bringen, gibt er vor, er habe in einem walde äpfel gefunden, welche ihr gewiss als kleinode erscheinen würden; sie solle darum ihre äpfel mitnehmen, um sie mit jenen zu vergleichen. das ist fast alles, was die nordischen quellen von der götterspeise der äpfel wissen. wie aber wurden die gegessenen ergänzt? es lässt sich zweierlei annehmen: der vorrath Idunns war entweder unerschöpflich, oder sie nahm dieselben von einem baum, der sie trug und in diesem fall würde sie als des baumes hüterin erscheinen. Hrafnag. Odinns bespricht nun zwar ein herabsinken Idunns von dem weltbaum, doch dieser trägt keine äpfel, er ist selbst unfruchtbar. und wie kommt sie auf den baum?

Simrock hat (edda 354) auf die in diesem lied vorkommende vertretung der Idunn durch Urdr aufmerksam gemacht und erklärt sie durch die verwandtschaft beider frauen: Urdr wohnt bei dem brunnen unter Yggdrasill, dessen wasser verjüngende heiligende kraft haben, und Idunn hütet das gefäs Odhroerir, in welchem sich der verjüngende meth der asen befindet; dadurch fallen beide frauen im begriff zusammen und der dichter darf einen namen statt des andern gebrauchen. durch seine unerschöpflichkeit gleicht der kessel dem brunnen, der nie leer wird, sondern sich stets aufs neue füllt, und nach ihm, dem brunnen, heisst auch ihre wohnung Brunnakr. Wenn die ähnlichkeit zwischen Urdr und Idunn vollkommen ist, dann muss die letztere diesen kessel auch unter einem baum hüten, welcher dann der träger der goldnen äpfel sein würde: von dem heiligen wasser an seiner wurzel getränkt, könnte nur goldene frucht auf ihm wachsen. mit der weltesche hat Idunn kaum etwas gemein, auf ihr finden wir keines der göttlichen wesen, auf dem baume, der ihre goldäpfel trägt, können wir sie uns dagegen sehr wohl denken.

Im märchen spielen *die goldnen äpfel* eine grosse rolle, eine gleich hohe bedeutung wird darin dem *wasser des lebens* zugelegt und was das wichtigste für uns ist, beide stehen in der engsten verbindung untereinander und mit einer *jungfrau*.

Deutsche hausm. 185 wird von einem jüngling erzählt, der auszieht die welt zu sehen und sein glück zu suchen. dieser kommt zu einem könig, dessen glück ein baum war, der einst goldne früchte trug, sie nun aber nicht mehr trägt; weiter zu einem andern könig, dessen glück ein brunnen war; woraus goldne perlen sprangen, jetzt aber nicht mehr springen; endlich zu einem dritten könige, dessen tochter geraubt ist. dazu stimmt KM 29 mit seinem marktbrunnen, aus welchem ehemals wein quoll, jetzt nicht einmal mehr wasser, und mit dem apfelbaum, der goldäpfel trug, jetzt nicht einmal mehr blätter. auch DH 316 trägt des königs lieblingsbaum keine früchte mehr und eines andern königs brunnen will kein wasser mehr geben. ähnlich hat der grote soot bei Müllenhoff 427 flg. kein wasser, der pappelbaum will nicht wachsen und des königs tochter ist blind. die weite verbreitung sichert den märchen schon hohe bedeutung, die in ihnen zusammengestellten baum, apfel und jungfrau mahnen aber offen an den mythus von Idunn. dass der jüngling jedes bei einem andern könig findet, darf nicht stören, diese dreiheit ist eine aufgelöste einheit und geradeso zerfällt auch Thôrr im märchen von den fünf dienern wegen seiner drei abenteuer mit den riesen in drei verschiedene personen. diesen könig aber sehen wir in trauer, mit ihm seinen ganzen hof, ja die ganze stadt, gerade wie die götter alle in trauer sind als Idunn, hier die tochter, geraubt war, denn der baum trägt seine goldfrucht nicht mehr, wie Idunn keine äpfel mehr spenden kann, und der goldperlende brunnen hört zu fliessen auf, wie gewiss auch Odhrœrir, denn an ihm hätten die götter sonst ersatz für die äpfel gehabt. Betrachten wir den brunnen näher.

Das eine märchen lässt wasser aus ihm quillen, das andere goldne perlen, das dritte damit übereinstimmend wein. nun aber wissen wir, dass Odinn wenigstens sich nur von wein nährt, den ihm seine beiden schenkinnen Rist und Miot kredenzen; der wein ist also für ihn jedenfalls der trank der unsterblichkeit. das muss er auch im deutschen mythus gewesen sein. der göttertrank quoll in goldenen perlen, und noch im trojanischen krieg lässt Conrad von Würzburg die Medeia ihren vater Jason verjüngen durch wasser aus dem paradies und zwar ist dies wasser '*lieht von golde rôt*' (v. 10651). als weinausströmender brunnen konnte er sich weniger in den märchen erhalten, denn die sage knüpft die wandlung des wassers in wein nur an ganz bestimmte heilige stunden, in denen die götter umziehen. er musste besonders da wo er mehr einzeln auftrat, ein wasserbrunnen bleiben. dafür erhielt er aber den uralten weitverbreiteten namen *brunnen des lebens* und sein wasser hiess *wasser des lebens*, weil es eben das lebenerhaltende war.

Beides sind biblische ausdrücke, der letztere wird besonders von dem erlöser gerne gebraucht. den ersten finden wir auch bereits in dem evangelium Nicodemi: Adam trank ursprünglich aus dem *quell* des lebens und als das nicht mehr sein konnte, bedurfte er eines göttlichen thaues, der seinen geist erfrischte. immer aber sehnte er sich nach dem alten trank zurück und sandte alt und todesmüde seinen sohn Seth dahin, um sich einige tropfen zu erbitten. der erzengel Michael versagte ihm die bitte, aber Rasiel gab ihm ein reis vom *baum des weltalls*, das zur ruthe bei Moises, zur brücke unter Salomo, zum kreuz für den heiland wurde. In der rabbinischen sage wird, wie die ambrosia in der griechischen, dies wasser des lebens zum lebensöl, aus dem die französischen dichter des ma. und die deutschen mit ihnen 'oile de misericorde' machten. Michael sagt im mhd. schauspiel zu dem von Adam entsandten Seth: 'de olye mach dy nicht werden' und gibt ihm einen zweig der erkenntnis[1]. dies öl aber stimmt zum öl des Homer.

Ich stelle aus den märchen das hauptsächlichste über das wasser des lebens zusammen. in ihm sieht der kranke könig KM 93 das einzige sichere rettungsmittel vor dem tode. es quillt aus einem brunnen in dem hofe eines verwünschten schlosses und muss gleich dem wein in der heiligen nacht vor zwölf uhr geschöpft werden; in dem schloss aber wohnt eine jungfrau, die dem das wasser holenden jüngling guten rath ertheilt. als er sich einen augenblick verspätet, schlägt die zufahrende thür ihm ein stück von der ferse ab. in einer version hütet zwar ein drache das heilige wasser, aber in dem schloss vor dem der brunnen springt, wohnt eine königstochter mit ihrem hofe. in einer dritten geht die eine königstochter gar in die dreiheit über (III, 183. 184.) treu der ersten erzählung berichtet DH, 54 von einem goldnen schloss, vor dem drei brunnen springen, der der schönheit, des lebens und des todes, und in welchem eine wunderschöne jungfrau wohnt [1]. merkwürdig ist besonders das schwedische märchen bei Cavallius und Stephens IX: in dem lande der jugend findet man zauberwasser und kostbare äpfel. wer von dem wasser trinkt und von den äpfeln isst, der wird von neuem jung, als wäre er nie alt gewesen; nicht viele aber gibt es die davon kosten. und weiter wird der baum beschrieben, als die köstlichsten äpfel tragend und neben ihm springt die quelle, deren wasser wie klares gold schimmert und einen wunderbaren klang gibt, indem es über die steine fliesst [2]; aber beide befinden sich in einem hohen saal des schlosses, welches wiederum eine schlafende jungfrau bewohnt.

---

[1] Jubinal mystères II, 17. Mone schauspiele des ma. II, 46, 27.

Die identität dieses goldnen, ewige jugend verleihenden wassers mit dem wein den Odinn trinkt, unterliegt wohl keinem zweifel. dann ist aber auch die schlummernde jungfrau die geraubte göttin, die von ihrem baum gesunkene Idunn, die von iotunischen mächten im zauberbann gehalten wird, auf den schon das halbbewustlose hinuntersinken hinweist; sie ist die geraubte, die blinde königstochter jener ersten märchengruppe. die auffassung der goldäpfel [3] im märchen bestätigt diese deutung.

Wie das schwedische märchen sie jugendverleihende nennt, und den sie tragenden baum *neben den lebensbrunnen* verlegt, so wird auch, bevor die königseinheit sich in eine dreiheit auflöste, in jenen deutschen märchen der baum die quelle beschattet haben, so werden auch die goldäpfel dieses baumes jugendverleihende sein. wir finden KM 17 eine königstochter, die von ihrem freier verlangt, er solle ihr einen apfel vom *baum des lebens* [4] bringen; er erlangt denselben durch zwei raben, welche hinfliegen und ihn holen und 'da sie den apfel gegessen hatten, so erreichten sie in ungestörtem glück ein hohes alter'. KM 57 erzählt von einem könig, in dessen garten ein baum mit goldäpfeln stand und der hohe werth, den er auf dieselben legt, lässt uns schliessen, dass es ähnliche sind, wie die jenes andern königs, dessen ganzer hof mit ihm in trauer war, als der baum keine mehr trug. es sind die bei Meier m. 21 wiederkehrenden schönsten früchte von der welt, deren genuss den kranken könig gesund macht; in anderer gestalt sind sie das kraut, das auf dem sankt Gotthard in der Schweiz wächst und wodurch der könig von Preussen gesundet (das. 44.), die pflanze, deren saft die entfliehenden lebensgeister zurückruft (KM. 231), der baum dessen saft den bann der versteinerung löst (DMS. 139), sie wachsen auf dem baum, der *beim schloss am alten brunnen* steht, dessen wasser gesund macht (KM 92), und zu dem schloss führt eine goldne brücke, die um elf uhr niedergelassen um zwölf wieder aufgezogen wird; sie bannen alle krankheit, allen zauber (Meier m. 23.).

---

[1] aus dem brunnen der h. Hunna floss in einem weinarmen jahr aus allen rohren wein. Stöber 110.

[2] dieselbe enge verbindung von baum und wasser s. p. 375 in Oberleitners übersetzung.

[3] auch die äpfel der Hesperiden sind von gold. fulgentia poma nennt sie Lucanus, sacer fructus Virgil, παγχρύσεα μῆλα Apollonios.

[4] Auf dem Adamspik in Ceylon wächst eine heilige cypresse, die wie das volk sagt, auf diesen berg vom himmel herabgekommen ist. wer ein blatt davon erhascht, wird wieder jung, aber es ist noch nie eins vom baum gefallen. W. Menzel myth. forschungen 1,37.

Deutlicher kann das märchen nicht sprechen und wir haben das volle bild von Brunnakr vor uns. über die goldne brücke des regenbogens gelangt der die lebens- und jugend- und schönheitspendende speise suchende zum pallast der göttin, neben dem über dem brunnen mit dem heiligen wasser der baum mit der goldfrucht grünt. aber nur eine stunde des tages ist der zutritt frei, in jener geweihten, wo die göttinnen zum bad in die heiligen brunnen steigen, deren schwester in der Christnacht aus allen brunnen wein strömen lässt [1].

Es ist bedeutsam, dass sich einzelne züge dieses bildes bei unserer Holda wiederfinden, deren jungbrunnen dem der Idunn verwandt ist, und in dem brunnen steht vor ihrem haus der die goldäpfel und goldblätter tragende baum, von deren göttliche schönheit auf ihre lieblinge niederregnet. Auch das ist nicht zu übersehen, dass zwei raben dem jüngling den goldapfel holen, denn die mahnen uns an Wuotans raben.

Wir dürfen nun einen schritt weiter gehen, da die vorstellung von der göttin und ihren schätzen so klar vorliegt, ist der schluss gerechtfertigt, dass auch der rest dieser märchen, denen wir so werthvolle züge enthoben, von mehr als gewöhnlicher bedeutung sei, und er täuscht nicht. dieser märchen sind aber zwei gruppen. die erste schliesst sich an KM 97. das wasser des lebens an und hat varianten bei Meier nr. 21 und DH 54. nach ihnen ist ein mächtiger könig erkrankt, wie nach Hrafnagaldr Odinns alle asen übles verhängnis ahnen, den zwergen die kraft schwindet, die ganze schöpfung trauert. rettung kann dem könig nur durch das wasser des lebens werden, in dem mythos hängt die rettung von Idunns wiederkehr ab, die Odroerir hütet, den brunnen und kessel der unsterblichkeit. der könig sendet seine drei söhne aus, von dem wasser zu holen, drei götter Heimdall, Loptr und Bragi ziehen aus, Idunn zu fragen. bei der quelle des lebens steht ein schloss, darin eine schlafende jungfrau liegt, Idunn liegt schlafbetäubt da, sie vermag nicht zu reden. nur einer der drei königssöhne, der *reitend* zum schloss gelangt, dort verwünschten prinzen *ringe* abzieht und ein daliegendes *schwert* nimmt, kommt zu der jungfrau, er küsst sie und geniesst ihrer gunst, Bragi allein bleibt bei Idunn zurück, die seine geliebte, seine gattin ist. Bragi, der sich Lokasenna 12 *schwert, ross* und *ringe* beilegt. übel und erfolglos sei ihre sendung gewesen, sagen die zwei heimkehrenden götter, ohne erfolg war die reise der beiden ältesten söhne des königs. hier schliesst das eddische lied und dadurch verlieren wir den führer in dem nun eintretenden dunkel des märchens, welches bis dahin den mythos treu bewahrt hat.

---

[1] Ähnliche vorstellungen im polnischen märchen Wojcicki II, 1 von dem goldschloss, in dem die schwalbe als bote dient, auf dem glasberg steht der baum mit goldnen äpfeln, wer einen pflückt (d. h. isst) kommt in das schloss zu der bezauberten prinzessin. ebenso im wallonischen: die h. mutter Mittwoch gibt dem jüngling einen goldapfel, dessen genuss einer jungfrau das leben sichert und vor eines kaisers schloss wächst der sorglich gehütete baum mit den goldäpfeln (Schott 249. 253. in 1001 nacht haben wir oft das klingende wasser und den singenden baum, der auch bei Straparola IV, 3 wiederkehrt. merkwürdig ist, wie die rabbinen beides vereinigen, im dem weinstock, den sie als baum des lebens angeben. Sepp das heidenthum I, 262.

Ein treffendes zeugnis, dass diese übereinstimmung nicht etwa eine bloss zufällige ist, liefert das verwandte schwedische märchen IX bei Cavallius und Stephens, worin wie wir sahen der ort, wo Idunn ist, das land der jugend heisst, weil sie eben ausser dem wasser des lebens auch die äpfel ewiger jugend bei sich hat, eine viel richtigere auffassung. selbst die vier ersten verse von str. X des eddischen liedes sind in der hauptsache dort erhalten. sie heissen:

weihlieder sangen,
auf *wölfen* ritten
die herrscher und walter
der himmelswelt,

d. i. die drei zu Idunn entsandten götter und auch in dem schwedischen märchen reitet der jüngling auf einem *wolf* (Oberleitner 195).

Der verfolg der märchen ist im ganzen derselbe, doch weicht (wie auch schon in diesem ersten theil) das eine vom andern in einzelnen zügen ab. der einzige lichtere punkt scheint folgender zu sein. nachdem der jüngling vom wasser resp. dem wasser und den äpfeln genommen, kehrt er zu seinen brüdern zurück und errettet sie selbst aus todesgefahr. zum lohn dafür verrathen sie ihn auf die schmählichste weise und hätten ihn selbst getödtet, wenn nicht höhere mächte mit ihm gewesen wären. trotzdem erwirbt er später zu ihrer schande die königstochter und dass er ihr rechter gemahl sei, zeigt sich im schwedischen märchen dadurch: die jungfrau hatte ein kind geboren, das ein gewächs in der hand hatte gleich einem apfel. dieser löste sich und fiel aus des knaben hand, als der jüngling, Bragi der reiter, auf die prinzessin zu sprengte. der verrath nun ist gewiss von Loki ausgegangen und in dem falle wäre die heimkehr der beiden götter ohne erfolg nicht gerechtfertigt, denn die zwei brüder haben dem jüngsten wasser und äpfel vertauscht und geben durch sie ihrem vater die jugend zurück. den zug mit dem apfel in des knaben hand [1] hat zwar kein deutsches märchen dieser gruppe, doch er gehört auch Deutschland an und lebt noch in einem bruchstück des alten vollständigern märchens fort (Wolf, zeitschr. I, 38). der apfel aber ist zeichen der göttlichen abkunft des knaben.

Wenn das lied als dunkel beklagt wird (Simrock edda 351), so läge also die ursache davon darin, dass wir den mythos in ihm nicht mehr vollständig haben, dass in der that nur die hälfte davon erhalten ist. ein machwerk später aftergelehrsamkeit aber in ihm zu sehen, wie Dr. Scheving in Island in seinen gelehrten untersuchungen über dasselbe thut, und worin Dietrich (Haupts ztschr. VII, 314) ihm nachfolgt, wird niemandem mehr einfallen. die erklärung und deutung des mythos muss hiernach als verfrüht erscheinen.

Die erste märchengruppe mit ihren drei königen ist in ihrem ersten theil noch näher zu betrachten. ich habe in Idunn die geraubte königstochter gesehen und dafür spricht jetzt noch mehr die vergleichung mit dem mythos und den ihm verwandten märchen. während dort der ausziehenden königssöhne drei sind, ist es hier nur ein jüngling und zwar kein königssohn, sondern eines armen mannes kind; das kündigt eine andere fabel an. es werden dem jüngling von drei verschiedenen königen und einer oder zwei andern personen bis zu fünf fragen vorgelegt, die er beantworten soll. ausser den drei schon angeführten soll er einem riesen sagen, warum derselbe auf wache stehen, einer frau, warum sie die überfahrt über ein wasser besorgen müsse. statt jener dritten frage wegen der jungfrau kommt bei Grimm KM 29 die letzte der alten frau, die aber als fährmann auftritt, vor. ausserdem muss der jüngling noch drei goldene haare des teufels, drei federn eines greifen oder drachen holen. so treten wir denn in den I, 137 besprochenen mythus von Ugarthilocus herein, den Saxo gramm. VIII erzählt. läge er in dessen werk klar vor uns, dann würde die vergleichung und erklärung wenig schwierigkeiten bieten, aber er ist verworren und hat, von Saxo nach seiner weise zurecht gemacht, wichtige züge eingebusst. doch lässt sich immer noch ein hauptpunkt erkennen und das ist der zweck der fahrt Thorkills. den könig Gormo I überfiel nämlich auf der heimfahrt ein grosser sturm. 'denique aliis varias deorum potentias exorantibus ac diversae numinum maiestati rem divinam fieri oportere censentibus, ipse *Ugarthilocum votis pariter ac propitiamentis aggressus*, prosperam exoptati sideris temperiem assecutus est. domum veniens cum tot maria se totque labores emensum animadverteret, fessum aerumnis spiritum a negotiis procul habendum ratus, petito ex Suetia matrimonio superioris studii habitum otii meditatione mutavit. vita quoque per summum securitatis usum exacta, ad ultimum pene aetatis suae finem provectus, quum probabilibus quorundam argumentis *animas immortales esse* compertum haberet, quasnam sedes esset exuto membris spiritu petiturus, aut quid praemii propensa numinum veneratio mereretur, cogitatione secum varia disquirebat. *haec volventem* subeunt quidam parum benigni in Thorkillum animi, docentes *divino opus esset consulto*, tantaeque rei certitudinem humano altiorem ingenio, nec mortalibus cognito facilem *coelestibus* expetendam *oraculis*. quamobrem propitiandum esse Ugarthilocum neminemque id Thorkillo aptius executurum . . .' war dies aber der reise zweck, dann ist er näher betrachtet derselbe wie in unsern märchen, denn auch in ihnen handelt es sich um die unsterblichkeit eines königs: grünt der baum wieder und trägt er wieder die goldenen jugendverleihenden äpfel, springt in dem brunnen wieder der götterwein, dann kann kein alter ihm nahen. nur ist Saxo kürzer und vermeidet auf die ihm ohne zweifel bekannten einzelnheiten einzugehn, welche das märchen ausführlich enthält. von Gormo aber wird in demselben buch erzählt 'haereditarium fortitudinis spiritum scrutandae rerum naturae vestigiis quam armis excolere maluit', (p. 247) und wie dies an den grossen herrn der natur, so erinnert der gleich nachher folgende besuch des Gormo bei Geruthus an

---

[1] Dass Bragi und Idunn kinder hatten, geht aus Oegisdrecka 16 hervor.

Odinns besuch bei Geirrödr, den Grimnismál besingt: Geruthus ist aber im namen derselbe wie Geirrödr. hätten wir demnach hier einen mythus von Wuotan oder Odinn, der einen boten zu Ugarthilocus sendet, um rath zu holen über die art und weise wie Idunn wieder zurückzuführen sei? hätten wir die fortsetzung von Hrafnagaldr Odins, das resultat seines oder der andern götter sinnens während der nacht? Grimm zwar meint M. 223, Saxo's erzählung sei 'nichts als fabelhafte veränderung des besuchs, den nach Snorri Thôrr bei Utgardaloki abstattet', doch sehe ich wenig zusammenhang darin; den namen Ugarthilocus abgerechnet finde ich keinen zug der dafür spräche. Dagegen zeugt für die neue deutung wieder der umstand, dass das märchen von dem versiegten wasser und der geraubten jungfrau nicht nur deutsch sondern auch norwegisch ist. wie wir denn auch die drei nach dem lebenswasser ausziehenden brüder dort wie hier fanden: n. 5 bei Asbiörnsen und Moe ist ziemlich genau dasselbe märchen mit den oben angeführten. wo aber solche gemeinsamkeit des besitzes herrscht, da dürfen wir meistens auf einen mythos schliessen, wenn auch nur ein zug mythischen klang verräth.

Dagegen liessen sich allerdings nicht zu verschweigende zweifel erheben. denn das märchen weiss weder im norden, noch in Deutschland von irgend einer fessel des orakelspendenden: er ist ein vogel strauss, ein greif, der teufel, ein drache und alle diese sind fessellos. das alles deutet eher auf einen weisen riesen, über den sich jedoch näheres noch nicht sagen lässt.]

Der schluss der märchen der ersten gruppe liess kaum eine deutung wagen. eher dürfen wir dies bei denen, die uns später beschäftigen. DH 193 und Asbiörnsen und Moe n. 5 stimmen darin überein, dass der zu dem orakelspender ausziehende schon versprochen oder verheirathet ist. er könnte die durch ihn aus des ungeheuers gewalt erlöste königstochter zur frau haben, aber er schlägt sie aus, um der ihm bereits verlobten die treue nicht zu brechen. wir sahen in dem bei der jungfrau schlafenden der ersten gruppe Bragi, hier würde er es nicht sein, ein anderer muss hier die fahrt unternommen haben; wer es ist, das lässt sich schwer sagen.

Nachdem er den drachen erschlagen, wie das norwegische märchen will, oder dieser schlafend daliegt, wie das deutsche sagt, nimmt er die geraubte jungfrau zu sich und flieht mit ihr. so flieht in abwesenheit Thiassi's Loki mit der in eine nuss oder schwalbe verwandelten Idunn und auch Thiassi wird getödtet, aber von den asen. als die flüchtenden in der jungfrau königreich kamen, sagt das deutsche, putzten sie den wagen mit grünen reisern und fuhren so an des königs hof. Müllenhoffs version n. XIII p. 427 die im ganzen weniger treu erhalten scheint [1]), weicht auch da ab. bei ihm ist, wie bemerkt, die königstochter blind und soll nur geheilt werden. dies bewirkt der bauernsohn aber merkwürdigerweise dadurch, dass er ihr das erste *blatt des neugrünenden baumes*, einer pappel, gibt und ihr in die augen schaut einen ganzen tag und eine ganze nacht. ist nun die deutung Uhlands, Simrocks und der nordischen forscher richtig, die in Idunn das von dem baum sinkende laub sieht, dann muss die göttin in der jungfrau verborgen sein, denn die pappel ist einer der zuerst grünenden bäume und wie das fallende laub bild der verzauberung, des winterlichen bannes der göttin ist, so wird das neuerspriessende bild ihrer erlösung, entfesselung von dem zauberschlaf und ihres erwachens zu neuem leben sein; darum wird ihr wagen auch mit grünem reis geschmückt. mit ihrer wiederkehr grünt aufs neue der baum, springt von neuem die quelle, die trauer weicht und der alternden, todennahen könige adern durchrinnt neues leben.

So würde denn unser märchen an den ersten theil der ersten märchengruppe sich anschliessend den vollständigen mythus von Idunn enthalten. aber auch der schluss der ersten märchen hat sein recht und wir dürfen vielleicht in ihm eine andere gestaltung der sage sehen, die ja ihrer gestaltung nach zu den verschiedensten auffassungen gelegenheit bot. weitere funde auf dem gebiet der märchen werden grössere klarheit über das bringen, was ich nur als hypothese geben konnte.

Die weitern züge der märchen lasse ich unberührt, nur einen möchte ich noch zur fernern beachtung hervorheben. der jüngling kommt an ein wasser, ein fährmann setzt ihn über und bittet ihn, den drachen, teufel etc. zu fragen, warum er gebannt sei, alle leute überzufahren? die antwort ist: wenn er vor dem anlanden dem das ruder gebe, den er übersetze, so müsse dieser des amtes walten und er sei erlöst. das erinnert an die überfahrt der seelen, aber es muss noch andere anklänge haben.

Merkwürdige anklänge an die besprochenen märchen hat die hindostanische sage, welche Woycicki in den anm. zum III buch I mittheilt. da vermählt sich ein königssohn mit einer tamarinde, an deren fuss eine quelle springt. als er mit der den baum bewohnenden braut in ihrem schloss anlangt, sieht er in der bis dahin sorgfältig verschleierten einen affen, der aber später sein thiergewand abwirft und als schöne jungfrau erscheint. die sage ist entnommen aus dem Asiatic journal 1835 n. 19.

---

[1]) oder sollte sie abermals eine neue gestaltung des mythos enthalten?

LEUCHTENDE SCHÖNHEIT.

Der götter gestalt war der menschlichen gleich, nur scheint sie wie bei den Griechen das menschliche maas überschritten zu haben, sie näherte sich der der riesen. sie war nicht unförmig durch mehrfache glieder oder häupter, die der einzigen Hel ausgenommen. 'alle übrigen götter müssen in schöner, edler bildung gedacht werden' (M. 300).

Grimm mahnt an die radios capitis des Tacitus (Germ. 45) und stellt die frage: 'drückten die strahlen ursprünglich den höchsten begriff göttlicher leuchtender schönheit aus?' wir können kaum zögern, sie zu bejahen, wenn auch im homerischen epos nichts vorliegt, was darauf hinwiese. dort scheint schon der schlüssel dazu verloren, den unsere weniger ausgebildete götterlehre noch bewahrte.

Wir fanden, dass die götter ihre jugend und dauernde schönheit dem genusse goldener äpfel und eines golden leuchtenden trankes verdanken. wir werden in der folge sehen, dass das gold überhaupt eine bedeutende rolle bei ihnen spielt, wie wir dessen schon beispiele hatten (I. 17. 25. 103). die edden geben uns davon mehre beispiele, wenn sie Freyrs eber den goldborstigen nennen, wenn sie Freyja goldne thränen weinen lassen, Asgards dächer und balken als golden strahlend schildern u. s. w. daraus lassen sich weitere schlüsse ziehen, wenn wir unsere märchen vergleichen, die nicht goldene thiere und dinge in menge enthalten. eine goldstrahlende jungfrau wurde bereits (I. 167.) erwähnt und gesagt, dass das märchen in ihr die in höchster schönheit strahlende sehe. sie ist ein erdenkind, ein armes verlassenes, mishandeltes mädchen, welches von der göttin zum lohn ihrer bescheidenheit mit dem goldregen unter dem thor bedacht wird. wir finden sie u. a. wieder in dem märchen bei Bechstein, der garten im brunnen, welches mit KM 24 ganz eins ist, nur statt der zwei mädchen zwei knaben nennt, aber da ist es kein thor, wovon der goldregen fällt, sondern ein *baum*, oder vielmehr es sind zwei bäume, durch die der knabe zum goldnen wird. ihn hungert, da sieht er ein bäumchen voll schöner rother *äpfel* und spricht:

'liebes bäumchen, rüttle und schüttle dich
und wirf deine *äpfel* über mich.'

das geschieht, er isst sich satt und kommt zu einem andern bäumchen, das über und über voll gold ist. er sagt:

'liebes bäumchen, rüttle und schüttle dich
und wirf *goldblättlein* über mich.'

die übrigen märchen wissen nichts von diesem hunger, sie kennen nur das fallen des goldregens, aber der zug ist so alterthümlich, dass er als der ursprüngliche erscheint, alle andern als abgeleitete. so werden denn die zwei bäume nur einer gewesen sein, der goldäpfel trug, durch deren genuss der knabe zum goldstrahlenden wurde. die auflösung erfolgte, als man die bedeutung der äpfel als der göttlichen speise, nicht mehr kannte und sie als irdische doch auch nicht gelten lassen konnte, denn an dergleichen goldnen speisen biss sich jener ja die zähne fast aus, dem die götter den frevlen wunsch gewährt hatten, dass sich ihm alles in gold wandle. das märchen in seiner treue wollte sie aber darum nicht fahren lassen, es behielt sie bei und gab ihnen einen eignen baum und eine niedrigere, practischere bestimmung, die umwandlung knüpfte es an einen andern eigens dazu bestimmten baum.

Das märchen zeigt uns in der jungfrau und dem knaben nur 'mit gold *bedeckte* kinder', aber es kennt auch noch eigene *gold*kinder. im deutschen märchen sind sie nur dem namen nach, aber meist unvollständig vorhanden, nur einzelnes deutet auf die also bezeichnete göttliche abstammung hin: sie haben bei der geburt goldnes haar, einen goldnen stern oder ein goldnes kreuz auf stirn oder brust. dagegen zeigen sie die mit deutschen eng verwandten wallachischen märchen noch in ihrem vollen glanz. in dem Marienkind KM 3. sehen wir ein unter dem besondern schutz und schirm einer der göttinnen, wahrscheinlich der Holda, stehendes mädchen. Maria, sagt das märchen, nahm es mit sich hinauf in den *himmel*, es *as* und *trank* dort, seine kleider waren von *gold* und auch sein finger wurde *golden*, als es mit demselben ein klein wenig an den glanz der h. dreieinigkeit rührte. zur strafe dafür und für seine lügen muss es auf die erde zurück und erst durch leiden geläutert wird es eines grössern glücks wieder theilhaftig. stumm im walde sitzend wird es von einem königssohn gefunden, wie es von seinem *goldnen haar* bis zu den fusszehen bedeckt ist, er vermählt sich mit ihm und es gebiert ihm drei kinder. das deutsche märchen weiss von denselben nichts besonderes zu erzählen, aber das wallachische genau verwandte sagt es seien *goldne kinder* gewesen und an dieser bezeichnung hängt es so fest, dass die wärterinnen, als sie morgens das bettchen leer finden — denn

Maria hatte die kinder entführt — eine gans *vergolden* und sagen, die frau habe das kind so verwandelt [1] (Schott 94.). nehmen wir an, dass dies auch einst im deutschen märchen stand, dann kam den kindern dieser vorzug nur daher, weil ihre mutter göttliche speise genossen hatte und dadurch wenigstens theilweise göttlicher natur geworden war. das letztere müssen wir gleichfalls von all den kindern annehmen, die mit einem goldnen zeichen auf die welt kommen. das sichert ihnen auch den schutz der himmlischen, unter welchem sie sichtlich stehn [2].

Ist also ein goldnes zeichen, ein goldner schein das merkmal und siegel der göttlichkeit, dann müssen die götter einst golden gestrahlt haben. man verglich das leuchten ihres antlitzes und ihrer glieder dem golden glänzenden sonnenschild, der ja selber auch als göttliches auge, ja als antlitz galt [3] (M. 666.), wie man in den goldnen sternen noch die augen der engel sieht. dieser goldne glanz war ihre eigenste natur, durch ihn unterschieden sie sich von andern wesen, und er wurde ihnen erhalten durch den genuss der goldnen äpfel und des goldenperlenden methes. auch sterbliche werden ihn erlangt haben, die sie zu sich emporhoben und die riesentochter Gart, die schon in so hoher menschlicher schönheit leuchtete, wird noch schöner und herrlicher geworden sein, als sie als Freyrs gattin die götterspeise geniessen durfte, wie Apollo kraftvoll und gross wurde, als ihm Themis ambrosia und nectar gab.

Der sternenkranz, den spätere Thorsbilder tragen, würde somit früher wohl eine einfache aureola gewesen sein, die wir überhaupt für alle götter annehmen dürfen und die nicht nothwendig christlichen ursprungs sein muss. da sich gleiche ansichten wie die deutschen, über die goldleuchtende gestalt der götter auch bei den Slawen nachweisen lassen, so ist es sehr erklärlich, wie einzelne von ihren götterbildern auch diesen hauptschein führen, wie die rune R sobald sie Radegast bezeichnet, mit strahlen umgeben dargestellt ist. dieser nimbus käme für die götter schon dadurch heraus, dass sie, was nicht zu bezweifeln ist, goldnes haar tragen — ist dies von

---

[1] merkwürdig ist, dass als *ein* paar andere goldkinder getödtet und begraben werden, bäume mit *goldnen äpfeln* an der stelle wachsen (Schott 122.) so wie umgekehrt, als von dem äpfelbaum die *goldäpfel* verschwinden, die seele des erlösten königs als taube gen himmel steigt (Woycicki p. 147.).

[2] KM 96. Meier märchen n. 72. Bechstein märchenb. 159. Schott wallach. märchen 18. u. s. w.

[3] Apollon heisst *χρυσοκόμης*. cf. Sepp das heidenthum II, 280.

Sif doch nachgewiesen und überdies das allergewöhnlichste zeichen höherer abkunft — indem sich so haupt- und baarthaar, oder die reich wallenden locken der göttinnen als goldner glanz um ihre häupter schlingen.

SPRACHE.

Die sprache der götter ist von der der menschen wesentlich verschieden. das verständnis der ersten wird nur wenigen bevorzugten lieblingen der götter eröffnet. nachklänge davon hat noch die sage, wenn sie wesen, die an die stelle göttlicher oder halbgöttlicher personen getreten sind, entweder sonderbare namen gibt oder ihnen selbst eine eigene sprache zulegt.

Die edda lässt selbst eigennamen in ganz verschiedener gestalt erscheinen, je nachdem sie unter göttern oder anderswo vorkommen, noch mehr ist dieser unterschied in bezug auf sachnamen vorhanden. Alvis, der allkundige zwerg, kennt der letztern eine menge und nennt sie dem Thôrr in Alvismál; von den ersten hat Grimm 309 mehre angeführt. sie erinnern an die sonderbaren in der heutigen sprache kaum oder selten begründeten namen, welche die zwerge sich im märchen beilegen. so nennt sich eins bei Meier sagen 58 *Sannefle*, bei Bechstein m. 179 *Pippchen-Päppchen*,, ein zwergkönig *könig Piper* (Müllenhoff 287.) andere heissen *Pingel, Kasch, Vitte, Vatte, Find, Pilatje* (das. 291. 292.), *Zg*, vater *Finn* (das. 300.), *Rumpelstilzchen* u. s. w. da sie uns unerklärlich sind, müssen sie wohl einer andern sprache angehören, die verschollen ist und das wird die alte göttersprache sein.

In einer hessischen sage wird einer eigenen hexensprache gedacht (Wolf 71.). zwei katzen sitzen zu häupten und füssen eines mannes der sich schlafend stellt; die eine sagt: er hert, die andere: er hert nicht, das heisse 'in der hexensprache' er schläft, bemerkte der erzähler. sonst wird ähnliches auch in dem die sprache verstümmelnden kindermund vernommen und oft hörte ich die amme schmeichelnd der kleinen sprache nachahmen: hert das kind noch nicht? dürfen wir daraus schliessen, dass die kinder jener höhern sprache kundig sind, wie auch ja ihre augen höhere erscheinungen sehen, so den engel, der sie beschützt? so haben auch nach Harrys II, 14 die geister der verstorbenen eine sprache, die keine menschliche ist, sondern wie wenn wind und donner tobt und die sprache der männer im berge ist oft dem zu ihnen eingedrungenen unverständlich.

Die sachnamen in Alvismal sind alle verständlich und nur dadurch verschieden, dass sie denselben begriff in mehrfacher art anders ausdrücken. so heisst der himmel bei den menschen himmel, dach bei den göttern, windweber bei den Vanen, überheim bei den riesen, den elben glanzheim und den zwergen träufelthor (str. XIII. Simrock 67.). etwas ganz ähnliches hat sich im kinderlied erhalten, das beginnt: Widewidewenne heisst meine puthenne, *kann nicht ruhn* heisst mein huhn, *wackelschwanz* heisst meine gans und so geht es fort; die geiss heisst schwarz und weiss, dreibein (?) das schwein, ehrenwerth das pferd, gute muh die kuh, kuck heraus das haus, schlupf heraus die maus, wohlgethan der mann, sausewind das kind, sammettatz die katze, der floh hüpf ins stroh, der knecht leberecht und die magd spathetagt[1]. Aehnliches lebt ebenfalls noch in Belgien in einer kleinen neckischen erzählung, worin so viel ich mich erinnere der rock treckaen heisst. wie unbedeutend derartiges erscheinen mag, es verdient immer beachtung.

Die wichtigkeit dieses gegenstandes würde steigen, wenn wir die ignota lingua mit in die untersuchung hereinziehen wollten, von der die h. Hildegard sagt, dass sie ihr durch unmittelbare göttliche eingebung zugekommen sei. es kann darunter auch nur eine sprache Gottes, der himmlischen verstanden werden. weiteres darüber gehört nicht hieher. die Wiesbadener hs. der werke der heiligen nonne, welche eine zusammenstellung von etwa neunhundert worten dieser unbekannten sprache enthält, ist von Wilh. Grimm kurz besprochen in Haupts zeitschr. VI, 334.

WUNDEN.

Wie Balder der wunde erlag, die ihm Hödes mistiltein versezt hatte, so waren auch die andern götter nicht unverwundbar. Thôrr stürzte zur erde, als ihm der stein des Hrungnir in die stirn fuhr und er hatte der hülfe Grôa's und ihrer beschwörungen nöthig, ihn zu lösen. es wird in der Skalda verboten, mit ähnlichen steinen zu werfen, weil sich sonst das stück, welches im haupte Thôrrs zurückblieb, rühre, d. h. weil es ihm durch diese bewegung schmerz verursache, der ihm also auch nicht fremd ist.

Hier meine ich einer allverbreiteten familie von sagen erwähnen zu müssen, die auf echtheidnischem boden gewachsen sind. Olaus Magnus erzählt l. I. c. III. wie die nordmänner ihre götter bedrohten. in der epitome (Lugd. Batav. 1645 p. 103) lautet die stelle also: 'rursus in aliam devenere stultitiam et superstitionem, ut deos bellicis suis expeditionibus non faventes aut non iuvantes *diversis armorum generibus contra coelum extensis putarent opprimere se posse*, vel minis et terroribus, ut imperata facerent coercere. et hoc inaniter facientes existimabant, se non minoris potentiae in terra timendos venerandosve fore, quam hos apud superos vel inferos collocatos. sed non advertunt vetus proverbium Gothorum: ne proiiciendus sit contus in coelum, unde densior remittitur clava'. diese drohung nun lebt nicht nur in der sage und in der that fort, sie kommt auch zur ausführung. ein alter zweiundachtzigjähriger heide in unserm dorf, der sonst nichts von Gott wissen will, hebt mitunter, wenn ihm die bürde des lebens zu schwer drückt, *die geballte faust gen himmel* und flucht, dass es nicht zum anhören ist. ärgeres erzählt Temme in den volkssagen von Pommern und Rügen p. 311: acht wochen lang hatte es in Stettin geregnet, da gerieth der amtmann so sehr in zorn, *dass er drei schüsse nach dem lieben Gott im himmel that*, aber die strafe liess nicht auf sich warten, beim dritten versank er bis mitten an den leib in die erde und kam jämmerlich um. nach Kleinheubacher hexenacten im gräflich Erbachschen archiv zu Michelstadt gewann der bauer Georg Ludwig die gabe dreier sicherer schüsse für jeden tag dadurch, dass er nach der *sonne*, gerade in die höhe nach dem lieben *Gott*, und nach dem steinernen *bildstock* am Steiner schoss. (Wolf hess. sagen p. 83.) er wurde zur strafe dafür verbrannt. andere folgen hatte der sage nach solcher frevel im jahr 1553 zu Lucern, wo einer von *drei spielern* über das unglück, welches er mit den karten hatte, so ausser sich gerieth, dass er schrie: '*gewinne ich nun nicht, dann stosse ich Gott im himmel meinen dolch in den leib*'. er warf rasend den dolch gen himmel unter abscheulichen verwünschungen. *das messer fiel nicht wieder zu boden, dagegen sanken drei blutstropfen aus der luft* und auf die karten der spieler nieder. (DMS. 302.) rohe soldaten hatten den dom in Schleswig verwüstet und soffen, fluchten und spielten darin. einer von ihnen, der unglück hatte, schrie: '*ei so will ich dem alten Gott die augen ausstechen*' und warf sein *schwert* hinauf gegen das alte gewölbe. es blieb dort fest stecken und als es später weggenommen wurde, sah man immer noch seinen schatten. die sage ist aber von höherm alter und findet sich bereits im XII. jh. bei Thomas Cantipratensis im bonum universale de apibus wo ed. Colvener. p. 450 gleichfalls von einem *spieler* erzählt wird, der ärgerlich über sein unglück mit den *würfeln* einen bogen ergriff und *einen pfeil gen himmel schoss*, als ob er des himmels herrn hätte durchbohren wollen. der pfeil kam zwar wieder herunter, aber als der frevler ihn genau besah, fand er ihn mit frischem *blut* gefärbt.

---

[1] 200 alte und neue kinder-, studenten-, soldaten- und volkslieder. Leipzig. Mayer. p. 10.

Wir sehen, je näher die sage dem alterthume rückt, um so reiner wird sie. die büchse wird zum messer und zuletzt zum alten bogen; der spieler in der zweiten führt noch karten, in der letzten würfel. dass aber der frevler in beiden übereinstimmend gerade ein spieler ist, das wird gleich den würfeln nicht ohne bedeutung sein, denn dem spiel und speziell den würfeln stand **Wuotan** vor und ihm wird demnach der fluch des frevlers und der pfeil ursprünglich gegolten haben, der ihn verwundete, wie Helgis schwert die valkyrja, die in der schlacht über dem helden schützend schwebte. (M. 398.)

Schon drückt die version der sage bei Thomas Cantipratensis die milde Gottes aus: der anblick des frischen blutes ergreift den frevler, er bereut und büsst seine sünde und sie ist ihm vergeben, sie wird nicht an ihm geahnt. In der Lucerner sage führt der teufel ihn mit sich durchs fenster fort, dass das blut an den scheiben hängen bleibt und nicht mehr abgewaschen werden kann. auch darin zeigt sich der christliche einfluss, der der Stettiner sage einzig fremd blieb: der frevler versinkt halben leibs in die erde, was an den zum stehen verwünschten erinnert, so wie an die tänzer zu Dannstedt, die zum tanzen verwünscht einen graben in die erde tanzen. (Kuhn und Schwarz p. 161.[1]).

Eine andere strafe, die eben so heidnisch klingt, trifft in einer verwandten sage einen polnischen edelmann, der in dem dorf Reinen bei Soldau lebte. er war ein schlechter mensch, der den irgendwie säumigen zahlern das vieh sogleich wegnehmen lies. dessen hatte er bereits eine grosse heerde versammelt, als ihn die strafe Gottes ereilte, so dass eines morgens alles vieh todt da lag. wüthend darüber fluchte er und *schoss eine pistole gegen den himmel los*, indem er rief: '*wer das vieh todtgeschlagen hat, der mag es auch fressen*'. aber kaum hatte er die worte aus dem munde, als er *in einen hässlichen schwarzen hund verwandelt* sich auf das todte vieh warf und es wie ein hungeriger wolf mit den zähnen zerfleischte; dabei behielt er seinen verstand und selbst die sprache (DMS. 306.). das lautet ganz wie ein stück aus den metamorphosen und ein hohes alter ist dieser version nicht abzusprechen.

---

[1] Vgl. DS 231. M. 1009. umgekehrt tanzen heilige jungfrauen so lange auf dem wasser, bis ein felsen zum vorschein kommt, der *engeltanz* ist. sie drücken dann ihre fusstapfen der erde so ein, dass dieselben in vielen jahren nicht mit gras überwachsen. Müllenhoff p. 128.

Nicht weniger alt, und eben so bedeutsam ist die sage vom *freischutz*, die Müllenhoff 366 mittheilt und die uns eine neue seite dieser sagenfamilie aufdeckt. ein *jäger* hat eines tages unglück mit dem schiessen. gegen abend trifft er auf einen andern jäger, dessen jagdtasche gefüllt ist. vergebens pfeift er ihm, erst an einem kreuzweg steht der fremde still und als der andere ihn fragt, wie es komme, dass er so viel geschossen habe, sagt er, das sei ein geheimniss, seine kugel fehle nie. der jäger bittet ihn um mittheilung desselben und der fremde willigt ein unter der bedingung, dass es keinem dritten verrathen werde. das muss der jäger beschwören, aber als er die hand erhebt, fliegen ein *paar raben*, die schon durch seinen pfiff aufgeschreckt worden waren, herbei und umkreisen beide männer krächzend in immer engeren kreisen. so schrecklich war das geheimniss, dass der jäger nicht an die ausführung zu gehen wagte; seine frau erst brachte ihn dazu, als er ihr das ganze entdeckte. er entwendete eine 'oblate vom altar aus der kirche', indem er that als wenn er sich das abendmahl reichen liesse und sie mit nach hause nahm; dann fasste er seine büchse, steckte ein weisses tuch ein und ging in den wald. *als die sonne im mittag stand*, breitete er das weisse tuch auf dem boden aus, *stellte sich mit den füssen drauf* und lud die oblate[1] in seine büchse; dann richtete er den lauf gegen die sonne und schoss los. augenblicklich fuhr eine schwarze wolke auf und bedeckte den himmel, donner und blitze brachen los, als wolle die welt vergehen. der jäger wollte sich nach hause flüchten, er bückte sich, um noch das weisse tuch aufzunehmen, *da war die stelle seiner fusstapfen mit frischem blute gezeichnet*. als er aber sein haus erreichte, so stand das in hellen flammen und weib und kinder stürzten ihm jammernd entgegen. zugleich stand der fremde wieder bei ihm, welcher der teufel war, und kündigte ihm an, dass er von nun an *ewig jagen* müsse, sein weib und seine kinder aber sollten ihn *als hunde* begleiten. seitdem wohnt er den tag über *bei den alten bäumen* im walde *bei den beiden raben*, nachts aber zieht er durch die luft. ähnlich wie hier geht in Baden ein jägerbursch im advent zum h. abendmahl, steckt aber die hostie ein, statt sie zu geniessen. in der *christnacht* muss er seinem herrn, der ihn die kunst lehren will, in den wald folgen; der stellt sich dort, die hostie mit zwei fingern haltend ihm gegenüber und fordert ihn auf zu schiessen. der bursch legt an, da erblickt er in der hostie unseren heiland, wirft das gewehr weg und stürzt todt *zur erde* (Baader 252.). ein freijäger bei Rauenberg that die drei freischüsse so, dass er *auf ein tuch kniete* und das erstemal gegen die *sonne*, das zweitemal gegen den *mond*, das drittemal gegen *Gott* schoss, *wobei vom himmel drei blutstropfen auf das tuch fielen*. nach seinem tod ging er als jäger um (das. 348.). ein anderer jäger schoss als *die wilde jagd an ihm vorübersauste* seine büchse aufs geradewohl ab und von da an gelang ihm jeder schuss. wieder ein anderer schoss *bei der sommersonnenwende um mittag* in die *sonne*, da fielen drei tropfen blutes herab, die musste er aufbewahren und jeder schuss gelang ihm[1]. man hat den jäger später oft noch am weg sitzen sehn, *zwei hunde zur seite*, einen auf dem schoss.

---

[1] bei Baader wird auf die heil. hostie selbst geschossen. das ist ja dasselbe wie das schiessen auf Gott, denn die hostie ist ja der leib Christi.

Diese sagen weisen noch entschiedener auf Wuotan hin, der selbst ein gott, dessen auge die sonne ist, ob aber dessen blut auch hier aus dem himmel niederträufelt, das möchte ich in zweifel stellen. selbst der wilde jäger, ist er auch wohl schutzherr der jagd, der den jägern heil und glück zum waidwerk gibt, wie er es den kriegern in der schlacht schenkt, der überhaupt die waffen segnet, die bei jagd und kampf dieselben waren, speer und bogen. er darf also nicht beleidigt werden von dem, der waidmannsheil wünscht und der schuss muss eine andere bedeutung haben, als in den obigen sagen er und der wurf mit dem dolch hatte. die kugel, der alte pfeil muss ihm eher als ein *opfer* emporgesandt werden, er wird ihm geweiht, darum auch die heilige zeit, zu welcher der schuss geschieht, Christnacht oder Mittag, wo des gottes auge am klarsten herniederblickt, oder die zeit der umfahrt des gottes; daher die feierliche ausbreitung des weissen tuches, auf welches der schiessende tritt. das laden der hostie in die büchse kann — dafür zeugt das schreckliche der sache — nur in den ersten und allerrohesten zeiten des christenthums wurzeln, es ist mehr als abschwörung des christen thums. Christus wird dadurch im sinne des schützen in die gewalt des heidengottes gegeben, dass er ihn mishandle, wie denn ein gleiches von den hexenconventen nachgewiesen ist, bei denen die h. hostie ebenfalls geschlagen und zu zaubereien verwandt wurde. ist das aber richtig, dann können wir in den drei tropfen blutes hier nur ein zeichen sehn, dass der gott den pfeil annahm und segnete, er hat gleichsam getroffen und wie er nun blutig ist, so wird er es jedesmal sein, so oft er geschossen wird; das blut hat das weisse tuch genetzt und dies wird nun wahrscheinlich sorgfältig aufgehoben, wie in der vorletzten sage das blut selbst, welches der jäger wohl stets bei sich tragen musste. ich setze natürlich voraus, dass auch in diesen sagen das blut *ächt* ist, dass es nicht aus jenem ersten kreise in diesen überging, was nicht ganz feststeht. zum lohn für den frevel nimmt der heidengott den jäger in seine himmlische jagd auf.

---

[1] Bechstein deutsch. sagenb. 382. 430. er nennt das blut tchesamen (?). in der Wojewodschaft Podlachien stecken die jäger am dreikönigentag, wenn ein fluss oder teich vom priester zum Jordan geweiht ist, ihre geladenen gewehre halb ins wasser. diese gewehre werden Jordansflinten genannt und man kann niemals mit ihnen das ziel fehlen. Woycicki 155.

Einfach und rein klingt die letzte sage. der jäger schiesst gleichsam zu gleicher zeit mit dem gott und auf dasselbe wild. das erwirbt seiner büchse die volle sicherheit.

Voll an jene sage aus Olaus Magnus anklingend heisst es echtheidnisch in Schwaben: 'in dem thal Ochsenfeld soll vor vielen hundert jahren unter kaiser *Carl* ein *kriegsheer* gestanden sein, das in allen schlachten gesiegt hatte, aber dadurch mitsammt seinem anführer so stolz und übermüthig geworden war, *dass es eines tages aus allen kanonen und gewehren zumal gegen den himmel feuerte*; und das geschah auf befehl des anführers. kaum hatten sie aber losgeschossen, so versank das ganze heer in die erde. (Meier sag. 122.)

Im märchen ist der freischütz des teufels pathe (Bechstein p. 68.) und dieser hat ihm somit wohl den sichern schuss als pathengeschenk gegeben, wie der tod seinem pathen das sichere urtheil über herstellung oder tod der kranken und deren heilung verlieh. der teufel erscheint dem vater des freischützen als *reiter* und der weitere verlauf des märchens, dessen betrachtung an anderm ort erfolgt, stellt ihn ganz als Wuotan heraus. dies führt uns auf einen neuen punct, auf den

VERKEHR DER GÖTTER MIT DEN STERBLICHEN.

Oft und gern steigen die götter aus ihren himmlischen wohnsitzen zu den sterblichen hernieder, um freundlich mit ihnen zu verkehren und um sie zu prüfen. Deutschland muss eine fülle dahin gehöriger mythen gehabt haben, das beweisen die zahllosen spuren, die sich von ihnen finden, und deren reichthum kaum übersehbar ist, deren untersuchung allein fast ein buch füllen würde. allerdings ist auch vieles darunter, was auf jüngere tage hinweist und offen christlichen ursprung verräth, darum auch zur vorsicht mahnt, aber beides hat ja denselben tiefen und uralten grund. die ganze vorstellung ist so alt wie das menschengeschlecht, das unter der unmittelbaren pflege Gottes aufwuchs, zu dem Er in seiner kindheit selbst herabkam, dem Er sich persönlich offenbarte. dankbar hat sie darum auch jedes volk bewahrt, sie ist durch ihre grösse aller völker sinn zu tief eingeprägt, als dass sie ihm je entschwinden könnte, und kaum irgendwo auf der erde ist die finsternis des heidenthums so dicht, die verkommenheit so gross, dass sie nicht noch durchblickte, wie das letzte roth der scheidenden abendsonne noch lang am horizont glimmt, wenn die ebene schon in nacht gehüllt ist.

Wenn die Götter auch mit göttlicher macht auf die erde kommen, so ist ihre gestalt doch die rein menschliche und sie theilen viele mängel und gebrechen der menschen. sie bedürfen wie in ihren himmlischen wohnungen der wohlthat des schlafes, sie wollen essen und trinken, sie ermüden und wollen ruhen. dagegen hat der göttliche leib andere bestandtheile als der irdische und die irdischen dinge, seine einwirkung auf diese ist darum eine ganz andere, als die des menschenleibes. unter unserm fusse weicht das wasser, der stein bleibt hart, das feuer verzehrt uns u. s. w., aber Odhinn geht über die wasser und sitzt neun tage zwischen zwei feuern und bohrt mit seinem schwert durch den felsblock.

Zwischen Selb und Thierstein liegt ein stein, in welchen sich ein mann wie in eine form legen kann, denn alle gliederformen sind in den schönsten verhältnissen vertieft darin zu sehn. nach der sage hat *Christus* auf dem stein ausgeruht und ihm die gestalt Seines heiligen leibes *eingedrückt* (Bechstein sagenb. 573.). die sage überträgt hier einen älteren mythischen zug, der nur an dem höchsten der götter gehaftet haben kann, auf das erdenwallen Christi, wie sie in den folgenden an Wuotans stelle einen fürsten oder general setzt. bei Salzwedel liegt ein stein, worin man deutlich die spur eines *pferdehufs* und einen tiefen einschnitt sieht, als wenn einer *mit dem degen hineingehauen* hätte. einem general sank an der stelle der muth und er wollte sich aus der begonnenen schlacht zurückziehen. als seine offiziere ihm zuredeten, rief er: 'so gewiss mein pferd nicht in diesen stein treten und so gewiss mein säbel ihn nicht spalten wird, so gewiss werden wir nicht siegen'. aber als er auf den stein schlug, da drang der säbel ein und ebenso der huf des rosses und die schlacht wurde gewonnen (Kuhn märk. sagen 39.). eine ähnliche sage haftet am Pickelstein, nur hat sie einen bedeutsamen zug mehr. ein fürst hatte sich mit einer kleinen schaar bei dem stein gelagert und wollte ruhen, setzte darum den tod darauf, so jemand ihn wecke. plötzlich rückte der feind heran, die gefahr stieg aufs höchste, da warf man einen *hund* auf ihn. der fürst erwachte, tödtete den hund, sah die gefahr und sprach dieselben worte, wie der general und sie hatten denselben erfolg. noch sieht man die von ihm geführten kreuzhiebe und drei eindrücke von hufeisen. dasselbe wird von einem general Ahrens erzählt, nur rief dieser: 'so wenig als dieser stein zu butter wird, dass mein säbel ihn zerschneidet, so wenig können wir siegen'. auch sprach *Carl der grosse* in Haste, eben so unmöglich, als er mit seiner ruthe den stein zerschlagen könne, eben so unmöglich könne er protestantisch werden; da zersprang der stein und der kaiser wurde protestantisch (Kuhn und Schwarz 268. 273. 311). einst zog ein feindliches heer vor die burg *Segeberg*. an einer gewissen stelle angelangt, sprach der führer: 'so gewiss mein rappe seine trappe im stein lässt, so gewiss nehmen wir noch heute die burg'. er gab seinem pferde die sporen und sprengte davon, da war der huf im stein abgedrückt und die burg wurde am selben tage zerstört (Müllenhoff 545).

Jenen negativ gehaltenen betheuerungen stellte sich diese letztere als positiv gegenüber und das ist das zeichen ihres alters und ihrer echtheit. den namen des locals in ihr stelle ich zu dem jener Siegburg am Rhein und Segeberg dürfte sich schon von dem auf wunderbare weise und unter dem beistand des gottes des siegs erlangten sieg herleiten lassen, die ableitung aber verschollen sein, seitdem der gott selbst in der sage unterging. denn unter dem führer, general, fürsten, Carl dem grossen liegt der alte siegsgott verborgen, darauf deutet schon sein rang hin, so wie dass der alte sagenhafte, im berge wohnende kaiser genannt wird; dafür spricht ferner der hund, der Wuotans geleiter bei der wilden jagd, im wüthenden heer ist. das angenommen können wir ihn jedoch nicht wohl an der stelle lassen, die er nun einnimmt, wenn wir Wuotan hier nicht in der rolle des Odinn als Gestr sehen wollen, in dessen gestalt und kleidung der weisheitspendende zum königshofe geht und die räthsel löst (Hervararsaga c. XV). in diesem falle wäre der heerführer fern, der gott an seine stelle getreten. zagend kommen die seinen zu ihm, da spaltet er als wahrzeichen des sieges den felsen und sein pferd drückt dem stein seinen huf ein.

wollen wir das aber nicht gelten lassen, so gestaltet sich die sage schöner also, dass der gott dem heer auf seinem ross erscheint, sich ihm durch die beiden wahrzeichen in seinem wahren wesen offenbart und nachdem er ihm also den sieg verheissen, verschwindet. 'er sprengte *davon*, da war der huf im stein abgedruckt', sagt Müllenhoff.

Die sagen dieser familie gehören so weit wir bis jetzt wissen, rein dem sächsischen stamme, sie sind unter den südlicher wohnenden deutschen stämmen unbekannt.

Eine andere hierhin gehörige sagenfamilie meldet bloss von einem in den stein eingedrückten rosshuf, der sich meistens an einem gefährlichen abhang findet und einigemale jenseits desselben wiederholt. an vielen orten in Belgien zeigt man den hufeindruck des rosses Bajard. s. Capratius sprengte auf seinem ross vom berge in die tiefe, wo die Marne fliesst, und der felsen, auf dem es ankam, bewahrte bis vor wenigen jahren das hufzeichen (NS 109. 110. 228.). auf der berghöhe der Zaberner steige befindet sich ein steiler fels mit einer grotte. man nennt denselben den *Carlssprung* von einem lothringischen herzog, welcher in der hitze des jagens mit seinem pferd über den felsen hinabgesprungen und unverletzt im tiefen abgrunde angekommen ist. noch zeigt man am felsen die spuren der *hufeisen des pferdes* (Stöber 249.). zwar erinnerte ich I, 105 bei ähnlichen sagen an Fro, aber der unterschied tritt bedeutsam hervor, dass bei denselben nicht von dem hufzeichen die rede ist, so dass dies also nur Sleipnirs kräftigem tritt zustehn würde und vielleicht auch dem seiner nächsten nachkommen, wie Schimming (Vilkinasaga XXXVII). Wuotan wäre somit auch hier der reiter. wenigstens passt zu ihm vor allen der gewaltige sprung vom hohen felsen in die meist nasse tiefe, denn sein Sleipnir sprengte durch die luft und über die wellen. zudem ist noch der umstand wichtig, dass wo sich der eindruck nicht an einem abhang findet, die sage oft auf die *wilde jagd* hinweist. so jagt Joachim von der Hagen am stillen freitag den teufel, der als hase vor ihm herlauft und seine fussstapfen einem stein eindrückt. einen rauhen grafen hält auf der jagd ein sich erweichender stein am fuss fest, an einem andern bricht eines fluchenden pferd das bein und das hufzeichen bleibt (Müllenhoff 141. 142.).

Bei Müllenhoff 585 ist jener sagenreihe noch folgendes stück verwandt: als einmal die schwarze Greet Bornhövede belagerte, sagte sie, sie wolle die stadt so gewiss einnehmen, als ihr pferd seine spur in einen da liegenden stein haue. das pferd schlug die spur in den stein, der noch gezeigt wird. ähnlich heisst es von der Rosstrappe. dort erblicke man die gewaltige spur eines rosshufs im stein; den habe das pferd der prinzessin Brunhilde eingedrückt, als sie von einem ritter verfolgt, vom teufelstanzplatz auf diesen felsen herübersprang (Kuhn und Schwarz 169.). müssen wir nicht, wie in dem fuhrer und reiter Wuotan, so wie in diesen frauen Frigga sehn, die so viel, ja fast alles mit dem gemahl theilt?

Vom sandbühl auf dem Belchen trat einst der apostel *Petrus* mit einem schritt in das wiesenthal hinab und fiel dann betend auf sein rechtes knie nieder. an jenem ort liess er den eindruck seines fusses, an diesem den seines knies im felsen zurück. über letzterm wurde nachmals die kapelle Schönenbuchen erbaut, worin noch heute die pilger in die spur des heiligen zu knieen pflegen (Baader 21.). anderswo liess er seinen stab fallen und noch sieht man die höhlung, er rastete und die spuren der hände und füsse werden gezeigt (I, 84.). steht es überhaupt fest, dass Petrus = Donar, dann wird es auch für diesen fall anzunehmen sein. er beweist uns zugleich, dass einzelne solcher eindrücke als heilige orte galten, denn darum nur ist die kapelle dort erbaut worden, sie soll eines heidnischen gottes verehrung vernichten, deren ein theil sich aber trotzdem forterhielt. noch mehr befestigt sich die annahme, wenn wir die sage von den teufelssteinen bei Sommer 54 herbeiziehen. auf zwei teufelssteinen, von denen einer bei Wettin, der andere am fuss des *Petersberges* liegt, sieht man *spuren von den füssen des teufels*, der einst von einem stein zum andern gesprungen ist. mit einem andern stein, dem fünf finger eingedrückt sind, warf der böse nach der kapelle auf dem Petersberg, doch in der hast zielte er nicht recht und der stein flog weiter. Es ist nun eine merkwürdige beobachtung, dass die steinwürfe des bösen vorzugsweise und fast ausschliesslich solchen kirchen gelten, welche dem h. apostel Petrus geweiht sind: so wirft er in Cöln einen stein durch das dach des domes, die Darmstädter teufelsklaue liegt bei dem Herrgottsberg; auf die Sylbitzer kirche am Petersberg, die älteste des landes und sicherlich dem h. Petrus geweiht, auf den ihm geweihten Halberstädter dom wirft er seine steine (Kuhn und Schwarz 159. 207.). » klar ergibt sich daraus abermals die richtigkeit der obigen analogie, und damit ferner, dass jene fussspuren im stein von Donar herrühren, der an diesen orten gegen die riesen = teufel stritt, die ihm mit gewaltigen felsblöcken zu leibe rückten, aber gegen seine göttliche kraft nichts vermochten[1]. mit ähnlicher gewalt stampft er hier auf den felsen, wie im schiff bei der fahrt mit Hymir, wo er den boden mit beiden füssen durchstiess und sich gegen den grund des meeres stemmte (Snorri XXIII. Simrock 363.), und der teufel gleicht dem Hrungnir mit seinem schild von stein unter den füssen und dem gewaltigen wetzstein in beiden händen (Simrock 296.).

---

[1] Auch die hünensage vom Mägdesprung haftet an einem Petersberg. Bechst. sagen 344.

Eine merkwürdige sage bei Meier 161 meldet von einem *kampf Christi mit dem teufel* auf dem Rosenstein bei Heubach, der damit endete, dass der letztere in die Teufelsklinge gebannt wurde. dann schritt Christus vom Rosenstein auf den Scheuelberg und von da in das Himmelreich, eine nahe hochebene. lange sah man an einem felsen des Rosensteins die gestalt eines eingedrückten rechten, an dem Scheuelberg die eines linken fusses, beide schön geformt. das wasser, welches sich darin sammelte, galt als heilsam für die augen. das erste fusszeichen wurde als ein 'abergläubischer tritt' auf befehl des 'aufgeklärten' herzogs im jahr 1740 unterminiert und in die luft gesprengt. hier tritt, wie in jenen sagen Petrus, Christus an die stelle des alten gottes, der den riesen besiegt und in die berge bannt, und die fussspur ist wiederum auf Donar zurückzuführen.

An vielen orten zeigt man einzelne fussspuren von heiligen, die wohl denselben ursprung haben werden. so in Spaa nahe bei der quelle Gearsbeck das fusszeichen des h. *Remaclus*. er soll eines tags über dem gebet eingeschlafen sein und zur strafe dafür habe Gott zugelassen, dass einer seiner füsse in die erde sank. das loch konnte nicht wieder ausgefüllt werden. unfruchtbare frauen setzen einen fuss in das zeichen und trinken ein glas wasser aus der quelle (NS. 227.). 'einsmals an einem suntag het s. *Wolfgang* ze lang geschlafen; do er das sahe, do ward er gar zornig uff sich selber und do er die füsz für sein bettlin setzet, do stiesz er vor zorn seine füsz und knie uff die erden und der hert velsen wich under seinen heiligen füszen und knien und ward als ein weicher leim und die fusztritt bleiben in dem herten velsen das man sie noch heut zu tag sicht' (Seb. Brant leb. d. h. II. 25.). die auffallend enge verwandtschaft beider legenden deutet auf gemeinsamen ursprung aus einer quelle hin und an Donar, den gott der ehen, zu denken liegt nicht sehr fern [1].

---

[1] Auf einem der Adamsberge auf der insel Malabar sieht man die eingetretene fusstapfe eines menschen, dritthalb schuh lang. einige sagen, dass auf diesem berge der priester Gaudan gestanden habe und lebendig in den himmel aufgenommen worden 172.

Später ging die kraft der steinerweichung selbst auf gewöhnliche menschen über und wurde sie als bestätigung der wahrheit jeder betheuerung von der sage verwendet. so stritten zwei bauern um einen acker und als sie heftig wurden, sprang einer von ihnen auf einen stein und rief: 'so soll dieser stein gleich zu butter werden, wenn der acker nicht mir gehört'. augenblicklich wurde der stein so weich, dass der meineidige tief mit dem fuss einsank. (Kuhn märk. sag. 27.).

Neben diesen fusszeichen steht in einer schönen legende bei S. Münster [1] ein handzeichen im stein. als Bertha von Thierstein äbtissin des klosters Olsberg war, gab es dort einen hofmeister oder kastenvogt, der gegen die armen leute sehr hart war. eines tags klopfte ein armer man an das klosterthor und der pförtner wies ihn ab. Aber der mann wich nicht und der pförtner ging zum kastenvogt, der unwirsch zu dem thor lief, um den armen wegzujagen. als er aber dahin kam, sprach der arme: 'date et dabitur vobis' und *drückte die offene hand* in einen stein am thor und der stein erweichte gleich wachs, so dass der hand zeichen in ihm blieb; dann verschwand er. der kastenvogt eilte erschrocken zur äbtissin, die ihn schon oft um seiner rauhheit willen gestraft hatte, und bekannte ihr die sache, liess auch von da an keinen armen ohne gabe von dem thore gehn.

Andere sagen melden von ernsterer strafe, wenn des armen flehen nicht gehört oder auf die mahnung zur busse von gottlosen nicht geachtet wird. im Visperthal lag das dorf Täsch, da wohnte eine reiche aber hartherzige bäuerin, die sott eines tags einen kessel mit anke. da kam ein armer *alter mann* und bat, sie möge ihm doch ein wenig anke geben, der hunger quäle ihn so sehr; aber die bäuerin stiess ihn weg und wies ihm die thür. 'hättest du mir etwas gegeben', rief da der greis, 'so *hätte ich deinen kessel gesegnet, dass er nimmer leer geworden*. nun aber sei verflucht mit dem ganzen dorf!' und alsbald krachten die felsen und das dorf wurde verschüttet [2]. der segen der unerschöpflichkeit weist auf einen alten gott hin, der als greis wohl nur Wuotan sein kann. in einem einsamen wiesenthal bei Neunkirchen im Odenwald liegt ein kleiner klarer see. einst stand dort ein frauenkloster. in einer kalten winternacht klopfte ein armer *greis* an das thor und bat um einlass, aber die schwestern wiesen ihn ab, nur eine novize bat für ihn, aber vergebens,

---

vgl. Gerbett, sitten, alterth. und geschichte der Malabaren. Halle p. 211.

[1] Cosmographie p. 399. DMS. 164.

[2] Bechstein sagenb. 19. aus den deutschen sagen von Grimm.

sie wurde gar verspottet. da schlug der greis mit seinem stab an die erde und fluchte den nonnen und das kloster versank in den boden, ein see trat an seine stelle [1]. das kloster Marbern bei Niederlahnstein war verkommen, nur eine nonne hing noch an Gott und der tugend. da kam in einer stürmischen nacht ein eremit, *Michael*, an das klosterthor und begehrte einlass, aber die nonnen feierten gerade die Lahnsteiner kirmes und fürchteten sich vor den strengen worten des frommen mannes. da verwünschte dieser das kloster und die nonnen, jenes versank, diese wurden *in nachteulen verwandelt* (Bechst. sagenb. 90.). in diesen beiden sagen ist der verwünschende wiederum als greis aufgefasst, in der letztern heisst er geradezu Michael und das ist Wuotan. was ebenso für das hohe alter dieser überlieferungen spricht, ist der grund, warum der fluch auf die nonnen, in der ersten auf die bäuerin geschleudert wird. 'convictibus et hospitiis non alia gens effusius indulget. quemcumque mortalium arcere tecto nefas habetur; pro fortuna quisque apparatis epulis excipit. quum defecere, qui modo hospes fuerat, monstrator hospitii et comes; proximam domum non invitati adeunt. nec interest, pari humanitate accipiuntur. notum ignotumque, quantum ad ius hospitii, nemo discernit'. so lautet das schöne zeugnis, welches Tacitus (German. 21.) der deutschen gastfreundschaft gibt, und wir wissen ausserdem, dass das gesetz deren verletzung hart bestrafte, am meisten bei den Gothen und Obotriten [2]. ruhte aber solche irdische strafe darauf, dann mussten die götter gleichfalls strafend eingreifen, wo sie dieser sünde begegneten. und das thut in den vorliegenden sagen allvater selbst.

Eine Spessartsage bestätigt Wuotan an dieser stelle auf willkommene weise. ein schlossherr von Wildenstein lebte und bereicherte sich vom raub. einst plünderte er mit seinen knechten ein dorf und dessen kirche und nahm u. a. als antheil trotz aller bitten des pfarrers die goldnen nachtmahlskannen, die er in seinem keller verbarg. später baute er von dem geraubten gut seinen drei söhnen schlösser auf benachbarten bergen, dem ältesten, den er am liebsten hatte, eins an den Kunigenberg. wie er nun eines abends in seiner stube sitzt und durchs fenster schaut, fliegt ein *rabe* heran

---

1) Schreiber bad wochenschrift 1807 n. 2. Baader sagen des Neckarthals 418.

2) J. J. Schütz schutzschrift für die alten deutschen und nordischen völker II, 44, 49, 50. J. G. Bergers de bonitate hospitii Germanicae priscae, in stromat. academ. 293. — s. a. Caes. de bello gallico VI, 23. Pompon. Mela III, 3. Diodor. Sicul. V, 34.

und *schlägt mit dem schnabel ans fenster*, des schlossherrn schwarzer hund springt auf und heult, zugleich thut es einen schweren schlag, dass das schloss zittert. am folgenden tag kommt die nachricht, dass das schloss am Königsberg in derselben stunde untergegangen sei (Herrlein 192.). der rabe ist hier Wuotans bote, der dem vater die rache des gottes wegen des verübten tempelraubs verkündet.

Eine zeit wird hier nicht angegeben, wohl wird aber in jener Odenwälder sage gesagt, der greis sei in einer stürmischen winternacht vor das klosterthor gekommen. die sage von dem untergang der burg Steinach ist genauer dabei. als einst *christnacht* von den gottlosen rittern daselbst ungefeiert blieb, ging die einzige fromme magd den berg hinab, um sich im dorf mit den frommen bauern der gnadenreichen geburt des Herrn zu freuen. als sie zurückkehrte, war die burg versunken. noch immer spukt es dort in derselben nacht (Bechst. fränk. sagen 248.). damit stimmt eine badische sage von dem untergang Althornbergs, die in einem andern zug wieder bedeutungsvoll abweicht. acht tage vor Weihnachten plünderten die ritter ein frauenkloster und hielten dann auf ihrem bergschloss in der *christnacht* ein schwelgerisches mahl und einen zuchtlosen ball. von diesem treiben mahnte sie die burgmagd ab mit dem zusatz, dass ein *schweres gewitter* heranziehe, aber sie wurde verlacht und verliess das schloss. bald nachher gewahrten die ritter unter den tanzenden einen mit schweif und *geisfüssen* und in demselben augenblick schlug *der blitz in die burg* und alle wurden getödtet. (Baader 77.). also während der umfahrt des gottes in den ihm besonders heiligen zwölften geschah wohl die einkehr, die strafe überlässt er hier seinem sohn.

Auffallend ist der zug, dass unter den gottlosen nonnen und rittern sich stets eine fromme befindet, die warnt vor dem strafgericht und als das nicht hilft, den ort des fluches verlässt [1]. das erinnert an Abrahams schöne bitte zum herrn: willst du denn mit den gottlosen auch die gerechten umbringen? und an Gottes zusage, Er wolle Sodom und Gomorrha nicht von der *erde* vertilgen und wenn auch nur zehn gerechte sich dort fänden. Wuotan trat also an die stelle der zwei engel der Genesis (XIX.), welche bei dem frommen Lot einkehrten, die ihn aus der sündenvollen stadt führten und mahnten, sich auf den berg zu retten, dass er nicht umkomme.

Auch die *göttinnen* liessen spuren ihrer wanderungen auf erden zurück, die nicht nur im stein, sondern auch in der erde oder dem wasser sichtbar sind. als die jungfrau Maria einst mit dem kindlein, Jesu, in die gegend von Rimbach an der Fulda kam, ruhte sie auf einem stein aus, der noch der *Goldstein* heisst, und wusch das kindlein. der stein hat noch heute die gestalt einer lagerstätte, denn er erweichte, als sich die h. jungfrau auf ihm niederlegte, und daneben ist eine andere stelle wie ein waschbecken gestaltet (Wolf hess. sagen 10.). das ist offenbar frau Holda, von der eine andere schöne sage erzählt, die furchen in dem Frauen-Hollstein bei Fulda rührten von den thränen her, welche sie dort *über ihren mann* vergossen habe (das.). das geschah also damals, wo sie trostlos über seinen verlust, alle länder ihn suchend durchirrte. im Spessart zeigt man noch die stelle, wo, wenn sie mit ihrer kötze ausruhte, deren stollen standen (Wolf zeitschr. 1, 24. Herrlein 182.). dahin gehört auch die sage von der Staufenburg in Thüringen. da schaute die tochter des burgherrn viele jahre hindurch von einem felsen am wallgraben hinaus in die weite, um zu sehn *ob ihr geliebter nicht aus der fremde heimkehre*. und weil sie so lange dort stand, drückte sich ihr fuss in den stein. noch jetzt erscheint das fräulein mit *goldnen* pantoffeln und mit langem *gelbem* (goldnem) haar auf dem felsen (Sommer 18.). pantoffel und haar von gold sind sichere zeichen der nach dem verlorenen gatten ausschauenden göttin. für die umirrenden zeugen vielleicht auch die mehrfach vorkommenden hexentritte. bei Lindau im see sind zwei sogenannte hexensteine, welche beide den abdruck eines menschlichen *fusses* tragen. eine hexe soll auf sie tretend über den see geschritten sein (Schöppner II, 30.). in Mannheim fand man eines sonntags morgens am haus neben dem nonnenkloster einen nackten frauenfuss in einer steintafel eingedruckt. eine hexe hatte die spur zurückgelassen, sagten die leute (Bader 305.). auf dem Käppele bei Würzburg zeigt man noch die fussspuren Maria's, die mit dem Jesuskind eines tags hinaufgestiegen sein soll.

---

[1] vgl. auch Harrys I, 4, 6.

Bertram Poggwitsch erzählt vom jahr 1539 'auf hillig Land (Helgoland) bin etliche Tage gewesen und es haben die Einwohner mir gezeiget etzliche *Fusstappen, die man im Grase kennen kann*, (ist dunkler denn ander Gras) mit diesem Bericht, dass St. *Ursula* aus England dahin geschifft und ihre Schwester Debora an den Landesherrn Heligo zur Ehe gegeben'[1]. das mahnt fast an die spur der elbentänze im gras, ist jedoch nicht damit zu verwechseln. wo die heil. *Gertrude* in Rorlaha *gekniet, wächst heute noch kein gras* (Herrlein 126.).

---

[1] ap. Westphalen monumenta inedit. IV. praef. 720. Müllenh. 596.

die h. Barbara stand, bevor sie die drei kreuze der steinwand des tempels mit dem finger eindrückte im wasser 'und ir fussdritt bestunden in dem wasser, das man sie darinnen spüret und sie glitzten als das silber' (Sebast. Brant leb. der heil. II, 83.).

Auch in Frankreich kennt man solche eindrücke und gewiss ist auch da oft jene sage vom untergang einer stadt, einer burg oder eines klosters zu finden. eine schöne sage ersterer art ist die folgende, welche sich an die abtei Fécamp knüpft: un homme inconnu, d'un port majestueux et remarquable par la *blancheur éclatante de sa chevelure et de sa barbe* entra dans l'eglise et marcha droit à l'autel sur lequel il déposa un *couteau* (schwert!). Le peuple émerveillé restait attentif à tous les mouvemens de cet homme extraordinaire, en sorte que lorsque celui-ci fut prêt à sortir un grand nombre des assistants le suivirent, curieux de connaître ce qu'il deviendrait. Mais à peine eut-il dépassé le seuil de l'église que montant sur une pierre qui se trouvait à peu de distance, il s'éleva dans les airs, comme s'il eut été soutenu par des ailes invisibles. Lorsque l'étonnement des assistants leur permit de se reconnaître, ils remarquèrent, que le mysterieux personnage avait laissé sur la pierre l'empreinte de son pied, aussi profondément marquée, que s'il l'eût appliquée sur une substance molle et pâteuse (A. Bosquet 200). das erinnert an die altdeutschen bilder von der himmelfahrt Christi, auf denen man in der höhe nur die füsse des emporschwebenden heilandes sieht, da wo Er gestanden aber den eindruck der füsse. diese vorstellung haftet so fest im volke, dass sie noch heute sich auf den Tiroler bauernkalendern findet, auf denen die tage durch keile angedeutet sind, die werktage durch schwarze, die sonn- und festtage durch rothe. über ihnen sehen wir die besonders verehrten heiligen meist als büsten in kleinen holzschnitten, die festtage Christi und Mariens in ausführlicheren darstellungen, darunter die 'auffahrt' in der angegebenen weise [1].

Auch mit *krankheit und leibesschaden* mögen die umziehenden götter ihre verächter gestraft haben; unter letztern sind am meisten die *kröpfe* in der legende genannt. so erzählt Seb. Brant, wie, als der h. Remigius einst eine hungersnoth weissagte und darum korn im vorrath sammelte, trunkne bauern seiner spotteten und nachts die scheunen anzundeten. als er das hörte, sprach er: 'das feur ist allwege gut zu wermen, aber die es entzundet haben, dieselben und ire kinder sollend umb die sund straf leiden und *ire tochter gewinnen all kropf an den helsen und die man werden all an irem gemecht zerprechen*. das geschah alles in demselben dorf' (leb. d. heil. II, 11 b.). von st. Deodatus wird erzählt, dass ihm ein reicher mann viele güter schenkte und zwar zum grossen ärger der bauern von Ammersweiher, die bald darauf den heiligen aus seinen besitzungen vertrieben. seitdem kamen in dem dorf nur *kinder mit kropfen* zur welt. um dem auszuweichen, begaben sich die frauen vor ihrer niederkunft *auf die andere seite des baches*, wo sie denn stets gesundere kinder gebaren [1]. sonder zweifel ist es die bann- und zauberlosende kraft des wassers, welches die frauen überschritten, die hier in's spiel kommt. ebenfalls heisst es von den raubern des schmuckes, welchen die heil. Gudula im sarge trug, dass der bischof von Cambrai, Emebertus, Gudulas bruder, sie in den bann that und folgendes hinzufugte: 'huius deterrimi sacrilegii et auctores et consentanei et complices et omnes descensuri ex eorum germine plectantur naevo istius modi poenae, ut uterque sexus lapsante poplite jugiter *claudicet*, super haec vero foemineum *gutturia* obscoenet. ita igitur viri et foeminae illius generationis manserunt et permanent hodieque multati, ut fixit censura sancti viri [2]. ähnlicher zeugnisse wären sehr viele beizubringen, doch ist bei ihnen weniger sicherheit in bezug auf ihren ursprung, der in den meisten echt christlich erscheint. ich gebe darum diese art von strafe nur als hypothese.

---

[1] so wird auch der Martinstag durch eine gans bezeichnet. der kalender erscheint noch regelmässig jedes jahr bei Felician Rauch in Innsbruck. ich danke dessen kenntniss meinem freund I. V. Zingerle.

Wenn die götter auf der erdenwanderung schutzlos sind oder von unfrommen, gottlosen *verfolgt* werden, dann tritt die ganze natur zu ihrem schutz auf. sie finden sich jedoch seltener in dieser lage, da ihre kraft ihnen zur seite steht, die den wehrloseren göttinnen mangelt.

Sagen dieser art eigneten sich besonders zum übergang auf heilige und Deutschland besitzt ihrer gegenwärtig noch eine ziemliche zahl.

St. Morand der apostel des Sundgaus (sec. XI.) ging eines tages mit blossem haupt wie er gewohnt war, von Altkirch nach Wahlheim um dort die heilige messe zu lesen. bei der rückkehr überraschte ihn ein gewitter und nöthigte ihn, sich unter einen über den weg hinausragenden felsen zu flüchten, um wenigstens sein haupt zu schützen. und wie

---

1) Rettberg deutsche kirchengesch. I, 525. Stober 101.

2) vita s. Gudilae ap. Bolland. I, 519.

weiches wachs gab der harte stein seinem haupt nach, um eine vertiefung zu bilden, die sichern schirm gegen das ungestüme wetter darbot[1]. bedeutender lautet die legende vom h. Lebuinus, dem angelsächsischen apostel Westphalens. sein eifer für die verbreitung der lehre Jesu hatte ihm unter den heiden wilde feinde zugezogen. eines tags umringten sie ihn, um ihn zu todten, aber sie fanden ihn nicht, denn eine *buche* hatte sich aufgethan und ihn in ihren schoos aufgenommen. da blieb er verborgen, bis die feinde verwirrt und beschämt von der verfolgung abliessen. die stätte war seitdem den christen heilig und noch jetzt ist da der hof *der heiligen buche*[2].

Beide sagen sind um so wichtiger, da sie sich an zwei bekehrer anlehnen, was zugleich ein zeugnis für ihr hohes alter gibt. wen sie aber vertreten ist schwer zu sagen; s. Morand ist patron der winzer; über s. Lebuin müssen wir weiteres aus Westphalen abwarten.

Seb. Brant gedenkt zweier entrückungen heiliger jungfrauen in einen *felsen*. als s. Barbara von ihrem vater verfolgt wurde, 'rufft sie got mit ernst an, der kam ir bald ze hilf und spielt sich der steinfels von einander und empfieng die heilige junckfrawe in sich und verbarg sie vor irem zornigen vatter.' ein anderesmal erzählt er, eine christliche jungfrau habe der heiden opferfleisch nicht essen wollen, 'do furt man sie zu einer marter für einen stein, der clob sich mitten uff und *zucht die junckfraw in sich*, recht als sie zu im geflohen wer und schlosz sich do wider zu'[3]. Dasselbe wie von s. Barbara wird auch von der h. Odilia erzählt. auch sie floh vor ihrem vater und kam zu einem felsstück, vor dem sie kraftlos niedersank, sie flehte mit ausgebreiteten armen den himmel um erbarmen an, da öffnete sich die felswand, nahm sie auf und schloss sich wieder. von dem wunder ergriffen rief der vater ihren namen und gelobte ihr ferner nichts entgegen zu thun. da that sich der fels auf und die heilige trat heraus. die hohle blieb aber offen und aus ihr sprang eine heilkräftige quelle, über der sich eine ihr geweihte wallfahrtskapelle erhebt (Stöber 172.).

Meistens werden solche jungfrauen von unzüchtigen verfolgt, so die h. Gudula, die an eine seule gelehnt und kämpfend gegen einen edelmann Gott um bewahrung ihrer unschuld anflehte; da öffnete sich die seule und schloss sie ein

---

[1] F. J. Fues der h. Morand. Strasb. 1830. p. 46. Stöber 120.
[2] Redeker in den westphäl. provinz. blatt. I, heft 4 p. 53.
[3] Leben der heil. II, 83. I, 140.

(NS. 449.) bei Rappoltsweiler im Elsass liegt das dorf Thannenkirch. da stand früher nur ein kirchlein mitten im wald. in dasselbe flüchtete sich einst eine schöne jungfrau vor der zudringlichkeit eines ritters. als der wüstling auch da eindringen wollte, rief sie den himmel um hülfe an und die mauern des kirchleins wurden enger und enger und verwandelten sich zuletzt in eine ungeheure tanne, welche das mädchen in ihrem stamm verschloss bis der verfolger gewichen war. später wurde wieder ein kirchlein an die stelle gebaut (Stöber 118). das ist schwerlich echt und rein, denn lebloses, was sich in lebendes, steine, die sich in pflanzen verwandeln, sind unerhört. die jungfrau floh ganz einfach zu einer tanne, welche sie aufnahm; bedeutender ist Herrleins sage vom *Madstein*. eine fälschlich des diebstahls angeklagte jungfrau trug ihn trotz seiner grösse und schwere mehre hundert schritte weit als zeichen ihrer unschuld, darum ist er nach ihr genannt. als die Schweden ins land kamen, verfolgten eines tages ihrer mehre eine jungfrau, sie floh zu dem Madstein, flehte zu Marien und der stein umschloss sie, bis die kriegsleute sich entfernt hatten (83 fg.). auf dem stein pflegte der richter die mordacht auszurufen, die stelle ist also eine altheilige, an der gericht gehalten wurde. noch wichtiger tritt aber die sage von der steinernen Agnes bei Reichenhall hervor, die F. von Kobell (bei Schöppner 1, 56) erzählt und die sich auch an einen schon im namen bedeutenden ort knüpft, den *Dreisesselberg*. der *teufel* verfolgte eine schöne sennerin, Agnes genannt, auf allerlei weise, bald als kräutersucher, der schön die geige spielte, bald als grüner jägersmann. eines tags trieb er ihr eine *weisse* kuh fort. Agnes sucht und findet sie auf dem Almgarten, da tritt er ihr plötzlich entgegen und droht ihr sie auf der stelle zu zerreissen, wenn sie nicht mit ihm gehe. Marien um hülfe flehend, flieht sie einer felswand zu, die sich öffnet, und ihr durchlass auf die andere seite gewährt. Als sie dort den teufel nach hört, wie er ihr durch die schlucht nachkeucht, betet sie heisser zum lieben Gott und der sendet ihr zwei weisse engel, die sie in den himmel tragen. als der teufel kommt, findet er an ihrer stelle eine steinerne sennin. alle jahre um Johanni, wenn die sonne gerade durch den felsenspalt scheint, der das Teufelsloch heisst, hört man sie juchezen, denn das ist die zeit, wo der liebe Gott und die h. jungfrau sie vor dem teufel gerettet haben.

In all diesen sagen scheint mir frau Holda durchzublicken und *zwar* in ihrer verwandtschaft mit Freyja. sie ist vermählt und nicht, denn ihr gatte ist fern, sie sucht ihn auf aller länder wegen. darum kann die sage sie als jungfrau auffassen, deren ungeschwächte fülle der schönheit die begierde der wüstlinge weckt. für den göttlichen character all dieser verfolgten spricht schon die anlehnung der sagen an heilige, kirchen, altgeweihte orte und steine. auf Holda speziell scheint mir die weisse kuh zu deuten, denn Holda ist, wie sich später zeigen wird, auch königin der thiere und die katze ihre dienerin. als solche ging sie in der letzten sage in die sennin über, die vor dem teufel, also einem riesen, durch die felswand flieht und auch dann noch verfolgt gen himmel fliegt. auch diese sage scheint ungenau wiedergegeben, denn die zum himmel sich erhebende kann nicht als steingebilde auf der erde zurückbleiben; diese steinerne Agnes muss in einer andren sage ihre erklärung finden, welche etwa wie die bei Schöppner gleich darauf folgende desselben dichters 'die stoanern jager' lautet, und die mit der ersten von der verfolgten jungfrau zusammengeworfen scheint.

Diese sagen gewinnen noch an bedeutung dadurch, dass auch drei, selbst sieben jungfrauen in ihnen auftreten. ein feindlicher ritter brach in abwesenheit der herren von Landskron in deren schloss ein. die *drei* fräulein von Landskron flohen, von dem rauber verfolgt, auf eine felskante und sprangen von dort auf den fels herab, der noch eine kapelle trägt. dort verschwanden sie, denn der felsen hatte sich geöffnet und eine grotte gebildet, die sich hinter ihnen schloss. in der grotte entschliefen sie. dem wiederkehrenden vater zeigte ein engel den ort. noch sieht man in der that in der kapelle eine natürliche felsengrotte aus den schönsten regelmässigen basaltseulen gebildet, die jetzt als sanctuarium der dicht an die felsenwand angelehnten kapelle dient. die stätte bleibt fortwährend ein besuchter wallfahrtsort bei kinderkrankheiten [1]. das letztere ist hauptsächlich wichtig; obwohl es auch auf die Nonnen deuten könnte, scheint doch der gedanke an Holda = Maria näher zu liegen, eben weil gerade diese sage sich an den ort knüpft.

Bekannt ist A. Kopisch's ballade von den sieben jungfrauen von Achern.

Die Hunnen fällen die hohe tann
und rennen wider die thüre an.

Die fräulein zu Maria schrei'n
die kirche wird ein felsenstein.

---

[1] Gottfr. Kinkel, die Ahr. landschaft, geschichte und volksleben. Bonn 1846. p. 210.

Der wandrer der vorüberzieht,
hört noch im stein der frommen lied.

Diese drei und sieben weisen auf eine gelöste alte einheit hin, die auch noch in der heiligen fünfzahl vorkommt. die Landskroner kapelle wird urkundlich auch genannt: 'capella beatae Mariae virginis prope castrum Landzkron vulgariter nuncupata der funff jungfern capell' (Gudenus 1341.); das ist eine um so belangreichere stelle, da sie zeigt, wie die alte einheit, Maria, neben den fünf oder drei jungfrauen, in die sie sich löste, hier ungestört fortdauert.

Wir können die idee, welche diesen sagen zu grunde liegt, auch anderwärts verfolgen. so erzählt schon das protevangelion des Jacobus, c. XXII, als Elisabeth mit dem kleinen Johannes floh vor den söldnern des Herodes und keinen verborgenen ort im gebirg finden konnte, wo sie mit ihrem kind sicher gewesen wäre, da seufzte sie: 'berg Gottes, nimm auf die mutter und den sohn!' und der berg theilte sich und nahm sie auf und des Herrn engel war schützend bei ihnen[1]; dahin gehört auch die schöne legende von der dattelpalme, die sich neigend der jungfrau ihre frucht für das hungernde kind bot u. a. m.

Jene buche des h. Lebuinus hat eine merkwürdige verwandte in der rabbinischen überlieferung, die uns zugleich das hohe alter des wiedergrünenden steckens verbürgt. in dem buch Medrasch Vajoscha erzählt Moses, wie er zu des Jethro tochter an den brunnen kam und ihr sagte er wolle sie heirathen. da erzählte sie mir ihres vaters gebrauch und sagte zu mir: mein vater versucht einen jeden, der eine seiner töchter zu heirathen begehrt, an einem baum den er in seinem garten hat; sobald der freier unter den baum kommt, *verschlingt derselbe ihn auf der stelle*. darauf fragte ich, wo dieser baum wäre? sie sprach, es sei der stab, den Gott am abend des sabbats erschuf, nachdem die schöpfung der welt vollendet war, und den er dem ersten menschen in verwahrung gegeben habe. Jethro stahl ihn später dem Pharao und steckte ihn eines tages in die erde. als er wieder in den garten kam ihn zu nehmen, hatte der dürre stab blätter, blüthen und zeitige mandeln getrieben'[2].

Ist hier auch von keiner verfolgung die rede, dann zeugt der zug von der aufnahme in den baum doch für das vorhandensein der idee, welche in den vorhin betrachteten sagen vertreten ist und die sich ohne zweifel auch in der indischen sage nachweisen lassen wird.

---

[1] cf. Goethe, die jungfrau Maria, ihre evangelien und ihre wunder. Halle 1852 p. 11.

[2] Eisenmenger I, 378.

Auf eine andere strafe der umwandernden götter gegen hartherzige deuten die zahllosen sagen von *versteinerten broden* hin. ein armer bettler kam von hunger getrieben zu einigen schiffsleuten und bat sie um ein almosen und als sie ihm dies verweigerten, um ein stück brod. die schiffer trieben aber nur ihren spott mit ihm und sprachen: 'unsere ganze ladung besteht nur aus steinen'. da rief der bettler, der wohl wusste was sie geladen: 'so gebe denn Gott, dass alles in eurem schiff zu stein werde', und diese verwünschung erfüllte sich sofort, so dass alles, bis aufs brod und fleisch zu stein wurde, aber seine gestalt beibehielt (DMS. 307.). in der friesischen sage tritt der heil. Bonifacius an des bettlers stelle. er kam einst müde und hungerig an ein haus und bat eine ihm entgegentretende frau um ein stück brod. die frau sagte, sie habe keins und verschwur sich, als er inständiger bat, wenn sie welches habe, möge es zu stein werden. da strafte Gott sie, und all ihr brod wurde zu stein und wurde noch lange in den archiven der kirche zu Dockum bewahrt. dasselbe erzählt eine holländische sage aus Leyden, nur verstärkt sie die härte noch, indem sie eine schwester die andere um das brod bitten lässt. der versteinerten brode eins kam in die Peterskirche der stadt[1] (NS. 436.). ernster noch ist die strafe in der heidnischen sage, im alten mythos, der uns durch Sommer erhalten ist. zwischen dem dorfe Aseleben und dem salzigen see liegt ein berg, der mit einigen hundert steinen bedeckt ist. auf diesem berge hütete einst ein schäfer und als er frühstücken wollte, kam *frau Wolle* den berg hinauf, um auf der andern seite zum see hinab zu gehen und *sich darin zu baden*. als sie den schäfer sah, bat sie ihn um ein stückchen von seinem brode, doch er lachte und sprach, wenn sie essen wolle, solle sie arbeiten; sein brod habe er ehrlich verdient und brauche es allein. *da berührte ihn frau Wolle mit einer ruthe, die sie in der hand trug, und alsbald war er zu stein verwandelt.* darauf berührte sie seine beiden hunde, die rechts und links neben ihm lagen, und dann die ganze heerde, und auch die hunde und alle schafe wurden zu stein. das sind die steine, welche auf dem berge liegen (p. 10.). wir haben hier den mythos in der wünschenswerthesten reinheit vor uns, kein zug hat gelitten: frau Wolle ist frau

---

[1] in der Marienkirche zu Danzig soll man solche steine auch noch zeigen, ebenfalls im kloster Oliva und an vielen andern orten. vgl. auch Schöppner I, 363. Müllenhoff 145.

Wolle[1]), die hier auf dem wege nach dem bad in ihrem heiligen salzsee ist und den auch in andern sagen ihr zugelegten stab trägt. bei Seb. Brandt lese ich ähnliches von der h. Barbara: sie schalt den hirten, der sie ihrem vater verrathen hatte, 'zehand ward er zu einer marmelsteinin saul und alle seine scheflen die wurden zu *heuschrecken*' (leb. der heil. II. 83).

Verwandt damit ist die sage von den elftausend jungfrauen auf Helgoland, die ausserdem wieder eigenthümliche merkwürdige züge enthält. Helgoland soll einst schönes grünes land gewesen sein, aber die leute waren gottlos und als s. Ursula mit den elftausend jungfrauen dort landete, trieben sie schande mit denselben. darauf ist das land versunken und abgerissen und alles zu stein verwünscht[2]). damit hängt genau zusammen, was weiter dort erzählt wird: verfolgt sprangen einst heilige jungfrauen in der gegend, wo jetzt Helgoland ist, aus dem schiffe und tanzten so lange auf dem wasser, bis der felsen herausgetanzt war. die jungfrauen haben alsdann ihre fussstapfen dergestalt in die erde gedrückt, dass solche niemals in vielen jahren mit gras überwuchsen. die fussstapfen waren zu sehen, so lange bis das stück land vom wasser ist weggespült worden (Müllenhoff 128.). das sind zwei bruchstücke einer legende, die wohl so zusammengehören. die jungfrauen landeten und kamen vertrauensvoll zu den einwohnern; als diese sie aber mit sündhaften anträgen bestürmten, flohen sie theils auf die schiffe zurück, theils wanderten sie trockenen fusses auf dem wasser, aus dessen tiefe sich ein sie tragendes stück land erhob. d. h. wenn nicht das letztere noch jüngerer zusatz ist und die ältere sage von spuren der füsse im wasser sprach, wie die legende von der h. Barbara. erzürnt fluchten die jungfrauen den gottlosen und diese wurden in steine verwandelt. der führerin der jungfrauen gedenkt die legende nicht mehr, sie ist s. Ursula die hier eine der Holda verwandte göttin vertritt, während die jungfrauen selbst an der stelle der mit der göttin umfahrenden holden stehn. für letzteres zeugt nämlich die wunderschöne legende vom liebfrauensommer, die J. A. Pang kofer in Schöppners sagenbuch (III, 162.) mittheilt [1], und die echt alterthümliche färbung hat. die heil. jungfrau hat keine freude an dem kalten, langen winter und bittet Gott den vater um einen besondern sommer für sich. der vater will es ihr anfangs abschlagen, weil er die weltordnung nicht verkehren könne, verspricht ihr aber mit dem sohn und dem h. geist die sache zu überlegen. schon naht Allerseelen, da beginnt an einem samstag plötzlich das trübe herbstwetter schönem warmen sonnenschein zu weichen und freudig empfängt Maria dies schöne geschenk und zieht mit den elftausend jungfrauen und schaaren von engeln über berge und fluren. vor jeder jungfrau fliegt ein engel, der auf goldnem rocken silberne fäden trägt und die jungfrauen weben und überweben alles mit silbernem gespinnst. so schmückt Maria zum danke das ganze land. hier tritt also Maria an die stelle der h. Ursula, oder der alten Holda und nur der eine zug ist in der sage zu streichen, dass vor jeder jungfrau ein engel herfliegt, denn die jungfrauen, d. i. die holden oder elben tragen wohl selbst rocken oder spindel. der ausdruck altweibersommer wird nun klar und ebenfalls der name Marienfäden für sommerfäden. merkwürdig ist der in Baden besonders im Schwarzwald oft vorkommende ausdruck: da wollte ich ja lieber *mit den hexen auf dem Feldberg nebel spinnen*. die nebel sind also gleichfalls als gewebe gedacht, wie die Marienfäden, und die hexen werden nichts anders sein als die jungfrauen vorliegender sage. von ihnen stammt also Wuotans mantel (Wolf zeitschr. I, 63.).

---

[1]) oder die weibliche auffassung von Wol?

[2]) die sage von dem versteinerten mönch auf Helgoland (das. 173) ist in ihrem schluss unecht. versteinerung ist strafe und die predigt nach dem tod, nach der versteinerung unmöglich. hier liegt eine alte sage zu grunde, die den mönch, weil er dem kloster entsprang, zu stein werden liess. auch die fassung verräth schon den moderneren ursprung. vgl. das, was über die steinerne Agnes gesagt ist.

Dieser Holda verwandt ist auch die heilige bei Grimm DS. I. 155, welche am strand gehend und betend, von den bewohnern eines dorfes verspottet wird, nur ist die strafe eine andere und statt der versteinerung folgt verschüttung des dorfes. wichtig ist jedenfalls, dass sich norden und süden in der sage vom gefolge der göttin begegnen, und es wäre nur noch zu untersuchen, ob dort wie hier die sommerfäden von ihr herrühren. auch die sage vom grossen stein bei Gristow rechne ich hierhin. dieser war einst ein schloss, in welchem ein gieriger räuber wohnte. dieser wollte einst einem mädchen gewalt anthun, aber die verstand sich auf die zauberei, drückte das ganze schloss in einen grossen steinklumpen zusammen und schloss den bösen räuber für ewige zeiten darin ein. den zusammenhang der frau Holle oder Frick mit dem stein bestätigt noch der glaube, dass der storch von ihm her den ältern die kinder bringe (Kuhn und Schwarz. 13). ähnliches wird in Baiern von einem ritter von Chammerau erzählt, der eine jungfrau bis in die fluthen des Regen verfolgte. da wurde es plötzlich still hinter ihr und als sie sich umwandte, sah sie weder ritter noch knappen mehr, sondern eine reihe ungestalter felsblöcke (Schöppner 53.). hier hat sich schon die göttlichkeit von der jungfrau abgelöst, aber dass sie diese einst besass, dafür zeugt der sprung in den fluss, das bad im heil. salzsee in jener andern sage, so wie die versteinerung, die einst auf ihren fluch erfolgte. den grausamen könig Watzmann, seine frau und seine sieben kinder verflucht ein altes mütterchen und sie werden zu felsblöcken (das. 63).

---

[1] Es wird dazu bemerkt: 'sage aus dem Altmühlthal, auch um Passau zu hause, aber mit der abweichung, dass hier statt der 11,000 jungfrauen die heidnischen elben begleiter der Madonna sind'. elben heissen sie schwerlich. warum wird die sage nicht ganz mitgetheilt?

Ich gehe zu den *märchen* über, welche *wanderungen Christi und Petri* oder eines von beiden allein enthalten. Grimm vertheidigt sie M. XXXVIII gegen *Afzelius* (sagohäfder 3, 155.), der sie für ersonnene schwänke und für unbegründet im volksglauben hält, und bemerkt mit vollstem recht: 'sie beruhen tiefer als etwas auf uralten überlieferungen und thun dar, mit welcher treue das gedächtnis des volks für unsere mythologie gesorgt hat'. wenn er dann aber fortfährt: 'während mhd. dichter solche fabeln, welche sie vortrefflich erzählt hätten, verachten, wie sie frau Berhte und Holde und das einheimische insgemein bei seite setzen', so glaube ich, dass diese erscheinung leicht erklärlich ist. dem innigen glauben und der zarten frömmigkeit vieler dieser dichter musste eine menge der märchen dieser gattung widerstreben, denn ihr inhalt hat etwas, das tiefere christliche gefühl verletzendes, echt heidnisch rohes. die rolle welche Petrus vor allem in ihnen spielt, ist des apostelfürsten mehr als unwürdig: er ist tölpelhaft, hinterlistig, lügnerisch, wird oft mit schlägen tractirt u. dgl. alles züge, die für jene zeit keine aufforderung zur pflege dieser gattung sein konnten. ebensowenig, wie die poesie, hat darum die sculptur oder die spätere malerei sie als vorwurf genommen, wenige und unbedeutende ausnahmen (wie das bild von Eligius und Christus in der wasserkirche zu Zürich) abgerechnet. die kunst war sehr frei, sie erlaubte sich viel, demüthig beugte sich vor ihrem gericht der kaiser und der mönch, aber hier war die grenze, hier handelte es sich um das heilige und damit nahm man es gar streng. ihre aufgabe war die belehrung, darstellungen und poesieen dieser art hätten ihr aber lästerungen geschienen.

Aehnlich verhielt es sich mit den resten der alten götterlehre, den mythen von Holda und Berhta, von Wuotan und seinem heer u. a. in unserer zeit wusste man kaum mehr, dass diesen erzählungen mythen zu grunde liegen, die in ihnen erscheinenden personen galten bis vor wenigen jahrzehnten als ordinäre gespenster, die der aberglaube sich beliebig geschaffen, und das wandte den blick der 'gebildeten' von ihnen, wie überhaupt von allem volksmässigen ab. jene zeit hatte einen andern grund dafür: sie stand dem heidenthum noch näher, sie fühlte und kannte noch den ursprung dieser sagen und hatte vor ihnen den vollen abscheu und widerwillen, den der neubekehrte stets vor dem abgelegten irrthume zeigt. war doch die noch im ringen mit dem heidenthume liegende oder eben aus dem kampf gekommene kirche die einzige erzieherin des volkes, kein moderner indifferenter und gottferner oder gar gottloser staat, und sie konnte keine sympathieen für das heidnische, diabolische fühlen. hätte sie es gethan, es wäre mächtig in sie eingedrungen und der verhältnismässig so rasch entschiedene sieg wäre auf jahrhunderte hinausgeschoben worden. dann möchten auch die mundfertigen schreier über die 'popish times' und den 'papistischen aberglauben' mehr berechtigung zu ihren anklagen haben, die ihnen nun ganz mangelt, wie die begonnene vorurtheillosere und unbefangene forschung immer mehr herausstellen wird. die kirche hat von den wissenden nichts zu besorgen.

Unter den märchen, welche hier anzuführen sind, gedenke ich vor allen eines, welches sich eben so durch seine klarheit, wie durch sein alter und seine verbreitung auszeichnet. in seiner einfachsten gestalt steht es bei Zingerle I, 106. ein bettelmann kommt zu einer armen frau, die nur noch eine henne übrig hat und bittet um ein almosen. sie schlachtet die henne und kocht dem bettler eine suppe, die er isst, dann entfernt er sich dankend. da erinnert sich die frau dass sie noch stück tuch im kasten habe und sie schneidet einen theil ab und bringt es ihm nach, damit er sich ein hemd daraus mache. der bettelmann nimmt es, dankt und spricht: 'weil du mir so gut gewesen bist, so schneide tuch herab, bis die sonne untergeht'. dann war er verschwunden. die frau that nach seinem rath und das tuch nahm kein ende, wie viel sie auch abwickelte und schnitt, bis die sonne unterging; da war ihr ganzes häuschen voll feinster leinwand. so wurde sie reich und es fehlte ihr auch seitdem niemals an Gottes segen. die sage nennt den bettler *alt* und dies so wie die wunderbare vermehrung der leinewand sagt uns, dass er Wuotan sein muss. ähnlich aber ausführlicher findet sich dieselbe sage in Belgien. auch da ist der umwandernde ein *alter mann*, aber an der frau stelle stehn drei schwestern, deren zwei bösen herzens sind, während die von ihnen verachtete jüngste dritte ein gutes herz hat. das männchen klopft zuerst an dem hause der zwei schwestern an, die ihm einkehr und nachtlager versagen, und wird von der einen guten gern und willig aufgenommen; sie gibt ihm selbst ihr strohbett und legt sich auf die erde. morgens dankt das männchen und sagt, es bitte Gott, dass das *erste*, was die gute schwester beginne, ihr zu nutzen sei und dass sie den ganzen tag nichts anders thun könne'. das mädchen hatte auf den wunsch nicht gehört und ging, als das männchen fort war, rasch an die arbeit. sie wollte nämlich ein stück *leinwand zusammenfalten*, die sie auf dem boden getrocknet hatte. aber wie sie auch faltete, die leinwand nahm kein ende. dies kam erst als es ganz dunkel war. mit staunen hörten die zwei schwestern davon, eilten dem mann nach und überredeten ihn, sich entschuldigend über die abweisung, dass er in ihrem hause auch übernachte. sie sparten nicht bei der bewirthung und derselbe wunsch wurde ihnen zu theil. sie befahlen der magd, die wäsche vom boden zu holen, wollten sich aber vorerst für die arbeit stärken. die eine setzte den krug bier an den mund und trank, die andere *ging* in den garten, ihr wasser zu lassen, und das thaten sie ohne aufhören, bis zum abend, wie das männchen gewünscht hatte (DMS 43 vgl. Stöber 212. hier folgt also lohn und strafe für die gewährung und versagung der gastfreundschaft, wie in jenen sagen von der versunkenen burg und dem kloster, die wir früher betrachteten, und wir dürfen um so mehr Wuotan in dem armen mann wiedersehn, der gleich Odhinn den zerrissenen mantel trägt. da dieser der sonne gott ist, so erklärt sich auch der zug, dass das wachsen der leinwand dauert, so lange die sonne am himmel steht, so lange an dem tag seine herrschaft dauert, wie sie *am morgen*, also mit dem aufgang der sonne beginnt, und *abends* kehrt der gott ja ein. wie alt nun diese sage sein muss, leuchtet daraus ein, dass sie sich fast buchstäblich in *China* wiederfindet und zwar *mit* demselben gegensatz, derselben folge, denselben einzelheiten. *Fo* kommt zu einer witwe hütte, die ihn bewirthet und als sie den schlafenden beleuchtend sieht, dass er kein hemd an hat und sein kleid zerrissen ist, ihn gleich der jüngsten schwester morgens mit einem in der nacht genähten hemd beschenkt. dankbar nimmt er die gabe und spricht: 'Gott lohne dir, was du an mir thust; wenn ich von dir geschieden bin, dann müsse dein erstes beginnen nicht aufhören, bis die sonne sinkt'. er schei det und auch sie misst leinwand, bis die ganze stube voll ist. sie erzählt es freudig ihrer nachbarin, die den wieder vorübergehenden einladet, beschenkt und denselben wunsch empfängt. zurückkehrend will sie, bevor sie beginnt, dem schwein wasser vorschütten und giesst den ganzen tag (Grimm KM. III. 154.). gewiss ist dies eins der wichtigsten beispiele für das alter der sage und ebenso für die wunderbare, wandellose jugend, in der sie durch die jahrtausende schreitet. die arme, alte dienstmagd, die sie mir in einem fernen städtchen Westflanderns erzählte, hatte sie in ihren mädchenjahren schon mit auf die wanderschaft bekommen, lange bevor daran gedacht wurde, sie aufzuzeichnen, oder doch ins deutsche zu übertragen und auch bei Zingerle's mittheilung ist eine solche überlieferung durch die schrift keineswegs anzunehmen. aus der gemeinsamen wiege unseres geschlechtes muss sie also nach dem neuen deutschen und dem chinesischen wohnsitz ausgewändert sein und wer vermag zu berechnen wann? sie muss sich hier und in China in gleicher reinheit erhalten haben bis auf diese stunde.

Gott selbst ist hier an die stelle des Wuotan gerückt und so werden wir dieselbe vertretung auch in andern verwandten traditionen annehmen dürfen. Unter ihnen ist vor allem des schönen märchens zu gedenken, welches den II bd. der KM eröffnet 'der arme und der reiche', das sich in seinem gang den übrigen zunächst anschliesst. von der thür des reichen abgewiesen kehrt der liebe Gott bei dem armen ein, dem er morgens zum dank für seine gastfreundlichkeit drei wünsche zu thun anheimstellt. bescheiden wünscht der arme gesundheit und das tägliche brod und einst die ewige seligkeit, auf Gottes zureden auch noch ein neues haus. letzteres sieht der reiche, lässt den armen ausfragen, holt Gott ein und erwirbt sich auch dreier wünsche gewalt, obwohl ihm Gott davon abräth. unterwegs wird sein pferd unruhig, er flucht 'dass du den hals brächest!' es geschieht. er will in seinem geiz den sattel retten und ladet ihn auf, aber der tag ist heiss und als er an seine ruhig daheim sitzende frau denkt, ruft er: 'ich wollte die sässe auf dem sattel'. das geschieht ebenfalls und zu hause angekommen, bleibt ihm nur das dritte übrig, sie wieder von dem sattel herabzuwünschen. dieselbe sage kehrt bei Meier wieder (märchen 139), nur straft der herr den nacheilenden und um drei wünsche bettelnden reichen mit dem tode, ein offenbar falscher schluss. auch ist Gott hier nicht der wandernde, sondern Christus und Petrus reisen herum, was eben so unmotiviert erscheint, denn Petrus greift gar nicht in die handlung ein. in einem andern gleichfalls verwandten kehren sie wieder. auch da begehrt der arme nur ein haus, eine kuh und einen übrigen groschen, die frau des reichen wünscht sich in der übereilung eine schöne hechel, der mann, dass sie auf der hechel reiten müsse und dann natürlicherweise, dass sie von der hechel frei werde (das. 235.). ferner gehört dahin das **KM** III, 151 erwähnte mhd. gedicht der Wiener hs. 428, nur sendet da Gott einen engel, der die armen leute wünschen lässt; die frau wünscht ein schönes kleid, der mann, dass es in ihrem leibe wäre und dass sie davon wieder erlöst werde. auch fehlt der gegensatz, die scene mit dem reichen ist auf den armen übertragen und alles sehr mangelhaft und verdorben, die behandlung willkürlich. dasselbe ist der fall bei Hebel, wo der mann der frau die gewünschte wurst an die nase und wieder davon wünscht.

Der gedanke an Philemon und Baucis liegt zu nahe, als dass Wilhelm Grimm ihn nicht hätte aussprechen sollen. die sage von ihnen zeigt verwandtschaft mit jenen von den untergegangenen klöstern und burgen und mit den eben besprochenen. vergebens klopfen Jupiter und Mercur an der begüterten thür, gern öffnet sich ihnen die des alten paares, das gleich den armen unserer sage alles aufbietet, sie zu bewirthen. die götter geben dem paar auch wunsches gewalt, aber zuvor strafen sie die schänder des gastrechts, indem sie ihre wohnungen durch wasser verschlingen lassen, genau wie der arme, alte man das kloster verflucht, dass ein see an seine stelle tritt. aber der beiden alten haus bleibt übrig und wird zum herrlichen tempel, wie auch in unserer sage der reiche morgens statt der hütte des armen ein schönes haus dastehn sieht und wie der bramine Soodam in der indischen sage statt seines armen hauses ein prächtiges von Chrischna's baumeister erbautes haus wiederfindet (**KM** 153, aus Polier II 66 flg.). und wie die leinwand der armen jungfrau im niederländischen, des alten weibchens im tirolischen märchen sich mehrt und nicht endet bis die sonne sinkt, so füllt sich in der römischen sage unerschöpflich der mischkrug der beiden alten. das alles greift vielgestaltig und wunderbar in einander, so dass der ursprüngliche genaueste zusammenhang unabweisbar vorliegt.

In einer andern märchenreihe wird erzählt, wie ein mann, der vergebens sich nach einem *pathen* umsieht, endlich dem lieben Gott begegnet, oder auch dem Herrn Jesu und wie dieser sein gevatter wird. das bezeichnendste dieser märchen hat Bechstein p. 107: die drei federn nach einem volkslied mitgetheilt. der den pathen suchende vater begegnet einem knaben, dem trägt er seine bitte vor. der knabe willigt ein und hinterlässt als pathengeschenk ein junges weisses ross. als das kind, *Heinrich* genannt, zum jüngling herangewachsen ist, nimmt es abschied von seinen ältern und reitet fort auf dem ross. unterwegs liegt eine pfauenfeder, die will der jüngling aufheben, aber *das ross mahnt ihn mit menschlicher stimme*, sie liegen zu lassen. er folgt diesmal gern, ungern als er weiter reitend eine noch viel schönere feder sieht, nicht mehr, als er eine dritte wunderbar leuchtende gewahrt. als er sie auf den hut steckt, sagt das ross: 'o weh, was thust du dir zum schaden! es wird dich noch gereuen'. weiter reitend kamen sie an eine schöne stadt und aus ihren thoren trug man in festlichem zuge dem jüngling eine königskrone entgegen und grüsste ihn als gottgesandten herrscher, wofür er Gott lobte und dankte. hätte er die erste feder aufgehoben, er wäre ein graf, die zweite, er wäre ein herzog geworden; hätte er aber gewartet bis zur vierten, dann würde das ross ihm selbst gerathen haben sie aufzuheben und er wäre ein mächtiger kaiser geworden. Dass auch hier Wuotan der begabende ist, beweist das weisse ross, offenbar ein abkomme seines göttlichen rosses, wie die farbe lehrt, mit vorschauendem sinn und menschlicher sprache bedacht, wie die rosse so vieler helden, in denen wir gleichfalls geschenke der götter und abkömmlinge Sleipnirs oder anderer götterrosse zu sehn haben. mittelst des rosses aber führt der gott seinen schützling zu den hohen ehren der erde und er hätte ihn zu noch höheren geführt, wenn der jüngling dem rosse, gleichsam dem boten und diener des gottes und des jünglings schutzgeist, gefolgt hätte. die umdeutung des pathen auf Christus abgerechnet, scheinen alle züge noch die uralten. mit dieser umdeutung wird zugleich die erscheinung des pathen in gestalt eines knaben fallen, die rein christlich sein dürfte. wie in den andern bisher betrachteten märchen wird der gott als mann oder als greis erschienen sein. vielleicht wäre noch hinzuzufügen, dass den bewohnern der stadt durch ein orakel oder durch priestermund die weisung gegeben war, an einem bestimmten morgen auszuziehen und den ersten der ihnen auf weissem ross begegne, zu ihrem könige zu wählen, ein zug der in orientalischen sagen vorkommt und hier zu fehlen scheint, aber auch deutsch ist, wie daraus hervorgeht, dass u. a. in verwandten märchen der vater den erstbegegnenden zum pathen bittet, wobei auch eine göttliche sendung vorausgesetzt werden muss.

Dafür spricht schon KM 42, wo erzählt wird, wie einem armen mann *träumte*, er solle vor das thor gehn und den er-

sten der ihm begegne zu gevatter bitten; träume sind aber in der tradition stets bedeutsam, stets eingebungen göttlicher wesen, worüber später mehr zu sagen sein wird. der mann folgt dem traum, er trifft auf einen fremden und dieser schenkt ihm ein gläschen mit wasser, womit er alle kranken gesund machen könne, nur müsse er achtgeben, wo der tod stehe; sehe er diesen am kopfende, so solle er dem kranken von dem wasser geben, stehe der tod aber am fussende, dann müsse der kranke sterben. von dem rest des märchens sind nur noch die wunderkuren alt, der besuch beim gevatter scheint aus andern sagen herübergenommen und Wilh. Grimm nennt mit recht diese und die folgende nummer nur bruchstücke (KM III, 71.). es bleibt der beweis zu führen, dass der fremde auch hier Wuotan ist und er liegt eben in der gabe. das wunderbare wasser ist nämlich dasselbe mit dem schon erwähnten wasser des lebens und der jugend, welches in der götter besitz ist, mit dem trank der dichtung, den Odinn den riesen entriss, mit dem kaum ein anderer gott als er, der weisheitspendende (Hyndlul. 3.) begaben kann. zwar scheint aus diesem märchen und n. 44 vom gevatter tod hervorzugehen, dass der fremde der tod sei, aber auch Wuotan ist ja seelenempfänger und als solcher todtengott, der uralte herr über leben und tod. abweichend von 42 erzählt das letztere märchen auch, dass zuerst *Gott* dem vater des neugebornen begegnet sei, dessen pathenschaft er aber so gut wie die des teufels ausgeschlagen habe. das wird schwerlich alt sein. dieselbe dreifache begegnung hat Jacob Ayrer (KM III, 72) in seinem fastnachtspiel vom 'baur mit seim gevatter tod', aber natürlicher, alterthümlicher, und reiner scheint jedenfalls die einfache, wie sie 42 aufweist und die auch im hessischen märchen wiederkehrt[1] (Wolf 365.). schon eben der umstand, dass Gott dem manne *zuerst* begegnet scheint dafür zu sprechen und es ist ein widerspruch in KM 44, wenn der mann, nachdem er beschlossen und zwar, anderer fassung nach auf grund eines traums beschlossen hat, den ersten zu wählen, jetzt den dritten begegnenden wählt. verderbt ist auch in 44, dass der tod dem pathen ein *kraut* gibt, das kann unmöglich in dem alten mythos gestanden haben. war der tod Wuotan, dann kann er neben dem wasser des lebens nur die äpfel des lebens als heilmittel geben und in der that findet sich bei Ayrer noch ein letzter rest davon, wo es heisst, der pathe solle zum schein der arzenei zwei *äpfelkerne* in brod gesteckt eingeben. so lebt im hessischen märchen (Wolf 366) das wasser des lebens in dem trank aus süsser milch und drei körnlein salz fort; weder dies wasser noch die äpfel der jugend kann der tod spenden, das scheint baare unmöglichkeit. als aber einmal der tod in dem märchen fuss gefasst hatte, da kam die wunderliche wirthschaft von KM 42 und die höhle mit lichtern von 44 selbst nach, um die alte einfachheit des mythos war es geschehen. seine herstellung fällt übrigens jetzt nicht mehr schwer, den schluss ausgenommen, der den besuch des pathen in des todes schloss enthält und über den ein sicheres urtheil noch nicht abzugeben ist.

---

[1] Sie ist auch in Belgien gang und gebe.

Auch im wallachischen märchen steht der liebe Gott gevatter und nennt sein pathchen nach dem himmelspförtner Petru. als pathengeschenk gibt er, wie in jenem deutschen ein weisses ross, so hier eine kuh, welche der arme vater, da er keine nahrung für sie hat, frei laufen lässt. ein hirte fängt sie ein und hütet sie mit den seinen; unter ihren abkömmlingen sind zwei kühe, mit denen Petru zwei joche kupfer an einem tage umackern will, um dadurch die königstochter zur frau zu gewinnen. da er ihr aber nicht gefällt, so schickt sie ihm im mittagsessen einen schlaftrunk. er schläft bis zum abend, da weckt ihn die eine kuh, indem sie ihn mit ihren hörnern in die luft schleudert und als er über den vorgerückten tag klagt, schleudert sie die untergehende sonne bis über die mittagshöhe zurück, so dass er seine arbeit vollbringt. nach verschiedenen andern abentheuern, wobei ihm die eine redende kuh behülflich ist, erlangt er die königstochter und des königs ganzen schatz (Schott 160). der gang dieses märchens ist ganz der des volksliedes bei Bechstein, nur ist es weiter ausgesponnen; aber auch es zeigt die einfache begegnung und wird dadurch ein beleg mehr für deren alter. dass die kuh macht über die sonne hat, scheint bedeutsam und erinnert an die sonne in den märchen von der leinwandvermehrung.

Bisher sahen wir nur Gott oder den tod als pathen auftreten, der teufel wird stets abgewiesen. er findet sich in einem andern märchen der Bechsteinschen sammlung 'des teufels pathe', und trotz dieser verketzerung ist auch in ihm der alte Wuotan nicht zu verkennen. der vater, der den erstbegegnenden bitten will, trifft auf einen reichgeschmückten *reiter* auf schwarzem ross, der ihn das kind *Hans* nennen heisst. am abend des tauftags erscheint er mit zwei dienern, welche die kostbarsten speisen auf den tisch bringen, ohne dass man sieht, woher sie dieselben nehmen, und ermahnt die eltern, den sohn bis ins vierzehnte jahr gut zu erziehen, dann werde er für ihn sorgen. später wird der sohn *jäger* und von dem teufel in einem *wirbelwind* entführt. er trifft in der grössten entfernung den kleinsten punkt, und erwirbt die liebe der tochter eines reichen herrn. als er dieselbe jedoch zu ihren ältern führt, sträubt sich ihr stolz und sie verschwindet. im wald umirrend, trifft er auf drei räuber, die sich um einen *wunschmantel*, *wunschhut* und ein *wunschschwert* zanken. sie übergeben ihm alles zur theilung, aber er enteilt mit den sachen nachdem er die räuber getödtet und wünscht sich wieder zu seiner braut. dies sind alles züge, die unwidersprechlich den gott der wilden jagd und des sturmes, den auf weissem rosse reitenden herrn des wunsches ankündigen, denn schwarz ist das ross nur als teufelspferd. die fernere erklärung der sage gehört nicht hierhin und wird später versucht werden. nur kurz gedenke ich des verwandten märchens von dem grafensohn bei Sommer 131, der nach seinem vierzehnten jahr in eines grauen männchens gewalt kommt und dem von diesem verboten wird, zu dem bekannten brunnen (beitr. I. 24.) zu gehn. ist dieser Hlidskiâlf, dann steht auch hier Wuotan wieder fest.

Eine neue märchengruppe lockt zur untersuchung, die uns Gott oder heilige bei einem *schmied* einkehrend und ihn zum dank für die erwiesene gastfreundschaft begabend zeigt. ich habe bereits beitr. I, 99 ihre erklärung versucht und glaube in der hauptsache dabei bleiben zu müssen. die kraft der begabung äussert sich in der art, dass der baum, stuhl, sessel, handschuh das festhält, was mit ihm zusammenkommt, bis der schmied durch sein wort es löst. ich habe dafür auf Loki hingewiesen, aber an Thôrr dürfen wir fast eher denken. nach den edden kehrt nämlich der hammer Miölnir, wohin er ihn auch schleudern mag, stets wieder in seine hand zurück. dadurch erscheint er als an diese göttliche hand gebannt, untrennbar von ihr, so lange der gott es nicht will und darin dürfte der zusammenhang wohl zu suchen sein. ich liess es a. a. o. dahingestellt, wer das die *goldne gans* bescheerende graue, alte männchen sein möge. es ist bedeutsam, dass dies männlein sich nur in Hessen und dem Paderbornischen findet, in den süddeutschen märchen ist es durch ein altes mütterchen ersetzt, welches eine der frau Holla verwandte göttin sein wird. dies schenkt in Schwaben (Meier m. 62) dem dummling eine goldene ente, in Tirol einen fisch (Zingerle I. 20), in Franken einen hahn oder richtiger einen schwan (Bechstein m. 215.), wie das männlein die goldne gans (KM n. 64.) oder den schlitten mit dem vöglein (ibid. III. p. 117) schenkt. wie viel verwandtschaft nun diese thiere auch mit dem im adlerkleid erscheinenden und Loki entfüh renden riesen Thiassi haben, wie sehr auch darin eine verwandtschaft beider stücke, der märchen und des mythus durchzublicken scheint, dass hier wie da götter auf der wanderung sind oder ein gott es ist, so hängen sie doch nicht zusammen und wir müssen vielleicht in dem märchen einen selbständig deutschen mythus erblicken, um so mehr, da sie in den nordischen märchensammlungen bisher ohne gegenstück geblieben sind.

Die begabende gottheit in diesem mythus ist im deutschen norden ein gott, im süden eine göttin, welche nach allen fassungen, die vorliegen, die herzen dreier brüder prüfen, den jüngsten verachteten als den besten finden und ihm ein goldnes thier schenken, durch dessen besitz er die hand der nie lachenden königstochter erlangt. im norden war das geschenkte thier wohl eine gans, die wenigstens echter aussieht, als das vöglein mit dem schlitten; sie und die erscheinung des begabenden als alter, grauer mann weisen auf Wuotan hin, an dessen fest im herbst die gans den haupttheil des mahles bildet. im süden dagegen würde es der schwan sein, in dessen federkleid Frouwa erscheint.

Nach einer sehr verbreiteten legende, der wir zuerst bei Nicephorus II. c. 21 begegnen, knüpft sich dieses festgebanntwerden auch an den sarg der heil. jungfrau. die älteste in Deutschland niedergeschriebene fassung dieser legende liegt im hodoporicum s. Willibaldi vor, dessen verfasserin eine 'sanctimonialis heidenheimensis' ist, die um 765 lebte. aus allen weltgegenden hatten engel die apostel an das sterbelager Maria's getragen, den Thomas ausgenommen; von ihnen umgeben war die benedeiteste zu ihrem sohn hinübergeschlummert und die apostel bereiteten sich zum begräbnis vor. 'cum illi undecim apostoli tollentes corpus s. Mariae portarent illud de Hierusalem, statim cum ad portam venerunt civitatis, judaei voluerunt comprehendere illud. statimque illi homines, qui porrigebant brachia ad feretrum et eam (sic) tollere conabantur, retentis brachiis quasi glutinati inhaerebant in feretro et non poterant se movere, antequam Dei gratia et apostolorum petitione iterum resoluti fuerunt'[1]. etwas abweichend und mehr ausgeschmückt erzählt dasselbe Jacobus a Voragine. als die apostel den leichnam Mariae aus der stadt trugen, erscholl süsser engelsgesang in den lüften, so dass alles volk aus der stadt herbeieilte. 'tunc extitit qui diceret: Mariam illam discipuli Jesu efferunt mortuam, circa illam hanc, quam auditis concinunt melodiam. tunc ad arma omnes concurrerunt et se mutuo hortabant dicentes: venite omnes discipulos occidamus ac corpus illud, quod seductorem portavit comburamus. princeps autem sacerdotum hoc videns obstupuit, et ira repletus ait: ecce tabernaculum illius qui nos et genus nostrum conturbavit, qualem gloriam nunc accepit. et hoc dicens manus ad feretrum misit, volens illud evertere et ad terram deducere. tunc manus eius subito ambae aruerunt et lectulo adhaeserunt ita ut ad lectulum manibus penderet et nimio cruciatu vexatus lamentabiliter eiularet. reliquus autem populus ab angelis qui erant in nubibus caecitate percussus est' . . . . [1]. nach dieser erzählung ist diejenige des passionals und die in der von Weigand in Haupt's zeitschrift V, 575 flg. herausgegebenen Marien himmelfahrt gehaltene gedichtet. in letzterer heisst es u. a. p. 548:

---

[1] Canisii lect. antiqu. II. 1, 112. Basnage p. 18. n. 14.

die baren er bit den handen
wolde nider han gezogen,
die hende bis an den elenbogen
ime zu haut virlumet waren
en gehingen an der baren
daz er bit keinen dingen
sich mohte her abe gewinnen.

Zusammenhang zwischen dieser legende und dem mythus sehe ich nun darin, dass dort Maria, hier Holda diejenige ist, die in ihm erscheinen, dass in beiden das anrühren festbannt. beides zusammen hat später die sagen geweckt von den dieben, die ein heiliges bild berauben wollen und deren hand an dem bilde haftet, so dass sie sich nicht lösen können und morgens ertappt werden.

Vorzeiten, als Gott noch selbst auf erden wandelte, erzählt die schöne n. 194 der KM (VI aufl.), war die fruchtbarkeit des bodens noch viel grösser als sie jetzt ist; damals trugen die ähren nicht fünfzig oder sechzigfältig, sondern vier- bis fünfhundertfältig; die ähre war so lang, als der halm. aber die menschen waren so leichtsinnig und achteten des überflusses so wenig, dass eine frau ihr kind mit einer hand voll ähren reinigte. als der herr das sah zürnte er und sprach, der kornhalm solle fortan keine ähre mehr tragen, die menschen seien des überflusses nicht werth. auf die bitten der umstehenden erbarmte sich der Herr jedoch wieder und liess ein restchen der ähre oben am halm stehen. das klingt uralt und wir dürfen es mit ziemlicher sicherheit als heidnische dichtung annehmen, wodurch denn an Gottes stelle einer der beiden höchsten götter rücken wird.

---

[1] legenda aur. Colon. 1483 f. 130.

Den umwandernden Wuotan zeigt uns auch KM 135. eine frau gieng mit ihrer tochter und stieftochter über feld futter zu schneiden. da kam der liebe Gott als ein armer mann zu ihnen gegangen und fragte, wo der weg ins dorf führe? die mutter und tochter gaben ihm eine sehr unfreundliche antwort, die stieftochter aber geleitete ihn auf den weg. da verwünschte Gott jene beiden, sie sollten schwarz werden, wie die nacht und hässlich, wie die sünde; die stieftochter aber segnete er und hiess sie, sich drei sachen wählen. da wählte das mädchen sich, dass sie schön sei und rein wie die sonne, dass sie einen geldbeutel habe, der nie leer werde und das himmelreich nach ihrem tode. alles wurde ihr sofort gewährt. der verfolg des märchens enthält das bekannte motiv von der falschen braut. über der stieftochter ist Gottes segen, ins meer geworfen wird sie zur ente und erlangt endlich den königssohn. alle züge, die uns hier begegnen und die ich an anderm ort mit denen verwandter märchen zusammenstellen werde, tragen uraltes gepräge und die abänderungen, welche der in der erzählung liegende mythus, einer der schönsten die wir besitzen, erfuhr, sind nur unbedeutend. dass aber Wuotan hier der vagabunde ist, darauf deuten die drei wünsche hin, welche er gewährt. er, 'der den menschen und allen dingen *gestalt und schönheit verleiht*' (M. 121.), ist es, der die gestalt der beiden weiber zur hässlichen wandelt, während er des freundlichen, gütigen mädchens schönheit erhöht und verklärt. er der spender des reichthums (beitr. I, 16) schenkt ihr unerschöpfliche fülle des goldes, er der seelenempfänger nimmt sie einst in seinen himmel auf. das letztere hat allerdings schon christliche färbung, denn Wuotan empfängt nur die seelen der helden, aber heidnische grundlage: die günstlinge des höchsten der götter standen auch bei den andern göttern in gunst und so entgieng Freyja's Sessrymnir dem frommen mädchen nicht. oder sie wird auch durch die gnade des gottes zur Valkyrie erhoben und darf den helden meth credenzen; darauf deutet schon ihre verwandlung in die ente hin, d. i. in den schwan; vom schiff ins meer gestürzt, zieht sie das fluggewand an und schwimmt als schwan auf den wogen. wir haben diesen mythus mit dem Norden gemein, wo er in dem unsern ähnlichen märchen lebt.

Die kurzsichtigkeit der alten gottheit und ihre niederlage, wenn sie den fügungen des schicksals widerstrebt, tritt lebendig in einem belgischen märchen hervor. Jesus kommt auf seinen wanderungen zu einem schuster, der mit seinem bescheidenen loos zufrieden fröhlich an der arbeit singt. er will den mann lohnen und zahlt ihm für einen fertigen schuh so viel, dass der schuster leder zu mehren paaren dafür kaufen kann. als Jesus abermals an dem haus vorbeikommt, hört er keinen gesang und findet ihn traurig, weil er kein geld habe, um den kindern schuhe und strümpfe zu kaufen. auch das gibt Jesus ihm und denkt, jetzt werde der mann zufrieden sein. allein als er zum drittenmal zu dem meister kommt ist derselbe noch stiller, sagt, das geld habe ihn nur unglücklich gemacht und wirft es dem Herrn vor die füsse. dieser geht, will aber schon am folgenden tage nachsehen, wie es dem schuster gehe und hört ihn wieder fröhlich singen und jauchzen (DMS. 41). so helfen also alle gaben der götter nichts, wem das schicksal armuth bestimmt hat und in ihr zufriedenheit; sie machen, wie da glücklich wo es der höhern macht wille ist, so hier und in dem märchen von den drei missrathenen wünschen unglücklich.

Es ist auffallend und ganz von der nordischen art abweichend, dass der umwandernden bei uns, wenn mehre vorkommen, höchstens zwei sind, während der Norden durchgängig drei hat, Ôdhinn, Hoenir und Loki; nur zweimal kommen zwei vor Thôrr und Loki, Thôrr und Tyr. Christus und Petrus stehen bei uns in einer menge von sagen zusammen, einmal in begleitung der übrigen apostel, doch diese verschwinden ganz im hintergrund, handelnd stehen nur jene beiden da. die nachgewiesene analogie lässt uns nur Wuotan und Donar in ihnen erkennen; jener steht im Norden an der spitze, wenn der ausziehenden drei sind, dieser wo ihrer nur zwei sind. Christus ist stets der weise, vorsichtige, nicht zu täuschende, der machtvolle. Petrus spielt dagegen eine seiner ganz unwürdige, dadurch aber um so mehr auffallende und für uns wichtige rolle. er überstürzt sich gern und unterliegt dadurch manchem unangenehmen; er wird betrogen und oft lässt Christus ihn zu seiner besserung und seinem heil seinem kopfe folgen, wodurch er dann in gefahr geräth, aus welcher die hülfe Christi allein ihn retten kann. in allen diesen fällen gleicht seine rolle derjenigen welche Thôrr auf der fahrt nach Jotunheim spielt, auf welcher er ohnmächtig ist gegen die zauberkünste der riesen und denselben stets erliegt. eine anzahl dieser märchen werden also auf alten mythen von Donars fahrten zu den riesen fussen und er muss dieselben meist in gesellschaft Wuotans gemacht haben, denn Christus — Loki ist unerhört, — Tyr wäre eher möglich, denn in ihm scheint der begriff des göttlichen, himmlischen zu liegen und auch er ist einer der hehrsten götter des alterthums. die übrigen behandeln fahrten, welche vater und sohn gemeinsam zur prüfung der menschen unternahmen. ob alle echt und alt sind, dürfte sehr in zweifel zu ziehen sein, denn die spätere volksdichtung hat sich der sache bemächtigt und beider personen character bewahrend manches neue stück ersonnen und heute arbeitet sie was Petrus betrifft noch also fort. so ersann der flämische volkswitz jenes ergötzliche märchen von dem Wallonen, der an des himmels thür klopft und einlass begehrt. Petrus schaut durchs fensterchen und fragt, wer da sei? der Wallone wälscht etwas daher, was Petrus nicht versteht, so dass er sich gezwungen sieht, andere vielgereiste heilige zu holen, aber keiner kennt des Wallonen sprache, aus dem volk ist noch keiner an der himmelsthür gewesen. endlich hört Gott selbst von dem fall, geht zur thür, hört den mann an und öffnet ihm.

Zu jenen ersten märchen, welche aus mythen von Donars riesenfahrten erwachsen sind, gehört u. a. jenes, welches beitr. I, 93 besprochen ist. ich glaubte damals, die letztere hälfte desselben sei schwankartig ausgebildet, aber einige seitdem aufgefundenen märchen lehren, dass dies nicht ist, dass vielmehr der zweite theil die weiteste verbreitung hat. im eingang wird nämlich erzählt, wie Jesus und Petrus zu eines menschenfressers haus kommen und von dessen frau unter einer fleischbütte versteckt werden. das ungeheuer riecht sie aber und zieht beide aus ihrem versteck hervor. dann wird weiter erzählt, wie er zwar ihnen das leben schenkt, sie aber in der nacht schlagen will. Petrus der vorn liegt, bekommt zuerst schläge und bittet nachdem der menschenfresser fort ist, den Herrn, die plätze zu tauschen und hinten liegen zu dürfen. das geschieht, der riese kommt und sagt, der vorne liege habe sein theil, nun komme der hintere daran, so dass Petrus zum zweitenmal geschlagen wird. Jesus heilt seine wunden, aber er will nicht länger bleiben, sondern springt durchs fenster in ein kohlfeld, wo er sich versteckt; der Herr folgt ihm. während der nacht bekommt der riese hunger, geht in den garten, um ein kohlhaupt abzuschneiden, fasst aber statt eines solchen des Petrus kopf und beginnt zu schneiden. Petrus schreit, der riese flieht erschrocken und beide wanderer enteilen dem garten. jener eingang nun stimmt auf merkwürdige weise zu dem von Hymisquida, dann aber geht das märchen andere wege. das was folgt wird theilweise in Deutschland als selbständiges märchen und ohne eingang erzählt. wir haben davon bisher zwei versionen, deren eine aber wieder einen eigenthümlichen schluss hat. die erste steht bei Meier märchen p. 50: Christus und Petrus übernachteten einmal bei einem groben bauern in Schwaben. als der tag eben graute, weckte er seine leute und auch die beiden fremden, denn diese sollten mithelfen. als sie nicht aufstanden, kam der bauer mit der peitsche und Petrus bekam, wie im nl. märchen zweimal schläge, worauf Christus ihm sagt, er sei an den schlägen selbst schuld, weil er klüger sein wolle, als sein meister. die andere version aus dem Odenwald hat Wilh. von Ploennies in m. zeitschr. I. 41 mitgetheilt. sie beginnt mit derselben erzählung von dem bauern und den schlägen und geht also weiter. der Herr kam nun zu dem bauern herab und sprach, da er es durchaus wolle, so helfe er ihm. dann hies er den mann ein feuer in der scheune anmachen und hielt die garben eine nach der andern hinein und die körner sprangen aus den ähren zu einem grossen haufen. bald aber hörte der Herr auf und ging mit Petrus weiter. als dieser sich über die schläge beklagte, hies der Herr ihn umschauen und da stand die scheune und das haus des bauern in hellen flammen, denn er hatte gleich dem Herrn dreschen wollen und das konnte er natürlich nicht [1].

Wie in dem nl. märchen der eingang durch seine verwandtschaft mit dem nordischen mythus als unzweifelhaft alt und echt erscheint, so tragen in diesen mit nordischen traditionen unverwandten märchen zwei züge altes gepräge. der bauer steht als solcher und mit ihm das getreide unter Donars schutz, 'qui fruges gubernat', die scheune ist dem gott heilig, darum fährt auch der Rodensteiner mit seinen verwandten durchgängig durch eine scheune [2], und aus der Asenburg, welche der riese mit seinem hengst Swadilfari baute machte die sage, weil Thôrr dem riesen den tod gab, eine scheune. zwar waltet auch Wuotan über den segen der felder, zwar wurde er und gerade im deutschen süden zur zeit der ernte, am Martinsfest, verehrt und wurden ihm feuer entzündet, aber gerade da, wo das letztere märchen aufgezeichnet wurde, im Odenwald heisst noch die dankbar auf dem acker zurückgelassene garbe *der bock*, und übereinstimmend damit heisst da wo Meier sein märchen fand, der welcher bei der letzten kornlage, bevor dieselbe gewendet, den letzten schlag thut, auch *der bock*. man sagt: 'der hat den bock verschlagen' (Meier sag. 445.), also die letzte garbe, und wie im Odenwald Donars wagenspur durch die reichere vollere ähre sichtbar ist (I. 71.), so blieben alle stellen, über welche in Schwaben der wagen und das gespann der Sibille (Sif, Sippia?) hingegangen sind, vierzehn tage länger grün, sie haben bei der reife ein anderes gelb und die frucht ist vortrefflich (Meier sag. 24). daraus geht hervor, dass *wir hier weniger in Petrus als in Christus den donnerer zu suchen haben*, und der schluss bestätigt diesen für die erklärung verwandter märchen wichtigen schluss, denn das brennende haus ist wohl so zu deuten: mit dem feuer des sog. kalten blitzes, des kalten schlages, wie ihn das volk nennt, hatte der gott spielend das korn aus den ähren getrieben, das wollte der bauer ihm mit irdischem feuer nachmachen und zündete die scheune an, so sich strafend für die schlechte behandlung des gastes, der in des gottes begleitung war. in diesem märchen liegt somit keine riesenfahrt des donnerers vor, sondern eine wanderung zu den menschen. da sie, wie die einleitung zu dem 81. märchen sich an denselben gott knüpfen, so wurden sie in letzterem leicht vermischt und konnten an die stelle eines andern schlusses treten, der wenn er sich noch auftreiben liesse von grosser bedeutung wäre.

---

[1] vgl. Stöber 215.

[2] König Wolmar reitet durch die durchfahrten der bauernhöfe, wenn er von Burre nach Gurre zieht. J. M. Thiele prøver af danske folkesagn p. 31.

Wer aber dieser andere mitwandernde gott war, lässt sich schwer sagen. am ehesten wäre vielleicht noch an Loki zu denken, den schlauen, der aber trotz aller seiner verschlagenheit dennoch zuletzt in Thôrrs netz gerieth und für seine unthaten büssen musste.

Noch ein anderes in Schwaben und Hessen verbreitetes märchen weiss von misshandlungen, denen Petrus zur beute gefallen sein soll. er wollte mit Christus eine kirchweihe besuchen; um nun den kuchen umsonst zu bekommen, verliess er den Herrn und verdingte sich als sauhirte. als er aber hütete, pfiff dieser und alle schweine stoben auseinander und liefen in die felder, worüber erzürnt die bauern ihn schlugen. nach langem suchen fand er Christus und beklagte sich, worauf dieser ihn ermahnte, künftig nicht klüger als er sein zu wollen (Meier 51.) abweichend erzählt das hessische märchen, Petrus habe zu den bauern laufen wollen um zu tanzen und der Herr ihm zur strafe eine geige auf den rücken gemalt. die bauern glaubten, er sei ein geiger und wollten ihn zwingen, aufzuspielen; als er das nicht konnte, schlugen ihn die bauern und er kam gewitzigt zum Herrn zurück. ob hier alter grund vorliegt, daran möchte man zweifeln.

Jene sonst seltene übertragung führte in späterer zeit zu verwechslungen, denn es ist entschieden unrichtig, wenn wir bei Hans Sachs lesen, dass Petrus dem landsknecht den wünschwürfel verehrt; weder der landsknecht noch der würfel haben etwas mit Petrus = Donar gemein, beide deuten auf Wuotan. hat Sachs diese änderung am ende vorgenommen? genau ist jedenfalls wieder die übertragung der rolle des wandernden auf Petrus im märchen vom bruder Lustig = Loki, wobei M. XXXVI an das lat. gedicht von Heriger erinnert wird. in dieser dichtung heisst es str. 6:

Heriger ait:
mendax probaris,
cum *Petrum* dicis
illuc magistrum
esse cocorum,
est quia summi
janitor coeli [1].

der betrüger hat die absicht, den Mainzer bischof durch die im volk geläufigen ansichten über die wirthschaft im himmel zu täuschen. darunter gehört Johannes als pincerna, was auf die Johannisminne bezogen wurde, und ebenso Petrus als coquus. so muss auch im belgischen märchen Petrus für das essen sorgen und im rheinischen wird er ausgesandt, wein zu kaufen. das ist uralt und heidnisch und findet sich gewiss auch in andern märchen wieder. Petrus vertritt hier den Donar, ohne dessen beistand und hülfe die bewirthung der götter bei Oegir unmöglich war, denn der unentbehrliche braukessel fehlte und ihn schaffte Thôrr aus Hymirs hause herbei; auch schlachtet Thôrr selbst die böcke zum mahl bei dem bauern. diese theilnahme am küchenwesen konnte ihn wohl als cocus deorum (l. c. 386.) erscheinen lassen und so ging sie auch auf Petrus über. Heriger verschmäht darum diese auffassung des apostels als heidnisch und hebt die christliche als janitor coeli hervor. weiter fragt er dann:

vide ut narres
quid manducasses?
respondit homo:
angulo uno
partem pulmonis
furabar cocis,
hoc manducavi
atque recessi.

damit reicht denn das märchen von dem Schwaben, der das leberlein gefressen (KM III, 13 b.), schon bis in das 10. jh. hinauf. es scheint dies von allen vorliegenden die einfachste und reinste gestalt der weitverbreiteten sage, die besonders im bruder Lustig (das. nr. 81.) weit ausgesponnen ist. an Donars stelle tritt darin der liebe Gott als todtenerwecker, während im bruder Lustig dem landsknecht und andern richtiger Petrus steht. im nl. verwandten märchen DMS. 149 wandern statt Gottes und des Schwaben Jesus und Petrus, was ebenso falsch ist, denn dadurch wird Petrus der koch zum dieb.

---

[1] J. Grimm und Schmeller lat. ged. des X. u. XI. jh. p. 336.

Endlich will ich noch der Eligiussage gedenken, die Sebastian Brant aus dem volksmund also erzählt: 'darnach hiess im der küng sein pferd beschlahen mit silberin hufysin. so schneit sant Loy dem pferd die füss ab nach den gelidern und als er es beschlagen hett, da setzt er im die füss wider an on allen gebrechen[1]. das sach ein knecht der welt das auch thun und macht es mit ihm und verderbt das pferd. also macht sant Loy das pferd wider gesund und straft den knecht darum.' ganz anders lautet die belgische überlieferung. da ist der heilige ein echt märchenhafter hochmüthiger hufschmied geworden, der gleich dem übermüthigen schneiderlein im märchen, über seine thür ein schild setzen lässt mit der aufschrift: 'Eligius, ein meister über alle meister'. das ärgert den lieben Gott, Jesus reitet auf einem sonnenstrahl zur erde hernieder, kommt in gestalt eines schmiedegesellen zu Eligius und fragt ihn, in wieviel zeit er ein hufeisen mache? Eligius sagt, er halte es dreimal ins feuer. Jesus, einmal genüge ja schon. in dem augenblick hält ein reiter an der thür, dessen pferd ein hufeisen fehlt. Jesus nimmt eine grosse schere und schneidet das bein ab, nimmt es mit in die schmiede, nagelt das eisen auf und heilt das bein wieder an. Eligius hat gefallen an dem gesellen, nimmt ihn in dienst und schickt ihn zur stadt um eisen zu holen. unterdessen kommt ein anderer reiter vor die schmiede und Eligius macht es mit dem pferde gerade so wie der Herr, aber das bein will nicht halten, es fällt immer wieder ab. der reiter schimpft und droht, da kommt der Herr aus der stadt zurück, heilt das bein an und verweist Eligius seinen hochmuth, worauf derselbe sein schild sofort zerschlägt (DMS. 77. s. 17).

Zu jener erzählung bei Brant stimmt auch das bild in der wasserkirche zu Zürich, auf dem Eligius beschäftigt ist, den abgeschnittenen pferdefuss zu beschlagen, während er einer dabei stehenden hexe in die nase zwickt[2]. die nl. und süddeutsche fassung der sage weicht also sehr ab. an jene schliesst sich die norwegische bei Asbiörnsen und Moe eng an, nur geht sie noch weiter und erzählt, wie Christus den schmie-

---

1) fast wörtlich so bei Meier schwäb. sagen 223.

2) Prof. A. Ebrard, 'wo ist Babel?' p. 34. der verfasser, in historischen dingen überhaupt schlecht zu hause, wie diese broschüre lehrt, schämt sich nicht, diesen volksscherz, wie die ganze sage als kirchliche überlieferung auszugeben.

des alte mutter nahm, sie in die esse legte und eine junge schöne jungfrau aus ihr schmiedete. als der schmied auch die abgeschnittenen füsse eines pferdes beschlagen wollte, verbrannten sie und als er ein altes weib jung schmieden wollte, ging es ihm nicht besser. dann springt das märchen über in die bekannten von dem schmied und seinen drei wünschen, mit denen es gar nichts gemein hat. jenes jungschmieden nun erinnert uns an die wiederbelebung der königstochter in andern dieser wandermärchen, und da wir in dem wiederbelebenden Donar erkannten, der die todten böcke erweckt, so nehme ich keinen anstand, auch hier Christus durch Thôrr zu übersetzen, dem gewiss auch die schmiedenden zwerge unterthan waren.

Aehnliche wanderungen Gottes und des h. Petrus sind auch im Norden (Asbiörnsen und Moe, n. 2. Afzelius 3, 155. M. XXXVIII) und der Walachei (Schott 113, 280, 281.) bekannt.

Seltner sind märchen, in welchen *wandernde göttinnen* erscheinen. eins der schönsten unter ihnen hat W. Grimm in der neuen (VI) auflage der KM II, 537 mitgetheilt. ein fuhrmann hatte seinen karren festgefahren, da kam die mutter Gottes des weges daher und als sie des mannes noth sah, sprach sie zu ihm: 'ich bin müd und durstig, gib mir ein glas wein, ich will deinen wagen frei machen'. der fuhrmann war gern bereit, aber entschuldigte sich, er habe kein glas. da brach Maria ein weisses blümchen mit rothen streifen ab, das feldwinde heisst und einem glas sehr ähnlich sieht und reichte es ihm. er füllte es mit wein, Maria trank und der wagen wurde frei. daher heisst die blume *Muttergottesgläschen*. umgekehrt finden wir oft, dass am wagen einer göttin etwas bricht und sie sterbliche bittet, den schaden wieder gut zu machen, worauf sie den dienst damit lohnt, dass sie die abgefallenen späne schenkt, die sich in gold wandeln. es ist meist Holda und Perchta, die so umzieht und sie wird auch in jener sage durch Maria vertreten sein.

Ein weitbekanntes märchen erzählt von zwei kindern, die in den wald gehen, beeren zu suchen. da begegnet dem knaben *eine schöne stolze frau*, welche ihn um ein stückchen brod bittet, aber er schlägt es ihr barsch ab und die frau gibt ihm eine schachtel mit der weisung, ihrer zu denken, wenn er sie öffne. auch dem mädchen erscheint sie, freudig theilt es sein brod mit ihr und empfängt auch ein kästchen. als der knabe das seine öffnet, kriechen schwarze würmer heraus, die ihn umschlingen und mit sich fort in den wald schleppen. aus des mädchens kästchen steigen zwei engel, welche es in den himmel tragen. so erzählt man in Tirol (Zingerle I, 1.). in Schwaben sind die kinder zwei mädchen und ein *engel* sagt ihnen, sie würden die schächtelein am thür finden. das eine trägt die schachtel zur mutter nach hause und findet sie voll von edelsteinen und gold, in der andern sitzen lauter schwarze teufelchen (Meier n. 268.). im deutschen norden begegnet dem knaben ein männchen, dem mädchen ein *altes mütterchen*; aus der des ersten fliegt der teufel und dreht ihm das genick um, aus der des mädchens steigt Gott und der herr Christus hervor und führt es in's paradies (Kuhn und Schwarz 335.). im belgischen märchen erscheint '*ons lieve vrouwken*', also Maria, und gibt Janneken und Mieken jedem ein kugelchen, jenem ein weisses, diesem ein schwarzes, damit sollen sie spielen und ihnen nachlaufen. das schwarze führt Mieken an das schwarze thor der hölle, das weisse Janneken an das weisse thor des himmels (Wolf zeitschr. I, 42.). wie sehr stark diese *verbreitung* für uralte grundlage zeugt, so schwierig möchte bis jetzt noch die erklärung des märchens sein. dass die frau eine göttin ist, steht durch die varianten fest und als göttin kann sie wiederum nur Holda sein, welche das gutige kind in ihren himmel zieht.

Dieses letztere tritt noch klarer hervor in dem schönen märchen vom Marienkind (KM. I. n. 3 p. 10.). im walde tritt Maria als *gekrönte herrliche frau* zu dem armen holzhacker und erbietet sich, sein kind mit sich zu nehmen, dessen mutter zu werden und ganz für dasselbe zu sorgen und der mann holt das kind und übergibt es ihr. da ging es dem kind nun sehr wohl, es ass zuckerbrod, trank süsse milch, seine kleider waren von gold und die englein spielten mit ihm. so nimmt sich auch Holda freundlich der in ihre brunnen steigenden kinder an und begabt die, welche reinen herzens sind. das muss ein fest im heidenthum wurzelnder zug sein und er führte ohne zweifel später dazu, dass Holda zur kinderscheuche wurde, dass man die kinder damit schreckte, sie wolle sie holen. als scheuche durfte sie aber nicht schön bleiben, sie musste hässlich und ungestalt werden, daher die abscheulichen zerrbilder, die uns Luther u. a. m. von ihr machen. überhaupt glaube ich bei der ansicht bleiben zu müssen, dass das grobe, rohe, schmutzige, welches vielen der alten gottheiten in der heutigen auffassung anklebt, nicht stets ihnen anhing, dass ihre erscheinung bei uns ebensowohl, wie bei vielen der wildesten völker eine edle schöne war. Schwarz hat[1]) die meinung ausgesprochen, wir hätten in diesen popansen 'nicht die entarteten, sondern die ursprünglichen und eben deshalb auch roheren formen' der alten göttergestalten und Menzel vertritt dasselbe im literaturblatt 1852 p. 46. 47. er sagt u. a. 'gleich der berühmten Aschenbrödel tragen auch diese schmutzigen und russigen gesellen, bärenhäuter etc. ihr rauhes gewand schon ursprünglich in der ältesten vorstellungsweise des heidenthums und dieses rauhe äussere ist ihnen nothwendig als folie der inneren göttlichkeit. dieser ganze grosse vielumfassende sagenkreis von den lichtgöttern im zustande des winterlichen bannes, des knechtischen dienstes oder der verzauberung erhält seine motivierung gerade durch den contrast zwischen dem äussern und innern'. für den letztern fall mag dies gelten, in bezug auf Holda u. a. aber erinnere ich folgendes. in der sage ist die auffassung der göttergestalten eine zwiefache: sie sind bald hässlich, wie frau Holle mit der potznase und dem strohharnisch, wie der Pelzmarten, Schmutzbartel u. a. m., bald aber auch schön aufgefasst, wie frau Holle in der mehrzahl der von ihr umgehenden sagen. wäre die erstere auffassung die ältere, so konnte sich unmöglich die letztere als christlich aus ihr herausgebildet haben, denn das christenthum adelte nicht die alten götter, sondern es sah diabolische gewalten in ihnen und den teufel stellt es als inbegriff aller hässlichkeit dar, weil er der feindselige gegenstand ist zu Gott, dem inbegriff aller schönheit. ferner wäre es eine schwer zu erklärende thatsache, wie so viele heiligen an die stelle der alten götter hätten treten können, wenn jener aussehen so abschreckend gewesen wäre, denn die analogieen sind nicht nur im character sondern auch in der äussern erscheinung begründet, die auch darum keine entschieden hässliche sein konnte. aber es ist sehr leicht erklärlich, wie umgekehrt aus der schönen gestalt der götter eine hässliche werden konnte, ja nothwendig werden musste, wie Holda zur scheuche werden musste, als sie zu teufeln wurden. gewiss waren die götterbilder roh, aber nur darum, weil die kunst bei dem volke noch in der wiege lag, aber hässlich kamen sie gewiss keinem vor, und was der gestalt an schönheit der form abging, das suchte man auf andere weise zu ersetzen. Schwarz sucht zwar diese groben auffassungen dadurch zu entschuldigen, dass er in ihnen 'den alten volksglauben nur in seinen *untern mehr rohen schichten*' sieht und glaubt, dass es neben ihm ein mehr entwickeltes bild gegeben habe, doch auch für diese annahme

---

[1]) der heutige volksglaube und das alte heidenthum mit bezug

---

auf Norddeutschland und die Marken. abgedruckt aus dem programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums. Berlin 1850. p. 3

möchte nicht leicht ein beweis zu führen sein. er nimmt an, dass der Gott dort mehr noch das naturwesen in der auffassung des volkes, hier schon der volle durch einen cultus geehrte gott sei, aber zwei so verschiedene bildungsstufen hat es doch kaum in den alten tagen gegeben, und wo das sondere naturwesen sich zum gott entwickelt hatte, da war dies der fall für das ganze volk, den höchsten wie den geringsten.

Der frau *Holle* verkehr mit den menschen schildert am treffendsten die merkwürdige sage von ihr bei Herrlein p. 179.

Auf dem Schellenberg zwischen Hainbuchenthal und Wintersbach stand vorzeiten ein schloss und im schlosshof ein *lindenbaum*. der war gross und schön und es ging die sage, *so lang der lindenbaum stehe und grün sei, werde das schloss stehen, wenn er aber dürr und abgängig würde, dann werde das schloss verfallen und die herrenleute würden ins elend gerathen.* in dem schloss lebte einmal ein schlossherr, der hatte zwei söhne, der älteste war gross und schön, der jüngere klein und hässlich und hies, weil er in seiner jugend ein bein gebrochen hatte, nicht anders als der krumme Jacob. als der schlossherr am tode lag, übergab er dem ältesten das schloss mit allem was darin war und ermahnte ihn, den jüngern bruder zeitlebens bei sich zu behalten und brüderlich für ihn zu sorgen. das versprach der ältere auch, doch hielt er's nicht, lies selbst den krummen Jacob, als er eines tages sein erbe verlangte, aus dem schloss werfen. Jacob ging traurig in den wald und kam in das thal, wo jetzt die karthause steht und *die alte verfallene kirche*; da setzte er sich unter einen baum und weinte bitterlich. als er wieder aufstehen wollte, sass ihm gegenüber auf einem stein eine alte *frau* mit grauen haaren und runzlichtem gesicht. die spann und wie sie das rad trat, nickte sie in einem fort dazu mit dem kopf: das war die *frau Holle*. sie hatte eine kleine *platthaube* auf dem kopf, wie sie die alten weiber sonst in die kirche aufzusetzen pflegten, und eben ein solches schwarzes, wollenes mützchen (jacke), das nur knapp bis unter die ellenbogen ging, und darunter vom ellenbogen bis an die hände weisse stauchen. sie fragt den Jacob, warum er so traurig sei, und als er es ihr sagt, spricht sie: 'komm mit mir, nach *drei* jahren wollen wir wieder zu deinem bruder gehen, vielleicht reut's ihn bis dahin und er gibt dir dein eigenthum'. so ging Jacob mit ihr in ihr häuschen, da gab sie ihm auf, ihren *rosmarinstock zu giessen*, ihr *flachsfeld zu bauen* und ihre *katze zu füttern*; im winter musste er pfahlstecken schneiden für die *weinbergsbauern* und schiffsstangen für die *schiffleute*, und im frühjahr trug er sie an den Main, um sie zu verkaufen. wenn die rechte zeit dazu gekommen war, nahm die *frau Holle* ihren *spinnrocken* in die hand *als einen gehstock* und ihre kötze auf den rücken und packte ihr *garn* hinein, um es auch zu verkaufen und ging mit. wenn dem Jacob die stecken und stangen zu schwer wurden wegen seines lahmen beins, nahm sie ihm die last ab und warf sie mit ihren dürren armen oben auf die kötze, als wenn's strohbürden wären. zwischen Hassloch aber und Faulbach ist hart am wege ein *stein: dort ruhte sie jedesmal aus und wo ihre kötze mit den füssen aufstand, sind die löcher darin heute noch zu sehen.* als nun die drei jahre um waren, sprach die alte: 'komm, wir wollen zu deinem bruder gehen' und sie nahm ihren spinnrocken in die hand und die kötze auf den rücken und Jacob ging mit. sie fanden den schlossherrn unter der linde sitzen und frau Holle nahm für Jacob das wort und sprach, der bruder solle ihm geben, was ihm gehöre. der schlossherr aber fluchte und zankte und sagte, es werde ihnen übel gehen, wenn sie sich nicht sofort entfernten. da wurde die alte sehr zornig, nahm ihren spinnrocken und *stiess ihn in die linde* und alsbald flogen die vögel aus den zweigen auf, der baum fing an zu zittern von der wurzel bis zum gipfel, aus stamm und ästen und zweigen lief der saft und tropfte auf den boden, und die blätter wurden gelb und fielen ab; die *frau Holle* aber rief: 'o du arger bösewicht, sieh her, wie dem lindenbaum, so soll es dir gehen und deinem hause, so sollst du verdorren und verschmachten und absterben und kein glück haben ewiglich'. wie sie gesagt hatte, so geschah es: als der lindenbaum verdorrt war, hielt das schloss nicht mehr. es verfiel ein theil nach dem andern, kein mensch wollte mehr darin wohnen und der schlossherr selbst wohnte im keller, wo er seine geldkiste hütete. zuletzt als nichts mehr vom schloss übrig war, als der keller und der verdorrte lindenbaum, kam auf *Martini* in der *mitternacht* ein grosser *sturm* und warf auch die linde um. sie fiel gerade vor die kellerthür und versperrte sie, so dass der geizhals auf seiner geldkiste verhungerte. *frau Holle* wusste das, kam, hob die linde hinweg und theilte das geld aus der kiste in zwei theile: den einen liess sie liegen, den andern nahm sie mit und als sie aus dem keller trat, stürzte auch dieser zusammen. daheim gab sie dem Jacob das geld und sprach: 'so, jetzt hat jeder das seine, wie dein vater es gewollt hat. nimm was dein ist, aber schlag dir den edelmann aus dem sinn und werde ein bauer; dann kannst du noch glück haben. leb' wohl, jetzt wirst du mich nicht mehr sehen'. Jacob folgte ihrem rath und hatte segen bei all seinen unternehmungen. oft war wenn er morgens auf das feld kam, alle arbeit schon gethan. als ihm sein erster sohn geboren wurde, hatte er es gern der frau Holle gemeldet, aber er suchte ihr waldhäuschen vergebens.

Wie auch anderswo erscheint die göttin hier als ehrwürdige alte frau in alterthümlicher d. h. fremder tracht, bei der besonders auf die haube gewicht gelegt wird, die wie bekannt auch Nehalennias haupt bedeckt. ihr attribut ist die spindel, die sie auch als stock, d. i. stab gebraucht, auf die sie sich stützt. ausserdem gehört ihr als thier die katze, unter den pflanzen der flachs, die linde und der rosmarin, den ich I, 104. 105 irrig auf Fro allein deutete. sie wohnt im heiligen walde, wo sie spinnt und sorge trägt für die winzer und schiffer. wo sie auf dem stein ausruht, lässt sie spuren zurück, vor ihrem wort und der berührung mit ihrem stabe welkt und stirbt der baum des glückes, den die vögel schreiend verlassen, und das schloss des geizigen sinkt in trümmer. das alles ist so klar und echt mythisch, dass nur wenige sagen so viele und so treu bewahrte züge aufzuweisen haben. daraus dürfen wir auch auf den rest der sage einen günstigen schluss wagen, auch dieser wird nur wenig gelitten haben. sie ist sogleich bereit dem unverschuldet unglücklichen zu helfen und nimmt ihn als diener an, wie anderswo die in den brunnen gestiegene jungfrau: aber Jacob muss die ihr heiligen pflanzen pflegen, das ihr heilige thier nähren, er wird gleichsam ihr priester, wie denn auch Nerthus einen priester hat, der ihren wagen bei der umfahrt geleitet. ohne zweifel hafteten an den stangen und stecken, welche er schneiden muss, besondere kräfte; der weinberg in den diese kamen, erfreute sich besondern segens, der schiffer, der jene gebrauchte, hatte glück in der schiffahrt, und sie werden zum besten des tempels der göttin, auf den die alte verfallene kirche hinweist, aus dem heiligen wald verkauft worden sein. denn nicht anders ist der zug zu erklären, dass Holda mit Jacob den verkauf besorgte. drei jahre wartet der letztere seines dienstes, auch darin tritt die güte der göttin wieder hervor, welche dem bruder zeit lassen will, sein verbrechen einzusehen, dann erst folgt die strafe. als Jacob das seine hat, wird er aber nicht edelmann, er pflegt nicht der waffen, sondern des pfluges, denn des landmanns arbeit ist von Holda gesegnet und geschützt und ihr günstling erfährt diesen schutz und segen in reichem maas. so erkennen wir das ganze gefüge dieses schönen mythus noch klar und deutlich, der uns einen der besten bausteine zur herstellung unserer alten götterkunde liefert.

Noch andere erinnerungen an das erdenwallen der göttin tauchen auf in dem bereits I, 190 erwähnten trunk an bestimmten tagen. neben der schriftlich bewahrten sage von der königin Elisabeth lauft aber in Fienstedt noch eine mündliche sage im volke um, die erzählt, eine gräfin von Mansfeld, *die von ihrem gemahl verstossen worden sei und in den dörfern freundliche aufnahme gefunden habe*, sei die stifterin dieses trunkes. das heisst jedoch nichts anderes, als dass derselbe zu ehren jener von ihrem gemahl verlassenen und umirrenden göttin geleert wird, die in dem dorf auch einkehrte und wohl niemand als Frikka ist.

GÖTTER IN THIERGESTALT.

Verwandlungen der götter in thiere kennt der Norden mehre, doch sind es hauptsächlich zwei, von denen wir solche wissen, Odinn und Loki. wenn der höchste der griechischen götter in die thiergestalt sich birgt, so liegen dem meist buhlereien zu grunde, wie er als schwan zu Leda, als stier zu Europa kam. das ist in den eddischen sagen nicht der fall, aber neben ihnen gab es eine, auf die bei uns noch weniger geachtet wurde, welche die verwandlung einer gottheit in einen bären berichtet und zwar zu demselben zweck, den auch Zeus verfolgte.

Olaus Magnus zufolge stammen die Gothen von einem bären und einer edeln jungfrau ab. dass diese sage nicht alles grundes entbehre, beweist das vorkommen einer verwandten bei Saxo grammat. und mehr noch das dauernde leben ähnlicher züge in den märchen. die stelle aus Olaus konnte ich, da mir sein werk nicht zur hand ist, nur mit den andeutungen der epitome [1] geben, deren titelbild die von dem bären erfasste jungfrau, im hintergrund ihre fliehenden genossinnen zeigt, doch sie sind nur so leise andeutend, dass ich lieber darauf verzichte. Saxo gibt natürlich den ursprung des volkes in dieser weise nicht zu, bei ihm ist die sage auf den eines Schweden Ulvo übertragen und er berichtet von demselben folgendes: 'cuiusdam patrisfamilias in agro Suetico filiam, liberalis formae cum ancillulis lusum egressam eximiae granditatis ursus deturbatis comitibus complexus rapuit, exceptamque unguibus prae se leniter ferens, ad notam nemoris latebram deportavit. cuius egregios artus novo genere cupiditatis aggressus amplectendi magis quam absumendi studium egit petitamque laniatui praedam in usum nefariae libidinis vertit. continuo enim ex raptore amator effectus, famem concubitu solvit, ardoremque gulae Veneris satietate pensavit. quoque eam indulgentius aleret, crebris incursationibus vicinum agros incessebat armentum, nec nisi lautioribus ante vesci solitam sparsis sanguine dapibus assuefecit. adeo enim captivae species efferatam raptoris saevitiam fregit, ut quem sanguinis sui cupidum extimescebat, amoris avidum experiretur pastumque ab eo perciperet, cui se fore protinus alimoniae metuebat. quo non penetrat aut quid non excogitat amor! cuius ductu etiam apud efferatam belluarum rabiem gulae irritamentum libidinis imperio cedit. tandem gregis possessor exhausti pecoris inopia provocatus observatione adhibita circumventam canibus belluam cursu ac clamore vehementius urgere perstitit fugacemque sectatus eo forte loci quo puella servabatur accessit. siquidem domicilium eius inviis paludibus clausum, perplexa ramorum series continenti frondium umbraculo texerat; ubi mox fera a retiariis circumventa ac venabulis occupata confoditur. ut ergo duplicis materiae benigna artifex natura nuptiarum deformitatem seminis aptitudine coloraret, generationis monstrum usitato partu edidit silvestremque sanguinem humani corporis lineamentis excepit. nato itaque filio paternum a necessariis nomen imponitur, qui tandem agnita suae veritate propaginis a patris interfectoribus funesta supplicia exegit." sein sohn sei Thrugillus mit dem beinamen Sprageleg gewesen, dessen sohn Ulvo (p. m. 301.).

---

[1] Olai Magni gentium septentrionalium historiae breviarium. Lugd. Batav. 1645.

Hier ist der bär ein gewöhnlicher irdischer und dadurch dass er in einen solchen übergieng, verlor der alte mythus seinen ursprünglichen schluss. denn dass dieser bär ein göttlicher war, ein gott in des thieres gestalt, das sagt seine ganze auffassung in der sage, die an den raub der Europa durch Zeus erinnert, der ihr, der schönsten unter allen jungfrauen, als prächtiger weisser stier nahte (Ovid. metam. II, 852.).

Der örtlichkeit nach zunächst liegt das norwegische märchen n. 11 bei Asbjörnsen und Moe, nur wirbt hier der bär förmlich um die schönste und jüngste tochter eines armen kathenmannes. gleich dem stier Zeus ist auch er gross und weiss. er kommt am *donnerstag* abend, das mädchen willigt auf das zureden des vaters und der schwestern ein, seine frau zu werden, besonders da er dem bauern reichthümer verspricht; es setzt sich *auf* seinen rücken und hält sich an seinen zotteln. an einem *felsen* macht der bär halt und klopft; der berg öffnet sich und sie kommen in einen prächtigen saal, wo alles von gold und silber strahlt und ein tisch mit den köstlichsten gerichten steht. als sie sich zu bette gelegt und das licht gelöscht hat, kommt ein mann zu ihr und dies wiederholt sich jede nacht. nun geht das märchen in die fabel von Amor und Psyche über. das mädchen sehnt sich nach den seinen zurück und geht, nachdem der bär es vorher gewarnt, nicht mit der mutter allein zu sprechen, nach hause. es thut dies trotzdem und die mutter räth ihm, wenn der mann wieder bei ihr liege, licht anzuzünden, aber ja kein talg auf ihn zu tropfeln. heimgekehrt warnt der bär, diesen rath nicht zu befolgen, aber ihre neugier treibt sie dennoch dazu, drei heisse talgtropfen fallen auf sein hemd und er muss fort. hätte sie ein jahr ausgehalten, dann wäre er erlöst gewesen, denn seine schwiegermutter hatte ihn verzaubert, dass er am tage ein bär war, nachts ein mensch; jetzt muss er aber heim zu dem schloss östlich von der sonne und westlich vom mond. am morgen findet die jungfrau sich im finstern wald wieder und unternimmt sogleich die reise zu dem schloss, wo sie mit hülfe eines *goldapfels*, eines *goldrockens* und *goldhaspels* den geliebten wiedererringt.

Rein ist das märchen nicht, es hat aus andern verwandten zusätze angenommen, aber der mythos bricht noch deutlich durch. das schloss ist ein götterpallast, der bewohner muss also ein gott sein, der von sehnsucht zu der sterblichen jungfrau getrieben die bärengestalt angenommen hat, er gewinnt sie und führt sie in einen seiner heiligen berge, wo er ihr beiwohnt und wo sie nach der ältern fassung bei Saxo grammat. den Biörn gebiert. die Psychesage dürfen wir einstweilen zur seite liegen lassen, sie scheint ansatz, wie die vergleichung mit den verwandten deutschen märchen lehrt.

Ein mir von Wilh. von Ploennies mitgetheiltes Odenwalder märchen enthält folgendes: eine frau, die es schlecht bei ihrem mann hatte, hütete jeden tag die kühe in einem wilden wald. eines tages verlor sie eine und da sie sich nicht getraute nach hause zurück zu kehren, so lief sie immer weiter und weiter in den wald. da kam ihr plötzlich ein grosser bär entgegen, vor schrecken sank sie zu boden und gab das leben schon verloren, aber der bär that ihr nichts zu leide, sondern hob sie sachte auf und trug sie mit sich in eine höhle worin er wohnte. es war aber *kein gewöhnlicher bär*, sondern ein verwünschter, der seine tage hatte, an denen er mensch wurde. er that so freundlich mit der frau, dass es ihr bald besser gefiel bei ihm, als bei ihrem bösen mann. jeden morgen ging er nach futter aus und stellte dann einen grossen stein vor die höhle, abends kehrte er zurück und brachte wild, welches die frau zubereiten musste. so lebten sie ein jahr lang in einigkeit, da gebar sie einen knaben und starb bald darnach. darüber war der bär sehr betrübt, nahm sich aber des kindes an, wie ein vater, und theilte ihm seine eigene stärke mit, *indem er ihm am finger drehte* [1]. dadurch war der junge bald so kräftig geworden, dass er den grossen stein allein von der höhle fortwälzen konnte: als der alte eines tages fort war, warf er den felsblock um und lief hinaus. später wollte der bär ihn von dem hofe, auf dem er zuflucht gefunden hatte, wegholen, aber der junge schoss auf ihn und da ging er wieder in den wald. man taufte den jungen und hiess ihn *Peter Bär*. wegen des namens neckten ihn die kinder des dorfes, aber er schlug sie, dass sie für todt liegen blieben. da griff sein pflegevater nach dem stock und er lief weg in die weite welt. bei einem schmied schmiedete er sich selbst einen eisernen stock und eine *rüstung*, die zwei centner wog. auf seinem weiteren weg findet er zwei bekannte gesellen, einen eichenreisser und einen mühlsteinwerfer, er tödtet in drei schlössern sechs, zwölf und achtzehn *riesen* und erlöst drei königstöchter, deren eine er endlich durch drei eier erlangt.

Die frau statt der jungfrau abgerechnet ist in diesem märchen die ältere fassung, wie sie theilweise bei Saxo noch vorliegt, viel reiner erhalten als in dem norwegischen. die frau wird geraubt von dem bären, sie gebiert den bärensohn, dessen ganzes auftreten auf echte heldennatur hinweist, auf göttliche abstammung.

Mir wurde das märchen in der bergstrasse ähnlich erzählt. die *magd* eines bauern ging in den wald um holz zu holen, legte sich weil sie müde war unter einen baum und schlief ein. ein vorübergehender knecht fand sie und band sie an den baum fest, aber sie erwachte erst um zwölf uhr nachts; erhob und löste sich und wollte nach hause gehen, da verirrte sie sich und kam zu einem felsen, aus welchem ein bär hervortrat, der sie fasste und sprach: 'du dienst jetzt sieben jahre bei mir'. sie folgte ihm in seine höhle und wurde bald so vertraut mit ihm, dass sie ihm nach jahresfrist einen sohn gebar, der gerade aussah, wie ein junger bär. als dieser einen tag alt war, fragte er seine mutter, die er weinen sah, warum sie betrübt sei? sie sprach: 'weil ich stets in der höhle sitzen muss." da ging der bärensohn zu dem stein, der die höhle schloss und versuchte ihn zu heben, aber er konnte ihn nur ein wenig lüften. 'warte bis morgen', sprach er *zu seiner* mutter. am folgenden tage hob er den stein, stieg mit seiner mutter heraus und rief sofort: 'ich rieche eine hochzeit, dahin wollen wir gehen'. das thaten sie, er verdingte sich bei einem bauern, fällte einen ganzen wald, lies sich einen zwanzig centner schweren stock schmieden u. dgl. m.

---

[1] was heisst das? der erzähler wusste es nicht zu erklären, bestand aber fest auf der richtigkeit der sage.

In der magd haben wir die jungfrau wieder, die, ein bedeutender zug, an einen baum des waldes gebunden wird. das könnte fast heissen, sie wurde der gottheit, der der wald heilig war, geweiht, geopfert, wie anderswo die dem drachen zum opfer bestimmte an einen bestimmten ort gebracht werden muss, wo der drache sie abholt. das macht einen andern anfang des märchens wieder wichtig, den ich auch in der Bergstrasse hörte. ihm zufolge war in dem dorf, wo die magd diente, alle sieben jahre kirchweihe und ein knecht begleitete die magd in den wald. die kirchweihen fallen aber mit den grossen opferfesten zusammen. die heldennatur des bärensohnes tritt durch diese version noch klarer hervor, ja noch mehr, seine natur erscheint als göttlich. denn götter erlangen gleich nach der geburt schon völlige grösse und stärke (M. 297).

Der schluss des norwegischen märchens haftet auch an mehreren märchen jener familie, zu welcher KM. 88, Müllenhoff p. 384 gehören. auch da gewinnt ein bär oder löwe eine menschliche braut, doch den meisten gliedern dieser familie fehlt der bärensohn. ich wage darum nicht sie in die untersuchung herein zu ziehen.

Nach dem obigen dürften folgende züge alt und echt sein. eine jungfrau wird der gottheit in dem ihr geweihten wald dargebracht und an einen baum gebunden, wahrscheinlich an den dem gott heiligen. ein grosser weisser bär erscheint und trägt sie auf seinem rücken in eine felsenhöhle, wo sie einen sohn von ihm empfängt und gebiert, der göttliche heldenstärke besitzt.

Die frage drängt sich auf, wer dieser gott war? es muss auffallen, dass im norwegischen märchen die erscheinung des bären dreimal an einem *donnerstag* abend stattfindet. dazu kommt, dass das odenwälder märchen den bärensohn *Peter* Bär nennt. beides kündigt Thôrr an, der als höchste gottheit der Scandinavier auch als deren stammherr gegolten haben wird, wie in den meisten ags. genealogieen Odhinn an der spitze steht. knüpfen die stammbäume bei Snorri u. a. doch gleich an Priamos Thôrr an. Munon ein konig in Troja zeugt mit des Priamos tochter 'Tror, than köllum ver Thôr', und Odhinn wird in denselben erst viel später aufgeführt (M. 1 ausg. XX fg.). Thôrr wird somit der im wald erscheinende göttliche bär sein, von dem nun das ganze volk seine oder seines königsgeschlechtes abstammung herleitet, so ist sein beiname *Biorn* gerechtfertigt. noch im XVIII jh. hatte ein bauer zu Aanen ein lararium, welches er Torbion (= Thorbiorn) nannte (lex. myth. 908. 927.). stand auch Donar in Deutschland nicht so hoch, wie Thôrr im norden, dann war der mythus doch auch bei uns bekannt.

WOHNUNGEN DER GÖTTER.

Nicht nur in ihren himmlischen wohnungen thronen die seeligen götter, sie haben auch auf der erde ihre heiligen wohnstätten, welches in der deutschen sage meistens berge oder brunnen sind.

Ein hirte, knabe, bauer findet die felsensprengende wunderblume und gelangt in den berg, wo er den alten kaiser, den altegn gott findet, wie er mit nickendem oder gesunkenem haupt am tische sitzt, um dessen stein sein bart herumwächst. nachts zieht der gott mit seinen helden um, bei tage ruht er, so wird meine ich die sage ursprünglich zu verstehen sein, bevor sich andere vom weltende mit ihr verbanden. auf Wuotan als den schlafenden deutet vor allem der bart, denn er erscheint als greis, dann aber kündigt ihn gleichfalls die *frage nach den raben* an, denn er fragt: fliegen die raben noch stets um den berg? [1]) es sind Hugin und Munin gemeint, die vom flug um die welt heimkehrend sich auf seine schultern setzen. ferner deutet auf ihn, dass ein kind ausgeschickt wird, *wein* in seinem berge zu holen, dass weinfässer mit wein in seiner eignen haut in solchen bergen liegen, denn er lebt nur von wein.

In diesen bergen schimmert und leuchtet wie in Valhöll alles von *gold* und der kaiser selber ist mit edelsteinen und gold bedeckt, haufen goldes liegen um ihn, der den reichthum schenkt und der glücklich eingedrungene darf sich nehmen so viel er fassen kann.

Wie der nordische Odinn mit Frigga seinen götterthron theilt, so finden wir auch bei dem in den kaiser übergegangenen gott sein weib als frau *Holda*, seine wirthschafterin, oder als eine holdselige jungfrau, welche das schlummermüde götterhaupt hält (DS I. 31.). seine helden liegen gleich ihm schlafend umher oder sitzen mit ihm an reichbeladener tafel, sich am mahle freuend.

---

1) sollte statt des berges nicht die *welt* stehen müssen?

Aber nicht immer wohnt er als der alleinige gott in seinem berg. im Zobtenberg [1]) sitzen an einer runden tafel *drei* männer (l. c. 214). Patzeber findet, als er im keller zu Salurn wein holt, *drei* alte männer an einem tisch (l. c. I. 21.), in der felskluft am Vierwaldstädtersee sitzen die *drei* stifter des Schweizerbundes. das müssen die drei alten höchsten götter sein, denen einst diese orte heilig waren. bei der burg Gattarbor sieht ein jäger *sieben* greise mit kahlen häuptern (DS I. 219), im Altkönig eine frau *sieben* greise (Wolf hess. sag. 2.) und im Auersberg an der Bergstrasse sitzen gar *zwölf* männer an einem tische inmitten unendlicher schätze, doch kommen neben ihnen auch *drei* ritter dort vor (Wolf l. c. I. 2.). die siebenzahl ist jung, alt die drei- und zwölfzahl, denn der götter sind zwölf.

Bedeutsam ist der zug, dass diese männer ein buch, eine mit kreide beschriebene tafel oder ähnliches vor sich haben. Heiling *sitzt* in seinem felsen schreibend an seinem tisch (DS I. 225.), der könig im Lauenburger berg hält einen brief in seiner hand (das. 380), vor den drei männern im Zobten liegt ein buch (das. 214) u. s. w. wenn wir in demselben nicht das buch des schicksals haben, dann kann es nur das des gesetzes sein und dann bezeichnet es die götter in ihrer würde als richter, wie sie unter Yggdrasil zusammenkommen.

Die christliche umbildung dieser sagen behielt die heiligkeit dieser berge treu bei, nur wandelte sie die götterwohnung in eine wohnung Gottes und versetzte dome und kapellen in die berge. im Untersberg sah ein bürger von Reichenhall auf einer schönen wiese eine *kirche* mit zweihundert altären und mehr als dreissig orgeln. auch Lazarus Aigner sah nach dem volksbuch ein grosses kloster in dem berg, daneben einen *brunnen* mit schneekaltem wasser, ringsherum schönen grünen *wald*. aus der kirche führt ihn ein mönch in den *speisesaal* und zeigt ihm viele *bücher*, auch durch dessen fenster eine menge von leuten, *kaiser*, könige, bischöfe und herren, die auf der *wiese* lustwandeln. auch *kaiser Friedrich* sehen sie, aber mit *grauem bart*. ein kohler vom Fichtelberg sah im Ochsenkopf eine kirche, darin hingen gold und silber wie eiszapfen am gewölbe, perlen und edelsteine in langen schnüren. der brunnen ist aber jener der unsterblichkeit, der speisesaal der, worin Odinn mit den Einheriern speist, die bücher erinnern an die, welche die männer im berg in händen halten, der wald ist jener darin der götterherr an der spitze der seinen zur jagd zieht, und die kaiser, könige und bischofe sind götter, als deren haupt, der graubärtige Wuotan, der alte Friedrich steht.

---

[1]) auf dem ein ritter Hammerschlag genannt gewohnt haben soll, der die leute mit einem hammer todt schlug. Bechst. sagenb. 511.

Genau damit übereinstimmend, nur ausführlicher schildert uns das märchen palläste der götter. sie kommen in demselben vor unter dem namen das *goldschloss* oder das *goldne königreich*, denn in den wohnungen der himmlischen herrscht das gold.

Die bedeutendste aller schilderungen desselben enthält das überhaupt sehr wichtige märchen von den eisernen stiefeln (Wolf d. hausm. 198), doch wird es nöthig sein, bevor wir zu den götterpallästen selbst übergehen, den weg anzugeben, den sterbliche nehmen müssen, um dahin zu gelangen. alle märchen stimmen darin überein, dass die göttlichen wohnungen jenseits eines *wassers* oder mehrer wasser und grosser *wälder* liegen, jedoch auch da bedarf es noch höherer hülfe, um zu ihnen zu gelangen, denn sie befinden sich selten auf der erde, meist in der geheimnisvollen blauen himmelsferne.

In dem eben genannten märchen will der prinz ins *himmelreich*. er kommt zuerst zu einem grossen wald, dann an ein grosses wasser, an dessen ufer ein einsiedel wohnt. diesen fragt er, ob er ihm nicht sagen könne, wie er den weg zum himmelreich finde? der einsiedel antwortet: 'ich kann dir das nicht sagen, ich wohne bereits dreihundert jahre hier und sah in all der zeit keinen menschen, aber mein bruder weiss es, der jenseits des wassers wohnt'. dann gibt ihm der einsiedel einen kahn, der von selbst fährt und der prinz kommt glücklich zu dem zweiten einsiedel, der an einem zweiten wasser wohnt. dieselbe frage, dieselbe antwort, dieselbe fahrt zu dem dritten einsiedel. dieser antwortet, auch er wisse nicht, wo das himmelreich liege, aber im obern stock seines hauses wohnten allerlei *vögel*, die könnten es wohl sagen. der prinz wendet sich an die vögel, die erwiedern, sie konnten es nicht sagen, da sie nicht alle beisammen wären; der vogel greif sei ausgeflogen und zwar zum himmelreich, wenn er wiederkomme, werde er weitere nachricht geben. endlich kommt er, der prinz fragt ihn und der greif fasst ihn in seine klauen und trägt ihn in das himmlische paradies.

Ganz auf dieselbe weise kommt in einem andern märchen (das. 286) der prinz zu dem schloss des *jägers* Grünus Krawalle, nur wird er nicht durch einen vogel hingetragen. in dem niederländischen märchen vom goldnen schloss (DMS. 5.) sind es nicht drei einsiedler zu denen der könig, welcher seine frau sucht, kommt, sondern die königinnen der drei thierreiche, und die königin der vögel gibt ihm den storch als geleitsmann mit, der ihn auf seinem rücken in das goldschloss trägt.

Ein dreifacher kreis von wäldern und wassern, welche letztere in dem märchen vom goldnen königreich (d. hausm. 40.) Irrewellen, Grausam und das Allerschlimmste heissen, bildet somit die grenze der erde, welche von drei wächtern bewahrt ist oder bewohnt von drei göttlichen thierköniginnen. ist sie überschritten, dann muss wer zu den himmlischen wohnungen vordringen will, noch ein fluggewand haben, oder auf eines vogels rücken die heiligen höhen erfliegen. das also erreichte schloss wird aber so beschrieben: wie von purem gold strahlend leuchtet es in der sonne inmitten eines schönen gartens voll der prächtigsten blumen und bäume. vor dem schlosse liegt ein grosser teich, in dem eine furchtbare schlange ruht (das. 207.). ebenso heisst es von dem schloss des Karlequintes im berg Muntserrat: alles war daran von gold bis zu den ziegeln auf dem dach[1], die fenster sahen aus wie grosse diamanten. in einem weiten hof sprangen drei brunnen, der der schönheit, der des lebens und der des todes. im innern herrschte die grösste pracht, die man sich nur denken kann (das. 57.).

Diese schilderung passt durchaus zu jener, die Snorri von Valholl macht, nur fliessen in ihr vorstellungen zusammen, die wir zu trennen haben. dass der Karlequintes in dem schloss wohnt, bestätigt Valholl, der teich mit der schlange ist ihm aber fremd, denn die schlange ist der Midgardsormr und sie gehört in das letzte der erdumgürtenden wasser. auch passt die schilderung zu jener des irdischen bergschlosses oder der kirche, des domes, die an dessen stelle traten. sie erheben sich inmitten einer grossen wiese, sie leuchten golden, ein brunnen springt in ihrer nähe. dem hochsitz des kaisers am steinernen tische aber entspricht in dem schloss im himmelreich das I, 23 besprochene gartenhäuschen, dessen betreten dem prinzen verboten ist, von dem aus er die ganze welt übersieht und in der welt zunächst seines vaters schloss erblickt; der von dem persönlichen Gott als thron erwählte altar der kirche, also der reine Hlidskialf, so dass, wenn wir noch das nächtliche heitere leben in dem schloss dazu nehmen, an dem vollständigen bild von Valholl wenig gebricht.

Wie die schilderung des weges zu diesem göttlichen pallast in märchen überging, die ihn sonst nicht kennen, ja wie sie selbst einigermassen verändert auf die auch ausserhalb der erde liegende hölle bezogen wird, so dass die drei einsiedlerhäuschen und drei wohnungen der thierköniginnen zu drei höllenthoren gemacht werden (Meier märchen 59.), so ist auch hier das haus des götterherrn auf eine persönlichkeit bezogen, die ihm ursprünglich fremd war, auf Idunn (vgl. ob. unsterblichkeit). weil vor Wuotans pallast der brunnen der unsterblichkeit unter dem baum des lebens springt, welche beide Idunn hütet, darum lies das märchen ihr den ganzen pallast mit baum und quelle folgen, als sie geraubt ward, so dass der alte begriff als einer wohnung Wuotans fast abhanden gekommen wäre, hätten Karlequintes und der Hlidskialf ihn uns nicht gesichert und gerettet. dass aber Idunns und Wuotans wohnsitze also wechseln können, sagt uns, wie sie in ihrem äussern, besonders in dem goldglanz, einander gleichen, und so dürfen wir denn ein gleiches auch von allen andern götterwohnungen annehmen.

---

[1] einen goldnen ziegelstein bekommt ein taglöhner auf dem Waldstein. Bechst. deutsch. sagenb. 577.

* Eine vergleichung der unserigen mit verwandten ausserdeutschen märchen wird diese verhältnisse noch klarer machen. in dem schwedischen bei Cavallius und Stephens VIII (Oberleitner 175) wird das schloss nach seiner lage genannt das *schöne* schloss östlich von der sonne nördlich von der erde. der weg dahin führt auch durch wälder und an den wohnungen der thierköniginnen vorüber, der vogel Phönix trägt den jüngling in das schloss, das von *gold und silber glänzt*. auch das folgende märchen IX vom lande der jugend kennt denselben weg durch die wälder und die reiche der thierköniginnen, aber von allen ähnlichen märchen abweichend wird der jüngling darin zuletzt nicht von einem vogel sondern von einem wallfisch nach dem *jugendlande* getragen. das ist hier weit richtiger als der flug auf dem vogel, denn Idunn, die von dem jüngling zu befreiende jungfrau, ist in der riesen gewalt, ihr aufenthalt also nicht in den himmlischen wohnungen, sondern auf erden in Jötunheim und das liegt an der erde äusserstem rand. das norwegische märchen weiss von Soria Moria schloss, welches Halvor *gross und schimmernd* in der ferne erblickt, das auch jenseits des meeres liegt (Asbiörnsen und Moe n. 27.), so dass auch hier die überlieferung treuer als in Deutschland sich an den mythos anschliesst.

Den Polen liegt das goldne schloss mit dem goldapfelbaum auf dem glasberg, der im deutschen märchen eine andere bedeutung hat und eher auf wohnungen der elben hinweist (Woycicki 115. 156.). Bei den Wallachen (Schott

177.) ist das schloss auch ein glasberg, bei den Russen steht an der stelle des glasbergs ein goldener berg (Dietrich 51.). in allen diesen märchen klingt eine fahrt nach Elbenheim oder Riesenheim nach, da der held zu lande oder zu wasser sein ziel erreicht; nur in jenen ist ein götterpallast in dem goldschloss zu suchen, in welchen der held von einem vogel getragen das goldne schloss erreicht. ihnen allen aber können wir schon weiter nachgehen, sie waren schon den *Ariern* bekannt.

Somadeva erzählt im fünften buch von Katha Sarit Sagara die geschichte des Saktivega, königs der Vidyadharas, die so innige verwandtschaft mit den hervorgehobenen beiden märchen meiner sammlung zeigt, dass die übereinstimmung an einigen stellen wörtlich ist [1]. ich lasse die indische erzählung, welche uns auch nach andern seiten hin aussichten eröffnet, in ihren hauptzügen folgen.

In der stadt Vardhamâna lebte der mächtige könig Paropakâri mit seiner gemalin Kanakaprabhâ. diese gebar ihm eine tochter, welche er nach der mutter Kanakarekhâ nannte. als diese das jungfräuliche alter erreicht hatte, begann der könig auf ihre vermälung zu denken, aber sie wollte nicht davon hören, es sei denn, dass ein brahmane oder krieger um sie werbe, der so glücklich gewesen sei, die *goldene stadt* gesehn zu haben. da liess der könig durch trommelschlag verkünden: 'welcher brahmanen- oder kriegerjüngling die goldene stadt gesehen, der spreche, ihm gibt der könig seine tochter zur gattin und ernennt ihn zu seinem nachfolger im reiche.' das hörte u. a. auch der brahmane Saktideva, ein leichtsinniger mensch, der im spiel sein ganzes vermögen verloren hatte, und er beschloss bei sich, dem könig vorzulügen, er habe die goldene stadt gesehen. er wurde sogleich zu Kanakarekhâ geführt, die ihn fragte, auf welchem wege er denn nach der goldstadt Kanakapuri gelangt sei? er nannte verschiedene städte, die er passirt habe, von der letzten Paundravardhana sei er weiter gegangen und zu der goldstadt gekommen. 'sie erschien mir, sagte er, als ein ort der freude und der lust für alle, die gute werke gethan haben, deren schönheit man mit unverwandten augen hinblickend geniessen musste, *der stadt des Indra in allem vergleichbar*.' da liess ihn die königstochter durch ihre dienerinnen aus dem pallast hinausweisen und ging zu ihrem vater, dem sie meldete, der brahmane sei nur ein betruger; sie wolle nun abwarten was die zukunft bringe. von nun an liess der könig täglich die frühere bekanntmachung wiederholen, ob sich vielleicht ein reisender fände, der die goldstadt gesehen, aber immer vergebens.

---

[1] Zur beseitigung jedes zweifels an der treue meiner aufzeichnung bemerke ich nur, dass meine sammlung im jahr 1840 niedergeschrieben wurde, ich den Somadeva aber erst drei jahre später zum erstenmale las.

Saktideva aber hatte seinen plan die Kanakarekhâ zu erwerben keineswegs aufgegeben und beschloss die erde so lange zu durchziehen, bis er Kanakapurî gefunden. er wandte sich nach süden, durchschritt die grossen *waldungen* des Vindhyagebirges und kam zu einem grossen mit kühlem wasser gefüllten see, an dessen nördlichem ufer eine *einsiedelei* stand. da sass am fuss eines geweihten feigenbaumes von vielen büssern umgeben der fromme greis Sûryatapas, von alter ganz gebleicht. Saktideva verbeugte sich ehrerbietig vor ihm, er fand freundlichen empfang und fragte bald, ob Sûryatapas nicht wisse wo die goldene stadt liege? der heilige sprach darauf: 'mein sohn, acht jahrhunderte sind an mir in dieser einsiedelei vorübergegangen, aber niemals habe ich etwas von dieser stadt gehört'[1]. verzweifelt rief Saktideva aus, dann wolle er die erde durchwandeln bis er sterbe, da sprach der heilige: 'wenn du bei deinem entschluss beharrst, so thue was ich dir sage. dreihundert meilen von hier liegt das land Kâmpilya, dort ist ein berg Uttara genannt, auf welchem sich eine einsiedelei befindet; hier lebt mein älterer bruder, der ehrwürdige Dîrghatapas, zu diesem gehe hin, vielleicht kennt er als ein bejahrter mann jene stadt'[2]. Saktideva machte sich mit neuer hoffnung auf den weg und kam zum heiligen Dîrghatapas, den er auch nach der goldenen stadt fragte. der antwortete: 'trotz meines hohen alters ist es heute zum erstenmale, dass ich von dieser stadt höre. ich habe keinen umgang mit wanderern, die aus fernern ländern kommen, daher habe ich nie von dieser stadt gehört, noch viel weniger sie je gesehen'. dann weist er ihn zur insel Utsthala, wo der reiche fischerkönig Satyavrata wohne, der zu fernen ländern reise, der werde wissen, wo Kanakapurî liege. Saktideva besteigt nun ein schiff und fährt über das meer, aber ein sturm erhebt sich, das schiff versinkt und den Saktideva verschluckt ein fisch. dieser kommt durch des schicksals macht getrieben ans land, wo des Satyavrata diener ihn fangen und aufschneiden, da springt Saktideva lebend daraus hervor. er fragt den fischerkönig nach der goldstadt, aber auch dieser kennt sie nicht und führt ihn in ein brahmanenkloster, wo er seinen verwandten, den brahmanen Vishnudatta findet, der ihn tröstet mit der aussicht, einer der vielen in der stadt ankommenden kaufleute werde schon sagen können, wo Kanakapuri liege. am andern morgen kommt Satyavrata und sagt, er habe nun mittel und wege gefunden, wie Saktideva zu seinem ziele kommen werde. mitten im meere liege die herrliche insel Ratnakûta, wo der hochheilige Vishnu in einem tempel am ufer des meeres herrsche. dort kämen am zwölften tag des zunehmenden monds im monat Ashâdha zur zeit der grossen feste von allen inseln leute zusammen, den gott zu verehren. es sei wohl möglich, dass einer davon die goldstadt kenne. Saktideva besteigt sogleich das von Satyavrata geführte schiff und segelt mit ihm über die fluthen. unterwegs wird aber das schiff unwiderstehlich auf einen strudel zugerissen, der sich unter einem feigenbaum öffnet. Satyavrata merkt es, erkennt alles für verloren und räth nur noch dem Saktideva, sich, während er das schiff anzuhalten sich bemühen wolle, an den zweigen des feigenbaums festzuklammern, vielleicht werde er so gerettet. dies gelang. gegen abend versammelten sich eine menge von *riesenadlern* auf dem baum, ruhten auf den zweigen aus und *redeten* in menschlicher sprache mit einander. jeder erzählte, wo er gewesen war, und ein bejahrter vogel sagte: 'ich war heute ausgeflogen, um in der goldenen stadt mich lustwandelnd zu erfreuen, morgen werde ich wieder dahin gehen und da kein weg mich ermüden kann, wäre er auch noch so weit, werde ich bequem die wunderstadt erreichen.' nun glaubte sich Saktideva gerettet; als der vogel eingeschlafen war, klammerte er sich vorsichtig auf seinem rücken zwischen den flügeln an und so flog der adler ohne ihn nur zu fühlen am andern morgen fort und zu der goldenen stadt, wo Saktideva von seinem rücken heruntersprang[1]. zwei mädchen begegneten ihm und antworteten auf seine frage, welches land dies sei: 'dies ist die goldene stadt, *der wohnsitz der Vidyâdharas* und hier herrscht jetzt die Vidyâdharî, Chandraprabhâ genannt.

---

[1] 'ich wohne bereits seit dreihundert jahren hier aber noch hat mich keiner nach dem himmelreich gefragt'. Wolf d. hausm. 266. 'ich kenne alle menschen in der welt, aber einen solchen namen (Grunus Kauwalle) gibt es nicht'. das. 288.

[2] 'Mein bruder weiss es wohl, der wohnt dreihundert meilen von hier, wenn du ihn fragen willst, wird er dir es sagen'. l. c. 205; 'tausend stunden von hier wohnt ein einsiedler im wald, der weiss es' 289 variante von p. 205: 'dreihundert meilen von hier wohnt mein bruder, der ist älter als ich, der kann es dir sagen'.

---

[1] den könig trägt der storch auf seinem rücken in das goldne schloss. DMS. 5 den prinzen der greif in seinen klauen. d. hausm. 207.

als königin'. er wird zu ihr geführt und erzählt ihr sein schicksal. da versinkt sie in tiefes nachsinnen und entdeckt ihm heimlich den zusammenhang Kanakarekhâs mit Kanakapuri. dem könig der Vidyâdharas, Sasikhanda, wurden vier töchter geboren, deren älteste Chandraprabhâ selbst ist. die drei andern gingen eines tages an das ufer der Mandâkinî, um dort zu baden, und bespritzten übermüthig den heiligen Agryatapas, der im wasser stehend seiner busse oblag, mit wasser. erzürnt sprach der heilige den fluch aus: 'leichtsinnige mädchen, werdet alle in der irdischen welt geboren'. vergebens bemühte sich der vater den muni zu besänftigen, er verkündigte jeder noch insbesondere, wie ihr fluch enden werde und verlieh ihnen auch die dauernde erinnerung an ihr früheres dasein und dass göttliches wissen sie in der irdischen welt schmücken solle. so verliessen denn die drei schwestern ihren himmlischen leib und stiegen in die welt der menschen hinab. der trauernde vater aber zog sich in einen wald zurück und übergab der Chandraprabhâ die regierung. diese wählt nun, sich auf einen traum stützend, in dem die mutter der götter ihr einen sterblichen gemahl verhiess, den Saktideva zum gatten. sie will zu ihrem vater gehen, ihn deswegen zu befragen, und erlaubt dem Saktideva, überall in dem pallast herumzugehn, nur auf die mittlere terrasse dürfe er nicht steigen1). dann verlässt sie ihn und er beginnt seine wanderung durch den pallast. die neugier lässt ihm aber nicht lange ruhe, er will wissen warum die Vidyâdhari ihm verboten habe auf die mittlere terrasse zu steigen und geht hinauf. da findet er drei verschlossene gemächer2). er öffnet des einen thür und sieht auf einem diamantenen lager ein bett ausgebreitet, darauf ein mit einem seidentuch zugedecktes mädchen schläft. er hebt das tuch auf und erkennt seine geliebte, die tochter des königs Paropakâri. sinnend verlässt er das gemach und öffnet die beiden andern, in denen er gleichfalls schlummernde jungfrauen findet. dann tritt er aus dem pallast und setzt sich draussen nieder. da sieht er unter sich einen schönen see, an dessen ufer ein reich mit edelsteinen geschmücktes pferd grast. er steigt von der terrasse herab und geht auf das pferd zu, um sich darauf zu schwingen, da schlägt es aus und wirft ihn mit einem schlag in den see hinein. er taucht tief unter, als er wieder zur oberfläche kommt, findet er sich in dem teich, der

---

1) überall darf der prinz herumgehen, nur nicht in das gartenhäuschen d. hausm. 211.

2) im märchen der thron der h. dreifaltigkeit.

in dem garten seines vaters in der stadt Vardhamâna liegt[1]. erstaunt steigt er aus dem teich und geht in seines vaters haus, der ihn freudig empfängt. am folgenden tag hört er die bekanntmachung wieder unter trommelschlag verkünden, dass wer Kanakapuri gesehen, die königstochter zur gemahlin haben solle. er meldet sich und wird nur mit mühe zum zweitenmale vorgelassen. da fragt er Kanakarekhâ vor allem, wie es möglich sei, dass sie als leiche in der goldstadt liege und hier lebend umherwandle? nun erkannte sie, dass er dort gewesen war und der ihr vom geschick bestimmte gatte sei, nun konnte sie zur seligkeit ihrer Vidyâdhara heimath zurückkehren, sie verliess ihren irdischen leib und verschwand[2]. traurig schied Saktideva aus dem pallast, wo er seine zweite geliebte verloren hatte, gewann aber bald vertrauen auf des heiligen ausspruch, dass er der gatte Kanakarekhâs werde, und ging dem meere zu. da setzte er sich zu schiffe und fuhr zu der insel Utsthala, wo ihn Satyavrata's söhne sahen und über ihres vaters schicksal befragten. er erzählte ihnen alles der wahrheit gemäs, aber sie glaubten ihm nicht, erklärten ihn als den mörder ihres vaters und wollten ihn am folgenden morgen vor dem bild der Chandikâ als sühnopfer hinrichten lassen. gebunden in den schrecklichen tempel der göttin gebracht, betete er um rettung zu ihr und sah im traum eine frau von himmlischer schönheit, welche ihn tröstete und sprach, die söhne des fischerkönigs hätten noch eine schwester Vindumatî, welche ihn zum gemahl begehre; er solle ihr willfahren, denn sie sei eine durch fluch vom himmel auf die erde verbannte. am morgen kam Vindumatî, Saktideva nahm sie als gattin an und die von Chandikâ im traum eines bessern belehrten brüder fügten sich gern. die vermählung fand der heiligen sitte gemäs statt und Saktideva lebte vergnügt mit seiner himmlischen frau.

Eines tags erzählt Vindumatî ihrem gatten zufällig, sie sei zur strafe für die geringe verletzung einiger kühe in dem fischergeschlecht geboren worden. Saktideva fragte sie weiter über ihre herkunft aus und sie will alles sagen, sobald er zu thun verspreche, was sie ihm geheimnissvolles mittheilen werde; er beschwur es mit einem eid. da sprach sie, noch heute werde er auf der insel eine zweite gattin erhalten, die nach kurzer zeit schwanger werde. im achten monat nach ihrer empfängnis müsse er ihr den leib aufschneiden und ohne mitleid zu beweisen, das kind herausreissen. Saktideva dachte schaudernd, was das für einen grund haben möge, da fuhr sie fort, es sei ein verborgener grund dabei, er müsse nur so thun, wie sie sage. sie sei eine Vidyâdhari gewesen und auf die erde verbannt, weil sie die saiten mit den zähnen zerbiss und auf ihre laute spannte. in diesem augenblick stürzte einer ihrer brüder herbei und meldete ein *riesiger eber bedrohe die gegend*. Saktideva schwang sich zu ross und schoss einen pfeil auf den eber ab, der verwundet in eine höhle floh. Saktideva folgte ihm und fand in *der höhle einen prächtigen lusthain mit einem pallast*, zugleich sah er ein *wunderschönes mädchen*, das bestürzt auf ihn zueilte. er fragte sie um die ursache ihrer angst und sie sagte, ein dämon habe sie, deren name Vindurekhâ, dem hause ihres vaters, des königs Chandavikrama, entführt und in die höhle geschleppt. heute sei er als eber ausgegangen nahrung zu suchen, aber von einem muthigen helden verwundet eben im pallast gestorben. Saktideva sprach, er sei der ebertödter und nannte seinen namen, worauf das mädchen rief: 'dann sei du mein beschützer und gemal'. Saktideva willigte ein und führte Vindurekhâ in seine wohnung. sie wurde bald schwanger. im achten monat erinnerte Vindumati ihn an sein gelübde und er ging traurig zu Vindurekhâ, die schon darum wusste und ihn zu dessen erfüllung antrieb. noch zögerte er, da scholl eine stimme vom himmel: 'o Saktideva, reiss ohne alle furcht das kind aus ihrem schoosse, in demselben augenblick wo du es mit der hand an den hals fassest, wird es zu einem schwerte werden'. so geschah es und zugleich sah Saktideva sich in einen Vidyâdhara verwandelt, Vindurekhâ aber war verschwunden. er ging zu Vindumati und erzählte ihr alles, da eröffnete sie ihm, sie seien drei töchter des Vidyâdharakönigs, die durch einen fluch aus der goldstadt verbannt worden. den fluch Kanakarekhâ's habe er in Vardhamâna sich lösen sehen, der fluch der zweiten schwester sei eben gelöst worden, sie sei die dritte schwester und ihr fluch ende auch heute, darum müsse sie nach Kanakapuri zurück, wo ihre drei Vidyâdhara leiber ruhten und ihre schwester Chandraprabhâ wohne. dahin solle auch er durch seines schwertes zaubergewalt rasch gehen[1]) und ihr vater werde ihm die vier schwestern als gattinnen geben, Saktideva selbst aber beherrscher von Kanakapuri werden. beide eilten nun *auf dem wolkenpfad* zur goldenen stadt, die drei frauen, welche er auf dem diamantlager gesehen hatte, neigten sich begrüssend vor ihm und die vierte schwester Chandraprabhâ empfing ihn mit segensspruch. alle gingen zu dem alten könig, der die vier töchter dem Saktideva zu gattinnen gab und ihm seine schätze, seine herrschaft und seine zauberkräfte übertrug. unter dem neuen Vidyâdharanamen Saktivega zog der glückliche in den von gold schimmernden pallast ein und genoss dort mit seinen vier frauen der höchsten seeligkeit[1].

---

[1] der prinz kehrt zur erde zurück und kommt in seines vaters schloss. d. hausm. 712.

[2] Ferdinand ruft seine frau, sie erscheint und verschwindet wieder. das. 713.

---

[1]) Ferdinand kehrt zum paradies zurück und wird mit der prinzessin vermählt. das. 215.

Wir haben zunächst den gewinn zu betrachten, den diese reiche sage für die verwandtschaft unserer und der arischen götterpalläste ergibt. der weg auf dem sterbliche zu ihnen gelangen ist in beiden derselbe: der durch den wald, das wasser und die luft. bevor Saktideva den ersten betritt muss er an zwei einsiedlern vorüber, im deutschen an drei, deren letzter die vögel des himmels in seinem hause hegt, oder auch an den drei thierköniginnen vorüber, deren letzte über die vögel herrscht; statt ihrer steht im schwedischen die der fische. jedenfalls ist das deutsche märchen und seine verwandten in Europa von dem besuch bei dem zweiten einsiedel an viel einfacher als das indische und verdient in sofern den vorzug vor ihm, doch scheinen viele der züge, welche das letztere mehr hat, zu seinem wesen zu gehören, so dass es vollständiger aussieht. der dritte einsiedel wird in ihm schwerlich gefehlt haben, das scheint die vorliebe für die heilige dreizahl, welche allen völkern gemein ist, zu fordern, dafür spricht auch die vollkommene übereinstimmung der europäischen märchen in diesem punkt; dem dritten würden dann auch im arischen märchen die vögel zufallen, wie der zweite, Dirghatapas, der auf dem berge wohnt, wohl herr der vierfüssler war, der erste aber der am see wohnt, würde dann herr der fische sein. trifft diese naheliegende vermuthung zu, dann stimmten einst die beiden märchen, das arische und deutsche in diesem punkt überein und der dritte einsiedel gehörte in jenem unter den unpassender weise mitten im wasser stehenden feigenbaum, auf dem sich die riesenadler versammeln. der brahmane hatte auch die drei reiche des waldes, des wassers und der luft durchzumachen um in die götterwelt zu dringen. der goldpallast Kanakapuri ist aber wörtlich das goldne schloss des belgischen, das goldne königreich oder das himmelreich des deutschen märchens; die grösstmögliche pracht, der höchste glanz strahlt dort auf den höhen des Vidyâgebirges, wie in Deutschland ausser in jenen pallästen des märchens auch in den bergpallästen und kirchen, welche die götter bewohnen. nur die bewohner selbst sind andere; als Vidyâdharas stehen die von Kanakapurî unter den göttern, deren diener sie sind, die wohnung selbst ist aber der stadt des Indra in allem vergleichbar.

---

[1] Katha Sarit Sagara. Sanskrit und deutsch, herausgegeben von Dr. Hermann Brockhaus. Leipzig und Paris 1839, p. 129 flg.

Wichtig ist die verwandtschaft der verbotenen terrasse mit der verbotenen thür unserer märchen. in dem von den eisernen stiefeln ist das verbotene gartenhäuschen der stuhl Wuotans, von dem aus man die ganze welt übersieht (I. 23.), und wer ihn besteigt, den erfasst sehnsucht nach der erde. in dem arischen märchen ist keine spur davon; Saktideva soll die drei ihm vom schicksal bestimmten geliebten nicht in ihrem Vidyâdharaleib schauen, darum ist ihm der eingang zur terrasse verboten. der grund warum diese terrasse in dem deutschen märchen auf den stuhl des höchsten der götter bezogen wird, scheint darin zu liegen, dass sie drei *verbotene* gemächer enthält, die an den unnahbaren thron des dreieinigen gottes erinnerten, sowie auch darin, dass die in diesen gemächern schlummernden oder scheintodten mit der erde in engster verbindung stehen. dass die terrasse aber statt des stuhles steht, dass er gerade in das gartenhäuschen überging, zeugt wieder dafür, wie fest der stuhl in dem mythus haftet, der den 'eisernen stiefeln' zu grunde liegt. dieselbe, beiden völkern gemeinsame idee hat hier nur andere gestaltung gewonnen, wie dort.

Die zusammenkunft der adler auf dem baum und ihre unterredung ist ein zug, der ähnlich im deutschen märchen oft vorkommt. es sind meist drei thiere, die zusammenkommen und zwar durchgängig entweder drei raben oder bär, fuchs und wolf. jene wie diese haben mythische bedeutung, ja die raben gleichen darin, dass sie sich über begebenheiten des tages besprechen, ganz den zwei göttlichen raben, die dem Odhinn alles ins ohr raunen, was auf der welt vorgeht. auch dieser *zug* unserer märchen reicht also hoch hinauf.

Eine andere merkwürdige verwandtschaft blickt in der geschichte von dem eber durch, den Saktideva jagt[1]. der führt den brahmanen zu der höhle, worin Vidurekhâ in prächtigem pallast gefangen liegt. so wird ja der isländischen sage zufolge Odinn durch einen hirsch zur höhle geführt, in der Baldr wohnt, so führt in der deutschen hirsch und *eber* die liebenden oft zusammen (I, 181.). nur erscheinen diese thiere mehr als götterboten, während das arische märchen einen nach nahrung ausgehenden hungerigen dämon in dem eber sieht, der wieder an den bär erinnert, welcher bei Saxo der geraubten jungfrau speise holt und von dem herrn der heerde erschlagen wird. dass aber in der höhle, also im *berg* der pallast sich findet, gemahnt wieder an die deutschen bergpalläste der götter.

---

[1] sie kehrt Katha Sarit Sagara (deutsch) p. 43. noch einmal wieder. als der indische könig Chandamahâsena mit seinem von der göttin Chandikâ empfangenen schwert in einen wald kam, sah er dort einen furchtbaren eber von ausserordentlicher grösse, der zusammengerollt auf dem erdboden lag. der könig schoss viele scharfe pfeile auf ihn ab, ohne ihn jedoch zu verwunden, der eber aber stürzte den wagen des königs um, floh dann und lief in eine höhle hinein. da sprang der könig rasch vom wagen, eilte dem eber von zorn glühend nach und behielt als einzige waffe seinen bogen

Diese züge und die eigenthümlich indische ausbildung einzelner theile abgerechnet, stimmt das arische märchen vollkommen zu dem von den eisernen stiefeln. weiter über diese einstimmung zu urtheilen, verbietet noch die nur mangelhafte kenntnis der reichen indischen literatur und des tiefern zusammenhangs indischer und deutscher götterlehre.

Oft werden in dem märchen die wohnungen der *göttinnen* beschrieben, zumeist jener der frau Holda in ihrem brunnen. auch da finden wir das gold vorherrschend und selbst bäume und thiere leuchten in seinem schein. der göttin wird wie auch den göttern ein schloss, ein pallast beigelegt, der, als sie zur hexe hinabstieg, sich mit ihr wandelte und zum armen hüttchen wurde. selbst die nassen wohnungen des herrn der

haltend ebenfalls die höhle. als er weit gegangen war, sah er eine *grosse und herrliche stadt*, erstaunt setzte er sich an das ufer eines dabei liegenden sees nieder. während er dort sass, bemerkte er ein mädchen, das von hundert von dienerinnen umgeben lustwandelte. sie kam langsam heran und mit jedem schritte mehr ergoss ihr auge einen strom von liebe über den könig herab. sie fragte ihn dann: 'wer bist du edler mann und warum bist du jezt hierher gekommen?' als der könig ihr alles erzählt hatte, entströmte ihren augen eine fluth heisser thränen und zugleich mit diesen schwand die festigkeit aus ihrem herzen. besorgt fragte der könig: wer bist du und warum weinst du? hierauf antwortete das schöne unschuldige mädchen: der eber der hier hineinfloh ist ein Asura und heisst Angâraka, ich o könig bin seine tochter Angâravatî genannt. sein leib ist von diamant gemacht; diese hundert königstöchter, die du hier siehst, hat er gewaltsam aus den pallästen der könige geraubt und mir zur gesellschaft gegeben. mein vater war ursprünglich ein Asurafürst, aber durch einen fluch wurde er in einen Râkshasa verwandelt. als er dich heute im walde traf, war er abgemattet und von durst gequält, darum liess er dich gehen; jetzt ruht er aus, nachdem er seine ebergestalt abgelegt hat. . . . Chandamahâsena erfährt, dass der Asura in der linken hand verwundbar ist, schiesst ihm hinein, dass er stirbt und nimmt Angâravatî als gemalin zu sich.

gewässer sind in dem indischen und damit jedenfalls auch in dem deutschen mythos von gold:

sieh wie das haus des herrn der gewässer
so reich und schön ist überall.
es ist von gold und glänzende waffen [1]),
die den gestürzten Danawern
die götter abgewannen im kampf,
sie leuchten unvergänglich hier.

(Holtzmann ind. sagen I, 125.)

Dem gläsernen berg, vor dem ein brunnen springt, der also mit dem goldschloss identisch ist, steht d. hausm. 217 in der 'schönen schwanenjungfer' gegenüber die '*finstere welt*.' sie wird als dunkel wie ein sack geschildert und liegt jenseits eines dunkeln waldes. der vogel Greif bringt den jäger dahin. der hört das rauschen eines wassers, kriecht auf händen und füssen darauf zu und kommt zu einer brücke, welche über den rauschenden strom führt. auf der andern seite erblickt er von fern ein licht, das trägt seine schwanprinzessin in der hand; finstere geister erscheinen bei der nacht und wollen ihn von ihr reissen, aber er hält aus und erlöst sie dadurch. dies ganze bild passt zu der eddischen schilderung der wohnung der finstern, gräulichen Hel, nur sind die düstersten züge weggefallen. auch Hermodr ritt ja durch dunkle thäler zu dem rauschenden Gioll, über den eine brücke führt, die mit gold belegt ist und dem regenbogen, der götterbrücke Bifrost gegenübersteht. wie diese von Heimdall, so ist jene höllenbrücke von Modgudr bewacht, die vielleicht in jener jungfrau steckt, welche der schwanjungfrau zur seite geht.

Da schon die häuser der götter von gold sind, so dürfen wir annehmen, dass auch alles andere, was sie umgibt, dass alles geräth aus dem edelsten der metalle bestand, dass ihr ganzes leben ein '*guldin leben*' [2]) ist. das märchen belehrt uns über diesen punkt ausführlich. golden ist die brücke, welche zu göttlichen wohnungen führt (Meier märch. 23.), gold kocht in den kesseln (Zingerle I, 195.), goldmehl liegt aufgeschüttet da (norweg. m. 154.). wir finden goldschwerter, goldlampen, goldharfen, goldpelze, goldschlüssel schon im besitz der riesen (schwed. m. 27. 30. 103.), wie viel eher besassen sie die götter. wir begegnen dem goldkamm, der goldflöte (Bechst. m. 177.), dem goldrocken und haspel und rad (das. 178. 252.), dem goldstab und goldschuh

---

[1]) wie Asgard mit goldschilden gedeckt ist.
[2]) von Lassberg liedersaal I, 238.

(Meier m. 17. 19. Zingerle I, 135.). golden ist der wagen Holdas und Perahtas, golden selbst der sand am Untersberg (Schoppner I, 12.). ja die pflanzen und früchte sind von gold, wie die blume der jungfrau, die sich stets in gold wandelt, wie der zweig am hut des schäfers (Sommer 2.) u. a. m.; selbst die thiere, wie der goldbock (schwed. m. 36.), goldvogel (Bechstein m. 145.), das goldhuhn (Woycicki 108.), die goldente (Meier märchen 63.), der goldhahn (das. 261. Bechstein m. 258. schwed. m. 27.), das goldross (Schott 255. schwed. m. 59.) mit goldnem sattel (das. 288.), die goldhenne und goldgans (Schott 242. schwed. m. 158. norweg. m. II, 159.), der goldhirsch u. v. a. lehren, die stets in verbindung mit höhern wesen stehen. und woher dies gold, selbst im pflanzen- und thierkörper? weil gold, das kraft gebende (Bechstein m. 245.), das schönheit verleihende, die ganze götterwelt durchdringt, in den quellen rauscht, im regen niederströmt, dem baum und der blume nahrung gibt und durch sie wieder das thier nährt. wir haben für letzteres ein bedeutendes zeugnis in der sage vom Wod, der dem bauern den stiefel mit hirschblut füllt, welches zu gold wird (M. 877.). ebenso in jener vom goldnen esel bei Brieg an der Oder. ein schwedischer feldobrist lies nach ihm graben, da fanden die arbeiter ein eselsfell, darin lag ein schatz von vielen hundert ducaten und eine schrift dabei die sagte:

gold ist mein futter,
nah dabei liegt meine mutter.

(Bechst. sagenb. 539.) man suchte nach der mutter, fand sie aber nicht. dieser goldesel ist eine andere form des goldhundes, des goldnen pferdeschinkens, den der Wode schenkt, und meine früher (I, 17.) ausgesprochne vermuthung über die ursache der erscheinung solcher thiere damit zur sicherheit erhoben. die hündinnen der fru Gauden bezeugen dasselbe, denn ihre excremente sind gold (M. 878.). das alles heisst also: flüssiges gold rinnt in ihren adern, wie in denen der götter selbst, denn auch die dem Barbarossa ausgerissenen drei haare werden zu drei zolldicken goldstangen (Bechst. sagenb. 364.).

SCHUTZGÖTTER.

M. 311 heisst es: 'da nun überreste des griechischen oder deutschen heidenthums im mittelalter an christlichen heiligen hafteten, auf die man abergläubische beschützung einzelner stände oder heilung einzelner krankheiten übertrug, so leuchtet ein, dass eine sorgfältige zusammenstellung dieser schutzheiligen nach den ämtern, die ihnen obliegen und derentwegen sie gut anzurufen sind, unserm alterthum vorschub thun würde. auch die thiere, die jedem vergötterten heiligen, wie vielen göttern gewidmet sind, müsten angegeben werden.'

Wie im mittelalter, so hält noch heutzutage der fromme glaube an den schutzpatronen fest, wenn auch keine ausdrückliche lehre der kirche dafür vorliegt; er wächst auf die natürlichste weise aus der lehre von der verehrung der heiligen (concil. trident. sess. XXV.) hervor und hat in ihr seine ebenso schöne als tiefe begründung, so dass wir nicht erst in das heidenthum zurückzugehen brauchen, um seinem ursprung auf die spur zu kommen. alle christlichen lehren haben gegen- und vorbilder in ihm, woraus wir aber nicht schliessen dürfen, dass diese lehren ursprünglich heidnisch sind. es ist dem menschen so natürlich, so von selbst gegeben, sich in dieser oder jener noth um rath und hülfe an solche zu wenden, die sich in ähnlicher noth befanden, da sie mit dem schmerz bekannt auch eher mitleid haben mit dem, der einst gleichen schmerz ertrug. eben so nahe liegt es, den um beistand zu flehen, der uns durch gleiche beschäftigung nahe steht oder stand, der gleiche arbeit thut wie wir, mit uns gleiche interessen hat. dies gefühl drängte den Griechen, dem Herakles, der selbst als kind verwahrlost war, die ausgesetzten kinder zum schutz zu empfehlen, darum setzte man sie in Athen beim hain des Herakles in Cynosarges aus [1]. so war Hephaistos der schutzpatron der schmiede und Daidalos der der bildenden künstler. das nämliche gefühl trieb deutsche heiden dazu, Wuotan als schutzpatron der krieger, Donar als den der landleute und wohl auch der fischer anzunehmen und den spätern Christen, statt Donars den heil. Petrus als solchen anzurufen, die heil. Ottilia, die blind war, um ihre fürbitte bei Gott gegen augenübel anzuflehen, die h. Agatha gegen brustleiden der frauen, weil ihr bei der marter die brüste abgerissen wurden, die h. Apollonia gegen zahnschmerzen, weil ihr die augen ausgestochen und die zähne ausgeschlagen wurden, s. Blasius gegen halsübel, weil er auf dem weg zur marter einem dem ersticken nahen kinde gesundheit wiedergab, s. Sebastian als patron der schützen, weil er von pfeilen durchbohrt für Christus starb, s. Eligius als patron der goldschmiede, weil er selbst ein solcher war. fast alle diese und ich könnte bogen voll nennen sind heilige der ersten christlichen zeit. ihre verehrung als schutzpatrone ist uralt und hat mit dem heidenthum nichts gemein. eben so fern stehen diesem fast alle thiere, welche wir den heiligen zur seite gegeben sehen. so hat s. Antonius das vielbespöttelte schwein bei sich. weniger mit der hagiographie vertrauten muss dies auffallend erscheinen, da sie meist nur den h. einsiedler oder den h. franciscaner Antonius kennen. dieser Antonius ist aber ein anderer, eine ehrwürdige martyrergestalt aus der ersten christlichen zeit. er war fleischer in Rom, sah christliche blutzeugen zum tode führen und ihre standhaftigkeit riss ihn hin, dass er auch Christ ward und ihnen auf dem blutigen wege folgte. als erkennungs- und unterscheidungszeichen gab man seinem bilde das schwein zur seite und die metzger wählten ihn als schutzheiligen. s. Wendelinus, im volksmund s. Wendel, hat schafe zur seite. er war aus schottischem königsgeschlecht, entfloh aber dem glanz des vaterhauses, um in armuth und niedrigkeit Gott besser dienen zu können und wohnte bei einem ritter lange als hirt, starb aber als abt. er ist patron der hirten und seine fürbitte bei Gott wird um gedeihen des viehs angerufen; daher auch bei Lasicz: oves Wendelino curae sunt (zeitschr. von Haupt I, 144.). mit Pan (M. 349.) hat er nichts gemein.

---

[1] vgl. Heyne z. Apollod. II, 5, 12. Sepp das heidenth. III, 38.

So wird denn die reihe dieser, wie Grimm sie mit unrecht nennt, vergötterten heiligen nur auf verhältnismässig wenige sich beschränken. die hauptsächlichsten habe ich im ersten theil behandelt. eine genauere untersuchung der heiligengeschichte würde hier zu viel raum einnehmen. ich lege sie für den dritten band dieser beiträge zurück, da sie in zu mannichfache parthieen der mythologie eingreift. hier sei nur noch einiges über die schutzgottheiten der städte und anderer orte und die wahl der patrone erwähnt, dem ich nachträgliches über andere heiligen beifüge, die im ersten theil schon erwähnt worden sind, oder deren Lasicz l. c. gedenkt oder die sonst von bedeutung für uns sind.

Wie in Griechenland einzelne städte, inseln u. a. unter dem besondern schutz einer bestimmten gottheit standen, den meist ein mythos motivirte, wie Ephesos die Diana, Athen die Minerva, Carthago und Samos die Juno, Paphos und Cypern die Venus, Theben den Hercules und Dionysos, Delphoi den Apollon besonders verehrte, so war es auch in Germanien. Der ganze Norden hielt den Thorr vor allen hoch, die Franken und Sachsen den Wuotan, darum finden wir auch s. Georg als patron von England, s. Martin unter den Franken weit verehrt. nicht anders ist es, wenn der Rodensteiner der *landgeist* genannt wird. können wir die kirchen und patronen register einst mehr übersehen, dann wird sich noch manches darüber sagen lassen.

Aber auch die einzelnen ortschaften müssen unter dem schutz von göttlichen wesen gestanden haben. Trithemius sagt, gewiss nach älteren quellen: 'omnes Franci, Saxones et Germani eo tempore adhuc idolorum vanitati fuerunt subiecti. colebant *Martem* ut Deum belli ferocem, de cuius numine victoriam omni tempore postulabant. singulis quoque diis suis non solum aras singulas et templa, *sed urbes quoque singulas dedicarunt et vicos*, nec erat numerus deorum insensibilium[1]. ich sehe dieselben in den sogenannten stadtgeistern, dorfgeistern, dorfthieren[2] u. a. in vielen alten und grossen städten wiederholt sich die sage von einem nächtlich umfahrenden bürgermeister, der wie das so geläufig ist, schlecht regiert, gelder unterschlagen oder andere unthaten getrieben haben soll. dass das gespenst ein bürgermeister ist, also die höchste würde der stadt in seinem leben bekleidete, berechtigt uns, ihm auch in der alten weltanschauung einen hohen rang anzuweisen, denn wie das reinere märchen so respectirt auch die reine sage den rang ihrer helden. in dem fahrenden gott aber wird einer der drei höchsten stecken: Wuotan, Donar oder Fro, vor allem der erste, der hier der wilde jäger in anderer gestalt ist. ein solcher bürgermeister fährt u. a. in Cöln, in dessen altem tempel einst mehre (also drei?) götterbilder standen, in schwarzem wagen mit schwarzen rossen jede nacht herum. in Antwerpen erscheint der schutzgeist als *langer Wapper*, dessen ursprünglich heiliges wesen das Christenthum in ein teuflisches wandelte, der, einst schützend und wohlthätig jetzt nur neckend und boshaft auftritt. in Trier hat der *stadtgeist* noch seinen alten gütigen character, er ist überall mit seiner hülfe bei der hand wo es immer noth thut (Hocker Moselsagen 144.) wie er der alte wächter des glückes dieser städte ist, so erscheint am Main frau Holda als schützerin der gegend um Hasloch. wie sie dort dem boden fruchtbarkeit verleiht, so steht sie den menschen in jeder noth hülfreich bei; sie hilft frommen mädchen bei der feldarbeit, beim spinnen und andern hausarbeiten, sie leuchtet den verirrten bei nacht[3]. ebenso die weisse jungfrau der Hauerburg, welche die leute warnt und

---

1) opp. ed. Marqu. Freheri I, 18.

2) hier und da mögen auch die patrone alter kirchen an die stelle älterer götter gesetzt worden sein; das aber zu beurtheilen, erfordert umfassende kenntnis der einzelnen locale und ihrer geschichte.

3) Fries in Wolfs zeitschr. I, 25.

ihnen gutes erzeigt, die u. a. ein in einen abgrund gestürztes kind auf ihren armen auffing und es unversehrt seinen ältern zurückgab (Bechstein sagenb. 209.). in Schwäbisch Hall gibt es einen geist, den man Haalgeist nennt. es ist ein alter salzsieder und zeigt sich immer drei bis vier tage vor einer überschwemmung, trägt eine laterne in der hand und schreitet vom Kocher her auf die untere stadt zu, indem er beständig mit lauter stimme ruft: 'räumt aus! räumt aus!' so weit er vorwärts geht, so weit tritt in den nächsten tagen der Kocher aus. auch will man ihn schon vor einer feuersbrunst gesehen und gehört haben u. s. w. (Meier 96.) es ist der gott des salzbrunnens, der die, welche den brunnen ausbeuten, schützt.

Nicht immer finden wir aber den persönlichen gott umwandelnd, oft ist es nur sein *thier*, welches er zum schutz des ortes hinterlässt, oft wechselt er auch mit demselben ab, wie die sage von dem *dorfthier* in Stupferich lehrt. das geht in manchen nächten vorzüglich des advents und der fasten um und zeigt sich bald als langer mann mit einem alten schlapphut, bald als kohlschwarzer hund, bald als schafhammel, also widder mit langem schwanz. in Freiburg im Breisgau spukt das *stadtthier* in gestalt eines kalbes; es sucht an dem kreuz bei der Martinskirche (?) die gestalt des heilandes zu erreichen und wenn ihm das gelänge, so wäre es erlöst (Baader 229. 48.).

Man hat auf diese geister, die man für gewöhnliche, unwichtige gespenster hielt, noch zu wenig geachtet, doch verdienen sie gewiss alle aufmerksamkeit und manche frage über locale gottheiten wird sich nur durch sie lösen lassen. sie seien darum unsern sammlern bestens empfohlen.

Aber auch der einzelne mensch wählte sich einen gott, dem er besondere verehrung zollte, dem er vor den andern diente. wir begegnen diesem zug öfter in den altnordischen sagas: der weihte sich dem Odhinn, ein anderer hielt den Thôrr hoch vor allen göttern, ein dritter baute dem Freyr einen tempel. diese schutzgottheiten wurden nun gewiss entweder durch vorliebe, oder weil dieser oder jener gott mehr in beziehungen zu dem leben des wählenden stand erkoren, oder aber durchs loos. die letztere weise der wahl scheint in der deutschen legende noch vielfach durchzublicken.

Caesarius erzählt: consuetudo est, maxime provinciae nostrae matronis, ut tali sorte specialem sibi apostolum eligant: in duodecim candelis duodecim apostolorum nomina singula in singulis scribuntur, quae a sacerdote benedictae altari simul imponuntur. *accedens vero femina* [illegible] *per* [illegible] *extrahit, sibi plus ceteris et honoris et obsequii im-*

pendet. in hunc modum cum quaedam matrona sanctum Andream extraxisset et non ei placuisset, reposita candela alium habere voluit, sed iterum idem occurrit. quid plura? tandem traxit sibi placentem, cui cum multum exhibuisset obsequii per omnes dies vitae et ad extrema perveniens esset moritura, non illum sed beatum Andream sibi assistere vidit. ego, inquit, ego sum ille despectus Andreas' . . . . 'matrona quaedam specialem apostolum habere volens, cum eo modo, quo supra dictum est de s. Andrea, per candelam beatum Iudam, ut puto, extraxisset, irata, retro cistam candelam cum nomine iactavit. volebat enim habere *unum de nominatis apostolis*, ut est s. Iohannes evangelista sive beatus Iacobus. cui nocte in somnis apparens *dure satis corripuit*, conquerens se ab ea contemptum et post cistam indigne proiectum, nec sic quievit, *donec verbis additae sunt plagae*; integro enim anno lecto paralytica decubuit' (distinct. VIII. c. 56. 61.).

Dieser von der kirche durchaus verworfene misbrauch — Caesarius fügt selbst hinzu: audivi Coloniae quendam litteratum sacerdotem palam in ecclesia *reprobare* tales electiones — scheint sehr allgemein gewesen zu sein, wenigstens wird er auch von der h. Elisabeth berichtet. Gerstenberger gedenkt desselben in seiner thüringisch-hessischen chronik: 'so sie (s. Elisabeth) auch sach, dasz andere fromme kyndere iclich eynen apostel kusz, da begerte sie auch eynen zu kyssen unde sunderlichin gedachte sie, ob er Got von hymmel bescherin wulte den heyligen apostel und evangelysten Iohannem . . . desz ging sie mit andern kyndern, die dan auch aposteln kiesen wulten, kyssen und als Elisabeth kosz, so fel das losz durch Gots schickunge uff sent Iohannsen . . . diesz geschah zum irstin, zum andern unde zum drittenmale' [1]). etwas ähnliches berichtet Meierlinck [2]) aus Rom, wohin es aus Deutschland gekommen sein mag. dort soll in der kirche s. salvatoris de lauro folgende geschichte in marmor gehauen sein. ein ehepaar hatte acht jahre lang keine kinder. da liess es zwölf grosse weisse kerzen auf den altar der kirche stellen und jede nach einem apostel durch angeheftete zettel nennen. nach inbrünstigem gebet bekam es in dreizehn jahren zwölf kinder, die auf der apostel namen getauft, an deren festtagen starben.

Die art und weise der wahl, ihre verwerfung von kirchlicher seite [3]), der vorwurf des h. Andreas, der zorn und die strafe des h. Iudas sind alles echtheidnische züge und wenn wir bedenken, dass wie die götter zwölf palläste, so nach dem märchen die zwölf apostel jeder eine besondere wohnung im himmel haben, dass also die zwölfzahl der götter durch die zwölfzahl der apostel später vertreten wurde, dann leidet es keinen zweifel, dass die rückübersetzung der apostel in götter hier zulässig ist, dass also der ganze brauch auf heidnischem glauben beruht.

---

[1]) Schminke monimenta hass. I, 259.

[2]) theatr. mundi III. 117. Abraham a s. Clara weissagung von glück ohne tuck p. 8.

[3]) auch das concil. antissiod. a. 578 scheint sie zu meinen,

Ich gehe nun zu einzelnen heiligen über.

S. AGATHA

wurde auf glühenden kohlen gewälzt und ist darum auch patronin in feuersgefahr. das Agatha ceu Vesta des Lasicz ist ganz grundlos, auf eine deutsche oder slawische der Vesta ähnliche göttin weist bis jetzt kein zug hin.

S. BARBARA.

'a *cardelus bellica* conservat', sagt Lasicz l. c. p. 144. 'quocirca tum a nostrae gentis hominibus in auxilium magnis clamoribus elicitur'. das kann daher kommen, weil sie auf bildern einen thurm in der hand trägt, an dem drei fenster sind. es ist aber nicht allgemeiner gebrauch, sie ist viel mehr patronin der *sterbenden*. es ist interessant, zu sehen, wie die geschichte der heil. Barbara sich seit dem XVI jh. unter protestanten zur sage ausbildete und die heilige selbst zur weissen *frau* wurde. s. Baader sagen Badens 161 flg., der eine menge merkwürdiger sagen von der verödeten Barbarakirche mittheilt.

S. AMALBERGA

wurde I. 183 erwähnt und des zuges vom gebrochenen oder ausgerissenen arm gedacht, der auch in der Nothburgalegende vorkomme und in der sage vom heidenkönig Ecke. dieser letztern eng verwandt ist die bairische legende von Maria Handlab. auch hier hat die fromme frau einen rauhen gemahl; als sie einst mit ihrem hirten vor einem bilde Maria's betet, das in einer hohlen eiche steht, kommt er heran, zieht sein schwert und haut ihr die hand ab. vertrauensvoll hebt die frau den blutigen stumpf gen himmel und im augenblick ist die hand wieder an ihrer stelle, nur ein rother streifen

wenn es v. 3 sagt: 'non licet ad sortilegos vel ad auguria respicere, nec ad mulos, quos somniorum vocant adspicere'.

bleibt um das handgelenk zurück als denkzeichen der verwundung (Schöppner I, 85.). letzteres ist ein der legende und dem märchen sehr geläufiger zug, das erste gewinnt an bedeutung durch seine verbreitung.

S. CHRISTOPHORUS.

'huius (s. Nicolai) collega est' sagt Lasicz, d. h. er ist auch patron der schiffer und das erklärt sich aus der legende dieses symbolischen heiligen (I, 98.). er trug das Christuskind durch das wasser, darum riefen ihn die auf dem wasser in noth kommenden an. das Christoffelsgebet war aber, wie ich sehe, nicht allein in Cöln bekannt, sondern auch im deutschen südwesten. zwei männer von Oberprechthal und einer von Biederbach beteten es drei vierteljahre lang und in Grafenhausen verabredeten sich vier männer, es zu sprechen und kamen dreizehn nächte hintereinander in dem hause eines von ihnen zusammen; beide theile erlangten eine grosse menge geldes (Baader 68. 93.). bedeutsam ist auch, dass der name Stoffel als schimpfe dient für einen unbeholfenen plumpen menschen.

S. ELIGIUS

(25. juni) war, wie I, 28 gesagt ist, ein goldschmied seines handwerks [er starb als bischof von ~~Paris~~] und wird Noy darum mit hammer und zange abgebildet. wie fern er somit auch den pferden steht, so brachte das volk ihn dennoch mit ihnen in verbindung ('equi Eulogio'[1]) sagt Lasicz l. c. 143.) indem es ihn kurzweg zum hufschmied machte; es war das drängen der alten heidnischen tradition, die sich haltpunkte im neuen glauben suchte, wie der abschnitt über die wanderungen der götter weiter lehren wird. später wurde er der schutzheilige der schmiede überhaupt: 'fabri Eulogium invocant'. (l. c. 144) und als solchen liess ihn auch die kirche zu. der pferdeumritt, welcher alljährlich im juni bei der Loikapelle[2] bei Mühlheim an der Donau statt fand, darf mit sicherheit als heidnischer gebrauch betrachtet werden.

S. LEONHARD

wird gleichfalls als patron der pferde genannt. Rixner sagt von ihm (exempelbuch I, 32): 'S. Leonhard opfert man eysern Pferdt und Hufeysen, auch eyserne Ketten'. letztere tragt der heilige auch in der hand, oder man findet sie bei seinem bilde aufgehängt. sie sind dann geschenke des dankes von gefangenen, welche durch seine fürbitte aus dem kerker befreit werden, denn er ist vorzugsweise schutzpatron der gefangenen und in seiner vita werden mehre wunderbare befreiungen, die er bewirkt, erzählt, die auf das gebiet des mythus zu verweisen wir keine befugnis haben. dieselben pferderennen, die wir bei der Loikapelle fanden, knüpfen wir auch an seinen festtag und die ihm geweihten kapellen. 'die Leonhardstage werden in Baiern festlich begangen[1]). die bauern bringen nämlich ihre pferde zu einer dem h. Leonhard geweihten capelle und reiten sie dreimal um dieselbe, was zu deren gedeihen beitragen soll. zugleich ist mit dieser festlichkeit ein markt und sonstige volksbelustigkeit verbunden'[2]). wir sehen dieselben rennen in Belgien in der nähe von Brüssel, wo sie um die kirche des h. landmannes Guido stattfinden, der als solcher auch wieder patron der pferde ist. man ist mehrfach dagegen aufgetreten, aber der kindliche glaube hält so zähe an dem übrigens auch unschuldigen brauch, er wurzelt so tief, dass alles vergeblich war. darf man es nicht bei tage, so geschieht es bei der nacht. abermals knüpft sich dieselbe sitte an den tag des

---

[1] 'In this church was the memorial of s. Loy's horse, whither did many resort for the cure of their horses'. Ellis zu Brand observat. I, 285.

[2] Bechstein macht in seinem deutschen sagenbuch fälschlich aus s. Loy den h. Aloysius, der erst im vorigen jahrhundert canonisirt wurde. die Engländer leiten es gar von Lucius ab.

S. STEPHANUS,

an welchem (26. Dec.) in Backnang (Würtemberg) alle pferde ausgeritten werden (cf. I, 124.).

Ein ferneres zeugnis, dass Stephanus[3]) im volke einen der höchsten götter vertrat, haben wir in dem capitel Caroli M. III § 10: 'omnino prohibendum est omnibus ebrietatis malum et istas commixtiones, quas *faciunt per s. Stephanum* ... prohibemus'[4]), und dass dieser kein anderer als Fro war bestätigt der merkwürdige segen, der M. 1184 mitgetheilt ist: '*Petrus, Michahel et Stephanus ambulabant per viam.* sic dixit Michahel: Stephani equus infusus, signet ipsum Deus, signet ipsum Christus et erbam comedat et aquam bibat'[5]).

---

[1]) Einer bäuerin die an dem tag backen wollte blieben die hände im teig stecken. Schöppner II, 51.

[2]) Reimann deutsche volksfeste im XIX jh. p. 153.

[3]) Einer Stephanskirche in Metz wird in der vita s. Trudonis ap. Mabillon act. ss. ord. s. Bened. II, 1076 um das jahr 451 bereits gedacht da wo vom sturm der Germanen auf die stadt die rede ist.

[4]) Schannat concil. German. I, 286.

[5]) wie die kirche gegen diese pferde- und andere segen ein

wir kennen Petrus den ersten der apostel in seinem übergang in Donar, den ersten und mächtigsten der söhne Wuotans, Michael, den ersten der erzengel in seinen beziehungen zu Wuotan selbst, dem ersten der götter, und so muss denn der von der heiligen kunst jugendlich aufgefasste diacon Stephanus, der erste der märtyrer, an des dritthöchsten gottes, an des jugendlichen Fro's stelle stehen. bedeutsam ist vor allem schon die folge, in welcher die drei heiligen erscheinen: die mitte nimmt als den ehrenplatz Michael-Wuotan ein, zu seiner rechten steht sein sohn Donar-Petrus, zur linken Fro-Stephanus. nach derselben reihenfolge wird Herraudssaga 11 minne getrunken, zuerst Thôrrs, dann Odins, dann Freyja's, obwohl hier Thôrr den ersten platz wohl als ehrenplatz einnimmt.

Nur von Stephanus pferde ist die rede, denn Donar geht zu fusse wenn er nicht fährt und wenn der segen Wuotan als reiter hätte andeuten wollen, dann würde er ihn durch Martinus übersetzt haben, dann würde auch wohl statt ambulant equitabant stehen; das ambulare scheint nur dadurch gerechtfertigt, dass zwei der götter zu fusse sind. der segen gewinnt an bedeutung, wenn wir ihn mit dem einen der Merseburger lieder vergleichen, das denselben inhalt zeigt: Stephani equus infirmus = dô wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit. sic dixit Michahel = do biguolen Wôdan. es fehlen nur die göttlichen frauen Sinthgunt, Sunnâ, Frûâ und Follâ und der wandernden sind drei, während wie Grimm annimmt in dem Merseburger lied nur zwei sind, da Phol und Balder zusammenfallen. beide abweichungen lassen sich aber leicht erklären. unsere obige fassung des segens ist christlich; hätte man die frauen auch herein nehmen wollen, wie wären sie zu übersetzen gewesen? das ist nicht abzusehen. als der sturz der alten götterwelt begann, da erlagen zuerst die weniger stark im bewusstsein des volkes hervortretenden gottheiten, die hauptgötter zuletzt. darum findet sich auch für diese überall eine stellvertretung durch heilige, weniger für jene, deren schutz wohl schon im heidenthum für weniger wichtig, wogegen der der letztern als unumgänglich nothwendig galt. so tauchten sie eher unter, diese aber blieben oben und sicherten ihre fortdauer durch anlehnung an die heiligen. für untergeordnet dürfen wir aber Balder, den zu Hel gefahrenen schon halten und so konnte er leicht durch den gleich ihm pferd und schwert führenden Fro ersetzt werden. stand dieser aber neben dem

XV jh. [illegible] lebet u. s. Wilh. Wackernagel in Haupts zeitschrift IX, 376, wo er den widerruf eines priesters mittheilt, der sich solcher abergläubischen sprüche bedient hatte.

besprechenden **Wuotan**, waren also zwei der höchsten himmlischen zusammen, dann konnte es nicht fehlen, dass auch der dritte, **Donar**, folgte, denn die heilige dreizahl lag nun dem volk womöglich noch näher als vorher, indem es die alte ahnung der trinität, die in den nordischen mythen so oft und so klar durchleuchtet, nun im dreieinigen Gott erfüllt sah. das wirkte gleichsam zurück auf die alte götterdreiheit, die dem deutschen so eigenthümliche schöne pietät warf auf sie einen letzten abendrothschein und half ihr mit zum durchbruch in der neuen dreiheit der hehrsten heiligen.

Merkwürdig ist die folgende sage, welche den schönsten der götter durch den heil. Bonifacius übersetzt und uns die gewissheit zu geben scheint, dass der vom rosshuf geschlagene quell von Balders ross herrührt.

'An die Ober-Kirch-Thür (der kirche zu Heilsberg in Thüringen) ist ein grosses Huff-Eisen angenagelt und gehet die beständige Rede, dass es von des Bonifacii Pferde sey. Denn als Er mit seinen Gefärten unter andern Oertern Thüringer Landes auch insonderheit hieher umb zu reformiren und die damaligen Heiden zum Papstthum zu bekehren, uff Befehl und Recommendation des damaligen Pabsts Gregorii kommen, mag Er oben den Berg von Haufeld herab ins Thal unter den sogenannten Vieh-Berg uff einen grünen Rasenplatz gekommen sein, und um ein wenig auszuruhen sein Pferd uff der Weide allda gehen lassen; *Weilen es aber einen bösen Schenkel gehabt*, als soll es mit solchem Fusse auf der Erden gescharret haben so lange, *bis endlich allda ein Quellbrunn entsprungen*, davon solches Pferdes böser Fuss uff der Stelle soll heil worden sein. Und weilen durch solch Quellwasser, das noch heutiges Tages quillet und fliesset, auch die Menschen von Kranckheiten geheilet worden, Als soll daher o solcher Brunn nicht nur Heilborn, sondern auch das Dorf selbsten Heilsberg genannt und nachgehends das Huff-Eisen so von des Pferdes Fuss abgefallen, zum ewigen Gedächtnis an unsere Ober-Kirch-Thür angenagelt worden sein. Noch bei Menschen Gedenken sind alle Heilsbergische Bauern, des vor heilig gehaltenen Bonifacii halber in Erfurt zollfrei gewesen'[1].

Der verfasser dieser handschriftlichen nachricht, ein pastor Terrelius, fügt hinzu, Sagittarius sage zwar in den antiquitat. gentilismi Thuringici, die Heilsberger erwiesen durch das hufeisen ihr von einer gräfin von Schwarzburg erhaltenes recht einen eigenen hufschmied zu haben, 'doch gefallen mir seine

---

[1] Curiositäten VI, 1817 p. 167.

Gedanken von unserm Huf-Eisen nicht sowohl als vulgi traditio' und darin hat er dem höchst nüchternen Sagittarius gegenüber vollkommen recht, obgleich dessen bemerkung auch nicht ohne bedeutung ist.

Zwei mythen fliessen hier in einander, der von dem quell, den der rosshuf der erde entschlägt, und der, welchen das Merseburger lied bewahrt, wenigstens blickt die erinnerung an den letztern durch. ich habe I, 133 mehre sagen über den quell zusammengestellt; eine derselben und zwar aus Friesland schreibt die entstehung eines brunnens bei Dockum gleichfalls dem pferd des h. Bonifacius zu, keine aber weiss von dem bösen schenkel. jenes ist in so fern wichtig, als es lehrt, dass der gott, der hinter dem heil. apostel Deutschlands liegt, nicht ein ausschliesslich kriegerischer, sondern ein hervortretend milder war, denn sonst hätte der wohl muthige und kraftvolle, aber gewiss auf krieg nie sinnende heilige ihn nicht ersetzen können. der reiter muss also dort wie hier Balder sein und das erklärt uns, wie der zug von dem bösen schenkel sich an des heiligen ross anlehnen konnte. dieser ist nicht allein, er hat gefährten bei sich, aber er steht über ihnen, darum kann keiner von ihnen die heilung übernehmen und der alte Wuotan musste zurücktreten. zudem forderte des brunnens heilkraft ihr recht und so wandelte sich die sage. da sie aber ein götterross besprach, so lag der gedanke an Wuotans ross um so näher, als dieser einst in dem zweiten mythus so bedeutungsvoll in die handlung eingriff und die erinnerung an sein erdenwallen und an das verlorene hufeisen, das er beim schmied wieder ersetzen liess, tauchte im geiste des volkes auf; so drang der zug von dem abgefallenen hufeisen ein, welches der heilige jedenfalls in dem dorf ersetzen lassen musste. die namen Heilsberg und Viehberg gewinnen durch diese wichtige sage an bedeutung und man sollte sich eine genauere durchforschung der gegend angelegen sein lassen, besonders was die sagen und flurnamen betrifft.

Man könnte auch darum versucht sein, in dem Stephanus des volkes den alten Balder zu sehen, weil jener mit diesem das pferd und was noch mehr ist, den tod durch einen wurf gemein hat, denn bekanntlich wurde der heilige von den juden mit steinen zu tode geworfen. einzelnes mag auch von Balder an ihm haften, aber im ganzen steht er so hoch, dass er nur Fro ersetzen kann.

S. MARTINUS.

Zu den alten dem heiligen geweihten kirchen (I. 39.)

füge ich noch die hinzu, welche der Langobarde Wulflaich, ein freund Gregors von Tours, im gebiet von Trier baute, so wie die zu Münster-Maifeld, welche auf bischof Modoald zurückgeführt wird. saint Martin aux chênes, ein kloster im Metzer sprengel, kommt vor 836 bereits vor¹). war auch Echa oder Ecka, das in einem eichenwald zwischen Maestricht und Roermond gegen die mitte des IX. jh. gegründete jungfrauenkloster ihm geweiht (²)? die Mainzer hauptkirche unter seinem namen stand bereits vor 754. der berg an dessen fuss in Trier die reste des römischen amphitheaters liegen, heisst der Mars- oder Martinsberg. im mittelalter stand da ein jungfrauenkloster zu s. Martin, von dem man noch reste sieht; die hexen sollen dort tanzen. an der nordöstlichen seite des berges liegt das alte Marsfeld und einige wollen, der berg habe früher mons Martis geheissen³). der tanz spricht eher für Martinus als für Mars.

Einen kurzen Martinsminnespruch bringen von der Hagens gesammtabenteuer II, 461, wo der betrogene bauer ruft:

hebet ûf den becher, liebiu kint
und schenket in den kalten,
sant Mertîn muoz es walten,
daz wir hînt getrinken sô,
daz unser sêle werden vrô.

. . . .

sus trank er und die sîne
dem guoten sant Mertîne
ze liebe unt ze minnen.

Eine der ergötzlichen erklärungen, deren die pabstfresserei über katholische bräuche so viele gab und die unsere Martinsgans betrifft, folgt in der anmerkung⁴); das geläute gilt natürlich dem vorabend des kirchlichen festes. in Dorsch-

---

1) Gregor. turon. VIII, 15. gest. Trevir. I, p. 69. Calmet preuves I, 300.

2) Mabillon. annal. III, 1, 654.

3) Menk Moselsagen 238. 260.

4) man läutet der Martins Gans heim. Dieses Sprichwort bezeichnet den Missbrauch der Glocken im Papstthum und hat seinen Ursprung in folgender Geschichte. Im Jahr Chr. 1274 haben zwei Canonici oder Dompfaffen am Martinsabende mit einander paschaliert und pankettirt, da einer zu dem andern spricht: Wir pfropfen uns mit unsern Concubinen und Köchinnen so voller guten Bisslein, dass es kein Wunder war, wenn die Laien unsern Dreck spristen. Siehe da fällt ihnen das Haus über den Kopfen ein und sie ersticken im heimlichen Gemache. Deshalb hat man auf des Pabsts Anordnung alle Jahre auf St. Martins Abend die Glocken geläutet und ist unter den unwissenden die Frage entstanden: Man läutet der Martins Gans heim. Binhard Chronicon Thuringiae. p. 164.

hausen schrieb man diesem besondere kraft zur erhaltung der feldfrüchte zu (Schöppner II, 26.).

S. MICHAEL.

sein fest war im jahr 997 schon ein im norden hochgefeiertes. 'quodam die hic (Thangbrand) mane foras egressus, tentorium curavit erigendum missamque in eo cantavit magno cum splendore, nam festum erat celebre'. Nialssaga c. 101 ed. Thorkel. p. 344. in Vallaliotssaga wird erzählt, wie Vallaliot am s. Michaelstag ein stück land unter zwei brüder vertheilte, die ihn darum gebeten; das sieht Hall und verklagt ihn wegen entweihung des feiertags (Müller sagabibl. ed. Lachmann p. 70.). in Ulm zogen die lehrer mit den kindern früher auf den nahen Michelsberg vor dem frauenthor, wo ihnen ein fest gegeben wurde (Meier sagen 431.). in Würzburg feierten die handwerker den tag durch ein festmahl, wozu den gesellen von den meistern ein braten, der lichtbraten genannt, gegeben werden musste; sie fingen nämlich von dem tag an gerechnet an, bei licht zu arbeiten. auch buk man an dem tage eigene wecke, Michelswecke genannt (Schöppner II, 234.).

In England wählt man an diesem tage die städtischen behörden und das haus hoch hinaufreichen. da alle wichtigen geschäfte gewiss auch an wichtigen tagen stattfanden und zwar nach dem opfermahl, so war kein tag geeigneter zur wahl der kriegsoberhäupter, als das fest Wuotans des kriegsgottes. auf der insel Skye kommen den Michelswecken ähnliche kuchen vor. 'they (the protestant inhabitants) observe the festivals of Christmass ... and that of st. Michaels; upon the latter they have a cavalcade in each parish and several families bake the cake called s. *Michaels bannock* — they, have likewise a general cavalcade on s. Michaels day in Kilbar village and do then also take a tour round their church. Every family, as soon as the solemnity is ended, is accustomed to bake s. *Michaels cake* and *all strangers*, together with those of the family, *must eat the bread that night*[1].' so erzählt auch Macaulay: 'it was till of late an universal custom among the Islanders on Michaelmas Day, to prepare in every family a loaf or cake of bread, enormously large and compounded of different ingredients. This cake belonged to the archangel and had its name from him. Every one in each family, whether strangers or domestics, had his portion of this kind of shewbread and had of course some title to the friendship and protection of Michael' [1]). in Irland schlachtete, wie derselbe erzählt, jede familie ein schaf an dem tage und ein theil des fleisches musste den armen gegeben werden, die schöne christliche übersetzung des alten opfers, denn wie das opferfleisch einst den göttern gehörte, so nun denen, über die Christus sagt, was wir ihnen gaben und an ihnen thaten, das sei ihm gegeben und an ihm gethan. 'This was done', sagt Macaulay, 'in that kingdom to perpetuate the memory of a miracle wrought there by st. Patrick through the assistance of the archangel; in commemoration of this Michaelmas was instituted a festival day of joy, plenty and universal benevolence' (!). es ist schade, dass er die legende nicht selbst hinzufügt. Ellis in den anmerkungen zu Brand observations I, 208 erwähnt aus einer Londoner zeitung von 1787 noch eines gebrauches in Hertfordshire, wo der tag ganging day hiess, doch ist er von minderer bedeutung.

---

[1] Martin description of the Western Islands of Scotland p. 213, 100. Brand observ. I, 207.

Die verbindung der Michaels- und Martinsberge mit andern benachbarten meist dem Donar geweihten bergen, worauf ich früher aufmerksam machte, hat seitdem vielfache bestätigung gefunden und gewinnt dadurch an bedeutung für die forschung. als der Michaelsberg bei Untergrombach noch eine wildnis war, hatte ein feuerspeiender drache dort seine höhle, aber er wurde durch priester hineinbeschworen und über ihr der altar einer kapelle errichtet; noch hört man ihn zuweilen daselbst brüllen. an gewissen festen liess sich abends der gesang von engeln hören, die unsichtbar vom Michelsberg nach dem gegenüberliegenden kopfbuckel schwebten (Baader 290), gerade so wie engel die reliquien der Michaelskapelle auf dem Godesberg zu der Petruskapelle auf dem Stromberg trugen, und wie die silbernen abendmahlskannen von dem raubschloss Breuerberg zum kloster auf dem Erlesberg zurückwandern (DMS. 565). auf dem Heiligenberg bei Heidelberg stand nahe der klosterkirche 'eine andere kirche s. Michael genennet, ist aber ebenfalls wie jene verfallen. Man hat in der Allerheiligenkirche einen stein gefunden mit alter lateinischer schrift, welche angezeiget, dass diese kirch dem *Mercurio* gewihet gewesen' [2]. auf dem Heiligenberg wohnte aber früher ein riese, ein anderer auf dem *Geissberg*; als sie einmal in fehde waren, warf jener einen gewaltigen felsen über das Neckarthal nach seinem feind (Baader 318.). hier ist noch das zu bemerken, dass wie am Rhein die beiden berge durch einen fluss ge-

[1] history of s. Kilda p. 82.

[2] Melissantes tractat von bergschlössern 565.

schieden sind, und das kleine flüsschen Gersprenz zwischen dem Rodenstein und Schnellerts die thäler durchzieht [1]. so liegt ferner in der nähe des alten klosters Weihenaertpeter ein Siegberg (Schöppner I, 28), ein Rothenfels bei Michelbach (Bander I 19). bevor ein krieg ausbricht, thut sich der Odenberg auf, kaiser Carl kommt hervor, stösst in sein hifthorn und zieht mit seinem gefolge in einen andern berg (DS I 32). jenem rheinischen Stromberg setzte Wolfg. Menzel (Litteraturbl. 1852 p. 47) mehre andere zur seite, u. a. den im württembergischen Zabergau, in dessen innerm graf Albrecht die seelen seiner ahnen fand. ihm gegenüber liegt der Michaelsberg, von dem die sage meldet, dass dort der engel mit dem teufel gekämpft habe. von der Kaelsburg, einem auslaufer des Strombergs zieht der wilde jäger zum Wunnenstein. an der Weser findet sich ein Stromberg, gegenüber der durch seinen namen bedeutsame Goldenfels [2], so dass also auch zwischen beiden der fluss liegt. vom Rodensteiner heisst es, er berge seine *schätze* auf dem Schnellerts; schätze der kirche sind die reliquien, daher der zug in der rheinischen sage. so wird von dem oberlausitzischen Stromberg gesagt, dass die ihn bewohnenden zwerge oder berggeister ihre schätze in einer braupfanne (vgl. Thorketil) auf einem mit sechs rothen ochsen bespannten wagen zum nahen Rothstein bei Sohland bringen. der zwerg, welcher den schatz begleitet, fragt die bauern, welche die braupfanne fahren, ob sie die wegführung sehen oder hören wollen? sie wählen das letztere und hören die erde unter sich dröhnen und den schatz wie einen gewaltigen donner dahin brausen [3]. zu gewissen zeiten sieht man ein schloss auf dem Stromberg (wie auf dem Rodenstein). ein schuster, der sich zufällig hinein verirrt hat, findet daselbst zwei herren, die ihm als er weggeht, zum lohn einen silberdreier geben, der seine börse nie leer werden lässt. so sind aber auf dem Rodenstein und Schnellerts stets zwei herren zusammen, im wagen, auf der jagd u. a. und wie die wünscheldreier an Wuotan, so mahnen die rothen ochsen, der donner u. a. an Donar.

Es heisst in der Rodensteinsage, dass die scheune in Oberkainsbach stets offen sein müsse; wenn sie geschlossen sei, werde das thor von dem durchfahrenden geisterzug zertrümmert. auch dieser zug ist weitverbreitet. Bechstein berichtet ihn fränk. sagen 57 aus Rossdorf, wo das wüthende heer seinen durchzug gern und häufig durch solche häuser nehme, 'deren eingangsthüre auf die in den hof führende hinterthür stösst' d. h. richtiger in welcher beide thüren in einer linie liegen. sonst zog es auch in Neubrunn durch drei häuser, das kam aber daher, weil in den häusern drei thüren gerade hinter einander waren, die alle in gleicher richtung gingen und wo sich solche finden, da zieht, es mag sein wo es will, das wüthende heer durch (das. 273). das letztere scheint fast zusatz, denn das wüthende heer hat, wie wir sehen werden, seinen bestimmten weg, von dem es nicht abweicht. dafür spricht ausser der Rodensteiner sage auch die litthauische. ein fremder baute sich in Ragnit ein haus und zwar am südlichen ende der stadt, aber in der ersten stürmischen nacht stürzte der obgleich sehr feste bau zusammen, während andere alte und halbverfallene häuser der nachbarschaft ohne schaden blieben. der fremde liess es von neuem bauen, aber ein neuer sturm warf es wieder um. Da kam ein alter mann zu ihm, der in der mitternachtsstunde von einem sonnabend auf sonntag geboren war. der sagte zu dem fremden, das haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in gerader linie zwischen dem litthauischen und dem deutschen kirchhof und liege den geistern im wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da baute der fremde sein haus an anderer stelle auf und es blieb unbelästigt. eine scheune am südlichen ende der stadt erstreckt sich nur wenig in den weg der geister hinein, daher kommt es, dass ihr dach nie halten will [1]. der zug reicht selbst nach Dänemark hinein. in mehreren gegenden des landes, wo durch die höfe eine durchfahrt ist, jagt könig Wolmar, wenn er von Burre nach Gurre reitet, zu einem thor hinein und zum andern hinaus und es sind keine schlösser so stark, dass sie nicht aufspringen, wenn er durchfährt [2].

---

[1] gerade in der mitte zwischen beiden bergen liegt auch ein *Rothberg*.

[2] Menzel erinnert auch an das zur seite liegende Thorsheim, welches aber schwerlich weitere bedeutung hat und mit Donar nicht zusammenhängen kann.

[3] Büsching wochentl. nachr. II, 201 fg. u. 4.

Räthselhaft bleibt der fluss zwischen den beiden bergen und die flucht mit den schätzen. war jener vielleicht nothwendig zu gewissen theilen des cultus, etwa zur ablution der götterbilder, die wohl im fliessenden wasser geschah?

S. GEORG

ist gleich dem h. Martinus ein patron der krieger, weil er gleich jenem selbst ein ritter und held war. nach einer mittheilung Ph. Dieffenbachs herrschte im mittelalter zu Friedberg der gebrauch, das schönste ross aus der kriegsbeute zu verkaufen und den erlös der s. Georgskirche zu schenken (cf. I, 40): das ist die treue übertragung einer ursprünglich heidnischen sitte, der wir auch anderswo noch begegnen. eben so alterthümlich klingt, wenn erzählt wird, dass Gott Ludwig dem milden von Thüringen, als er zum zweitenmal über meer zum h. grabe fuhr, das panier des h. Georg vom himmel herab nach Eisenach sandte. siegreich stritt der landgraf unter dem heiligen banner und nach seinem dort erfolgten tode brachten die seinen es zur Wartburg zurück. von da kam es nach Tharand; eines tages brach in diesem schlosse feuer aus und da sah man aus einem gegen morgen gelegenen fenster das banner herausfahren und hoch in den wolken verschwinden (Bechstein sagenb. 534). so lässt s. Michael, nachdem er den drachen auf dem berg Tumba besiegt hat, sein schwert und seinen schild zurück (A. Bosquet 362), so wirft Mars den Römern sein ancile als unterpfand des glückes der stadt vom himmel herab. auch der wunderbare schutz, der durch s. Georg dem städtchen preussisch Holland zu theil wurde, ist hier anzuführen. als der hochmeister Albrecht mit den Polen kriegte, waren diese schon bis nach Holland vorgedrungen und hatten die stadt belagert. aber so oft sie einen sturm unternahmen, sahen sie wie ein ritter in strahlender rüstung allen streitern der belagerten voran erschien und an jedem bedrohten punkt sich zeigte. es soll s. Georg gewesen sein. so half auch nach Saxo Odinn den Schweden, unsichtbar auf weissem rosse sitzend.

---

[1] Tettau und Temme litth. volkss. s. 167.

[2] J. M. Thiele prøver af danske folkesagn p. 31.

S. ANDREAS

wurde I, 171 in beziehungen mit Fro nachgewiesen. bei Hospinianus heisst es:

> Andreae amatores vulgo turbaeque procorum
> dona ferunt, credentque illius numine dextro
> praestigiisque aliis tacita sub nocte peractis
> spem certam fore seque frui re posse cupita [1].

das scheint sich auf die l. c. angeführten gebräuche zu beziehen. in Kasburg (England) findet sich an dem tage folgender gebrauch: 'on st Andrews day there is yearly a diversion called squirrelhunting in this and the neighbouring parishes, when the labourers and lower kind of people assembling together, form a lawless rabble and being accoutred with guns, poles, clubs and other such weapons, spend the greatest part of the day in parading through the woods and grounds with loud shoutings and under pretence of demolishing the squirrels, some few of which they kill, they destroy numbers of hares, pheasants . . . . .' [1]. derselbe gebrauch findet sich anderswo am Weihnachtstag, in Deutschland bekanntlich um ostern (I. 74. 78.).

---

[1] de origin. festor. Christianor. 153.

8. VALENTIN

wurde patron der liebenden im volke, zwar weniger in Deutschland, aber doch in Belgien und England, selbst im nördlichen Frankreich. der erstbegegnende wird, an seinem fest (14 febr.) von den frauen als Valentin, die erstbegegnende als Valentine erwählt, oft aber auch dem loose die wahl überlassen. denn an diesem tage, sagt Buchanan:

quisque sibi sociam iam legit ales avem,
inde sibi dominam per sortes quaerere in annum
mansit ab antiquis mos repetitus avis,
quisque legit dominam, quam casto observet amore,
quam nitidis sertis obsequiisque colit,
mittere cui possit blandi munuscula veris [2].

Brand verfolgt die sitte für England bis ins jahr 1476 und citiert u. a. folgende stelle, welche interessante bräuche bringt: 'last friday was Valentine day and the night before I got five bay leaves and pinned four of them to the four corners of my pillow and the fifth to the middle; and then if I dreamt of my sweet-heart, Betty said we should be married before the year was out. But to make it more sure I boiled an *egg* hard and took out the yolk and filled it with *salt* and when I went to bed eat it shell and all, without speaking or drinking after it. We also wrote our lovers names upon bits of paper and rolled them up in clay and put them into water and the first that rose up was to be our Valentine' (l. c. I, 32). Wie bei uns der Judas verbrannt wird, so in Kent im Februar und wahrscheinlich auf Valentini ein männliches und ein weibliches bild: '. . . . where the girls were burning in triumph a figure which they had stolen from the boys, called a *Holly-boy*, whilst the boys were doing the the same with another figure called an *Ivy-girl*' (das. 35.)

Dies und anderes hat uralten anstrich, gleichwohl bleibt es dunkel, welche gottheit unter dem heiligen steckt. in seinem leben steht nichts, was diese bräuche rechtfertigen könnte. besonders das verbrennen des stechpalmenbuben und des epheumädchens scheint bedeutsam und dass der brauch gerade in diese zeit fällt, vermehrt seine bedeutung. in London fand um diese zeit, so wie auch auf Johanni ein grosser fackelzug statt.

---

[1] Hasted history of Kent II, 757 ap. Brand observ. ed. Ellis I, 227.

[2] poemata p. 372.

Die heidnische bedeutung tritt für Deutschland besonders stark darin hervor, dass ihm berge geweiht sind (Valentinsberg bei Lohr, Herrlein 265, eines andern gedenkt Stöber 189.) und dass sein name beim fluch dient: 'ich wollt dass ihn sant Velten wegführt dahin' (Büsching wöchentl. nachr. II, 250) pots Velten! er steht hier an der stelle des teufels und etwas teuflisches muss also mit seinem wesen verbunden gedacht worden sein, d. h. etwas altgöttliches.

Jenem Wein (I. 144.) scheint eine *frau Welle* zur seite gestanden zu haben. sie erscheint als weisse frau mit breitem gürtel und flatterndem haar, soll sich auch im gefolge des wilden heeres gefunden und den waldleuten schutz vor ihm gewährt haben (Bechstein sagenbuch 461 macht sie zur 'rune'); ihr character als göttin scheint gesichert.

Wie die

H. MARGARETHA

dazu veranlassung geben konnte, dass ihr name nur mit den praedicaten *böse*, schwarz zusammen gefunden wird, ist mir eben so wenig klar. sie wird einem gebändigten drachen zur seite dargestellt. hat man ihm eine falsche deutung gegeben und sie vielleicht gar zur Hel gemacht? schwarz und böse würden auf sie in dieser verwandlung anwendbar sein. Moresin sagt: 'in arte *obstetricandi* Lucinam longe superat nostra Margaretha' (papatus p. 16.), davon habe ich noch nichts gehört.

Wenn es an dem tag regnet, sagt man am Rhein, 'Margreth pisse in die nüsse'. bei Brand finde ich folgendes: as many sisters flock to him as at Paris on s. Margaret's day when all come to church, that are or hope to be with child that year (I, 189).

S. OSWALD

soll patron der träumer sein, ein rein dem volk gehörender zug:

der knecht rief an sent Oswald,
de der droume hat gewalt,
wat syn droum solde duden,
de eme vorquam van doden lüden.

gedicht von den todten königen. Bragur I, 373), es ist bekannt welche masse mythischen stoffes sich an ihn angesetzt hat [1]. Ich werde bei anderer gelegenheit auf ihn zurückkommen.

Merkwürdig ist der gebrauch, den Panzer 241 aus Baiern beibringt. nach der mahd wird aus stehen gebliebenen u. a. ähren eine menschliche figur gemacht, die man den Aswald nennt. diese wird von den mädchen mit blumen geschmückt, dann knieen alle im kreis und beten. zum schluss wird herum getanzt. er scheint also ein erntegott zu sein und wäre in diesem fall an Wuotan oder Donar zu denken.

S. PETRUS.

Seine verehrung scheint in der gegend von Mainz frühe schon weitverbreitet gewesen zu sein, wenigstens liegen dort drei uralte Peterskirchen beieinander, die in Mainz, welche um 791, in Worms, die vor 814, und in Heppenheim, die vor 805 bestand. die s. Peterskirche bei dem schloss Tirol ist die älteste der gegend. dem Mainzer Petersberg und den andern früher erwähnten stelle ich noch das unter Pipin II gestiftete kloster Petersberg, später Ottilienberg zur seite [2]. ausserdem gedenkt Bechstein sagenb. 690 noch eines Petersberges, der auch Werberg heisst, bei Marktbergel in Franken, auf dem am 1. mai die hexen tanzen und der früher ein kloster trug. es sollen grosse schätze in ihm verborgen sein.

Die verbindung zwischen Wuotan und Donar tritt im Spessart wieder darin hervor, dass der wilde jäger auf Petri stuhlfeier (22. febr.) umfährt (Herrlein 89.). und im Irregang und Girregar finden wir sie gleichfalls v. 1289, der die merkwürdige beschwörung eröffnet:

bi dem salter ich dich swer
und bi *Wutungis her*:
bi *Peters ban* hast
banne ich dich vil vast,
swaz du sies, ob du lebes,
das du mir antwürte gebes,
warumbe tuostu uns ungemach? [3]

das muss auf älteren erinnerungen beruhen und scheint nur verstümmelt zu sein.

Auch in Schottland waren feuer an dem tag des heil.

---

[1] Vgl. Mone im anzeiger 1835 sp. 414. ausgaben des gedichtes von Ettmüller (1845) und Haupt, zeitschr. II, 97.

[2] Mabillon annal. ord. s. Bened. II. 301.

[3] von der Hagen gesammtabentheuer III, 78.

gen sitte: 'faces ad festum divi Petri noctu Scoti in montibus et altioribus locis discurrentes accendere soliti sunt', sagt Moresin in seinem gallevollen Papatus p. 56.

Noch drängt sich mir bei dem namen dieses heiligen eine bemerkung auf. wir erfahren durch Dietmar von Merseburg, dass in Eresburch an der stelle, 'ubi prius ab antiquis *Irmensul* colebatur', sich nachher eine kirche des h. *Petrus* erhob. das würde nach der gewöhnlichen analogie Irmin = Donar ergeben. hätten wir nur dies eine zeugnis, dann würde sich wenig darauf bauen lassen, aber auch in Regensburg sieht man am thor von sankt Peter eine seule, die man für eine Irmenseule ausgibt. Schöppner theilt II, 111 ein gedicht mit, das 'nach einem alten ms.' gearbeitet sein soll [1]), und worin erzählt wird, dass in einem nahen *eichenwald* auf dieser seule ein schwarzes steinbild gestanden habe, das am tage unsichtbar gewesen sei; kaiser Carl habe es gestürzt und christliche bilder daraus schlagen lassen; die seule sei, weil bei ihr gepredigt wurde, später predigerseule genannt worden. wieviel daran wahr ist, lassen wir dahingestellt sein, die hauptsache ist, dass die seule wiederum mit s. Petrus in verbindung steht, und das kann nicht zufall sein. entweder ist Irmin = Donar oder Irmin ist Wuotan und im letztern fall die verbindung daraus zu erklären, dass der sohn des vaters und der vater des sohnes nähe liebt.

Die seule stand in einem eichenwald und das würde für die erste analogie sprechen, denn Donar ist der eiche gott. es erinnert mich zugleich an eine merkwürdige belgische sage. in der nähe von Paschendale fand einmal ein holzhacker im wald auf einem *eichenstumpf* ein hölzernes bild in gestalt eines ecce homo, also mit vorne nach unten übereinander gebundenen oder gelegten händen. der mann sagte es dem pfarrer, welcher das bild wegnehmen und nach Paschendale in die kirche bringen liess und zwar hinter den hochaltar; doch es schien mit dem platz nicht zufrieden und man fand es andern morgen wieder im wald auf seinem baumstumpf. da meinte der pfarrer, ihm eine bessere stelle geben zu müssen und setzte es näher zum hochaltar, doch ohne erfolg, am folgenden tag stand es wieder im wald. eben so ging es als man es feierlich einholte und auf den altar des schutzpatrons der kirche, des h. Cornelius, setzte. es blieb erst dann in der kirche, als man es *dem hochaltar gegenüber* auf einem hölzernen piedestal aufstellte und den baumstumpf fallen liess. aber, sagt das volk, es war nur scheinbar zufrieden, denn *sein geist* spukte noch lange nachher in der gegend der eiche in allerlei gestalten herum und dies hörte erst dann auf, als man das durch die länge der zeit mürb gewordene bild von dem gestell herabnahm und verbrannte. der wald aber behielt von dem bilde den namen houtengodbosch oder wie andere sagen oudengodbosch. die letztere lesart ziehe ich vor, da sich ausser dieser stelle noch mehre andre in Belgien finden (so eine eisenbahnstation zwischen Brüssel und Antwerpen) die heissen: *von den ouden god*.

---

[1]) warum nicht statt der schlechten verse den wortlaut des ms.?

Das ist nun so heidnisch wie immer möglich. der truncus, worauf das bild steht, ist vorerst eine *eiche*, das erinnert an 'uf einer yrmensule ein abgot ungehiure' (M. 104.). die form des bildes ist nicht unwichtig, sie mahnt durch die herabhangenden arme an das Emenzheimer bild (I taf. II fig. 7). dreimal entweicht das bild der kirche, ein zug der zwar häufig vorkommt, aber nie in so wichtigem zusammenhang, denn die sage schildert dies weichen als ein zürnendes entfliehen, weil das bild nicht einen ihm gebührenden platz erhält: hinter dem hochaltar, neben ihm, auf dem altar des schutzpatrones will es nicht bleiben, dem hochaltar gegenüber will es stehen auf eignem altar; so lang es diesen nicht erhält und der alte eichenstumpf nicht vernichtet ist, kehrt es in seinen wald zurück. es ist der volle trotz des alten heidengottes, der sich dem kreuze nicht fügen will und seinen platz behauptet so lange es irgendwie angeht. wäre das bild kein heidnisches, hätte man es sich nicht als belebt gedacht, dann könnte *sein geist* nicht spuken, überhaupt von seinem geist keine rede sein, das ist ja unerhört. aber wenn schon der körper des bildes gezwungen ist, in der kirche mit einem ehrenplatz fürlieb zu nehmen, der geist kehrt zurück an den altgewohnten sitz, in dem wir somit vollkommen berechtigt sind, einen altheiligen hain zu sehen. so wie es auch keinen zweifel leidet, dass das bild ein götterbild war. dann aber dürfen wir, meine ich, auch in der seule eine art von Irmenseule sehen, die Ruodolf von Fuld als '*truncum ligni* non parvae magnitudinis *in altum erectum*' beschreibt. nichts anderes kann das idolum Saxonum gewesen sein, denn es heisst von Carl dem grossen '*combussit*'. auch diese trunci werden somit zuverlässig aus eichenholz gewesen sein, welches als das festeste aller deutschen bäume für die columna sustinens omnia am passendsten erscheinen musste. sie werden auch im walde gestanden haben, der nach ihnen genannt wurde (fanum et *lucum* famosum Irmensul subvertit. ann. lauriss.). dann aber wird Grimms andeutung erhöhtes gewicht erlangen: der westphälischen Irmenseule liegt die vorstellung von der hessischen donnereiche ganz nahe, und wie diese so konnte auch jene mit so grösserem recht an Donar anklingen, da dem Thôrr im norden seulen errichtet wurden, und das bild der seule bei Witechind von Corvei an Hercules erinnerte (M. 100.), der durch seine keule dem den hammer führenden gott noch am ersten verwandt ist.

Auch Deutschland kennt einen solchen eichenstumpf, nur stand auf ihm das bild des landespatrons von Bayern, des h. Ulrich. ein bauer, der den platz, wo das bild stand, in einen acker umwandeln wollte, nahm es herunter und trug es in die pfarrkirche nach Zolling, aber das bild kehrte mehremal zurück. da beschloss er den *baum* umzuhauen, aber kaum war das geschehen, als er *blind* wurde. er gelobte, das bild wieder auf dem stock aufzustellen und eine strohhütte darüber zu bauen und erlangte sein gesicht wieder (Schöppner I, 476.). der standort des bildes war also früher auch wald, wie in Belgien, die sage stimmt überhaupt genau zu jener, nur fällt der spuk weg. die eiche weist aber wieder auf Donar hin.

Dagegen scheint allerdings zu sprechen, dass die Sachsen dem Irmin nach ihrem *sieg* über die Thüringer opfer brachten, aber konnte dies dankopfer nicht jedem der drei höchsten götter geweiht sein? sagt doch auch Grimm schon: 'entweder war Irmin eine der drei grossen gottheiten Wôdan, *Thonar*, Tîw, oder ein von ihnen unterschiedenes wesen' (327.). ausserdem verrichtet aber im norden auch Thôrr kriegsthaten und empfängt seinen antheil an der beute. warum sollte das bei Donar nicht der fall gewesen sein, der doch ein riesensieger war? dass der name des gottes auf der seule an Mars gemahnte, konnte auch dagegen streiten, jedoch nur schwach, denn Grimm selbst bekennt, dass das verhältnis zwischen Hirmin, Hermes und Mars verworren sei und vergleicht gar in der anmerkung zu 327 irmen- dem sinne nach mit *hamar*. ebenso wenig spricht der bergwald Osning dagegen, denn auch dem Donar waren berge heilig, nirgendwo aber dem Wuotan seulen aufgerichtet.

Die folge muss lehren, in wie fern diese hypothese sich weiter befestigen lässt. es ist jedenfalls mehr über die irmenseule übrig, als uns bis jetzt noch vorliegt. eine grössere sagenbeute aus Westphalen und Belgien wird uns hoffentlich das nöthige licht dazu geben.

8. GERDRUT [1])

ist schon durch M. 54. 282 als nicht frei von heidnischen auflagen nachgewiesen, wo von ihr gesagt wird, dass der abgeschiedenen seelen die erste nacht bei ihr beherbergt werden. sie galt besonders als eine patronin der reisenden. so betet der schreiber in der treuen magd:

---

[1]) legenden von ihr s. von Herrlein Spessartsagen p. 133.

'eija junkvrauwe sante Gêrtrûd,
do mi guder herberge kund,
dat ik beholde mine sunt.'

anderswo heisst es:

'si hât ouch bi aller wochen
sente Gêrtrûden nie gesprochen
noch umb kein *guote herberge* gebeten.'

oder:

do se aldus weder reden,
heimelik sprak he sine beden,
der hi plach harde sere
in sante Gêrtrûdis ere [1].

und von den Wienern in der Wiener meerfahrt:

sant Gêrtrudis minne
wart in sider harte sûr [2],

denn vor beginn der reise trank man s. Gertruden minne (M. 54. 88. 433. 434. 698.) und in den Niederlanden hatte wahrscheinlich, weil die meisten und grossern reisen zu schiffe gemacht wurden, sanct Gerdruden minneglas auch die form eines schiffchens [3].

In den angeführten stellen ruht der nachdruck hauptsächlich auf der guten herberge, um welche die heilige gebeten wird [4], weniger auf dem schutz auf der reise und das scheint mir der ältere sinn ihrer anrufung beim scheiden. Grimm meint zwar: 'Gerdrut verehrte den Johannes über alle heiligen, darum scheint ihr andenken dem seinen hinzugefügt', aber ihre verehrung in dieser beziehung ist wenigstens so alt, wie die des h. Johannes. die anrufung um gute herberge hängt innig zusammen mit der merkwürdigen stelle, die M. 54 aus einer hs. des XV jh. angeführt wird: 'aliqui dicunt quod quando anima egressa est, tunc prima nocte pernoctabit cum beata Gerdrude, secunda nocte cum archangelis, sed tertia nocte vadit, sicut diffinitum est de ea.' M. 282 wird diese stelle für die erste nacht auf Freyja bezogen und mit grund (vgl. beitr. I, 192.). hielt also das unter christlicher hülle fortlebende heidenthum die heilige für die, welche nach dem tode die seele in der ersten nacht beherbergte, so wird man sich diese herberge durch gebet als eine gute gesichert haben, ganz analog aber musste man die heilige auch anrufen, um hier schon gute herberge zu finden. ebenso liesse sich annehmen, dass man ursprünglich ihre minne beim scheiden trank auf gute herberge jenseits, für den fall nämlich, dass der scheidende von seiner reise nicht mehr zurückkehre, dass man sich zum letztenmal sehe, und dann dürfte die annahme nahe liegen, dass auch dem sterbenden oder dem todten ihre minne zugetrunken worden sei, worauf ich in dem abschnitt über das minnetrinken näher zurückkomme.

---

[1] von der Hagen gesammtabentheuer II, 319 (vgl. 328), 167, 333.
[2] das. 483.
[3] Le Francq van Berkhey oud holl. vriendsch. p. 162.
[4] auch M. 54 ist eines schreibers gedacht, der täglich betet 'dass sie im schuefe herberg guot.'

Ihr name wird bei zaubereien gebraucht und neben den oft genannten Christophsbüchlein gab es auch Gertraudenbüchlein. ein solches und zwar das einzig übrige in der welt, soll in der abtei Ebrach an einer goldenen kette gehangen haben (Baader 400). wer ein Gertraudenbüchlein bei sich hat, kann sich unsichtbar machen, den teufel zwingen, vergrabene schätze beizuschaffen und noch andere dinge mehr (Zingerle I, 82).

Asbiörnsen und Moe erzählen von einer frau, die Gertrud hiess und zur strafe ihres geizes in den Gertrudsvogel verwandelt wurde (N. 2. Bresemann I, 8.). wahrscheinlich ist der vogel einer unter dem namen der heiligen sich bergenden göttin heilig.

S. PAULUS

ist eben so dunkel wie s. Valentin in den heidnischen anflügen, die seine verehrung im volke zeigt. sein bild trägt das schwert in der hand mit dem er zu Rom enthauptet wurde und so hätte wohl ein kriegerischer gott sich hinter ihm bergen können, doch scheint dies kaum der fall zu sein. ein sicheres urtheil wird sich übrigens erst fällen lassen, wenn wir näheres über jene anflüge wissen, bisher ist es damit noch schlecht bestellt. was ich über sie beibringen kann, ist aus den Niederlanden und leider wenig. Frieder. Schenk hat in seinem tractatus de imaginibus die folgende bedeutende stelle: 'superstitiones et ludicrae observationes nostratium pontificiorum in hac urbe circa festum conversionis Pauli plane non cessant. *Paulum* quendam *stramineum* in angulo aliquo *prope focum* ubi placentas coquunt collocatum placentis butyratis quasi *colaphizant*, siquidem dies sit serenus aut sine pluvia; sin secus *stramineum* suum *idolum* inde tollunt, usque ad aquas bajulant et *in eas proiciunt*' [1]. man hatte nämlich das sprichwort:

---

[1] ap. Gisb. Voet select. disput. III, 133. die urbs ist Utrecht.

'clara dies Pauli bona tempora denotat anni:
si fuerint venti designant proelia genti,
si fuerint nebulae pereunt animalia quaeque,
si nix, si pluvia designant tempora cara.'

und hielt, wenn an dem tage schlimmes wetter war, den ganzen rest des jahres für unheilbringend. das hat mit der I. 144 erwähnten nordischen vorstellung sankt Pauls als eines schützen wenig gemein, noch weniger der folgende gebrauch in Gammerage bei Geeraerdsberge. in dieser stadt soll einmal eine grosse seuche unter menschen und vieh ausgebrochen sein. am tag der bekehrung s. Pauli erschien aber ein mann *in weissem obergewand zu ross* in Gammerage und ritt, kleine weisse küchelchen vertheilend, durch die strassen und in der ganzen umgegend herum, indem er die leute anwies, dieselben dem vieh zu geben. sie thaten das und die seuche schwand. ein frommer hirt belehrte die bauern, das sei sanct Paulus, *des dorfes patron*, gewesen, der habe ihm gelehrt die küchelchen zu machen und jedes jahr müsse zum andenken an seine erscheinung ein mann gleich dem heiligen weiss gekleidet herum reiten und diese küchelchen vertheilen. dies geschah und der mann warf sie dem volke mit den worten zu: 'so als ich werfe dich mit der hand die Gott mir gegeben hat'. der welcher s. Paul vorstellte hatte nie viehkrankheiten *zu befürchten* (NS. 248.). auch das gemahnt nicht an Paul skythar, sondern wie jenes vielmehr an einen gott der felder und der heerden, der Wuotan oder Fro sein konnte, oder auch Wol = Ullr, der ja stellvertreter Odins war und selbst dessen namen trug. Saxo gramm. l. III ed. Klotz. p. 65.

S. URBAN

ist der bekannte patron der winzer und mit seinem bilde wurde derselbe heidnische unfug getrieben, wie mit dem des heil. Paulus. J. Boemus Aubanus erzählt p. 282, dass die winzer in Franken an seinem fest (25 mai) die statue des heiligen auf offenem markt auf einen tisch stellten, der mit einem feinen tuch bedeckt und mit laub und duftenden blumen bestreut war. war der tag schön und klar, dann wurde das bekränzte bild reichlich mit wein übergossen, war das wetter aber rauh und regnerisch, dann bewarf man sie mit koth und schmutz und begoss sie mit schmutzigem wasser, denn sie schlossen aus der heiterkeit des tages auf guten herbst, weil die trauben um diese zeit blühen und regen und rauhe witterung der blüthe schadet; aus regen also auf schlechten herbst und liessen dies den heiligen in seinem bild entgelten. anders war es in Nürnberg. ein reiter stellte wie in Belgien den h. Paulus, dort den h. Urban vor. es war ein weinab- oder einleger, der auf einem schlechten pferd sass und einen bunten mit kleinen runden spiegeln und waldgläslein verzierten rock trug. ein eben so geschmückter tannenbaum wurde ihm vorgetragen und die ab- und einleger folgten ihm mit grossen flaschen über den achseln. so zogen sie zu den wirthen, füllten ihre flaschen und bezechten sich. dem zuge folgten die knaben unter dem geschrei: 'der Orba muss in den trog! der Orba muss in den trog!' der reiter warf bisweilen spieglein unter sie, und solche so wie gläschen wurden den wirthskindern geschenkt. nachdem das einsammeln vorüber war, warf man den Urban in einen trog mit wasser und zog ihn wieder heraus (Schöppner II, 197.). das alles deutet wie bei s. Paulus auf einen alten gott des weines, der früchte und in ihm dürfen wir mit fug und recht Wuotan, den nur vom wein lebenden sehen.

Bechstein hat, sagenbuch 485, eine eigenthümliche sage von einer jährlich am Urbanstag in der kirche zu Oelsen abgehaltenen predigt. auf dem Clidenfelsen soll früher ein *braukessel* gestanden haben, den die bewohner des dorfes fleissig zur bierbrauerei benutzten. sie mussten ihn jedesmal auf borg erbitten und abholen, wenn sie ihn aber zurückbrachten ein maas bier und eine reihe semmel hineinlegen. als ein schäfknecht sich einst darüber hermachte und es verzehrte, versank er mit seiner heerde und dem kessel in die erde, stiftete aber vorher noch zur sühne ein vermächtniss, dass alle jahr an dem tag, der s. Urbans fest war, gottesdienst gehalten, für ihn gebetet und allen dabei anwesenden ein brödchen dabei verabreicht werde. diese brödchen besitzen die kraft, nie zu schimmeln und brodmangel in dem hause abzuwehren, worin sie sich befinden. der braukessel scheint ein heiliger opferkessel zu sein, der unter der hut der zwerge stand, er diente in der wahrscheinlich weinarmen gegend, das den wein ersetzende bier zu brauen, und der schäfer wurde für die entheiligung derselben, für den an dem heiligthum begangenen raub bestraft. das vermächtniss mag von einem andern schäfer sein, die sage übertrug auf diesen den raub, es diente ihr als haltpunkt, keineswegs lässt sich das langsame versinken rechtfertigen.

Dieser braukessel nun erinnert an die *kufe* des rheinischen *[illegible]*, von der kaub den namen tragen soll, und gerade dort finden wir auch das belgische idolum stramineum wieder. wenn bei kleinem wasserstand der Elterstein sich im Rheine zeigt, putzen die schiffer eine strohpuppe als *Bac-*

chus auf und setzen sie auf den stein. man hat darum aus dem stein Bacchi ara gemacht und davon den namen Bacharach abgeleitet. es ist ein neuer beweis für den weitverbreiteten cultus dieses weingottes, der hier, unfern von dem alten Wudinsberg wiederum wohl nur Wuotan sein kann. oder ist es Niördr, der wassergott, der nach Finn Magnusen 'homines arare vinumque plantare docuit?' lex. myth. 525.

S. HUBERTUS.

Der ältere biograph des heiligen kennt die legende von der begegnung des hirsches auf der jagd nicht, weiss überhaupt nichts von Huberts beziehungen zu ihr[1], so dass wir sie als spätern ansatz ansehen dürfen. man glaubt, sie sei erst in folge der versetzung der reliquien des heiligen nach Andain aufgetaucht. es wird als alte sitte berichtet, dass ihm die *erstlinge* der jagd dargebracht wurden, wie s. Georg das beste ross aus der kriegsbeute, und jagdgeschichten beginnen, wie der jäger eines grafen nach unergiebiger jagd ihm die erste beute gelobte und bald darauf einen grossen *eber* auftrieb. das ist klares opfer, welches nach dem was I, 145 ff. sich herausstellte, dem Wol gehörte, dessen name ausser den angeführten auch in *Wolsborn*, einem oft vorkommenden eigennamen, fortlebt.

In

S. WALBURGIS

wollen auffallenderweise ältere belgische historiker durchaus eine göttin sehen. Gramaye sagt u. a. in seiner Antwerpia: ad extremum d. Willebrordus in eadem vinea necdum satis exculta laboraturus, inveteratum *animis gentilium profanae Walburgis cultum* extirpare conatus, sed diu frustra; tandem hoc solo rem se facturum existimabat, si nomen *falsae deae* in s. Virginis nomen transtulisset, ut quemadmodum ante et perperam *Walburgin lapideam* orabant et honorabant, ita deinceps recte et citra religionis verae noxam virginem christianam venerarentur. ita periit *profanae Walburgis idololatria*, sed non ita cito mulierum, quae ceteris tenaciores, animis evulsa Priapi obscoena memoria (p. 13.). ähnlich spricht sich Goropius Atuat. 101. 102 aus. Gramaye will, dass diese Walburga als Venus verehrt worden sei, das würde in deutscher übersetzung frau Holle sein. bei Arnstadt liegt ein kräuterreicher bergwald, das *Walperholz* geheissen, weil ehedem auf der höhe ein kloster zur h. Walburgis stand. dort ist eine waldecke, wo man es nennt an den hohen buchen und steht auch noch eine sogen. jagdbuche dort. an dieser buche befindet sich ein runder platz, *darauf nie rasen wächst*, auch sonst kein gras oder kraut. dorthin ist der ruhelose geist einer *bierzapferin* gebannt, deren namen ist *frau Holle*. zu zeiten sieht man sie in altväterischer tracht rastlos um die jagdbuche wandeln (Bechstein sagenb. 492.). das gemahnt an dort gefeierten minnetrunk, denn die stelle war jedenfalls im heidenthum ein tanzplatz göttlicher wesen, wie all die Walberberge, Walburgenberge, deren zahl so gross ist[1]), der besonders am 1. mai in der Walburgisnacht besucht war. die heilige vertritt also hier die alte Holda und dasselbe wird nur mit verändertem namen der göttin in Antwerpen der fall sein.

---

[1] Rettberg kirchengesch. I, 567.

Das heilspendende öl, welches aus der heiligen gebeinen träufelt, ist das volle gegentheil der schmutzigen hexensalbe.

S. NICOLAUS

wird dreifach als schutzpatron verehrt. zuerst als der der *schiffer*, weil manche in gefahren zu wasser durch seine fürbitte gerettet wurden. 'Nicolaus quasi alter Neptunus maris curam gerit. idem a periclitantibus iis vocis excitatur: 'o sancte Nicolae, nos ad portum maris trahe'. eidem sacella in littoris consecrantur', sagt Lasicz 143.

Er ist gleichfalls patron der *jungfrauen*, was sich auf den schönen zug aus seinem leben gründet, dass er in verschwiegener stille der nacht einem armen manne reiche gaben in das haus trug und dadurch dessen drei töchter vor der schande rettete, der der vater, der seine ganze familie dem hungertod nahe sah, sie überliefern wollte. der heilige trägt darum die dreifache goldgabe auf vielen bildern in der hand und die christliche kunst wandelte sie sinnig in drei goldne äpfel, in die äpfel vom baum des lebens, weil der heilige den jungfrauen das leben der seele rettete.

Er ist drittens patron der *kinder*, was wie auf dieser geschichte, so auch auf einer legende beruht, die mir bisher nur aus Frankreich und England bekannt ist und auffallenderweise selbst bei Jacobus a Voragine fehlt. Maitre Robert Wace († 1184) gedenkt ihrer in einem wie es scheint noch unedirten leben des heiligen, dessen einzige handschrift im privatbesitz eines Engländers ist. ich theile die stelle in der mangelhaften gestalt mit, wie ich sie bei Ellis zu Brand observ. I, 230 finde:

---

[1]) einer in der gegend von Cöln, einer in meiner nähe im Odenwald bei Fürth u. s. w.

'Treis clers aloent a escole
nen frai mie longe parole:
lor ostes par nuit les ocieit,
les cors musca, la . . . . prenoit.
Saint Nicolas par Deu le sout,
sempris fut la si cum Deu plut,
les clers al oste demanda,
nes peut muscier einz lui mustra
seint Nicholas par sa priere
les ames mist el cors ariere,
por ceo qe as clers fit tiel honor,
font li clerc feste a icel jor.

ausführlicher steht die legende im italienischen leben des heiligen, wie sie u. a. in einem das zu Neapel 1645 in dritter auflage erschien, also erzählt wird. der ruhm der tugenden des h. Nicolaus war selbst bis nach Asien gedrungen und ein mann sandte seine zwei söhne zu ihm, ihn um seinen segen zu bitten. sie kamen spät zu Mira an, wo er bischof war, verschoben ihren besuch bis zum morgen und kehrten bei einem wirthe ein. dieser aber von habsucht getrieben, bemächtigte sich ihrer habe, ermordete sie und warf die zerschnittenen körper zu schweinefleisch in eine salztonne, um sie später mit diesem zu verkaufen. der bischof erkannte durch eine vision die unthat, ging zu dem wirth und warf ihm sein verbrechen vor; der wirth gestand es ein und sank reuig um vergebung flehend zu den füssen des bischofes. dieser wandte sich im gebet zu dem Herrn und durch Gottes kraft vereinigten sich die zerschnittenen theile der beiden körper und gewannen wieder leben; heil und wohlbehalten fielen die beiden jünglinge zu Nicolaus füssen und baten um seinen segen. aber der bischof hob sie empor und ermahnte sie, Gott für ihre rettung zu danken und den dank durch ein frommes leben in der that zu beweisen'. diese legende erklärt uns die kufe aus der drei kinder schauen und welche wir auf bildern zur seite des heiligen finden. sie und die vorige zusammen sind der grund weshalb der heilige als kinderfreund so berühmt wurde. beide traten in verbindung mit heidnischen zügen und so gestaltete sich die jährliche erscheinung des heiligen als eines begabenden.

'Mos est plurimis in locis, ut in vigilia s. Nicolai parentes pueris ac puellis clam munuscula varii generis dent, illis opinantibus s. Nicolaum cum suis famulis hinc inde per oppida ac vicos discurrere, per clausas fenestras ingredi et dona ipsis distribuere'[1]. 'vigiliam diei pueri a parentibus ieiunare eo modo instituuntur, quod persuasum habeant, ea munuscula quae nocte ipsis in *calceos sub mensam ad hoc locatos* imponuntur se a largissimo praesule Nicolao percipere'[2]. diese *calcei sub mensa* kommen wohl nur im deutschen süden vor und scheinen auf ein dem bescherenden zubereitetes mahl zu deuten. am Niederrhein setzen die kinder ihre stiefel oder schuhe *auf den heerd* oder *an den schornstein*, weil Nicolaus daher seinen einzug halte, wie auch der fliegende drache auf diesem wege geld, korn und speisen bringt. sie stecken auch heu in die schuhe, damit Nicolaus' ross etwas zu fressen finde; morgens liegen äpfel, birnen, nüsse und backwerk darin, oder wenn die kinder unartig waren, bei den untern ständen auch *rossäpfel*, d. i. pferdekoth. bei ärmern oder da wo man verhindert ist, etwas für die kinder zu kaufen, heisst es, des Nicolaus pferd habe *gläserne beine*[3], es sei ausgeglitten, habe sie gebrochen und könne nicht kommen. dasselbe wird in solchen fällen von dem begabenden Christkind gesagt und mahnt wieder an den verwundeten rossschenkel, den verrenkten rossfuss des mythus. ähnliches lebt in den Niederlanden, wo der heilige als sinte Claes oder Claesvâer umzieht (dies pater mahnt an Wuotan). Buddingh erwähnt gar s. 'Nicolaes op zijnen *witten schimmel*' und sagt ebenfalls, dass man 'eene handvol *hooi voor zijn ros*' hinlegt[4]. darum singen auch die kinder in Belgien:

Sinte Niclaes,
nobele baes,
brengt wat in in mein schoentje,
een appeltje of een citroentje.

Dort wurde ehemals des heiligen name oft zu schwüren misbraucht, doch kürzte man ihn in solchen fällen in Cool ab. ghesvader ic swere u bi Coels herten; bi Coels passie, ja selbst bi Cools sette[5] (sedes, culus) wurde geflucht. daneben kommt auch die abkürzung Cleis vor: ie swere u Jan bi sente Cleis 1). es ist auf diese flüche um so mehr gewicht zu legen, als die zahl der heiligen, bei denen geflucht wird, nur sehr beschränkt ist und nur solche in sich schliesst, an die sich mythische fäden angesetzt haben, so Martinus, Johannes u. a. m.

---

[1] Hospinian. de fest. christ. origin. 153.

[2] Hermes Aubanus 272.

[3] glas ist sonst im märchen = gold, glasberg = goldberg.

[4] p. 160 dort lebt noch folgendes kinderlied:

S. Nicolaes, de goede man,
trekt zijn beste tabbaerd aen,
hij *rijdt er mêe* naer Amsterdam,
van Amsterdam naer Spanje,
haelt appeltjes van Oranje,
hij geeft de kleine kinderen wat
en laet de grooten loopen:
laten die zich selven wat koopen.

[5] Hofmann horae belgicae VI, 106, 119. Coels passie steht wohl statt Christs leiden, denn s. Nicolas ist kein martyrer.

Bei Seb. Brant, leben der heiligen 1, 87 ist die rede von einer 'gemeinen histori von sante Nicolaus', welche als ein 'neu und schimpflich gesang verboten wurde.' findet sich irgendwo ein lied von dem heiligen, auf welches diese bezeichnung passt? es scheint weniger neu, als aus alter erinnerung frisch aufgetaucht gewesen zu sein.

Wie es scheint, kennt nur Deutschland den heiligen zu ross, so wie die sitte, die schuhe am heerd aufzustellen. in *Frankreich* ist er einfach der milde, liebe, willkommene kinderfreund. man singt dort:

saint Nicolas, bon homme,
donnez moi des pommes,
donnez moi des macarons,
saint Nicolas est mon cousin.

Dort wie auch anderswo war die sitte mit dem episcopus puerorum an dem tage sehr verbreitet, die nach Warton bereits auf dem concilium von Constantinopel im jahr 867 oder 870 verboten wurde. dies verbot wurde seitdem oft und streng wiederholt, aber sie wusste sich dennoch zu erhalten. heidnischen character hat sie nicht.

Lasicz sagt: Nicolao apud nos *gregis custodia* est iniuncta. das scheint örtlich zu sein, von anderswoher ist es mir nicht bekannt.

S. WILGEFORTIS

wird wohl noch lange für die forschung ein räthsel bleiben. sie heisst auch s. Gehülfen, die h. Kümmernis oder Bekümmernis. jenes s. Gehülfen brachte Menzel (literaturbl. 1852 n. 11.) auf den gedanken, sie mit der nordischen Hlif zusammenzuhalten, der dienerin Menglöds; deren name bedeute jedoch nicht blos mundi laetabunda (M. 395.), sondern beziehe sich auch auf den mond, der im ersten viertel einem halsband gleiche. die Wenden in der Lausitz aber halten die flecken im mond für einen geiger, der vor Gott und der h. jungfrau spiele, um seine ältern aus der hölle loszubitten 2). und wenn

---

[1] ibid p. 109.

[2] von Haupt und Schmaler wendische volkslieder 1, 273. 387.

man einmal an den mond denke, so dürfe auch erwähnt werden, dass dieser himmelskörper auf Cypern unter dem bild einer bärtigen jungfrau als Venus barbata oder Deus Venus verehrt wurde (Macrob. Saturn. III, 8.). die beiden letzten züge stimmen gewiss zu der legende der h. Wilgefort, obwohl sie dadurch, dass sie nicht auf Hlif selbst, sondern auf ihre herrin sich beziehen, wieder abliegen, mehr noch der nordische Hyfjaberg, der der siechen und wunden freude und hilfe ist, von dem jede ihn erklimmende frau heil zurückkehrt, zu unserm Hulfenberg. aber darum ist uns die *legende* der heiligen noch nicht klar. was konnte ein heide sich bei der *gekreuzigten jungfrau denken?* dass, wie Menzel vorschlägt, ein verwandtes leiden eines heidnischen wesens diese beziehungen vermittelte, wäre dann anzunehmen, wenn wir statt leiden leben setzen. die jungfrau wird nämlich als verfolgt von ihrem vater dargestellt, weil er ob ihrer schönheit in liebe für sie entbrannt war, und das würde uns zu der zahllosen reihe jener sagen führen, die von verfolgten jungfrauen handeln, welchen ein ritter nachsetzt, die fliehen, ihre reinheit zu retten. sie alle aber werden auf wunderbare weise gerettet und das bildet wieder einen bedeutsamen unterschied. und wie kommt die heilige zum patronat über die bäcker? wo wir die sache angreifen, treten uns noch unlösbare räthsel entgegen.

BESCHÄFTIGUNGEN DER GÖTTER.

Die zeit, welche die götter nicht der leitung der geschicke der welt weihen, verbringen sie in sorglos heiterer ruhe, darum nennt die edda sie die frohen götter. wenn sie nicht heiter sind und lachen, sind sie krank, das lachen heilt sie von ihren krankheiten; sie gleichen darin jener königstochter des märchens und dem lieben Gott von Arras, deren krankheit wie Skadi's trauer zu heilen ist (M. 307.).

Die frische lust führt zum *spiel* und so finden wir auch die götter spielend. selig in des goldes besitz und der freude voll ergötzen sie sich in Idavöllr am würfelspiel, bis die drei riesenjungfrauen kommen (Völuspâ 8.). und nach der götterdämmerung kommen die verjüngten asen wiederum auf demselben gefilde zusammen und finden im grase die wunderbaren goldnen tafeln, welche sie im beginn der zeiten besassen (das. 53.).

Die tafeln sind wohl mit den würfeln, oder diese mit jenen identisch. ich kann mich kaum für die würfel entscheiden als götterspiel. von einem solchen erwartet man ein spiel, wobei die kraft, die behendigkeit sich zeigt, wie jenes werfen, wobei Balder den tod fand, und darauf scheinen auch die scheiben hinzuweisen. noch lebt in Belgien ein uraltes spiel, wobei mit *eisernen scheiben* nach einem bestimmten ziel, das in der erde befestigt ist, geworfen wird; es ist in ganz Flandern und Brabant, selbst in den wallonischen provinzen üblich. im XIV. jh. finde ich seiner zuerst erwähnt und zwar im 'beghinsel van alle spelen' v. 34 'die selke *bruen* ende d' ander clossen.' nach H. Hoffmann [1]) war die dabei gebrauchte wurfscheibe auch von blei und nennt man es in Flandern noch sterstenen; Kilian hat 'de cae schieten.' allerdings nun heissen die würfel im ml. auch schyven: 'item alle schijfspel, dat men met schijven speelt, als wortavelen (worptavelen), langhen in tween borden, pisten, faelghen, eerst aanslaten ende wicken mach een yeghelic spelen hoe hi wil sonder verbuernisse' [2]), und so konnte es sein, dass die würfel in der ältesten zeit nicht auf der tafel rollten und keine quadrate waren, sondern echte scheiben. dann wäre der scheinbare widerspruch in Völuspá gelöst.

Ein verwandtes spiel aber verlegt die deutsche sage in die altheiligen götterberge. auch da wird nach einem zwar nicht in der erde befestigten aber auf der erde aufgestellten ziel geworfen: es ist das *kegelspiel* und der unterschied zwischen ihm und dem scheibenwerfen besteht nur darin dass die runde scheibe sich zur kugel umgestaltete und statt eines zielstabes deren neun wurden; neun aber ist eine altheilige dem gott des frohsinns und der freude, Fro, geweihte zahl, die an und für sich allein schon auf ein hohes alter hinweist. dazu kommt noch die dem bild I p. 161, so wie dem götzenbild taf. II, fig. 2 ganz analoge gestalt des kegels, so wie dass diese einen könig unter sich zählen; ja selbst das klotzabwerfen, wobei zwar nur ein kegel aufgestellt wird und das angeblich zum andenken an den sturz der götterbilder gefeiert wird (M. 743.).

Dies kegelspiel wird noch ungleich höhere bedeutung gewinnen, wenn wir ihm in den sagen selbst nachgehen. nach Baader 32 schwimmen im Reichen ein goldner wiesbaum und ein goldnes kegelspiel umher; der das Munsterthal durchfliessende und den fuss des berges bespülende bach heisst Neumagen. ein hirtenbube kam auf der Hochburg an einem sonntag in einen vorher nie gesehenen grossen saal, da sassen an einer tafel *zwölf* männer, deren kleider von *gold und silber* schimmerten. vor jedem stand ein hoher *becher*, in der mitte der tafel eine grosse prachtvolle kanne, rings herum sah er speisen in kostbaren geschirren. nach dem essen holte man zwei schwere *goldene kugeln* und *neun solche kegel* herbei. zum lohn für das aufsetzen erhielt der junge vier groschen. die zwölf männer sind verwünscht und kommen hervor, wenn Deutschland einmal in noth ist, und befreien es von seinen feinden (das. 55.). ein mann sah auf dem hofe der burg eine menge leute in den verschiedensten trachten, welche theils kegel spielten, theils in einer *unverständlichen sprache* mit einander redeten. er trug einen kegel mit sich nach hause und der war von gold. ein junge sah dort *zwölf* männer mit *weissen bärten* bei der kegelbahn sitzen, denen stellte er die kegel auf und erhielt die goldne kugel zum lohn. ein anderer bekam in dem keller der burg köstlichen wein eingeschenkt (das. 128.). in der burg Alteberstein liegt ein kegelspiel und geschirre von silber und ein golden kalb verborgen (das. 140.). auf Arnsburg spielen ritter mit silbernen kegeln und goldenen kugeln (Stöber 329.). auf dem schlossberg in Freiburg liegt ein kegelspiel von gold (Schnetzler bad. sagenb. I, 367.). die geister im Lüningsberge werfen mit goldnen kugeln nach goldnen kegeln, *die thiere des waldes kommen herbei und schauen zu* und die vögel sitzen verwundert auf den zweigen der bäume. ein webergesell raubte einen der kegel und rettete sich nur dadurch vor den ihn verfolgenden geistern, dass er ein wasser überschritt, bevor sie ihn einholen konnten (Harrys I, 49.). am Kyffhäuser schiebt *kaiser Otto mit seinen rittern* kegel, ein schäfer nahm den könig mit und fand dass er von gold war (E. Sommer 4. vgl. Kuhn und Schwarz 219.).

---

[1] horae belgicae VI, 2, 177.

[2] Leidener urk. von 1397. verhandel. van de maatsch. der nederl. letterk. te Leyden. I, 163—165. ap. Hoffmann l. c. 373.

Wir haben in diesen zügen ein klares bild des spieles der alten götter vor uns. Otto und seine ritter, die zwölf männer sind Wuotan und seine zwölf götter, denen die sage als zeichen, dass ihnen ehrfurcht gebühre, weisse bärte, den schmuck des alters und reiche königliche kleider (vgl. DS. I, 31.) beilegt. sie unterhalten sich in der den menschen unverständlichen göttersprache, sie trinken den götterwein und beginnen nach dem mahle ihr spiel. die schöne unschuld der reinen, goldnen alten zeit spricht die sage trefflich in dem zuge aus, dass die thiere, deren feind der mensch noch nicht war, zutraulich aus dem walde herbeikommen und furchtlos, wie theilnehmend an der himmlischen freude dem heitern spiele zuschauen; sie, die ganze natur freut sich mit den seligen.

Aber nicht nur in den götterpallästen auf erden rollen die kugeln und fallen die kegel der götter, auch im himmel pflegen diese des spiels. wenn es im Rheinland beim gewitter einen besonders schweren schlag thut, sagt der rohere im volk zum entsetzen anderer: 'da fallen alle nung', da fallen alle neune und nach M. 1231 sagt man in Norddeutschland, wenn es donnert: 'die engel schieben kegel.' anderswo heisst es, Petrus schiebe kegel (Kuhn und Schwarz 455.), so dass die vorstellung, wenn das spiel im himmel statt findet, vorzugsweise an Donar haftet, woher auch zu erklären ist, dass der teufel kegel schiebt. ein merkwürdiges märchen bei Meyer 31 macht den übergang auf Donar noch sicherer. der *Blitz*, einer der drei brüder Donner, Blitz, Wetter, sucht einen könig, dessen schwester er geraubt hat, durch kegelspiel zu unterhalten. die kegelbahn ist eine stunde lang und die kugel hat die eigenschaft, *dass sie von selbst wieder zurückkommt*, dazu braucht sie jedesmal zwei volle stunden. der könig kann sich nicht genug darüber wundern, zumal der blitz so heftig wirft, dass die kugel weit über das ziel hinausfliegt und tief in *einen felsen* dringt und dennoch immer zurückrollt. das ist ganz und vollkommen der Miölnir Thôrs in gestalt der kugel. darum heisst es in der sage von Stockenfels auch, die geworfenen kugeln hätten *feurige bahnen* hinter sich hergezogen und die kugeln selbst seien *glühend* gewesen (Schöppner II, 107.).

Wäre die vorstellung nicht uralt, dann könnte sie nicht auf Petrus übergegangen, nicht so tief ins märchen verflochten sein, dessen drei brüder die aufgelöste Donnereinheit sind. ob wir den donner als fahren des wagens Donars für ganz Deutschland annehmen dürfen, steht demnach noch sehr dahin; für den deutschen norden ist das sicher (I, 65. 66.), für die mitte und den süden haben wir aber kein recht, da schwerlich ein zug der tradition aufgefunden werden dürfte, der das sagt. aber auch im deutschen norden beschränken sich die gefundenen zeugnisse auf die nächste nachbarschaft Dänemarks und nur Müllenhoff hat deren beigebracht; die sammlungen von Kuhn und Schwarz, Tettau und Temme u. a. enthalten nichts dahin deutendes. wäre die vorstellung aber da gewesen, dann müsste doch wenigstens eine, wenn auch noch so leise spur aufzutreiben sein.

Daraus glaube ich den schluss ziehen zu dürfen, dass der donner als getöse des rollenden wagens Donars in dem eigentlichen Deutschland nicht bekannt war, sondern dass man ihn dem rollen der von Donar und andern göttern im spiel geworfenen kugel zuschrieb. Diese kann aber mit dem hammer ganz gut zusammenstimmen, denn hamar bezeichnet ursprünglich einen harten stein, so dass wir statt der goldkugel des goldnen zeitalters nur die ebennahe liegende steinerne[1]) kugel zu setzen brauchen, deren schlag jedenfalls gewichtig ist, die zu dem donnerstein, strahlstein, schurestein, schauerstein (M. 163—165) und dem dem Jupiter heiligen silex durchaus passen würde.

Auch die Slaven kennen diese kugel des donners: Paroma gula, ist Peruns kugel, die den verfluchten treffen soll. ebenso wird mit Paroma skala, Peruns felsen geflucht. wen er trifft, wird zu stein. dagegen ist den Litthauern Perkunas der himmlische lärmer, der im himmel *auf kessel schlägt*. auch ihnen war der donnerer die höchste gottheit: 'maximus omnium deastrorum fuisse principio apud illos' (Hanusch 258—260).

Jene scheiben kommen anderswo als *eiserne karten* vor, mit denen die geister spielen. im Flussberg hat das *wüthende heer* seinen sitz. *drei männer* sind hineingebannt, denen haben die 'jesuiter' zur unterhaltung ein eisernes kartenspiel gegeben, womit sie fort und fort karten. auch im Stockenfels sitzen verwünschene spieler, die karten und würfeln und ihre karten sind von eisen. in der burg Waldstein steht im schlosshof ein grosser steinerner tisch, (an einem solchen sitzt der verwünschte kaiser stets) um welchen spieler sitzen, die mit eisenkarten spielen und so hart auftrumpfen, dass man die spuren im stein sieht (Bechstein d. sagenb. 705). auch vom *wilden jäger* wird erzählt, dass er und die seinen mit karten spiele und er selbst theile sie aus (Kuhn und Schwarz 58). später gingen solche sagen auf den teufel und andere spiele über. auf einer felsenspitze in der nähe der burgruine Lichtenstein soll eine sogenannte fickmühle eingegraben sein; dort spielte einst der teufel mit einem ritter. andere setzen statt des teufels Gustav Adolf (Schöppner I, 197.). ein knabe findet im Löbauer berg eine gesellschaft von herren, die zu spielen scheinen (Büsching woch. nachr. II, 105.).

Neben den spielen sind es die *freuden der tafel*, deren die götter pflegen. dafür gibt es im Norden manche zeugnisse, deren ausführlichstes die beschreibung von Aegirs gastmahl in dem bekannten eddischen lied ist. alle götter, Thorr ausgenommen, waren da versammelt; das licht dabei bot leuchtendes gold; das öl trug sich selber auf und sorgfältig war die bedienung; die unterhaltung bei der tafel drehte sich um kampf und waffen. Loki störte den frieden dadurch, dass er den Fimafeng erschlug, da schüttelten alle asen ihre schilde, er floh, sie verfolgten ihn in den wald, holten ihn aber nicht ein und kehrten zum mahl zurück 1). auch von dem was in Valholl vorgeht, haben wir kunde: jeden tag kämpfen dort die Einheriar, dann wählen sie den val und reiten heim und *mit den asen* œl oder der ziege Heidrun milch zu trinken und von Sährimnir zu essen (Vafthrudnismál 41.). Odinn sitzt dem mahle vor, geniesst aber nichts davon, da er nur von wein lebt, den ihm die Valkuren kredenzen, welche auch den Einheriern den becher füllen und bringen. besiegt gefallene müssen die niedrigen dienste verrichten, das fussbad bereiten, das feuer täglich anzünden, die jagdhunde anbinden, die pferde besorgen und selbst den schweinen futter geben (Helgaqu. III, 37).

---

[1]) eines steinernen zeitalters? M. 541.

Da wo wir die sagen vom wilden heer und der wüthenden jagd vollständig haben, fehlen diese züge selten, am ausführlichsten berichtet sie die Rodensteinersage. wenn der geist mit seinen genossen auszog, hörte man bis zum jahr 1804, dass sie in der *küche* eines benachbarten bauern rumorten, ja 'ordentlich kochten, den kroppen übers feuer hängten, an den tellern und schüsseln klapperten' 2) u. a. m. ein mann aus Oberkeinsbach erlebte noch mehr. von *drei männern* eingeladen, sich abends auf einen dreimärker nahe bei der burg zu setzen, sah die ruinen in alter pracht erstehen und fand von einem *jäger* hineingeführt, in einem schönen saal an einer mit allerlei geschirr beladenen tafel eine menge fröhlicher herren in *alterthümlichen* kleidern und *rüstungen*, die assen und tranken und machten grossen lärm. nachdem das essen vorüber war, gingen alle in den hof, wo schon die windhunde warteten, und sprengten zur jagd, voran der jäger mit zwei gleich prinzen gekleideten herren. einen andern bauern führte auch ein jäger abends in das schloss und in ein gemach, worin ein tisch mit krügen und gläsern stand. *sieben* 3) männer traten nach einander ein, setzten sich hin und tranken einander lustig zu. Den Schlippenbach und seine wilde jagd sah ein bauer im Weinberg um grosse tische sitzen und auf den tischen standen braten und allerhand gebäck die hülle und fülle und da ward gegessen und getrunken nach herzenslust. Der Schlippenbach reichte dem bauer auch eine ochsenkeule hin und sprach: 'hast du mit helfen spielen, musst du auch mit helfen essen' (Kuhn und Schwarz 58). im Helfenstein sitzen

---

1) bei Simrock, edda 52.

2) Wolf Rodenstein und Schnellerts 14. hess. sagen 20.

3) über die siebenzahl in den sagen vom wilden jäger vgl. Kuhn und Schwarz anm. zu sage 265. p. 499.

an zwei tischen schöne manns- und weibsbilder, haben musik und sind fröhlich; vor der thür ihrer stube liegt ein grosses weinfass (DS. I, 165). auf diese heitere tafeln der götter in den ihnen heiligen bergen deuten auch die vielen und mächtigen weinfässer, welche in den kellern versunkener burgen liegen, so wie jene sehr verbreiteten sagen von dem bäckerburschen, der jeden morgen frische wecke, oder seife und lichter in den berg bringen muss und reichlich dafür belohnt wird. als er sagt, wohin er die sachen trage, findet er den berg geschlossen. ferner jene andern von dem unerschöpflichen weinkrug, der in der burg gefüllt wird und fliesst bis das schweigen gebrochen ist [1].

Woher das *licht* in diese unterirdischen gemächer dringe wird nicht gesagt. die märchen lassen es in ähnlichen räumen oft von einem grossen karfunkel [2] kommen; wo in der sage die rede davon ist, da wird es ein wunderbares, helles genannt, welches also wohl auch wie in Valhöll von dem leuchtenden gold stammt, womit alles darin bedeckt ist.

Nach dem mahl und dem spiel, welches demselben vorhergeht oder die trinkgelage begleitet, folgt in Valhöll der *auszug zur jagd oder zum kampf*; was auf erden der helden höchstes ergötzen war, das bleibt es auch im andern leben. so werden wir geführt zu den

UMZÜGEN DER GÖTTER.

In dreifacher weise erscheinen die himmlischen unter den menschen: sie nehmen entweder deren gestalt an und wandeln in deren mitte ungekannt umher, um sie zu prüfen und je nach verdienst, lohn oder strafe zu verhängen, oder einzelne derselben halten in der stille der nacht ihre umzüge, oder sie ziehen in ihren heiligen bildern um. nur die beiden ersten erscheinungen werden hier zu betrachten sein, die dritte fügt sich besser in den abschnitt vom cultus.

Die idee welche jenen wanderungen zu grunde liegt ist die uralte und biblische der erziehung des durch die sünde gefallenen menschengeschlechtes durch die persönliche erscheinung Gottes in seiner mitte. wenn aber Er zu der erde herniederstieg, dann kam Er in Seiner allheiligkeit und diese musste heiligend auf alles wirken was Ihn umgab. alle geschöpfe traten unter den einfluss der weihe, die Sein wesen ergoss, sie auf denen wie auf dem menschen der fluch der sünde lastete, fühlten denselben weniger und jubelten dankbar dem allgnädigen entgegen.

---

[1] Gunâdhya empfängt von den priestern eines tempels reis als wegzehrung; obgleich er täglich davon isst, bleibt es immer dieselbe menge. Katha Sarit sagara ed. Brockhaus I. 1. c. VII p. 26.

[2] Der rabbi Meir sagt, es hat eine *perle* an des fisches eingeweid gehangen, welche dem Jonas geleuchtet hat, *wie die sonne am mittag leuchtet*. — Der rabbi Jochanan sagt: 'Gott sprach zu Noah: lege *perlen* und *edelsteine* in die arche, dass sie leuchten, *wie der mittag*.' tractat. Sanhedrin fol. 108 col. 2. Eisenmenger 1. 394. in den arab. märchen strömt das licht aus einem edelstein.

Stark tritt diese anschauung besonders in unserm heidenthum hervor und sie ist nicht das geringste der zeugnisse für die tiefe der treue, womit es an den ihm gebliebenen resten der alten offenbarung festhielt.

Bei den genannten feierlichen umzügen zeigte sich der einfluss der göttlichen nähe auf die ganze natur, so wie der jubel und die freude dieser über die götternähe, wie die götter selbst dann auch in ihrer wahren gestalt und in ihrem vollen wesen erschienen. die durch sie am meisten geheiligte zeit war die der weihnachten, der sogenannten zwölften. früher mag der umzug während aller nächte dieser zeit stattgefunden haben, mögen alle gleich heilig gewesen sein, später zog sich das zusammen und beschränkte sich einzig auf die heilig[illegible]ht der geburt Jesu Christi und auf die vor dem feste seiner beschneidung. ich werde zuerst jenen einfluss und jubel im allgemeinen nachweisen und dann auf die umzüge selbst näher eingehn.

Der höchste der götter genoss beim mahl mit seinen einherien nichts von der schweren eberspeise, seinen antheil daran warf er seinen beiden wölfen hin und nährte sich nur von *wein*. dieser muss also als ein edler, göttlicher trank gegolten haben. dem auf seinem eber in den zwölften umreitenden Fro war eine der edelsten deutschen pflanzen heilig, entweder der *rosmarin* selbst (I, 104. 105. 127.) oder eine andere, an deren stelle er trat. wenn nun beide götter durch die lüfte dahinfuhren, dann wandelte der segen ihrer nähe die verwandten wasser und bäume in diese ihnen heiligen, d. h. dann spürte pflanze und wasser die weihe ihrer gegenwart. daher der rheinische glaube, in der christnacht seien

'alle wasser wein,
alle bäume rosmarein',

daher überhaupt der glaube, dass dann alles wasser in den brunnen und flüssen in wein verwandelt werde[1]. wer unbefangen und absichtslos, nicht mit frevelhaften hintergedanken in der heiligen mitternachtsstunde von diesem wasser schöpft, dem behält es seine weihe. eine magd im untern schlosse zu Gamburg füllte zufällig, um zwölf uhr in der christnacht am brunnen die wasserbutte und leerte sie dann in den küchenständer. als sie am nächsten morgen aus dem ständer schöpfen wollte, fand sie ihn statt mit wasser, mit köstlichem wein gefüllt (Baader 369.). wer aber frevelhafter weise in diese wunder eindringen, den heiligen göttertrunk kosten will, der erhält verdiente strafe. er geht meist keck aus dem kreis seiner gesellen zu dem nahen brunnen, trinkt und ruft: alleweil trink ich wein; aber in demselben augenblick fasst ihn der böse mit den worten: alleweil bist du mein. auch eine frau war so dummdreist und ging zu einem brunnen, als sie sich nun hinüberbeugte und schöpfen wollte, kam da einer und sagte:

---

[1] so floss auch nach hellenischer mythe aus der quelle des Bacchos (Dios Theodosia) auf Andros jährlich am 9. januar, oder

'all water is wyn
unn din beiden ogen sunt myn'

und nahm ihr beide augen [1]; dass die frau zeitlebens geblendet war. nach andern sagte er:

all water is wyn,
unn wat dar by is myn,

und darauf sei er mit der frau verschwunden (Müllenhoff 169.). diese sage geht durch das ganze deutsche gebiet bis tief nach Friesland hinein.

Diese verwandlung des wassers in wein kommt ausser der christnacht nur noch in der osternacht vor, doch nur in einzelnen gegenden, bei weitem nicht so allgemein. sie bezieht sich in letzterer nacht auf den umzug der Ostara, Holda, Nerthus, Perahta, Frouwa oder Frikka, einer gemalin Wuotans.

Wie sie, so können auch die beiden schenkinnen Odinns, wenn wir sie für Deutschland annehmen dürfen, in beziehung zu dieser verwandlung gedacht werden. sie waren wohl gleich den elf andern, welche den einherien öl kredenzen, valkyren, als solche aber den nornen verwandt, und eine deutsche sage erzählt von einer nonne, dass sie einem müller und seiner frau eine kanne geschenkt habe; wenn sie damit einmal am tage aus dem brunnen schöpften, wurde das wasser in ihr zu wein (Herrlein 228.). auch aus dem Hunnabrunnen strömte einen abends statt wasser wein (Stöber 110.).

Noch in anderer weise offenbart sich in jener weihnacht, *wo der himmel geöffnet ist* (Meier 468), der segen der alten

---

an bestimmten sieben tagen des jahres wein statt des wassers. Sepp heidenthum I, 271.

[1] wie anderwärts Perchta der vorwitzigen magd.

götternähe. dann blühen alle apfelbäume, blühen ab und tragen früchte (Baader 47.). um mitternacht geht man zu den bäumen und schüttelt sie (Meier 461.), wobei man in Thüringen ihnen zuruft 'bäumchen schlaf nicht, frau Holla kommt'. in der Mark geschieht dasselbe um neujahr und man ruft: 'bäumchen wach auf, neujahr ist da' (Kuhn märk. sagen 378). dazu bemerkte schon Sommer: nach diesem spruch scheint es älterer glaube zu sein, dass die natur, wenn die göttin naht, wach sein müsse, gleichsam um sie zu empfangen und dass bäume die eingeschlafen sind, bei der vertheilung des fruchtsegens von ihr übergangen werden (p. 182.). dass gerade die apfelbäume genannt werden, deutet auf den apfel des lebens, den wir bald näher betrachten werden. Die ganze vorstellung sagt: bei diesen umzügen ist die erde himmel, überall sprudelt in den quellen der göttertrank, überall lockt die götterspeise, aber den sterblichen ist beides versagt.

Wie der halbwache baum, wie das wasser freudig bei der götternähe sich erhebt, so auch die *sonne*, die in dieser nacht ihren lauf ändert, und wie um ostern und am himmelfahrtstag im jubel über die auffahrt Christi, zwei freudensprünge macht (Meier 462.).

Das *vieh* auch nimmt seinerseits an der freude theil: es liegt in den ställen auf den knieen und betet, oder es erhebt sich ehrfurchtsvoll und bleibt stehn, bis der umzug vorüber ist. in der neujahrsnacht *sprechen die kühe und pferde mit einander*. ein bauer der nicht daran glauben wollte und doch neugierig war, legte sich an dem abend in die raufe und horchte. um mitternacht sagte das eine pferd zu dem andern: 'dit jaer moet wy noch mit unsen buer los'. da erschrak der bauer so dass er krank wurde und nicht lange darauf starb; die pferde zogen ihn zum kirchhofe (Müllenhoff 169.). auch durch die umwandernden geweihte pflanzen holt man und gibt sie dem vieh (Kuhn und Schwarz 405, 406.).

Da darf nun der *mensch* nicht zurückbleiben, er soll alles angefangene vorher beendigen und feiern und ruhen von aller arbeit während dieser heiligen zeit. in den zwölf nächten spinnt man nicht, weil man zank und ungeziefer in das haus und kröpel in den stall zu spinnen meint (Sommer 162.). auf neujahr darf man nicht fahren (beitr. I. 231.). wenn ein weib ihr werg oder flachs vor weihnachten nicht abspinnt, so fault ihr der kleine finger ab (Meier 462.). am neujahrsabend darf man nicht haspeln, sonst dreht sich die haspel das ganze jahr; ebensowenig soll man irgend ein anderes rad drehen. wer spinnt, spinnt sich kröten in's haus. wer wäscht, 'wer den tun beklêdt, mutt den kerkhof beklêden'.

kein holz darf vor dem backofen liegen bleiben, keine stiefel dürfen geschmiert werden. nur gewisse stunden schleisse ausgenommen, das was dann gemacht wird, hat wunderbare kräfte, so schützen die dann gebundenen besen das vieh vorm zauber, der dann gesponnene zwirn heilt gebrochene arme und beine. gewisse heilige speisen sind vorgeschrieben, so grüner kohl, *schweinskopf*, lungenwurst, überhaupt [illegible] oder säuerliche gerichte, andere verboten, so erbsen. Die thiere werden mit anderen namen genannt (Kuhn und Schwarz a. a. o.). so kündigt alles die ruhe, die heilige stille der feierzeit an.

Dem auge des menschen wird dann die zukunft erschlossen, indem die götter ihm im *traum* offenbaren, was die nächste zeit ihm bringen werde. was man in den zwölf letzten nächten des jahres träumt, das wird der reihe nach in den zwölf monaten des nächsten jahres wahr werden (Meier 473. Kuhn und Schwarz 411.) man kann alsdann auf mannichfache weise die zukunft erforschen, es ist die der weissagung günstigste zeit. aus den drei liedern, die man in der neujahrsnacht, wenn um mitternacht das neue jahr eingeläutet wird, im dunkeln in dem gesangbuch aufschlägt und bezeichnet, kann man abnehmen wie es einem im neuen jahr ergehen wird (beitr. I, 230. cf. Meier 468.). das gesangbuch trat hier vielleicht an die stelle von runen, die man einst warf. 'etliche persuadiren sich zu erfahren, was das jahr durch passiren werde, wenn sie in der christnacht um 12 uhr sich auf einen *scheide- oder kreuzweg* stellen und also eine stunde lang stock stille stehen, *ohne etwas zu reden*, da sich dann alles vor ihren augen und ohren praesentiren solle, was dasselbe jahr an krieg, theuerung, pest und dergleichen sich zutragen werde, welchen fürwitz sie das horchen gehen nennen'[1]. schon früher gedachte ich (I, 123) der verschiedenen weisen, an diesem abend den künftigen *bräutigam* zu erforschen. in der Mark horchen die mädchen an der ofenblase und bestimmen nach dem bollern des wassers das gewerbe des zukünftigen. wie sie weit verbreitet ist auch der glaube, dass man in dieser zeit das *wetter* für das ganze kommende jahr erfahren könne. man schneidet eine zwiebel mitten durch, nimmt sie aus einander und stellt zwölf also gebildete schüsselchen in einer reihe auf. so wie das neue jahr beginnt, legt man in jedes ein wenig salz und je nachdem es in dem einen oder andern schüsselchen schmilzt oder trocken bleibt, schliesst man auf die witterung des betreffenden monats (Meier

---

[1] beschreibung des Fichtelbergs s. 130 sq. Panzer 270.

469.). auch sagt man, wie das wetter an den zwölf tagen sei, so werde es in den folgenden zwölf monaten sein und zwar bedeuten je sechs stunden des tages und der nacht ein viertel eines monats. der 6. januar, das fest der h. drei könige entscheidet, ob die wetteranzeige für das jahr gültig ist oder nicht. ist es an dem tag trocken, dann sind die 'zwölf lostage' gültig, gibt es aber schnee oder regen, dann sind sie verworfen und ungültig (das. 473.).

Auch in diesen zügen sehen wir die heiligkeit dieser zeit, die weihe welche die nahe gottheit über alles ausgiesst. sie alle zusammen geben uns ein schönes bild der innigen, kindlichen frommigkeit, der rührenden ehrfurcht, mit welcher unser alterthum an seinen göttern hing.

Zuerst wird der auszug zur jagd näher zu betrachten sein, den wir unter dem namen die *wilde jagd* kennen und von dem wüthenden heer zu trennen haben, denn wenn auch die sage beides mischt, wenn auch beide, wie es den anschein hat, zur selben zeit umziehen, so sind sie doch innerlich ganz geschieden und die bei beiden handelnd auftretenden personen keineswegs dieselben.

Ausser den bei Grimm bereits erwähnten namen des wilden jägers, deren bedeutsamste Hackelberend und junker Marten sind, gibt es noch einige andere. in der gegend um Mihla heisst er nach Bechstein der *Elbel* und der Elbelstein und die Elbelskanzel tragen von ihm den namen. das ist jedenfalls richtiger als Elbendrötsch (M. 412. 430. 883.), wie das wetterauische ilmedredsche (Wolf zeitschr. I, 4.) einen von den elben mit albernheit geschlagenen bezeichnet und darum eher als spottname für den umziehenden gelten muss. ob es jedoch auf Wuotan anwendbar ist und also hierhin passt, möchte ich auch bezweifeln. allerdings liegt verwandtschaft vor zwischen seinem gefolge und den elben, aber beide sind nicht identisch und so dürfte auch dieser name auf späterem missverständniss und einer verwechselung mit einem andern göttlichen männlichen wesen beruhen, das gleich den göttinnen Holda und Perchta an der spitze der elben einherzieht.

Kuhn und Schwarz brachten schon p. 290 den namen der *Weltjäger* bei, den Meier sagen 114 aus auch als Welschjägerle, Weltschjägerle (Weltsjäger) aus Schwaben nachweist; er heisst so, weil er in der ganzen welt herumjagen muss. das deutet klar auf Wuotan, den in der ganzen welt waltenden, den weltherrn, und hängt zusammen mit dem *ewigen jäger*, dem unsterblichen. dies rastlose herumziehen erinnerte das volk an das gleiche des ewigen juden und so bildete sich die sage, der wilde jäger habe den Herrn aus einem flusse, woraus derselbe trinken wollte, nicht trinken lassen und selbst von einer viehtränke weggejagt, ja gesagt, er solle aus einer pferdetrappe trinken[1]), in der sich wasser gesammelt. dafür müsse er nun ewig wandern (Kuhn und Schwartz 499.). das ist nichts, als anwendung der sage vom ewigen juden auf den ewigen jäger und hat keineswegs weitere bedeutung oder höheres alter[2]).

Nach Meier (sagen 117) heisst er auch *Riesenjäger* und das erinnert an die, menschliche grösse weit überragende gestalt der götter. jäger *Ruprecht* muss schon auffallen wegen seiner verwandtschaft mit dem um weihnachten in begleitung des Christkinds erscheinenden Ruprecht. er der einst allein umfahrende mächtige, gebietende herr und gott wurde zum diener seines besiegers, Jesus, und zieht nun in dessen gefolge umher oder kommt als dessen bote, eine viel edlere und richtigere auffassung als jene diabolisirende, und dem treuen sinn des volkes durchaus angemessen; auch unter seiner rauhen hülle blickt der gott der glänzende, ruhmstrahlende, Hruodperaht, und Perahta steht ihm zur seite, die als frau Barbara am Niederrhein s. Nicolaus gemalin genannt wird. ebenso wichtig ist der name jäger *Hans*, denn es ist gleich Marten, Peter, Stephe ein echter teufelsname, wenn er wahrscheinlich durch seinen anklang an das ahd. und goth. nun verlorene ans — altn. âs, wenigstens im deutschen süden wurde. Junker *Jakele* (Meier 99.) erinnert an den al. wadruf des wilden jägers jacko, jacko und scheint an Hakelberand zu mahnen, denn eine ableitung von Jacobus liegt zu fern, da dieser heilige gar nichts mythisches hat. andere namen sind von orten hergenommen, an denen er jagt, wie der Buchjäger, Kappleimann, Spatzentannjäger u. s. w.

Der grund *warum er jagen muss*, wird von der sage meistens darin gesucht, dass er der jagdlust übertrieben ergeben gewesen sei, oder auch wie bei Müllenhoff 368 und Meier sag. 116, darin, dass er um freischütz zu werden und sichern schuss zu haben, sich an Gott versündigt habe. auf beides ist in sofern gewicht zu legen, als es uns einestheils den gott als grossen freund der jagd, und anderntheils den nie fehlenden wurf seines speers sichert. denn willkührlich ist es nicht in so viele, örtlich so weit auseinanderliegende sagen gekommen, es klingen alte vorstellungen darin nach, wie in allen andern zügen, sie wurden nur in anderer gestalt auf den jäger übertragen. wenn schon der irdische krieger neben dem kampf keine höhere freude kannte als die jagd, wenn schon sein bestes kleinod das sicher treffende geschoss war, dann muss dies bei dem gott gleichfalls der fall gewesen sein.

---

[1]) das in manchen fuss- und hufspuren sich sammelnde wasser ist heilkräftig.

[2]) das wütende heer nennt ein dichter des XII jh. die den heiland verurtheilenden juden. M. 871.

Die *äussere erscheinung* des wilden jägers ist eine durchaus wilde, urwäldliche; er ist feurig (Meier sag. 120.) wie der feuerschnaubende Dietrich von Bern, riesenhaft, trägt einen breitrandigen hut, den bekannten schlapphut (das. 112.), und einen mantel (das. 107.); einmal erscheint er auch schwarz (Kuhn und Schwarz 100.). wenn die sage ihn kopflos, den kopf unterm arme haltend darstellt, so scheint dies fast jüngere abschwächung in ein gewöhnliches gespenst; es könnte aber auch auf das wehende haupt des h. Johannes gehen, das die Herodias in dem luftraum umhertreibt.

Er reitet ein *weisses ross* [1]) und heisst daher in Schwaben auch der Schimmelreiter, unter welchem namen Wuotan in norddeutschen gebräuchen sonst häufig vorkommt. das thier wird als schön und stolz beschrieben und von aussergewöhnlicher, also riesiger grösse, wie sie für den riesenjäger geziemt. nach Meier 101 ist der schimmel ganz weiss und mit rothen flecken getupft; sein gebiss ist gelb also gulden (das. 99.). wenn er dahinjagt, geschieht dies 'schnell und rauschend' (das.), oft aber reitet der jäger auch still und ruhig dahin, dann wieder 'zeigt er sich *ganz plötzlich* und ist wie der blitz gleich darauf verschwunden' (das. 103.). der mangel eines beines, es hat deren nur drei, kündigt das göttliche ross an, doch kommt der zug meist nur im d. norden vor (Müllenhoff 366. 371. 372.). wenn es schwarz und kopflos genannt wird, wie Harrys II, 8, dann ist das jüngere schwächung der sage.

Früher jagte könig Abel *auf der erde*, heisst es bei Müllenhoff 363, seitdem man aber seine leiche ausgegraben hat, hört man nur noch seine stimme und nur seine hunde laufen auf der erde. 373 wird es anders erklärt, seitdem er die unterirdischen alle vertilgt habe, jage er nicht mehr auf der erde, sondern oben *in der luft*. nach Kuhn und Schwarz 66 zieht die wilde jagd an der erde hin, nach M. 876. 877 dagegen wieder durch die luft. beides ist richtig und eins schliesst das andere nicht aus: der zug bewegt sich bald zwischen himmel und erde, bald über der erde allein, aber durchgängig *auf festbestimmten wegen.* der schleswigsche Wode hat seinen weg, der geht rings um Krummesse herum über das moor nach Beidendorf zu (Müllenhoff 372.). in Dederstedt bei Eisleben war eine stelle, an welcher der wilde jäger stets anzuhalten und *seine pferde und hunde zu füttern pflegte.* als man dort vor einigen jahren ein haus baute, wurde die erste mauer fünfzehnmal hintereinander über nacht wieder eingerissen, erst das sechzehntemal blieb sie stehen; doch ist es noch jetzt bei nacht in den zimmern unruhig und rings um das haus, welches gerade an einer ecke steht, weht zu allen tageszeiten der wind (Sommer 9.). der Breithut jagt durch Hohenstadt, das thal herab und durch Wiesensteig. der Unholdegeist oder Schimmelreiter in Betzingen reitet stets durch das Hippegässle an den Leinselesbrunnen; hier *tränkt er seinen gaul,* was oft eine halbe stunde dauert, während welcher zeit kein anderes vieh sich an den brunnen wagt. die wege des Schimmelreiters, der zwischen Ebningen und Pfullingen tobt, meidet man; ein anderer reitet nur von einem hofe der markung nach Pfullingen und der nach Gönningen zu, nie weiter (Meier 93. 103. 104. 107.). mit wildem geschrei und gebrause fährt er von norden her über die wipfel der bäume, über die felder hin und *lässt seine thiere* an einer niedern gegen Utweiler zu sich absenkenden stelle *grasen* (Stöber 271.). in Fränkisch Crumbach lässt der Schnellerts sein *pferd in der schmiede beschlagen* und fährt mit den seinen durch die scheune in Oberkainsbach, u. s. w. ganz dasselbe gilt (M. 895. 896) von dem Dänenkönig Woldemar, der auch seinen bestimmten jagdweg hat, die nach ihm genannte Wolmarsstrasse, Voldemarsvej. diesen wegen sollte man näher nachspüren, so wie ihrem ausgang und endpunkt, es würde sich da gewiss manches lehrreiche finden. wenn es z. b. Meier 99 heisst, dass junker Jakele im Oberwald bei Wurmlingen hause und dass deshalb früher *niemand diesen wald betreten habe,* so glaube ich, dass man den wald als einen heiligen ansehen darf und dass der modern klingende name vorzeiten ein ganz anderer war. so ist ja auch des Rodensteiners wegspur eine heilige, geweihte. merkwürdig ist die thüringische sage, der zufolge der nachtjäger *im Fichtelsee badet,* wie frau Holla auf dem Meissner (deutsch. sagenb. 574.). Der see wird dadurch ebenso bedeutsam, wie der Oberwald, er muss ein altheiliger sein, er erinnert aber auch an den fluss, der die beiden berge Wuotans und Donars trennt und von dem wir leider noch zu wenig wissen.

---

[1]) M. 864. Müllenhoff 361. 366. 372. Sommer 7. Kuhn und Schwarz 157 u. s. w.

Die sagen lehren, dass dieser weg öfters *durch ein haus* führe. in Fielbergen ist ein haus, da war es früher gar nichts ungewöhnliches, wenn er es mehremale in der woche ganz durchjagte. gewöhnlich kam er durch die hinterthür und wenn er dann, was jedoch nicht immer geschah, auch die wohnstuben und die übrigen gelegenheiten des hauses durchzogen hatte, so tobte er durch die seitenthür wieder hinaus und davon. in Gnissau nahm er seinen weg immer durch ein und dasselbe haus (Müllenhoff 369. 370), wie in Oberkainsbach durch dieselbe scheune; in Gundelsheim sprengte er an eines bauern bettstatt vorüber (Schöppner I, 359), in Ostenholz der Helljäger über das Hellhaus weg (Kuhn und Schwarz 275.). es fragt sich, ob nicht hier und da vordem an der stelle solcher häuser ein anderes gebäude stand, oder ob sie nicht den weg des jägers hemmen. das ist mit der scheune der fall. sollte dies aber nicht sein, dann würde der durchzug, die durchfahrt durch das haus als eine weihende, segnende, glückbringende, als besonderer dem hause gewährter vorzug zu betrachten sein.

Wir können und dürfen uns den gott nur *gütig* denken, wie stürmisch er auch auftritt; er der unerschöpflichen reichthum besitzt (Meier 116 n. 4.) spendet ihn auch auf dieser umfahrt: einem bauer, der ihm die hunde an einem bande hielt, schenkte er nach dänischer sage das band und so lang dasselbe in dessen besitz blieb, nahm er zu an reichthum [1]; andern schenkte er scheinbar geringe dinge die sich später in gold wandelten. er jagt und verfolgt nach E. M. Arndt nur das unheimliche gesindel, diebe, räuber, mörder und hexen. ein keckes mädchen ahmte seinen jagdruf nach, da stand er plötzlich bei ihr und ihren genossinnen und fragte, warum sie ihn gerufen hätten? das mädchen sagte, sie hätten sich verirrt und müssten bald vor hunger sterben und hätten nichts zu essen; er möge ihnen nur brod und salz und fett geben, dann wollten sie ihm gute reise wünschen. da lachte er und sagte, für diesmal solle es ihnen geschenkt sein und sofort brannte da ein feuer und ein topf stand darauf, der brodsuppe enthielt (Harrys II, 8.). am klarsten tritt dieser segen bei Müllenhoff hervor: 'ein bauer in Gadendorf bei Panker hatte spät abends noch draussen etwas zu thun und liess die thür offen. da kam ihm der wilde jäger durch die grosse thür in's haus geritten und nahm ein brod vom brodschragen herab. darauf ritt er zur seitenthür des hauses wieder hinaus und als er dort den bauer traf, sagte er zu ihm: weil ich dies brod in deinem hause bekommen habe, so soll's in deinem hause nimmer daran fehlen'. er hielt auch wort und wie hatte der bauer brodmangel (370.). freilich gibt es andere sagen, die das entgegengesetzte melden, aber sie haben jüngern anstrich und man wird ehedem überhaupt die häuser da geöffnet haben, wo man sie jetzt schliesst, damit eben der gott einkehre, damit seine nähe das haus mit segen erfülle und nieversiegende quellen der nahrung erschliesse.

---

[1] Thiele I, 95—97 ap. J. Grimm M. 897.

Aber nicht immer erscheint er reitend, oft sieht man ihn auch im *wagen*. bei nächtlichem lärm wie von pferden und wagen sagt man in Schweden: Oden far förbi (M. 871.). beim Schnellerts sieht man rosse und wagen und herr von Wittorf fährt in der h. dreikönigszeit unter lautem hörnerschall in einem vierspännigen wagen (Müllenhoff 369.). auch der schwäbische Breithut und der Spatzentann-jäger kommen in einem mit vier schimmeln bespannten wagen daher, indem sie beständig mit der peitsche knallen (Meier 93, 120). der junker von der Kochenburg hat dagegen zwei feurige pferde an seinem wagen (das. 99.). in Schwaben heisst er von seiner regelmässigen fahrt der ewige fuhrmann; er kommt von Wangen her und fährt sausend über Tettnang hin nach Mariabrunn (das. 94.). der badische burgherr Kuchenhännsle reitet bald auf einem dreibeinigen schimmel, bald fährt er in einer mit vier rappen bespannten kutsche; pfeilschnell gehts über den boden oder durch die lüfte (Baader 33.). auch dieser wagen muss auf der götter höchsten bezogen werden, der in dem himmelswagen, dem Woens- oder Carlswagen fährt, wenigstens überall, wo er allein erscheint. wenn aber in dem nächtlichen verkehr zwischen zwei altheiligen bergen ein wagen neben rossen und reitern sich findet, dann ist auch Donar mit im spiel. in dem am Rodenstein, wie in dem in Schlesien erscheinenden wagen, den rosse, hunde u. s. w. begleiten, sitzen zwei vornehme herren, das sind Wuotan und Donar.

Dieser wagen tritt uns in zahllosen sagen bedeutungsvoll entgegen, die nichts mehr vom wilden jäger enthalten und wissen, in denen er fast isolirt steht, das letzte fragment eines einst vollständigen ganzen. dafür ist ihm aber auf der andern seite auch mancher wichtige zug geblieben, der in den obigen sagen verloren ging, so dass wir aus dieser familie ein weit klareres, vollständigeres bild gewinnen, als die vorhergehende zu liefern vermochte.

Jene sagen erklären die wilde jagd als durch strafe des himmels für frevel an der heiligkeit des feiertags oder für übergrosse jagdlust entstanden. die jagd liess aber ausser dieser noch eine menge anderer deutungen zu, als sie einmal in reihe der gespenstischen erscheinungen verwiesen war, oder da, wo man ihren sinn ganz vergessen hatte. auch diesen müssen wir nachgehen.

Südlich von Kampen liegt das grabmal eines königs *Brons*, der hier auf einem *goldenen wagen* sitzend bestattet ist (Müllenhoff 373.). bei Eckzell in Hessen liegt der Grünberg, in demselben befindet sich eine *silberne kutsche*, und mehre leute in Eckzell erzählen, dass sie dieselbe nachts mit vier weissen pferden bespannt an sich hätten vorbeifahren sehen. als sie sich jedoch angeschickt, sich hinten auf dieselbe zu setzen, wären sie dermassen von schrecken erfüllt worden, dass sie es nicht vermocht hätten (Wolf hess. sag. 25.). der Grünberg ist nur eine kleine erhöhung und Ph. Dieffenbach, der dort nachgraben liess, fand dass es eine begräbnisstätte war, in der nähe liegt ein Wolfesbrunnen, Winternol, Prinzenbrunnen [1]. beide hügel sind somit verwandt und gewiss fährt oder fuhr auch könig Brons in seinem goldwagen umher. Brons aber erinnert an den nordischen beinamen Odhinns Bruna, und golden war gewiss der wagen des gottes, der in Hessen nur silbern erscheint, den kein mensch berühren darf. zu diesem goldnen wagen stimmt der feurige wagen, der mit feurigen pferden bespannt den bauer in Belgien in jeder Christnacht herumfährt (NS. 508.), und auch anderswo vielfach vorkommt, nur in schwächerer form. so ist zwar die kutsche des wegen des mordes eines priesters umfahrenden herrn von Merode glühend, aber die pferde sind schon schwarz (das. 336.) an dem wagen der templer in Lovendeghem sind glühende pferde, von ihm selbst erfahren wir nichts. man sah oft im hofe ihres hauses auch ein *weisses pferd* und ein stattlicher herr mit einem *goldband* um die stirne geht dort um (das. 641.). die glühenden pferde sind goldleuchtende, der herr aber ist der götterkönig mit goldener stirnbinde, bei ihm ist sein weisses ross. unweit davon zu Veurne geht auch der wagen eines gewissen *Brunel* um, der wie ein volksliedchen sagt, 'op vier wielen zonder peerden alleen naer Brussel' fahre (das.). das kann doch wohl kaum ein anderer sein als könig Brons. auch in Grötzingen fährt ein könig in einer mit acht schimmeln bespannten kutsche um (Baader 208.).

In Altona fährt *general* Steenbock in einer kutsche herum, es bringt kein glück ihr zu begegnen, man hört einen knall und muss erblinden (Müllenhoff 175.). auch darin spricht sich die heiligkeit des wagens aus; die sklaven, welche die

---

[1] Archiv für hess. gesch. und alterthumskunde bd. V, heft 2. n. XIII p. 10 flg.

Nerthus badeten, wurden vom see verschlungen. in Kiel ist die kutsche schon ganz schwarz (das.) ob auch Rolands mit sechs pferden bespannter wagen (374.), wird nicht gesagt. auf dem schloss zu Günzburg ist der wagen schwarz und die pferde sind rappen (Schöppner I, 384.); das wurde so, seitdem die christliche anschauung verdammte in ihnen sah, es ist eine andere nur weniger treue umbildung, wie jene, die wagen und pferde glühen lässt. reiner ist die nl. sage von Vinderhouthem, die erzählt, als man einer stiftung einmal nicht genüge gethan habe, sei der stifter drei tage lang in einer kutsche mit schneeweissen rossen erschienen (DMS. 223).

Oft erscheinen aber auch *mehre wagen*. so sah ein mann aus Ettlingen *drei* geschlossene kutschen hintereinander nach dem durch viele erscheinungen bekannten Schatzwäldchen fahren (Baader 180), was sofort wieder an den seine schätze bergenden Rodensteiner gemahnt. die lenker derselben hatten hüte mit breiten krämpen, wie Odinn. drei nächte nach einander um zwölf uhr fahren jedes jahr mehre kutschen an der karlsruher schlosskirche an, wo alsdann *gottesdienst* gehalten wird (das. 186.), der nur eine fromme übersetzung der wilden jagd ist. das sind die wagen der beiden, die sonst in einem wagen zusammensitzen, oder wo ihrer drei sind, diejenigen der drei höchsten götter; Wuotan, Donar und Fro besitzen den wagen, kein anderer gott.

Einmal begegnen wir dem wagen des donnerers allein. auf dem bergschloss bei Kirnbach sieht man im advent eine kutsche, die mit *zwanzig böcken* bespannt ist und woran zwei brennende laternen hangen. sie wird von einem vormaligen grafen des schlosses gelenkt, der in voller rüstung mit geschlossenem helmgitter allein darin sitzt. ihm folgen mehr als hundert knappen, deren jeder einen speer und eine angezündete fackel trägt (Baader 79.). ich werde später auf diese darstellung zurückkommen.

Wie Wuotan und seine gemalin Frigga auf dem Hlidskiâlf zusammen thronen und zusammen wohnen in den heiligen bergen, so finden wir sie auch zusammen in ihrem heiligen wagen. in den heiligen nächten kommt aus dem Mannheimer schlosse eine feurige kutsche, worin die gespenster eines hofherrn und einer hoffrau sitzen und die man in der nähe nicht betrachten darf (Baader 306.), und genau um dieselbe zeit sieht man in Apenrade einen wagen mit schwarzen rossen bespannt die stadt umfahren, darin sitzt ein mann mit frau und kind (Müllenhoff 176.). in Dambach sieht man eine *kristallene* kutsche umfahren, darin sitzt ein herr von Bernstein mit seiner frau (Stöber 139). diese auch sonst [1]) vorkommende glaskutsche deutet wieder auf das gold des alten götterwagens.

In diesen sagen mangelt der umfahrt der character des jagdzuges, der in den übrigen stark hervortritt und höchstens die, manchem der wagen folgenden hunde erinnern daran. sie scheinen vielmehr einfache umzüge zu sein, bei welchem die götter ihren segen spendeten, doch können auch und das ist wahrscheinlicher die bezeichnendern züge sich verloren haben. Wuotan konnte auch zu wagen der jagd beiwohnen oder dieser bloss die frauen tragen, wie in der sage bei Herrlein 132, wo die ritter der geisterjagd reiten, die frauen aber in schönen karossen sitzen.

Ein anderer zweig dieser familie enthält die nachricht, dass *menschen von dem göttlichen reiter Wuotan auf sein pferd genommen werden, oder in seinen wagen kommen* und eine strecke mit demselben fahren. der urahn ist im norden die sage von Hading und so wenig in ihnen wie bei Saxo die rede von der wilden jagd.

Einem manne begegnete unfern Heidelberg ein reiter auf einem grossen hohen pferde, der fasste ihn und hob ihn zu sich. ängstlich wollte der mann sich an den reiter anklammern, doch der verschwand und das pferd stob mit ihm durch die luft, dass ihm hören und sehen verging. endlich wurde er hart an der stadt bei der brücke *zur erde* geworfen. (Wolf hess. sag. 168.) Eine frau ging noch spät auf der landstrasse, da kam eine kutsche hinter ihr her und der darinsitzende mann lud sie, während die thür aufsprang, zum einsteigen ein. nach einigem zögern setzte sie sich ein, worauf der schlag von selbst zuging. der mann sprach kein wort und die frau gewahrte mit schrecken, dass er *bocksfüsse* habe. als sie vergebens versucht hatte, die kutschenthür aufzumachen, zog sie ihr gebetbüchlein aus der tasche und betete, bis sie zu einem kapellchen kamen. da öffnete sich der schlag von selbst, die frau sprang heraus und unter fürchterlichem knall verschwand kutsche, mann und ross (Baader 293). ein mann von Kaysersberg stieg in eine ähnliche kutsche und fühlte sich plötzlich mit ihr in die luft gehoben. der kutscher hatte kein gehör für sein lautes rufen. als aber der erste schimmer des tages sich zeigte, fuhr der schlag auf und der mann wurde auf den gipfel *eines hohen berges* abgesetzt. (Stöber 106. vgl. 115. 264). eine andere kutsche der art wurde feurig und flog mit sturmeseile dahin, als ein mann sich hineinsetzte (Baader 220). wieder eine andere fuhr so schnell, dass den darin sitzenden die besinnung verliess. als er zu sich kam, lag er, der in Baden eingestiegen war, am ufer des meeres (das. 228). der Rodensteiner nahm einmal am eichbrünnchen eine magd in seinen wagen und setzte sie in einem entfernten wiesengrund nieder (Wolf hess. sag. 22). ein grenadier Ludwigs IX. von Hessen wurde von zwei herren eingeladen, sich in ihren wagen zu setzen. bald bemerkte er dass derselbe hoch durch die luft flog über dörfer und kirchthurmspitzen hinweg. er rief: 'ach Herr und Gott, wo sind wir!' da stürzte er in einem walde nieder (das. 67)[1].

---

[1]) Bechstein thüring. sagen II, 124. IV, 181.

Auch in ihm, dem feurigen d. i. goldnen, sitzen also Donar, der Rodensteiner, den auch der fuss seines thieres kenntlich macht, oder Wuotan, oder beide götter zusammen und die fahrt geht über die erde, wie durch die luft, ein zug der auch auf den herzog Hans Adolf von Plön überging, der im ruf der *zauberei* stand und des *sieges* sich stets erfreute. einmal blieb seinem kutscher in der dunkelheit die peitsche an einem strauch hängen, am andern morgen zeigte der herzog sie ihm oben am kirchthurm. auf einer andern fahrt schlug ein pferd sich am kirchthurm ein hufeisen ab, das lange am hahn hangen blieb (Müllenhoff 530). dasselbe wird auch von dem general Luxemburg erzählt mit der abweichung, dass ein bauer auf seinem wagen dessen kutsche über eine vom teufel gebaute luftbrücke folgte und dabei seine peitsche am kirchthurm liess (Kuhn märk. sag. 280). das absetzen auf dem berg, in einem wald, am ufer des meeres, bei einer kapelle deutet auf das alte fahrziel des wagens hin, von dem er auch ausging.

Das ross und den wagen des gottes begleitet munterer *hörnerschall*, entweder stösst er selbst ins horn oder sein gefolge. oft vernimmt man auch eine liebliche musik, der keine auf erden gleich kommt (Müllenhoff 582). das wird das pfeifen und heulen des sturmes sein, nur in idealisirter art.

Begleiter des gottes sind zunächst und stets die *hunde*, über die bei Müllenhoff manches wichtige steht. dem wilden jäger im Sundewitt folgen nur drei hunde, die feurige augen und *zungen* haben (360). könig Abels drei hunde sind dagegen ganz *feurig* und speien dampf und feuer aus (363);

---

[1] Daumer, der überall opfer und nur opfer sieht, macht auch diesen götterwagen zu einem 'alterthümlichen opferwagen', den man zur einsammlung und zum transport der zum opfer dienenden menschen oder der ihre stelle vertretenden thiere gebrauchte' (!) geheimnisse des christl. alterthums II, 199 ff.

nach andern hat er deren zehn bei sich, die ganz *weiss* sind (364). die des alten Au sind ganz klein und ihnen brennt ein *licht auf dem schwanz* (369). der Wode hat gar eine meute von vierundzwanzig und reitet so schnell, dass sie ihm oft nicht folgen können. auch sie müssen leuchtend gedacht sein, denn blut und bein ist in ihrem balg von *gold* (372), womit Kuhn und Schwarz 3 u. 2 genau stimmt. dasselbe wird mit den hunden des Helljägers der fall sein, denn einer derselben frass glühende kohlen (Kuhn u. Schwarz 276). in Schwaben hat der schimmelreiter sechs an grösse verschiedene hunde bei sich: zwei sind ganz klein, zwei grösser, zwei ganz gross (Meier 99). des Buchjägers hunde haben gestutzte schlappohren und ihrer sind fünf (118). nach diesen zeugnissen hätten wir uns also die hunde goldstrahlend oder weiss zu denken und beides sind göttliche farben.

Ueber die *herkunft der hunde* erzählt eine hessische sage, die herr pfarrer Eduard Scriba mir mittheilte, folgendes: Koberstadt hat seinen namen von einem könige Kober, der war ein leidenschaftlicher jäger. eines tages kam ein mann zu ihm und bat ihn, eine sache zu erledigen, die viel eile hatte, aber da auch der könig eil hatte zur jagd zu kommen, so befahl er dem manne ihn zu begleiten, er wolle unterwegs darüber mit ihm sprechen. der mann folgte ihm, aber des königs sinn ging so auf die jagd, dass er ihn bald nicht mehr anhörte. sie waren schon einen halben tag im walde, ohne dass sich ein stück wild zeigte, da schrie der könig dem fremden zu: 'du verscheuchest mir das wild, so sei du selber mein wild, dich will ich jagen.' der fremde floh, der könig schoss seinen pfeil nach ihm und der mann sank, aber im sinken hob er ein golden kreuz gegen den könig empor. da wurde dieser in eine hirschkuh verwandelt, sein ganzes gefolge aber in hunde, die ihm nachsetzten und so flieht er noch immer vor seinen eigenen hunden. anders wird bei Müllenhoff berichtet. als der freischütz vom teufel verlockt die drei unheilvollen schüsse gethan hat und in todesangst heim rennt, stürzt ihm sein weib mit seinen kindern jammernd entgegen. zugleich aber erscheint der teufel und kündigt ihm an, dass er nun ewig jagen müsse und seine frau und kinder sollten ihn als hunde begleiten (368). statt des jägers steht bei Grimm M. 877 frau Gauden, deren vierundzwanzig töchter (vgl. Wods vierundzwanzig hunde) wegen sündlicher jagdlust vor ihren augen zu hündinnen werden und klaffend ihren jagdwagen geleiten. diese beiden letzten versionen lassen mich zweifel in die volle reinheit der sage vom könig Kober setzen, wenigstens in den zug, dass der könig selbst *zur hirschkuh* wird; schon dieser wechsel des geschlechtes ist schwer zu fassen, noch schwerer aber, dass der überall als jäger erscheinende jagdlustige hier zum gejagten werden soll. die verwandlung des gefolges in hunde hat dagegen vieles für sich und stimmt zu der verwandlung der tochter in hündinnen, weniger zu der sage bei Müllenhoff, wo auch die frau verwandelt wird; da scheint christlicher einfluss schon durchzubrechen. wie alt aber auch diese verwandlungen sind, ob sie an diese stelle gehören, das bleibt vor der hand noch dahingestellt.

In der norddeutschen sage ist der zug häufig, dass *einer der hunde in ein haus läuft* und bis über's jahr zur selben zeit da bleibt. meistens bringt seine anwesenheit unglück. in Süddeutschland begegnet das nie, oder gewiss nur sehr selten. ich verstehe diesen zug nicht.

Kuhn erkennt Haupts zeitschr. VI, 117 flg. in den indischen mythen *zusammenhänge* mit diesen hunden. Indras = Wuotan hat nämlich die götterhündin Saramâ bei sich und schickt sie aus, die von den (Pani genannten) Asuren geraubten kühe *zu* suchen, und *er* stellt sie zusammen mit dem in den häusern einkehrenden hund der frau Gaue oder Frick.? ist das stichhaltig, dann gewinnt die oben erwähnte hirschkuh festen boden. es ist bemerkenswerth, dass der hund im hause sich gern an dem feuerheerd aufhält (Müllenhoff 372, Kuhn und Schwarz 276.) und alles verzehrt was im hause ist.

Oft ist der gott, oder sind zwei götter allein auf dieser jagd, oft aber ist auch ein weiteres *gefolge* bei ihnen und das können, wie die Rodensteiner und Ardenner sagen lehren, nur *Einheriar* sein, die auf dieser jagd wohl den täglich verspeisten *eber* immer wieder aufs neue jagen; die reitenden sind die im kampf siegend gestorbenen, die zu fuss laufen sind die besiegt gefallenen, denen in Valhöll die niedrigen dienste obliegen. der eber wird also nach jedem mahl wieder aufleben, wie die gefallenen Einheriar nach jedem kampf. er wird wieder in seine wälder zurückkehren und so die jagdlust stets frisch reizen. keinesfalls können wir eine wiederherstellung des blossen genossenen fleisches annehmen, lebend muss er wieder emporspringen, nachdem die knochen in die haut gelegt sind und dann liegt die weitere vermuthung nahe, dass es die hammerweihe Thôrrs ist, welche ihm das neue leben schenkt. auf die unverletzbarkeit der knochen scheint mir selbst ein bedeutender zug der Ardenner sage hinzuweisen. es heisst, dass man an dem gejagten wild *keine wunde* sehe. es ist also unversehrt, wie die böcke welche Thórr schlachtet; unversehrt empfängt der koch Andhrimnir den Saehrimnir, um *sein speck* in dem kessel Eldhrimnir zu kochen (Grimnismal 18), nicht andere theile des körpers, so dass von *einer* verletzung der knochen keine rede sein kann.

Für die jagd auf den eber hat jetzt Meier 122 auch ein zeugniss beigebracht. ein jäger, der einen wilderer erschossen hatte, war von dessen frau verflucht worden. einst war er mit seinem sohn im walde und sie beide schossen auf ein *wildschwein* und obwohl die kugel des sohnes den vater nicht hatte treffen können, traf sie ihn doch und seitdem geht er um. ausserdem träumt ja Hackelberg vom eber (M. 874) und in Büdingen in Hessen ist unter einem erker ein echter eberkopf eingemauert, von dem eine der Hackelbergsage ähnliche tradition geht (Wolf *zeitschr.* I, 30).

Gerade die feste verbindung des ebers mit der Hackelbergsage, die schon durch den namen ihres jägers sich als alterthümlich ankündigt, beweist, dass der eber ursprünglich in den mythos gehört, dass nur er gejagt wurde. gleich fest ist er mit vielen sagen von heiligen bergen, in denen die götter wohnen, verwachsen. am Kyffhäuser in der Rothenburg lockt ein mädchen (Holda) einer heerde von wildsauen (Bechstein thüring. sagen IV n. 57) und dasselbe thut frau Harke in der norddeutschen sage bei Kuhn u. Schwarz 113. neben dem eber hat sich später noch anderes in die sage gedrängt und oft ihn verdrängt. so wird M. 877 und auch sonst ein *hirsch* gejagt, NS. 258, Kuhn und Schwarz 59 u. a. steht ein *ochse* an des ebers stelle, zu öfterst aber ist das wild ein *pferd;* das sind richtig und tactvoll gewählte heilige thiere, aber den eber ersetzen sie nicht; wir hingegen dürfen, meine ich, da wo sie vorkommen den eber an ihre stelle setzen.

Der genuss des eberfleisches blieb auch unter den christen erlaubt, sobald dies kein opferfleisch war. verboten hingegen wurde der des unreinen pferdefleisches und man hielt so streng darauf, dass die christen die heiden pferdefresser schalten. damit war dem pferdefleisch der eingang in die sage geöffnet: man traute den heiden keinen grössern leckerbissen zu als das fleisch der pferde, wie viel mehr musste die vorstellung auf die götter der heiden übergehen. während der bauer in den abgeschlossenern Ardennen, den der gott zur theilnahme an der jagd geladen hatte, noch den alten eber als jagdantheil erhielt, bekamen anderswo, die sich dieser gunst erfreuten, pferdelenden, pferdeschinken, einen pferdekopf [1]

---

[1] Deecke lübische sagen 8. als aber einem schatzgrabenden

u. dgl. und um die sache noch widriger und abschreckender zu machen, das aas von denselben; der einst mit freude an dem göttermahl gegessen, muss nun mit den hunden (Müllenhoff 369.) das abscheuliche mahl theilen und trägt oft den tod davon (Kuhn und Schwarz 181.), während anderswo die, welche sich überwinden können, von dem zerrissenen pferd zu essen, am leben bleiben, die es nicht können, sterben. neben dieser erklärung des pferdeschinkens wäre auch die andere noch zulässig, dass der alte gott nur den, der frevelhaft seiner jagd gespottet, mit solchen gerichten beschenkte, da es meistens spötter sind, welchen sie zu theil werden; sie hat wenigstens das für sich, dass sie den eber unzertheilt lässt. das aber steht auch fest, dass dann zur verbreitung und bewahrung des zuges der abscheu vor dem pferdefleisch, das heidnische dieser kost viel beitrug.

Auf die worte der mecklenburgischen sage gestützt: 'die wagen rollten' (M. 877.) glaubt W. F. Schwarz [1]), die wilde jagd sei nicht bloss der sturm, der mit seinen hunden daherheule, sondern er sei zum grössern unwetter angeschwollen, der Wod trete da in der erscheinung des *gewitters* auf, seine gestalt gehe in die des gewittergottes über; er bezieht das rollen auf den *donner*. noch anderes scheint ihm dafür zu sprechen, vor allem, dass Wuotan eine keule werfe, die stinkend sei, und sie mit seinem nachruf begleite; beides biete auffallende anlehnungspunkte an die den sturm oft begleitende erscheinung des blitzes und donners. in der hand des jagdgottes müsse die keule zum jagdstück werden, das stinken sei der schwefelgeruch des blitzes, der ruf eine poetische auffassung des brüllens Gottes.

Ich kann diese allerdings verlockende ansicht nicht theilen. vor allem ist der sturm nicht immer der begleiter des gewitters und haben wir keine hindeutung darauf in andern sagen, dass Wuotan irgend etwas mit dem blitz gemein habe; das wagenrollen allein beweist, selbst wenn es alt und echt wäre, nichts und man könnte es ebenso gut auf das dumpfe brausen des vom sturm geschüttelten bergwaldes beziehen. die pferdekeule hat mit dem blitz darum nichts gemein, weil sie wohl geworfen wird, aber nicht wie dieser, um einen oder etwas zu treffen und zu erschlagen, sondern damit er davon esse: du sollst mir *helfen jagen* heisst es ausdrücklich und der Wod spendet neben dem fleisch auch blut von dem

---

bauernknecht die wilde jagd hinfuhr, rief er: sta Hans! sta Hans! da fiel plötzlich ein pferdekopf in den wald des Pöppendorfer rings, der noch da liegt!

[1] Der heutige volksglaube p. 13.

wild, welches er vor den bauern augen zerlegt, nachdem er vom rosse gesprungen ist. da ist nicht einmal die rede vom werfen der keule, der Wod *gibt* sie. der bauer *findet* zu hause statt des blutes gold, das hinterstück ist ein lederner beutel voll silber, anderswo ist es ein pferdeschinken von gold, aber dessen fährt im blitz nie hernieder; Donar schenkt nichts in ihm, er zerschmettert mit ihm, denn er wirft im zorne nur den hammer, und nie wird eines rutes dabei gedacht. wenn durch den geworfenen schinken der student, den er wohl an den kopf trifft, um seine vernunft kommt (Schwarz 17.), so beweist das noch nicht für den blitz, denn so hätte jeder andere wurf auch wirken können; wenn der donnerer seinen blitz schleudert, dann erwacht der getroffene nicht mehr.

Ausser jenem wild soll der wilde jäger auch *menschen jagen*. general Sparr warf einem bauern eine menschenlende auf den rücken (Kuhn und Schwarz 76.), der wilde jäger einem oberförster den schenkel eines menschen in den wagen (M. 883.) und in Schwaben heisst es, er könne mit seinen eignen hunden niemanden beikommen, leihe ihm aber ein mensch seinen hund, so könne er mit diesem leicht einen menschen erjagen (Meier 121.). einem bauer, der ihm seinen hund geliehen, warf er einen menschenfuss durch's kammerfenster und der mann fand seinen hund zerrissen vor seiner hausthür. das ist ein misverständnis, welches sich von der jagd des wilden jägers auf die moosweibchen oder irgend ein anderes weibliches wesen herschreibt.

In der Abbatissine jagt er die *lohjungfern* (E. Sommer 7.), in Baiern die holzweiblein, in Thüringen die moosleute. Müllenhoff sieht in ihnen nur das blättergrün (XLVI.), denn lohjungfern und das gleichbedeutende holzweibel weisen im allgemeinen auf waldfrauen, auf genien der bäume hin, die moosleute sind die der mehr am boden haftenden, kleineren pflanzen. vergebens fragte schon Grimm (M. 882. 896.) nach dem motiv der verfolgung. Kuhn glaubt (norddeutsche sagen 481.) in diesen genien elben, in der gleichfalls gejagten frau deren königin zu sehen, also Holda oder Frigga, Wuotans gemalin und erklärt die jagd als stürmische brautwerbung des gottes im winter, der im frühling die vereinigung folge, die feier der vermälung. er erinnert dabei an Rinda, die sich lange gegen Odinns umarmung sträubte, bis sie endlich seiner list erlag (W. Müller myth. 279.[1]), an das aufjagen der räuberbande und erlösen der prinzessin in den frühlings- und sommergebräuchen (Sommer s. 154—160.), an den aus dem busch gejagten wilden mann und den maikönig mit der maibraut.

---

[1] der sich auf Saxo p. 44 stützt und auch an Nibel. 109–112 mahnt, so wie an die gegen Poseidons umarmung sich sträubende Demeter, Erinnys.

Sehr richtig trennt Kuhn sie von den gejagten holzweibchen. diese erscheinen zwar auch einzeln, aber die verfolgung gilt doch dem ganzen geschlecht; ein bauer sah sie in ganzen schaaren fliehen und den rückkehrenden Wode, wie er sie mit ihren langen gelben haaren zusammengebunden hatte, so dass zu jeder seite mehre vom pferde herabhingen (Müllenhoff 372.). wenn Fritz von der Bergen auf seinem schwarzen ross von der jagd heimkehrt, so begleitet ihn ein wagen von vier schwarzen rappen mit feuersprühenden augen gezogen, auf welchem menschen mit abgeschnittenen kehlen liegen (Harrys I, 84.). nie aber finden wir die gejagte frau von holzweibchen oder ähnlichen wesen begleitet, sie ist stets allein. ich stelle einige sagen darüber zusammen und beginne mit der werthvollen und ältesten, die Caesarius uns aufbewahrte und Grimm nur kurz berührte. sie steht bei jenem l. XII c. XX und lautet also: *concubina cuiusdam sacerdotis, cum esset moritura, cum multa instantia calceos sibi novos et bene toccumatos*[1]) fieri petivit, dicens: *sepelite me in eis, valde enim erunt mihi necessarii.* quod cum factum fuisset nocte sequenti longe ante lucem luna splendente miles quidam cum servo suo per viam equitans foemineos eiulatus audivit. mirantibus illis quidnam hoc esset, ecce mulier rapidissimo cursu ad eos properans clamavit: adiuvate me! adiuvate me! mox miles de equo descendens et gladio circulum sibi circumducens, foeminam bene notam infra illum recepit; sola enim camisia et calceis praedictis induta erat. et ecce ex remoto vox quasi *venatoris terribiliter buccinantis* nec non et *latratus canum venaticorum* praecedentium audiuntur. quibus auditis illa dum nimis tremeret, miles cognitis ab ea causis, equum servo committens tricas capillorum eius brachio suo sinistro circumligavit, dextera gladium tenens extentum. appropinquante *infernali illo venatore* ait mulier militi: *sine me currere! sine me currere!* ecce appropinquat! illo fortius illam retinente misera diversis conatibus militem pulsans, tandem ruptis capillis effugit, quam *diabolus* insecutus coepit, *equo suo eam imponens, ita ut caput cum brachiis penderet ex uno latere et crura ex altero,* post paululum militi sic obvians captam praedam deportavit. qui mane ad villam rediens, quid viderit exposuit, capillos ostendit et cum minus referenti crederent, aperto sepulchro foeminam capillos suos perdidisse repererunt. haec contigerunt in episcopatu Moguntinensi'. eine ähnliche stelle bringt M. 1230: 'dixerunt maiores nostri, tempore melioris et probioris aevi, *concubinas sacerdotum in aere a daemonibus non aliter quam feras silvestres a canibus venaticis agitari* atque tandem *discerptas* inveniri; quod si hominum quispiam haec audiens venationem suo clamore adiuverit, illi partem vel membrum concubinae dissectum ad ianuam domus mane a daemonibus suspensum'[1].

---

[1]) al. terciniatos. richtiger scheint toccumatos, was mit dem franz. toquenner, mit unterlegen versehen, zusammenhängt. calcei toccumati sind also wohlgesohlte schuhe.

Es ist die strafe der frau also nicht dafür zugetheilt, dass sie sich in 'schönen neuen schuhen' begraben liess, wie Grimm (872) meint, sondern der nachdruck liegt auf der *concubina sacerdotis*. anfangs klammert sie sich ängstlich an den ritter an, aber die angst vor dem venator lässt sie nicht ruhen, sie rennt fort und um dieses rennens willen, welches sie voraus sah, liess sie sich neue und zwar *wohlgesohlte* schuhe machen. zwar schützt der ritter sich und sie durch den kreis, den er mit dem ein kreuz bildenden schwert zieht, aber sie hat mehr vertrauen in die flucht. der jäger holt sie dennoch ein und wirft sie quer auf sein ross, so dass kopf und arme auf der einen, schenkel und beine auf der andern seite herabhangen. auch das ist wichtig und alt; dass man sie zerrisen finde, wie Bebelius sagt, ist wohl jünger und aus der verwechselung dieser frau mit den waldfrauen, moosweibchen entstanden.

Jetzt schon sehen wir, wie Kuhn sie mit recht von den waldweibchen trennte. es scheint mir darum gewagt, wenn er sie gleich darauf mit denselben wieder zusammenbringt, indem er sie der gejagten als genossenschaft zutheilt, in dieser eine königin jener sieht. wenn wir neuere fassungen der sage mit jener des XII jh. vergleichen, wird sich noch mehr herausstellen, wie scharf sie zu trennen sind.

Kuhn und Schwarz erzählen 131: 'der ewige jäger hat am wild keinen theil; sondern nur an seiner *hure*, die jagt er unaufhörlich. einmal hört ihn auch einer daherbrausen, *zieht einen kreis um sich* und macht sich so fest. da kommt das geschrei und gebraus immer näher und auf einmal *stürzt ein nacktes weib in den kreis*. sogleich ruft's: 'stoss das weib hinaus!' *er* thut's aber nicht, es ruft noch einmal und zum drittenmal, da thut er's und nun jagten sie wieder auf und davon'. das ist getreu die alte sage, nur mit einiger abänderung am schlusse; auch hier aber nicht die rede von einer tödtung der frau; sie wird lebendig mitgenommen. gleich merkwürdig ist die sage p. 99: 'ein pferdeknecht lag nachts bei Priort in der koppel, die bei einem kreuzwege liegt, da kommt eine *frau* eilig dahergelaufen, die bittet ihn, er möge sie doch über den weg bringen. anfangs wollte er es nicht, aber da sie ihn so flehentlich bat, that er es und als sie hinüber war, lief sie so eilig davon, als sie nur immer vermochte und ward wunderbarerweise immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch *auf den knien* lief. gleich darauf kam aber der *wilde jäger* mit seinen hunden daher und verlangte von dem hirten auch über den kreuzweg gebracht zu werden, denn *er jage nun schon seit sieben jahren nach jener frau* und wenn er sie in dieser nacht nicht bekomme, so sei sie erlöst. da brachte der hirt ihn sammt seinen hunden hinüber und es dauerte nicht lange, so kam der wilde jäger zurück und hatte die frau, die ganz nackt war, *quer vor sich auf dem pferde liegen.* so erzählt man in Havelland, also weit von der Mainzer diöcese und ebenso in Mecklenburg, nur mit dem zusatz, dass der wilde jäger dem ihm behülflichen bauer ein stück von einer pferdekeule gab, das sich später in gold verwandelte. es ist abermals genau dieselbe sage; davor, dass die frau die beine abläuft, schützen die concubina die wohlgesohlten schuhe und lebend schleppt der jäger die eingefangene mit sich fort.

---

[1] aus Bebelii facetiae. Tubing. 1555 p. 11a.

Müllenhoff theilt 364 anm. eine 'apocryphische' nachricht von einem waldgott, der eine waldgöttin verfolge. das kann ganz richtig sein, wenn dem Wuotan das gehölz von Schuby heilig war, worin man ihn sieht, nur ist statt waldgöttin waldfrau zu setzen. einem jäger stiess bei Mihla in Thüringen der Elbel mit seiner jagd auf; vor ihm her floh eine *schöne jungfrau* mit flatterndem haar. unmuthig schoss er gleich nachher seine büchse ab und sie war von da an mit sicherm schuss gesegnet (Bechstein sagenb. 382.), wohl zum dank dafür, weil der wilde jäger meinte, der andere habe auf die jungfrau geschossen! durch die concubina sacerdotis erklärt sich auch die volksthümliche erklärung von Pfaffenmat durch *pfaffenmagd* (Sommer 7. 167.), weil da der *wilde jäger* haust.

Dazu stimmt ferner die dänische sage. Grönjette jagt nach der *meerfrau*. ein bauer sah ihn zurückkehren, wie er sie *todt quer über seinem pferd* liegen hatte. wie der wilde jäger bei Kuhn und Schwarz hat er auch *sieben jahr* nach ihr gejagt und sie nun auf Falster erlegt [1]). dass sie hier todt erscheint, ist *zusatz*, der durch keine von allen andern

---

1) Thiele I. 95—97 cp. Grimm M. 896.

sagen begründet ist: der jäger fasst die eingeholte und wirft sie vor sich hin auf sein ross.

Endlich muss ich noch der überaus wichtigen sage von der Herodias gedenken, wie sie uns im Reinardus vulpes vorliegt. Pharaildis, des Herodes tochter, entbrannte von liebe gegen s. Johannes den täufer, doch vergebens, denn sie fand keine erwiederung. als ihr vater es erfuhr, liess er ihn enthaupten.

postulat afferri virgo sibi tristis, et affert
  regius in disco tempora trunca cliens.
mollibus allatum stringens caput illa lacertis
  perfundit lacrymis osculaque addere avet;
oscula captantem caput aufugit atque resufflat,
  illa per impluvium turbine flantis abit.
ex illo nimium memor ira Johannis eandem
  per vacuum coeli flabilis urget iter;
mortuus infestat miseram, nec vivus amarat,
  non tamen hanc penitus fata perire sinunt.
lenit honor luctum, minuit reverentia poenam,
  pars hominum moestae tertia servit herae.
quercubus et corylis a noctis parte secunda
  usque nigri ad galli carmina prima sedet.
nunc ea nomen habet *Pharaildis, Herodias* ante
  saltria nec subiens, nec subeunda pari.

Die innigste verwandtschaft mit unsern sagen liegt am tage, nur ist deren kern in dem drang, das altüberlieferte mit dem neuüberkommenen zu verbinden und in einklang zu bringen, auf einen mehr abliegenden punkt übertragen. s. Johannes als heiliger, als vorläufer Christi hatte eine würde, welche an die priesterliche erinnert: er taufte den Herrn. Herodias liebte ihn, aber ohne gegenliebe zu finden. als sie das blutige haupt weinend küsset, hebt es zu blasen an und sein wehen verfolgt sie durch den luftraum. die naturerscheinung ist hier wie in den sagen vom wilden jäger das wehen des windes, ein weib hier wie dort die verfolgte, nur konnte diese nicht concubina werden, wie gern sie es gewollt hätte. an ein ende der verfolgung kann nur nicht gedacht werden, wie dort nach sieben jahren: sie dauert ewig, und das liegt in der natur der sache, denn der wind, der sturm kehrt immer wieder. zugleich wird uns klar, wie ihre sage mit denen der moosweibchen zusammengeworfen werden konnte. sie ruht von mitternacht bis zum ersten hahnenkrat auf eichen und haselbüschen aus, so lange hört die verfolgung auf, ist sie gesichert vor dem wehenden haupt des täufers, so die moos- oder waldweibchen, wenn sie einen abgehauenen, bekreuzten baumstamm finden, da ruhen auch sie, da sind auch sie sicher. aber Herodias lebt fort, ob auch verfolgt, sie werden getödtet, wenn der wilde sie einholt.

Ein hauptgewinn, den wir aus dieser merkwürdigen stelle ziehen, liegt in dem namen der gejagten: Herodias hiess sie vorhin, d. i. vor alter zeit, in den heiligen schriften, nun aber heisst sie *Pharaildis*, d. h. auf jene ist nun der andere name übertragen, der dem mehr gelehrten und von früher jugend an im kloster lebenden dichter des Reinardus noch neu war. ihr dient der dritte theil *der menschen* (d. h. wohl alle völker deutschen stammes), *der ihr ehre beweist, der die traurige herrin als göttin verehrt.* jene Herodias nun *erscheint* auch an der spitze des wüthenden heeres und wird dort durch Diana übersetzt, wie auch Holda = Diana vorkommt. der Holda oder Hilde name liegt, wie Grimm M. 262. zeigt, in Pharaildis = nnl. Verelde = frau Hilde oder frau Hulde. diese aber kommt in den heiligen bergen neben Wuotan vor, sie wird also seine gemalin sein und der nordischen *Frigga* gleichstehen, die auch Kuhn in ihr erkennt. die identität der Pharaildis mit der verfolgten frau bei Caesarius ist klar, aber ebenso nun auch die dieser frau mit Frigga. nach Grimnismal (einleitung) steht der letztern als dienerin die asin Fulla zur seite, welche ihre kleinodien bewahrt. diese bestehen nach Snorro aus einem schmuckkästchen und einem paar *schuhe* und diese letztern gerade sind es, die im beginn der sage des Caesarius als der gejagten nothwendig hervorgehoben werden, die calcei bene taccumati. uns liegt also in diesen sagen ein vormals auch im norden bekannter, aber durch die schrift aufbewahrter mythus vor, den Deutschland mit ihm gemein hatte.

Als mitherrscherin Odinns auf Hlidskialf und besitzerin eines pallastes, darin die helden aufnahme finden, ist Frigga eine göttin des obern luftraums und steht darin der Juno gleich. als gebieterin der Fulla ist sie zugleich eine herrin der erde, denn in Landnama steht Fulla für erde. 'var ec, þar er Kerrubeinn fell til Fullar', ich war dabei als Kerrubein zur erde fiel [1]. sie ist also, da in Fulla die fülle, der überfluss liegt, auch des überflusses göttin; Fulla, die Folla des Merseburger gedichtes, die Abundia der ma. autoren spendet auf ihr geheiss aus der kiste welche sie hütet, den menschen segen. aber die fülle kann nur dann auf der erde herrschen, wenn der himmel sie liebend befruchtet. Wuotan spendet die fruchtbarkeit des feldes, wie alle höchsten güter und gaben, er wiegt sie im schoss der erde; sobald er sich ihr, sie sich ihm entzieht, hört ihr segen auf, alles welkt. auf dies welken deuten in der sage die langen *gelben* haare, mit denen der Wod die waldweibchen zusammengebunden hat, denn das blättergrün gilt stets als haar.

---

[1] ed. Havn. 416. lex. myth. 379.

Da Frigga nun in unsern sagen die verfolgte, begehrte ist, wie umgekehrt in einem andern mythos Freyja die verfolgende, so hat sie sich den umarmungen Wuotans entzogen und er eilt ihr nach, sie in das eheliche lager zu holen. in England beginnt er diese jagd auf sie bereits am Bartholomaustag, denn dann zieht der wilde jäger um. sie dauert im nördlichen Europa sieben jahre, d. i. die sieben monate des winters hindurch, vom fallen der ersten blätter bis zum grünen des ersten laubes? stürmisch braust der gott daher und im *zorn* darüber, dass er die heiss begehrte nicht erlangen kann, tilgt er alles, was ihn an sie erinnert, namentlich die ihr untergeordneten moos- und waldweibchen. er jagt sie durch die ganze welt, darum heisst er der weltjäger und je eifriger er jagt, um so besser dünkt es dem landmann, denn das bedeutet ein gutes jahr (Meier 114); der glühenden umarmung entspriesst schwellende frucht. so glaube ich den mythos erklären zu müssen; ich trete gern zurück, wenn eine bessere erklärung gegeben werden sollte.

Seiner jagd folgt der *wind* oder er begleitet sie. oft wenn der schimmelreiter durch das Elsenwäldle geht, ist es so still darin, als ob alles eingeschlafen wäre, indem auch nicht ein blatt sich regt. dann bricht mit einemmale krachender *sturm* los, dass man meint, es müssten alle bäume zusammen brechen; und das kommt bloss vom schimmelreiter her (Meier 104). vor dem schimmelreiter bei Hohenstaufen geht immer ein heftiger wind her und begleitet seinen zug durch den wald (das. 107.) wenn er sich in der Dolauer haide bei Halle zeigt, folgt jedesmal binnen drei tagen sturm und ungewitter (Sommer 7).

Nach einigen zeigt er sich bei *tage* und zwar zwischen elf und zwölf uhr mittags in einem gehölz bei Gutenberg (das.), doch dann sieht man nur schatten und hört kein geschrei (Schöppner I. 124.). hauptsächlich aber *nachts*, darum ruft er auch den holzdieben zu: 'die nacht ist mein aber der tag euer'' (Müllenhoff 366.) während seines umzugs muss ruhe herrschen, alle müssen still im hause sein (das. 372.). mancher der draussen ist, hört sich oft *beim namen rufen*, darf aber nicht darauf antworten. einer der dies that, fühlte flügel, die ihm hart am gesicht herumschlugen. ein mädchen glaubte, als es sich so gerufen hörte, es seien seine gefährten und ging der immer weiter tönenden stimme nach. am andern morgen fand man sie todt in der nähe eines wäldchens liegen (Stöber 272.). vor allem ist es aber gefährlich, sich in des gottes walten zu mischen oder gar darüber zu spotten. ein stinkendes aas verzehren müssen, ist die geringste strafe, sehr oft trifft den frevler der tod [1]).

Mittel *sich gegen die wilde jagd zu schützen*, wenn sie daherbraust, sind mitten im wege zu bleiben (Kuhn und Schwarz 427.), sich platt auf den boden zu legen [2]), sich auf ein weisses taschentuch zu stellen [3]), oder ein weisses tuch um's haupt zu binden (Müllenhoff 364.). die alpenhirten schützen ihre heerden, aus denen der Dürst oft kühe hoch mit sich in die luft nahm, die nie wieder oder erst am dritten tag und halbtodt oder ausgemolken auf die erde zurückkamen, durch einen schönen alpsegen [4]).

Dies verschwinden der kühe deutet auf ein *opfer* hin, welches dem umziehenden gott dargebracht wurde. dafür spricht die wichtige sage bei Kuhn und Schwarz 276 n. 3. wenn der Christabend gekommen und der Helljäger umgezogen ist, hat der wirth des Hellhauses jedesmal eine kuh hinauslassen müssen und die ist, sobald sie nur draussen war, verschwunden gewesen. welche kuh das aber jedesmal sein musste, hat man vorher schon ganz genau wissen können, denn wenn es so um den Michaelis oder Martinstag gekommen, hat sich die kuh, welche an der reihe war, zusehends vernommen, und ist endlich bis zum Christabend die fetteste im ganzen stalle geworden. das that man viele jahre, endlich wurde es zu lästig und als der Helljäger einmal wiederkam, machte man das haus fest zu; aber da entstand ein lärmen und toben um dasselbe herum, das fürchterlich war, die hunde des Helljägers liefen schnuppernd um und um und die kuh, welche an der reihe war, wurde im stall wie rasend und liess sich nicht zur ruhe bringen. da konnten's die leute im hause nicht länger aushalten, machten das thier los und das thor auf und riefen: 'na so lauf in's dreiteufels namen!' da ist sie sogleich fortgewesen, der Helljäger aber auch seit dieser zeit nicht wieder gekommen. so wollte auch der wilde jäger in Schwaben ein ihm bereits bestimmtes kalb nicht fahren lassen. zu Lustnau brach eine viehseuche aus und sofort trieb man alles vieh, welches eine spur der krankheit zeigte in den wald, um es dort todt zu schlagen und zu vergraben. unter diesem vieh war auch ein so schönes kalb, dass die leute sagten: 'es ist doch schade, wenn man dies prächtige stück schlagen und in die erde graben wollte'. deshalb beschlossen die männer es zu schlachten und das fleisch mit nach haus zu nehmen und zu essen. so wie aber der eine das messer in die hand nahm, um das kalb abzustechen, da schrie plötzlich Ranzenpuffer: 'halt! halt!' *denn er wollte das nicht leiden.* sie liessen sich indessen nicht stören, schlachteten das kalb dennoch und nahmen das fleisch mit heim. als sie gingen, war es bereits nacht. sie hatten zwar eine laterne angezündet, allein das licht wollte immer ausgehn. darauf kam ein grosser schwarzer *hund* und sprang eine zeitlang um sie herum; als er aber fortging, brach ein *gewaltiger sturm* los, dass man hätte glauben sollen, er werde eichen umreissen. mit zittern und beben stiegen sie den berg hinunter. da sprang der geist selbst wieder hinter ihnen her und schrie: 'halt! halt!' als sie aber immer noch das fleisch nicht hergeben wollten, *schlug er nach einem*, dass er zu boden fiel und acht tage krank und am tode lag. die übrigen welche von dem fleisch gegessen haben, sind fürchterlich stark geworden (Meier sagen 111.). das thier hatte das dem gott heilige gebiet, seinen wald, betreten, es gehörte darum ihm, wie in der norddeutschen sage die kuh, auf der darum auch besonderer segen ruhte, die wunderbar gedieh. vergebens sucht er sein eigen zu behaupten, aber weder sein warnender ruf, noch sein zürnender sturm vermag, die auf die macht ihres gottes trotzenden und ihn als unmächtig kaum beachtenden christen andern sinnes zu machen. sie nehmen das ihm bereits geheiligte, von ihm angenommene und gesegnete opferfleisch mit sich und dessen genuss bringt ihnen gleiches gedeihen, wie der dem gott geweihten kuh der segen desselben. beide sagen haben hohes alter und stammen aus derselben zeit, der des sich zurückziehenden heidenthums. als der Helljäger sieht, dass man das ihm gebührende opfer nur gezwungen gibt, verschmäht er es und kommt nicht wieder.

---

[1] Harrys II. 7. Kuhn und Schwarz 181. Redeker 47.

[2] Bechstein thüring. sag. IV, 234. fränk. sagen 57. Sommer 7. M. 898.

[3] Stöber 272. das thut auch der freischütz bei dem frevelhaften schuss.

[4] Ho, ho, ho, oh, ho! Ho, hi, ho, ho! Ho lobe! Ho lobe! nehmet alle tritt in Gottes namen, in unsrer lieben frauen namen! lobi Jesus, Jesus, Jesus Christ! ave Maria! ave Maria! ave Maria! ach lieber herr Jesus Christ, behüt Gott aller leib, seel, ehr und gut, was in die alp gehören thut. das walt Gott und unsre herzliebe frau! das walt Gott und der heil. sankt Wendel! das walt Gott und der heil. sankt Antoni! das walt Gott und der heil. sankt Loy! deutsches sagenb. 1.

Nicht nur schlachtopfer brachte man dem umziehenden gott dar, sondern man bedachte auch sein ross mit hafer. auf dem Hesterberg bei Schleswig bringen die bauern aus

Mielberg jedesmal, wenn ein gewisses stück land mit hafer besäet wird, einen sack mit diesem korn und lassen ihn da stehen. nachts kommt dann *jemand und braucht den hafer für sein pferd* (Müllenhoff 365). auch *brod* scheint man ihm geopfert zu haben, d. h. kuchen, wenigstens verstehe ich den bericht bei Müllenhoff 372 nicht anders: 'man darf auch nicht backen, denn sonst wird eine wilde jagd daraus'. das heisst doch wohl so viel als, sonst gewinnen die brode die form und gestalt der an der wilden jagd theilnehmenden, sie werden zu gebackenen jägern, hunden, ebern u. s. w. backt man doch noch heut in Belgien am tag des auf weissem ross umreitenden, mit stiefeln voll heu und hafer empfangenen h. Nicolaus kuchen in ebergestalt. auch die wegnahme des brodes und der segen des hauses für das willig gelassene bei Müllenhoff 370 deutet auf das brodopfer hin.

Die *zeit der umfahrt* wird verschieden angegeben. nach Müllenhoff 361 ist der wilde jäger nur in den Johannisnächten hörbar, doch hört man ihn im Flensburger stadtgraben auch an herbsttagen ziehen. könig Abel soll nur einmal im jahr im Schleswiger holz gehört werden (das. 364). herr von Wittorf fährt besonders in der dreikönigszeit mit seinem wagen umher, den Wode sieht man in den zwölften, namentlich am weihnachtsabend (das. 369. 372.). bei Kuhn und Schwarz 66 zieht die jagd am Sylvesterabend um, oder auch zur frühlings- oder herbstzeit (427.). der ewige fuhrmann in Schwaben fährt um weihnachten, der Fuchseckschäfer um Bartholomäi, der schimmelreiter und riesenjäger u. a. m. bei Sulz im advent, der weltjäger im spätherbst (Meier 94 u. flg.). die meisten sagen halten am advent und den zwölften fest und das wird auch wohl das richtige sein, wenigstens in so fern, als entweder eine frau oder moosweibchen gejagt werden.

Ich gehe zu der zweiten art nächtlicher umzüge der götter über, zum *wüthenden heer*.

Die wilde jagd hat diesem gegenüber etwas leichtes, rasches; es schreitet fest heiter zu der ernsteren männerschlacht. seinen namen trägt es von dem siegesgott, der auch allein an seiner spitze steht, während bei der jagd Donar, Fro und selbst eine göttin ihn begleiten können. es heisst Wutes- und Muotesheer (in Schwaben und der Schweiz), Wuotunges heer, und darin liegt seine erklärung: es sind die gefallenen in Wuotans pallast aufgenommenen Einheriar, deren vater er genannt wird, welche er zu dem täglich sich neu entflammenden kampf führt.

Das sagt die sage von dem heer noch heute mit voller bestimmtheit, darum ist sie vor allem da heimisch, *wo einst* *schlachten geschlagen wurden*, wo es viele gefallene gab. ich gedenke vor allem zweier zeugnisse bei Caesarius. 'sequenti nocte quando exercitus ducis Lovanii a Leodiensibus occisus est, servus quidam comitis Losensis iuxta Montenake, locum scilicet occisionis transiens circa noctis principium, *maximum ibi vidit torneamentum daemoniorum*. neque *immundi spiritus* aestimo tantam fuisse exultationem, si non *magnam* illic *cepissent praedam*. De his vero, *qui in torneamentis cadunt* nulla quaestio est, quin *vadant ad inferos*, si non fuerint adiuti beneficio contritionis'. die gefallenen erheben sich also in der nacht zu neuem kampf; die beute des kampfes d. h. der val, die erschlagenen fallen den daemonen, d. i. den alten göttern zu. 'sacerdos quidam de Hispania anno praesenti prope castrum comitis Losensis, dum in *crepusculo* noctis transiret de villa in villam, vidit in campo vicino *torneamentum maximum mortuorum*, valide clamantium: domine Waltere de Milene! domine Waltere de Milene! erat idem *Walterus in militia nominatus nuperque defunctus*. intelligens sacerdos illos esse, qui militum nundinas execrabiles *repraesentabant*, subsistens *circulum circa se fecit*, cumque visio cessaret et ipse procederet iterum illos videns, fecit ut prius sic usque ad lucem laborans' (libr. XII c. 16. 17.). hier wird also ein berühmter held zu dem kampf gerufen, oder in denselben tretend begrüsst und das execrabilis weist offen auf den heidnischen character dieser todtenkämpfe hin. der kreis den der priester um sich zieht ist derselbe, den der ritter in der sage von der wilden jagd mit dem schwert beschreibt.

Urfar in Baden heisst von einem grossen blutbad, welches die Deutschen dort in einem französischen heer anrichteten, die Mordergrube, die gegend abwärts die Leiden. seit dem treffen lässt sich daselbst in der luft ein nächtliches rasseln, schiessen und rufen vernehmen, welches das wilde heer genannt wird (Baader 362.). bei Frankenberg (churfürstenthum Hessen) liegt eine hochebene, die Todtenhöhe genannt. in grauer vorzeit wurde hier eine schlacht geschlagen und an dem jedesmaligen jahrestag derselben erheben sich in der nacht die gebliebenen und wiederholen von neuem das blutige spiel (Wolf hess. sag. 20.). von den geistern die auf Ebersberg kämpfen, sagen die umwohner, es seien die noch unerlösten geister der im kampf um die burg erschlagenen ritter (deutsch. sagenb. 641.), und der schimmelreiter bei Schlettstatt reitet in officierskleidern auf einem ehemaligen schlachtfeld umher (Meier 124.). auf dem Lügenfeld hört man oft nachts waffenklirren. da liegen in weiten hohlen unter der erde die kriegsheere der söhne Ludwigs des frommen, die ihren vater hier im jahr 833 verrathen haben (Stöber 43.). so auch Geiler von Kaisersberg p. 36: 'also redt der gemein man von dem wütischen heer, das die, die vor den zeiten sterben, ee denn das inen Got hat uffgesetzet, als die, die in die reis laufen und *erstochen* werden, oder gehenkt und ertrenkt werden, die müssen also lang nach irem todt laufen, bis das zil kumpt, das inen Got gesetzt hat und dann so würkt Got mit inen, was sein götlicher wil ist'. das laufen, erhenkt und *ertränkt* werden, ist unächt und aus vermischung mit andern sagen entstanden, in dem erstochen werden aber klingt das im kampf sterben nach.

Ausserdem aber finden sich diese sagen, wie leicht erklärlich, auch wieder an *heilige berge* geknüpft und dann ist der auszug meisten sein *vorzeichen nahenden kriegs*. nicht weit von Flensburg in Angeln liegt ein hügel der heisst der Friedensberg. dort wurde einst eine grosse schlacht geliefert und der hügel zum andenken aufgeworfen. ein stein steht darauf, der fällt jedesmal herunter, wenn krieg bevorsteht (Müllenhoff 247.), weil sich dann die helden in ihren gräbern regen und daraus hervorgehen. wenn sich der Bissinger auf seinem schimmel zeigt (Baader 151.), wenn sich der Schnellerts und Rodensteiner regen, wenn kaiser Carl aus dem Odenberg zieht, der Rothbart im Untersberg rüstet (I, 59.), dann gibt es krieg (vgl. Meier 137.). ihn verkündete im norden Odhinns erscheinen auf seinem göttlichen ross.

Das *aussehen der heeresgenossen* passt zu dem des gottes, der sie anführt. sie *reiten*, wie schon die sage vom junker Rechberger bei Sigebertus meldet. so erzählt auch Joh. Manlius, in Esslingen sei auf s. Catharinae tag ein edelmann auf dem jahrmarkt gewesen und habe viel geld verspielt, auch grosse gotteslästerung getrieben. trotz der warnungen des knechtes ritt er noch spät aus der stadt. als sie hinauskamen, stiessen sie auf viel reuter 'mit grossem gedräsche und getümmel'. die schaarten sich um den edelmann und stiessen ihn bis er vom pferde fiel. sein diener hob ihn auf, aber sie ritten die ganze nacht irre und auf der seite wo der diener nicht ritt hörte man fortwährend das getümmel der reiter.

Sie reiten zum *kampf*. als einst in einer winternacht holzhauer über die Todtenhöhe gingen sahen sie die geisterschlacht. ganze scharen von bewaffneten zu ross und zu fuss kämpften in wilder schlacht, dass dumpf der boden davon dröhnte. die männer warfen vor angst ihre äxte weg. als sie morgens zurückkamen, dieselben zu suchen, sahen sie nur ihre fusstritte im schnee. die ritter auf dem Ebersberg kämpfen so heftig miteinander, dass man in den nahen höfen, welche am fuss des berges liegen, deutlich das schwertgeklirr vernimmt. Trausch erzählt in seiner Strasburger chronik II, 2 fol. 455: 'dieses jahr (1516.) nicht allein sondern auch viele jahre her hatte man in allen landen, besonders im Elsass, Breisgau u. a. das '*Wuetten-Her*' nit allein bei nacht, sondern auch bei tag in *waldern* und *bergen* gehört. bei nacht lieffen sie mit trommeln und pfeifen über die felder, auch durch die stadt mit grossem geschrei mit lichtern. solcher gespenster liefen etwan 50, 80, auch oft 100 und 200 miteinander. der eine trug den kopf, der andere das gekröse in händen, etwa einen arm oder schenkel, jenachdem sie im krieg umgekommen waren . . . .' 'zu Freiburg sah ein weib ihren mann der im krieg umkommen war, auch also im haufen laufen, *dem war der kopf von einander; sie lief zu ihm* und ~~*band ihm den*~~ *kopf mit ihrem schleier zusammen.* da kam hernach einer von den gespenstern, der gab ihr einen *grossen goldnen becher*, daraus solle sie trinken. sie nahm ihn an, da liefen sie fort und sie behielt den becher in der hand' (Stöber 433.). ähnliches wird in Specklins collectaneen I, 63a vom jahr 1123 berichtet: da sah man im ganzen Elsass grausame gespenster bei tag und nacht, zu 10, 20, 50, 100 auch 4—500 zusammen, in *harnischen*; sie waren auch *zerhauen*, gerade so wie sie im krieg umgekommen waren. graf Emich von Leiningen, der kurz zuvor in der schlacht von Worune (Worringen bei Cöln) erschlagen worden war, liess sich mit viel hundert pferden sehen. da war einer der beschrie sie und segnete sich und fragte sie, wer sie wären? da sprachen sie, sie seien keine gespenster, sondern *der erschlagenen seelen*. harnisch und alles an ihnen war eitel feuer (das. 122.). ebenso sah Walther von Tubelsheim an der stelle, wo die kirche der h. Fides in Schletstadt steht, eine menge von pilgern in weissen gewändern, auf der strasse aber ritter in rothen kleidern und auf rothen rossen reitend. die letzteren waren die seelen solcher, welche göttliche und menschliche rechte verachtend *im kampf erschlagen* worden; sie litten in einem gewissen *berge* die qual der höllischen flammen (das. 133.).

Wichtige ältere nachrichten, welche für den ritt in den kampf sprechen, bringen Trithemius im chronic. Hirsaugiense a. a. 1098 und abbas Urspergensis a. a 1123, welche beide dieselbe geschichte berichten. die letztere stelle hat Grimm in den anm. zur M. p. 1231 mitgetheilt, des Trithemius schönen bericht lasse ich folgen: 'Circa haec etiam tempora non longe a Wormacia multis diebus et noctibus maxima multitudo *armatorum equitum et peditum* apparuit tanquam ad pla-

citi colloquium seu bellum processura et nunc huc nunc illuc quasi per turmas discurrentes circa nonam horam noctis ad vicinum montem, *ex quo prodire consueverant*, revertebantur. tandem nocte quadam monachus quidam Limpurgensis coenobii non procul a monte distantis, de quo exire solebant, assumptis secum quibusdam aliis ad locum montis accessit, muniensque se signaculo sanctae crucis exeuntes de monte, qui essent per virtutem sanctae et individuae Trinitatis, ut dicerent fortiter adiuravit. cui unus ex turma respondit: 'nos sumus fantasma, nec militum viventia turba, sed *animae hominum quondam in hoc mundo principi servientium militantium*, non ante multos annos *in hoc loco interfectorum*. arma, habitus et *equi*, quae nobis dum viveremus *instrumenta erant peccati*, etiam nunc post mortem in nobis sunt quaedam indicia tormenti. omne quod iam cernitis circa nos, totum ignitum est nobis, quanquam vos ignem nostrum minime videatis'. cumque monachus, utrum iuvari ab hominibus possent inquireret, spiritus respondit: ieiuniis et orationibus et maxime oblatione corporis et sanguinis Christi adiuvari possumus et rogamus'. his dictis omnis illa multitudo spirituum quasi una voce clamabat trina vice: 'orate pro nobis! orate pro nobis! orate pro nobis!' mox omnes in ignem resoluti videbantur, sed et mons ipse quasi arderet, ignem et maximum *fragorem arborum et strepitum* emisit'[1]).

Endlich gedenke ich noch zweier wichtiger beispiele im letzten buch von Nideri formicarium maleficum. er erzählt: 'cum propter haereses regnum Bohemiae tumultu ac caedibus concuteretur, circa metas regni praefati nocturno tempore versus *vallem* quamdam *auditos clamores et congregationes equestrium virorum*, qui et *coloribus variis* induti, saepe sunt visi. fuerunt tunc duo armigeri audaces satis in castro non multum distanti a loco monstrorum, qui omnino scire volentes, quid veritatis sibi visa portenderent, nocte quadam versus vallem ubi solita videri conspexerunt, iter arripiunt'. unterwegs wird es dem einen angst und er bleibt zurück. 'quem alter velut pavidum increpans, equum pupugit et cum eo congressu omnibus antedictis *exercitibus* appropinquavit; de quibus *unus egrediens caput illi amputavit* et ad suos rediit, quo viso ille qui timidus substiterat, fugam iniit et funesta nova nuntiavit'. man fand am andern tage die leiche, aber keine weitere fussspur von menschen oder thieren, 'sed tantummodo in locis lutosis signa quaedam et vestigia *avium* visa sunt'. es ist auch hier die volle schlacht von gepanzerten reitern,

---

[1]) opp. ed. Marqu. Freheri, II. 94.)

aus einem berg (denn vallis bedingt einen solchen) kommen, wie bei Trithemius. der vorwitzige zudringling wird gestraft, wie überall bei der wilden jagd und dem heer, nur ist die strafe eine schärfere, jene auf welche die menschenlenden hindeuten, mit denen der jäger oft wirft. noch bedeutender ist das folgende: 'nominavit nobis (archiepiscopus Moguntinus) quendam Rheni sibi notum militem cuius pro tunc filius vivebat; qui miles super omnes pene inferioris Alemanniae nobiles semper extiterat, nimis in rebus bellicis imperterritus. gerebat autem et patiebatur nonnunquam propter suam animositatem vel fortitudinem ab aliis graves guerras, propter quas non semper de die, sed nocturno tempore ad loca sibi commodosa equitare solebat. hic igitur quadam nocte assumptis famulis per silvam *circa* Rhenum equitare voluit et principium eiusdem intravit. antequam vero finem silvae haberent, ultra quam campus latus iaceret, prout moris est eorum qui verentur insidias, praemisit famulum ut in termino silvae videret, an ne in campo insidiae aliquae essent. famulus igitur, cum per arborum ramos exploraret commissum, vidit per campi longitudinem *exercitum* satis mirabilem appropinquare *in equis*; quo viso considerata nuntiavit militi qui ait: 'stemus ad modicum, quia verisimile est, pro huius exercitus custodia subsecuturos alios; ad hos properabimus et an inimici sint qui praecesserunt, an amici experiemur, nec paucos timebimus'. deinde morula transacta, de silva miles cum suis recedit, in campum venit et neminem nisi quendam *equitem in equo sedentem et in manu alium ducentem equum* eminus sequentem suos intuitus est. ad hunc cum miles venisset quis esset quaesivit in haec verba: 'numquid tu *cocus* meus es?' ita enim sibi a longinquo videbatur, paulo etiam antea cocus eiusdem militis vita functus *erat*. qui respondit: 'sum domine'. cui miles: 'quid, ait, hic facis? et qui sunt hi qui praecesserunt?' cui defunctus respondit: 'domine hi qui praecesserunt sunt *nobiles* et *armigeri* tales et tales (multos eorum expressit nomine proprio) quos oportet et me cum eis *ista nocte esse Hierosolymis*, quia haec poena nostra est.' et miles iterum: quid sibi vult *equus* iste quem ducis nullo insidente? 'ad vestrum respondit obsequium erit, si mecum *ad terram sanctam* venire velitis. securus esto, te per fidem christianam recedendo et revertendo vivum reducam, si meis obtemperabilis monitis'. tunc miles ait: 'diebus meis mira attentavi, his hoc addam etiam mirabile'. descendentibus igitur illud famulis, de equo proprio miles desiliit, *defuncti equum ascendit* et ab oculis famulorum uterque equester subtractus est. sequenti autem die famulis iuxta condictum expectanti bus miles et defunctus redierunt ad locum, ubi primum convenerant. tunc defunctus militi ait: 'ne phantasma omnino fictum vos fuisse credatis, duo quae vobis do rara, reservate in mei memoriam.' inde protulit *mappulam parvam de salamandra et cultellum in vagina.* 'primum, inquit, cum immundum fuerit, igne purgate; alterum caute tractetis, quia ab eo vulneratus intoxicatus erit'[1].

Diese gaben sind bereits I, 9 als wuotanische geschenke nachgewiesen. wie in allen frühern sagen ist es auch hier ein reiterheer, nur wird nicht ausdrücklich gesagt, dass es zum kampf ziehe. das aber liegt in der fahrt gen Jerusalem, es ist *eine art von kreuzzug*, wie in der französischen sage, wo Richard an der stelle des ritters steht: '*battus et navrés*' kehren dort die ritter zurück (I, 8.). wozu aber reitet der koch mit? ich denke seine theilnahme am zuge ist ein beweis, wie fest das *mahl* mit dem alten mythus auch in Deutschland verwachsen ist. denn kämpfen wird er schwerlich, er hat also für die küche zu sorgen, er ist der nordische Andhrimnir, der nach der jagd den getödteten eber zu bereiten hat, welcher alle Einheriar nährt, und hat sich bis auf unsere tage in Schwaben erhalten. dort folgt dem schimmelreiter ein feuriger wagen voll menschen, *eine weile später* erscheint ein mann zu fuss, der ein gebund kochlöffel auf dem rücken trägt und jeden fragt, ob er nicht einen wagen gesehen habe? es sei der koch (Meier 143.). die mitziehenden aber treten nun so klarer in dieser sage als Wuotans edle genossen vor uns hin, als sie fast ausschliesslich *nobiles et armigeri, equites armati, militantes, milites* sind, deren namen mit ruhm genannt werden, die der ritter kennt. sie bilden ein heer, eine armee, daher noch der ausdruck unter soldaten: *zur grossen armee gehen* für sterben.

Auch die *slawische sage* kennt solche todtenheere, deren u. a. einer von Cromer histor. Polon. l. V erwähnt wird, wo er die belagerung der pommerischen festung Naclus durch Vladislaw I. erzählt.

Der koch lässt den ritter die fahrt mitmachen. dies erinnert daran, dass auch sterbliche von dem gott der theilnahme an der wilden jagd gewürdigt werden und die heutige sage bewahrt das andenken an den zug in vielen gegenden. als ein Kalsheimer mann nachts die wiesen wässerte, kam in der luft das *wilde heer* herbei, ergriff ihn und führte ihn mit zur *hölle*. dort sah er viele verstorbene bekannte in der feuer pein. nach drei tagen kam er nach hause zurück, erzählte was ihm begegnet und starb einige stunden darauf (Baader 372.). einem schäfer, der, während das Mutesheer vorüberzog, auf der klarinette blies, nahm es mit und er musste unterwegs ein anderes instrument blasen. am andern morgen fand er sich auf dem galgen und blies jemanden in's fidle. ein andermal traf das Mutesheer auf der strasse einen handwerksburschen und weil derselbe weder auswich noch sich mit dem gesicht zur erde warf, wollte es ihn mitnehmen. der handwerksbursch aber begann ein gespräch mit dem anführer und wusste diesem so gut zu antworten, dass er keine macht über ihn bekam. dabei kam es namentlich auf ein einziges wort an, das der handwerksbursch wusste und aussprach, worauf das heer fortzog. das gemahnt an die wechselreden der götter und menschen in den eddischen liedern und den sagas und es ist sehr zu bedauern, dass Meier den inhalt des gespräches nicht mehr erfahren konnte. besonders das einzige wort scheint bedeutsam und erinnert an das wort, welches Odinn dem todten Baldr ins ohr raunte. auch Kuhn und Schwarz kennen die mitfahrt sterblicher im heer (428.).

---

[1] schön ist auch die eng verwandte sage bei Ordericus Vitalis (ebend. Normannen), nur sind da gleichfalls frauen im zuge

Sonderbarer weise finden wir in Schwaben oft das ganze heer in einem *wagen* versammelt, den ich nicht anders zu erklären weiss, als durch verwechslung mit dem hellewagen entstanden, und diese muss daher rühren weil Wuotan im wagen fährt. dieser letztere heisst dort der himmelswagen und *fährt jede nacht nach Jerusalem* (Meier 235.). man unterscheidet deutlich vier räder, zwei pferde und den fuhrmann, der eben jener ewige fuhrmann (das. 94.) sein wird, dessen schon früher gedacht wurde und den auch Kuhn und Schwarz 199. 200 kennen. er sitzt auf dem mittelpferd am himmelswagen. das weist hin auf den auszug aus dem himmel des gottes, den auch die andere nachricht verbürgt, dass des wilden heeres zug quer über die milchstrasse geht (das. 137.); d. h. er ging einst über die milchstrasse, die wohl gleich dem regenbogen ein weg vom himmel zur erde war?

Die helden im wilden heer fahren heiter und fröhlich mit dem gott zum kampf, darum finden wir *musik* den zug geleitend. das Mutesheer in Betzingen macht so wunderschöne musik, wie kein mensch sie machen kann. im Schwarzwald hört man wenn es naht hunde- und katzengeschrei und eine gellende musik; in Blaubeuren hörte man es mit musik und trommeln vorüberziehen; in Mössingen vernahm man musik und *gesang* von den feinsten und jüngsten kinderstimmen bis zu den *ältesten und gröbsten männerstimmen*. die letztern sind der feierlich freudige schlachtgesang der helden, die erstern durch verwechselung mit frau Hollen heer hineingekommen. so ist es auch wiederum verwechselung des heldenheers mit dem im höllenwagen fahrenden todtenvolk, wenn diesem der zug, die umfahrt zugelegt und gesagt wird es mache eine traurige unharmonische musik [1]).

Dem heer geht ein *warner voraus*, der die leute aus dem weg gehn heisst. er wird als alter mann mit weissem stab geschildert (M. 887.). Trausch sagt von dem Elsässer heer: 'es lief alwegen einer voraus, der schrie stets: abweg, abweg, dass niemant nichts geschehe' (Stöber 434.). in Schwaben ruft er: aussem weg, dass niemand was gescheh! oder: aussem weg, dass niemand beschädigt werd! oder: aussem weg' das Mutesheer nimmt alles weg'. wenn dieser warner bei frau Hollen heer erscheint, heisst er der getreue Eckhart, in dem ich den das heer in die schlacht geleitenden priester sehen möchte; in unsern sagen hat er keinen namen.

Wer ihn hört, der muss sich wie bei der wilden jagd *platt auf die erde werfen* und darin scheint mir ein alter cultusgebrauch durchzublicken: es ist die anbetung, die verehrung welche dem nahenden gott gebührt. wer sie nicht zollt, den reisst das wüthende heer mit sich fort und zerreisst ihn. man ist besonders dann geschützt, wenn man sich am boden festhält und wäre es auch nur an einem grashalm (Meier 131.). wenn das heer sich auf einem baum niederlässt [2]) und der darunterstehende hat ein stück *brod* in der tasche, so kann es ihm nicht beikommen (das. 138.). in Baiersbronn hangen auf dem boden eines hauses drei alte *ochsenköpfe mit den hörnern*, wie man sagt, zum schutz gegen das Mutesheer; andere aber wollen, und wohl mit grösserm recht, zur abwendung von viehseuchen (das. 125.).

Es ist nicht gut dem heer zuzusehen, wenn es dahinzieht; der aufrechtstehende beweist einen gewissen stolz und trotz dadurch, er will sich vor dem gott nicht beugen; er ist neugierig und will in das treiben der götter schauen und das missfällt ihnen. ein mann der aus dem fenster sah, als das heer dahinstürmte, wurde *blind* und erhielt sein augenlicht erst ein jahr darauf wieder. als das heer wiederum vorüberzog, rief eine stimme: 'vor einem jahr hab ich zwei fensterlein zugemacht, jetzt sollen sie wieder aufgehn'! oder: 'streich dem da auch die spälele wieder auf' (Meier 132, 136.). einem andern wurde der kopf abgerissen, wieder einer erhielt mit der axt einen hieb in die schulter, einem mann der nach dem heer schlug, wurde der arm lahm. wer es anruft den trifft ein unglück (das. 139. 141). auch ist es gut, wenn man beim herannahen den kopf zwischen die speichen eines wagenrades steckt, sonst dreht es einem den hals um. in Baden ruft der dem heer vorangehende 'ermahner': wenn du beschädigt wirst, so verbinde dich mit *rothem garn*' (Baader 208.); in Baiersbronn rieth dieselbe stimme einem knecht, der den finger verloren hatte, er solle einen *rothen faden* darum binden (Meier 135.). beides kann von hohem alter sein.

---

[1]) Meier sagen, 129. 130. 132. 133. 137. 139–141.

[2]) wie die Herodias.

Gleich der wilden jagd hat es seinen *bestimmten weg*. zu Mittelstadt hat die 'heergasse' ihren namen daher, dass es immer hindurch zieht; auch in Pfullingen und Immenhausen gibt es solche heergassen, in Undingen selbst eine 'Muotesheergasse'. da wo es hinzieht, darf darum auch nicht gebaut werden; als man zu Rotenburg ein haus in seinen weg baute, wurde es zweimal zusammengerissen (das. 139. 140); einem schäfer der an einem solchen ort sein nachtlager aufgeschlagen hatte, warf es den karren um und nahm ihm mehre schafe mit (129.).

Oft führt der weg *durch ein haus*, oder das heer hält irgendwo *einkehr*. in dem Martisbauerhof zu Baiersbronn befindet sich ein gewölbe im untern stock, durch welches um weihnachten das Mutesheer regelmässig zu ziehen pflegte. sobald der hausknecht es kommen hörte, musste er schnell die thür und klappe des gewölbes öffnen, dann fuhr es sausend hindurch. einmal aber verspätete sich der knecht, worauf ihm fast der halbe finger abgeschnitten wurde (135), wie anderswo die zuschlagende thür des berges einen theil der ferse wegschlägt. in Thieringen zog es jedes jahr durch ein bestimmtes haus, in welchem man deshalb immer thüren und fenster öffnen musste, sobald man es kommen hörte. in Neubrunn zieht das wüthende heer durch *drei* häuser, weil da drei thüren gerade hintereinander sind, die haus-, küchen- und hofthür (deutsch. sagenb. 601.). mitunter hält es auch das mahl, woran ich bei der sage Nodes erinnerte, in einem bestimmten hause. im wirthshaus zu Oehringen stiegen eines abends beiläufig *zwölf reiter* ab und bestellten *nachtessen*, zuvor aber *wein*. so viele flaschen der wirth brachte, so viele striche machte einer der reiter auf die untere seite des tischblattes. noch ehe das essen aufgetragen war, rief der hausknecht den wirth hinaus und sagte ihm, dass im stalle statt der pferde der reiter *geisböcke* ständen und die andern pferde darin vor angst tobten und schwitzten. als der wirth die böcke gesehen hatte, befahl er seinen leuten, die reiter und deren thiere auf das beste zu bedienen, auch liess er am stadtthor nachfragen, ob heute abend spät ein trupp reiter hereingekommen sei? die antwort war nein, wohl aber habe sich *in der luft* ein gerappel und gerassel wie von einem haufen hereinreitender hören lassen. zwischen elf und zwölf uhr verlangten die reiter ihre zeche. als der wirth unter den tisch blickte sah er dass sie sämmtlich *thierfüsse* hatten. als der hausknecht in den stall kam, fand er pferde darin, aber als dieselben vor das haus geführt wurden, verwandelten sie sich abermals in böcke. die reiter gingen alle durch die oberfenster hinaus und draussen schwebten die böcke zu ihnen hinauf und fuhren mit ihnen dahin (Sander 272.). die zwölf *reiter scheinen die zwölf götter* und die böcke statt der vielfachen thiere zu stehen, deren sich dieselben zum fahren und reiten bedienen, wenn sie nicht aus der hexensage in diese sage drangen. zweien musikanten aus Zavelstein begegneten zwei reiter und nahmen sie mit sich in ein vornehmes wirthshaus, wo das Mutesheer trank und tanzte (Meier 134.). das haus, wo sie zechen und füttern lassen, wird wohl ein bestimmtes sein; so tränkt auch das wilde heer aus dem Odenberg seine rosse stets in dem Gläsborn, den der huf von Carls ross schlug (M. 891.).

Mit dem wüthenden heer, wie mit der wilden jagd ist immer *sturm und wind verbunden*; die schnelle fahrt erzeugt sie. wenn 's Muotes in Oberschwaben durch die luft saust, kommt hinterher immer ein heftiger sturm (Meier 127.). dem Mutesheer in Betzingen folgt ein sausender wind, der zuweilen nur über einen schmalen strich hinzieht, so dass jemand, der sich ausserhalb des zugs befindet, nichts davon verspürt (129.). ein mann wurde vom Mutesheer gefragt, wohin der weg führe, der da rechts an dem kreuz vorbei gehe? kaum aber hatte er ihm geantwortet, als einer aus dem wagen griff und ihn festhielt. darauf entstand ein schrecklicher sturm, der sie alle eine viertelstunde weit durch die luft führte (137. 140.).

Die zeit der umfahrt ist fast ausschliesslich der herbst (128. Stöber 433.), advent (d. sagenb. 641.), die heiligen nächte (128. 138.), weihnachten (131. 135. 138. 140.). in Betzingen zeigt es sich im frühling und herbst (128.), in Markgröningen in der charfreitagsnacht (137.). das versunkene heer auf dem Ochsenfeld im Elsass zeigt sich alle sieben jahr (122.). auch der könig im Odenberg hat verheissen, alle sieben oder alle hundert jahre hervorzukommen (M. 891.).

Die zeit und art des umzugs ist vorbedeutsam. kommt es recht zeitig im frühjahr, dann wird bald alles grün und es gibt ein fruchtbares jahr, kommt es später, so gibt es einen späten frühling. wenn man das Muteshеer recht sausen hört, kommt ein gutes jahr. dagegen will man im Remsthal, dass es pest und theuerung bedeute (Meier 129. 131. 137. 139).

Wir konnten die belege für alle punkte der untersuchung fast nur im deutschen süden in Franken, Schwaben und Thüringen finden; einzelne sagen ziehen sich noch am Rhein herab bis in die Niederlande herein. der norden und nordosten Deutschlands hat dagegen in der sage nur wenige spuren von ihm, wenn wir nicht des Tacitus umbra feralis exercitus bei dem Harii hier erwägen müssen. Die grenze der sage zieht sich vom Rhein durch Hessen und den Harz hindurch. wie es mit Oesterreich steht, können wir leider noch nicht bestimmen. in all den gegenden, wo wir das heer umziehend fanden, zieht auch der wilde jäger um, er kommt selbst mit und neben ihm vor; aber am meisten da, wo das wüthende heer weniger bekannt ist. Die reichen Hackelberg-, Berndietrich-, Helljäger- und Wuotanssagen sind alle im deutschen norden zu hause, wo sich ihnen die verwandten von Waldemar, Gronjette und andere anreihen; sie hat der süden zwar in minderer vollständigkeit und schönheit, aber doch in scharf ausgeprägten zügen. hier sehen wir also wie in so vielen andern momenten eine abweichung im alten glauben der Sachsen von dem der Franken und Schwaben, die uns zur vorsicht in der behandlung unserer mythologie mahnt.

Wie im deutschen süden, so finden wir auch unter den *Celten* jagd und heer die lüfte durchtobend. der alte name ist dort 'familia *Hellequini* s. *Carlequini*'[1], la *mesgnie Hellequin* (I, 7), la *mesgnie de Charles quint*, in der Normandie la *chasse Chesrequine*, *la chasse Caïn*, la chasse *Hellekin*. Die rheinische sage bei Niderus finden wir daselbst im Roman de Richard wiederholt nur mit der verschiedenheit dass sie sich an eine jagd knüpft. im wald umirrend sieht der herzog grosse meuten von hunden, ihnen folgen hornblasende jäger. vergebens spornt er sein ross, ihnen zuzureiten und sie zu fragen wer sie seien; das thier widersteht[2]. da kommt einer seiner ritter an ihm vorüber, der seit einem jahr verstorben war. erstaunt fragt er ihn, woher er komme, wer er sei, was ihn hieher führe, da er doch längst todt sei!

ors, dist lesrenier, seneschalx[3] sy ie este

---

[1] Vincent. bellovac. in spec. histor. III, 30. 118. *Herlechinus*: Ordericus Vitalis histor. Norm. VIII.

[2] die pferde, esel und hunde sehen das wilde heer, auch wenn der mensch es nicht sieht (d. sagenb. 711.), denn sie sind geistersichtig.

[3] in der rheinischen sage der koch, der wie das mahl in den französischen zu fehlen scheint.

de toute vostre court, mais je suis trespassé.

Richard will wissen, wer dem Hellequin die erlaubnis gegeben habe in seinen wäldern zu jagen und der seneschal führt ihn zu demselben. Hellequin sass unter einem dornstrauch, Richard fragt ihn und er antwortet: Gott habe die erlaubnis ihm in dem befehl gegeben, den wald die ganze nacht zu durchlaufen:

tant avons cheminé estant esmerveillés,
que trestous nous en sommes hanny et travaillez . . .
si souffrons nous chascun tant d'angoisse et de peine,
que pas ne le pourroit on dire en la semaine.

da stieg Hellequin von dem dorn [1]) auf ein tuch, welches der seneschal auf die erde gebreitet hatte, und am ende ihrer unterredung schenkte er ihm das tuch, welches von ausgezeichneter arbeit war. es ist dasselbe, welches nach chroniques de Normandie c. 58 dem Hellequin diente, um mit seinem heer darauf durch die luft zu fahren (I, 7.), und die ganze erzählung eine umbildung der alten jagd in christlichem sinn.

In der gegend von Orbec in der Normandie sieht man die Cainsjagd, die stets ein unglück verkündigt oder den tod eines kranken. in Perigord ist der *chasse Hérode* ein übles vorzeichen und um so schlimmer je näher sie der erde ist: einige zeit vor der französischen revolution hat man sie über den boden hinfahren sehn. sie scheint übrigens mehr mit dem todtenvolk verwandt und heisst darum auch *chasse Macabre*, wie sonst der todtentanz *danse macabre*. Heinrich IV stiess bei der jagd auf den *grand veneur de Fontainebleau*, der ihm auch ein vorzeichen seines nahen todes war [2]).

Auch die sage des Caesarius von der strafe der priesterconcubinen ist in der Basse-Normandie bekannt. 'Lorsqu'un prêtre et une religieuse se sont aimés, si la mort vient à les surprendre encore enorgueillis et couverts de leur crime, c'est à dire avant qu'ils aient songé à en accomplir l'expiation, le plus navrant supplice les attend dans l'autre vie. Les amants sacriléges sont transformés en démons si hideux, que l'enfer même les repousse avec horreur (!). Chaque soir ils sont chassés de l'abîme ténébreux et poursuivis au milieu des airs par un attroupement de démons et de damnés, auxquels ils servent de jouet [3]). als mittel sich vor dieser wilden jagd zu schützen, wird angegeben: 'l'on se hâte de former un

---

[1]) erinnert das nicht an Herodias?

[2]) Abr. Golnitzii Ulysses Gallo-Belgicus p. 164.

[3]) L. Dubois annuaire statist. de l'Orne 1809 ap. A. Bosquet 80, cf. de Nore 267, 268.

grand cercle avec le bras étendu'. das ist der mit dem schwert gezogene kreis des ritters.

Auch die *göttinnen* halten zu heiligen zeiten ihre feierlichen umzüge, das wissen wir namentlich von Holda, Perchta, frau Gaue, Frick u. a.

Die *erste* fanden wir schon im berg bei dem entrückten kaiser, aber sie hat auch ihre eigenen berge, worin sie wohnt und herrscht. ein solcher ist der *Horselberg* (M. 887.), in den dem Tannhäuser einzudringen gegeben war. ein anderer ist der frau *Harkenberg*, über den Kuhn und Schwarz einiges mittheilen. man hörte wie frau Harke ihre schweine da lockte. man zeigt noch den *weg*, den sie zum see ging, der tief ausgetreten ist und darum auch frau Harkengrund oder Harkenstieg heisst. angeblich machte sie den weg, um wasser zu holen, d. h. aber in der sprache des alterthums, sie fuhr ihn zum bad in dem ihr unzweifelhaft heiligen see. um *sich hat sie thiere aller art*, wie das nl. spinnweibchen in der linde, mit ihr und unter ihrer herrschaft wohnen bergmännchen in den unterirdischen pallästen. sie lehrt die menschen den bau des feldes. mit ihr wohnt ihr gemahl in dem berg. als sie fortzog nach Thüringen, besorgten zwei reiter die überfahrt beim fährmann an der Ormeborger fähre (109. 487.).

Die umzüge der göttinnen unterscheiden sich von denen der götter dadurch, dass sie weniger wild und stürmisch sind. 'qui deam, quam quidem Dianam vocant, in vulgari die frawen unhold dicunt cum suo *exercitu ambulare*' sagt der dominicaner Joh. Herolt (M. 885.). auch das 'certis noctibus *equitare* super quasdam bestias' des Burchard von Worms sagt noch nicht aus, dass diese fahrt eine solche sei, dass der ausdruck 'wüthendes heer' auf sie angewandt werden könnte. denn sie geschieht *intempestae noctis silentio*, in der ungestörten stille der mitternacht. und wenn die alte Frick, des teufels grossmutter, d. h. Wuotans gemalin mit ihren hunden daherzieht, dann ist sie allein und vertritt ihren gemal (Kuhn und Schwarz 67.). vor allem aber tritt dies ruhige walten in den sagen von Perchta hervor, die der Holda genau verwandt ist, nur das klagende stöhnen der heimchen wird gehört.

Jene bestiae des Burchardus müssen auf den *eber* der Frouwa und die *katzen* ihres wagens bezogen werden. das reiten hat sich verloren, weil eben später die frauen seltner ritten, aber die fahrt der göttinnen in ihrem wagen erhielt sich eher. von dem ritt der göttin auf dem eber ist höchstens noch die an anderer stelle erwähnte auf der sau reitende nl. nonne übrig. auf einer verwechselung beruht, was Meier von den drei grafen von Herrenberg erzählt (142.), sie reiten oft mit vier katzen von dem schloss des Herrenberg nach Ehningen gefahren, das sagt uns der umstand, dass in der nähe des schlosses ein tanzplatz der hexen ist und so gehören die katzen zu Frouwas wagen, der mit jenen der drei götter *zusammengeworfen* wurde.

In Perchtas geleit fahren *kinder, die noch ungetauft starben*. die sage stellt sie weinend dar, wie nach erlösung seufzend. anderswo stehen statt der kinder *heimchen* und die dürfen wir uns auch klagend denken, und zwar besonders dort und dann, wo und wenn sie eine gegend verlassen müssen. die göttin selbst sitzt, eine grosse hehre frau, in ihrem wagen, oft sitzen auch die heimchen mit darauf, wie wir früher das ganze wüthende heer in einem wagen versammelt sahen. einigemale hat sie auch ihren pflug bei sich, denn sie ist die göttin des ackerbaus, und wenn sie mit demselben durch das land zieht, hinterlässt sie fruchtbare felder. nach den ältern quellen hat sie ein grosses gefolge von *frauen*, d. h. elben, die mit ihr die lüfte durchziehen.

Auf diesen umzügen beobachten sie den *haushalt* der menschen, den sie einst dieselben gelehrt haben, besonders das spinnen und weben. wenn sie ordnung finden, lohnen sie, wo unordnung herrscht, folgt strafe. sie kehren mit ihrem gefolge in die häuser ein und speise und trank, als opfer ihnen hingestellt, erwartet sie dort, dagegen lassen sie überfluss zurück (M. 263.).

Nur allein und ohne das gefolge ergeben auch göttinnen sich dem vergnügen der jagd, d. h. wenn sie nicht mit dem gemal ihr obliegen. so jagt das Rockertweible mit mehren hunden im Rockert. ein paar wilderer hatten einst dort feuer angemacht. da hörten sie erst ein wildes jagen und hetzen aus der ferne, dann kam das Rockertweible selbst zu ihnen her mit drei hunden, denen die zunge aus dem halse hing; es breitete seine beine auseinander, stellte sich über das feuer [1], sah die erschrockenen wilderer eine weile an, lachte hell auf und ging weiter (Meier 124—126.). es war eine gräfin von Eberstein, die falsch geschworen hatte, also zweifellos die göttin mit dem eber. es geht *klagend* umher und trägt trauer um ihren verstorbenen mann, das weist wiederum auf Frouwa hin. oft macht sie ein geräusch, wie wenn eine ölmühle klopft, das bedeutet stets ein fruchtbares jahr und Holda ist ja die göttin der fruchtbarkeit.

Ich gedenke eines zuges, der mehrfach begegnet, aber noch dunkel ist. in dem dorf Scheuren sass einen abends ein mann am fenster und machte weiden zurecht. da kam das Rockertweible, hatte ein grosses gebund schlüssel bei sich und mehre hunde, die sie beständig lockte. der mann wusste nicht, was er machen sollte, und warf eine weidenruthe zum fenster hinaus. die nahm das Rockertweible, *band sie um den leib* und ging fort (l. c.). dazu stelle ich die sage vom Mutesheer in Mittelstadt (131): dies fährt im wagen, dem der ermahner vorausgeht. hinter dem wagen lauft einer her und schreit beständig:

---

[1] wie die riesentochter über dem fluss stand, den Thôr durchwatete.

'wär i au gscherrt und g'gurt't,
so käm i au dernah'.

anderswo ist der ruf folgender: 'wär ich *gescharrt und gegurt*, so kommt ich auch mit'. jemand reicht dem rufenden ein strohseil, das bindet er um und folgt dem zug. auch die nl. sage 458 darf in betracht kommen. ein kleines männchen verspricht der magd, den dunger zu breiten, wenn sie ihm *das erste gebund* schenke, das sie am folgenden morgen machen werde. der pfarrer rieth ihr *den rock nicht zu binden*, sondern im hemd in die scheune zu gehn, ein bund stroh zu machen und dies vor das thor zu werfen.

Auch in *Frankreich* ist dieser umzug der göttinnen bekannt. ausser dame Abonde, die Grimm bereits behandelte, gibt es dort noch die chasse *Cheserquine* [1] und die umfahrt der *mère Harpine* in der Normandie. wer, wenn sie vorüberfährt, ruft: 'part en la chasse', dem wird 'un lambeau de cadavre par la cheminée' geworfen. ein bauer, der es gethan, fand am andern morgen einen halben menschenleib an seiner thür aufgehängt, der fortgetragen stets wiederkehrte. erst am *neunten* tag holte die jägerin das fleisch ab (Am. Bosquet 70).

NORNI.

Wir haben einen der schönsten mythen des alterthums zu betrachten und seine verbreitung unter den deutschen völkern zu untersuchen. unter der dritten wurzel von Yggdrasil, der gewaltigen *weltesche*, liegt ein hochheiliger *brunnen*, heisst es in Snorri's edda, der Urdarbrunnr genannt wird. dabei steht ein schöner *pallast*, aus welchem *drei jungfrauen* hervorgehen, Urdr, Verdandi, Skuld. sie *bestimmen den menschen ihre lebenszeit* und wir nennen sie Nornen. täglich schopfen sie wasser aus dem brunnen und besprengen damit die zweige der esche, *damit sie nicht dorren oder faul werden*. so heilig ist dies wasser, dass alles, was in dasselbe kommt, *weiss* wird, wie das häutchen in der eierschale. es gibt noch andere Nornen, *welche zu der wiege der neugebornen kinder treten* und ihnen verkünden *wie lange sie leben werden*. einige stammen von den göttern, andere von den elben, wieder andere von zwergen. die *guten Nornen* schaffen den menschen *glück*, die *bösen* schaffen ihnen *unglück*.

---

[1] sie soll auch chasse Proserpine heissen.

Es ist bekannt (M. 380. 381.) wie die drei Nornen dem neugebornen helden Helgi die *fäden des schicksals drehten* und das *goldne seil* mitten am himmel ausbreiteten, wie die mit ihnen gleichbedeutenden drei völvur oder spåkonur im land umfahrend zu Nornagets vater kamen und die älteste dem kinde so lange zu leben schuf, bis die bei der wiege brennende kerze verbrannt sei. sie, 'eine ahd. Wurt, Werdandi, Scult müssen als persönliche wesen auch unter uns bekannt gewesen sein', sagt Grimm, und ich will versuchen, den von ihm gewonnenen zeugnissen weitere und ausführlichere von dem gebiet der sage anzureihen.

Die reichhaltigste hierhin einschlagende sammlung verdanken wir dem fleiss Fr. Panzers, aber auch die andern grössern sammlungen sind nicht ohne bedeutsame sagen über die 'drei schwestern'. drei hauptzüge lassen sich in ihnen bemerken: die drei schwestern sind entweder *verfolgte*, oder sie sind *stifterinnen*, sie haben reiche gaben an kirchen geschenkt und noch heut dauert das requiescant in pace für sie fort, oder sie sind *verwünscht*. die erstern, die verfolgten drei schwestern werden meist jungfrauen aus der gesellschaft der heil. Ursula genannt und gelten darum als verfolgte. sie sind es aber schwerlich, da diese in Cöln litt, während sie auf der fahrt an sicherer stelle sollen zurückgelassen worden sein. ihre zahl, sowie ihre jungfräulichkeit ist der sage sehr geläufig und dadurch allein schon werden sie für unsere untersuchung wichtig.

Ungleich dunkler ist die zweite trias, die drei *stifterinnen*. sie gründen ein kloster, oder beschenken eine kirche meist mit *waldungen*, einigemal zum dank dafür, dass sie *im walde verirrt* das geläut einer kirche hören und dadurch sich wieder zurecht finden. das gebiet, auf dem wir diese stifterinnen finden, ist rein fränkisch, während das der verfolgten jungfrauen oben weit nach Tirol hineinreicht, unten tief den Rhein hinunter. das verirren im walde so wie die stiftungen haben für sich genommen nichts befremdliches, es konnte streng historisch sein und wird auch hier oder da auf geschichtlichem grunde fassen. wohl aber befremdet das vorkommen der sage an so verschiedenen punkten zugleich und in wesentlich ein und derselben gestalt. dies berechtigt uns, ein mythisches element in ihr zu suchen und die genauere untersuchung der sagen dieser art wird das noch mehr herausstellen.

Schon der eine umstand ist dabei fast entscheidend, dass sich eine genaue verwandtschaft zwischen diesen drei jungfrauen und den eben so oft erscheinenden drei *verwünschten* jungfrauen, schwestern oder jungfrauen zeigt, die so rein heidnisch und mythisch, wie jene drei verfolgten christlich sind. Panzer hat das trefflich dargethan, ohne uns jedoch das räthsel zu lösen, welches diese triaden umhüllt. er scheint darin zu irren, dass er in all den hierhin gehörigen, von ihm beigebrachten sagen mythen von Hellia sucht, die nach meiner ansicht nur in einzelnen und auch da nur schwach durchschimmern, während die zahl, die schwesterschaft, die attribute, die darstellung und auffassung der drei jungfrauen, so wie das von ihnen berichtete auf unsere Nornen hinweisen. In all diesen sagen ist nun nicht allein christliches und heidnisches seltsam gemischt, auch des heidnischen hat sich näher oder entfernter verwandtes vielfach vermengt. Nornen, elben, göttinnen haben sich in bunten reihen zusammengefunden und tauschen mit den plätzen. die auswahl aus der langen reihe des Panzer'schen werkes wird sich am sichersten so treffen lassen, dass wir die sagen christlicher färbung vorzugsweise berücksichtigen, die andern meist nur, insofern sie diesen verwandtes enthalten oder aber einen besonders frappanten zug bringen. denn jene haben das für sich, dass sie nicht nur im volksmund, sondern auch in bildwerken fortleben [1].

Vergleichen wir zuvörderst unsere sagen mit dem nordischen mythus, ob sich gemeinsame züge in beiden finden, und sehen wir dann, was unsere überlieferung eigenthümliches enthält. gehen wir dabei von dem innern wesen und character der drei jungfrauen aus, der im Norden wesentlich verschieden war: zwei von ihnen sind gütig und wohlwollend, eine ist böse und unfreundlich gesinnt und das ist die jüngste, unsere *Skuld*. als die drei zeiten aufgefasst muss *Wurt*, die vergangenheit, die älteste sein, denn jeden tag wächst ihr alter, sie war immer und steht ernst, klar und offen vor uns da, reich an erfahrung, wie eine milde, freundliche greisin. die andere, *Werdande*, hingegen bleibt ewig gleichalterig, denn die gegenwart wird, sobald wir auch nur augenblicke zu ihr hinzu denken, schon zur vergangenheit, blicken wir auch nur einen halm breit diesseits, zur zukunft. auch sie ist nicht übel gesinnt, denn was einmal vorhanden ist, dagegen können wir kämpfen, wenn es unheil bringt, uns dessen freuen, wenn es uns freude schafft; sie ist offen und klar, wie die ältere schwester. so wie Wurt altert, so wächst in gleichem verhältnis die jugend der *Sculd*, wenn wir nämlich einen augenblick annehmen, dass der letzte sein kann, wenn die zeit ein ziel hat. andernfalls bleibt sie stets in derselben jugend, aber diese jugend ist nicht eine heiter treuherzige, offene, sie hat nicht die unschuldigen klaren kinderaugen, aus denen die ganze seele schaut. was Sculd will, was die zukunft bringt und birgt, das weiss niemand, darüber liegt ein undurchdringlicher schleier. vergangenheit und gegenwart können ganz froh und blühend sein, da wirft sie plötzlich einen stein in die ebenen wellen der sie trübt auf lebenszeit. das ist in Nornagestssage trefflich: jene beiden haben dem kinde alles gute und liebe geschaffen, da will sie dessen lebensfaden bald brechen, indem sie seine lebenszeit an die dauer einer der angezündeten kerzen knüpft [1], aber die älteste spákona hilft gegen den tückischen ausspruch, indem sie die kerze löscht. Wurt legt den faden gleichmässig und schön um die spule, Werdandi spinnt ihn gleichmässig und eben fort, aber Sculd sitzt gleichsam in den dichten fäden des rockens versteckt und niemand weiss, wann sie einige der fäden des flachses plötzlich zurückhaltend dem gespinnst ein ende machen wird.

---

[1] Im dritten band komme ich näher auf sie zurück.

Dieser gedanke muss sich auch in der auffassung der deutschen jungfrauen aussprechen, die sage muss ihn, wenn er auch bei unseren alten lebte, festhalten. M. 387 ist bereits darauf hingewiesen, wo der neben zwei spinnenden jungfrauen unter dem tisch in der berghöhle angebundene böse als dritte Norn erklärt wird [2]. ungleich klarer tritt er in den von Panzer gesammelten sagen hervor. p. 2. 59, 84. heisst eine der drei schwestern geradezu die *böse* und sie ist [3]) *schwarz* und weiss gekleidet. die farbe der reinen, schönen, milden göttlichkeit ist bei ihr getrübt [4])! 11 und 25. wird sie ebenso geschildert, die beiden andern aber als *ganz weiss*, somit als ganz gütig, göttlich mild. 25, 78, 99, 110, 112 ist sie *ganz schwarz*, also dem unter dem tisch angebundenen teufel in der farbe durchaus gleich. 59 heisst es gar von den drei jungfrauen: 'die *zwei weissen* haben zwei köpfe und *einen sinn*, die dritte aber *will sich niemals in den willen der zwei andern fügen*'; 26, *die zwei weissen sind selig, die schwarze aber ist des teufels*'. darum gehen wohl auch p. 82 die zwei weissen jungfrauen zusammen, die schwarze folgt fünf schritte hinter ihnen, als ob sie nichts mit ihnen zu schaffen haben wolle.

---

[1] auch das deutsche märchen kennt den zug. zwei königskinder zünden zwei lichter an, wenn das eine erlischt, gilt das der schwester als zeichen, dass dem bruder etwas widerfahren sei und dass er nicht mehr von der reise zurückkehre. so lange die kerze brenne, solle sie gute hoffnung haben.

[2] mir scheint das zwar zweifelhaft, denn führt die dritte nicht den mann in die höhle?

[3] vgl. 18, 35, 36, 52, 59, 99, 148, 180 u. s. w.

[4] Panzer nimmt es so p. 370 an.

Diese farbenbezeichnung wird mehremale auch anders gegeben und zwar so, dass jede der drei jungfrauen ihre besondern farben hat. so 38, wo die eine ganz weiss, die andere bis zur lende weiss, unten schwarz, die dritte, die ein *grimmiges antlitz* mit *feurigen augen* hat, nur bis zum hals weiss, abwärts ganz schwarz dargestellt wird. auch dies könnte bedeutsam sein, denn ganz klar und hell liegt nur die vergangenheit, das bereits erlebte vor uns. was die gegenwart betrifft, so ist es noch ungewiss, ob in ihrem schoss nicht anderwärts uns unheil sich spinnt, aber der zukunft brust und schoos sind ganz dunkel, nur ihr haupt taucht heller auf, wie die spitzen der höchsten bäume und berge bei den ersten strahlen der morgensonne, während in den thälern noch die nacht ruht. danach könnte selbst diese vorstellung die ältere sein, jene, welche zwei jungfrauen in gleicher weisser, die dritte in halbweisser oder schwarzer gestalt sieht, die jüngere. der letztern liegt mehr die sympathie und antipathie des volkes zu grunde, bei dem die 'böse' höchstens aus furcht verehrt wurde, jene hingegen stellt sie mehr an verehrung gleich und unterscheidet sie nach tiefer liegenden motiven.

Wenn auf Skuld in der sage ein grösserer nachdruck gelegt wird, als auf ihre schwestern, dann gestaltet sich das verhältnis anders, sobald sich die bildende kunst an die darstellung der trias wagt. sie hat drei erhabene göttliche wesen vorzuführen, die alle drei in hoher verehrung standen. wir finden aber im norden den vorrang der *Urdr* zugetheilt und sie liess auch in altsächsischen und angelsächsischen sprachdenkmälern die meisten spuren zurück. nach ihr heisst der brunnen unter der weltesche Urdarbrunnr, selbst alle drei Nornen werden nach ihr genannt urdir (Sigurdarqu. Fafnisb. III. 6). sie webt die geschicke der menschen, sie entscheidet und bestimmt über ihn. diesen vorrang drückt die sage noch dadurch aus, dass sie ihr die grösste weisse anlegt, sie an der spitze der schwestern einherschreiten lässt. sie die erste ist bei Panzer 58 kreideweiss, während die zweite roth und weiss gekleidet ist, die dritte einen schwarzen schleier trägt. die bildende kunst musste ihr weniger die erste stelle, als vielmehr den ehrenplatz in der *mitte* anweisen, wie wir auch, wenn die drei hauptgötter dargestellt werden, den höchsten in der mitte finden. nun sind zwar die auf uns gekommenen bildwerke keineswegs aus heidnischer zeit, vielmehr alle, eins *vielleicht* ausgenommen aus christlicher, aber sie bewahren offenbar die altheidnische überlieferung in so fern, als sie fast sämmtlich der mittlern jungfrau eine auszeichnung vor ihren beiden genossinnen geben.

Leider hat uns Panzer nicht die beschreibung aller bilder der heil. drei jungfrauen aus s. Ursulae gesellschaft, die in seinem buch vorkommen, mitgetheilt, wir würden sonst der zeugnisse wohl mehr haben, doch genügen schon die vorhandenen. 24 ist eine der drei heiligen eine *gräfin* genannt, die zwei andern haben keine würde dieser art. der verfasser des dort angeführten berichtes scheint das aus dem munde des volks gehörte durch die abbildung bestätigt gesehn zu haben; wahrscheinlich trug die mittlere einen auszeichnenden hauptschmuck. in Leutstetten sieht man sie (p. 33) alle drei mit *kronen* auf den häuptern, die mittlere trägt in der linken ein aufgeschlagenes *buch*, in der rechten einen lorbeerzweig und einen pfeil, die zeichen der marter; die beiden andern tragen nur den pfeil und den zweig. dies *buch* wird sich schwerlich durch die legende motiviren lassen, im volksmunde findet sich nichts darüber, die geschriebenen quellen bleiben gleich schweigsam; nehmen wir es dagegen als das buch des schicksals, so erhält es sinn und bedeutung. oder wäre es wohl ein gebetbuch?

In der beschreibung des bildes der drei jungfrauen zu Schildturn (p. 70) ist nicht recht klar, welche von ihnen die mitte einnimmt, doch heisst es von Ambeth, dass ihre *langen dunkeln haare* von einem *goldring* gehalten seien. sie und die Wilbeth halten *bücher* in den händen, Warbeth, die, wenn die figuren der reihenfolge nach beschrieben sind, in die mitte kommt, hat *kein buch*, sie hält 'die arme abwärts mit zusammengelegten händen'. deutlicher tritt die mittlere in einem andern bilde derselben kirche hervor: es stellt 'sie weiss gekleidet *mit ausgebreiteten händen*, gen himmel sehend, die andere im *blauen* mantel, links sitzend, in der rechten einen ölzweig haltend, die dritte mit *rothem* mantel, knieend, gen himmel sehend, einen ölzweig haltend dar' (das. 70.). demnach scheint die mittlere zu *stehn* und der die andern auszeichnende ölzweig fehlt ihr hier, wie dort das buch.

Das bild in Kadolzburg (p. 153) zeigt die marter der heil. Ursula und stellt 'die drei schwestern' als mit ihr gemarterte dar, wie sie in einem schiffe von den pfeilen der Hunnen durchbohrt hinsinken. 'die hauptfiguren der gruppe in dem schiff bilden aber *drei jungfrauen*, kinder, wie es scheint, welche über den bord des schiffes mit dem ober- und unterleib heraushängen, die arme abwärts, zwei mit *gelösten herabhangenden haaren, die dritte mit einem kranz um das haupt.*

In Langenzenn bringt ein alter künstler die sage von den drei stifterinnen mit dem heil. Nicolaus in verbindung, der wahrscheinlich der kirchenpatron ist oder war. in der geschichte dieses heiligen kommen bekanntlich auch drei jungfrauen vor, deren seelen er durch reiche geschenke rettet. diese jungfrauen nun sind als kinder in ihren zellen dargestellt. der heilige steht ausserhalb der zelle und reicht der ersten einen runden goldklumpen, die zweite ist mit spinnen, die dritte mit dem wickeln eines fadens beschäftigt; dieser letztern und der erstern haare sind die zöpfe geflochten und aufgebunden, *die der mittlern hangen lang herab.*

Soviel aus Panzer. das Wormser denkmal kenne ich aus eigner anschauung. auf ihm sehn wir die drei jungfrauen in völlig gleicher gestalt mit palmen und büchern in den händen. die mittlere ist lächelnd, die beiden andern sind ernsteren blickes dargestellt. von hier kommen wir zunächst in der hessischen provinz Oberhessen zu einem sehr roh gearbeiteten denkmal, welches an dem sogenannten nonnenhaus, einem vormaligen kloster zu Conradsdorf eingemauert ist. es sind drei köpfe, die einen hauptschmuck tragen, welcher bei dem mittelsten sich eng an den kopf anschliesst, bei den beiden andern auf jeder seite ein wenig vorspringt; der mittlere kopf ist beinahe doppelt so breit, als die andern und ebenso der hauptschmuck [1]). das volk erzählt, an der stelle sei eine nonne mit zwei kindern, der frucht einer verbrecherischen liebe, eingemauert (hess. sagen p. 136.).

Nach einer schriftlichen mittheilung W. Mannharts sah der superintendent Praetorius in der verfallenden kirche des alten Hela auf der gleichnamigen insel gegenüber Danzig drei leere nischen, in denen ein greis *die köpfe dreier jungfrauen* gesehen zu haben sich erinnerte. Diese nachricht hat er in seinem 'evangelischen Danzig' bewahrt, von dem manuscripte auf der Danziger stadtbibliothek und der Berliner königl. bibliothek liegen. Herrn Mannhart erzählte ausserdem ein alter mann folgendes: *drei jungfrauen*, Helena, Oxiana und Barbara, schwedische *fürstentöchter* nahmen den christlichen glauben an und wurden dafür von ihren heidnischen verwandten jede in eine *wanne* gesetzt und so *auf das meer* hinausgestossen. in dieser noth gelobten sie, wenn sie gerettet würden, jede eine kirche zu bauen. Helena trieb in Hela an's land, Barbara in Swarczow, einem durch ein Marienbild berühmten wallfahrtsort, Oxiana in Oxhoft, wo auch eine vielgefeierte madonna sich befindet, und sie bauten jede an ihrem landungsplatz ihrem gelübde zufolge eine kirche. diese sage wird in ihrem ersten theil auch an den bildern in Conradsdorf gehaftet haben, die nonnengeschichte ist jung und schmeckt nach einem roman aus der schule der schreiber von ritterräuber- und geistergeschichten.

---

[1]) vgl. Phil. Dieffenbach im archiv für hess. gesch. und alterthumsk. V, 2 heft abhandl. XIII p. 23.

Wären anderswo gleich reiche denkmäler, wie in Baiern übrig und wären alle sammler von Panzers eifer beseelt, dann würden diese beispiele leicht haben vermehrt werden können. es genügt jedoch an ihnen, zu zeigen, wie die bildende kunst sie einestheils, übereinstimmend mit der sage *als königlichem, somit göttlichem blut entsprungen* auffasst, anderntheils *einer der drei jungfrauen einen vorrang vor den beiden andern* gibt, sie vor ihnen auszeichnet, indem sie durch besondern hauptschmuck andeutet, dass dieselbe eine höhere würde, als ihre beiden genossinnen hat. freilich ist die andeutung oft nur sehr schwach, aber sie ist vorhanden und ausser auf jenen denkmälern christlichen ursprungs auch auf dem zu Conradsdorf[1], das mir nicht sehr christlich aussieht, ja auf diesem selbst klarer und stärker als auf allen andern. wenn die alten künstler den grössern rang einer person vor andern ausdrücken wollen, so geben sie ihr eine grössere gestalt. so ist in den ältesten sculpturen, die wir vom heil. Martinus kennen, der am boden knieende bettler, welchem er die hälfte des mit dem schwert zerschnittenen mantels gibt, fast wie ein ebengebornes kind im verhältnis zu dem grossen heiligen dargestellt und im dom zu Mainz sehen wir den erzbischof Siegfried III auf seinem grabmal in mehr als lebensgrösse, dagegen Wilhelm von Holland und Heinrich Raspe zu seinen seiten, denen er mit beiden händen die kaiserkrone auf die häupter setzt, nur so gross, dass sie ihm nicht einmal bis zum ellenbogen reichen. so ebenfalls ist die heilige Ursula in der ihr zu Cöln geweihten kirche überlebensgross, dagegen ihre unter ihrem mantel geschaarte gesellschaft von jungfrauen, rittern und geistlichen in der grösse neugeborner kinder dargestellt. ich halte diese naivsinnliche art für uralt und glaube, dass eine ähnliche anschauung sich in bezug auf die ganze alte götterwelt nachweisen lässt. die gestalt der hauptgötter dachte man sich auch zwar der menschlichen ähnlich, doch ungeheurer und über das riesenhafte hinaus (M. 298.), die helden selbst stehen noch über den menschen an grösse, die weisen frauen ihnen gleich, dagegen elben und zwerge schon unter ihnen. wenn also auf dem Conradsdorfer denkmal der mittlere kopf die beiden andern an breite so bedeutend überragt, dann will dies nichts heissen, als dass er die vornehmste, erhabenste der drei frauen vorstellt. dasselbe, was auf einem andern denkmal der kranz um das haupt, in der sage der titel gräfin, die besondere farbe und der vortritt bezeichnen. und das ist gerade das charakteristische zeichen, welches diese denkmäler von den mit ihnen verwandten römischen matronensteinen unterscheidet, denn während hier die mittlere gestalt eine höhere auszeichnung hat, sehen wir die mittlere der drei matrae oder matronae ohne eine solche und baarhaupt, dagegen die beiden andern mit dem bekannten perückenartig das haupt umgebenden wulst geschmückt [1]).

---

[1] cf. tafel IV, 1.

Bevor wir weiter gehn, mag ein anderer gedanke sich luft machen, der gerade sie betrifft. es fragt sich nämlich, ob es immer drei Nornen gegeben habe, und ich möchte diese frage verneinen, sie müssen vielmehr aus der einheit in die dreiheit übergegangen sein. analogieen liegen nicht fern; die griechischen Moiren waren einst nur eine Moira, wie die tria fata der Römer aus einem fatum hervorgingen. Homer kennt nur eine Charis, die spätere zeit deren drei, ja die alte eine Muse ging zuerst in die dreizahl, dann in die neunzahl über. war das bei Griechen und Römern der fall (es ist auch bei andern völkern nachzuweisen), dann dürfen wir bei den Deutschen ähnliches vermuthen, die nordischen Nornir werden aus der alten einfachen Norn entsprungen sein, wie urdir aus Urdr. deutet darauf nicht schon das schwesterliche verhältniss hin, dann thut dies doch die bedeutsame stellung der Urdr und verstehe ich unsere sagen recht, dann bestätigen sie stark andeutend diese annahme.

Ich machte oben darauf aufmerksam, dass die eine der drei jungfrauen in Schlehdorf (Panzer 24.) eine *gräfin* genannt werde; sie heisst Ainbeth. auf dem bild zu Schildturn ist sie die erste und durch ihre kostbarere tracht vor den andern ausgezeichnet (70.). obwohl in einer kapelle alle drei verehrt wurden, heisst doch der berg [2]) worauf dieselbe sich erhebt, nur nach ihr, die an der spitze steht, Einbettenberg, eine andere kapelle zu s. Einbetten (Mone, anzeiger 1835, 258.), wie nach Urdr Urdarbrunnr genannt wird. in Strasburg erscheint nun neben ihr und ihren schwestern gar eine vierte mit dem jedenfalls spätern namen Aurelia, der zum trost und zur unterstutzung die heil. Ursula die drei jungfrauen Einbetta, Worbetta und Wilbetta zurückgelassen haben soll. dieser neue allen andern versionen der legende fremde zug ist nicht ersonnen, ihm liegt ein historisches moment zu grunde. da er allein steht, und kein weiteres zeugnis für sich hat, ja selbst jung erscheint, so hat die hagiographie keinen besondern anspruch darauf. betrachten wir ihn aber von unserm standpunkt aus, so gewinnt er form und leben. Hermann Crombach erzählt nämlich, unzweifelhaft nach der örtlichen überlieferung, die ihm durch Strasburger jesuiten zugekommen war, die drei jungfrauen hätten die heil. Aurelia *überlebt*. wie nun, wenn Aurelia die alte einheit gewesen wäre, aus der sich die dreiheit später entwickelt hätte? sie wäre dann an die stelle jener Einbeth getreten, die gerade auch hier und zwar ohne ihre beiden andern genossinnen vorkommt. so heisst es bei Bollandus: 'tres virgines istae ignotae fuerunt omnibus omnino martyrologis antiquioribus, et duae posteriores (Vorbetta, Villbetta) etiam recentioribus. *sola Einbetta* mutata aliquantulum nominis scriptione occurrit hodie apud varios. Argentinenses unanimi consensu tum Einbettam, tum Vorbettam ac Villbettam socias s^{ae} Ursulae non tamen martyres fuisse existimant.' auch kennen Canisius, Molanus und Ferrarius nur eine 's. Eimbetha virgo ordinis s. Benedicti.' ich gestehe, dass diese meine hypothese eine gewagte ist, doch ist der zug allzu auffallend, als dass er nicht zu einem wagnis verlocken sollte.

---

[1]) vgl. u. a. jahrbücher des vereins von alterthumsfr. der Rheinlande XI jahrg. taf. II. III.

[2]) *Nonnenberg*, Mainzer journal 1853 n. 128. *Jungfernhügel* bei

Wir haben die drei jungfrauen nach ihrem innern wesen und ihrer äussern erscheinung betrachtet, insofern diese aus noch übrigen denkmälern der bildenden kunst nachzuweisen ist, und gehen zu ihrer nähern umgebung über. dem nordischen mythus zufolge wohnen sie bei dem heiligen *brunnen*, der nach Urdr genannt wird, unter der *weltesche* [1]) in einem schönen *pallast*. es ist anzunehmen, dass man bei der wahl der ihnen geweihten stätten darauf bedacht nahm, ihr heiligthum vorzugsweise in die nähe eines baums und brunnens zu stellen, wie man ja überhaupt die verhältnisse der himmli-

---

Viermünden. Generalstabskarte vom grossherzogth. Hessen section Rennertshausen.

[1]) Eschborn familienname. Mainzer journal 1853 n. 131.

sehen im irdischen leben nachzubilden suchte. wohnen sie drüben gern an dem von dem baum beschatteten quell, gehört der wesentlich zu ihnen, dann wird das auch hier der fall sein.

Nun heisst es von den drei jungfrauen Anbetta, Gwerbetta und Villbetta zu Meransen in Tirol, sie hätten dort bei verfolgungen eine zuflucht gefunden. 'man erzählt ferner, sie haben schon auf dem weg hierher durch vertrauensvolles gebet wunderbaren schatten gegen die heissen sonnenstrahlen, *obst* und *wasser* als labung gegen durst und hunger erhalten. noch zeigt man beiläufig in der mitte des weges von Mühlbach nach Meransen einen *kirschbaum*, der auf ihr gebet aufgewachsen, *eine quelle*, die ebenso entsprungen sein soll. noch nennt man diese mit einem schlechten dache und mit einer abbildung der h. jungfrauen versehene stätte die jungfrauenrast' (Panzer 7). von den drei jungfrauen in der haide bei Langenaltheim in Mittelfranken wird erzählt, sie seien vor vielen hundert jahren, als Deutschland noch nicht so bevölkert war, wie jetzt, in die gegend gekommen und hätten sich in der haide verirrt, die damals noch ein grosser wald war. 'sie irrten drei tage lang umher, ohne einen ausweg zu finden und weil sie keinen augenblick sicher waren, ein raub der wilden thiere zu werden, so beteten sie sehr inbrünstig zu Gott, dass er sie beschützen und ihnen einen ausweg zeigen wolle. da hörte die *älteste* Adelaide mit einemmal das läuten eines glöckchens und machte ihre beiden schwestern mit aufgehobenem finger darauf aufmerksam. bald hörten sie es zum zweiten und dritten male. sie schlugen den weg nach der gegend ein, von welcher das läuten kam, und so gelangten sie glücklich aus dem walde. am ende desselben fanden sie einen grossen *birnbaum*[1] *voll der schönsten reifen birnen*, unter welchem auch eine klare frische *quelle* sprudelte. aus dankbarkeit gegen den lieben Gott erbauten sie an der stelle, wo sie den *birnbaum und die quelle* fanden, eine sehr schöne *kirche* und stifteten in dieselbe eine sehr schöne glocke, mit welcher für immer jahr aus jahr ein alle tage im winter um drei uhr, im sommer um vier uhr nachmittags geläutet werden soll' (das. 143).

Wir dürfen von den beiden, baum und brunnen, den ersten als weniger wichtig betrachten, der hauptnachdruck liegt auf dem letztern, er heisst nach Urðr, daher kann auch der erstere mitunter wegfallen. 'die drei betenden schwestern (zu Leutstetten in Oberbaiern) sind aus den überlieferungen des gemeinen mannes noch bekannt und heissen Ainpett, Gberpett und Fürpett. sie wanderten aus dem westen, als der völker unruhen ihnen dort keine stätte gewährten. *gerade gegenüber vom Petersbrunnen* bauten sie sich mit hülfe einiger gläubigen eine kleine wohnung Einbetl.' der Petersbrunnen ist eine *heilquelle* (das. 32.). bei Frickenhausen im Neuffener thal ist ein platz, der sogenannte Kai und darnach heisst auch ein brunnen der Kaibrunnen. bei diesem hörte man früher *drei schneeweisse frauen*, die man nonnen nannte, oftmals singen. auch sah man sie wohl in den weinbergen umhergehen, besonders die eine, die sich nicht selten allein zeigte. kam aber ein mensch auf sie zu, so flohen sie immer in den *wald*. ganz regelmässig erschienen sie am weissen sonntage' (Meier sagen 22.). eine andere merkwürdige sage danke ich W. Mannhardt: bei Joppus wohnten drei jungfrauen in einem *schloss*, welches so dicht im *wald* verwachsen war, dass sie nicht heraus konnten. sie riefen einem *fischer*, er möge sie mit dem beil heraushauen, aber der versah etwas dabei und das schloss versank mit den jungfrauen. man sagt, es seien *königstöchter* gewesen. 'Kolb im badischen ortslexicon bemerkt zu dem dorfe Eichsel bei Schopfheim, dass dort *drei heilige jungfrauen* Kunigund, Mechtund und Wibrand, die zur gesellschaft der heil. Ursula gehörten, begraben seien und dass von ihnen ein brunnen *magdebrunnen* genannt werde' (Mone *anzeiger* 1835 p. 199). eine lange strecke rheinabwärts finden sich zwar viele spuren der drei jungfrauen, doch ohne baum und brunnen. der letztere begegnet wieder in Belgien (zu Brustthem bei Löwen), wo vor den gräbern *dreier schwestern drei* heilkräftige *brunnen* springen.

---

[1] also stets fruchttragende bäume. das erinnert an Iðunn = Urðr. auch in einem norddeutschen kinderlied kommen drei alte jungfern auf einem alten birnbaum oder krummen kirschbaum vor.

Die innige verwandtschaft aller dieser sagen liegt am tage, sowohl unter sich als mit jenen andern schon betrachteten, mit denen sie selbst oft zusammenfallen. es konnte unrecht scheinen, dass ich meine belege für die darlegung des characters der jüngsten und zum theil für die des rangs und der würde der ältesten aus der sage, diejenigen für die mit ihnen im zusammenhang stehenden baum und brunnen aber aus der legende nahm. der mythus konnte jedoch beim übergang in diese beiden formen nicht derselbe bleiben, dort wie hier musste er einzelne züge abstreifen, denn nicht alle passten zu dem neuen gewand. so litt es die sage schon, dass die eine der drei jungfrauen eine tückische, hinterlistige blieb, denn die jungfrauen hatten für den christen keine heiligkeit. sobald der mythus sich aber an die drei *heiligen* jungfrauen der Ursulageschichte anlehnte, musste dieser zug fallen, denn er vertrug sich nicht mehr mit deren heiligem character. sobald dieser nur um ein haarbreit weicht, klammert sich der zug sofort an die legende an. ein merkwürdiges beispiel dafür ist nr. 66 bei Panzer, überhaupt eins der wichtigsten seiner denkmäler. da sind die drei jungfrauen fromme stifterinnen, für die noch immer gebetet wird, aber die dritte ist doch die 'böse', sie hat ein 'grimmiges antlitz' und ist halb schwarz.

Des *pallastes* an der quelle geschieht in diesen legenden natürlich keine erwähnung, ihn vertritt die kirche oder kapelle. da wo der mythus aber profanes gewand trägt, mangelt er nicht. schon die stifterinnen, die adlichen Hailrathingen finden sich in nächster nähe des *Jungfernbüchls*, an dessen fuss eine *quelle* springt, der *umwallt* ist und bei dem man *asche, kohlen* und *urnentrümmer* fand, und dieser steht mit dem Staufenberg in verbindung, wo ein *versunkenes schloss* stand. die drei jungfrauen von Joppos wohnen geradezu im waldschloss. mitunter werden die stifterinnen zu *nonnen*[1], dann muss folgerecht das schloss zum kloster werden. so hatten die drei jungfrauen zu Schlehdorf auf einer *insel* im Kochelsee ein kloster (Panzer 23.). ein anderes sollen drei jungfrauen auf dem *Jungfernberg*, dem mehre quellen entspringen, gehabt haben (das. 35.), die *Wallburg* wurde von drei *nonnen* gebaut (das. 162.) und drei schwestern gründeten die nonnenklöster zu Marienthal und Seebach (das. 202. 203.). bedeutsamer tritt in der sage vom schwarzen Weiberg der zug hervor, der sagt: '*auf dem schlosse sahen öfter zwei oder drei frauen mit langen haaren aus dem fenster*' (das. 106.), denn er führt uns zu einer ganzen reihe wichtiger zeugnisse und damit in das innerste getriebe des mythus von den Nornen hinein. schon Grimm sagt M. 388: 'ich darf auch in den drei Marien eines schweizerischen kinderreims die heidnischen nornen oder idisi erkennen:

(1.) rite, rite, rösli,
ze *Bade stot e schlössli*,
ze Bade stot e *guldi* hus,
es luged drei Mareie drus
die eint spinnt side,
die ander schnätzelt chride,
die dritt *schnit* haberstrau,
bhüet mer Gott mis chindli au.'

das kinderlied im wunderhorn hat drei spinnende tocken d. h.

---

[1] nachklang von nornen?

nymphen, feen.' offenbar liegt hier eine in das lied übergegangene und sich auf die kinder zunächst beziehende sage vor, wenn nicht gar ein segensspruch, durch den man den schutz der drei Marien auf das kind herniederflehte. es haben sich seitdem noch manche varianten dieses liedchens gefunden, deren wichtigste ich der bessern übersicht willen abschreibe, indem jede wieder ihre eigenen und bedeutsamen züge enthält. E. Meier bringt aus Tübingen die folgende:

(2.) hotte, hotte, rössle,
z' Stuttgart steht e schlössle,
z' Stuttgart steht e *rothes haus*,
gucket *drei schöne jungfern* raus.
die ein' *spinnt seide*,
die ander *spinnt weide*,
die dritt' *spinnt e rothe rock*
für unsern liebe Herregott.

ich hörte dieselbe von einer Stuttgarter frau:

(3.) in Stuttgart steht ein *grosses haus*,
schauen drei *schöne jungfern* raus.
die eine die spinnt seide,
die ander die *flicht weide*,
die dritte die *macht einen rock*
für unsre alte lumpendock.

in Wurmlingen heisst es:

(4.) ze Rade steht en wirthshaus,
gucket *vier Marien raus*
die ein spinnt seide,
die ander *spinnt reiste* (hanf),
die dritt *spinnt haberstrau*,
die viert sait: bhüt di Gott, mei liebe frau [1])!

in Darmstadt singt man:

(5.) zu Darmstadt steht ein *schönes haus*,
da schauen *drei alte jungfern* heraus.
die eine spinnet seide,
die ander wickelt weide,
die dritte *steht am brunnen*
und hat ein *kindchen gefunnen*
wie soll es heissen etc.

in Michelstadt im Odenwald

(6.) storch, storch, staane,
mit deine lange baane,
flieg hinein in's bäckers haus [2]),

---

[1]) deutsche kinderreime und kinderspiele aus Schwaben. Tübingen 1851. p. 3.

[2]) denselben anfang hat ein anderes lied aus Stuttgart, welches

da schauen drei *alte weiber* heraus,
die eine die spinnt seide,
die ander die *flecht weide*,
die dritte *hat ein rothen rock*,
wie des schneiders geisbock.

ebenso beginnt das in dem mir nahen Alsbach, nur hat es:

(7.) gukke drei boppe raus, . . .
die anner wickelt weide,
die dritt gibt on 'n brunne,
hot e kindche funne [1]).

in Strasburg 'gucke drei schœni jungfern' aus dem 'herre hus', die eine spinnt seide,

(8.) d' andre *draid wiede*,
d' dridde *schnied haberstrau*,
das kindel macht es uso [2]).

an der Mittelsaar heisst es:

(9.) die anner wickelt weide,
die dritt die spinnt e rode rock
vor unsre lieve (Karel etc.) *Bock* [3]).

anders bei Meier 5, 14:

(10.) hotte, hotte, rössle,
z' Stuttgart steht e *schlössle*,
z' Stuttgart ist e *rothes haus*,
gucket drei schöne jungfern raus.
die ein spinnt seide,
die ander *spinnt weide*,
die dritt spinnt *e rothe rock*
für unsern liebe *herregott*.

in Appenzell:

(11.) z' Bade n' isch e *goldigs hus* . . .
die anner *chrazet chrida*,
die drett spinnt haberstrau,
bhüet mer Gott mi buebli au [4]).

eins im Kinderbuch 39, 404 sagt:

(12.) sonn, sonn, scheine,
fahr über Rheine,
fahr über's *glockenhaus*,
gucken drei schöne *puppen* heraus.
eine die spinnt seide,

fortfährt: hol drei weck heraus, mir an, dir an, den bösen buben gar kan: es gehört also nicht zu diesem lied.

[1]) Firmenich II, 34.
[2]) Stöber 30, 57. Kinderbuch 41, 109.
[3]) Firmenich II, 55.
[4]) das. II, 665.

die andre wickelt weide,
die dritte geht an's *brünnchen*,
findt ein goldig kindchen ...

ein anderes ebendas. 40, 106, welches ziemlich wirr ist:

(13.) kling, kling, puckchen,
zu hause steht ein *döckchen*,
im garten steht ein hühnerhaus,
sehen drei *seidne döckchen* heraus.
eins spinnt seiden, eins *flicht weiden*,
eins *schliesst den himmel auf*,
lässt ein bischen sonn heraus,
lässt ein bischen drinne,
draus Maria spinne
ein röcklein für ihr kindelein
ei so fein, ei so fein.

in der Mark besonders in Berlin:

(14.) drei, sechs, neun
im *garten* steht ne scheun,
im garten steht ein hinterhaus,
da sehen alle *engel* 'raus.
der ein spinnt wolle,
der andre spinnt seide,
der dritte *schliesst den himmel auf*,
da sehen alle engel raus [1].

die scheune ist wohl nur durch neun herangezogen und kommt ebenso in einem lied aus Hamburg vor, welches also variirt:

(15.) die eine macht kreide,
die zweite näht seide,
die dritte *näht hemde* [2].

in dem Münsterschen lied steht das schöne haus 'dort oben auf jenem berge':

(16.) da schauen von morgen bis abend
drei schöne jungfern heraus [3].

bei Simrock [4] ist (17.) das haus wieder ein *goldnes*. das mag uns genügen; wir haben jetzt den zusammenhang dieser reime unter sich und mit unserm mythos zu untersuchen.

Wir fanden die drei Nornen in einem pallaste wohnend. unsere drei jungfrauen wohnen in einem *schloss*, welches *roth* und *golden*, *schön*, *gross* und *königlich* (herrehus) geschildert wird, also gleichfalls ein göttlicher pallast ist. wie vor jenem unter dem baum ein *brunnen* springt, so auch hier. die drei jungfrauen sind unzertrennlich und wenn wir sie anfangs zusammen aus dem fenster schauend erblicken, dann werden die beiden auch der dritten folgen, welche das kind an dem brunnen findet, der dem ganzen zusammenhang nach vor dem schlosse liegt.

---

[1] Germania IV, 226.
[2] vgl. kinderbuch 156, 431.
[3] Münstersche gesch. sagen u. leg. 214.
[4] kinderbuch 209, 154.

Die drei frauen sind verschieden dargestellt, als schöne jungfrauen, als alte jungfern und als alte weiber. die erste auffassung ist jedenfalls die ältere, richtigere, denn alle göttlichen frauen sind schön und sie konnten sonst nicht in nr. 11 *engel* genannt werden. wenn sie alte jungfern und alte weiber heissen, so erinnert dies an die drei basen im hessischen kindermärchen und es ist nicht zu übersehen, dass diese weiber gerade auch in Hessen vorkommen. wenn sie docken, puppen genannt werden, so drückt das wieder ihre schönheit aus. 'esu nett wie en popp' heisst es am Rhein von einem hübsch gekleideten mädchen und Grimm hat docke = fee. sie kommen endlich auch als drei und vier *Marien*[1] vor, abermals ein zeugnis für ihre vollkommene schönheit, denn Maria schliesst diesen begriff natürlicherweise in sich, ausserdem aber auch jene der güte, der milde, der vollendetsten weiblichkeit. aber auch *vier* Marien kommen vor und das mahnt an die in Strasburg neben den drei jungfrauen stehende h. Aurelia. in dem schweizerischen lied spinnen die drei Marien, die vierte spricht ein segenswort. beides passt zu den nornen; den segen verband die letztere wohl mit dem spinnen als alte *eine* Maria, aus der die drei entsprangen, wie urdir aus Urdr. wären sie nicht schon ausdrücklich jungfrauen genannt, dann würde uns der name darüber schon in's klare bringen, denn ohne jungfräulichkeit ist Maria undenkbar. jungfräulich stellen auch die sagen sie uns dar und auch die Nornen wurden so gedacht. sie fanden wir als *schwestern* und es liegt sehr nahe, auch in den jungfrauen des guldnen hauses solche zu sehen, 'eines hauses kinder.'

Der wichtigste punkt in diesen liedern ist der, dass wir sie *spinnend* finden. entweder spinnen sie alle drei, oder doch eine oder zwei. die erste thut es übereinstimmend in allen liedern und zwar spinnt sie *seide*. Diese liefert einen weichen und dabei starken faden, einen stärkeren als der flachs oder der unedle hanf. ob diese angabe alt ist, lasse ich dahingestellt, sie kann wenigstens ziemlich hoch hinaufreichen. gegen das ende der republik kamen die ersten seidenstoffe nach Rom und die vestes bombycinae, deren verfertigung auf den griechischen inseln und in Jonien eifrig betrieben wurde, in aufnahme. durch die Römer also konnten die Deutschen schon frühe kenntnis dieses stoffes erlangen, konnten seidenfäden ihnen zukommen [1]. die glätte, schönheit und stärke des fadens stellten ihn in dasselbe verhältnis zu andern, in dem das gold zu den übrigen metallen stand. selbst der *goldne* schein des rohen fadens machte ihn jenem gleich, während der flachs sich mehr zu dem silber, der hanf zu dem eisen stellt. so kann der seidenfaden einen goldfaden vertreten und wir wissen aus Helgaqu. Hundingsb. I, 3 dass die Nornen dem jungen helden den *goldnen* schicksalsfaden drehten und mitten unter dem mondsaal, dem himmel, ausbreiteten. örlögþáttr heisst der faden zuerst, gleich darauf *gullinsimi*, goldseil.

---

[1] Kapellen der drei Marien sind häufig, eine liegt u. a. bei Lüttich. bildwerke werden auch da die Muttergottes vor den beiden andern auszeichnen.

Diese spinnende jungfrau wird Werdandi sein, die thätige gegenwart, von der Isidor ausdrücklich sagt: 'praesens, quod inter digitos nentis trahitur' (M. 377.). sie stellt sich zur griechischen *Κλωθώ*. diese thätigkeit sichert ihr hier die erste stelle und sie scheint uns zu sagen, dass die reime auf höchst lebendiger vorstellung, oder gar auf unmittelbarer anschauung eines bildes der jungfrauen in ihrer thätigkeit beruhen.

Ueber der zweiten amt weichen die lieder vielfach untereinander ab. nach einigen soll auch sie spinnen und zwar *weide* (2), *seide* (3), oder wolle (12) nach den meisten *flicht* sie weide (3, 6, 13.) oder *wickelt* sie (5, 7, 9, 12), was dem drehen (8) wohl gleich kommt. wieder in andern schnätzelt oder chratzet oder macht sie kreide (1,11, 15). das letztere können wir als abschwächung und verderbnis fallen lassen, es kommt nur local in der Schweiz vor und das Hamburger lied ist auch in sehr schlechtem zustand; jede erklärung könnte nur trivial ausfallen, wenn man nicht vielleicht an Albions kreidefelsen denken wollte, da die jungfrauen mit diesem seelenland in gewissem zusammenhang stehn, und das liegt zu fern.

Mehr bedeutung hat die weide, der, wie das cap. von den bäumen lehren wird, eine gewisse heiligkeit innewohnte. ihre zweige dienten aber auch im alterthum dazu, den verbrecher an dem galgen aufzuknüpfen (RA. 683. 684). mhd.

---

[1] wir finden sie auch im volks- und kinderlied oft wieder, so im wiegenlied:

Use moder sat in 'n rosengaarde,
spinnt das beste sidengaarn.

Firmenich Germaniens völkerst. I, 126.

weide ist vinculum ligneum. richten mit der weden — aufhängen. sie ist also ein werkzeug des todes. die weide drehen, flechten, wickeln war des henkers arbeit bei dem galgen und verkündete dem verbrecher den tod, es kann also stehn für gewaltsam tödten, für *tödten* überhaupt. dasselbe ist es wenn (4.) die zweite *hanf* spinnt und noch heute wird der dieb mit dem hänfenen strick bedroht: 'nimm dich in acht, der hanf ist gut gerathen'. das tödten ist aber das amt der Skuld, sie durch dies bild die tödtende, die den lebensfaden zerschneidende *Atropos*; 'tertia vitam hominis rumpat' sagt Isidor.

Der dritten beschäftigung wird auch verschieden angegeben, sie *schneidet oder spinnt haberstroh* (1. 4. 8. 11.), *näht hemden* (15), macht *einen rothen rock* (2. 3. 6. 9.) geht an den *brunnen* wo sie ein *kindchen* findet (5. 7. 12.), oder *schliesst den himmel auf* (13. 14.). das haberstroh ist nur im deutschen süden zu hause und kommt nur in liedern vor, die sämmtlich mit einem segenswunsch schliessen: 'bhüet mer Gott mi's chindli nu' bhüt di Gott mei liebe frau' bhüet mer Gott mi bübli nu'' dieser wunsch würde nicht dastehn, wenn die arbeit der dritten ein glück und heilbringende wäre, das rauhe haberstroh würde also wohl nur auf ein rauhes, hartes leben gehn, gegenüber dem weichen seidenen, welches die erste spinnt. aber spinnen kann diese dritte nicht mehr, das sagt uns die mehrzahl der andern, bessern lieder, die an dieser stelle so wesentlich abweichen. da spinnt die dritte einen rothen rock, oder besser sie macht einen rothen rock, der aber mit unrecht dem lieben Gott zugelegt wird. das hat keinen sinn, die alte, echte bedeutung des rockes hat n. 9 aufbewahrt, sie spinnt oder fertigt einen rothen rock für das kind, dem das lied gesungen wird. das kann aber nur heissen, sie macht aus dem von Werdandi gesponnenen faden das schicksal des kindes, *Wurt webt* [1].

Für diese anschauung reden zeugnisse von hohem alterthum. 'me þæt Vyrd *gewæf*' das hat Wurt mir gewoben, heisst es im cod. exon. 335 (M. 377.) und Beowulf 1386: 'ac him drihten forgeaf vigspêda *gewiofu*' (dominus ipsi largitus est successuum bellicorum texturas M. 387.), der herr steht hier an der Wurt stelle. ebenso weben die den Nornir verwandten Valkyrjur in einer höhle die geschicke der schlacht [1]). dazu stimmt allerdings nicht, was Helgaqu. III. IV von den seine geschicke bestimmenden Nornir sagt, sie hätten dem helden die schicksalsfäden gedreht und die enden des goldseils gen osten, westen und norden befestigt. aber konnten die Nornen bei der schicksalsbestimmung stets auf gleiche weise zu werke gehn? das schicksal selbst ist unendlich verschieden, warum nicht auch die art seiner bestimmung?

---

[1] im schwed. märchen bei Cavallius et Stephens XIII spinnt die erste der von riesen gefangen gehaltenen königstöchter, die zweite wickelt das goldgarn ab, die dritte webt es. der riese legt dem knaben vor, oben am berge springe eine *weinquelle*. die lithauische Laima spann, so spann es die Laima = so musste es geschehn. der Hebräer verglich dagegen das leben und alle weltbegebenheiten mit einem von der providenz verfertigten *gewebe*. Hiob VI, 9. Jerem. 14, 13. Matth. VI, 27 cf. Warnekros entwurf der hebr. alterth. 568.

In unsern liedern wird der von der dritten gemachte rock *roth* genannt. so ist auch das haus ein rothes (2, 10), aber statt dessen nennen es andere (16) ein schönes (1, 17.), ein *goldnes* haus. die rothe farbe steht also hier für gold und so müssen wir denn auch in dem kleide ein goldnes sehen, wie Helgi's schicksalsfäden golden waren. das können sie aber nur bevorzugten sein, günstlingen des schicksals, und wenn wir no 13 trauen dürfen, dann ist das gold der sonne entnommen, den strahlen des Odinsauges, dann ist es allvaters segnender blick, des glückspenders huld, aus der Werdandi die faden spinnt und Wurt das lebenskleid webt.

Es heisst in den liedern, der rothe rock sei für unsern Herrgott, Maria spinne das röcklein für ihr kind, aber hier steht Wurt, Maria als gütige, *mütterliche* schützerin da, die das kind gleichsam als ihr eigenes angenommen hat und betrachtet.

Von der dritten wird gleichfalls gesagt, sie gehe an den brunnen und finde dort ein kind, dann fahren einige fort:

wer soll's *heben*:
die frau aus dem leben (löwen) oder:
wie soll's heissen?
Endle Bendle Geissen.

es wird also gleich an die pathenschaft, an die namengabe gedacht und das erinnert an die zur wiege des *eben neugebornen* tretenden Nornen, die das kind beschenken. bei uns scheinen sie fast ihm noch früher nahe gewesen zu sein und zwar in dem augenblick, wo Holda der mutter das kind gewährte, wo die Norne es am brunnen für die mutter bereit liegend fand. der brunnen kommt in verwandten liedern wieder vor, so z. b.

hop, hop edelmann,
die *katz* legt die *stiefeln* an,
springt in den brunnen,
hat ein kindlein funden [2])

---

[1]) Niala c. 158.
[2]) Kinderbuch, 49, 105.

oder: unse katz hat stiefeln an,
reit damit nach *Hollabrunn*,
findt *e kindl in der sunn* [1]).

die katze ist hier die dienerin und botin der Holda und zeichen dessen sind die stiefel, die raschhintragenden, wie auch Mercur durch seine flügelschuhe und den petasos als rascher bote bezeichnet wird. da sie in den brunnen springt und dort das kind findet, da sie es vor dem brunnen findet, so wird sie kommen, um es zu finden, zu holen, der mutter zu bringen. es liegt im *sonnenschein*, das ist dasselbe wie früher das aus sonnenstrahlen gewobene lichte heilsgewand, welches ihm die Norne am brunnen angelegt hat, aber nicht so wie es aus ihren händen kam, denn von Blickers von Steinach reinem sinn sagt Gottfried von Strassburg im Tristan 4698:

ich waene daz in *feinen*
ze wunder haben *gesponnen*
und haben in in ir brunnen
geliutert unde gereinet

(M. 387.) dies bedingt schon einen gang zum brunnen und zwar vor der geburt. das gewand ist gesponnen, aber muss auch gewoben sein: man sagt leinwand spinnen, tisch-, betttücher spinnen. dann gehen die Nornen damit zu ihrem heiligen brunnen und waschen die spur der arbeit ab und durch die kraft des brunnens wird es weiss, wie Urdarbrunnrs wasser alles weiss und heilig macht, weshalb es auch in einem der lieder ein *hemd* genannt wird; dann legen sie es dem kinde an, oder dies ist vielmehr Wurts amt allein; es wird damit bekleidet, wie ja die kinder mit dem glückshelm an der stirne auf die welt kommen.

Ich komme auf jene brunnen der drei schwestern in Brusthem bei Löwen zurück. sie springen vor den gräbern der sogenannten 'drei zusters'. Schayes gab zuerst nachrichten über dieselben in seinem essai historique, Coremans benutzte dieselben in l'année de l'ancienne Belgique p. 149: 'les femmes, qui ont besoin de leur aide (den drei schwestern) doivent se procurer trois choses: *du fil à coudre*, *des aiguilles* et *du grain*. *elles doivent jeter* chacun de ces objets dans *l'un des trois puits* devant le tombeau des trois soeurs, et leurs voeux seront exaucés. toutefois ces femmes ne peuvent pas acheter ces trois sortes d'objets, elles doivent les obtenir *par dons*, sinon leurs peines seraient inutiles. on jette aussi *le linge des malades* dans un de ces puits, ordinairement dans celui du *milieu*; s'il va au fond, il est certain que le malade est atteint de la maladie, à l'égard de laquelle on pouvait encore conserver des doutes'. die brunnen sind besonders heilkräftig beim weissen flusse der frauen, also einer krankheit der geschlechtstheile, ebenso bei *kinderkrankheiten*. man legt nämlich das hemdchen des kranken kindes aufs wasser; sinkt es, dann ist das kind verloren, bleibt es oben schwimmen, dann ist genesung möglich, nur muss man ihm dann das hemdchen nass anziehen. vielleicht ist auch der badeort *Troisfontaines* zu nennen und an die drei schwestern zu denken, von denen der dichter der 'maghet van Gent' v. 171 sagt: die kirche van

---

[1]) Schottky und Ziska oesterr. volksl. 12. Grimm KM. 258.

sente Niclause stont bi hem (s. Obrecht) echt
neven dat wijfelijke diet,
die die *erie maeghden* beriet,
dat si behielden süverheden [1].

in Nordbrabant befinden sich drei ähnliche brunnen [2], und Gramaye berichtet: porta Hakendoviensi (in Thienen, Tirlemont) sacellum est *leprosorum* et *tres tumbae*, ubi *tres virgines* sepultas fama tenet [3]. ähnliche capellen im Luxemburgischen kennt auch Hontheim: sub nomine *trium virginum* hodieque in ducatus Luxemburgici locis Ulvelinga, prope Asteleburnum vicum, nec non in Senles, duabus a Bastonaco leucis designari tradit Alex. Wilthemius Luxemb. rom. l. 1 c. 8. msc. [4]. an diesen orten wurde offenbar der heidnische dienst der Nornen durch die verehrung dreier jungfrauen ersetzt, die oft als drei Marien vorkommen, oft als Fides, Spes, Charitas, oft auch unter eigenen namen.

Bedeutsam ist, dass das hemdchen in den mittlern brunnen gelegt wird, denn dieser kann nur der Wurt zufallen, der gütigen; sie die das leben gewoben hat, soll es auch erhalten und schützen gegen Sculd.

Das hemdchen, wie die geopferte nadel und der zwirn erinnern abermals an das genähte hemd, noch mehr, das flämische volksbuch von der h. Godelieve [5] erzählt: nachdem Berthulph diese seine h. gemalin hatte ermorden lassen, bedurfte er eines tagen hemden. er schickte einen diener mit leinwand nach Ghistel und unterwegs fand dieser an einem kreuzweg '*onder eenen boom* zitten eene *schoone maegd*, versierd mett *witte kleederen*, ende zag nevens haer *in de straelen van de sonne hangen een paar handschoenen*'. die fragte ihn wohin er gehe. er sagte es und sie erwiederte, sie wolle die hemden für seinen herrn schon machen; er solle nur nach hause gehn und sagen was er gesehn und gehört; gefalle es seinem herrn nicht, so möge er zurückkehren. Bertulph befahl ihm, die leinwand alsbald zurück zu holen und der diener ging, fand die jungfrau noch und brachte seine bitte vor. sie sprach: 'en wilt niet ontsteld zijn, *uw lijnwaed is hier al genaeit, gezoomen ende bereit*, zoo het behoort te zijn'. durch diese wunderbar genähten hemden wird Bertholph andern sinnes und bekehrt sich. die ganze erscheinung, der ort, die handlung, ihre raschheit deutet unverkennbar auf eine Norn, die ein gewand fertigt, das hemd reinern sinnes und dies ist vom volk auf die heilige übertragen. ich wage die annahme um so eher, als die vita erst einige nach ihrem tode von dem mönch Drogo *aus dem volksmund* geschöpft und aufgeschrieben wurde.

---

[1] Blommaert Theophilus p. 104.
[2] Hermans geschiedkundig mengelwerk I, 83.
[3] Lovan. Thenae 43.
[4] prodrom. histor. Trevir. I p. 187.
[5] Wonderlyk leven van de h. Godelieve. Gend. o. j. p. 46.

In der legende von der h. Ginthilde kommen bei deren kapelle *drei* brunnen vor. Emmenzheim im Nordgau wurde uns bereits durch die merkwürdigen bildwerke wichtig welche sich dort finden. in der nähe des ortes liegt ein 'Burggarten', in welchem auf einem hügel eine burg gestanden haben soll, die aus den trümmern einer kirche erbaut worden. da wohnte s. Ginthild. als sie gestorben, wurde die leiche auf einen wagen gelegt und man spannte zwei ochsen vor, denen man freien lauf liess. etwa tausend schritte vom burgstall Emmenzheim standen sie still und da baute man der heiligen zu ehren eine kapelle. in der nähe derselben strömen *drei quellen*, zwei an dem weideplatz der ochsen. die dritte begann zu fliessen, als Ginthild ihrem geliebten entgegen ging. 'priores per ista loca prorumpunt, ubi boves pasti sunt, ultimus autem cum aliquando amatori obviam procedens Ginthilda conspiraret, confestim manare coepit'[1]. auffallend sind hier die drei quellen bei der einen jungfrau, was mir wieder auf die alte einheit zu deuten scheint.

So hätten wir denn zwei brunnen in den liedern, den der Nornen und den der Holda, die aber ursprünglich gewiss nur einer waren, da beide weiss = göttlich und schön machen, und so wäre in der alten *einen* Norn, die überall noch, theils mit völliger hinweglassung ihrer genossinnen als vorzüglichste der drei jungfrauen genannt wird, ursprünglich Holda zu sehen, jene nur eine ablösung von dieser. das ist um so wahrscheinlicher, als in Emmenzhausen gerade Frouwa verehrt wurde.

---

[1] Aus Joh. Georg. Christ. Feuerlein 'de Miphiezete Emmenzheimensium' mit anhang von Phil. Sam. Mazzel. Wittemberg. 1700 von W. Mannhart mitgetheilt.

Die lieder haben noch einen andern schluss: die dritte der jungfrauen schliesst den himmel auf, doch derselbe gehört nicht zu ihnen, sondern zu einer eigenen familie, die in dem capitel von den elben näher betrachtet werden soll. die verwandtschaft der Nornen und elben hat ihm den weg in unsere lieder gebahnt.

Diese theilen sich in zwei durch ihren bereits berührten schluss von einander geschiedene gruppen. die eine zuletzt behandelte hat einen heitern schluss, in dem der andern klingt sorge durch. wenn auch die weidenflechtende in den erstern genannt wird, so folgt ihr doch die dritte das goldgewand webende als schönes verheissende, während in den letztern die zweite kreide kratzt, die dritte das rauhe haberstroh schneidet. verstehen wir auch noch den sinn von beidem nicht, so hat dies doch nichts, was auf eine schöne zukunft deutet. jedenfalls dürfen wir in diesen unscheinbaren denkmälern uralte lieder sehen, welche (wie noch heute) den kindern gesungen wurden, um sie der Nornen gunst zu empfehlen und das ihnen etwa von den drei schwestern drohende unheil abzuwenden, also reine alte segenssprüche.

Dafür spricht, dass die vergleichung mit dem Merseburger haftlied uns eine überraschende ähnlichkeit mit unseren liedern zeigt, aber mehr mit den letztern als mit den erstern. das bild, welches wir in dem alten lied empfangen, ist dem in den unsern eng verwandt. 'eiris sâzun hera idisi, sâzun hera duoder', einst sassen Idisi, sassen hier und dort; so zusammen genannt sind auch unsere drei frauen, die aus dem fenster blicken. die Idisen sitzen in drei schaaren, die dreierlei verschiedene beschäftigungen haben; so sind auch unsere jungfrauen auf dreierlei weise thätig. 'suma hapt heptidun, suma heri lezidun, suma clûbôdun umbi cuoniowidi', einige hefteten haft, einige hielten das heer auf, einige pflückten binden, so spinnt die eine, die andere jungfrau flicht weide, die dritte webt. das alte lied schliesst: 'insprineg hapthandum, invar vigandum'! entspringe den haftbanden, entfahre den feinden! auch ein theil unserer lieder schliesst mit einem segenswunsch. jenes clubôdun umbi cuoniowidi erscheint uns noch besonders bedeutsam, wenn wir es zu der beschäftigung der zweiten jungfrau halten, die gerade das gegentheil thut: die Idisi lösen, die zweite flicht, wickelt, dreht, sie *festigt*.

Sehen wir nun, wie sich dieser theil des mythus nach dem inhalt der sagen und der bildwerke gestaltet. bei Meier (sagen 11 flg.) finden wir zwar drei spinnende fräulein, die jedoch schwerlich hierhin gehören, so wenig wie die drei spinnerinnen bei Panzer 39. eher sind die auch durch ihre farben und ihre reihenfolge beim gehen wichtigen jungfrauen vom Schlossberg bei Grünwald, deren jede einen *rocken* an der seite trägt und *und die mit der spindel flachs spinnen*[1] (das. 38), so wie die drei weissen fräulein vom Lenzleswäldle in Oberbaiern (das. 40) anzuführen. auf dem so genannten hügel stand vormals ein *schloss*, das versunken sein soll, also entrückt. am fuss desselben befinden zwei gemauerte *brunnen* und alte leute sagen, dass hier die *drei weissen fräulein* gesehen wurden, *welche ihre wäsche in dem brunnen waschen*. dasselbe scheint, nur weniger rein, in der sage von der Altenbürg in Mittelfranken zu liegen (das. 150). auf der Altenbürg ist ein *schlosshügel* mit einem *brunnen*. ein müller sah dort *drei jungfrauen*, welche *sich im brunnen waschen*. dass diese wäsche ihr eignes gespinnst ist, bezeugen andere sagen. zuvorderst die wichtige no 66 Panzers, worin es p. 60 heisst: 'frau von Donnersberg hatte einen kleinen ballen *leinwand*, welcher von *den zwei guten jungfrauen gesponnen* war. wer sie darum bat, dem gab sie ein handgrosses stück, darauf legte sich die *wöchnerin*, *um leichter zu gebären*'. das ist fast wörtlich das laken, welches die lettische Laima spinnt, nur legt diese es selbst dem *kinde* unter und ordnet sein glück (M. 387.) aber nur *zwei* der jungfrauen *spinnen* diese leinwand, also hat die dritte sie gewoben, oder vielmehr die erste spinnt, die zweite webt, und die dritte wartet, bis sie ihre zerstörende hand anlegen kann. sie liegt der wöchnerin unter, ist also das erste stück leinen, welches das zur welt kommende kind berührt, auf die es niedergelegt wird und so dem ihm von den Nornen geschenkten schicksalskleid eng verwandt. ein ferneres wichtiges denkmal ist das schon erwähnte bild in der kirche zu Langenzenn bei Nürnberg, welches den heil. bischof Nicolaus und die drei von ihm begabten mädchen in verbindung mit den drei jungfrauen bringt. die *drei schwestern* sind als kinder *in ihren zellen* dargestellt. die erste empfängt von dem heiligen durch das offene fenster einen goldklumpen, die zweite mit langen herabhängenden haaren, *sitzend* und *spinnend*, hält mit der linken den spinnrocken und dreht mit der rechten die spindel. die dritte sitzt vor einem für weibliche arbeiten bestimmten *gestell* und scheint einen wagerecht befestigten *stab* dieses gestells *mit einem faden umwunden* zu haben, womit die linke hand noch beschäftigt ist. in der rechten hat sie ein messer oder ein anderen zu dieser arbeit erforderliches werkzeug. die darstellung der jungfrauen in *ihren zellen* erinnert an die aufstellung griechischer und römischer götterbilder. sie *sitzen*, wie bei Saxo Fridlevus 'introspecto (parcarum) *sacello ternas sedes totidem nymphis occupari* cognoscit' (M. 387). auch hier sind also nur zwei jungfrauen beschäftigt, die dritte ist einstweilen unthätig. die erste spinnt, das gestell der zweiten kann nur ein webstuhl, der stab mit dem faden nur ein weberschifflein sein. jene ist Werdandi, diese Wurt und Skult also die am fenster stehende. aber diese dritte jungfrau hat in dem bild noch eine andere bedeutung. soviel ich weiss, sagt die legende nichts davon, dass s. Nicolaus einer der jungfrauen das gold in die hände gegeben habe und in Sebast. Brants leben der heiligen sehe ich selbst den beigefügten holzschnitt mit diesem bild in widerspruch. da liegen mehr historisch die drei jungfrauen schlafend in ihren betten, vor denselben am boden der gleichfalls schlafende vater; der h. bischof steht am fenster und streckt die hand, in welcher er das gold hält, durch dasselbe in die kammer, als wolle er es da leise niederlegen. es muss also ein anderer einfluss zu grunde liegen, der den künstler dazu trieb, die zwei jungfrauen spinnend und webend und eine am fenster stehend darzustellen. jenes ist, wie wir wissen, mythisch, auch dies muss gleicher natur sein und ich stelle den zug zu jenem der sage und der lieder, der die drei jungfrauen aus dem *fenster schauen* lässt und der somit wesentlich zu dem mythos zu gehören scheint.

---

[1] Panzer kennt einen *Rockenbrunnen*, so wie 45 zwei weisse und eine schwarze jungfrau auf *Rockenstein*. auf dem hessischen *Rockenberg* erhob sich später kloster *Marienschloss*.

Jene leinwand der frau von Donnersberg, das hemd des einen liedes, zeigt bereits die beziehung der drei jungfrauen zu den neugeborenen [1]. eine weitere betrachtung der sagen wird sie noch klarer machen. bei Panzer p. 11 heisst es von den drei frauen des Frauenlochs (also einer höhle): 'wurde in den nächstgelegenen dörfern *ein kind geboren*, *so kamen die* (mit den Nornen hier verwechselten weiter unten weisse frauen genannten) wilden *frauen in das haus und sangen; solchen kindern prophezeite man glück*'. nicht nur das: 'bei *hochzeiten*, wenn die braut aus dem hause der ältern ging, wurde der gesang der frauen gehört; *dieses geschah aber nur bei leuten, welche sie auszeichnen wollten*', d. h. wohl, denen eine baldige nachkommenschaft beschieden war, welche dieser gesang verkündigte. denn es liegt nahe zu denken, dass mit der empfangnis des kindes in der nahen brautnacht der von ihnen bevorzugten auch das spinnen und weben seines schicksals begann und dies durch denselben feierlichen gesang angezeigt wurde, den noch an der wiege des kindes die Nornen anstimmten. ebenso heisst es auch von den drei jungfrauen aus s. Ursulae gesellschaft zu Schildturn: 'besonders sind den unfruchtbaren eheleuten *gesunde und erwünschte kinder* (durch ihre fürbitte) mitgetheilt und den *gebärenden frauen eine glückliche entbindung* und fröhlicher anblick ihrer leibesfrucht verliehen worden' (das. 69), d. h. die jungfrauen begabten die kinder solcher, die sie anriefen, mit erwünschten dingen und ihre gegenwart verlieh der kreissenden frau baldige und schnelle entbindung. es ist derselbe zug, wie bei frau von Donnersberg und er kehrt abermals in der theilweise stark getrübten sage von der *Muss* und der *Kann* (das. 89) wieder, in denen wohl die zwei jüngern Nornen stecken: jene wird die gegenwart, diese die alles mögliche bergende kommende zukunft sein. dann ist jedoch auffallend, dass gerade jene als die böse, diese als die gute dargestellt wird. aber auch zu beachten, dass sie erst dann gütig gesinnt erscheint, als sie sich wohl empfangen sieht. die *Muss* hatte sich, weil sie nicht schaden konnte, an einem schindelbaum zu tode gedrückt. die leute fanden 'die zerquetschte trud und fürchteten, *dass dadurch das neugeborne kind zu schaden kommen könne*'. um so mehr waren sie jetzt der andern entgegen und wollten nicht, dass diese dem kind ein mus in einem pfännlein koche. 'die dirnen kamen mit scharharken und besen, die knechte mit mistgabeln und dreschflegeln, die trud weidlich zu zerklopfen. aber der alte bader, der als erfahrener in allen zauberkünsten der trud liste wohl erwog, widersetzte sich allen misshandlungen. nun *wurde die Kann fröhlich* und die ehehalten wussten gar nicht, wie ihnen geschah, denn sie erschien ihnen nicht mehr als ein hässliches weib, sondern *schön und lieblich*. sie trat hinter die hahl, kochte dem kind ein köstliches mus, war von nun an kindsdirn bei dem Ahornwieser und *erzog* ihm zehn kinder'. was der bader hier verhütete, geschah bei Nornagests begabung, wo die jüngste der Nornen vom stuhl geworfen wurde. das mus ist die verdorbene begabung und da man die Kann einmal sich gewann, so wiederholte sie dieselbe gütige begabung auch bei den folgenden kindern, denen sie also gleichsam ein schutzgeist wurde, was Skuld im norden als Valkyrja der helden ist.

---

[1] zwölf engel stehen Eva bei der geburt bei v. d. Hagen gesammtabenteuer I, 15.

Ferner wird von der Botenlaube, einer ehemaligen burg bei Kissingen, erzählt: 'da wohnten in den frühesten zeiten *drei schwestern*, welche in die tiefe versunken sind. zwei len liessen sie sich sehen, *zwei waren kreideweiss, die dritte halb schwarz, halb weiss mit einem geissfuss. nur die zwei guten waren christlich, die schwarze war die böse.* bei *kindtaufen war diese dem kinde immer entgegen.* sie wohnten auch *hochzeiten* und *begräbnissen* bei" (Panzer 180.). so ist auch 'die Wehld' die stätte, wo *drei schwestern ein schloss* hatten, das aber mit ihnen in die tiefe versunken ist. *eine der schwestern* war halb weiss, halb schwarz, die beiden andern waren *weiss und sehr schön.* diese drei jungfrauen erschienen öfter in den umliegenden dörfern bei *kindstaufen* mit musik und bei *hochzeiten* (das. 187). die mit unsern sagen zusammenhängende *wiege* ist nicht zu übersehn. eine solche zu Schildthurn, wo st Einbeth, Warbeth und Wilbeth verehrt wurden, setzten *unfruchtbare frauen zur erlangung der fruchtbarkeit* in bewegung (170.).

Der inhalt der lieder findet demzufolge durch die sagen bestätigung. auch sie stellen die jungfrauen im schloss dar, in dessen nähe, oder vor dem ein brunnen quillt. sie zeigen uns dieselben handelnd bei der neugebornen eintritt in die welt, selbst schon bei deren empfängnis. diese thätigkeit geht auf das schicksal der neugebornen und offenbart sich in zweifacher art: sie singen vor der brautnacht oder bei der geburt, und dieser gesang kann nur auf die zukunft des kindes bezug haben. zwei spinnen und weben ihm ein gewand, ein hemd, und sie läutern und reinigen es in ihrem brunnen, *die dritte* erwartet den augenblick, wo sie handeln wird. jenes ihr gewebe empfängt den neugebornen, sobald er die welt betritt, ist also gleichsam sein erstes gewand. und da erinnere ich an das in der legende so oft erscheinende gewand, *das mit dem kinde wächst.* ein solches soll u. a. *Maria* dem kindlein Jesu gesponnen haben, als es noch klein war; wie das göttliche kind wuchs, so wuchs mit ihm das gewand, das so wenig abnutzte, wie die kleider der juden in der wüste, und in welchem die tiefe und rührende legende das ehrwürdige kleid sieht, welches alle sieben jahre der verehrung der gläubigen in Trier ausgestellt wird. so wuchs auch des reinen sinnes gewand mit Blicker heran, so muss also gleichfalls das schicksalskleid mit dem kinde heranwachsen, und beim tode? reisst dann das gewand und sinkt es vom wandernden leib, wie dieser von der befreiten seele sinkt??

Diesem spinnen des schicksalsgewandes widersprechend könnte der zug der sagen Panzers scheinen, demzufolge die drei jungfrauen mitunter zwischen zwei entfernten schlössern ein *seil durch die luft spannen.* man könnte so das am himmel ausgespannte goldseil des schicksals Helgi's, oder an Marners

zwô schepfer flähten mir ein seil,
dâ bî *das dritte was* [1];

denken, wenn es z. b. von den drei jungfrauen zu Schlehdorf heisst: '*sie spannten* von ihrer kapelle nach dem hochliegenden etwa eine stunde entfernten felsen, die Fesch genannt, *ein seil*' (25) oder wenn die wilden frauen auf einem *seil* spielend und tanzend dargestellt werden, das sie von einer spitze des Kugelsteins zur andern *spannten* (17). doch schon die erste sage bei Panzer klärt uns über die eigentliche bedeutung des seils auf. da heisst es: 'die drei fräulein spannten ein seil von dem Hargenstein bis auf den etwa eine halbe stunde entfernten hohen Ehrenberg. *auf dem seile hiengen sie kleine weisse tücher auf.* sahen die leute das seil mit den weissen tüchern, so sagten sie: es wird gutes wetter, *die fräulein hängen ihre wäsche auf*.' ähnlich wird von den weissen frauen am Staufen erzählt: 'die leute in dem thale sahen öfter die aufgehängte *schöne wäsche* am Frauenloch und sagten dann: jetzt wird es schönes wetter, die frauen *haben ihre wäsche aufgehängt*' (11); vom Rachelberg: 'bei der nacht sahen die leute öfter im mondschein die von den drei jungfrauen *auf seilen in der laube* (des schlosses) *aufgehängte wäsche*' (18); von der Erenbirg aber: 'drei schöne fräulein hatten da ihr schloss und die gabe von Gott, *ihre wäsche nur in die höhe zu werfen, so blieb sie in der luft hangen*' (128); und von dem hügel bei Neustadt: 'die nonnen durften ihre wäsche nur in die luft werfen, so blieb sie hangen' (184 vgl. 187). es ist also wieder das linnen des schicksals, warum es sich handelt, das seil ist nebensache. aus riesensagen angeflogen ist der zug bei Panzer: 'von dem Karlstein, wo drei solcher frauen wohnten, bis zu dem etwa achthundert fuss entfernten, auf einem andern berg liegenden thurm Amering war *eine lederne brücke über das thal gespannt*.' da die wäsche auch ohne das seil vorkommt, so stehn wir hier vielleicht an der quelle des in so vielen sagen und legenden erscheinenden zuges von an sonnenstrahlen aufgehängten kleidern u. a. die öftere wiederkehr desselben in den bedeutsamsten der hierhin gehörigen sagen lässt dies mit grosser wahrscheinlichkeit vermuthen.

Jener vorschauende sinn der Nornen, der sich in der kunde des wetters ausspricht, tritt noch in andern zügen unserer sagen hervor. genau dasselbe, was Nornagestssaga 11 von den spákonur und völvur sagt: 'sie fuhren im land umher und weissagten den menschen ihr geschick; die leute entboten sie zu sich in's haus, bewirtheten und beschenkten sie' (M. 380) gilt auch von den drei jungfrauen. 'auf dem Karlstein wohnten drei jungfrauen, welche man *vor grossen ereignissen* entweder *singen* oder *jammern* hörte' (Panzer 10.) dasselbe wird auch in dem *gesang* der wilden frauen vom Engelstein (17.) der drei stifterinnen vom Jungfernbüchl (59) u. a. m. liegen. von denen des Dreisteln heisst es, dass sie bei kindtaufen und hochzeiten *einkehrten* (187) und ebenso von denen der Rotenlaube, dass sie hochzeiten und begräbnissen *beiwohnten* (180.) das bedingt schon ein umherwandern, welches überdies noch ausdrücklich in der sage von Langenaltheim, so wie in andern sagen von stifterinnen dadurch ausgesprochen ist, dass sie sich im walde verirren. ausserdem tritt es in dem exemplum von Sigelius Wirchere klar vor uns (M. 381.). die bewirthung und beschenkung der einkehrenden und weissagenden versteht sich, denke ich, von selbst, da sie auch bei einkehrenden genien stattfindet.

---

[1] II, 173b, M. 385.

Grimm hat bereits auf das eddische 'grey norna' aufmerksam gemacht; diesen hunden der nordischen nornen stellt die deutsche sage gleiche zur seite. die drei heiligen jungfrauen wurden zwei ganz weiss, die dritte schwarz mit weissem schleier, von einem *hündchen* begleitet gesehn und sollen vormals auf einem bilde zu Schildorf auch so dargestellt gewesen sein (Panzer 25.). die zwei weissen jungfrauen von Osberg tragen blumen in der hand, *mit der schwarzen geht ein hund* (26.). anderswo folgt er der schwarzen (38), er begleitet die schwarze vom Rockenstein (46), ein schwarzer hund die vom Jungfernbüchl (60.); ein gleicher hund folgt den drei schwestern zu Perachen (103.) u. s. w. was er bedeutet, weiss die sage nicht mehr, denn mit den schätzebewachenden hunden hat er nichts gemein. in Aislingen ist das andenken der *drei* Maje noch lebendig, welche das dorf vor brand schützten. der hund aber wittert den brand und kündigt ihn vorher an, indem er mit aufgehobenem kopfe heult, wie er mit gesenktem kopf heult, wenn in einem hause jemand sterben soll. Skuld ist aber in gewisser beziehung eine todesgöttin. auch in einer sage der Eifel kommt ein hund in merkwürdiger verbindung vor. eine mutter hatte ihr kind zum teufel gewünscht, es war verschwunden. da reut sie der fluch, sie und die nachbarn suchen überall nach dem kinde, aber vergebens. am vierten tage gelobte sie, eine h. messe in Clausen lesen zu lassen, um von gott durch Maria's fürbitte ihr kind zurück zu erflehen.

da hört man gerade in dem augenblick wo der priester das sanctus, sanctus, sanctus, dominus Deus Sabaoth spricht, eine stimme aus dem dickicht gleich der eines fröhlichen, singenden kindes. man ging darauf zu und es war das mädchen, welches in der einen hand blumen hielt, in der andern einen grünen zweig. auf die frage wo es gewesen sagte es: 'ich war immer bei der mutter, sie hat mich geführt, in der hand trug sie ein *licht*, ein weisses *hündlein* lief uns zur seite.' da fiel allen ein, das müsse die Muttergottes gewesen sein [1]. das licht wird durch das lebenslicht des kindes zu erklären sein, welches die 'mutter' vorm erlöschen schützte, das weisse hündchen ist schon durch seine farbe als göttliches thier kennbar, so erscheint Maria durch diese zwei momente eine gütige, rettende norn.

Warum aber folgt der hund nur der schwarzen, dritten, der Sculd? sollte das nur jüngerer zusatz der sage sein?

Ich gehe noch einigen andern punkten nach. *die deutschen Nornen sind schwestern*; als solche kannte sie wenigstens die sage im zwölften jahrhundert, in welchem der eben erwähnte Nigellus Wireker sein märchen von ihnen also begann

dicunt *tres* hominum curas relevare sorores,
quas nos fatales dicimus esse deas,

und die englische sage stimmt dazu, wie die 'weirdsisters' bei Shakspeare lehren. im XVI jh. „giengen dort noch märchen von ihnen um, die schwerlich ausgestorben sind und bei einiger durchforschung des volksmunds gewiss wieder zu gewinnen wären (M. 381. 378.). auch in unserer noch lebenden sage gelten sie vielfach als schwestern, so in dreiundzwanzig nummern der Panzerschen sammlung (p. 272), so bei Baader sagen p. 173, Schöppner II, 159, Stöber elsässsagen 113, J. Schneider, Kyllthal 107, Kinkel, Ahrthal 210, Coremans année de l'ancienne Belgique 139 u. s. w.

Bei Panzer 26 treffe ich auf einen bedeutsamen zug, der von hohem alter sein kann. es heisst: 'die zwei weissen sind selig, die schwarze aber ist des teufels. *jene hatten flügel gleich den engeln, diese aber nicht*'. demzufolge wären Wurt und Werdandi beflügelt, Sculd flügellos anzunehmen, was jedoch nicht passt, da im gegentheil der Sculd viel eher flügel beizulegen wären, als der Wurt. Sculd erscheint in den nordischen überlieferungen oft als Valkyrie, also beschwingt, denn die Valkyrjen fallen mit den schwanfrauen zusammen. auch Werdandi kann passend als beflügelte Valkyrie gedacht werden, da sie rastlos der vergangenheit zu eilt, während Wurt, die ernste, älteste der schwestern sich nur ruhend denken lässt. es ist wie es den anschein hat, eine verwechselung der Wurt und Sculd, der ältesten und jüngsten schwester eingeschlichen und ich erkläre sie also. mit der bezeichnung schwarz, die der jüngsten durchgängig beigelegt ist, hängt der christlichen ansicht gemäss der begriff des teuflischen eng zusammen, wie bei dem reinen weiss der des schuldlosen, himmlischen, englischen ihr nahe liegt. zwar denkt man sich den bösen, als gefallenen engel mitunter auch beflügelt, doch sind das nur fledermausflügel, zum flattern nicht zum freien, hohen flug, weil er ohne willen ist, sich zu Gott wieder aufzuschwingen aus der mitte der materie, in der sein reich liegt. als die Nornen in die drei jungfräulichen schwestern übergingen, fand die christliche anschauung einen widerspruch darin, dass die eine gute, weisse schwingenlos, die schwarze, böse[1]) mit schwingen bedacht war; sie vertauschte also die flügel, nahm sie der letztern und legte sie der erstern bei. es wäre der mühe wohl werth, diesem zug weiter nachzugehn und neue zeugnisse für ihn zu gewinnen, was Panzers eifer wohl am ersten gelingen könnte. er würde die eigenschaft als Valkyrie der Sculd auch für Deutschland bestätigen und ihr Werdandi in derselben eigenschaft zur seite stellen.

---

[1] J. H. Schmitz sagen des Eifellandes I. Trier 1847, 43

Es entsteht die frage, wie die lieder dazu kamen, als reiterreime bei kindern gebraucht zu werden? bei einigen ist das nicht der fall, dann leitet der mythische storch, der kinderbringer das lied ein. sollte das 'reite, reite, rössle', welches so direct auf das schloss der Nornen hinführt, bedeutungslos sein, während sonst fast jedes wort der lieder seine bedeutung hat? ich kann das nicht glauben. dürfen wir eine Norn als Valkyrie für Deutschland annehmen, dann wird das reiten sich erklären, da diese im norden auf thautriefenden goldrossen die luft durchreiten. auch lehrt uns die sage, dass das reiten der drei jungfrauen dem volk nicht fremd ist. man erzählt, dass könig Dagobert I *drei schöne schwestern* hatte, die er zu seinem willen zwingen wollte. sie entflohen ihm und gelangten *mit einem esel*, der ihre habe trug, bis auf die schroffen höhen von Sew, von wo man das thal der Ill überblickt. dort hörten sie die schaaren ihres nacheilenden bruders, *sie sassen auf ihrem esel* und setzten mit ihm über das thal hinweg. noch heute erinnert der name der felswand 'das eselchen' nebst zwei kreuzen diesseits und jenseits an das wunder. in der pfarrkirche zu Auw befindet sich noch ein altes bildwerk, welches drei auf einem esel reitende frauen darstellt, *deren mittelste die augen verbunden hat*[1]. Dergleichen bilder, wie zu Auw, findet man auch noch heutigen tages in der ehemaligen Franciscanerkirche zu Ueffling, auch Close genannt, ein dorf welches theils in der herrschaft Clerv theils in der herrschaft Ouren liegt; und zu Senlar südwestlich von Bastogne an der strasse[2]. dass der träger der drei jungfrauen ein esel ist, darf uns nicht stören, die hauptsache, der ritt, scheint durch die sage verbürgt. er wird selbst einmal bei Panzer geradezu erwähnt, denn 180 heisst es von den drei jungfrauen der Rotenlaube: 'selbst in den krieg zogen sie mit, ritten auf pferden und wirkten mehr als die ritter selbst'. da haben wir also die volle valkyrja und darin stimmt wieder der deutsche und nordische mythus insofern überein, als der letzte wenigstens Skuld eine valkyrja nennt. ist vielleicht bei uns das ross der jüngsten Norn auch auf ihre schwestern übergegangen? zu dreien auf einem pferde sitzen kommt oft vor, und es deutet dies wohl auf ihre untrennbarkeit?

---

[1]) Ähnlich ist es, wenn der Sculd bei Panzer *ein geissfuss* beigelegt wird, denn der bocksfuss ist des teufels kennzeichen.

Die mittlere jungfrau trägt auf dem bildwerk eine augenbinde; sie konnte aus einer ältern königlichen stirnbinde entstanden sein und würde in dem falle die Wurt als die hehrste und erhabenste der drei jungfrauen bezeichnen; aber hier ist sie eine *blendende* binde und die mit ihr bekleidete durch sie *blind*. Dieser zug findet sich bei Panzer häufig; wie aber werden die ihn enthaltenden sagen zu den bildwerken stimmen?

Von drei schwestern in Tirol heisst es: 'eine von ihnen, die böse, war halbschwarz, halb weiss; als eine der guten *starb*, theilten die übrigen den schatz, denn sie waren sehr reich. *die böse betrog ihre blinde schwester*, indem sie, wenn sie den theil für die blinde machte, die umgekehrten metzen bis an den rand mit geld füllte, wo dann nur der untere theil des bodens bis an den rand bedeckt war. sie liess die blinde mit der hand darüber streichen und diese glaubte der metzen sei voll, wogegen die böse für sich den metzen ganz anfüllte' (p. 2). auf dem Schlossberg bei Wolfrathshausen stand ein jetzt versunkenes schloss, worin drei fräulein wohnten. ein muthiger mann, der einst in den berg drang, gelangte in ein zimmer und erblickte drei jungfrauen in drei betten liegend. *eine von ihnen, oben weiss und unten schwarz, war wach, die beiden andern schliefen.* diese jungfrauen waren sehr reich und wollten ihr gut theilen; *zwei von ihnen waren blind* und wurden von der *bösen* halb schwarzen und halb weissen jungfrau betrogen (36). auf dem Schlossberg bei Kaufbeuren wohnten drei fräulein, deren eine *blind* war. bei der theilung des erbguts täuschten die zwei sehenden die blinde in der oben erwähnten weise (65). ähnlich betrogen anderswo *zwei schwarze die blinde weisse* schwester (123), von drei wilden frauen übt die *halb schwarze, halb weisse* den betrug (16); von zwei schwestern die eine, die dafür von der blinden verflucht, in weissem kleid mit schwarzem band und gelben schuhen umgeht (28), wie die *schwarze jungfrau* wegen gleichen betrugs im schlossgraben des Hungerthurms zu Furth umwandeln muss (110).

---

[1] Mersch sagen des Moselthals 178. Joh. Schneider das Kyllthal 197.

[2] Vgl. den einen aufsatz von F. J. Müller in der trierschen chronik 1825 p. 775.

Wir sehen hier die böse schwarze als betrügerin bei der schatztheilung, die beiden andern oder doch eine von ihnen als betrogene. diese *eine* heisst einmal die *weisse*; wo die andere den betrug mit der bösen übt, ist sie als halbschwarz geschildert. die betrogene weisse ist aber Wurt, die den vorrang im geben hat, welche die stirnbinde oder auch anderswo die krone trägt. Was nun die schatztheilung betrifft, so ist sie vor der hand noch dunkel, obwohl der kern davon mit der Nornen character sich leicht vereinigen lässt. die böse, Skuld, ist die betrügerin; sie übervortheilt die beiden andern so, wie sie deren gaben in Nornagestssaga durch des kindes schnellen tod nutzlos machen, damit also auch sie betrügen will. das schwanken zwischen zwei und einer betrogenen ist bedeutsam, da die jüngste entweder blos der ersten, oder aber der beiden gaben durch ihren ausspruch werthlos machen kann. in allen fällen scheint sie das gute zu vereiteln oder aufzuheben, welches die älteste austheilt und dabei ihre eine schwester im bunde zu haben. warum aber ist Wurt blind? theilt sie, die alte einheit, die schicksalsgaben ohne rücksicht der person aus? wer loose zieht, dem werden die augen verbunden.

Bei den hauptmomenten des lebens erscheinen die drei jungfrauen thätig; sie singen bei kindtaufen und hochzeiten, sie erscheinen auch bei *begräbnissen* (Panzer 180), denn dann riss das gewand des schicksals, gleich dem leibe mürb und morsch. es herrscht also eine beziehung der Nornen zum *tode* und ein flehen zu ihnen um langes leben hat nichts auffallendes. so erklärt es sich, wie man zu *pestzeiten* zu den drei schwestern seine zuflucht nahm und dann in tiefer stille der nacht mit brennenden fackeln zum Kirchberg zog (Panzer

(23.) wird ihnen *heilung der kranken* und deren pflege zugeschrieben (32), dann durfte man sie besonders verehren und anrufen, wenn eine seuche wüthete und der tod reiche ernte hielte (70). ebenso wird dann klar, wie das volk die eine halb schwarze und halb weisse, die Sculd, also die böse, betrügerische mit dem tod identificiren konnte, indem es ihr den namen der göttin der unterwelt beilegte, der *Hel*, der im deutschen norden die pest bezeichnete (beitr. I, 204). 'sehr alte leute im schloss (der frau von Donnersberg) sagten, die halb schwarze, halb weisse jungfrau habe ein schwarzes *hündchen*. das volk hiess sie *die Heid*. wollte man ein mädchen zurechtweisen, so sagte man: du wirst gerad so wie *die Heid* und gehst ganz verloren. *die Heid* und das seil wurden sehr gefürchtet' (Panzer 60). ist diese verwandtschaft etwa der grund, warum den Nornen die geistersichtigen, vorahnenden hunde beigelegt werden?

Ich füge noch einige für sich stehende sagen bei. drei alte weiber verwünschten die pathchen zur mahr. die eine sprach: 'das pathchen soll die baumspitzen drücken' und die andere stimmte ein, doch meinte sie, es müsse eher den dornstrauch drücken. die dritte erwiederte: 'nein, wasser und eis sollte es billig martern'. diese reden hörte ein schäfergeselle, der hinter einem baum stand und zeigte die sache dem vater des kindes an[1]. Da es nach der Edda gute und böse Nornen gibt, so hätten wir in diesen böse, grimmige zu sehen. drei alte weiber kommen auch in dem lied s. 6 vor statt der schönen jungfern der andern, sie haben also volle berechtigung und sind nicht willkührlich genannt. die baumspitzen drücken heisst auf ihnen sitzen, wie Herodias auf eichen, die nixe auf weiden sitzt; durch den wunsch soll das kind elbisch werden. das ist *jedenfalls* der beste der drei wünsche und auch die erste Norn wünscht gewöhnlich etwas gutes. jetzt wird uns auch das ringelreihenlied bei Firmenich I, 144 deutlicher, sowie das spiel welches mit ihm verbunden ist. es heisst:

ringe, ringe, rosenkranz,
sett up de weide,
spunt en fienen side,
sett en pöttiken water bi;
morgen wille wi waschen,
kleine wäsche, grote wäsche.
kikerikiki?

Das lied gibt uns gleich vielen andern dieser art kaum satz-

---

[1] von W. Mannhardt.

und dabei darf man an die markige kürze der alten sprache denken, die hier vielleicht noch nachklingt. dreierlei wird hauptsächlich erwähnt, das sitzen auf der weide, das spinnen der seide und das beisetzen von wasser zum waschen, ein habakraut macht den schluss. dies weist auf drei Nornen hin; denn der sitz auf der weide mahnt an das drehen und flechten der weiden, welches gewöhnlich die zweite thut; seide spinnt die erste und das waschen fiele hier der dritten zu, die an den brunnen geht. aber es lässt sich auch auf eine deuten und sie könnte nur Urdr — Wurt sein, die dann auf der weide sitzend spinnen würde, wie Holda im hohlen baum, und das beisetzen von wasser gebiete. die verwandtschaft zwischen jener und dieser wurde bereits früher hervorgehoben und durch sie erklärt sich alsdann auch das spiel. die kinder tanzen nämlich, sich an den händen fassend, im ring, ganz so stellt sich das volk die tänze der elben vor; die der hexen unterscheiden sich nur dadurch von ihnen, dass die tanzenden einander die rücken zuwenden. es liegt also nahe, in diesen kindertänzen nachahmungen der elbentänze, ja tänze zu ihren oder Holdas ehren zu sehen. die elben sind ja die schutzengel, die überall folgenden. man wird dies um so erklärlicher finden, da der menschen leben ein spiegelbild des göttlichen ist; wie noch heute die knaben die heil. ceremonien der kirche in ihren spielen nachahmen, indem sie 'procession gehn' oder 'altar spielen', so ahmten auch die kinder der heiden jene heiligen tänze wohl nach.

Der habakraut am schluss des liedes scheint jüngern datums und durch verwechselung der Nornen mit elben an diese stelle gekommen zu sein.

Die drei spinnerinnen und drei ***jungfrauen*** (KM III, 25.), aber auch drei alte weiber, wie in den liedern. sie haben durch das fortwährende spinnen ihre drei gebrechen, sie thun und thaten also ihr ganzes leben lang nichts als spinnen und das ist bedeutsam. der einen gesäss ist vom sitzen so breit, der andern fuss vom treten so gross und der dritten lippe vom lecken so lang (das. I, 89.). in andern fassungen haben sie einen dicken daumen vom fadendrehen, triefende augen, grossen mund u. s. w. von einer einwirkung auf das schicksal oder bestimmung desselben ist keine rede, aber sie blickt doch noch in dem zug durch, dass sie zur *hochzeit* kommen gleich jenen früher betrachteten drei frauen, die sich bei kindtaufen und hochzeiten einfinden und dort singen.

Auch im norden ist das märchen bekannt. in Schweden [1]) heissen sie *mutter*, was an die drei matrae und matronae erinnert; die eine Storfotamor, die mutter mit dem grossen fuss, die zweite Storgumpamor, die mutter mit dem grossen gesäss, die dritte Stortummamor, die mutter mit dem grossen daumen. ihre beschäftigungen sind andere als die der basen im deutschen märchen, aber verwandt mit denen der deutschen kinderlieder: die grossen füsse rühren vom *spinnen*, das breite gesäss vom *weben*, der grosse daumen vom *nähen*. das garn der ersten ist *weiss wie schnee*, es hat also die heilige göttliche farbe, das gewebe ist *fein* und aus ihm näht die dritte *hemden* für den königssohn, wie Godeleva für den ritter Bertulph, wie die dritte im kinderlied 15. damit stimmt das norwegische märchen genau überein, nur hat die erste vom spinnen eine lange nase, die zweite vom sitzen auf dem webstuhl das breite gesäss, die dritte vom nähen rothe augen[1].

---

[1] Cavallius und Stephens s. XL.

Das hemd, also auch das weben war somit dem Norden mit Deutschland gemein und gleichfalls die erscheinung der Nornen bei der hochzeit. Nachdem Bertulph die von Godeleva genähten hemden gesehn (und wohl auch angezogen), wird sein ganzer sinn verändert, er bekehrt sich und beginnt ein neues leben. auch mit der hochzeit tritt der mensch in eine neue periode seines lebens ein, zu der er des segens, der hülfe der götter bedarf; darum nahen dann wiederum die Nornen, das gewand des neuen schicksals bringend. das scheint der sinn des märchens, von dem wie von jenen kinderliedern andere versionen sehr wünschenswerth wären.

In der walachischen sage begegnen wir den merkwürdigen *drei müttern*, Mittwoch, Freitag und Sonntag, welche die stelle der drei thierköniginnen einnehmen und ganz nornenhaft aufgefasst sind. eine kaiserstochter sucht ihren mann Trandafiru, an dessen tod sie schuld ist und kommt zur heiligen mutter Mittwoch. als sie an deren thür steht, fragt diese, ob sie gut oder böse sei? im letzten falle solle sie gehen, 'denn wenn ich den Leike-bolddike loslasse, so reisst er dich in stücke'. die prinzessin klagt sie sei eine unglückliche, tritt ein und fragt nach ihrem mann. die mutter Mittwoch weiss nichts von ihm, schickt sie zur mutter Freitag und gibt ihr einen *goldnen spinnrocken*, auf dem sie lauter *gold spinnen* kann, mit. die mutter Freitag hat auch nichts von dem manne gehört, gibt ihr einen *goldnen haspel*, an dem sich, wenn er gedreht wird, lauter *goldfaden* aufwinden und schickt sie zur mutter Sonntag, die ihr eine *goldne henne* und fünf küchlein schenkt, welche alle goldeier legen. durch hulfe dieser drei dinge gewinnt sie ihren mann wieder[1]. in n. 25 bei Schott zieht dagegen ein jüngling aus, die ungeborne, niegesehene zu suchen, er kommt auch zu den drei muttern und sie schenken ihm jede einen *goldapfel*, den er der am *brunnen unter dem baum* gefundenen jungfrau schenken muss. spinnrocken und haspel gehören zu den Nornen, Leihe-holdeihe mahnt an ihren hund, ihn besitzt nur die erste und auch die drei jungfrauen haben einen hund bei sich, der aber meistens die dritte begleitet. ebenso sind, wenn wir Urdr — Idunn annehmen, die goldäpfel wenigstens in dem besitz der einen Norn; alle drei endlich beweisen sich gleich den drei basen gütig, sie begaben. es scheint somit, als ob die drei mütter, die alten thierköniginnen, an die stelle älterer Nornen getreten seien, wozu die veranlassung durch die zahl und die verwandtschaft ihres characters gegeben war.

---

[1] Asbjörnsen und Moe 1, n. 13.

WALACHURIUN.

Der gefallenen vater hiess der höchste der götter (valfadir), der in Walhalla, Valhöll wohnte. ihm dienten beim mahl zwei Valkyrjen, Hrist und Mist, elf andere schenkten den Einherien ael ein. sie holten auch vom siegvater entsandt, die gefallenen vom schlachtfeld; mit ihnen thaten dies noch zwei und Skuld, die jüngste norn. mit helm und schild gerüstet, reiten sie auf goldnen rossen, von deren mähnen, wenn sie sich schütteln, thau in die thäler trieft und befruchtende schlossen auf die bäume fallen. sie walten des kampfes und bringen die entscheidung des sieges, stehen dabei auch geliebten helden als schützerinnen zur seite.

Den letztern zug des mythus fanden wir schon im letzten abschnitt, an den drei jungfräulichen schwestern der Botenlaube haftend, die mit in den krieg zogen, auf pferden ritten und *mehr wirkten, als die ritter selbst*, denn ihnen wohnte höhere göttliche kraft bei. als der mythus in die sage überging, musste dieser schutz von oben eine christliche deutung erfahren und zwar, da er edeln helden, ja ganzen tapfern heeren verliehen war, da er zum siege führte, eine günstige. wir finden an der stelle der alten wunschmädchen und schlachtenjungfrauen, die selbstthätig in den kampf eingriffen, christliche heiligen, bei denen natürlich schwert, helm und panzer meist wegfielen, denn ihre fürbitte bei Gott genügte, um ihvon schützlingen den sieg zuzuwenden. der sieg war aber ein hohes gut, er ruhte in Allvaters eigner hand, und der höchsten göttinnen eine, Freyja, stand an der spitze der Valkyrjen, woher sie auch Valfreyja hiess als empfängerin der seelen in Folkvängr. sie ging, wie beitr. I, 192 gezeigt wurde, in Maria über, die königin des sieges und des friedens, als welche sie noch heute gegrüsst wird, weil sie durch die kraft ihrer fürbitte vor allen heiligen bei Gott beides zu erlangen vermag.

---

[1] Schott walachische märchen 241.

Neben ihr kommen auch andere heilige vor, die das volk den unter der Frouwa stehenden Valkyrien zur seite stellte. dies sind in den Niederlanden vorzugsweise s. Gerdrut, im deutschen norden die h. Magdalena, dort und anderwärts auch die h. engel. für jene beiden heiligen frauen sind a. a. o. zeugnisse beigebracht. wie s. Gerdrut zu diesem amt kommt, oder nach Gottfried Hagens reimchronik von Cöln s. Ursula mit ihrem jungfräulichen heer, begreift sich, weniger, warum man es der h. Magdalena übertrug; es scheint dies nur local zu sein. der h. Ursula zur seite steht am ehsten Maria in einer Cameryker sage. ein könig hatte die stadt belagert, er konnte aber nichts gegen sie ausrichten, denn *die Muttergottes mit den lieben engeln flogen in die luft alle steine und pfeile auf und warfen sie auf ihn zurück.* darüber erbitterte der könig, fluchte auf den himmlischen schutz und wurde dafür mit blindheit geschlagen (NS. 444.). ähnlich heisst es in der Lübecker sage, die sonne habe den Lübeckern bei der schlacht gerade in die augen geschienen, aber da ward die h. Magdalena am himmel gesehn, *wie sie ihren mantel vor der sonne ausbreitete und deren strahlen den Dänen zubog*[1] (vgl. Müllenhoff p. 16). was dort die pfeile, sind hier die strahlen, beides ist selbst gleichbedeutend, diese sind der sonne pfeile.

Dieser mantel wird auch Marien zugelegt. es ist christlich der weite mantel ihrer mütterlichen liebe, der ihre verehrer schützend umhüllt. schon in diesem sinn und dabei von echtheidnischem anklang erscheint er in einer westphalischen sage, einem der treffendsten zeugnisse, wie innig und treu die legende beide elemente zu verweben weiss. auf der flucht nach Aegypten war Marias kleid zerrissen und sie hatte kaum mehr etwas ihre blösse zu decken; da kam ein mann des weges daher und schenkte ihr seinen mantel. einer der nachkommen dieses mannes war der ritter von Dringenberg und an ihm lohnte Maria reichlich die milde seines vorfahren. als er während der kreuzzuge verwundet, halb todt und ausgeplündert, fast nackt auf dem *schlachtfelde* lag, *kam sie zu ihm hernieder und hing ihm ihren sternenmantel um*. in demselben augenblick fühlte sich der ritter gesund und erquickt, *er focht seitdem sieghaft*, wo er nur sein schwert schwang und brachte den heiligen mantel mit nach hause zurück, wo er noch lange bewahrt wurde [1]. das ist eine alte heldensage, treu und fast wörtlich in das christliche übersetzt.

---

[1] Deecke lübische geschichten und sagen p. 45.

Statt des mantels wird einmal bei Adlzreiter II, 1, 1 p. 19 [2] Marias *schild* genannt, da wo Parzival von Sporneck den, Friedrich den schönen nach der schlacht bei Ampfing fortführenden Ludwig mahnt, welchen dank er der himmlischen frau schulde, 'dieweilen sie ihn im gewühle der schlacht *mit ihrem schilde gedecket*' [3]. so war auch wohl Magdalenas mantel ein solcher schild, wenigstens lässt sich dann der zug leichter erklären, dass sie die sonnenstrahlen mit ihm auf die Dänen zurückbog, was von einem hellen, spiegelblanken schild eher anzunehmen ist, als von einem mantel. wenn es ferner in dieser sage heisst, dass Ludwig, nachdem er zum dank gegen Maria ein kirchlein gebaut, diesem *das ross mit sattel und zeug geschenkt*, so ist auch das nicht unbedeutsam; wie dem Wuotan, so wurden im mittelalter auch den hh. Martin und Georg rosse geschenkt; da hier Maria als schildjungfrau mit dem rosse beschenkt wird, so kann wohl nur die vorsteherin der valkyrjen unter ihr verborgen sein und scheint die sage sich später nur an Ludwig angelehnt zu haben; der umstand dass er zum dank für den sieg das Marienkirchlein baute, gab den beiden ursprünglich heidnischen zügen vom schild und ross dabei den anknüpfungs- und haltpunkt.

In diesen sagen ist es also hauptsächlich Maria, an der alte valkyrienzüge haften, neben ihr fanden wir nur die h. Gerdrut, mit ihr engel. wir haben ein anderes moment der valkyriensage zu betrachten. den schlachtjungfrauen wohnte die göttliche gabe bei durch luft und wasser zu ziehen und zwar nicht nur auf ihren goldrossen, sondern auch in *fluggewändern*. ein solches besitzt vor allen Freyja in der edda; als Thôrr seinen hammer vermisst, geht er zu ihr und bittet sie, sie möge ihm ihr federgewand leihen, Freyja willigt gern ein, und Loki zieht es an und fliegt mit dem tönenden kleid gen Jötunheim (Hymisq. 1 5.) Snorris edda nennt es (81) eine *falkenhaut*. sie ist der göttin eigenthümlich und kommt bei den andern Valkyrien nicht vor; wenn diese fliegen, so geschieht es in einem schwanhemd. wo aber Maria im volk an die stelle der alten göttin trat, konnte das hemd dieses raubvogels unmöglich mit herübergenommen werden. es passte nicht zu ihr, der milden, reinen. da es aber einmal so fest mit der alten göttin zusammenhing, dass man sie nicht ohne dasselbe denken konnte, so half man sich auf andere weise, man nahm statt des falken den verwandten aber edlern *aar* und brachte ihn mit Marien in verbindung. in der gegend, wo jetzt *Arensbök* liegt, war vor zeiten eine starke waldung, in der ein buchbaum vor den andern baumen hervorragte. 'auf demselben hat *vor langen zeiten* ein *adler*, auf plattdeutsch *arn* genannt, alljährlich genistelt und seine jungen ausgebracht. da liess sich aber über demselben *die heilige jungfrau Maria* als ein wunderbild in einem hellen glanze sehen, welcher bis zum himmel zu gehen schien. von dieser buche und dem darauf nistenden adler heisst der ort nun Arensbök' [1]. der ort war ohne zweifel ein von frühen zeiten her der verehrung Mariens geweihter und die legende ist nur sinnige volksthümliche umdeutung des ältern mythus. diese annahme gewinnt grund dadurch, dass wir in einer andern, der vita sancti Vamberti, einen *engel* in gestalt eines adlers erscheinen sehn, der dadurch in dasselbe verhältnis zu Marias adler tritt, in welchem in jener andern legende die engel überhaupt stehn, die Valkyrien zu Freyja. da die Valkyrien oft auch in hexen übergehn, so haben wir sie auch in den *adlern* und *schwanen* zu sehen, deren Müllenhoff p. 217 gedenkt.

---

[1] J. Seiler sagen und märchen aus der heimat und fremde p. 65.

[2] vgl. Schöppner bair. sagenbuch I, 82.

[3] die [illegible] 131 aus SS. 47 erwähnte sage erzählt Johannes Vasaeus in seinem chronicon Hispaniae von einem ritter Fernandus Antolinus, nur steht an Marias stelle ein engel und ist das turnier eine schlacht

Litt es das christliche gefühl auch nicht, Marien in dem adlerkleid darzustellen, dann gab es doch andere vögel, deren art ihr mehr angemessen war, in deren kleid man sie sich eher denken konnte. der heil. geist erschien bei Jesu taufe in gestalt einer *taube*, die dadurch in dem christlichen alterthum eine grosse rolle spielt, vor allem als *columba eucharistica*. bekanntlich umgaben den altchristlichen alter vier (bis sechs) seulen, zwischen denen die tetravela hingen. sie trugen das ciborium, d. h. eine decke, auf der das crucifix umgeben von blumen und kerzen stand. gerade unter dem crucifix hing an drei kettchen im innern des altars die columba, die meist von edlen metallen und mit edelsteinen bedeckt war und die heilige eucharistie umschloss [1]. man könnte in dieser h. taube den h. geist sehn, wie das viele auch annahmen, aber mit grösserer sicherheit müssen wir annehmen, dass sie als Maria gedacht wurde, da sie gleich ihr den heiland im schoosse trug. das aber begünstigte die im volk umflatternden mythenfäden, sie hefteten sich an diese mystische taube und so entstanden scheint mir u. a. die folgenden legenden. einem armen schäfer erschien nahe bei Herford in Westphalen Maria und gebot ihm, der äbtissin zu sagen, sie solle auf dem hügel eine kirche bauen nebst einer wohnung für fromme jungfrauen. der schäfer that es, fand jedoch keinen glauben für seine erzählung; erst müsse er ein wahrzeichen bringen. da erschien ihm Maria abermals und wies ihn an, was er zu thun habe. alsbald liess er der äbtissin sagen, er sei zu dem wahrzeichen bereit, man möge ihn nur auf den hügel führen. hier steckte er in gegenwart einer zahllosen menschenmenge ein kreuz in die erde und siehe, *die himmlische jungfrau kam in gestalt einer taube herab* und setzte sich auf dasselbe [2]. so ward die kirche und das stift bei Herford auf dem berge gebaut.

---

[1] Hansen nachricht von denen plönischen landen p. 34 ap. Müllenhoff p. 110.

In Itzehoe befand sich vorzeiten ein berühmtes Marienbild. wenn graf Geert der grosse in den krieg zog, pflegte er es am halse zu tragen und vor einer schlacht die h. jungfrau Maria vor demselben anzurufen. als er gegen den könig Christoffer die schlacht am Hesterberge bei Schleswig lieferte, kniete er nieder und sang dreimal den vers: nos hac die tibi congregatos serva, virgo, in lucem mundi. darauf ward im getümmel der schlacht dem bilde eine hand abgehauen und alle auch noch so geschickten schnitzer vermochten diese nicht wieder anzusetzen. in derselben stadt Itzehoe wurde auch '*der flügel der taube* gezeigt, *die damals sich in den wolken zeigte*, als die stadt von der schwarzen Geert belagert ward und die jungfrau Maria sie beschützte. ein soldat hatte den flügel herunter geschossen' [3]. der mythische ansatz ist leicht zu erkennen und sichtbar zu beiden berichten erst später hinzugekommen. dort in Westphalen ist die geschichte von der erscheinung Mariae, hier die von der durch ihre anrufung erlangten victorie alt, die erscheinung der taube an beiden stellen zuthat aus dem volke.

---

[1] abbildungen s. bei Kreuser geschichte und symbolik der christlichen kirchenbaukunst, und einer in Erfurt vordem aufbewahrten bei Falkenstein thüring. nordgauische alterth. stücke XI p. 161 flg. daher ist schon bei Tertullian der altar genannt 'domus nostrae columbae.'

[2] in cuius signum ipsa eodem in loco supra crucem, quam idem mendicus de baculo suo ibidem fecerat, in columbae specie sese locavit ac futuris etiam temporibus ibidem se apparere dicit. H. Witte histor. Westphaliae p. 242. daraus ohne angabe der quelle Redeker westphal. sagen in den westphal. provinzialblättern I, 4, 54.

[3] Presbyter bremensis ap. Westphal III, 59. H. Ranzow ibid. I, 12. daraus Müllenhoff p. 121.

Als im dreissigjährigen krieg Ummerstadt geplündert wurde, hielt man es für eine gute vorbedeutung, dass, als der feind einen sturm auf die festung unternehmen wollte, sich *vier weisse tauben* um dieselbe herumfliegend zeigten. einen wilden kroatenhaufen, der die hinter der mauer des gottesackers sich bergenden einwohner schwer bedrängte, scheuchte ein *engel* im lichtgewand zurück (Bechstein fränk. sag. 223.). als Höxter im dreissigjährigen krieg beschossen werden sollte und der fähndrich die lunte an die erste kanone legte, flog eine *taube* daher und pickte ihm auf die hand, so dass er das zündloch verfehlte. da sprach er: 'es ist Gottes willen, dass ich nicht schiessen soll' und liess ab (DS. 1, 188.). so wechseln taube, engel, Maria in der erscheinung, bei Bechstein l. c. kommt selbst noch ein weissgekleideter mann hinzu.

Kühner noch und bedeutsamer ist eine andere legende. eine fromme frau aus Dieburg in Hessen hatte das dortige berühmte Marienbild mit sich genommen, als die Schweden sie als geissel mit in den norden schleppten. nach ihrem tode kam es auf wunderbare weise zurück, die aber im volk zu folgender auslegung führte: *das bild verwandelte sich in eine weisse taube und flog heim* nach Dieburg, wo man es am folgenden morgen fand. sogar die zur heiligen zeit der zwölften umfahrende göttin wurde, und das befestigt die annahme, zur taube, wie die schöne sage bei Sommer p. 12 lehrt. in den zwölften hört man bei nacht oft ein wunderbares rauschen in der luft. *darum freuen sich die landleute, denn sie wissen, dass ein fruchtbares jahr folgt* und dass noch ausserdem manchem von ihnen *ein unverhofftes glück* begegnen wird. denn nämlich *fliegt eine frau,* die *nur in den zwölften* erscheint, *in gestalt einer taube durch die luft.* diese taube ist nicht grösser, als gewöhnliche tauben, doch wenn sie die kleinen flügel schlägt, *saust die luft weit hinter ihr her, dass man es wohl eine viertelmeile weit hört.* an ihren füssen schleppt die taube ein kleines niedliches stühlchen, aus feinem rohrschilf geflochten und wenn sie müde wird, stellt sie das stühlchen auf den boden, setzt sich darauf und ruht aus; *die erde oder was zur erde gehört, berührt sie nie. wo sie sich nun so niedergelassen hat, da grünt und blüht es im folgenden sommer am schönsten; überall aber, wo sie vorüberzieht, werden die felder fruchtbar und die menschen mit vielfachem glück gesegnet.* am morgen des *dreikönigstages wird die taube wieder zur frau*, doch verschwindet diese alsbald und wird das ganze jahr nicht mehr gesehn.

Wir sehn in dieser merkwürdigen sage einen alten mythus in reinster fast ungetrübter gestalt. wie dem umzug der Nerthus frieden und fruchtbarkeit überall folgt, so hier dem flug der göttlichen taube. tönend rauscht Freyjas federgewand, als Loki mit ihm gen Jötunheim fliegt, ebenso saust die luft weit hinter der taube, wenn sie daherzieht [1]). segen träufelt auf die felder und bezeichnet den weg des Donar, wenn er als Rodensteiner durch die lüfte braust, den der Hera und Harke, wenn sie ihren umzug halten, so werden auch die felder und menschen gesegnet, über denen die flügel der taube rauschen. zu dem stüblichen bemerkt schon Sommer 169, dass es dem der schwester der sieben raben gleiche (KM. I, 160. 161.).

Demnach wäre die ableitung der taube von jener columba eucharistica, der mystischen Maria, nicht einmal nöthig und scheint es selbst nicht sehr gewagt, anzunehmen, dass Holda und Frouwa ein taubengewand trugen. folgendes kommt bestätigend dazu, weil dasselbe gewand wie oben den valkyrjen, so auch andern mit ihnen verwandten göttlichen jungfrauen zugelegt wird. in dem mhd. gedicht Friedrich von Schwaben wird erzählt, wie dieser unter dem angenommenen namen Wielant (vgl. HS. 401) auf einem berg zu einer quelle kommt und *drei tauben* zu derselben fliegen sieht. *sobald dieselben die erde berühren*, werden sie zu drei jungfrauen [2]). das ist ein alter mythischer zug, der an dieser stelle und in dieser verbindung unmöglich an eine übertragung von Maria denken lässt, was allenfalls für die sage bei Sommer noch anzunehmen wäre. es bleibt denn kaum etwas anderes übrig, als das taubengewand hoch in die heidnische vorzeit hinaufzurücken und es der Frouwa zuzulegen. ich glaube dies auch um so eher zu dürfen, da die taube auch in der mehrzahl *beim kampfe* vorkommt.

Beide annahmen, die herleitung der taube in den sagen und legenden von der mystischen columba eucharistica, und die andere von der alten taubengestalt der Frouwa sind nicht im widerspruch, sie lassen sich leicht vereinigen. Die letztere war altheimisch in Deutschland, jene columba kam mit dem christenthum herein und sie war um so willkommener, als sie ein neues moment mehr hergab für die identität der

---

1) E. Sommer dachte dabei an den in adlergestalt die winde erregenden riesen Hraesvelgr, der jedoch hier schwerlich in anschlag kommen kann.

2) J. D. Graeters Braga und Hermode III, 204.

Frouwa und der h. Maria, welche letztere in jener gleichsam vorbildlich enthalten war.

Staufenbergers geliebte war seit seiner jugend schützend um ihn, in gefahr und krieg, sie ist dadurch dem schutzengel ähnlich. *den gefallenen helden tragen die schildjungfrauen* zu *allvaters Walhalla* und auch darin stehen sie den engeln des christenthums gleich. als der heilige cölnische bischof Severinus in einer nacht seiner frommen gewohnheit gemäss betend die heiligen orte der stadt besuchte, hörte er plötzlich gesang in den lüften und sah, wie die seele des h. Martinus von engeln in den himmel getragen wurde. noch bezeichnet ein denkmal die stelle. der h. Godric war beichtvater des englischen h. abtes Robert. 'cumque Godricus in cella sua consisteret, vidit duos muros candidos ad coelum usque directos, in quorum uno *tres spiritus angelici* apparebant, *qui spiritum praefati abbatis in globo igneo ad superna deferebant*, unus a dextris, alter a sinistris procedebant, tertius supra omnium verticem nimia cum exultatione praeibat'[1]. s. Columba sagt zu Diermitius: 'hac praeterita nocte vidi subito apertum coelum *angelorumque choros s. Brendani animae descendere obvios*, quorum luminosa claritate totus eadem hora illustratus est mundus'[2]. 'aspiciens angelicus coetus fulminea luce praeclaros ad corpus s. hominis (s. Constantini ep. et m.) euntes ac redeuntes prospexit, cuius animam obsequia peragentes coelestibus mysteriis gaudentes et exultantes ad coelos reducere *satagebant*'[3]. dieser zeugnisse liessen sich hunderte beibringen, sie finden sich überall, wo es heilige seelen gab und ich werde im dritten band noch oft gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen. ihre verbreitung und dass sie bereits im heidenthum vorkommen beweist, dass sie in das höchste alterthum reichen, und ich zweifle nicht daran, dass sich ähnliches auch in den religionen Asiens findet.

Es heisst von dem h. Godric, er habe *drei engel* gesehen, welche des h. abtes seele begleiteten. dasselbe weiss noch heute unser kinderlied:

Nigel, nagel, fingerhut,
wenn du stirbst, so geht dir's gut,
ganget drei engele mit der leich,
traget dich in's himmelreich.

ein anderes beginnt dagegen:

es geht *ein engele* zu der leich

(Meier kinderreime 37.) das letztere gibt die rein christliche anschauung von dem h. schutzengel, der des frommen seele vor Gottes thron geleitet, die ja auch schon heidnisch war. die dreizahl der engel war nach diesen zeugnissen weit bekannt, ob auch dem heidenthum, wage ich nicht zu entscheiden.

---

[1] acta sanctor. jan. tom II p. 49.

[2] ibid. p. 186.

[3] ibid. januar. t. II p. 930.

Nicht Odinn allein empfing die seelen, auch Freyja hatte ihren antheil an dem val, sie theilte sich mit ihm in die erschlagenen und hiess darum 'eigandi valfall's (quae sortitur caesos in pugna) 'valfreyja', sie war überhaupt der valkyrien (M. 282.). dass aber je ein streit zwischen beiden gottheiten ausbrach um eines *heiden* seele, wie Grimm zu vermuthen scheint (392), möchte ich bezweifeln. eher wäre dieser kampf bei elben anzunehmen und das sind die drei schaaren bei Morolt (M. 797.), die ich in dem abschnitt über die seelen bespreche.

Baader erzählt 141: *wenn es krieg gibt*, fliegt um das schloss Alteberstein *ein grosser vogel*, der auf der brust scheckig, sonst aber *schneeweiss* ist. sonst erscheint dort auch die weisse frau. dieser vogel kann nur ein schwan gewesen sein, denn die Valkyrjen haben *schwanhemden*, d. i. die gabe sich in schwäne zu verwandeln, sie sind *schwanjungfrauen*.

Wie Wuotan auf seinem rosse und in seinem mantel die helden aus fernen ländern heim trägt, so thut Maria in der legende dasselbe als schwan. Reichensperger erzählt von der Schwanenkirche bei Carden an der Mosel, ein ritter habe sie gebaut, dem, als er in gefangenschaft unter die heiden gerathen war, träumte, er werde von einem schwan über meer und land in die heimath getragen. als er am folgenden morgen erwachte, fand er sich da wieder wo die Schwanenkirche steht und schrieb das wunder der h. jungfrau Maria zu [1]).

Die verwandlung in die schwangestalt geschieht in der regel durch ein übergezogenes *schwanhemd*, einen *schwanring* oder eine *schwankette*.

In der sage von Friedrich von Schwaben finden wir statt der drei schwäne drei tauben welche die berührung der erde in jungfrauen wandelt; sie werfen *ihr gewand* weg und springen in's wasser zum bad. darum hat wohl der wunderbare

---

1) jahrbücher von alterthumsfreunden im Rheinland u. XIX, 115. Wolf zeitschrift I, 305, von Hocker. eine version der sage in Schmitz mscr. der Eifelsagen berichtet, der ritter sei wunderbar und plötzlich zurückgebracht worden, ohne zu sagen wie. er habe ein gelübde gethan, in der nähe seines schlosses eine kirche zu erbauen. als er es vergass, erschien ein schwan in den lüften, der rief: 'Schwanenkirch! Schwanenkirch!' da erinnerte er sich des gelübdes und baute die kirche.

vogel in der sage bei Sommer das stühlchen bei sich, auf dem er ausruht und berührt nicht die erde noch was zu ihr gehört; die berührung scheint auf das göttliche element schwächend zu wirken [1]. zu der erde gehört auch die menschliche speise. so erklärt sich die badische sage: 'ein man sah im mondschein einen *weissen schwan* die Enz herabschwimmen und warf ihm *drei brocken brod* zu. da verwandelte sich der schwan in die *Enzjungfrau*, die in einem schifflein aus lauterm golde sass' (Baader 252.). sie legte also ihr schwanhemd ab und zeigte sich in ihrer wahren gestalt. ein solches schwanhemd dürfen wir auch für die jungfrau im hessischen märchen annehmen, die als schwan blank und silberweiss auf dem see schwamm. ein jäger versuchte zweimal sie zu schiessen, aber jedesmal rief eine stimme: 'schiess nicht, sonst kostet es dich dein leben!' als er zum drittenmal dennoch schiessen wollte, schwamm statt des schwans eine wunderschöne jungfrau auf dem wasser, die sprach: du wirst mich erlösen und glücklich sein, wenn du ein jahr lang alle sonntage ein vaterunser für mich betest und *und nie von meiner schönheit sprichst*'. der jäger verspricht es ihr, zieht aber bald zu einem grossen preisschiessen und gewinnt, gleich dem Staufenberger, des königs tochter, die schönste jungfrau im lande. gedrängt sie zu heirathen, sagt er, er habe eine braut, die sei noch tausendmal schöner. aber zugleich stand auch die schwanjungfer vor ihm und sprach: hättest du meine schönheit nicht gesagt, so hättest du mich erlöst. jetzt musst du mich suchen im gläsernen berg', also in ihrer göttlichen wohnung [2].

In süddeutschen märchen herrscht besonders verwandtschaft mit Völundarquida vor. ein jäger, dem seine frau gestorben ist, klagt einem einsiedel sein leid und der gibt ihm den rath, an dem nahen weiher zu warten; bald würden *drei schwäne* kommen und in das wasser fliegen, *ihre kleider* aber am ufer zurücklassen; dann solle er einem das kleid nehmen und damit zurückkehren, er dürfe aber das gewand nie wiederfinden. der jäger that also und bald folgte ihm eine schöne jungfrau in des einsiedels haus und von da zu seinem hause, wo er sie heirathete. sie lebten fünfzehn jahre zusammen und er zeugte mehre kinder mit ihr. eines tages, als er in den wald ging, liess er unvorsichtigerweise die kammer offen, wo ihr schwanhemd lag, sie kam hin, fand es, und flog davon [3]. so weit stimmt dies märchen genau zu

---

[1] den Antaeus kräftigt die berührung der mütterlichen erde.

[2] Wolf deutsche hausmärchen 237.

[3] Meier märchen 39.

Volundarquida, der verfolg weicht ab. ein verwandtes bei Zingerle 233 hat noch folgende wichtige züge. ein förstersohn traf im walde auf ein wunderschönes reh, das an einem see verschwand. in dem wasser sah er drei badende jungfrauen, hinter einer hecke deren kleider, womit er davon lief. da kamen ihm die jungfrauen flehend nach und baten um die kleider; der ersten und zweiten gab er sie und sie waren wie vom wind weg getragen und verschwunden. da behielt er der dritten und *jüngsten* kleid, denn sie war die *schönste*, und nahm sie mit sich nach hause, wo er sie heirathete. sie bat ihn oft, er möge ihr doch das gewand wiedergeben, aber er hielt es stets verschlossen. eines morgens nur liess er den schlüssel zu dem schrank worin es war zu hause, die frau nahm es und entfloh.

Der nachdruck welcher hier auf der jüngsten und schönsten liegt, konnte uns an Skuld denken lassen. die schwanhemden oder kleider, wie sie einfach genannt werden, kehren als kleine *weissseidene hemdchen* KM I, 287 wieder, welche die stiefmutter den kindern überwirft. 'kaum haben sie deren leib berührt, so fliegen die kinder als schwäne davon.' die seide mahnt uns an das seidene gespinnst der Nornen, die hemdchen sind weiss, wie deren aufgehängte tücher. um sie los zu werden und ihre menschliche gestalt wieder zu erhalten, blasen die schwäne einander an und sich die federn ab, dann sinkt die schwanenhaut wie ein hemd (289.). in dem märchen von den sieben raben *spinnt*, *webt* und *näht* deren schwester sieben hemden; als das letzte fertig ist, sind sie erlöst. weil es zauberkräftiges linnen ist, muss die arbeit *schweigend* geschehn (das. III, 83.).

Einen ganz ähnlichen zug berichtet Heinr. Fischer aus Schlesien. ein vater verwünscht seine tochter: 'so wollte ich doch, dass du zur taube würdest und zum fenster hinausflögest'; da entfloh das mädchen als taube und der bruder zog aus, sie zu suchen. er liess sich ein neues *flächsenes hemde* nähen und den namen der schwester hineinsticken und das nahm er mit sich auf die reise. er kommt zum wind, zu einem raben, zur sonne, überall fragt er nach seiner schwester, aber der wind kann sie nicht ausjagen, der rabe sie nicht ausfliegen. die sonne endlich scheint sie aus und sagt dem bruder, die taube sei in einem schloss auf einer insel, die inmitten eines grossen wassers liege. er solle eine schwarze henne kaufen, kochen und verzehren, das gebein aber aufheben, auch syrup kaufen und an das wasser gehn, da führe eine *gläserne brücke* steil zu dem schloss hinauf. das ist der bekannte glasberg. nachdem er seine schwester endlich erreicht und zwar in der *finstern welt*, sah er sie in gesellschaft von dreizehn andern mädchen *schlafend* daliegen, legte ihr das hemd aufs kissen und ging hinaus. nun erwachten die mädchen und waren erlöst, die schwester aber sah das hemd und fand ihren bruder [1]. der schluss ist nicht rein oder nicht vollständig, ebensowenig wie in dem vorhererwähnten märchen von den sieben raben, denn die blosse verfertigung des hemdes, das blosse finden desselben kann nicht genügen.

Ausserdem stehen diese beiden märchen mit allen übrigen im widerspruch. durch eine verwünschung haben die raben und die taube ihr federhemd erhalten. während aber KM I, 287 das hemd die schwangestalt verleiht, scheint es, dass es sie hier nimmt, dass es die menschengestalt wiederschenkt, denn dem verfertigen und finden muss nothwendig das anziehen folgen. fände sich dieser zug nur in einem märchen, so konnte man ein misverständnis annehmen, da er aber in mehren, noch dazu nicht sehr verwandten vorkommt, so dürfte er beachtung verdienen. demnach würde der bann der verwünschung in die vogelgestalt gehoben durch ein unter beobachtung gewisser formen gesponnenes hemd.

Bedeutsam ist der zug des märchens, dass die schwester bei dreizehn andern schlafenden jungfrauen schlummert. da sie ein fluggewand und zwar das einer taube trägt, so werden auch ihre gefährtinnen ein solches tragen. in ihm aber erscheinen deutsche valkyrjen und die zahl dreizehn ist um so mehr hervorzuheben, als in beiden edden deren dreizehn mit namen genannt werden.

Der schluss des obigen märchens meiner sammlung scheint unschwer zu erklären. der jäger zieht aus, den gläsernen berg zu suchen und kommt in einem wald zu des berges müller. der lässt ihn auf einen bock sitzen und so hinauf reiten. vor dem glasberg setzt das thier ihn ab, da steht er vor einer *quelle*. als er aber durstig von dem ritt daraus trinken will, ruft eine stimme: 'trinke nicht, sonst kostet es dich dein leben': er that es aber und schlief ein. da erschien die schwanfrau und wollte ihn anfangs tödten, jedoch in der hoffnung von ihm *erlöst zu werden* hielt sie ein und verschwand, nachdem sie auf die scheide seines schwerts geschrieben: 'hättest du nicht von dem wasser getrunken, so hättest du mich erlösen können, jetzt musst du mich suchen in der *finstern welt*.' mit ihr war der glasberg verschwunden. dieser ist eine göttliche burg, denn glas = gold von seinem glanz, er wird also die heimath der jungfrau sein. die erlösung scheint hier mit unrecht genannt, wenn nicht, dann deutet sie schon auf verwandtschaft dieser jungfrauen mit elben; elbiz = schwan. sie ist jetzt verbannt aus dieser heimath, entrückt zu der finstern wohnung der schwarzelben, und aufs neue muss er seine wanderung beginnen, sie dort zu holen und heimzuführen. der brunnen hat die entgegengesetzte wirkung von dem des lebens, jener quillt vor dem berg, auf demselben springt dieser in goldener fluth. der jäger gelangt zu dem müller der finstern welt und der lässt ihn in ein fass voll mehl kriechen, welches der vogel Greif abholt und in die finstre welt trägt, wo sich der jäger herausarbeitet und die schwanfrau findet. drei nächte hindurch hat er schwere proben zu bestehn: er muss sie gegen die schwarzelben vertheidigen als die seine. sie heisst ihn in ihrer schlafkammer sich unterm bett verstecken, sie müsse fort zur musik, komme aber um *elf* uhr zurück. der elbentänze kann sie auch in der verbannung nicht entbehren, wenn sie beginnen, löst sich der bann. als sie heimkehrt, legt er sich quer über sie, er behauptet sie als sein eigenthum. da kommen die geister herein und schlagen und peinigen ihn, aber er schweigt und regt sich nicht. als sie wieder verschwunden sind, heilt die jungfrau seine wunden mit einer salbe. die zweite und dritte nacht treiben sie es noch ärger, aber er hält aus, ein schlag erfolgt, er steht mit der geliebten im freien und führt sie an des königs hof, wo sie als die schönste ihres geschlechts anerkannt wird. die geister der zweiten und dritten nacht aber lassen sich zwar auch anders deuten. in verwandten märchen ist die jungfrau schwarz, dann halbschwarz, dann noch ein wenig schwarz, oder ganz verschleiert, halb und nur bis an's kinn. das kann eher heissen, er muss sie den drei elbenreichen abringen, zuerst den schwarzelben, dann den dunkelelben, endlich den irdischen lichtelben, in deren gewalt sie successive kommt, dann ist sie erlöst.

---

[1] Wolf ztschr. I, 310.

Bei Meier muss er während drei tagen drei thiere bekämpfen und da bietet sich eine andere scene. sie erscheinen am ersten tag als schlangen, am zweiten als kröten, am dritten wieder als schlangen und quälen ihn. das sind die üblichen verwandlungen der weissen frau, darum stehen auch, als die proben bestanden sind, statt der schlangen drei jungfrauen da, die verwünschten schwäne, die er erlöst hatte.

Wieder anders hat sich das märchen in Tirol gestaltet. Da findet er die schwanfrau auf dem gläsernen berg und die drei proben sind die mehr bekannten, alle bäume des bergs mit einer hölzernen axt umzuhauen (sie sind von *glas*), sie mit einer gläsernen axt klein zu hauen und es in einem zimmer voll rauch eine nacht auszuhalten. er besteht sie mit der geliebten hülfe und die jungfrau wird des jägers gattin. die proben sehen weniger echt aus, als die der beiden vorhergehenden fassungen, sie haben weniger sinn.

Das schlesische märchen hat gleich dem hessischen den zug auf den glasberg und in die finstere welt und zwar in fast völliger übereinstimmung. Neben den drei jungfrauen der sagen von Wielant und Friedrich von Schwaben u. s. w. kommen bei Pröhle *zwei* jungfern vor, die gegen sonnenuntergang baden. einem am ufer stehenden soldaten rufen sie zu: 'der ist unser erlöser', nennen ihm zwei aufgaben, die er zu erfüllen habe, und *verschwinden*. er soll nämlich ein bund schlüssel aus dem wasser holen, welche die eine hineinwirft und dazu helfen ihm enten, die er geschont hat, und zerstreuten samen zusammenlesen, was ameisen für ihn thun. als er die schlüssel in der hand hat, sieht er ein schloss am ufer und als er's öffnet, treten ihm die zwei jungfrauen entgegen (märchen 30.). jenes verschwinden wird und kann wohl nur in schwangestalt erfolgen; die schlüssel erinnern an die der weissen frauen. das märchen ist zu wenig klar und rein, als dass sich ihm ein bestimmter zusammenhang und sinn abgewinnen liesse. in dem zunächst folgenden der sammlung finden wir einen prinzen, der alles verspielt hat. betrübt begegnet er einem alten weib, die ihm ein paar *gläserne pantoffel* schenkt. damit geht er gerade aus, wirft sie am ende des weges *hinter sich* und sieht nun drei wege. er schlägt den linken ein und kommt an einen *teich*, darin baden *drei* jungfrauen, *zwei schwarze und eine weisse*. *der letzten nimmt er die kleider*, als sie, dem bad entsteigend, dieselben nicht findet, fängt sie an zu fluchen und zu drohen, aber er kümmert sich nicht darum, bis sie sagt, sie wolle ihm helfen. er thut es, sie verändert ihn und er soll bei ihrem vater, einem zauberer, um sie anhalten. der prinz dient ein jahr und darf dann wählen, aber der alte führt ihm die drei mädchen in ganz gleicher gestalt vor. auf der weissen rath hat er deren *hündchen* zur wahl mitgebracht, das springt an ihr empor und die hochzeit findet statt. vielfach gequält entfliegen die beiden als zwei *tauben*; die eine schwester verfolgt sie als *adler* und die bekannten verwandlungen erfolgen: baum und apfel, kapelle und priester, teich und ente. bei der letzten verwandelt sich der alte in einen ochsen, der überm aussaufen des teiches platzt (das. 32). zwei der jungfrauen sind schwarz, also unerlösbar, darum nimmt der prinz der dritten kleider. die gläsernen pantoffel weiss ich nicht zu erklären. der zweite theil des märchens kommt zwar auch selbständig vor fügt sich aber hier leicht an. die weisse besitzt ein hündchen, wie in einer legende Maria, in der sage die weisse frau, im mythus die Norn; sie wandelt den geliebten und sich in tauben und solche fanden wir ja schon als valkyrjen; ebenso sind die dreifachen formen der verwandlung den Nornen und ihren genossinnen nahestehende dinge. es ist jedoch zweifelhaft, ob der zusammenhang beider theile alt ist.

Ein drittes märchen derselben sammlung berichtet von einem grafen, der zwei söhne hatte. nach dem tod seiner ersten frau heirathete er eine fee. die verwünscht die kinder zu schwänen und als ihr man ihr darüber vorwürfe macht, auch ihn, dass er halb marmor wird. mehre jahre sass er so, die schwäne neben sich, da kam eine andre fee, die löste seinen bann und gab ihm ein glas wasser, welches er seiner frau, ohne dass sie ihn sehe, über den kopf giessen solle, wenn sie mit seinem diener, ihrem buhlen, zusammen sei. er that es und wünschte, dass sie ein vogel sei. sie entflog, die andere fee gab den schwänen ihre menschengestalt zurück und der graf heirathete sie (das. 120.). keinesfalls bewirkte der wunsch die verwandlung, sondern das wasser, das element, auf dem der schwan lebt, denn die erste fee hatte als solche das vermögen, dessen gestalt anzunehmen. hatte sie dies durch den verlust der jungfräulichkeit etwa verloren? war das wasser aus dem reinigenden brunnen der jugend und schönheit, der wohl auch die jungfräulichkeit wiederherstellte, wie das bad in der quelle Canatho der Juno die verlorne virginität wiederverlieh. (Lysim. Alex. XIII.) [1]

Auch die französische sage kennt diese schwanhemden. es bildet das folgende den eingang der unter dem titel 'le chevalier qui faisoit parler son cul' berüchtigten erzählung des unzüchtigen dichters Garin oder Guerin. ein ritter und sein knappe reiten durch einen wald, da findet der letztere, Huet, drei kostbare kleider und nimmt sie zu sich. sie gehören drei schönen feen, welche in dem bach baden und den knappen vergebens flehen, ihnen die gewänder zurückzugeben. darüber kommt der ritter, sie richten dieselbe bitte an ihn und er bringt ihnen die kleider zurück, wofür sie ihm drei wunderbare gaben verleihen, die sich nicht gut anführen lassen [2].

Im walachischen märchen zeigt der vater seinem sohn einen teich und spricht: 'dort erwarte die zwölfte stunde. es werden dann *drei* waldjungfrauen kommen um sich zu baden.

---

[1] Ich beschränke mich auf andeutungen, da eine ausführlichere behandlung der märchen im allgemeinen vorbehalten bleibt.

[2] Barbazan Méon III, 409. von der Hagen Gesammtabent. III, p. VI.

sie werden alle drei *kronen* auf dem haupte tragen, die sie wenn sie in's wasser steigen ablegen. wenn sie im wasser sind, so schleiche dich hin und stiehl der ersten die krone, dann laufe heim ohne dich umzusehen'. als er die krone in der hand weglief, eilte ihm die jungfrau nach, indem sie rief: 'o sieh dich um nach mir, sieh meinen leib, weiss wie schnee, meine wangen roth wie blut und meine haare schwarz wie rabenfedern'. so hatte er sich gerade eine frau gewünscht, trotz der warnung seines vaters sah er sich um, sie holte ihn ein, gab ihm einen derben schlag und nahm ihm die krone. so ging es ihm auch mit der zweiten, der dritten krone brachte er glücklich nach hause und gewann so seine frau. diese gebar ihm zwei knaben. einmal zu einer hochzeit eingeladen, entlockte die frau ihm die krone, um sich damit zu schmücken, und 'flog pfeilschnell davon', also wohl als vogel, indem sie ihm noch zurief, er könne sie und ihre kinder jenseits des feurigen baches finden. er gelangte mittelst eines wunschmantels dahin und brachte sie auf dieselbe weise wieder heim [1]. die krone erinnert an den beflügelten hut des Hermes.

In Russland sind die schwanfrauen nicht weniger bekannt. prinz Milan kommt an einen see, darauf schwimmen dreissig bunte *enten*, und unfern dem ufer liegen dreissig weisse *hemdchen* im gras. vorsichtig steigt der prinz vom pferd, nimmt eins der hemdchen und verbirgt sich damit hinter das gesträuch. als die enten satt gebadet, steigen sie heraus und neunundzwanzig gingen zu den hemdchen, *beugen sich zur erde* und werden wunderschöne mädchen, dann kleiden sie sich an und verschwinden. zuletzt verwandelt sich auch die dreissigste, der Milan das gewand gibt, sie wird auch zur jungfrau und nennt sich Welana [2]. in einem slavonischen märchen wachen drei brüder nacheinander unter einem baum, dass keine frucht gestohlen werde. der jüngste nur blieb wach; gegen mitternacht schüttelte der wind die bäume und im demselben augenblick sah der jüngling, wie ein weisser *schwanenartiger vogel* sich sanft auf seine brust niederliess. schnell ergriff er dessen fittige und er besass die schönste jungfrau [3]. in dem unserer Freyr und Gerdrsage verwandten russischen märchen von den sieben Simeonen *schlägt Helena sich an die brust*, verwandelt sich in einen schwan und fliegt empor [4]. in jenem sich zur erde beugen liegt die deutsche berührung der erde. der schwan auf des jünglings brust soll uns später elbische wesen erklären helfen.

---

[1] Schott wal. märch. 201.
[2] Kletke märchensaal II, 72.
[3] das. II, 62.
[4] Dietrich russ. märch. 38.

Ein andersmal finden wir kein vollständiges schwanenkleid, sondern nur einen theil desselben, so in der deutschen sage einen schwanflügel (M. 399.). Gregor von Tours erzählt: 'in proximo autem (sc. basilicae s. Benigni apud castrum Divionense) est et alia basilica, in qua Paschasia quaedam religiosa veneratur. nam visum est eo tempore structoribus, quandam *unam* egressam fuisse ab ipsa basilica, nigra veste, *cigneo capite*, vultuque decoro, quae sic affata est structores: eia dilectissimi, perficite opus bonum .... haec affata, basilicam de qua egressa fuerat ingrediens nulli ultra comparuit' [1]). diese heilige mit dem schwanenhaupt ist mitten aus dem volk gegriffen und eins der merkwürdigsten beispiele von übertragungen heidnischer wesen auf christliche selige.

Meist aber tritt der fuss der schwanfrauen als sie kennzeichnend hervor und erinnert darin an den der zwerge. sie haben auch in menschlicher gestalt *schwanfüsse*, wie Bertha mit dem grossen fuss. Kuhn legt auch die gelben pantoffel mancher weissen frauen so aus [2]). Sommer 18 kennt eine mit goldpantoffeln und im hortus deliciarum der Herrad von Landsberg haben musicirende jungfrauen vogelfüsse [3]).

Neben der verwandlung durch das schwanhemd steht die durch den *schwanring*. von ihm haben die Schwaneringe zu Plesse, die einen schwanflügel und einen ring im wappen führen, ihren namen (M. 399. DS. n. 540.). wenn man ihn überwirft, erfolgt die verwandlung in die schwangestalt.

In dem märchen von den sieben raben (KM 20) kommt ein solcher ring vor, dessen bedeutung aber vergessen scheint. als die jungfrau auszieht, ihre brüder zu suchen, nimmt sie nichts mit sich als ein *ringlein* als angedenken an ihre ältern, einen laib brod für den hunger, ein kräglein wasser für den durst und ein *stühlchen* für die müdigkeit (I p. 160.). wir fanden das stühlchen bereits in der schönen sage von Sommer, wie es von einem vogel getragen wird, der darauf ausruht, weil er die erde nicht berühren darf. diese berührung würde stattfinden, wenn die jungfrau unterwegs einkehren wollte, um speise zu nehmen, darum nimmt sie speise mit. so kann der ring nur ein in einen vogel verwandelnder sein, um so mehr, da sie den weggeflogenen raben nur auf demselben wege des fluges folgen kann, da sie nur mittelst eines fluggewandes sonne, mond und sterne zu erreichen vermag.

---

[1]) de gloria martyrum I, c. 51.
[2]) nordd. sag. vorr. p. VIII.
[3]) W. Wackernagel in Haupts zeitschr. VI, 153.

Denselben ring finde ich auch in einem weit verbreiteten kinderspiel. dabei wird gesungen,

frau, frau, wat *spinn* i sou flietig?
forr miene mann 'n *golden ring*.
oder franken, frauken, wat spennt gei so flieteg?
ek spenn minne mann eene *goldne knaup*[1]).

ein goldring, der *gesponnen* wird von einer frau, kann wohl nur ein die vogelgestalt verleihender sein; er ist ein gürtel. der knopf hat keinen sinn.

Einen andern kennt Lassbergs liedersaal III, 5. drei schöne frauen kommen im frühling an einem 'stolzen lautern und kühlen *brunnen*' zusammen, da stand eine schöne *linde*, 'din schirmet si der sunnen'. unter ihr finden sie einen *ring*, den sie derjenigen unter sich zuerkennen, welche ihren mann auf die listigste art durch verbotene minne getäuscht habe. der brunnen deutet auf ein bad, aber davon wusste der dichter nicht mehr; er wollte auch keine alte sage singen, sondern verwendete motive derselben zu den drei unzüchtigen schwänken, welche das gedicht enthält. brunnen, ring oder hemd und frau, ja drei frauen hängen aber in der sage innig zusammen; er nahm den beiden frauen die schwanringe, welche sie vor dem bad ablegten, und benutzte den der dritten in anderer art.

Fastrada's ring, der geliebten Carls des grossen, der wunderbaren zauberfrau, war auch nichts anderes, als ein schwanring, und selbst dem schwanritter wird im lied ein goldner ring beigelegt. es ist bedeutsam, dass der zauber, der Carl an Fastrada fesselte, erst dann wich, als der bischof der leiche den ring nahm und in den *see* warf. der zug der sage, dass sie zum leben erwachte, wenn Carl ihr nahte, erinnert daran, dass des Staufenbergers geliebte auf seinen wunsch erschien; trieb doch auch den kaiser der wunsch, das verlangen zu der leiche, die dadurch leben gewann.

Ueberhaupt spielt der ring im mythus und märchen eine nicht unbedeutende rolle. stets ruhen in ihm ungewöhnliche zauberkräfte. diese hat schon der berühmte ring Salomos, auf welchem der schem hammphorasch stand, den Aschmedai ins meer warf, ein fisch verschlang und Salomo in dessen bauch wiederfand. Odinn hat den ring Draupnir, im märchen macht er unüberwindlich, unsichtbar, er bringt schlaf, rosen und goldringe fallen aus der begabten mund.

Von der *schwanenkette* wissen manche und bedeutende sagen. ein bauer in *Hedigraser* grub in seinem garten, der am

---

1) Firmenich I. 373. 397, vgl Woeste 10.

see lag und stiess plötzlich auf einen harten gegenstand, eine eiserne kette. er zog sie heraus, aber sie wollte kein ende nehmen. da taucht auf einmal dicht neben ihm im see ein grosser schwarzer schwan empor. er lässt die kette fahren und sofort sind schwan und kette verschwunden [1]). die kette war einst golden und leicht, sie ist der ring in anderer form, oder auch der gürtel, den der werwolf umbindet. als goldkette finden wir sie in einem gedicht in den altdeutschen wäldern I, 128. ein jäger nimmt einer badenden jungfrau die goldkette von der hand und bekommt sie dadurch in seine gewalt. er heirathet sie und sie gebiert ihm sieben kinder auf einmal, die alle goldene ringe um den hals tragen.

Am bedeutendsten erscheint die kette in dem flämischen volksbuch: 'de ridder met de zwane.' Oriant jagt einen hirsch, der entspringt in ein wasser. da 'keerde hy wederom en kwam toen by eene *fonteyne* en zat onder eenen *boom* om wat te rusten.' eine edelschöne magd mit einem edeln ritter und zwei knappen kommt daher und fragt Oriant, wer ihm erlaubt habe *auf ihrem gebiet* zu jagen? 'ik *heb wel gesien den hert*, dien gy gejagt hebt, dat hy u in 't water ontgaen is. niet te min al hat gy hem gevangen, *hy soude 't uwe niet gebleven hebben* en mynen wil is dat gy dat beteren zult eer gy van hier zult gaen.' Oriant entbrannte in liebe zu ihr, er schwur ihr treue und sie wurde sein weib. schon diese einleitung der sage stellt uns die jungfrau als ein überirdisches wesen dar: ihr gehört der wald, sie erscheint bei einem brunnen, in der nähe eines sees, ein hirsch führt zu ihr (I, 181.), der wunderbar in der fluth verschwindet, den er keinesfalls hätte tödten können.

Bald fühlt die junge frau sich gesegnet, zugleich muss der könig Oriant in den krieg. er befiehlt sie seiner mutter Matabruna an, die aber unzufrieden mit der heirath nur böses sinnt. sie verabredet sich mit der hebamme, der königin statt der kinder junge hunde unterzuschieben, die kinder aber aus der welt zu schaffen. als die königin, Beatrix hiess sie, gebar, da waren es sechs schöne knaben und ein mädchen, 'die *aen hunnen hals hadden silvere ketens*, waerdoor toen vertoond wierd die edelheid der moeder.' Matabruna gab die kinder ihrem diener Marcus, der sie tödten sollte, er nahm sie in seinen mantel und ritt in den wald, tödtete sie aber aus mitleid nicht, sondern legte sie, nachdem er sie weinend geküsst, auf seinen mantel in den wald. da fand sie der einsiedler Helias und nahm sie mit sich und eine weisse ziege kam jeden tag, an der sie tranken. in den sieben kindern sehen wir die verwandtschaft mit dem märchen von den sieben raben; wie es hier sechs knaben nebst einer schwester sind, so auch dort. das volksbuch ahnt noch die bedeutung der ketten, sie bedeuten den adel der mutter, sagt es, hatte diese auch wohl eine solche? dass die ziege weiss ist, deutet auf ein göttliches thier, das im heiligen wald erscheint, dessen priester jener einsiedler sein konnte.

---

[1]) Kuhn märk. sag. 168.

Der könig kommt zurück, Matabruna verklagt Beatrix, sie wird in's gefängnis geworfen. die kinder wachsen im wald auf und einer der knaben, den der einsiedel besonders lieb hat, wird von ihm nach seinem namen Helias genannt. ein jäger Oriant sah sie im wald spielen, folgte ihnen zu der höhle und hörte von dem einsiedler ihre geschichte, die er der Matabruna wieder erzählte. da bedrohte sie ihn, er müsse die kinder tödten oder selbst sterben und er gieng mit sieben männern hin. doch unterwegs kamen ihnen bessere gedanken und sie wollten ihnen nur die ketten nehmen. sie fanden sechs kinder daheim, das siebente war mit dem einsiedler ausgegangen. 'doen nam hy hun de ketenen van den hals en *terstond, als hy die afgedaen had, veranderden sy in schoone witte swanen en vlogen in de locht* wonderlyk en jammerlyk roepende.' das ist wieder das gegentheil von der wirkung des hemdes; wird es angelegt, dann erfolgt die verwandlung, hier dagegen tritt sie ein wenn die kette ausgezogen wird, wie vorhin das von menschenhand genähte hemd den zauber bricht und die vogelgestalt hebt; solang nur sind die kinder menschen, als sie die kette tragen. jedenfalls dürfen wir jetzt den schluss wagen, dass der kinder mutter, Beatrix, eine schwanfrau war, dass sie das vermögen sich zu verwandeln von ihr hatten. auch der see wird wichtig, denn in ihm badete sie wohl und sie ist vielleicht selbst der hirsch, denn wie in dem früher angeführten märchen der jäger nicht auf den schwan schiessen soll, so wird dem jüngling d. hausm. 41 verboten nicht auf drei hirsche zu schiessen. drei jungfrauen werfen ihm später vor, dass er das gebot nicht befolgt habe.

Matabruna wollte aus den ketten einen becher machen lassen. als der goldschmied aber eine in's feuer gelegt hatte, um zu sehn, ob es gutes silber sei, wurde sie so schwer, dass sie mehr wog, als die übrigen. er gab die fünf ketten seiner frau zum aufheben; aus der sechsten machte er noch zwei becher, deren einen er der Matabruna brachte, den andern behielt er. das beweist die göttliche herkunft der ketten, deren silber sich wunderbar vermehrte.

Als der einsiedler mit Helias zurückkam, suchten sie ängstlich die andern. endlich fand Helias auf dem weiher die sechs schwäne, die zu ihm kamen und sich mit brod füttern liessen. Matabrunn stiftete unterdessen einen falschen zeugen an, der den hund gekannt haben wollte, mit dem Beatrix umgang gehabt, und sie wurde zum tod verurtheilt, wenn kein kämpfer für sie auftrete. sie betete zu Gott und der sandte einen engel zu dem einsiedler, durch den die beiden Helias alles erfuhren. dieser engel wird dem gleich sein, welcher der Kudrun botschaft brachte, es war auch ein vogel, ein schwan, eine schwanjungfrau, welche ihre bedrängte gefährtin retten wollte.

Helias, der jüngling, ging sofort 'gekleed met bladeren, met bloote voeten, blooten hoofde en eenen stock in zyne hand' an hof, wo er einen mann, welcher sich für den Marcus ausgab, der seine mutter beim könig verläumdet hatte, sofort zu boden schlug. er überwand ebenso seinen gegner und bewies die unschuld seiner mutter. dann wurde der goldschmied geholt, welcher die fünf ketten und den becher brachte und als Helias sie hatte, kamen die sechs schwäne geflogen. 'toen deed hy vyf zwanen elk een keting an den hals en terstond waren zy verandert in menschelyke gedaente.' als der sechste das sah, wollte er sich vor betrübnis die federn ausreissen, aber Helias tröstete ihn und ermahnte ihn zur geduld. nachdem der schwan ihn in einem schifflein nach Nymwegen gezogen und wieder heimgeholt hatte, liess Helias aus den zwei bechern wieder eine kette machen und erlöste so auch den sechsten schwan [1].

Sollte dies nicht die ursprüngliche gestalt der sage sein? jedenfalls ist es die vollständigste, nur möchte die frage entstehn, ob nicht die fahrt nach Nymwegen auf dem vom schwan gezogenen schifflein einschiebsel sei? sie ist uns immerhin in ältern fassungen bekannt (M. 343.), sie kommt von vielen helden und vielen orten vor und sie lässt sich von der erzählung des volksbuches ohne schwierigkeit trennen. De Reiffenberg hat früher in den publicationen der Brüsseler academie dankenswerthes zusammengestellt (vorrede zu Philippe Mouskes), aber er ist zu keinem festen resultat gekommen.

Keine andere bedeutung als die einer schwankette hat endlich die goldene kette im märchen, die der jüngling als zeichen der *schlafenden* prinzessin im goldschloss nimmt; sie ist dadurch sein eigen. wohl haben seine brüder beim goldschmied ähnliche machen lassen, aber die passen ihr nicht, heisst es deutsche hausm. 64. das heisst, sie haben nicht die kraft der verwandlung.

---

[1] historie van de wonderlyke aventuren van den ridder met de zwaen genaemt Helias. nieuwen druck. 1840. Antw. bruder Grimm deutsche sagen II, 291

Die wunderbare fruchtbarkeit der schwanfrau mahnt an jene der Welfenmutter, und so wird dieser ein höherer als menschlicher rang zukommen. wir dürfen auch in ihr eine schwanfrau sehen. dass die kinder welpen genannt werden, ist um so bedeutsamer, weil auch die verwandlung in wolfsgestalt auf ganz ähnliche weise erfolgt, wie die in den schwan. zwar heissen auch die jungen des bären und löwen so, aber ursprünglich wird der name doch nur auf die des wolfes gehn.

Oben wurde der drei spinnerinnen gedacht und ich erwähnte des zuges im märchen, dass die dritte ein breites, dickes 'gesäss' habe. als spinnerinnen und unter die zahl der Nornen und Valkyrjen gehörig, ihnen wenigstens eng verwandt, muss auch ihnen das vogelgewand zugestanden haben. das kinderlied nun scheint sie in dieser gestalt zu kennen, wenn es singt

et schwommen *drei enten* de baach erav,
de eezte hehsch *frau* Mösch [1],
de zwatte hehsch frau Gösch,
de drette hehsch frau Trichtrachdillendösch,
do säd de frau Gösch
zor frau Trichtrachdillendösch:
'mhü, wat hät de frau Mösch
för en decke flösch.

(Firmenich 1, 459.) im Münsterschen heisst es noch bedeutsamer:

es flogen *drei enten* wohl über den *Rhein*
mit ihren *drei goldenen schnäbelein*,
die erste hiess *frau* Mäs,
die zweite hiess frau Päs,
die dritte frau Prick-Prack-Prilliäs.
hem, hem, sprach frau Mäs zu frau Päs,
ist das nicht frau Prick-Prack-Prilliäs
mit ihrem dicken ers!

oder anderswo:

was hat die frau Trick-Track-Trilliäs
für ein dickes gesäss [2])!

wie im märchen so haftet diese unförmlichkeit stets an der dritten, die aber nach dem münsterschen lied gleich den zwei andern übrigens schön gestaltet sein muss. sie hat den fehler vom *sitzen*. wenn wir in den dreien Nornen sehen dürften, dann könnte nur die ruhende vergangenheit damit bedacht sein. oder was heisst das sonst?

---

[1] im kölnischen dialect = spatz.
[2] Münstersche gesch. sagen und leg. 236. Kinderbuch 227

Von einer der Valkyrien, Brynhild, wird in der edda berichtet, ihr saal habe auf einem berge gestanden und sei mit *wabernder lohe* umschlungen gewesen, woraus das deutsche märchen ein dorngebüsch machte. derselbe zug findet sich auch anderswo wieder, der saal, die burg worin eine jungfrau königlichen stammes wohnt, ist auf irgend eine art unnahbar gemacht.

Ein junger graf zog mit geringen mitteln in die welt und war bald gezwungen, die arzneikunde zu lernen, um sich durchzubringen. als er seine lehre bestanden und sich einen berühmten namen erworben hatte, kam er einst zu einem grafen, aus dessen fenstern er eine burg sah, *die ganz in nebel gehüllt war* [1]). als er fragte, wem die burg gehöre, erzählte man ihm, es sei ein *verzaubertes schloss* und vor vielen hundert jahren habe eine *prinzessin* darin gewohnt, der das ganze land unterthänig war; sie sei *jung* und *über alles schön* gewesen, doch mit ihren rittern und knappen und mit allem hofgesinde verwünscht worden und gehe nur noch in der nacht von elf bis zwölf in der burg umher. wer sie *erlöse*, den nehme sie zum gemal und mache ihn zum könig des landes, doch müsse er vorher drei proben bestehen, die aber so schwer seien, dass jeder der sich noch daran wagte, schon bei der ersten unterlag. so weit stimmt alles ziemlich genau mit der eddischen sage zusammen, nur die art und weise der erlösung ist eine andere. der prinz geht in die burg, wird von dem kastellan vergebens gewarnt und sieht gegen elf uhr eine *verschleierte* jungfrau, die ihn zum festen ausharren ermahnt, weil sie sonst wieder hundert jahre wandern müsse. die proben bestehen darin, dass sich der graf drei nächte hindurch je eine stunde lang schweigend mishandlungen jeder art gefallen lassen muss. nach jeder nacht weicht der schleier mehr und nach der dritten steht sie in königlichen gewändern und wunderhold vor ihm, alles im schlosse lebt auf, der nebel verschwindet. es folgt ein zug, der nicht recht rein mehr scheint. nach jahresfrist fällt dem jungen könig sein kranker vater und seine mutter ein und er wünscht sie wiederzusehn. da steckt ihm seine frau einen ring an den finger, den solle er immer ansehen, damit er sie nicht vergesse; auch solle er immer gerade ausreiten weder rechts noch links, bei nacht werde der ring ihm leuchten. ausserdem gab sie ihm und seinen beiden knappen *rosse, die nie müde wurden und mit denen sie tag und nacht ritten.* ich traue diesen rossen nicht, sie scheinen mir erst entstanden, als die vorstellung vom schwanhemd im volk untergegangen war, die sich an den ring knüpfte, welchen die frau, die als gebannte Valkyrie auch schwanfrau sein muss, dem könig schenkt. sie lieh ihm ihr schwanhemd, wie Freyja ihr falkengewand dem Thôrr leiht, das muss die bedeutung des ringes sein.

---

[1]) Die feste Tintagel (d. i. feenschloss) im französischen Tristrem wird zweimal im jahre unsichtbar, das einemal zu weihnachten, das anderemal im sommer, so dass selbst die einwohner des landes nicht im stande sein würden, es zu finden, hätten sie seine lage nicht durch bleibende sichtsteine fest bezeichnet (Büsching wöch. nachr. 1, 8.).

Klarer tritt die alte waberlohe in dem belgischen märchen, das feuerschloss hervor (DMS 134.), doch steht sie hier am unrechten ort. ein eben vermälter prinz sieht ein fernes feuer, es ist ein schloss und als er es berührt, ist er mit seinem hund hinein verwünscht. gegen seinen bruder bricht feuer von allen seiten los, welches aber nicht brennt. und ist das goldschloss, worin die prinzessin mit der goldkette schläft, etwas anderes, als solch ein feuerschloss?

Ueberall klingt da der eddische mythos von Sigurd und Brynhild durch, der in der brünne schlafenden, von Odinn durch den schlafdorn gleichsam verwünschten. die spindel im dornröschen wird ihre eigene sein, im letzterwähnten märchen hat sie auch die schwankette und so hätten wir in ihr das bild der die luft durchziehenden, spinnenden schlachtenjungfrau ziemlich vollständig.

Grimm macht M. 402 auf die feminae silvestres des Saxo aufmerksam und sagt: 'dies scheint *nicht jüngere entstellte ansicht*, dass man sich die in Odins himmlischer gesellschaft wohnenden, durch luft und flut ziehenden schlachtjungfrauen zugleich in waldeshöhlen hausend dachte' und zählt zu ihnen die *wilden frauen*, wildiu wîp. reine elben würden diesen namen nie tragen, er passt eher zu den schlachtenmädchen, denn der kampf hat etwas wildes und verwilderndes, obwohl auch der ort ihres aufenthalts in der wildnis des waldes zu diesem namen veranlassung geben konnte. eins nur scheint gegen diese annahme zu sprechen, namentlich dass sie nicht allein wohnen und dass ihnen die unerlässliche virginität und schönheit fehlt.

Dagegen kennt die sage mehre andere weibliche wesen, die im walde wohnen und der waldfrau der vicentinischen Deut sehen[1]) eher ähnlich sehen. auf der landstrasse bei den Hagenbücher höfen lässt sich ein gespenstiges Schwarzwäldermägdlein sehn. ein betrunkner flösser wurde vor ihm gewarnt, lachte aber und rief, als er an den weg kam, seine axt schwingend: '*wäldlermädle*, komm herbei, ich will dich zusammenhauen'. im augenblick stand das mädchen da, warf ihn in die Kinzig und kehrte in den wald zurück (Baader 88.). feiner ist eine sage bei Thomas Cantipratensis[2]) aus Westphalen. da zog ein ritter nachts durch den wald und hörte die stimme eines *singenden weibes*. er rief den seinen zu: 'wer von euch will mit mir gehn, jenes singende weib zu sehn'? als keiner die frage bejahte, ging er allein hin und fand ein weib, wie eine schwarze nonne gekleidet, das mit zum himmel erhobenen armen *unter einem baum* stand und sang. er fragte sie, was sie da thue, und sie erwiederte: 'ich lobe meinen Gott'. er sprach: 'sage mir, ich beschwöre dich, wie wird es mir noch ergehn'? da *weissagt* sie ihm *sieg über seine feinde und tod im heil. lande*, was sich aber später als trügerisch erwies. als nonne ist sie jungfrau, dies, ihr standpunkt unter dem wohl heiligen baum, der gesang, die siegverkündigung, das alles sind echte alte züge, die auf eine waldfrau unverkennbar hinweisen. eine solche nonne und zwar eine äbtissin geht auch im klosterwald zu Schmerlenbach um und muss diese strafe leiden, weil sie die armen leute, *die da holz holten*, so hart behandelte. jetzt thut sie das volle gegentheil und wo sie sich zeigt, da findet man reichlich dürres holz (Herrlein 56.). das holzholen ist hier bestrafter frevel am heiligen wald.

Wie die äbtissin sich also freundlich, gütig beweist, so thut dies auch die muma padura, die waldmutter und waldfrau der Walachen, die besonders den kindern beisteht, wenn sie sich im wald verirrt haben, oder sonst in noth sind. wie sie so wird auch unser waldmeister dort muma padura genannt und Schott bemerkt dazu (297): merkwürdig ist dass der altlateinische name dieser pflanze herba matris silvae heisst.

Auch an die drei im wald verirrten *stifterinnen* mahnt uns die äbtissin. an dem Rannenberg liegt das *Frauenhölzle*, welches drei jungfrauen einst den nahen gemeinden geschenkt haben. sie erscheinen, weil man ihr andenken nicht mehr feiert (Panzer 67.). in Ginglkofen sind sechzig theilhaber des Ettenauer holzes, welche einen jährlichen Gottesdienst für drei adeliche jungfrauen von Ebersberg abhalten lassen müssen (73.). die drei fräulein von Stauf vermachen der gemeinde 1200 tagwerk wald (117.), ähnlich die drei fräulein vom Spielberg (131), die drei jungfrauen vom Dillenberg (156); in Bocklet schenkten drei schwestern das *Heiligenholz* der kirche (182). die vom Dillenberg hatten sich in ihrem eignen wald verirrt, andere verirrte drei jungfrauen geben statt des waldes güter. drei jungfrauen stiften eine jährliche gabe an bretzeln, welche den kindern am sonntag nach pfingsten vertheilt werden.

---

[1]) DS n. 150. M. 403.

[2]) bonum universale de proprietatibus apum II, 57 § 61.

Schon die namen Heiligenholz und frauenhölzle sagen uns, dass es sich hier um heidnische heiligthümer handelt, und die bretzel scheinen auf ein bestimmtes fest derer zu deuten, denen diese wälder einst heilig waren. das können nur waldfrauen sein und dass der wald an die kirche, an die gemeinde fällt, spricht noch mehr dafür, er war von altersher gemeinsames heiliges gut. die sage hat nur die drei alten heiligen waldfrauen in drei meist edle jungfrauen verwandelt, vielleicht auch da, wo wirklich eine stiftung durch eine edelfrau vorliegt, die drei an ihre stelle gesetzt

ELBEN.

Grimm sondert M. 413 *liosâlfar*, *döckâlfar* und *svartâlfar*, lichtelbe, dunkelelbe und schwarzelbe und die sicherheit dieser annahme bewährt sich, wenn wir die oft in der sage vorkommende ähnliche farbenbezeichnung näher in's auge fassen. er bringt schon aus der pommerschen sage weisse braune und schwarze unterirdische bei und aus Morolt die drei geisterschaaren: die weisse, bleiche und schwarze. sind diese weissen engel, die schwarzen teufel, dann können die bleichen nach christlicher anschauung seelen des purgatoriums sein, solche werden auch umwandernd gedacht. ich vergleiche zunächst die drei hähne der edden und der dänischen volkslieder; der eine ist *weiss*, zu weiss als der götterfarbe stimmt das gold, so dass der goldkammige Fialarr weiss sein wird wie der des dän. liedes, und von ihm heisst es, dass er den helden krähe und sie wecke. ein dunkelfarbiger hahn kräht in der unterwelt (Voluspâ 38. 39.), ihm steht der *schwarze* der lieder zur seite. es erübrigt der rothe, der durch seine farbe an die braune streift und zu den feurig erscheinenden seelen des purgatoriums so wie den ihnen verwandten genien ganz passt. diese hähne kehren in der badischen sage als drei hunde wieder, nur in anderm zusammenhang. ein habsüchtiger wollte den grenzstein auf seines nachbars acker hinausrücken. als er dies das erstemal that, stand ein *weisses hundchen* bei dem stein, das bellte und wollte es nicht leiden. das zweitemal, als er den stein noch weiter schaffte, fand er einen *grauen* hund bei dem stein, aber trotz alles bellens verrückte er ihn dennoch. das drittemal aber fand er einen *schwarzen* hund und als er nicht abliess, zerriss ihn dieser und seitdem muss er wandern (Bader 26.). d. i. in späterer anschauung: zuerst warnt ihn freundlich als *hündchen* der engel des lichtes, dann ernster der selbst wandernde als *hund*, endlich reisst ihn der teufel mit sich in die hölle. eine ähnliche bezeichnung gibt es im deutschen norden für die elben, welche die hexen den menschen anblasen. es gibt *weisse*, *rothe* und *schwarze*, die schwarzen sind die gefährlichsten (Kuhn und Schwarz 443.). so haben auch die nornen eine dreifache abstammung, von licht- dunkel- und schwarzelben und ein dreifaches *weisses*, *halbweisses* oder *graues* und *schwarzes* gewand [1]. so unterscheidet man auch in England dreierlei hexen, *black witches*, *white* witches und *grey* witches [2].

Nimmer würde diese scharfe trennung in der farbe so verbreitet sein und so tief wurzeln, wenn sie nicht uralte grundlage hätte und sie auf andere wesen zu beziehen, als auf die elben, ist unmöglich: sind doch unsere hexen gerade die echten und rechten alten elben, haben doch jene hunde ganz den elbischen character und es verbürgt ja die edda selbst die weissen oder goldnen licht- und die schwarzen elben. nur die in der mitte stehenden bald roth bald grau genannten scheinen noch weniger sicher und auch sie wird die nähere betrachtung leicht fester begründen lassen. ich wende mich zuerst zu leuchtender als die sonne strahlenden

LICHTELBEN.

Die analogie im Christenthum fordert hier die *engel* und *seeligen*, die im licht der Gottheit wohnenden. für sie hat die alte sprache noch einen reinheidnischen ausdruck: *holde*, der gleichbedeutend mit elbe gebraucht wird. ein *holde* lucifer laut der sprach do einamo einemo *holdên* zu

---

[1] bei Panzer 56: weiss, roth und weiss, schwarz und weiss. dem Cail erschienen drei wolken am himmel, eine weisse, eine rothe, eine schwarze und aus den wolken tönte die stimme: 'wähle'. Cail dachte, die rothe wolke ist nichts als sonnenwiderschein, die weisse hagel, die schwarze regen. er wählte also die letztere und es begann zu tröpfeln (Rossmaul I, 37.).

[2] Grose a provinc. gloss. append. p. 18. Kuhn u. Schwarz 373.

(diu buochir Moses 55. 56.). gehabet iuch wole *mine holden*, want ich uberwant die werlt (Massmann d. ged. des XII jh. 312.) wie sie hier engel und seelige bezeichnen, so sind auch heutzutage holdchen, die guten holdchen die elben (Sommer 170) und statt der guten dinger, guten elben der hexen steht auch die guten holden, holderchen, holdiken (M. 1027.). zwar heissen sie auch die guten, wenn schädlich mit ihnen gezaubert wird, doch mehr in jüngern denkmälern, da das böse, schadliche dem sinn des wortes ganz widerspricht.

Ein anderer besonders in Thüringen vorkommender name ist *gutchen* (Sommer l. c.), guetel (M. 449.), der „gute geist, woher auch the good people, die guten nachbarn, das stille volk, das kleine schöne volk (M. 425.). auch dies deutet wieder auf den gütigen, harmlosen, freundlichen character der elben hin.

Ueber die wohnung der lichtelben sagt Snorri's edda: 'am südlichen ende des himmels ist der pallast der Gimli heisst und der schönste von allen ist und glänzender als die sonne. er wird stehen bleiben, wenn sowohl himmel als erde vergehen, und alle guten und rechtschaffenen menschen aller zeiten werden ihn bewohnen. so heisst es in Völuspá

einen saal sah ich
lichter als die sonne,
mit gold gedeckt
auf Gimli's höhn.
da werden werthe
fürsten wohnen
und ohne ende
der ehren geniessen.

da fragte Gangleri: wer bewahrt diesen pallast, wenn Surturs lohe himmel und erde verbrennt? Har antwortete: es wird gesagt, dass es einen himmel südlich und oberhalb von diesem gebe, welcher Andlángr heisse. und noch ein dritter sei uber ihnen, welcher Vidbláinn heisse, und in diesen himmeln, glauben wir, sei dieser pallast gelegen und nur von den lichtalfen sei er jetzt bewohnt (Simrock 254.). es ist also die wohnung des reinsten, höchsten lichtes, welche sie bewohnen. sie stehen dadurch den engeln vollkommen gleich und die übersetzung durch holde ist gerechtfertigt.

Diese bilden aber, wie Finn Magnusen mit recht annimmt (lex. myth. 275.), nur eine classe der liósálfar und von ihnen müssen diejenigen lichtelben geschieden werden, welche die erde bewohnen. ihr aufenthalt heisst *Alfheimr* und ihn gaben die götter wie Grimnismál V lehrt, dem Freyr im beginn der dinge als zahngebinde.

Von jener ersten wohnung sind in der deutschen überlieferung kaum mehr spuren übrig; sie ging in den himmel über; mehr hingegen wissen wir von ihren bewohnern und eine genauere untersuchung der engellehre, wie sie sich im volk gestaltete, würde reiche aufklärungen darüber geben. ich muss mich an dieser stelle auf wenige andeutungen beschränken.

Gûdrûn steht waschend am strande, da naht ihr auf den wellen ein *engel*, den der dichter als schön bezeichnet. er nennt ihn auch 'der vil hêre', den boten, er lässt ihn weissagen und Gûdrûn redet ihn an: 'dich Krist dich hât gesant uns vil ellenden' (ed. Wilh. von Ploennies p. 96.). der bote ist also ein engel und mit vollem recht nennt W. Grimm ihn einen elfen (HS 389.), einen gesandten dessen, der im lichte thront und wohnt. mit demselben recht wird darum auch der schwan, der Lohengrins schifflein zieht, als elbe angenommen werden können, sowie der engel, der im leben des h. Norbert (ap. Surium) dem heiligen in adlergestalt erscheint. von grosser wichtigkeit ist, dass die christliche anschauung neun chöre der engel annimmt, wenigstens wenn wir Freyr den sonnengott wie für Alfheim so auch für das himmlische elbenreich als herrscher annehmen dürfen, da diesem die zahl neun besonders heilig ist. wenn schon den die erde bewohnenden elben freude am gesang, an musik und tanz zugeschrieben wird, dann muss dies noch mehr von den himmlischen gelten, denen die musik der sphären zugewiesen werden muss, wenn Deutschland eine solche kannte. in der bibel wie in der legende ist aber kaum etwas so häufig, wie gesänge, musik und tänze der engel: wie sie bei Christi geburt sangen, so auch bei der der heiligen, singend erscheinen sie über der gottesfreunde wohnungen, mit gesang und tanz erfreuen sie den seel. Henricus Suso (act. ss. Boll. jan. II, 656. 657. 660.) und singen mit ihm Maria's lob (ibid. 679.). zahllose beispiele könnten darüber angeführt werden, die ich jedoch für eine andere gelegenheit zurücklege, da die untersuchung hier zu viel raum einnehmen würde. nur die bemerkung füge ich noch hinzu, dass auch hierhin gehört, wenn das volk sagt, die sterne seien der engel augen, also die strahlenden blicke der himmlischen lichtelben. ich wende mich zu dem irdischen Alfheim, dies wurde nämlich auf die erde und zwar in berge und heilige wasser verlegt.

Ist jener Freyr als elbengebieter auch für Deutschland gültig, dann ist er in dem könig Elberich, Alberon, Oberon = Alberon zu suchen. dagegen spricht zwar die schilderung dieses königs in der deutschen sage, die ihn als zwerg, als kunstreichen schmied auffasst, was zu dem luftigen, leichten, wesen der lichtelben nicht passt, denn sie können sich unmöglich mit so ganz materiellen arbeiten beschäftigt haben; aber das ist gewiss nur spätere verderbnis und daraus entstanden, dass der lichtelbenkönig zum zwerg, also zum schwarzelben wurde. seine innige beziehung zu den lichtelben bricht noch in dem zug des heldenbuchs durch, demzufolge 'er von dem *gestirn* wiste, daz sy (Otnits gemalin) von dem man kein kind nit trüg' (HS. 289.). auch das echt engelmässige seines plötzlichen kommens und verschwindens, welches ihm durch die tarnkappe gegeben ist, stellt ihn ja zu den lichtelben und W. Grimm fragt nicht ohne grund: sollte die tarnhût, die Sigfried dem zwerg abnimmt, nicht mit dem federgewand oder thierbalg zusammenhängen? eine thiergestalt annehmen oder als vogel entfliegen, war wohl in der wirkung, dem verschwinden, gleich (das. 392.).

Die elben wohnen zusammen und zeigen sich meistens in grösserer zahl. sie sind vor allem *strahlend durch schönheit*, und was die edda in dieser beziehung von ihrem pallast sagt, wird auch auf sie anwendbar sein. ihre *grösse* wird abweichend angegeben und scheint verschieden gewesen zu sein; da sie auf der einen seite in Valkyrjen übergehen, auf der andern seite in zwerge, müssen sie wohl jener menschliche grösse mit der kleinen gestalt der letztern in ihrem volk vereinigt haben; oder es stand ihnen das vermögen zu, ihre gestalt zu wandeln und zu vergrössern oder zu verkleinern, wie das so viele geister thun [1].

Die weitere betrachtung ihres wesens geht aus den sagen hervor, die von ihnen übrig sind. aus ihnen hebe ich zuerst diejenigen heraus, die von ihrer verbindung mit den menschen reden.

---

[1] In den Curiositäten IX (1821) steht ein auszug aus einem ms. von 1616 und darin ist folgendes über sie bemerkt: diese (geister) gemein pflegen wir anzusehn als menschen und sind doch nicht von Adam entsprungen, sondern ganz andere geschöpfe und creaturen, von uns menschen und allen thieren verschieden, denn es ist zweierlei fleisch, das aus Adam und das nicht aus Adam ist, unserm ersten urheber. das fleisch aus Adam ist ein grobes fleisch, denn es ist irdisch und ist sonst nichts, als fleisch, das gefasst und gegriffen werden kann. das andere fleisch aber, das nicht aus Adam ist, ist ein subtiles fleisch, das nicht zu greifen und nicht zu fassen ist und ist nicht aus erde gemacht. daher weichet diesem fleische das gemauer, es bedarf dasselbe keiner thür, keines loches, sondern geht ganz durch und zerbricht nichts. diese haben einen andern vater, als die menschen und sind zugleich mensch und geist, von den geistern aber geschieden dadurch, dass sie fleisch haben und blut und gebein und gebären kinder, essen, trinken, reden und wandeln, wie die menschen, sind aber geschwind, wie die geister. daher sind sie geschöpfe von geistesart und menschenart, und sind beides ding, ein gemischtes, gemacht von beiden, wie ein compositum von zwei stücken. sie haben keine seele, wie die menschen und sind besser, als die menschen, denn sie sind gleich den geistern.

Der elbischen jungfrauen streben geht oft dahin, die *liebe schöner, edler und tapferer menschlicher männer* zu gewinnen. die art und weise, wie sie dies ausführen, ist verschieden: bald erscheinen sie allein in ihrer verführerisch lockenden gestalt, bald im tanzenden kreise der übrigen.

Eine solche einzeln erscheinende elbe ist die bereits I, 181 erwähnte jungfrau Helias. sie kommt im wald auf einem schwarzen d. i. *weissen zelter* zu Balduin und nennt sich eine königstochter aus *Morgenland*, d. i. aus der gegend des aufsteigenden lichtes. als sie später von dem einsiedel beschworen wird, sagt sie, sie sei *einer der gefallenen engel*, denn einen solchen nur konnte das christenthum in dem heidnischen genius sehn, während das heidenthum eine schöne von liebessehnsucht zu dem grafen getriebene elbin in ihr erkannte. auch die *Alvana* der westflandrischen sage ist hierhin zu rechnen. sie kündigt sich schon durch ihren namen als elbin an. leider fand ich nichts vollständiges über sie, aber sie scheint der Melusina eng verwandt. sie ist eine schöne königstochter, die wegen einer heirath verwünscht wird, auf ewig umzufahren. ihr mann, dem sie, wie Helias dem Balduin, kinder zurücklässt, scheint der verwünschung ursache, wahrscheinlich in der art, dass er eine verbotene und unbescheidene frage an sie richtete, oder sie vielleicht auch belauschte, oder mishandelte. das belauschen kommt auch sonst in den Niederlanden vor: 'so wil ic eerst vertellen eenen historie van eenen ridder, gheheeten heer Rocher van Rosselcasteele in de provincie van Ary, hoe hy met aventuren vont in een *wilt* opte *riviere* een *alvinne*, di hi aenegaen hebben woude te wive, welke alvinne haren consent daertoe gaf op al sulken voorwaerde, *dat hy se nemmermeer naket soude sien*'[1]. dies verbot erinnert zunächst an den schwanenritter und die verbotene frage; auf sie kommen wir zurück. ich bleibe vorerst in Belgien, wo eine verwandte nur gänzlich historisirte sich auch an Lyderik, den ersten grafen von Flandern knüpft. drei ritter entführten die tochter des königs Lothar von Frankreich und wollten sie nach England bringen. unterwegs aber bekamen sie streit unter einander und während sie fochten, floh Idonea auf ihrem wagen. zur selben zeit jagte Lyderik im wald und hatte eben einen hirsch gefangen. als er mit seiner beute Idonea begegnete, dachte er, das müsse eine edle frau sein, redete sie an und führte sie mit sich auf sein schloss, wo er binnen zwölf jahren fünfzehn knaben und drei töchter mit ihr zeugte (NS. 100). reiner klingt die sage in den wallonischen gegenden. eines tags ging herr Ameil zur schattigen *quelle* von Leshy und fand dort eine junge frau, die schön und kostbar gekleidet war. er fragte sie um namen und vaterland, aber jenen *wollte sie nicht nennen*; sie sei aus *edelem geblüt* und fernem lande und auf einer pilgerfahrt begriffen. Ameil lud sie auf sein schloss und sie theilte dort sein lager. am folgenden morgen fragte sie ihn, ob er auch wisse, mit wem er zu thun gehabt habe? er erwiederte: nein. da sprach sie: 'dann will ich es dir sagen, mit dem *teufel*', und verschwindend riss sie ihm das rechte auge aus. die quelle heisst fontaine sainte Oude (NS. 287.). bedeutender noch ist eine deutsche sage aus Pyrmont. dort erschien dem grafen eine wunderschöne frau, die ihn mit ihren reizen fesselte, so dass er sich ihr ergab und ihr zugestand, neun *tage mit ihr im wasser zu wohnen und nur am zehnten auf die erde heraufzukommen*. sie schenkte ihm, als er eines tags zur oberwelt stieg, eine *kette*, welche ihn an sie band. aber im drang eines turniers wurde sie ihm zerhauen, er vergass des schönen weibes und schenkte seine liebe einer königstochter. als er aber mit dieser am altar stand und bereits das jawort aussprechen wollte, umschlang ihn das brunnenweib plötzlich mit kalten armen und er sank leblos zusammen [1]. durch diese merkwürdige sage wäre also der mythus von Njördr und Skadi auch für Deutschland verbürgt. als diese beiden vermählt waren, wollte Skadi, die riesentochter lieber auf den gewohnten waldigen höhen ihrer heimath leben, Njördr aber in dem meer, seinem reich. sie kamen zuletzt dahin überein, dass sie neun nächte in Thrymheim, drei in Noatun verbringen wollten. das verhältnis der beiden gatten zu wasser und land ist nur umgekehrt, in der sage bewohnt die frau das wasser, im mythus der mann, doch bleibt der vorzug der neun nächte der Skadi wie dort der brunnenfrau. so wird in der schottischen ballade [2] jung Tamlan von der schönen elfin mit in ihr reich gezogen und erst im neunten jahr reitet er zu seinem oheim. im ganzen erinnert diese sage an Peter den Staufenberger und die meerfei und an die mulier fatata Carls des grossen, deren sage Grimm aus einer hs. des XIII jh. mittheilt (M. 405.). sie heisst dort 'quaedam fata, quae alio nomine nympha vel dea vel adriades (l. dryas) appellatur' und es wird erzählt: 'ad hanc (Carolus) consuetudinem habebat et eam cognoscebat et ita erat, quod ipso accedente ad eam vivebat ipsa, ipso Karolo recedente moriebatur'; d. h. wenn er sie rief, war sie da, sonst war sie unsichtbar. weiter wird gesagt: 'contigit, dum quadam vice ad ipsam accessisset et cum ea delectaretur, radius solis intravit os ejus et tunc Karolus vidit granum unum linguae ejus affixum, quod fecit abscindi et continuo (l. in continenti) mortua est nec postea revixit'. das granum an der zunge war nämlich mal und stempel der göttlichkeit, nachdem sie es verloren, traf sie der tod, wie andere menschen. ebenmals verwandt ist die sage bei Vincentius bellovacensis spec. histor. III von dem jüngling, der abends im meere umherschwimmend eine solche jungfrau bei den haaren erfasste, sie mit sich nach hause nahm und heirathete. im zorn drohte er ihr eines tages, ihr kind zu tödten, das sie ihm geboren hatte, wenn sie nicht sage wer sie sei. 'quid? inquit. vae tibi misero! utilem perdis uxorem, dum cogis affari. tecum essem et tibi bene foret, si injunctum mihi silentium tenere permisisses, nunc autem deinceps me non videbis. et mox evanuit'. auch die sage von Offa gehört hieher, der im wald ein klagendes mädchen fand. auf seine frage wer sie sei, nennt sie sich gleich Helias eine königstochter. von ihrer schönheit gereizt, habe ihr vater sie mit unzüchtigem begehren verfolgt und als sie widerstanden, seinen dienern geboten, sie in den wald zu führen und zu tödten, diese aber hatten sie aus mitleid geschont und so sei sie umhergeirrt, bis er sie gefunden [1]. auch die sage von der *Hygd* ist zu erwähnen, die auf einem steuerlosen schiff an Offa's land trieb. er fand sie gleichfalls auf der jagd im walde und heirathete sie, doch nicht zu des landes segen, denn ihrer unthaten willen nannte man sie nur die königin bene, cwen *Drydh*. sie endete durch den sturz in einen *brunnen* ihr leben [2]. so findet auch Gerbert der spätere pabst Sylvester II, nach der sage bei Walther Map [3], als er eines tages trübe über sein schicksal brütend in den nahen wald geht, eine jungfrau, die auf einem seidenen teppich sitzt und vor sich einen *haufen geld* liegen hat. sie blickt ihn holdselig an, nennt ihn beim namen, verheisst ihm reichthum und glück, nur solle er seine spröde geliebte verlassen und sich ihr ergeben. Gerbert willigt freudig ein, das bündnis wird geschlossen, er wird ein reicher höchst ansehnlicher mann. allnächtlich theilt die geliebte waldfrau mit ihm das lager und gibt ihm über vergangenheit und zukunft belehrung. sie selbst nannte sich Meridiana, wobei Philips an das daemonium meridianum (worüber später) erinnert; daneben heisst sie auch Marianna und Philips glaubt, das könne ein misverstandenes meriminne sein. ich möchte Meridiana den vorzug geben, das zu der zeit der erscheinung dieser wesen stimmt. Gerbert stieg durch ihre ihm geschenkte weisheit empor, bis er auf dem stuhl Petri sass. da erschien sie ihm im letzten jahr seines pontificats und verhiess ihm, er werde nicht eher sterben, als bis er in Jerusalem messe gelesen habe. als er in der so genannten kirche in Rom celebrirt, sieht er sie und erkennt dadurch seinen nahen tod. man erzählt, sein grab, obwohl an einem trocknen ort, schwitze beim bevorstehenden tod eines pabstes so stark, dass ringsherum eine lache entstehe, beim herannahenden ende eines cardinals werde es nur feucht. so hat Gerbert durch seine verbindung mit der elbin gleichsam selbst elbische natur angenommen, denn die todesverkündigung ist vorzugsweise elbisch. jener Helius verwandt ist auch bei Map die schöne waldfrau, die Henno mit den zähnen in einem schattigen hain an der normannischen küste in seidenem, wahrhaft königlichem gewande findet. es war um die mittagszeit; er weilte bei ihr und liess sich erzählen, sie sei eigentlich die für den Frankenkönig bestimmte braut, ein meeressturm habe sie hieher verschlagen und da es zu lange dauere, bis dass ein schiff sie abzuholen komme, so wolle sie sich ihm ganz anvertrauen. Henno nimmt die schöne braut mit sich, vermält sich mit ihr und sie gebiert ihm mehre kinder. auch geht die junge frau fleissig in die kirche, jedoch immer erst, nachdem das aspergès bereits vorüber ist; auch wartet sie die wandlung nicht ab. das fällt ihrer schwiegermutter auf. sie belauscht jene im bade und sieht zu ihrem schrecken, wie die schöne frau sich in einen drachen verwandelt, der nachdem er den badmantel mit seinen zähnen in eine menge kleiner stücke zerrissen, wieder die gestalt der schönen annimmt. bei dem baden ist zuerst eine zofe ihr behülflich, dann aber sie dieser, die sich auf gleiche weise verwandelt und in ihre frühere gestalt zurückkehrt. Henno davon in kenntnis gesetzt, ruft sofort einen priester herbei, dieser besprengt sie sammt ihrer zofe mit weihwasser, worauf beide mit grossem geheul zum dache hinaus in die lüfte emporfliegen. in christlicher umdichtung hat sich die sage so gestaltet: ein reicher grafensohn verehrte vor allen heiligen s. Katharina und besuchte eine zu ihrer ehre geweihte und seiner burg nahe gelegene kirche jeden tag. 'Vnd eines tags was er in der kirchen vnd entschlieff vor dem altar, do erschin im s. Katharina selbdritt vnd bot im gar einen schönen rosenkrantz vnd sprach: nim hin, der sol ein zeichen sein der rechten liebe zwischen dir und mir vnd hüt dich, daz du kein andere für mich nemest'. trotzdem nahm er von seinen freunden gezwungen eine frau. nach wie vor besuchte er die kirche und erweckte dadurch seiner gattin eifersucht. ein mädchen sagt ihr, er gehe zu einer schönen jungfrau, sie stellt ihn zur rede und er antwortet: nicht zu dieser, zu der ich gehe, die ist tausendmal schöner. da stürzt die frau sich in ein schwert, während er wieder fort ist, aber ihm erscheint die heilige und sagt: 'du hast mit recht gethan, das du einen andern gemahel für mich genommen hast vnd mich also gelassen', da er ihr jedoch seine liebe bewahrt habe, so werde er seine hausfrau, die sich getödtet, gesund und eines kindes genesen finden [1]).

---

[1] Mone niederl. volkslit. 75.

---

[1] J. Seeler, Sagen aus der Heimath und Fremde. Cassel, o. j. s. 7.

[2] Büsching wöch. nachr. I, 255.

---

[1] Matth. Parisiensis vita Offae I et II. London 1640. 970 fg.

[2] Müllenhoff 3, 7.

[3] de nugis curialium distinctiones quinque, edited from the unique manuscript in the Bodleian library at Oxford by Thom. Wright 1850. ich kenne das buch nur durch G. Philips treffliche besprechung in dem märzheft 1853 der sitzungsberichte der phil. hist. classe der k. k. academie der wissenschaften zu Wien (bd. X. p. 319.), der ich auch das folgende entnehme.

Ich lasse noch zwei verwandte sagen eines rheinischen zeitgenossen Maps, des Caesarius folgen. 'Prumiae scholasticus quidam fuit Joannes nomine, vir quidem literatus sed levis et lubricus. iste, sicut de eo dicebatur, foeminae quaedam promiserat, quod tali nocte ad eam veniret. nocte condicta illa quidem non venit, sed in eius specie consimilique voce diabolus clerici lectum ascendit, quem putans foeminam bene sibi notam esse cognovit eam. mane surgens cum daemonem, quem foeminam esse putavit, egredi compelleret, respondit ille: 'cum quo putas te hac nocte iacuisse?' cumque ille diceret: cum tali foemina, respondit daemon: 'nequaquam sed cum diabolo.' ad quod verbum Joannes, sicut mirabilis fuit, ita mirabile verbum, quod dicere verecundor, respondit, diabolum irridens et de opere nil curans. das ist vollkommen jene noch heut lebende sage von Ameil de Lezby und frage und antwort des teufels und des Joannes stimmen wörtlich mit denen in jener sage überein. 'in civitate Susatia civis quidam erat Henricus nomine cognomento Gemme. huius officii fuit vinum in tabernis vendere. habebat autem tabernam aliquantulum a domo sua remotam. qui cum nocte quadam secundum consuetudinem tarde de taberna rediens et pecuniam de vino collectam secum portans domum festinaret, vidit quandam speciem mulieris in alba veste et linea stantem in loco quodam, *ubi cives solent placitare*[1]) nihil mali de ea suspicans, cum ad locum venisset, illa per vestem hominem traxit et ait: 'o amice, *diu te hic exspectavi, amare me debes*.' illo vestem de manu eius excutiente et dicente: 'sine me ire, luxuriae tuae non consentiam sed vadam ad uxorem meam', illa fortiter institit *ad commixtionem eum invitans*. quae cum verbis non proficeret, inter brachia sua virum tollens et multum comprimens *in aera levavit* atque *ultra monasterium sancti* Patrocli, quod satis altum est, *illum transferens in pascuis deposuit*.' ganz entkräftet kam er zu hause an. 'tribus noctibus continue intempesta nocte idem daemonium pulsavit ad ostium, Henrico clamitante: 'scio quia propter me venit, scio quod propter me pulsat.' postea *supervixit annum debilis et infatuatus*' (l. III, 10. 11.). die alba vestis et linea bezeichnet deutlich die weisse frau, die sehnsuchtsvoll auf den geliebten harrt und ihn gewaltsam mit sich fort in ihr reich reissen will. dass er nicht mehr jüngling sondern ehemann ist, rührt von dem christlichen umbildner her, der den heidnischen sinn jener sehnsucht nach erlösung durch den keuschen sterblichen mann nicht mehr verstand. dass Heinrich ein jahr später stirbt, beweist, dass er sich der elbin verband und es bezeichnet die sehnsucht nach ihr, die ihn durch den tod in ihr reich führt. in beiden sagen erscheint die elbin nachts, in einer dritten *mittags*. 'tempore quodam aestivo, conversis ordinis nostri in dormitorio suo *meridie* quiescentibus, diabolus in specie *monialis* nigri ordinis singulorum lectos circuivit, ante quosdam stetit, ante quosdam cum festinatione praeterivit. veniens ad quendam conversum, *ante illum se inclinavit et brachiis collum eius stringens tactuque meretricio demulcens osculo in eius ora defixit*. quod cum quidam frater religiosus vidisset et illa disparuisset, satis tam de persona quam opere et in tali loco stupens surrexit et conversi lectum adiit, quem quidem *dormientem* sed incomposite et impudice nudatumque iacentem invenit. caeteris ad signum nonae surgentibus, ille *gravem se sentiens* surgere non potuit et ad vesperam in infirmitorio ductus infra triduum vitam finivit (V, 33.). auch er hat sich demzufolge der elbin ergeben und folgt ihr in ihr reich.

---

[1]) S. Wendt leben der heiligen II, 76.

Jene alte sage nennt diese wunderbaren frauen ausdrücklich elbinnen und der name Alvina bestätigt diese auffassung. wir finden sie im wald, oder am brunnen oder im wasser, sie können also nur genien der wälder und der brunnen sein.

---

1) i. e. lites agere. einem mönch, der stolze gedanken hatte, erschien sie im wald. V, 31.

die verchristlichte sage nennt sie einstige engel, geister des lichtes, einige stammen darum auch aus Morgenland, andere erscheinen, wenn das licht die erde am reichsten bestrahlt, bei der sonnenhöhe des mittags; nun aber sind sie teufel, gefallene engel, das alles kann abermals nur für ihren rein elbischen character sprechen. wenn die flygd even dhrydh genannt wird, so ist dies, da die elben später in die hexen übergingen, ein neues zeugnis. endlich stellt auch die leuchtende verlockende schönheit dieser jungfrauen, ihre kunde der vergangenheit und zukunft, ihr scheuen vor den heiligen mysterien und den sacramentalien des christenthums, ihr entschweben in die lüfte sie uns unzweifelhaft als reine elbenjungfrauen dar. sie sind endlich fast alle von königlichem, edelm geblüt, d. h. von göttlicher herkunft, wie Nornen und Valkyrien.

Der in all diesen sagen wiederkehrende hauptzug lehrt aber, dass alle diese jungfrauen dahin ausgehn, die liebe der menschen zu gewinnen, sich mit ihnen ehlich zu verbinden. sie scheinen dadurch von einem band frei zu werden, welches sie drückt. entweder gehen sie diese verbindung hier und auf immer ein und bleiben auf der erde, bis das schicksal anderes fügt, oder sie ziehen ihn mit sich durch den tod. die erste feier der liebe ist aber der kuss, durch den gleichsam die seelen in einander strömen und die erste keusche verbindung der körper entsteht. er führt uns weiter und erinnert an die von Grimm mit dem wort *weisse frauen* bezeichneten wesen, die bei näherer betrachtung mit jenen wald- und brunnenelben genau überein kommen.

Ihre erscheinung in weissem, schlossenweissem gewand kündigt sie bereits als halbgöttliche höhere wesen an. sie wohnen meist auf bergen, in alten schlössern. da diese von wäldern umgeben waren, welche jene bedeckten, so haben wir meistens in ihnen waldelben, da wo sie zum brunnen gehn, brunnengenien in ihnen zu sehen. eine genauere erörterung über ihr wesen ist sehr dankbar, darum wende ich mich derselben zu.

Die weissen frauen erscheinen gleich Meridiana und andern jener elbinnen um *mittag*. wie die mitternacht eine heilige stunde ist, weil dann tag und nacht beginnen von einander zu scheiden und jener seinen lauf beginnt, so muss dies nur im umgekehrten sinn der mittag auch sein, wo der tag am höchsten steht. das erscheinen jener wesen um diese zeit deutet also auf *zusammenhang* zwischen ihnen und dem tagesgestirn und dessen gottheit; sie müssen von ihr abhängig sein, unter ihren geboten stehen. so werden wir denn auf

Freyr hingeführt, welcher der sonnengott war und als solcher auch der herr der liósálfar, deren äusseres mit dem der weissen frauen dasselbe ist.

Sie haben alle eine eigenthümliche in den sagen vielfach geschilderte kleidung, die von grosser wichtigkeit für uns ist. *schleierweiss* nennt sie das volk, sie tragen also schleier, woher eine selbst das *schleierweible* genannt wird (Meier 306.), eine andere in Baden trägt ausser dem weissen schleier noch eine *goldne haube* (Baader 219.), so auch die am Rorstein (hess. sag. 26.), die Urschel in Schwaben eine alterthümliche haube, das Hardtweible einen runden schlapphut, die jungfer auf der Thannenburg einen kranz oder band, wovon sie kränzlesjungfer heisst (Meier 16. 29. 42.). der rock der Urschel ist grün (Meier 8.), die jungfer auf dem Hausberg ist selbst ganz *grün* gekleidet, weshalb das volk sie die grüne jungfer nennt (Sommer 17.). um ihren leib schliesst sich ein *goldner gürtel* (Baader 209.), oder eine goldne *kette* (Meier 14.), an der ein schlüsselbund hängt. ein hauptnachdruck liegt auch auf ihren schuhen. die der weissen frau in der Barbarakirche sind *grün* (Baader 164.), bei Riedisheim im Elsass zeigt sich auch eine weisse frau mit grünen pantoffeln (Stöber 21.), dagegen sind die der jungfrau auf der Staufenburg in Thüringen, welche mit langem gelbem haar erscheint, *golden* (Sommer 18.), die der Urschel weiss bei rothen strümpfen (Meier 6.), die der jungfrau auf dem Göngelberg *gelb* (Panzer 28.), gelb oder nach andern *grün* die der utgeberschen in Chorin (Kuhn märk. s. 206.).

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in diesen zügen, die sich leicht noch vermehren liessen, eine personification der pflanzen sehe. der mit grünem oder gelbem pantoffel bekleidete fuss ist die wurzel, die in der mit frischen grünen, oder mit welken gelben kräutern bedeckten erde haftet. der grüne rock ist das blättergewand, die krone des baumes wodurch sich bei den niedern pflanzen das gold der blumen zieht. darum trägt die prinzessin im Nobiskruger holz ein grünes kleid 1) und setzt sich in den wilden apfelbaum, wo sie klagt, weint und jammert (Müllenhoff 346.). sehr richtig stehen auch neben den goldpantoffeln die gelben haare, denn wenn die kräuter welken, welkt auch der baum und sein laub wird gelb. wenn die elbin, welche die pflanze bewohnt, dieselbe verlässt, tritt sie in ihrer göttlichen klarheit,

---

1) the *habits* of both sexes of fairies are represented to have been generally green. der verf. von 'round about our coal fire' p. 42 nennt sie 'little creatures clothed in green'. Brand ed. Ellis II, 278.

d. h. weiss auf[1]), das haupt mit goldnem stirnband geschmückt, oder von weissen schleiern umwallt. nur durch diese annahme erklärt sich der zug bei Kuhn und Schwarz 478 in der sage vom wilden jäger, der eine menschenlende herabwirft, woran noch ein grüner schuh sitzt, so wie jene andere die uns denselben schildert, wie er die moosweibchen mit ihren gelben haaren zusammengebunden vor sich auf dem pferde hält, so dass sie von beiden seiten herabhängen. so sind denn die moosweibchen nichts anderes, als den weissen verwandte frauen und auch die waldweibchen und wilden weibchen fallen mit ihnen zusammen: sie alle sind pflanzengenien.

Die folgenden sagen werden dies klarer machen. Thomas Cantipratensis erzählt aus eigner erfahrung, eines tags sei ein knabe wehklagend zu ihm gekommen, es sei ihm etwas schreckliches widerfahren. Thomas fragte ihn aus und er gestand, er habe sich, auf dem feld bei seinen schafen sitzend, einen pfeil von einer hastula (Affodill) schneiden wollen, aber kaum habe er sie mit dem messer geritzt, so sei *aus der pflanze blut geflossen*. Thomas beruhigte den knaben und sandte ihn nach hause zurück[2]). die hastula ist bekanntlich der asphodelus der Griechen, der der Persephone geweiht war; er bedeckte die asphodeloswiese, nach Homer der aufenthalt der seelen, wo die gerichtsstätte des Minos war; er galt für heilkräftig, wurde aber mit bezug auf die seele auch auf gräber gepflanzt[3]). er scheint den elben besonders heilig gewesen zu sein, wie auch in den Niederlanden ihnen das alvenblad oder toovereseenkruid geweiht ist.

Hieher gehört auch folgende sage desselben ascetikers. ein ritter hatte die mäher auf seine weiden geführt, das gras zu mähen. als aber die vesper in der naheliegenden kirchen läutete, weil am andern tag eines heiligen fest gefeiert wurde, sprach einer der mäher: 'lasset von der arbeit ab, denn die vesper läutet', legte sein werkzeug hin und ging in die kirche; die andern arbeiteten weiter. am dritten tage kamen sie wieder auf die weide, da sah er wie die andern weit vorgemäht hatten und er viel nachholen musste; er wurde von seinen gesellen ausgelacht, ertrug es aber still. als er aber die sense fasste, sah er *an einer grasstoppel eine goldmünze von wunderbarer und ungewöhnlicher grösse hängen*, darauf stand: 'des Herrn hand hat mich geprägt und dem armen gegeben, weil er den dem heiligen geweihten tag nicht entheiligte'.

---

[1]) albatae mulieres, Morconi popolus p. 139.

[2]) bonum universale de apibus II c. 53 § 2. p. 523.

[3]) dasselbe geschieht heutzutage noch in Japan und man nimmt dazu asphodelus ramosus, eben unsere goldwurz.

des ritters frau gab ihm hundert mark für die münze [1]). dass die letztere an der *grasstoppel* hängt, scheint sie mir gerade als elbengabe zu bezeichnen. sie ist der dank dafür, dass der mann an dem tag nicht weiter mähte, denn ihnen ist das weiden der heerden verhasst, wie die irischen elfenmärchen und M. 428 lehren.

Eine interessante sage der vorliegenden art hat endlich Gregorius im liber dialogorum, aus dem Jacobus a Voragine sie in der leg. aurea in der betrachtung auf exalt. s. crucis mittheilt. 'refert quod quaedam sanctimonialis hortum ingrediens et *lactucam* conspiciens concupivit eam, quam signo s. crucis benedicere oblita avide momordit, sed *arrepta a diabolo* protinus cecidit. cum autem beatus Equitius ad eam venisset, diabolus clamare coepit ac dicere: 'ego quid feci? ego quid feci? *sedebam hic super lactucam*, illa venit et momordit me'. 'ad imperium autem praedicti viri diabolus mox de ea exivit'. das kann nur ein elbischer geist, der die lactucam bewohnte, gewesen sein. es erinnert an Thomas Cantiprat. p. 117, wo er von der elster des bruders Johannes erzählt, die so artig sprechen konnte. ein knecht seines wirthes fras sie heimlich. als nun der bruder den vogel nicht sah, rief er: 'elsterchen, wo bist du denn', und alsbald rief sie aus des anwesenden knechtes bauch: 'hier bin ich' hier bin ich'! ähnliches wird in den Rheinlanden von einem pfarrer und seiner ziege erzählt. schon die wiederholung des 'ego quid feci'? und 'hic sum'! hat echt elbenhaften klang und passt zu ihrem raschen und vorlauten wesen.

Wenn Winckelmann von 'grossen ebenen wäldern, die elbische hölzer genannt' berichtet [2]), so müssen dies von den elben in den bäumen bewohnte wälder sein.

So erklärt sich denn, warum sie das reuten der wälder hassen und klagend von dannen ziehen, wo dies geschieht, oder wo sichel und sense schneidend durch das üppige gras fahren, das bis dahin ungestört wuchs, nur von der ausziehenden und tanzenden elben fuss berührt.

Das führt uns zu der *blume*, welche in all diesen sagen mit ihnen so eng verbunden ist, die fast nie fehlt, und diese blume ist der *goldne schlüssel*. die badische sage sagt ausdrücklich, die jungfrau erscheine, wann *die maiblumen blühen* (Baader 209.), und einer andern jungfrau erlösung wird an das blühen einer nelke geknüpft (das. 220), also wenn die pflanze in der blüthe, in der fülle der reife und schönheit sich zeigt, tritt die sie bewahrende elbe hervor und nimmt ihr blüthenkleid, das wir also dem schwanhemd vergleichen dürfen, in die hand. dann ist der bann gelöst, der sie an die erde bindet und sie darf sich in der ihrem schatzherrn heiligen stunde frei ergehn.

---

[1]) ibid. p. 195.

[2]) beschreibung von Hessen und Hersfeld 255.

Nicht immer hat die blume dieselbe farbe. der zusammenhang mit dem schlüssel, der von gold ist, erinnert zunächst an die auch in vielen sagen geradezu genannte goldgelbe *schlüsselblume*, die erste blüthe des frühlings, die sich in all unsern wäldern wiederfindet und die wohl durch den mythos ihren namen empfing. er hätte kaum wohl eine schönere wählen können, als diesen feinduftigen garten, boten des wiedererwachens der natur, dessen blüthe wie ein lächelnd zunickendes jungfrauenhaupt auf dem hohen stengel schwankt. anderswo sind es die ebenfalls hochstengeligen, weissen maiblumen, mit ihren kleinen wohlriechenden glöckchen, die aber erst später zur blüthe kommen. bei Herrys werden drei *weisse lilien* genannt; das muss eine mehr im Harz vorkommende blume sein, die auch um diese zeit blüht. Bader nennt *rothe* und *blaue blumen* ohne sie näher zu bezeichnen, 166 eine *gichtrose*, 200 gar eine *tulpe*, die mir wenig echt vorkommen will. Bechstein bezeichnet sie (thüring. sag. III. 212) als *glockenblume*, welche namen mehre waldblumen tragen, und Grimm hat M. 924 *purpurblume* gefunden, was zu jenem roth passt. ihm zufolge würde die blume gewöhnlich als blau angegeben, soviel ich erkenne, ist sie meistens gelb oder weiss. wenn statt ihrer die *springwurzel* steht, so ist das jünger und falsch.

Das schlüsselband hängt an der jungfrau gürtel, es öffnet den eingang zur erde, zum felsen, worin sie wohnt. da wo sie dies band trägt, ist es weniger bedeutsam als in jenen sagen, in welchen es als blume vorkommt. in der hessischen sage von der Altenburg bei Nidda bietet die weisse frau grüssend dem ihr begegnenden eine blume an; ein armer mann wagte es einmal sie anzunehmen, da ging die weisse frau vor ihm her und sie kamen an ein grosses thor. *er hielt seine blume an das schloss*, die flügel des thors öffneten sich und die weisse frau führte ihn in die keller der burg, wo grosse fässer edeln weines lagen. der mann trank, bis ihm der kopf schwer wurde, da taumelte er weg, nachdem ihm die weisse frau vergebens 'vergiss nicht das beste' nachgerufen hatte. ein anderer mann fand eine schöne und seltene blume auf der Altenburg und steckte sie auf seinen hut. bald fühlte er an demselben etwas schweres, er nahm ihn ab und fand, *dass sich die blume in einen grossen schlüssel verwandelt* *hatte.* zugleich *bemerkte er eine nie gesehene thür*, welche in den berg führte, er schloss auf, füllte sich die taschen mit schätzen aller art und ging trotz der warnenden stimme weg, um nie mehr hinein zu kommen (hess. sag. 28. 29.). ein kuhhirt in Schwaben fand im spätherbst eine schöne schlüsselblume und steckte sie an seinen hut. da ward ihm derselbe so auffallend schwer, dass er ihn abnahm, da steckte statt der blume ein *silberner schlüssel* daran und zugleich sah er eine schneeweisse jungfrau vor sich stehen und eine thür im berge (Meier 37.).

Der erscheinung der jungfrau wird in diesen und andern sagen nicht erwähnt. die blume steht da und lockt durch ihre schönheit, sie zu pflücken, oder ein zufall führt die hand zu ihr hin und sie ziert brust oder hut. von diesem augenblick an jedoch ist, wer sie pflückte, gleichsam in der elbin gewalt [1], die ihn nun in ihr haus lockt, in die weiten felsenkammern, worin der wein der ewigen jugend strömt, an dem auch sie trinkt, denn wie würde sie sonst in ewiger schönheit blühen? da wohnt sie und steigt von dort in die blume oder den baum hinein, den sie beleben muss [2]. als göttlichen wesen stehen ihr schätze in fülle zu gebot, sie hat, was ihr herz nur verlangt, nur eines nicht: der bann der geisterwelt ruht auf ihr, sie möchte empor zu der höhern freiheit des menschen, der nicht an die scholle und an einen kalten pflanzenleib gebunden ist, wie sie, die langsam wachsende und wieder welkende. ob sie auch die mühen des menschthums übernehmen muss und all seine leiden, für das warme menschenherz gibt sie die last ihrer göttlichkeit gern dahin.

Sie kann aber nur dann in die menschheit eintreten, wenn ein reines menschenkind sich ihr in liebe ergibt und ihr die treue bewahrt; und dieser eintritt ist wiederum an schwere bedingungen geknüpft. darum kommt sie zu keuschen jünglingen und bietet ihnen die lachendsten schätze, alles was sie nur wünschen können um den preis eines dreifachen kusses. dass diesem ursprünglich die ehe folgte, dafür zeugen die früher berichteten sagen, dass sie ihm in den meisten denkmälern nicht mehr folgt — bei Sommer 17 ist u. a. die vermählung noch erhalten —, ist eine ganz erklärliche verderb nis und schwächung der sagen, so müsste denn, was unwahrscheinlich ist, an dem blossen kuss genügen, um ihr die menschwerdung zu verschaffen. In den sagen, wie sie uns nun vorliegen, handelt es sich rein um die schätze, die einst nach der verbindung der befreiten elbin folgten, und das erstere ist offenbar neu, wenigstens wüsste ich zu dem zuge keine mythologische parallele anzuführen.

---

[1] die pflanzengestalt ist der elbin kleid, wie das schwanhemd das der Valkyrie. ist der erwartete erlöser mit ihrem gewand bekleidet und dadurch fähig, in das innere der berge zu dringen?

[2] their haunts were thought to have been groves, mountains, the southern side of hills and verdant meadows. Brand ed. Ellis II, 276.

Ich bemerkte, der erlöser müsse rein sein. die keuschheit hatte in unserm alterthum einen hohen werth, das laster der unreinheit war unsern vätern fremd und verhasst. wenn sie schon eine forderung an den bräutigam im gewöhnlichen leben war, dann musste sie es noch mehr sein, wenn es die verbindung mit einem der höhern wesen galt, mit jenen göttlichen oder halbgöttlichen frauen, die selbst rein waren und weiss, wie das schneeweisse gewand, welches sie umhüllte. 'um die erlösung zu vollbringen, musst du rein von frauen sein', sagt die weisse frau in der Barbarakirche zu dem manne (Baader 168.); die jungfrau vom Thurnberg hat einen unschuldigen jüngling sie zu erlösen (das. 190. vgl. Müllenhoff 352.). eine andere bei Kuhn 66 wird durch den kuss eines unschuldigen kindes erlöst. ebenso sagt die schöne jungfrau auf dem Pauliner schlösschen: 'sie hätte auch keine andere hoffnung, dass sie könnte oder möchte erlöset werden, als wenn sie von einem jünglinge, der seiner keuschheit und jungfrauschaft rein und unverletzt wäre, dreimal geküsset würde (Stöber 357.). in einer andern sage hat der jüngling sie zu zweienmalen an verschiedenen tagen geküsst, bevor er aber zum drittenmal hingeht, versündigt er sich mit weibern und er findet sie nicht mehr.

Dies streben nach einem reinen menschensohn erklärt uns auch, warum die elben kinder stahlen. so kamen einst die wilden frauen aus dem Wunderberg hervor und wollten einen knaben stehlen; sein vater aber eilte ihnen ohne furcht zu und nahm ihnen den knaben ab mit den worten: 'was erfrechet ihr euch, so oft heraus zu gehen und mir jetzt sogar meinen buben hinweg zu nehmen? was wollt ihr mit ihm machen?' die wilden frauen sagten: 'er wird bei uns bessere pflege haben, es wird ihm bei uns besser gehen als zu haus und der knabe wäre uns sehr lieb, es wird ihm kein leid widerfahren.' allein der vater liess seinen knaben nicht aus den händen und die wilden frauen gingen bitterlich weinend von dannen. abermals kamen die wilden frauen aus dem berg heraus und nahmen einen knaben mit sich, der das weidvieh hütete. diesen jedermann wohlbekannten knaben sahen die holzknechte erst über ein jahr in einem grünen kleid auf einem stock des berges sitzen. den folgenden tag nahmen die holzknechte seine ältern mit sich, willens den knaben auf dem berge aufzusuchen. allein sie gingen alle umsonst; der knabe kam nicht mehr zum vorschein (Panzer 12.). ähnlich stiehlt auch die Roggenmuhme ein kind, welches die säugende mutter mit sich auf den acker genommen hatte. dass sie aber ein falsches an dessen stelle legt, scheint unecht, denn die elben — und eine solche ist die Roggenmuhme unzweifelhaft — haben keine kinder., auch die bretonische sage kennt dies kinderstehlen.

Hauptbedingung der menschwerdung ist wie bemerkt der *dreifache kuss*. dieser ist dadurch erschwert, dass die elbe nicht in ihrer schönen jungfräulichen gestalt erscheint, sondern bei den zwei ersten malen als *drache* oder *schlange* und als *kröte*. die verwandlung in diese beiden thiere ist eine gabe der elben, sie geht selbst zu bestimmten zeiten regelmässig vor sich, wie später gezeigt werden soll. sie erinnert wieder an Melusina mit ihrem fisch-[1]) oder schlangenleib, an Meridiana, die sich im bad in einen drachen verwandelte. es ist die bedingung des kusses bei dieser gestalt somit eine probe, der sich der erlöser unterwerfen muss; er soll sein weib auch sehen, wie sie in der verwandlung ist, damit er wenn diese später vor sich geht, sie kenne und nicht morde, oder ihr die treue nicht breche. besteht er die probe, erfüllt er die bedingung, dann ist die elbin seiner sicher, sie darf sich ihm hingeben, sie ist erlöst. die unglücklichen elbenjungfrauen der eingangs behandelten sagen nahmen die prüfung nicht vor und die überraschung des mannes, als er die verwandlung entdeckte wurde ihnen zum fluch, der sie unerlöst zurück in das elbenreich warf. meistens berichtet die sage, dass der jüngling den ersten kuss gewagt habe, oft auch den zweiten, aber dann schrak er zurück und entfloh, verfolgt von den herzzerreissenden klagen der getäuschten jungfrau.

Es klingt durch die meisten dieser sagen ein ton der hoffnung, wenn sie erzählen, wie die jungfrau den berg verlässt: sie lächelt und ist freundlich, denn sie ist frei und erwartet den erlöser. dagegen kehrt sie auch jedesmal trauervoll wieder in den berg zurück, da diese hoffnung sich nicht erfüllt hat. die weisse jungfrau auf dem Hochberg kommt jede nacht in das Brettenthal hinab; beim hinuntergehen ist sie fröhlich, bei dem rückgang hinauf aber weint sie (Baader 54.). die weisse frau auf dem Kopfle kommt nur mit tagesstunde mit einem schlüsselbund herab. sie erscheint lächelnd, wenn sie aber zurück kehrt, hört man sie heftig weinen, bis sie auf dem hügel verschwunden ist. singend kommt die weisse frau von Plixburg den bergwald hinab, laut weinend aber steigt sie wieder hinauf; ähnlich die weisse jungfrau von Hohenburg (Stöber 11. 89. 342.). auch die vom Riepen bei Hameln geht, den schlüssel in der hand, mit trauriger miene durch den wald und seufzt (Harrys 1, 38.).

---

[1]) cf. Baader p. 4.

Diese trauer ist um so mehr gerechtfertigt, da die sage uns meldet, dass viele dieser jungfrauen nur selten emporsteigen dürfen, selbst dass sie, wie es scheint, dies auch nur so und soviel male vermögen; hat sich der erlöser immer nicht gefunden, dann ist der bann unwiderruflich. nach andern sagen ist auch die erlösung an eine bestimmte zeit geknüpft. alle hundert jahre nur erscheint in der fastenzeit das wunderschöne unten wie ein fisch gestaltete, goldlockige seefräulein beim schloss Homberg (Baader 4.), nur dann also kann sie auch erlöst werden. die grüne jungfer auf dem Hausberg wird nur alle sieben jahr in der Johannisnacht frei. dem ist das grösste glück bestimmt, der sie erlösen wird. sie führt ihn in den berg zu einem buch, das muss er lesen können, dann erhebt sich das schloss auf dem gipfel des berges, sie ist erlöst und er wird des schlosses herr und ihr gemahl (Sommer 17.). 'ach jetzt bin ich wieder für hundert jahr gebannt' ruft die weisse dame von Rothenberg, die oft erscheint und traurig in's thal hinabschaut (Stöber 37.). das fräulein von Nothweiler darf nur freitags erscheinen und zwar einmal als schlange, einmal als kröte, das drittemal als jungfrau; in den dreien gestalten geküsst, schenkt sie ihrem erlöser all ihre schätze (Stöber 346.). auf dem Möwenberg in Schleswig blüht die gelbe blume nur alle hundert jahre (Müllenhoff 351.). die jungfrau auf dem Nusshard kann nur auf Petritag erlöst werden, indem ein keuscher jüngling sie in ihrer verwandlung in ein hässliches altes weib küsst (Schöppner 1, 172.). die verwandlungen in schlange und kröte haben also ihre bestimmte zeit, denn die letztere jungfrau erscheint vorher dem jüngling in ihrer vollen schönheit und auch in den andern sagen bereiten sie die erlöser vor und geben ihnen tag und stunde an, wann sie als schlange oder in anderer gestalt erscheinen werden.

Ein hauptzug der sagen dieser art ist der welcher die erlösung dieser wesen an das wachsen eines *baumes* knüpft. sobald die erlösung vereitelt ist, erhebt die jungfrau klagend die stimme und nennt die schwere bedingung, unter der ihr nun rettung werden kann. so ruft eine: 'wehe, jetzt dauerts wieder hundert jahr, bis ich erlöst kann werden, denn es wird ein *kirschbaum* wachsen drüben im wald und von diesem werden bretter geschnitten und aus den brettern wird eine wiege gemacht werden und das kind, das zuerst darin gewiegt wird, kann mich erlösen' (Herrlein 211.). eine andere: 'wehe die *eichel* ist noch nicht im boden, aus deren künftigem stamm die wiege des jünglings gemacht wird, der mich erlösen kann.' das weisse fräulein in Wolfartsweier sagt: 'du bist zu meiner erlösung geboren und wenn du sie nicht vollbringst, so muss ich die nuss zu dem baum stecken, aus dem mit der zeit eine wiege für das kind gemacht wird, welches erst wieder mir helfen kann' (Baader 30. 211.). die frau bei Lübbenau sagt, es solle eine *linde* gepflanzt werden, die würde oben *zwei pläntschen* (äste) bekommen, aus deren holz die wiege gemacht werde (Kuhn märk. sagen 100.). bei den steinen muss ein doppelter *tannenbaum* aus einer wurzel spriessen; wenn er hundert jahre alt wird, müssen ihn zwei ledige leute am Wunibaldstag umhauen, den stärksten stamm am Dagobertstag in's thal schleifen und aus ihm wird die wiege gemacht (Mone anz. III, 91.). wenn ein *hirsch* eine *eichel* in den boden tritt, aus der eichel eine eiche und daraus eine wiege werde, könne das kind, das zuerst hinein komme, sie erlösen, sagt die Urschel (Meier 7.). sie pflanzte auch einmal, um erlöst zu werden, eine *buche*; als diese abgehauen wurde, eine zweite, und darin lag ein bursche, den sie bat, sie zu erlösen (das. 11.). es soll ein *rabe* über das Auerbacher schloss fliegen und aus dem schnabel eine nuss in den hof fallen lassen. die nuss soll keimen und wurzel fassen und aus dem baum die wiege gemacht werden (Wolf hess. sagen 35.). in Baiern wird ein *ahorn* erwähnt (Schöppner I, 86.).

Dieser baum ist offenbar kein anderer als jener, den die jungfrau bewohnt, an den ihr leben geknüpft ist. er muss zur wiege werden, d. h. die elbe muss den künftigen erlöser von seiner geburt an liebend hegen und tragen, ihm schützend nahe sein. darum sagt die Urschel zu dem knecht, sie habe ihn in der wiege gepflegt und vor den nachstellungen ihres bösen feindes von klein auf geschützt; jetzt sei die zeit gekommen, wo er sich dankbar beweisen müsse und sie erlösen, was unter allen menschen nur ihm allein möglich sei (Meier 8.). darum war sie immer bei jenem andern, half ihm wenn er holz oder steine auf dem berg auflud, hielt ihm den wagen und erfreute ihn durch den anblick ihrer schönheit (das. 10.). so sind denn diese jungfrauen die eigentlichen *schutzgeister*, schutzengel ihrer erlöser, ein neues zeugnis ihrer verwandtschaft mit den engeln. misslingt die erlösung durch das so treu gepflegte kind, dann ist die wiege zu nichts weiter nütze, ihre reinheit, gleichsam ihre jungfräulichkeit hat gelitten, vergebens wuchs der baum mit dem elbenmädchen heran. sie muss eine neue laufbahn beginnen, in einem neuen baum emportreiben und dies hat das schicksal in die hand der götter gelegt. Fro's, ihres herrn heiliger hirsch muss die eichel in den boden treten, allvaters, der auch sonnengott ist, heiliger rabe die nuss an den bestimmten ort tragen und dort aus der wolkenhöhe fallen lassen. ausserdem muss der baum in festgesetzter gestalt wachsen, von reinen jünglingshänden abgehauen und verarbeitet werden. man versteht, wie die arme elbin weinen und klagen muss, wenn so viel zeit und sorge und hoffnung unbelohnt bleibt.

Meine ansicht findet eine stütze darin, dass nicht ein bestimmter baum, sondern bäume jeder art, wald- und fruchtbäume genannt werden. kaum zwei sagen stimmen in der angabe der baumart zusammen. wir fanden ja bei Müllenhoff 346 auch einen apfelbaum. doch scheinen die waldbäume vorzugsweise gewählt, die fruchtbäume seltener und dem apfelbaum ist selbst die fruchtbarkeit versagt.

Der spätern christlichen sage mangelt bereits gänzlich das verständnis des zusammenhangs zwischen der jungfrau und dem baum, so zwar, dass sie auch die erlösung von männern an bäume knüpft. so hatte, wie Stöber erzählt, ein vater sein kind dem teufel verschrieben, es wurde aber durch die taufe gerettet. der vater starb bald darauf im krieg und es hiess, nur der sohn könne seine seele erlösen. mit dem kreuzzeichen auf der brust bewaffnet, ging der knabe im zehnten jahr gegen sonnenuntergang und kam in die hölle und zu einer haide, auf der ein *bäumchen* stand; darunter lag ein mann auf dem angesicht und weinte, dass der *boden rings von thränen feucht* war. auf des knaben frage, was er da thue, *erzählt er* — der vater — von der verschreibung; zur strafe dafür müsse er unaufhörlich *das bäumchen mit seinen thränen giessen*, dann werde es, aber nur sehr langsam, grüner; zuweilen kann er nicht weinen, dann stirbt es wieder ab. da umarmte und küsste ihn der knabe und wies ihm das kreuz auf der brust. da wurde das bäumchen plötzlich ganz grün und bald war der vater verschwunden (354.). giessen vielleicht auch die weissen frauen ihre bäume mit den thränen, die sie reichlich bei der rückkehr weinen? der ausgang jener sage hat übrigens etwas gemachtes.

Die anknüpfung dieser sagen an ruinen, die so häufig vorkommt, erklärt sich durch den drang der sage, sich zu localisiren, und dazu boten die alten schlösser um so mehr gelegenheit, als der rang ihrer bewohner zu dem der göttlichen jungfrauen stimmte, die dann meist rittertöchter, fürstinnen, prinzessinnen genannt werden. aber auch die mit unsern sagen entfernt verwandten schatzsagen, die an anderer stelle zu erörtern sind, halfen dazu mit.

Oft werden die jungfrauen als *spinnend* dargestellt und das ist wieder eine echt elbische beschäftigung, denn auch die nordischen elbinnen treiben sie, und bereits früher fanden wir elftausend elbinnen von Holda geführt durch die lüfte ziehend und im flug die weissen herbstfäden spinnend, eine wunderbar schöne vorstellung. die flachsjungfer (Kuhn und Schwarz 98), die sich alle hundert jahre ein jahr lang zeigt, hat wohl daher ihren namen. spinnend erscheint die weisse jungfrau auf dem Lahnberg in Oberhessen (M. 914.) und dasselbe ist es, wenn wir die kleine zierliche Urschel strickend finden (Meier 6.). daher erklären sich auch die flachsknotten und flachsballen, welche vor ihnen auf weissem tuch liegen und meist golden sind (M. 914, 915.). der bedeutsame zug, dass man die spur der füsse dieser jungfrauen deutlich im grase sieht, ist auch besonders als echt elbisch hervorzuheben (Baader 211.).

Es kommt wiederholt vor, dass arme leute im walde *schöne gelbe blätter* finden, oder auch nur laub zusammen rechen, welches sich später in gold verwandelt. so sah eine frau bei Kalw *unter einem baum* solche blätter liegen und nahm sich eine schürze voll mit, zu hause fand sie lauter goldstücke. eine andere frau bemerkte im herbst einen baum, der hatte oben noch ganz schöne frische blätter; weil ihre ziege dieselben nicht erreichen konnte, streifte die frau sie ab und wollte sie dem thier geben, allein da hielt sie lauter goldstücke in der hand (Meier 50.). das sind die goldnen haare und locken, welche der jungfrauen haupt umfliessen und mitunter bis auf die erde herabwallen.

Zwischen elf und zwölf uhr mittags oder auch gerade um mittag gehen die elbenjungfrauen gern zu einem nahen brunnen, wo sie sich *waschen* und die haare strählen und zöpfen. auf der Thyrenburg sieht man sie oft in der dämmerung auf *goldnem* stuhl sitzend, wie sie ihr *langes haar* mit *goldnem kamm* kämmt; wenn sie es in flechten gelegt hat, verschwindet sie (Müllenhoff 347). auf dem Pillberg erscheint sie in den schlechten stunden von elf bis zwölf mittags, eine andere auf dem berg bei Kleinteich kämmt sich dann die haare in einen *goldring* (Reusch 8, 12.). die vom Hochberg wäscht sich im bach und kämmt sich (Baader 54.). dies wasehen ist nichts als ein bad, dem das ordnen der haare folgt, und die holden haben die vorliebe dafür mit Holda gemein. oft ist auch das bad geradezu genannt; so badet sich das fräulein von Homburg in der Wutach, oder sonnt, wäscht und kämmt sich am ufer. die jungfer auf dem Schlossberg bei Ohrdruff kommt um die zwölfte mittagsstunde vom berge herab, geht in das thal zum Herlingsbrunnen, badet sich darin und steigt wieder den berg hinauf (Sommer 19.). Caesarius kannte wie es scheint diese jungfrauen auch, nur verlegt er ihre erscheinung in die nacht: 'duo iuvenes saeculares nondum milites in quadam *vigilia s. Ioannis baptistae post solis occasum* circa *rivulum*, qui monasterium praeterfluit, in dextrariis suis spatiabantur. videntes ex altera parte rivuli quasi speciem *mulieris in veste linea*, putantes quia maleficia exerceret, ut quibusdam mos est in nocte illa, ut caperent eam aquam transierunt. quae cum veste levata fugere videretur, illi in equis velocissimis insequentes, cum fugientem quasi umbram ante se videbant, comprehendere non valerent, deficientibus equis unus dixit: 'quid agimus? diabolus est enim' et signantes se monstrum ultra non videbatur (V, 30.). der bach erinnert an das bad. da der Deutsche das baden selbst so sehr liebte, konnte er es diesen wesen nicht versagen, es gehörte nothwendig zu einem gesunden leben. oft trägt die elbe auch wasser in einem goldeimer den berg hinan, wohl um ihren baum zu laben und mit der kühlen fluth zu erfrischen, nachdem sie vorher derselben wohlthat genossen (Bader 210.).

Die elbinnen lieben den *gesang* und wir treffen sie oft singend an. die jungfrau bei Wolfartsweier singt wunderschön, wenn sie hoffnungsfreudig ins thal steigt. in der nähe des schlosses Plixburg hörte man eine feine frauenstimme, gleich nachher erschien die weisse frau (Stöber 89.). die dame von Greifenstein soll selbst flöten (das. 248), was übrigens sehr zweifelhaft klingt. die weissen fräulein zu Neubulach, die alle sieben jahr erscheinen, singen gleichfalls (Meier 26.) und der schäfer auf dem Rüchenberg bei Sachsa hört den schönen gesang der erlösung flehenden jungfrau (Kuhn und Schwarz 201.). ebenso lockt die dänische elbin die jünglinge durch gesang zu sich und dann ist es um sie geschehn (M. 438). die Lurleijungfrau wäre hier zu nennen, wenn sie nicht Brentano zum vater hätte.

Sie trachten, sich den menschen freundlich zu beweisen, und bringen ihnen selbst speisen. die weisse frau bei Giessen (Schwaben) erschien oft den knechten, wenn sie auf dem felde ackerten, brachte ihnen brod und allerlei gutes zu essen, reichte ihnen auch silberne messer und gabeln (Meier

75. 76.). wenn die jungen ledigen bursche auf dem Alstädter feld geackert haben und vier uhr hielten, setzten sie sich um den Ehlborn und tranken daraus. wenn sie dann riefen: vetter Metz bring mir'n plätz, dann erschien eine schöne feine jungfrau mit einem plätz, die schwebte nur über der erde, und legte ihnen das gebäck auf die rebhörner des pflugs (hess. sagen 38.). die jungfrau von Wolfartsweier beschert den kindern eine frischgebratene leberwurst (Baader 210.). auch die englische sage weiss davon. in Morgan's Phoenix brittannicus p. 545 ist mitgetheilt 'an account of Anne Jefferies, now living in the county of Cornwall, who was fed for six months by a small sort of airy people called *fairies*, and of the strange and wonderful cures she performed with salves and medicines she received from them, for wich she never took one penny of her patients: in a letter from Moses Pitt to the right reverend father in God Dr. Edward Fowler Lord Bischop of Gloucester. London 1696'.

This tractes states that, as she was one day sitting knitting in an arbour in the garden, there came over the hedge of a sudden *six persons of a small stature all clothed in green*, which frighted her so much as to throw her into a great sickness. They continued their appearence to her, never less than two at a time, nor never more than eight, always in even numbers. She forsook eating our victuals and was fed by these fairies from the harvest time to the next Christmas-Day. One day she gave me a *peece of her (fairy) bread*, which *I did eat and think it was the most delicious bread that ever I did eat*, either before or since. Ellis zu Brand's observations on popular antiquities II, 279.

Eine sehr schöne sage von einer solchen dienstfertigen elbe hat uns Caesarius wieder aufbewahrt: 'daemon quidam *adolescentis venusti* speciem induens ad quendam militem venit, obsequium suum illi offerens. cui cum multum placeret tam in decore quam in sermone, gratanter ab eo susceptus est. qui mox militi servire coepit tam diligenter et tam timide, tam fideliter et tam iocunde, ut satis ille miraretur. nunquam equum suum ascendit, nunquam descendit, quin ille praeparatus esset et genu flexo strepam teneret; discretum, providum et hilarem semper se exhibuit. die quadam dum simul equitarent et venissent ad fluvium quendam magnum, miles respiciens et plures ex inimicis suis mortalibus post eos venire considerans, ait servo: 'mortui sumus. ecce inimici mei post me festinant, fluvius ex opposito est, nullus superest locus refugii; aut occident me aut capient'. tunc ille: 'ne timeas, domine, vadum fluminis huius bene novi, sequere tan

tum me, bene evademus'. respondente milite: 'nunquam homo fluvium istum in hoc loco transvadavit', ipse tamen evadentis servum ducem secutus sine periculo venit ad littus. et eius transpositio, hostes ex opposito littore consistentes mirati sunt, dicentes: 'quis unquam audivit vadum in flumine isto? non alius nisi *diabolus* istum transvexit', timentesque reversi sunt. processu vero temporis accidit ut militis uxor infirmaretur usque ad mortem, in quo dum omnes medicorum artes defecissent, ait iterum daemon domino suo: 'si domina mea inungeretur *lacte* leonino statim sanaretur'. dicente milite: 'unde haberetur lac tale?' respondit ille: 'ego afferam'. qui vadens et post spatium unius horae rediens vas plenum secum attulit, quo cum fuisset peruncta mox meliorata pristinum recuperavit vigorem. cui cum diceret miles: 'unde habuisti tam cito lac istud?' respondit: 'de montibus attuli Arabiae; recedens a te in Arabiam ivi, leaenae speluncam intravi, catulos abegi et ipsam mulsi, sicque reversus sum ad te'. stupente milite ad verba ista et dicente: 'quis ergo es tu?' respondit ille: 'non sis sollicitus de hoc, servus enim tuus sum ego'. instante milite tandem confessus est dicens: 'daemon ego sum, *unus ex illis qui cum Lucifero ceciderunt*'. tunc magis milite stupente subiunxit: 'si natura diabolus es, quid est quod tam fideliter servis homini?' respondit daemon: '*magna est mihi consolatio esse cum filiis hominum*'. dicente milite: 'non audeo de cetero uti servitio tuo', iterum ille respondit: 'hoc pro certo scias quia si me tenueris, nunquam a me vel propter me aliquid mali tibi eveniet'. 'non audeo, inquit, sed quicquid pro mercede tua postulaveris, licet dimidium bonorum meorum, libens tradam tibi. nunquam homo homini servivit tam fideliter et tam utiliter. per tuam providentiam iuxta fluvium mortem evasi, per te uxor mea recepit sanitatem'. tunc daemon: 'ex quo tecum esse non potero, nil pro servitio meo, nisi quinque solidos requiro'. quos cum recepisset, militi illos reddidit dicens: '*peto ut ex eis nolam compares et super tectum illius pauperis ecclesiae ac desolatae suspendas*, ut per eam saltem dominicis diebus fideles ad divinum convocentur officium. sicque ab eius oculis disparuit (V, 36.)

Das ist ein merkwürdiges beispiel der art und weise, wie die heidnischen sagen im XII jh. christliche gewänder anzogen. das elbische wesen und zwar das der lichtelben ist unverkennbar durch das bekenntnis des dämons ausgedrückt, der sich einen von Lucifers gefallenen engeln nennt. ohne zweifel war er einst weiblich, durch die übertragung auf den christlichen teufel musste er männlich werden. ihn

zieht es zu den menschen, bei ihnen findet er grossen trost, wenn er auch keine erlösung erwarten kann. für dieselbe will er aber dennoch wirken, als er sich verstossen sieht, er gibt seinen lohn her, damit dafür eine glocke in die arme kirche gekauft werde; so scheidet er mit der hoffnung auf die erlösung aus dem bann der hölle. leider lässt sich nur schwer errathen, was einst an der stelle dieses schönen zuges stand, es war jedenfalls auch etwas, wodurch die erlösung dem freundlichen und dienstfertigen elben näher gerückt wurde. die glocke ist um so auffallender, als die elben und zwerge sonst durch glocken gerade verscheucht werden. als besonders elbisch ist in der sage auch die heilkunde zu nennen, so wie die schnelle fahrt nach Arabien und zurück, wodurch der dämon des ritters frau rettet; die letztere ist nur durch ein fluggewand oder einen wünschelhut zu erklären.

Dieselbe dienstfertigkeit beweisen die verwandten Salinger fräulein in Tirol. fehlt ihnen in ihrem haushalt das salz, so reitet das eine oder andere fräulein nach Hall um dort salz zu holen und *in einer minute* steht es wieder mit dem salz in der küche, wie der dämon in einer stunde aus Arabien die löwenmilch brachte. sie helfen den kindern, mit denen sie gar freundlich sind, beeren lesen; auch den bauern helfen sie auf dem feld und im stall. ein bauer, der sie nicht kannte und dem eine beistand, lud sie ein bei ihm in dienst zu treten, aber vergebens, sie wollte nicht mit ihm in sein haus. da legte er den wiesbaum beim festbinden so, dass ihr linker fuss eingeklemmt wurde. sie warf ihm einen bittenden und vorwurfsvollen blick zu; als er aber froh über den fang vor dem wagen ging und die peitsche schwang, empfand er plötzlich einen riss am linken bein und zugleich glaubte er ein husch hinter sich zu hören, *als ob ein vogel aufflöge.* das fräulein war weg, er aber hinkte am linken bein (Zingerle I, 54 flg.).

Echt elbisch ist wiederum, dass diesen weissen frauen der *blick in die zukunft* erschlossen ist. die Sibylle auf Teck, die Gott hat gleich werden wollen, also auch eine genossin Lucifers ist, und in der nähe von deren höhle die hexen, also die elben tanzen, hat ihren namen wohl nur von weissagungen (Meier 22. 25.), und die dame vom Pauliner schlösschen kommt nur selten zum vorschein, wenn es schlechtes weinjahr geben soll; wird aber der herbst gedeihen, so ist sie freudig, grüsst die leute und rasselt mit dem schlüsselbunde durch die rebgelände hin (Stöber 353.).

Ich erwähne der liebe der elben zum gesang; sie haben dieselbe lust am tanz, doch dazu gehört, dass ihrer mehre zusammen seien. bisher haben wir nur einzelne erscheinungen dieser geister betrachtet, jetzt sehen wir sie in gesellschaft mit andern, in ihrem heitern leben und treiben untereinander, oder auch in nächtlichen umzügen, an deren spitze ein höheres wesen als sie steht.

Sie führen ihre reigen meistens auf hügeln, oder in wäldern oder um bäume, oft aber auch in den hügeln, oder in plötzlich entstehenden und wieder verwehenden pallästen. die älteste nachricht von solchen tänzen gibt uns in Deutschland wieder Caesarius heisterbacensis. er nennt zwar die geschichte 'temporibus meis apud Toletum veraciter gesta', aber die personen in ihr sind 'iuvenes de Suevia et Baioaria' und das ganze hat rein deutschen anstrich. der 'clericus Philippus in necromantia famosissimus', welcher sie zuerst erzählte, wollte ihr durch die verlegung nur ein höheres interesse geben. jene Schwaben und Baiern baten nämlich ihren lehrer in der necromantie, er möge ihnen in wirklichkeit etwas von den wunderbaren dingen zeigen, die er lehre. 'hora idonea in campum illos duxit, *gladio circa illos circulum fecit*, monens sub interminatione mortis, ut infra circulum se cohiberent et ne aliquid vocantibus darent vel ab offerentibus reciperent praecepit'. wir kennen diesen mit dem schwert gezogenen kreis bereits als deutsch und das verbot, etwas zu geben oder zu nehmen, kommt in der hexensage hundertmal vor. 'secedens ab eis paululum daemones carminibus suis advocavit', und sie kommen zuerst, wie in jenen sagen vom wüthenden heer 'in formis militum decenter armatorum' und trachten auf alle weise, die jünglinge aus dem kreis zu locken. 'qui cum eis nihil proficerent, in *puellas speciosissimas* se transformantes, *choreas circa illos ducebant*, variis anfractibus iuvenes invitantes. ex quibus *una forma ceteris praestantior unum ex scholaribus elegit*, ad quem quotiens veniebat chorizando, *totiens annulum aureum porrigebat*, intus suggerendo *et foris* motu corporis ad amorem *suum illum inflammando*. quae cum per multas vices hoc attentasset, victus *iuvenis digitum contra annulum extra circulum porrexit, quem illa mox per eundem extrahens, nusquam comparuit*. capta praeda conventus malignantium in turbinem resolvitur'. da fordern aber die studenten ihren cameraden von dem lehrer zurück und 'timens vitae suae, sciens Baioarios *esse furiosos*', versprach er ihnen sein möglichstes zu thun. auf seine bitte beruft der oberste der dämonen die seinen zur berathung und dem lehrer wird der schüler zurückgegeben (V, 4.).

Die sage ist zusammengesetzt aus drei verschiedenen theilen. der erste, die erscheinung der ritter, gehört zum wüthenden heer, der zweite, der tanz der schönen mädchen, ist der kern und der dritte, die berathung, ein bruchstück einer jüngern teufelssage, es könnte aber auch älter und eine rettung aus dem Venusberg sein, in welchen die mädchen, besonders die 'una forma ceteris praestantior', also wohl ihre herrin und königin, den jüngling mit sich geführt hatten. durch die annahme des ringes ergibt sich dieser der schönen elbin und das erinnert an eine sage bei Vincentius bellovacensis. ein jüngling war eben vermählt und spielte mit seinen genossen. um seinen trauring nicht zu verlieren, steckte er ihn an den finger einer ehernen statue der Venus, welche in der nähe stand. als er müde vom spiel den ring zurücknehmen will, 'videt digitum statuae usque ad volam manus recurvatum et quantumvis conatus annulum recuperare, nec digitum inflectere nec annulum valuit extrahere. redit ad sodales nec illis ea de re quicquam indicavit. nocte intempesta cum famulo ad statuam revertitur, et extensum ut initio digitum repperit sed *sine annulo*; iactura dissimulata domum se confert ad novam nuptam. cumque thorum genialem ingressus sponsae se iungere vellet, sensit impediri sese et quiddam nebulosum ac densum inter suum coniugisque corpus volutari; sentiebat id tactu, videre tamen nequiebat. hoc obstaculo ab amplexu prohibebatur, audiebat etiam vocem dicentem: 'mecum concumbe, quia hodie me desponsasti. *ego sum Venus*, cui digito annulum inseruisti nec reddam.' territus ille tanto prodigio nihil referre ausus est vel potuit, insomnem duxit noctem illam, multum secum deliberans. sic factum est per multum tempus ut quacunque hora cum sponsa concumbere vellet, illud idem sentiret et audiret. erat sane alias valens et domi aptus et militiae. tandem uxoris querelis commonitus rem parentibus detulit. illi habito concilio Palumbo cuidam, presbytero suburbano, rem pandunt. is autem erat necromanticus et in maleficiis potens. illectus ergo promissis multis compositam epistolam dedit iuveni dicens: 'vade illa hora noctis ad compitum, *ubi quatuor viae concurrunt* et stans tacite considera. transient ibi *figurae hominum utriusque sexus*, omnisque aetatis et conditionis, equites et pedites, quidam laeti et quidam tristes; quicquid audieris non *loquaris*. sequetur illam turbam *quidam statura procerior*, forma corpulentior, *curru sedens*, huic tacitus epistolam trades legendam, statimque fiet quod postulas.' ille autem iuvenis totum implevit prout edoctus erat. viditque inter caeteros ibi *mulierem* in habitu meretricio mulam inequitantem, *crine soluto per humeros iactato*, *vitta aurea superius constricto*, *auream virgam gerentem in manibus*, qua mulam regebat; prae tenuitate vestium pene nuda apparebat, gestus exsequens impudicos. ultimus *dominus turbae* terribiles in iuvenem oculos exacuens, ab axe superbo smaragdis et unionibus composito causas viae ab eo exquirebat. nihil ille contra, sed protenta manu epistolam ei porrigit; daemon notum sigillum non audens contemnere legit scriptum, moxque brachiis in coelum elevatis: 'Deus, inquit, omnipotens, quamdiu patieris nequitias Palumbi presbyteri?' nec mora, satellites suos a latere mittit *qui annulum extorquerent a Venere.* illa multum tergiversata vix tandem reddidit. ita iuvenis voti compos sine obstaculo potitus est diu suspiratis amoribus. Palumbus autem, ubi daemonis clamorem ad Deum audivit de se, intellexit sibi praesignari finem dierum. quocirca omnibus in membris ultro truncatis miserabili poena defunctus est' [1]).

Die ganze prächtig ausgestattete sage ist echtdeutsch. der gekrümmte finger, welcher den ring nicht loslassen will, kommt gleichfalls in einer oesterreichischen legende vor, wo ein ritter beim spiel den ring aussieht und an den finger eines Marienbildes steckt; als er ihn wieder nehmen will, ist der finger einwärts gebogen, der ritter aber geht nun in's kloster. aber auch im norden kommt der zug vor. der Thorgerd bildseule hatte einen goldring um den arm und *krümmte die hand*, als ihn einer greifen wollte, dem sie ihn nicht gönnte. der mann nahm nun viel geld, legte es dem bilde zu füssen, kniete nieder und vergoss thränen; dann sich erhebend fasste er nochmals nach dem ring, den nunmehr das bild losliess [2]). 'ich bin Venus', sagt die erscheinung zu dem jungen gemal, aber unsere Venus ist nichts als eine elbenkönigin, keine göttin, denn nicht Holda oder eine ihr ähnliche göttin verlockt sterbliche zu ihrer liebe, wohl aber die königlichen elbinnen, die sich auch in den zuerst betrachteten sagen sämmtlich aus königsblut entsprossen nennen. sie steht darum auch unter einem höhern gebieter, einem gott, der auf seinem wagen sitzend den zug schliesst und für uns kein andrer als Fro sein kann. dass der zug an einem kreuzweg nur gesehen werden kann, dass schweigen dabei beobachtet werden muss, ist ebenfalls rein deutschheidnisch; ebenso die virga aurea der Venus, die mit dem goldstab der Herodias zusammenfällt, und das lang herabwallende haar, welches alle göttliche frauen tragen, und die vitta aurea, die an die stirnbinde, den goldring am haupt der einen Norn und mehrer weissen frauen mahnt.

---

[1]) Vincent. bellov. l. XXVI spec. historial. ap. Delrio disquis. mag. l. III part. IV quaest. 1 sect. 8 p. m. 436. cf. etiam Antonini summa histor. p. II. tit. 16, c. 7 § 4.

[2]) Fornm. sög. II, 108. Faereyingasaga c. XXIII p. 103. M 103.

Was nun den umzug selbst betrifft, so muss dieser gleichfalls deutsch sein, denn wir fanden bereits einen verwandten in dem Maria's und der elftausend jungfrauen. auch kennen ihn die sagen der Schotten und Iren. bei diesen begehen die elben zwei grosse feste, bei dem höchsten und tiefsten stand der sonne, mit feierlichen umzügen. am ersten mai, wie die sonne sich erhebt, steigt der irische held O'Donoghue, unter dessen herrschaft vordem die goldne zeit auf erden war, mit seinen leuchtenden elfen aus der tiefe des sees Killarney und hält im höchsten glanz und vollkommener lust, selbst auf einem *milchweissen pferde* reitend, seinen zug über das wasser. seine erscheinung verkündigt segen für das land und glücklich, wer ihn erblickt [1]. dass der umzug in unserer sage in der nacht umfährt, ist christliche umbildung. wichtiger für uns ist die schottische ballade von jung Tamlan. der wollte in seinem neunten jahre zu seinem oheim reiten:

da kam ein *wind aus norden* her,
ein wind, der rauh und scharf,
und mich befiel ein todtenschlaf,
der von dem ross mich warf.

Mich hielt in jenem hügel grün
die elfenkönigin,
und leib und glieder, schau mich wohl,
schön fräulein, elf ich bin.

seine geliebte Janet will ihn aus der gewalt der elfen befreien und er spricht:

O morgen ist *der Heil'gen tag* . . .
heut ist der heil'ge abend gut,
wo aus die elfen ziehn,
und die gern hatt den liebsten treu
die wart am kreuz auf ihn.

die ersten des zugs soll Janet vorüberziehen lassen, auch die zweiten, bei den dritten sei er. das *schwarze* und *braune* ross solle sie nicht beachten, aber vom *weissen* ross den mann herunterziehn. dann würden ihn die elben in ihrem arm in *nattern* und glühend eisen wandeln.

sie werden wandeln dir im arm
in *taube* mich und *schwan*,
zuletzt werd ich in deinem arm
ein *mutternackter mann*.

---

[1] Brüder Grimm irische elfenm. LXXXIII.

wirf über mich den *mantel grün*,
bin wieder *ich* sodann.

Janet hält muthig aus und erwirbt den geliebten, worauf die elbenkönigin zürnend ruft, hätte ich das gewusst,

ich nahm heraus deine augen grau,
setzt zwei vom baum dir ein,
ich nahm heraus dein herz von fleisch,
gäb dir ein herz von stein [1]).

Die *drei* schaaren von elben sind dieselben, wie im Morolt, ihre farben dieselben mit denen der drei rosse, und so scheint es, dass in dem zug die drei verschiedenen elbengeschlechter vertreten sind. die verwandlungen erinnern an jene der weissen frauen, nur tritt bedeutsam noch die in *taube* und *schwan* hinzu, die wir bereits bei Valkyrien fanden. an der stelle des dominus bei Vincentius haben wir hier eine domina, die elbenkönigin, unsere Holda, die vielleicht in ähnlicher weise den Tannhäuser zuerst in ihren berg lockte. Tamlan wird im schlaf entführt, wahrscheinlich weil er sich auf eine den elben heilige stelle gelegt hatte.

Die zeit des umzugs ist 'der heiligen tag', also omnium sanctorum, das wäre der erste november. der umzug der Holda mit den 11.000 elben fällt auch in den herbst, wo die natur das leben gleichsam verliert, wo dies sich zurückzieht und die sonne immer matter scheint. so sammeln sich dann die alles belebenden elben und gehn im grossen zuge in ihre himmlischen wohnungen zurück. darin ist der beweis ihrer identität mit den himmlischen lichtelben klar ausgesprochen.

Auch anderswo in der irischen sage reiten die elben 'am heiligen abend' um und will ein bauer seine von ihnen geraubte frau retten. er hat aber nicht muth genug und sie verschwindet mit dem zug, jammernd, dass er sie nun auf ewig verloren habe (ir. elfenm. XXVI).

Wir kehren zu den tänzen der elben zurück und ich gehe zu jenen sagen über, die genaueres über sie enthalten. in den dänischen liedern werden sie geschildert, wie sie auf hügeln heitere tänze aufführen, so bei Thiele (II, 214 ap. Müllenhoff 341.), der erzählt, wie ein junger mann auf dem Hanbierre (Hahnenberg) lag und so lange schlief, dass er erst in der nacht aufwachte. da hörte er die lieblichste musik rund um sich und da er vor sich sah, ward er zwei mädchen gewahr, die hüpften und tanzten und fragten ihn oft, um ihn zum sprechen zu bringen; aber er wusste wohl, dass gefahr dabei wäre und schwieg. da hörte er ganz deutlich wie sie sangen:

---

[1]) Busching woch. nachr. I, 251 flg.

Aa hör, do ungersven, aa vil do int
mae os i jauten tael,
saa skal, inden hok gael, di sölslavn knyw
ret lig dint hiaert i dvael [1].

da ward ihm angst als er das hörte und eben wollte er sprechen als der hahn krähte und die frauen verschwanden. um das ufer des jungfernsees tanzen die dort einst entehrten jungfrauen in langen *weissen* gewändern und dabei hört man sie mit klagender stimme traurige weisen singen (Müllenhoff 341). ein jüngling sieht den tanz der elben im mondschein und seine augen sind wie festgebannt an den verführerischen kreis. sie singen so schön dass die ganze natur lauscht, die thiere des waldes, die vögel auf den bäumen und die fische im wasser [2]; sie bieten ihm schätze aller art an, wenn er der ihre werden wolle, aber er flieht, oder erhält, sich weigernd, einen stoss aufs herz, der ihn binnen drei tagen in den sarg wirft. Olaus Magnus sagt: 'similes illis spectris quae in multis locis, praesertim nocturno tempore, suum saltatorium orbem cum omnium musarum concentu versare solent'.

Sive illic lemurum populus sub *nocte choreas*
plauserit *exiguas viridesque* attriverit *herbas*.

(Mona Catharinae p. 9.). If a house be built upon the ground where *fairy-rings are*, whoever shall inhabit therein does *wonderfully prosper* (Athenian oracle I, 397). they had *fine musick* always among themselves and *danced in a moonshiny night around or in a ring*, as one may see at this day upon every common in England where mushroomes grow' (round about our coal fire p. 41. Brand ed. Ellis II, 281.)

---

[1] o höre, du junge, o willst du nicht
mit uns heut abend sprechen,
so soll, bevor der hahn kräht, dein silberbeschlagenes messer
recht bringen dein herz in ruhe.

[2] Gunâdhya geht mit seinen schülern auf einen berggipfel und liest dort laut die märchen, damit die thiere des waldes und die vögel ihn hören, dann wirft er der Sibylle gleich ein blatt nach dem andern ins feuer, bis auf jene, welche die abenteuer des Naravâhanadatta enthalten. während er sie liest und verbrennt, sammeln sich um ihn hirsche, rehe, eber, büffel und alles andere gewild des waldes und ohne irgend gras oder andere nahrung zu sich zu nehmen, unbeweglich im kreis umherstehend, lauschen sie, die augen mit thränen erfüllt, den wunderbaren sagen. Katha Sarit Sagara ed. Brockhaus c. VIII p. 30. als könig Sahasrânika von der einsiedelei Jamadagni's scheidet, folgen weinend die rehe bis zur waldgrenze. das. X, 43.

Aehnliches finden wir in Deutschland; auch da sieht man die spuren ihrer tänze im gras. sie sind bald dadurch sichtbar, dass das gras niedergedrückt ist, bald dadurch, dass es üppiger wächst. jenes erinnert an die fussspuren umwandernder gottheiten, dies an die wagenspur des Rodensteiners. die ringe letzterer art scheinen in den Niederlanden für heilig gehalten zu werden, wenigstens 'op zulke kringen van *welig gras* te trappen, wordt den kindern verboden' (Buddingh 104.). auch in England kommen nur diese ringe vor: 'ringlets of grass are very common in meadows, which are higher, sowrer and of a deeper green, than the grass, that grow round them, and by the common people are usually called fairy circles' [1]. dagegen kennt Olaus Magnus mit uns nur die erstern: 'vero saltum adeo profunde in terram impresserant, ut locus insigni adore orbiculariter peresus non parit arenti redivivum caespite gramen. hunc nocturnum monstrorum ludum vocant incolae choream elvarum' [2]. Waldron kennt nicht nur 'circles in the grass', sondern auch 'the impression of small feet among the *snow*' [3]; davon ist bei uns keine rede und es scheint überhaupt verdächtig.

Auf diese tänze und der elben liebe zur musik deutet auch der *albleich*, von dem die entzückte magd in dem redelîn sagt:

ich hôrt niergen ein liet so kleine
geloube mir der maere,
dâ ensunge ûf ein videlaere
unt *videlten alle den albleich*,
daz mir diu sinne gar entweich [4].

es muss eine bestimmte, damals bekannte weise von grosser lebendigkeit gewesen sein.

Reiche und neue züge bringende sagen hat wieder Walther Map. Wastin Wastiniauc wohnte am see Brecknock. *bei mondheller nacht* sah er öfters *schöngestaltete frauen im reigen tanzen* und dann *im see untertauchen*. er eilte ihnen dreimal nach und vernahm dann wie sie murmelnd zu einander sprachen: 'hätte er das gethan, so würde er eine von uns gefangen haben'. als er sie das viertemal ihren reigen führen sah und sie eben auch wieder verschwinden wollten, ergriff er eine der frauen und führte sie mit sich heim. sie vermählte sich mit ihm und gelobte ihm *treuen gehorsam bis*

---

[1] Grey notes on Shakespeare I, 35.

[2] histor. gent. septentrional. III, 10.

[3] description of the isle of Man. works p. 138. Brand-Ellis II, 281.

[4] Von der Hagen gesammtabenth. III, 123.

zu dem tage, wo er sie mit der peitsche schlagen würde. nachdem sie ihm viele kinder geboren, schlug er sie einstmal wirklich mit der peitsche, worauf sie mit jenen verschwand; nur einen seiner söhne holte Wastin ein. schöner ist die sage von Edric dem wilden. eines nachts aus dem Deneforst von der jagd heimkehrend, kommt er an ein *gasthaus* und zum fenster hineinschauend erblickt er darin eine schaar jener *tanzenden frauen* und unter ihnen eine, welche alle andern an schönheit überstrahlt. von liebe ergriffen, stürzt er in das haus hinein, bemächtigt sich ihrer und führt sie *nach langem kampfe mit ihren gefährtinnen*, von welchen er weidlich zerkratzt und zerbissen wird, siegreich mit sich fort. still schweigend ist sie an drei aufeinander folgenden tagen ihm völlig zu willen, am vierten aber öffnet sie den mund und spricht: 'sei mir gegrüsst du süssester, du wirst reich und glücklich sein, *so lange du weder mich noch meine schwester durch deine rede verunglimpfst; sobald du aber dies thust, wird dein glück von dir weichen*'. hierauf feierte er seine hochzeit mit ihr. eines tages aber als Edric von der jagd heimkehrend, sein weib nicht sogleich antraf, vergass er sich und begann über sie und ihre schwestern, die sie ihm nach seiner meinung vorenthielten, zu schelten. zu spät wurde er seiner übereilung inne, er sah sein weib, welches ihm in den lüften entschwand, nie wieder [1].

---

[1] In China herrschte ein mächtiger kaiser, ein grosser liebhaber der jagd. einmal stiessen ihm auf dem wege zwei *schlangen* auf, eine schwarze und eine weisse in tödtlichem kampf mit einander begriffen. die weisse schien ihrem ende nahe. der kaiser hieb die schwarze entzwei, liess die weisse auf ein maulthier aufladen und befahl, dass man sie in sein kabinet trage, um sich dort zu erholen. am nächsten morgen, als der kaiser in das kabinet kam, fand er eine schöne himmlische gestalt, die sich sogleich als eine *Peri* zu erkennen gab und ihm dankte, dass er sie gestern aus den klauen eines Diwes, der sie als schwarze schlange zu erdrosseln drohte, gerettet habe. 'begehre von mir,' sprach sie, 'was du willst, ich will dir's gerne geben, um dir meine dankbarkeit zu bezeigen. willst du *schätze*?' 'ich habe deren genug,' antwortete der kaiser. 'soll ich dir die *geheimnisse der arzneikunde* entdecken?' 'an ärzten fehlt es mir nicht und ich habe deren immer mehr, als ich brauche.' 'nun so wirst du meinen dritten anbot nicht in den wind schlagen. ich habe eine schwester, die schönste der Peris, ich verschaffe sie dir zur frau und du wirst glücklich sein mit ihr, wenn du nur eines *versprichst und hältst*.' 'was denn?' '*sie nie um das warum ihrer handlungen zu fragen*, lass sie thun, was ihr beliebt, nur *frage nie, warum sie dies und jenes gethan, sonst fliegt sie dir auf der stelle davon und du bekommst sie nie wieder zu sehen*.' der kaiser versprach alles und die vermählung ging bald hernach vor sich. die Peri war so schön, dass er

Was uns hier über die tänze berichtet wird, finden wir in fast derselben gestalt in Deutschland wieder, nur sind in den überlieferungen, welche davon handeln, die tanzenden nicht elben, sondern *hexen*, genannt. ich hebe darum die genauere untersuchung über die tänze für das capitel über die hexen auf, welches zu diesem abschnitt reiche nachträge

---

dem kaiser unmöglich schien, sich nur einen augenblick von ihr zu trennen. nach neun monden ward sie von einem knaben entbunden, rein und zart, wie eine perle. bald nach der geburt sah der kaiser ein helles feuer aufflammen vor der thür. die kaiserin wickelte ihr kind in ein seidenes tuch und warf es in's feuer, das sogleich damit verschwand. der kaiser weinte und riss sich den bart aus vor schmerzen, aber zu fragen traute er sich nicht, warum sie das gethan. sie kam mit einem mädchen nieder, das durch den glanz seiner schönheit sonne und mond verdunkelte. die mutter wickelte es in ein seidenes tuch ein. bald darauf erschien an der thüre eine *schwarze bärin*, der die mutter das kind in den rachen warf, und die damit verschwand. der kaiser hätte verzweifeln mögen vor schmerz. er riss sich bart und haare aus. nach kurzer zeit drohte ein mächtiger feind, China mit krieg zu überziehen. der kaiser befahl dem heer, sich mit proviant zu versehen auf siebentägigen marsch, denn man musste die wüste passiren. am fünften tag kam die kaiserin mit einem grossen messer in der hand, schnitt die brodsäcke und wasserschläuche entzwei, verstreute den ganzen proviant, so dass kaiser und heer dem hungertod nahe gebracht waren. was zu viel ist, ist zu viel, rief der kaiser. ich sehe wohl, dass eine verbindung mit Peri's für menschen nichts taugt und dass es bloss auf mein verderben abgesehen ist. meiner kinder hat sie mich beraubt, nun will sie auch mich und mein ganzes heer zu grunde richten. der kaiser stellte seine frau zur rede, da sagt sie ihm, sie habe den mundvorrath vernichtet, weil der Wesir, an den feind verkauft, ihn vergiftet habe; das in's feuer geworfene kind habe einen constitutionsfehler gehabt und würde keine drei tage gelebt haben, die bärin sei des mädchens amme; sein töchterchen solle er wieder sehn, die mutter aber habe er verloren. sogleich brachte die bärin das kind herrlich mit juwelen ausgestattet und die *Peri entfloh. die zarten, reinen und überirdischen Peri's sind nicht gemacht mit menschen zu leben* (Rosenöl 162—164.). Von den Peri's erzählt man unter andern bei den Tscherkessen, einer derselben sei abends spät seinem gehöfte zugeritten, als plötzlich eine Peri hinter ihm aufs pferd sprang und ihre arme um seinen hals schlang. er schaute sich erstaunt um und sah ihre grosse schönheit und ihre langen herrlichen haare. da zog er leise den dolch, fasste ihre hand, und schnitt ihr ein stückchen vom nagel ab, welches er in der tasche verbarg. dadurch war sie sein eigen. zu hause sperrte er sie, wenn er ausging, in eine der grossen amphoren, worin das wasser aufbewahrt wird, aber sie sang ihm so schön vor und ihre stimme lautete so kläglich und sie wusste ihn so zu liebkosen, dass er ihr das stückchen ihres nagels wieder zurückgab und damit die freiheit (mittheilung des kais. russischen obristen, prinzen Emil von Wittgenstein).

enthält, und halte an dem bedeutsamen zug des wiederentschwindens fest, der gestattet, hier eine untersuchung über ein wesen einzuschalten, welches bisher viele schwierigkeiten für den forscher dargeboten hat. es ist jener geist, der heutzutage allein noch den echten und uralten namen seines geschlechtes trägt, die mahr oder der alb.

Ueber den namen dieses wesens ist man noch im dunkeln, doch früh schon kommt er vor. so wird Ynglingasaga XVI könig Vanlandi von einer mara im schlaf todt getreten 'mara trad hann'[1]) (M. 1194.). von deutschen jüngst bekannt gewordenen namen nenne ich nur 'doggele' püppchen (Stöber 30), was auf ein kleines elbisches wesen deutet. Eyrbyggiasaga XVI kennt wenn nicht den namen doch die persönlichkeit: 'Thorbiorn Geirridam quod tempore vespertino hominem incubationibus magicis vexaret, quodque prementis Gunnlaugum mali causa fuisset, in ius citavit (ed. Thorkel. 47.).

So weit wir die namen verfolgen können, finden wir sie zumeist als feminina, die mahr, die Stempe, Trempe[2]) die Murraue, die Trude, Rittmeije, Walriderske u. s. w. daneben kommen zwar auch die masc. der mahr, der alb vor, doch nur selten und das letztere wird auch vom weiblichen wesen gebraucht. auch in andern zeugnissen tritt das fem. hervor. Cannegieter kennt nur nymphae (M. 1194); Keissler sagt: 'aniles nugae von der nachtmar foeminei sexus spectrum'[3]). Paracelsus: mane surgentes domesticis ita conqueri solent: incubus me hac nocte compressit, vetula vel senex vir, semperque creditum est, eas esse sagas, cum tamen sagae corpore suo nullam occlusam januam aut fenestram penetrare possint, ut sylphes et pygmaei[5]). der nl. aberglaube weiss nur, dass die schönste von sieben töchtern nachtmahr werde (Wierus 174). der dänische sagt, dass eine braut die sich eines bestimmten zaubers bediene um schmerzlos zu gebären, knaben zur welt bringe, die werwölfe, mädchen, die nachtmaren werden[4]). bei Kuhn und Schwarz heisst es anders: wenn wo sieben knaben oder sieben mädchen in eiser familie sind, so ist eins davon ein nachtmahr, weiss aber nichts davon (420.). doch scheint die dänische fassung richtiger. wenn auch Müllenhoff 242 mit Kuhn übereinstimmt, indem er sagt: 'wenn sieben knaben oder sieben mädchen nacheinander geboren werden, so ist eins darunter eine nachtmar', so beziehen sich die sagen, welche er mittheilt, doch ausschliesslich auf weibliche wesen und dasselbe ist der fall in fast allen sagen, die wir aus dem munde des volkes haben. nur die ältern kirchlichen schriftsteller kennen den männlichen mahr und wissen von seinen verführungen zu erzählen. bei ihnen könnte diese ansicht leicht erklärlich scheinen, denn sie konnten in der mahr nur einen daemon sehen, einen von jenen 'qui cum Lucifero ceciderunt', der aber ist männlich und wenn er ein weibliches wesen unserer mythologie ersetzt, dann erscheint er nur 'in forma mulieris'. das sagt z. b. die folgende stelle aus Damhouders praxis rerum criminalium: 'quotiescumque daemon in forma succubi se transformat, i. e. in forma mulieris et habet coitum cum viro, tunc recipit formam viri et quantocitius accedit ad mulierem in forma incubi' . . . . aber der annahme stehen doch bedenken entgegen.

---

[1]) I. Olaus: 'Suercheri filius Valender, qui in somno a daemonio suffocatus interiit, quod genus sueco nomine mara dicitur. histor. Suec. Gothorumq. p. m. 27.

[2]) alii appellant die Trempe a calcando et premendo, forte et cacando, nam fila spermatis galli gallinacei, quae prima in vitello vivificantur, vocantur hahnentremp. Keissler antiquit. 498.

[3]) antiquit. selectae, 497.

[4]) Thiele I, 133. M. 1050.

[5]) opera t. II, p. 188.

Das älteste mir bekannte zeugniss für den männlichen incubus hat der h. Augustin uns bewahrt: 'quosdam daemones quos *Dusios* Galli nuncupant, hanc assidue immunditiam et tentare et efficere plures talesque asseverant' [1]). Isidor sagt: 'pilosi qui graece Panitae, latine incubi adpellantur sive inui, ab ineundo passim cum animalibus, unde et incubi dicuntur ab incumbendo, hoc est stuprando. saepe etiam improbi existunt mulieribus et earum peragunt concubitum, quos daemones Galli *Dusios* nuncupant, quia assidue hanc peragunt immunditiam' [2]). und Hincmar: 'quaedam etiam foeminae a Dusiis *in specie virorum*, quorum amore ardebant, concubitum pertulisse inventae sunt' [3]). die letzte stelle erinnert an ein ausgehen der seele, alle aber zeugen dafür, dass die Gallier den incubus kannten. wie im westen des vaterlandes so finden wir ihn auch im osten desselben. 'Filimer rex Gothorum et Gandarici magni filius post egressum Scanziae insulae iam quinto loco tenens principatum Getarum, qui et terras Scythicas cum sua gente introisset, reperit in populo suo quasdam magas mulieres, patrio sermone Aliorumnas is ipse cognominat, easque habens suspectas de medio sui proturbat,

---

1) de civitate Dei l. XV c. 23.
2) orig. l. VIII. cap. ult.
3) de divortio Lotharii p. 654.

longeque ab exercitu suo fugatas in solitudinem coëgit terrae. quas *spiritus immundi per eremum vagantes* dum vidissent *et earum se complexibus in coitu miscuissent*, genus hoc ferocissimum edidere, quod fuit primum inter paludes minutum, tetrum atque exile, quasi hominum genus, nec alia voce notum, nisi quae humani sermonis imaginem assignabat. tali *ergo* Hunni stirpe creati Gothorum finibus advenere' [1]). et was ganz ähnliches erzählen ältere chronikschreiber Belgiens und Hollands und zwar wie es scheint, noch selbständiger quelle und unentlehnt aus Jornandes. eine königin Albinna von Assyrien hatte ein und dreissig schwestern, die alle an grosse herren verheirathet waren. die verschwuren sich mit der königin, ihre männer zu tödten und alsdann selbst zu herrschen; aber das wurde den männern kund und sie wurden mit vielen herren, welche davon mitwissen haben sollten, auf schiffe ohne mast und segel gesetzt und der see überlassen. nach vielen fahrten kamen sie in *England* an und nannten dies nach der königin namen. dort wurden sie von mahren befruchtet und gebaren in folge dessen *riesen* welche das land bewohnten [2]). jene unreinen geister der wildnis [3]) dürfen wir gleich den gallischen Dusii für alte männliche elben halten, die sich wie die früher betrachteten elbinnen nach der verbindung mit menschen sehnten. und so wäre es gewagt, den männlichen mahr ganz von der hand zu weisen. im gegentheil gewinnen die von den kirchlichen schriftstellern aufbewahrten sagen dadurch einen lebendigen schein alter wahrheit. sie sind selbst so vorwiegend bei ihnen, dass Thomas Cantipratensis bereits sagt: 'de daemonibus incubis in diversis libris legi, de daemonibus vero succubis me nunquam legisse memini' [4]).

Von diesem alb erzählt unter u. a. auch Caesarius: 'die quadam apparens ei (puellae), diabolus in specie viri coepit animum suum intus suggestione latenti, foris locutione blandienti inclinare. quid plura? persuasa misera et corrupta saepius postea daemoni ad suam pernitiem consensit'. sie gesteht es ihrem vater: 'tristis effectus pater *misit illam trans flumen Rhenum*, sperans eam ex mutatione aëris aliquid posse meliorari et *ob fluminis interpositionem ab incubo daemone liberari*. transmissa puella apparuit daemon patri, apertis et vocibus dicens: 'male sacerdos, quare abstulisti mihi uxorem meam? malo tuo hoc fecisti'! et mox trusit eum in pectore tam valide ut sanguinem vomens tertia die moreretur' (III, 8.), dadurch nämlich, dass das wasser zwischen beiden lag, konnte der daemon ihr, seiner *frau*, nicht mehr nahen (vgl. unten den abschn. wasser). mulier quaedam in regione Nannetis a quodam petulante daemone sex annis habito eius consensu incredibili libidine vexata est. apparuerat ei in specie pulchri militis et saepe abutebatur ea invisibiliter, marito eius in eodem lecto cubante, lascivus ille spiritus (III, 7.). als solch ein männlicher mahr erscheint auch das Letzekäppel, welches seinen namen davon hat, dass es sein käppchen immer verkehrt auf hat (Stöber 349.). auch nr. 40 bei E. Sommer p. 46 und das nachtmännle bei Junius und bei Meier 171 ist noch anzuführen.

---

[1]) Jornandes c. XXIV. ex ed. Hug. Grotii 643.

[2]) Vaernewyck historie van Belgis fol. 27. 88. 100. et insulam *Cypri* totam populatam esse et inhabitatam *a filiis incuborum* fama praedicat. Jon. Nideri formicar. p. 773.

[3]) sie heissen in Frankreich auch les velus, also pilosi.

[4]) bonum universale ex ed. Colvener. p. 321.

Das ist nun eine sehr geringe ausbeute und sie sagt uns, wie sehr der mahr in den hintergrund bei uns tritt; das wenige ist auch theilweise auf arge art entstellt, denn die quälerei der ehefrau durch ihn ist gar nicht annehmbar. wenn es einen alb gab, dann konnte er, wie die elbinnen nur reinen jünglingen, so nur reinen mädchen nachstellen, mit der jungfräulichkeit fiel bei dem weibe die zur erlösung unumgänglich nothwendigste bedingung, wie dort bei dem manne. die schmutzige sinnlichkeit der griechisch-römischen faunen und sylvanen ist auf unsere genien übertragen, alles feine, zarte und liebliche ist damit gewichen, so dass wir des namens alb selbst bedurfen, um annehmen zu können, dass dies alte elben sind.

Deren character hat sich in den deutschen mahrsagen ziemlich rein erhalten. wir sahen früher, dass den elben die macht beiwohnt, ihre gestalt grösser und kleiner zu machen, ebenfalls die andere, thiergestalten anzunehmen. so schlüpft auch die mahr durch die kleinsten löcher in die kammer des schlafenden und zwar meistens durch das schlüsselloch. 'drum kann et nitt herin kuemen, wamme den sluotel in der duor stiaken lätt' Woeste 48.). wenn die mahr ertappt wird, erscheint sie in verschiedener gestalt. im Schwalmgrund deckt sich der von ihr gedrückte nur mit dem betttuch zu und wenn die mahr kommt, schlägt man dasselbe über ihm zusammen, hält es fest zu und verschliesst es in einen kasten. öffnet man diesen früher, als ein mensch darin ersticken kann, so fliegt eine *weisse taube* heraus, wo nicht, so setzt man sich der gefahr aus, seine liebste zu ersticken, denn diese ist gewöhnlich der alb (hess. sagen 59.). ein knecht, der von der mahr gedrückt wurde, klagt es seinem kameraden und als er das nächstemal die nahende mahr spürte, fuhr dieser mit einer mistgabel über des andern brust daher. in demselben augenblick schrie es wie eine *amsel* in der ecke der kammer und als sie den vogel verfolgten, flog er weg und verschwand (das. 58.). dasselbe ist wenn anderswo die mahr in der gestalt einer *flaumfeder* wegfliegt (Bechstein sagenb. 604.). diese vertritt das ganze vogelgewand, in welchem die elbin somit erscheint. flaumfedern aber hat der schwan vor allem. wenn Holda Freyja ist, kann diese auch im schwankleid erscheinen, wie sie gleichfalls als taube erscheint, und so wurden die elben, die holden beide gestalten mit ihr theilen. in taube und schwan wird ja auch Tamlan verwandelt.

Bei Baader 126 wird die *katzengestalt* angenommen, ebenso hess. sagen 62 und die katze ist der Holda wie der Freyja heiliges thier. auch das *weisse* zauberhafte 'fräulein', das *wiesel* wählt die mahr (hess. s. 62.) so wie den geisterhaften *schmetterling* (M. 431.). nebst ihnen kommen auch andere weniger bedeutsame thiere vor, so der *marder* (Kuhn mark. s. 48.), die *maus* (Sommer 46. hess. s. 60.), ein unbestimmtes kleines thier (NS. 343. 654), ja selbst leblose gegenstände; eine kornähre, ein pantoffel, strohhalm. der pantoffel muss in näherer beziehung zu ihnen stehen, da auf der elben schuhen ein nachdruck liegt, ebenso die kornähre, da die mahr auf solchen ausruht. man braucht nur etwas von ihnen zu haben, um sie festzuhalten, wie die nixe nicht ohne ihren handschuh nach hause gehn will.

Das schicksal der gefangenen ist ein doppeltes. oft geht die mahr aus einem menschen aus, es ist dessen später zu betrachtende seele, welche jene elbischen gestalten annimmt und kehrt sie zu bestimmter zeit nicht zurück, dann stirbt der mensch. öfter aber ist es eine freie elbin und dann kann sie diese gestalt nicht verlassen, bis sie der tag bescheint. in dem augenblicke hört die verwandlung auf und sie erscheint in ihrer ganzen schönheit. ein man hörte den alb durch ein löchlein hereinschlüpfen und gab es seinem gesellen kund; da verstopfte dieser das loch, zündete licht an und durchsuchte mit dem gequälten die kammer. sie fanden nur eine kornähre, die schraubte der gesell in den schraubstock und am andern morgen fanden sie an deren stelle eine *nackte frau* [1] (hess. sag. 59.). zumeist aber erweitert sich die sage in schöner weise und dann tritt der elbische character der mahr in voller kraft hervor. einen jungen mann plagte die mahr so sehr, dass er es zuletzt seinen freunden klagte. einer derselben wusste, dass die nachtmähr nur durch ein loch kommen könne, das mit einem borkenbohrer gebohrt sei, und ein solches befand sich in der thür. nachts passten sie auf und als die mähr drinnen war, verschlossen sie es mit einem pflock. am hellen morgen fanden sie nun eine schöne junge frau bei ihrem freunde im bette liegen. da liessen sie hochzeit ausrichten und beide lebten zwei jahre glücklich miteinander. sie gebar ihm mit der zeit ein paar zwillinge. endlich aber gerieth der mann mit seiner frau einmal in streit und fragte sie ärgerlich, wo sie denn eigentlich her sei? 'das weiss ich gar nicht' antwortete die frau, und der mann nahm sie bei der hand und führte sie zur stubenthür und sagte: 'so will ich es dir zeigen' und damit zog er den pflock heraus. da verschwand die frau mit einem kläglichen ton; nur an jedem sonntagmorgen kam sie und brachte ihren kindern schneeweisse wäsche (Müllenhoff 243.). ein anderer fand einen strohhalm und legte ihn auf den tisch, nachdem er ein astloch verstopft hatte. als er erwachte, erblickte er ein schönes mädchen hinter dem ofen, welches er heirathete und die ihm viele kinder schenkte. die frau drang oft in den mann, er möge ihr doch das astloch zeigen, wo sie hineingekommen. es lasse ihr gar keine ruhe, bis sie dasselbe gesehen. der man widerstand eine zeit lang allen ihren bitten; aber einmal bat sie ihn doch so inständig, indem sie ihm sagte, sie höre ihre mutter in England die schweine locken, er möge sie dieselbe nur noch ein einzigesmal sehen lassen, so dass er weich wurde und nachgab. da ging er mit ihr hin und zeigte ihr, wo sie hineingekommen, aber augenblicklich flog sie auch wieder hinaus und ist nie wiedergekommen. eine andere kam später jeden sonntag wieder, kämmte und wusch die kinder und zog ihnen reine wäsche an. auch sie sagte, sie sei aus England und könne nie wieder zu ihrem manne kommen, weil er ihr das astloch gezeigt habe (Kuhn u. Schwarz 14. 91.). ein geplagter schreiner zu Bühl sah gegen zwölf uhr nachts eine katze an einem loch hereinschlüpfen. er verstopfte schnell das loch, fieng die katze, nagelte sie mit einer pfote an und legte sich dann schlafen. morgens fand er statt der katze eine schöne nackte frau mit angenagelter hand, welche er heirathete. als sie ihm drei kinder geboren hatte und eines tags bei ihm in der werkstätte war, sagte er: 'da sieh wo du hereingekommen bist' und öffnete das loch, durch welches die frau sogleich als katze hinausfuhr (Baader 126.). ein mann zu Wolterschlage, der auch auf die weise eine frau gewonnen hatte, sagte im zorn: 'was wäre denn aus dir geworden, wenn ich dich nicht *erlöst* hätte? da geschah ein fürchterlicher knall und seine frau verschwand. wieder einer fragte neugierig: 'nun sage mal, wie kommt denn das, dass du eine mahre geworden bist'? und die frau verschwand (Kuhn märk. sag. 18. 198.). in Kohla erschien sie einem auf seinem bette sitzend, mit einem weissen schleier (Bechst. d. sagenb. 412.). einen bat sie, er möge sie doch wieder frei lassen, denn sie müsse noch achtzig meilen zurücklegen, bis sie wieder nach hause käme (Kuhn und Schwarz 91.). ein bursch in Hessen war von der mahr gequält, da schnitzte sein vater einen pfropfen für das schlüsselloch und fing so ein weisses mäuschen. als es hell wurde sahen sie statt dessen ein wunderschönes nacktes mädchen, die weinte sehr und klagte, sie sei so weit von haus. der bursch heirathete sie, öffnete auf ihre bitten das schlüsselloch und sie war verschwunden. nach drei jahren kam ein prächtiger mit sechs rappen bespannter wagen in's dorf gefahren, daraus stieg eine stolze dame und begrüsste den bauer als ihren gemal. sie kam um ihn und ihr kind abzuholen und zwar sechshundert stunden weit zu ihrer heimath (hess. sagen 61.).

---

[1] auch Tamlan ist nackt.

Die innigste verwandtschaft dieser sagen mit denen jener elbischen frauen, die oben berichtet wurden, liegt am tage. nur kommt die elbin nicht auf dem feld oder im wald zu dem geliebten, sondern sie schleicht sich verwandelt in seine schlafkammer, wo sie ihn gleichsam zu ihrer liebe zu zwingen sucht. auch mag sie ihm im traum angeben, wo er sie finde, wie ich aus einer sage bei De Vries, de satan II, 173 schliesse. einem manne träumte, er sei an einer gewissen stelle ausserhalb der stadt und sehe dort ein frauenbild von übermenschlicher schönheit, das ihm winke und ihn zu sich lade. noch zweimal wiederholte sich der traum und es schien ihm, es sei um die zeit der abenddämmerung, dann müsse er sich einfinden. die neugier trieb ihn hinaus zu dem bestimmten ort und siehe, da stand sie wirklich, nur noch schöner als er sie im traum gesehen hatte. sie winkte ihm und er war im begriff zu ihr zu gehn, als er sich erinnerte, es könne der teufel sein, und floh. die schönheit der frau wie die zeit der abenddämmerung und die sehnsucht, welche jene erfüllt, zeugen für ihren elbischen character.

Wie die erlösung durch die verbindung mit einem menschlichen manne bei den früher betrachteten elbischen wesen an gewisse bedingungen geknüpft ist, so mag auch das nächtliche necken und drücken der einzige ihnen gestattete weg sein, sich dem erwählten geliebten kund zu thun. ihre flucht vor dem sie in der nacht aufbrechen würde sich denn als zwang erklären, der auf ihnen lastet. ihre ertappung muss sie freuen. wir finden nie, dass eine dieser frauen sich darüber beklagt. sie gehen im gegentheil gern die ehe ein, die stets eine glückliche genannt wird und mit kindern gesegnet ist. sie fühlen sich also wohl in den menschlichen verhältnissen. ihre erlösung ist eingeleitet, aber sie kann noch immer wieder vereitelt werden. sie sind wesen höherer art, als der mensch, und darum verlangen sie von dem geliebten und gatten stets höhere rücksichten, eine art von ehrfurcht und milde in seinem benehmen gegen sie. sobald er diese aus den augen setzt, ist das ganze schöne verhältnis getrennt und gebrochen und sie kehren zurück in das elbenreich. der mann darf nicht neugierig und unbescheiden in das geheimnis ihrer herkunft dringen wollen, noch viel weniger ihr einen vorwurf daraus machen, er darf sie nicht im zorn anfahren oder ihr harte worte sagen, er darf ihr nicht selbst den weg zur rückkehr durch öffnung des loches bahnen, wodurch sie zu ihm kam, er darf nicht die hand gegen sie erheben, wenn er nicht ihre höhere würde verletzen und sie verscheuchen will. thut er es, dann fährt die elbin jammernd dahin, denn die erlösung ist nun vereitelt, wie bei jenen andern elben, die nicht zu dem dritten kuss kommen, oder die hoffnungfreudig von ihren bergen niedergestiegen, weinend und klagend wieder hinauf gehen. mitunter aber scheinen sie auch nach der heimath zu verlangen und daran mag schuld sein, dass ihre wahl keine glückliche war.

Diese heimath ist nun Engeland, worauf ich später zurückkomme. aus ihr *fliegen* sie durch die lüfte und *ruhen aus auf bäumen oder auf niedern pflanzen.* so heisst es in Belgien, dass alle unformen an bäumen von ihnen herrühren. 'il vient la nuit s'asseoir sur les arbres, principalement sur les tilleuls, dont il flétrit le feuillage et casse les branches. Quand on trouve dans un buisson une branche aplatie et revêtue d'une écorce bourgeonneuse, on se garde bien d'y toucher, c'est la baguette des fées; de même si sur un arbre on trouve une branche cassée, tordue, éclatée d'une certaine manière, on dit: c'est la branche à Bobon, laissez la sur l'arbre' (Emancipation 1837. s. 178.). das schwarze horn soll ein zeichen sein, dass die mahr auf ihm ruhte. ebenso der schwarze hopfen und die *maerlokken* in den Niederlanden, schmarotzerpflanzen, die auf bäumen vorkommen. sie sind der ἰξός, das viscum, franz. guy, span. liga y liria, engl. misletoe und es ist nicht gut, dass das volk den aus ihr gezogenen geist, *solis* aucupium kenne, denn er dient zur hoken kunst der alchymie [1]. daraus geht aber wieder die verwandtschaft der mahren mit der auf eichen ausruhenden Herodias — Holda hervor und auf der eiche wurde vorzugsweise die heilige mistel bei den Celten geschnitten. der name Johann von Marenholtz [2] gewinnt dadurch an bedeutung.

Sie wohnen in *bergen*. nach Joh. Wierus hat Gott die mahren und ähnliches am letzten wochentag geschaffen, aber es war schon abend und er wurde nicht ganz fertig. 'et hinc est quod fugiant sabbathi sanctitatem, quaerentes montes et tenebrarum latibula, in quibus delitescunt usque ad finem sabbathi et tunc revertentes infestant homines' [3]. diese infestatio durch böse unreine träume kennt auch das uralte kirchenlied:

procul recedant somnia
et noctium *phantasmata*,
hostemque nostrum comprime
ne *polluantur corpora*.

Die mahren lieben es auch sich *auf rossen zu tummeln*, die man morgens schweisstriefend und mit verfilzten haaren im stall findet. eins der ältesten zeugnisse für diese von ihr gerittenen thiere mag wohl das folgende sein, nur steht statt des rosses eine kuh. 'legitur quoque in praedicto dialogo (Severi et Galli discipulorum s. Martini) quod quaedam vacca a daemone agitata, cum ubique saeviret et multos confoderet et versus Martinum et socios suos in itinere festinanda concurreret, ille manu elevata ipsam stare iubet. qua immobili permanente vidit *daemonem dorso illius insidentem*. quem increpans: 'discede, inquit, funeste, de pecude et innoxium animal agitare desiste.' quo protinus discedente vacca ad eius pedes prosternitur et ad eius imperium cum omni mansuetudine ad gregem suum revertitur' [4]. so reitet auch die Venus im elbenzug. neuere zeugnisse lassen uns tiefer in ihr treiben blicken. eines wirthes pferd war von der mahr geplagt und wurde mit jedem tag magerer, wie gut man es auch fütterte. da ging ein kluger mann *mitten in der nacht* in den stall, verstopfte ein astloch in der thür und holte den wirth. zu seiner grossen verwunderung sah dieser nun eine *frau* auf dem pferde sitzen und soviel sie sich auch mühte, sie konnte nicht herabsteigen. sie bat hoch und theuer, sie noch diesmal freizulassen, sie werde nie wiederkehren (Kuhn und Schwarz s. 71). mehr noch tritt das elbische wesen in der nl. sage hervor. einige pferdeknechte, die mit ihren pferden abends auf der wiese am bach waren, bemerkten, dass die thiere jeden abend von der mahr geritten wurden. eines tags wusch sich einer von ihnen die hände im bach und sah eine muschel, die quer über das wasser schwamm und am ufer anhielt. zu gleicher zeit riefen die andern, die mahr sei wieder auf den pferden, und er sah, wie die thiere unruhig stampften und ganz mit schweiss bedeckt waren. da lief er schnell zum bach zurück, nahm die muschel und steckte sie in die tasche und im selben augenblick waren die pferde still. gleich darauf trat ein weib zu ihm und bat ihn unter thränen, er möge ihr doch die muschel geben. der knecht sagte ihr das zu, wofern sie die thiere nicht ferner quälen wolle. sie jammerte: 'ich will gern alles versprechen, gebt mir nur die muschel zurück, denn ich muss bis morgen früh dreihundert stunden weit von hier sein und muss meine kinder versorgen und waschen und buttern.' sie erhielt die muschel und der knecht sah, wie sich dieselbe über den bach zurückbewegte (NS. 614.). da die astlöcher im holz den elben zugeschrieben werden und sie durch dieselben in den bäumen aus- und eingehn, so erklärt sich, wie die elbin durch das astloch schlüpft. wie in der muschel, so fahren sie auch auf eierschalen über das wasser, aber nach DS. n. 80 1, 130 ebenfalls in kähnen. einen solchen hatten hirten weggenommen, da fing der alb kläglich an zu winseln und drohte den hirten, den kahn sogleich herüber zu schaffen, wenn sie frieden haben wollten.

---

[1] Kruydtboeck ofte beschryvinghe van allerleye ghewassen door Matth. de Lobel. Antw. 1581 p. 771.

[2] a. 1724 ap. Kuchenbecker analecta hassiaca X, 18.

[3] de praestigiis daemonum. Basil. 1577 l. 1 c. 6 p. 34.

[4] legenda aurea. Nurnberg 1501. de s. Martino col. 3. qü verso

Dieser quälerei der rosse muss ein ritt zu grunde liegen, darum ist sie auch mit dem umzug der elben verbunden, bei dem Abundia an der spitze steht. Guilielmus alvernus († 1248) sagt: 'sunt et aliae ludificationes malignorum spirituum, quas faciunt interdum in nemoribus et locis amoenis et frondosis arboribus, ubi apparent in similitudine puellarum aut matronarum ornatu muliebri et candido, interdum etiam in stabulis cum luminaribus cereis, ex quibus apparent distillationes in comis et collis equorum, et comae ipsorum diligenter tricatae' (M. 264.). diese weiss gekleideten puellae und matronae können nur elben sein, welche jene wälder und bäume bewohnen und ausziehend in die ställe fahren, um rosse zu holen und auf ihrer fahrt zu tummeln, dieselben aber vor der fahrt schmücken durch flechten der mähnen. sie fallen darum trotz der unterscheidung welche Guilelmus macht, zusammen mit den sofort erwähnten 'substantiis, quae apparent in domibus, quas dominas nocturnas et principem earum vocant dominam Abundiam', denen man speisen und wein zum opfer hinstellte. dass nämlich auch die princeps in den ställen ihr wesen trieb, dafür zeugt Holydays wunsch: 'that your stables may bee alwaies free from the *Queene of the Goblins!*' und dass die nachtmahr oft selbst mehre rosse bei sich hat, sagt das von Farmer zu Lear II sc. 5 angeführte:

saint Withold footed thrice the oles,
he met the Night-mare *and her nine foles*[1],

wo die neun füllen durch die zahl wieder an Fro mahnen, dem sie heilig ist.

Der mittel, sich gegen die mahr zu schützen, werden verschiedene angegeben. vor allem sind die *marentakken* oder *alfranken* zu nennen. auch die donner- oder buckssteine sind gut (Müllenhoff 243.). ebenso hilft ein kreuz auf der thürschwelle und der schlafende wird von seiner pein befreit, wenn man ihn bei seinem taufnamen ruft (Kuhn 197.), denn dieser ist der name seines schutzheiligen. 'et kann üm ok nitt aukuemen, wamme 'n stiewel met 'me krütse im kamme let ok hat; ok nitt, wamme den staul, ba me et leste up sitten hat, van der stie schuwet, ore wann me de schau verkeert vor't bedde settet' (Woeste 58.). um sie abzuhalten malt man zwei in umgekehrter richtung der winkel stehende dreiecke an die stubenthür[2], oder hängt zwei gekreuzte degen in die stube oder legt sie in die wiege des leidenden kindes (Stöber 30.). in den Niederlanden hält man ein messer, die klinge nach oben, wider die brust (NS. 344.). wen die nachtmahr besucht, ein grosses weib mit *langem fliegendem haar*, bohre ein loch unten in die thür und lege soviel schweineborsten hinein, bis es ausgefüllt ist. dann schlafe er ruhig und verspreche der nachtmahr, wenn sie kommt, ein geschenk. sie wird ihn dann verlassen und das gelobte den andern tag in menschengestalt abholen (M. 1 aufl. anh. CIV.). dazu kann man sprechen: 'alb komm morgen, so will ich borgen' oder 'komm morgen und trink mit mir' (DS. n. 80.). man kreuzt auch die arme und beine vor dem schlafengehn oder man zündet licht an. nennt man die mahr beim namen, so muss sie erscheinen. ebenso stellt man, um sich zu schützen, die schuhe mit den spitzen nach aussen gekehrt vor das bett (Kuhn und Schwarz 418.).

Andere mittel wendet man gegen die pferdemahr an. 'The autor of the 'Vulgar Errors' tells us that hollow stones are hung up in stables to prevent the *Nightmare* or Ephialtes. They are called in the North of England Holy Stones. Aubrey in his 'Miscellanies' p. 147 says: 'To hinder the Nightmare, they hang in a string a' flint with a hole in it (naturally) by the manger, but best of all, they say, hung about their necks, and a flint will do it, that hath not a hole in it. It is to prevent the Nightmare viz. the Hag, from riding their horses who will sometimes sweat at night. The flint thus hung does hinder it' (Brand ed. Ellis III, 147.). so hängt man in Belgien zwei über einander gekreuzte ziegelsteine über dem thier auf.

---

[1] oles = wolds oder olds comedy of *ΤΕΧΝΟΓΑΜΙΑ* signat. E. 4b ap. Ellis zu Brand popul. antiquit. III, 155.

[2] der trudenfuss. Marevort ist al familienname.

Noch eins stellt die mahr zu den elben, nämlich dass beide *gern kinder stehlen*. um Wettin, Halle und wohl in ganz Sachsen warnt man die kinder, wenn das getreide reift und sie kornblumen pflücken wollen, nicht zu tief in's korn zu gehn, weil sonst der kornengel komme und sie forttrage. wer von ihm geraubt wird, kehrt nie wieder zu den menschen zurück (Sommer 25). da die mahren auf dem korn ausruhen, kann dieser kornengel nur eine solche sein und der bedeutsame name ist sehr willkommen. dieses kinderstehlen hängt aber möglicherweise zusammen mit der *unfruchtbarkeit* des apfelbaums, die sich auch von den andern oben genannten bäumen annehmen lässt, und mit der seltenen erscheinung männlicher elben. im alterthum war die höchste bestimmung, welche das weib kannte, einen mann zu finden und mit ihm nachkommen zu gewinnen. das aber scheint dem weib bei den lichtelben versagt zu sein, wenigstens so lange es in seinem bereich bleibt, und so könnte dies mit ein grund sein, weshalb die elbinnen auf menschliche jünglinge ausgehen und menschenkinder in ihre gewalt zu bekommen suchen.

Noch ein anderer bemerkenswerther zug knüpft sich an jene elbentänze. wie in Valhöll die lust der jagd und des kampfes dem mahle folgt, so folgen die tänze der elben und ihre umzüge gleichfalls einem *mahl*, von dem aber in den meisten sagen nur ein *becher* übrig ist. eines solchen sehr berühmten, 'luck of Edenhall' genannt, erwähnt Hutchinson: 'in this house (Edenhall) are some good oldfashioned apartments. an old painted drinking glass, called the luck of Edenhall, is preserved with great care. in the garden, near to the house, is a well of excellent spring water, called st. Cuthberts well (the church is dedicated to that saint); this glass is supposed to have been a sacred calice, but the legendary tale is, that the butler, going to draw water, surprised a *company of fairies*, who where amusing themselves upon the green near the well, he seized the glass, which was standing upon its margin; they tried to recover it, but after an infectual struggle flew away, saying:

if that glass either break or fall,
farewell the luck of Edenhall' [1].

So hat auch Anna Jefferies erzählt: 'one day these fairies gave my sister Mary a *silver cup*, which held about a quart, bidding her give it my mother, but my mother would not accept it' [2].

Das Oldenburger horn stammt auch von einer elbin. graf Otto jagte in dem wald Bernefeuer *ein reh* bis an den Osenberg, da war es verschwunden. der graf rief, da die hitze sehr gross war: 'ach wer nur einen trunk wassers hätte'! da that sich der Osenberg auf und eine schöne jungfrau *mit über der achsel getheiltem haar* und einem kränzlein darauf trat heraus und bot ihm ein volles, künstlich gemachtes horn. der graf nahm es, hob den deckel auf, aber der trank misfiel ihm. da sprach die jungfrau: 'trinket nur auf meinen glauben, denn es wird euch keinen schaden geben, sondern zum besten gereichen', sagte auch, wofern er trinke, solle es ihm und seinem hause wohlergehn und sein land werde segen und gedeihen haben; wenn er ihr nicht glaube und nicht trinke, werde keine einigkeit in seinem geschlechte bleiben. da goss er das horn hinter sich aufs pferd aus und wo der trank dessen haut berührte, fiel das haar aus. die jungfrau begehrte ihr horn zurück, aber der graf behielt es und sprengte weg damit (DS. II, 317.). ich werde in dem abschnitt von den hexen auf das horn zurückkommen.

Wiederholt wurde des *reitens* der mahren, der elben gedacht. jenem ross 'als ein geiz', welches Heinrich dem Elberich und Laurin beilegt (M. 434.), kann ich eine wirkliche geiss als elbenross zur seite stellen. in der gegend von Wettern sah ein knabe um zwölf uhr mittags von weitem eine *ziege* kommen, auf der eine wunderschöne jungfrau sass. sie rief ihm mit schmeichelnden worten zu, er möge stehen bleiben, aber er liess sich nicht halten und lief nach hause. auch zu Ghysele bei Oosterzele hat man häufig eine jungfrau auf *einer ziege* gesehn, welche jeden verfolgte, den sie sah (DMS. 318.). wenn der wichtel (altdeutsche blätter II, 251.) auf *einem reh* reitet, dann darf man auch an die jungfer Lorenz und die h. Notburga erinnern, die beide auf dem hirsch reiten und nehmen wir das ross *vom rehes grösse* hinzu,

---

1) history of Cumberland 1, 269. Ellis zu Brand II, 284.
2) das. II, 279.

welches Ulrichs Alexander dem zwergkönig Antilois schenkt, dann werden die beiden frauen um so mehr als elbenköniginnen erscheinen. Holda ist sicherer gewonnen.

Auch die serbische Wila, die den elben identisch ist, reitet auf dem hirsch und im serbischen volkslied nennt der hirsch sie schwester:

drauf entgegnete der hirsch der Wila:
liebe schwester Wila dieses bergwalds . . . [1]).

ausser ihnen sind die slavischen *Rusalky* den elben verwandt. sie wiegen und schwingen sich als schöne jungfrauen *mit grünen haaren* auf den ästen der bäume, baden sich in seen und flüssen und kämmen ihre haare auf grünen wiesen am wasser. man feierte ihnen eigene feste, bei denen tänze, gesänge, kränze flechten und in's wasser werfen, behängen der bäume mit bändern u. a. vorkam. gleich den elben leben die Wilen in wolken, felsen so wie auf thalabhängen und in dichten wäldern. sie tragen gleich ihnen feine weisse gewänder und tanzen um mitternacht im mondschein [2]), wie in Frankreich die feen.

Ich gedenke ausführlicher einer eigenen klasse dieser elben, der sogenannten *wilden frauen*. sie sind besonders in Franken und Schwaben zu hause und wohnen in höhlen unter einzelnen felsen im walde, welche nach ihnen Wildefrauenhaus, Wildefrauenstein, Wildleutloch, der wilden frau gestühl, Wildeweibchenstein genannt werden. obwohl nur nach ihnen diese orte genannt sind, leben sie doch meistens in elbischer verbindung, oft auch zu dreien und vieren. auf dem Hohenberg in Hessen sieht man noch die spuren, wo sie gesessen und wo sie hände und füsse liegen haben. ihre kleidung ist grün und rauh, gleichsam zottig, sie werden also mit dem Moosweibchen zusammenfallen; der frauen haar ist elbisch lang und aufgelöst, und das gibt ihrem äussern etwas 'schauerlich wildes, so dass sich jedermann vor ihnen fürchtet'. dabei sind sie aber ganz freundlich und zutraulich gegen die menschen, rathen und helfen ihnen wo und wie sie nur können. oft werden sie von den rohen bauern verfolgt, auch gefangen, aber sie dulden dann still und rächen sich nie. öfter aber halten die leute frieden mit ihnen und sind ihnen dankbar. in einer höhle beim Rodenstein wohnten zwei wilde weibchen zusammen, das eine war sehr schön und ein jäger verliebte sich in sie, die ihm bald ein kind gebar. sie sind in die zukunft eingeweiht; wenn in der nähe von Fulda jemand sterben sollte, dann kam eine aus der wilden frauen loch heraus und zeigte sich wehklagend in der nähe des sterbhauses. auch die kunde der geheimen naturkräfte wohnt ihnen bei; sie wissen, wozu die wilden weissen haiden und die wilden weissen selben (salbei), gut sind, und wenn die bauern das wüssten, würden sie mit silbernen karsten hacken. auf hochzeiten finden sie sich gerne ein, da beschenken und begaben sie die brautleute und tanzen. oft hört man auch ihren lieblichen gesang erschallen (hess. sag. 53 fg.).

---

[1]) Talvj volksl. der Serben p. 72.
[2]) Hanusch 297. 305.

Eine dieser wilden frauen hatte so *schöne lange haare*, dass sie ihr bis auf die fusssohlen herabfielen. ein bauer verliebte sich in sie und legte sich in einfalt zu ihr in ihre lagerstätte, aber ohne etwas ungebührliches zu thun. am zweiten abend fragte sie ihn, ob er eine frau habe? er leugnete. aber am dritten abend ging seine frau ihm nach, fand ihn und die elbe und rief: 'o behüte Gott deine schönen haare, was thut ihr mit einander'? da verwies die wilde frau dem bauer seine lüge, schenkte ihm einen schuh voll geld und ermahnte ihn, seinem weib treu zu bleiben (DS. I, 65).

Ein jäger aus Freiburg sah an zwei tagen einen hasen und schoss nach ihm, aber beide male blieb derselbe ruhig sitzen, blickte den mann spottend an und entfloh erst, als derselbe auf ihn zueilte. da muthmasste der jäger, dass hexerei im spiele sei, lud sein gewehr mit geweihtem pulver und schoss damit auf den hasen, als er ihn zum drittenmale gewahrte. statt desselben stand nun ein *Portiunculaweiblein* auf dem kopfe da, welches eine blutende schusswunde in der brust hatte und als der jäger es anrührte, todt zu boden sank (Baader 49). dies ist wiederum eine neckische elbe, die ihren namen daher zu haben scheint, dass sie am Portiunculafest vorzugsweise sich zeigte.)

Bei den cavalcaden in Belgien sieht man oft noch die *wilden männer*, die auch oft wappenhalter und dann *in blätter* gekleidet sind; sie kommen in der sage selten allein vor. ehemals sah man auch bei dem Schönbartlaufen in Nürnberg *wilde männer oder weiber*. sie sind hier um so bedeutsamer, als sich dieser umzug durch seine ganze zusammensetzung als einen zu der götter ehren gefeierten, oder die göttlichen umzüge nachahmenden herausstellt. einer lief als mensch mit einem *wolfshaupt* mit spiegeln, es war ein drache im zug, ferner der Venusberg, ein kinderfressendes ungeheuer, das glückrad u. a. m. und die zeit war die der fastnacht [1].

---

[1] Curiositäten. III s. 1813 p. 238.

das alles deutet, die zeit ausgenommen, auf Hulda. der mit dem wolfshaupt erinnert an einen werwolf, aber der wolf war auch dem Wuotan heilig.

Thomas Cantipratensis nennt die menschen entführenden elben Dusii: 'Dusiorum daemonum opera multa percepimus (hätte er sie doch aufgeschrieben!), et hi sunt quibus *gentiles lucos plantatos* antiquitus consecrabant, *his adhuc Prussiae gentiles silvas existimant consecratas* et eas incidere non audentes, nunquam ingrediuntur easdem, nisi cum in eis diis suis voluerint immolare'[1]. das letztere scheint in sofern recht, als die einzelnen waldbäume dadurch, dass elben sie bewohnen, heilig sind, die götter aber, denen der wald geweiht ist, stehen neben diesen selbständig da.

Bei den vicentinischen und veronesischen Deutschen stehn der wilde mann und die waldfrau neben einander; der letztern spinnen die frauen ein stück flachs am rocken und werfen es ihr in's feuer (DS. I, 224.). das macht sie schon den kobolden verwandt. Hormaier hat aber gewiss unrecht, wenn er jene Deutschen sich vor diesen wesen um diese zeit fürchten lässt. sie selbst fürchten sich mit den moosweibchen u. a. vor dem wilden jäger, der in den zwölften die wälder durchbraust. er auch hält die jäger vom besuch der wildbahn ab.

Wie bei Meier der alten Ursel, d. i. der Hulda geopfert wird, so empfangen auch die *wilden fräulein* oder *waldfräulein* in Tirol opfer und zwar einen stein. an dem steig der Burgeiser alpe ist ein steinhaufen, unter dem die wilden fräulein wohnen. wenn ein kind das erstemal die alpe ersteigt, dann muss es einen stein aufheben, ihn auf den haufen werfen und dazu sprechen '*ich opfere, ich opfere den wilden fräulein*'. ohne das darf keins vorbeigehn an der stelle, denn die wilden bestrafen jede vernachlässigung dieser sitte. dann gehn die kinder weiter und kommen zum *Tonderbom* (Donnerbaum), dem stumpf eines baums, den der donner gespalten hat; davon müssen sie zwei splitter mit den zähnen wegbeissen, um vor dem donner gesichert zu sein. weiter gehend kommen sie zu den *platten*, deren einer ein kreuz eingehauen ist; auf diese müssen sie treten, sonst brechen sie beim hinuntergehen den fuss. auf dieser alpe wohnt auch der *Alber*, der alle jahr im *herbst* das Zerzerthal verlässt und im *frühling* wieder dahin *zurückkehrt*. wo er im winter wohnt, weiss niemand. wenn er kommt, zieht er über eine schöne *wiesenfläche* und wohin er geht, *bezeichnet üppiges gras seine spur*. auf der alpe sollen auch *weisse alpen-*

---

[1] bon. univers. de propriet. apum II c. 57 § 17.

rosen wachsen, die *kein sündiger* mensch sehen kann, nur reine seelen finden und sehen sie. er muss dann seinen hut darauf werfen und nachgraben, an der stelle liegt ein schatz.

Diese merkwürdige sage gehört zum besten, was J. V. Zingerle in Tirol entdeckte. sie zeugt zuerst für opfer, die den elben gebracht wurden, und diese bestehen aus steinen. ähnlich werfen die knaben beim vorübergehn an der 'quetschkaul' bei Weingarten in der Eifel einen stein hinein, während die Pfullinger kinder am Remselesstein der alten Ursel hornknöpfe opfern, aber auch steine, auf welchen die sonne ihr bild oder ein loch eingebrannt hat, was uns wieder auf Fro hinführt. wahrscheinlich müssen auch die Tyroler steine eine eigene form haben, die wohl in vergessenheit gekommen ist. im baierischen hochland bindet man den kühen kränzchen voll erdbeeren und alpenrosen zwischen die hörner '*für die fräulein*'. da sollen sie auch die kühe melken und das bringt grossen segen. ein knecht, der eine melkende elbin mit seinem bergstock erschlug, wurde wahnsinnig. am folgenden abend hörte er eine stimme, die rief: 'alle neun reiche auf! elbe(?) ist todt!' da stürzte er sich in den see (Schöppner II, 26.). diese neun reiche klingen wiederum an Fro an.

Schön wird der wiesenausgrünende zug des Albes geschildert. er darf wohl die zweifel mehren, die sich gegen den zerfressenen, niedergedrückten rasen am tanzplatz der elben erheben. dass er das thal im frühling betritt und im herbst verlässt, zeugt wieder für die reine pflanzennatur der elben.

Durch das treten auf die mit dem kreuz bezeichnete platte wird der fuss gesegnet und geschützt vor bösen mächten. war das kreuz ehedem ein drudenfuss?

Die schöne weisse alpenrose ist der goldne schlüssel, die blume in anderer gestalt; sie wird durch den hut gefesselt, weil er ein kleidungsstück ist.

Die *elben empfangen* aber nicht nur opfer, in Schottland und Irland *bringen* sie auch welche. 'nach einigen bewohnen die schottischen eine liebliche gegend, wo aber ihre lage durch das opfer furchtbar gemacht wird, welches alle *sieben* jahre mit einem oder mehren von ihnen dem teufel gebracht werden muss. aus diesem grunde entwenden die fairies nach der meinung des volkes junge kinder, um sie statt der übrigen zu dieser furchtbaren abgabe zu gebrauchen' [1]. davon wissen die deutschen reinern elbensagen nichts, wir werden den zug dagegen in andern verwandten wiederfinden.

Schliesslich darf nicht verschwiegen werden, dass die elben sich mitunter auch bösartig beweisen, doch kommt das nur selten vor. sie schiessen nämlich mit ihren pfeilen aus der luft und wen sie treffen, den überfällt siechthum, er hat einen 'elbenschuss' (M. 429.).

---

[1] Büsching wöchentl. nachr. I, 251. cf. Irische elfenm. XXVI.

Ausser den elben der pflanzen und bäume dürfen wir zu den elben höhern ranges auch die

WASSERELBEN

zählen, die unter dem namen der nixen bekannt sind. auch sie wohnen im licht, in dem hellen element des wassers, aber wie dies an dichtigkeit der luft nachsteht, in der jene sich so wohl fühlen, wie es mehr irdisch schwer ist, als jene, so ist auch das geschlecht der nixen schon mehr irdisch; besonders in den schon stärker hervortretenden männern, welche unter den ersten nur selten vorkommen, zeigt sich mancher wilde zug. ihre verwandtschaft mit jenen elben, die sich schon in dem zug zeigt, dass die berg- und baumelben die brunnen lieben, wird bestätigt durch das zeugnis der vita s. Galli (Pertz II, 7. M. 466.) worin es heisst: audivit Gallus daemonem de culmine montis parem suum clamantem, qui erat in abditis maris. Grimm macht darauf aufmerksam in den worten: 'merkwürdig, dass auch berg und wassergeister als genossen, pares, dargestellt sind; in späteren volkssagen scheint ihre verwandtschaft unter einander vielfach begründet'. das will ich im folgenden näher nachweisen.

Die nixen leben *familienweise* zusammen, männer, frauen und kinder, und das ist ein erster wichtiger unterschied zwischen ihnen und jenen andern elben; es zeugt für ihre mehr irdische natur. nur die jungfrauen stehen jenen gleich, sie haben das ätherisch zarte, feine, milde und liebliche wesen der bergelben, obwohl auch sie im zorn gefährlich werden. die frauen erscheinen fast leidend unter dem druck der oft rohen, blutdürstigen, grausamen männer, die sich auch selten in schönerer bildung zeigen, meist hässlich, alt, verschrunzelt und dürr dargestellt werden.

Der *nix* zeigt sich als kleines, graues männchen (Kuhn und Schwartz 92.), als kleiner greis (das. 94.), 'so grôt as en lüt hänchen' (das. 97.), ein anderesmal als ein erwachsener mann mit altem türkischen gesicht und krallen an den händen, aber auch als kleiner, freundlicher knabe mit hellfunkelnden augen (Sommer 38), oder als rauhhariger wilder knabe (M. 459.). seine haare sind grün und lang (das.), auch sein bart soll graugrün sein[1] (Bechstein sagenb. 598), desgleichen seine zähne (DS n. 52. Sommer l. c.), die von eisen sind (M. 459) nach andern wie fischgräte gestaltet und die er gerne bleckt, denn er kann die lippe nicht schliessen (Bechstein sagenb. 551). auch soll er nur ein nasloch haben und daran zu erkennen sein (Sommer 41.). er trägt einen *grünen rock* (Sommer 38) und *grünen hut* (Bechstein sagenb. 551. M. l. c.), aber auch einen *rothen* rock mit weissem kragen (Kuhn und Schwarz 175 Sommer 38.), eine rothe kappe und hat rothes haar (Kuhn und Schwarz 98. 174), oder erscheint als gelblockiger knabe mit rother mütze auf dem haupt (M. l. c.). einigemale ist er selbst *schwarz*, 'de zwarte nikker' (vgl. Kuhn und Schwarz 172), doch das scheint jünger.

Die grüne farbe tritt jedenfalls am stärksten hervor und bezeichnet ihn als einen wasserbewohner, denn die farbe der meisten flüsse ist grün und die durch wälder rauschenden bäche spiegeln die grünen bäume. das ist bereits ein zeichen von verwandtschaft mit jenen andern elben, während die rothe farbe auf verwandtschaft mit dem kobold hinweist. zugleich dürfte das grüne an die wasserpflanzen mahnen, von denen wohl sein kleid und hut gefertigt ist, das gelblockige haar an die von der mittagssonne vergoldete fluth und das roth an den purpur, den die scheidende sonne darübergiesst.

Edler gestaltet sehen wir die *nixen*. Melusine und jene andern brunnenfrauen sind eigentlich schon nixen. gleich diesen haben sie oft oben den menschenleib, unten den fischschwanz. ihre schönheit ist verlockend und übermenschlich. sie erscheinen gleich den berg- und baumelben mittags auf der fluth, sitzen auf einem stein und strählen ihr goldnes haar. 'sie hatte *langes* gelbes *haar* und zwei weisse brüste wie schnee, die leute haben ihr lebtage keine schönere frau gesehn', heisst es bei Müllenhoff 338. eine andere tauchte empor und setzte sich auf eine wiese, wo sie ihre schönen haare kämmte, die *lang und gelöst* ihre weissen schultern umwallen, wie bei den andern elben. wie jene auf fruchthalmen und in bäumen sich wiegen, so setzen sie sich in die *wipfel der weiden* (Sommer 39), die an der Saale und Elster stehn[2].

---

[1] der finnische wassergott Ahto hat einen *gras bart* und ein schaumgewand, er erscheint als alter ehrwürdiger mann. A. Castren finn. myth. übers. von Schiefner p. 74.

[2] die slavischen *Rusalky*, flussnixen, wiegen und schwingen sich als schöne jungfrauen mit *grünen* haaren auf den ästen der bäume, baden sich in seen und flüssen und kämmen ihre haare auf grünen wiesen am wasser. Hanusch 279.

oder auf die äste naher bäume (DS 1. 71.), oder sie schweben auf den blättern der grossen wasserlilien über den wellen. dann erschallt ihr wunderbar lieblicher gesang, bald von einzelnen, bald von ganzen chören (NS. 321. Baader 23. Meier 75.), der das herz bethört und zu ihnen hinreisst[1].

Sie verkehren gerne mit den menschen und wir finden sie besonders oft bei spiel und tanz, für den sie eine grosse vorliebe haben. im kleinen Mummelsee wohnten zwölf seeweibchen, die kamen des jahres zweimal zu fastnacht und Martini nach Forbach zum tanz, worauf die burschen sie dann gewöhnlich heimbegleiteten. einst hatte sich ein bursche mit seinem seeweiblein verspätet und war hinter den übrigen zurückgeblieben. als die beiden endlich ankamen, hatten die andern seeweiblein, die sie am ufer erwarteten, eine gar grosse freude und schenkten dem burschen zur belohnung ein bündel stroh. das nahm er, trugs eine strecke weit und dachte: 'was sollst du mit dem stroh dich schleppen!' und warf es von sich. aber ein halm blieb noch an ihm zurück und der war eine schwere goldstange geworden, als er heimkam. sie blieben immer abends bis elf uhr. einst aber vergassen sie die stunde und kamen mit ihren begleitern zu spät beim see an. da jammerten sie und sagten, was ihnen drunten bevorstehe; ihr leben sei verwirkt. wenn nun *milch* aus dem see aufspringe, so sei es ihnen geschenkt, springe dagegen *blut*, so sei das ein zeichen ihres todes. der see wurde ganz roth, sobald sie hinabgestiegen waren, und man hat die zwölf seeweiblein nie wieder gesehn (Meier 71.). dieser letztere theil der sage ist in ganz Deutschland in allen möglichen varianten verbreitet, nur sind der wasserjungfrauen meistens drei, deren einer mitunter ein handschuh genommen wird.

Dieser tod ist die strafe des grausamen nixes, der es nicht leiden kann, dass sie sich mit den menschen verbinden, aber sie wagen es doch immer. zwei seefräulein hatten liebschaften mit den burschen im Murgthal (Meier 73.). ein schäfer hatte sich in eine nixe verliebt und wohnte lange zeit mit ihr auf dem grunde eines sees[2]. da begann er sich nach seinen verwandten und freunden zu sehnen und bat seine frau noch einmal um die erlaubnis, auf die erde zurück zu kehren. nachdem er ihr gelobt hatte, wieder zu den see zu kommen, gestattete sie es ihm, doch schwur sie sich schwer zu rächen, wenn er sein wort breche. dem schäfer aber gefiel es auf der erde so wohl, dass er wieder seine schafe zu hüten beschloss und nicht zur nixe zurück kam. doch nahm er sich in acht, keinem fluss, see oder brunnen zu nah zu kommen, so konnte sich die nixe lange nicht rächen. eines tages aber, als es sehr heiss war und er wieder seine schafe hütete, wusste er sich vor durst nicht zu retten; da sah er eine kleine lache am wege und eilte darauf zu. 'hier kann sie dir nichts anhaben' dachte er und bückte sich um zu trinken. doch kaum hatten seine lippen das wasser berührt, so fühlte er einen druck im genick und hörte ein *heiseres kichern*, an dem er die nixe erkannte, sein gesicht wurde in die lache gedrückt und so klein sie war, musste er darin ertrinken (Sommer 44.). einmal hatte die Saalnixe einen jungen ehemann an sich gelockt, dessen frau schöpfte verdacht, ging ihm nach und fand ihn bei der nixe in zärtlicher umarmung. da erhob sie ein entsetzliches jammergeschrei und raufte sich die haare aus. als die nixe den schmerz der frau gewahrte und wie lieb sie ihren mann hatte, liess sie diesen los und sprach: 'nimm ihn hin, er sei und bleibe dein, aber er soll nicht mehr an's ufer kommen, sonst könnte es mich reuen und ich mir ihn holen'. die *waldjungfrauen* stehen in einer anderen sage ganz an der nixen stelle. sie wohnen den tänzen der jugend bei und erfreuen die herzen mit gesang, der auch manches für sie gewann. wenn sie in den wald zurückgingen, folgten die jünglinge ihnen, kehrten aber meist in sich gekehrt zurück, einer sprach, der andere lachte nicht mehr, ein dritter fiel in eine krankheit, woran er starb. drei *moorjungfern* kamen nach Wüstensachsen und mischten sich unter die kirchweihtänzer, sangen auch gar lieblich, blieben aber nie über die *zwölfte* stunde, sondern wenn die zeit ihres bleibens herum war, so kam jedesmal *eine weisse taube* geflogen, der sie folgten; sie wandelten singend zum nächsten berg hinein. ihrer zwei vergingen sich mit jünglingen und kamen plötzlich hinweg. die jünglinge suchten nach ihnen, da kam ein lichtgrauer (?) mann, der sprach: 'euer suchen ist vergebens, nehmet aber eine ruthe, schlagt mit ihr auf das moor und beseht sie dann!' sie thaten es, und von der ruthe floss blut, zum zeichen dass sie die jungfrauen nicht wiedersehen würden. bedeutsam ist auch die folgende sage: der *Dockenteich* hat seinen namen von zwei nixen, die so schön waren, dass die leute sie nicht anders als *docken* nannten. sie kamen auch zum tanz und ihre anbeter geleiteten sie nach hause. dort fanden sie eine art von thür, von welcher treppen in eine sehr geräumige und bequeme wohnung führten. doch versteckten die mädchen ihre begleiter sorgsam hinter der hausthür, indem sie äusserten, ihr vater der alte nix müsse erst zur ruhe, er könne *keine christen riechen*. hier hatten sie gelegenheit mit zittern ein gespräch zwischen dem vater und den töchtern zu belauschen, worin ersterer äusserte: 'entweder habt ihr christen bei euch, oder ihr seid bei christen gewesen'. als sie letzteres bejahten, wurde der alte ruhiger. der hatte ihnen befohlen, abends um zehn uhr immer zu hause zu sein, sonst bringe er sie um. eines abends durch die bursche später zurückgehalten, sagten sie, wenn morgen der teich roth sei, so wären sie ermordet, und so fand es sich auch (Bechstein sagenb. 630. 689. 663. 475.). anderswo heisst es, wenn ein hölzerner teller mit einem apfel aus dem strom herauskomme, sei es gut, sonst aber nicht (DS. 1, 76.). das echtheidnische wesen des nixes tritt da scharf hervor und er erinnert an die riesen die menschenfleisch riechen.

---

[1] saepe visi sunt daemones circa *fluvios et fontes* in specie mulierum, aliquando capillos more foeminarum explicantes, nonnunquam vero cum hominibus loquentes et varias ludificationes exercentes. Trithemii liber quaest. ad Maximil. Caes. 9, 5.

[2] wie der graf von Pyrmont neun tage lang.

Gleich den andern haus- und berggeistern können sie nicht leiden, wenn eine unbescheidene frage an sie gerichtet wird. im bodenlosen see leben drei weisse fräulein, die wandelten oft um den see, kamen auch nach Empfingen zu hochzeiten und tänzen. es gibt noch einen tanzplatz dort, auf dem sonst eine alte linde stand, wo sie oftmals getanzt haben. einst fragte aber jemand, woher sie denn eigentlich kämen? da haben sie es zwar gesagt, sind aber seitdem weggeblieben (Meier 74.). die aus dem Weiherbrunnen kamen, wenn man sie fragte woher? oder wohin? lange zeit nicht in das dorf. manchem sonntagskind gaben sie einen *ring*, wenn es den drehte, mussten sie kommen und nach seinem begehr fragen, wie die fei, wenn der Staufenberger sie zu sich wünschte. wenn man das aber zwischen zwölf uhr und dem hahnenschrei that, war die summe verloren (Herrlein 226.).

Die weissgekleideten *meerfräulein*, die *unter der brücke* bei Ehingen wohnen, zeigen sich oft und *waschen*, gehen auch in die 'lichtkarz' und *spinnen* (Meier 75.). an den weiden der Saale und Elster *trocknen* die nixen bei heiterm wetter *ihre wäsche*, breiten die hemden und röcke an den zweigen rings um sich aus und wenn alles trocken ist, nehmen sie es ab und steigen damit wieder in's wasser (Sommer 39.). ein fuhrmann sah, wie die nixe blendendweisse wäsche an dem rand der Osterquelle ausgebreitet hatte, um sie zu trocknen, daneben sass sie selber und wiegte ihr noch schlafendes kind. sie lud einen mann ein, es zu wiegen und schenkte ihm dafür einen goldnen peitschenstecken. einen andern, der ihr die wäsche schmutzig machte, indem er wiederholt mit seiner dreckigen peitsche darüber schlug, riss sie ihn in das wasser hinab (Bechstein sagenb. 462.).

Die stelle ihrer tänze sieht man wohl so im wasser, wie die spuren der elbentänze, wenigstens scheinen mir darauf einige züge hinzudeuten. man sieht noch heut in den von der strömung gekräuselten wellen des Mains die spuren der füsse der h. kaiserstochter Gertrudis und wo ein mann versank, da bezeichnet ein wasserwirbel die stelle (Herrlein 131. 68.).

Die nixen sind *in die zukunft eingeweiht*. bevor das übermüthige Zevenbergen unterging, kam jede nacht eine meerminne geflogen und setzte sich auf den kirchthurm, wo sie sang:

Zevenbergen zal vergaen
en Lobbetjens toren blyven staen.

Wenn die Antwerpener ehemals auf den walfischfang auszogen, kamen die seemeerminnen oft mit halbem leibe über das wasser und sangen:

schippers werpt de tonnekens uit,
de walvisch zal gaen komen.

Und in Muiden erschien eine meerminne, die folgende prophezeiung aussprach:

Muden zal Muden blyven,
Muden zal nooit bekliven.

Dagegen hat Schouwen in Holland sich durch seine sünden das loos von Zevenbergen zugezogen und es erscheint oft eine meerminne über den häusern und singt:

Schouwen, Schouwen zal vergaen,
't water over den toren staen.

Seitdem spülen die wellen heftig wider die stadt an und sie werden nicht ruhen, bis dieselbe in den wellen begraben ist (NS. 608 flg. 656.). solche wasserfrauen sind halb fisch und halb mensch und in den Niederlanden sieht man ihr bild oft als windfahne oder am kiel der schiffe. wenn sie sich am bug eines segelnden schiffes oder auf der spitze einer welle zeigen, so ist ein sturm nahe und ein vorsichtiger schiffer zieht alle überflüssigen segel ein. auf Helgoland zeigte sich früher den schwangern frauen, sobald es ihnen abhold war, das meerweibchen halb als mensch, halb als fisch. war es ihnen aber günstig, kam es als schöne jungfrau und stand ihnen mit freundlicher miene *bei der entbindung* bei, die dann immer durch ihre gegenwart und hilfe leicht und glücklich geschah. es gab in alter zeit auf Helgoland gewisse überaus schöne mädchen, die man für *töchter* des *meerweibchens* hielt und vor denen man darum immer eine grosse scheu und verehrung hegte (Müllenhoff 339.).

Die nixen sind auch *heilkundig*. eine gräfin auf der Agnesbuh rückte ihren von einer nixe empfangenen ring, als es bereits zwölf uhr geschlagen hatte, weil ihr kind *krank* geworden war und die nonne *ihm einen trank bereiten* sollte. dieselbe kam zwar und half dem kinde, aber sie war sehr traurig und sagte: 'jetzt muss ich sterben'; als sie aus dem schloss gegangen, hörte man grosses wehklagen und wimmern in der luft und des andern tags sah man auf dem ganzen weg vom schloss bis an den brunnen die hellen bluttropfen (Herrlein 227.).

Gegen *kinder* sind sie oft gar freundlich, wenn diese an ihren brunnen kommen, schenken die nonnen ihnen schöne blumen. eine frau sang ihrem kind immer, wenn sie es einschläfern wollte:

Heia popeia die nonne
die bringe mei'm Kathrinche blumme.

das hörten sie gern und hatten das kind lieb und brachten ihm blumen und spielten mit ihm. in Aschaffenburg singt die mutter:

Heia popeia die nännerche
bringe dem kindche blümerche,
un die *schöne Rosmarei*
soll mei kindche schläfern ei.

Die nonnen stehn also in verbindung mit der elbe der rosmarinstaude, aus der die kinder geholt werden.

Wir fanden die elbinnen volle *becher* zubringend, die nonnen begaben in ähnlicher weise und ganz an Holda's bierkrüge mit dem unerschöpflichen vorrath erinnernd. jenes Kathrinchen nahm, als es in die jahre gekommen war, einen mann. als die beiden nun am hochzeitstag abends spät noch am tisch sitzen, kommt die nonne und schenkt ihnen eine grosse schöne *mostkanne* von silber und sagt: 'da bring ich euch auch ein hochzeitsgeschenk. mit dieser kanne schöpft jeden tag euren abendtrunk aus dem brunnen und es soll euch wohl bekommen; zweimal aber an einem tag dürft ihr die kanne nicht füllen, sonst wär's euch zu grossem unglück.' als sie nun andern tags die kanne füllten und tranken, siehe da war's eitel wein. später verachteten sie eines tags die warnung der nonne und da hörte die gabe auf, sie wurden arm und geriethen in's elend (Herrlein 227.).

Andern haben sie *kuchen gebacken*, so die zwei meerfräulein im brunnen bei Dimbach, die sah ein mann einst kuchen backen und bat sie, dass sie ihm davon abgeben möchten.

da sagten sie, ja wenn er zurückkäme. und als er wieder kam, fand er an dem brunnen zwei viertel eines kuchens (Meier 75.).

Sie necken gerne die menschen. so hörte ein mann an einem bach eine hülferufende stimme, die aber immer weiter gegen die quelle hin sich entfernte. er ging der stimme die ganze nacht nach und kam bis zur quelle, wo ihm ein helles gelächter entgegen scholl (NS. 604.). ein schäfer hütete bei Biesenrode an der Wipper. da sprang eine nixe aus dem wasser, die hatte einen alten ganz geflickten rock an, doch tanzte sie fröhlich auf der wiese herum und rief immer, indem sie auf die flicken wies: 'hier ein patzen! da ein patzen!' 'und dort ein patzen!' rief der schäfer drein und gab ihr einen hieb mit der peitsche, weil sie den schafen zu nahe gekommen war. dafür hat sie ihn in einer wanne ertränkt (Sommer 45.). einen schiffer plagte der nix dadurch, dass er vom andern ufer her schrie: 'hol über!' als der mann auf der andern seite war, schrie er auf dieser: 'hol über!' einem fischer hat der nix den kahn auf einen hohen baum gesetzt (DS. 1, 70.), einem andern gebratene fische vom herd genommen und pferdedreck dafür hingelegt.

Oft sehen wir die nixen auch *traurig*, wie die weissen frauen, wenn sie sich nach erlösung sehnen, die ihnen nur durch verbindung mit einem menschen werden kann. in den Curiositäten 1815 bd. IV p. 267 heisst es über solche verbindungen in dem schon erwähnten auszug einer hs. von 1616: 'diese wesen sind nicht alle uns zu verheurathen. die wasserleute am ersten, dann die waldleute und nach ihnen die erdleute, diese aber selten, denn sie sind dem menschen zum dienst verpflichtet. die nixen, undinen, nymphen etc. gehen aus dem wasser, sitzen am ufer der flüsse, an denen sie wohnen, wo sie gesehen, genommen und vermält werden. sie sind gesprächig und sprechen die sprache des landes .... die nymphen aber sind scheu und stehen nicht gern rede.' ferner wird gesagt: 'nun merke aber dies: hast du eine nymphe zum weibe, so lasse die *an kein wasser kommen, oder beleidige sie nicht auf ihrem elemente*, und wer ein bergweiblein bei sich hat, beleidige sie nicht bei einem berge oder einer erdhöhle. so viel aber sind sie verpflichtet und verbunden, dass sie nicht mögen vom menschen kommen, als durch grund und ursache. verschwindet eine wasserfrau in ihrem elemente, so muss sie nicht für todt gehalten werden und der mensch darf kein anderes weib nehmen. thut er es, *so kostet es sein leben*, denn diese ehe kann nicht getrennt werden, sie hat noch pflicht und bündnis und das weib wird am jüngsten tage erscheinen, weil die seele nicht von ihr geschieden ist, der pflicht wegen. diese wasserleute lieben die menschen wegen *fleisch und blut* und es sind *mehr weiber bei ihnen, als männer*, darum eben geben sie sich solchen aus. das erinnert genau an Paracelsus: 'qui coniugem habet nympham, is caveat, ne aquam accedat aut apud aquam ipsam laedat' und: 'itaque nympha non nisi super aqua a marito suo irritata vanescere potest; alibi enim retineri potest [1]). der schluss mahnt an Trithemius: 'et isti daemones quotiens assumunt corpus visibile, in eo frequentius apparent feminee, in masculino rarius videntur' [2]). die hauptstelle aber, die auch meine annahme in bezug auf den sinn und die bedeutung der erlösung als richtig herausstellt, ist diese, in welcher der verfasser nach seiner art christliches und heidnisches in einklang zu bringen sucht: 'mehrentheils kommen wassernixe und nixen zu uns aus ihrem wasser heraus, lassen sich kennen, handeln und wandeln mit uns, gehen wieder in ihr wasser, kommen aus demselben zurück. Und da geschieht es denn, dass sie sich verbinden mit menschen und sich ihnen verheurathen, also dass eine wasserfrau einem menschen sich beilegt, ihm haus hält und *kinder gebiert*. von den kindern aber ist zu wissen, dass diese dem manne nachschlagen; deshalb weil er ein mensch ist von Adam her, so wird dem kinde eine seele eingegossen und wird dasselbe ein rechter mensch für zeit und ewigkeit. sie selbst, die mit menschen also sich vereinigen, werden dadurch *verbunden* so dass ihnen dieses bündniss eine seele gibt. *also werden sie geseelet, wie die menschen*. ebenso sind wir verbunden mit dem höchsten der seele wegen. soviel vermag das bündniss zweier dinge gegeneinander, dass das mindere *des mehreren genesst und kraft bekommt*. deshalb ziehen sie auch die menschen so gerne an sich und buhlen um ihre liebe, wie ein heide um die taufe bittet, dass er seine seele erlange und lebendig werde. also stellen diese wesen nach solcher liebe der menschen, um zu diesem bündnis zu gelangen; *denn aller verstand und alle weisheit ist bei ihnen, nur nicht die seele*, die sie nun empfangen in kraft der Adamischen frucht, macht und freiheit gegen Gott'.

Nach einer erlösung durch das christenthum braucht der wassermann nicht zu streben, die ist ihm durch die jüngere sage bereits geworden [3]).

Zu der nixen wohnung gelangt man auf gewöhnlichem wege durch eine treppe; der voranschreitende nix theilt mit einer ruthe (DS. 1, 62.) das wasser und man steigt in seine schönen häuser hinab, die ganz nach art der menschlichen eingerichtet sind. oft sind da auch grosse schätze und reichthümer aufgehäuft (DS. 1, 73.). ein fischer stiess mit seiner stange dem nickelmann eine *scheibe* ein, da war der im augenblick oben und drohte, den fischer zu erwürgen, wenn in einer halben stunde die scheibe nicht heil sei (Kuhn und Schwarz 173.). ein schiff lief auf einen felsen und blieb da sitzen, da kam ein mann aus dem wasser und befahl ihnen, das schiff wegzubringen, drückte es zuletzt gar selber weg, indem er sprach: 'ihr lagt gerade vor meiner thür und meine frau, die zur messe gehen wollte, weil heut feiertag ist, konnte nicht aus noch ein' (NS. 610). bei Sommer 42 ist das nixenhaus ein *hoher königlicher pallast*, vor welchen andere sagen eine *wiese* verlegen.

---

[1]) lib. philos. de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris opp. tom. II p. 394.

[2]) lib. quaest. ad Maxim. Caesarem 9, 5.

[3]) der see hat selbst kirchen und bischöfe. DMS 355.

Da haben sie ihre vollständige hauswirthschaft, zu der sie aber die bedürfnisse namentlich das *fleisch* bei den menschen einkaufen müssen. die nixe zu Trotha kaufte alles auf dem markt zu Halle, ging zwischen den übrigen marktleuten hin und her und unterhielt sich vertraulich mit ihnen. sie ahnten nicht, dass es eine nixe sei, nur fiel ihnen auf, dass ihre *schürze* immer nass war. in andern sagen ist der *kleidersaum* nass (DS. 1, 77.), oder die unterkleider sind zwei *hände breit* nass (das. 79.). ein fleischer nur erkannte sie, bat, als sie fleisch holen wollte, ihm das rechte stück zu zeigen und hieb ihr die hand ab. dafür ertränkte sie ihn (Sommer 41.). ein anderer fleischer erkannte den nix an den alten böhmischen groschen, in denen stets ein loch war; die hatte er nämlich den ertrunkenen mädchen von den halsschnüren genommen, zu denen diese sich solche groschen zu reihen pflegten. da stach ihn der metzger mit einem spitzen messer in den daumen, so dass er zürnend wegging. die nixe in Leipzig ging mit einem tragkorb auf den markt und kaufte ein, sprach und grüsste aber nicht, ausser beim dingen und handeln (DS. 1, 68. 76.). in der Dolauer haide sieht man die nixe von Lettin oft holz lesen (Sommer 39.).

Ebenso bedürfen die nixen der menschen, wenn sie in *kindesnöthen liegen*; das scheint mit ihrer erlösung zusammen zu hängen, die erste berührung des neugebornen durch eine menschenhand kam ihm wohl zu gut. das seemännle holte einst eine hebamme aus Stutzenbach, führte sie in den see und schlug mit einer ruthe hinein, da konnte sie trocken hinabsteigen und entband das seeweibchen. als das seemännle hierauf fragte, wie viel es schuldig sei, wollte die hebamme nichts nehmen. darauf umflocht das männlein sie ganz mit stroh, was sie ruhig geschehen liess; als sie aber wieder oben war warf sie alles fort. nur ein halm blieb an ihr hängen und als sie heim kam war der in schweres gold verwandelt (Meier 68.). als eine andere frau die entbindung verrichtet hatte, raunte ihr die nixe heimlich zu: 'wenn mein mann jetzt wiederkommt und euch grosse schätze anbietet, nehmt ja nicht mehr, als ihr gewöhnlich von den menschen bekommt, sonst könnte es euch übel ergehen'. da kam der nix mit einer grossen mulde voll goldgulden und anderer münze und sprach zu der frau: 'hier nehmet für eure mühe so viel euch gefällt', und dabei wühlte er in der mulde, dass die stücke lustig klimperten und hielt sie ihr hin, aber sie nahm nur ein viergroschenstück. 'das ist dein glück', sprach der nix, 'hättest du mehr genommen, so hätte ich dir den hals herumgedreht'. dann führte er sie zurück (Sommer 42.). alterthümlicher ist der schluss, wie Sommer richtig bemerkt, dass die frau sich zum lohne von dem kehricht, der in den winkeln der stube liegt, so viel nehmen darf als sie will und dass sich der staub dann in gold verwandelt (173). bei Müllenhoff 297 wird die frau eines schiffscapitains in die nixenwohnung geholt und der nix sagt, der aufruhr und sturm im meer sei nur eine folge der schmerzen und heftigen bewegungen der wasserfrau. in einer andern sage laufen bereits fünf kinder des Nickelmanns in der stube herum und als die hebemutter das neugeborne in's bad trägt, fragen sie: 'sollen wir knicken? sollen wir knicken?' aber der alte verbietet es ihnen [1]. daselbst ist, wenn frauen bei den nixen zu gevatter gebeten werden. eine bäuerin sah bei der arbeit auf dem feld eine kröte und rief der magd zu: 'schlag doch die wüste kratt todt!' aber die magd sprach: 'nein das thue ich nicht, bei der steh ich wohl noch einmal gevatter': und nach drei tagen wurde sie in der that in den see abgeholt, stand zu gevatter und die kröte, die nun eine frau war, gab ihr einen gürtel für die bäuerin und ein bündel stroh für sich. als sie den gürtel um einen baum band, wurde derselbe in tausend stücke zerrissen, das stroh warf sie fort, ein übriggebliebener halm war gold (Meier 69.).

Jene frage der kinder: 'sollen wir knicken?' bezieht sich auf die hebamme, der sie das genick brechen wollen, was der alte vor der hand noch verbietet, weil er sie [illegible] prüfen will, ob sie auch zuviel für ihre mühe nimmt. denn der nix wird als blutgierig, selbst als menschenfresser geschildert. so die nixe, die wohl für einen nix steht, im Hutzebacher see, die, wenn ein knabe in die nähe kam, ihn packte, ins wasser trug und lebendig frass. das soll nur die verschlingende gewalt grosser wasser sein und dasselbe will die redensart sagen: 'der nix hat ihn zu sich gezogen'. Thomas Cantipratensis erzählt: 'de *neptunorum* factis multa miraculosa et magna mirabilia *referuntur et certa* fides est, quod frequenter audiuntur ab hominibus et videntur, rectius tamen nostris temporibus postquam fides coepit enucleatius praedicari. puer adhuc gentilis annorum fere septem cum sororibus suis et puellis aliis in ripa fluminis jocabatur et subito inter ludendum de aqua egressus quasi *vir teterrimus et pilosus*[1], ludentes invasit dicens: 'quid me hic inquietatis, o pueri!' cunctis ergo fugientibus dictum puerum in fuga ceteris tardiorem in dorso *clava percussit* et mox *occidit* et regressus in aquam saltavit'[2]. es ist auffallend, dass der nix den knaben nicht mit sich schleppt, ebenso, dass er mit einer *keule* wirft. dies letztere erinnert an die mit steinen werfenden seefrauen der vita s. Galli (M. 467.) und damit zugleich an Donar, dessen hammer auch keule genannt wird, der mit steinen wirft. es deutet darum auf verwandtschaft der nixe mit den kobolden, wie die nixen den früher betrachteten elben näher stehen; das männliche element erscheint überhaupt bei all diesen wesen als das unedlere, dem weib wohnt das aliquid divini bei. auch der rothe rock und hut, das rothe haar, welches der nix oft hat, weist ihm schon eine tiefere stufe an, stellt ihn den kobolden gleich.

---

[1] Kuhn märk. sagen p. 81. DS. 1, 65. 66. 69 und Schwartz 175. nach DS. 1, 62 frisst der nix seine kinder am dritten tage. das knicken kann sich aber nur auf die frau beziehen.

'Da badet sich eins grafen son in eim fliessenden wasser, da ertrenkten in die bosen geist', sagt Seb. Brandt nach älterer quelle[3]), aber sie ertranken ihn nicht nur, man sagt auch 'der nix hat sie *gezogen*', weil leichen, wenn sie im wasser gefunden werden, rothe nasen zu haben pflegen, oder am ganzen leibe von blut unterlaufen sind (DS. I. 70. M. 465.). er saugt ihnen das *blut* aus (NS. 661.), das ist die *seele*. in Böhmen zeigte sich ein wassermann am ufer eines sees grünes band messend, welches er endlos aus der fluth herauszog und den jungen mädchen zuwarf. nahmen sie es, dann waren sie in seiner gewalt, denn er zog sie daran ins wasser. der wassermann lud eines tags einen ihm bekannten bauer ein, ihn zu besuchen. der bauer fand es drunten sehr schön. zuletzt kamen sie in eine kleine stube, darin standen lauter neue *töpfe*, aber alle umgestürzt. was thut ihr damit? fragte der bauer, und der wassermann sprach: „alle jahre hole ich mir einen in den see, seine *seele aber halte ich unter dem topf eingesperrt*.“ Da ging der bauer später eines tags heimlich hin und schmiss alle töpfe um und die seelen stiegen erlöst empor (Bechstein sagenb. 552. DS. I, 68.). um in die wohnung des nix zu kommen bedarf man nach der nl. sage eines *ringes*. einem fischer erschien am vorabend von st. Andreastag ein bleicher mann, gab ihm einen solchen *ring* und versprach ihm eine grosse belohnung, wenn er den an den finger stecken, in's meer steigen und einen von drei töpfen umstülpen wolle. Der fischer ging darauf ein und kam auf eine *grüne wiese*, auf welcher jünglinge *singend gras* mähten und ein haus stand, daraus eine *schöne frau* ihm mit offenen armen entgegenstürzte. Er aber eilte weiter wo die *drei töpfe* standen und hob den mittlern auf. da eilten die jünglinge auf ihn los, die frau schrie, er aber wurde mit blitzesschnelle nach oben gerissen und als er von der betaubung, in die er verfiel, erwachte, lag ein lederner sack voll gold und köstlicher steine neben ihm (NS. 665.). bemerkenswerth ist hier der Andreastag, denn der apostel steht oft für Fro (I, 121.) und dass er des fischers schutzpatron war, mochte noch willkommener sein für den geist, der an diesem abend nur sein gefängnis in dem topf verlassen durfte, um einen retter zu suchen. wie der schwanring zum flug befähigt, der wolfsring die gestalt eines wolfes verleiht, so müssen wir annehmen, dass der dem fischer gegebene ring die fähigkeit gab, im wasser zu leben, oder gar fischgestalt anzunehmen. die befreite seele riss den retter mit sich fort und brachte ihn an's land. abermals sehen wir hier die grüne wiese hervorgehoben, und die nixe, die dem fischer entgegeneilt, glaubt ein mensch habe sich zu ihr verirret, komme um ihre liebe zu werben.

---

[1] vgl. den rauhhaarigen wilden knaben M. 459.
[2] bonum universale l. II c. 57 §. 10 u. 11.
[3] leben der heil. bl. 36.

Die töpfe sind *von seelen bewohnt* und die seelen können nicht heraus, *wenn der topf nicht umgestülpt wird*. wie in der folge erwiesen werden soll, wird eine gewisse zahl von seelen zu nixen und kobolden, und solche dürfen wir in den töpfen auch annehmen, da nichts für das gegentheil spricht. auch die gabe der rede lässt sich ihnen nicht absprechen, denn alle geister reden, und selbst bewegung könnte zugestanden werden, so lange der topf auf der öffnung steht. der bann von seelen in solche gefässe kommt in der sage aller völker vor und überall finden wir, dass aus diesen gefässen eine stimme tönt, die meistens um befreiung bittet, aber auch gleich dem kobold im kästchen und dem alraun den topf als feste beständige wohnung haben kann. solche beseelten, redenden töpfe nun sind unsere *glocken*, von denen wir so reiche und vielgestaltige sagen haben.

Die glocken der sage liegen meist in teichen, seen, flüssen oder mooren, sie wohnen also im *wasser*. so sind ihrer drei im *see* bei Fürstenwerder (Kuhn und Schwarz 4. 58), die der kirche von Thure im *Glockenteich*, die einer kapelle im kressinischen see (Kuhn 109. 141.) u. s. w. diese wasser sind mitunter selbst ausdrücklich heilige genannt; tief auf dem grunde des *heiligen sees* liegen glocken, die vor alter zeit untergesunken sind, in den *heiligen pfuhlen* liegen glocken (Kuhn 164. 167.). im dorfe Moringen im Göttingenschen findet sich in einem garten ein teich, der *Opferteich* genannt, in dessen tiefe lautet es oft (Harrys 1, 26.). in den Niederlanden liegt die aus dem thurm gerissene glocke im *Hellegat* oder *Duivelskolk* (NS. 562. 563.). immer aber sind sie in solchen wassern zu finden, die an der stelle eines untergegangenen dorfes, eines klosters, oder einer stadt liegen. solche wasser dürfen wir als den nixen besonders heilige betrachten, denn die palläste, kirchen und häuser in der tiefe sind die des nixenvolkes, sie lagen von jeher in dem see. erst durch die verbindung dieser sagen mit jener oben p. 27 flg. betrachteten familie wurde die ursprüngliche bedeutung dieser wohnungen unklar und die mit ihnen versunkenen menschen traten an der nixen stelle; sie konnten dies um so eher, da die seelen elbischen character und die kirchen in den sagen natürlich glocken haben.

Vorhin sprach ich die vermuthung aus, die strudel und wirbel möchten mit den tänzen der nixen zusammenhängen. da wo die glocke von Melden in die Schelde fuhr, ist jetzt einer der gefährlichsten strudel. wir dürfen darum solche stellen wohl für die einfahrt des nix in seine wohnung halten und die glocke scheint ihn hier ersetzt zu haben.

Aber auch auf dem lande kommen die glocken vor und zwar unter der erde. auf dem Ravenstein wühlte ein *wildschwein* eine glocke aus der erde, welche einen besondern klang hatte (Bechstein fränk. sagen 102). wildeber wühlten am ufer des *Eberbaches* die von Haueneberstein zu tage, und ihr klang war so stark, dass man ihn zwölf stunden weit hörte. in der von Ettlingen hatte ein wildschwein sieben junge geworfen (Baader 143. 176. cf. 271). bei Grossen Mohringen fand ein hirt eine sau seiner heerde, welche gleichfalls junge in dem tiefen kessel einer glocke hatte (Kuhn 11.). die glocke von Oeschingen wurde auf dem *Rossberg* gefunden

(Meier 290.). Diese eber, der Eberbach und der Rossberg mahnen an Fro, dem beide thiere heilig waren, der als der herrscher der lichtelben galt. dasselbe thun und noch mehr die *stiere* in einer thüringischen sage. die glocke des klosters Münsterkirchen lag in der erde und man hörte sie zu zeiten läuten. da schlief einst ein mädchen unter dem erlengebüsch am Werraufer ein und es träumte ihr, wie zwei wildaussehende männer auf dem nahen hügel mit einander kämpften, zugleich hörte sie vernehmlich die versunkene glocke läuten. erwachend sah sie dort zwei junge stiere mit einander streiten, die stampften die erde auf in ihrer wuth, und sie eilte, die thiere auseinander zu treiben. da sah sie an der stelle wo die stiere gekämpft, den henkel einer glocke aus dem boden ragen, sie löste ihren gürtel, band ein ende an die glocke, das andere an einen nahen strauch und eilte nach Mihla, um leute zu rufen, welche sie herausgruben (Bechstein sagenb. 381.). die stiere scheinen elben oder kobolde zu sein, welche um die glocke kämpften. wie der gürtel als kleidungsstück die glocke fesselte, so that dies gleichfalls das halstuch des hirten von Schleusingen, welches er auf eine am Adlersberg von einem wildeber hervorgewühlte glocke warf (Bechstein sagenb. 637.). wie diese letztere so werden auch alle die andern von versunkenen kirchen etc. herrühren, und da sie fast alle am ufer von flüssen oder auf hügeln gefunden werden, so kommen wir wiederum bei den elben an.

Ich erwähnte der *stimme* der glocken. die eine zu Blankensee summt 'san fand innen sand'. eine andere die noch im see liegt, hatte ein fischer im netz fast oben, er wurde aber über dem heraufziehen ungeduldig und fluchte, da rief die glocke:

Anne Susanne
nimmermehr to lanne.

die im heiligen see *sonnen sich*[1]) mittags auf einer untiefe; eine sprach einmal zur andern:

Anne Susanne,
wiste met to lanne?

die andere erwiderte: 'nimmermeh' und sie versanken wieder in der tiefe (Kuhn 109. 165.). ein anderesmal hatten fischer mehrere glocken im netz, da rief eine freudig 'Anne Susanne, wi kommen to lanne'. aber aus schrecken liessen die fischer das netz fahren und da sprach die andere:

Christine, Christin',
wi mütten ewig in grûne bli'n.

---

1) cf. Kuhn u. Schwarz 4.

(Kuhn und Schwarz 477.) die im Halje rufen: 'na Brunsbüttel, na Brunsbüttel!' eine der Geltinger versank bei der überfahrt und wenn die andere läutet, ruft sie: 'min mag ligger in a Minn' [1]. eine klagt um den von dem meister erschlagenen giessergesellen: 'schad um den jungen!' [2] (Müllenhoff 117 fg.). die in Ettlingen spricht:

am Märzenbrunnen
hat mich gefunnen
eine los mit *sieben* jungen.

die von Berndsweiler:

Anne Susanne,
zu Berndsweiler an der stange
will ich hangen.

(Baader 65. 176. 271. 279.) später trieb man seinen scherz mit dieser glockensprache. so läutet jetzt die in Iserlohn: 'mäd dach, moer sett den pott af!' u. s. w.

Die nl. glocken werden meistens als *ungetauft* angegeben [3], sie sind also heidnisch. Da wo wir sie im see finden, stehen sie, wie in der nl. sage, auf *grüner wiese* auf einem *tisch* (Harrys 30. Kuhn u. Schwarz 477.), *gerufen kommen sie*: als einst eine braut ihrem bräutigam entgegen fuhr, läutete eben eine glocke, bei welcher sie pathe gewesen war, und die jungfrau rief in fröhlichem muth: 'komm pathe, komm!' da kam die glocke und setzte sich auf den wagen hinter die braut, flog aber unterwegs in einen nahe liegenden abgrund (Redeker n. 49.).

Wenn schon alle diese züge elbischen anstrich haben, dann können wir nach betrachtung der folgenden sagen über die natur der glocken kaum mehr in zweifel sein. die kirche in Damheck ist *uralt*, sie hat schon vor der sündfluth gestanden, ihr thurm aber ist in den see gesunken. vor alter zeit sah man oft die glocken am *Johannistag aus dem see hervorkommen* und sich in der *mittagsstunde sonnen*. ein paar kinder wuschen am see ihre tücher aus und ein mädchen legte sein tuch auf eine der glocken, um es zu trocknen. nach einer kleinen weile *stiegen zwei* der glocken *wieder in den see*, die dritte aber konnte nicht von der stelle. da liefen die kinder nach der stadt und sagten es, man brachte alle pferde zusammen und die reichen wollten sie für sich allein haben, aber sie wich nicht von der stelle. Da kam ein armer mann mit zwei *ochsen*, der spannte die thiere vor, indem er sprach:

---

[1] mein gefährte liegt in der Schleimünde.

[2] schad is,
dat de lehrburs doet is! das. 595.

[3] cf. Kuhn und Schwarz 477. Harrys 1, 27. NS. 561. 563.

nu met Gott foer arme en rike
all to gelike!

und er führte sie zur kirche, wo sie noch immer läutet: 'Dambeck, Dambeck'. dieselbe sage wiederholt sich in Furstenwerder. auf eine andere legte ein mädchen ihr brusttuch, als sie wiederkam, hörte sie die glocken mit einander sprechen und sich gegegenseitig auffordern, wieder in den see zu gehn. da sagt die eine derselben *traurig* [1]), sie könne nicht von der stelle, und als das mädchen hinzutrat, sah es, dass es diejenige war, auf welche sie ihr tuch gelegt [2]).

Schon früher begegneten wir *drei* glocken, wie drei schwanjungfrauen oft aus dem see steigen. so auch hier, wo sie gleich den nixen den see verlassen und an's ufer gehen, sich zu sonnen. damit stimmt zusammen, was eine fränkische sage von den seelen unter den töpfen erzählt. der wassermann unter der Gamburger brücke zieht die kinder mit einem haken in's wasser und damit ihm ihre seelen nicht entfliehen, lässt er sie unter die alten *häfen* ducken, die von den leuten als unbrauchbar ins wasser geworfen werden. nur *am samstag zwischen zwölf und ein uhr mittags dürfen sie hervor und miteinander spielen.* aber er hält strenge wacht dabei und wie jemand sich am ufer zeigt, husch werden die armen kinderseelen in ihr gefängnis zurückgetrieben [3]). die zeit des sonnens und spielens ist dieselbe, dort sind die seelen nur in der form gefangen, hier von der fesselnden form befreit, dafür aber unter strenger wacht. die eine schwanjungfer kann nicht in den see zurück, weil ihr gewand genommen ist, die glocken aber sind nackt, wie die nixen und die ursache des banns ruht hier darin, dass menschliche kleider sie bedecken. sie haben ganz die art der nixen und diese tritt um so mehr hervor, wenn wir sie aus dem göttlichen gold gebildet sehn (Harrys 1, 29. Sagenb. 261.), also von göttlichem schein umleuchtet, und die *zeit* erwägen, in der sie sich sehen lassen. sie erscheinen, oder was dasselbe ist, sie läuten und sprechen um *Johanni* und zwar um *mittag* (Kuhn 141. 164.), in Haddebye am *neujahrsmorgen*, also in den zwölften, bei Neukirchen am *ostermorgen* (Müllenhoff 118. 119.), in Moringen und den Niederlanden in *der weihnacht* (Harrys 1. 27.), in Franken an *feiertagen* (Bechstein fr. sag.

---

[1]) gestohlene glocken geben keinen ton, oft aber tönen die glocken auch von selbst.

[2]) Kuhn und Schwarz 1. 58. vgl. anm. 476. das tuch auf der glocke kann nicht eine verhüllung bedeuten, es bezeichnet eine besitznahme, wie beim schatz. die letzte sage Kuhn märk. sag. 167.

[3]) Fries in Wolfs zeitschr. 1, 79.

220) u. s. w. also überall nur und allein zu heiligen zeiten, wenn auch elbe und nixen sich zeigen. feierlich, auf wagen und gezogen von rossen oder ochsen, die einmal *blind* sind (Bechstein fr. sag. 50), werden sie eingeholt, wie die alten gottinnen, ein zeichen, wie man sie ehrte, und in dem thurm sind sie gleichsam die schutzgeister des ortes. dies letztere mag wohl junger sein, aber es ist ein heidnischer nachklang und weist auf ähnlich geformte uralte werke hin, die wasser und berggenien vorstellten und wohl die form der glocken hatten, bei diesen ist der schwankende, anschlagende kloppel das lebendige, redende, die in dem topf gefangene und gefesselte seele. mehr in dem norden Deutschlands finden wir sie zumeist im see, dort werden es also bevorzugte nixen gewesen sein, deren *drei* ja selbst dem *brunnen* nicht entsteigen wollen, *bis ein mensch den tod in ihm gefunden hat* (d. Sagenb. 378.). gegen den süden hin entsteigen sie durch einen eber emporgewühlt der erde und wüssten wir die zeit wann: es könnte auch nur eine heilige sein. Mit den weissen frauen sind oft *schätze* verbunden, so auch mit der glocke. in einer kirche der Wetterau soll ein schatz begraben liegen. ein beherzter mann versuchte es, ihn zu heben, war auch gegen mitternacht bereits zu ihm vorgedrungen, da sah er zufällig einmal über sich und erblickte die grosse glocke ohne klöpfel, wie sie sich langsam auf ihn niedersenkte, als wolle sie ihn bedecken. da packt ihn die angst und er flieht (Wolf zeitschr. I. 249.).

Ich schliesse mit einem zeugnis des kinderliedes, welches das vorhergehende unzweifelhaft macht. bei Meier 66 heisst es:

dort oben auf jene glocka
steand drei docka,
die erste spinnt seiden,
die zweite lernt's geigen,
die dritte zieht's ladle auf,
lässt die heilig sonne rauf.

die docken = elben stehn also mit den glocken in innigster verbindung, sie haben sie auf dem thurm verlassen, eine spinnt, die andere musicirt, die dritte scheucht die wolken vom himmel, welche die sonne bedecken. das lied beginnt darum auch:

sonne, sonne furer,
schatte, schatte untere'

das zeigt ihren zusammenhang mit der sonne und den lichtelben und die ganze form des liedes deutet auf einen alten segen zur verjagung der wolken vom himmel hin, der den elben zu den glocken folgte.

Dasselbe sagt auch das lied, Kinderbuch 39, 404:

sonn, sonn scheine,
fahr über Rheine,
fahr übers glockenhaus,
gucken drei schöne puppen heraus,

doch passt zu dem eingang das folgende nicht. wie in jenem so ist auch in diesem ein alter segen unverkennbar. übrigens scheinen die glocken, wenn sie frei im thurm hängen, sich auch frei bewegen zu können, denn wenn sie am gründonnerstag in den kirchen schweigen zum zeichen der trauer, dann fliegen sie kölnischem kinderglauben zufolge nach Rom zum pabst, der sie bewirthet. sie bringen allerlei leckerbissen mit, die sie am charsamstag bei der rückkehr für die kinder fallen lassen. auch dieser liebliche zug stellt sie als rasch die luft durchziehende, gütige, begabende elben hin. als solche sind sie auch der zukunft kundig: wenn die glocke von selbst anschlägt, stirbt jemand.

Einige gebräuche sind noch anzuführen. so haben die leute vielfach den glauben, dass von einer glocke abgefeiltes metall gegen gewisse krankheiten, namentlich die fallende sucht diene. auf Helgoland trieb ein crucifix an, auf dessen brust eine glocke stand. man hob sie in der kirche auf und wenn man nach langem ungünstigem wind, guten ostwind wünschte, gingen die Helgolander paarweise zur kirche, beteten vor dem altar und tranken einander aus der glocke zu auf eine glückliche zeit; dann kam am dritten tage der ostwind (Müllenhoff 128). eines merkwürdigen gebrauches gedenkt auch ein englisches buch: 'there is a Bell, belonging to the Chapel of S. Fillan, that was in high reputation among the votaries of that saint in old times. It seems to be of some mixed metal. It is about a foot high and of an oblong form. It usually lay on a gravestone in the churchyard. When mad people were brought to be dipped in the saints pool, it was necessary to perform certain ceremonies (!). After remaining all night in the Chapel, bound with ropes, *the bell was set upon their head* with great solemnity. It was the popular opinion, that, if stolen, it would extricate itself out of the thiefs hands and return home ringing all the way. For some years past this bell has been locked up, to prevent its being used for superstitious purposes' [1].

Unsere glocken sollen von Paulinus bischof von Nola in

---

[1] statistical account of Scotland t. XVII p. 377.

Campanien erfunden worden sein [1], woher auch die namen campana und nola, doch ist beides unwahrscheinlich und glocken kommen schon unter den Römern vor. die erste benedicirte oder wie es mit unrecht heisst getaufte glocke finden wir im jahr 968 unter pabst Johannes XIII, der eine für die kirche s. Johanns im Lateran neu gegossene 'sacris ritibus Deo consecravit atque Johannis nomine nuncupavit' [2]. die kirche verband bald mit ihnen eine zahl frommer anschauungen und bestimmungen, welche von hoher schönheit und bedeutung sind. die glocke rief und ruft dreimal am tage zum gebet des angelus Domini, damit den gläubigen zu mahnen an die heiligung des anfangs, der mitte und des endes des tages. sobald ein glied der gemeinde stirbt, beginnt die glocke das *heimgeläute*, sie begleitet die scheidende seele in der auffahrt nach ihrer heimath und mahnt die gläubigen für dieselbe zu beten [3]. bei gewittern wurde sie geläutet, um abermals zum gebet zu mahnen und bei festen der kirchweihe werden die glocken auf eine eigene heitere art angeschlagen, das sogen. beiern, um die freude der festtäglichen zeit in allen herzen zu wecken [4]. der name der glocke ist der ihres schutzheiligen, den sie von einem pathen bei der benediction empfängt. die kirche wird diese weihe an einen heiligen darum angenommen haben, weil der heidnische aberglaube sich der glocken sofort bemächtigte und sie an die stelle solcher seelentöpfe setzte. er musste sich aber nothwendig auf die glocken werfen, sie lagen dem volk zu nahe, sie begleiteten es in jedem augenblick seines lebens, als dass es sie nicht hätte beseelen sollen. da diese seelen aber nur die alten dämonen sein konnten, so setzte die kirche weise denselben ihre heiligen entgegen, nahm durch die weihe, welche sie über alles spricht, was zu ihrem gebrauch gehört, sie in ihren dienst auf und erhöhte diese weihe durch eine symbolische abwaschung und salbung. dass für diese das volk den namen taufe gebrauchte, wäre allein schon ein beweis für die heidnischen begriffe, welche es mit den glocken verband und die nun weniger schädlich gemacht waren.

---

[1] Polydor. Virgil de inventor. rerum III, 18.

[2] Baronii annal. ad ann. D. 968.

[3] daher die engl. sprichwörter:

when the bell begins to toll,
Lord have mercy on the soul.

und

When thou dost hear a toll or knell,
then think upon thy passing bell.

Brand ed. Ellis II, 131.

[4] die verse sind bekannt:

laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro.

Der nix fordert auch *opfer*, freiwillige, wenn er in seiner kunst, die harfe oder geige zu spielen unterrichtet, oder auch gezwungene. jene ersten kommen nur im Norden vor (M. 461.), diese letzten aber sind verbreitet über ganz Deutschland.

Von thieren ist mir nur das *schwarze huhn* bekannt, welches die müller an der Bode in das wasser werfen, sobald das wasserhuhn pfeift, denn das ist ein zeichen, dass jemand ertrinkt (Kuhn und Schwarz 426.). einmal kommt ein *pflanzenopfer* vor, dem Diemelnix wirft man alljährlich früchte und brod hinab (M. 462.). das gewöhnlichste sind *menschenopfer*, daher der glaube, dass die flüsse jährlich ihr opfer verlangen, nach Grimm gewöhnlich ein unschuldiges kind (M. 462.). der tag, an welchem es gebracht werden muss, ist der *Johannistag* und wie er, so ist auch die stunde des opfers bestimmt und selbst der mensch, der als solches fallen muss. den namen dessen, den der nix als opfer verlangt, pflegt er dreimal zu rufen und dann treibt es den menschen unwiderstehlich zum flusse, worein er vom nix gezogen wird (Sommer 39.). in Norddeutschland *klatscht* der nix oder die nixe dann fröhlich *in die hände* und *lacht*, das sieht man darum auch als zeichen an, dass jemand ertrinken werde (Kuhn und Schwarz 81. 426.). ein anderes zeichen ist, wenn er sich überhaupt nur *zeigt*, oder am ufer wäsche ausbreitet (das. 175.), wenn es im wasser patscht, als schlüge ein grosser fisch auf, wenn sich ein heller schimmer darin zeigt, wenn die nixen singend neben der fähre einherziehen (Kuhn 237.); zu Briel in der Overbetuwe gilt 'een angstgeschrei in den Rijn als een kwaad voorteeken, dat iemand daer ter plaatse moest verdrinken' (Buddingh 73.).

Gewöhnlich ruft der nix: '*die stund ist da, aber der mann noch nicht.*' das hörten ein paar bursche, die abends an der Mümmling hergingen und die stimme kam *unter der brücke* hervor. zu gleicher zeit lief ein mann von dem nahen berge her und wollte ins wasser springen. die bursche redeten ihm zu, erhielten aber keine antwort. sie nahmen ihn mit in's wirthshaus und wollten ihn durch wein stärken, da liess er seinen kopf auf den tisch fallen und war todt (hess. sag. 129.). unner euer *brugge* härde me ens raupen: de tît es dā, wâr de mann men dā! suh dā kuemt en bur heran gelopen met me haue in der hant und in der gröttsten hâst. so drā as hai op der brügge es, stüärtet se inen (Woeste 44.). ein pfarrer versuchte einen knaben, der auf das wasser zuellte, dadurch abzuhalten, dass er ihm im wirthshaus bier geben liess. der knabe trank, da scholl ein schrei und rauschen vom wasser her und er sank todt nieder (d. sagenb. 196.[1]). mittags zwischen elf und zwölf uhr rauscht die Lahn oft auf und schlägt starke wellen und dann ruft es heraus: 'die zeit ist da, die stund ist da, wär' nur der mensch da!' bei Neustadt am Hessler ruft sie oft in langen hohlen tönen: 'ich will einen menschen haben!' (hess. sag. 130.) zu Passendorf in dem teiche wohnt ein nix, der abends, wenn jemand vorbei geht, oft mit klagender stimme ruft: 'komm, komm, komm, ich habe lang auf dich gewartet; wo bleibst du denn? komm, komm, komm!' geht ein mann vorbei, so ruft er mit feinem, weichem ton, wie ein mädchen, kommt aber ein mädchen, so ist die stimme, wie die eines jungen burschen (Sommer 40.). der nix weiss das darum so genau vorher, weil ihm als einem elbischen wesen der blick in die zukunft offen ist. der und kein anderer mensch ist ihm bestimmt, das ist wie schicksalsschluss und keiner kann es hindern.

Es ist bedeutsam, dass die stimme meist unter einer *brücke* hervortönt. so sitzt auch die seejungfer im rothen gewand an der Bohlbrücke, die klatscht in die hände und lacht, wenn ein mensch über die brücke kommt (Kuhn und Schwarz 11.). in Gent sah ein mann nachts eine nixe auf einer brücke ihr haar strählen. als er sie unziemlich anredete, erhielt er einen schlag und sie sprang in's wasser. der niessende geist in Gumprechtshofen, die weisse fraw, sitzt unter der brücke (Stöber 323.), der nix Lodder legt sich in seiner ganzen länge über einen bach, so dass sein leib eine brücke bildet (NS. 585.). le *pont Anjot* est le lieu de rendez vous de toutes sortes de fantômes nocturnes. mais la reine de cette étrange assemblée, c'était une *dame blanche*, qui demeurait assise sur l'étroite planche du pont. si un voyageur tentait de traverser ce passage, la dame lui en défendait l'entrée, à moins qu'il ne lui fît hommage en la suppliant à genoux. refusait-il de se prêter à cette demonstration humiliante, la fée irritée le livrait à la société infernale et il était trop heureux, quand sa vie était épargnée (Amélie Bosquet 107.). diese geister unter den brücken[2], denen so eine art von alter heiligkeit zukommt, führten auch dazu, dass man heiligenbilder auf denselben aufstellte.

---

1) vgl. Kuhn und Schwarz 81. Deecke lübische gesch. u. sagen 171.

2) auch hinrichtungen auf brücken sind nicht selten.

Besonders sind die nixe aufs *stehlen der kinder* aus, solange dieselben *nicht getauft* sind. sie nehmen sie auch aus der wiege und legen an deren stelle ihre eigenen missgestalten kinder hin, die man *wechselbälge* nennt. sie können das nur, wenn bei der wöchnerin und der wiege kein *licht* brennt, oder die frau nicht ein kleidungsstück ihres mannes an hat. der wechselbalg ist als geburt der männlichen gattung einer classe von wesen, die der menschen vollkommenheit nicht haben, eine unförmliche fleischmasse mit dickem kopf und dünnen gliedern, der sieben ammen aussaugt und dennoch nicht gedeiht, nicht wächst, nur schreit und überhaupt weder geistig noch körperlich sich entwickelt.

Gewöhnlich sucht man sich baldmöglichst seiner zu entledigen, oft aber muss man ihn auch aus unkenntnis eines mittels, ihn los zu werden, behalten. so nährte und zog eine frau in Boken einen *kielkropf* drei jahre und sein kopf wurde immer grösser, seine glieder wurden stets magerer. als sie sich eines abends mit ihm abquälte, sagte sie zu ihrem mann: morgen ist sonntag, nimm das kind und die wiege und gehe damit nach Boken zur mutter Maria, stelle die wiege vor sie hin und wiege das kind eine zeitlang, vielleicht dass das hilft. der mann packte wiege und kind auf und ging nach Boken. Als er aber dort auf die *brücke* kam, rief drunten eine stimme aus dem wasser heraus: kielkropp, wo wullt du hen? da antwortete das kind in der wiege:

Ik wil my laten wegen,
dat ik sal gedegen.

da erstaunte der bauer, besann sich nicht lange, sondern warf kind und wiege ins wasser, indem er rief:

Kannstu nun spräken, du undeert,
denn ga darhen, wo du't hast geleert.

unter der brücke erhob sich da grosses schreien, als riefen eine menge leute und die kielkröpfe tummelten sich lustig im wasser. der bauer aber lief heim. in einer ähnlichen sage aus der gegend von Halberstadt sagt der im korbe sitzende kielkropf:

Ick well gen Hackelstadt to unser leven fruggen
un mi laten wigen,
dat ik möge gedigen.

Dass der mann die wiege mit dem wechselbalg mitnimmt, ist schwerlich echt, besser dass er in einem korbe liegt, denn bei dem wiegen liegt nicht allein der nachdruck darauf, dass es vor dem Marienbild geschieht, sondern dass das kind in einer wiege, worin das Christuskind liegt, gewiegt werde (Müllenhoff 315. DS. 82.). solcher wiegen gab es um weihnachten an vielen orten und wir haben noch eine menge von liedern, welche die kinder sangen, wenn sie die kleine wiege schaukelten[1]; dem volksglauben zufolge scheuchte diese wiege allen krankheitsstoff, den man als von bösen mächten dem körper beigebracht hielt.

Einer frau die mit einem neugebornen kind über die *Nuthebrücke* nach hause fuhr, stahl der nicker dasselbe ungesehen und liess ihr seinen ungestalteten balg zurück; wäre sie nicht über fliessend wasser gefahren, so hätte er ihr nichts anhaben können. nach Kuhn sind die wechselkinder sehr *stark* und haben oft mehr kraft, als drei starke männer. in einem hause war ein solches, das war ganz verwahrlost und verunreinigte sich, war fast wie ein thier. eines tags fährt der knecht mit einem wagen voll getreide gegen die thürpfosten und kann nicht los. das nickerkind, welches in der stube am fenster sass, sah es und fragte: 'soll ich dir helfen?' 'ach du dummes quark, das sollte dir wohl schwer werden' erwiedert der knecht. aber da kam's heraus und schob mit einem kräftigen ruck den wagen zurecht. nach drei tagen wars verschwunden (Kuhn und Schwarz 92). sobald seine natur verrathen ist und die menschen über ihn in gewissheit sind, verlässt er sie. norddeutsche sagen behaupten, die wechselbälge seien nicht die kinder, sondern die *alten leute* der nixe. 'ere olden, dê sich mêr fort kunnen'. ein solcher frass einer frau stets alle speisen fort, sobald sie nur den heerd verliess, und legte sich dann wieder in die wiege. sie merkte das und kochte eines tages alte schuhsolen, die stellte sie auf den tisch und sich hinter die thür. alsbald springt der olle aus der wiege, macht sich darüber her und sagt verwundert:

bün doch so old
as Bohma gold
un hew noch kên schôsalen äten.

da sprang die frau vor, schimpfte und prügelte ihn und er lief fort. aber kaum hatte er die thür hinter sich, als auch ihr söhnchen in der wiege lag (Kuhn und Schwarz 30). die wechselbälge sind stets *männlich* und schöne nixe gibt es nicht oder nur selten; in den wenigen fällen wo sie vorkommen scheint die sage verdorben. die l. c. folgende sage ist wichtiger. der wechselbalg wird auf gleiche weise überrascht und auf den rath der nachbarn fuhr man mit ihm nach Jiggeljaggel, um es da *baden* zu lassen, dann würde es gedeihen. sie setzten sich mit ihm in ein boot, da kam ihnen unterwegs ein anderes boot voll unterirdischer (unnerërsken) entgegen, die hatten das kind der frau bei sich und riefen, als sie den alten in dem boot der frau sahen: 'na hälkopp, wa wistu denn henn?' da fing der balg auf einmal an zu reden: 'se willen met mi nå Jiggeljaggel un mi bäden låten, dattik dîj.' da wurden seine gefährten böse und schlugen der frauen kind, die schlug dafür den balg, zuletzt warfen beide theile die mishandelten in's wasser und die frau fing ihr kind, die andern den alten (p. 37.). Kuhn hebt (473) das Jiggeljaggel hervor und erinnert an Heckelstedt. auch der name Heckelmajr, Hackelmann für nicker kommt hier in anschlag, so wie der ruf des nl. wilden jägers: Jacko! Jacko! im Jagelberg wohnen unterirdische, und Heckelberg, Heckelvelde sind namen der hölle, die mit Hekla, wofür auch Heklufiall gesagt wird, zusammen hangen (M. 953). Hakelmann ist manteimann d. i. Wuotan, und dass wir an ihn mit recht denken dürfen, sagt uns Odinns beiname Hnikarr, so wie dass er unter diesem namen auftritt 'per mare navigans et fluctus ac tempestatem sedans.'[1] Jiggeljaggel scheint von hakol zur reduplication, die in der weise gebildet ist, wie so viele andere elbennamen, und so würde die fahrt direct zu Wuotans wohnung oder einem seiner tempel oder heiligen orte gehn, der einen heiligen brunnen besitzt, ein irdisches nachbild jenes brunnens der jugend, schönheit und unsterblichkeit, der vor seinem hause springt. wird das nickerkind oder vielmehr der alte darin gebadet, dann ist ihm geholfen, aber es kommt nicht so weit. dieser brunnen findet sich auch in den DS. I, 132 wieder. eine frau will mit ihrem wechselbalg auf die Cyriakswiese gehn, um ihn dort wiegen zu lassen, dann soll er auch aus dem Cyriaksbrunnen trinken. es war damals glauben, ein kind müsse dann nach neun tagen sich zum leben oder tod verändern[2]. unter Cyriakus wird wohl wieder Wuotan verborgen sein.

---

[1] z. b. lasst uns das kindlein wiegen,
das herz zum kripplein biegen,
lasst uns im geist erfreuen,
dem kindlein benedeien.
alt. Mainz. gesangb. n. 22. oder:
kommt all herzu ihr engelein,
kommt all herein
und helft uns wiegen das kindelein
im krippelein.

Eine andere sage erzählt, eine bäurin habe ihr kind auf dem felde in's gras gesetzt um ihrer arbeit nachzugehn. als sie wiederkam, fand sie ein fremdes, hässliches kind und sah gleich dass es ein nixkind war. der vogt des guts, dem sie das sagte, fragte sie, ob sie ihr kind wieder zu haben wünsche, auch wenn es darum etwas braun und blau geschlagen würde? als sie antwortete, sie wolle lieber ihr kind todt wieder haben, als ein nixkind gross ziehen, schlug der vogt das letztere unbarmherzig mit der hetzpeitsche. dann verliessen sie es eine weile und zurückkehrend fanden sie das rechte kind, doch zerkniffen und zerzaust. *wenn nämlich der nix ein kind vertauscht hat, thut er ihm alles an, was man seinem kinde thut*[1].

---

[1] Finn Magnusen lex. myth. 438.
[2] vgl. Müllenhoff 314.

Nach dem was in diesen sagen vorliegt, kommen die wechselbälge zumeist bei den nixen vor. nur eine spricht für die zwerge, denen Grimm sie allein zuschreibt, wahrscheinlich dazu verleitet durch n. 87 — 89. 90 der DS., in denen zwar nicht der nixen, aber auch nur einmal der zwerge gedacht wird. der nix kann das kind auch auf der wiese holen, auch im hause, wie er nachts in des fischers haus dringt und die gebratenen fische stiehlt. Müllenhoff hat 312 flg. drei sagen von zwergbälgen, in der folgenden tritt aber der nixbalg wieder ein.

'Der nix im wasser zeucht die menschen zu im hinein, als *jungfrauen und mägde*, mit solchen er hernach zuhelt und teufelskinder zeuget[2],' und dies hat er wieder mit den vorher betrachteten elben gemein. er auch liebt die menschen 'wegen fleisch und blut,' das *warm* beim menschen ist, wegen ihrer seele, ihrer freiheit, die er auch seinem geschlecht sichern möchte. aber diese verbindungen laufen wie bei den elben, immer schlimm aus. die sehnsucht nach freier luft und sonnenschein und wald- und wiesengrün, nach gleichgeschaffenen menschen, der mangel an salz u. a. drängen solche menschen immer wieder zur erde zurück, worauf wie bei dem schäfer, die rache des wasservolkes folgt.

Unter den thiergestalten welche der nix anzunehmen pflegt, ist die vorzüglichste die des *pferdes*. das stimmt merkwürdig dazu, dass auch Poseidon als ross erschien und mit erdentöchtern kinder zeugte. von ihm auch haben die menschen das ross, das auf den schlag seines dreizacks in dem streit mit Athene der erde entsprang, das nützlichste geschenk, welches er den menschen machen zu können glaubte. an seinen wagen sind rosse gespannt, die er selbst schirrt. nach Pausanias (in Arcadic.) soll er auch das reiten erfunden haben, nach Sophocles (Oedip. in Col.) hätte er den zaum gleich

---

1) Sommer 42. vgl. DS. I, 144. 145.
2) Rivander exempelbuch I, 67.

falls erfunden. wir können in dem ross wohl auch das schiff sehn, das oft ein rosshaupt am kiel trägt, und dass die mahren und nixen auch in schiffen fahren, lehrte uns eben erst die sage von dem ausgetauschten wechselbalg und die frühere von der mahr im kahn.

Grimm hat bereits der sage von dem *schwarzen gaul* gedacht, der als der bauer am feierabend fluchend pflugte, aus dem pfuhl bei Dassel stieg und an den pflug gespannt, den bauer mit festgebannter hand in den pfuhl zog[1]) (M. 458.). es ist meines wissens die einzige, die bisher in Deutschland zu tage kam. die Niederlande sind reicher an ihnen. in Belgien ist einer besonders in Westflandern gefürchtet, er heisst *Kludde*. er erscheint als alter abgemagerter gaul; wenn die stall- und rossknechte nachts die pferde auf der weide lassen und sich oft in der nacht auf eins derselben schwingen, dann sitzen sie auf Kludde's rücken, der in windeseile mit ihnen davon rennt und mit dem entsetzten reiter in das nächste wasser springt. während der arme bursche sich dann zu retten sucht, legt sich Kludde platt auf den bauch an's ufer und lacht aus vollem halse. auf einem hof bei Ostende diente ein nix, *Flerus*, der bald menschliche bald thierische gestalt annahm und wenn ein pferd krank wurde als kräftiges ross dreimal so viel arbeit als jedes andere verrichtete. dasselbe that der necker *Osschaert* nur mit dem unterschied, dass am andern morgen alle furchen wieder zerstört waren. dessen müde liess sich der bauer einen *kreuzzaum* machen, gegen den vermochte der necker nichts und musste unter peitschenhieben die furchen in's kreuz pflügen, wie sehr er auch keuchte und schwitzte. als der bauer ihm abends den zaum abnahm, rannte er fort und kam nicht wieder (NS. 315. 318. 597.). ein anderer auf gleiche weise behandelter fuhr als er kaum ausgespannt war in feuer und flammen und unter gräulichem gewieher davon (DMS. 352.).

Er erscheint aber auch als *stier*, namentlich auf den brittischen inseln, wo er der elfstier genannt wird. ich habe ihn zeitschr. I, 243 in alten irischen legenden nachgewiesen. nach den irischen elfenmärchen kommt er oft im herbst auf die abgeernteten felder und mischt sich unsichtbar unter die viehheerden, stösst sich auch gern mit dem stärksten stier. ein pachter hatte eine kuh, die keinen natürlichen stier zuliess, sondern jedes jahr an einem bestimmten tage auf eine insel im fluss ging, die mit gebüsch bewachsen war, dort eine zeit lang blieb und dann auf die weide zurückkehrte. um Martini besprach der pachter sich mit seiner frau, sie wollten die kuh schlachten. aber kaum war ihm das wort aus dem mund, als die kuh mit ihren jungen durch die wände drang, wie durch dünnes papier, um den misthaufen herum gieng, jedes ihrer kälber anbrüllte und dann von ihnen gefolgt durchs wasser zu der insel lief, wo sie verschwand.

---

[1]) in dem auch die glocke auf dem tisch auf der grünen wiese steht.

An der nordküste von Schottland zeigen sich die nixen auch als *seehunde*. zu einem seehundsfänger kam ein mann, der einen handel auf felle dieser thiere mit ihm abschliessen wollte. sie setzten sich auf zwei pferde, die dem fremden gehörten, und diese stoben mit ihnen dahin. an einem abgrund ergreift der fremde den fischer mit übernatürlicher kraft und stürzt sich mit ihm in's meer. durch eine offene thür kommt er mit ihm in eine reihe von gemächern, alle mit seehunden angefüllt, und der fischer ist zuletzt selbst in einen solchen verwandelt. da zog der nix ein grosses messer hervor und fragte den erschrockenen fischer, ob er das kenne? es war das seine, womit er heut einen ihm entwischten seehund getroffen hatte. 'der war mein vater', sagte der fremde, 'er liegt gefährlich krank darnieder und kann ohne *deine hilfe nicht genesen*.' er führte den fischer zu ihm, der verband die wunde *mit eigner hand und der kranke stand plötzlich gesund und heil auf*. der fremde bat ihn nun keinen seehund mehr zu tödten, stieg mit ihm wieder empor und brachte ihn da, wo die pferde standen, an, worauf der fischer die menschliche gestalt wiedererhielt und zu hause ein grosses geschenk empfing [1].

Man kann sich *vor dem nix schützen* durch die beiden kräuter dosten und dorant [2], darum sagt er zu der hebamme, die er zu seiner frau geholt hatte, als sie auf der rückkehr nach den beiden kräutern greift: 'das heisst dich Gott thun und das hast du von meinem weibe gelernt.' ein andermal will er eine kindbetterin in sein reich locken und spricht, als er mit ihr durch den garten geht,

heb auf dein gewand,
dass du nicht fallst in dosten und dorant [3],

die eben viel im garten wuchsen. da sah die frau das wasser, liess sich mit fleiss in die kräuter fallen, und der nix war verschwunden (DS. I, 81.). auch hat der nix nicht gerne, wenn man ihm nach den beinen guckt, dann duckt er sich zugleich nieder. (das. 84.) warum, weiss ich nicht, vielleicht weil sie schlecht gestaltet sind. die knaben rufen ihm zu, er soll sich seine beinchen mit rothen siegelsteinchen waschen. sind sie also gelb oder roth, hat er vielleicht zum schwimmen eingerichtete füsse, wie weibliche nixe den schwanz?

---

[1] brüder Grimm irische elfenm. XLVII fg.
[2] origanum, wohlgemuth und marrubium, helfkraut, Gottesbart?
[3] vgl. Müllenhoff 315.

ZWERGE.

Die dritte elbenklasse sind die svartálfar, deren gleichstellung mit den zwergen feststeht (M. 414. 415.) wie die weissen lichtelben im freien wohnen, des hellen sonnenscheins sich freuend, so wohnen die dunkelelben, die kobolde schon in der halbdunkeln küche, am heerd des geschlossenen hauses; sie geniessen noch des strahlenden sonnenlichtes, nur in minderer fülle, wie jene. die zwerge aber wohnen in den tiefen der dunkeln berge, sie leben bei anderm licht und sterben, wenn die sonne sie bestrahlt.

Wenn Harrys in dem Harz weisse, braune und schwarze zwerge fand [1]), so ist dies ein missverständnis, das volk hat sie mit den elben verwechselt. die bei den zwergen vorkommenden farben sind schwarz und roth, und das stimmt zu ihrer hauptbeschäftigung. Die hausfrau, welche sie morgens in der küche am heerd überrascht, sieht kleine, schwarze männlein. (Meier märchen 163.) In den zwerglöchern bei kleinen Lengden giebt es 'kleine schwarze männchen' Schambach und Müller no. 140, 2. In Aargau tragen sie schwarze mäntel und rothe mützen. Rochholz Aargau sagen I. S. 285, no. 198. die zwerge im Kuckuckberg und Steinberg sind dickköpfige leute mit schwarzem gesicht und einem dreieckigen (also schwarzen) hut auf dem kopf (Kuhn und Schwarz 163.). die weissen zwerge bei Meier sag. 63 sind lichtelben. in Schwaben tragen sie rothe mäntelchen. (das. 58.) in Belgien sind sie ganz roth, DMS 248.) sie kommen in Schwaben auch mit gelben hosen und rothen strümpfen vor. (Meier sag. 55). In Pommerellen tragen sie blaue hosen und rothe jacken.

Die grösse der zwerge ist verschieden angegeben, doch sie übersteigt nur einmal eine elle; bei Müllenhoff legt man ihnen 286 drei bis vier fuss bei; nach p. 280 sind sie nur ein stuhlbein hoch, in Belgien auf einen fuss, bei Grimm DS. I, 40 dreiviertel elle. ihrer neun können in einem backofen dreschen, bei Schambach und Müller no. 140, 13 lässt ein zwergenweib ihre kinder, die sind nicht grösser, wie wurzelpflanzen.

---

[1]) Harrys buch für winterab. 53.

Von jugendlichen zwergen ist selten die rede, sie sind meistens alt, haben einen eisgrauen bart, der bis aufs knie reicht, (Zingerle I, 225) und ein verrunzeltes gesicht; der Gubich soll auch rauh von haaren sein, wie ein bär. nach Stöber 1 hätten sie hellglänzende augen, wie sterne. den Niederländern galten sie als hässlich und bös aussehend.

een quaed lelic ansichte
ghelijc enen *quaden wichte* [1])

es wird ihnen selbst ein buckel beigelegt:

wel, *kleinen Nobis*, slimmen guyt,
hoe steekt gy dus uw *bultjen* uyt
en uw rapierken naer den muer? . . .
ghy sijt een *Buts*, 't is al te klaer,
en *Duymken* was uw bestevaer,
en *Bultjen Dwergh*, dat was uw pret [2]).

ein hauptmerkmal der zwerge sind aber ihre *füsse*. es sind entweder *gänsfüsse* und dann trippeln sie leise wie vögel daher und tragen lange mäntel, sie zu bedecken. (DS. I, 222.) oder *geisfüsse*, und dann trappeln sie ziemlich laut. ein hirt war neugierig, ihre füsse zu sehen und streute asche, da sah er am folgenden morgen lauter gänsfüsse. als er sie darüber verspottete, kamen sie nicht wieder [3]). dasselbe thun die vicentinischen Deutschen am vorabend des weihnachtsfestes; die lage und grösse der tritte, ob sie ein oder ausgehen, bestimmt, welche gute oder böse geister das haus bewohnen (DS. 224 cf. Meier sagen 66.). ein paar mädchen streuten feinen sand vor die wolfshöhle und fanden am morgen (!) als die zwerge hervorkamen (!) stapfen von geissfüssen darin (Stöber 5.). das laufen der zwerge über eine brücke gleicht dem einer *schaafheerde* (DS. I, 228. cf. M. 419. 420.).

Ihre kleidung gleicht oft der der bergleute; sie tragen eine weisse hauptkappe am hemd, ein leder hinten um, haben laterne, schlägel und hammer (DS. I, 36.). nach Harrys halten sie mit silbernen gürteln oder spänglein ihre kittel zusammen und tragen kleine mützchen auf dem haupt, an denen silberne glöckchen klingen [4]). wenn sie *lederne männle* heissen, (Meier sag. 55) so kommt das von ihrem hinterleder als bergleute. ein arbeitender zwerg in den Nl. erscheint nackt (NS. 308.).

---

[1] ene scone exempel Willems belg. mus. I, 337. cf. 399. 400.
[2] Pater Poirters, masker van de werelt p. 228.
[3] Wer nach der rabbinischen überlieferung der teufel menge kennen will, der nehme gesiebte asche und streue sie vor sein bett, so wird er morgens früh sehen, als wenn hahnentritte darauf wären. tract. Berachoth fol. VI col. 1 ap. Eisenmenger I, VIII p. 424.
[4] Honeck buch für winterabende 55.

Jenes mützchen ist die *nebelkappe* der zwerge; durch diese geschützt, wandeln sie unsichtbar unter den menschen daher und können ihnen manche streiche spielen. am Zwergenberg spielten sie einen tages, indem sie ihre mützchen in die höhe warfen. ein knabe schlich sich hinzu und fing eine auf. da versprachen sie ihm reichen schatz, wenn er es herausgebe, und er erhielt ihn (DMS. 65. 66.). die mit dem hut oder mützchen verbundene gabe der unsichtbarkeit scheinen sie also nicht wiedererlangen zu können, wenn dasselbe verloren ist. von dieser kappe heisst der zwerg auch *Nebelmann*; die kappe als verhüllende nebelkappe. sie kann nur dunkelfarbig gedacht werden, wie der dreieckige hut; (cf. le noir chaperon M. 431.) wo sie roth ist, zeigt sie den kobold an, so bei dem schretel, das ein „rotez keppel" trägt. sie gibt auch höhere leibeskraft, wie Biterolf 7838 lehrt, wo es von Siegfried heisst:

er twanc ouch Alberichen, den vil lobelichen,
mit sterk und ouch mit meisterschaft. der (het) wol
zweinzic manne kraft;
von grôzem ellen im daz kam, ein *tarnkappen* er dem nam.

in der Nibelungen noth ist es nur die kraft von zwölf männern, (HS. 81. 82.) welche sie verleiht.

Ihre *wohnungen* liegen unter der erde, höhlen, schluchten, hügeln und bergen; die letztern sind von ihnen oft Zwergberge genannt (DS. I. 42.), nl. Kaboutermannekensberg, Alvenberg. ihre unterirdischen höhlen sollen voll wundervoller edelsteine, gold und silber sein; nach andern soll von dem gestein ein eigenthümliches licht ausströmen (Harrys I, 16, 92.). in Schwaben hat die zwergwohnung drei thüren, eine von moos, die andere von holz, die dritte von glänzendem metall [1]), dann folgt eine treppe, die tief herunter in ein prächtiges zimmer führt (Meier sagen 60.). in Norddeutschland ist der eingang zu ihrer wohnung unter einem apfelbaum, einer rüster, in der Ellernkuhle, (Kuhn und Schwarz) und alles sehr prächtig ausgestattet. oft finden wir ihren aufenthalt auch unter einem stall. ein bauer brachte einen hengst mit nach hause und stellte ihn in seinen stall, aber bald kam ein unterirdischer und klagte, sie könnten's nicht länger in ihrer wohnung aushalten, die gerade unter dem stall liege, denn der hengst verunreinige sie auf garstige weise; wenn man ihn nicht entferne, dann würden sie sich rächen. einem andem bauer fielen alle pferde, und ein männchen kam und sagte ihm, das unglück komme von den pferden im stall, zeigte auch dem bauer die stelle, wo die jauche durch den boden und auf der zwerge *tisch* träufle (das. 292. 313.). anderswo starben die kälber, und ein zwergweibchen kam und sagte: 'leute, kälber könnt ihr nicht gross ziehen, ich habe mein *bett* gerade unter dem stall und wenn der addel (die jauche) herunterläuft, muss das kalb sterben.' in Sebelin kamen zwerge hinter den kühen aus der erde hervor und klagten: 'de trippeln sünt ower de troll', das sollte heissen, die kühe standen gerade über dem bukkessel, worin die wäsche mit buchenasche eingeweicht wird (Müllenhoff 575.).

---

[1]) sie scheinen mit den drei elbenklossen zusammen zu hängen.

In Niederdeutschland und den Niederlanden wohnen sie gern unter kleinen hügeln auf der heide, die meistens *grabhügel* sind und in denen man urnen findet, welche ein werk der zwerge sein sollen. in den Niederlanden kommen oft kleine thonpfeifchen in menge auf den äckern vor und aus denen sollen sie geraucht haben und zwar immer so, dass eins das pfeifchen fest hielt, das zweite rauchte und das dritte feuer daran hielt (DMS. 181.). auf dem Kasteelberg sah man oft ein steinaltes kabouterchen sitzen, dessen bart ging bis auf seine füsse; in seiner hand hielt es ein pfeifchen[1], woraus es genüglich schmauchte (NS. 651.). die urnen spielen u. a. in einem flämischen kinderspiel eine rolle. ein kind hält einen erdentopf oder krug in der hand, die andern tanzen im kreis herum und singen:

Machugel, Machugel,
van waer komt gy getreden?
Machugelken,
ik kom van onder de aerde.
wat hebt gy daer gevonden?
een kanneken met wat asschen.
aen wien zult gy dat geven?
aen een van myn beste vrienden.
wie zyn uw beste vrienden?
dat zal ik u eens gaen zeggen.

dann laufen alle auseinander und wen Machugelken erhascht, der muss seine stelle vertreten. Machugel scheint der Magog der bibel, es ist also ein höheres geistiges wesen schlimmer natur, ein dämon, und solche sah das christenthum allerdings in den heidnischen zwergen.

Auf der insel Silt findet man künstliche schmiede- und töpferarbeiten in menge und nennt sie *unnererskpottjng*, auf

---

[1] Hermans bemerkt in seinem mengelwerk, man halte die pfeifchen für dem XVI. jh. angehörend, wo das rauchen zuerst in den Nl aufkam.

Amrum *waaldaaster*, weil die unterirdischen sie verfertigen. in Holstein glaubt man, der aus den urnen der alten gräber gesäete samen gedeihe besser als jeder andere, auch die milch sei fetter darin und gebe mehr butter. wenn die hühner aus ihnen trinken, werden sie nicht krank. einer, der einen solchen topf zerschlug, wurde wahnsinnig (Müllenhoff 283.) in Scharrel im Saterland heissen die zwerge *ölkers*, die urnen *ölkerpott* (Kuhn und Schwarz 424.).

Dies alles scheint fast jüngerer glaube, der sich aus dem ältern entwickelte, nach welchem die zwerge *schmiede* sind. am Kuttenberg in Böhmen hörte man sie oft schmieden, darum nennen die Böhmen sie auch '*hausschmiedlein*'. *Grinkenschmidt* hatte in einem tiefen loch des Detterbergs bei Münster seine schmiede und machte ewighaltendes geräth und künstliche schlösser (DS. 47. 232.) in Schwaben heissen die zwerge darum *erdschmiedle* (Meier sag. 488.). der *Huggeler* bei Osnabrück beschlägt den bauern die pferde, nur dürfen sie nicht versäumen, den gebührenden arbeitslohn auf einen stein neben die höhle zu legen; auch müssen die *pferde* an einen daselbst befindlichen pfahl angebunden werden, denn der zwerg lässt sich vor niemand sehn (Harrys 1. 91.) ein morgens an den *Dreibergen* vorbeireitender bauer rief laut, man möge ihm ein häckerlingsmesser machen, abends fand er's fertig und von vorzüglicher güte (Müllenhoff 283.).

Ist jenes Mæhugel[1] ein dämon, wurden die zwerge teufel, dann werden auch die vielen vom *teufel* geschmiedeten kunstwerke als zwergarbeiten anzusehen sein. so das von ihm gefertigte grosse metallene becken auf dem markt vor dem rathhaus in Goslar, an welches man schlägt, wenn es brennt. wer um mitternacht daran schlägt, ruft den bösen. so die künstlichen gitter in vielen kirchen, die der teufel gemacht haben soll und woran immer etwas fehlt, was aber kein mensch hinzu zu machen versteht. schon der ort weist darauf hin: wie die zwerge einst die kleinode der götter schmiedeten, so arbeiten sie nun für den christlichen gott.

In der heldensage sind sie als treffliche *waffenschmiede* bekannt und die götterentsprossenen heroen tragen meistens waffen, die von ihnen herrühren. so hat Elberich Otnits panzer geschmiedet, Alfrik *Eckesahs*, das berühmte schwert, an dem nach andern drei zwerge zugleich schmiedeten, und *Nagelring*. der Schafenberger empfängt von dem zwerg einen gürtel, der stärke von zwanzig männern gibt und einen glückbringenden ring. (DS 1. 35. 36.) dem grafen von Hoya schenkt ein anderer ein schwert, ein salamanderlaken und einen goldring (das. 44.). die zauberkraft dieser waffen und geschenke rührt von dem höhern wissen der *zwerge* her, die beschäftigung als schmiede aber geht aus ihrem aufenthalt in den bergen natürlich hervor, denn da wachsen alle metalle.

---

[1] Mæhakel HS. 200.

Daher auch ihre erscheinung als *bergleute* und ihr weben und treiben in den erzgruben. sie lassen sich besonders in den gängen sehen, welche erz geben, oder wo gute hoffnung dazu ist. darum erschrecken die bergleute nicht vor ihnen, sondern halten es für eine gute anzeige, wenn sie erscheinen. sie schweifen in den gruben und schachten herum, thun aber nichts, wie gewaltig sie auch zu arbeiten scheinen (DS. I. 36.). von ihrem anzug heissen sie auch *bergmönche*, oder bloss mönche. wem sie hold sind, dessen arbeit fördern sie, böse menschen sind ihnen verhasst und sie necken und strafen sie auf allerlei art; mancher hat dabei schon sein leben eingebüsst. im Harz soll der bergmönch augen wie wagenräder, beine wie spinnengewebe haben, die flamme seines silbernen grubenlichtes so gross wie ein scheffel sein (Pröhle sagen 75.). da wo erzgänge sind, zeigen sie sich mitunter arbeitend und legen *erzstücke* hin, um die menschen darauf aufmerksam zu machen; als dagegen ein hauer, der mit andern in den bergen kristall suchte, um seine kameraden zu necken rief: 'ei welch schönen kristall finde ich hier!' da entstand ein grosser lärm in den bergen, so dass alle flohen (DMS. 197.). jene erzstücke sagen uns, warum die edelfrauen von Alvensleben nicht gleich andern aus gold geschmiedete sachen erhielten, sondern rohes gold, unbearbeitete klumpen, und daraus geht hervor, dass die zwerge nicht überall auch als schmiede galten. auch die ersten steinkohlen hat ein altes männchen einem schmied gezeigt; früher brannte man nur buschkohlen (das. 250.). In Altenbrak in der nähe des Brockens heissen die zwerge nahrungsgeister, wo sie erscheinen hat der berg- und hüttemann viel glück und reichliches eisen, auch helfen sie dem hüttemann schmieden.

Bei den lichtelben ist von der familie keine rede, bei den nixen tritt sie oft nicht schon hervor, die hausgeister kennen keine frauen, bei den zwergen dagegen finden wir ein vollkommenes *familienleben* und *geordneten haushalt*. sie haben frauen und kinder, aber sie sterben dafür auch; das dauernde leben jener andern genien ist ihnen versagt.

In dies häusliche leben öffnen uns zuerst die sagen schöne blicke, welche erzählen, wie die zwerge, gleich den nixen, menschliche frauen zu hülfe holen, wenn *ihre frauen in kindesnöthen* sind. die ahnfrau von Ranzau wurde bei nacht an der seite ihres mannes durch ein männlein geweckt, welches ein laternlein trug. es führte sie aus dem schloss in einen hohlen berg zu einem kreisenden weibchen. dem legte sie auf begehren *die hand aufs haupt* und es genas eines kindleins. zum lohn gab das männlein ihr ein stück gold, woraus sie dreierlei machen lassen sollte, fünfzig rechenpfennige, einen hering und eine spille; wenn diese dinge wohl verwahrt würden, werde das geschlecht nie in abnahme kommen. eine gräfin wurde von einem ellenbogengrossen frauchen in ein von gold und edelsteinen schimmerndes, mit männchen und weibchen erfülltes gemach geführt. aus ihm brachte sie der könig zu seiner gemalin, welche sie glücklich entband. man führte sie auch an einen tisch mit speisen, doch sie ass nichts, nahm auch kein geschenk an und erhielt später zum lohn drei goldstangen, aus welchen die dinge der vorigen sage gemacht werden mussten[1] (DS. I, 51.). eine andere frau wurde durch einen hohlen baum in des zwergkönigs pallast gebracht und bekam hobelspäne, die am folgenden morgen pur gold waren (Müllenhoff 297.). in Schwaben werden bei derselben gelegenheit geschenkte kohlen *zu gold* (Meier sag. 60.). das annehmen dieser geschenke wird durch die unscheinbare form deutlich, die sie haben, denn sonst darf man von den geistern selten etwas annehmen, und die gräfin rührte weder essen noch edelsteine an: sie wäre sonst in der geister dienstbarkeit und gewalt gerathen. Auffallend ist die art und weise der entbindung. wie oben die frau von Ranzau nur ihre hand *auf der zwergin haupt* legt, so legt frau von Alvensleben sie einer andern *auf den leib* und das kind *erscheint* (DS. I, 86.).

Sie bitten auch die menschen zu *gevatter*, wie sie denn überhaupt am liebsten freundlich mit ihnen verkehren. eine bäuerin sah eine trächtige *kröte* auf ihrer wiese und sprach im scherz: 'wenn du niederkommst, will ich bei *dir* zu gevatter stehn.' bald darauf kam in der nacht ein bergmännlein zu der frau und sagte ihr, die kröte sei ein bergweiblein gewesen und sie müsse nun ihr versprechen erfüllen. die bäuerin war bereit. das männlein verband ihr die augen und führte sie an einen ihr unbekannten ort, wo es ihr die binde abnahm. sie befanden sich in einer kleinen kirche, die mit all ihrem geräth von lauterm gold war. darin waren viel bergmännchen und bergweibchen versammelt um das neugeborne kind, welches die frau aus der taufe hob. dann folgte ein mahl, an dessen ende sie der bäuerin korn- und haberstroh schenkten.

---

[1] die zwerge, welche ein gastmahl in der stube der wöchnerin halten, hinterlassen als geschenke einen goldring, einen silbernen becher und ein weizenbrödchen (Büsching wöch. nachr. 1, 92.).

das sich später in gold verwandelte (Baader 78.). eine ähnliche sage hat Müllenhoff 289. ein knecht und ein mädchen hätten gern hochzeit gemacht, waren aber sehr arm. gegen mittag sahen sie eine dicke kröte daherkommen; der knecht wollte sie mit der heugabel durchstechen, das mädchen aber hielt ihn ab. abends sagte der bauer ihnen, eine feine stimme habe sie auf den andern tag zu gevatter gebeten. am andern morgen sah der knecht grütze vor seinem bett gestreut und vor dem hause wieder, bis zu einem berg. da lud ihn und seine braut eine stimme auf den mittag, gevatter zu stehen. er sagte es dem mädchen und als sie zusammen dahin kamen, stand ein männchen in grauem rock da und führte sie in den berg, wo alles gold und silber war. als die taufe stattfand, sah der knecht einmal über sich und da hing an einem seidnen faden an der decke ein mühlstein. er wollte von der stelle weichen, konnte aber nicht und war in todesangst. da kam der kleine mann und sagte, er werde nun erkennen, wie es seiner frau gestern zu muthe gewesen sei, als er mit der heugabel nach ihr gestochen habe. nach dem mahl schenkten die zwerge ihnen hobelspäne, die sich in gold verwandeln. dieselbe sage erzählen Kuhn und Schwarz 321, vgl. 261, 313. sie ist überhaupt im norden Deutschlands sehr verbreitet. im süden habe ich sie noch nicht gefunden. der mühlstein kommt bekanntlich in der griechischen sage als schwert vor.

Neben den kindtaufen finden auch oft *hochzeiten* bei ihnen statt, und auch an ihnen dürfen manche menschen theil nehmen, die in guten beziehungen mit ihnen stehn. der alte graf von Eulenburg sah in einer nacht seinen ganzen schlafsaal voll zwerge, deren einer ihn einlud, an der zu feiernden hochzeit theil zu nehmen, doch dürfe keins vom gesinde zuschauen. der graf willigte ein, tanzte auch mit einem kleinen weiblein, aber da wurde plötzlich alles still, die musik hörte auf und die zwerge flohen, denn die alte gräfin schaute durch eine öffnung in der saaldecke zu. der zwerg der ihn eingeladen dankte dem grafen für seine gastfreundschaft, wünschte aber zur strafe, dass das geschlecht der Eulenburg nie mehr als sieben zählte, was bis heute der fall ist. im schloss des grafen von Hoia baten sie, küche und saal zur hochzeit zu leihen und schenkten ihm dafür ein *schwert*, ein *salamanderlaken* und einen *goldring*. so lange die in der familie beisammen blieben, werde es ihr wohl ergehn. das sind arbeiten von ihrer hand, zeugen ihrer kunstfertigkeit als schmiede (DS. I, 39, 42, 45.). auch zur frau Schellendorf in Allenstein kamen sie in's zimmer, verbaten ihr aber, ihrem tanz zuzuschauen. als sie durch die finger ihrer hand guckte, rief ein zwerg nach vorheriger warnung: 'schliess die fenster!' da blies ein männchen ihr in die augen und sie war von stund an blind (Bechstein sagenb. 224.)

Wie sie selbst zu *gevatter* bitten, so *werden sie auch gebeten*. ein mann ging zu einem hügel und rief den bergmann an, ihm einen sohn zu geben, dann wolle er ihn auch zu gevatter bitten. der bergmann versprach ihm das, wenn er sein wort halte. als das kind auf der welt war, wollte der mann ungern an die gevatterschaft, aber es half nichts und er ging. der bergmann rechnete sich das zur grossen ehre an und wollte kommen, nur solle der mann ihm sagen, was noch für gäste kämen. 'Christus, Maria und s. Petrus sind die übrigen gevattern' sagte der mann. das behagte dem zwerg nicht, doch gab er ein grosses pathengeschenk (Müllenhoff 289.).

Ebenso *werden sie von den menschen zu hochzeiten gebeten*. ein mann hatte zu einer solchen eingekauft und traf auf einen zwerg, der sich selbst einlud. aber als er hörte, dass die musik aus pauken und trommeln bestehe, nahm der zwerg sein wort zurück (das.). im Elsass werden ihnen bei hochzeiten und andern festen die ersten plätze angewiesen und sie bekommen die besten bissen, den süssesten most (Stöber 4.). den brautleuten verehren sie drei goldstücke; wenn die zum andern geld gelegt werden, ist nie noth zu fürchten (DS. I, 40.).

Sie kommen aber auch ungeladen zu festlichen schmäusen, setzen sich mit ihren nebelkappen bedeckt, mit zu tisch und die speisen verschwinden ohne dass man weiss wie die gäste und das brautpaar oft mit hungerigen mägen vom tisch gehn. mitunter giften sie auch, dann nehmen sie ihre hüte ab und ihrer sind so viele, dass als jeder ein goldstück gibt, ein ganzer korb davon voll wird. da verschmerzt das paar leicht das verschwundene mahl (Kuhn und Schwartz 243.). wenn sie einen menschen recht zum narren halten wollen, nehmen sie ihn mit zu solchen hochzeiten und geben auch ihm eine nebelkappe; wenn er dann recht gierig über das essen herfällt und gerade in voller arbeit ist, ziehen sie ihm die kappe ab, so dass er vor allen sichtbar wird.

Auch in der zurüstung solcher schmäuse herrscht zwischen menschen und zwergen ein inniges wechselverhältnis. wenn die Dardesheimer ein feierkleid oder ein seltnes geräth zur hochzeit brauchten, gingen sie zu dem Zwergberg, klopften dreimal an und sagten ihr anliegen; dann fanden sie das begehrte am folgenden morgen vor sonnenaufgang. auch kessel, töpfe, teller, schüsseln werden geliehen; wenn am Harz die leute sie gefordert haben, treten sie nur ein wenig bei seite und sofort stellen es die zwerge hin (DS. 230, 391.). wenn die leute es wieder zurückbrachten, stellten sie zur bezeugung ihrer dankbarkeit etwas speise dazu, meistens die überbleibsel des mahls. aber sie leihen auch wieder von den menschen; so kamen sie aus der gegend von Hamburg und liehen einen grossen *braukessel*. der tritt überhaupt in manchen zwergsagen stark hervor, so in einer ostdeutschen. die erzählt, sie hatten ihre schätze in einem braukessel transportirt. auch die zwerge von Hitzacker leihen ihren braukessel, worin wenn er wiedergebracht wird, ein krug *bier*, ein frisches brod und eine danksagung liegen muss. sie scheinen demnach auch bier zu brauen. dagegen kommen die zwerge aus dem Osenberg und holen in Bümmerstett das noch warme bier aus der butte (DS. 1, 54.). von wein ist nie die rede, bier ist der ältere trank. in Aachen kündigten sie durch klopfen, picken, knistern am heerd und dgl. an, dass man ihnen geräthe leihen solle. dann stellte jeder bürger am abend einen kessel vor die thür. ebenso leihen sie *brod* bei den menschen. Besonders gern holen sie sich eingesäuerten brodteig. Pröhle DS. no. 25. ein ehepaar, das auf seinem acker arbeitete, hatte ein frisches brod zum frühstück mitgenommen und in einem tüchlein am rain hingelegt. da kam eine zwergfrau und bat, da ihr brod eben im backofen sei und die kinder hunger hätten, so möge man ihr dies geben, sie bringe es zu mittag wieder. die leute gaben es ihr und zu mittag kam sie mit vieler danksagung zurück, breitete ein sehr weisses tüchlein aus und legte einen noch warmen leib darauf (DS. 1, 47. cf. Meier sagen 64.). hinwieder schenken sie auch den menschen gern von ihrem backwerk. ein bauer hörte das rufen vieler stimmen aus der erde:

back mir 'nen flauch!
mir auch! mir auch!
auch mir 'nen flauch!
'nen flauch mir auch!

und merkte dass die zwerge mit brodbacken beschäftigt seien. da rief er im scherz: mir auch 'nen flauch!' und als er nachmittags wieder zu seinem pflug kam, fand er einen laib köstbaren brodes, das nicht eher zu ende ging, als bis eine seiner nachkommen das geheimnis ausplauderte[1]. ein knecht sah, wie eine felswand dampfte und sprach: 'da kochen die zwerge und wir leiden schweren hunger, hätten wir doch auch ein schüsselchen davon!' und wie er das pflugsterz umkehrte, lag in der furche ein weiss laken gebreitet und darauf stand ein teller mit frisch gebackenem kuchen (DS. 1, 387.). wer einen sechsling an den Ofenstein legte, dem wurde, wenn er weiter gieng, ein kleines brod vor die füsse gelegt. ein bauer fand auf einem berg bei Kiel jeden mittag einen tisch mit feinem geräth und guten speisen, die kamen von den unterirdischen. ein junge nahm einst eine gabel mit, da blieb der tisch weg und er sollte die gabel zurücktragen. das that er, der tisch stieg auf, der junge legte die gabel darauf, aber da versank der tisch für immer (Müllenhoff 281. 286. cf. 576.). zwerge aus dem Reinsberg schenken einem knecht jeden morgen grützebrei, andere einen buchweizenkuchen[1]). einem bauer, der am Kuckucksberg pflügte, rief ein zwerg zu: 'bür itt!' er geht zu seinem kober und all sein essen ist weg. er schilt die zwerge darüber, aber die rufen wieder: 'bür itt!' und als er zum kober kommt, liegen statt käse und brot braten und leckerbissen darin (Kuhn und Schwarz 164.). die zwerge fordern dabei vertrauen, wer sich mistrauisch zeigt, kommt schlecht weg. ein junge bat einen zwerg um ein butterbrod, lief aber vorher weg; da ward ihm das butterbrod an die ferse geworfen, die seitdem ganz welk blieb (Müllenhoff 287. cf. 298.). undank verscheucht sie und sie ziehen ihre gabe zurück. arbeiter finden oft jeden tag ihr essen auf dem felde und wenn sie es genossen haben und sich entfernen, holen die zwerge das geräth. eines tags verunreinigte ein knecht die schüssel und seitdem kam kein essen mehr. auch mit geld helfen die zwerge aus und mancher arme knecht kam durch sie zu einer reichen frau. liebenden helfen sie überhaupt gern. wenn in Flandern ein knecht eine spröde geliebte hat, bittet er den zwerg um hülfe und der holt sie in ihrem bett und bringt sie in seines; dann heirathet sie ihn aus scham.

---

[1] N. Steffen märchen und sagen des Luxemburger landes. Luxemb. 1853 p. 21. cf. Müllenhoff 287.

Dies gütige, freundliche wesen der zwerge zeigt sich noch in vielen andern zügen. sie arbeiten in jeder art für die menschen und lachen vergnügt, wenn diese morgens sich verwundert fragen, wer wohl die arbeit gethan habe? (DS. 1, 272.) dem bauer, der mit pferd und wagen im moor stecken bleibt, helfen sie freundlich heraus (Müllenhoff 285.). eine frau, die im elend steckt, geht in den wald, um tannäpfel zu suchen und aus dem erlös brod zu kaufen. sie klagt ihr leid einem zwerg, der ihr begegnet und sie zu dem Hübichenstein weist. als sie da zu suchen anfängt, fallen ihr die tannäpfel von allen seiten zu und von selbst in die kiepe. auf dem rückweg wird diese ihr immer schwerer und sie findet zu hause, dass die tannäpfel alle von silber sind. der zwerg war der Gübich und er gab ihr nachher auch noch kräuter, von denen ihr kranker mann gesundete. Der linde am Bodekessel gegenüber wohnt in einer felsschlucht ein zwerg, der in der nacht heilende blumen und kräuter oder wurzeln bündelweise hinlegt, wenn jemand ihn 12 stunden vorher um hilfe anfleht. Pröhle Unterharz-Sagen no. 19. auch in der Schweiz auf der Rastenalp erscheint ein zwerg einem armen mädchen und gibt ihr für ihre kranke mutter eine handvoll heilender kräuter. Rochholz Sagen des Aargaus I, S. 327. der Nörkelkönig Kruzinigele schenkt dem armen Marianne den *mondthee*, durch den ihre mutter genest. Rochholz a. a. o. 328. (Harrys II, 33.) einigen knechten, die während alles zum tanze ging, noch arbeiten mussten, mähte ein zwerg im nu eine ganze wiese, während sie auf dem gesichte lagen; eine magd guckte und ihr theil blieb ungemäht (NS. 183.).

---

[1]) Harrys in Honecks buch für winterabende p. 64.

Wie thätig sie aber auch immer sind, man darf ihnen *keinen lohn* geben, das nehmen sie übel und kommen nicht wieder; der stolz der schatzbesitzenden scheint dadurch verletzt. so buk ein erdmännchen einem manne alles brod. der mann meinte sich ihm dankbar beweisen zu müssen und fragte, was er ihm schuldig sei. da sprach es: 'hinnen fitsch und hinnen fatsch, das ist mein lohn' und blieb weg (Meier 59.). sehr verbreitet ist der zug, dass ihnen kleider zum dank hingelegt werden, weil sie entweder nackt sind, oder zerlumpt erscheinen [1]. ebensowenig wollen sie, dass man sich in ihre arbeit mische oder neugierige fragen sich erlaube. ein bauer sah einen zwerg, der unter einer aehre keuchend eine leiter emporstieg; das kam ihm sonderbar vor und er rief: 'hat der swiarder, mechtes du nuner sosk 'me are!' da liess der zwerg die aehre fallen und war verschwunden. aber am folgenden morgen ergab die ähre beim dreschen fünf scheffel roggen (Woeste 41.). auch wenn man ihnen *look* in die für sie bestimmte milch wirft, den sie so wenig leiden können, wie die nixen dosten und dorant, fliehen sie. eine magd kochte jeden abend den ihr dienenden zwergen buttermilchbrei und dann kamen sie, setzten sich um den tisch, auf den sie die schüssel stellte, und assen. das merkte der geizige bauer und warf knoblauch in die milch, aber kaum hatten sie den gekostet, so schrien sie:

look, look, look,
klabautermannekens weg
en het geluk ook!

und waren verschwunden (DMS. 337.) [2].

---

[1] Meier 59. 62. 63. NS. 173.

[2] man konnte durch ihren namen versucht sein, die kabouters

Wie leicht verletzt sie also sind, so treu finden wir sie gegen ihre freunde, wie die ergötzliche geschichte von dem perrückenmacher beweist, dessen gesellen sie so empfindlich an dem meister rächten (das. 341.).

Alle arbeiten verrichten sie *in der nacht*, sie scheuen *das licht* des tages, denn *es bringt ihnen den tod*. so bleiben die fränkischen am tag in ihrem keller, aber sobald es nacht wird, werden sie lebendig. (Herrlein 103.) ebenso die schwäbischen (Meier 57, 58, 63 [1]), die um mittag schlafen. Von zwölf bis eins haben die zwerge macht über den menschen. Schambach und Müller Niedersächs. sag. nr. 144. so kommt auch Thôrr mit dem zwerg Alvis in der nacht zusammen und weiss ihn mit fragen so lange hinzuhalten, bis der tag kommt:

uppi ertu, dvergr! um dagadr,
nu skinn sol i sali.

Alvismal 36 nach Simrocks übersetzung:

der tag verzaubert dich, zwerg,
die sonne scheint in den saal.

so hat sich gleichfalls könig Trojan nächtlich bei der geliebten verspätet und als er sie verlässt, kommt ihm schon das klare licht von jenseits des berges entgegen. 'das ist die sonne!' ruft sein knappe erschrocken. 'also ist der augenblick meines todes nur allzunahe,' erwiedert Trojan. der knappe bedeckt ihn mit einem mantel und eilt zum schloss, aber ein hirt kommt, sieht den schönen mantel und hebt ihn auf und Trojans körper ist dem thau gleich (Woycicki p. 8.).

Beleidigt werfen sie gern mit *steinen*, so schon der a. 858 bei Sigebertus und im chronicon Hirsaug. vorkommende zwerg bei Bingen, der endlich gar die häuser anzündete. doch werden die zwerge, wenn sie zu viel böse streiche machen, meist vertrieben.

Sie haben immerhin allerlei schlimme gewohnheiten, darunter besonders dass sie gern *kinder stehlen*. die im Bugberg raubten nicht nur kinder, sondern auch *schwangere frauen*, (M. 297.) um ihnen die kinder gleich nach der geburt zu nehmen. die kinder werden auch von ihnen gegen ihre eignen *vertauscht*. so nahm man in einem hause wahr, worin eine frau in wochen lag, dass in der nacht ein ganzes heer kleiner leute kam, sich um den feuerheerd setzte, feuer schlug und entzündete und dabei ein kleines kind wärmten, welches sie umzutauschen dachten. aber die mutter wachte auf und so lag ernst in

---

für kobolde zu halten, aber der kobold oder hausgeist tritt nie in gesellschaften, sondern stets allein auf. sein name ist in Belgien auf die zwerge übergegangen.

[1] cf. Herrlein 103 DS. I, 38 u. a.

der wiege, dadurch wurde das kind gerettet (Harrys I, 23.). Orant dient aber nur gegen nixen, es muss ein anderes kraut gewesen sein, oder die ganze sage gehört zu den nixen, die, wie oben erwähnt, gleichfalls wechselbälge gegen menschenkinder eintauschen. diese rufen bekanntlich dem zum brunnen oder zur wage getragenen kielkropf zu, wohin er gehe? dasselbe thun in einer sage bei Colshorn (214.) die zwerge, als ein wechselbalg an ihrem hügel vorüber zur kirche getragen wird, um da getauft zu werden. 'Rossab, wo bist du?' schreien sie, und aus der kiepe antwortet der zwerg: 'ich soll mich taufen lassen.' da gabs grosses geschrei und geheul, so dass der mann die kiepe wegwarf und nach hause lief. am andern morgen fand er seinen sohn gross und stark geworden und vertraut mit der schmiedekunst, dem schustern und schneidern.

Auch sonst stellen sie den frauen nach, wie jener zwerg aus den Schwerkhauserbergen, der in ein hirtenmädchen verliebt war und ihr immer schöne sachen aus gold und silber brachte. als man ihn abwies, drohte er, wenn er wiederkomme und man wisse seinen namen nicht, werde er das mädchen mit gewalt nehmen. der hirt, den das mädchen liebte, spürte des zwerges wohnung aus und hörte ihn singen:

hier sitz ich, gold schnitz ich,
ich heisse Holzrührlein, Bonneführlein,
wenn das die mutter wüsst,
behielt sie ihr mägdelein.

so war der zwerg geprellt (das. 16.). der zwerg Arnald in Junglinster liebte auch ein mädchen und unterrichtete es in all seinen künsten. da man ihr denselben jedoch als einen heiden verschrie, nahm sie brod ein, das in salzwasser und schwefel getaucht war, und der ton der ihr bei dem zwerg darauf entfuhr, trieb diesen auf immer ins weite[1]. besser gelang es einem zwerg mit einer tochter der familie von Eulenburg auf Preussen. der schickte einige seiner leute zu ihren eltern und liess um sie werben, dann werde ihr geschlecht auf alle zeiten gesegnet sein und dessen glück hafte an einem *fingerring*, den er mitsandte. die ältern willigten ein und sahen ihre tochter nie wieder (Bechstein d. sagenb. 225.). ein schön singendes mädchen wird von dem zwerge in den berg gelockt, und als es nicht seine frau werden will, hackt er ihm den kopf ab (Kuhn und Schwarz 327.). in Altenhagen wurden drei prinzessinnen von drei zwergen geraubt (Colshorn märchen und sagen 156.).

---

[1] N. Steffens, märchen und sagen des Luxemb. landes p. 97 ff. cf. Schöppner I, 88.

Dies stehlen der kinder und rauben der frauen sagt, dass auch in dieser untersten und materiellsten elbenklasse eine ahnung und sehnsucht nach *erlösung* wohnt. dem zwerge fehlt die seele, wie allen andern elben, es ist licht und hell in ihm, er besitzt die kunde der mannichfachsten dinge, aber der ihn durchdringende lebensfunke ist ein ganz anderer, wie beim menschen. die steine wachsen, die pflanzen wachsen, die wasser ziehen rauschend dahin, aber wenn wir sie berühren, sind sie *kalt*. so auch die in ihnen wohnenden wesen: als eine mutter ihren früh von den zwergen geraubten sohn wiederfand, umarmte und küsste sie ihn. da rief er: *ach wie warm sind deine hände!* er musste also bisher bei den zwergen nur kalte hände gespürt haben. ein anderes zeugnis dafür ist der teufel, wenn er elbenstelle vertritt, wie in den hexensagen, denn durch fast alle hexenacten geht die klage der frauen über seine eisige kälte, wenn er ihnen beiwohnt.

Dieser kalten existenz haben wir auch das *hohe alter* der zwerge zuzuschreiben. das im menschen wohnende lebensfeuer ist licht[1], wie das des zwerges, aber jenes ist auch gluth, die zehrt und schnell zehrt, während das licht nur langsam herunterbrennt. hundert und einige jahre ist unser höchstes alter, das der zwerge muss sich auf mehr als tausend jahre belaufen, wofür zahlreiche zeugnisse in märchen und der sage vorliegen. um den wechselbalg zu erkennen, muss, wie wir wissen, irgend etwas unnatürliches geschehen, denn dann verräth er sich durch die sprache. eine frau kochte alte schuhsohlen und stellte sie auf einem teller auf den tisch. da rief der wechselbalg: '*bun doch so old as Böhma gold* un hef noch kên schôsölen êten!' (Kuhn und Schwarz 30.) andere rufe lauten: 'ich bin so alt, als der *greise wald* und habe solch streiche nicht gesehen — ik bün so oolt as de *Behmer wolle* un hef in mîn lebn so'n bro nich seen — ik bün so olt as *bernholt* (brennholz) in den wolt — *Düringerland (wold)? und drei rînge olt, zweimal abgeholt* (abgeholzt?) und habe noch nicht gesehen ein altes weib in der eierschale bier brauen — nun bin ich so alt, wie der *Westerwald* und habe doch nicht in eierschalen kochen sehen[2].' gleiche antworten finden sich in der dänischen, irischen, schottischen, bretagnischen und welschen sage (M. 438.).

Das leben der zwerge ist darum im allgemeinen ruhiger als das der nixen und lichtelben, *sie lieben die stille*. die im Wilddenberge thaten den menschen alles zu gefallen, nur musten diese in der nähe des berges ruhig sein, nicht mit peitschen knallen, nicht laut schreien. ebensowenig lieben sie das glockengeläute (Colshorn 119.), das pochen der mühlen und hämmer, das getöse der trommeln u. dgl. m. und wenn es trotz ihrer bitten fortdauert, verlassen sie die gegend. ihre sprache selbst soll ein leises gesumme sein.

---

[1] dem astralfeuer verwandt nach Augustinus de civ. Dei VII. c. 3. vgl. Virgil Aeneis VI, 735. Georgica IV, 225.

[2] Colshorn 245. Müllenhoff 312. Pröhle 48. Km. 437.

Sie sind den *erbsen* gefährlich. als der erste hirt in die gegend des Schalksbergs kam, fand er rings um den berg nur erbsenfelder; wenn seine schafe denen zu nahe kamen, fuhren sie jedesmal zusammen, als wenn sie insgeheim gezwickt würden, und auch der hund fing mehrmals an zu schreien und wollte nicht in die nähe (Colshorn 115.). aus ihren feldern schenken sie der frau zu Podagla eine erbsranke, die sich später in eine eisenkette verwandelte (Kuhn und Schwarz 12), und der hebamme, welche einer ihrer wöchnerinnen beistand, ein büschel erbsenstroh[1], das zu gold wurde (Meier sagen 62.). ein mann, der in einen berg stieg, fand da fässer mit erbsen und füllte seinen sack damit; sie wurden ebenfalls zu gold (Bechstein sagenb. 637.). zwerge, die tags stehlen, verstecken sich nachts in *erbsenfeldern* Pröhle I 8, no. 228. als nun die menschen sich überall ansiedelten, da konnten sie ihre felder nicht mehr bauen und sie legten sich aufs *stehlen*, wozu ihnen die nebelkappen trefflich dienten; aber trotzdem wurden sie oft ertappt. es wurde erbsenstroh in einer scheune gedroschen und keine erbsen kamen heraus, da warf ein arbeiter die schaufel weg und traf eines zwergs nebelkappe so dass sie abfiel und jeder den zwerg mit einem sack in der hand sah, in den er alle erbsen sammelte (Harrys I, 19.). ähnliche sagen sind sehr verbreitet.

Beim hexenmahl sollen auch erbsen gegessen werden. (Kuhn und Schwarz 133) doch wird das eine verwechslung der zwerge mit den elben sein. wichtiger sind sie als donnerstagsgericht[2] (das. 445.) und ein zwerg heisst selbst Hans *Donnerstag* (Müllenhoff 578.). sie scheinen demnach, wie Kuhn bereits bemerkt, mit Donar in verbindung zu stehen, er scheint ihr gott zu sein, wie Fro der der lichtelben ist. dies bestätigt sich vollkommen durch mehre sagen, welche Colshorns sammlung eben bringt. einige zwerge hatten einen schlafenden riesen dadurch geneckt, dass sie ihm in jedes nasloch einen grossen stein steckten. der riese erwachte, sah sie in den Schalksberg schlüpfen und lief ihnen nach; dann blies er die steine aus der nase, dass der berg zerbrach, und blies weiter, dass er zerstäubte. alle die zwerge wären vernichtet worden, *wenn nicht ein gewitter gekommen wäre und ihn getödtet hätte* (117.). Donar kommt also den seinen durch den hammerwurf zu hülfe. ebenso hatte ein bauer ein paar kameraden gegen die zwerge aufgehetzt und sie gingen zu ihrem berg und machten mit peitschenknallen, pfeifen und klappern einen höllenlärm. da erhob sich nachts ein *gewitter*, und der bauer lag morgens wie todt in seinem bett (121.). ein andersmal ist die rede von einem zwerg, der in einer wurst sich schaukelnd eine grüne peitsche trägt; so oft er sie rührt, *blitzt es* (156.). hier kann der zwerg der blitzende mit recht sein, da die zwerge es sind, welche dem Donar sein donnergeräth schmieden. in derselben eigenschaft treten sie noch ein anderesmal auf. ein zwerg hatte einem schiffer verboten, ihrer überfahrt zuzuschauen, der mann aber guckte dennoch durch ein astloch und sah den ganzen himmel von blitzfeuer erfüllt, dessen ein strahl ihn zu boden warf (122.). so bleibt denn kein zweifel mehr an der obigen annahme, um so weniger da die zwerge auch Donars farbe, roth, tragen [1]).

---

[1] Wer erbsenstroh anschaut, dem kann das böse auge nichts anhaben. Woycicki 26.

[2] Am charfreitag darf man keine erbsen essen, sonst bekommt man schwären. Meier 288. beim Johannisfeuer gekochte 'Hanserbse' sind für allerlei gut. das. 477.

Die zwerge sterben und die nachricht von ihrem tode wird den bei menschen beschäftigten genossen gebracht. eine unterirdische holte alle abende in einem hause ihre milch. als sie eines tags wieder damit heim gehen wollte, kam ein anderer ihr entgegen gelaufen, der rief: 'Eisch is doet!' als sie das hörte, entfiel ihr vor schrecken die milchkanne und sie schrie:

is Eisch doet, is Eisch doet,
so sint wy all in groter not!

dann liefen sie fort und kein mensch sah sie je wieder. einem bauern tönte abends eine stimme aus einem hügel zu, die rief: 'wenn du nach hause kommst, so grüsse Vitte, Vatte sei todt' (Müllenhoff 291. 292.). in Baden rief eine stimme einem bauern nach: 'Jochträger, sage der Gloria, der Kanzelmann sei gestorben.' als er das zu hause erzählte, sprang eins der mädchen auf und wurde nie wieder gesehen (Baader 20.). stirbt gar der könig, dann ziehen alle fort: 'der könig ist todt, nun müssen wir fort!' (Kuhn und Schwarz 288.)

Oft gefällt es ihnen nicht mehr in einer gegend, die menschen sind zu schlecht geworden oder haben sie zu sehr geneckt, und auch dann verlassen sie ihren wohnsitz und zuchen sich einen stillern wohnort. in dem gehölz Limborn stand ein hirt unter einem baum, der sah sich plötzlich von den unterirdischen umzingelt, welche sich bei den händen gefasst hatten und einen kreis um ihn schlossen. sie sagten ihm, sie wollten aus der gegend ausziehen, und er solle mit; sie könnten das *glockenläuten* nicht vertragen (Müllenhoff 346.). war es bloss der schall der glocken, der ihr ohr beleidigte? schwerlich, denn in ihren bergen werden sie davon wenig vernommen haben; am tage, wenn die glocken zumeist läuten, kamen sie nicht zum vorschein und wenn sie nachts ihre berge verliessen, hörte alles läuten auf. das glockenläuten als ton kann somit kaum die ursache ihres abzugs sein, und ein anderer grund liegt viel näher und wird uns weiter führen. '*vör disen hebben de unnerärtschken hier up de ēr regērt.*' (Kuhn und Schwarz 29.) ehe die menschen auf der erde regierten, waren die zwerge deren bewohner. das bestätigt eine andere sage, in der es heisst: in der gegend des Wohldenbergs sah es vor der ankunft der zwerge traurig aus, weil sie *von menschen noch nicht bewohnt* war. da kamen die zwerge, leiteten wasseradern dahin, erwärmten durch ihre unterirdischen feuer den boden und machten so die erde fruchtbar (Colshorn 118.) wie Mannhardt in Pommerellen erfuhr '*sind die unnerirdschen vor den menschen geschaffen und werden, wenn der jüngste tag einmal gekommen ist, die erde wieder in besitz nehmen.*' Snorri stimmt gleichfalls damit überein, wenn er in der jüngern edda berichtet: 'die zwerge waren *zuerst geschaffen* und empfiengen leben in Ymirs fleisch, wo sie maden waren. auf der götter geheiss wurden sie mit menschlichem verstand und menschlicher form ausgestattet, aber sie bewohnen die erde und die felsen,' denn Ymirs fleisch ist die erde, sein gebein sind die felsen. von demselben vorgang weiss auch Voluspá, wo es 9 und 10 heisst:

---

[1]) Der irische elfe hat einen erbsenfarbenen rock. Grimm irische elfenm. p. XV.

þá gengu regin öll
á rökstóla,
ginnheilög goð,
ok um þat gættuz,
hverr skyldi dverga
dróttir skepja
ór *brimes blóði*
ok ór *bláin leggjum* . . . .
þeir manlíkon
mörg um gorðu
dverga ór jörðu,
sem Durinn sagði.

d. i. 'da giengen alle götter zu den erhabenen stühlen, die heiligsten götter, und beriethen darüber, wer der zwerge schaaren schaffen solle aus Ymirs blut und schwarzen knochen? im beginn dieses abschnittes fanden wir der zwerge kleidung in den hauptfarben gleichfalls *schwarz* und *roth*, und das allein ist schon zeugnis genug für die übereinstimmung des deutschen mit diesem nordischen mythus[1]. im Bodegebirge, einem theil des unterharzes, sagt man dass die hünen schon *vor den zwergen* auf die jagd zogen. umgekehrt heisst es in Quedlinburg, *nach den zwergen* hätten sich die *riesen* eingefunden, oder auch die zwerge seien von den riesen vertrieben. Pröhle sagen des unterharzes nn. 1–7. mit der ersteren angabe und wiederum mit der edda stimmt die nachricht in der vorrede zum heldenbuch, gott habe *nach den riesen* die zwerge geschaffen, um das wüste land zu bebauen.

Als erste bewohner der erde betrachteten sie dieselbe als ihr eigenthum und die nachher auf dieselbe gesetzten menschen als *eindringlinge*. daher der zug bei ihnen, die menschen zu ärgern und zu necken, woraus dann natürlich reibungen hervorgehen. dazu kam, dass die menschen christen waren, denn von den zwergeverehrenden heiden weiss das volk nichts. die ersten ankömmlinge am Wohldenberg bauten gleich eine kirche mit einem thurm (Colshorn 119.). als christen waren sie auch feinde der götter und darunter auch Donars, dessen wetter- und blitzkeil machtlos bei dem ton der *glocken* blieb. ihm aber waren sie untergeben, sie verehrten ihn als ihren herrn, der ihnen das feuer des blitzes und die heilige regenfluth zu ihren arbeiten hülfreich sandte, denn nichts anderes sind die oben gedachten unterirdischen feuer und die wasserröhren. das geläute war also für die zwerge ein frevel an ihrem gott, und das ist der andere hauptgrund ihres abscheus vor den glocken. als in Leiferde die glocke auf dem kirchthurm hing, baten die zwerge, sie ruhen zu lassen, und als dennoch geläutet wurde, rückten sie in masse gegen die kirche und *warfen mit steinen* hinauf, um die glocke herunter oder den thurm einzuwerfen (Colshorn 119.). mehr noch. gegen alles christliche trugen sie hass. als das christenthum in die gegend von Eissendörp kam, eine kapelle gebaut und die glocke geläutet wurde, da zogen sie weg und sangen:

---

[1] Meiner ansicht nach verhält sich die sache anders. die schwarze und rothe farbe der zwerge war dem nordischen alterthum noch bekannt, die erste fliesst aus ihrer geltung als böse dämonen s. m. Germanische Mythenforschungen s. 407. fgg. die letztere aus ihrer gewitternatur. als *seelen* (s. darüber Germ. Mythenf. a. a. o.) mussten sie aus den menschen entstanden sein. die nordische Mythe brachte diesen satz mit ihrer cosmogonie in zusammenhang und dichtete nun, dass die *rothen* und *schwarzen* zwerge aus Ymirs *blut* und schwarzem gebein entstanden seien. dieser zug, der vielleicht der erfindung eines einzelnen dichters angehört, ist aber kein beweis für die identität der nordischen cosmogonie. W. M.

Evangeeln, klokken oon klangen,
dat verdrefft uns uten landen.

(Müllenhoff 316.) glocken und *kirchengesang* konnten auch die in den Hüttener bergen nicht leiden (das. 317.).

Diese feindschaft gegen die glocken wird sonst auch dem *teufel* beigelegt, der die ungetauften aus dem thurm holt; mit ihnen in die erde fahrend lässt er ein unergründliches loch zurück, darin sich trübes wasser sammelt und das meistens nach ihm genannt ist: Duivelskolk, Helleput. auch in ihm dürfen wir den glockenhassenden zwerg erkennen, denn auch er ist schwarz, auch er ist roth, wie die gluth des schmiedefeuers, und tritt im märchen als fertiger schmied auf, der grosse massen von eisen in kurzer zeit zu nägeln verarbeitet, so dass farbe und beschäftigung beider verwandt sind. auch das hat der niedersächsische bergmönch mit dem teufel gemein, dass er vor dem *kreuz* flieht. als ein solcher im Mönchsthal bei Clausthal die bergleute zu sehr neckte, legten sie kreuze in ihren weg, seitdem liess er sich nicht wieder sehen.

Wir haben auch bei den elben höhern ranges glocken gefunden, dürfen sie aber mit diesen nicht verwechseln. unter jenen verbergen sich elbische wesen, die gleich den göttlich verehrten weisen frauen in thürmen wohnen, ihr klang ist oft todesverkündigung, also weissagung, sie sind rein elbisch und heidnisch, die bei zwergen vorkommenden rein christlich.

Da ich diesen unterschied berühre, so möchte ich noch darauf aufmerksam machen, wie naiv die jüngere anschauung den zwergen gleich den bereits betrachteten nixen gerade *christlichen character* zugelegt hat. im Bielerstein kam eine frau durch ein bergmännlein geführt, in eine kleine *kirche*, worin alles von gold war, und hob ein kind aus der taufe (Baader 78.). ein bauer hatte mit seinem spaten ein bergmännlein tödtlich verletzt, da fielen die andern über ihn her und kratzten und bissen ihn. in seiner todesangst rief er: ‘alle guten geister loben Gott den Herrn!’ aber die zwerge riefen hinwieder: ‘wir loben ihn wohl mehr als du, du mörder!’ (Müllenhoff 282.). das volk hatte seine zwerge trotz all ihrer neckereien lieb und rettete so ihre sagen durch das leichte christliche gewand.

Nicht allein die glocken scheuchten sie, auch die *trommeln* konnten sie nicht leiden. ein zwerg sprang aus einem grabhügel auf einen mann zu und lud sich zu seiner hochzeit ein, fragte aber vorher, was es für musik geben werde? 'trommeln und pauken,' war die antwort, und da nahm der kleine sein versprechen *zurück* (Müllenhoff 289.). das *kreuz* tritt ihnen auch beim landbau entgegen. ihre regierung hat so lang gedauert 'as de lüe met de eggen lang treckt hebben; as se dann aver in de rünn un *ôver krüs* treckt hebben, dô is ör regement ût west un se sin aftreckt' (Kuhn und Schwarz 29.). in Schwaben hatte man durch streuen von asche ihre *füsse* als gänsefüsse erkannt und sie liessen sich nie wieder sehn (Meier 66.). kümmel im brod können sie nicht ertragen. als sie es in Walkenried zu bunt machten, rieth ein mädchen, den dieben kümmelbrod zu geben, da zogen sie ab (Pröhle 209. cf. Kuhn und Schwarz 225.). die zwerge sterben, wenn kein salz im brod ist. Pröhle S. 8. ebenso verhasst ist den niederl. *lauch*, den harzischen *dill und dust* (Pröhle 72.) eine sechswöchnerin hört im berge, der von zwergen bewohnt ist, eine stimme:

> hättstu nich hie'k den *brunnen dust* un valdrian
> e woll' met dick de klunge gan
> et hinderste enne soll vorne stahn.

Pröhle Unterharz. sagen s. 146. no. 368.

Bei dem abzug müssen sie oft *geld erlegen*, die in Walkenried werfen es in eine grosse *braupfanne*, die überhaupt bei den zwergen eine grosse aber noch nicht erklärte rolle spielt[1]; den andern morgens war sie ganz mit kleiner münze gefüllt. das bezeugt, in wie grossen gesellschaften man sich die zwerge dachte; hier müssen es mehre hunderttausende gewesen sein.

Sie ziehen aber selten weit, ohne einem fluss zu begegnen, und eine *überfahrt* wird nöthig; auch da erkennt man, dass ihrer eine ungeheure zahl sein muss. die der Huttener berge wecken den fährmann und wollen übergesetzt sein. einer mit einem langen bart machte mit dem schiffer aus, er solle seinen hut am ufer aufstellen, darin werde jeder zwerg seinen fährlohn legen. dann traten sie alle in den nachen, männer, weiber und kinder, so dass er zum sinken voll ward. so ging es jedesmal, wenn der schiffer wiederkehrte. als sie alle hinüber waren, fand er seinen hut mit goldpfennigen gefüllt (Müllenhoff 317.). ein handwerksburch hatte eine von den zwergen geliehene braupfanne verunreinigt und sie dangen einen fährmann, der sie überfuhr, aber bei ihrer grossen zahl nur ihre köpfe sah. er erhielt auch reichen lohn. einen reichen schiffer auf der Aller fragten sie, ob er eine bestimmte summe als lohn haben, oder nach der *kopfzahl* bezahlt sein wolle? der bauer wollte eine runde summe. aber da setzte ein zwerg ihm seinen hut auf und da sah er die ganze gegend von zwergen wimmeln (Harrys 22. 24.). ein anderer schiffer fand rossmist im nachen und warf ihn heraus. der rest erwies sich aber als gold. in Volke übernahm ein zwerg selbst die führung des kahns und füllte dem eigenthümer einen napf mit gold, warnte ihm aber, nicht der fahrt zuzuschauen (Colshorn 127.).

---

[1] Harrys 1, 70.

In Tirol und der Schweiz finden sie sich oft als hirten. Die senner ziehen schon früh mit ihren heerden herab nach hause, da sie dieselben überwintern. aber dann sind die berge nicht verlassen, denn die zwerge, in Tirol *Ilberer* und *Unterlein* genannt d. i. Almmännchen ziehen in die verlassenen sennhütten ein und wirthschaften daselbst. sie treiben ihre kühe in die ställe, melken die milch und machen köstliche käse bis zum Martinsabend, an welchem sie in reihen geschaart mit dem geräth auf den schultern die heerde wieder in die berghöhe treiben. Man nennt diesen zug in Tirol das Martinsgestämpf. besonders reiche sagen dieser art finden sich in der Schweiz (s. Rochholz sagen des Aargaus). Da steigt dann wol ein verwegener knecht im winter die hohe alp hinauf, auf der man für die zwerge eine kuh als opfer zurücklassen muss und findet dieselben beim käsen. ganz ähnliches berichten nordische sagen. wenn die menschen von den bergmatten im herbst in die thäler gezogen sind, kommen die Huldre und nehmen von denselben besitz. ein bursch will wissen was für eine bewandnis es damit hat und bleibt oben, während seine eltern mit der heerde zu thal ziehen. Nicht lange so wird es auf der trift lebendig. er hört glocken klingen, kühe brüllen, schweine grunzten. nach einiger zeit trat stille ein und dann kamen zwei frauen in die sennhütte, eine alte und eine junge, und kochten milchgrütze. der jüngling verliebt sich in die elbenjungfrau, führt sie heim und lässt sie taufen. (Asbjörnsen Huldreeventyr. S. 88. fgg.)

Zu den thieren der zwerge gehört das *wild* der berge. bei Osnabrück flüchtet das *gewild* in eine zwerghöle, setzen die hunde ihm dahin nach, so kommen sie nie wieder zum vorschein (Wolf. DMS. no. 73.). in deutschen sagen stehen besonders die *gemsen* unter ihrer obhut. Grimm D. sag. I 287. 298. die *kuh* der zwerge hat in Luxemburg *goldhörner*, und ist *schneeweiss* (Steffen 105.) in der Mark ist sie schwarz (Kuhn Nordd. sag. 259.) ihr ist eingehendere besprechung gewidmet bei Mannhardt Germanische Mythenforschungen S. 6

fgg. 52 fgg. auch *schweine* erscheinen als hausthiere der zwerge. Schambach und Müller Niedersächs. sag. no. 140, 12; ebenso *goldene schafe* Börner sagen aus dem Orlagau s. 49 fgg., ja eine freilich noch nicht anderswo belegte sage berichtet sogar, dass *zwerge* in *schafe* sich verwandeln (Seifart Hildesheim. sag. s. 36, 25.) in ähnlichem verhältnis zu einander stehen aber die angaben, dass die zwerge *geisfüssig* sind oder als *geisse* erscheinen (s. die zahlreichen belege bei Rochholz sagen des Aargaus I. s. 353 und dass andererseits ein *geisbock* als bote dient, um eine hebamme aus dem dorfe zu den zwergen ins gebirge hinauf zu holen. s. Rochholz a. a. o. I, 264. botendienste bei ihnen verrichten bei Aarau auch die grossen *Alpenraben*, auf ihnen sind die kleinen, als sie das land verliessen, miteinander fortgeritten. Rochholz a. a. o.

HAUSGEIST, KOBOLD.

Die zweite stufe im elbenreich nehmen die *dockâlfar* ein, die dunkelelben, denen ich die hausgeister und kobolde zur seite stelle. sie bilden den übergang zu den swartâlfar; ihre hauptfarbe ist verschieden angegeben. wie der heldenweckende hahn weiss genannt wird, so ist der hahn der unterwelt *dunkelfarbig*, der zweite der hunde in der badischen sage *grau*, die zweite hexenart in England gleichfalls grau, *grey witches*. dagegen erscheint die mittelclasse der von den hexen den menschen angeblasenen elben roth und auch ein rother hahn kommt vor.

Dieselbe doppelte farbe gibt die deutsche sage auch den dunkelelben. die sogenannten mönche in den sächsischen dörfern tragen einen 'grauen mönchsrock,' ein graues käppchen, haben graues haar und ein verschrumpftes erdfarbenes gesicht, (Sommer 35.) wie die dänischen und norwegischen Nissen. so geht auch der böse Maurus in grauem rock und dreieckigem hut einher (Hocker Moselsagen 182.) und wenn sie anderswo in alter tracht sich sehen lassen, (Bechstein sagenb. 412.) so ist ebenfalls nur graue kleidung anzunehmen. auch zeigt sich der hausgeist als *schatten* (Müllenhoff 323. DMS. 329.) und dieser ist wiederum grau.

Die rothe farbe kommt öfter vor. Niss Puck in Owschlag trägt eine rothe mütze, (Müllenhoff 321.) von der auch die nl. hausgeister *rothmütschen* genannt werden, (NS. 570.) und die bei andern spitz erscheint; der kobold in Jena ein rothes kleidchen, andere in Sachsen und Thüringen und dem deutschen norden rothe röcke und rothe kappen, daher der name *rothe jungen* (**Sommer** 32. 171. **Kuhn** und **Schwarz** 46.) selbst haar und bart werden als roth geschildert (**M.** 476.).

Neben beiden finden wir aber auch *grün*, wie z. b. die rothmützchen in den Niederlanden ein grünes gesicht und grüne hände haben (**NS.** 571.). der kobold in Krailsheim trug einen grünen rock mit grossen taschen, (**Baader** 264.) der in Gutenberg ein langes grünes kleid. (**Sommer** 29. 31.) von dem der märkische den namen *grüner junge* trägt (**Kuhn** vorr. IX.). ebenso geht der nl. kaboutermann in jägerkleidung um (**DMS.** 342.).

Kuhn deutet l. c. diese grüne kleidung: 'ich glaube sie rührt von dem provinziellen ausdruck 'grün', worunter man noch etwas unreifes, nicht erwachsenes versteht, her, man schilt einen knaben, der es an ehrfurcht gegen ältere fehlen lässt, gradzu 'du grüner junge.' doch dürfte diese erklärung als unzulässig erscheinen. das grün wäre nicht so verbreitet, wie es ist, wenn sie gelten sollte; es muss darum einen andern sinn haben, sich auf das wesen dieser genien beziehen.

Die erklärung der grauen farbe finde ich in dem schattenhaften der geister; der schatten hält die mitte zwischen licht und dunkel, wie der hausgeist zwischen licht- und schwarzelben steht. als grau erscheinend, ist er nur diener im hause und dessen allernächster umgebung, eine art von schutzgeist des hauses. die rothe farbe kann nur von dem feuer herrühren wie **Kuhn** längst annahm (l. c.). dazu passen die feurigen augen, welche ihm in so vielen sagen beigelegt werden, und der heerd, an dem er wohnt, und der feurige drache, in den er sich verwandelt. die grüne farbe ist selten die einzige und des nl. kobolds gesicht und hände nur sind grün. sie erinnert zunächst an die holzhaufen des hofes, in welchen er mitunter seine wohnung hat. dem wachsthum des baumes und seiner gestalt folgt gewiss das der elbe, die ihn bewohnt. wird er abgehauen, dann kann sie den erlöser in der wiege pflegen, wird aber eine solche nicht daraus, dann wird der genius die grösse des verkrüppelten stumpfes oder des zersägten holzes haben, er wird dem von ihm bewohnten baum folgen. seine schönheit ist hin, die erlösung hinausgeschoben, seine wohnung, das holz, dem feuer geweiht, er zieht das rothe kleid an und verwandelt sich in die lebendige den menschen dienende flamme des heerdes. den process weiter verfolgend, könnten wir in dem grauen kobold auch die graue asche sehn, die so vielfache anwendung findet, oder wäre sie das graue flechtenkleid, welches bei verschiedenen baumarten vorkommt?

Wie sich also die lichtelben in zwei classen theilen, in pflanzen- und wasserelben, so finden wir auch bei den hausgeistern deren zwei: die grauen schalten blos im hause, die rothen sind auch ausserhalb desselben für ihren herrn thätig. was zunächst ihr aussehen und ihre grösse betrifft, so weichen darin die sagen nur unbedeutend von einander ab. der niss Puck ist nicht grösser, als ein ein- oder anderthalbjähriges kind, nach andern soll er die grösse eines dreijährigen haben. er hat einen grossen kopf und lange arme, aber kleine, helle, kluge augen. an den füssen trägt er ein paar *rothe* strümpfe, um den leib eine lange *graue* oder *grüne* zwilchjacke und auf dem kopf eine *rothe* spitze mütze. gar gern hat er auch ein paar weiche *pantoffeln* und wenn er's recht gut hat, so kann man ihn nachts darin auf dem boden flink herum schlurren hören (Müllenhoff 319.). sie sind auch *gefeite schuhe* (M. 171) mit denen er grosse wege rasch machen kann. die graue oder grüne zwilchjacke ist wohl der mit grauen flechten oder grünem moos bewachsene stamm, spitz ist die rothe mütze, weil die flamme spitz emporzüngelt, an dem ende des in die gluth gelegten scheits. diese spitze mütze ist fast durchgängig eigenthum der kobolde und unter ihr lugen die *feurig funkelnden augen* hervor, der kern der flamme, der mittelpunkt der gluth. die weichen pantoffel, welche in vielen sagen vorkommen, scheinen der von moos umgebene fuss des baumes und die strümpfe werden roth, wenn die flamme das dürre moos erfasst. seine hände sind kalt anzufühlen, sein gesicht sieht verschrumpelt aus, 'wie die rinde eines baums,' sagte ein Belgier zu mir. statt jener weichen pantoffel gibt ihm die belgische sage mit grösserm recht *holzschuhe*, mit denen er herumklappert. nach andern sagen hat er aber keine kleider, dann ist es der kahle, glatte stamm. der kabouterman im Kempnerlande, der in der mühle arbeitet, ist nackt (NS. 375.).

Das spitze mützchen, der rothe hut vertritt bei ihnen die nebelkappe oder tarnhaut der zwerge; aufgesetzt macht es sie unsichtbar, abgenommen sichtbar. von einem solchen heisst ein kölnischer kobold Huppet Hühüt, d. i. Hubert Hochhut von der hohen spitze, wie es scheint, die der hut hatte (cf. Hödeken DS. I, 97.).

Die lichtelben fanden wir vorherrschend weiblich, dagegen ist der kobold wenn nicht geschlechtslos, dann ausschliesslich *männlich*; weibliche kommen gar nicht vor, darum fehlt auch ganz das bewegende element der liebe bei ihnen, sie sind kalte naturen, während in jenen ein warmes gefühlsleben pulsirt.

Der kobold hat seinen festen platz in dem hause, dem er zugethan ist. in dem westphälischen lied beim reppen heisst es:

da bowen *unner de luken*,
ran seh rain!
da sitt de fulen puken,
da saiht ma!

(Woeste 32.) die nisken halten sich stets in finstern verborgenen winkeln des hauses und der ställe auf, oft auch in den *holzhaufen*. der schwedische hausgeist wohnt in einem dem hause nah stehenden *baum*, von dem man keinen ast oder zweig abbrechen kann, sonst entweicht er und mit ihm alles glück. (M. 476.) eine verwechslung mit den baumelben. sie verschwinden vor jedem der sich ihnen nähert. abends aber müssen die leute den *feuerheerd* sauber aufräumen und zum dienst der dienstfertigen leute einen kessel mit reinem wasser hinstellen. der nisk zu Owschlag wohnte in einem *loch in der wand*, so gross als ein ziegelstein. man sieht ihn auch oft in der giebelluke, wo er sich sonnt und tolle streiche macht, oder auf dem dicken *eichenbalken*, auf welchem in Schleswig und Holstein nach alter bauart das dach ruht (Müllenhoff 318. 337.). meistens aber finden wir ihn am *heerd*, weshalb Grimm sagt: 'sie sind eigentlich heerdgötter;' (M. 468.) daher auch nl. 'schouwman.' da fand ihn halb schlummernd der nl. bauer neben dem brennenden feuer. da machen sie sich in nächten wo der mond nicht scheint, ein feuer, welches niemand als sie sieht, das aber mehr als jedes andere wärmt. oft findet die hausfrau von einem ganzen bündel reisig morgens nur noch einige reiser um den feuerbock liegen, aber die brennen länger und feuern mehr als ein grosses bund (NS. 572.). der kobold Eitel haust im schornstein und man sah oftmals seinen kopf heraus gucken (Herrlein 31.). wenn die dirnen morgens die asche vom heerde kratzen, finden sie allemal dort einen blanken speciesthaler, den nisebuck ihnen bescheert hat (Müllenhoff 322.). der kobold in Bischdorf sass den ganzen tag auf dem heerd und die hausfrau unterhielt sich mit ihm (Sommer 27.). der geist der sich zu zeiten des h. Willibrord in Maestricht in einem hause zeigte, warf speisen, kleider und hausrath in's feuer und zündete zuletzt das haus an[1]). der rothe kleine kerl in Gyseghem sass in einer ecke des kamins (DMS. 349.). oft verlangen sie auch ein bett, in dem man morgens eine kleine höhlung sieht (NS. 406. 408.).

Wer keinen kobold im hause hat und einen wünscht, kann auf doppelte weise dazu kommen. Harro Harrsen fand beim umbau eines hauses einen *stender von eichenholz*, darin war oben ein loch, worin früher ein striebebalken gelegen hatte.

---

[1]) Alcuinus Flaccus in vita s. Willibrordi ap. Surium t. VI.

er dachte sofort die vertiefung sei gut für einen kleinen niskepuk. er nagelte also ein brett darunter, als das haus fertig war, stellte eine schale mit grütze darauf und reichlich butter darin und rief freundlich: 'nu quam jem, glad niskepuks!' (nun komm, lieber n.) bald kamen sie, um sich das neue haus zu besehen, tanzten hindurch und einer der nur drei zoll hoch war, blieb zurück und wählte sich die stenderhöhle zur wohnung. wenn sonst einer in einem hause zu wohnen begehrt, trägt er einen haufen *späne* zusammen, füllt die milchfässer mit milch an, aber beschmutzt sie mit allerhand viehdreck. wenn nun der hausvater das merkt, so esse und trinke er nur getrost mit seinem hausgesinde die milch und thue er den spanhaufen nicht weg noch von einander, so ist das ein zeichen für den kobold und er bleibt im hause (Müllenhoff 518. 522.). er wird auch gekauft und kann dreimal verkauft werden, der dritte eigenthümer aber muss ihn behalten (das. 322.). wer einen im dienst hat, darf sich nie kämmen oder waschen, er wird ihn bis an seinen tod nicht wieder los und muss, ehe er stirbt, ihm einen neuen herrn schaffen, doch darf ihn ein mann nur einer frau, eine frau einem manne geben. weil ihn niemand nimmt, sucht man ihn mit list unterzubringen. in Auerbachs hof zu Leipzig soll man sie ehedem haben kaufen können (Sommer 31. 171.). beim bau eines hauses fand man einen in einer eisernen lade, (das. 26.) wie sie anderswo richtiger gern in schränken und tonnen sitzen (Baader 273, Kuhn und Schwarz 46.). balken und späne, so wie die schränke gehen aber wieder auf den bewohner des holzes zurück.

Manche kann, wer sie einmal besitzt, gar nicht mehr los werden. man kennt fälle, wo sich ganze familien in den häusern eingefunden und es da arg getrieben haben. in Husum waren zu gleicher zeit zwei familien, die eine bei einem bäcker, die andere bei einem bauer eingezogen, polterten und stahlen bier und brod, so dass die leute es am ende nicht mehr aushielten und beschlossen auszuziehen. als alles geräth hinausgetragen war, gingen die dienstmägde mit den besen auf den schultern zuletzt aus der thür. sie begegneten einander. 'wo willst du hin?' fragte Anne die Susanne. da riefen, ehe die andere antworten konnte, viele feine stimmen oben aus den besen: 'wir ziehen um!' die mägde erschraken, doch fassten sie sich. ein teich war in der nähe, rasch tauchten sie ihre besen tief hinein und liessen sie im wasser stecken; dann begaben sie sich in die neue wohnung und hatten nun ruhe vor den unholden. aber im teich starben die fische und abends hörte man feine stimmen aus dem wasser rufen: 'wir sind aus gezogen' wir sind ausgewandert!' anderswo erzürnte man einen niss dadurch, dass man ihm keine butter in die grütze gesteckt hatte. nun trieb er's so arg im hause, dass die leute umziehen mussten. als aber der letzte mit dem besen über die schwelle trat, rief der niss der im besen sass: 'ik bün ock da!' und zog mit um. an einem ort in Angeln verliessen die leute wegen des puks ihr haus. als der letzte wagen wegfuhr, sass er aber hintenauf und lachte und sprach: 'wi flytter edau' (wir flutten heute.) (Müllenhoff 335.). einem knecht wurde er lästig und er beschloss fortzuziehen. da geht er abends beim brunnen vorbei und fragt den kobold, der da sitzt: 'was machst du da?' 'ich wasche meine lümpchen aus, morgen ziehn wir ja,' sagte der kobold und der knecht blieb. ein bauer wollte ihn los sein, nahm ihn mit auf die haide, fällte einen baum und spaltete denselben am ende. dann rief er dem kobold, er solle in den spalt mit den händen greifen und ihn auseinander halten. der that's, der bauer zog schnell den keil heraus, dachte, der kobold sei festgeklemmt und jagte auf seinem wagen, was die pferde laufen wollten, nach hause zu. da rief es auf einmal hinter ihm auf dem wagen: 'du, kam da der schutz!' und der kobold sass wieder da (Kuhn und Schwarz 83.).

Dasselbe sagt no. 44 der DS. ein schäferjunge sah einen stein neben sich von selbst sich in die höhe heben und sprünge thun. als er ihn aufhob, hüpfte ein kobold aus der erde und sprach: 'ich war dahin *verbannt*, du hast mich erlöst und ich will dir dienen; gib mir arbeit, damit ich etwas zu thun habe.' der junge wollte ihn aber nicht und wies ihn in seines nachbars haus, der ihn nimmer los wurde. bei Kuhn m. s. 192 setzt ein mann ihn in eine kiepe, trug ihn über einen kreuzweg fort und schüttete ihn aus. ein des weges kommender schuster, sah an dem kreuzweg einen *vogel* wie eine elster mit *schwarzen* und *rothen* federn sitzen, der schrie: 'ich bin herrenlos!' der schuster nahm ihn mit und wurde reich.

Im hause beweisen sie sich im höchsten grad *dienstfertig*. wo der kobold ist, da ist alles wohl bestellt, da gedeiht feld und vieh, alle arbeit wird von ihm verrichtet und ungleich mehr und besser, als viele dienstboten es vermögen. darum sagt man wo segen und wohlstand ist, 'da wohnt oder regiert niss Puk.' er schützt das haus auch vor unglück und feuersnoth (DS. I, 50.). dafür will er aber seinen lohn auch regelmässig haben, der meist in milch oder grütze mit butter besteht [1]. milch scheint überhaupt mit vorliebe von den kobolden genossen zu werden. auf vielen höfen in der Wilstermarsch sah man sie, wie sie die knechte und mägde, die morgens gemolken hatten, ins haus begleiteten und die tropfen milch, die verschüttet wurden, sorgfältig von der erde auflasen. wenn aber beim aufmessen gar nichts verspillt ward, so stiessen sie alle gefässe um und liefen davon. auf den friesischen inseln haben die hausfrauen oft beim bierbrauen bemerkt, dass die kleinen leute kamen und das verschüttete frische *bier* vom boden aufleckten. niemand thut ihnen etwas zu leide, und man muss ihnen das lassen, wie auch die *brodkrumen*, die vom tische fallen (Müllenhoff 125. cf. DS. I, 91). erhält der kobold nicht sein essen zu bestimmter zeit und an dem bestimmten ort, dann geräth er in lebhaften zorn und macht oft die schlimmsten streiche.

---

[1] nach DS. I, 91 in gutem essen.

Der kobold trägt seinem herrn auch von aussenher noch gut zu [1], das er gewöhnlich anderswo stiehlt. zwei hufner hatten jeder einen Pug, bei beiden trat gegen das frühjahr ein futtermangel ein und beide Pugen machten sich in einer nacht auf den weg, um heu für ihre hausherrn zu holen. nun traf es sich aber, dass sie jeder in die scheune des herrn des andern gingen, wo sie eine gute tracht heu aufluden und nach hause zu eilten. aber unterwegs begegneten sie sich und als sie nun sahen, dass einer den andern bestohlen habe, fielen sie wüthend über einander her und prügelten sich bis zum tagesanbruch (das. 325). jeder kobold kann aber nur ein bestimmtes maas von geld, getreide und dergleichen auf einmal bringen, der eine mehr, der andere weniger; wenn man etwas von ihm fordert, was über seine kraft geht, muss er sich einen neuen herrn suchen. ein bauer rief ihm immer zu, wenn er mit einer bürde kam: 'lad ab und hol mehr,' und wenn auch oft dem kobold vor anstrengung der helle schweiss über das gesicht lief, so musste er sich doch gleich wieder aufmachen und weiter ziehen. eines tages aber brachte er einen grossen sack voll ducaten; da rief der bauer erfreut: 'lad ab und rast aus, das ist genug für heut und morgen.' 'so ist es auch für immer genug,' sprach der kobold und lachte; 'nun gnade dir Gott, dass du mich rasten geheissen hast.' von da an begann er zu spuken und zu toben, dass dem bauer das haus verleidet wurde (Sommer 28.).

---

[1] der Tonttu der Finnen bringt geld in's haus. einige bauern haben einen männlichen, andere einen weiblichen. man hält sie in grossen ehren und setzt ihnen jeden morgen *brei* und andere gerichte zur bewirthung hin. um einen Tonttu ins haus zu bekommen, musste man in der osterwoche das kummet einer mähre um den hals nehmen und damit neun mal um die *kirche* herumgehen. A. Castrén vorles. von Schiefner p. 163.

Wir erkannten in dem kobold das durch holz genährte heerdfeuer. als solches tritt er klarer noch hervor durch seine erscheinung als *rother und blauer*[1] *drache* oder *hahn*, denn gleich den lichtelben haben die kobolde die gabe sich in thiere zu verwandeln. in dieser verwandlung ist es hauptsächlich, in der er seinen freunden von aussen her gaben zuträgt. diese erscheinung als drache hat er mit den lichtelben gemein, nur die farbe ist verschieden und der rothe hahn begegnet uns in der edda.

dass dieser rothe oder blaue drache oder hahn seine aus- und einfahrt durch den schornstein hält, stellt seine heimath auf dem heerd und seine verwandtschaft mit demselben als sicher heraus. wie aber reimt sich roth und blau? die betrachtung der gestalt des ausfahrenden dürfte darüber näheres erkennen lassen. in allen sagen, die von ihm handeln, wird nämlich seine gestalt einem *bese-* *windel-* oder *wiesbaum* verglichen, nicht nur in Deutschland, sondern selbst in Jutland (M. 223.) und Ungarn (Majlath ungar. sagen II, 139.). der windelbaum aber dient dazu, die seile womit eine last auf einem wagen befestigt ist, mehr anzuspannen und zwar in der art, dass man ihn unter das seil steckt, ihn mehrmals mit demselben herumdreht und dann das eine ende festbindet. er ist also ein repagulum, ein riegel. das erinnert zunächst an unsere schelte 'höllenriegel,' dann aber an jenen ags. *Grendel*, den feuerdämon *Grant* des Gervasius tilberiensis (M. 222.), die beide dieselbe persönlichkeit bezeichnen, welche wohl auch in gestalt eines feurigen, glühenden riegels erschien; denn ags. grindel ist repagulum und 'jener name Grendel scheint mit grindel, obex, verwandt wie Loki mit lokr. das altn. grind bedeutet ein gitter, das gleich dem riegel einschliesst' (das.). dem Grendel und seiner mutter steht in der Walachei Smeu und dessen mutter Smeone zur seite, der als *drache* mit *feurigem schweif* erscheint und durch die *rauchfänge* in die häuser dringt (Schott 295.). er ist im wesen derselbe mit unserm rothen drachen, durch die mutter dem Grendel verwandt. die sagen werden uns nähern aufschluss über ihn geben.

Müllenhoff erzählt von ihm: 'der drache ist ein grosses feuriges thier[2]) mit einem langen schweif von der grösse eines *bese-* oder *windelbaums*. bald zieht er hoch, bald niedrig über der erde hin und schlüpft mitunter in ein haus. wenn zwei brüder, indem sie miteinander fahren, einen solchen besuch sehen und dann ein wagenrad abnehmen, es aber wieder verkehrt aufstecken, so kann der drache nicht wieder zurück und das haus muss *verbrennen*. wenn einer ihn niedrig und in dunkelrothem feuer glühend dahin ziehen sieht, so muss er sich unter ein dach stellen, den hintern entblössen[1]) und die blanke scheibe dem drachen zukehren, dann *entsetzt er sich*, platzt und die schwere *geldladung*, die er, wenn er so aussieht, immer mit sich führt, fällt heraus und macht den finder zum reichen mann. er muss es aber ja nicht auf freiem felde thun, denn dann bewirft ihn der drache mit unrath. der drache kommt zu den leuten, die mit ihm in verband sind, gewöhnlich durch den *schornstein* oder das eulenloch. er bringt ihnen nicht nur *geld*, sondern auch *geldeswerth*. so sah einer einmal, dass er mit schöner leinwand angezogen kam, die er einem reichen bauern bringen wollte. er stellte sich unter den vorsprung des daches, erschreckte den drachen und erhielt so ein schön stück leinwand, weil der drache damit nach ihm warf, aber ihn nicht treffen konnte. fischer sahen ihn in einen reichen bauern haus ziehen und *alsbald stand das ganze dach in flammen* (p. 206.). im Elsass heisst er der *feurige drache*. ein schreiner sah ihn 'wie ein wiesbaum gross' mit langem leibe und reich beladen in einen *schornstein* schlüpfen. dabei geht der glaube, dass in den häusern, welche der drache besucht, *schätze* niedergelegt werden, die aber erst dem zweitfolgenden geschlechte angehören können (Stöber 289.). in Gelnhaar (Oberhessen) sah man, wie der teufel in gestalt eines *feurigen wiesbaums* durch die luft daherzog, als *blauer gockel* auf ein dach niedersass und alsdann durch den schornstein in das haus hinabfuhr. die dienstboten des hauses bohrten heimlich ein loch in die wand der speisekammer, und als der teufel in der folgenden nacht wiederkam, sahen sie durch das loch butter und frische käsematten in schüsseln auf dem tische stehn, die hatte der teufel eben gebracht. ein mädchen aus demselben ort sah den *feurigen wiesbaum* fahren und dachte an das sprichwort: den einen nimmt er's, dem andern bringt er's. darum rief es laut: 'halb part! halb part!' im selben augenblick fiel ihr ein haufen käsematten auf hand und spinnrad. die hand war wie verbrannt und blieb lahm, das spinnrad war schwarz wie kohlen und fiel ihr zu haus in stücke. ein bauer, der in kurzer zeit sehr reich geworden war, ging einen abends aus

---

[1]) die Esthen und Litthauer unterscheiden rothe und blaue wolkenstreifen, den rothen und blauen alb (M. 311.)

[2]) der slawische Piewnjk oder Plewnik fährt als feuriger drache durch die lüfte und bringt dem segen, bei dem er sich niederlässt. Hanusch hält ihn p. 289 mit unrecht für eine ausgeartete vorstellung von dem sonnenlauf.

---

1) so erschreckte auch ein weib den teufel, der den kalkberg bei Segeberg durch die luft trug. das. 273.

und sagte zu seinem knecht: 'wenn jemand am fenster fragt, was er bringen solle, so sage weizenkorn.' der knecht verstand aber weidenlaub und gab das als antwort. am andern morgen war der ganze boden voll weidenlaub und da merkte der knecht, dass der *fliegende drache* im spiele war (Wolf hess. sag. 75. 77.). in Malchin flog er *so gross wie ein Wesbaum*, vorn mit einem ausserordentlich dicken kopf und einem langen schwanz hinten durch die luft. ein mann hatte gehört, wie man den drachen zwingen könne, das was er trage fallen zu lassen; da gieng er hinaus, als der drache gezogen kam und zog sich die hosen ab. da hat der drache seine last in einen brunnen fallen lassen und als er nun hinging, um zu sehen was es sei, war der brunnen ganz und gar mit *erbsen* gefüllt. die hat man dem vieh als futter vorgeworfen, es hat sie aber nicht fressen mögen. nicht so gut ist es einem andern gegangen, der that auch so, hatte sich aber dabei nicht gehörig vorgesehn und war nicht, wie man das thun muss, dabei unter dach geblieben, da hat ihn der drache so beschmutzt, dass er den gestank sein lebtag nicht wieder hat los werden können (Kuhn und Schwarz p. 5.). der drâk zeigt sich *als rother streifen* am himmel, so gross wie eine *wagenrunge*. er heisst auch *langschwanz*, *gloiswanz*, *fürdrâk*, *pûks*, *Stepke*, *Mertche*[1], *latche ôle*, *Marten*. kommt er so in ein haus und der knecht zieht das wagenrad ab, so muss er sich aus dem hause herausbrennen. auch *als blauen streifen* sieht man den drâk oder *kobold*, er bringt korn und platzt, wenn man ein messer oder einen feuerstahl nach ihm wirft. nach andern ist er so gross wie ein *kessel* und man kann sich ordentlich in ihn hineinsetzen und nach einem beliebigen ort mit ihm hinfliegen. einige wollen, nur wenn er niedrig ziehe, bringe er etwas. man kann ihn auch festmachen, wenn man stillschweigend die beine kreuzweis übereinander stellt. einer, der das vierte rad vom wagen gezogen hatte, aber nicht unter dach war, wurde ganz mit *läusen* bedeckt, denn diese hatte der drâk mit sich geführt, *um eine viehkrankheit zu erzeugen* (das. 420 flg.). zwei mädchen sahen ihn, wie er vergessenes linnen zusammenwickelte und holen wollte, da rief eine: 'en schwinsdreck! en schwinsdreck!' und sogleich liess der pûks seine beute fallen (das. 84.). man nennt das ziehen des feurigen streifens durch die luft auch *Mertenstrecken* (das. 142.). eines morgens droschen zwei knechte in einer scheune, da wurde es plötzlich hell und sie eilten auf den hof, weil sie glaubten, es sei feuer ausgebrochen. da hörten sie, wie etwas so recht schwer in den schweintrog fiel und ordentlich wie ein thier, das trinkt, mit der zunge schnalzte; nach wenig augenblicken erhob sich eine feuermasse und zog durch die luft davon. da wurde ihnen klar, dass dies ein drache gewesen sei; der musste wohl zu viel weizen geladen haben, weshalb er durst bekommen und den im schweinetrog gelöscht hatte (Kuhn märk. sag. 49.).

---

[1] die beiden namen deuten auf Fro und Wuotan, die sonnengötter, denen auch feuer entzündet werden.

Ich finde vorerst den unterschied bedeutsam, dass der kobold oder drache in feuriger gestalt kommt, wenn er gold bringt, blau, wenn er geldeswerth, oder etwas anderes geladen hat. wie da wo schätze blühen, ein feuer gesehen wird, so muss auch hier die gluth mit dem gebrachten schatz zusammenhängen, es ist das leuchten des goldes, wovon der drache glüht, das *aber zur* wirklichen flamme wird, in die der rothgekleidete, zürnende geist ausschlägt, sobald seine freiheit beschränkt ist, sein treiben gehemmt. zwar sahen wir ihn auch als feurigen streifen hasematten tragend, aber die waren glühend, so dass sie des mädchens hand und spinnrad verbrannten. man sieht ihn stets nur in die häuser fahren, *nie heraus*, dazu heisst er bei Kuhn glûschwanz; dies scheint wiederum eine personification der heerdflamme anzudeuten, die bei starkem feuern abends glühend aus dem schornstein leuchtet. man dachte sich ihn darum oft wohl theilweise blau, theilweise feurig, und wenn er eine viehseuche bringt, so steht er als verwandter der pest da, die als blaues licht erscheint. der blaue streifen konnte aber auch auf den *rauch* gehen, der aus dem kamin wirbelt. wenn er dunn ist und der himmel blau, dann nimmt er einen bläulichen schein an. wenn wir ihn betrachten, wie er sich dem kamin in oft so wunderlichen formen entwindet, bei windstille gleich einem wiesbaum gerade aufsteigend und sich ballend und kräuselnd, bei trübem wetter tiefer an der erde in langem streifen fortziehend, dann haben wir vollständig das bild eines drachen mit dickem hin und herwackelndem kopf und langem schwanz, welches uns die sage vom dahinfahrenden kobold gibt. als blauer gickel bringt er speisen, d. h. wohl er segnet und vermehrt die speisen deren, die des heerdfeuers treu warten, wie denn auch der von [illegible] aufsteigende rauch gleich dem feuer selbst für heilbringend galt (M. 574. schwed. abergl. 89. 108.). die vergleichung mit dem rothkammigen hahn liegt nahe, sie erinnert wieder an den eddischen hahn. als schwarze katze soll er auf der erde umgehen, in der selben gestalt erscheint der kobold gerne. die bezeichnung Märtentrecken beruht auf einer verwechslung des kobolds mit der mahr und ist nicht alt, Firmenich hat II, 309 eine von allen vorhergehenden ganz abweichende sage vom weizendrachen aus Deutsch-Wartenberg. am *Andreastag* kam, während es heftig regnete, ein kleines, schwarzes *hühnchen* zu einem armen bauer in die stube, das sah sehr elend aus und drückte sich immer am *ofen* herum. nachdem der regen vorüber war, wollte die frau das thier hinausjagen, aber es verkroch sich unter's bett und blieb. da sieht die frau abends hinterm bett einen grossen haufen schönen weizens, sie nimmt das licht und bemerkt, dass das hühnchen denselben *aushustet* und dass der haufen immer grösser wird. sie versucht vergebens nochmals, das thier los zu werden und klagt es endlich ihrem mann, der sogleich beschloss, das hühnchen zu behalten. als die frau milchhirse auf den tisch bringt, fliegt das hühnchen hinauf und frisst mit, der mann aber setzt ihm einen theil der hirse in einer schüssel an den ofen und steckt es für die nacht in eine tonne. am folgenden morgen kommt es heraus und hustet wieder seinen weizen, und so jeden tag; der mann verkauft die frucht und wird vermögend. eines tags ist *er* verreist, seine frau liegt krank und die milchhirse wird vergessen; da schlägt aus dem dach die flamme und verzehrt das haus. ein einsiedel räth dem mann, wenn wieder ein 'drache' zu ihm komme, soll er ihn und seine geschenke mit dem besen herauskehren, dann komme er nicht wieder. der Andreastag weist wie der name Stepken wieder auf Fro hin. an des hahnes stelle steht das huhn, das den weizen von sich gibt, also in sich erzeugt, während der drache und gickel ihn trägt. er bewährt sich auch nicht als echter weizen, denn der einsiedel sagt dem manne, wenn aus dem mehl brod gebacken werde, sei es brand, wie auch des teufels geld zu blättern und scherben wird. trotz dieser abweichungen ist es ganz der drache, einestheils durch den ofen, an dem es hockt, dann auch durch die rache, die es übt.

Auch sonst kommt der hausgeist begabend vor. so liess Hütchen einem armen nagelschmied zu Hildesheim ein stück eisen zurück, aus dem goldene nägel geschmiedet werden konnten und dessen tochter eine rolle spitzen, von der man immer abmessen konnte, ohne dass sie sich verminderte (DS. 1, 103.)

Dem kobold wird mitunter eine *heisere stimme* zugeschrieben, so dem Hinzelmann DS. 1, 111, 113 und auch Prätorius sagt: 'die Aetnischen reden hart und sonderbar, thun es aber nicht gern.'

Ein hauptzug im wesen des kobolds ist, dass er gerne *neckt* und wenn er selbst geneckt oder erzürnt wird, böse streiche macht. wie die spielende flamme ist er keinen angenblick ruhig, immer rege. so tanzt er auch gern und das kinderlied singt:

tanz, tanz, popelmann
uf unsern bodden rum;
ich wär es nicht der popelmann,
'nen thaler gäb ich drum [1]).

in den Niederlanden schwört und flucht man 'by *holder de bolder* [2]),' wo alles durcheinander geht, sagt man ''t is er holder de bolder' [3]). rasten will er nicht, sonst macht er lärm und bringt alles durcheinander. die in der sage erhaltenen neckereien sind zahllos und oft von der ergötzlichsten art. Poppele bat einen müller, ihn auf seinen wagen zu nehmen. unterwegs bemerkte der müller, dass sein geldgurt leicht und leer geworden sei und sah den kobold, der in gestalt eines wanderers und neben ihm sass verdächtig an. aber der sprach: 'ich habe das geld nicht, geht einmal zurück, vielleicht findet ihr es wieder.' da schaute der müller um und sah im mondlicht vor sich auf dem weg einen thaler liegen, unweit davon fand er einen zweiten, einige schritte weiter einen dritten. hierüber lachte der wanderer laut auf, stieg vom wagen und war verschwunden; der müller musste aber die ganze nacht gehen, um sein geld wieder zu bekommen (Baader 2.). ein knecht hatte den kobold geneckt, der beschloss, ihn dafür zu quälen. der knecht schlief nämlich bei einem andern in demselben bett und war kleiner als sein kamerad. als er sich nun abends niedergelegt hatte, stellte sich der puck oben an's bett, fasste den knecht bei den haaren und rief: 'nich lyk!' und damit zog er ihn so weit hinauf, dass er mit seinem kameraden gleich lag. dann trat er an das andere ende des bettes, hob die decke auf und fasste den knecht bei der grossen zehe, indem er abermals rief: 'nich lyk!' und zog ihn wieder hinunter. auf diese weise zerrte er ihn die ganze nacht hin und her, und man kann sich denken, dass der knecht während der ganzen zeit kein auge schloss (cf. DS. I, 96.). ein anderer sass gern in der giebelluke, sich zu sonnen. einmal standen die leute unten auf dem hofe, der puk sass in der luke und hatte seinen spass daran sie zu necken, indem er bald das eine, bald das andere bein in die höhe hob und dazu unaufhörlich rief: 'hier puke een been' hier puke ander been!' da schlich sich ein knecht leise auf den boden und gab dem kleinen einen stoss in den rücken, dass er hinunterpurzelte auf die steinbrücke. da fanden die untenstehenden aber nichts als topfscherben, vom puck war nichts zu sehen. nachts aber schlich er sich in des knechtes kammer ein, nahm ihn ganz sachte aus dem bette und legte ihn quer über den offenen brunnen. als nun der knecht erwachte und sah, in welcher gefahr er sich befand, half er zwar mit grosser behutsamkeit sich davon, aber der schreck machte ihn lange zeit krank (Müllenhoff 332.). besonders wirft er auch gern mit *steinen* (M. 481.), zieht schlafenden die decken ab (NS. 407. Baader 98. 332.) und quält die leute durch *klopfen*, (DMS. 357. Schöppner 220.) woher er auch seinen namen *klopferle* hat.

---

[1]) Firmenich II, 234 aus K. Fiedlers sammlung.
[2]) Nederd. letteroefen. 279.
[3]) Tuinman nederd. spreekw. 1, 141.

Unter den thiergestalten, welche er wählt, ist die der *katze* (cf. DS. I, 107. Kuhn 128.) die häufigste, daher heisst er auch katermann, hinzelmann (M. 471.) daher auch seine vorliebe für die milch. er erscheint aber auch als *hund* (Müllenhoff 288.), hahn, als roth und schwarzer vogel, schlange (DS. I, 111.) und als ziegenbock (Kuhn 180.), somit wieder als hausthier, ferner als *kröte*, was auf verwechselung mit andern elben beruhen dürfte, und als *hummel*, und zwar dann, wenn er ein alraun ist. wenn der Hinzelmann als weisse feder fliegt (DS. I, 105.), so deutet dies auch auf vogelgestalt und zwar auf taube oder schwan und das stellt ihn fast zu den lichtelben.

Die hausgeister tragen einigemale auch liebe zu menschlichen jungfrauen, doch scheinen sie dann mehr lichtelben. so litt Hinzelmann nicht, dass sich die jungfer Anne oder die jungfer Katharine vermählten und die beiden fräulein blieben unverheirathet (DS. I, 117). als das hessische heinzelmännchen mit seinem rothsammtnen röckchen und den perlstiefelchen die vermählung des jüngsten schlossfräuleins nicht hindern konnte, schien es lebenssatt, und als sie stattfand und der geistliche den segen sprach, that es einen schlag und das röckchen und die stiefelchen fielen vor dem altar nieder. seitdem sah man das männchen nicht wieder (hess. sagen 19).

Wenn er auch *schimpfen und fluchen nicht leiden kann* (Müllenhoff 328.), so hat doch sein character etwas echt heidnisches und alles christliche ist ihm durchweg verhasst. das tritt vor allem in einer sage bei Sommer 78 hervor. ein kobold verliess einen bauer, der ihm zuviel arbeit abverlangte, und ging zu einem andern, wo er sich auf das bett legte und rief: "nimm mich an! nimm mich an!" der bauer wollte ihn nicht annehmen, sondern schlug mit einem stock nach ihm, doch wenn er ihn zu treffen meinte, stand der kobold schon in der entgegengesetzten ecke der stube, lachte ihn aus und rief wieder: 'nimm mich an!' zuletzt versprach der bauer ihn zu behalten, wenn er 'das blut Jesu Christi' mit ihm beten könne. der bauer betete langsam vor und der kobold hielt immer inne und sprach dann einen ganzen satz rasch hinter einander. als sie aber an die worte 'das blut Jesu Christi' kamen, setzte er mehremal an und sprach: 'das blut — das blut —' dann sprang er verdriesslich auf, stampfte mit dem fuss und rief: 'ach was, das blut sicke sacke, sicke sacke!' bleckte die zähne und lief aus der stube, ist auch nicht wieder gekommen. im dorfe Kloster Mansfeld hat eine frau einen kobold, *der sie alle sonntage* besucht. wenn zur kirche geläutet wird, deckt sie den tisch, stellt zwei teller hin und setzt sich dazu. wenn die predigt in der kirche beginnt, kommt er durch den schornstein geflogen, bringt speisen und getränke und nun sitzen sie zusammen und halten ein köstliches mahl, bis die predigt aus ist (das. 32). dass der kobold aber nicht geschimpft sein will, zeigt seine höhere würde, wie bei den lichtelben, die geschimpft entfliehen; auch mag es das empörte gefühl einer undankbarkeit gegen ihn sein, dem die menschen so viel verdanken.

Wohl wird einigemale der *erlösung* des kobolds gedacht, doch möchte ich diese bezweifeln[1]. das sind züge, die aus geister- und gespenstersagen herübergenommen sind und die sich mit der natur der kobolde schwerlich vereinigen lassen. was von der verbannung derselben überliefert ist, könnte eher in betracht kommen (s. o.), namentlich der bann in *gefässe* (Herrlein 122), der uns durch die arabischen dichter bereits von Salomo bekannt ist[2].

Eines wäre noch übrig, namentlich die frage, welchem gott die kobolde und hausgeister untergeordnet sind, und da können wir nur an Fro oder Wodan denken, wofür die in den sagen vorkommenden namen Andreas, Stephan und Marten zeugen, von denen somit auch der segen des hauses erwartet wurde.

Nach alle dem ist er der eigentliche hausgeist, der genius des hauses und des heerdes und stellt sich zu dem römisehen lar. es scheint selbst, dass er gleich diesem sein lararium hatte, denn am Rhein und in Hessen fordert die sitte es noch heute in den bauernhäusern, eine kleine nische am heerd anzubringen, wo ehemals vielleicht sein bild stand, oder sein essen hingestellt wurde. bei ausgrabungen in den trümmern des mir nahen klosters Heiligenberg fanden die arbeiter eine kleine pfeife aus thon, welche einen echten koboldskopf darstellte. ausserdem fand ich einen auf einem alten gartenhäuschen bei Euskirchen, der grünen wamms, rothe hosen und eine rothe mütze trug und auf einem bein stand. dann aber hat der kobold noch eine sehr zahlreiche sippe in den *hanswursten*, womit unsere kinder spielen und die noch in dem 'könig Nussknacker' grün und roth angemalt sind, so wie in den kurzen dicken unten kugelrunden figuren, die immer wieder auf ihre füsse kommen, wie man sie auch werfen mag (wie die katzen), und deren auf dem titel des 'Nussknackers' zwei angebracht sind. gleichfalls gehören die von hollundermark oder kork geschnitzten sogenannten '*hampelmännchen*' in die familie, und ältere nussknacker haben oft die form von kobolden, die auch an geschnitzten griffen von stöcken und in den schnitzwerken und sculpturen älterer kirchen nicht selten ist. jene männchen aus hollundermark mit einem angefügten stückchen blei finden sich auch bei den Slowaken, wo sie *Pikuljk*, unterirdische, heissen. der Pikuljk ist unser kobold, gleich diesem lässt er sich zweimal veräussern, das drittemal aber wird ihn sein herr nicht mehr los. er trägt einen *rothen* rock und dreieckigen hut (Hanusch 328).

---

[1] der Eibel sagt, er könne nicht erlöst werden (Herrlein 30), Hinzelmann dagegen, er sei ein christ und hoffe selig zu werden. das erklärt sich dadurch, dass man diese geister für seelen des purgatoriums hielt.

[2] die von Salomo besiegten dämonen wurden in verschiedene löcher eingesperrt, die einen in weinschläuche, die andern in flaschen, die dritten in eherne töpfe, welche Salomon dann mit eigener hand versiegelte. einige wurden in gespaltene bäume eingeklebt, andere zwischen zwei ausgehöhlte und dann mit blei vernietete steine eingeschlossen (Rosenöl I, 221).

SCHUTZGEISTER.

Der schutzgeist ist dem kinde *angeboren*[1]: sobald das kind in seiner mutter leib lebend wird, giesset ihm der engel die seele ein, der allmächtige Gott giesset dem kinde die seele mit dem engel ein, sagt bruder Berthold (M. 829). das scheint die alte deutsche ansicht zu sein, jene andere von zwei geistern, welche dem menschen beigegeben seien, scheint erst später bei uns aufgekommen. doch auch von ihnen wird nur der *gute* dem menschen angeboren, wie eine stelle bei Jacobus a Voragine lehrt: cuilibet enim homini dantur duo angeli, unus malus ad exercitium, alius bonus ad custodiendum. custodia enim boni angeli deputatur homini et in nativitate, et in utero, et statim post nativitatem ex utero et semper est cum ipso iam adulto . . . . (c. 140). es ist zwar von diesem bösen engel, der den menschen begleite, auch oft in den sagen u. a. die rede, so in jener vom Hackelberg, der von einem guten und einem bösen reiter begleitet wird (Kuhn MS. no. 17), in der niederländischen, worin zwei engel um eine seele spielen (NS. no. 130), doch hat die ansicht nie tiefern grund gefasst. wie der norden nur eine fylgja [1], die Griechen nur einen guten daimon [2] kannten, so nahm auch das christenthum einen guten schutzengel fest an und überliess es dem einzelnen, ob er einen bestimmten bösen geist für den einzelnen menschen annehmen wolle, oder einen wechsel der teufel zwischen den menschen.

---

[1] cf. Arnobius adv. gent. l. III, Censorinus de die natali.

Es fragt sich, welche gestalt hatte, deutschem glauben zufolge, dieser schutzgeist, der dem menschen überall folgt? ein irisches märchen erzählt, als Nora Guare ihren gemal, einen leichenfresser, einmal auf dem kirchhof belauschte, schaute sie zufällig auf den boden und sah, wie *ihr schatten* sich bewegte und, während sie selbst still stand, ihr mit seinen schwarzen armen winkte, nach hause zurückzugehn. dann hob er eine hand, deutete auf einen weg, stand vom boden auf und schritt rasch fort, eben so rasch von ihr gefolgt. auf diese weise rettete er sie, denn hätte der braune mann sie gefunden, dann hätte er sie sofort verzehrt (Erin VI, 18). der schatten tritt hier selbständig handelnd auf und zwar als rechter schutzgeist, denn ohne ihn wäre Nora verloren gewesen. dieser glaube muss auch bei unsern vorfahren geherrscht haben, wenigstens erklärt nur er manches, was ohne das dunkel bleiben würde. die alte deutsche scheinbusse des geschlagenen schattens (RA. 678) mag nicht immer bloss bei pfaffenkindern, huren, gauklern und ähnlichem gesindel angewandt worden sein und als scheinbusse gegolten haben, sie hat den letztern character wohl erst seit der einführung des christenthums bekommen und zwar, weil man damit einem heidnischen aberglauben entgegentreten und ihn entkräften wollte, und auch das trat nicht überall ein. die formel des schwäbischen landrechts: 'swaz ich im tuon, daz sol er minem schaten tuon' klingt ernst und auch unter kaiser Maximilian war die strafe des abgestochenen oder abgestossenen schattens eine scharfe, da sie verbunden mit der landesverweisung erscheint.

---

[1] Die annahme ist nicht richtig, da sowohl in der nordischen volkssage als in alten sagas zwei *fylgjen* als begleiter des menschen auftreten, eine gute und eine böse.

[2] cf. Apuleius de deo Socratis. — Plato in Theage. — Plutarch. de deo Socr. — Plato de legibus l. IV. — Cicero de divinat. I. 1.

ich denke, so wie der schatten eines missethäters abgestossen wurde, so glaubte man, ihm seinen schutzgeist zu nehmen und ihn also gänzlich vogelfrei zu machen. eine sage bei Müllenhoff p. 554 bestätigt das. da will der teufel zum lohn für den unterricht in der schwarzen kunst denjenigen seiner schüler, der zuletzt die schule verlasse. das war aber der kluge küster Brons, welcher als der teufel ihn fassen wollte, sagte, nicht er sei der letzte, sondern sein schatten. diesen nahm der teufel und der küster ging lebenslang *ohne schatten* umher. auch anderswo in Deutschland ist diese in Schottland und in Spanien verbreitete sage bekannt und zwar glaubt man, dass jeder der sich dem teufel verschreibe, demselben seinen schatten geben müsse. so wird wohl die sage ursprünglich gelautet haben, wie man denn nach Jamieson (M. 976) in Schottland diejenigen für die besten zauberer hält, die keinen schatten haben, und damit wäre die frage für Deutschland gelöst. denn indem man sich dem teufel verschreibt, schwört man dem guten engel ab, man gibt ihn auf und er scheidet trauernd. so ruft der von dem h. evangelisten Johannes zum leben wiedererweckte jüngling bei Glycas den sündern zu: 'o miseri! vidi angelos vestros flentes et daemones gratulantes' (annales ed. bonn. I, 150).

Weiter erscheinen die geister und zwar gerade die guten schutzgeister des heerdes, die hausgeister, oft als schatten. von könig Volmar und seinem pferde sah man nichts als den schatten und wo der gute Johann in Hardeshorn sich sehen liess, da war er wie ein schatten [1].

Diese schattenhafte erscheinung des folgegeistes steht der unsichtbaren gegenwart desselben in dem geburtshäublein, glückshelm u. s. w. gleich, Myth. 828. doch nicht immer bleibt der schutzgeist unsichtbar, oft erscheint er in gestalt eines kleinen kindes; mitunter als weisse frau, zuweilen als jüngling. s. Schöppner Bair. sagenbuch I, 363. wie die seelen überhaupt nimmt er aber auch thiergestalt an, eine vorstellung, über welche Mannhardt (Germanische Mythenforschungen s. 306 fgg.) zu vergleichen steht.

Gleich den einzelnen menschen haben ganze familien, dörfer, länder ihre schutzgeister, wie schon J. Grimm erkannte. in der Normandie wird gesagt, dass den feen die aufsicht über das land aufgetragen ist. jede fee hat einen canton unter ihrer besonderen obhut. jeden abend halten sie alle zusammenkunft und die vorsitzende hat das buch des lebens in händen, worin die namen aller einwohner verzeichnet stehen.

---

[1] v. Steinen westfäl. gesch. 758. Müllenhoff 323.

je nach dem bericht der feen wird zu dem namen ein schwarzer oder weisser punkt vermerkt. Amélie Bosquet s. 109. eine familie in einer deutschen reichsstadt hatte einen schutzgeist, welcher jedesmal, wenn jemand in der familie sterben sollte, drei schläge an eine glocke that. Grimm D. Sag. I no. 266. wie die fylgia des einzelnen menschen in thiergestalt erscheint, so noch häufiger die schutzgeister der dörfer oder des landes. es sind das die sogenannten *dorfthiere*. so erscheint nachts im gemeindebann von Buchsweiler eine *schwarze kuh* mit silberner hausglocke. verirrte wanderer leitet sie freundlich nach hause, böse buben schleudert sie in den mühlbach. Stöber Elsäss. Sag. no. 226. neben der kuh kommen ochsen, kälber, hunde, hasen, esel, dreibeinige hasen und selbst pferde als gestalten dieser gespensterthiere vor. s. Stöber Neujahrsstollen für 1850 s. 34—66. charakteristisch ist es, dass die geister dieser art die bösen bewohner des ortes strafen, indem sie sie zwingen sie auf den rücken zu nehmen und so eine lange strecke weges zu tragen. als schutzgeist der gemarkung erscheint u. a. auch der kukuk. s. darüber Zs. f. D. Myth. III, 265 fgg.

SCHÖPFUNG.

Im beginne der zeiten, sagt Voluspa 3, war weder sand, noch see, noch erde, noch himmel, sondern die kluft der klüfte, in deren mitte nach Snorri der zwölf ströme ausgiessende brunnen Hvergelmir quoll. gegen süden lag die welt des feuers Muspellsheim, gen norden die des nebels, jene licht und gluth, diese dunkel und frost entsendend. als die ströme dem brunnen so fern kamen, dass der in ihnen enthaltene feuertropfen erhärtete, erstarrten sie und wurden zu eis. aber diesem begegnete die gluth von süden, so dass es schmolz und das eis sich in tropfen löste, welche durch die kraft dessen, der die hitze sandte, leben empfingen. da entstand ein menschenbild, das Ymir genannt wurde. später tödteten ihn Börs söhne und schufen aus seinem leibe die welt.

Diese merkwürdige vorstellung findet sich, wenn wir die mythischen züge abrechnen, in ihren hauptpunkten durch die resultate der neuesten forschungen vollkommen begründet und verbindet die systeme der Neptunisten und Plutonisten. wir finden sie im mittelalter wieder bei der grossen heil. seherin vom Rupertsberg bei Bingen, der heil. Hildegard († 1179 17 sept.) von deren schriften der h. Bernhard sagte: 'haec scripta non sunt humanitus inventa, nec potest ea mortalis homo capere, nisi ad Dei similitudinem intus et in anima fuerit reformatus per amorem'[1]).

Einst wurde ihr die frage vorgelegt: quomodo intelligendum est quod legitur: qui vivit in aeternum, *creavit omnia simul, cum per sex dies* opera sua Deus distribuisse referatur? sie antwortete: 'omnipotens Deus, qui sine initio et sine fine vita est et qui omnia in scientia sua aeternaliter habuit, *materiam omnium coelestium et terrestrium simul creavit*, coelum scilicet *lucidam materiam* et terram, quae *turbulenta materia* est. ista vero *lucida materia* de claritate quae aeternitas est, sicut spissa lux fulminabat, *quae etiam super turbulenta materia lucebat, ita quod ei adjuncta erat.* et istae duae materiae simul creatae sunt, ut unus circulus apparuerint. in primo namque fiat angeli de praedicta lucida materia cum eorum habitaculo processerunt et quia Deus Deus et homo est, *ad faciem patris angelos creavit* et hominem, de quo tunica induendus erat, ad imaginem et similitudinem suam formavit. sic quoque ad imperium omnipotentis Dei, cum diceret fiat, *quaelibet creatura de turbulenta materia* secundum speciem naturae suae apparuit. *sex enim dies sex opera sunt, quia inceptio et completio singuli cuiusque operis dies dicitur*'[2]).

In diesem merkwürdigen ausspruch stehen sich also, wie in der edda Muspellsheim und Niflheim, die materia lucida und turbulenta gegenüber, licht und trübe, klarheit und dunkel, reinheit und unreinheit, helle sonnenglut und grauer kalter nebeldunst. die edda sagt uns, dass aus Muspellsheim funken herüberflogen, dass von ihnen angerührt das eis zu schmelzen und zu triefen begann; das ist genau die spissa lux, quae super turbulenta materia lucebat, ita quod ei adjuncta erat.

Was ihrer darstellung fehlt, ist der brunnen Hvergelmir, der rein mythisch ist und darum keinen platz finden konnte. ich glaube ihn in einer sage aus Speier nachweisen zu können, welche in Büschings wöchentlichen nachrichten steht. im dom zu Speier ist ein unterirdisches gewölbe, darin ein viereckiges brunnengestell, welches man für einen taufstein ausgibt. alte leute erzählen, dieser brunnen habe einst der *rauschende kelch* geheissen, und wenn jemand taub gewesen, so hätte er etwas korn betteln und opfern müssen und dann habe er es in der tiefe rauschen hören, wenn er sein ohr darüber gehalten (IV, 30). der rauschende kelch ist aber fast wörtliche übertragung von Hvergelmir. der dom ist im X jh. gebaut, jedenfalls an der stelle einer frühern ältern kirche, von der jenes gewölbe wohl noch übrig ist. gab es vielleicht nach jenem urbrunnen genannte heilige brunnen und haben wir einen solchen in dem des Speierer domes?

---

[1]) Trithemii chron. Hirsaug. ad ann. 1147. cf. Bollandi act. ss. V. comment. vit. s. Hildeg. § III no. 23. 24.

[2]) Maxima biblioth. patrum. Lugd. 1677. tom. XXIII p. 594.

Die Heilige gibt uns noch weitere wichtige punkte an in ihrer epistola ad Colonienses, wo sie u. a. als stimme des Herrn sagt: 'quattuor etiam angulos orbis *igne, nube et aqua* firmavi et sic omnes terminos terrae quasi venas coniunxi. *lapides de igne et aqua sicut ossa fudi* et terram de humiditate et viriditate quasi *medullam* constitui, abyssos velut qui *corpus* sustinent in fixura extendi, circa quos *sudantes aquae* sunt ad firmamentum eorum'. es schwebt ihr darin das all wie ein ungeheurer leib vor, der markvolle knochen und schweiss hat. noch schärfer sehen wir diese grossartige vorstellung in folgenden worten desselben briefes ausgedrückt: 'firmamentum cum omnibus ornamentis posui nulla vi carens. *oculos* enim quasi ad videndum, *aures* ad audiendum, *nares* ad odorandum, *os* ad gustandum habet. nam *sol quasi lumen oculorum eius est, ventus autem auditus aurium eius, aer odoramentum eius, ros gustus eius*, viriditatem sudando ut oris spiramen.'

Darin klingen nun heidnische begriffe, die jener zeit noch sehr geläufig sein mochten, stark durch. die söhne Börs schleppten des urriesen Ymir leib mitten in Ginnûngagap und bildeten, wie die edden melden, aus dem die erde, wobei biörg ór beinom, was zu dem lapides sicut ossa stimmt, ór sveita saer = sudantes aquae, ór holdi iörd = corpus. umgekehrt lassen spätere denkmäler den menschen aus theilen des ganzen weltalls gebildet werden, wofür M. 531 f. vier wichtige zeugnisse stehen. aus ihnen lassen sich einige weitere einstimmungen mit der vorstellung der heiligen herauslesen. so sagt die hs. des Emsigerrechts: Gott habe bei der schöpfung des menschen 'tha âgene fon there sunna' genommen, womit ein gedicht des XII jh. übereinstimmt: 'dû habet er ime begunnen der ougen von der sunnen', und Gottfr. von Viterbo: 'in quo (capite) duo sunt oculi tanquam duo luminaria in coelo micant.' so vergleicht auch die h. Hildegard die sonne dem auge des firmamentes. abweichend sind die andern sinne derselben gedacht, doch erinnern sie immerhin noch an einzelnes aus jenen denkmälern, so das 'ventus autem auditus aurium' an 'pondus venti, inde est anhela frigida', 'ros gustus eius' an 'pondus roris unde factus est sudor'. das ist allerdings nur entfernter anklang, die hauptbedeutung der stelle ruht für uns darin, dass die seherin uns in ihrer gewaltigen art den *macrocosmus wie ein lebendes wesen* darstellt, wie einen ungeheuren riesenleib, dessen gebein die felsen, dessen mark und fleisch die erde, dessen auge die sonne, dessen schweiss das wasser, dessen gehör der wind, dessen geschmack der thau u.s.w. ist, der uns sofort und lebhaft an Ymirs leib erinnert, wie er athmete und lebte, bevor die söhne Bors ihn tödteten.

Hätte die h. Hildegard nicht gerade die fünf sinne bei ihrer schilderung in's auge gefasst, so würde sie uns wohl alterthümlichere bilder vorgeführt haben. dasselbe wäre mit dem verfasser der legende aurea, Jacobus a Voragine, der fall, wenn er nicht die vier elemente in dem menschenleib hätte nachweisen wollen. er sagt p. m. 34 recto: 'consistit quidem corpus nostrum ex quattuor elementis, quae etiam quasi quattuor sedes in nobis habent. nam *ignis in oculis, aer in lingua et auribus, aqua in genitalibus, terra in manibus et in aliis membris dominatur.* in oculis igitur curiositas, in lingua et auribus scurrilitas, in genitalibus voluptas, in manibus et in aliis membris est crudelitas.' dadurch schwächt sich die ganze erinnerung sehr ab und so in verbindung mit der schlussanwendung auf die untugenden des menschen ging die stelle in mehre ascetiker über, oft wörtlich, oft mit unbedeutenden variationen.

Ganz ohne zweifel ist diese anwendung des macrocosmus auf den microcosmus christliche umbildung des alten mythus, die sich an die schöpfung Adams aus lehm heftete; sie kann nur, wie Grimm zögernd andeutet, 'aus dem zusammenfluss der alten mit der christlichen lehre' entstanden sein. sie war dem alterthum fremd und erst dem gleich dem kindlichen und doch so gewaltigen geiste der h. Hildegard war es vorbehalten, jene andere, grossartigere noch einmal und zum letztenmal auszusprechen.

Damit ist die bedeutung jener beiden stellen noch nicht erschöpft. nachdem Ymir aus dem schmelzenden eis entstanden, also jenes lebendige all gebildet war, träuft es noch immer fort und es entstand weiter eine kuh Audumbla, deren euter vier milchströme entflossen[1]), welche dem Ymir nahrung gaben. sie beleckte die salzigen eisblöcke, und am ersten abend kam aus ihnen das haar eines mannes hervor, am zweiten tag eines mannes haupt, am dritten tag ein ganzer mann, Buri. der gewann einen sohn Bör, welcher mit der riesenjungfrau Bestla drei söhne erzeugte, Odhin, Vili und Ve, die später den Ymir tödteten. das war denn die erste götterdreiheit, die

---

1) Aus dem euter der kuh *Surabhi*, deren haut die erde ist, fliesst beständig ein strom von milch, 'die an geschmack die wasser der sechs geschmacke vereinigt und aller wesen mutter ist.' Holtzmann ind. sagen I, 130.

götter gingen demnach aus dem chaos hervor, ihre ahnfrau war eine kuh, aus triefendem eis entstanden und dies eis troff, wie es merkwürdiger weise in der jüngern edda heisst, '*durch die kraft dessen der die hitze sandte.*' halten wir dies zu jener ersten stelle der heil. Hildegard, dann finden wir abermals überraschende einstimmung. Gott, qui sine initio et fine est, ist der die *belebende* hitze sendende, der über den wassern schwebende oder vielmehr und wörtlicher *brütende* geist, der am ersten pfingstfest in feurigen zungen erschien. von ihm heisst es: '*in primo fiat angeli de praedicta lucida materia processerunt.*' Ymir, Audumbla, Buri und Bör können noch nicht als höhere wesen betrachtet werden, erst von Odin, Vili und Ve heisst es, dass sie himmel und erde beherrschen, erst in ihnen offenbart sich also göttliche kraft. sie sind die ersten wesen höherer art, die zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch den hitze entsendenden geschaffen worden. sie sind lichtwesen, also vollkommen den de lucida materia geschaffenen engeln, die beim ersten fiat hervorgingen, gleich zu stellen. noch mehr. die altchristliche überlieferung theilt die engel in dreimal drei chöre und bezeichnet unter ihnen vorzüglich drei mit dem namen der *erzengel*, Raphael, Gabriel und Michael, deren erster den sohn des Tobias geleitete, deren zweiter Marien die botschaft brachte und deren dritter den satan stürzte, den gegen Gott in hochmuth auftretenden engel, der im mythus zum himmelstürmenden riesen wurde. *Michael*, in dem ich den engel nachwies, der im christenthum an die stelle Wuotans trat. dürften wir also annehmen, dass diese drei erzengel, archangeli, die zuerst erschaffenen waren, dann würden sich ihnen im mythus die drei brüder Odin, Vili, Ve genau zur seite stellen lassen.

Es sind der Myth. 531 noch andere merkwürdige übereinstimmungen nachzutragen, welche der indische mythus mit diesem deutschen zeigt und zwar in der art, dass einestheils im nordischen sinn der macrocosmus aus dem microcosmus, anderntheils in deutschem sinn der microcosmus aus dem macrocosmus hervorgeht. Purusch, der allerfüllende, hat als weltfeuer, Beischwan Atma, sein haupt in beiden welten, sein auge ist die sonne, der wind sein athem, Bhout Akas sein gedanke, wasser sein mark, erde sein fuss. darum ist aus Prana, des belebenden welthauchs rede erde und feuer wie zwei söhne ausgegangen, aus dem gesicht paradies und sonne, aus dem gehöre tonluft, aus dem herzen mond und wasser [1]. und der eine Atma, der durch seine imagination alles hervorgerufen, brachte aus der mitte des wassers eine gestalt *Hickel* ohne sinne herbei und ging, nachdem er die sitze der fünf sinne geschnitten und öffnung gemacht, heraus wie in fünf radien. der *mund* riss und es kam die rede hervor und mit der ihr mokel, *das feuer*, dann erschien die fissur der *nase*, daraus der *hauch* und damit sein mokel der *wind*. dann öffneten sich die *augen*, mit ihnen kam das *gesicht* und die *sonne*; die *ohren*, gehör und *tonluft*; endlich die *haut* und mit ihr das gefühl und damit *erde* und alle *vegetabilien*; *herz* erschien und sein mokel der *mond*; mastdarm und der tod, endlich das *generationsorgan*, in ihm der samen und sein mokel das *wasser*. und alle diese mokelan sind schützer der welt und in die fessel der welten gefallen und dem hunger und durste unterworfen. und sie baten Atma um *ein* festes haus und der bot ihnen viele thiergestalten der reihe nach an, endlich auch die menschengestalt und die fanden sie gut, und *feuer* rede geworden trat in den *mund* und *wind athem* geworden in die nase und *sonne gesicht* ins *auge*, *tonluft* gehör ins *ohr*, *vegetabilien haar* geworden ins gefühl, *mond herz* geworden in die brust, tod in den nabel, *wasser* in die *genitalien* und durch den athem in kehle und luftröhre nehmen sie nun aus den mokelan nahrung zu sich [1].

---

[1] J. Görres mythengeschichte der asiat. welt I, 26 aus Oupnekhat Tchechandek I p. 44. II. p. 45.

Der bedeutsamste einklang dieser und der germanischen mythen betrifft das auge. die angelsächsische ausgenommen stimmen jene sämmtlich mit dem indischen mythus darin überein, dass es von der sonne stamme, ein punkt, auf den ich später zurückkomme. 'der wind ist sein athem' findet dagegen gerade in der ags. fassung sein gegenstück: 'pondus *venti*, inde est *anhela* frigida' und ähnlich sagt Gottfr. von Viterbo 'habet ex aëre flatum', wo jedenfalls die bewegte, nicht die stille luft gemeint ist, da auch der athem nicht ruht, sondern unablässig aus und ein zieht; darum ist auch als mokel des hauches, der durch die nase geht, der wind genannt. neben diesem winde als der stark bewegten luft steht die tonluft, die mit den ohren kam, als die in leiseren schwingungen bewegte. eine ähnliche nur nicht so feine unterscheidung macht die heil. Hildegard, indem sie umgekehrt den wind als gehör (ventus auditus aurium eius) des firmamentes, die luft aber mit dessen nase als geruch (aer odoramentum) zusammenstellt, während Jacobus a Voragine die luft mit 'lingua et auribus' vereinigt. das liegt allerdings im ganzen nahe, aber es fällt doch auf, dass jene den athem als das eigentlich belebende und zeichen des lebens bei dem belebten firmament ganz zur seite lässt, denn 'os ad gustandum habet.' oder wollte sie ihm keinen athem geben, weil es dadurch beseelt hätte erscheinen können? jedenfalls ist die annahme des Jacobus a Voragine viel naturgemässer nach unsern begriffen und hat die der heil. Hildegard etwas fremdartiges, alterthümliches, was um so wahrscheinlicher wird, da wir sie auch bei dem gleichzeitigen Gottfried von Viterbo wiederfinden, der von dem menschen sagt: '*e superiore aere* habet *auditum*, ex *inferiori* habet *olfactum*.' er kann das kaum von ihr entlehnt haben, woher also die unterscheidung, wenn sie nicht aus ältern erinnerungen stammt?

---

[1] Oupnekhat T. II. p. 57 sq. J. Görres II, 96, 97.

Zwei einstimmungen der indischen und deutschen ansicht sind ferner zu erwähnen, deren erste natürlich, die andere aber überraschend genannt werden kann. jene lässt in dem *generationsorgan* den samen und sein nabel das wasser erscheinen, Jac. a Voragine sagt '*aqua in genitalibus* habet.' das liegt allerdings ziemlich nahe. dann aber heisst es von Heiarchwaar Atma, dass *erde* sein *fuss* sei und bei Gottfried von Viterbo: '*pedes tanquam terra* sustinent corpus universum,' ähnlich bei Jac. a Voragine: '*terra in manibus et in aliis membris* dominatur.' auch hier scheinen damals noch geläufige überlieferungen älterer zeiten vorzuliegen, wenigstens weiss ich den wunderbaren einklang anders nicht zu erklären.

Der enge zusammenhang der beiden lehren zeigt sich endlich frappant in einer stelle aus dem Bagavadam p. 78 [1]), wo als ornamente des Vischnu angegeben werden der *wind als athem*, *sonne und mond als augen*, der Vedam als seine rede, *bäume* und *pflanzen als seine haare*. wir haben darin fast wörtliche übereinstimmung mit Gottfried, wenn er sagt: 'in capite oculi tanquam duo luminaria in coelo micant . . . . in capillis et unguibus decorem habet cum graminibus et floribus' mit der edda, die lehrt 'baðmr ór hári' die bäume wurden aus Ymirs haaren geschaffen, mit der friesischen sage: 'tha lokkar fon tha gerse,' und mit der deutschen: 'von dem grase gab er ime daz hâr.' die abweichung, welche bei der schöpfung des menschen die haare von dem gras stammen lässt, erklärt sich ganz einfach dadurch, dass die bäume zu dick und stark dazu waren, beides sind pflanzen, das ist die hauptsache.

Ich habe absichtlich bei meinen vergleichungen bald den macrocosmus, bald den microcosmus zu rathe gezogen, da es sich einstweilen nur um die verwandtschaft der indischen und deutschen lehre im ganzen handelte. es entsteht nun die weitere frage, ob unser alterthum die entstehung dieses aus jenem oder jenes aus diesem annahm? Grimm hat M. 530 die entstehung der erde aus dem riesenleib für Deutschland nachgewiesen, so dass sie hier wie im norden feststeht. dagegen will sich von der schöpfung des menschen aus theilen des weltalls die in Deutschland so klar vorliegt im norden keine spur finden lassen. sollte man sie nicht aus opposition gegen das christenthum in der letzten zeit haben fallen lassen, weil dessen lehre von der erschaffung Adams aus leim ihr nahe stand und günstig mit ihr einzustimmen schien? da sie gleich der andern in Deutschland lebte, in Asien ebenso wie jene nachgewiesen ist (Myth. 535. 536.) und neben ihr also bestehen kann, so hindert wohl nichts an der annahme, dass die christlichen umbildungen bei uns auf heidnische grundlage zurückzuführen sind, dass auch der norden sie einst gekannt haben mag. noch mehr, die bildung des microcosmus aus dem macrocosmus widerstreitet selbst nicht der bibel, denn wenn diese sagt, dass Gott den Adam aus leim bildete, so kennt sie vielleicht in ihrer gedrungenen kürze nur den hauptbestandtheil seines körpers, das fleisch, und verschmäht es, auf die weitere bildung der theile aus andern stoffen einzugehen. der mittelalterlichen annahme zufolge war aber der mensch nicht von *grober* erde, sondern *e meliori luto* von Gott gebildet, und ebenso konnte Gott die übrigen theile aus den edelsten theilen des alls nehmen. war der leib *nach Gottes ebenbild* geformt, steht der mensch als könig in der schöpfung, so muss er auch aus edlem stoffe sein, das ziemt dem 'tempel des heil. geistes'. selbst bei der heil. Hildegard blickt diese ansicht durch, denn ihr zufolge wird der mensch nicht aus der turbulenta materia erschaffen, sondern nachdem Gott ihn ad imaginem et similitudinem suam geschaffen hat, geht auf ein anderes und blosses fiat '*quaelibet creatura de turbulenta materia* secundum speciem naturae suae' hervor. Gott selbst bildete den menschen, sein wort genügte die andern creaturen hervorzurufen[1]; schon die blosse bildung durch seine hand musste den stoff oder die stoffe veredeln.

---

[1]) ap. Görres p. 96.

Diese ansicht, der ich weiter keine bedeutung beilegen will, würde gewinnen, wenn sich die entstehung des menschen aus dem all auch bei andern als den indogermanischen völkern nachweisen liesse, oder wenn sie den kirchenvätern wenigstens bekannt gewesen wäre, aber so viel ich weiss, ist sie dem christlichen alterthum ganz fremd und jene fassung im rituale ecclesiae dunelmensis aus dem X jahrh. die älteste, welche vorliegt. das letztere aber ist auch wieder erklärlich, wenn wir bedenken, dass die lateinischen und griechischen väter nichts davon wissen konnten, weil durch die üppige ausbildung der griechischen mythologie längst jede deutlichere spur dieser lehre verwischt war und sie nur noch in einzelnen unverstandenen tönen nachklang.

---

[1] Ein spruch gegen brände heisst:

brant swich stille, leck dine mont op de erde,
dann Gaot hiat mi erschäpen un di laten werden.

Woeste, volksüberl. in der grafsch. Mark p. 52.

Snorris edda erzählt von Ymir, dass er gleich allen Hrimthursen böse gewesen sei. schlafend begann er zu schwitzen und unter seinem linken arme erwuchs ein mann und ein weib, und einer seiner füsse zeugte mit dem andern einen sechshäuptigen sohn 1), von dem die geschlechter der riesen stammen. diese art der zeugung ist so auffallend, dass man nicht weiss, musste sie als allzu unglaublich untergehen, oder als zu eigenthümlich sich erhalten? ich schlage das letztere vor und möchte des mythos letzten rest in einer belgischen sage nachweisen, die sich an einen grabstein in der kirche des westflandrischen dorfes Vladsloo knüpft. eine frau nahte der stunde des gebärens, die wehen wütheten und sie bat ihren mann, zu der hebamme zu gehn und sie zu holen. aber der mann war ein roher geselle, lachte und fluchte abwechselnd und liess die frau ohne alle hülfe, so dass sie eines jämmerlichen todes starb. vorher aber fluchte sie ihrem manne, er müsse noch dieselben schmerzen empfinden wie sie, damit er wisse, wie es ihr zu muthe gewesen sei. sie war noch nicht lange todt, *als ein bein des mannes anfing zu schwellen* und immer mehr schwoll bis zu einer unerhörten dicke. dies dauerte neun monate lang. da stellten sich eines morgens entsetzliche schmerzen ein, welche drei tage fortdauerten. am ende des dritten tages *öffnete sich das bein in der kniegegend und es gieng ein lebendiges kind daraus hervor*, welches bald mit dem manne starb. (DMS 308.) auch hier scheint also das bein mit dem beine gezeugt zu haben, wie bei Ymir ein fuss mit dem andern. die grausamkeit des mannes abgerechnet, so wie den fluch der frau scheint die sage auch der griechischen von der geburt des Dionysos verwandt, den Zeus nach dem tod der Semele in seine hüfte verschloss.

Die edda erzählt von der erschaffung der menschen: Börs söhne, Odinn, Vili und Ve gingen am seestrand und fanden zwei *bäume*, daraus schufen sie die ersten menschen. Odinn

---

1) die fabelhaften Aparctiani stammten von einem bären ab und pflanzten sich durch schweiss fort. liegt nicht in dieser sage von Ymir ein letzter nachklang von der schöpfung Eva's?

gab ihnen geist und leben, Vili verstand und gefühl, Ve antlitz, sprache, gehör und gesicht. nach einer andern angabe waren die drei wandernden Odinn, Hoenir und Lodr, die den schicksallos daliegenden geist, vernunft, blut und farbe verliehen.

Dieser ansicht nach wären die menschen aus einem andern organismus hervorgegangen und zwar aus der pflanzenwelt. sie wurden also erst erschaffen, nachdem die erde den schmuck der bäume trug und insofern geht diese lehre mit der heiligen schrift einig, sie weicht von ihr ab in dem stoff. darum und weil dieser stoff der christlichen anschauung nach mit dem menschen in keinem zusammenhang steht, als ein nur halb belebter neben diesem dem beseelten, als ein an die scholle gebundener neben diesem dem freien, fessellosen, konnte sie sich unmöglich in der christlichen zeit in festerer, sicherer form erhalten. sie schien nun albern und kindisch und wurde, wie einst in Griechenland (M. 538) auch in die kinderwelt verwiesen. wenn zu Homers zeit das dort schon möglich war, wie viel mehr musste es hier der fall sein.

Wenn in den Rheinlanden das kind fragt, woher die neugeborenen kommen, dann sagt die mutter: 'aus dem *hohlen baum*'. zahlreiche ältere vignetten und holzschnitte stellen einen alten baum mit vielen hohlungen dar, aus denen kinder kriechen. schon schwächer klingt die erinnerung in den stammbäumen nach, besonders in den alten Christi, denen wir so oft begegnen und deren einer u. a. dem 'leben der h. jungfrau Maria, nach den betrachtungen der A. K. Emmerich aufgeschrieben von Clemens Brentano' (München 1852) beigegeben ist. aus eines mächtigen mannes entblösster brust treibt *ein* starker stamm empor mit vielen ästen, die blätter und blüthen tragen. auf ihnen sitzen, oder *aus den blüthen steigen* die gekrönten glieder des geschlechtes David, bis in der mitte der hauptstamm die schöne blume Maria treibt, welche das göttliche kind warm an sich drückt. allerdings liegt hier das bild vor, wie der baum wächst und in immer grösserer zahl seine äste und zweige entwickelt, so auch das geschlecht Davids, so jede neue familie. aber dass man seit der ältesten zeit gerade zu diesem bilde griff, das ist nicht ohne bedeutung. das muss einen tiefern hintergrund haben, der nur der obige sein kann. eine genauere untersuchung älterer darstellungen dieser art wird noch manche bezüge ergeben, die sehr beachtenswerth sind. ich kann sie in meiner landeinsamkeit nicht anstellen und nur einen aus der erinnerung andeuten. ich sah nämlich ein bild der art aus der ältern flämischen schule, auf welchem die einzelnen figuren aus *den zweigen hervorwachsen* und meist nur bis zum gürtel, höchstens bis zum knie sichtbar waren, während Maria mit dem kinde in voller figur dastand. der meister hat dabei offenbar an die erbsünde gedacht, welche jene väter sämmtlich noch in fesseln hielt, die Marien aber nicht fesseln konnte, weil sie die unbefleckt empfangene war; aber doch weist die art des ausdrucks dieser idee, die noch auf mehrfache andere art hätte ausgesprochen werden können, selbst wenn das bild des baumes beibehalten worden wäre, klar darauf hin, dass ihm ältere erinnerungen dabei vorschwebten. knüpfte man doch gar zu gerne bei solchen an, indem sie, wie den meistern selbst, so auch dem volke geläufig waren. das beweisen u. a. für diesen fall noch eine menge von theils uralten sagen, welche erzählen, wie einer mutter träumt, sie sehe aus ihres herzens mitte, oder auch aus ihrem schoos *einen schönen baum erwachsen*, der entweder kostbare früchte oder weitschattige zweige trage. dies gilt als vorzeichen, dass ein *bald nachher geborenes kind* durch seine thaten oder tugenden zu grosser berühmtheit gelangt.

Dieselbe idee des erwachsens des menschen aus einer pflanze wird noch anders ausgedrückt. vielleicht hatte das hervorgehen des zarten kinderleibes aus dem harten, faulen holz für manche gegenden etwas undenkbares oder widerstrebendes, vielleicht stand daneben auch in ihnen eine andere sage, oder war nur diese dort bekannt und jene nicht. ich habe früher (heft 1, 103) den rosmarin als eine dem Fro oder vielmehr der Holda — Frouwa heilige pflanze nachgewiesen und dazu bemerkt, wie belgischem kinderglauben zufolge die kinder, besser die *mädchen* aus *rosmarinbüschen* erwüchsen. so hält man dort die knaben aus *kohlhäuptern*, wie andere wollen diese aus *rothem*, die mädchen aus *weissem kohl*. man kann sich recht denken, wie der kohl dazu ganz geeignet ist: das runde, grosse, geschlossene haupt mochte an den schwellenden mutterleib erinnern; es wächst und wächst und hält seine blätter fest zusammen, bis wenn es fast seine volle stärke erreicht hat, die ersten und grössten blätter platzen und sich umfalten, doch auch nur diese, der kern bleibt beisammen, man kann seiner blätter zahl nicht berechnen, sein inneres bleibt unerschlossen, das kind kann sich darin alles mögliche denken, er hat etwas räthselhaftes.

Aber wie konnte der kohl zu dieser ehre kommen? er ist eine einheimische pflanze, und mag wohl schon frühe als speise gedient haben. war das der fall, dann dankte das fromme alterthum ihn auch irgend einer gottheit, der er geheiligt war, die um schutz für ihn angefleht wurde. wir dürfen das gleiche von jeder nährenden, nutzbringenden pflanze annehmen, warum nicht auch von ihm? die gottheit, deren schutz für ihn zu erflehen war, konnte aber nur die sein, welche im allgemeinen die früchte der erde gedeihen liess, und das war die kinderspendende Hulda oder Frouwa, der der rosmarin auch heilig war. ich möchte fast sicher behaupten, dass man in manchen gegenden auch die kinder, wenigstens die mädchen auf flachsfeldern findet, jedenfalls die aufmerksamkeit der sammler auf diesen punkt richten.

Die verbreitung dieser ansicht beschränkt sich nicht auf Deutschland. sie reicht weit über dessen grenzen hinaus und wir können sie bis nach Indien verfolgen.

Eine indische sage [1]) erzählt vom könig Sagara, dass er zwei gemahlinnen Waidarbi und Saiwia hatte. die letztere gebar ihm einen sohn Asamandsch, die erste brachte aber nur einen ungestalten *kürbis* zur welt.

Den wollte der könig zornigen sinns
wegwerfen, aber laut erklang
vom himmel eine stimme: o fürst,
nicht zu schnell handle, *dass du nicht*
die kinder verlierest. öffne die schale
des kürbis und nimm *jeden kern*
und lege jeden besonders in einen
mit butterschmalz gefüllten krug.
so that der könig. aber es waren
der kerne in der kürbisfrucht
sechsmal zehntausend. jeder erhielt
vom könig eine wärterin,
die in dem krug sorgfältig bewahrte
den kürbiskern in butterschmalz.
nach langer zeit kam endlich hervor
aus jedem krug ein starker held,
der söhne sechzigtausend zumal,
an stärke unvergleichliche,
sie waren grausam, stolzen gemüths,
und ihrer kraft und grossen zahl
vertrauend, alle wesen verachtend,
die menschen und die himmlischen.
die götter selber griffen sie an
und schlugen keck der riesen volk.

Wie treffend stellt sich der ungestalte, dicke, kugelrunde kürbis neben das ganz ähnliche kohlhaupt. bei verwandter gestalt ist nur der unterschied zwischen beiden sagen, dass dies wächst, jenes geboren wird, dies die ganze pflanze, jener nur einer pflanze frucht ist, in diesem nur ein kind liegt, während jener in seinen kernen sechzigtausend enthält.

---

[1]) bei Holtzmann I, 98.

Neben dieser geburt aus der pflanze steht die aus dem stein, dem felsen. sie kann, wie I, 171 gezeigt wurde, mit der bergbewohnenden Holda zusammenhängen [1]), doch können auch mythen in ihr nachklingen, die jenen der griechischen abkunft *ἀπὸ πέτρης* verwandt sind und für Deutschland bereits vindicirt sind (M. 537.). eine solche geburt aus dem stein konnte das mittelalter als eine teuflische wohl auffassen, daher die verbreitete sage, dass der antichrist in Rom von einem *marmorblock* werde geboren werden, zwölf ellen lang, zwölf ellen breit, mit *goldenen* haaren auf zwei wirbeln und grünen fussohlen. aus dem goldhaar ist ersichtlich, dass einst der antichrist nicht da stand, es deutet auf eine helden- oder götternatur hin. überraschend tritt uns aber diese steingeburt in einem märchen aus Hessen entgegen. wie Waidarh in der indischen sage den kürbis gebiert, aus dessen kernen sechzigtausend helden erwachsen, so gebiert da eine gräfin einen *grauen wackenstein*. dieser wird in den keller getragen, und mit einem schwert zerhauen, worauf das helle rothe blut fliesst. als man nach sieben tagen nach dem stein sieht, liegt an seiner stelle ein schönes mägdlein mit lachenden augen (Wolf hausmärchen p. 96.).

LUFT.

Jedes geschenk Gottes in der natur nahm das alterthum mit oft ergreifender dankbarkeit auf, es führte dasselbe auf ihn zurück, empfing es als eine gabe seiner hand und brachte ihm seinen kindlichen dank dar. die gottheit wurde nun besonders in der heiligen stille der nacht waltend gedacht: dann hielt Wuotan seinen tosenden umzug, dann wandelte Holla und Perchta umher und mancher dankte ihrer begegnung glück und segen. von diesen zügen behielt die ganze Luft gleichsam einen heiligen ton, sie war wie geweiht und darum auch zu heiligen brauchen der morgen die passendste zeit, d. h. so lange die dämmerung dauerte, so lange die sonne nicht mit ihrem licht auch das geräusch des tages gebracht hatte. die feierliche ruhe der nacht musste noch auf berg und thal ruhen, auf wald und wiese, jener erhabene frieden, der uns ein so unwiderstehliches sursum corda zuruft.

---

[1]) dafür spricht jetzt auch p. 283 von Meiers sagen: "in Hembach sagt man, dass die hebamme die kleinen kinder aus einer hohle des roemersteins hole; *dort sei eine weisse frau, die sie der hebamme hinreiche*.

Schlägt die luft volle wellen, dann war das dem alterthum die wirkung eines überirdischen wesens [1]). es war gefrässig; wenn der wind scharf durch die saatfelder streicht, heisst es, er fresse das korn, und ihm wird mehl aus dem fenster geschüttet [2]), als opfer wie es scheint. wenn hagel fällt, soll man darum auch ein brodkörbchen ins freie hinaus stellen, dann wird der hagel nicht alles verwüsten (Panzer 264).

Nach der edda kommt der wind von eines riesen flügeln, der in adlergestalt an dem ende des himmels sitzt. diese vorstellung scheint auch in den Niederlanden zu hause gewesen zu sein, wenigstens denkt man sich dort die zauberer *auf des windes schwanz reitend*. dazu stimmt, dass in der polnischen sage ein bursche sieben jahre lang *auf dem sturmwind reiten* muss, weil ein zauberer ihm zürnt (Woycicki 27.). wenn der indische Garuda fliegt, entsteht unter seinem flügelschlag sturmeswind (Holtzmann I, 126).

Die ausführlichste belehrung über die winde hat uns das märchen bewahrt. im belgischen märchen fliegt ein soldat im adlerhemd aus, um ein kästchen zu suchen und kommt zu einem schloss, an dessen thor geschrieben steht: hier wohnen *die vier winde*. ein altes mütterchen öffnet ihm, das hat nur ein auge und zwar auf der stirn. es warnt ihn vor den winden, ihren söhnen, weil sie *menschenfresser* seien, und begütigt diese auch, als sie ankommen, so dass ihm kein leides geschieht (DMS. 90). nachdem im hessischen märchen der wachtmeister die schöne königstochter verloren hat, kommt er in einen wald an ein einsiedlerhäuschen. darin findet er eine frau, die ihn ebenso vor ihren söhnen warnt und auf ähnliche weise vor ihnen schützt (Wolf p. 25). dagegen stehn KM. III, 184 die winde unter eines riesen botmässigkeit, während im russischen märchen genau übereinstimmend mit jenen beiden ersten sie vier söhne einer mutter sind.

Trefflich ist in den märchen ihre stürmische wilde natur geschildert. brausend fahren sie heran, stossen polternd die thür auf und schreien und toben in der kammer umher. aber die alte mutter hat sie in strenger zucht und sie müssen sich ihrem gebot fügen. wie wenn der sturm noch so heftig am tage tobte, er sich oft gegen abend legt, so kehren auch die winde am abend in der mutter haus ein, wo sie essen, schlafen und am folgenden morgen wieder ausfliegend frischen muthes an das neue tagewerk gehn. sie wissen viel, denn auf ihrem flug um die welt sehen sie vieles, was auf derselben vorgeht, und auf ihren starken flügeln werden die irrenden und suchenden sicher und bald an den ort ihres verlangens gebracht. ihr flug wird dem des greifen verglichen, was an jenen schwanz des windes mahnt, so wie an die flügel des *Hræsvelgr*, der durch seinen namen (leichenfresser) an die menschenfressenden winde erinnert. sie sind auch zauberkundig, denn im belgischen märchen beschwören sie die see und rufen die fische zusammen, ihrem schutzling hulfreich zu sein. es sind im ganzen tüchtige, gutmüthige aber derbe riesennaturen und in den märchen ist die ganze darstellung in so echt alterthümlichem geist gehalten, dass nichts uns hindert, in ihr einen reinen rest der anschauung unserer vorzeit zu sehn.

---

[1]) in Baden unterscheidet man *die* luft, die windstille luft, von *der* luft, dem scharfgehenden luftzuge, dem wind.

[2]) vgl. Dietrich russ. volksm. p. 119. Asbjörnsen und Moe, von Bresemann I, 17.

Merkwürdig ist die abweichung des hannöverischen märchens. da kommt der umirrende königssohn auf dem rücken eines fuchses zu einem riesen und fragt ihn nach dem lebenswasser. da ruft der riese sein *feuer* und fragt dies darnach und dann seine *winde*; aber keines kennt es, nur der nordwind, der noch zuletzt kommt, weiss, wo es zu holen ist. der riese ist also herr der winde, gleich dem nordischen *Kári*, und stellt sich ausserdem, da er auch des feuers herr ist (der zusammenhang spricht nicht gegen seine herrschaft über das wasser) ebenfalls zu *Niördr*, der über diese drei elemente herrscht (M. 198. 598). es wäre der mühe werth, das gebiet beider anschauungen festzustellen und besonders der letztern weiter nachzuspüren.

Des sturmes toben ist im allgemeinen Wuotans umzug, daher sagt man in der Mark: 'da küemt de Ülle van te jaren' [1]. der wirbelwind wird dagegen meist höhern weiblichen wesen zugeschrieben, eben seines lustigen wirbels wegen, worin er sich dreht; er heisst *windsbraut*, weil er gleichsam tanzend mit dem winde vorwärts geht und tanzen vor allem von der braut gilt, wie denn auch die Willys, die gestorbene bräute sind, tanzen. die abgeschlossen runde und hohe form, worin er sich bewegt, so wie die macht, womit er alles mit sich fortreisst, führte das alterthum von selbst zu der annahme, dass eine grosse, göttliche frau in ihm stecke (M. 236. 599). diese ging ganz naturgemäss im christenthum in eine hexe über; oder auch in einen umfahrenden geist. in den Niederlanden heisst die windsbraut die 'varende moeder' 'varende vrouwe' oder auch verderbt 'barende vrouwe', was zu der deutung führte, es sei eine frau die mit einer todsünde befleckt im wochenbett gestorben sei und vergebens an himmel und hölle anklopfend, nach einem bleibenden plätzchen suche. der erste jener namen 'varende moeder' scheint der richtigere und er weist auf eine mütterliche gottheit hin, die der Herodias, frau Hilde oder frau Holde verwandt ist. sie könnte in der Wanne Thekla (I, 154) vorliegen, deren namen ich noch nicht zu erklären wage. sie wird die königin der hexen und alven genannt, wie überhaupt der durch die luft fahrenden geister. wenn das wetter recht wüst und ungestüm ist, dann spielt sie ihre rolle. nachts steigt sie zur erde nieder, gefolgt von einem langen zug ihrer begleiterinnen und tanzt und springt auf dem Pottelberg, wo früher ein galgen stand. auf der Cortryk durchfliessenden Leye hält sie ein schönes schiff, auf dem sie nach beendigung des nachtfestes unter dem befehl von 'wind mit vieren' absegelt (NS. 617). diese umfahrt ist ganz die der Holda [1]), durch den wind mit vieren erinnert sie an die mutter der vier winde, die wir ja auch in Belgien fanden.

---

[1] Woeste volksüberl. der grafsch. Mark p. 81. vgl. beitr. 1, 11, windhui.

Eine andere belgische sage, die auch in's volkslied übergieng, hört im pfeifen des windes die jammernde stimme der schönen königstochter Alvina, welche wegen einer heirath von ihren eltern verwünscht wurde, ewig umherzufahren. sie sagt in dem lied:

ik voel dat ik moet gaen
vliegen in de winden
zoo lang de wereld staet
en nooit geen troost meer vinden.

Alvina ist aber nichts anderes, als alvinne, elbin und dadurch stellt sich diese sage zu der irischen, welche in staubwirbeln elben sieht, die ihre wohnsitze verändern um nach einem andern ort zu ziehen und die man durch ehrfurchtsvolles neigen grüsst. auch ist der wirbelwind den iren ein kunststück, dessen sich die elben bedienen etwas zu stehlen [2]).

In Deutschland, besonders im süden sieht man in dem wirbelwind theils wie in Belgien einen verfluchten geist [3]), theils eine *hexe*. zwei mädchen grasten bei Kleinsteinbach, da entstand plötzlich bei ihnen ein wirbelwind. 'wirf deinen *linken schuh* hinein', sagte die eine zur andern, worauf diese erwiederte: 'thue du es.' da zog jene ihren *linken schuh* aus und warf ihn in den wirbel und augenblicklich war letzterer weg und auf dem platz stand eine frau aus dem dorfe (Bader 229). so lebt auch in der verwandten wasserhose eine hexe. ein mann, auf den eine grosse wasserhose loskam und der wohl wusste, dass sie von hexen herrühren, warf beherzt sein *brodmesser* hinein, um die hexe zu verwunden. da im nu ward er wirbelnd durch die luft getragen, bis er endlich wohlbehalten auf einer kleinen insel am ende der welt den boden berührte. den tod voraussehend schrie er um hülfe und bat die hexe um verzeihung, worauf er wieder nach hause gebracht wurde[1] (Müllenhoff 225).

---

[1]) und stimmt so auch zur märkischen sage 164 bei Kuhn, vgl. M. 599.

[2]) Grimm irische elfenm. S. XXXVIII.

[3]) DMS. 203. Schöppner I, 399.

Alle diese nachrichten, deren ich noch manche andere hätte hinzufügen können, sehen ein weibliches wesen in dem wirbelwind. dem scheint zu widersprechen, dass er auch säuzagel, säuarsch genannt wird (Wolf zeitschr. I, 5), was sonst nur den teufel bezeichnet. Grimm will selbst, dass die höchsten götter Wuotan, Zio, Phol bei der windsbraut im spiel seien. wir werden aber, was den ersten betrifft, wohl unterscheiden müssen zwischen dem gerade aus stürmenden orkan, der Wuotan ist, und der sich drehenden windsbraut, deren tanzende bewegung nicht zu dem machtvoll hinbrausenden göttervater passt. das gilt auch von dem wilden stürmer Zio: das ahd. zio turbines bedeutet nur im allgemeinen das wetter der schlacht und M. 184 sagt das '*vielleicht* aber auch die naturerscheinung des wirbelwinds', dass der verf. damals diese deutung noch nicht für fest begründet hielt. die deutung auf Phol (209. 262) steht auf noch schwächern füssen, wie mir scheinen will und der grund der zusammenstellung der wirbelwinde mit göttern beruht einzig auf dem umstand, dass das volk den teufel in ihm waltend sieht. dieser vertritt aber in der sage nicht nur die götter, auch die göttinnen sind teuflische mächte und die sprache macht keinen unterschied mehr zwischen teufel und teufelin, der im niederländischen noch lebendig ist. der schwanz allein macht den teufel nicht männlich, auch die nordische Huldr und Gurorysse (M. 249. 897) haben schwänze.

WASSER

Je frischer das wasser aus der weihenden umgebung der götter kam, um so heiliger und heilkräftiger galt es. darum hatte das regenwasser, so wie das eben aus dem schooss des berges oder der erde entspringende besondere kraft, aber auch in seinem fernern lauf wurde das klare element für heilig gehalten.

---

[1] auch Christus wird durch einen wirbelwind geraubt. Polier myth. des Indous I, [illegible].

Ich habe vorhin des nächtlichen waltens der götter gedacht. war die frühe morgenstunde, die nach einem sprichwort, das wohl tiefer zurückgehn könnte und schwerlich nur bildlich zu nehmen ist, gold im munde hat, eine geweihte, dann mussten dies auch alle spenden sein, welche die nacht und sie gebracht hatten. dahin rechne ich den *thau*, der nach nordischer ansicht von der mähne der in der luft sich tummelnden walkyrenrosse und des rosses Hrimfaxi (thaumähne) trieft. in ihm sieht die überlieferung noch heute ein heilmittel. in vielen märchen wird erzählt, wie ein geblendeter unter dem galgen oder unter einem baume liegt und nachts über sich drei weise vögel hört, die sich von den schicksalen der menschen und der abhülfe gegen leiden unterhalten. einer sagt: 'in dieser nacht fällt ein *thau*, *wenn ein blinder damit seine augen wäscht, so wird er sehend.*' der geblendete benutzt das und erhält sein angesicht wieder. es heisst in *dieser* nacht, der heilende thau fällt also nicht in jeder nacht, er fällt nur in solchen, in denen die götter walten und umziehen. darum heisst es in Baiern: 'wer an *Walburga vor* sonnenaufgang das gesicht mit thau wäscht, kann die rossmucken damit vertreiben (Panzer 259.); im thau der in der *Johannisnacht* fällt, badet man sich und in Schwaben vergehen die sommerflecken, wenn man sie im monat mai mit thau von roggen wäscht (Meier sagen 509), was jedenfalls auch vor sonnenaufgang geschehen muss. diese besondere wirkung des Walburga- und maithaus hängt offenbar mit den alten tänzen göttlicher frauen in der Walburgisnacht zusammen, sie sind die thauspendenden, also walküren!

Gleich dem thau fliesst der *regen* von den himmlischen höhen nieder, wo der donnerer über ihn waltet. auch er ist also ein geschenk der gottheit und darum heilkräftig und bedeutsam. die kinder, welche *regenwasser* trinken, bekommen eine gute stimme zum singen (Meier sagen 510 cf. M. abgl. 624.), und wenn kinder in den mairegen laufen, so wachsen sie rasch (Cöln.). heilsam ist das bei einem regen von den blättern des heiligen baums in Elsene bei Brüssel tropfende wasser. regnet es einer *braut* auf den *kranz*, so ist das ein glückliches *zeichen* (Meier l. c. 488.). regnet's in den brautkranz, so werden die neuen eheleute reich und fruchtbar (M. abgl. 1066), denn der gott, dessen hammer die braut weihte, sendet ihr dadurch gleichsam gedeihen bringenden thau und wenn andere gegenden das umkehren und sagen: dem unglücklichen regnet es am hochzeitstag [1]), so ist das jüngere, christliche deutung, die gerade weil der in den bösen verwandelte gott seinen segen zu der ehe gibt, ihr unglück prophezeit. wenn es in ein frisches grab regnet, so ist der begrabene selig, das ist fast durch ganz Deutschland verbreiteter glaube, der obwohl heidnisch sich doch leichter erhalten konnte, weil das volk den regen später als eine trauer des himmels deutete. viele sagen melden, wie Gott mit den unschuldig hingerichteten weinte, d. h. wie bei der hinrichtung plötzlich aus heiterer luft ein regen fiel. das ist echte und reine und schöne christliche umbildung eines ältern heidnischen glaubens. den heiden nämlich war die hinrichtung ein opfer, geopfert wurden nämlich sklaven, kriegsgefangene und verbrecher. wenn darum während der opferhandlung regen fiel, so konnte man dies nur im günstigsten sinne deuten und als zeichen, dass die höchsten götter das opfer wohlgefällig aufgenommen hatten.

Regen an gewissen tagen gilt als übles zeichen für die ernten der bäume, besonders der nüsse. sie verderben, wenn es auf Johanni regnet und ich deute das so, dass das dann lodernde feuer durch dies zeichen von der gottheit zurückgewiesen wird. hätten die Deutschen brandopfer gehabt, so würde auch der regen bei der opferhandlung als übles zeichen angesehn worden sein, was für blosse schlachtopfer nicht gelten konnte, wobei vielmehr die gottheit das 'von heiligen himmelsbergen rieselnde wasser', wie die edda sich ausdrückt, mit dem opferblute mischt. ebenso unwillkommen ist am Rhein der regen am 10. juni und derbheidnisch sagt dabei der ärgerliche bauer: 'Margareth pisst in die nüsse.'

Verbindung von *regen und sonnenschein* liebt das volk nicht, es sieht dann böse mächte waltend, dann ist es kirmes in der hölle, es fällt gift vom himmel, die alte hexe backt pfannkuchen, der teufel bleicht seine grossmutter [2]).

Jenes weinen Gottes hat noch einen andern tiefern zug in unserm alterthum zur seite: auch das *wasser der thränen* ist heilig, welche der mensch weint. das klingt sehr schön nach im KM. n. 12. blind irrt der königssohn im walde umher und jammert um seine frau. so gerieth er endlich in eine wüste wo sie mit den zwillingen lebt, die sie ihm geboren hat. er vernimmt eine stimme, sie daucht ihm so bekannt und als er darauf zugeht, erkennt ihn Rapunzel, fällt ihm um den hals und *weint*. *zwei von ihren thränen aber benetzen seine augen, da werden sie wieder klar* und er kann damit sehen, wie sonst. wenn ein kranker *weint*, dann stirbt er nicht an seiner krankheit (M. abgl. 312. Panzer 257). und wer seine thränen auf ein todtes fallen lässt bekommt die auszehrung (das. 261). es liegt also etwas seelenhaftes in der thräne des menschen, wie in den ersten tropfen blutes, die der gemordete vergiesst.

---

[1]) nach lithauischem glauben bedeutet regen am hochzeitstag der braut häufiges weinen. M. abgl. 18. vgl. 1051.

[2]) die letztern von Müllenhoff 581, der auf Nordalbingische studien 1, 220 verweist. in Frankreich heisst es: le diable bat sa femme.

Vorzüglich galt das wasser der *quellen* für heilig und meist solcher quellen, die an bergen oder in hohlen entspringen. das kommt daher, weil in bergen manche gottheiten wohnend gedacht wurden, das wasser also gleichsam frisch aus ihrer hand kam, wie das wasser heiliger brunnen aus der sie bewohnenden göttin (I, 162 flg.). es war aber nur dann heilig, wenn noch kein sonnenstrahl es beschienen hatte, so lange noch die weihe der nacht auf ihm lag, und besonders wenn diese nacht einem heiligen tage vorherging.

Da aber nicht überall sich quellen und weniger noch bergquellen finden, so ging diese kraft des wassers auch auf den bach und fluss über, wenn dies nur unter gleichen bedingungen gebraucht[1], geschöpft wurde. so badet sich die osterjungfrau bei Osterode jeden ostermorgen vor sonnenaufgang in der Seese und davon bleibt jung und schön (Harrys II, 39). In der Matthiasnacht versammelt sich im Hannoverischen die jugend und die mädchen flechten einen kranz von sinngrün, einen andern von stroh und tragen als drittes eine hand voll asche dazu. dann gehen sie um mitternacht schweigend an fliessendes wasser (quelle) und füllen daraus ein gefäss, worauf die drei gegenstände schwimmen müssen. dann tanzt ein mädchen nach dem andern mit verbundenen augen schweigend dreimal um das wasser und greift sich daraus das vorbedeutungszeichen, den brautkranz im sinngrün, oder unglück im stroh oder tod in der asche. Sie haben einen festen glauben an diese zeichen. die glücklichen setzen das spiel fort und werfen gerstenkörner auf das wasser, wobei sie personen denken und beachten, wie diese zusammenschwimmen. andere werfen runen in drei blättern mit den namen der mutter, des vaters und des kindes bezeichnet auf das wasser und sehen, was zuerst untergehe[1].

---

[1] 'A cave in the neighbourhood of Dunskey ought also to be mentioned, on account of the great veneration in which it is held by the people. At the change of the moon (which is still considered with superstitious reverence) it is usual to bring, even from a great distance, infirm persons and particularly rickety children, whom they suppose bewitched, *to bathe in a stream*, which pours from the hill, and then dry them in the *cave*.' Druidic mythology. Edinb. 1794. I, p. 47. Brand Ellis III, 73. am Charfreitag in einem fliessenden wasser gebadet, vertreibt die krätze. Panzer 258.

Das wasser steht allen andern elementen darin voran, dass es *die bösen mächte scheucht*, es entzaubert und schützt vor zauber. wie es scheint, war die tägliche waschung am morgen und vor dem ausgang, oder wenigstens vor dem beginn irgend einer unternehmung dem alterthum gerade so, wie die der heil. taufe ähnliche abwaschung des neugebornen, strenge pflicht: man glaubte sich dadurch vor dem einfluss böser mächte zu sichern. wenn der troll in Ödmanns Bahuslän 224 sagt, der jäger werde es wohl bleiben lassen, auf den ringbock zu schiessen, weil er sich nicht gewaschen habe, so ist damit nicht gemeint, er habe sich in der kirche nicht mit weihwasser besprengt (M. 427.); das weihwasser hatte der jäger auch zu hause und ersatz dafür konnte das wasser aus dem hängebecken wahrlich nicht bieten. es geht vielmehr auf die ganz einfache waschung mit wasser, die er versäumt hatte[2], statt deren nun die andere waschung eintrat. noch heute wird am Rhein das ungewaschene kind vor den hexen gewarnt, und in Tirol heisst es: wenn die leute ungewaschen herumwandern, bekommt der böse gewalt über sie (Zingerle I, 41, cf. M. abgl. 541.). wenn man morgens ungewaschen in den stall geht bekommt das vieh läuse (Panzer 260) und wenn man sein geld mit wasser abwäscht und salz und brod dazu legt, dann können die bösen leute nichts daran haben (das. 261.). so thut man auch wenigstens einen tropfen wasser unter die milch, dann kann sie nicht bezaubert werden. als dem Hackenschmied ein kopfloses pferd auf den rücken sprang, hielt er sich an einem tränktrog fest und besprengte es mit einer hand voll wasser, da sprang es ab und war verschwunden[3] (Herrlein 162). Fausts pferde wurden, als sie das wasser des flusses berührten, zu strohwischen[4], was sie vorhin gewesen waren. ins wasser reicht unsere macht nicht, rufen die geister vom Löningsberg dem webergesellen zu, auf dem baumstamm aber hätten wir dich gepackt und dir den hals herumgedreht (Harrys I, 52). als das pferd mit dem knaben *überm see* ist, sagt es: jetzt bist du gerettet (Sommer 136). wenn diebe mit dem gestohlenen gut ein wasser überschritten haben, dann hat der zauber keine gewalt mehr über sie [1]) (Müllenhoff 200. 205), denn das wasser kann nicht besprochen werden (Kuhn und Schwarz 451).

---

[1] Spiel und Spangenberg neues vaterländisches archiv für Hannover und Braunschweig 1828. I, 3.

[2] Þorolfr befiehlt, dass keiner *ungewaschen* nach Helgafell (dem heiligen berg) schaue. Eyrbyggiasaga c. IV. ed. Thorkel. p. 10. wäscht das mädchen ungewaschen die kuh, so rahmt die milch nicht. M. abgl. 751.

[3] als die pest über das wasser getragen ist, wird sie kraftlos. Wayrichi 24.

[4] im walachischen märchen wird das pferd, sobald es wasser säuft, zum gräuling. Schott 196.

So erklärt sich auch der gebrauch, *spukgeister in irgend ein wasser bannen zu lassen*, wodurch sie ihre kraft verlieren und unschädlich werden. solch ein mythisches wasser ist die rothe see, aber auch bestimmte seen werden genannt, so der Petersee bei Lich in Oberhessen. man kann die rückkehr der geister aber auch von vorn herein verhindern, wenn man, sobald die leiche weggetragen ist, einen topf oder zuber voll wasser vor die hausthür schüttet (Panzer 257 und andere).

Bedeutsam ist ein süddeutscher aberglaube: in der umgegend von Tübingen, Reubach und sonst ist es allgemeine sitte, dass *eine magd*, so wie sie zu *einer neuen* herrschaft kommt, zu allererst *einen eimer voll wasser* holt. verschüttet sie unterwegs davon, so ist das ein zeichen, dass sie nicht lang in diesem dienst bleiben wird (Meier 497.) ebenso in Baiern: wenn eine neu angestandene magd in's kamin hinaufschaut (M. abgl. 95. 501.) oder einen kübel voll wasser holt, dann wirds ihr nach dem vorigen dienste nicht ahnd thun (Panzer 259.). das mädchen muss sich dadurch feuer und wasser, deren verwalterin sie in dem hause wird, gleichsam geneigt machen [2]), beides sofort unter ihren schutz nehmen. jenes *hinaufschauen* in den kamin, das auch sonst noch vorkommt, sieht fast aus wie ein gebet, das verschütten des wassers bezeugt dessen unwillen, es will nichts mit dem mädchen zu schaffen haben. heidnische grundlagen sind nicht zu verkennen.

Das wasser liebt es *rein zu sein*, darum stösst es die leichen (M. abgl. 475.) und allen andern unrath spätestens am neunten tage aus. eine hexe kann nicht untersinken bei der wasserprobe, denn das reine element duldet befleckung nicht. eine wöchnerin ist unrein; wenn sie darum wasser aus dem brunnen holt, vertrocknet der brunnen (M. abgl 308. 845. Panzer 289.). ist diese unreinheit auch mehr jüdisch-christlich und für unser alterthum noch nicht nachgewiesen, dann ruht doch das vertrocknen des brunnens auf altem deutschem grunde. heilige seen dulden nicht, dass etwas unreines oder auch nur ein stein in sie geworfen werde, sofort folgt, wenn dies geschieht, gewitter, sturm und regen. so zieht auch die entweihung heiliger quellen den verlust ihrer heilkraft nach sich. als ein frevler in jener zu Marenstäd, die alle kranke heilte, sein krank gewordenes pferd tränkte, verlor das wasser seine kraft und wurde nicht besser wie alles andere.

---

[1] wenn ma. dichter es lieben, die frauen am brunnen und der linde, jedenfalls aber am wasser sitzend darzustellen, so stellen sie dieselben dadurch in dessen schutz und hut. noch sicherer weiss der schiffer in Lassbergs Ls. II, 109 seine reine frau auf einer aue, um die ein brunnen lauft.

[2] so wirft in Ehstland die neue hausfrau in den brunnen des hauses ein geschenk (M. [illegible]).

Nächst den thränen ist der *schweiss* seelenhaft. Ymir geräth in schweiss und es erfolgt die zeugung unter seiner achsel und eines fusses mit dem andern. wer einen hund an sich gewöhnen will, trage ein stück brod einige tage unter der achsel, so dass es von schweiss genetzt wird und gebe es dem hunde; er wird ihm treu sein.

Mehr noch gilt dies von dem *speichel*, dessen die edda gleichfalls schon gedenkt. die Aesir und Vanir spieen in ein gefäss und die götter schufen aus dem speichel einen mann, Kvâsir. wenn im märchen die fliehenden nicht wollen, dass ihre flucht sofort bemerkt werde, speien sie dreimal an verschiedene stellen und der speichel gibt statt ihrer antwort. man schützt sich vor hexen, indem man ausspeit. so auch der bauer in Polen, der sobald er verdächtige töne im walde hört, nach allen vier weltgegenden hin speit, um sich den teufel fern zu halten (Woycicki 96.).

Auch der gefrorne regen, der *schnee*, hat seine bedeutung. Holda die schneespendende wurde im volk schmählich verketzert: de allen wiwer schütt 't bedde ut (Woeste 87.). in Schwaben scheint ihr andenken ganz erloschen, da vergleicht man den schnee, je nachdem er in dicken oder feinen flocken fällt, mit mehl, das durch den groben oder feinen beutel komme. auch sagt man: es fliegt bettelleut, es kommen bettelbuben, weil mit dem schnee die arbeit aufhört, das betteln anfängt. oder 'es kommen schmiedknechte herunter', was mir eher auf den hagel zu passen scheint, vom schnee verstehe ich es nicht, oder 'es schlagen sich bäcker und müller', weil dann das mehl staubt. etwas klarer blicken alte bezüge im Schwarzwald durch; man sagt: 'es schneit bettzüge, die waldweiber leeren das betten.' Meier sieht (262) in den waldweibern die Schwarzwälderinnen, aber der name kann auch von der im wald umjagenden Holda stammen, wie die arbeit.

Wie das wasser *ehre verlangt*, ist unter andern dadurch ausgedrückt, dass man sich nicht auf eine wasserkanne setzen d. h. dem wasser keinen unedlern körpertheil zukehren darf (abgl. 440.). zwar heisst es, wer das thue, dem werde die schwiegermutter gram, aber es muss anderes zu grunde liegen. bei den Esthen setzt keine schwangere sich auf das wassergefäss, weil sie sonst gefahr liefe, viel töchter zu gebären, oder ihre frucht im wasser umkäme (abgl. 22.).

Als belebtes wesen ist das wasser auch *weissagend*. in Belgien legt man das hemdchen des kranken kindes oder die mit schweiss befeuchtete haube auf das wasser heiliger quellen; sinkt es unter, dann stirbt das kind, schwimmt es oben, dann bleibt es am leben, wenn man ihm das kleidungsstück rasch wieder anzieht. erkrankt einer plötzlich ohne grund, so muss ihm wasser geschöpft werden. eine alte erfahrne frau, ohne jemand zu grüssen, schöpft *brunnenwasser*, wirft drei *kohlen* hinein: sinken sie, so ist der kranke beschrieen. darauf naht sie und besprengt ihn dreimal mit dem wasser, die worte murmelnd: *bist du ein weib, fall's auf deinen leib, bist du eine maid, fall's auf dein haid, bist du ein knecht, geschieht dir eben recht* (M. abgl. 515.). am Matthiastag legt man leuchterpfennige auf das wasser eines stillstehenden eimers; jeder wählt sich einen, der dessen pfennig sinkt zuerst der zuerst stirbt (das. 774.). bekannt ist auch der gebrauch mit den aepfelpfennigen am Andreasabend, aus deren zusammenschwimmen man auf baldige oder noch weit entfernte hochzeit schliesst. derselbe brauch kommt auch in der weihnacht vor (das. 960), wo gleichfalls das wassermessen stattfindet, woraus man sich zu- oder abnahme oder stillstand des glückes prophezeit (das. 953.). dies und manches ähnliche beruht auf der annahme, dass das wasser göttliche kraft habe, dass es vorschauend sei und in rechter art befragt aufschluss gebe; ohne diese kraft hätte der brauch keinen sinn und grund.

Das wasser ist auch *heilkräftig*, besonders zu gewissen zeiten als zu ostern und Johanni; daher: wer sich am ersten ostertag in kaltem wasser badet, bleibt das ganze jahr gesund (das. 1014.). anderswo werden um diese zeit oder um Johanni, welcher tag als abwaschungstag durch Petrarca bekannt ist, auch die thiere ins wasser geführt. jene allgemeine ablution der cölner frauen ist echt deutschen characters. so badet man auch am Matthiastag vor sonnenaufgang, um gegen grind und andere gebrechen geschützt zu sein (das. 776.), und bei Meier 427 heisst es: ein einziges bad in der Johannisnacht wirkt so viel als neun bäder, die man zu einer andern zeit nimmt. deshalb badeten die leute früher immer während dieser nacht in dem mineralbad zu Imnau.

FEUER.

In bezug auf das element des feuers beginnen wir unsere erörterung mit einem finnischen mythus. die böse Pohjolawerten hat sonne und mond gefangen genommen und in einem finsteren berge eingeschlossen. Ukko, der gott des gewitters findet misbehagen an der dunkelheit und schlägt feuer zu einem neuen monde und einer neuen sonne an. das feuer fällt auf die erde herab und der alte held Wainämoinen zieht mit dem schmieder Ilmarinen, einem alten feuergott, aus, um es zu suchen. die tochter der luft berichtet ihnen, dass das feuer in den Aluesee gestürzt und dasselbe von einem fische verschlungen sei. Wainamoinen und Ilmarinen ziehen aus, um den fisch mit einem netz aus bastschnur zu fangen, was ihnen jedoch misglückt. es wird ein leinenes netz angefertigt und dann mit diesem ausgezogen. endlich wird man des fisches habhaft. im bauche des fisches findet sich ein *blauer knauel*.

Wainamoinen
wickelt ab den blauen knauel,
aus des *blauen knauels* innern
fällt herab ein *rother knauel*.
In des rothen knauels mitte
findet er den feuerfunken,
der vom himmel war gekommen,
durch die wolken war gesunken
von der höhe von acht himmeln,
aus dem neunten raum der lüfte.
Wainamoinen überlegte,
womit man ihn führen sollte
nach den feuerlosen stuben
nach den finstern wohnungsstätten.
rasch entschlüpfte da das feuer
aus der hand des sonnensohnes,
sengt den bart des alten Waino,
schlimmer brennt es noch dem schmieder
beide wangen sehr zu schanden
und versengt ihm auch die hände.
Eilet darauf weiter schreitend
zu der flut des sees Alue,
springet auf zu dem wachholder,
senget so die ganze heide,
hebt sich sogar zu den fichten,
sengt die allerschönsten föhren,
schreitet immer weiter vorwärts,
sengt das land des halben nordens,

sengt des Sawolandes gränzen,
beide hälften von Karjala.
Wainämoinen alt und wahrhaft
macht sich selber auf zu gehen,
hebet fort sich durch die waldung,
folgt des wilden feuers spuren,
findet auch das feuer endlich
an der wurzel zweier stämme,
in der erlenhölung innerm
an des faulen baumes biegung.
Sprach der alte Wainämoinen
selber darauf diese worte:
feuer du, von Gott geschaffen,
flamme du des höchsten schöpfers!
gingst umsonst nun in die tiefe,
ohne grund in weite ferne,
thuest besser, wenn du heimkehrest
zu den öfen, die von steinen,
dich in deinen funken bergest,
in den kohlen dich versteckest
dass am tage man dich brauche,
in dem birkenholz benutze
in der nacht man dich verberge
in des goldnen kreises hölung.

Kalevala übers. v. Schiefner s. 281 flg. Rune 48.

Auch die indische sage kennt diesen flug des feuers. als Werhaspati nach dem aufenthalt des Satakratu forschte, da zündete er das feuer an

und feierte den opferbrauch
und sprach zur flamme: 'suche geschwind
den Indra auf.' sogleich verschwand
der opferesser, der selige Gott
des feuers, fuhr durch berg und thal
und wald und feld, durch erde und luft
und kam im augenblick zurück,

aber er hatte den könig der götter nicht gefunden, denn er war nicht ins wasser gedrungen. da sprach Werhaspati das folgende gebet zu Agni:

o Agni, aller götter mund,
du bist es, der das opfer isst
im innern aller wesen verborgen
bist überall als zeuge du.
von dir verlassen würde die welt,
o opferesser, sogleich vergehn
dich ehrend erhalten den ewigen lohn

die Brahmenen mit weib und kind.
du feuer bist der träger des opfers
und bist das höchste opfer selbst
und bist der Gott, dem dargebracht
der opfergaben beste wird.

und er ging auch in das wasser. ähnliche ansichten von der macht des feuers mögen auch in Deutschland zu hause gewesen sein, sie liegen wenigstens nahe und ein feuercultus scheint durch M. 94 für die Angelsachsen verbürgt, für deutsche stämme durch Cäsars Vulcanus wenigstens wahrscheinlich. dieser aber konnte nur und allein auf dem heerd des hauses gepflegt werden, denn von einem öffentlich unterhaltenen ewigen feuer, wie es in Irland vorkommt, findet sich keine spur bei uns. als wie kostbar das heerdfeuer galt, dafür zeugt noch die warnung, *kein feuer aus dem hause zu geben*, denn mit ihm wird gleichsam das glück aus dem hause getragen. noch heute wird, wenn die braut bei der heimführung in die neue wohnung eintritt, sofort *feuer* angemacht (RA. 193) und in manchen gegenden ist ihr wie der neuen magd erster gang zum *heerd*. diese verehrung nun musste wie in Indien auf betrachtung der vielfachen wohlthaten des feuers fussen. dachte man sich dasselbe als einen Gott, als in die häuser ein- und ausfahrend, dann musste man folgerichtig weiter schliessen, dass es seine treuen verehrer auch lohne und der lohn musste wieder besonders bei dem sichtbar werden, wobei das feuer wirksam war, also bei den speisen, die es wahrscheinlich in den töpfen mehrte. daher die beziehungen des drachen zur speisekammer, zu milch und butter u. a. besonders hervorgehoben wird bei Kuhn und Schwarz 421, dass er als *blauer streifen* korn bringe, und das muss alt sein, denn als feuriger rother würde er es verzehren. wie alle götter und göttlichen wesen, war das feuer jedenfalls auch des goldes mächtig, wie denn feuer und gold oft verglichen werden, schon ihrer gleichen farbe wegen; so muss er denn als rother streifen gold bringen[1], was später in geld und geldeswerth überging, so dass zuletzt gar kein unterschied mehr mit der farbe gemacht wurde.

Diese annahmen gewinnen mehr bestand, wenn wir die reste vergleichen, die noch unter uns von der alten anschauung über das feuer übrig sind.

Besonders lebendig tritt das feuer in den beschwörungen und segen auf. es wird angeredet: behalt dein funk und flammen: 'Gott grüsse dich, liebes feuer, mit deiner flamme ungeheuer — feuerglut, du sollst stille stehn.' *es springt auf den los*, der dreimal ein brennendes haus umreitet (M. anh. CXLIV). brand, du sollst nicht brennen, brand du sollst nicht sengen u. s. w. (Müllenhoff 517.). ebenso erscheint es in einer sage bei Harrys II. 16. ein verschmähter liebhaber setzt um sich zu rächen einem mädchen eine feueruhr unter das bett. gegen zwölf uhr nachts schlägt *die uhr feuer*, das mädchen hat kaum zeit, aus dem fenster zu springen und schreit in ihrer verzweiflung: *ach du verfluchtes feuer!* alsbald *fliegt das feuer auf sie zu und der fliehenden nach* [1]) und alle strassen, durch welche sie eilt, gerathen in brand, so dass niemand dem feuer einhalt zu thun weiss. ein jude rettet endlich einen theil der stadt dadurch, dass er an die apotheke die worte schreibt: 'bis hierher sollst du kommen und nicht weiter.' da stand es und der rest der stadt war gerettet [2]). auch in andern sagen kommen juden als feuerbanner vor, mehr aber noch die zigeuner, die besondere macht über das feuer haben: sie zünden es in vollen scheunen an, ohne dass es schaden thut, sie lohnen dem, der sie gastlich aufnimmt, damit, dass sie sein haus vor feuer sichern. in diesen sagen klingen alte mythen von götterwanderungen nach, wie seines orts gezeigt wird.

---

[1] nach Litthauischem glauben bringt der rothe alb geld, der blaue getreide. M. anh. p. CXXV.

Gleich dem wasser *schützt das feuer gegen böse mächte*, excusum silicibus ignem, opportunum contra daemones tutamentum, in aditu jussit accendi (Saxo gr. l. VIII. p. 254.). es ist heiligend, darum verbrennt man in der gegend von Schwelm das stroh, auf welchem eine leiche gelegen hat (ewestro), auf dem *nothwege*, dann kann der todte nicht wiederkehren. drei kohlen bei sich getragen, schützt gegen zauber (M. abgl. 713.). wo drei lichter brennen kann keine drut bei (Panzer 262.). darum sorgen die Esthen auch, dass bei dem neugebornen bis zur taufe feuer unterhalten wird (abgl. E 44), eine sitte, die auch uns nicht fremd ist (Kuhn mark. sag. 383.); nachdem Thórólfr gelandet war und die landesgrenzen gefunden hatte, weihte und reinigte er sein neues besitzthum durch

---

[1]) wenn die weiber auf hohe feste nach dem gottesdienst arbeiten, *ziehen ihnen die wolken nach* und sie werden vom blitz erschlagen (M. abgl. 517.).

[2]) so erzählt auch Seb. Brant in seinem leben der heiligen II, 11 schön und lebendig: Einsmals ward ein statt sere inbrinnen, da lieff er (S. Remigius) gegen das feuer vnd bat Got, das er im sein gnade erzeigt, *da hüb sich das feuer vmher vnd lieff zu der statt vss, als ob es nüt gethan het.* dahin gehört auch, dass dem brandstifter, wenn er bei dem feuer steht, die schuhe brennen (M. abgl. 837.).

feuer [1]. ähnliches klingt noch im folgenden brauch durch: 'in this island of Lewis there was an ancient custom to make *a fiery circle* about the houses, corn, cattle etc. belonging to each particular family. A man carried fire in his right hand and went round and it was called *Dessil*, from the right hand, which in the ancient language is called Dess. There is another way of the Dessil, or carrying fire round about women before they are churched, and about children until they be christened, both of which are performed in the morning and the night. They told me this fire round was an effectual means to preserve both the mother and the infant from the power of evil spirits, who are ready at such times to do mischief and sometimes carry away the infants [2]. will man einen spukenden vertreiben, so muss man mit stahl und stein funken schlagen, das erträgt er nicht (Kuhn märk. sag. 385.). auf verwandtem glauben fusst ebenso die feuerprobe: wie das wasser die hexe ausstösst, so verfällt die unreine der macht des feuers, die reine wird von ihm geschützt, es kann ihr nichts anhaben. eine reine jungfrau kann das licht, wenn es ausgelöscht nur noch als glimmende kohle fortlebt, wieder anblasen, die unreine nicht (Panzer 258.). wer bei mondschein spinnt und kein licht brennt, über den hat der böse macht (Meier).

Aus der art wie das feuer brennt, wird *geweissagt*. wenn ein licht von selbst auslöscht, gibt es eine leiche (Panzer 258. M. abgl. 325.). erlischt das licht auf dem altar, so bedeutet's des priesters tod (das. 150.). wenn das feuer im ofen platzt, gibt es zank im hause. springen die brände am feuer hintenüber und schnappen, so nahen fremde gäste dem haus (das. 222. 869. vgl. 612. 435.). brennt das licht *rosen*, so kommt des andern tags geld oder sonst ein glück (252.). bei den Esthen werden vor braut und bräutigam zwei lichter gestellt; wessen licht von selbst zuerst erlischt, der stirbt zuerst (das. I. 17.). bei uns stört man das in der brautkammer brennende licht nicht, sondern lässt es ganz ausbrennen (abgl. 445.).

Diese heiligende kraft des feuers macht es gleich dem wasser *heilkräftig*: so wird krätzigen gerathen, sich mit wasser zu waschen, worin der schmied *glühendes eisen* gelöscht hat (Meier 509.). mit dem docht aus der *lampe*, die in einem sterbenden zimmer *brannte*, bestreiche man kröpfe, so heilen sie (M. abgl. 573.). wer die rose bekommt, soll sich von einem gleiches taufnamens *mit stahl und stein feuerfunken* darauf schlagen lassen, so vergeht sie (das. 383.). wenn in der gegend des Harzes im frühling das junge federvieh kränkelt, wird die hülfe des feuers versucht. trocknes holz wird zu kohlen gebrannt, mancherlei (was?) darauf geworfen, dann das junge vieh in einem drahtsieb darüber hin und her geschwenkt. ausgeschlüpfte gänsekücklein muss man in einem siebe räuchern (Kuhn märk. sag. 381.)[1]. auf diesem glauben beruht auch der gebrauch der nothfeuer, von denen bereits früher (I. 116), die rede war, dessen diese harzische sitte eine eigenthümliche art ist. denn gewöhnlich wird es nur bei viehseuchen entzündet, das vieh hindurchgetrieben oder herumgeführt und das stück der heerde, welches zuerst durch die flamme ging, geopfert[2] (I. 220.). ich habe das nothfeuer dem Fro zugelegt als ein ihm heiliges feuer, doch kann der gebrauch ursprünglich auf dem glauben der heilkraft der flamme gefusst haben, die noch klar vorliegt; die beziehung auf Fro wäre dann jünger und dadurch gerechtfertigt, dass er einestheils schützer der heerden und anderntheils gott des sonnenfeuers war. das feuer wurde aber darum als heilkräftig angesehn, weil es gleich dem eben aus dem schosse der erde oder des berges entspringenden wasser, frisch war, wild und jugendkräftig. schon Schannat erklärte nach dem vorgang von Stuccius und Spelmannus 'nied feur id est ignis ex duorum aridorum lignorum attritu elicitus'[3], also durch gewaltsame reibung gelocktes, genöthigtes feuer, wozu Grimms ableitung aus der wurzel hniotan stimmt (M. 502.). hatte das feuer zu lange gebrannt, so galt es als alt, verdorben und daher schädlich; gleich dem qualmend verglimmenden scheit hatte es die kraft nicht mehr in heller lohe emporzuschlagen und brannte nur in blauer, bleicher flamme fort. bläuliches, abgestandenes wasser galt als todbringend, als pestwasser, so konnte dies gleichfalls das feuer. grablichter an der wand, d. h. phosphorische streifen, welche durch den schleim gewisser insecten sich bilden, also bläuliches feuer bedeuten, dass bald jemand im hause sterben werde, dass also sein lebensfeuer gleich diesem matt, bläulich, abgestorben sei (Wuttke 333.); so ist es zu erklären, dass die pest in gestalt einer blauen flamme erscheint. Herrlein bringt darüber eine merkwürdige notiz p. 217: 'bei der pest löschte man zu Eschau und Sommerau alles feuer aufs sorgfältigste aus, machte mitten auf dem *steg*, der über den beide dörfer trennenden bach führt, durch aneinander geriebene holzstücke ein sogenanntes nothfeuer, von dem als einem urfeuer die hausbewohner sich *feuer* für den heerd mitnahmen. es scheint dies verfahren in einem schon älteren allgemeineren glauben seinen grund gehabt, wenigstens irgendwie im zusammenhang damit gestanden zu haben, indem bei der im jahr 1563 in London grassirenden pest täglich ein *dreimaliges anzünden von feuer* in den gassen der stadt geboten war' [1]). also diente das notfeuer ursprünglich nicht nur bei krankheiten des viehes, sondern auch der menschen und statt sich im gebet an Gott zu wenden um abwehr der plage der pest, nahm man seine zuflucht zu dem alten brauch und glaubte mit der erneuerung des feuers sei alles abgethan. darum erhob sich die kirche im concilium von 742 so streng gegen den gebrauch und befahl den bischöfen und grafen 'ut illos sacrilegos ignes, quos niedfyr vocant diligenter prohibeant' [2]). so starb dieser brauch bei der *pest* aus, während er bei viehsterben sich erhielt und nach und nach von allen dabei sonst üblichen heidnischen observationen entblösst, oder mit christlicher umdeutung derselben auch eher bekehrt werden konnte: 'nam duris mentibus simul omnia abscidere impossibile esse non dubium est', sagt der heil. Gregorius magnus.

---

[1] eptir þat fór Þórólfr eldi um landnám sitt utan frá Stafá ok inn til þeirrar ár, er hann kallaði Þórsá. *Eyrbyggjasaga* IV.

[2] Martin history of the Western islands p. 116.

---

[1] Büsching wöchentliche nachrichten III, 321.

[2] Vgl. M. abgl. 576, wo berichtet wird, dass man in England eine junge kuh, oder ein kalb tödtete.

[3] Concil. Germaniae I, 49. not. f.

Jetzt werden sich mehre einzelheiten, die bei dem entzünden des feuers vorkommen, leichter erklären lassen. es wird entweder durch das rasche umdrehen eines alten wagenrades hervorgebracht, oder durch das schnelle reiben einer *holzwalze* und das letztere ist das üblichere. ich versuchte (I, 116) das erstere durch die sonne zu erklären, deren symbol das rad war: eine fast näher liegende deutung lässt die walze zu. man treibt einen eichenpfahl in die erde, bohrt ein loch hinein, steckt eine hölzerne winde durch und dreht sie, bis sie feuer gibt. anderswo nimmt man zwei durchlöcherte pfähle; die kinder in der Schweiz bedienen sich eines spitzen holzes, das von einer schnur umschlungen so lange in einem holzgrübchen gedreht wird, bis es feuer fängt. dies letztere heisst 'de tüfel hola' (d. i. den teufel entmannen, ihm seine kraft rauben (M. 570 ff.). Indiculus gibt als das holz, welches zur erzeugung des feuers genommen wird 'palum sepis' an. sepes ist hecke, zaun und in Hessen nennt man die zaunpfähle noch heute *riegel*, denn sie bilden zusammen ein gitter, altn. grind. da nun dieser riegel in der Schweiz als teufel gilt, werden wir wieder auf den wiesbaum oder windelbaum, damit auf Grendel zurückgeführt. sobald der riegel durch die rasche reibung durch das schnelle hin- und herziehen, welches der fahrt des feuerdrachen gleicht, sich entzündet, wird er zum feurigen riegel oder wiesbaum, zum neuen Grendel, der gezwungen reines, jugendliches feuer gibt, der sich trotz all seiner kraft fügen muss. das ist dann der tod des alten feuerdrachen, der als pest den menschen, mit läusen beladen dem vieh sterben bringt. das alles stimmt, wie Grimm ganz richtig andeutete, zu Loki (p. 573), der damit als feuergott auch für Deutschland sicher ist.

---

[1]) vgl. Diary of Henry Machyn, merchant-taylor of London from a. D. 1550 to a. D. 1563.

[2]) Schannat concil. Germ. I, 52.

Leider sind uns zu wenig ältere nachrichten über das notfeuer erhalten, wir würden sonst erfahren, wie man bei der wahl des windelbaums zu werke ging, die keinesfalls ohne besondere umstände zu beachten vorgenommen wurde. der palus wurde wahrscheinlich aus der sepes eines heiligen ortes, eines götterhains genommen [1]) und zwar mit verbundenen augen und von einem keuschen knaben, wie denn keusche knaben im Halberstädtischen auch die stricke der holzwalze drehen; da das feuer ein reines sein musste, so konnten nur reine zu seiner erregung thätig sein und ursprünglich war es gewiss nicht gleich, wer an dem holz drehte.

Wenn die alten mit ihren göttern unzufrieden waren, dann misshandelten sie deren bilder, was jedoch nicht hinderte, dass sie dieselben später wieder so fromm wie vorher anbeteten. der riegel, palus, windelbaum ist in unserem brauch ein bild des Loki, welches eine solche misshandlung erleiden muss, aber nachher doch wieder geehrt werden kann. das wird uns angedeutet, wenn es M. 571 heisst: 'die zum nothzwang des feuers eingeschlagenen pfähle und das zur winde gebrauchte holz wird bisweilen zu feuermaterialien mitgenommen, bisweilen sorgfältig beigelegt' sowohl die winde, als bild oder symbol des gottes, wie die pfähle, die mit ihr in berührung gekommen waren, hatte eine heiligkeit, die es gemeinem gebrauch zu entziehen gebot. wahrscheinlich wurde es am heiligen ort aufbewahrt, woher es genommen worden war.

Auch das zuerst von dem neuen feuer entzündete holz musste heilig sein und aus neun arten bestehen, ex peculiaribus lignis, wie Delrio sagt, also aus besonderm auserlesenem holz. es ist schade, dass uns diese neun arten nicht erhalten sind; wahrscheinlich waren es die drei waldbäume eiche, buche,

---

1) in Nordengland glaubt das volk, ein engel fälle einen baum (strikes a tree) und davon werde das notfeuer erzeugt. M. 574.

asche, die drei die menschen nährenden fruchtbäume apfel-, birn- und nussbaum und die drei heiligen linde, wachholder, hollunder.

Ein weiteres zeugnis dafür, dass sich die heilkraft des feuers nicht auf das vieh beschränkte, dass sie auch und zunächst den menschen anging, ist uns M. 572 gegeben: sobald alles vieh hindurch ist, fallen die jungen leute muthwillig über asche und kohlen her, *einander bestreuend und schwärzend*, die am meisten bestreut und geschwärzt erscheinen, ziehen als sieger hinter dem vieh ins dorf ein und waschen sich lange nicht ab. die asche des neuen, heiligen feuers, die auch die felder fruchtbar macht, deren kohlen in der wasch- oder spültonne abgelöscht und in die krippe gelegt, dem vieh gedeihen bringen, hat also auch ihre kraft bei den menschen und was jetzt nur muthwille ist, wird ehedem ein ernster, geheiligter brauch gewesen sein. dahin gehört auch der von Eckard angeführte gebrauch der pferdehirten, auf aus holz geriebenem feuer kohl zu kochen, dessen genuss auf ein jahr lang vom fieber befreit (M. 576), so wie die irische sitte, die kranken leute und thiere mit wasser zu besprengen, das auf dem reibfeuer gekocht worden ist (das.).

Aus Rostock bringt Grimm (579) den gebrauch bei, aus dem holz das notfeuer zu sagen und erinnert dabei an das sagen der alten (M. 742). ist das letztere zulässig, dann wäre der holzblock die alte, die säge Loki, der auf die weise seine mutter sägte, wie der teufel seine grossmutter schlägt und misshandelt; es wäre gleichsam eine erzeugung des feuers im schoosse der alten. wir müssten darüber noch bestimmtere zeugnisse haben.

Fast in allen berichten von dem notfeuer heisst es, dass es beim ausbruch einer viehseuche entzündet wurde; Grimm will dagegen, dass es jährlich an bestimmten tagen wiederkehrte. die wahrheit wird in der mitte liegen: man entzündete jährlich das feuer zu bestimmter heiliger zeit und erneuerte es, so oft ein viehsterben eintrat. es fragt sich, welche war diese heilige zeit?

Ich glaube erwiesen zu haben, dass das notfeuer vor allen für die gesundheit der menschen, weniger der thiere oder die saat doch erst in zweiter linie angezündet wurde. der feuer hatten wir mehre im jahr: Peters-, Oster-, Veits-, Mai-, Johannis-, Martins- und weihnachtsfeuer. unter ihnen wird dasjenige das alte jährlich wiederkehrende notfeuer sein, bei welchem sich die meisten beziehungen auf gesundheit und heilung von krankheiten finden und das ist das *Johannisfeuer*.

In der sommermitte, bei der sonnenwende hat die sonne ihren höchsten stand erreicht, gleichsam den gipfel ihrer blüthe; von da an sinkt sie herab und nimmt ab an gluth und dauer ihrer erscheinung; das *himmelsfeuer*, dessen in den Johannisliedern oft erwähnung geschieht (Meier 425, Panzer 216), feiert dann seinen höchsten sieg. dadurch erscheint ein fest des irdischen feuers wohl gerechtfertigt, denn ähnliche wohlthaten wie jenem danken wir auch diesem und dafür, dass es geringer an macht ist, wie jenes, ist es uns näher, fügt es sich mehr unserm willen, heilt es krankheiten und schützt vor ihnen, kommt es vielen bedürfnissen hülfreich entgegen und ersetzt jenes, sobald dasselbe am himmel erlischt. diese vorzüge treten bei der feier des Johannisfeuers in den vordergrund, bei der anderer jahresfeuer ist keine spur von ihnen zu sehen. der brand des osterfeuers, seine asche bringt nicht dem menschen selbst, sondern seinen äckern heil und gedeihen, das Martinsfeuer erscheint rein als ein opferfeuer, über das weihnachtsfeuer wissen wir noch wenig, aber das wenige verräth verwandtschaft mit dem Johannisfeuer. denn dann ist die sonne auf dem entgegengesetzten punkte angekommen und sie bereitet sich zu neuem aufschwung. die höchste höhe, der reichste glanz des astralfeuers wurde nun gewiss als einflussreich auf die erzeugung neuen irdischen feuers gedacht, was schon daraus zu schliessen ist, dass, wo das rad als symbol der sonne bei dem notfeuer in anwendung kam, es von osten nach westen, dem lauf der sonne gemäss gedreht wurde. so lag es nahe das fest des himmlischen mit dem des irdischen feuers zu verbinden, indem man diesen einfluss benutzte, unter ihm neues feuer schuf und seine volle, frische kraft sofort verwandte.

Wie bei jenen notfeuern, so finden wir auch bei dem Johannisfeuer das rad. so bei dem zu Konz an der Mosel (M. 586) und in Schwaben wo auf dem Frauenberg und Hohenstaufen räder aus stroh geflochten und angezündet den berg hinabgerollt werden (Meier 424.). es ist dies eine symbolische handlung, ein bild der nun von der höhe des sommers wieder zur winterlichen tiefe herabrollenden sonne; gelangt es brennend in die flut, so weissagt man daraus eine gesegnete weinernte, d. h. man glaubt, dass dann die sonne bis in den winter hinein über die wolken siegen, dass es warmes schönes wetter bleiben werde, wie es das gedeihen des weinstocks erfordert. das ist also ein blosses befragen der zukunft auf feierliche weise und gehört darum nicht zu den eigentlichen Johannisfeuern, deren hervorstechender character gerade ist, dass sie nicht, wie andere feuer auf bergen, sondern in der ebene, im schooss der städte und dörfer.

vor dem rathhaus, auf dem markt, in den strassen abgebrannt werden. das bezeugt schon, dass sie keine opferfeuer sind, welche den höchsten göttern entzündet werden, — welcher gott hätte auch dem heil. vorläufer Christi verglichen werden können? — dass sie vielmehr ein fest des elementes selbst sind, welches das ganze jahr hindurch dem hause wohlthaten spendet; sie haben weniger etwas hochfeierliches, tragen vielmehr einen traulichen, heitern, lieblichen anstrich. eine betrachtung der bei ihnen vorkommenden einzelheiten wird dies alles mehr ins licht stellen.

Das einsammeln des holzes geht ziemlich mit denselben gebräuchen vor sich, wie auch bei andern feuern, nur wird auf eine stelle in den liedern gewicht zu legen sein. es heisst nämlich in Baiern, dass wer keine steuer, d. i. kein holz zu dem feuer gebe, kein jahr mehr leben solle:

gebt ihr euer steuer net,
so lebt ihr euer jahr net ....
wolln die bauern kan stuin geben,
solln sie a das jahr net daleba ...
wolln ihr uns kan stuin gebn,
sollts s'joha numma daleb'n ....[1])

das muss auf altem glauben beruhen und wird heissen, wer keine steuer, keine nahrung zum Johannisfeuer gebe, der entziehe dadurch dem eigenen *lebenslicht* die nahrung, das wohl auch in den 'feuerrothen blümelein' (M. 585)[2]) zu suchen ist, denn die glühende kohle am licht heisst seine blüthe, wird der rose verglichen. schon darin offenbart sich also die tiefe beziehung dieses feuers auf den menschen und dessen wohlergehn, die wir bald weiter verfolgen können.

Die sammlung geschieht wie bei den andern feuern durch *knaben*, in Saulgau durch *ledige bursche* (Meier 425.). das ist jedenfalls alter zug, denn das feuer soll ein reines sein und darum müssen reine zur entzündung mitwirken, wie auch nur keusche knaben die walze am notfeuer drehen dürfen.

Die *lieder*, welche bei der sammlung des holzes von den knaben gesungen werden, scheinen in einzelnen zügen weit zurück zu gehn. doch ist es schwer, festere schlüsse zu machen, da ihrer noch zu wenige vorliegen. vor allem hebe ich in den bairischen die fast lästerliche anrufung einzelner heiligen hervor:

---

[1]) Panzer 216. 218. später abgeschwächt in: wenn's uns wellat kei stoir gebn, hat uns de mit freuda lebn. Meier 428. Panzer 216.

[2]) der haber, die haberge in demselben lied mahnt an Stephanus und die pferde und gibt uns fast das recht in dem fei, fre einen nachklang von Fro zu finden. so ruft man ja auch Wold, Wold und konnte entstellt sein, dem reim auf schiet zu liebe.

hailige *Veit*, schenk üns e scheit!
hailige *Marks*, schenk üns e starks!
hailige *Sixt*, schenk üns e dicks!
hälige *Colomann*, zünd ünse haus net a!
hälige *Florian*, kent ünse haus net a!
hailige *Margareth*, schick üns e kopfl meth! …
heilige *Klos*, bscher uns an alts fos!
ei du lieber *Hanns*, gib uns fein ein langs!
ei du lieber *Thoma*, lass ein scheitlein kumma!

u. s. w. (Panzer 214 flg.). die namen sind zwar hier (die der heiligen Colomann und Florian ausgenommen) rein des reims wegen gewählt und ohne weitere bedeutung, aber sie sind eben als heiligennamen bei dem heidnischen brauch bedeutsam und erinnern an das Woldrufen und scheinen zu sagen, dass einst bei dem fest götter angerufen wurden. das wird besonders wahrscheinlich durch das lied aus dem Fuldischen:

da kommem wir hergegangen
mit spiessen und mit stangen
und wollen die *eier* langen.
feuerrothe blümelein,
an der erde springt der wein,
gebt ihr uns der *eier* ein
zum Johannisfeuer.
der *haber* ist gar theuer.
haberje, haberju, fri, fre, frid,
gebt uns doch ein scheit!

fast jede zeile ist hier wichtig und deutet auf hohes alter. der anfang mit spiessen und mit stangen zeigt, wie feierlich einst die sammlung vor sich ging. die eier gehen wahrscheinlich auf Fro den gott der liebe und ehe, der geburt und also auch der wiedergeburt. der feuerrothen blümlein wurde schon gedacht. der wein, der an der erde springt, ist das zu heiliger zeit in wein verwandelte wasser und der haber weist gleich dem fri, fre, frid (verderbt dem reim scheit zu liebe) auf Stephanus = Fro hin. der zusammenhang des ganzen entgeht uns nur, was um so mehr zu bedauern ist, als uns dadurch manche beziehungen und bräuche unerschlossen bleiben, die in diesen zeilen einst angedeutet waren und auf das Johannisfeuer bezug hatten. vielleicht kämen wir im verständnis des liedes weiter, wenn uns mehr varianten aus derselben gegend vorlägen. wurde vielleicht haber und ein ei oder mehre eier in das feuer geworfen?

Wahrscheinlich wurden ebenso *feste lieder gesungen*, sobald das feuer nach sonnenuntergang entzündet war und man den tanz um dasselbe begann, doch sind sie als zu heidnischen inhalts[1]) wohl schon gleich nach der einführung des christenthums untergegangen. überhaupt hat sich ja in den kinderliedern viel mehr heidnisches erhalten, als in denen der erwachsenen; man nahm es bei jenen wohl nicht so streng, als bei diesen, weil dem kinde die tiefere bedeutung dessen, was es sagt und singt, noch entgeht.

Vorschrift bei diesem tanze scheint gewesen zu sein, dass er nicht von einzelnen oder im grossen reigen, sondern *paarweise* aufgeführt wurde, ebenso dass man *paarweise* über das *feuer sprang*. bei Niederaltaich in Niederbaiern springen die jungen leute noch paarweise *arm in arm* und der erste springer sagt einen gewissen spruch (Panzer 215.), ebenso am Bodensee die erwachsenen bursche mit ihren mädchen *hand in hand* (Meier 423.), nachher die andern klein und gross. das deutet auf eine bestimmte ordnung, die bei dem tanz und sprung herrschte und auf eine art von feierlichkeit des sprungs. die bedeutung desselben liegt noch klar im volksglauben vor: man erhält dadurch gesundheit auf das ganze jahr[2]) (wer übers Johannesfeuer springt, kriegt des sel jar s fiebe net, Schmeller mundarten Baierns 529 M. obergl. 918.) und das stimmt zu jener drohung der holzsammler, wer kein holz zum feuer gebe, werde kein jahr mehr leben. in Wurttemberg heisst es, wer über das feuer springe, könne sehn, wo schätze liegen (Meier 424), dessen auge werde also durch des feuers kraft gereinigt und erleuchtet, so wie anderswo dem das ganze jahr kein auge weh thut, der blauen rittersporn in der hand hält und dadurch in's feuer sieht (M. 585.). auch in anderer art offenbart sich diese kraft: *erbsen*, die am Johannisfeuer gekocht sind, erweisen sich heilsam bei quetschungen und wunden und werden darum aufbewahrt (M. 585.), sie heissen Hansersche, Johanniserbsen, und zum abkochen wird blosses wasser genommen; auch müssen sie *ganz* bleiben, so dass man sie trocken aus der hand essen kann. das soll für allerlei gut sein (Meier 427.).

---

[1]) cf. die cantica diabolica in der predigt des h. Eligius M. 588, das in der note zu dieser stelle angeführte 'rad mit brinnenden lichtern' aus der kaiserchronik ist ein kronenleuchter, deren es manche ältern in rad- und kronenform gibt, so im münster zu Aachen. 'Bei der insel Rhodis kamen wir darauf ein St. Johannisabende an, da liessen die patrone die schiffe erleuchten, dass es hell wurde auf denselben wie am tage, das hiess das St. Johannisfeuer und da wurde gelobt *St. Johannes am feuer*. als nun alle dabei waren, huben die trompeter an und stiessen stark und fröhlich in die trompeten und fing das schiffsvolk an zu *singen und springen* und die Walen alle alt und jung in dem fröhlichen geschrei *heben ihre hände auf und schlagen sie mit grossem klappen zusammen*.' Arnt Arius reise nach dem h. lande. Curiosit. II. 1812. p. 411.

[2]) nach andern wird der flachs so hoch als man springt, doch das scheint jünger. Panzer 215. Meier 423.

Wesentlich scheint ferner, dass *die springenden bekränzt sind* und zwar heisst es bei Seb. Frank 'sie tragen auch disen tag *sondere* kreuz auf, weiss nicht aus was aberglauben, von *beifuss und eisenkraut* gemacht' (M. 585.). wir werden diesem bekränzen noch anderswo begegnen. hier scheinen die kräuter nicht bloss zum schmuck um das haupt gewunden, es wurde dem brauch wahrscheinlich auch eine heilkraft zugeschrieben.

Bei den feuern wurde ohne zweifel auch *minne getrunken*, dafür spricht der meth, der nach Denis beim Johannisfeuer getrunken werden musste (M. 585.). auch anderwärts haben sich davon spuren erhalten. so soll eine gräfin Anna, die auf dem Frauenberg bei Gerhausen wohnte, am Johannistag einen eimer wein unter die jugend vertheilt haben und noch vor einigen jahrzehnten trank man in Rotenburg a. N. den Johannissegen oder Johannistrunk, der in der neuesten zeit wieder eingeführt wurde und auch in Heilbronn noch in blüthe ist (Meier 427.). ebenso besteht noch das Johannesbier in Hambühren bei Celle (Kuhn und Schwarz 392.). und sollte sich nicht der früher angeführte vers: „in der erde springt der wein" gleichfalls darauf beziehen?

Wer vom feur heim zu haus weg wil gehn, *der wirft diss sein kraut* (rittersporn) *in das feur* sprechende: es geh hinweg und werd verbrennt mit disem kraut al mein unglück (elend!) fährt Frank fort. so berichtet auch Reiske, es werde allerlei kraut in's feuer geworfen: gleich ihm möge alles unglück in feuer und rauch aufgehn und in dem Nürnberger mandat heisst es, man tanze um das feuer mit anzündung gewisser kräuter und blumen. danach erscheint der brauch mehr als eine symbolische handlung und das ist jedenfalls erst jüngere übersetzung; er muss im alterthum etwas ganz anderes gewesen sein, was schon daraus hervorgeht, dass auch andere dinge, so ein pferdehaupt, in die flamme geworfen wurden. es scheint vielmehr ein dem feuer gebrachtes opfer und den zusammenhang des feuers und der blumen in diesem sinn dürften die feuerrothen blümlein schon andeuten. so werden ja auch blumen und kränze der quelle dargebracht und müssen wir sie bei ihr als opfer gelten lassen, dann gilt dasselbe auch vom feuer.

Wir fanden in der märkischen sage, dass der drache die krankheiten bringe, gegen die das notfeuer entzündet wird, und haben dies mit dem dazu gebrauchten palus sepis (riegel) Grendel zusammengehalten. in ähnlichen beziehungen stand im XII jh. der fliegende drache in Frankreich zum Johannisfeuer. Joh. Beleth (gegen 1162) berichtet darüber: 'solent porro hoc tempore ex veteri consuetudine mortuorum animalium ossa comburi, quod huiusmodi habet originem. sunt enim animalia, quae dracones appellamus, unde in psalmo: laudate Dominum de terra dracones, non thraciones ut quidam mendose legunt, scilicet terrae meatus. haec inquam animalia in aëre volant, in aquis natant, in terra ambulant. sed quando in aëre ad libidinem concitantur, quod fere fit, saepe ipsum sperma vel in puteos vel in aquas fluviales eiciunt, ex quo lethalis sequitur annus. adversus haec ergo huiusmodi inventum est remedium, ut videlicet rogus ex ossibus construeretur et ita fumus huiusmodi animalia fugaret. et quia istud maxime hoc tempore fiebat (in festo s. Johannis) idem etiam modo ab omnibus observatur.... consuetudo item est hac vigilia ardentes deferri faculas, quod Johannes fuerit ardens lucerna'[1]. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich denselben glauben auch für Deutschland in anspruch nehme. das giftige sperma des drachen kennen auch wir, denn nichts anderes ist der schmutz, den der drache herunterwirft und dessen geruch unleidbar ist, der auf des mädchens spinnrad fällt und es zu kohlen brennt (es brennt wie gift, sagen wir), oder die tracht läuse, die der drache auf den knecht fallen lässt und die das vieh tödten sollten, oder die ladung erbsen, welche den brunnen füllen, die das vieh aber verschmäht. mit unrecht übertrug das volk dies sperma später auf einen andern drachen, der der sonne nachstellt: bei sonnenfinsterniss deckt man alle brunnen zu, das wasser wird giftig (abgl. 589). dass es nicht für diese zeit gilt, beweisen neben dem französischen aberglauben noch andere deutsche, die sagen: regnets unter sonnenschein, so fällt gift vom himmel (das. 1030). am ersten weihnachtstage muss man feuerbrände in die brunnen und wassertröge werfen, dann kann keine hexe ankommen (Kuhn märk. sagen 379). dafür zeugt auch die sage bei Herrlein 216, von dem vergifteten brunnen mit bläulichem wasser, die zwar den drachen als vergifter nicht mehr kennt, aber in der er doch einst stand und vielleicht bei näherer nachforschung sich noch findet, wenn er nicht durch die Juden ersetzt wurde. und auf die libido weist ein dritter hin: regnets auf Johannistag, so verderben die nüsse und gerathen die huren. (das. 116.) so dass ich die feste überzeugung habe, dass sich bei weiterer forschung die sitte des verdeckens der brunnen um Johanni finden wird[2]. das fallen des giftes stünde dadurch fest, doch darum noch nicht die ursache. die libido zeigt hier wohl nur [illegible] *feuer* an. was einerseits zu dem früher entwickelten zustand des drachen um diese zeit passt — im winter flackert das feuer stets munter und frisch auf dem herd, das ist seine blüthezeit, je heisser es draussen wird, um so mehr wird es im hause geschont, das ist sein alter, seine schwäche, da siecht es hin — als auch zu den meretricibus, die der regen um Johanni fordert. eben so wenig glaube ich an die erklärung, warum das feuer entzündet werde. statt der ossa animalium mortuorum finden wir in Paris noch zu ende des vorigen jahrhunderts einen sack voll lebendiger katzen [2], der in das Johannisfeuer geworfen wird, in Deutschland ein dargebrachtes pferdehaupt. das ist ein offenbares opfer [3]. statt der alten opferthiere hob man wohl später — dem feuer zum spott! — die blossen knochen auf und verbrannte sie. die gelehrteren, die zu einer zeit lebten, wo der alte character des feuers schon vergessen war, suchten den brauch auf ihre weise zu erklären und da der brennende knochen stinkt, der alte feuergott nur noch ein giftiger wurm war, so sollte der stank ihn verscheuchen. hauptsache bei dem ganzen ist uns die beziehung des drachen zu dem Johannisfeuer wie zu dem notfeuer und beider einfluss auf die gesundheit der menschen und thiere.

---

[1] rationale divinorum officiorum. Dilingae 1572. Grimm verwechselt ihn p. 513 mit Wilhelm Durantis.

---

1) Um Weihnachten, also die andere sonnenwende, steht sie gleichsam schon fest, denn dann soll man kein ackergeräth unter freiem himmel lassen, weil der drache es verunreinige, was die übelsten folgen haben könne. Kuhn westf. sag. [illegible] 377.

2) Suivant un ancien usage on suspendait à l'arbre du feu de la saint Jean, que l'on dressait sur la place de Grève, un tonneau, un sac ou un panier rempli de chats. On lit dans les registres de la ville de Paris: payé à Lucas Pommereux [illegible] cent sous parisis pour avoir fourni durant trois années, finies à la saint Jean 1573, tous les chats qu'il *fallait audit feu*, comme de coutume, et même pour avoir fourni il y a un an, où le roi y assista, un renard, pour donner plaisir à sa majesté, et pour avoir fourni un grand sac de toile, où étaient lesdits chats." … Les Parisiens recueillaient ensuite les tisons et les cendres et les portaient dans leurs maisons, persuadés que ces restes du feu portaient bonheur. Magasin pittoresque. [illegible] bd. III p. 43. vgl. Saint-Foix essais historiques sur la ville de Paris II. 147, wo die zahl der katzen auf ein bis zwei dutzend angegeben wird; ihm zufolge wurden sie in einem korb gesetzt. cf. den korb beim Martinsfeuer, beitr. I, 41.

3) Auf solche deutet auch M. abgl. [illegible] hin: "in welchem hause hahn, hund und katze von schwarzer farbe sind, kommt nie feuer aus", denn sie dienen wohl als opferthiere bei dem feuer, wie denn die Ehsten eine feuersbrunst dadurch zu hemmen glauben, dass sie ein schwarzes lebendiges huhn in die flamme werfen (abgl. p. CXXII); dadurch dass man sie hält, macht man sich das feuer geneigt.

Die innige verwandtschaft der Johannisfeuer 1) mit dem notfeuer denke ich somit bewiesen zu haben und es bleibt nur die frage zu beantworten, warum das feuer dort nicht wie hier durch reibung entzündet werde? jedenfalls galt die feierliche feuerreibung für heidnisch, darum bemächtigte sich ihrer die kirche und heiligte sie mit ihrem segen. sie konnte das um so eher, als sie damit an einen ihr längst heiligen brauch anknüpfte. es war nämlich in der ältesten zeit sitte, alle tage, später wenigstens alle samstage neues feuer zu den kerzen in der kirche zu schlagen und dasselbe zu weihen, wie die kirche denn überhaupt alles, was zu ihrem gebrauch dient, vorher weiht. im elften jahrhundert wurde diese sitte auf den samstag vor ostern beschränkt, an welchem noch heute in der ganzen katholischen kirche feuer aus einem kieselstein geschlagen und geweiht wird. dies neue feuer ist ihr das sinnbild des aus dem felsengrab auferstandenen Herrn, der sich den eckstein nennt, des lichtes der welt; wie von dem frischen funken alle kerzen der kirche entzündet werden, so wird uns allen von Christus das wahre licht, die wahre wärme gegeben. das ist der ignis paschalis dessen der h. Bonifacius ep. 87 gedenkt, und von dem neben den andern kerzen der kirche auch die osterkerze, welche mit ihren fünf nägeln von weihrauch ein anderes symbol des heilands ist, entzündet wird. das so aus dem stein erzeugte feuer trat an die stelle des aus dem holz geriebenen und verdrängte dies bis auf wenige reste, deren einer sich in dem notfeuer forterhielt. das konnte es bei dem Johannisfeuer nicht, weil dies ein mehr allgemeines, zu bestimmter zeit bekanntes war, worüber die kirche eher wachen konnte als über das notfeuer, das unversehens nach heimlich getroffener verabredung entzündet werden und schon erloschen sein konnte, bevor noch der pfarrer etwas davon ahnte. war ihm auf diese weise seine hauptbedeutung, als eines neuen feuers genommen, dann konnte es nicht mehr so gefährlich sein und der unschuldige tanz und das springen durfte mit recht geduldet werden. die kirche liess und lässt ja gern dem volk seine freuden, sie freut sich mit ihm. sie führt es selbst im sommer aus den engen mauern ihrer tempel in die frische, freie natur, sie segnet seine feuer (M. 584) und seine brun-

---

1) merkwürdig ist der u. a. in Sachsen vorkommende brauch, am Johannisabend lichter auf den gräbern zu entzünden. es scheint, die todten sollen auch an dem feuer theil nehmen. 'en 1634 les habitants de Quimper mettaient encore des sièges auprès des feux de joie de la S. Jean, pour que leurs parens morts pussent se chauffer à leur aise.' Cambry voyage dans le Finistère III, 35.

nen, sie weiht seine ganze poesie [1], deren vernichtung die aufgabe zu sein scheint, die sich das verwaschene philisterthum der sogenannten aufgeklärten bureaukratenwirthschaft gestellt hat, die mit dem bürgerlichen rock alles was heilig ist ablegt und durchgängig mit der livree die kriecherei in guten und die treulosigkeit in bösen tagen anlegt.

Wir fanden bei dem notfeuer die sitte, vor dessen entzündung alle feuer im hause zu löschen und das neue feuer von der frischen flamme zu nehmen. auch ihrer bemächtigte sich die kirche und übertrug sie auf den ignis paschalis. Le Long berichtet aus dem 16. jahrhundert — und an frühern zeugnissen dafür ist keineswegs mangel, mir fällt eben nur keins ein — mit diesem neuen, geweihten feuer, 'stak een iegelyk in syn huijs een kout vuur van turf aan en hadde daar door 't geheele jaar door heilig vuur in huijs.' (Hoddingh 390) die sitte herrscht noch heut zu tage an vielen orten und sie half mit dazu den gebrauch bei andern profanen feuern zu verdrängen, denn dies konnte nicht als heilig gelten, da ihm der segen der kirche gebrach und wenn auch ein geistlicher assistirte, so nahm er doch an der erzeugung des feuers keinen theil, er segnete höchstens das bereits flammende.

Schon sehr frühe hatte die kirche sich die Johannisfeuer, deren verbreitung über unsern ganzen erdtheil Grimm nachwies zu eigen gemacht und darum war es für Paciaudi leicht, sie so darzustellen, als ob sie rein aus dem christenthum hervorgegangen seien (M. 591.). die wahrheit liegt hier wie meist in der mitte, wie es schon aus dem vorhergehenden sich ergibt und noch einleuchtender wird, wenn wir auch noch andere glauben und bräuche heranziehen, die sich an die feier des tages knüpfen.

Es herrscht ein bedeutender unterschied zwischen ihnen und denen, die wir bei andern heiligen zeiten finden. bei den letztern liegt der hauptnachdruck auf der *nacht*, weil da die götter walten, bei jenen liegt er auf dem *tage*, weil an ihm das astralfeuer seine blüthe erreicht. 'Johannis, in der *mittagsstunde* von XI—XII pflücken die ledigen mädchen neunerlei blumen, wobei aber drei nicht fehlen dürfen, weide, storchschnabel, feldraute. diese blumen werden zu einem kranz gewunden, wozu der faden von der binderin in derselben stunde gesponnen sein muss. ist der kranz vollendet, so wird er von der verfertigerin rückwärts auf einen baum geworfen und so oft er geworfen wird, ohne hängen zu bleiben, so viel jahre währt es noch bis zu ihrer verheirathung. alles dies muss aber stillschweigends geschehen.' M. abgl. 848. am Johannistag zwischen XI — XII. uhr mittags muss man eine klettenwurzel ausgraben, darunter findet man eine kohle die ist zu allen dingen gut. um dieselbe zeit öffnet sich das buch (die buchnusse): regnet's hinein, so misräth, ist's gut wetter, so geräth die buchnuss. um mittag zwischen XII und I kann man im wald einen kobold einfangen, dann wächst auch an manchen orten eine hand aus der erde, die Johannishand, und deren bestreichen gegen flüsse und andere übel hilft. am Johannistag wird die wünschelruthe geschnitten. muss man die kinder entwöhnen, wenn sie glück haben wollen, bekränzt der hirt die kühe (Kuhn und Schwarz. 393.). auf allen wiesen, wo man am Johannistag den boden aufgräbt, findet man schwarze kohlen in der erde. die muss man heimtragen und auf den fruchtboden legen, dann schützen sie das korn vor würmern u. dgl. und das haus vor dem einschlagen des blitzes (Meier 427.). der Johannismorgen wird feierlich empfangen; in den meisten sächsischen dörfern und städten flicht man in der nacht kronen von laub und blumen und hängt sie am morgen vor die häuser. in das haus, woran keine Johanniskrone hängt, kehrt das ganze jahr kein glück ein. vom Johannisthau glaubt man, dass er kräuter und blumen heilkräftig mache und gebraucht die Johanniskronen während des ganzen Jahres bei krankheiten zu thee (Sommer 150.). Johannisblut (wegtritt) auf Johanni zur *mittagsstunde* gesammelt, ist für viele dinge gut. Johanniskraut vertreibt hexen und teufel (abgl. 157. 190.). Zwiebeln auf Johanni im beet umgedreht, gerathen gross (117.).

---

[1] und überlässt den untergang kleiner aberglauben mit grosser klugheit der zeit und der fortschreitenden entwickelung. wie recht sie daran that, lehrt die erfahrung. zudem schadet der aberglaube weniger als der unglaube, der vielfach an seine stelle trat.

In all diesen bräuchen springt der wohlthätige einfluss des astralfeuers auf die erde, was sie trägt und was sie bewohnt hervor. da sie ihm ihren schönsten schmuck, die blumen, dankt, so liegt nahe, dass dies fest auch ein blumenfest wurde. daher auch die belgischen tänze unter dem *rosenhut*, der über dem Johannisfeuer hängt und in allen strassen schwebt, die kronen in den strassen von Halle (Sommer l. c.), die blumengewinde und bänder, womit die kinder den weg sperren, der rosenstock und rosenbaum in der Mark (Kuhn u. Schwarz 391.).

Vielleicht ist es erlaubt, auch an das *hahnschlagen* zu erinnern, welches in Tilleda und der umgegend des Kyffhäusers gewöhnlich um Johanni statt findet.

Demnach hätten wir in dem Johannisfest ein fest des lichtes, des himmlischen und irdischen feuers zu sehn. sobald jenes seinen höchsten glanz erreicht hatte und zu sinken begonn, hielt man das nun ein jahrlang gebrauchte heerdfeuer für alt und kraftlos und entzündete man es neu und frisch, liess es in voller flamme *emporlohen*, feierte es durch tanz und gesang, opferte ihm blumen und thiere und sprang durch die junge flamme, um sich zu reinigen von allen bösen, kranken stoffen, um *gleichsam das lebenslicht zu erfrischen* und zu erneuern, wie das feuer im heiligthum des hauses erneuert wurde.

Ich lasse zur vergleichung einiges nähere über die Johannisfeuer in Frankreich folgen. in dem französischen theil von Flandern verbrannte man vor der revolution von 1789 in jeder gemeinde in dem Johannisfeuer eine *männliche strohpuppe*. in Douai singen die kinder welche sammeln:

Saint Jean est queu din l'iau, saint Pierre l'a rassaqué,
un tiot peu d'bo pou l'récaufer, v troune.

umgekehrt singen sie am Petritag, Petrus sei ins wasser gefallen und Johannes habe ihn herausgezogen, darum möge man ihnen ein wenig holz geben, um ihn zu wärmen. dagegen wird auf Petri eine *weibliche strohpuppe* verbrannt. wahrscheinlich geht eine längere erzählung unter dem volk um, über die rettung aus dem wasser und beziehen sich die beiden heiligen auf zwei wandernde götter. die strohpuppen erinnern an den verbrannten Judas. man müsste ältere berichte über deren ausstattung haben. in *Douai* hielt vordem arm und reich offene tafel auf der strasse, während die feuer leuchteten und jeder vorübergehende wurde zum trunk eingeladen, wess standes er auch sein mochte. als aber die freiheit und gleichheit und brüderlichkeit ans ruder kam, wurde der gebrauch verboten. in *Camergh* (Cambrai) hängen die kinder ebenfalls mit goldpapier verzierte puppen in das feuer. dasselbe soll in Valenciennes der fall sein (Mad. Clément née Hémery hist. des fêtes et des usages du départ. du Nord, p. 363 flg.). für die *Normandie* finde ich keine erwähnung der feuer, dagegen folgende mit deutschen verwandte bräuche: les fleurs cueillies le jour de la Saint Jean ne flétrissent jamais. on fait surtout des couronnes avec l'armoise qui préserve de la foudre et des voleurs. il en est de même de la verveine. se rouler ce jour là le matin dans la rosée, ou se baigner dans une fontaine (unser Johannisbad) guérit de la gale et de toutes les maladies cutanées. on conserve pendant une année les couronnes de la saint Jean (de Nore 262. 267.). da werden übrigens die feuer nicht gefehlt haben, so wenig wie in der benachbarten Bretagne. da lodern am Johannistag feuer von allen höhen, musik ist dabei und die jungen mädchen tanzen um den holzstoss herum; wenn sie *neun* feuer besuchen, heirathen sie noch im selben jahr. die bauern führen das vieh herbei und lassen es über das feuer springen; dadurch wird es vor krankheit bewahrt. in vielen gemeinden wird es vom pfarrer feierlich entzündet; zu saint Jean-du-doigt läszt man einen engel vom thurm nieder, der es entzündet. Magasin pittor. II, 71. (in Nordengland soll der engel den baum zum notfeuer fällen.) Les Bretons conservent avec grand soin un tison du feu de la saint Jean, il doit les préserver de la tonnerre. ils se disputent aussi la couronne de fleurs, qui domine le bucher, car ces fleurs flétries sont des talismans contre les maux physiques et les souffrances morales. quelques jeunes filles les portent suspendues sur leur poitrine par un fil de laine rouge, toutpuissant pour guérir les douleurs nerveuses (de Nore 219.). in *Brest* schwingt man pechfackeln rund und oft werfen hunderte ihre fackeln zugleich gen himmel. zu *Poitou* wird ein rad mit stroh umwickelt, angezündet, damit läuft man durch das feld, welches fruchtbar dadurch wird. 'La veille de la saint Jean il faut aller dans un champ de blé et en couper une poignée du plus beau avant le lever du soleil. si quelque malveillant vous devance, il emporte le bonheur de la recolte. on doit aussi la veille de ce jour et également avant le lever du soleil couper des rameaux verdoyants pour decorer les portes des maisons et des étables, cueillir des herbes pour les maladies et sortilèges et enfin jeter dehors toute poule qui couve. dans le departement de la Vienne la veille de la saint Jean chacun porte après le coucher du soleil son fagot sur la place; on en forme une pyramide et le plus âgé de l'endroit y met le feu. quand la flamme s'élève en petillant on danse autour du foyer, mais on a eu le soin de commencer par faire passer dans cette flamme un gros bouquet de bouillon blanc et de branche de noyer, qui le lendemain avant l'aurore est attaché au dessus de la porte de la principale étable. dans le *Périgord* on couronne tout l'échafaudage de fleurs et surtout de lis et de roses (des feuerrothen blumeleins); on allume ce feu avec toutes les cérémonies religieuses et civiles et lorsqu'il a tout consumé l'on en recueille précieusement les cendres, les charbons et les petits tisons, parcequ'ils préservent de la foudre et de tous autres accidents. dans cette contrée c'est le même jour, que ceux qui sont attaqués de maladies de peau vont se rouler nus dans la rosée des champs et surtout dans les chenevières. ils se frottent ensuite avec les plantes, qu'ils ont foulées, en mettant sur le poignet gauche et le mal sèche en même temps que le topique. la recolte des herbes de la saint Jean, qui se fait aussi avant le lever du soleil, doit avoir lieu à reculons avec choix et en y ajoutant des paroles mystiques et plusieurs cérémonies. ces herbes sont soigneusement gardées, elles guérissent infailliblement les fièvres les plus invétérées et l'on en place à la porte des étables, pour préserver les animaux de toutes les maladies et de tous les maléfices. en les mettant au ciel du lit, en dedans des portes etc. elles garantissent de tout sortilège et autres accidents (das. 149 flg.). on appelle (dans les *Pyrénées*) le feu de la saint Jean la *Haille* et il faut le franchir *neuf* fois pour s'assurer de la prospérité' (das. 127.). in der *Provence* wird das feuer noch sehr feierlich entzündet: 'le corps municipal et même le curé se rendent sur la place pour mettre les premiers le feu à ce bûcher et chacun des assistants les imite, en faisant trois fois le tour du foyer. cette cérémonie s'accomplit au bruit des cloches et des pièces d'artillerie, et lorsque la foule commence un peu à s'écouler, les danseurs forment une falandoule autour du brasier. on se jette aussi réciproquement de l'eau sur le corps. à la *Ciotat* un coup de canon donne le signal pour allumer le feu, et pendant qu'il brûle, les jeunes gens se jettent à la mer et s'aspergent à qui mieux mieux, pour figurer le baptême du Jourdain (!). à *Vitrolles* on va prendre un bain dans l'étang de Berre, afin de se préserver de la fièvre pendant l'année. aux saintes Maries ce sont les chevaux qu'on fait baigner, pour qu'ils ne soient pas atteints de la gale. dans les communes qui avoisinent les montagnes, on va gravir celles-ci le jour de la saint Jean, pour *assister au lever du soleil.* son apparition est accueillie par des *cris* de joie et le bruit des cornets, qui retentissent dans les vallées et font aussi mettre en branle toutes les cloches. dans l'intervalle, qui s'écoule entre les premières lueurs de l'aurore et le lever du soleil, les pèlerins ont le soin de cueillir des bouquets de plantes aromatiques, qu'ils mettent ensuite dans des flacons d'huile d'olive. il résulte de ce mélange une sorte de baume, qu'on appelle oli rougé et qui est un spécifique pour les blessures et quelques maladies. le jour de la saint Jean, dès que l'aurore commence à poindre, les enfans vont fouiller les cendres, pour y chercher des cheveux (!) qu'ils y trouvent lorsqu'on les y a placés. on jette aussi dans la cendre chaude, pour les leur faire retirer le lendemain matin, des gousses d'ail, qu'ils mangent à déjeuner pour se préserver de la fièvre. on regarde également ces gousses d'ail comme devant porter bonheur et préserver des sortilèges' (das. 19 flg.).

Wir sehn auch in diesen bräuchen den zusammenhang des Johannisfeuers mit dem notfeuer noch ziemlich durchblicken; was noch mehr der fall sein würde, wenn die kirche es nicht in ihre hut genommen hätte. auch in Frankreich wird es zum heil der menschen und thiere entzündet und nur selten bricht ein bezug auf die felder durch; die hauptsache ist jener beiden wohl. dazu dient wie bei uns das wälzen im thau, der sprung über das feuer, der aber neunmal gethan sein will, wie auch die mädchen neun feuer besuchen müssen, die heirathen wollen, die aufbewahrung der krone, die über dem feuer schwebte (diesem bekränzen des feuers steht das hineinwerfen von blumen bei uns zur seite, beides kann einst nebeneinander statt gefunden haben), ebenso die festliche ausschmückung der häuser am morgen des tages. wer bei uns die feuer entzündet hat erfahren wir nicht, im dép. de la Vienne thut es der älteste, ehrwürdigste, was jedenfalls alt ist. für die heiligkeit der flamme zeugt ausser der sammlung der übrigbleibenden brände asche etc. das schwingen eines strausses durch ihre glut, der nun an den stallthüren aufgehängt das vieh vor bösen mächten schützt. beim kräutersammeln ist das rückwärtsgehn bedeutsam, in der Provence die besprengung mit wasser beim feuer; der letzte rest endlich, der uns zeigt, dass das feuer ein neues, frisches sein muss, dass man es als ein lebendiges wesen ansah, liegt darin vor, dass die kinder am morgen in der heerdasche allerlei suchen und finden. das heerdfeuer war vom notfeuer frisch entzündet worden und bringt ihnen geschenke, wie s. Nicolaus, das Christkind, s. Marten u. a. die schutz gegen fieber und zauber und glück jeder art dem sie geniessenden oder bewahrenden verleihen.

Halten wir das gesagte mit dem zusammen, was im ersten band über andere feuer mitgetheilt wurde, so ergiebt sich, dass wir vier hauptfeuer im jahre annehmen dürfen. das osterfeuer brannte dem Donar, es wurde auf bergen entzündet, weil er berge liebt und spaltete sich später in die Petri-, mai- und pfingstfeuer; es diente zur erflehung des segens für die saaten und so dürfen wir es wohl ein bittfeuer nennen, ein bittopfer. das Johannisfeuer galt dem element in seiner zweifachen erscheinung als astral und irdisches feuer. jenes, durch die sonne repräsentirt, führte natürlich zu erinnerungen an Fro. beide aber wurden verehrt wegen ihres wohlthätigen einflusses auf den menschen, die thiere, die pflanzen, die ganze erde. schien dieser einfluss ausserhalb der zeit geschwächt, dann erneuerte man das feuer auf ähnliche weise, wie bei der sonnenwende, man wiederholte das fest, wohl weil man etwas dabei versäumt glaubte. wenn die ernte eingebracht war, flammte dem spender aller guten gaben, dem höchsten gott das dankfeuer des Martins- und Michaelstages, und in der wintermitte, wenn die sonne den niedrigsten standpunkt erreicht hatte und sich wieder kräftig aus ihrem hinsiechen erhob, zündete man dem Fro ein feuer an und feierte der sonne sieg, deren gott er war.

ERDE.

Da die erde als das fleisch des göttlichen urriesen galt, musste sie heilig sein und wir finden fast dieselben glauben an sie geknüpft, wie an die andern drei elemente.

Wackernagel hat [1]) auf einen sie betreffenden merkwürdigen gebrauch aufmerksam gemacht. er sagt: 'es war ein ueberrest des heidenthums, den Berthold (s. 433.) wohl verdammen durfte, wenn menschen denen durch hinrichtung oder mord oder im kampfe ein schnelles sterben drohte, statt des leibes Christi, mit dem kein tröstender priester zugegen war, erdbrosamen ergriffen und als letzte wegzehrung zu sich nahmen.' dann bringt er mehre stellen darüber bei und schliesst mit der frage: 'sind die redensarten mordre la poudre oder la poussiere und in's gras beissen, die beide einen gewaltsamen tod bezeichnen, auf diese heidnisch-christliche sitte zu beziehen?' das wäre möglich, es könnte aber auch auf das krampfhafte öffnen und schliessen des mundes gehn, welches wir oft bei sterbenden finden, namentlich aber auf dem schlachtfeld im todeskampf der an schweren wunden verscheidenden antreffen. jedenfalls ist jene sitte heidnischen gepräges und der sterbende will sich die erde, welche seinen leib bald aufnehmen soll, geneigt machen, indem er sich noch lebend mit ihr vereinigt und sie ehrfurchtsvoll in sich aufnimmt; mit gleicher liebe soll sie ihren leib empfangen.

Gleich dem wasser und feuer hat die erde *zauberlösende kraft*. wenn kinder beschrieen sind und nicht schlafen können, dann soll man erde von der gemeine nehmen und über sie streuen (abgl. 442.). kauft jemand ein pferd und reitet damit nach hause, so muss er aus der ersten hufspur, die es auf der feldmark seines dorfes macht, *erde nehmen* und rückwärts über die grenze werfen, so kann es nicht behext werden (Kuhn mark. sag. 380.).

Für besonders heilig und geweiht galt die erde, welche sich in den tempeln unter dem pulvinar der götter befand; darum nahm Þórólfr sie mit sich, als er nach Island übersiedelte [2]).

---

[1]) Haupt's zeitschrift VI, 288.

[2]) Hann tók ofan hofit ok hafði með sér flesta viðu er þar höfðu í verit ok svâ moldina undan stallanum, *þar er Þórr hafði setit*. Eyrbyggiasaga c. 4.

das war der heiligste theil der heimathlichen erde, deren ja heute noch mancher auswanderer mit sich gen America nimmt, die der Pole oft in der verbannung in einem säckchen am halse trägt, die der reiche jude sich aus Palästina kommen lässt, um in ihr begraben zu werden.

THIERE.

Ich beginne mit einem stück altgermanischer naturgeschichte, welches uns aber bald in die mythenwelt zurückführen wird.

Die ganze thierwelt zerfiel in vier hauptabtheilungen nach den vier hauptelementen, in welchen thiere leben und sich finden: luft, erde, wasser, feuer. doch hielt dieselbe wie es scheint nicht lange stand oder vielmehr es stand neben ihr eine andere, ältere, die nur drei abtheilungen annahm, denn das feuer in seiner gefrässigkeit duldet kein thier lange, ohne es zu verschlingen und dann war auch die vierzahl ein punkt des anstosses, so dass das feuer aufgegeben wurde und nur noch drei abtheilungen blieben, die man nach ihren bewegungen oder auch mit allgemeinen gattungsnamen benannte.

Ein beispiel jener vierfachen eintheilung bringt für den norden Ynglingasaga cap. VII, wo sie von Odhinn erzählt, wie er während sein leib schlafend da lag, die gestalt wandelte und dann *vogel* war oder *thier*, *fisch* oder wurm und in einem augenblick in fernste länder fuhr: enn hann var þá *fugl* eða *dŷr*, *fiskr* eða *ormr*; er fuhr als vogel durch die luft, lief als vierfüssler über die erde, schwamm als fisch durch die wasser und drang als wurm oder drache ins feuer.

Dieselbe eintheilung kannte Deutschland auch und es hatte für die vier hauptthierarten auch dieselben namen, wie eine stelle in Lassbergs liedersaal II, 719, zeigt:

fisch, vogel, wurm und tier
kant ir recht baz denn wir.

doch ist diese auffassung nie und nirgendwo recht volksthümlich geworden, während die dreitheilige sich fast überall findet. ich gedenke vor allen des briefs des h. apostels Paulus an die Römer I, 23: 'sie vertauschten die herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem gleichniss und bild des vergänglichen menschen, auch der *vögel* und *vierfüssigen* und *kriechenden thiere*'. unter den letztern versteht der apostel auch die schwimmenden, die fische, die sich fusslos durch das wasser gleichsam kriechend bewegen, wie der aal im wasser schwimmt und auf dem lande kriecht. damit stimmt das märchen aus vollständig überein, wenn es in Belgien *laufende, kriechende* und *fliegende* thiere annimmt (DMS. 2 flg.). das ist die einzige stelle, welche bis jetzt die eintheilung klar hinstellt, anderswo blickt sie noch eben durch und hilft jedenfalls die annahme befestigen. so wird KM. I, 201 erzählt, wie ein vater seinen sohn zu einem meister in die lehre schickt, der in einer *fremden stadt* wohnt und *berühmt* ist. bei ihm lernt der junge, was die *hunde* bellen, bei einem zweiten, was die *vögel* sprechen und bei einem dritten, was die *frösche* quaken. der könig, der auszieht, seine schwestern zu befreien, kommt zu dem *wolfkönig*, dem *fischkönig* und dem hornisskönig (Meier märchen 33.). um den todten esel streiten löwe, adler und ameise (DMS. 112). der ungarische Pengö erlegt in der nacht einen eber und geier und hilft einem fisch (Mailath II, 155.). in andern märchen tritt sie nur in bruchstücken hervor, wieder in andern ist sie ganz untergegangen.

Sobald man überhaupt menschliche einrichtungen auf die thierwelt übertrug, konnte es nicht fehlen, dass man denselben auch eine verfassung zulegte, ihnen ein oberhaupt gab. das musste der natur der sache nach eine gottheit sein, entweder ein götterpaar oder auch eine göttin oder ein gott allein. aber ihr gebiet wäre zu gross geworden, wenn sie die laufenden, kriechenden und fliegenden thiere zu überwachen gehabt hätten, das würde allgegenwart gefordert haben, die nur dem höchsten der götter zukommt. darum erhielt jedes der drei thierreiche sein eigenes oberhaupt, welches in dem zuerst erwähnten märchen eine königin genannt wird. diese sitzt von einer menge ihrer thiere umgeben auf einem thron und auf ihren befehl, auf ihr *pfeifen* müssen sich alle um sie versammeln; hat sie dreimal gepfiffen, dann darf keins mehr fehlen. hat diese vorstellung auch auf den ersten anblick orientalisches gepräge, so ist sie doch rein deutsch und wir haben selbst in der sage diese göttliche thierkönigin noch deutlich und klar vorliegend. in dem alten bade zu Wesselare bei Nevele sieht man jede nacht ein spinnendes weibchen sitzen, das ist alt und runzlich. um das weibchen herum spielen und springen thiere aller art, wie ganz zahm und fürchtet sich keins (NS. 178.). übereinstimmend damit erzählt A. Fries von der *frau Holle*: als der krumme Jacob zu frau Holle gekommen ist, die spinnend unter einem baume sitzt, muss er ihre katze füttern (Herrlein sagen s. 181.). dazu stimmt folgendes: als der könig in dem märchen vom goldnen schloss in das schloss der königin der laufenden thiere kommt und alle herbeigerufenen nicht wissen, wo das goldschloss liegt, da gibt ihm die königin eine katze als geleitsfrau zu der königin der fliegenden thiere mit und von dieser trägt ein *storch* ihn zu seiner gemahlin zurück, die *noch vor jahresfrist einen knaben gebiert*. beides also sind thiere der Holda [1]), was wir von der schlange, die dem könig von der königin der kriechenden thiere als geleiterin mitgegeben wird, nicht wissen. folgende hypothese drängt sich daher auf. die dreiheit setzt stets eine vorhergegangene einheit voraus, sie hat sich aus dieser gebildet. jene zwei thiere weisen auf Holda hin als die gemeinsame königin der fliegenden und laufenden thiere. war sie aber das, dann wird sie auch über die kriechenden geherrscht haben, also als königin des ganzen thierreiches betrachtet worden sein. die sage, welche strenger als das märchen ist, oft auch älter, macht keinen unterschied zwischen den thieren; die seien *aller art*, sagt sie, also vögel, vierfüssler, kriechende, und das dürfte der annahme noch mehr gewicht geben.

Gleich dem deutschen kennt auch das wallachische märchen drei thierköniginnen, die heiligen mütter mittwoch, freitag und sonntag, doch wird sie weniger klar in ihm erhalten, als in dem belgischen, obwohl die innige verwandtschaft beider am tage liegt. die thür der beiden ersten mütter wird von einer [illegible] katze bewacht. wenn auch bei diesen beiden von thieren die rede nicht ist, so geht doch aus der vergleichung beider märchen hervor, dass sie ursprünglich genannt waren und vielleicht nur durch die mangelhaftigkeit der erzählung wegblieben, denn die mutter sonntag pfeift, gleich der letzten königin, und neben andern thieren kommen auch die vögel, deren einer, ein greif, gleich dem storch sich verspätet [2]) und gleich ihm den helden Wilisch Witiasu an den ort seiner bestimmung führen muss (Schott 147.).

Aber wie die deutsche mythologie kaum einen gott kennt, neben dem nicht auch eine verwandte göttin entweder schon dastände oder doch in zwar noch nebelhaften umrissen deutlich erkennbar ist, so finden wir auch hier neben der göttin zugleich wieder männliche wesen, also wohl götter, an der spitze der drei thierreiche. die märchen, worin sie vorkommen, sind aber in einzelnen theilen, gleich dem wallachischen schon so verwischt, dass wir, wie dort, nur durch zusammenstellung den rechten sinn finden können. wie der könig im ersten unserer märchen nach dem goldnen schloss zurück will, so möchte der prinz in dem von den eisernen stiefeln (Wolf 198) gerne in das himmelreich, das mit jenem schloss identisch ist. wie der könig und Wilisch Witasu den weg dahin bei den drei königinnen und drei heiligen müttern erfragen, so kommt der prinz zu drei einsiedlern, deren einer älter ist, wie der andere. die beiden ersten können ihm keinen bescheid geben, der dritte aber sagt, er wisse zwar auch nicht, wo das himmelreich sei, aber im andern stockwerk des hauses wohnten allerlei *vögel*, die könnten es ihm jedenfalls sagen. er geht hinauf, fragt die vögel und sie schreien: wir sind nicht alle beisammen. zuletzt kommt der vogel greif, der den prinzen in das himmelreich und vor ein goldnes schloss trägt, was auch genau zu dem andern märchen stimmt, so dass also der schluss nahe liegt, dass die drei einsiedler gleich den drei königen und müttern über die drei thierreiche herrschen. ebenso kommt in einem andern märchen aus Hessen (das. 286.) prinz Jack von Eiland zu drei einsiedlern, die er nach dem schloss des Grünus Kravalle fragt. sie wissen *alles in der welt*, auch seinen namen, aber erst der dritte kann ihnen näheres über das schloss sagen. dies alles wissen deutet wieder auf die thiere hin, die überall herumkommen, aber nur die vögel, die der letzte beherrscht, kennen das goldne schloss, nur sie kommen überall hin, nur sie gleich Odhins raben, durch die der gott auch alles erfährt, wie der prinz auch erst durch einen vogel über das goldschloss belehrt wird.

---

[1]) Auch *frau Harke* hat in ihrer höhle wilde schweine, hirsche, rehe, hasen und andere thiere, die sie des nachts hinein und morgens hinaus auf die weide treibt. Kuhn und Schwarz 113.

[2]) vgl. Targum Scheni Esther p. 410. Eisenmenger II, 441, wo genau dasselbe von Salomo erzählt wird. ich komme anderswo auf diese märchen zurück.

Diese deutsche anschauung von männlichen thierherrschern finden wir gleichfalls in Indien. so glaubt der könig Usinara in dem habicht, dessen gestalt Indra angenommen hatte und der an den wallachischen geier mahnt, den *alles wissenden* vogelkönig Suparna zu sehn (Holtzmann ind. sagen I, 83.). nach Polier II. 228 machte Vischnu den Garuda zum könig der vögel.

Von diesen menschlich gedachten königinnen und königen der drei thierreiche unterscheiden sich streng die könige der einzelnen thierarten, die jederzeit in der gestalt der gattung erscheinen, der sie vorstehn. in manchen finden wir oft diese könige in noth, oft auch einen ihrer unterthanen, was jedoch jüngere abschwächung sein könnte. menschen helfen ihnen dann und werden dafür wieder im augenblick der noth mit gleicher hülfe von den dankbaren thieren bedacht. so fürchtet KM I. 108 der ameisenkönig für seine leute; wie ihn, so rettet der diener auch drei gefangene fische und zwei junge raben; das. 399 wird ein ameisenkönig und eine bienenkönigin genannt, woraus man auch auf einen entenkönig schliessen kann, da gleich ameisen und bienen auch enten dem dummling behülflich sind. Meier märchen 33 kennt einen wolfs-, fisch- und hornisskönig.

die schlangenkönigin ist sehr bekannt. am **Rhein kennt man** noch eigenthümlich gezeichnete **männliche taubenkönige und** die maikäfer, deren 'schild' schön roth **glänzt, könige, alles** nachklänge jener alten annahme einer **monarchischen verfassung** der einzelnen thierklassen, die wir **ganz ähnlich auch** wieder in Indien finden. rabenkönig, **Polier II, 132. affenkönig**, das. und vorher. Utschaisrawa, **könig der pferde, Holtzmann** ind. sag. I, 130. schlangenkönig, **Katha Sarit Sagara** ed. Brockhaus p. 98.

Die macht dieser **könige und königinnen beschränkt sich** rein auf ihr reich, wie **wenn eins jener oberhäupter der drei** grossen reiche pfeift, alle thiere desselben **herbeieilen und beim** dritten pfiff **keins** mehr fehlen darf, so auch hier. **kaum haben** sie befohlen, so eilen ihre **unterthanen** von allen seiten herbei. einigemal **reicht** ihre **macht auch weiter und können** sie dem, der sie rettete oder ihnen **gefällig war. die kraft geben**, sich in ihre gestalt zu verwandeln. **dazu oder auch, um** sie herbeizurufen geben sie demselben etwas von **ihrem körper**, dessen kraft **und** macht er anrufen **muss** (DMS. 113.), die er reiben oder *anhauchen* soll (Mailath sagen II, 136.); so der adler einen flügel, die ameise ein füsschen einer **ameise**, der fisch eine schuppe. das wird **wohl** in der **alten sprache** heissen, sie geben **ihm** ein gewand ihrer art, in **welches** er jederzeit schlüpfen **kann**!

Wenn das nicht der fall ist, dann sagen **sie**, der schützling wolle nur an sie denken, d. h. sie in **gedanken** anrufen und sie würden sogleich bei ihm sein, auch **das** beweist die hohe stellung und göttliche kraft, die ihnen beiwohnt, wenn auch nicht in solchem maas, wie den obern thierherrschern, die als eigentliche gottheiten noch viel höhere macht hatten.

Drei hauptursachen legt Grimm dem cultus der thiere zu grunde: sie stehn im dienst der götter — göttliche wesen verwandelten sich in thiere — menschen wurden zur strafe in ein thier herabgesetzt.

Zunächst betrachten wir die zweite dieser ursachen, wozu noch beigefügt wird, 'bär, stier, kuh, schlange können einigemal so zu nehmen und uralte incarnationen vorauszusetzen sein.' M. 621.

Für den bären spricht schon die gothische sage bei Olaus Magnus, worüber in diesem bande 64 fgg. verhandelt ist.

Stier und kuh möchten in der deutschen vorzeit schwer zu finden sein, sie scheinen Griechenland **mehr eigen** zu sein, so wie den ihm zunächst südlich gelegenen **völkern**. eher durfte das pferd eintreten, in dessen gestalt **Loki schlüpfte**. die schlange ist durch Odhinns verwandlung in ihre gestalt für den norden sicher, für Deutschland noch zweifelhaft.

Dagegen scheint mir im märchen die erscheinung einer gottheit in der gestalt eines hirsches übrig. zwei bedeutsame varianten liegen bis jetzt vor, andere werden sich ohne zweifel noch finden. wir haben sie in meinen hausmärchen 73 'der goldne hirsch' und in Meiers märchen nr. 54 'der lustige Ferdinand oder der goldhirsch.' Meier hat schon in dem sehr richtigen gefühl, dass dem an bedeutungsvollen beziehungen reichen märchen tieferes zu grunde liege, dessen deutung versucht (p. 311), doch kann ich ihm nicht beistimmen und will eine andere wagen.

Der inhalt des märchens ist kurz folgender. ein soldat rühmt sich, mit geld könne man alles fertig bringen und wie sich derb ein Odenwälder ausdrückte, selbst des kaisers tochter zur hure machen. das wird dem könig hinterbracht und er befiehlt dem soldaten so viel geld zu geben, als er verlange, habe er aber binnen jahresfrist sein wort nicht gehalten, dann verliere er das leben. der soldat geht darauf ein, lässt einen hirsch von gold machen, der innen hohl ist und sich, in denselben versteckt, vor des königs pallast fahren. von dem anblick des goldnen thieres ist die königstochter entzückt, noch mehr, als aus demselben liebliche musik tönt. auf ihren wunsch kauft der könig den goldhirsch, der in ihre kammer gestellt wird, wo es nun dem soldaten leicht wird, sich ihre liebe zu erwerben.

Der hauptpunkt, um den sich hier alles dreht, ist der goldne hirsch, das kunstwerk eines schmieds. die kunstreichen schmiede des alterthums waren die zwerge, von denen die meister der kunst unter den menschen lernten, aus deren werkstätten viele der kostbarsten kleinode der götter hervorgingen. so machten Iwalds söhne das gleich anderm wachsende goldhaar der Sif, das wunderbare schiff Skidbladnir und Gungnir, den speer Odins. Sindri der bruder Broks legt eine eberhaut in die esse, als er sie wieder herauszieht, ist es ein eber mit goldenen borsten, den Brok dem Freyr gab, der durch die luft wie durch das wasser rannte, schneller als ein pferd es vermag und dessen borsten die nacht erhellend leuchteten. wir dürfen diese zwerge unbedenklich an die stelle des goldschmieds setzen und dem goldhirsch einen ähnlichen ursprung zulegen, müssen ihn aber von dem eber mit goldborsten wieder scharf trennen. der eber ist ein thier des gottes, das vollkommene thiernatur hat, der hirsch aber birgt den soldaten in seinem innern und in den märchen vorliegender art ist der soldat stets ein alter held, ein älterer gott; in dem hirsch ist also *ein gott verborgen* d. h. die hirschgestalt ist ein von dem gott angelegtes kleid, sie ist dem falkenkleid, dem schwankleid, der wolfshaut verwandt. diese göttlichkeit des in ihr verborgenen bestätigt uns das metall, aus welchem sie gefertigt ist; wo wir gold in dem märchen und der sage finden, da ist ein gott nicht fern.

Dies angenommen fällt das ungefüge, unbewegliche, leblose, was dem hirsch zugelegt wird, von selbst weg; *er muss* sich bewegt haben, muss *lebendig* gewesen und von einem vertrauten zu dem königsschloss geführt worden sein. auch die zitter oder das glockenspiel in des hirsches bauch oder kopf hält nun nicht mehr stand, die töne, die von ihm kommen, müssen von dem gott herrühren, der die thiergestalt erfüllt und belebt. der hirsch ist demnach ein *goldner, tönender.*

So wird er denn vor das schloss geführt, worin die schöne königstochter wohnt, deren gunst der in ihm verborgene gott gewinnen möchte. wie er sie zuerst gesehn hat und liebe zu ihr fasste, erzählen beide versionen fast übereinstimmend. der soldat stand auf posten vor dem schloss des königs, oder der thür der prinzessin, da erblickt er sie und der gedanke steigt in ihm auf, wenn er geld habe, dann könne sie wohl sein werden, das schreibt er auch an die thür, wo der könig es liest und ihm geld in fülle zur verfügung stellt, nach Meier aber zugleich die prinzessin auf eine kleine insel oder nach einer mir vorliegenden version von Kirchner in ein zimmer bringen und streng bewachen lässt.

Dies erschauen der geliebten von der *thür* aus, *deren eingang ihm verwehrt* ist, erinnert an die verbotenen thüren, in denen (I, 25. 103) Hlidskialf nachgewiesen wurde. auch hier dürfte also der gott von dem thron allvaters die erdentochter zuerst erblickt haben, und von ihrem anblick in liebe entzündet worden sein. sofort regt sich der gedanke in ihm wie er in ihren besitz gelangen könne, sie zu rauben vermag er nicht, weil sie gehütet wird und streng bewacht, er will also mit list versuchen, was ihm auf anderm wege nicht gelingt und fasst rasch seinen plan.

Die gewinnung durch geld, das dem soldaten fehlt, müssen wir fallen lassen; denn gold steht den göttern überall zu gebote, so viel sie dessen wollen. damit fällt zugleich der zug, dass der könig, der jungfrau vater, ihm das gold gibt. Dieser könig ist in dem märchen mit einem andern zusammengeworfen und verschmolzen, der *im* alten mythus an der spitze der zwerge stand und von dem der gott zwar nicht geld, aber geldeswerth, das kunstwerk des goldnen hirschgewandes empfängt.

Zweifelhaft bleibt, wer der führer des hirsches ist. Meier nennt den goldschmied, ich hörte der vater des soldaten sei es. nach jenem wäre es wohl der zwergkönig, was mir unwahrscheinlich dünkt; nach den HM. ein anderer vertrauter gott, wie Loki, der Thôrr in seiner verkleidung als Freyja zu den riesen begleitet. auch dieser gott würde also in andere und zwar menschliche gestalt geschlüpft sein, dem genossen zur erlangung der erdentochter zu helfen.

Der führer steht mit dem goldhirsch vor dem pallast, der könig sieht ihn und kauft den hirsch auf den wunsch der prinzessin, in deren schlafkammer er gebracht wird. nachts steigt der soldat aus dem hirsch und küsst dreimal die königstochter, kehrt aber, als sie erschrocken scheint, ebenso schnell zurück, bis sie zum drittenmal von seiner schönheit und seinen bitten gerührt, ihm die liebe schenkt; d. h. der gott wirft dreimal die hirschgestalt ab und erscheint in seiner vollen göttlichkeit, durch die er sich ihre liebe erringt. sie wird seine gattin. dass dies in der stille der nacht geschieht, dass sich ihr der gott nicht sofort enthüllt, ist ein echt mythischer zug, der in dem märchen vielfach vorkommt und bei den Griechen in dem mythos von Eros und Psyche sein gegenstück findet. die schwestern reden der letztern ein, ihr geliebter sei eine misgestalt, ein drache, aber sie findet der götter schönsten.

Der schluss des mythos ist dunkel. die prinzessin wird bleich und krank und dadurch kommt heraus, dass sie ein kind unterm herzen trage, oder sie gebiert es heimlich und am ende der festgesetzten zeit offenbart sie es dem könig und der soldat steigt aus dem hirsch. die geburt scheint festzustehn, eben so, dass der gott in des königs gegenwart seine hülle abwirft, doch lässt sich festes darüber einstweilen noch nicht sagen, da noch zu wenig versionen vorliegen. könnte der gott nicht auch gleich Zeus die geliebte auf dem rücken entführen, mit ihr zum himmel emporsteigen?

Das ganze des mythos stimmt zu jenem andern, den ich I, 102 in der einleitung zum getreuen Johannes nachwies. in beiden schaut ein gott auf die erde nieder, erblickt eine schöne jungfrau und erwirbt sie durch list, nur die art der erwerbung ist verschieden. Johannes lockt die jungfrau auf das schiff, wo der königssohn ihrer harrt, damit er sie entführt. hier dringt der held in hirschgestalt in ihre kammer. in jenem königssohn erkannten wir den Fro, dürfen wir ihn auch in dem soldaten sehn? die verwandtschaft beider mythen scheint dazu zu berechtigen, noch mehr, dass der soldat gerade die hirschgestalt wählt, während der hirsch wie der eber thiere des Fro sind [1]), dann hätten wir einen doppelten mythos von der werbung um Gart, deren einer wie das märchen vom getreuen Johannes dem norden, der andere mit dem märchen vom goldhirsch dem süden angehören würde. jenes wird von Grimms in zwei fassungen aus Zwehrn und Paderborn mitgetheilt, dies liegt in zwei andern fassungen aus dem Odenwald und Schwaben vor, in Hessen steht der grenzstein.

Einzelne thiere wurden als den göttern heilig zu ihrer ehre unterhalten, so bekanntlich dem Freyr pferde. diese sitte erhielt sich noch im christenthum und sie kommt noch wenn auch unverstanden in unsern tagen vor. so ernährt die stadt Bern zwei bären, von denen die sage den namen der stadt ableitet. als Berthold IV. die stadt baute, soll er gesagt haben, sie müsse nach dem ersten thier genannt werden, welches man dort fange. das ist schon erbtheidnischer angang. die arbeiter fingen aber einen bären und wenn sie seitdem bauholz schlugen, hatten sie den ebenso heidnischen spruch:

holz lass dich hauen gern,
die stadt muss heissen Bern.

(DMS. 405.) den heil. Gislen, einen der bekehrer des Hennegaus, führten ein *bär* und ein *adler* durch einen grossen wald bis zum ufer des Haine, wo er ein kloster baute. in demselben wurden seitdem zum andenken daran, wie die sage meldet, ein bär und ein adler stets unterhalten (NS. 225.). wahrscheinlich fand der heilige die thiere als göttlich verehrte dort vor und behielt sie aus schonung für das volk am leben, nachdem er sie gesegnet und statt der heidnischen eine christliche beziehung untergelegt hatte. dieselbe stand wohl mit einer führung in verbindung, die wir jedoch schwer zu errathen vermögen, wenn nicht, dann erhielt sich die alte deutung unter dem volk nur mit dem unterschied, dass an die stelle der göttlichen helden oder volksherrn, welche von den beiden thieren ursprünglich als von boten der götter (Wuotans) geführt worden waren, später der christliche heilige trat. zu Merseburg im schlosshof wird ein *rabe* erhalten. man erklärt das durch die bekannte sage, die auch der 'diebischen elster' zu grunde liegt. ein bischof Thilo von Trotha soll einen diener unschuldig haben hinrichten lassen auf den blossen verdacht hin, dass derselbe ihm einen ring gestohlen habe, der sich später in dem nest eines raben wiederfand. da soll der bischof sein familienwappen abgelegt und einen raben herein genommen haben, seitdem auch der rabe zum andenken an die geschichte gefüttert worden sein (Bechstein d. sagenb. 354).

---

[1] vgl. I, 101. Simrock Bertha die spinnerin 81 flg. ein hirsch von silber und gold kommt zum [illegible]. s. Oswalds leben in Haupts zeitschrift II. p. 119 vers 1059.

Diese beispiele lassen sich leicht vermehren, aber wie in ihnen, so werden auch in allen noch aufzufindenden jedenfalls nur altheilige thiere vorkommen, die in genauer beziehung zu den göttern standen und wir dürfen ziemlich sicher von ihnen auf diese und ihre verehrung an solchen orten schliessen, d. h. auf allgemeine, nicht auf privatverehrung, wie z. b. die des Hroads in Vatnsdaelasaga war; ganze städte, klöster, das schloss eines fürsten ernähren diese thiere, verehrten sie also auch vordem.

PFERDE.

Kein thier stand unserer vorzeit höher als das pferd, keins wird darum auch in sagen und märchen öfter genannt. früher schon wurde erwähnt, dass pferde dem Freyr heilig waren (cf. M. 627) und ich leitete den häufig vorkommenden namen Rossberg [1]) von den auf solchen bergen dem gott gehaltenen rossen ab. es wäre belangreich, näheres über die umgebung dieser Rossberge und deren obersten theil zu wissen, namentlich ob er eine grössere fläche hat, ob dieselbe spuren von abgrenzung trägt, welche sagen an der örtlichkeit haften u. dgl. m.

Wie es scheint ritt man bei dem fest des gottes um die wette und dreimal um seinen tempel oder sein bild herum, wenigstens scheint eine ältere belgische sitte auf diesem heidnischen anstrich zeigenden gebrauch zu fussen. am fest des heil. Guido bei Brüssel ritten die bauern auf ihren ackergäulen zu der kirche des heiligen und sprengten dreimal um dieselbe; wer zuerst an der kirchthür ankam, dem putzte man den hut mit bändern und er zog an der spitze der andern ein in die kirche. ähnliches berichtet Meier 419 aus Schwaben. ehemals wurden 4—500 pferde zur kapelle des heiligen Koloman gebracht und dreimal um die kirche geritten [2]). die beiden heiligen scheinen hier klug an die stelle der alten gottheit gesetzt, wie sonst auch der heil. Stephanus (I. 124.); an seinem fest werden in Backnang noch die pferde ausgeritten und zwar so rasch als möglich, dadurch kann man sie vor hexen schützen. wurde vielleicht vordem das erste dieser pferde dem gott geweiht oder geopfert?

Die pferde der sage sind meistens spukrosse, die des märchens dagegen zeigen uns durchgängig hohe, göttliche kräfte;

---

[1]) in Baiern Schöppner I, 35, 197.

[2]) wer die prinzessin erlösen will, muss dreimal um das schloss reiten. Bechstein märchen 58.

sie laufen mit windes- und gedankeneile, ihre bahn geht nicht nur über die erde, auch der luft und dem wasser sind sie vertraut; sie sind klug und vorschauend, haben die gabe der sprache und retten ihre helden und lieblinge aus mannichfacher gefahr, helfen ihnen zur erlangung dessen, was sie sich vorgesetzt haben. oft sind sie auch verwünschte menschen, d. h. zur strafe in die thiergestalt gebannte, die nun dem, der sie erlangt, sich dienstfertig beweisen, um durch ihn erlösung zu finden.

Gleich den hunden sind auch die pferde geistersichtig; wenn ein pferd an einem hause scheut und nicht vorbei will, stirbt bald jemand darin. darum wohl verkündet sein gewieher auch glück, es sieht gleichsam das nahende heil, die herankommende saelde.

Bemerkenswerth ist übrigens ein mitunter zu tage tretender bezug der rosse zu Holda, der göttin der geburten. Frau Holli reitet in Franken auf einem schimmel Zs. f. D. Myth. I. 28, VII. im Harz glaubt man, wenn schwangere frauen übergehn, so müssen sie hafer in die schürze thun, *den einen schimmel fressen lassen und ihn bitten für ihre baldige entbindung zu sorgen.* Zs. f. D. Myth. I. 200. vgl. Myth. I. LXXX. 337.

EBER.

Schon als heiliges thier des Fro war der *eber* verehrt (1, 104), denn Fro wie Frouwa reiten auf ihm. ich will hier einer merkwürdigen sage gedenken, die Baader 11 mittheilt und die den gott auf seinem eber zu bewahren scheint.

Ein bauer gerieth mit einer fuhre holz so tief in den koth, dass er sie trotz aller anstrengung nicht mehr herausbrachte. da kam aus dem nahen wald ein *jäger* auf einem schwarzen geritten und erbot sich, den wagen herauszuziehen, wenn der mann ihm das verschreibe, was eben hinter seiner stubenthür stehe; nach sieben jahren müsse er es dann hierher auf den platz bringen. der bauer ging darauf ein, weil er dachte, nur der besen stehe hinter der stubenthür, verschrieb's dem jäger mit seinem blut und sofort zog dieser den wagen aus dem koth und gab dem bauern noch einen beutel mit geld. als der bauer nach hause kam, erfuhr er von seiner frau, dass zu jener stunde das kind zur strafe hinter der hausthür gestanden habe. da waren sie beide sehr traurig, erzogen das kind in aller frommigkeit und lebten im wohlstand von des jägers geld, das nie ausging. zur bestimmten zeit brachte der mann in begleitung vieler leute das kind auf den platz, der jäger kam wieder *auf dem schwein* angeritten und führte es auf immer hinweg.

Dass das kind dem jäger verschrieben und übergeben wird, beweist gerade nicht nothwendig, dass dieser der teufel sei; werden doch auch Thialfi und Roskva dem Thôrr übergeben und stehn von da an in seinem dienst, und gibt sich doch könig Eirikr dem Odinn dafür, dass er ihm zehn jahre lang sieg verleihe (fornm. sög. V. 250. M. 970). dass der jäger ein gott ist, dafür zeugt schon die ganze art seines auftretens, ebenso das geschenk des nie versiegenden goldes. er wohnt im wald, er weiss, was eben an andern orten vorgeht, er reitet auf dem eber, das sind drei untrügliche kennzeichen seiner göttlichen natur. das letzte weist speziell auf Fro hin, der auf diese weise einen diener erwirbt. als jüngere zusätze fallen wohl weg die verschreibung mit blut und der geringe dienst, um deswillen das kind verschrieben wird, an dessen stelle wohl etwas anderes stand?

Nicht weniger wichtig ist eine andere sage bei demselben autor 284, welche Frouwa im hintergrund zeigt. ein ritter von Hutten zu Arnstein nahm einmal seine frau und kinder mit sich in den benachbarten wald auf die jagd. dort verlor sich eins seiner söhnlein und konnte trotz alles suchens zwei tage lang nicht gefunden werden. da gelobten die betrübten ältern die stiftung eines klosters, wenn sie ihr kind wieder erhielten. am nächsten morgen kam *das knäblein wohlbehalten auf einem wildschwein in das schloss geritten* und erzählte, dass es von jenem die ganze zeit ernährt und erwärmt und jetzt hierher gebracht worden sei. der ritter und seine frau gründeten nun bei Arnstein das nonnenkloster Maria-Sondheim, in dessen kirche sie mit dem knäblein auf dem wildschwein und ihren übrigen kindern in stein abgebildet sind.

Der verlust des kindes im *walde* ist hier von vorn herein bedeutsam, aus dem walde kehrt es also auch zurück und zwar auf dem rücken getragen von einem eber. der ritter und seine frau schreiben das zugleich der heil. mutter zu, das weist auf die hin, die im alterthum selbst auf dem eber ritt, auf Frouwa, die ja überhaupt als Holda in freundlicher beziehung zu den kindern stand und sie pflegte und schützte und begabte, die auf ihrem reinen eber das von ihr bewahrte und genährte kind den bekümmerten ältern heimsandte. eine andere hierher gehörige wichtige überlieferung bespreche ich in dem abschnitt von den heil. bäumen, bei der linde.

Eine dritte sage ist anzuführen, die gleich jener beides beweist, wie tief der ritt auf dem schwein im volksbewusstsein wurzelt. in der Sendlinger gasse zu München soll [illegible]

Luther auf der flucht in dem haus beim koch in der hölle schnell den durst gelöscht haben, die wurst aber — ein oftmals gefundener zug, in der eile schuldig geblieben sein. der volkswitz liess ihn auf unzähligen bildern mit der bratwurst *auf einer sau* davon galoppiren (Schöppner I, 472.). er ist hier ohne zweifel an die stelle einer andern ältern person getreten, vielleicht eines juden, die oft in andern gegenden, irre ich nicht u. a. auf einem alten bild zu Frankfurt am Main auf einem schwein *reitend* dargestellt waren. der ganze nachdruck fällt hier auf den ungewöhnlichen, unnatürlichen ritt, der angezogen durch das schwein in die sage und das bild eintrat, auf den man gewiss nicht gekommen sein würde, wenn er nicht lebendig im volk dagewesen wäre.

Endlich gedenke ich einer vierten sage, die ich in Belgien hörte und die von grosser bedeutung ist. in Löwen lebte eine oberin eines klosters, die lange zeit sehr fromm, sich endlich verführen liess und in sünden fiel, selbst das kloster verliess und eines elenden todes starb. seitdem sieht man sie jede nacht *auf einer glühenden sau*, von flammen umsprüht, aus einer laube, wo sie zuerst mit einem priester sündigte, auf das kloster zu und wieder zurück rennen und mit ihrem buhlen in jener laube verschwinden (NS. 234.). in dieser glühenden sau hätten wir denn treu den goldborstigen eber der Frouwa, die selbst in dem geist der *oberin*, auf die gewicht zu legen ist, steckt. sie ist verbunden mit einem priester und auch das ist bezeichnend, denn es deutet auf beziehungen zu der gottheit hin. die sau dieser sage unterscheidet sich von andern spukthieren wesentlich durch ihre gluth, sie glüht ganz, während andern die flammen nur aus dem maul schlagen. nicht zu übersehen ist gleichfalls, dass es ausdrücklich heisst, die oberin habe eine besondere andacht zur heil. mutter gehabt, denn das zeigt die beziehung an, in der die alte stellvertreterin beider zu dem thier stand; wir haben statt der dienenden oberin die herrin Maria und statt dieser die ältere göttin zu lesen.

Im symposion sagt Plutarch von dem schwein, dass es, 'primum terram findens vestigium arationis impressisse ac vomeris opus subministrasse' (opp. IV, 1. p. m. 670.); und Grimm sagt auch: 'einen grund der heilighaltung des ebers findet man darin, dass er die erde aufwühlt und die menschen von ihm das pflügen gelernt haben' (M. 632.). dies wühlen der eber kommt in der deutschen sage vielfach vor, wenn auch nicht in bezug auf den ackerbau. so wühlten schweine das [illegible] auf dem [illegible] aus dem boden und hirten, die es fanden, stellten es auf den felsen. in die kirche von Halten getragen, kehrte er zu der alten stelle zurück (Bechstein sagen des Frankenl. 76). in der nähe der abtei Ebrach wühlte ein wildeber einen *goldnen abtsstab* aus dem boden, an dem ort baute man den hochaltar der neuen klosterkirche (Baader 399). in der nähe von *Hauneberstein* am ufer des *Eberbaches* wühlten vor zeiten wildeber eine *glocke* aus dem boden (das. 143.). von andern durch eber und schweine herausgewühlten glocken wissen zahllose sagen und stets haben diese glocken besondre kräfte. in uralten zeiten noch vor Christi geburt hütete, wo nun Halle steht, ein hirt seine schafe, da kühlte sich eine sau bei heissem wetter in der salzquelle ab. als sie hernach an der sonne trocknete, glänzten ihr die borsten stark von dem salz, so wurde die salzquelle entdeckt (Sommer 70.). die *quelle*, welche sich unter dem Kyffhäuser im thal befindet, soll von einer sau ausgewühlt worden sein (Kuhn und Schwarz 223). auf dem Hafermarkt in Flensburg steht ein alter steinerner brunnen, der die Grunnerkeel heisst; über diesen gibt es eine alte prophezeiung: einst an einem sonntagmorgen, wenn die leute eben aus der kirche kommen, wird ein ungeheures schwarzes *schwein* wild und schnaubend durch die strassen rennen bis an die Grunnerkeel; da wird es sich vor einen stein stellen und ihn aufzuwühlen anfangen. dann ist der untergang der stadt nahe. sobald der stein gelöst ist, wird ein *wasserstrahl* hervorspringen, der bald zu einem grossen unaufhaltbaren strome wächst, welcher mit reissender schnelle sich nach allen seiten hin ergiesst und die ganze stadt in seine fluthen begräbt (Müllenhoff 105.).

In allen diesen sagen erscheint der eber als diener und bote der gottheit, die unter jenem bilde verborgen, den stab der herrschaft führt, der die quelle heilig ist, die wir vorhin auf dem eber reitend fanden, die am Kyffhäuser die heerde der wildsauen lockt (Kuhn und Schwarz 387.). die nähern beziehungen entgehn uns bis jetzt, besonders die zu den glocken, doch werden sie sich auch auffinden lassen.

Holda (so wie die verwandten göttinnen) wohnt bekanntlich gern in seen und brunnen. der eber, oder jünger das schwein scheint nun so eng mit ihr verbunden, dass man dort sie nicht ohne solche thiere sich denken kann und darum schweine in ferkelgestalt, oder ein schwein unter den ferkeln annahm. die norddeutschen sagen enthalten davon manche beispiele. bei Parchim in Meklenburg liegt ein see, der ist von einem schönen *buchwald* umgeben und man erzählt, an ihm sei vor zeiten eine stadt Nemir versunken. den leuten in der stadt ist es noch verboten, an dem see zu *fischen*. als die stadtfischer es dennoch eines abends wagten und das netz durch auswarfen, war es so schwer, dass sie es kaum heraufziehen konnten und als sie hineinsahen, hatten sie einen grossen hecht gefangen, der wog wohl mehre zentner, so dass sie ihn nur mit mühe ins boot bringen konnten. nun fing es im see gewaltig an zu lärmen und zu toben, sie hörten die stimme eines mädchens, welches mit den worten: '*nutsche, nutsche!*' die *schweine* lockte und eine mannesstimme fragte darauf: 'hast du sie nun alle beisammen?' worauf jene erste wieder antwortete: 'ja neun und neunzig habe ich, aber der einäugige borch fehlt noch.' und indem rief sie wieder: 'nutsche, nutsche!' da sprang der hecht mit einem gewaltigen ruck aus dem boote und rief: 'hier bin ich! hier bin ich!' und sogleich war aller lärm verschwunden und alles todtenstill (Kuhn und Schwarz 28). ähnliches wird von ein paar schäfern am Grundlose erzählt, die sich die zeit mit angeln vertrieben. sie fingen einen grossen einäugigen fisch und hörten die stimme rufen: 'die alte einäugige sau fehlt noch;' worauf eine andere stimme sie furchtbar bedroht, so sie das thier länger zurückhielten, würden sie ihres lebens nimmer froh werden (das. 126). anderswo wird dasselbe von einem berg berichtet, nur steht an der stelle der hechte *dachse oder ein hase*, die stimme lockt: 'quême, quême!' und sagt die einäugige sau fehle, oder: 'klutföt fehlt noch' (das. 110. 114. Kuhn märk. sag. 145).

Dem märchen ist ein ähnlicher zug nicht fremd. DMS. 91 beschwören die winde die see und rufen die fische zusammen, der letztankommende ist ein *krüppeliger weissling*. im märchen vom sünder Matthes (Meier 57) kommt der knabe, der von dem teufel die handschrift wieder holen soll, zu drei höllenthoren, die sich vor seinem stabe öffnen. an jedem *pfeift* Lucifer, da kommen viele tausend schwarzer männlein zusammen, welche er fragt, ob sie die handschrift hätten? alle verneinen es, bis am dritten thor beim dritten pfiff, also ganz zuletzt ein *buckliger jäger* kommt und die handschrift herausgibt. selbst in dem magyarischen märchen kommt der zug vor und zwar klarer als in dem deutschen und belgischen, obwohl noch nicht so klar, wie es wünschenswerth wäre. Pengö sucht den ring der braut des weisen. der adler und rabenkönig sagen, er sei nicht in den lüften, sonst wüssten sie es. dasselbe muss, wie aus dem zusammenhang hervorgeht, der maulwurfkönig von der erde gesagt haben. da sagt das goldfischlein, also der fischkönig: 'vielleicht ist der ring im meer.' er beruft sofort alle fische zusammen, aber keiner weiss etwas von dem ring. endlich fragt das goldfischlein: 'sind denn schon alle fische beisammen?' 'der hinkende hecht geht noch ab,' rief eine stimme und endlich kommt denn auch dieser (Mailath II, 143. 144.).

Das goldfischlein steht hier an der stelle, welche im märchen vom goldnen schloss die königin der kriechenden thiere einnimmt, an der wir in jenen sagen das lockende mädchen finden; dies fällt mit der thierkönigin zusammen, es ist Holda oder eine ähnliche göttin. der hecht, oder klatfisk kann also nicht Loki sein, wie Kuhn nordd. sag. 472 meint, eher trifft seine erwähnung des zwergs Andvari zu, der in hechtsgestalt in Franangursfors lebte, denn mit zwergen vertragen sich schon körperliche gebrechen, wenn nicht aber dieses ein eigner mythus vorlag, und Holda kann schon als die königin der holden d. i. zwerge gelten.

Damit haben wir den schlüssel zu der ganzen sagenreihe; sie enthält eine zahl von mehr oder weniger abweichenden theilen und varianten des eddischen mythus von Loki's fischzug, den ich I. 130 bereits besprach und der in Deutschland zugleich reicher als im norden ausgebildet gewesen zu sein scheint. merkwürdig stimmt in dem magyarischen märchen selbst der ring, den der hecht murrend bringt und nur gezwungen hergibt, zu dem, den Loki dem Andvari mit gewalt nimmt und dem Odinn bringt, auf den der zwerg den fluch legt, dass er stets seinem besitzer das leben kosten werde.

Wir sind von dem eber abgekommen. in Holland geht in der Christnacht Derk met den beer um; anderwärts in Deutschland ist das goldferch bekannt (M. 45. 194); in Schwaben dagegen sieht man um die zeit weisse schweinchen, von denen das in Ebingen eine (goldne?) kette am halse trägt (Meier sagen 224.). wenn man sie einfängt, sind sie am folgenden morgen verschwunden. ein teuflischer eber "plus blanc que cygne" kommt auch im Roman de Richart vor (Amelie Bosquet la Normandie 54.).

Ein eberkopf war bei der feier des weihnachtsfestes in England unerlässlich und wurde mit grossem prunk und vieler feierlichkeit auf den tisch getragen. es gab selbst ein eigenes lied, welches dabei gesungen wurde und das mittheilung verdient:

Caput apri defero,
reddens laudes Domino!
The bores heade in hande bring I
with garlandes gay and rosemary;
I pray you all synge merely,
qui estis in convivio.

The bores head, I understande,
is the chefe servyce in this lande;

loke wherever it be fande,
servite cum cantico.

Be gladde, Lordes, both more and lasse,
for this hath ordayned our stewarde,
to chere you all this christmasse
the bore's head with mustarde [1].

diese begleitung der feier mit gesang bezeugt noch ein anderer, Dugdale, origines iuridiciales p. 155: 'at dinner at the first course is served in a fair and large bore's head upon a silver platter with minstralsye.' das und besonders die ersten zeilen des liedes weisen auf eine alte religiose feier hin, also auf das opfer des eberhauptes.

HUND.

Wie dem Odinn hunde beigelegt werden (M. 633) so auch den Nornen und auf bildwerken der Nehalennia. Grimm fragt: worauf gründet sich die sage des frühen mittelalters von dem h. Petrus und dem hund? der ags. Saturn und Salomon (bei Thorpe p. 98) fragen: saga me hwilc man ærest wære wid hund sprecende? und die antwort ist: ic þe secge, sanctus Petrus. sie beruht auf folgender erzählung des Glycas in den annalen ed. Bonn. part. III. p. 438: *Ἐπὶ τοῦ Νέρωνος ὁ Σίμων ὁ μάγος ἦν, πρὸς ὃν ὁ κορυφαῖος (Πέτρος) ἐλθὼν εὗρε κύνα δεδεμένον ἔμπροσθεν ἐν τῷ πυλῶνι αὐτοῦ κατεσθίοντα τοὺς ὅσοι προσερχόμενοι ἐπιχειροῦντες εἰσελθεῖν ἐπὶ τὸν Σίμωνα· ᾧ δὴ καὶ ἐπέτρεψεν εἰσελθεῖν καὶ ἀνθρωπίνῃ φωνῇ περὶ Πέτρου ἀπαγγεῖλαι, καὶ γενομένου τούτου ἐποίησε, καὶ πάντες οἱ ὄχλοι ἰδόντες ἐξεπλάγησαν, οὐδὲ δὲ τοῦτο καὶ ὁ Σίμων ἐποίησε κατὰ τοῦ Πέτρου ἐκείνου.* so hat denn schon der zauberer Simon den hund, der alle unsere zauberer geleitet, zur seite, nur in wilderer natur, denn dass die der unseren alle unberufen zu dem meister eintreten wollenden verschlingen, davon findet sich nichts. er weiss genau seines herrn sinn, er ist vielleicht gar der von dem Simons ganze kraft ausgeht, dem der zauberer sie verdankt, wie sie der blinde bauer mit zwei blinden söhnen auf Pachof in Vogeln auch seinem hund verdankte. der sorgte für alles, fegte die küche und fütterte die pferde bei dunkelheit. wenn der bauer aus war, erzählte ihm der hund alles, was seine leute gethan und gesagt hatten und er wusste alles, als wenn er dabei gewesen wäre, wenn einer auch nur eine flocke wolle genommen hätte. der hund pflegte still vor der schimmelreiter auf einem alten *pflugrad* zu liegen und wenn der bauer dann in den hof kam, erzählte er ihm alles. oft sind die leute bei dem bauern gewesen und wollten wissen, wie es mit dem hund wäre? dann führte der herr sie auf die wiese, da stand ein kleiner weisser stock, wenn sie dann heran kamen, sprang der hund aus dem stock heraus (Müllenhoff 378). der hund, dessen herr hier mit Odinus, der selbst mit dessen raben verwandt scheint, tritt fast zwerg- oder koboldartig auf, was daran mahnt, dass bei Ranke der grenzfrevler, der den stein versetzen will, von einem weissen, grauen und schwarzen hund angebellt wird (28.). so öffnet auch ein hund die thür des schlosses der königin der laufenden thiere (DMS. [illegible]) und wenn bei jener andern thierkönigin der hecht ein zwerg ist, könnte dann nicht auch dieser hund es sein?

---

[1] Brand observations on popular antiquities ed. Ellis I, 334.

Grimm citirt l. c. auch die formel aus c. 158 der Nialssaga, wodurch Hrafn sich aus der nixen gewalt rettet: renned hefr hunde þinn, Petr postoli, til Roms tvisvar, ok munda renna it þridja sinn, ef þu leyfdir: dein hund, apostel Petrus, ist zweimal nach Rom gelaufen und würde zum drittenmal hinlaufen, wenn du es zuliessest. das muss auf einer eigenthümlich nordischen sage oder legende vom heil. Petrus beruhen, die bis jetzt noch nicht bekannt ist. bei uns kommt, so viel ich weiss, s. Petrus nie mit einem hund vor.

Frau Harke, frau Gode, fru Freck haben stets den hund bei sich, darum kann er auch bei Maria vorkommen. eine mutter hatte ihrem töchterlein geflucht: 'packe dich zum teufel,' und das kind war in den wald gelaufen, wo es die bald bereuende mutter vergebens suchte. da wandte sie sich im gebet zu Gott und flehte die heil. mutter um ihre fürbitte an. so vergingen drei und vier tage, da ruft man, während sie gerade betet, das kind sei gefunden. sie fragt es, wo es gewesen, wer es ernährt habe und es sagt: sie selbst, die mutter, sei mit einem licht zu ihm gekommen und ein weisses hündlein habe sie begleitet (Hocker Moselsagen 158.). man erkannte, dass es die mutter Gottes gewesen. ebenso begleitet der hund auch den helljäger, den wilden jäger, den Hackelberg, er war also auch in Deutschland ein thier des Wuotan. nun geht aber auch der [illegible] (im gälen [illegible]) gewiss von Odinus aus (M. 987.), dürfen wir darum in dem den Faust, Agrippa u. a. begleitenden hund ein thier des Wuotan sehn?[1]

Hunde begleiten auch die Nornen, sie machen die

---

[1] auch Merlin hat einen hund bei sich. ein altenglisches volkslied beginnt:

Merlin, Merlin, [illegible]
[illegible]

Hel ¹); das erklärt, warum ihr geheul tod verkündigt. nach polnischem glauben riechen sie die *pest* ²) und sehen sie von weitem, denn kennen sie und suchen sie zu packen und die pest reizt und neckt sie, indem sie ihnen den fuss hinhält und ruft: kusa, kusa! den fuss! (Woycicki 98.) da die pest mit einem feuer verglichen wird, als blaue flamme erscheint, so liegt es nahe, dass der hund auch feuer, den brand wittern muss. man achtet darauf, wie er beim heulen den kopf hält; ist derselbe aufgerichtet, gleich der emporleckenden flamme, dann bricht feuer aus, senkt er ihn aber, wie in trauer, dann bedeutet sein heulen tod eines hausgenossen.

Gleich dem eber bringt der hund unter der erde verborgenes zu tage und wie jener es herauswühlt, so scharrt er es heraus. die Wolfsburg in Braunschweig ist von dem schatz gebaut, den ein schäferhund auf der nahen heide herauskratzte (Kuhn u. Schwarz 172.); auf dem kirchhof in Baden scharrte einst ein hund einen brunnen zu tage, worin ein hölzernes standbild der mutter Gottes war. man nahm es heraus, baute auf dem platz eine kapelle, die den namen Mariabrunn erhielt und stellte das bild auf den altar. dieser steht gerade über der quelle und unweit derselben ist der hund in stein abgebildet (Bader 131.). also abermalige verbindung des hundes mit Maria und hier gerade in wichtigem zusammenhang, denn das in dem brunnen, dessen alte heiligkeit seine jetzige lage schon andeutet, gefundene bild kann nur die alte brunnenbewohnende göttin sein und der hund vertritt hier, wie früher der eber, ganz die stelle des pferdes, dessen hufschlag die quelle der erde entlockt, das im dienst eines gottes und zwar des Wuotan oder Baldur steht. jedenfalls wird der letztere hund weiss gewesen sein, wie jener andere, der Maria begleitet, wie Sleipnir, wie die um weihnachten umgehenden weissen schweine u. s. w.

Im märchen ist der hund nächst dem pferde des menschen treuester und natürlicher begleiter. er und das pferd werden aus theilen desselben fisches geboren, der auch des helden geburt veranlasst und zwar er, der kluge aus dem

---

¹) z. b. 'Merlin, Merlin, wohin gehst du so früh mit deinem schwarzen hunde?' Barzaz Breiz I, [illegible]

²) Hecate kömmt des nachts, [illegible], wie man von grimmigen hunden gefolgt. Tibullus sagt von einer zauberin eleg. I, 2:

sola tenere malas Medeae dicitur herbas,
sola feros Hecates perdomuisse canes.

ihr wurden auch hunde geopfert.

³) das wird allgemeiner russischer glaube sein. den [illegible] [illegible] gegen die pest begleitete ein hund.

kopf, der held aus dem mittelstück, worin das herz sitzt, das pferd aus dem theil mit den eingeweiden, gleichsam den lenden, in denen die kraft wohnt, während der fächerartig sich ausbreitende schweif einen hanen trägt (Zingerle I. 148.).

BÄR.

Der bär ist der könig der thiere (Reink. fuchs XLVIII sqq.); er muss im frühern alterthum in einem sehr hohen ansehn gestanden haben, aber welches wenig auf uns gekommen zu sein scheint. Biorn war beiname des berühmten sohnes Odhins, des mit der erde gezeugten Thôrr und gleich ihm wurde könig Brâge als bär und gott dargestellt.

Die nordischen und angelsächsischen stammtafeln unterscheiden sich wesentlich dadurch, dass diese sämmtlich auf Wuotan als stammvater hinweisen, der bei Franken, Sachsen und Angelsachsen als der mächtigste und höchste der götter galt, jene alle auf Thôrr auslaufen, der im norden an der spitze der götter stand, im tempel den ehrenplatz der mitte zwischen seinen zwei mitbrüdern genossen hatte, und vor ihnen genannt und angerufen wurde. er rückt unmittelbar nach den biblischen und griechischen vorvätern ein und lange nachher erst folgt Odinn, im Formálibaringer II. 13): Adam ... Noe, Zechon, Cipren, Cretus, Saturnus ... Priamus, Mennon, Thôr; Sverrissaga: Adam, Seth ..., Saturn ... Priamus, Thor [1]). er war also als der stammvater der nordischen helden bekannt, er hatte den ersten derselben gezeugt und zwar als gott. ob aber auch in göttlicher gestalt und herrlichkeit, das ist eine andere frage, zu deren bejahung der name Biorn gewiss begünstigt.

Früher fanden wir schweine unter der flut, die niederländische sage weiss von einem bär, der im IJsselmeere, einem weiten see bei Groningen sich aufhält. fischer, die auf dem wasser thätig waren, hörten oft eine starke stimme aus der tiefe: 'waar wij varen, beer dich keeren!' (NS. 229). hatten sie ihn vielleicht schon im netz, oder an der angel?

Eine bedeutsame legende hat der Strassburger Specklin in seinen collectaneen I. 2 bewahrt: die heil. Richardis hätte von ihrem unwürdigen gatten Carl dem dicken getrennt in Andlau, von da aus sandte sie eines tages einen jungen ritter in das vogesische gebirg, um ihr in der wildniss einen ort zum Hochsitz zu suchen. er ging und kam in ein einsames thal, durch welches ein bach fliesst: an dem lief stand ein bär und trank; der hatte seine höhle in der nähe und in derselben mehre junge. sofort kehrte er zu Richardis zurück, welche an der stelle, wo das bärenlager gewesen war, ein fürstliches kloster erbauen liess. noch zeigt man die vertiefung, wo die bärin mit *ihren jungen lag*, in einer unterirdischen kapelle und das volk hielt sie für *heilkräftig* bei kreuzschaden. man unterhielt dort zur erinnerung an die stiftung der abtei längere zeit *lebendige bären* und gab auch jedem vorüberziehenden bärenführer ein brod und drei gulden (Schöppner 159.). soweit die legende, die uns in ihrer jetzigen gestalt ein treues bild der einstigen pietät gibt, welche den ältern, christlichen tagen eigen war, deren grund aber ein anderer sein muss. klöster und kirchen gründete man gern an altheiligen stätte und eine solche wird dies bärenlager ebenso gewesen sein, wie das eberlager unter der linde (s. dieses), bei dem das volk heidnischen aberglauben und götzendienst trieb; wie man hier die eber mit scheuer ehrfurcht betrachtete und ihnen wohl speise als opfer zutrug, so machte man es dort mit den bären. jedenfalls fanden die bekehrer kräftigen widerstand von seiten des volkes, als sie das bärenlager umändern und zerstören wollten, sie hatten auch vielleicht weniger hilfe und unterstützung zur seite und sahen sich darum gezwungen, zu mildern mitteln zu greifen: sie heiligten die ihrer statt und errichteten über ihrem lager eine kirche, in der das volk bald des götzen und seiner bären vergass; die letzte spur der heiligkeit der letzteren blieb nur in jenem aberglauben.

---

[1]) Myth. 1. ausg. anhang XX ff.

Die menge von bären, welche es damals gab, erklärt es, wie dies thier in eine ganze reihe deutscher heiligenlegenden verwoben wurde. so wird vom heiligen Corbinian berichtet, es habe einmal nachts ein bär eins seiner saumrosse zerrissen. sein gefährte Anserinus ertappte das thier über dem raub und meldete es klagend dem heiligen, der ihm sofort einen stock gab und ihn hiess, den bären züchtigen und ihm befehlen, statt des rosses das gepäcke zu tragen. dies geschah und darum bildet man den heil. Corbinian stets mit einem bären ab. von einem auf ähnliche weise gezähmten bären erzählt Walafried Strabo im leben des h. Gallus (I, 11): [illegible], cum ceteris somno alto teneri [illegible] putaret, surgens prostravit se in figura crucis ante capellam et preces Domino devotus effudit. interea descendens ursus de monte micas et fragmenta, quae convivantibus deciderant, caute legebat. hoc factum ut vidit homo Dei dixit ad bestiam: praecipio tibi, bestia, in nomine Domini, tolle lignum et mitte in ignem. ad cujus praeceptum bellua conversa validissimum lignum attulit et igni iniecit.' alsdann gibt der heilige ihm ein brod und verbietet ihm die gegend. und Theodorus eremita erzählt im leben des heil. Magnus (c. 17)[1], wie der heilige einer menge von bären befahl, ihn zu begleiten und ein grosser bär ihm eine tanne zeigte, unter welcher metalladern lagen, auch die tanne ausriss, so dass Tozzo, des heiligen diener, einen sack mit dem metall füllen konnte. in derselben vita (c. 21)[2] heisst es auch, Magnoald sei auf des heil. Columban befehl in den wald gegangen, äpfel zu holen, habe aber einen bären gefunden, der dasselbe schon gethan und sofort diesem befohlen, mit äpfellesen inne zu halten, welches der bär gethan. ähnliches wird endlich von dem trierischen bischof, dem heil. Maximin erzählt[3].

Bedeutsam könnte für uns vielleicht die *tanne* sein, da der bär von Andlau auch in einem tannenwald wohnte.

WOLF. FUCHS.

Bär, wolf und fuchs galten unter den thieren des waldes als die vornehmsten. sie sind die hauptträger der thierfabel, finden sich im märchen gern zusammen und treten da in Belgien an die stelle der weisen raben, die sich auf dem baum, belauscht von dem darunter liegenden geblendeten, ihre geheimnisse erzählen (DMS. 24[4]), während sie in der Walachei die drei drachenzerreissenden hunde bei Petru ersetzen (Schott 140). die klugheit, das vorausschauen und wissen, das ihnen in jenem märchen beigelegt wird, der umstand, dass sie die raben allvaters vertreten können, deutet wohl darauf hin, dass sie alle drei gleich jenen im dienst der götter stehn. mehr als das fanden wir bei dem bären, dessen geschlecht durch den in seiner gestalt erscheinenden Thôrr geheiligt war. vom wolf wissen wir, dass zwei seiner gattung zu beiden seiten Odhins sassen (vgl. I, [illegible]). sollte da der fuchs ohne beziehung auf eine gottheit sein? der gedanke an Loki liegt zu nahe. zwar heisst der fuchs [illegible] weil er durch seine rothen haare an den rothbärtigen Donar erinnert; aber mahnen sie das volk nicht auch an die rothgoldenen haare der [illegible] Freias [illegible]? [illegible] theilen den fuchs auch mit der erscheinung des nordischen

[1] Goldast script. rer. alleman. I. 199.

[2] daselbst 208.

[3] Hontheim histor. trevir. I, [illegible].

[4] auch KM. [illegible] finden wir die [illegible] und [illegible] noch hier und dort [illegible]

(RF. CCXCVI); wir fanden, dass dem Fro die zahl neun heilig war und KM. n. 78 legt dem fuchs neun schwänze bei und eine mehr als menschliche zahl von gliedern deutet stets mehr als menschliche wurde an. noch mehr, die frau füchsin hat als magd die jungfer *katze* ¹), wie im märchen die thierkönigin Holda-Freyja, eine zwar leise aber fest haftende, in beiden varianten sich gleich bleibende erinnerung. eine erscheinung des Fro als fuchs hätte so wenig auffallendes, wie die des Thorr als bär. dass mythen dieser art eher untergingen als andere, ist erklärlich, um so mehr aber müssen wir auf alle dahin deutende züge aufmerksam sein.

Die stelle, welche im deutschen märchen vom vogel Phönix der bär einnimmt, hat im wallachischen bei Schott 252 der wolf und auch Iwan Zarewitsch reitet im russischen auf dem geflügelten wolf (Dietrich 5), wie der troll auf mit einem zwerg und Hyrrokin auf dem mit schlangen gezäumten (M. 1006). alle thiere aber, die ausser dem pferd zum ritt dienen, sind göttliche.

In Frankreich diente fell und haupt des wolfs als mittel gegen zauberei: „la peau du loup accoutrée et ostée à l'endroit du col seulement et coupant tout autour en forme de manchon, de sorte neanmoins, que la peau soit tirée entiere, ce qui se fera, ayant coupé la teste premièrement; est bonne contre les sorciers et sorcières, comme encore est la *teste* et la hure du loup; et plus la teste sera desseichée de vetusté, d'autant elle sera meilleure. C'est pourquoi jadis *les payens attachoient la teste du loup aux portes de leurs maisons et cabanes* (Le Loyer discours des spectres p. 832).

KATZE.

Grimm scheint M. 634 nicht ganz abgeneigt, die meinung zu theilen, da altn. *fress* kater und bär bedeutet, so könne kottum aus fressum entsprungen sein, und Freyjas wagen wäre nicht mit ihrer kottum, ähnlich dem löwenbespannten der Kybele mit zwei bären bespannt gewesen. nach dem was I. 186 über die katern und cochin über den bären beigebracht wurde, scheint diese ansicht jedoch kaum haltbar. ebenso spricht dagegen, dass wir die katze als pförtnerin, als dienerin der thierkönigin gewesen finden, dass kobolde und zwerge, über die Holda-Freyja zu herrschen scheint, in katzengestalt auftreten ²), dass teufel und hexen auf katzen reiten,

---

¹) auch KM. n. 75 sind fuchs und katze zusammen.

²) Kuhn und Schwartz 252. 258. 339. vgl. Müllenhoff 320.

das bauernweib, das nach dem Blocksberg will, bestreicht zuerst ihres grauen katers, dann ihre füsse mit salbe, worauf jener zum grauschimmel wird (das. 68.); dem teufel, der auf einer katze reitet, begegnete ich in hexenakten des gräflich Erbachischen archivs in Michelstadt (fasc. III. f. 77.). ritt auf und fahrt mit der katze können schon wechseln und einander vertreten.

In der schatzhütenden, den zutritt zu ihm gewährenden jungfrau liegt Holda vor. so erklärt sich, warum derjenige, der einen schatz heben will, u. a. eine schwarze (weisse?) katze opfern oder was dasselbe ist, in einem sack um die kirche tragen muss (Kuhn und Schwarz 11. 23. Harrys 87.).

Holda ist Gertrud, die heidnische seelenempfängerin; daher, dass die seelen böser menschen als schwarze katzen erscheinen, die auf dem sarg sitzen, aus dem sarg springen, oder in dieser gestalt umgehn (Müllenhoff 152. NS. 239. Stöber 56.).

Die katzen sind vorschauend: wenn sie ihr fressen rein auffressen, wird das korn theuer, wenn sie krumen liegen lassen, schlägt es ab oder bleibt im preis (M abgl. 382.); wenn die katze sich putzt, gibt es gäste; wäscht sie sich, dann folgt regen.

Englischem glauben zufolge hat die katze 'nine lives'. in Gay's fabel 'the old woman and her cats' sagt eins der thiere:

't is infamy to serve a hag;
cats are thought imps, her broom a nag;
and boys against our lives combine,
because, 't is said, your cats have nine.

'why then thou hast nine *lives like a cat*'. ein dem hahnschlagen ähnliches spiel war und ist vielleicht noch in England an vielen orten gebräuchlich; dabei wurde 'a cat closed up with a quantity of soot in a wooden bottle and was suspended on a line. He who beat out the bottom, as he ran under it and was nimble enough to escape its contents, was regarded as the hero of this inhuman diversion'[1]. durch den russ wurde die katze schwarz. es mag dies eine uralte volksbelustigung sein. — Es verlohnte sich wol nachzusehen, auf welcher thatsache die folgende nachricht beruht: 'Es hat sich vor drei bis vier hundert jahren ein heidnischer abgott in gestalt einer katze in einem ausgehauenen altäre befunden, welcher voriger zeit von denen ungläubigen als ein gott auf dem schloss Katzenstein angebetet worden.' gemeint ist das gräflich Oettingische schloss Katzenstein. Zeiler topogr. suev. p. 147. aus einer hs. von 1736 in den Curiositäten 1815. p. 493.

---

[1] Brand observations ed. Ellis III, 22.

Die eichhörnchen wurden früher bereits erwähnt (I, 74. 78.); sie sollen verwünschte menschen sein (Meier sagen 717.). wie man am Harz vor dem anzünden des osterfeuers eichhörnchen jagte, so war in der grafschaft Suffolk 'a rural custom among the youths, of hunting owls and squirrels on christmas day' (Brand observations I, 268.).

HIRSCH.

Wir fanden früher den hirsch als thier des Fro und der Frouwa. auf das, was ich I, 105. 106 bemerkte, gestützt, hat Simrock in den abhandlungen zu 'Bertha die spinnerin' p. 81 flg. noch mehre und wichtige sagen von verlockenden hirschen beigebracht. in einigen derselben wird der jäger, der dem thier folgt, nicht wieder gesehn, so jener herr, dessen bitte, bis zum jüngsten tage jagen zu dürfen, Gott willfahrte, und der nun schon fünfhundert jahre einem hirsch nachjagt, ohne ihn erreichen zu können (DS. 308), so Dietrich von Bern, der auf dem rabenschwarzen ross dem hirsch verfolgend, nicht wiederkehrte und Thomas von Ercildoune, der auf ähnliche weise verschwand und seitdem im feenlande lebt. ein anderer hirsch führt den Albert von Simmern zu einem schloss, worin er die pein eines seiner vorfahren sehen soll, wieder andere bringen Odhinn mit Loki und Hoenir zu Halden, Gangu-Hrolf zu einem alten weib in schwarzem kleid, die in einer höhle wohnt und von ihm heilung ihrer tochter wünscht u. s. w. daraus möchte Simrock den schluss ziehen, dass der hirsch ein psychopompos sei, dass er zur Unterwelt, zu Hel führe, wogegen sich jedoch noch manche zweifel erheben lassen.

Wenn es in mehren sagen heisst, dass der vom hirsch verlockte nicht zurückgekehrt sei, sondern fort und fort jage, so mahnt dies an Hackelberg, wie den sagen von diesem die ewige jagd zu grunde liegt, so muss es auch mit jenen der fall sein. das jagdobjekt nur ist ein anderes und das ist das unterscheidende kennzeichen beider. die hörner sind stets bei den thieren — strahlen; der hirsch, der bei Müllenhoff n. CXXII goldene, also leuchtende hörner trägt, der als solarhirsch bekannt ist, wird stets bei tage gejagt, er ist symbol der sonne. von der eberjagd hingegen wissen wir, dass sie nur bei nacht statt findet. der bei ihr gejagte eber ist aber streng zu scheiden von dem eber des Freyr; denn jenen müssen wir uns als schwarzen, wüthenden, gewaltigen keuler denken. er steht neben dem eddischen Sæhrîmnir, der jeden tag vom siedenden geschoss getroffen und gegessen, wieder neu auflebt; dieser aber ist goldhaarig, also leuchtend wie der hirsch.

So wenig wie nun der gejagte eber den Wilhelm zur unterwelt verlockt, denn das kann keineswegs mit dem ewigen jagen gemeint sein, so wenig wird der hirsch dies in jenen sagen bei [illegible] thun; aber auch die andern, welche Simrock anführt, scheinen mir nicht dafür zu sprechen. ich gedenke zunächst nur der hierher gehörigen. das schloss, worin der verwandelte Albrecht von Simmern [illegible] lebt, ist allerdings nach christlicher anschauung die hölle, aber nicht nach heidnischer, wie ich in dem abschnitt von dem leben nach dem tod zu erweisen denke; es ist aber verwandt mit dem feenland, wohin Thomas von Erceldoune gelangt, mit dem Venusberg des Tannhäuser. freilich will Simrock (d. m. p. 117) dass Holda = Hel sei. er fragt und sucht zu beweisen: 'wie nun, wenn ursprünglich Berchta und Holda die gegensätze von licht und finsterniss ausdrückten, wie sie in der erscheinung der Hel sich verbunden zeigen?' aber dem glaube ich widersprechen zu müssen. ich lasse seine hauptstelle folgen: 'selbst an Hel die todtengöttin enthält man sich nicht zu denken, wenn Holda zuweilen hässlich, langnasig, grosszahnig und als mit struppigem und engverworrenem haar dargestellt wird und sterbliche durch den brunnen in ihre wohnung gelangen, wie Ran die ertrinkenden aufnimmt; oder wenn sie in schauernächten durch die lüfte braust und das wüthende heer anführt, dem ausser hexen auch gespenster, die geister der verstorbenen, angehören.' p. 118. bei allem verlockenden, welches diese darstellung hat, entbehrt sie doch festern halts. jene die Holda als abschreckend schildernden nachrichten sind zumeist jüngern datums; sie können um so weniger die alte ansicht wiedergeben, als sie dem ganzen character der göttin widersprechen und auch etymologisch schwer zu begründen sind. denn die noch im volk lebende form Holdra (holderfrau, holderfalk) ist sicherer als die andere Holda und damit liegt auch die ableitung von holle ungleich näher, als von hulda. überdies wenn sterbliche durch den brunnen zu Holda kommen, so ist das ein ganz anderes, als wenn Rân, die gierige, [illegible] sie fasst und in ihrem netz zu sich zieht. die zu Holda kommenden, und sie kommen freiwillig, finden bei ihr freundliche aufnahme, sie werden begabt und kehren glücklich heim; die von Rân ergriffenen bleiben unrettbar festgehalten. und wenn Holda durch die lüfte fährt, so begleiten sie allerdings geister, aber nicht der verstorbenen, sondern der ungebornen, oder [illegible] kleinen, der kinder; an ihnen kann das [illegible] nicht [illegible], es muss ein anderer zug sein. wie jener Berthas und der Heimchen; das wilde, wüthende ist vom nächtlichen heerzug auf diesen zug übertragen, ursprünglich ihm aber fremd. wüssten wir sicher, dass Holda = Gerdrut ist, dann möchte die annahme eher schein haben, aber das ist noch nicht erwiesen und wäre es erwiesen, auch dann noch liesse sich die zweifelnde frage erheben, ob denn das loos aller frauen, der guten wie der bösen, nach dem tode ein gleiches gewesen sein könne?

An Hel ist also bei jenen hirschen nicht zu denken, ebensowenig an Odhinn[1] als jäger; vielmehr scheint mir Fro immer deutlicher hervorzutreten.

Sanct Vitus ist uns rücksichtlich der ihm unterlegten heidnischen beziehungen noch immer dunkel und so viel nur klar, dass er weder Wuotan noch Donar vertreten kann. Da er aber eine der hauptgottheiten vertreten muss, weil er zu oft genannt wird, so wird in dieser schwerlich ein anderer als Fro zu sehen sein. ich führe dazu eine merkwürdige legende an, die Harrys I, 7 mittheilt. Die einst sehr armen aber frommen mönche des klosters Corvey hielten für sich und andere gäste jährlich am tage des h. Vitus ein feierliches mahl, wobei es jedoch noch spärlich herging. wieder war der tag einmal erschienen, aber koch und wildprett mangelten und wein war auch nicht vorräthig. wohl sannen sie hin und her was sie thun sollten, aber alles war vergeblich. da kam der koch in voller hast gelaufen und meldete, es hätten sich zwei hirsche von selbst in der küche eingestellt und zwei grosse fische plätscherten an der schwelle. Da sprach der abt: 'lasst uns Gott danken, der uns in dieser noth beigestanden hat, aber lasset uns auch mässig sein und dankbar einen von jedem der beiden thiere wieder in seine freiheit geben.' Darauf kam auch der kellner in aller eile und meldete: da er die wasserkrüge gefüllt, habe das wasser sich in wein verwandelt. Da zogen denn alle mönche jeder mit einem kruge in der hand zur quelle hinter dem altare in der kirche und sahen das wunder. der abt sagte: 'lasset uns dankbar sein und jedem mit zwei krügen genügen.' die mönche thaten wie der abt gesagt hatte. alljährlich erneuerte sich nun dies wunder, immer aber sandten die klosterbrüder eins von den thieren zurück und füllten für jeden nur zwei krüge. als jedoch nach dem tode des frommen abtes ein neuer kam, der nicht demuth und mässigkeit übte, also dass er beide thiere behielt und so viel wein füllte, als der quell nur hergab, da wartete man aber's jahr umsonst auf die himmelsgabe; kein hirsch erschien und kein wein sprudelte im quell.

---

[1] dass im kloster zu Lebuin statt des hirsches ein bär erscheint (Kuhn nordd. sagen 79 vgl. Simrock I s. 92) kann, mein ich, für Odhinn um so weniger beweisen, da der bär eben so gut [illegible] [illegible] ist. zudem trugen ja auch kobolde und zwerge [illegible]

Hier liegt eine heidnische auf die frommen mönche einzig umgedeutete sage vor. das sagen uns die drei dinge: hirsch, fisch und die wasserverwandlung. das mahl am Vitustag wird demnach jenen mahlen an den festen der märtyrer, wovon der h. pabst Gregor spricht, an die seite zu stellen, es wird ein altes opfermahl sein, was bei der jedenfalls heiligen quelle gefeiert wurde und zwar jedes jahr und zu festgesetzter zeit, zu der man auch feuer entzündete. ich habe bereits früher die verbindung von hirsch und fisch angemerkt (I, 183 fg.); doch standen beide da getrennt und kamen an verschiedenen orten in derselben art vor, während sie sich hier zusammen finden. beide kommen *freiwillig*, um sich opfern zu lassen; der gott sendet sie, sich zum opfer, seinen verehrern zum mahl, oder wenn nicht er, dann die herrscher der beiden thierreiche. diese freiwilligkeit des opfertodes wird bei allen völkern stark betont, nur sie gibt dem opfer seinen wahren werth. aber nur eins der thiere darf geschlachtet werden, das andere kehrt in die freiheit zurück und welche muss diese freiheit sein? ich denke es ist die eines heiligen waldes, in dem dem gott hirsche gehalten, des schon erwähnten heiligen quells, in dessen einst vielleicht weitem bassin ihm fische gehegt wurden, in denen wir auch dem, was über die thiere bemerkt wurde, wahrscheinlich forelle zu suchen haben. ist dies so, und eine genauere erkundigung an ort und stelle lässt es vielleicht noch herausbringen, dann könnte die verbindung von fisch und hirsch doppelt wichtig werden, indem wir neben Fro Vitus, dem der hirsch hier wohl gilt, Holda die thierkönigin vorliegen hätten, das erstemal, dass wir in Deutschland eine weibliche neben einer männlichen gottheit erscheinen sähen.

Als ich von den umzügen der götter handelte, führte ich an, dass in der weihnachts- und ostermacht die verwandlung des wassers in wein vor sich gehe; dort ist Wuotan der wunderthäter, hier ist es Donar. steht aber diesen beiden solches zu, dann vermag und thut es auch der drittheilige Fro, und auf ihn ginge somit auch dies wunder. es hörte gleich den beiden andern auf, sobald der frevel sich vergriff an den spenden der gottheit, ein zug dem wir ja oft begegnen.

War vielleicht die quelle von einem hirsch gefunden und aus dem boden gescharrt worden? es scheint so. wenigstens der [illegible], wie dieselbe sammlung berichtet (II. [illegible]) an der stelle dieses heiligthums [illegible] ([illegible] galt er wohl auch zu Vitus?), war in früheren zeiten ein theil, da beide ein hirsch lange zeit seinen wechsel. nun versiegte die quelle einmal ganz, aber da blieb der hirsch nicht weg, sondern scharrte da, wo sie gewesen war, mit dem fuss und plötzlich schoss die quelle wieder so stark hervor, dass es wohl drei räder wassers waren. seit der zeit entstand der teich, der von dem hirsch seinen namen hat und die quelle ist noch nicht versiegt. eben so scharrte ein hirsch bei Hemsbach ein steinernes crucifix aus dem boden, das thier war unverwundbar. Baader 310.

Zu dem was vorhin das märchen vom goldhirsch sagte, kann ich noch einiges hinzufügen, was die erscheinung des gottes in hirschgestalt weiter bestätigt. Meier theilt märchen 29 fg. eine merkwürdige erzählung von drei brüdern donner, blitz und wetter mit, die ursprünglich wohl andere namen mögen getragen haben, und deren dritter in hirschgestalt den könig in dem wald irre führt und täuscht. von den zwei andern ist das nicht gesagt, warum gerade von dem dritten? da muss eine erinnerung an Fro zu grunde liegen. verwandt damit ist, was Herrlein 176 fg. von dem ritter von Mergelheim erzählt. der jagte einst im wald, da kam ein bettler und flehte ihn um eine gabe an, aber der ritter wies ihn barsch ab. abends als die ganze jagdgesellschaft müde und hungerig war, zog plötzlich noch ein stolzer sechzehnender in einiger entfernung vorüber. der ritter sprengte ihm nach und folgte ihm immer tiefer in den wald. auf einmal verschwand der hirsch, und in demselben augenblick rissen alle riemen am zaum und sattelzeug des ritters zusammen und er musste sich schnell vom pferde werfen, um nicht herabgeschleudert zu werden. er war in trostloser lage, da erschien der bettler, nahm seine binde ab und zerriss sie in streifen, womit er wie mit starken riemen sattel und zeug des rosses befestigte. nach einer warnung an den ritter verschwand er. aus dem zusammenhang geht hervor, dass der bettler als hirsch den ritter in den wald lockte und dort durch seine macht alle riemen reissen liess. Joh. Brandt erzählt in seinem leben der heiligen (H. C. m. 143^b): 'nachdem was ein ander Johannes, der was auch ein christen. Vnd zu einer zyt jagt er einen hirtz vnd was die zyt nyemand by im weder hund noch knecht. do kert der hirtz seine hornen gegen im vnd sprach mit menschlicher stimme: 'Johans, worumb jagest du mich? du wirst deinen vatter vnd deine mutter zu tod schlahen.' da erschrack er sere vnd schied gar trurigklich von im.'

Bedeutend ist noch die [illegible] bei Baader 101 und die sage bei Meier sagen 7, wonach an einem hirsch die erlösung [illegible] geknüpft wird: wenn ein hirsch eine [illegible] in *den boden fällt* und aus der *eichel* ein baum und aus dem baum *eine wiege* wird, dann kann das zuerst darin gewiegte kind die Urschel erlösen. auch in einem segen bei Meyer I s. 516 kommt der hirsch vor:

es ging ein *hirsch* auf seiner heide
und lugt nach seiner weide,
stosst sein' fuss an einen stein,
verrenkt ihm alle seine bein.

wenn einer boshaft lacht, sagt man in der grafschaft Mark: 'he lachet as en *hartebock*.' 'hartebock heet euwer de düvel.' (Woeste 49.)

Bei Banier[1] finde ich, dass die Floridaner der sonne einen ausgestopften hirsch darbringen. dieselbe sitte wird sich auch noch bei andern völkern aufweisen lassen.

VÖGEL.

Trotzdem dass die vögel uns nicht so nahe stehn, wie die hausthiere, gehen sie uns doch mehr an. sehen wir sie lieber in ihrer frischen beweglichkeit, das ihrem fluge gern folgende auge ersetzt die streichelnde hand und wir fühlen uns selbst ihnen nachgezogen in die freien lichten höhen, die seele schlägt die flügel in uns, ihr geht die ahnung lebendig auf, dass auch sie einst so frei werde. daher, dass alle völker mit den vögeln in innigem verkehr stehn, der aber seiner natur nach mehr ein geistiger als ein körperlicher ist. sie sehn fast alle gottheiten in der gestalt von vögeln die lüfte theilen und wie diese, so glauben sie werde einst die menschenseele als fröhlicher vogel sich der fessel des leibes entringen.

Zur verehrung der vögel liegt also grund genug vor und diese verehrung offenbart sich zunächst durch opfer. Grimm hat dafür M. 633 mehre ältere beispiele gesammelt, ich kann einige jüngere hinzufügen. im Odenwald wird von der zuerst heimgefahrenen frucht eine garbe gewählt und nachts zwölf uhr '*den vögeln im himmel zur zehrung*' aus der scheune geworfen. diese garbe heisst der *erntesegen*. eben so gibt man von der wintersaat 'zwei gescheit *den vögeln im himmel* zu zehren.' hier erscheinen die vögel als himmlische geister und dieselbe ansicht finden wir in Schweden wieder. als der knabe auf dem wurstdach des riesen ruht, und dieser, das gepolter hörend fragt: 'wer ist es, der auf meinem dach zappelt?' antwortet der knabe: 'blos ein kleiner, kleiner *vogel*.' eine variante lässt die hexe, die in einem haus wohnt, dessen dach aus käsen besteht, fragen: 'was knarpelt so auf meinem dach?' und die antwort ist: 'es ist blos *Gottes kleiner engel*[1]).'

---

[1] Histoire générale des cérémonies, moeurs et coutumes religieuses de tous les peuples du monde VII, 118: »ces mêmes peuples offrent avec beaucoup de cérémonie la représentation d'un cerf au soleil: ils choisissent pour cet effet la peau du plus grand cerf, qu'ils puissent trouver. *Après l'avoir remplie de toutes sortes d'herbes, ils l'ornent de fleurs et de fruits et l'élèvent au sommet d'un grand arbre, la tête tournée au soleil levant.* Cette cérémonie se fait tous les ans vers la fin du mois de février et est toujours accompagnée de prières et de chansons, que le Paraousti et les prêtres des Floridiens entonnent aux soleil à la tête des assistants. Les Floridiens demandent au soleil, qu'il fasse éclore de toutes les fruits de la terre et de les conserver en abondance. La peau du cerf est laissée pendue sur l'arbre jusqu'à l'année suivante.«

Diese eigenschaft bestätigt ein anderes schwedisches märchen, indem es den vögeln die macht der begabung zulegt. die königin schickt ihre stieftochter auf den boden, um das getreide zu hüten. während sie da sitzt, kommen die kleinen vögel des himmels und fliegen zwitschernd um den getreidehaufen, als wollten sie um korn bitten. da thut es der königstochter um die armen thiere leid und sie wirft ihnen von dem haufen getreide zu. als sie gegessen haben, fliegen sie aufs dach und halten rath, wie sie der jungfrau für ihr gutes herz lohnen sollen. da schenkt ihr ein vogel, dass unter ihren tritten rothe rosen wachsen, ein anderer, dass sie jeden tag schöner wird, ein dritter, dass jedesmal, wenn sie lacht, ein rother goldring aus ihrem munde fällt [2]).

Statt der ganzen vogelschaar setzt das schwedische märchen von Lilla Rosa und Långa Leda *drei tauben* und das scheint richtiger. Lilla Rosa soll der königin die axt holen, aber drei *weisse* tauben sitzen auf deren stiel. da bröckelt sie brod von ihrem mittagsmahl und bittet die tauben freundlich, wegzugehen: die tauben essen das brod aus ihrer hand, entfernen sich willig und begaben sie auf ähnliche weise.

Auch in mancher andern weise greifen die vögel in der menschen leben ein. als das mädchen ins haus des räuberbräutigams kommt, warnt ein vogel:

kehr um, kehr um du junge braut,
du bist in einem mörderhaus.

KM. I, 244. das mädchen, welches im norwegischen märchen durch den hunger zum trollweib kommt, wird in seiner noth von den vögeln berathen (Asbjørnsen und Moe nr 15.). ein goldner vogel zaubert dem mann und der frau aus dem essigkrug nacheinander haus, hof, pallast, königsschloss bis

---

[1]) Svenska [illegible] Hylten Cavallius und George Stephens, s. [illegible] pp. 13. 75.

[2]) das. [illegible]

(KM. 145 [1]). weiteres wird der verlauf der untersuchung herausstellen, die sich der betrachtung der einzelnen vögel zuwendet.

An ihrer spitze steht der *adler*, dessen wahl zum könig der vögel die fabel noch erzählt (Woeste 39.). seiner wurde schon mehremale gedacht, wir fanden den sturm in seiner gestalt und Maria auf der buche über ihm schwebend. den Griechen war er bote des Zeus, der selbst auf dem aar sitzend dargestellt wurde, daher vielleicht, dass die legende dem heil. Vambert einen guten engel in adlergestalt erscheinen lässt (Surius in vita s. Bertulphi 5. jan.).

Mehr als er tritt der *rabe* in der tradition hervor und zwar in doppelter beziehung; er verkündet krieg und tod und er wird als ein sehr kluger, weiser vogel betrachtet. beides fusst auf alten anschauungen. die kriegs- und todesverkündigung weist auf ihn, als thier des alten kriegsgottes hin, dem er auf das leichenbedeckte schlachtfeld folgt, dort mit dessen wolfen sich an den leichen zu freuen und an ihnen mahl zu halten. wenn die raben über ein haus fliegen und dabei krächzen, dann stirbt jemand darin. er ist also von übler vorbedeutung und darum sieht man auch nicht gern, wenn er einem über den weg fliegt. wenn die raben in der luft gegen einander fliegen, prophezeit man daraus in Schwaben krieg (Meier sagen 219.). drei raben stehn KM. II, 122 an der stelle, welche anderswo bär, wolf und fuchs, drei teufel, zwölf hexen u. s. w. einnehmen; sie kommen an einem galgen zusammen und einer erzählt, wie der in dieser nacht fallende thau den blinden das gesicht wiedergebe. wenn ein jäger in den wald kommt, so wissen das die raben und schreien; hören holzsuchende kinder dies rabengeschrei, so laufen sie eilig fort (Meier 219.). wenn man rabeneier genommen und siedet und dann wieder ins nest legt, so bringt der alte rabe eine wurzel, diese soll man dann holen und beständig im beutel tragen, so gewinnt man an allem, was man kaufen oder verkaufen mag (das. 220.). es ist das eine wunder belebende wurzel, womit der alte die eier in ihren frühern zustand herstellen will; darum will die anwendung derselben mir zweifelhaft scheinen. wie lässt sich der kinderreim erklären, der gerufen wird, wenn die raben schreien:

krapp, krap, dein hausle brennt,
sitzt viele junge drin:
fallt e block vom himmel ra,
schlägt dem alte d'kragge ab.

---

[1] auch 14 [illegible] gebracht hat

der rabe, dem das verstehen des reims zugedacht ist, soll erschreckt werden und sein nest verlassen, damit die kinder die jungen vögel holen können. was ist es aber mit dem vom himmel fallenden und dem alten den hals abschlagenden block? darunter kann doch wohl nur ein donnerkeil verstanden werden.

Die beiden schlusszeilen kommen gleichfalls in einem schwäbischen kinderlied an den *habicht* vor, dem auch gedroht wird, dass der henker ihn spalte, wenn er die hühner nicht gehen lasse (Meier kindersprüche 23.). in Norddeutschland wird ihm vorgeworfen, sein vater und seine mutter hingen als diebe zu Neustadt am galgen (Kuhn und Schwartz 453.), in der grafschaft Mark, er habe 'sin vär un mör mit laif' (Woeste 5.): das scheint fast auf eine metamorphose hinzudeuten. an letzterem ort erhält er um ostern noch ein opfer: man nimmt von allen speisen, die auf dem tisch stehn, geht um das gehöfte und streut das genommene umher mit den worten:

'hawek, hawek, hi giew ik di en osterimmen,
friet mi kaine hunner af'

das. 33. der gebrauch ist verwandt mit dem den vögeln nach der ernte gebrachten opfer.

Auf der elstern schwänzen reiten am abend vor dem 1. mai die hexen nach dem Blocksberg, daher sieht man am 1. mai keine elstern; sie sind dann noch nicht zurück (Kuhn und Schwartz 378.). der zauberer reitet so auf des windes schwanz, warum aber gerade auf dem schwanz? bei der königswahl der vögel sitzt der nettelkönnink 'dem adler ümme stiärte' (Woeste 39.). dieser ritt der hexen liegt wohl auch dem verbot zu grunde, keine elstern zu schiessen, weil das unglück bringe (Kuhn und Schwartz 455.). dagegen wird angerathen, in den zwölften elstern zu schiessen und sie zu pulver zu brennen; das sei gut gegen das kalte fieber (das. 412.). zu dieser zeit findet also wohl keine umfahrt der hexen statt und der rath gründet sich auf die allgemeinere heiligkeit, welche dann allem wesen beiwohnt. Die fromme Richardis von Eisenberg war eines tags auf dem weg zur kirche, als sie die glocken bereits läuten hörte, da entfiel ihr vor betrübniss ein handschuh, den fasste sogleich eine elster und flog damit weg. schon wollte der priester in der kirche das heil. opfer beginnen, als die elster mit dem handschuh zur thür herein flog und ihn ohne schaden auf den altar legte. da sah man, dass die gräfin noch kommen werde und wartete mit der heiligen handlung (Schöppner 74.).

In Frankreich sieht man nicht gern, wenn sie einem über den weg oder zur linken fliegt; gern wenn sie 'en gazouillant passe à gauche ou se tourne vers notre habitation' (I, 272.).

In England: 'it is unlucky, to see first one magpie and then more; but to see two, denotes marriage or merriment; three a successfull journey; four an unexpected piece of good news; five you will shortly be in a great company' (Brand observations III, 113.).

Der treue *staar* ist durch das volkslied vom staar und dem badwännlein bekannt. es ist ein ansprechendes bild, wie die junge braut das wännlein vor sich auf dem schoss und den staar auf der schulter zum königsschloss heimkehrt. überhaupt gehört das lied zu unsern besten volksliedern. eine badische sage erzählt von einem mann, der am pfingstsonntag unterm hochamt ein nest junger staare aus einer eiche holen wollte. ehe er auf den baum stieg, versprach er, den schönsten der vögel Gott zu liebe fliegen zu lassen. aber als er sie hatte, liess er sein versprechen unerfüllt. da fiel er von der eiche und verletzte sich so, dass er augenblicklich starb. andere erzählen, der mann habe den staaren die zungen ausgeschnitten und sei zur strafe dafür in den hohlen eichstamm hinabgefallen, worin lange zeit nachher sein gerippe gefunden worden. andere strafe traf einen mann in Schruck, der zu seinem vergnügen lebendigen vögeln die zungen ausriss oder die augen ausstach. zur strafe dafür bekam er lauter kinder, die entweder der sprache oder des gesichts beraubt waren (Baader 160. 184.). das fliegenlassen des erstgefangenen oder schönsten vogels mag überhaupt sitte gewesen sein; es soll gleichsam die vögel wegen des raubs versöhnen. die strafe an den kindern kann nur von Holda herrühren, die also auch in diesem fall wieder als thierkönigin erscheint.

Den *specht* kennt eine sage bei Kuhn und Schwartz 87. die prinzessin im Markgrafenstein kann nur von einem erlöst werden, der an einem freitag in der mitternachtsstunde mit einem weissen specht kommen wird.

Der *pivert*, grünspecht heisst in Frankreich auch pleuplеu 'à cause de l'harmonie imitative de son cri, qui dit-on annonce la pluie.' er kennt 'une herbe, dont la propriété est de rompre ou de fendre le bois et le fer' (A. Bosquet 217.), die deutsche springwurzel.

Die *bergenten* sind auf der insel Sylt fast heilige vögel, sagt Müllenhoff 137. man stellt ihnen niemals nach, sondern hilft ihnen selbst ihre nester bauen, indem man löcher und gänge für sie in die dünen und heidehügel gräbt. an jedem morgen nimmt man ihnen ein ei, lässt ihnen aber die übrigen, oft 10–11 stück, sobald die brutzeit anfängt. wenn dieser [illegible] bergente einem Sylter begegnet, nickt er mit dem kopfe und ruft ihm freundlich sein 'god dag god dag' noch dem andern zu.

Die möven, welche jedes jahr auf dem Mövenberg in der Schlei nisten und einen fischer, den mövenkönig, zum hüter bekommen, sind verwünschte menschen, nämlich ein herr der mit seinen dienern und knechten, die leute der umgegend stark bedrückte (das. 137.). so verwandelte sich die ganze besatzung des schlosses Piron in der Normandie in wildgänse und zwar durch hülfe von zauberbüchern; sie hatten aber vergessen, sich die vom zauber lösende formel zu merken und mussten darum in dieser gestalt bleiben (A. Bosquet 160.).

Das volk und die kinder besitzt gleichsam noch das geheimnis der vogelsprache, es deutet noch vielfach die stimmen der vögel und das meiste in diesen deutungen wird uralten grund haben. so hört der Märker im gesang der *lerche* die worte:

pip, pip, pip,
kerenken rip!
kritt de arme lü ok wat,
ick ok wat, ick ok wat.

(Woeste 7.), während der Schwabe sie übersetzt: ''s ist e könig im Schwarzwald, hat siebe töchter, siebe töchter; Lies ist die schönst', die schönst u. s. w.' was steckt in dem u. s. w.? singt die lerche da nicht ihre eigene geschichte und ist sie nicht die schönste, die vielleicht zur strafe für ihre eitelkeit in das schlechte kleid gebannt wurde?

Die *wachtel* ist weissagend. so oft sie im frühling ruft: 'sechs paar weck, sechs paar weck' so viel gulden kostet nach der ernte der scheffel dinkel (Meier kinderspr. 31. vgl. beitr. 1, 232.). so oft man die wachtel das erstemal schlagen hört, so viel jahre bleibt man unverheirathet (das.). sie soll auch angst vor den steinwürfen der hirtenbuben haben und darum rufen: 'werft mi net, werft mi nit!' jene Lies der lerche erinnert an den schlag des schwarzplattel: Lisebett, Lisebett, [illegible] mit em halle kurmen? sisse, sisse, sisse, sisse, süh! d. i. [illegible] sich um, eine drohung, welche das weibchen bald herbeibringt, worauf das männchen ein zärtliches 'Lisebettchen, Lisebettchen' hören lässt. auch der *kuckuck* ruft so nach seinem weibchen: 'guck, guck, guck, kannst mine Grete nit vinden?' worauf ein anderer antwortet: 'suk, suk, suk, da sitt se im [illegible].' die *meise* treibt zum spinnen (?) an: 'spinn dicke, spinn dicke, all dage drei stücke!' (Woeste 6. 7.). der *goldammer* ruft: bück de rock, d. i. buck den rücken, zeige dich [illegible]. alle diese und noch andere ähnliche stimmen und deutungen zeigen das innige verhältnis des menschen zu den vögeln, seine aufmerksame beobachtung ihres thuns und treibens und den drang in das verständnis ihrer stimme zu dringen an.

Von höherer bedeutung als sie ist die [illegible] [illegible] des menschen. die *schwalbe*: schwalbennester am hause bringen glück und segen. die schwalben sind Herrgottsvögel und heilig; sie schützen das haus, an welchem sie bauen, vor dem einschlagen des blitzes, weshalb man ihre nester schonen muss. wer eine schwalbe fängt und tödtet, dessen kühe geben rothe milch, dessen haus trifft der blitz (Meier 221.). der ruf der schwalbe wird meistens tadelnd und meisternd ausgelegt¹).

Sie gilt auch in Frankreich (cf. I, 232.) als ein wunderbarer vogel und heisst la *poule de Dieu*, Gottes huhn. 'elle sait découvrir sur les bords de la mer une pierre, dont l'effet miraculeux est de ranimer la vue éteinte. Nos villageois indiquent un moyen sûr, pour se mettre en possession de cette pierre: il faut d'abord crever les yeux à un des petits de l'hirondelle; celle-ci part aussitôt à la recherche de la pierre. Lorsqu'elle est de retour et qu'elle a pratiqué l'opération, l'hirondelle s'inquiète ensuite de cacher son talisman en un endroit, où il ne puisse jamais être découvert. Mais si l'on a eu le soin, d'étendre sous son nid un morceau d'étoffe de couleur écarlate, l'hirondelle jettera sa pierre dessus, car abusée par la couleur elle croira la laisser tomber dans les flammes' (Amélie Bosquet 217.). Le peuple croirait commettre un sacrilége et s'attirer la malédiction du ciel, s'il détruisait son nid ou ses petits et l'on a grand soin de défendre aux enfants d'y toucher en leur répétant, que cet oiseau et le gabilos sont comme des membres de la famille (De Nore 162.).

In dem polnischen märchen vom glasberg (Woycicki 113) dient die schwalbe im goldenen schloss als [illegible], was nicht unbedeutsam ist. nach wallachischer sage war die rauchschwalbe ein mädchen, welches mit seinem ältern badete und andere verleumdete; sie wurde darum in ihre jetzige gestalt verwandelt und muss ihr nest in schornsteinen bauen, dem schwärzenden rauch ausgesetzt (Schott 284.).

Die nachtigall als botin der liebe erscheint in einem sehr schönen volkslied, von dem Uhland in seiner sammlung p. 47. 48 zwei varianten mittheilt. sie wird wie oft bei den minnesingern mit 'fraw' angeredet und der liebende bietet sie auf, seine botin zu sein. da fliegt sie vor eines goldschmieds thür und lässt sich von ihm ein ringlein schmieden; das wird ihr über den kopf gestreift und sie fliegt mit ihm nach Homburg in die stadt, wo sie es einer schönen jungfrau als geschenk ihres liebsten bringt. in einem zweiten lied (48) wird sie angerufen:

'nu sing, nu sing, frau nachtigall
die ander waldvögelein schweigen.'

---

¹) s. Kuhn und Schwartz [illegible]. Meier kinderspr. [illegible]. Woeste [illegible].

so wil ich dir dein *gefidere*
mit rotem gold beschneiden.'

das letztere ist ein alterthümlicher zug, denn alles heilige wurde mit gold geschnitten, so die celtische mistel und mehre deutschen pflanzen. im verfolg des liedes gibt sie dem knaben manche rathschläge in bezug auf seine buhle. Es ist nicht zu übersehen, dass in jenem ersten lied frau nachtigall auf einer *linde* sitzt. das kehrt 54 wieder und 56 heisst es:

ic quamder in mijns vaders hof,
daer staet een groene *linde*,
daerop so singhet die *nachtegael*,
si singhet so wel van minnen.

der liebende fleht sie an, ihre zunge zu bezwingen:

ic salder al uw vederkin
met gouddraet doen bewinden.

und auch das ist wieder ein alter zug, denn es erinnert an die mit bändern, gold und silberdraht durchflochtenen mähnen der pferde, an die vergoldeten hörner der kühe. selbst eine verwandlung der liebsten in die nachtigall dürfte (Uhland 59.) in den strophen durchklingen:

ich war in fremden landen,
da lag ich unde schlief;
da traumet mir eigentlichen,
wie mir mein *feine lieb ruf*.
Und da ich nun erwachte,
da war es alles nichts,
es war die nachtigalle,
die sang so wonniglich:
ste auf du guter geselle u. s. w.

Deuten liebe und linde schon auf beziehungen der nachtigall zur liebesgöttin hin, dann werden diese noch klarer durch das schwedische märchen von Lilla Rosa und Långa Leda ins licht gestellt. als Lilla Rosa aus dem schiffbruch gerettet an dem strand umherwandert, findet sie kopf und beine eines hirschkalbes, das von wilden thieren zerrissen worden. da das fleisch noch frisch war, nahm die königstochter das beingerippe und setzte es auf eine stange, damit die kleinen vögel es besser wahrnehmen und kommen sollten, um sich zu nähren. hierauf legte sie sich auf die erde und schlief ein wenig; aber sie hatte nicht lange geschlafen, als sie von einem lieblichen gesange erweckt wurde, der viel schöner war, als sich jemand vorstellen kann. Lilla Rosa horchte auf den schönen gesang und glaubte, dass sie träume, denn nie hatte sie etwas so liebliches gehört und vernommen. als sie jetzt umherschaute, bemerkte sie, dass das beingerippe in eine grüne linde verwandelt war und das haupt des hirschkalbes zu einer kleinen nachtigall ward, die zu oberst in der krone der linde sass. das kleine lindenlaub aber klang auf eine so seltsame weise, dass die töne eine wunderbare harmonie gaben und die kleine nachtigall sang so lieblich, dass wer sie hörte gewiss denken konnte, dass er im himmel wäre[1]. die hier zu grunde liegende alte anschauung ist die, dass die linde, in dem leib des hirsches gepflanzt, sich prächtig entfaltete, das märchen hat das umgedreht, aber das opfer blickt aus dem vom leib getrennten haupt noch deutlich hervor. da nun hier dreifache schon bekannte beziehung zur liebesgöttin vorliegt, so wird sie unausfechtbar auch der nachtigall zuzuweisen sein, diese also für uns als vogel der Holda gelten müssen.

Schliesslich mache ich noch auf eine deutsche sage aufmerksam, worin die nachtigall als verdammte seele erscheint (DMS. 176.), also als ein teuflisches thier, wie der rabe u. a. sie würde schwerlich dafür gelten, wenn keine beziehungen zum heidenthum bei ihr zu finden wären.

Vom storch habe ich bereits I. 163 gehandelt und kann dem dort gesagten hier noch einiges nachtragen.

In dem märchen vom goldenen schloss ist der storch der von allen vögeln zuletzt anlangende, der einzige der bis zum goldenen schlosse kam und der nun auch den könig auf seinem rücken dahin zurück trägt[2] (DMS. 4.). wohl weil er so weit fliegt, wie kein anderer vogel, heisst es in Schwaben von ihm, er sehe und höre alles und wenn er eine zunge hätte und reden könnte, dann würde er land und leute verrathen. wo indessen etwas besonderes vorgehe, da gebe er ein zeichen, indem er klappere. die störche schützen das haus vor wetterschlag, weshalb man sie nicht tödten darf. er ist ein heiliger vogel, und man darf selbst sein nest nicht stören, sonst schlägt der blitz ein (Meier sagen 218.).

Eine holländische sage erzählt von einer frau, welche einem storch, den ihr knabe ihr brachte, ein gebrochenes bein verband und ihn fütterte bis er hergestellt war. dann flog er sie ihn fliegen. gegen herbst zog der storch fort, als er aber im frühling wiederkehrte, kam er zu der frau und warf ihr einen kostbaren edelstein in den schoss, der nachts lichten schein, dem des mondes gleich von sich gab (NS. 53.). so wirft er dem hausbesitzer, der ihm ein nest macht, das erste jahr zum dank eine feder herab, das zweite jahr ein ei aus seinem nest, das dritte jahr einen jungen storch. darauf beginnt er wieder mit der feder u. s. f. (Meier sagen 219.). bei Münnerstadt hielt sich ehedem ein blauer storch auf. dem ehrlichen wanderer war er ein treuer führer, diebe und spitzbuben zwickte er in die beine. zwei gute kinder, die erdbeeren suchten, schliefen ermüdet im walde ein, da kam er geflogen und legte dem einen goldperlen, dem andern die schönsten edelsteine in die hand. er galt besonders als freund und beschützer des einsiedlers, der bei der thalkirche wohnte (Schöppner III, 78.). eine andere sage legt ihm schwere rache an einer frau bei. auf dem rathhaus zu Rothenburg wohnten ein paar störche. einer von den beiden wächtern hatte seine freude an ihnen und liess sie gewähren, des andern weib ärgerte sich über die unreinlichkeit der vögel und reizte ihren mann an, die jungen thiere hinabzustossen. kaum war dies geschehen, da kam der alte storch mit einem feuerbrand im schnabel geflogen und warf ihn in sein nest, wodurch das ganze dach in brand gerieth. der böse wächter verbrannte mit seinem weibe, der gute rettete sich (Schöppner 37[illegible].).

---

[1] [illegible]

[2] Storch, storch, schnibel, schnabel,
mit der langen heugabel,
soll ich dich in himmel tragen?
[illegible]

[illegible]

Storch, storch, langbein,
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Caesarius wusste viel wunderbares von störchen zu erzählen, schade, dass er sich darauf beschränkte, uns nur ein beispiel ihrer für uns sehr bedeutsamen liebe zu einander und zur ehelichen treue aufzubewahren. 'de ciconiis multa admiratione digna recitare tibi possem, si non ad utiliora festinarem. masculi suas feminas valde zelant, adulteria gravissime vindicant. habent tamen feminae unum remedium satis mirabile: si ante adventum [illegible] corporis aquis se immergere potuerit, culpam adulterii ille minime cognoscit, sicque poenam mortis evadit. in curia cuiusdam militis nidus erat ciconiarum, mare scilicet et feminae. illa absente masculo adulterium admittens, frequenter in palude, quae domui proxima erat, se laverat. quod cum miles notasset, causam scire volens, [illegible] praecepit. quid plura? cum illa [illegible] peteret, nec ei ingressus pateret, [illegible] agnovit, adulteram rostro impetivit. [illegible] cum solus non sufficeret, cum furore [illegible] multis aliis ciconiis associatis [illegible] aderant, [illegible] das sind genau die grundsatze, die Tacitus in der Germania 19 aus dem leben der Deutschen anführt: '*unum accipiunt maritum, quo modo unum corpus unamque vitam, ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tanquam maritum, sed tanquam matrimonium ament.*' da der storch nun vogel der liebes- und ehegöttin ist, so dürfen wir auch von ihm dem dienste auf die letztern schliessen und auch für sie die höchste liebe zur keuschheit annehmen. zwar kennt Tacitus nicht die todesstrafe als folge des ehebruchs, aber sie ist uns, für die Sachsen wenigstens durch den brief des heil. Bonifacius an Ethelbald den könig der Angeln verbürgt [1].

Des sanct *Martinsvögelchens* wurde bereits I, 52 gedacht. in England hütet man sich es zu tödten, weil das unglück bringen werde. dasselbe vorrecht geniesst dort das *rothkehlchen*, Robin redbreast that if he finds the dead body of any rational creature he will cover the face at least, if not the whole body with moss (l. c. 101). Daher heisst es auch in der alten ballade:

No burial this pretty pair
of any man receives,
till Robin Redbreast painfully
did cover them with leaves [2].

dasselbe gilt auch von dem zaunkönig, wren, der auch sonst noch mit dem rothkehlchen verbunden genannt wird, denn

a *Robin* and a *wren*
are God almighty's cock and hen.

oder auch:

Tom Tit and *Jenny Wren*
were God almighty's cock and hen [3].

Tom Tit ist titmouse, *sperling*, wren der zaunkönig, [illegible], regulus, roitelet, der in Irland und Frankreich in hoher verehrung stand. von ihm wird unter andern berichtet: 'the Druids represented this as the king of all birds. The superstitious respect, shown to this little bird, gave offence to our first christian missionaries, and by their commands, he is still hunted and killed by the peasants on Christmas day, and on the following (st Stephans day) he is carried about hung by the leg in the centre of two hoops, crossing each other at right angles and a procession made in every village of men women and children, singing an Irish catch, importing him to be the king of all birds [1]). Sonnini erzählt aus Frankreich folgendes: 'While I was at La Ciotat (bei Marseille) the particulars of a singular ceremony were related to me, which takes place every year *at the beginning of Nivose* (ende december): a numerous body of men, armed with swords and pistols, set off in search of a very small bird, which the ancients call Troglodytes. When they have found it (a thing not difficult, because they always take care to have one ready) it is suspended on the middle of a pole, which two men carry on their shoulders, as if it were a heavy burthen. This whimsical procession parades round the town; the bird is weighed in a great pair of scales, and the company then sits down to table and makes merry. The name they give to the Troglodytes is not less curious, than the kind of festival to which it gives occasion. They call it at La Ciotat the Pole-cat or *père de la becasse*, on account of the resemblance of its plumage to that of the woodcock, supposed by them to be engendered by the polecat, which is a great destroyer of birds, but which certainly produces none [2]).'

---

[1] cf. Chifflet antiquit. p. 33.

[2] Percy rel. III, 170.

[3] H. Ellis zu Brand observations on popular antiquities III, 197. 198.

Belon, *de la nature des oyseaux*, (Paris 1555 p. 342) gibt folgende französische namen dieses vogels an: 'les uns disent le *Roy Bertauld*, les autres un *Berichot*, les autres un boeuf de dieu.' den letztern kennt auch Vallancey l. c. der erstere scheint auf die verwandlung eines bestimmten königs hinzuweisen.

Jenes feierliche irische herumführen des inmitten zweier rechtwinklig zusammengefügten reifen, stimmt wie in der art, so in der zeit ganz zu dem südfranzösischen gebrauch, nur steht hier statt der reifen eine stange und das abwägen kommt noch hinzu. es ist eine dem vogel angethane ehre, die ganz in ähnlicher weise in Deutschland dem ersten maikäfer erwiesen wurde (M. 657.). In Carcassone lebt der brauch mit einigen abweichungen noch fort. 'chaque année le premier dimanche du mois de decembre les jeunes gens de la rue Saint-Jean se rendaient processionnellement hors de la ville et, armés de gaules battaient les buissons pour y chasser le petit oiseau qu'on nomme *roitelet*. Celui qui le premier en abattait un, était proclamé roi; et le soir du dernier jour du mois ce roi précédé de la musique et suivi d'un nombreux cortége parcourait la ville à la clarté des torches. il s'arrêtait devant la porte de chaque maison et l'un de ceux qui l'accompagnaient, écrivait sur cette porte avec de la craie les mots:

---

[1]) Vallancey collectanea de rebus Hibernicis XIII. p. 97.

[2]) vergl. übersetzung der reisen in Ober- und Unter-Aegypten. London 1800 p. 11, 12. cf. Brand observations III, 195.

vive le roi! et le millésime de l'année qui allait commencer. Le jour de l'Epiphanie à neuf heures du matin ce roi sortait en grande pompe, le front ceint d'une couronne, les épaules couvertes d'un manteau bleu et portant un sceptre à la main. On portait devant lui l'oiseau qu'il avait tué et que l'on avait attaché à un bâton orné d'une guirlande *d'olivier, de chêne et de gui.*' so ging's zur kirche und zu den notabeln der stadt, die zu einem festmale steuern mussten, welches den tag schloss (De Nore 77.).

Das tödten des vogels scheint christlich, könnte jedoch noch heidnisch sein und in diesem fall diente es wohl als opfer; der ganze rest des gebrauchs ist echt heidnisch und zeugt für seine hohe bedeutung, deren grund einer sage der Normandie zufolge darin zu suchen wäre, dass er das feuer des himmels auf die erde gebracht habe. man nennt ihn dort *rebet, recatin*, oder la petite *poulette au bon Dieu* (nach de Nore 271 oiseau de Dieu), was wieder zu dem englischen *Gods hen* stimmt. 'il fallait un *messager pour apporter le feu du ciel sur la terre*, le roitelet, tout faible et délicat qu'il est consentit à accomplir cette mission périlleuse. Peu s'en fallut, qu'elle ne devînt fatale au courageux oiseau, car durant le trajet le feu consuma tout son plumage et atteignit jusqu'au léger duvet qui protégeait son corps fragile. Emerveillés d'un dévouement si généreux, tous les oiseaux d'un commun accord, vinrent chacun offrir au roitelet une de leurs plumes, afin de revêtir sa chair nue et frissonnante. *Le hibou* seul se tint à l'écart, mais son insouciance excita contre lui l'indignation des autres oiseaux à tel point, qu'ils ne voulurent plus désormais le souffrir en leur compagnie.' ein kind, welches ein roitelet tödtet oder sein nest stört, zieht dadurch den *blitz* auf seine wohnung hernieder [1]).

Der zaunkönig wäre demnach ein götterbote, nach keltischer lehre das feuer den menschen durch ihn gesandt, nicht geraubt, wie bei den Griechen durch Prometheus. In Deutschland ist diese sage meines wissens nicht bekannt, der vogel tritt nur in einer fabel von der königswahl der vögel auf. bekanntlich soll könig sein, wer am höchsten fliegen kann. das thut der adler, aber als er ermüdet ist, schwingt sich der zaunkönig, der *auf seinem rücken* gesessen hatte [2]), empor und fliegt noch höher. wegen des betrugs wird er in ein mauseloch ins gefängnis und die eule als wächter davor gesetzt; unterdessen wollen sich die vögel über seine strafe berathen, aber die eule schläft ein und der gefangene entflieht.

---

[1]) Amélie Bosquet p. 220.

[2]) [illegible] des [illegible] versteckt kam [illegible], der [illegible] nach [illegible] sage an die [illegible]. [illegible]

seitdem lässt sich die eule bei tage nicht mehr sehen (Woeste 39.). auffallend ist, dass hier wie dort die eule auftritt, wenn auch in anderer verbindung und es wäre der mühe werth, anderen traditionen über den vogel auf die spur zu kommen.

Diese deutsche fabel ist ihrem ursprunge nach zweifelhaft, da schon Plinius weiss: 'dissident . . . aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium.'

HAHN.

Vom hahn ist wenig tiefergehendes übrig. wichtig scheint, dass er den hexen zum reiten dient, auch der reiter im Kyffhäuser erscheint auf ihm (Kuhn und Schwarz 68. 217.). diese vorstellung muss sehr verbreitet gewesen sein; ich erinnere mich, dass in meiner frühesten jugend auf der letzten seite der abcbücher stets ein reiter auf dem hahn abgebildet war und wenn ich nicht sehr irre, hat es auch liedchen von ihm gegeben. wie es scheint, hat er einer gottheit als reitthier gedient und in dem fall war er roth, golden, ähnlich dem eddischen gullinkambi; er würde noch am ehesten zu Donar passen, wenigstens durch seinen rothen kamm, auch seine verwandtschaft mit dem feuer könnte darauf hindeuten, er kann das durch den blitz entstandene feuer bezeichnen; der gott sendet gleichsam sein thier, dass es zündend und krähend von dem dach seinen zorn verkünde. auf Donar weist auch hin, dass dem heil. Christophorus (I. 98) hähne geopfert wurden, das kommt in Frankreich wenigstens vor [1]), für Deutschland müsste es auch nachzuweisen sein. und in Norddeutschland stellt sich dem Peterbült der hahn oben im erntekranz zur seite (Kuhn und Schwarz 398.).

Im Althal sagt man:

eine schwarze katze, ein schwarzer hahn
zeigen alle hexereien an [2]).

Ueberhaupt liegt auf dem schwarzen hahn besonderer nachdruck; ein solcher wird dem nix geopfert (Kuhn und Schwarz 172), er kann den thurmknopf der versunkenen goldkirche auf dem Heilenstein in vierundzwanzig stunden zu tage scharren (Bader 73.). in welchem hause hahn, kater und hund schwarz sind, kommt nie feuer aus (vgl. 1036.). in der edda erscheint er als thier der unterwelt (Voluspâ 39.); er kräht in den sälen der Hel, doch sitzt auch ein solcher, Vidofnir, auf dem gipfel vom Mimirs baum (Fiölsvinnsmâl 25.). da ist noch wenig klares herauszulesen, wenigstens nur so viel, dass der rothe hahn sich scharf von dem schwarzen scheidet und einem ganz andern kreise angehört.

---

[1]) Estienne apologie pour Herodote II, 336.

[2]) H. Schreiber's taschenbuch für geschichte und alterthum in Süddeutschland. Freiburg 1839. p. 328.

In einer alten sage [1]) wird erzählt, wie kaiser Carl der grosse zu Kempten die entscheidung des streits seiner drei söhne um die fränkische krone, an einen hahnenkampf knüpfte, der dadurch zu einer art von Gottesurtheil wurde. jeder von ihnen hatte sich einen hahn, der Ludwigs blieb sieger. dadurch gewinnen die über alles deutsche gebiet verbreiteten hahnenkämpfe bedeutung, deren art und tragweite aber noch nicht zu erforschen ist.

Jedenfalls ist der hahn ein weises, vorschauendes thier; er weiss, dass graf Isangs burg untergehen wird (Harrys 3.), dass das wirthshaus versinkt (Kuhn und Schwartz 154.), dass [illegible] spurlos in der erde verschwindet (Kuhn märk. sag. 62.). dadurch erklärt sich, wie wir sehen werden, auch der zusammenhang mit den weissen frauen.

Polnischer sage zufolge krähen die hähne bei der pest [illegible] (Woycicki 58. 68.).

Bei den Pommern stand der hahn, wie es scheint, in ehren göttlicher verehrung, wie bei den Ungarn.

Da erinnere ich abermals an den hahn der heil. Edigna.

SCHLANGE.

Die schlange scheint bei den Langobarden sinnbild des Wuotan gewesen zu sein (M. 649.); schade dass wir bisher von ähnlichen nachrichten wie der der vita s. Barbati im innern von Deutschland ganz verlassen sind. zwar lässt sich die verehrung der schlangen sicher darthun, ihre beziehungen zur gottheit dagegen liegen noch ganz im dunkel. bis jetzt kennen wir sie hauptsächlich nur von zwei seiten. wir wissen von ihrem könig, oder ihrer königin und dass schutzgeister in ihrer gestalt erscheinen; daneben erscheinen sie als kluge, vielkundige thiere.

Es ist bedeutsam, dass die schlange als botin der königin der kriechenden thiere genannt wird, sie erscheint dadurch als bevorzugte, gleichsam als die edelste von ihnen und tritt neben katze und storch, die bekanntlich beide thiere der Holda sind (DMS. 3.)? an der spitze des schlangenreiches steht aber auch ein selbständiger herrscher, oder eine herrscherin, welche letztere wieder Holda sein kann [2]). beide erscheinen sich durch grössere schönheit und eine krone vor den andern aus; das tragen der letztern verleiht *unsterblichkeit* (Müllenhoff 355.): erhebt also zum rang und zur würde der himmlischen.

---

[1]) Crusius annal. Suev. p. 330. DS. II. 93.

[2]) Wie [illegible] die schlangen immer [illegible] göttin [illegible] M. [illegible]

Von dem schlangenkönig [1]) oder der königin wird erzählt, dass sie mittags zum bache kommen und da baden; sie sind bläulich oder schwarzweiss und legen alsdann ihre krone ab. wenn man nun in der nähe des ortes ein weisses tuch ausbreitet, so legen sie sie darauf. dann fasst, wer die krone rauben will, das tuch rasch zusammen und flieht. dies bad zur mittagszeit entspricht völlig dem bad der weissen frauen zur selben stunde und auch des schlangenoberhauptes farbe ist die ihre, ja sie erscheinen selbst als schlangen, stehn also mit diesen königinnen in sehr genauer verwandtschaft, wenn sie nicht gar identisch mit ihnen sind.

Der verlust der krone ist für die schlangenoberhäupter gleichbedeutend mit dem verlust des lebens; daher die wuth, mit welcher der könig dem räuber nachsetzt. der schnellt hinter seinem wagen drein, schlingt sich um die pferde, zischt und als alles nichts hilft, thut er einen gellenden pfiff, worauf alle ottern und schlangen der ganzen gegend herbeikommen, so dass der räuber die krone zurückgeben muss (Bechstein fränk. sag. 290 cf. Meier sag. 208.). aber nicht immer ereilt er ihn: in Schwaben setzt sich der mann auf den baum, wo die schlangen ihn nicht sehen, darauf gehen sie traurig zurück. Dieser pfiff charakterisirt wieder die thierkönigin und wir fanden ihn oft schon vorher. gegen abend kommt die kronetragende schlange wieder auf den platz, wo sie gebadet hat und ihre krone verlor, legt sich hin und stirbt (Meier sagen 207); sie hat die unsterblich machende krone verloren.

Nicht immer braucht die krone geraubt zu werden, mitunter geben die schlangen sie freiwillig, doch ist sie in dem fall auch nicht von so hohem werth, sie hat nur den gewöhnlichen irdischen werth. eine viehmagd gab einer schlange stets von der frischgemolkenen milch. als das mädchen sich verheirathen wollte und zum letzten mal die schlange tränkte, kam diese mit einer goldkrone auf dem haupt und liess sie beim fortgehen der magd zurück (Meier sag. 205 cf. Bader 7.). zu einem armen mädchen, das auf dem feld sitzend brod ass und milch trank, kam eine 'fine slange' und bat es ihr etwas davon zu geben. das mädchen that es und die schlange sprach, es möge da bleiben, am andern tag komme sie mit ihren drei töchtern. das that sie wirklich und alle vier trugen goldkronen, welche sie dem kind in die schürze warfen (Woeste 20.).

---

[1]) In dem [illegible] bd. 77 wird erzählt, wie der [illegible] schlangenkönig zu Salomo kommt. er trägt eine goldkrone und trägt auf [illegible] einen rubin, der [illegible] auf dem kopf glüht. [illegible] 1, 176.

Besonders lieben die schlangen menschenmilch, wie eine merkwürdige sage bezeugt. eine frau in Schwaben, die auf dem feld arbeitete, ging gegen mittag zu ihrem kind, das im schatten lag und säugte es. darüber schlief sie ein, das kind entschlief auch bald und ihre brust blieb bloss. da kam eine kleine schlange, die fing an zu saugen und sog sich ganz fest. sie liess sich nicht abreissen und da man das thier nicht zu tödten wagte, so musste die frau sie behalten. die menschenmilch bekam der schlange vortrefflich, so dass sie in kurzer zeit zu ungeheurer dicke anschwoll, die frau aber in demselben masse an kraft abnahm. da kam zufällig ein fremder in das dorf, der hörte davon und versprach der frau zu helfen, wenn sie ihm in den wald folge. da zog er kreise und begann zu pfeifen; alsbald kamen alle schlangen aus der gegend, krochen in die kreise und tanzten und endlich liess auch die dicke schlange der frau brust los, um zu den übrigen zu gehen. einige zeit nachher war das kind der frau in den wald gegangen, beeren zu suchen, als sie plötzlich die leute schreien hörte: der bär! die schlange! sie eilte hinzu, da lag ihr kind schlummernd am boden, in der nähe aber stürzte ein bär von der grossen schlange umwunden, todt zusammen. das war der schlange dank und die kraft hatte sie nur durch der frauen milch erlangt (Bechstein d. sagenb. 70). das erinnert noch an die oft wiederkehrenden darstellungen von frauen, an deren brüsten schlangen oder kröten saugen. die christliche anschauung legte denselben sagen unter, denen zufolge solche frauen in ihrem leben verworfen gewesen seien und dafür nun in der hölle solcher gestalt zu leiden hätten, aber ich meine, sie müssten auf älterem grunde ruhen. unsere sage scheint mir aus zwei bildwerken entstanden zu sein, deren eines eine solche frau mit der schlange an der brust, das andere den kampf einer schlange mit einem bären darstellte und die das volk sich auf seine weise erklären und miteinander in verbindung setzte. jene frau aber ist offenbar [illegible] [illegible] und dabei [illegible] [illegible] der frau die zwei [illegible] an den brüsten [illegible] und deutlich die [illegible] [illegible] [illegible] andern bildwerken durch [illegible] [illegible] [illegible] körper [illegible] so [illegible] sich nun [illegible] nicht [illegible] gedacht oder [illegible] des hat seine gründe für und gegen sich, so dass die entscheidung für den augenblick noch schwer fällt.

Das milchschlecken haben die schlangen mit den hausgeistern gemein, während wir die reich (durch nichtversiegen dessen, wenn man sie legt (Zingerle I, 17.)), unsterblich und unsichtbar (Schmeller wörterb. II, 288.) machenden goldkronen als zwergengeschmeide betrachten müssen.

Sonst schon sahen wir den hausgeist als schatzgeist und als solcher erscheinen auch die schlangen in einer menge von sagen, aus denen ich die bezeichnendsten herausheben. die schönsten und wichtigsten hat Meier, so z. B.: eine mutter gab ihrem kinde, so oft sie ins feld musste, einen hafen voll milch und brot das kind damit allein im garten. sie verwunderte sich, dass die milch jedesmal ausgegessen war, wie gross der hafen auch sein mochte. weil das kind sagte, es komme immer ein vöglein und esse mit, so passte die mutter eines tages auf und sah, dass alsbald eine schlange aus der mauer hervorkroch und mitass. so oft das kind einen löffel voll genommen hatte, streckte die schlange ihren kopf in den hafen und trank und so ging das fort eins ums andere. dabei ward die schlange nicht bös, als das kind sie mit dem löffel auf den kopf schlug und sagte: 'iss et au dich, iss au brökle.' nach dem essen legte sie sich dem kinde in den schooss und spielte mit ihm. solche schlangen darf man nicht tödten, es bringt dem kinde sonst unglück und kann ihm leicht das leben kosten (sagen 203.). gleich dem schatzgeist kommt sie mit ihm zur welt und des kindes leben ist an das ihre geknüpft: 'serpens quaedam in Flandria, cum infantem reperisset, circa illius corpusculum saepius maximos se complicaverat, de qua cum disputarem [illegible], quomodo fieret sine periculo infantis abstrahendus, consilio cuiusdam gladius super eum positus est, ad cuius frigiditatem pulsus [illegible], se cessit et ab infante recedit, qui languescens, paulum supervixit dies. in cubile eundem serpentem mortuum fecerat [illegible] 1).' Thomas hatte dies von dem mönch Wigerus aus Villers; doch ist die erzählung offenbar alt und in einzelnen theilen offenbar ganz falsch verstanden. die schlange mit ihrem kalten leib kann z. b. nicht durch die kälte des schwertes geschreckt werden; der berührung mit dem schwert liegt der aberglaube sicherlich zu grunde, dass [illegible] den zauber breche. aber mit der schlange welkte auch das gedeihen des kindes; jene wurde vielleicht getödtet, darum starb das letzte wenige tage nachher.

In der Sprachsammlung bei Lüttersen sagt man: jedes

---

1) Thomas Cantiprat. de apibus l. 2. c. 31. p. 304.

haus hat zwei schlangen, eine männliche und eine weibliche, die sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der hausvater oder die hausmutter stirbt, wo sie dann gleiches loos theilen. Büsching wöchentl. nachr. III. 343.

Das ist immer wieder der alte '*genius* qui per anguem plerumque ostenditur'[1].

Gleich der schlangenkrone kann auch der ring nur von zwergen herrühren und deutet also wiederum auf verbindung der schlangen mit ihnen hin. eine begabung blickt auch aus folgender sage. ein mädchen sah einen maulwurf schönen weissen sand aufstossen. sie füllte davon in einen kleinen sack; als sie denselben auf die erde gelegt hatte, kam eine *schlange* aus dem maulwurfsloch, *kroch dreimal um den sack*[2] und schlüpfte wieder in die öffnung. beim heimgehen wurde dem mädchen der sack so schwer, dass sie ihn abwarf; da klingelte es darin und sie fand ihn mit altem geld gefüllt (Baader 155). durch das dreimalige umkriechen wird dem mädchen der schatz gesichert, er kann jetzt nicht mehr verwandelt werden.

Die schlangen sind *heilkundig*. eine schlange rettete einem manne das leben. ritter Heinrich von Forst erzählte dem Caesarius folgendes: satelles quidam iuxta nos anno praeterito vulneratus in latere et male sanatus erumpente sanie torquebatur. die quadam, cum nudato latere super truncum succisae arboris se reclinasset ut sanies efflueret, obdormivit. interim serpens advenit et *vulnus suxit*; expergefactus ille serpentem excussit, et licet territus fuisset propter venenum, magnum tamen mox sensit remedium. suasum est ei, ut denuo in eodem loco praedicto modo colubro copiam sugendi daret, forte sanitatem omnino reciperet: quod ita factum est. sanissimus vero effectus in tantum *a serpente coepit diligi*, ut *in aliquo loco dormire non posset, quin ad eius lectum veniret*. cuius consortium homo abhorrens provinciam mutat, interimque per annum fere dimidium illum non vidit. *reversum denuo serpens sequitur* et cum non posset intrare ubi ille cubabat, mane ante ostium repertus est. suasum est ei ut monstrum occideret; respondente illo: curatorem meum non occidam. tandem importunitate serpentis exasperatus occidit illum, sicque ab eo liberatus est[3]. auch in dieser schlange scheint ein älterer schutzgeist verborgen zu sein, der seinem schützling durch das aussaugen des eiters aus der wunde zu neuer gesundheit hilft.

---

[1] Serv. ad Aen. V, 85. v. M. 651.

[2] dreimal wird die kirche umritten, der todte um die kirche getragen, der herd umgangen u. s. w.

[3] Caesar. heisterb. de mirac. dist. X. c. 70. p. m. 350.

In KM. 16 bringt eine schlange drei grüne blätter; als diese auf die augen und den mund der todten königstochter gelegt werden, lebt sie wieder auf. eine schlange hat des königs tochter in die stirn gestochen und bringt ein kraut, wenn man die wunde damit bestreicht, ist sie in drei stunden heil (Meier märchen 55). der fuchs begegnet der schlange, die ein kraut im mund trägt; es ist ein wunderkraut, womit sie ihres sohnes abgeschnittenen kopf wieder anheilen will (Schott wallach. märchen 142) u. s. w.

Wer von der weissen schlange isst, versteht der vögel und der andern thiere sprache; die weisse schlange ist aber wie wir sahen, der könig oder die königin, deren natur und kräfte der sie essende in sich aufnimmt (DS. n. 131. Harrys 4. Kuhn und Schwarz 155. 487.).

Aber nicht nur gütig erscheinen die schlangen, einzelne sind dem menschen auch furchtbar. in Tirol kennt man die sogenannte *jochviper*; wenn die einen menschen mit ihren strahlenden augen ansieht, stürzt er todt nieder, denn es dringt ihm aus ihrem blick gift in die brust. ihren namen hat sie daher, weil sie sich mit gewaltiger kraft von einem joch zum andern schwingt, wenn dies auch stundenweit von dem erstern entfernt ist. dieser giftblick stimmt zu dem feuerblick (eiter und eit M. 528. 653.) des wurms im heldenbuch, dessen name viper, so wie die gegend wo er gefunden wird, auch dem unsern verwandt ist. mit einer solchen jochviper hatte also der löwe und Wolfdieterich (M. 649) seinen kampf bestanden? vielleicht lebt die erinnerung an denselben noch im volk? die brüder Zingerle würden uns das sagen können.

Auf dem schlangenstein bei Laudenbach an der Bergstrasse ist ein mann, den eine schlange anfällt, ausgehauen. mehre sagen suchen das zu erklären, eine von ihnen auf folgende weise: zwei zimmergesellen legten sich dort unter einem baum nieder, der eine schlief ein, der andere blieb wachend. da kam eine schlange, legte jenem ein gelbes blatt auf das herz und kroch dann auf den baum. der wachende der ihr vorhaben merkte, legte sein breitbeil unter das blatt und als die schlange auf dieses herabschoss, um des schlafenden herz zu durchbohren, zerschellte sie sich am beil den kopf (Baader 311.). auf ähnliche weise wird in Schwaben dem schlangenkönig die krone genommen: sobald er sie abgelegt hat, deckt man einen schweren stein darauf, dann schwingt er sich in die höhe und schiesst so lange auf den stein herab, bis er todt liegen bleibt (Meier sagen 207.).

DRACHE.

Nächst der schlange ist unter den kriechenden thieren der drache das bedeutsamste. wie in der schlangengestalt meist frauen verborgen sind, so männer in der des geflügelten drachen[1]; daher dass die schlange traulich, anschmiegsam, mild, weich erscheint, dieser hingegen rauh, blutdürstig, wild, tobend. drachen sind helden und riesen, welche diese gestalt so annehmen, wie sie anderswo in eine adler- und wolfshaut schlüpfen, und sie nur vorziehen, weil sie in ihr, nach nordischer auffassung besser die aufgehäuften schätze bewahren können. so sehen wir in Goldþoris saga den viking Vale in drachengestalt über grossem gold in einer höhle brüten. als Thorir durch könig Agnar im traum ermahnt in die höhle dringt, findet er den drachen mit seiner ganzen sippschaft schlafend; sie haben alle *helme auf den köpfen und schwerter unter den flügeln.* Thorir erschlägt die meisten mit ihren eigenen schwertern und gewinnt also ihr gold[2].

Von diesem schlaf in waffen weiss die deutsche sage nichts mehr, vielleicht hat ihn aber irgend ein altes bildwerk bewahrt. unsere drachen sind fast alle *vielhäuptig*, ein zug, der bei den nordischen riesen noch vorkommt, wegen seiner ungeheuerlichkeit aber wie es scheint später für die menschliche gestalt aufgegeben wurde, während er an der thierischen haften blieb. sie *speien feuer und gift* gleich den nordischen und das erstere mag auch von manchen riesen gegolten haben, wie Dietrichs von Bern feuerathem lehrt. von dem *brüten über gold* aber berichtet nicht eine deutsche sage und das scheint ein unterscheidendes merkmal der nordischen drachen gewesen zu sein. wir wissen dagegen viel von *menschen- und thieropfern* zu erzählen, die den drachen gebracht wurden, so wie von *königstöchtern die er raubte*.

Das opfer muss dem drachen an einen bestimmten ort gebracht werden, wo er es abholt; geschieht das nicht, dann bricht er verheerend in stall und haus und holt sich selbst sein opfer. von diesem tribut befreien die helden das volk, indem sie gegen die drachen ausziehen und sie nach schwerem kampf tödten. diese opfer fordernden drachen stehen den menschenfressenden riesen zur seite, denen sie in ihrer ungebändigten kraft und rohheit vollkommen gleichen. sie müssen, scheint mir, von jenen frauenraubenden drachen geschieden werden, in denen menschliche helden verborgen sind, die vielleicht oft nur das als drache raubten, was man ihnen als mensch nicht gewähren wollte.

---

[1] das serbische, böhmische und altslavische haben nur ein wort für drache und schlange, für jenen steht die masculine form, für diese die feminine. M. 654.

[2] Müllers sagabibl. von Lachmann 75.

ANDERE KRIECHENDE THIERE.

Unter den kleinern kriechenden thieren ist vorerst die *eidechse* zu nennen. ihr ursprung soll nach belgischer sage folgender sein: ein junges mädchen gab sich um ihre eitelkeit durch schmuck befriedigen zu können und dazu geld zu erlangen, dem teufel hin und buhlte mit ihm. nach kurzer zeit gebar es zwei thierchen, ein männliches und ein weibliches, das waren eidechsen und davon stammen alle andern ab (DMS. 562.). dieser teuflische ursprung ist bedeutsam.

In Oberdeutschland geht eine verwandte sage: die eidechsen sind verwünschte prinzessinnen, die wegen ihrer eitelkeit von zauberern in solche thiere verwandelt worden. der schwanz soll ehmals ihr schönes langes haar gewesen sein. auf dem kopf sieht man zuweilen noch eine krone (Meier sagen 217).

Niederländisch heissen sie *hagedissen*, hagdissen und sind also mit den hexen verwandt, wenigstens drückt das wort auch hexe aus. daneben kommt der ausdruck heggemoer vor, also die kluge, verschlagene mutter, was ganz zu ihren listigen, verschmitzten augen passt. im Perigord sagen die bauern: le lezard est l'ami de l'homme, il le garde pendant le sommeil, il empêche qu'il ne lui arrive aucun mal et l'on cite même à ce sujet des combats de lézards contre des serpents (De Nore 162.). ähnlich heisst es in England: 'that the lizard is not friendly to man in particular, much less does it awaken him on the approach of a serpent' (Brand observations III, 206.).

Der *käfercultus* ist uns durch Grimm 655 gesichert. besonders häufig sind in Süddeutschland die sagen von goldnen oder schwarzen käfern, statt deren übrigens auch schnecken u. a. vorkommen. eine von ihnen ist hervorzuheben: ein Durbacher bube sah auf dem gut seiner eltern einen hafen voll käfer, die alle *schwarz* waren, ausser dem *obersten*, der eine *ausserordentliche grösse und einen prachtvollen glanz hatte*. er verschwand wie gewöhnlich, weil ihn der knabe nicht unter den augen gehalten und gesprochen hatte (Baader 117). dieser oberste scheint eine art von käferkönig zu sein. Grimm sieht in solchen käfern goldhütende thiere, sie scheinen aber auch geldmehrende zu sein, wie der Alraun. drei reisende fragten den gastwirth beim abschied im scherz, ob sie ihm etwas mitbringen sollten? 'ja', sprach er, 'bringt mir Hauschen mit, dann werde ich sehr reich werden.' da kauften sie eine schachtel, setzten einen *grossen käfer* hinein, legten acht groschen hinzu und brachten sie dem wirth: 'in der schachtel sei Hänschen', sagten sie, 'doch dürft ihr sie in den nächsten zwei tagen nicht aufmachen.' als der wirth sie am dritten tag öffnete, fand er acht groschen bei dem käfer und am vierten tag wieder acht groschen u. s. f. so dass er ein reicher mann wurde (Sommer 34.). die drei reisenden werden wohl drei begabende götter sein, der grosse käfer derselbe wie der in der badischen sage, und dann hätten wir die art der entstehung des schatzes wohl so zu erklären, dass der goldkäfer vergraben wurde und durch seine kraft in der erde den schatz hervorgebracht hat?

In der grafschaft Mark heisst der *hirschkäfer iegemaener*. wenn die kühe sich im wald verlaufen haben, nehmen die hirtenknaben zwei hörner dieses käfers, rütteln sie in der geschlossenen hand und fragen: 'iegemaeners haern, ha sint mine kau?' dann öffnen sie die hand und sehen zu, wohin die spitze des rechten hornes weist; nach dieser seite hin suchen sie (Woeste 56.).

Im norden von Frankreich trägt man gern den kopf des hirschkäfers bei sich und glaubt, das bringe glück.

Wie die kinder den raben schrecken wollen, sein haus brenne, so singen sie auch dem *maikäfer* zu, wenn er träge auf ihrer hand sitzt und nicht fliegen will, er solle fliegen, sein vater sei im krieg, seine mutter in Pommerland (oder England) und das sei abgebrannt (Woeste 5.). anders in Schwaben, wo es heisst:

maiekäfer, flug, flug,
in deiner lieben frauen häusle,
gibt dir äpfel und a knäusle,
gibt dir äpfel und bire,
morgen z'nacht wieder.

(Meier kinderspr. 25). ist das 'deiner' des zweiten verses richtig? ich möchte es bezweifeln und eher lesen in unsrer lieben frauen häusle. in einer andern version (das. 24) heisst es: 'flieg in meiner ahne haus, bring mir äpfel und bire, komm bald wieder,' was ich noch weniger verstehe. jedenfalls zeugt dies spielen mit dem maikäfer, das jagen und hegen desselben für alte verehrung, denn den vorzug haben hundert andere käfer nicht, die sich in gleicher menge vorfinden und theilweise ungleich schöner sind, als der maikäfer. Dazu kommt nun die feierliche einholung der ersten maikäfer, die Grimm nachweist. völlig klar ist er uns jedoch immer noch nicht, dazu müssen wir zuvor mehr lieder haben.

Besser bestellt sind wir mit dem *Marienkäfer*, nl. *lievevrouwenbeestje*. von ihm singt man in Schwaben dasselbe, wie vom maikäfer, was fast an s. Nicolaus erinnert, der auch den kindern äpfel und birnen bringt. wichtiger sind folgende liedchen:

herrgottsvögele flieg auf,
in *himmel* nauf,
und nimme ra
bis Jacobstag.

das lautet in Westphalen:

herrgotts-haunken fluch op,
tuh den hogen hiemel rop,
brenk mi ne *gulne* kie me.

(Meier l. c. 24. Woeste 4.) er soll also zu den göttern fliegen, die im himmel wohnen, von denen goldspenden ausgehn, er ist ein bote der menschen zu den göttern, was einst wohl umgekehrt war. merkwürdig ist:

frauenkühle
steig aufs stühle,
flieg in himmel auf
und bring gut wetter rus!

Meier l. c. der name deutet, gleich den ersten und mehren bei Grimm (658) auf Frouwa, welcher der käfer heilig gewesen sein muss. das stühle ist ihr himmlischer stuhl, auf dem sie thront und worauf sitzend der käfer sie um gutes wetter bitten soll, um sonnenschein. darum heisst er auch *sunnenschienken* und die kinder glauben, wenn man eins dieser käferchen tödte, scheine am andern tag die sonne nicht, entweder weil die göttin zürnt, oder weil es nun nicht zu ihr fliegen und gutes wetter herabbringen konnte. es heisst in Schwaben sehr schön auch *sonnenkind*; wer es tödtet, kommt in die hölle (Meier sagen 225). eine variante des westphälischen reims sagt:

fluch over mines nåbers hus,
locke mi de *brut* herut.

das mahnt an das schwedische: 'hon märker mig brudhandskar', er merkt, bezeichnet mir die brauthandschuhe (M. 657), so wie an den englischen reim:

this ladyfly I take from of the grass,
whose spotted back might scarlet red surpass.
fly, ladybird, north, south, or east, or west,
fly where the man is found that I love best [1]).

diese beziehungen des käfers zur liebe weisen abermals auf

---

[1]) Brand observations ed. Ellis I, 213.

Frouwa hin als liebesgöttin, was auch folgende sage noch bestätigt. ein wallfahrender ritter kam zu dem hügel, auf welchem später das dörfchen Buhl im Elsass gebaut wurde und liess sich ermüdet vom gehn am fuss einer *alten linde* nieder, um auszuruhen. er schlief ein und als er gegen abend erwachte, spürte er einen wunderbaren wohlgeruch. bald gewahrte er, dass derselbe von einem *käfer* ausging, der auf einer blumenglocke sass und ein schwarzes kreuz auf den geschlossenen flügeldecken trug. er erkannte darin ein *zeichen* des himmels und erbaute an dem ort eine kapelle (Stöber 54), die wahrscheinlich der Muttergottes geweiht war. das schwarze kreuz sind wohl die septem puncta der coccinella, wenigstens wüsste ich keinen andern käfer, der ein solches trüge. die alte linde aber ist wieder unzweideutiges zeichen, dass der ort der liebesgöttin heilig war.

BIENEN.

Die *biene* muss einst in hohem ansehn gestanden haben und sie gilt noch heute als ein heiliges thier, das zu tödten unheil bringt. sie spendet dem menschen den honig, die reinste süsse, sie nimmt als freundin des menschen an seinem leid und seiner freude theil, darum verlangt sie auch gewisse rücksichten. wenn jemand aus dem hause stirbt, so muss dies den bienen angekündigt und hier und da ihr stock mit einem stück schwarzen zeugs besteckt werden. in Westphalen spricht man, indem man an den korb klopft, gleichsam um ihre aufmerksamkeit zu wecken:

ime, din har es dot,
verlätt mi nit in miner not.

das klingt wie die anrufung eines schutzgeistes, der dem neuen hausbesitzer dieselbe huld schenken soll, die er dem alten schenkte. dort wurden, wie der folgende spruch lehrt, die neuvermählten vor den bienenstock geführt und den bienen vorgestellt:

imen in, imen ut,
hir es de junge brut.
imen üm, imen an,
hir es de junge mann.
imekes, *verlätt se nitt,*
wann se nu mål kinner kritt!

(Woeste 33). die bitte kehrt wieder im bienensegen; wenn sie schwärmen spricht man:

ime du maust mi nitt verlåten,
ich maut bruken dine raten.

sind sie aufgeflogen:

ime kuem herut un brenk uns huonich un wass,
et wass för de hilligen un *et huonich för use kinner.*

das letztere bezeugt uns, dass der honig auch unserer vorzeit als erste speise galt, worauf sich auch der schluss des vorhergehenden liedes bezieht: die bienen sollen bleiben, damit wenn die brautleute einmal kinder bekommen, sie honig für dieselben haben. die nachbarin im leben des heiligen Ludgerus nimmt dessen mutter dem sklaven, der sie ertränken soll, geht mit dem neugebornen in ein gemach, 'in quo erat mel et misit ex melle illo in os iuvenculae, quae statim sorbuit illud'[1]. dadurch war das kind vom tode gerettet, denn es hatte irdische und dazu heilige speise genossen. der belgische spruch hat diese beziehung nicht mehr:

o koning der bieen, daalt hier in't gras,
om te vereeren
het altaar des heeren
met zoeten honing ende was.

ebensowenig kennt ihn der hochdeutsche, den Woeste aus der Mark mittheilt:

Liebe bienenmutter, bleibe hier,
ich will dir geben ein neues haus,
darin sollst du bauen honig und wachs,
damit alle kirchen und klöster gezieret werden.

warum ist da die alte bedeutung des honigs ganz übergangen? auf dem altar hat er keinen platz, dahin gehört nur das wachs.

Bei der vollkommenen übereinstimmung des inhalts der beiden letztern segen weichen sie doch darin von einander ab, dass der eine sich an den *bienenkönig*, der andere an die *bienenmutter* wendet. beides hat seine volle berechtigung: jener könig ist der weiser, ahd. wiso, diese mutter die ags. beómódor. von einer bienengöttin oder einem bienengott haben sich bis jetzt noch keine spuren gefunden, doch dürfen wir solche mit ziemlicher gewissheit annehmen.

Eine schwäbische sage erzählt, wie es komme, dass die bienen den klee meiden: Gott liess ihnen bei der schöpfung die wahl am sonntag zu feiern oder den dreiblätterigen klee zu meiden. sie wählten das letztere, damit sie, wenn es die woche hindurch schlechtes wetter gewesen, wenigstens am sonntag futter sammeln könnten. das ist um so auffallender, als ihr name ganz zu dem der rothen kleeblume stimmt: sie heissen *herrgottsvögel*, *Marienvögel*, die kleeblüthe *herrgotts-* oder *Johannesbrod* und *Frauenbrod* (Meier sagen 223.). heidnischen anstrich hat jene sage kaum.

---

[1] Leibnitz 1, 97. RA. 459.

In Haupts zeitschr. VII, 533 habe ich die schöne bienensage aus des Petrus cluniacens. l. 1 de miraculis mitgetheilt, jetzt kann ich ihnen schon mehre andere zur seite stellen, welche die weite verbreitung derselben bezeugen. 'mulier quaedam cum apes multas nutriret et illae non proficerent, imo passim morerentur, cum contra hoc remedium circumquaque quaereret, dictum est ei, quia si corpus Domini inter illas locaret, mox lues ipsa cessaret. quae ecclesiam adiens et se communicare velle simulans, corpus Domini sumpsit, quod statim a sacerdote recedens in uno ex alveolis illud locavit. mira Dei potentia! vermiculi creatorem agnoscentes de favis suis dulcissimis hospiti dulcissimo capellulam mirae structurae fecerunt, in qua altare eiusdem materiae erigentes, sacratissimum corpus super illud posuerunt: et benedixit Dominus operibus eorum. processu temporis cum femina idem vasculum aperuisset et iam dictum oratorium considerasset, expavit, currensque ad sacerdotem confessa est ei omnia et quae egit et quae vidit. tunc ille assumptis parochianis suis ad vasculum venerunt, apes circumvolantes et in laudem creatoris bombisantes abegerunt, capellulae parietes, fenestras, tectum, campanile, ostium et altare admirantes, corpus Domini cum laude et gloria retulerunt' [1]). im kloster Altenberge lebte ein bruder, welcher des bienenvaters amt versah. der dachte, als man das sanctissimum eines tages durch die fluren trug und ihnen gedeihen erflehte, wenn die heil. hostie das thue, werde sie auch dem honig und wachs gedeihen bringen; darum nahm er heimlich eine und legte sie in einen leeren korb von glas. da kamen die bienen sofort und bauten eine schöne kapelle darum aus reinstem wachs und die thiere des feldes beugten sich vor dem heiligthum. als die andern brüder dies wunder sahen, bekannte der bruder bienenvater, was er gethan, worauf man die kapelle in die klosterkirche trug, an der stelle des bienenhauses aber eine neue kapelle baute, welche die immenkapelle genannt wurde [2]). der name der kapelle, den sie von einem wappen oder bildwerk getragen haben mag, welches an ihr angebracht war, hat die schöne sinnige legende angezogen. ein frecher geselle hatte sich eines tags in die kirche von Nieder-Morschwyher geschlichen und daselbst die silberne monstranz gestohlen. er floh damit den berg hinauf und warf die hostie im vorübergehen in ein nahes ährenfeld. sie blieb an drei dicht neben einander stehenden halmen hängen und alsbald flog ein wilder bienenschwarm mit melodischem summen herbei und umgab die halme, als wollte er dieselben schützen und dem leibe des Herrn ehre erweisen. die vorübergehenden sahen das wunder und warfen sich nieder. bald erhob sich eine kapelle und ein kloster an der stelle, Dreien-ähren genannt (Stöber 95.). eine andere sage, die auch in der kirche auf einem täfelchen verzeichnet ist, gibt einen ganz andern grund zum bau der kirche an, woraus hervorgeht, dass auch hier die legende einkehrte, durch jene drei ähren angelockt. ich könnte die sammlung dieser sagen noch vermehren, allein es genüge an diesen, die uns ein klares bild ihrer fortentwickelung geben.

---

[1]) Caesar. heisterbac. de mirac. dist. IX c. 8 p. m. II, 232.

[2]) aus Montanus vorzeit bei Bechstein deutsches sagenbuch 100.

In der fassung des Petrus cluniacensis heisst es am schluss, nachdem erzählt worden, wie der frevler die bienen mit wasser getödtet habe: 'quibus extinctis, dum intima favorum, quos sibi recondere et conservare volebat, rimaretur, ecce, mirabile dictu, conspicit corpus dominicum quod ex eius ore lapsum fuerat, *in formam speciosissimi pueri, veluti cum recens nascitur, immutatum* [1]) inter favos et mella iacere.' in den obigen versionen ist dieser höchst wichtige zug schon geschwunden, nur die hostie liegt in der bienenkapelle. diese letztere ist in den ältern aufzeichnungen und einigen mündlichen überlieferungen überall vorhanden, in der sage von Dreien-ähren ist sie schon untergegangen.

Jener puer formosissimus nun ist ziemlich genau der hirt in der schweizersage.

Die sage spielt im goldnen zeitalter, wo noch alles land 'von milch und honig floss'. wir dürfen darum wohl in dem hirten eine höhere göttliche person sehn. als hirt steht er der heerde vor; ist er ihr dux, ihr weiser, haben wir denn vielleicht in ihm einen bienenkönig? wäre der hirt den bienen ganz fremd, dann würden sie schwerlich die seine leiche bergende höhle so schön schmücken. von ihrem könig lässt sich das eher annehmen, und auf den könig des himmels und der erde überträgt es ja auch die legende.

Die griechischen sagen von Glaukos weichen untereinander sehr ab. die bei Grimm 660 angedeutete erzählung des Lucius und Clearchus Solensis (vit. l. VII.) berichtet, Glaukos habe eine maus verfolgt und sei darüber in ein fass voll *honig* gefallen. er wurde aber von Polyidos wieder zum leben erweckt und zwar durch die schon erwähnten schlangenblätter. nach Ovid (metam. XIII, 917 flg.) war Glaukos fischer und stürzte sich nach dem genuss gewisser kräuter ins meer, wo er als gott empfangen wurde. andere sagen lassen ihn durch Zeus in das meer gestürzt und dort zum gott erhoben werden, wieder andere melden, er habe einen *hasen* gejagt, der wie bei Ovid die fische, durch den genuss eines krautes wieder zum leben erweckt wurde; als Glaukos dasselbe kraut ass, wurde er zum meergott. nach Strabo soll er gar in einen wallfisch verwandelt worden sein, nach andern seinem leben durch überdruss daran im meer ein ende gemacht haben u. s. w. übereinstimmung herrscht also in vielen dieser sagen in bezug auf die jagd, die Glaukos auf eine maus, auf fische, auf einen hasen macht. als fischer lässt sich auch der schweizerische hirte denken, was hätte er sonst im nachen auf dem milchsee zu thun gehabt? abweichung herrscht über den ort, wohin Glaukos sich stürzte oder fiel; jene erste kennt als solchen ein methfass, die andern das meer. beides scheint in der schweizerischen sage verbunden in dem milchmeer, denn süss gleich dem meth ist die milch, und dadurch rückt die ganze sage in ein hohes alter hinauf. das milchmeer war den Indiern schon bekannt und von ihm heisst es:

---

[1]) Daumer, Nork und consorten werden das sofort als beweis mehr ansehn, dass die christen menschen opferten und frassen.

als einst zu viel der Amrita trank
der weltenschöpfer und den saft
ausspeien musste, da entstand
aus seinem munde die Surafi.
aus ihrem euter fliesset beständig
ein strom von milch, die an geschmack
das wesen der sechs geschmäcke vereinigt
und alles erdsafts ursprung ist.
wo dieser strom zur erde fliesst,
da ist das *milchmeer*, tief und breit,
das ist mit weissem schaume bedeckt,
dies ist das milchmeer, welches die götter
einst quirlten mit dem Mandara,
aus dem die Lakschmi kam hervor . . . .
die *milch der Surafi ist honig*
den honigessern, Swadha auch
den Swadhaessern, und Amrita
für den, der sich von Amrit nährt.

Holzmann ind. sag. I, 130. dies milchmeer nun befand sich auf Rasatala, der erde, dem haus der Surafi, und dadurch ist uns das milchmeer der Schweizer sage gesichert. das buttern in der letztern ist ebenso fest, es ist das quirlen der götter. als andere Aphrodite steigt Lakschmi als Sri, die göttin des überflusses aus dem schaum des milchmeers empor. sie ist die gemahlin des Vishnu, die weltmutter, das weibliche princip in dem gott, weshalb sie auch mit ihm verbunden dargestellt wird, so zwar, dass sein bild einen männlichen und einen weiblichen kopf hat. gerade so nun entsteigt auch des hirten leiche aus dem schäumenden rahm, eine höchst merkwürdige einstimmung, die zu weitern schlüssen berechtigt. wir dürfen nämlich mit recht zweifel daran erheben, ob die sage in bezug auf den tod des hirten noch ganz rein ist. jene anklänge an die Glaukossage sprechen dagegen, denn Glaukos stürzte wohl gleich ihm in das meer, wurde aber dort zum gott erhoben. diese anklänge an die altindische mythe sprechen noch mehr dagegen, denn die milch ist Amrita und wie Glaukos durch der kräuter genuss unsterblichkeit erlangt — als die idee von dem milchmeer in der griechischen sage unterging, musste ihm die unsterblichkeit anderswoher kommen — so kann wer in dem Amrita selbst liegt oder schwimmt, unmöglich sterben, er muss leben, unsterblich sein [1], eine göttliche wesenheit bekommen, gleich Glaukos. dasselbe weiss auch die christliche legende. wie die bienen die höhle, worin der hirt liegt, mit honigwaben durchwirken, so bauen sie kapellen über dem frohnleichnam Christi; der aber ist nicht todt, denn in der heil. hostie ist nach katholischer lehre Christus mit Seiner Gottheit und menschheit gegenwärtig und nach Petrus cluniacensis wohnt Er selbst in gestalt eines schönen kindes in der wachskapelle.

Wir dürfen darum eine verderbniss in der Schweizer sage annehmen, die sich ähnlich erklären lässt, wie jene in der griechischen sage. die bedeutung der milch als Amrita, als unsterblichkeitstrank war längst verloren, er war nur noch eitel irdische milch und darin musste der hirte untergehn. damit ist die annahme gerechtfertigt, dass derselbe nachdem er aus dem milchmeer stieg, als gott fortlebte und dass also die bienen einem gott den schönen wachspallast bauten. war dieser nun ein bienengott wie der litthauische Bybylus, der lettische Ubsinsch? oder war er vielmehr dem Vishnu verwandt, der ja selbst als *blaue biene* dargestellt wird, dem vorgeahnten Christus, wie dieser zweiten person der Trimurti, wie Er von einer sterblichen jungfrau geboren, dem guten hirten, dem gleich Glaukos leuchtenden?

Hatte eine hexe bevor sie ergriffen wurde eine bienenkönigin gegessen, dann konnte sie der tortur widerstehn [2].

Wenn in der familie eines bienenbesitzers unfriede herrschte, so werden die bienen unruhig und ziehen am ende fort; ebenso, wenn zwei zusammen bienen halten und der eine den andern betrügt (Meier sag. 223.). ähnliches gilt in Belgien. in Frankreich: 'les abeilles ne souffrent pas qu'on les vende ni qu'on les achète; on ne peut faire l'acquisition d'une ruche *que par don ou par échange*. Les abeilles volées dépérissent chez leur ravisseur. Quand quelqu'un meurt dans la maison, il ne faut pas négliger de suspendre un lambeau *d'étoffe noire aux ruches*, en signe de deuil, sans quoi toutes les abeilles déserteraient en peu de jours. 'in einigen gegenden heftet man einen rothen lappen an die stöcke, wenn eins im hause heirathet' Ne vous oubliez pas au point de proférer un *jurement* en présence des abeilles; leur aiguillon vengeur punirait cruellement cette infraction à la règle du second commandement. *Tuer les abeilles* sans nécessité, c'est risquer sa chance et compromettre son bonheur'[1].

---

[1] darum wird wohl der birmanische priester nach seinem tod in einen kasten voll honig gelegt.

[2] Wieri de praest. daem. VI, c. 7.

Das alles deutet auf gute geister hin, auf schutzgeister, die dem guten gerne nahe sind, den bösen aber fliehen. bedeutsam ist auch folgendes aus Cornwallis: 'the Cornish invoke *the spirit Browny*, when their bees swarm, and think that their crying Browny, Browny will prevent their returning into their former hive and make them pitch and form a new colony'[2]. ähnliche aberglauben wie in Frankreich finden wir auch in England. 'Who would believe without superstition, that most commonly all the bees die in their hives, if the master or mistresse of the house chance to die, except *the hives be presently removed into some other place?*[3]) A vulgar prejudice prevails in many places of England that *when bees remove or go away from their hives, the owner of them will die soon after*. When any Devonian makes a purchase of bees, the payment *is never made in money, but in things* (corn for instance) to the value of the sum agreed upon; and the bees are never removed but on a good friday ... a superstitious custom prevails at every funeral in Devonshire, *of turning round the bee hives* that belonged to the deceased, if he had any, and that at the moment the corpse is carrying out of the house. Bees must not be given away, *but sold*: otherwise neither the giver nor the taker will have luck[4].

In der wallachischen sage erscheint die biene als *botin* Gottes, was auch auf einen engel hindeutet. er sendet sie beim anfang der schöpfung zum teufel, um ihn fragen zu lassen, wieviel sonnen geschaffen werden sollten. sie setzt sich auf des bösen haupt und lauscht dort seiner berathschlagung. als das der teufel bemerkt, schlägt er sie mit einer peitsche über den leib; davon wurde sie die ehmals weiss war (sie heisst noch albina) schwarz und erhielt ihre jetzige eingeschnittene gestalt. nach einer andern rührt diese davon her, dass der h. Petrus sie im zorn mit der feurigen himmelsgeissel, dem blitz, schlug, weil sie als ungehorsames kind mit ihren aeltern stritt (Schott 283.)

---

[1] L. Dubois annuaire de l'Orne, 1809, ap. Am. Bosquet 217.

[2] Borlase antiqu. of Cornwall p. 168.

[3] The living library, London 1621, p. 283 ap. Brand observ. II, 182.

[4] Brand l. c. 183. Sampson statistical survey of the county of Londonderry p. 436.

SPINNE.

Auch die *spinne* ist nicht ohne bedeutung. ihre arbeit gleicht der einer der höchsten göttinnen, sie ist die hausgenossin des menschen. von den verschiedenen arten der spinnen ist die kreuzspinne am meisten genannt und schon wegen des zeichens auf dem rücken in höherm ansehen als andere. sie darf gleich den heiligen vögeln und den bienen nicht gestört werden, wo dies geschieht, da schlägt der blitz ein. dachten die alten vielleicht bei dem kreuz an den hammer des donnerers? wenn sie an der wand oder dem bett, worin ein kranker liegt, hinlauft, so stirbt er (Meier sagen 221.). in den legenden finden wir oft den teufel in ihrer gestalt erscheinend.

Vor dem tödten der spinnen wird überhaupt gewarnt (M. abergl. 76.). wem frühmorgens eine spinne auf den rock kreucht, der wird des tags glückselig (das. 134.). nach andern bringt sie dann unglück (Meier l. c.) bei einer lotterie soll man alle darin befindlichen zahlen auf besondere blättchen papier schreiben, diese in einen ungebrauchten hafen werfen und eine spinne dazu hineinsetzen. welches blättchen nun die spinne nimmt und unter dem deckel anspinnt, das wird gewinnen (l. c.) das alles lässt auf höhere einsicht des thieres schliessen und gibt ihm etwas botenhaftes.

Die spinne ist in Frankreich ein glückszeichen: ‘elle annonce particulièrement de l'argent pour la personne, sur laquelle elle est trouvée. plus une étable est garnie de toiles d'araignées, plus elle est digne des régards de la providence (M. abgl. p. CXVII. n. 10). Si une araignée descend sur quelqu'un *en filant*, c'est un présage de bonheur (De Nore 272.). ein französischer spruch sagt:

araignée du matin,
grand chagrin;
araignée du midi,
grand souci;

araignée du soir,
bon espoir.

das heisst abweichend flämisch: 's morgens druck, 's noenens gluck, 's avonds min, heeft een spinnekop in.

Polnischer sage zufolge verwandelte der zauberer Twardowski seinen treuen schüler in eine spinne. seitdem der zauberer von dem teufel geholt in der luft schwebt, lässt sich diese spinne, die stets wenn er ausging auf seinem rock zu spinnen pflegte und daher mit ihm in die luft entrückt wurde, an ihrem faden auf die erde herab und sieht alles mit an was geschieht. dann kehrt sie zu ihrem meister zurück, setzt sich auf sein ohr und erzählt ihm, was sie hörte und sah, ihn so in seinem elend tröstend (Woycicki 95.). auch hier also verrichtet sie botendienst und gleichen dürfen wir ihr bei uns zulegen, nur ist noch die gottheit unsicher, der sie dient.

FISCHE.

Es wäre auffallend, wenn unserer mythologie, die unter den thieren der erde und der luft so viele heiligen zählte, im wasser keine zu gebot gestanden hätten. die letztern sind allerdings seltner, als jene, wohl darum, weil man weniger aufmerksam auf sie war, doch einiges lässt sich immerhin schon beibringen.

Da Loki sich in die gestalt eines salms verwandelte und dieser fisch von da an die spuren von Thôrrs finger trug, so war er ohne zweifel heilig. den 1, 139 beigebrachten zeugnissen für den mythos kann ich noch eins aus England anreihen, das wenigstens anderthalb jahrhundert zählt. Brand citirt, observations III, 194 aus Metellus dialogues, London 1693 p. 57 das folgende:

'But superstitious *Haddock*, which appear
with marks of Rome st Peters finger here.

haddock has spots on either side, which are said to be marks of st. Peters fingers, when he catched that fish for the tribute.' darum wird er auch angeredet: 'o superstitious dainty, *Peters fish*.' noch heute suchen die kinder am Niederrhein in dem haupt des schellfisches nach einem kleinen, an beiden enden spitz zulaufenden, milchweissen steinchen, worin sie das leiden Christi zu sehen glauben. dies allein würde schon für alte verehrung des fisches zeugen und es gibt ohne zweifel eine sage, welche erklärt, wie der stein in des fisches kopf kam.

Einige bestreiten dem schellfisch die ehre und legen sie dem *goldfisch* 'doree' zu: "superstition hath made doree rival to the haddock for the honour of having been the fish, out of whose mouth st. Peter took the tribute money, leaving on its sides those incontestable proofs of the identity of the fish, the marks of his finger and thumb (l. c.).' nach andern aber soll der h. Christophorus, als er das Christuskind auf seinen schultern durch das meer trug, im gehen einen fisch dieser art gefangen haben, ein neues zeugniss dafür, dass dieser heilige den Thôrr vertrat.

Schon früher wurde der *hecht* besprochen als bote der gottheit. in dem märchen bei Kuhn, märk. sagen 273 steht er an der stelle des begabenden butts und der fischer ruft: 'hechtke, hechtke in de see!' wenn im see zu Ulmen zwei hechte sich zeigen, stirbt ein ganerbe der gleichnamigen familie. der fisch von ungewöhnlicher grösse, welcher im see bei Trier erscheinend den tod des churfürsten anzeigte, dürfte also auch wohl ein hecht sein (D.S. 208. 210.). das ist das das zeichen, woran man bei den thieren u. a. götterboten erkennt; die gottheit mahnt dadurch an den bevorstehenden tod, es ist ihr ruf zu der seligen wohnung. Nach irischer sage sind die hechte im Lough Callmin böse buben, welche den festtag der h. Brigitte schändeten und zur strafe dafür von ihr in fische verwandelt wurden auf tausend jahr und einen tag. Erin III, 437.

Eine weitverbreitete sage erzählt von einem ring, der ins wasser geworfen, sich bald nachher *in eines fisches bauch* findet und dem eigenthümer heimgebracht wird. eine der dem inhalt, wenn auch nicht der zeit nach ältesten aufzeichnungen dieser sage findet sich in der überhaupt merkwürdigen vita s. Kentigerni[1]. 'contigit reginam, pulchritudine cuiusdam militis illectam, adulterium commisisse et pretiosum quemdam annulum ob immensum amorem sibi a rege commendatum eidem militi contulisse. qui annulum digito imprudentius imposuit, et rex per secretarium suum hoc advertens et iram dissimulans, accito milite venatum perrexit, discopulatis canibus et sociis per loca diversa dispersis, rex solus cum milite iuxta ripam fluminis Clyd, in fervore diei soporis ac quietis gratia iter direxit. fatigatus autem miles et nihil mali suspicatus extenso brachio dormire coepit. conspecto itaque in digito eius annulo rex turbatus, vix manus a gladio et ab effusione sanguinis eius continens, annulum de digito suaviter extraxit, in flumen proiecit et excitato milite ad suos rediit. cumque vultu minaci minas et improperia inferens, annulum a regina expeteret, et illa secrete militi in vanum mittens in medium proferre non posset, triduanis induciis a nobilibus vix impetra-

---

1) vixit c. a. 560 ap. Bolland. act. ss. jan. 13. tom. I. p. 815 sqq.

tis, carceri mancipatur. regina autem lacrimosis precibus rem gestam s. Kentigerno per nuntium exposuit et ab illo unico propitiatore suo salutem et auxilium postulavit. sanctus autem pontifex ante adventum nuntii totum agnoscens, nuntio cum hamo ad ripam fluminis Clyd festinare praecepit et piscem primo extractum scilicet *ysicium*, qui et *salmo* dicitur, ad se reportare. quo et exenterato annulum in ventre piscis repertum reginae transmisit et illa regi cum exultatione obtulit. contristatus rex pro illatis reginae iniuriis et veniam flexis genibus petens, gravissimam ultionem se in delatores se illaturum curavit. cui regina, absit, inquit, domine mi, ut mei causa quidquam mali quisquam patiatur, sed tibi ex toto corde indulgeo, si omnem rancorem animi tui, sicut ego, accusatori meo remittas. cunctis ergo reginae clementiam admirantibus, vocato Kentegerno illa reatum confessa, vitam suam de reliquo emendare curavit.'

Der verfasser der vita s. Kentigerni schöpfte aus doppelter quelle, aus uralten nachrichten von einem coaeven des heiligen (wahrscheinlich dem h. Asaph) und aus dem volksmund, wie ich schon in meiner zeitschrift andeutete. aus letzterm ist die vorstehende erzählung, die dem heiligen eine so unwürdige rolle zutheilt, wie manche andere dem heil. Petrus. auch erzählt eine andere version bei Camerarius, die königin habe den ring zufällig verloren und sei dadurch bei dem könig in verdacht der untreue gekommen. in ihrer noth sei sie zum h. Kentigern geeilt und habe ihm weinend ihr unglück geklagt, worauf der heilige mit ihr zu dem fluss Gotta ging und einem fischer befahl, das netz auszuwerfen. als dasselbe wieder heraufgezogen wurde, war nur ein *salm* darin, den segnete der heilige, griff in seinen mund und zog den ring heraus, welchen er der dabei stehenden königin übergab; den fisch aber befahl nur wieder in's wasser zu werfen. das ist der echte reine ton der kirchlichen legende, jene andere zeigt die art, wie sich dieselbe sage in dem damals noch halb heidnischen volksgeist gestaltete. an unwahrscheinlichkeiten fehlt es nicht in ihr, doch sind sie gerade wohl nachklänge einer ältern sage, die sich an den berühmten bekehrer ansetzte. schon der eine zug, dass der fisch, welcher den ring zurückbringt, ein *salm* ist, deutet darauf hin, denn auch Loki lebte in salms- oder lachsgestalt in Fránángursfors. dafür spricht weiter, dass in einer version der vielverbreiteten sage vom meerweizen, worin Kuhn (Nordd. sagen 505) mit recht einen mythus erkennt, der fisch ein *schelfisch* ist. die frevelnde reiche frau wirft ihren ring ins meer, indem sie sagt: so wenig als ich diesen ring wieder bekommen kann, so wenig kann ich je arm werden. andern tages schickt sie ihre magd auf den markt, einen schellfisch zu kaufen und als diese ihn zu hause aufschneidet, liegt der ring darin (Kuhn u. Schwarz l. c. 303.). der schellfisch aber tritt in der norddeutschen und niederländischen sage an die stelle des eddischen lachs oder salms. auch Caesarius kennt eine hierhin gehörige sage: 'Conradus praepositus s. Severini in Colonia etiam praepositus erat Xantensis. hic cum tempore quodam ad idem oppidum navigaret et manus extra navim in flumine lavaret, *annulus aureus* bonus valde ex eius digito labens occidit in Rhenum. anno vero sequenti cum ad iamdictum oppidum iterum iret navigio, circa eundem locum, in quo tantum perdiderat, piscatores obvios habuit, a quibus si aliquos haberent pisces captos, inquiri praecepit. responderunt illi: habemus *esetum* (al. esotem, esoxem) unum, qui praeposito Xantensi debetur, quem vendere non audemus. quibus cum dicerent: ecce praepositus praesens est, piscem ei obtulerunt. quem cum cocus exenterasset, *annulus praefatus in eius visceribus est repertus.* quem cum celare non posset nec vellet, praeposito eum ostendit, quem ille mox agnovit et non absque magno miraculo recepit [1]). dieser esotes scheint der isicius der vita s. Kentigerni zu sein, der issicius des Beda (hist. Angl. l. 1. c. 1.) der *esox* des Severus Sulpicius (vit. s. Mart. dial. III, num. 13.). und des Plinius (l. IX. c. 15. cf. Bolland. I, 209.), der bald als *salm*, bald aber auch als *hecht* erklärt wird. beide finden sich im Rhein häufig, ersterer ist in der Mosel seltener, weshalb wir in der auch hier einschlagenden sage vom ring des h. Arnulph in dem ringbringenden fisch wohl einen hecht zu sehen haben. dieser soll einst mit belastetem gewissen auf der Moselbrücke zu Trier gestanden und einen ring mit den worten in die Mosel geworfen haben, wenn er ihn wieder erhalte, dann glaube er auch, dass Gott ihm seine sünde vergeben werde. einige zeit nachher brachte ein fischer ihm einen fisch, in welchem der koch den ring fand [2]). An der Mosel kommt derselbe ring abermals in der Genovefensage vor. als die pfalzgräfin von Golo's knechten nachts über die brücke geführt wurde, warf sie ihren ring ins wasser, der bei ihrer wiedervereinigung mit ihrem manne sich in dem fischbauch findet [3]). Auf brittischem boden findet sich der zug auch im leben des h. Egwin. 'pedes suos vinculis ferreis adstrinxit, quae clave poterant ligari et reserari ipsumque clavem in fluvium Abdona vocatum, anglice Aven, proiecit et versus Romam ire coepit.' eine andere vita (von Ranulphus Castrensis) desselben heiligen fügt hinzu: 'palamque dixit, tunc de peccatis se fore securum quando pedes sui aut divina virtute aut illis clavibus forent reserati. sic quoque vinculatus Romam profectus est . . . dum (auf der rückkehr) in mari britannico navigaret, *piscis pergrandis in puppim* praesulis *salit*, in cuius iecore clavis reperta est, quae compedes illius reseravit [1]).

---

[1] Dialogorum dist. X. c. 61 p. m. 343.

[2] Nicol. Hocker Moselsagen 121. Menchs Mosellieg und Bechsteins deutsch. sagenbuch 81.

[3] Beck lebensbilder aus den Rheinlanden 460. Hocker Moselsagen 154. 353.

Schliesslich noch eine deutsche sage. eine reiche gräfin, die auf der Wettenburg wohnte, wollte um die bettler von diesem schloss abzuhalten, den Main, der drei seiten der burg umfloss, auch um die vierte seite herum leiten. als ihre dienstleute sie anflehten, das aufzugeben, zog sie ihren ring vom finger und rief: 'so wahr ich diesen ring nie wiedersehen werde, so wahr wird der graben vollendet', und warf ihn in den strom. aber am zweiten tage fand sich der ring in einem karpfen wieder (Herrlein Spessarts. 138.).

Es fragt sich vor allem, wer träger des ringes war: in den sagen ist es bald ein mann, bald ein weib und beides durfte seine gründe für sich haben. wo ein mann in der sage erscheint, da ist es ein heiliger, ein bischof oder priester, was auf ältere heiligkeit hinweist. dagegen finden wir ein weib in der ältesten fassung der sage und gleichfalls in ihren vorzüglichsten deutschen vertretern. Odinn hat den ring Draupnir, Wieland schmiedet ringe, aber auch die frauen tragen ihn als schmuck. eine lösung der frage ist hier nicht zu suchen, darum müssen wir uns mit der betrachtung einzelner züge der sagen zufrieden geben.

Die Kentigernlegende nennt den ringtragenden fisch einen *salm* und eine variante erzählt: 'cuius *os* manus inseruit anulumque eduxit, *piscem vero in aquam denuo abiecit*.' diesem widersprechen die andern fassungen der sage sämmtlich, die den ring in dem ausgeweideten fisch wiederfinden lassen. aber der ring hat einestheils ein hohes alter und andererseits das wunderbare für sich, welches in seiner jetzigen gestalt noch durchleuchtet, einst aber in höherm maas in ihm lag. da der fisch den ring im munde trägt, erscheint er nämlich als dessen *freiwilliger bringer*, denn jahrelang kann er ihn nicht im munde gehabt haben. damit fällt also der fischzug weg und an dessen stelle muss das 'piscis in puppim *salit*' der Egwinilegende treten: der fisch wird gerufen, kommt und bietet den ring mit dem munde dar, oder er springt in das schiff, gibt den ring her und wird wieder ins wasser entlassen. in dieser gestalt haben wir den zug noch in dem ungarischen märchen von Pengö. als dieser die bräute des weisen, des wolfs-, adler- und rabenkönigs zu des weisen stuhl führt will dieser sich erheben, aber er vermag es nicht und ruft: 'weh, wo ist mein ring?' seine braut klagt: 'als mich die hexe von hier weggelockt, entriss sie mir den ring.' er sinnt eine weile nach, dann sagt er: 'auf der erde ist er nicht, sonst müsste ich es wissen, er ist also in der luft oder im wasser.' die beiden vogelkönige betheuern, in der luft sei er nicht. da sagt das goldfischchen (also der fischkönig): 'vielleicht ist der ring im wasser.' es beruft alle fische zusammen, aber keiner weiss von dem ring. endlich kommt die übliche frage: 'sind denn alle beisammen?' '*der hinkende hecht* geht noch ab' ist die antwort. der kommt endlich auch und auf die frage wo er geblieben sei, sagt er: 'in einem wirthshaus war ich und habe einen ring versoffen, den ich jüngst gefunden habe.' auf des goldfisches befehl geht er hin und bringt den ring [1]), natürlich im munde.

---

[1]) Bollandi act. sanctor. I, 708.

Die verwandtschaft dieses märchentheils mit der Kentigernlegende ist nicht zu verkennen. der weise gleich dem könig besitzt den ring und gibt ihn seiner braut. wie die königin ihn verliert, so wird er der braut entrissen und von einem fisch zurückgebracht, nur tritt der heilige an die stelle des fischkönigs. selbst der fisch ist derselbe, da esox salm und hecht bedeutet. das weist auf eine alte vielen völkern gemeinsame sage hin, die weiter zu verfolgen wäre. einzelnes erinnert wohl an die eddische erzählung von dem zwerg Andvari, der auch in hechtsgestalt im wasser wohnte und einen goldvermehrenden ring besass, welchen ihm Loki nebst all seinem golde nahm, um sich und die beiden andern asen, Odinn und Hoenir zu lösen (Simrock 302.). aber der zusammenhang, in welchem der fisch und der ring hier vorkommen, ist ein ganz anderer.

KRÖTE.

Die *kröte* muss in unserer vorzeit eine bedeutende rolle gespielt haben. sie gilt allgemein als ein teuflisches thier und man meidet sie. als der dom in Bamberg gebaut wurde, schickte der teufel zwei kröten, den bau zu unterwühlen (Schöppner I. 202.), und auch in Ebrach warfen zwei riesige kröten in der nacht zusammen, was am tage gebaut worden war (Bander 399.). die alte naturkunde zählt sie zu den

---

1) Mailath a. a. O. II. 143.

kriechenden thieren, vermes nennen sie mittelalterliche ascetiker. und im märchen ist sie die pförtnerin am schloss der königin ihres reiches (DMS 2.). sie zu beleidigen ist gefährlich, denn sie sucht sich zu rächen und ruht nicht, bis ihr gegner von ihrem gift geschwollen hinsinkt. Caesarius erzählt darüber folgendes: 'in villa Carpania dioecesis Coloniensis homo quidam fuerat religiosus sed coecus, Theodoricus nomine cognomento Cancer. hic tempore quodam iuventutis suae dum in agro tribulos aridos levasset, bufonem sub eis magnum offendit. qui cum se contra eum in pedes suos posteriores quasi in pugnam erexisset, ille iratus arrepto ligno vermem occidit. mirabile dictu, cum Theodoricus nihil minus suspicaretur, vidit bufonem extinctum sua insequi vestigia; quem cum denuo transfodisset et multotiens concremando incinerasset, non tamen profecit. non fuit locus adeo mundus, adeo remotus, qui ei ad dormiendum esset tutus. noctibus per clypeum timore illius ad trabem suspendebatur. cum tempore quodam equitaret cum quodam venatore socio suo eique tanta mirabilia conquerendo recitaret, ecce vermem eundem ille vidit caudae equi eius inhaerentem celeriusque ad eum scandentem; qui mox exclamavit: 'cave, cave, en *diabolus* equum tuum ascendit!' mox ille desiliens occidit illum. alio itidem tempore, sedente eo cum sociis suis, conspicatur saepedictum vermem in poste proximi parietis. 'ecce, inquit, ubi *diabolus* ille! nunquam ab eo liberabor, nisi se vindicaverit.' moxque nudata coxa sinebat vermem accedere. quem cum momordisset, mordentem manu iactavit ipsumque morsum celerius rasorio ad hoc praeparato abscindens longius proiecit. mox mirum in modum ipsa praescisura ob infectionem veneni ad instar pugni intumuit et crepuit; sicque liberatus est a verme ille immundissimo [1]. Das unauslöschliche leben der kröte beweist schon ihren höheren rang, der hier übrigens kaum etwas gemein hat mit den beziehungen, in denen wir sie früher trafen, höchstens verwandtschaft zeigt mit der rache des bergmännchens, dessen frau als kröte geneckt worden war.

Nach Stöber 244 sollen unfruchtbare und hysterische frauen dem h. Vitus eiserne kröten geopfert haben.

---

[1] Dialogor. l. X. c. 67 p. m. 347.

REGISTER.

Abel 137. 150. 151.
Abundia 147. 273.
adler 428.
s. Agatha 90.
Agne 175.
Ahto 287.
alb 264 flg.
Alber 279. 280.
Alberer 330.
Alberon 231.
albleich 261.
Alfheim 230.
alfsranken 274.
Albermanne 265.
Almbuterlein 330.
Alpenraben 331.
alraun 333.
Altenberg 111.
Alvina 233. 364.
s. Amalberga 90.
Ambeth, Anbetta 171. 176. vgl. Einbetta.
Andlänge 230.
s. Andreas 90. 101.
s. Antonius 86.
apfel der Idunn 2.
apostel 88. 89.
Artus 416.
asphodelos 241.
Aswald 104. vgl. Oswald.
Au 138.
Bacchus 111.
ros Bajard 24.
Balder 95.
bär 64 flg. 416 flg.
s. Barbara 31. 33. 90.
baum des lebens 5.
berge 69 flg.
bergenten 430.
bergmönche 314.
bienen 450 flg.
blume der weissen frau 243 flg.
drei blutstropfen 17. 21.
s. Bonifacius 37. 94.
Bragi 7.
Breithut 131.
Brons 134.
brot versteinert 37.
brot schützt gegen die wilde jagd 159.
brücke 213. 302.
Brunnakr 6.
brunnen des lebens 4 f.
Cainsjagd 162. 163.
Carl der grosse 23. 234.
kaiser Carl 21. 99. 153.
Carlssprung 24.
Chasse quint 162.
la chasse Chèserquine 162. 166.
Christoffelsgebet 91.
s. Christophorus 91.
Christus und Petrus 40 flg. 52 flg.
Clais = Nicolaus 116.
Claus = Nicolaus 115.
Cyriaksbrunnen, Cyriakswiese 305.
s. Deodatus 32.
Diana 147.
dockálfar 228. 331.
docken 285. 298.
doggele 264.
Donar 25. 26. 52. 54. 93. 104. 120. 324. 325. 395. vgl. Thôrr.
Donnerstag 224.
dorant 308.
dorfgeister 87.
dorfthiere 87. 88. 349.
dosten 308.
drache 338 flg. 446.
Durst 149.
Dusii 265. 279.
eber 140. 407.
Eckesahs 313.
Eckhart 189.
Eldir 262.
eichhörnchen 421.
eidechse 447.
Einbetta 175.
Einheriar 122. 139.
Eitel 334.
Elbel 125. 128. 145.
elben 228 flg.
Elbendrötsch 128.
Elberich 231. 313.
elbinnen 238. 241. 251.
elemente 361 flg.
elfstier 307.
s. Eligius 57. 91.
elster 429.
engel 231.
enten 218.
Ensjungfrau 212.
erde 396.
erdschmiedle 313.
ewiger jäger 128.
fairies 252.
falkenhaut 208.
feuer 373 flg.
finstere welt 83. 214.
fische 458 flg.
flachsjungfer 250.
Flerus 307.
fluggewänder 205 flg.
freijäger 20.
freischütz 19.
Freyja 108. 204. 205. 211. 419. vgl. Frouwa.
Freyr 231. vgl. Fro.
Frick 164. vgl. Frigga.
Friedrich Rothbart 70. 158.
Frigga 25. 146. 147.
Fro 93. 340. 345. 395. 407. 424.
Frouwa 164. 165. 204. 209. 408. 409. 449.
fuchs 418.
ewiger fuhrmann 157. 158.
Fulla 147.
furdrak 340.
fylgja 347.
Gauden, Gaue 138. 139.
Geirrödr 10.
s. Genovefa 461.
s. Georg 100.

Gerbert 235.
s. Gertrud 30. 107. 264.
s. Gertruds minne 108.
Gertrudenbüchlein 109.
Geruthus 10.
Gimli 230.
s. Gonthild 188.
glasberg 73. 74. 213. 214.
gläserne brucke 213.
Glaukos 453.
glocken 294 flg.
glüswanz 340.
s. Godelieve 187.
gold 12.
goldapfel 3. 14.
goldene stadt 74.
goldener berg 74.
goldenes königreich 72.
goldhirsch 425.
goldkinder 13.
goldschloss 71.
Gott die augen ausstechen 17.
nach Gott schiessen 17.
götter, beschäftigungen 117 flg. freuden der tafel 121. schönheit 12. spiele 117. sprache 15. in thiergestalt 64 flg. umzüge 123 flg. unsterblichkeit 1 flg. verkehr mit d. sterblichen 21 flg. verwundbarkeit 16. wohnungen 69.
göttersprache 15.
götterverhältnisse 1 flg.
Grant 348.
Grendel 338.
Grinkenschmied 313.
Grompette 145.
Gubich 310.
s. Gudula 33.
gulden leben 83.
gütchen 330.
Haalgeist 88.
goldenes haar 14. — des teufels 9.
habicht 429.
Hackelberg 140.
hahn 439. — blauer 341.
Hakelmann 305.
hampelmännchen 346.
jäger Hans 129.
Hardtweible 240.
frau Harke 140. 164.
mere Harpine 166.
hausgeist 331 flg.
hausschmiedlein 313.
Heckelberg, Heckelfeld, Heckelstadt 305.
Heimdall 7.
Hel 103.
la chasse Helchien 162.
Held 200.
Helgoland 38.
Helius 233.
Hellequin 162. 163.
Helljäger 132. 138. 149.
la chasse Herode 163.
Herodias 146.
hexensprache 15.
hexensteine 30.
hexentänze 263.
hexentritte 30.
Hilde 147.
Hinzelmann 342. 344.
hirsch 421 flg.
hirschkäfer 448.
Hlidskialf 72. 73.
Hnikarr 305.
Holda 6. 30. 35 flg. 58. 61. 82. 87. 113. 142. 147. 188. 201. 208. 250. 259. 279. 364. 371. 398. 407. 419. 422. 440.
holde 229. 230.
Holle s. Holda.
Hollstein 30.
Holly-boy 102.
holzweibchen 142. 143.
Hoenir 358.
Hraesvelgr 363.
Hrist 3. 203.
s. Hubertus 112.
Huggeler 313.
Huldre 330.
Hulle s. Holda.
hummel 344.
hund 195. 344. 413 flg.
hund der frau Gaue 139.
hunde des wilden jägers 137 flg.
Hoppet Hübot 333.
Hütchen 342.
Hygd 235. 239.
Hvergelmir 349.
Idisi 189.
Idunn 2 flg.
incubus 265.
Irmin 105. 107.
Irminseule 100.
Ivy-girl 102.
Jakele 129. 131.
Jiggeljaggel 305.
jochsiper 445.
Johannisfeuer 391 flg.
jungen, rothe, grüne 352.
jungfrauen, elftausend 38. sieben 35. verwünschte 168 flg.
Kabouterchen 312.
Kaboutermannekensberg 311.
kater 447.
Kari 363.
Karlsquintes 72.
kartenspiel 121.
katermann 344.
s. Katharina 237.
katze 349.
kegelspiel 118.
kielkropf 303.
Klodde 307.
kobold 331 flg. in thiergestalt 344.
kröte 315. 344. 463.
kuss der weissen frau 244. 246.
kutsche 135 flg.
land der jugend 5.
landgeist 86.
langschwanz 340.
s. Lebuinus 13.
s. Leonhard 91.
lerche 431.
lichtelben 229 flg.
liebfrauensommer 38.
liosalfar 228.
Lodder 302.
Lodr 358.
lohjungfern 142.
Loki 380.
Loptr 7.
luti 361 flg.
Machogel 312. 313.
maertakken 271. 279.
s. Magdalena 293.

mägdebrunnen 177.
mahr 264 flg
maikäfer 4. 8.
s. Margaretha 103.
Maria 30. 49. 58. 59. 204. 205.
drei Marien 178 flg.
Marienkäfer 449.
Marienkind 13.
Mars 87.
Marten 340.
Martentrecken 340.
Martinsberg 98.
Martinsgestampf 330
Martinsvogelchen 436.
s. Martinus 95.
meerfrau 145.
meerfräulein 285.
meerweibchen 287.
Melusine 282.
Mertche 340.
Midgardsormr 77.
Michael 28. 92. 97 flg. 154.
Michaelsberg 98.
Michelsweeke 57.
Miölnir 120.
Mist 3. 204.
mondsflecken 116.
moorjungfern 284.
moosleute 142.
moosweibchen 241. 277
s. Morand 32. 33.
möwe 431.
Morrone 264.
Muotesheer 151 flg.
drei mütter 202.
Muttergottesgläschen 58.
nachtigall 432.
nachtmahr 264 flg.
Nagelring 313.
nebelkappe 314.
Nebelmann 311.
Neptun 292.
Neujahrsnacht 126.
Nornen 166 flg.
notfeuer 378 flg.
nickelmann 290.
s. Nicolaus 115 flg.
nikker 282.
Niördr 112. 234.
nix 281. 283. 288 flg. 297. 301. 306. 308.
nixen 281 flg.
nonne 285. 287.
s. Odilia 33.
Odinn 353. 357. s. Wuotan.
O'Donoghue 238.
Ollerus 2. 3. 7.
Offa 245.
ölkerpott 313.
ölkers 314.
opfer 149. 201. 367. 426.
Osschaert 307.
osterfeuer 395
s. Oswald 103.
kaiser Otto 119.
s. Paulus 109.
Perchta 58. 164. 165.
Perkunas 121.
Peruns kugel 121.
Petersberg 25. 104.
Petrus 25. 26. 40 flg. 57 flg. 104 flg. 120.
pferd 306. 307.
pferde 406.
pferdekeule 140.
pferdemahr 274.
Pharaildis 147.
Phol 368.
Pikulijk 346.
Plewnjk 338
popelmann 143.
Portiunculaweibchen 278.
Puck 333.
puks 340.
pygmaei 264
quellen 368.
Queene of the Goblins 274.
rabe 29. 429.
Ranzenpuffer 150.
regen 366.
s. Remaclus 26.
s. Remigius 77.
riesenjäger 129.
Rind 142.
ring 219.
Rittmeije 261.
Rockertweible 165. 166.
Rodensteiner 99. 122. 131. 137. 153.
rosmarin 124. 359.
ross des wilden jägers 130.
rothkelchen 436.
rothmäuschen 331.
jäger Ruprecht 129.
Rusalky 282.
Saalnixe 284.
Salinger fräulein 254.
Saranå 139.
schätze 298.
schimmelreiter 131. 152.
schlange 440 flg.
schlangenkönig 441.
schlangenkrone 441.
Schleierweible 240.
Schlippenbach 122.
schloss 71 flg.
schmied 48.
schnee 371.
Schnellerts 131. 153.
schöpfung 349 flg.
schutzgeister 346.
schutzgötter 84.
schwalbe 432.
schwan 211 flg. 217 flg.
schwanenkette 220 flg.
schwanfrau 214. 215.
schwanfüsse 219
schwanhemd 211 flg.
schwanjungfrauen 211.
schwanring 219 flg.
schwanritter 221.
schweine 409 flg.
schweiss 371.
drei schwestern flg.
seehunde 308.
seemeerminnen 386.
Skadi 234.
Skuld 166 flg. 197 flg.
Sleipnir 24.
specht 430.
speichel 371.
heilige speisen 117.
spinne 457 flg.
drei spinnerinnen 201
staar 430.
stadtgeister 87.
stadtthier 88.
stammbäume 358.
Staufenberger 234.
steine 22 flg.
Stempe 264.
s. Stephanus 92.
Stepke 340. 342.
sterne augen der engel 231.

stier 407.
drei stifterinnen 167 flg. 227. 228.
storch 434.
Stromberg 99.
sturm 148. 161. 363.
swartálfar 229. 309.
sylphen 264.
Tamlan 258.
tanz der elben 254 flg.
tarnhut 222.
taube 206 flg. 427.
taubengewand 209.
teufel 26. 328.
Teufelsklinge 26.
thau 366.
Theonestus 111.
thiere 397 flg.
thierkönig, -königin 400 flg.
Thorgerd 257.
Thorr 16. 48. 68. 416. vgl. Donar.
Thorsbilder 14.
thränen 367.
Tonttu 337.
tvaldaasker 313.
Tuole 264.
Ugarthilokus 9. 10.
Ulr 110.
s. Ulrich 107.
s. Urban 110.
Urdarbrunnr 166. 170.
Urdr 2. 166. 167. 170.
Urschel 240. 276. 280.
s. Ursula 40. 48.
Utgardaloki 10.
s. Valentin 102.
Valentine 120.
Valfreyja 204. 211.
Valhöll 77. 122.
valkyrja 198. 203 flg.
varende muoder, vrouwe 363.
Ve 351. 357.
Venus 257.
Verdandi 166. 167.
Vili 353. 357.
Vafofour 439.
Vidbláinn 230.
Villetta 175. 176.
s. Vitus 423.
vogel, elfe 231.
vogel 426.
waberlohe 225 flg.
wachtel 431.
wagen 134 flg. 158.
Wainämoinen 373.
Walachurium 204 flg.
s. Walburgis 112.
waldfrau 226. 227. 236. 279.
waldfrauen 142.
waldfräulein 279.
waldjungfrauen 284.
waldreutter 227.
Walriderske 264.
Wanne Thekla 364.
Wapper 87.
Warbeth 171. 175. 193.
wasser 365 flg.
wasser des lebens 3 flg.
wasser in wein verwandelt 124.
wasserelben 284 flg.
wassermann s. nix.
wechselbalge 303 flg.
weihnacht 125.
weirdsisters 196.
weisse frau 90. 239 flg.
weisse jungfrau 87.
frau Welle 103.
Welo 103.
weltjäger 128.
s. Wendelinus 86.
Werdandi 167 flg. 196 flg.
grüne wiese 293. 296.
Wila 277.
Wilbeth 171. 192.
wilde frauen 245. 277 f.
wilde fräulein 279.
wilde jagd 24. 128 flg.
wilde männer 278.
wilder jäger 20. 121. 241.
s. Wilgefortis 116.
wind 148. 161. 362 flg.
windsbraut 363.
wirbelwind 364.
Wod 141.
Wode 131. 143. 151.
Wol 110. 112.
könig Woldemar 100. 131.
wolf 7. 418.
frau Wolle 37.
Wolsborn 112.
Wuotan 18. 20. 22 flg. 27 flg. 41. 42. 45. 46. 49. 50. 87. 93. 95. 104. 111. 112. 119. 128. 136. 141. 305. 340. 345. 353. 365. 383.
Wuotans ross 95.
Wuotunges heer 104. 151 flg.
Wurt 167 flg. 185. 196 flg.
wütendes heer 100. 121. 124. 151 flg.
Wutesheer 151 flg.
Ymir 345 flg. 357.
zaunkönig 436.
Zio 365.
zwerge 309 flg. alter 310. 322. als bergleute 314. familienleben 314. füsse 310. gestalt 310. grösse 309. hausthiere 330. als hirten 330. kleidung 309. 310. nebelkappen 311. verhältnis zu den menschen 317 flg. wohnungen 311. erschaffen 326. fahren über einen fluss 329. hassen glocken 326. 327. scheuen den tag 321. schmieden 312. 313. stehlen erbsen 324. stehlen kinder und mädchen 321. stehn mit Donar in verbindung 324. 325. sterben 325. werfen mit steinen 321. wünschen erlösung 323. ziehen aus 329.
zwergkönig 315.
zwölfnächte 126.

Hessische Sagen.

Herausgegeben

von

J. W. Wolf.

Göttingen,
Dieterichsche Buchhandlung.

Leipzig,
Fr. Chr. Wilh. Vogel.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Philipp Dieffenbach

in Friedberg

geweiht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Da wir tranken unsern Trank,
Da wir sungen unsern Gesang,
Und uns kleidten mit unserm Gewand,
Da stund es wohl in unserm Land.

So klagte das Sprichwort schon zur Zeit des alten Winckelmann und wir fühlen täglich mehr, dasz es ein Wahrwort ist. Singen und Sagen aber ist von jeher lebendig und unauflöslich verbunden, und wo es nicht mehr mundet, da schmeckt auch der alte Trank nicht mehr, da stirbt das ganze alte Gewand des Volkslebens ab. Was unsere Alten mit Recht unser nannten, das ist uns fremd geworden, das Fremde aber nennen wir unser und nicht zu unserm Heil, denn frommen kann uns nicht das unserm tiefsten Wesen Uneigene, das Aufgepfropfte, sondern nur das aus den Wurzeln unseres Seins organisch Hervorgewachsene. Das wird uns Gottlob mehr und mehr klar, darum sehen wir wachsendes Wegwerfen des flitternden Modernen, Rückkehr zum Studium des solidern Alten, neue Freude an dessen edler Kraft und tiefem innerm Gehalt. Die begabtesten Köpfe, die feurigsten Herzen der Nation treten, ferne der kalten Vernünftelei, wieder fest zu dem warmen Glauben, in welchem sie für sich wie für das Volk das einzige, wahrhaftige Heil erblicken; die heilige Kunst feiert neue Triumphe und von dem ewigen Dome Cölns aus fliegen fruchtbare Samenkörner in alles deutsche Land; die Poesie erinnerte sich, dasz sie eine Tochter des Glaubens ist und unsern Geibel, Redwitz, Droste, Alb. Knapp und Sturm steht keiner voran; in allen Zweigen der Wissenschaft offenbart sich ein neuer und gewaltiger Umschwung, sie betrat selbst bis dahin nicbetretenes Gebiet, sie trieb einen neuen Zweig den wir bereits als kräftigen Ast sehen: sie drang in die Tiefen unseres Alterthums, trug Licht in die dunkeln Tage der heidnischen deutschen Vorzeit. Das war eine der grös̈zten Thaten der Neuzeit, deren weitgreifende Folgen zu würdigen unsern Enkeln vorbehalten bleibt. Ihre Urheber haben sich durch sie ein Denkmal *aere perennius* gesetzt und dankbar werden späte Zeiten den Namen der Brüder Grimm nennen.

Hundertmal ist es ausgesprochen und es kann nicht genug wiederholt werden, (denn das Lächeln der Halbgebildeten über das Gut des Volkes wird nicht so bald weichen) dasz diese That nur dadurch möglich wurde, dasz eben dies Gut, dasz unser Singen und Sagen wieder zu Ehren kam. Ohne die Wiedererfindung unserer Märchen, Sagen, Bräuche, Lieder u. s. w. wäre sie unmöglich gewesen. Es ist leicht, zu verachten, was man nicht kennt, ebenso wohlfeil das gering zu schätzen, was man zwar kennt, aber nicht versteht: so ging es durchschnittlich allen vor den Grimm. Als sie aber ‚unser Auge dem Alterthum öffneten,‘ als sie sammelnd vorangingen, was bis dahin verschmäht worden, da war die Bahn bald gebrochen. Nicht manches Buch hatte sich einer Aufnahme zu erfreuen, wie die ‚Kinder- und Hausmärchen‘ und heutzutage würde man sich fast schämen, zu sagen, man habe sie, oder die ‚deutschen Sagen‘ nicht gelesen. Diese beiden Bücher riefen einen neuen Zweig der Literatur ins Leben und gegenwärtig wird aller Orten und Enden gesammelt, was noch zu sammeln ist. Wir dürfen uns nun nicht verhehlen, dasz trotzdem das Publicum im Ganzen und Groszen noch nicht mit dem Eifer zugreift, mit welchem das Geschäft des Auflesens betrieben wird, *) aber das geht nicht so schnell; nur langsam wird es sich wieder an diese kindlich unschuldigen Klänge seiner Kindheit gewöhnen, langsam nur wird sein Auge, das bis dahin an hohle Theaterdecorationen gewohnt war, wieder Freude finden können an diesen einfachen, kunstlosen Bildern einer frischen Natur. Alles Gute trägt die Garantie seiner Zukunft in sich selbst und eine solche hat auch dies Gut. Wer kann es leugnen dasz die Grimmschen, wie die andern Sammlungen dieser Art bis jetzt schon von einem unberechenbaren Einflusz auf die Erziehung von Tausenden waren, welche ohne sie mit jenen modischen verschrobenen Fabrikaten eines ganzen Heeres sogenannter ‚Jugendschriftsteller' fürs Leben verschroben worden wären? Fragen wir die neuen Sammler von Volksüberlieferungen, wer ihnen die Liebe und Freude an diesen Dingen ins Herz gepflanzt, sie werden alle auf die Grimm hinweisen. Aber mit dieser Liebe und Freude ist noch eine andere verbunden, die an deutschem Wesen, die am Vaterländischen und das ist ein gröszerer Gewinn, als der wissenschaftliche, den wir aus diesen Traditionen ziehen. Sie hoben die Erkenntnisz des Tiefen und Sinnigen, was in unserm Volke lebt, sie luden Arm und Reich und Jung und Alt und Grosz und Klein an eine und dieselbe Tafel, zu einer und derselben Kost, sie halfen den alten, fast erstorbenen Gemeinsinn wieder mehr wecken, sie waren ein Mittelpunkt, um den sich die Höchsten mit den Niedrigsten einten, und das werden sie mit jedem Tage mehr. Um sie, die Wundererfüllten, geschaart, lernte man das nüchterne Vernünfteln vergessen, wer ihren Geist in sich aufgenommen, den können die raffinirten Romane der neufranzösischen Schule und ihrer deutschen Nachbeter nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müssen diese Ausgeburten einer befleckten Phantasie und verdorbener Herzen erscheinen, sobald und wo unser Märchen die reinen, bunten Schwingen seiner frischen duftigen Phantasie entfaltet, und im leichten Flug Sterne und Sonnen unter unsern Füszen erscheinen läszt, wenn die sinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längst zum Staub zurückgekehrten Menschenhand spinnt, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz tritt und jubelnd die alte Festfreude des Volkes an unsern Augen vorüberzieht.

---

*) Es greift einstweilen noch lieber nach den poetisch bearbeiteten Sagen, die jedoch den andern strengern Aufzeichnungen in Prosa den Weg bahnen. Von dieser Seite betrachtet hat Simrock durch seine Rheinsagen (und gewissermaszen noch Schöppner) uns einen groszen Dienst erwiesen. Herr N. Hocker in Trier hat nun den, wie mir scheint, glücklichen Gedanken, die von Dichtern bearbeiteten Mythen und Sagen in wissenschaftlicher Ordnung zusammen zu stellen und sie mit Anmerkungen zu begleiten, in denen er auf den tiefern Inhalt und Werth aufmerksam macht.

Haben sie solche Macht — und diese wäre in vielen andern Beziehungen nachzuweisen leicht, wenn nicht die engen Grenzen der Vorrede mir Schranken zögen — schon in ihrer natürlichen Gestalt auf jedes nicht ganz erkaltete Gemüth, dann wächst diese Macht noch an Bedeutung, sobald wir sie des Gewandes entkleiden, welches die Jahrhunderte schützend um sie gewoben haben und sie in ihrem alten Kern schauen. Da wird aus jedem dieser buntfarbigen Bilder ein ehrfurchtgebietendes ernstes Denkmal alter Germanenherrlichkeit, vor dem die Väter vor mehr als einem Jahrtausend gläubig ihre Kniee und die eisernen Nacken beugten; da blicken aus ihnen die verloren geglaubten Götter und Göttinnen mit der alten Kraft und dem alten Trotz und Zorn, wie mit der alten Liebe und Güte und Milde auf uns, wie auf jene nieder, da lernen wir uns stolz als ein Volk wieder fühlen und — das ist eine Hauptsache — als das Volk, dem, wie ich schon einmal aussprach, auch in den Finsternissen des Heidenthums Gott der Herr vor allen nahe war, das er zum mächtigsten und glorreichsten Träger der erlösenden Lehre erkor, das vor allen andern edel und rein und grosz dastand, so dasz mit Recht einer der besten Römer seinem von unsern Modernen so vergötterten Volk unsere Väter als ein Muster und Vorbild zur Nacheiferung vorhalten konnte.

Es ist darum wohl eine Pflicht für jeden, der da kann, an dem Aufbau des von beiden Grimm begonnenen Werkes rüstig mitzuwirken. Die Erkenntnisz dieser Pflicht macht sich Bahn und es ist eine herzerfreuende Wahrnehmung, dasz selbst zwei deutsche Könige es sich angelegen sein lieszen, in ihren Staaten den Arbeitern an dem Werk hülfreich und schützend unter die Arme zu greifen. *) Das letzte Jahr hat uns wieder eine ganze Reihe von Sammlungen der verschiedenen Traditionen gebracht und das heurige scheint nicht minder fruchtbar daran werden zu wollen. **)

Auch dies Buch soll neue Bausteine bringen. Der Boden, aus dem sie gebrochen sind, hat sich durch die Grimm einen classischen Ruf erworben. Bei dem Namen

---

*) Der König von Preuszen, dessen Regierung auch M. Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum groszmüthig unterstützte, und der König von Baiern, der zur Herausgabe des bairischen Sagenbuches die Hand bot.

**) H. Pröhle brachte schon eine Sammlung von schönen Kinder- und Volksmärchen und verspricht eine von Harzsagen, Kuhn und Schwarz werden hoffentlich in diesem Jahr ihre neue Sammlung norddeutscher Sagen vorlegen, Zingerle (der auch im ‚Phönix' fleiszig Märchen und Sagen mittheilt) arbeitet an den Sagen Tirols, A. Kaufmann sammelt Mainsagen, Dr. Fries in Wertheim solche aus dem Spessart und Odenwald, Vonbun Vorarlbergisches, N. Hocker Moselsagen, vieler andern zu geschweigen.

Hessen denkt man ja sogleich an die brave Viehmännin, deren treue und verständige Augen uns wieder aus der sechsten Auflage der Kinder- und Hausmärchen anschauen, an die zahlreichen Märchen, die andere den beiden Brüdern erzählten, als dieselben noch von Cassel aus ihre Ausflüge machten, an hunderte von Stücken aus den deutschen Sagen. Aber Hessen ist grosz und mein Gebiet war vorzugsweise das Groszherzogthum und da ist der Boden leider nicht mehr so ergiebig, wie anderswo. Verschiedenes trägt die Schuld daran. Vorerst das sechzehnte Jahrhundert, welches in den Kirchen und auf den Fluren so sehr *tabula rasa* machte, dasz in den ersten kaum noch ein Crucifix in einer Ecke zu finden ist, und auszerhalb derselben weder dies noch ein anderes Denkmal stehen blieb, denn einst hatten alle Denkmäler einen geweihten Character. Dadurch waren der Sage eine Menge von Anhaltspunkten genommen, deren beraubt sie ihr Leben kaum mehr fristen konnte. Kaum war dieser Sturm für sie vorüber, da brauste der dreiszigjährige Krieg verheerend durch diese Gegenden und risz nieder, was die Neuerung geschont; er schwemmte aus einzelnen Strecken ganze Bevölkerungen weg, an deren Stelle neue Ansiedler aus der Ferne einzogen und so ging abermals eine Masse von Ueberlieferungen unrettbar verloren. Dann kamen am Rhein die französischen Nachbarn und legten Städte und Dörfer, Burgen und Klöster in Asche, und kaum hatte sich die Bevölkerung von den schweren Kriegsleiden erholt, da kehrten sie als Revolutionsmänner zurück. Nicht genug damit, der Rationalismus und die mit ihm Hand in Hand gehende Verwilderung und Verkommenheit fegte zuletzt allen Rest von Poesie aus den Herzen weg, oder diese wurden stumpf gegen sie; das alte, frische, fromme und fröhliche Volksleben war in seinen Wurzeln angegriffen und starb fast ganz aus. Es stimmt zu traurigen Betrachtungen, wenn man die Sammlungen von Denkmälern aus dem Volksleben liest, die Kuhn und Schwarz, Müllenhoff, Sommer, Panzer, Meier, Bader, Stöber, Schöppner, *) Redeker u. a. in den letzten Jahren herausgaben und die heitern, bunten Farben sieht, in denen sich das Volk in so vielen Gegenden des Vaterlandes noch bewegt, wenn man die herzliche Lust belauschen darf, mit welcher es dort noch am Ueberkommenen hängt, und nun hier alles so öde findet, kein Feuer mehr auf den Bergen, keins in den Straszen mehr lodern sieht, wenn man die Uralten klagen hört, wie Hochzeit und Kindtaufe vordem so schön gewesen, wie sich die Reigen im Freien gedreht, wie in der Spinnstube noch Sittsamkeit und Zucht geherrscht, wie so mancher verklärende Schein auch in des Allerärmsten Leben fiel. Alle diese schuldlosen, reinen Freuden sind dahin, die ‚seltsam aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frisch gefallenem Regen riechende Natur' ist aus dem Volk gewichen und liesz nur in wenigen Strichen des Groszherzogthums Spuren zurück; sie machte dem rohen Materialismus Platz. Die alte Poesie ist Prosa, die alte Milde Härte, die reine Freude Brüten über Geld und Gelderwerb oder über Mittel und Wege, den nagenden Hunger zu stillen, die Ehrbarkeit Leichtfertigkeit, die Frömmigkeit Gleichgiltigkeit, der starke, feste und sichere Glaube dummes Absprechen geworden und lange wird der neuerwachte Glaubenssinn zu thun haben, bis diese geistigen Leichenfelder eine Auferstehung sehen.

---

*) „Bairisches Sagenbuch," dessen zweiter Band ungleich mehr befriedigt, wie der erste. Möge der Verf. in demselben Maasze fortfahren, streng in der Auswahl seiner Stücke zu sein und uns für manches Versäumte in den zu hoffenden Anmerkungen zum dritten Bande entschädigen.

Gilt dies nun auch für manche Theile Churhessens, so ist es doch im Ganzen und Groszen dort besser, wie uns die wenigen Sagen schon beweisen, die ich von dort in die Sammlung aufnahm, und wie uns hoffentlich die Sammlung churhessischer Sagen bald deutlicher zeigen wird, die Herr Carl Lyncker in Cassel eben herauszugeben im Begriffe steht.

Es versteht sich von selbst, dasz dies Buch auf Vollständigkeit nicht den entferntesten Anspruch macht und Niemand mehr als mich wird es freuen, wenn bald reiche Nachträge zu ihm erscheinen. Es wurde vor etwa fünf Jahren zugleich mit der Sammlung deutscher Hausmärchen angelegt und wie bei diesen, so hatte ich auch bei ihm Wilhelm von Ploennies als treuen und eifrigen Freund zur Seite, der besonders den Soldatenmund ausbeutete.*) Bald aber führte ich die Sammlung allein fort und da waren es vor allen die Herren Prof. Phil. Dieffenbach in Friedberg und Prof. Weigand in Gieszen, welche mir auf die freundlichste Weise dabei an die Hand gingen. Ihnen, wie Herrn Pfr. Oeser in Lindheim und Erdmann in Gelnhaar, und Herrn Cand. Stock in Darmstadt, denen ich gleichfalls manchen Beitrag danke, und den Herren Geheimrath Dr. Feder und Dr. Walter, die mir die reiche Bibliothek in Darmstadt, so wie die Privatbibliothek Seiner königlichen Hoheit des Groszherzogs bereitwilligst zu benutzen anheimgaben und mir dabei mit Rath und That hülfreich waren, spreche ich meinen besten Dank aus.

---

*) Von ihm sind die Nummern 3, 35, 47, 49, 50, 52, 76, 77, 78, 82, 89, 92, 93, 95—99, 101, 105, 107—114, 118, 119, 120, 122, 123, 133—136, 144, 145, 156, 158, 166, 167, 176, 185, 199, 200, 201, im Ganzen 48 Sagen.

Was ich aus dem Groszherzogthum bringe, ist fast alles aus dem Volksmund. Gedrucktes nahm ich in der Regel nur denn auf, wenn es noch weniger bekannt war; alles durch die Grimmsche Sammlung oder durch poetische Bearbeitung in weitern Kreisen Verbreitete blieb streng ausgeschlossen; ich hätte sonst Bände gefüllt. Das aus dem Churfürstenthum hingegen Aufgenommene ist fast ganz aus Druckquellen, die jedoch den meisten Lesern schwerlich bekannt, oder doch wenig zugänglich sind, namentlich aus der Sammlung: ‚Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen und sonstiges Vaterländisches im ehemaligen Fürstenthum Fulda und dessen Umgebung, bearbeitet von Dr. J. Schwarz, Medicinalrathe in Fulda.' II Hefte, Fulda 1849. 1850. Druck von I. J. Uth. kl. 8. 167 u. 172 S. Ich loste die Stücke in Prosa auf, wie es der Zweck erforderte. Mehr daraus zu bringen, wäre leicht gewesen, doch daran hinderten allerlei Bedenklichkeiten. Auszerdem lagen mir noch manche Sagen, auf die schon öffentlich aufmerksam gemacht wurde, aus dem Churfürstenthum vor, so die von der Sababurg u. v. a., doch mochte ich sie nicht in Brocken geben und überlasse es Herrn Lyncker, sie vollständiger zu liefern.

Die Anordnung der Sammlung ist die bekannte mythologische. Die Ergebnisse gedenke ich anderswo zu ziehen, doch kann ich es mir nicht gut versagen, hier wenigstens einen andeutenden Ueberblick über dieselben zu geben, der zumal die von andern Sammlungen einigermaszen abweichende Ordnung der vorliegenden erklären mag.

Die in Berge entrückten Ritter und Helden sind alte Götter, mit ihnen beginne ich und nehme zu den heiligen Bergen sogleich auch den heiligen Hain, (11) der nahe dem alten königlichen Bannforst Dreieichahi liegt und dessen

Boden noch ein altes Wuotansbild bergen soll. Fällt es überhaupt schwer, jetzt noch Nachrichten genauerer Art von den alten Göttern beizubringen, dann ist dies in dem Groszherzogthum Hessen besonders der Fall, wie ich oben schon aussprach; bei einer Verwüstung wie hier darf dies nicht wundern. So sind denn die Resultate, welche wir aus den mitgetheilten Sagen ziehen können, auch nur spärlich und von nicht groszer Bedeutung. Länger aber und tiefer als die Götter, hafteten die freundlich und mild dem Menschen nahen Göttinnen in des Volkes Gedächtnisz und so konnte ich gleich an die Spitze der über sie gefundenen Sagen eine zwar kurze, aber sehr bedeutsame aus Churhessen stellen, (12) welche die Identität der Holda und Freya-Frouwa über alle Zweifel erhebt. Die auf der Wanderung unter den Menschen begriffene Göttin finden wir auch in 13 wieder, wo sie die Gestalt der heiligen Gottesmutter annimmt. Die kindliche Phantasie des Volkes, der Zeit und Raum nichts gelten, verlegt die Scene, wie ich jüngst hörte, in die Zeit der Flucht nach Aegypten; wir werden darin die Göttin wieder finden, die nach dem verlornen Gatten sich sehnend und ihn suchend goldne Thränen weint und gleich der Gemalin des Osiris alle Länder der Erde durchstreift; der, als sie müde vom irrenden Lauf ausruhen will, der harte Stein zum weichen Pfühl wird. 14—17 zeigen dieselbe Göttin in ihrem heiligen Berg, in ihrem unter altheiligem Baum springenden ihr geweihten Brunnen wohnend und von dort der Ehe Segen spendend.

Es folgen zunächst die Umzüge der Götter, vor allen des wilden Jägers und Heervaters Wuotan. Wie wenig ist davon zu melden, während Meier uns neulich aus Schwaben Dutzende von Sagen darüber brachte! Doch tritt als bedeutsam 25 hervor, die uns sagt, dasz die nordische Sage von der todtenerweckenden Hilde mit ihrem noch älteren Grunde, dem eddischen Mythus von den vom Tod erstehenden Einherien auch hier bekannt war, wie denn auch die Wirthschaft in der Küche (24) und das Mahl vor der Jagd (23) für das Treiben in Valhöll bezeichnend sind. Dem Reiter Wuotan schlieszt sich (27) der fahrende Donar an, oft vereinigt ein Wagen die beiden Götter (28) meist aber fährt der Donnerer allein und zwar zur altheiligen Zeit des Advents (33). Einmal finden wir auch Wuotan fahrend (34) und dem Gespann fehlt die göttliche Farbe nicht.

Zahlreicher sind schon die Sagen von den weiszen Frauen, die hier wie allerorts der Erlösung vergebens harren. Die erste, von der Ausführlicheres berichtet wird, führt den Mann in einen Keller, wo nicht Schätze, sondern Weinfässer liegen. Sie zeigt uns den Uebergang von der Göttin Holda, die als Schaffnerin im Kyffhäuser bei dem verzauberten Kaiser, dem alten Gott sitzt, zu den eigentlichen weiszen Frauen, die durch Kusz und Hebung des Schatzes erlöst werden. In 40—50 finden wir die weisze oder goldgelbe Blume und die Schlüssel vertreten, die folgenden bis 62 zeigen diese Frauen in mannichfachen andern Gestalten, in denen wir sie bis jetzt weniger kannten, zuletzt in der Zwei und Dreizahl. Merkwürdig sind die Männer in 63 und 64, die ganz die Rolle weiszer Frauen spielen. Der weisze Mann in Herbstein wird auf einer Heiligensage beruhen, in welcher der alte Patron des Ortes sein Amt übt und die in Folge der Reformation unterging. In 66 (74) haben wir den Uebergang zu den Riesen, deren letzter vor den Zwergen flieht und dadurch zu diesen den Weg bahnt, so wie zu den ihnen verwandten Hausgeistern, Kobolden und wilden Frauen, (82—87) von denen ausführlichere Auskunft gegeben wird und die den Hessen, Franken und Schwaben, d. i. dem Südosten Deutschlands eigenthümlich zu sein scheinen, wenigstens bin ich ihnen anderswo unter diesem Namen noch nicht begegnet. Zu derselben Familie gehören auch die Nixe und Nixen und die Elben, die wir als Mahr wiederfinden und über welche manches neue (91—99) vorliegt. Ein groszer Theil des elbischen Webens und Treibens ging in späterer christlicher Zeit auf die Hexen über, desshalb lasse ich zunächst die Sagen über sie folgen. Ich hätte sie ins Zahllose vermehren können, denn sie bilden fast ausschlieszlich den Gegenstand der Unterhaltung an manchen Orten; liegen sie der Zeit nach doch zunächst. Der Bauer, der über alles andere Geistertreiben spottet, der Haus- und Berg-, Feld- und Wassergeister, der Gespenster und des wilden Heeres ja Gottes selber lacht, er zidert vor der Macht einer triefaugigen alten Frau. Ich wählte aus der Menge von Geschichten, die mir vorliegen, nur wenige und bezeichnende Stücke, die entweder einen neuen Zug enthalten, oder als Zeugnisz dienen, dasz ihre Art auch hier bekannt ist. Genau hängt mit den Hexen als solchen sowohl, wie als verunstalteten Elben der blaue Gickel zusammen, eine Art von glückbringendem Kobold (115—117). Hier wurde nun eine kleine Excursion nöthig durch die Verwandtschaft zwischen Hexen und Zauberern (119—126) die natürlich auf den Teufel führte, (127—132) der uns jedoch zu unsern elbischen Geistern zurück bringt, denn in den meisten dieser Sagen ist er nur eine Art von Kobold. Diese Elben sind nun sehr oft nichts als umirrende Seelen (133, 134), wie denn die Irrlichter (135—139) vor allen einen rein koboldischen Character tragen, nun gutmüthig zur Hülfe bereit, dann wieder tückevoll den Wanderer hintergehend. Daran reihen sich leicht andere Sagen vom Zustand der Seelen beim oder nach dem Tod. (140—174) wo sie als Gespenster umgehen, elbischer Natur werden. Dafür ist nun manches Wichtige mitgetheilt und die Frage ihrer Lösung ein Stück näher geführt. Alle diese Seelen seufzen nach Erlösung, die ihnen in manchen Fällen jedoch, gerade wie den weiszen Frauen, nur zu Theil wird, wenn ein im Leben vergrabener Schatz gehoben ist. An Sagen über solche Schätze ist wieder keineswegs Mangel und auch in Bezug auf sie muszte eine Auswahl getroffen werden, (175—192) wobei ich mich nur auf das Characteristische beschränkte. Der eigentliche Schatzhüter der alten Sage ist der Drache, (193) der zwar hier nicht als solcher vorkommt, aber es ursprünglich wohl war. Ihm verwandt sind Schlange und Unke (194) und damit stehen wir an den Thieren, besonders den weisenden, mit welchen sich 196 und 197 beschäftigen. So in das Naturleben eingetreten, folgen zunächst die Elemente, namentlich die beiden hauptsächlichen und einander feindseligen Feuer (199, 200) und Wasser (201—212). Die Erde und Luft sind unvertreten, dafür reihe ich die in ersterer wurzelnden in letzterer wachsenden Bäume *) (213—215) hier ein. Endlich folgen Sagen verschiedener Art, von denen viele in die genannte Ordnung eingefügt wären, wenn ich sie nicht zu spät erhalten hätte. Unter ihnen finden sich auch (254—263) Schwänke, und ich glaube nicht, deren Aufnahme vertheidigen zu müssen. Je mehr man in das Volksleben eindringt, je mehr aus seinen reichen und tiefen Schachten zu Tage gefördert wird, um so mehr überzeugt man sich, dasz da an Be-

---

*) Eigentlich hätten sie neben den Thieren stehn sollen, aber die Uebergänge wären härter gewesen.

deutungsloses und Unwichtiges nicht zu denken ist. Die Zahl des neu Ersonnenen ist gering und kaum anzuschlagen, das Meiste und Schönste und Tüchtigste ist alt, das ist eine unwegfegbare Wahrheit. Zwar verstehen wir noch verhältniszmäszig wenig davon, aber hüten wir uns, irgend etwas am Wege liegen zu lassen und es des Aufhebens unwürdig zu erachten, weil es scheinbar werthlos ist. Sammeln wir nur immer zu und bringen wir das Gefundene in die grosze Werkstätte der Oeffentlichkeit, damit jeder es prüfen könne und der Meister wird sich schon finden, der scharfen Auges den Werth erkennt und den Gehalt würdigen und herausziehen wird. Einst, es sind kaum fünfzig Jahre, stieszen tiefere Gemüther auf die Lieder des Volkes und bald wurde deren Bedeutung erkannt, die bis dahin Verachteten waren gefeiert. Die Verwandten und Freunde unserer Brüder Grimm lachten über die kindische Beschäftigung dieser Männer mit den Märchen und Sagen des Volkes und jetzt lesen und studiren fast mehr Männer als Kinder dieselben. In den letztern Jahren noch dachte man wenig an die Kinderlieder und Spiele und jetzt schlagen wir Gold aus ihnen, seit sie gesammelt vorliegen. Ebenso wird es mit den Volkswitzen, Schwänken, Anecdoten, Räthseln u. a. m. gehn, wenn sich nur einmal gottgesegnete Hände um sie bemühen. Gern hätte ich ihrer mehr mitgetheilt, wäre nicht Plan und Anlage der Sammlung mir entgegen gewesen; derlei will allein stehen und fordert ein eignes Buch; die wenigen schlüpfen schon durch, da sie sich nicht allzuweit von der Sage entfernen. Möge bald ein Berufener uns eine reiche Lese dieser ergötzlichen Blüthen deutschen Scherzes vorlegen.

Der Rest sind Sagen verschiedenen Inhalts, ein Nachtrag und eine arme Handvoll Legenden schlieszt die Sammlung.

In den Anmerkungen habe ich selbstverständlich keine erschöpfende Kritik üben, oder alle den mitgetheilten Sagen verwandten zusammenstellen wollen; nur ein paarmal erging ich mich ausführlicher. Sie sollen nur andeutende Winke geben, ein tieferes Eingehen auf den Stoff hebe ich für den zweiten Band meiner Beiträge zur deutschen Mythologie auf. Mancher wird diese Anmerkungen nicht lesen wollen, für ihn habe ich im Register bei den einzelnen Gruppen von Sagen Nachweisung gegeben, wo er sich über deren Inhalt und Bedeutung vorläufig näher unterrichten kann. Vielleicht fühlt sich der eine oder der andere dann aufgefordert diesen Dingen weiter nachzugehn und in die vollen Schatzkammern der Grimmschen Forschungen zu greifen, und das wäre mein schönster Lohn.

Jugenheim am 20. Januar 1853.

[illegible]
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Das Gewölbe im Auerbacher Schlosz.

Mündlich.

Jenseits des Melibokus, wenn man nach Heidelberg fährt, liegen auf einer der schönsten Höhen der Bergstrasze die Trümmer des Auerbacher Schlosses. Ein Mann in dem nicht fernen Odenwälder Dorfe Reichelsheim, welcher die Kunst verstand, alle Thüren ohne Schlüssel zu öffnen, erzählte oft, dasz in den Trümmern ein Gewölbe sei, welches er jedes Jahr besuche. Wenn er es durchschritten habe, komme er in einen hohen und weiten Saal, worin zwölf Männer um einen halbrunden Tisch säszen; vor ihnen im Saal lägen grosze Haufen Geldes. Er dürfe davon jedesmal drei Griffe mit beiden Händen zugleich nehmen und während dessen fragte einer an der Tafel: „Was sollen wir mit dem da machen?“ Die andern sagten stets: „Lasz ihn nur gewähren.“ So hatte er es schon lange Jahre gehalten und war ein reicher Mann geworden, aber plötzlich war es zu Ende damit und er verarmte jedes Jahr mehr. Da fragte man ihn, wie das komme und warum er kein Geld mehr in Auerbach hole, und er sprach: „Ich hab's mit ihnen verdorben und kann das Gewölbe nicht mehr finden. Als das letztemal wiederum einer der zwölf Männer fragte: Was sollen wir mit dem da machen? rief ich übermüthig, denn ich hatte zu viel getrunken: „Halt's Maul, du alter Narr!“ aber da standen sie alle von ihren Stühlen auf und fielen über mich her und wie ich herausgekommen bin, das weisz ich selbst nicht. Soviel nur weisz ich, dasz ich mich vor dem Gemäuer wiederfand und blaue Mäler am ganzen Körper hatte, ebenso, dasz ich seitdem das Gewölbe vergebens gesucht habe.

2. Die Höhle im Altkönig.

Mündlich.

Es ging eine Frau den Altkönig hinan, die hatte Gras geschnitten, trug's in einem Korb auf dem Kopf, und führte ihr Töchterlein an der Hand. Als sie fast oben war, sah sie im Berg eine bis dahin nie gesehene Thür, welche in eine Höhle führte, worin sieben greise Männer mit langen Bärten an einem Tisch saszen; übrigens war die Höhle ganz voll Gold und Silber. Die Frau trat kühn ein, leerte ohne Weiteres ihren Korb und füllte ihn mit den Schätzen. Als sie wieder heraustreten wollte, sprach einer der Männer: ‚Frau vergeszt das Beste nicht!' Sie hörte aber nicht darauf und ging; als sie kaum vor der Thür war, da schlosz sich der Berg wieder unter gewaltigem Krachen und schlosz das Kind mit ein, welches mit dem rothen Gold spielend, nicht gesehn hatte, dasz die Mutter fortging. Da war die Sorge und Angst der Mutter grosz. Sie lief jammernd zu einem Geistlichen und erzählte demselben die ganze Sache. Der aber sprach zu ihr, dasz sie ihr Kind nicht vor sieben Jahren wiederbekomme; dann solle sie um dieselbe Stunde auf den Berg gehn. Sie habe aber Unrecht daran gethan, den Korb ganz auszuleeren, denn unter dem Gras habe sich auch das Kraut gefunden, welches ihr die Bergeshöhle erschlossen habe. Nach sieben Jahren ging die Frau auf den Berg und siehe, da sasz ihr Kind oben und schlief und war noch eben so jung und blühend und frisch, als sie es verlassen hatte. Von der Thür und der Höhle aber war keine Spur mehr zu finden.

3. Drei Ritter beschworen.

Mündlich.

In Stettbach (nicht weit von Jugenheim) wohnte ein Mann der hiesz Struwel und konnte zaubern. Eins der schwersten Stücke, die er gemacht hat, war folgendes.

Eines Abends saszen bei ihm in seiner Stube drei herzhafte junge Burschen, die befragten ihn über ihre Mädchen und über Diesz und Jenes und endlich fragten sie ihn auch, ob er nicht die drei alten Ritter beschwören könne, die noch droben hausten im Burgverliesz des Auerbacher Schlosses. Herschaffen könne er sie wohl, sagte der Struwel, aber wie er sie wieder fortjagen solle, das wisse er nicht; deszhalb sollten sie abstehen von ihrem Verlangen. Die Burschen aber lieszen ihm keine Ruh und drangen in ihn, bis er endlich nachgab. Er zog nun mit einer Kohle einen Kreis auf dem Fuszboden, nahm eine Weidengerte, die bog er und machte Zeichen damit und zog dabei immer rechts im Kreise herum. Auf einmal blieb er stehen und sagte: ‚Ihr Burschen, ich rath' euch, laszt ab von eurem Verlangen, eben steigen die drei Ritter zum Keller heraus, jetzt kann ich sie noch zurückschicken.' Die Burschen aber sagten: ‚Lasz sie nur kommen, sie sollen nicht umsonst aus dem Keller gestiegen sein.' Da ging der Struwel wieder eine Weile rechts im Kreise herum, dann blieb er wieder stehen und sagte: ‚Ihr Burschen besinnt euch, so lang es noch Zeit ist, eben kommen sie droben aus dem Eichwald heraus gegangen.' Die Burschen meinten, wenn sie so weit gekommen wären, sollten sie auch noch weiter kommen. Der Zauberer ging wieder eine Weile rechts im Kreise herum, dann blieb er noch einmal stehen und sprach: ‚Ihr lieben Leute, ich bitt' euch, lasset uns abstehen von unserm thörichten Beginnen, denn eben kommen sie zum Ort herein.'

Die Burschen meinten aber, wenn sie so weit gekommen wären, so sollten sie auch noch weiter kommen. Der Struwel ging wieder ein kleines Weilchen rechts im Kreise herum, da that es mit einem Male einen furchtbaren Schlag an die Hausthür. ‚Jetzt stehen sie im Hof und warten' sagte der Zauberer und jetzt kam auch den Burschen das Ding auf einmal ganz anders vor. Sie meinten, wenn die Ritter auch nicht gerade hereinzukommen brauchten, sehen könne man sie doch einmal. ‚Ich will sehen, was sich noch thun läszt,' sagte der Zauberer und indem er noch sprach, sprang krachend die Thüre auf und drauszen vor der Schwelle standen drei hohe Todtengerippe in verrosteten eisernen Rüstungen. Da drehte sich Struwel mit einem Male auf dem Absatz herum und fing an links im Kreise herumzulaufen, zugleich drehten auch die Ritter sich steif herum, marschirten langsam wieder ab und warfen das Thor zu, dasz das ganze Haus in seinen Grundfesten bebte.

Struwel aber lief fort im Kreis herum, endlich sprach er: ‚Gott sei gelobt, jetzt liegen sie wieder drunten' und stürzte hin wie todt. Die drei Burschen lagen schon längst da und rührten sich nicht. Es hat sie nicht mehr gelüstet, Geister zu sehen.

4. Das Gewölbe auf dem h. Kreuzberg bei Darmstadt.

Auf diesem Berg stand in katholischen Zeiten die Kapelle zum heil. Kreuz. Als man einmal an der Stelle grub, fand man einen Altar und als die Arbeiter weiter graben wollten, stürzten sie plötzlich in ein unterirdisches Gewölbe, worin ein steinerner Tisch stand, auf dem ein Handschuh lag und neben dem Handschuh eine grosze Schlange. Was diesz zu bedeuten hatte und wovon der Handschuh herrührte, das weisz Niemand.

5. Die zwölf Männer.

Mündlich.

Zwischen Seeheim und Niederbeerbach liegt ein Stein am Wege, auf welchem man ein Hufeisen eingedrückt sieht; an der Stelle soll es nicht geheuer sein. Als im letzten französischen Krieg der preuszische Stab in Seeheim lag, da muszte der Corporal Peterssee in einer Nacht als Ordonnanz nach Niederbeerbach reiten. Als er in die Nähe des Steins kam, stutzte sein Gaul und siehe da, der Wald war so hell, wie am Tage, dasz man jedes Reis auf den Bäumen zählen konnte. Er ritt dennoch weiter und fand an dem Stein einen schwarzbedeckten Tisch mit schwarzem Schreibzeug; daran saszen zwölf Männer, deren einer blutroth gekleidet war. Vor ihm lag ein Viertelsbogen Papier, diesen nahm er vom Tisch, gab ihn seinem Nebenmann und sprach: ‚Schreib du.‘ Der aber schüttelte mit dem Kopf, und gab das Blatt weiter, indem er gleichfalls sprach: ‚Schreib du.‘ So ging das Blatt herum, bis es wieder zu dem Blutrothen kam. Dieser bot es jetzt dem Corporal mit den Worten: ‚Schreib du,‘ doch der wagte vor Angst nicht, auch nur ein Glied zu rühren. Da rief der Blutrothe in wehklagendem Tone, der dem Corporal ins Herz schnitt: ‚So will denn Niemand schreiben!‘ und im selben Augenblick war Alles verschwunden und ringsum herrschte wieder die finsterste Nacht; der Corporal aber sprengte so schnell er konnte gegen Niederbeerbach hin. Dort erzählte er am andern Tage dem Pfarrer Scriba die ganze Sache und der schalt ihn und sprach: ‚Wenn du nur geschrieben hättest: „das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden,“ dann wärest du ein reicher Mann und die Geister wären erlöst. Jetzt hast du nichts, als den Schrecken und die Geister müssen um so länger wandern.‘ ‚Ja,‘ sprach der Corporal, ‚wer das gewusst hätte!‘

6. Das Schloss im Berge.

Mündlich.

In einem Dorf an der Bergstrasze wohnte ein Seifen- und Lichtermacher, der hatte einen Buben, welchen er jeden Morgen mit einem Pack seiner Waaren ausschickte dieselbe zu verkaufen. Eines Tages ging der Knabe auf den Berg, da wo der Erdspalt ist, denn er hatte seine Waare fast alle und zu guten Preisen verkauft und wollte noch einmal sehen, ob keine Erdbeeren droben reif seien. Da trat ein seltsam gekleideter Mann zu ihm und frug ihn, ob er noch Seife und Kerzen habe. Der Knabe zeigte den kleinen Rest. ‚Gut, so folge mir,‘ sprach der Mann, ging einige fünfzig Schritte zur Seite des Berges herab und trat durch eine Thüre, welche der Knabe nie gesehen, in eine Reihe hoher und schöner Zimmer. Im dritten nahm der Mann ihm die Waare ab, holte ihm das Geld dafür und sprach: ‚Nun komme jeden Tag hier ins Schlosz und bringe mir alle deine Waare, ich kaufe sie dir um guten Preis ab, sage jedoch nichts davon, dasz du sie hier ablieferst.' Das versprach der Knabe und er hielt Wort. Als aber sein Herr merkte, dasz er stets und immer so gut und so bald die Waare los werde, und die Leute in der Stadt doch klagten, der Knabe lasse sich gar nicht mehr sehen, wie oft und gerne sie auch von ihm kauften, da forschte er ihn aus, wohin er mit den Waaren gehe. ‚Laszt das auf sich beruhen,' sprach der Knabe, ‚ich darf's nicht sagen.' Dadurch machte er aber die Neugier des Herrn noch reger und der ruhte nicht und schmeichelte und drohte so lang, bis der Knabe es gestand. Als er aber am folgenden Morgen mit seiner Waare zu dem Berge kam, da war die Thüre nicht mehr zu sehen und er hat sie seitdem nie wieder finden können.

7. Der Herrgottsberg bei Darmstadt.

Mündlich.

Vor alter Zeit sollte auf dem jetzigen Herrgottsberg eine Kirche gebaut werden und zwar in Folge eines Gelübdes, welches die Gemeinde Bessungen zur Zeit einer allgemeinen Noth gethan hatte. Man schaffte das Material dazu hinauf, Holz, Steine, Alles, was zum Bau nöthig war und wollte denselben in Angriff nehmen, als man eines Morgens alles das am Fusze des Berges wieder fand. Man hielt diesz für ein Werk böser Menschen und trug Holz und Steine wieder herauf, aber am folgenden Morgen fand man es von neuem im Thal. Da beschlosz der Baumeister selbst Wache zu halten und ging nebst einigen Gesellen, Abends auf den Berg, wo er sich versteckte. Gegen Mitternacht sah er eine schwarze Gestalt, die das Holz nahm und mit Leichtigkeit herunterwarf, die gröszten Balken, wie die gewöhnlichsten Dielen. Obschon erstaunt und einigermaszen erschrocken, wagte sich der Baumeister doch hervor und fragte den Schwarzen, wie er sich erkühnen dürfe, das für des Herrn Haus Bestimmte frevelbald vom Platz zu werfen und die Arbeit also zu hindern. Da lachte der Schwarze höhnisch und sprach: ‚Eben weil ihr solch ein Haus bauen wollt, hindere ich die Arbeit, wolltest du mir eins bauen, es stände schon da, bevor der Tag anbricht.' Der Baumeister, ein kluger Mann, besann sich schnell und sprach: ‚Wohlan, das Haus soll dein sein, wenn es bis Morgen früh fertig dasteht.' Er merkte nämlich wohl, mit wem er zu thun hatte und bedang sich nur aus, dasz der Schwarze nach dem bereits fertigen Plan bauen müsse, was auch zugestanden wurde. Zufrieden mit seinem Handel ging der Baumeister nach Bessungen zurück und geraden Wegs zum Pfarrhaus, wo er sich mit dem Pfarrer berieth, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da läuteten unerwarteter Weise alle Glocken der Kirche und verwundert strömte die Gemeinde zusammen und jeder fragte, was das wohl bedeute? Der Pfarrer trat unter sie und ermahnte sie, sich rasch zu einer feierlichen Prozession auf den Herrgottsberg zu bereiten. Es dauerte nicht lange, da zog ganz Bessungen, das Kreuz an der Spitze unter Gebet und Gesang dem Berge zu, auf dessen Höhe die Kapelle schön im ersten Gold der Morgensonne strahlte. In der Thür stand der Teufel und rieb sich schon lang die Hände vor Freude, als er aber die heiligen Lieder hörte, wie sie näher und näher drangen, wurde es ihm schwül und schwüler. Da blitzte ihm plötzlich das Kreuz entgegen, es rückte gleichfalls seinem Bau näher, er sah, dasz er überlistet war und eilte von dannen, so dasz die Prozession ungestört in die Kapelle einzog. Aber er beschlosz sich zu rächen und alle zu tödten, die eben in der Kapelle waren: er risz einen ungeheuren Felsblock los, erhob sich mit demselben in die Luft und warf ihn gegen das Dach des Kirchleins. Wäre ihm sein Wurf gelungen, dann hätte nicht mancher Bessunger sein Leben gerettet, aber der Schutz Gottes war mit den Andächtigen, der Stein prallte ab und fiel, ohne Schaden zu bringen, neben der Kirche nieder. Da liegt er denn noch und als Wahrzeichen sieht man an der Stelle wo ihn der Böse gefaszt hatte, dessen Krallen eingedrückt.

Andere sagen, nicht der Baumeister, sondern sein erster Geselle habe bei dem Bau gewacht und dem Teufel seine Seele verschrieben, um des Baumeisters Tochter, die er liebte, zu gewinnen. Der Meister, erfreut über die rasche und schöne Vollendung des Baus, habe sie ihm auch sofort gegeben und die Hochzeit sei gefeiert worden. Da habe es Abends dreimal an die Thüre geklopft, der Bräutigam sei herausgetreten, um nachzuschauen, wer da sei, aber nicht zurückgekehrt. Am folgenden Morgen habe man frische Blutspuren vor der Kapelle gesehn.

8. Der Müncheberg bei Leusel.

Mündlich.

Wenn man die neue Strasze von Alsfeld nach Leusel einschlägt, so liegt ungefähr auf halbem Wege rechts ein Berg, der heiszt der Müncheberg, weil auf demselben in alten Zeiten ein Mönchskloster gestanden haben soll. Die Sage geht, dasz sich im Innern des Berges noch Mönche aufhalten, welche jeden, der des Nachts den Berg besteige, hinein locken. Wenn man aber wieder hinaus gehen will, dann schlagen sie die Thüre mit solcher Kraft und so rasch zu, dasz der Hineingetretene meist ein Stück von der Ferse zurückläszt.

9. Vom Schnellerts.

Mündlich.

Viele, welche den Schnellerts bestiegen, hörten dort einen feinen, lieblichen Gesang und zwar waren es gewöhnlich Kirchenlieder, die sie vernahmen; diese Töne schienen ihnen aus dem Berg zu kommen, doch ist es nie Jemand gelungen, in dessen Inneres zu dringen.

Oft kräht auf dem Gipfel des Bergs, da wo die Ruinen der Burg stehen, der Hahn, und er hat schon manchen sehr erschreckt. So waren vor nicht langer Zeit die Leute einmal droben zu einer Holzversteigerung versammelt und eben bot der Förster einen Stocken aus, als der Hahn krähte. Im Nu war der Platz leer und selbst der Förster hatte nicht den Muth, zu bleiben.

10. Der Hausberg.

Mündlich.

Die Spitze des Hausbergs heiszt Hoinbornkopp oder Hoinkopp. Auf der Seite bei Hochweisel nach Niederweisel ist eine Stelle, welche man Hoinjerplatz nennt, wo vor Zeiten alljährlich von den Bewohnern der umliegenden Dörfer Markt und Tanz gehalten wurde, welchen man den Hoinjermarkt oder das Hoinjerfest nannte. Auf der andern Seite des Berges stand ein Hof, welcher die Issel hiesz. Er ist noch nicht lange abgebrochen, und das Ackerfeld in Wald verwandelt. Diese Namen sind der Sage nach so entstanden.

Auf dem Hausberg hatte ein alter heidnischer Gott seinen Aufenthalt und die alten heidnischen Bewohner wallfahrteten dahin, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Auf dem Hoinjerplatz befand sich sein Bild und dort geschahen auch die Opfer. Daraus wurde in der Folge das Hoinjerfest.

Andere erzählen, auf dem Hausberg hätte eine alte Burg gestanden, welche Hoinjerburg geheiszen, wovon der Gipfel des Berges noch seinen Namen trage. In einem verschütteten Brunnen befänden sich noch die Schätze dieser Burg verborgen. Aus der Ferne wären später Leute gekommen und hätten in der nahegelegenen Kapelle schwarze Hühner geopfert.

Auf dem Gipfel des weiter westlich gelegenen Bergs, der Hessel, liegt ein Platz, der jetzt noch als Tanzplatz benutzt wird und der Gickel heiszt.

11. Götzenhain.

Mündlich.

Der Nachtwächter aus Götzenhain wollte einst in der Allerheiligennacht die zwölfte Stunde ausrufen. Am Ende des Dorfes angekommen, sah er in einem Garten ein Feuer brennen und bei demselben unkenntliche Gestalten. In der Meinung, es hätte sich eine Zigeunerbande da gelagert, schlich er dicht an die Hecken. Da sah er eine Vertiefung in der Erde, wie eine Höhle und ein Gefäsz, aus welchem blaurothe Flammen schlugen. Ganz im Innern stand ein goldnes Bild und ein Mann, welcher einen Speer in der Hand trug; neben ihm lag ein Hund so grosz, wie ein Rind, dem eine lange blutige Zunge aus dem Halse hing. Er blieb einige Augenblicke wie angewurzelt stehen, dann aber fing er an zu laufen, was er konnte und wagte sich seitdem nie wieder an die Stelle, wo der Götze mit seinem Schatz begraben liegt.

12. Der Frauen-Holl-Stein.

Bei Fulda im Wald liegt ein Stein, in dem man Furchen sieht. Da hat Frau Holl über ihren Mann so bittere Thränen geweint, dasz der harte Stein davon erweichte.

13. Der Goldstein bei Rimbach.

Mündlich.

Im Walde bei Rimbach an der Fulda nach Wegfurt zu liegt ein Stein, der heiszt der Goldstein. Als die Jungfrau Maria mit dem Kindlein Jesu einst in die Gegend kam, ruhte sie hier aus und wusch das Kindlein. Der Stein hat noch die Gestalt einer Lagerstätte, denn er erweichte, als sich die Jungfrau auf ihm niederlegte und neben demselben ist eine andere Stelle, wie ein Waschbecken gestaltet. Die Leute erzählen, einst hätten die Mönche in Fulda den Stein um schweres Geld kaufen wollen, doch man wäre nicht darauf eingegangen.

Ein Felsen in der Nähe von Eita heiszt der Goldkopf. Auf seinem Gipfel findet man Reste eines groszen Ringwalls. Die Leute erzählen, da habe ehemals ein altes Raubschlosz gestanden.

11. Die Zauberpfeife.

Mündlich.

In der Gegend von Lorsch, da wo jetzt der Seehof steht, lag vor Zeiten ein groszer See. Die rings gelegenen Dörfer traf einst eine arge Plage, ein Emsenregen, der so dicht war, dasz die Felder von Ameisen wimmelten und in wenigen Tagen kein grünes Hälmchen mehr zu sehen war. Die Bewohner wandten sich in ihrer Noth an den Bischof von Worms, dasz er durch seinen Segen und sein Gebet die Plage abwende. Der Bischof hiesz sie in Prozession die Felder durchwandeln und Gott um Abwendung der Plage flehen. Diesz geschah. Als aber die Prozession in der Nähe des See's an einem Feldaltar stille hielt, da trat ein Einsiedler in die Reihen und sprach: ‚Mich schickt der Herr zu euch und wenn ihr gelobt, zu thun wie ich euch sage, dann sterben die Emsen im nächsten Augenblick. Gebet mir, jedes Dorf, welches die Plage traf, hundert Gulden; ich werde davon dem Herrn eine Kapelle bauen.‘ Das gelobten Alle gern und willig und sogleich zog der Einsiedler ein Pfeifchen aus seiner Kutte und pfiff. Da flogen alle Ameisen herbei, so dasz sich der Himmel von ihnen verdunkelte, und bald standen sie wie ein schwarzer Thurm vor dem Einsiedler, der sie mit einem letzten Pfiff sämmtlich im See versenkte. Als aber der Einsiedler zu den Gemeinden kam und den Gotteslohn verlangte, da schrieen sie, er sei ein Zauberer und verdiene eher, verbrannt zu werden. So machten es alle zehn Dörfer, doch das schreckte ihn nicht. Er sagte ihnen kurz, sie würden ihre Strafe schon erhalten. Als er aber am letzten Hause des letzten Dorfes war, zog er sein Pfeifchen aus der Kutte und pfiff und siehe da, die Schweine der ganzen Gegend brachen unwiderstehlich aus Stall und Hof und folgten dem Einsiedler, der so rückwärts die Runde in den zehn Dörfern machte, ohne dasz Jemand gewagt hätte, ihn zu halten oder auch nur ein Wort an ihn zu richten. So führte er die Heerde bis zum Lorscher See, wo er mit ihr verschwand.

Im nächsten Jahre verheerte ein Grillenregen die ganze

Gegend. Da sahen die Bauern wohl ein, wie sehr grosz ihre Sünde gewesen und sie wandten sich wieder an den Bischof von Worms um Rath und That, doch dieser wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben und sagte, sie hätten die Strafe wohl verdient. Von Neuem gingen sie in Prozession durch die Felder, um durch Gebet den Zorn des Himmels zu versöhnen. Als sie so am Lorscher See anlangten, da kam ein Köhler vom Gebirge daher, neigte sich tief vor dem Venerabile und sprach zu der Menge gewandt: ‚Die Strafe, die euch getroffen hat, wird alsbald von euch genommen sein, so ihr mir gelobt, dasz jedes Dorf mir fünfhundert Gulden zum Bau eines Klosters zahle.' Damit waren die Dörfer gern einverstanden und sie gelobten es feierlich. Zugleich langte der Köhler ein Pfeifchen aus dem Sack und pfiff und überall erhoben sich die Grillen und folgten ihm nach dem Tannenberg, wo bald ein riesiges Feuer sie sämmtlich verzehrte. Doch als der Köhler seinen Gotteslohn forderte, erging es ihm in allen zehn Dörfern nicht besser wie dem Einsiedler; er erhielt nicht einen rothen Heller. ‚Nun, wie ihr wollt,' sprach er ruhig und setzte sein Pfeifchen wieder an und hinter ihm her zog alles Wollenvieh der ganzen Gegend und die Bauern standen wie gebannt, so dasz keiner ein Wort wagte. Er aber zog zum Lorscher See, wo er mit der Heerde verschwand.

Das folgende Jahr kam und mit ihm ein solches Heer von Mäusen, als ob sie vom Himmel geregnet wären. Nun wo die Noth wieder an Mann ging, konnten die Bauern auch wieder beten und bereuen und die Felder flehend und klagend durchziehen. Als die Prozession wieder am Lorscher See hielt, stand plötzlich ein Bergmännchen in ihrer Mitte, das sprach: ‚Ich will die Plage schnell von euch nehmen, aber dafür musz jedes Dorf mir tausend Gulden zahlen. Und wenn ihr denn euer Geld nicht Gott zu Lieb geben wollet, so gebt es wenigstens für euren eigenen Nutzen. Ich baue euch dafür einen Damm an der Bergstrasze von Hendesheim (Handschuhsheim bei Heidelberg) bis Ramstadt, so dasz die Gebirgswasser euren Fluren ferner nicht mehr schaden können.' Wie schnell die Bauern wieder mit ihrem Eide waren! Eben so schnell griff auch das gelbe Bergmännchen nach dem Pfeifchen und dem Pfiff folgten die Mäuse zu Millionen. So ging's nach dem Tannenberg, der sich öffnete und als er sich wieder schlosz, war weder vom Bergmännchen noch von den Mäusen eine Spur zu sehen. Aber Undank ist der Welt Lohn und den ärndtete das Bergmännchen nicht weniger, als der Köhler und der Einsiedler; doch liesz es wie jene die Strafe auch auf dem Fusze folgen und was war das für eine Strafe! Als es wieder pfiff, da folgten ihm alle Kinder selbst bis zu den Säuglingen die sich von der Brust der Mütter losrissen und hinter ihm drein trippelten. Als der Zug am Tannenberg anlangte, öffnete sich ein groszes Felsstück, das Bergmännchen trat in den Berg, die Kinder mit ihm und der Felsen schlosz sich wieder und nie sah man mehr eine Spur von den Kindern. Da waren die Bauern mürb, sie trugen, um nicht im nächsten Jahre eine neue Züchtigung zu erfahren, schnell das Geld zusammen und schickten es dem Bischof gen Worms. Seitdem erfuhren sie keine derartige Plagen mehr.

15. Die Linde bei Nierstein.

Mündlich.

Wenn man von Nierstein gegen Schwabsburg hin geht, kommt man an einer schönen, groszen Linde vorbei, bei der ehemals ein Kapellchen gestanden haben soll. Da holen die Frauen aus der ganzen Gegend die Kinder. Wenn man das Ohr an die Erde legt, hört man, wie die Kleinen unter der Erde jubeln und schreien. Andre sagen, man höre einen Brunnen in der Erde rauschen.

16. Brünnchen versiegt.

Bei Bimbach in dem Grunde sprang ehemals ein Brünnchen, das hatte die Kraft, wenn unfruchtbare Frauen beim Vollmond daraus tranken, so blieb der Segen der Ehe nicht länger bei ihnen aus. Diese Kraft erprobte einst eine Frau aus Rimbach an sich, aber statt das wunderbare Brünnchen dafür in um so höhern Ehren zu halten, trug sie ihres Kindes schmuzige Windeln dahin und wusch sie in dem heiligen Wasser. Die Strafe dafür liesz nicht auf sich warten: der Brunnen versiegte zur Stunde und man zeigt nur den Ort, wo er einst sprang.

17. Kinderbrunnen.

Mündlich.

Im Bettengrund, nahe bei der Schieszenburg (zwischen Gelnhaar und Bergheim in Oberhessen) liegt der Schwarzenborn, nicht weit davon der Erlenborn und der Königsborn. Im erstern holen die Frauen aus Gelnhaar die Kinder. Andere sagen, aus dem Schwarzenborn kämen nur die Knaben, die Mädchen hingegen aus dem Kästenborn, der gegenüber auf dem Betten entspringt.

Die Reichelsheimer Kinder kommen aus dem Ratzenbrunnen, der dem Reichenberger Schlosz das Wasser liefert.

In Jugenheim holt man sie aus dem Brünnchen im Balkhäuser Thal, worin sie bei der Mutter Gottes und dem heil. Johannes sitzen, welche mit ihnen spielen.

Bei Darmstadt, nach Reinheim zu, liegen die drei Brunnen, auch Milchbrunnen und Kinderbrunnen genannt; daraus stammen alle Darmstädter.

Der Bensheimer Kinderbrunnen liegt in der Hasengasse und ist ein uralter Ziehbrunnen. Wenn eine Frau gern ein Kind hätte, läszt sie nur den Eimer herab und es wird ihr drunten hineingelegt.

18. Der Reiter auf dem Schnellerts.

Mündlich.

Ein Förster in Stierbach erwartete eines Tags seinen Vorgesetzten zu einem forstlichen Geschäft. Da tiefer Schnee lag und der Oberförster lang auf sich warten liesz, glaubte jener zuletzt, derselbe werde nicht kommen und ging aus dem Wald nach Haus. Da schaute er noch ein paarmal durch das Fenster, von dem aus man eine Seite des Bergs übersehen konnte und bemerkte endlich einen Reiter, welcher den gewöhnlichen Burgweg ritt. Im festen Glauben, das sei der Revierförster, warf er schnell die Büchse um und eilte dem Reiter entgegen, aber zu seinem gröszten Erstaunen fand er diesen nicht nur nicht, sondern auch nicht die leiseste Spur eines Pferdes im Schnee, so dasz kein Zweifel blieb, es müsse der Berggeist gewesen sein.

19. Nächtlicher Reiter.

Mündlich.

Eine Frau aus der Haal, einem Hof in der Nähe des Schnellerts, ging Abends spät noch auszer dem Hause herum, da kam es ihr vor, als ob ein Mensch sie stark anhauche. Als sie sich umschaute, sah sie dasz sie unter dem Hals eines Pferdes stand, auf dem ein Reiter sasz. In ihrer Angst betrachtete sie weder jenes noch diesen näher, sondern lief in die Stube zurück. Da sagten ihr die Leute, es habe eben dreimal an einen Pfosten geschlagen, dasz die Fenster gezittert, welches der Schnellertsgeist stets zu thun pflegt, wenn er durch die Haal fährt. In den Protokollen über des Geistes Erscheinen findet sich, dasz die Mutter des dort wohnenden Bauern denselben Geist gesehen, wie er auf die Fenster zuritt, worauf es zugleich dreimal stark an dasselbe schlug. Als die Leute herausliefen, sahen sie wie gewöhnlich nichts, hörten aber am andern Morgen, wie der Geist vom Rodenstein kommend zurück fuhr.

20. Die wilde Jagd auf dem Schnellerts.

Mündlich.

Simon Daum ging einmal oben am Waldsaum in der Nähe des Schnellerts herum, als er plötzlich wie ein vollkommenes Jagdgeschrei hörte, dazu Hundehetzen, Peitschenknall und Hörnerblasen. Es kam ihm befremdend vor, dasz eine solche Jagd auf dem Berge gehalten werde, denn er dachte im Augenblick nicht an das Geisterheer. Er sagte selbst einem armen Mann, der ihm begegnete und grade nach Oberkainsbach ging, er solle den Weibsleuten sagen, dasz sie den Hund einschlössen, indem derselbe bei dem Jagdgetümmel leicht todtgeschossen werden könne. Bei seiner Rückkehr vernahm er aber zu seiner gröszten Verwunderung, dasz man zwar in der ganzen Gegend den schrecklichen Lärm gehört, aber nirgendwo Jemand gesehen habe, der auf den Berg oder herunter gegangen oder geritten sei.

21. Der wilde Jäger.

Mündlich.

Mit erschrecklichem Lärmen zog ehemals von dem Vogelsberge her der wilde Jäger durch das Thal der Nidda an den Bergen her. Da kam jedesmal aus dem Thurm in der alten Burgmauer zu Staden, auf der Seite nach dem Wingertsberg zu, eine lange, lange Stange heraus und an deren Spitze hing eine Leuchte, die wie ein Klumpen Feuer aussah. Die leuchtete dem wilden Jäger, während er vorbeizog.

Bei nächtlichem Sturmgetöse sagt man noch in der Wetterau: ‚Man meint, es wäre der wilde Jäger.'

In der Gemarkung von Brand-Oberndorf ist ein Ort, der heiszt die Streitheck. Da wandert des Nachts ein Jäger mit Hund, Gewehr und Ranzen. Er hat aber keinen Kopf und heiszt der wilde Jäger. Auch an vielen andern Orten um Bodenrod hört man ihn zu Zeiten des Nachts über die Köpfe der Leute hinweggehn.

22. Der umgehende Förster.

Mündlich.

Es giebt im Vogelsberg einen gestifteten Wald, welcher von drei Gemeinden zusammen benutzt wird. Ein altes Testament, welches über diese Schenkung besteht, sagt dabei, dasz er nie getheilt werden dürfe und schlieszt mit den Worten:

Wer das Testament bricht,
Mit dem halt' ich Vorstand am jüngsten Gericht.

Es fiel aber einmal einem Forstinspektor ein, sich über das Testament lustig zu machen und demselben zum Trotz den Wald theilen zu wollen. Er liesz ihn darum kurz und gut in drei gleiche Theile abmessen und Grenzschneisen hauen; doch das bekam ihm schlecht, denn er starb plötzlich und ritt seitdem jede Nacht spukend durch die Schneisen. Als man das gewahrte, unternahm es des Forstinspektors Sohn, den Geist abzufragen. Er ging um Mitternacht zu einer der Schneisen und als der Spuk dahergeritten kam, da fragte der Sohn: ‚Wo hast du das verschuldet?' Der Geist antwortete: ‚Da ich das Testament brach.' Da rief der Sohn: ‚Du hast's gewuszt, darum sollst du reiten in Ewigkeit.' Und so reitet denn der Forstinspektor noch immer herum und wird reiten bis zum jüngsten Tag.

23. Der Mann auf dem Dreimärker.

Mündlich.

Ein Mann in Oberkainsbach sasz eines Abends mit seiner Frau beim Kartoffelschälen, als es plötzlich an sein Fenster klopfte. Anfangs achtete er nicht darauf, doch als es zum zweiten und drittenmal klopfte, ging er hinaus. Drauszen fand er drei Herren in seltsamer Tracht und der eine von ihnen, der ein Jäger zu sein schien, sprach zu dem Bauern, er solle des andern Abends mit einem Sack, den ein Mädchen unter sieben Jahren gesponnen, einer neuen Hacke und einem noch ungebrauchten Grabscheit hinaufgehen auf den Schnellerts und sich auf den droben stehenden Dreimärker setzen, so werde er sein Glück machen. Der Mann willigte ein und die drei verschwanden. Am folgenden Tage verschaffte der Bauer sich die drei erforderlichen Dinge und als es anfing zu dämmern, ging er damit hinauf und setzte sich auf den bezeichneten, unweit der Burgtrümmer befindlichen Stein. Er hatte lange gesessen und wollte schon wieder heimgehen, da kam plötzlich drüben vom Rodenstein etwas herangezogen gleich einer Wolke; es kam näher und näher und liesz sich endlich auf die Ruinen nieder. Da stand mit einemmale eine grosze, schöne Burg da, aus dem Thor aber trat jener Jäger und hiesz den Bauern aufstehen und mit ihm hineingehen. Sie stiegen eine schöne Schlosztreppe hinan und kamen in einen groszen hell erleuchteten Saal, wo an einer mit allerlei Geschirre beladenen Tafel eine Menge fröhlicher Herren in alterthümlichen Kleidern und Rüstungen saszen. Sie aszen und tranken und verführten einen groszen Lärm mit Schreien, Reden und Singen. Der Jäger sagte, das wären die Herren vom Rodenstein und Schnellerts, sie hielten hier Verspruch zu einem Handstreich; dann setzte er sich mit dem Bauern unten an die Tafel, warnte ihn aber, er solle von Speise und Trank nur ja nichts anrühren.

Als die Herren nach der Tafel noch eine Weile gezecht hatten, standen sie auf und eilten immer fröhlich lärmend zum Saal hinaus. Der Jäger sagte zu dem Mann, er solle ihm in den Schloszhof folgen, es gehe jetzt auf die Jagd; er, der Bauer, müsse auch mit hinaus, solle sich nur immer bei ihm halten und ihm folgen, was auch geschehen möge, sich jedoch wohl hüten, ein Wort zu sprechen. Sie gingen hinab und fanden drunten im Hof die ganze Gesellschaft mit dem Jagdgeräth und eine Menge von groszen, schneeweiszen Windspielen, welche mit lautem Gebell um die Herren herumsprangen. Der Jäger wurde von allen willkommen geheiszen, zu dem Bauern aber sprach keiner etwas, es war, als sei er gar nicht da. Jetzt ging es lustig zum Thor hinaus und in den mondhellen Wald. Voran sprangen die Hunde und lieszen vor Gier die Zunge aus dem Halse hängen. Dicht hinter ihnen folgte der Jäger mit zwei schön gekleideten Prinzen, welche dem Mann schon bei der Tafel aufgefallen waren und von denen er später sagte, es seien wohl dieselben Männer gewesen, die an jenem Abend mit dem Jäger an sein Fenster geklopft hätten. Es ging so schnell, dasz dem Bauern fast der Athem stockte, doch hielt er sich immer dicht hinter dem Jäger, welcher beständig die Hunde anfeuerte und hetzte. Plötzlich schlugen sie ein wüthendes Gebell an und aus dem Gebüsch drang ein herzzerreiszendes Jammergeschrei. ‚Sie werden doch keinen Menschen angefallen haben,' rief der eine Prinz und wollte hinzueilen, doch der andere hielt ihn zurück, indem er sprach: ‚sei's Mensch oder Vieh, das gilt mir alles gleich.' Als sie näher kamen und der Jäger die Hunde auseinander trieb, lag an der Erde der blutige und zerrissene Leichnam eines Kapuziners in einer braunen Kutte. Nun hob der eine Prinz ein groszes Wehklagen an, der andere aber lachte und liesz den Leichnam durch ein paar Jäger forttragen. Die Jagd hatte jetzt ein Ende, der gute Prinz hörte jedoch nicht auf, dem bösen Vorwürfe zu machen. Das that er auf dem ganzen Heimweg, als er es aber auch im Schloszhof nicht aufgab, ward der Andere wild, zog seinen Hirschfänger, stiesz ihm denselben in die Brust und lief dann in den Stall. Einen Augenblick darauf kehrte er wieder zurück, auf einem stolzen Pferde sitzend, dem gab er die Sporen und sprengte mit einem gewaltigen Satz über die Schloszmauer. Da hörte man einen dumpfen Fall, der Jäger aber sprach: ‚Er hat das Genick gebrochen, jetzt müssen wir fort in das Schlosz und den Kapuziner suchen.' Sie gingen nun miteinander in die Burg zurück. Der Jäger schlosz ein Zimmer nach dem andern auf und stellte dabei immer ein Licht innen und eins auszen an die Thür, aber sie konnten den Kapuziner nicht finden. Endlich kamen sie in einen dunkeln, kalten Keller, da lag die blutige Leiche des armen Mönchs. Nun befahl ihm der Jäger, den Leichnam in den Sack zu stecken; der Bauer griff an und hatte ihn schon mit den Füszen im Sack, da hörte er hinter sich: ‚Hau! hau! hau!' Er drehte sich rasch um und sah die groszen Windhunde, welche die Leiche packen wollten. ‚Geht ihr los, oder —' rief er und schlug mit dem Grabscheit nach ihnen, doch da war mit einemmale Alles verschwunden, Jäger, Hunde Keller und Schlosz, und der Mann fand sich im Mondschein allein auf dem Dreimärker.

Das Alles hat er zu vielen Malen erzählt und dabei gesagt, so möge es einmal wirklich vorgefallen sein, und wenn er sich nicht durch die Hunde hätte irre machen lassen und die Leiche hinaus getragen und begraben hätte, dann brauchte er jetzt keine Kartoffeln mehr zu essen.

21. Das wilde Heer in der Küche.

Mündlich.

Die Hofraithe in Brensbach, durch welche der Geist aus dem Schnellerts seinen Zug genommen haben soll, liegt im obern Theil des Orts. Diese Hofraithe wie noch zwei andere daselbst, welche noch vor 50 Jahren standen, waren im ältesten Baustil der Bauern-Hofraithen aufgebaut, und schienen den ehemaligen Herren von Brensbach angehört zu haben.

Ein älterer Besitzer der Hofraithe, durch dessen Scheuer der Berggeist zog, war Willens eines Morgens vor Tag über Feld zu fahren. Er sagte daher seiner Frau, sie solle früh aufstehen, um ihm sein Frühstück zu bereiten. Morgens, als er um seine Pferde zu füttern, aufstand, ging er durch die Küche und sahe zu seiner Verwunderung noch ein groszes Kohlenfeuer auf dem Heerd. Nachdem er gefüttert hatte, mahnte er seine Frau, jetzt aufzustehen, da sie noch Feuer genug auf dem Heerd habe. Als aber die Frau aufgestanden war und die Morgensuppe kochen wollte, fand sie keinen Funken Feuer weder auf dem Heerd noch in der Asche. Das Feuer rührte aber von dem wilden Heer, welches in der Nacht in der Küche gewirthschaftet hatte. Denn es war gar nichts seltnes, dasz die Geister Nachts in diese Küche einkehrten, die Kessel über das Feuer hingen und kochten, endlich auch Schüsseln und Teller nahmen und Mahlzeit hielten. Im Jahr 1804 hat man diesz zum letztenmal wahrgenommen.

15. Die Todtenhöhe.

Bei Frankenberg liegt eine Hochebene, die Todtenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen von Neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Höhe gehen wollten, sahen sie die Geisterschlacht; ganze Scharen von Bewaffneten zu Rosz und zu Fusz kämpften in wildem Streite, dasz dumpf der Boden davon dröhnte. Da ergriff sie Schrecken und Angst und ihre Aexte wegwerfend, eilten sie zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie des Morgens wiederkamen, ihre Aexte zu suchen, sahen sie nichts als ihre eigenen Fusztritte im Schnee.

26. Der Schnellertsgeist.

Mündlich.

Ich bin gar kurzäthmig und spare die Worte; zudem habe ich nicht weit mehr bis an's Grab, darum spreche ich gern die Wahrheit und was ich erzähle, das kann mir jeder glauben. Ich habe einmal auf dem Schnellerts gearbeitet und mein Kamerad war nicht weit von mir, so dasz wir zusammen plauderten über Diesz und Jenes. Da hörte ich plötzlich, wie es da, wo man jetzt die alten Mauern sieht, raschelte und rauschte, als ob ein Reh in einem Haufen dürrer Blätter herumspränge. Ich werfe rasch die Hacke weg und eile auf die Stelle zu, aber da war nichts zu hören noch zu sehen. ‚Du,’ sagte ich zu dem Andern, ‚es ist nicht richtig hier.’ Da kam er und sah selbst nach und ich sah ihm an, dasz es ihm angst wurde, sprach darum: ‚Lasz ihn rascheln, wir wollen wieder an die Arbeit.’

Ueber eine Weile fährt's daher, wie ein Wagen, aus dem ein Dutzend Kerle kleine Steine würfen, und wir hörten ganz deutlich die Räder über den Boden gehen und die Steine fliegen. ‚Da ist der Spitzbub schon wieder’,’ rief ich, als der Lärm vorüber war und mein Kamerad hatte es auch gehört, denn er war todtenblasz und sprach kein Wort. Ich aber, ein muthiger junger Bursch, schrie keck, so laut ich konnte: ‚O du Teufel, so komm auch zum drittenmal, dreimal ist Bubenrecht!’ Da aber fuhr ein Wirbelwind daher, der packte uns, dasz wir nicht anders glaubten, als wir würden mit fort in die Luft gerissen und schrieen, als stecke uns schon ein Messer in der Kehle. Wir lieszen die Hacken und Beile liegen und liefen, was wir konnten ein Stück Wegs bergunter, wo andere arbeiteten, denen wir Alles erzählten. Diese hatten auch Alles gehört und es dauerte lange, bis sich wieder einer auf die Spitze des Berges wagte.

27. Das Eichbrünnchen.

Mündlich.

In der Nähe des Rodensteins am Fusz einer alten Eiche quillt das Eichbrünnchen, in welchem die Rodensteiner ihre Kinder taufen lieszen.

Eines Abends war den Leuten, welche am Fusz der Burg wohnen, eine Magd fortgegangen, sie wuszten nicht wohin. Als sie das Mädchen lange in der nächsten Umgebung des Hauses gesucht hatten, fanden sie es endlich an dem Eichbrünnchen. Sie wollte aber durchaus nicht von der Stelle hinweg und fragte: ob sie den schönen Wagen nicht gesehen hätten, mit dem sie fortfahren solle? Diese Magd war aber ein gülden Sonntagskind.

Andere erzählen die Sache folgendermaszen: Die Magd erzählte, als man sie fand, sie sei, während die übrigen Hofleute beim Spinnen zusammen gesessen hätten, vor die Thür gegangen, um irgend ein Geschäft zu verrichten. Als sie eben in den Hof getreten, sei eine vierspännige Kutsche vorgefahren, in welche man sie, ehe sie sich's versehen, geschwind hineingehoben hätte. Alsdann sei die Kutsche pfeilschnell querfeldein gefahren und erst in einem entfernten Wiesengrund habe man sie wieder freigegeben.

28. Der Geisterwagen.

Mündlich.

Der Pfarrer von Brensbach kam einmal von Kainsbach herunter in die Haal und fragte den Bauern verwundert, was er für einen vornehmen Besuch gehabt habe? Der Bauer sah den Pfarrer erstaunt an und sagte, er wisse von keinen Besuch und habe keinen Fremden gehört noch gesehen. Da erzählte der Pfarrer, als er einige hundert Schritte vom Hofe entfernt gewesen, habe er einen vierspännigen Reisewagen aus dem Hofthor fahren sehen, in welchem er, als derselbe ihm näher gekommen, zwei Herren gesehen habe, deren einer mit mehren Orden geschmückt gewesen sei. Das ganze Fahrzeug sei kostbar und jedes Pferd mit einem hohen goldnen Federbüschel auf dem Kopf geziert gewesen. Er habe auch nicht unterlassen, seinen Hut abzuziehen und dieser hohen Herrschaft seinen Respekt zu beweisen. Kaum sei er einige Schritte von dem Wagen entfernt gewesen, da habe er sich nochmal nach demselben umgesehen, jedoch keine Spur mehr davon entdecken können. Das sei ihm sonderbar vorgekommen, er sei dann über den Bach gegangen und habe ihn dann wieder in einiger Entfernung erblickt. Der Pfarrer fügte noch die Bemerkung hinzu, die in dem Wagen Sitzenden müszten seines Compliments unwürdig gewesen sein, weil sie gleichsam vor demselben verschwunden wären.

29. Sonntagskind.

Mündlich.

Zu Oberkainsbach fährt der Rodensteiner alljährlich durch eines Bauern Scheune; an dem Tage müssen beide Thore für ihn weit offen gelassen werden, denn wider allen Gebrauch hat die Scheune zwei Thore, die sind nur des Geistes wegen einander gegenüber gebaut. Nun standen an dem Tage die Knechte in der Scheune und draschen; da kam der Rodensteiner mit Halloh, Rasseln und Peitschenknallen und fuhr durch, so dasz Alle inne hielten und sich segneten, aber keiner sah etwas. Nur ein siebenjähriges Knäbchen, welches ein Sonntagskind war, stand dabei und zog in einem fort das Käpplein ab, als ob es vornehme Leute grüsze. Als der Spektakel vorbei war, fragten die Andern, warum es so gethan habe? Da gab es zur Antwort: ‚Habt ihr denn nicht die vielen schönen und vornehmen Herren gesehen, welche in den Kutschen saszen und so freundlich zum Schlag heraus grüszten?'

30. Die Scheune in Oberkainsbach.

Mündlich.

Der jetzige Besitzer des Hofes, durch dessen Scheune der Rodensteiner ehemals fuhr, hat dieselbe vor einiger Zeit abbrechen lassen und an ihrer Stelle eine Mauer hingesetzt. Aber der Geist duldet diese Mauer eben so wenig in seinem Wege, als ehemals die Scheunenthore. Er hat sie schon dreimal umgeworfen und damit dem Bauern die Lust genommen, sie noch einmal aufzubauen.

31. Der Kornweg.

Mündlich.

Wenn der Rodensteiner durch die Scheune in der Haal fährt, hört man ein Krachen, als wenn ein junger Eichbaum überm Knie zerbrochen würde.

In der Richtung, in welcher der Rodensteiner vom Rodenstein hinüber zum Schnellerts fährt, sieht es auf dem Boden ordentlich wie ein Weg aus, und wo es durch Felder geht, lauft mitten durch das Korn ein Strich; da wächst das Korn viel höher und gedeiht besser, als anderswo auf dem Acker.

32. Des Rodensteiners letzter Auszug.

Mündlich.

Dieser fand im Jahr 1848 statt, etwa vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Paris. Da kamen eines Morgens Leute zu dem Bürgermeister von Reichenbach, welche meldeten, der Rodensteiner, der seit Menschengedenken ruhig gewesen sei, habe sich wieder hören lassen und sei mit dem gewohnten Getöse, unter Wagengerassel, Hundebellen u. a. durch die Luft nach dem Schnellerts gezogen. Der Bürgermeister wollte Anfangs nichts darauf geben, aber die Leute beschwuren es hoch und theuer, und darauf hin sagte er es dem Pfarrer und bat ihn, er möge es doch in die Zeitung setzen lassen. Dieser lachte über die Sache und sagte, es sei Aberglauben, aber der Erfolg hat das Gegentheil gelehrt.

Und als 1850 der Kampf gegen die rothe Sippschaft sich dem Ende zuneigte, da kamen andere Leute zu dem Bürgermeister und erzählten, in der verflossenen Nacht habe der Spektakel wieder angefangen und sei es gerade gewesen, als ob ein ganzes Heer durch die Luft tobe. Damals hat der zeitige Pfarrer es in der Zeitung angezeigt und mancher Leser dieser Blätter erinnert sich dessen wohl noch. Diesz letztemal ging der Zug des Heers vom Schnellerts aus und wandte sich dem Rodenstein zu, wie das jedesmal der Fall ist, wenn ein Krieg in Deutschland zu Ende geht.

33. Der Steiffenberger.

Am Petersberg im ehemaligen Fürstenthum Fulda lebte einmal ein Probst, der führte ein sehr sittenloses und schwelgerisches Leben. Er wurde oft von dem Abt seines Klosters ermahnt, davon abzustehn, aber vergebens; er tafelte und zechte drauf los und dachte besonders im Winter gar nicht der Noth so vieler Armen, die nicht einen Bissen trocknen Brodes zu verzehren hatten. Endlich ereilte ihn die Strafe Gottes. Einst brachte er in der heiligen Adventszeit in seinem Wagen Gäste nach Hause, mit welchen er die ganze Nacht hindurch ein tolles Gelag gefeiert hatte. Als aber die Pferde so wild daher rannten, stiesz der Wagen auf der Strasze an, der Probst stürzte heraus und mit dem Kopf so hart gegen einen Felsblock, dasz er auf der Stelle todt blieb. Seitdem sieht man ihn stets im Advent kopflos in einem Wagen mit kopflosen Rappen umher fahren, dem ein schwarzer feueraugiger Hund heulend folgt.

34. Die ſilberne Kutſche in Grünberg bei Echzell.

Mündlich.

Nordwestlich von Echzell liegt eine kleine Erhöhung welche der Grünberg heiszt. In demselben befindet sich eine silberne Kutsche und mehre Leute in Echzell erzählen, dasz sie dieselbe Nachts mit vier weiszen Pferden bespannt an sich hätten vorbeifahren sehn. Als sie sich jedoch angeschickt, sich hinten auf dieselbe zu setzen, wären sie dermaszen von Schrecken erfüllt worden, dasz sie es nicht vermocht hätten. Darauf wäre die Kutsche am Grünberg verschwunden.

35. Weiszes Frauchen am Borstein.

Mündlich.

An dem Borstein und in dem Walde hinter demselben ist schon mehrmals ein weiszes Frauchen mit einer goldnen Haube gesehen worden.

Ein paar Kinder aus Reichenbach stiegen auf den Berg, um Holz in dem Haal-Wald zu sammeln. Eines davon, ein Mädchen, blieb etwas zurück und kletterte auf den Borstein; da sah es auf der andern Seite des Felsens eine wunderschöne weisze Frau stehen, welche es freundlich lachend einen Augenblick ansah und dann verschwand. Das Kind rutschte sogleich wieder an dem Felsen herab und lief zu den andern Kindern im Walde, um im Holzlesen nicht zurückzubleiben. Die aber hatten schon grosze Bündel gesammelt und schickten sich bereits zum Heimwege an. Das Kind hatte auf dem Borstein viele Stunden zugebracht, die ihm vergangen waren wie eben soviel Secunden.

36. Die weisze Jungfrau in Ernsthofen.

Mündlich.

In der Burg zu Ernsthofen hat sich oft eine weisze Jungfer sehn lassen und die Leute verfolgt. Einmal brannte es im Ort, da kam sie in die Kirche, wo man eben Sturm läutete und ängstigte den Glöckner dergestalt, dasz dieser fortlief.

Auf dem der Burg nahen Schloszberg hat man oft ein

Feuer gesehn, wobei ein schwarzer Hund lag. Man sagt, dort sollen noch viele Schätze vergraben sein.

37. Die weisze Frau bei Mossau.

Mündlich.

Bei Mossau geht schon seit undenklichen Zeiten eine weisze Frau um und harret ihres Erlösers, der sie anrufen und abfragen musz, um ihr die langersehnte Ruhe zu schenken. Ein paar Bursche von einem benachbarten Orte kamen eines Abends spät aus einer Mossauer Spinnstube und bemerkten auf dem Heimweg die weisze Frau, die neben dem Wege in den Wiesen spazieren ging. Einem unter den Burschen kam das freventliche Gelüsten, sich mit dem Gespenste einzulassen, und kein Bitten, kein Zureden konnte ihn davon abbringen. Er ging trotzig auf die weisze Frau hinein und sprach: ‚Alle guten Geister loben den Herrn!' ‚Ich auch!' erwiederte die weisze Frau mit hoher, schrillender Stimme. Darauf hatte sich der kecke Bursche nicht vorbereitet, er stand nun da und wuszte Nichts mehr zu sagen. Da ergriff ihn der Geist und schleifte ihn in der ganzen Wiese umher. Als sie ihn endlich liegen liesz, war er so übel zugerichtet, dasz er nach dreien Tagen den Geist aufgab.

38. Der Schönberg bei Gelnhaar.

Mündlich.

Westlich von Gelnhaar liegt ein Berg, der der Schönberg heiszt. An dem ihm nahen Kirchwäldchen soll vor alten Zeiten eine Kapelle gestanden haben. Ein Weg daselbst heiszt noch jetzt der Kirchweg, ein gröszerer Platz der alte Kirchhof.

Da brannte einmal ein Mann Kohlen, als eine Frau in weiszen Todtenkleidern zu ihm trat und ihn bat, sie ‚durch Gott' zu erlösen. Der Mann aber fürchtete sich und weil er nicht geneigt war, ihre Bitte zu erfüllen, so drehte er sich um. Da that die weisze Frau einen tiefen Seufzer und verschwand. Die Leute erzählen, diese Frau erscheine alle sieben Jahre, und zwar so lange, bis sich Jemand ihrer erbarme und sie ‚durch Gott' erlöse. Dem würden auch die Schätze zu Theil, welche noch in Schönberg verborgen lägen.

Auch soll sich ein unterirdischer Gang von dem Schlosse zu Liszberg bis zu dem Schönberg ziehen, was wol eine Stunde Wegs ist.

39. Der Altenburgskeller bei Nidda.

Mündlich.

Auf der Altenburg bei Nidda geht eine Frau in weiszem Gewande um, die schaut gar milde und freundlich drein, grüszt den ihr Begegnenden und bietet ihm eine Blume an. Die Meisten hatten den Muth nicht, die Blume anzunehmen; ein armer Mann nur wagte es einmal, und da ging die weisze Frau vor ihm her und sie kamen an ein groszes Thor. Er hielt seine Blume an das Schlosz, die Thorflügel öffneten sich und die weisze Frau führte ihn in den Keller der Burg, wo grosze Fässer voll edeln Weines in langen Reihen lagen. Da dachte der Mann, er wolle sich ein wenig stärken und laben, solchem Wein begegne man nicht oft, dann sei es noch Zeit, den Schätzen nachzugehn. Und er stiesz mit seinem Messer einen Pfropfen ein, steckte den da liegenden Krahn in das Loch und zapfte und trank lustig zu, bis der Kopf ihm schwer wurde. Da meinte er, jetzt sei es Zeit, zu gehn, es werde ja spät, und er taumelte weg. In dem Augenblick rief eine Stimme: ‚Freund, vergisz das Beste nicht!' Aber er hörte nicht darauf, stieg die Treppen empor und sank oben schlaftrunken auf einen Stein. Als er aufwachte, war die Frau fort und die Blume war fort und der Eingang zum Keller nicht mehr zu finden, und er hatte sein Glück ganz und gar verscherzt.

Winkelmann erzählt auch (S. 193), es seien auf der Altenburg grosze Schätze vergraben. Einige Bewohner von Nidda suchten einmal darnach, doch fanden sie nur Hufeisen, welche so gemacht waren, dasz man sie den Pferden verkehrt aufschrauben oder annageln konnte.

10. Die Jungfrau auf dem Weidelberg.

Einst hütete ein Schäfer am Weidelberg, da erschien ihm eine weiszgekleidete wunderholde Jungfrau, die ihn durch stetes Winken zum Mitgehn bewog. Als er folgte, zeigte sie auf eine weisze Blume, die er brechen muszte und führte ihn in die Burg und durch eine Pforte in ein Gewölbe. Hier lagen Haufen von Gold und Silber und reich, überreich war der glückliche Schäfer, denn die Jungfrau gab ihm zu verstehen, dasz alle diese Reichthümer sein wären. Beladen mit Schätzen wollte er zurückkehren, als sie ihn warnte, nicht das Beste zu vergessen. Doch er liesz in seiner Freude und im Wahn er habe das Beste, die Blume zurück und verschwunden war Gold und Silber, Jungfrau und Pforte und der Reiche sah sich betrübt wieder so arm, wie früher.

11. Die Blume auf der Altenburg.

Eine gute Viertelstunde von dem Dorf Dauernheim liegt ein Berg, der zwar nicht hoch, aber nach Süden zu ziemlich steil ist und die Altenburg heiszt. Auf demselben soll in uralten Zeiten ein Schlosz gestanden haben und im Innern des Berges noch ein Schatz vergraben liegen.

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Dauernheim ein Bauer, Namens Röser, der ging einst nach der Altenburg und da er dort eine sehr schöne und seltene Blume fand, so steckte er sie auf seinen Hut. Bald fühlte er an demselben eine besondere Schwere: er nahm ihn deswegen ab und fand, dasz sich die Blume in einen groszen Schlüssel verwandelt habe. Zugleich bemerkte Röser eine bis dahin nie gesehene Thüre, welche in den Berg ging. Er steckte den Schlüssel in das Schlosz, öffnete die Thüre und trat in den Berg. Da kam er bald an ein Gemach, darin lagen Schätze aller Art. Er füllte sich die Taschen mit denselben und war eben im Begriff fortzugehen, als eine Stimme rief: ‚Vergisz das Beste nicht!‘ Röser bezog das nicht auf den Schlüssel, welchen er in der Freude über die Schätze nebenhin gelegt hatte, sondern auf die Schätze selbst, welche noch da lagen und stopfte darum noch mehr in die Taschen. Da rief es zum zweitenmal: ‚Vergisz das Beste nicht!‘ und er packte weiter ein, was er nur konnte. Als es aber zum drittenmale noch vernehmlicher erscholl: ‚Vergisz das Beste nicht!‘ da bemächtigte sich seiner eine solche Angst, dasz er hastig nach der Oeffnung zu lief, durch welche er hereingekommen war. Indem er durch dieselbe eilte, fiel die Thüre so heftig hinter ihm zu, dasz sie ihm die beiden Fersen an den Füszen abschlug, wovon er in der Folge lahm wurde. Das mitgebrachte Gold, dessen begreiflicherweise nicht wenig war, tröstete ihn jedoch über seine Wunden und half ihm, die Schmerzen ertragen. Als er aber geheilt war, fühlte er sich unglücklicher, als zuvor, denn jetzt erkannte er, was jene Stimme unter dem Besten gemeint hatte und dasz er nur durch seine Habgier und Verblendung um den Schlüssel und die Möglichkeit gekommen sei, sich noch weitere Schätze zu holen.

Später wanderte er zwar noch oft nach der Altenburg und sah sich dort überall um, aber er fand weder die schöne Blume noch die Thüre wieder, welche zu den Schätzen führt.

42. Schlange auf dem Rodenstein.

Mündlich.

Ein Mann aus Fränkisch Krumbach war mit seinem Knaben im Holz beim Rodenstein. Da kam ein weiszes Frauchen zu ihnen und sagte, des andern Tags zwischen elf und zwölf Uhr sollten sie dahin kommen, dann werde die Burg wieder ganz so dastehen, wie sie vor Zeiten gewesen. Sie, das Frauchen, werde ihnen als eine Schlange mit einem Schlüsselbund im Maul erscheinen; der Knabe müsse dann mit seinem Munde die Schlüssel aus ihrem Maul nehmen und mit ihr in das Schlosz gehen. Sie würden zuerst das

Zimmer aufschlieszen, in welchem die alten Rodensteiner Herren an einem Tisch säszen und tränken; dann würden sie durch ein zweites in ein drittes Zimmer kommen, in welchem ein groszer Hund auf einem Koffer liege. Den Koffer brauche er nur getrost aufzuschlieszen, so werde der Hund herunter springen, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun. Das Weitere würden sie dann schon sehen, aber glücklich wären sie für ihr ganzes Leben.

Am andern Tag zu der bestimmten Zeit war der Mann wieder mit seinem Sohn an Ort und Stelle, da wurde es plötzlich während einiger Augenblicke ganz finster, es kam heran, wie ein Rauschen und das Schlosz stand ganz wieder so da, wie es vor Zeiten gewesen. Zugleich kam auch die Schlange herbei, kroch auf den Knaben zu und richtete sich an ihm in die Höhe. Der Junge hätte es schon gethan, der hatte Muth genug dazu, aber sein Vater erschrak, sprang hinzu und risz ihn weg. Da wurde die Burg mit einem Schlag wieder zur Ruine, die Schlange kroch wieder fort und winselte und klagte, sie könne jetzt nicht eher wieder erlöst werden, bis das kleine Eichbäumchen am Niedernberg beim Rodenstein so grosz geworden sei, dasz ein Sarg daraus gemacht werden könne.

43. Das Raubſchloſz bei Grünberg.

Mündlich.

Eine halbe Stunde östlich von Grünberg im Waldrevier Thiergarten liegt eine Waldhöhe, welche das Raubschlosz heiszt. Da soll in alten Zeiten ein Schlosz gestanden haben, wovon jedoch kaum noch einige Mauerreste übrig sind. Abends zeigt sich auf dieser Höhe eine weisze Frau mit einem Bund Schlüssel. Wenn sich Jemand der Gegend naht, winkt sie ihm und schlieszt die Erde auf, um erlöst zu werden; doch wagte es bis jetzt noch Niemand, sich mit ihr einzulassen und mit ihr unter die Erde hinab zu steigen.

44. Das Edelfräulein von Rodenstein.

Mündlich.

Der Krumbacher Hirt trieb eines Sonntags Morgens die Heerde am Rodenstein vorbei und kam nach und nach in die Gegend des Eichbrünnchens. Da sah er auf einmal ein schönes weiszes Edelfräulein stehen, das die schönsten schneeweiszen Linnen in der Quelle wusch. Der Hirt fing an zu schelten, dasz sie den heiligen Sonntagmorgen mit ihrer Hände Arbeit verunehre, aber sie antwortete ihm, sie sei dazu verwünscht und kein Mensch könne sie davon erlösen, als wer sie drei Tage hintereinander in drei verschiedenen Gestalten dreimal auf die beiden Augen und auf den Mund küsse. Wie sie nun so schön und holdselig vor ihm stand, war der Hirt es wohl zufrieden und gab ihr drei Küsse. Den andern Tag kam er wieder, da fand er sie als Kröte und ob es ihm gleich graute, gewann er es doch über sich, ihr auch so die drei Küsse zu geben. Am dritten Tage war sie aber eine Schlange und als sie sich so an ihm hinauf ringelte, entsetzte er sich und schrie — da verschwand sie Augenblicks mit groszem Getöse. Jetzt kann sie nicht anders erlöst werden, als durch einen Knaben, der in einer Wiege liegt, die musz aus dem Holz eines Nuszbaums gemacht sein, der aus einer Nusz wächst, die ein kleines Nuszpflänzchen trägt, welches im Schloszhof steht.

45. Die Fal.

Als vor Jahren unſern Breuna am Steinberge ein junger Bauer pflügte, erschien demselben zur Mittagszeit eine Jungfrau, welche an ihrem Gürtel ein Gebund Schlüssel trug und ihn aufforderte, mit ihr zu gehen, nur fünf Schritte unter die Erde, da würde sie aufschlieszen und ihn glücklich machen, sie aber würde dadurch von ihrem Banne befreit werden. Aber der Bauer weigerte sich und vergeblich war ihr Flehen, vergeblich die Versicherung, dasz es ihm nicht schaden werde, sogar an seiner Seligkeit nicht, der Bauer blieb unerbittlich. Nachdem sie eine Viertelstunde lang alle Ueberredungskünste an ihn verschwendet, that sie plötzlich einen hellen Schrei und war verschwunden. Das war eine Fai.

16. Der Bär.

Mündlich.

In den Ruinen des Bickenbacher Schlosses, über dem Dorf Alsbach an der Bergstrasze erscheint Mittags mit dem Schlag zwölf eine weisze Dame. Ein junger Bauer, der nicht gerade einer von den Aengstlichen war, begegnete ihr, und grüszte sie freundlich, denn er glaubte, es sei irgend eine vornehme Frau aus der Gegend. Da trat sie ihm näher und sprach: ‚Willst du dein Glück machen, heut ist der Tag dazu.' ‚Dafür ist mir jede Stunde recht,' erwiederte der Bauer, ‚aber wie soll ich's anfangen?' ‚Es ist leicht,' sprach die weisze Frau, komm nur die Nacht auf diesen Platz und gib mir drei Küsse, dann sind alle Schätze der Burg dein und ich bin erlöst, aber fürchte dich nicht, wenn ich dir in anderer Gestalt die Schlüssel zu den Schätzen bringe.' ‚Fürchten ist meine Sache nicht,' sagte der Bauer, versprach ihr Alles und war Nachts punkt zwölf Uhr auf seinem Platz. Da kam eine grosze Schlange daher, welche die Schlüssel im Maul trug. Dem Burschen graute es zwar, aber er dachte an die Schätze, faszte Muth und blieb fest stehen, bis die Schlange bei ihm war. Eben wollte er ihr den Kusz geben, da trollte sich ein riesengroszer Bär daher, der war ganz mit Messern und spitzen Gabeln bedeckt, schrie: ‚Zerstechen und zerschneiden!' und ging geradeswegs auf den Burschen los. ‚Ja so war's nicht gemeint,' sagte der Bauer und lief weg, während die Schlange klagende Töne ausstiesz und rief: ‚So musz ich denn wiederum warten, bis die Wiege aus dem kleinen Bäumchen fertig ist, darin mein Erlöser gewiegt werden musz!' Was das für ein Bäumchen ist, weisz man nicht, aber dasz die Dame noch eine gute Zeit zu warten hat, ist gewisz.

17. Die Jungfrau mit den Schlüsseln.

Mündlich.

Unweit Reichenbach am Balkhäuser Weg liegt ein groszer Stein. Es träumte dem Schmied Hampeter in Reichenbach drei Nächte hintereinander, er solle an den Stein gehen. Das that er endlich auch und als er in die Nähe des Steins kam, da trat eine weisze Jungfrau mit einem Schlüsselbund in der Hand hinter demselben hervor und auf ihn zu. Wäre er stille gestanden, wer weisz was er erfahren hätte; aber er war dumm genug, wegzulaufen, denn die Angst übermannte ihn. Später ging er wohl noch hin, hat aber nie mehr etwas von der Jungfrau gesehn. Darüber hat er sich genug geärgert, aber es war zu spät.

18. Weisze Frau in Westhofen.

Mündlich.

Im Jahr 1822 um Johanni spielten in Westhofen am Westerthor zwei Bübchen. Als es so um die Essenszeit war, sahen sie eine prächtig gekleidete weisze Frau auf sich zukommen, und sie gingen ihr entgegen und baten sie, ihnen einen Heller zu schenken. ‚Ihr sollt noch mehr haben, als das,‘ sprach die weisze Frau, ‚wenn ihr mir nur folgen und Alles thun wollt, was ich euch sage.‘ Sie versprachen es ihr und da führte die weisze schöne Frau sie neben dem Thor durch eine Thür, welche sie nie zuvor gesehn hatten, in ein prächtiges, groszes Zimmer mit alten Bildern und einem groszen Heerd. In der Mitte des Zimmers stand eine Kiste und auf der Kiste lag ein Hund, der hatte drei Schlüssel im Maul. ‚Nun holt mir die Schlüssel ihr Kinderchen,‘ sprach die schöne Frau mit freundlichen Mienen, ‚dann mache ich euch so reich, dasz ihr selber nicht wiszt, wie reich ihr seit.‘ Als die Kinder aber zu dem Hunde traten, bleckte der die Zähne so arg, dasz sie nicht wagten, näher zu ihm zu gehn und ihm die Schlüssel zu nehmen und wie die schöne Frau sie auch ermuthigte, Alles half nichts. Da wurde die Frau so betrübt, dasz sie lautweinend die Kinder bei der Hand nahm und vor die Thür ins Freie führte. Als diese sich dort nach ihr umschauten, war sie verschwunden und keine Spur mehr von ihr zu sehn. Die Thür haben sie auch nie wieder erblickt.

19. Schätze im Auerbacher Schloss.

Mündlich.

Im Auerbacher Schlosz liegen grosze Schätze vergraben, die waren also verwünscht. Es sollte ein Rabe über das Schlosz fliegen und aus dem Schnabel eine Nusz in den Hof fallen lassen. Die Nusz sollte Wurzel fassen und zu einem Baum erwachsen, und aus dem Baum eine Wiege gemacht werden und das Kind, was darin zuerst gewiegt würde, sollte den Schatz heben und die Königstochter erlösen können, welche bei dem Schatze wacht. Als nun Alles so gekommen und das Kind zum Manne geworden war, da träumte es ihm dreimal hintereinander, dasz er Mittags in den Schloszhof gehn solle. Am vierten Tage ging er hinauf. Als er in den Schloszhof kam, da that es einen fürchterlichen Schlag und plötzlich stand eine wunderschöne weisze Dame vor ihm, welche ihm sagte, dasz er sie erlösen könne und Besitzer aller Schätze werden solle, welche in dem Schlosz vergraben lägen. Die befänden sich aber drunten im Keller und bei ihnen läge ein feuriger Hund und eine Ruthe, mit der man den Hund schlagen und forttreiben müsse. Das Alles müsse morgen um dieselbe Zeit geschehen. Wenn er dann wiederkomme, solle er aber nicht erschrecken, denn sie werde ihm in ganz anderer Gestalt erscheinen.

Des andern Tags um zwölf Uhr Mittags ging der Mann getrosten Muths in den Schloszhof. Da that es abermals einen Schlag und aus demselben dunkeln Gang, woraus am vorigen Tage die weisze Frau gekommen war, schosz jetzt eine schreckliche Schlange, die einen Schlüssel im Maule trug. Darüber erschrak der Mann aber dermaszen, dasz er laut aufschrie ‚Helf Gott!' und fortlaufen wollte. Das war aber unnöthig, denn sobald er das Wort aus dem

Munde hatte, that es einen Schlag und Alles war verschwunden.

Der Mann sagte seitdem oft, ihm sei nicht mehr zu helfen, er habe sein Glück verspielt. Die Jungfrau mit den Schätzen kann jetzt nicht eher erlöst werden, bis derselbe Rabe wieder eine Nusz in den Schloszhof hat fallen lassen, aus dem Baum, der aus ihr wächst, eine Wiege gemacht, in dieser ein Kind gewiegt worden ist, und dies zum Manne emporwuchs, der das Werk mit gröszerer Kühnheit vollbringt.

50. Weisze Frau im Schlosz Lichtenberg.

Mündlich.

Im Schlosz Lichtenberg im Odenwald wandelt jede Nacht ein kleines weiszes Frauchen herum. Sie steigt aus dem Keller herauf und durchstreicht die Zimmer, indem sie aus der Wand herauskommt, mitten durch die Stube geht und dann in die gegenüberliegende Wand hineinschlüpft. Darum wollte lange Zeit keine Magd beim Assessor dienen, der im Schlosse wohnt.

51. Das weisze Fräulein auf Breuberg.

Mündlich.

Auf der Burg Breuberg stand eine mächtige Linde, wie man deren ja bei den meisten Burgen findet. Unter derselben erschien einst jeden Abend ein weiszes Fräulein. Das war der Geist einer Tochter eines Ritters von Breuberg, welche zur Strafe dafür umgehen musz, dasz sie ihr ganzes Leben nutzlos vertrauerte und Gott gänzlich vergasz, um nur an ihren Geliebten zu denken und seiner zu harren, der in einen Krieg in fremde Länder gezogen und darin umgekommen war.

52. Drei Aepfel gekocht.

Mündlich.

Zu einer Frau kam drei Nächte hintereinander ein weiszes Frauchen, das sagte, sie solle thun, wie ihr geheiszen werde, dann bekomme sie viel Geld. Die Frau versprach es, und das weisze Frauchen sagte: ‚Geh drüben auf den Berg an die Hecke, da steht ein Baum mit Aepfeln, von denen sollst du drei brechen. Kaufe dir dann ein neues Töpfchen, koche die drei Aepfel darin, bis sie weich sind, öffne die Kellerthür und reiche sie hinein: es wird dann ein klein Männchen kommen und sie dir abnehmen.' Das that die Frau und am andern Tag fand sie im Keller einen Kessel voll Geld, so dasz sie reich und glücklich für ihr ganzes Leben war.

53. Frau Susanna.

Mündlich.

Zwischen dem Grasser Hof und Steinheim liegt der Grauberg. Eine Stelle auf dem Gipfel dieser Anhöhe heiszt ‚am steinernen Haus' und zeigt noch einige Trümmer von Mauern. In alten Zeiten stand hier ein Schlosz, worin Frau Susanna wohnte. Diese fuhr einst den steilen Berg hinunter, ihr Wagen stürzte und sie fand ihren Tod. Von Zeit zu Zeit läszt sich seitdem in der Gegend eine verwünschte Jungfrau sehn, die, wie die Leute versichern, ‚zur Pflege der Dürftigen gesandt ist.'

54. Frau Else.

Mündlich.

Vor uralter Zeit, als es noch Ritter gab, zog einmal ein Ritter am Bielstein vorüber. Da sah er plötzlich neben sich eine uralte Frau, die auf Krücken ging und nur mit Mühe weiter zu können schien. Sie bat ihn gar flehentlich, er möge sie doch hinter sich auf sein Rosz nehmen, sie könne kaum noch einen Schritt machen, so müd sei sie, und sie müsse doch bald im nächsten Ort sein. Der Ritter sah sich die Frau einmal an, gab dann aber seinem Rosz die Sporen und sprengte so schnell sein Pferd konnte, weiter. Aber da sprang das Weib ihm auf den Rücken und fuhr mit ihm auf und davon; nie hat man mehr eine Spur von ihm gesehn. Es war nämlich die Frau Else.

55. Vetter Metz.

In der Nähe des Ehlborns zu Gambach liegt der Pahr- oder Pahrdsgarten, neben diesem das Alstädter Feld, welches zu dem ausgegangenen Dorf Alstadt gehörte. Von dieser Gegend hat sich folgende Sage erhalten. Wenn in früherer Zeit junge ledige Bursche auf dem Alstädter Feld geackert hatten und vier Uhr hielten, setzten sie sich an den Ehlborn und tranken daraus. Wenn sie dann riefen

Vetter Metz,
Bring mir 'n Plätz,

dann erschien in den Wiesen ein schön und fein gekleidetes Mädchen mit einem Plätz, trug ihn, über Wiesen und Felder im Gehen hinschwebend, zu einem Pflug und legte ihn auf die Rehhörner desselben. Dann schwebte es schnell nach den Wiesen zurück, brachte wieder einen Plätz und legte ihn auf die Rehhörner eines andern Pfluges und so ging es, bis auf jedem Pflug ein Plätz lag. Dann verschwand es und liesz sich an dem Tage nicht wieder sehn. Die Bursche blieben aber mäuschenstill sitzen, bis die Metz fertig war, dann gingen sie zu den Pflügen und lieszen sich die Plätze recht gut schmecken. Konnte jedoch einer nicht warten, bis sie fertig war und holte sich früher seinen Plätz, so kam sie nicht wieder und die Rehhörner der andern Pflüge blieben für dieszmal leer.

56. Vom Kloster Steinbach.

Mündlich.

Diesz liegt ein paar Büchsenschusz vom gräflich erbachischen Schlosz Fürstenau und verfällt immer mehr und mehr. In der Kirche liegen uralte Grabsteine, Wappen, alte Schlitten, Wagenräder und anderes bunt durcheinander und nach den alten Fresken an den Wänden haben die Bauernknaben so lange mit Steinen geworfen, dasz kaum mehr etwas davon übrig ist. Jetzt ist sie durch ein Thor verschlossen und selten kommt noch jemand hinein. Nachts hörte man oft dort einen feinen Gesang, wie von drei

Stimmen; viele auch haben drei Gestalten gesehen, welche aus der Kirche oder dem anstoszenden Gebäude, das der Pfaffengang genannt wird, kamen, durch den anliegenden Baumgarten schwebten und verschwanden.

Ein Mann, der spät Abends an der Klostermauer vorbeiging, sah eine Nonne in weiszen Gewändern da stehen, die war so wunderschön, dasz kein Maler etwas schöneres malen kann.

Dieselbe Nonne erschien auch einer Frau, welche in der Nähe wohnte, aber mit ganz grauem, verwittertem Gesicht, so etwa, als ob es mit Spinngewebe überzogen gewesen wäre, und bat sie, ihr doch zu ihrer Erlösung zu verhelfen. Die Frau wollte das gern, und bat die Nonne ihr zu sagen, wie es geschehen könne. Die Nonne sprach: ‚Komme die Nacht zwischen elf und zwölf in den Pfaffengang, da will ich dir es sagen.' Das war der Frau doch gar zu schauerlich und sie sagte: ‚Ich will gern kommen, aber ihr müszt mir erlauben, dasz ich jemand mitbringe.' Da seufzte die Nonne und erwiederte: ‚Das darfst du wohl, aber es darf nichts Unreines sein, sonst ist Alles umsonst.' Mit den Worten verschwand sie. Die Frau hielt Wort und kam zur bestimmten Stunde in Begleitung ihrer Nachbarin. Als sie auf den Hof des Klosters kamen, stand die Nonne schon in der Thür des Pfaffengangs. Da winkte die Frau der Nachbarin, etwas zurückzubleiben und ging allein auf die Nonne zu, doch da jammerte diese laut auf: ‚Du hast ein Unreines mitgebracht und jetzt kann ich auf lange Zeit nicht mehr erlöst werden.' Zugleich war sie verschwunden. Einige Zeit nachher erfuhr die Frau, dasz ihre Nachbarin in Unzucht mit einem Mann aus dem Dorfe lebe und das hatte die Erlösung gestört.

Vor ein paar Jahren sah ein Bursche die Nonne, wie sie ein Bund Schlüssel in der Hand trug und es ihm darreichte; er fürchtete sich aber und lief fort, ohne es anzunehmen.

Oft hört man Nachts Lärm im Kloster, als ob Alles darin untereinander geworfen würde, findet aber Morgens Alles in der besten Ordnung.

Einem Mädchen in Weidengesäsz erschien die Nonne dreimal um Mitternacht und versprach ihm die ewige Glückseligkeit, wenn es mit ihr ins Kloster gehen wolle. Dabei klagte sie sehr darüber, dasz sie jetzt schon seit 500 Jahren zwischen Himmel und Erde schweben müsse. Das Mädchen aber schlug es ihr dreimal ab, worauf sie wehklagend verschwand.

Vorn an dem Pfaffengang nach Fürstenau zu ist ein langer Strich Gras, der im Winter keinen Schnee duldet. Als einmal ein Mann aus Steinbach sich im Sommer zwischen elf und zwölf Uhr Mittags dort hinlegte, um zu schlafen, spürte er einen köstlichen Geruch, wie von gutem Wein und duftenden Kräutern.

Vor dem Thor der Klosterkirche hat einmal ein anderer Mann gegraben und stiesz auf einen Hafen; als er denselben öffnete, war er voll junger Raupen. Er sah ihnen eine Weile zu, wie sie durcheinander krochen, dann liesz er den Hafen stehn und ging nach Hause, wo er seiner Mutter von dem Fund erzählte. Da sprach diese: ‚Geh rasch hin und hole sie, es ist ein Schatz und unser aller Glück.‘ Da eilte er, was er konnte, aber als er an den Ort kam, da war von dem Hafen und den Raupen keine Spur mehr zu sehn.

57. Die Bleicherin.

Mündlich.

Neben dem Badeort Soden bei Frankfurt erhebt sich ein Hügel, welcher das Nadelkissen heiszt. Darauf hat vor langen Zeiten ein Kloster gestanden, von welchem jedoch nur wenige Steine mehr übrig sind. Als man dasselbe abbrach, wurden die Bauern gezwungen, die Steine gen Frankfurt zu fahren, wo man den Frohnhof davon baute. In diesem Kloster lebte einst eine heilige Frau. Wenn dieselbe wusch, dann hing sie die Wäsche nicht auf ein Seil, sondern in die Luft und die Luft trug und trocknete sie. Wenn die Sodener das sahen, dann liefen sie stets Alle vor die Thüren ihrer Häuser und konnten sich nicht satt an dem Wunder schauen. Auch soll das ein Vorzeichen von schönem Wetter gewesen sein.

58. Die Silberwäscherin zu Unterschlitz.

Mündlich.

Am linken Fuldaufer liegt zwischen Schlitz und Hutzdorf die Schlitzer Burg. Jetzt gewahrt man kaum mehr eine Spur von ihr, denn schon um 1261 wurde sie von dem tapfern Abte Bertho II. von Leibolds zerstört, demselben, den man gewöhnlich den Abt Fingerhut nannte. Auf der Stelle, wo sie sich einst erhob, geht es um und noch heut hört man um Mitternacht die Silberwäscherin, welche zahllose silberne Teller auf einander thürmt, bis der Schlag Eins sie von ihrer Arbeit erlöst.

Einer andern Sage zufolge schlich sich eines Abends ein Weib in die Kirche und stahl dort die heiligen Gefäsze. Manche davon hatte sie schon verkauft, manche auch vergraben, als der Tod sie übereilte. Jetzt musz sie zur Strafe jede Nacht das vergrabene Geräth hervorholen und in der Fulda waschen.

59. Weisze Jungfrauen bei Hungen.

Mündlich.

Nordwestlich vom Grasser Hofe bei Hungen liegt ein mit Gebüsch bewachsener Hügel, der Grasser Berg genannt, auf dem vor Zeiten ein Raubschlosz gestanden haben soll, dessen Keller bis nach Nonnenrod reicht. In diesem Keller soll sich eine schöne Jungfrau befinden. Ein Mann, der sich einmal hineingewagt, sah sie und erhielt eine schöne Blume von ihr. Andere sagen, es seien zwei weisze Jungfrauen gewesen und sie hätten ihm eine schöne Blume gereicht, an welcher er roch und sie dann neben sich legte. Als er wieder weggehn wollte, rief die Eine ihm zu: ‚Vergisz den Schlüssel nicht!‘ Er verstand das aber nicht und ging, und da fuhr die Kellerthür mit solcher

Heftigkeit hinter ihm zu, dasz sie ihm beide Fersen abschlug.

Oft trugen Leute ihre schwarze Wäsche an den Keller und fanden sie Morgens weisz und trocken an demselben Ort wieder. Das hatten die weiszen Jungfern gethan.

60. Der Horst.

Mündlich.

Der Horst liegt östlich von Rudingshain nach dem Geiszelstein zu, neben dran heiszt man's den wilden Berg. Da stand in alten Zeiten ein Raubschlosz, von dem man noch Gemäuer sieht. Die Ritter, welche es bewohnten, pflegten denen eines andern Schlosses, das auf der Feldkrücker Höhe stand, Zeichen zu geben, wenn Reisende in die Nähe kamen oder es überhaupt etwas zu plündern gab; dann zogen sie gemeinschaftlich auf den Raub aus. Endlich kamen aber andere mit gewaffneter Hand über sie und zerstörten beide Schlösser.

Andre sagen, wie in uralter Zeit in dem Horst wilde Leute gelebt, die oft zu den Bauern aufs Feld kamen und ihnen arbeiten halfen. Wieder andere erzählen, zwei verwünschte Jungfrauen hätten den Horst inne; die kämen Mittags den Berg herunter und wüschen in dem Wasser, welches an dessen Fusze flieszt.

61. Die drei Jungfrauen von Steckelberg.

Mündlich.

In der Nähe des Steckelbergs wandeln jede Nacht drei Jungfrauen am Ufer der Kinzig einher, wo sie unter leisem Gesange ihre Brautkleider wirken. Sie starben nämlich unvermält in der Blüthe ihrer Jahre.

62. Todte Frau auf Rodenstein.

Mündlich.

Einem Bauern träumte, es kämen mehre vornehme Damen in einer Kutsche vor sein Bett gefahren und gäben ihm einen bestimmten Ort an, wohin er kommen solle mit einer Hacke und einem Sack, der aus Garn gewoben sein müsse, das ein siebenjähriges Kind gesponnen habe. Nachdem er sich einen solchen Sack verschafft hatte, kam er zur festgesetzten Stunde hin und fand die Damen schon sein harrend; es war an dem Markstein vor der Burg Rodenstein. Der Frauen waren zwei, beide gar schön und weisz gekleidet, die gingen ihm voran auf die Burg zu. Sie hielten vor einem groszen verschlossenen Thor an und kaum standen sie da, als der Schlüssel aus dem Gemäuer über dem Thor herabgelassen wurde. Als aufgeschlossen war, fand sich der Bauer mit ihnen in dem mit Gras bewachsenen Schloszhof. Da führten sie ihn in eine Ecke und hieszen ihn ein Loch hacken. Er ging herzhaft an die Arbeit und es dauerte keine Viertelstunde, als er eine weiche Masse fühlte. Er griff einmal mit der Hand hin und da war es das Gesicht eines todten Körpers. Er nahm all seinen Muth zusammen und entblöste den Leichnam, in welchem er eine Frau erkannte, von der Erde. ‚Jetzt steck die Leiche in den Sack,' sprachen die beiden Frauen, doch da ergriff den Bauern eine solche Angst, dasz er sich nicht mehr halten konnte und Hals über Kopf davon lief. Zu Hause sank er ohnmächtig hin und verfiel bald darauf in Wahnsinn.

63. Die Schlange mit den Schlüsseln.

Mündlich.

Bei Eberstadt liegt die Torfmühle, da bekam vor längerer Zeit der Mahlknecht die Woche 20 kr. mehr, als in jeder andern Mühle, denn es war da nicht geheuer. Einmal trat ein Sachse dort in Dienst, der war ein starker, groszer Mann und sprach immer, er fürchte sich vor nichts in der Welt. Als er am ersten Morgen mahlte, da kam gegen 11 Uhr ein kleines graues Männchen, das lief in der Mühle hin und her bis Schlag 12 Uhr, da verschwand es. Am andern Tage kam es wieder und so jeden Tag wohl anderthalb Jahr lang, und der Knecht liesz es ruhig gewähren, doch sprach es nie auch nur eine Silbe.

Nun aber stellte es sich plötzlich eines Morgens gerade vor ihn und sprach: ‚Auf dich habe ich schon lange gewartet.' — ‚Ei was du sagst,' sprach der Knecht. ‚Warum denn gerade auf mich?' — ‚Weil du Muth hast,' erwiederte das Männchen ‚und mich erlösen und dich zum reichsten Mann in Hessen machen kannst.' — ‚Das wäre nicht so übel,' meinte der Knecht, ‚wie soll ich das denn anfangen?' — ‚Morgen Mittag komme ich in anderer Gestalt,' antwortete der Kleine, ‚und trage drei Schlüssel an mir; wenn du mir die abnimmst und mit mir gehst, dann bist du geborgen für dein Leben lang.' — ‚Das kann geschehen,' sprach der Knecht und da sprang das Männchen vor Freude hoch auf und lief weg. Abends kam der Herr der Mühle, um nachzusehen, was der Knecht mache; da erzählte ihm dieser Alles und gestand dabei, dasz es ihm doch ein wenig beklommen ums Herz sei. ‚Gut,' sprach der Herr, ‚du bleibst um die Zeit in der Mühlstube, ich halte mich in der Mühle versteckt. Will dir der kleine Kerl etwas anhaben, dann rufe nur, und ich springe dir bei.' Gesagt, gethan. Der Knecht setzte sich gegen elf Uhr in die Stube an den Tisch und las, wie die Sachsen denn meist gerne lesen, in einem seiner Bücher. So mochte er etwa eine halbe Stunde gesessen haben, da sprang die Thür auf, er sah um sich, aber es war noch nichts zu sehen und er las weiter. Bald nachher hörte er etwas rasseln, er blickte unter den Tisch, woher der Ton kam und da glotzte ihn eine armsdicke Schlange mit groszen Augen an, sie hielt drei Schlüssel im Maul und schüttelte immer mit ihrem dicken Kopf. Da erfaszte den Knecht aber solch eine Angst, dasz er stumm und starr, wie festgespannt da sasz und nicht wagte, der Schlange die Schlüssel abzunehmen. Diese sah ihn aber immer flehender an, je mehr die Zeit verstrich und legte gar ihren Kopf, wie ein getreuer Hund es thut, auf sein Knie, so dasz er nur die Hand zu öffnen brauchte, aber da zog er die Hand zurück und fiel gar in Ohnmacht. Nach zwölf Uhr kam der Herr, um nach ihm zu sehen, da lag er wie todt da und regte kein Glied. Als er aber wieder zu sich kam, war sein erstes Wort: ‚Hier bleibe ich nicht,‘ und er schnürte noch am selben Tage sein Bündel und zog seines Weges. Von dem Männchen aber hat man nie wieder etwas gesehen.

64. Geister auf Ulrichstein.

Mündlich.

Ehedem sah man oft am hellen Tage einen groszen weiszen Mann auf Ulrichstein umhergehn, der trug ein Bund Schlüssel in der Hand, welches er den Leuten hinreichte; doch wagte Keiner, dasselbe anzunehmen. Noch soll es Nachts im Schlosse umgehn und Viele wollen das Wimmern eines Kindes gehört haben.

65. Der weisse Mann in Herbstein.

Mündlich.

Vor alten Zeiten kamen einmal rebellische Leute von Fulda, um die Befestigungen von Herbstein zu zerstören. Als nun der Anführer an die Brücke gekommen war, gab er Befehl zum Angriffe. Da erschien plötzlich ein Mann im weiszen Kleide und winkte den Truppen umzukehren. Diese wurden dadurch so in Schrecken gesetzt, dasz sie zum Angriffe nicht zu vermögen waren, sondern umkehrten. Also wurde Herbstein gerettet.

66. Der Haak *) bei Melbach.

Eine Nonne trug jeden Morgen ihren Kehrdreck (Kehricht) an eine Stelle bei Melbach und so ist nach und nach der Köppel (kegelartiger Hügel) daraus geworden, welcher der Haak heiszt. Auf denselben baute sie sich dann ein steinernes Häuschen, von dem noch Mauern da stehn, und lebte darin bis an ihren Tod.

---

*) *ahd. daz houc der Hügel.*

67. Das Felsenmeer.

Mündlich.

Vor Zeiten, als es noch Riesen gab, wohnten ein Paar derselben in der Gegend von Reichenbach, der eine auf dem Felsberg, der andere auf dem Hohenstein. Einst hatten sie Streit mit einander bekommen und warfen sich in ihrer Wuth mit ungeheuren Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl, auf dem Hohenstein aber lagen Felsstücke in Menge, so dasz der da wohnende Riese gegen seinen Feind im Vortheil war. Er warf auch so heftig auf ihn los, dasz der Felsberger in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben wurde. Wenn man jetzt noch hart auf den Boden des Felsbergs auftritt, dann brüllt der ungeschlachte Riese drunten.

Daher kommt es, dasz es auf dem Hohenstein so kahl ist an Felsblöcken. Das Einzige, was man noch daselbst sieht, ist eine Wand von des Riesen Haus.

Andere wollen dagegen, der Felsberger Riese sei Sieger geblieben und habe von vorn herein einen Felsblock herüber geschleudert, dessen Wucht den andern erschlagen habe, und das sei die Felswand auf dem Hohenstein.

68. Der Riesenaltar.

Mündlich.

Nahe der Riesenseule liegt der Riesenaltar, ein mächtiger Felsblock, an dem man vielfache Spuren von Bearbeitung sieht. Gleich der Seule soll auch er, wie schon sein Name sagt, von den Riesen herrühren. Vor dem französischen Krieg kamen die Einwohner der umliegenden Dörfer in den Festen bei ihm zusammen und belustigten sich mit Tanzen, Essen, Trinken und allerlei anderer Kurzweil.

Nicht weit vom Riesenaltar liegt ein anderer groszer Felsen, welcher der Riesensarg heiszt und ein dritter, der die Teufelskanzel genannt wird, doch sind von ihnen keine Sagen mehr übrig.

69. Der Riesenstein.

Mündlich.

Wenn man von Zwingenberg die alte Bergstrasze entlang gegen Darmstadt zu geht, kommt man da, wo der Malchesberg (Melibokus) oder Spitzberg sich zur Seite erhebt, an einen Granitfelsen. Die Sage erzählt, ein Riese habe einst auf dem Gipfel des Malchesbergs gestanden, da wo jetzt der Thurm steht und sei Willens gewesen, einen Felsen in den Rhein zu werfen. Weil er sich aber nicht in Acht genommen, sei ihm der Felsen aus der Hand geglitscht und dahin gefallen, wo er jetzt noch liegt.

70. Die Milseburg.

Da wo jetzt die Liebfrauenkapelle auf der Milseburg steht, erhob sich vor Zeiten das Schlosz des Riesen Mils, der ein arger Heide und ein geschworner Feind alles Christlichen war. Als er sah, wie sich die ganze Gegend zum Kreuze wandte und den Göttern abfiel, erboste er so sehr, dasz er todt am Fusz seiner Burg hinfiel. Der Teufel begrub ihn unter den Trümmern seiner Burg und gab dem Berge Gestalt und Form eines Sarges. Später errichteten die Christen zuerst ein Kreuz, dann die Muttergotteskapelle auf seinem Gipfel.

71. Hünfeld.

Hünfeld hat seinen Namen von den Hünen oder Riesen, welche vor Zeiten dort eine Schlacht schlugen, die drei Tage dauerte und wobei das Blut in hellen Strömen flosz.

72. Hohenstein und Borstein.

Mündlich.

Auf einer Höhe hinter Reichenbach liegt der Hohenstein, ein mächtiger, anscheinend aus vielen gleichmäszig aufgeschichteten Felsstücken bestehender Steinblock, der einer begonnenen Mauer gleicht. Ganz ähnlich ist der auf der andern Seite des Thals liegende Borstein. Die Riesen wollten nämlich vor Zeiten eine Brücke, andere sagen eine Kegelbahn über das Thal bauen, die aber nicht fertig geworden ist. Am Brunnen in Reichenbach liegt ein groszer Felsblock, der sollte die Kugel geben und aus der Riesenseule wollten sie einen Kegel machen.

73. Die Riesenstange und das Riesenhaus in Worms.

Zu Worms in der Kirche zeigt man eine Stange von 66 Werkschuh lang, die ein Riese geführt haben soll, der daselbst gelebt. Auch soll daselbst noch ein altes, hohes und groszes Haus zu sehen sein, mit einem weiten und hohen Thor, das Riesenhaus genannt.

74. Die Altenburg bei Bauernheim.

Mündlich.

Auf der Altenburg hatte ein Riese seine Wohnung; der neckte oft die Zwerge, welche ihre Burg an der wilden Frau Gestühl hatten. Diese riefen, der Plagereien müde, endlich ihres Gleichen zu Hülfe, und zogen der Altenburg zu, um dieselbe zu stürmen. Als der Riese die Zwerge in so groszer Zahl heranziehen sah, verzweifelte er an seiner Stärke und beschlosz zu fliehen. Diesz führte er aus, indem er auf einem Karren am südlichen Abhang der Altenburg hinabfuhr. Die Geleise, welche die Räder in dem Boden bildeten, sieht man noch heut zu Tage in dem Felsen.

75. Heinzelmännchen.

Mündlich.

Auf einem adligen Schlosz wohnte vor längerer Zeit ein Heinzelmännchen, welches ganz vertraut mit der Familie lebte. Es trug ein rothsammtnes Röckchen und Perlstiefelchen und wo es ging und stand, da war auch Glück. Besonders zärtlich hing es an der jüngsten Tochter des Schloszherrn und hütete sie, wie man zu sagen pflegt, wie seinen Augapfel, that ihr auch alles zu Liebe, was es ihr an den Augen ansah. Eines Tages kam ein junger Edelmann auf das Schlosz und als er das schöne Fräulein sah, entbrannte er in Liebe zu ihr, und sie erwiederte dieselbe. Da auch die Aeltern nichts dagegen hatten, so sollte die Verlobung bald folgen. Das Heinzelmännchen hatte alles das mit Unwillen gesehen und sprach nun den Aeltern wie der Braut zu, das dürfe nicht sein, das Fräulein solle nicht heirathen sondern ledig bleiben, wenn es nicht das Unglück der ganzen Familie auf seinem Gewissen haben wolle. Da wurden die Aeltern wohl nachdenklich, das Fräulein aber bestand auf der Heirath und setzte seinen Willen leider durch. Von dem Augenblick an schlich Heinzelmännchen betrübt im Schlosz umher, es schien ganz lebenssatt zu sein; es rieth noch immer ab, warnte immer ernstlicher, aber da half Alles nicht, der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Als nun die Brautleute vor dem Altar standen und der Geistliche sie einsegnete, geschah plötzlich ein starker Schlag und vor den Altar fielen das Röckchen und die Perlstiefelchen von Heinzelmännchen nieder. Seitdem wurde es nicht mehr gesehn, aber mit ihm war auch der alte Vorspuk weg und blieb weg und die Familie kam nie wieder zu rechter Blüthe.

76. Spuk im Stalle.

Mündlich.

Fünf Bursche kamen zu einem Bauern, bei dem sie dreschen sollten. Als sie mit der Arbeit fertig waren, aszen sie zu Nacht und wurden in den Stall einlogirt. Da schliefen sie aber kaum, als es anfing, die Gäule von der Krippe loszubinden und zu plagen, so dasz sie sprangen und stampften, und endlich auch, den Burschen die Decken vom Leibe zu reiszen. Das dauerte bis gegen Morgen; dann wurde es ruhiger. Einem der Bursche gefiel das gar nicht und er beschlosz, in der folgenden Nacht Acht zu geben, wer ihnen diese Streiche eigentlich spiele. Da sah er, wie aus einem kleinen Loche ein Männlein schlüpfte, das ein eckiges Hütchen trug und sich alsbald an die Gäule machte. Da verkroch er sich unter die Decke und wagte nicht mehr, den Kopf herauszustrecken, liesz auch Alles ruhig geschehen. Am folgenden Morgen erzählte er die Sache den andern Burschen und Alle zogen ab und wollten nicht weiter bei dem Bauern arbeiten.

77. Der Schlapper.

Mündlich.

In einem sehr alten Hause zu Erbach wohnte früher ein Geist, welcher Schlapper genannt wurde. Er schlappte geräuschvoll die Treppen auf und ab und klapperte an den Thürschlinken. Er hat sich nie in menschlicher Gestalt gezeigt, wohl aber haben ihn die Hausbewohner zu wiederholtenmalen Nachts in der Küche alles durcheinander werfen hören (obgleich man Morgens nichts auszer seinem Platze fand) und in der Gestalt eines schwarzen Katers Waschschüsseln aussaufen sehen. Ein junger Arzt, der in dem Hause wohnte und einen Fremden bei sich hatte, wachte Nachts darüber auf, dasz ihn dieser mehrmals bei Namen rief. Als er ihn fragte, was er wolle, erwiederte der: ‚Ob er denn noch nicht bald fertig mit anziehen sei?' ‚Ich bin ja noch nicht aus dem Bette gekommen' erwiederte der Arzt. Da erzählte ihm der Fremde, wie seit einer halben Stunde eine Gestalt, die er für seinen Freund gehalten, geräuschvoll in dem Zimmer auf und ab gegangen sei, so dasz er nicht anders geglaubt, als dasz er zu einem Kranken verlangt werde und sich im Auf und Abgehen anziehe. Wie er seinen Freund bei Namen gerufen habe und der aufgewacht sei, wäre die Gestalt augenblicklich verschwunden.

78. Der Schlurcher.

Mündlich.

In dem nicht weit von Erbach gelegnen Roschgacher Hof hatte sich ein Hausgeist, welcher Schlurcher genannt wurde, so eingenistet, dasz die Leute im Haus, denen er bei allen Arbeiten mit ungeheurer Behendigkeit half, ganz an ihn gewöhnt waren und auf seine Erscheinung nicht mehr sonderlich Acht gaben. Der Schlurcher trug eine graue, durch einen Strick zusammengehaltne Kutte und ein Paar Holzschuhe, in denen er geräuschvoll die Treppen hinauf und hinunter schlappte oder schlurchte, wie die Bauern sich ausdrückten. Es geschah mehrmals, dasz die Knechte Abends beim Kartenspiel saszen und einer von ihnen sagte: ‚Wie wär's, wenn jetzt der Schlucher käm?' Da sasz der Genannte auch gleich mitten unter ihnen und wollte mitspielen. Dann standen die Knechte ruhig auf und lieszen ihn sitzen, was ihn nicht wenig ärgerte.

Eines Abends sasz ein fremder Bauer allein in der Stube und trank einen Schoppen Wein, da kam der Schlurcher die Bodentreppe herunter in das Zimmer, steckte sich am Ofen seine Pfeife an und setzte sich so recht behaglich dem Fremden gegenüber an den Tisch, der nicht recht wuszte, was er aus dem sonderbaren Gast machen solle. Der alte Pächter aber, der in der Kammer neben dem Zimmer im Bette lag und von dort aus Schlurchers Unverschämtheit bemerkte, rief mit drohendem Tone: ‚Ah! du glaubst, es säh' dich Niemand, weil du dich so breit machst, alter Kerl! Aber marsch hinaus, sonst komm' ich dir!' Da erschrak der arme Schlurcher sehr und klapperte schleunigst die Bodentreppe wieder hinauf.

79. Des Albs Geſtank.

Die mephitischen Dünste, welche man bei schweflichten Wassern oder faulen Sümpfen findet, rühren von dem Alb her. Sonst sagte man in der Dreieich, wenn man deren wahrnahm: ‚Der Alb feist also.'

80. Der Schloſzkeller auf dem Tannenberg.

Mündlich.

Ein Schäfer trieb eine kleine Heerde eines Tags bis in die Nähe der Ruine und setzte sich, vom Steigen ermüdet, auf einige Steine, welche aus Moos und Erde hervorblickten. Da hörte er plötzlich hinter sich seinen Namen rufen und als er umschaute erblickte er ein altes graues Männchen, welches aus einer weitgeöffneten Kellerthür trat. ‚Willst du nicht den Wein versuchen, der im Keller liegt?' frug das Männchen und der Schäfer war nicht unzufrieden damit, da die Sonne gerade recht heisz brannte und ihm die Zunge am Gaumen klebte. Er folgte dem Männchen, wenn auch mit einigem Grauen. Da kam er denn in einen ungeheueren Keller mit hohen Gewölben; zu beiden Seiten lagen Fässer, deren Dauben längst abgefault waren, der Wein lag nämlich „in seiner eignen Haut." Das Männchen schritt von Fasz zu Fasz und füllte ihm aus jedem einen hohen Becher und der Schäfer trank und trank, bis er nicht mehr wuszte, wo ihm der Kopf stand. Was da weiter mit ihm vorgegangen, wuszte er nicht. Als er aber aus seinem Rausch erwachte, fand er sich auf seinen Steinen wieder und die Sonne tief am Himmel, dem Untergang nahe. Seitdem mied er die Ruinen und hat den Ort nie wieder betreten wollen.

Dasz es in den Ruinen „webbert," weisz heute noch Jedermann in der Gegend. Bis in die letzten Jahre hat man oft in denselben gegen Mittag ein weiszes Schäfchen gesehen. Andere wollen einem groszen schwarzen Hunde dort begegnet sein.

31. Die Hollen.

Mündlich.

Die Hollen waren kleine Berggeister, welche vor Zeiten hauptsächlich in dem Klugstein, dem weiszen Berge gegenüber unweit Obernburg ihre Wohnsitze hatten. Sie entfernten sich erst von dort, als die Gegend sich mehr und mehr bevölkerte und sie durch den Bergbau in ihren friedlichen Wohnungen gestört wurden. Böse Menschen hatten viel von ihnen zu leiden, gegen gute aber bewiesen sie sich wohlthätig und gefällig. Die Spinnerinnen hatten sich stets zu beeilen, ihren Rocken abzuspinnen, sonst kamen die Hollen hinein und verwuschelten Alles.

Wenn man an manchen Tagen an dem Weiszenberg vorbei ging, konnte man an den Felsenritzen den Dampf von ihren Pfannenkuchen riechen.

32. Das Wildefrauenhäuschen.

Mündlich.

In der Nähe des Buchteichs zwischen Lützelbach und Neunkirchen liegt das Wildefrauenhäuschen, eine Hohle unter einem groszen, weithin sichtbaren Felsen. Da wohnten noch bis vor nicht langer Zeit zwei wilde Menschen, ein Mann und ein Weib, die viele Leute kurirt haben. Als einmal der Mann gefangen wurde, rief ihm das Weib nach „Sag Alles, sag Alles, nur nicht, wozu die wilden Selben gut sind.“

33. Der wilden Frau Gestühl auf dem Hohenberg.

Im Wald auf dem Hohenberg bei Dauernheim ist „der wilden Frau Gestühl.“ Man nennt so eine auf der östlichen Bergseite befindliche Stelle mit einem hervorstehenden Felsblock, an welchen sich mehrere abwärts umher liegende kleinere Steine ungefähr in einer Rundung anschlieszen. Jenes grosze Felsstück hat auf der obern Fläche drei Vertiefungen zu drei Sitzen für drei Menschen und neben jedem dieser Sitze bemerkt man Eindrücke von den Ballen der Hände, dann unten an dem Felsstück Eindrücke, welche so aussehn, als ob sie von Fersen herrührten. Die kleinen Steine scheinen ebenfalls zu Sitzen gedient zu haben und heiszen der Feuerheerd. Die Leute sagen, mitten in der Rundung zwischen den kleinern Steinen und dem groszen Felsstück habe früher ein steinerner, aus Einem Stück bestehender Tisch gestanden, welcher aber schon vor langer Zeit nach Bingenheim unter die Linden vor dem Rathhause gebracht worden sei, wo man um ihn unter freiem Himmel Gericht gehalten habe. Von der wilden Frau Gestühl geht die Sage, es hätten sich hier in alter Zeit drei wilde in Felle gekleidete Menschen aufgehalten.

ein Mann, eine Frau und ein Kind, und die drei Sitze auf dem groszen Felsstück seien noch Eindrücke, wo sie gesessen. Die Einwohner Dauernheims hätten aber Jagd auf diese Wilden gemacht. Der Mann sei entkommen, aber Frau und Kind seien gefangen worden. Was indessen aus diesen Beiden geworden, hat die Sage nicht weiter aufbewahrt. Nach einer Mittheilung des Pfarrers M. Joh. Brandt zu Dauernheim vom Jahr 1653 wären im Sommer 1604 zu verschiedenenmalen bei hellem Tage an der wilden Frau Gestühl drei weisze Gestalten gesehen worden. *)

84. Die wilde Frau bei Fulda.

Mündlich.

In ‚der wilden Frauen Loch,' einem alten Gewölb bei Fulda wohnte vor Zeiten ein wildes Weibchen, welches die Gabe hatte, vorauszuwissen, wenn Jemand in der Nähe sterben sollte. Dann erschien es in der Nähe des Sterbhauses und man hörte Nachts sein Wehklagen.

85. Der wilden Frau Haus bei Gedern.

Mündlich.

Nordwestlich von Gedern erhebt sich eine Anhöhe. An derselben ist eine Stelle, die heiszt ‚der wilden Frau Haus.' Da lebte in alten Zeiten eine Frau, welche stets mit aufgelöstem Haar umher ging und etwas so wild Schauerliches hatte, dasz sich Jedermann vor ihr fürchtete.

86. Der wilden Frau Gestühl.

Mündlich.

In Dauernheim geht die Sage, es habe ein Mann, der spät Abends nach Hause gegangen, in der Nähe der Sommerlache einen lieblichen dreistimmigen Frauengesang vernommen, der etwas so Lockendes gehabt, dasz er ihm gerne nachgegangen wäre. Aber allein habe er das nicht

---

*) S. J. J. Winkelmanns Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld. S. 184.

gewagt und es habe ihn seine Angst davon abgehalten. Der Gesang habe übrigens in seiner Nähe fortgedauert, bis er jenseits der Bruchbrücke gekommen sei; da habe er ihn nicht mehr gehört.

87. Der Wildeweibchenstein.

Mündlich.

Nicht weit vom Rodenstein, mitten im Walde liegt der sogenannte Wildeweibchenstein, eine an einem Berghang aus gewaltigen Granitblöcken aufgethürmte Felsenmasse. Auf einem der obersten Steine bemerkt man ein roh eingehauenes Kreuz und in der Mitte geht ein Spalt hinab, welcher den Eingang zu einer Höhle gebildet haben soll.

In dieser Höhle wohnten vor Zeiten zwei wilde Weibchen. Das eine derselben war sehr schön, so dasz ein Jäger um seine Liebe warb. Bald schenkte es ihm ein gar holdseliges Knäbchen, aber da war — man weisz wie so Jäger sind — des Jägers Liebe alle und er kümmerte sich lange Jahre nicht mehr um das wilde Weibchen und vergasz es endlich ganz. Eines Tages kam er auf der Jagd an den Stein und da er müde von der Jagd war, legte er sich darauf nieder, um auszuruhen und liesz ein Bein an dem Felsen herunter hangen. Indem kam das Knäbchen daher gesprungen. Er erkannte es natürlich nicht, wollte aber sehen, was das Kind da mache, denn er hatte seine Freude an ihm und dachte, wie es dahinkomme und wem es gehöre. Damit es aber ganz ungestört sei, drückte er seine Augen halb zu, als ob er schliefe. Ein Weilchen drauf kam auch das Wildeweibchen und rief dem Knäbchen zu: ‚Kind hebe deinem Vater sein Bein auf!‘ Da erwachte plötzlich seine alte Liebe von neuem, er sprang auf und drückte das wilde Weibchen an sein Herz, blieb ihm auch von da an treu zugethan.

Die beiden Wildeweibchen sollen allerlei prophezeit und besonders mehrenmale geäuszert haben: ‚Wenn die Bauern wüszten, zu was die wilden weiszen Haiden und die wilden weiszen Selben (Selbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten hacken.' Einmal wurde eins von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere nach, es solle nur ja nicht sagen, wozu die wilden weiszen Haiden und die wilden weiszen Selben gut seien.

Unweit des Wildeweibchensteins liegt die sogenannte Freiheit, ein aus einigen Gebäuden bestehendes ehemaliges freies Reichshaus, wie die Bauern melden. Da wurde vor langer Zeit einmal eine Hochzeit gehalten, auf der die wilden Weibchen erschienen, die Brautleute beschenkten und tanzten.

88. Die zwei Herren von der Glauburg.

Mündlich.

Am Tage der Kirchweih fanden sich vor Alters jährlich in Stockheim zwei fremde Herrn, welche Niemand kannte, in unbekannter Tracht, aber sehr stattlich gekleidet, ein. Sie scherzten mit den Mädchen, tanzten viel und schön, und waren überhaupt recht lustig. Dabei betrugen sie sich aber so anständig, dasz man wohl sah, sie seien was Rechtes. Auch waren sie bei allen Kirchweihgästen recht beliebt, denn sie gaben viel zum Besten. Sie kamen stets miteinander, und immer zur nämlichen Stunde, gegen Abend, beim Feste an; sie waren immer plötzlich beim Tanze da, und Niemand sah sie je von der Strasze her und zur Thüre hereinkommen. Länger aber als $^1/_2$ Stunde vor Mitternacht blieben sie nicht und Niemand sah sie weggehen; so unbemerkt sie hereingekommen, so unbemerkt verschwanden sie wieder. Das reizte die Neugierde Vieler. Als sie eines Jahres wieder am Kirchweihfeste beim Tanze waren, bot sich ihnen ein Bursche aus Stockheim zum Begleiter auf ihrem Heimwege an, was sie auch annahmen. Sie gingen mit ihm nach der Glauburg zu und erstiegen mit ihm den Berg. Als sie oben angekommen, standen sie vor einem breiten viereckigen Loche im Boden, durch welches sie hinab in eine ungeheuere Tiefe sahen, auf deren Grunde ein krystallheller Teich sich spiegelte. Da stürzten sich die beiden Fremden in jenes Loch hinab in den Teich, dasz der Bursche sie nicht mehr sah. Der Bursche hatte aber den Einen, als er sich zum Sturz in die Tiefe anschickte, an der Hand gefaszt, um ihn zurückzuhalten, was ihm jedoch nicht gelang, denn der Fremde risz sich los und liesz ihm nur seinen Handschuh in der Hand, den er noch vom Tanze her anhatte. Da lief der Bursche in groszer Angst zurück nach Stockheim zum Tanze, wo er den Handschuh vorzeigte und erzählte, was er gesehen. Die Fremden sind aber nimmer zur Kirchweih gekommen und nimmer gesehen worden.

89. Fuchs und Hund.

Mündlich.

In der Nähe von Niedernhausen liegt ein Teich, darin wohnt ein Wassergeist.

Die beiden Dörfer Obern- und Niedernhausen liegen nur einen Büchsenschusz von einander entfernt und haben deszhalb einen gemeinschaftlichen Nachtwächter, der zuerst in Obernhausen die Stunden ausbläst und dann zu demselben Zwecke nach dem andern Orte hinübergeht.

Auf diesem Wege begegnete es ihm eine Nacht, dasz, noch ungefähr 50 Schritte vor Niedernhausen, sein Hund ihm plötzlich erschreckt zwischen die Beine kroch. Er sah sich verwundert um und bemerkte in einiger Entfernung ein Ding gleich einem Fuchs, das am Fusze eines Baumes hockte. Er beschwichtigte seinen Hund und ging nach Niedernhausen und blies die zwölfte Stunde richtig ab. Als er zurückkam, sasz dasselbe Ding wieder da. Da ward es ihm denn doch zu arg und er hetzte seinen Hund darauf. Das Ding sprang auf, der Hund ihm nach über Feld und Graben, über Stock und Stein. Umsonst rief und pfiff der Nachtwächter, der Hund kam nicht wieder.

Nach drei Tagen fand man den Hund ersoffen in jenem Teiche, denn der Fuchs war der Wassergeist gewesen.

90. Alraun.

Mündlich.

In der alten hessischen Familie der Freiherren von Riedesel bewahrte man sonst (und vielleicht auch noch jetzt) eine Puppe, welche in einem gläsernen Kästchen lag und die man jeden Tag aufmerksam beobachtete. Was nämlich irgend einem Mitglied der Familie geschah, das ereignete sich, wenn nicht vorher, doch zu gleicher Zeit mit der Puppe. Wenn z. B. eins stürzte und einen Arm oder ein Bein brach, so lag die Puppe mit demselben gebrochnen Glied da, wenn eins sterben sollte, so wurde sie blasz und bekam eine vollständige Todtenfarbe.

91. Alb erwischt.

Mündlich.

Ein Arbeitsmann hatte Nachts keine Ruhe vor dem Alb, war dess endlich müd und nahm sich vor, wenn er wieder käme, dann wolle er ihn packen, um zu sehn, wer ihm den Tort anthue. In der folgenden Nacht kam der Alb nach gewohnter Weise, ihn zu plagen; er aber faszte schnell seine Decke zusammen, holte sein Licht, welches er schon bereit gestellt hatte und öffnete vorsichtig die Decke und was fand er? Einen Pantoffel. ‚Gut,‘ sprach er, ‚du sollst mich nicht wieder pantoffeln,‘ nahm Hammer und Nägel und nagelte den Pantoffel an die Thür, und als er Morgens aufstand, was fand er? — Seine Frau, die mit einem Ohr an der Thür festgenagelt hing. Da wuszt er, wo der Has im Pfeffer lag.

92. Die Atzel.

Mündlich.

In Niederbeerbach wohnte ein Bauer, der hatte zwei Knechte und die schliefen im Stall. Der Eine von ihnen wachte eines Sonntags früher als gewöhnlich und bemerkte, dasz der Andere sehr ächzte und keuchte. Da weckte er ihn auf und fragte ihn, was ihm fehle? ‚Ach,‘ sagte der

Andre, ‚es hat mich auf der Brust gedrückt und gezwickt; das war der Alb, der mich so oft peinigt und quält.‘ ‚Wir wollen ihn fangen,‘ sprach der Erste, und das war abgemachte Sache. Am folgenden Morgen stand dieser früh auf und der Andere that, als ob er schliefe; als nun die Mahr kam und ihr Spiel wieder beginnen wollte, da fuhr der Erste mit der Mistgabel über des Zweiten Brust umher. Im selben Augenblick flatterte es und es war, als ob eine Atzel in der Ecke des Kämmerchens schriee. ‚Schlag zu, da ist sie!‘ rief der Zweite, aber da schrie die Atzel in der Scheune und immer aus einer andern Ecke heraus, wenn sie ihr nahe zu sein glaubten. Endlich sprang die Atzel aus der Scheune heraus und in den Garten, wo die beiden Bursche sie noch lange mit Flinten verfolgten, um sie zu schieszen; aber daran war nicht zu denken und sie entwischte ihnen trotz aller Mühe, welche sie sich gaben.

93. Die Kornähre.

Mündlich.

Ein Schreinersgeselle klagte einem klugen Manne, dasz er jede Nacht gedrückt werde und wisse nicht von wem. Der Mann versprach ihm zu helfen und legte sich die folgende Nacht neben sein Bett, das in der Werkstatt stand. Um eilf Uhr hörte er den Alb durch ein Löchlein in der Wand hereinschlüpfen, worauf der Andre auch gleich zu ächzen anfing; da sprang er rasch auf und verstopfte die Oeffnung. Als das geschehen, weckte er den Gesellen, hiesz ihn ein Licht anzünden und durchsuchte mit ihm die ganze Werkstatt. Sie konnten nichts verdächtiges finden, als eine Kornähre, die schraubte der kluge Mann in den Schraubstock. Des andern Morgens fanden sie statt der Aehre eine nackte Weibsperson darin.

94. Alb im Betttuch.

Im Schwalmgrund hat man folgendes Mittel, den Alb zu fangen. Man deckt sich nur mit dem Betttuch zu und wenn er kommt, schlägt man dasselbe über ihm zusammen hält es fest zu und verschlieszt es in einen Kasten. Oeffnet man diesen früher, als ein Mensch darin ersticken kann, so fliegt eine weisze Taube heraus, wo nicht, so setzt man sich der Gefahr aus, seine Liebste zu ersticken, denn diese ist gewöhnlich der Alb.

95. Das weisze Mäuschen.

Mündlich.

Ein junger Mensch in Hirschhorn wurde allnächtlich vom Alb heimgesucht. Seine Mutter konnte das zuletzt nicht mehr ansehen und suchte Rath dagegen, den sie auch bald fand. Sie verabredete sich mit ihrem Sohn, er solle ihr ein Zeichen geben, wenn er des Albs Ankunft gewahre, breitete, als er Abends im Bette lag, ein weiszes Tuch über ihn und hielt sich in der Nähe. Es dauerte nicht lange, so schlupfte der Alb durch das Schlüsselloch herein, der Sohn gab das Zeichen und war im selben Augenblick auch schon seiner unmächtig, fing an zu seufzen und zu wimmern. Da sprang die Mutter hinzu, schlug rasch die vier Zipfel des weiszen Tuches zusammen und legte es in eine Schublade der Kommode; den Schlüssel liesz sie stecken. Zugleich athmete ihr Sohn tief auf, als ob eine centnerschwere Last von seiner Brust genommen sei; daraus ersahen sie, dasz es ihnen geglückt war, den Alb zu fangen.

In derselben Stunde aber starb in Erbach plötzlich ein Mädchen, ohne dasz man wuszte, was für eine Krankheit es gehabt haben könne. Es ward gekleidet und auf die Bahre gelegt und sollte begraben werden. Da traf sich's, dasz der Bursche in Hirschhorn, der schon zwei Nächte vom Alb frei geblieben war, am dritten Tage zufällig den Schlüssel von der Schublade abzog, worin das Tuch lag. Sogleich schlupfte ein weiszes Mäuschen aus dem Schlüsselloch und lief zur Thür hinaus. Zur selben Stunde wollte man den Sarg des Mädchens in Erbach schlieszen, da fuhr ein weiszes Mäuschen zur Thür herein und in den Mund der Todten, welche alsbald die Augen weit öffnete und nicht wenig erstaunt war, sich im Sarge zu finden.

96. Der Alb aus der Fremde.

Mündlich.

In Oberhessen war ein Bursch, der jede Nacht so gedrückt wurde, dasz er ganz dahinschwand. Sein Vater beschlosz den Alb zu fangen. Er schnitzte einen hölzernen Pfropf, der genau auf das Schlüsselloch paszte, durch welches der Bursch schon mehrmals ein Ding wie ein Mäuslein hatte hereinschlüpfen sehen. Die Nacht schlief er neben seinem Sohn, und als der wieder zu ächzen und zu stöhnen anfing, sprang er rasch aus dem Bett und verschlosz das Schlüsselloch. Als es hell wurde, sahen sie, was sie gefangen hatten, es war ein nacktes Mägdlein, so wunderschön und lieblich, wie sie noch keines gesehen. Sie weinte sehr und wuszte nicht, wie sie hierher gekommen, so weit weg von Haus. Der Bursch aber liesz ihr schöne Kleider machen und nahm sie zum Weibe.

Als er nun über ein Jahr lang glücklich mit ihr gelebt und ein Kind von ihr bekommen hatte, drang sie eines Tages gar sehr in ihren Mann, er möge doch den Pfropf aus dem Schlüsselloch nehmen. Er that es — und verschwunden war sie.

Nach drei Jahren, als er längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, sein Weib wieder zu sehen, kam eines Tages ein prächtiger, mit sechs Rappen bespannter Wagen zum Dorf hereingefahren und hielt vor dem Hause des verlasznen Ehemanns. Zwei Bediente in stolzer Livrée rissen den Schlag auf und heraus stieg eine wunderschöne Dame, welche dem Bauern um den Hals fiel und ihn als ihren Gemahl begrüszte.

Damals, als er das Schlüsselloch öffnete, war sie nach Haus geeilt und kam jetzt zurück, um ihn und ihr Kind abzuholen und zwar sechshundert Stunden weit fort in ihre Heimath. Das ist vor hundert Jahren geschehen.

97. Ertappte Hexe.

Mündlich.

In Niedernhausen war ein Mädchen, von dem glaubte man schon lang, dasz sie eine Hexe sei und als Alb die Leute und das Vieh quäle; man konnte ihr aber Nichts beweisen.

Eines Abends in der Spinnstube sasz sie wieder, wie schon öfters fest eingeschlafen auf ihrem Stuhle und regte sich nicht. Da fiel es einem der Burschen ein, das offenstehende Schubfenster zuzumachen. Nach einer Weile kam plötzlich eine Katze ans Fenster und wollte, da sie dasselbe geschlossen fand, durch eine zerbrochene Scheibe hereinschlüpfen, die Bursche aber warfen sie hinab. Als nun das Mädchen gar nicht aufwachen wollte, stiesz sie Einer mit der Hand an. Sie fiel wie todt vom Stuhle herab und aus ihren Kleidern heraus, also dasz sie nackt dalag und liegen blieb, bis die Katze den Weg ins Zimmer gefunden hatte. Da verschwand das Thier, zugleich erwachte das Mädchen, so dasz es jeder klar und deutlich sehen konnte, dasz sie eine Hexe war.

98. Weiszes Wiesel.

Mündlich.

Zwei Schäferknaben hüteten ihre Heerde auf einer Höhe bei Reichelsheim. Weil es ein heiszer Tag war, legte sich der eine unter einen Hollunderbusch und schlief ein. Der andere lief herum und spielte, da sprang plötzlich vor ihm aus einem kleinen Haufen zusammengelesener Steine ein schneeweiszes Wieselchen hervor und lief schnell fort nach dem Busche zu, wo der Schäferjunge schlief. Der Andre sprang flüchtig hinter ihm drein und glaubte es schon zu fassen, da lief das Thierlein an dem Schlafenden hinan und schlüpfte ihm zum offnen Munde hinein. Zugleich wachte der Knabe auf und schalt seinen Kameraden, dasz er ihn geweckt; es habe ihm gerade so schön geträumt, von einem hohen steinernen Schlosz, in dem er herumgegangen und worinnen so viel Pracht und Herrlichkeit gewesen sei, dasz er es gar nicht beschreiben könne.

99. Die Haselgerten.

Mündlich.

Ein Wirth hatte einen Knaben von acht Jahren, welcher noch nicht laufen und noch nicht sprechen konnte, so dasz es offenbar war, dasz ein böser Mensch es dem Kinde angethan hatte.

Eines Tages geschah es, dasz ein Soldat bei dem Wirth übernachtete und von der Sache hörte. Da sprach er, er wolle die Hexe vertreiben, ging hinaus und schnitt sich drei in einem Jahre gewachsene Haselgerten. Des Abends liesz er sein Bett neben das des Kindes stellen und legte sich die Gerten zur Hand. Es dauerte nicht lange, so merkte er, dasz die Hexe auf dem Knaben sasz, da sprang er auf und fing an mit Leibeskräften auf sie einzuhauen. Es wollte aber zu Nichts helfen; ob er gleich so lange zuschlug bis die Gerten in Stücke brachen, so ging doch die Hexe nicht von dem Kinde weg. Des andern Tags schnitt sich der Soldat sechs Haselgerten; damit schlug er die Hexe in der zweiten Nacht, doch es half so wenig als das erste Mal, sie war nicht hinweg zu bringen. Am dritten Tag schnitt er sich neun Gerten und prügelte die Hexe damit ab, dasz es eine wahre Freude war, doch es wollte immer noch nicht helfen; da risz er endlich sein Schwert heraus und hieb es ihr dreimal über den Rücken. Das half: die Hexe rief plötzlich: ,'s ist!' und entfloh. Das Kind aber konnte von dem folgenden Tage an gehen und sprechen.

100. Die verschwundene Braut.

Mündlich.

In Gundernhausen fand einst eine Hochzeit statt und Alles ging lustig her, was gibst du, was hast du. Gegen Abend vermiszte man plötzlich die Braut, man suchte sie aller Orten und Enden, aber sie war nicht zu finden. Die ganze Umgegend wurde durchforscht und durchfragt, Niemand hatte die junge Frau gehört oder gesehen. Zwei Tage waren ihr Mann, ihre Aeltern und Verwandten in der gröszten Angst und Noth um sie und wuszten gar nicht, was machen. Da kam ein Bekannter aus einem benachbarten Dorf zu ihnen, nahm den Bräutigam zur Seite und sprach: ‚Du geh mit mir, heut noch müssen wir erfahren, was aus ihr geworden ist.' So führte der Mann ihn mit sich fort nach Darmstadt zum damaligen Scharfrichter Schönbein, das war ein durchgescheiter Mann, und den zogen sie zu Rath. ‚Ich musz mit euch an Ort und Stelle,' sagte Schönbein; es wurde rasch ein Wagen angespannt und fort ging's gen Gundernhausen. Da liesz der Scharfrichter einen Kübel Wasser bringen und vor die Hausthür stellen; er schaute lange hinein, dann sprach er: ‚Die arme Seele ist weit von hier, es ist ihr angethan, und sie steht eben in Aschaffenburg und schaut in den Main. Eilen wir hin, wir müssen sie nicht weit von da finden?' Sofort machten sich die zwei Männer auf den Weg nach Aschaffenburg, da folgte der Scharfrichter ihrer Spur vom Main nach und sie fanden die Arme im schönen Thal, wo sie wie ganz geistesabwesend herumirrte. Als ihr Bräutigam sie in seiner Freude laut beim Namen rief, kam sie wieder zu sich, stürzte ihm in die Arme und wuszte gar nicht, dasz sie so weit weg von Hause war.

Später hat es sich herausgestellt, dasz ein Mädchen aus dem Ort, welches der junge Bauer vorher geliebt hatte, ehe er seine Frau kennen lernte, aus Rache der Braut den Streich gespielt hat.

101. Die beiden Schwestern.

Mündlich.

In einem Dorf in Oberhessen lebten zwei Schwestern, davon war die eine arm, die andre reich. Eines Tages ging die arme zur reichen und sprach, sie solle ihr doch sagen, wie sie es anfangen müsse, um auch reich zu werden. Die andere hiesz sie mit in ihre Küche gehen, schmierte sich selbst und ihrer Schwester die Füsze mit einer Salbe ein und sagte, Alles was sie jetzt thue, das solle sie auch thun. Dann trat sie auf den Heerd und sprach:

‚Fahr auf und fahr nieder,
‚Fahr nicht in alle Ecken wieder,'

und kaum hatte sie so gesprochen, so fuhr sie durch den Schornstein hinaus. Die Andere wollte ihr gleich thun, hatte aber das Wort „nicht" in der zweiten Zeile des Versleins überhört, und sprach:

‚Fahr auf und fahr nieder,
‚Fahr in alle Ecken wieder,'

da fuhr sie auch durch den Schornstein in die Höhe, stiesz sich aber unterweges überall an, so dasz sie ganz voll Blut war, als sie oben heraus kam.

Nun flog sie ihrer Schwester nach, und Beide kamen bald auf einer groszen Wiese an. Hier waren schon gar viele andere Weiber versammelt, und ein grauer Mann führte einer jeden einen schwarzen Geisbock zum Reiten vor. Die Böcke fingen nun an, wie toll mit ihren Hexen herumzuspringen und zu tanzen, dabei ward gejubelt und geschrieen und der graue Mann spielte dazu auf.

Als aber die Stunde schlug, fuhren auf einmal alle Hexen fort durch die Luft, nur die arme Frau wuszte nicht recht, wie sie es anfangen solle. Auf einmal fing der Bock an mit ihr fortzuspringen und hielt nicht inne damit, bis er an ein groszes Wasser kam; hier warf er sie ab und verschwand. Sie raffte sich auf und schaute sich um, konnte aber die Gegend nicht erkennen. Zwei Tage lang ging sie an dem Wasser hin und her und suchte nach einer Brücke oder einer Fähre, traf aber keinen Menschen an und kam fast um vor Hunger und Durst und Ermüdung. Am dritten Tag stand plötzlich der graue Mann wieder neben ihr und sagte, wenn sie sich ihm jetzt ganz zu eigen geben, auch ihm die erste Seele (das erste Kind) versprechen wolle, so werde er sie nach Hause schaffen. Die Frau willigte ein, und der Graue fuhr mit ihr fort durch die Luft und liesz sie wieder durch den Schornstein ihrer Schwester hinabfallen. Vorher aber hatte er sie gefragt: ob er mit ihr essen solle, oder ob sie mit ihm essen wolle? Sie hatte gesagt, sie wolle mit ihm essen, und von dem Tage an brachte er ihr Alles, was sie zur Speise bedurfte, auch Geld und was sie sonst haben wollte, so dasz sie ihren Wunsch nach Reichthum erfüllt sah, freilich um einen Preis, den kein ordentlicher Christenmensch gegeben hätte, denn das erste Kind, welches sie bekam, war des Teufels.

102. Das eingehackte Beil.

Mündlich.

Vor Münster bei Dieburg steht ein Kreuz, daran hatten drei Bursche des Orts in der Walbernacht drei Eggen zusammengestellt und sich darunter niedergehockt, um die Hexen zu sehen. Diese kamen endlich durch die Luft dahergeritten, Bekannte und Unbekannte. Da rief einer der Bursche plötzlich den andern zu: ‚Ei guck die alte Glasern, wie sie so possig auf dem zweibeinigen Hafen reitet!' Da hielt die alte Glasern still und rief: ‚Ich hack mein Beil in den Eggenbalken!' Zugleich that es einen Schlag, so dasz der Bursch laut aufschrie und von der Zeit an ward er an einem Beine lahm. Er ging zum Pfarrer und erzählte ihm Alles, da sprach der Pfarrer: ‚Es ist kein anderer Rath, du muszt dein Leid ein Jahr lang tragen, aber komm am Abend vor der nächsten Walbernacht wieder zu mir, dann will ich dir sagen, wie dir geholfen werden kann.' Als der Bursch im folgenden Jahre an dem bestimmten Abend kam, sprach der Pfarrer: ‚Jetzt stelle die Eggen wieder zusammen, wie sie gestanden haben, lege dich darunter und wenn du die alte Glasern vorüberziehen siehst, dann bitte sie dreimal um Gotteswillen, sie möge dich von deinem Uebel befreien.' Der Bursch that es und als er zum drittenmal gebeten hatte, sprach das Weib: ‚Da hab ich vorm Jahr mein Beil eingehackt, das will ich mitnehmen.' Da fühlte der Bursch einen Ruck in seinem Bein und konnte von Stund an wieder gehn und laufen, wie früher.

103. Fahrt durch die Luft.

Mündlich.

Landgraf Ludwig IX. von Hessen hielt bekanntlich seine Grenadiere sehr streng und da gab's wenig oder gar keinen Urlaub. Als er einmal in Pirmasenz war, kam einer der Grenadiere, Namens Schubkehl zu ihm und bat, der Landgraf möge ihm doch erlauben, einmal nach Gersbach zu gehen, wo sein Schatz wohne, er komme am folgenden Morgen wieder. Der Landgraf war gerade guter Laune und willigte ein. Der Schubkehl marschirt fröhlichen Muths die Strasze daher und singt sein Stückchen, da hört er plötzlich einen Wagen hinter sich herrollen; es war das aber am letzten Tag April. Er dreht sich um und sieht zwei feine Herren in dem Wagen sitzen. Als sie näher kommen, fragen sie ihn: ‚Wohin des Wegs, guter Freund?' — ‚Nach Gersbach, mit Verlaub,' antwortet er. ‚Dann braucht ihr eure Beine nicht weiter zu quälen,' sagen die Herren, ‚wir fahren auch über Gersbach; wenn ihr wollt, könnt ihr einsteigen.' Das liesz Schubkehl sich nicht zweimal sagen; er dankte für die Ehre und sprang mit einem Satz in den Wagen. ‚Nun weiter Kutscher und lasz die Pferde einmal laufen!' riefen die Herren und da fuhr der Wagen, dasz es ordentlich pfiff und fuhr immer schneller und schneller und endlich so schnell, dasz dem braven Schubkehl Hören und Sehen fast verging; der Wagen hielt auch nicht an, obgleich er den Weg nach Gersbach wohl zehnmal hätte machen können. Als Schubkehl sich aber einmal herausbog, um zu sehn, wo er denn eigentlich wäre, da sah er, dasz der Wagen hoch durch die Luft flog über Dörfer und Kirchthurmspitzen weg. ‚Ach Herr und Gott, wo sind wir!' rief er, aber in demselben Augenblick hörte er ein höllisches Gelächter, dann fuhren Baumzweige um seine Ohren und plumps lag er mitten in einem Walde. Er schaute sich erstaunt um, rieb seine Arme und Beine, die ihn nicht wenig schmerzten und versuchte, ob er noch gehen könne. Das gelang ihm mit schwerer Mühe und so schleppte er sich durch den Wald, bis er aufs freie Feld kam; da hütete ein Schäfer die Schafe. Er bot ihm die Zeit und fragte: ‚Guter Freund, wie weit habe ich bis Pirmasenz?' ‚Pirmasenz?' fragte der Schäfer, ‚den Namen habe ich noch nicht nennen hören. Geht einmal in das Dorf drüben zum Herrn Pfarrer, der weisz vielleicht, wo das Ort liegt.' Das that Schubkehl und hörte von dem Pfarrer, dasz Pirmasenz vierzig Stunden von da entfernt sei. Da sah er wohl, mit welchem Fuhrwerk er gefahren und dasz er auf geradem Weg zum Hexentanz in der Walbernacht gewesen war. Der Landgraf fuhr ihn Anfangs zwar hart an, wo er so lang geblieben sei, aber als Schubkehl ihm alles erzählte, verzieh er ihm, weil der arme Teufel so viel Angst ausgestanden hatte.

104. Die Tanzwiese bei der Milseburg.

Am Fusz der Milseburg liegt eine Wiese, auf welcher einst in gewissen Nächten die Hexen ihre Tänze und ihre Mahle hielten. Ein Ritter von einer nahen Burg wurde von ihnen zu dem Tanz verlockt und er fand so grosze Wonne daran, dasz es seitdem ihn jeden Abend zu ihnen zog, wo er sich dann ganz der Lust überliesz. Seiner Frau fielen bald diese heimlichen Gänge auf, sie schlich ihm nach und kam mit ihm zugleich an. Als sie sich mit im Tanze drehte, trat er zu ihr, ohne dasz er sie erkannt hätte, faszte sie und raste in tollem Wirbel mit ihr umher. Dann sprach er seufzend: ‚Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich dich, Schönste, für immer besitzen könnte!' Da sprach sie mit fröhlichem Blicke: ‚So schaue mich doch recht an; hast du mich nicht für immer und bin ich nicht ganz dein eigen?' Da wurde des Ritters Auge klar und er sah voll Beschämung sein Weib vor sich. Seitdem ging er nie mehr zum Tanz der Hexen und blieb ihr treu bis in den Tod.

105. Die Hexe auf dem Mist.

Mündlich.

Im Odenwald lebte ein Bauer, der war so arm, dasz kaum das tägliche Brod im Hause war, und doch hatte seine Frau jederzeit Geld und zog ein seidnes Kleid an, wenn sie Sonntags in die Kirche ging. Eines Tages drang er heftig mit Bitten und Drohen in sie, dasz sie ihm sagen solle, woher ihr der Wohlstand komme. Da sprach sie, er solle mit ihr in den Hof gehen auf den Misthaufen, so wolle sie ihn lehren, wie er es anfangen möchte um glücklich zu werden gleich ihr. Er ging mit ihr hinaus, da stellte sie ihn neben sich auf den Mist und hiesz ihn Alles, was sie sagen werde nachsprechen. Dann hub sie an und sprach:

Ich stehe hier auf diesem Mist
Und verläugne unsern Herrn Jesus Christ.

‚Und ich schlag' todt was des Teufels ist!' rief der Bauer und schlug die Hexe mit der Mistgabel auf den Kopf, dasz sie hinfiel und nimmermehr aufstand.

106. Des Teufels Taktschlag.

Mündlich.

In Schönberg lebte noch vor wenigen Jahren eine Frau, welche im Geruch der Hexerei stand. Sie hatte drei dicke Knollen auf dem Kopf. Als sie nämlich einmal dem Hexentanz beiwohnte, da verfehlte sie den Takt und dafür taktirte ihr der Teufel auf dem Kopf; von den Schlägen rührten die Knollen her.

107. Hexe als Schwein.

Mündlich.

In Bensheim lebte ein Bauer, den das Unglück so verfolgte, dasz er bald aus einem reichen ein armer Mann wurde. Was er säete und pflanzte ging zu Grund, und sein Vieh fiel, ein Stück nach dem andern, so dasz er endlich wohl sah, dasz es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Als er nun eines Abends spät noch ausging, um für seine Frau, die gerade im Kindbett lag, etwas in der Apotheke zu holen, hörte er über sich in der Luft eine, wie es ihm schien bekannte Stimme sprechen: ‚Nein, das darf ich ihm nicht anthun, er hat ja weiter Nichts mehr, als das Kind.'

Als er nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau, sie solle das Kind heute Nacht zu sich nehmen, er selber legte einen alten Säbel zu sich ins Bett und blieb wach. Um zwölf Uhr ging die Thür auf, eine grosze Sau kam herein, schnuffelte an der leeren Wiege herum und lief dann auf das Bett zu, wo die Frau mit dem Kinde lag. Da sprang der Mann heraus und hieb mit dem Säbel nach dem Schwein, welches laut grunzend entfloh. Des andern Morgens sah der Bauer eine abgehauene Hand in der Stube liegen, mit dem Ring seiner Mutter daran. Er lief zu seiner Mutter, fand sie noch im Bett und zog die Decke weg — da war ihr linker Arm mit blutigen Lappen umwickelt, und die Hand war fort. ‚Ach Mutter,' sprach er, ‚warum habt ihr mich zu einem so elenden Manne gemacht?' — ‚Schweig nur still,' sagte sie, ‚es soll ja Alles wieder anders werden, ich bin nur dazu gezwungen worden.' Von dem Tage an ging es mit dem Bauern wieder vorwärts, die alte Frau ist aber seitdem ohne Hand herumgegangen.

100. Eifersüchtige Katze.

Mündlich.

Ein Bursche pflegte oft Nachts zu seinem Schätzchen zu gehn. Da begegnete ihm aber jedesmal eine schwarze Katze, die hinter oder neben ihm her lief, bald ihm den Weg verrannte und ihn mit ihren glühenden Augen anguckte, dasz ihm ganz grausig zu Muthe ward. Endlich nahm er einmal seinen Kameraden mit, der sich auf Zauberdinge verstund. Es währte nicht lange, so sahen sie die Katze vor einem Zaune sitzen; da machte der Kamerad sein Gartenmesser auf und warf es über das Thier weg. Jetzt sahen sie plötzlich statt der Katze ein Mädchen aus dem Dorfe vor dem Zaune liegen, nackt wie sie Gott geschaffen, die hatte den Burschen schon längst heimlich lieb gehabt und war ihm eifersüchtig auf Schritt und Tritt nachgefolgt.

109. Die beiden Katzen.

Mündlich.

Ein Bursche wollte sich zu einem Bauer verdingen. Der warnte ihn endlich und sprach: ‚Ich rathe dir's nicht; so viele Knechte hab ich schon gehabt und Keiner hat die dritte Nacht überlebt.' Der Bursch aber fürchtete sich nicht und sagte, er wolle es wagen. Es war aber zufällig von denen Einer, über die kein Zauber Gewalt hat. In der dritten Nacht bleibt er wach, stellt sich aber schlafend; da sah er bald zwei schwarze Katzen sich gegenüber, ihm zu Häupten und zu Füszen sitzen. Die eine sagte: ‚Er bevt,' die andre: ‚Er bevt nicht,' die eine wieder: ‚Er bevt,' die andre: ‚Er bevt nicht' und so fort; denn das heiszt in ihrer Hexensprache: er schläft. Als es ihm zu lange währte, sprang er auf, nahm sein Messer und hieb der einen eine Pfote, der andern eine Kralle ab, worauf sie entwichen. Die zwei Gliedmaszen aber wickelte er in ein Tüchlein und brachte sie Morgens hinunter. Da fand er des Bauern Weib und Schwester im Bett und unpasz; als der Knecht ihnen die Decke kurz und gut herunter zog, fehlte der Einen eine Hand, der Andern ein Finger. Da that er sich mit dem Bauern zusammen, sie machten hinter dem Haus ein groszes Feuer und verbrannten die beiden zu Asche.

110. Zwölf Katzen.

Mündlich.

Auf dem Neuenhof bei Gelnhaar liesz der Pächter Branntwein brennen und nahm dazu vier Gesellen in Dienst. So oft die nun Abends bei dem Kessel standen, kamen zwölf Katzen herein und setzten sich in einer Reihe auf eine Bank. Die Gesellen hatten ihre Freude daran, streichelten sie und lobten sie, was sie für artige Kätzchen wären. Nur Einem von den Vieren kam die Sache nicht ganz richtig vor, und als eines Abends die drei Andern bei dem Kessel eingeschlafen waren, that er, als ob er auch fest schlafe und gab genau auf die Katzen Acht. Es dauerte auch nicht lang, so fing die älteste und gröszte, die obenan sasz, zu sprechen an und fragte die andern: ‚Schlafen sie?' — ‚Sie schlafen' antworteten die übrigen Katzen, und nun redete es die Alte mit ihnen ab, dasz sie des folgenden Abends die Viere im Schlaf umbringen wollten. Des andern Tags aber erzählte der Geselle Alles seinen Kameraden, und als des Abends die zwölf Kätzchen wieder in einer Reihe auf der Bank saszen, schöpfte sich Jeder einen groszen Löffel voll kochenden Wassers und gosz es über sie, so dasz die gröszte am Meisten verbrannt wurde, die andern jedoch auch ihr richtiges Theil bekamen. Sie liefen alle mit furchtbarem Geschrei davon, und des andern Morgens lagen in einem Ort, zwei Stunden vom Neuenhof, zwölf Weiber im Bett und waren übel verbrannt. Die älteste davon war so zugerichtet, dasz sie nach dreien Tagen den Geist aufgab. Sie war es, welche die eilf Andern angestiftet hatte, weil sie von den vier Burschen verhöhnt und eine Hexe gescholten worden war.

III. Strumpfbänder geliehen.

Mündlich.

Das Kind eines Mannes in Reichenbach, welches eine feste Gesundheit hatte und sehr gut gedieh, fing plötzlich an, die Muttermilch gleich nach dem Trinken wieder von sich zu geben, so dasz es bald das Schwinden bekam. Die Mutter des Kindes liesz einen klugen Mann kommen, der masz das Kind und wendete Mancherlei an, dann sagte er, die Hexe, die es dem Kind angethan, werde nun neun Nächte lang in Gestalt einer Katze an die Thür kommen, hernach werde es mit dem Kind wieder besser gehn.

Am folgenden Abend, als die Frau allein bei dem Kinde sasz, kratzte es beständig an der Thüre, die Frau hütete sich aber wohl, aufzumachen und nachzusehen. Ebenso ging es die folgenden Nächte. Als am dritten Abend der Mann spät nach Hause kam und die Treppe hinaufstieg, sah er vor der Stubenthür ein Ding gleich einer Katze sitzen, welches bei seiner Annäherung die Treppe hinab und durch die Küche lief und dort durch eine Fensterscheibe hinaussprang. Sechs Nächte noch kam die Katze regelmäszig wieder. Am zehnten Tage ward das Kind schon bedeutend besser und bald war es wieder so gesund als es vorher gewesen. Später, als die Frau in jenen Mann drang, ihr zu sagen, wer das Kind behext habe, fragte er sie, ob sie sich nicht erinnern könne, Jemanden Etwas geliehen zu haben. Nach langem Besinnen fiel es ihr ein, dasz eine Nachbarin ein Paar Strumpfbänder von ihr geborgt hatte. Da sagte der Mann: die Strumpfbänder haben Eurem Kinde auf dem Herzen gelegen, dasz es die Milch nicht bei sich behalten konnte.

112. Hexe erkannt.

Mündlich.

Ein Küfergesell ging auf die Arbeit zu einer alten Meisterin in Binsachsen. Als er Abends fortging, fragte ihn die Frau, ob er sich nicht fürchte, so allein nach Hause zu gehn? ‚Nein' sagte er. Als er nun auf dem Heimweg nach seinem Ort durch die Wiesen ging, machte sich eine grosze Katze zu ihm und lief beständig neben ihm her. Er aber kümmerte sich Nichts darum. Als er des andern Abends fortging und ihn die Wirthin wieder fragte, ob er sich nicht fürchte? sagte er, es käme wohl eine Katze zu ihm, er fürchte sich aber vor dem dummen Thier nicht. Wie er nun in die Wiesen kam, war auch die Katze wieder da, und diesmal ging sie auf ihn hinein und wollte auf ihn los springen. Da schlug er ihr mit der Reifzange das linke Vorderbein entzwei, dasz sie schreiend entfloh. Des andern Tags lag die Meisterin im Bette, der Gesell zog ihr die Decke weg und sah, dasz ihr linker Arm zerbrochen war. So kam es an das Tageslicht, dasz die Frau eine Hexe war.

113. Der Hexe wird die Hand abgeschnitten.

Mündlich.

Ein Bauer hatte eine behexte Kuh. Er stellte des kranken Thieres Milch in einem Krug in den Schrank und liesz den Viehdoctor kommen. Wie der das Haus betrat, kam auch gleich die Hexe gelaufen, wollte hinein und schrie: er solle ihr den Krug geben der in seinem Schrank stehe. Aber der Vieharzt liesz Thür und Fenster verschlieszen und einen Eimer voll Wasser in die Mitte der Stube stellen. Da konnte man auf dem Boden des Eimers deutlich das Bild der nackten Hexe sehen. Das Wasser ward in einem Kessel übers Feuer gestellt. Als es kochte, nahm der Vieharzt den Krug aus dem Schrank und liesz die geronnene Milch langsam hineinlaufen, dabei schnitt er mit dem Messer durch das Erste, das herauskam. Der Kessel muszte noch eine Zeitlang tüchtig kochen. Des andern Tages lag die Hexe im Bett und war übel verbrannt, und die linke Hand war ihr abgeschnitten.

114. Hexe gezeichnet.

Mündlich.

In einem Städtchen im Odenwalde hatten einmal ein paar Bauern eine Hexe in einem Sack gefangen. Sie nahmen nun ihre Dreschflegel zur Hand und schlugen so lange darauf, bis der Sack, der anfangs leer zu sein schien, ganz dick und voll wurde. Zuletzt, als man das Gesicht der Hexe mit der Hand fühlen konnte, meinte einer der Bauern man solle sie doch nicht ungezeichnet entwischen lassen und stach sie mit einer Gabel zwischen Mund und Nase. Als die Bauern den Sack aufmachten, war er auf einmal wieder leer, aber eine Frau im Ort ging lang mit verbundnem Munde herum und war als eine Hexe gezeichnet für ihr Lebtag.

115. Der blaue Gickel bringts Essen.

Mündlich.

Es wohnte vor Zeiten in Gelnhaar ein Assessor, der hatte eine Frau, welcher man nicht recht trauen konnte. Das Essen, welches sie den Dienstboten gab, schmeckte stets sonderbar. Sie hatte wohl eine Köchin, doch überliesz sie ihr nie die Küche, sondern schickte sie immer unter irgend einem Vorwande weg, wenn Vormittags die Zeit heranrückte, wo das Essen gekocht werden sollte. Das hatten sich die Dienstboten gemerkt und waren neugierig geworden, gaben von da an auf Alles genau Acht, was zu der Zeit um das Haus herum vorging. So standen sie eines Abends am Brunnen und da sahen sie, wie der Teufel in Gestalt eines feurigen Wiesbaums durch die Luft daherzog und als blauer Gickel auf das Dach niedersasz, worauf er durch den Schornstein in das Haus hinabfuhr. Sie bohrten heimlich ein Loch in die Wand der Speisekammer und als der Teufel in der andern Nacht wiederkam, legten sie sich an das Loch und sahen Butter und frische Käsematten in Schüsseln auf dem Tische stehen, welche der Teufel eben gebracht hatte. Sie hätten nun der Assessorin einen argen Streich spielen können, denn wenn sie vier Klumpen Teig genommen und ,,Das Blut Jesu Christi'' darauf geschrieben hätten, dann würde der Teufel nicht aus dem Hause weg gekonnt haben, ohne das Dach mitzunehmen; aber das thaten sie nicht, sondern nahmen kurz und gut Alle ihren Abschied und wollten nicht länger im Hause dienen.

116. Halb Part.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Gelnhaar ging Abends spät aus der Spinnstube nach Hause und sah, wie der Teufel in Gestalt eines feurigen Wiesbaums durch die Luft und auf das nächste Dorf zu fuhr. Das Mädchen kannte wohl das Sprüchlein: Dem Einen nimmt er's, dem Andern bringt er's, und wuszte, dasz er eben einer Hexe anderswo genommen Gut zutrage, darum rief es laut: ‚Halb Part! Halb Part!' Im selben Augenblick fiel ihr ein Klumpen Käsematten auf Hand und Spinnrad. Die Hand aber war wie verbrannt und blieb ihr zeitlebens gelähmt, das Rad war schwarz, wie Kohlen und fiel ihr zu Haus in Stücke.

117. Der Korndrache.

Mündlich.

Der Bauer Edel in einem Dorf am Rhein war in kurzer Zeit so reich geworden, dasz er kein Ende des Geldes wuszte. Die Leute zischelten sich allerhand darüber zu, aber keiner konnte so recht klug daraus werden. Eines Tags ging Edel auf eine Hochzeit dieszseits des Rheines und da er zwei Tage auszubleiben gedachte, gab er vorher seinem Knecht Alles an wie er es im Hause gehalten wissen wollte. Unter andern sagte er zu ihm: ‚Wenn die Nacht Jemand am Fenster fragt, was er bringen solle, so sage Weizenkorn.' Der Knecht verstand aber falsch und meinte nicht anders, als der Bauer hätte gesagt Weidenlaub. Gegen elf Uhr in der Nacht klopfte, wie der Bauer gesagt hatte, Jemand an des Knechtes Fenster und fragte: ‚Was soll ich bringen?' ‚Für heute Weidenlaub,' antwortete der Knecht, dem die Sache doch so wunderlich vorkam, dasz er nicht schlafen konnte. Gegen Mitternacht gab's auf dem Boden ein seltsames Gerispel und Genistel, das dauerte bis ein Uhr, dann wurde es still. Der Knecht stand Todesangst aus, wagte kaum zu athmen und wünschte hundertmal den Morgen herbei. Als es Tag wurde, war sein erster Gang auf den Boden und siehe da, der lag so voll Weidenlaub, dasz er die Thür kaum öffnen konnte. Da merkte er wohl, dasz der fliegende Drache dem Bauern all den Reichthum zutrug. Von dem Augenblick an war es ihm so unheimlich in dem Hause, dasz er Abends als der Bauer heimkehrte, seinen Lohn begehrte und des folgenden Tags sich andern Dienst suchte.

Wenn man den fliegenden Drachen sieht und möchte gern wissen, was er trägt, dann braucht man nur zu sagen:

‚Es fährt kein Fuhrmann über Land oder Brück,
Er lässet seinen Zoll zurück;'

dann musz er etwas fallen lassen von dem, was er trägt.

118. Beim Brauchen berufen.

Mündlich.

Einem Bauern in Beedenkirchen ward all sein Vieh krank. Ein kluger Mann, bei dem er sich Raths erholte, rieth ihm, er solle Gänsdreck, Saudreck und Teufelsdreck in ein Loch unter seine Schwelle legen und einen hölzernen Pfropf darauf keilen; er solle aber nicht zu hart darauf hauen, weil jeder Schlag die Hexe treffe. Der Mann that wie ihm geheiszen, doch als es an das Zukeilen ging und er die Axt emporhob, um der Hexe einen rechten Treff zu geben, rief seine Frau: ‚Herr Je, Hannes schlag sie nicht todt!' Da gab es ein höhnisches Gelächter hinter dem Backofen, und von dem Tage an war alles Brauchen umsonst; das Vieh crepirte.

119. Das Hexenbuch in Reichelsheim.

Mündlich.

Eine Frau in Reichelsheim hatte nur eine Geis, aber trotzdem stets eine erstaunliche Menge Butter. Ihr Mann konnte nicht begreifen, woher die Butter komme, er paszte ihr auf und sah, dasz sie den Butterstempel mit Salbe bestrich. Da stahl er ihr die Salbe, aber im selben Augenblick stand der Böse vor ihm, legte ihm ein Buch vor und sprach: ‚Hast du vor meine Kunst zu brauchen, dann sollst du auch unterschreiben.' Der Bauer erschrak Anfangs, doch faszte er sich gleich und sprach: ‚Ei, von Herzen gern, nur habe ich im Augenblick keine Feder zur Hand; lasz mir das Buch hier bis morgen, ich thue es dann nach meiner Bequemlichkeit.' ‚Gut,' sprach der Böse, ‚ich komme morgen wieder.' Als der Teufel kaum fort war, nahm der Bauer das Buch, ging damit zum Pfarrer und fragte ihn, was zu machen sei. ‚Ritze die Haut an deinem Arm,' sprach der Pfarrer, ‚und schreib vorn ins Buch: Das rosenfarbne Blut Jesu Christi u. s. w.' Das that der Bauer und als der Teufel am andern Tag wiederkam, bot der Mann ihm das Buch dar mit den Worten: ‚Ich hab mit meinem Blut hinein geschrieben.' ‚Sehr schön,' sagte der Teufel und griff nach dem Buch, zuckte aber gleich mit der Hand zurück, als ob er sich schrecklich verbrannt habe und fuhr durch das Fenster heulend davon. Diesz Buch war vor zwanzig Jahren noch auf dem Amthaus zu Reichelsheim zu sehn und es ist erstaunlich, was für hohe Potentaten und vornehme Herrn und Frauen darin eingeschrieben gewesen.

120. Die Knodener Kunst.

Mündlich.

Allbekannt und weitberühmt war die Kunst der Bewohner des Dörfchens Knoden im Odenwald, welche u. a. das Festmachen aus dem Grunde verstanden. Das zeigten sie schon im dreiszigjährigen Krieg an einem Trupp fremden Kriegsvolks, der von ihnen erst festgezaubert und dann Mann für Mann todtgeschossen wurde. Einen Offizier dabei, welcher hieb- und schuszfest war, schlugen sie mit Stöcken todt und steckten dann seinen Kopf unter eine Brücke, an der von dem Tage an der Geist des Erschlagenen spukte.

In den jüngsten Kriegszeiten wollte ein Trupp französischer Reiter das Oertchen plündern, da wurden sie von einem Knodener, Namens Rettig, so festgebannt, dasz sie einen ganzen Tag lang im ärgsten Regen stille halten muszten und sich nicht regen konnten. Als sie am Abend der Rettig wieder losband, machten sie, dasz sie fortkamen. Ein Haupthexenmeister in Knoden war der Bitsch-Nickel. Zu dem sagte eines Tags der Pfarrer: ‚Hört mich Bitsch-Nickel, ich bitte Euch um Eurer Seele willen, lasset doch ab von Eurem höllischen Treiben!' Der Bitsch-Nickel aber erwiederte, die Zauberei säsze in der Maus seiner Hand und wäre nicht mehr herauszuschaffen. Weil er nun ein schöner, groszer Bursch war, wurde er von den Preuszen um theures Handgeld angeworben und in eine Festung unter die Garnison gesteckt. Als es ihm nicht mehr gefiel, desertirte er eines Abends. Der Commandant aber, der auch Etwas von der Zauberei verstand, that es ihm an, dasz er nicht fort konnte. Nachdem er die ganze Nacht gelaufen, stand er Morgens früh wieder vor der Festung. Er verkroch sich den Tag über unter einen Faschinenhaufen. Die zweite Nacht ging es ihm wieder so, in der dritten aber siegte seine Zauberei und er kam nach Knoden. Die Preuszen schickten ihm einen Corporal mit sechs Mann nach, die baten den Grafen von Schönberg um die Erlaubnisz, den Deserteur einzufangen. Der Graf liesz ihn zu sich kommen, hielt ihm sein Vergehen vor, sagte aber, er wolle die Preuszen zurückschicken. ‚Laszt sie nur kommen, Herr Graf!' sprach der Bitsch-Nickel und als sie den Abend wirklich kamen und ihn aus dem Bette holten, steckte er sich seine Pfeife an und ging mit nach dem Thal hinunter, bis sie an den groszen Felsen kamen, den man den Hochstein nennt. Da sagte er ganz ruhig: ‚So, jetzt hab' ich Euch weit genug begleitet, ihr könnt hingehen, wo ihr hergekommen seid, ich aber will wieder heim ins Bett.' Somit kehrte er um, die Preuszen aber muszten immer fortmarschiren und konnten nicht einmal den Kopf nach ihm umwenden.

Ein anderer Bauersmann zu Knoden hatte ein Buch von der Knodener Kunst in der Stube auf dem Kammbrett liegen. Als er eines Tags im Felde war, kam ein Fremder in das Zimmer, nahm das Buch herunter und fing an darin zu lesen. Da kamen eine grosze Menge Raben geflogen, einer nach dem andern zum Fenster herein, bis die ganze Stube voll war. Als aber der Bauer vom Felde aus die vielen Raben nach Hause fliegen sah, sprang er schnell nach Haus und hier sah er nun, was er angerichtet hatte. Rasch eilte er hinauf auf den Speicher, holte einen Kumpf

Erbsen herunter und streuete sie unter die Vögel. Dann nahm er dem Andern das Buch aus der Hand und fing an Alles, was derselbe gelesen wieder rückwärts zu lesen; da flog ein Rabe nach dem andern hinaus, bis alle fort waren.

Die Knodener Kunst soll hauptsächlich aus dem 5. und 7. Buch Mosis herstammen.

121. Schwarze Kunst.

Mündlich.

Ein Bauer auf einem Hofe bei Darmstadt hatte einen Knecht, der fuhr eines Tages mit ihm in die Stadt. Unterwegs kamen sie an einen Wildzaun und sahen fünf Hirsche herumspringen; das war nämlich in der guten alten Zeit, wo es noch lebendige Hirsche in den Wäldern gab, jetzt sieht man nur noch ausgestopfte in Darmstadt im Schlosz. Der Knecht fragte: ‚Sollen wir uns nicht einen Hirsch mitnehmen?' — ‚Ja können,' antwortete der Bauer. ‚Frag erst, ob die Hirsche still halten, bis du sie fängst.' ‚Nun gut, wenn sie fett sind, lade ich einen auf,' sagte der Knecht, und trat zu den Hirschen. Da blieben die Thiere wie festgebannt stehen, der Knecht fühlte sie an und rief dem Bauern zu: ‚Nein, heute lasz ich sie laufen, sie sind nur Haut und Knochen.' ‚Du verstehst mehr als ich,' sagte der Bauer, als der Knecht zurückkam, aber der Mann schüttelte doch den Kopf dazu. Zu Hause bat der Knecht Abends den Schäfer, er möge bei ihm schlafen. Das geschah, aber der Schäfer schlief nicht, denn der Knecht war ihm unheimlich geworden durch das, was der Bauer beim Essen von den Hirschen erzählt hatte. Gegen zwölf Uhr klopfte es an die Thür des Stalles, worin sie schliefen; sogleich sprang der Knecht aus dem Bett, öffnete die Thür ein wenig und warf einen seiner Stiefel hinaus; dann legte er sich wieder nieder. Eine halbe Stunde darauf klopfte es abermals, da warf der Knecht seinen andern Stiefel hinaus und kroch wieder ins Bett. Gleich vor Zwölf klopfte es zum drittenmal, da that der Knecht einen tiefen Seufzer und ging selbst hinaus. Zugleich wurden die Pferde wild und stampften, als ob die Mahr sie ritte, so dasz dem Schäfer die Haare zu Berge standen; der Knecht kam diesesmal nicht zurück. Morgens erzählte der Schäfer dem Bauern Alles. Man suchte lange vergebens nach dem Knecht, bis man ihn endlich mit gebrochenem Genick in einem Weiher liegen fand.

122. Abwesender citirt.

Mündlich.

Es lebte einst ein Graf von Erbach, der einen gar klugen Kanzlei-Director hatte. Derselbe vermasz sich eines Tages gegen seinen Herrn, dasz er Todte und Lebendige zu citiren verstehe. Als ihn der Graf aufforderte, ihm eine Probe seiner Kunst abzulegen, sagte er, einen Todten wolle er nicht citiren, weil das zu schrecklich sei, doch wenn er einen weitentfernten Freund oder Bekannten habe, den er einmal zu sehen wünsche, so wolle er ihn bald zur Stelle geschafft haben. Der Graf liesz alle Thüren und Ausgänge des Schlosses besetzen, mit dem strengen Befehle, Niemanden einpassiren zu lassen, und theilte dann dem Kanzlei-Director mit, dasz er seinen ehemaligen Jäger zu sehen wünsche, einen gar treuen, redlichen Menschen, der ihm lange und gut gedient habe und jetzt zweihundert Stunden von hier in Lothringen wohne. Der Kanzlei-Director bat den Grafen, sich in einen Kreis zu stellen, den er mit Kohle auf dem Fuszboden gezogen hatte, und fing dann an, sein Wesen zu treiben. Plötzlich ging die Thür auf und der Jäger kam herein — nicht mit langsam abgemesznen geisterhaften Schritten, sondern rasch, munter und lebhaft, wie es von jeher seine Art gewesen. Er machte dem Grafen die gebührende Reverenz und sagte, dasz er sich gar sehr freue, seinen ehemaligen Herrn einmal wieder zu sehen. Aber gerade diese anscheinend so natürliche Art der Erscheinung erfaszte den Grafen mit eisigem Grauen, er erwiederte Nichts und ward todtenbleich. Schnell fing der Kanzlei-Director wieder seine Künste an, der Jäger machte wieder seine Reverenz, empfahl sich gehorsamst und machte die Thüre mit vielem Geräusch hinter sich zu. Desselbigen Tages noch schrieb der Graf nach Lothringen an seinen Jäger und fragte ihn, wie es ihm in der letzten Zeit gegangen sei? Sehr erfreut darüber, dasz sein alter Herr sich seiner noch in Gnaden erinnere, erwiederte er, dasz es ihm in der letzten Zeit, wie in jeder Beziehung so auch mit der Gesundheit, recht gut gegangen sei, nur an dem und dem Tage, zu der und der Stunde habe ihn mitten im Walde plötzlich eine so unerklärlich starke Schlafsucht befallen, dasz er am Fusze eines Baumes umgesunken sei und allda eine Stunde lang bewusztlos gelegen habe. Wenn man nun weisz, dasz der Jäger zehn Minuten lang bei dem Grafen war, so kann man hiernach leicht ausrechnen, wieviel Zeit ein citirter Geist braucht, um einen Weg von zweihundert Stunden zweimal zurückzulegen. — Der Kanzlei-Director durfte von der Zeit an dem Grafen nicht mehr ins Schlosz kommen.

122. Der Wildfrevler.

Mündlich.

In der Umgegend von Bieblis trieb sich einst ein berüchtigter alter Wilddieb umher, dem die Förster lang nachstellten, ohne ihn erwischen zu können. Das ging aber auch nicht mit rechten Dingen zu. Eines Abends hatten sich vier Jäger vorsichtig an ihn herangeschlichen, so dasz sie nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt waren und ihn sicher zu fassen vermeinten, da verwandelte er sich plötzlich in einen Schneisenblock. Die Jäger glaubten, er sei dennoch entwischt, blieben ein paar Minuten an dem Schneisenblock stehen und beriethen sich, in welcher Richtung der Wildschütz wohl zu verfolgen sei; einer von ihnen benutzte diese Zeit um seine Pfeife an dem Pfahl auszuklopfen. Eben dieser Jäger ging des andern Tages allein durch den Wald, da begegnete ihm der Wilddieb, grüszte ihn freundlich und sprach: ‚Es war aber doch nicht recht von dir, dasz du deine Pfeife an meiner Nase ausgeklopft hast, sie thut mir heute noch wehe davon.' Zugleich erinnerte er den Jäger an die Reden, die derselbe an dem Schneisenblock mit den andern geführt hatte. Als er das hörte, lief der Jäger fort, so schnell ihn die Beine tragen wollten, denn er merkte jetzt, dasz er es mit einem Hexenmeister zu thun hatte. Die Förster lieszen aber den Wilddieb fortan in Ruhe, weil sie einsahen, dasz sie ihm doch Nichts anhaben konnten.

121. Drei Schüsse.

Ein Bauer aus Kleinheubach, Georg Ludwig, ging eines Abends im Frühling zwischen 8 und 9 Uhr auf die Springwiese, um ein Reh zu schieszen, schosz auch dreimal, konnte aber das Thier nicht treffen. Aergerlich darüber wandte er sich heimwärts, als ihm plötzlich ein ihm unbekannter Mann, der wie ein Förster gekleidet war und eine graue Mütze trug, entgegen kam, ihn anredete und fragte, wonach er geschossen habe. Ludwig läugnete, überhaupt geschossen zu haben, doch der Fremde sprach, da helfe kein Läugnen, denn er habe den Schusz gehört und da er, Ludwig, ein so schlechter Schütz sei, wolle er ihn lehren, wie man alle Tage drei sichere und gewisse Schüsse thun könne. Das war Ludwig willkommen und er erklärte sich mit Allem einverstanden, was der Fremde von ihm verlangen werde. Da gab dieser ihm eine Wurzel und forderte ihn auf, sofort mit ihm drei Schüsse zu thun. Georg faszte seine Büchse und schosz und zwar das erstemal nach der Sonne, das andremal gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, das drittemal nach dem steinernen Bildstock am Steiner. Von dem Abend an trug Ludwig die Wurzel stets bei sich und hatte alle Tage drei gewisse Schüsse, nicht mehr, so dasz er drei Rehe, Hasen, Enten, Feldhühner und andere Vögel, kurz was er antraf, wegschosz. Nachdem er die drei Schüsse gethan, führte der Fremde ihn in einem Augenblick nach dem entlegenen Pfaffenbrunnen, taufte ihn in des Bösen Namen mit der linken Hand und nannte ihn Fritz Mückenwedel. Auch gab ihm der

Fremde eine Buhle, welche ein grün Röcklein trug und die ihm im Lachenthal, am Röllbacher Bründlein und anderswo oft ihre Gunst schenkte.

Als eines Tags mehrere Hexen beim Galgen verbrannt wurden und Ludwig im Vorübergehen die Knochen im Feuer liegen sah, da kamen ihm gute Gedanken, aber im selben Augenblick risz ein Wind ihm unversehens den Hut hinterwärts vom Kopfe auf den Boden, dessen er sehr erschrak und sich Gedanken machte, es möge das wohl ein Vorzeichen seines Todes sein. Er wurde wahrscheinlich später in Kleinheubach verbrannt.

125. Das Zauberhorn.

Mündlich.

Es war einmal ein Landgraf von Hessen, der hatte einen Diener, der hiesz Johann und verstand sich auf feine Künste, besonders was die Jagd betrifft. Er besasz nämlich ein wunderbares Horn und wenn der Landgraf irgend ein Wild schieszen wollte, so brauchte er nur zu sagen: ‚Johann, blas das Horn,' und hatte nicht einmal nöthig, das Wild zu nennen. Sobald Johann blies, kam das Thier, welches der Landgraf sich wünschte und lief ihm in den Schusz.

126. Doktor Aphrasterus.

Mündlich.

Das war ein gescheiter Mann und der hatte seine Kunst auf folgende Weise gelernt. Er ging einmal im Wald herum, da hörte er unter einem Baum ein klägliches Wimmern und Stöhnen. Er sah nach, was das sein könne, fand aber nichts. Es schien ihm endlich, als komme die Stimme aus der Erde, und als er mit seinem Stock ein wenig stocherte, kam eine Flasche zum Vorschein, darin stöhnte es so sehr. Neugierig öffnete er sie, da zog ein weiszer Rauch heraus, der wurde immer dichter und als er ganz heraus war, sprang aus dem Rauch ein riesiger Kerl, der rief: ‚Jetzt bist du mein!' Der Doktor Aphrasterus liesz sich aber nicht irre machen, sondern sprach: ‚Ja wohl, wenn du mich alle Zauberkunst lehren willst.' ‚Da hast du sie,' rief der Kerl und warf ihm ein paar Zauberbücher vor die Füsze. ‚Du bist ein drolliger Kauz,' sagte der Doktor, ‚ich möchte nur wissen, wie du hast in die Flasche kommen können.' ‚Hast ja gesehn, wie ich heraus kam,' sprach der Kerl. ‚Das warst du nicht, das war nur Dampf und Rauch,' sagte der Doktor. ‚Will dir's noch mal vormachen,' erwiederte der Kerl und wurde wieder zum Rauch, der in die Flasche schlupfte. Da war der Doktor aber rasch bei der Hand, drückte den Stopfen auf die Flasche und vergrub sie so tief, als er nur graben konnte, kümmerte sich auch gar nicht darum, ob der Kerl darin schrie oder nicht. Dann packte er die Zauberbücher auf und ging nach Haus. Jetzt lernte er bald das Goldmachen, das Verwandeln und viel andere Dinge, die ihn zu einem reichen angesehenen Mann machten. Besonders aber wuszte er jetzt eine Kunst, die war ihm vor allen lieb: er konnte sich nämlich gegen alles Gift sichern und dadurch am Leben erhalten. Er sagte selbst oft zu seinem Diener: ‚Es gibt nur ein Gift, welches mich tödten kann, das ist das Magnetgift.'

So hatte er lang gelebt, da kam ein anderer berühmter Zauberer in die Stadt und mit dem gerieth er in Streit. Da suchte der Fremde ihn auf alle mögliche Art zu vergiften, aber Aphrasterus lachte dessen und trank und asz all das Gift, wie den besten Wein und Lebkuchen. Endlich als nichts helfen wollte, brachte er ihm heimlich und ohne dasz der Doktor etwas merkte das Magnetgift bei. Aphrasterus spürte dasselbe alsbald in seinen Eingeweiden; er griff zu seiner Pistole, lud sie mit einer Kugel und schosz sie durch das Fenster los. Alsdann rief er seinen Diener und sprach: ‚Lauf schnell an das andre Ende der Stadt, wo der Zauberer wohnt und frage, wie es ihm geht?' Der Diener eilte so sehr er konnte und brachte die Antwort zurück, der Zauberer sei von einer Kugel getroffen gefunden worden, man wisse aber nicht, wer es gethan habe. ‚Ich will dir's sagen, ich hab's gethan,' sprach Aphrasterus und gab dem Diener seine Zaubermixturen mit dem Befehl, sie in den Rhein zu werfen, denn er fühle sich seinem Ende nah. Der Diener ging wohl an den Rhein, warf aber die Gläser nicht ins Wasser, sondern steckte sie in den Sack. Als er wiederkam, fragte der Doktor: ‚Hast du sie ins Wasser geworfen?' — ‚Ja,' antwortete der Diener. ‚Was hast du denn an dem Wasser bemerkt?' — ‚Nichts,' sagte der Diener. — ‚Willst du wohl schnell die Gläser ins Wasser werfen, oder willst du, dasz ich dich erschiesze, wie ich jenen Zauberer erschossen habe?' rief der Doktor im höchsten Zorn. Da lief der Diener, was er laufen konnte, an den Rhein und warf die Gläser in das Wasser, welches alsbald anfing, unruhig zu werden und gewaltige Wellen zu schlagen. Als er seinem Herrn dies hinterbrachte, lobte derselbe ihn und schenkte ihm so viel Geld, dasz der Diener auf Lebenszeit genug daran hatte. Zwei Stunden später hatte Doktor Aphrasterus zu leben aufgehört.

127. Zwetschenheinrich.

Mündlich.

Am Rhein bei Gernsheim liegt eine Mühle, die hat zwölf Gänge. Als dieselbe gebaut wurde und das erste Stockwerk fertig war, ging dem Müller das Geld aus. Als der Mann nun so traurig an den Mauern herumschlich und nicht wuszte, wie er sich helfen solle, stand plötzlich der Zwetschenheinrich (Teufel) vor ihm und sprach: ‚Verschreib mir was, dann geb ich dir augenblicklich einen Mehlsack voll Geld.' Der Müller stutzte Anfangs, aber besann sich doch nicht lange, denn das Geld und die Mühle stachen ihm gewaltig in die Augen. Er antwortete: ‚Gut, ich verschreib dir was, der zwölfte Gang in der Mühle soll dein sein, da darfst du alle Tage eine geschlagene Stunde mahlen.' ‚Ein Mann, ein Wort,' sagte der Schwarze und weg war er; als der Müller sich aber umschaute, da stand der Sack hinter ihm und es war ein ordentlicher Maltersack.

Jetzt ging der Bau wieder lustig vorwärts und bald stand die Mühle fix und fertig da. Zugleich kam der Zwetschenheinrich wieder und sagte: ‚Jetzt will ich meine Stunde haben, die musz sein von elf bis zwölf Uhr Mittags, dann musz der Gang jedesmal sauber und scharf sein: ist er das, dann ist's gut, wo nicht, dann taugt es nicht.' Der Müller sorgte, dasz Alles so geschah und schärfte seinen Mühlburschen ein, wohl darauf zu achten, dasz Alles stets in Ordnung sei. Die thaten es auch redlich und jedesmal, wenn sie geschärft hatten, lag ein neuer Groschen auf dem Mühlstein. Als einer das aber einmal versäumte, verschwand er und man hat nichts mehr von ihm gesehen, noch gehört. So wird es noch in der Mühle gehalten. Von elf bis zwölf aber ist ein Rumor in dem Gang, als wenn zwanzig Gänge zugleich liefen, doch sieht man nichts, wenn nicht das Eine, dasz der Müller mit jedem Tag reicher wird und besser steht, als einer am ganzen Rhein.

123. Des Teufels Fusz.

Bei den Schmitts-Aeckern zwischen Döllbach und Motten steht ein Kreuz von Stein, an dem man den Eindruck eines Pferdefuszes sieht. In der Nähe dieses Kreuzes erwartete einst ein Mädchen seinen Geliebten und sehnte sich wol allzu sehr nach ihm, so dasz sein Herz der Sünde nahe war. Da trat plötzlich eine Gestalt, wie die ihres Liebsten, der ein Jägerbursch war, aus dem Wald und kam querfeldein auf sie zu. Mit freudiger Hast eilte sie ihm entgegen, und reichte ihm die Hand, doch da faszte der Jäger sie stürmisch an und wollte sie zu seinem Willen zwingen. Sie rang sich sträubend, bis sie an das Kreuz kam, da rief sie jammernd: ‚Jesus, Maria, Joseph, steht mir bei!' Sogleich fühlte sie sich frei, sie hörte nur noch, wie der Jäger wild mit dem Fusz auf den Stein stampfte, dann sank sie ohnmächtig hin. Als sie wieder zu sich kam, sah sie den Eindruck im Stein und erkannte, in welcher Gefahr sie durch den Bösen gewesen war, den ihr Ruf verscheucht hatte.

129. Der Teufelspfad.

Mündlich.

Zwischen Jugenheim und dem Felsberg liegt der Teufelspfad, der hat von folgender Begebenheit seinen Namen. Ein Jäger hatte ein Mädchen um ein Uhr Morgens dahin bestellt, aber er hatte ein falsches Herz und ging mit einem andern Mädchen nach Jugenheim. Als das Mädchen nun da stand und auf den Jäger wartete, da kam ein anderer Jäger im grünen Rock des Wegs daher und auf sie zu, fragte: ‚Was stehst du hier und wartest? Dein Schatz kommt doch nicht, darum ergib dich mir und werde mein Schätzchen, ich mach dich reich und glücklich für dein Lebenlang.' ‚Wer bist du denn? Ich kenne dich nicht,' sprach das Mädchen. ‚Ich bin reicher, als ein Fürst auf der Welt,' sagte der Jäger und da lächelte das Mädchen und schaute vor sich hin, als wollte es sich die Sache überlegen. Da sah es zu seinem Schrecken, dasz der Jäger einen Bocksfusz hatte und schrie: ‚O Herr Jesu, was hast du für einen Fusz!' Kaum hatte sie das Wort aus dem Munde, da war der Jäger verschwunden, das Mädchen aber fiel in Ohnmacht und kam erst spät am Morgen zu sich. Als es das weiter erzählte, gaben die Leute dem Weg seinen heutigen Namen.

130. Wie einmal der Teufel von einem Hessen geprellt wurde.

Ein Mann, dem es schlecht ging, schlich trübselig durch den Wald und dachte mehr ans Sterben, als ans Leben. Da trat ein grüner Jäger auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle. ‚Mein Haus und Hof ist abgebrannt,' antwortete der Mann, ‚und ich kann sie nicht wieder aufbauen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld arbeitet keiner für mich. Meine Aecker müssen gepflügt und geeggt und gesäet werden und alle meine Knechte haben mich verlassen.' ‚Wenn's nur das ist,' sprach der Jäger ‚dem kann abgeholfen werden. Ich will dir dienen, wenn du mir nur immer Arbeit gibst, hast du aber keine für mich, dann bist du mein. Willst du das?' Der Mann dachte: ‚Arbeit will ich schon immer für dich haben, daran soll es nicht fehlen,' und ging den Vertrag ein. Das erste, was er dem Fremden, der Niemand als der böse Feind war, zu bauen aufgab, war natürlich das abgebrannte Haus, aber das machte demselben nicht lange Arbeit, es stand schon am folgenden Morgen da. ‚Nun ackere und egge meine Aecker,' sagte der Mann, dem jetzt schon ein bischen schwül wurde, und am folgenden Morgen war alles Land in der schönsten Ordnung und der Böse sagte lachend: ‚Wo ist mehr Arbeit?' ‚Baue mir eine Strasze bis zur Stadt' sagte der Mann, dem der Angstschweisz in dicken Tropfen auf die Stirn trat, denn er sah wohl ein, wie leichtsinnig er gehandelt hatte, schlich auch den ganzen Tag trüb und finster umher. Das sah seine Frau und fragte ihn, was ihm denn jetzt noch fehle, da er ja Alles schöner besitze, als vor seinem Unglück. Er wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er ihr Alles und verschwieg ihr nicht, dasz er nicht manchen Tag mehr zu leben habe, weil der Böse alle aufgetragene Arbeit so gar schnell fertig bringe. Da lachte sie, sprach, da sei leicht zu helfen und gab ihm einen so guten Rath, dasz er wieder ganz heiter wurde.

Am folgenden Morgen kam der Böse wieder und fragte hohnlachend: ‚Wo ist mehr Arbeit?' ‚Komm mit mir,' sprach der Mann und ging mit ihm auf einen Sandbuckel, nahe bei seinem Hause: ‚Das Seil am Brunnen ist faul,' sprach er dort, ‚drehe mir aus dem Sand ein Seil, welches meinen Kindeskindern noch aushält.' ‚Das hat dir ein anderer gerathen, der klüger ist, als du,' rief der Böse wüthend und verschwand, während der Bauer ihn herzlich auslachte.

131. Die Teufelskanzel im Hangelstein bei Gieszen.

Mündlich.

Wenn man den Weg von Gieszen nach Heibertshausen geht und kommt an dem groszen Steinbruch im Hangelstein vorbei, so sieht man gleich rechts im Walde ein hervorragendes Felsstück, das heiszt die Teufelskanzel, denn da soll der Teufel alle Jahr einmal des Nachts predigen.

132. Der weisze Teufel im Dom zu Fulda.

Als der Teufel sah, wie sich der Dom zu Fulda so schön erhob und all der Seelen gedachte, welche er durch diesen Bau verlieren werde, verlor er vor Aerger die Farbe und wurde kreideweisz. So sieht man ihn noch heut in der Kuppel des Doms, wo ihn St. Michael bewacht; und er ist ein Wahrzeichen der Stadt.

133. Stimme aus dem feuerspeienden Berg.

Mündlich.

Ein Mann aus der Gegend von Wenings diente als Matrose auf einem Schiffe. Auf einer seiner Reisen kam er an einem feuerspeienden Berge vorüber, darin hörte er schreckliches Jammern und Wehklagen und zugleich eine Stimme, die in der Luft schrie: ‚Tapfer, tapfer, aufgemacht! Der Händler von Ketsch kommt!' Er merkte sich Tag und Stunde wohl und als er wieder nach Hause kam, erkundigte er sich, wer unterdesz gestorben sei? Da erfuhr er, dasz am selben Tag und in derselben Stunde, wo er die Stimme gehört hatte, ein berüchtigter Wildpretthändler in Ketsch gestorben war.

134. Geistertafel am Borstein.

Mündlich.

In Reichenbach wohnte ein Bäcker, Namens Gansert, der mit Kuchen und Branntwein hausiren ging und sich besonders immer dann einfand, wenn die Jäger der Umgegend nach einer gemeinsamen Jagd sich zu einem gemeinsamen Mittagsmahl im Freien vereinigten, was meistens am Borstein geschah.

Als dieser Gansert eines Tages von einer seiner Wanderungen zurückkehrte und in das Reichenbacher Thal hinabstieg, führte ihn sein Weg an dem Borstein vorbei. Da sah er an dem Fusze des Felsens eine gedeckte Tafel stehen mit allerlei Geschirr und schönen Gläsern darauf. Indem trat ein Mann hinter dem Felsen hervor, bot ihm die Zeit und fragte ihn, wie es dem Herrn Pfarrer zu Reichenbach gehe? ‚Ganz gut!' sagte der Bäcker, und weil er glaubte, es sei in seiner Abwesenheit eine Jagd veranstaltet worden und die Jäger wollten hier Mittag halten, so ging er rascher vorwärts nach dem Dorfe zu, um bald mit frischen Vorräthen wieder da sein zu können. Wie erstaunte er aber, als er zu Reichenbach den Förster ganz ruhig im Fenster liegen und eine Pfeife rauchen sah. Er fragte: ‚Ei seid ihr denn nicht bei der Jagd?' Da lachte der Förster und sagte, er wisse nicht, was er damit sagen wolle, es sei seit vierzehn Tagen keine Jagd gewesen.

Der Bäcker erzählte nun, was er gesehen und stieg auch sogleich in Begleitung mehrerer Leute wieder hinauf an den Borstein. Da war jedoch Nichts mehr zu sehen; der Pfarrer aber war von einer schweren Krankheit befallen worden, zu derselben Stunde, als der Fremde sich nach seiner Gesundheit erkundigte.

135. Die schlechten Gemeinderäthe.

Mündlich.

Vor hundert Jahren hatten die Gemeinden Reichenbach und Bensheim einen Procesz über eine schöne Waldung, die mitten zwischen den Gemarkungen beider Orte lag. Nachdem der Streit lange Jahre gedauert hatte, und beide Theile es endlich müde waren, die Advocaten mit ihrem Schweisze zu mästen, kam man dahin überein, dasz die Sache auf dem Rathhaus zu Bensheim durch den schiedsrichterlichen Spruch von zwölf, von beiden Partheien dazu erwählten

Männern geschlichtet werden solle. Von den Reichenbachern wurden sechs Gemeinderäthe erwählt, welche das Interesse ihrer Mitbürger aufs Beste zu vertreten gelobten. Als aber die Herren zu Bensheim auf dem Rathhaus ankamen, hatten die klugen Bensheimer ein Fäszlein ihres besten Weines als Frühtrunk bereit gestellt und tranken nun ihren Gegnern so lange daraus zu, bis dieselben von dem Recht ihrer Wirthe ganz durchdrungen waren und den Wald durch feierlichen Spruch Bensheim zusprachen.

So waren die Reichenbacher schändlich betrogen, die falschen Gemeinderäthe aber haben bis auf den heutigen Tag keine Ruhe. Auf Advent steigen sie aus ihren Gräbern heraus und tanzen in dem Walde umher, der durch ihre Schuld jetzt zu der Bensheimer Gemarkung gehört. Oft auch sind sie als sechs Irrwische bis in die Straszen von Reichenbach gekommen, sind vor den Fenstern der Leute herumgetanzt und haben sich gebalgt, dasz die rothen Funken davon gefahren sind.

136. Heim leuchten.

Mündlich.

In Lautenau lebte einmal ein wüster und wilder Mann, der lag den ganzen Tag im Wirthshaus und wenn er Abends heim kam, ritt er mit dem Gaul in die Stube hinein bis vor seiner Frauen Bett. Eines Abends spät, auf dem Heimwege, sah er auf einer Wiese zwei Heerwische tanzen, und weil es eine dunkle Nacht war, so rief er ihnen zu, sie sollten ihm heimleuchten, er wolle ihnen zwei Kreuzer geben! Da kamen die beiden Flämmchen herbeigeschossen und tanzten auf dem ganzen Wege vor ihm her und leuchteten so gut, dasz das Pferd an keinen Stein stiesz. Als der Mann aber zu Hause ankam, ritt er hinein und riegelte die Thüre hinter sich zu, ohne den Heerwischen den bedungnen Lohn auszuzahlen. Diese warteten eine Zeitlang drauszen, dann aber flogen sie wider das Fenster und wurden ihrer so viele und fingen an, so zu toben und zu wirthschaften, dasz der Mann jeden

Augenblick glaubte, sie hätten ihm das Haus über dem Kopf angesteckt. Mit Zittern und Zagen reichte er die zwei Kreuzer hinaus, da gab's Ruhe. Der Mann hat sich aber nicht mehr von den Irrwischen den Weg weisen lassen, sondern sich in Zukunft lieber selber heimgeleuchtet mit einer Laterne, was auch nicht mehr oft geschah, denn er wurde von der Zeit an ein gesetzter Mann und blieb Abends daheim.

137. Das jammernde Irrlicht.

Mündlich.

Ein Jägerbursche sah jeden Abend, wenn er nach Hause ging, ein Irrlicht, das folgte ihm auf seinem ganzen Weg und flehte mit jammernder Stimme um Erbarmung, weil er zu seiner Erlösung ausersehen sei. Aber der Jäger war ein rauher Geselle und achtete nicht nur nicht auf das Flehen des Geistes, sondern verspottete und verhöhnte ihn noch gar. An einem recht kalten und dunkeln Winterabend bat der Geist ihn dringender und flehender, als je vorher. Zürnend über das Klagen und fortgesetzte Jammern griff der Jäger zur Büchse, spannte den Hahn und ein Schusz knallte durch die Nacht; zugleich aber scholl, den Schusz übertönend, ein furchtbarer Klageruf und das Irrlicht war verschwunden. Den Jäger ergriff ein eiskalter Schauer, er eilte nach Hause, wie gepeitscht von unsichtbaren Händen, matt und kraftlos kam er an und warf sich auf sein Bett. Am folgenden Morgen fand man ihn kalt und todt.

138. Irrwische.

Mündlich.

Ein Knecht fuhr gegen Abend auf dem Heuwagen nach Hause. Da sah er in der Ferne mehre Irrwische, welche hin und wieder fuhren, und er fing an, sie zu necken, indem er rief:

Irrwisch hieher
Wohl über!

Da flogen die Irrwische plötzlich auf ihn zu und er war froh, als er sich glücklich tief ins Heu verkrochen hatte, wohin sie ihm nicht folgen konnten. Trotzdem aber lieszen sie nicht von dem Wagen ab und tanzten immer um ihn herum, bis er über einen Kreuzweg kam, da war ihre Macht gebrochen und sie muszten wieder zurück.

Eine ähnliche Geschichte ist folgende. Es fuhr ein Mann aus, Wein für einen Wirth zu holen, und hatte noch einen Knecht bei sich, der ein wilder Bursche war. Der Weg führte an einem Wald vorbei und neben dem Wald lag ein Wiesengrund, wo sich die Heerwische in Menge aufhielten. Als der Knecht sie sah, fing er gleich an zu rufen:

Heerwisch ho,
Leuchtest wie Haberstroh!

Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als die Heerwische auf den Wagen zu flogen. Jetzt wurde ihm Angst und er verkroch sich in das Stroh. Sie flatterten eine Weile um den Wagen herum und wieder fort, einen ausgenommen, der setzte sich hinten auf den Wagen und wich nicht. Als man zu Hause ankam, frug der Bauer den Heerwisch ab, was sein Begehren sei? Da sprach der Heerwisch: ‚Gebet mir einen Heller und werfet einen in den Armenkasten, dann bin ich erlöst. Ich muszte so lang umwandeln, weil ich eines Tags in der Kirche einen Knopf in den Klingelbeutel geworfen habe, statt einer Münze.' Die Leute haben das gleich gethan und als er den Heller empfangen hatte, flog er weg.

In der Wetterau ruft man dem Irrwisch spottend zu:

Irrwisch, leucht' wie Haberstroh!
Komm und schmeisz mir mei'n A.... blitzblô!

wenn man ihm aber so ruft, so kommt er auch und schmeiszt einen blitzblau. Sonst gilt der Irrwisch in der Wetterau für einen feurigen Mann, und von Jemand der groszes Unheil anrichtet oder gebranntes Herzeleid anthut, sagt man: ‚der musz feurig gehn.‘ Zunächst müssen nach dem Volksglauben solche Männer, die untreue Feldscheider sind, Marksteine verrücken, abpflügen, als feurige Männer wandern.

139. Die wandernde Laterne.

Mündlich.

Ein Mann aus Jugenheim kam mit einem zweispännigen Wagen des Weges von Darmstadt über Seeheim daher. Als er in einem Hohlweg zwischen den beiden Dörfern anlangte, wollten die Pferde plötzlich nicht weiter, wie er sie auch streichelte und schlug. Endlich rief er ungeduldig: ‚Gott weisz, was das sein soll; ich weisz es nicht. Der mag mir helfen, ich kann es nicht.‘ Da sah er von fern ein Licht, wie das einer Laterne, das kam immer näher und näher, sprang endlich mit einem tüchtigen Satz über Pferde und Wagen hinweg und setzte sich hinten auf denselben. Zugleich zogen die Pferde an und der Bauer konnte weiter. Es war ihm aber so unheimlich, dasz er in einem fort betete und je mehr er betete, um so lustiger zogen und liefen die Pferde. Als er in seinem Hofe anlangte, sprang das Lichtchen wieder vom Wagen weg und durch das Hofthor, worauf es auf der Strasze verschwand.

140. Der letzte Kapuziner.

In Fulda wollte man ein Krankenhaus für die Armen bauen. Da es an einem Local gebrach, so beschlosz man, die Kapuziner aus ihrem Kloster zu entfernen und diesz zum Spital einzurichten. Sie gingen auch gutwillig, einen alten Priester ausgenommen, der nicht wich, bis man ihn eines Morgens todt in seiner Zelle fand. Seitdem sahen die Krankenwärter ihn jedesmal, wenn ein Kranker am Tode lag, zu dessen Lager treten und nicht eher weichen, bis die Seele geschieden war. Seitdem die barmherzigen Schwestern die Krankenpflege übernommen haben, erscheint der Geist nicht mehr. Als nämlich die erste von ihnen bei einem Sterbenden wachte und der Geist sie erblickte, da verklärte sich sein Angesicht und wurde heiter; er schritt mit segnender Hand der Thüre zu und liesz sich nie wieder sehn.

111. Die zwei Tauben.

In dem Fuldaer Land hausten seit Jahren zwei gefürchtete Raubmörder, welche ihr schreckliches Gewerbe um so ungestörter trieben, da sie sich unsichtbar machen konnten; wenn die Häscher sie gefangen zu haben vermeinten, fanden sie statt ihrer nur zwei Büschel Stroh. Endlich traf die Gnade ihr Herz und sie beschlossen, in sich zu gehn und sich dem Gericht zu stellen. Unterwegs begegnete ihnen eine Frau, welche sie erkannte und auf den Knieen sie bat, ihr das Leben zu lassen. Da sprach der Eine: ‚Fürchte nichts von uns, was wir von dir haben wollen, wirst du uns gern geben. Schliesz uns alle Tage in dein Gebet ein, denn wir gehen zum Richter, um uns ihm zu überliefern. Hörst du, dasz wir hingerichtet werden, dann komm zum Hochgericht und sieh zu, was unsere Seelen machen.' Gern versprach die Frau Alles und hielt auch treu Wort, betete jeden Tag für die Mörder und als sie vernahm, dasz dieselben sterben sollten, da eilte sie an das Hochgericht. Kaum hatte aber der Henker dort gethan, was seines Amtes war, da sah die Frau, wie von den Leichnamen sich zwei (schneeweisze) Tauben erhoben, welche im Kreis um sie herumzogen und sich alsdann gen Himmel schwangen, wo sie verschwanden. So erkannte die Frau, dasz die Mörder Gnade gefunden hatten vor Gott, vor dem keine Sünde so grosz ist, dasz eine aufrichtige Reue sie nicht tilgte.

112. Die zugeriegelte Thür.

Mündlich.

Ein heiteres, neckisches Mädchen kam jedes Jahr bei entfernt wohnenden Verwandten zum Besuch und mit ihr zog ein frohes Treiben in die Familie ein. Sie machte Scherze jeder Art, besonders aber riegelte sie gern die

Thüren von innen zu, so dasz man sie oft lange vergebens suchte, oder dasz der oder jener herausgesperrt war und erst lange gute Worte geben muszte, bevor sie ihn einliesz.

Plötzlich bekam das Mädchen die Auszehrung, doch ahnte sie davon nichts und auch ihre Aeltern und Geschwister hielten die Sache nicht für so sehr gefährlich. Die Krankheit nahm jedoch zu und das Mädchen muszte sich zu Bette legen. Als nun der Tag herankam, wo sie zu ihren Verwandten abzureisen pflegte, erinnerte sie sich mit Freuden der vielen Scherze, welche sie bei denselben getrieben und rief: ‚Ach könnte ich dort nur noch einmal die Thüre meines Schlafzimmers verriegeln!' Kaum hatte sie das Wort aus dem Munde, als sie todt auf ihr Kissen zurücksank.

Zur selben Stunde sprachen die fernen Verwandten von ihr und einer fragte, ob sie denn dieses Jahr nicht kommen werde? Man bezweifelte es wegen ihrer Krankheit und beklagte, dasz ihr Stübchen wohl leer bleiben müsse. Ein Mitglied der Familie fühlte sich dadurch zu dem Stübchen hingezogen und ging, einen Augenblick darin zu verweilen. Doch als es an die Thüre kam, war sie verschlossen; der Schlüssel steckte jedoch auszen in der Thür. Man versuchte sie auf alle mögliche Weise zu öffnen, aber es gelang nicht. Da brach man zuletzt ein Fenster und stieg ein und siehe, sie war von innen verschlossen. Zwei Tage nachher traf die Todesnachricht ein und dabei war jene letzte Aeuszerung der Verstorbenen bemerkt. Jetzt war es den Verwandten klar, woher die Thür von innen verriegelt worden.

113. Die letzten Augenblicke.

Mündlich.

Wo in den letzten Augenblicken eines Menschen Gedanken sind, da ist auch sein Geist sichtbar und thätig. In Jugenheim lag ein Mann am Sterben und hatte grosze Sehnsucht, seine Schwäger noch einmal zu sehen. Da

BAYERISCHE
STAATS-

bemerkte man, wie er plötzlich mit einer Hand dreimal heftig auf die Bettdecke schlug; das wiederholte er dreimal. Wenige Minuten nachher traten die beiden Schwäger in das Zimmer und erzählten, sie hätten dreimal drei Schläge an ihre Hausthür gehört, da sei einer von ihnen an das Fenster gegangen, um nachzusehen, wer da sein könne. Aber sogleich sei er todtenbleich zurückgefahren, denn er habe den Mann gerade so an der Thür stehen sehen, wie er im Bette liege. Da reichte der Kranke ihnen die Hand und sank todt auf sein Kissen zurück.

144. Die ausgerissenen Haare.

Mündlich.

Es war einmal ein Mann, der lebte in Unfrieden mit seiner Frau und schlug sie und risz sie an den Haaren herum. Sie aber sammelte sorgfältig alle Haare, die er ihr ausrisz. Als der Mann gestorben war, sprach sie: ‚Weil du mich so miszhandelt hast, sollst du im Grab keine Ruhe haben' und legte ihm die Haare in den Sarg, unter seinen Kopf. Als er aber begraben war, gab es einen solchen Lärm in dem Grab, dasz man ihn wieder ausgrub und öffnete. Da sah man, dasz der Todte sich herumgedreht hatte und auf dem Gesicht lag und that die Haare heraus, auf dasz er Ruhe hätte.

145. Erlöste Seele.

Mündlich.

Es war einmal ein Herr, bei dem wollte keine Magd bleiben. Als er nun wieder einmal ein neues Mädchen in Dienst genommen hatte, fragte er sie nach der ersten Nacht, wie sie geschlafen habe. ‚Ganz gut' sagte sie. Nach der zweiten Nacht erhielt er auf dieselbe Frage dieselbe Antwort. Doch als er am dritten Morgen fragte, erzählte die Magd, wie während der ganzen Nacht ein Lichtlein um ihr Bett herumgetanzt sei, ihr keine Ruhe gelassen und in einem fort zu ihr gesprochen habe: ‚Geh' Ann'!

Geh' Ann'!' Da rieth ihr der Herr, sich beim Pfarrer Rathes zu erholen. Das that sie und erhielt von dem Geistlichen die Weisung, sich, bevor sie ins Bett gehe, ihre Kleider zur Hand zu legen, damit sie der Aufforderung des Geistes folgen und mit ihm gehen könne. Dabei müsse sie aber immer den Geist voran gehen lassen und sich wohl hüten, irgend Etwas anzugreifen. Die Magd that wie ihr geheiszen und legte sich zu Bette; gleich war auch das Flämmchen da, tanzte wieder um sie herum und sprach wie in der vorigen Nacht: ‚Geh' Ann'! Geh' Ann'!' Da stand sie auf und zog sich an, um dem Geiste zu folgen. Der wollte hinter ihr her schweben, sie aber bedeutete ihm, dasz er voran müsse. Das Licht leuchtete mit lustigen Sprüngen vor ihr her und führte sie über den Gang die Treppe hinab bis vor die Kellerthür. Da hielt es an und hiesz sie die Kellerthür aufmachen. Sie aber gedachte der Warnung des Geistlichen und sagte: ‚Mach selber auf!' Sie stiegen die Treppe hinab in den tiefen Keller und jetzt sah das Mädchen erst, dasz das Lichtchen eigentlich ein kleines weiszes Frauchen war. Das führte sie in eine entfernte Ecke des Kellers, wo eine Hacke lag und hiesz sie ein Loch hacken. Sie aber hütete sich es zu thun und sagte: ‚Hack' selber!' Da fing das Weiblein an wacker zu arbeiten und zu scharren, bis endlich aus der Tiefe des Lochs ein Kessel voll Gold und Edelsteine hervorschimmerte. Jetzt wollte der Geist wieder, sie solle den Kessel herausheben, da sie sich aber standhaft weigerte, that er es selber und führte sie die Kellertreppe hinauf und auf demselben Weg, auf dem sie gekommen, in ihr Bett zurück. Sie gedachte nun Ruhe vor dem Ding zu haben, das aber fing wieder an um ihr Bett herumzutanzen und winselte dabei so jämmerlich, dasz sie ihm gar zu gern geholfen hätte, wenn sie nur gewuszt hätte wie. Endlich sprach sie herzhaft zu ihm: ‚Hast du mir geholfen, so helfe dir Gott ins Himmelreich.' Und da war das Weiblein mit einem Schlage verschwunden und erlöst, sie aber hatte den Kessel voll Gold und war glücklich für ihr Lebtag

146. Zur Ruhe bringen.

Mündlich.

Im alten Schulhaus in Seeheim erschien vor sechzig Jahren dem Lehrer jede Nacht eine weisze Gestalt, wie die eines schönen Kindes, die trat vor sein Bett, winkte ihm, bis es zwölf Uhr schlug und verschwand alsdann durch das Schlüsselloch der Thüre. Er fragte den Pfarrer um Rath, was er machen könne, um den Geist los zu werden und der Pfarrer rieth ihm, demselben einmal zu folgen, um zu sehen, was er wolle. Das that der Lehrer und der Geist führte ihn bis zum Heerde, zeigte dort mit dem Finger auf eine Stelle und verschwand. Am folgenden Tag grub der Lehrer da nach, glaubte schon einen Schatz zu finden, fand aber nur das Gerippe eines kleinen Kindes, welches er auf des Pfarrers Rath auf den Kirchhof trug und begrub. Seitdem hatte er Ruhe und auszerdem Segen bei Allem, was er vornahm, so dasz er als ein wohlhabender Mann starb.

147. Der Sterbenden Fluch.

Zwischen Lütter und Schmalnau im Riedergrund stand vor Zeiten ein Hochgericht, jetzt sieht man jede Nacht dort einen Wagen, der von zwölf bis eins umfährt und dann verschwindet. Darin sitzt ein Herr von Weihers. Dieser hatte nämlich ein armes Mädchen aus der Gegend durch süsze Worte zu verführen gewuszt, sie alsdann aber verlassen und nicht mehr angesehn. Nach einiger Zeit genas die Unglückliche eines Kindes, und wie die Sünde immer wieder Sünden gebiert, so auch hier: sie wollte ihre Schande vor der Welt verbergen und tödtete heimlich das Kind. Das aber blieb nicht verborgen, es kam an den Tag und sie wurde zum Tod durch das Schwert verurtheilt. Als nun der Wagen sie an das Hochgericht trug und das Volk sich in Massen hinzudrängte und die Arme beklagte, da rollte plötzlich ein Wagen daher, darin sasz niemand anders, als ihr Verführer, der Herr von Weihers, der seine Schändlichkeit so weit trieb, dem Tod des Opfers seiner Lust beiwohnen zu wollen. Da sprach die arme Sünderin einen schweren Fluch aus und verwünschte ihn, er solle keine Ruhe im Grabe haben und jede Nacht in seinem Wagen an das Hochgericht zurückkehren. Sterbender Wort aber wiegt gar schwer und Sterbender Fluch erfullt sich immer: das erfuhr der Herr von Weihers seitdem bis auf diese Stunde.

118. Die Nonne von Lich.

Mündlich.

In Lich, einem Städtchen unfern Gieszen, ward schon gar oft eine gespenstige Nonne gesehn.

In dem nahen Nonnenkloster war einst eine blutjunge und gar schöne Schwester, die sich einer verbotnen Liebe hingab. Als sie nun nächtlicher Weile ein Kindlein gebar, trug sie es in ihrer Angst hinab nach Lich und warf es in einen tiefen Ziehbrunnen. Noch jetzt hat sie deszhalb keine Ruhe; sie musz jede Mitternacht an dem Brunnen stehen und sich so lang hinunterlehnen und in die Tiefe schauen, bis das todte Kind unten auf dem Wasser schwimmt. Dann winkt sie hinunter und streckt die Arme vergebens darnach aus, bis sie mit dem Schlage Eins verschwindet.

119. Die Nonnen in Jugenheim.

Mündlich.

Auf dem Heiligenberg bei Jugenheim sieht man noch die Ruinen eines vormaligen Nonnenklosters. Da erscheint in gewissen Nächten ein groszer Zug von Nonnen, welche mit Kerzen in den Händen und unter frommen Gesängen den Berg umwallen.

Von dem Kloster führte ein unterirdischer Gang ins Dorf. Da wo derselbe mündet, ist oftmals ein groszer Hund gesehen worden.

150. Hühnchen auf dem Grabe.

Mündlich.

Es starb einmal eine Frau, die hatte ein Hühnchen gehabt. Als sie nun in der Erde lag, machte sich das Hühnchen auf ihrem Grabhügel ein Loch und legte da alle seine Eier hinein, um sie seiner Frau nicht zu verschleppen. Da redeten ein paar Bauern in der Schenke zusammen, ob sich wol Einer getraute, dem Hühnchen seine Eier wegzunehmen? Es war auch gleich ein Bursche bei der Hand, der meinte, es könne gar nichts auf sich haben. Er kam ans Grab und rief, indem er ein Ei wegnahm:

Frau Mai, Frau Mai,
Ich stehl dir ein Ei.

Aber im Nu flatterte aus der Luft ein groszes schwarzes Ding auf ihn herab und brach ihm das Genick.

151. Der Scharfenstein.

Unweit Gudensberg, nahe der Heerstrasze, welche nach Kassel führt, erhebt sich ein hoher, kahler Basaltfelsen, der Scharfenstein. In diesem befindet sich eine gar schöne Jungfrau und viele kostbare Schätze. Nur nach sieben Jahren, an einem bestimmten Tage gewinnt sie Leben und verläszt das dunkle Grab des Felsens, um an das Licht des Tages zu treten. Dann nieset sie siebenmal und wer ihr siebenmal ein Gotthelf zuruft, der hat nicht nur die Jungfrau aus ihrem Banne befreit, sondern gewinnt auch alle in dem Felsen verborgene Schätze. Einst hörte ein Fuhrmann sie niesen und rief sechsmal sein Gotthelf, als er aber zum siebentenmal ungeduldig statt dessen einen Fluch ausstiesz, verschwand die Jungfrau.

152. Das Niesen im Wald.

Mündlich.

Zwischen der Papiermühle und Darmstadt im Wald stand vor Zeiten ein verlasznes Hirtenhäuschen, darin hörte man es immer niesen. Nun lebten in der Nähe drei Bauernmädchen, das waren Schwestern, die hätten gern gewuszt, was das zu bedeuten habe. Sie kamen überein, eine nach der andern an dem Häuschen zu horchen und die Aelteste muszte voran. Als sie aber da stand und es nieste und wieder nieste, da schlug ihr die Angst ein und sie lief fort, so schnell sie konnte. Mit der Jüngsten ging es nicht besser. Da war die Reihe an der Mittelsten und als diese es hörte, sprach sie laut: ‚Helf dir Gott!' Da antwortete es aus dem Häuschen: ‚Helf dir Gott!' Sie sprach: ‚Dann ist uns beiden geholfen!' Seitdem war der Geist erlöst und hat das Niesen aufgehört.

153. Todte Mutter.

Mündlich.

Ein Kind, dem die Mutter im Wochenbette gestorben war, fing an zu schwinden. Da kam in der Nacht die todte Mutter zu ihm, legte es gar zärtlich an ihre Brust und liesz es trinken, und so neun Nächte lang. Die Leute lieszen sie Anfangs aus Furcht ungestört, bald aber merkten sie auf, wie das Kind sich zusehends besserte und nach wenigen Wochen war es wieder ganz gesund.

154. Der Geist mit den Kegeln.

Mündlich.

In einem Hause in Steinbach war eine Frau gestorben und ging um, ohne Zweifel, weil sie in ihrem Leben nicht so gehandelt hatte, wie sie hätte handeln sollen. Sie erschien in der Nacht wie ein wandelndes Licht und warf Alles im Hause durcheinander; so schien es wenigstens, denn am Morgen fand man Alles, wie es am Abend gestanden und gelegen hatte. Um des Spuks los zu werden, hatte man Alles versucht, aber nichts wollte helfen. Endlich gelang es zwei Pfarrern, den Geist zu bannen: sie fingen ihn zwischen elf und zwölf und führten ihn in Gestalt einer Ziege weg nach dem Altrhein zu. Dahin musz der Besitzer des Hauses ihm jedes Jahr ein Spiel Kegel und zwei Kugeln liefern, womit der Geist spielt. Würde das einmal versäumt und verstriche auch nur eine Minute über die bestimmte Zeit, dann käme er zurück und der Lärm wäre ärger als zuvor.

155. Der eingemauerte Geist.

Ein Herr von Altenstein in Fulda, der überhaupt einen sehr bösen Lebenswandel führte, hatte ein Mädchen verführt und sie dann mit einem seiner Bedienten verheirathet. Dieser aber lockte die Arme in den Keller und ermordete sie. Seitdem ging es im Hause um und liesz keinem Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht und trieb es so arg, dasz ewig Hader und Streit da war. Endlich wurde ein Geistlicher beschieden, der den Geist beschwören sollte und der bannte ihn in eine Kammer, deren Fenster alsbald vermauert wurden. Da haust er denn bis zu diesem Tage.

156. Geist auf der Mühle.

Mündlich.

Im Nebenbau einer Mühle bei Brensbach spukte lange ein Geist; damit hatte es folgende Bewandtnisz. Es lebte auf dieser Mühle vor langer Zeit ein Müller, der sich mit einer lüderlichen Weibsperson herumtrieb und war doch ein verheiratheter Mann. Seine Frau, ein gutes und sanftes Weib, grämte sich so, dasz sie starb. Als sie auf dem Todtenbette lag, liesz sie ihren Mann vor sich kommen und sprach, sie wolle ihm Alles vergeben was er ihr Leides gethan und er könne ja nach ihrem Tode heirathen, wen er wolle, nur solle er ihr schwören, jene lüderliche Person nicht zu ihrer Nachfolgerin zu machen. Der Müller that den Schwur und vermasz sich, dasz er im Grabe keine Ruhe haben wolle, so er ihn bräche. Die Frau lag aber kein halbes Jahr in der Erde, so war Alles vergessen und er führte seine Beischläferin als sein Weib in die Mühle. Das that aber kein gut; drei Tage nach der Hochzeit starb er und von dem Tage an, wo man ihn begraben, ging er am hellen Tage als schwarzer

Geist in der Mühle herum und warf Alles drunter und drüber. Das Unwesen dauerte Jahre lang fort, als die Mühle schon längst in andere Hände gekommen war. Endlich fand sich ein Geisterbanner, welcher sich anheischig machte, das Gespenst für hundert Thaler fortzutragen. Als er die verlangte Summe bekommen hatte, jagte er in einer Nacht den Geist mit vielem Lärmen in der ganzen Mühle herum, fing ihn endlich und trug ihn fort. Drei Tage nachher kam der Mühlknecht mit Reisig aus dem Wald gefahren, da fand er ein Bündelchen Heu, das mitten auf dem Wege lag und warf es oben auf den Wagen. Als er es aber daheim im Stalle aufband, sprang ein Eichhörnchen heraus und auf den Heuboden hinauf, und von Stund an war der Geist wieder da und trieb es ärger denn zuvor.

Später kam ein andrer Zauberer, der war viel klüger und mächtiger, als der erste. Er citirte das Gespenst und befahl ihm, die Mühle auf immer zu verlassen. Da bat und flehte es gar jämmerlich, man möge es doch auf seinem Grund und Boden lassen und es nicht hinausjagen in die weite Welt, es wolle sich ja auch besser aufführen und niemanden was zu Leide thun. Da wies ihm der Zauberer einen alten Nebenbau, worin allerlei altes Gerümpel lag zur Wohnung an und darin hauste der Geist auch friedlich und harmlos, wie er es versprochen und machte blos manchmal des Nachts ein wenig Lärm. Seit vor einigen Jahren der Nebenbau abgerissen wurde, hat er sich nicht mehr gezeigt und wird wohl jetzt seine Ruhe gefunden haben.

157. **Das schwere Laub.**

Mündlich.

Eine alte Frau ging in den Wald bei Alsbach, wo man es im Rabenloch heiszt, um Laub zu lesen. Während sie damit beschäftigt war, kam ein Mann zu ihr, den sie nie gesehn, fragte sie diesz und jenes und lachte immer dazu, wenn sie ihm antwortete, bis sie ihm endlich keine Antwort mehr gab; da war er plötzlich verschwunden. Als sie nun das Laub zusammengebunden und auf den Kopf geladen hatte, um es nach Haus zu tragen, wurde es ihr mit jedem Schritt, den sie that, schwerer, so dasz sie zuletzt kaum mehr fort konnte, den Bündel hinwarf und sprach: ‚Entweder ist das Laub nasser als ich geglaubt, oder es liegt ein Stein im Bund.‘ Sie löste die Knoten, um das nasse Laub auszulesen, da siehe sprang ein Klotz heraus, der rollte den Berg hinab, ehe sie sich's versah und stand am Fusz desselben als ein schmucker Jäger lachend wieder auf. Da merkte sie erst, dasz ein Geist ihr einen Streich gespielt hatte, schürzte die Knoten wieder und trug das nun leichte Bund so rasch nach Haus, als es ihre alten Beine erlaubten, denn jetzt wurde es ihr doch ängstlich in dem stillen einsamen Wald.

Einige sagen, der Geist sei ein Jäger aus Lorsch, der da umgehen müsse, und erscheine oft auch als dreibeiniger Hase.

136. Geister fortgetragen.

Mündlich.

Auf der Herrmühle in Schönberg wohnte eine Müllerin, die gab sich mit falschem Maasz und Gewicht ab, und als sie todt war ging sie um in der Mühle und konnte niemand darin wohnen bleiben. Da ward der Zauberer Struwel aus Stettbach gerufen, der fing die Seele der Müllerin und trug sie in einem Sack in die Haal, das ist ein Wald hinter Reichenbach beim Borstein und dort kann ein jeder die Müllerin herumlaufen sehen.

Derselbe Zauberer wollte einem Wirth in Niederbeerbach einen Possen thun. Da ging er in das Wirthshaus und liesz vor der Thür seinen Tragkorb stehen mit einer eingefangnen Seele darin. Gleich war auch die neugierige Wirthin da und hob den Deckel auf; da fuhr ein Ding wie ein stumpfschwänziges Huhn heraus und die Bodentreppe hinauf. Die Frau getraute sich nicht, es dem Zauberer zu gestehen und dieser, nachdem er seinen Schoppen getrunken, ging ruhig mit dem leeren Korbe fort. Die Nacht aber fing auf dem Boden ein furchtbarer Lärm an, die Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen und Alles durcheinander geworfen. Ebenso ging es in den folgenden Nächten und endlich muszte der Wirth dem Zauberer 150 Gulden bezahlen, damit er das Ding mit groszer Mühe wieder einthat und in die Haal trug.

159. Der umwandernde Bär.

Ein Bürgermeister von Fulda, der oft ungerecht handelte und namentlich die Brauloose sehr nach Gunst und nicht nach Pflicht vertheilte, musz zur Strafe dafür umgehn und zwar in Gestalt eines Bären und verfolgt und umgeben von Hunden, Katzen, Schweinen und anderm Gethier, welches heulend und schreiend mit ihm durch die Luft daherzieht.

160. Koberstadt.

Mündlich.

Auf der Koberstadt stand in uralten Zeiten eine grosze Stadt, worin ein heidnischer König regierte. Eines Tags ging diese Stadt mit ihren Bewohnern unter. Der König aber wandert noch stets in Gestalt eines Hirsches in der Gegend umher und bringt die Leute, welche sich verspäten, vom rechten Wege ab.

161. Der Batschhund zu Gedern.

Mündlich.

In dem Dorfe Gedern läszt sich ein groszer Hund mit Feueraugen sehn, welcher der Batschhund genannt wird und die Leute ängstigt, welche ihr Weg von der Kirche bis zum Bach führt. Einst wollte eine Frau im Schlosse waschen. Sie glaubte, der Tag sei schon angebrochen, stand auf und eilte dem Schlosse zu. Da verfolgte der Batschhund sie bis zum Gartenthor. Sie eilte durch dasselbe und schlug es hinter sich zu, aber der Batschhund sprang über die Mauer und lief ihr bis an das Haus nach.

162. Der Dappo.

Mündlich.

In Schotten und der Umgegend herrscht der Glaube, dasz, wenn Jemand etwas Böses begangen hat, in mitternächtlicher Stunde der Dappo kommt und ihn dafür straft.

163. Das Grille.

Mündlich.

In Kornfeldern läszt sich oft ein Gespenst sehen, das Grille, womit die Knaben einander Furcht einjagen. Was es eigentlich sei und welche Gestalt es habe, weisz man nicht mehr.

164. Geist beraubt.

Mündlich.

In einer Dorfkirche zeigten sich einstmals weisze Geister, die hatten Nachtmützen auf. Des Küsters Magd, die in der Kirche um acht Uhr zu läuten hatte, erzählte davon in der Schenke, und als sie sich so muthig stellte, boten ihr die Gäste Geld, wenn sie einem der Geister seine Kappe vom Kopf nähme. Den andern Abend um acht Uhr sah sie in der Kirche einen weiszen Mann an der Treppe stehn, die unter die Emporbühne führte, dem entrisz sie seine Mütze und eilte damit zur Schenke zurück. Kaum aber hatte sie den Gästen die Kappe gezeigt, so klopfte es auch schon am Fenster und der Geist guckte herein und sagte: ‚Gibst du mir meine Kappe nicht wieder, so brech ich euch allen den Hals.' Voll Angst gingen sie nach der Kirche und die Magd warf die Kappe zur Thür hinein und sagte: ‚Da hast du sie!' Aber der Geist antwortete: ‚So will ich sie nicht, du muszt mir sie selbst wieder aufsetzen.' Da ging das Mädchen mit Zittern und Zagen hinein, doch war sie kaum drinnen, als der Geist sie packte, an den Wänden herum schleuderte und in Stücke zerrisz.

165. Kind in der Luft.

Mündlich.

Einige Weiber sammelten Holz im Walde bei Knoden. Da hörten sie plötzlich ein Kind schreien. Sie wuszten lange nicht, woher der Ton kam, bis sie endlich sahen, dasz das Kind anderthalb Stockwerk hoch in der Luft schwebte und mit Armen und Beinen gewaltig strampelte. Das dauerte aber nicht lange; bald darauf schosz es wie ein Pfeil durch das Gebüsch dahin und verschwand.

166. Der Höhmann.

Mündlich

Zwischen Breitwiesen und Bensheim geht schon seit uralten Zeiten ein Geist auf den Bergen umher, welcher der Höhmann heiszt. Er erscheint gewöhnlich als ein groszer und starker grauer Mann, welcher beim Gehen den Boden nicht berührt, sondern in einer Höhe von ungefähr zwei Fusz über der Erde einherschreitet. Er läuft oftmals den Leuten nach und ruft: He! He! und wer dann stehen bleibt und auf ihn wartet, dem springt er auf den Buckel und reitet ihn, bis er zusammensinkt. Wem das begegnet ist, der lebt nicht mehr lang.

Der Höhmann zeigt sich auch bisweilen in der Gestalt einer Rehgeis und einmal hat ihn eine Frau aus Reichenbach gleich einem Affen auf einer Wiese herumspringen und Purzelbäume schlagen sehen. Er singt oftmals mit einer überlauten gellenden Stimme. Der Ort, an welchem er sich meistens aufhält, ist die Finsterhölle, eine Stelle im Wald, nicht weit von Knoden.

167. Vom Reichelsheimer Schlöszchen.

Mündlich.

Zu verschiednen Malen hörte der auf dem Reichelsheimer Schlöszchen wohnende Verwalter zu nächtlicher Weile ein gewaltiges Getös auf dem Fruchtspeicher, gerade als wenn ein Wagen mit Korn darauf herumgefahren würde;

zu andrer Zeit gab es in dem Keller einen groszen Lärm, wie wenn ein Küfer an den Fässern klopfte, nie aber war ein sichtbarer Urheber des Unfugs zu entdecken.

In einer mondhellen Nacht stand der Verwalter in dem Obstgarten hinter dem Schlöszchen auf der Lauer, um einen Aepfeldieb zu erwischen, da sah er plötzlich oben in einem Fenster des Hinterhaus einen alten Mann in schwarzer altfränkischer Tracht ganz gemächlich herauslehnen.

Der Jäger, der oben wohnte, ein wilder und roher Mann, der an Nichts glaubte, sasz eines Abends mit einem Bekannten unter einem Baum vor dem Schlöszchen und sprach frevelhaft, wenn es noch einen Geist gebe, so solle er nur herkommen! In demselben Augenblick kamen drei alte Männer in Rüstungen über die Brücke herausgeschwebt, gerade auf den Jäger zu. Der lief fort, was er laufen konnte und hielt erst unten im Ort wieder an und schaute sich um, hat auch von Stund an an die Geister geglaubt.

Als eines Abends die Viehmagd an den Stall kam, welcher ehemals eine Kapelle war, sah sie vor der Thür ein groszes blaues Licht. Sie lief ins Haus zurück und rief noch mehr Leute herzu, doch als die herbeikamen erlosch das Licht zischend und man hörte ein Geräusch als wenn drei Männer mit starken Tritten die Stiege hinaufeilten.

Ein Bursche in Reichelsheim sah im Traum eine grosze weisze Gans in einem Simmer sitzen. Als er des andern Abends mit einer Arbeit am Ziehbrunnen im Reichelsheimer Schlosz beschäftigt war, sah er plötzlich dieselbe Gans, welche in dem Simmer am Boden des Schloszhofs stand und heftig mit den Flügeln schlug. ‚Da ist sie!' rief er, und Alles war verschwunden. Ein kluger Mann sagte ihm des andern Tages, so er stillschweigend Etwas darüber gedeckt hätte, möchte er wohl einen Schatz bekommen haben.

Ein Mann, welcher spät Abends den Schloszberg hinanging, sah plötzlich ein paar Schritte vor sich Etwas am Boden sitzen, das er für des Verwalters Hündlein hielt. Als er näher kam sah er jedoch, dasz es ein kleines Männchen war, und als er ganz nahe davorstand und es ruhig sitzen blieb, schlug er mit dem Stocke danach, worauf es verschwand. Er war aber kaum ein wenig weiter gegangen, so wurde er plötzlich an den Schultern gepackt und gewaltsam herumgedreht, ohne dasz er sehen konnte, von Wem.

An dem unweit des Schlöszchens befindlichen Trompeterwäldchen (so genannt von zwei hier spukenden Trompetern in Uniform) wurden Nachts um eilf Uhr zwei auszerordentlich kleine weisze Kinder gesehen, welche im Sande saszen und spielten.

168. Die Rathhauſtreppe in Fulda.

Am Rathhausbrunnen in Fulda halten die Mägde ihre Klatschereien und bis Abends spät sind ihre bösen Zungen dort in Thätigkeit. Diejenigen aber, welche ihre Verläumdungen nicht widerrufen, müssen nach ihrem Tod mit ihrer Zunge die Rathhaustreppe fegen, wozu der Teufel ihnen leuchtet. Um's aber recht sauber zu machen, nehmen sie zuvor am Brunnen das Maul voll Wasser. Daher kommt es auch, dasz man oft Morgens die Treppe ganz feucht sieht und diesz gilt stets als ein sicheres Zeichen, dasz wieder ein Waschmaul büszen muszte.

169. Severi Kapelle zu Fulda.

Am Wollenwebersgraben in Fulda steht die Severikapelle, die einzige Kirche der Stadt, in welcher zur Reformationszeit katholischer Gottesdienst gehalten wurde und worin nie Geistliche anderer Bekenntnisse predigten. Oft sieht man um Mitternacht die Fenster des Kirchleins erhellt und hört Orgel und Chorgesang. Das ist eine Geistermesse, welche von Priestern gelesen wird, die im Leben ihren Glauben treu- und eidbrüchig verlieszen.

170. Der Thorwart im Schloſz zu Ernſthofen.

Mündlich.

Etliche zwanzig Bursche und Mädchen waren im

Schlosz in der Spinnstube gewesen, wo sie verweilten, bis es zwölf Uhr schlug. Als sie nun heraus und über den groszen Burghof dem Thor zugingen, da folgte ihnen eine Gestalt mit einem Licht, doch sahen sie nur ihren Kopf. Die ging mit ihnen bis auszerhalb des Schlosses, da blieb sie plötzlich stille stehn und sprach:

Bis hierhin geht mein Kreis.
Wären nicht zwei Kräuter,
Dann ging ich noch weiter.

Darauf wandte sie sich um und verschwand im Thor. Das war der Geist eines alten Thorwarts.

171. Der lange Hannes in Fulda.

Vom Beginn der Fasten an bis Ostern kommt jede Nacht ein Geist vom Petersberg bei Fulda bis an die St. Nikolauskirche gegangen; da dreht er sich um und geht denselben Weg wieder zurück. Das ist der lange Hannes. Der war einst Diener bei einem Probst auf dem Petersberg und unterschlug und vergrub alles Geld, welches er von diesem für die Armen und Kranken der Gegend erhielt. Zur Strafe dafür musz er also umwandern. Er geht aber bis an die Nikolauskirche, weil da das Armenhaus liegt und wahrscheinlich will er sehn, ob sein Schatz gefunden und den Armen gegeben worden sei.

172. Die Altenburg bei Sichenhausen.

Mündlich.

Von Gedern führt der Weg durch die Seif aufwärts bis zum Gipfel des Gebirges, der an mehren Stellen Felskuppen, hoch oben aber eine Plattform hat und noch jetzt die Altenburg heiszt. Wenn man über ihn hinwegschreitet vernimmt man an mehren Stellen einen dumpfen Ton, gleich fernem Donner. Des Nachts meidet man gern die Stelle, weil es nicht geheuer da sein soll. Manche wollen daselbst einen Mann ohne Kopf gesehen haben.

173. Feierabend.

Als einmal die Brunnenherrenzeche in Fulda recht lustig im Gange war, da überhörten Alle den Schlag der Mitternacht. Doch nicht lange, da erschien eine fremde geisterhafte Gestalt im Saal, welche einen der Gäste packte und im Wirbel mit sich herumrisz. Das war der Geist eines Brunnenherrn, der lüderlich und schlecht gelebt hatte und, als er eines Abends betrunken nach Hause gehn wollte, in die Ohm fiel und ertrank. Seitdem macht man bei der Brunnenzeche Feierabend, ehe die Mitternacht kommt.

174. Die Todtenkirche bei Meiches.

Mündlich.

Eine gute Viertelstunde südlich von Meiches steht auf dem Berge unmittelbar am Walde eine Todtenkirche auf dem Friedhof. Seit undenklichen Zeiten wird hierhin gewallfahrtet und jährlich am zweiten Pfingsttag Mittags um 12 Uhr ein zahlreich besuchter Gottesdienst gehalten. Neben dem östlichen Eingang zur Kirche steht ein alter schöner Taufstein, auf dem ein Crucifix, Sankt Georg und ein fünfstrahliger Stern mit einem Eichelzweig ausgehauen ist. In dem Taufstein findet man, obgleich er durch Feuer in zwei Stücke sprang, das ganze Jahr hindurch Wasser, welches als ein besonderes Heilmittel bei Augenkrankheiten gilt.

Wenn sonst der Schullehrer Abends um 8 Uhr läuten muszte, so brauchte er nicht den weiten Weg vom Dorf nach der Todtenkirche zu machen, sondern er ging nur vor den Ort und griff an einen Pfahl, dann fing es von selbst an zu läuten. Einst kam er auch dahin und risz den Pfahl aus, da hörte es plötzlich auf zu läuten. Als er nun nach der Todtenkirche ging, setzte sich Etwas auf seinen Arm, worüber er in groszen Schrecken gerieth und den Pfahl wieder einsteckte.

Als in vorigen Zeiten einmal die Meicheser die Glocken der Todtenkirche nach dem Dorf bringen wollten, kamen

Nachts die Engel und trugen sie wieder in die Todtenkirche zurück.

175. Schätze im Ernsthofer Schlosz.

Mündlich.

Im Schlosz zu Ernsthofen, im Rittersaal, ist es nicht geheuer. Da hat einmal ein Herr von Waldburg all seine Schätze von dem Bedienten zusammentragen und begraben lassen; dann erschosz der Geizhals erst den Bedienten und alsdann sich selbst. Vor nicht langer Zeit wollten die Bewohner des Schlosses die Schätze ausgraben, waren auch schon dazu gekommen, aber da erschien der Geist des Geizhalses und sagte: ‚Die Schätze könnt ihr haben, aber einer von euch musz sterben, denn das Blut, was darüber vergossen worden ist, kann nur durch Blut wieder abgewaschen werden.' Das gefiel den Schatzgräbern nicht, denn jeder fürchtete, er müsse sein Leben lassen. Sie flohen und der Schatz versank alsbald.

176. Hund und Esel.

Mündlich.

Irgendwo in Oberhessen liegt ein Schatz vergraben, der wird von einem Hund und einem Esel bewacht, die einander gar zugethan sind und auch keinem Menschen Leides zufügen. Allemal in der Neujahrsnacht zählen sie ihren Schatz nach Dukaten, Gulden und Kreuzern, ob noch Alles seine Richtigkeit hat, und auch dabei vertragen sie sich aufs beste. Wer nun in der Neujahrsnacht dazu käme und den Schatz haben wollte, dem würden sie mit Freuden Alles geben, weil sie dann selbst erlöst wären, aber es hat's doch noch Keiner wagen wollen.

177. Der Keller am Schenkelsberg.

Am Schenkelsberg liegt ein Keller, der Nachts hell erleuchtet ist, denn dann wimmelt es in ihm von feurigen Drachen und Schlangen. Diese bewachen dort vergrabne Schätze. Eine reine Jungfrau, die muthig allem trotzte, was ihr widerführe, könnte diese Schätze heben. Sie rühren von einer Frau her, welche sie durch schlechten Lebenswandel erwarb und, diesem die Krone aufzusetzen, einen Raubritter von gleicher Sinnesart heirathete.

178. Die Katzen auf dem Rodenstein.

Mündlich.

Einem Mann träumte, er solle auf den Rodenstein gehen, da liege ein groszer Schatz in einer eisernen Kiste vergraben, den eine Katze mit feurigem Athem hüte Da nahm er am andern Morgen einen guten Freund zu sich und die Beiden gelangten glücklich unbeschrieen auf den Rodenstein. Der Erste ging vor Allem und schnitt sich einen jährigen Haselzweig, dann fingen sie an zu graben. Bald kamen sie an ein Gewölbe, darin stand richtig die Kiste und die Katze lag darauf und pustete, dasz Feuer und Flammen ihr aus Maul und Nase fuhren. Der Mann trat aber unerschrocken hinzu und schlug sie ein paarmal mit dem Haselzweig über den Rücken, da sprang sie in eine Ecke und verschwand. Zu gleicher Zeit zeigte sich aber eine andere Katze über dem Eingang des Gewölbes, die warf die beiden Männer mit Steinen und warf sie immer mehr und immer schneller und mit immer gröszeren Steinen, so dasz sie die Köpfe mit den Händen hielten, um nur nicht getroffen zu werden, und die Kiste nicht anfassen konnten. Endlich wurde es dem einen der Männer zu arg und er rief der Katze zu: ‚Ei du Aas, wenn ich hinkomme!' Aber im selben Augenblick war die Katze und die Kiste verschwunden und die beiden Männer hatten das Nachsehen.

179. Männchen hütet das Feuer.

Eine Herrschaft bekam spät in der Nacht Besuch, da sollte die Magd noch geschwinde was kochen. Als sie nun nichts hatte, das Feuer anzumachen, gewahrte sie auf einmal auf einem nahen Hügel ein Feuerchen und ging hin um sich davon zu holen. Als sie aber wieder zurück kam, waren die Kohlen schon erloschen, und so auch als sie zum zweitenmal geholt hatte. Nun ging sie zum drittenmal hin, da stand aber ein graues Männchen neben dem Feuer, das bedräuete sie und sprach: ‚Jetzt unterstehe dich nicht noch einmal zu kommen.' Wenn sie die Kohlen alle auf einmal geholt hätte, so hätte sie das Männchen erlöst. Am Morgen aber waren alle Kohlen, die auf dem Heerde lagen, eitel glänzendes Gold.

100. Das Feuerchen am Wingertsberg bei Staden.

Zwei Männer gingen in der Nacht von Staden nach Blofeld, weil sie an diesem Ort ein nothwendiges Geschäft hatten und deszwegen früh am Morgen da sein wollten. Wie sie über der Nidda sind und anfangen, auf den Wingertsberg zu steigen, so sehen sie auf einem der vordersten Stocke desselben ein Feuerchen brennen. Sie hatten gerade ihre Pfeifen aus dem Sack gelangt und so gingen sie zu dem Feuerchen, das ein Häufchen glühender Kohlen war und jeder nahm sich eine glühende Kohle und legte sie auf seine Pfeife; dann gingen sie wieder nach dem Blofelder Wege. Aber die Kohlen brannten nicht an, sie mochten machen, was sie wollten. Sie warfen dieselben darum weg und gingen von Neuem zum Feuerchen, legten frische Kohlen auf ihre Pfeifen und machten sich wieder auf den Weg nach Blofeld. Aber es ging mit den Kohlen gerade wie das erstemal und sie holten sich zum drittenmal frische. Auch die wollten nicht anpfengen.*) Das war doch den Männern verwunderlich, sie warfen die Kohlen hinweg, wie die vorigen und gingen weiter nach Blofeld. Als sie nun am Tage zurückkamen, sagte der Eine: ‚Komm, wir wollen doch einmal sehen, wo die Nacht das Feuerchen gewesen ist.' Sie gingen auf den Acker und suchten, aber sie fanden auf keinem Fleck todte Kohlen oder Asche

---

*) zünden, wetterauisch *anpenge*, meist *anpenne*, altdeutsch *enpfengen*. *Weigand*.

und so auch den Platz nicht, wo das Feuerchen gebrannt hatte. Darüber verwunderten sie sich und suchten jetzt am Wege nach den Kohlen, die sie weggeworfen hatten. Da fanden sie statt Kohlen blanke Dukaten. Jetzt erst merkten sie, dasz die glühenden Kohlen, die sie als Feuerchen gesehen hatten, lauter Dukaten gewesen waren, und es reute sie, dasz sie das glühende Kohlenhäufchen nicht mit ihren Stöcken stillschweigend von seinem Platze hinweggescharrt hatten, denn alsdann hätten sie die Dukaten alle gehabt; so war das Feuerchen, wie die Nacht verging, wieder in die Erde gesunken.

181. Der Höllacker bei Melbach.

Mündlich.

Zwischen Melbach und Steinfurt liegt ein Acker, der heiszt der Höllacker. Auf diesem soll alle sieben, nach andern alle neun Jahre ein Feuerchen brennen.

182. Der Schatz unter dem Kirchthurme.

Mündlich.

Unter dem Thurm einer alten Kirche in der Niddagegend (Wetterau) lag ein Schatz und der konnte nur zu einer gewissen Zeit im Jahre um Mitternacht gehoben werden. Nun war ein Mann, der wollte ihn heben, ging in der Vormitternacht hin mit Bickel und Spate und brach auf und grub aus. Schon war er bis auf den Schatz gekommen und sah die Goldstücke blinken, aber da war's ihm auf einmal, als müszte er über sich sehen und wie er über sich sah, da liesz sich die grosze Glocke vom Thurm herunter und tiefer und immer tiefer, wie wenn sie sich über ihn stürzen wollte, dasz er unter ihr eingesperrt sitzen müszte und sie war ihm schier nah an dem Kopfe. Da ward es dem Manne so Angst, dasz er einen Schrei that, alles liegen liesz und fortlief. Wäre er geblieben und hätte ohne Aengsten vor der Glocke den Schatz ganz still herausgeholt, so hätte er ihn gehabt, denn die Glocke hätte sich gar nicht über ihn stürzen können. So aber war der Schatz wieder fortgerückt, tiefer in die Erde und die Glocke wieder hinauf auf den Thurm an ihren alten Platz.

183. Schatzheben.

Mündlich.

In einer Mühle bei Niederbeerbach brannte oft auf dem Hofe ein Feuerchen, so dasz kein Zweifel blieb, es müsse ein Schatz da vergraben sein. Man liesz einen Schatzgräber kommen und der sprach, er bedürfe, um den Schatz zu heben, zwölf kühner und unerschrockener, kräftiger Männer. Diese fanden sich und er stellte sie am folgenden Abend um die Stelle herum in einem Kreise auf, befahl ihnen kein Wort zu sprechen, sich nicht von der Stelle zu rühren und ja bei Leibe keine Furcht zu haben, möge nun kommen, was da wolle. Alsdann ging er in die Mühle und begann seine Beschwörungen.

Bald flog das Hofthor auf und es fuhr ein Heuwagen herein, der hoch beladen war, aber nur ein Rad hatte, so dasz es jeden Augenblick schien, er falle um. Er fuhr auf die zwölf Männer zu und als sie steif standen, hart an ihnen vorbei, aber sie lieszen sich nicht schrecken und hielten aus.

Darauf kam eine andere Erscheinung, die noch viel gefährlicher aussah, (man wuszte sie mir nicht mehr zu nennen) aber die Männer lieszen sich auch da nicht irre machen.

Endlich sprang der Teufel selbst in den Hof und rief: „Ihr wollt den Schatz nehmen, ihr habt Recht, aber dafür musz ich einem von euch den Hals umdrehen.“ Da liefen sie aber alle Zwölf, was sie konnten, der in die Mühle, der in die Scheune, jener in den Stall und verkrochen sich, während der Teufel ein Hohngelächter aufschlug, denn nun versank der Schatz tiefer, als er vorhin gelegen hatte und alle Mühe, ihn zu heben, war umsonst.

184. Die Baumkletten.

Mündlich.

Eine Frau von Gelnhaar hütete auf dem Betten, einer langen Berghöhe in der Nähe des Orts gegen Bergheim zu, ihre Kühe. Da that sich vor ihr ein Topf mit Baumkletten (Maikäfern) aus dem Boden auf. Darüber erschrocken rief sie ihrem Bruder, der sich nicht weit von ihr befand, aber zugleich verschwand der Topf wieder, ohne dasz man die leiseste Spur hätte erkennen können, wohin er gekommen war.

185. Schlangen ausgegraben.

Mündlich.

Einem Mann in Gedernheim träumte es zu mehren Malen, er solle hinausgehn auf sein Baumstück und am dritten Kirschbaum linker Hand ein Loch hacken, so werde er ein Fäszlein voll Geld finden. Anfangs kehrte er sich nicht an seinen Traum, doch als derselbe jede und jede Nacht wiederkam, ging er endlich hinaus und fing an, an dem beschriebnen Ort zu hacken. Es dauerte nicht lang, so stiesz er auf etwas Hartes und als er es herauszog, so war es richtig ein kleines Fäszlein. Er schlug den Boden ein — da sah er, dasz es ganz voll Blindschleichen war. Da ward er sehr zornig und trug die Schlangen allesammt in die Bach. Eine davon war auf die Erde gefallen, die packte er, ohne es zu bemerken, mit einigem alten Reisig auf seinen Schubkarrn und fuhr heim. Zu Hause aber, als er seinen Schubkarrn ausleerte, fiel mit dem Reisig eine Geldrolle heraus und brach auf, dasz die silbernen Thaler auf dem Boden umherrollten. Da lief er schnell zurück an die Bach und suchte einen ganzen Tag lang nach den übrigen Schlangen, konnte sie aber nicht mehr finden. Die Thaler hat er noch lange Zeit aufgehoben und Niemand kannte das Gepräge, das darauf war.

186. Schatz verschwindet.

Mündlich.

Eine Frau in Niedernhausen arbeitete im Frühjahr in ihrem Garten und traf auf ein Plätzchen, was gerade aussah, wie ein Maulwurfshügel. Als sie da hinein hackte, kam ihr plötzlich eine Menge von Goldstücken entgegengerollt. Schnell rief sie ihrem Vater, der ebenfalls im Garten arbeitete zu: ‚Vater, sieh doch das Geld!' Doch im selben Augenblick verschwand der Schatz und als der Vater kam, fand er nichts und sagte, sie sei eine Närrin und ging wieder an seine Arbeit. Da hackte sie noch einmal in den Maulwurfshügel, die Goldstücke rollten ihr abermals zu Füszen und sie rief wieder: ‚Vater, kommt schnell, da ist's wieder!' Aber zugleich verschwand der Schatz, wie das erstemal. So ging es ihr noch ein drittesmal. Da sagte der Vater, dem die Sache doch bedenklich wurde, sie solle jetzt schweigen und nur winken, wenn es wieder käme, und sie hackte noch vielemale, aber sie hatte gut hacken, der Schatz liesz sich nicht wieder blicken.

187. Schätze auf dem Tannenberg.

Mündlich.

Ein Bauer aus Seeheim ging auf den Tannenberg, um Holz zu holen und traf einen alten Stock, der ihm am ersten Tage reichlich lieferte. Als er am folgenden Morgen wieder an demselben hackte, fand er plötzlich eine Röhre, die sehr schön gearbeitet war, gerade wie Stukkaturarbeit, und in derselben lag ein „Regenmohr." Er warf das Thier hinaus in den Wallgraben, aber ehe er sich's versah, war es wieder in der Röhre. Darüber ärgerlich, schmisz er es abermals heraus, aber im selben Augenblick sasz es auch wieder da, und so ging es ihm wohl fünfzigmal hintereinander, so dasz er dessen müde heimging. Am andern Morgen trieb ihn die Neugier herauf, zu sehen, ob das Thier noch da sei. Es war aber verschwunden und er griff darum rüstig zur Axt und schlug an dem alten Stock weiter. Doch da flog ihm eine Wespe um den Kopf herum und liesz ihm keine Ruhe, wie oft er auch nach ihr schlug, so dasz er wohl merkte, es sei nicht geheuer an dem Ort und ein Schatz müsse da vergraben sein. Als die Wespe ihn endlich zu sehr belästigte, schlug er mit einem kräftigen Fluch nach ihr und da war sie verschwunden, aber auch die Röhre war weg und keine Spur mehr sichtbar, wo sie gewesen.

Zwei Buben weideten ihre Ochsen in der Nähe der Burg gegen Seeheim hin, vor der dickern Mauer auszerhalb des Vorhofes. Da sprach einer zum andern: ‚Du sag, hier ist der Keller, wo all' der Wein in seiner Haut liegt und die Schätze stecken. Wollen wir einmal hier graben?' In demselben Augenblick that es einen gräulichen Schlag, es rollte gerade wie Donner in der Erde und die Ochsen brachen ein, so dasz sie nur mit Mühe wieder herausgezogen werden konnten.

188. Der Geldkessel.

Zwischen Staden und Untermockstadt in den Wiesen, welche nach althessischer Seite die Nidda begränzt, liegt Gemeindegelände, der Einhof genannt. Es gehört zu Stade und man erzählt, dasz dort vordem ein Kloster gestanden habe, von welchem sich noch lange ein Keller erhalten haben soll.

Vor Alters nun ging eine Magd einmal in den Einhof graben. Als sie eine Weile gegraben hatte, so bleibt ihr auf einmal die Schüppe an etwas hängen, gerade, als wenn sie unter eine Wurzel gerathen wäre. Sie guckt nach und findet die Schüppe an einem Kesselhenkel hängen, an dem ein Kessel schwer von Geld war. Da hebt sie und hebt und hebt, aber sie bringt den Kessel nicht herauf, er ist ihr zu schwer. Sie besinnt sich nicht lang und ruft den Leuten zu, die in der Gegend auf ihren Stücken Land sind: ‚Ihr Leut' helft!' Aber wie das Wort zum Maul heraus war, rappelt's in der Erde und der Kessel war versunken und sie hatte den Henkel an der Schüppe hängen. Hätte sie still geschwiegen und immer fort gehoben, so hätte sie das Geld all gehabt.

189. Die zwölf Apostel.

Mündlich.

In der Burgkapelle auf Starkenburg (an der Bergstrasze) standen einst die Bilder der zwölf Apostel aus purem Silber. Es war aber einmal ein schwerer Krieg, der sich über unsere ganze Gegend hinzog, und darin wurde die Starkenburg belagert. Als der Schloszritter sie nicht länger halten konnte und die Eroberung und Plünderung voraussah, nahm er die Apostelbilder aus der Kapelle und begrub sie an einem verborgenen Ort. Da liegen sie noch heut zu Tage, denn wie viele auch danach gegraben haben, gefunden hat sie Keiner.

Einmal waren mehre Männer schon bis zu dem Gewölb gedrungen, worin die Kiste mit den Bildern steht, aber da sahen sie auf der Kiste einen Hund mit feurigen Augen und liefen erschrocken von dannen.

190. Der Schatz im Schlosz zu Darmstadt.

Mündlich.

Landgraf Ludwig VIII. lag eines Nachts in seinem Bette, da hörte er ein Geräusch in dem Zimmer und als er um sich schaute, sah er einen geisterhaften Mann, der vor seinem Bett stand und ihm mit der Hand winkte, mit ihm zu gehn. Obgleich nun, wie jedermann weisz, der Landgraf ein Herr war, der keine Furcht kannte, so zögerte er doch und schlug es dem Geist ab.

Am andern Morgen liesz er seinen Hofprediger kommen und erzählte demselben von der Erscheinung, fragte ihn auch, ob er der Aufforderung des Geistes folgen solle? Der Prediger stimmte ein, sofern der Geist kein böses Begehren an ihn stelle; vielleicht sei ja der Landgraf zu dessen Erlösung berufen. Als nun in der folgenden Nacht der Geist sich abermals zeigte, erhob sich der Landgraf, zog sich an, nahm seinen Stock, ein schönes spanisches Rohr, und folgte ihm. Da führte ihn der Geist in die Gewölbe unterm Schlosz, die so ausgedehnt sind, dasz sich einmal ein Maurer darin verirrt hat und lange nicht herauskommen konnte; auch sagt man, es führe aus ihnen ein unterirdischer Gang bis in die Tanne, nach andern bis an den Herrgottsberg, wo man noch heutzutage die Oeffnung eines Ganges sieht. Lange gingen sie in den Gewölben fort, da wurde es lichter um sie, ohne dasz der Landgraf unterscheiden konnte, woher das Licht kam. Er stand aber in einem groszen, runden Gewölbe und rings an den Wänden sah er grosze Fässer stehen, welche mit Geld gefüllt waren. Da lehnte er den Stock an die Wand und ging umher, sich die Fässer näher zu beschauen. Das dauerte eine Weile, da sprach der Geist: ‚Siehe dieser ganze Schatz ist deinem Sohn bestimmt, du genieszest nichts davon. Jetzt aber komm, denn meine Zeit ist abgelaufen.' Der Landgraf ging mit dem Geist zurück, vergasz jedoch in der Eile, seinen Stock wieder zu nehmen, und kam also auf sein Schlafzimmer, wo der Geist verschwand.

Morgens wäre er fast versucht gewesen, die ganze Geschichte für einen Traum zu halten, wenn ihm nicht sein spanisches Rohr gefehlt hätte; das aber war verschwunden und nirgends zu finden. Er ging nun, von mehren Maurern begleitet in die Gewölbe und suchte, ob er den Weg, den er nächtens gemacht, wieder finde, doch das war unmöglich. Da hat er denn die ganze Sache zu Protokoll gegeben und dazu gesetzt, er könne sie mit einem Eid bekräftigen.

Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., war zwar ein vortrefflicher Fürst, hatte aber nicht des Vaters Muth und Entschlossenheit. Weil er nun die Geschichte von dem Geist wuszte, hat er nie auch nur eine Nacht in dem Schlosz schlafen wollen, sondern meist in Pirmasenz und anderswo gewohnt.

191. Reise nach Venedig.

Mündlich.

Zum Müller in Flarsheim bei Westhofen kam jedes Jahr im Mai ein schöner Mann mit einem Maulesel, der zwei Fäszchen trug. Dann freuten sich die Knechte und Mägde, denn dann gab's Trinkgelder vollauf, und auch sonst belohnte der Mann jeden Dienst, als wenn er ein Prinz gewesen wäre. Da kam auch einmal die Rede auf Venedig und der Müller meinte, das müsse doch eine schöne Stadt sein. Das glaube ich auch, sprach der Fremde und erzählte so viel von den Herrlichkeiten Venedigs, von seinen schönen Kirchen und Schlössern, dasz des Müllers Sohn ein über das anderemal ausrief: ‚Ei das möchte ich doch sehen, da möchte ich auch einmal hin.' ‚Das kannst du haben,' sagte der Fremde, ‚und es kostet dich selbst nicht einen Heller, aber du muszt erst trocken hinter den Ohren sein.'

Der Sohn wuchs heran, der alte Müller starb. Einige Jahre nachher heirathete der Sohn und wie der Fremde vorher bei dem Alten eingekehrt war, so kam er jetzt mit seinem Maulesel und den zwei Fäszchen zu dem jungen Müller. Eines Tags sagte er: ‚Nun habt ihr noch Lust einmal nach Venedig zu reisen?' ‚Ja, wer dazu Geld hätte,' erwiederte der Müller. ‚Wie ich euch schon früher sagte,' antwortete der Fremde, ‚es soll euch nichts kosten und ihr logirt bei mir.' ‚Ei dann nehm' ich's mit Dank an,' meinte der Müller. Als nun die Zeit herankam, wo der fremde Mann gewöhnlich weg zu gehn pflegte, fuhr der Müller eines Morgens früh mit Mehl nach Alzei. Unterwegs muszte er über einen Kreuzweg, an dem ein Birnbaum steht; aber an der Stelle erhob sich plötzlich ein Wind, ergriff ihn und führte ihn durch die Luft fort und ehe sich's der Müller versah, stand er in einer prächtigen Stadt vor einem Marktbrunnen, der von purem Marmor war. Auf dem Brunnen stand aber mit groszen Buchstaben geschrieben: *Venetia.* Noch stand er da und betrachtete den Brunnen und die Schlösser, welche um den Markt herum lagen, als ihn Jemand hinten an den Schultern packte, ihn nach einer Strasze zu drehte und so vor sich hin schob. In der Strasze liesz der Jemand ihn los, als der Müller aber umschaute, war der Mann verschwunden. Er ging in der Strasze weiter und sah ein stolzes, prächtiges Schlosz, so schön, wie ihm noch keins vor die Augen gekommen war, daraus trat ein schöner Herr in prächtigen Kleidern, welcher ihn fragte: ‚Nun Müller, wen suchet ihr?' — ‚Ja, wen ich suche,' sagte der Müller, aber da lachte der Herr laut auf und fragte: ‚Kennt ihr mich denn nicht?' ‚Ich wüszte nicht,' antwortete der Müller, ‚ich komme eben aus dem Reich und weisz nicht, wie ich hierher geführt worden bin.' ‚Kennt ihr denn den Mann nicht mehr, der euch jedes Jahr besucht hat?' fragte der Herr; da schaute der Müller ihm schärfer ins Gesicht, aber er konnte sich doch nicht erinnern, ihn gesehn zu haben, er war auch noch allzusehr verwirrt. ‚Dann geht mal mit mir in mein Haus,' sprach der Herr und führte ihn in einen prächtigen Saal, ging aber selbst in ein Nebenzimmer, aus dem er gleich nachher in seinem linnenen Kittel wieder hervorkam. ‚Aha,' rief der Müller erfreut, ‚jetzt kennen wir uns' und schüttelte ihm treuherzig die Hand. Der Müller blieb vier Wochen bei ihm und der Herr zeigte ihm die ganze Stadt und fuhr mit ihm in der ganzen Gegend herum, wo nur etwas zu sehen war. Er sagte ihm auch, jetzt komme er nicht mehr ins Reich, denn er habe sich in den Jahren bisher Gold genug da geholt, mehr als er verbauen und verzehren könne. Als der Müller fragte, wo das Gold denn liege, sprach der Herr, das sei ein Geheimnisz, aber im Reich stecke noch mehr Gold in der Erde als man denke und er sei es nicht allein, der seinen Reichthum da geholt. Dann beschenkte er ihn reichlich und führte ihn eines Morgens wieder auf den Platz vor den Marktbrunnen. Als der Müller nach den Bildern an dem Brunnen schaute, warf der Herr ihm rasch einen Sack über den Kopf, der Wind erhob sich wieder und etwa dreiviertel Stunden später fand der Müller sich unter dem Birnbaum wieder. Er traute Anfangs seinen Sinnen nicht und rieb sich lange die Augen; als er aber, um der Sache ganz gewisz zu werden, in seine Taschen griff, da waren Hände voll Gold darin. Jetzt eilte er Hals über Kopf nach Hause, wo ihn seine Frau, welche ihn bereits todt geglaubt hatte, mit freudigem Erstaunen empfing. Da erfuhr er auch, dasz er nicht vier Wochen, sondern vier Monate unterwegs gewesen war. Von dem Gold, welches er mitgebracht, baute er die alte Mühle neu auf und behielt noch ein solches Sümmchen übrig, dasz er für den wohlhabendsten Mann in der ganzen Gegend galt.

192. Der Dünsberg.

Mündlich.

Dieser Berg, der auch Dinsberg oder Dünstberg genannt wird, ist der höchste Punkt in der Gegend von Gieszen. Er trägt um seinen Gipfel ein Band mächtiger Ringwälle. Die Sage meldet, dasz unter denselben grosze Schätze verborgen liegen, die zu bestimmten Tagen im Jahr zugänglich seien.

193. Das Drachenloch bei Rainrod.

Mündlich.

Zwischen Schotten und Nidda, da wo sich die Gemarkungen der Dörfer Rainrod und Eichelsdorf scheiden, sieht man eine in den Basalt eingehende Höhlung, deren Oeffnung rund und von einem Fusz im Durchmesser ist, bei einer Tiefe von etwa zehn bis zwölf Fusz. In uralten Zeiten hielt sich in derselben ein Drache auf, der von Zeit zu Zeit hervorkroch und in der Nidda Wasser trank. Dabei zerstörte er gewöhnlich dem Müller der nahegelegenen Mühle das Wehr. Der Drache war so lang, dasz während er in der Nidda trank, sein Schwanz noch in der Höhlung steckte, die fast eine Viertelstunde davon entfernt ist.

194. Die Unken Königin.

Mündlich.

Die Unkenkönigin lebt in einem Gemach, welches sich in einer Anhöhe unweit Brauerswend, dem sogenannten rauhen Berg, befindet. Auf dem Gipfel dieser Höhe ist allerlei Gestrüpp und Gestein; wenn man aber auf den Boden stampft, so dröhnt es, als ob drunten Alles hohl wäre. Wer die goldne Krone der Unkenkönigin erlangen will, musz dort ein fehlerfreies rothes Tuch ausbreiten und sich alsdann in der Nähe versteckt halten. Die Königin wird bald hervorkommen und ihre Krone auf das Tuch legen; dann aber musz man dasselbe, ohne ein Wort zu sprechen, schnell zusammenraffen und forteilen. Hätte das rothe Tuch nur den geringsten Fehler oder gäbe man den leisesten Laut von sich, so würde man umgebracht.

195. Hostie fallen lassen.

Mündlich.

Ein Mädchen in Gieszen, das zum heiligen Abendmahle ging, liesz aus Versehen die Hostie fallen und konnte sie auf dem Boden auch nicht wieder finden. Von dem Tage fing aber das Kind an sich abzuzehren und ward immer kränker und half keine Arzenei. Endlich fragten seine Eltern einen klugen Mann und der hiesz sie die Steinplatte in der Kirche aufheben, auf der das Mädchen gestanden hatte, als es die Hostie fallen liesz. Das thaten die Leute und fanden darunter eine grosze, dicke Kröte mit Glotzaugen sitzen, die hielt die Hostie im Maul. Man nahm ihr dieselbe ab und gab sie dem Mädchen zu essen, worauf es von Stund an sich erholte und bald wieder so gesund war, wie vormals.

196. Die Glocke von Herbstein.

Mündlich.

Südwestlich von Herbstein liegt das Haselwäldchen. Man nennt's auch den Burgfrieden und soll daselbst in alten Zeiten eine Burg nebst einer Kirche gestanden haben. Lange Zeit nachher weideten dort die Schweine und wühlten eine Glocke von **1100** ℔. auf. Da nun der Ort eine Koppelhut zwischen Herbstein und Langenhain war, so wollten die Langenhainer den Herbsteinern die Glocke nicht gönnen, sondern machten auch Anspruch darauf. Man kam endlich überein, es sollten zwei blinde weisze Pferde vor die Glocke gespannt werden, und wohin diese sie zögen, dem Ort sollte sie sein. Die Pferde aber zogen sie nach Herbstein und sie blieb daselbst bis zum Jahr **1842**, wo sie umgegossen wurde.

197. Vom Kirchbau in Schotten.

Mündlich.

Man sagt, die Bewohner von Schotten hätten ihre Kirche auf dem Gipfel des Wartberges erbauen wollen. Wenn sie aber am Tage das Baumaterial an diesen Ort brachten, kam in der Nacht ein schneeweiszer Hirsch und trug es auf seinem Geweih an die Stelle, wo jetzt die Kirche steht. Nachdem diesz mehremal geschehen, hielten die Umwohner es für einen Fingerzeig Gottes, den Kirchenbau auf dem Wartberg aufzugeben und die Kirche wurde an dem Ort aufgebaut, wo sie jetzt noch steht.

198. Storch hilft löschen.

Im Jahr **1715** am **19**. Mai brannte das Schlosz in Darmstadt ab und waren einige unvorsichtige Bügelmädchen an dem Brande Schuld. Auf dem Schlosz hatte aber ein Storch sein Nest und der half beim Löschen recht redlich, trug unermüdlich Wasser herbei und gosz es in die Flammen.

199. Die Zigeunerin.

Mündlich.

Eines Abends spät kam eine arme alte Zigeunerin nach Berfelden und bat vor allen Häusern gar flehentlich um Aufnahme für die Nacht, denn es war ein Wetter, wo man keinen Hund hinausgejagt hätte. Ueberall ward sie abgewiesen, endlich kam sie vor das Häuslein des Schäfers, der liesz sie herein und pflegte sie gastfreundlich drei Tage lang. Als sie fortging segnete sie das Häuslein, anders konnte sie ihm ihre Dankbarkeit nicht beweisen. Kurz darauf fand der bekannte grosze Berfelder Brand statt (1810), der von dem ganzen Orte wenig übrig liesz, und darunter war das Häuschen des Schäfers.

200. Feuer beſchwören.

Mündlich.

Es hat einmal ein Fürst von Hessen gelebt, der groszer Zaubereien kundig war und u. a. auch über das Feuer Macht hatte. Wenn es irgendwo brannte, dann kam er hinzu, ging dreimal um die Flamme herum, besprach sie und warf ein Brod hinein. Dann hatte sie keine Gewalt mehr, weiter um sich zu greifen und das Feuer war bald gelöscht.

201. Das Opfer der Mümmling.

Mündlich.

Eines Abends gingen ein paar Bursche nicht weit von Michelstadt am Wasser der Mümmling her, da rief eine Stimme unter der Brücke hervor: ‚Die Stund' ist da, und der Mann noch nicht!' Zu gleicher Zeit kam von dem nahen Berge ein Mann herabgelaufen und wollte ins Wasser hineinspringen. Die Bursche hielten ihn fest und redeten ihm zu, er gab aber keine Antwort. Sie nahmen ihn mit ins Wirthshaus und wollten ihm Wein zu trinken geben, da liesz er seinen Kopf auf den Tisch fallen und war todt.

202. Stimme aus dem Brunnen.

Mündlich.

Einige Hundert Schritte von dem Mainzer Thor zu Friedberg befindet sich ein alter Brunnen. Die Leute erzählen, vor alter Zeit habe sich ein Jude und das Jahr darauf auch dessen Kind hinein gestürzt. Seitdem fordert der Brunnen jedes Jahr sein Opfer und wenn es sich einmal ereignet, dasz sich in einem Jahr Niemand hineinstürzt, so ruft es, wenn ihm Jemand nahe kommt, mit sehr vernehmlicher Stimme von unten herauf: ‚Komm herunter! Komm herunter!' und, der dann in der Nähe ist, musz sich hineinstürzen.

203. Die Todtenlache.

In der Fulda ist nahe der Stadt, die den gleichen Namen führt, eine Stelle, welche die Todtenlache heiszt. Da wohnt eine Nixe, die jährlich am Johannistag ein Opfer fordert. Meist ist es einer der vielen dort badenden Knaben, der ihrer Gewalt verfällt.

204. Die Lahn hat gerufen.

Mündlich.

Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gieszen ertrunken ist, hat sie gerufen und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal Mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser:

die Zeit ist da!
die Stund' ist da!
wär' nur der Mensch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: ‚Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins,' und das ist auch allemal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.'

Bei Neustadt am Heszler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: ‚Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben.' Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

205. Regen als Beweis der Unschuld.

Es ist bei den Leuten der Glaube, dasz es Regen gibt, wenn in der Quittenwiese zu Staden das Gras gemäht oder Frucht geschnitten wird. Woher das komme, das erzählt die folgende Sage: Vor Alters sollte einmal eine Kindesmörderin hingerichtet werden. Vergebens bat sie um Gnade und betheuerte, sie sei unschuldig. Als sie nun zum Tode geführt wurde, sprach sie: ‚Ich bleibe dabei, dasz ich unschuldig bin und zum Zeichen dafür soll es immer regnen, wenn in der „Quirrewiss" gemäht oder Korn geschnitten wird.' Sie wurde hingerichtet, aber seit der Zeit gibt es jedesmal Regen, wenn in der genannten Wiese Heu oder Grummet gemäht oder Korn geschnitten wird, ein offenbares Zeichen, dasz sie des Mordes unschuldig war.

206. Der Ehlborn.

In der Gambacher Gemarkung nach Holzheim hin liegt der Ehlborn, welcher ein besonders gutes Wasser hat, nach welchem zu Gambach die Sterbenden zu verlangen pflegen. Wenn darum Kranke Wasser aus dem Ehlborn fordern, so sieht man diesz als ein Zeichen ihres nahen Todes an, und der ihnen aus dem Born gereichte Trunk ist, wie die Leute zu sagen pflegen, ‚gleichsam die letzte Oehlung.'

207. Der Nornborn und der Güldenborn bei Dauernheim.

Zwischen dem hohen Berg und dem Auwäldchen bei Dauernheim liegt ein Feldgrund, welcher bei dem Volke „de Nernburremd" d. i. der Nernboden heiszt. Dort ist der Nernborn, wie ihn das Volk nennt. Man schreibt aber die beiden Namen Nornboden und Nornborn. Das Wasser des Nornborns ist dunkel, aber nicht trübe und von auffallender Kälte. Die Leute trinken nicht daraus; sie glauben, es sei gefährlich aus dem Nornborn zu trinken, man kriege das Fieber davon. Nicht weit von dem Nornborn an dem grauen Berge ist „de Gilleborn," Gelleborn, Gêälleborn, d. i. der Güldenborn mit gelblichem Wasser, welches die Leute ebenfalls nicht trinken. Der Güldenborn flieszt nicht jedes Jahr und man sagt, er sei oft Jahrelang trocken. Das Volk glaubt, dasz er nur in Friedenszeiten trocken sei und wenn er fliesze, so bedeute diesz Krieg.

208. St. Gangolf Brunnen.

Die Christen hatten einst unter der Anführung des heil. Gangolf den Milsburger Riesen belagert. Es war ein heiszer Tag und alle dürstete sehr, doch nur ein Quell rieselte in der Gegend und dessen Eigenthümer, ein geiziger Bauer, wollte nur gegen gutes Geld Wasser hergeben. Da zahlte Gangolf ihm einen Helm voll Wasser, gab zuerst seinen Knappen zu trinken und gosz den Rest in einen hohlen Stein mit der Bitte zu Gott, es frisch zu erhalten. Doch siehe, da sprang ein fröhlicher Quell aus dem Stein, an dem sich alle reichlich labten, des Bauern Brunnen aber versiegte.

209. Der Bonifaziusbrunnen bei Horas.

St. Bonifaz betete einst im Walde bei Horas die Tagzeiten und hatte seinen Bischofsstab neben sich in die Erde gestoszen. Es war aber sehr heisz an dem Tage und der Heilige von Beten und Durst so erschöpft, dasz er kaum noch Kraft fühlte, sich zu erheben um zum fernen Flusz zu wanken. Er zog seinen Stab aus der Erde, um sich auf denselben zu stützen, doch da sprang dem Stab ein schöner, frischer Quell nach, der bis heute noch dort quillt.

210. Der Siegfriedsbrunnen.

Mündlich.

Derselbe liegt bei Hilfertsklingen und Grasellenbach im Odenwald und an ihm sollen zwei Männer einander erschlagen haben.

Die Hirtenknaben gingen nicht gerne in den Mittagsstunden in die Nähe des Brunnens, denn sie sagten, alsdann erscheine dort der Siegfried, und der habe Hörner auf dem Kopfe, wie der lebendige Teufel.

211. Kinderbrunnen.

Mündlich.

In Eberstadt holt die Hebamme das Kind aus dem Brunnenkellerchen, welches ganz voll von Kindern ist. Es bringt aus demselben stets Zucker, oder andere Näschereien mit, welche unter die Kinder in der Nachbarschaft vertheilt werden. Auch holt man da und in Jugenheim die Mädchen in Rosenblättchen, die Buben in wilden Dornrosen.

212. Der Taufstein.

Mündlich.

Der Taufstein hat seinen Namen daher, dasz der heilige Bonifazius auf demselben die ersten Christen taufte. Es waren aber viele Heiden in der Gegend, welche sie verfolgten. Wenn dieselben einen Christen fingen, stürzten sie ihn vom Bielstein herab.

213. Des Fremdlings Fluch.

Mündlich.

Auf dem sogenannten Trieb bei Gieszen, rechts von der Strasze nach Grünberg sah man noch vor 20 Jahren eine Fläche von vielen Morgen, die mit Eichen bepflanzt war, aber was wunderbar daran war, die Bäume hatten alle keine rechte Kraft, keinen frischen Saft, und ihre Gipfel starrten dürr: das kam von einem Fluch, der auf ihnen lag.

Vor vielen Hundert Jahren kam nämlich ein fremder Mann einmal nach Gieszen, der weinend und wehklagend seine Kinder und sein Weib suchte. Es musz damals ein böser Rath in der Stadt gewesen sein, denn statt dem Mann beizustehn, wurde er beschuldigt, er habe Weib und Kind umgebracht und als er das läugnete und seine Unschuld betheuerte, auf die Folter gespannt. Der Qual los zu werden, gestand er, was er nie gethan hatte und wurde sofort auf den Richtplatz hinausgeführt. Bevor ihm dort die Augen verbunden waren, betheuerte er abermals seine Unschuld, indem er sprach: ‚Und desz zum Zeichen werdet ihr diese Eichbäume gipfeldürr werden sehn von heute an; daraus möget ihr sehn und mir glauben lernen, dasz ihr unschuldig Blut vergossen habt.' So starb er und wurde unter dem Galgen begraben. Wenige Tage nachher schon bewährte sich des Mannes Unschuld auf eine erschütternde Weise, denn die von ihm gesuchte Frau kam jetzt mit ihren Kindern, um den Vater aufzusuchen. Da war grosze Trauer in der Stadt. Dem Hingerichteten gab man sogleich ein ehrlich Begräbnisz, der Frau und ihren Kindern aber das Bürgerrecht. Damit war die That jedoch nicht gesühnt, denn als es Frühling ward, da schlugen alle Bäume in und um Gieszen aus, nur die Eichen kränkelten und manche starben selbst ab, und wie viele man auch nachpflanzte, nicht eine gedieh. So schwer lastete der Fluch auf der Stelle.

211. Der Aepfelbaum bei Trebur.

Unfern von dem Flecken Trebur in dem Mersheimer Feld stand ein Apfelbaum, welcher alle Jahr in der Christnacht Aepfel getragen. Wenn ein gutes Jahr vorhanden, so sind die Aepfel so grosz, als eine Bohne worden, doch an Gestalt, wie ein Aepflein mit Blüte und Stiel; sonst waren sie wie eine Erbse. In einer Stunde hat der Baum Blätter, Blüten und Früchte bekommen, welches alle Jahre von den Einwohnern mit besonderm Fleisz in Acht genommen worden. Einigemal hat man sie dem Landgrafen Georg II. gebracht, der sie als eine Seltsamkeit andern Fürsten und Herrn gezeigt. Sonst hat er zu gewöhnlicher Jahreszeit wilde Holzäpfel getragen. Es ist aber dieser Baum vor vielen Jahren durch lose Buben, als sie einsmals die Früchte abzubrechen versäumt, abgehauen worden. Dergleichen Aepfel hat man auch zu Darmstadt auf dem Kirchhof vor der Stadt und anderswo in Hessen gefunden.

215. Das Bäumchen schütteln.

Im Jahr 1658 wurde in Marburg eine Hexe vor Gericht gezogen, die hatte in ihrem Keller ein Bäumchen stehen, wenn sie das schüttelte, fielen so oft sie diesz auch thun mochte, Weispfennige herab.

216. Die Eingemauerte.

Mündlich.

Als die Freiherren von Röhrenfurt noch das Schlosz Eisenbach besaszen, sollte einmal ein Kind dieser Familie von seiner Amme entwöhnt werden. Diese wurde fortgeschickt und statt ihrer ein Kindermädchen angenommen, ein braves, unschuldiges Blut, dem das Kleine ganz übergeben wurde, denn die Herrschaft muszte gerade zu der Zeit wohin verreisen. Das Kind wollte aber gar nichts von der neuen und ungewohnten Nahrung wissen, es verlangte nach der Brust der Amme und schrie Tag und Nacht. Das arme Mädchen war trostlos und wuszte sich gar nicht mehr zu helfen, bis es zuletzt das Kind an seine eigene Brust legte und siehe da, es wurde still und zog Milch und blickte das Mädchen so freundlich an, dasz es nicht widerstehen konnte und ihm alle Tage seine reine Brust reichte. Als die Herrschaft kurz darauf zurückkehrte, erzählte das Mädchen ihr in seiner Unschuld Alles, wie es sich begeben hatte, aber statt Dank zu ernten, nannte der Herr von Röhrenfurt sie eine leichtfertige Dirne und befahl, sie sofort zur Strafe lebendig einzumauern. Diesz geschah auch, wie sehr die Arme ihre Unschuld betheuern mochte, wie sehr sie jammerte und um ihr Leben bat.

Seitdem war es in dem Zimmer, wo sie vermauert worden, und wo man noch heute die Nische, darin sie ihr schuldloses Leben aushauchte sieht, nicht mehr geheuer und man sah oft einen feurigen Hund, der daraus hervorkam und durch das Schlosz lief.

217. Das steinerne Bild zu Konradsdorf.

Mündlich.

Im alten Nonnenhaus zu Konradsdorf ist eine tiefe Nische in der Mauer und auf der andern Seite, ihr gegenüber steht das Bild einer Nonne mit zwei Kindlein. Damit hat es folgende Bewandtnisz. Als Konradsdorf noch ein Frauenkloster war, lebte in einem benachbarten Ort ein junges und schönes Mädchen, welches einen Geliebten hatte, den es gern geheirathet hätte. Die Verwandten gaben diesz aber nicht zu und steckten sie heimlich in das Kloster. Nachdem ihr Geliebter sie lange und vergeblich gesucht hatte, erfuhr er endlich ihren Aufenthalt und wuszte sich Mittel zu verschaffen, in stillen Abendstunden mit ihr zusammen zu kommen. Da wurde sie Mutter und gebar zwei Kinder. Als so ihr Geheimnisz offenbar ward, sollte sie zur Strafe von ihren Kindern getrennt und eingemauert werden. Sie bat aber, man möge doch ihre Kinder bei ihr lassen und so wurde sie mit denselben in der groszen Nische eingemauert und auf der andern Seite ihr und ihrer Kinder Bild in Stein ausgehauen aufgestellt.

218. Der gefestete Grundstein.

Einem Müller an der Haun beschädigten hohes Wasser und Eisgang das Wehr in jedem Winter so sehr; dasz er die Kosten für dessen Herstellung nicht mehr auftreiben konnte. Rath- und trostlos darüber stand er eines Tags am Wehr, als ein Trunkenbold an ihn herantrat, ihm seinen Rath anbot und versprach, das Wehr so fest zu machen, dasz es nie wieder brechen werde, nur müsse der Müller ihn gut bezahlen. Dessen war der Mann zufrieden und der Trunkenbold sprach: ‚Verschaffe uns nur einen Knaben; den müssen wir lebendig unter den Grundstein eingraben und ich stehe dir für die Haltbarkeit des Wehrs.‘ Den Müller schauderte, doch als der Andre sich erbot, gegen fünfzehn Metzen Grütze einen Knaben zu liefern, da schlug er ein, und sie gruben sogleich das Grab. Vergebens wimmerte das Kind am andern Tage, die Beiden stieszen es in die Grube und warfen sie mit Steinen zu und bald stand das Wehr fertig da. Dem Müller aber nagte das Gewissen so sehr, dasz er hinsiechte und starb, nachdem man den Trunkenbold vorher schon als Leiche aus der Haun gezogen hatte. Seitdem geht der Müller um und sucht die Vorübergehenden in den Flusz zu ziehn. Jedes Jahr musz er wenigstens einen herein locken; meist sind das auch Trunkenbolde, denn auf diese hat er's abgesehn, weil ein solcher ihn in sein Unglück gestürzt hat.

219. Sternschnuppen.

Mündlich.

Die Sternschnuppen sind Gehülfen des bösen Feindes und man darf sie nicht anrufen, denn sie werden leicht wild und werfen dann mit faulen Käsen und andern Dingen nach denen, welche sie beleidigen.

Andere sagen, wenn man einen Wunsch hege in demselben Augenblick, wo man eine Sternschnuppe fallen sehe, so gehe dieser Wunsch in Erfüllung.

220. Der Hellenstein.

Gegenüber der Stadt Trefurt an der Werra liegt der Hellenstein. Von diesem geht die Sage, dasz einst ein vornehmer Herr auf seinem Pferde herabgesprengt sei und Beide seien unbeschädigt unten angelangt.

221. Der Kirchberg bei Ulfa.

Mündlich.

Westlich von Ulfa liegt ein Berg, der heiszt der Kirchberg, auf dem wollten die Leute vor Zeiten eine Kirche bauen. Was aber von Holzwerk am Tage aufgerichtet wurde, das fand man am folgenden Morgen vor das Dorf an die Stelle getragen, wo noch jetzt die Kirche steht. Da liesz man endlich von dem Werke ab und baute die Kirche an der letztern Stelle. Der Berg behielt aber von der Begebenheit den Namen, welchen er jetzt noch führt.

222. Die Kirche in Usenborn.

Mündlich.

Als die Einwohner von Usenborn sich einst ihre Kirche bauen wollten, hatten sie eine ganz andere Stelle zu dem Bau gewählt, als die, an der jetzt die Kirche steht. Aber alles Holz, welches sie am Tage zusammenfuhren, wurde in der Nacht durch einen Engel an das andere Ende des Dorfes gegen Norden zu getragen und so muszten sie zuletzt dort den Bau aufführen, weil sie erkannten, dasz diesz Gott so haben wolle. Noch jetzt zeigt man die erste Baustelle, welche an der südwestlichen Seite des Dorfes liegt.

223. Arnsburg.

Mündlich.

Wenn man die ehrwürdigen Trümmer der alten Klosterkirche zu Arnsburg genauer betrachtet, so wird man die Reste einer geheimen Thür finden, die einzige, die auf einen Theil des Kirchenbodens führte. Dahin hatte sich im dreiszigjährigen Krieg ein einziger Klosterbruder geflüchtet und lange versteckt gehalten. Nur dann und wann wagte er sich hervor, um von menschenfreundlichen Bewohnern der Gegend sich Lebensmittel zu holen. Es ging nämlich eine alte Sage, dasz das Kloster nicht untergehen werde, so lange sich noch Ein Klosterbruder daselbst aufhalte. Und so geschah es auch, denn als der Krieg vorüber war, stellte sich nach und nach der Abt mit den übrigen Brüdern wieder ein und das Kloster wurde, soweit es die Umstände erlaubten, wieder hergestellt.

224. Das Fenster in Oppenheim.

Mündlich.

In der Kirche von Oppenheim ist ein prächtiges Fenster, welches sich vor den andern durch seine Schönheit auszeichnet. Man erzählt von demselben, dasz der Meister mit seinem Gesellen gewettet habe, er wolle das schönste aller Fenster in der Küche machen. Jetzt ging's frisch an die Arbeit, aber als Beide fertig waren, zeigte sich, dasz des Meisters Fenster wol schön, das des Gesellen jedoch bei Weitem besser und künstlicher ausgearbeitet war. Das ärgerte den Meister so sehr, dasz er den Gesellen vom Gerüst herabstürzte.

225. Des Kaisers Niederlage.

Mündlich.

Es steht irgendwo auf einem Berge ein Baum, der hat Blätter, welche gestaltet sind wie ein Hufeisen. Davon geht die Prophezeiung, der Kaiser werde einmal geschlagen werden und nur soviel Leute übrig behalten, als in dem Schatten des Baumes Platz haben.

226. Gott läszt sich nicht irren.

Mündlich.

Das ist ein altes Sprich- und Wahrwort. Ein Mädchen in Bickenbach ging mit einem Kinde, wollte dessen aber nicht Wort haben, denn sie fürchtete sich vor der Kirchenbusze und der ihr daraus erwachsenden Schande. Darum leugnete sie es überall ab, was thöricht genug war, weil es doch nicht verborgen bleiben konnte. Da liesz der Pfarrer sie zuletzt rufen und fragte sie, wie es sich damit verhalte, sie solle ihm reinen Wein einschenken. Sie aber sprach: ‚Wenn ich nicht ganz unschuldig bin und mit einem Kinde gehe, dann soll mich die Sonne nicht mehr bescheinen.' ‚Dann glaube ich es dir,' sagte der Pfarrer und entliesz sie.

Wenige Monate nachher aber kam die Wahrheit zu Tage und die Strafe folgte auf dem Fusze. Das Mädchen war aller Wärme baar und fror im heiszesten Sommer. Es haben vor sechzig Jahren noch alte Leute gelebt, die sie gesehen, wie sie mitten im glühendsten Sommerbrand zitternd vor Kälte sasz und rief: ‚Ach lieb Sönnchen bescheine mich! Ach lieb Sönnchen bescheine mich!' Es hat aber Alles nichts geholfen und sie muszte die Strafe tragen bis zu ihrem Tode.

227. Frevel am Heiligsten.

Mündlich.

In Güntherfürst im Odenwald saszen vor zwei Jahren die Bursche und Mädchen in der Spinnstube und waren unter ihnen viele, die von Gott und Allem, was heilig ist, nichts wissen wollten. Da rief einer der Bursche: ‚Wiszt ihr was, wir wollen Abendmal halten' und die andern schrieen ihm Beifall zu. Er zog sofort eine Wurst aus dem Sack, schnitt sie in Scheiben und legte sie auf einen Teller, während ein anderer ein Glas voll Branntwein aus der nächsten Schenke holte. Dann band der Erste ein schwarzes Tuch um und sprach oder las aus einer Bibel die heiligsten Worte der Einsetzung. Als er aber darauf ein Schnitzchen der Wurst nahm und es spottweise den Burschen reichte und der Andre das Schnappsglas ihnen geben wollte, da geschah ein Schlag, wie vom Donner und eine Feuerflamme fuhr durch die ganze Stube, so dasz Alle erschrocken und schreiend in die Ecken und unter die Stühle und Bänke sich verkrochen und anfingen, laut und jammernd zu beten. Da erlosch das Feuer nach und nach und zuletzt wurde es ganz dunkel in der Kammer, denn die Lichter waren alle aus.

In einem andern Dorf in der Nähe wollten ebenfalls in einer Spinnstube die Bursche und Mädchen eine Taufe halten und nahmen dazu eine Katze. Als aber ein Bursch das Wasser über den Kopf des Thieres gosz und die Worte: ‚Ich taufe dich' sprach, da klopfte es dreimal mächtig an Thüre und Fenster, das Mädchen stürzte in Schrecken heraus und sank an der Hausthür todt nieder.

228. Habgier findet ihre Strafe.

Die Gemeinde Dittges war einmal lange in Streit wegen des Holzmaaszes und jeder glaubte, es gehe nicht recht zu, der andere bekomme mehr. Der Schulz entschied endlich, es solle nach Manneslänge gemessen werden und er selbst wolle sich auf jeden Baum legen und seine Länge solle das Maasz sein. Das ging ganz vortrefflich; sobald er da lag, schlug der Zimmermann dicht über seinem Kopf einen Keil ein und alle Bauern waren ganz zufrieden mit dem Ausweg. Als jeder sein Theil von dem Holz hatte, kam auch die Reihe an den Schulzen. Er legte sich auf einen Baum und der Zimmermann hob schon das Beil, als es dem klugen Schulzen einfiel, wenn er sich recht strecke, dann werde sein Antheil gröszer, als der der Andern. Er stemmte darum die Füsze fest auf und streckte sich so, dasz er grade um einen ganzen Kopf länger wurde, aber in demselben Augenblick fiel des Zimmermanns Beil und er war ein für allemal um einen Kopf kürzer, was ihm in der andern Welt nicht sonderlich mag gefallen haben.

229. Lottus.

Ein Mann hinterliesz bei seinem Tod zwei Söhne und ein ziemliches Erbe. Der eine Sohn wurde ein Mönch, der andere ein Gasthalter. Der letztere verheirathete sich und dachte jetzt nur daran, wie er bald reich werden könne; der leichteste und kürzeste Weg dazu schien ihm der Betrug, darum überforderte er seine Gäste, gab zu geringes Maasz an Bier und Wein, stahl den Pferden den zugemessenen Hafer wieder aus der Krippe und was dergleichen Streiche mehr sind. Trotzdem hatte er aber keinen Segen, er kam vielmehr immer mehr zurück, statt vorwärts. Eines Tages besuchte ihn sein Bruder, der Mönch, und forderte das väterliche Erbtheil heraus. Da bat der Wirth und flehte, er möge doch noch Geduld haben und warten, da er mit Frau und Kind eben in der grószten Noth stecke, ohne dasz er doch wisse, wie das zugehe, denn er plage sich vom Morgen bis in die Nacht und verschmähe keine Art, Geld zu gewinnen, wenn es auch nicht immer dabei mit rechten Dingen zugehe. Da antwortete der Mönch: „Lieber Bruder, hältst du also Haus, dann ist es um deine

Nahrung geschehen, denn du beherbergest einen Gast, welcher all das Deinige verzehrt. Wenn du ihn gerne sähest, so gehe mit mir in den Keller und ich will ihn dir zeigen.' Diesz geschah, in dem Keller sprach der Mönch seine Beschwörung und rief alsdann: ‚Lolla, gehe herzu!' Alsbald liesz sich hinten im Keller ein greulich dickes, ungeheures Thier sehn, so feist, dasz es nicht fort kommen konnte. Sprach der Mönch: ‚Ich meine, du habest eine gute Herberge gehabt,' und fuhr dann zu seinem Bruder gewandt fort: ‚Siehe, diesz Thier hast du also mit deinem Betrug gemästet, denn was du den Leuten entzogen, das hat es verzehrt. Darum folge fortan meinem Rath und handle treulich und aufrichtig an den Leuten und übervortheile Niemanden; ich will alsdann noch vier Jahre mit der Theilung Geduld haben.' Diesem Rath folgte der Bruder und seine Nahrung nahm von Tag zu Tag zu. Nachdem die vier Jahre verstrichen waren, kam der Mönch wieder, um zu sehn, wie es um seinen Bruder stehe. Dieser empfing ihn fröhlichen Herzens, dankte ihm für den guten Rath und bat ihn alsdann, das Thier im Keller noch einmal zu beschwören und ihm noch einmal zu zeigen. Der Mönch that das gern, aber das Thier war so mager und dürr geworden, dasz es vor Mattigkeit kaum mehr fort konnte. Da sprach der Mönch: ‚Sieh lieber Bruder, dein Gast musz jetzt wandern und einen andern Herrn suchen, denn hier kann er nicht länger bleiben. Fahre nun fort, wie bisher, jedem das Seine zu geben, dann kann der Segen für dich nicht ausbleiben.'

240. Die versteinerten Erbsen.

Mündlich.

Es war einmal eine so grosze Hungersnoth, dasz eine Menge Menschen vor Hunger starben. Damals lebte ein reicher, aber sehr geiziger Bauer, der trotzdem, dasz er eine Menge Korn auf seinen Böden liegen hatte, in steter Angst war, er müsse auch verhungern. Er läugnete auch jedermann ab, dasz er noch Korn habe; und damit die

Leute diesz eher glauben sollten, hat er seine Aecker mit Erbsen besäet, indem er sprach:

Ich säe Erbaisz,
Dasz weder Gott noch die Welt darum weisz.

Das hat sein Nachbar, ein armer Mann gehört und da er auch gerade Erbsen säete, um gleich dem Geizhals Mehl daraus zu machen, so sprach er:

Lieber Nachbar, ich säe Erbaisz,
Dasz Gott und die Welt darum weisz.

Dieses Mannes Erbsen sind reichlich aufgegangen, haben auch einen groszen Ertrag geliefert, die des reichen Bauern aber sind zu Stein geworden und sind ihrer viele lange aufbewahrt worden.

231. Die Speise in der Hölle.

Mündlich.

Die Verdammten haben es gar hart selbst mit dem Essen, denn ihre Speise sind steinerne Klösze.

232. Der Zigeunerstock.

Mündlich.

Bei Hilpertsklingen im Odenwald übernachteten einmal Zigeuner im Walde und hatten bei ihrer Gesellschaft eine alte Frau. Nachdem sie gegessen und getrunken, trat heimlich einer hinter die Alte und schlug ihr mit einem Beil auf den Kopf, so dasz sie todt hinsank, wie das denn die Sitte bei ihnen ist, denn sie sagen, wenn einer einmal so und so alt sei, dann habe er lang genug gelebt und falle den Seinen nur zur Last; darum sieht man auch nie alte Leute bei ihnen. Sie begruben das Weib unter einer Tanne und noch heut geht es dabei jede Nacht um. Davon heiszt die Tanne der „Zigeunerstock.“

233. Die vermauerte Thüre.

Mündlich.

Eine solche befindet sich in dem Speisesaal des freiherrlich Riedeselschen Schlosses Eisenbach und von ihr gibt es folgende Sage. Jedesmal, wenn in dem Saal zwölf zu Tische saszen, kam durch diese Thür, nie aber durch eine andere, der Dreizehnte dazu, so dasz die schlimme Zahl voll wurde und einer aus der Gesellschaft binnen Jahresfrist sterben muszte. Da hat man die Unglücksthür zuletzt vermauert und seitdem wurde es anders und wie oft auch noch zwölf Gäste sich zur Tafel setzten, es erschien kein Dreizehnter mehr.

234. Battenfeld.

An der Südseite der Kirche zu Battenfeld befinden sich zwei in Stein gehauene Wappen, nämlich das von Biedenfeldische und daneben ein sechsseitiger Stern mit zwei halben Monden. Die Leute erzählen darüber Folgendes. Vor alten Zeiten reiste ein Herr von Biedenfeld in das gelobte Land und wurde daselbst gefangen. Es sah ihn aber eine vornehme Türkin, welche sich in ihn verliebte, ihn befreite und mit ihm heimkehrte, wo er sie alsdann heirathete. Sie liesz nach ihrer Taufe die Kirche zu Battenfeld bauen und nahm zum Andenken an ihre Herkunft den doppelten halben Mond mit dem Stern in ihr Wappen auf.

235. Die Doppelehe des Rodensteiners.

Mündlich.

Einem Herrn von Rodenstein wurde die Zeit zu Hause allzulang, wie das den groszen Herren oft geht, er nahm Abschied von seiner Frau, und ging auf die Reise nach Jerusalem, wo die Türken das heilige Grab Jesu besitzen. Als er sah, wie dieselben die armen Pilger plagten, fing er Händel mit ihnen an, und forderte mit einigen andern Herren, die gleichen Sinnes wie er waren, sie zum Kampf heraus. Aber der Türken waren zu viel und er wurde gefangen und in Ketten ins Gefängnisz geworfen. Da schmachtete er viele Jahre und glaubte schon, er werde bis zu seinem Ende nicht los kommen, als sich ihm plötzlich ein Weg zur Rettung darbot. Die Tochter des Gefangenwärters, welche ihm alle Tage sein Essen brachte, hatte ihn nach und nach so lieb gewonnen, dasz sie eines Tages zu ihm sprach: ‚Ich kann nicht ohne dich leben; wenn du mich also heirathen willst, dann fliehe ich mit dir in dein Vaterland, willst du das nicht, dann behalte ich dich hier, bringe dir das Beste, was ich an Speise auftreiben kann und sorge für dich, so viel in meinen Kräften steht.‘ Das war eine schwere Wahl für den Rodensteiner, jedoch er entschied sich doch bald und zwar für die Flucht, denn er meinte nicht anders, als seine Frau sei wohl unterdessen gestorben vor Gram, weil er nicht zurückgekehrt sei; wenn sie aber noch lebe, dann könne sich die Sache vielleicht noch machen, keinesfalls werde sie es ihm übel nehmen, wenn er suche, aus der Gefangenschaft loszukommen. Er versprach ihr die Ehe und sie flohen heimlich aus dem Türkenland und kamen glücklich ins Reich und auf den Rodenstein. Da war aber die Frau des Ritters noch ganz gesund und frisch und der Gram hatte sie nicht sehr mager gemacht. Sie empfing ihren Eheherrn mit groszer Freude, aber als sie von der zweiten Frau hörte, da wuszte sie doch lange nicht, was sie dazu sagen sollte. Endlich sprach sie, es sei ihr recht, wenn es dem Pfarrer recht sei, denn die Freude, ihren Mann wieder zu haben, war doch zu grosz, als dasz sie nicht in Alles eingewilligt hätte. Der Pfarrer aber sagte, er könne das nicht zugeben ohne Erlaubnisz vom Groszherzog. Da hat er denn nach Darmstadt geschrieben und Alles gemeldet, wie es war und der Groszherzog hat wieder geschrieben, weil der Fall so sonderlich sei, wolle er es gestatten. Jetzt wurde die Hochzeit unter groszem Jubel gehalten und die beiden Frauen sind die besten Freundinnen geworden. Nach ihrem Tode wurden sie zu beiden Seiten ihres Mannes begraben, gerade so, wie sie noch auf dem

Denkmal in der Kirche zu Fränkisch-Crumbach zu sehen sind.

236. Die Frauen von der Glauburg.

Soviel uns aus alten Sagen kund ist, wurde die Glauburg vor langer Zeit nach einer langwierigen Belagerung durch List und Betrug eingenommen. Da die Feinde nämlich mit Gewalt nicht zu ihem Ziele kommen konnten, so befestigten sie wächserne Kerzchen auf den Rücken von Krebsen, zündeten sie an und lieszen die Thiere auf die Mauern zu kriechen. Als nun die erschrockenen Wächter all ihre Macht und Waffen auf dieser Seite der Burg sammelten, erstiegen die Feinde auf der andern Seite die Mauern. Darauf kam man vergleichsweise überein, dasz die Frau mit ihren Kindern und dem, was sie auf dem Rücken tragen könne, unangefochten die Burg verlassen dürfe. Da nahm sie ihren durch Krankheit und die lange Belagerung schwachen Mann statt alles Geräthes auf den Rücken und ihre Söhne und Töchter an die Hand ~~und~~ ging also aus der Burg. Die Feinde wollten diesz in Bezug auf ihren Mann nicht gelten lassen, da sie sagten, dasz man nicht so übereingekommen sei. Da wanderte die Frau mit ihren Kindern und ihrem Mann zum Hofe des Kaisers, welcher damals in Frankfurt war und flehte dessen Hülfe und Schutz an und er gewährte ihnen eine Zuflucht und Wohnung in der Stadt. Von ihnen aber stammt die adliche Familie derer von Glauburg ab, welche in Frankfurt stets eine der berühmtesten war.

237. Die treue Frau.

Reinhard V. von Dalwigk, der Ungeborne genannt, weil er durch einen Kaiserschnitt zur Welt kam und durch das Erwärmen in dem Bauche frisch geschlachteter Schweine erhalten wurde, wurde einst (1448) in dem Schlosse Weidelburg von dem hessischen Landgrafen Ludwig belagert. Als er sich nicht mehr halten konnte, versuchten seine Freunde, ihn durch List zu retten. Sie verbargen ihn in einem mit Speck gefüllten Sack und luden diesen auf einen Esel, um ihn so unbemerkt durch die Belagerer zu entführen; aber die List miszglückte: Reinhard wurde entdeckt und fiel in des Landgrafen Hände. Eine andere Sage erzählt, der Fürst habe durchaus verlangt, dasz sich Reinhard in Person stelle. Da stieg Reinhards Frau ins feindliche Lager nieder und liesz sich vor den Landgrafen führen, dem sie weinend zu Füszen fiel, indem sie ihn um Gnade für ihren Gemal bat. Da sprach der Landgraf, obgleich er sich vorgenommen, nicht einen Hund auf dem Schlosz leben zu lassen, solle doch ihr sammt ihren Frauen und Mägden vergönnt sein, mit dem, was jeder lieb wäre und sie tragen könne, frei abzuziehn. Der Junker aber und die andern Männer sollten bis auf weitern Bescheid oben verbleiben. Der Landgraf setzte ihr für die Haltung dieses Versprechens seine fürstliche Treue zum Pfande. Nachdem sie sich wieder zur Burg begeben, bereitete sie sich mit ihren Frauen zum Abzug und gab denselben ihre Kleider und Kleinode zu tragen; sie selbst aber nahm ihren Mann auf den Rücken und also zogen sie ab. Da meinte zwar der Landgraf, von dem Junker sei in der Beredung keine Rede gewesen, doch sie sprach: ‚Was würde mir anders lieb und kostbar sein, wenn ich meinen Herrn in Todesgefahren hinter mir wissen sollte? Und bedünkt mich, Euch nicht zuwider gethan zu haben, weil mir erlaubt worden, mit zu tragen, was mir lieb sei; deszhalb habe ich meinen theuersten Schatz mit mir genommen.' Solche Liebe und Treue brach des Landgrafen Zorn und er gab seinen blutigen Vorsatz auf.

237. Conrad von Tannenberg.

Mündlich.

Vor alten Zeiten lebte in der Burg Tannenberg an der Bergstrasze ein Ritter, der hiesz Conrad und hatte eine eben so schöne, als fromme Gemalin, welche Ann-Els hiesz. Als diese einmal sehr bedenklich erkrankte, that er das Gelübde, wenn sie wieder gesunde, wolle er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grab unternehmen und dort gegen die Ungläubigen kämpfen. Und siehe, Ann-Els genas bald darauf und nachdem sie vollkommen hergestellt war, machte sich der Ritter bereit, seine Pilgerfahrt anzutreten. Er nahm unter vielen Thränen Abschied von seiner Frau und zog dahin zum Meer, wo er sich mit andern Gefährten, die er unterwegs gefunden hatte, einschiffte. Auf dem Meer wurde das Schiff von Seeräubern angefallen, er nebst seinen Genossen gefangen genommen und an einen vornehmen Türken als Sklave verkauft. Jahr um Jahr verging, ohne dasz seine Gemalin Nachricht von ihm empfing und da sie reich begütert war, so fehlte es nicht an Heirathsanträgen von den Rittern aus der Nachbarschaft, doch sie ging auf nichts ein und wies alle zurück, was ihr Hasz und Feindseligkeit in reichem Maas eintrug.

Da hörte sie eines Tags von einem andern Pilger, welcher aus dem gelobten Land heimkehrte, dasz ihr Mann in der Gefangenschaft bei den Türken schmachte und sie beschlosz, ihn zu retten, koste es, was es wolle. Sie legte Männerkleider an, nahm ihre Harfe, welche sie sehr schön zu spielen verstand und reiste über Meer in die Türkei. Glücklich dort angekommen, suchte und forschte sie so lange nach ihrem Mann, bis sie seinen Aufenthalt erfuhr. Da trat sie eines Tags vor den Türken, seinen Herrn, und spielte so wunderschöne Weisen auf ihrer Harfe und sang so entzückend dazu, dasz der Türke rief, sie solle sich einen Lohn selbst erbitten und was sie auch immer begehre, er werde es ihr geben. Da sprach sie: ‚Ich bitte nur um einen Sklaven, der mir diene' und wählte sich unter den Sklaven einen aus, das war ihr lieber Mann. Sie gab sich ihm jedoch nicht zu erkennen, sondern hielt ihn stets fern von sich und als sie die Meerfahrt überstanden hatten und wieder auf christlichem Boden standen, da schlich sie sich gar heimlich fort, nachdem sie ihm eine Summe Geldes hinterlassen, und eilte so schnell sie konnte nach Hause zurück.

Nicht lange nachher kam auch Conrad auf dem Tannenberg an und wurde von seiner Gemalin freudig und festlich empfangen. Alle Ritter aus der Umgegend kamen auf die Burg und beglückwünschten ihn. Bei dem Essen erzählte Ritter Conrad von seinen Abentheuern, wie er gefangen genommen, miszhandelt und so wunderbar gerettet worden sei. Da raunten einige von den Rittern, deren Hand Ann-Els ausgeschlagen hatte, ihm ins Ohr, seine Frau sei unterdessen in Männerkleidern im Land herumgefahren und habe ein unzüchtiges Leben geführt. Conrad fuhr erzürnt empor, als er diesz vernahm, zog sein Schwert und wollte Ann-Els tödten, doch sie floh in ihre Kammer und riegelte die Thür zu, so dasz er ihr nichts anhaben konnte. Nicht lange nachher trat sie in den Kleidern, worin sie Conrad befreit hatte, und mit ihrer Harfe in den Saal, wohin er zurückgekehrt war und spielte eine Weise. Da sprang Ritter Conrad auf, um dem Sänger in die Arme zu stürzen, aber dieser warf die Kleider ab und da stand die treue Ann-Els da. Wie Conrad da erst glücklich war, ist unnöthig zu sagen, ebenso dasz sich die Ohrenbläser baldmöglichst aus dem Staub machten und sich nicht weiter sehen lieszen, am allerwenigsten, dasz das Fest noch ungleich schöner und freudiger endete, als es angefangen hatte.

130. Die Heeg.

Mündlich.

In der Gemarkung Gelnhaar bildet die Heeg, ein schmaler Wiesenstreifen, die Grenze gegen Wenings hin. Nach einiger Unterbrechung findet man sie in der Gemarkung Bindsachsen als Herrnheeg wieder und zwar an der Grenze dieser Gemarkung gegen die von Gelnhaar, von wo sie sich früher zwischen denen beider Orte, namentlich an der Flur „Frankenschlag," und weiter hin, sodann über den Gebirgsrücken Betten erstreckt und mit der „langen Heeg" (Wald und Strasze gegen Hanau hin) zusammengehangen haben soll, ebenso mit dem Pfahlgraben.

Von ihr erzählt man sich, sie gehe durch die ganze Welt und habe einst sieben Rittern gehört; diese hätten sie angelegt, um auf ihrem Eigenthum zu ihren vielen Gütern kommen zu können. Als diese Güter später unter die groszen Herren, die Fürsten und Grafen vertheilt worden, da habe von den sieben Rittern nur noch einer gelebt und der sei so reich gewesen, dasz er nach der Heeg gar nichts mehr gefragt habe.

210. Von der Windeck.

Die letzten Sprossen der Familie, welche sich nach diesem Schlosz nannte, waren zwei Brüder, welche aber aus Geiz nicht heiratheten und auf jede Freude geselligen Lebens verzichteten. Die einzige Freude und Gesellschaft, welche sie sich erlaubten, war eine Meise, doch wurde das arme Thier so sparsam gehalten, dasz es jeden Tag nur eine Nusz bekam. Da berechneten die Brüder aber eines Tags, dasz da das Jahr dreihundert fünf und sechzig Tage habe, die Meise ihnen ebensoviel Nüsse koste, und das schien ihnen eine so schwere Ausgabe, dasz sie erschrocken über diese arge Verschwendung den Käfig und das Fenster öffneten und die Meise fliegen lieszen.

Am grünen Donnerstag soll auf der Burg ein Koch umgehn, der mit Steinen wirft und andere Neckereien treibt.

211. Der letzte Schönenberger.

Ein Herr von Schönenberg, der sehr reich war, starb und hinterliesz nur ein Kind, einen Knaben von zwölf Jahren. Die Wittwe wollte dem Kinde eine gute Erziehung geben lassen und nahm einen Lehrer an, welcher es in Allem unterrichten sollte. Der Lehrer war aber ein böser Mensch, verliebte sich in die schöne Frau und dachte nur daran, wie er sie gewinnen könne. Als sie nun seinen Bewerbungen kein Gehör gab, beschlosz er sich zu rächen, ging eines Abends mit dem Knaben aus und führte ihn unter allerlei Reden an einen tiefen Brunnen und als der Knabe sich auf den Rand lehnte, um in das Wasser zu schauen, faszte er ihn bei den Füszen und stürzte ihn hinab. Auf das Schlosz zurückgekehrt, antwortete er auf alle Fragen nach dem Kinde, er wisse nicht, wo es geblieben sei. Vergebens durchsuchten die Diener den Wald und die Gegend, und harrte die trostlose Mutter auf ein tröstliches Wort. Am andern Morgen schickte sie in die Schule und liesz die Schulkinder auffordern das Kind zu suchen. Diese liefen überall umher und kamen auch an den Brunnen; da schaute eins hinein und sah des Knaben Hütchen auf dem Wasser schwimmen, worauf der Brunnen untersucht und die Leiche herausgezogen wurde.

Zum Dank dafür machte die Mutter eine Stiftung an die Schule, aus der noch jetzt jedes Jahr am Ostermittwoch jedes Kind, welches die Schule besucht, einen Stutzweck bekommt.

212. Der letzte Graf von Bilstein.

Am östlichen Fusze des Weiszners liegt auf einer steilen Felsenkuppe in dem romantischen Höllenthal die Ruine der alten Burg Bilstein. Diese wurde einst hart und eng eingeschlossen, doch der Graf achtete wenig darauf, denn die Felsen schützten ihn und ebensowenig konnte er durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Da machte eines Tags der Feind die Entdeckung, dasz der am Fusz des Burgbergs wohnende Müller das Schlosz durch einen verborgenen Gang mit Lebensmitteln versorge. Schnell wurde diesem gewehrt und bald gingen die Lebensmittel auf der Burg aus und dem Grafen blieb nur die Wahl zwischen Uebergabe der Burg und dem Hungertod. Doch er griff zu Keinem von Beiden, sondern liesz die wildesten seiner Rosse an einen Wagen spannen, bestieg denselben mit Weib und Kind und stürzte sich so hinab in die gräszliche Tiefe.

213. Die zwei Brüder.

Mündlich.

In der alten Kirche zu Vöhl hängen zwei Schwerter, deren einem ein Stück fehlt. Diesz sollen die Waffen gewesen sein, mit denen zwei Brüder oder Vetter von

Zeiten gegen einander fochten, so dasz der Eine von des Anderen Hand fiel, wie solches die Limburger Chronik untern Jahr 1354 berichtet.

91. Der Rodensteiner ermordet sein Weib.

Ein Ritter von Rodenstein, der vor vielen Hundert Jahren lebte, war ein wilder Kämpe, der wohl Schlacht und Jagd liebte, aber die Frauen nicht leiden konnte. Einst war er auf einem Turnier und streckte dort nach seiner Gewohnheit alle Ritter in den Sand. Dafür erhielt er den Preis von der Hand eines Edelfräuleins und das war so schön, dasz es ihres Gleichen nicht gab und dasz selbst des wilden Ritters Herz von ihr gerührt wurde und in Liebe zu ihr entbrannte. Er war nicht gewohnt, lange Umschweife zu machen, sondern gestand ihr noch am selben Tag seine Liebe und da er seiner Tapferkeit wegen hochberühmt und ein stattlicher, schöner Mann war, so liesz sich das Edelfräulein leicht blenden und gab ihm ihre Hand. Da war nun groszer Jubel auf Rodenstein und das Thal hallte wieder von nie gekanntem Leben.

Einige Zeit ging alles gut und der Ritter schien ein ganz anderer geworden zu sein, man sah ihn kaum mehr bei Turnieren und Jagden. Da wollte es das Unglück, dasz er eines Tags mit einem seiner Nachbarn in Fehde gerieth. Seine ganze leidenschaftliche Rauflust erwachte in ihm und er war wieder ganz der alte wilde Kämpe. Als er wegziehen wollte, hing sich sein Weib an ihn und konnte sich nicht von ihm trennen, aber rauh, wie er war, stiesz er sie fluchend von sich, und stürzte hinaus. Sie war jedoch grade gesegneten Leibes und der Stosz, den er ihr gegeben, hatte sie auf die Erde geworfen; sie gebar noch am selben Tage ein todtes Kind und starb in den Wehen.

Der Ritter lag unterdessen vor der Burg seines Feindes. Da sah er in der Nacht eine bleiche, weisze Gestalt von ferne heranschweben, sie kam näher und mit gesträubtem Haar erkannte er seine todte Frau, ihr todtes Kind auf dem Arme. Sie sprach: ‚Du hast Weib und Kind deiner Kampflust geopfert, so fluche ich dir, dasz du kämpfend immerdar umziehest und dem Lande Krieg und Frieden verkündest.' Und dieser Fluch ging in Erfüllung und so wurde der Ritter der Kriegsbote für das ganze Reich.

215. Der Reitersprung bei Hünfeld.

Im dreiszigjährigen Krieg verfolgten die Schweden einen Husaren Tilly's bis auf den äussersten Rand der Klippe, welche man jetzt den Reitersprung heiszt. Da empfahl er sich der heil. Mutter und setzte mit seinem Rosz hinab in die Haun, wo beide unbeschädigt ankamen und gerettet wurden. Zum Dank liesz der Reiter eine Kapelle in den Stein hauen und weihte sie der heil. Mutter Maria.

216. Die Kapelle zu Eisenbach.

Mündlich.

Zwei Brüder besaszen einst das Schlosz zu Eisenbach gemeinschaftlich und zwar war es so getheilt, dasz der Eine über das andere Gebiet ein und ausgehen muszte. Wären Beide friedliebend gewesen, so hätte das nichts zu sagen gehabt, das waren sie aber nicht, im Gegentheil, sie warfen sich mit Steinen, wo sie einander nur sahen. Das wurde mit der Zeit so arg, dasz der Eine sich eine Ausfahrt durch die Kapelle brechen liesz, und so sah man denn das Unerhörte, dasz täglich Pferde und Wagen durch den heiligen Raum fuhren. Noch heute sieht man am Thor der Kapelle die Spuren, welche die Räder in den Steinen der Schwelle hinterlieszen und die als bleibendes Wahrzeichen der maszlosen Feindseligkeit der beiden Brüder dastehen.

217. Ulrichstein und Petershain.

Mündlich.

Zwei Brüder, Ulrich und Peter, sollen die beiden Burgen erbaut haben, welche diesen Namen führen. Einer andern Sage zufolge hatte eine vornehme Frau einen Sohn, welcher Ulrich hiesz. Der hat sie oft um Geld und ging dann weg, ohne zu sagen wohin und was er thue. Endlich wollte seine Mutter wissen, was er mit all dem Gelde anfange und wo er seine Zeit zubringe? Da führte er sie auf den Berg, wo er von dem Gelde eine Burg baute. Als die Frau dort ankam und die vielen Steine sah, rief sie aus: „Ach Ulrich, was Stein'!" Davon erhielt die Burg ihren Namen.

218. Kaiser Friedrich in Rommelhausen.

Mündlich.

Als Kaiser Friedrich einmal bei Rommelhausen jagte und groszen Durst hatte, reichte ihm ein Rommelhäuser einen Trunk des guten Wassers aus ihrem Brunnen in einer Scherbe. Der Kaiser labte sich an dem Trunk so sehr, dasz er den Bewohnern des Ortes für ewige Zeiten Zehntfreiheit verlieh, oder wie andre sagen, ihnen den Reichswald schenkte, den sie noch besitzen.

In der Mauer des Schlosses Ortenberg sieht man das roh gearbeitete Bild eines Mannes eingemauert, welcher mit der linken Hand seinen langen Bart hält. Das ist der Kaiser Friedrich.

219. Vetzberg, Gleiberg, Wettenberg.

Mündlich.

Diese drei Berge, in der Nähe von Gieszen, gehören zu den „sieben Köppeln." Um des letztern Gipfel zieht sich ein uralter Ringwall von dreihundert Schritten herum, in dessen Innern man noch Spuren alten Mauerwerks antrifft. Die Sage erzählt, drei Brüder hätten jeder eine Burg gebaut. Der Erste nannte die seinige, welche sehr stark und fest war, eine Feste, daraus entstand der Name des Vetzbergs. Der Zweite stellte dieser Burg eine gleiche entgegen, daher der Name Gleichberg oder Gleiberg. Der Dritte endlich wettete, seine Burg müsse die beiden andern an Festigkeit noch übertreffen, daher der Name Wettenberg.

Andere sagen, drei Brüder hätten auf den drei Bergen je eine Burg gebaut; der Besitzer des Wettenbergs sei jedoch ein schlechter Geselle gewesen, darum hätten die beiden andern ihn angegriffen, die Burg erobert und zerstört.

Wieder andre erzählen Folgendes: Drei Brüder liebten ein Mädchen und sie versprach, als ihr die Wahl schwer wurde ihre Hand dem, der die schönste Burg für sie baue. Als die drei Burgen fertig waren, entschied sie sich für den Wettenberg und dessen Besitzer. Erzürnt darüber zogen die beiden andern Brüder vor die Burg und erstürmten und zerstörten dieselbe.

250. Der Riedesel Name.

Mündlich.

Ein Kaiser verirrte sich eines Tages auf der Jagd im Walde und kam in grosze Noth und Gefahr seines Lebens, als ihn ein Ritter sah und den Erkannten auf den rechten Weg und zu seinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür schenkte ihm der Kaiser so viel Land, als der Ritter in drei Tagen auf einem Esel umreiten könne. Der Ritter sasz sofort auf und des Landes war keine geringe Strecke, welches er also zum Eigenthum erwarb. Von dem Ritt auf dem Esel nannte ihn der Kaiser aber Rittesel, welches später zu Riedesel wurde und gab ihm des Thieres Kopf in sein Wappenschild.

251. Ripfeld, Herbstein und Lanzenhain.

Mündlich.

Ein Ritter von Schalksbach hatte nur eine Tochter und keinen Sohn. Da die Tochter sehr schön und er sehr reich war, so fehlte es nicht an Bewerbern und die Wahl wurde immer schwerer. Da entschied der Ritter, ein Kampf solle herausstellen, welche unter den Bewerbern die Tapfersten seien und von diesen solle derjenige seine Tochter haben, der einen gewissen Stein, welcher in der Gegend lag, nach Schalksbach auf dem Rücken tragen könne. Bald fand das Turnier statt und aus ihm gingen nach langem Kampf nur zwei als Sieger hervor. Der Erste versuchte den Stein zu heben, aber er brach unter ihm zusammen und gab den Geist auf. Der Andere hob ihn auf seine Schultern und schritt rüstig mit ihm fort bis er Schalksbach schon sah, aber auf dem Gipfel eines Berges fühlte er seine Kräfte schwinden und sank mit dem Ausruf: O herber Stein! todt zu Boden.

Als die Jungfrau diesz hörte, beschlosz sie, der Welt Valet zu sagen, weil sie ohne ihr Wollen Schuld an dem Tod der beiden Ritter war. Sie vermochte ihren Vater, von ihrem Vermögen Stiftungen zu machen und nahm den Schleier in einem Kloster. Zum Andenken an diesen schrecklichen Ausgang der Werbung baute der Ritter aber drei Schlösser. Das erste in den Hain, wo das Lanzenstechen statt gefunden hatte, das hiesz er Lanzenhain; das zweite an den Ort, wo der eine der beiden Sieger unter dem schweren Stein todt zu Boden gefallen war, das nannte er Ripfeld; und das dritte da, wo der zweite der Sieger erlegen war, das hiesz er nach dessen letzten Worten Herbstein. Er selbst lebte auch nicht lange mehr, sondern starb bald vor Kummer.

252. Selters.

Mündlich.

In alten Zeiten stand da, wo sich jetzt die Kirche zu Selters befindet, ein Kapellchen, worin ein Mönch den Gottesdienst versah. Die Bewohner der Umgegend fanden in der Nähe der Kapelle eine Salzquelle, siedelten sich dabei an und bereiteten Salz. Wenn sie dasselbe nun in der Nachbarschaft zum Verkauf brachten, sagte man: ‚Da kommen die Selzer!' Davon erhielt der Ort seinen Namen.

253. Langwasser und Garen.

Mündlich.

Als das Schlosz Ulrichstein erbaut wurde, muszten die Arbeiter das Wasser an dem Brunnen und dem Bach in dem südlich von dem Berge gelegenen Thale holen.

Weil aber das Wassertragen lang dauerte, so nannten sie den Ort, wo sie es schöpften Langwasser, wie noch einige einsamen Höfe im Thal heiszen. Unweit davon ist eine alte Schanze und nahe bei derselben ein Platz, der Garen heiszt. 'Wenn nämlich die Soldaten in der Verschanzung Hunger hatten, riefen sie ihren weiter abwärts liegenden Kameraden zu: ‚Gar?' d. h. ist's bald gar?

251. Watzenborn.

Mündlich.

Das Dorf dieses Namens war gebaut, aber es hatte noch keinen Namen. Da versammelte der Schulze die Gemeinde, hielt eine schöne Rede an sie und sprach, die Bauern sollten jeder einen Namen vorschlagen, die drei schönsten von allen sollten alsdann herausgesucht und von diesen drei wiederum der schönste gewählt werden und zwar durch Stimmenmehrheit. Das ging Alles gut, aber als die Bauern unter den drei Namen einen wählen sollten, da standen sie und sperrten die Mäuler auf. Der Schulz ermahnte sie vergeblich mehremal, endlich sprach er: ‚Und jetzt frage ich zum Letztenmal, wie soll das Dorf heiszen?' ‚Watz im Born!' schrie der Schweinehüter, der mit vor Schrecken bleichem Gesicht herbeistürzte, und ‚Watz im Born!' schrie die ganze Gemeinde und lief weg, um den Gemeindewatz aus dem Brunnen zu ziehen, in welchen er unglücklicherweise hineingefallen war. So wurde der Watz noch zeitig gerettet und sie waren zugleich aus aller Verlegenheit wegen des Namens ihres Dorfes.

252. Die Frau von Einshausen.

In der Gegend von Lollar hat vor Alters das Dorf Einshausen gestanden, es ist aber nichts mehr davon da. In dem Dorf war einmal Morgens eine Frau zu einer Nachbarin gegangen und hatte sich ein Töpfchen mitgenommen, um sich darin Feuer zu holen. Die Kohlen waren in das Töpfchen gethan, aber die Frau blieb stehn und schwätzte und schwätzte und konnte gar nicht fertig werden. Es ward Mittag und noch war sie nicht fort. Endlich ging sie mit ihren Kohlen nach Haus, aber als sie ihr Töpfchen aufdeckte, so waren sie alle schon lange ausgegangen und kein Funken mehr zu sehen und sie konnte kein Feuer anmachen. Davon sagt man noch in selber Gegend, wann Eins durch Schwätzen die rechte Zeit verpasst: ‚Das macht's wie die Frau von Einshausen' oder auch ‚bei dem geht's wie bei der Frau von Einshausen.'

236. Der Advokat und der Teufel.

Mündlich.

In Darmstadt lebte einmal ein Advokat, das war ein rechter Leuteschinder, der den armen Bauern das Fell über die Ohren zog, einen Procesz über den andern auf den Hals jagte, sie von Haus und Hof trieb und Rechnungen machte, dasz selbst den reichen Leuten in der Stadt die Augen darob überliefen. Der ging eines Tages mit einem ganzen Sack voll Papiere nach dem Ried zu. Da gesellte sich unterwegs ein Mann zu ihm, der war fast gekleidet, wie ein Odenwälder Kaffer; er trug einen breitrandigen Hut, langen blauen Rock und kurze Hosen, hatte aber ein paar Beine, wie Storchbeine so mager und dürr. Der liesz sich in ein Gespräch mit dem Advokaten ein, und lachte dabei zu allem was der Advokat sagte und das Lachen klang so höhnisch und grell, dasz es denselben kalt überlief. Er schaute sich den Kaffer genauer an, aber der hatte ein Gesicht, wie andre Leute auch. Erst als er ihm zuletzt nach den Füszen guckte, da ging ihm ein Licht auf und er sah, dasz er den leibhaftigen Teufel zur Seite hatte. Da wurde es ihm noch schwüler und er überlegte bei sich, was zu machen sei. Er dachte, es sei am Ende das Beste, seinen Begleiter merken zu lassen, dasz er ihn kenne und sprach darum keck heraus: ‚Was habt ihr denn im Ried zu schaffen, gibt's in der Hölle keine Arbeit mehr?' Der Böse lachte und sprach: ‚Aha, wir kennen uns, ich musz eine Seele da holen, die schon lange für mich reif ist und die die Leute oft zu mir wünschen.' Im Ried. dachte der Advokat und bekam neuen Muth, da bin ich also nicht gemeint, und er unterhielt sich getrosten Herzens mit dem Teufel über seine Schelmereien und Plackereien, rühmte sich ihrer auch und lachte darüber, wobei denn der Teufel jedesmal herzlich mitlachte.

Als sie so ihres Weges dahingingen, kam ein armer Metzger ihnen entgegen, der trieb ein Schwein nach Hause und das Thier schnüffelte und grunzte bald hier, bald dort im Koth herum. Der Metzger war dessen müde und rief: ‚Der Teufel soll dich holen, wenn du nicht voran gehst!' Sogleich war der Advokat bei der Hand und sagte: ‚Da greif zu, das Vieh ist dein.' Aber da kam's heraus, dasz der Advokat noch schlechter war, als selbst der Teufel, denn der Böse sagte: ‚Das ist nicht so schlimm gemeint, lasz dem armen Mann seine Sau, er musz die ganze Woche davon leben.' Der Advokat lachte ihn darüber aus und meinte, der Teufel habe doch ein gar zu weiches Herz, und fuhr dann fort, noch viel ärgere Schandthaten von sich zu erzählen.

Als sie in den nächsten Ort kamen, hörten sie ein Kind flennen und die Mutter des Kindes schaute aus ihrem Fenster, ballte eine Faust und schrie: ‚Wilt du dein Maul halten, oder der Teufel soll dich holen!' Aber das Kind flennte fort. Da stiesz der Advokat wiederum seinen Kameraden an und sprach: ‚Du, nimm's doch, wenn du kein Esel bist, es gehört ja dein.' Aber der Teufel lachte, ging seines Weges weiter und sprach: ‚Du hättest es nicht stehen lassen, aber ich nehm's nicht, denn es ist der Mutter einzig Kind und sie würde sich todt grämen, wollte ich zugreifen. Das war so schlimm nicht gemeint.' Jetzt lachte ihn der Advokat noch mehr aus und sprach: ‚Du bist mir ein schöner Teufel, wenn ich so dächte, dann wäre ich längst am Bettelstab.'

So gingen sie weiter und der Schinder erzählte immer lustiger von seinen Thaten, bis sie an den Ort kamen, wo er gerade einem armen Bauern das Bett unter dem

Leibe weg verkaufen wollte. Der Bauer stand mit seinen Nachbarn zusammen auf der Gasse vor dem Hause. Als er den Advokaten sah, fiel er und sein Weib demselben zu Füszen und sie baten ihn unter Thränen, sie doch nicht ganz unglücklich zu machen; aber der Advokat lachte und sprach zum Teufel: ‚Jetzt sollst du einmal sehen, wie ich das mache,' gab dem Bauern einen Fusztritt und sagte: ‚Fort ihr Canaillen, Alles wird verkauft.' Da erhob sich der Mann in hellem Zorn und schrie: ‚O du Henkersknecht, dich musz noch der Teufel holen, oder Gottes Wort ist gelogen!' Da lachte der Teufel laut auf und sprach: ‚Siehst du, Kamerad, das ist von Herzen so gemeint,' faszte den Advokaten und risz ihn durch die Luft mit sich fort, und hat man nie wieder eine Spur von ihm gesehn. Die Darmstädter Advokaten haben sich alle mögliche Mühe gegeben, diese Geschichte zu vertuschen und geheim zu halten, es hat jedoch nichts geholfen.

Griesheimer Schwänke.

237. Die Frösche ziehen weg.

Wenn man von Griesheim nach Eschollbrücken will, kommt man an einen Sumpf, darin viel Frösche wohnen. In der Nähe dieses Sumpfes lag das Schulhaus. Nun kam einmal ein neuer Lehrer nach Griesheim, dem war das Quaken der Frösche so unerträglich, dasz er erklärte, er müsse eine andere Wohnung haben, oder er gehe weg. Da nun die Griesheimer ihn nicht gerne ziehen sahen, wurde der Gemeinderath berufen und man ging hinaus an den Graben, um zu berathschlagen, was zu thun sei. Als die Räthe in die Nähe des Sumpfes kamen, hörten sie die Frösche wohl, aber als sie daran standen, schwiegen dieselben. Einer der Gemeinderäthe schlug jetzt vor, um dem Uebel abzuhelfen, sei nichts zu thun, als den Graben auszufüllen. Dadurch kommt die Gemeinde aber in eine grosze Schuldenlast, sprach ein Anderer. Aber wir hören doch keine Frösche mehr, sprach ein Dritter, es kann nicht so arg sein, wie der Lehrer es macht. ‚Das kommt daher,‘ sagte der Gescheiteste von ihnen, ‚weil sie vor uns Respekt haben; laszt uns gütlich mit ihnen verhandeln und ihnen Schweigen gebieten.‘ Das geschah, aber als die Räthe sich, mit dem Erfolg zufrieden, wieder in den Ort zurückbegeben wollten und ein Stück Wegs gegangen waren, schrieen die Frösche wieder so lustig, wie vorher. ‚Sie haben noch etwas auf dem Herzen, laszt uns sie hören,‘ sprach einer der Räthe und sie kehrten zu dem Sumpf zurück, aber als sie daran standen, da herrschte wieder tiefes Schweigen. ‚Recht so,‘ sprach der Bürgermeister, ‚sie haben uns nur ihres Gehorsams versichern wollen,‘ und er belobte die Frösche im Namen des ganzen Gemeinderathes. Abermals ging die achtbare Versammlung in den Ort zurück und abermals schrieen die Frösche. ‚Es ist noch nicht richtig,‘ sagte der Bürgermeister und sie kehrten wieder um nach dem Sumpf. Da sasz nah am Lande ein Frosch auf eines andern Rücken. Als das der Bürgermeister sah, konnte er die Thränen der Rührung nicht zurückhalten. ‚Man kann wohl sagen,‘ rief er, ‚dasz die vernünftigen Menschen oft von den unvernünftigen Thieren lernen können. Seht, wie sie dem Befehl ihrer Obrigkeit gehorsam sind, sie wollen in die Fremde abmarschiren und da hat einer gar, woran die Kinder sich ein Beispiel nehmen mögen, seinen alten Vater auf dem Rücken.‘ Und unter allgemeinem Schluchzen kehrte der Gemeinderath zurück und theilte allen Ortseinwohnern diese schönen Thaten der Frösche mit, wie wir sie zu Nutz und Frommen aller braven Landsleute hier verzeichnet haben.

258. Die Störche werden gejagt.

Man hat nicht gern, wenn sich zu viel Störche zeigen. Das war auch einmal in Griesheim der Fall und darum beschlosz der Rath, sie zu vertreiben. Er hiesz also den Gemeindediener, sie mit dem Stock zu verfolgen, wo sie sich sehen lieszen. Da klagten aber die Bauern bald, ihr

Korn werde zertreten, die Oelsaat und der Hanf ginge zu Grunde u. w. m. Der Rath versammelte sich und berieth, was zu thun sei, damit der Mann, der die Störche auf den Aeckern verfolge, nichts zertrete. Lange sannen sie nach, bis einer rief: ‚Ich hab's.' Er hiesz eine Leiter bringen, darauf wurde der Gemeindediener gesetzt und zwölf Mann muszten ihn tragen. Also zertrat er kein Hälmchen mehr und ganz Griesheim erstaunte über die Weisheit des Rathes und lief hinaus, um das Storchtreiben zu sehen. Während der Ortsdiener aber einen Storch vor sich her trieb, ging ein anderer der Leiter nach und klapperte, als ob er ihn verhöhnen wollte. Da rief der Bürgermeister: ‚Auf ihr Leute, holt noch eine Leiter, ich setze mich darauf, denn meine Pflicht ist, für euer Wohl zu sorgen.' Und von zwölf andern Männern getragen, wehrte er von der Leiter herab den Störchen und hätte einen derselben fast todtgeschlagen, wenn er nur ein wenig rascher gewesen wäre. Dieses schöne Beispiel konnte nicht ohne Nachfolge bleiben; bald saszen alle Gemeinderäthe auf Leitern und die Griesheimer hatten die freudige Genugthuung, durch diese edle That des Ortsvorstandes die Aecker am einen Ende des Orts einen ganzen Tag frei von den Störchen zu sehn. Zwar war Alles, wo sie trugen, zertreten, aber dafür hatte man den Störchen die Lehre gegeben, dasz man sich nicht ungestraft von ihnen verhöhnen lasse.

275. Kuckuck.

Die Griesheimer werden spottweise „Kuckuck" gerufen, das schreibt sich davon her. Sie hatten einmal einen Kuckuck gefangen und hielten den für eine so grosze Naturmerkwürdigkeit, dasz sie ihn durch eine Deputation feierlich dem Landgrafen überbringen lieszen. Der Landgraf that, als ob er das Thier sehr bewundere und sprach: ‚Ihr könntet mir noch eine Freude machen, wenn ihr mir auch das Nest des raren Vogels bringen und mir zum Geschenk machen wolltet.' ‚Das müssen wir erst mit unsern Mitbürgern berathschlagen,' sprachen die Deputirten und gingen nach Griesheim zurück. Dort wurde sogleich der Gemeinderath zusammenberufen und ihm die Frage vorgelegt. Sprach der Bürgermeister: ‚Das Nest des raren Vogels ist das ganze Eichenwäldchen drüben, wie sollen wir diesz nun nach Darmstadt bringen?' Sie berietben drei Tage darüber, machten an Ort und Stelle selbst Pläne, aber es wollte nicht gehn. Da schickten sie die Deputation wieder zum Landgrafen und lieszen ihm sagen, das Nest gäben sie ihm gern, aber er müsse es sich selbst holen. Nachdem der Landgraf herausgebracht, was sie unter dem Nest verstanden, sprach er: Er danke für das schöne Geschenk, aber er wolle der Merkwürdigkeit willen das Nest da lassen, wo es Gott hingesetzt habe. So verloren die Griesheimer den schönen Eichenwald und erwarben sich als Ersatz dafür den Spottnamen „Kuckuck."

Andere sagen, die Griesheimer hätten gehört, die Landgräfin wolle sich eine Kuh halten und hätten ihr aus angeborner Liebe für ihre Fürstin eine Wiese geschenkt, damit die Kuh darauf weiden könne. Da hätte einer gesagt, wenn die Landgräfin eine Kuh halte, dann müsse man, um dem Landgrafen auch eine Freude zu machen, ihm zwei geben. ‚Was sagt ihr?' fragte der Bürgermeister, der nicht gut hörte. ‚Wovon ist die Rede für den Landgrafen?' ‚Von der Kuh, Kuh!' schrie der andre. ‚Recht so,' sagte der Bürgermeister, ‚wir wollen es im Rath verhandeln' und schlug dem Gemeinderath vor, dem Landgrafen einen ‚Kuku' zu schenken und damit derselbe auch seinen Unterhalt habe, das Eichwäldchen dazu, welches dann der Landgraf mit gnädigstem Dank angenommen.

[illegible]. Die Sichel.

Ein Eisenwaarenhändler fuhr durch Griesheim und bot u. a. auch Sicheln feil. Das war ein Instrument, welches die Griesheimer noch nie gesehen hatten. Der Schultes fragte verwundert, wozu das Ding denn diene? ‚Das ist ein Kornreiszer,' sagte der Kaufmann und verkaufte ihnen eine Sichel für schweres Geld, lehrte sie alsdann ganz umsonst, wie man den Kornreiszer gebrauche und erwarb sich also vielen Dank.

Weil der Schultes Schultes war, hielt er sich für den Gescheitesten im ganzen Ort und sprach, er wolle jetzt den Bürgern vormachen, wie sie mit der Sichel umzugehen hätten. Lud also die ganze Gemeinde aufs Feld, wo das Korn hoch stand und rief: ‚Jetzt fasz ich mit der Hand das Korn und hau — Au!' schrie er aber hinterdrein, ‚der Kornreiszer beiszt, er hat mich in die Hand gebissen.' Weil diesz von allen Griesheimern als eine Versündigung gegen die Obrigkeit angesehen wurde, faszten sie sofort den Entschlusz, den Kornreiszer zu bestrafen, griffen zu Bohnenstangen und schlugen auf ihn los, während sie ihn herzhaft ausschimpften. Aber da blieb die Sichel an einer Bohnenstange hängen, wurde damit in die Luft geschleudert und fiel einem Griesheimer Bürger auf den Nacken. ‚Ho' schrie der Schultes, ‚der Kornreiszer will dem da den Hals abbeiszen,' faszte die Sichel beim Stiel, risz und ritsch fuhr sie dem braven Bürger durch den Hals. ‚Hab ich's nicht gesagt?' rief der Schultes und nahm die Beine auf den Rücken; die andern folgten seinem Beispiel. So blieb die Sichel auf dem Felde liegen und weisz keiner, was aus dem mörderischen Ding geworden ist.

261. Der Heumacher.

In Griesheim wurde einmal Heu gemacht; aber das Wetter war ungünstig und das Heu wollte nicht trocknen. Da rief einer der Mäher, indem er der Sonne winkte:

Hierher Heuwetter!
Kuckuck ist mein Ort,
Zwei Eisen auf dem Schornstein,

meinte das günstige Wetter dadurch herbei zu ziehen. Ob's ihm gehorcht hat und gekommen ist, davon ist in keiner Chronika etwas zu lesen.

32. Drei Räthsel.

Mündlich.

I.

Der türkische Kaiser hat einmal zum Kaiser Leopold geschickt und ihm sagen lassen, wenn derselbe ihm nicht drei Fragen lösen könne, dann falle er ihm mit all seinen Türken in das Land. Die Fragen waren aber, der Kaiser müsse sagen erstens, wo die Welt abginge, zweitens wie hoch es bis in den Himmel sei, drittens, was Gott eben denke?

Als dem Kaiser diese Botschaft kam, liesz er den Kopf hängen, wie ein Schimmel vor der Schmiede. Er berief all seine Staatsräthe und Hofräthe und legte ihnen diese Fragen vor, aber die wuszten nichts darauf zu antworten. Als die groszen Herren mit ihren goldenen und silbernen Röcken sich nun anglotzten und nicht wuszten, wo ein noch wo aus, da sprang der Hofnarr aus der Ecke hervor und sprach: ‚Herr Kaiser, gib mir deinen kaiserlichen Staat, dann will ich die Sache für dich ausmachen.' Dem Kaiser Leopold wurde Anfangs über den Vorschlag nicht wohl zu Muth, doch gab er zuletzt nach, liesz dem Narren den kaiserlichen Mantel anlegen und die Krone aufsetzen, übergab ihm sein Szepter und so ritt der Narr nach Constantinopel.

Als er dort auf den Schloszhof kam, lag der türkische Sultan gerade im Fenster und der rief, als der Narr heranritt: ‚Aha bist du der Leopold und willst meine drei Fragen beantworten?' ‚Der bin ich und das will ich,' sprach der Narr.

‚Nun, wo geht denn die Welt ab?' fragte der Sultan und der Narr erwiederte: ‚Da wo mein Pferd steht und nirgendwo anders.'

Der Sultan schüttelte den Kopf und fragte weiter: ‚Wie hoch ist es denn bis in den Himmel?' und der Narr antwortete: ‚Eine Tagereise und unterwegs ist kein Wirthshaus.'

‚Hm, hm,' brummte der Sultan, ‚und was denkt denn eben der liebe Gott im Himmel?'

‚Das kann ich dir ganz genau sagen,' entgegnete der Hofnarr: ‚der denkt, ich sei ein Narr und du seist auch einer,' und damit wandte er sein Pferd um und ritt, was Zeug hielt, in das Schlosz des Kaisers zurück.

II

Ueber einem Klosterthor hatte man die Inschrift gemacht: Wir sind zwei Heller ärmer als der Kaiser und leben ohne Sorgen.

Als der Kaiser eines Tags vorüberritt und diesz las, dachte er bei sich: ‚Wart ich will euch schon Sorgen machen,' liesz den Prälaten rufen und sprach zu ihm: ‚Wenn ihr mir nicht binnen drei Tagen folgende drei Fragen beantwortet, dann setze ich euch ab. Erstens will ich wissen, wie tief das Meer ist, dann wie viel Sterne am Himmel stehen, endlich wie weit Glück und Unglück von einander entfernt sind.' Als er das gesagt hatte, ritt er fort.

Da stand nun der gute Prälat und wuszte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Er ging am Tag im Garten und in der Nacht auf seinem Zimmer umher, sann nach, dasz ihm der Schweisz herablief, aber er fand die Antwort nicht. Als sein Schäfer das sah, fragte er besorgt, was dem Herrn Prälaten denn fehle? Der Prälat entdeckte ihm Alles und der Schäfer sprach: ‚Da weisz ich Rath, gebt mir nur eure Kleider und ich will dem Kaiser Rede stehn.' Diesz geschah und der Schäfer wartete am dritten Tag am Fenster, bis der Kaiser vorbeiritt, dann trat er hervor.

‚Könnt ihr mir meine Fragen beantworten, Herr Prälat?' fragte der Kaiser und der Schäfer sprach laut: ‚Ja wohl, Herr Kaiser.'

‚Wie tief ist denn das Meer, wo es am allertiefsten ist?' fragte der Kaiser. ‚Nur einen Steinwurf,' sagte der Schäfer und der Kaiser lachte, sprach, das wäre ganz richtig.

‚Wie viel Sterne stehen aber am Himmel?' fragte der

Kaiser, und der Schäfer antwortete: ‚Gerade so viel, als Blätter auf allen Bäumen im Odenwald, und wollt ihr's nicht glauben, dann laszt sie nur zählen.' ‚Ja das wär ein Kunststück,' rief der Kaiser, ‚aber ihr mögt Recht haben.'

‚Jetzt sagt mir zum Schlusz, wie weit Glück und Unglück von einander sind?' fragte der Kaiser und der Schäfer antwortete: ‚Eine Viertelstunde, denn vor einer Viertelstunde war ich noch ein armer Schäfer und jetzt bin ich nur zwei Heller ärmer, als der Kaiser.'

Da guckte ihm der Kaiser näher unter die Augen und sah, dasz es nicht der Prälat war. Das Stückchen gefiel ihm aber so sehr, dasz er sprach: ‚Bist du der Prälat, so bleibst du auch der Prälat,' und dabei blieb es.

263. Lügenstückchen.

Es waren zwei Handwerksburschen, die reisten selbander in der Welt herum und kamen nach Griesgrauheide. Da stand ein Birnbaum, der trug reife Birnen und warf eine herab. Als der König das hörte, bot er all sein Militär auf, die Birne zu suchen, aber sie war geplatzt in zwei Theile, der eine Theil war sieben und siebenzig Ellen tief in die Erde gefallen und den fand man nicht, der andere Theil aber lag noch am Boden und der wurde von dem einen Handwerksburschen gefunden. Da liesz der König den Theil mahlen und das gab sieben und siebenzig Ohm Champagnerwein ohne die Schoppen Birnenwein, die heut und gestern in Darmstadt sind getrunken worden. Dann liesz er auch den Stiel klein machen und das gab sieben und siebenzig Klafter Holz ohne die Prügel und Scheiter.

Jetzt setzte der Handwerksbursch seine Wanderschaft fort und kam in einer andern Stadt auf den Marktplatz, da schlugen sich die armen Leute mit den Bettelsäcken herum. Um nicht etwas mitzubekommen, warf er ein Tuch voll Brod unter sie, da lieszen sie ihn gehen und er eilte zur Kirche, wo ein birkener Pfarrer die Predigt hielt und ein erlener Schulmeister sang. Als es zum Opfer ging, gab er einen Heller und nahm einen zinnernen Teller voll

Kronenthaler. Da sang der Schulmeister *Sanctus*, der Handwerksbursch glaubte aber, das hiesz: Fangt ihn und lief weg, schlosz die Kirche zu und warf sie mitten ins Dorf hinein und wenn sie nicht wieder aufgebaut ist, dann liegt sie noch da.

Nachtrag.

[illegible] Ritt nach Heidelberg.

In Heidelberg lebte ein Diener eines Doktors der Gottesgelahrtheit, der bat einst seinen Herrn um die Erlaubnisz, nach Hause zu gehn und seine Aeltern zu besuchen. Als er wieder zu seinem Herrn zurückkehren wollte, begegnete ihm unfern von Heidelberg ein Reiter auf einem hohen, groszen Pferde, der faszte den Mann und hob ihn, ehe derselbe sich's versah, zu sich auf das Pferd. Aengstlich suchte der Mann sich dort an den Reiter anzuklammern und sich an ihm festzuhalten, damit er nicht falle, doch da war der Reiter plötzlich verschwunden und das Pferd stob mit ihm durch die Luft dahin, dasz ihm Hören und Sehen verging. Endlich wurde er hart an der Stadt bei der Brücke auf die Erde geworfen, worüber er so sehr erschrocken, dasz er etliche Stunden ohne Besinnung da gelegen, dann hat er sich zusammengerafft und ist in die Stadt und zu seines Herrn Haus gegangen, wo er über ein halb Jahr lang krank gelegen hat.

[illegible] Geisterheer.

Bei Haslach an der Kinzig hat man im Jahr 1740 eine wunderliche Erscheinung gesehen. Ein Bauer, der nach Hause zurück wollte, sah in der Nähe des Orts mehre Geschwader Reiter in kohlpechschwarzer Rüstung. Er eilte schnell in den Ort und zeigte die Sache an und die Bauern zogen mit dem Pfarrer, mehr als hundert Personen heraus und bemerkten, wie sich die Geschwader theilten und in volle Schlachtordnung aufstellten. Dann trat aus jedem Haufen ein langer, schwarzer Mann heraus, der eine weisze Hahnenfeder auf dem Hut trug; die stiegen von ihren Pferden ab, gingen an den verschiedenen Haufen hin und her, musterten sie genau und schwangen sich wieder auf ihre Rosse. Dann rückten die Geschwader gegen einander los und erfüllten und durchzogen das ganze Feld. Darüber wurde es Nacht und sie verschwanden nach und nach.

266. Drei Jungfrauen.

Mündlich.

Ueber Neckarsteinach erheben sich die Trümmer von vier Burgen, deren mittlere neulich äuszerlich schön, aber innen unschön wiederhergestellt ist. Bevor der Neubau begonnen war, hat man in ihr Nachts und oft auch am Tage drei weisze Jungfern umwandeln sehn.

267. Der goldne Apfel.

Mündlich.

Ein Mann aus Heppenheim ging eines Tags gegen Kirschhausen zu. Damals war die Landstrasze noch nicht so schön angelegt, wie jetzt, der Wald reichte noch herab bis auf den Weg. Da sah er hart an der Strasze auf einem Markstein einen Mann sitzen, der hielt einen Apfel in der Hand und winkte ihm, näher zu kommen. Der Heppenheimer trat auf ihn zu und fragte: ‚Was willst du denn?‘ ‚Lasz mich einmal mit dir schnupfen,‘ sagte der Mann, ‚ich gebe dir meinen Apfel dafür.‘ ‚Schnupfen lasz ich dich, aber den Apfel behalte nur,‘ sagte der Heppenheimer und zog seine Dose und gab dem andern eine Prise, doch dieser bestand darauf, den Apfel müsse er nehmen. ‚Wenn du nicht anders willst, her damit,‘ sprach der Heppenheimer lachend, nahm den Apfel und ging seines Weges fort. In Kirschhausen hatte er Geschäfte, machte sie rasch ab und begab sich auf den Rückweg. Vor dem Ort dachte er des Apfels, zog ihn heraus, holte sein Messer hervor, und wollte den Apfel anschneiden, doch das Messer drang nicht ein und der Apfel wurde immer schwerer und als er genauer zusah, da schimmerte es an der Stelle, wo er hatte schneiden wollen, wie pures Gold. Anfangs wurde es ihm fast unheimlich bei der Entdeckung, aber dann war er doch überglücklich, denn einen solchen Handel hatte er sein ganzes Leben lang noch nicht gemacht. ‚Das lasz ich mir gefallen, für solch einen Apfel gebe ich noch eine Prise Tabak' rief er und im selben Augenblick sah er den Mann, der noch immer auf dem Stein sasz. ‚Wie hat dir mein Apfel geschmeckt?' rief der ihm entgegen und der Heppenheimer sprach: ‚Geschmeckt? Nach mehr, denke ich.' ‚Das kannst du haben,' sagte der Mann, ‚geh nur mit mir!' Der Bauer folgte ihm durch den Wald und kaum waren sie, wie er meinte, fünfzig Schritt gegangen, da standen sie schon oben auf dem Berg in den Trümmern der Starkenburg. Da sprach der Mann: ‚Der Apfel hat wohl seinen Werth, doch das ist gar nichts gegen das Gut und Geld, welches hier vergraben liegt. Das aber ist Alles dein wenn du willst.' ‚Ei gewisz will ich, ich verlange nichts mehr,' sprach der Bauer. ‚Gemach, gemach,' sagte der Mann; ‚so ganz umsonst bekommst du es nicht, etwas muszt du dafür thun, aber es ist nicht schwer und du wagst nichts dabei. Komme die Nacht gegen zwölf Uhr wieder, dann wirst du drei schöne weisze Damen sehen, deren eine ein groszes Bund Schlüssel trägt. Jeder dieser Schlüssel gehört zu einem groszen Kasten und jeder Kasten ist voll Gold und Silber. Sie werden aber sogleich wieder verschwinden und in der Gestalt, worin sie verwünscht sind, zurückkommen, nämlich als drei feurige Schlangen. Hast du Muth, diese zu küssen, dann sind sie erlöst, sie stehen vor dir als jene schönen Damen und geben dir die Schlüssel, so dasz du alle Schätze dir holen kannst und der reichste Mann im ganzen Land wirst. Furcht brauchst du nicht zu haben, denn es geschieht dir nichts und das Feuer brennt nicht.' ‚Dann will ich es schon wagen,' sprach der Bauer und gab dem Mann die Hand drauf.

Als er nach Hause kam, zeigte er den goldnen Apfel seiner Frau und seinen Verwandten, erzählte ihnen auch die ganze Geschichte und das war gefehlt. Denn jetzt bestürmten diese alle ihn so sehr mit Bitten, er solle es doch nicht thun, und machten ihn so sehr Angst vor der Sache, dasz er es aufgab und nicht hin ging, so dasz die drei Jungfrauen unerlöst blieben und jetzt noch droben umwandeln.

208 Das Schlosz in Darmstadt.

Mündlich

Der Erbauer des alten Schlosses in Darmstadt gab — wie er denn ein sehr gütiger und gern vertrauender Herr war, dem Baumeister, der dasselbe aufrichten sollte, einen groszen Schatz, um damit alle Kosten des Baus zu bestreiten. Als das Schlosz nun so weit fertig war, wie man jetzt sieht, vergrub der Meister den Rest des Schatzes und entfloh, nachdem er noch einen guten Theil davon zu sich gesteckt hatte. Als er später in der Fremde starb, fand er keine Ruhe im Grab; er musz jede Nacht an das Schlosz nach Darmstadt, wo er an der Mauer kratzt und zwar an der Stelle, wo der Schatz liegt. Erst wenn derselbe wiedergefunden ist, wird der Geist Ruhe finden.

209. Das eingemauerte Häuslein.

Mündlich.

Als das Schlosz in Darmstadt gebaut werden sollte, lag ein Häuslein einer armen Wittib im Wege und der Baumeister ging zu ihr, um es ihr abzukaufen. Aber wie viel Geld er ihr auch für die Hütte bot, sie wollte dieselbe nicht hergeben, sprach: ‚Da sind meine Aeltern und Groszältern geboren und gestorben, da bin ich geboren und will ich auch sterben.' Der Baumeister wollte sie mit Gewalt aus dem Häuslein treiben, da wandte sie sich an den Landgrafen und klagte ihm ihr Leid, und der Landgraf gebot sofort, die arme Frau in ihrem Eigenthum zu lassen, und die Hütte dem Schlosz einzubauen. Das geschah und man sieht sie noch heute am Schlosz hängen, wie ein Nest, das ein Vöglein daran gebaut

270. Schätze und Erscheinungen im Schlosz zu Darmstadt.

Seit alter Zeit weisz man, dasz im Schlosz die weisze Frau umgeht. Landgraf Ernst Ludwig schlief einst neben seiner Gemalin, als diese plötzlich erwachte und die weisze Frau in dem Zimmer erblickte, welche ihr winkte und ihr sagte: ‚Komm und hebe den Schatz.' Wie es scheint, hat die Landgräfin gezögert, diesz zu thun, oder sie hat etwas anderes dabei versehen, kurz der Geist verschwand und sie hörte nur noch die Worte: ‚Jetzt musz ich so lange herumgehn, bis Landgraf Ludwig IX zur Regierung kommt und den Schatz hebt.'

Ein anderesmal hat Ernst Ludwig den Schatz heben wollen, aber da erschien ihm die weisze Frau und sprach: ‚Du kannst das nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten, aber einst werden schwere Zeiten kommen und groszes Unglück, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden.'

Unter der Regierung Ludwigs VIII hat sich die weisze Frau oft sehen lassen und gesagt: ‚Wenn der Prinz (Ludwig IX) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgehn, wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde sind nicht bestimmt.' Auch hat sie sich oft beklagt, sie sei durch böse Geister von ihrem rechten Ruheplatz vertrieben worden und habe nur in der Schloszkirche Ruhe vor denselben; sie sei der Schutzgeist des Schatzes. Einmal sagte sie geradezu: ‚Ludwig IX ist mein Erlöser. Amen.' Als man sie fragte, ob sie dieselbe sei, wie die weisze Frau im Schlosz zu Berlin, sagte sie: ‚Mit der habe ich nichts zu schaffen.' Als einer sie eines Abends abfragen wollte, sprach sie: ‚Du sollst mich nicht anreden, sondern nur den linken Fusz vorsetzen, dann will ich selbst schon reden.'

Auszer ihr lieszen sich damals häufig auch drei Frauen sehen, die waren so schön, wie Wachsbilder. So erblickte Jemand sie im rothen Saal; sie kamen hinter dem Ofen hervor, gingen durch den Saal und verschwanden, indem sie den ängstlich ihnen Zuschauenden auslachten. Auch in der Kirche sind sie mit der weiszen Frau erschienen, welche einen Schlüssel trug.

An mehren Orten im Schlosz erschien ein weiszer Mann, der wie mit hölzernen Schuhabsätzen herumklapperte. Einmal sah man ihn im Kaiserzimmer mit einer goldenen Krone auf dem Haupt unter dem Thronhimmel sitzen.

Besonders oft liesz sich aber ein kleines Männchen sehen, mitunter in Begleitung eines groszen geharnischten Mannes. Meistens erschien es im rothen oder weiszen Saal, sasz an einem Tischchen und hatte ein Buch vor sich liegen, eine Feder in der Hand. Diese reichte es dreimal Jemanden, der es sah, damit er in das Buch schriebe, aber der Mann that es nicht. Demselben Mann ist es nachgelaufen, ihn zum Schreiben zu nöthigen und hat auch gesagt, es sei der Schatzmeister des Schatzes. Damals war es ganz weisz, nur hatte es einen schwarzen Kopf.

Einst führte die weisze Frau einen kühnen Mann, der sie in der Kirche abfragte, unter die Erde in ein dunkles Gewölbe, aus diesem in ein anderes, wo es hell war, wie am Tage. Darin stand ein groszer goldener Löwe mit diamantnen Augen. Auf einem goldenen Tisch lag ein mit Gold reichgeschmückter Hut, an dem ein Knopf aus einem groszen Brillant gemacht blitzte, und an dem Tisch sasz das kleine Männchen und trug ein schwarzes Hütchen auf dem Kopf. Auszerdem standen goldene Figuren, Hirsche, Becher, Thiere u. a. umher, auch ein halbmannsgroszes Kruzifix.

Der allgemeinen Annahme zufolge liegt der Schatz entweder im Waschhaus, wo man das Holz hinwirft, oder in dem zugemauerten Gewölbe zwischen dem grünen Thor und dem Mönchentreppchen.

171. Mutter verlangt ihr Kind.

Mündlich.

In Jugenheim war eine Frau im Kindbett gestorben und wurde auf den neuen Kirchhof begraben, der wie alle neuere Kirchhöfe nach dem Willen des modern heidnischen Aberglaubens (dem zufolge die Anlage von Kirchhöfen um die Kirche der Gesundheit schädlich ist) auszerhalb des Dorfes liegt. In der ersten Nacht nach dem Begräbnisz hörte eine Frau, welche noch spät an dem Friedhof vorbeiging, eine jammernde Stimme auf demselben, die rief: ‚Gebt mir mein Kind! Ich will mein Kind!' Am folgenden Tag erkrankte das Kind und wurde immer schwächer. Das vernahm die Frau und ging Abends in die Nähe des Friedhofs, um zu hören, ob die Stimme sich wohl wieder vernehmen liesze, denn ihr Mann, der an solche Dinge nicht glaubte, hatte ihr gesagt, das sei wohl irgend ein anderes Weib in der Nähe des Gottesackers gewesen. Aber da winselte es abermals: ‚Gebt mir mein Kind! Ich will mein Kind!' und zwar so jämmerlich, dasz es die Frau nicht anhören konnte und schnell davon lief. In derselben Nacht noch starb das Kind und seitdem hatte die todte Mutter Ruhe und liesz die Stimme sich nicht mehr hören.

272. Die Prozession auf der Starkenburg.

Mündlich.

Einer Frau in Heppenheim träumte, sie sei auf der Starkenburg und sehe das Schlosz wieder ganz hergestellt in seiner alten Pracht. Ueber die Brücke gehend, sah sie im Schloszhof die Kirche und hörte das Glöcklein läuten; zugleich öffnete sich die Thür der Kapelle und es kam ein groszer Zug heraus, vornn ein Kreuz, dann Kinder mit gefalteten Händchen in weiszen Kleidern und weiszen Schuhen, endlich Jungfrauen und Frauen, die sangen gar fein und lieblich. Unter den Kindern sah sie auch ihr eignes, aber viel schöner als es wirklich war, das wandte ihr das Köpfchen zu und lächelte sie freundlich an, so dasz ihr ganz selig ums Herz wurde. Indem verschwand Alles und sie erwachte, doch war es ihr plötzlich recht beklommen und sie machte Licht, um nach dem Kind zu sehn. Das lag allzu schön in seinem Bettchen, als sie es aber küssen wollte, war es kalt und todt.

273. Der Kirchenplatz in Jugenheim.

Mündlich.

Unterhalb der jetzigen Kirche in Jugenheim liegt der „Pfarrgarten," da hat man ursprünglich die Kirche bauen wollen, doch haben die Engel Nachts alles Material dahin getragen, wo sie jetzt steht.

274. Sage von der Meicheser Todtenkirche und Engelrod.

Mündlich.

Unfern von Meiches und Engelrod im Vogelsberg liegt auf einem Bergkopf die Todtenkirche, eine protestantische Wallfahrtskirche. Davon folgende Sage: Einst trugen die Engel eine Kirche aus dem gelobten Lande und kamen damit durch die Lüfte schwebend bis an den Bergkopf zwischen Meiches und Engelrod. Hier aber waren sie müde, und einer rief dem andern zu: ‚Engel ruht!' sie setzten die Kirche hin, wo sie jetzt noch steht und das ist die Meicheser Todtenkirche; aber das Dorf hiesz nach jenem Zurufe Engelrod *) und so heiszt es noch.

275. Annarod.

Mündlich.

Eine arme Frau hatte vor langen, langen Jahren durch Krieg und Unglück jeder Art all ihr Hab und Gut verloren, und irrte verlassen im Walde umher, um ihren Kindern einige Früchte und Wurzeln als Nahrung zu suchen. Sie dachte nicht anders, als sie müsse verhungern mit ihrer ganzen Familie und das Herz war ihr so schwer, wie noch nie in ihrem Leben. Ihr gröszter Kummer war, dasz sie wuszte, ihr Mann habe unter einer alten Buche im Wald eine kleine Summe Geldes vergraben, und dasz sie diesen

---

*) in der Volkssprache der Gegend ‚Engelröd.'

Baum, von dem so viel abhing, trotz alles Suchens nicht finden konnte. Als sie nun so schluchzend und jammernd da sasz, hörte sie plötzlich eine Stimme, welche sie beim Namen (sie hiesz nämlich Anna) und ihr zurief: Anna rode! d. h. Anna grabe! Sie schaute sich um und sah eine von Glanz umflossene Frau an einer alten Buche stehen, welche sie jetzt wiederholt ermahnte: Anna rode! Gleich darauf verschwand die Erscheinung. Die arme Frau grub sogleich an dem Baum nach und fand nicht nur ihr Geld, was gar wenig war, sondern dazu noch einen groszen mit goldnen Münzen gefüllten Topf, so dasz sie die Reichste in ihrer ganzen Gegend war. Da sank Frau Anna auf ihre Knie nieder und dankte Gott und seinen Heiligen für das Geschenk Seiner Gnade, gelobte auch an dem Ort zum ewigen Gedenken der Sache eine Kapelle zu bauen. Das geschah und sie wohnte bei der Kapelle, so lang sie lebte, und sie wohnte nicht lange allein daselbst. Nach und nach siedelten sich noch andere dort an und so entstand das jetzige Dorf, welches nach dem Ruf, den Anna bei der Buche hörte: Annarod genannt wurde.

276. Das Marienbild unter dem Schulthor zu Fulda.

Unterm Schulthor zu Fulda hängt ein altes Bild der schmerzhaften Mutter Maria, wie sie ihres Sohnes Leiche auf dem Schoosze hält. In Kriegszeiten geschah es einst, dasz ein roher Reiter um Mitternacht an das Thor kam und tobend Einlasz begehrte. Als ihm der Pförtner nicht gleich öffnete, schlug er mit dem Säbel nach dem Bild und schosz eine Pistole auf dasselbe ab. Doch er empfing zur selben Stunde die Strafe für den Frevel, denn sein Rosz bäumte sich und warf ihn ab, dasz er todt an der Erde lag. Seitdem sieht man ihn jede Mitternacht in schwarzer Rüstung auf schwarzem Rosz zum Thor sprengen, aber er vermag nicht in die Stadt zu dringen, denn sobald er an das Bild kommt, scheucht es ihn zurück und er musz wieder seines Weges heim zu Grabe.

177. Des Rodensteiners Rettung.

Mündlich.

Im Walde zwischen Dieburg und Richen liegt eine Stelle wo früher eine Kapelle stand. Diese verdankte ihr Entstehen folgender Begebenheit.

Vor viel hundert Jahren ritt ein Ritter von Rodenstein durch den Wald, um zu jagen. Es war ein Herr sehr zornigen und rauhen Gemüthes, besonders gegen seine Unterthanen, der aber der Muttergottes von Herzen ergeben war und jeden Tag sie mit drei *Ave* grüszte. Er hatte nur einen Knappen und seine Hunde bei sich, denn er versah sich nichts Böses. Da stürzten plötzlich mehre Kerle aus dem Gebüsch, sprangen seinem Rosz in die Zügel und suchten ihn herunter zu reiszen. Vergebens vertheidigte er sich, er lag bald an der Erde und sein Tod schien sicher, als plötzlich die Mörder die Flucht ergriffen. Erstaunt schaute der so wunderbar Befreite um sich, da stand hinter ihm die heilige Muttergottes in blendend weiszem Gewand. Er sank auf die Kniee vor ihr, dankbar für seine Rettung, da ermahnte sie ihn, dasz er als Beweis seines Dankes sich gröszerer Milde gegen seine Untergebenen befleiszen solle. Das that er und stiftete auszerdem die Waldkapelle.

178. Maria Einsiedel bei Gernsheim.

Mündlich.

Im Walde bei Gernsheim wuchs vor Zeiten nahe bei einer groszen Waldwiese ein groszer Hollunderbusch, bei dem ein Hirt seine Schafe zu weiden pflegte. Eines Tags, als er einen Zweig von dem Busch abschneiden wollte, entdeckte er in demselben ein Bild der schmerzhaften Mutter, welche den Leichnam des Heilands auf ihrem Schoosz hält. Er zog es heraus und setzte es in sein Hirtenhäuschen, aber am folgenden Morgen stand es wieder im Walde. Diesz geschah zu wiederholten Malen. Als der Hirt diesz weiter erzählte, kamen Alle, welche es hörten, hinzu und wollten das Bild sehen und bei ihm beten. Aus den Opfern, welche sie brachten, wurde an der Stelle ein kleines Kapellchen gebaut und der Hochaltar über des Hollunderbusches Wurzeln errichtet. Später vergröszerte man die Kapelle zu dem jetzigen Kirchlein, auf dessen Hochaltar das alte Bild, welches der Hirt gefunden, in einem gläsernen Kasten noch aufbewahrt wird.

Anmerkungen.

1—6. Diese Sagen sowie mehre folgende gehören sämmtlich zu jenen, in denen entrückte Götter und Helden die Hauptpersonen sind. No. 4, die mir schriftlich mitgetheilt wurde, rechne ich gleichfalls dazu; sie ist nämlich sehr unvollständig, ein letzter Rest eines gröszern Ganzen, dessen Umrisse sich jedoch noch deutlich erkennen lassen. Der steinerne Tisch ist derjenige, an welchem im Unterberg, Kyffhäuser und anderswo Friedrich Barbarossa, Karl der Grosze und a. m. sitzen, ihre Person ist verwischt, von der ganzen Figur nur noch der Handschuh übrig. Die Schlange ist Ueberrest einer andern Gestalt, der mit dem Kaiser in den Berg verwünschten Jungfrau, die der eifrige Sammler der Harzsagen, Heinrich Pröhle, neulich auch bei dem Rothbart im Burgbrunnen auf der Harzburg fand. *) (S. Deutsche Reichszeitung No. 209. **) In No. 6 (die auch anderswo vielfach vorkommt) ist zwar von jenen Göttern oder Helden nicht die Rede, doch geht es aus ihrem Zusammenhang mit andern verwandten Sagen (Kuhn und Schwarz p. 220, Mytholog. 905) hervor. In den andern wechselt die Zahl der Männer in dem Berge zwischen drei, sieben und zwölf; nur in der Sage vom Kreuzberg scheint es einer gewesen zu sein. Jene Mehrzahl war bisher noch weniger bekannt, sie kam seltner vor und es wäre von Belang, ihr nachzuspüren, ob sie sich nicht öfter findet, besonders die Zwölfzahl, denn die sieben scheinen nicht in das höhere Alterthum hinaufzureichen und ziemlich jungen Datums. Sie finden sich u. a. in dem Felsen bei der Burg Gottschee wieder (Deutsche S. I, 219) und auch da sind es Greise mit kahlen Häuptern. Meist erscheinen nur Jungfrauen in dieser Zahl (z. B. Baader bad. Sagen p. 70). Interessant ist, dass die Zwölf in No. 5 vor einem Tisch mit Schreibzeug sitzen. So haben die drei Männer im Zobtenberg ein Buch vor sich, der König im Lauenburger Berg hält einen Brief in seiner Hand.

---

*) No. 42 fg. zeigen den Zusammenhang zwischen der Schlange und der Jungfrau.

**) Vgl. Kuhn und Schwarz Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche p. 218. 219. 222. Grimm deutsche Sagen I. p. 31.

vor den drei Männern im Keller bei Salura liegt eine mit Kreide beschriebene Tafel. (D. S. I, 214. 380, 21.) Was heiszt das? Es fehlt uns noch eine Sage, die den Schlüssel dazu gibt, wenigstens kenne ich keine, welche den Zug erklärte.

In No. 1 mangelt die Erzählung der Art und Weise, wie der Mann zuerst in das Gewölbe kam, denn die blosze Kunst alle Thüren ohne Schlüssel zu öffnen, reicht dazu nicht aus. Ich denke, er hatte die Schlüsselblume gefunden und als er das Gewölbe zuletzt besuchte, wurde ihm dieselbe entrissen von den Zwölfen. Zu No. 2 stellt sich nebst vielen andern ähnlichen die Sage vom Löbauer Berg in Büschings wöchentl. Nachr. III, 337. Sie hat den eigenthümlichen aber jedenfalls echten Zug, dasz das Kind, nachdem die Mutter es übers Jahr aus dem Berge holt, in ihren Armen erbleicht, sobald es von der Sonne beschienen wird. Ein Handwerksbursch erzählte mir eine verwandte Sage vom Ochsenkopf. Eine Wittwe mit einem dreijährigen Kinde ging zu einer Quelle, die an dessen Fusz entspringt, da sah sie neben derselben eine Thür und auf dem Rand der Quelle den Schlüssel dazu. Sie schlieszt auf und sieht eine schöne Kirche mit Altären und Heiligenbildern und Gold und Silber überall. Sie setzt ihr Kind auf den Altar, füllt die Schürze und eilt heraus, ohne es mitzunehmen, worauf die Thür sich sofort schlieszt. Nach einem Jahr am selben Tag findet sie erst den Schlüssel wieder und ihr Kind dick und fett auf dem Altar. Es ruft ihr zu: „Mutter, du bist aber lang geblieben!“

Die Art der Beschwörung in No. 3, besonders das Laufen ist neu. Wie Struwel rückwärts laufend die Geister zurück bringt, so werden sie in dem Zauberlehrling Göthes verwandten Sagen durch rückwärts Lesen der Beschwörung weggebracht.

Der Stein in No. 4 mit dem eingedrückten Hufeisen ist nicht mehr vorhanden; mein nun verstorbener Gewährsmann hatte ihn noch gesehn. „Wie war aber das Hufeisen hinein gekommen? Das wusste er nicht mehr; durch des Corporals Pferd schwerlich.

7. Der Herrgottsberg bei Darmstadt.

Der Eingang enthält eine willkommene Version der bekannten Sagen vom verlegten Kirchenplatz (vgl. No. 273 dieser Sammlung). Nach andern sollte des Teufels Haus wie in Aachen ein Wirthshaus sein. Die am Schlusz mitgetheilte Version hat modernern Anstrich. Ueber den Eingang vgl. meine Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen 1851. p. 30 flg. Bedeutsam für den Ort ist, dasz einer der dahin führenden Wege der Viereicher-Weg heiszt. Vierecken ist ein in Flandern sehr häufiger Flurname.

8. Der Mönchsberg bei Leusel.

Aus mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Professor Dr. Phil. Dieffenbach in Friedberg. Es soll ein Kloster da gestanden haben; so heiszt es oft von solchen Bergen, doch trifft es nicht immer zu. Die Zwerge und andere Geister werden nämlich oft Mönche genannt, ihrer Kappen wegen, die mit der Kapuze der Kutte viel Aehnlichkeit haben. So sind denn auch diese Mönche wahrscheinlich Zwerge, die bei einer verwünschten Heldengestalt im Berge hausen. So kauft ein Mönch Rosse für das unter der Haide von Alderley Edge schlafende Heer, so heiszen die Zwerge selbst Bergmönche. Vgl. Kuhn und Schwarz Norddeutsche Sagen, Gebräuche und Aberglauben p. 205. 206. 496. 194. Grimm D. S. I p. 3—6. Harrys Niedersächsische Sagen II. p. 4.

9. Vom Schnellerts. *)

Der Gesang wird wohl mit den drei Schwestern zusammenhängen, die auf dem Schnellerts gesehn wurden und dort verwunschen sind; eine von ihnen ist halb weisz, halb schwarz, die beiden andern sind weisz. Mit ihnen geht ein schwarzer Hund. Zuweilen setzte sich auch der Hahn auf die Mauern und krähte. Panzer Beitrag zur deutschen Mythologie p. 196, wo auch eine Beschreibung der Burgreste auf dem Schnellerts mitgetheilt ist.

Ich vergleiche diese Jungfrauen der Haushälterin des Kaisers, die in andern Bergen bei ihm wohnt.

10. Der Hausberg.

Von Phil. Dieffenbach. Die Sage von der Verehrung einer Gottheit auf diesem Berge hat das Fest, den Markt und Tanz für sich. Haus wird wohl Hain sein, wie das anderwärts, z. B. an der Bergstrasze vorkommende Hahn und Hähnlein. Die Ableitung der Namen Heinkopp von einem Gott Hoija, Issel von dessen Gemalin Isola zeigt, wie Dieffenbach mit Recht bemerkt, „wie gelehrte Leute hineingepfuscht und das Alte zu erklären gesucht haben." (Urgesch. der Wetterau, p. 279.) Das Opfer schwarzer Hühner ist unverdächtig und nur zu bedauern, dasz keine Nachrichten über die Kapelle und deren Patron übrig sind, aus denen sich sichere Schlüsse ziehen laszen, wer die Gottheit

---

*) Von Herrn Legationsrath G. von Meyern, der eben mit einer eigenen Arbeit über den Rodenstein beschäftigt ist. Vgl. über die Burg meine kleine Schrift: Schnellerts und Rodenstein, ihre Sagen und deren Bedeutung für die deutsche Alterthumskunde. Darmstadt 1848.

war, die dort verehrt wurde. Der Cirkel findet durch die vorige Anmerkung und Panzers Werk seine Begründung.

12. Der Frauen-Holl-Stein.

Schwarz Buchenblätter II. p. 91. Damit wäre ja die Identität der Holda mit Freyja, unserer Frouwa, vollständig dargethan (Mythol. p. 276. Wolf Beiträge p. 179 folg., wo des Mythus von der weinenden Frouwa ausführlicher gedacht ist) und insofern zählt diese Sage zu dem Kostbarsten, was in der letzten Zeit zu Tage kam.

Eine andere Sage, die Schwarz I p. 117 aufnahm, meldet, ein Mädchen habe einem Jüngling ihre Hand nicht geben wollen, bevor er den Stein aus dem Wald vor ihre Hütte geschafft habe. Der Jüngling versuchte es, aber er schaffte sich daran zu Tode. In dieser Variante heiszt er vom Rollen Frauenrollstein. Sie ist in sofern interessant, als sie gleichfalls eine unglückliche Liebe zum Gegenstand hat und die erste Sage gleichsam umkehrt, doch verdient diese bei weitem den Vorzug, da sie die eigenthümliche Form des Steins erklärt, ein Zeugnisz zugleich für ihre Echtheit, die sich bei der andern nicht so leicht nachweisen läszt.

13. Der Goldstein bei Rimbach.

Von Phil. Dieffenbach. Der Goldkopf ist schon durch den Ringwall bedeutsam, aber woher der Name? Manches Gute über die Ringwälle hatt Knapp geliefert (Archiv für hess. Gesch. und Landeskunde II, 262) doch kam er so wenig zu festen Resultaten, wie der Holländer Westendorp bei seinen Forschungen über die Hünengräber, und zwar rein und allein darum, weil er wie dieser den *Sagen* keine Aufmerksamkeit widmete, die sich an solche Stellen knüpfen.

14. Die Zauberpfeife.

Ich habe diese merkwürdige Sage bereits früher in dem von J. von Hefner und mir herausgegebenen Buch über die Ausgrabungen der Burg Tannenberg mitgetheilt und in den Beiträgen zur d. Myth. p. 171 flg. besprochen und theile sie noch einmal mit, um in gröszern Kreisen auf sie aufmerksam zu machen, ob sich vielleicht irgendwo noch Varianten von ihr finden. An Ort und Stelle weisz man nichts mehr von ihr, so wie sie vorliegt, ist sie Auflösung einer schlechten Reimerei aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, die mir während der Tannenberger Arbeiten im Msc. zugeschickt wurde und damals in einer Zeitschrift erschienen sein soll.

15. Die Linde bei Nierstein.

Ueber die Linde als Baum der Holda vgl. m. Beiträge I, 168 – 170. Weitere Ausführungen über sie wird der II. Band bringen. Die in vorliegender Sage erwähnte wird auch die heilige Linde, der heilige Baum genannt.

16. Brünnchen versiegt.

Schwarz Buchenblätter II. p. 164. Auf diese Art wird meistens der Segen der wunderbaren Geisterwelt verscherzt. Der erste Theil der Sage erläutert die vorige, so wie die folgende und zeigt, wie es mit dem Kinderbrunnen eigentlich gemeint ist.

17. Kinderbrunnen.

Vgl. No. 211. Es ist von Belang, diesen Sagen weiter nachzugehn und sie bis in ihre feinere Züge zu verfolgen, vorzüglich auch auf ihre Namen zu achten, wie Meier in seinen deutschen Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Schwaben I p. 263 eben gethan hat. Ausführlicher habe ich diese Brunnen besprochen in den Beitr. I, 162 folg.

18. Der Reiter auf dem Schnellerts.

Wir haben bisher die Götter und Göttinnen in ihren heiligen Bergen gesehn, die jetzt folgenden Sagen zeigen sie aus denselben hervorgehend, um ihre feierlichen Umzüge zu heiligen Zeiten zu halten. Ich beginne mit dem Schnellertsgeist und dem Rodensteiner, in denen ich die beiden Hauptgottheiten unseres Alterthums, Wuotan und Donar, nachwies. (Beitr. 28. 58. 64. 71. *) Der erste der beiden Geister ist als Wuotan auch der wilde Jäger, dem in No. 21 (von Prof. Weigand mitgetheilt) die Leuchte ausgehängt wird. Der umgehende Förster ist nichts anderes, die Sage sucht nur das Umreiten zu motiviren und diess geschieht auf eine so schauerliche als echt dramatische Weise.

21. Der wilde Jäger.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt. 1847. 14. 1848. 33.

---

*) Vgl. auch ‚Rodenstein und Schnellerts. Ihre Sagen und deren Bedeutung für die deutsche Alterthumskunde. Von J. W. Wolf.‘ (Darmstadt 1848.) woraus viele der hier mitgetheilten Sagen entnommen sind.

Das Umwandern des wilden Jägers an der Streitbeck erinnert an den nächtlichen Kampf in No. 25.

29. Der Mann auf dem Dreimärker.

Die Grenze ist heilig, also auch die Grenzsteine, deren Verrückung so oft, ja in allen Gegenden Deutschlands durch das Umwandeln als Feuermann gestraft wird. Doppelt heilig ist aber der Punkt, wo drei Marken zusammenstoszen, denn die Dreizahl weiht und ist im Alterthum die heiligste aller Zahlen, was sie dem Christenthum in noch höherm Grad durch das Geheimnisz der allerheiligsten Dreifaltigkeit wurde. Darum ist denn auch der Dreimärker eine Art von heiligem Stein und erscheint als solcher besonders in der hessischen Provinz Starkenburg in vielen Sagen. Die Jahre unter sieben sind die unbefangener Unschuld, mit dem siebenten naht mehr die Erkenntnisz des Guten und Bösen. Auch das Noth- oder Sieghemd musz von einem solchen Kind gesponnen werden. Neu aber musz Hacke und Grabscheit sein, weil sie zur Erlösung dienen sollen, also zu einem heiligen Geschäft, wie denn auch das Opfervieh oder das Gespann am Wagen der Götter nicht vorher in menschlichem Dienst gewesen sein durfte, auch gleichsam neu sein muszte.

Zwar war der Erzähler dieser Sage sehr ausführlich, doch ist sie nicht recht durchsichtig klar und es haben sich offenbar Elemente eingemischt, welche ihr ursprünglich fremd sind. Ich möchte den Versuch wagen, sie herauszulösen. Der Bauer sieht wohl drei Herren, doch zwei nur davon sind edeln, königlichen Geschlechts und das sind dieselben zwei, welche in No. 28 in dem Wagen erscheinen, der Rodensteiner und der Schnellertsgeist. Der Jäger ist untergeordneteren Ranges und ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich in ihm den ‚*vil getriuwen*' Eckard sehe, der warnend vor Frau Venus Berg sitzt, aber auch vor dem wüthenden Heer warnt, (M. 887.) wenigstens erscheint er hier auch warnend, freundlich, schützend und ebenfalls bei dem Auszug der wilden Jagd. Sind uns so diese drei Personen gesichert, dann gibt sich das Uebrige schon leichter. Mahl und Kampf (der Handstreich) folgen sich wie in Valhöll; statt des Kampfes aber tritt die Jagd ein und auf ihr wird ein Mönch getödtet. Wer die Mönche in der Sage meistens sind, hat uns die Anmerkung zu No. 8 gesagt, der hier vorkommende wird der wilden Männer einer von dem, dem Rodenstein benachbarten, Wildeweibchenstein sein, (No. 87.) denn diesen Wesen stellt der wilde Jäger gern nach. (Deutsche Sagen No. 48.) Hier ist meiner Ansicht nach die schadhafte Stelle. Es kommt anderwärts vor, dasz ein Jäger ewig jagen musz, weil er einen

Einsiedel ermordete und diese Sage hat sich hier eingedrängt, sie soll offenbar auch hier erklären, warum die Geister jagen müssen und die ganze Mordscene spielt sich vor den Augen des Bauern ab, wie anderwärts der Mord zweier Brüder, ein Kampf oder anderes, was ähnlichem Umwandern zu Grunde liegt, sich allnächtlich wiederholt. Eher sollen, so meint diese Sage, die Geister nicht Ruhe finden, bis der ermordete Mönch begraben ist; der, welcher diesz Geschäft vollbringt, empfängt reichen Lohn an den vergrabenen Schätzen der Burg. Zwischen diesen Zügen und der Göttersage vom Heerzug und der tosenden Jagd aber einen Zusammenhang zu finden, scheint mir unmöglich und dadurch wenigstens vor der Hand meine Annahme, dasz hier dem Ganzen einst fremde Elemente vorliegen, gerechtfertigt. Diesz ist mir um so wahrscheinlicher, da die Sage die Erlösung der Geister zu verhindern weisz. Die Umzüge der alten Götter können nicht von einem Umstand, wie der vorliegende abhängen, sie finden statt bis zur Götterdämmerung, unbeirrt durch das, was der Mensch auf Erden treibt. Das fühlte die Sage selbst in ihrer Umbildung nach, darum fallen Wuotans Hunde *) den Bauern an, sie verführen ihn, das unwiderruflich heilige Schweigen zu brechen und alles ist umsonst, die Jagd saust fort nach wie vor. Ich komme in der Anm. zu 62 auf die Sage zurück.

24. Das wilde Heer in der Küche.

Nach mündlicher Mittheilung von Herrn Revierförster Hoffmann in Roszdorf.

In der vorhergehenden Sage fanden wir die Geister beim Mahl der Valhöll. Die vorliegende enthält eine andere Erinnerung an dasselbe, nur findet es hier nicht in der Burg statt, d. h. wie ich anderswo nachweisen werde, im Berge, sondern nach der Weise der Zwerge, die unter Donar stehen, bereiten die Geister es in der Küche. — Im Jahr 1804 am selben Abend zur selben Stunde, wo die Geister das Mahl in der Küche bereiteten, kam der Schulprovisor Würthele zu Fränkisch-Crumbach athemlos in die Amtskellerei gelaufen und machte die Anzeige, dasz so eben die Schnellertsgeister durch die Kirche gezogen (die Rodensteiner liegen da begraben) und alle Kirchenthüren mit dem gröszten Geprassel aufgeflogen seien. Bei angestellter Untersuchung fand man die Kirchenthüren fest geschlossen. Zehfusz die Herren von Rodenstein p. 71.

---

*) Die Windhunde von der Jagd, wie es ausdrücklich heiszt und welche die Sage also streng von den schatzbewachenden Hunden unterscheidet.

25. Die Todtenhöhe.

Mitgetheilt von Landau in der Zeitschrift des churhessischen historischen Vereins I p. 354.

Sobald der Kampf der Helden in Valhöll zu Ende ist, erheben sich die Gefallenen wieder zu neuem Leben. So geht nach der Snorraedda und Saxo grammaticus Hildr jede Nacht auf den Walplatz, wo Hiadningawig geschlagen worden und weckt durch Zauberkünste die Todten, die Tags zuvor gefallen und sie stehen auf zu neuem Kampf, den sie allnächtlich fortkämpfen bis zur Götterdämmerung. Was da jede Nacht und zwar jeden Tag sich wiederholt, das wiederholt sich unserer Sage zufolge nur einmal im Jahr auf der Todtenhöhe, am Jahrestag der Schlacht, die einst da geschlagen worden, eine modernere Fassung der alten Sage.

26. Der Schnellertsgeist.

Es ist selten, jedoch ganz erklärlich, dasz der Geist des Schnellerts in einem *Wagen* erscheint, oder sich hören läszt.

27. Das Eichbrünnchen.

Brunnen am Fusze von Bäumen entspringend, galten unserm Alterthum stets für heilig. Die Taufe der Kinder in dem Brünnchen ist nur sagenhaft, denn das Taufwasser musz geweihtes Wasser sein und zwar am Charsamstag geweihtes, doch weist der Zug auf die uralte Heiligkeit des Brunnens hin. Ich denke, die Rodensteiner haben die Kinder nicht sowohl in demselben taufen lassen, sondern *geholt*, es wird ein Kinderbrunnen sein.

28. Der Geisterwagen.

Gleich No. 20 aus dem Munde eines in Oberkainsbach wohnenden Bauern von H. Zehfusz mitgetheilt in seinem Schriftchen: Die Herren von Rodenstein nebst der Sage von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein. Darmstadt 1825. p. 67.

29. Sonntagskind. 30. Die Scheune in Oberkainsbach.

Letzteres erzählte mir im Herbst dieses Jahres der Bürgermeister des bei Oberkainsbach liegenden Fleckens Reichelsheim. So sagte auch schon der verstorbene Besitzer des Hofes zu Zehfusz: ‚er glaube, dasz sein jetziges Haus dem Geist im Wege stehen müsse, es habe einmal mit solcher Gewalt am Fundament des Hauses vor seinen Fenstern hin und her getobet, dasz Thüre und Fenster gezittert und die Bücher vom Schrank herunter gefallen seien; sein Nachbar sei jedoch nichts davon gewahr geworden. Wie diese Scheune mit dem Rodensteiner zusammenhängt, habe ich in meinem Schriftchen über die Sagen von den beiden Burgen (Anm. zu No. 9.) nachgewiesen.

31. Der Kornweg.

Vgl. Beiträge z. d. Myth. p. 71. Die heidnisch Römelnden suchen den Kornweg durch eine alte Römerstrasze zu erklären. Wie Beides zusammenhängen soll, will mir nicht in den Kopf.

32. Des Rodensteiners letzter Auszug.

„Einer der merkwürdigsten Vorfälle der Art hat sich im November 1820 zu Fränkisch-Crumbach ereignet. In diesem Monat hörte man eines Abends um 9 Uhr ganz in der Nähe des Ortes ein starkes Trommeln und Läuten; diesz dauerte bis 11 Uhr in der Nacht und war gleichsam überall und nirgends. In dem eine Stunde entfernten Hofe am Rodenstein wurde es in derselben Stärke vernommen. Die Bewohner liefen auf die sog. Rodensteiner Höhe, um zu sehen, ob es vielleicht in Fränkisch-Crumbach brenne. Derselbe Lärm wurde auch in der entgegengesetzten Richtung bis Reinheim hin, also in einer Entfernung von 3 bis 4 gleich stark gehört. Auch von da her erkundigten sich am andern Tage Leute, ob es wohl in der Gegend von Fränkisch-Crumbach gebrannt hätte, da man am vorigen Abend von daher so stark stürmen gehört.“ Zehfusz p. 62.

33. Der Reiffenberger.

(Steiffenberger ist Druckfehler.) Schwarz Buchenblätter I p. 8. Der Name des Petersbergs ist mythologisch derselbe wie Rodenstein; (Beiträge p. 81.) zudem fahren beide Geister. Der Probst soll ein Herr von Reiffenberg gewesen sein.

34. Die silberne Kutsche in Grünberg bei Echzell.

Von Phil. Dieffenbach, dem Herr Pfarrer Eich zu Echzell die Sage erzählte. Hier gewinnt der Wagen schon ein mehr göttermäsziges Ansehen, nur wird er schwerlich von Silber, sondern von Gold sein. Die weiszen Pferde sind ächt und uralt.

35. Weiszen Frauchen am Borstein.

Die goldne Haube ist sehr alt. Bei den Geistern hat die Zeit einen raschern Flug als bei uns und Menschen sind oft

Jahre lang bei ihnen, während sie meinen nur Stunden da zugebracht zu haben. Wir werden dabei an das Wort des Psalmisten erinnert, der sagt: ‚Tausend Jahre sind vor dem Herrn, wie ein Tag.'

38. Der Schönberg bei Gelnhaar.

Von Phil. Dieffenbach. Aehnliches wird auch von dem Platz im Wald zwischen Auerbach und Bensheim berichtet, wo ehemals die Nothgotteskapelle stand. Einem andern Mann soll sie als Kröte erschienen sein, er habe ihr auch den erlösenden Kusz geben wollen, doch als sie so an ihm heraufgekrabbelt sei, habe ihn plötzliches Entsetzen erfaszt, so dasz er sie von sich warf.

39. Der Altenburgskeller bei Nidda.

Vgl. die Sage vom Tannenberg No. 80, gleichfalls Grimm deutsche Sagen No. 15, der Weinkeller bei Salurn.

40. Die Jungfrau auf dem Weidelberg.

Landau hessische Ritterburgen I, 349. Die weisze Blume ist noch neu, gewöhnlich ist dieselbe blau oder gelb. Auch dasz sie dem Schäfer die Blume nur zeigt und dieser selbst sie brechen musz, ist seltner.

41. Die Blume auf der Altenburg.

In Dieffenbachs Urgeschichte der Wetterau Sage 12. Sehr bezeichnend ist, dasz die Blume sich am Hut des Schäfers in einen Schlüssel verwandelt. Die Jungfrau scheint unsichtbar gegenwärtig. Im vollen Widerspruch zu der vorigen Sage ist, dasz dem Bauern das Gold bleibt, trotzdem dasz er das ‚Beste' nicht mitnahm.

42. Schlange auf dem Rodenstein.

Indem der Knabe mit seinem Mund die Schlüssel aus der Schlange Mund nimmt, gibt er ihr gleichsam den erlösenden Kusz. Gewöhnlich und gewisz auch richtiger ist das verhängniszvolle Blümchen zu einer Wiege bestimmt. (Vgl. No. 14. 49. Deutsche S. No. 107.) Der Sarg scheint mit No. 62 zusammenzuhängen und ich werde ihn dort besprechen.

43. Das Raubschlosz bei Grünberg.

Durch Phil. Dieffenbach von Herrn Rektor Glaser in Grünberg.

44. Das Edelfräulein von Rodenstein.

Die am Schlusz der Anm. zu 27 aufgestellte Vermuthung über das Eichbrünnchen wird durch die Erscheinung der Jungfrau noch wahrscheinlicher, denn diesz Edelfräulein ist nichts anders, als die alte Holda. So wohnt auch die weisze Jungfrau auf der Harzburg im Burgbrunnen. H. Pröhle in der d. Reichszeit. 1852 No. 209. Der Erzähler kehrte, wie es scheint, die Ordnung der drei Gestalten um: gewöhnlich sind diesz drei Thiergestalten (Myth. 921 Schlange, Drache, Kröte, Frosch) und erst, wenn diesen die Küsse gegeben sind, fällt die Hülle, die Erlösung ist vollbracht und die Jungfrau steht in voller Schönheit da, was freilich noch nicht geschehen, immer nur vorhergesagt ist, denn keiner hat den Muth, bis zum dritten Kusz auszuhalten.

45. Die Fai.

Landau in der Zeitschrift des churhessischen historischen Vereins I, 352.

47. Die Jungfrau mit den Schlüsseln.

Die Bedeutsamkeit des Traums mahnt an jene andere weit verbreitete Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke, deutsche Sagen No. 211.

48. Weisse Frau in Westhofen.

Nur der Unschuld und Einfalt gelingt die Erlösung, darum sollen die Kinder dem Hund die Schlüssel nehmen, in No. 42 soll der *Knabe* die Schlange küssen und wo ein Jüngling vorkommt, da musz er *rein* sein; mehre Sagen melden, wie Jünglinge, nachdem sie die Keuschheit verloren, nicht mehr die Jungfrauen sahen. Das ist ein so wesentlicher Zug, dasz wo er sich nicht findet, die Sage Schaden gelitten hat. Vgl. Myth. 914. 915. 916.

52. Drei Aepfel gekocht.

Eine ganz eigenthümliche Sage, zu der ich kein Gegenstück kenne. Durch die Aepfel, welche als Opfer erscheinen, da sie in einem *neuen* Geschirr gekocht werden müssen, und dem Männchen, einer Art von Wichtel gegeben werden, scheint die Erlösung vollbracht zu werden, als deren Lohn die Frau den Schatz empfängt.

53. Frau Susanna.

Durch Phil. Dieffenbach von Herrn Pfr. Oeser in Lindheim. Zur Pflege der Dürftigen, das heiszt wohl, die gütig mit den Me nschen verkehrt und ihnen in ihren Nöthen helfend beispringt, auc h gute Menschen oft mit Glücksgütern lohnt. Die Sage ist zu lückenhaft, so wie die folgende.

54. Frau Else.

Von Phil. Dieffenbach. Von diesem Wesen gab es wohl früher aus führlichere Sagen. Im Namen erinnert sie an die Harzjung- frau Ilse, Deutsche S. No. 316, Pröhle, aus dem Harz p. 90. Kuh n und Schwarz p. 176. Die Gestalt der alten Frau ist wohl nur eine Verhüllung der eigentlichen Else, wie die Feien auch oft als alte Weiber und an Krücken erscheinen. Das angenommen wär e die Entführung des Ritters durch die Liebe der Frau zu ihm zu erklären, die, eine Art von Frau Venus, ihn mit sich in den Venusberg risse. Der tscherkessischen Sage zufolge spr ingen gerade so die Peris den Männern, welche sie lieben, hint en auf das Pferd oder auf den Rücken und sprechen ihnen von ihrer Liebe.

55. Vetter Metz.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1847, 88. Dies z Vetter ist jedenfalls verdorben, dem Metz weisz ich auch kein en Sinn abzugewinnen. Aehnliches wird von Berg- und Erd- män nchen vielfach berichtet. Baader bad. Sagen pp. 224. 240. Herr rlein Spessartsagen p. 34. Grimm deutsche Sagen I p. 387. Myth h. 425. 452. Müllenhoff 382, 389, 405, 406. Kuhn und Schw warz p. 164. 166. vgl. p. 489 u. s. w. Bemerkenswerth ist, dasz das Mädchen nur ledigen Burschen erscheint.

56. Vom Kloster Steinbach.

Auch hier hält die weisze Frau auf Reinheit. Nicht imme r erlaubt sie jedoch, dasz ein Zeuge mitgebracht werde. Die weisze Jungfrau auf der Harzburg wollte einen Burschen mit nach dem Schöppenstädtergrund haben und er war desz zufrieden, stell te aber die Bedingung, seinen Bruder Valentin mitbringen zu d dürfen. Da seufzte sie und verschwand. Pröhle in der d. Reic hszeitg. 1852. 209.

57. Die Bleicherin.

Aehnlich wie hier von der Wäsche wird von den wilden Frau en am Staufen und bei Berchtesgaden, ebenso von andern ähnlichen Wesen auf der Erenburg und dem Vetsberg berichtet Panzer Beitrag No. 9, 14, 157, 205.

58. Die Silberwäscherin zu Unterschlitz.

Steiner Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde II. p. 17. Auch Schwarz kennt die Sage; ich erhielt sie mündlich von einem Soldaten.

59. Weisze Jungfrauen bei Hungen.

Durch Phil. Dieffenbach von Pfr. Möbius zu Trais-Horloff. Auch hier, wie in No. 41 ist Blume und Schlüssel gleichbedeutend, also wohl die Schlüsselblume gemeint. Das Waschen erinnert an No. 57; gleiches wird vielfach von den Zwergen erzählt, besonders in Belgien von den Kaboutermannekens.

60. Der Horst.

Von Phil. Dieffenbach. Das Waschen haben sie wieder mit dem Edelfräulein von Rodenstein gemein. Vgl. Mythol. 915. 917.

62. Todte Frau auf Rodenstein.

Im Ganzen dieselbe Sage wie No. 23. Statt der zwei Prinzen haben wir hier zwei Frauen, der bestimmte Ort, wohin der Bauer kommen soll, wird der Dreimärker sein, der Sack, den er mitbringen soll, ist derselbe, nur ist die Leiche, welche er hineinstecken musz, die einer Frau, nicht eines Mönches. Gewisz ist nun diese todte Frau niemand anders, als die in No. 244 erscheinende ermordete Gattin des Rodensteiners, so dasz über die Ursache des Umfahrens des Geistes zwei Sagen vorliegen, deren jene frühere es von dem Mord (und wahrscheinlichen Fluch) des Mönches, diese es von dem Mord und Fluch der Frau ableitet. Meine Annahme in der Anmerkung zu 23 gewinnt dadurch neue Stärke: die der No. 244 verwandte Sage von dem Mord des Mönches hat sich in 23 an dem Punkt eingedrängt, wo von der Jagd auf die wilden Waldleute die Rede war, die ihr einen Anhaltspunkt darbot, und sie verdrängte dadurch die Züge, den Theil der alten Sage, welcher von der Theilnahme des Bauern an der Jagd sprach. Dasz nämlich Menschen auch zu der wilden Jagd zugelassen werden, zeigt No. 516 meiner niederländischen Sagen, in welcher ein Holzhacker mit zieht und so viel Wild getödtet wird, dasz er vierzehn Tage lang einsalzen musz, es ist lauter Eberfleisch. Auch da kommt zuerst das Mahl, dann die Jagd. Der Dreimärker ist in dieser Sage eine alte Eiche, unter die der Holzhacker sich unwillig setzt und aus der ein altes Männchen, der Jäger der No. 23, hervortitt. Grabscheit, Hacke und Sack fallen demzufolge in 23 auch weg, als ursprünglich der Sage fremd; sie gehören wesentlich zum Begräbnisz der Leiche des Mönches, wie hier zu dem der Frau.

63. Die Schlange mit den Schlüsseln.

Eine ziemlich neue Erscheinung. Der Erzähler war ein durchaus zuverlässiger Mann; ohne das würde ich Bedenken getragen haben, die Sage aufzunehmen. Uebrigens spricht die folgende Sage auch schon für die Aechtheit.

64. Geister auf Ulrichstein. 65. Der weisze Mann in Herbstein.

Von Phil. Dieffenbach. Baader bad. Sagen p. 80, 95, 139 und Stöber elsässische Sagen 27 kennen auch solche weiszen Männer.

66. Der Haak bei Melbach

Von Prof. Weigand. Vgl. Phil. Dieffenbachs Urgeschichte der Wetterau S. 83 f. Die Riesen und Riesinnen dachte man sich wohl, gleich den Zwergen in alter Tracht und so wurde die Riesin zur Nonne. So gilt eine auf ihrem Grabstein in der Tracht des XV Jahrh. abgebildete Frau in den Ruinen der Kirche auf dem mir benachbarten Heiligenberg beim Volk allgemein als Nonne.

67. Das Felsenmeer.

Von Herrn Candidat Kaiser in Beedenkirchen, der auszer dem Riesenaltar (No. 68) noch einige 80 Blöcke auf dem Felsberg fand, welche Spuren römischer Bearbeitung tragen. Vgl. Deutsche Sagen No. 197. Ueber den Riesenaltar vgl. Winckelmann Beschreibung von Hessen um Hersfeld.

69. Der Riesenstein.

Von Phil. Dieffenbach.

70. Die Milseburg.

Schwarz Buchenblätter p. 64.

71. Hünfeld.

Schwarz Buchenblätter p. 62.

72. Hohenstein und Borstein.

Das Kegeln findet sich häufig als Beschäftigung der Riesen und Geister. Vgl. Kuhn und Schwarz norddeutsche Sagen: No. 59 kegeln die Hünen und der Teufel. No. 247, 3 wird im Kyffhäuser mit Kegeln geworfen, was auch E. Sommer in den Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Sachsen und Thüringen S. 4. berichtet. Wenn es donnert, sagt man in Köln, droben werde gekegelt, anderswo St. Petrus oder die Engel schieben Kegel. Mehr darüber an anderm Ort.

73. Die Riesenstange und das Riesenhaus in Worms.

J. J. Winckelmann Beschreibung von Hessen und Hersfeld p. 32.

74. Die Altenburg bei Bauernheim.

Durch Prof. Phil. Dieffenbach. Die Zwerge werden offenbar mit den wilden Waldleuten verwechselt, mit denen sie zwar verwandt, aber nicht identisch sind.

75. Heinzelmännchen.

So ist auch der Geist Hinzelmann auf Hudemühlen eifersüchtig auf die beiden Fräulein und will nicht, dasz sie heirathen. Deutsche Sagen I, 117.

78. Der Schlurcher.

Der Schlurcher scheint dieselbe Person zu sein mit dem ‚Mann mit dem Schlackhut,' der die Frau auf dem Freyenstein besuchte. Deutsche Sagen I, 260.

79. Des Albs Gestank.

Aus *Erasmi Alberi novum dictionarii genus* mitgetheilt von Prof. Weigand.

81. Die Hollen.

Von Phil. Dieffenbach. Auf dem ‚*oude wal*' in Westflandern hört man, wie drunten in der Erde Teigmulden ausgekratzt werden und es riecht nach gebackenen Eierkuchen. Ein Bauer, der an der Stelle steht, wünscht laut einen solchen Kuchen und sofort liegt einer vor ihm, aber als er hineinbeiszt, verschwindet er, d. h. er verfällt den Geistern, deren Speise er genossen, wie *Persephone* der Unterwelt verfiel dadurch, dasz sie sechs Kerne von einem Granatapfel dort verzehrte. Niederländ. Sagen p. 285. Anderswo heiszt es, wenn Nebel um die Berge hängen, die Geister der Berge kochten ihren Kaffee.

83. Der wilden Frau Gestühl auf dem hohen Berg.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1847. No. 12. vgl. Phil. Dieffenbachs Wetterau S. 282 No. 11. Der Ort scheint eine alte Opfer- und Gerichtsstätte zu sein.

84. Die wilde Frau bei Fulda.

Dasz die wilden Frauen auch den Tod verkünden, ist ein neuer Zug, bei andern elbischen Wesen kommt er öfterer vor.

86. Der wilden Frau Gestühl.

Von Prof. Phil. Dieffenbach. Auch der Gesang, der sonst echt elbisch ist, kommt bei wilden Frauen seltener vor. Die *drei* Frauen zeigen schon die Berührung mit den weiszen Frauen, denn die wilden Weibchen leben gewöhnlich mit Mann und Kind zusammen, so in No. 82, 83, 87.

87. Der Wildeweibchenstein.

Das eingehauene Kreuz erinnert an die Bitte des Moosweibchens der Bauer möge doch beim Umfällen des Baums drei Kreuze in den Stamm hauen, damit es vor dem wilden Jäger sicher sei. Diese Moosleute sind identisch mit unsern wilden Leuten und hier ist der wilde Jäger auch nahe. (D. S. No. 47.) Die Erzählung von dem Jäger zeigt, wie die Märchen und Sagen oft in einander übergehen, sie findet sich nämlich, besonders die Worte: ‚Kind hebe deinem Vater sein Bein auf,‘ wörtlich im Märchen wieder. Vgl. auch D. S. No. 50. In dem Erscheinen auf der Hochzeit und der damit verbundenen Begabung berühren sich die wilden Weibchen mit den Zwergen.

88. Die zwei Herren von der Glauburg.

Ein solcher Wassermann tanzte auch auf dem Markt zu Laibach mit unter der Linde am Brunnen (D. S. 51.) und schleppte ein schönes aber leichtfertiges Mädchen mit sich fort.

So kamen zwei schöne Jungfrauen aus dem Döngessee (Churhessen) bei der Kirmes nach Dönges, um zu tanzen. Ein Bursch hielt der einen die Handschuhe zurück, über dem Suchen verspätete sie sich, so dasz es zwölf Uhr schlug, und am andern Tage war der See blutroth, ist diesz auch seitdem jedes Jahr an diesem Tag. Deutsche Sagen 1, 72.

89. Fuchs und Hund.

Sonst erscheint der Nix gern in Gestalt eines Pferdes, in den Niederlanden nur liebt er auch andere Thiergestalten.

93. Die Kornähre.

's ist ein Gesetz der Teufel und der Geister
Wo sie herein, da müssen sie hinaus,

sagt Mephistopheles im Faust und selber vermögen sie die verstopften Löcher nicht zu öffnen, wäre auch das Hindernisz noch so unbedeutend.

94. Alb im Betttuch.

Landau in der Zeitschrift des churhessischen historischen Vereins. I, 254. vgl. 92. Als Vogel entfliegt die Seele gern. Mythol. 789.

95. Das weisze Mäuschen.

Aus einer schlafenden Magd geht die Seele als rothes Mäuslein (D. S. I, 335), aus einer andern als schwarzer Rauch (das. 336), beide drücken einen Knecht; als man sie rüttelt und schüttelt, sind sie todt. Aus einer dritten geht sie als Katze, wie in No. 97.

96. Der Alb aus der Fremde.

Die in der Muschel über den Bach setzende Frau, welche die Pferde ritt und drückte, ist dreihundert Stunden weit hergekommen. Sagen p. 614 vgl. p. 654. Diesz Ganze zeigt unverkennbar den echt elbischen Charakter der Mahr, es ist die werthvollste Sage, welche über sie bisher vorliegt.

98. Weiszes Wiesel.

König Guntrams von Franken Seele ging in eines Schlängleins Gestalt aus seinem Körper, überschlich auf einem Schwert einen Bach und schloff in einen Berg. Zurückgekehrt in den König, erwachte dieser und erzählte, ihm habe von einem Flusz geträumt, den er auf einer Brücke von Eisen überschritten und darauf sei er in einen Berg voll groszer Schätze gekommen. Nachgrabend fand man diese letztern. D. S. No. 428 nach Paulus Diaconus III, 34. Aimoin. III, 3. Auch No. 101 gehört hierher, wo der Geist als Fliege ausgeht.

102. Das eingehackte Beil.

Drei Eggen, denn das Ackergeräth, mit dem die heilige

Erde bearbeitet wird, scheint dem Alterthum eine gewisse Weihe zu haben. Die Befreiung von dem Uebel erfolgt erst nach Jahresfrist, wie auch Perahta dem Mädchen, dem sie durch Blasen die Augen blendete, erst nach dieser Frist auf ihrem Umzug das Gesicht wiedergab. (Mythol. 254.) Das *Beil* ist merkwürdig, auch die weiszen Frauen in den Niederlanden führen dasselbe und werfen damit nach dem, der ihrer spottet. Wolf deutsche Märchen und Sagen p. 326.

103. Fahrt durch die Luft.

Vgl. 264 Ritt nach Heidelberg. Ein ähnlicher Wagen mit zwei Herren fand sich auch beim Rodenstein. vgl. No. 28. Dasz es ein Götterwagen ist, sagt schon die Schnelligkeit mit der er fährt.

104. Die Tanzwiese bei der Milseburg.

Schwarz Buchenblätter S. 83. Die Bearbeitung nennt die Tanzenden ‚Elfen,' was ich nicht beibehalten zu dürfen glaubte, denn keinesfalls sind sie Schwarz als solche bezeichnet worden. Ich setzte darum Hexen an ihre Stelle und glaube diese Veränderung vor den Eingeweihtern verantworten zu können.

106. Die Hexe auf dem Mist.

Der Mist paszt vollkommen zu dem schmuzigen Hexentreiben, er ist gewisz jüngern Datums. Die beiden Verse kommen auch anderswo vor.

107. Hexe als Schwein.

Diese Thiergestalt ist sonst seltener bei Hexen aber sehr bedeutsam. Meint die Sage, dasz die Hexe auch in dieser Gestalt durch die Luft fuhr, dann ist diesz wohl durch das Reiten auf einem Schwein zu deuten und dabei an die auf dem Eber reitende Frouwa zu denken? Meier schwäb. Sagen No. 197. 205 kennt auch eine Hexe als Sau und sagt p. 176, sie könnten sich am *leichtesten* in Schweine verwandeln.

108. Eifersüchtige Katze.

Jeder Stahl, der über die in Thiergestalt Umwandernden geworfen wird, hebt die Verzauberung auf vgl. u. a. Meier schwäb. Sagen p. 177.

110. Zwölf Katzen.

Eine der weitest verbreiteten Sagen, die mir noch in zahlreichen Varianten vorliegt; die Zwölfzahl kommt in allen jedoch nur einmal vor. Das in dieser und den folgenden Sagen 111—114 vorkommende Zeichnen der Hexen wird fast überall auf ähnliche Weise erzählt. Ich hätte die Sagen dieser Art noch sehr vermehren können, aber es genüge an diesen Beispielen.

115. Der blaue Gickel bringts Essen.

Merkwürdig ist die Vergleichung mit dem Wiesbaum, die wörtlich so in ganz Deutschland vorkommt. So erscheint z. B. die in eine Schlange verwandelte elsässische Jungfrau ‚gross wie ein Wieschbaum' (D. S. I p. 305.) so der Drache in dem norddeutschen Malchin, so grosz wie ein Wêsbaum (Kuhn und Schwarz No. 4.) u. s. w. Dieser blaue Gickel oder feurige Drache begegnete schon in No. 101 p. 66. vgl. Müllenhoff p. 206. 209.

Mit dem blauen Gickel verwandt ist das Kalb im Kasten (Deutsche Sagen I, 140) dem Milch gegeben werden muss. Als die Magd ihm unvorsichtiger Weise dieselbe siedend in den offenen Rachen giesst, flieht es und steckt das Haus in Brand.

118. Beim Brauchen berufen.

Die Jesu abschwörende Hexe tritt auf den Heerd, hier erschallt das Gelächter der Hexe hinter dem Backofen her, also auch von einer Feuerstelle. Sonst wohnen da nur die Hausgeister.

119. Das Hexenbuch in Reichelsheim.

Aehnliches erzählt Dieffenbach (Urgeschichte der Wetterau p. 276) aus Friedberg.

120. Die Knodener Kunst.

Die letztere Geschichte ist sehr verbreitet, sowohl in Deutschland, als in den Niederlanden, sie liegt auch in Göthes Zauberlehrling vor. Ueber die zauberischen Bücher Mosis weiss man ebenfalls allerwärts zu erzählen, vgl. Meier schwäb. Sagen p. 196. Kuhn und Schwarz No. 66. 109. Gewöhnlich heisst es, dass diese Bücher da oder dort an Ketten angeschlossen liegen.

123. Der Wildfrevler.

Vgl. Müllenhoff Märchen, Sagen, Lieder aus Schleswig etc. No. 82 wo erzählt wird, wie Herzog Hans Adolf sich und seine Leute, als er verfolgt wurde, in Blume verwandelte.

125. Drei Schüsse.

Aus Kleinheubacher Hexenakten des Gräflich Erbachischen Archivs in Michelstadt. Die deutschen Sagen der beiden Grimm bringen I, 344 flg. mehre Sagen von solchen Freischützen. Wozu diente aber die Wurzel? War es eine Mandragora? vgl. 126 Doktor Aphrasterus.

126. Doktor Aphrasterus.

Das ist wohl Theophrastus Paracelsus? Ich habe die Sage von einem Veteranen, der sie in der Nähe von Worms hörte. Der Eingang der Sage findet sich in ganz Europa und selbst im Orient wieder. Wie der Kerl in den Baum gebannt ist, so wird die Pest oft in ein Loch gebannt und eingemauert. In dem Folgenden findet sich Nachklang der Sage.

In den Tischreden sagt Luther einmal zum Doktor Jonas: ‚Herr Doktor, wisset ihr nicht, was Asche von Cram, der Ritter, zu mir zu Wittenberg sagte, dasz einer einmal zu ihm gesprochen hatte: Lieber, wollt ihr reich, gewaltig und grosz werden, so müsset ihr ein Loch in einen Baum bohren, die Seel drein setzen und ein Pflock dafür schlagen, dasz sie drinnen bleibe. Wenn ihr nun reich worden seit, alsdann gehet hin und nehmet eure Seel wiederum heraus. Da sagte Doktor Jonas drauf: Wie wenn einer mittlerweile käme und nähme das Seelchen aus dem Baum weg? Da sprach Doktor Luther: Trauwen, da lasz ich ihn für sorgen, ich wagte es nicht drauf.'

Als ich im vorigen Herbst wieder den Odenwald durchforschte, rühmte sich ein Bauer in Hilpertsklingen seiner Beschwörungsbücher gegen mich. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen sei und er erzählte: ‚Mein Vater war ein Hauptkünstler durch diese Bücher; er verstand das Bannen und Lösen, das Besprechen u. s. w. Als er auf dem Todesbette lag, da rief er mir und sprach: „Geh an den Schrank dort und hol das Kästchen heraus." Ich brachte es und da nahm er aus dem Kästchen die Bücher, band sie zusammen, gab sie mir und sprach: „Trage sie drauszen auf den Heerd und zünde Feuer dabei an, dasz sie verbrennen." Ich nahm das Päckchen, schürte ein grosz Feuer und steckte die Bücher in meinen Hosensack; dann ging ich zu meinem Vater und sagte: Eben brennen sie. Er horchte eine Weile auf und sprach alsdann: „Es ist nicht wahr, sie brennen nicht, du lügst und hast sie versteckt." Ich ging mit dem Vorsatz hinaus, sie jetzt ins Feuer zu werfen, aber es that mir doch leid, um all die Wissenschaft zu kommen und ich steckte sie wieder in den Sack, kam zu dem Alten und sagte: Jetzt liegen sie aber gewisz im Feuer. Er horchte abermals eine Weile, dann rief er heftig: „Du lügst abermals, wenn sie brennten, dann würde ein Knall geschehen, als ob das Haus zusammenstürze.“ Jetzt hätte ich es um keinen Preis gethan, ich lief aus dem Haus und als ich nach einer Weile zurück kam, war der Alte todt, ich aber hatte die Bücher.‘ Ein schauriges Bild eines Sterbebettes in dieser ganz heruntergekommenen Gegend, aber ganz dieselbe Scene, die wir auch am Ende unserer Sage finden.

127. Zwetschenheinrich.

Zwar sah der Erzähler den Teufel in diesem Wesen, doch ist es offenbar nur ein Zwerg oder Kobold, der sich bekanntlich gern in Mühlen zu schaffen macht. vgl. Niederl. Sagen No. 209. Der Name rührt in seiner ersten Hälfte wohl von dem gleich einer überreifen Zwetsche verschrumpften Gesicht des Kobolds her, Heinrich heiszt er in nachklingender Erinnerung an Heinchen. (Myth. 415.)

130. Wie einmal der Teufel von einem Hessen geprellt wurde.

Ein Sprichwort sagt: Wer den Teufel fordert, musz ihm auch Werk schaffen. (Deutsche Sagen I, p. 277.) Als eben so rüstiger Arbeiter erscheint der Teufel in dem irischen Märchen von Peter Finigan und seinem Naglergesellen (Erin von K. v. K. I, 224). Genau unserer Sage verwandt ist aber die andere irische von Michael Scott und seinen Teufelsgesellen, denen er nie genug Arbeit geben konnte, bis er ihnen endlich befahl: ‚Geht und windet mir Seile, welche mich auf den Mond bringen und macht sie aus Mühlenschlamm und Meersand.‘ Brüder Grimm irische Elfenmärchen p. XXXV. Ich habe die Sage von dem Veteranen Gans in Jugenheim.

131. Die Teufelskanzel im Hangelstein bei Gieszen.

Von Prof. Weigand. Wie sind die zahlreichen Kanzeln dieser Art zu erklären? Waren sie etwa Sitze weiser Frauen? Vgl. u. a. G. Schwab Wanderungen durch Schwaben, D. S. No. 190 und gegenwärtige Sammlung No. 68.

132. Der weisze Teufel im Dom zu Fulda.

Schwarz Buchenblätter II, 4. So werden andere Bilder vor Kummer über die Bosheit der Menschen schwarz, was die Muselmänner ja auch von der Kaaba erzählen.

135. Stimme aus dem feuerspeienden Berg.

Fast allgemein galten im Mittelalter die Vulkane als Eingänge zur Hölle. Eine ähnliche Sage vom Hekla steht deutsche Märchen und Sagen No. 380, eine andere vom Vesuv kommt schon im zwölften Jahrhundert vor.

136. Heim leuchten.

Auch der dem Ritter lange Jahre treu dienende Kobold nimmt Lohn und zwar fünf Schillinge, wofür ein Glöckchen in einer armen Kirche angeschafft wird. *Caesar. heisterbac. dial. miraculor. in Bibl. patrum cisterc.* II. p. 149.

137. Das jammernde Irrlicht.

Aus Kunt's Sagen und Sitten aus Hessen. Leider hatte der Verfasser die Manie, schön erzählen zu wollen und dadurch sind die Sagen kaum mehr erkenntlich, gedehnt ausgesponnen, polirt und lackirt zum Erbarmen. Und dazu versichert er in der Vorrede, sie seien in einfachem anspruchlosem Gewande wiedergegeben.

138. Irrwische.

Der Schluss aus der Wetterau ist von Prof. Weigand mitgetheilt. Auch in diesen und der folgenden Sage erscheinen die Irrwische echt koboldisch, geneckt bösartig, sonst aber gütig und hülfreich.

140. Der letzte Kapuziner.

Schwarz Buchenblätter S. 18. Der Schluss ist wohl ein — übrigens echt sagenhaft gehaltener — Zusatz des Bearbeiters, Herrn Schwarz.

141. Die zwei Tauben.

Die Seele zeigt sich gern in Vogelgestalt und die Farbe deutet auf ihren Zustand. Darum entflieht sie auf altdeutschen Bildern aus dem Mund des reuigen Schächers als weisser, aus dem des verstockten als schwarzer Vogel, als Rabe. Vgl. die Albsagen.

145. Erlöste Seele.

Die Seele erscheint oft als Licht, (vgl. Pröhle „aus dem Harz" p. 102), ebenso oft als kleines Kind. Beides wird vermischt in dem merkwürdigen Zuge, dass das Mädchen erst spät erkennt, dass das Lichtchen ein weisses Frauchen ist. Das Vorangehen des Geistes ist in solchen Fällen Hauptsache, sonst würde es dem, den er geleitet, wohl auf den Nacken springen, oder sonst Uebles zufügen. vgl. Niederl. Sagen p. 520.

147. Der Sterbenden Fluch.

Schwarz Buchenblätter II, 116. In der Todesstunde ist die Seele Gott wieder anheimgefallen, bald soll sie vor Seinem Angesicht stehen und das gieszt eine hohe Weihe über sie aus, die bei dem raschen Reifen und Steigen der geistigen Kraft in diesem Augenblick, einen hellern Blick, als sonst über ihr Leben sowohl — daher die Bekehrungen — als auch in die Zukunft gewinnt. Dem Verurtheilten wird kein Wunsch versagt, der letzte Wille des Sterbenden ist heilig.

148. Die Nonne von Lich

kehrt jede Nacht wieder, weil das Kind nicht begraben ist, nicht in geweihter Erde ruht. Vgl. 146.

150. Hühnchen auf dem Grabe.

Von Prof. Weigand in Gieszen. Das Hühnchen scheint ursprünglich die in Vogelgestalt erscheinende Seele der Frau zu sein, weszhalb es auch Frau Mai angeredet wird.

151. Der Scharfenstein.

Landau in der Zeitschrift des churhessischen histor. Vereins I, 254.

153. Todte Mutter.

Die Sage ist in Deutschland, dem Norden und den Niederlanden verbreitet.

154. Der Geist mit den Kegeln.

Dem Licht begegneten wir bereits in No. 145. Frauengeister erscheinen oft als Ziegen, so z. B. der der Frau von Logne als goldne Ziege. Niederl. Sag. p. 329. Damit verwandt ist die Erscheinung der Jungfrauen mit Geiszfüszen Mones Anzeiger 1838, 476, 5. Das Spielen mit Kegeln fanden wir auch schon bei den Riesen.

155. Der eingemauerte Geist.

Schwarz Buchenblätter I, 15. Verwandt mit No. 126. So wird auch die Pest in Frankfurt und an der Stadtkirche zu Erbach eingemauert.

156. Geist auf der Mühle.

Aus eigner Macht kann der Geist nicht in die Mühle zurückkehren, denn eigentlich rückt er nur alle sieben Jahre dem Hause einen Fuszbreit, oder einen Hahnentritt näher, oder wie sonst das allmählige Herannahen ausgedrückt wird. Darum die Verwandlung, in Folge deren ihn die Bewohner des Hauses freiwillig und selbst wieder heimbringen. Der Geist erscheint hier wie sonst als echter Kobold oder Heinzelmann.

157. Das schwere Laub.

Das Lachen kündigt sofort den Kobold an. Ganz ähnliche Streiche erzählt man sich in Antwerpen besonders von dem dort so berühmten einst so gefürchteten Stadtgeist dem „langen Wapper," der als Strohbündel, als Windel u. a. m. auf der Strasze aufgehoben, immer schwerer wird, bis man ihn fallen lassen musz, und dann hohnlachend verschwindet.

158. Geister fortgetragen.

Abermals die Seele in Vogelgestalt und zwar als Huhn, was meine in der Anm. zu 150 ausgesprochene Vermuthung stärkt. Die Wälder, in welche Geister gebannt werden, sind jedenfalls nicht ohne Bedeutung, dieser gewinnt schon dadurch Interesse, dasz er bei dem durch Riesen und Geistererscheinungen bekannten Borstein liegt.

159. Der umwandernde Bär.

Schwarz Buchenblätter II, 22. Der Zug des Bären durch die Luft hat etwas, was an das wilde Heer erinnert. In No. 16 verhindert ein geisterhafter Bär die Erlösung.

160. Koberstadt.

Von Prof. Dieffenbach. Die Sage ist sehr trümmerhaft und darum dunkel, bedeutsam aber in jedem Wort. Der vom rechten Weg abführende Hirsch kommt in den Märchen oft vor und zwar führt er einen König fern von seinem Schlosz in einen Zauberwald, wo er verzaubert wird und sein Bruder ihn erlöst. Hirsch und König sind wohl zu trennen und dann ist die untergegangene Stadt wichtig, die an den Abgrund mahnt, in welchen der Hirsch den Jäger führt. Vgl. Beiträge I, 105 Simrock Bertha die Spinnerin 81.

161. Der Hatschhund zu Gedern.

Von Prof. Dieffenbach, ebenso auch die folgende Sage

163. Das Grille.

Medizinalrath Dr. J. Schneider in Fulda in der vereinten deutschen Zeitschr. für die Staatsarzneikunde. 1851. I Heft p. 163. Es ist eine Art von Kornmuhme Myth. 445.

164. Geist beraubt.

In andern Sagen kommt die frevelhaft Kühne besser davon, sie musz am folgenden Abend zur selben Stunde dem Geist die Kappe wieder aufsetzen, oder den ihm entrissenen Mantel wieder umhängen.

166. Der Höhmann.

Vgl. Schöppner bairisches Sagenbuch I, 430 II, 211. Deutsche Märchen und Sagen 233. Das Springen auf den Rücken begegnet uns auch in 1001 Nacht. Der Knodener Kopf, in dessen unmittelbarer Nähe die Finsterhölle liegt, ist wohl der höchste Punkt des Odenwaldes und scheint von mythologischer Bedeutung zu sein. Das Dorf Knoden lernten wir in 120 als ein Dorf voll Zauberer kennen.

167. Vom Reichelsheimer Schlöszchen.

Es liegt auf dem Reichenberg und ist ziemlich verwahrlost, die alte, schöne Kapelle wie gesagt ein Stall. Die Alten haben eben überall mehr gebaut, als wir armen Epigonen nur zu erhalten vermögen. Die drei Männer in Rüstungen erinnern an die drei Ritter vom Auerbacher Schlosz No 3.

168. Die Rathhaustreppe in Fulda.

Schwarz Buchenblätter I, p. 14. Ein Volksscherz echt derber Natur.

169. Severikapelle in Fulda.

Schwarz Buchenblätter I, p. 11.

170. Der Thorwart im Schlosz zu Ernsthofen.

Was sind das für zwei Kräuter? Wir finden deren in den Sagen von Nixen und Wildeweibchen meist zwei zusammen Dosten und Dorant, wilde weisze Haiden und wilde weisze Selben. (Vgl. No 87.) Die beiden ersten schützen vor dem Nix.

171. Der lange Hannes in Fulda.

Schwarz Buchenblätter II, p. 58.

172. Die Altenburg bei Sichenhausen.

Von Prof. Dieffenbach.

173. Feierabend.

Schwarz Buchenblätter II, 21.

174. Die Todtenkirche bei Meiches.

Von Prof. Phil. Dieffenbach.

175. Schätze im Ernsthofer Schloss.

Vgl. 183. In der Teufelsschule zu Salamanka nahm der Böse am Ende jedes Cursus einen der Schüler als Honorar.

177. Der Keller am Schenkelsberg.

Schwarz Buchenblätter I, 67.

178. Die Katzen auf dem Rodenstein.

Reinheit und Schweigen sind Hauptsachen bei den heiligen Handlungen des Alterthums. Die Hasel ist ein heiliger Strauch. Myth. 617.

180. Das Feuerchen am Wingertsberg bei Staden.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1847. No. 14.

181. Der Höllacker bei Melbach.

Mitgetheilt von Prof. Weigand.

Das Wort „höll“ kommt auch anderwärts in der Wetterau in zusammengesetzten Namen von Länderstücken vor. So ist z. B. zu Fauerbach bei Friedberg ein Höllwasen, in der Niedererlenbacher Gemarkung die grosse Höllwiese, ebendaselbst auch ein Fleck der die Höll heisst. Weigand.

182. Der Schatz unter dem Kirchthurme.

Diese Sage hat mir ein Mann zu Unterflorstadt vor etwa 30 Jahren erzählt. Der Name des Ortes, wo die alte Kirche stand, ist mir entfallen; es war aber ein Ort in der Gegend an der Nidda und es schwebt mir der schon lange einsam stehende Johanniskirchthurm zu Nidda (über denselben s. Phil. Dieffenbachs 3. Abth. seines Auszugs aus dem Tagebuch etc. S. 53 f.) vor, ob mit Recht weiss ich nicht. Weigand.

183. Schatzheben.

Der Wagen findet sich meistens als Schreck- oder Verwirrungsmittel in solchen Fällen. Vgl. Wolf Rodenstein und Schnellerts p. 18. Müllenhoff S. 102. 204. Kuhn märkische Sagen und Märchen 165. Einer von den zwölfen musz herhalten, vgl. D. S. No. 337. Den zwölf Landsknechten will der Teufel nur unter der Bedingung wahrsagen lehren und alle Schätze zeigen, dasz er einen mit sich wegführen dürfe. (Das. I. p. 286.

186. Schlangen ausgegraben.

Vgl. D. S. No. 211, die weitverbreitete Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke.

187. Schätze auf dem Tannenberg.

Aus meiner Geschichte der Burg Tannenberg. Der Regenmolch ist der Salamander.

188. Der Geldkessel.

Prof Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1844. No. 47.

189. Die zwölf Apostel.

Nach Meier, schwäb. Sagen I p. 305 liegen in den Trümmern des Klosters auf dem Heiligenberg bei Heidelberg zwölf Apostelbilder von Silber. Ebendasselbe berichtet Dieffenbach von einem unterirdischen Gang, der vom Augustinerkloster in Friedberg zur Stadtkirche gehen soll. Urgeschichte der Wetterau p. 276.

190. Der Schatz im Schlosz zu Darmstadt.

Vgl. No. 270 Schätze und Erscheinungen im Schlosz zu Darmstadt.

191. Reise nach Venedig.

Ueberall fast in Deutschland finde ich die Meinung verbreitet, dasz Welsche (andere, besonders in protestantischen Gegenden nennen statt ihrer die Jesuiten) jedes Jahr nach Deutschland, oder wie der Erzähler unserer Sage sich ausdrückte ins Reich kamen und sich Gold die Menge holten. Vgl. Herrlein Spessartsagen 197. Schöppner bairisches Sagenb. I, 130. E. Sommer Sagen aus Sachsen und Thüringen 66. Kuhn und Schwarz Norddeutsche Sagen No. 221 u. s. w. Unserer Sage verwandt ist eine Harzsage, welche Pröhle in seiner Schrift: Aus dem Harze p. 108 erzählt, wo auch des Sprichworts gedacht ist: ‚Gar mancher wirft auf dem Kyffhäuser und dem Brocken mit einem Stein nach einer Kuh, der mehr werth ist als die

Kuh selbst. Auch da, wie in Norddeutschland nennt man die Venetianer als Schatzkundige.

193. Das Drachenloch bei Rainrod.

Wagners Volksbuch S. 196. Dess. statist. Beschreibung von Hessen II, 236.

194. Die Unkenkönigin.

Von Prof. Dieffenbach. Dasselbe wird sonst von dem Schlangenkönig erzählt.

196. Die Glocke von Herbstein.

Von Prof. Dieffenbach. Interessant ist, dasz die weiszen Pferde blind sind, da kann nur die Gottheit sie führen. Der Zug begegnet meines Wissens hier das erstemal.

197. Vom Kirchbau in Schotten.

Der Hirsch ist hier weisendes Thier, wie anderwärts Schimmel, Raben, Kinder die Stelle für den Kirchbau zeigen. Z. B. Müllenhoff p. 111 flg. Dasz er das Material auf seinem Geweih wegträgt, ist neu, wenigstens selten. Warum litt aber der Hirsch, das Thier des Fro, nicht, dasz auf dem Berge die Kirche gebaut wurde? Wollte etwa ein Gott den Ort droben ungestört behalten? Man müszte noch weitere Sagen über den Wartberg suchen.

198. Storch hilft löschen.

Der Storch gilt im Allgemeinen für einen besonders begabten und mit geistiger Kraft ausgerüsteten Vogel. Die Sage steht in der Beschreibung Darmstadts von Zehfusz.

199. Die Zigeunerin.

Dies Volk gilt überhaupt als des Feuers mächtig. So heiszt es in Belgien, dasz die Zigeuner in vollen Scheunen Feuer machen dasz die Funken umherfahren, ohne dasz ein Hälmchen Stroh sich entzündet. Sonderbarer Weise werden sie dort oft mit den Kobolden und Zwergen zusammengeworfen und verwechselt.

201. Das Opfer der Mümmling.

Das klingt ja fast, wie Prädestination (vgl. 204) der wir sonst meines Wissens nicht begegnen. Die Wassergeister halten sich gern in der Nähe von Brücken auf, von wo vorzugsweise ihre Stimmen sich hören lassen.

203. Stimme aus dem Brunnen.

Der Jude und sein Kind scheinen ein in der Erinnerung des Volks haftender Nachklang an das alte, heidnische Opfer. Jude ist Nichtchrist, darum hier wohl identisch mit Heide. Der Schlusz der Sage ist bedeutsam.

204. Die Lahn hat gerufen.

Von Prof. Weigand in Gieszen. Zwischen elf und zwölf, oder gerade um Mittag erscheinen auch die Nixen badend auf den Wellen.

Die Schiffer und Fischerleute bei Cüstrin in der Neumark reden ebenfalls von einem den Oderstrom beherrschenden unbekannten Wesen, das jährlich sein bestimmtes Opfer fordere. *Wem nun dieses Schicksal zugedacht sei, für den werde der Wassertod unvermeidlich.* Deutsche Sagen I, 79. *Der* Mensch in unserer Sage ist nicht zu übersehen; wäre es nicht eine bestimmte Person, dann würde es wohl heiszen *ein* Mensch.

205. Regen als Beweis der Unschuld.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1847. No. 51.

206. Der Ehlborn.

Prof. Weigand im Friedberger Intelligenzblatt 1847. No. 80. *Oelung*, weil Oel in Hessen wie Ehl lautet.

207. Der Nornborn und der Güldenborn bei Dauernheim.

Jedenfalls zwei altheilige Brunnen, so wie der Ehlborn.

208. St Gangolphs Brunnen.

Schwarz Buchenblätter I p. 80. Dieselbe Sage kommt auch in Belgien vor. Niederl. Sagen No. 353.

209. Der Bonifaziusbrunnen bei Horas.

Schwarz Buchenblätter I, p. 43.

210. Der Siegfriedsbrunnen.

Ich gebe diese Sage keineswegs als eine alte, echte, sondern nur als Curiosität, und um zu zeigen, wie man heutzutage Sagen in das Volk hineinfragen kann. Das hat nun der Herr Geheime-

Staatsrath Dr. Knapp *) auf dem Gewissen, der sich vorgenommen zu haben schien, die Ermordung Siegfrieds *à tout prix* an diese Stelle zu verlegen. Zuerst zur Sage selbst, die auf reiner Unkenntnisz der Siegfriedssage beruht und ihren modernen Ursprung nicht verläugnet. Die Erklärung des gehörnten durch mit Hörnern versehen, ist so himmelschreiend unvolksthümlich, dasz sich kein Wort darüber verlieren läszt. Alt kann sie nicht sein. Mir liegt die Sage von der Hornhaut und ihrer Erlangung in verschiedenen Fassungen aus dem Volksmunde vor, welche sie sämmtlich mehr oder weniger entstellen, aber solch eine abenteuerliche Carikatur, wie sie hier ist, wurde sie nicht, der Grund bleibt immer rein. Knapp will durch ein paar briefliche Zeugnisse nachweisen, dasz der Brunnen Siegfriedsbrunnen heisze und hiesz, aber den Namen hat er nicht auf der mit der grözten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Generalstabskarte und den Beweis aus Flurbüchern, alten Grenzbegehungen u. dgl. bleibt Knapp auch schuldig. Die Zeugnisse selbst sind dazu verdächtig. Ein bäuerlicher Bürgermeister soll dem Kreisrath erzählt haben, das Siegfriedsbrünnchen trage seinen Namen ‚wohl aus dem Grunde, weil der Sage nach hier der Ritter Hagene den Ritter Siegfried getödtet habe.' Man musz das Volk und das Leben der Sage nicht kennen, um das zu glauben. Auch wuszte nur dieser Bürgermeister (nach jenem Brief) die Namen, der des näher gelegenen Dorfs Grasellenbach *nannte die Namen nicht.* (!) **) Ferner heiszt es in dem Briefe, ‚der Denkstein an dem Brunnen sei umgelegen und eine Inschrift habe wegen zunehmender Dunkelheit nicht ermittelt werden können' und — ein anderer Brief bei Knapp über denselben Gegenstand, der nur 28 Tage später geschrieben ist, weisz nichts von dem Denkstein, sondern sagt: ‚auch sollen daselbst gehauene Steine vorhanden gewesen sein, von denen sich aber jetzt nichts mehr vorfindet. Nach diesem Briefe sollen alte Leute erzählen, ‚es sei ein gewisser Siegfried, den man nur den gehörnten geheiszen habe, in dem Momente, als er sich an der Quelle um zu trinken niedergelegt, von seinem Schwager erstochen worden, daher der Name Siegfriedsbrunnen.' Das klingt ebensowenig nach dem Volksmund, wie jenes, und die Widersprüche bezüglich des Denksteins stärken gerechte Zweifel. Durch dies Alles aufmerksam gemacht, besuchte ich den Ort im Herbst dieses Jahres, um selbst zuzusehen, was an der Sache sei. Da begegnete ich in Hilfertsklingen der mitgetheilten Carikatur; als ich weiter nach Grasellenbach drang, wollte mich die plumpbäuerische Speculation gar an den Ort führen, wo Hagen den Wein hingeschickt habe und wo ein „Denkstein" stehe, wo Siegfried den Bären gefangen u. dgl. und für alles das wurden die Zeugnisse der ältesten Leute beigebracht. Kurz jeder Schritt in der Gegend, jedes Wort, was ich hörte, bestärkten mich in der Gewiszheit, dasz der Brunnen trotz des neuen „Denksteins," der an ihm steht, und vor dessen mittelhochdeutschen Versen die guten Bauern gaffend stehen, wie vor arabisch oder sanskrit, nicht eher Siegfriedsbrunnen geheiszen hat, als bis Herr Knapp die Frage stellte, ob er nicht den Namen trage, ob, wenn die weitverbreitete Sage von zwei Männern die an einem Brunnen einander getödtet, sich wirklich schon da fand, *) nicht der eine der Männer Siegfried, der andre Hagen geheiszen und ob der Mord nicht geschehen sei, als der erste sich zum Trinken zur Quelle niederbückte.

---

*) Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde IV, 2. u. 3. Heft No. 8.

**) Und dennoch hiesz der Brunnen Siegfriedsbrunnen!?

Aber auch noch anderes spricht dagegen. Knapp leitet den Namen Wasgenwald von der dem Brunnen nahen Weschnitz her, die beim Volk Weschenz heisze. Es kommt aber nicht darauf an, wie des Flüszchens Name heut im Volksmunde lautet, sondern wie die Aussprache in älterer Zeit war. Da finden wir aber die Formen Wiffcoz fluv. (a. 766), Wifcoz (a. 779), Wisgotz (a. 795), Wisgoz (a. 805). **)

Endlich aber widerspricht der Annahme das Gedicht selbst. Nibel. 995 sagt Hagen, er habe den Wein ‚ze dem Spehtsharte' gesandt und da dieser von der Lagerstätte offenbar entfernt ist und weit entfernt — denn eine kurze Strecke hätten die berittenen Jäger bald zurücklegen können — so müssen die Herren ungetrunken bleiben. Weiter sagt Hagen 997, ‚ich weisz hier viel nahe einen Brunnen kalt, dahin laszt uns ziehn,' er soll den fernen Wein ersetzen. Der nahe Brunnen musz also weit vom Spessart entfernt liegen, denn er liegt bei der Stelle, wo der Jagdzug sich gelagert hat. Nun will es aber das Unglück, dasz der Brunnen Knapps gerade im Speszhart liegt und dasz der ganze Speszhart nur zwei Stunden höchstens im Umfang hat, also so grosz nicht ist, dasz die Jäger auf ihren Rossen nicht den Wein bald erreicht hätten, wenn er wirklich da gewesen wäre.

---

*) Woran weniger zu zweifeln ist, da Bader in den Sagen des Neckarthals, der Bergstrasze und des Odenwaldes sie schon meldet, aber wiederum ohne Angabe irgend eines Namens. Auch er spricht von dem Denkstein. Ebensowenig weisz der Weinheimer Hofrath Grimm in seiner ‚Vorzeit und Gegenwart der Bergstrasze und des Odenwaldes' (ältere Ausgabe) von dem Brünnchen und seinem Namen.

**) Cod. lauresh. I, p. 235. 242, 6. Würdtwein dioeces. Mogunt. I. 470. Scriba hessische regesten I. 9. 59. 113. 133.

Dasz nach diesen Erwägungen Knapps Annahmen, der mit der Oertlichkeit offenbar vertraute Dichter habe statt der Eiche, die an der vorliegenden Quelle stand, willkürlich eine Linde gesetzt, oder die Dorflinde von dem eine halbe Stunde entfernten Grasellenbach dahin verlegt, dasz er statt des Distrikts Doteshan ein Dorf Otenhain angenommen habe, zusammenfallen, spricht von selbst.

Da wir gerade an dem odenwälder Spessart stehn, will ich auf eins aufmerksam machen, was vielleicht zu der Frage gehört. In Kleinheubacher Hexenakten des gräflich erbachischen Archivs zu Michelstadt fand ich unter den Orten, an welchen vorzüglich Hexentänze statt finden, einen genannt, der ‚am Helmbild im Spessart' heiszt. Der Name deutet auf einen Stein, auf dem ein Wappen mit einem Helm oder aber ein Ritter im vollen Waffenschmuck ausgehauen war. Wo liegt dieser Ort? Trugen die vormals an der Quelle vorhandenen Steine vielleicht ein solches Bild? Aeltere Flurbücher würden die Frage bald lösen, dann liesze sich weiter von dem Brunnen sprechen und so kämen wir wenigstens auf redlichem Wege zu einem Resultat, mag diesz nun sein, welches es wolle.

211. Kinderbrunnen.

Ein Nachtrag zu No. 17. Herr Pfarrer Oeser in Lindheim (Oberhessen) hat so eben die Güte, mir noch die folgenden schätzbaren Mittheilungen zu machen. ‚In allen Dörfern meiner Umgebung ist der Ort, woher die Kinder kommen, ein Brünnlein. In vielen heiszt er kurzweg der Kindsbrunnen und wird unter den vorhandenen Quellen in dem Ort oder um denselben namentlich gezeigt; in einigen ist er nur eine objektlose Sage. In Lindheim heiszt er der Herrnbrunnen, in Glauberg der Riedbrunnen, in Hainchen der Goldbrunnen (vgl. 207) auf der Pfingstweide, die andern Dörfer führen nur die Namen Feld-, Wald-, Rainbrunnen. Ueberall bringt das Kindchen etwas mit, meistens Zucker oder Weck, auch Kuchen und Guts. Bei uns in Lindheim hat das Kind ein' Säckchen anhängen und trägt das Gute darin. In Bernsburg bei Alsfeld heiszt das Brünnchen Stichelsbörnchen und die Kinder bringen Zucker mit, in Londorf (Rabenau) Klingelbörnchen.' Bedeutsam ist von diesen Brunnennamen der des Goldbrunnens auf der Pfingstweide, welcher auf alte Heiligkeit deutet, denn Gold ist das göttliche Metall. Herr Pfr. Oeser verspricht, die Sammlung der Namen solcher Kinderbrunnen fortzusetzen und bemerkt sehr richtig: „es wäre interessant, die Namen der Feldbrunnen im Allgemeinen einmal zusammen zu stellen; wir haben sogar einen der s. v. der Farzborn heiszt," wahrscheinlich von dem Ton, den das der Erde entspringende Wasser von sich gibt, oder gar von seinem Geruch? Eine solche Sammlung würde unserer Alterthumskunde vielfaches Licht bringen und ich bitte Alle, denen es möglich ist, für sie zu wirken, sich die Sache recht angelegen sein zu lassen.

Sonderbarerweise bittet ein Graf von Assenstein seinen in den Schloszbrunnen gebannten Ahnherrn um Nachkommenschaft. (Pröhle ‚aus dem Harz' p. 93.) Musz das nicht die Ahnfrau heiszen?

213. Des Fremdlings Fluch.

Mitgetheilt durch Herrn Pfarrer Oeser in Lindheim. Vgl. 205. Deutsche Sagen No. 360. Deutsche Märchen und Sagen p. 308.

214. Der Aepfelbaum bei Trebur.

Joh. Just. Winckelmann Beschreib. von Hessen und Hersfeld p. 26.

215. Das Bäumchen schütteln.

Vilmar in der Zeitschrift des historischen Vereins von Churhessen IV, 100.

217. Das steinerne Bild zu Konradsdorf.

Von Phil. Dieffenbach. Vgl. auch Archiv für hessische Gesch. und Alterthumskunde V. 2. Heft No. 13 p. 23. Die Sage ist offenbar aus dem Bildwerk entstanden und dies scheint eine rohe Darstellung der Köpfe der unter dem Namen *Deae matrae* oder *mairae* auf zahlreichen römischen Votivsteinen vorkommenden Dreizahl göttlicher weiblicher Wesen, welche den Deutschen und Celten gemeinsam gewesen zu sein scheinen. Conradisdorf kommt bereits um 1108 vor. Der Stein ist übrigens, wie ich mich nachträglich überzeuge, nicht im Nonnenhaus, sondern auszen an demselben eingemauert. Das Haus selbst ist gleich der Kirche im altchristlichen sogen. romanischen Styl gebaut.

218. Der gefestete Grundstein.

Schwarz Buchenblätter I. 64.

220. Der Hellerstein.

(Hellenstein ist Druckfehler.) Joh. Justus Winckelmann Beschreibung von Hessen und Hersfeld p. 39.

221. Der Kirchberg bei Ulfa.

Von Prof. Dieffenbach. Vgl. 107, 222 und den Nachtrag, so wie Beiträge zur d. Myth. p. 30.

227. Frevel am Heiligsten.

Aus Hilfertshlingen, eine halbe Stunde von Güntherfürst, wo man mich auch versicherte, die Thäter seien eingezogen und erwarteten ihr Urtheil. Das ist gegenwärtig die alte, schöne poetische Spinnstube. Kein Wunder, wenn sie an vielen Orten verfolgt und selbst verboten wird.

228. Habgier findet ihre Strafe.

Schwarz Buchenblätter II p. 134. Die Sage streift schon fast an den Schwank.

229. Lollus.

Aus dem Exempelbuch von Zachar. Rivander. Die Sage ist darum interessant, weil schon die Rede war von einem altfränkischen Gott Lollus oder Lullus, (vgl. u. a. Bechstein Sagenschatz des Frankenl. I. p. 25) der bei Schweinfurt verehrt worden sein soll. Zuerst ist dessen gedacht von Dr. J. L. Busch in dessen *collect. chronol. Swinfurt.*, wie Bechstein sagt, wann lebte aber Busch? Sollte Rivander älter sein, dann gewänne die Sage noch an Interesse.

S. 142 musz es heiszen: Lolle, gehe herzu.

231. Die Speise in der Hölle.

Von Prof. Weigand. Darum nicht unbedeutsam, weil das für den Festtag der Berchta festgesetzte Gericht Fische und Klösze sind, im Voigtland blosz Polse, ein dicker Brei von Mehl und Wasser. Mythol. p. 251.

232. Der Zigeunerstock.

Das war überhaupt das Loos der alten Leute so wie der schwächlichen Kinder und unheilbaren Kranken im Alterthum, wie Jacob Grimm durch Zeugnisse aus dem Norden, aus Procop, von den Herulern, ferner von den Wenden, den Altpreuszen u. a. nachweist. (Rechtsalterthümer p. 480.)

234. Battenfeld.

Schriftliche Nachr. des Pfarrers J. C. Eichmann vom Jahr 1720 in Aymanns Miscellaneen. (Ms.)

235. Die Doppelehe des Rodensteiners.

Die alte Geschichte vom Grafen von Gleichen, die aus dem Grabmal entstand und sich bekanntlich auch in Frankreich und Belgien wiederfindet. Ein neuer Beweis wie sehr diejenigen im Irrthum sind, die jene für unzweifelhafte Wahrheit erklären.

236. Die Frauen von der Glauburg.

Lersner Frankfurter Chronik II, 1, p. 174.

237. Die treue Frau.

Landau hessische Ritterburgen II. 316. Die Erhaltung des Kindes im Bauch frischgeschlachteter Schweine ist mythisch Myth. 361. 362. Eine Reihe anderer Sagen, wie diese und die vorhergehende, worin eine Frau ihren Mann auf dem Rücken trägt und so ihn rettet, lege ich zur Seite. Die Verbreitung der Sage in den Niederlanden habe ich Niederl. Sagen p. 674 besprochen, wo ich allein sieben dortige Varianten von ihr nachwies. Vgl. Grimm Kindermärchen No. 94.

238. Conrad von Tannenberg.

J. W. Wolf und J. von Hefner, die Burg Tannenberg p. 35.

Eine localisirte Version der Sage, welche in dem flämischen Volksbuch vom Ritter Alexander von Metz und seiner Frau Florentina (Grimm d. S. No. 531) und in dem Volkslied vom Grafen von Rom (Uhland alte hoch- und niederd. Volksl. p. 784) vorkommt. Sie ist noch heute sehr verbreitet, wie Müllenhoffs Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg beweisen, wo sie p. 586 unter der Ueberschrift ‚von dem König von Spanien und seiner Frau' erzählt wird. Ich hörte sie in vorliegender Gestalt zuerst in Jugenheim, am Fusz des Tannenbergs, später ausführlicher und mit Bruchstücken der von der Frau gesungenen Lieder in dem Odenwald. In dieser letztern Gestalt habe ich sie in meinen ‚deutschen Hausmärchen' p. 98 flg. mitgetheilt und es stellte sich heraus, dasz die Lieder der Frau in Schleswig dieselben sind, wie in den stillen, abgeschlossenen Thälern des Odenwalds. (Vgl. Müllenhoff p. 588, Hausmärchen p. 109.) Mit dem Eingang der Version in den Hausmärchen, worin die Schönheit der Frau beschrieben wird, stimmt überraschend eine ähnliche Schilderung in dem russischen Märchen bei Dietrich p. 35.

239. Die Heeg.

Vom Herrn Chr. Erdmann in Gelnhaus.

240. Von der Windeck.

Aus Hofrath Grimms Vorzeit und Gegenwart des Odenwalds und der Bergstrasze.

241. Der letzte Schönenberger.

Aus der Zeitschrift des historischen Vereins für das Churfürstenthum Hessen.

242. Der letzte Graf von Bilstein.

Landau hessische Ritterburgen I, 17.

244. Der Rodensteiner ermordet sein Weib.

H. Zehfusz, die Herren von Rodenstein p. 47.

246. Die Kapelle zu Eisenbach.

Vom Herrn Pfarramtscandid. Stock in Darmstadt.

247. Ulrichstein und Petershain.

Von Prof. Dieffenbach in Friedberg. Ebenso die folgende Sage.

250. Der Riedesel Name.

Von Herrn Stock in Darmstadt, so auch die folgende Sage. Wie man sieht, hat sich diese Sage aus dem Namen und dem Wappen erst gebildet, wovon es zahlreiche Beispiele gibt.

251. Rixfeld, Herbstein und Lanzenhain.

(Ripfeld ist Druckfehler.) Ursprünglich war die Sage einfacher, die Anlehnung an die drei Burgennamen ist, wie es scheint, jüngerer Zusatz.

252. Selters. 253. Langwasser und Garen.

Von Prof. Phil. Dieffenbach in Friedberg. Ueber alle diese Volksetymologieen s. Förstemann's schöne Abhandlung in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" von Aufrecht und Kuhn. Berlin 1851. I, p. 1 flg.

254. Watzenborn.

Hier ist schon der Uebergang in den Schwank, die äuszerste Grenze der eigentlichen Sage. Watz ist bekanntlich Eber, das männliche Schwein.

255. Die Frau von Einshausen

Von Prof. Weigand in Giessen.

257–261. Griesheimer Schwänke.

Alle gesammelt würden ein ganzes Buch füllen, ich liess aber die mit den Abderiten-, Krähwinkler-, Schöppenstädter-, Gansloser- und ähnlichen Streichen verwandten und allerwärts bekannten weg, eine gute Zahl anderer waren ihres Inhalts wegen, der gar zu derb ist, nicht wohl mittheilbar. Ich wählte darum nur einige noch nicht bekannte heraus.

262. Drei Räthsel.

Von einem Veteranen in Jugenheim. Ich brauche nicht an die schönen Worte zu erinnern, welche Wilh. Wackernagel in Haupts Zeitschrift f. deutsch. Alterth. III, 25 über die Bedeutung der Räthsel schrieb. Unter den dort von ihm mitgetheilten Räthseln und Fragen findet sich nun auch unter 45: ‚Ein frag. Wie hoch vom himel her ab sey. Antwurt. Das weiss nach got nyemant dann der teüfel der hat es gemessen, vnnd mag nit wider hin auff kommen.' Sie sind einem Büchlein aus dem Anfang des XVII Jahrh. entnommen, aber, was sich von dieser Frage wenigstens nachweisen läszt, jedenfalls von viel höherm Alter. Diese nämlich, der wir auch im ersten der beiden Räthselstücke begegnet, kennt schon Thomas Cantipratensis (*ed. Colvenerii* p. 491, II, 53, 5.) und zwar in der Verbindung mit zwei andern Räthselfragen, wie in unsern Stücken, in einer Legende, welche ich auch in Sebastian Brands Leben der Heiligen (I. 335) finde. In derselben sehen wir einen Mann, zu dem der Teufel in eines schönen Weibes Gestalt kommt. Der Mann verehrte den h. Bartholomaeus besonders und dieser findet sich in Gestalt eines Bettlers vor seiner Thür ein und legt ihm drei Fragen vor. Die erste ist, was dem Menschen zu meist eigen sei. Der Mann sagt, das Lachen, das thue jeder von Natur gern, aber der Böse nennt richtiger die Sünde. Die zweite Frage ist, an welcher Stelle Gott das gröszte Zeichen gethan, die doch nur einen Schuh breit sei? Der Mann sagt, am h. Kreuz, der Teufel: in des Menschen Haupt. Die dritte Frage ist, wie weit vom Himmel bis zur Erde sei. Der Mann sagt, er wisse es nicht, der Teufel: Wohl aber ich, denn ich bin soweit und tiefer gefallen. Damit verschwindet er. Brand fügt hinzu, man erzähle dasselbe ‚Gleichnis' auch von dem heil. Zwölfboten Andreas.

Die Antwort, welche in No. 1 auf die Frage gegeben wird wie weit es in den Himmel sei, findet sich gleichfalls in den Räthseln und Fragen wieder. 50 heiszt: ‚Wie fern von ainem ort der welt an das ander sey. Ant. ain tag raiss. als die sunne bezeügt mit irem auffgang des morgens. vnnd nider gang des nachtes.

An den Abt von Canterbury in Percy's relicks und an Bürgers Kaiser und Abt, die unsern Stücken eng verwandt sind, erinnert sich jeder.

264. Ritt nach Heidelberg.

Zacharias Rivander's Exempelbuch. I, 66 b.

Aehnlich fasst und entführt Odhin den blinden Greis Hading auf seinem Ross Sleipnir, nur hüllt der Gott ihn in seinen Mantel. Der Mensch wird an der Brücke abgesetzt, weil fliessendes Wasser den Zauber bricht.

265. Geisterheer.

Rivander erzählt diesz I, 69 nach Jobus Fincelius von einem andern Ort; in dem mir vorliegenden Exemplar des Exempelbuches steht jedoch am Rand der Zusatz eines *pastor breubergensis*: ‚Dieses Gesichte ist anno 1740 auch bei Hasloch an der Kinzig gesehen worden.'

266. Drei Jungfrauen.

Als Hans der Träumer die drei letzten Bäume in der Nähe seines Hauses fällen wollte, fand er unter denselben Morgens drei Jungfrauen sitzen, die mit den zerrinnenden Thautropfen verschwanden und über den Untergang des Waldes klagten. Der Ritter liesz die Bäume stehn und sein Geschlecht blieb in Wohlstand und Reichthum. Pröhle ‚aus dem Harz' p. 93.

270. Schätze und Erscheinungen im Schlosz zu Darmstadt.

Aus urkundlichen Nachrichten im geheimen Kabinetsarchiv zu Darmstadt, deren Mittheilung ich Herrn Geh. Archivar Baur verdanke. Ich habe nur diesz wenige ausgewählt, der Rest ist unwichtig. Vgl. hierzu No. 189.

Hauptsächlich bedeutsam ist das kleine Männchen, welches bereits zu zwei Drittel erlöst scheint, denn nur sein Kopf ist noch schwarz.

274. Sage von der Meicheser Todtenkirche und Engelrod.

Von Prof. Weigand in Gieszen. Wahrscheinlich ist die Kirche dem heiligen Hause in Loretto nachgebildet.

Inhalt.

I. Götter und Göttinnen, deren Wohnsitze und heilige Orte.

(Vgl. J. W. Wolf deutsche Götterlehre S. 1—41.)

1. Das Gewölbe im Auerbacher Schloss . . . . S. 1
2. Die Höhle im Altkönig . . . . . . - 2
3. Drei Ritter beschworen . . . . . . - 2
4. Das Gewölbe auf dem h. Kreuzberg bei Darmstadt - 4
5. Die zwölf Männer . . . . - 4
6. Das Schloss im Berge . . . . . . - 5
7. Der Herrgottsberg bei Darmstadt . . . . - 6
8. Der Hüncheberg bei Leusel . . . . . - 8
9. Vom Schnellerts . . . . - 8
10. Der Hausberg . . . . - 9
11. Götzenhain . . . . - 9
12. Der Frauen-Holl-Stein . . . . . . - 10
13. Der Goldstein bei Rimbach . . . . . - 10
14. Die Zauperpfeife . . . . - 11
15. Die Linde bei Nierstein . . . . . . - 13
16. Brünnchen versiegt . . . . . . - 13
17. Kinderbrunnen . . . . - 14

II. Aus- und Umzüge der Götter.

(Deutsche Götterlehre SS. 5. 20. 25.)

18. Der Reiter auf dem Schnellerts . . . . - 14
19. Nächtlicher Reiter . . . . - 15
20. Die wilde Jagd auf dem Schnellerts . . . - 15
21. Der wilde Jäger . . . . - 16
22. Der umgehende Förster . . . . . . - 16
23. Der Mann auf dem Dreimärker . . . . - 17
24. Das wilde Heer in der Kirche . . . . - 20
25. Die Todtenhöhe . . . . - 20
26. Der Schnellertsgeist . . . . . . - 21
27. Das Eichbrünnchen . . . . - 22
28. Der Geisterwagen . . . . - 22

29. Sonntagskind . . . . S. 23
30. Die Scheune in Oberkainsbach . . . - 24
31. Der Kornweg . . . . - 24
32. Des Rodensteiners letzter Auszug *) . . . - 24
33. Der Reiffenberger . . . . - 25
34. Die silberne Kutsche im Grünberg bei Echzell . - 25

III. Weisze Frauen.

(Deutsche Götterlehre S. 121.)

35. Weiszes Frauchen am Borstein . . . - 26
36. Die weisze Jungfrau in Ernsthofen . . . - 26
37. Die weisze Frau bei Mossau . . . . - 27
38. Der Schönberg bei Gelnhaar . . . . - 27
39. Der Altenburgskeller bei Nidda . . . . - 28
40. Die Jungfrau auf dem Weidelberg . . . - 29
41. Die Blume auf der Altenburg . . . . - 29
42. Schlange auf dem Rodenstein . . . . - 30
43. Das Raubschlosz bei Grünberg . . . . - 31
44. Das Edelfräulein vom Rodenstein . . . - 32
45. Die Fai . . . . - 32
46. Der Bär . . . . - 33
47. Die Jungfrau mit den Schlüsseln . . . - 34
48. Weisze Frau in Westhofen . . . . - 34
49. Schätze im Auerbacher Schlosz . . . - 35
50. Weisze Frau im Schlosz Lichtenberg . . . - 36
51. Das weisze Fräulein auf Breuberg . . . - 36
52. Drei Aepfel gekocht . . . . . . - 36
53. Frau Susanne . . . . - 37
54. Frau Else . . . . - 37
55. Vetter Metz . . . . - 38
56. Vom Kloster Steinbach . . . . . - 38
57. Die Bleicherin . . . . - 40
58. Die Silberwäscherin zu Unterschlitz . . . - 41
59. Weisze Jungfrauen bei Hungen . . . . - 41
60. Der Horst . . . . - 42
61. Die drei Jungfrauen von Steckelberg . . . - 42
62. Todte Frau auf Rodenstein . . . . - 42
63. Die Schlange mit den Schlüsseln . . . - 43
64. Geister auf Ulrichstein . . . . . - 45
65. Der weisze Mann in Herbstein . . . . - 45

---

*) Indem ich diesz schreibe, langt bei mir die Nachricht von einem neuen Auszug des Geistes an. Will er Oesterreich und Montenegro gegen die Türken beistehn?

IV. Riesen.

(Deutsche Götterlehre S. 69 — 75.)

66. Der Hazk bei Melbach . . . . . . S. 45
67. Das Felsenmeer . . . . . . - 46
68. Der Riesenaltar . . . . . . - 46
69. Der Riesenstein . . . . . . - 47
70. Die Milseburg . . . . - 47
71. Hünfeld . . . . - 47
72. Hohenstein und Borstein . . . . . - 47
73. Die Riesenstange und das Riesenhaus in Worms - 48
74. Die Altenburg bei Dauernheim . . . . - 48

V. Wichtel und Elbe.

(Deutsche Götterlehre S. 50 — 68.)

75. Heinzelmännchen . . . . . . - 48
76. Spuk im Stalle . . . . . . - 49
77. Der Schlapper . . . . . . - 50
78. Der Schlurcher . . . . . . - 50
79. Des Albs Gestank . . . . . . - 51
80. Der Schloszkeller auf dem Tannenberg . . - 51
81. Die Hollen . . . . - 52
82. Das Wildefrauenhäuschen . . . . . - 53
83. Der wilden Frau Gestühl auf dem Hohenberg . - 53
84. Die wilde Frau bei Fulda . . . . - 54
85. Der wilden Frau Haus bei Gedern . . . - 54
86. Der wilden Frau Gestühl . . . . . - 54
87. Der Wildeweibchenstein . . . . . - 55
88. Die zwei Herren von der Glauburg . . . - 56
89. Fuchs und Hund . . . . . . - 57
90. Alraun . . . . - 58
91. Alb erwischt . . . . - 58
92. Die Atzel . . . . - 58
93. Die Kornähre . . . . - 59
94. Alb im Betttuch . . . . . . - 59
95. Das weisze Mäuschen . . . . . - 60
96. Der Alb aus der Fremde . . . . - 61
97. Ertappte Hexe . . . . - 62
98. Weiszes Wiesel . . . . - 62

VI. Hexen und Zauberer. Teufel.

(Deutsche Götterlehre S. 127 — 132.)

99. Die Haselgerten . . . . . . - 63

100. Die verschwundene Braut . . . . . S. 63
101. Die beiden Schwestern . . . . . - 64
102. Das eingehackte Beil . . . . . - 66
103. Fahrt durch die Luft . . . . . - 67
104. Die Tanzwiese bei der Milseburg . . . - 68
105. Die Hexe auf dem Mist . . . . . - 69
106. Des Teufels Taktschlag . . . . . - 69
107. Hexe als Schwein . . . . . . - 69
108. Eifersüchtige Katze . . . . . . - 70
109. Die beiden Katzen . . . . . . - 71
110. Zwölf Katzen . . . . - 71
111. Strumpfbänder geliehen . . . . . - 72
112. Hexe erkannt . . . . - 73
113. Der Hexe wird die Hand abgeschnitten . . - 74
114. Hexe gezeichnet . . . . . . - 74
115. Der blaue Gickel bringts Essen . . . - 75
116. Halb Part . . . . - 75
117. Der Korndrache . . . . . . - 76
118. Beim Brauchen berufen . . . . . - 77
119. Das Hexenbuch in Reichelsheim . . . - 77
120. Die Knodener Kunst . . . . . . - 78
121. Schwarze Kunst . . . . - 80
122. Abwesender citirt . . . . . . - 81
123. Der Wildfrevler . . . . . . - 82
124. Drei Schüsse . . . . - 83
125. Das Zauberhorn . . . . . . - 84
126. Doktor Aphrasterus . . . . . . - 84
127. Zwetschenheinrich . . . . . . - 86
128. Des Teufels Fusz . . . . . . - 87
129. Der Teufelspfad . . . . - 88
130. Wie einmal d. Teufel von einem Hessen geprellt wurde - 88
131. Die Teufelskanzel im Hangelstein bei Gieszen . - 90
132. Der weisze Teufel im Dom zu Fulda . . - 90

VII. Seelen.

(Deutsche Götterlehre S. 112 — 118.)

133. Stimme aus dem feuerspeienden Berg . . - 90
134. Geistertafel am Borstein . . . . . - 90
135. Die schlechten Gemeinderäthe . . . . - 91
136. Heim leuchten . . . . - 92
137. Das jammernde Irrlicht . . . . . - 93
138. Irrwische . . . . - 93
139. Die wandernde Laterne . . . . . - 95

140. Der letzte Kapuziner . . . . . S. 95
141. Die zwei Tauben . . . . . - 96
142. Die zugeriegelte Thür . . . . . - 96
143. Die letzten Augenblicke . . . . - 97
144. Die ausgerissenen Haare . . . . - 98
145. Erlöste Seele . . . . . . - 98
146. Zur Ruhe bringen . . . . . - 100
147. Der Sterbenden Fluch . . . . . - 100
148. Die Nonne von Lich . . . . . - 101
149. Die Nonnen in Jugenheim . . . . - 101
150. Hühnchen auf dem Grabe . . . . - 102
151. Der Scharfenstein . . . . . - 102
152. Das Niesen im Wald . . . . . - 102
153. Todte Mutter . . . . . . - 103
154. Der Geist mit den Kegeln . . . . - 103
155. Der eingemauerte Geist . . . . - 104
156. Geist auf der Mühle . . . . . - 104
157. Das schwere Laub . . . . . - 105
158. Geister fortgetragen . . . . . - 106
159. Der umwandernde Bär . . . . . - 107
160. Koberstadt . . . . - 107
161. Der Batschhund zu Gedern . . . . - 107
162. Der Dappo . . . . - 108
163. Das Grille . . . . - 108
164. Geist beraubt . . . . . . - 108
165. Kind in der Luft . . . . . . - 109
166. Der Höhmann . . . . . . - 109
167. Vom Reichelsheimer Schlöszchen . . . - 109
168. Die Rathhaustreppe in Fulda . . . - 111
169. Severi Kapelle zu Fulda . . . . - 111
170. Der Thorwart im Schlosz zu Ernsthofen . - 111
171. Der lange Hannes in Fulda . . . . - 112
172. Die Altenburg bei Sichenhausen . . . - 112
173. Feierabend . . . . - 113
174. Die Todtenkirche bei Meiches . . . - 113

VIII. Schätze.

(Deutsche Götterlehre S. 125 flg.)

175. Schätze im Ernsthofer Schlosz . . . - 114
176. Hund und Esel . . . . . . - 114
177. Der Keller am Schenkelsberg . . . - 115
178. Die Katzen auf dem Rodenstein . . . - 115
179. Männchen hütet das Feuer . . . . - 115

180. Das Feuerchen am Wingertsberg bei Staden . . S. 116
181. Der Höllacker bei Melbach . . . . . - 117
182. Der Schatz unter dem Kirchthurme . . - 117
183. Schatzheben . . . . - 118
184. Die Rammkletten . . . . . . - 119
185. Schlangen ausgegraben . . . . . - 119
186. Schatz verschwindet . . . . . . - 120
187. Schätze auf dem Tannenberg . . . . - 120
188. Der Geldkessel . . . . - 121
189. Die zwölf Apostel . . . . . . - 122
190. Der Schatz im Schloss zu Darmstadt . . . - 122
191. Reise nach Venedig . . . . . . - 124
192. Der Dünsberg . . . . - 126
193. Das Drachenloch bei Rainrod . . . . - 126

IX. Thiere.

(Deutsche Götterlehre S. 90 – 97.)

194. Die Unken Königin . . . . . . - 127
195. Hostie fallen lassen . . . . . . - 127
196. Die Glocke von Herbstein . . . . . - 127
197. Vom Kirchbau in Schotten . . . . . - 128
198. Storch hilft löschen . . . . . . - 128

X. Elemente.

(Deutsche Götterlehre S. 78 – 88.)

199. Die Zigeunerin . . . . - 128
200. Feuer beschwören . . . . . . - 129
201. Das Opfer der Hümmling . . . . . - 129
202. Stimme aus dem Brunnen . . . . . - 129
203. Die Todtenlache . . . . - 130
204. Die Lahn hat gerufen . . . . . . - 130
205. Regen als Beweis der Unschuld . . . . - 131
206. Der Ehlborn . . . . - 131
207. Der Nornborn und der Güldenborn bei Dauernheim - 131
208. S. Gangolf Brunnen . . . . . . - 132
209. Der Bonifaziusbrunnen bei Horas . . . - 132
210. Der Siegfriedsbrunnen . . . . . . - 132
211. Kinderbrunnen . . . . - 133
212. Der Taufstein . . . . - 133

XI. Bäume.

(Deutsche Götterlehre S. 88 – 90.)

213. Des Fremdlings Fluch . . . . . . - 133

214. Der Aepfelbaum bei Trebur . . . . . S. 134
215. Das Bäumchen schütteln . . . . . - 135

XII. Einmauern.

(Deutsche Götterlehre S. 138.)

216. Die Eingemauerte . . . . . . - 135
217. Das steinerne Bild zu Conradsdorf . . . - 136
218. Der gefestete Grundstein . . . . . - 136

XIII. Vermischte und historische Sagen.

219. Sternschnuppen . . . . - 137
220. Der Hellenstein . . . . - 137
221. Der Kirchberg bei Ulfa . . . . . - 137
222. Die Kirche in Usenborn . . . . . - 138
223. Arnsburg . . . . - 138
224. Das Fenster in Oppenheim . . . . . - 138
225. Des Kaisers Niederlage . . . . . - 139
226. Gott lässt sich nicht irren . . . . . - 139
227. Frevel am Heiligsten . . . . . . - 140
228. Habgier findet ihre Strafe . . . . . - 140
229. Lollus . . . . - 141
230. Die versteinerten Erbsen . . . . . - 142
231. Die Speise in der Hölle . . . . . - 143
232. Der Zigeunerstock . . . . . . - 143
233. Die vermauerte Thüre . . . . . . - 144
234. Battenfeld . . . . - 144
235. Die Döppelche des Rodensteiners . . . . - 144
236. Die Frauen von der Glauburg . . . . - 146
237. Die treue Frau . . . . - 146
238. Conrad von Tannenberg . . . . . - 147
239. Die Heeg . . . . - 149
240. Von der Windeck . . . . . . - 150
241. Der letzte Schönenberger . . . . . - 150
242. Der letzte Graf von Bilstein . . . . . - 151
243. Die zwei Brüder . . . . - 151
244. Der Rodensteiner ermordet sein Weib . . . - 152
245. Der Reitersprung bei Hünfeld . . . . - 153
246. Die Kapelle zu Eisenbach . . . . . - 153
247. Ulrichstein und Petershain . . . . . - 153
248. Kaiser Friedrich in Rommelhausen . . . . - 154
249. Vetzberg, Gleiberg, Wettenberg . . . . - 154
250. Der Riedesel Name . . . . . . - 155
251. Rixfeld, Herbstein und Lanzenhain . . . . - 155

252. Selters . . . . S. 156
253. Langwasser und Garen . . . . - 156
254. Watzenborn . . . . . . - 157
255. Die Frau von Einshausen . . . . - 157
256. Der Advokat und der Teufel . . . . - 158

XIV. Schwänke.

Griesheimer Schwänke.

257. Die Frösche ziehen weg . . . . - 160
258. Die Störche werden gejagt . . . . - 161
259. Kuckuck . . . . - 162
260. Die Sichel . . . . - 163
261. Der Heumacher . . . . . . - 164
262. Drei Räthsel . . . . . . - 165
263. Lügenstückchen . . . . . . - 167

XV. Nachtrag. Legenden.

264. Ritt nach Heidelberg . . . . . - 168
265. Geisterheer . . . . - 168
266. Drei Jungfrauen . . . . . . - 169
267. Der goldne Apfel . . . . . . - 169
268. Das Schlosz in Darmstadt . . . . - 171
269. Das eingemauerte Häuslein . . . . - 171
270. Schätze und Erscheinungen im Schlosz zu Darmstadt - 172
271. Mutter verlangt ihr Kind . . . . - 173
272. Die Prozession auf der Starkenburg . . . - 174
273. Der Kirchenplatz in Jugenheim . . . . - 175
274. Sage von der Meicheser Todtenkirche und Engelrod - 175
275. Annarod . . . . - 175
276. Das Marienbild unter dem Schulthor zu Fulda - 176
277. Des Rodensteiners Rettung . . . . - 177
278. Maria Einsiedel bei Gernsheim . . . . - 177

Anmerkungen . . . . - 179

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Leipzig, Druck von W. Vogel. Sohn.